Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Juli, August, September 1895.

MDCXL

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

1895. Nr. 180. München, Montag, 1. Juli. Beilage-Nummer 148.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.

I.

„Scribe ergo quae vidisti, et quae sunt et quae oportet fieri post hoc.“
Apocal. 1, 19.

Es ist ein oft mißverstandener, oft mißbrauchter Ausspruch, daß hinter jeder politischen Frage eine religiöse stecke. In unsrer Zeit kann man, ohne Besorgniß von der Wahrheit zu weit abzuirren, im Gegentheil sagen: die religiös-kirchlichen Probleme, welche heutzutage verhandelt werden, verdecken zum großen Theil nur politische, bezw. sociale Fragen. Man spricht, man predigt über erstere und meint die letzteren.

Die Allgemeine Zeitung hat seit den nahezu hundert Jahren ihres Bestandes den Phasen religiöser Entwicklung und den großen kirchlichen Evolutionen in weit höherem Grade als irgend ein anderes ähnliches Blatt ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Sie hat dabei im allgemeinen den liberalen Standpunkt in der Beurtheilung der Vorkommnisse gewahrt. Sie hat weder Allen nach dem Munde, noch Allen zu Gefallen gesprochen. Sie hat dabei gewiß auch nicht immer das Richtige getroffen — welcher Sterbliche und welche Zeitung, seit es Zeitungen gibt, wollte deß' sich zu rühmen wagen? Aber sie hat, in höherem Grade als die meisten anderen Journale, in entscheidenden Momenten nach dieser Richtung dem gebildeten deutschen Publicum, man konnte einige Male sagen, dem gebildeten Europa als Sprachorgan gedient. Manche ihrer Aufsätze haben unermeßlichen Widerhall gefunden und sind für sich Ereignisse gewesen.

In diesen Traditionen ist gegeben, daß die Allgemeine Zeitung auch fürder einer eingehenden Berücksichtigung der religiös-kirchlichen Fragen und Begebenheiten sich nicht entziehen kann. Es tritt im Gegentheil die Nothwendigkeit hervor, denselben eine noch viel eingehendere Aufmerksamkeit zu widmen. Die specifisch politischen Probleme, die Verfassungsfragen spielen heute die Rolle nicht mehr, wie ehedem, wo das erstrebt und erkämpft wurde, dessen wir heute, dank der ernsten Arbeit einer ganzen Nation, dank der Initiative und der unverdrossenen und sich selbst verleugnenden Thätigkeit der deutschen Fürsten genießen. Dafür sind jetzt, gegen Ausgang des Jahrhunderts, die socialen Probleme und die Verhandlungen über die Organisation der menschlichen Gesellschaft in den Vordergrund getreten. Und Hand in Hand mit ihnen geht die Verhandlung über kirchliche Fragen, bei denen eigentlich dogmatische Interessen so gut wie gar nicht mehr in Betracht kommen, die Machtfragen aber Alles bedeuten. Vorüber sind die Zeiten, wo man, wie im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert, auf allen Plätzen, in den Museen, in den Erfrischungsanstalten, in den Palästen und Sacristien des oströmischen Reiches über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo, über den einen oder die zwei Willen im Gottmenschen sich zankte: wer heute über die hypostatische Union oder über den theopaschitischen Streit eine Volksversammlung abhalten wollte, würde vor leeren Bänken zu reden haben: vollbesetzt aber findet derjenige sein Local, der über die Strikes oder über die Forderungen der „katholischen Volkspartei“ eine Vorlesung ankündigt.

Bleiben wir zunächst bei Deutschland, so ist die Thatsache, daß genau hundert Jahre nach der französischen Revolution, das heißt nach dem wichtigsten und maßgebendsten Ereigniß der neueren Zeitgeschichte, das Centrum eine Art Majorität im Reichstag und ganz oder nahezu in mehreren deutschen Landtagen besitzt, allein ein schlagender Beweis, nicht zwar für die Güte der von ihm vertretenen Sache, wohl aber für die Ausbreitung, feste Organisation und Zähigkeit der in dieser Richtung begründeten und mit so viel anscheinendem Glück fortgesetzten Action. Es wäre Thorheit, sich über diese Thatsache die Augen zu verschließen, und es wäre eine ebenso große Thorheit, diese Erscheinung nicht verstehen und aus der allgemeinen Constellation der Dinge erklären zu wollen.

Das ausgehende 18. Jahrhundert sah den Einfluß des religiös-kirchlichen Princips auf allen Seiten zusammengebrochen. In Deutschland hatte das Auftreten Lessings mit der alten lutherischen Orthodoxie aufgeräumt und das „Evangelium“ hatte bald darauf vor der „Kritik der reinen Vernunft“ anscheinend die Segel gestrichen. In Frankreich hatte der Kampf zwischen Jansenismus und Jesuitismus der Nation die Freude an der Religion überhaupt genommen und dem besten Theile des Volkes das Rückgrat zerbrochen. Die Bulle „Unigenitus“ und die Gesellschaft Jesu hatten in den Tagen Ludwigs XIV. und XV. gesiegt, aber es war auf dem Schlachtfeld Niemand mehr zurückgeblieben, der gegen die Einwirkungen der Popularphilosophie und die Lehren des „Contrat social“ aufkommen konnte. Die Revolution brach mit allen Traditionen des christlichen Mittelalters und führte das Staatswesen auf das Ideal des römischen Imperium zurück. Es war, wie das französische Forscher der letzten Jahre unumwunden anerkennen, die letzte Consequenz der Renaissance.

So konnte man, als Pius VI. aus dem Leben schied, von ihm als dem letzten Papste sprechen und das Papstthum mit seinem letzten Träger als begraben erachten.

Ich denke mir, die Menschen von 1795 würden, wenn sie aus ihren Gräbern wieder aufstünden, heute nicht weniger über die Wallfahrten nach Rom, über die Wunder von Lourdes, La Salette und Trier, wie über unsre Telegraphen und Eisenbahnen erstaunen und sich verwundert fragen, wie es möglich war, daß so gänzlich verschiedene Dinge das Product einer und derselben Zeit sein konnten?

Ist damit eine Erneuerung des religiösen Lebens ausgesprochen? Hat sich der Traum der Romantiker verwirklicht? Man könnte es glauben und man möchte es wünschen. Auch in diesem Falle wäre die Politik veranlaßt, den kirchlichen Erscheinungen eine eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, und der Staatsmann, welcher dieses

Gebiet völlig vernachlässigte, würde den Namen eines solchen nicht verdienen.

In Wirklichkeit aber liegen die Dinge anders.

Wenn ein tiefes religiöses Bedürfniß unsrer Zeit — im Gegensatze zum 18. Jahrhundert — nicht abzusprechen ist, wenn selbst die Irrthümer und Ausschreitungen der Gegenwart für ein solches vielfach Zeugniß ablegen, so kann auf der andern Seite nicht behauptet werden, daß die religiöse Bewegung oder gar daß das kirchliche Leben auf allen Punkten ein befriedigendes Bild oder die Gewähr gesunder Entwicklung in sich trage.

Wir würden eine gesunde und zu den besten Hoffnungen berechtigende Entwicklung anerkennen, wenn einmal die für das geistige Leben der Nationen maßgebenden Elemente innerlich und tief von der religiösen Bewegung ergriffen und durchdrungen wären und wenn zweitens die Bewegung wirklich auf die religiösen und sittlichen Probleme ausschließlich oder doch in erster Linie hinausliefe.

Weder das Eine noch das Andere ist im allgemeinen der Fall.

Einen wirklichen religiösen Aufschwung konnte man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts constatiren. Die romantische Bewegung hatte in Deutschland wie in Frankreich eine Reihe der besten und edelsten Geister ergriffen: in der Politik, in der Wissenschaft, in der Kunst wurde nicht ohne glänzende Erfolge auf die religiöse Vergangenheit zurückgegriffen und der Versuch gemacht, dieselbe auf allen diesen Gebieten mit den Forderungen der Gegenwart und den Einsichten der Neuzeit in Uebereinstimmung zu bringen.

Diese romantische Schule ist in ihrer Eigenthümlichkeit längst eingegangen. Das Feuer ihrer Begeisterung ist dem realen Leben der rauhen Gegenwart gegenüber erloschen, der hochherzig-naive Zug, der die Vertreter dieser Schule beseelte, ist aus unsrer Literatur und Kunst vollständig verschwunden.

In Italien hatte sich seit den zwanziger Jahren eine ähnliche Richtung ausgebildet, welche im engsten Zusammenhang mit den nationalen Bestrebungen des Volkes stand und welche einen großen, bestimmenden Antheil an der Entwicklung des italienischen Unabhängigkeits- und Einheitsgedankens hatte. Auch hier schwebte der Bund der Religion mit der Wissenschaft und mit den besten Hoffnungen des Volkes als Ideal vor. Auch diese Schule ist zusammengebrochen. Keiner ihrer Führer ist dem Conflict mit der kirchlichen Autorität entronnen, nicht einmal der so milde und schüchterne Cesare Cantù, mit dem neulich der letzte Angehörige dieser Generation dahingeschieden ist.

Gegen Ausgang der dreißiger Jahre trat in England jene außerordentliche Bewegung auf, welche sich an die großen Namen Pusey's und Newmans knüpfte und welche in der That als ein religionsgeschichtliches Ereigniß ersten Ranges erscheinen mußte. Schien sie doch wirklich eine Zeit lang geeignet, die Wiedervereinigung der anglicanischen mit der römischen Kirche in Kürze herbeizuführen. Aber es ist thatsächlich doch nur zu einer, wenn auch beträchtlichen Zahl individueller Uebertritte gekommen: die ritualistische Bewegung, welche sich an die tractarianische anlehnte, hat zwar auch breitere Massen bis hart an die Propyläen der römischen Kirche geführt, aber den Eintritt in dieselbe schließlich verweigert. Pusey ist als Anglicaner, Newman, trotz des rothen Hutes, als kaum mehr denn ein „Gelittener“ im Schoße des Katholicismus gestorben. Die katholisirende Bewegung Englands ist seit einem Vierteljahrhundert vollkommen ins Stocken gerathen, nicht bloß, weil die Ereignisse von 1870 auf England im allgemeinen eine dem römischen Primat äußerst ungünstige Wirkung übten, sondern zum guten Theil auch deßhalb, weil in dem letzten Viertel des Jahrhunderts der conservative Geist in Großbritannien überhaupt eine tiefe Schädigung und, in Religion wie in Politik, eine höchst empfindliche Einbuße erlitten hat.

Ueberblicken wir das Facit der gesammten europäischen Entwicklung, so geben zunächst selbst die enthusiastischsten Ultramontanen, welche von den Fortschritten ihrer Richtung und den Erfolgen ihrer Schule am vollsten sind, bereitwillig, wenn auch mit bitterer Klage zu, daß heute die Grundsätze der römischen Kirche in keinem Cabinet, in keinem Ministerium, in der Welt der Politik nirgend mehr maßgebend sind.

Nicht besser steht es auf dem Felde der Wissenschaft. Die leitenden Gedanken der modernen Wissenschaft, die Koryphäen derselben stehen der Religion fast durchweg indifferent, ablehnend, häufig feindlich gegenüber. Es gibt auf allen Gebieten der Wissenschaft gläubige Christen, deren Mitwirkung geachtet und geschätzt wird; ein positives Verhältniß der Wissenschaft zum Glauben ist damit aber noch nicht hergestellt. Die Lage ist vielmehr so, daß der gläubige Gelehrte froh sein kann, wenn er von der übrigen „Wissenschaft“ persönlich als vollwerthig anerkannt und seitens der „kirchlichen“ Kreise nicht angefeindet, verketzert oder ausgestoßen wird. Alles Versteckenspielen hilft über diese Thatsache nicht mehr hinaus.

Auf dem Gebiete der Kunst tritt uns dieselbe Niederlage des religiösen Princips entgegen. Der letzte Nazarener ist längst dahingegangen, es gibt noch eine Menge christlicher Künstler — Gott sei Dank — es wird viel gebaut, restaurirt, gemalt. Eine große christliche Kunst gibt es momentan nicht mehr und unsre Ausstellungen legen Zeugniß dafür ab, daß religiöse Vorwürfe weder Künstler noch Publicum interessiren. Was von „religiöser“ Malerei noch einigermaßen in Mode ist — die Leistungen der Herren v. Uhde und Genossen — zeigt den vollkommensten Bruch mit den Traditionen der Vergangenheit.

Diese Beobachtungen sind nichts weniger als tröstlich. Sie behalten ihren Ernst und ihre Bedeutung auch angesichts der gewiß unleugbaren Thatsache, daß sich in den breitesten Schichten des Volkes das religiöse Leben wenigstens erhalten hat.

Diese Thatsache, sage ich, ist unleugbar, wenigstens für Deutschland. Sie gilt nicht für Frankreich, wo gerade heutigen Tages die großen Massen des Arbeiter- und Bauernstandes entchristlicht sind und gläubige Gesinnung hauptsächlich nur mehr in den von der Theilnahme an dem öffentlichen Leben zum guten Theil zurückgestoßenen Elementen des alten Adels und der besseren Bourgeoisie lebt. Die frommen Frauen Frankreichs wirken Erstaunliches auf dem Felde der Charitas: das hat die zunehmende Entchristlichung des Landes nicht aufhalten können, welche unter der Republik unermeßliche Fortschritte gemacht hat.

Italiens bürgerliche und bäuerliche Bevölkerung hat sich den Glauben weit mehr bewahrt, als diejenige Frankreichs. Aber der unselige Conflict zwischen Staat und Kirche und die daraus sich ergebende Vernachlässigung des religiösen Unterrichts in den Schulen hat seit mehr als dreißig Jahren auch hier eine Abnahme religiöser Gesinnung erzeugt, von welcher Jeder, der die Hauptstädte des schönen Landes besucht, sich rasch überzeugen kann.

So steht es in den führenden Staaten Europa's und so steht es mit den führenden Elementen. Es ist ein historisches Gesetz, daß, was heute in den oberen führenden Regionen herrscht, fünfzig Jahre später auch die großen Massen des Volkes ergriffen hat.

Die religiöse Lage ist demnach nichts weniger als rosig; sie stellt sich noch weniger günstig dar, wenn wir uns die Wendung vergegenwärtigen, welche das kirchliche Leben in der mächtigsten der hier in Betracht kommenden Religionsgenossenschaften genommen hat.

Nichts wäre ungerechtfertigter, als wenn man leugnen wollte, daß der großen Mehrheit der wirklich gläubigen Kreise auch heute noch religiöser Ernst und gewissenhafte Pflichterfüllung innewohnt. Die Früchte lassen den Baum erkennen, und unzählige Werke christlicher Barmherzigkeit zeugen von der Gesundheit und Echtheit des Lebens, das da drinnen unter der Oberfläche pulsirt. Aber was an dieser Oberfläche sich bewegt, was in der Presse, auf Versammlungen, in einer gewissen Literatur zu Tage tritt, ist nichts weniger als erfreulich; es liefert den nicht zu widerlegenden Beweis, daß die sog. katholische Bewegung sich nur zum kleineren Theil um religiöse Probleme dreht, zum weitaus größten Theile aber politische Machtfragen und sociale Verschiebungen im Auge hat.

In erster Linie stehen wir da vor der höchst merkwürdigen, für den Politiker überaus wichtigen Thatsache der wenigstens auf gewissen Punkten durchgeführten Verwandlung der Kirche in eine politische Partei.

Die Tendenz, welche auf eine solche Umwandlung und Verwerthung des kirchlichen Organismus zu politischen Zwecken ausgeht, ist gewiß nicht neu. Sehen wir von der hier nothwendigerweise außer Betracht bleibenden, weil ganz anderen und eigenartigen Gesellschaftsordnung des Mittelalters ab, so tritt die Tendenz auf politischen Zuschnitt der Kirche sehr bald nach der Befestigung der deutschen Reformation in dem Jesuitenorden uns entgegen. Es war das zum Theil ein logisches Ergebniß aus der gesammten Entwicklung, welche die kirchlichen Verhältnisse seit dem 13. Jahrhundert genommen hatten. Seit Innocenz III. hatten die politischen Gesichtspunkte über die eigentlich religiösen die Oberhand gewonnen und das Werk Francesco d'Assisi's war nicht mehr im Stande, den Strom aufzuhalten, und den Schwerpunkt für den ganzen kirchlichen Organismus wieder dauernd in das innere religiöse Leben zurückzuverlegen. Das 16. Jahrhundert zwang beiden großen Religionsparteien die Waffen in die Hand. Das Papstthum concentrirte seine Kräfte und der neugegründete große Orden organisirte die Schlachtordnung. Schon ehe der Gegensatz von Jansenismus und Jesuitismus hervortrat, gab der niederländische Bischof van Neercassel die merkwürdige Erklärung ab: (Jesuitae) volunt Ecclesiam politicam, et non Ecclesiam religiosam. Das war in gewisser Beziehung zuviel gesagt, denn der religiöse Endzweck auch dieser politischen Construction bleibt für uns außer Frage und wir haben kein Recht, ihn auch für die Gegenwart den Gegnern zu bestreiten. Aber das ändert nichts an der Nothwendigkeit, das eigentliche Werkzeug dieser Construction des kirchlichen Gedankens als einen politischen Factor anzusehen und zu behandeln, und es kann uns die Augen darüber nicht verschließen, daß dieser Jahrhunderte alte Versuch, die Kirche zur Partei umzuwandeln, in unsern Tagen auf vielen Punkten leider, leider zur vollendeten Thatsache geworden ist. De Maistre und namentlich Lamennais hatten das Recept dazu gegeben: was sie gelehrt und vorgeschrieben, ist unter den Pontificaten Pius' IX. und Leo's XIII. in consequenter Weise vollzogen worden. Wie an sich rein politische Fragen, z. B. die Angelegenheit des Temporale's, damit aufs innigste zusammenhängen, das werden wir noch manchmal zu betrachten Gelegenheit haben.

Die eben geschilderte Lage erhält ihre wahre Bedeutung aber erst durch die ungeheure Wendung, welche in dem Verhältniß des Papstthums zu den politischen Mächten und in seinem ganzen politischen Programm eingetreten ist. Ehemals waren die Jesuiten die treuesten Diener und Verfechter des päpstlichen wie fürstlichen Absolutismus. Das französische Königthum konnte sich bei ihnen für seinen Sturz 1793 wie namentlich 1830 bedanken. Seit dem zweiten Kaiserreich ist eine gewisse Modification in dem Programm eingetreten. Man hat die Vorlage des napoleonischen Systems copirt, die im Grunde despotische Spitze auf der Basis der demokratischen Peripherie. Dem liberalen und constitutionellen Princip blieb man damit so sehr feind, als jemals. Innerhalb der Kirche hat man dies Recept mit ausgezeichneter Consequenz durchzuführen sich bestrebt: es sollte neben der päpstlichen Spitze nichts mehr, kein Factor mehr übrig bleiben, der die Alleinherrschaft beeinträchtigte. Episkopat, Wissenschaft, Adel der Gesinnung und Unabhängigkeit des Charakters, Alles das sind Dinge, die im Wege standen und welche der Druck von oben und bald der Terrorismus von unten vollständig zerdrückte. Nach dem Jahre 1870 und speciell seit den letzten Jahren erfuhr auch dies Programm seine letzte Modification. Man ließ auch die monarchische Spitze fallen und ging ganz auf das Princip der Demokratie ein. Wie das im einzelnen gekommen ist, muß einer späteren Erörterung überlassen bleiben. Der Uebergang zur Demokratie war übrigens auch nur eine Consequenz der Entwicklung. Zu den Dingen, welche Nietzsche offenbar nicht im Zustande des Wahnsinns geschrieben, gehört seine Erklärung, daß die Demokratie „überall und immer nur Verfallsform der politischen Organisation, Verkleinerungsform des Menschen, Vermittelmäßigung und Wertherniedrigung desselben" ist. Die Vernichtung des ungewöhnlichen Menschen, die Niederdrückung jeder bedeutenderen Personalität ist eine einfache Folge des Systems. Die Anlehnung an Frankreich und die Bekehrung zu der republicanischen Regierungsform war ebenso eine selbstverständliche Consequenz desselben. Wie hitzig man sich in diese neue Anerkennung hineinwarf und wie sehr man beeilt war, der Welt diese neueste Evolution kundzugeben, das haben uns in den letzten Jahren gewisse vaticanische Blätter, wie der „Moniteur de Rome", saltsam gezeigt. Aus der Presse wanderte die neue Lehre rasch auf die Kanzel. Am 8. Februar 1892 wurde durch den Mund des Dominicaners Maximus auf dem ersten Predigtstuhl der katholischen Christenheit, in Notre Dame de Paris, verkündet: „Die Kirche wird demokratisch werden, und darin wird sie den Lehren ihres Vaters, ihres Gründers und des hl. Paulus folgen. Die neue Form der Demokratie ist die Republik. Die Republik ist die vollkommenste Verwirklichung der Lehren der großen Theologen Thomas von Aquin, Bellarmin, Suarez. Der nationale Wille ist also der souveräne Herr."

So begibt sich etwas Aehnliches, wie einst in den Tagen Innocenz' IV. und der avignonesischen Päpste. Die Kirche entging dem Principate des deutschen Kaiserthums, indem sie es zerstörte, und den Klauen Frankreichs anheimfiel. So sucht das Papstthum heute der Präponderanz der Tripelallianz zu entrinnen, indem es sich dem Terrorismus der Ochlokratie unterwirft. Das heutige republicanische Frankreich hat nicht einmal mehr die Höflichkeit, welche Philipp der Schöne für Clemens V. gehabt. Man wirft sich mit Liebeserklärung an es heran, und es geht stolz vorüber, ohne den Gruß auch nur mit einer leisen Handbewegung zu erwidern.

Die Extravaganzen italienischer Zeitungen und französischer Modeprediger können uns hier in Deutschland kalt lassen. Schlimmer ist, daß die demokratische oder vielmehr die ochlokratische Bewegung bereits einen namhaften Bestandtheil der sogenannten katholischen Volkspartei und starke Elemente des Klerus ergriffen hat. Es bedarf keiner Ausführung über die allenthalben in unseren Landtagen, im Reichstag, in den Wahlen und Volksversammlungen hervortretenden Beweise einer weitgehenden Verbrüderung der Centrumspartei mit der Demokratie. Wer das nicht längst gesehen, müßte die Zeichen der Zeit allein daran er-

kennen, daß überall die conservativen Elemente, ja die besten alten Führer der Partei einfach vor die Thür gesetzt werden. Und zum Betrieb dieser Bewegung wird ein Apparat in Thätigkeit gesetzt, mit dessen ausgezeichneter, sicher arbeitender Einrichtung die Betriebsmittel keiner anderen Partei auch nur entfernt den Vergleich aushalten. Selbstverständlich, denn man scheut sich nicht, dafür die ganze alte und bewährte Organisation der kirchlichen Verfassung selbst in Anspruch zu nehmen. Eine jede Partei hat das Recht, sich die besten und erfolgreichsten Mittel innerhalb der durch Gesetz und Ausland gesteckten Grenzen zur Verbreitung ihrer Ideen und zur Befestigung ihres Einflusses auszusuchen. Die Ausnutzung der kirchlichen Organisation zu politischen Zwecken, mögen sie heißen wie sie wollen, ist aber etwas an sich Unzulässiges und Unerträgliches. Wir protestiren dagegen, wenn sie im Sinne des Despotismus geschieht: wir sehen es ebenso als ein unerhörtes Aergerniß an, wenn der kirchliche Verwaltungs-Organismus, der unter dem Schutze des Staates steht, gegen diesen selbst und zum Besten der demokratischen und ochlokratischen Agitation in Bewegung gesetzt, der wohlgemeinte und loyale Theil des Klerus durch die kirchlichen Machtmittel in diese Agitation hineingezwungen wird und die Agitatoren selbst, statt auf ihre priesterlichen Pflichten verwiesen, mit Ehren bedacht und finanziell unterstützt werden.

Diese Sachlage ist an sich schon schlimm genug. Indessen, die Kirche hat auch in früheren Jahrhunderten den Bund mit der Demokratie gesucht — das ganze mittelalterliche Guelfenthum war im Grunde gar nichts anderes als die Verbindung dieser beiden Factoren — wie sie später den Bund des absolutistischen Fürstenthums angenommen hat. Man ist in dieser Hinsicht an eine gewisse Opportunitätspolitik gewöhnt und man würde sich zufrieden geben, wenn wenigstens Neutralität beobachtet würde. Aber die sogenannte katholische Volkspartei beginnt in ihrem äußersten linken Flügel nun schon auf den verschiedensten Punkten der reinen Socialdemokratie die Hand zu reichen. In Nordamerika ist der irische Priester Gwynn mit seinen Ideen über die Zukunft der katholischen Kirche in dieser Richtung als leuchtendes Bild vorangegangen; ein irischer Bischof hat das berühmte Wort der französischen Socialisten „vom Eigenthum als dem Diebstahl“ in einem Pastorale wiederholt; in der Schweiz, in Oesterreich, in Ungarn und Galizien, in Deutschland und Irland, überall sehen wir bei den Wahlen und anderen Gelegenheiten bald vorübergehende, bald dauernde Annäherungen der sogenannten katholischen und der socialistischen Bewegung. Daß der belgische Episkopat soeben genöthigt ist, über das Auftreten einer ausgebildeten „katholisch-socialistischen“ Partei in den belgischen Niederlanden zu klagen und in Rom vorstellig zu werden; daß der österreichische Episkopat mit seinen ähnlichen Klagen über eine Partei, die hinter dem Deckmantel des Antisemitismus die socialistische Auflehnung nur schwach verhüllt, unterliegt und glänzendes Fiasco macht — das sind Ereignisse, welche geradezu erschreckend genannt werden müssen. Sie werden der Kirche fataler sein als dem Staat, sie sind doppelt schmerzlich, nachdem die besonnenen und edlen Elemente im Katholicismus sich es in besonderem Maße angelegen sein ließen, die Socialdemokratie zu bekämpfen und, wie wir das mit Genugthuung und Dank constatiren, im Rheinland und in Westfalen mit Erfolg daran arbeiten, die Arbeiterbewegung in gesunde Bahnen zu lenken. Die Ausschreitungen eines extremen Ultramontanismus werden uns niemals hindern, die hohe Mission zu verkennen, welche nach dieser Richtung der Kirche zufällt und welche, Gott sei Dank, von ihren besten Söhnen erkannt und ergriffen wird.

Angesichts dieser Sachlage kann man aber die Hände nicht in den Schoß legen. Der Staat und das Reich werden zusehen müssen, was sie, also gänzlich veränderten und neuen Verhältnissen gegenüber, zu thun haben. Die Publicistik hat ihre eigenen Pflichten. Ein Blatt, wie die Allg. Ztg., kann nicht daran denken, diesen aus dem Wege zu gehen. Die Allg. Ztg. hat darum die Einrichtung getroffen, daß von jetzt ab in der ersten Beilage jedes Monats eine Chronik der kirchenpolitischen Ereignisse gegeben wird, behufs deren Zusammenstellung sie sich mit berufenen Berichterstattern des In- und Auslandes in Verbindung gesetzt hat. Sie hofft auf diese Weise eine Uebersicht aller wichtigen, hier in Betracht kommenden Ereignisse bringen zu können, wie sie in solcher Vollständigkeit bisher nirgend gesammelt und vorgelegt wurden; vielleicht auch nirgend in solcher Zuverlässigkeit und mit solcher Ehrlichkeit. Wir sind uns dessen vollbewußt, welches Maß von Verantwortlichkeit eine derartige Berichterstattung in sich schließt und wie sehr der Berichterstatter verpflichtet ist, sich jedem Parteigeist und den Eindrücken momentaner Erregung zu verschließen. Wir denken in dieser Hinsicht wie Stuart Mill. „Die Wahrheit,“ sagt dieser Denker einmal, „ist in den großen, praktischen Angelegenheiten des Lebens so sehr eine Frage der Versöhnung und Verbindung von Gegensätzen, daß sehr wenige Geister umfassend und unparteiisch genug sind, um bei der Ausgleichung annähernd das Richtige zu treffen.“

Wir werden ehrlich versuchen, es zu treffen. Wir werden aber bei der Zusammentragung des Materials nicht stehen bleiben können, sondern der uns gesteckten Aufgabe und den Pflichten der Presse entsprechend auch Kritik an den Ereignissen üben. In welchem Sinne, das dürften unsre obigen Betrachtungen bereits hinreichend besagt haben. Fassen wir dieselben hier am Schlusse zusammen, so ergibt sich, daß wir bei Beurtheilung der uns umgebenden Dinge, Menschen und Vorgänge einen dreifachen Gesichtspunkt im Auge behalten werden. Den theologischen lassen wir gänzlich beiseite; in die innerkirchlichen und dogmatischen Angelegenheiten mischen wir uns nicht und wir können sie höchstens heranziehen, wo sie einen Reflex auf den Gang der öffentlichen Dinge ausüben. Nichts kann uns ferner liegen, als dogmatischen Controversen hier näher zu treten; wir sind im Gegentheil vollkommen überzeugt, daß derjenige für lange Zeit hinaus Deutschland den größten Dienst erweist, welcher uns jene am weitesten und am längsten entfernt hält. Wir stehen zunächst als Publicisten fest auf dem Standpunkt der modernen Staatsidee, deren Magna Charta für uns die volle und ungeschmälerte Freiheit des Gewissens bildet; das ist für uns ein erster Prüfstein, an dem wir Freund und Feind erkennen. Wir stehen des weiteren auf allen Punkten ein für die Einheit und Größe des Deutschen Reiches unter der Hohenzollernschen Spitze und wir werden unnachsichtlich alle Machinationen aufdecken und verfolgen, welche diesen stolzen Bau unterminiren, uns vor das Jahr 1870 zurückwerfen oder Zustände unter uns zurückführen wollen, wie sie vor 1618 bestanden. Und wir stehen drittens ebenso entschieden für die Erhaltung der Monarchie ein, nicht bloß im Interesse der Ordnung, sondern auch im Interesse der Freiheit: wir kündigen offenen Krieg allen Bestrebungen an, welche den Einfluß der Kirche zu Gunsten der demokratischen Republik, zu Gunsten der Herrschaft des vierten Standes über die große gebildete Mehrheit des deutschen Bürgerthums mobil machen wollen. Dies deutsche Bürgerthum, welches sich vollkommen einig weiß mit dem deutschen Fürstenthum, ist der Träger der höchsten Cultur, welche die Welt diesseit der Alpen gesehen; es wird nicht freiwillig zu Gunsten der untersten, von dunklen Instincten getriebenen, von gewissen-

losen Agitatoren mißbrauchten Volksmassen abdanken, und wir denken dafür zu sorgen, daß die in ihrer ungeheuren Mehrheit conservativ gesinnten und wohlmeinenden Elemente des Mittelstandes nicht ungewarnt an den Karren der Umsturzpartei gespannt werden. Den Kirchenpolitikern aber, welche uns nach einem bündigen Programm zur Beurtheilung der gesammten Lage fragen wollten, würden wir sagen, daß uns ein solches vor nahezu neunzehnhundert Jahren in zwei kurzen Sätzen gegeben wurde: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — und: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist."

David Friedrich Strauß war der Meinung, Christus habe keinen Sinn für die politischen Ideale und die socialen Bedürfnisse der Menschheit gehabt. Wir sind im Gegentheil der Ansicht, daß in diesen wenigen Sätzen die höchsten und besten Ideale der Politik ausgesprochen und mit ihnen allein eine ganz neue Aera für die Menschheit begründet wurde.

SPECTATOR.

Eine Streitschrift H. v. Sybels.

a./D. Worauf jeder darstellende Historikrr mehr oder minder gefaßt sein muß, das hat der Geschichtschreiber der jüngsten Vergangenheit unter allen Umständen zu befahren: neue Quellen unsrer Erkenntniß, reine wie unreine, können jeden Augenblick gleichsam aus dem Boden hervorbrechen; wie nun gar, wenn dieser Boden noch mit dem dargestellten Zeitalter selber in Verbindung steht, von lebendiger Kunde der Begebenheiten rings durchtränkt ist! Heinrich v. Sybel hat im neuesten Heft seiner historischen Zeitschrift „neue Mittheilungen und Erläuterungen" zu den beiden letzten, im vergangenen November ausgegebenen Bänden seiner „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches" veröffentlicht und von dieser anziehenden Publication gleichzeitig (bei R. Oldenbourg, München und Leipzig 1895) eine Sonderausgabe erscheinen lassen. Er trägt darin zu den im 6. Bande seines großen Werks behandelten Ereignissen von 1867 ein paar kleine Ergänzungen nach; vor allem aber liegt ihm daran, die schlagende Darlegung der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges, wie er sie im 7. Bande gegeben, wider erhobene Einwände zu vertheidigen und durch weitere Gründe zu stützen.

Der Streit betrifft drei Punkte, die jedoch nah miteinander zusammenhängen: die „Friedenspolitik des Grafen Beust", „Napoleon und Eugenie" in ihrer Haltung bei den über Krieg und Frieden entscheidenden Pariser Berathungen, endlich „Bismarcks Politik" vom Auftauchen der spanischen Candidatur eines Hohenzollern bis zur Versendung der Emser Depesche. In allen drei Fällen steht eine persönliche Schuld oder wenigstens Mitschuld am Ausbruch des Krieges in Frage; in allen drei Fällen verneint in einleuchtender Beweisführung Sybel jede wirkliche Schuld. Er bekämpft dabei, wie schon ehedem, die Lügen des Herzogs von Gramont und was sich sonst an apokryphen, mit oder ohne Absicht irreführenden Mittheilungen von französischer Seite neuerdings daran angeschlossen. „Wohin man auf dem Gebiete der hier besprochenen Literatur greifen mag", ruft er lebhaft aus, „überall faßt die Hand entweder leere Luft oder widerlichen Schmutz". Er geht nicht minder wissenschaftlich scharf mit den Ausführungen einiger deutscher Publicisten ins Gericht, von denen er den jüngeren Fachgenossen, Delbrück und Brandenburg, mit der Ueberlegenheit des Meisters, den Dilettanten in der Historie, den HH. Rößler und Geffcken, nach Verdienst, dem einen nicht ohne Ironie, dem anderen geradezu mit Wegwerfung begegnet. Er selber führt dabei hie und da bisher unbekannte mündliche Zeugnisse ins Feld, deren Zuverlässigkeit freilich, da sie leider namenlos auftreten, allein durch ihre innerlich überzeugende Kraft bewährt werden kann. Den so merkwürdigen „Aufzeichnungen aus dem Leben König Karls von Rumänien", aus denen die Gegner vornehmlich ihre Argumente geschöpft, spricht auch Sybel den Werth einer Quelle ersten Ranges zu; allein er führt durch eindringende chronologische Kritik der eigenthümlichen Zusammensetzung des fürstlichen Tagebuchs die Bedeutung seiner die spanische Candidatur berührenden Angaben auf ihr richtiges Maß zurück und widerlegt dadurch jene weitgreifenden Argumente. Es gewährt einen hohen geistigen Genuß, die energische Kunst, die der greise Historiker vordem so oft bei der streitbaren Durchführung seiner kritisch gewonnenen Ansicht in Fragen aus der Geschichte des 8. oder des 18. Jahrhunderts an den Tag gelegt, hier einmal auf Begebenheiten unsrer Zeit, auf Dinge, die wir schaudernd selbst erlebt, mit gleicher Virtuosität und gleichem Feuer angewandt zu sehen. Noch mehr indeß erfreut uns der große Sinn, mit dem die eigentliche Entscheidung, über alles Rechnen mit Daten und Notizen hinaus, auf die historisch wahrhaft durchschlagenden Momente gestellt wird: auf die Gesammtlage der politischen Verhältnisse und die allgemeine Natur der handelnden Menschen.

So mag über einzelne Neigungen und Anschritte der Beust'schen Politik von 1869 und 1870 ein späteres Geschlecht, dem die geheimen Staatsacten vorliegen, noch genauer und also, wenn man will, etwas anders urtheilen. Nichtsdestoweniger wird auch dann unerschütterlich wahr bleiben, was Sybel kräftig ausspricht: „Und in solcher Lage hätte ein nicht blödsinniger Staatsmann etwas Anderes wünschen oder betreiben sollen, als Frieden, dauernden Frieden nicht bloß für Oesterreich, sondern für Europa?" So mag ferner das kopflose Hinundher des Wollens und Nichtwollens, der Angst vorm Frieden wie vorm Krieg, im französischen Kaiserpalast den Augen der Nachlebenden auf Grund weiterer glaubwürdiger Bekenntnisse im Detail noch vollständiger enthüllt erscheinen: auch hier wird dennoch die Darstellung Sybels in jedem Hauptzuge Recht behalten. Der Fluch des Krieges von 1870, soweit ihn nicht die Leidenschaft des französischen Volkes überhaupt zu tragen hat, wird auf dem Scheitel Gramonts und der Seinen haften bleiben. Den Kaiser persönlich wird der Vorwurf einer zum Widerstand unfähigen Schwäche belasten, wie ihn Sybel formulirt hat; auch die Kaiserin aber, von deren Wesen und Wirken die Ritterlichkeit des deutschen Geschichtschreibers eine wohlthuende Schilderung entwirft, wird, wenn die Wolken des Geredes mit der klatschsüchtig aufgeregten Zeitgenossenschaft hinabgezogen sind, geschichtlich dastehen als das, was sie 1870 war: eine Frau und Mutter, besorgt um Gatten und Sohn, rathlos und ohnmächtig, das Unheil von den Ihren abzuwenden.

Und vollends Bismarcks Politik auf ihrer stolzen Höhe nach dem Tage von Königgrätz! Auch hier macht unter allen Beweisen, welche Sybel für die kriegsbereite Friedensliebe seines Helden führt, den tiefsten Eindruck auf den Leser die Hindeutung auf die sittliche Größe, die gewissenhafte Natur des Mannes, der den Völkerkrieg nicht bloß mit angesehen, sondern im Herzen durchempfunden hatte, tief genug, um ihn niemals ohne den Zwang der vaterländischen Ehre heraufzubeschwören. Bismarck hat die spanischen Aussichten der Hohenzollern nicht gesucht und kaum wesentlich begünstigt; sie zu hintertreiben, wäre pflichtwidrig gewesen, solange sich ihre friedliche Verwirklichung erhoffen ließ. Er hat den Text der Emser Depesche allerdings nicht, wie Sybel jetzt — abweichend von seiner eigenen früheren Darstellung und im Gegensatz zu Moltke's berühmtem Epigramm — behauptet, durch seine kürzende

Redaction gemildert; er gab ihr vielmehr einfach die Fassung und die Verbreitung, welche das beleidigte deutsche Ehrgefühl verlangte. Der Gegner aber sah sich durch die Schuld seiner eigenen rasenden Thorheit vor die Wahl gestellt zwischen Beschämung oder Krieg und zog, nach wie vor aus freien Stücken, das letztere Loos, ohne zu wissen, daß es für ihn nicht allein das schlimmere, sondern selbst das schimpflichere werden sollte.

Noch lange wird natürlich von diesen Streitfragen für und wider die Rede gehen: daran wird auch Sybels glänzende Replik die Welt und die Literatur nicht zu hindern vermögen. Ueber Menschen und Dinge jedoch, wie sie heute schon eine so gesunde zeitgenössische Geschichtschreibung greifbar deutlich geschildert hat, wird auch die historisch weiter abgeklärte Ansicht der Nachwelt schwerlich zu anderer Auffassung gelangen.

Mittheilungen und Nachrichten.

w. *Bibliotheca historico-militaris.* Systematische Uebersicht der Erscheinungen aller Sprachen auf dem Gebiete der Geschichte der Kriege und der Kriegswissenschaft seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Schluß des Jahres 1880. Von Dr. Joh. Pohler. Drei Bände. Kassel, Ferdinand Keßlers Verlag, 1887—1895. gr. 8⁰. (Erster Band: XVII und 619, zweiter X und 867, dritter VI und 773 Seiten.) — Ein oft recht fühlbarer Mangel war es für den Forscher, daß in Betreff der militärischen Buchliteratur ein Hülfsmittel fehlte, durch welches die Möglichkeit gegeben, sich nach den verschiedensten Richtungen orientiren zu können. Zwar gab es einige solche Behelfe, aber sie beschränkten sich nur auf einzelne Länder oder gewisse Zeiträume. Welche Schwierigkeiten, welchen Zeitaufwand kostete es, wenn man sich über die ausländische Literatur informiren und bei ihr Quellen suchen wollte! Mit großer Befriedigung ist daher Pohlers Bibliotheca historico-militaris zu begrüßen, welche mit dem jetzt abgeschlossenen dritten Bande vollendet vorliegt. Mit bewundernswerthem Fleiße hat der Herausgeber ein gleich vielseitiges wie reichhaltiges Material zusammengetragen, welches er hier systematisch geordnet dem Forscher zur Verfügung stellt. Hinsichtlich der Vielseitigkeit des Werkes sei nur beispielsweise darauf hingewiesen, was es in Betreff der russischen, skandinavischen, italienischen, spanischen und neugriechischen Literatur bietet; aber auch die amerikanische ist zahlreich vertreten, darunter Mexico und Südamerika. Durch Pohlers Werk erhalten wir von Büchern Kenntniß, die für Viele sonst unbekannt geblieben wären. Der erste und zweite Band behandeln mit 26,000 Titeln die Geschichte der Kriege vom Alterthum bis zum Jahr 1880; der dritte umfaßt die Kriegsgeschichte einzelner Länder, die Geschichte von Festungen und kriegsgeschichtlich denkwürdigen Orten (auf 283 Seiten ein höchst werthvolles alphabetisch geordnetes Verzeichniß von Ortsgeschichten), ferner die Heeres- und Truppengeschichte (selbst die russischen Regimentsgeschichten fehlen nicht), Geschichte der Heereseinrichtungen, Geschichte der Kriegskunst und die Marine. Schon diese kurzen Angaben dürften genügen, um auf die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit dieses vortrefflichen Werkes hinzuweisen. Auch für den Nichtmilitär ist es von großem Werth, da die Geschichte nur zu häufig in den Bahnen kriegerischer Thätigkeit sich bewegt. Das Werk muß auf das angelegentlichste empfohlen werden, und es so viel wie möglich verbreitet zu sehen, würde die verdiente Anerkennung für den aufgewendeten Fleiß und die Ausdauer seines Herausgebers sein.

* Verband deutscher Historiker. — Die dritte Versammlung deutscher Historiker, die vom 18. bis 20. April d. J. in Frankfurt a. M. abgehalten wurde, hat, in Erwägung der großen Bedeutung dieser Versammlungen für die Berufsgenossen und in der Absicht, deren Zustandekommen für die Zukunft zu sichern und von Unterstützungen und Widmungen, auf die in der Zukunft doch nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann, unabhängig zu machen, nachstehende Beschlüsse gefaßt: I. Die Theilnehmer der dritten Versammlung deutscher Historiker zu Frankfurt a. M. constituiren sich zu einem Verband, zum Zweck der Veranstaltung regelmäßig wiederkehrender Versammlungen deutscher Historiker und wählen einen geschäftsführenden Ausschuß von 15 Mitgliedern mit dem Rechte der Ergänzung durch Selbstwahl bis auf 20, der folgende Aufträge erhält: 1) den Bericht über die dritte Versammlung in ähnlicher Form, wie es bisher geschehen, zu veröffentlichen; 2) die vierte Versammlung deutscher Historiker vorzubereiten und die Tagesordnung derselben zu bestimmen; 3) die bereits angebahnten Beziehungen unter den landesgeschichtlichen Publicationsinstituten weiter zu entwickeln. — II. Die Theilnehmer der ersten und zweiten Versammlung deutscher Historiker, die in Frankfurt nicht anwesend sind, sowie alle Fachgenossen, von denen ein Interesse an den Verhandlungen erwartet werden kann, werden zum Beitritt eingeladen. — III. Die Mitglieder des Verbandes zahlen an den geschäftsführenden Ausschuß einen Jahresbeitrag von 5 M. D. R.-W., wodurch sie zum Besuch der Versammlungen mit Stimmrecht befugt sind. Diejenigen, die für den Frankfurter Tag ihren Beitrag entrichtet haben, sind für 1895 von weiterer Zahlung befreit. Aus dem durch die Verbandsbeiträge gebildeten Fonds, den der Ausschuß verwaltet, werden die Kosten für die Veranstaltung der Versammlungen, die Drucklegung der Berichte und für die Geschäftsführung des Ausschusses bestritten. — IV. Jedes Verbandsmitglied erhält den Versammlungsbericht und die vom Ausschusse für nothwendig befundenen Mittheilungen unentgeltlich zugestellt. — V. Die Vollmacht des in Frankfurt gewählten Ausschusses dauert bis zur Neuwahl bei der vierten Versammlung. Der Ausschuß wählt den Vorsitzenden, den Vorsitzenden-Stellvertreter und den Cassirer, er stellt in einer Geschäftsordnung die Grundsätze für seine Thätigkeit fest. — VI. Die Bestimmung von Ort und Zeit der vierten Versammlung steht dem Ausschusse zu, jedoch drückt die dritte Versammlung den Wunsch aus, daß die nächste Versammlung deutscher Historiker im Herbst 1896 in Oesterreich stattfinde.

Der geschäftsführende Ausschuß wurde gebildet aus den Herren: Dr. Adolf Bachmann, Universitäts-Professor (Prag), Dr. Joseph Hansen, Archivar (Köln), Dr. Theodor Hartwig, Gymnasial-Director (Frankfurt a. M.), Dr. K. Th. Heigel, Universitäts-Professor (München), Dr. Alphons Huber, Universitäts-Professor (Wien), Dr. Ferdinand Kaltenbrunner, Universitäts-Professor (Innsbruck), Dr. Georg Kaufmann, Universitäts-Professor (Breslau), Dr. A. Koecher, Gymnasial-Professor (Hannover), Dr. Karl Lamprecht, Universitäts-Professor (Leipzig), Dr. Erich Marcks, Universitäts-Professor (Leipzig), Dr. Eduard Meyer, Universitäts-Professor (Halle), Dr. Gerold Meyer v. Knonau, Universitäts-Professor (Zürich), Dr. Hans Prutz, Universitäts-Professor (Königsberg), Dr. Paul Stälin, geh. Archivrath (Stuttgart), Dr. Felix Stieve, Techn. Hochschul-Professor (München), Dr. Heinrich Ulmann, G. R. Universitäts-Professor (Greifswald), Dr. Friedrich v. Weech, geh. Archiv-Director (Karlsruhe), Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst, Universitäts-Professor und Landes-Bibliothekar (Graz). — Zum Vorsitzenden wurde v. Zwiedineck, zum Vorsitzenden-Stellvertreter Lamprecht, zum Cassirer Hansen gewählt. Die Beitrittserklärung erfolgt durch Anmeldung mit Postkarte bei dem Vorsitzenden und gleichzeitige Einsendung des Mitglieder-Beitrages für 1895 im Betrage von 5 M. D. R.-W. (= 3 Gulden ö. W.) mit Postanweisung an den Cassirer des Verbandes, Hrn. Dr. Hansen, Archivar der Stadt Köln. Der Empfang des Betrages wird durch Zusendung der Mitgliedskarte bestätigt.

L. M. **München.** Die „Bayerische Botanische Gesellschaft" nahm in ihrer hier abgehaltenen Juni-Versammlung ein paar Vorträge entgegen, die sich mit den Hülfswissenschaften der Botanik beschäftigten und besondere Erwähnung verdienen, weil sie in der Hauptsache die neuerdings mit so großem Eifer angefaßte vertiefte Erforschung des südbayerischen Diluviums betreffen. Seit den bahnbrechenden Arbeiten von W. Gümbel und Penk war im Studium der Isar- und Inn-Moränen, der älteren und neueren Eiszeiten, das uns Gletscherschliffe und Thonabsätze zwischen dem geschichteten Diluvium erleichtern, von den Münchener Gelehrten wohl nie gerastet worden; allein so weit, wie etwa die Württemberger das Diluvium Oberschwabens geordnet haben und beherrschen, waren wir in Bayern noch nicht, da uns eben noch zu viele Einzelheiten fehlten. Diese bringt uns nun die Arbeit des Oberbergamtsassessors Dr. v. Ammon, welche der als Orograph bekannte Dr. Christian Gruber gründlich und mit hoher Anerkennung in der genannten Versammlung auseinandersetzte. Ueber 200 Ausflüge mußten Hrn. v. Ammon den Stoff liefern, um — wennschon auf den Forschungen v. Gümbels, Zittels und Penks stehend — in seiner neuesten Arbeit: „Die Gegend von München, geologisch geschildert", die Einzelheiten des Aufbaues der „Thalebenen" und des Hügellandes (Moränen-Landschaften) von Holz-

kirchen bis Freising, vom Ammersee bis Hohenlinden so klar und deutlich zu schildern, wie das eben nur der Fachmann auf Grund eigenen Schauens vermag. Keine Welle, keine Mulde, keine Auswaschung, keine Ausfüllung, kein Gletscherwahrzeichen ist da vergessen, und so kommt es, daß Ammons Karte statt der großen gleichmäßig gefärbten Flecken nunmehr, um mit Dr. Gruber zu sprechen, eine Fülle wichtiger Einzelheiten aufweist, die auch dem Botaniker und Zoologen reiche Belehrung und Anregung gewähren. Im Anschluß an diese Würdigung der Ammon'schen Arbeit empfahl Prof. Dr. Zimmerer die zur Feier des 25jährigen Bestehens der Münchener „Geographischen Gesellschaft" herausgegebene und von Prof. Dr. Oberhummer redigirte Festschrift, welche werthvolle Beiträge von den HH. Brendel, Graf, Gruber, Günther, Naumann, Penk, Ratzel, Simonsfeld u. A. enthält.

* **Tübingen.** Nachdem Prof. Dr. v. Henke krankheitshalber auf sein Ansuchen unter Anerkennung seiner treuen und vorzüglichen Dienste in Ruhestand versetzt worden, ist die ordentliche Professur für Anatomie in Verbindung mit der Vorstandschaft des anatomischen Instituts dem 1. Prosector an letzterem, dem außerordentlichen Prof. Dr. Froriep, übertragen. — Prof. Curtius in Kiel hat den an ihn ergangenen Ruf in die Stelle unsres verstorbenen Chemikers, Lothar v. Meyer, abgelehnt.

* **Darmstadt,** 28. Juni. Der kgl. preußische Regierungsbaumeister Hr. Georg Wickop ist zum ordentlichen Professor der Baukunst an der großherzogl. Technischen Hochschule hierselbst mit Wirkung vom 1. October dieses Jahres ernannt worden.

A. **Rostock.** Am 25. Juni starb einer der tüchtigsten Schulmänner Mecklenburgs, der Director der großen Stadtschule, Dr. Julius Kipper, hierselbst. Am 4. September 1844 zu Bellinghausen in Westfalen geboren, besuchte er 1854—1863 das Gymnasium in Soest und studirte bis 1866 in Bonn unter Ritschl, Jahn und Simrock classische und deutsche Philologie. Nachdem er 1867 das Oberlehrerexamen bestanden, ging er zunächst an das Gymnasium zu Burgsteinfurt, später nach Jever. Michaelis 1869 wurde er vom Rostocker Rath an das hiesige Gymnasium berufen. 1870 promovirte er an der hiesigen Universität. Nach dem Tode des Schuldirectors Dr. Krause wurde Dr. Kipper 1894 zum Director der großen Stadtschule ernannt. Er hat mehrere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht.

Prag. Erstes Mädchengymnasium in Oesterreich. Im Jahre 1890 gründete der Verein „Minerva" in Prag eine böhmische Mittelschule für Mädchen, welche eine weitere Bildung erlangen wollen, als bisher möglich war. Der Plan der Schule, welche jetzt aus zwei Jahrgängen eines Vorbereitungscurses und vier höheren Classen besteht, ist in den letzteren vollständig derselbe wie in der fünften bis achten Classe eines Obergymnasiums. Die 18 Schülerinnen, welche von dem halben Hundert des ersten Jahrgangs ausgedauert haben, werden sich heuer mit Bewilligung des k. k. Landesschulraths der Maturitätsprüfung am k. k. Akadem. Gymnasium unterziehen. Unsre Abiturientinnen haben nur zweierlei Endziele, sie wollen theils Lehrerinnen, theils Frauenärztinnen werden, dadurch sind schon die beiden Facultäten, die sie zu besuchen gedenken, bestimmt, nämlich die philosophische und die medicinische. Nach den bestehenden Verordnungen können sie freilich auf den Universitäten unsrer Monarchie nicht als ordentliche Hörerinnen zugelassen werden, aber jede Facultät hat das Recht, im Einvernehmen mit dem betreffenden Professor Mädchen mit einer Maturitätsprüfung als Hospitantinnen den Besuch der Vorträge zu erlauben, wenn der akademische Senat sein Veto dagegen nicht einlegt. Um das zu erzielen, muß der Zweck unsrer Studentinnen klar dargelegt werden, wozu eben diese Zeilen beitragen sollen. Unsre Frauenärztinnen werden den Herren nicht Concurrenz machen können, solange die bestehenden Vorschriften über das Doctorat und die Doctorpraxis nicht abgeändert sind; sie werden also hauptsächlich dahin streben, wo ihnen das Feld offen steht: in die österreichischen mohammedanischen Länder, Bosnien und Herzegowina, wo die Regierung öfters Concurse für Frauenärztinnen ausschreibt und wo aus Mangel an heimischen Aerztinnen fremde aufgenommen werden müssen (Schweizerinnen, Russinnen); bisher ist nur eine Oesterreicherin dort angestellt. Und welchen Bereich suchen jene, die den Lehrerstand wählen? Aus den Knaben- und Männerschulen wollen sie die Herren nicht verdrängen, sondern sich bloß auf Mädchenschulen beschränken; in erster Reihe ist es die Mädchen-Mittelschule „Minerva" selbst, dann die Lehrerinnen-Bildungsanstalten, die Töchterschulen u. dgl. Die Oeffentlichkeit fühlt schon selbst die Nothwendigkeit, für Mädchenschulen Lehrerinnen mit einer höheren Bildung als für Bürgerschulen anzustellen. Es ist weiter bekannt, wie sehr es an Lehrern der classischen Philologie, der Mathematik und der Naturgeschichte mangelt; werden nun an Mädchenschulen diese Stellen mit weiblichen Lehrkräften besetzt, so werden die männlichen Lehrkräfte für Knabenanstalten willkommen sein. Uebrigens werden unsre „Minerva"-Schülerinnen nicht alle genannten Stellen auf einmal besetzen können, sondern nach und nach. Die Zahl der Abiturientinnen (mit einer Externistin) beträgt bloß 18, wovon sich 13 dem Lehrerstande und 5 der Medicin widmen wollen; jene aber vertheilen sich auf die einzelnen Fächer der philosophischen Facultät zu je 2, höchstens 3! Auch entsendet die Mädchen-Mittelschule „Minerva" nicht jedes Jahr so viele Schülerinnen in die Welt, sondern immer erst jedes dritte Jahr. Also ist eine Anhäufung oder gar Ueberhäufung von weiblichen Kräften keinesfalls zu befürchten.

* **Krakau.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität, Dr. Adolf Beck, ist zum außerordentlichen Professor der Physiologie an der Universität in Lemberg ernannt worden.

* In **London** starb, wie bereits telegraphisch gemeldet worden, am 29. Juni als Siebziger der berühmte Naturforscher Thomas Henry Huxley, nach Charles Darwin der namhafteste Vertreter der modernen vergleichenden Biologie in England. Wie dem älteren Meister gewährte auch ihm die Grundlage für seine zoologischen Forschungen eine mehrjährige Seereise, die er 1846—1850 als Hülfsarzt auf einem brittischen Kriegsschiff in die australischen Gewässer unternahm. Mit den niederen oceanischen Thieren beschäftigten sich die Arbeiten, die er in der nächsten Zeit nach seiner Heimkehr als Professor der Naturgeschichte an der Londoner Bergschule veröffentlichte. Nachdem er 1855 auch auf den Lehrstuhl der Physiologie an der Royal Institution erhoben worden, wandte er sich zugleich der Anatomie der Wirbelthiere zu, kam der Lehre Darwins selbständig entgegen und überbot sie 1863 nach der anthropologischen Seite durch sein Aufsehen erregendes Buch über die Stellung des Menschen in der Natur, worin er zwischen Menschen und oberen Affenarten einen höheren Grad anatomischer Verwandtschaft erwies, als zwischen oberen und unteren Affenarten selber besteht. Zu ansehnlichen wissenschaftlichen Ehrenämtern befördert — von 1884 bis zu seiner Erkrankung im folgenden Jahre war er Präsident der Royal Society —, hat er seitdem noch eine große Anzahl umfassender Werke publicirt; theils anatomischen, biologischen und verwandten Inhalts, theils auch, wie seine Reden und Aufsätze, von weiter reichendem wissenschaftlichen Horizont. Ueberhaupt ist er unter die Männer zu zählen, die auch in England kirchlichen und anderen Vorurtheilen gegenüber einer rücksichtslosen Forschung und Weltanschauung freien Raum gemacht. In Deutschland gewann er eben hiedurch lebhafte Sympathie; seine allgemeiner gehaltenen Schriften wurden fast sämmtlich in unsre Sprache übersetzt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 28. bis 30. Juni folgende Schriften eingegangen:

Dr. Albert Schäffle: Die Steuern; allgemeiner Theil. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1895 (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften hggb. von K. Frankenstein, II. Abth. Finanzwissenschaft, 2. Band). — Dr. Max Weber: Der Nationalstaat und die Volkswirthschaftspolitik; akadem. Antrittsrede. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr 1895. — Statistica delle elezioni generali politiche 26. maggio e 2. giugno 1895. Roma, tipogr. nazionale 1895 (Amtliche Publication). — J. v. Verdy du Vernois: Studien zum Felddienst, neu bearbeitet. 2. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1895. — Georg v. Kleist: Die Officierpatrouille im Rahmen der strateg. Aufgabe der Cavallerie. 3. Aufl., ebd. 1895. — Derselbe: Manöverinstruction für den Cavalleristen. 2. Aufl., ebd. 1895. — August Allgaier: vor 25 Jahren, Erinnerungsschrift an den Krieg 1870/71. Pforzheim, E. Hang. — Dr. Rehrmann, Prof. am Cadettencorps: Französische Schulgrammatik (Püttmann u. Rehrmann, Lehrgang der franz. Sprache. 3. Theil). Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1895. — Charles Sealsfield: Der Legitime und die Republicaner. Osnabrück, B. Wehberg 1895. — *Remy Saint-Maurice:* Tartufette; roman. Paris, A. Lemerre 1895. — Adalbert Matkowsky: Eigenes, Fremdes. Berlin, F. Schneider u. Co. 1895. — Oscar Panizza: Meine Vertheidigung in Sachen „Das Liebesconcil". Zürich, Verlagsmagazin 1895. — Civis: „Die Edelsten der Nation", ebd. 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Fastenrath, Johannes. Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerika's. Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner. — Hiltl, Georg. Der französische Krieg von 1870/71. Siebente neubearbeitete Auflage, mit zahlreichen Illustrationen und Specialkarten. (Jubiläums-Ausgabe 1895.) 1. und 2. Lieferung. Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Landtagsacten von Jülich-Berg. 1400—1610. Herausgegeben von Georg v. Below. Erster Band: 1400—1562. Düsseldorf, Druck und Verlag von L. Voß u. Co. — Maaß, Ernst. Orpheus. Untersuchungen zur griechischen, römischen altchristlichen Jenseitsdichtung und Religion. Mit zwei Tafeln. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. — Mollat, Georg. Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Osterwieck, Harz, Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. — Mucke, Joh. Richard. Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. — Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Zehnter Jahrgang 1894. (Der ganzen Reihe XXXV. Band.) Herausgegeben von Gustav Roloff. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. — Steichele, Antonius v. Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben. Fortgesetzt von Alfred Schröder. 41. Heft. Mit Bildniß des † Hrn. Erzbischofs v. Steichele und Namen-Register zum fünften Bande. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. — Weech, Friedrich v. Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. Auf Veranlassung des Staatsraths bearbeitet. 7. Liefg. Karlsruhe, Verlag der Macklot'schen Buchhandlung und Buchdruckerei. — Wilfrid, H. Die Geschichte der Päpste auf Grund der hervorragendsten Geschichtswerke dargestellt. Basel, Druck und Verlag der Schweiz. Verlags-Druckerei.

Achelis, Th. Friedrich Nietzsche. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hg. von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Heft 217.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). — Bakunins, Michail, Social-politischer Briefwechsel mit Alexander Jw. Herzen und Ogarjow. Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Michail Dragomanow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Boris Minzès. (Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Sechster Band.) Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Bartolomaeus. Der General der Infanterie v. Hindersin. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Fürst Bismarck als Jäger. Festnummer des „Waidwerk in Wort und Bild", herausgegeben zum 80. Geburtstage unsres Altreichskanzlers am 1. April 1895. (Das Waidwerk in Wort und Bild. 4. Band, Nr. 13.) Verlag von J. Neumann, Neudamm. — Dayot, Armand. Napoleon I. in Bild und Wort. Mit ca. 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen, darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Uebertragen von O. Marschall v. Bieberstein. 1. Lieferung. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Karl Günther. — Focke, Rudolf. Charlotte Corday. Eine kritische Darstellung ihres Lebens und ihrer Persönlichkeit. Mit einem Bildniß nach dem Gemälde von J. J. Hauer und einer Stammtafel. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot. — Kennel, A. Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. — Prüfer, Arthur. Johan Herman Schein. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel. — Schäffle, Albert. Cotta. (Geisteshelden. [Führende Geister.] Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Ant. Bettelheim. Achtzehnter Band.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 181. München, Dienstag, 2. Juli. Beilage-Nummer 149.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Die Tendenzgesetzgebung des Kaisers Augustus.

Von A. v. Bechmann.

Rede gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 26. Juni 1895.

Hochansehnliche Versammlung!

Wer kennt nicht des Cornelius Tacitus (Ann. III, 27) herbes Wort: Corruptissima republica plurimae leges? Ein allgemein gültiges Axiom hat er damit ohne Zweifel nicht aussprechen wollen, und jedenfalls wäre dasselbe falsch. Denn die große Zahl der Gesetze ist so wenig ein allgemein gültiges Zeichen des Verfalls, daß umgekehrt Staaten genannt werden können, deren Niedergang gerade an dem Mangel an Gesetzen und an dem Stillstande der gesetzgeberischen Thätigkeit zum symptomatischen Ausdrucke gelangt ist. Aber auch für den römischen Staat ist der Satz in seiner vorliegenden Gestaltung nicht zutreffend. Wer freilich wie Tacitus von einem goldenen Zeitalter träumt, in dem die Menschen ohne Leidenschaften und ohne Kampf, daher auch ohne Herrscher und ohne Strafandrohungen zusammen lebten, dem ist das Gesetz selbst schon ein Uebel, wenn auch das kleinere gegenüber den Willkürherrschaften, die unmittelbar und unvermittelt auf jenes goldene Zeitalter gefolgt sein sollen. Und wer dann ferner auch nicht unterscheidet zwischen dem Gesetzesinhalte und Rechtsgesetze einerseits, Verwaltungsmaßregeln, die der äußeren Form des Gesetzes bedürfen, andrerseits, zu einem großen Haufen vereinigt, der wird freilich über die multitudo infinita ac varietas legum in laute Klage ausbrechen.

Wenn aber vollends der große Geschichtsschreiber schon mit den 12 Tafeln, deren Vortrefflichkeit er anerkennt, den Abschluß des aequum jus als eingetreten betrachtet und in der Folgezeit nur einen zunehmenden Verfall der Gesetzgebung erblickt, so ist diese Auffassung doch im höchsten Grade einseitig; sie ist aber zugleich, gerade weil sie auf ihre Richtigkeit controlirt werden kann, auch lehrreich für die gesammte Eigenthümlichkeit und Methode des Schriftstellers. Doch soll dieser Punkt hier nicht weiter verfolgt werden. Auch Livius klagt über den immensus aliarum super alias acervatarum legum cumulus, aber im übrigen ist sein Urtheil gerechter und zutreffender, wenn er die 12 Tafeln vom Standpunkte seiner Zeit aus als fons omnis publici privatique juris bezeichnet (III, 34).

Obwohl Tacitus sich den Anschein gibt, als wolle er von den principiis juris sprechen, so liegt das Einseitige und Ungerechte seiner Ausführung vor allem gerade darin, daß er als Factoren der Rechtsentwicklung nur die dominationes und die leges kennt. Denn das ist ja nicht zu leugnen, daß gerade die Gesetzgebung nach den 12 Tafeln wenig zur organischen Fortentwicklung des Rechtes beigetragen hat, am wenigsten auf dem Gebiete des Privatrechtes. Und ebensowenig ist zu leugnen, daß der Theil des römischen Rechtes, der vorzugsweise auf späteren Gesetzen beruht, der strafrechtliche, auch alle Zeit bei weitem der minder vollkommene geblieben ist. Auch das ist richtig, daß in der Masse der späteren Gesetze neben den Strafgesetzen die politischen Augenblicksgesetze überwiegen und daß der Apparat der Gesetzgebung mehr und mehr in die Hände der Partei-Agitatoren gelangte und Parteizwecken dienstbar gemacht wurde.

Ob nun aber Tacitus absichtlich nur die Gesetze erwähnt oder ob er, was freilich schwer anzunehmen ist, des umfassenden Ueberblicks über die Entwicklung des römischen Rechtes entbehrte, — jedenfalls ist seine Darstellung in Bezug auf das Privatrecht von einer äußerst ungerechten Einseitigkeit und Befangenheit. Denn mit den 12 Tafeln ist das jus aequum so wenig zum Abschlusse gelangt, daß vielmehr diese Gesetzgebung erst der Ausgangspunkt der reichsten und großartigsten Entwicklung geworden ist. Glücklicherweise aber ist dieselbe erfolgt auf Wegen, die weit ablagen von dem Schmutze der Comitien und von dem unsauberen Kampfe um politische Macht und um materielle Interessen. Es gibt ja gar nichts Gewaltigeres als eben diese von allen fremdartigen Einflüssen unberührte Entwicklung, die sich vollzog einerseits durch das prätorische Recht, andrerseits durch die mehr als bloß wissenschaftliche Autorität der Juristen. Gesetze gibt es überall, aber diese beiden Rechtsquellen sind dem römischen Rechte eigenthümlich.

Man könnte das prätorische Recht mit einem vielleicht etwas kühnen Ausdrucke als organisirtes Gewohnheitsrecht bezeichnen. Wie alles Gewohnheitsrecht beruht es zwar nicht — wie die noch immer von der Romantik der historischen Schule beherrschte Doctrin lehrt — auf der Uebung des Volkes, sondern auf der Uebung der Obrigkeit; aber von allem Gewohnheitsrecht unterscheidet es sich dadurch, daß es als formulirtes Recht ins Dasein tritt und einer alljährlichen Revision unterzogen wird. Die Jahr für Jahr in ununterbrochener Reihe sich ablösenden Prätoren, von deren Persönlichkeit Alles verschollen ist außer einigen Namen, und ihre namenlosen Berather — welch feines Gefühl haben sie gehabt für die fortschreitenden Bedürfnisse des Lebens, welch lebendige Empfänglichkeit für neue Rechtsanschauungen, mochten sie auf römischem Boden erwachsen sein oder ihnen von außen her zugetragen werden; mit welch schonender Pietät und mit welch gewissenhafter Wahrung der formellen Schranken der Magistratur haben sie, vorangehend zugleich und anhaltend, das Recht der 12 Tafeln weiter gebildet, ohne es jemals direct zu ändern! Wer diese Entwicklung kennt, der kann unmöglich die 12 Tafeln als finis aequi juris bezeichnen.

Ein kaum minder großartiges Bild bietet, selbst nur bis zum Abschlusse der Zeiten, von welchen Tacitus spricht, die vorclassische und frühclassische römische Jurisprudenz dar. Ursprünglich eine den patricischen Standesinteressen dienende und daher nicht immer auf den Pfaden des aequum jus wandelnde Usualinterpretation der 12 Tafeln — soviel wird als Kern der im Detail ganz unmöglichen und gleichwohl noch immer sich fortschleppenden Erzählung von der

juristischen Thätigkeit der Pontifices festgehalten werden können — hat sie diese Fesseln glücklich gesprengt und sich, obwohl auch später fast ausschließlich in den Händen der Nobilität, allmählich zu einer von allen bewußten Standes- und Parteirücksichten freien Kunst entwickelt, die den Geist des alten Rechtes, die civilis ratio, und den Geist des neuen Rechtes, die naturalis ratio, zu einem großartigen Systeme vereinigt hat, ohne daß sie selbst dieser ihrer schöpferischen Kraft sich eigentlich bewußt gewesen ist, — das höchste Zeichen genialer Kunst.

Diese durchaus harmonische Entwicklung ist vom Principate gleich in seinen ersten Anfängen in schlimmster Weise gestört worden, und gerade diese Störung ist es, die den zugleich gerechten und ungerechten Zorn des Tacitus erweckte, und im Hinblick auf welche auch jene bitteren Worte geschrieben sind, die ich zu Anfang erwähnt habe; er hätte nur seinen Satz correcter und offener fassen müssen — **corruptissima republica corruptissimae leges.**

Durch seine sogenannten Ehegesetze zunächst hat sich Augustus den schweren Vorwurf der Tendenzgesetzgebung zugezogen.

Verständigen wir uns vor allem über den Begriff des Tendenzgesetzes.

Jedes Gesetz hat als Ausdruck eines vernünftigen Willens nothwendig einen Zweck und daher von selbst auch das Bestreben, diesen Zweck durch seine Vorschriften zu verwirklichen. Auf ein Gesetz ohne Zweck würde als auf ein tyrannisches nur das Wort Anwendung finden: hoc volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.

Wollte man also unter Tendenzgesetz ein solches verstehen, das überhaupt einen Zweck hat, so wäre der Ausdruck völlig pleonastisch, damit würde kein Vorwurf, sondern ein unentbehrliches Merkmal zum Ausdrucke gebracht.

Freilich, über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Gerechtigkeit des Zweckes wird häufig Meinungsverschiedenheit und Streit bestehen und die Tadler werden das Gesetz als ein schlechten Tendenzen dienendes bezeichnen. Aber damit ist nur ein politisches, nicht auch ein juristisches Urtheil über das Gesetz ausgesprochen.

Rechtsvorschriften können sich zu anderen als Ausnahmen verhalten. Aber auch das sogenannte Ausnahmegesetz ist nicht als solches schon ein Tendenzgesetz. Denn auch die Ausnahme hat nothwendig ihren Zweck so gut wie die Regel, und ob dieser Zweck ein nothwendiger, nützlicher und gerechter ist, das ist auch hier eine politische und keine juristische Frage. Denn die Ansicht, daß alle sogenannten Ausnahmegesetze in sich selbst verwerflich seien, ist eine thörichte, ja unsinnige und würde consequent z. B. auch zur Aufhebung der Vormundschaft über Kinder und Geisteskranke führen.

Nicht also auf den Zweck, sondern auf die vom Gesetzgeber zur Erreichung desselben angewendeten Mittel werden wir unser Augenmerk zu richten haben, um den Begriff des Tendenzgesetzes festzustellen. Diese Mittel sollen zum Zwecke normaler Weise in dem unmittelbaren und natürlichen Verhältnisse von Ursache und Wirkung stehen: das Gesetz gebietet Handlungen, weil es den natürlichen Erfolg derselben für nothwendig, es verbietet Handlungen, weil es den Erfolg derselben für schädlich, es sanctionirt Handlungen, weil es den Erfolg derselben für nützlich hält. Um es mit einem Worte zu sagen, der Gesetzgeber geht direct auf sein Ziel und er geht bloß auf sein Ziel los. Solche Gesetze, mögen wir sie im übrigen für gut oder schlecht halten, sind keine Tendenzgesetze.

Aber auch auf Umwegen kann der Gesetzgeber seinen Zweck zu erreichen suchen. Er kann von der Vornahme der unerwünschten Handlung abschrecken dadurch, daß er für den Fall der Uebertretung Nachtheile anordnet, die mit dem Zwecke selbst in keinem natürlichen Zusammenhange stehen, also Nachtheile in anderen Lebens- und Rechtsverhältnissen, und er kann umgekehrt für den Fall des Gehorsams Vortheile in Aussicht stellen, denen die natürliche Causalität ebenfalls fehlt, also Vortheile in anderen Lebens- und Rechtsverhältnissen. Dadurch entsteht nothwendig die Vorstellung des Berechneten, ja noch mehr des Willkürlichen; denn ebenso gut hätten ja auch andere Mittel angewandt werden können, und zugleich werden die angewandten Mittel ihrem wahren Zwecke entfremdet. Daher erscheinen solche Gesetze nicht nur bedenklich, sondern geradezu verwerflich. Der harmonische Organismus des Rechtes, jene elegantia juris, welche Gajus gerade bei Erwähnung eines Tendenzgesetzes vermißt (Gai I § 84 ff.) und die keineswegs bloß ästhetische, sondern in erster Linie sittliche Befriedigung gewährt, indem sie den Eindruck des aequum jus erzeugt — sie wird gestört und zerrissen, wenn die Einrichtungen des Rechtes zu fremdartigen Zwecken mißbraucht werden.

In noch gesteigerter Weise aber liegt ein solches bewußtes und absichtliches Mißverhältniß dann vor, wenn der Gesetzgeber hinter dem ausgesprochenen, ostensiblen Zwecke einen anderen unausgesprochenen verfolgt und darum die Mittel, die scheinbar den ostensiblen Zweck erfüllen sollen, dergestalt wählt und organisirt, daß dadurch der unausgesprochene Zweck wenigstens nebenher miterfüllt wird. Tendenzgesetze dieser Art, die einen doppelten Zweck haben, einen offenen und einen verschleierten, der möglicherweise nur ein Nebenzweck, möglicherweise aber sogar der Hauptzweck sein kann, zu dem sich dann der vorgeschützte Zweck selbst nur als Mittel verhält, sind wegen der beabsichtigten Verschleierung des wahren Zweckes oder des Nebenzweckes noch viel schlimmer, als Gesetze mit offener Tendenz. Und hier ist gerade auch der Punkt, wo sich das Tendenzgesetz mit dem Ausnahmegesetz nahe berührt. Entschließt sich der Gesetzgeber überhaupt zu einer Ausnahme, so ist die Gefahr naheliegend — noch näher freilich liegt der Verdacht —, daß der Zweck dieser Ausnahme gar nicht in ihr selbst beruht, sondern daß der ostensible Zweck selbst nur als Mittel für die Erreichung weiterer unausgesprochener Zwecke dienen soll.

Der ausgesprochene Zweck der sogenannten Augusteischen Ehegesetzgebung war der, in den beiden höheren Ständen (Senatoren und Ritter) das eheliche Leben zu fördern, und zwar weniger im Interesse der Sittlichkeit — nach dieser Seite sollte die lex Julia de adulteriis wirken —, als im Interesse der Erhaltung des Bürgerstandes und des Standesbewußtseins, da durch die eingetretenen Mißstände die Gefahr der Erschöpfung und damit des Einfluthens der Peregrinen nahegelegt war. Auf directem Wege war dieser Zweck nicht zu erreichen, darum hätte der Gesetzgeber überhaupt darauf verzichten müssen, ihm nachzustreben. Augustus selbst oder irgend ein namenloser Rathgeber ersann einen indirecten Weg. Das testamentarische Erbrecht mußte als Mittel herhalten.

Das Erbrecht hatte sich zwar bisher in dualistischer Weise entwickelt, aber auf jedem der beiden scharf geschiedenen Wege in bewunderungswerther Folgerichtigkeit. Auch die den 12 Tafeln nachfolgende Gesetzgebung — die lex Furia, die lex Voconia und die lex Falcidia — hat keineswegs in tendenziöser Weise eingegriffen. Es handelte sich hier zunächst darum, das Gleichgewicht zwischen Erben und Vermächtnißnehmern aufrecht zu erhalten durch Beschränkungen der Vermächtnisse; und wie verfehlt auch die zuerst angewandten Mittel sein mögen, so gingen sie doch sämmtlich direct auf das Ziel los. Freilich hat die lex Voconia noch eine andere, überaus wichtige Bestimmung getroffen, indem sie den Frauenspersonen das testamentarische Erb-

recht gegenüber Erblassern der ersten Censusclasse entzog. Dieser Theil des Gesetzes hat insofern etwas, man möchte sagen Revolutionäres, als er die durch die 12 Tafeln gewährleistete Testirfreiheit der römischen Bürger direct durchbricht, was die lex Furia noch nicht gewagt hatte. Ein Tendenzgesetz aber in unserm Sinne liegt gleichwohl nicht vor. Denn das Mittel — Verhinderung des Erwerbes großer Vermögen durch Erbfolge — steht zum Zwecke — Beschränkung des Luxus der Frauen — im directen Zusammenhang, wie z. B. auch auf dem Gebiet des Intestaterbrechts derselbe Erfolg lediglich im Wege der interpretatio herbeigeführt worden war. (Gai III § 14, Paul. IV, 8 § 22.) Immerhin ist Beschränkung des Luxus ein der Gestaltung des römischen Rechtes ursprünglich fremder Zweckgedanke, und insofern mag für die Bestrebungen des Augustus dieser Theil des Gesetzes einigermaßen anregend und ermuthigend gewirkt haben. Wie schon bemerkt, ist der Schritt vom Ausnahmegesetz zum Tendenzgesetze leicht gemacht.

Die Augusteische Gesetzgebung selbst aber ist reine Tendenzgesetzgebung.

Den directen Eingriff in die Testirfreiheit der 12 Tafeln vermeidet sie, aber wiederum nur aus Tendenz. Denn es soll dem Eingesetzten die Möglichkeit, dem Gesetze noch nachträglich zu gehorchen, verlockend vorgehalten werden. Das juristische Mittel der incapacitas, mit dem sie operirt, hat Augustus nicht erfunden, sondern aus der lex Furia entlehnt. Hier aber war dasselbe nur ein technischer Nothbehelf, um formell die Testirfreiheit zu wahren. In unserer Gesetzgebung dagegen dient das Mittel der incapacitas bloß zur Bestrafung, d. h. also zur Bekämpfung des Cölibats und der Orbität einerseits — zur Belohnung der gegentheiligen Verhältnisse andrerseits; also zur Abwehr und hinwiederum zur Beförderung von Verhältnissen, die mit dem Erbrechte selbst in gar keinem inneren Zusammenhang stehen.

Caelibes, d. h. solche, die nicht in einer dem Gesetze genügenden Ehe lebten, konnten das ihnen letztwillig in Form der Erbeinsetzung oder des Vermächtnisses Zugewandte nur annehmen, wenn sie innerhalb 100 Tagen nach Eintritt des Erbfalles das bisher Versäumte nachholten. Orbi aber, kinderlose, auch wenn sie verheirathet waren, durften nur die Hälfte des ihnen Zugewandten annehmen. Die hiedurch hinfällig werdenden Zuwendungen konnten von den im nämlichen Testamente Bedachten, welche Kinder hatten, den sogenannten patres eingezogen werden. Subsidiär trat das Aerar ein. Dieses ist der Grundgedanke der Gesetzgebung; von den vielen Detailbestimmungen, Modificationen und Ausnahmen sehe ich hier ab.

Den Mangel eines inneren Zusammenhanges zwischen dem bekämpften Uebel und den in Bewegung gesetzten Mitteln erkennt der Gesetzgeber am unzweifelhaftesten dadurch an, daß er die Intestaterbfolge — aus welchen Zweckmäßigkeitsgründen auch immer — völlig unberührt gelassen hat.

Immerhin ist die auf die Beförderung der Ehen und die Vermehrung der Bevölkerung gerichtete Tendenz offen ausgesprochen. Das Gesetz selber bezeichnet sich als lex de maritandis ordinibus. Daneben geht aber auch noch ein verschleierter Zweck einher; das Gesetz dient auch ärarialischen Interessen; wie denn auch Tacitus beide Tendenzen, die ausgesprochene: die caelibum poenae und die unausgesprochene: augendo aerario hervorhebt.

Mit schneidendem Hohne stellt er einen scheinbaren inneren Zusammenhang zwischen beiden Tendenzen her; in Ermangelung von patres, welche die caduca hätten an sich ziehen können, soll der populus velut parens omnium die bona vacantia an sich nehmen. Ein wie ganz anderes, ehrliches Angesicht zeigt im Vergleiche hiezu die directe Erbschaftssteuer!

Vom technischen Standpunkte aus können wir dem Gesetze, dessen Urheber und Redactoren zwar keine weisen, ja nicht einmal kluge, wohl aber findige Männer gewesen sind, unsre volle Anerkennung nicht versagen. Neu war, wie schon gesagt, der Begriff der capacitas nicht, wohl aber hatte seine Verwendung zu materiellen Zwecken die Aufstellung eines ganz neuen ergänzenden Begriffes, der caduca und der caducorum vindicatio zur Folge, woran sich denn nothwendig eine Verleugnung des uralten, aus dem Wesen der römischen Erbfolge hervorgehenden Accrescenzrechtes und eine durchaus irrationelle Stellung der Legatare ergab. Das ganze testamentarische Erbrecht mußte sich zu fremdartigen Zwecken eine geradezu revolutionäre Umgestaltung gefallen lassen. Natürlich hätten mit derselben inneren Berechtigung auch andere Rechtsinstitute, die bürgerliche Ehre, das Eigenthum, das Gläubigerrecht herangezogen werden können, um den Socialbestrebungen des Kaisers als Werkzeug zu dienen. Die Bestimmung zum Beispiel, daß der ehelose und kinderlose Gläubiger dem verheiratheten und mit Kindern gesegneten Schuldner gegenüber des jus crediti ganz oder theilweise verlustig und daß im Falle beiderseitigen Verfehlens das Aerar die Forderung einzuziehen befugt sein solle, wäre innerlich gewiß nicht mehr und nicht weniger berechtigt gewesen.

Es ist schade um die Mühe, die sich die römischen Juristen haben geben müssen, die neue Ordnung des testamentarischen Erbrechts wissenschaftlich auszugestalten und mit den Resten des jus antiquum so gut als möglich in Einklang zu bringen; noch mehr schade um den gelehrten Scharfsinn, welchen neuere Juristen bis in unsre Tage herein auf die minutiöse Erforschung dieser durch und durch verschobenen Dinge verwendet haben; man sollte denken, daß die Aufgaben unsrer Rechtswissenschaft nach anderen Seiten hin liegen.

Aber noch schlimmer ist es, daß selbst die Grundauffassung des Rechts bei den classischen römischen Juristen durch diese fremdartigen und zum Theil im Dunkel schleichenden Tendenzen beeinflußt worden ist.

Wenn wir bei Ulpian lesen, daß die Juristen als Priester der Gerechtigkeit danach streben, die Menschen gut zu machen, nicht nur durch die Furcht vor Strafe, sondern auch durch die Aneiferung mittelst Belohnungen, so denkt der Verfasser dabei an die Augusteischen leges. Das Recht ist aber überhaupt kein Erziehungsmittel, auch die directe Strafe hat nicht den Zweck, die Menschen gut zu machen, geschweige denn, daß der Staat den Beruf hätte, Belohnungen zum Zwecke der Besserung anzubieten. Und am allerwenigsten sind die großen Cultur- und Rechtsinstitute, wie Eigenthum, Familie und Erbrecht dazu da, um jeweiligen politischen, socialen und anderen Tendenzen als Straf- und Belohnungsmittel zu dienen. Aber die Definition steht einmal in der Justinianischen Gesetzgebung und vermöge ihrer volltönenden Phraseologie mag sie fort und fort noch auf Manchen einen verwirrenden Einfluß üben.

Jede Tendenzgesetzgebung befindet sich auf der abschüssigen Bahn des Opportunismus und der Willkür, darum darf es uns nicht wundernehmen, daß kein römisches Gesetz so viele Concessionen machen mußte und eine so große Anzahl von bald verschärfenden, bald mildernden Novellen aufzuweisen hatte, als die lex Julia; zuerst die lex Papia Poppaea, dann eine große Zahl von Senatsbeschlüssen.

Die Umgestaltung des testamentarischen Erbrechts ist das in seiner Art großartigste, aber keineswegs das einzige Beispiel der Tendenzgesetzgebung aus frühkaiserlicher Zeit. Es gehört hieher auch das ebenfalls in der Augusteischen Ehegesetzgebung wurzelnde jus liberorum, vermöge dessen Frauenspersonen, welche eine gewisse Anzahl von Kindern

geboren hatten, in vielen und wesentlichen privatrechtlichen Beziehungen besser gestellt waren als die anderen, so daß nunmehr insbesondere die Geschlechtsvormundschaft, die ursprünglich eine durchaus rationelle Einrichtung gewesen war, den tendenziösen Charakter der Strafe der Kinderlosigkeit annahm. Das völlig Willkürliche und Irrationelle dieser Vorschriften tritt am besten darin hervor, daß der Kaiser das jus liberorum auch im Gnadenwege verleihen konnte; womit denn auch hier die Tendenz des augere aerarium, bezw. fiscum verbunden war.

Genützt hat diese Gesetzgebung nichts: Nec ideo conjugia et educationes liberum frequentabantur praevalida orbitate, bezeugt Tacitus. Wohl aber blühte das Delatorenthum und untergrub wie ein schleichendes Gift die Ruhe und Sicherheit der Familien, so daß das Heilmittel ebenso schlimm war wie das Uebel: utque antehac flagitiis ita tunc legibus laborabatur. Das Aussterben und Verkommen der alten Bürgergeschlechter und das Eindringen der peregrinen Elemente in den Senat, die Staatsverwaltung, die Armee, ja bis auf den kaiserlichen Thron konnte sie kaum aufhalten, in keinem Falle verhindern, und bereits 200 Jahre nach Augustus hat der Kaiser Caracalla das römische Bürgerrecht an sämmtliche Einwohner des römischen Reiches verliehen. Freilich war auch dies im wesentlichen eine Tendenzmaßregel im fiscalischen Interesse.

Auch das andere große Gebiet, auf welchem Augustus als Retter der Gesellschaft zu wirken suchte, ist nicht frei von tendenziöser Gesetzgebung. Es handelt sich um die rechtliche Stellung der Freigelassenen. Zwar nicht im vollen Umfang können die hierauf bezüglichen Vorschriften als tendenziös betrachtet werden. Umgekehrt wird diesem Theil der Gesetzgebung in der Hauptsache das Lob nicht versagt werden können, daß sie eine nach Maßgabe der damaligen Verhältnisse nothwendige, wohldurchdachte und zweckmäßige Ausnahmegesetzgebung gewesen ist. Hieher gehören die mancherlei Vorschriften über Beschränkungen der Freilassung, über die Verweisung der bedenklichsten Elemente des an und für sich bedenklichen und wie ein Krebsschaden fressenden Standes der Freigelassenen aus dem Umkreise der Stadt Rom, ja aus Italien. Auch die Verleihung einer Freiheit zweiter Classe, wenn ich mich so ausdrücken darf, an gewisse Kategorien von Freigelassenen (Latini Juniani) bewegt sich durchaus in den Bahnen des prätorischen Rechtes, wenn auch mit verstärkten Mitteln. Aber gerade hier setzt nun auch wieder die Tendenzgesetzgebung ein. Denn eine solche ist es, wenn dem Latinus Junianus, der sich als Vater eines einjährigen Kindes aus einer dem Gesetze entsprechenden Ehe ausweisen kann, zur Belohnung das volle Bürgerrecht zufällt, an welche Bestimmung sich denn später noch manche andere Verdienste, z. B. Nachtwächterdienst in Rom, als gleiche Belohnung würdig anschlossen. Das war einfach ein Mißbrauch der einst so heilig gehaltenen und daher auf so einfachen Rechtsgrundsätzen beruhenden Civität zu völlig fremdartigen Zwecken.

Eben damit hängt noch zusammen und hat daher ebenfalls einen völlig tendenziösen Charakter, daß dem Latinus Junianus die testamentarische capacitas ebenfalls versagt war.

Zeit und Gelegenheit gestatten mir nicht, den Spuren der Tendenzgesetzgebung zu anderen Zeiten, bei anderen Völkern und innerhalb anderer, als der weltlichen Rechtskreise weiter nachzugehen. Was ich aber hier in der mir zugemessenen Spanne Zeit mehr angedeutet als ausgeführt habe, das wird immerhin den Wunsch rechtfertigen, mit dem ich als Patriot und als Jurist diese Rede schließe: Möge unserm Rechte allezeit eine harmonische und organische Entwicklung gegönnt und der Charakter eines jus aequum erhalten bleiben und möge dem deutschen Volke niemals die geistige und sittliche Kraft fehlen, jeden, sei es offenen, sei es versteckten und gleißnerischen Versuch, das Recht fremden Tendenzen dienstbar zu machen — er komme von welcher Seite auch immer — im Keime zu ersticken!

Wiener Congreß-Ausstellung.

* Zu allen Zeiten hat die Schaulust aus der gerade vorwaltenden Neigung der allgemeinen Cultur ihre Hauptnahrung gesogen. Auf die religiösen Darstellungen des späteren Mittelalters folgten seit den Tagen der Renaissance die allegorischen, die sich an den Ideenkreis der Antike anlehnten. Im 18. Jahrhundert gesellten sich geographische Liebhabereien dazu; Chinesisches und ähnliches Seltsame legte bei Festlichkeiten wie in der Decoration der Gärten und Paläste Zeugniß ab für die weltbürgerliche Lieblingsrichtung der Gedanken und Gespräche. Unser Zeitalter bewegt sich in historischen Liebhabereien; an der forschenden Arbeit des Geistes wollen Ohr und Auge mit Ergötzen theilnehmen. Wie wir von der Bühne verlangen, daß sie uns durch geschichtlich echte Ausstattung täusche, so lassen wir uns bei der Lectüre gern durch möglichst ursprüngliche Abbildungen zerstreuen; wir hören historische Concerte, sehen geschichtlich in Reime gesetzte Festspiele — jedes Städtchen sucht bereits nach einem passenden Stoff — und besuchen am liebsten historisch zugestutzte Ausstellungen. Selbst die Begebenheit, welche aller Geschichte den Garaus zu machen gedachte, die französische Revolution, ist vor sechs Jahren durch eine ängstlich getreue Copie ihrer localen Umstände, oder, um es vornehmer zu sagen: ihres Milieus wie zur Strafe gefeiert worden. Wie aber Europa von den Ausgeburten der großen Revolution durch den Wiener Congreß befreit ward, so kündigt jetzo folgerichtig, nur um 20 Jahr verfrüht, das lebensfrohe Wien, wo sich historische Tradition, Geschmack für jeden Augenschmaus und nicht am letzten Unternehmungsluft von jeher verbunden gezeigt, für den nächsten Frühling eine „Wiener Congreß-Ausstellung" an. Man theilt uns freundlich folgendes Programm dazu mit:

„In der Reihe der Specialausstellungen, welche das Oesterreichische Museum seit Jahren in seinen Räumen zu veranstalten pflegt, nimmt diejenige, welche unter dem kurzen Titel des „Wiener Congresses" ein Zeitbild ergeben soll, eine besondere Stellung ein. Obwohl auch sie diejenigen Gegenstände enthalten soll, welche den Inhalt des Museums bilden und seinem eigentlichen Zweck entsprechen, so geht doch das Interesse weit darüber hinaus.

Der Wiener Congreß lebt in der Erinnerung der Wiener fort als, wenn auch kurze, doch die bedeutsamste und reizvollste Epoche, welche die Stadt in ihrer langen Geschichte erlebt hat. Noch sind, wenn auch die Theilnehmer jener Tage alle aus dem Leben geschieden sind und heute schon die Enkel das Geschlecht der Gegenwart bilden, noch sind die Traditionen in Volk und Familie lebendig. Zahlreiche Portraits haben uns die Züge derjenigen überliefert, welche damals eine Rolle spielten, zahlreiche Gegenstände, welche ihnen angehörten, sind erhalten geblieben, zahlreiche Bilder geben uns einen Begriff von den Festen und Aufzügen, von den Oertlichkeiten, wo sie stattfanden, von dem Volke, das ihnen zusah, von dem Luxus und der Pracht, die sie begleiteten.

Aber der Wiener Congreß war nicht bloß eine Episode in der Geschichte der Stadt oder des Landes, er war ein weltgeschichtliches Ereigniß. Es galt, die Welt wieder in Ordnung zu bringen nach den Veränderungen, welche die langen französischen Kriege herbeigeführt hatten, nach der Auflösung alles Bestehenden und Hergebrachten in der

politischen Lage Europa's und Deutschlands insbesondere. Der Friede war geschlossen, nothdürftig, aber eine neue Ordnung sollte an die Stelle der alten treten, die sich nicht mehr wiederherstellen ließ. Tausende der verschiedensten Interessen, Ansprüche und Forderungen kreuzten sich und sollten befriedigt und versöhnt werden.

Zu diesem Zweck versammelten sich, eingeladen von Kaiser Franz, die siegreichen Herrscher Europa's, an ihrer Spitze der Kaiser von Rußland und der König von Preußen; mit ihnen kamen ihre Staatsmänner, Diplomaten, Generale. Es kamen die deutschen Fürsten, die souveränen und die mediatisirten, möglichst bedacht, in der neuen Ordnung der Dinge ihre Interessen wahrzunehmen, ihre alten Rechte wiederherzustellen. Es kamen die Vertreter, wenn nicht die Herrscher selber, aller Staaten, welche von dem Sturm der letzten Jahrzehnte betroffen waren — und keiner war ausgenommen. Es folgten ihnen die Damen, ihre Gemahlinnen und Töchter; es folgten zahlreiche bedeutende, berühmte oder auch abenteuernde Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts, welche das großartige Schauspiel, das der Welt hier geboten wurde, herbeizog. Die Welt gab sich ein Rendezvous in den Mauern des alten Wien. Was sich hier zusammenfand und ereignete, darf in Wahrheit als ein großartiges Zeitbild betrachtet werden.

Die Politik führte freilich das erste Wort. Aber was sie trieb, vollzog sich am grünen Tisch geheimnißvoll in geschlossenen Räumen, in den Conferenzen der Minister und Gesandten oder im Intriguenspiel, das wechselvoll in ausgedehntestem Maße die Gelegenheit erhielt. Das Schauspiel, das die Welt erblickte und die Bewohnerschaft Wiens miterlebte, war das unaufhörlicher Feste vom Einzug der großen Monarchen angefangen bis zum Tage, da die Rückkehr Napoleons von Elba und die Nachricht seiner triumphirenden Ankunft in Paris dem Congreß ein unerwartetes Ende bereitete. Bis dahin folgte ein Fest dem anderen; militärische Schauspiele, Revuen und Paraden spielten kaum die erste Rolle; der Tanz stand bei weitem in erster Linie. Bälle, maskirte wie unmaskirte, Redouten und Maskeraden, Diners und Soireen, Caroussels, Schlittenpartien, Jagden, Ausflüge in nah und fern, selbst bis nach Ofen und Pest, irgend etwas solcher Vergnügungen gab es jeden Tag, und oft war der ganze Tag vom Morgen bis zum Ende der Nacht von einer Reihenfolge von Unterhaltungen eingenommen.

Der Hof machte den Anfang; Kaiser Franz betrachtete alle Fremden als seine Gäste, und der Kaiser von Rußland, die Könige und ihre Gemahlinnen mit deren gesammtem Hofstaate waren in den Räumen der kaiserlichen Burg untergebracht. Dem Hofe folgten die Staatsmänner, die heimischen und die fremden, Fürst Metternich an der Spitze, mit Gartenfesten und Tanzvergnügungen in Palais und Garten auf dem Rennweg. Der österreichische Adel that deßgleichen in seinen Wiener Palästen oder in der Nähe gelegenen Landschlössern. Wer die stillere Unterhaltung liebte, fand sie in den Salons unter dem Walten schöner und geistreicher Frauen. Und hier traten die Salons der Finanzdamen, wie die der Bankhäuser Arnstein, Eskeles, Pereira, Geymüller u. a., denen des Adels zur Seite. Sie waren allabendlich gefüllt von allem, was Geist und Namen hatte, und nicht die illustreste Welt, nicht die höchsten gekrönten Häupter fehlten ihnen. Dazu Theater, Concerte, Oper, Volksfeste und Volksbelustigungen. Die ganze Welt von den höchsten Spitzen herab taumelte in Vergnügen, gebannt und gefangen in diesem Zauberkreis.

Es kann immer nur ein schwaches Bild sein, nur Erinnerungen, was eine Ausstellung unter dem Titel des Wiener Congresses bieten kann, aber diese Erinnerungen als ein Bild der Zeit möglichst allseitig aufgefaßt, dürften den Lebenden von heute doch hochwillkommen sein.

Sehen wir uns gegenständlich um, was den Inhalt der Ausstellung bilden soll, so stehen wohl die Portraits aller derjenigen Personen, welche mitwirkend oder theilnehmend jene großen Tage miterlebt haben, in erster Linie. Hier finden wir die Namen der Herrscher und Fürstlichkeiten nebst ihren Angehörigen, welche in Wien während der Monate des Congresses mit ihnen anwesend waren, obenan unser österreichisches Kaiserhaus, Kaiser Franz, Kaiserin Ludovika, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, dann der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern, Württemberg u. s. w. Mit den Herrschern oder für dieselben waren ihre Staatsmänner gekommen, die Friedensverhandlungen zu führen, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, die preußischen Minister Fürst Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, die russischen Graf Stackelberg, Graf Rasumofsky, Capodistrias und Pozzo di Borgo, die Vertreter Englands Lord Castlereagh und Sir Sidney Smith, Fürst Talleyrand für Frankreich u. s. w. Nicht minder wichtig sind uns deren Damen und andere, die selbständig gekommen waren, wie die Herzogin von Curland mit ihren drei Töchtern. Leichter wird es sein, die Bilder vom österreichischen Adel zu bekommen, welche Feste gaben oder an ihnen theilnahmen, oder der Hofbeamten, welche die Last dieser Tage trugen, an ihrer Spitze der Oberſthofmeister Fürst Trauttmansdorff. Dann andere Berühmtheiten, welche am Congresse mitspielten oder von ihm berichteten, politische wie literarische und künstlerische Persönlichkeiten, wie Varnhagen von Ense, Gentz, Friedrich Schlegel, Castelli, Beethoven, Sophie Schröder und andere hervorragende Namen der Kunst und der Bühne, nicht zu vergessen die Herren und Damen jener Salons aus der Welt der Finanzen.

Schon das ergibt eine ausgedehnte Portraitgalerie, da man sich selbstverständlich nicht auf das Oelgemälde beschränken kann, sondern jede Art der Wiedergabe, Stich, Radirung, Lithographie, Miniature, Plastik willkommen ist.

Die Zahl vermehrt sich aber noch. Da unsre Absicht sich nicht auf den Wiener Congreß und diejenigen, welche an ihm theilgenommen oder ihn in nächster Nähe miterlebt haben, beschränkt, sondern vielmehr ein Bild der Zeit geben will, so werden auch andere vorragende Persönlichkeiten jener thaten- und ereignißvollen Zeit nicht ausgeschlossen.

Betrachten wir die Portraits als die erste Gruppe der Abbildungen, so bildet eine zweite diejenige von Abbildungen der Ereignisse, welche während der Congreßzeit in Wien stattgefunden haben. Hierher gehören alle Feste und Vergnügungen, Theatervorstellungen, Volksscenen, Volksfeste, öffentliche Aufzüge, Paraden u. s. w. Zu ihnen gesellen sich die Abbildungen aller der Stätten, an welchen heitere wie ernste Ereignisse des Congresses stattgefunden haben; Wien selbst, mit Ansichten aus damaliger Zeit, die kaiserliche Burg von außen wie in ihren Gemächern, die Redoutensäle, die Reitschule; sodann die Staatskanzlei, Schönbrunn, Laxenburg, der Prater, die Paläste und Schlösser des Adels u. s. w.

Ergänzend zur Portraitgalerie gehört eine Sammlung von Autographen der genannten und betheiligten Persönlichkeiten.

Eine weitere Gruppe von Abbildungen bilden die Costume, sowohl die Moden dieser Epoche, wobei man sich nicht genau auf die Moden des Jahres von 1814 bis 1815 beschränken kann, sondern auf einige Jahre vorher zurückgreifen muß, als auch insbesondere die speciellen Costume, welche bei dieser oder jener Festlichkeit getragen worden sind, z. B. bei Maskeraden, Hoffesten und Hofjagden. Ebenfalls gehören hieher die Uniformen der Zeit, die militärischen wie die civilen und die Hoftrachten. Sind solche Costume und Trachten noch in Wirklichkeit vor-

handen, so fallen sie in die zweite Hauptabtheilung, in die der Gegenstände.

Diese zweite Hauptabtheilung soll die wirklichen Gegenstände enthalten, mit und unter welchen die Menschen der damaligen Zeit gelebt haben, die Gegenstände in natura, deren sie sich in Wirklichkeit zum Gebrauche bedient haben. Selbstverständlich, da hierin die Moden von heute auf morgen nicht wechseln, so ist ein größerer Zeitraum ins Auge zu fassen, nämlich die Epoche des mit dem Namen Empire gewöhnlich bezeichneten Geschmacks. Hieher gehört das Mobiliar, die gesammte Ausstattung der Wohnung, die Sitzmöbel, die Tische, die Kasten und Schränke aller Art, soweit sie damals üblich waren; das Metallgeräth für Tisch und Beleuchtung und Beheizung; Gegenstände in Glas und Porcellan, von letzterem insbesondere eine Collection der Wiener Fabrik aus dieser Epoche von etwa 1800 bis 1815. Es gehören ferner hieher Uhren und Vasen, Gegenstände zur Bekleidung der Wände, textile Stoffe und Stickereien, Leinenwäsche, Tischtücher, die gesammte Herren- und Damentoilette mit allen Utensilien des Gebrauchs und der Herstellung, mit Kämmen, Bürsten, Fächern, Handschuhen, Schuhen, Nähetuis, Handspiegeln u. s. w. Endlich Nippes, Zier- und Luxusgeräth und Schmuckgegenstände aller Art, soweit sie erkennbar den Charakter der Zeit tragen.

Alle diese Gegenstände sollen nur im allgemeinen die Zeitepoche charakterisiren, ohne daß sie den Besitz bestimmter Personen des Congresses hätten bilden müssen. Aber auch solche Gegenstände werden zum Inhalt unsrer Ausstellung gehören, Andenken gewissermaßen, welche sich an die Namen hoher oder berühmter Persönlichkeiten knüpfen, sei es, daß sie in deren Besitz waren oder als Geschenke von ihnen herrühren. Bei diesen entscheidet nicht das Alter, sondern Besitz und Herkommen.

Sie bilden eine besondere, eine letzte Gruppe, wenn man ihnen nicht den Vorrang vor allen anderen zugestehen will.

Die Ausstellung soll laut Beschluß des Comités in den Monaten Januar bis Mai 1896 stattfinden."

Soweit der Entwurf zu dieser lehrreichen Unterhaltung. Man muß einräumen, daß selten ein öffentliches Vergnügen mit tieferem Ernst erwogen und vorbereitet ward. Und schon ist man eifrig mit den Anstalten zur Ausführung des geistreich spielenden Planes beschäftigt. Vor einigen Tagen hat unter dem Vorsitze des Grafen Hugo Abensperg-Traun eine Sitzung des Executivcomités der Congreß-Ausstellung stattgefunden, welcher die HH.: Vicepräsident Sectionschef Graf Latour, Erbprinz Johann von Schwarzenberg, Ministerialrath Dr. v. Haymerle, Ministerialsecretär Baron Weckbecker, der Director des Museums Hofrath Bucher mit den Beamten des Museums, ferner Custos Chmelarz, Director Dr. Glossy und Professor Dr. Guglia beiwohnten.

Die in dieser Sitzung erstatteten Berichte stellten fest, daß sich in den weitesten Kreisen das lebhafteste Interesse für diese Ausstellung bethätigt und daß sich dieselbe im Hinblick auf die zahlreichen bedeutenden Anmeldungen zu einer der interessantesten Ausstellungen gestalten wird, welche Wien seit langem gesehen hat. Zur Theilnahme haben sich bereit erklärt eine Anzahl von Erzherzogen und anderen Fürstlichkeiten, viele Herren und Damen der Aristokratie des Geblüts und des Vermögens, öffentliche Institute des In- und Auslandes, die sich des Besitzes werthvoller Andenken an das so hochpolitische und zugleich so ausgelassene Diplomatenconcil rühmen. Im Comité begegnen sich die Namen bester Kenner, wie Alfred Ritter v. Arneth, Bruno Bucher, Frhr. v. Chlumercy, Nikolaus Dumba, Jakob Ritter v. Falke, Karl Graf Lanckoronski, Prinz Franz Liechtenstein, Fürst Richard Metternich u. s. w.

Außer den bisher angemeldeten Objecten stehen noch Anmeldungen aus Süd- und Norddeutschland, Dänemark, England, Frankreich, Holland, Rußland, Schweden und Norwegen in Aussicht. Die Ausstellung wird, wie wiederholt betont werden muß, sich nicht auf den Wiener Congreß und das Congreßjahr allein beziehen, sondern die gesammte Kunst- und Culturgeschichte Europa's von 1800 bis 1825 zur Anschauung bringen. Weitere Anmeldungen werden mit Dank angenommen. Zuschriften sind an das k. k. Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie (Wien, I. Stubenring 5) zu richten.

Wir aber begrüßen in jedem derartigen Unternehmen vor allem freudig einen Beweis für die sorglose Friedensstimmung der Völker und Staaten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Stuttgart**, 30. Juni. Der „Schwäb. Merkur" erinnert daran, daß heute Frhr. Dr. **Ferdinand v. Müller**, Vorstand des botanischen Gartens in Melbourne, seinen 70. Geburtstag feiert. In Rostock geboren, studirte Müller auf der Universität Kiel zuerst Pharmacie, dann Medicin; mit besonderer Vorliebe pflegte er die Naturwissenschaften. Mit 20 Jahren siedelte er in Begleitung zweier Schwestern nach Australien über, in dessen mildem Klima seine Geschwister mit Erfolg Heilung von einem Lungenleiden suchten. Für den jugendlichen Deutschen begann in der Fremde ein wechselvolles Leben, bis ein glücklicher Zufall ihn mit dem damaligen Gouverneur Latrobe zusammenführte, der ihn botanisiren sah. Da sich der Gouverneur selbst für Botanik interessirte, war die Bekanntschaft bald gemacht; Müllers eminentes Talent kam zur Geltung; er wurde ausgeschickt, entferntere Gegenden auf ihre Culturfähigkeit zu untersuchen, machte Aufnahmen und Höhenbestimmungen und legte derart zufriedenstellende Berichte vor, daß seine sofortige Anstellung als „Government Botanist" erfolgte. Bald darauf machte er die große Expedition Gregory's von der Ost- nach der Westküste Australiens mit, die 1½ Jahre dauerte; nach deren Abschluß übernahm er die Anlage des zoologischen und botanischen Gartens, dessen Director er heute noch ist; nach Gründung der Universität Melbourne trat er auch in deren Lehrkörper ein. Als Präsident der Geographischen Gesellschaft hat er hervorragendes Verdienst um Entsendung der verschiedenen Forschungsexpeditionen nach dem inneren Australien oder in das antarktische Meer; zugleich steht er an der Spitze zahlreicher gemeinnütziger Unternehmungen. Aber über seiner neuen Heimath hat Müller der alten nicht vergessen; wohl die Mehrzahl der größeren Museen Europa's haben sich naturwissenschaftlicher Zusendungen von ihm zu erfreuen, keines aber in so hohem Maße wie Stuttgart. In langjähriger Freundschaft mit dem verstorbenen Director v. Krauß verbunden, hat er Stuttgart unermüdlich mit Zusendungen zoologischer Objecte bedacht, und das Naturaliencabinet darf sich rühmen, heute eine Sammlung australischer Thiere, besonders Säugethiere und Vögel, zu besitzen, die mit den ersten Sammlungen der Welt concurrirt. Außer durch diese seit jetzt drei Jahrzehnten fortgesetzten Schenkungen hat Müller seiner Verehrung für Württemberg durch Stiftung eines Stipendiums Ausdruck verliehen, welches Naturwissenschaftlern oder Medicinern Gelegenheit zu Reisen außerhalb Europa's geben soll und welches in erster Linie Sammeln im Interesse des Naturaliencabinets bezweckt. Nachdem er 1867 durch Verleihung des Ehrenritterkreuzes des Ordens der württembergischen Krone ausgezeichnet worden war, wurde er 1871 in den erblichen württembergischen Adels- und Freiherrnstand erhoben. Daß auch die Wissenschaft sich ihm dankbar erwies, ist selbstverständlich; in fast allen größeren Abtheilungen des Thier- und Pflanzenreiches finden wir Artbezeichnungen „Mülleri", die den Namen Ferdinand v. Müllers verewigen sollen und erst ganz kürzlich wurde auf der Forschungsreise des „Atlantic" auch ein sturmumbraustes Cap der Insel Possession im südlichen Eismeer nach seinem verdienstvollen Namen genannt.

⊖ **Dresden**, 28. Juni. Internationaler Congreß zum Schutze des geistigen Eigenthums an Schrift- und Kunstwerken. Nachdem sich der vom hiesigen Schriftstellerverein „Symposion" für den 17. Congreß der „Association littéraire et artistique internationale" eingesetzte Ortsausschuß (Vor-

sitzende: Wolfgang Kirchbach und Dr. Hugo Schramm-Macdonald; Schriftführer: Stadtrath Dr. Vierey) durch Zuwahl einer großen Anzahl literarisch, künstlerisch und gesellschaftlich hervorragender Persönlichkeiten unsrer Stadt erweitert und in verschiedene Unterausschüsse getheilt hat, sind die Vorbereitungen für den genannten Congreß im besten Gange. Und das Protectorat Sr. Majestät des Königs Albert, das wohlwollende Entgegenkommen der Staatsregierung und der städtischen Behörden und das Vorhandensein eines stattlichen Garantiefonds in Verbindung mit den vielen Sehenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten, welche Dresden an und für sich bietet, — alles dies bürgt dafür, daß dem bevorstehenden Congresse in derjenigen Stadt des Deutschen Reiches, wo er zum ersten Male auf deutschem Boden tagen soll, eine würdige Aufnahme bereitet werden wird. Von allen bisherigen Versammlungen der „Association" haben nur erst zwei in deutschredenden Städten getagt: die des Jahres 1881 in Wien und die des Jahres 1883 in Bern; es ist deßhalb nicht unwichtig, daß die diesjährige in Dresden abgehalten werden soll. Voraussichtlich wird sie in Folge dessen von deutschen Theilnehmern weit zahlreicher besucht werden, als die vorausgegangenen Versammlungen. Und das ist erfreulich, denn für Deutschland ganz besonders haben die Bestrebungen der „Association" Interesse. Ist doch der Zweck dieses 1878 zu Paris gegründeten internationalen Verbandes der Schutz des geistigen Eigenthums (des „Urheberrechts") an Werken des Schriftthums und der Kunst. Auch darf sich der Verband rühmen, um diesen Schutz sich bereits erhebliche Verdienste erworben zu haben. Seine Wanderversammlung in Rom nahm im Jahre 1882 auf Antrag des Rechtsanwalts Dr. Paul Schmidt-Leipzig, des Vertreters des deutschen Buchhandels, die Bildung einer internationalen Urheberrechtsconvention in Angriff und zwar mit solchem Erfolge, daß die europäische Diplomatie schon vier Jahre später die „Berner Convention" abschloß. Dieser völkerrechtlichen „Uebereinkunft zum Schutze des geistigen Eigenthums an Schrift- und Kunstwerken" sind seitdem — Oesterreich-Ungarn, Holland, die skandinavischen Staaten und Rußland ausgenommen — alle größeren europäischen und verschiedene außereuropäische Staaten beigetreten. Alle seitdem zum Schutze des Urheber- und Verlagsrechts erlassenen Gesetze und abgeschlossenen internationalen Verträge beruhen auf dieser Berner Convention oder sind mehr oder weniger von ihr beeinflußt worden. Nur aber erst die Elemente des internationalen Urheberrechtes sind es, welche ihren Inhalt bilden. Noch fehlt es überall an dem nöthigen Ausbau. Abgesehen davon, daß in der Gesetzgebung der Einzelstaaten das geistige Eigenthum an Werken des Schriftthums und der Kunst noch nicht genügend zum Ausdruck kommt, so halten sich namentlich noch einzelne große und für das in Frage stehende Recht besonders wichtige Culturvölker ganz abseits. So ist insbesondere in den drei skandinavischen Königreichen und in Rußland die außerordentlich starke und bedeutende Production Deutschlands an wissenschaftlichen Büchern und an Werken des musikalischen Verlags dem Nachdruck, der Aufführung und der Ausbeute jeder Art schutzlos preisgegeben, während der Schutz, den die Copy-right-Bill in den Vereinigten Staaten von Nordamerika den deutschen Geisteserzeugnissen gewähren soll, überhaupt so gut wie gar nicht zu verwirklichen ist. Dieselbe Klage erhebt Frankreich, das bekanntlich eine ungemein starke Production an Romanen und Bühnenwerken hat, über deren mißbräuchliche Ausbeutung in den erwähnten und in anderen Staaten. Daher werden auf dem diesjährigen Congresse der „Association" bedeutsame Fragen zu erörtern und möglichst zu lösen sein. Die für die Berathungen nunmehr festgesetzte Tagesordnung enthält folgende Punkte: I. Die Berner Convention: A. Der gegenwärtige Stand der Vorarbeiten für deren Abänderung (Berichterstatter Emile Poinsard - Bern); B. Eigenthums-Uebertragung an Kunstwerken (Berichterst.: Albert Vaunois-Paris); C. Maßnahmen zur Herbeiführung des Beitritts weiterer Staaten zur Berner Convention (Berichterst.: Alcide Darras-Paris, Heinrich Schuster-Prag, Halpérine Kaminsky-Paris, Karl Snoilsky-Stockholm, Karl Baetzmann-Christiania, Karl Torp-Kopenhagen, J. H. Hora-Siccama-Haag und Ernst Eisenmann-Paris). II. Die Vereinigung zur Vertheidigung des Urheberrechts (Berichterst.: Emilio Daurd-Paris). III. Die Begründung einer internationalen Eintragsstelle (Berichterstatter: Jules Lermina-Paris). IV. Grundzüge zu einer einheitlichen Urheberrechts-Gesetzgebung in den Staaten der Berner Convention (Berichterst.: Rechtsanwalt Dr. Paul Schmidt-Leipzig und Prof. Dr. Röthlisberger-Bern). V. A. Die Anwendung der Grundsätze des internationalen Privatrechts auf das Urheberrecht (Berichterst.: Dr. Albert Osterrieth-Heidelberg). B. Der jetzige Stand der zwischen den deutschen Einzelstaaten und Frankreich geschlossenen Literarconventionen (Berichterst.: Alcide Darras-Paris). VI. Das Rechtsverhältniß zwischen Urheber und Verleger (Berichterstatter: Armand Ocampo-Paris, Schriftsteller Martin Hildebrandt-Berlin, Verlagsbuchhändler Robert Voigtländer-Leipzig und Rechtsanwalt Ernst Eisenmann-Paris). VII. Der unlautere Wettbewerb auf dem Gebiete des Urheber- und Verlagsrechts (Berichterst.: Musikalienverleger Oskar v. Haase-Leipzig. VIII. Anonyme Werke (Berichterst.: Frédéric Mettetal-Paris). IX. Nachgelassene Werke (Berichterst.: Derselbe). X. Sammelwerke (Berichterst.: Maurice Maunoury-Paris). XI. Miturheberschaft (Berichterst.: Georges Harmand-Paris). XII. Die Berechtigung zum Copiren der in öffentlichen Sammlungen befindlichen Kunstwerke (Berichterst.: Lucien Lajus-Paris). — Die Organisation des Congreßunternehmens ist bereits vorgeschritten. Der ständige Pariser Ausschuß hat alle europäischen und einige außereuropäische Regierungen, der Leipziger Arbeitsausschuß die hervorragendsten literarischen und künstlerischen Körperschaften aller Culturstaaten zur Beschickung des Dresdener Congresses eingeladen und keine Geringeren als die nachgenannten Meister der verschiedenen Arbeitsgebiete der Association haben sich mit Freude bereit erklärt, als Ehrenpräsidenten am Congresse mitzuwirken: Johannes Brahms, Eduard Brockhaus, Paul Heyse (an Stelle des verstorbenen Gustav Freytag), Adolf Menzel, Johannes Schilling und Paul Wallot. Da es ferner, wie erwähnt, das erste Mal ist, daß die Association auf deutschem Boden tagt, so widmen der Leipziger Arbeits- und der Dresdner Ortsausschuß den Congreßtheilnehmern eine besondere Festschrift, zu deren Druck die sächsische Staatsregierung einen Beitrag von 1000 Mark bewilligt hat. Diese Festschrift, zu welcher bereits verschiedene Schriftsteller, Bühnendichter, Componisten, Maler, Bildhauer, Architekten, Photographen und Verleger werthvolle Beiträge geliefert haben, wird die wichtigsten der das Urheberrecht betreffenden Fragen behandeln. Was endlich die Festlichkeiten anbelangt, welche der Dresdener Ortsausschuß den Congreßtheilnehmern zu bieten gedenkt, so ist aus dem dafür zur Zeit aufgestellten Programm Folgendes hervorzuheben: Sonnabend, den 21. September findet die feierliche Eröffnung des Congresses im festlich geschmückten Saale des Gewerbehauses unter Theilnahme des Allerhöchsten Protectors, der Spitzen der Staats- und Stadtbehörden, der Vertreter der fremden Regierungen ꝛc. und am Abend eine Galavorstellung (Oper) im k. Hoftheater statt. Sonntag, den 22. Sept., ist insbesondere zu einem Ausflug nach Meißen, beziehungsweise zur Besichtigung der Albrechtsburg und zum Besuch einer für die Congreßtheilnehmer eigens veranstalteten keramischen Ausstellung bestimmt. Auf den Abend des Dienstags (24. Sept.) ist das von der Stadt Dresden angebotene große Festmahl anberaumt. Für den Donnerstag (26. Sept.) ist ein Ausflug nach der Sächsischen Schweiz geplant. Sonnabend, den 28. Sept., erfolgt ein Ausflug nach Leipzig, wo u. a. nach dem formellen Schlusse des Congresses der Buchhändler-Börsenverein ein Abschiedsessen gibt. Auch steht ein Empfang des Congresses durch König Albert in Pillnitz in Aussicht, wie denn überhaupt das jetzige Festprogramm noch die eine oder andere Erweiterung erfahren dürfte. In den k. Sammlungen haben die Congreßtheilnehmer freien Eintritt. Aus dem Mitgetheilten geht jedenfalls hervor, daß Dresden die Ehre des ihm bevorstehenden Besuches hervorragender Vertreter der Literatur, Kunst und Wissenschaft aus allen Culturstaaten Europa's voll zu würdigen weiß.

* **Jena.** Am 18. Juli ds. Js. vollendet der Professor der orientalischen Sprachen, Geh. Rath Dr. J. G. Stickel, gegenwärtig der Senior aller noch thätigen deutschen Universitätslehrer, sein 90. Lebensjahr.

⊠ **Halle**, 29. Juni. Professor Rümelin, der sich an der hiesigen Hochschule einer großen Beliebtheit erfreute und gern gehört wurde, wird, wie schon berichtet, mit dem Ende des Semesters aus seiner hiesigen Stellung scheiden, um in Tübingen, der Universität seines Heimathlandes, seine akademische Thätigkeit fortzusetzen. Als Nachfolger Rümelins ist Professor Friedrich Endemann aus Königsberg berufen. 1857 zu Fulda geboren, Sohn des bekannten Civilrechtslehrers Geheimrath Wilhelm Endemann in Bonn, machte er seine juristischen Studien in Bonn, Jena und Berlin. 1880 bestand er die erste juristische Prüfung, promovirte in Bonn 1887 als Doctor der Rechte mit einer Schrift: Beiträge zur Geschichte der Lotterie und zum heutigen Lotterierechte. Nachdem er Assessor geworden, ließ er sich als Privatdocent an der Universität Berlin nieder und wurde 1888 als außerordentlicher

Professor nach Königsberg berufen; 1892 wurde er ordentlicher Professor. In der juristischen Literatur hat er sich durch manche Arbeiten bekannt gemacht. Auf eine Schrift emtio rei speratae und emtio spei folgten Untersuchungen über die civilrechtliche Wirkung der Verbotgesetze nach gemeinem Recht, über das Civilproceßverfahren nach der kanonistischen Lehre. 1891 veröffentlichte er eine Studie über die gesetzliche Behandlung der Trunksucht. Sehr gerühmt wird die Schrift über die Rechtswirkung der Ablehnung einer Operation. In scharfsinniger Weise hat Endemann dargelegt, daß ein durch Unfall Verletzter unter Androhung eines Verlustes oder einer Beschränkung der gesetzlichen Unfallsrente zu einem operativen Eingriff nicht gezwungen werden könne. Die Weigerung des Verletzten schränkt sein Recht auf Rente nicht ein.

* Am 1. Juli verstarb zu Baden-Baden im Alter von 75 Jahren der Physiker Geh. Rath Prof. Dr. Karl Hermann Knoblauch. Geboren und erwachsen in Berlin, habilitirte er sich daselbst 1848 und stieg von dort über Bonn und Marburg zum Ordinarius seines Fachs in Halle auf, wo er seit 1854 Jahrzehnte hindurch als Lehrer thätig blieb, bis ihm ein jüngerer College ersetzend zur Seite trat. Seit 1878 verwaltete er das Ehrenamt eines Präsidenten der alten wunderlichen Genossenschaft der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie deutscher Naturforscher. Knoblauch, in glücklicher äußerer Lage, war ein feiner, aber nicht allzu fruchtbarer, gelehrter Arbeiter — er selbst unterschied wohl in seiner witzigen Art zwischen „Physikern und Physikanten". Seine Untersuchungen galten fast ausschließlich den Erscheinungen der Wärmestrahlung. Parallel mit Melloni wies er deren wahre Natur, d. h. die wesentliche Gleichheit der Wärmestrahlen und der Lichtstrahlen nach und beförderte so die Richtung der modernen Physik auf einheitliche Erfassung der ehedem getrennt vorgestellten sogenannten Kräfte.

* **Münster i. W.**, 28. Juni. Die neuesten Publicationen der Comenius-Gesellschaft bringen zunächst den Schluß einer größeren Arbeit Ludwig Kellers über „Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts", die zugleich die Vorgeschichte der heutigen Akademien der Wissenschaften klar zu stellen versucht. Ferner enthalten die soeben ausgegebenen Hefte Aufsätze von Bernh. Baehring über Moritz Carriere, von G. Hamdorff über die Hochschulen und die Volksbildung in England. — Der Vorsitzende der Gesellschaft, Archivrath Dr. Ludwig Keller, bisher in Münster, wird Ende August d. Js. seinen Wohnsitz nach Berlin-Charlottenburg verlegen und die Geschäftsstelle der Gesellschaft befindet sich von diesem Termin an in Charlottenburg, Berliner Straße 22.

* **Budapest**, 30. Juni. Der ungarische Landes-Sanitätsinspector, Schuler Arlt, ehedem als Docent an der Wiener Universität thätig, ist zum außerordentlichen Professor der Augenheilkunde hierselbst ernannt worden.

* **London**, 29. Juni. Die numismatische Gesellschaft dahier hat Prof. Theodor Mommsen in Berlin in Anerkennung seiner der numismatischen Wissenschaft geleisteten außerordentlichen Dienste ihre silberne Medaille verliehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 2. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul Schweizer: Geschichte der Schweizerischen Neutralität. 3. Theil. Frauenfeld, J. Huber 1895. — Bismarck und die Socialdemokratie. Dresden, Glöß 1895. — Arthur Chuquet: Der Krieg 1870—71; autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Zittau, Pahl 1895. — Georg v. Wyß: Geschichte der Historiographie in der Schweiz. 3. Lieferung. Zürich, Fäsi u. Beer 1895. — Alexander Tille: Von Darwin bis Nietzsche; ein Buch Entwicklungsethik. Leipzig, C. G. Naumann 1895. — Mittheilungen aus der Literatur des 19. Jahrhunderts und ihrer Geschichte (Ergänzungsheft zur Zeitschrift Euphorion, Band 2). Bamberg, C. C. Buchner 1895. — Max Radlkofer: Die sieben Schwaben. — Dr. Adolf Pahde: Der erste deutsche Afrikaforscher (Virchow-Wattenbach, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Heft 221, 222). Hamburg, Verlagsanstalt 1895. — Grillparzers sämmtliche Werke, hggb. von August Sauer. Lieferung 33. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. — Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, hggb. von Ludwig Keller. IV. Bd. 5. und 6. Heft. Berlin und Münster, Verlag der Com.-Ges. 1895. — Comenius-Blätter für Volkserziehung. 3. Jahrg. Mai—Juni 1895, ebd. — Die österreichische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 231: Ungarn IV, 14. Wien, Alfred Hölder. — Illustrirter Fremdenführer für das Spicherer Schlachtfeld, Saarbrücken und St. Johann; Ausgabe 1895. Saarbrücken, Klingebeil.

1895. Nr. 182. München, Mittwoch, 3. Juli. Beilage-Nummer 150.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Uebersicht.

Die Wiener Genesis.

Von Julius v. Schlosser.

I.

Die berühmte „Genesis“ der Wiener Hofbibliothek, vielleicht die älteste aller erhaltenen Bilderhandschriften des christlichen Alterthums, hat schon seit dem 17. Jahrhundert, nachdem sie wahrscheinlich aus Oberitalien[1]) in den Besitz der Fugger und daraus in die kaiserliche Bibliothek gelangt war, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen: Zeugen dafür die Stiche nach ihren Miniaturen, die Lambecius 1670 seinem großen beschreibenden Verzeichniß der Handschriften in der Hofbibliothek beigab, ein Beispiel, dem Kollar in der Bearbeitung dieses Katalogs 1770 folgte. In unserm Jahrhundert nahm P. Garrucci in sein großes Werk über die altchristliche Kunst auch lithographirte Umrißzeichnungen dieser Miniaturen auf. Allein alle diese Reproductionen entsprechen, wie man sich leicht denken kann, den modernen Anforderungen in keiner Weise mehr; sie carikiren den Charakter der Malereien derart, daß eine stilistische Untersuchung vorneweg ausgeschlossen ist. Dazu kommt, daß das Gegenständliche nicht selten ungenau und mit Mißverständnissen wiedergegeben ist, weßhalb diese Nachbildungen auch für ikonographische Untersuchungen nur mit Vorsicht zu benützen sind. Da überdies der Zustand der kostbaren Purpurhandschrift — deren immer mehr fortschreitender Zerstörung man jetzt durch sorgfältiges Einspannen der einzelnen Blätter zwischen Glastafeln Einhalt gethan hat — eine intensive Benützung des Originals außerordentlich erschwerte, fast unmöglich machte, so war dies einzig dastehende Denkmal christlich-antiker Malerei bis dahin für das Studium fast verloren.

Nicht nur die Wissenschaft, auch die gebildete Welt überhaupt kann daher nicht genug ihre Dankbarkeit und Freude bezeigen, daß man Mühe und Kosten nicht gescheut hat, um dieses kostbare Cimelium des Wiener Kunstbesitzes vor dem Verderben zu retten und es zugleich durch eine Prachtpublication, die mit wahrhaft fürstlicher Munificenz ausgestattet ist, der Forschung zugänglich zu machen.[2]) Der neue Geist, der mit der Ernennung Wilhelm v. Hartels in den prächtigen Barockpalast am Josephs-Platz eingezogen ist, hat sich darin wieder glänzend bewährt. Die Publication der Genesis ist eine vollständige; die Handschrift ist als solche reproducirt, was nicht allein im Hinblick auf den oben geschilderten Zustand erwünscht ist. v. Hartel, schon als Mitglied der Kirchenväter-Commission der Wiener Akademie wie kein Anderer hiezu berufen, hat den philologischen Theil, die Transscription und Kritik des Textes übernommen, während Franz Wickhoff, nicht nur der Vertreter des Faches an der ersten Hochschule der Monarchie, sondern auch der hervorragendste Kunstforscher in Oesterreich, den historischen Theil ausgearbeitet hat. Die Wissenschaft ist Sr. Excellenz dem Oberstkämmerer Grafen Trauttmansdorff zu größtem Danke verpflichtet, daß er dem Unternehmen in munificentester Weise seine Unterstützung zutheil werden ließ, indem er gestattete, daß die Publication als Beilage zum XV. und XVI. Bande des „Jahrbuches der Kunstsammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses“ erscheine; die neue Beilage übertrifft nicht allein in ihrer prunkvollen Ausstattung die früher erschienenen,[1]) sondern überragt sie auch erheblich an allgemeiner Bedeutung. Auf den philologischen, textkritischen Theil der Publication einzugehen, fehlt mir der Beruf: es wird dies wohl, bei dem großen wissenschaftlichen Interesse, das er bietet, von zuständiger Seite geschehen. Jedenfalls wird die photographische Wiedergabe der Handschrift im Verein mit einer paläographisch getreuen Transscription des Textes der Bibelforschung hoch willkommen sein.

In Wickhoffs einleitender Untersuchung über „den Stil der Genesisbilder und die Geschichte seiner Entwicklung“ liegt schon äußerlich der Schwerpunkt des umfangreichen Foliobandes. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sie geradezu als ein Ereigniß innerhalb der neueren Kunstforschung bezeichnen, die in der letzten Zeit vielfach öde und geistlos geworden, an innerer Spannkraft ebenso viel verloren, als sie an äußerer Expansion gewonnen hat. Zum ersten Male ist hier eine eingehende Würdigung der so lange gering geschätzten und beiseite geschobenen römischen Kunst, der ersten Aeußerung des Abendlandes auf diesem Gebiete, gegeben worden. Aber nicht nur der Stoff, auch die Behandlung ist völlig neu. Zum ersten Male hat ein Mann voll überlegenen Geistes, voll ausgebreiteten Wissens, das die engen Schranken der Fachgelehrsamkeit siegreich durchbricht, durch langes eingehendes Studium mit der Kunst aller Perioden, nicht zum wenigsten mit der seiner eigenen, vielbewegten und fruchtbaren Zeit, auf das innigste vertraut, eine Charakteristik jener Jahrhunderte vom künstlerischen historisch-technischen Standpunkt aus versucht, auf einem Gebiete, das, von den classischen Archäologen höchst stiefmütterlich behandelt, in seinen Ausläufern die Domäne von christlichen Alterthumsforschern und Theologen war. Diese wie jene vertraten in der überwiegenden Mehrzahl nur ein rein antiquarisches Interesse; fast allen unter ihnen fehlte auch die künstlerische Vorbildung, die Schulung des Auges an den Werken der Kunst, namentlich an der späterer Perioden.

[1]) Es beweisen dies einzelne Vermerke und Randglossen im venetischen Dialekt.

[2]) Die Wiener Genesis. Herausgegeben von Wilhelm Ritter v. Hartel und Franz Wickhoff. Mit 52 Lichtdrucktafeln der ersten österr. Lichtdruckanstalt in Wien nach photographischen Aufnahmen der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren, 6 Hülfstafeln und 20 Textillustrationen in Photochromotypie, Heliogravüre, Lichtdruck, Phototypie und Zinkographie. Beilage zum XV. und XVI. Bande des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des A. H. Kaiserhauses herausgegeben unter Leitung des Oberstkämmerers Sr. k. u. k. apost. Maj. Ferdinand Grafen zu Trauttmansdorff-Weinsberg vom Oberstkämmerer-Amte. (Redacteur Dr. Heinrich Zimmermann.) Wien, Prag und Leipzig, Tempsky u. Freitag, 1895. 117 S. Fol. Auch als Separatausgabe in 200 Exemplaren im Handel. Preis 40 fl.

[1]) Teuerdank, Weißkunig, Triumphzug, Ehrenpforte, Heroon von Gjölbaschi.

Es soll daraus kein Vorwurf gegen die Archäologie abgeleitet werden; auch in der wissenschaftlichen Forschung herrscht, wie in allen Bethätigungen des Geistes, eine gewisse Evolution. Noch ist es nicht lange her, daß sich die neuere Kunstgeschichte der Barockzeit gegenüber spröde und theilnahmlos verhielt, in der doch die größten Meister der Malerei überhaupt, ein Rubens, Rembrandt, Hals, Velazquez, dann die großen Maler des 18. Jahrhunderts die Probleme der modernen Kunst begründet haben.

Im Folgenden wollen wir versuchen, in einem ausführlichen Referat den Lesern dieser Beilage die wichtigsten Resultate der Untersuchungen Wickhoffs vorzuführen.

Seit dem Aufkommen des Christenthums, zumal seit dessen staatlicher Anerkennung durch den berechnenden Geist Constantins sah sich die antike Kunst, soweit sie den Bekennern des neuen Glaubens dienen wollte, in die Nothwendigkeit versetzt, poetische Gebilde, die einem ganz anderen, auch geistig weit entlegenen Culturkreise angehörten, mit den Formen der antiken Plastik und Malerei, so wie sie sich in den Mittelmeerländern bis dahin entwickelt hatten, zu umkleiden. Namentlich in Beziehung auf das Alte Testament kann der ethnische und culturelle Gegensatz größer kaum gedacht werden: die Bücher Mosis und die Bildwerke des Phidias und Praxiteles! Hier ein sinnenfreudiges, der plastischen Erscheinung frohes Volk, dort das Volk der Schrift κατ᾽ ἐξοχήν, ein Zweig jenes Semitenstammes, der das Alphabet erfunden hatte, bis auf den heutigen Tag in Uebung von Ton, Rede und Schrift hervorragend, wenn auch wesentlich nur reproductiv begabt, jedoch der Fähigkeit, mit Auge und Hand schöpferisch zu bilden, fast gänzlich entbehrend. Aber dieses Judenvolk ist nicht immer ein bildloses gewesen. Es hat mit den umwohnenden Völkerschaften eine Kunst besessen, die ein Zweig der großen vorderasiatischen war, nahestehend der assyrisch-babylonischen, aber schon durch die geographische Lage auch von Aegypten her beeinflußt, das ja überhaupt das erste kunstübende Land im Mittelmeerbecken ist. Die Bibel ist in ihren älteren Theilen so voll von genauen und detaillirten Angaben über Kunstwerke, wie kein anderes Buch, auch unter den Griechen nicht. In den Häusern der alten Israeliten befanden sich hölzerne, mit Goldblech überzogene Hausidole, wie der Teraphim, den Michal an Stelle Davids in das Bett legte (1. Sam. 19, 13); in diesem Teraphim haben wir das Urbild der chryselephantinen Statuen der Griechen, der Parthenos des Phidias zu sehen. An die mit bunten Thonfliesen belegten Stufenpyramiden der Chaldäer, wie an den weitberühmten, noch in seinem Unterbau erhaltenen Thurm des Belus (Birs-Nimrud), dessen Ruf auch zu den Griechen gedrungen ist, knüpft, wie Wickhoff geistreich ausführt, die Erzählung vom Traume Jacobs in Mesopotamien (die „Himmelsleiter“: 1. Mos. 28, 11) und in weiterer Entfernung die Sage vom Thurmbau zu Babel (1. Mos. 11, 3) an. Und woher anders sind die Cherubim ausgegangen, als von den mächtigen Flügelgestalten, die an den Thoren der assyrischen Paläste und Tempel Wache hielten? (Gesicht des Ezechiel.)

Im 7. Jahrhundert ist es aber endlich den langen Bemühungen der Propheten gelungen, ihr Volk zu jenem bildlosen zu machen, das es im wesentlichen auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist. An der Stelle Habakuks (2, 19): „Wehe dem, der zum Holz spricht: Wache auf, und zum Steine: Stehe auf. Wie sollte das Bild lehren? Siehe es ist mit Gold und Silber überzogen und kein Odem in ihm,“ spricht der nämliche bilderfeindliche Geist, der auch den Islam unterjochte und seit dem Kaiser Leo dem Isaurer die orientalische Kirche bedroht hat.

Zu jener Zeit hatten aber die Hellenen bereits angefangen, ihren Göttern Bildsäulen zu setzen; sie hatten die Anregung von jenen Idolen empfangen, die ihnen das Handelsvolk der Phönizier, ein nah verwandter Nachbarstamm der Juden und ebenso wie diese im Banne der ägyptisch-vorderasiatischen Kunst, ins Land gebracht hatte. Bei ihnen ist dann jene ideale Kunst erwachsen, die rückströmend mit Alexander den breiten Osten und Süden bis an die Thore Indiens und bis an die Katarakte des Nil, mit Rom den Westen und Norden erobert hat. Nun sollte sie am Ende dieser Entwicklung wieder ein Buch illustriren, die Bibel, das Alte Testament, das am Anfange der Entwicklung steht. Sie konnte das natürlich nur in der Formensprache ihrer Zeit leisten; sie hätte auch keine Anknüpfung gefunden, denn jene Mythen hatten sich in der Phantasie des Volkes, bei dem sie entstanden waren, nicht zu plastischen Bildern gestaltet, weil jenes Volk überhaupt ein bildloses geworden war.

Wir sind heute durch unsre Kunst an eine bestimmte Art bildlicher Erzählung gewöhnt, die auch der hellenischen Kunst eigen war und von der unsre Aesthetik seit dem vorigen Jahrhundert die Begriffe des fruchtbaren Moments und des prägnanten Ausdrucks abstrahirte. Wir sind gewohnt, einen bestimmten Moment einer Handlung gleichsam im Bilde erstarrt zu erblicken, der in seiner Einheit, aus seinem Rahmen alles Vorhergeschehene und Nachfolgende von der directen Darstellung ausschließt. Jede Veränderung dieser momentan stillstehenden Handlung bedingt für unsre Anschauungsweise ein neues, ebenso in sich abgeschlossenes Bild.

Die älteste Illustration der Genesis führt uns eine ganz andere Erzählungsweise vor Augen, die in der Kunst sehr lange angehalten hat. Hier herrscht ein lebendiger anhaltender Fluß der Erzählung, ein Moment der Handlung geht vor unsern Augen in den andern über, dieselbe Person erscheint im selben Rahmen, unter dem gleichen Horizont, mehrmals in verschiedenen auf einander folgenden Scenen. Während dort die Handlung stillsteht, ist sie hier in lebendigster Bewegung, sie wickelt sich vor unsern Augen ab, und mit ihr wechselt der Hintergrund, so wie die Uferlandschaften an dem Blicke eines Beschauers, der auf einem Schiffe steht, vorüberziehen. Wickhoff nennt die erste, uns heute allein geläufige Art bildlicher Erzählung die distinguirende, die zweite die continuirende Darstellung. Dann unterscheidet er noch eine dritte ältere Erzählungsweise, mit der alle historische Bildkunst überhaupt beginnt, die er die completirende nennen möchte. Sie bringt Alles, was vor- und nachher zur Handlung gehört, nicht nur die Krisis oder Katastrophe selbst, sondern auch die Ereignisse, aus denen sie hervorging, und die Folgen, die sie nach sich zieht, in einem Rahmen vereinigt und unterscheidet sich also von dem ruhigen Fluß der continuirenden Darstellung durch das Zusammendrängen von räumlich und zeitlich oft weit von einander entfernten Vorgängen. Diese completirende Erzählungsweise findet sich schon in der altorientalischen Kunst, in der Beschreibung von Achills Schild bei Homer, und besonders schön ausgeprägt auf der schwarzfigurigen sog. François-Vase des Klitias in der Sage von Troilos. Es ist leicht einzusehen, daß sie der Erzählungsweise des Epos verwandt ist, während die distinguirende Darstellung in ihrer strengen Geschlossenheit dem Drama, die continuirende der in behaglicher Breite dahinströmenden historischen Prosa entspricht. Und damit deckt sich auch die historische Stellung. Während die completirende Form dem alten Orient und der älteren Kunst überhaupt, den epischen Zeiten angehört, ist die distinguirende Erzählung innerhalb jener Kunstperioden im Ansehen gewesen, die das Drama am höchsten ausgebildet haben, in der hellenischen Zeit und in der modernen Kunst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also mit den Anfängen Lope's und Shakespeare's ziemlich zusammenfallend.

Die continuirende Darstellung hat dagegen zeitlich die größte Ausdehnung gehabt. In ihrer ausgebildeten Form gehört sie nicht mehr der hellenistischen, sondern der römischen Kunst an und bildet eines ihrer charakteristischsten Merkmale. Wir finden sie an den römischen Sarkophagen, wie in den Gemäldebeschreibungen des Philostrat. Und da die Archäologen der römischen Kunst gegenüber überhaupt wie mit Blindheit geschlagen waren, suchte man auch daraus einen Beweis gegen die so unnützerweise bezweifelte Realität der philostratischen Galerie zu schmieden. Aber schon vor hundert Jahren hat ein dänischer Gelehrter, Torkel Baden, von Philostrat auf ein Gemälde nach Michel Angelo in der Wiener Galerie (Zeichnung in den Uffizien) hingewiesen, wo Christus zweimal erscheint, auf dem Oelberge betend und dann nochmals in derselben Landschaft, die eingeschlummerten Jünger scheltend. Ganz in derselben Weise findet sich diese Composition schon in einer der ältesten christlichen Bilderhandschriften, im Pupurcodex des Klosters Rossano. Wir sehen daraus, daß sich dieser continuirende Stil über anderthalb tausend Jahre erhalten hat. Man wird sich einer weiteren wunderbaren Erfindung desselben großen Florentiners erinnern, der Weltschöpfung auf der Decke der Sistina, wo Gottvater wie im Sturmwind, Leben weckend, von Engeln getragen einhersaust. Um die schnelle Kreisbewegung dem Auge greifbar deutlich zu machen, hat Michel Angelo zu einem kühnen, aber vollständig dem Geiste alter Kunstübung entsprechenden Mittel gegriffen; er zeigt uns den Schöpfer einmal in Vorderansicht, herausdeutend, dann umgewendet von hinten. Durch das ganze Mittelalter ist dieser continuirende Stil im Schwange: er herrscht in den Bildern des italienischen Quattrocento, wie nicht minder bei den deutschen und niederländischen Meistern des 15. Jahrhunderts. Im 14. Jahrhundert hat er in der Illustration der deutschen Rechtshandschriften zu monströsen Bildungen geführt: der Richter, der einmal rechts, einmal links zu den Parteien spricht, bekommt zwei Paar Hände, deren Gesticulation seine Rede verbildlicht. Ganz dasselbe naive Mittel hat einer der bedeutendsten und phantasiereichsten Maler des florentinischen Quattrocento, Sandro Botticelli, in seinen Zeichnungen zur Divina Commedia angewendet; wie Dante die seligen Geister im Monde für Spiegelbilder hält, den Kopf wendet und, da er kein Urbild findet, wieder zurückblickt, diese rasche Bewegung hat der Maler kühn, und man kann sagen in danteskem Geiste, durch zwei nach entgegengesetzten Richtungen gewendete Köpfe auf einem Halse angedeutet. Und noch Raffael hat in der Befreiung Petri in den Stanzen Petrus und den Engel zweimal im gleichen Bilde angebracht, einmal wie der Engel den Apostel weckt, dann wie er ihn aus dem Kerker geleitet. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird diese alte Kunstform vollständig beiseite gedrängt.

Die continuirende Erzählung wurde oben als eine der wichtigsten Erscheinungen in der römischen Kunst bezeichnet. Viele werden verwundert fragen: Ja, gibt es denn überhaupt eine nationale römische Kunst? Unsere Handbücher stellen uns diese doch als eine langweilige Nachtreterin der griechischen oder neuestens der „hellenistischen“ Kunst dar, die kaum der Mühe des Studiums lohnt, da in ihr Alles auf geistloses, immer mehr sich verschlechterndes Copiren der früheren Kunst hinausläuft und die daher auch möglichst kurz abgethan wird! Aber diese Römer und Italiker, deren praktisch-nüchternem Sinn man gern alle Kunstbegabung abspricht, sind sie nicht die Ahnen der heutigen Italiener, des Kunstvolkes p. e., haben sie nicht neben ihren gewaltigen Nutzbauten einen Gewölbebau gehabt und darin, im Pantheon, in der unglaublich kühnen Construction der Constantin-Basilika Probleme angepackt, deren Lösung die künstlerische Welt das ganze Mittelalter hindurch in Athem gehalten hat, bis Michel Angelo's Kuppel von St. Peter der Schlußstein der Entwicklung ward? Läßt es nicht irgend einen tieferen Zusammenhang ahnen, daß vom Pantheon bis zur Peterskuppel dieselben 1500 Jahre laufen, die der Herrschaft des continuirenden Stils unterliegen? Auch hat man der römischen Kunst trotz alledem einen Ruhm nie zu schmälern gewagt: ihre unvergleichlichen Portraitbüsten. In ihnen wie in den meisterhaften Reliefs der Triumphbögen macht sich eine ganz neue Kunst geltend, ein malerischer Stil, der mit dem hellenistischen Barocco nichts mehr gemein hat, mit kurzen Worten gesagt, ein Illusionsstil, der auf denselben Principien beruht, wie die illusionistische, Leben vortäuschende Malerei des 17. Jahrhunderts.

Daß dieser Stil nicht von außen her importirt, sondern einheimisch, echt italisch, die erste Bethätigung eigenen Kunstvermögens des Westens ist, das bezeugen die merkwürdigen etruskischen Portraits, wie man sie namentlich im Museo Gregoriano zu Rom studiren kann. Von vielen, auch von den nachlässigeren Arbeiten unter ihnen erhalten wir durchaus den lebendigen Eindruck von Menschen, die Unsresgleichen sind, sie muthen uns modern an. Das fehlt der griechischen Kunst fast gänzlich, die auch im Portrait auf einen Typus hinarbeitet. Es sei nur an die bekannte Alexander-Maske erinnert. Dieses Streben zum Typischen, das sich ja am vollendetsten in ihren Götteridealen, von Brunn so feinsinnig erläutert, zeigt, unterscheidet sie sowohl von der altorientalischen Kunst, namentlich der ägyptischen — ich erinnere bloß an solch individuelle Schöpfungen, wie an den berühmten „Dorfschulzen“ von Saquarah oder an den Schreiber des Louvre — als von der des Westens. Auch die späten, nicht ganz legitimen Enkel der Hellenen, die Byzantiner, sind in ihrer Kunst Vertreter des Typischen gewesen; von ihnen ist der „Madonnentypus“ in die italienische Kunst und damit bis auf uns gekommen. Die ganze spätere Geschichte der europäischen Kunst ließe sich als ein Kampf des individualisirenden Westens mit der typenbildenden des Ostens betrachten; der Sieg der letzteren, des Classicismus, hat seit den Tagen Raffaels der Kunst nur selten zum Heile gereicht. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß dieser individuelle Stil, aus dem eine römische Reichskunst hervorwächst, zuerst bei den Etruskern wirksam ist, jenem merkwürdigen, räthselvollen Stamme, von dem auch später wieder, im 14. Jahrhundert, die moderne Kunst ausgegangen ist.

Es ergeben sich demnach drei Fragen. Wann und unter welchen Umständen ist eine römische Reichskunst entstanden? Wie hat sich die continuirende Darstellung aus dem illusionistischen Stil derselben entwickelt? Und in welcher Weise sind die Formen dieser Kunst auf die christlichen Vorstellungen übertragen worden?

Auf die ideale Kunst des 5. und 4. Jahrhunderts, als deren Höhenpunkte wir Phidias und Praxiteles zu betrachten gewohnt sind, folgte die nicht minder bedeutende Zeit der Diadochen, der solche Meisterwerke wie der römische Pasquino, der barberinische Faun und der sterbende Fechter angehören. Im 2. Jahrhundert artet diese mächtige pathetische Kunst in ein theatralisches Barocco aus, an dessen Ende Kunststücke des gefühllosen Virtuosenthums, wie der einst vielbewunderte Laokoon und der farnesische Stier aufkommen. Auf den Rausch dieses Barockstiles kam ganz so wie am Ende des 18. Jahrhunderts die Ernüchterung; die Münzen der letzten Ptolemäer lassen uns besonders deutlich den Umschwung erkennen. In Alexandrien scheint denn auch zuerst dieser zum Einfachen, Zierlich-Nüchternen strebende antike Empirestil aufgekommen zu sein; eines seiner frühesten und bedeutendsten Denkmäler ist die sogenannte Portlandvase, die schon Froehner nach Alexan-

drien versetzt hat, nicht nur in ihrer Formengebung, sondern auch in der kalten Farbenwirkung — weiße Figuren auf blauem Grunde — lebhaft an das napoleonische Empire erinnernd. In dieser ihrer letzten Phase hat die griechische Kunst Rom erobert, das vorher, während seiner republicanischen Zeit, in der Kunstwelt nur eine höchst untergeordnete Rolle gespielt hatte, jetzt aber, im Zeitalter des Augustus, die Weltherrschaft antrat. Rom wurde das letzte hellenistische Kunstcentrum, in welchem sich bald ein einheimischer neuer Stil von höchster Bedeutung entwickeln sollte. Dort wurden auch gleich der griechischen Kunst ganz neue, ungewohnte Aufgaben gestellt. Aus der alten italischen Sitte der Ahnenbilder heraus hatte sich eine nationale Vorliebe für Portraitbüsten entwickelt, von denen man frappante unmittelbare Lebenswahrheit und Lebenswirkung forderte. Die Thonbildner der Etrusker hatten diese Wirkung mit den einfachsten, handwerklichen Mitteln zuwege gebracht; wir sehen ja an den flüchtigen Skizzen Rembrandts, an japanischen und an modernen Zeichnungen, daß sich mit wenigen Strichen eine vollständige Illusion erzielen läßt. Diesem Verlangen nach voller Aehnlichkeit, nach dem Schein des Lebens, konnte die griechische Kunst am ehesten in ihrer letzten, einfachen, nüchternen, etwas steifen Form Genüge leisten, was von der früheren Diadochenkunst und dem Barocco der Epigonen nicht zu erwarten gewesen wäre. Es sei nochmals an den bekannten Typus Alexanders (z. B. auf den Münzen des Lysimachos) erinnert. An zwei Werken, die in bedeutsamer Weise an den Heros Eponymos der Periode anknüpfen, tritt uns das Wesen dieses alexandrinischen Empire, welches das augusteische Rom beherrscht, entgegen: an dem Portraitkopf des jungen Octavian aus Ostia im Vatican und an der berühmten Statue des Augustus in militärischer Rüstung von Prima Porta (ebendort). In beiden macht sich die Vorherrschaft des Thonmodells bemerklich; daß der Körper der Statue von Prima Porta den Schöpfungen Polyklets anempfunden ist, leitet uns auf die Erklärung dieser Thatsache. Bei der ungeheuren reproductiven Thätigkeit, die die Bildhauer entfalten mußten, um der Nachfrage nach Copien berühmter alter Meisterwerke Genüge zu leisten (noch im antoninischen Zeitalter besaß die paphlagonische Stadt Amastris ein förmliches Museum alter Statuen und hat diese zur Kennzeichnung ihrer Münzemission benützt), mußten sie nothgedrungen kleine Thonmodelle derselben in ihren Ateliers halten, um sie als Vorlagen benützen zu können. Wir wissen aus Plinius, daß Pasiteles, mit Arkesilaos der bedeutendste Künstler dieser Zeit, von dem recht gut die gleich zu besprechenden Reliefs der Ara Pacis und die Grimani'schen in Wien herrühren könnten, die Thonplastik die Mutter der ganzen übrigen Bildnerei genannt hat. Er hat auch nie ohne Thonmodell gearbeitet und solche Modelle berühmter Meister wurden von anderen Künstlern um hohen Preis gekauft. So ergab sich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Stoff auch bei neuen Schöpfungen.

Am Ende der augusteischen Stilperiode steht die Ara Pacis Augustae, ein historisches Ceremonienbild voll getragener Eleganz, darin einigermaßen an englische Portraits aus dem Anfang dieses Jahrhunderts erinnernd. Ihre reichen Fruchtkränze sind vollständig naturalistisch durchgebildet; denken wir uns die jetzt verschwundene naturgetreue Bemalung hinzu, so werden wir an das täuschend in Stein nachgeahmte Obst erinnert, welches man in Florenz verfertigt. In der That berichtet auch Plinius, daß ein gewisser Possis zu jener Zeit in Rom dergleichen Imitationen gearbeitet hat. Hierher gehören dann auch die sog. „hellenistischen Reliefbilder" mit ihrer landschaftlichen und genremäßigen Staffage, deren vorzüglichste Exemplare die beiden berühmten Brunnenreliefs aus Palazzo Grimani in Wien sind, und die bis in die Zeit der Antonine, auf deren Medaillons uns auch schöne Beispiele erhalten sind, hinabgehen. Ihr stilistischer Zusammenhang ist schon von Schreiber dargelegt worden, daß sie aber von griechischen Künstlern am Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. in Rom ausgeführt worden sind, dafür bürgt nicht bloß der carrarische Marmor der Wiener Reliefs, sondern auch ihre absolute Uebereinstimmung in Stil und Technik mit der Ara Pacis.

Auf das pergamenische Barocco war somit ein etwas philisterhaft natürlicher Stil, der augusteische, der letzte griechischer Herkunft, gefolgt, dessen Herrschaft etwa siebzig Jahre gewährt hat. Aber ich lasse Wickhoffs eigene Worte folgen: „Der weltbewegende Genius der augusteischen Kunstperiode war kein Bildhauer, sondern ein Dichter. Die Verse des Virgil sind die unübertroffene Musterleistung eines Stiles, der die griechische Ueberlieferung dem Geschmacke der lateinischen Völker zuzubereiten versuchte. Ihm ist es gelungen, die alten Mythen von wohlerzogenen Figuren der modernen Gesellschaft spielen zu lassen, welche er in freundliche Landschaften stellt und mit allerlei Thieren umgibt, die er sorgfältig in der umgebenden Natur beobachtet hatte, wie nur immer Pasiteles. Es gibt keines unter jenen Reliefs, das sich nicht am besten mit Versen Virgils beschreiben ließe, wobei aber die siegende Uebermacht des Dichters erst recht deutlich würde, den die nationale Freude am Natur- und Landleben und der angeborene hohe Sinn über die kleinliche Nachbildung jener Graeculi hoch hinausgehoben. Wird der augusteische Stil der bildenden Kunst bald überwunden, so bleibt die Poesie dieser Zeit ein Wunder und ein Vorbild für achtzehn auf sie zurückschauende Jahrhunderte."

In der Provinz hatte sich indessen jener der eleganten gräcisirenden Kunst gegenüber ziemlich altväterische und hausbackene Stil der etruskischen Kunst erhalten, in der jedoch die Keime des ersten abendländischen Kunstschaffens lagen. Selbst bei großen, in der Composition ganz von hellenistischen Vorbildern abhängigen Aufgaben, wie sie der thönerne Giebelschmuck des Tempels in Luni zeigt, tritt diese Eigenart hervor. Einer der erhaltenen Köpfe, es ist der des Apollo, erinnert den unbefangenen Beobachter weit mehr an das florentinische Quattrocento, als an die Antike (im Museo Ital. d'ant. class. Fir. 1805 I, t. 4). Dieser naturalistisch-imitative Stil schlägt uns die Brücke zum Illusionismus. Es bereitete sich das vor, was dreizehnhundert Jahre später an derselben Stätte wieder durch Giotto geschah — die Uebersetzung der Kunstsprache aus dem Griechischen ins Lateinische, ein Ausdruck, den schon Cennino Cennini gebraucht hat.

Die ersten Zeugen dieses illusionistischen Stiles finden wir, der Sachlage entsprechend, nicht in Kreisen, die dem Hofe nahestehen, sondern in provinciellen, kleinbürgerlichen. Das wichtigste, erhaltene, in allem echt römische Werk rührt freilich erst vom Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. her; es ist das Grabmal der Haterier im Lateran mit seiner naiven detaillirten Schilderung des Leichenzuges, die den Triumphaltafeln nachgebildet sein mag. Viel interessanter sind aber die ornamentalen Theile. Auf den Pfeilern ist blühendes Rosengesträuch, das sich um Säulen rankt, mit der größten Meisterschaft des Meißels wiedergegeben, so daß der Eindruck ein völlig täuschender ist. Die Kunst ist hier von dem ängstlich peinlichen Naturgefühl der augusteischen Zeit zu größter malerischer Freiheit vorgedrungen; ein Schritt, der nicht weniger bedeutend ist, als der von der griechischen flachen Balkendecke zur römischen Kuppel.

In der Kunst des 19. Jahrhunderts hat eine ganz ähnliche Entwickelung stattgefunden. Auf das Empire folgte die romantische Reaction; in den Kunstgewerbeschulen wurden

ängstlich alte Muster copirt, indeß die Malerei immer eifriger, zumal in Frankreich, dem Naturalismus zustrebte. Dann kam aber ein Ereigniß, das, seitdem die Kunst von den Ufern des Nil über die Mittelmeerländer und den Norden ausgegangen war, in ihrer fünftausendjährigen Geschichte einzig dasteht. Die ostasiatische Kunst, die sich indessen selbständig entwickelt hatte, einige Einwirkungen aus dem Zwischenland Indien abgerechnet, begann auf Europa zu wirken, auf dessen Formgebung sie allerdings schon früher einmal, in der Zeit des Rococo, durch ihre keramischen Producte vorübergehenden Einfluß genommen hatte. Seit 1870 war es aber hauptsächlich die japanische Malerei und Ornamentik, deren illusionistisches System eine ganze Umwälzung in der Kunst wie im Kunstgewerbe hervorgebracht hat: Pleinair und Impressionismus sind ohne Japan kaum denkbar.

Die Rosenpfeiler des Hateriergrabes lehren uns, daß dieses illusionistische Stilprincip, das die Japaner mit so außerordentlichem Genie ausgebildet haben, spätestens schon im 2. Jahrhundert n. Chr. von den Römern entdeckt worden war, nur daß diese bei der strengen Symmetrie der Griechen verharrten, während jene in völliger malerischer Freiheit die asymmetrische oder diagonale Anordnung ausbildeten. Wickhoff bemerkt treffend: „Der Wechsel der Kunstprincipien ist nur deßhalb nicht so überall einleuchtend, weil er, um bemerkt und in seinen höchsten Leistungen gewürdigt zu werden, eines Kunstverständnisses des Beschauers bedarf, das Hingebung oder wenigstens lange Uebung voraussetzt, während die Resultate der Typenkunst auch dem Neuling mitgetheilt werden können, weil sie sich in Regeln fassen lassen."

An den Bildern des Velazquez, eines der größten aller Illusionisten, lassen sich nicht so leicht wie bei Mantegna oder bei Raffael bestimmte, leicht erkennbare Zeichen angeben; jedes seiner Gemälde ist für sich ein vollkommen selbständiges Individuum, dessen Werth nur in seltenen Fällen in der Composition, sondern fast ausschließlich im eigentlich Malerischen liegt. Darum sind solche Kunstwerke auch nur im Original zu verstehen und zu würdigen, da auch die vollendetste Reproduction den zarten Schmelz ihrer Schmetterlingsflügel verwischt. Darum begünstigt das Publicum, auch das gelehrte, solche Bilder nicht, weil sie mit Worten doch nur höchst ungenügend umschrieben werden können und es sich um Dinge handelt, die nur allenfalls die congeniale, bildkräftige Sprache eines Fromentin bezwingen könnte. Es ist eine Kunst, auf die das Feldgeschrei der modernen Malerei „L'art pour l'art" vollständig Anwendung findet. In solchen Bereichen gilt der Inhalt wenig, das eigentlich Künstlerische, die specifische, der bildenden Kunst als solcher eigene Form Alles. Die Reception der griechischen Kunst in Rom erinnert in vielen Dingen an die Assimilation der italienischen Kunst in Spanien und den Niederlanden im 17. Jahrhundert. Neue Motive wird man auf den endlosen Wiederholungen dieser riesigen Historien und Kirchenbilder schwerlich finden, es ist der alte Typenschatz, wie er im 16. Jahrhundert von der italienischen Kunst endgültig festgestellt wurde. Aber doch haben damals die größten Maler par excellence gelebt. Dort wie hier, in Rom wie in Antwerpen und Madrid, sind es die Portraits, in denen sich diese Kunst am intimsten und eigenthümlichsten offenbart. Nur muß man die charakteristischen Werke der römischen Portraitkunst nicht in den Kaiserbüsten suchen, die zumeist schwache Copien sind, an denen die illusionistische Wirkung des Originals verwischt ist, sondern in den zahlreichen anonymen Werken, die, weil sich kein berühmter Name an sie heftet und ihre geistreiche Arbeit flüchtiges Machwerk gescholten wird, in den Museen gewöhnlich die ungünstigsten Plätze erhalten haben. Gypsabgüsse geben von ihnen so wenig eine Vorstellung, als ein Farbendruck von einem Gemälde Rembrandts. Die hervorragendsten Stücke befinden sich in der mit feinem künstlerischen Verständniß ausgewählten Sammlung des Cardinals Leopold von Medici in den Uffizien. In der flavischen Periode hatte dieser Stil seine Höhe erreicht, Zeuge dafür die großartige Statue Nerva's im Vatican. Freilich müssen wir uns bei allen diesen Werken die der Illusion zu Hülfe kommende künstlerische Polychromie hinzudenken, von der uns die Büsten aus verschiedenfarbigem Stein eine rohe Abbreviatur geben.

Aber nicht an den Büsten allein läßt sich der illusionistische Stil verfolgen. Werke wie der trajanische Adler, der jetzt über der Vorhalle von SS. Apostoli in Rom eingemauert ist, oder das gleichfalls bei Wickhoff abgebildete Relief mit den höchst täuschend behandelten Quitten und Citronen aus dem Lateran erinnern in ihrem meisterhaften Illusionismus direct an die japanische Kunst mit ihrem feinen Naturverständniß. Im 3. Jahrhundert trat dann auch hier der Stillstand ein. Man bevorzugte ein scharf geschnittenes Relief en creux, von dem ein (bei W. abgebildetes) Stück mit Weinlaub ein gutes Beispiel gibt. Es erinnerte schon die Verfasser des lateranischen Katalogs, Benndorf und Schöne, an chinesische Speckfteinarbeiten. In der That läßt diese letzte Phase der römischen Ornamentik an den verknöcherten Stil China's denken, wie ihre erste an den lebendigen Japans. Von hier führt der Weg zu dem scharfzackigen stilisirten Laubwerk der oströmischen Capitäle.

Wie verhält sich nun die historische Sculptur zum Illusionismus? Im Juliergrabe von St. Remy, einem wichtigen Zeugnisse für die italische Kunst vor dem augusteischen Stil, ist dieser noch gleichsam latent. Schon Lohde hat darauf hingewiesen, daß an diesem Denkmale toscanische Künstler thätig gewesen sein dürften; in der That waren im südlichen Gallien eingewanderte Etrusker seßhaft. Ganz so wie die Reliefs der etruskischen Aschenkisten, sind auch die Compositionen dieses Denkmals von malerischen Vorbildern abhängig.

Bei solchen malerischen Reliefs mußte man sich mit dem Schlagschatten abzufinden wissen. In den sogenannten hellenistischen Prachtreliefs werfen die Figuren ihren natürlichen Schatten auf eine Mauer oder dgl. Bei dem Grimanischen Relief mit der Löwin wird die Höhle des Hintergrundes malerisch durch den Schatten vertieft. In der Ara Pacis sind die hinteren Figuren des zweiten Planes so flach gearbeitet, daß sie, selbst keinen Schatten mehr werfend, von denen des Vordergrundes beschattet werden, wodurch eine beträchtliche Raumvertiefung erreicht wird. Hier liegt ein wichtiger Schritt gegen den Illusionismus zu; die letzten Consequenzen hat aber die am Typischen hangende griechische Kunst nicht gezogen.

In den Reliefs des Titus-Bogens ist das Problem schon völlig gelöst. Hier ist gar kein Zusammenhang des Reliefs mehr mit der Architektur vorhanden, wie noch in der pergamenischen Kunst, sondern diese bildet nur mehr gleichsam den Fensterrahmen, durch welchen man auf den vorbeiziehenden Triumphzug blickt. Die Wirkung steigert sich zu völliger Illusion, wie in den Bildern des größten Spaniers, nur daß es wirkliche Luft ist, die hier um die Figuren spielt, nicht gemalte. Diese Reliefs gehören nicht nur zu den historisch wichtigsten, sondern überhaupt zu den bedeutendsten Kunstwerken aller Zeiten.

Vom schwäbischen Schiller-Verein.

k. Vor Jahresfrist weilte ich wieder einmal in Marbach; ich hatte das Schiller-Haus, das Schiller-Denkmal besucht, hatte auch die Geburtsstätte des älteren berühmten

Sohnes der Stadt, des Astronomen Tobias Mayer, aufgesucht und war dann hinausgewandelt zur herrlichen Alexander-Kirche, des unermüdlichen Albrecht Georg eigenartigstem Werke. In dem Thurm dieser Kirche hat man im August 1860 die von Deutschen in Moskau gestiftete Schiller-Glocke aufgehängt und hier hat mir der alte Meßner erzählt, wie es doch ein eigen Ding sei um den Schiller-Cultus in Marbach. Er sprach mir von einem alten Schreiner, der in langen Jahren fast der einzige aus dem Volke gewesen, der im Wirthshaus von Schiller erzählt habe; er sei auch selbst so was wie ein Dichter gewesen, denn er habe auf die von ihm gefertigten Särge schöne eigene Verse aufgemalt zum Troste der Hinterbliebenen. Ob das wahr ist, weiß ich nicht — Alois Egger in seiner Schrift „Schiller in Marbach" erwähnt den poetischen Schreiner nicht, aber es gähnt eine Lücke in der Geschichte des Marbacher Schiller-Cultus: wir wissen, daß am 10. Juni 1812 auf Betreiben des Gürtlermeisters Franke das k. Oberamt 15 alte Personen vernahm, um amtlich das Geburtshaus Friedrich Schillers festzustellen — was auch gelang; es wurde constatirt, daß die Hauptmännin Schiller im Jahre 1758 die untere Stube im Hause des Säcklers Schölkopf bezogen und allda am 10. Nov. 1759 ihren Sohn Friedrich geboren habe. — Dann aber wird es wieder ganz still im stillen Marbach, bis im Jahr 1826 eine ganz seltsame Sache sich abspielte: es hatte nämlich der 1824 gegründete Stuttgarter Liederkranz den Gedanken gefaßt, alljährlich am 9. Mai ein Schiller-Fest zu feiern und dessen Erträge „zur Errichtung eines passenden Denkmals in Schillers Geburtsstadt Marbach zu verwenden". Das Fest fand auch richtig erstmals 1825 statt — aber das Denkmal kam nicht nach Marbach, sondern nach Stuttgart.

Die Marbacher haben sich von dem Schrecken über diese Täuschung nur langsam erholt: 1835, nachdem ihnen die Sachlage völlig klar geworden war, baten sie den Stuttgarter Ausschuß um einen Beitrag für ein kleineres Denkmal, und als sich dieser gänzlich abgeneigt zeigt, da treten sie selbst mit einem Aufruf vor die Nation. Wie dieser in weiteren Kreisen aufgenommen wurde, ist nicht bekannt; im engeren Schwaben aber hat er die Gemüther in mannichfacher Weise erhitzt: die Stuttgarter werden böse, so böse, daß — man höre und staune — der Minister des Innern, Hr. v. Schlayer Exc., den Oberamtsrichter Rooschütz und den Diakonus Eisenlohr zum Rücktritt von dem Ausschusse für das Marbacher Schiller-Denkmal auffordert, welcher Aufforderung denn auch alsbald entsprochen wurde. Ganz mythisch klingt die Erzählung, es habe 1840, nachdem ein gräßlicher Hagelschlag die Umgegend von Marbach heimgesucht, der Secretär des Ausschusses, der Stadtschultheiß Klein, in öffentlicher Rede den Vorwurf zurückweisen müssen, dieses Unglück habe der Marbacher Schiller-Verein auf dem Gewissen. Daß derartige Erfahrungen nicht belebend wirkten, ist klar, und so hört man auch in der That von Marbach nichts mehr bis zum Jahre 1858. Da erscheint wieder ein Aufruf — da treten die Stuttgarter, da tritt Schwaben mit auf den Plan; der Aufruf hat Erfolg; man kann jetzt das Geburtshaus kaufen, in besseren Stand setzen, man kann auch den Grundstein zu einem Denkmal legen — das glücklicherweise in der damals beabsichtigten Gestalt nicht in die Erscheinung trat.

Wie dann späterhin das jetzige schöne Denkmal an schönem Platze entstand, wie das Interesse an Schillers Persönlichkeit, wie an seinen Werken zunahm von Jahr zu Jahr — das ist allgemein bekannt. Was aber heuer am 9. Mai geschah, gehört zum Schönsten, was Schwaben je gesehen: der König schreibt an den Marbacher Schiller-Verein und ermuthigt ihn, sich zu erweitern zum Schwäbischen Schiller-Verein, dessen Aufgabe es sein soll, die Liebe zu Schwabens größtem Sohne zu pflegen, die Spuren seines Erdenwallens, seines Dichtens und Schaffens treu und pietätvoll zu wahren. Und schon hat dieses Königswort Früchte getragen: schon hat die Großmuth einer Verehrerin des Dichters seinem engern Vaterlande eine kostbare Sammlung von seltenen Werken von und über Schiller zugeführt, und nur darüber äußert sich in den Kreisen der Schiller-Freunde und Schiller-Forscher das Bedenken: wo sollen diese und andere Schätze Aufstellung finden?

Man wird es hoffentlich nach keiner Seite hin falsch auffassen, wenn wir der Hoffnung Ausdruck geben, man möge von dem Plane der Errichtung eines Marbacher Schiller-Archivs Abstand nehmen. Wer über Schillers Jugendzeit Studien machen will, muß sich nach Stuttgart wenden, wo das k. Haus- und Staatsarchiv, wo die k. öffentliche Bibliothek seit Jahren bemüht sind, handschriftliche und gedruckte Quellen zur Schiller-Biographie zu sammeln. Da nun außerdem noch in Weimar, in Greiffenstein ob Bonnland u. a. O. Schiller-Archive bestehen, so scheint uns eine nochmalige Absplitterung in hohem Grade bedenklich. Die Schiller-Urkunden des Staatsarchivs sind ebenso viele Urkunden zur Geschichte der „hohen Karlsschule"; Briefe von und an Schiller sind vielfach Documente zur allgemeinen deutschen Literaturgeschichte: in allen diesen Dingen ist, man mag sonst darüber denken, wie man will, die möglichste Concentration das einzig Erstrebenswerthe. Nur nebenbei wollen wir anführen, daß alle archivalischen und bibliothekarischen Schätze nur dann Werth haben, wenn sie dem Forscher durch die Beihülfe eines geschulten Archiv- und Bibliothekpersonals bequem zugänglich sind, wenn sie mit anderweitigen literarischen Hülfsmitteln leicht in Verbindung gebracht werden können — was Alles mit einem Schlage erreicht werden kann, wenn die geplante Sammlung von Schiller-Schriften und Schiller-Urkunden in Stuttgart Aufstellung fände.

Eine schöne That wäre es, wenn in den Räumen der öffentlichen Bibliothek, die vor jetzt 130 Jahren von dem Fürsten begründet wurde, dem es die Welt verdankt, daß Schiller nicht im Seminar Denkendorf zum württembergischen Pfarrer erzogen wurde, durch die Municifenz seines Nachfolgers auf dem Throne ein Schiller-Zimmer entstünde, in dem die Schiller-Literatur so vereinigt würde, wie die Arbeiten der schwäbischen Kupferstecherschule im „Cabinet Müller" unsrer Kunstsammlung. Wie hier das Wirken des großen, von Schiller so hoch geehrten Joh. Gotthardt Müller in seinen und seiner Schüler Werken uns vor Augen liegt, so könnte und würde sich dieses Schiller-Zimmer erweitern und Alles aufnehmen, was, angeregt durch Schillers Genius, auf Schwabens Boden die Poesie erzeugt hat. Und hier würde sich dann auch der Schwäbische Schiller-Verein seine Aufgaben sichern können: hier könnte er dann sehen, wie manches in Schwaben entsprossene Genie in unserm Boden verkümmert ist, weil ihm die Pflege, die Aufmunterung, die Anerkennung versagt wurde, deren es bedurft hätte. Die Sammlung von alten Drucken, von Briefen und Reliquien jeder Art ist eine schöne Sache — aber sie bleibt steril, wenn sie nicht als ihre schönste Frucht die zeitigt, daß man lernt, die Sprache des Genies auch in den stammelnden Lauten der noch nicht ausgereiften Productionen zu erkennen.

Marbach aber wird, auch ohne den Besitz eines feuersicheren Archivgebäudes, für alle Zeiten ein Wallfahrtsort derer bleiben, welche gern an geweihter Stätte Ruhe und Sammlung suchen — das Schiller-Haus, so wie es heute ist, gewährt beides, wie wenige Orte; hier möge alljährlich der Schwäbische Schiller-Verein zusammentreten zum frohen

Feste des Genius und dankbar des Hohen gedenken, dessen Namen er führt und des edlen Fürsten, dessen echtes Königswort den Verein geschaffen.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Jean Cruppi.* Un avocat-journaliste au XVIII. siècle. Linguet. Paris, Hachette, 1895. Neue, aus den Acten geschöpfte Angaben über den berüchtigten Proceß des chevalier de la Barre würden genügen, dieser Studie den Dank und Antheil der Leute vom Fach zu sichern. Hr. Cruppi — wenn wir recht berichtet sind, seines Zeichens Richter — gibt aber in diesem ersten Theil seiner Charakteristik Linguets noch manches Andere, was seinem klar und anregend geschriebenen Buche über den nächsten Anlaß und Gelehrtenkreis Bedeutung verleiht. Er bietet in dem Lebenslauf dieses Abenteurers des Barreaus eine farbige, gestalten- und ereignißreiche Darstellung französischer Zustände während der 60er und 70er Jahre des 18. Jahrhunderts. Die Mißstände der Parlamentsjustiz, die Scandalprocesse der vornehmen Welt, die Hoffart der Großen, das Ränkespiel der Minister in der letzten Regierungszeit Ludwigs XV., das und manches mehr zieht in gut geschauten, gut veranschaulichten Bildern vorüber. Der Kenner dieser Dinge wird im einzelnen Vorbehalte machen müssen: so zumal gegen die einseitige Ueberschätzung von Meaupou's Staatsstreich; so auch gegen allerhand verwegene Parallelen zwischen Linguets krausen, paradoxen Schriften und den allermodernsten Fürsprechern des Anarchismus, Individualismus 2c. Die Vorliebe für Linguets dreiste, verjährten Vorurtheilen vorwitzig die Stirn bietende Art und Unart stimmt Cruppi auch wiederholt allzu nachsichtig gegen die Scandalsucht und die unverkennbare Niedrigkeit der Gesinnung seines Originals. Gleichwohl bringt er stofflich so viel Neues und das Alte in so neuer Anordnung, daß man dem geistvollen Forscher vor allem den Wunsch aussprechen muß: er möge diesem ersten Band, der mit Linguets Ausstoßung aus dem Anwaltstande und seiner Verbannung schließt, recht bald einen zweiten folgen lassen, der das Treiben des Publicisten auf englischem Boden, seine Heimkehr und seine tragischen Schicksale während der Revolution mit gleicher Kraft und Vortrefflichkeit behandelt. Das letzte Wort über Linguet soll denn auch in der Allg. Ztg. heute noch nicht gesprochen werden.

* Laut Meldung der „Köln. Ztg." ist die auf Veranlassung und unter Leitung des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz vorgenommene Durchsuchung eines größeren fränkischen Gräberfeldes bei Hohenheim in Rheinhessen abgeschlossen und die Funde sind jetzt gesichtet. Dabei ergab sich, daß außer zahlreichen Waffen, Gefäßen und Trinkbechern aus Glas mehrere Stücke von hohem Werth und großer Seltenheit zu Tage gefördert worden sind. Dahin sind zu rechnen eine große silberne Scheibenfibula, deren Fläche mit Granaten durchaus besetzt ist; zwei Fibeln der gleichen Art, eine Scheibenfibula mit farbigen Glasperlen und gestanzten Ornamenten, eine vergoldete Gewandspange aus Silber, ein Amulet aus Bergkrystall und anderes mehr. An demselben Orte wurden auch gallische Gräber aufgedeckt, welchen ganze Grabausstattungen und einige sehr seltene Alterthümer aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. entnommen wurden, darunter eine herrlich gegliederte Gewandspange aus Bronze und mit Korallen reich verziert. Ebenso lieferte ein bei Sprendlingen aufgedecktes fränkisches Gräberfeld reiche Ausbeute an Waffen, an Geräthen aus Glas und Thon, sowie an Schmuckgegenständen, darunter eine viereckige Fibula mit Glas- und Email-Verzierung und eine scheibenförmige mit gelber Glaseinlage.

* **Berlin**, 2. Juli. Unsre Akademiker: Ernst Curtius und Heinrich Brunner, der deutsche Rechtshistoriker, sind, jener zum Ehren-, dieser zum correspondirenden Mitglied der philosophisch-historischen Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften gewählt worden. — Das Traube-Denkmal auf dem Hofe des Charitégrundstücks wird im Laufe dieser Woche enthüllt werden. Die Büste ist bereits auf dem Sockel aufgestellt worden. Die Enthüllung wird mit einer Feierlichkeit verbunden sein, an der verschiedene wissenschaftliche Capacitäten theilnehmen werden; Virchow, Leyden, Fränkel u. A. m. haben ihre Theilnahme schon bestimmt zugesagt. — Wie die Morgenblätter berichten, ist Professor Rudolf v. Gneist vom Cultusministerium für das Sommer-Semester zur vollständigen Wiederherstellung seiner Gesundheit beurlaubt worden.

* **Breslau**, 1. Juli. Prof. Dr. Moritz Wlassak, Lehrer des römischen Rechts an hiesiger Universität, hat einen Ruf nach Straßburg erhalten, den er voraussichtlich annehmen wird. — Da Prof. Dr. Mikulicz von hier abgelehnt hat, als Chirurg an Stelle des Prof. Trendelenburg nach Bonn zu gehen, wird der Director des Hamburger allgemeinen Krankenhauses, Prof. Dr. Schede, in die Stelle Trendelenburgs eintreten. — Umgekehrt zieht der außerordentliche Professor der Ohrenheilkunde, Dr. Heinrich Walb, der einen Ruf hieher erhalten hat, dem Vernehmen nach vor, in seiner bisherigen Stellung in Bonn zu verbleiben.

* **Wien**, 30. Juni. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 12. Juni. — Der Secretär legt eine Abhandlung des Hrn. Dr. J. Kirste, Professor an der Universität Graz: „Die Einordnung von Anusvara und Visarga in das Sanskritalphabet" vor, um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 14. Juni. Der Vorsitzende, Hr. Vicepräsident Prof. E. Sueß, gedenkt des Verlustes, welchen die kaiserliche Akademie und speciell diese Classe durch das am 23. Mai l. J. erfolgte Ableben des ausländischen Ehrenmitgliedes Hrn. W. Geheimen Rathes Professor Dr. Franz Ernst Neumann zu Königsberg in Pr. erlitten hat. Das w. M. Hr. Hofrath Prof. V. v. Lang überreicht eine Abhandlung von Dr. Joseph Tuma, Assistent an der physikalischen Lehrkanzel der k. k. Universität in Wien, betitelt: „Messungen mit Wechselströmen von hoher Frequenz". — Das c. M. Hr. Prof. O. Stolz in Innsbruck übersendet eine Abhandlung: „Ueber den Convergenzkreis der umgekehrten Reihe". — Das c. M. Hr. Prof. Zd. H. Skraup übersendet eine im chemischen Institut der k. k. Universität Graz von Prof. Dr. H. Schrötter ausgeführte Untersuchung, betitelt: „Beiträge zur Kenntniß der Albumosen". II. — Das c. M. Hr. Prof. Franz Exner in Wien übersendet eine Abhandlung von Dr. Anton Lampa: „Zur Theorie der Dielektrica". — Hr. Hugo Zukal in Wien übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Morphologische und biologische Untersuchungen über die Flechten" (I. Abhandlung). — Das w. M. Hr. Prof. H. Weidel überreicht eine im I. chemischen Universitäts-Laboratorium in Wien von den HH. J. Herzig und H. Mayer durchgeführte Untersuchung: „Weitere Bestimmungen des Alkyls am Stickstoff".

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 20. Juni. — Das c. M. Hr. Prof. F. Exner übersendet eine Arbeit aus dem physikalisch-chemischen Institute der k. k. Universität in Wien von Hrn. Ernst Simon: „Ueber den Einfluß der Strahlen großer Brechbarkeit auf das elektrische Leitungsvermögen verdünnter Gase." — Das c. M. Hr. Prof. H. Molisch übersendet eine Abhandlung von Dr. Julius Stoklasa in Prag, betitelt: „Die Assimilation des Lecithins durch die Pflanze". — Der Secretär legt eine eingesandte Abhandlung von Prof. Dr. O. Tumlirz in Czernowitz: „Ueber die Verdampfungswärme von Lösungen" vor. — Das w. M. Hr. Hofrath Prof. V. v. Ebner überreicht eine Abhandlung: „Ueber den feineren Bau der Chorda dorsalis von Myxine nebst weiteren Bemerkungen über die Chorda von Ammocoetes". — Das w. M. Hr. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit aus dem chemischen Universitätslaboratorium des Prof. R. Přibram in Czernowitz: „Zur Constitution des Resacetophenons". — Hr. Prof. Dr. Ed. Lippmann überreicht eine von ihm und Hrn. F. Fleißner ausgeführte Arbeit: „Ueber die Hydrirung des Chinins". — Der Secretär Hofrath J. Hann überreicht eine Abhandlung unter dem Titel: „Der tägliche Gang des Barometers an heiteren und trüben Tagen, namentlich auf Berggipfeln".

* **Paris**, 1. Juli. Die Akademie der Wissenschaften wählte nahezu einstimmig den Professor der Mathematik an der Berliner Universität, Hermann Amandus Schwarz, zum correspondirenden Mitgliede in der Abtheilung für Geometrie. Seine Wahl verhinderte die von Ferdinand Cohn in der Abtheilung für Botanik; man wollte nicht zwei Deutsche an einem Tag ernennen. Die freie Stelle fiel Frhrn. Müller-Melbourne zu, der übrigens auch Deutscher, obschon im Dienste der australischen Regierung ist (vgl. Beil. Nr. 149). Da die Pariser Akademie kurz zuvor auch einen anderen deutschen Mathematiker durch ihre Wahl ausgezeichnet hat, darf man aus diesen Thatsachen immerhin schließen, daß der theatralische Chauvinismus, den Hr. Pasteur dem preußischen Pour-le-mérite gegenüber an den Tag gelegt, mehr einer persönlichen, als der allgemeinen Stimmung der französischen Gelehrten entspricht.

* **St. Petersburg**, 26. Juni. Nach langem, schwerem Leiden verstarb gestern hier der Schriftsteller Ssergei Nikolaje-

witsch Terpigorew (Sſergei Atawa). Am 12. Mai 1841 als Sohn eines Gutsbesitzers im Gouvernement Tambow geboren, besuchte er das Tambow'sche Gymnasium und trat dann in die St. Petersburger Universität ein, aus der er jedoch wegen Betheiligung an der Studentenbewegung des Jahres 1861 ausgeschlossen ward. Nun wandte er sich der publicistischen Thätigkeit zu und wurde Mitarbeiter des „Golos", dem er aus seiner Heimath, in die er sich zeitweilig zurückziehen mußte, Correspondenzen zusandte. Seine erste Arbeit, die Erzählung „Ein schweres Loos", war übrigens schon im Jahre 1861 in der Zeitschrift „Russk. Mir" erschienen. 1870 druckten die „Otetschestw. Sapiſſki" Nekrassows die Komödie Terpigorews „Die Verschmelzung" ab; in weiteren Kreisen wurde der Verstorbene jedoch erst bekannt, als er gegen Ende der 70er Jahre nach St. Petersburg übersiedelte und in den „Otetschestw. Sap." eine Reihe Skizzen über das russische Adelsleben veröffentlichte, die 1881 unter dem gemeinsamen Titel „Oskudjenie" („Die Verlumpung") erschienen. Als M. M. Stassjulewitsch das Journal „Porjadok" gründete, ward Terpigorew sein Feuilletonmitarbeiter, bald darauf aber ging das Blatt ein und der Verstorbene wurde nun ständiger Mitarbeiter der „Now. Wr.", in der er gegen 600 Feuilletons veröffentlicht hat. Außerdem haben auch die „Niwa", die „Rodina" und die „Wſſemirnaja Illjustrazija", der „Istor. Westn." und andere Blätter Artikel aus der Feder Atawa's gebracht. Eine große Anzahl seiner Feuilletons sind unter verschiedenem Titel, „Heraufbeschworene Schatten", „Das gelbe Buch" u. ſ. w., in Sammelbänden herausgegeben worden. Viele seiner Werke sind ins Deutsche übertragen worden; der Uebersetzer der Skizzen „Die Verlumpung", welche im vorigen Jahre in zweiter Auflage erschienen sind, nennt Terpigorew den russischen Cervantes.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 2. bis 3. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. Ludwig Fick: Die bäuerliche Erbfolge im rechtsrheinischen Bayern; nach amtlichen Quellen. Mit einem Vorwort von Lujo Brentano. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. — W. H. Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft; Schulausgabe mit Anmerkungen. Ebd. 1895. — Die Bauern und Studenten Dänemarks (Festschrift des dän. Journalistenvereins). Kopenhagen 1895. — Bericht über die Expertiſſe betr. die landwirthschaftl. Verwerthung der Wiener Abfallwässer 1893—94. Wien, Ackerbauministerium, 1895. — *Joseph Texte:* J. J. Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire. Paris, Hachette 1895. — *Alberto Lumbroso*: Miscellanea Napoleonica. Roma, Modes e Mendel = Bonn, F. Teubner 1895. — Pan 1895, 2. H. Juni—August. Berlin, Genossenschaft Pan. — Dr. Max Burckhard: Aesthetik und Socialwissenschaft. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. — Julius Gall: Nausikaa; Roman. 2. Aufl. München, Verlag „Gegen den Strom" 1893.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Buddecke, Albert. Taktische Entschlüsse und Befehle. Studie an den Operationen einer selbständigen Division, nach einer auf der Königlichen Kriegs-Akademie gestellten Aufgabe. Mit einer Karte im Maßstabe 1:100,000 und einer Uebersichtsskizze. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Csicserics von Bacsány, Max. Taktische Eigenthümlichkeiten der Russischen Armee. Separatabdruck aus „Minerva", illustrirte militärwissenschaftliche Zeitschrift 1895. Wien, Druck und Verlag von Kreisel u. Gröger. — Kiesling, L. M. Die Vortheile der Unterofficier-Laufbahn. Ein zeitgemäßer Beitrag zur Berufswahl. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. — v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXI. Jahrgang 1894. Unter Mitwirkung des Generallieutenants Müller, des Generalmajors Berendt u. A. herausgegeben von v. Pelet-Narbonne. Mit 5 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — v. Müller. Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95. Auf Grund authentischer Quellen bearbeitet. Mit Skizzen und Karten. Zweiter Theil: Die Kämpfe in den Provinzen Ljao Tong und Schantung bis zum Waffenstillstand März 1895. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. — Reitzenstein, Hans Frhr. v. Der Patrouillenführer. Fortsetzung der Praktischen Anleitung zur Ausbildung der Compagnie im Felddienst. Für den jungen Officier und Unterofficier. Dritte, vermehrte und unter Berücksichtigung der Felddienstordnung 1894 verbesserte Auflage. Mit 15 lithographirten Tafeln und Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Stecherts Armee-Eintheilung und Quartier-Liste des Deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine für 1895. Tabellarische Zusammenstellung mit Angabe der Chefs (Inhaber), Commandeure und Garnisonen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Heinze. 36. Jahrgang. 320. Gesammtauflage. Abgeschlossen am 1. April 1895. C. R. Drehers Verlag, Berlin. — Zeitz, Karl. Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Illustrirt von Rich. Starcke. Billige Jubelausgabe. Heft 1. Verlag von Stephan Geibel, Altenburg.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Das Berliner Bismarck-Denkmal.

Die Concurrenz-Entwürfe, die auf das Preisausschreiben für ein Berliner Bismarck-Denkmal der Jury eingeliefert sind, stehen seit dem 20. Juni in der sogenannten Maschinenhalle unsres Ausstellungsparkes der allgemeinen Besichtigung offen. Durch sehr fleißigen Besuch gibt die Berliner Bevölkerung kund, mit wie reger Theilnahme sie das Ergebniß dieses Preisausschreibens verfolgt hat. Man trifft vor den Entwürfen zu allen Tageszeiten aufmerksame Beobachter; und es ist interessant, die Urtheile zu erlauschen, die von den Besuchern dieser Denkmal-Ausstellung über die einzelnen Werke gefällt werden. Die bedenkliche Aeußerung: „Das soll Bismarck sein?" und die kategorischen Worte: „Na, das hätte ich nicht prämiirt!" kann man leider nur zu oft vernehmen; und wenn man im allgemeinen das Urtheil gerade des Berliner großen Publicums gewiß nicht für maßgebend halten darf — in diesem Falle muß man, wenn man ehrlich sein will, eingestehen, daß die vox populi durchaus Recht hat. Das Preisausschreiben hat vorläufig nur ein negatives Resultat gehabt: denn obwohl von den über 100 eingegangenen Entwürfen nicht weniger als dreißig mit ersten, zweiten und dritten Preisen ausgezeichnet sind, kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß einen wirklichen Siegerpreis keiner von ihnen verdient hat, weil durch keinen von ihnen die Aufgabe: die Gestalt Bismarcks, so wie sie in der Phantasie unsres Volkes lebt, nachzubilden, gelöst erscheint.

Man gewinnt den Eindruck, als ob selbst unsre ersten Kräfte an ihrer Fähigkeit gezweifelt hätten, ein plastisches Charakterbild Bismarks zu entwerfen, weil auch sie zum Theil den Schwerpunkt ihrer Arbeit gar nicht auf Bismarck selbst, sondern auf das Beiwerk des Denkmals verlegt haben; und es erscheint einem dann fast erklärlich, daß Bismarcks Gestalt im Grunde genommen nicht ein einziges Mal hier wahrhaft lebendigen Ausdruck gefunden hat. Denn wenn wir schon die Kraft eines Siemering, eines Schilling, eines Schaper, eines Johannes Pfuhl, eines Eberlein versagen sehen — können wir uns dann noch wundern, daß minder erprobte und minder erfahrene Künstler bei ihrem Bemühen, Bismarcks Charakter plastisch wiederzuspiegeln, vollends gescheitert sind? Man wird, wenn man diese 100 Entwürfe der Reihe nach aufmerksam mustert, in der That fast an sich selbst irre, weil man gerade das, was man in seiner Vorstellung zuerst und vor allem mit Bismarcks Bild verbindet: Kraft, Energie, Entschlossenheit, unbeugsames Heldenthum, bei ihnen allen vergebens sucht. Bismarcks Haltung ist zwar bei den Entwürfen, die überhaupt auf künstlerische Bedeutung Anspruch erheben dürfen, aufrecht und selbstbewußt gegeben; aber damit ist natürlich der Eindruck einer großen, einer gewaltigen Persönlichkeit durchaus noch nicht bedingt. Die Haltung erscheint selbstbewußt, Bismarcks Gestalt jedoch ist posirt und theatralisch.

Immer wieder glaubt man die Absichten zu erkennen, von denen die Künstler bei ihrer Arbeit im einzelnen geleitet wurden; dafür vermißt man den Ausfluß einer ursprünglichen Inspiration, die dem Künstler den Gesammteindruck des Denkmals mit eins vor Augen zaubert und ihn später erst an die Einzelheiten denken läßt. Es ist geradezu erstaunlich, wie viele Nebenfiguren einzelne Künstler aufgeboten haben, um bei ihrem Entwurf einen günstigen Totaleindruck zu erzielen, der doch nun gerade durch diese Nebenfiguren gestört werden mußte, weil die Hauptbedingung für ihn: ein geistiger, beherrschender Mittelpunkt fehlte. Man kann wohl sagen, daß so ziemlich Alles, was sich eventuell bei einem Bismarck-Denkmal zur Belebung des Unterbaues denken läßt, bei diesen Entwürfen zu finden ist, und daß doch bei keinem einzigen ein innerer, geistig und künstlerisch nothwendig erscheinender Zusammenhang zwischen der Gestalt des Helden und den zu seinen Füßen gruppirten Nebenfiguren besteht. Die üblichen und „gangbaren" symbolischen Frauen- und Männergestalten findet man hier vollzählig bei einander, nicht minder aber auch ausgeklügelte und ad hoc ersonnene Nebenfiguren. Da fehlt nicht Mutter Germania, nicht der holdselige, unvermeidliche Friedensengel; da begegnen wir den bekannten begeisterten Soldaten, den stets beliebten gefesselten Sklaven, den ins Horn stoßenden, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit verwandten jungen Kriegsgöttern; da stellen sich uns in aller Biederkeit alte Germanen vor, die natürlich den bewußten Speer in Händen halten und auch mit einem Bärenfell versehen sind, so daß ihnen zu ihrer Vollkommenheit nur noch das Attribut eines wenn möglich gefüllten Trinkhorns fehlt. Zierliche Frauengestalten werden durch ihre Tracht „sinnig" zu Personificationen von Elsaß und Lothringen erhoben; ja, es muß sogar ein recht unzufrieden dreinschauender Neger sich dazu hergeben, hier mit einem deutschen Seemann zusammen eine „Colonialgruppe" zu bilden. Bei manchen Entwürfen sind dieser und ähnlicher Nebenfiguren so viele, daß man nur mit Mühe entdeckt, wo eigentlich Bismarck selbst sein Plätzchen erhalten hat. Unleugbar haben einzelne Künstler, wie z. B. Eberlein, Max Klein, Bärwald, in einzelnen dieser Gruppen ihre Kunst nicht übel bethätigt, so daß diese für sich allein einen freundlichen Eindruck hervorzurufen vermögen; indessen weisen doch die meisten Entwürfe mehr oder minder langweilige Genregruppen auf, und bei einigen von ihnen ist das Genremäßige sogar übermäßig stark betont. So hat etwa Johannes Schilling vor seinem Bismarck-Denkmal eine kleine Truppenrevue veranschaulicht, indem er Soldaten verschiedener Waffengattungen um einander gruppirte, so zwar, daß sie von rechts und von links auf einander zuschreitend gedacht sind; so stehen bei einem andern Entwurf vor dem Sockel ein Lootse und ein bayerischer Jägersmann sehr freundschaftlich bei einander; sie sollen selbstverständlich darauf hindeuten, wie sich unter (!) Bismarck Süd und Nord

geeint haben, wirken aber künstlerisch natürlich recht geschmacklos.

Verirrungen und grobe Geschmacklosigkeiten sind überhaupt in dieser Ausstellung nur an der Tagesordnung. Was soll man dazu sagen, wenn man unter den Preisarbeiten für ein Bismarck-Denkmal einen hohen Obelisken entdeckt, vor dem Bismarck ganz bescheidentlich recht wohl beschattet auch ein Plätzchen einnimmt? Wenn man den Helden ein ander Mal vor einer Säule aufpostirt findet, auf deren Spitze sich ein Atlas unter der Last der Weltkugel duckt? Wie anders als geschmacklos kann man es nennen, wenn ein Künstler an dem Sockel eines Bismarck-Denkmals die Büste Kaiser Wilhelms I. angebracht hat, oder wenn ein Anderer um den Sockel einen mächtigen Panzer spannen will? Wer sollte es für möglich halten, daß ein Aussteller seinen Bismarck in ein allerliebstes kleines Säulentempelchen versetzt hat, so daß Bismarck als eine neue Art Säulenheiliger erscheint? Den Gipfelpunkt dieser forcirten und ausgetüftelten Entwürfe bedeuten aber wohl die folgenden: Bismarck ist sitzend dargestellt, über ihm, auf einer Weltkugel, reitet eine nackte Jünglingsgestalt auf einem Adler; und weiter: rund herum um den Sockel eines zweiten Denkmals ist Löwe an Löwe, jeder in einer kleinen Wölbung, quasi einer Löwenhütte, gegliedert, so daß spätere Geschlechter meinen müssen, Bismarck sei in seinen Mußestunden vornehmlich Löwenbändiger gewesen!

Ach! die schöne Arbeit, die überhaupt an die Thierwelt von den Bewerbern um den Preis für das beste Bismarck-Denkmal verschwendet ist! Wäre doch die reiche Mühe, die auf die großen und kleinen Löwen, auf die Sphinxe (!) und auf die Adler verwandt wurde, lieber Bismarck selbst zu gute gekommen! Vielleicht hätten wir dann auch eine ähnliche Bismarck-Statue erhalten, anstatt daß wir nun Bismarck zwar in allen möglichen und unmöglichen Stellungen erblicken, aber seines Wesens und seines Geistes kaum einen Hauch spüren. Bald erscheint er uns lediglich als Redner im Parlament, bald nur als Kriegsheld; hier zeigt er ein trotzig verbissenes, dort ein mürrisches Aussehen, hier will er uns zu behaglich freundlich, dort zu alt und friedlich dünken; ein Mal schießt seine Gestalt allzusehr in die Höhe, das andere Mal ist sie zu kurz und untersetzt gerathen; bei Nummer X stört uns seine Hochschultrigkeit, bei Nummer Y die allzu große Magerkeit seiner Beine! Gewiß, das gilt uns gleich, ob Bismarck mit oder ohne Helm, mit oder ohne lang herabwallenden Mantel, mit zugeknöpftem oder offenem Interimsrock gezeigt wird, und selbst den historischen Bismarck-Bleistift, den ein Bewerber seinem Helden in die Hand gegeben hat, würde man, wenn es sein muß, noch in den Kauf nehmen; aber zweierlei müssen und dürfen wir von einem Berliner Bismarck-Denkmal verlangen: daß es uns Bismarcks Größe und seinen Charakter offenbare, wie das malerisch Franz v. Lenbach verstanden hat, und daß es an den Ort passe, für den es bestimmt ist. Das Berliner Bismarck-Denkmal soll vor dem Hause des Deutschen Reichstages stehen, mit ihm also muß ein künstlerischer Zusammenhang hergestellt werden; daher sind Entwürfe wie die mit dem Obelisken und mit dem Löwenzwinger — selbst wenn sie künstlerisch vollkommen wären — von vornherein unbrauchbar, daher ist auch Siemerings Entwurf schon deßhalb unannehmbar, weil dieser eine Gruppe zeigt, die mit einer auf dem Reichstagshause befindlichen in zu enger Verwandtschaft steht. Siemering setzt den Gedanken: „Setzen wir Deutschland nur erst in den Sattel u. s. w." in Plastik um. Er zeigt Bismarck neben einem Roß, auf dem Germania in nicht ganz einwandsfreier Position sitzt. Eine dominirende Bismarck-Gestalt ist durch den Platz des Denkmals allein schon bedingt, wie sie dem Wesen des Denkmals nach vollends unerläßlich ist, und ein Wegweiser zur Erreichung des Zieles wäre also immerhin gegeben. Vorerst scheinen mir Max Klein und W. v. Rümann ihm am nächsten gekommen zu sein; hoffentlich wird die engere Concurrenz, die jetzt zwischen den mit einem ersten Preis ausgezeichneten Künstlern Schaper, Fritz Schneider, Ludwig und Emil Kauer, Echtermayer, Lessing, Hilgers und Schmitz, Siemering, Eberlein, W. v. Rümann, Bärwald stattfinden soll, dahin führen, daß wenigstens ein Entwurf allgemein der Ausführung für werth erachtet wird.

Walter Paetow.

Die Wiener Genesis.

Von Julius v. Schlosser.

II.

Weniger für unser Auge, das an die weiße Sculptur gewöhnt ist, als für die Augen der Alten mußte die Malerei hinzutreten, um die Illusion zu verstärken, die Angabe der Localfarben. Aber bis die Kunst das erreichte, hat sie einen langen Weg zurücklegen müssen.

Schon Conze hat die Gleichartigkeit des bemalten altgriechischen Reliefs mit der Malerei hervorgehoben. Die Principien sind in der That in beiden dieselben. Ein Fund der jüngsten Zeit, der sogenannte Alexander-Sarkophag aus Sidon (Museum in Konstantinopel), hat uns darüber unerwartete Aufschlüsse gebracht. Hier sehen wir, daß noch in der Zeit des Apelles die farbige Sculptur auf jegliche realistische Wirkung verzichtete. Die Localtöne sind nicht verwendet, Gewänder, Waffen 2c. sind in den kräftigsten Farben gegen den natürlichen Reliefgrund und die nackten Theile im ungefärbten Marmorton gesetzt.

Es ist hier ganz dasselbe Princip wirksam, das den Glasgemälden des 13. und 14. Jahrhunderts ihren eigenthümlichen Stil gibt. Die Fleischtheile und der Grund bleiben ohne Ton, während Gewänder und Beiwerk in den reichsten, bunten, aber auf Naturwahrheit keinen Anspruch machenden, ja sie vermeidenden Farben (blaue Haare, grüne Pferde, rothe Bäume, auch in den Miniaturen), angegeben sind. Was wir Modernen Malerei zu nennen gewohnt sind, das hat hier wie im Zeitalter des Apelles noch nicht einmal begonnen. Zu diesem Princip der Schönfarbigkeit kommt noch hinzu, daß die Composition, wie wir auf den Vasen sehen, noch keinen räumlichen Zusammenschluß hat. Und so ergibt sich das merkwürdige Schauspiel, daß Apelles und seine Genossen in der Schönheit der Linienführung und Composition vielleicht Raffael übertreffen, während sie im eigentlich Malerischen noch hinter Giotto zurückstehen, der schon Localcolorit und räumlichen Zusammenschluß kennt. Denn die erhaltenen Denkmäler zeigen, daß die Eigenthümlichkeiten der Vasenmalerei auch die der großen Kunst waren: Pompeji und Philostrat dürfen nicht als Zeugen für eine fünfhundert Jahre vor ihnen liegende Periode angerufen werden. Wie die hellenische Musik, ist auch die hellenische Malerei über eine gewisse Kindlichkeit, über die formschöne, colorirte Zeichnung, über den Teppichstil nicht hinausgekommen. Die attischen Lekythen dürften uns am ehesten eine Vorstellung der altgriechischen Malerei geben. Aehnlich wie auf den mittelalterlichen Miniaturen wird uns das zur Handlung Gehörige knapp und klar angegeben; obwohl Verkürzungen schon mit Geschick gehandhabt werden, fehlt durch die Vernachlässigung der Raumeinheit jegliche Linearperspective. Ebensowenig wird das Localcolorit beobachtet. Die natürliche Fleischfarbe ersetzt der natürliche Ton des Marmors; noch am Hermes des Praxiteles sehen wir, daß die Fleischpartien geglättet sind, während die übrigen Theile

für die Bemalung rauh gelassen wurden. Damit stimmt es, daß die Farbengebung ganz conventionell, zum Theil nach einer höchst merkwürdigen physiologischen Auswahl erfolgt. Wie sich die complementären Farben gegenseitig im Auge erzeugen, so wenden sie die Maler auch neben einander an; so wie Blau nach einem bekannten Gesetze die Farbenempfindung des Orange hervorruft, so sind auf dem sidonischen Sarkophage gelbe Ranken auf violetten Grund gesetzt, bei den archaistischen Frauenfiguren der Akropolis die Gewandsäume grün und roth gemustert, eine Farbenwahl, die bekanntlich auch die Volkstrachten lieben.

Der bemalte etruskische Sarkophag mit der Amazonenschlacht in Florenz, der in die Zeit nach Apelles fällt, zeigt uns schon einen Fortschritt darin, daß die natürliche Fleischfarbe und der Metallton der Waffen angewendet ist. Gerade bei Apelles werden diese beiden Neuerungen von den Alten hervorgehoben, obwohl er sonst noch ganz zu den schönfarbigen Malern zu rechnen ist.

Die campanisch-römische Malerei zeigt uns nun zum ersten Male die beiden Principien, ohne die wir uns ein Gemälde nicht denken können, Raumeinheit und Localcolorit, vollständig entwickelt. Beides bedingt sich, denn der einheitliche, realistisch gedachte Hintergrund verlangt auch die natürliche Farbe der Gegenstände. Wann wurde nun dieser epochemachende Schritt gethan?

Die „Skenographie“ hatte da vorgearbeitet; man war längst schon gewöhnt, wandelnde Figuren vor einem geschlossenen, allerdings ganz typischen Hintergrunde zu sehen; die sogenannten Theatervasen des Asteas zeigen uns, daß man in der Uebergangszeit vom 3. zum 2. Jahrhundert dieses Princip auch in die Malerei eingeführt hat. Athenäos hat uns da ein merkwürdiges Fragment eines der geschätztesten Kunstkenner dieser Zeit und des Alterthums überhaupt, des Polemon aufbehalten. Dieser beschreibt ein Gemälde des Hippeus, die Hochzeit des Peirithoos, und hebt mit Ausdrücken der Bewunderung, die zeigen, daß dies damals etwas Neues war, den geschlossenen Raum und das Localcolorit des Bildes hervor. Damals geschah also die Wendung zum Naturalismus in der Malerei; einmal da angelangt konnte sie aber nicht stille stehen, denn die Localfarben konnten sich nicht mehr dem alten decorativen Princip der Schönfarbigkeit fügen, sondern verlangten gebieterisch eine Harmonisirung, sollten sie nicht roh und schreiend neben einander stehen. Diese Harmonisirung hat bekanntlich immer wieder ein Problem für die Maler gebildet, die sich mit ihr auf dreierlei Art abzufinden versucht haben: einmal durch eine allgemeine goldige Velatur, wie die Venezianer gethan haben; dann durch die Beobachtung der Brechung der Localfarben durch Luft und Licht, wie bei Velazquez und den modernen Pleinairisten; oder durch das Helldunkel, wie es Rembrandt und die Niederländer behandelt haben. Man sieht, es spielen ethnische und und klimatische Besonderheiten herein; die Nordländer ergaben sich mit Liebe dem schummerigen Zwielicht ihrer Stuben, wie Velazquez dem sprühenden Sonnenlicht des Südens nachging. Die antike Malerei mußte unter ihrem Himmel zum Pleinair kommen und dieses herrscht denn auch in den campanischen Wandbildern, auf denen sogar jenes fatale Irisiren, wie auf modernen Bildern, sich schon bemerkbar macht.

Die Tanagra-Figuren, die vom 3. bis ins 1. Jahrhundert reichen, die etruskischen Cisten mit ihren liegenden Figuren, endlich die Nachbildungen von naturwahr in zarten gebrochenen Tönen bemalten Statuen auf pompejanischen Bildern zeigen uns, daß die Plastik auch hier wieder der Entwicklung der Schwesterkunst gefolgt ist.

Blieb diese Harmonie von Plastik und Malerei nun auch erhalten, als die Wandlung vom Naturalismus zum Illusionismus, vom morgenländisch-griechischen zum abendländisch-lateinischen Stil eintrat, wie wir sie an einem plastischen Werke, den Reliefs des Titus-Bogens, zuerst beobachtet haben? Die campanischen Wandgemälde geben uns darauf die bejahende Antwort. Zu der Lichtmalerei trat jetzt ein neues, im Westen entwickeltes Element, der Illusionismus, aus dem Naturalismus der letzten hellenistischen Richtung hervorgewachsen und ihn verdrängend: in den Reliefs des Titus-Bogens ist er vollkommen entwickelt; wenn die Illusionswirkung auf den antiken Beschauer noch mächtiger war, so beruht dies darauf, daß ihm noch die Bemalung zu Hülfe kam und er manche perspectivische Fehler übersah, die uns stören, weil wir durch die Schule des 15. Jahrhunderts gegangen sind.

Mit dem Durchbruch des Illusionismus war auch der Zeitpunkt für die continuirende Erzählung gekommen, die schon oben der historischen Prosa verglichen wurde. Das ungeheure Reliefband der Trajan-Säule, heute durch die fehlende Bemalung total in der Wirkung vernichtet, zeigt uns den continuirenden Stil in reichster Entfaltung. Der Kaiser ist die bewegende Figur, die immer und immer wieder aus dem Volksgewühl, in der wechselnden Scenerie auftaucht, so daß wir mit ihm in höchster Anschaulichkeit den ganzen dacischen Krieg durchleben; Trajan erscheint über neunzig Mal in diesen Reliefs. Vollste illusionistische Wirkung erreicht dann dieser continuirende Stil namentlich auch in dem trajanischen Dacierrelief des Constantin-Bogens, trotzdem es aus seinem alten Standorte, für welchen es der Künstler berechnet hatte, gerissen wurde.

Damit hat sich nun eine neue abendländische, römische Kunst entwickelt, auf altitalischer Grundlage, dem Illusionsstil und der continuirenden Erzählung ergeben. Sie ist dann wieder zurück in den Osten gewandert, namentlich in das hellenisirte Aegypten, nach Alexandria, dem Paris der Antike. Der Nil im Braccio nuovo des Vatican ist ein classisches Beispiel dieser alexandrinisch-römischen Kunst. Mit der diocletianischen Zeit beginnt allmählich ihr Verfall; an die letzten Reste dieser römischen Illusionskunst knüpft aber noch die christliche Kunst an.

Was hier für die Plastik entwickelt wurde, läßt sich, und mit geringeren Schwierigkeiten, auch an der römischen Malerei beobachten.

Es ist der Uebergang von der naturalistischen zur illusionistischen Auffassung, wie er uns deutlicher in der neueren Kunst entgegentritt. Im 15. Jahrhundert hatte man, im Süden wie im Norden, froh der errungenen Freiheit, alle Figuren auf das sorgsamste nach der Natur durchgebildet, die des Hintergrundes und diesen selbst ebenso scharf und klar als die des Vordergrundes, in Freilicht wie in clair-obscur. Diese Gemälde sind, wie man sieht, trotz des einheitlich festgehaltenen Augenpunktes ebenso naturwidrig als die alten Miniaturen. Das Auge muß sich den jeweiligen Distanzen in Vorder- und Hintergrund accommodiren, es sieht Alles mit übernatürlicher Sehkraft. Die Reliefwirkung ist für diese realistische Kunst die Hauptsache, noch Lionardo's Vorschriften laufen lediglich darauf hinaus. Dann aber wurde das eigentlich Malerische, wir müssen wohl sagen wieder entdeckt. Man wurde inne, daß wir die Gegenstände in Wirklichkeit nicht wie das künstlich matt und gleichmäßig im Atelierlicht stehende Modell des Zeichensaales, sondern als ein Nebeneinander verschiedener Lichtwerthe und Farbenflecken wahrnehmen, aus denen die Formen erst durch das geübte Erinnerungsvermögen erschlossen werden. Auch nehmen wir nur das deutlich Fixirte wahr, das Uebrige verschwindet mehr oder weniger. Endlich verändert die Luft mannichfach die Gegenstände, verleiht ihnen eigenthümlichen Glanz und Farbe, ganz abgesehen von dem Spiel der Reflexe und den bekannten Wirkungen der Irradiation oder Lichtzerstreuung. So kam man darauf,

die Farbentöne auf dem Bilde neben einander zu setzen, wie man sie in der Natur neben einander sieht, sie nicht, wie die alten Naturalisten thaten, selbst durch den Pinsel für das Auge zurecht zu machen, sondern sie durch dieses aus der Leinwand selbst heraus zu körperlicher Erscheinung zusammenfassen zu lassen. Daher die täuschende Naturwahrheit, die die Schöpfungen der großen Illusionisten auszeichnet, da wir die Dinge so sehen, wie wir sie in Wirklichkeit zu sehen gewohnt sind. Tintoretto ist der erste, der diese Manier in die Malerei eingeführt hat, das 17. Jahrhundert hat sie zur Vollendung gebracht. Der moderne Impressionismus ist in unsrer Zeit siegreich auf dieser Bahn weitergeschritten; es hat allerdings lange gedauert, bis sich das Publicum, dessen Augen durch die „braune Sauce" der Classicisten und Romantiker stumpf geworden waren, daran gewöhnt hat.

Mehr als anderthalbtausend Jahre vorher hat sich in der Kunst schon einmal der gleiche Wandel vollzogen. Mau hat uns in seinen pompejanischen Forschungen die Entwicklung der campanischen Malerei, wenn auch nur in einer kleinen Landstadt, dargelegt. Bis gegen 70 v. Chr. herrschte dort der von Mau sogenannte Incrustationsstil. Das Bekleiden der Wände mit farbigen Stuckplatten, als einem Surrogat des Marmorbelags; Beispiele haben sich auch in Kleinasien und in Rom gefunden, ja diese Uebung hat sich in den altchristlichen Basiliken und sogar bis in das italienische Mittelalter hinein erhalten. Etwa um 80 v. Chr. ahmt man diese wirkliche Incrustation durch Malerei nach; Wickhoff weist darauf hin, daß ein Grund dieser Neuerung nur die Erfindung einer billigeren und schnelleren Malerei gewesen sein kann, des Frescos im Gegensatze zu der mühsameren und theuren Enkaustik. In der That klagt der Schöngeist Encolpius bei Petron, daß durch die „Frechheit der Aegypter ein neues, abgekürztes Verfahren bei der Malerei in Schwang gekommen sei". Dieser erste Stil wird abgelöst durch einen ganz anders gearteten, den zweiten, den „Architektenstil". In ihm wird die Wand zum Schein von einer ganz naturalistisch gebildeten Architektur durchbrochen und aufgelöst, durch die hindurch man ins Freie, auf Gärten 2c. zu sehen meint. Gehörte der erste Stil dem hellenistischen Barocco an, so geht dieser zweite parallel mit dem augusteischen Empire der Vitruv-Zeit. Die Villa der Livia bei Prima Porta, wo auch eines der bedeutendsten Werke dieser Richtung, die Augustus-Statue, gefunden wurde, ist derart verziert. Ihm folgt als eine Episode der dritte, ornamentale Stil, der etwa um 50 n. Chr. sein Ende nimmt. Er weist nachdrücklich auf Aegypten, auf Alexandria. Wie im 1. Jahrhundert in Attika eine Renaissance der alten Kunst aufkam, so bildete man in derselben Zeit in Alexandria die Werke der alten ägyptischen Kunst in modernisirter Form nach. So treten uns im dritten Stil zahlreiche ägyptische Motive entgegen, auch die Verwandlung der Scheinarchitektur in ein Flachornament stimmt dazu. Er läßt uns heute an die Großväterzeit denken, wo man das Chinesische und Aegyptische gerade so, in flacher, etwas pedantischer Nüchternheit verwendete. Geistreich erinnert Wickhoff an den Saal der Vergangenheit im „Wilhelm Meister", den man sich gern in dieser Weise so wie den Saal im „Großkophta" mit allerhand ägyptischen Bildern und Zierathen ausstaffirt denken möchte.

Um die Mitte des Jahrhunderts beginnt der vierte Stil, der, in Pompeji wenigstens, durch die Katastrophe des Jahres 79 einen jähen Abschluß gefunden hat. Obwohl seine Dauer zeitlich sehr beschränkt ist, hat er doch, als der modernste, die zahlreichsten und eigenthümlichsten Denkmäler hinterlassen. Mit seiner völlig phantastischen Scheinarchitektur gibt er das, was wir gewöhnlich unter pompejanischem Stil schlechthin verstehen; ihn hat schon Raffael studirt, und von den Loggien des Vaticans sind die „Grottesken" ausgegangen.

Obwohl in diesem Stil uns wie natürlich nicht wenig Erinnerungen an die Vergangenheit, Copien älterer Gemälde entgegentreten — die „Medea" des Timomachos, eine im augusteischen Empire sehr beliebte Darstellung, ist in Herculanum nachgebildet worden — müssen wir doch diese letzte Phase der pompejanischen Malerei als römisch ansprechen. Denn die Malerei ist hier völlig illusionistisch geworden, sie arbeitet auf „Impression" hin. Eines der eigenthümlichsten Beispiele ist der schwebende Satyr mit der Bacchantin in Pompeji. Durch ein eigenthümliches Verfahren sind die Figuren vor der Wand schwebend dargestellt, so daß zwischen ihnen und der Fläche die Luft zu spielen scheint. Das Relief ist nicht mehr durch Abschattung, sondern durch hell aufgesetzte Flecken und Streifen hervorgebracht, in einer Technik, die fast an Fortuny erinnert.

Der Uebergang zum echten Illusionsstil ist am besten an den wunderbaren Stillleben Pompeji's zu verfolgen. Hier finden wir jene blonde Farbenharmonie, jenes Modelliren im Licht, wie es auch die Modernen nicht anders durchgeführt haben. Freilich ist zu bedenken, daß wir in Pompeji zumeist nur flüchtige, handwerkmäßige Arbeiten, Abklatsche und Abbreviaturen der Technik von Meistern der Großstadt vor uns haben; nur im Macellum hat ein hervorragender Maler gearbeitet. Dort finden wir Stücke, die in ihrer virtuosen, echt impressionistischen Pinselführung an die Hintergründe Goya's erinnern. Der Illusionismus der Figurenmalerei wird am besten durch ein allerdings einfaches Kunststück, ein Nachtbild mit Mondbeleuchtung (Das trojanische Pferd, Pompeji) repräsentirt; die weitere Entwicklung können wir aber nicht mehr verfolgen, der Ausbruch des Vesuv machte ihr hier ein Ende. Diese Mondscheinlandschaft lehrt uns aber, daß man nunmehr an die Wiedergabe atmosphärischer Erscheinungen herangetreten war; noch Apelles hat den Blitz andeutend durch das altherkömmliche Symbol bezeichnet. Die berühmten Odyssee-Landschaften vom Esquilin mit ihrer Wiedergabe solcher Erscheinungen sind daher, wie auch der illusionistisch-continuirende Stil zeigt, nicht etwa auf die beliebten „hellenistischen" Vorbilder zurückzuführen, sondern echt römisch. Eines darf uns aber nicht befremden. Wenn die illusionistische Malerei der Alten uns heute dilettantisch erscheint, so beruht dies auf der noch mangelhaften Linearperspective und darauf, daß man die Reflexe bis auf die allerprimitivsten Phänomene, z. B. Feuerschein, nicht beachtete. Gerade das hat aber die moderne Malerei — soweit sie nicht pleinairistisch ist — mit Vorliebe studirt.

Auch daß die alten Kunstschriftsteller uns so gar nichts über diese bedeutende Neuerung zu sagen wissen, daß wir von ihnen nur Klagen über den Verfall der Malerei zu hören bekommen, wird uns nicht beirren. Sie waren im Banne der alten Kunst groß geworden und vermochten der jungen Richtung nicht mehr zu folgen. Ganz so steht Vasari dem Tintoretto gegenüber.

Die Portraits der Gräber von El Fayûm — aus der Zeit des Septimius Severus, wie man neuerdings aus dem Schmuck der Frauen geschlossen hat — legen Zeugenschaft ab, wie die römische Malerei sich den Osten erobert und dort ihre Principien zur Geltung gebracht hat. Diese Portraits sind durchaus im Geiste der römischen Büsten.

Die campanische Galerie des Philostrat zeigt uns, wie wir auch nach alledem erwarten dürfen, fast durchaus Bilder, die zu diesem römischen Illusionismus stimmen. Auch die continuirende Erzählung tritt uns bedeutsam entgegen, besonders im Memnon, im Pentheus, in der Geburt des Hermes u. s. w. Man hat neben vielen anderen unverständigen Gründen auch den gegen die Wahrheit des

Philostrat ins Feld geführt, daß er seine Bilder mit allerhand zusammengerafften Dichterstellen beschreibe. Wickhoff wirft mit gutem Humor die Frage auf, was denn in der Methode für ein Unterschied sei zwischen alter und neuer Kunstliteratur, da diese letztere die Sarkophage scharfsinnig mit den Worten der antiken Poeten erläutert. Der alte Journalist erklärt seine Bilder mit den Dichterstellen, in blumigem Feuilletonstil, die moderne Forschung aus denselben im holprigen Citatenstil der Annali.

Noch in der ältesten christlichen Kunst haben sich Compositionen erhalten, die an Philostrat erinnern. Wickhoff hatte Laune genug, eine dieser Compositionen im Stile des Philostrat zu beschreiben und diese kleine Ekphrasis, „Die Fischhalter" betitelt, ist ihm auch recht gut gelungen. Es sind die Erotenscenen am Ufer des Jordans, die den unteren Randstreifen des Apsismosaiks der Lateranbasilika schmücken, wie schon Müntz dargethan hat, von Torriti im 13. Jahrhundert nach einer alten Composition des 4. Jahrhunderts erneuert. Dieses Mosaik leitet uns also direct von Philostrat zur Bibel, von der heidnischen zur christlichen Kunst hinüber.

Von dieser, die durchaus auf demselben Boden wie ihre heidnische Schwester steht, werden wir, wenigstens in ihren frühesten Erzeugnissen, den gleichen Charakter erwarten müssen, also Streben nach Illusion und continuirende Erzählung; auch der Anschluß an einen poetischen Text, der früheren Kunst durchaus fremd, wird sich hier finden, wie bei Philostrat, den Odyssee-Landschaften und den Sarkophagen. Die Bibel tritt ihre kunstgeschichtliche Rolle an. Doch haben sich nur verhältnißmäßig wenige der ältesten christlichen Darstellungen in die spätere Kunst hinübergerettet. Es ist dies leicht zu erklären. Den illusionistischen Compositionen mit ihrem reichen malerischen Beiwerk konnte die verfallende Technik nicht mehr folgen; es erhielten sich daher vorzüglich nur die einfachen und deutlichen Scenen.

Die altchristliche Malerei auf der Stufe, wo sie uns in der Wiener Genesis entgegentritt, schließt sich vollkommen der spätantiken Kunst an, wie wir sie besonders aus Philostrat kennen. Noch finden wir nicht Versuche, die atmosphärischen Erscheinungen des südlichen Himmels darzustellen; auf einem Blatte der Genesis (F. 23) erscheint in wenigen kecken Strichen ein feuerspeiender Berg, wohl der Vesuv, im Hintergrund u. a.

In einer seiner Ekphrasen macht Philostrat eine feine Beobachtung (I, 2). Er spricht von der Figur des Komos, die von Fackellicht beleuchtet wird, also eines der uns schon bekannten Nachtstücke.[1]) Die Rosen im Kranze des Komos seien gelb, die Schatten aber blau. Philostrat hat ohne Zweifel ganz richtig beschrieben, der Maler hat aber falsch gemalt. Dieser hatte die richtige Beobachtung verwendet, daß die Tagesschatten im Süden tief blau sind, aber übersehen, daß sie sich bei künstlichem Lichte verändern. In dieser Beobachtung liegt ein Fortschritt gegenüber der pompejanischen Malerei, welche den Tagesschatten noch warmbraune Färbung gibt. Und diesen Fortschritt der Malerei können wir auch noch in der Wiener Genesis constatiren. Dort sind die Schatten blau angegeben; ebenso verlieren die zurücktretenden Gegenstände ihren Localton und bekommen bläuliche, violette Färbung. Das ist ein untergeordneter Zug, der uns aber zeigt, wie die Malerei zur Zeit des Entstehens der Wiener Genesis noch an den Traditionen der philostratischen Periode zehrte. Haben sich doch zum Theil die gleichen Gegenstände erhalten, wie wir an dem Mosaikstreifen der Eroten in S. Giovanni in Laterano sahen. In dieses selbe philostratische Milieu führt uns dann auch der berühmte Pariser Psalter, ein Werk etwa des 4. Jahrhunderts, aber in einer byzantinischen Copie des 10. Jahrhunderts erhalten. Wäre z. B. dessen bekannte, oft abgebildete Miniatur, die David als antiken Hirten in anmuthiger Landschaft vorführt, hinter ihm die echt philostratische Personification der Melodie, dann die hinter einer Säule lauschende Echo und im Vordergrund einen Flußgott — wäre diese Composition irgendwo auf der Wand erhalten, die Archäologie würde ihr Vorbild gewiß in die alexandrinische Zeit zurückdatiren.

Ein anderes früh christliches Werk, die berühmte, 11½ Meter lange Josua-Rolle des Vaticans, zeigt uns das Herauswachsen aus der national-römischen Kunst in noch schlagenderer Weise. Sie ist das größte Beispiel des continuirenden Stils in der Malerei, wie es das spiralige Reliefband der Trajan-Säule in der Plastik ist und dessen vollkommenes Gegenstück. Josua erscheint 21 Mal darauf, hinter den Figuren geht in ruhigem Fluß die Landschaft fort. Die Ferne ist verschwimmend, ganz illusionistisch gehalten. Der Josua-Rotulus ist aber zugleich als Erzeugniß des griechischen Ostens ein Beispiel für das Zurückströmen der römischen Kunst in diesen.

Aber nicht an solche Werke hat die Bücherillustration des Mittelalters angeknüpft, sie hielt sich an die zeichnerische, illustrative Technik, die uns die ältesten Dichterhandschriften, der Virgil der Vaticana, die Ilias der Ambrosiana zeigen. Sie mußte von hier wieder erst auf langen Umwegen zum Naturalismus des ausgehenden 14. und des 15. Jahrhunderts vordringen.

Die Wiener Genesis ist nun auch dadurch nicht zum wenigsten interessant, daß sie uns die Kunst der Büchermalerei in der Zeit dieses Ueberganges zeigt. Denn bei ihrer Ausschmückung haben verschiedene Maler neben einander gewirkt; solche, die von der großen Wand- und Tafelmalerei herkamen, die noch an den Resten der Illusionstechnik zehrten, und solche, die schon in der rein zeichnerischen und colorirenden Weise der Bücherillustration geübt waren. Wickhoff unterscheidet demnach fünf Hände, die an den Textbildern der Genesis thätig waren. Den ersten Maler, der Blatt 1—20 gemalt hat, nennt er nach seiner charakteristischen Weise den „Miniaturisten". Dieser arbeitet schon ganz in der Zeichnerweise der mittelalterlichen Büchermaler, ohne Linear- und Luftperspective. Der Zweite (Blatt 21—32) ist der „Colorist". Er steht dem Ersten im Stil nahe, verfügt aber über eine glänzendere Technik, namentlich über ein leuchtendes Colorit und eine treffende Fleischbehandlung, und zeichnet sich durch phantasiereiche Erfindung aus. Die übrigen Drei bilden eine Gruppe für sich (Blatt 33—36, 37—44, 45—48). Es sind die Illusionisten, die, mit verschiedener Individualität, noch die Tradition des alten illusionistischen Fresco, wenn auch abgeschwächt und entstellt, bewahren. In der Detailbeschreibung der einzelnen Bilder (mit genauen Farbenangaben) werden die Leistungen aller dieser Maler eingehend gewürdigt.

Die Wiener Genesis stammt aus einer Zeit, in der sich noch kein fester, christlicher Cyklus gebildet hatte; die Elemente sind noch in Gährung begriffen. Die späteren griechischen Compositionen knüpfen an einen anderen, wahrscheinlich alexandrinischen Cyklus an, wie uns J. J. Tikkanen in seiner ausgezeichneten Schrift über die Mosaiken der Vorhalle von S. Marco in Venedig klar gemacht hat.

Aber die Wiener Genesis lehrt etwas Anderes, das Werden der christlichen Formensprache aus der römischen Kunst heraus. Die Geschichte dieser Formensprache, die so wenig neu ist als die Sprache der Kirchenväter, zum ersten Male dargelegt zu haben, ist Wickhoffs bleibendes Verdienst.

[1]) Die Stelle ist auch sonst für den Illusionsstil interessant. Philostrat lobt das leichte und lockere Gefüge des Kranzes, die duftige Thaufrische der Blumen, lauter Dinge, die uns an die feine Naturbeobachtung der römischen Reliefs und Stillleben erinnern.

Keiner, dem es um die künstlerische Erforschung jener Perioden ernst ist, wird fürderhin an diesem wahrhaft hervorragenden Buche vorübergehen können, dessen Bedeutung weit über sein beschränktes Thema hinausreicht. Vieles mag davon im einzelnen richtig gestellt, manche Anschauung überwunden werden, die schöpferische Fruchtbarkeit des Werkes wird sich darum desto glänzender bewähren. Auch ein principieller Gegner wird Wickhoff zugestehen müssen, daß er die römische Kunst, das erste machtvolle Hervortreten abendländischen Kunstgeistes, zum ersten Male vom kunsthistorischen Standpunkte aus behandelt und ihr die gebührende hohe Stellung angewiesen hat, ihr, der man zumeist mit der hochmüthig überlegenen Miene des classischen Schulmeisters gegenüberzutreten gewohnt war. Daß er überdies so schwierige, spröde Materien in so klarer, verständlicher und flüssiger Form vorzutragen verstanden hat, ist ein weiteres Verdienst, das aber vielleicht in der ganzen übrigen gebildeten Welt, zumal in England, Frankreich, Italien eher auf Würdigung hoffen dürfte, als im gelehrten Deutschland, wo der Forscher, der nur ein paar kleine, aber nach Form und Inhalt bedeutende Aufsätze in die Wagschale zu legen vermag, gemeiniglich für geringer gilt, als der geübte Proktophantasmist, der sie mit Pfunden fachwissenschaftlicher Maculatur zum Sinken bringt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen von Dr. Emil **Reich.** (Dresden und Leipzig, Pierson 1894.) 8°. 257 S. — Neben Volkelts anerkanntem Buche sind vorstehende Vorlesungen von Emil Reich in Wien den werthvollsten Bereicherungen der Grillparzer-Literatur, soweit sie die kritisch-ästhetische Würdigung der Dramen betrifft, beizuzählen. Der Verfasser, der in früheren Jahren Grillparzers Kunstphilosophie eine schätzenswerthe Monographie gewidmet hat, bewährt sich auch in seiner neuesten Publication als feinsinniger Kenner des großen Dramatikers. Es ist ein Hauptverdienst dieser Vorlesungen, daß sie der auch heute noch vielverbreiteten Ansicht entgegentreten, die in Grillparzer den letzten Classiker, bezw. nur den Epigonen der classischen Zeit zu erblicken glaubt. Als ein solcher darf Grillparzer nur in sehr beschränktem Sinne gelten, mit weit größerer Berechtigung aber als der kühne Vorbote neuerer Zeiten, als erster Moderner, als Eröffner der Bahn für die ausgeprägt realistische Methode des neueren Dramas. „Er schließt eine Literaturperiode ab, doch als schöpferischer Geist beginnt er zugleich eine neue Epoche, in ihm verfließen die Gegensätze. An der Grenze zweier Zeiten stehend, betritt sein Fuß noch unsicher tastend neuen Boden, indeß sein Auge rückgewendet sehnsüchtig nach dem gewohnten Bezirk zurückschweift, sein Herz heißt ihn weilen, aber seine Sendung treibt ihn vorwärts — ein Eroberer wider Willen." Reich bezeichnet es als einen der Hauptzwecke seiner Arbeit, „die realistischen Züge in Grillparzers Schaffen hervorzuheben, darzuthun, daß er kein Classiker-Epigone, sondern ein Vorbote neuer Kunstweise, vor allem ein selbständiger, eigenartiger Künstler war". Daß schon die classisch stilisirte „Sappho" durch ihre neuartigen Probleme ebensowohl wie durch einzelne realistische Züge im Sprachton als das Werk eines modern empfindenden Künstlers erscheinen muß, wird mit Recht von Reich hervorgehoben. Weit mehr tritt dies zu Tage beim „Goldenen Vließ", das bereits den zielbewußten Uebergang zum realistischen Drama scharfer Charakteristik bezeichnet und die kühne Neuerung der hier gebrauchten künstlerischen Ausdrucksformen am besten erkennen läßt, wenn man das neue Kunstprincip etwa mit dem Stil einer „Iphigenie" vergleicht. Auf der vollen Höhe seiner Entfaltung finden wir den realistisch-charakteristischen Stil Grillparzers in „Ottokar", während im Gegensatz zu dieser Tragödie der „Treue Diener" in vielen Beziehungen geradezu als ein naturalistisches Werk bezeichnet werden kann. Das Streben nach schärfster Individualisirung der Personen, das allzu liebevolle Einleben in das Sonderliche des Hauptcharakters drohte hier allerdings zu einer Gefahr für die typische Bedeutung und damit für die unmittelbare dramatische Wirkung dieses Kunstwerks zu werden. Der „Treue Diener" bedeutet den schärfsten naturalistischen Vorstoß des Dichters, den er in ähnlicher Art nur noch einmal, in der energievollen naturalistischen Charakteristik der „Jüdin von Toledo" wagte. Einen durchaus eigenartigen, ebenfalls auf realistischer Grundlage beruhenden, aber zugleich mit classischen und romantischen Motiven durchsetzten Stil zeigt die herrliche Liebestragödie von Hero und Leander. Auch in dem vielangefochtenen vierten Acte dieses Stückes offenbart sich, wie Reich in einleuchtender Weise ausführt, des Dichters Weiterschreiten in der Richtung des realistischen Dramas, das Seelenzustände in breiter Ausführlichkeit zu erörtern wagt, das psychologischer Kleinmalerei gleiche Berechtigung gewährt wie den Geschehnissen der vorwärts drängenden Handlung. „Grillparzer ging hier wieder durchaus eigene Bahnen, als viel mißkannter Vorläufer moderner Dichtungsweise, als originelle Poetenindividualität, die sich nicht an die hergebrachte Schablone, dramatische Wirkungen zu erzielen, binden wollte." Erinnert „Der Traum ein Leben" durch seinen märchenhaften Charakter vielfach an Grillparzers romantisches Jugendwerk „Die Ahnfrau", so zeigen das Lustspiel „Weh dem, der lügt", das Fragment „Esther", sowie die Trauerspiele „Ein Bruderzwist in Habsburg" und „Libussa" in den verschiedensten Nuancen und Abstufungen des Dichters Weiterentwicklung auf dem Gebiete des realistisch-charakteristischen Dramas. Neben der scharfen Hervorkehrung alles dessen, was uns Grillparzer in seinen Dramen als den Bahnbrecher neuer Zeiten erkennen läßt, bieten Reichs Vorlesungen auch nach anderer Seite zahlreiche interessante Einzelheiten und werfen manch neues Licht auf diesen oder jenen Punkt seines künstlerischen Schaffens. Auf die dramatische Oekonomie der Hero-Tragödie fällt durch eine anziehende Parallele mit „Romeo und Julia" ein erhellendes Streiflicht, gelegentlich der „Esther" werden die Hypothesen über die geplante Fortsetzung des Stückes einer belehrenden Untersuchung unterzogen, zwischen „Weh dem, der lügt" und „Der Traum ein Leben" werden innere Beziehungen gesucht, die allerdings etwas gekünstelt und an den Haaren herbeigezogen erscheinen dürften. Den Analysen der einzelnen Stücke folgt ein als „Rückblick" bezeichnetes Schlußcapitel, das eine allgemeine Charakteristik von Grillparzers künstlerischer Eigenart zu geben strebt und zu den anziehendsten Theilen des gehaltvollen und anregenden Buches zu zählen ist. E. Kilian.

* **Universitätsstatistik.** Auf sämmtlichen preußischen Universitäten einschließlich der Akademie zu Münster befinden sich zur Zeit 13,560 immatriculirte Studirende, das sind 397 mehr als im letzten Wintersemester und 1077 mehr als im Sommersemester 1894. Von diesen haben ihre Heimath in Preußen 11,021, in anderen deutschen Staaten 1463, im europäischen Ausland 790, in Amerika 259, in Asien 20, in Afrika 6, in Australien 1. Die Gesammtzahl der Studirenden vertheilt sich im laufenden Sommersemester folgendermaßen: Es zählt die evangelisch-theologische Facultät 1804, die katholisch-theologische 843, die juristische 3260, die medicinische 3511 und die philosophische 4172 Studirende. Einschließlich der nicht immatriculationsfähigen Preußen und Nichtpreußen beträgt die Zahl aller berechtigten Hörer zur Zeit 17,305. An derselben sind die preußischen Universitäten in nachstehender Reihenfolge betheiligt: Berlin (mit 7695, davon immatriculirt 4265), Bonn (1824), Halle (1528), Breslau (1469), Marburg (982), Göttingen (909), Greifswald (891), Königsberg (782, davon immatriculirt 756), Kiel (775, davon immatriculirt 757), Münster (450). Zu dem Lehrkörper der sämmtlichen preußischen Universitäten zählen im laufenden Sommersemester 545 ordentliche Professoren, 20 ordentliche Honorarprofessoren, 274 außerordentliche Professoren und 444 Privatdocenten, zusammen 1283. Auf einen Docenten entfallen demnach durchschnittlich 13.49 Hörer, immatriculirte Studirende nur 10.57. Den größten Lehrkörper besitzt unter den preußischen Universitäten Berlin, 351, den kleinsten — abgesehen von Münster mit 43 Lehrkräften — Greifswald mit 85 Docenten (2 weniger als Kiel). — Die reichsdeutschen Universitäten werden in diesem Halbjahr von 2096 ausländischen Studirenden besucht. Von diesen zählt Berlin 653, Bonn 48, Breslau 31, Greifswald 22, Erlangen 30, Freiburg 84, Gießen 6, Göttingen 63, Halle 91, Heidelberg 206, Jena 78, Kiel 17, Königsberg 43, Leipzig 258, Marburg 67, München 193, Akademie Münster 10, Rostock 10, Straßburg 93, Tübingen 35, Würzburg 58.

* Die **Deutsche Anthropologische Gesellschaft** hat **Kassel** als Ort der diesjährigen XXVI., am 8. bis 11. August stattfindenden allgemeinen Versammlung erwählt und Hrn. Dr. med. E. Mense um Uebernahme der localen Geschäftsführung ersucht. — Aus der Tagesordnung theilen wir mit: Mittwoch, 7. August, 10—7: Anmeldung der Theilnehmer im Lesemuseum,

Ständeplatz; Ueberreichung der Festschrift. Von 7 Uhr an: Zwangloses Zusammensein im Lesemuseum. — Donnerstag, 8. August, von 8 Uhr ab: Anmeldungen; 8—10: Besichtigung der Landesbibliothek, des Museum Fridericianum, des naturhistorischen und ethnographischen Museums; 10—2: Festsitzung im Saale des Lesemuseums, Eröffnungsrede des Vorsitzenden Geh. Medicinalraths Prof. Dr. Waldeyer, Begrüßungen, wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs Prof. Dr. J. Ranke, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters und Wahl des Rechnungsausschusses, wissenschaftliche Vorträge; 5 Uhr: Festessen im großen Stadtparksaale. — Freitag, 9. August, 8—10: Besichtigung der Bildergalerie und des Museums mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunstwerke; 10—2: Zweite Sitzung im Saale des Lesemuseums, wissenschaftliche Vorträge; halb 4 Uhr: Abfahrt nach Wilhelmshöhe, Besichtigung des Schlosses, Besteigung des Hercules und des Elfenbuchen-Thurmes. — Sonnabend, 10. August, 8—10: Besuch der Gewerbehalle, der Martinskirche und des Marmorbades in der Karlsaue. — 10—1: Schlußsitzung im Saale des Lesemuseums. Berichterstattung des Rechnungsausschusses. Entlastung. Feststellung des Etats für 1895/96. Bestimmung des Ortes und der Zeit für die XXVII. allgemeine Versammlung. Neuwahl des Vorstandes. Wissenschaftliche Vorträge. — 3 Uhr: Abfahrt nach Münden. Besichtigung. — Sonntag, 11. August, 9 Uhr: Abfahrt nach Gensungen. Besteigung des Heiligenbergs. Gegen 1½ Uhr: Weiterfahrt nach Treysa. 3 Uhr: Beginn des Festzuges der Schwälmer. Schwälmer Volksfest mit Tanz. — Bereits angemeldete Vorträge: Waldeyer: Welche Art der Anthropoiden steht in ihrem Bau dem Menschen am nächsten? Virchow: Die ethnologische Frage in Beziehung auf Hessen. J. Ranke: Zur Anthropologie des Rückenmarks. Dr. Kossinna-Berlin: Ueber die vorhistorische Ausbreitung der Germanen. Dr. G. Buschan-Stettin: Der gegenwärtige Standpunkt der Criminalanthropologie. Dr. Franz Boas-Amerika: Thema vorbehalten.

* **Freiburg i. Br.** An der medicinischen Facultät hat sich Dr. Reerinck für Chirurgie habilitirt.

γσ **Berlin.** In der am 10. Juni stattgehabten Sitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Amtsrichter Dr. Felix Meyer) sprach Dr. Ernst Schuster, Barrister-at-Law (London), über „die praktische Bedeutung der Rechtsvergleichung unter besonderer Berücksichtigung des Familienrechts und Erbrechts". Wie für die Sprachvergleichung, so etwa führte der Redner aus, die Sprache als solche Selbstzweck sei, so ergründe auch die Rechtsvergleichung das Recht als solches; allein für den praktischen Juristen, der vor allem das Recht kennen muß, das er anzuwenden hat, ist der Erfolg rechtsvergleichenden Studiums keineswegs bedeutungslos, da dieses die Kenntniß des einzelnen Rechts, das ja stets nur ein nationales sein kann, erleichtert, wie die Sprachvergleichung die Erkenntniß des Baues der Einzelsprachen. Besonders zeigt sich der Erfolg bei der Betrachtung von Familien- und Erbrecht, weil ja in diesen Materien einerseits die nationalen Eigenthümlichkeiten der Rechtsbildung scharf hervortreten, andrerseits wiederum die allgemein menschlichen Thatsachen als gleichbedeutender Factor sich Geltung schaffen. Der Theoretiker sucht aus der auf möglichst weiten Raum und bis in möglichst weit zurückliegende Vergangenheit sich erstreckenden Geschichte eines Rechtsinstituts dessen Typus sich abzuleiten, während gerade die Abarten dieses Typus den Praktiker besonders interessiren. — Die Besprechung wandte sich nun besonders dem Eherecht und dem Erbrecht zu, die unter Heranziehung zahlreicher Fälle aus der englischen Praxis der neuesten Zeit, soweit Deutschland und England in ihren Rechtsbräuchen und gesetzlichen Bestimmungen in Frage kamen, eine eindringende Behandlung erfuhren, wobei neben dem Reichsrecht die deutschen Particularrechte, wie der code civil und die neuere französische Gesetzgebung zur Beleuchtung einzelner Punkte in sehr lehrreicher Weise hinzugezogen wurden. So ist die strenge Definition der Ehe als einer in feierlicher Form errichteten unlöslichen, ausschließlich die Gatten begreifenden Lebensgemeinschaft in der Rechtspraxis kaum verwirklicht zu finden, da in den Ländern mit vortridentinischem Recht, so in Schottland und in einzelnen Staaten Amerika's, die Feierlichkeit fortfällt und doch selbst die römische Kirche eine Scheidung von Tisch und Bett kennt, während die Lebensgemeinschaft nur als ein sittliches Ideal aufgestellt wird. Dazu kommen die Länder, in denen Polygamie gestattet ist. Das englische Recht sieht daher in der häuslichen Gemeinschaft das Entscheidende bei der rechtlichen Anerkennung von Ehen, die nach fremdem Recht geschlossen sind, und leitet daraus die Verpflichtungen her. So ward die Ehe eines Engländers mit einem Baralonmädchen aus Betshouanaland 1888 als zu Recht bestehend, wenn auch nicht im englischen Sinne geschlossen, anerkannt. Dagegen kann kein Engländer im Ausland, selbst wenn es nach dessen Recht gestattet ist, eine zweite rechtliche Ehe eingehen, wenn seine erste Ehe nach englischem Recht noch besteht. Die auf dem Continent bekannten morganatischen Ehen kennt das englische Recht nicht. Englische Prinzen, die als Nachkommen Georgs II. nach der Royal Marriages Act zu einer rechtsgültigen Ehe die Zustimmung des Souveräns bedürfen, gelten, wenn sie sich ohne diese vermählen, vor dem Recht als unverheirathet. In Bezug auf die mannichfachen Ehehindernisse kann z. B. dort die kirchliche Trauung als Civilehe aufgefaßt werden, wo nur einer Confession das Recht der Eheschließung zusteht, wenn die Nupturienten nicht dieser Confession angehören. Bei Ehen der Ausländer ist die Regel, daß das Domicil die Form der Eheschließung bestimmt, doch sieht das deutsche Recht nur die vor dem Standesbeamten oder dessen Vertreter im Auslande geschlossenen Ehen seiner Staatsangehörigen als gültig an, für Ausländer in Deutschland gilt ebenfalls die lex loci, falls ihre Ehen nach deutschem Recht gültig sein sollen. In Bezug auf das Inland herrscht die gleiche Anschauung in England. Im allgemeinen gilt in den Beziehungen zwischen civilisirten Ländern die Regel, daß die Formalien durch den Ort des Domicils und sein Recht bestimmt werden, die materiellen Rechte dagegen die persönlichen Rechte der Eheschließenden sein müssen, wobei die zahlreichen und oft sich widersprechenden Bestimmungen hinsichtlich der Ehehindernisse aus den verschiedenen Volksrechten einen sehr weiten Spielraum für die Judicatur darbieten. So ist in England eine Trauerzeit der Wittwe unbekannt, sehr verschieden sind die Bestimmungen über den Verwandtschaftsgrad, namentlich in Oesterreich, wo die sogenannte geistliche Verwandtschaft trennend wirkt. Für diese Hindernisse ist nach englischem Recht das Recht des Domicils für Inländer maßgebend, da es nur eine Staatsangehörigkeit und viele Rechtssysteme gibt, dagegen kann kein englisches Gericht den Mangel des Eheconsenses repariren. Da die Nichtigkeitserklärung einer Ehe jedoch stets möglich ist, so gelten die vor dieser geborenen Kinder als illegitim. In ehelichem Güterrecht herrschte in England wie im Erbrecht bis vor 25 Jahren der Individualismus. Alles Gut war Eigenthum des Ehemanns, die Ehefrau konnte kein Testament errichten, allein seit 1870 ist es gelungen, der Frau ein Sondergut zuzuwenden. Eine Legitimation und Adoption ist in England unbekannt. Illegitime Kinder sind unfähig, englischen Grundbesitz zu erben, auch kennt das Erbrecht keine Vertretung der Minderjährigen durch den Vater, derselbe hat auch keinen Anspruch an dem Erwerbe des Kindes. Erst seit jüngster Zeit ist der Mutter das Vormundschaftsrecht für die Minderjährigen gestattet. Daneben gibt es das Institut der Gerichtsmündel. Eine Entmündigung gestattet das englische Recht nur bei Irren. Einen Verschwender kennt es überhaupt nicht. Die Tendenz geht dahin, die Beerbung an beweglichem und unbeweglichem Vermögen gleichmäßig zu gestatten. Eine Errichtung von Fideicommissen im Landbesitz ist heute kaum mehr möglich, da dieser nicht mehr unverkäuflich zu machen ist. — Das von der Vereinigung publicirte Jahrbuch erscheint in seinem ersten, stattlichen Bande in den nächsten Tagen, und wir hoffen auf dasselbe zurückzukommen.

* **Berlin.** Dem kgl. Museum für Alterthümer sind von Dr. F. Noetling, der jahrelang Brittisch-Indien als Geologe durchforscht hat, reiche, wissenschaftlich hochwerthvolle Geschenke aus Hinterindien übersandt worden, die man bis zur demnächst bevorstehenden Rückkehr Dr. Noetlings nach Berlin wenigstens zum großen Theil zur öffentlichen Ausstellung wiederhergestellt zu haben hofft. Eine Reihe dieser buddhistischen Alterthümer stammt aus der alten Hauptstadt Birma's, der an dem linken Ufer des Irawadi sich 13 Kilometer hinstreckenden Ruinenstätte Pagan. Bei der Zerstörung der Stadt durch die Mongolen im Jahre 1279 wurden die Hunderte von Tempeln meist verschont, so daß viele noch heute im alten Glanze erhalten sind. Neuerdings werden viele der in ihnen befindlichen Buddha-Statuen für die europäischen Museen ausgeführt. Zu diesen gehören zwei von Dr. Noetling geschenkte größere Sculpturen, Buddha von Schlangen überschattet, und der Gautamabuddha, der durch Handaufheben einen wilden Elephanten bändigt; beide aus dem Tempel Naga Yon. Von den besonders interessanten brahmanischen Sculpturen aus Pagan schickte der Forscher eine Wischnu-Statue. Die buddhistischen Sculpturen Birma's zeigen hier und da Spuren des durch

griechische Kunstformen beeinflußten nördlichen buddhistischen Stils, während im übrigen der südliche Buddhismus in Birma herrscht. Die Tempel Pagans sind wahrscheinlich durch indische Werkmeister und Werkleute, jedenfalls aber nach indischen Mustern gebaut. Es hat im Mittelalter ein außerordentlich reger Verkehr zur See in Südasien stattgefunden, namentlich zwischen Birma und Indien, ja die Chinesen bereisten schon damals oft die südasiatischen Küsten und es sind sogar die Namen einzelner ihrer Capitäne erhalten. Dr. Noetling sandte auch 120 grünglasirte, mit Hochreliefs versehene große Ziegel von dem größten Tempel, dem Mingalasedi paya. Mindestens 550 dieser die Präexistenzformen Buddha's darstellenden und mit zweisprachigen Inschriften versehenen Reliefs zierten die Umgänge des pyramidal aufsteigenden Tempels. Auch von der alten, südlich von Pagan gelegenen Stadt Pegu übersandte Dr. Noetling eine Reihe Gautamafiguren, ferner kleine Thronreliefs mit Götterbildern, die wahrscheinlich durch Pilger von Gaya mitgebracht wurden. Bei Pegu liegt das riesigste aller Götterbilder, der 181 Fuß lange, 46 Fuß hohe, liegende Buddha, der Schwetha yaung, der gelegentlich bei einem Eisenbahnbau erst 1881, ganz von Buschwerk überwachsen, wieder aufgefunden wurde. Aus dem District Maulmain, dessen viele natürlichen Felsgrotten schon in alter Zeit dem Buddha geweiht wurden, birgt die Schenkung eine Anzahl Sculpturen, ferner einige große Handschriften in der Schansprache, die eine mit Bildern, welche durch birmanische Beischriften erklärt werden.

⊠ **Halle**, 2. Juli. Der verstorbene Professor Dr. Knoblauch (vgl. Beil. Nr. 149) hatte am Schlusse des Winter-Semesters 1894/95 aus Gesundheitsrücksichten seine akademische Thätigkeit völlig eingestellt. Prof. Dr. Dorn hat seit dieser Zeit die Leitung des physikalischen Instituts übernommen. — Am 15. und 16. Juni fand in Naumburg unter Leitung des Prof. Dr. Größler aus Eisleben die 21. Sitzung der historischen Commission für die Provinz Sachsen statt. Die von der Commission in Angriff genommenen Arbeiten sind im Laufe des Jahres nach Kräften gefördert: der zweite Theil des Urkundenbuches der Stadt Goslar von dem Oberlandesgerichtsrath Bode in Braunschweig, die thüringisch-Erfurt'sche Chronik des Hartung Kammermeister, herausgegeben von Oberlehrer Reiche, der III. Band des Urkundenbuches der Stadt Magdeburg von Professor Dr. Hertel und der II. Band des Urkundenbuches der Stadt Erfurt von Stadtarchivar Dr. Beyer werden in der nächsten Zeit veröffentlicht.

* Dem Docenten an der Technischen Hochschule zu **Hannover**, bisherigem außerordentl. Professor an der Universität zu Leipzig Dr. Robert Behrend ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Madrid.** Die spanische Akademie hat jüngst zum Mitglied Eugenio Sellés erwählt, den ersten Journalisten, der zu dieser Ehre gelangt, und zwar ausdrücklich wegen der Verdienste, die er sich in dieser Thätigkeit um die öffentliche Aufklärung erworben. In prachtvoller Rhetorik feierte er denn auch in seiner Antrittsrede „das Zeitungswesen in Spanien". Er sprach sich begeistert über den Segen einer freien Presse aus, verlangte jedoch auch, daß jedes Zeitungsblatt die beliebte Aufschrift der alten Toledoklingen zu tragen verdienen müsse: „Zieh mich nicht ohne Grund, steck mich nicht ohne Ehre wieder ein!"

* Das Observatorium der Universität Chicago wird in nächster Zeit mit einem Teleskop versehen werden, dessen Linse einen Durchmesser von 1 m besitzt und diejenige des berühmten Lick-Observatoriums in Californien, das bisher die größte Linse besaß, um 10 cm übertrifft. Das Teleskop ist ein Geschenk eines Hrn. Yerkes, der sich schon früher ein ähnliches Verdienst erworben hat. Gleichzeitig hat übrigens auch die Lick-Sternwarte durch einen Hrn. Croßley einen Reflector (sammt Kuppel) zum Geschenk erhalten, der mit dem dortigen Riesenrefractor an Größe zu wetteifern vermag. „Amerika, Du hast es besser!" rufen unsre europäischen Astronomen mit Goethe aus.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Zur württembergischen Kammerdebatte über die Landesuniversität.

♂ Die württembergische Landesuniversität ist anläßlich der jüngsten Etatsverhandlung in der Zweiten Kammer Gegenstand lebhafter Kritik gewesen, deren Hauptwortführer Reichsgerichtsrath a. D. Hr. v. Geß, Abgeordneter für Eßlingen und Fractionsvorstand der Deutschen Partei in der Kammer, war. Da jetzt die stenographischen Berichte über die Verhandlungen zugänglich geworden sind, kann man sich ein klares Bild von den Hergängen machen. Es wäre verführerisch, die Discussion über die berührten Fragen in vollem Umfange wieder aufzunehmen. Aber da in der Kammer selbst schon manches richtig gestellt worden ist, da dann Professor Sigwart in einem Artikel im „Schwäb. Merkur" (in Nr. 125 Abendbl. vom 30. Mai) den erhobenen Vorwürfen trefflich entgegnet hat, so sollen hier nur noch zwei Punkte einer Besprechung unterzogen werden, die Prüfungsfrage und die Vertretung der Württemberger im Lehrkörper der Hochschule, und von ihnen auch nur der zweite eingehenderer Betrachtung, da Verhältnisse in Frage kommen, die bisher gar nicht berührt worden sind.

Wer die Darlegung liest, mit welcher der Abgeordnete von Eßlingen seine Forderung der „Aenderung des Prüfungswesens und Beseitigung des Examenmonopols" begründet, muß zu der Vorstellung kommen, daß an der ganzen Universität ein derartiges Monopol bestehe und Aenderungen geboten seien. Nur wer zwischen den Zeilen liest, kann die Vermuthung wagen, daß die Kritik nur gegen eine oder vielleicht zwei Facultäten gerichtet ist. Da muß nun bemerkt werden, daß zunächst von den 11 Professuren der philosophischen Facultät 9 schlechterdings gar nichts mit irgend welchen Staatsprüfungen zu thun haben, und daß die zwei weiteren nur in der Form theilnehmen, die der Hr. Abgeordnete als die wünschenswerthe bezeichnet, nämlich in einer gemischten Commission, die in diesem Falle in Stuttgart tagt. Aehnlich liegt die Sache bei der naturwissenschaftlichen Facultät. Von ihren 7 Mitgliedern ist eins überhaupt an Staatsprüfungen nicht betheiligt, die übrigen 6 in gemischten Commissionen, die in Stuttgart tagen. Daß es dem Abgeordneten nicht in den Sinn gekommen ist, die katholisch-theologischen Prüfungen zu discutiren, versteht sich von selbst. Die medicinischen Examina sind Reichssache. Von 53 Professuren, welche die Universität zählt, sind also 32, volle drei Fünftel, ganz außer Frage, können bei der Kritik des Hrn. v. Geß gar nicht gemeint sein. Was die Berechtigung der geübten Kritik gegenüber den drei übrig bleibenden Facultäten, der evangelisch-theologischen, der juristischen und der staatswissenschaftlichen, anbelangt, so ist die schon von competenter Seite erörtert worden: in der Kammer, im Artikel des Prof. Sigwart, in einer Broschüre des Prof. Thudichum „Die Juristen-Facultät in Tübingen und die juristischen Prüfungen". Hier darf noch bemerkt werden, daß außerhalb wie innerhalb Württembergs die Meinung verbreitet ist, der württembergische Jurist bringe mehr heim von der Hochschule als der preußische, und das württembergische erste Examen (dieses kommt allein in Frage) sei schwerer als das preußische. Daß aber eben in Preußen die gewünschten gemischten Commissionen bestehen, ist eine allbekannte Thatsache. Wie es sich damit aber auch verhalten mag, unter keinen Umständen kann dem Abgeordneten der Vorwurf erspart bleiben, seine Kritik nicht dahin gerichtet zu haben, wohin sie zielte. Während die Mißstände, die er zu erkennen glaubt, nur in einem kleinen Theile der Universität vorhanden sein können, hat er durch die von ihm beliebte Art der Darstellung in weiten Kreisen des Landes und darüber hinaus die Vorstellung erweckt, als sei die ganze Hochschule von Examenunfug und Examenmißbrauch gleichsam durchseucht.

Von größerer Tragweite als diese Ausstellungen, die wirkungslos bleiben werden, weil sie gegenstandslos sind, ist die Forderung des Abg. v. Geß, daß die Einheimischen bei Besetzung der Tübinger Lehrstellen mehr berücksichtigt werden sollen. Er fordert das zunächst, weil die Berufung auswärtiger Professoren eine „Hauptquelle der großen Ausgaben" sei. Denn Kräfte, die schon auswärts in Stellung sind, nehmen, abgesehen von anderen Bedenken, wegen des niedrigen Normalgehalts und der ungünstigen Pensionsverhältnisse nicht leicht eine Tübinger Stellung an ohne ansehnliche Personalzulage. Der Abgeordnete ist auch der Ansicht, daß man Einheimische berufen solle, weil man ihre Leistungsfähigkeit besser beurtheilen könne; er hat die wunderbare, ernster Erörterung sich völlig entziehende Meinung, daß man bei solchen Berufungen vor Fehlgriffen geschützt sei. Er hält es in diesem Zusammenhang für nöthig, den Nachweis zu versuchen, daß es an Universitäten auch schlechte Docenten gibt. Den eigentlichen Grund der Forderung bildet aber der Gedanke, daß an der Universität nicht genug Württemberger seien. Hr. v. Geß meint, daß „der jetzige Zustand auf die Dauer nicht haltbar ist, nämlich die Thatsache, daß in unserm intelligenten, geistig so gut veranlagten Württemberg mehr als die Hälfte der angestellten Professoren Nichtwürttemberger sind." Wie steht es damit?

Da Württemberg denn doch in Deutschland liegt und sich dem allgemeinen deutschen Geistesleben weder entziehen kann noch will — etwas derartiges meint ja auch Hr. v. Geß nicht — so möchte es zur Beurtheilung des „jetzigen Zustandes" doch von Interesse sein, die Verhältnisse in anderen deutschen Staaten zum Vergleich heranzuziehen und naturgemäß zunächst der kleineren Staaten, die selbständig Hochschulen unterhalten: Sachsen (Leipzig), Baden (Heidelberg und Freiburg), Hessen (Gießen), Ernestinische Staaten (Jena), Mecklenburg (Rostock). Tübingen zählt zur Zeit 47 ordentliche Professoren, 19 Württemberger und 28 Nichtwürttemberger. Dagegen weisen auf:

Leipzig unter . . 64 ordentlichen Professoren 8 Sachsen,[1])
Freiburg unter . 48 „ „ 8 Badenser,

[1]) Möglich, aber wenig wahrscheinlich ist, daß in Leipzig 10 Sachsen sind, da für 2 Professoren die Heimath nicht festgestellt werden konnte.

Heidelberg unter . 43	ordentlichen Professoren	5	Badenser,
Gießen unter . . 43	„ „	5	Hessen,
Jena unter . . . 38	„ „	5	Ernestiner,
Rostock unter . . 30	„ „	3	Mecklenburger.

Diese Zahlen zeigen unwiderleglich, daß unter den Universitäten der kleineren deutschen Staaten keine einzige entfernt so nativistisch besetzt ist, wie zur Zeit die württembergische Landeshochschule.

Das gleiche Ergebniß gewinnt man, wenn man Provinzen des preußischen Staates in die Betrachtung hereinzieht, die sich vermöge ihrer historischen Entwicklung einen starken Localpatriotismus bewahrt haben und im Punkte des Stammesgefühls dem Württemberger wenig oder gar nichts nachgeben. Jeder Kenner wird als solche Schleswig-Holstein, Ostpreußen, Hannover, Schlesien gelten lassen. An ihren betreffenden Universitäten finden sich in

Kiel unter 41	ordentlichen Professoren	3	Schleswig-Holsteiner,
Königsberg unter 48	„ „	9	Ost- und Westpreußen,
Göttingen unter . 60	„ „	10	Hannoveraner,
Breslau unter . 65	„ „	12	Schlesier.

Den Angehörigen dieser Staaten und Provinzen ist noch niemals der Gedanke gekommen, daß dieser Zustand „auf die Dauer nicht haltbar“ sei. Aber gewiß blieben sie vor dieser Auffassung nicht dadurch bewahrt, daß sie von ihrer Intelligenz und guten geistigen Veranlagung nicht auch überzeugt sind.

Anders allerdings liegt die Sache in Bayern. In München und Würzburg sind die Einheimischen im Uebergewicht; man zählt dort 41 Bayern gegen 28 Nichtbayern, hier 20 gegen 19. Aber Erlangen zeigt schon wieder ein anderes Bild, ist weniger bayerisch als Tübingen württembergisch; es hat unter 41 Ordinarien nur 15 Bayern. Zieht man die Gesammtsumme, so ergeben sich für das Königreich 76 Bayern gegenüber 73 Nichtbayern. Aber dieses Resultat ändert nichts an der Thatsache, daß der reine Nativismus in der Frage der Besetzung der Universitätsprofessuren doch nur in Württemberg zu Tage tritt. Denn Jedermann weiß, daß die entsprechenden Strömungen in Bayern, wie sie seit den Tagen Montgelas' wiederholt und zum Theil heftig aufgetreten sind, doch vor allem auf confessionellen Untergrund fließen, der sich in Württemberg bislang noch nicht bemerkbar gemacht hat. Nirgends in Deutschland wird ernstlich die Wahrheit bestritten, daß das deutsche Geistesleben, wie es sich in der Wissenschaft und hier zunächst natürlich an den Hochschulen wiederspiegelt, ein einheitliches sei; in Gestalt der alle Stammesunterschiede überbrückenden wissenschaftlichen Freizügigkeit werden überall die Consequenzen dieser Wahrheit gezogen; nur in Württemberg sträubt man sich gegen sie aus rein nativistischen Gründen. Daß aber die Majorität der Urtheilsfähigen im Lande den Glauben hegen sollte, mit solchem Sträuben auf die Dauer der Heimath zu nützen, darf in Zweifel gezogen werden, solange dafür nicht die unwiderleglichsten Beweise vorliegen. Was die Durchführbarkeit nativistischer Bestrebungen auf diesem Gebiete betrifft, so ist natürlich Bayern mit seiner fast dreimal so großen Bevölkerungszahl viel günstiger gestellt, als Württemberg. Daß Preußen, das mehr als drei Fünftel aller Reichsdeutschen in sich schließt und (Straßburg eingerechnet) über 11 Universitäten verfügt, mehr als die Hälfte seiner Professuren mit Einheimischen besetzen kann, ja muß, ist selbstverständlich.

Daß übrigens Württemberg in diesem Austausch nicht zu kurz kommt, beweist die Thatsache, daß den 27 Nichtwürttembergern in Tübingen zur Zeit 30 oder 31 Württemberger gegenüberstehen, die als ordentliche Professoren an anderen deutschen Universitäten wirken: München 2, Würzburg 1, Freiburg 5, Gießen 1, Jena 3, Leipzig 2, Rostock 1, Straßburg 1, Berlin 3, Königsberg 1, Breslau 3, Greifswald 2, Halle 2 oder 3, Marburg 1, Göttingen 2. Die Bilanz ist also eine für Württemberg günstige. Es fehlen die Zahlen, zu erkennen, ob sie früher nicht noch günstiger war. Es ist aber möglich, ja wahrscheinlich, daß das der Fall ist, daß Württemberg also auf diesem Gebiete im Rückgang begriffen ist. Und das führt zu der vom Abgeordneten v. Geß berührten, wunderlich genug anmuthenden Frage nach der Befähigung des Württembergers für die Erfordernisse eines wissenschaftlichen Lehramts unsrer Tage.

Hr. v. Geß knüpft an an einige nicht unterzeichnete Artikel, die gelegentlich des 400jährigen Tübinger Jubiläums in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschienen (Nr. 229, 234, 236 vom 17., 22., 24. August 1877) und von dem 1879 verstorbenen Professor Diestel herrühren sollen. Es wäre ein verdienstliches Werk, wenn eine württembergische Zeitung diese Artikel wieder abdrucken und allgemeiner Lectüre zugänglich machen wollte, damit jeder sich ein Urtheil bilden könnte. Denn wahrlich wird, wer diese Artikel liest, schwerlich auf den Gedanken kommen, daß ihr Autor schwäbischem Wesen und schwäbischer Geistesart etwas am Zeuge flicken wolle. Wer nicht weiß, daß ein Norddeutscher der Verfasser ist, wird von Anfang bis zu Ende gar nicht anders wähnen, als daß er es mit einem Württemberger zu thun habe. In seinem begeisterten Preise des Stifts spricht er von „unsrer Eigenart“. Mit lebhafter Wärme schildert er die Vorzüge Tübingens, des württembergischen Landes und seiner Bewohner. Im dritten Artikel fühlt er sich berufen, gegen Bestrebungen zu polemisiren, die auf Suevisirung der Hochschule gerichtet sind. In diesem Zusammenhang kommen die von Hrn. v. Geß verwendeten Stellen vor, die dem Schwaben zwar reiche speculative Begabung zugestehen, aber an seinen Leistungen im Specialstudium, dem Erforderniß der Zeit, zweifeln. Wie Professor Diestel im allgemeinen über die Befähigung der Württemberger zu akademischen Lehrämtern dachte, erhellt aus dem Satze: „Es läßt sich zeigen, daß kein deutsches Land eine gleich große oder größere Zahl von Professoren erzeugt als Württemberg.“ Und wenn nun der Professor findet, daß schwäbisches Geistesleben neben Lichtseiten, die er wahrlich nicht unter den Scheffel stellt, auch schwache habe, steht er mit dieser Ansicht allein? Haben nicht auch gute und tüchtige Schwaben Aehnliches gesagt? Kann man es nicht auch heute noch von Einheimischen gelegentlich hören? Nun ist ja verständlich, daß der Stammesstolz vom Fremden nicht gern anhört, was er sich vom Landsmann ruhig sagen läßt, aber ist es darum recht, daß man die Bemerkungen des Verstorbenen aus ihrem Zusammenhange reißt und verwerthet, um Stimmung gegen „norddeutsche Professoren“ zu machen, deren „Sprachrohr“ der Dahingeschiedene gewesen sein soll?

Was die Sache anbetrifft, so kann man sich auf den Standpunkt des Hrn. v. Geß stellen. Unbefangene Beobachtung wird nicht leicht an mangelnde Begabung der Württemberger für Special- und Detailforschung glauben. Von mangelnder Neigung zu solchen Studien könnte man zur Zeit bei demjenigen Theile der Studirenden vielleicht sprechen, deren Universitätsbildung auf der Grundlage der Stiftseinrichtungen erworben wird; aber das kann sich rasch ändern, wie es denn schon Perioden gegeben hat, in denen aus dem Kreise der Stiftler energische Specialarbeiter hervorgegangen sind. Daß der Württemberger auch wissenschaftliche Detailarbeit eingehendster, umfassendster und tüchtigster Art leisten kann, dafür lassen sich die Belege haufenweise anführen. Wenn sich aber trotzdem auf diesem Gebiete ein gewisses Zurückbleiben in manchen Zweigen nicht verkennen läßt und dieses Zurückbleiben dann auch auf die Frequenz württembergischer Lehrstellung an deutschen Universitäten Einfluß gewonnen hat und weiter ge-

winnt, so hat das in der Hauptsache ganz andere Gründe als vorhandene oder mangelnde Begabung oder Neigung, oder was sonst in der Kammer oder in dem obenerwähnten Artikel herangezogen worden ist. Und auf diese Gründe hinzuweisen soll aus Anlaß der Kammerdebatte hier versucht werden, weil auf diese Weise allein den Blicken die rechte Richtung gegeben werden kann.

Beginnen wir mit einigen Zahlen!

Es zählten im Sommer-Semester 1870:

München	65	ordentliche Professoren
Göttingen	56	" "
Bonn	55	" "
Berlin	54	" "
Leipzig	48	" "
Breslau	46	" "
Tübingen	44	" "

und so weiter herab bis auf Jena mit 26 ordentlichen Professoren.[1]) Tübingen nahm also die 7. Stelle ein unter den deutschen Universitäten. Zählt man die österreichischen Hochschulen mit, so rückt Tübingen für 1870 in die 9. Stelle hinab, indem Wien damals 75, Prag 46 ordentliche Professoren zählte.

Im gegenwärtigen Sommersemester, also nach 25 Jahren, stellt sich die Sache folgendermaßen:

Es zählen ordentliche Professoren

Berlin	87	Halle	58
München	70	Straßburg	57
Leipzig	65	Freiburg	48
Breslau	65	Königsberg	48
Bonn	62	Marburg	48
Göttingen	60	Tübingen	47

und so weiter herab bis auf Rostock mit 30. Tübingen sank von der 7. in die 12., unter Berücksichtigung der österreichischen Universitäten in die 15. Stelle, denn es ist inzwischen auch von Graz (54 ordentliche Professoren) überflügelt worden. Trotz eingetretener Scheidung zwischen deutscher und tschechischer Universität in Prag hält sich erstere mit 54 ordentlichen Professoren über Tübingen. Eigentlich rangirt auch, was Mannichfaltigkeit der Vertretung anbetrifft, Innsbruck mit 45 Lehrern über Tübingen, denn da es nur eine theologische Facultät mit 4 ordentlichen Professoren besitzt, so zählt es 41 nichttheologische Ordinarien gegenüber 37 deßgleichen in Tübingen. Die gleiche Sachlage spielt auch bei einer Vergleichung zwischen Freiburg und Tübingen eine Rolle; jenes hat 40 nichttheologische Professoren. Auch ist zu berücksichtigen, daß Tübingen (außer München und Gießen) die einzige Universität ist, die forstwissenschaftliche Professoren (zwei) hat, während diese sonst in Deutschland besonderen Lehranstalten angehören. Gleiches gilt für verschiedene deutsche Hochschulen von der landwirthschaftlichen Professur.

Deutlich werden diese Zahlen aber erst, wenn man den Zuwachs an Lehrkräften ins Auge faßt. Es gewannen an solchen in den Jahren 1870—95

Berlin	33	nämlich	von	54	auf	87
Breslau	19	"	"	46	"	65
Halle	18	"	"	40	"	58
Freiburg	18	"	"	30	"	48
Leipzig	17	"	"	48	"	65
Jena	12	"	"	26	"	38
Gießen	11	"	"	32	"	43
Marburg	10	"	"	38	"	48
Greifswald	10	"	"	33	"	43
Kiel	9	"	"	32	"	41
Bonn	7	nämlich	von	55	auf	62
Königsberg	7	"	"	41	"	48
Erlangen	6	"	"	36	"	42
München	5	"	"	65	"	70
Heidelberg	5	"	"	38	"	43
Göttingen	4	"	"	56	"	60
Tübingen	3	"	"	44	"	47
Rostock	3	"	"	27	"	30
Würzburg	—1	" gesunken	"	40	"	39

Eine Erläuterung braucht man diesen Zahlen nicht hinzuzufügen; sie sprechen für sich selbst. Wenn Tübingen mit Rostock gleichen Schritt gehalten zu haben scheint, so muß dazu noch bemerkt werden, daß zwei forstwissenschaftliche Professuren in der fraglichen Periode in Tübingen nicht neu, sondern durch Verlegung von Hohenheim begründet wurden. In Oesterreich hob sich Wien von 75 auf 105, Prag von 46 auf 56, Graz von 39 auf 54, Innsbruck von 42 auf 45 Professoren. Dazu gründete allein Cisleithanien nicht weniger als drei neue Universitäten, eine deutsche (Czernowitz), eine tschechische (Prag), eine polnische (Krakau). Der Kaiserstaat holte auch auf diesem Gebiete Versäumtes mächtig nach.

Nun ist damit aber die Bahn noch nicht richtig gekennzeichnet, auf der die Landesuniversität sich bewegt. Man muß sich vergegenwärtigen, daß diese Verschiebung sich ganz überwiegend, ja fast ausschließlich auf dem Gebiete der philosophischen Facultät vollzogen hat und vollzieht.

Tübingen ist eine so facultätenreiche Universität, wie es in Deutschland keine zweite wieder gibt. Es ist sehr verführerisch, über die beliebte Theilung ein Urtheil auszusprechen, aber doch besser, sich hier nicht in Nebenfragen zu verlieren. Man muß, wenn man Vergleichszahlen gewinnen will, für Tübingen in Rechnung bringen die gesammte philosophische, die gesammte naturwissenschaftliche und die beiden nationalökonomischen, nebst der landwirthschaftlichen Professur der staatswissenschaftlichen Facultät. In diesem Sommer würde das 18 dienstthuende Ordinarien ausmachen. Es sollen aber in diesem Falle nicht nur die drei nur vorübergehend vacanten Lehrstühle der naturwissenschaftlichen Facultät, sondern auch das eine, nun schon fünf Jahre unbesetzte Ordinariat der philosophischen Facultät mitgerechnet werden, damit auf keinen Fall Tübingen in Nachtheil versetzt werde. Man wird sich aber gegenwärtig zu halten haben, daß derartige Vacanzen fast an allen Hochschulen ständig sind, daß außerdem mehrere Hochschulen landwirthschaftliche Professoren nicht besitzen, daß also bei der folgenden Vergleichung, die für die andern Universitäten nur die fungirenden Professoren berechnet, Tübingen eine Begünstigung erfährt. Es fanden sich ordentliche Professoren der philosophischen Facultät in

	1870/71	1895	Zuwachs
Berlin	27	52	25
Breslau	20	34	14
Leipzig	24	36	12
Halle	19	29	10
Freiburg	8	18	10
Kiel	16	24	8
Greifswald	16	23	7
Jena	10	17	7
Erlangen	14	20	6
Göttingen	31	36	5
Marburg	19	24	5
Gießen	17	22	5
Königsberg	22	26	4
Rostock	9	13	4
Bonn	27	30	3
Würzburg	14	17	3
Heidelberg	18	20	2
Tübingen	21	22	1
München	28	27	— 1

Daß Tübingen in dieser Liste über München steht, beruht höchst wahrscheinlich auf zeitweiligen Vacanzen an letzterer Universität. Wie gleichzeitig aus den Zahlen er-

[1]) Nach dem Universitäts-Kalender (Mushacke, Ascherson), der die Zahl der wirklich vorhandenen Professoren, nicht die der gesetzmäßigen Stellen gibt. Letztere sind für Tübingen ja leicht (zur Zeit 53, die aber selten oder nie völlig besetzt sind), für alle anderen Universitäten aber schwer oder gar nicht festzustellen. Diese Zahlen sind also nicht einwandfrei, aber die einwandfreiesten, die gewonnen werden können, und in ihrer Gesammtwirkung unanfechtbar.

sichtlich wird, steht, auch die für Tübingen günstigste Berechnungsart angenommen, die württembergische Landesuniversität, was die Lehrstellen philosophischer Facultät anbetrifft, allen, auch den kleinsten preußischen Universitäten nach, hat von den übrigen deutschen Universitäten unter sich nur noch Freiburg, Jena, Erlangen, Rostock, Würzburg, Heidelberg, die aber sämmtlich ein rascheres, zum Theil ein unvergleichlich rascheres Wachsthum zeigen. Während es 1870/71 in Bezug auf Besetzung der philosophischen Lehrstellen unter den deutschen Universitäten noch die 7. Stelle einnahm (Göttingen, München, Berlin, Bonn, Leipzig, Königsberg, Tübingen), ist es heute in die 13. oder 14. Stelle hinabgerückt, steht mit Gießen gleich. (Straßburg hat 31 entsprechende Stellen.) Die österreichisch-deutschen Universitäten, von denen 1870/71 nur Wien besser besetzt war (25, jetzt 46), haben inzwischen sämmtlich, mit der einzigen Ausnahme der Neugründung Czernowitz, Tübingen überflügelt: Prag von 6 auf 29, Graz von 15 auf 24, Innsbruck von 15 auf 23 philosophische Professoren.

Um ein Bild von der Entwicklung im Einzelnen zu geben, möge hier noch ein Vergleich versucht werden in Bezug auf die Lehraufträge, und zwar mit Universitäten, mit denen sich Tübingen in seiner allgemeinen Bedeutung doch wohl gleichgestellt wissen will, mit Göttingen und Breslau. Es bestehen zur Zeit Lehraufträge an Ordinarien der philosophischen Facultät in

für	Tübingen	Göttingen	Breslau
Philosophie	2	4	4
Philologie und Archäologie	3	4	4
Sanskrit und Sprachvergleichung	1	1	2
Orientalische Philologie	1	3	2
Deutsche Philologie	1	2	1
Geschichte	2	3[1]	4
Kunstgeschichte und Aesthetik	1	1	0[2]
Nationalökonomie	2	2	1[3]
Landwirthschaft	1	2	2
Mathematik	2	3	2
Zoologie	1	1	1
Botanik	1	2	2
Geologie, Mineralogie	1	2	1
Physik	1	2	1
Chemie	2	2	2
Geographie	0	1	1
Astronomie	0	1	1
Romanische Philologie	0	1	1
Englische Philologie	0	1	1
Slavische Philologie	0	0	1
Bibliothekswissenschaft	0	1	0
	22	35	34

Was bedeuten nun alle diese Zahlen?

Es ist eine unleugbare Thatsache, die schlechterdings Niemand in Abrede stellen kann, daß der Betrieb der Wissenschaften sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich specialisirt hat. Zur Zeit bildet die specialisirende Detailforschung noch durchaus die Signatur der Wissenschaft und wird sie, trotz der Prophezeiungen, wie sie Prof. Diestel 1877 wagte und mancher Andere sie später gewagt hat, auch wohl noch für einige Zeit bleiben. Die obigen Zahlen zeigen, daß die meisten deutschen und österreichischen Universitäten und voran alle preußischen diesem Zuge der Zeit mehr Rechnung getragen haben, als die württembergische Hochschule, daß an den meisten deutschen und österreichischen Universitäten und wieder besonders an allen preußischen die Bedingungen für Specialstudium günstiger sind als in Tübingen. Was speciell die letzte Liste betrifft, so bedeutet in ihnen die stärkere Vertretung einzelner Lehrfächer fast durchweg, daß diese Fächer specialisirter betrieben werden, wie denn z. B. in Göttingen an historischen Professuren bestehen eine solche für alte Geschichte, für Mittelalter, für neuere Zeit, für historische Hülfswissenschaften. Daß in Folge dessen mehr Leute herangebildet werden, die im Specialbetrieb der Wissenschaft zu Hause sind und sich zu den Leistungen qualificiren, die heute die Wissenschaft fordern muß, versteht sich von selbst.

Es muß dabei zur richtigen Klarstellung der Entwicklung hervorgehoben werden, daß die Theilung des Studiums und die Verengerung der Wissensgebiete, auf denen der Einzelne zur Zeit noch, auch bei anstrengendstem Fleiß und bester Begabung, zu Hause und wissenschaftlich fruchtbar sein kann, sich ganz vorzugsweise im Umkreise derjenigen Fächer vollzogen hat, die wir nach altem Brauche als philosophische Facultät zusammenzufassen pflegen. Schlagend belegt sich das äußerlich durch eine Vergleichung der Lehrerzahlen. An deutschen Universitäten wirkten 1870/71 insgesammt 795 ordentliche Professoren, darunter 356 Angehörige der philosophischen Facultät, also nicht ganz 45 Proc., 1890 dagegen 537 von 1055, also fast 51 Proc.; von 260 neuen Lehrstellen gehörten ihnen 181, also fast 70 Proc. An den österreichischen Universitäten stiegen sie von 30 Proc. (61 von 202) auf fast 47 Proc. (121 von 260); der gesammte Zuwachs ist ihnen zugefallen, wobei noch nicht einmal in Anschlag gebracht ist, daß in Oesterreich die Nationalökonomen mit den Juristen in eine Facultät gehören. Zieht man ausschließlich diejenigen Hochschulen zum Vergleich heran, die in den letzten Jahrzehnten für die Entwicklung deutschen Universitätswesens besonders bestimmend gewesen sind, nämlich die preußischen, Leipzig und Straßburg, so wird das Bild noch drastischer. An ihnen sind zur Zeit von 634 Ordinarien 361, also ziemlich 57 Proc. philosophische, gegen (natürlich ohne Straßburg) 221 von 443, also 50 Proc. vor 25 Jahren; von 191 neu entstandenen Professuren waren 150, also über 78 Proc., philosophische. Wenn demnach die Erweiterung des Lehrbetriebes sich ganz überwiegend auf Gebieten vollzogen hat, welche die württembergische Landesuniversität heute noch ziemlich genau so betreibt, wie vor 25 Jahren, so kann nicht wundernehmen, daß Württemberg an dieser Entwicklung nicht den Antheil genommen hat, der ihm nach der Tradition und nach der Veranlagung seiner Bewohner zuzustehen scheint, auch nicht, daß es, vielleicht häufiger als früher, des Heranziehens auswärtiger Lehrkräfte bedurfte. Daß unter Berücksichtigung der extra ordinem Docirenden die Bilanz für Tübingen sich noch ungünstiger stellt, möge hier nur gestreift werden.

Es kommt aber noch ein anderes Moment in Betracht, das mindestens so schwer, vielleicht schwerer wiegt als das berührte. Wenn Württemberg in der Leitung seines Universitätswesens, wenigstens soweit Verwendung von Lehrkräften in Betracht kommt, Wege wandelt, die nicht mehr die der meisten deutschen Universitäten, jedenfalls nicht der tonangebenden, sind, so ist das noch vielmehr der Fall auf dem Gebiete des höheren Schulwesens. Da ist es in gewisser Beziehung vollständig isolirt, und zwar in einer Frage, die tief eingreift ins Universitätsstudium, nämlich im Lehrerprüfungswesen. Während man überall zur Fachprüfung übergegangen ist, herrscht in Württemberg noch die alte Art, die nur drei Formen des Lehrerexamens kennt, das classisch-philologische, das neusprachliche und das naturwissenschaftlich-mathematische, und die diese Examina zumeist so handhabt, daß das Gewicht mehr auf Beherrschung des Schulstoffes als auf streng wissenschaftliche Vorbildung fällt.

Besonders scharf tritt der Unterschied in den sprachlich-historischen Fächern hervor. Außerhalb Württembergs kann

[1]) Die bestehende vierte ordentliche Geschichtsprofessur ist seit einigen Monaten durch Sterbefall erledigt.

[2]) Zur Zeit erledigt.

[3]) Die zweite ordentliche Professur wird zur Zeit durch einen Extraordinarius vertreten.

der die Universität beziehende Studirende dieser Gebiete seinen Specialneigungen von vornherein nachgehen. Interessirt sich z. B. der preußische Student für orientalische Sprachen, so kann er diese ziemlich ungehindert studiren; er braucht nur nicht zu versäumen, sich noch etwas mit Theologie und Philosophie zu beschäftigen, so kann er sein Oberlehrer-Examen (dem württembergischen Professorats-examen entsprechend) für Hebräisch, Religion und philosophische Propädeutik machen. Aehnlich kann er Deutsch, Geschichte, Geographie, Französisch, Englisch in den Vordergrund seiner Studien stellen. In Württemberg kann das eigentlich nur der classische Philologe. Beim neusprachlichen Philologen drängt die Examenordnung wissenschaftliches Specialstudium schon stark zurück hinter die Erfordernisse der Praxis. Der württembergische Student, der die Universität bezieht mit der Absicht, sich dem Schuldienst zu widmen, ist also in der Möglichkeit, etwaigen Lieblingsneigungen zu folgen, ungleich beschränkter. Die Prüfungsanforderungen sind so gestellt, daß sie auch dem begabten und fleißigen Studenten wenig Zeit lassen, Liebhabereien nachzugehen. Hat er das Examen hinter sich, so ist er der Mitte der Zwanziger nahe oder hat sie erreicht. Auch wenn er sich Studienfrische und Empfänglichkeit in vollem Umfange bewahrt hat, was nicht immer der Fall ist, so erschweren oder hindern äußere Dinge den weiteren Aufenthalt auf der Universität und die volle Hingabe an ein gründliches Fachstudium. Unter allen Umständen ist er Jahre gegen seinen nichtwürttembergischen Commilitonen zurückgesetzt. Das aber ist ja eine bekannte Thatsache, daß mit der ausgesprochenen Absicht, akademischer Lehrer zu werden, wenige Jünglinge die Universität beziehen. Das Lehrpersonal ergänzt sich zumeist, und ganz besonders wieder auf dem Gebiete der philosophischen Facultät, aus Kreisen, die zwar starke Neigungen mitbringen, aber über Begabung und Beruf sich erst im Laufe des Studiums klar werden; zum großen Theil haben die Universitätslehrer dieser Fächer das Oberlehrer-Examen hinter sich. Daß hier für den Württemberger bei der Concurrenz um akademische Lehrstellen ein zweiter schwerer Nachtheil liegt, ist für ruhige und sachliche Beurtheilung unbestreitbar. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Rolle nach den eben gegebenen Darlegungen gerade die philosophische Facultät bei der Vermehrung der Studienfächer und Lehrkräfte an deutschen Universitäten spielt, so tritt dieser Nachtheil in sein volles Licht.

Um Einwänden zu begegnen, die erhoben werden könnten, möchte ich nicht unbemerkt lassen, daß es heute wesentlich schwieriger ist, einen viel größeren Aufwand von Zeit und Kraft fordert, auf einem der Specialgebiete, wie sie an den Universitäten vertreten sind, etwas Wissenschaftliches von anerkanntem Werthe zu leisten, als noch vor 20 bis 30 Jahren. Das wird kein Kundiger bestreiten. Es sind heute, nach massenhaftem Anwachsen der Literatur, ganz andere Vorarbeiten nöthig, um nur erst zur Stellung einer wissenschaftlichen Frage von einiger Bedeutung zu gelangen, und eben deßhalb wird es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwerer, gleichsam im Nebenamt noch etwas fertig zu bringen, das Anerkennung findet und dem Autor in der wissenschaftlichen Welt einen unbestrittenen Platz sichert.

Aber, wird man vielleicht entgegnen, was da als Mangel der württembergischen Hochschule und des württembergischen höheren Schulwesens geschildert wird, das ist ja gar kein Mangel, das ist ja eigentlich ein Vorzug! Solchem Einspruch gegenüber mag zunächst bemerkt werden, daß diese Zeilen nicht geschrieben sind, um Mängel aufzudecken, sondern nur um zu zeigen, wie die Dinge liegen. Ob diese gut oder böse sind, ist eine Frage vollständig für sich, die hier schlechterdings nicht erörtert wird. Ausdrücklich aber möge hervorgehoben werden, daß der Verfasser dieses Artikels ein volles Verständniß zu besitzen glaubt für die Vorzüge des württembergischen höheren Schulwesens und des Studiengangs der Landesuniversität in den angezogenen Fächern, daß er es durchaus versteht, wenn man Werth legt auf ein Schulwesen, in dem die Einheitlichkeit des Unterrichts noch gewahrt ist, wenn man Bedenken trägt, sich auf den ausgeprägten Fachunterricht einzulassen. Er erachtet sich auch in keiner Weise für berufen, auf diesem Gebiet irgendwie zu Aenderungen anzuregen. Obgleich die Frage des höheren Schulwesens den Universitätslehrer auch angeht, so werden doch Bewegungen, die auf Reformen in diesem Gebiete abzielen, aus dem nächstbetheiligten Kreise der Schulmänner hervorgehen müssen. Ausdrücklich Verwahrung eingelegt sei dagegen, daß diesen Darlegungen etwa die Absicht untergeschoben wird, einen Anstoß zu geben zu Aenderungen von Universitätseinrichtungen. Der in Tübingen übliche Studiengang stellt noch nach guter, alter Art einen Aufbau auf breiterer Grundlage dar. Es werden noch sogenannte allgemein bildende Vorlesungen fleißig gehört, was auswärts merklich in Abnahme kam. Das sind zweifellose Vorzüge für jeden, der nicht das „Schule machen" über das Dociren setzt. Wenn auch die Zeit kommen kann, wo man in Württemberg, um der völligen Isolirung zu entgehen, sich ernstlich die Frage wird vorlegen müssen, ob nicht Einrichtungen möglich sind, welche gestatten, die Vorzüge des Alten und des Neuen gleichsam zu vereinigen und auszugleichen, ist es doch durchaus nicht Zweck dieser Zeilen, eine solche Entwicklung zu beschleunigen. Beabsichtigt wird weiter nichts als darzulegen, welche Momente in erster Linie in Betracht kommen für Württembergs Productivität oder Unproductivität an akademischen Lehrern. Man braucht sich in dieser Frage nicht zu erhitzen über Begabung oder Nichtbegabung, über Neigung oder Abneigung, das Entscheidende liegt an einer ganz anderen Stelle.

Es wäre verführerisch, in diesem Zusammenhange einen Blick auf die studentische Frequenz zu werfen. Es würde sich eine enge Beziehung zu den berührten Verhältnissen ergeben. Aber das ist eine weitschichtige Frage, und hier soll vermieden werden, auf irgend etwas einzugehen, das nicht durch die Kammerdebatte unmittelbar zur Discussion gestellt ist.

Von besonderem Interesse erscheint da nur noch die Aeußerung des Abgeordneten Haußmann (Gerabronn): „Nicht mehr so wie früher ragt die Universität über die übrige Welt hervor." Es ist richtig, daß die deutschen Universitäten im Leben unsrer Nation nicht immer die gleiche Stellung eingenommen haben. Wenn aber z. B. ein eben erscheinender Artikel der Württembergischen Volkszeitung meinte, daß der zukünftige Geschichtschreiber der Cultur unsrer Zeit die Universitäten nicht an die Spitze seiner Darstellung stellen würde, so ist dagegen zu bemerken, daß das auch kaum für irgend eine frühere Periode deutschen Lebens geschehen kann. Darin liegt eine Ueberschätzung der Universitäten und überhaupt des Betriebes der Wissenschaft. Und in ähnlicher Weise scheint die Vorstellung des Abgeordneten Haußmann von dem, was die Universitäten gewesen und jetzt nicht mehr seien, irre zu gehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach schöpft er diese Vorstellung aus der Thatsache, daß die Universitäten nicht mehr auf das politische Leben der Gegenwart den Einfluß äußern wie — damals aber auch nur vorübergehend — vor einem oder zwei Menschenaltern, von den 40er bis in die 70er Jahre. Es ist das ein ganz natürlicher und erklärlicher Vorgang, und wenn der Herr Abgeordnete Haußmann der Meinung sein sollte, das sei nicht zu beklagen, so wird ihm auch ein Verehrer der Universitäten darin

noch gar nicht einmal unbedingt widersprechen. Uebrigens wird auf die Entwickelung unsrer wirthschafts- und socialpolitischen Anschauungen vom Katheder her noch ein nicht zu unterschätzender Einfluß geübt. Die singulare Stellung der Universitäten ist vor allen Dingen dadurch beseitigt worden, daß neben ihnen technische und andere Hochschulen mit mehr oder weniger wissenschaftlichem Betriebe ebenbürtig emporgewachsen sind. Unsre Universitäten können nicht mehr, wie etwa noch vor einem halben Jahrhundert, Anspruch darauf erheben, die Summe alles Wissens in sich zu vereinigen. Wenn aber der Herr Abgeordnete die Meinung ausspricht, die veränderte Stellung der Universitäten beruhe zum Theil darauf, daß sie von ihrer früheren Höhe herabgestiegen seien, so kann die Richtigkeit dieser Bemerkung in keiner Weise anerkannt werden. Die Universitäten von heute leisten wissenschaftlich, was nur je geleistet worden ist, und damit erfüllen sie ihren eigentlichen Zweck. Es wird gearbeitet, immens gearbeitet von Lehrern und Schülern, trotz der gerügten Bummelei einzelner Kreise. Die Anforderungen in den Staatsprüfungen sind, vielleicht mit einer Ausnahme, die entgegenzuhalten allerdings dem Herrn Abgeordneten nahe liegt, in einem Maße gesteigert, daß sich schon Stimmen erheben, die den Bogen für überspannt erachten. Es liegt wahrlich kein Anlaß vor, von einem Niedergang der Universitäten zu sprechen und zumal der deutschen, die als die ersten der Welt gelten und aus allen Völkern der Erde Schüler heranziehen in einer Zahl, die beispiellos dasteht unter den Culturstaaten Europa's. Noch hat Deutschland ein Recht, stolz zu sein auf seine Hochschulen, und man sollte ihren Gesammtwerth nicht in Zweifel ziehen, solange dafür nicht zwingende Gründe vorhanden sind. Dabei kann die Specialkritik, auch die scharfe, immer noch zu ihrem Rechte kommen.

Von besonderem Interesse ist die Thatsache, daß es der Führer der deutschparteilichen Kammerfraction war, der nicht nur den Feldzug gegen die Universität in Scene setzte, sondern seinem kritischen Bedürfniß auch nicht genügen zu können glaubte ohne einen lebhaften Ausfall gegen die „norddeutschen Professoren". Die Deutsche Partei in Württemberg hat in der letzten Zeit eine starke Linksschwenkung vorgenommen, wie allgemein gesagt wird, um der demokratischen Partei den Rang abzulaufen in der Volksgunst. Ob das Vorgehen des Herrn v. Geß in der Kammer auch in dieses Manöver hineingehörte? Eigentlich populär sind die Universitäten ja nirgends. Gegenüber der Regung des Particularismus in einer Frage, in die er gewiß nicht hineingehört, hat es eigenthümlich angemuthet, daß der demokratische Abgeordnete Haußmann sich veranlaßt sah, gewissermaßen den alldeutschen Standpunkt zu vertreten, indem er bemerkte, daß es den Tübinger Studenten nicht schaden könne, wenn sie sich bewußt blieben, daß hinter dem Oesterberg auch Leute wohnen. Das Bild vollendete sich, indem ein Mitglied des Centrums als Fürsprecher der Universität auftrat und auch ein Socialdemokrat den Männern der Wissenschaft einige anerkennende Worte widmete. Soeben meldet ja der Telegraph, daß der Kammerpräsident und Führer der württembergischen Volkspartei im Bremer Rathskeller auf die Norddeutschen toastirt habe. Die Rollen scheinen sich zu vertauschen. Auch ein Zeichen der Zeit.

Erfreulich ist ja, daß die Herren in der Betheuerung ihres Wohlwollens für die Universität einig sind. Sie üben nur Kritik, weil ihnen das Wohl der Hochschule am Herzen liegt. Das eröffnet doch Aussichten für eine Verständigung. Das Recht, ja die Pflicht der Kritik wird den Herren Abgeordneten gewiß von Niemandem bestritten, die Ausübung in sachlicher Weise nicht verübelt werden. Aber die jüngsten Kammerdebatten lassen auch jetzt, wo sie vollständig vorliegen und dieses und jenes milder erscheint, als es anfangs in die Oeffentlichkeit drang, den Wunsch berechtigt erscheinen, zukünftige Kritiken möchten etwas weniger in der bekannten, zwar wirkungsvollen, aber in ihrem Werthe doch zweifelhaften Tonart gehalten sein: „Doch Brutus ist ein ehrenwerther Mann." Das möchte der Sache, die doch alle im Auge haben, zu Gute kommen. Vor allem aber erscheint es als eine selbstverständliche Forderung der Sachlichkeit und Wahrheitsliebe, daß man nicht abfällige Bemerkungen über die Gesammtuniversität macht, wenn nur Theile derselben kritisirt werden sollen.

Lord Actons Antrittsvorlesung.

* Den Engländern fällt es schwer, sich über die Erhebung des Lord Acton auf den durch Seeley's Tod erledigten Lehrstuhl für neuere Geschichte an der Universität Cambridge zu beruhigen. „Saturday Review" hat sich eine wörtliche Nachschrift der Antrittsvorlesung des neuen Professors verschafft und übt daran in einem giftigen Artikel (Lord Acton on trial) im ganzen wie im einzelnen eine mißvergnügte Kritik.

Zwar von confessionell hochkirchlicher Seite läßt sich an Geist und Lehre des „liberalen Katholiken" schlechterdings nichts aussetzen. Denn mit dem größten Feuer preist der Redner den Gegenstand seiner Fachwissenschaft, die moderne Zeit, wie sie durch Columbus, Machiavell, Erasmus, Luther und Copernicus heraufgeführt worden, als ein eigenartiges, von der Vergangenheit scharf geschiedenes Weltalter und erkennt als dessen historischen Gehalt den beständigen Fortschritt zum Ziele gesicherter Freiheit an — eine Auffassung, die, von Carlyle und den Seinen abgesehen, sich doch dem aufgeklärten und selbstzufriedenen englischen Gemein-Verstande empfehlen müßte.

Allein es scheint, als fühle man sich hiedurch national noch keineswegs befriedigt; darauf deutet der Tadel, der in anderer Richtung um so herber ausgesprochen wird. Er wendet sich einmal gegen die sprachliche Form des Vortrags, die als dunkel und überladen geschildert wird: sie erinnere an die Rhetorik Emilio Castelars, aber ohne deren südlichen Reiz, sie sei mit einem Wort, wie auch der Stil in den Schriften Lord Actons, unenglisch. Er lehnt sich ferner wider einzelne Urtheile auf, durch welche unsern deutschen Meistern in der Historie ein maßlos übertriebenes Lob gespendet werde.

Hatte Lord Acton Ranke's productive Laufbahn als die erstaunlichste in der Literatur bezeichnet, so heißt es: dergleichen dürfe allenfalls von einem Shakespeare gelten; auf den deutschen Geschichtschreiber angewandt, verstoße es in lächerlicher Weise gegen die Wahrheit. Waren Lord Acton unsre Mommsen und Treitschke als die größten lebenden Schriftsteller erschienen, die er als markigste und subjectiv eindringlichst wirkende Persönlichkeiten den Macaulay und Thiers an die Seite setzt, so lautet die Antwort: bei Mommsen möchte das noch eben hingehen, aber bei Treitschke — welche Ungeheuerlichkeit, welche Geistesverwirrung verrathe dieser Vergleich, diese Zusammenstellung! Wir begreifen unsrerseits sehr wohl, daß sich Treitschke durch die scharfe, von deutschem Selbstgefühl getragene Kritik, die er an der continentalen Politik der Briten geübt, nicht gerade die Sympathien der Zeitungschreiber jenseit des Canals zu erwerben vermochte; aber hat etwa uns Macaulay's Angriff auf Friedrich den Großen je daran gehindert, dem großen schottischen Autor seinerzeit ein unvergleichliches Talent zur Darstellung willig nachzurühmen?

Allerdings, was Sprache und Stil betrifft, dürfen wir der „Saturday Review" in keiner Weise das Recht verschränken, mit einem Landsmanne nach Gefallen ins Gericht zu gehen. Mehr noch, wir räumen ein, daß selbst der deutsche Leser an einer gewissen Neigung zu Superlativen und noch entschiedener an der allzu dichten Concentration einer Fülle von Ideen und Gelehrsamkeit in den Schriften Lord Actons formalen Anstoß nimmt. Aber sollte der verdrießliche Reviewer nicht wissen, daß es für solche Gebrechen keine bessere Heilung gibt, als den Zwang zu fortgesetzter Uebung in freier Rede? Eine Antrittsvorlesung pflegt auch bei uns den Charakter eines Essay's an sich zu tragen, der sich mit Vorliebe in Pointen und Kraftsätzen bewegt; die Gewöhnung an ausführlichen Bericht über die Begebenheiten selbst, wodurch sich unwillkürlich ein ruhiger Fluß der Darstellung herausstellt, kann sich über-

all erst im Laufe der Verwaltung des Lehramtes einfinden: auch die Kunst der Erzählung lernt sich eben einzig durch die Praxis.

Sollte man sich in England darüber wundern, daß wir an den Erfolgen eines dortigen Gelehrten so lebhaften Antheil nehmen, so sei es offen ausgesprochen, daß wir in Lord Acton — um einmal in seiner Weise zu reden — den ersten lebenden Kenner der „German schools of history" verehren. Die Skizze, die er vor acht Jahren über die neuere deutsche Geschichtswissenschaft verfaßt hat, ward mit Recht alsbald in unsre Sprache übertragen. Mit unsern ersten Meistern, den Ranke und Döllinger, war er von je durch Neigung und Studium verbunden. Liegt darin für den Propheten auch keine Empfehlung im Vaterlande, so sollte es auch dort wenigstens kein Grund zu seiner Anfeindung sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

β Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. Auf Veranlassung des Stadtraths bearbeitet von Friedrich v. Weech. I. Band 1715—1830. Karlsruhe, Macklot 1895. — In einem stattlichen Bande (531 S.) erzählt uns der Director des Badischen Generallandesarchivs, der verdiente Geschichtsforscher v. Weech, dessen literarische Thätigkeit seinem Heimathlande Bayern und seiner Vaterstadt München zur Ehre gereicht, die Entstehung der seit der Regierung des jetzigen Großherzogs und besonders seit der Einigung des deutschen Volkes so überraschend aufblühenden badischen Haupt- und Residenzstadt und ihre Geschicke in den ersten 115 Jahren ihres Daseins. Erst 1715 wurde Karlsruhe gegründet, es ist also eine der jüngsten Städte Deutschlands, und doch ist bereits ihre Entstehungsgeschichte von Sagen übersponnen, an deren Stelle uns v. Weech die wirklichen Ursachen und den wirklichen Verlauf dieser Stadtgründung darstellt. Von einer Stadt, die noch nicht zwei Jahrhunderte erlebt hat, ist keine reiche Geschichte zu erwarten. Karlsruhe ist nicht durch die Thatkraft seiner Bürgerschaft, wie die gleich ihm aus dem Walde herauswachsenden amerikanischen Städte, geworden und vorwärts geschritten, erst in unserm Jahrhundert beginnt dieselbe allmählich selbständig die Geschicke ihrer Stadt zu bestimmen. Vorher steht sie ganz unter dem Einflusse des Schlosses und des Amtshauses, dieser Einfluß ging aber von wohlwollenden, erleuchteten Männern aus und gereichte der jungen Stadt entschieden zum Vortheile. Diese Entwicklung hat v. Weech in klarer, anziehender Weise zur Darstellung gebracht. Besonders eingehend schildert er die innere Entwicklung der Stadt, namentlich ihr schon im 18. Jahrhundert beachtenswerthes geistiges Leben. Für den gelungensten Theil des Werkes aber möchte ich die Erzählung der Erlebnisse Karlsruhe's in der napoleonischen Zeit, insbesondere die Darstellung des Umschwungs der politischen Anschauungen in den herrschenden und bürgerlichen Kreisen 1812—14 ansehen. Das Werk ist sehr schön ausgestattet; nicht weniger denn 34 Ansichten und Pläne der Stadt, ihrer ehemaligen Thore, Portraits u. s. w. dienen ihm zum lehrreichen Schmucke. Karlsruhe darf sich über diese aus so berufener Feder geflossene Geschichte freuen; möge bald auch ihr zweiter Band, der bis zur Gegenwart führen soll, vollendet werden!

* Ueber neue Funde in dem römischen Castell bei Cannstatt berichtet der „Schwäb. Merkur": Seitdem die auf eine Aushebung des um das Lager sich hinziehenden Grabens und eine Freilegung der Mauerflucht an der Westecke des Castells hinzielenden, vom Cannstatter Alterthumsverein mit Unterstützung von Seiten des Staats, der Stadt und des württembergischen Alterthumsvereins veranstalteten Grabungen in Angriff genommen sind, wurden schon eine Anzahl von erwähnenswerthen Funden gemacht. Unter diesen zählen in erster Linie die Bruchstücke einer sogenannten Jupitersäule, d. h. der Darstellung eines über einen am Boden kauernden Barbaren hinwegsetzenden berittenen Römers. Das eine, einen Theil des Reiters und den Rumpf des Pferdes bildende Fragment ist 47 Centimeter lang, 25 Centimeter breit und 25 Centimeter hoch. Das andere, das den Kopf und Oberleib des bärtigen, mit faltigem Leibrock bekleideten Barbaren darstellt, mißt 30 Centimeter Höhe und 34 Centimeter Breite. Das Material ist gelber Keupersandstein. Ein Bruchstück einer sitzenden weiblichen Gewandfigur aus rothem Sandstein läßt sich noch nicht näher bestimmen. Neben den Sculpturen entdeckte man Pfeiler von Hypokausten und große Sandsteinblöcke, an deren einem ein Dollenloch sich befindet, worin wohl eine Tafel mit Inschrift befestigt war. Diese sämmtlichen Steine stammen offenbar vom Prätorium und wurden zur Planirung der an der Stelle des Lagergrabens befindlichen Aecker seinerzeit an die Fundstelle geschleppt. An Münzen fand man gleichfalls in dem aufgefüllten Boden in neuester Zeit 9 Stück; 5 davon sind Bronzemünzen, sämmtlich aus der ersten Kaiserzeit (2 Trajan, 1 Antonius Pius, 2 unbestimmbar), 4 Silbermünzen (1 Septimus Severus, 1 Caracalla, 1 Heliogabal, 1 Alex. Severus). Die letzteren sind gut erhalten, von besonders schöner Prägung und Erhaltung ist der Septimus Severus-Denar. Die späteste Münze, die bisher im Castell überhaupt gefunden wurde, gehört dem Alexander Severus an, der im Jahre 222 n. Chr. den Thron bestieg und im Jahre 235 im Lager bei Mainz von seinen aufrührerischen Soldaten niedergemacht wurde. Es ist wahrscheinlich, daß in seine Regierungszeit, in der die Raubschaaren der Alamannen bereits bis ins Elsaß schwärmten, die Erstürmung oder Räumung des Castells fällt. Dafür spricht auch das im Lager und seiner Umgebung verhältnißmäßig häufige Vorkommen von Münzen seiner nächsten Vorgänger in der Regierung — von der Episode der Herrschaft des Macrinus abgesehen — des Heliogabal und Caracalla, von denen der erstere nur 4 Jahre lang die Cäsarenwürde bekleidete. Von den Funden an Thonwaaren sind vier wohlerhaltene kleinere Näpfe und Becher, sowie eine Menge von terra sigillata und anderen Scherben, darunter eine Anzahl mit Töpferstempeln, anzuführen. Bronzegegenstände wurden nur wenige gefunden. Es besteht die Absicht, den von der ausgehobenen Erde sich bildenden Hügel, von dem aus jedenfalls auch ein weiterer Ausblick nach dem oberen Neckar-Thal und der Alb ermöglicht wird, später anzupflanzen und interessantere Fundstücke aus älterer und neuerer Zeit theils im Freien hübsch zu gruppiren, theils in einem geschützten Raum zur Aufstellung zu bringen.

* **Berlin**, 3. Juli. Hervorragende Vertreter des ärztlichen Standes versammelten sich heute im Garten der Charité, um der Enthüllung der Büste des Klinikers Ludwig Traube, welcher von 1853 bis zu seinem Tode im Jahre 1876 als leitender Arzt an der Anstalt gewirkt hat, beizuwohnen. Namens der Denkmalcommission nahm Geh. Rath Fränkel das Wort zu einer kurzen Ansprache, in welcher er betonte, daß die Aufstellung der Büste nur ein Werk der Dankbarkeit sei für den verdienstvollen Lehrer, und übergab darauf das Denkmal der Obhut der Charitéverwaltung. (Ludwig Traube, geb. 12. Juni 1818 zu Ratibor, ließ sich 1841 in Berlin als Arzt nieder und veranstaltete hier als Erster Curse in der Auscultation und Percussion. 1853 wurde er dirigirender Arzt an der Charité; nachdem er einen Ruf nach Heidelberg erhalten, ward seine Krankenabtheilung in eine propädeutische Klinik umgewandelt und er selbst zum außerord. Professor ernannt. Zum Ordinarius rückte er am Friedrich Wilhelms-Institut 1862, an der Universität jedoch erst 1872 auf. Ludwig Traube ist der Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland und der wissenschaftlichen Thermometrie. An seiner propädeutischen Klinik studirten Aerzte aller Länder die physikalischen Untersuchungsmethoden. Von den wissenschaftlichen Arbeiten, die aus seiner Klinik hervorgingen, sei nur an Traube's Studien über das Fieber, die Wirkung der Digitalis, den Zusammenhang zwischen Herz- und Nierenkrankheiten erinnert; auch Leydens Buch über Rückenmarkschwindsucht ist dort entstanden. Der große Forscher und Arzt starb am 11. April 1876, sein Nachfolger Leyden hielt ihm die Gedächtnißrede.)

* **Berlin**. Die erhoffte Besserung in dem Befinden Rudolf v. Gneists ist leider noch nicht eingetreten. Eine beginnende Resorption des Exsudats ist bis jetzt nicht wahrzunehmen, und wenn auch Fieber in nur geringem Grade vorhanden, auch die Nachtruhe im großen und ganzen eine ungestörte ist, so erweckt der Schwächezustand des berühmten Rechtslehrers in seiner Umgebung und bei seinen Aerzten doch ernste Befürchtungen. Dazu kommt, daß Ernährungsstörungen aufgetreten sind und die Zuführung fester Nahrungsmittel auf das peinlichste vermieden werden muß. Seit Sonnabend mußte der Vorleser, dessen Dienste Rudolf v. Gneist bis dahin ununterbrochen in Anspruch genommen hatte, seine Thätigkeit einstellen. Am Montag trat vorübergehend ein besonders heftiger, acuter Schwäche-Anfall auf, der sich jedoch bald wieder gab. Seither ist bei dem Kranken ein starkes Ruhebedürfniß vorhanden. In die Behandlung theilen sich nach wie vor die HH. Sanitätsrath Clemens Meyer und Professor Gerhardt.

* **Berlin**. Wie die „Nat.-Ztg." erfährt, sind die Vorarbeiten zu einer Revision der ärztlichen Prüfungs-Ordnung neuerdings wieder aufgenommen worden. Im allgemeinen soll dabei gegenüber den früheren Plänen eine etwas einschränkende

Tendenz beobachtet werden. Man beabsichtigt, sich auf die wichtigsten und zweifellosesten Punkte der Reform zu beschränken, insbesondere scheint der Vorschlag wegen einer Dreitheilung der medicinischen Prüfungen aufgegeben zu sein. Dagegen wird bei der Verschärfung der Anforderungen, welche künftig an die Mediciner in den klinischen Fächern, unter größerer Berücksichtigung der Specialfächer — so namentlich der Psychiatrie, der Ohrenheilkunde und der Laryngologie — gestellt werden sollen, eine Verlängerung des medicinischen Studiums von neun auf zehn Semester nicht zu umgehen sein. Dabei soll indessen der halbjährige Dienst bei der Waffe in diese Zeit eingerechnet werden. Auch soll das „praktische Jahr", das von den ärztlichen Vereinen allgemein zur Ausbildung der jungen Aerzte gewünscht wird, Aussicht auf Annahme haben, jedoch so, daß dasselbe erst nach der ärztlichen Staatsprüfung, sei es in einer Universitätsklinik oder in einem zur Aufnahme von Prakticanten befugten öffentlichen Krankenhause abgelegt wird. Die ärztliche Approbation würde dann also erst nach befriedigender Ablegung dieses praktischen Jahres ertheilt werden. Bei alledem handelt es sich indeß natürlich nur um einstweilige Vorschläge und um die Vorbereitung eines Entwurfes, der seinerzeit den sachverständigen Kreisen, den medicinischen Facultäten, Aerztekammern 2c. zur Begutachtung zugehen wird.

A. **Rostock**, 2. Juli. Dr. Friedrich Oetker, ordentlicher Professor für Strafrecht und Civilproceß hier, hat einen Ruf an die Universität Würzburg erhalten, dem er zu folgen gedenkt.

* **Krakau.** Der Kaiser hat die außerordentlichen Professoren Dr. Heinrich Jordan und Dr. Anton Mars zu ordentlichen Professoren der Geburtshülfe und Gynäkologie an der hiesigen Universität ernannt.

* **Paris.** Der „Gaulois" vom 29. Juni schreibt über einen Fund auf der Akropolis zu Athen: „Man hat eine Inschrift ausgegraben, die einen Theil der Rechnung für eines der Meisterwerke des Phidias, die große Minerva, enthält. Die Aufsichtsbeamten, denen die Ausführung dieses Meisterwerkes unterstellt war, haben auf der Inschrift verzeichnet, daß sie von den Schatzmeistern eine Summe von 100 Talenten erhielten, und sie bezeichnen auch die Summen, die sie für den Ankauf von Gold und Elfenbein dazu verausgabten. Ihre Rechnungen gestatten einen Schluß auf das Verhältniß des Gold- und Silberwerthes um das Jahr 438 v. Chr. Geburt. Es stellte sich damals auf 14 und einen Bruchtheil, war also fast das gleiche, wie bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Ein neuer Aufschluß von großem Werth für das Studium der Nationalökonomie bei den Alten."

* In **Stockholm** beklagt man den Verlust der Schriftstellerin Karin Sophie Adlersparre, die am 27. v. M. im Alter von 72 Jahren auf ihrem Landhause bei Södertelje starb. Ihr Ziel und Arbeitsgebiet war besonders die Erhöhung der Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Sie gründete 1859 in Gemeinschaft mit Frau Olivecrona die Frauenzeitung „Tidskrift för Hemmet", die erste in Schweden überhaupt, und entfaltete in dieser eine große Thätigkeit. Besonders wandte sie der Erziehungsfrage ihre Aufmerksamkeit zu, wie sie auch zu den Arbeiten der von der Regierung 1885 zur Unterstützung der höheren Mädchenschulen Schwedens niedergesetzten Commission zugezogen ward. Eifrig widmete sie sich auch der Frage der Krankenpflege und war bei Gründung der schwedischen Abtheilung des „Rothen Kreuzes" vor Allen thätig. Einige Jahre hindurch redigirte sie auch die Zeitschrift des Frederika Bremer-Vereins „Dagny". Während der letzten Jahre arbeitete sie an einer umfangreichen Lebensbeschreibung Frederika Bremers und war noch zwei Tage vor ihrem Tode dabei, die letzte Hand an dieses Werk zu legen, das sie als ihr Testament an die schwedischen Frauen betrachtete.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Thomas Huxley †.[1]

London, 30. Juni. Der berühmte englische Physiolog, Biolog und ausgezeichnete Schriftsteller und Redner Thomas Huxley ist gestern, Samstag, zu Eastbourne am Meere, wo er sich ein Haus gebaut und eifrig einen schönen Garten pflegte, am Anfang seines einundsiebzigsten Lebensjahres gestorben — wieder ein Opfer der Influenza, die ihn vor einigen Monaten ergriffen und dann in schwankendem Gesundheitszustande gelassen hatte. Indeß schien der natürlich kräftige Mann sich zu erholen, er blieb thätig, führte die Feder noch in der letzten Woche seines Daseins, las die Zeitungen noch bis vorgestern selbst, an welchem Tage eine Besserung gemeldet wurde. Aber kurz darauf zeigte sich eine beinahe plötzliche Verschlimmerung des Herzleidens. Beinahe bis zum letzten Athemzuge blieb sein Geist völlig klar. Die Frommen haben diesmal keine Bekehrung zu verkündigen. Seine Gattin und eine seiner Töchter waren Zeugen des Endes. Der Sohn Dr. Huxley eilte ans Sterbebett, kam aber zu spät.

So reich, vielseitig, wohlthätig, klärend war die Thätigkeit dieses Mannes, daß es wohl der Mühe werth, einen Rückblick auf die Einzelheiten eines Lebens zu werfen, welches uns auch durch seine Vertrautheit mit deutscher Sprache und Literatur näher gerückt ward. Mit Kant, Goethe und andern unsrer Geistesheroen war Huxley wohlbekannt, Häckel stand ihm als Fachgenosse nahe. Von dem Dreigestirn Darwin, Tyndall, Huxley ist nun die letzte Leuchte erloschen.

Thomas Huxley war am 4. Mai 1825 zu Ealing in der Grafschaft Middlesex geboren, welcher damals kleine Ort seither durch die westliche Ausdehnung Londons fast zur Vorstadt des letzteren geworden ist. Besondere äußere Vortheile waren ihm nicht in die Wiege gelegt. Er war der Sohn eines Lehrers und besuchte zunächst die Schule, in welcher der Vater angestellt war. Aber des Einflusses seiner Mutter gedenkt er — wie so viele bedeutende Männer Veranlassung haben — mit besonderer Anhänglichkeit in seiner gedrängten und witzigen Autobiographie: „I am the son of my mother so completely that I can hardly find any trace of my father in myself." Und er fährt fort: „Sie war eine schlanke Brünette von leichtbeweglicher und energischer Gemüthsart und hatte die durchdringendsten schwarzen Augen, die ich je in einem Frauenkopf gesehen habe. Ohne mehr Erziehung, als damals die Frauen der Mittelclasse erhielten, besaß sie trefflichen Verstand. Der auffallendste Zug in ihrem Charakter war indeß die Raschheit ihrer Auffassung. Wenn man wagte, ihr vorzustellen, daß sie sich nicht Zeit genug genommen habe, ein Urtheil zu fällen, so erwiderte sie: Ich kann nicht anders, die Dinge blitzen so in mir auf. Diese Eigenthümlichkeit ist vollständig auf mich übergegangen, sie hat mir oft gute Dienste geleistet, sie hat mir oft schlimme Streiche gespielt, sie war immer eine große Gefahr für mich. Und wenn ich mein Leben noch einmal durchzuleben hätte, so wäre mein Mutterwitz doch dasjenige Element, das ich am wenigsten gern aufgeben möchte."

In seinen Knabenjahren hatte Huxley die Gewohnheit, während die Eltern in der Kirche waren, den Mägden in der Küche zu predigen; späterhin hat sich dieser geistliche Geschmack stark bei ihm verloren.

Sein Bruder war Arzt und half ihn vorbereiten. Er konnte dann in die Medicinschule eintreten, die mit dem Charing-Croß-Hospital verbunden ist. Er wäre viel lieber Ingenieur geworden, aber die Verhältnisse erlaubten es nicht. So mußte er mehrmals im Leben, wie übrigens andere Leute auch, ein Anderes ergreifen und thun als das Gewünschte, und that das Nöthige, solang es nöthig, gründlich. Arzt blieb er nicht. „Ich bin nicht sicher, ob ich nicht mein ganzes Leben eine Art Ingenieur in partibus infidelium gewesen bin. Heutzutage sehe ich bisweilen mit Entsetzen, wie wenig es mir um die Medicin zu thun war, sofern sie wirklich Heilkunst ist. Der einzige Theil meiner Studien, der mich wirklich tief interessirte, war die Physiologie, welche die Maschinenbaukunde lebender Maschinen ist, und obwohl Naturgeschichte mein eigentliches Geschäft wurde, so fürchte ich doch, daß von dem echten Naturkundigen (im älteren Sinne) sehr wenig in mir ist."

Nach abgelegtem Examen erhielt er eine Stelle als Assistenzarzt in dem Marinehospital in Haslar und wurde von dort nach einiger Zeit in gleicher Eigenschaft an Bord des brittischen Kriegsschiffes „Rattlesnake" versetzt, dessen Capitän einen Chirurgen wünschte, „welcher auch etwas von den Naturwissenschaften verstünde". Vier Jahre lang dauerte die Fahrt, hauptsächlich in der Südsee, namentlich längs der östlichen und nördlichen Küste Australiens. Huxley berichtet, daß das Leben an Bord für seine Zukunft von hohem Werth gewesen, nicht nur, weil es ihm vielfache Gelegenheit zu Studien gab, sondern auch wegen der Disciplin und der Einfachheit des Lebens, an die es ihn gewöhnte. Viele Denkschriften über seine Beobachtungen schickte Huxley während dieser Zeit an die „Linnéische Gesellschaft" in London ein, „mit eben dem Erfolg, den Noah erlangte, da er den Raben aus der Arche aussandte". Endlich wagte er sich höher, und eine Abhandlung, welche er der Royal Society, der bedeutendsten der englischen Akademien, einsandte, ward für ihn zur „Taube". Nachricht wurde ihm nicht gegeben, aber als sein Schiff ein Jahr später nach England zurückkehrte, fand er die Arbeit gedruckt.

Vier Jahre vergingen in weiteren Studien und in fruchtlosen Bemühungen um eine bleibende Lebensstellung. Doch wurde ihm die Ehre, zum Mitglied der königlichen Gesellschaft ernannt zu werden, auch ward ihm eine Verdienstmedaille verliehen. Endlich bot man ihm die beiden Lehrstühle für Paläontologie und Naturgeschichte an der königlichen Bergschule (School of mines) in London an.

[1] Vgl. Beilage Nr. 148, Mittheilungen und Nachrichten.

Er lehnte die erstere Disciplin ab, nahm das zweite Amt nur provisorisch an, indem er erklärte, er mache sich nichts aus Versteinerungen und werde „die Naturgeschichte" aufgeben, sobald er einen Posten für reine Physiologie finde. „Aber," sagt er später, „ich behielt mein Amt während einunddreißig Jahren, und ein großer Theil meiner Arbeiten ward der Paläontologie gewidmet." Schon bald darauf indeß wurde er Professor der Physiologie an der Royal Institution und Examinator für Physiologie und vergleichende Anatomie an der Universität von London (nicht Professor, wie Brockhaus irrig sagt, da die Londoner Universität bisher überhaupt keine Professoren als solche zu ernennen Veranlassung hat, weil sie, im Unterschied von anderen Universitäten, überhaupt keine Lehranstalt ist, sondern nur eine Prüfungsbehörde).[1])

Bald darauf erschien sein erstes größeres Werk, die „History of the Oceanic hydrozoa", 1858. Unterdessen hatte er Freundschaft mit Tyndall geschlossen und diesen auf seiner ersten Expedition, wie nachher wiederholt, in die Gletscherwelt begleitet. Es folgten 1860 seine epochemachenden Vorträge über das Thema: „The Relation of Man to the Lower Animals." Sie riefen auf Jahre hinaus lebhafte Controversen hervor, die er seinerseits 1863 in dem Buche „Man's place in Nature" abschloß; ein Werk, in dem er Hand in Hand mit Darwin geht, und das von Victor Carus (Braunschweig 1863) alsbald ins Deutsche übertragen wurde. Ein weitere Reihe von Vorträgen wurde in dem Buche „Our knowledge of the Causes of the Phenomena of Organic Nature", 1862, niedergelegt. Im folgenden Jahre zum Professor der vergleichenden Anatomie am „Royal College of Surgeons" ernannt, welches Amt er sieben Jahre lang bekleidete, veröffentlichte er „Lectures in Comparative Anatomy", 1864. Es folgten „Lessons in Elementary Physiology", 1866, und „An Introduction to the Classification of Animals", 1869, ferner auf weniger specialisirtem Gebiete, „Lay Sermons, Addresses and Reviews", 1870.

Huxley war nun auf das Feld auch anderer als wissenschaftlicher Thätigkeit eingetreten; er griff in das unmittelbar praktische öffentliche Leben, im Interesse des Gemeinwohles, kräftig ein. Regierung und Parlament organisirten 1870 den Elementarunterricht, indem sie öffentliche Volksschulen an die Seite (nicht an die Stelle) der freiwilligen, hauptsächlich durch verschiedene Religionsparteien geleiteten Primärschulen setzten, auch den Schulzwang einführten. An dieser Reform betheiligte sich Huxley aufs lebhafteste. Er ward in den neugegründeten Schulrath für London erwählt und that sich in dessen Berathungen vielfach hervor, indem er sich namentlich dem Einfluß der Secten entgegensetzte, auch die Lehren der katholischen Kirche scharf bekämpfte. Indeß schon zwei Jahre später fand er sich durch Rücksicht auf geschwächte Gesundheit genöthigt, diesen Theil seiner Wirksamkeit wieder aufzugeben.

Unterdessen war er zum Präsidenten der Geologischen Gesellschaft und ebenso der Ethnologischen Gesellschaft ernannt worden, hatte auch in der Versammlung der British Association zu Liverpool den Vorsitz geführt. Es folgten seine Ernennung zum Lord Rector der Universität Aberdeen, wo er 1874 eingeführt ward, zum Schriftführer der Royal Society, 1873, von welchem Amte er, zehn Jahre später, zum Präsidenten derselben aufstieg. Er veröffentlichte „Critiques and Addresses", 1873, „Physiography", 1880 und anderes. Besonders gewichtig sind, auf verschiedenen Feldern, zwei seiner Bücher: „The Crayfish" (Der Flußkrebs), 1880, in dem er für die Evolutionslehre klar-verständlich eintrat und auch die Philosophie streifte; sodann sein Werk über den schottischen Philosophen Hume. Seine Vorlesungen über „Yeast" (Hefe) und „Corals and Coral reefs" sind Muster volksthümlicher Behandlung. Häckels „Freie Wissenschaft und freie Lehre" übertrug er ins Englische. Eine deutsche Ausgabe seiner „Reden und Aufsätze" veranstaltete Fritz Schultze, 1877.

Nochmals trat Huxley in die Arena der allgemein socialen Interessen, indem er 1890 scharf wider das Treiben des sogenannten General Booth und seiner Heilsarmee auftrat. Vor zwei Jahren endlich begann Huxley seine kleineren, oft sehr gewichtigen, immer vortrefflich geschriebenen Abhandlungen und isolirten Vorträge zu sammeln. Von diesen „Collected Essays", 1893 ff., sind bis jetzt acht Bände erschienen. Sie enthalten auch die Polemik mit Gladstone, in welcher dieser die theologische Weltanschauung vertritt; Huxley die entgegengesetzte. Es ist zu hoffen, daß die Familie diese Sammlung zu Ende führen wird.

An Anerkennung von Seiten des Auslandes wie Großbritanniens hat es Huxley nicht gefehlt. Er war Ehrendoctor von Breslau, Würzburg, Edinburg, Dublin, Cambridge, Oxford; ausländisches und correspondirendes Mitglied der Akademien von München, Berlin, Brüssel, Göttingen, Haarlem, Lissabon, der Lincei (Rom), St. Petersburg, Philadelphia, Stockholm u. s. w., auch der französischen Akademie der Wissenschaften in der Section der Anatomie und Geologie; ferner Vorstandsmitglied des Brittischen Museums, Ritter des schwedischen Nordsternordens u. s. w. — die Liste ist damit nicht erschöpft.

Huxley hat für seine Anschauung der Stellung des Menschen zur Welt das Wort agnostic erfunden oder in Gang gebracht; Darwin hat es ausdrücklich angenommen; und es wird in England jetzt von vielen Tausenden auf sich selbst oder auf Andere angewandt — in Fällen, in welchen in Deutschland, Frankreich und Italien das Wort „Atheist" gehört wird. Die Art von positiver Negation, die in dem letzteren Worte zu liegen scheint, lehnt Huxley ab. Er will weder das X erklären, noch behaupten, es gebe kein X. Daß diese Stellung weit davon entfernt ist, Gleichgültigkeit gegen Menschenrecht und Menschenwohl einzuschließen — wie übelberichtete Gegner wohl denken mögen — mag aus folgender charakteristischen Stelle des Essays „On the physical basis of Life" hervorgehen: „Warum sollten wir uns über Dinge Sorge machen, über welche, wie wichtig sie auch sein mögen, wir nichts wissen und nichts wissen können? Wir leben in einer Welt, die voll von Elend und Unwissenheit ist, und es ist die offenbare Pflicht eines Jeden von uns, zu versuchen, ob er den kleinen Winkel, auf den er Einfluß haben mag, etwas weniger elend und etwas weniger unwissend machen kann, als er war, ehe er dahin eintrat." So sagt auch Carlyle, von ganz anderem Standpunkt ausgehend, beinahe wörtlich, daß es unsre Aufgabe sei, die Welt unsern Nachfolgern doch in einem ein wenig besseren Zustand zu hinterlassen, nicht in einem schlimmeren, als der, den wir darin angetroffen.[1])

Es läßt sich sehr leicht ein Land denken (sagen wir: Mesopotamien), in welchem zwei Männer wie Huxley und Carlyle als Gegner zu einander stehen müßten. Aber eine der letzten Handlungen Huxley's war sein Beitritt zu dem Comité, welches sich die Aufgabe gestellt hat, das Andenken Carlyle's durch Ankauf des Hauses zu ehren, in dem dieser so lange Jahre gewohnt hat, und es als ein nationales Ehrendenkmal zu bewahren. Es will mich

[1]) Eben jetzt sind Vorbereitungen und Vorarbeiten im Gang, um durch Verbindung mehrerer in London isolirt bestehender Lehranstalten eine wirkliche teaching University in London zu begründen, welche den Namen Gresham University tragen soll.

[1]) Collected Essays. Vol. I, p. 163. Inaugural Address. Essays, popular edition. Vol. VII, p. 190.

bedünken, daß die Einführung des Wortes „Agnostiker" nicht wenig dazu beiträgt, daß Leute von entschieden religiöser Auffassung, auch Würdenträger der Kirche, sich zu einem edlen Zwecke mit solchen wohl vereinigen können, die sich auf ganz anderem Standpunkte befinden. Wo der Name „Atheist", mit gehässiger Nebenbedeutung gang und gäbe, wäre dies ungleich schwieriger. Und so sehen wir auch im geselligen Verkehr, selbst in diesem immerhin in sehr überwiegender Mehrheit kirchlich gesinnten Lande, Agnostiker mehr und mehr freundlich sich mit Andersdenkenden zusammenfinden. Eug. Oswald.

Zur Statistik der Siebenbürger Sachsen.

Der kleine Volksstamm der Siebenbürger Sachsen hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte lebhafte und vielseitige Sympathien im Deutschen Reiche erworben, zunächst durch die Zähigkeit, mit der er seine nationale Eigenart gegenüber den offenen und versteckten Versuchen der Magyarisirung vertheidigt; er verdient sie aber nicht minder durch die geistige Regsamkeit, mit der seine führenden Männer sich am Geistes- und Culturleben des gesammtdeutschen Volkes betheiligen. Eine neue Stärkung dieses Zusammenhanges liegt in dem jüngsten Heft der von Kirchhoff in Halle herausgegebenen „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", das unter dem Gesammttitel „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen" Abhandlungen von Dr. Friedrich Teutsch über die Art der Ansiedelungen, von Fr. Schuller über Volksstatistik, von O. Wittstock über Volksthümliches, von Dr. A. Scheiner über die Mundart der Siebenbürger Sachsen vereinigt und dadurch einen ebenso bequemen als zuverlässigen Einblick in deren Eigenart bietet.

Wenn wir der Arbeit Schullers eine eingehendere Betrachtung widmen, so wird dies dadurch gerechtfertigt sein, daß es sich bei deren Gegenstand um nichts Geringeres handelt, als um die Lebensfähigkeit und Zukunft des Siebenbürger Sachsenthums: freilich nicht um eine Sache, die morgen oder übermorgen entschieden sein wird.

Die in deutscher Literatur, auch in wissenschaftlicher, häufig hervortretende Auffassung, daß das Siebenbürger Sachsenthum in zahlenmäßigem Rückgang sich befinde, geht vermuthlich zunächst auf das Buch des Engländers Charles Boner über Siebenbürgen zurück (englische Ausgabe 1865, deutsche 1868), der in einem Capitel mit der Ueberschrift „Nemesis" unter anderem behauptet, daß im Jahre 1787 die sächsische Bevölkerung 302,204 Seelen betragen habe, 1850 nur noch 192,483; unverkennbar bezieht sich die erstere Zahl vielmehr auf die gesammte Bevölkerung des sächsischen Gebietes, eine Verwechselung, die dem Engländer (oder schon seinem sächsischen Gewährsmann) um so näher lag, als der Rückgang oder das Verschwinden der sächsischen Bevölkerung sich ihm in zahlreichen Einzelbeobachtungen vor Augen stellte. Auch Rudolf Bergner sagte 20 Jahre nach Boner in seinem Buche über Siebenbürgen (Leipzig 1884), das Deutschthum in Siebenbürgen sei seit Jahrhunderten im Sinken begriffen, und auch gegenwärtig ohne Krieg und Pest gingen sächsische Ortschaften dem Aussterben entgegen. Nun ist es freilich allgemein bekannt, daß eine beträchtliche Anzahl deutscher Ansiedelungen in Siebenbürgen durch verschiedene Umstände im Laufe der Jahrhunderte zu Grunde gegangen, entnationalisirt worden sind. Daß aber auch sonst während der letzten drei oder vier Generationen ein Rückgang des Sachsenthums vorliege, bestritt schon O. v. Meltzl in einer Arbeit über die Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen, der Schuller sich anschließt; die erste genauere Volkszählung aus dem Jahre 1765 habe in 241 Orten eine Bevölkerung von 120,860 evangelischen Deutschen oder Sachsen ergeben, 1890 aber seien es deren 195,359 gewesen, mithin treffe für 125 Jahre eine Mehrung um 61.64 Procent. Weiter hinauf in die Vergangenheit führt ein Operiren mit Steuerlisten, die wenigstens die Zahl der Haushaltungsvorstände darbieten. Man hat nach solchen Anhaltspunkten in Deutschland versucht, mittelalterliche Bevölkerungszahlen in Bausch und Bogen abzuschätzen; und so gelangt auch Schuller bei der Berechnung eines städtischen Haushalts (in 7 Ortschaften) mit 5, eines ländlichen mit 4 Köpfen für den Anfang des 16. Jahrhunderts zu einer städtischen Bevölkerung von 21,080, einer ländlichen von 47,180, jedoch nur auf dem freien Sachsenboden, denn für die 40—50 sächsischen Gemeinden auf Comitatsboden fehlt jeder Anhalt. Wenn aber Schuller die Zahl 4 als „Reductionszahl" für ländliche Haushaltungen damit rechtfertigt, daß sie dem sächsischen ländlichen Haushaltungsdurchschnitt der Gegenwart entspräche und die ländlichen Verhältnisse der Gegenwart noch heute denen des Mittelalters viel näher stünden als bei den städtischen der Fall sei, und dann auch noch die größere Kindersterblichkeit im Mittelalter heranzieht, so setzt er damit zugleich voraus, daß schon im Mittelalter die natürliche Mehrung des Sachsenthums einen so trägen Schritt verfolgt habe, wie in der letzten Zeit. Wäre aber dann das sächsische Element im Stande gewesen, die Jahrhunderte hindurch währende Decimirung durch Krieg und Pest überhaupt auch nur in Resten zu überdauern? Es ist ganz gewiß eine irrige Anschauung, die „Propagationsfähigkeit", die Fruchtbarkeit als eine constant wirkende Kraft sich vorzustellen, mit der man in die Vergangenheit zurück, in die Zukunft vorwärts Rechnungen anstellen könnte; für das mittelalterliche Deutschland wenigstens wird man gegenüber der im Vergleich zur Gegenwart höheren Sterblichkeit durch Kriege und Krankheiten auch eine höhere Fruchtbarkeit gerade der ländlichen Bevölkerung anzunehmen haben; die Zahl 4 als „Reductionsziffer" wäre also zu niedrig. Aber auch dann, wenn man die Zahl der Sachsen zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit Hinzunahme der unfreien höher ansetzen möchte, also etwa zu 100,000, könnte immerhin noch von keinem zahlenmäßigen Rückgang seit dieser Zeit die Rede sein, wenn auch von territorialen Einbußen. Damit wird die Ansicht hinfällig, daß die Sachsen früher bedeutend stärker gewesen seien, wie z. B. Kallsen (Die deutschen Städte I, 488) schreibt, daß in Siebenbürgen nach dem goldenen Briefe des Königs Andreas II. 50,000 Höfe deutscher Ansiedler, also 2—300,000 Seelen anzusetzen seien, mit den Deutschen um Kronstadt und Bistritz vielleicht eine halbe Million.

Aber unabhängig von dieser historischen Frage ist nun freilich die andere, ob die Zunahme des sächsischen Elements seit 1765 als normal oder befriedigend zu bezeichnen ist.[1]) Schuller scheidet zunächst zwischen dem Wachsthum der städtischen Bevölkerung in 14 Ortschaften von 25,660 auf 44,287, das ist um 18,627 oder 72.59 Proc., und dem der ländlichen von 95,000 auf 151,072, d. i. um 56,072 oder 58.69 Proc., und trennt ferner die 125 Jahre bis 1890 in drei Abschnitte. In dem Zeitraum von 1765 bis 1851 wuchs die Landbevölkerung um 52.14 Proc. auf 144,841, die Stadtbevölkerung nur um 32.97 Proc. auf 34,121. Darunter befindet sich jedoch eine Einwanderung von 49 rheinländischen Familien in Mühlbach (1770) und eine von 150 Württembergern in Broos (1846). Im Zeitraum von 1851 bis 1880 wuchs die ländliche Bevölkerung auf 148,960, nur um 3.53 Proc., die städtische auf 39,605, um 16.07 Proc.; Schuller meint, daß hiebei der Zuzug

---

[1]) Die Provinz Schlesien hatte 1766 rund 1.5 Mill. Einwohner (nach Büsching von 1773), 1890 4.2 Mill. Die beiden Mecklenburg werden um 1780 auf 220,000 Einwohner geschätzt, 1890 besaßen sie 675,000. Auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches lebten 1816 24.8 Mill., 1890 49.2 Mill.

vom Lande in die Städte mitgewirkt habe. In dem Zeitraum von 1880—1890 betrug die gesammte Zunahme der Bevölkerung nur 7782 Seelen, 4.14 Proc. Hiezu kommen aber noch die über ganz Siebenbürgen zerstreuten, deren Zahl Schuller zu etwa 4000 anschlägt. Er entnahm seine Zahlen den zu Anfang jeden Jahres von den Seelsorgern der Pfarrgemeinden an das Landesconsistorium eingesandten Ausweisen über den Stand der evangelischen Bevölkerung im abgelaufenen Jahre. Hieraus ergibt sich jedoch eine Abweichung von der staatlichen Volkszählung, denn diese rechnet die am 31. December 1890 ortsanwesende Bevölkerung, die pfarramtliche aber die in die Gemeinde zuständige auf. Bei der einzigen rein sächsischen Gemeinde betrug nun die zuständige Bevölkerung 1011, die anwesende nur 958. Mithin könnte in den Zahlen Schullers auch die ganze oder doch theilweise Auswanderung enthalten sein, ein Zweifel, der unerledigt bleibt! Eine höhere Gesammtzahl des sächsischen Elements für den 31. December 1890 gab das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" vom 24. April 1895, nämlich 101,165 männlichen und 101,009 weiblichen Geschlechtes; darunter befinden sich jedoch vermuthlich einige Zigeuner, Slovaken und Magyaren. Bemerkenswerth ist der Familienstand; unter den männlichen Angehörigen waren ledig (sammt Knaben) 52,991, verheirathet, verwittwet und getrennt 48,174, während in den österreichischen Königreichen und Ländern 1890 auf je 100,000 männliche Einwohner 61,611 Ledige und Knaben, 34,253 Ehemänner, 2936 Wittwer und Getrennte trafen; von dem weiblichen Theil des Siebenbürger Sachsenthums waren nur 45,659 ledig und Kinder, 55,350 Ehefrauen und Eheverlassene; für Oesterreich trafen 58,819 Ledige und Kinder, 33,052 Ehefrauen, 8129 Eheverlassene. Das Verhältniß der in der Ehe Lebenden ist also bei den Sachsen außerordentlich hoch. Der Ueberschuß der Ehefrauen und Eheverlassenen aber kann theils auf gemischte Ehen, theils auf Ehetrennung durch Auswanderung der Männer geschoben werden. Unter der nachgewiesenen Auswanderung nach Amerika (1882—1890), 903 Seelen, befanden sich 537 Familienväter, die Frauen und Kinder zurückließen; die Auswanderung nach Rumänien, Oesterreich und dem übrigen Ungarn blieb unermittelt. Insofern weist die Arbeit Schullers einen bedauerlichen Mangel auf; die Ermittelung der wirklichen Fruchtbarkeit der sächsischen Bevölkerung, der Geburtenziffer, nach den pfarramtlichen Ausweisen, sowie die der Sterbefälle, würde zugleich den Mehrbetrag der Auswanderung über den Zuzug ergeben haben. Da aber auch sonst störende Ungleichheiten sich bemerklich machen, indem bei der Betrachtung der Periode von 1880 bis 1890 an Stelle der vorher eingeführten, aber ungenannten 14 städtischen Ortschaften einerseits die 8 wirklichen Städte (sammt Broos) mit einer Abnahme von 0.27 Proc. jährlich den Landgemeinden mit einer Zunahme um 8796 Seelen, 0.59 Proc., jährlich gegenübergestellt sind, andrerseits aber die Gesammtabnahme von 58 Orten um 3277 dem Zuwachs in 183 Gemeinden um 11,902 (Rest 8625), während die Abnahme in den 8 Städten zusammengezählt nur 688 ergibt, so erscheint es wohl gerathen, sich an die oben mitgetheilten höheren Zahlen zu halten, wonach die gesammte sächsische Bevölkerung seit 1765 von 120,860 auf rund 202,000 gestiegen wäre; nicht ganz der vierte Theil davon wäre als städtischen Charakters anzusprechen. Die Grenze ist freilich nicht mit voller Sicherheit zu ziehen, da nur zwei sächsische Städte sich über die Stufe der Landstädte erheben, Hermannstadt mit 21,465 und Kronstadt mit 30,739 Einwohnern. Die für den ganzen Zeitraum günstigere Zunahme des bürgerlichen Elements (um 72.59 Proc.) zerfällt jedoch in zwei Zeiträume von sehr verschiedenem Charakter. Bis 1865 dauert der Aufschwung in den sächsischen Städten, den Schuller theilweise auf einen Zuzug sächsischer Landbevölkerung in den Jahren 1861—1865 zurückführt — also vor der Union Siebenbürgens mit Ungarn! Seitdem haben sich die Verhältnisse verschlechtert. „Das Leben ist für den sächsischen Gewerbsmann in den Städten immer schwerer geworden; er hat im Concurrenzkampf, der von allen Seiten auf ihn einstürmt, nicht gesiegt. Dazu kommt noch, daß einzelne Gewerbe und Industriezweige, welche immer in den Händen der Sachsen waren, seit der Mitte der achtziger Jahre, wo der Zollkrieg der österreichisch-ungarischen Monarchie mit Rumänien begann, fast ganz zu Grunde gegangen sind und der sächsische Gewerbsmann die Auswanderung nach dem benachbarten Staat Rumänien, wo er sein Handwerk mit Aussicht auf Gewinn ausüben kann, wo er überdies bedeutende Unterstützungen durch die rumänische Regierung, die ihr Land auf jede Weise in gewerblicher wie industrieller Beziehung auf eigene Füße stellen und vom Auslande frei machen will, erhält, dem Leben in der alten Heimath vorzieht, da er in dieser in absehbarer Zeit nicht mehr auf eine ihn erhaltende Arbeit rechnen zu können glaubt." Unzweifelhaft ist das Sinken der sächsischen Bevölkerung in den früher auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach Rumänien arbeitenden Plätzen Kronstadt (1880 7069, 1890 6158, 1765 schon 7107) und Heltau (1880 2759, 1890 2629) so zu verstehen.

Ausschlaggebend für die Beurtheilung des zahlenmäßigen Wachsthums der Siebenbürger Sachsen bleibt die Landbevölkerung. Ihre Zunahme von 1765—1890 um 56,072 oder 58.69 Proc., jährlich 0.47 Proc., bezeichnet auch Schuller als eine langsame, aber nicht vereinzelt dastehende, der Ackerbau lasse immer nur ein langsames Wachsthum zu. Diese Auffassung soll ein Citat aus Ratzels Anthropogeographie bestätigen: „Die Erträgnisse des Ackerbaues sind nur bis zu einem gewissen Grad zu steigern, der Boden kann über ein bestimmtes Maß nicht getheilt werden. In der Abneigung gegen Bodentheilung liegt der Rückgang deutscher Bauernschaften wesentlich begründet. Die reinsten Ackerbaugebiete sind in Deutschland diejenigen, wo die Bevölkerung, wiewohl dünn gesäet, am langsamsten zunimmt. In dieser ohnehin trägen Bewegung lassen vorübergehende Störungen des Betriebs tiefe Spuren. Fast alle von den 53 Arrondissements Frankreichs, welche Rückgang der Bevölkerung seit 1801 zeigen, liegen in den Ackerbaugebieten."

Abgesehen von dem Einwand, daß Ratzel hier grundverschiedene Erscheinungen in Bausch und Bogen generalisirt[1]) — wie viele dieser Momente treffen bei dem siebenbürgisch-sächsischen Bauern zu?

Auch dieser, sagt Schuller, zeigt sich wenig geneigt, seinen Boden durch allzu große Theilungen zu zersplittern. Ob aber das „bestimmte Maß", das doch nur durch die Ernährungsfähigkeit einer selbst körperlich arbeitenden Familie gegeben ist, schon erreicht sei, das kann nur durch eine Vergleichung mit dem gesammten sächsischen Grundbesitz entschieden werden. Eine Analogie mit den österreichischen Alpenländern aber scheint doch bei rein äußerlicher Betrachtung zu bestehen. Allerdings ist von 1786 bis 1890 die Bevölkerung Krains gewachsen nur von 413,316 auf 498,390, um etwas mehr als ein Fünftel, die Kärntens von 295,118 auf 360,443, weniger als ein Fünftel, die der Steiermark von 822,080 auf 1,281,023, etwas mehr als die Hälfte, die von Tirol mit Vorarlberg von 681,631 auf 928,920, etwas über ein Drittel — aber die Fruchtbarkeit und damit auch die Bevölkerungscapacität

[1]) Wir sehen, daß rein agrarische Gegenden sowohl, wie in den Sudetenländern, die höchste, als auch, wie in den Alpenländern, die geringste Volksvermehrung hervorbringen. Rauchberg, Bevölkerung Oesterreichs, S. 43.

Siebenbürgens läßt sich doch gewiß nicht mit der der Alpenländer auf gleiche Stufe stellen. Nur in einem Punkte laden die deutsch-österreichischen Alpengebiete zu einer lehrreichen Vergleichung ein: nach dem Einfluß des geschlossenen Hofsystems, beziehungsweise der Abneigung gegen Theilung, auf die Bevölkerungsmehrung. Im deutschen Kärnten sind (1880) von 100 gebärfähigen Frauen verheirathet gewesen 25.57, in Deutsch-Tirol 29.66, in Vorarlberg 33.71, in Deutsch-Steiermark 34.60; für die Siebenbürger Sächsinnen betrüge (1890) nach einer Aufstellung des Tageblatts diese Zahl rund 80 Proc.[1]) Diese Zahlen spiegeln im großen und ganzen stabile Verhältnisse; die Erklärung des ungeheuren Unterschieds in der socialen Structur liegt einfach darin, daß in den Alpenländern die große Masse des weiblichen Elements aus ledigen Dienstboten besteht, der siebenbürgisch-sächsische Bauer aber kennt nur rumänische Dienstboten. Wenn also für die Bevölkerungsmehrung in den deutschen Alpenländern Hainisch (Zukunft der Deutsch-Oesterreicher S. 101) mit Recht die Nachtheile des geschlossenen, ungetheilt forterbenden Bauernhofes darin sucht, daß er einestheils die Ehe des Anerben so lange verzögert, bis der Bauer in die Ausnahme geht oder stirbt, anderntheils die Ehe der gesammten, auf dem Hofe ständig beschäftigten Arbeitskräfte hindert, so trifft eben im siebenbürgisch-sächsischen Gebiet der zweite Nachtheil das fremde Element der Rumänen. Ebenso bestehen für die langsame Volksvermehrung in Mecklenburg-Strelitz, in Lippe und in Elsaß-Lothringen besondere Ursachen.

„Vorübergehende Störungen des Betriebs lassen tiefe Spuren in der Bevölkerungsbewegung.“ Während das sächsische ländliche Element von 1765—1851 jährlich um 0.61 Proc. zunimmt, stellt sich diese Zahl von 1851—1880 nur auf 0.12 Proc., weil 92 Landgemeinden in der Seelenzahl zurückgegangen sind. „Es war dies die Zeit des Ueberganges von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, der Befreiung von 72 sächsischen Landgemeinden von der Gutsunterthänigkeit, der Einführung der Gewerbefreiheit, der allgemeinen Wehrpflicht, der Eisenbahnen“ u. s. w. Im Zeitraum von 1880 bis 1890 beträgt das jährliche Wachsthum der Landgemeinden wieder 0.59 Proc.; aber in 50 Landgemeinden liegt doch eine Abnahme um 0.21 Procent jährlich vor, die nur durch die stärkere Vermehrung in 71 Ortschaften ausgeglichen wird. Die Auswanderung nach Amerika kann ohne triftige specielle Nachweise um so weniger zur alleinigen Erklärung dienen, als sie auch in den Orten statt hat, die eine starke Vermehrung aufweisen, von 3.2 Proc. bis 1.3 Proc. jährlich.

So läßt sich also gerade gegenüber dieser auffallenden Verschiedenheit der Zunahme der Eindruck nicht verhindern, daß auch noch ein anderer Grund mitwirkt, der nur in der Volkssitte gesucht werden kann und mit dem Hinweis auf die noch langsamere Volksvermehrung in Frankreich vielleicht angedeutet werden soll. In einer Schrift, die ausschließlich auf wissenschaftliche Leser berechnet ist, war es übrigens umsomehr angezeigt unverblümt auf diesen Punkt einzugehen, als ihn auch Bergner, Ploß u. s. w. schon mit Einzelheiten belegt haben und der Geburtenüberschuß der Siebenbürger Sachsen gegenüber der Ehefrequenz am wenigsten als normal bezeichnet werden kann; während in Frankreich (Hainisch S. 99) auf 100 Einwohner 12 verheirathete Frauen treffen, handelt es sich hier um die doppelte Zahl. Früher wurde in diesem Punkte ein beträchtlicher Unterschied zwischen den Dörfern auf dem freien sächsischen Gebiet und auf dem Comitatsboden hervorgehoben; für die Volkskunde wäre es sicher von Belang, wenn wenigstens kenntlich gemacht wäre, ob die neuerlichen Abweichungen des Zuwachses sich ebenso gruppiren lassen. Nach den Daten der officiellen Volkszählung hatte das deutsche Element in den drei Comitaten Hermannstadt, Kronstadt und Großkokel, wo das altfreie Sachsenthum am stärksten vertreten ist, zwischen 1880 und 1890 nur um 0.96, 0.76, 0.47% zugenommen; es finden sich hier allein über 130,000 Deutsche. Die Gesammtzahl der Deutschen 217,670, darunter an 15,000 Nicht-Evangelische, zeigt eine Mehrung um 2,80 Proc. seit 1880, eine geringere als das sächsische Element für sich betrachtet. Dieses aber blieb zurück sowohl gegenüber dem Wachsthum der Rumänen (7,77 Proc.), als der Magyaren (10,70 Proc.) Wenn trotzdem Schuller mit der tröstlichen Zuversicht schließt, „daß hinsichtlich des Bestandes der Sachsen, was ihre Propagationsfähigkeit anbelangt, keine Ursachen zu Besorgnissen vorliegen“, muß hervorgehoben werden, daß die schwache Vermehrung der ländlichen Schichten diese unfähig macht ihre wenigstens in einem normalen Volksorganismus stets beobachtete Function zu erfüllen: die Abgabe des Ueberschusses an die Städte in Gestalt von Dienstboten, Lehrlingen u. s. w. Die sächsischen Städte wachsen durch rumänischen, magyarischen und jüdischen Zuzug. Nur Bistritz zeigt eine namhafte Zunahme der sächsischen Einwohner und ist immer noch etwas mehr als halbsächsisch, wie auch Schäßburg und Reen. Unter die Hälfte sinkt das Sachsenthum schon in Hermannstadt und Mediasch, unter ein Drittel in Mühlbach, unter ein Viertel in Kronstadt. Ueberhaupt bilden nur in 13 Gemeinden die Sachsen über 90 Proc., in 24 zwischen 80 und 90, in 30 zwischen 70 und 80, in 44 zwischen 60 und 70, in 35 und drei Städten zwischen 50 und 60 Proc. der Gesammtbevölkerung, in 92 sind sie schon unter die Hälfte gesunken. Die Ueberwucherung durch das rumänische Element ist demnach eine ernste Gefahr für beträchtliche Theile des sächsischen Bodens geworden. Dr. Schultheiß.

[1]) Nach Abrechnung der 55,350 Ehefrauen, Wittwen u. s. w., dann der angegebenen 31,199 Mädchen bis zum 14. Jahre verbleiben 14,460 Ledige; davon sind noch die Mädchen im 15. Lebensjahre abzuziehen. Der angezogene Artikel berechnet 4401 ledige Mädchen heirathsfähigen Alters, zwischen 17 und 50 Jahren als „sitzenbleibende“.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Karl Mauch, Lebensbild eines Afrika-Reisenden. Von E. Mager. Stuttgart. W. Kohlhammer 1895. 441 S. — Dieses Buch erfüllt die patriotische Pflicht, das Andenken an einen hervorragenden deutschen Mann wieder wachzurufen, dessen Leistungen auf geographischem Gebiete die Grundlage zu der phänomenalen Entwicklung der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft im Matabele- und Maschona-Land bildeten. Es lehrt uns zugleich, was ein eiserner Wille, verbunden mit leidenschaftlicher Liebe zur Wissenschaft, trotz der Beschränkung auf die geringsten materiellen Mittel, zu schaffen vermag. Zum größten Theil besteht das Werk aus der Zusammenstellung der eigenen Berichte Mauchs an die Petermann'schen Mittheilungen; doch wird es geschickt ergänzt durch zahlreiche Zusätze aus den Schriften anderer Autoren. Das Ganze ist eine populär gehaltene Schilderung von Mauchs Reisen, geographischen und ethnographischen Beobachtungen. Es zerfällt in 6 Theile. Nach einer geschichtlichen Einleitung über die Entdeckungen in Afrika im 1. Theil bringt der 2. Theil die Jugendzeit in der Heimath und die Reise-Erlebnisse in Südafrika. Im 3. Theil erhalten wir Beschreibungen von Natal, von den Boers-Staaten und vom Matabele-Reich; im 4. kurze Abhandlungen über die verschiedenen eingeborenen Völkerstämme. Der 5. Theil beschäftigt sich mit den Goldfeldern und den Ruinen von Zimbabye, der 6. Theil mit den letzten Jahren Mauchs nach seiner Rückkehr aus Afrika. Beigefügt ist eine sehr deutlich gehaltene Uebersichtskarte (Maßstab 1 : 3,125,000) der weitausgedehnten Reiserouten.

* **München**, 6. Juli. Bei der gestrigen Enthüllung des Ohm-Denkmals vorm hiesigen Polytechnikum (vgl. das heutige 2. Morgenblatt, Bayerische Chronik) hielt Prof. Dr. v. Lommel, Vorstand des Physikalischen Instituts und Vertreter des Fachs an der Universität, die nachstehende Ansprache:

„Excellenz! Hochansehnliche Versammlung! Nachdem die Hülle gefallen und ein hehres Bildwerk in marmorweißem Glanze den Blicken sich darstellt, wird uns heute, nach jahrelangem Schaffen trefflicher Künstler, die hohe Freude zutheil, das vollendete Denkmal Georg Simon Ohms der Oeffentlichkeit übergeben zu können, als ein sichtbares Zeichen für den Weltruhm unsres genialen Landsmannes, als ein Zeugniß für den ihm dargebrachten Dank der Nationen.

Vor jetzt mehr als sechs Jahren wurde aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages Ohms der Gedanke angeregt, dem großen Physiker ein würdiges Denkmal zu errichten, hier in München, der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes, wo er sein äußerlich so bescheidenes, an großen wissenschaftlichen Erfolgen so reiches Leben beschloß.

Diese Anregung fand nicht nur innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, sondern weit darüber hinaus lebhaften Widerhall und thatkräftige Förderung. Internationalen Dank hat ihm die Nachwelt in anderer Form freilich bereits gezollt, als der im Jahre 1881 zu Paris versammelte Congreß der Elektriker beschloß, die damals festgesetzten elektrischen Maßeinheiten nach den Namen von Männern zu benennen, die auf dem Gebiete der Elektricität bahnbrechend vorangeschritten waren.

Zu ihnen, zu den Vätern der Elektrotechnik, gehört Ohm durch die Entdeckung des nach ihm benannten wunderbar einfachen Gesetzes der Stromstärke. Ihm zu Ehren wurde die Einheit des elektrischen Widerstandes, dieser wichtigen von ihm in die Wissenschaft und damit auch in die Technik eingeführten Größe, „Ohm" genannt. Mit vollem Recht — denn Ohms Entdeckung war die strahlende Fackel, welche die damals das Gebiet der elektrischen Ströme einhüllende Finsterniß taghell erleuchtete und den sicheren Pfad wies durch das Dickicht bisher unverstandener Erscheinungen. Die großartige Entwicklung der Elektrotechnik, der wir in den letzten Jahrzehnten mit staunendem Blick gefolgt sind, konnte sich nur vollziehen auf der zuverlässigen Grundlage des Ohm'schen Gesetzes. Denn nur der vermag eine Naturkraft zu lenken und zu beherrschen, der ihre Gesetze durchschaut hat. Ohm hat, indem er der Natur ihr lange verhülltes Geheimniß entrang, der Gegenwart die Zügel dieser Herrschaft in die Hand gegeben. Die Bezeichnung der Widerstandseinheit als „Ohm" hatte zur Folge, daß der Name des bescheidenen Gelehrten, der niemals nach Glanz und Ruhm gestrebt hat, dessen einzige Belohnung das Entzücken war, der Wahrheit ins unverhüllte Antlitz schauen zu dürfen, jetzt auf jedem Blatt unsrer elektrotechnischen Zeitschriften wiederkehrt, und täglich genannt wird von den Lippen der Tausende, die in der hochentwickelten elektrischen Industrie der Gegenwart thätig sind.

Ist auch ein solches unsichtbares Denkmal, gegründet auf die geistigen Thaten des Gefeierten, das denkbar idealste, unvergänglicher als Erz und Stein, so vermochten doch wir, in Wissenschaft und Technik seine Erben, die wir in der Gegenwart die reichen Früchte seiner Forschungen ernten, das Verlangen nicht zurückzudrängen, das Andenken des großen Physikers auch durch ein sichtbares Denkmal zu ehren, das uns die äußere Erscheinung, in welcher sich so hohe Geisteskraft verkörperte, zur sinnlichen Anschauung bringt.

Von Ohm ist kein authentisches Bildniß vorhanden, außer einer wenig gelungenen Photographie, welche sowohl für das Oelbild im Sitzungssaal der k. Akademie der Wissenschaften, als auch für die Marmorbüste, die König Ludwig I. in der bayerischen Ruhmeshalle aufstellen ließ, als Vorbild gedient hat. Unter Benützung derselben Photographie und der Erinnerungen noch lebender oder jüngst verstorbener Schüler und Freunde Ohms ist es Hrn. Prof. v. Rümann gelungen, in dem nun vollendet vor uns stehenden überlebensgroßen Marmordenkmal mit wahrhaft künstlerischer Intuition ein Bildwerk zu schaffen, das nach dem Zeugniß jener Zeitgenossen Züge und Wesen des berühmten Gelehrten mit lebendiger Treue wiedergibt.

Georg Simon Ohm wurde am 16. März 1789 zu Erlangen geboren als Sohn eines Schlossermeisters, eines ungewöhnlichen Mannes, der seine Söhne, Georg Simon und Martin, nicht nur in seinem Handwerk, sondern auch in Mathematik unterrichtete und auf die hochbegabten Jünglinge den Wissensdrang übertrug, der ihn selbst in bereits gereiften Jahren zu philosophischen und mathematischen Studien geführt hatte. Eine solche Scene, wie der Meister im Schurzfell zur Seite der glühenden Esse die Knaben in Geometrie unterweist, hat unser Bildner an dem von Hrn. Prof. v. Thiersch entworfenen Sockel durch ein Relief in sinniger Weise dargestellt. Hiedurch wird unser Kunstwerk zugleich zu einem Denkmal der kernhaften Tüchtigkeit unsres deutschen Bürger- und Handwerkerstandes, aus welchem G. S. Ohm hervorgegangen ist.

Zu unsrer großen Befriedigung hat es sich gefügt, daß wir heute zahlreiche Jünger Ohms — denn so darf ich Sie wohl nennen — zu seinen Füßen geschaart erblicken. Denn wir haben die Freude, die gegenwärtig hier versammelten Mitglieder des Verbandes Deutscher Elektrotechniker als willkommene Theilnehmer an unsrer Feier zu begrüßen.

Was die Aufstellung des Denkmals betrifft, so schien es uns wünschenswerth, daß es auf einem Platze errichtet werde, dessen Umgebung mit der Thätigkeit Ohms in Beziehung stehe. Dieser Platz vor der Technischen Hochschule, in welcher sich Wissenschaft und Technik die Hand reichen, schien uns in dieser Hinsicht der geeignetste und unterliegt auch nach dem Urtheil der Künstler in ästhetischer Richtung keiner Einwendung. Die kgl. Staatsregierung hat unsern diesbezüglichen Wünschen in entgegenkommendster Weise Folge gegeben.

Und so übergebe ich denn das herrliche Denkmal, als eine neue würdige Zierde für unsre liebe Kunststadt München, im Namen des Comités, im Namen der Beitraggeber von diesseit und jenseit des Oceans, der kgl. Staatsregierung, auf deren Grund und Boden es steht, zur ferneren Obhut und Fürsorge, insbesondere Sr. Exc. dem Hrn. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten."

* **Würzburg.** Als Nachfolger des nach München versetzten Prof. Lothar Seuffert ist Prof. Dr. Friedrich Schollmeyer in Halle für das Fach des Civilprocesses und römischen Civilrechts hieher berufen worden. Man nimmt an, daß er kommen wird.

γσ **Berlin**, 4. Juli. Die „Königliche Akademie der Wissenschaften" beging heute in öffentlicher Festsitzung den „Leibniz-Tag". Punkt 5 Uhr Nachmittags füllte sich der vornehme Raum im ersten Stockwerk des Akademiegebäudes mit den Mitgliedern, ein zahlreiches, zumeist aus Damen bestehendes Publicum aus der Berliner Gelehrtenwelt hatte sich eingefunden, zumal die drei neuen Akademiker, der Philosoph Professor Stumpf, der Literarhistoriker Professor Erich Schmidt und endlich der Aegyptolog Professor Erman ihren Studiengebieten nach eines allgemeinen Interesses von Seiten der Gebildeten sich erfreuen. Professor Mommsen eröffnete die Sitzung mit dem Hinweis darauf, wie in einer keineswegs glänzenden Epoche unsrer nationalen Geschichte die Verkörperung der höchsten Genialität, deren Wesen ein Geheimniß bleiben muß, sich in Leibniz offenbarte, und knüpfte daran die Frage, ob die heutigen Arbeiter in der Wissenschaft sich mit Recht dessen Nachfolger nennen dürften. Je mehr die Wissenschaft fortschreitet, desto mehr verschwindet der Einzelne in seiner Thätigkeit und die „Akademie der Wissenschaften" bietet ein schwaches Surrogat für einen Meister, der ihr nicht vorsteht, ein jeder Forscher ist nur ein Geselle. Er ging alsdann über zu dem Verhältniß von Wissenschaft und Staat und erinnerte daran, wie trotz reicher, gespendeter Hülfsmittel von Seiten des Staates und privater Mitglieder der gebildeten Kreise, trotz des Aufschwunges der Humanität, der Erleichterung aller Verbindungen, der Vervollkommnung der Technik und der Erfindung neuer Methoden heute keineswegs mehr die Akademie und die Wissenschaft im Staate den Rang unmittelbar einnehme, wie in den Tagen des großen Friedrich und selbst noch in jener Zeit, da der Entdecker und Darsteller der Kawi-Sprache oder der Begründer der Monumenta Germaniae Minister des Staates gewesen sind. Das Steigen des Arbeitsergebnisses und die Eigenschaft des einzelnen Arbeiters als eines Fachmannes hat die Beziehungen des Staates zur alternden Pallas völlig verändert. Wenn auch heute kaum der Forscher im Gebiete der Natur die Thätigkeit des Geschichtsforschers oder des Sprachforschers ignorirt, wie es zu Zeiten Brauch war, so geht doch immerhin dem Anerkennen der Leistungen auf fremden Gebiete das Erkennen voraus und die Unmöglichkeit einer umfassenderen wissenschaftlichen Thätigkeit, wie sie sich gerade in Leibniz offenbarte, verleiht der Stimmung des Einzelforschers einen Druck, der lebhaft empfunden wird gerade gegenüber den Forderungen, die von der Gesellschaft an seine Kraft gestellt werden. An diese vielleicht allzu resignirten Ausführungen schloß Prof. Dr. Stumpf die Darlegung seines Studienganges. Er begann Ende der sechziger Jahre unter der Leitung von Franz Brentano sich den philosophischen Studien zuzuwenden, Lotze kam

seinem Interesse an der Untersuchung psychologischer Probleme entgegen, die er im engen Anschluß an die Fachwissenschaften zur Lösung zu bringen bemüht war. Er versuchte das Allgemeine am Einzelnen zu erfassen und in einem allseitigen Erforschen der Einzelerscheinung vom Endlichen zum Unendlichen zu gelangen; denn es besteht keine Kluft, sondern ein Uebergang aus dem Gebiete der Empirie in die Sphäre des philosophischen Denkens und eine lohnende Aufgabe experimenteller Psychologie liegt in dem Zergliedern juristischer und nationalökonomischer Begriffe. Er wandte sich dem Studium der psychischen Synthese des Raumes und der Töne zu und versuchte im Anschluß an Helmholtz' Lehren, Consonanz und Dissonanz experimentell zu begründen, die Melodik bei den Naturvölkern zu erforschen, in der Hoffnung, daß später die Aesthetik aus diesen Arbeiten schöpfen könnte. Mit diesen experimentellen Arbeiten schien er aus dem eigentlichen Gebiete der Philosophie herauszutreten, doch blieben ihm stets die centralen Aufgaben der Philosophie lebendig, als die Erkenntniß der Zusammenhänge des Geschehens und die letzte Wurzel der Sittlichkeit; denn er bekennt sich keineswegs als ein rein positivistischer Verehrer der Thatsachen, auch dem geschichtlichen Studium, namentlich der alten Philosophie, dem sein Vorgänger Eduard Zeller sein Leben gewidmet, erkennt er einen bedeutsamen Rang innerhalb der philosophischen Disciplinen zu. Prof. **Mommsen** hebt in seiner Antwort hervor, wie die „Systeme", von denen längst eine Abkehr erfolgt sei, den philosophischen Studien geschadet und wie man in der „Schallwelle" das Geheimniß zu finden angefangen habe. Für die Erforschung der Geschichte früherer philosophischer Anschauungen und Lehren hofft die Akademie von dem neuen Mitglied die Förderung der Ausgabe der Aristoteles-Commentare und der Werke J. Kants. Prof. Dr. **Erich Schmidt** nennt sich den Schüler Wilhelm Scherers, und stellt seine Entwicklung in Schule, Elternhaus und Universität dar. Koberstein verdankt er viel. Seine ersten Arbeiten galten dem jungen Goethe, dann wandte er sich dem literarischen Elsaß des 16. Jahrhunderts in Straßburg zu, lernte österreichisches, fränkisches, schwäbisches, allemannisches Volksthum in lebendiger Berührung mit den Menschen kennen und gewann im Umgang mit norddeutschen wie mit süddeutschen Poeten eine kaum genug zu schätzende Einsicht in das Wesen dichterischen Schaffens. Es folgte seine Arbeit in den Schätzen des Weimarer Goethe-Archivs. In seinem „Leben Lessings" trat er als Vertreter der Bildungs-, Stil- und Motivgeschichte auf. Die Thatsachen der Vererbung und der Anpassung, Taine's Begriff des milieu neben Goethe's Erkenntniß vom „höchsten Glücke der Persönlichkeit" geben seinem Forschen die Richtung und bewahren ihn vor falscher und einseitiger Kritik. Der deutschen Sprache hat auch Leibniz eine Stätte in der Akademie errichten wollen; wenn wir auch heute seinen puristischen Bestrebungen entfremdet gegenüber stehen, so erstrebte er doch eine „deutschgesinnte Societät der Scienzien", deren Ideal auch das unsere ist. In der Gegenrede sprach Prof. **Mommsen** von der Erinnerung an Wilhelm Scherer und zeigte in der Vermählung Fausts mit Helena eine symbolische und ironische Andeutung für die Thatsache auf, daß, als Deutschland begann, sich auf sich selbst zu besinnen und die Fesseln fremder Bildung abzustreifen eilte, nicht seine ursprünglichen Volksanschauungen, sondern die Götter von Hellas ihm lebendig wurden. Erst in unsern Tagen hat die neue deutsche Bildung und der deutsche Staat sich verschmolzen, nur wenn man Lessing und Goethe an die Stelle Homers und Horaz' zu setzen bemüht sein soll, so ist damit doch zu viel verlangt. Neben dem Kaiser Wilhelm I. dürfen Schiller und Goethe, wie es heute fast scheint, nicht vergessen werden. Prof. Dr. **Erman** erklärte, wie man heute objectiver und bei weitem nüchterner geworden sei bei der Beurtheilung des alten Aegyptens und seiner Cultur, Literatur, Kunst und Staatsverwaltung. Neben dem ausgezeichneten Numismatiker Julius Friedlaender dankt er Richard Lepsius die Einführung in seine Studien, der auch schon ein ruhiges Urtheil in ägyptischen Dingen bekundete. Heute ist ein Rückschlag gegen früher eingetreten, an die Stelle der Entdeckungen sind die Erforschung der Lautgesetze und der in ihrer Menge sich häufenden unbekannten Worte getreten, auf allen Gebieten der Cultur ist eine Nachprüfung gegen die früheren Resultate in strenger Einzelarbeit nothwendig. Eine Chronologie ist heutzutage noch unmöglich, die Forschung bietet jedoch die Hoffnung, in Zukunft eine Cultur von fünf Jahrtausenden als die Mutter unsrer Civilisation aufzudecken und der Sprache ihre Stellung anzuweisen in dem Entwicklungsgange der Sprachen des Menschengeschlechts. Prof. **Mommsen** hofft von dem neuen Mitglied in seiner Stellung an der Spitze der ägyptischen Sammlungen eine kräftige Förderung in der Erkenntniß der Cultur des Pharaonen-Landes, in dem einst nach seinem witzigen Worte „der Stempel geprägt wurde für unsre Beamten und Professoren". Prof. **E. du Bois Reymond** las alsdann eine Gedächtnißrede auf Hermann v. Helmholtz. In glänzender Darstellung und in meisterhaftem Ausbau des biographischen Stoffes, wie in klarer, übersichtlicher Anordnung des ungemein reichen wissenschaftlichen Details gab der Vortragende ein Bild der eminenten wissenschaftlichen Persönlichkeit, deren Wiederkehr er fast für eine Unmöglichkeit erklärte und deren vorzeitiger Heimgang als ein nationales Unglück angesehen werden muß. Er suchte Helmholtz als den vollendeten Typus des theoretischen Naturforschers darzustellen, dem alle Gebiete von der physiologischen Anatomie bis zur Psychophysik Bereicherung und Förderung danken, dessen mathematisches Talent ihn zu der Lösung von Problemen leitete, an denen Generationen vergeblich sich abgemüht hatten. Bei der Darstellung von Helmholtz' Entdeckung des Gesetzes „von der Erhaltung der Kraft" ward erwähnt, daß schon 1686 Leibniz und dann dessen Schülerin, die Marquise du Chatelet dieses Gesetz formulirt hatte, das dann fast anderthalb Jahrhunderte vergessen wurde und durch Helmholtz aufs neue gefunden werden mußte. Die Erfindung des Augenspiegels, die Berechnung der Sonnenwärme, jene von keiner wissenschaftlichen Literatur eines anderen Culturvolkes übertroffenen Studien zur „physiologischen Optik", die Arbeiten über Klangfarbe und Klangverwandtschaft, über Consonanz und Dissonanz, über die Wirbelbewegungen, die elektromotorischen Bewegungen in den Nerven, über die Natur der Sinnenreize und ihre Entstehung, endlich die Erkenntniß von Licht und Elektricität als einer Einheit, sie alle sind geistige Ruhmesthaten von allerhöchster Bedeutung, die den Schmerz um den Verlust eher erhöhen als lindern können. Zum Schlusse verkündet Prof. **Mommsen** die Bedingungen für die Bewerbung um die „Charlotten-Stiftung", deren Einzelheiten wir einer späteren Mittheilung vorbehalten, und Prof. **Auwers** theilt mit, daß der „Jacob Steiner-Preis" für mathematische Arbeiten den Professoren Dr. **Rundelfinger** (Darmstadt) und Dr. **Schottky** (Marburg) verliehen worden ist. Für das Jahr 1900 sind neue Aufgaben für die Erwerbung dieses Preises gestellt.

Halle, 3. Juli. Eine wichtige Frage erhebt sich über das Verbleiben der **Bibliothek** der kais. Leopoldinisch-Karolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, deren Präsident der verstorbene Prof. Knoblauch war. Die Bibliothek weist einen Bestand von 50,000 Bänden auf, sie hat ihren Sitz an dem Ort, wo der Präsident wohnt, und hat deßhalb viele Umzüge durchgemacht. Zuletzt ist sie von Jena, wo Geh. Hofrath Kieser Präsident war, nach Halle übergesiedelt. Um die Vermehrung und Aufstellung dieser Bücherschätze hat sich Knoblauch große Verdienste erworben, so daß der Gebrauch der Bibliothek wesentlich erleichtert worden ist. Man ging bereits damit um, ihr in Halle eine dauernde Wohnstätte zu gründen. Nun wird es sich fragen, ob sie nicht doch, wie die Satzungen es vorschreiben, wieder von dannen ziehen muß.

* **Paris.** Es heißt schon lange, die Zahl der **Medicinstudirenden** mehre sich in Besorgniß erregendem Maße, so daß es, wenigstens in den großen Städten, bald mehr Aerzte als Patienten geben werde. In ländlichen Gegenden ist es freilich anders, und nun ergibt eine Statistik, daß die volkreichen, aber für arm geltenden Pariser Viertel des 18. und 19. Arrondissements Montmartre und La Villette nicht viel besser daran sind, als irgend ein bretonisches Dorf; denn auf 3000 Einwohner kommt hier nur ein Arzt. Dagegen hat das vornehme, üppige Madeleine-Viertel 179 Aerzte bei einer Bevölkerung von 27,000 Köpfen, also einen für 151 Personen aufzuweisen.

* Aus **St. Petersburg** wird gemeldet, daß die unter der Führung des Grafen Eugen Zichy stehende **ungarische ethnologische Expedition** kürzlich in Askhabad eingetroffen ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 6. Juli folgende Schriften eingegangen:

Ch. Speckel et *G. Foliot:* L'armée allemande; illustrations de A. Fleuri. Paris-Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1895. — **Franz Walter:** Das Eigenthum nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin und des Socialismus; gekrönte Preisschrift. Freiburg i. B., Herder 1895. — Dr. **Karl Capellmann:** Mariaberg. Aachen, R. Barth 1895. — Verhandlungen des **V. Oesterreichischen Agrartages** 1895. Wien, Wilhelm Frick. — **Armin Tille:** Die bäuerliche Wirthschaftsverfassung des Vintschgaues, vornehmlich in der 2. Hälfte des Mittelalters. Innsbruck, Wagner 1895. — **Wilhelm Buchner:** Der große deutsch-französische Krieg 1870/71;

für Volk und Jugend erzählt. Lahr, M. Schauenburg 1895. — Friedrich Hirth: Das Reich Malabar nach Chao Ju-kua (Sep.-Abdr. aus T'oung-Pao VI, 2). Leiden, E. Brill 1895. — Franz v. Löher: Das Kanarierbuch; aus dem Nachlaß hggb. München, J. Schweitzer 1895. — Adalbert Höck: Demosthenes; ein Lebensbild. — Ernst Schulze: Die Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes. (Gymnasialbibliothek hggb. von Pohlmey u. Hoffmann. H. 22 und 23.) Gütersloh, C. Bertelsmann 1895. — Verschmäht. Ein Liebeswerben aus den Jugendtagen eines edlen Mannes; in Originalbriefen 1779—80. Leipzig, Gg. Wigand. — Ludwig Meinardus: Eigene Wege; Roman. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1895. — Adolf Stolze: Vom gleichen Stamme; Drama in 5 Acten. Frankfurt, Gbr. Knauer 1895. — Interlaken und Umgebungen. Mit 46 Ansichten, Plan und Karte. Zürich, J. A. Preuß.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Albrecht, Hermann. Winckelmann contra Rembrandt als Erzieher, oder Unsre künstlerische Selbsterziehung. Anklam, Leipzig, Verlag von Hermann Wolter. — Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. XIX. Heft: Größler, Hermann, und Adolf Brinkmann (unter Mitwirkung von Gustav Sommer). Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Mansfelder Seekreises. Halle a. d. S., Druck und Verlag von Otto Hendel. — *Beltrami, Luca.* La Certosa di Pavia. Con 70 incisioni e 9 tavole. Milano, Ulrico Hoepli. — Berger, Ernst. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Maltechnik. Erläuterungen zu den Versuchen zur Reconstruction der Maltechnik des Alterthums. (Fortsetzung und Schluß.) Zweite Folge. Mit einer Tafel in Farbendruck und 12 Illustrationen im Text. München, Verlag von Georg D. W. Callwey. — Birt, Theodor. (Beatus Rhenanus.) Unterhaltungen in Rom. Fünf Gespräche deutscher Reisender. Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. — Collignon, Maxime. Geschichte der griechischen Plastik. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer. Erster Band: Anfänge — Früharchaische Kunst — Reifer Archaismus — Die großen Meister des 5. Jahrhunderts. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravure und 278 Abbildungen im Text. 2. Lieferung. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. — Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen. Herausgegeben durch eine im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zweck bestellte Commission. Provinz Oberhessen. Kreis Friedberg. Von Rudolf Adamy. Mit 184 Abbildungen im Text nach Originalzeichnungen von C. Bronner und 13 Tafeln in Lichtdruck. Darmstadt, Verlag von Arnold Bergstraeßer. — Schultz, Alwin. Allgemeine Geschichte der bildenden Künste. 3. Liefg. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Sep.-Cto. (Müller-Grote u. Baumgärtel), Berlin. — Springer, Anton. Handbuch der Kunstgeschichte. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. I. Das Alterthum. Mit 359 Abbildungen im Text und 4 Farbendrucken. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. — Steinchen, Friedr. Raphaels seit 1508 verschollene, in St. Petersburg aufgefundene Madonna di Siena, die Geschichte ihrer allerersten und letzten Zeit, die Beweise ihrer Authenticität, die „St. Johannes-Idee" bei Raphael und Nachweisung nebst Berichtigung der bisher äußerst mangelhaften Beurtheilung des Kunstheros und Erklärung unverstandener Werke desselben. Mit 33 Abbildungen. St. Petersburg, Kaiserl. Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff; Leipzig, Buchhandlung K. F. Koehler. — Thouret, Georg. Katalog der Musiksammlung auf der Königlichen Hausbibliothek im Schlosse zu Berlin. Verfaßt und erläutert. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 187. München, Montag, 8. Juli. Beilage-Nummer 154.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Criminalität und Altersaufbau der Bevölkerung.

Von Georg v. Mayr.

Daß die Häufigkeit der Verübung strafbarer Handlungen mit den Geschlechts- und Altersverhältnissen in innigem Zusammenhang steht, weiß man auch ohne Statistik. Das Kind kann bis zu einer gewissen, vom Strafgesetz positiv bestimmten Altersgrenze Verbrechen und Vergehen überhaupt nicht begehen; das Weib verfällt in geringerem Maße als der Mann der criminellen Laufbahn; die altersschwachen Greise beiderlei Geschlechts sind zu verbrecherischen Handlungen verschiedener Art weniger angeregt und geneigt als ihre jüngeren Genossen. Wie aber der Antheil der strafmündigen und der strafunmündigen Bevölkerung und wie das Maß der Unterschiede in der Verbrechensbethätigung nach Geschlecht und Alter beschaffen ist, das zeigt erst die Statistik. Und sie zeigt, daß die Unterschiede recht erheblich sind. Stellt man sich vor, man habe es mit gleich starken Gruppen von je 100,000 Personen zu thun, so findet man beispielsweise nach den jüngsten Ergebnissen unsrer Reichscriminalstatistik für die Periode 1888/92 Folgendes. Je 100,000 Personen produciren im Jahresdurchschnitt — man nennt dies die Criminalitätsziffer — bei der gesammten strafmündigen Bevölkerung, wenn wir 100,000 Männer ins Auge fassen, 1893 wegen Verbrechen oder Vergehen Verurtheilte, und wenn wir die Weiber allein betrachten, 375 Verurtheilte. In der weiteren Abstufung nach Altersclassen zeigt sich bei beiden Geschlechtern ein sehr starker Einfluß der Altersverhältnisse auf die Verbrechenshäufigkeit. Doch verhalten sich die beiden Geschlechter insofern verschiedenartig, als beim männlichen Geschlecht die höchste Criminalitätsziffer sehr rasch, nämlich schon bei der Altersclasse von 18—21 Jahren erreicht wird, während die an sich erheblich geringere weibliche Criminalität erst in der Altersclasse von 30 bis 40 Jahren ihre Culmination erreicht. Im einzelnen ergeben sich folgende in ihrer Reihenfolge sehr lehrreiche Criminalitätsziffern:

Altersclassen der strafmündigen Bevölkerung	Auf je 100,000 Personen treffen im Jahresdurchschnitt Verurtheilte beim männlichen Geschlecht	beim weiblichen Geschlecht
12 bis unter 15 Jahre	710	153
15 „ „ 18 „	1381	320
18 „ „ 21 „	4722	427
21 „ „ 25 „	3201	437
25 „ „ 30 „	2821	481
30 „ „ 40 „	2160	512
40 „ „ 50 „	1572	482
50 „ „ 60 „	1019	307
60 „ „ 70 „	551	150
70 und mehr Jahre	225	59

Bei solcher Verschiedenheit der Criminalität nach Geschlecht und Alter — mag man nun dabei subjectiv vom Unterschiede des criminellen Hanges oder objectiv von den Gradunterschieden des Dranges der äußeren Umstände reden — ist klar, daß die Zusammensetzung einer gegebenen Bevölkerung aus den verschiedenen Altersclassen auf das Maß der producirten Verbrechen von wesentlichem Einfluß sein muß. Wo die Altersclassen insbesondere männlichen Geschlechts mit potenzirter Criminalität verhältnißmäßig stark vertreten sind, da muß die Gesammtcriminalität der Bevölkerung um dieses Umstandes willen, auch wenn der criminelle Hang und Drang der verschiedenen Altersclassen an sich der gleiche ist, ungünstiger erscheinen als da, wo ein anderer, dem Vorkommen von Verbrechen minder günstiger Altersaufbau der Bevölkerung besteht.

An diese Erwägung habe ich in meinem Aufsatz über den „Zug des Verbrechens im Jahre 1893“ in Nr. 5 und 6 dieser Blätter vom 7. und 8. Januar d. J. angeknüpft. Da der Altersaufbau für den Hang und Drang zum Verbrechen von so entscheidender Bedeutung ist, muß jede Verschiebung in der Besetzung der Altersclassen, welche sich im Laufe der Zeit ergibt, auch ihren Einfluß auf die Schwankung der Criminalität äußern. Eine Bevölkerung mit unverhältnißmäßiger Zunahme der criminalfähigen Classen wird — wie ich in jenem Aufsatze hervorhob — caeteris paribus eine Zunahme der Verbrechen zeigen, ohne daß daraus eine Verschlechterung in Betreff der subjectiven Verantwortlichkeit derselben für die begangenen Verbrechen gefolgert werden darf; umgekehrt wird eine Bevölkerung, bei welcher wegen seit längerer Zeit sinkender Geburtenzahl ständig schwächere Contingente in das Alter der höchsten Criminalfähigkeit einrücken, weniger Verbrechen activ produciren, ohne daß deßhalb ohne weiteres auch die Schlußfolgerung gerechtfertigt wäre, daß die verbrecherische Neigung auf den verschiedenen Altersstufen eine Abschwächung erfahren hätte. In Deutschland schienen mir die Verhältnisse so zu liegen, daß unter dem Gesichtspunkte der moralischen Würdigung — allerdings nicht unter dem andern nicht minder wichtigen Gesichtspunkte der Abschätzung der Gefahr, welcher die Gesellschaft ausgesetzt ist — gerade nach dem Gang der Bevölkerungsbewegung der neueren Zeit vielleicht mildernde Umstände gegenüber der andauernd steigenden Criminalität der jüngsten Jahre plaidirt werden könnten. Die absoluten Zahlen, mit welchen sich die in die volle Criminalfähigkeit frisch einrückenden Jahrgänge nach dem Volkszählungsergebniß von 1890 gegenüber jenem von 1885 präsentirten, sprachen dafür, und für die nach 1890 liegenden Jahre mußte sich angesichts des Ganges der Bevölkerungsbewegung in den 70er Jahren der Effect der Mehrbelastung in crimineller Beziehung durch die Fluthwelle der Geburtensteigerung jener Jahre noch steigern. Auch der relative Antheil der entscheidenden Altersclassen an der Gesammtbevölkerung war schon nach der Zählung von 1890 gegenüber jener von 1885 so verändert, daß man bei weiterem Fortschreiten der erwähnten Fluthwelle gerade für die gesteigerte Criminalität des jüngstbeobachteten Jahres 1892 einen wesentlichen Einfluß dieser Fluthwelle auf die Gesammtgestaltung der Criminalität vermuthen

durfte. Nach der Volkszählung von 1890 waren die Altersclassen nicht bloß von 10 bis 20 Jahren, sondern auch die Classe von 20 bis 25 Jahren verhältnißmäßig stärker vertreten als bei den drei vorhergehenden Zählungen, und — übertragen auf den Stand von 1892 — mußte sich diese stärkere Vertretung der criminalistischen Classen noch weiter steigern.

Die Probe darauf, ob meine Hypothese sich als begründet herausstellen wird, in welchem Maße sie begründet ist, und inwieweit etwa die durch das Eindringen der mehrerwähnten Fluthwelle bedingte Verschiebung im Altersaufbau der strafmündigen Bevölkerung durch andere Verschiebungen dieses Aufbaues in ihrer Wirkung ausgeglichen wird, kann nur auf Grund weiterer sorgsamer statistischer Vergleichungen angestellt werden, welche mir bei Bearbeitung meines Aufsatzes über den Zug des Verbrechens nicht zur Verfügung standen. Es muß die Criminalität der jüngsten Jahre im einzelnen nach Altersclassen verfolgt und in Beziehung zu der fortgeschriebenen Altersstatistik der lebenden Bevölkerung gebracht werden. Das Erstere liefert die jährliche Criminalstatistik in der Bearbeitung durch das Kaiserliche Statistische Amt; das Zweite kann mangels genügender Durchbildung der Statistik unsrer natürlichen und socialen Bevölkerungsbewegung einigermaßen befriedigend erst dann hergestellt werden, wenn die Zählungsergebnisse von 1895 vorliegen und danach der Verlauf des Bestandes der verschiedenen Altersclassen für die einzelnen Jahre der Periode 1890/95 annähernd berechnet werden kann. Das Entscheidende bei dieser Ergründung liegt in der fortschreitenden Verfolgung der Criminalität nach Altersclassen in ihrer Erscheinung nach einzelnen Kalenderjahren, weil nur auf diese Weise die Wirkung des Eindringens der Fluthwelle criminalfähig Werdender in befriedigender Weise isolirt werden kann. Nicht die Steigerung der Durchschnittscriminalität von 1888/92 gegen jene von 1883/87 ist das eigentlich Interessante oder, wenn man es richtiger ausdrücken soll, wissenschaftlich Anregende und social Beunruhigende, sondern die Steigerung der neuzeitlichen Criminalität in ihrem Einzelverlauf nach Jahren. Es genügt dazu ein Blick auf die absoluten Zahlen. Die Zahl der abgeurtheilten Personen war von 1882 bis 1888 nur von 403,595 auf 430,342 Personen gestiegen; seitdem ergibt sich eine (durch den Bevölkerungszuwachs und gesetzgeberische Maßnahmen nur theilweise erklärte) rapide Steigerung auf

455,146 Abgeurtheilte im Jahre 1889
472,730 „ „ „ 1890
485,748 „ „ „ 1891
524,598 „ „ „ 1892.

Weiter erfahren wir aus der alsbald zu erwähnenden Veröffentlichung des Kaiserl. Statistischen Amts, daß die Steigerung auch weiterhin anhält, denn dasselbe hat erhalten zur Bearbeitung gegen 525,277 Karten im Jahre 1892, weiterhin im Jahre 1893 539,421 und im Jahre 1894 562,878 (!) Karten.

Bei solcher Gestaltung der Dinge, angesichts der constanten Aufwärtsbewegung der Criminalität in den jüngsten Jahren liegt das Entscheidende in der sorgsamen Analyse der Einzelergebnisse der verschiedenen Jahre; Durchschnittsresultate einer längeren Periode stellen sich in diesem Falle als eine zur Gewinnung sicherer Einblicke in die schwebenden Fragen wenig geeignete rechnerische Nivellirung und Verschleierung der eigenartigen wirklichen Erscheinung dar. —

In der kürzlich erschienenen Bearbeitung der deutschen Criminalstatistik für das Jahr 1892[1]) ist seitens des Kaiserlichen Statistischen Amtes (Referent kgl. preuß. Gerichts-Assessor Dr. jur. Klein) in dankenswerther Weise an meinen in diesen Blättern veröffentlichten Aufsatz über den Zug des Verbrechens im Jahre 1893 angeknüpft und versucht worden, zahlenmäßig darzulegen, daß meine Annahme, es könne die Vermehrung der deutschen Criminalität durch die Verschiebung in dem Altersaufbau der Bevölkerung (und der Geschlechtszugehörigkeit derselben) zum großen Theil erklärt werden, nicht zutreffe. Die Beweisführung in den einschlägigen Ausführungen der Erläuterungen des Kaiserl. Statistischen Amtes wird in zweifacher Weise versucht. Einmal mittelst Berechnung der nach Altersclassen abgestuften besonderen Criminalziffern der Perioden 1883/87 und 1888/92; davon soll unten noch die Rede sein. Zweitens aber ist auch eine Berechnung darüber angestellt, wie sich auf Grund der besonderen Criminalitätsziffern für die einzelnen Altersclassen die allgemeine Criminalitätsziffer der Periode 1888/92 gestaltet hätte, wenn die Zusammensetzung der criminalfähigen Bevölkerung des Jahres 1890 nach dem Alter genau dieselbe gewesen wäre, wie die Zusammensetzung der Bevölkerung von 1885. Auch nach dieser Berechnung hätte im Durchschnitt der Perioden 1883/87 auf 1888/92 die Gesammt-Criminalität zugenommen, und zwar nicht bloß von 1058 auf 1101, sondern auf 1105 Verurtheilte. Richtig sei, daß die beiden jüngsten Altersclassen im Jahre 1890 stärker besetzt gewesen seien; allein diese stärkere Besetzung werde in ihrem Einfluß mehr als aufgewogen durch die schwächere Vertretung der mittleren Altersclassen, welche (insbesondere diejenige von 18 bis unter 21 und von 21 bis unter 25 Jahren) die höchste Criminalität aufweisen.

Die criminalfähige, d. h. die strafmündige Civilbevölkerung von 1890 zeigt in der That gegen jene von 1885 insofern eine auffällige Zusammensetzung, als die Vertretung der mittleren Altersclassen vom 18. Lebensjahre an etwas geringer ist, während doch, wie oben erwähnt, bei Berücksichtigung der Gesammtbevölkerung diese Altersclassen, wenn auch in verschiedenem Maße, stärker vertreten sind, als bei der Bevölkerung des Jahres 1885. Zwei Ursachen haben zu diesem auffälligen Ergebnisse zusammengewirkt: erstens der verhältnißmäßige Rückgang des Kinderbestandes und zweitens die durch den Rückgang der Sterblichkeit bedingte relative Aufstauung älterer Personen. Außerdem kommt auch die Zunahme der activen Militärpersonen von rund 463,000 auf 520,000 einigermaßen in Betracht.

Diese von der Zusammensetzung der Gesammtbevölkerung in den kritischen Altersclassen abweichende Zusammensetzung der strafmündigen Civilbevölkerung hat zur Folge, daß bei einer Vergleichung der Durchschnittscriminalität der Perioden 1883/87 und 1888/92 und bei Beschränkung der Betrachtung auf die Altersvertheilung der Bevölkerung von 1885 und 1890 eine Einwirkung der Fluthwelle der Mehrgeborenen aus den 70er Jahren im Sinne meiner Hypothese nicht erkennbar ist. Darin hat das Kaiserliche Statistische Amt vollkommen Recht. Ich habe aber auch meinerseits nie daran gedacht, die Behauptung aufzustellen, daß bei solcher Betrachtungsweise meine Hypothese sich als haltbar erweisen werde.

Zunächst konnte ich nie im Sinne haben, die höhere Durchschnittscriminalität von 1888/92 in solcher Weise erklären zu wollen. Die volle und, wie die Statistik zeigt, wenigstens seitens der Männer alsbald gründlich ausgenützte Criminalfähigkeit wird erst mit 18 Jahren erreicht. Die Fluthwelle der Mehrgeborenen der 70er Jahre rührt in ihren ersten Anfängen aus dem Jahre 1872 her; frühestens konnten die damals Geborenen im Jahre 1890 das Alter der vollen Criminalfähigkeit erreichen, und jedenfalls nur ein sehr kleiner Bruchtheil kam auch noch in demselben

[1]) Criminalstatistik für das Jahr 1892. Bearbeitet im Reichs-Justizamt und im Kaiserl. Statistischen Amt. Statistik des Deutschen Reiches. Neue Folge. Band 71, Heft 2, Erläuterungen. Berlin 1895. Puttkamer u. Mühlbrecht.

Jahre zur criminellen That und — worauf es weiter ankommt — auch zur Aburtheilung. Mit den Durchschnittsergebnissen der Periode 1888/92, welche überwiegend in die Zeit vor der entscheidenden Geltendmachung des verbrechenmehrenden Einflusses der Fluthwelle der Mehrgeborenen aus den 70er Jahren fallen, kann hiernach weder für noch gegen meine Hypothese etwas bewiesen werden. Nur die neueste, stark gesteigerte Criminalität, speciell jene des Jahres 1892, kann und darf abgesondert für sich unter dem Gesichtspunkt meiner Hypothese gewürdigt werden.

Aus denselben Gründen kann auch die ausschließliche Verwerthung der Volkszählungs-Ergebnisse von 1890 zur Beurtheilung der Zusammensetzung der strafmündigen Bevölkerung für die neuesten criminalstatistischen Ergebnisse nicht genügen. Schon für 1892 muß in Folge der erwähnten Fluthwelle die Zusammensetzung der strafmündigen Bevölkerung nach dem Alter gegen 1890 sich wesentlich geändert haben. Der Termin der nächsten Volkszählung von 1895 ist nicht mehr fern. Erst dann, wenn die Ergebnisse dieser Volkszählung vorliegen, wird es möglich, für die einzelnen Jahrgänge der für die Steigerung der deutschen Criminalität bedeutungsvollsten jüngsten Jahre annähernd die Altersclassen-Zusammensetzung in ihrer Veränderung von Jahr zu Jahr fortzuschreiben und damit das Material zur entscheidenden Klarlegung der thatsächlichen Bedeutung meiner Hypothese zu gewinnen.

Die Berechnung, welche das Kaiserl. Statistische Amt geliefert hat, ist — wenn sie auch in ihren thatsächlichen Ergebnissen in den entscheidenden Punkten nichts beweist — unter allen Umständen eine sehr schätzbare Vorarbeit für die künftigen entscheidenden Berechnungen. Insofern ist sie dankbar zu begrüßen, mit dem Wunsche, daß in allen weiteren Bearbeitungen der Criminalstatistik künftiger Jahre die Sache trotz der augenblicklichen, durch die Verhältnisse bedingten Ergebnißlosigkeit der Untersuchung im Auge behalten werde. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Die Berechnung, deren Gesammtergebniß nur auf eine Negation meiner Hypothese hinauszulaufen scheint, läßt immerhin, wenn man auf deren Einzelheiten eingeht, die Anfänge des Einflusses der mehrgenannten Fluthwelle wohl erkennen, welche nur durch Gegenwirkungen besonderer Art paralysirt werden, unter denen insbesondere die auffällige Minderbesetzung der Altersclasse von 40—50 Jahren bei der strafmündigen Bevölkerung von 1890 zu nennen ist. Man sieht nämlich, daß sogar die Durchschnittscriminalität 1888/92 bei Berücksichtigung der Volkszählungs-Ergebnisse von 1890 durchaus nicht unbeträchtlich durch die verstärkte Antheilnahme der beiden jüngsten Altersclassen (von 12 bis 15 und von 15 bis 18 Jahren) beeinflußt ist. Hier zeigt sich der erste Andrang der Fluthwelle der Mehrgeborenen der 70er Jahre; für die heutige Zeit ist diese Fluthwelle um 4 bis 5 Jahre weiter vorgedrungen; schon in der Criminalität von 1892 ist sie so weit vorgeschritten, daß sie in die criminellste Altersclasse, jene von 18 bis 21 Jahren, stark hineinreicht, in welcher bei männlichem Geschlecht nahezu 5 Procent der Personen dieser Altersclasse jährlich wegen Verbrechen und Vergehen verurtheilt werden. Auch die zwei weiteren Altersclassen bis zu 30 Jahren zeigen beim männlichen Geschlecht etwas über, bezw. etwas unter 3 Procent Jahres-Criminelle. Auch bei dem weiteren Vordringen der Fluthwelle ist hiernach caeteris paribus Zunahme der Verbrechen nothwendig, und die Voranzeigen über die Criminalität der Jahre 1893 und 1894 bestätigen dies. Hiernach ist es von erhöhter Wichtigkeit, die in meiner Hypothese erwähnten Gesichtspunkte fest im Auge zu behalten. Die ganze charakteristische Entwicklung, auf welche sich meine Erwägungen beziehen, ist erst im Anfangsstadium. Das Material, welches das Kaiserl. Statistische Amt jetzt vorbringt und insbesondere die Art und Weise, wie es verwerthet ist, beweist nichts zur Sache. Wir wollen uns aber im nächsten oder übernächsten Jahre, wenn die Volkszählungs-Ergebnisse von 1890 und die Criminalstatistik bis 1895 vorliegen, wieder sprechen; dann erst kann sich zeigen, ob und welche Bedeutung meine Hypothese hat. —

Das Kaiserl. Statistische Amt gibt, wie oben bemerkt, auch eingehende Nachweise über die nach Geschlecht und Altersclassen abgestuften Criminalitätsziffern für die ganze Reihe der Jahre, für welche überhaupt die Reichs-Criminalstatistik besteht. Diese Nachweise sind nicht nur für die Verbrechen und Vergehen im ganzen, sondern auch für die Hauptgruppen derselben und für eine Reihe einzelner besonders bedeutungsvoller Delicte gegeben. Diese Nachweisungen sind eine reiche Fundgrube für moralstatistische Forschungen. Sie wären noch werthvoller, als sie thatsächlich sind, wenn nicht bloß die absoluten Zahlen, sondern auch die relativen Criminalitätsziffern für die einzelnen Jahre berechnet wären. Letzteres ist nicht geschehen, sondern es sind die einschlägigen Berechnungen nur für den Durchschnitt einerseits der ganzen Periode 1882/91, andrerseits der beiden Theilperioden 1883/87 und 1888/92 angestellt. Wären die Criminalitätsziffern für die einzelnen Jahre auf Grund fortgeschriebener Altersclassenvertheilung der strafmündigen Bevölkerung berechnet, so würde man — was das Wichtigste wäre — die wirkliche Gestaltung der criminellen Evolution nach Altersgruppen ersehen. Durch den Zusammenzug in zwei Perioden wird die innerhalb der einzelnen Perioden selbst fallende Evolution nivellirt. Immerhin aber ersieht man in großen Zügen, wie in zwei zeitlichen Etapen — in der Hauptsache vor dem Eingreifen der oben erwähnten Fluthwelle — die criminelle Entfaltung des deutschen Volkes sich zeitlich gestaltet hat, und wie die verschiedenen Altersclassen an der für diese beiden zeitlichen Etapen festgestellten Zunahme der Criminalität sich betheiligt haben. Das gesammte hier einschlägige Zahlenmaterial von Berechnungen — es füllt 29 Quartseiten — ist zu reichhaltig, als daß hier auf die Einzelheiten eingegangen werden könnte. Indem ich auf dieses reichhaltige Material alle Jene, welche für moralstatistische Studien sich interessiren, recht eindringlich verweise und auf das besondere Verdienst hinweise, welches sich das Kaiserl. Statistische Amt durch die Berechnung dieser besonderen abgestuften Criminalziffern erworben hat, begnüge ich mich hier — nothgedrungen — damit, auf die Abstufung der zusammenfassenden allgemeinen Criminalitätsziffer nach Altersclassen, mit Beiseitsetzung selbst des wichtigen Geschlechtsunterschiedes einzugehen.

Dabei ergibt sich folgende Zahlenübersicht:

Altersclassen	Auf je 100,000 strafmündige Personen der Civilbevölkerung treffen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze Verurtheilte		Demnach in der Periode 1888/92 gegenüber 1883/87 auf 100,000 Personen	
	1883/1887	1888/1892	mehr	weniger
12 bis unter 15 Jahre alt	376	432	56	—
15 „ „ 18 „ „	758	850	92	—
18 „ „ 21 „ „	2277	2464	187	—
21 „ „ 25 „ „	1575	1644	69	—
25 „ „ 30 „ „	1485	1620	135	—
30 „ „ 40 „ „	1281	1316	35	—
40 „ „ 50 „ „	1010	1006	—	4
50 „ „ 60 „ „	655	643	—	12
60 „ „ 70 „ „	343	333	—	10
70 Jahre und älter . . .	129	133	4	—
Verurtheilte überhaupt . .	1058	1101	43	—

Ihre Einschaltung möge der Leser gütig entschuldigen, da sie besser als irgend eine wörtliche Darstellung einen Einblick darein gewährt, wie sich die verschiedenen Altersclassen des deutschen Volkes an der Zunahme der allgemeinen Criminalität von 1883/87 auf 1888/92 betheiligt haben. Diese Zahlen sind vielfach lehrreich. Sie zeigen vor allem, daß die Bevölkerung, welche im Alter von 40 und mehr Jahren steht, an der Zunahme der Criminalität, welche sich für die beiden Perioden ergibt, gar nicht betheiligt ist, daß vielmehr die Criminalitätsziffer dieser höheren Altersclassen gesunken ist. Am productivsten waren, absolut betrachtet, für die Zunahme der Criminalität die Altersclassen, die an sich schon hohe Criminalitätsziffern haben, mit einer bemerkenswerthen Abschwächung für die Altersclasse von 21 bis 25 Jahren. Relativ freilich ist die Antheilnahme der jüngsten Altersclasse am stärksten; denn die Steigung der Criminalitätsziffer beträgt bei dieser rund 16 Proc. gegen 8 Proc. bei der an sich verbrechenreichsten Classe der 18 bis 21jährigen. Auch bei der Altersclasse der 15 bis 18jährigen ergibt sich ein Zuwachsprocent von mehr als 11 Proc. Dieses Ergebniß ist geeignet besonders nachdenklich zu stimmen. Man ersieht daraus nämlich, daß die einrückenden stark besetzten Jahrgänge aus den 70er Jahren die Criminalität selbst auf den jugendlichsten Stufen, auf welchen dieselbe noch unter dem allgemeinen Durchschnitt steht, in ihrer zeitlichen Entfaltung dadurch im Sinn einer Steigerung beeinflussen, daß sie in der neueren Zeit verbrechenreicher als früher sind.

Ueberhaupt erscheint — nach der allerdings unzureichenden Vergleichung nur der beiden nivellirenden Periodendurchschnitte — so viel klar, daß vor allem die jüngeren Altersclassen, etwa bis zum 30. Lebensjahre, die ganze Verantwortung der steigenden Criminalität zu übernehmen haben. Daß es gerade der jugendliche und auch der schon etwas herangewachsene Nachwuchs der Nation ist, welcher anscheinend an der Zunahme der Verbrechen und Vergehen allein betheiligt ist, muß alle Kreise zu einer recht ernsthaften Prüfung der Frage anspornen, was etwa in den letzten Jahrzehnten in der Heranbildung des Nachwuchses, sei es seitens der Familie, sei es seitens der öffentlichen Organe, verfehlt oder unzureichend war. Die Zahlen der Statistik — selbst in ihrer vorläufig noch unzureichenden Ausgestaltung, welcher hoffentlich bald noch eine weitere Verfeinerung auf dem vom Kaiserl. Statistischen Amt mit Geschick betretenen Wege folgt — drängen gebieterisch zu dieser Fragestellung. Das Wohl der Nation aber erheischt Antwort auf die Frage.

Ludwig I. von Bayern auf der Universität Göttingen 1803—1804.

K. Im Herbst 1803 bezog der bayerische Kurprinz die Hochschule Göttingen, welche, obwohl die jüngste unter den deutschen Universitäten, doch in raschem Siegeslauf die meisten ihrer Schwestern überflügelt hatte und zu Anfang unsres Jahrhunderts ein Mittelpunkt des geistigen Lebens war. Insbesondere blühten hier die juristischen und historischen Studien, gepflegt durch eine glänzende Reihe vorzüglicher Lehrkräfte und in der Wissenschaft hochangesehener Männer. Aus dem Norden und Süden des Vaterlandes strömten dorthin die Söhne aus den ersten Familien, um sich für den höheren Staatsdienst und das diplomatische Fach vorzubereiten. So studirten dort im Wintersemester 1803—1804 nicht weniger als neunzehn Fürsten und Grafen, und im Sommer 1804 kam ein neuer Zuwachs von neun Grafen, wie der Göttinger Professor Meiners seinem Freunde, dem geistlichen Rath und Professor der Theologie Oberthür zu Würzburg, mit nicht geringer Befriedigung meldete. Und wie mag sich die Göttinger Professorenschaft und Bürgerschaft gefühlt haben, als sich der Sohn des Kurfürsten von Bayern Ende October 1803 unter die akademischen Bürger aufnehmen ließ!

Die Biographen Ludwigs I. behandeln den Aufenthalt des jungen Fürsten in Göttingen nur kurz (vgl. Sepp, Ludwig Augustus, S. 8, und Heigel, Ludwig I., S. 10). Weitere Mittheilungen dürften deßhalb erwünscht sein, und insbesondere wird man gern hören, welchen Eindruck der Kurprinz auf einen hochachtbaren Lehrer der Georgia Augusta, wie Professor Meiners war, gemacht hat. Dieser spricht sich in mehreren Briefen an seinen oben genannten Freund Oberthür in schlichten, aufrichtigen Worten über den vornehmen Commilitonen aus. Wir lassen aus den (in der k. Universitätsbibliothek Würzburg verwahrten) Briefen die einschlägigen Stellen folgen und bemerken nur, daß Graf v. Seinsheim und Geheimrath Kirschbaum die Begleiter des bayerischen Prinzen waren. Die Schrift, welche Meiners letzterem durch die Vermittelung Seinsheims in die Hände spielen sollte, ist zweifellos „Oberthür, Die Bayern in Franken und die Franken in Bayern. Ein Parallelogramm." Sie war eben erst erschienen und hatte den Zweck, zwischen Bayern und Franken, welche seit 1803 unter Einem Herrscher standen, durch Nachweis alter Beziehungen der beiden Stämme zu einander eine Brücke zu schlagen.

Meiners an Oberthür, 1803, Nov. 13.: ... „Der Churprinz von Bayern gefällt mir, gefällt überhaupt sehr wohl. Er ist sehr gesprächig, fleissig, unterrichtet und, wie es scheint, gutmüthig. Wir alle hoffen, daß sein hiesiger Aufenthalt ihm sehr nützlich werden werde. Er ist, wie ich höre, sehr zufrieden mit Göttingen. Auch der Geheime Rath Kirschbaum hat alle Stimmen für sich."

Meiners an Oberthür, 1804, Mai 6.: ... „Es ist jetzt ein junger Graf Seinsheim hier, der uns bisweilen besucht; ein feiner und fleissiger junger Mann! Durch diesen werde ich vielleicht Ihre Schrift in die Hände des Churprinzen bringen können."

Meiners an Oberthür, 1804, Juni 24.: ... „Ihre Schrift habe ich dem Grafen v. Seinsheim wirklich gegeben, und ich zweifle nicht, daß er sie dem Churprinzen werde mitgetheilt haben. Wir geben dem letzteren zu Ehren am Dienstag einen Ball, wo 80 Personen, unter ihnen auch der Graf v. Seinsheim, zusammenkommen werden."

Meiners an Oberthür, 1804 (im Briefe falsch: 1802), Aug. 12.: ... „Der Graf v. Seinsheim ist ein wackerer junger Mann. Schade, daß er keine festere Gesundheit hat! Hier befand er sich fast immer wohl. Der Churprinz hat nicht gemeine Fähigkeiten und Kenntnisse, sehr gute Gesinnungen, und war bis jetzt in guten Händen. Bleibt er so, wenn er nach München kommt, so läßt sich viel Gutes von ihm erwarten. — Der Prinz reist am zehnten September von hier ab, er wird am 3. Tage nach Würzburg kommen."

Der Eintrag des bayerischen Herrschersohnes in dem zur Immatriculation der Fürsten und Grafen von 1796 bis 1818 dienenden Album der Universität Göttingen steht auf einem besonderen Blatt und lautet nach einer von dort uns zugekommenen gütigen Mittheilung:

„Ludovicus Princeps Electoralis sub nomine Comitis de Werdenfels ex Academia Landshutensi XXXI^ma Octobris Göttingae MDCCCIII."

Auf dem nächsten Blatt folgt das bayerische Wappen colorirt. Graf Seinsheim steht auf einem Blatt in unmittelbarer Nähe.

Die Göttinger Studienzeit fand im Jahre 1853 einen überaus harmonischen Abschluß. Der Senat der Georgia Augusta unterließ es nicht, dem hohen Herrn aus Anlaß der fünfzigsten Wiederkehr des Tages seiner Immatriculation in einem Schreiben die ehrfurchtsvollsten Wünsche

darzubringen. Außerdem sandte die philosophische Facultät ihm, „quo nemo unquam regii nominis majestatem majore in literas artesque liberalitate illustravit“, das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie und Magisters der freien Künste in tiefempfundener Ehrfurcht zu (Allg. Ztg. 1853, 20. Dec., Beil.). Der König war durch diese Huldigung freudigst berührt. Das erwidernde Dankschreiben, von ihm selber durchaus geschrieben, traf sehr rasch in Göttingen ein und ist so bezeichnend für seinen hohen Verfasser, daß wir uns nicht versagen können, Einiges daraus nach unsrer Quelle (Allg. Ztg. 1854, 5. Jan.) anzuführen: Er bewahre noch jetzt die Mappe auf, mit welcher er die Collegien besucht, und darin die letzte Feder, die er beim Nachschreiben der Vorlesungen gebraucht habe. Die Säcularfeier (im Jahre 1837) nicht mitgemacht zu haben, beklage er noch jetzt schmerzlich; der Landtag habe ihn damals gehindert. Er würde aber nicht als König gekommen sein, sondern sich dem Festzug einfach als Student angeschlossen haben. Damals würde er noch einzelne seiner Lehrer haben begrüßen können, jetzt lebe keiner mehr.

Ein Führer in die Vogelstimmenkunde.

K. S. Was wird nicht alles gesammelt und bestimmt draußen in der schönen Natur: Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, Steine u. s. w. Durch jede dieser Sammelübungen wird das Auge des Naturfreundes geschärft und erwachsen neue Freuden in Menge. Aber das Ohr geht bei alledem leer aus. Gerade das Schönste, was sich uns beim Streifen durch Wald, Feld und Auen bietet, zieht meist unbeachtet an uns vorüber. Man wende mir nicht ein, daß Jeder, der die Natur liebt und sich im Freien ergeht, der Vogelstimmen achten wird. Es ist nicht wahr. Fast Alles bleibt ungehört von den Meisten. So wenig Jemand Schönheit und Reichthum der Wald- und Feldblumen wirklich kennt, der sich nicht einmal mit dem Sammeln und Bestimmen von Pflanzen abgegeben, so und noch weniger hat der von dem Reichthum und der Schönheit und Mannichfaltigkeit unsres Vogelsanges eine Ahnung, der nicht mit demselben Eifer und Fleiß sich dem Bestimmen der Sänger gewidmet hat. Wer sich bemüht hat, die zahlreichen Vogelstimmen auseinander zu halten, der erst gibt auf die besonderen Schönheiten des Einzelsanges recht Acht, der hält die verklingenden Töne mit dem geistigen Ohre fest und trägt die lebhafte Erinnerung des genossenen Vogelsanges und -Klanges aus dem Waldconcert mit nach Hause. Wer sich einmal ein paar Jahre mit dem Studium der Vogelgesänge beschäftigt hat, der wird mir dies bestätigen. Es gibt thatsächlich kein dankbareres Studium in Gottes freier Natur, reicher an reinen Freuden als das der Vogelstimmen. Was sagen sie uns nicht Alles, die kleinen gefiederten Gäste, wenn wir uns ihnen widmen! Wie führt uns gerade das Studium ihrer Stimmen hinein in ihr ganzes lustiges Vogelleben! Wer hat denn nur eine Ahnung davon, in wie großer Zahl manche kleine Vögelchen, die man kaum zu sehen bekommt, wie den Zaunkönig z. B., bei uns zu Hause sind, der ihr trillernd und rasselnd Liedchen nicht kennt, das wir schon in Eis und Schnee erklingen hörten? Versuche es der Leser nur einmal ein paar Jahre! Es ist ihm heute leichter gemacht durch Alwin Voigts trefflichen Leitfaden[1]) — freilich einige Frühjahre und Vorsommer dauert's doch immer, bis er jubeln kann mit dem Dichter

[1]) Excursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange von Dr. Alwin Voigt, Oberlehrer an der Realschule zu Leipzig. Berlin, 1894. Rob. Oppenheim.

„Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!“

Daß bisher die Kenntniß der Vogelstimmen eine so verschwindend geringe ist, läßt sich ja zum großen Theil durch den Mangel eines guten Führers erklären, wenn auch mancher andere Vogelkenner, wie z. B. die Brüder Adolf und Karl Müller, schon viel zur Verbreitung des Sehnens nach Vogelstimmenkenntniß gethan haben. Voigt füllt mit seinem reizenden Buche eine gewiß von Vielen lebhaft empfundene Lücke würdig aus.

Die ganze Ausführung des Buches ist wohl gelungen. In dem systematischen Vogelverzeichniß wird zunächst Größe, Gestalt und Färbung des Vogels geschildert, sodann sein hauptsächlicher Wohn- und Flugbezirk, besondere Liebhabereien u. s. w., kurz Alles in knapper Form gegeben, was zur Erkennung nützlich sein kann, endlich die Lock- und Warnrufe und der Gesang beschrieben und graphisch dargestellt. In dem letzteren Vorgehen liegt das eigentlich Neue des Büchleins und ein wirkliches Verdienst des Verfassers. Im ersten Moment muthet uns seine Wiedergabe der Vogelgesänge etwas wunderlich an, aber schnell sind wir daran gewöhnt und finden dieselbe durchaus praktisch und für Belehrungs- und Bestimmungszwecke recht gut geeignet. Verfasser erzählt uns von den Schwierigkeiten, welche sich ihm bei dem Versuche entgegenstellten, die Vogelstimmen mittelst Musiknoten wiederzugeben, und wir gestehen ihm gern zu, daß diese Schwierigkeiten in den meisten Fällen unüberwindlich sind. Nichtsdestoweniger hat Voigt meistens auch Darstellungen des Gesangs durch Musiknoten gegeben, die natürlich nur Annäherndes bieten können; dem Anfänger werden des Verfassers eigenartige graphische Darstellungen von größerem Nutzen sein. Danken müssen wir ihm auch, daß er sich nicht auf Singvögel beschränkt hat, sondern auch Raub- und Wasservögel u. s. w. mit einbegriffen hat. Allerlei allgemeine Uebersichten und Rathschläge für den Anfänger, kurze Schilderungen einzelner Ausflüge in Garten und Wald im März und Mai, in Feld und Wiesen, an Teiche und Flüsse sind sehr willkommen. Außer einigen schon in den Context eingefügten kleineren tabellarischen Uebersichten über verwandte Vogelstimmen, bezw. Stimmen verwandter Arten, ist am Ende eine recht zweckmäßig angeordnete Bestimmungstabelle der gewöhnlicheren Vogelstimmen angefügt, die sich vielleicht zweckmäßig noch etwas erweitern ließe. Ueber manche Wiedergabe in Buchstaben, Noten oder Zeichen wird der eine oder andere Vogelstimmenkenner etwas abweichender Ansicht sein, denn auch dem Hörer hängt ja viel Subjectives an. Daß das ansprechende Buch auf den ersten Wurf so gut gelungen ist, verdient alle Anerkennung. Möge es recht weite Verbreitung finden und dem Studium der Vogelstimmen recht zahlreiche neue Freunde gewinnen!

Münchener Historische Commission.

* **München** im Juni. XXXVI. Plenarversammlung der historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats. — Die Plenarversammlung hat gemäß Allerhöchstem Befehl in der Pfingstwoche am 7. und 8. Juni stattgefunden. Der Vorstand der Commission, der Wirkl. Geh.-Rath v. Sybel, Exc., war auch diesmal durch Unwohlsein und ärztliche Anordnung gehindert, die Reise nach München zu unternehmen. Den Statuten gemäß übernahm der Secretär der Commission, Prof. Cornelius, die Leitung der Verhandlungen, an welchen außer ihm folgende ordentliche Mitglieder theilnahmen: die Geh. Regierungsräthe Dümmler und Wattenbach und Prof. Lenz aus Berlin, der Geh. Rath v. Hegel und Prof. v. Bezold aus Erlangen, Prof. Huber aus Wien, Prof. Meyer v. Knonau aus Zürich, der Geh. Hofrath v. Rockinger, der Geh. Rath v. Maurer, der Oberconsistorialrath Preger, der Oberbibliothekar Riezler, die Professoren Heigel, Stieve und

Lossen von hier; ferner die außerordentlichen Mitglieder Prof. Quidde von hier und Dr. Wrede aus Göttingen.

Seit der letzten Plenarversammlung, Mai 1894, sind folgende Publicationen durch die Commission erfolgt: 1. Allgemeine deutsche Biographie. Bd. XXXVII, Lief. 2 und 3. Bd. XXXVIII. Bd. XXXIX, Lief. 1, 2, 3. — 2. Chroniken der deutschen Städte. Bd. XXIII: Bd. IV der Chroniken der Stadt Augsburg. — 3. Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Bd. VI.

Die Hanserecesse werden mit dem nächsten, dem 8., Band abschließen. Derselbe ist so weit vorbereitet, daß der Herausgeber, Dr. Koppmann, im August den Druck zu beginnen hofft.

Die Chroniken der deutschen Städte, unter der Leitung des Geh. Raths v. Hegel, sind bis zum 24. Band fortgeschritten, dem dritten und letzten in der Reihe der niederrheinischen und westfälischen Städtechroniken. Derselbe ist im Druck begriffen. Er wird Auszüge aus den Stadtbüchern von Soest und die von dem Priester Johann von Wassenberch verfaßte Chronik von Duisburg in den Jahren 1474—1517 enthalten, beides vom Archivar Ilgen in Münster bearbeitet, welcher auch eine Geschichte der Verfassung von Soest hinzufügen wird.

Die Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Otto II. und Otto III. hofft Dr. Uhlirz im Laufe des Jahres 1896 druckfertig zu stellen. Die Arbeit für die Jahrbücher unter Heinrich IV. und Heinrich V. hat Prof. Meyer v. Knonau unterbrechen müssen, um Zeit für die Biographie Georgs v. Wyß und die Herausgabe von dessen Werk über die Geschichtschreibung der Schweiz zu gewinnen. Er wird sich jetzt wieder dem dritten Band seiner Jahrbücher zuwenden. Dr. Simonsfeld arbeitet fortdauernd für die Jahrbücher unter Friedrich I. Die Arbeit für die Jahrbücher unter Friedrich II. liegt in den Händen des Geh. Hofraths Winkelmann.

Von der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland sind noch im Rückstand die Geschichte der Geologie vom Geh. Rath v. Zittel, die Geschichte der Physik von Prof. Karsten und die von Prof. Landsberg übernommene Vollendung von Stintzings Geschichte der Rechtswissenschaft. Geh. Rath v. Zittel hofft der nächsten Plenarversammlung einen großen Theil des Manuscripts seines Werkes vorlegen zu können. Prof. Landsberg ist bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorgerückt und wird diese fertige Hälfte seines Buches demnächst veröffentlichen.

Die Allgemeine deutsche Biographie, unter der Leitung des Frhrn. v. Liliencron und des Geh. Raths Wegele, hat in diesem Jahre nicht bloß die im vorigen Jahre gebliebene Lücke ausgefüllt durch die Vollendung des 37. Bandes, sondern auch zwei weitere Bände geliefert. Die Lieferungen 4 und 5 des 39. Bandes werden demnächst ausgegeben werden.

Die Arbeiten für die Reichstagsacten der älteren Serie, unter Leitung des Prof. Quidde, gelten noch immer fast ausschließlich dem 10. und 11. Band, deren erster die Jahre 1432 bis 1433 Mai nebst einem Rückgriff um der Romzugsfrage willen auf die Jahre 1426—1431 bringen soll, der andere bis 1437 reichen wird. Dr. Herre soll den 10., Dr. Beckmann den 11. Band herausgeben.

Die Fertigstellung des Manuscripts der beiden Bände ist durch die im vorigen Jahre angekündigten großen Reisen nach England, Frankreich und Italien, länger als zu vermuthen war, unterbrochen worden. Es wurden in England das Public record office, das Brittische Museum, die Bibliotheken Oxfords, in Paris das Nationalarchiv, die Nationalbibliothek und mehrere der kleineren Bibliotheken, weiter das Burgundische Archiv zu Dijon, dann die Archive zu Turin, Mailand, Florenz besucht, auch ein Abstecher nach Rom gemacht. Besonders fruchtbar erwies sich die Forschung zu Paris, wo unter anderm der Nachlaß Peter Brunets, des Notars des Baseler Concils, ferner die Correspondenzen der Castilianischen Concilgesandten in den Jahren 1435—1439 benutzt wurden. Auch zu Dijon und in Italien wurde werthvolles und unentbehrliches Material gefunden, unter anderem die Acten betreffend die Beziehungen zwischen Kaiser Sigmund und Herzog Philipp von Burgund, die Berichte der Mailändischen und der Savoyischen Gesandten vom kaiserlichen Hof und vom Concil, Instructionen für päpstliche und Concilgesandte an Sigmund u. dgl. Mit diesen Reisen, zu welchen noch ein Ausflug des Dr. Beckmann nach Oehringen und Nördlingen hinzutritt, wurde das Jahr 1894 zu Ende gebracht. Das folgende Halbjahr wurde durch das Material, welches Paris und Douai, außerdem Frankfurt, Straßburg, Basel, Colmar und andere deutsche Städte nach München einlieferten, großentheils in Anspruch genommen. Und auch jetzt noch bedarf es zur Vollendung der Materialiensammlung einer Reise nach Venedig, wo Dr. Beckmann der Ausbeutung des Staatsarchivs und der Markus-Bibliothek einen Monat widmen will.

Durch diese außerordentlichen und zeitraubenden Bemühungen ist zunächst die Fertigstellung des 10. Bandes aufgehalten worden, zumal da Dr. Herre die einleitende Abtheilung des Bandes, die Vorgeschichte des Romzuges mit den einwirkenden italienischen Verhältnissen zum Theil erst aus den Ergebnissen dieser Reise herzustellen vermag. Dr. Beckmann hofft, alsbald nach der Rückkehr aus Venedig, das Manuscript abschließen und dann, Ende des Jahres, mit dem Druck des 11. Bandes beginnen zu können; der 10. Band dagegen wird erst im nächsten Jahr zum Druck gelangen. Für weitere zwei Bände, welche die Regierungszeit Kaiser Albrechts II. behandeln sollen, ist das Material fast vollständig gesammelt, und kaum minder günstig ist die Lage bezüglich der ersten Jahre Friedrichs III.

Die Reichstagsacten der jüngeren Serie, die von Dr. Wrede herausgegeben werden, stehen am zweiten Band, der im Druck begriffen ist. Bereits gedruckt ist die von Dr. Bernays verfaßte Einleitung, die in drei Capiteln die deutschen Verhältnisse von der Wahl bis zur Ankunft des Kaisers im Reich, die auswärtigen Beziehungen und die Krönung behandelt. Ferner sind gedruckt die beiden ersten Abschnitte der Acten des Wormser Reichstags, nämlich die Berufung und Eröffnung des Tages und die Acten über Errichtung des Regiments. Es sollen folgen: 3. Verhandlungen über Frieden und Recht (Landfriede, Kammergericht und Polizei), 4. Romzughülfe, 5. Verhandlungen über Schweiz und Frankreich, 6. Anschläge, 7. Religionssache, 8. Beschwerden gegen Rom, 9. Abschied, 10. Angelegenheiten einzelner Stände, 11. Correspondenzen. Daneben wird successiv das Register ausgearbeitet. Eine über Erwarten lange Zeit hat die Bearbeitung der Religionssachen erfordert: besonders mühsam und zeitraubend war die genaue Vergleichung der in den gleichzeitigen Flugschriften enthaltenen Berichte über Luthers Aufenthalt in Worms. Demnächst soll der dritte Band in Angriff genommen werden.

Die ältere Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen wird ihren Abschluß im dritten Band der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir finden, dessen Druck, wie der Herausgeber Prof. v. Bezold als sicher annimmt, im Jahre 1896 beginnen wird. Unterdessen wird die Ausbeutung der Münchener und anderer deutscher Archive zu Ende geführt und dem Kopenhagener, sowie eventuell dem Archiv des auswärtigen Ministeriums in Paris ein längerer Besuch abgestattet werden.

Für die ältere Bayerische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, unter der Leitung des Prof. Lossen, sind Dr. Brandi und Dr. Götz thätig. Der erstere ist mit der Drucklegung des vierten Bandes der Druffel'schen Beiträge zur Reichsgeschichte beschäftigt. Es sind bis jetzt 28 Bogen gedruckt. Durch die Absicht, den reichen Stoff auf 50 Bogen zusammen zu drängen, wird die Arbeit erschwert und verzögert. Doch steht die Beendigung des Druckes und damit der Abschluß der genannten Unternehmung gegen Ende des Jahres 1895 zu erwarten. Unmittelbar darnach können die Acten des Landsberger Bundes, die Dr. Götz bearbeitet und in einem Band zusammenstellt, in Druck gehen. Dr. Götz hat die Sammlung des Materials theils in München, theils in einem sechswöchigen Aufenthalt in Wien und in zwei kürzeren Reisen nach Innsbruck und Augsburg fortgesetzt, und wird nach Durcharbeitung der aus Bamberg, Dresden, Marburg erbetenen Archivalien und nochmaligem kurzen Aufenthalt in Wien diese Arbeit abschließen.

Die jüngere Bayrisch-Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, die Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, die unter der Leitung des Prof. Stieve steht, wird drei Bände, den 6., 7. und 8., welche die Zeit von 1608—1610 behandeln, ausschließlich der langjährigen Arbeit des Prof. Stieve selbst verdanken. Der 6. Band ist ausgegeben worden. Krankheit verhinderte den Herausgeber, sofort die Drucklegung des 7. Bandes zu beginnen, aber er hofft im Sommer 1896 denselben erscheinen lassen zu können.

Seinen Mitarbeitern, Dr. Chroust und Dr. Mayr-Deisinger, sind, dem einen die Jahre 1611—1618, dem andern die Jahre 1618—1620 zugewiesen. Dr. Chroust hat seine Thätigkeit zuletzt, um den 9. Band zum Abschluß zu bringen, auf die Acten vom Januar 1611 bis zur Wahl des Kaisers Matthias im Juni 1612 concentrirt. Er hat die Ausbeutung der Münchener

Archive in dem bezeichneten Umfang fast beendet; ferner einen Theil der Schlobittener Archivalien, welche Herr Graf Richard zu Dohna-Schlobitten, mit gleichem Entgegenkommen wie sein verstorbener Herr Vater, nach München übersenden ließ, und den Briefwechsel des Hofmeisters Friedrichs V. von der Pfalz, Hans Meinhards von Schönburg, welche Herr Graf Hannibal v. Degenfeld-Schönburg aus dem Archiv des Schlosses Hohen-Eybach nach München zu senden die Güte hatte, bearbeitet. Dieser Briefwechsel enthält unter anderem Aufschlüsse über die Beziehungen der deutschen Protestanten zu Kaiser Matthias während des österreichischen Hausstreites. Außerdem hat Dr. Chroust gegen vier Monate in Wien auf Bearbeitung der österreichischen Acten in beiden Kanzleien, sowohl Kaiser Rudolfs II. als des Mathias, sowie der Kurmainzer Papiere verwandt, wird aber nochmals nach Wien zurückkehren müssen, um diese Arbeit zu vollenden. Der Zutritt zu dem Archiv des deutschen Ritter-Ordens, den er, um Zeit zu gewinnen, auch für die Abendstunden seines Wiener Aufenthalts erbat und durch die Gunst Seiner Excellenz des Herrn Rathsgebietigers Grafen Pöttinek zu Pettenegg erhielt, führte leider nicht zur Auffindung der auch anderwärts längst vergeblich gesuchten Acten des damaligen Deutschmeisters, Erzherzogs Maximilian, in Sachen der Nachfolge Kaiser Rudolfs II.

Dr. Mayr-Deisinger war mit der Durcharbeitung der aus Schlobitten und aus Dresden eingelieferten Acten für die ihm zugewiesenen Jahre beschäftigt. Die Schlobittener Papiere enthielten vor allem werthvolle Berichte der Brüder Achaz und Christoph v. Dohna über die Beziehungen der Kurpfalz zu den Böhmen, zu Kursachsen, zu England. Daneben fand sich in ihnen ein Protokoll des Heilbronner Unionstags vom Mai 1619. Die Dresdener Acten, obwohl von Karl August Müller in seinen Fünf Büchern vom Böhmischen Krieg bereits ausgiebig verwerthet, gewährten eine außerordentlich reiche Ausbeute mit überraschenden Ergebnissen, vornehmlich durch die vortrefflichen Berichte des damaligen sächsischen Agenten in Prag, Friedrich Lebzelters. Dr. Mayr wird ihre Bearbeitung im nächsten Jahre fortsetzen, dann zu den Berliner Acten übergehen.

Prof. Stieve will den Archiven von Zerbst, Darmstadt, Ulm und anderen, die von beiden Mitarbeitern bald in Angriff genommen werden sollen, demnächst einen vorbereitenden Besuch widmen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein correspondirendes Mitglied des deutschen archäologischen Instituts, Hr. Papaconstantinu in Aidin (Kleinasien), beschäftigt sich seit langer Zeit mit der Geschichte und den Denkmälern der alten Stadt Tralles, deren Ruinen oberhalb von Aidin auf einem hohen Plateau liegen. Er kündigt soeben das baldige Erscheinen einer umfangreicheren Veröffentlichung über Tralles an, und man darf hoffen, daß sein rühriger Eifer manche wichtige Einzelheit und manchen neuen Inschriftfund zur Kenntniß bringen wird. Ein ausgezeichneter Plan der einstmals sehr bedeutenden griechischen Stadt, die zuerst den Namen Antheia („Die Blühende") geführt hat, ist vor kurzem von K. Humann aufgenommen und in den Schriften des archäologischen Instituts zu Athen veröffentlicht worden. Die von Humann im Jahre 1888 dort im Auftrag des Berliner Orientcomités veranstalteten Ausgrabungen entsprachen leider den damals gehegten Erwartungen nicht. Der schönste in Tralles gemachte Fund ist der im Besitz des Geh.-R. v. Kaufmann befindliche, viel bewunderte Aphroditekopf.

* Chinin und Fieber. Aus Chandernagor, Bengalen, 4. Juni, schreibt man der „Frankf. Ztg.": Schon seit Jahren hat die indische Regierung ihr besonderes Augenmerk auf die Anpflanzung der Chinin erzeugenden Bäume und die Zubereitung desselben gerichtet. Um dieses unschätzbare Heilmittel auch den unbemittelten Classen zugänglich zu machen, hat man versucht, es in kleinen Packeten zum Preise von zwei Pfennig durch die Postämter zu verkaufen. Das Resultat übersteigt alle Erwartungen, besonders wenn man die fast unüberwindliche Abneigung der Eingeborenen gegen sogenannte europäische Medicinen in Betracht zieht. Eine Beobachtung von weitgehendem Interesse hat man beim Anbau der Cinchona gemacht. Durch längere Untersuchungen ist jetzt unzweifelhaft festgestellt, daß, je mehr fieberverseucht die Gegend, um desto höher der Ertrag des in der Rinde der Bäume enthaltenen Chinins ist, während an fieberfreien Orten die Anpflanzungen zwar gedeihen, jedoch wenig oder gar kein Chinin enthalten. Der Schluß, daß Chinin ein malarisches Gift ist, welches von den Cinchona-Bäumen dem Erdboden entzogen und in der Rinde aufgespeichert wird, ergibt sich von selbst. Leider ist es ein weitverbreiteter Irrthum, von dem selbst viele Aerzte nicht frei sind, daß das Chinin bei jeder Art von Fieber mit gleichem Erfolge angewendet werden könne, und daß man vor der Anwendung ein Herabgehen der bei Fieberanfällen gewöhnlich hohen Körpertemperatur abwarten müsse. Beide Ansichten sind auf der im December v. J. in Calcutta abgehaltenen ersten indischen Aerzte-Versammlung widerlegt worden. Bei allen malarischen Fiebern ist die Wirkung des Chinins unschätzbar, ja man kann behaupten, daß es das einzige, uns bekannte, wirksame Heilmittel ist. Dagegen ist sein Gebrauch bei den sogenannten low fevers, die in einer fortwährenden Erhöhung der Körperwärme und Abnahme aller Kräfte bestehen, sowie bei den unter der localen Bezeichnung Bombay- oder Calcutta-Fieber bekannten Krankheiten nicht allein nutzlos, sondern in den meisten Fällen geradezu schädlich. Ueber die Natur dieser zweiten Art von Fiebern ist noch ziemliches Dunkel verbreitet, obwohl ihnen jährlich eine ungeheure Anzahl Menschen erliegen. Nach statistischen Angaben sind mehr als 65 Proc. aller Todesfälle in Indien den verschiedenen Fiebern zuzuschreiben. Eine ernste, wissenschaftliche, von der Regierung unterstützte Erforschung der Fieberkrankheiten wäre hierzulande gewiß am Platze.

* Mit der Stellung der Privatdocenten an den preußischen Universitäten beschäftigte sich vor einiger Zeit die öffentliche Meinung lebhaft. Es hieß, es werde im Staatsministerium erwogen, die Stellung der Privatdocenten dem Unterrichtsministerium und den Facultäten gegenüber neu zu ordnen in der Richtung, daß die Disciplinargewalt des Unterrichtsministeriums und der Facultäten über die Privatdocenten verstärkt werden sollte. Zu dieser Sache schreibt die „D. med. Wochenschr.": „Wir können aus sicherster Quelle berichten, daß der diesen Gerüchten zu Grunde liegende thatsächliche Kern sich auf Folgendes beschränkte: Im April ds. Js. hat die preußische Unterrichtsverwaltung den Berliner Universitätsrichter, Geh. Regierungsrath Dr. Daude (der vor acht Jahren das bekannte große Sammelwerk über die hiesige Universität herausgab), damit beauftragt, eine zur Veröffentlichung durch den Druck geeignete systematische Zusammenstellung aller derjenigen Bestimmungen auszuarbeiten, die an den Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz über die rechtliche Stellung der Privatdocenten in Geltung sind."

* **Berlin.** Die in der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften verkündeten Preisaufgaben lauten: A. (Steiner-Stiftung, Aufgabe für 31. Dec. 1899, Preis 4000 M.) „Es soll irgend ein bedeutendes, auf die Lehre von den krummen Flächen sich beziehendes, bis jetzt noch nicht gelöstes Problem möglichst mit Berücksichtigung der von J. Steiner aufgestellten Methode und Principien vollständig gelöst werden. Es wird gefordert, daß zur Bestätigung der Richtigkeit und Vollständigkeit der Lösung ausreichende analytische Erläuterungen den geometrischen Untersuchungen beigegeben werden. Ohne die Wahl des Thema's einschränken zu wollen, wünscht die Akademie bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Geometer auf die speciellen Aufgaben zu richten, auf welche J. Steiner in der allgemeinen Anmerkung am Schlusse seiner zweiten Abhandlung über Maximum und Minimum bei den Figuren in der Ebene, auf der Kugelfläche und im Raume überhaupt hingewiesen hat." — B. (Charlotten-Stiftung, Aufgabe für 1. März 1896, Preis vierjährige Zinsen des Capitals von 30,000 Mark.) „Cicero's Timaeus soll auf Grund des veröffentlichten Materials in neuer textkritischer Bearbeitung vorgelegt und knapp gehaltene Prolegomena über die Recensio, die Authentie der Uebersetzung und die Composition des beabsichtigten Dialogs vorausgeschickt werden. Man wünscht durch diese Aufgabe die Anregung zu geben, die Textgeschichte des sogenannten Corpus philosophicum vom Archetypus an genauer zu erforschen und eine neue Ausgabe der meistens noch nicht in befriedigender Recension vorliegenden Dialoge, die aus jenem Archetypus stammen, in Angriff zu nehmen."

* **Berlin.** Die HH. Dr. Albert Südekum und Alfred Hermann Fried beabsichtigen die Herausgabe einer zweisprachigen Halbmonatsschrift „Deutsch-französische Jahrbücher". Die Herausgeber hegen die Hoffnung, die Vertreter der deutschen und französischen Litteratur, der Wissenschaft und der Künste beider Völker um diese Zeitschrift zu schaaren und ihnen so Gelegenheit zu geben, ihre Gedanken den Lesern der beiden Nationen der Welt gleichzeitig übermitteln zu können. Zu diesem Zwecke werden alle Beiträge in der Originalsprache und in einer danebenstehenden

mustergültigen Uebersetzung gebracht. In Berlin und in Paris besteht je eine eigene Redaction, während die Herstellung und der Vertrieb von Berlin aus erfolgen wird.

* **Krakau.** Der in Paris domicilirende Oculist Xaver Galezowski, welcher sich als polnischer Patriot bereit erklärt hatte, die hiesige vacante Professur der Oculistik ohne Gehalt und Pensionsansprüche anzunehmen, erwiderte auf eine Dankadresse der Krakauer Universitätsjugend, er bedauere lebhaft, seine Absicht nicht realisiren zu können, da sich unvorhergesehene Schwierigkeiten einstellten, die aus den Bestimmungen für die Ernennung eines Professors an der hiesigen medicinischen Facultät herrühren und welche die Facultät vergebens zu beseitigen suchte. Die Universitätsjugend beabsichtigt nun, eine Deputation nach Wien zu entsenden, um die Beseitigung dieser Schwierigkeiten herbeizuführen.

= **London**, 4. Juli. In der Sitzung des Generalausschusses für den VI. Internationalen Geographischen Congreß wurde das Programm endgültig beschlossen, das die Eröffnung durch den Herzog von York im Imperialinstitut auf den 26. d. M. festsetzt. Deutschland wird durch folgende Abgesandte vertreten sein: Prof. Dr. Karl von den Steinen-Berlin; Dr. Hans Meyer-Leipzig; die Professoren Günther und Oberkummer-München; Dr. Lindemann-Bremen; Prof. Kirchhoff-Halle; Friederichsen-Hamburg; Dr. Karl Dunker-Berlin; die Professoren Prutz und Hahn-Königsberg; Franz v. König-Fachsenfeld-Stuttgart; Prof. Rudolf Credner-Greifswald und Rudolf Stein-Frankfurt a. M. Oesterreich-Ungarn wird durch Ernst v. Hesse-Wartegg und Prof. Armin Vambery vertreten. Die Eröffnungsrede wird Admiral Markham halten. Unter den Vorträgen dürften die über „Antarktische Forschungen" von Prof. Neumayer-Hamburg, sowie über die „Geschichte der Landkarten" von Prof. Nordenskjiöld das größte Interesse in Anspruch nehmen. Am 30. Juli wird das Comité seinen Bericht über die vorgeschlagene „Karte der Welt" mit einem Maßstab von 1:1,000,000 vorlegen. Vom 3. August ab werden Ausflüge der Theilnehmer nach den englischen Seen und den schottischen Hochlanden, vielleicht auch nach Irland und Wales stattfinden.

* **London.** Die „Jacobiten-Liga" in England, deren Haupt der Marquis von Ruvigny und Raineval ist, hat einen „Legitimisten-Kalender" veröffentlicht. Es soll eine Art Nebenstück zum Gotha'schen Kalender sein, welcher die Sprossen Jacobitischer Abkunft bekanntlich schmählich vernachlässigt. Die richtige Königin Englands nach dem Legitimisten-Kalender ist natürlich die Prinzessin Maria von Bayern. Ein Deutsches Reich gibt es nicht und deßhalb auch keinen Deutschen Kaiser. König von Spanien ist Don Carlos und Kaiserin von Brasilien die Prinzessin Isabella, die Tochter Dom Pedro's. Prinzessin Maria von Bayern ist deßhalb Königin von England, weil sie von einer Tochter Karls I. stammt, während die Königin Victoria von einer Schwester dieses Monarchen abstammt. Es gibt zur Zeit in England zwanzig jacobitische Clubs und Vereine. Der bedeutendste ist die Jacobitische Liga von Großbritannien und Irland. Die Liga besitzt zwei Organe, den „Royalist" und den „Legitimist". Aehnliche Zeitschriften werden auch in Frankreich, Spanien, Italien und Hannover herausgegeben. Das Treiben der Jacobiten stört in England Niemand und verursacht höchstens ein mitleidiges Lächeln. Die Gefahr, welche von der Seite droht, ist längst, längst vorüber.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 8. Juli folgende Schriften eingegangen:

Th. Hergenhahn: Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung, erläutert; 3. Auflage, bearbeitet von Dr. J. Liebmann. Berlin, O. Liebmann 1895. — Dr. Robert v. Hippel: Die strafrechtliche Bekämpfung von Bettel, Landstreicherei und Arbeitsscheu. Ebenda 1895. — A. Bozi: Bekämpfung des Gewohnheitsverbrechens. Ebd. 1895. — Alexander Iwanowitsch Nikitenko: Jugenderinnerungen; übersetzt von R. Türstig. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. (Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Bd. VII.) — Dr. Ernst Jeep: Chasot; kritische Studie über die Schlachten bei Mollwitz und Hohen-Friedberg. Berlin, Liebel 1895. — Dr. Julius Mayer: Die französisch-spanische Allianz in den Jahren 1796—1807. I. Theil. Linz, F. J. Ebenhöch 1895. — Karl Heinemann: Goethe; mit vielen Abbildungen. I. Halbband. Leipzig, E. A. Seemann, 1895. — Bojardo: Der verliebte Roland, übersetzt von Gries; neu herausgegeben von Ludwig Fränkel: I. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (Bibliothek der Weltliteratur.) — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens; 2. Abtheilung. Das 16. und 17. Jahrhundert. 8. Lieferung. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn 1895. — Dr. Wilh. Matthäi: Ein Gang über das Schlachtfeld von Wörth; mit Karte. Straßburg, J. H. E. Heitz. — F. Handtke-A. Herrich: Schweiz; Maßstab 1:600,000. (Karl Flemmings Generalkarten.) Glogau, K. Flemming.

1895. Nr. 188. München, Dienstag, 9. Juli. Beilage-Nummer 155.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Concordat und Religionsedict. [1])

I.

♂ Concordat und Religionsedict — Beides auf Bayern bezogen — sind der Gegenstand eines kirchenstaatsrechtlichen Werkes, welches zum größeren Theile noch nicht erschienen ist. Daß wir es hier zu besprechen beginnen, hat darin seinen Grund, daß die in der Note angeführte Schrift als erster Theil des Ganzen bereits vorliegt und als ein Vorläufer des Buches, soweit es das Religionsedict betrifft, sich darstellt. Zunächst beabsichtigt der Verfasser, diesem Vorläufer auch einen solchen über den Theil des Buches, der „das Concordat" behandeln soll, folgen zu lassen, mit dem wir uns seiner Zeit ebenfalls zu beschäftigen haben werden. Diese Mittheilung beruht auf mündlichen Erklärungen des Verfassers, der es erlaubt hat, hier davon um so mehr Gebrauch zu machen, als er bei der Schwierigkeit und dem Umfange seiner Gesammtaufgabe vorläufig davon absehen zu müssen geglaubt hat, in einer förmlichen Vorrede den Plan der Arbeit näher zu erörtern und dadurch etwaige spätere Veränderungen zu erschweren. Er hat aber der vorliegenden Schrift das Motto vorgesetzt, welches wenigstens den Charakter des Ganzen andeuten soll: — — quod quidem perquam durum est, sed ita lex scripta est. Er wird sich also nur mit dem bestehenden Recht, mit der lex lata, beschäftigen und sowohl eine Kritik desselben, als legislatorische Ausführungen vermeiden. Schon die so präcisirte Aufgabe ist groß genug, um der von Parteistandpunkten abhängigen Erörterung der letzteren Art auszuweichen und sie Anderen überlassen zu können. Wir haben es also mit einer rein wissenschaftlichen Arbeit und Untersuchung des bestehenden „überaus harten" Rechts zu thun, die von politischen Controversen ganz frei ist.

Der Verfasser hat ganz Recht daran gethan, mit dem vorliegenden „Ersten Theil", der die unaufhörlich actuelle und praktische Lehre von dem Religionsverhältniß der Minderjährigen nach der bayerischen Verfassungsurkunde behandelt, auf das Ganze vorzubereiten und dieser Frage diesen Ersten Theil zu widmen. Es ist z. B. keineswegs ein nur theoretischer Streit, ob die §§ 12 ff. des III. Capitels des Religions-Edicts, Abschnitt 1 von einer Rechtspflicht, jus cogens, der Eltern verschiedener Confessionen zur religiösen Erziehung ihrer ehelichen Kinder reden, oder ob sie nur das Zugehörigkeitsverhältniß der Kinder zu einer bestimmten Confession regeln. Der brennende Punkt und der praktische Werth liegt in der weiteren Bestimmung des § 23 eod., welcher den geistlichen Oberen, den nächsten Verwandten, den Vormündern und Pathen das Recht einräumt, „darüber zu wachen, daß vorstehende Anordnungen befolgt werden. Sie können zu diesem Behufe die Einsicht der betreffenden Bestimmungen der Eheverträge und der übrigen auf die Religionserziehung sich beziehenden Urkunden fordern." Beziehen sich diese Anordnungen der §§ 12—22 nur auf die Zugehörigkeit der Kinder zu einer gewissen Confession, welche bei gemischten Ehen durch Eheverträge bestimmt worden ist, so fällt diese Controle der geistlichen Oberen u. s. w. bezüglich der religiösen Erziehung der Kinder ganz weg. Man fürchtet diese Controle am meisten, wenn sie von „geistlichen Oberen" ausgeht und perhorrescirt jede Einmischung in Familienangelegenheiten, besonders in Bezug auf die Erziehung und am allermeisten eine Einmischung in die religiöse Erziehung, die nicht nur der Kirche und der Schule, sondern auch der Familie obliegt. Die Pflicht der religiösen Kindererziehung, die den Eltern obliegt, wird an sich gar nicht bestritten, mag die Ehe eine gemischte sein oder nicht. Wenn nun diese Erziehung zu den „Anordnungen" gehörte, die soeben erwähnt wurden, so müßten sich die Eltern jener Controle auch seitens der geistlichen Oberen unbedingt unterwerfen oder wenigstens ausgesetzt sehen. Gehört zu jenen Anordnungen aber nur die Frage nach der Zugehörigkeit der Kinder zu einer bestimmten Confession, eine Frage, die mit der religiösen Kinder-Erziehung an sich nichts zu thun hat (s. u.), so würde die Controle nur darüber geführt werden dürfen, ob diese Zugehörigkeit auch thatsächlich anerkannt, z. B. die Taufe nach dem Ritus der betreffenden Confession vollzogen würde, oder ob etwa die Kinder thatsächlich einer anderen Confession zugeführt würden, als der im Ehevertrag bestimmten. Es liegt auf der Hand, daß in letzterer Hinsicht eine Controle leichter zu ertragen ist, an Gehässigkeit eines Eindringens in intime Familienverhältnisse bedeutend verliert und nur in sehr seltenen Fällen Gelegenheit haben würde, sich geltend zu machen. Die betreffende Stelle des Religionsedictes lautet: „Wenn in einem gültigen Ehevertrag zwischen Eltern, die verschiedenen Glaubensbekenntnissen zugethan sind, bestimmt worden ist, in welcher Religion die Kinder erzogen werden sollen, so hat es hiebei sein Bewenden," und § 23 lautet: „Die geistlichen Oberen, die nächsten Verwandten, die Vormünder und Pathen haben das Recht, darüber zu wachen, daß vorstehende Anordnungen befolgt werden. Sie können zu diesem Behufe die Einsicht der betreffenden Bestimmungen der Eheverträge und der übrigen auf die Religionserziehung sich beziehenden Urkunden fordern."

Diese wenigen Sätze müssen vorderhand genügen, um das Gebiet zu kennzeichnen, mit welchem sich der Hauptinhalt unsrer Schrift (erster Theil) beschäftigt. Von selbst versteht es sich, daß sie sich nicht nur auf die Religionsverhältnisse der Kinder aus gemischten Ehen beschränkt, sondern dieselben in ihrem ganzen Umfange behandelt. Sie bespricht nach einer kurzen Einleitung über die Grundzüge, Literatur und Material der Auslegung im ersten Abschnitte die Lehre von den Religionsverhältnissen minderjähriger Personen, deren Eltern verschiedenen Glaubensbekenntnissen zugethan sind, seien sie ehelicher oder unehelicher Abkunft; S. 20—172 im zweiten Abschnitte dieselben Verhältnisse

[1]) Concordat und Religionsedict. Von der jurist. Facultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Erster Theil: Die Religionsverhältnisse der Minderjährigen nach der bayerischen Verfassungsurkunde. Von Dr. Joseph Stangl. München, Theod. Ackermann, 1895.

bei ungemischten Ehen, S. 173—196 im dritten Abschnitte die Religionsverhältnisse der Minderjährigen, deren Eltern religionslos sind, und der vierte Abschnitt S. 201—209 ist dem Verfahren in Streitigkeiten über religiöse Kindererziehung gewidmet, Alles im Hinblick auf zwei Fundamentalsätze des Religionsedicts (§§ 1—4). Der eine gewährt jedem Einwohner des Reiches vollkommene Gewissensfreiheit und verbietet, daß ihm in Gegenständen des Glaubens und Gewissens irgend ein Zwang angethan werde. Der zweite bestimmt (§§ 5—7), daß die Wahl des Glaubensbekenntnisses hiernach zwar Jedem nach seiner eigenen freien Ueberzeugung überlassen bleibe, daß derselbe jedoch das erforderliche Unterscheidungsalter, die Volljährigkeit, erreicht haben müsse, bevor er auf jene Freiheit in der Wahl des Glaubensbekenntnisses Anspruch machen könne, was häufig die „Durchbrechung" des Princips der Glaubensfreiheit genannt zu werden pflegt. Die große Zahl der aus diesen und anderen Sätzen des Religionsedicts entsprungenen Streitfragen, die auch im Laufe der circa 87 Jahre seit Publicirung des Religionsedicts von den Kammern des Königreiches in jeder Richtung, wenn auch nicht immer mit Glück, durchgesprochen worden sind, findet in Stangls Schrift eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Behandlung ganz selbständiger Art, so daß er sich mit den andrerseits in der Literatur vertretenen Ansichten keineswegs immer einverstanden erklären kann. Auf eine dieser Meinungsverschiedenheiten werden wir hier etwas näher eingehen, im übrigen aber uns nur auf das Nothwendigste beschränken dürfen. Sie bezieht sich auf die vorhin erwähnte Pflicht der religiösen Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen und deren eventuelle Ueberwachung.

Schon der Begriff der „gemischten Ehe" ist nach Stangl ein anderer, wie derjenige, den z. B. v. Seydel im B. VI S. 141 seines bayerischen Staatsrechts aufgestellt. Letzterer nimmt an, eine gemischte Ehe liege schon dann vor, wenn nur ein Ehegatte einer Glaubensgesellschaft angehöre, geradeso als wenn beide Ehegatten verschiedenen öffentlichen oder privaten Glaubensgesellschaften angehören. Nach Stangl ist nur der letztere Fall eine gemischte Ehe, der erstere nicht. Seydel bestimmt den Begriff noch schärfer auf negativem Wege: eine gemischte Ehe ist nicht vorhanden, wenn beide Ehegatten, ohne einer Glaubensgesellschaft anzugehören, verschiedenen Glaubens sind, ebenso wenig dann, wenn Ehegatten, die derselben Glaubensgesellschaft angehören, verschiedenen Glaubens sind. Das Gesetz (§ 12) sagt ganz kurz: „Eltern, die verschiedenen Glaubensbekenntnissen zugethan sind." Beide müssen also je einem der drei Glaubensbekenntnisse, dem katholischen, lutherischen oder reformirten angehören; der eine Ehegatte dem einen, der andere einem anderen, wenn ihre Ehe im Sinne des Gesetzes als eine gemischte gelten soll. Wenn also nur ein Ehegatte einer Glaubensgesellschaft angehört, der andere nicht, so kann man der Ansicht Seydels schwerlich beitreten. Die Begriffsbestimmung ist daher von erheblich praktischem Werthe. Je weiter man sie faßt, desto häufiger können die Verwicklungen und Irrungen eintreten, die aus den für gemischte Ehen bestehenden Grundsätzen des vorhin wörtlich angeführten III. Capitels, Abschnitt I der zweiten Verfassungsbeilage (Religionsedict) entstehen.

Diese Grundsätze normiren das Recht der Eltern, durch Vertrag die Religionsverhältnisse der Kinder zu bestimmen (Wortlaut s. o.) und enthalten die Vorschrift, daß mangels eines Vertrages die Söhne dem Glaubensbekenntnisse des Vaters, die Töchter demjenigen der Mutter zu folgen haben. Daß Stangl die vorhin schon angeführte Ansicht vertritt, aus einem solchen Vertrag und aus der gesetzlichen Bestimmung folge eine erzwingbare Rechtspflicht der Eltern bezüglich der religiösen Erziehung, unterstützt er mit einer Reihe mehr oder minder gewichtiger Gründe, hauptsächlich auf dem Wege der Wortinterpretation, weniger auf demjenigen allgemeiner Anschauungen, während Seydel seine entgegenstehende Ansicht, daß das Gesetz nur von der Zugehörigkeit der Kinder zu einem bestimmten Bekenntniß spreche, auf dem umgekehrten Wege vertritt, wobei seine Darstellung in dem Satze gipfelt (S. 152): „Es wäre übrigens kein Grund einzusehen, warum Eltern verschiedenen Glaubens einem so gehässigen Ausnahmerecht unterworfen sein sollten, daß sie und nur sie sich das Dareinreden aller möglichen Leute (Pfarrer, Vormund, Pathen, nächste Verwandte) in ihre Familienverhältnisse gefallen zu lassen hätten. Nach den Bestimmungen der Schulpflicht bestimmt sich, wann und wie der Unterrichtszwang besteht; nach den Bestimmungen des Religionsedicts (II. Verfassungsbeilage) entscheidet sich, in welchem Glaubensbekenntniß der Unterricht stattzufinden hat." Vorher führt er aus: da die Ausübung des gemeinsamen elterlichen Bestimmungsrechts durch den Vertrag geordnet werde, so ergebe sich von selbst, daß die Erfüllung des Vertrags Gegenstand wechselseitiger Verpflichtung der Gatten (S. 142), die Art und Weise der religiösen Erziehung nur ihre Sache sei. Zu untersuchen, welche von beiden Meinungen die richtige sei, ist hier nicht unsres Amtes. Die Rechtsprechung des Verwaltungsgerichtshofs war schwankend. Was die Begründung der Meinung unsres Autors und seine Gesetzesinterpretation, zusammengehalten mit der im Motto angekündigten Richtung seiner Darstellung betrifft — quod quidem perquam durum est, sed ita lex scripta est —, so würde, wenn er keine anderen Gründe hätte, seine Wortinterpretation uns nicht von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugen können. Er sagt (S. 35), der Schwerpunkt liege nicht in den Hauptwörtern, welche der Gesetzgeber anwendet, sondern in den Zeitwörtern, in welchen er anordnet, daß die Kinder religiös erzogen werden sollen. Deßwegen findet er in dem Satze: „Wenn in einem Ehevertrag . . . bestimmt worden ist, in welcher Religion die Kinder erzogen werden sollen, so hat es hiebei sein Bewenden", in dem Zeitwort „sollen" eine Anordnung, über deren Befolgung die Geistlichkeit u. s. w. zu wachen habe. Er gibt aber selbst zu, daß das Gesetz eigentlich hätte sagen sollen: „Wenn im Vertrage bestimmt worden ist, in welcher Religion die Kinder erzogen werden sollen, so sollen die Kinder in dieser vereinbarten Religion erzogen werden." Leider hat eben der Gesetzgeber das nicht gesagt; die von ihm thatsächlich gebrauchte Wendung besagt nur, was die Eltern vereinbart haben; sie versprechen sich gegenseitig, daß sie ihre Kinder in der vereinbarten Religion erziehen lassen wollen; das Wort „sollen" drückt nur ihren eigenen Willen, nicht denjenigen des Gesetzgebers aus und „dabei", sagt § 12, „hat es sein Bewenden". Es liegt also in diesen Worten keine „Anordnung" im Sinne des § 23, über deren Befolgung „alle möglichen Leute" zu wachen hätten, sondern wenn z. B. der Vater trotz des Vertrages, daß die Kinder katholisch erzogen werden sollen, sie etwa in eine streng protestantische Erziehungsanstalt schickt, sie protestantisch confirmiren lassen will und dergleichen, so hat die Mutter das Recht, bei der competenten Staatsbehörde, eventuell beim Verwaltungsgerichtshof aus jenem Vertrag Klage zu führen, und der Staat hat die Erfüllung des Vertrags mit den gewöhnlichen Mitteln zu erzwingen. Der Abschnitt des Religionsedicts, an dessen Spitze jener § 12 und an dessen Ende § 23 steht, welcher den geistlichen Oberen u. s. w. die mehrerwähnte Aufsicht zur Pflicht macht, enthält eine Reihe von gesetzlichen „Anordnungen", die zweifellos Gegenstand jener Aufsicht sind, z. B., daß mangels eines Ehevertrags die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter derjenigen der Mutter zu folgen haben. Liegt aber ein Vertrag vor,

so „hat es hiebei sein Bewenden". Man kann nicht bestreiten, daß nach dem Geiste der Zeit, in welcher das Religionsedict erlassen wurde, der Gesetzgeber möglicherweise entgegengesetzter Meinung war und den „geistlichen Oberen" eine größere Macht einräumen wollte; aber er hat dies nicht ausgesprochen. Was er aussprach, ist so klar, daß wir seinem etwaigen Wunsche bei der Auslegung und Anwendung seines Gesetzes keine Rechnung tragen dürfen. Dazu kommt noch, daß sein wörtlicher Ausspruch: „Die geistlichen Oberen . . . haben das Recht, darüber zu wachen, daß vorstehende Anordnungen befolgt werden u. s. w.", durchaus nicht erkennen läßt, wie sie es anfangen sollen, dies Recht auszuüben. Insbesondere sagt das Gesetz kein Wort davon, ob ihnen der weltliche Arm zur Verfügung stehe, wenn sie etwa für nöthig halten sollten, die Befolgung jener Anordnungen zu erzwingen.

Im Geiste jener Zeit dachte man vollends nicht an die Möglichkeit, daß es Eltern desselben Glaubens, die also in ungemischter Ehe lebten, jemals einfallen könnte, ihre Kinder in einem anderen Glauben, als in dem ihrigen, erziehen zu wollen und erziehen zu lassen. Das Gesetz erwähnt also auch dieses Falles mit keiner Silbe. Es ist aber überhaupt ein solches Muster von Unvollständigkeit, Halbheit und Unbeholfenheit des Ausdrucks, daß der heutige Staat unmöglich die Handhabung desselben lediglich im Geiste seiner Zeit würde verantworten können. Nichts ist in unsrer Zeit und bei unserm Culturzustande leichter denkbar, als daß z. B. katholische Eltern vertragsmäßig dahin einig werden, ihre Kinder im reformirten oder lutherischen Glauben erziehen lassen. Stangl stellt (S. 183) den Satz auf: „Die in ungemischter Ehe lebenden Eltern dürfen ihre Kinder nur in dem gemeinsamen elterlichen Glaubensbekenntnisse erziehen. Nur durch eigenen Glaubenswechsel können sie eine Religionsänderung auf Seite ihrer Kinder herbeiführen." Er bemüht sich, dies aus dem Religionsedict zu beweisen, obgleich feststeht, daß dasselbe über das religiöse Erziehungsrecht der Eltern gleichen Glaubensbekenntnisses gar keine Bestimmung enthält. Seine Beweisführung beschränkt sich daher nur auf Schlußfolgerungen und weicht von seinem Motto: „sed ita lex scripta est" ziemlich weit ab. Wenn jener Satz dem Recht entspräche, so müßte er in den Bestimmungen des bürgerlichen Familienrechts, im Capitel über die elterliche, bezw. väterliche Gewalt, geschrieben stehen, wovon uns aber Stangl nichts sagt. Aus dem Religionsedict widerlegt er sich durch das dort ausgesprochene Princip der Gewissens- und Glaubensfreiheit, dem das Gesetz so klare Worte leiht, wie wenigen seiner sonstigen Paragraphen, Worte, denen man ansieht, daß der Gesetzgeber sich Mühe gegeben hat, das Princip über jeden Zweifel zu erheben, denn sie stehen im ersten Capitel unter der Ueberschrift „Religions- und Gewissensfreiheit" und lauten: „Jedem Einwohner des Reiches ist durch § 9 des IV. Titels der Verfassungsurkunde eine vollkommene Gewissensfreiheit gesichert", und gleichsam als wolle der Gesetzgeber dies noch bestimmter ausdrücken, fährt er fort: „Er darf demnach in Gegenständen des Glaubens und Gewissens keinem Zwang unterworfen werden . . ." Ist vielleicht die Frage, ob die Eltern gleichen Glaubensbekenntnisses — vom Fall des verschiedenen Glaubensbekenntnisses spricht ja das Gesetz besonders — ihre Kinder in einem ihnen beliebigen Glaubensbekenntniß erziehen dürfen, nicht „ein Gegenstand des Glaubens und Gewissens"? Unsres Erachtens ist diese Bestimmung des Religionsedicts so sehr eine lex scripta, daß man gerade von ihr sagen muß: „quod quidem perquam durum est, sed ita lex scripta est", wenn es auch im Sinne des Gesetzes selbstverständlich sein mag, daß Eltern und Kinder gleiche Religion haben sollen. Die lex scripta geht dem „Sinne" des Gesetzes vor — in unsrer Zeit erst recht, weil man leider in ihr für diesen Sinn nur noch wenig Verständniß hat, gelegentliche, persönliche oder materielle Rücksichten höher hält und nach Lage der Verhältnisse oft höher halten muß, als das Ideal der Religionseinheit in der Familie. Ob das bürgerliche Recht mit dieser Verfassungsbestimmung sich je in Widerspruch gesetzt hat oder setzen wird, wollen wir hier nicht näher untersuchen. Der Entwurf zum Bürgerlichen Gesetzbuch verweist die Frage an die Landesgesetzgebung. Folgerichtig würde nur die Gesetzgebung sein, welche in Anerkennung der verfassungsmäßig garantirten Gewissensfreiheit den Eltern, mögen sie in gemischter oder ungemischter Ehe leben — wir müssen der Kürze wegen den Ausdruck „ungemischte Ehe", so häßlich er ist, beibehalten —, die Vertragsfreiheit in der Weise sichert, daß sie ihre Kinder je nach Lage der Schulverhältnisse auch in einem Glaubensbekenntnisse erziehen lassen, dem sie selbst nicht angehören. Ein solches allgemeines Princip im Bürgerlichen Gesetzbuch auszusprechen, hätte die Commission unsres Erachtens ganz wohl verantworten können.

Stangl hält die Revision der Gesetzgebung über die religiöse Kindererziehung zwar für eine der dringendsten legislativen Aufgaben unsrer Zeit. Indessen die Erfahrungen, welche man bei den Verhandlungen mit dem römischen Stuhle über das Concordat gemacht hat und von denen weiter unten die Rede sein wird, dürften eine gewisse Scheu, an diese Aufgabe heranzutreten, vollauf rechtfertigen, oder wenigstens erklärlich erscheinen lassen.

Der Standpunkt, den der Gesetzgeber des Religionsedicts einnahm, ist von demjenigen der heutigen Zeit und insbesondere vom Gesetzgeber des Verwaltungsgerichtshofsgesetzes in einem wesentlichen Punkte ziemlich verschieden. Jener kannte weder das Verwaltungsrecht, noch die heutige Schulorganisation und Schulgesetzgebung. Er mußte sich aber natürlich die Frage vorlegen, was denn zu geschehen habe, wenn den Vorschriften des Edicts keine Folge geleistet werde. Es konnte ihm nicht entgehen, wie leicht es z. B. vorkommen könne, daß ein protestantischer Vater, der eine katholische Frau hat, seine Tochter mangels Vertrags nicht nach gesetzlicher Vorschrift im katholischen, sondern im protestantischen Glaubensbekenntniß erziehen ließe. Er wußte, um diesem vorzubeugen, kein anderes Mittel, als die mehrerwähnte „Ueberwachung" seitens der geistlichen Oberen u. s. w., und mußte von der Voraussetzung ausgehen, daß es ihrer persönlichen Einwirkung gelingen werde, den Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen; wo nicht — ihn der ewigen Gerechtigkeit zu überlassen. Der Gesetzgeber der heutigen Zeit denkt anders. Nach Art. 8 Ziff. 4 des Verwaltungsgerichtshofsgesetzes (8. Aug. 1878) zählen alle bestrittenen Rechtsansprüche und Verbindlichkeiten in Angelegenheiten der religiösen Kindererziehung zu den „Verwaltungsrechtssachen" und sind die Verwaltungsbehörden berechtigt, auf Anruf ihre rechtskräftig gewordenen Entscheidungen im Zwangswege mit denselben Mitteln in Vollzug zu setzen, welche in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gegeben sind. Welche sind dies? Sieht man von Pfändung u. dgl. Maßregeln ab, die selbstverständlich nicht hieher gehören, so bleibt nur die Strafandrohung übrig, wenn es sich, wie hier, darum handelt, ein Handeln des Ungehorsamen zu erzwingen. Er kann mit Geld bis zu 1500 Mark und mit Haft bis zu sechs Wochen gestraft werden. (R.-C.-Proc.-O. §§ 773, 774.) Fügt er sich dann nicht, so ist der Zwang zu Ende und er läßt das Kind, von nun an ungestört, nach seinem Willen erziehen. Wie unzureichend hier der Zwang ist, erkennt der Gesetzgeber selbst, indem er weiter anordnet, daß im Falle der Verurtheilung zur Eingehung einer

Ehe überhaupt ein Zwang nicht stattfindet. Das Motiv ist klar. Er hält hier einen Zwang aus ethischen Gründen nicht für angebracht. Dieselbe ethische Rücksicht besteht aber auch, wenn Zwang zur religiösen Erziehung eines Kindes angewendet werden soll, ganz abgesehen von der kategorischen und ganz allgemeinen Vorschrift des Religionsedicts (§ 2, s. o.), daß in Gegenständen des Glaubens Niemand (also auch jener Vater nicht) einem Zwang unterworfen werden darf, ein Princip, welches die ganze Lehre beherrscht. Der Standpunkt des damaligen Gesetzgebers dürfte nach all diesen Erwägungen den Vorzug verdienen. Er hat dieses Princip geachtet, indem er den geistlichen Oberen u. s. w. nicht etwa — was er ja gekonnt hätte — die Befugniß zur Anrufung der weltlichen Macht einräumte, sondern nur „Ueberwachung" von ihnen forderte, was nach den soeben gegebenen Entwicklungen keinen anderen Sinn haben kann, als den oben angedeuteten. Hiedurch würden sowohl die Schärfe des Gegensatzes der beiden von Stangl dargestellten Ansichten, als auch diese selbst in ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für die praktische Realisirung sehr erheblich abgeschwächt.

Stangl hat sich in dem betreffenden Abschnitte: „Das Verfahren in Streitsachen über religiöse Kindererziehung" (bei gemischten und ungemischten Ehen) nicht über obige Gesichtspunkte ausgesprochen, sondern seinem Motto entsprechend nur die positiven Vorschriften dargestellt und die Praxis des Verwaltungsgerichtshofes beleuchtet. Er betont dabei, daß ein Verfahren nur auf Antrag der Betheiligten erfolgen dürfe, unterläßt aber nicht, auf die auffallende Weisung einer Ministerialentschließung vom 12. April 1842 hinzuweisen, welche ein Einschreiten ohne Antrag mit der Begründung zuläßt, daß die Regierung und deren Vollzugsbeamte nach Vorschrift des Tit. X der Verfassungs-Urkunde verpflichtet seien, den Vollzug der grundgesetzlichen Bestimmungen in jeder Beziehung und allenthalben zu überwachen, ohne hiezu vorerst die Anregung etwaiger Betheiligter abwarten zu müssen — eine Verfügung, deren Berechtigung er aus Gründen, die hier nicht weiter auszuführen sind, zurückweist, die übrigens auch nur aus ihrer Zeit, 1842, zu erklären ist, wo man Ursache gehabt haben mochte, dem apostolischen Stuhle zu zeigen, wie sehr man dem Concordat (s. u.) gegenüber gerade an der Verfassung festzuhalten und ihre stricte Durchführung zu bewirken bestrebt sei. Es muß zugegeben werden, daß das Religionsedict nirgends ein Einschreiten gegen die Verletzung seiner Vorschriften über die religiöse Kindererziehung vorschreibt und daß der vage Ausdruck „überwachen" begrifflich die Nothwendigkeit des Anrufes eines verletzten Theiles ausschließt. Was sich die „Vollzugsbeamten" des Staates unter diesem Ueberwachen gedacht haben mögen, kann dahingestellt bleiben. Für die Gegenwart hat die Ministerialentschließung keinen Werth mehr, weil nach dem heutigen Verwaltungsrecht die hier in Frage stehenden Streitigkeiten, wie schon gesagt worden, der Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte (in erster Instanz den Bezirksämtern, in zweiter dem Verwaltungsgerichtshofe) zugewiesen sind und unbedingt eine, wenn auch nur zu Protokoll gegebene, Klage voraussetzen, so daß heute von einem Einschreiten ohne Antrag gar nicht die Rede sein kann, eben weil keine anderen Zwangsmittel gegeben sind, als diejenigen der Civilproceßordnung, die stets einen Antrag verlangen. Allerdings kann nach der hier vertretenen Anschauung der Vertrag über die religiöse Kindererziehung illusorisch werden, wenn z. B. der Vater gegen denselben handelt und die Mutter, als der andere Vertragstheil, dazu schweigt. In diesem Schweigen würde man dann juristisch ein den ersten Vertrag aufhebendes Einverständniß sehen müssen; qui tacet, consentit.

Aus den Papieren eines französischen Diplomaten.

H. v. W. Seit dem Erscheinen der Beust'schen und der Talleyrand'schen Memoiren hat sich in der Lesewelt ein nicht unberechtigtes Mißtrauen gegen die Aufzeichnungen von Diplomaten geltend gemacht, da sich dieselben bei näherer Prüfung oft als nicht ganz zuverlässig erwiesen und weniger den Namen von Denkwürdigkeiten als von Apologien verdienten.

Eine rühmliche Ausnahme macht in dieser Beziehung ein kleines anspruchsloses Werk,[1] welches die Eindrücke eines kürzlich verstorbenen jungen Diplomaten zweiten Ranges während seiner Thätigkeit bei der französischen Botschaft in London zwischen den Jahren 1871 und 1877 wiedergibt, wie diese sich in vertrauten Familienbriefen ausgesprochen finden. Wenn hienach an der subjectiven Wahrheit des dem Publicum Dargebotenen kein Zweifel obwalten kann, so liegt es andrerseits nahe, daß ein Franzose kurz nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft über deutsche Verhältnisse und Personen kein unbefangenes Urtheil haben konnte. Dazu kommt, daß ein jeder von ihnen, vor allem der französische Schriftsteller — und zu diesen sind die Diplomaten zu rechnen, heißen sie doch rédacteurs in dem Ministerium — im Größenwahn befangen ist, der trotz aller Züchtigungen der Nemesis der französischen Nation nicht auszutreiben ist, der von jeher in den Raubzügen, welche keinen anderen Staat verschonten, welche von Irland bis Moskau, von Spanien bis Aegypten die Ruhe der Völker störten, seinen Ausweg suchte, und der seinen naivsten Ausdruck in Victor Hugo's ganz ernsthaftem Ausspruch findet: „Nous Français, nous sommes des demi-dieux."

Daß dieser verderbliche Wahn nicht ausstirbt, dafür sorgt auch leider noch fortgesetzt die jetzt herrschende Generation, wie aus den Schulbüchern der Jugend und dem sorgfältig geschürten Feuer der Revanche ersichtlich ist.

Von diesem Nationalgebrechen abgesehen, sind die Gavard'schen Mittheilungen interessant, vor allem deßwegen, weil sie einen treuen Einblick gewähren, wie sich die verworrenen Verhältnisse Frankreichs nach dem unglücklichen Kriege in den Beziehungen zum Auslande gestaltet hatten.

Gavard war jung unter Napoleons III. Regierung in das auswärtige Ministerium eingetreten und ausschließlich in der handelspolitischen Abtheilung beschäftigt gewesen. Da wählte ihn sich der Herzog von Broglie, den Thiers zu Anfang des Jahres 1871 als Botschafter nach London schickte, zum Secretär aus, obgleich Gavard vom diplomatischen Dienste — wie er selbst sagt — nichts wußte und auch des Englischen unkundig war.

Dessenungeachtet blieb Gavard mit kurzen Unterbrechungen sechs Jahre auf dem Londoner Posten, der Stellung nach Secretär, aber de facto während der ganzen Zeit der Geschäftsleitende, wie er der Geschäftskundige war; die drei Botschafter, welche er dort erlebte, nach dem Herzog von Broglie der Herzog Larochefoucauld-Bisaccia und der Graf von Jarnac, machten nur kurze Besuche auf ihrem Posten und überließen dem Secretär ihre Vertretung, zu deren würdigerer Vornahme ihm nach einiger Zeit der Titel und Rang eines Gesandten ertheilt wurde.

Der erste Brief, welchen Gavard, am 24. Februar 1871, nach Hause schreibt, beginnt mit dem naiv rührenden Freudenrufe: „Endlich in einem Lande, wo es keine Preußen gibt!"

Dann macht er seinem Herzen Luft über den Wankelmuth der Engländer, deren Sympathie für Frankreich sich

[1] Unter dem Titel: Charles Gavard. Un diplomate à Londres. Lettres et notes. 1871—1877. Paris, librairie Plon, 1895. XV und 322.

während des Krieges so deutlich manifestirt hatte und nun bei Beendigung des Kampfes verraucht war.

„Die Engländer", schreibt er, „waren sehr geneigt, uns zu bemitleiden; sie setzten uns in den Stand, ihre Sympathie zu ermessen, indem sie Hülfsmittel zur Stillung der Hungersnoth in Paris und der Umgebung hinüberschickten. Die Regierung hatte sich dieser Regung auch beigesellt, durch schüchterne Bemerkungen über die Höhe des Lösegeldes, welches die Sieger von uns forderten. Aber Niemand gerieth damals in die Versuchung, sein Beileid unbesonnen weiter zu treiben. Die Furcht vor Deutschland beherrschte alle Gemüther; man sprach Bismarcks Namen nur leise aus, und aus Gutmüthigkeit war man zu der übereinstimmenden Ansicht gekommen, daß Bismarck das Gleichgewicht in Europa wiederherstellte.

„Freilich hatten die blutigen Zuckungen (der Commune) in Paris unsre Nachbarn ein wenig beunruhigt, als ein böses Beispiel; und sie wünschten dringend ein Ende dieses Kampfes herbei. Sie bildeten sich ein, daß es kein zweckmäßigeres Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich gäbe, als die Wiedereinsetzung des Kaisers, ihres Gastes, mit Hülfe der deutschen Truppen. Sie trugen kein Bedenken, uns zu diesem Gipfel der Schande zu verurtheilen. Trotz der Verachtung des kaiserlichen Regiments, hatten sie nicht mehr Sympathie für die Dictaturen in Tours oder Bordeaux, und sie sprachen es offen aus, daß nach ihrer Ansicht das Volk, das sich in dem Kaiserplebiscit und dem Plebiscit vom 4. September geoffenbart, gar nicht das Recht hätte, difficil in den Formen einer Regierung zu sein. Sie wünschten uns die Rückkehr zum Kaiserreiche, weil sie uns weder für würdig, noch für fähig hielten, das Gewicht der Freiheit zu tragen.

„Daher schreibt sich die große Popularität, welche dem Besiegten von Sedan seit seiner Ankunft in England zutheil wurde. Ueberall, wo er vorbeikam, drängte sich das Volk, um ihm zuzurufen; die Polizei mußte einschreiten, um das Gitter in Chislehurst gegen den gewaltsamen Zutritt seiner enthusiastischen Verehrer zu schützen; die Königin war mit gutem Beispiel vorangegangen, sie war die erste gewesen, welche durch ihre zuvorkommenden Besuche dem unglücklichen Schicksal des Monarchen, dessen Gast sie gewesen, eine öffentliche Anerkennung erwies; die englischen Prinzen, das diplomatische Corps, Alles beeiferte sich in solchen äußeren Bezeigungen von Ehrerbietung und Unterwürfigkeit. — Hiebei muß man indessen nicht außer Acht lassen, daß der Engländer gedankenlos für alles Neue schwärmt; auf die Masse wirkt der Ruhm in dieser Beziehung gerade so wie die Schmach. Alles, was Aufsehen macht, ist von vornherein gern gesehen und gewinnt den Preis.

„Soviel steht fest, daß bei meiner Ankunft in England in den Augen des Volkes, ja selbst der Regierung, Frankreich sich eigentlich in Chislehurst mehr als irgendwo anders befand, und daß sein diplomatischer Vertreter immer noch der Marquis de la Valette — Napoleons früherer Botschafter — war, viel mehr, als meine höchst obscure und höchst traurige Person."

Bei dieser sehr getreu geschilderten Lage der Verhältnisse war es für die Vertreter der französischen Republik selbstredend sehr schwierig, festen Fuß im Vertrauen der brittischen Regierung und in der Gesellschaft zu fassen. Und diese Unsicherheit, auch wohl ein Trieb des Herzens, veranlaßten den Herzog von Broglie, ebenso wie seinen jungen Secretär, der Orleans'schen Familie angelegentlich den Hof zu machen.

Thiers billigte den entstehenden intimen Verkehr des Grafen von Paris mit der Botschaft ganz entschieden; und beim Lesen der einzelnen Umstände desselben — einmal verfaßte der Graf von Paris unter anderem auf der Botschaft selbst eine von dieser letzteren an Thiers abzusendende Depesche — kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, daß ein Restaurationsversuch der Orleans in dem damaligen Präsidenten der Republik einen Begünstiger gefunden haben würde. Gavard erzählt, daß Thiers 1870 bei seiner damaligen Rundreise in St. Petersburg sich beim Zaren damit eingeführt habe, daß er gesagt: „Ich schäme mich, als Vertreter der Republik zu kommen; es ist dies das größte Opfer, welches ich meinem Patriotismus gebracht habe, ich, der ich immer in hervorragender Weise ein Verfechter des constitutionellen Königthums gewesen bin." Bei dieser Gesinnung erklärt es sich, daß Thiers nur zwei Jahre lang sich mit der republicanischen Majorität vertragen konnte.

Die einzigen Familien, welche sich des jungen Diplomaten in geselliger Hinsicht von vornherein annahmen, waren die stets deutschfeindlichen Rothschilds, Lord Granville, der damalige auswärtige Minister, und Fortescue, der Präsident des Handelsamtes, welcher mit der viel bewunderten Gräfin Waldegrave verheirathet war. Auch Lady Burdett-Couts und Sir Charles Dilke erwiesen dem Vertreter des „mißhandelten, zertretenen Frankreich" Höflichkeiten. Gavard beschreibt zwei Diners, welche er bei Sir Charles einnahm, dem damals, vor seinem scandalösen Ehebruchsprocesse, gefürchteten Führer der ultraradicalen Mitglieder des Unterhauses; bei dem ersten Diner, am 29. April 1874, präsidirte Dilke's erste Frau; „sie sagt, sie sei Tory, sie ist älter als ihr Mann, noch angenehm, indessen völlig närrisch. Als Jemand gegen Ende des Diners sich über die Bibel lustig machte, hat sie die Tafel aufgehoben. Sie ist dabei eine große Freundin Gambetta's, der ihr Bouquets von Rosen herschickt." Und nach dem zweiten Diner, welches am 3. Juni 1877 stattfand, bemerkt Gavard am Schlusse des Briefes, welcher dieses Diner beschreibt: „Beinahe hätte ich vergessen (zu erwähnen), daß unser Wirth seine junge Frau, welche bei dem ersten Diner die Honneurs gemacht hatte, inzwischen in Leipzig (?) hat verbrennen lassen. Dieser Gedanke nahm mir anfänglich etwas die Gemüthlichkeit, aber ich schmeichle mir nicht, gestorbenen und verbrannten Frauen ein treueres Andenken zu weihen, als die Gatten selbst."

Als Sir Charles sich um einen Parlamentssitz bewirbt, nimmt Gavard regen Antheil an der Wahlbewegung, und sein Herz freut sich offenbar, als in der Rede, welche der Candidat, von seiner Frau begleitet, vor seinen Wählern Anfangs Februar 1874 hält, Phrasen wie die folgende vorkommen: „Ja, meine Herren, ich bin für Frankreich, weil Frankreich brutal beraubt worden ist; ich bin gegen diejenigen, welche ihm Elsaß und Lothringen entrissen haben; ich bin gegen den Mann, welcher jenes große Land an einer Wiedergewinnung des ihm unter den Nationen gebührenden Ranges hindern und der der Presse sogar über die Grenzen Deutschlands hinaus Gesetze dictiren will, u. s. w."

Von den am Hofe von St. James accreditirten Diplomaten war der russische Botschafter Brunnow am zuvorkommendsten — wohl mehr aus eigener Initiative und persönlicher Animosität gegen Deutschland, als in Folge einer Anregung von oben her; er nimmt sich des jungen Collegen bei jeder Gelegenheit an, stellt ihn dem deutschen Botschafter Grafen Bernstorff vor — „der wie ein gutherziger deutscher Familienvater aussieht, und zu dem die Königin bei einer Cour die Liebenswürdigkeit selbst ist" —, und er scheint ihm auch die ganz ernsthaft ausgesprochene Behauptung suppeditirt zu haben, es wäre während des Krieges 1870 zwischen Preußen und Rußland ein Abkommen (marché, Handelsgeschäft) getroffen worden, daß

Frankreich der beiden Provinzen beraubt werden sollte und Preußen dagegen Rußland im Schwarzen Meere freie Hand lassen würde.

Als die Kaiserin Augusta im Mai 1872 der Königin Victoria einen Besuch machte, mußte der französische Geschäftsträger die verhaßten Räume der deutschen Botschaft heimsuchen. Er schreibt darüber nach Paris: „Um die Kaiserin drängen sich Könige, Prinzen; sie hält Cercle. Tiefes Schweigen bei meinem Erscheinen.[1]) Die Kaiserin, die gut zu reden weiß (belle parleuse), pflegt immerfort zu sprechen, auch wenn sie sich an einen neuen Zuhörer wendet; ihr Redefluß geht ohne Punkt und Komma von Einem zum Andern über. Sie bezeigte mir ihr lebhaftes Bedauern, den Herzog von Broglie nicht getroffen zu haben, da sie seit langem den Wunsch hätte, ihn kennen zu lernen, ja nur deßwegen nach Coppet — der früheren Stael'schen Besitzung am Genfer See — gereist sei. — Madame, ich werde ihm von dem Bedauern Ew. Majestät Mittheilung machen! Dann klagte sie über das schlechte Wetter. — Madame, der Regen wird die Wellen zu Ew. Majestät Rückfahrt beruhigen!"

Politische Aufgaben hatte die französische Botschaft in jener Zeit selbstredend nur in geringem Maße zu erfüllen. Wenn die Botschafter selbst, bei ihrer stets kurzen Anwesenheit in London, sich darauf beschränkten, einige Galafeste zu veranstalten, so rühmt sich Gavard wenigstens einiger diplomatischen Erfolge. So erwähnt er, daß es nur seinem Eingreifen zu verdanken wäre, daß Napoleon nicht im Jahre 1872 eine Landung in Frankreich versucht hätte, und ferner, daß ohne sein Zuthun die englische Flotte nicht in Trouville erschienen wäre, um Thiers bei seinem Besuche dieses Ortes zu begrüßen. Ein wirkliches Verdienst erwarb er sich endlich durch die Negociirung eines Handelsvertrages.

Thiers wollte „die ihm verhaßten Verträge von 1860" um jeden Preis loswerden, denn es kam ihm darauf an, höhere Zoll- und Steuereinnahmen zu erzielen, um die Zinsen des „Lösegeldes" zahlen zu können. Zu diesem Zwecke hatte er die Besteuerung der Rohproducte ins Auge gefaßt und es kam nun darauf an, eine damit im Verhältniß stehende Erhöhung des Zolltarifs zu vereinbaren. Der Gang dieser Verhandlungen, bei denen nicht nur die Minister — Gladstone stets confuse, Granville und Fortescue sehr wohlwollend — sondern auch die Gräfin Waldegrave in einer sonst den englischen Gepflogenheiten widersprechenden Weise mitwirkten, ist sehr ausführlich und klar zusammengefaßt, so daß der Leser bald sieht, daß dergleichen Angelegenheiten dem Geschäftsträger Frankreichs mehr zusagten, als die diplomatischen.

Um der City den neuen Vertrag mundrecht zu machen, war Gavard sehr geschickt, indem er sich reichlich der Presse bediente. Er sagt sehr richtig: „Ich bin überzeugt, daß man, um eine Sache in England zum guten Ende zu bringen, sich nicht nur an die Regierung wenden, sondern auch zur selben Zeit direct mit der öffentlichen Meinung unterhandeln muß, durch die Presse, durch die Parlamentsmitglieder und durch die Handelskammern, insoweit diese an dem Gegenstand Interesse nehmen."

Sehr anregend sind die Schilderungen von den Besuchen, welche Gavard auf den englischen Landsitzen macht, auf den Schlössern von Granville, Salisbury, des Herzogs von Bedford, Rothschilds. Es ist nicht nur das Leben der Bewohner dieser herrlichen Wohnsitze, welches er beschreibt, sondern er ergeht sich auch und mit Vorliebe in einer pittoresken Darstellung der Gebäude, der Gärten und Parks und fügt alle historischen Erinnerungen bei, welche er aus dem Munde seiner Wirthe erfährt. Als Pariser findet er auch in den Toiletten der Damen Stoff zur Correspondenz und — etwas, das uns deutschen Männern leider selten gelingt — er erinnert sich sogar nach einem Feste, daß z. B. Lady Hermintrude (er meint vermuthlich Lady Mallet, jetzt in Berlin) eine Robe à tablier, daß eine andere Dame, eine schöne Blondine, eine lange Schleppe von blauem Atlas „sans noeuds" angehabt habe u. s. w. Diese Details werden besonders Leserinnen interessiren und dem kleinen Buche auch bei den deutschen Damen eine freundliche Aufnahme verschaffen, die es wegen der Fülle amusanter Beobachtungen und kleiner Anekdoten auch im übrigen verdient.

[1]) Nach Angabe eines Augenzeugen liegt hier eine Selbsttäuschung des jungen, romantisch veranlagten Diplomaten vor.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Alt-Nürnberg.** Geschichte einer deutschen Stadt im Zusammenhang der deutschen Reichs- und Volksgeschichte von **Ludwig Rösel.** Mit einem Titelbild und einem historischen Plan der Stadt. Nürnberg, Korn'sche Buchhandlung, 1895. — Von allen deutschen Städten hat keine dem Forscher deutscher Vergangenheit eine reichere Ausbeute geliefert, als Nürnberg, mochte die politische Geschichte, das religiöse und kirchliche Leben, die Cultur, die Kunst, das Handwerk oder die Wissenschaft der besondere Gegenstand des Studiums sein. Auf allen Gebieten bestätigte sich die Wahrheit der begeisterten Worte, welche Max v. Schenkendorf zu Lob und Preis dieser thatenreichen und kunstgeweihten Stätte sang. Immer deutlicher trat es zu Tage, daß sich der Geist der deutschen Vergangenheit nirgends klarer und deutlicher spiegle als in Nürnberg, sowohl in seiner, heute freilich mit modernen Elementen stark durchsetzten, äußeren Erscheinung, als auch in seiner Geschichte. Es war deßhalb eine verlockende Aufgabe, einmal die Geschichte der Stadt nicht in der Weise der Chroniken zu schreiben, sondern im engsten Zusammenhange mit der deutschen Reichs- und Volksgeschichte darzustellen, so daß die nahen Beziehungen dieser zu jener recht deutlich hervortraten, und so ein Werk zu schaffen, das nicht nur localen Interessen dienen sollte, sondern vielmehr dazu bestimmt war, die weitesten Kreise mit der Geschichte Nürnbergs vertraut zu machen. Sind doch jene Worte des Dichters ein lauter Appell an die Deutschen, sich mit Nürnberg zu beschäftigen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich diese Aufgabe gestellt und trefflich gelöst. Sein Buch ist ein Volksbuch. Volksthümlich ist die Gesinnung und volksthümlich ist die Sprache. Die Darstellung ist frisch und lebendig, und mit Geschick ist die Fülle der Thatsachen und Bilder in die engen Rahmen der wohl abgewogenen und in sich abgerundeten Capitel gedrängt. Hie und da nimmt zwar die Reichsgeschichte einen breiteren Raum ein als zum Verständniß der Nürnberger Verhältnisse gerade erforderlich ist, aber dennoch hebt sich von diesem Hintergrund die Geschichte der Stadt klar und bestimmt ab. Die Schilderungen zeugen alle von voller Beherrschung der Sache und gründlicher Kenntniß der einschlägigen Literatur, die für jedes Capitel gesondert mitgetheilt ist. Aber mehr noch als das Wissen erfreut die Liebe, mit der sich Verfasser in den Stoff versenkt, und die Freude, mit der er ihn bewältigt hat. Wir zweifeln deßhalb auch nicht, daß sich das gediegen ausgestattete und mit einer historischen Karte Nürnbergs versehene Buch im deutschen Vaterland viele Freunde erwerben wird. Leider fehlt dem Buch das doch eigentlich unentbehrliche alphabetische Register. Möge eine neue Auflage dem Verfasser bald Gelegenheit geben, das Versäumte nachzuholen.

Seemanns Wandbilder: Meisterwerke der bildenden Kunst. Hundert Blätter in der Bildgröße von 45×60 Cent. In Lieferungen zu zehn Blättern. Subscriptionspreis für das Blatt 1 M. 50 Pfg. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig. — Durch die musterhaft großen und deutlichen Abbildungen dieses Werkes ist einem dringenden Bedürfniß der Schulen sowohl wie der Volksbildung überhaupt in befriedigendster Weise abgeholfen worden. Die weit verbreiteten Seemann'schen Bilderbogen begannen bereits etwas darunter zu leiden, daß ihre Abbildungen nicht direct nach den Originalen, sondern in Holzschnitten gefertigt waren, daher nicht die Treue boten, die man jetzt mehr und mehr bei der Wiedergabe von Kunstwerken fordert; auch ist das Format ihrer Abbildungen meist zu klein; die Fülle des Gebotenen bisweilen erdrückend und die Auswahl zu sehr nach kunstgeschichtlichen, somit

bereits eine höhere Vorbildung erfordernden Gesichtspunkten getroffen. Hier dagegen handelt es sich nur um die Wiedergabe einer beschränkten Zahl allgemein anerkannter Kunstwerke, deren Vorführung nicht so sehr eine Erweiterung der historischen Kenntnisse, als vielmehr eine Schulung des Auges und eine Läuterung des Geschmackes bezweckt, wodurch der einseitigen Ausbildung des Verstandes ein Gegengewicht geboten werden soll. Ganz richtig sagt die Ankündigung, daß dieser Zweck in der Schule schon dadurch in der Hauptsache erreicht werden kann, daß man jedes Halbjahr ein halbes Dutzend dieser Tafeln an der Hinterwand des Classenzimmers aufhängt. Als Erläuterungsmittel bei öffentlichen Vorträgen, namentlich dort, wo es gilt, eine lebendige Anschauung von der Kunst in die breiteren Volksschichten zu tragen, werden diese Tafeln ihren Zweck in einer Weise erfüllen, die bei dem bisherigen theuern und nicht genügend großen Material ganz unerreichbar war. Die Auswahl faßt zumeist nur die ganz allgemein bekannten und namentlich durch ihren Gegenstand das Interesse erweckenden Kunstwerke ins Auge, einige typische Beispiele griechischer und römischer Bauweise, die vornehmsten Göttergestalten, einige Musterbauten des romanischen und gothischen Stils (theils in Innen-, theils in Außenansichten), die Hauptwerke der Renaissance, aus der neuesten Zeit je ein Blatt von Cornelius, Rethel, Menzel, Lenbach (Bismarck). Hoffentlich wird bei Gemälden nur in Ausnahmefällen zur Reproduction nach dem Stich, statt nach dem Original, gegriffen werden. Bei Lionardo's Abendmahl mag es, wegen des verdorbenen Zustandes des Originals, sich nicht anders haben machen lassen; bei der Sixtinischen Madonna aber ist es nicht nöthig gewesen. Eine solche Bevorzugung des Stichs vor dem Original würde einen gar zu sehr zurückgebliebenen Standpunkt bekunden, namentlich aber die Anschauungen der Betrachter verfälschen, da die Stecher der früheren Zeit nur zu häufig die Härte ihrer classicistischen Auffassung in die Werke hineingelegt und dadurch den malerischen Duft des Originals zerstört haben. Auch wäre zu wünschen, daß statt der Engelsburg in Rom, des Kaiserpalastes in Straßburg und des theatralischen Napoleon I. von Delaroche (im Leipziger Museum) andere Gegenstände gewählt würden. Im allgemeinen aber kann die Anschaffung dieses vortrefflichen und überaus billigen Werkes allen Schulen und Vereinen aufs wärmste empfohlen werden.

W. v. Seidlitz.

* Die soeben den Mitgliedern zugegangene **Tagesordnung** für den vom 10. bis 12. September in **Bremen** stattfindenden **XXII. Deutschen Juristentag** weist den einzelnen Abtheilungen folgende Berathungsgegenstände zu:

A. Der ersten Abtheilung: 1) Sind die Grundsätze des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs zweiter Lesung über eingetragene Vereine zu billigen? Gutachten des Prof. Dr. Leonhard in Marburg. Referenten: Geh. Justizrath Prof. Dr. Gierke und Justizrath Levy in Berlin. 2) Sind Maßregeln zur Einführung des Anerbenrechts vorzuschlagen? Gutachten des Bürgermeisters Dr. Andreae in Chemnitz. Referenten: Prof. Dr. Bernreiter in Wien und Prof. Dr. Promholt in Greifswald. 3) Inwiefern empfiehlt sich eine besondere Behandlung des kleinen Mobiliarbesitzes im Sinne des Heimstättenrechts? Gutachten des Stadtraths Dr. Flesch in Frankfurt a. M. Referenten: Hofger.-Advocat Dr. Millanich in Wien, Geh. Justizrath Prof. Dr. Dernburg in Berlin. 4) Empfiehlt sich die Verleihung der Wassernutzung nach Maßgabe des Entwurfs des preußischen Wassergesetzes? Gutachten des Rechtsanwalts Dr. Baumert in Spandau. Referenten: Geh. Justizrath Prof. Dr. Brunner und Regierungsrath v. Sybel in Berlin.

B. Der zweiten Abtheilung: 5) Haben sich die durch die Actiennovelle vom 18. Juli 1884 geschaffenen Cautelen gegen unsolide Gründungen von Actiengesellschaften bewährt oder empfiehlt sich eine andere Gestaltung? Gutachten 1) des Hofraths Dr. Hecht in Mannheim, 2) des Justizraths Levy in Berlin. Referent: Justizrath Dr. Real in Gießen. 6) Empfiehlt sich die gleichartige rechtliche Behandlung von Bergung und Hülfeleistung in Seenoth? Gutachten des Privatdocenten Dr. Burchard in Berlin. Referenten: Justizrath Boyens in Stettin, Rechtsanwalt Dr. Fuld in Mainz. 7) Empfiehlt es sich, einen gesetzlichen Lohnanspruch für Rettung von Menschenleben in Seenoth zu gewähren? Gutachten des Prof. Dr. Pappenheim in Kiel. Referent: Privatdocent Dr. Burchard in Berlin. Correferent: Syndikus der Handelskammer Dr. Nebelthau in Bremen. 8) Soll der Erfolg als gesetzliche Voraussetzung der gemeinschaftlichen Haverei beibehalten werden? Referenten: Dr. Pappenheim in Kiel und Prof. Dr. Heck in Halle.

C. Der dritten Abtheilung: 9) Empfiehlt sich die Einführung von Verschärfungen der Freiheitsstrafen im Sinne des österreichischen Entwurfs? Gutachten 1) des Landgerichtsraths Dr. Kronecker, 2) des Landgerichtsraths Dr. Felisch, beide in Berlin. Referenten: Reichsgerichtsrath Stenglein in Leipzig, Landrichter Dove in Frankfurt a. M. 10) Ist die Eideszuschiebung im Civilproceß durch Vernehmung der Parteien als Zeugen zu ersetzen? Gutachten 1) des Prof. Frhrn. v. Canstein in Graz; 2) des Privatdocenten Dr. Kleinfeller in München. Referenten: Geh. Justizrath Dr. v. Wilmowski, Oberstaatsanwalt Geh. Oberjustizrath Hamm in Köln. 11) Empfiehlt sich ein allgemeiner Rechtsschutz gegen unerlaubten Wettbewerb? Gutachten 1) des Rechtsanwalts Dr. Scherer in Bremen, 2) des Rechtsanwalts Dr. Katz in Berlin. Referenten: Prof. Dr. Pfaff in Wien, Oberstaatsanwalt Geh. Oberjustizrath Hamm in Köln. 12) Empfiehlt sich hinsichtlich der Geldstrafe a. die Zulassung und Begünstigung des freiwilligen Abverdienens derselben; b. die Androhung des erzwungenen Abverdienens in einer Anstalt (Arbeitshaus) für den Fall, daß der Mangel guten Willens zur Tilgung der Strafe festgestellt ist? Gutachten des Landgerichtsraths Dr. Felisch in Berlin. Referenten: Oberlandesger.-Senatspräsident Staatsrath Dr. v. Köstlin in Stuttgart, Prof. Dr. Merkel in Straßburg. — Die Gutachten zu den Fragen 5, 9 und 10 sind bereits in den Publicationen des XXI. Juristentags enthalten, die übrigen werden noch in diesem Monat erscheinen. Das Festprogramm sieht vor: Am 9. September Abends: Empfang und Begrüßung der Gäste. 10. September: Vom Senat veranstalteter Festabend im Rathskeller; 11. Sept. Gartenfest; 12. Sept. Festmahl; 13. Sept. Ausflug in See mit einem vom Norddeutschen Lloyd zur Verfügung gestellten Dampfer. Eine besondere Festschrift wird zur Vertheilung gelangen. Anmeldungen sind an Rechtsanwalt Dr. Bulling zu richten.

* **Freiburg i. B.** Dem Prof. Dr. Johannes v. Kries, der den Ruf für Physiologie an Stelle Ludwigs nach Leipzig abgelehnt, ist der Charakter als Geh. Hofrath verliehen worden.

* **Coburg**, 4. Juli. Die Deutsche Geologische Gesellschaft hält ihre 41. allgemeine Versammlung vom 12.—14. August hier ab.

* **Marburg**, 6. Juli. Der außerordentliche Prof. Leist erhielt einen Ruf als ordentlicher Professor des römischen Rechts nach Gießen und wird ihn annehmen.

* **Bonn.** Der bisherige Privatdocent der Philosophie, Dr. Johannes Wolff, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Krakau.** Die medicinische Facultät hat nunmehr den Sanitätsrath Dr. Wicherkiewicz in Posen einstimmig zum Professor der Augenheilkunde gewählt.

* **Budapest.** Dr. Adolf Szily, Privatdocent der Augenheilkunde, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Paris**, 8. Juli. Die französische Akademie der Wissenschaften wählte abermals einen deutschen Gelehrten, den Botaniker und Bakteriologen Prof. Dr. Ferdinand Cohn in Breslau, zum Correspondenten.

* **Paris.** In der Académie de Médecine wurde neulich der Todesfall eines sechsjährigen Mädchens zur Sprache gebracht, von dem man mit ziemlicher Sicherheit annehmen darf, daß er eine Folge der Einimpfung des Heil-Serums gewesen ist. Nach dem Bericht der städtischen Gesundheitspflege verhielt es sich damit so: Dr. B. fand bei dem Kinde eine Halsentzündung vor, deren Charakter er nicht sofort erkannte. Da er Diphtherie vermuthete, verordnete er eine Einspritzung von zehn Kubikcentimeter des Roux'schen Serums. Die bakteriologische Untersuchung ergab nachträglich, daß keine infectiöse Bräune vorhanden war. Das Halsleiden hörte nach drei Tagen ganz auf, aber nach weiteren fünf Tagen starb das Kind. Der zur Consultation berufene Kinderarzt Dr. Moizard schloß auf Vergiftung durch das Serum und Dr. Proust von der Académie de Médecine, der auf Befehl des Polizeipräfecten den Fall untersuchte, erklärte ebenfalls, „daß es sehr schwer sei, in diesem Falle das Serum nicht zu beschuldigen", denn die letzten Symptome seien durchaus diejenigen gewesen, welche das Serum hervorzurufen pflege. Dr. Proust empfiehlt, in derartigen zweifelhaften Fällen nur eine Dosis von fünf Kubikcentimeter einzuimpfen, zumal das Serum jetzt stärker sei als anfänglich. Im übrigen müsse dieser Todesfall als eine so ausnahmsweise Erscheinung angesehen werden, daß er nichts gegen das Serum an sich beweise.

Rom. P. Franz Ehrle S. J. ist nicht, wie irrig gemeldet ward, als Nachfolger des P. Bollig zum zweiten, sondern an Stelle des verstorbenen Monsignore Carini definitiv zum ersten Präfecten der vaticanischen Bibliothek ernannt worden; eine besondere Auszeichnung, da diese Stelle bisher in der Regel durch einen Prälaten besetzt war.

* **St. Petersburg**, 5. Juli. Die unter der Führung des Grafen Eugen Zichy stehende wissenschaftliche Expedition, welche, wie bereits gemeldet, kürzlich in Askhabad eingetroffen ist, wird sich von Samarkand über Baku nach Petrowsk begeben, um von dort aus Excursionen in die verschiedenen Theile des Gouvernements Daghestan zu unternehmen. Bei dieser Gelegenheit wird die Expedition auch Derbent besuchen, von wo aus nach der Annahme der Geschichtsforscher die Hunnen in Europa eingebrochen sind. Hierauf werden die ungarischen Forscher nach Tiflis zurückkehren und den Weg nach Moskau und St. Petersburg über Borjom, Kutais, Batum und Kertsch nehmen. In Moskau und in St. Petersburg, wo sie gegen Ende August eintreffen dürften, werden die ungarischen Reisenden mit den dortigen russischen Ethnographen in Verbindung treten. Der Zweck des Unternehmens des Grafen Eugen Zichy ist bekanntlich die Erforschung des Weges, welchen seinerzeit die Magyaren bei ihrer Wanderung von Central-Asien nach Ungarn genommen haben. Besondere Aufmerksamkeit hat die Expedition dem Studium der Ortschaften der im Norden des Kaukasus gelegenen Landschaft Kabarda gewidmet, woselbst nach der Ansicht der Philologen sich in der Volkssprache noch viele rein magyarische Worte erhalten haben sollen. Sie hat auch die Umgebung von Bokhara genau erforscht und ist zur Ueberzeugung gekommen, daß, entgegen der Annahme einzelner Gelehrter, sich dort keine Spur der Hunnen mehr auffinden läßt. Die Expedition des Grafen Zichy findet von den russischen Behörden überall die entgegenkommendste Unterstützung, wie ihr auch von der russischen Bevölkerung stets der freundlichste Empfang bereitet wird.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Wissmanns Bedeutung für die Afrikaforschung.

H. S. Die Ernennung Wissmanns zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika hatte sich bekanntlich der einmüthigsten Billigung der gesammten Presse, ob colonialfreundlich oder -feindlich, zu erfreuen; man begrüßte allgemein diese Wahl als eine werthvolle Bürgschaft für eine gedeihliche Entwicklung unsrer Colonie, die durch den häufigen Systemwechsel, vielleicht auch durch die Schuld aller dort zur Anwendung gekommenen „Systeme“ bisher einen Gang genommen hat, der nicht gerade eine uneingeschränkte Billigung verdient. Daß man endlich wieder auf den bewährten Mann zurückgriff, dafür gibt ja der Gedanke an die durch ihn herbeigeführte Beruhigung der Colonie die am nächsten liegende Erklärung. Daß es ihm damals gelang, den Aufstand auch zum Theil durch Anwendung friedlicher Mittel zu bewältigen, das verdankt er nicht sowohl den ihm zur Verfügung gestellten Machtmitteln und seiner Eigenschaft als preußischer Officier, als vielmehr der reichen Erfahrung, die er sich auf drei hervorragenden Reisen als friedlicher Forscher zu eigen machen konnte, seiner Erfahrung in der rationellen Behandlung des Afrikaners, die den Erfolg weit sicherer verbürgt, als die durch nichts gemilderte Anwendung der Gewalt. Wissmann hatte Geduld gelernt, eine Tugend, die nirgends mehr als in Afrika gute Früchte trägt. Ueber den Werth dieser Tugend hat Wissmann selber einmal, wie folgt, geurtheilt. Es war auf seiner ersten Reise mit Pogge; Wissmann hatte sich einem unverschämten Häuptling gegenüber zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen und war dafür von Pogge getadelt worden; er bemerkt dazu: „Ich hatte noch nicht zur Genüge gelernt, die Folgen meiner zehnjährigen Erziehung in der preußischen Armee in Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse niederzukämpfen. Pünktlichkeit und Disciplin sind ins Afrikanische zu übersetzen und dem Neger gegenüber ist Geduld am Platze. . . . Sicher ist die beste Gewährleistung für die Tüchtigkeit eines Reisenden seine diplomatische Begabung.“ (Unt. deutscher Flagge, S. 105.) — Man wird zugeben, daß diese hier ausgesprochenen Grundsätze für einen Verwaltungsbeamten noch weit mehr maßgebend sein müssen, als für einen Reisenden, der schnell seine Straße zieht und sich um den Eindruck seiner Handlungsweise auf die Neger nicht sonderliche Kopfschmerzen zu machen braucht.

Dies nur nebenher; doch ist die Aeußerung immerhin charakteristisch für den Mann, und wir dürfen hoffen, daß er noch heute so denkt.

Der Zweck dieser Zeilen ist ein Rückblick auf die voramtliche Thätigkeit Wissmanns, auf seine Thätigkeit als Afrikareisender. Wir motiviren diese Beschränkung mit der Behauptung, daß Wissmann auch ohne sein Wirken als Reichscommissar heute unter den ersten der Männer stehen würde, die in der Entschleierung des dunklen Welttheils das Größte geleistet haben. Seine Verdienste um die Colonie sind bekannt und anerkannt, weniger vielleicht in weiteren Kreisen die Jahre seiner afrikanischen Reisethätigkeit: die heutige schnelllebende Zeit hat das vielfach schon vergessen, und eine Erinnerung daran dürfte nunmehr, da Wissmann in diesen Tagen in seinen Wirkungskreis sich hinausbegibt, am Platze sein.

Ob man sich noch des Jubels erinnert, mit dem Wissmann im Frühjahr 1883 nach seiner erfolgreichen Tour quer durch Afrika in der Heimath begrüßt wurde? Man veranstaltete zu seinen Ehren Festsitzungen und Prunkmähler und feierte ihn etwas überschwänglich als den erfolgreichsten deutschen Afrikareisenden. Gewiß, die Afrikadurchquerer waren damals noch etwas dünn gesäet — heute kennt der Geograph deren anderthalb Dutzend, die sich auf zum Theil recht ausgetretenen Pfaden ihre „Lorbern“ geholt —, damals war eine solche Reise immerhin noch eine Leistung. Andrerseits aber wollen wir doch nicht vergessen, daß das Hauptverdienst dieser That dem Führer der Expedition, Dr. Paul Pogge, gebührt, der diese sicher von der Westküste bis zum Lualaba geleitet hatte. Erman charakterisirt Pogge's Verdienst in einem diesem Forscher 1884 gewidmeten Nachruf treffend wie folgt: „Nachdem er selbst als Leiter der Expedition das alte von allen Vorgängern vergeblich erstrebte Ziel der Durchkreuzung des südlichen Congobeckens bis Nyangwe glücklich erreicht hatte, läßt er neidlos seinen jungen Begleiter die nun verhältnißmäßig leichte Reise zur Ostküste vollenden und in die Heimath vorausgehen, wo, wie er jedenfalls voraussah, sich auf dessen Person naturgemäß aller Ruhm und alle Ehre der glänzenden, doch hauptsächlich Pogge verdankten That häufen mußte.“ (Mitth. der Afrikan. Ges., Bd. 4, S. 156.)

Es liegt uns selbstverständlich fern, mit der Erinnerung an diese Thatsache Wissmanns Verdiensten irgendwie zu nahe zu treten; er selbst hat es stets anerkannt, was er Pogge, diesem „Meister in der Führung der südafrikanischen Trägerkarawane“, verdankt. Im übrigen lastete damals auf Wissmanns Schultern fast ausschließlich die wissenschaftliche Thätigkeit der Expedition, und wie er sie auffaßte, darüber belehrt uns u. a. ein Blick auf die prächtigen, von Richard Kieperts Meisterhand construirten Routenkarten der Pogge-Wissmann'schen Expedition im 4. Bande der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft“. Im Dienste dieser Gesellschaft, die seit Petermanns Tode die deutsche Afrikaforschung repräsentirte, hatten die genannten beiden Männer im Jahre 1880 ihre Reise angetreten, und diese Reise führte zum Ziel, zur Erreichung des Congo-Lualaba von Westen her — einem Ziel, das Schütt und Buchner vergeblich zu gewinnen gestrebt. Es lag damals im Interesse der Gesellschaft, mit einer „auffälligen“ That vor das Publicum zu treten und dessen Interesse für die deutsche Afrikaforschung neu zu beleben. Dazu bedurfte es, wenn möglich, einer Afrikadurchquerung, und deßhalb ging damals Wissmann von Nyangwe im kühnen schnellen Zuge zur Ostküste und verhalf der Gesellschaft zum ersehnten Erfolg. Und dieser Erfolg war mit

einer lächerlich geringen Summe erkauft! Die Großthaten deutscher Afrikaforschung haben das Vaterland wahrlich nicht viel gekostet, und auch die genannte Gesellschaft hat mit den winzigen Mitteln, die ihr zuflossen, in den elf Jahren ihres Bestehens dank der Tüchtigkeit und wissenschaftlichen Bildung ihrer Pioniere — es waren meist Gelehrte — mehr für die Aufhellung des dunklen Welttheils geleistet, als die sich naturgemäß auf die Schutzgebiete beschränkende officielle deutsche Afrikaforschung der letzten zehn Jahre.

Leider gelang es nicht, Wissmann weiter im Dienst der Gesellschaft zu verwenden. Es mangelten ihr vorläufig die Mittel. Wissmanns Thatendrang suchte aber unmittelbare weitere Befriedigung. Er nahm daher das Anerbieten des Königs der Belgier gern an, für den Congo-Staat Forschungen zu unternehmen. So hat Wissmann denn seine letzten beiden großen Reisen mit belgischem Gelde ausgeführt; daß er auf ihnen in der Lage war, Entdeckungen von hohem Interesse zu machen, ist nicht das Verdienst seines Vaterlandes, ebenso wenig wie vor nunmehr 40 Jahren die Thaten seines Landsmanns Barth. Wissmann wurde durch die ihm unbeschränkt zur Verfügung gestellten Mittel in den Stand gesetzt, seine Reise vom Jahre 1884 mit einer gewissen Garantie für den Erfolg vorzubereiten. Ein Stab von sechs Europäern begleitete ihn: alles Deutsche, auch durfte die Expedition unter deutscher Flagge marschiren, ein Zugeständniß, dessen Forderung Wissmanns deutschem Herzen alle Ehre macht. Die zweijährige Reise endete mit einem glänzenden Erfolge: es wurde das Flußsystem des Kassai erforscht, als dessen Mündung gegen die allgemeine Annahme — in Bestätigung der Erkundigungen Livingstone's und Schütts — sich die bisherige Quango-Mündung erwies. Es ist diese Reise in jeder Hinsicht Wissmanns bedeutendste That als Entdeckungsreisender. Daß namentlich auch in ethnographischer Beziehung so viel geleistet wurde, ist Verdienst seines Begleiters, des Stabsarztes Wolf.

Wissmanns Thätigkeit im südlichen Congo-Becken war damit noch nicht beendet. Während der bereits genannte Wolf den bedeutendsten rechten Nebenfluß des Kassai, den Sankuru, erforschte, nahm Wissmann einen kurzen Aufenthalt in Madeira und trat dann, noch contractlich dem König Leopold verpflichtet, eine neue Reise an, die ihn in den Jahren 1886/87 den Kassai aufwärts über Nyangwe, Tanganika und Nyassa zur Sambesi-Mündung führte. Im Congo-Becken folgte Wissmann, nur wenig neues Gebiet berührend, im allgemeinen seiner Route von 1881; in Nyangwe hoffte er sich entweder nordostwärts zu Emin Pascha oder südlich ins Quellgebiet des Congo wenden zu können. Ungünstige politische Verhältnisse, die Kämpfe der Araber mit dem Congo-Staat hinderten ihn jedoch daran; die dortigen Araber waren mißtrauisch geworden und gestatteten ihm nur den Weg zur Küste. Diese erreichte er auf der schon genannten und genügend bekannten Route. Neue Gebiete zu erschließen, war diesmal Wissmann nicht vergönnt. Er widmete sich dann der Ausarbeitung des Berichts über seine erste Afrika-Reise, bis er an die Spitze der Bekämpfung des ostafrikanischen Aufstandes berufen wurde. Seine Erfolge auf diesem Gebiet sind sicherlich noch wohlbekannt.

Die im Vorhergehenden skizzirten drei Reisen haben ein bemerkenswerthes Moment mit einander gemein. Sie wurden mit Hülfe eines intelligenten afrikanischen Negervolkes, der Baschilange, ausgeführt, dessen Mitwirkung sich Wissmann zu sichern wußte. Daß der Fürst eines innerafrikanischen Landes mit einem recht erheblichen Theile seiner Unterthanen — zuletzt mit ca. 1000 — den weißen Mann ins Unbekannte begleitete, eine solche Hülfe ist weder früher noch später einem Afrika-Reisenden zutheil geworden. Gewiß mag dieser Stamm an Intelligenz eine hohe Stellung einnehmen, man wird es jedoch in erster Linie dem Geschick Wissmanns in der Behandlung des Negers zuschreiben müssen, daß ihm die Baschilange mit unbegrenztem Vertrauen überallhin folgten: welcher unsrer neuesten „schneidigen" Afrika-Reisenden — Afrika-Forscher wäre zu viel gesagt — hätte eines solchen moralischen Erfolges sich zu rühmen? Wissmann sah seine culturelle Aufgabe in Afrika nicht im Cognac- und Secttrinken, sondern im liebevollen Studium des schwarzen Menschen, auf den er nicht mit der üblichen souveränen Verachtung herabsieht, den er vielmehr für bildungsfähig hält.

Die Bedeutung einer Afrika-Reise wird nicht allein nach der Ausdehnung des neuerschlossenen Gebiets, nach der Länge der zurückgelegten neuen Route bemessen; einen wichtigen Factor für die Beurtheilung eines Afrika-Reisenden muß immer sein Reisewerk bilden. Der Werth der Afrika-Literatur ist Schwankungen unterworfen. Er richtet sich nach dem Tempo, das die Forschung einschlägt, und dem Hauptziel, das sie verfolgt. Als das Forschungswerk noch ruhig von Statten ging, etwa bis zum Jahre 1877, und rein wissenschaftlichen Zwecken diente, schufen die Reisenden — es waren damals meist Gelehrte — ausgereifte, erschöpfende Reisewerke, es entstanden Bücher von der Formvollendung des Nachtigal'schen und Schweinfurth'schen, von der erschöpfenden Darstellung eines Barth. Die Reisenden hatten damals nach ihrer Heimkehr Zeit, oder sie nahmen sie sich wenigstens, um ihre Werke in Muße auszuarbeiten. Dann begann die mit Coloniegründungen verknüpfte neuere, politische Phase der Afrika-Forschung, der Wettlauf der Nationen und Pioniere im dunkeln Welttheil. Naturgemäß trat als Expeditionsleiter mehr der Officier dem Gelehrten gegenüber in den Vordergrund. Es sind ohne Zweifel zwei verschiedene Dinge, einen kühnen Zug glücklich durchzuführen und ein die Wissenschaft und den Laien gleich befriedigendes Buch darüber zu schreiben. In der Regel — selbstredend gibt es Ausnahmen — wird der naturwissenschaftlich gebildete Forscher dazu eher in der Lage sein, als es der nur militärisch geschulte Reisende sein kann. In diesen hier angedeuteten Verhältnissen liegt ein Grund für den geringen Gehalt der neueren deutschen Afrika-Literatur. Ein zweiter liegt darin, daß der erfolgreiche Reisende heute zu stark in Anspruch genommen wird, gern gibt er einem Rufe an die Spitze einer neuen Unternehmung nach — versäumte er das, so käme ihm im Wettbewerb in Afrika ein Anderer zuvor und pflückte ihm den Lorber weg. Fühlt er überhaupt die Verpflichtung, ein Reisewerk zu schreiben, so kann es nur während einer kurzen Urlaubszeit geschehen, die Zeit ist zu knapp zu eingehender schriftstellerischer Arbeit. Diesen Stempel des Unfertigen tragen die meisten neueren Reisewerke; es gibt unter ihnen fast keins, das sich denen der oben genannten Gelehrten in irgend einer Beziehung an die Seite stellen kann. Billigerweise wird man freilich zugeben, daß die Schuld für diese Erscheinung im allgemeinen nicht die Personen, sondern die Verhältnisse trifft — es ist in den allerletzten Jahren auch schon Vieles besser geworden —, allein andrerseits hätte man sich bei der Beurtheilung der neueren Afrika-Literatur nicht in den uneingeschränkten Lobpreisungen ergehen sollen, wie es thatsächlich jedem neuen Buche gegenüber geschehen ist. Nur bedingt gilt meist die Anerkennung, und ein Hinweis darauf, daß es in der That bessere Reisewerke gibt, als das gerade vorliegende, wäre gelegentlich am Platze.

Wissmanns Bücher haben seinerzeit ebenso uneingeschränktes Lob erfahren, wie etwa das erste Werk von Dr. Peters. Und doch haben die genannten Verfasser himmelweit von einander verschiedene Werke geliefert. Die

beiden Reisewerke Wissmanns — das dritte unter seinem Namen erschienene hat er nicht verfaßt — stehen denn doch ungleich höher als Peters' Buch über seine Emin Pascha-Expedition. Wissmann hatte nicht viel Zeit zur Abfassung seiner Bücher, er war nicht in der Lage, in ihnen die Resultate seiner Forschungen erschöpfend niederzulegen. Er sagt in seinen Vorreden, daß er es bedauert, und bittet, mit dem vorlieb zu nehmen, was er bieten kann. Was er in seinem „Unter deutscher Flagge" und seiner „Zweiten Durchquerung" gibt, ist dankenswerth genug. Die Reise- und Jagdabenteuer nehmen zwar auch hier einen ziemlich großen Theil der ohnehin nur wenig umfangreichen Schriften ein, immerhin aber sind sie von einer Fülle auch für die Wissenschaft werthvoller Einzelbeobachtungen durchsetzt, es fehlen nicht kurze, scharfe Excurse, die offenbar auch zuverlässig sind. Der Pogge'sche Beitrag zum erstgenannten Buch — schon vorher in den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft" veröffentlicht — bildet freilich den werthvollsten Theil desselben. Leider ist die Illustrirung beider Bücher, weil meist auf Phantasie beruhend, fast ohne Werth, ein Uebelstand, für den allerdings nicht Wissmann, sondern seine Verleger verantwortlich sind, die dem großen Publicum solche Bücher mit einer Fluth recht effectvoller Abbildungen künstlerisch verunziert bieten zu müssen glaubten. — Das bedeutendste der Wissmann'schen Bücher ist nun allerdings das über seine Kassai-Fahrt („Im Innern Afrika's"), von dem er weiter nichts als die Vorrede geschrieben hat. Der Verfasser des Buches ist Dr. L. Wolf, ein Begleiter Wissmanns und ein Forscher, von dem die Wissenschaft noch viel erwarten konnte; leider ist er im deutschen Togo-Lande gestorben. Das Werk ist namentlich in völkerkundlicher Beziehung von bleibendem Werth, auch fehlen hier nicht die zusammenfassenden, reflectirenden Capitel, die viele der älteren Reisewerke so werthvoll machen.

Wir glauben, im Vorstehenden kritisch, doch gerecht Wissmanns Bedeutung für die deutsche Afrika-Forschung erörtert zu haben. Es ist zweifellos, daß wir auch in seinem Werke über die Niederwerfung des ostafrikanischen Aufstandes und seine weitere Thätigkeit in Afrika viele Aufschlüsse von wissenschaftlichem Werth erhalten werden. Auch in seiner neuen Stellung, die er nunmehr antritt, dürfte er zu willkommenen Beobachtungen noch vielfach Gelegenheit finden und an der Erforschung Deutsch-Ostafrika's, die jetzt durch bedeutende Gelehrte, z. B. Stuhlmann, in vollem Gange ist, selber thätigen Antheil nehmen.

Concordat und Religionsedict.

II.

♂ Wie schon bemerkt worden, ist der zweite Theil des Stangl'schen Werkes „Concordat und Religionsedict", der, wie der soeben besprochene, ebenfalls eine Vorbereitung auf das Ganze darstellen, gleichsam ein Vorläufer sein soll und sich hauptsächlich mit den Bestimmungen des Concordats über das Kirchengut beschäftigen wird, noch nicht im Druck erschienen, weßhalb er sich bis jetzt einer eingehenden Besprechung in diesen Blättern entzieht. Aber der geschichtliche Hintergrund, vor dem sich der erste Theil „über die Religionsverhältnisse der Minderjährigen" aufbaut und dessen wir noch nicht gedacht haben, ist von selbst auch für den zweiten Theil gegeben. Diese Versäumniß nachzuholen und unsre Leser zugleich auf den zweiten Theil vorzubereiten, soll die Aufgabe der folgenden Ausführung sein, die freilich nur übersichtlichen Charakters sein kann.

Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts begann in Bayern die Umwandlung des „alten Bayern" in das „neue". Wie in anderen europäischen Staaten, sollte auch in Bayern ein Damm gegen die von Frankreich ausgegangenen revolutionären Strömungen aufgerichtet werden, um das Bestehende nicht nur vor gänzlicher Ueberfluthung zu schützen, sondern auch dem Geiste der Zeit entsprechend zu verbessern und ihm haltbarere gesetzliche Grundlagen zu geben. Der katholische Staat gewährte damals einem Andersgläubigen nicht einmal staatsbürgerliche Aufnahme in Bayern. Die Regierung glaubte erkennen zu müssen, daß zu durchgreifenden Reformen eine Vereinbarung mit dem römischen Stuhle unerläßlich sei, und die Verhandlungen, die schon 1802 im Gange waren, nahmen unter dem Ministerium Montgelas eine sehr energische Richtung an. Der Kampf war durch das berühmte Breve Papst Pius' VII. vom 3. Februar 1803 eröffnet worden. Daß der Kurfürst durch Decret vom 12. August 1801 erklärt hatte, das Bekenntniß zur katholischen Religion könne und werde er nie als ein Erforderniß für die Ansässigmachung in Bayern anerkennen, hatte den Papst „sehr tief verstimmt" und er eröffnete dem Kurfürsten in den ersten Sätzen jenes Breve, „daß nichts von dem, was unter seiner Regierung gegen die Rechte der Kirche und zu Gunsten der Akatholiken geschehen sei, bestehen bleiben könne, wenn anders die katholische Kirche in Bayern erhalten werden solle; daß man Zurücknahme jener verkehrten Maßregeln erwarte, um das Aergerniß wieder gut zu machen, welches ein katholischer Fürst den Katholiken angethan habe" u. s. w. Am Schluß wurde gesagt: „dauerten diese Verhältnisse in Bayern selbst und in den neu erworbenen Gebieten, in welchen der Beginn der bayerischen Herrschaft das Ende für die Rechtssicherheit der Kirche zu sein scheine, längere Zeit fort, finde sich der Kurfürst nicht, wie zu hoffen, bereit, der Kirche Gehorsam zu leisten — so werde der Papst nicht umhin können, nach dem Beispiel seiner Vorgänger zu thun, was seines Amtes sei". Das bedeutete die Verhängung des Interdicts über Bayern, und so wurde die Drohung auch wirklich in München verstanden. Der Kurfürst wies die ihm gemachten Vorwürfe zurück. Der Papst wollte zwar im allgemeinen die Ausgleichung der bestehenden verschiedenen Standpunkte bis zum Eintreffen eines angekündigten bayerischen Gesandten in Rom abwarten, aber er drang auf sofortige Aufhebung der in Bayern der Presse und dem Buchhandel gewährten Freiheit, und hierauf gab der Kurfürst gar keine Antwort. Inzwischen versuchte man von Rom aus ein Reichsconcordat zu Stande zu bringen und hierzu französische Vermittelung in Anspruch zu nehmen; kaum waren die ersten Verhandlungen gepflogen worden, so trat die Katastrophe des Reiches ein und machte den Plan zu nichte. Zum bayerischen Gesandten war auf Montgelas' Vorschlag Freiherr Casimir v. Häffelin ernannt. Der liebenswürdigste Empfang war ihm seitens des Cardinalstaatssecretärs Consalvi zutheil geworden, aber er hatte trotz mancher Nachgiebigkeiten, die er einmal sogar weit über seine Instruction hinaus zu machen für gut fand, woraus er vom Kurfürsten, um den Scandal der kategorischen Mißbilligung zu vermeiden, in der mildesten Form desavouirt werden mußte, in der Hauptsache gar keinen Erfolg. Rom beharrte auf Abstellung seiner Beschwerden. Unter den „Kränkungen" der Kirche wurden nicht nur bayerische Verordnungen aufgeführt, die gottesdienstliche Handlungen betrafen (Verlegung des Amtes in der Christnacht, Aufhebung der ewigen Anbetung u. dgl.), sondern hauptsächlich die bayerischen Bestimmungen über die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen, die Zulassung der gemischten Ehen, die Vertragsfreiheit der Ehegatten in der religiösen Erziehung der Kinder, die seitens der landesherrlichen Gewalt ohne Vorwissen des Ordinariats den Geistlichen gewährte Testirfreiheit, ihre Unterwerfung unter die weltliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Angelegen-

heiten, die schon erwähnte Freiheit der Presse und des Buchhandels u. a. m. Geradezu ins Maßlose hatten sich diese Beschwerden nach Inhalt und Form in der großen Staatsschrift gesteigert, welche der Note des heiligen Stuhles an die bayerische Regierung vom 30. September 1805 beigegeben war,[1]) als der Friede von Preßburg abgeschlossen wurde, der Bayern zu einem Königreich erhob. Hierdurch sah die Curie sich veranlaßt, hinfort, wie es schien, wenigstens in der Form einen andern Ton anzuschlagen. Auf beiden Seiten wurden Concordatsentwürfe aufgestellt, und auf beiden Seiten kam es je zu einem „Ultimatum“. Sie unterschieden sich von den bisherigen Elaboraten im wesentlichen gar nicht, nur daß man zuweilen Sätze zu schreiben beliebte, bei denen im Nachsatze zurückgenommen wurde, was man im Vordersatze zugestanden zu haben schien. In diesem Punkte hatte man in Bayern dem römischen Stuhle viel abgelernt. Die berühmte „Tegernseer Erklärung“, eine staatsrechtlich in Wahrheit ganz werthlose Schrift, die weiter unten erwähnt werden wird, gibt hiervon ein interessantes Beispiel.

Hatten die welterschütternden Kriegsstürme die Concordatsverhandlungen in den Hintergrund gedrängt, so war der Friedensschluß von 1814 gar sehr geeignet, sie wieder aufleben zu lassen. Auch streng katholische Männer trugen sich mit dem Gedanken, daß mit der Wiedereinsetzung der katholischen Kirche, die von dem französischen Imperator in den letzten Jahren am härtesten bedrängt worden war, in ihr geistliches und kirchliches Recht die freieste Religionsübung für alle christlichen Religionsparteien und die vollkommene Gleichheit derselben in allen politischen und bürgerlichen Rechten recht wohl zu vereinbaren, und daß Anordnungen in katholischen Kirchenangelegenheiten durch die weltliche Gesetzgebung zulässig seien. Aber Rom begnügte sich nicht mit einer conservativen Politik, sondern erstrebte Restauration im Sinne der vorhin angeführten Beschwerde- und Staatsschriften. Auf dem Wiener Congresse fand die Curie hiermit keinen Anklang, sie erlitt sogar durch den Art. 16 der Bundesacte („Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied im Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen.“) eine entschiedene Niederlage bezüglich eines ihrer obersten Principien.

Dies trug viel dazu bei, daß sich die bayerischen Staatsmänner bei den weiteren Concordatsverhandlungen auf einen anderen Standpunkt stellten als bisher, worin ihnen die Curie stillschweigend, aber nicht mit der geringsten ausdrücklichen formellen Erklärung, entgegenkam. Der bayerische Gesandte konnte in Folge dessen aus Rom berichten, daß zur Ausübung der Kirchenhoheitsrechte die Einwilligung des römischen Hofes „selbstverständlich“ nicht erforderlich sei, was man in Rom „stillschweigend zugebe, aber in keiner öffentlichen Urkunde ausdrücken lasse“; es wäre sogar unklug, die Genehmigung der Curie zur Ausübung von Rechten einzuholen, welche im Wesen der königlichen Gewalt liegen. Man verschloß sich daher auch im Staatsministerium nicht mehr der Erkenntniß, daß der päpstliche Stuhl, so fest er auf seinem System und auf gewissen Grundsätzen beharre und „keine ausdrücklichen Modificationen derselben zugebe“, dennoch nachsehe, wenn sie von der weltlichen Gewalt entweder umgangen oder durch organische Gesetze in der Anwendung unschädlich gemacht würden, und man hielt die Durchführung solcher Gesetze für leicht, „weil sämmtliche Geistliche nur aus Eingeborenen bestehen und dadurch, sowie durch ihre Bestallung und durch den Bezug ihrer Einkünfte aus dem Lande von der Regierung abhängig bleiben würden.“[2]) Man war daher entschlossen, das Concordat in der letzten Fassung, die man in Rom verlangt hatte, mit geringfügigen Modificationen in die staatskirchenrechtliche Gesetzgebung einzufügen und einen „ausdrücklichen Vorbehalt der sich von selbst verstehenden landesherrlichen Rechte“ nicht für erforderlich zu halten. Am 27. October 1817 ratificirte der König die Concordatsurkunde. Veröffentlicht wurde sie noch nicht. Man war sich vollkommen klar darüber, daß eine stricte und unbedingte Befolgung und Vollziehung des Concordats dem bestehenden Rechte, z. B. dem älteren, schon 1809 erlassenen Religionsedict gegenüber, eine thatsächliche Unmöglichkeit sei, und gönnte dem römischen Hofe den Sieg auf dem Papier, über den sich der Papst „unsäglich freute“. Man hatte die lästigen Concordatsverhandlungen durch eine Art reservatio mentalis auf beiden Seiten erledigt und gab sich in Bayern der Erwartung hin, von Fall zu Fall auftauchende Schwierigkeiten beseitigen und überwinden zu können. Dazu kam, daß die Curie (Art. 18 des Concordats) die Erhebung des Concordats zum Staatsgesetz verlangt hatte, ein Verlangen, dem man sich um so weniger widersetzte, als darin die Anerkennung der Nothwendigkeit dieses Actes lag, um den Inhalt des Vertrages zum Landesrecht zu machen, während der Papst bei den Verhandlungen über das französische Concordat in ganz derselben Zeit entgegengesetzter Ansicht war und dem französischen Abgeordneten Grafen Marcellus geschrieben hatte: „Auch kann es Ihrem so wahrheitsliebenden Geiste nicht entgehen, daß es widersinnig sei, daß das, was über heilige Sachen vom apostolischen Stuhl, nach gemeinsamer Berathung mit dem allerchristlichsten König decretirt worden ist, erst noch von einer, wenn schon sehr ansehnlichen, doch weltlichen Behörde in Berathung gezogen werde.“[1])

Es kam nunmehr alles darauf an, die Revision der alten Constitution von 1808 zu vollenden, um die neue Verfassung von 1818 vor der Publication des Concordats veröffentlichen zu können. Klagen der Protestanten über den durch die Presse bekannt gewordenen Inhalt des Concordats waren durch ein königliches Decret vom 12. März 1818 an die Generaldekanate beschwichtigt worden. Am 26. Mai wurde die Verfassungsurkunde und im Juni das Religionsedict, endlich am 18. Juli das Concordat im Gesetzblatt veröffentlicht. Zur Sicherung der dem curialistischen System entgegengesetzten und von Anfang an von der Regierung vertretenen großen Principien, Gleichberechtigung der Confessionen, Gewissens- und Glaubensfreiheit u. a. m., wurde bei der Publication die Clausel beigefügt: „Dieses allgemeine Staatsgrundgesetz bestimmt in Ansehung der Religionsverhältnisse der verschiedenen Kirchengesellschaften ihre Rechte und Verbindlichkeiten gegen den Staat, die unveräußerlichen Majestätsrechte des Regenten und die jedem Unterthan zugesicherte Gewissensfreiheit und Religionsübung. In Ansehung der übrigen inneren Kirchenangelegenheiten sind die weiteren Bestimmungen in Beziehung auf die katholische Kirche in dem Concordat und in Beziehung auf die protestantische Kirche in dem hierüber erlassenen eigenen Edict enthalten“, und hiermit war das Werk der kirchenpolitischen Gesetzgebung in Bayern formell abgeschlossen.

Es würde über den oben angedeuteten Zweck dieser Skizze hinausgehen, wenn wir die aus jener reservatio mentalis entsprungenen späteren Kämpfe, z. B. die Geschichte des Streites wegen Leistung des auch den katholischen Christlichen angesonnenen Verfassungseides u. a. m. erzählen wollten. Die letzteren waren in ihrer großen Mehrzahl einer sehr bitteren Verstimmung verfallen, welcher der Erzbischof von Bamberg und der Fürstbischof von Eichstätt in den bemerkenswerthen Worten Ausdruck gaben, es sei „den

[1]) v. Sicherer, Staat und Kirche, S. 99.
[2]) v. Sicherer a. a. O., S. 250 ff.

[1]) v. Sicherer a. a. O., S. 256, not. 86.

geschworenen Feinden unsrer heiligen Religion gelungen, durch listige Einschaltung des Religionsedicts in die Reichsverfassung die kirchliche Regierungsform in ihren Grundpfeilern zu erschüttern und die den Bischöfen von Jesus Christus selbst ertheilte Gewalt künftig von der weltlichen Gewalt abhängig zu machen".[1]) Wir erinnern nur noch an die instructionswidrige, die Gültigkeit des Religionsedicts fälschlich auf die protestantische Kirche beschränkende, in Rom abgegebene, angeblich vom König befohlene Erklärung des Cardinals Häffelin vom 27. September 1818, die, wie schon gesagt, in den vorsichtigsten Formen seitens der bayerischen Regierung berichtigt werden mußte, weil man von einer förmlichen Zurücknahme derselben den vollständigen Bruch zwischen der Curie und dem Ministerium und die folgenschwersten Schritte seitens des Papstes, Interdict u. dgl. befürchten zu müssen glaubte. Hatte doch Consalvi in einer besonderen „Lehrauseinandersetzung" den Widerspruch der bayerischen Verfassung mit den katholischen Grundsätzen mit der Behauptung begründet, „die neue Gesetzgebung stelle die katholische Religion auf gleiche Stufe mit den Secten von Luther und Calvin, statt ihr, der Religion des Souveräns und der Mehrheit der Unterthanen, den ihr gebührenden Vorzug einzuräumen. Aus ihr gehe die Meinung hervor, als seien die drei Bekenntnisse in gleicher Weise wahr. Das sei Indifferentismus in Sachen der Religion; die Achtung, welche man der Wahrheit schulde, werde vom Gesetze ebenso für jene beiden Secten, wie für die katholische Religion, die allein wahre Religion, verlangt." So scharf waren (und sind heute noch) die Gegensätze! Eine Ausgleichung der Gegensätze war nicht möglich; nur ein formaler Abschluß des Streites fand statt, der in der „Tegernseer Erklärung" des Königs vom 15. Sept. 1821 Ausdruck fand. Sie besagte, daß das Concordat als Staatsgesetz anzusehen und zu vollziehen sei, daß es aber bei Erlaß des Verfassungsgesetzes keineswegs in der Absicht des Königs gelegen habe, dem Gewissen der Unterthanen im geringsten einen Zwang anthun zu wollen. Beides paßt nicht zusammen, denn ein solcher, wenigstens äußerlicher, Zwang ist die Seele des Concordats, und weniger die Ueberzeugung von einer staatsrechtlichen Erheblichkeit der Erklärung als das Vertrauen auf die persönliche Gesinnung des Monarchen im Zusammenhang mit einer leicht erklärlichen Kampfesunlust, ja Kampfesmüdigkeit verschaffte ihr die beruhigende Wirkung, die sie allenthalben, wenigstens nach außen hin hatte.

Der Widerstreit zwischen Religionsedict und Concordat ist keine Rechtsfrage, die durch Interpretation zu lösen wäre, sondern eine Machtfrage, ein Kampf um die Frage, wer Herr in Bayern sein soll, der König oder der Papst.

Aus diesem Wirrsal von Streitigkeiten hat Stangl einen Punkt als Gegenstand seiner zweiten Vorbereitungsschrift herausgegriffen, der die Frage der Gültigkeit des Concordats gegenüber der weltlichen Gesetzgebung am schärfsten beleuchten dürfte, nämlich die Vermögensrechte der Kirche. Weltliche Herrscher sind mit den Päpsten in Kriegszeiten schon oft sehr schonungslos umgegangen. Solche Maßregeln, Gefangensetzung u. dgl., betrafen aber immer nur die Person des heiligen Vaters, die er als eine Schickung der Vorsehung würdig ertrug. Viel empfindlicher wurde die Curie von den Schlägen getroffen, die ihren Principien eine schroffe Negation entgegensetzten, wie es im Laufe des vorigen Jahrhunderts seitens der bayerischen Regierung durch die Amortisationsgesetze und zu Anfang unsres Jahrhunderts seitens des Reiches durch die Säcularisation geschehen ist. Das Bestreben der weltlichen Gewalt war bei jenen darauf gerichtet, die Führung und Beaufsichtigung der kirchlichen Vermögensverwaltung in weltliche Hände zu verlegen und Einschränkungen der Vermögenserwerbsfähigkeit der Kirche einzuführen, d. h. den Vermögenserwerb der „todten Hand", zu beseitigen, und der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 verfügte sogar, daß die Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster, mittelbarer, wie unmittelbarer, der freien Verfügung der betreffenden Landesherren sowohl für Zwecke des Cultus, wie des Unterrichts und anderer gemeinnütziger Anstalten überlassen seien. Das war zwar im Reformationszeitalter auch schon geschehen. Daß aber die Säcularisation so weit ging, den Landesherren jene Güter sogar zur Erleichterung ihrer Finanzen (§ 35) auszuantworten, rief die Opposition der Curie in vollstem Maße hervor. Sie konnte zwar, so dringend sie Restauration verlangte, das Geschehene nicht ungeschehen machen, aber sie wollte sich durch das Concordat vor ähnlichen Vorkommnissen schützen. Und dies sollte durch den § 8 geschehen, der den Mittelpunkt der Ausführungen Stangls bilden wird. Er lautet in deutscher Uebersetzung (die wir dem bis zur Unverständlichkeit verwilderten Latein des Textes vorziehen): „Die Güter der Seminarien, Pfarreien, Beneficien, Kirchenfabriken und aller übrigen Kirchenstiftungen werden stets und ungeschmälert erhalten und können weder veräußert, noch in Pensionen verwandelt werden. Die Kirche wird auch das Recht haben, neue Besitzungen zu erwerben, und was sie erwirbt, soll ihr Eigenthum und gleicher Rechte mit den älteren Stiftungen theilhaftig sein, welche so wenig, wie die künftig zu errichtenden, ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles jemals eingezogen oder verringert werden können; jedoch mit Vorbehalt der Rechte, welche den Bischöfen nach dem heiligen Concilium von Trient zustehen."

Nach dem Bisherigen haben wir nicht nur im vorliegenden ersten Theil des Stangl'schen Werkes einen werthvollen Beitrag zur Lehre vom Religionsedict zu erblicken, sondern auch vom zweiten Theil über das Concordat eine Leistung zu erwarten, die uns wissenschaftlichen Genuß bereiten wird, was bei juristischen Werken nicht häufig der Fall ist. Die Arbeit ist im wesentlichen den Fragen gewidmet: Wer ist Eigenthümer des Kirchengutes? Die Kirche? Wer ist die Kirche? Ist es eine bayerische Landeskirche? Oder ist es die ecclesia universalis im Sinne des Concordats? Was ist Kirchengut? Worin besteht der geschichtliche Zusammenhang des Art. 8 des Concordats mit den einschlägigen Bestimmungen anderer Concordate des 19. Jahrhunderts? Kann Kirchengut vom Staate besteuert werden? Besteht ein Widerspruch zwischen Concordat und der weltlichen Gesetzgebung? Stangl behauptet denselben im Gegensatz zur herrschenden Meinung. Daß er die Ergebnisse seiner Untersuchungen sowohl auf dogmatischem, als historischem Wege sucht und findet, wird keiner besonderen Erwähnung bedürfen, und es ist ohnehin von hohem Interesse, eine herrschende Ansicht von einer jugendlichen Kraft, wie Stangl, bekämpft zu sehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zur deutschen Landes- und Volkskunde im ausgehenden Mittelalter.** Wie es in früherer Zeit im eigenen Lande ausgesehen, dies zu ermitteln, ist jedenfalls eine der belohnendsten Aufgaben des Culturhistorikers. In erster Linie kommen da natürlich die Zeugnisse der eigenen Volksgenossen in Betracht, aber neben ihnen können auch die Berichte solcher Ausländer, welche irgend eine geschäftliche Ursache — Vergnügungsreisen gab es ehedem kaum — in ein fremdes Land geführt hat, hohes Interesse hervorrufen. Nach dieser Seite hin verdient eine Veröffentlichung von Dr. H. **Simonsfeld**[1]) die volle Beachtung nicht bloß des

---

[1]) v. Sicherer a. a. O., S. 277.

[1]) **Simonsfeld**, ein venetianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1492. Berlin 1895. Emil Felber. (Separat aus Dr. G. Steinhausens „Zeitschrift für Culturgeschichte".)

Fachmannes, sondern eines Jeden, dem Sinn für die Geschichte des eigenen Volksthums nicht mangelt. Im Jahre 1492, während der geniale Italohispanier eine neue Welt jenseit des Oceans auffand, gingen zwei venetianische Nobili im Auftrage ihrer Republik auf eine Entdeckungsreise nach Deutschland. Sie sollten dem römischen Kaiser (Friedrich III.) und dem römischen Könige (dem bald nachher zum Kaiser erhobenen Maximilian I.) Glückwünsche zur Wiederherstellung des Friedens überbringen, vielleicht deßhalb, weil die Unruhen in Süddeutschland auf den Handel der Weltstadt einen ungünstigen Einfluß ausgeübt hatten. Die HH. Contarini und Pisani hatten neben anderem Gefolge einen Secretär erster und einen solchen zweiter Classe bei sich, und dieser letztere, Andrea de Franceschi, führte das Tagebuch, dessen Inhalt uns im Auszuge mitgetheilt wird. Eine vollständige Textausgabe des Originals bleibt vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten.

Der italienische Legationssecretär hat sich offenbar bemüht, die Augen aufzumachen und genau zu beobachten, und wir können auch in manchem einzelnen Falle recht wohl erkennen, daß er sehr treu das Gesehene wiedergibt. Daneben freilich läuft auch manches oft kritische Mißverständniß mit unter, und hie und da sieht sich der Herausgeber, der nach Kräften durch seinen Commentar die nicht immer durchsichtige Erzählung verdeutlicht, außer Stande, den Sinn dessen aufzuklären, was Franceschi eigentlich sagen wollte. Im ganzen aber kann man diesem immer folgen. Erst in San Michele verlassen die Reisenden den lombardischen Boden — ein höchst merkwürdiger Beleg dafür, daß die Stammes- und Sprachgrenze im Etschthale sich seit vierhundert Jahren nicht verschoben hat. Allerdings scheint in Trient noch etwas mehr deutsches Wesen, als heutzutage, vorhanden gewesen zu sein. Ueber Bozen und den Brenner gelangte man nach Innsbruck, wählte von Hall aus den Wasserweg und gelangte bei Rattenberg auf bayerisches Gebiet (Bayern-Landshut). Zu Schiffe passirte man Rosenheim, Wasserburg (wo das weibliche Geschlecht sehr hübsch, das männliche gerade entgegengesetzt gefunden wird), Neu-Oetting, Braunau, Passau und Aschach und entledigte sich dann bei dem zur Zeit in Linz residirenden Kaiser des überkommenen Auftrags. Da jedoch dessen Sohn in Straßburg weilte, so trat die Gesandtschaft die Weiterreise dorthin zu Pferde an. Diese führte über Salzburg, Ebersberg — in Zorneding wurde Mittag gemacht — nach München, und unsre Stadt findet auch wieder den üblichen Beifall der fremden Reisenden. Bruck, Landsberg a. L., Memmingen, Ulm, Stuttgart, Messo Villa (?), Pforzheim und Rastatt waren weitere Stationen. In Straßburg empfing der König die Deputation sehr huldreich, und nunmehr kehrte dieselbe über Villingen, Donaueschingen, Konstanz, Mayenfeld, Chur und Tiefenkasten in die Heimath zurück, sehr erfreut, im südlichen Graubünden und im Bergell sich wieder der „lombardischen Sprache“ bedienen zu können. Mit der Ankunft in Brescia bricht der Bericht ab.

Die Bestrebungen des Herausgebers, für die oft entsetzlich verstümmelten geographischen Namen den richtigen Sinn zu finden, sind im allgemeinen von gutem Erfolge gekrönt gewesen. Das war aber nur auf Grund sorgfältiger topographischer Studien möglich. Die als ganz unklar gekennzeichnete Angabe über die Größe der Stadt Linz scheint uns durch den Stadtplan, der den Hauptplatz als beherrschenden Kern der Altstadt zur Anschauung bringt, eine entsprechende Interpretation zu finden. S. G.

Nordböhmisches Gewerbemuseum in Reichenberg. Kunstschmiede- und Schlosserarbeiten des 13. bis 18. Jahrhunderts aus den Sammlungen des nordböhmischen Gewerbemuseums in Reichenberg mit Text von Dr. Gustav E. Pazaurek. 30 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1895. Verlag von Karl W. Hiersemann. — Das nordböhmische Kunstgewerbemuseum in der drittgrößten Stadt Böhmens, Reichenberg, ist ohne Zweifel unter den österreichischen Provincialmuseen eines der bedeutendsten, schon dadurch, daß es den Bedürfnissen des betriebsamsten und wichtigsten Industriebezirkes der Monarchie dient. Schon im Jahre 1873 begründet, übertrifft es seine viel jüngere Prager Schwesteranstalt, das tschechische Kunstgewerbemuseum, nicht allein an Zahl und Werth der Sammlungsgegenstände (7104 Nummern), sondern auch durch viel regere praktische und wissenschaftliche Thätigkeit; über das Prager Museum existirt bisher gar keine officielle Publication, während das Reichenberger Museum nicht nur einen Führer und ausführlichen Katalog (beide sind illustrirt), sondern auch einen gedruckten Bibliothek-Katalog herausgegeben hat. Obwohl die Unparteilichkeit seitens des Museums auf das strengste gewahrt wird — es wurde sogar ein Katalog in böhmischer Sprache, ohne zwingende Nothwendigkeit herausgegeben, ferner wurden allen Gewerbeschulen mit böhmischer Unterrichtssprache die Objecte der Sammlung, die Bücher und Vorlagen der Bibliothek in liberalster Weise zugänglich gemacht — läuft man doch im Landtag zu Prag fortwährend Sturm gegen das deutsche Institut, das sich begreiflicherweise, wie die gut deutsche Stadt Reichenberg, auch nicht utraquisiren lassen will. Da das Museum in höchst unzulänglichen Räumen untergebracht ist, ist ein Neubau für dasselbe geradezu eine Lebensfrage; hoffen wir, daß die Petition um eine gleiche Bausubvention, wie sie doch auch das Prager Institut im abgelaufenen Jahre erhielt, endlich Erfolg habe. Der unselige, das Land zerrüttende Nationalitätenstreit sollte doch den Herren in der Prager Landstube das bischen Gerechtigkeitssinn nicht ersticken.

Eine schöne Probe der emsigen Thätigkeit und des wissenschaftlichen Geistes im Reichenberger Museum liefert das vorliegende, im bekannten Hiersemann'schen Kunstverlage erschienene Großfoliowerk. Es bringt diejenige Abtheilung, in der das Museum in Oesterreich nahezu ohne Rivalen dasteht, die Eisensammlung, auf 30, im ganzen trefflich gelungenen und reinen Lichtdrucktafeln zur Anschauung. Eine in knappen Umrissen gehaltene Einleitung aus der Feder eines der tüchtigsten jungen Kunsthistoriker der deutschen Prager Schule, des Custos der Sammlungen Dr. Gustav E. Pazaurek, auch Redacteur der trefflichen Mittheilungen des nordböhmischen Gewerbemuseums und bekannt durch eine fleißige Monographie über den Prager Maler Karl Screta, orientirt in sachlicher Weise über die Entwicklung der Schmiede- und Schlossertechnik im allgemeinen. Sie gewinnt noch besonderes Interesse durch die Publication eines von Pazaurek im Prager Stadtarchiv aufgefundenen Inventars der Werkstätte eines der bedeutendsten Kunstschlosser der deutschen Spätrenaissance, des Jörg Schmidhammer († 1577 als Hofschlosser Kaiser Rudolfs II. in Prag), von dem die herrlichen Gitter an den Grabmälern Maximilians I. in Innsbruck und Ferdinands I. im Prager Dom herrühren. Wir erhalten dadurch einen höchst lebendigen Einblick in das kunstfleißige Haus eines deutschen Handwerksmeisters, wie es uns der gleichzeitige Jost Amman in seinen Holzschnitten treulich im Bilde vorgeführt hat. Jedenfalls hat man es hier mit einer der werthvollsten kunstgewerblichen Publicationen der letzten Zeit zu thun, die dem Reichenberger Museum zu bleibender Ehre gereicht. S.

* Programm der vom 11.—15. August l. J. in Linz stattfindenden VI. Hauptversammlung der Internationalen criminalistischen Vereinigung. — 11. August, Abends 8 Uhr: Empfangsabend im städtischen Volksgarten. — 12. August, 9—2 Uhr: Verhandlung im ständischen Redoutensaale. $2^1/_2$ Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl. 4 Uhr: Besichtigung des neueröffneten oberösterreichischen Museums. 8 Uhr Abends: Gesellige Zusammenkunft im Casinogarten. — 13. August, 9—2 Uhr: Verhandlung. $2^1/_2$ Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl. $4^1/_2$ Uhr: Ausflug per Separatdampfer nach Kloster Wilhering a. D. 9 Uhr: Gesellige Zusammenkunft. — 14. August, 9—2 Uhr: Verhandlung. $2^1/_2$ Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl. 8 Uhr: Kneipabend. — 15. August: Ausflug nach Gmunden ins Salzkammergut mittelst Separatzugs. Rundfahrt am Traunsee mittelst Separatdampfers. Blumencorso. — Mit dem ständischen Redoutensaale, in welchem die Verhandlungen stattfinden, stehen die Restaurationslocalitäten des Casino's in unmittelbarer Verbindung. Der Ortsausschuß in Linz hat aus sich eine eigene Wohnungsfection gebildet. An den Obmann-Stellvertreter dieser Section, kais. Rath Eduard Thum in Linz a. D., wollen alle diejenigen Herren, welche die Hauptversammlung in Linz besuchen und wünschen, daß ihnen vom Ortsausschusse daselbst eine Wohnung besorgt werde, bis längstens 1. August 1895 ihre Anmeldung gelangen lassen. Sonstige Auskünfte ertheilt der Schriftführer des Ortsausschusses, Dr. Alexander Nicoladoni, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz a. Donau. — Berathungsgegenstände: 1) Der Einfluß der neueren strafrechtlichen Anschauungen auf die gesetzgeberische Behandlung des Versuchs und der Theilnahme. — 2) Der Lustmord, anthropologisch und sociologisch untersucht. — 3) Die berufsmäßige Ausbildung der praktischen Criminalisten. — 4) Ist eine Erweiterung des summarischen Strafverfahrens mit der Unterscheidung von Rückfälligen und Erstlingsverbrechern verträglich? — Zu Frage 2 bemerken wir: Es handelt sich um die Sammlung und um die wissenschaftliche Prüfung der festgestellten Fälle des Lustmordes. Wir richten demnach an alle unsre Mitglieder in den verschiedenen Ländern die dringende Bitte, die ihnen bekannt gewordenen Fälle

an Prof. v. Liszt in Halle a. S. mitzutheilen. Wo actenmäßige Darstellung nicht möglich ist, werden Zeitungsausschnitte u. s. w. genügen. Die Berathung in Linz soll die Grundlage für eine systematische Bearbeitung des Themas liefern.

* Jahresbericht des Hansischen Geschichtsvereins, erstattet vom Vorstande in der XXIV. Generalversammlung zu Bielefeld am 4. Juni. — Von einem schweren Verlust ist der Verein seit seiner letzten Zusammenkunft betroffen worden, da Prof. Weiland in Göttingen, der v. J. 1882 an dem Vorstand angehörte, ihm in seinen besten Mannesjahren durch den Tod entrissen ist. In ihm hat der Verein einen stets bewährten Rathgeber, einen eifrigen Förderer seiner Bestrebungen und Arbeiten verloren. Nach anderem Ab- und Zugang zählt der Verein gegenwärtig 454 Mitglieder.

Von den literarischen Publicationen des Vereins ist im vergangenen Jahr außer einem Heft der Geschichtsblätter der 5. Band der Hansischen Geschichtsquellen, der die von Hrn. Oberlehrer Dr. Blümcke in Stettin bearbeiteten Berichte und Acten der Hansischen Gesandtschaft nach Moskau i. J. 1603 enthält, veröffentlicht worden. Mit dem Druck eines neuen Heftes der Geschichtsblätter ist begonnen. Die Vorarbeiten für den 6. Band der III. Abtheilung der Hanserecesse sind von ihrem Herausgeber Hrn. Prof. Dr. Schäfer, soweit gefördert worden, daß voraussichtlich mit seiner Drucklegung noch vor Ende dieses Jahres begonnen werden kann.

Die Arbeiten für das Hansische Urkundenbuch, unter der Leitung von Prof. Dr. Höhlbaum, sind unablässig weitergeführt worden. Hr. Dr. Karl Kunze in Gießen hat, nachdem er das Verhältniß des von ihm herauszugebenden Urkundenbuchs zu den bereits veröffentlichten Hanserecessen von neuem festgestellt, das Manuscript für den 4. Band abgeschlossen. Es umfaßt die Periode von 1361—1392, wird also wie der 3. Band in die Mittheilung großer hansischer Privilegien für Flandern ausmünden. Vor Ablauf des Vereinsjahres soll der Band fertig vorliegen. Ohne jede größere Unterbrechung wird sich der Druck des 5. und der folgenden Bände anreihen können. Für die Fortsetzung durch das 15. Jahrhundert hat Hr. Dr. Kunze im Sommer 1894 die holländischen und belgischen Archive bis 1450 völlig ausgenutzt; nur noch das Reichsarchiv in Brüssel und die Belgica des Departementalarchivs in Lille werden auf einer kurzen Fahrt aufgesucht werden müssen. Die Arbeiten in den Ostseestädten sind zum Theil erledigt, zum Theil soweit gefördert worden, daß sie sich in Gießen selbst, dank der beinahe überall herrschenden Liberalität im Versenden von Archivalien, verhältnißmäßig schnell werden zu Ende führen lassen. Ob eine neue Forschungsreise nach England ausführbar ist, darüber läßt sich noch nichts Bestimmtes angeben. Abgesehen hiervon, wird innerhalb der nächsten Jahre nur noch eine einmalige längere Reise nach Lübeck und Kopenhagen erforderlich sein. Skandinavien, Riga und Reval sind durch die vorhandenen urkundlichen Publicationen und die älteren Vorarbeiten von Prof. Höhlbaum und den HH. Dr. Hagedorn und Professor Dr. Schäfer bis 1450 für das Urkundenbuch erschöpft. Aus den preußischen Städten ist das Material bis 1430 durch die beiden erstgenannten größtentheils bereits gesammelt. Erst wenn das Urkundenbuch sich dem Ende der zwanziger Jahre des 15. Jahrhunderts nähert, wird noch eine Reise nach Preußen auch für Hrn. Dr. Kunze nöthig werden. An seine Arbeit schließt sich die von Hrn. Dr. Walther Stein in Gießen bis 1500 unmittelbar an. Auch für sie sind ähnliche Fortschritte zu verzeichnen. Nach einer Forschungsreise durch die holländischen und belgischen Archive im Herbst 1894 bleiben im Westen nur noch die Archive von Groningen, das sich eines neuen stattlichen Urkundenfundes erfreut, Antwerpen, Mecheln, Brüssel und Lille zu erledigen. An seinem Wohnort hat Dr. Stein die Ausbeutung des Kölner Stadtarchivs fortgesetzt. Die ersten 12 Bände der Briefbücher dieses Zeitraumes sind für das Urkundenbuch abgethan, der gesammte reiche Besitz des Archivs an hansischen Urkunden, Acten und Briefen bis 1500 und an ausgegangenen Schreiben des Raths bis 1476 ist erledigt. Auf Grund der von Hrn. Dr. Kunze auf früheren Reisen aufgenommenen Verzeichnisse hat Hr. Dr. Stein auch die westfälischen Archive für das Urkundenbuch aufarbeiten können. Nach den erforderlichen literarischen Vorarbeiten hat er kürzlich die Archive der niedersächsischen und wendischen Städte zu bereisen begonnen, die von Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Lüneburg, Bremen, Hamburg und Lübeck zum Theil erledigt, zum Theil zur Benutzung der Archivalien in Gießen für seine Abtheilung durchforscht. Die Reise, auf der er sich zur Zeit noch befindet, wird demnächst in andere Ostsee-Städte, besonders Wismar und Rostock, sodann nach Preußen fortgesetzt. Da die Arbeiten von Dr. Stein für den Zeitraum von 1451—1500 vor noch nicht langer Zeit in Angriff genommen sind, so läßt sich ihre Ausdehnung noch nicht abschätzen, indeß sind auch sie auf sicherem Wege. Beiden Mitarbeitern des Vereins ist auf ihren Reisen bei den Archivvorständen überall die freundlichste Unterstützung und in Gießen in der Universitätsbibliothek durch Hrn. Oberbibliothekar Dr. Haupt in jeder Beziehung weitestgehendste Förderung zutheil geworden.

Von den Hansischen Inventaren des 16. Jahrhunderts, deren erste Abtheilung die Hanseatica des Kölner Archivs vorführen wird, hat Prof. Höhlbaum den ersten Band im März ds. Js. dem Druck übergeben. Die reiche Ueberlieferung des Kölner Archivs zur Hansegeschichte auch für das letzte Jahrhundert der Entfaltung gemeinhansischen Wesens wird er in der in früheren Jahresberichten beschriebenen Weise vorführen. Der erste Band, der die Jahre 1531—1571 umfaßt, ist im Druck so weit vorgeschritten, daß sein Erscheinen für das Ende dieses Jahres mit Bestimmtheit in Aussicht gestellt werden kann. Die Inventare der Hanseatica des 16. Jahrhunderts in den Archiven von Braunschweig und Danzig sollen erst veröffentlicht werden, wenn die ersten zwei Bände des Kölner Inventars (bis 1591) gedruckt vorliegen.

* **München**, 9. Juli. Am 6. d. M. habilitirte sich Dr. Martin Hahn, Assistent am Hygienischen Institut mit einer Probevorlesung über Milch und Milchcontrole.

* **Bonn**, 8. Juli. An Stelle des im Herbst nach Berlin gehenden Prof. Dr. Kahl ist Prof. Dr. Karl Bergbohm aus Marburg für Staatsrecht und anstoßende Fächer hieher berufen worden. — Der Privatdocent für Physik an hiesiger Universität, Dr. Franz Richarz, bisher in Spandau als Mitglied der Commission zur Bestimmung der Gravitationsconstante thätig, ist als Nachfolger Oberbecks zum ordentlichen Professor und Director des physikalischen Instituts an der Universität Greifswald ernannt worden.

* **Kiel.** Prof. Dr. Hänel hat einen Ruf an die Universität Bonn erhalten, wird demselben aber nicht Folge leisten.

* **Berlin.** Ueber die Arbeiten an der Sternwarte im Jahre 1894/95 hat der Director Geh. Rath Förster einen amtlichen Bericht erstattet, in welchem er u. a. Folgendes mittheilt: Am großen Meridian-Instrument wurden von Dr. Battermann neben den laufenden Zeitbestimmungen der Sternwarte hauptsächlich 3000 Ortsbestimmungen von Sternen ausgeführt, darunter von solchen, welche bei den in den letzten Jahren ausgeführten Beobachtungen über die Lagenänderungen der Erdaxe benutzt worden sind. Prof. Dr. Goldstein hat mit Benutzung der in der physikalisch-technischen Reichsanstalt ihm zur Verfügung gestellten Räume und Einrichtungen seine elektrischen Untersuchungen fortgeführt. Die Verfolgung der elektrischen Nachbildung von Cometen-Erscheinungen mußte er jedoch unterbrechen, weil seitens der Sternwarte die Anschaffung einer für diese Untersuchungen als sehr wichtig erwiesenen constanten Batterie von mehreren hundert großplattigen Elementen noch nicht ermöglicht werden konnte. Ferner hat F. S. Archenhold in der photographisch-astronomischen Station im Grunewald seine photographischen Aufnahmen von Himmelserscheinungen nebst einschlägigen experimentellen Untersuchungen weitergeführt. Bei correspondirenden photographischen Aufnahmen der leuchtenden Wolken, welche zu Frankfurt a. O., Rathenow und in der Grunewald-Station von Archenhold, Heuer und Dr. Tatens veranstaltet wurden, hat sich ergeben, daß die leuchtenden Wolken noch immer in den Monaten Juni und Juli unter fast denselben Umständen wie seit 9 Jahren auftreten. Leider war gerade das Wetter in der Gegend von Berlin äußerst ungünstig, und die übrige astronomische Welt kümmert sich bedauerlicherweise fast gar nicht um diese überaus wichtige und merkwürdige Erscheinung, weil sie einem Grenzgebiet zwischen Meteorologie und Astronomie angehört. Der öffentliche Zeitdienst der Sternwarte und die Austheilung genauer Zeitangaben durch telegraphische und telephonische Signale wurde wie bisher fortgeführt. In ausgezeichneter Weise functionirt gegenwärtig das central von der Sternwarte regulirte, durch die Eisenbahntelegraphen jeden Morgen um 8 Uhr allen Stationen des Staatsbahnnetzes zugehende Zeitsignal. In Erprobung begriffen ist auf der Sternwarte im Interesse einer größeren Einheitlichkeit der Zeitsignale an den deutschen Seeküsten eine neue Einrichtung, welche es ermöglichen wird, von Berlin aus in einer geeigneten verkehrsfreien Nachtstunde mit einem Schlage auf

sämmtlichen Zeit-Signalstationen der Küsten gewisse Hülfseinrichtungen richtig zu stellen, welche alsdann im Laufe des folgenden Tages die erforderlichen Signale, seien es sogenannte Zeitballsignale oder Lichtsignale, völlig correct und selbstthätig abzugeben vermögen.

* **Wien.** Der „N. Fr. Pr." zufolge soll der Zoolog Hofrath Prof. Dr. Karl Claus, einer der wenigen deutschen Gelehrten, denen es vergönnt war, zu Darwin intimere persönliche und wissenschaftliche Beziehungen zu erhalten, mit Schluß des laufenden Schuljahres die Wiener Hochschule verlassen. Hofrath Claus war schon zur Zeit des Rectorats Tschermak in einen Conflict mit seiner Oberbehörde gerathen. Ursache desselben war eine dem Gelehrten drohende Beschränkung der ihm zu Forscherzwecken eingeräumten Localitäten, die ganz im Gegensatz zu den Abmachungen stand, welche seinerzeit mit Hofr. Claus anläßlich dessen Berufung nach Wien getroffen wurden. Minister Dr. v. Madeyski hat nun unmittelbar vor seiner Demission, nachdem er kurz vorher auch das Scheiden Herings von der Prager Universität nicht zu verhindern verstand, gegen Professor Claus entschieden. Derselbe antwortete mit der Einreichung seiner Demission. Hoffentlich gelingt es, die Universität vor dem drohenden Verluste zu bewahren.

* **Paris**, 2. Juli. Ein wichtiger, das heißt mit einer hohen Ziffer bewertheter Gegenstand der Wettprüfung zur Aufnahme in die polytechnische Schule und in St. Cyr (die Anstalt zur Heranbildung der Berufsofficiere) ist die deutsche Sprache. Viele Bewerber finden sie aber zu schwer und in ihren Kreisen ist eine Bewegung entstanden, die eine Aenderung der bestehenden Vorschriften dahin bezweckt, daß es den Prüflingen freigestellt sein soll, statt der deutschen Sprache die englische zu wählen, die keine grammatikalischen Schwierigkeiten bietet und in der man es leichter zu einer gewissen oberflächlichen Fertigkeit bringen kann, als in der unsrigen. Gesuche in dieser Richtung, die in ziemlicher Anzahl an den Unterrichtsrath gelangten, wurden von diesem günstig aufgenommen und den zuständigen Ministern, dem Kriegs- und Unterrichtsminister, zur Beachtung empfohlen. Der Unterrichtsrath ist eine Art Schulparlament, das von den Lehrkörpern aller Unterrichtsanstalten von der Volks- bis zur Hochschule gewählt und zum Theil von der Unterrichtsverwaltung ernannt wird. Diese Vertretungskörperschaft hat keine beschließende, sondern nur eine berathende Stimme, ausgenommen in Angelegenheiten der Schulzucht, die Minister brauchen sich also an ihre Wünsche nicht zu kehren. Thatsächlich ist denn auch der Beschluß, den künftigen Officieren die Wahl zwischen Deutsch und Englisch zu überlassen, von der Regierung noch nicht gutgeheißen, und es ist nicht gewiß, daß er es überhaupt wird. Die ernsten Blätter sind entschieden dagegen. Ihnen scheint Deutsch nicht nur im Hinblick auf den eingestandenen Zweck aller Wehranstrengungen Frankreichs für den Officier viel wichtiger und unentbehrlicher, sondern auch ein weit sicherer Maßstab der Fähigkeit und des Fleißes der Wettbewerber als Englisch. Ein Franzose, der die deutsche Sprach- und Satzlehre beherrscht und einen leidlich ansehnlichen deutschen Wortschatz besitzt, muß sicherlich mehr Aufmerksamkeit, Ausdauer und Fähigkeit des Begreifens aufgewendet haben, als ein anderer, der ungefähr ebenso gut Englisch kann, und es wäre nicht gerecht, die Anstrengung der beiden gleich zu bewerthen. („Voss. Ztg.")

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 7. bis 10. Juli folgende Schriften eingegangen:

Richard v. Mach: Die macedonische Frage. Wien, Verlag Reichswehr 1895. — *Moustafa Kamel:* Conférence sur l'Egypte, faite à Toulouse 4. juillet 1895. Toulouse, Marquès et Cie. — Robert Drill: Soll Deutschland seinen ganzen Getreidebedarf selbst produciren? (Brentano und Lotz: Münchener volkswirthschaftliche Studien IX.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. — ?: Das sociale Kaiserreich und das Ende der Capitalherrschaft. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Prof. E. Nestle: Meine Antwort in Sachen der Fronleichnams-Procession. Ulm, H. Kerler 1895. — Dr. Karl Heinrich Rittner: Erinnerungen eines höheren Reichsbeamten aus Elsaß-Lothringen 1871—73. Saarbrücken, H. Klingebeil 1894. — Karl Tanera: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers i. J. 1870—71; illustrirt von Ernst Zimmer. 2. u. 3. Liefg. München, C. H. Beck. — Amtlicher Bericht über die Akademische Feier der Eröffnung des neuen Hauptgebäudes der k. k. Karl Franzens-Universität in Graz 4. Juni 1895. Graz, Verlag des Rectorats der Universität. — Kuno Fischer: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. 2. Aufl. II. Hälfte (Geschichte der neueren Philosophie, neue Gesammtausgabe 6. Band). Heidelberg, Karl Winter 1895. — Derselbe: Shakespeare und die Bacon-Mythen. (Kleine Schriften 3.) Heidelberg, K. Winter 1895. — Dr. Karl Schmidt: Das Naturereigniß der Sintfluth; akademischer Vortrag. Basel, Benno Schwabe 1895. — Uebersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens in Wissenschaft, Kunst und Literatur i. J. 1893. Prag, Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft &c. 1895. — Giuseppe Rigutini und Oscar Bulle: Nuovo dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano; 2. Liefg. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Mailand, Ulrico Hoepli 1895. — Dr. Max Weilner: Einleitung zur Geschichte der Wissenschaften. Taus, Selbstverlag 1895. — Richard Dehmel: Lebensblätter; Gedichte und Anderes. Berlin, Genossenschaft Pan 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Fischer, Marie, geb. Lette. Volkshochschulen. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. — Haarmann, A. Schlagwörter unsrer Zeit. Vortrag, gehalten im Kohlenclub zu Essen a. d. Ruhr am 9. Februar 1895. Sonderabdruck aus der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung". Essen, Druck und Verlag von G. D. Baedeker. — Sociales Christenthum. Eine Sammlung der hierüber von Hugh Price Hughes, M. A., in St. James' Hall, London, gehaltenen Predigten. Einzige vom Verfasser bewilligte deutsche Uebertragung von Rob. v. Zwingmann und Karl Krause. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. — Neitler, M. A. Linderung menschlichen Elends. Vorschläge und Anregungen. Verlag von Alfred Otto's Buchhandlung, Baden b. Wien. — Rollett, Alexander. Ueber Zweck und Freiheit des akademischen Lebens. Rede, gehalten am 6. December 1894 bei der Inauguration des Rectors der Karl Franzens-Universität in Graz. (Der Ertrag ist dem Freitisch-Institute der Universität gewidmet.) Graz, Leuschner u. Lubensky. — Wagner, C. Die Sittlichkeit auf dem Lande. Vortrag, gehalten auf der VI. allgemeinen Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Kolmar i. E. am 20. September 1894. Verlag der deutschen Sittlichkeitsvereine (A. Dartsch), Berlin. Commissionsverlag von Reinhold Werther, Leipzig.

Die Handschrift. Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie. Unter Mitwirkung von A. Erlenmeyer und W. Preyer herausgegeben von W. Langenbruch. 1895. Nr. 1. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. — Preyer, W. Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten der Handschriften. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 8 Diagrammen und 9 Tafeln. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß.

1895. Nr. 190. München, Donnerstag, 11. Juli. Beilage-Nummer 157.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Torquato Tasso.[1]

Von Vincenzo Crescini.

I.

Ein grauwoller Pilger, stieg eines Tages Giacomo Leopardi aus dem schwer lastenden Nebel des Mißmuths, der ihn unter den Lebenden befing, empor in das reine Licht, zu der beschaulichen Stille von San Onofrio, um das Grab Torquato Tasso's zu besuchen. Dort löste sich sein Schmerz in Thränen, und in diesen Thränen genoß er die erste und einzige Freude, die ihm sein Aufenthalt in Rom bereitete. In dem Bilde des großen Schwermüthigen, der hier im Grabe den Frieden gefunden hatte, erkannte er sich selbst wieder, und ihm war, als könne in der ganzen gewaltigen Stadt unter so viel tausend Lebendigen allein jener Todte ihn verstehen, jener Todte, der, wie ihm däuchte, seine Leiden vor drei Jahrhunderten vorausempfunden und die Poesie des Schmerzes vorbereitet hatte.

> „Uns, o Torquato, ward dein hoher Geist
> Vom Himmel da beschieden;
> Dein eigen Theil sind Thränen nur gewesen.
> Unglücklicher Torquato! Nicht zum Frieden
> Half dir dein süßes Lied, nicht konnt' es lösen
> Den Frost, der deines Herzens warmen Strom,
> So freudig einst geschwellt,
> Vereist, durch Haß und schnöde Mißgunst. Liebe,
> Liebe, des Lebens letzte Täuschung, ach,
> Verließ dich auch. Ein wesenhaft Phantom
> Schien dir das Nichts, die Welt
> Ein öder Strand . . ."[2])

Der Mythus und die Legende, welche Helden und Dichter umschleiern, zergehen und verschwinden vor der Wahrheit, die sich durchringt und in hellem Glanze strahlt; der Glorienschein des Unglücks und des Ruhmes aber, der das Haupt Torquato Tasso's umleuchtet, verschwindet nicht. Darum erfüllte Italien nur eine Pflicht, wenn es jetzt in allgemeinem Wetteifer dem großen und unglücklichen Dichter seine Huldigungen darbrachte, und auch unsre hohe Schule, die es sich zum Ruhme rechnet, ihn vier Jahre lang zum Schüler gehabt zu haben, vier Jahre, nicht fruchtlos für die Ausbildung seines Geistes und seines Dichtergenies, durfte nicht vergeßlich scheinen und sich in Schweigen hüllen.

[1]) Gedächtnißrede, gehalten in der großen Aula der Universität Padua am 23. Mai d. J. Deutsch von Karl Bolhoevener. — Zu erwähnen ist noch, daß zur dauernden Erinnerung an Tasso, der 1560 bis 1565 (mit einigen Unterbrechungen) Schüler der paduanischen Hochschule war, am 300jährigen Todestage des Dichters, 25. April d. J., auf Beschluß des Senats in der großen Aula der Universität eine steinerne Gedenktafel mit lateinischer Inschrift angebracht worden war. Eine andere Gedenktafel in dem gleichen Saale erinnert an Galilei's 18jährige Lehrthätigkeit an der Universität.

[2]) Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. 1. Theil, S. 83.

Die eigene Geschichte in Gedanken zu durchleben, sich zu sammeln, um diesen oder jenen Abschnitt der Vergangenheit sich ins Gedächtniß zu rufen, kann nur ein Mensch von rohem Verstand und Gemüth für unnütz halten. Es erhebt sich der Geist über die Sorgen und Widerwärtigkeiten des Alltagslebens hinaus zu höheren Ideen, und unter den erhebenden Erinnerungen fühlt man gewissermaßen einen aristokratischen Stolz in sich wachsen, der auch uns Lehrer an der alten Hochschule mit neuem Eifer erfüllt, ihrer Traditionen würdig zu sein, wie Patricier, denen die glanzvollen Erinnerungen ihres Hauses ein Sporn zu hochherzigem Fühlen und Handeln sind. Und mit Recht sorgen wir dafür, daß diese Gedächtnißfeier nicht spurlos vorübergeht, sondern ein unvergängliches Merkmal in unsrer Aula zurückläßt, wo man gleichsam die Majestät des Wissens und des Ruhmes spürt wie in einem Tempel die Gegenwart des Gottes. Hier wird Tasso's Name für immer prangen, nicht fern von dem Galilei's, dessen Beifall das „Befreite Jerusalem" nicht zu finden vermochte. Wie dem auch sein mag, sie sind einander würdig, der Dichter und sein Kritiker.

Galilei war ein Gigant, dem schwerlich Einer gleichzustellen ist; aber etwas Großes ist es auch, neue Wege zu erschließen und neue Welten zu entdecken in der unendlichen Welt der Empfindung und der Dichtung. Und wenn es angesichts unsrer beschämenden staatlichen Zustände von ehedem ein Trost ist, daß damals in Galilei's Geist die moderne Wissenschaft geboren wurde, so muß auch das jene Beschämung mildern, daß in gewisser Hinsicht die moderne Poesie von Tasso's gramerfüllter Dichterseele vorher verkündet ward. So trug in jeder Weise das Wirken beider Männer dazu bei, die geistige Herrschaft Italiens auszubreiten, derart, daß unser geknechtetes Vaterland über Europa, von dem es zu Boden gedrückt worden war, geistig noch lange Zeit herrschte. —

Als Tasso auf unsre Schule kam, waren er und sein Vater eben erst schlimmen Fährlichkeiten entronnen. Bernardo Tasso war bei dem Fürsten von Salerno, Ferrante Sanseverino, Geheimschreiber gewesen und hatte mit ritterlicher Treue das Loos seines Herrn theilen wollen, als der Haß und die Nachstellungen seines Feindes Don Pedro von Toledo, des spanischen Vicekönigs von Neapel, gegen welchen er das Volk bei seinem Widerstand gegen die Einführung der Inquisition in Neapel unterstützte, den Fürsten gezwungen hatten, ins Exil zu gehen. Als nach kurzer Zeit Sanseverino den Dienst Spaniens mit dem Frankreichs vertauschte, erklärte Pedro ihn als Rebellen und seiner Ehren und Güter für verlustig und schloß in dieses rachsüchtige Urtheil alle seine Anhänger ein, also auch Bernardo Tasso. Dadurch ward ein Idyll häuslichen Glückes zerstört, welches als eines der überzeugendsten Beispiele gelten könnte, wenn einer zeigen wollte, daß das Ideal eines schönen Familienlebens nicht völlig in dem Verfall der italienischen Sitten im Cinquecento verloren gegangen war. Bernardo vergötterte seine durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichnete Gattin, Porzia de' Rossi,

welche mit gleicher Zärtlichkeit seine Liebe erwiderte; ihr gemeinsames Glück bildeten ihre beiden Kinder Cornelia und Torquato. Aber das Leben am Hofe, das reich an merkwürdigen Schicksalen war, wie sie die Ritter in den damals so sehr beliebten Abenteuer-Romanzen erlebten, ließ, wie sich schließlich zeigte, keinen Zustand dauernder Ruhe aufkommen. In dem unsteten Leben eines Verbannten dachte Bernardo nur daran, die zerrissenen Fäden seiner schmerzlich beklagten idyllischen Häuslichkeit wieder zusammenzuknüpfen; er ließ sich endlich in Rom nieder und hoffte, dort die von einander getrennten Glieder seiner Familie wieder zu vereinigen. Unterdessen befanden sich seine Lieben, die in Neapel geblieben waren, ohne Schutz in der Gewalt der habsüchtigen, unmenschlichen Brüder und Verwandten Porzia's, welcher sie, unterstützt von der eigenen, herzlosen Mutter, die Einkünfte aus ihrer Mitgift vorenthielten, und als Gattin eines Rebellen durfte sie keine Gerechtigkeit erhoffen. Von dieser Mitgift sollten sie und die Kinder leben, nachdem die Verbannung die Einziehung der Güter ihres Gatten zur Folge gehabt hatte.

Es kam so weit, daß Porzia und ihre Tochter keinen andern Ausweg hatten, als sich in ein Kloster zurückzuziehen; Torquato dagegen, damals gegen zehn Jahre alt, wurde zu seinem Vater geschickt. Man kann unmöglich die Verse vergessen, die er später in der Erinnerung an den traurigen Abschied von der Mutter dichtete, den letzten Abschied, denn zwei Jahre später starb die schöne, tugendhafte, tiefunglückliche Frau am gebrochenen Herzen oder an Gift — beiderlei Verdacht ist jenen herzlosen Verwandten gegenüber gerechtfertigt —, während Bernardo und Torquato sie und Cornelia mit unendlicher, treuer Sehnsucht in Rom erwarteten.

„Doch vom Geschicke ward, ein zarter Knabe,
Dem Mutterbusen grausam ich enthoben.
Der Küss' ach! denk' ich seufzend noch im Herzen,
Der thränenfeuchten, denke noch mit Schmerzen
Feur'ger Gebete, die im Wind zerstoben.
Denn nie mehr sollt' ich Aug' in Aug' ihr blicken,
Nie mehr sie an mich drücken,
Von Mutterarmen eng und fest umwoben;
Dem Vater, gleich Camillen und Ascanen,
Folgt' ich, dem Irrenden, auf irren Bahnen." [1])

Thränenden Auges blickt der Dichter uns aus diesen Versen entgegen. Und zeitlebens blieb das Andenken an seine Mutter im Herzen Torquato's eine Quelle beseligender Gefühle und tiefen Schmerzes zugleich.

Fern von jenem anderen schiffbrüchigen Mitgliede der schwer heimgesuchten und zersprengten Familie, von Cornelia, welche seit ihrer Verheirathung in Sorrent lebte, wo sie in Tagen unsäglicher Angst in großer Gefahr geschwebt hatte, von den Türken getödtet oder geraubt zu werden, welche Nachts gelandet waren, um zu plündern, Geiseln zu holen und zu rauben, flüchteten sich Bernardo und sein Sohn zunächst in das ruhige und gastfreundliche Asyl des Hofes zu Urbino, um sich später endlich nach Venedig zu begeben. Dort herrschte Freiheit, dort gab es für Bernardo keinen Fürstendienst mehr, sondern in einem Kreise gebildeter Patrizier, Gelehrter und Dichter weit schönere Muße zum Studium und besonders zur Herausgabe seines Gedichtes, seiner Lieder und Schriften. Damals schrieb Bernardo: „Müde nunmehr der unsagbaren Mühen, welche die Thätigkeit in der großen Welt mit sich bringt, und darnach verlangend, meinen Nacken von dem unbequemen, drückenden und harten Joch des Fürstendienstes, das vierzig Jahre lang auf mir gelastet hat, zu befreien, habe ich mich entschlossen, hier, wo ich geboren bin und wo die Gebeine meiner heißgeliebten Eltern ruhen, mein Leben zu beschließen, wann es Gott gefällt."

Inzwischen lag Torquato seinen Studien ob, und zwar mit solchem Eifer und solcher Begabung, daß sein Vater schon damals berechtigt war zu hoffen, daß ein „großer Mann" aus ihm werden sollte. Madrigale und Sonette flossen ihm aus der Feder, und es gibt Gedichte von ihm, die 1561 gedruckt sind, als er 17 Jahre alt war. Was aber wichtiger ist: er versuchte sich gerade in jener Zeit an einem Heldengedichte nach dem damals gültigen Muster, in der Weise nämlich, daß das Ritterepos, so wie es Ariost zu hohem Ansehen gebracht hatte, sich neu belebe und sich den Regeln und Formen der classischen Epopöe anpasse. Die Freunde, welche ihn dabei berietheu und dazu anfeuerten, waren Venezianer oder hatten ihren Wohnsitz in Venedig. In Venedig faßte er, wie es auch mir scheint, die erste Idee zum „Befreiten Jerusalem", dort, wo später das Gedicht bei seinem dauernden Leben und seiner universalen Verbreitung so bevorzugt heimisch wurde unter dem Volke und wo es mit seinen anmuths- und leidenschaftsvollen Episoden und Figuren Hintergrund, Beleuchtung und den reinsten Widerhall fand in dem holden Zauber des Himmels wie des Meeres, in der weichen orientalischen Erscheinung der phantastischen Stadt, im sanften Wellenschlage der melodischen Mundart.

Goldoni läßt eine seiner Personen zu Torquato Tasso sagen:

„Venezia xe el paese de vostra mazor gloria;
sa la Gerusalemme squasi tuti a memoria.
I ómeni, le done, i vechi, i puti, i fioli,
mercanti, boteghieri, e fina i barcarioli
i versi de Goffredo saver tuti se vanta;
i lo leze, i lo impara, i lo spiega, i lo canta." [1])

— — — — — — — — —

Indessen verlangte der Gegenstand des „Befreiten Jerusalem" sehr lange Zeit und größere Lebensreife: in seinem brennenden Durst nach Ruhm begann der Jüngling, als er in Padua war, den „Rinaldo" zu dichten, dessen Vollendung ihm in zehn Monaten gelang. Diese Zeit war den Studien geraubt, zu welchen ihn der Vater in unsre Stadt geschickt hatte, den juristischen Studien, welche an Stelle der Abhängigkeit und der unsteten Ruhelosigkeit des Hoflebens ihm zwar nicht den Ruhm des Dichters, doch jene ruhige Behaglichkeit verschaffen sollten, welche seinem Vater nie zutheil geworden war. Aber hätte ein Dichter etwas Anderes thun können als Dichter sein? Er fühlte sich so wenig wie vor ihm Petrarca, Boccaccio, Ariosto von den juristischen Studien befriedigt:

„ingrati studi, dal cui pondo oppresso
giaccio ignoto ad altrui, grave a me stesso"; [2])

allzu mächtig fühlte er sich zur Dichtkunst hingezogen. Diesem inneren Drange konnte er nicht widerstehen: wenige Jahre später wendete er der Rechtswissenschaft den Rücken und wurde Hofcavalier beim Cardinal Luigi von Este, dessen Gunst er sich durch die Widmung seines Jugendwerkes erworben hatte; und ohne Sträuben begab er sich auf den schwankenden Boden der höfischen Dichtkunst, den er vergeblich zu meiden gesucht hatte, weil ihn Alles, sowohl seine Natur wie die materiellen Verhältnisse und die Sitten der Zeit, unausweichlich zu dieser blendenden Herrlichkeit hinzog.

---

[1]) Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso, deutsch von Karl Förster. II. Theil, S. 42.

[1]) „Venedig ist die Stadt Eures größten Ruhms; fast jeder kennt dort das 'Jerusalem' auswendig. Die Männer, die Frauen, die Greise, die Kinder, Handelsleute, Krämer und endlich die Gondolieri, alle rühmen sich, die Verse von Gottfried zu kennen, sie lesen, lernen, reden und singen davon."

[2]) „Unerquickliche Studien, von deren Gewicht zu Boden gedrückt ich daliege, Anderen unbekannt, mir selbst zur Last"

Unsre hohe Schule, welche 1517 nach der stürmischen Zeit des von der Ligue von Cambrai gegen Venedig unternommenen Krieges wieder eröffnet worden war, hatte sich in kurzem zu neuer Blüthe erhoben unter der Einwirkung ihrer ruhmvollen Traditionen und durch die weise Fürsorge der venezianischen Regierung, so daß gerade das 16. Jahrhundert, zum mindesten auf dem Gebiete der juristischen Studien, sie den Gipfelpunkt ihrer Größe und ihres Ruhmes erreichen sah. Hier glänzten die Namen hochberühmter Lehrer; hier kamen unaufhörlich aus allen Gegenden Europa's fahrende Ritter der Wissenschaft, Fremde in solcher Menge zusammen, daß für gewöhnlich keine andere Universität der Halbinsel deren mehr zählte als Padua. Auch in jenen Jahren, die Tasso an unsrer Hochschule zubrachte, sehen wir von Polen bis Spanien, von England bis Griechenland fast jede Nation in ihren Söhnen hier vertreten, und so dem Ruhm der hohen Schule, der Beredsamkeit, sowie dem Wissen der Lehrer ihre Huldigung bringen. Und nicht allein die Volksstämme und die Sprachen vereinigten sich hier in gemeinsamer Huldigung, sondern auch die verschiedenen socialen Stände und Vermögensclassen: Prinzen von königlichem Geblüt und schlichte Bürger, Reiche, welche ihren Aufenthalt an der Stätte der Wissenschaften mit Pomp und Lustbarkeiten verschönten, und Arme, welche nur mit fremder Unterstützung ihr Leben fristen konnten. Gegenüber dieser aus allen Theilen der Welt stammenden Menschenmenge, die hier aus Liebe zur Wahrheit und zu den gelehrten Studien zusammengeströmt war, konnten die Professoren, fast nie auf Lebenszeit ernannt, besoldet nach Verdienst, angetrieben und angespornt von den feinsinnigen Wünschen der Zuhörer, von der scharfen Aufsicht derer, die die Schule und den Staat leiteten, von dem unerbittlichen Kampf des Wettbewerbes, nicht ruhen auf ihren Lorbern und dahinleben ohne edle Ambitionen und kraftvolle Ideale. Daher der Boden zu einem fruchtbaren Kampfe um das Dasein, daher der Triumph der Starken und die Niederlage der Schwachen und der Glanz der Universität.

Sicherlich lieber als die Vorlesungen der Juristen besuchte unser Dichter die der Humanisten und Philosophen. Unter diesen sind drei, welche Tasso rühmend zu erwähnen Gelegenheit hatte: Piccolomini, Pendasio und Sigonio. Seinem feurigen und vielseitigen Geiste gaben die religiösen Dogmen und die philosophischen Probleme Anlaß zu Betrachtungen und Zweifeln, worauf jene beiden Erstgenannten vom Katheder aus wie in privaten Unterredungen nicht geringen Einfluß ausüben mußten. Nicht weniger Licht warfen auf die literarischen Fragen die Vorträge Sigonio's, des bewundernswerthen Vorläufers der modernen historischen und philologischen Kritik; ein Zeugniß dafür findet sich in Tasso's Vorrede zu seinem „Rinaldo", wo er, von den classischen Beispielen und Regeln für die Epopöe sprechend, die Auslegung der „Poetik" des Aristoteles erwähnt, welche damals „zum Ruhm für sich, zum Staunen und zum Neide Anderer, der überaus beredte Sigonio gab". Durch diese Worte klingt Kampfeston; es ist darin angespielt auf den erbitterten Streit zwischen Sigonio und Robortello, den beiden Professoren für griechische und lateinische Humaniora, welcher die Schüler derselben in zwei feindliche Lager schied und sich so scharf zuspitzte, daß die beiden Lehrer ihre Vorlesungen einstellen mußten und ein leidenschaftlicher Anhänger Robortello's Sigonio bewaffnet anfiel und im Gesicht verwundete.

Aber nicht allein in den Hörsälen der Universität, unter so wild geführtem Streite, hörte Tasso die Fragen verhandeln, welche ihm das Herz bewegten. Die Vaterstadt Sperone Speroni's, der unter den Gelehrten seiner Zeit eine so achtunggebietende Stellung einnahm; der Wohnsitz Gian Vincenzo Pinelli's, welcher in seinem Kopfe und in der Schatzkammer seiner stets wachsenden Bücherei ein so ungeheures wissenschaftliches Material sammelte; das freie und friedliche Asyl für Studien und Studirende von jeder Gattung; reich an werthvollen Bibliotheken, welche später leider fast insgesammt verstreut wurden — so war Padua, auch abgesehen von seiner Universität, eines der Centren, wo die gelehrte Bildung Italiens am schönsten erblühte. Ueber die „Poetik" des Aristoteles und die durch sie angeregten kritischen Probleme discutirte man auch bei den gelehrten Unterhaltungen im Hause Sperone Speroni's, welches Tasso, wie er selbst bemerkt, „nicht minder oft und gern als die öffentlichen Hörsäle zu besuchen pflegte, da es ihm wie die Akademie und das Lyceum vorkam, in welchen Sokrates und Plato zu disputiren pflegten". Und die Lehren des Paduaners über die Dichtkunst, besonders über das Epos, wurden für den künftigen Sänger Gottfrieds so ersprießlich, daß später, als Tasso seine selbständigen Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand veröffentlicht hatte, Speroni seine eigenen Ideen darin wiederzuerkennen glaubte und ihn laut des Plagiats beschuldigte. In Bezug auf dieses gespannte Verhältniß, welches einige Jahre später zwischen dem Dichter und dem Mann der Wissenschaft eintrat, bin auch ich der Ansicht, daß die Meisten bei ihrem Urtheil darüber im Unrecht waren, sich allzusehr von der Sympathie für den Dichter leiten zu lassen. Speroni war zwar Gelehrter, hatte aber ein so feines Verständniß für die Poesie, daß er, als andere in schulmeisterlicher Entrüstung von Tasso verlangten, er solle aus dem „Befreiten Jerusalem" die Episode von Olint und Sophronia streichen, mit Entschiedenheit auf ihrer Beibehaltung bestand.

Tasso war nicht ununterbrochen von 1560 bis 1565 auf der Universität zu Padua; nach den ersten zwei Jahren siedelte er an die zu Bologna über, mußte aber im Januar 1564 von dort fliehen, nachdem dort ein Scandal und Proceß hervorgerufen war durch ein Pasquill, in welchem mehrere Studenten und auch einige Professoren verunglimpft wurden und welches aller Wahrscheinlichkeit nach von Tasso verfaßt war, obwohl unter anderem einer der in der Untersuchung vernommenen Zeugen aussagte, nach seiner Meinung sei Tasso unfähig, Verse, wie die incriminirten, zu machen. So schmerzlich auch die Erinnerungen an das zerstörte Glück des Hauses, an die verlorene Mutter, so schmerzlich der Gedanke an seine und seines Vaters drückende Lage war, so mächtig ihn auch nach Wissen und Ruhm verlangte, so sprudelte doch in dem zwanzigjährigen Jüngling mit seinem frischen und kraftvollen Wesen der Uebermuth der Brausejahre, und allzu verführerisch wirkte die lustige Gesellschaft der Commilitonen mit ihrem fröhlichen Treiben, als daß nicht auch er sich zu jugendlichen Streichen hätte hinreißen lassen und nicht manchmal die väterlichen Ermahnungen und den Tadel reiferer Freunde hätte in den Wind schlagen sollen.

Während er, aus Bologna entflohen, noch im Unklaren war, was er beginnen sollte, kam an ihn aus Padua, sehr zur rechten Zeit, eine liebenswürdige Einladung. Scipio Gonzaga rief ihn zurück, ein Jüngling wie er, der seit mehreren Jahren an unsrer Hochschule dem geistlichen Studium oblag, durch das Recht seines fürstlichen Hauses für den Purpur bestimmt, vielseitig gebildet in Philosophie, Literatur und Kunst. Er hatte Tasso in den vorausgegangenen Jahren während seines ersten Aufenthaltes zu Padua kennen gelernt; jetzt, nachdem er in seinem eigenen Hause eine Akademie gestiftet hatte, die sog. Akademie der Aetherischen, mit dem Zweck, mitten unter den ernstesten Studien literarische Unterhaltung zu pflegen, lud er auch Tasso ein, daran theilzunehmen, und bot ihm zugleich Gastfreundschaft und in der bequemsten Weise Gelegenheit, an die Hochschule, die er verlassen hatte, zurückzukehren und

ein ebenso würdiges wie ruhiges Leben zu führen. Tasso kam und nahm in der Akademie den Beinamen „der Reuige" an, sich gewissermaßen als den verlorenen Sohn hinstellend, der müde und enttäuscht nach Hause zurückkehrt, wo diejenigen sind, welche ihm wahrhaft wohl wollen. Er blieb die ganze Zeit, welche er noch in Padua mit dem Besuch der dortigen Vorlesungen verbrachte, Gonzaga's Gast.

Zu den Studien trat die Liebe. Auch dadurch ist unsre Stadt in Tasso's Lebensgang merkwürdig, daß hier dem Dichter die Morgenröthe der Liebe aufging, jener Liebe wenigstens, von welcher er in seinen Gedichten gesungen hat. Die erste, welche sein Herz entflammte, war Lucrezia Bendidio aus Ferrara, eine junge Dame aus hochadeligem Geschlecht, welche mit der Prinzessin Leonore, bei der sie Hofdame war, und deren Bruder, dem Cardinal Luigi von Este, im September 1561 nach Padua kam. Lucrezia war wegen ihrer blendenden Schönheit von Edelleuten, Dichtern und vom Cardinal Luigi selbst verehrt, gepriesen und gefeiert, und war einer der glänzendsten Sterne am Hofe der Este. Torquato sah sie und verlor sein Herz; aber der Aufenthalt der fürstlichen Herrschaften dauerte nur einen Monat. Seufzer und Klagen über die Abreise und das Fernsein des herrlichen Mädchens entrangen sich der Brust des Dichters und strömten aus in Madrigalen und Sonetten. Im nächsten Jahre wurde Lucrezia die Gattin des Grafen Paolo Machiavelli, und Torquato, der gerade nach Ferrara gekommen war, um die Ferien dort zu verbringen, wo sein Vater als Hofcavalier des Cardinals lebte, war bei der Hochzeit anwesend.

„Den Po entlang seh' Fried' und Lust ich scherzen
Mit Hymenäus, der mit süßen Klängen
Die Scharen ruft zu seinen Freudenmahlen;
Seh' Tänze froh sich durch einander mengen,
Mir Leichenzüge, seh' dieselben Kerzen
Zur Hochzeit jenem, mir zum Rogus strahlen ..."[1])

Aber die Sitte, daß Dichter und Ritter verheirathete Frauen anbeteten und feierten, war bereits allzu alt, als daß Torquato über diese Heirath in Verzweiflung hätte zu gerathen brauchen, und wirklich ließ er deßwegen nicht nach, sich in Wünschen, Thränen und Versen zu ergehen. Aber brannte dieses Feuer wirklich so heiß, wie es die Verse schilderten? Es ist sicher, daß es bald erlosch und daß Torquato wohl liebte, aber ohne sich zu verzehren und oft wechselnd, wie er selbst bekennen mußte:

„Spinto da quel desio, che per natura
gli animi muove a i lieti e dolci amori,
molte donne tentai, di molte i cori
molli trovai, rado alma a me fu dura.

Pur non fermai giammai la stabil cura
in saldo oggetto, ed incostanti amori
furo i miei sempre, e non cocenti ardori"[2])

— — — — — — — — —

Beständiger war er in seinen Gefühlen gegen seine Freunde, wenigstens so lange das krankhafte Mißtrauen, welches ihn später erfaßte und folterte, noch nicht sein ganzes Wesen störte und sein Urtheil trübte. Als er im Sommer 1565 beim Schluß der Vorlesungen — ob mit der Doctorwürde geschmückt, wissen wir nicht — Padua verlassen und darauf, seit dem October des Jahres, mit welchem die wichtigste Periode seines Lebens beginnt, seine Stellung am Hofe des Cardinals von Este angetreten hatte, ging er, sobald sich ihm die Möglichkeit dazu bot, im April 1566 wieder nach Padua zum Besuche seiner Freunde, mit welchen er übrigens einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Speroni war einer von denen, welchen er sein „Befreites Jerusalem" zur Beurtheilung gab, und Pinelli, ein ebenso bescheidener und liebenswürdiger wie gelehrter Mann, bewahrte ihm immer treue Anhänglichkeit. Stets fand er hier die herzlichste Aufnahme, besonders im Jahre 1575, in welchem er das Gedicht vollendet hatte; in seinen Briefen muß er sich entschuldigen, daß er nicht ausführlich schreiben kann, und nennt als Grund dafür neben der mühevollen Durchsicht seines Gedichtes, über welches er sich auch mit Pinelli und mit seinem alten Lehrer an der hohen Schule, Piccolomini, berieth, die vielen ihm zu Ehren veranstalteten Bankette und die Neugierde der Leute, welche ihn sehen wollten und ihn mit Besuchen belästigten.

Ein Paduaner, der unter den wärmsten Freunden Tasso's genannt wird, ist Nicolò degli Oddi; doch verdient die Nachricht keinen Glauben, daß Tasso auf Grund dieser Freundschaft bei einem seiner Besuche in Padua im Kloster S. Benedetto Novello, dessen Prior Nicolò viele Jahre war, gewohnt habe. Als der Dichter zum letzten Mal, im Jahre 1578, nach Padua kam, war Nicolò erst ein junger Mensch von 16 Jahren; und selbstverständlich konnte erst geraume Zeit später die edle Sympathie ihren Ausdruck finden, welche ihn trieb, für das angegriffene „Befreite Jerusalem" in die Schranken zu treten und dem großen Kranken, der in jener Zeit der höchste Stolz Italiens war, seine theilnehmende Freundschaft zu beweisen.

Tasso klopfte an keines Freundes Thür, als er zum letzten Male, im Jahre 1578, wie eben erwähnt, nach Padua kam. Von seinem finsteren Wahn verdüstert, hatte er, nachdem er auch Ferrara verlassen, seine abenteuerlichen Wanderungen wieder aufgenommen und schritt nach seiner Ankunft in Padua ohne Ziel durch die wohlbekannten Straßen, als ihm von ungefähr ein Vicentiner begegnete, Namens Sartorio Losco, welcher sich mit anderen Landsleuten in Padua des Studiums halber aufhielt. Dieser lud ihn ein, bei sich in dem Hause, welches er gemeinsam mit seinen vicentinischen Genossen bewohnte, abzusteigen. Tasso nahm das Anerbieten an und verbrachte bei diesen liebenswürdigen Leuten einige Tage unter endlosen Festen, welche ihm zu Ehren veranstaltet wurden von ihnen und zahlreichen anderen Personen, die, von seinem Ruhme angezogen, ihn kennen zu lernen und ihn seine wunderbaren Verse vortragen zu hören wünschten.

Diese Geschichte ist uns zwar nicht direct aus Tasso's Zeiten selbst überliefert, hat aber auch durchaus nichts Unwahrscheinliches. An sie schließt sich eine Anekdote, die ich mit den eigenen Worten des Erzählers hier wiedergeben möchte. „Zu jener Zeit befand sich in Padua Sforza Pallavicino, der Feldoberste unsrer Signoria, der den sehnlichen Wunsch hatte, selbigen Tasso zu sehen, und jene Vicentiner bitten ließ, ihn eines Tages zu ihm zu bringen, weil er, mit dem Podagra behaftet, nicht aus dem Hause gehen konnte. Tasso willigte ein, und so ging er mit seinen vier Gastfreunden in das Haus des besagten Herrn, welcher sich alsogleich in einer Sänfte in den Saal tragen und auch einen Sessel neben sich hinstellen ließ, auf welchen er Tasso sich niederzusetzen einlud. Tasso aber blieb in großer Ehrerbietung stehen und wollte sich nicht setzen; Sforza hingegen drang zu wiederholten Malen in ihn, er möge die Gewogenheit haben, sich zu setzen, wogegen jener von neuem versicherte, daß er gern stehen bleibe, und es nicht thun wollte. Endlich, als ihm deßungeachtet der besagte Herr mit neuen Bitten zusetzte, machte jener ihm eine tiefe Reverenz, ging hinaus und schritt davon, die Treppe hinunter, worauf Paolo (Gualdo)

[1]) Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso, deutsch von Karl Förster. II. Theil, S. 4.

[2]) „Beseelt von jenem Verlangen, womit Natur die Menschen treibt zur frohen, süßen Liebe, versucht' ich viele Frauen; von vielen fand ich die Herzen weich, selten war eine Seele mir spröde. Doch fesselte ich nie dauernd meine Sorge an einen bleibenden Gegenstand, und unbeständig war meine Liebe immer, und nicht heiße Inbrunst."

hinter ihm drein lief und ihn bat, umkehren zu wollen und nicht einer so hochgestellten Person diese Schande anzuthun. Er erklärte ihm ohne weiteres, daß er das nicht thun werde, und von Gualdo gefragt, warum er solches thue, erwiderte er ihm: ‚Weil man bisweilen solchen Leuten Lebensart lehren muß‘, worauf er hinzufügte: ‚Warum ließ er denn nicht auch für euch Sessel bringen? warum mir allein diese besondere Ehre? Wer seid ihr? Seid ihr nicht in jedem Betracht mehr denn ich?‘ Und so viel auch Gualdo sich Mühe gab, ihn zu besänftigen, so war es nicht möglich, ihn zur Umkehr zu bewegen, so daß auch die Anderen fortgingen und Herr Sforza ganz bestürzt zurückblieb, indem er einer närrischen Laune Tasso's zuschrieb, was er durch seine eigene Unart verschuldet hatte."

Indessen habe ich vielleicht bereits zu lange bei diesen paduanischen Erinnerungen verweilt, so angemessen es auch erschien, sie hier in unsrer hohen Schule und vor unsern Mitbürgern in dieser dem Andenken des ruhmvollen Schülers und Einwohners geweihten Stunde ins Gedächtniß zurückzurufen.

Französische Stimmen über deutsches Elementar-Unterrichtswesen.

L. G. Berlin. Aus Paris erhalte ich eine Art Unterrichts-Jahrbuch zugeschickt, 10. Jahrgang 1894, 654 Seiten für den unerhört billigen Preis von 2.50 Francs.[1]) Es zerfällt in zwei Theile: einen amtlichen und einen literarischen. Jener gibt ein officielles Verzeichniß der Schulbehörden, Lehrer und Lehrerinnen von ganz Frankreich, ferner eine Uebersicht der während des letzten Jahres in Frankreich erlassenen Verordnungen und Gesetze über das Schulwesen; dieser, der etwa die Hälfte des stattlichen Bandes einnimmt, enthält eine große Reihe pädagogischer Abhandlungen, theils über Fragen allgemeiner Art, die entweder in ihrer universellen Bedeutung, oder mit besonderer Beziehung auf Frankreich erörtert werden, theils über auswärtige Verhältnisse, die das Interesse Frankreichs hervorrufen. Unter den Abhandlungen dieser letzteren Gruppe beziehen sich nicht weniger als 5 auf Deutschland und legen Zeugniß von der großen Aufmerksamkeit ab, mit der man in Frankreich die Entwicklung deutscher Verhältnisse verfolgt. Da das ganze Buch, in welchem diese Abhandlungen sich finden, naturgemäß fast nur in die Hände französischer Leser kommt, deutschen Lesern wohl aber nicht leicht zugänglich ist, so dürfte ein Hinweis darauf gerade an dieser Stelle nicht unangebracht sein.

Der erste Aufsatz (ich ordne sie nicht nach der Stelle, die sie im Jahrbuch einnehmen, sondern nach der Bedeutung, die sie mir zu besitzen scheinen) von Joseph Roux „Les instituteurs allemands et le service militaire" ist einer speciellen Frage gewidmet. Er deutet die gesetzlichen Bestimmungen an, die seit 1818 in Preußen gelten, und verweilt bei dem durch das Reichsgesetz des Jahres 1893 geschaffenen Zustand. Er weist auf den Widerspruch hin, der seitens der Lehrer gegen diese Bestimmungen erhoben wurde und auf den Wunsch der Lehrer, auf Grund ihrer amtlichen Stellung zum Freiwilligendienst zugelassen zu werden. Der zweite Aufsatz „Le musée pédagogique thuringien d'Jéna" von Perrin handelt über das thüringische Schulmuseum in Jena. Nach einer kurzen Uebersicht über die sonstigen in Deutschland existirenden Schulmuseen und nach Constatirung des geringen Interesses, das die Einzelregierungen diesen zumeist von Privaten, bisweilen von Städten ausgehenden Veranstaltungen zuzuwenden pflegen, verweilt der Verfasser bei dem genannten Museum. Er schildert offenbar nach Mittheilungen des Begründers Pilz die Entstehung des Museums, den Verein, dem seine Unterhaltung obliegt, beschreibt die vorhandenen Bestände, hebt den bereits von ihm gestifteten Nutzen hervor und lobt vor allem den privaten Charakter der thüringischen Sammlung. Der dritte Aufsatz von J. Chopin „Les exercices d'intelligence et de langage dans les écoles de la Saxe" versucht eine Darstellung des Anschauungsunterrichts, besonders der Denk- und Sprechübungen zu geben. Zu diesem Zwecke theilt der Verfasser einen Auszug des in den sächsischen Gemeindeschulen eingeführten Programms solcher Denkübungen für das erste Schuljahr mit und druckt die den Lehrern zur Ausführung dieses Programms gegebenen Anweisungen ab. Die durch die Lehrer gewonnenen Resultate nennt der Verfasser überraschend, besonders im Hinblick auf die in Sachsen üblichen Sprachfehler der Bevölkerung: Verwechslung der Casus, Betonungsfehler, Unmöglichkeit, einzelne Laute auszusprechen. Er faßt die vermuthlich von ihm selbst beobachteten Resultate in folgenden Sätzen zusammen: „Vermögen die Lehrer auch nicht das Ideal zu erreichen, d. h. jedem Kinde eine vollkommene Sprache zu geben, so gewöhnen sie es wenigstens daran, einen möglichst guten Gebrauch von seiner Muttersprache zu machen. Sie tragen zum Verschwinden der die Spracheinheit störenden Dialekte bei, verbessern in bemerkenswerther Weise die Aussprache, verhindern die Schüler an einem bloßen Spiel mit Worten, indem sie dafür sorgen, daß jedes Wort, statt ein leerer Ton zu bleiben, der klare und sichere Ausdruck eines Gedankens und eines Bildes wird. Andrerseits wird zu gleicher Zeit mit der Vervollkommnung der Sprache der Gedanke bestimmter und die Vernunft richtiger entwickelt."

Der vierte Aufsatz von Strup-Horblin „L'enseignement dans les petites classes en Allemagne" beginnt mit dem Bekenntniß, daß, während die höheren Classen in französischen Elementarschulen den deutschen gleichstünden oder überlegen wären, die niederen Classen hinter denen des Nachbarlandes zurückstehen müßten. Als Ziel dieser deutschen Schulen erkennt er die Erweckung und Ausbildung der Verstandesfähigkeiten des Kindes an, während in Frankreich die Anhäufung der Kenntnisse das Hauptziel wäre. An einer anderen Stelle betont er, daß die deutschen Schulen vor den französischen einen Vorzug hätten, nämlich den der Beibringung von Sprache, Schrift, Orthographie. Seine Bemerkungen und Schilderungen beziehen sich hauptsächlich auf Mannheimer Verhältnisse. Er gibt eine hübsche Beschreibung des Unterrichts, die französischen Lesern gewiß viel Neues bietet, hier aber auch nicht einmal auszüglich mitgetheilt zu werden braucht. (Schreib-, Lese-Unterricht.) Er rühmt die Strenge, die ohne Züchtigung bewahrt wird, er preist das Beispiel, das die Lehrer durch ihre deutliche Aussprache geben, ohne die Stimme sonderlich zu erheben, er lobt ferner, namentlich gegenüber einem französischen Gebrauch, die Gewohnheit, die Schüler den ganzen Satz aussprechen zu lassen, während in Frankreich die Lehrer den Satz selbst beendeten.

Der fünfte Aufsatz „L'éducation de la fille du peuple en Allemagne" verdient schon seines Themas wegen das längste Verweilen. Aber er ist außerdem bemerkenswerth, weil er von einer Dame, Fräulein Streicher — sie wird ebenso wie ihre männlichen Collegen als professeur bezeichnet — geschrieben ist, einer Dame, die nach dem Klang des Namens wohl deutschen Ursprungs sein dürfte, sich aber durchaus als Französin fühlt und gibt, ja den Gegensatz gegen Deutsches weit stärker betont, als ihre männlichen Genossen. Auch sie geht übrigens im wesentlichen

---

[1]) Annuaire de l'enseignement primaire. Publié sous la direction de *M. Jost*, inspecteur général de l'instruction publique, membre du conseil supérieur. Dixième année 1894. Armand Colin et Cie., éditeurs.

auf süddeutsche, speciell badische Verhältnisse ein. Die Verfasserin theilt ihr Thema in drei Theile: religiöse, patriotische, praktische Erziehung. Der religiöse, nicht confessionelle Charakter der Schule wird von der Schülerin bereits an den Inschriften des Schulgebäudes erkannt, er wird ihr auf allen Seiten des Lesebuchs sowohl durch dessen Verse und Gesänge, als durch den Charakter seiner historischen Stücke zum Bewußtsein gebracht, er wird ihr endlich durch die Musik eingeprägt. Die religiöse Erziehung arbeitet mit an der Erweckung des Patriotismus. Diese, die patriotische Erziehung, besteht theils darin, den Geist durch das Studium des Landes, seiner Geschichte und seiner Sprache, das Herz durch Poesie und Gesang zu gewinnen, theils darin, das Kind seiner Vorfahren würdig zu machen. Diese Art der Erziehung wird bewirkt durch das Erlernen patriotischer Gesänge, durch die Pflege der Heimathkunde, durch Vertiefung in die Geschichte. Die praktische Erziehung besteht in der Anleitung zur Ordnung und Sparsamkeit, theils durch die Lehrgegenstände, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, theils durch die praktischen Uebungen, Handarbeit, Kochen. Sehr merkwürdig sind die Beschreibungen dieser Kochstunden in der Volksschule, zu denen, wie es scheint, ausschließlich Karlsruher Verhältnisse benutzt sind. (Seite 500.)

Der Aufsatz gibt ferner Bilder von der Entwicklung des jungen Mädchens, nach denen jede Besucherin einer Volksschule ein förmliches Idealwesen, ein frommes, braves Schäfchen sein müßte, das in der Schule wie im Leben den Gesetzen, dem Geschicke, dem Meister unterworfen, stets Gehorsam, Zufriedenheit, Resignation bekundet. Man wird vielleicht keine besonderen Irrthümer in der Einzelschilderung hervorheben können, nur werden eben die gewünschten Resultate statt der wirklich gewonnenen aufgezählt. Aus solchen Schilderungen müßte man eigentlich eine große Vorliebe für Deutschland entnehmen; in Wirklichkeit steht aber die Verfasserin doch auf dem Standpunkt, das ganze System und seine Folgen trotz seiner manchmal guten Resultate als abgelebt und die Nation gleichsam als eine Frankreich gegenüber inferiore zu betrachten. Dies geht schon aus dem Anfang des ganzen Aufsatzes hervor. Die Verfasserin führt nämlich aus, daß der leichtempfängliche, nicht immer tiefe, aber stets lebhafte, edelmüthige, schnellentschlossene Franzose anders erzogen werden müsse, als der geduldige, langsame, schwerfällige, praktische, überlegte Deutsche. Sie meint, daß die französische Republik den Geist aufkläre und von Vorurtheilen befreie, die deutsche Militär-Monarchie dagegen jeden Hauch der Freiheit unterdrücke, das Volk zum duldenden und schweigenden Gehorsam zwinge, daher den Willen einschläfern und die Charaktere unterjochen müsse. Mit diesem ganz düstern Anfang stimmt freilich das Lichtbild wenig überein, das die Verfasserin doch im einzelnen entwirft. Wer deutsche Volksschullehrer an ihrer Arbeit gesehen hat, wem noch die Thesen großer neuerdings abgehaltener Volksschullehrerversammlungen in Erinnerung sind, der wird gewiß über eine solche Gegenüberstellung, wie sie von der Verfasserin beliebt worden, lächeln. Noch entschiedeneren Protest wird man gegen eine andere Behauptung der Verfasserin einlegen müssen, daß den Deutschen der Begriff des Vaterlandes fehle. Während die Franzosen, so meint sie, in Frankreich eine moralische Person erblicken, die sie immer groß, immer verehrt sehen wollen, „um so höher, je abstracter, um so verehrungswürdiger, je ferner von jeder sinnlichen Vorstellung", hätten die Deutschen an Stelle von Vaterlandsliebe nur Liebe zum Kaiser. Die Gesammtgeschichte Deutschlands sei nichts als ein Mittel zum Beweise, daß „das Kaiserthum die einzige den Traditionen und dem Volkscharakter entsprechende Regierungsform sei". Diese durchaus falsche Auffassung zeigt doch eine große Oberflächlichkeit der Betrachtung und eine derb ausgeprägte Nationalüberhebung. Aber sie steht in dem Buche, dem diese Erörterung gilt, ziemlich vereinzelt da. Denn es muß wiederholt mit Nachdruck ausgesprochen werden, daß das Charakteristische für die übrigen Abhandlungen des Bandes nicht bloß die hervorragende Beachtung ist, die Deutschland geschenkt wird — 5 Abhandlungen unter 20, während sich z. B. England mit 2 begnügen muß —, sondern der ruhige, leidenschaftslose Ton, die freundliche, oft bewundernde Gesinnung, mit der von deutschen Verhältnissen gesprochen wird. Gerade deßwegen schien es mir nützlich, auf dieses Jahrbuch hinzuweisen, das gewiß in Deutschland recht wenig bekannt ist und doch bekannt zu werden verdient.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. Chamfort. Etude sur sa vie son caractère et ses écrits par *Maurice Pellisson*, ancien élève de l'école normale supérieure, agrégé des lettres. Paris, Lécène, Oudin et Cie., 1895. Ist diese 20 Bogen starke Schrift, wie es den Anschein hat, die Talentprobe eines Neulings, dann ist der Ecole normale doppelt Glück zu wünschen zu diesem jüngsten Zeugen für ihre altbewährte Erziehungskunst. Gescheit im Urtheil, klar und fein im Vortrag, sparsam in der Ausschöpfung neuerschlossener handschriftlicher, wie der früher zugänglichen gedruckten Urquellen gibt uns diese Monographie eine eindringliche Vorstellung von dem merkwürdigen Manne, der Schopenhauer viel beschäftigt und in Sainte-Beuve seinen scharfsinnigsten, ab und an nur überscharfen Kritiker gefunden hat. Ueber Chamforts Schicksale äußert Pellisson manche wohlerwogene, wenn auch nicht voll bewiesene Vermuthung: die bemerkenswertheste gleich Eingangs, Seite 9 bis 11: son père serait bien le chanoine Nicolas qui parent sans doute de l'épicier son homonyme aurait obtenu de Thérèse Croiset qu'elle se chargeât de l'enfant. Celle-ci devint et resta pour Chamfort une mère adoptive etc. Gibt man die Glaubwürdigkeit dieser Hypothese zu, dann wäre vielleicht noch eine andere Erklärung für die verhältnißmäßig milde Haltung des nachmals so radicalen Revolutionärs dem Klerus gegenüber vorhanden, als die S. 235 versuchte. Belangreicher aber als die biographischen Aufschlüsse Pellissons sind seine Untersuchungen über den Entwicklungsgang des Literators: in diesen Uebergängen werden die Wendungen veranschaulicht, die einen mäßigen Theaterdichter nicht nur zum geschmackvollen akademischen Lobredner von Molière und Lafontaine, sondern zum bittersten, von Taine wohlbeachteten Moralisten der faulen, großen Welt vor 1789 werden ließen. Persönliche Erlebnisse Chamforts verflechten sich hier so unlösbar mit allgemeinen Zuständen, daß ein überlegener Menschenkenner seinen Lebenslauf ebenso typisch für die publicistischen Anwälte der Revolution hinstellen könnte, wie Rivarols Art und Unart dauernd lehrreich bleibt für die witzigen Lippenfechter wider den Umsturz. Grundverschieden von ihren Contrastfiguren wirken Mallet du Pan und Benjamin Constant, unvergleichlich tiefer gebildete Politiker, auch mit ganz anderen Mitteln des Ausdrucks und der Darstellung, ganz zu geschweigen der Wortführer der neuen Literatur, Madame de Staël und Chateaubriand. Ihre Namen nennt mit guter Absicht Pellisson nirgends. Er beschränkt sich auf Chamforts Werke und Fragmente, gibt kluge, geschmackvolle, selbständige Bemerkungen über den Antheil dieses scharfen Kopfes an Sieyès', Mirabeau's und Talleyrands Flugschriften und Gesetzentwürfen, Kammerreden und Berichten und zieht endlich in einer knappen, kaum vier Seiten langen Conclusion die Summe seiner Existenz mit musterhafter Unparteilichkeit, in meisterhafter, bündiger, kerniger Prosa. Gern würden wir unsern Dank für die mannichfachen Anregungen Pellissons durch eingehende Erörterungen, ab und an auch durch sachlichen Widerspruch gegen gewagte Thesen (so zumal über Chamforts Pessimismus und dessen Verhältniß zum nihilisme intellectuel der docteurs d'outre Rhin u. A., S. 135, S. 16) bethätigen; da aber jeder, der über Chamfort nicht nur beiläufig mitreden will, fortan jedesmal Pellisson mit zu Rathe ziehen soll, wollten wir einstweilen nur auf das tüchtige Buch kurz hinweisen, das — ohne Frage — für Schopenhauer, Sainte-Beuve und wohl auch für Chamfort selbst, wenn sie dessen Erscheinen erlebt hätten, von Interesse gewesen wäre.

* Meyers Reisebücher: Deutsche Alpen, II. Theil 4. Auflage; III. Theil 3. Auflage. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1895. — Das genannte Reisebuch handelt die deutschen Alpen in 3 Theilen ab, von denen der erste die bayerischen Alpen außer dem Berchtesgadener Land, die Vorarlberger und Tiroler bis zur Brennerbahn umfaßt. Die beiden anderen, die eben jetzt in neuer Auflage vorliegen, haben zum Inhalt: Salzburg-Berchtesgaden, Salzkammergut und Osttirol; sodann das Erzherzogthum, Salzburg und Salzkammergut abermals, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Die Ausführung ist bekannt: nicht ganz die unnachahmliche lakonische Präcision der Baedeker'schen Handbücher, aber in der behaglicheren Ausbreitung doch immer gute Uebersichtlichkeit, die durch reiche Variation in Satz und Typen trefflich unterstützt wird. Dazu vorzüglich klar, ja schön gestaltete Karten und Pläne, handlichstes Format, kurz Alles auf die Praxis des Vergnügungsreisenden berechnet — an den eigentlichen Bergsteiger und sog. „Alpenfex" ist dabei weniger gedacht. Die Nacharbeit reicht bis in die jüngste Zeit: die Laibacher Erdbeben sind bereits erwähnt. So verdienen beide Bändchen auch in ihrer neuen Gestalt Empfehlung; möchte besonders der 3. Theil dazu beitragen, das mittel- und norddeutsche Publicum dem reizenden, noch so wenig bekannten Kärnten zuzuführen!

* Ausgrabungen. A. Griechische. — Für die Fortsetzung der Ausgrabungen in Mykenae unter Leitung des Ephoros Tsuntas sind die vollständige Freilegung der Akropolis und die Untersuchung außerhalb der Burg gelegener Gräber in Aussicht genommen. Bis jetzt sind zehn Gräber geöffnet worden, unter deren Funden außer Fibeln, Goldsachen und anderen Schmuckstücken besonders fünf Bronzeschwerter bemerkenswerth sind. — Von Delphi wird die Auffindung einer Kolossalstatue der Athena aus Porosstein gemeldet, an der zahlreiche Spuren der ehemaligen farbigen Bemalung erhalten sind. Leider fehlt der Kopf der Statue. Auch eine Thiergruppe, ein Löwe, der einen Stier zerreißt, ist in bedeutenden Bruchstücken aufgefunden worden, ebenso wie die feingearbeiteten Reliefs Abenteuer des Herakles darstellend, die ehemals das Scenengebäude im antiken Theater geschmückt hatten. Sobald die wachsende Hitze nöthigt, die Arbeiten in Delphi zu schließen, beabsichtigen die Franzosen, die Ausgrabungen in Delos wieder aufzunehmen, wo man hofft, die ganze antike Stadt noch in wohlerhaltenen Trümmern aufzufinden. Unter den neuerdings dort gefundenen Statuen, die nach Athen in das Centralmuseum übertragen sind, ragt vor allem eine Athletenstatue hervor, die als Copie eines Werkes des Polyklet betrachtet wird. — In Eleusis ist ein 0.22 Meter hohes, der Technik nach dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehöriges, bemaltes Thongefäß gefunden worden, das mit Darstellungen vom Auszug des Triptolemos und einer auf die eleusinischen Weihen bezüglichen Scene geschmückt ist. Die Malereien sollen von vorzüglich feiner Ausführung und durch Vergoldung ausgezeichnet sein. Vergoldet ist auch die am Fuße angebrachte Inschrift, die besagt, daß das Gefäß von einer Frau, Namens Demetria, der Demeter geweiht ist. — Das Panathenäische Stadium in Athen, das im Alterthum von dem bekannten reichen Rhetor Herodes Attikus (demselben, der in Olympia die Exedra mit der Wasserleitung erbaut hatte) ganz aus Marmor errichtet war, ist neuerdings auf Kosten eines reichen Griechen in Alexandria, Georg Aweroff, wieder in Stand gesetzt worden; namentlich ist die ganze Sphendone, der halbrunde Raum, der das Stadium abschließt, wieder mit Marmor geschmückt worden, ebenso sind durch die ganze Länge des Stadiums die untersten zwei Bänke wieder mit Marmor bedeckt worden. Der Grund für diese kostbare Herstellung ist darin zu suchen, daß man beabsichtigt, im nächsten Frühjahr dort die Olympischen Spiele mit einer internationalen Feier zu begehen. Bei den Ausgrabungen zum Behuf der Wiederherstellung ist eine beträchtliche Anzahl Bruchstücke antiker Kunstdenkmäler ans Tageslicht gekommen. Vor einigen Tagen wurde weiter ein sehr schön ausgeführter und noch gut erhaltener Bakchoskopf gefunden, der wahrscheinlich der einen der Hermensäulen angehört, die vor kurzem entdeckt worden sind. Der Kopf ist über lebensgroß und verräth eine hervorragende Technik. — Bei den Ausgrabungen, die in Lycosura (Arkadien) unter der Leitung des Hrn. Vasilius Leonardus angestellt werden, wurde in der Nähe des alten Demetertempels eine in Stein gehauene Treppe aufgefunden, die von der Oberfläche dieses Tempels bis zur Spitze des in der Nähe befindlichen Hügels führt. Die Entdeckung wird als sehr wichtig für die Topographie der Gegend angesehen. — In dem alten Syrakus ist eine Nekropole aus altgriechischer Zeit aufgefunden worden, deren Durchforschung eine reiche Fülle von wissenschaftlichen Ergebnissen geliefert hat. Es sind ungefähr 450 Gräber geöffnet worden, die zum größten Theile aus der ältesten Zeit der Stadt, dem Ende des 8. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. herstammen. Noch ist der Gebrauch des Begrabens vorherrschend; daneben findet sich aber auch schon, wenngleich viel seltener, die Sitte des Verbrennens der Leichname. Die Nekropole enthält zahlreiche Steinsarkophage, gemauerte Gräber, die genau nach den Himmelsrichtungen orientirt sind, sowie Urnen und Amphoren. Letztere dienten zur Aufnahme der Asche und Gebeine der Verstorbenen; sie sind größtentheils mit Ornamenten geschmückt, die noch die Steifheit der archaischen Periode zeigen. Bei den Skeletten in Sarkophagen fanden sich eine große Anzahl von kleinen Vasen aus Terracotta, zum Theil mit Malereien in altkorinthischem Stil, Ohrringe und Ringe von Silber, Spangen von Bronze und Eisen, zum Theil mit Elfenbein und Bernstein verziert, und Skarabäen aus Glas mit silberner Fassung. Der Zustand, in dem sich die Gräber befinden, ist recht trostlos; sie sind mehrfach zerstört oder wieder geöffnet und zu nochmaliger Beisetzung in späterer Zeit benützt worden. Wann und durch wen diese Zerstörung erfolgt ist, dafür fehlt es bis jetzt noch an einem bestimmten Anhalt.

B. Römische. — Eine Begräbnißstätte aus römischer Zeit ist in Macedonien beim Bau der Eisenbahn Saloniki-Dedeagatsch in der Nähe des Fleckens Gradubor entdeckt worden. Die Gräber sind sämmtlich ausgemauert, ihre Seitenwände im Innern mit einem Mörtelbewurf versehen. In den Gräbern haben sich eine Anzahl von Thongefäßen, Ampeln und eine Menge von Münzen gefunden, welche größtentheils das Bild des Kaisers Probus (276—282) tragen. Ein sorgfältig ausgeführtes Relief, welches die Brustbilder dreier Personen zeigt, ist den türkischen Behörden übergeben worden und soll Aufstellung im Museum zu Konstantinopel finden. Wahrscheinlich gehörte die Begräbnißstätte ehemals zu der Stadt Thessalonike, die um die Mitte des dritten Jahrhunderts römische Colonie wurde. — Ueber Funde aus dem römischen Alterthum in Frankfurt a. M. berichtete neulich die „Frkf. Ztg.": Auf dem Hühnermarkt werden seit kurzem gelegentlich der Arbeiten für das Stolze-Denkmal Untersuchungen des Bodens vorgenommen, welche die „Commission für städtische Kunst- und Alterthums-Gegenstände" veranlaßt hat. Sie haben den Zweck, die für die älteste Geschichte der Stadt außerordentlich wichtige Thatsache römischer Colonisation in der Gegend des Marktes zur Evidenz zu bringen, die bereits im Jahre 1889 durch die Auffindung eines unzweifelhaft römischen Canals aus der Höllgasse ermittelt wurde. Damals hatte sich feststellen lassen, daß eine Entwässerungsanlage solidesten Baues vom Domhügel in den Main geführt worden war, die aus großen römischen Thonplatten bestand und durch Militärstempel der 14. Legion zeitlich auf das ausgehende erste Jahrhundert limitirt war. Die Ansiedelung konnte in dieser Periode nur militärischer Natur sein und wies unzweideutig auf ein Castell. Jede genauere Fixirung der Lage war jedoch vor der Feststellung der Umschließungsmauer unthunlich. Es wurde als wahrscheinlich betrachtet, daß die Quartiere westlich des gefundenen Canals, die von Markt und Hühnermarkt eingenommen sind, bereits außerhalb des eigentlichen Castells lägen und der daran anschließenden bürgerlichen Ansiedelung angehörten. Diese Anschauung scheint sich jetzt zu bestätigen. Es sind in den letzten Tagen, im Verfolg der von dem Architekten Thomas auf das sorgfältigste geleiteten Nachgrabungen, die Reste eines unzweifelhaft römischen Hausfundaments mit einer noch wohlerhaltenen Hypokaust-Anlage gefunden worden, deren aus Thonplatten gebildete Pfeilerchen in mehreren Lagern aufrecht stehen. Der Gußboden ist sowohl unter wie über den Pfeilern noch erhalten, ein kleiner Mauerrest begrenzt die Westseite. Von Einzelfunden kamen unzählige römische Heizkacheln, Holzziegel und Wandbekleidungsstücke, Thongefäßbruchstücke, Vilbeler Sandstein, Marmorstücke, Taunusschiefer, eine Bronzelamelle, sowie auch (als bisher wichtigstes Fundstück) ein Militärstempel auf einem Backstein vor. Die Fundstelle ist noch nicht völlig aufgeräumt, und es steht noch Aufklärung über die Ausdehnung der ganzen Anlage zu erwarten. Als wissenschaftlich höchst werthvoll muß aber schon das vorliegende Ergebniß gelten: daß unter der Altstadt eine jedenfalls nicht kleine römische Ansiedelung mit reich ausgestatteten Häusern liegt — der opulente Hypokaustbau, der auf ein Bad deutet, beweist dies hinlänglich.

C. Prähistorische. — In Sicilien wurde auf dem Boden der altgriechischen Colonie Megara Hybläa in ziemlich be-

deutender Tiefe eine größere Anzahl von steinernen Messern, Lanzenspitzen und Thongefäßen gefunden, die der vorgeschichtlichen Zeit angehören und sich in Arbeit und Form von denjenigen der Sikuler, der einheimischen, nichtgriechischen Bevölkerung, wesentlich unterscheiden. Große Aehnlichkeit besitzen sie dagegen, namentlich in der Form der Ornamente, mit den Funden bei dem etwa zehn Kilometer entfernten Stentinello, die der späten Steinzeit angehören. In dieselbe Periode sind mithin die Urbewohner von Megara Hybläa zu versetzen. Damit wird die Annahme hinfällig, daß die griechische Colonie nur eine Erweiterung oder Erneuerung einer schon bestehenden Niederlassung der Sikuler gewesen sei, da sich von einer solchen weder Zeugnisse noch Reste nachweisen lassen. Ein zweiter wichtiger Fund ist bei Castelucio in der Nähe von Syrakus auf dem Gipfel des Berges Crimiti, des Thymbris der Alten, gemacht worden, wo eine Nekropole von ziemlich bedeutender Ausdehnung entdeckt worden ist. Die Niederlassung muß ehemals auf der höchsten Erhebung des Höhenzuges, der das Thal des Anapus und die Ebene zwischen Syrakus und Priolo beherrscht, in uneinnehmbarer Stellung gelegen haben, wo sich noch jetzt die Ruinen einer mittelalterlichen Burg erheben. Nach den Steinmessern und Bruchstücken von irdenen Gefäßen zu urtheilen, die sich in den Gräbern gefunden haben, gehört die Niederlassung einer sehr alten Zeit an. —

Ueber prähistorische Denkmäler bei **Preßburg** schrieb man von dort der „N. Fr. Pr.": In unmittelbarer Nähe unsrer Stadt, an einem Abhange des Gemsenberges, und zwar nächst dem Schienwege, dem sogenannten „schwarzen Berge", wurden Denkmäler entdeckt, welche wahrscheinlich prähistorischen Ursprungs sind. Unsre Stadtgemeinde hat sich bewogen gesehen, eine Commission dahin zu entsenden, nach deren Befund nunmehr auf Kosten der Stadt weitere Ausgrabungen vorgenommen werden. Ein Hauptverdienst in dieser Angelegenheit hat sich der hiesige Kaufmann Hr. J. C. **Mayer** erworben, der schon vor Jahren an der Fundstelle Messungen und Nachgrabungen vornehmen ließ. Die Commission, welcher auch Stadtarchivar Johann Batka und der Akademieprofessor und Verfasser der Geschichte Preßburgs, Dr. Ortvay, beigezogen waren, hat gleich bei ihrer ersten Excursion sich von der Großartigkeit und wissenschaftlichen Wichtigkeit der Funde überzeugt. Diese Denkmäler bestehen aus drei Gruppen von Steinanlagen, die mit einander im Zusammenhange stehen. Eine Anlage, welche Kaufmann Mayer vor einigen Jahren noch gut erhalten gesehen hat, ist leider heute schon arg beschädigt und verstümmelt. Sie bestand aus drei gespitzten Steinkegeln, von welchen der mittlere die beiden seitwärts stehenden überragte. An diese drei Kegel war eine große, fast rechteckige Steinplatte angelehnt, in welche zwei Zeichen in der Form eines großen lateinischen C oder Kreises eingemeißelt waren. Diese Gruppe wurde von Slovaken, welche in nahegelegenen Weingärten arbeiteten, abgetragen und verschleppt. Die Zusammengehörigkeit dieser Gruppe mit der zweiten, welche sich in der Nähe befindet, erklärt sich daraus, weil daselbst der Ueberrest einer Platte zu sehen ist, worauf sich der Rest des vorerwähnten kreisförmigen Zeichens befindet. Die dritte Gruppe ist derart gelegen, daß alle drei Anlagen so ziemlich die Spitzen eines beinahe gleichschenkeligen Dreiecks bilden. Die Steine, aus welchen die dritte Gruppe besteht, sind ebenfalls auffallend zusammengestellt. Man glaubt einen roh zusammengestellten Altar vor sich zu haben. Bei den Steingruppen befinden sich künstlich aufgeworfene runde Hügel von mäßiger Höhe. Prof. Dr. Ortvay und Archivar Johann Batka erklärten, daß die eingemeißelten Zeichen wahrscheinlich Kreise gewesen und die Sonne bedeutet haben dürften, wie man dies sehr häufig auf Grabdenkmälern phönikischen Ursprungs findet. Eine zweite Ansicht geht dahin, daß man es mit einer Grabanlage des Quadenvolkes zu thun habe, und zwar nach Art der Königsgräber. Was nun immer die Steinstätten des „schwarzen Berges" enthalten — geologische Bildungen sind sie zweifellos nicht —, ob prähistorische Gräber, sogenannte Dolmen oder Grabmäler des Quadenvolkes, immer bleibt es anerkennenswerth, daß nun die Stadtgemeinde sich der Sache annimmt und die Nachforschungen und Grabungen bewerkstelligen läßt.

* Wie die Wiener „Presse" erfährt, hat der italienische Afrika-Reisende Graf **Salimbeni**, welcher in der Schlacht von Dogali 1887 von Ras Alulla gefangen worden war und dann entkam, sich in Ferrara mit aus Afrika mitgebrachten Giften getödtet. Das Motiv der That ist unbekannt.

* Einige zwanzig **deutsche Studenten** der Universitäten **Bonn** und **Leipzig** sind, wie die „Köln. Ztg." erfährt, dieser Tage von einem Ausfluge zurückgekehrt, den sie unter Leitung des Prof. F. Kreuger in Bonn behufs Einsammlung von Gewächsen nach dem Norden von **Schweden** unternommen hat. Die Ausbeute war gut; es konnten mehrere große Kisten mit Gewächsen heimgebracht werden. Prof. Kreuger hatte bereits 1889 und 1892 Norrland und Finland zum selben Zwecke besucht.

* **München.** Das bayerische Cultusministerium beabsichtigt, zu Beginn der Hauptferien, vom 15. bis 22. Juli, in München einen **Feriencurs für Lehrer der Erdkunde** an humanistischen und technischen Mittelschulen zu veranstalten. Als mitwirkende Lehrkräfte sind in Aussicht genommen Prof. Günther, der u. a. einen zweitägigen Ausflug nach den geographisch und geologisch bemerkenswerthen Punkten der Umgebung Münchens leiten wird, ferner Prof. Oberhummer und der Conservator des Ethnographischen Museums, Prof. Buchner.

* **Erlangen**, 9. Juli. Dr. Emil **Selenka**, ordentlicher Professor der Philosophie, wird den Lehrstuhl für Zoologie und vergleichende Anatomie verlassen und mit seiner Gattin, die ihn schon auf seinen ersten Forschungsreisen begleitete, neue große Reisen unternehmen.

* In **Gießen** starb am 7. Juli der Astronom Professor Dr. Gustav Friedr. Wilh. **Spörer** im 73. Lebensjahr. Berliner von Geburt, erlangte er einen Ruf durch die Beobachtungen, die er als erster Observator am astrophysikalischen Institut zu Potsdam über die physische Beschaffenheit der Sonne, besonders über das Verhalten der Sonnenflecken, angestellt und veröffentlicht hat. 1868 nahm er an der norddeutschen Expedition zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß in Ostindien theil.

* **Berlin**, 9. Juli. In dem Befinden **Rudolf v. Gneists** ist eine wesentliche Aenderung nicht eingetreten. Zu der Brustfellentzündung, welche als Ursache der Erkrankung zu betrachten war, ist seit einiger Zeit eine Luftröhrenentzündung hinzugekommen, doch haben sich das Allgemeinbefinden und der Stand der Körperkräfte des berühmten Rechtslehrers, welche zeitweilig recht viel zu wünschen übrig ließen, in den letzten Tagen etwas gebessert. Trotz der Schwere der Erkrankung haben weder der Kranke, noch seine Umgebung die Hoffnung auf baldige und vollständige Genesung aufgegeben. Rudolf v. Gneist erträgt seine Leiden mit bewundernswerther Geduld; er ist freundlich zu Jedermann und nimmt nach wie vor an den Vorgängen des öffentlichen wie seines privaten Lebens lebhaften Antheil.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Vereinigte Staaten-Buchdruckerei.

Washington D. C., 24. Juni. Die Vereinigte Staaten-Regierung hat vielleicht die vielseitigste, complicirteste und wichtigste nationale Buchdruckerei unter allen Staaten der civilisirten Welt. Mit einem jährlichen Kostenaufwande von etwa vier Millionen Dollars werden alle Phasen der Thätigkeit des Staatsorganismus und alle Vorgänge der Fremde, die zu diesem Lande in irgend einer Beziehung stehen, in unzähligen Berichten, die von einer halben Seite bis zu einer Bibliothek von hundert Bänden, z. B. über die Unions- und die conföderirte Armee im Bürgerkriege, rangiren, von Experten bearbeitet, in der Staatsdruckerei gedruckt und dann mit mehr oder weniger schlechtem System unentgeltlich vertheilt. Ein Katalog der Regierungspublicationen von 1774—1881 enthält auf 1400 gewichtigen Quartseiten über 100,000 Büchertitel und bildet mit den zwei Supplementlisten für die Jahre 1880—1890 einen verläßlichen Führer durch das verschlungene Labyrinth der alle Gebiete umfassenden Regierungsbüchereien. Der Druck der nach Congreßbeschlüssen jährlich ausgeführten Werke liegt in den Händen von 3000 Beamten und Werkmeistern, deren Jahresgehälter sich auf 2,900,000 Dollars belaufen; 40,888,598 Copien der mannichfachsten Documente wurden im Jahre 1894 gedruckt und über eine Million Pfund Druckpapier wurde für ein einziges Departement, das des Ackerbauministers, verbraucht.

Unter diesen Bücherschätzen sind natürlich sehr viele von nur ephemerem Werth; viele sind aber auch von der höchsten historischen und culturellen Wichtigkeit, und ungeheure Quellenschätze liegen in den Archiven Washingtons verborgen, die noch manches Streiflicht auf die bewegte Zeit Europa's werfen werden, in der sich diese Republik constituirte und consolidirte. Die Geschichte der Entdeckungen und Erforschungen dieses Continents zu Land und zu Wasser ist mit seltener Vollständigkeit vorhanden und ist schwerlich schon genügend benutzt worden. Die Regierungsdepartements und die wissenschaftlichen Institute, die Bureaus der Geologie, Meteorologie, Ethnologie, des Erziehungswesens, das Patentamt, das geodätische Institut, das hydrographische Amt, die Commission der Staatsfischereien, das statistische Amt des trefflichen „Department of Labor“, die wissenschaftlich außerordentliche Smithsonian Institution, das National-Museum 2c. 2c. wetteifern darin, die rasch verschwindenden Schätze vergangener Halbculturen zu bewahren. Dazu kommen noch die Congreßberichte und Journale, executive Documente und Miscellanea beider Häuser, sowie der „Congressional Record“, der die Debatten voll und ganz enthält und für jede Session 3—11 stattliche Bände füllt, deren Inhalt freilich nicht immer zur classischen Literatur gerechnet werden kann.

Leider ist die Vertheilung dieser Bücherschätze äußerst mangelhaft. Anstatt dieselben solchen Personen zukommen zu lassen, welche sie am besten verwenden könnten, werden sie oder wurden sie wenigstens früher aufs Gerathewohl an jeden verschleudert, der sie dann als Maculatur verkaufte. Tausende von Tonnen werden gleich beim Erscheinen von gewissenlosen Speculanten beseitigt oder eingestampft, so daß jetzt viele der werthvollsten Publicationen oft nicht einmal in den größten Bibliotheken mehr zu haben sind. In den dumpfen Gewölben des Capitols liegen und faulen ungeheure Massen unbenutzter Bücher und Documente, die in den unzureichenden Oberräumen des Gebäudes nicht unterzubringen waren. Wie viele dieser Schätze rettungslos verloren sein werden, wenn einmal das mit einem Kostenaufwande von vielen Millionen herzustellende prächtige Bibliothekgebäude im Osten des Capitols fertig sein wird, ist kaum zu ermessen. Es wäre rathsam, daß die Regierungspublicationen wenigstens zu dem Herstellungspreise verkauft würden, um der Verschleuderung einigermaßen Einhalt zu thun. Von den 500,000 Copien der Berichte, die officiell von dem Ackerbauministerium gedruckt werden, soll jedes Mitglied des Unterhauses 1000, jeder Senator 1250 zur Vertheilung erhalten, um dem nothleidenden Farmerstand durch Erziehung und Belehrung zu helfen; aber die meisten Volksvertreter sind eben Städter und meistens überdies „Lawyers“ (Advocaten, ja nicht „Juristen“ im höchsten Sinne des Worts), die mit der Landwirthschaft in keiner Beziehung stehen. Kein Wunder, daß sich Mißstände einstellen, daß manche Congreßmitglieder ihre Bücherquoten in Bausch und Bogen verkaufen, daß sich überall gewichtige Stimmen erheben, welche die Beseitigung des ganzen Systems befürworten. Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß die freie Vertheilung dieser tausendgestaltigen Literatur sehr viel zur allgemeinen Bildung des Volkes beiträgt. Man sollte in den europäischen Staaten die Vorzüge dieser großartigen Anstalt nachahmen, die Mängel ihrer Einrichtung dagegen zu vermeiden suchen.

Dr. Hermann Schoenfeld.

Torquato Tasso.

Von Vincenzo Crescini.

II.

In zwei Bildern steht Tasso vor unsern Augen: das eine ist in immer freieren Zügen von der Phantasie ausgestaltet und von der Kunst geheiligt, das andere mit allem Fleiß von der Kritik zusammengesetzt und analysirt; dort ist es der Tasso der Dichter, Goldoni's und Goethe's, Byrons und Espronceda's, Leopardi's und Lamartine's, Prati's und Aleardi's, hier der Tasso der Geschichtschreiber und der Aerzte, Campori's und Solerti's, Verga's und Corradi's.

Tasso wurde im St. Annen-Hospital in Gewahrsam gehalten, und inzwischen zog, seit der ersten Veröffentlichung seines „Befreiten Jerusalem“, sein Name im Triumph durch Italien, über die Alpen und die Meere überallhin, wohin das Licht italienischer Bildung und Kunst sich ergoß.

Zu dem Ruhm hatte ein tragisches Geschick das Unglück gesellt; um so größer ward darum die Sympathie für den Dichter. Es beginnt sich jetzt ein Roman über ihn zu bilden, aber weder von Ferrara noch von anderen Orten Italiens aus, wo man unmittelbarer und genauer von seinen Erlebnissen Kenntniß hatte, sondern von fern her, von Paris, von wo Bartolomeo del Bene, der sich am Hofe König Heinrichs III. befand, eine Ode an Tasso richtete und am Schlusse derselben, sowie noch deutlicher in der ihr vorausgeschickten Einleitung in Prosa auf das Gerücht anspielt, daß Tasso durch die Liebe zu einer allzu hochstehenden Dame wahnsinnig geworden sei. „Besagter Tasso," so schreibt der Höfling Heinrichs III., „hatte seine Liebe auf eine Stelle gerichtet, die unvereinbar mit seiner Lage war." Hernach folgt in der ganzen Lebenszeit Tasso's keine zweite Verlautbarung, welche mit derjenigen Bartolomeo del Bene's übereinstimmte.

Vollendet wird der Liebesroman nach dem Tode Tasso's in einer Biographie desselben, welche von Giambattista Manso, einem Manne aus hochadligem neapolitanischen Geschlecht, einem der hochherzigsten Helfer und Gönner des Dichters während seiner letzten traurigsten Lebensjahre, verfaßt ist. Manso verfuhr nicht wie ein echter und gewissenhafter Geschichtschreiber, er hielt sich nicht an die Kriterien, welche die modernen Durchforscher der todten Urkunden anwenden. Wo die Thatsachen ganz fehlten oder unsicher blieben, half die Phantasie nach; und besonders wer das Leben irgend einer berühmten Persönlichkeit schilderte, suchte dieselbe um jeden Preis zu verherrlichen und die wunderbarsten Lobpreisungen anzubringen, indem er, wo es nöthig schien, sich lieber an den Schein als an die Wirklichkeit hielt und einer schimmernden Lüge den Vorzug vor der farblosen Wahrheit gab. Dies gereichte übrigens in Manso's Fall ihm zum Theil zum Lobe, wenn überhaupt die Unwahrheit je Lob verdienen kann, da es sich um einen Mann handelte, den er gekannt und geliebt hatte.

Die erste Ursache zu Tasso's Unglück ist abermals die Liebe. Aber wer war die Frau, die er liebte? Es war schwer, das herauszubringen, so sehr hütete der Dichter dieses Geheimniß in seiner Brust; dennoch versuchte es der Biograph. Am Hofe zu Ferrara waren zu Tasso's Zeit drei Leonoren: die Fürstin Leonore von Este, die Gräfin Leonore di Scandiano und eine Kammerfrau der Erstgenannten. Eine Leonore mußte es sein, für die der Dichter in Liebe entbrannt war, denn es sind Gedichte von ihm vorhanden, welche diesen Namen künstlich eingeflochten aufweisen; welche nun von den drei Leonoren mußte ein so erhabener Dichter, ein solcher platonischer Philosoph wählen? Sicherlich die vornehmste, welche, weil sie von so hohem Rang war, weniger die Sinne als den Geist entflammen mußte, — also die Fürstin Leonore.

Diese von Manso mit so überaus feiner Logik begründete Hypothese wird nun vollends in den nachfolgenden Biographien zur unbedingten Gewißheit.

Was Tasso's Geisteskrankheit betrifft, so gibt Manso sie anfangs zu, spricht aber dann schließlich die Ansicht aus, daß Tasso nicht wirklich wahnsinnig war und daß er sich nur so stellte, um dem schlimmsten Geschick, das er fürchtete, zu entgehen und sich von den Anklagen zu reinigen, die bei dem Herzog fälschlich gegen ihn erhoben worden waren. Und es ging mit seinem Wahnsinn beinahe wie mit seiner Liebe: auch er verfiel der Legendenbildung, und nach Manso glaubte man fast nicht mehr daran. Oder hätte Tasso jene wunderbaren Werke geschrieben, wenn er von Sinnen gewesen wäre?

Der Roman wird nun mit den späteren Ausschmückungen und Zusätzen immer vollständiger: seine Liebe zu Leonore, der Haß seiner Nebenbuhler, ein Duell, in welchem Tasso als mannhafter Cavalier glänzt, er, der mit gleicher Fertigkeit die Feder und den Degen zu führen wußte, der Zorn des Herzogs, die Haft im St. Annen-Hospital kehren in den Biographien der Folgezeit unausbleiblich wieder.

War nun aber Leonore gleichgültig gegen die Liebe des Dichters? Die Phantasie löst auch dieses Problem. Welche Frau hätte dem Zauber dieses Mannes widerstanden? Ein Kuß schallt in diesem geheimnißvollen Roman; und zu Ferrara zeigt man den verhängnißvollen Spiegel, der diesen Kuß, die einzige Wonne einer so reinen und qualvollen Liebe, verrathen haben soll. Indessen dient dieser Spiegel zu gleicher Zeit für zwei Legenden, für die von Leonore und Torquato Tasso und die von Ugo und Parisina. Das Gerücht von einem Kusse in dieser Liebe Tasso's zu einer Fürstin kam auch Muratori zu Ohren, der darüber, ohne allzu viel Glauben daran, an Zeno schrieb: „. . . als der gute Torquato eines Tages bei Hofe war, wo der Herzog Alfonso mit den Prinzessinnen von Este sich befand, näherte er sich der Fürstin Leonore, der Schwester genannten Herzogs, um ihr auf eine Frage zu antworten, und hingerissen von einer mehr als dichterischen Begeisterung küßte er sie in's Gesicht. Darauf wendete sich der Herzog, dessen Augen diese so ungebührliche That nicht verborgen blieb, in weiser fürstlicher Selbstbeherrschung zu seinen Hofcavalieren und sagte: ‚Seht, welch' schreckliches Unglück ist über den großen Mann gekommen; er ist in diesem Augenblick närrisch geworden!' Aber wenn die Besonnenheit des Herzogs dem Tasso schwereren Verdruß ersparte, so ordnete er hinterher an, daß, wie man ihn zum Schein als einen Geistesgestörten behandelt hatte, er nun auch gleich in das Hospital gebracht wurde, wo die richtigen Narren in Ferrara in Behandlung genommen wurden."

Vergeblich haben sowohl Tiraboschi als Serassi, welche die Studien über Tasso auf die historischen Quellen zurückleiteten, diese üppig aufschießenden Phantastereien zu unterdrücken gesucht. Mit Rosini kommt das Legendenhafte wieder zum Vorschein, mit Rosini, der seinem dreist ausgeschmückten Roman den Schein einer kritischen Forscherarbeit zu geben wußte, womit er um so besser den alten Glauben an die bestechende Fabel zur Geltung brachte.

Dieselbe war aus der Tradition und den biographischen Schilderungen bereits längst in das Gebiet der Kunst übertragen worden. Und fast jeder Dichter, der sich darauf warf, gestaltete sie natürlich seiner Richtung entsprechend und ließ seine Spur darin zurück. Goldoni z. B. verwerthete die Geschichte von den drei Leonoren, um eine komische Verwicklung daraus zu machen; da es aber respectlos gegen das regierende Haus der Este erscheinen konnte, die Fürstin Leonore auf die Bühne zu bringen, so setzte er an ihre Stelle eine von ihm erfundene Marchesa Leonore, eine Geliebte des Herzogs. Außerdem benützte er den vorgeblichen Streit zwischen Tasso und der Accademia della Crusca, um sich über die gehässigen Wortfuchser lustig zu machen, welche ihm, Goldoni, vorwarfen, wie sie es bereits dem Dichter des „Befreiten Jerusalem" gethan hatten, daß er nicht italienisch könne. Auch Goethe bekennt, daß er in dem Helden seines Dramas sich selbst und Tasso zu einer Person verschmolzen und daß er bei der Schilderung des Hofes zu Ferrara benützt habe, was er am Hofe zu Weimar sah. Bei Goethe fehlt die Handlung; das Drama ist durchaus innerlicher Natur, es spielt in der Seele Tasso's, der, ein Opfer seiner Phantasie und seiner Gefühle, mit dem Egoismus der Menschen und der prosaischen Wirklichkeit, welche er nicht kennt, hart zusammenstößt. Die Prinzessin liebt ihn wohl, wagt aber nichts, und die Umgebung der Beiden überwacht sie voll Mißgunst. Auch das Märchen spielt herein, daß der Herzog Tasso als wahn-

sinnig hingestellt habe, um den Mann, der die vermessene Leidenschaft für die Schwester seines Herrn nicht zu zähmen wußte, zu entfernen.

„Ich bewundere die anderen Dichter, den Tasso liebe ich,“ schrieb Giambattista Niccolini, und das ist ein richtiges Gefühl, in klare Worte gefaßt. Aber um so mehr nimmt der Zauber jener sagenhaften, in geschichtlichem Gewande auftretenden Leidenschaft und jenes schwermüthigen Dichtergeistes die Herzen gefangen in der romantischen Periode, in welcher Tasso, die bleiche, gramvolle Gestalt des Minnesängers und Kreuzfahrers, in den Leiden und Entzückungen jener Liebe, an der er sich abhärmt und die gewissermaßen das ewige Leid der Menschen, den tragischen Zwiespalt zwischen der Gefühlswelt und der Wirklichkeit verkörpert, mitten in der Welt, die ihn kränkt und nicht versteht, jenen schmerzerfüllten Philosophen des Zweifels, jenen seufzenden Dichtern des Schmerzes wie ein ferner Bruder, ein prophetischer Vorläufer erscheint.

In den Worten Niccolini's ist die Hauptursache für den Erfolg Tasso's und seiner Dichtung, oder sagen wir lieber: für seine Vergötterung zum Ausdruck gebracht. Man wetteifert in der Begeisterung für ihn, in seiner Verherrlichung; und dazu trägt neben der Poesie der Worte jene der Farbe, der Form, des Klanges bei. Wer könnte die Lieder, Gedichte, Dramen, Lustspiele aufzählen, die dieser Sympathie für Tasso und sein „Befreites Jerusalem“ ihre Entstehung verdanken? Ebenso könnte ich kein Ende finden, wollte ich die Werke der Maler, der Bildhauer, der Musiker anführen; wenige Namen mögen genügen, unter den Modernen: Morelli und Celentano, Canova und Vela, Donizetti und Liszt. Dieser Enthusiasmus findet seine größte Ausbreitung und Vollendung in Tasso's dauernder Beliebtheit beim Volke, von Venedig bis Palermo. In seiner symphonischen Dichtung auf Tasso hat Liszt das von sanfter Schwermuth erfüllte Lied von dem Gondolier, der auf der Lagune das „Befreite Jerusalem“ singt, benützt und übertragen; aber auch anderswo in den verschiedenen Gegenden Italiens wird das arme Volk, das viel länger den Glauben an die Schöpfungen der Phantasie bewahrt, noch heute lebhaft ergriffen von der Liebe der Erminia, den Reizen der Armida, den epischen Waffenthaten Tancreds und Argants. Und fast jeder Dialekt Italiens hat sich die melodiösen Verse von Tasso's Gedicht, umgeformt in die einheimischen Laute, zu eigen gemacht.

Diese Verherrlichung, welche dem einmüthigen Gefühl der Kunstverständigen und des Volkes entspringt, übergießt die historische Figur Tasso's mit einem blendenden Licht, wie die seligen Geister in Dante's Paradies. Aber die Kritik durchdringt mit scharfem Auge diesen Glanz und erblickt die wahre Gestalt, die davon umflossen und verschleiert ist. —

Sehr einfach, farblos, nüchtern, aber noch viel trauriger ist die Geschichte, welche die Kritik an die Stelle der Passionslegende Tasso's gesetzt hat. Ein Phantasiegebilde ist seine Liebe zu Leonore, jener armen, unbedeutenden, kränklichen, zurückgezogen lebenden Leonore, einer ebenso tüchtigen Haushalterin, wie sie unfähig war, die Poesie zu würdigen und Dichter zu begeistern; eine verleumderische Erfindung die Tyrannei des Herzogs von Ferrara; traurige Wahrheit ist allein die Krankheit des Dichters, dessen Leben einen eclatanten Fall von circulärem Irresein, wie der Ausdruck der Psychiater lautet, ein werthvolles Beispiel für die Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn darstellt, wie schon zu Tasso's Zeit, der modernen Psychiatrie weit vorauseilend, Michel de Montaigne glaubte, eine bedauernswerthe, tieftragische Episode menschlichen Elends.

Die Chronik, welche Solerti mit Fleiß und Geduld zusammengestellt hat, indem er von Tag zu Tag das Leben des Dichters verfolgte, enthält nichts Auffälliges oder Romantisches: es ist eine unaufhörliche Pein, qualvoll und betrübend, von den ersten sicheren Anzeichen des unerbittlichen Leidens bis zur Katastrophe. Sie bestätigt die Behauptung Corradi's, daß das Unglück Tasso's sich nicht direct auf seine Zeit und auf die Menschen, unter denen er lebte, zurückführen lasse: die erste Ursache seiner Leiden ist die Krankheit, welche ihn schon in der Jugend erfaßte und ihn quälte und marterte bis ans Grab.

Ein spitzfindiger Beurtheiler von Torquato's Charakter und unseligem Schicksal, d'Ovidio, der darauf ausging, die Grenzen der sittlichen Kraft des Dichters festzustellen, wandte sich, nachdem Corradi mit sorgfältigster Prognose und Diagnose jene Krankheit ins rechte Licht gesetzt hatte, an ihn mit der angelegentlichen Frage, wie weit Tasso's moralische Schwäche aus der Krankheit herzuleiten sei und wie weit aus seiner Charakteranlage. Aber wer kann die genaue Grenze zwischen der Vernunft und dem Wahnsinn ziehen? Wie läßt sich von Jemandem verlangen, festzustellen, wo die moralische Verantwortlichkeit Tasso's begann und wo sie aufhörte? Wenn man seine neueste, von Solerti verfaßte Biographie aufmerksam durchliest, so sucht man anfangs, wenn man zu den ersten Symptomen des Wahnsinns kommt, fast ohne es zu wissen, sich jene Unruhe, jene Unbeständigkeit, jene Seltsamkeit in einer Weise zu erklären, wie sie die gute Meinung und die Sympathie für den Dichter eingeben, welche sich gegen den schmerzlichen Gedanken sträuben, daß dieser Geist irregehe, daß dieses Bewußtsein getrübt sei; dann aber kann der beste Wille nicht mehr Stand halten, die Ueberzeugung bricht sich Bahn, die Wahrheit leuchtet heraus: der Wahnsinn steht vor uns in seiner furchtbaren Gestalt. Und es fallen einem die Verse ein, welche Aleardi gerade im Hinblick auf den unglücklichen Tasso dichtete:

„. . . ed ero triste; e piansi
pensando a te. Pensando a quell' arcano
terror d'un uom che il primo istante sente
l'intelletto smarrir: a quell' acuta
gioia del riaverlo: a quel selvaggio
brancolar del pensier fra le tenebre
rotte dal lampo traditor degli egri
sensi: a quell' ora d' infinita angoscia,
quando lo spirto disperato tenta
aggrapparsi a un' idea, come nell' onde
a una trave, e si vede a poco a poco
frenar in un incognito profondo
dove scompare Iddio, dove il delirio
ebete ride, o scompigliato corre,
e si rovescia e voltola facendo
i sonagli squillar de la follia . . .“ [1])

Wer weiß in Wirklichkeit, zu welchem Zeitpunkt Tasso's Geistesverwirrung begonnen hat und die Verantwortlichkeit seines Bewußtseins eine Einschränkung erlitt? Es hat nicht den Anschein, daß in seinen Eltern irgend eine Anlage zur Geistesstörung vorhanden war, und Torquato entwickelte sich in seiner ersten Jugendzeit gesund und kräftig. Aber aus jener Zeit haben wir keine Angaben, welche uns das Geheimniß seiner inneren Entfaltung und seines Seelenlebens völlig enthüllen; wir wissen darum nicht, ob nicht etwa die später deutlich zu Tage tretenden Erscheinungen

[1]) „. . . und ich wär traurig und weinte, deiner denkend, denkend an jenen geheimen Schrecken eines Mannes, der auf einmal den Verstand irre werden fühlt, an jene heiße Freude, ihn wiederzuhaben, an jenes scheue Herumtasten des Gedankens in der Finsterniß, die erhellt der trügerische Blitz der kranken Sinne, an jene Stunde unendlicher Angst, da der verzweifelte Geist an einen Gedanken sich anzuklammern sucht, wie in der Fluth an einen Balken, und man sich nach und nach in eine unbekannte Tiefe gezogen sieht, wo einen Gott verläßt, wo das stumpfe Delirium lacht oder verworren umgeht und sich überstürzt und dreht und klingen läßt die Schellen der Narrheit . . .“

schon seit langer Zeit, Schritt für Schritt, sich entwickelt hatten. Diese berechtigte Vermuthung und der Gedanke, daß dieser Mann, kaum dreißig Jahre alt, ein Opfer der verhängnißvollen Krankheit wurde, von der er nicht mehr frei werden sollte, müssen den Richter veranlassen, von seiner strengen Untersuchung abzustehen und dem Arzte den Platz zu räumen.

Ob, wie Corradi behauptet, seine Krankheit sich aus dem Quartanfieber und den Kopfschmerzen, an denen Tasso seit einer gewissen Zeit litt, entwickelt hat, kann ich als Laie nicht entscheiden. Klar erscheint nur die Thatsache, daß der Dichter, als er nach mehr als zehnjähriger Arbeit dahin kam, sein „Befreites Jerusalem“ zu vollenden und, wie der Held seines Gedichtes, sein Gelübde zu lösen, sich völlig erschöpft fühlte: sein Gehirn hatte allzu viel gegrübelt, sich allzu stark verbraucht. Seitdem steigern sich die hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters, die Unschlüssigkeit und die Schwermuth, immer mehr. Schritt für Schritt nimmt die Geistesverwirrung überhand; der Wahnsinn packt sein Opfer mit jedem Tage fester. Daraus geht bei ihm die fixe Idee hervor, gehaßt, belauert, vergiftet, bezaubert zu sein, daraus die religiösen Gewissenszweifel, die Sinnestäuschungen, seine wiederholte plötzliche Flucht, von der er bald zurückkehrt, die Anfälle von rasender Wuth, der häufige Wechsel von Begeisterung und Niedergeschlagenheit; und zu allem dem kommen als die einzige für diese Tragödie, diesen Schiffbruch eines hehren Geistes angemessene Erscheinung die Thränen, fluthend oder mühsam tropfend unter den verschiedenen Ausbrüchen der Gefühle, der Anklagen, des Jammerns.

Ein Anfall von Tobsucht war die Ursache, daß der Herzog Alfonso, als Tasso nach zweimaliger Flucht aus Ferrara wieder dorthin zurückgekehrt war, im Jahre 1579 sich genöthigt sah, ihn im St. Anna-Hospital unterbringen zu lassen.

Die schöne Residenz der Herren von Este feierte mit gewohntem Glanz die Wiedervermählung ihres Herzogs, welcher noch einmal die Gefahr zu beschwören suchte, daß, wenn er ohne Erben stürbe, die blühende Herrschaft Ferrara, in die unmittelbare Gewalt des heiligen Stuhles käme, dessen Lehensträger die Este waren. Weder Alfonso, noch die Fürstinnen Lucrezia und Leonore konnten sich in jenen Tagen des Dichters, der zu seinen alten Beschützern zurückgekehrt war, annehmen und seine Bitten und Klagen anhören. Darüber wurde er heftig erregt; er verließ das Haus des Cardinals von Este, dessen Gast er war, ging mitten durch die Stadt, unter dem Lärm des Festes, und eilte hinauf in den Palast der Bentivoglio; dort erging er sich vor den Damen des Hauses in schrankenlosen Schmähungen gegen den Herzog, seine Gemahlin, die Fürsten von Este, kurz gegen Alle. Nicht zufrieden damit eilte er mit fortwährend wachsender Wuth zum herzoglichen Schlosse, verlangte die Herzogin zu sprechen, um sich seine Papiere, sein Gedicht, seine Ehre zurückgeben, sich vor seinen Feinden, die ihn verfolgten, ihn der Ketzerei anklagten, seinen Tod wollten, retten zu lassen; vergebens bemühten sich die dort befindlichen Damen, ihn zurückzuhalten und zu beschwichtigen. Kurz, er beging so „freche Tollheiten“, wie es in einem Actenstück aus jenen Tagen heißt, daß der Herzog, dessen Geduld schließlich zu Ende war, nachdem er ihn so oft vergebens dahin zu bringen gesucht hatte, sich von seinem Leiden heilen zu lassen, den Befehl gab, ihn ins Hospital zu bringen.

Dort brachte er sieben Jahre zu, nicht in jenem Gelaß, das man in Ferrara als Kerker Tasso's zeigt und welches das unverdiente Glück gehabt hat, Byrons und Lamartine's dichterische Begeisterung zu erregen, sondern in mehreren bequem ausgestatteten Zimmern, wo der Dichter jede Annehmlichkeit zum Arbeiten hatte, häufig Besuche empfing und von wo er hin und wieder ausgehen konnte, wenn irgend eine Zerstreuung in der Stadt und am Hofe günstig auf den Kranken wirken zu können schien.

Herzog Alfonso war also alles Andere, als grausam gegen den Dichter. Uebrigens hatte er einen triftigen Grund, ihn überwachen zu lassen. Schon seit den ersten Anfällen der Krankheit hatte Tasso, von religiösen Gewissensqualen gepeinigt, die eingebildete Vorstellung, in Ketzerei verfallen zu sein; er ließ sich vom Inquisitor von Ferrara prüfen, und damit nicht zufrieden, beschuldigte er auch Andere am herzoglichen Hofe der Ketzerei. Der Inquisitor, der die Verhältnisse und die Personen kannte, legte nicht allzu viel Gewicht auf diese Anzeigen; aber der Hof hegte — dafür haben wir Beweise — den Verdacht, daß darüber nach Rom berichtet worden sei. Nun ist zu bemerken, daß der heilige Stuhl wenig Vertrauen zu der vollkommenen Rechtgläubigkeit der Kinder Renata's von Frankreich und ihrer Höflinge und Diener hegte; andrerseits wünschte er sehnlichst, die Grenzen seines Staates bis an den Po auszubreiten und arbeitete darauf hin, die Este aus Ferrara zu vertreiben und sich in den Besitz ihres Herzogthums zu setzen. Was für einen besseren Weg konnte es da geben, als sie der Ungläubigkeit zu beschuldigen und sie auf diese Art in die Hand zu bekommen? Daher lag auch aus politischen Rücksichten eine Nothwendigkeit für den Herzog vor, in dieser Weise gegen seinen unglücklichen Dichter zu verfahren.

Diesem, welcher aus den Diensten des Cardinals Luigi in die seines Bruders, des Herzogs Alfonso, übergetreten war, wurden als einem der Edelleute desselben so viele Würden, Einnahmen und Zeichen von Wohlwollen zu theil, daß er sich darüber nicht hätte beklagen können, wenn sein Verstand und Geist ungetrübt gewesen wären.

Das, wonach er immer wieder vor allem Andern seufzte, war die Freiheit; aber außerhalb des Hofes hätte ihm diese die Annehmlichkeiten und Ehren des aristokratischen Lebens nicht verschaffen können, nach welchen er andrerseits, als Edelmann geboren und an das Hofleben gewöhnt, wie er war, ein starkes Bedürfniß hatte.

Und außer dem Herzog Alfonso erwiesen sich noch andere Fürsten und Herren fast in ganz Italien, von Mantua bis Neapel, mit Gunstbezeigungen und Aufmerksamkeiten freigebig gegen den größten Dichter ihrer Zeit, welcher ohne die tückische Schlange des Leidens, das an seiner Seele fraß und ihn peinigte, keinen ernsthaften Grund gehabt hätte, sich über sein Schicksal zu beklagen.

Selbst die literarischen Kritiken, welche von Florenz aus über seine Dichtung ergingen, brachten nicht jene bedauerliche Wirkung hervor, welche von den meisten angenommen wird, denn als der Wortstreit über das „Befreite Jerusalem“ losbrach, war der Dichter bereits krank, und ein viel grimmigerer Feind als Lionardo Salviati war das unselige Schicksal, das unbeugsam auf ihm lastete — abgesehen davon, daß jene Opposition sich unter der Menge der Lobeserhebungen verlor und daß diese ohnmächtige Nörgelei in dem Enthusiasmus eines ganzen Volkes erstarb. —

Die Geisteskrankheit hinderte die literarische Thätigkeit Tasso's durchaus nicht, eine Thatsache, die den Psychiater nicht im geringsten überrascht; aber in seinen Briefen bricht die Krankheit hie und da stürmisch hervor, und auf der anderen Seite verräth sich gerade in der fieberhaften Lebendigkeit seines Geistes die krankhafte Erregung. Uebermäßig zahlreich sind zum Beispiel die Verse, die er mit der freigebigen Hand eines großen Herrn ausstreute; aber oft theilte dieser große Herr Münzen aus, die recht wenig galten. Der geistige Verfall hielt mit dem physischen

gleichen Schritt, so daß, wie Corradi bemerkt, die Pathologie und die literarische Kritik im Einklang mit einander stehen, indem sie die früh eintretende Auflösung seiner Nerven und seines Geistes beobachten. Seine beiden Meisterwerke, die „Aminta“ und das „Befreite Jerusalem“, gehören der Periode seiner schönsten Jugendblüthe an, in welcher an diesem heiteren Himmel noch keine Wolke erschien, Unwetter und Vernichtung ankündigend.

D'Ovidio will Tasso nicht den größten Geistern an die Seite gestellt wissen; ich habe hiefür kein Verständniß; ich weiß, daß er ein großer Dichter war, und das genügt mir. Ich lasse hier beiseite, was sich über Tasso's Bedeutung auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik sagen ließe, wo er, indem er die Benützung der heidnischen Mythologie zurückweist und erkennt, daß die poetische Wirkung auf der Wahrheit beruht, so augenfällig der modernen Aesthetik die Wege bahnt; ich lasse dies und so manches Andere, was sich daran anknüpfen ließe, beiseite, um mich zu der Dichtung zu wenden, welcher der Name Tasso die Unsterblichkeit verdankt.

Das „Befreite Jerusalem“ schließt die lange Entwicklung der italienischen romantischen Epopöe ab; aber gerade da, wo die alte Heldendichtung aufhört, entsteht die neue Lyrik; denn von Anfang an machte dieses Gedicht, in welchem Italien seine Ilias erhalten sollte, schon auf die Zeitgenossen sofort einen mehr lyrischen als epischen Eindruck. Darin beruhen zum großen Theil die Originalität und der Ruhm Tasso's, darin, wo er es nicht wollte. Hieran und an dem christlichen Stoff, in welchem er dem Zeitgeist entgegenkam, lag es, daß das „Befreite Jerusalem“ so bald populär wurde und es blieb.

Was Tasso wollte, war, eine Entscheidung herbeizuführen in dem langen Streit zwischen denen einerseits, welche dem Ariosto treu blieben — und das war die Mehrzahl — und nicht daran glauben wollten, daß sich im Volksepos etwas Besseres schaffen lasse, als der „Rasende Roland“, und denjenigen auf der anderen Seite, welche das Volksepos gewissermaßen vornehmer und ernster machen wollten, indem sie dasselbe nach dem Typus der antiken Epen, Homers und Virgils, und nach den Gesetzen des Aristoteles gestalten wollten; was Tasso wollte, war, den Geschmack des Volkes und die Anforderungen der Kritik, das Rittergedicht Ariosts und die classische Epopöe mit einander zu verschmelzen. Dieser Idee war, wie wir bereits gesehen haben, auch das erste Gedicht Tasso's, der „Rinaldo“, entsprungen. Aber wenn der „Rinaldo“ noch in dem endlosen Kreise der alten episch-romantischen Anschauung eingeschlossen blieb, so wurde mit dem „Befreiten Jerusalem“ dieser Kreis endlich durchbrochen; Karl der Große und seine Paladine blieben beiseite, und man fühlte die lebendige Seele neuer Menschen, neuer Helden vibriren. Und dieser Stoff aus den Kreuzzügen, der schon an sich so poetisch war und dem geistigen Bedürfniß entgegenkam, als nach den Saturnalien der heidnischen Renaissance das religiöse Gefühl sich neu belebte, — er entsprach auch dem politischen Geiste der Zeit, denn der Feind, der Muselman, rückte gegen die Thore heran, so daß wenige Jahre vor der Vollendung des „Befreiten Jerusalem“ Europa wieder einmal heftig erschüttert wurde und, nachdem die unablässigen Bruderzwiste zum Schweigen gebracht waren, nicht mehr Venedig allein in ungleichem Kampfe seine Kräfte aufreiben ließ, sondern alle seine Streiter zu diesem neuen Kreuzzuge zusammenschaarte, der mit dem Siege bei Lepanto die reichsten und vollsten Triumphe inauguriren sollte.

Doch die kritische Idee und die günstige religiöse und politische Stimmung des Gedichtes würden zum Erfolg des „Befreiten Jerusalem“ nicht genügt haben, wenn Tasso in diese mit Fleiß dem classischen Muster nachgebildete epische Handlung nicht die romantischen Episoden eingeflochten und zu allem dem einigen der Geschöpfe seiner Phantasie seine eigene Seele eingehaucht hätte.

Diese Episoden, diese Liebesscenen, wie vertheidigte sie Tasso gegen die unbarmherzige Schere der meisten unter jenen, welche er, sich selbst ihrer schulmeisterlichen Kritik opfernd, als Richter und Verbesserer seines Werkes angerufen hatte, ehe es frei in die Oeffentlichkeit hinaustreten sollte! Ein richtiges, ihm später leider verloren gegangenes Gefühl sagte ihm, daß in diesen verlästerten Liebesscenen der Duft steckte, der das Gedicht im Wandel der Jahrhunderte frisch erhalten sollte! Somit stimmte das „Befreite Jerusalem“ nicht mehr ganz zu dem Typus der ernsten Epopöe: der Heldengesang vom heiligen Kriege wurde schließlich auch eine Ritterromanze. Was that's? Die Regel ward verletzt, dafür war die Poesie lebendig; die kühle Erwägung sprach schuldig, aber das Gefühl ertheilte die Absolution.

Die Vernunft ist ohnmächtig, wo das Herz ergriffen wird, und gerade weil er die geheimen Wege zum Herzen kennt, ist Tasso groß und erscheint uns als Moderner. Jene Gefühlswärme in der Traurigkeit und der Klage, die das Gedicht durchströmt, getragen von der Musik herrlicher Verse, geht zu Herzen und überwältigt.

> „O sieh den schönen Himmel! Sieh die Sonne!
> Sie tröstet uns, sie winkt zu höh'rer Wonne,“ [1])

so ruft Sophronia in der Begeisterung des Opfermuths und des Glaubens aus, um dem klagenden Gefährten Muth zuzusprechen.

> „Wie blickt ihr, Zelte Latiums, hold mich an!
> Ich fühle Luft von euch herüberschweben,
> Die mich erquickt . . .“ [2])

so seufzt sehnsüchtig Erminia, zum Lager der Christen gewendet, und in der einen wie in der anderen Stelle leuchtet es auf von Wahrheit und von Poesie.

Man hat gesagt, wenn ich mich recht erinnere, daß in dem süßen Schmachten, in der sanften Hingebung, in der melodischen Schwermuth des „Befreiten Jerusalem“ etwas liegt, was das Bild des Golfes von Neapel im klaren Schein des Vollmondes vor die Augen zaubert und die fernen Klänge und Klagetöne der schwermüthigen Volksgesänge erweckt; aber welche Hoheit, welche Kraft erscheint oft in diesem Idyll, in dieser Elegie! Aus dem Kampfgewühl entfernen sich Tancred und Argant, um sich im letzten tödtlichen Zweikampf zu messen; dieser, der Wilde, meint, daß seine Kraft unnütz, daß Jerusalems Fall nahe sei; und in diesem zugleich schmerzlichen und feierlich ernsten Gedanken zeigt auch er sich menschlich.

> „Die Stadt verlassend, zieh'n sie mit geschwinden,
> Rastlosen Schritten an den Zelten fort,
> So lange bis durch tausend Schlangenwinden
> Ihr Pfad sie führt zu abgeleg'nem Ort,
> Wo sie ein Thal voll düst'rer Schatten finden,
> Von Hügeln dicht umringt, als wäre dort
> Vielleicht ein Schauplatz, oder man gedächte
> Dort Jagden anzustellen und Gefechte.
>
> Hier steh'n sie beide still; doch wie im Schwanken,
> Kehrt sich Argant zu jener Stadt voll Harm.
> Schildlos sieht ihn Tancred, und ohne Wanken
> Wirft er sogleich auch seinen Schild vom Arm.
> Dann fragt er ihn: ‚Was stehst du in Gedanken?
> Macht dir vielleicht die letzte Stunde warm?
> Hat diese Sorge jetzt dich eingenommen,
> So ist die Furcht zur Unzeit dir gekommen.‘

---

[1]) „Befreites Jerusalem“ II, 36. Deutsch von **Gries**.

[2]) Ebd. VI, 104.

Argant versetzt: ‚Ich denke dieser alten,
Berühmten Stadt, Judäa's Königin,
Die jetzt erliegt, obwohl ich sie zu halten
So lange schon umsonst geschäftig bin;
Denn daß mich Gott bestimmt, dein Haupt zu spalten,
Ist meiner Rach' ein ärmlicher Gewinn . . .'" [1])

Und welche Leidenschaft in der Liebe der Armida! An Zaubermittel, an Weiberkünste denkt sie nicht mehr: sie liebt, liebt einen Christen, und wie handelt sie in diesem neuen Gefühl — sie, die stolze Zauberin, Sklavin eines Feindes! Welcher Gegensatz zu den Gefühlen und Vorsätzen, die sie als Ungläubige hegte! Was ist ihr Religion und Vaterland gegen die Liebe, welche ihr ganzes Wesen erfüllt, sie wieder zum Weibe macht! Und als der Christ, der jetzt ihr ganzes Leben ist, sie verläßt, da will sie, eine Königstochter, mit Freuden seine Magd werden, um nicht von ihm gehen zu müssen.

„Dies nur sei mir vergönnt: mit dir zu gehen!
Die Bitt' ist selbst bei Feinden klein genug.
Nicht wird der Räuber seinen Raub verschmähen,
Und dem Triumph folgt der Gefang'nen Zug.
Mich soll das Heer bei deiner Beute sehen;
Noch dies erhebe deines Ruhmes Flug,
Daß du, die dich verachtete, verachtet;
Sei als verschmähte Sklavin ich betrachtet!

Verschmähte Sklavin! Ha, für wen bewahren,
Die du verachtest, dieser Locken Pracht?
Geraubt sei ihre Länge diesen Haaren!
Als Sklavin will ich auch der Sklavin Tracht.
Ich folge dir bis in der Feinde Schaaren,
Bis in das heißeste Gewühl der Schlacht.
Wohl hab' ich Muth und Kraft, um ohne Zagen,
Dein Roß zu führen, deinen Speer zu tragen.[2])"

Aber noch mächtiger packt uns der Dichter beim Tode der Clorinde. Die Scene mit dem Ungläubigen, der, besiegt und dem Tode nahe, von seinem christlichen Besieger getauft wird, kommt in den Ritterromanzen ständig vor; aber was hat dieser alte Stoff noch gemein mit der durch und durch neuen Gestalt, welche ihm Tasso in seiner Episode gegeben hat? Der sterbende Ungläubige ist das Weib, das der Sieger liebt; er selbst, Tancred, der schwermüthige Held, hat seiner schönen Kriegerin, um die sein Herz sich in Sehnsucht verzehrte, den Todesstreich gegeben.

„— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die Jungfrau sinkt dahin, indem mit Beben
Das letzte Wort den Lippen sich entreißt;
Ein Wort, von neuem Geist ihr eingegeben,
Der Liebe, Hoffnung und des Glaubens Geist.
Gott schenkt ihn; er, den lebend sie verschworen,
Hat sie zur Magd im Tode jetzt erkoren.

‚Du siegst, Freund, ich verzeih's; auch du verzeihe —
Dem Leibe nicht, der keiner Furcht mehr fröhnt —
Der Seele nur; für diese bet' und weihe
Mit Taufe mich, die meine Schuld versöhnt.'
Der matten Laut' oft unterbroch'ne Reihe,
Die ihm so süß, so schmerzlich ihm ertönt,
Beschleicht sein Herz, vertilgt des Hasses Wähnen
Und lockt und drängt in's Auge milde Thränen."[3])

Aus dem St. Annen-Hospital entlassen, begann Tasso eine Umarbeitung seines Gedichts, mit dem er nicht zufrieden war, weil es der Idee nicht entsprach, die sich in seinem Geiste nach der Vollendung des Werkes in weit strengeren Zügen ausgestaltet hatte. Das Resultat dieser Arbeit, während welcher die Krankheit ihren unseligen Fortschritt nahm, war das neue Gedicht „Das eroberte Jerusalem". Darin sind die Vorschriften des Aristoteles genauer befolgt, das classische Epos ist sklavisch nachgeahmt, die romantischen Episoden weggelassen oder gekürzt; und zudem erscheint eine kühl wirkende religiöse Zerknirschung, in welcher sich der Einfluß der katholischen Reaction auf seinen müden und kranken Geist widerspiegelt.

Mir ist, als sähe ich in diesem seinen Ende das stolze Italien der Renaissance, wie es reuevoll sein Bußgebet spricht.

Dort hinauf nach S. Onofrio aber, wohin er emporstieg, um zu sterben, um, wie er mit so frommem Gefühl sagte, von diesem hohen Erdenfleck aus in der Unterhaltung mit den Einsiedlern dort sein Gespräch mit dem Himmel zu beginnen, folgten ihm, unzertrennlich von ihm, die lieben und freundlichen Gestalten seines ersten „Jerusalem", die unsterblichen Schöpfungen seiner Jugendphantasie. Sie umschweben den Dichter unter dem geheiligten Gewölbe, unter dem er schläft; in Tönen der Trauer beklagen sie seine geheimnißvolle Trübsal und singen bis in die fernsten Jahrhunderte den Hymnus seines Ruhms.

[1]) Ebd. XIX, 8—10.
[2]) Ebd. XVI, 48—49.
[3]) Ebd. XII, 65—66.

Mittheilungen und Nachrichten.

β Zeitschriften-Uebersicht. — Vor wenigen Wochen hat Bernhard Suphan, der Director des Goethe- und Schiller-Archivs, der Goethe-Gesellschaft bei deren letzter Generalversammlung in Weimar über „Das Buch Annette", ein im vorigen Jahr aus dem Nachlaß des Fräuleins v. Göchhausen ans Tageslicht gezogenes Bändchen unbekannter Jugendgedichte Goethe's, Bericht erstattet. Dieser Bericht wird jetzt von der „Deutschen Rundschau" im neuesten Heft (Nr. 10) veröffentlicht und nimmt als Beitrag zur Entwicklungsgeschichte unsres größten Dichters unter den verschiedenen literarischen Gaben, welche dieses Heft enthält, zweifellos die erste Stelle ein. Ueber den wesentlichen Inhalt des Berichts hat die Beilage zur Allg. Ztg. bereits ein ausführliches Referat gebracht. (S. Nr. 133 der Beilage, vom 11. Juni d. J.) Bedeutend, aber dem Gegenstand nach nur auf einen engeren Kreis von Lesern zugeschnitten, ist die Abhandlung von Max Müller über „Die Wahre Geschichte des Celsus"; der ausgezeichnete Gelehrte weist darin auf die große Bedeutung des Celsus und seines leider verloren gegangenen Werkes „ἀληθὴς λόγος" für die Geschichte der griechischen Philosophie, sowie für die Geschichte der orientalischen Religionen und Philosophien hin und erläutert geistvoll den meist nur halb oder gar mißverstandenen Logos-Begriff im Johannes-Evangelium. In einem Artikel über den Rastatter Gesandtenmord, dessen Schluß erst im nächsten Heft zu erwarten ist, sucht Prof. Hermann Hüffer (Bonn) durch neues Material und neue Hypothesen in dieses alte, trotz der eifrigsten Forschungen der Historiker noch nicht völlig aufgeklärte Geheimniß Licht zu bringen; wir werden das Wesentliche daraus nach dem Erscheinen des nächsten Heftes mittheilen. Auf allgemeines Interesse können die fortgesetzten „Persönlichen Erinnerungen an den Krieg von 1870/71" des Generals v. Verdy du Vernois rechnen, deren neueste Abschnitte unter anderem die Schlacht von Gravelotte behandeln; persönlich, wie sie sind, nehmen sie doch nicht selten den Charakter eines historischen Belegs für wichtige Thatsachen im Gang des Krieges an, da der Verfasser den Feldzug im Hauptquartier, in nächster Umgebung König Wilhelms und Moltke's, als einer der Hauptgehülfen und Vertrauten des letzteren mitgemacht hat. — Die Juni-Nummer der „Schweizerischen Rundschau" enthält außer belletristischen Beiträgen, unter welchen die Novelle „Einmal beisammen" von H. Buzello-Stürmer (Zürich) und einige Gedichte von Karl Bleibtreu wohl die meiste Aufmerksamkeit verdienen, u. a. „Eine Vertheidigungsrede für den menschlichen Verstand" von Prof. Justus Gaule, worin über das geistige Leben der Menschheit manches gute und interessante Wort gesagt und zugleich, allerdings in etwas wunderlicher Ideenverbindung, gegen den Alkohol als den Fälscher des individuellen Verstandes zu Felde gezogen wird; Dr. M. Bendiner (Zürich) veröffentlicht einen bisher ungedruckten Brief Anselms v. Feuerbach an Niethammer, welcher auf die Stellung des großen Criminalisten zu der Naturrechtslehre seiner Zeit neues Licht wirft. — Die *„Revue des deux mondes"* hat mit dem 1. Juli ihren 130. Band begonnen. In der 1. Lieferung derselben findet der deutsche Leser erfreut einen „Essai sur Goethe" von Edouard

Rod, worin „Wahrheit und Dichtung" behandelt ist; der Verfasser verfolgt dabei das Ziel, uns den Dichter frei von allem Ballast der Detailforschung, wenn auch mit Benützung der daraus gewonnenen Resultate, einfach so zu zeigen, wie er sich in seinen Werken spiegelt. Die großen politischen und socialen Fragen der Zeit berühren Ch. Benoist in einem Serien-Artikel über das allgemeine Wahlrecht und G. Valbert in einer kritischen Besprechung von Bruno Wille's „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel", worin er die Zukunftsträume Wille's und nebenher auch anderer socialistischer Menschheitsbeglücker auf ihren wahren, sehr problematischen Werth untersucht. Es seien hier ferner erwähnt eine Abhandlung von E. M. de Vogüé über Dichter und Philologen im Mittelalter, anknüpfend an einen neu erschienenen Band Vorlesungen des Romanisten Gaston Paris über die Poesie des Mittelalters; zwei stimmungsvolle Gedichte von Gabriel Vicaire und ein Bericht George Lafenestre's über die Werke der Sculptur in den „Salons" von 1895. — Die Juli-Nummer der englischen Monatsschrift „*The Ninetheenth Century*" bringt neben zahlreichen Beiträgen, welche sich mit speciell englischen Verhältnissen beschäftigen, u. a. einen Artikel des Fürsten Krapotkin über „Recent Science", der an erster Stelle die Aufsehen erregenden Entdeckungen Lord Rayleighs und Prof. Ramsay's behandelt, und einen für uns im Augenblick besonders interessanten Artikel „Some Lessons from Kiel" von W. Laird Clowes („Nauticus"). Der Verfasser weist darin vor allem auf die strategische Bedeutung des Nord-Ostsee-Canals hin, welche, wie er sagt, für die deutsche Regierung die ausschlaggebende Veranlassung zum Bau des Canals gewesen; er vergleicht die maritimen Streitkräfte der drei hauptsächlich in Betracht kommenden Großmächte, Deutschlands, Frankreichs und Rußlands, und hebt hervor, daß Deutschland, dessen gesammte Seemacht nicht stärker sei, als die Streitkräfte, welche jede der beiden anderen Mächte in der Nord-, bezw. Ostsee, ihm entgegenzustellen vermögen, durch die Verbindung der beiden Meere in den Stand gesetzt sei, jedem der beiden eventuellen Feinde mit annähernd gleichen Kräften entgegenzutreten. Unter diesen Umständen liege der Sieg Deutschlands zur See nicht nur im Bereiche der Möglichkeit, sondern sogar der Wahrscheinlichkeit. Die Insel Helgoland als deutscher Besitz vervollständige den Werth des Canals erst recht. Diese Auslassungen von englischer Seite, wo am ersten eine objective Anschauung über die in Frage stehenden Verhältnisse vorauszusetzen ist, werden in Deutschland mit Befriedigung vernommen werden. — In dem letzten Hefte von „Petermanns Mittheilungen" findet sich unter den „Kleineren Mittheilungen" ein kurzer, aber instructiver Artikel von H. Wichmann über das Wiedererwachen der antarktischen Forschung, die in den letzten Jahren ausgeführte Erforschung des Dirck-Gherritz-Archipels und die erst vor wenigen Monaten zum Abschluß gebrachte Fahrt des Dampfers „Antarctic" werden darin kurz geschildert. — Der „Globus" bringt in seiner Nummer vom 23. Juni eine ausführliche fachmännische Schilderung des großen unheilvollen Dammbruches bei Bouzey (am 27. April d. J.), dessen natürliche Ursachen klargelegt und mit Karten erläutert werden. — In der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" Nr. 27, vom 6. Juli, ist u. a. ein ausführliches Referat über den im vorigen Jahre von Prof. Dr. v. Voit in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen bedeutenden Vortrag „Ueber die Nahrung in verschiedenen Klimaten" enthalten, ferner aus der Feder Prof. Dr. J. Bernsteins in Halle ein warmer Nachruf auf den Physiologen Karl Ludwig.

* Geh. Rath Prof. Dr. Robert Koch hatte einige Jahre seiner Knabenzeit in dem schönen Luftcurort St. Andreasberg im Harz verbracht und die Gemeinde hatte vor mehreren Jahren eine Gedenktafel an dem Hause anbringen lassen, in dem er damals gewohnt. Vor einiger Zeit aber ist diese Tafel entfernt worden, angeblich — wie die „Frankf. Ztg." berichtet — weil er sich von seiner Frau getrennt hatte, um die Schauspielerin Fernbrück zu heirathen. Die frühere Gattin des Hrn. Prof. Koch ist im Harz gebürtig, und zwar in Clausthal. Auch dort war eine Gedenktafel errichtet und diese wurde schon vor längerer Zeit zertrümmert, wie man vermuthete von Mitgliedern der Clausthaler Bergakademie.

* Die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz hält ihre Jahresversammlung in Basel ab am 18. und 19. September. Am 18. September, Abends 7 Uhr, findet die erste Zusammenkunft der Gesellschaft zur Behandlung der Gesellschaftsangelegenheiten und Entgegennahme kleinerer wissenschaftlicher Mittheilungen und nachher freundschaftliche Vereinigung statt. Für die öffentliche Sitzung, die am 19. September, 10 Uhr Vormittags, im großen Saale des Schmiedenzunfthauses abgehalten wird, ist folgende Tractandenliste festgesetzt: Eröffnungsrede des Präsidenten; Vorträge der HH. Dr. Karl Stehlin: Die Entwicklung der Stadtanlage Basels, und Professor Dr. Albert Burckhardt-Finsler: Der Durchmarsch der Alliirten durch Basel, December 1813 bis Frühjahr 1814.

* **München**, 11. Juli. Gestern wurde der Docent der Theologie und Präfect im erzbischöflichen Klerikalseminar in Freising, Pr. Otto Sickersberger von der philosophischen Facultät der Universität (I. Section) zum Doctor der Philosophie rite promovirt.

* **Straßburg.** Die philosophische Facultät der hiesigen Universität hat dem in Aachen lebenden russischen Wirklichen Staatsrath Alexander v. Swenigorodskoi honoris causa den Doctorgrad verliehen. Der Gelehrte hat sich namentlich um die Sammlung und Herausgabe byzantinischer Kunstwerke verdient gemacht.

* **Marburg.** Das gegen den freisinnigen Professor Dr. Stengel eingeleitete Disciplinarverfahren wegen seines angeblichen Verhaltens in der Reichstagsstichwahl Eschwege-Schmalkalden-Witzenhausen ist dem „Hann. Kur." nach ergebnißlos verlaufen; das Cultusministerium hat von weiteren Schritten Abstand genommen.

* **Halle.** Der Privatdocent Dr. Paul Stäckel hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Königsberg erhalten und angenommen. Er erhält die Stelle des zum ordentlichen Professor ernannten Professors Minkowski. Prof. Schollmeyer hat den Ruf nach Würzburg angenommen.

* **Kiel.** Seitens des Auswärtigen Amtes in Berlin ist an den Privatdocenten Dr. Georg Schneidemühl, der gegenwärtig mit der Herausgabe eines Lehrbuches der vergleichenden Pathologie und Therapie des Menschen und der Hausthiere beschäftigt ist, die Anfrage gerichtet worden, ob er bereit wäre, nach Deutsch-Ostafrika zu gehen, um die Natur der dort herrschenden Rinderkrankheiten festzustellen und Rathschläge zu geben, betreffend Hebung der Viehzucht in jenen Gegenden.

* **Innsbruck**, 10. Juli. Der a.-o. Universitätsprofessor Dr. Ivo Pfaff dahier wurde zum außerordentlichen Professor des römischen Rechts an der deutschen Universität in Prag ernannt.

* **London**, 10. Juli. Unter dem Vorsitz des Prinzen von Wales fand gestern im St. James-Palast eine Versammlung angesehener Männer des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft und Kunst statt, um der brittischen archäologischen Schule in Athen größere Geldmittel zu verschaffen. Die französische archäologische Schule in Athen, bemerkte der Prinz, habe ein Jahreseinkommen von 3000 Pfd. Sterl., die deutsche von mehr als 2000 Pfd. Sterl., während die brittische nur über 500 Pfd. Sterl. jährlich verfüge. Sir William Harcourt habe schon eine Summe für die Schule ausgesetzt gehabt. Ohne Zweifel werde das jetzige Ministerium das Gleiche thun. Weitere Beträge durch Sammlungen aufzutreiben, werde hoffentlich keine Schwierigkeiten verursachen. Der Prinz von Wales selbst wird 25 Pfd. Sterl. fünf Jahre lang beisteuern. Der Versammlung wohnten der Herzog von Sparta und der brittische Gesandte in Athen, Egerton, bei.

* **Paris**, 10. Juli. Dr. Paul Reclus, welcher gestern in die Académie de Médecine aufgenommen worden ist, gehört der bekannten Familie dieses Namens an. Er ist der jüngste Sohn des einstigen Pastors von Orthez, im französischen Baskenlande, der seine Söhne in so streng biblischer Zucht hielt, daß sie alle Freidenker geworden sind, folglich der Bruder der Geographen Elisée und Elie Reclus und der Onkel des anarchistischen Ingenieurs Paul Reclus, der seit dem Emile Henry-Proceß aus Frankreich verschwunden ist.

* **Rom**, 9. Juli. Der bekannte Afrikaforscher Graf Augusto Salimbeni ist am vorigen Freitag plötzlich gestorben. Bald nachdem sich die Kunde von diesem Todesfall hier verbreitet hatte, tauchte mit großer Bestimmtheit das Gerücht auf, daß Salimbeni sich selbst das Leben genommen habe; und dieses Gerücht scheint seine Bestätigung zu finden. Graf Salimbeni war vor zwei Jahren, nach dem Tode seiner Gattin, von Rom nach Stradella gezogen, wo es ihm so schlecht ging, daß er sich genöthigt sah, nach und nach alle seine Möbel zu verkaufen, um sein Leben fristen zu können. Er konnte keine Beschäftigung finden, und sprach Fremden gegenüber oft davon, daß er lebensmüde sei und sich mit den starken Giften, die er aus Afrika mitgebracht hatte, den Tod geben werde.

Salimbeni lebte viele Jahre in Afrika, wo er einer der kühnsten und verwegensten Forscher war. Im Jahre 1887, wenige Tage vor der Schlacht bei Dogali, wurde er zusammen mit dem Obersten Piano, der jetzt in Bologna wohnt, und mit dem Lieutenant Savoiroux von Ras Alula gefangen genommen. Alula benutzte ihn mehrere Male als Gesandten, indem er ihn nach Massaua schickte und seine beiden Gefährten als Geiseln zurückbehielt. Nach vielen Unterhandlungen wurden die drei Gefangenen später wieder freigelassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 7. bis 10. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. Sander: Ein Vorschlag zur wirthschaftlichen Erschließung Deutsch-Südwestafrika's. Berlin, Dietrich Reimer 1895. — Dr. Alfons Stengele: Die Bedeutung des Anerbenrechts für Süddeutschland. Stuttgart, W. Kohlhammer 1894. — *Cte. de Chaudordy:* Considérations sur l'état de la France à l'intérieur. Paris, Plon 1895. — Eberhard Gothein: Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle, Max Niemeyer 1895. — Emil Mirring: Paul und Katharina; Schauspiel in vier Acten. Berlin, Eduard Rentzel. — Alt-München in Bild und Wort, herausgegeben von Otto Aufleger und Karl Trautmann. Lieferg. 2. München, L. Werner. — Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Herausggb. von Paul Clemen. III. Band, 2. Heft: Städte Barmen, Elberfeld, Remscheid; Kreise Lennep, Mettmann, Solingen. Düsseldorf, L. Schwann 1894. — Georg Baumberger: Questa la via! Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol. St. Gallen, Hasselbrack u. Ehrat 1895. — Dr. Martin Liebe: Ueber Geist, Gehirn und deren Krankheiten. Anstalt Bethel bei Bielefeld 1895. — Heinrich Frhr. v. Schilling: Allerlei nützliche Garteninsecten. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. S. 1895. — Anna Simson: Der Bund deutscher Frauenvereine, was er will und was er nicht will. Drittes Tausend. Breslau, Maruschke u. Berendt 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Baltzer, Eduard. Vegetarianisches Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise. Mit einem Vorwort und Nachwort. Zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage. (36. bis 40. Tausend.) Mit Ed. Baltzers Portrait. Leipzig, Verlag von H. Hartung u. Sohn (G. M. Herzog).

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Das Journal des Marschalls v. Castellane.[1])

Von Paul Holzhausen.

Der Marschall v. Castellane war der Vater der vor kurzem verstorbenen Herzogin von Sagan. Er war am 21. März 1788 zu Paris geboren. Schon 1804 trat er in die Armee, war zuerst Infanterist, später Officier der Cavallerie und machte als solcher die napoleonischen Feldzüge bis zum Jahre 1813 mit. Da er, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, den militärischen Beruf über alles liebte, so mochte er sich auch nach dem Sturze Napoleons nicht von demselben trennen. Es wurde ihm um so leichter, den Bourbonen zu dienen, als er einem altadeligen Hause — sein Vater war ein Marquis v. Castellane und seine Mutter eine geborene v. Rohan-Chabot — entstammte und verwandtschaftliche Beziehungen zu einer Reihe der vornehmsten Familien von Frankreich besaß, welche in der Restaurationszeit eine politisch wie gesellschaftlich gleich bedeutende Rolle spielten. Castellane diente später auch unter dem Julikönigthum und schloß sich nach der Februarrevolution unverzüglich an den neuen Prätendenten, den späteren Kaiser Napoleon III. an, der ihn dafür mit seinem besonderen Vertrauen beehrte und am 2. December 1852 zum Marschall von Frankreich erhob. Als solcher ist Castellane am 16. September 1862 in Lyon gestorben.

Schon als blutjunger Officier hatte er die schätzenswerthe Gewohnheit angenommen, die Ereignisse des Tages im militärischen und politischen Sinne allabendlich aufzuzeichnen, gewissermaßen zum Hausbedarf und als werthvolle persönliche Erinnerung an die großen Zeiten, die er, namentlich in seinen jungen Jahren, durchlebte. Dieses „Journal", das sich heutzutage im Besitze seiner Familie befindet, besteht aus sechsundfünfzig kleinen handschriftlichen Bändchen. Während des russischen Feldzugs von 1812 führte er zwei Hefte mit sich, in welche er seine Erlebnisse einzutragen pflegte. Bei dem Uebergang über die Beresina und zum zweiten Mal in der Gegend von Kowno verlor Castellane sämmtliches Gepäck. Er rettete nichts, als jene beiden dünnen Hefte, die er zusammengefaltet in die Tasche seines Mantels gesteckt hatte. Noch heute, versichert die Herausgeberin des Journals, die Gräfin v. Beaulaincourt Marles, Marschall Castellane's Tochter, sind an dem Manuscript die Falten sichtbar, in welche im Jahre 1812 der junge Officier seine Hefte zusammengelegt hatte. In dem weiteren Verlaufe des schauderhaften Rückzugs erfror ihm die rechte Hand; er setzte einige Zeit lang nach der Rückkehr die Eintragungen mit der linken Hand fort; später sah er sich gezwungen, seine Noten einem Schreiber zu dictiren.

Seit dem Jahre 1831 hatte Hr. v. Castellane angefangen, sein Journal unter Zuhülfenahme seiner Correspondenz zu überarbeiten. Er hatte diesem Versuche den Titel „Bagatellen über meine Zeit" gegeben. Das Werk beginnt mit dem Jahre des Diensteintritts des Marschalls, 1804 und gibt vom Jahre 1812 an fast wortgetreu das Journal wieder. Die Herausgeberin hat die „Bagatellen" für die Zeit vor 1812 benutzt; auch haben ihr dieselben gute Dienste geleistet, wo in der Folgezeit das Journal Lücken aufwies; im übrigen ist dieses allein der vorliegenden Ausgabe zu Grunde gelegt worden.

Zu beachten ist von vornherein bei der Besprechung dieses Werkes, daß man es nicht mit einem künstlerisch verarbeiteten Memoirenwerk, wie deren so viele in den letzten Jahren in Frankreich, namentlich durch die Plon'sche Firma veröffentlicht worden sind, sondern mit einem Tagebuche zu thun hat, welches die kleinen und oft kleinsten Erlebnisse soeben verflossener Stunden kunstlos zusammenstellt. Ein solches ist naturgemäß trockener; es enthält eine Menge des Unbedeutenden und rein Persönlichen, das ein geschickter und sorgfältiger Memoirenschreiber theils ausgelassen, anderntheils aber durch anziehende Einkleidung lesbar und pikant gemacht haben würde. Aus dieser Eigenart der Abfassung ergibt sich als natürliche und nothwendige Folge, daß der Leser mehr als bei einem andern Werke sich in das aus schnell hingeworfenen Notizen zusammengestellte Buch „hineinlesen" muß; ja, es dürfte keineswegs zu verwundern sein, wenn über den Haufen unverarbeiteter Bausteine, welche in dem Werke zusammengetragen sind, mancher, insbesondere der weniger gründlichen Leser derartig ins Stolpern geriethe, daß er sich am Ende gar entschlösse, die Lecture aufzugeben. Nicht zu seinem Vortheil. Denn was diesem eigenartigen Werke an Kunst der Darstellung, an Politur und äußerer Glätte abgeht, das wird reichlich ersetzt durch die unmittelbare, rauhe Naturfrische seines Inhalts. Nirgends rhetorische Phrase, die gerade in geschichtlichen Werken so oft der Objectivität und Wahrheit Eintrag thut; nirgends eine selbstgefällige Pose des Autors, keine aufdringliche Emphase, keine blendenden Antithesen. Ueberall der einfache, soldatische, oft geradezu in der Form der kurzen militärischen Meldung gehaltene Bericht des Officiers, freilich eines Officiers, der keineswegs nur den alltäglichen Freuden des Marsch- und Lagerlebens, Spiel, Wein, Weib und Gesang, huldigte, sondern schon von früher Jugend an einen scharfen Blick für alle irgendwie auffallenden Vorkommnisse und Erscheinungen auf militärischem wie auf politischem, ethnographischem und culturgeschichtlichem Gebiete besaß.

Im Jahre 1804 trat, wie schon oben angedeutet wurde, der junge Castellane in die 4. Compagnie des 1. Bataillons des 3. leichten Infanterieregiments ein. Der Zufall wollte, daß der Tag seines Diensteintritts mit dem Tage der Kaiserkrönung Napoleons zusammenfiel, mit dessen Geschicken sich das seinige auf Jahre hinaus recht eng verflechten sollte. Denn Castellane, der 1806 in Italien stand, 1808 an dem spanischen Feldzug theilnahm, sich 1809 bei Aspern und Wagram schlug, wurde Adjutant erst des Generals Mouton, Grafen Lobau, und später des

[1]) Journal du Maréchal de Castellane 1804—1862. Tome premier 1804—1823. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie., 1895, 8⁰, 477 S.

Generals Narbonne, der während der Campagne von 1812 seinerseits als Adjutant des Kaisers fungirte. Auf diese Weise kam der junge Officier, der im Jahre 1812 als Escadronschef zur Cavallerie versetzt wurde, einerseits in die unmittelbare Umgebung des Kaisers, andrerseits setzte ihn seine Thätigkeit als Ordonnanzofficier in den Stand, die Operationen der verschiedenen Heereskörper in dem russischen Feldzuge aus eigener Anschauung zu beobachten, ganz besonders aber den physischen und moralischen Zustand jener auf dem unseligen Rückzuge von Moskau mehr und mehr aus dem festen Gefüge der Ordnung fallenden Massen in allen Phasen der inneren und äußeren Auflösung zu studiren. Deßhalb ist gerade der Abschnitt des Castellane'schen Tagebuchs, welcher von dem russischen Zuge handelt, für den in das historische Detail etwas tiefer eingeweihten Leser von dem packendsten Interesse. Bestimmte Seiten dieses grausigsten Capitels der Kaisergeschichte erfahren hier eine namentlich in den Einzelheiten vielfach neue und eigenthümliche Beleuchtung.

So die Disciplin in diesem freilich an und für sich schwer lenkbaren, aus allen Nationen des europäischen Continents bunt zusammengesetzten Riesenheere. Der Hader der Marschälle, welcher neben dem russischen insbesondere in den spanischen Feldzügen eine so verhängnißvolle Rolle spielte, ist bekannt, und der Umstand, daß in Lithauen Bagration entwischte, weil es König Jérôme an einträchtigem Zusammenwirken mit Davout fehlen ließ, braucht nur kurz angedeutet zu werden. Aber wundern wird sich mancher, namentlich militärische Leser dieser Tagebücher, wenn er auf Seite 114 die nachstehende Kritik der Generalstabsofficiere aus dem Heere eines Napolen liest, die ich unverkürzt und ohne einen Commentar beizufügen, im französischen Originaltexte wiedergeben zu müssen mich verpflichtet halte: „Une chose fâcheuse à notre état-major, c'est que quelques jeunes gens de notre quartier général, n'ayant pas fait la guerre, veulent en savoir plus que les autres; ils se plaignent toujours de marcher trop souvent, et c'est ennuyeux. On ne devrait prendre à l'état-major, où il y a beaucoup de liberté, que des officiers ployés à la discipline; nous passons tous pour des raisonneurs, quand il y en a deux ou trois seulement qui le sont. J'ai fait trois campagnes auprès de l'Empereur; je vois pareille chose pour la première fois."

Die Nahrungsmittelzufuhr für das ungeheure Heer wurde, trotz der umfassenden Vorbereitungen, welche der Kaiser getroffen, bereits in den ersten Wochen der Campagne äußerst schwierig, und die Gefahr der Plünderung war daher besonders naheliegend. Aber wie wurde dieselbe betrieben! Selbst in dem befreundeten Polen und Lithauen, an dessen Sympathien den Franzosen über Alles gelegen sein mußte und die sich ohnehin durch die Abneigung des Kaisers, ein großpolnisches Reich wiederherzustellen, verletzt fühlten, wurde Alles rein ausgeplündert, und Dörfer und Gehöfte gingen bei dem Durchzuge des großen Heeres in Flammen auf. S. 117 berichtet Castellane von dem ungewohnten Genusse, den ihm auf einem seiner Ordonnanzritte der Anblick der Gegend zwischen den Ortschaften Dokschisy und Glubokoe bereitet habe: „un pays non pillé; les paysans travaillaient; il n'y était pas encore passé de troupes." Unter dem 23. Juli berichtet er ausdrücklich, daß er in einem noch nicht geplünderten Dorfe Milch und für seine Pferde Hafer vorgefunden habe. Unter dem Datum des 2. August findet sich eine Notiz des Inhalts, daß der Kaiser dem Herzog von Danzig (Marschall Lefebvre) Vorhaltungen über das rücksichtslose Plündern selbst der Garde, der bestdisciplinirten Truppe des Heeres, gemacht habe. Es leuchtet ein, daß das rücksichtslose Niederbrennen der Ortschaften das planmäßige Verwüstungssystem der Russen nur unterstützen und die Noth des demnächstigen Rückzuges um so grausiger machen mußte. Begreiflicher und auch entschuldbarer ist freilich die Plünderung der halb niedergebrannten Stadt Moskau, aus deren Kellern die Soldaten, oft unter Lebensgefahr, die herrlichsten Schätze hervorholten, um sie den Officieren und Anderen zu verkaufen. Schwadronschef Castellane erstand für elf Franken zwei kleine Muffs von echtem Zobelpelz, die einer seiner Freunde, der vor dem Rückmarsche der großen Armee nach Frankreich abreiste, mit nach Paris nahm. Sie waren 2000 Franken werth.

Eine andere beachtenswerthe Erscheinung, die vielleicht auch für künftige Kriege mit Rußland nicht ohne Bedeutung sein dürfte, ist ferner der Umstand, daß über die Hälfte des großen Heeres bereits auf dem Einmarsche in Rußland dahingeschmolzen war und von der Riesenarmee nur etwa 130,000 Mann die Stadt Moskau erreichten, wobei freilich starke Detachements von den Verlustziffern abgezogen werden müssen. Diese traurige Statistik ist nun zwar in ihren Grundzügen und auch in zahlreichen Einzelheiten durchaus nichts Neues; immerhin aber bringt das mit einer so großen Genauigkeit geführte Tagebuch des jungen Cavallerieofficiers noch eine Menge lehrreicher Details. So notirt er unter dem 3. September, daß ihn sein Freund Tiburce Sebastiani, der jüngere Bruder des späteren Marschalls, damals Hauptmann im 11. Chasseur-Regiment, angetroffen habe; dessen Compagnie, beim Eintritt in die Campagne 108 Mann stark, war damals, also schon vor der Schlacht an der Moskwa, auf 34 reducirt; das Regiment, dem sie angehörte, besaß zu derselben Zeit noch 250 Reiter. Es gibt Cürassier-Divisionen, notirt de Castellane unter demselben Datum, die über nicht mehr als 900 Pferde verfügen. Allerdings wurde gerade die Cavallerie, in Folge der unaufhörlichen, vielfach höchst glänzenden, aber ebenso unnützen Manöver Murats, schon auf dem Hinmarsche in einer wahrhaft unerhörten Weise aufgerieben. Am 22. September, also noch volle vier Wochen vor Beginn des Rückzuges, hatte die Division Pajol noch 160 Reiter; das erste Chassenr-Regiment, von dem allerdings einige Mannschaften detachirt waren, noch 24 Mann. Es war in der Stärke von 855 Mann über den Niemen gegangen. Am 11. October hatten die Polen unter Poniatowski, beim Ausmarsche 19,000 Mann stark, deren noch etwa 4000; das 3. Corps (Marschall Ney) ebensoviel. Am 11. November, zehn Meilen von Smolensk, hatte Ney noch 1400 Mann; am 24., nach seinem heldenhaften Marsche über den halbzugefrorenen Dnieper, deren noch 600; am 13. December traf der Marschall mit 50 Mann in Gumbinnen ein. Aeußerst charakteristisch und von einem wahrhaft grausenhaften Interesse sind überhaupt die Ziffern, welche Castellane, überall Augenzeuge im verwegensten Sinne des Wortes, auf dem Rückzuge aufgezeichnet hat. Das 4. Linien-Regiment (Oberst Fézensac) rückt in der Stärke von noch 200 Mann von Moskau aus; am 20. October zählt es noch 40, am 2. December sind vier Brave übrig, welche abwechselnd den Adler tragen — alles Andere todt, verwundet, gefangen oder verschollen unter den zahllosen Scharen der Nachzügler, welche, waffenlos und demoralisirt, dem unerbittlichen Winter und den schweifenden Kosakenhorden als willenlose Opfer fielen.

Die Rückzugsscenen, welche Castellane, seiner Gewohnheit gemäß, mehr kurz skizzirt als mit voller Farbe ausmalt, die aber in dieser Gestalt durch die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung und die ungeschminkte Wahrheit der Darstellung um so packender wirken, sind oft von wahrhaft erschütternder Tragik. Am 19. November findet sich bei dem Generalstabe ein Artilleriecapitän vom 1. Corps (Davout) ein, der weder Kanoniere noch Geschütze, weder ein Pferd

noch irgendwelche Sachen mehr besitzt. Castellane gibt ihm einen Anzug, General Narbonne leiht ihm ein Pferd.

Am folgenden Tage marschirt Castellane an der Seite einer französischen Modistin, die, wie viele in Moskau ansässige Franzosen, namentlich Frauen, aus Furcht vor Rache der Russen sich der großen Armee angeschlossen hatten und nun, in deren Schicksal verwickelt, zum größten Theil einen nicht minder schauerlichen Untergang fanden. Der Officier besaß etwas Chocolade, die er mit der armen Person theilte. „Die Galanterie," setzt er hinzu, „spielte bei dieser Handlung keine Rolle; wir sind dergestalt ermattet, daß Jedermann mit Vergnügen eine Flasche schlechten Bordeauxwein der schönsten Frau der Welt vorziehen würde."

Die Demoralisation nahm immer mehr überhand. Um wenige Hunderte heldenhafter Gestalten, namentlich der Garde, welche noch immer ihre Waffen trugen, schlichen und wankten unzählige Tausende von Soldaten, die ihre Fahnen verlassen hatten, um als Nachzügler und Marodeure ein elendes Dasein so lange wie möglich zu erhalten. Kein Wunder, daß diese Unglücklichen rauben und stehlen, wo sie können. Einem Kameraden Castellane's, dem Generalstabsofficier Chabot, wird im Bivouak der Hut unter dem Kopfe fortgenommen. Unter demselben Datum (27. November) notirt Castellane, daß ihm ein Pelz von dem Pferde, auf dem er reitet, gestohlen wird. Nebenbei bemerkt, siebzehn Pferde brauchte der Ordonnanzofficier, um vom Niemen bis Moskau und von Moskau wieder bis an den Niemen zu kommen, und dabei marschirte er lange Strecken zu Fuß! Weiterhin erzählt er, daß gar manchem Officier, der sein Roß bekümmert am Zaume nachgezogen habe, dieser plötzlich durchschnitten worden sei. Sei der Träumer aus seinen Gedanken erwacht und habe sich umgeschaut, so hätte er nur noch gesehen, wie sein treuer Gefährte von den ausgehungerten Soldaten getödtet, zerrissen und vertheilt worden sei.

Bei dem Uebergang über die Beresina erzählt Castellane einen schauerlichen Vorfall. Als er sich, gedrängt, gestoßen und halb getragen, unter einem dichten Knäuel von Menschen auf der Brücke befand, bemerkte er eine unglückliche Marketenderin, welche bis an den Gürtel in dem eiskalten Wasser stand und vergebliche Versuche machte, auf die Brücke zu klettern, von der sie durch die Soldaten wieder herabgestoßen wurde. Die Verzweiflung im Gesichte, sagt Castellane, habe die arme Frau ihm ihr Kind zu reichen versucht, das sie auf den Armen gehalten; aber in dem Augenblick, als er es habe annehmen wollen, sei er durch eine rückfluthende Bewegung der gestauten Menge weit fortgedrängt worden.

Nach dem Uebergang über die Beresina trat bekanntlich der strengste Frost ein, der die Trümmer des unglücklichen Heeres vollends auflöste und auch die neu eingetroffenen, frischen Truppen der Marschälle Victor und Oudinot in wenigen Tagen zur Auflösung brachte. Aus Wilna war der großen Armee eine neapolitanische Division entgegengerückt; von den pinienbestandenen Golfen des Südens waren diese Unglücklichen gekommen, um in wenigen Nächten der furchtbaren Strenge des nordischen Winters zu erliegen. In einer einzigen Nacht, erzählt ein anderer Berichterstatter, General Marbot, erfror im Bivouak ein ganzes Regiment, bis auf den letzten Mann. Am 8. December, schreibt Castellane, wurde Morgens früh, auf einen falschen Alarm hin Generalmarsch geschlagen. Diesmal gelang es nicht einmal mehr, ein Bataillon der alten Garde zusammenzubringen. Die Soldaten waren buchstäblich nicht im Stande, die Gewehre zu halten. Der Wachtposten der alten Garde war während der Nacht stehend erfroren.

Und zwischen diese grausigen Bilder der Nacht leuchtet wie ein neckisches Wetterleuchten die unverwüstliche Fröhlichkeit der Franzosen. Sowie ein einigermaßen gutes Quartier — die Umgebung des Kaisers hatte darauf naturgemäß das erste Anrecht — die erstarrten Glieder ein wenig erwärmt, erwacht inmitten all dieses Elends der leichtlebige Sinn des französischen Troupiers. Noch vier Tage vor jenem ebenerwähnten 8. December spielen die Officiere in einem hübschen Schlosse zu Bienitza den ganzen Abend Billard. Noch charakteristischer aber dürfte der folgende Vorfall sein: In der Nacht vom 5. auf den 6. liegt Castellane in dem Dorfe Oschmjana in einer elenden Scheune zusammen mit dem bekannten kaiserlichen Ordonnanzofficier Gourgaud, dem späteren Begleiter Napoleons nach St. Helena. Schon diese letztgenannte Thatsache beweist, daß Gourgaud ein Charakter war. Aber in all dem Elend, das sie förmlich umfluthete, entzweien sich die beiden Officiere wegen eines mehr oder minder bequemen Platzes; sie verlassen das wärmende Obdach, um sich draußen vor der Scheune zu schlagen. Wohlgemerkt bei einer Temperatur von — 30°, wo die kleinste Verwundung geeignet war, zum schleunigen Tode zu führen. Aber die Kälte that diesmal eine heilsame Wirkung: keiner der beiden Officiere vermochte im Freien den Säbel zu halten, und so kehrten sie unverrichteter Sache an die Lagerstätte zurück.

Am 7. December trat auch für den Schwadronschef de Castellane, dessen Gesundheit sich bis dahin, dank seiner kernfesten Soldatennatur, dank auch der verhältnißmäßig günstigen Verpflegungsverhältnisse im kaiserlichen Hauptquartier, wunderbar erhalten hatte, eine Katastrophe ein, welche leicht hätte verhängnißvoll werden können. Des Abends erfroren ihm beide Hände; ein polnischer Kamerad machte ihn darauf aufmerksam; ein Page des Königs von Neapel holte in seinem Hute Schnee herbei, die Hände wurden eingerieben; aber die rechte blieb schlimm. Der Officier litt furchtbare Schmerzen; die Hand schwoll an und bedeckte sich mit dicken Blasen. In diesem Zustande, in einen Frauenmantel aus lila Seide gewickelt, zog Castellane weiter; er mußte sich glücklich schätzen, als ihm Oberst Flahault, der bekannte Adjutant Napoleons im Feldzuge von 1815, einen Platz hinter dem Wagen des Fürsten von Neufchâtel einräumte; General Narbonne und andere hohe Officiere durften es als ein beneidenswerthes Geschick betrachten, ein ähnliches Plätzchen hinter dem kaiserlichen Wagen einzunehmen.

So ging der unselige Zug weiter. Auch die Ankunft in Wilna brachte keine Ruhe, da die Stadt nicht gehalten werden konnte. Von Castellane's Leuten war keiner mehr im Stande, zu den in der Stadt stattfindenden Lebensmittelvertheilungen zu gehen, da jedem mindestens eine Hand oder ein Fuß erfroren war. Von dem noch vor einigen Monaten unübersehbaren Geschützpark der großen Armee passirte eine einzige Kanone die Brücke von Kowno, und auch diese mußte auf einer benachbarten Anhöhe zurückgelassen werden. So kamen die letzten Trümmer des unglücklichen Heeres nach Preußen hinein. Unser Officier litt Tag für Tag an der erfrorenen Hand die unausstehlichsten Schmerzen. Eine mitleidige Wirthstochter in Stallupönen gab ihm einen Shawl, um den wunden Arm wenigstens in der Binde tragen zu können. Endlich, am 20. Januar, stieg er, in bettelhaft abgerissenem Aufzuge, den einen Fuß in ein mit Bindfaden befestigtes Stück Tuch gewickelt, zu Berlin im Hotel de Russie ab, wo ihm der Anblick eines wirklichen Mittagsmahles, mit sauberem Gedecke, Servietten und reinlichen Wasserflaschen, wie er ausdrücklich erwähnt, als ein himmlischer Genuß erschien.

Diese letzten Notizen, welche den Abschluß der traurigen Bilderreihe aus dem russischen Feldzuge bilden, konnte, wie schon oben bemerkt, Castellane erst später nachtragen, da ihm die erfrorene Hand, wie es scheint, auch in Folge

unrichtiger Behandlung, noch lange zu schaffen machte. Dieser Umstand ist auch die Veranlassung geworden, weßhalb der tüchtige Officier zu dem entscheidenden Feldzuge von 1813 nicht mit ausrückte, sondern in diesem wie in dem folgenden Jahre bei den Depotmannschaften verwendet wurde. Er stand bei einem Regimente der gardes d'honneur, welche anfangs vielfach höchst widerwillig eintraten, aber bald, wie alle alten Soldaten, begeisterte Anhänger Napoleons wurden, so daß, wie Castellane uns erzählt, bei dem Einzuge Ludwigs XVIII. zwar das erste Peloton seines Regiments den König mit Vive le Roi! empfing, dagegen die hinteren Reihen den ihnen höchst unsympathischen Ruf mit einem donnernden Vive l'Empereur! beantworteten.

Auf das Riesendrama der Kaiserzeit folgte das Satyrstück der Restaurationsepoche.

Castellane ist hier wiederum ein classischer Zeuge, dessen nüchterne, tagtägliche Aufzeichnungen einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit beanspruchen. Durch seine Familienbeziehungen, wie auch durch seine Heirath mit einem Fräulein de Greffulhe den royalistischen Kreisen nahestehend, blieb er, auch während der verhängnißvollen Peripetien des Jahres 1815, ein Anhänger der königlichen Sache. Aber er ist weit entfernt, die ungeheuren Thorheiten gutzuheißen, welche sich die heimgekehrten ci-devants gestatteten und deren auch die Regierung Ludwigs XVIII. in reichlicher Menge beging. Unter dem 12. Juni 1814 erzählt er, wie vier junge königliche Officiere in der Uniform der ehemaligen Voltigeure weiland Ludwigs XIV. in dem Tuileriengarten einherstolziren; unter demselben Datum meldet er, daß eine große Anzahl royalistischer Beamten und Militärs, welche entweder niemals gedient oder sich höchstens an einer oder der andern harmlosen Emigrantenexpedition betheiligt haben, zu hohen Aemtern und Posten befördert werden, unter Anrechnung der neunzehnjährigen „Regierungszeit" König Ludwigs XVIII. (von 1795, dem Todesjahre des kleinen Dauphin, bis zum Jahre 1814).

In nie gesehener Ueppigkeit schossen da unter dem spottlustigen Franzosenvolke die Caricaturen aus dem Boden. Auf der einen hält Minister Blacas, des Königs Liebling, diesen als Bausbäckchen am Gängelbande; auf einer andern nimmt der König von einem mageren Dichter die Widmung eines reichgebundenen Buches entgegen. Es heißt „Geschichte der neunzehn ruhmreichen Jahre der Regierung Ludwigs XVIII." Das Buch ist sehr umfangreich, besteht aber aus lauter weißen Blättern.

Während von der königlichen Familie die Angoulêmes und der Herzog von Orléans den besten Eindruck machten — der letztere bemühte sich wohl schon damals, in kluger Voraussicht kommender Dinge, um Popularität in den Bürgerkreisen —, machte sich besonders der Herzog von Berry durch hochfahrendes Auftreten und rohe Rücksichtslosigkeiten in der ohnehin nach wie vor dem Kaiser ergebenen Armee auf das gründlichste verhaßt. Durch ein absichtlich zur Schau getragenes barsches Wesen schien er Napoleon copiren zu wollen, nur daß dieser seine öfteren Bruskerien bei weitem geschickter anzubringen und zu verwerthen verstand. Ja er scheute sich nicht, einen Major des 1. Chasseurregiments bei einem Manöver mit der flachen Klinge zu tractiren. Dazu kam noch die ganz und gar unkluge Zurücksetzung der alten Soldaten, während man Ehrenlegions- und Ludwigskreuze an recht unwürdige Emigranten in Haufen austheilte. Ein alter Soldat vom 15. Carabinierregiment kehrte erblindet aus der Gefangenschaft zurück; die Aufnahme in das Invalidenhotel ward ihm verweigert. Castellane erzählt, daß er entrüstet gewesen, aber nur mit äußerster Mühe die Aufnahme des blinden Kriegers habe durchsetzen können.

So war es kein Wunder, daß, als der Mann im kleinen Hütchen am 1. März 1815 im Golf Jouan landete, die Soldaten die alten Kaiseradler wieder hervorholten und die unter der weißen versteckte dreifarbige Cocarde ansteckten. In Ferté sous Jouarre sagten sie, wie das Tagebuch vom 17. März meldet: „Die Zeit der Veilchen ist wiedergekommen", eine Anspielung auf Napoleons Bezeichnung als Père-Violette. Aber der Traum der hundert Tage war bald verflogen, und nach der Schlacht bei Waterloo zog in Frankreich der „weiße Schrecken" ein, wie man die erste blutige Zeit der zweiten Restauration genannt hat. In Avignon, Nimes und Marseille forderte er grausige Opfer, und namentlich die royalistischen Frauen wurden, wie Castellane mit tiefem Abscheu berichtet, nicht müde, immer neue Hinrichtungen zu fordern. General Labedoyère, Marschall Ney wurden erschossen, und der Herzog von Berry, wie im Vorjahre immer den Ultras voran, bemerkte vierzehn Tage nach dem Tode des Fürsten von der Moskwa: „Man wird auf die Marschälle schon Jagd machen. Man muß wenigstens noch acht von ihnen über die Klinge springen lassen."

Auch die Tage des royalistischen heißspornigen Uebereifers gingen vorüber. Allerdings dauerte es Jahre, ehe sich die Wogen auch nur einigermaßen glätteten. Noch im März des Jahres 1817 vereinigten sich die Officiere der königlichen Garde im Palais-Royal, zogen mit dicken Stöcken bewaffnet umher, rissen vorübergehenden Damen harmlose Veilchensträuße vom Busen und insultirten alte Krieger, die das Kreuz der Ehrenlegion trugen, auf das gröblichste.

In den folgenden Jahren aber nahmen die Kämpfe zwischen den Liberalen und den Ultras das Hauptinteresse in Anspruch, und auch diesen widmet der Verfasser eine Reihe freilich fast immer in dem Rahmen militärischer Kürze gehaltener Bemerkungen. Dazwischen Berichte über Ministerwechsel, Hofklatsch und aristokratische Ballfeste. Castellane war unter der Restauration Oberst, erst im fünften Husarenregiment, später in der königlichen Garde. Sein Regiment scheint unter der Leitung des in Krieg und Frieden bewährten Obersten aus der alten Schule trefflich geführt gewesen zu sein und hat als eines der besten von Frankreich gegolten. Der mehrfache Wechsel der Garnison führte Hrn. v. Castellane auch auf Jahre in die Bretagne. Der Oberst, wie immer ein scharfer Beobachter, weiß uns mancherlei von den Sitten ihrer noch heutzutage in altväterischer Biederkeit lebenden, aber hinter der französischen Cultur um ein Beträchtliches zurückgebliebenen Keltenbevölkerung zu erzählen, unter welcher damals in noch reichlicherem Maße Bigotterie und Aberglaube und daneben eine wahrhaft entsetzliche Unsauberkeit herrschte.

Bei dem Regimente traf eines Tages ein Marquis de B. ein, ein Emigrant, der unter der Restauration mit dem Range eines Obersten bekleidet war, aber begreiflicherweise von dem militärischen Dienste nicht die leiseste Ahnung hatte. Um diesen zu erlernen, hatte er sich zunächst an einen Kameraden, gleichfalls einen Obersten aus der Königszeit, gewendet, und dieser hatte im Interesse seines Freundes in einer Caserne der königlichen Garde folgende classische Bekanntmachung erlassen: „Herr v. Modène (dieses war der Name des Obersten) sucht einen gut unterrichteten Unterofficier, um einen höheren Officier der königlichen Garde, der einem Husarenregiment attachirt ist, im Dienst zu instruiren." Nachdem er diesen Unterricht denn auch wirklich genossen, kam Herr v. B. eines Tages in einem höchst wunderbaren, aber desto unvorschriftsmäßigeren Phantasiecostüm bei dem Hrn. de Castellane an. Er wurde bald die Freude des ganzen Regiments. Schon am sechsten Tage konnte er nicht mehr zu Pferde steigen, so arg war der Rheumatismus, den er sich bei den ersten Uebungen geholt hatte. Dabei gab er sich die undenklichste Mühe, das undankbare Waffenhandwerk zu erlernen. Unglücklicherweise

war bald darauf Regimentsvorstellung. Schon zwei Jahre vorher war der arme Marquis bei einer Recognoscirung gefangen genommen worden. Bei der Vorstellung manövrirte er seine Husaren in einen nahen Fluß hinein; als er später, an der Spitze des Regiments, eine Charge commandiren sollte, fiel ihm der Tschako vom Kopfe, und da das Pferd dem ungeschickten Reiter nicht mehr gehorchte, sausten die Husaren dem Obersten vor der Nase weg.

Zu einer förmlichen Caricatur war in der Zeit der zurückgekehrten Bourbonen die Pariser Nationalgarde herabgesunken. Castellane berichtet darüber nach seinen Erfahrungen, die er als späterer Oberst in der königlichen Garde auf seinen Ronden machte, manch ergötzlichen Vorfall. Unter dem 4. November 1822 notirt er: Bei der Tagesrunde fehlten 34 Nationalgardisten. Grund: der Sergent war zwei Tage zuvor gestorben, und man hatte noch keine Zeit gehabt, einen neuen zu commandiren. Am selben Abende wollten die Nationalgardisten bei der Nachtronde nicht aufstehen. Der Capitän aber, der den schneidigen Oberst v. Castellane kennen gelernt hatte, rief mit Stentorstimme in das Wachtlocal hinein: „Kommen Sie heraus meine Herren, bitte, kommen Sie heraus, diesmal ist es kein Spaß.“ Am 14. November fehlten wiederum 35 Mann und sämmtliche Officiere auf der Wache der Nationalgarde. Der Hauptmann entschuldigte sich damit, daß er die Wache für einen andern bezogen und hierzu erst am Vorabende commandirt worden sei. Er hätte nothwendigerweise einmal nach Hause gehen müssen, da Leute bei ihm zum Abendessen geladen seien. Fast noch drolliger klingt die Antwort, welche der Oberst einmal von einem andern Nationalgardenhauptmann erhielt, als er ihn darauf aufmerksam machte, daß ihm mehrere Leute fehlten: „Sieben dieser Herren“, antwortete der biedere Capitän, „haben mir zu Mittag Entschuldigungsschreiben geschickt.“

Im Jahre 1823 machte die königliche Armee, bei Gelegenheit der spanischen Intervention, auch eine Art von Feldzug mit. Unser alter Goethe äußerte sich hierüber gelegentlich im Gespräche mit Eckermann wie folgt: „Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß sie fortwährend in sich selber brav sei und daß sie auch ohne Napoleon zu siegen vermöge.“ Es wird heutzutage niemandem einfallen, diese Aeußerung wörtlich zu nehmen oder ihr einen höheren Werth als den einer flüchtig hingeworfenen Bemerkung beizumessen. Castellane theilt unter dem Datum des 2. December 1823 mit, daß der Herzog von Angoulême, der Generalissimus dieses „siegreichen“ Heeres am Tage seines triumphartigen Einzuges in Paris an der Porte Maillot seinem Stallmeister gegenüber bemerkt habe: „Sehen Sie, da bin ich zu Pferde gestiegen, um die albernste Renommisterei (la plus grande fanfaronnade) mitzumachen, welche seit Don Quichote gesehen worden ist.“ Se non è vero, è ben trovato.

Was die so geführte und in ihren tüchtigsten Elementen den Bourbonen stets abholde Armee und erst gar diese abenteuerliche Nationalgarde den Königen gewesen ist, hat das Jahr 1830 bewiesen. Ein folgender Band wird uns erzählen, inwieweit Oberst Castellane, der, wie im Eingang bemerkt, mit der Zeit zum General und sogar zum Marschall von Frankreich aufrückte, an diesen Begebenheiten betheiligt gewesen ist. Die kurze, knappe, in ihrer rohen Naturfrische ungemein fesselnde Darstellung, welche diesen Tagebüchern einen so eigenen herben Reiz verleiht, wird, wie man wohl voraussetzen darf, auch den späteren Bänden nicht fehlen. Doch dürften das tief ergreifende Drama des Moskauer Rückzuges mit dem militärischen Satyrspiele der Restaurationsepoche die Glanzpunkte dieses für den Forscher als Quelle nicht unwichtigen und auch für den bloßen Geschichtsfreund recht lesenswürdigen Werkes sein und bleiben.

Ein glücklicher Dichter.[1]

R.M. Wir leben einmal wieder in einer Zeit, in der Niemand als Dichter gilt, der nicht mit dem berühmten „Kainsstempel“ gezeichnet ist. Glücklich zu sein ist wieder einmal zum Privileg des Philisters geworden, und die ruhige Behaglichkeit, die z. B. über Theodor Fontane's dichterische Thätigkeit ausgebreitet liegt, wird ihm nur um gewisser Modernitäten anderer Art wegen verziehen. Diese rüstigen Siebziger selbst aber mögen sich manchmal wundern, woher die Jungen so viel Elend beziehen. Wenn man liest, durch wieviel Bedrängniß Ludwig Pietsch mit immer sieghaftem Humor sich durchgekämpft hat, wieviel Verkennung und Mißachtung Otto Roquette überwinden mußte, so begreift man, daß es nicht an den Umständen allein liegt, wenn die Jüngeren so unweigerlich unzufrieden und verdrossen sind.

Eine goldene Heiterkeit überglänzt die siebzig Jahre Roquette's. Er hat sich durch mancherlei durchschlagen müssen, durch Herzensfährlichkeiten und Geldknappheit, an Ulrici's Vorlesungen und Gutzkows Neid vorbeisteuern müssen; aber an Arbeitsfreudigkeit und Dichterlust fehlt es ihm nie und nie an lieben Gefährten. Die Freunde, von denen er erzählt, Auerbach und Grosse, Scheffel, Donndorf und Lübke und Eggers und viele Andere, sind weltfrohe Naturen wie er; Grübler und anspruchsvolle Gesellen bleiben ihm fern. Mag er als unabgelöste Schildwache im Berliner Schloß die Revolution miterleben oder die amaranthene Hochfluth von Redwitz' kurzem Dichterruhm betrachten, immer bleibt eine ruhige, frühgereifte Nüchternheit sein Schutz vor leidenschaftlichem Ueberschwang, immer eine ruhige Menschenfreundlichkeit sein Helfer gegen Isolirung. Der Abkömmling der Refugiés, an der polnischen Grenze aufgewachsen, in Norddeutschland zum Manne gereift, in Mitteldeutschland in angenehmer Lebensstellung befestigt, weiß er sich überall einzugewöhnen. Gewiß, das ist kein Weltenstürmer, kein Titan. Aber an denen war in der Zeit der Rohmer und Dulk und Scherenberg ohnedies kein Mangel. Roquette aber war einer von denen, die den Idealisten wieder (Goethisch zu sprechen) zum Leben zu stärken vermögen: er beweist, daß Dichtergabe und inneres Glück sich vertragen.

Roquette erzählt einmal, wie sein Vater, ein eifriger Entomolog, eine Kiste voll prächtiger Schmetterlinge von einer Reise nach Hause schickt. Die prachtvollen Thiere kommen mit geknickten Flügeln und gebrochenen Gliedern an. Da macht sich der kleine Sohn daran, mit Hingabe und Geschick sie wieder zu leimen und aufzukleben und mit solchem Erfolg, daß der kundige Vater anfangs gar nichts von Schaden und Besserung gewahr wird. — Die Erzählung dünkt mich höchst charakteristisch. Hochfahrende Geister mögen Roquette's Gedichte selbst solch einer Schmetterlingssammmlung vergleichen; gar zierlich und geschickt hat er all seine kleinen Erlebnisse hier zusammengefügt und aufgebaut. Wir freuen uns deß; uns scheint eine hübsche Schmetterlingssammlung nicht minder ein gut Stück Natur als ein kranker Löwe.

[1] Otto Roquette. Siebzig Jahre Geschichte meines Lebens. Darmstadt, Berg, 1894. Zwei Bände.

Mittheilungen und Nachrichten.

Justus Perthes' See-Atlas. Eine Ergänzung zu Justus Perthes' Taschen-Atlas, entworfen und bearbeitet von Hermann Habenicht. 24 colorirte Karten in Kupferstich mit 127 Hafenplänen. Mit nautischen Notizen und Tabellen von Erwin Knipping. Gotha 1894. Justus Perthes. — Die beiden reizenden Miniaturatlanten des Gothaischen Geographischen Instituts, derjenige der actuellen und derjenige der antiken Länderkunde, befinden sich, das darf man wohl sagen, in allen Händen, und ihnen reiht sich der

vorliegende Atlas würdig an. Wir würden ihn lieber Marine-Atlas genannt haben, da der Titel leicht zu der Annahme verleiten könnte, man habe es mit Karten der Binnen-Seen zu thun, und in der That wäre ja auch eine Sammlung von Karten dieser Art sehr wohl denkbar und ein nutzbringendes Unternehmen. In Wirklichkeit ist aber Habenichts Werk, das auf jeder Seite den bekannten verdienstlichen Kartographen zur Geltung bringt, sowohl für die Bedürfnisse des praktischen Seemannes, als auch für die des Freundes wissenschaftlicher Meereskunde bestimmt. Es beginnt mit Sternkarten; daran schließt sich eine politische Weltkarte, die natürlich auch als Colonialkarte Verwendung finden kann; ob es sich freilich schon empfiehlt, das Kaiserthum Habesch als ein italienisches Besitzthum hinzustellen, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Nunmehr gelangen wir zu einer stattlichen Reihe physikalisch-geographischer Karten, trotz des sehr kleinen Maßstabes durchaus leicht lesbar, ja sogar mit großer Feinheit ausgeführt. In letzterer Hinsicht sei insbesondere auf das Diagramm der Meeresströmungen aufmerksam gemacht. Die über den einzelnen Meeren herrschenden Luftströme, durch deren genaues Studium Maury der Seeschiffahrt so großen Vorschub geleistet hat, werden auf besonderen Blättern zur Darstellung gebracht, wobei auch Alles, was sonst in geophysikalischer Beziehung bemerkenswerth erscheint, Berücksichtigung fand. Daß z. B. der Autor, der sich mit seinem Hinweis auf die Beeinflussung unsrer europäischen Witterungszustände durch das schwimmende Polareis ein ganz entschiedenes Verdienst um die Meteorologie erworben hat, die Treibeisgrenze im Atlantik, wie sie mit den Jahreszeiten variirt, sorgfältig einzeichnete, bedarf kaum der Erwähnung. Neben den Oceanen sind aber auch die einzelnen Rand- und Binnenmeere, sowie wichtigere Golfe zum Gegenstande von Specialkarten gemacht worden, und von den bedeutenderen Häfen, sowie nicht minder von den Hindernissen, welche sich vor den Eingang der meisten Häfen legen, finden wir gleichfalls genaue Pläne vor. Es versteht sich von selber, daß ein Kärtchen dieser Art nicht den vollen Ersatz für jene überaus detaillirten Seekarten gewähren kann und will, welche der Capitän bei Ausübung seines Berufes stetig vor sich haben muß; aber für den Geographen, der nicht in der Lage ist, sich mit genauen Kartenbildern für alle Theile der Erde zu versehen, sind gerade diese Beigaben höchst angenehm. Wir meinen dabei sowohl den Unterricht in topischer Geographie, als auch, und zwar besonders, die Behandlung der auf Küsten- und Inselbildung bezüglichen Probleme. Wie angenehm ist es z. B., wenn man etwa die genetische Classification der Seehäfen nach Krümmel oder v. Richthofen erörtert, bei Habenicht die passenden Belege für die einzelnen in der Natur vorkommenden Formen nachsehen zu können!

Der Knipping'sche Text ist in der Hauptsache eigentlich ein Lehrbuch der Navigationskunde in nuce. Angehende Nautiker werden sich desselben zu Wiederholungszwecken mit Vortheil bedienen, und für die hoffentlich große Zahl der Landratten, welche sich den Atlas anschaffen, wird dadurch die Möglichkeit geboten, sich ohne große Mühe über manche seemännische Fragen zu orientiren, auf welche man oft genug schon beim Lesen der Zeitungen geführt wird. So sind außer den elementaren Vorschriften der nautischen Astronomie und neben einfachen Lehren über Wind und Wetter auf der See auch Angaben über Schiffstakelung, über das Landen, über die Beruhigung der Wogen durch Oel, über Leuchtthürme und Signale, sowie statistische Daten über Kohlenstationen und Docks, über die für Seeschiffe passirbaren Canäle, über die Größe der verschiedenen Handelsflotten mit aufgenommen. Kurz, das kleine Taschenbuch besitzt einen sehr reichen Inhalt, und sich mit diesem näher bekannt zu machen, wird Niemanden gereuen. S. G.

—r. **Neueste Karte des Nord-Ostsee-Canals.** Lithogr. und Farbendruck von L. Handorf, Kiel, gezeichnet von H. B. Jahn, 1895. Verlag von H. Eckardt, Kiel. 1 : 100,000. — Eine für die Besucher des Canals empfehlenswerthe Gabe, die nicht mit der jüngst an dieser Stelle besprochenen Admiralitätskarte zu verwechseln ist. Die Karte selbst läßt an Uebersichtlichkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig. Die Randzeichnungen geben uns außer sehr hübschen Verticalansichten der Hochbrücken bei Grünenthal und Levensau die Pläne von Rendsburg, sowie von den Elbe- und den Ostsee-Schleusen und endlich von den Niveauveränderungen im Flemhuder See; auch fehlt nicht ein übersichtliches Längenprofil. Der Farbendruck ist zwar kein künstlerischer, dafür aber der Preis von nur 1 M. für die umfangreiche und vielseitige Darstellung auch gewiß sehr niedrig gegriffen.

-r. **Karte der Fränkischen Schweiz und Umgebung.** 1 : 100,000. Diese soeben erschienene Karte ist vom topographischen Bureau des k. bayer. Generalstabs aus Sectionen der Gradabtheilungskarte des Deutschen Reichs zusammengestellt worden. Die eingeschriebenen Zahlen geben die Höhen über Normal-Null in Meter an. Die Karte hat ungefähr die Größe einer Reichssection und kostet für Nichtmilitärs 1 M. 20 Pfg. Zu beziehen durch Theodor Riedels Buchhandlung.

—r. **Karte vom Würm-See (Starnberger See) und Umgebung.** 1 : 50,000. Um einem längst gehegten Wunsche des Publicums entgegenzukommen, hat das topographische Bureau des k. bayer. Generalstabes eine Umgebungskarte des Würm-Sees hergestellt, welche aus Atlasblättern 1 : 50,000 zusammengedruckt wurde. Der Maßstab ist in Kilometern und Meilen beigegeben, eine geographische Meile zu 7419.55 Meter. Eine reichliche Anzahl von Höhencoten fördert den Werth des orographischen Theiles. Bahnhof Starnberg 587.4, See zwischen Tutzing und Ammerland 585.7. Die Karte enthält nördlich noch die Station Mühlthal, südlich Iffeldorf, westlich Pähl und östlich die Bahn nach Wolfratshausen mit dem Loisach-Thal. Zu beziehen für 1 M. 50 Pf. durch Theodor Riedels Buchhandlung.

* Wiederholte Untersuchungen und Messungen haben zu dem überraschenden Resultat geführt, daß in den allertiefsten **Tiefen des Schwarzen Meeres** große Mengen von Schwefelwasserstoff vorkommen, während in den oberen, der Oberfläche näher gelegenen Regionen kein Schwefelwasserstoff nachzuweisen ist. Durch jahrelanges Studium der Frage sind Winogradsky in St. Petersburg und nach ihm Prof. Beyerinck zu der Erkenntniß gekommen, daß der Schwefelwasserstoff durch Mikro-Organismen erzeugt wird, die im schwarzen Rinnsteinschlamm und in dem schwarzen Schlick des Meeres vorkommen. Die Wirkung dieser Bakterien ist eine reducirende. Beyerinck wies das z. B. nach, indem er ein Liter Wasser, welches $^{1}/_{10}$ Proc. apfelsaures Natron, $^{1}/_{10}$ Proc. Asparagin, $^{1}/_{10}$ Proc. Kaliumphosphat und $^{1}/_{2}$ Proc. Natriumcarbonat enthielt, mit 45 Milligramm Schwefelsäure versetzte und darauf etwas schwarzen Rinnsteinschlamm zugab. Das Ganze blieb in einer Flasche wohlverkorkt drei Tage lang stehen. Beim Oeffnen zeigte sich dann ein penetranter Geruch nach Schwefelwasserstoff, welcher analytisch zu 10.2 Milligramm festgestellt wurde; dagegen war Schwefelsäure in der Flüssigkeit nicht mehr nachzuweisen. Beyerinck isolirte aus diesem Schlamm einen Mikroben, den er Spirillum desulfuricans nannte. Eine ähnliche Thätigkeit entfalten gewisse Algen in den Schwefelquellen und Brunnenwässern, nur daß es sich in dem Falle wie auch im Meerschlamm um die Reduction von schwefelsauren Salzen handelt. Um nun die Thatsache zu erklären, daß im Schwarzen Meere in der Tiefe Schwefelwasserstoff vorkommt, dagegen in den oberen Schichten nicht, untersuchte Yégounow in Odessa den Schlamm des Liman Atschi, an dem ja Odessa liegt. Er brachte in einen mehrere Fuß hohen Glascylinder etwas Limanen-Schlamm und füllte dann den Cylinder mit Wasser. Nach einigen Tagen bildete sich ungefähr in der Mitte des Cylinders eine rosafarbene Schicht, die nach weiteren 3 Tagen einige Centimeter stark wurde. Die mikroskopische Untersuchung ergab, daß diese Schicht eine große Bakterien-Colonie war, die ausschließlich ein typisches Spirillum enthielt. An der oberen Seite war die Colonie ganz eben, an der unteren Seite dagegen zeigte sie eine Menge gleich langer, paralleler, sehr feiner Fäden, die beim Bewegen des Cylinders durch einander wirbelten. Das Merkwürdige an der ganzen Erscheinung war, daß unterhalb der Spirillen-Colonie reichlich Schwefelwasserstoff gefunden wurde, oberhalb davon jedoch nicht. Wohl aber fand sich in der oberen Schicht eine entsprechende Menge Schwefelsäure. Die Thätigkeit dieser Mikro-Organismen ist also der jener zuerst erwähnten entgegengesetzt, und man kann zur Erklärung der Verhältnisse im Schwarzen Meer annehmen, daß in einer bestimmten Höhe über dem Meeresgrund sich eine ungeheure Schicht von Bakterien befindet, die den auf dem Meeresgrund gebildeten Schwefelwasserstoff oxydirt.

* In Norwegen war mehrfach die Frage aufgeworfen worden, wann die **Rückkehr des Dr. Fritjhof Nansen** von seiner Nordpolfahrt zu erwarten wäre. Darauf hat Alexander Nansen den letzten Brief seines Bruders, an Bord der Fram am 17. Juli 1893 geschrieben, veröffentlicht, in dem es heißt: „Wie lange wir fortbleiben, weiß ich nicht, aber es ist kaum anzunehmen, daß wir in zwei Jahren in die Heimath zurückkehren werden, vorausgesetzt, daß wir nicht durch besonders ungünstige Eisverhältnisse gezwungen werden, bereits zum nächsten Herbst heimwärts zu steuern. Ich glaube, daß wir jedenfalls erst nach drei Jahren

zurückkehren, ja vielleicht können vier Jahre vergehen, sogar fünf Jahre, ehe wir kommen; aber kommen werden wir, darauf kannst Du Dich verlassen, daran ist gar nicht zu zweifeln, denn so wie wir, war noch Niemand ausgerüstet. Die Möglichkeit ist ja vorhanden, daß wir in diesem Jahre die neusibirischen Inseln nicht erreichen, sondern den Winter über an der einen oder anderen Stelle an der asiatischen Küste liegen bleiben, dann würde ein ganzes Jahr verloren sein; außerdem ist nicht zu berechnen, wie lange die Fahrt dauern kann, aber zwei Jahre dauert sie mindestens, dessen bin ich ganz sicher."

* **Gießen**, 11. Juli. Der außerordentliche Professor an der Technischen Hochschule in Aachen Otto Wiener nahm einen Ruf als ordentlicher Professor der Physik und Director des Physikalischen Instituts an hiesiger Universität an Stelle des Prof. Himstedt an.

* **Leipzig.** Dr. Hans Lenk, der zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden ist, wirkt seit 1890 als Privatdocent für Geologie an der Universität. Geboren im Jahre 1863 zu München, veröffentlichte er noch als Student eine Studie über „Nephelinit und Dolerit in der Langen Rhön". 1887 promovirte er in Würzburg mit einer Dissertation „Zur geologischen Kenntniß der südlichen Rhön". Es folgten längere Studienreisen in Nordamerika, als deren Früchte die „Beiträge zur Geologie und Paläontologie der Republik Mexico", die er 1890—1892 gemeinsam mit Felix herausgab, und seine Habilitationsschrift „Geologisch-topographische Mittheilungen über die Valle de Mexico" zu nennen sind. Prof. Lenk fungirt zugleich als Assistent am Mineralogischen Museum.

* **Berlin.** Der „Ethischen Corresp." zufolge „spricht man davon, daß in der Reichshauptstadt eine Art Lehrstuhl für die Philosophie Friedrich Nietzsche's errichtet werden soll". Wovon „spricht man" nicht alles?

* **Wien.** Dr. Joseph Loschmidt †. Ein österreichischer Gelehrter von europäischem Ruf, schreibt die „Presse", ist am 8. d. M. in Währing aus dem Leben geschieden. Die Wiener Akademie der Wissenschaften erleidet durch seinen Tod einen namhaften Verlust. Loschmidt hat ein Alter von 74 Jahren erreicht. Herzschwäche, die nach einer Operation eintrat, hat seinem Leben ein Ende gemacht. Loschmidts Carriere in der wissenschaftlichen Welt war eine sehr mühevolle. Mit zehn Gulden in der Tasche war er aus Böhmen — er ist zu Putschirn bei Karlsbad geboren — nach Wien gekommen und hatte mit mannichfachen Entbehrungen zu kämpfen. Als junger Universitätshörer verschaffte er sich dadurch Verdienst, daß er — Vorleser wurde. Es glückte ihm, dies Amt im Hause Exner, des Vaters des Rechtsgelehrten Prof. Dr. Adolf Exner, des Physikers Franz Exner und des Physiologen Sigmund Exner, zu finden. Nach beendeten Studien suchte er hier eine Stellung. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen hätte er sie — bei der Polizei erreicht. Aber der damalige Sectionschef v. Fiedler im Unterrichtsministerium trat noch rechtzeitig ein, um Loschmidt dem Lehrfach zu erhalten, und seiner Befürwortung ist es gelungen, daß Loschmidt an der Unterrealschule zu St. Johann in der Leopoldstadt eine Lehrerstelle erhielt. Zuerst hatte sich Loschmidt nach beendigten Studien den technischen Fächern gewidmet, bald aber erkannte er, daß er auf diesem Gebiete nicht durchdringen werde, daß seine Ideen der Zeit vorausgeeilt waren, in der er lebte, und daß sie daher zur praktischen Durchführung nicht gelangen würden; er widmete sich deßhalb mit vollem Eifer und ganzer Hingebung dem Lehrfache. Noch während er die Lehrerstelle bekleidete, erregten seine physikalischen Arbeiten die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt, so daß er schon zu jener Zeit in die Reihe der correspondirenden Mitglieder der Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Seine bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten führten dann seine Berufung an die Oberrealschule in der Leopoldstadt herbei und ihnen verdankt er es auch, daß er zum außerordentlichen Professor an der Wiener Universität ernannt wurde. Die Akademie der Wissenschaften würdigte seine Verdienste, indem sie ihn in die Reihe ihrer wirklichen Mitglieder aufnahm, worauf er dann ordentlicher Universitätsprofessor wurde. Sein bedeutendstes Werk war die Bestimmung der Größe der Moleküle. Den Impuls zu diesem epochemachenden Werke hatte Maxwells Untersuchung über die Reibung der Gase gegeben, und Loschmidt zeigte, wie man aus den von Maxwell erzielten Resultaten die Größe der Moleküle berechnen kann. Der englische Gelehrte Thomson hat dann auf die große Bedeutung der Loschmidt'schen Arbeit aufmerksam gemacht. Charakteristisch für die Denkweise Loschmidts ist eine Aeußerung über seine Zeitverwendung. Obwohl er schon pensionirt war, hatte er doch immer viel zu thun und gab dies auch im Umgang zu erkennen. Befragt, was er denn thue, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Zeit — ich muß warten!" „Worauf?" war die Gegenfrage. Und er, der so ideenreich war, erwiderte: „Bis mir was einfällt!"

Der Physiker Prof. Boltzmann widmete, wie das „Wiener Fremdenblatt" erzählt, in einer seiner Vorlesungen dem Verstorbenen folgenden warmen Nachruf: „Durch eine herbe Schicksalsfügung wird gerade heute, wo ich Ihnen die Theorie der Gasdiffusion auseinanderzusetzen habe, der Mann zu Grabe getragen, dessen Messungen diese Theorie begründeten, der Mann, der seinen Namen durch eine noch weit glänzendere Entdeckung in der Wissenschaft verewigte. Theilt man einen Wassertropfen in zwei Theile, so erhält man zwei kleinere Wassertropfen. Schon seit den Zeiten der griechischen Philosophen vermuthet man, daß man, wenn die Theilung genügend lange fortgesetzt wird, endlich auf Theilchen stößt, die nicht mehr in zwei gleichartige, also in unsrem Beispiel nicht mehr in zwei Wassertropfen zertheilt werden können. Diese kleinsten Theile der Materie nennt man die Moleküle. Sie sind vielleicht noch theilbar aber ihre Theile sind nicht mehr gleichbeschaffen mit dem Ganzen. Wo ist nun diese Grenze der Theilbarkeit? Niemand wußte es bisher zu sagen. Professor Loschmidt war der erste, der durch eine höchst geniale Rechnung nachwies, daß ein Wassertropfen vom Volumen eines Kubikmillimeters in rund eine Million Theile getheilt werden kann, die noch Wasser sind und nicht in mehr, wenn die Theile nicht dem Ganzen ungleichartig werden sollen. Viele andere Forscher haben seitdem dieselbe Größe auf ganz anderem Wege berechnet und immer ein genau übereinstimmendes Resultat gefunden, so daß an der Richtigkeit desselben nicht mehr gezweifelt wird, obgleich man wohl niemals in die Lage kommen wird, dieses Resultat durch directe Messung zu bestätigen — gerade so, wie Niemand zweifelt, daß die berechnete Entfernung zwischen Sonne und Erde die richtige ist, obwohl man sie niemals mit der Meßkette gemessen hat... Wäre Loschmidt in England geboren worden, die genannte Zahl hieße jetzt ohne Zweifel die Loschmidt'sche Zahl. Fürwahr, ich erröthe vor Zorn und Scham darüber, wie wenig Oesterreich seine großen Männer ehrt! Wie anders die Engländer und Franzosen! Freilich, die thun es aus Eitelkeit. Jeder Einzelne sieht von dem Ruhme der großen Geister der Nation einen Abglanz auf sich fallen und thut Alles, ihn zu verbreiten. Aber auch die Preußen. Wie erhebend waren die Trauerkundgebungen zum Andenken Helmholtz'! Ich will nicht den stillen Dulder in der Laknergasse mit dem Universalgenie Helmholtz vergleichen; aber jene eine große Leistung Loschmidts steht gegen keine einzige der großen Leistungen Helmholtz' an Bedeutung für die Wissenschaft zurück. Und was geschah zu Loschmidts Ehrung? Bekanntlich wurde der Leichnam Mozarts in ein Massengrab geworfen. Glauben Sie ja nicht, daß das heute gar nicht mehr möglich wäre! Man begreift gar nicht, daß in Oesterreich noch immer Männer auftreten, die ihr schönes Vaterland mit unvergänglichem Ruhm bedecken!... Freilich trifft ein Theil der Schuld an dieser Vernachlässigung die großen Geister Oesterreichs selbst. Wer die Kraft hat, Unsterbliches zu leisten, wie sollte dem die Kraft fehlen, es auch zur Geltung zu bringen, nachdem viel Geringere die scheinbar schwere Aufgabe mit Leichtigkeit lösen, Unbedeutendes zur Geltung zu bringen? Oder ist es die höchste Geistesgröße, mit der Leistung zufrieden zu sein und über dem Glücke der Arbeit des Strebens nach Anerkennung ganz zu vergessen? Ich kann mich", schloß der ausgezeichnete Gelehrte, „zu dieser Höhe nicht erheben. Aber wenn selbst unsre Heroen der Anerkennung nicht bedürfen, wir müssen sie doch ehren, um uns selbst zu ehren, und ich werde, so lange ich Leben und Athem habe, meine Mitbürger an diese Pflicht mahnen." — Die Ansprache Prof. Boltzmanns machte auf die Hörerschaft tiefen Eindruck; der Gelehrte hatte seine Rede unter dem deprimirenden Eindruck gehalten, den das Begräbniß Loschmidts auf ihn gemacht. Zur Beerdigungsfeier auf dem Centralfriedhofe hatten sich nur neun Personen eingefunden.

* **Wien.** Als Nachfolger des Prof. v. Dittel soll der Primararzt an der Krankenanstalt „Rudolf-Stiftung", Prof. Dr. Joseph Englisch, berufen werden.

* **Prag.** An der deutschen Universität ward der außerordentliche Prof. Dr. Emil Pfersche zum Ordinarius für römisches Recht ernannt.

* **Paris.** Wie die allgemeine Neugestaltung der Universitäten, so gilt auch eine Reform in der Verleihung der akademischen Grade und Würden in Frankreich schon seit langer Zeit für außerordentlich wünschenswerth. Die akademischen Grade, welche die französischen Facultäten bisher verliehen, die „licence“, die „agrégation“ und das Doctorat, tragen einen durchaus anderen Charakter als die Doctorwürde in Deutschland. Während letztere ein bloßer Ehrentitel ist, stellen die „licence“ und die ihr nachfolgende „agrégation“ eine Art von Abgangsprüfungen dar und sind unerläßliche Vorbedingung für die Uebernahme eines Lehramtes; das Doctorat dagegen, der höchste Grad, welchen die Universität verleiht, wird nur von künftigen Universitätsprofessoren verlangt und wird, da für seine Erlangung ziemlich große Anforderungen gestellt werden, nur sehr selten der bloßen Ehre halber von den Studirenden erstrebt. Es ist jetzt ein Versuch gemacht worden, einen anderen, der deutschen Doctorwürde ähnlichen akademischen Grad einzuführen. Den Studirenden der Geschichte und Geographie an der Faculté des lettres in Paris wurde vor einem Jahre die Eröffnung gemacht, daß sie auf ein Jahr volle Freiheit für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen haben sollten (die in Frankreich bekanntlich nicht in gleichem Maße gewährt ist, wie in Deutschland), und ihnen eine Anzahl von historischen und geographischen Themen zur freien Auswahl gestellt, um eines derselben nach bestem Können wissenschaftlich zu bearbeiten. Etwa zwanzig Studirende folgten dieser Aufforderung und lieferten nach Ablauf des Jahres ihre Arbeiten ein, welche vor kurzem von zwei aus je sechs Professoren bestehenden Commissionen unter dem Vorsitz der Proff. Lavisse und Himly geprüft und in einer Discussion von den Studirenden erörtert wurden. Das Resultat war sehr günstig; ein Drittel der eingereichten Arbeiten erwies sich als sofort druckfähig, ein weiteres Drittel bedarf, um es gleichfalls zu sein, nur verhältnißmäßig geringer Verbesserungen und Aenderungen. Mehrere der Bearbeiter haben sich durch Benützung bisher noch nicht wissenschaftlich verwertheter Quellen in der Nationalbibliothek und den Archiven besondere Verdienste erworben. Es handelte sich hauptsächlich darum, festzustellen, ob die Studirenden, deren wissenschaftlicher Geist durch den schulmäßigen, genau vorgezeichneten Gang der höheren Studien in Frankreich allzuwenig geweckt und ausgebildet wird, im Stande seien, wissenschaftlich selbständig zu arbeiten, wenn sie sich selber überlassen sind, und der Beweis dafür ist jetzt erbracht. Außerdem aber wünscht man auch dadurch, daß man die Erlangung eines akademischen Grades leichter und bequemer macht, Ausländer in größerer Anzahl als bisher nach Frankreich zu ziehen, ein Ziel, für welches sich in neuerer Zeit zwei besondere Comités, ein französisch-schottisches und ein französisch-amerikanisches, gebildet haben. Das neue Diplom „d'études supérieures d'histoire et de géographie“ ist an keine besondere Vorbedingung geknüpft und gibt in keiner Weise ein Anrecht auf eine staatliche Anstellung, sondern bezeugt nur im allgemeinen die wissenschaftliche Befähigung des damit Ausgezeichneten; eine Anzahl von Studirenden hat sich bereits auch für den neuen Jahrescurs darum beworben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Neuerung auch auf die anderen Facultäten und Universitäten des Landes übertragen wird.

* **St. Johns** (Neufundland), 9. Juni. Der Dampfer „Kite“ ist heute von hier nach der Bowdoin-Bai in Grönland abgesegelt, um die Mitglieder der Peary'schen Nordpolexpedition zurückzubringen. Der „Kite“ wird am 1. October zurückerwartet. An Bord des Schiffes befinden sich mehrere Gelehrte. Professor Salisbury von der Universität Chicago will die Gletscher und die Geologie der Gegend erforschen und Prof. Dyche von der Universität Kansas will Fauna und Flora studiren. Mr. Boutillier von Philadelphia vertritt die Geographische Gesellschaft. Der letzte Winter ist ungewöhnlich mild in den Nordpolgegenden gewesen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 11. bis 13. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. Yngvar Nielsen: Der Vertrag von Moss und die schwedisch-norwegische Union; autoris. deutsche Ausg. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1895. — Philipp Kalkmann: Englands Uebergang zur Goldwährung im 18. Jahrhundert. (Abhandlungen a. d. staatswissenschaftl. Seminar in Straßburg.) Straßburg, Karl J. Trübner 1895. — Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen (Sonderabdr. a. d. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, hggb. von Dr. A. Kirchhoff). Stuttgart, J. Engelhorn 1895. — Drei-Kaiser-Album; für das deutsche Volk, mit 120 Illustrationen, Preis 1 M. Minden i. W., Wilh. Köhler. — Ritters geographisch-statistisches Lexikon, 8. Aufl., redig. von Johs. Penzler. II. Bd., 5.—6. Lfg. Leipzig, Otto Wigand 1895. — Victor Ortmann: Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence (10.—12. Tausend). Berlin, Verein der Bücherfreunde. — Karl Berenberg: Das Nordseebad Norderney. 3. Aufl. Norden und Norderney, Herm. Braams 1895. — *Henricus Diel:* De enuntiatis finalibus apud Graecorum rerum scriptores posterioris aetatis; Programm des k. Wilhelms-Gymnasiums in München. 1895. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge, hggb. vom deutschen Verein in Prag Nr. 201, 202 (J. Römer: Transsilvania; Ferd. Skalla: Karl Maria v. Weber). 1895. — Dr. August Iffert: Allgemeine Gesangschule. A. Theoretischer — B. Praktischer Theil (Sopran oder Mezzosopran). Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — XXI. Jahresbericht der k. Akademie der Tonkunst in München. 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Bauer, Max. Unter rothgekreuzten Standarten im Felde und Daheim. Jubiläums-Erinnerungen an Kriegsfahrten 1870—71. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen 1870—1895. Rückblicke und Betrachtungen von einem Deutschnationalen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. — *Fava, Roberto.* Gli Ebrei in Romania. A proposito di una lettera del rabbino deputato Bloch alla Camera italiana. Bucuresci, Tipographia Thoma Basilescu. — Grupe, Adolf. Einige Erinnerungen und Reflexionen eines ehemaligen Göttinger Studenten im Auslande. Manz u. Lange, Buchhandlung und Verlagsanstalt, Hannover.

Andrejanoff, Victor v. Weltgericht. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. — *Barbusse, Henri.* Pleureuses. Poésies. Paris, Bibliothèque-Charpentier, G. Charpentier et E. Fasquelle. — Feruthal, Albert. Erwin, der Sänger von Sedin. Dichtung, aufgebaut auf geschichtlichen Thatsachen aus dem 10. Jahrhundert. Berlin, Verlag von Franz Weber. — Grundsteine zum Meraner Theaterbau. Gespendet von deutschen Dichtern und Schriftstellern. Gesammelt und herausgegeben von Robert Pohl. Meran, F. W. Ellmenreichs Verlag. — Schafbeitlin, Adolf. Die Götterfarce. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Wisbacher, Fritz. Gedichte. München.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 194. München, Montag, 15. Juli. Beilage-Nummer 160.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Münchener Kunst vor hundert Jahren.

Von Berthold Riehl.

I.

Das München im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts war eine bescheidene Stadt. Der Dultplatz, die Sonnen- und Blumenstraße, der Kälbermarkt und die Residenz deuten die Grenzlinien an, die noch bis gegen den Schluß des Jahrhunderts durch Mauern und Thore wohl verwahrt waren. Die letzteren wurden zur größeren Sicherheit der Bürger jeden Abend fest verschlossen und wer nach dem Glockenzeichen, im Winter nach halb fünf Uhr, im Sommer nach neun Uhr in die Stadt wollte, der mußte einen Kreuzer zahlen, wer aber gar im Winter nach neun oder im Sommer nach zehn Uhr kam, der mußte sechs Kreuzer Eintrittsgebühr erlegen und konnte nur noch beim „Einlaß“ in die Stadt. Von diesem Sperrgeld befreit waren nur der Hof, die Gesandten, die Franciscaner und die Capuciner.

Ein Fünftel der Stadt gehörte den Klöstern und unter den 37,840 Seelen, die Westenrieder 1782 als Bevölkerungszahl Münchens nennt, befanden sich 554 Priester, 93 Religiosinnen und 3 Klausner. Handel, Manufactur und Fabrikthätigkeit der Stadt waren unbedeutend und auch die von den besten Absichten geleiteten Bestrebungen, Max' III. hierin fördernd einzugreifen, hatten keine irgend wesentliche Veränderung herbeigeführt.

In friedlichen Zeiten entfaltete sich damals in München ein gar behagliches Stillleben. Die Bürger freuten sich ihrer schönen Stadt, über die der Rath mit so väterlicher Fürsorge waltete, daß er sogar jeden neuen Biersud probirte, damit der Münchener auch gesundes und preiswerthes Getränk erhalte. Sechshundert Laternen, die, mit Ausnahme einer kurzen Zeit im Sommer, bei einbrechender Dunkelheit angezündet wurden, galten als glänzender Beweis öffentlicher Wohlfahrtseinrichtung und erhellten trefflich die Stadt, in der das Abendlied bei St. Peter ertönte im Winter um acht, im Sommer um neun Uhr, während um zehn Uhr der Gesang der Nachtwächter begann. Da gehörte Alles ins Bett und wer, nachdem die Patrouillen zweimal abgeschafft hatten, noch im Wirthshaus betroffen wurde, der lief Gefahr, eventuell zur Hauptwache geführt zu werden.

Zu ihrer Erholung spazierten die Münchener in den Hofgarten, der 1776 zum öffentlichen Garten umgestaltet worden war, und in dem 1782 das Café Sardi eröffnet wurde. In dem Tempel in der Mitte des Gartens spielte die Musik, bei der sich Morgens „die bürgerliche“, Abends aber „die schöne Welt“ versammelte. Die feinste Musik boten die wöchentlichen Hof-Akademien, aber vielfach bestanden auch häusliche Akademien zur Pflege der Tonkunst. Opern wurden im großen Opernhaus, dem jetzigen Residenztheater, Schauspiele im alten Opernhaus bei der Salvatorkirche gegeben. Das harmlose Publicum aber erfreute sich im Kreuzertheater in einer Hütte am Anger, von dem ein Gemälde im National-Museum (2. Stock Saal 18) ein recht anschauliches Bild gibt, oder im Sommertheater im Buttermelchergarten; auch beim Radlwirth in der Au wurde häufig Theater gespielt und ernste Kunst für den gewöhnlichen Mann boten die geistlichen Stücke, welche die Stadtmusikanten zur Fastenzeit beim Faberbräu aufführten.

Die nächsten Spaziergänge führten zu den schönen Lustgärten bei der Stadt wie dem Lampel-, Singerspieler- und Kletzengarten, in denen viel getanzt wurde; aber auch weitere Ausflüge waren beliebt, nach der kalten Herberge, nach Thalkirchen und Großhesselohe und Westenrieders Beschreibung des Starnberger Sees (1784), wie Winters Radirungen desselben zeigen uns den Künstler, wie den Mann der Landeskunde auf frischer Wanderung im schönen Vorland der Alpen.

Bescheiden, wie das ganze Münchener Leben im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, gestaltet sich auch dessen Kunst und schon dadurch steht sie im schärfsten Gegensatz zu dem üppigen Rococo, das sich in der ersten Hälfte und Mitte des Jahrhunderts gerade in München so glänzend entfaltet hatte, von dem manche anmuthige Schöpfung noch in diese Zeit hereinreicht und dessen Nachwirken wir bei den Künstlern dieser Periode natürlich noch allenthalben fühlen.

Daß München in der Rococoperiode eine so glänzende Kunst entwickeln konnte, ermöglichten die Mächte, deren Ausnahmestellung wir schon beim Thorwart erfuhren, da sie vom Eintrittsgeld befreit, nämlich der Hof und die Geistlichkeit. Einen wesentlichen Unterschied in der Kunstpflege beider Kreise bildet der Umstand, daß der Hof, der Mode folgend, gern fremde Meister beizieht, die Geistlichkeit dagegen sich ausschließlich der heimischen Kräfte bedient. Die erste Thatsache ist längst bekannt, wurde aber meist überschätzt, indem man übersah, daß die Ausführung der Werke in der Regel doch durch bayerische Künstler und Handwerker geschah, auch wurde ihre historische Bedeutung meist nicht richtig gewürdigt, denn die Verbindung mit auswärts ist allein schon eine wichtige Thatsache, und unleugbar haben Künstler wie die Barelli, Zuccali und Viscardi oder Cuvillies ganz namhafte Verdienste um die Entfaltung der Münchener Kunst. Die nicht minder wichtige Förderung der Kunst des Barock und Rococo in München durch die Geistlichkeit wurde erst durch die neuesten Forschungen klar, wodurch sich das Bild des Münchener Kunstlebens jener Zeit weit bedeutender und selbständiger zu gestalten beginnt, als man vordem glaubte.

Wir freuen uns heute wieder dieser phantasievollen, heiteren und glänzenden, vielfach auch so echt volksthümlichen Kunst unsrer Vorfahren, und sie übt fördernden Einfluß auf unsre moderne Kunst und unser Kunstgewerbe. Da ist es leicht begreiflich, daß man der etwas steifen und nüchternen Periode, die gegen den Schluß des Jahrhunderts diesem originellen und frohen

Kunstleben folgte, wenig Beachtung schenkt; bei näherem Studium aber scheint sie solcher doch in hohem Grad würdig. An unmittelbarem künstlerischen Reiz kann sich ihr Schaffen mit der Zeit des Rococo gewiß nicht messen, aber immerhin ist auch hier Manches werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Der Schwerpunkt ihres Interesses aber liegt auf der historischen Seite, in dem Uebergang vom künstlerischen Leben des 18. zu dem des 19. Jahrhunderts.

Tief greifende Gegensätze scheiden die deutsche Kunst des 18. von jener des 19. Jahrhunderts; Gegensätze, die einen völligen Bruch mit dem guten Alten erforderten, damit die Grundlage zu dem bedeutenderen Neuen gewonnen werden konnte. Zu solch revolutionärer That war das damalige München wenig geeignet, sie hat sich auch nicht in seinen Mauern abgespielt; die durchgreifende Bewegung des Classicismus wie der Romantik ging nicht von hier aus, sondern fand sogar erst spät Eingang. Trotzdem aber finden wir in der damaligen Münchener Kunst manche Keime, die bedeutsam auf die neue Zeit weisen, und gerade dadurch, daß sich der Uebergang in die Kunst des 19. Jahrhunderts hier anders als in anderen deutschen Städten vollzog, erklärt sich mancher eigenartige Zug im Münchener Kunstleben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit voller Schärfe bilden sich die Gegensätze erst allmählich heraus und die nähere Betrachtung zeigt gar manche wichtige, verbindende Fäden. Für das Verständniß der Kunst des 19. Jahrhunderts ist daher das Studium dieser Periode von wesentlichem Interesse; mehrfach sehen wir, wie sie das Kommen der folgenden Zeit vorbereitet, vor allem aber kann auch nur der die große That der Kunstepoche Ludwigs I. ganz würdigen, der weiß, aus welcher Zeit sie sich hervorarbeitete.

In die Regierungsperiode Max' III. Joseph (1745—1777) reicht noch die Blüthezeit des Münchener Rococo, ja in ihr gerade entstanden eine Reihe der feinsten und flottesten Werke dieser Kunst; in die Spätzeit derselben, in das Jahr 1770, fällt aber auch ein Ereigniß, das von unsrer älteren Literatur mit Recht als ein beachtenswerther Vorbote jenes Umschwungs im künstlerischen Leben, den wir hier vor allem betrachten wollen, angesehen wurde, nämlich die Gründung der öffentlichen Zeichenschule in München.

Die Gründung der öffentlichen Zeichenschule war nichts weniger als ein epochemachendes Ereigniß, aber sie ist doch eine interessante Thatsache für den, welcher den Wechsel der Anschauung über Kunst und Künstler zu Ende des 18. Jahrhunderts studirt, beachtenswerth schon als der erste Keim zu unsrer Akademie der bildenden Künste.

Um das Zustandekommen dieser Schule erwarben sich besondere Verdienste der Hofmaler Christian Wink und der Hofbildhauer Roman Anton Boos. Max III. unterstützte die Schule wesentlich, er ernannte Georg Benedict Faßmann zum Director, den Hofmaler Ignaz Oeffele zum Professor an derselben. Der Kurfürst, unter dem 1773 auch die Anfangsgründe des Zeichnens in den Volksschulen eingeführt wurden, stellte der Zeichenschule ferner ein geeignetes Local zur Verfügung, im Parterre der von Cuvillies erbauten Akademie der Wissenschaften, dem schönen Hause in der Theatinerstraße, dessen Abbruch leider bald erfolgen wird. Als dieses Gebäude unter Karl Theodor Palais des Fürsten von Bretzenheim wurde und die Akademie der Wissenschaften 1784 in das Jesuitengebäude verlegt wurde, folgte ihr auch die Zeichenschule dahin, woselbst sie 1808 die Umwandlung in die k. Akademie der bildenden Künste erlebte.

Die Zeichenschule war nur während des Winters geöffnet, der Unterricht bestand im Studium nach dem lebenden Modell und nach Gypsen, von denen besonders ein Abguß des Laokoon gerühmt wird; der Unterricht war auf die Abendstunden beschränkt, Vorlesungen wurden, wie Westenrieder ausdrücklich bemerkt, nicht gehalten.

Die Schule bezeichnet also durchaus nicht, wie später die Akademie, eine wesentliche Aenderung in der Erziehung der jungen Künstler, sondern dieselbe wurde auch jetzt in der Hauptsache nach der alten Weise gehandhabt. Tagsüber lernten sie als Lehrbuben und Handlanger bei den Meistern. Die Abendschule aber bot ihnen doch die Mittel zu selbständigerem Studium, und die öffentliche Schule gab immerhin davon Zeugniß, daß man zu ahnen begann, wie wichtig die Pflege der Kunst für den Staat, weßhalb sich derselbe verpflichtet fühlt, die Erziehung der jungen Künstler aus einer privaten zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen, und die Kunst, zunächst freilich noch sehr bescheiden, zum allgemeinen Besten zu fördern.

Die Gründer und ersten Lehrer der Münchener Zeichenschule waren tüchtige, zugleich für ihre Zeit sehr charakteristische Künstler; sie zeigen die Vorzüge, aber auch die engen Grenzen der damaligen Münchener Kunst. Wir sehen bei ihnen manchen guten Keim, der sich in den folgenden Generationen schön entwickelte, nicht minder aber auch die Nothwendigkeit des Einsetzens frischer Kräfte, welche der Münchener Kunst die inzwischen anderwärts errungenen Fortschritte zuführen.

Die genannten Künstler charakterisiren sich hauptsächlich als Spätmeister des Rococo; durch ihre Schule in einen programmmäßigen Gegensatz zur älteren Kunst zu treten, lag ihnen fern, vielmehr ging diese Schule aus den Bedürfnissen des Rococo hervor, sie sollte Gelegenheit bieten zur Erlernung der entwickelten Technik, an die ja gerade das Rococo so hohe Anforderungen stellte, und die Mischung von Kunst und Handwerk ist für die Schule ebenso bezeichnend, wie für die Lehrer und das ganze Rococo.

Den Hofmaler, pictor aulicus, wie er auf seine Fresken zu schreiben pflegt, Christian Wink (1738—1797) kann man den letzten echten Rococomaler Münchens nennen. Kunsthandwerker war er schon durch seine Decorationen, die er für das Hoftheater malte, ebenso durch seine Entwürfe zu Wandteppichen, von denen das Venusfest im National-Museum (2. Stock, Saal 17) als charakteristisches Beispiel genannt werden mag. Seine Altarbilder, wie sie in München und dessen Umgebung, z. B. in Osterwarngau und Haag (Bezirksamt Freising) vorkommen, sind sehr ungleich und keineswegs von besonderem Interesse; wohl aber dürfen ein solches seine charakteristischen Deckenbilder beanspruchen, wie die Ankunft des Odysseus auf der Insel der Calypso im Speisesaal des Schleißheimer Schlosses; origineller noch sind die in den Kirchen zu Inning, Starnberg, Königsdorf, Kempfenhausen, St. Leonhard bei Dietramszell u. a. m. Anziehend durch frische, aber allerdings leichte Erfindung, flott ausgeführt und ungemein geschickt in der decorativen Haltung, in dem Unterordnen unter die Wirkung des Ganzen, zeigen sie Wink so recht als den Virtuosen der Decorationskunst des Rococo. Bei der Predigt Johannes des Täufers in Inning (1767), besonders auch bei der Wallfahrt der Landleute zum hl. Leonhard in St. Leonhard bei Dietramszell (1769) und anderwärts überrascht bei Wink ein frischer, naturalistischer Zug. Er befremdet zuerst durch den Gegensatz zu dem Gezierten und Affectirten, das Winks antiken Gestalten ebenso wie seinen christlichen Heiligen gleich denen der übrigen Rococomaler anhaftet. Andrerseits aber ist nicht zu verkennen, daß doch auch er im Rococo begründet ist, in dem weit mehr Naturalismus steckt, als man gewöhnlich glaubt. Freilich etwas oberflächlicher Art, wie es das Wesen solch decorativer Kunst mit sich bringt; aber doch bildet er einen charakteristischen Zug dieser Zeit, der für den Historiker um so interessanter, als derselbe aus Rococo und Zopf direct und zwar gar nicht unbedeutend in das 19. Jahrhundert herüberwirkt.

Besonders erfreulich zeigt sich dieser Naturalismus in Stich und Radirung, die von den damaligen Münchener Malern fleißig geübt wurden. Interessanter als Wink, der übrigens ein paar in ihren malerischen Effecten recht bezeichnende Blätter radirte, sind hier die Arbeiten des Hofmalers Bartholomäus Ignaz Weiß, der nach Naglers Angabe ebenfalls Lehrer an der Zeichenschule war. Weiß (1730—1815) zeigt oft eine starke Neigung zu akademischer Formgebung, wozu ihn besonders bei seinen zahlreichen Madonnen offenbar ein oberflächliches Studium der Italiener führte, von denen er mehrfach nach Raffael, Bronzino, Guido Reni, auch nach Veronese radirte. Dagegen führen ihn mehr zum Naturalismus seine Radirungen nach Murillo, Salvator Rosa und G. Dow, besonders aber die nach Rembrandt, der seinen Stil wesentlich beeinflußte und den er gern imitirte. Nimmt man noch dazu, daß Weiß auch Bilder von Dürer, Bol, van Dyck und Rubens, ja auch nach Raffael Mengs und Angelika Kauffmann stach, so ist der damals ja häufige Eklektiker fertig, und Weiß erinnert darin an seinen älteren Zeitgenossen Dietricy. Der Unterschied zwischen beiden ist aber doch sehr wesentlich. Weiß strebt lange nicht so sehr wie Dietricy, sich in die Art der Künstler, die er copirt oder imitirt, einzuleben, sondern er übersetzt sich Alles in seinen Stil, und während Dietricy gerade bei seinen gelungensten Blättern den Imitator am wenigsten verleugnet, ist Weiß in seinen besten Radirungen, wie etwa der trefflichen Grablegung von 1799, entschieden selbständiger. Dietricy ist eben, was in den damaligen Kunstverhältnissen Norddeutschlands gründet, der bewußte Eklektiker; Weiß wird der Zeit entsprechend ebenfalls von Eklekticismus berührt, aber die große Blüthe des Münchener Rococo klingt bei ihm noch so mächtig nach, daß durch sie die Eigenart seiner besten Werke in erster Linie bestimmt wird. Wie dem Classicimus, so setzte eben auch dem Eklekticimus das Nachleben des Rococo in München einen starken Damm und gestalteten sich hauptsächlich dadurch die Kunstverhältnisse hier erheblich anders als in den norddeutschen Städten, wo der Bruch mit der alten Kunst sich schärfer, programmmäßiger vollzog, während hier gar manche, oft nicht zu unterschätzende Anregung aus der Kunst des Rococo gemüthlich in das 19. Jahrhundert herüberging. Ein echter Rococokünstler ist Weiß auch in seinen graziösen weiblichen Figuren der Leda, der Venus und anderen mehr, die, wie das nackte Mädchen mit dem Hunde, zuweilen auch etwas von dem Schlüpfrigen des Rococo an sich haben.

Eine kleine Radirung von Weiß könnte man sein Billet oder, um sich modern auszudrücken, seine Visitenkarte nennen. Auf ihr ist ein kleiner Engel dargestellt, dem eine Engelgruppe Modell steht, die er auf ein Bild malt, das die Ueberschrift trägt „Weiß kurfürstlicher Miniatur- und Oelmaler". Neben dieses Billet lege ich die Karte eines Altersgenossen von Weiß. Auf dieser sehen wir einen Felsen im Wald, bei dem sich behaglich Wild lagert und auf den geschrieben ist: „Joseph Georg Winter, kurfürstlich bayerischer Hof- und Jagdkupferstecher." Winter, der einer Familie angehörte, von der zahlreiche Mitglieder am Schluß des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts in München als Maler thätig waren, ist nach seinen Stichen und den paar im hiesigen Kupferstichcabinet vorhandenen Zeichnungen ein schwacher Künstler. Der Hof- und Jagdkupferstecher, welche Würde er 1784 von Karl Theodor erhielt, ist aber doch eine charakteristische Figur der Zeit, und so steif seine Hirschportraits, sowie seine Bilder aus den Hirsch- und Sauparken der Umgebung Münchens auch sind, so erfreuen sie doch, indem sie an die Jagdherrlichkeit des vorigen Jahrhunderts erinnern und damit an eine Belustigung, die wenigstens bei Manchem den Sinn für die schöne Natur weckte, in der er sich da herumtrieb.

Winters steife Hirschportraits, die übrigens Riedingers prächtige Blätter auf das ungenirteste als Vorlage benützen, sind allerdings nichts weniger als frische Naturstudien; sie sind meist schlechte Schablonenarbeit, aber doch sind seine Blätter für das leise Aufkeimen des Sinnes für die Natur in jener Zeit nicht ganz uninteressant. In seinen Jagd- und Viehstücken copirt er mehrfach frei die vlämischen und holländischen Naturalisten, wie Paul de Vos, Roos, du Jardin, Both oder van der Velde; einige bessere Blätter, wie das alte Pferd, der Saukopf und einige Hunde, zeigen übrigens auch selbständiges Naturstudium; das erfreulichste aber sind seine paar Landschaften. Auch sie sind ja schwach genug in der Ausführung, aber die beiden Bilder aus der Gegend vor unserm Gebirge, die hübsche Isaransicht bei Grünwald und die zwei Bilder vom Starnberger See (1785) nimmt man doch stets mit Vergnügen zur Hand; sind es doch erste Boten jener Kunst, welche die Schönheit unsrer heimischen Natur behandelt, und so freuen sie uns, wie die ersten Grashalme und kleinen Blümchen im Vorfrühling.

Winter hat auch eine Reihe von Illustrationen von Thierfabeln gestochen; künstlerisch sind sie werthlos; aber interessant sind sie als ein Zeichen, wie man jetzt wieder, wenn auch manchmal in gar steifer Form, in der Natur zu dichten und zu fühlen beginnt. Darin liegt ja auch der Reiz der verschiedensten Idyllenbilder jener Periode, gleichviel ob sie sich auf dem Gebiet des Genre oder der Landschaft bewegen. Ein charakteristisches Blatt dieser Art radirte Jungwirth nach einem Gemälde des Hofmalers Franz Ignaz Oeffele (1721—1797), der, wie oben erwähnt, durch Max III. ebenfalls an die Zeichenschule kam. Das Bildchen zeigt einen alten Bauer in Hemdsärmeln, der vergnügt sein Süppchen ißt, darunter steht: „Arbeit und Zufriedenheit bringen lange Lebenszeit". Der Spruch unter dem Bild erinnert an die moralischen Verse, welche die Niederländer der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gern unter ihre Stiche von Sittenbildern schrieben, um dem Bild einen guten Namen und Geleitsbrief zu geben. Oft freilich erhält das Bild dadurch einen recht hausbackenen und schulmeisterlichen Beigeschmack, während es eigentlich doch aus recht frischer künstlerischer Anschauung, aus der Freude am Malerischen der dargestellten bunten Welt hervorging. So auch bei Oeffele; die Lust, den hübschen Kopf des alten Bauern zu malen, aus der das Bild eigentlich entsprang, weist auf die gesunde naturalistische Regung der Zeit; der moralische Spruch, den er gewissermaßen als Entschuldigung darunter schrieb, ist der Zopf, der eben der Zeit anhängt. Der Bauer erscheint ihr erst durch die idyllische Auffassung als würdiges Kunstobject, wie es die Landschaft erst durch die Staffage der Götter und Nymphen wird.

Das Beste, was Oeffele gemalt, sind seine Portraits, die auch heute noch unmittelbar ansprechen, während wir seinen Altarbildern, von denen sich z. B. mehrere in Polling befinden, keinen Geschmack mehr abgewinnen können. Eine sehr feine Röthelzeichnung, das Brustbild eines Malers, besitzt das Münchener Kupferstichcabinet; das gute Portrait des Bildhauers Straub, das Oeffele 1779 malte, ist durch einen Stich von Jungwirth verbreitet; weitaus das gelungenste Werk des Künstlers, das ich kenne, ist sein famoses Selbstportrait in der Schleißheimer Galerie.

Der enge Anschluß an die Natur, der sich beim Portrait von selbst ergibt, die virtuose Technik des Rococo, die hier trefflich zur Geltung kommt, lassen die Portraits dieser Zeit, ich brauche nur an die hübschen Arbeiten Edlingers zu erinnern, oft als ihre erfreulichsten Leistungen erscheinen. Da man heute im allgemeinen gern den Werken des 18. Jahrhunderts gerecht wird, aber nur sehr ungern die Verdienste der Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

zugesteht, so hört man nicht selten die Meinung, man könne gerade an diesen Portraits sehen, wie viel besser es gewesen wäre, wenn die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts direct an solche Werke angeknüpft, sich ausschließlich auf heimischem Boden entwickelt und nicht den Umweg über Italien genommen hätte. In der That wird man geneigt sein, in diesem Spruch eine tiefe Weisheit zu erblicken, wenn man neben die flott gemalten Bildnisse dieser Künstler manches steife und coloristisch harte Portrait der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts hält und man wird dann zu dem Wunsche kommen, der ja gegenwärtig manchen Schriftstellern der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts so sehr am Herzen zu liegen scheint, deren Entwicklung hinterdrein noch zu corrigiren, obgleich sie doch so schöne Früchte gezeitigt hat. Wer aber der Sache etwas genauer nachgeht, wird doch auch bei der Geschichte des Portraits anderer Ansicht sein müssen, denn gerade die besten Portraits, die im 19. Jahrhundert gemalt wurden, sind in ihren größten Vorzügen nur denkbar dadurch, daß unser ganzes Kunstleben sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so bedeutsam vertiefte, und was Lenbach an Tizian und Velazquez gelernt hat, hätte er an dem guten Edlinger, trotz seiner mannichfachen Vorzüge, doch nie lernen können.

Die Plastik vertrat an der Zeichenschule Roman Anton Boos, dessen Gesichtszüge jeder Münchener kennt, durch die treffliche Büste an der Capelle des alten Friedhofes. 1755 zu Roßhaupten bei Füssen geboren, mithin drei Jahre älter als Wink, ist es natürlich, daß Boos mit seiner Kunst noch auf das innigste mit dem Rococo zusammenhängt. Daran erinnern auch sofort seine Marmorstatuen antiker Götter und Göttinnen am Eingang des Nymphenburger Parkes, zwischen denen zwei rohe Statuen des Johannes Marchiori und Juno, Pluto und Zeus von Auliczek stehen. Der Nymphenburger Garten ist so recht der Platz, um zu studiren, wie diese Plastik, deren decorative Verwerthung hiefür schon höchst charakteristisch ist, mit dem Rococo zusammenhängt, dessen reizende Decorationskunst ja in der Amalienburg auf das feinste verwerthet ist. Gleich den vier Statuen des Boos an der Façade der Theatinerkirche sind diese Figuren decorativ von ganz guter Wirkung, über die Boos aber auch in der Hauptsache nicht hinaus kam; trotz mancher Fortschritte bleibt er im Grunde eben doch in der Anschauung über die Plastik stecken, die er von seinem Lehrer Johann Baptist Straub überkommen hatte, der z. B. in seinen Altären der Klosterkirche zu Schäftlarn einer der charakteristischsten Vertreter der Münchener Rococoplastik ist. Die Thaten des Hercules von Boos, der Schmuck eines Theiles der Arcaden des Münchener Hofgartens, sind dafür nicht minder bezeichnend als seine vorgenannten Werke; zugleich weisen sie durch die Ausführung in Holz auf eine in Bayern seit dem Mittelalter ganz besonders bevorzugte Art der Plastik, die bei den Barock- und Rococo-Altären gar häufig zu kolossalem Maßstab griff, wie beispielsweise gleich Ableitners mächtige Evangelisten neben dem Hochaltar der Theatinerkirche. Zu einer Zeit, die in der Wendung vom Rococo zum Classicismus noch einen großen Fortschritt sah, pflegte man aber gleichwohl Boos zu den Künstlern zu rechnen, die das Verdienst hatten, in die neue Zeit überzuleiten. Boos ist hiefür auch in der That eine charakteristische Erscheinung, um so interessanter, als er gerade für die Art, wie diese Wendung sich in Süddeutschland und speciell in München vollzog, eigenthümlich bezeichnend ist. Er setzt sich nicht in einen bewußten, theoretisch begründeten Gegensatz zum Rococo, sondern er geht vielmehr von dieser Kunst aus, die in seiner Jugend in München noch in voller Blüthe stand, macht aber gleichwohl, offenbar in richtiger Erkenntniß der Schwächen der alten Kunst, der neuen Zeit erhebliche Zugeständnisse. Gleich seinen Vorgängern meißelt auch er griechische und römische Götter als Gartenfiguren, aber indem er die Form doch etwas besser durchzubilden strebt, gibt er einen Theil der decorativen Wirkung der Rococoplastik auf und nähert sich dem Weg der Classicisten; denn wo lag es näher, gute Vorbilder für antike Götter zu suchen, als in der Antike? Der Classicismus steht in viel innigerem Zusammenhang mit dem Rococo, als man gewöhnlich glaubt, und besonders klar zeigt sich dies, in Folge ihres zähen Festhaltens am Alten, bei den bayerischen und österreichischen Künstlern; wie viel vom echten Rococomeister steckt doch trotz all seiner akademischen Neigungen noch in Knoller, zumal in seinen besten Werken, in scharfem Gegensatz zu Mengs; nur eine ganz oberflächliche Betrachtung kann die beiden Künstler so zusammenwerfen, wie dies gewöhnlich geschieht. Die weitere Entwicklung des Classicismus kann man ebenfalls recht hübsch an den Nymphenburger Gartenfiguren studiren, indem man nach den Werken des Boos den Faun von Lamine, dem ersten Professor der Bildhauerkunst an unsrer Akademie, betrachtet und dann als Beispiele des vollendeten Classicismus die hübschen Figuren seines Nachfolgers Konrad Eberhard in dem kleinen Garten am Schloß.

Der Cerberus ein Hund.

Von Rudolf Kleinpaul.

In dem Artikel, den das von Roscher herausgegebene stockgelehrte Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie über den Kerberos bringt, kommt der Verfasser, Hr. Dr. Otto Immisch, zu dem Resultate: daß der Höllenhund eigentlich kein Hund, sondern eine Schlange sei. Nicht nur mit einem, sondern gleich mit drei Hundsköpfen abgebildet, sei er doch ein Wurm, nämlich die Hadesschlange, der das stehende Opfer für chthonische Schlangen, der Honigkuchen, zugeworfen werde; und der homerische „Hund des Hades" sei als „Diener des Hades" zu verstehen. Dieses Bild habe die ursprüngliche Vorstellung verwischt und dem Wurme zur Hundsgestalt verholfen; die berühmte Stelle des Hesiod, wonach der Kerberos die Todten anwedele, wenn sie in den Hades eingehen, aber Niemand wieder herauslasse, sondern die Ausreißer fresse — diese Stelle sei ein jüngeres Autoschediasma. Will sagen ein Stegreifwitz oder ein poetisches Impromptu — die Leser des Lexikons sind sämmtlich so gute Griechen, daß sie Autoschediasma leichter verstehen als etwa Impromptu. In der Theogonie des Hesiod begegnet nämlich der Name Kerberos zuerst; Homer spricht nur vom Hunde. „Lehrreich ist, daß der Dichter überhaupt das Autoschediasma wagen konnte: auch das beweist, wie wenig fest zu seiner Zeit die überhaupt nicht im Volksglauben wurzelnde Gestalt eines höllischen Hundes war."

Mit mehr Logik könnte man gerade das Gegentheil aus so einem Waguiß folgern. Vor allem aber erstaunt mich die Behauptung: daß die Gestalt eines höllischen Hundes nicht im Volksglauben wurzele. Die Vorstellung von einem Höllenhunde wurzelt im Gegentheil tiefer als irgend etwas. Sie ist gemein-indogermanisch, ich möchte fast sagen: allgemein menschlich; Spuren derselben haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Daß man durch den Hund zur Unterwelt gelange, ist eine der allerältesten Phantasien. Wie auf den Grabdenkmälern des Mittelalters die Füße des Todten auf einem Hunde ruhen, also brauchte in der Vorzeit jeder Sterbende den Hund, um in den Orcus zu gelangen: es führt kein anderer Weg nach dem Schattenreiche, und selbst vor dem eisernen Zaune, der die Behausung der Hel umgibt, liegt der Hund Garm. Hat Hr. Dr. Immisch nicht gelesen, daß die Parsen im Angesichte eines Hundes sterben? Beim Tode eines Parsen wird ein Hund ans Sterbebett geführt. Der Hund soll den Entschlafenen an-

blicken, ehe der Fliegendämon kommt und sich auf den Leichnam stürzt; der Hund schlägt den Fliegengeist. Hierauf wird der Leichnam gewaschen. Diese Ceremonie heißt: „Säg did“, „der Hund hat gesehen“; es ist das „Vidimus“ des Todes. Sogar der für den griechischen Cerberus bestimmte Honigkuchen, die μελιτοῦττα, die einst die Hinterbliebenen neben die Leiche legten, fehlt nicht: um den Blick des Hundes auf den Sterbenden zu lenken, wird ein Bissen Brod nach dem Sterbebett geworfen.

Was die ganze Ceremonie für einen Sinn hat, kann keinem Culturhistoriker zweifelhaft sein. Offenbar sollte der Hund ursprünglich die Dienste des Todtengräbers thun, den Leichnam selbst verzehren und die an ihm hängende Seele als Fetischthier aufnehmen. Alle Hunde, Schakale, Wölfe, Füchse, Hyänen und eigentliche Hunde, Pariahunde und Haushunde sind Aasthiere; sie fressen nicht nur Aas, sie fressen es sogar lieber als frisch erlegte Beute. Wo ein Leichnam auf der offenen Erde unbestattet liegt, da sammeln sich nicht nur die Geier, sondern auch die Hunde, um ihn bis auf die großen Knochen zu verschlingen, das weiß schon der Schweinehirt Eumäus (Odyssee XIV, 133). Mit den Geiern bestehen die Hunde, die sehr brodneidisch sind, oft heftige Kämpfe; die Vögel aber lassen sich nicht so leicht vertreiben. Diese Gier hat die alten Perser dazu geführt, ihre Todten geradezu den Hunden und den Raubvögeln zu überlassen, sie ihnen zum Fraße vorzuwerfen und auf diese Weise zu bestatten — nach den Vorschriften des Zendavesta war es überhaupt nicht erlaubt, sie anders zu bestatten. Bei den Nachkommen der Perser, den ostindischen Gebern oder Parsen, den sogenannten Feueranbetern, ist dies nun eben noch Brauch: die Thürme des Schweigers auf Malabar Hill in Bombay, wo so viele reiche Parsen wohnen, hat man vielfach beschrieben und abgebildet. Während daselbst die Geier noch in Function sind, spielt der Hund beim Tode nur noch die Rolle des Zuschauers. Von Haus aus aber wird er der Hauptbetheiligte und — eine Etymologie, auf die ich kein Gewicht lege, die aber im Alterthum vorgebracht wird — der eigentliche Seelen- oder Kerenfresser gewesen sein. In der Praeparatio Evangelica des Vaters der Kirchengeschichte, aber auch anderwärts, findet sich diese formell bedenkliche Deutung des Namens Κέρβερος: παρὰ τὸ τὰς Κῆρας ἔχειν πρὸς βοράν, wobei die Keren ausdrücklich mit den Seelen der Verstorbenen identificirt werden. Das Brod war dann nur eine Ablösung des dem Fetischthiere vorenthaltenen Fleisches, wie denn die blutigen Opfer von jeher mit Broden und Kuchen abgelöst worden sind; nachträglich, als man die Sache nicht mehr verstand, gab man etwas Untergeordnetes: daß das Auge des Hundes auf den Todten falle, als Zweck an. Auch die griechische μελιτοῦττα hatte nämlich den Charakter einer Ablösung, wie klar daraus hervorgeht, daß nach dem Glauben der Alten der Cerberus mit dem Kuchen beschwichtigt werden sollte (to give a Sop to Cerberus).

Die Analogie des heiligen Thiers, das dem sterbenden Ormuzddiener vorgehalten wird, und des Cerberus, der den Eingang der Unterwelt bewacht, springt in die Augen. Es gibt noch eine Analogie: hat nicht auch die Todtenstädte am Rande der Libyschen Wüste der Hund bewacht? War der ägyptische Todtengott, der den Eintritt in den Amenthes gestattende Anubis nicht auch ein Cerberus? Er hatte Schakalgestalt und den Kopf eines Schakals. Nun, Schakale sind Hunde, die Griechen machten zwischen dem Schakalkopfe und dem Hundskopfe gar keinen Unterschied. Und auch hier wieder derselbe Gang des religiösen Glaubens: der Schakal, den die Natur auf Leichen angewiesen hat, der die Nacht über heulend umherstreift, um Leichen aufzusuchen, und die Gräber beschützt, aber um die Gräber zu durchwühlen und auszufressen, ist als Leichenthier zum Fetischthier geworden, weil nach uralter Anschauung mit dem Fleische die Seele des Menschen in das Raubthier übergeht. Anubis, der Herr des Grabes, der Gott, der nach hohem Greisenalter eine gute Bestattung gewährt, der Pfadöffner, dankt seine Verehrung einer Gefräßigkeit, die sich von der einer Hyäne nicht viel unterscheidet. Diese letztere, die Bestatterin der Leichname im tiefen Innern Afrika's, ist beiläufig von den Griechen auch als ein Hund, nämlich als die Hündin betrachtet worden; ὕαινα, sehr ungeschickt mit Sau übersetzt, augenscheinlich das Femininum zu ὕων, wie λέαινα zu λέων, ὕων aber identisch mit κύων. Die Gestalt des Anubis hat folgerichtig als Seelengeleiter auch der Windgott Hermes angenommen.

Es ist also nicht nothwendig, den Cerberus gerade aus Persien nach Griechenland kommen zu lassen und ihn den persischen Hund zu nennen, wie die Griechen den Hahn den persischen Vogel nannten: die Griechen kannten die Art des Hundes wohl, verehrten ihn, wie aus manchen Spuren hervorgeht, in frühen Zeiten ebenfalls göttlich und konnten sehr wohl ganz von selbst zu der Vorstellung des Höllenhundes gelangen. Alle Indogermanen, sogar die Semiten, halten den Hund für fetischhaft: wenn die Hunde heulen, so ängstigt sich das Volk, es steht ein Unglück, ein Todesfall bevor, wie wenn der Steinkauz ruft; das heißt mit anderen Worten: die Hunde sehen den Geist, der umgeht und sich verderbenbringend naht. Wie es Longfellow in der Goldenen Legende einem jüdischen Rabbiner in den Mund legt:

„The dogs howl when, with icy breath,
Great Sammaël, the angel of death,
Takes thro' the town his flight.“

Die Hunde sind geistersichtig: diese Vorstellung kennt ebenfalls schon Homer. Im 16. Buche der Odyssee erscheint Pallas Athene dem Odysseus, Telemach sieht sie nicht, aber die Hunde sehen sie so gut wie Odysseus — winselnd stieben sie durch den Hof. Woher diese Wissenschaft? — Die Höllenhunde haben selbst etwas Göttliches. Rhadamanthys, der Richter der Unterwelt, gebot, beim Hund zu schwören. Es ist bekannt, daß Sokrates das νὴ τὸν κύνα beständig im Munde hatte.

Den Hund aus der Unterwelt heraufzuholen, war die letzte und schwerste Arbeit des Herkules, wie es wiederum unser Homer vermeldet (Odyssee XI, 623). Das hieß nämlich den Tod überwinden. Christi Höllenfahrt hat keine andere Bedeutung. Mich dünkt, aus dem einen Homer ließe sich der ganze Cerberus construiren, wenn auch kein Hesiod den Namen verrathen hätte. Aus dem Volksglauben, in dem er wurzelt, läßt er sich construiren.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein bewährter Kenner der Prüfungsvorschriften für die Staatsbaubeamten, Geh. Oberbaurath Stambke, führte den Mitgliedern des Vereins deutscher Maschinen-Ingenieure zu Berlin in der ordentlichen Mai-Versammlung in eingehendem Vortrage das wechselvolle Bild der allmählichen Entwicklung der genannten Vorschriften vor. Gleich die ältesten Prüfungsvorschriften führen uns lebhaft die Zustände an der Schwelle unsres Jahrhunderts vor Augen. Ein vom Gesammtministerium auf königlichen Specialbefehl, Berlin 8. Mai 1798, erlassenes Publicandum, betreffend die vorläufige Prüfung solcher Candidaten in der Baukunst, welche als Bauconducteurs angestellt werden wollen, bestimmt: „Um solchen ‚Subjecten‘ ihre fernere Ausbildung zu erleichtern, ist beschlossen worden, daß außer dem zuvörderst für alle Candidaten bestimmten Feldmesser-Examen diejenigen, welche sich zugleich der Baukunst gewidmet haben, über ihre Vorkenntnisse in der Baukunst tentirt werden sollen. Die Anforderungen sind gering, es folgt aber nach einer praktischen Ausbildung noch ein ‚großes Bauexamen‘.“ Zur Zeit des Königs Jerome in Kassel erließ sodann dessen Finanzminister v. Bülow in Paris, 11. März 1811 ein

„Arrêté, betreffend Bauconducteurs und Eleven", welches den Feldmesserdienst als Durchgang zur Baumeister-Carriere beibehält und eine Prüfung bei dem Ober-Baudepartement in Kassel vorschreibt, bei der u. a. ein Aufsatz in französischer Sprache verlangt wird. Im ganzen sind diese Vorschriften nicht übel. Es folgen die u. 8. Sept. 1831 vom damaligen Minister des Innern für Handel und Gewerbe, v. Struckmann, erlassenen „Vorschriften für die Prüfung der Feldmesser und derjenigen, welche sich dem Baufache im Dienste des Staates oder als Privat-Baumeister widmen." Der Handelsminister v. d. Heydt änderte diese Vorschriften zuerst u. 1. Aug. 1849 und dann nochmals 18. März 1855, indem er ihnen die Bezeichnung gab: „Vorschriften für die Ausbildung und Prüfung derjenigen, welche sich dem Baufach widmen wollen." Nach allen diesen Vorschriften konnten auch sog. Privat-Baumeister das Examen ablegen. Ausschließlich auf den Staatsdienst beschränkte Minister v. Itzenplitz die Examenordnung u. 3. Sept. 1868 in den „Vorschriften für die Ausbildung und Prüfung derjenigen, welche sich dem Baufache im Staatsdienste widmen." Bekanntlich ist es hinfort bei dieser Einschränkung geblieben. Die vom Minister Dr. Achenbach am 27. Juni 1876 erlassenen Prüfungsvorschriften lassen schon durch ihre Bezeichnung: „Vorschriften über die Ausbildung und Prüfung für den Staatsdienst im Bau- und Maschinenfache", die von den Maschinentechnikern langersehnte einschneidende Erweiterung der Fachrichtungen erkennen. Dem durch die Gewährung reichlicher Diäten an die Bauführer genährten Unfug, den Abschluß der Bauführerei durch das Baumeisterexamen ganz ungebührlich lange, bis zu 10 Jahren und mehr, hinauszuschieben, wurde erst durch die vom Minister v. Maybach erlassenen Prüfungsvorschriften vom 6. Juli 1886 ein Riegel vorgeschoben. Wirft dies schon ein scharfes Schlaglicht auf den Minister mit der Devise „Gerade und fest", so sind in demselben Maß die besondere Genauigkeit und Schärfe des Ausdruckes dieser Vorschriften ein getreues Abbild der hochinteressanten Persönlichkeit dieses um das preußische Eisenbahnwesen und namentlich um die sociale Stellung der Staatsbau-Beamten so hoch verdienten Mannes. Im engen Anschluß an die letztgenannten Prüfungsvorschriften erließ der Staatssecretär des Reichs-Marineamts Heusner in Berlin „Vorschriften über die Ausbildung, Prüfung und Anstellung im Schiffsbau und Schiffsmaschinenbaufach der kaiserlichen Marine". Endlich sind am 1. Mai d. J. in Kraft getreten die neuesten „Vorschriften über die Ausbildung und Prüfung für den Staatsdienst im Baufach" vom 15. April 1895.

So oft hienach die Prüfungsvorschriften ihrer Bezeichnung nach gewechselt haben, so tiefgreifend sind die Wandlungen in ihrem Inhalt gewesen, der ein treues Spiegelbild des Standes-Ansehens und des Kampfes um Hebung dieses Ansehens ist. Auf und ab, wie im Kampfe, geht's auch hier. Zu Anfang des Jahrhunderts wird von dem das Fachstudium beginnenden Jüngling die Reife aus der 2. Classe eines Gymnasiums oder einer gleichgeachteten Lehranstalt verlangt. Wer Privatbaumeister für den Landbau oder Maschinenbau werden wollte, mußte außerdem die Meisterprüfung als Maurer, Zimmermann, als Steinmetz oder als Mühlenbauer abgelegt haben. Von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ab wird die Reife des Abganges aus der 1. Classe eines Gymnasiums oder einer höheren Realschule mit Latein gefordert, von 1858 ab sogar die Reife des Abganges zur Universität. 1868 wird dies dahin präcisirt, daß die Abiturientenprüfung auf einem Gymnasium oder einer Realschule erster Ordnung Vorbedingung wird. Vorübergehend wurde dann durch v. Maybach 1886 nur das Zeugniß der Reife eines preußischen Realgymnasiums neben dem Gymnasial-Abiturium zugelassen, bald darauf aber — u. W. auf Veranlassung des Staatsministeriums — auch wieder das Zeugniß der Reife einer preußischen Oberrealschule, und so ist's heute noch.

Bis z. J. 1849 war die Ablegung der Feldmesserprüfung eine nothwendige Vorstufe; ursprünglich ging diesem Examen sogar eine einjährige Thätigkeit als Feldmesser-Eleve voraus, während nach diesem Examen die Bewährung als Feldmesser erwiesen werden mußte. Von 1849 ab wurde das Feldmesser- mit dem Bauführer-Examen verschmolzen. Der Feldmesser stieg nach bestandenem Baumeister-Examen zum Baumeister auf (für Wege- und Landbau), der vorzüglich bestandene Baumeister zum Bauinspector, der sich dem Wasserbau und Maschinenbau oder dem Stadtbau und Prachtbau oder allen diesen Zweigen widmen konnte. Zu Anfang des Jahrhunderts gab es statt der Bauführer „Bauconducteurs" für den Wasser- und Stadtbau, diejenigen von ihnen, welche sich neben vorzüglich bestandenem Examen praktisch auszeichneten, erhielten als „Bau-Referendarien" Gelegenheit, sich unter der Leitung der Regierungs- und Bauräthe bei den Regierungen mit dem Geschäftsgange zur Hülfeleistung für diese Räthe bekannt zu machen (horribile dictu, denn heutzutage gilt eine solche Auszeichnung für den Bauführer zu hoch). Der Maschinenbau verschwand als Fachrichtung des geprüften Baubeamten von 1849 ab. Bis 1869 gab es dagegen noch die schon erwähnten Privatbaumeister, die vor dem Studium das Meister-Examen in einem der betr. Handwerke abgelegt haben mußten. Von 1849 ab unterschied man Wege-Inspectoren (beim Wegebau angestellte Bauführer, die auf weiteres Aufsteigen verzichteten), Baumeister für den Land- und Schönbau und solche für den Wege- und Straßenbau. Das Jahr 1855 brachte dann eine Verschmelzung aller dieser Baumeister-Kategorien, die nunmehr aber nach dem Ausfall der Prüfung sogen. A-, B- oder C-Baumeister wurden, von denen die Gattung A jede Staatsbaubeamtenstelle erlangen konnte, die Gattung B höchstens eine Bau-Inspectorstelle für Land- und Schönbau, oder Wasser-, Wege- und Eisenbahnbau, die unglückliche Gattung C endlich nur eine Kreisbaumeisterstelle. Dieser Zopf wurde erst 1868 abgeschnitten. Von da ab gab es wirklich nur gleichwerthige Baumeister; jeder mußte aber sowohl Land- und Schönbau, als Wasser-, Wege-, Eisenbahn- und Maschinenbau im Examen beherrschen.

Es läßt sich denken, wie sehr unter dieser Breite die Tiefe des Eindringens in die einzelne Fachrichtung leiden mußte. Maschinenbau war nur dem Namen nach in den Prüfungen vertreten, denn die eigentlichen Maschinenbaubeamten in Preußen standen als ungeprüft ganz abseits, und selbst die Prüfungen der Maschineningenieure, die seit langem bei der Polytechnischen Schule in Hannover bestanden hatten, entfielen nach Einführung der Prüfungsordnung von 1868. Es war dies um so bedauerlicher, als es wohl gerade diesen Prüfungen zuzuschreiben war, daß Hannover als eine besonders gute Pflanzschule für Maschinen-Ingenieure galt. Männer wie Welkner, Kirchweger, Wöhler, Sammann, v. Brockmann u. A. stammen aus dieser Schule. Von nun an hörten deßhalb auch die Anträge der preußischen, im Staatseisenbahndienste beschäftigten Maschinen-Ingenieure um Ein- bezw. Wiedereinführung einer Prüfung nach dem Hannover'schen Vorbilde und Gleichstellung des Maschinenbaufaches mit dem allgemeinen Baufache nicht mehr auf. Besondere Verdienste hat sich in dieser Richtung der damals von Göttingen nach Paderborn versetzte Obermaschinenmeister Welkner, ein auch sonst hochverdienter Beamter, erworben. Er wendete sich als früherer Hannoveraner und im Interesse seines Faches wie seiner jüngeren Collegen in einer Eingabe an Minister Achenbach, bekam auch eine wohlwollende Antwort, aber Erfolg hatte die Eingabe zunächst nicht. Im Jahre 1873 wendeten sich deßhalb auf Welkners Anregung die sämmtlichen preußischen Eisenbahn-Obermaschinenmeister nochmals an den Minister. Es ist vielleicht dieser Anregung mit zuzuschreiben, daß der Minister Achenbach beim Erlaß der neuen Prüfungsvorschriften vom 27. Juni 1876 diesem Wunsche entsprach, wie oben bereits angedeutet. Diesen Erfolg danken die Maschinen-Ingenieure zu nicht geringem Theile auch dem Geh. Regierungs- und Baurath Funk, einem geborenen Hannoveraner, späteren Directionsmitgliede der Köln-Mindener Bahn, und Erbauer der Venlo-Hamburger Bahn. Bei den Vorberathungen zu den neuen Prüfungsvorschriften hat er, was wenig bekannt sein dürfte, sich der Sache der Maschinen-Ingenieure zur rechten Stunde warm angenommen.

Nothgedrungen wurde von 1876 ab die Einheitlichkeit des Baufaches aufgegeben und folgende ganz selbständige Fachrichtungen unterschieden: a. das Hochbaufach, b. das Ingenieurfach, c. das Maschinenbaufach. Während 1886 noch von einer weiteren Trennung der Fachrichtungen abgesehen wurde, mehrten sich bald darauf die Klagen sowohl der Eisenbahn-, als der Wasserbauverwaltung, daß die in der einen Fachrichtung ausgebildeten Bauführer nachher als Baumeister in der anderen Fachrichtung nicht genügen könnten.

Die neuesten Prüfungsvorschriften trennen daher sehr vernünftig: a. Hochbaufach, b. Wasserbaufach, c. Eisenbahnbaufach (b. und c. Ingenieurbaufächer) und d. Maschinenbaufach. Aus einem zweijährigen Studium an der „Allgemeinen Bauschule" in Berlin, wie es zu Anfang des Jahrhunderts vorgeschrieben war, wurde im Laufe der Zeit und bis zu den siebziger Jahren ein dreijähriges Studium an der „Königl. Bau-Akademie" in Berlin, die damals bekanntlich noch dem Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten direct unterstellt war, und endlich ein vierjähriges Studium an einer der drei technischen Hochschulen in

Preußen, die seit etwa zwei Jahrzehnten dem Cultusminister unterstellt sind. Die Anforderungen an die praktische Ausbildung sind nicht gesteigert worden. Vor 100 Jahren genügte eine einjährige Beschäftigung als Feldmesser-Eleve vor dem Feldmesser-Examen und eine zweijährige Baupraxis zwischen der sog. Vorprüfung und der Nachprüfung (Baumeisterprüfung). Auch heutzutage muß der Baubeflissene ein Elevenjahr (der Maschinenbauer vor, alle anderen Fachrichtungen nach dem Studium) und zwei Bauführerjahre nach dem Studium in der Praxis verbringen. Inzwischen ging eine Zeit lang die Vorschrift auch für die Baubeflissenen dahin, das Elevenjahr vor dem Studium zu erledigen und die dreijährige Studienzeit durch die zweijährige Bauführerpraxis zu unterbrechen. Die Eleventhätigkeit vor dem Studium hat sich für die Maschinenbauer sehr bewährt; die Stimmen, welche sie auch bei den übrigen Fachrichtungen in diese Zeit verlegt sehen möchten, mehren sich.

Bauführer- und Baumeisterprüfung waren früher vor der kgl. Ober-Baudeputation (später kgl. technischen Baudeputation) in Berlin abzulegen. In Hannover konnte seit 1868 die Bauführerprüfung auch vor der dortigen kgl. Prüfungscommission abgelegt werden. Zur Zeit kann die Bauführerprüfung in allen Fachrichtungen vor den kgl. technischen Prüfungsämtern in Berlin, Hannover und Aachen, einem besonderen Abkommen entsprechend auch in Braunschweig, abgelegt werden. Die Baumeisterprüfung wird ausschließlich bei dem technischen Ober-Prüfungsamt in Berlin abgelegt. Auf die Anforderungen, welche in den Prüfungen gestellt werden, näher einzugehen, verbietet der Raum; nur sei noch erwähnt, daß für die Candidaten des Maschinenbaufaches die Elektrotechnik als besonderes, mit besonderem Testate zu versehendes Fach durch die neuesten Vorschriften eingeschaltet wird. Der Schiffbau ist dafür als besonderer Prüfungsgegenstand ausgefallen. Die unverändert gebliebene Examenfolge beginnt mit der sogenannten Vorprüfung nach mindestens zweijähriger Studienzeit. Das Examen umfaßt vorwiegend die wissenschaftlichen Grundlagen. $1^1/_2$ Jahre später, nach mindestens vierjähriger Studienzeit, folgt die erste Hauptprüfung (Bauführerprüfung), auf Grund deren der betreffende Präsident, in dessen Bezirk der Candidat beschäftigt, bzw. ausgebildet wird, die Vereidigung und die Ernennung zum Regierungs-Bauführer bewirkt. Nach amtlich geregelter zweijähriger Praxis, die sich beim Maschinenbaufach auch auf den Telegraphendienst erstreckt, kann der Bauführer die zweite Hauptprüfung ablegen, darauf erfolgt durch den Minister die Ernennung zum Regierungs-Baumeister. Auch ohne solche kann sich der glücklich durchgekommene Candidat als „staatlich geprüfter Baumeister" bezeichnen. Nach Ausscheidung aus dem Staatsdienste ist dem „Regierungs-Baumeister" ein a. D. anzuhängen. Der Vortragende vermied es, besonders hervorzuheben, daß es ein Rückschritt ist, wenn nach den neuen Vorschriften das den Bauführern und Baumeistern erst 1886 unter v. Maybach verliehene Prädicat des „Königlichen" wieder genommen ist!

* Prachtvolle Gruppen von Sonnenflecken sind, wie die „Nat.-Ztg." hervorhebt, zur Zeit auf der leuchtenden Scheibe unsres Centralgestirns sichtbar. Auf der Mitte der Fläche finden sich zwei große Flecke in einem Abstande von etwa dem zwölften Theile des Durchmessers der Sonnenscheibe, beide umgeben von breiten Höfen. Die Flecke selbst sind vielfach zerklüftet, und über den einen spannt sich eine feine Lichtbrücke. Zwischen beiden großen Flecken befindet sich eine ganze Anzahl kleinerer, feine schwarze Pünktchen, die erst durch ihre Masse überhaupt Bedeutung gewinnen. Sie sind etwa über die Fläche einer Ellipse angeordnet, an deren beiden Scheiteln die großen Flecke stehen. Nicht weit von diesen befindet sich eine andere Gruppe, die einen größeren Fleck enthält und sonst noch mehrere kleinere aufweist. Außerdem finden sich noch vereinzelte Flecke auf der Sonnenfläche, besonders am östlichen Rande, in deren Nähe man auch recht deutlich Fackeln wahrnehmen kann. Ueber die Ursache dieser Gebilde sind bekanntlich sehr viele Ansichten laut geworden. Jeder Forscher, der sich mit unserm Centralgestirn beschäftigt hat, hat sich über die Constitution der Sonne eine eigene Meinung gebildet, ohne daß bis jetzt eine den Anspruch erheben könnte, allen Erscheinungen gerecht zu werden, alle Widersprüche zu beseitigen. Eine neue Hypothese hat kürzlich Egon v. Oppolzer in Wien aufgestellt. Er geht von der beobachteten Thatsache aus, daß sich im Spectrum der Sonnenflecke starke Absorptionsstreifen zeigen, und schließt hieraus, daß die Flecken gasförmiger Natur sein müßten und weder Schlacken- noch Rußmassen sein können. Da nun ferner die Sonnenflecke mehr Licht absorbiren, als aussenden, so muß ihre Temperatur nach einem von dem Erfinder der Spectralanalyse, Gustav Kirchhoff, aufgestellten Lehrsatze verhältnißmäßig niedrig sein. Wir haben es also mit Wolkenmassen in der Photosphäre zu thun, die unsern Wolken wohl ähnlich, aber jedenfalls überaus fein und leicht sind. In dieser Wolkenschicht, die sich über der Photosphäre befindet, gibt es nun nach Oppolzer auch schwerere, abgekühlte Gas- und Dampfmassen, und über diesen lagert wieder eine Schicht von enorm hoher Temperatur. Die Temperatur der Sonne selbst soll zwischen 20,000 und 100,000 Grad liegen — die Beobachtungen speciell über diese Größe gehen sehr weit auseinander, zwischen wenigen Tausend und mehreren Millionen Graden kann man beinahe jede Zahl als richtig annehmen, jede läßt sich aus den vorliegenden Beobachtungen rechtfertigen. Durch die ungewöhnlich große Wärme in der Photosphäre wird nun eine starke Ausstrahlung herbeigeführt, die wiederum eine Einbuchtung der Photosphäre und einen niedersteigenden Strom zur Folge hat. Diese Einbuchtungen der Photosphäre werden von uns als Sonnenflecke wahrgenommen, die damit auf der Sonne etwa dieselbe Stellung haben sollen, wie die Anticyklone in unserm Luftmeere. Analog könnten dann wohl die Fackeln mit unsern Cyklonen verglichen werden, indem man annimmt, daß in ihnen aufsteigende Gasströme zur Wahrnehmung gelangen.

* Der durch seine Forschungen über die Ausbreitung und den Ursprung des Aussatzes auf Island bekannt gewordene Dr. Ehlers in Kopenhagen hat sich, wie die „Köln. Ztg." erfährt, am 6. Juli an Bord der „Botnia" zu einer zweiten Forschungsreise nach Island eingeschifft. Ihn begleiten diesmal zwei deutsche Aerzte, Dr. Cahnheim aus Dresden und Dr. Großmann aus Liverpool, sowie der Franzose Dr. Eichmüller aus Paris, der sich der Expedition auf Veranstaltung des französischen Cultusministeriums angeschlossen hat. Die Herren führen einen Dolmetscher und zwei Diener mit, außerdem 30 Pferde, zwei Zelte und ein vom Marineministerium entliehenes, zusammenlegbares Boot, daneben selbstverständlich einen bedeutenden medicinischen Apparat zur Behandlung der Aussätzigen, chirurgische, geographische und geologische Instrumente und den nöthigen Proviant. Die Expedition muß sich diesmal völlig von den Isländern emancipiren, da dieselben seit Dr. Ehlers' Enthüllungen über den Gesundheits- und Reinlichkeitszustand des Landes die Beleidigten zu spielen belieben. Die HH. Cahnheim und Großmann wünschen überdies die Geologie Islands, sowie seine Gletscherseen zu studiren und u. a. den Hvitaarvatn, einen Gletschersee, den noch kein Mensch befahren hat, mit ihrem Boote zu durchkreuzen. Der Franzose will einen Abstieg in das geheimnißvolle Thonsdal, das hoch in den größten Gletschern liegt, versuchen. Außer den genannten Herren führt die „Botnia" eine Anzahl anderer hervorragender Gelehrter nach dem Norden, u. A. Professor Bohr mit zwei Assistenten, der gedenkt, auf den Färinseln physiologische Studien zu machen. Dr. Ehlers' Expedition, deren Kosten bis auf 3000 Kronen, welche die dänische Regierung bewilligt hat, von den Theilnehmern selbst bestritten werden, dauert vom 6. Juli bis zum 19. September.

* **Würzburg**, 14. Juli. Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Rieger wurde zum ordentlichen Professor der Psychiatrie in der medicinischen Facultät ernannt.

* **Berlin.** Das amtliche Verzeichniß des Personals und der Studirenden des Orientalischen Seminars während des Sommersemesters vom 15. April bis 15. August 1895 liegt vor. Der Besuch war geringer als im Winter und auch als im Sommer 1894; die Zahl der für die einzelnen Classen Inscribirten betrug 84 gegen 110 im Winter und 99 im vorigen Sommer. Die Vorlesungen über Realien wurden von 29 Mitgliedern des Seminars besucht, im vorigen Winter waren es 48 und im Sommer 1894 24. Hinzu kommt noch der nichtamtliche Lehrcursus im Russischen für Kaufleute, der von 75 Personen besucht wurde. Im vorigen Semester waren dafür nur 50 Hörer vorhanden, so daß damit die Gesammtzahl der Seminarbesucher 159 betrug, gegen 160 im Wintersemester. Die Einrichtung der russischen Curse durch den Lehrer Hofrath Fadejew hat sich also bewährt und gezeigt, daß damit einem dringenden Bedürfniß abgeholfen wird. Die einzelnen Classen haben sämmtlich eine Abnahme an Hörern gehabt, wie es regelmäßig im Sommer zu geschehen pflegt; das Suaheli ist nur von 11 solchen besucht worden, gegen 22 vorher. Die Dragomanats-Aspiranten sind von 49 auf 41 zurückgegangen, statt 8 solchen, welche die Diplomprüfung bestanden haben, waren nur 7 vorhanden; Angehörige der juristischen Facultät,

Referendare und Assessoren gab es außerdem (ohne Dragomanats-Aspiranten zu sein) 12 gegen 10, Angehörige der philosophischen Facultät, Lehrer und Gelehrte 7 gegen 14, Angehörige des Kaufmannsstandes u. s. w. 7 gegen 17, Officiere 3 (3), Mediciner 0 gegen 3, Theologen 4 (4), Techniker und Landwirthe 3 gegen 2. In dem Verzeichniß der Beamten und Lehrer ist nur eine Veränderung vorgegangen: an Stelle des stellvertretenden Lehrers des Suaheli, Referendars Hennig, ist nun Dr. Gustav Neuhaus als definitiver Lehrer aufgeführt. — Das zugleich ausgegebene Verzeichniß der Vorlesungen und Uebungen für das Wintersemester 1895/96 zeigt nur geringfügige Aenderungen. Die bisher als Hindustani bezeichnete Sprache ist in Hindi umgewandelt. Beim Suaheli ist eine Vorlesung: „Ostafrika's Handel und Verkehrswesen" von Dr. Neuhaus hinzugekommen.

* **Paris**, 9. Juli. Im Louvre sind die griechisch-römischen Sculpturen aus Nordafrika, welche sich bisher mit in der Sammlung derjenigen aus Europa und Asien befanden, in einem eigenen Saale untergebracht und die neue Abtheilung gestern in Anwesenheit des Präsidenten der Republik eröffnet worden. Die Aufstellung ist von Hrn. Héron de Villefosse, Conservator der Alterthümer am Louvre, besorgt; die Gegenstände sind nach Ländern und Landschaften geordnet und diejenigen, welche mehr culturhistorischen als eigentlich künstlerischen Werth haben, wie die große Menge der Grabstelen mit Inschriften, von den Werken der Kunst nach Möglichkeit geschieden. Die Sammlung ist, wenn sie auch nicht viel Bedeutendes aufweist, doch für das archäologische Studium von nicht unbeträchtlichem Werth, da sie ein Bild von der künstlerischen Thätigkeit in einem abgeschlossenen Gebiete des Römerreichs während der Kaiserzeit gibt. Zu den schönsten Stücken gehören der Marmorkopf einer geflügelten Medusa und eine prächtige Frauenstatue, vermuthlich die Schamhaftigkeit darstellend, mit faltenreicher, an die Tanagra-Figürchen erinnernder Gewandung, sowie ein Sarkophagfragment, sämmtlich aus Cyrenaika. Aus Tripolis stammt nur der untere Theil einer ihr Gewand mit der Linken aufhebenden Venus von feiner Ausführung. In doppelter Hinsicht merkwürdig ist eine Sammlung von Antiken aus Tunis, welche von dem Bey dieses Landes 1852 Frankreich zum Geschenk gemacht, jedoch erst jetzt an die Oeffentlichkeit gebracht worden ist. Die hervorragendsten Stücke dieser Collection sind die Torsen eines nackten Mannes und eines römischen Kaisers, dessen zum Theil vom Feldherrnmantel bedeckter Harnisch zwei zierliche Reliefdarstellungen der Siegesgöttin aufweist. Diese Sammlung, die 1852 zu Schiff von Tunis abgegangen war, ist — so unglaublich es klingen mag — nachdem sie jahrzehntelang verschollen gewesen war, von Héron de Villefosse, der sich lange vergeblich bemüht hatte, sie wieder aufzufinden, 1884 in einem Schuppen des Arsenals zu Toulon wieder entdeckt worden, doch bedurfte es erst noch langer und umständlicher Verhandlungen mit der Marineverwaltung, bis es der Direction des Louvre gelang, ihre Auslieferung zu erwirken. Sehr zahlreich sind die Gegenstände, welche auf Carthago's Boden gefunden worden sind; unter ihnen sind die bemerkenswerthesten ein Kolossalkopf des Serapis, dessen Bart und Kopfhaar Spuren rother Farbe tragen, ein Neptunskopf, dem Anschein nach gleichfalls ursprünglich bemalt, und besonders eine Kolossalstatue eines der Dioskuren mit spitzer Mütze. Ferner befindet sich bei der Sammlung eine Anzahl von Mosaiken, die Graf d'Hérisson an der Stätte des alten Utica aufgefunden hat. Aus Algier endlich sind u. a. eine kleine, erst unlängst erworbene Portraitbüste des Königs Ptolemäus von Mauretanien und ein fein ausgeführtes Basrelief mit der Darstellung einer sich auf eine Vase stützenden Frau in faltigem Gewand vorhanden, sowie zwei historisch merkwürdige, in Lambessa (dem alten Lambaesis) gefundene Inschriftentafeln, von welchen die eine einen Tagesbefehl des Kaisers Hadrian an die Truppen Afrika's, die andere eine Weihinschrift der Subalternofficiere der dritten Legion zum Andenken an Gnadenbeweise des Septimius Severus und des Caracalla enthält.

* **Athen.** Die Erneuerungsarbeiten am Parthenon sollen nunmehr im Anschluß an den ausführlichen Bericht des Prof. Durm über die am meisten besserungsbedürftigen Punkte des Gebäudes in Angriff genommen werden. Die Aufsicht bei der Ausführung der Arbeiten wird von einem Comité geführt, das aus den HH. Vlachopoulos, Theophilas, Dörpfeld und Trump gebildet ist und unter der Oberaufsicht der Professoren Durm (Deutschland), Magne (Frankreich) und Penrose (England), den bedeutendsten Fachleuten auf diesem Gebiete, steht. Binnen kurzem werden aus Deutschland ein Bauunternehmer und ein Zimmermeister eintreffen, um alsdann mit der Vornahme der Ausbesserungsarbeiten zu beginnen.

* Ernst Curtius hat, wie aus Athen berichtet wird, außer dem vor einiger Zeit bereits an Herrn W. Dörpfeld gerichteten Dankschreiben wegen der ihm in Olympia erwiesenen Ehrungen jetzt ein ähnliches, von Begeisterung und Dankbarkeit für Griechenland erfülltes Schreiben auch an den General-Ephoros für Alterthümer, Hrn. Kavvadias, gesandt, worin er der griechischen Regierung für die ihm zutheil gewordenen Ehrenbezeigungen seinen Dank ausdrückt. Er nennt in diesem Briefe Griechenland sein zweites Vaterland und fügt hinzu, daß der große Traum seines Lebens eine durch die Bande untrennbarer Freundschaft zu knüpfende Verbindung des deutschen und griechischen Volkes gewesen sei, sowohl als er seine Geschichte des alten Griechenland geschrieben, wie auch als er sich mit der Aufdeckung der in griechischer Erde verborgenen werthvollen Schätze des Alterthums beschäftigt habe.

* **New-York.** Vor kurzem ist hier beschlossen worden, eine amerikanische archäologische Schule in Rom einzurichten. Zu diesem Zweck hat sich ein Comité gebildet, das einen Aufruf erlassen und in kurzer Zeit die nöthigen Mittel durch Zeichnungen beschafft hat. Als Director der neuen Schule ist Prof. W. G. Hale und als beigeordneter Leiter Prof. A. L. Frothingham für das akademische Jahr 1895/96 bestimmt worden. Der Zweck der Schule ist die Förderung der lateinischen Literatur, Erforschung der Sitten und Gewohnheiten, sowie staatlicher Einrichtungen der italischen Völker, Sammlung der Inschriften in latinischen und italischen Mundarten, lateinische Paläographie, Erforschung der Topographie und Alterthümer von Rom selbst, sowie der Archäologie des alten Italiens, der ältesten christlichen Periode, des Mittelalters und der Renaissance. Die Schule wird bereits im Herbst dieses Jahres eröffnet werden und, benachbart der amerikanischen Schule für Architektur, im Casino dell'Aurora der Villa Ludovisi ihren Sitz nehmen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 13. bis 15. Juli folgende Schriften eingegangen:

C. J. C. Raab: Specialkarte der Eisenbahnen Mitteleuropa's. 29. Aufl. Glogau, Karl Flemming 1895. — Gustav Weigand: Die Aromunen (sog. Makedo-Romanen oder Zinzaren). I. Bd.: Land und Leute. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1895. — *Henri Moser:* Bosnia and Herzegowina; a handbook for the tourist. Drawings by Georges Scott. London 1895. — Dasselbe französisch (A travers la Bosnie et l'Herzégovine). Paris 1895. — Georg Hiltl: Der französische Krieg. 7. Aufl. Jubiläumsausgabe. Liefg. 5—9. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Otto Müller: Die Schlacht von Sedan; ein Jubelbüchlein. Verlag Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten. — Dr. Eduard Leidolph: Die Schlacht bei Jena. Jena, Frommann 1896. — Dr. Adolf Sandberger: Beiträge zur Geschichte der bayer. Hofcapelle unter Orlando di Lasso. III. Bd., 1. Th. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Oswald Külpe: Einleitung in die Philosophie. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Gustave Geffroy: Herz und Geist; autoris. Uebers. a. d. Französischen von M. Mann. Paris und Leipzig, Alb. Langen 1895. — Die land- und forstwirthschaftlichen Specialcurse des Jahres 1894 (Separatabdr.). Wien 1895. — Dr. Ferdinand Hüppe: Naturheilkunde und Schulmedicin (Sonderabdr.). Leipzig, Georg Thieme 1895. — Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen, red. von Wilh. Vogt. N. F. III. Bd., H. 4. München, M. Rieger 1895. — Internationale Medicin.-photograph. Monatsschrift, hggb. von Dr. Ludw. Jankau. II. Bd., H. 5—6. Leipzig, Ed. Hch. Mayer 1895. — Adreßbuch der deutschen Zeitschriften. 36. Jahrg. 1895. Stuttgart, H. O. Sperling.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. 1895. Nr. 2. März und April. Nürnberg, Verlagseigenthum des Germanischen Museums. — Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main. Herausgegeben vom Akademischen Gesammtausschuß. Neue Folge. Elfter Band. Jahrgang 1895. Heft 2. Frankfurt am Main. — Fünfunddreißigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungsrath. Vorort Weimar, April 1895. — Schulze, Paul, und Otto Koller. Bismarck-Literatur. Bibliographische Zusammenstellung aller bis Ende März 1895 von und über Fürst Bismarck im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, mit Berücksichtigung der bekannteren ausländischen Literatur. Festschrift zum 1. April 1895. Leipzig, Verlag von O. Gradlauer (Paul Schulze).

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Gefängnißwesen in England.[1]

E. O. Es ist ungefähr ein Jahr, daß der damalige englische Minister des Innern, Hr. Asquith — Home Secretary — eine Commission ernannte, um über verschiedene Punkte des Gefängnißwesens eine Untersuchung abzuhalten und darüber, wo nöthig, mit Verbesserungsvorschlägen zu berichten. Das Ergebniß dieser Untersuchung — auf Undeutsch: enquête — liegt nun in einem höchst interessanten Blaubuch vor, dessen Inhalt, formell an den Minister gerichtet, von der Regierung dem Publicum gewidmet wird. Der Ausdruck Departmental Committee bezeichnet eine Commission, welche von einem der Ministerien selbst, aus eigener Initiative oder auf Anregung der Presse aus Sachverständigen ernannt wird, im Gegensatz zu einem Parliamentary Committee, das vom Parlament verlangt, von der Regierung zugestanden und aus Parlamentsmitgliedern gebildet wird, und in fernerem Gegensatze zu einer Royal Commission, welcher besondere weitgehende Befugnisse zugestanden werden. Im vorliegenden Falle, der alles Partei-Interesse ausschließt, wurde das Comité aus acht Personen gebildet. Unter dem Vorsitze des Hrn. Herbert Gladstone sind darunter vier Parlamentsmitglieder, ein Advocat, ein Polizeirichter, ein Arzt und, mit billiger Berücksichtigung der weiblichen Gefangenen, eine Dame, Frln. Orme, welche sich durch ihr thätiges Interesse an Frauenfragen einen Namen gemacht hat. Beinahe ein Jahr lang haben diese Commissare ihrer Aufgabe obgelegen, haben Gefängnisse besucht, Zeugen verhört — auch gewesene Sträflinge ebensowohl als Gefängnißbeamte —, sowie Berichte über Einrichtungen im Auslande geprüft, unter welchen diejenigen über das Gefängnißwesen in Belgien besondere Beachtung gefunden haben. Ihr ausführlicher Bericht zerfällt in zwei Haupttheile, wovon der erstere über die Verwaltungsbeamten hier, bei beschränktem Raum, wohl übergangen werden darf, während aus dem zweiten, über die Gefangenen, einiges Interessante anzuführen ist. Dieser zweite Theil untersucht zunächst die Classificirung der Gefangenen, sodann deren Behandlung. In der ersten Beziehung werden drei Abtheilungen statuirt: die der jugendlichen Verbrecher, der zum ersten Mal Verurtheilten und der gewohnheitsmäßigen Verbrecher, wobei sich natürlich Mittelstufen ergeben. In Bezug auf die Behandlung bespricht der Bericht den Aufenthaltsort der Gefangenen, die mit Recht mißtrauisch behandelte Zusammensperrung in einer Zelle, Besuche der Gefangenen und Mittheilungen an sie aus der Außenwelt, Vergehen innerhalb des Gefängnisses, Gefängnißarbeit und schließlich Beschäftigung der Sträflinge im allgemeinen.

In Bezug auf die Besserung der Sträflinge — allerdings nur ein Gesichtspunkt aus mehreren, welche das Strafgesetz im Auge hat, aber einer, dem der Bericht besondere Aufmerksamkeit zuwendet — mag hier die Ansicht des Sir Godfrey Lushington angeführt werden. Der Sohn eines geschätzten Richters und selbst während langer Jahre und unter verschiedenen Partei-Cabinetten ständiger Secretär des Ministeriums des Innern (zum Unterschied von dem mit den Parteien wechselnden parlamentarischen Unterstaatssecretär), spricht sich dieser vielerfahrene Mann folgendermaßen aus: „Ich halte den gesammten Status eines Sträflings während seiner ganzen Gefängnißlaufbahn für ungünstig jedem Besserungsbestreben. Dahin gehört das Niederdrücken jeder Selbstachtung, die Beseitigung irgend welches moralischen Instinctes, den er etwa besitzen mag, der Mangel jeder Gelegenheit, einen Act der Herzensgüte auszuführen oder zu erfahren, das beständige Zusammenleben ausschließlich mit Verbrechern — und auch das nur in der Eigenschaft einer Ziffer neben anderen Ziffern —, die erzwungene Arbeit, die Verweigerung jeglicher Freiheit. Ich glaube, das richtige Verfahren, einen Menschen zu bessern oder ihn der Gesellschaft seiner Nebenmenschen wieder zuzuführen, liege gerade in der umgekehrten Richtung von allem diesem. Aber freilich ist dies nur ein Ideal. Es ist in einem Gefängniß gänzlich unausführbar. Die ungünstigen Züge, die ich angeführt, sind eben vom Gefängnißleben untrennbar."

Die Commission, in ihrer Gesammtheit, theilt diese betrübende Anschauung nicht ganz. Sie glaubt, daß nicht alle angeführten Züge eine eiserne Nothwendigkeit seien. In manchen Beziehungen und in individuellen Fällen seien sie bereits modificirt, und diese Modification könne viel weiter geführt werden, wie das Beispiel der besten unter den Besserungsanstalten zeige. Auch folgt die Commission nicht den Ansichten Lombroso's über die Verbrechernatur. Der Bericht spricht sich in dieser Beziehung folgendermaßen aus: „Wir glauben, daß das System elastischer gemacht werden solle und mehr geeignet, sich den besonderen Fällen individueller Gefangenen anzupassen, auch daß die Disciplin und Behandlung der Sträflinge wirksamer, zielbewußter dahin streben solle, die Empfänglichkeit für das Bessere in denselben aufrecht zu halten, anzufeuern oder zu wecken, ihren moralischen Instinct zu entwickeln, sie an Ordnung und Fleiß zu gewöhnen und, wo immer möglich, sie körperlich und moralisch als bessere Menschen aus dem Gefängniß zu entlassen. Das Verbrechen, seine Ursachen und seine Behandlung sind zum Gegenstand vieler tiefer und wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht worden. Aber von den Problemen, welche sich dabei darbieten, sind viele zur Zeit noch unlösbar geblieben. Es mag ja wahr sein, daß gewisse Verbrecher unverbesserlich sind, wie gewisse Krankheiten sich als unheilbar erweisen, und in solchen Fällen ist es billig, der Theorie unsre Anerkennung nicht zu versagen, daß das Verbrecherthum eine Krankheit sei, das Ergebniß einer physischen Unvollkommenheit. Aber die Anthropologie des Verbrecherthums ist als Wissenschaft noch im Embryozustand. Allerdings sind naturwissenschaftliche und ganz besonders ärztliche Beobachtung und Erfahrung von dem wesentlichsten Werthe, um unsre An-

[1] Report from the Departmental Committee on Prisons. London, Printed for Her Majesty's Stationery Office, 1895.

sichten über die ganze Frage zu klären. Indeß würde es doch nur Zeitverlust sein, wenn wir ein vollständiges System auf dem Grund von gelehrten, aber sich selbst widerstreitenden Theorien aufbauen wollten, während doch so viel gethan werden kann, wenn wir nur die offenbare Thatsache anerkennen wollen, daß die große Mehrheit der Gefangenen gewöhnliche Männer und Frauen sind, welche mehr oder weniger unter alle Einflüsse gebracht werden können, denen Personen im Zustande der Freiheit zugänglich sind."

Uebrigens ist das gesammte Gefängnißwesen Englands innerhalb der letzten dreißig Jahre reorganisirt, seine Administration mehr systematisirt und concentrirt worden. Es genüge hier, die Gesetze von 1865 und 1877 zu nennen, sowie aus den zahlreichen, von dem gegenwärtigen Comité angeführten weiteren Schritten den Bericht der königlichen Commission von 1878/79 über die Ausführung des Gesetzes über Zwangsarbeit. Der vorliegende Bericht gibt nun einen Ueberblick über das Geschehene, liefert interessante statistische Daten und macht einige Verbesserungsvorschläge. Die Versuchung liegt nahe, sich über die beiden letzteren Punkte in zahlreichen Auszügen zu ergehen. Wir werden uns hier darauf beschränken müssen, nur Weniges hervorzuheben und im übrigen den Specialisten auf dies Document aufmerksam zu machen.

Ueber die rückfälligen Verbrecher gibt die Statistik für 1893, die neueste, diese Uebersicht: Verurtheilungen 9694, wovon einfache Polizeigerichtsfälle ausgeschlossen sind, darunter erste Verurtheilung 4359, also 45 Proc., aber Recidivisten 5335, also 55 Proc. In Liverpool, Birmingham und Bradford steigt dieser Procentsatz auf 79, in Yorkshire, Lancashire, Staffordshire beträgt er 70, in den mehr ländlichen Grafschaften Norfolk und Suffolk 61, für London fällt er auf 47. Es ist daraus nicht auf größere Tugendhaftigkeit der Londoner Bevölkerung zu schließen: die Riesenstadt bietet vielmehr größere Leichtigkeit, sich der Entdeckung zu entziehen. Uebrigens gibt der Bericht zu, daß das Verfahren der Identification bislang unvollständig war. Erst jetzt und auf Grund des Berichts eines im Jahre 1893 ernannten „Departemental-Comités" ist ein neues System eingeführt, welches auf den Methoden beruht, die Bertillon in Frankreich und Sir F. Galton in England erfunden haben.

Einer weiteren Tabelle entnehmen wir folgende Thatsachen über die fortschreitenden Rückfälle:

Zum zweiten Mal verurtheilt 27.9 %
„ dritten „ „ 46.2 % der zum zweiten Mal Verurtheilten
„ vierten „ „ 59.9 % „ „ dritten „ „
„ fünften „ „ 73.9 % „ „ vierten „ „
„ sechsten „ „ 71.2 % „ „ fünften „ „

Dies sind die Zahlen für 1872, im Jahre 1883 waren sie sämmtlich etwas gefallen, im Jahre 1893 sind sie hingegen etwas gestiegen: die 27 Proc. auf 29, die 71 auf 79 2c.

„Woher nun fließen die Quellen der Rückfälligkeit?", fragt sich das Comité, und antwortet: „Ohne Zweifel zum großen Theil aus den gesellschaftlichen Zuständen der Bevölkerung im allgemeinen. Die jungen Menschen wachsen mit einer Disposition zum Verbrechen auf und verfallen ihm schließlich." Es wird als gewiß dargestellt, daß das Lebensalter, in welchem der Mensch dem gewohnheitsmäßigen Verbrecherthum zugeführt wird, zwischen dem 16. und 21. Jahre liegt. Diese jugendlichen Verbrecher nun müsse der Staat so behandeln, daß sie durch Zucht und vernünftige Leitung verhindert werden, die Classe der gewohnheitsmäßigen Verbrecher zu vermehren: dieser Punkt sei bisher nicht genug im Auge behalten worden. „Der gewohnheitsmäßige Verbrecher," fährt unser Bericht fort, „kann nur auf eine Weise niedergehalten werden, nämlich indem man seiner Classe den Zufluß abschneidet. Die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände im allgemeinen ist die Aufgabe des Gemeinwesens. Aber daß einige der schlimmsten und gefährlichsten Producte der Gesellschaft, viele von denen, die, unter anderen Umständen, ein ehrliches Leben führen würden, durch eine speciell und geschickt eingerichtete Behandlung im Gefängniß der Besserung zugeführt werden können, wird von vielen unsrer begabtesten und erfahrensten Zeugen nachdrücklich behauptet."

In diesem Zusammenhang ist die folgende Erklärung eines Sträflings merkwürdig, der jetzt als „erzogen" aufgeführt wird. Es wurde ihm vorgestellt, wie, abgesehen von der Immoralität der Sache, es doch höchst thöricht sei, durch den Diebstahl von Gegenständen im Werth von zehn oder zwanzig Pfund Sterling sich siebenjähriger Strafarbeit auszusetzen. Er antwortet: „Nun, das ist von Ihrem Standpunkt aus allerdings ganz richtig. Aber versetzen Sie sich in meine Lage. Nie hab' ich Vater oder Mutter gekannt. Meine erste Erinnerung ist, daß ich aus einem Armenhaus hinausgeworfen wurde. Ich fiel unter die Diebe. Ich wurde im Verbrechen erzogen. Im Gefängniß lernte ich lesen und schreiben. Im Unterschied von Ihnen ist mir keinerlei moralische Erziehung geworden. Ich glaube, daß der Mensch, seiner Natur nach, ein Dieb ist. Sehen Sie sich ein Kind in seiner Mutter Arm an; was immer seine Aufmerksamkeit anzieht, deß sucht es sich zu bemächtigen, und wenn dies natürliche Gefühl nicht durch elterliche Zucht, moralischen Einfluß und Erziehung im Zaum gehalten wird, so wächst es eben, wie das Kind älter wird. Nun denn, ich bin solch ein Product Eurer Civilisation. Ihr habt mir erlaubt, mit diesen animalischen Instincten aufzuwachsen, und wenn ich ihnen nachhänge, schickt Ihr mich ins Gefängniß."

Der Bericht enthält eine Anzahl von Verbesserungsvorschlägen in Bezug auf Details der Verpflegung und Behandlung. So ist z. B. jetzt den männlichen Zuchthäuslern nicht erlaubt, bei gemeinsamer Arbeit zu sprechen, den weiblichen aber ist dies, mit hübscher Menschenkenntniß, während einer Stunde des Tages gestattet, und diese, dem Weibe so wichtige Plauderstunde wünscht unser Comité zu verlängern. Die als Disciplinarstrafen eintretenden Beschränkungen oder Herabminderungen der Nahrung werden als zu scharf bezeichnet, und Aenderungen vorgeschlagen. Den Sträflingen soll größere Gelegenheit gegeben werden, zu lesen, ohne daß man in literarischer Beziehung zu den Extravaganzen vorschreitet, welche gewisse amerikanische Gefängnisse charakterisiren. Das Maß des Geldes, welches der Sträfling für sich selbst, auf den Tag seiner Freilassung hin, verdienen kann, soll erhöht werden: da es jetzt auf zehn Schillinge beschränkt ist, so hört der daher entstehende Antrieb zum Erwerbsfleiß auf, sobald diese, aus kleinen Gutschreibungen entstandene Summe erreicht ist. Den Vereinen zum Wohl entlassener Sträflinge wird eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Und viel dergleichen mehr.

Einem sehr bedeutenden Vorschlag kommt das Comité nahe, ohne ihn doch zu machen, oder vielmehr den von anderer Seite gemachten sich anzueignen, oder ihn auch nur zu discutiren oder zu verwerfen. Es handelt sich wieder um die vielfach Rückfälligen, denen an anderen Orten des Berichtes billigerweise so viel Aufmerksamkeit zugewandt ist. Es wird nämlich „eine neue Form der Verurtheilung" vorgeschlagen: „Sie für das besondere Vergehen zu strafen, auf welchem sie ergriffen worden, ist beinahe unnütz; die Zeugen, welche wir gehört, sind fast einstimmig in Billigung einer Zusatzstrafe. Das wirkliche Vergehen liegt in dem eigensinnigen oder vorsätzlichen Verharren im absichtlich erlangten verbrecherischen Lebens-

wandel. Wir wagen es, die Ansicht auszusprechen, die sich uns während dieser Untersuchung aufgedrängt hat, daß nämlich eine neue Form des Urtheilsspruches dem Richter freistehen solle, wodurch solche Menschen auf lange hin (for long periods) in einer Haft gehalten würden, in welcher sie, von ihren Nebenmenschen getrennt, nicht mit der Strenge der gewöhnlichen Zwangsarbeit oder Zuchthausdisciplin behandelt würden, aber doch zur Arbeit genöthigt, wenn auch unter weniger drückenden Bedingungen. Der Verlust der Freiheit würde für sie schließlich die Hauptabhaltung vom Verbrechen constituiren, und so würde das Gemeinwesen gewinnen, indem diese Personen ihm ferngehalten würden. Was die Localität für solche Anstalten betrifft, so geben wir zu erwägen, daß an Flußmündungen gelegene Gegenden, oder ähnliche Orte, wo sich reichlich Gelegenheit zur Landverbesserung zeigt, vorzüglich Beachtung verdienen möchten."

„Auf lange hin," — for long periods: das ist recht unbestimmt, und schließt doch noch mehr Willkür ein, als der andere bestimmte Vorschlag, den schon vor vielen Jahren der verdiente Frederic Hill gemacht hat, als er Urtheilssprüche for indeterminate time vorschlug. Jetzt muß das Gefängniß dem Sträfling das Thor öffnen, in dem Augenblick, da die vom Richter bestimmte Strafzeit abgelaufen ist. Die Gefängnißverwaltung hat keine Wahl, auch wenn sie, durch genaue Beobachtung des Verhaltens des Gefangenen, völlig überzeugt ist, daß dieser alsogleich zur Verbrecherlaufbahn zurückkehren wird. Es ist hier nicht von den sog. tickets of leave die Rede, provisorischen und widerruflichen Entlassungen, durch welche ein Sträfling in Folge guter Aufführung begünstigt wird, sondern von der unwiderruflichen Beendigung der Strafzeit, wie sie vom Richter dictirt worden ist. Dieser konnte unmöglich voraussehen, welchen Eindruck die Gefängnißzeit auf das vor ihm stehende Individuum ausüben würde; ein gewisses Maß von Willkür wohnt also jedenfalls seinem Urtheil bei, welches, gleich gemessen, auf verschiedene Individuen ganz verschieden wirken muß; und es wäre gut, wenn dieser unvermeidlichen Unsicherheit niemals noch eine besondere Willkür in der Bemessung des Urtheils beigefügt würde, wie dies doch, bei gleichen Vergehen, leider sehr häufig zwischen einem Gerichtshof und dem andern gefunden wird. Aber der Gefängnißverwaltung, die doch den thatsächlich durch die Strafzeit hervorgebrachten Einfluß vor Augen hat, steht keine Wahl zu: den gebesserten wie den verstockten Verbrecher muß sie gleicherweise entlassen, so gewiß sie auch sein mag, daß damit die Sicherheit der Gesellschaft direct bedroht ist. Diesem Uebel will nun Frederic Hills Formel des Urtheilsspruches auf Gefängniß während unbestimmter Zeit vorbeugen. Ihr zufolge würde der offenbar nicht bis zur richtigen Anwendung seiner Freiheit gebesserte Sträfling nicht zu einer jahrelang vorher bestimmten Zeit freigelassen, d. h. auf die menschliche Gesellschaft losgelassen. Im Grunde wäre ein solcher Urtheilsspruch gar nichts Neues: in Bezug auf Irrsinnige, die eines Verbrechens angeklagt sind, findet er beständig statt, und die Formel heißt: imprisonment during Her Majesty's pleasure, also, in dem Falle dieser Unglücklichen, bis zur völligen Heilung in einer besonderen Irrenanstalt (Broadmoor Criminal Lunatic Asylum), so daß ihre Freilassung die Gesellschaft ihrer Mitmenschen nicht weiter bedroht. Dieselbe Formel wurde früher auch auf politische Verbrecher angewandt, die jetzt der unelastischen Verurtheilung unterliegen, bis sie etwa durch einen Gnadenact befreit werden, wie dies hin und wieder bei den irischen politischen Gefangenen der Fall ist; — englische und schottische gibt es zur Zeit und seit langem keine. Natürlich würde einer Freigebung nach Hills Plan eine allmähliche Annäherung zur Freiheit, zum Selbstgebrauch der Fähigkeiten vorausgehen, und eine sorgfältige Prüfung der Thatsachen, wie diese auch bei Ertheilung eines ticket of leave stattfinden muß; und ein etwaiges Zeugniß guter Aufführung durch den Caplan des Gefängnisses müßte der prüfenden Oberbehörde ganz unzulänglich erscheinen. Daß die Sache Schwierigkeiten habe, läßt sich leicht zugeben; aber das ist kein Grund, an ihr vorbeizugehen, wie dies das Comité thut, das doch an einer anderen Stelle Frederic Hills in Bezug auf productive Arbeit ausdrücklich erwähnt. Sein Buch „Crime, its amount, causes and remedies" (Murray) kann nicht allen Mitgliedern des Comités unbekannt sein.

Aller unproductiven Gefängnißarbeit ist das Comité abgeneigt, und die Beseitigung der Tretmühle und ähnlicher Einrichtungen wird gewünscht. Productive Arbeit innerhalb der Strafanstalt und für deren Zwecke oder für öffentliche Bauten, Häfen u. dgl. wird gebilligt. Was auf der anderen Seite die heikle Frage der Arbeit für die Außenwelt, für den Markt betrifft, so befindet sich die Commission gegenüber den freien Arbeitern, und insbesondere gegenüber deren Vertretern, den Trades Unions — welchen die Regierung nicht wagen kann, zu mißfallen —, in einer üblen Lage. Es ist leicht zu sagen, es brauche nur Concurrenz vermieden zu werden. Aber mit der Ausführung steht es anders. Das Comité hofft hiefür auf eine Ausgleichung; aber wir bezweifeln, daß seine Ansicht zutrifft, es werde die Gefängnißarbeit höchstens „im Verhältniß von 1 zu 2500" mit der freien Arbeit concurriren, und die Freien würden dies gern übersehen (would be glad to ignore) .... „Wir wollen das Beste hoffen", war der Refrain der Frau Aja, aber ihre Probleme waren leichter. Das Ausleihen von Gefangenen an Privatfirmen findet in England nicht statt.

Münchener Kunst vor hundert Jahren.

Von Berthold Riehl.

II.

In einem Gang des Schlosses zu Schleißheim hängt ein stattliches, 1794 vom Hofkammerrath und Galerie-Vicedirector Jakob Dorner gemaltes Bild, das Karl Theodors Verdienste um die Münchener Kunst verherrlicht. In der Mitte desselben steht der Kurfürst, im Hintergrund sehen wir den kleinen Tempel des Hofgartens und links das Galeriegebäude, vor dem eine jugendliche Gruppe den Laokoon zeichnet. Die Malerei führt eines dieser Kinder zu dem Fürsten, und ebenso naht sich ihm unter dem Schutz der Pallas ein Knabe mit einer Mappe und ein anderer mit einem Relief. Derartige wenig geschmackvolle allegorische Schmeicheleien waren ja damals allgemein üblich und wir würden an dem schwachen Bild ohne weiteres Interesse vorübergehen, wenn es nicht an Ereignisse der Regierung Karl Theodors erinnerte, die für die Entwickelung der Münchener Kunst in der That nicht unbedeutend waren.

Am wichtigsten für das damalige Kunstleben Münchens war entschieden der Bau der Galerie. Zwar hatte, wie Rittershausen berichtet, schon Maximilian Joseph jungen Künstlern erlaubt, die Gemälde in der Residenz zu studiren, ein ausgiebiges Studium war aber doch erst durch das eigene Galeriegebäude möglich, das an der Nordseite des Hofgartens lag und von Andreas Seidl mit Fresken geschmückt wurde. Hier entfaltete sich denn auch rasch ein reges Kunstleben, das namentlich auch dadurch gefördert wurde, daß der genannte Dorner da unentgeltlich im Zeichnen und Malen unterrichtete und daß hier jährlich eine Ausstellung von Schüler- und Meisterarbeiten, von Copien und Originalen erfolgte, die auch der Kurfürst regelmäßig zu besuchen pflegte.

Von größtem Einfluß auf die damalige Malerei in München, namentlich auf die Ausbildung von deren naturalistischer Richtung, war entschieden die Abtheilung niederländischer Gemälde, welche Karl Theodor auch noch durch Ankäufe holländischer Cabinetstücke bereicherte. Ferner war die Eröffnung der Gemäldegalerie ein wichtiger weiterer Anstoß, die Kunst aus dem handwerklichen Betrieb zu befreien, ein bedeutenderes künstlerisches Leben anzuregen, was doch vor allem nöthig war, um den Grund zu einer Kunst zu legen, welche an die Spitze des Geisteslebens des 19. Jahrhunderts treten konnte. Der Bau der Gemäldegalerie, durch die Rittershausen 1787 in seinen Merkwürdigkeiten Münchens einen interessanten Führer schrieb, wurde 1779 begonnen, 1783 wurde dieselbe eröffnet; Rittershausen erwähnt auch, daß schon ein gedruckter Katalog vorliege, ein weiterer wurde 1794 begonnen.

Die Einrichtung der Galerie besorgte Jakob Dorner, der seit Balthasar Albrechts Tod Galerie-Vicedirector war. Jakob Dorner der Aeltere, wie man ihn zum Unterschied von seinem Sohne, dem bekannten Landschaftsmaler, nennt, wurde als tüchtiger Künstler geschätzt und, abgesehen von seinen Ehren am Münchener Hof, wurde ihm ein Ruf als Hofmaler Josephs II. nach Wien, sowie einer nach London zutheil, die er aber beide ablehnte. 1741 zu Ehrenstetten im Breisgau geboren, lernte Dorner zuerst in Freiburg bei dem Hofmaler Rösch, dann bei Ignaz Baur, einem Schüler Günthers, in Augsburg die Frescotechnik, den Schluß seiner Ausbildung machte eine Reise nach Oberitalien, besonders nach Venedig. Das war der regelrechte Bildungsgang eines echten Rococo-Malers. Die Tradition, nach Italien zu pilgern, die schon seit dem 16. Jahrhundert bestand, setzten dann die Classicisten und weiter die Romantiker fort. Der Ruf „nach Italien" war also durchaus nichts Neues bei ihnen, neu aber war, was sie dort lernten; es ist ein gar interessanter Abschnitt in den Beziehungen der deutschen und italienischen Kunst zu verfolgen, wie unendlich verschieden die Anregung war, die, je nach dem Wechsel des Geschmackes, Italien und seine Kunst dem studirenden deutschen Künstler bot. 1761 kam Dorner nach München und wandte sich nun der modernen Richtung zu, indem er Niederländer copirte und imitirte; zu weiterer Ausbildung hierin unternahm er dann eine Reise nach den Niederlanden und nach Frankreich.

Auf das Studium der Niederländer wiesen wir als für diese Periode charakteristisch schon bei den Kupferstechern und Radirern hin; auch Dorner gehört zu diesen, durch einige kleine Versuche in holländischer Art, von denen mit das Beste die Frau an der Thüre ist. Man pflegt diesem Einfluß der Niederländer gewöhnlich keinen sonderlichen Werth beizulegen, und wer Jakob Dorners Bilder dieser Art in Schleißheim betrachtet, die er zwischen 1772 und 1778 malte, wird in diesem üblichen Urtheil zunächst wohl nur bestätigt werden. Es sind ja theilweise recht nette und gefällige Bilder, namentlich wenn sie, wie etwa die Kaufmannsfrau (Nr. 855), gewisse anmuthige Motive des täglichen Lebens behandeln, aber im ganzen sind es doch glatte, öfters auch recht flache Nachahmungen der Holländer, die am schwächsten werden, wenn sie deren frischen Humor imitiren wollen, wie der Chirurg (Nr. 854), wozu sie natürlich ganz und gar nicht befähigt sind; dem Historiker aber wird die Thatsache des Anknüpfens an die holländische Kunst wichtig erscheinen, und in der That liegt in ihr ein Vorbote des Umschwunges, ein erstes Regen zu einer naturalistischen Richtung, die sich gerade in München in sehr consequenter Entwicklung verfolgen läßt, zugleich ein bedeutsamer erster Schritt, die Kunst fürs Haus neu zu beleben. In Holland hatte diese ihre letzte große Blüthe entfaltet und die Holländer waren ja auch die jüngsten Vertreter einer noch dazu echt deutschen, naturalistischen Richtung, so daß man naturgemäß an sie anknüpfte. Zunächst freilich zeigen diese glatten Bilder gerade das Manierirte der Zopfzeit besonders stark und die Freude an den holländischen Künstlern führte nur zur Imitation, höchstens noch dazu, besonders geeignete Gegenstände der nächsten Umgebung durch die Brille jener Künstler zu sehen. Daran schloß sich aber doch ziemlich rasch ein selbständigeres Studium der Natur. Zuerst suchte man in derselben, was wohl einem Holländer gefallen hätte und fragte ihn, wie man es malen sollte; das führte aber bald dazu, draußen das zu malen, was einem selbst gefiel und dadurch bildete sich dann, freilich erst in langer, mühsamer Entwicklung, ein selbständiger Blick in die Natur und damit schließlich auch ein eigener Stil für unsre bayerische Landschaft und unser bayerisches Sittenbild.

Im vorliegenden Fall können wir den nächsten Schritt sehr interessant durch das Verhältniß des Sohnes zum Vater beobachten, denn mit den bayerischen Landschaften des jüngeren Dorner kommen wir gegenüber den Genrebildern holländischer Art des Aelteren doch immerhin um eine Stufe in der angedeuteten Richtung vorwärts. Der alte Dorner an sich mag heute nur mehr wenigen beachtenswerth erscheinen, als ein Beispiel jener Entwicklung aber ist er eine interessante und für seine Zeit charakteristische Figur. Im Zusammenhang mit seinem Sohn illustrirt er eine Bewegung, die maßgebend in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts übergriff, von deren Bedeutung die Selbstbiographien Albrecht Adams und Ludwig Richters gar interessant erzählen, Aufzeichnungen von Künstlern, deren erste Bildung sich noch wesentlich unter dem Einfluß jener Bewegung vollzog, die durch ihre Lebensarbeit aber ganz erheblich dazu beitrugen, der neuen Kunst die Wege zu öffnen, die selbst Treffliches in ihr geschaffen haben.

In nächster Nähe des Galeriegebäudes ließ Karl Theodor seit 1789 den Englischen Garten, damals Karl Theodors-Park genannt, anlegen — der bekanntlich auch wiederholt zu Hoffestlichkeiten benützt wurde, besonders der große Speisesaal, der sogenannte Rumford-Saal (jetzt Gendarmeriestation), der Platz für hundertfünfzig Personen und eine besonders eingerichtete Küche besaß. In dessen Nähe befand sich seit 1795 ein Amphitheater für Feuerwerke und ähnliche Belustigungen. Der Chinesische Thurm mit seinen jetzt leider entfernten Nebenbauten erinnerte gleich dem kleinen Sommerhäuschen „nach chinesischer Art" in Form eines Regendaches, die jetzt, was recht zu bedauern, ebenfalls sämmtlich entfernt wurden, recht nett an die aus dem Rococo überkommene Spielerei mit chinesischer Kunst. Die Wirthschaft beim Chinesischen Thurm und vor allem der freie Zutritt zum Garten für Jedermann zeigen, wie man hier, wie ja auch vordem bei der Eröffnung des Hofgartens, dem Publicum liberal entgegenkam. Für die Zeit charakteristisch waren im Englischen Garten damals ferner der von zehn Säulen getragene Apollotempel, an dessen Stelle später die steinerne Bank gesetzt wurde, und in der Nähe das Denkmal Geßners, die uns recht deutlich den idyllischen Naturgenuß jener Zeit ins Gedächtniß rufen, dem ja der ganze Englische Garten sein Dasein verdankt. Daß diese schöne Schöpfung auf die Kunst jener Zeit nicht direct wirkte, ist selbstverständlich, aber doch war sie andrerseits, wie jene ganze empfindsame Naturschwärmerei nicht ohne Einfluß auf dieselbe; auch sie bildet einen jener Factoren, die dem erwachenden tieferen Erfassen der Natur zum Durchbruch verhalfen. Zunächst schwärmte man im Garten für die Natur, das öffnete aber bald den gesunden Sinn für die freie Natur außerhalb des Gartens in unsrer Flach- und Hügellandschaft, an unsern Seen und in den Bergen, und in Ge-

danken daran betrachte ich die schwachen Ansichten Simon Gaßners aus dem Karl Theodor-Park gar oft mit Vergnügen als Vorboten besserer Zeiten.

Für das Münchener Kunstleben besonders wichtig war, daß mit Karl Theodor mehrere recht schätzbare Künstler von Mannheim nach München übersiedelten. Gerade da die Münchener Kunst etwas zäh an den alten Traditionen festhielt, in ihrem bescheidenen Künstlerkreis wenig Kräfte besaß, die energisch in die neueren Strömungen einlenkten, so that ihr diese Zufuhr frischer Kräfte recht wohl. Von der Steigerung des Kunstlebens spricht denn damals auch schon die Zunahme der Künstler; während 1782 (Westenrieder) die Zahl derselben auf vierundzwanzig Maler, acht Bildhauer und vier Kupferstecher angegeben wird, hat sich vierzehn Jahre später (Burgholzer), die der Maler verdoppelt, jene der Kupferstecher fast verdreifacht, dagegen ist die der Bildhauer gleichgeblieben.

Unter den Künstlern, die mit Karl Theodors Hof von Mannheim nach München kamen, sind vor allem die Familien Quaglio und Kobell zu nennen. Die Quaglios, die aus Laino stammten, waren, wie dies bei Künstlern, noch mehr bei Kunsthandwerkern des 18. Jahrhunderts häufig der Fall war, durch mehrere Generationen als Theaterarchitekten und Decorationsmaler in München thätig, das sie ja bis zur Gegenwart mit trefflichen Künstlern dieser Art versorgten. Hauptsächlich für landschaftliche Decorationen war durch Lorenz Quaglio auch Mathias Klotz (geboren 1748 zu Straßburg) nach München gekommen, der in seinen späteren Jahren mehr literarisch thätig war.

Erst gegen das Ende der Regierung Karl Theodors, nämlich 1793, kamen die Brüder Kobell nach München. Ferdinand war den 7. Juni 1740, Franz dagegen 1749 in Mannheim geboren. Interessanter ist entschieden Ferdinand. Unter seinen Radirungen findet sich ein Bild des Jakob van der Does, das Studium des Ostade sieht man den Genrebildern unter denselben auf den ersten Blick an, die romantischen Landschaften können trotz ihrer kleinlichen Behandlung den Zusammenhang mit jener Richtung nicht leugnen, die auf Salvator Rosa zurückgeht, in den deutschen Landschaften, namentlich in den Gemälden, erinnert er etwas an die Schütz. In alle dem ist Kobell also ein Eklektiker, wie sie damals die Regel und wie wir sie schon mehrfach kennen lernten, neu und höchst erfreulich ist aber bei Kobells Radirungen, wie bei seinen Federzeichnungen, von denen das Münchener Cabinet eine recht interessante Sammlung besitzt, der Versuch eines selbständigen Naturstudiums. Den Schritt von dem Künstler, der die Natur durch die Brille der Holländer sieht, zu jenem, der sie selbständig beobachtet, den bei den Dorner der Sohn gegenüber dem Vater macht, versucht Ferdinand Kobell selbst. Die kleinen Radirungen, die solche Versuche wagen und die schon etwa 1767 beginnen, sind freilich höchst bescheidene Kunstwerke, ganz in der kleinlichen, ängstlichen Manier der Zeit befangen. Unter diesem Gesichtspunkt aber sind sie doch interessant, und betrachtet man die zahlreichen Blätter Ferdinand Kobells und daneben seine vier Bilder in Schleißheim, namentlich die nette Rheinlandschaft, so sieht man recht deutlich, daß Ferdinands Sohn, nämlich Wilhelm Kobell, der unter den Münchener Naturalisten der folgenden Generation eine recht bedeutende Rolle spielt, die wichtigsten Anregungen für seine Kunst von dem Vater erhielt, die er dann aber selbständig, den höheren Anforderungen seiner Zeit entsprechend, tüchtig weiter entwickelte.

Bei einer ganz netten Folge von Kinderbildern Kobells, sowie bei zwölf Studienblättern lesen wir auf dem Titel, daß sie nach der Natur gezeichnet sind. Die letzteren bringen auf der Gasse aufgelesene malerische Typen, wie den Italiener, der mit Gypsfiguren handelt, die Besenverkäuferin und anderes mehr der Art, wodurch Kobell als ganz origineller Künstler erscheint, ebenso wie in den schlafenden Burschen und in den launigen Vignetten; zu seinen besten Arbeiten gehören entschieden die Ochsen am Brunnen, in denen sein Vortrag auffallend frei und keck wird. Auch sechs kleine Landschaften werden als Naturstudien bezeichnet und die zahlreichen, ganz kleinen landschaftlichen Radirungen lassen neben Phantasiebildern wiederholt einfach der Natur entlehnte Motive erkennen. Die größeren Blätter, mehrmals ganz ansprechende Bilder, knüpfen ebenfalls, auch wenn sie ein wenig phantastisch ausstaffirt werden, an deutsche Landschaft und deutsche Städtebilder an und halfen so, wie etwa das hübsche Blatt an der Klosterpforte (1772), oder am Stadtthor allmählich den Sinn öffnen für deren eigenartige Reize. Wiederholt bringt Ferdinand Kobell aber auch hier einfache Naturstudien, so schon 1767 die Landschaft mit der Brücke, oder 1776 ein einfaches Bauernhaus, vor dem Mädchen unter Weidenbäumen Wäsche aufhängen; besonders interessant sind die Studien aus der Neckarau, namentlich das Waldbild, das die Bezeichnung trägt: „Aus dem Neckarauer Wald 1779.“ In dem Vordergrund dieser einsamen Waldpartie sitzt ein Mann, der still, in sich gekehrt, sich an den feinen Reizen dieser schlichten deutschen Landschaft erfreut. Diese neu erwachende Freude, der selbständige Blick in die Natur und das Verarbeiten derselben für die Kunst fürs Haus, die so lange geschlummert hatte, eröffnen selbst in diesen bescheidenen ersten Anfängen eine weite, frohe Perspective.

1784 wurde durch Karl Theodor Moriz Kellerhoven als Hofmaler nach München berufen. Moriz Kellerhoven war in München ausschließlich als Portraitmaler thätig und trat dadurch in eine gewisse Concurrenz zu Johann Georg Edlinger, der bis zu Kellerhovens Auftreten entschieden der beste Portraitmaler Münchens war. Beide sind in ihrer Art schätzenswerthe und für ihre Zeit charakteristische Künstler, interessant für uns namentlich auch durch den Gegensatz, der zwischen ihnen besteht, um so mehr, als dieser nicht nur in den Persönlichkeiten, sondern auch in den Veränderungen der künstlerischen Lebensverhältnisse der Zeit gründet.

Edlinger, siebzehn Jahre älter als Kellerhoven, hängt noch sehr stark mit der guten alten Zeit, das heißt damals mit dem Rococo, zusammen und erscheint entschieden weniger als andere von den neuen Strömungen berührt, gleichsam als ein Ausläufer des Rococo in der Periode des Zopfes, ja auch noch des Classicismus, denn er starb erst 1819. Aus Graz gebürtig, hält er als Süddeutscher zäh am Alten fest, er geht von der Kunst, die noch traditionell an Rembrandt anknüpft, aus, besitzt das Flotte, Gefällige des Rococokünstlers, aber unleugbar auch dessen Oberflächlichkeit, die besonders den Spätmeistern dieser Kunst eignet; ein bescheidener, liebenswürdiger Philister, wie er auf dem trefflichen Selbstportrait mit dem Gegenstück seiner Frau in der neuen Pinakothek erscheint, ist er eine famose Charakterfigur des Münchener Kunstlebens unter Max III., zu einem großen Theil auch noch dessen unter Karl Theodor.

Gegenüber diesem bescheidenen bürgerlichen Maler alter Art ist Kellerhoven der moderne, elegante Hofmaler. 1758 in Altenrath im Herzogthum Berg geboren, hatte er seine Kunst in Düsseldorf und Antwerpen gelernt und war dann nach Wien gegangen. Er war weltmännischer und feiner gebildet als Edlinger und obgleich auch er noch von der alten an Rembrandt anknüpfenden Manier ausging, kam er doch durch seine Herkunft, seine Zeit und seinen Bildungsgang weit mehr in die neue Strömung, was

natürlich seine späteren Werke am deutlichsten zeigen, um so selbstverständlicher, als seine Glanzzeit in die Regierungsperiode Max Josephs fällt; Kellerhoven starb 1830. Gleichwohl steckt auch in ihm noch ein gutes Stück der älteren Zeit, das sich sowohl in der Auffassung, als namentlich auch in seinem Sinn für das Malerische zeigt, in dem er z. B. seinem Nachfolger Joseph Stieler doch erheblich überlegen ist; das zeigt beispielsweise sein großes, recht schätzenswerthes Portrait König Max' I. im Senatszimmer der k. Universität oder sein lebensvolles, sehr sprechendes Selbstportrait im Nationalmuseum (2. Stock Saal 19) schon deutlich genug.

Die Kellerhoven'schen Portraits wurden vielfach gestochen, so von Amalie Bader, Lips, Thelott, besonders auch vom Pfarrer Rauschmayr in Feldmoching, mehrere fanden auch durch die Lithographie weitere Verbreitung; sie bilden eine für diese Zeit ganz interessante Portraitgalerie, um so mehr als die zum Theil recht feinen und charakteristischen Bildnisse bekannte Leute der verschiedensten Art vorführen. Da sehen wir die Schauspieler Marchand und Lambrecht, den Förster W. Dillis, Lorenz Westenrieder und den Domdechant J. v. Heckenstaller, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg und München, Mitglieder der Aristokratie, wie Baron v. Rechberg und Graf Sigmund v. Haimhausen, vor allem aber auch werthvolle Bildnisse aus der königlichen Familie, wie die des Kronprinzen Ludwig und Max Josephs als Kurfürst, sowie seiner Gattin. Kellerhoven versuchte sich nach alter Sitte zuweilen auch selbst als Radierer, wofür die Frau am Spinnrocken und sein Selbstportrait als bezeichnende Beispiele genannt werden mögen.

Kellerhovens Berufung im Jahre 1789 ist ein bezeichnender Zug des Umschwungs, der sich gegen das Ende der Regierungsperiode Karl Theodors zwar langsam, aber doch bedeutungsvoll im Münchener Kunstleben vollzog; deßhalb mußte hier auch seiner gedacht werden, obgleich seine Hauptthätigkeit, wie gesagt, erst der folgenden Periode angehört. Noch mehr ist dies bei seinen etwas jüngeren Zeitgenossen Dillis, Hauber und Wilhelm v. Kobell der Fall, die man daher besser erst bei Münchens Kunstleben unter Max Joseph betrachtet.

In der Zeit der Ernüchterung, die nach der reichen Blüthe des Rococo in der Münchener Kunst Platz griff, sahen wir, so kleinlich die Verhältnisse damals auch waren, doch manche Ansätze zu einer Neugestaltung des künstlerischen Lebens. Sie mehren sich erheblich unter der Regierung Karl Theodors. Freilich fehlt auch jetzt noch, wie damals allenthalben in Deutschland, jeder größere Zug, aber mehr und mehr begann sich der Boden zur Aufnahme eines bedeutenden Kunstlebens vorzubereiten. Gegen den Schluß der Regierung Karl Theodors öffnete München seine Thore; der Beginn des neuen Stadttheils mit dem Karlsplatz war allerdings keine besondere Kunstleistung, aber die Stadt konnte sich jetzt doch frei entwickeln und eine Neustadt sich rivalisierend um den alten Kern fügen. Reiche Kunstschätze waren gesammelt und man konnte sie, was für die Folgezeit von höchster Bedeutung war, auch ganz anders nützen als früher. In der Nähe des Galeriegebäudes aber legte der Englische Garten Zeugniß ab von dem neuen Sinn für die Natur, den auch manche Künstler auszusprechen versuchten, freilich noch höchst unbeholfen, schüchtern und kleinlich, aber doch erfreulich dadurch, daß die bescheidenen Bildchen zeigen, daß Liebe und Verständniß für deutsche Landschaft und deutsches Volksleben wieder zu erwachen beginnen. Bedeutend gefördert wurde die künstlerische Entwicklung Münchens in der ersten Hälfte der Periode König Max' I., weit bedeutender aber noch in der zweiten Hälfte derselben, in der bereits Kronprinz Ludwig das Münchener Kunstleben in neue Bahnen lenkte, es an die Spitze der Kunstentwicklung Deutschlands stellte.

Mittheilungen und Nachrichten.

Schriften des Vereins für Socialpolitik. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1894 und 1895. Bd. 50: Ueber wirthschaftliche Cartelle in Deutschland und im Auslande; Bd. 51: Verhandlungen von 1894. — Auf der Tagesordnung der vorjährigen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik standen zwei Verhandlungsgegenstände, welche in unsrer Zeit die politischen und wirthschaftlichen Kreise bereits mehrfach beschäftigt haben und noch beschäftigen: Die wirthschaftlichen Cartelle und das ländliche Erbrecht. In der That zwei grundlegende Probleme, des „Schweißes der Edlen werth"! Für die Verhandlungen, welche am 28. und 29. Sept. 1894 in Wien stattfanden, hatte der Verein für Socialpolitik seiner von jeher geübten Gepflogenheit zufolge einen Sammelband über die wirthschaftlichen Cartelle in Deutschland und im Auslande veröffentlicht, den 50. Band der Vereinsschriften. Derselbe sollte dem ersten Verhandlungstage zur Grundlage der Discussion dienen, bezw. ergänzendes Material zu den Mittheilungen der HH. Referenten liefern. Und zwar besteht er aus zwei Theilen, von denen der erste die Cartelle in Deutschland, der zweite diejenigen im Auslande behandelt. In der ersten Abtheilung finden sich zehn deutsche Monographien nebst einer Anzahl von Statuten und Anhänge über einzelne Cartelle im Deutschen Reiche, während die zweite fünf Arbeiten über die Cartelle in Frankreich, Oesterreich, Rußland, Dänemark und den Vereinigten Staaten von Nordamerika darbietet.

Im 51. Bande sind zunächst die vier Referate abgedruckt, welche die Fragen der Cartelle und des bäuerlichen Erbrechts zum Gegenstande haben. Wilhelm Stieda und Adolf Menzel beschäftigen sich mit den wirthschaftlichen Cartellen, Dr. Hermes und Graf Chorinsky mit dem bäuerlichen Erbrecht. Dagegen bringen drei Viertel des Bandes die Ergebnisse der beiden Sitzungstage zum Abdruck. Es waren für jeden Tag und Verhandlungsgegenstand zwei Referate vorgesehen, an welche sich die Debatte schloß. Die Wahl war immer so getroffen, daß einem mehr wissenschaftlich-theoretischen Vortrage ein aus rein praktischer Erfahrung geschöpfter folgte. Am ersten Tage folgte so auf Prof. Büchers Referat dasjenige des Zuckerindustriellen Kockert über die Cartelle und am zweiten Tage auf Geheimrath Thiels Referat dasjenige eines Grundbesitzers, Dr. Hainisch, über das bäuerliche Erbrecht. Im Anschluß an die Referate sind die Debatten auf Grund der stenographischen Niederschrift wiedergegeben. Im Anhange theilt dann noch Dr. Stephan Bauer sieben Cartellstatuten österreichischer Industrien mit und fügt Dr. L. Pohle eine Monographie über das deutsche Buchhändlercartell bei.

Es ist hier nicht der Ort, auf die sachlichen Einzelheiten der diesjährigen Tagung des Vereins für Socialpolitik näher einzugehen. Die Allg. Ztg. hat den Hauptinhalt derselben ohnehin seinerzeit in einer knappen Berichterstattung gebracht. Wir begnügen uns daher an dieser Stelle darauf, die Veröffentlichungen des Vereins als Literaturwerk zu charakterisiren. Jedenfalls schließen sich beide Bände ihren Vorgängern würdig an, sie stellen eine wesentliche Erweiterung und Bereicherung unsrer Kenntnisse der betreffenden Materien dar. Daß sie die Fragen nicht erschöpfen, nicht nach allen Seiten aufhellen oder gar die wissenschaftliche Behandlung abschließen, hat bereits Schmoller in der Vorrede zum 50. Band nachdrücklichst hervorgehoben. Darüber aber kann kein Zweifel obwalten, daß beide Publicationen unsern Gesichtskreis erheblich erweitern und daß sie mit ihrem reichen Thatsachen- und Gedankenmaterial höchst erwünschte und brauchbare Bausteine für die socialen Reformen bilden. Und dies Verdienst wird jeder ehrliche Kritiker, er mag mehr rechts oder mehr links stehen als die Mehrzahl der Mitglieder des Vereins für Socialpolitik, zugeben müssen.

M. v. H.

* Eine neue und genaue Berechnung des Flächeninhalts, der durchschnittlichen Tiefen und des Wassergehalts der Oceane ist, nach Angabe der „Köln. Ztg.", von Dr. K. Karstens ausgeführt worden. In Bezug auf Größe, Tiefe und Wassermasse steht bei weitem allen voran der Große Ocean. Seine durchschnittliche Tiefe beträgt 4083 m, seine Oberfläche umfaßt 161,137,000 qkm und seine Wassermasse beträgt 658 Millionen Kubik-Kilometer. Ihm zunächst kommt der Atlantische mit einer mittleren Tiefe von 3763 m, einem Flächeninhalt von 79,776,000 Quadrat-Kilometer und einem Wasserinhalt von 300 Millionen Kubik-Kilometer. Der Indische hat eine mittlere Tiefe von 3650 m, seine Oberfläche umfaßt 72,563,000 qkm und sein Wassergehalt

265 Millionen Kubik-Kilometer. Das Nördliche Eismeer ist am wenigsten tief, Karstens schätzt seine mittlere Tiefe zu 818 m, seine Oberfläche auf 12,796,000 qkm und seine Wassermasse auf 10 Millionen Kubik-Kilometer. Die durchschnittliche Tiefe des Südlichen Eismeeres zu 1500 m und seine Oberfläche zu 15,630,000 qkm angenommen, ergibt für dessen Wassermasse 23 Millionen Kubik-Kilometer. Alle Mittelmeere der Erde zusammen schätzt Karstens auf 30,748,000 qkm, bei einer mittleren Tiefe derselben von 1060 m ergibt sich dann ihr Wassergehalt zu $32^1/_2$ Millionen Kubik-Kilometer. Die gesammte Meeresdecke der Erde umfaßt hienach 367,900,000 qkm und die gesammte Wassermasse aller Meere 1286 Millionen Kubik-Kilometer. Die Höhlung der oceanischen Becken der Erde ist so groß, daß, wenn das ganze über dem heutigen Meeresspiegel aufragende Festland sammt allen seinen Ebenen und Gebirgsmassen in die Meeresabgründe geschüttet würde, diese Abgründe dadurch kaum bis zu $^1/_{20}$ ausgefüllt würden.

* Die größte Frequenz hatte unter den deutschen medicinischen Facultäten im zu Ende gehenden Sommersemester München mit 1209 Hörern, darunter 712 nichtbayerischen Deutschen. Nach München kommt Berlin mit einer Frequenz von 1080 (darunter nur 298 nichtpreußische Deutsche). Es folgen: Würzburg mit 707 (567 nichtbayerische Deutsche), Leipzig 617 (285 nichtsächsische Deutsche), Freiburg 443, Greifswald 406, Kiel 399, Breslau 338, Erlangen 332 (172 Nichtbayern), Bonn 324, Straßburg 300, Heidelberg 275, Königsberg 246, Marburg 245, Halle 241, Göttingen 220, Tübingen 215, Jena 195, Gießen 137, Rostock 101. Die Gesammtzahl der Medicinstudirenden ist 8030 (1894er Sommersemester 8012, Wintersemester 1894/95 7796). Es ist interessant, schreibt die „Frkf. Ztg.", welche Anziehung die Münchener und die Würzburger Facultät auf nichtbayerische Studirende ausübt und wie gering die Berliner Facultät von nichtpreußischen Deutschen besucht ist, überhaupt daß die Berliner Facultät nicht die Frequenz der Münchener erreicht. Es darf dies ein Ansporn für den bayerischen Landtag sein, die Hand nicht zuzuhalten, wenn die bayerischen Universitäten im Budget zur Berathung kommen, damit diese sich auf ihrer wissenschaftlichen Höhe erhalten können. Geprüft wurden mit Erfolg in dem Prüfungsjahre 1893/94 in ganz Deutschland 1406 Candidaten der Medicin. Davon erhielten 100 die Schlußcensur „sehr gut", 928 „gut", 378 „genügend". Die meisten „Einser" kamen auf Leipzig (14 von 201), München (12 von 166), Würzburg (11 von 135). Berlin gab gar keine erste Note. Dort scheint man also am strengsten examinirt zu haben. Die zweiten Noten sind überall weit überwiegend: Leipzig 146 (von 201), München und Berlin je 111 (von 166 bezw. 169), Würzburg 96 (von 135) u. s. w.

* **Karlsruhe.** Der Professor der chemischen Technologie an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Paul Friedländer, wurde nach Wien berufen als Sectionsvorstand des Technologischen Gewerbemuseums.

* **Bonn.** Dr. Dittmar Finkler, bisher außerordentlicher Professor der Hygiene an hiesiger Universität, ist zum Ordinarius des Fachs ernannt worden.

* **Berlin.** Von der Chronik der Universität ist der 8. Jahrgang für das Rechnungsjahr 1894/95 erschienen. Aus dem ersten Abschnitte vermerkt die „Voss. Ztg." folgende Thatsachen: Durch Tod schieden aus dem Lehrkörper der Universität 8 Mitglieder (Kundt, Dillmann, Helmholtz, Spitta, Fränzel, v. Gizycki, Rubo und Brugsch) aus. In den Ruhestand trat Zeller. An andere Universitäten oder an Krankenhäuser an anderen Orten wurden im Berichtsjahre 11 Berliner Docenten gezogen. Neu berufen wurden an die Universität Berlin die Theologen Baethgen und Gunkel, der Physiker Warburg, der Astronom Scheiner und der Lector Pariselle. Habilitirt haben sich 20 Privatdocenten (2 in der rechtswissenschaftlichen, 7 in der medicinischen und 11 in der philosophischen Facultät), Ehren-Promotionen fanden 3 statt (Theodor Fontane, Fr. Oldenberg, Justizminister v. Schelling). Die Gesammtzahl der ordnungsmäßigen Promotionen belief sich auf 231. Davon entfällt die Mehrzahl, 144, auf die medicinische Facultät; es folgt mit 80 die philosophische; die übrigen 7 beziehen sich auf die juristische Facultät. Den größten Raum in der Chronik nehmen die Berichte über die Universitätsanstalten: Seminare, Sammlungen, Laboratorien, Kliniken und die Bibliothek ein. Sie gewähren einen willkommenen Einblick in den Betrieb der akademischen Studien. Freilich gehen die einzelnen Docenten in ihrer Mittheilsamkeit weit auseinander. Die einen beschränken sich auf die nothwendigsten Angaben, andere flechten in ihre Berichte Urtheile über die Studirenden, Bemerkungen über den Unterricht u. a. ein. Zweierlei sei hervorgehoben, was im allgemeinen aus den Berichten insgesammt deutlich herauszulesen ist. Sehr viel wird Klage geführt, daß der Staat die Mittel zur Förderung der Wissenschaft allzu kurz bemißt. Erfreulich hingegen ist die andere allgemeine Wahrnehmung. Sie lehrt, daß die häufig gehörte Meinung von dem Unfleiß der Studenten nicht zu Recht besteht. Fast durchgängig melden sich zu den Seminarübungen mehr Hörer, als zugelassen werden können. Und die Theilnehmer bethätigen nach übereinstimmendem Urtheil steten Fleiß. Aus den Berichten über die einzelnen Anstalten sei das Folgende vermerkt: Für die christlich-archäologische Sammlung des Prof. N. Müller konnten nur die wichtigsten literarischen Neuheiten erworben werden. Um so dankenswerther war die Darbietung von Geschenken von Fremden, wie der Gräfin Ouwarow (Moskau) und des Monsignore Bulic (Spalato). Die Müller'sche Sammlung verdient um so mehr Unterstützung, als nicht nur das Interesse für christliche Archäologie rege und in stetem Wachsen begriffen ist, sondern auch von den Religionslehrern der Gymnasien die Schätze der Sammlung jetzt ausgenutzt werden. Die Docenten der Rechte stimmen darin überein, daß die Studirenden die Seminarübungen mit Eifer und Erfolg besuchen. Eine besondere Klage hat Professor Eck; die schwächste Seite seiner Seminaristen ist, wie gewöhnlich, das Verständniß der römischen Quellen; nach ihm hängt dies mit der immer mehr zurückgehenden Vorbildung in der lateinischen Sprache zusammen. Von besonderem Interesse ist der Bericht über das staatswissenschaftliche Seminar. An den Uebungen in diesem betheiligen sich neben den Studirenden Angehörige der verschiedensten Berufsarten, darunter vielfach Ausländer. Deutlich kommt in dem Berichte die auch sonst vielfach erkannte Thatsache hervor, daß die Socialpolitik im Mittelpunkt der Interessen der heutigen Studentenschaft steht. Prof. Schmoller insbesondere verweist darauf, daß es dringlich ist, die Zahl der staatswissenschaftlichen Curse zu vermehren. Klage über mangelndes Interesse führt nur der Geograph Kiepert. Er bringt die Erscheinung mit dem Rückgange der philologischen Studien in Verbindung. Gleich der christlich-archäologischen Sammlung leidet der kunstgeschichtliche Apparat. Prof. Frey schreibt darüber: „Die Bibliothek und das Anschauungsmaterial konnten nicht vermehrt, die im vorigen Jahre abbestellten Abonnements auf wissenschaftliche Zeitschriften noch nicht erneuert werden. Das ist um so bedauerlicher, als schon seit Jahren die Apparatverwaltung nicht in der Lage ist, wichtige Neuheiten auf dem Gebiete der modernen Kunstgeschichte zu erwerben, und die bestehenden großen Lücken bei dem Unterrichte, besonders in den Uebungen, zumal bei der stetig steigenden Zuhörerzahl, sich immer unerträglicher fühlbar machen." Professor Virchow erhebt abermals Klage wegen der unzureichenden und schon fast baufälligen Räume seiner pathologischen Anstalt. Ihm schließt sich Prof. Straßmann an, der die Errichtung einer chemischen Abtheilung bei dem Institut für Staatsarzneikunde verlangt. Prof. Julius Wolff beschwert sich, daß er immer noch nicht die Besoldung seiner Assistenten hat durchsetzen können. Die hohe Zahl der Theilnehmer an den Secirübungen (526) in der ersten anatomischen Anstalt zeigt, wie gerecht die schon früher hier mehrfach erhobene Forderung ist, daß ein Theil der Präparirübungen auf die zweite anatomische Anstalt übergeführt werde. Im Unterricht in der pathologischen Anatomie ist eine bedeutsame Neuerung durchgeführt worden. Es wurde eine Reihe von Demonstratorstellen eingerichtet, um jüngeren Aerzten mehr Gelegenheit als bisher zur Ausbildung in der pathologischen Anatomie zu geben. — Ueber die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen wird in der Chronik Folgendes mitgetheilt: „Durch verschiedene Ministerialerlasse ist ausgesprochen, daß bei der Frage wegen Zulassung von Frauen zum Besuch von Vorlesungen bei der hiesigen Universität, vorbehaltlich der Prüfung aller sonstigen Erfordernisse, insbesondere auch der genügenden Vorbildung, und vorbehaltlich der Einholung des Einverständnisses der betreffenden Lehrer, aus der Geschlechtsangehörigkeit ein Bedenken nicht herzuleiten ist."

* **Berlin.** Bei der kgl. Landwirthschaftlichen Hochschule sind für das Studienjahr 1895/96 wiederum vier Preisaufgaben ausgeschrieben worden, und zwar je eine aus dem Gebiete der Landwirthschaft, der Culturtechnik, der Zoologie und der Nationalökonomie. Zur Bewerbung um die ausgesetzten Preise von je 150 M. sind die als ordentliche Hörer immatriculirten Studirenden der Hochschule berechtigt. Die Preisarbeiten sind bis zum 1. April 1896 dem Rectorat einzusenden.

* **Berlin.** Der Verein für Socialpolitik veranstaltet in diesem Herbst nationalökonomische und socialpolitische Feriencurse, die in der Zeit vom 30. September bis 12. October d. J. im hiesigen Universitätsgebäude abgehalten werden sollen. Zutritt zu den Cursen haben Männer und Frauen; man rechnet in erster Linie auf die Betheiligung von jüngeren Beamten, Geistlichen, Lehrern, Aerzten, Journalisten, Technikern, Kaufleuten, Landwirthen, Gewerbetreibenden, sowie von solchen Arbeitern, die schon etwas mit dem Gegenstand vertraut sind. Anmeldungen zu den Cursen sind an Dr. Oldenberg (Berlin, Wormserstraße 13) zu richten. Es werden in der ersten Woche lesen die Professoren: Conrad (Halle), v. Miaskowski (Leipzig), v. Philippovich (Wien), Brentano (München), Knapp (Straßburg i. E.); Neumann (Tübingen). In der zweiten Woche (7. bis 12. October) werden täglich lesen: Sering (Berlin), Bücher (Leipzig), A. Wagner (Berlin), Elster (Breslau), Oldenberg (Berlin).

* **Krakau.** Dr. Adolf Beck, Privatdocent dahier, ist zum außerordentlichen Professor der Physiologie an der Universität Lemberg ernannt worden.

* **London,** 10. Juli. Der von Nicaragua letzte Woche zurückgekehrte englische Forschungsreisende Archibald Roß Colquhoun machte gestern einem Vertreter des Reuter'schen Bureaus folgende Mittheilungen über den Nicaragua-Canal: „Der Nicaragua-Canal ist ohne Zweifel verhältnißmäßig leicht durchführbar. Seine Gesammtlänge beträgt von der atlantischen bis zur pacifischen Küste nur 169½ engl. Meilen. Davon bieten 142¾ englische Meilen gar keine Schwierigkeiten dar, indem der San Juan-Fluß und der Nicaragua-See benützt werden können. Ein Durchstich war nur auf einer Strecke von 26¾ englischen Meilen nöthig. Der Nicaragua-See hat das höchste Niveau des ganzen Canals. Aus dem See ergießt sich der San Juan-Fluß in den Atlantischen Ocean. Der Fluß wird bei Ochoa 64 englische Meilen vom See und 30 englische Meilen vom Atlantischen Ocean eingedämmt werden. Von Ochoa wird ein directer Canal nach Greytown gebaut werden. Die Hauptschwierigkeiten bestehen sämmtlich auf der atlantischen Seite. Der 17 englische Meilen lange Durchstich von Brito an der pacifischen Küste nach dem See ist leicht herzustellen. Das Klima der Gegend ist unendlich besser als das am Panama-Canal. Meine Gesundheit hat bei einem Besuch nicht gelitten, sondern sich eher gebessert, obwohl wir die heißeste Jahreszeit hatten. Ich bin fest von der ungeheuren Wichtigkeit des Nicaragua-Canals für die Vereinigten Staaten überzeugt. Der Canal dürfte mit der Zeit noch größere Bedeutung erlangen als der Suez-Canal. In einigen Wochen werde ich ein Werk über den Nicaragua-Canal veröffentlichen. Dasselbe wird gleichzeitig in London, New-York und Paris erscheinen."

* **Oxford.** Die Universität hat eine Zahl von bekannten Männern mit dem Ehrendoctor des Civilrechts (Doctor of Civil Law) ausgezeichnet. Unter ihnen befindet sich Lord Shoud, ein schottischer Rechtsgelehrter, der von Lord Rosebery zum Schiedsrichter zwischen den ausständischen Bergleuten und den Grubenbesitzern erwählt worden war; Sir Henry Loch, unter dessen Herrschaft als Gouverneur Cecil Rhodes den Krieg gegen Lobengula zu Ende führte; Sir William Flower, Präsident der Zoologischen Gesellschaft und Director der Abtheilung für die Naturgeschichte im Brittischen Museum; Professor Mayor, Lehrer der lateinischen Sprache zu Cambridge.

* **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften hat den norwegischen Entdeckungsreisenden Frithjof Nansen zum correspondirenden Mitglied in der Section für Geographie und Navigation gewählt. Die Zustellung des Diploms an den Erwählten — postlagernd Nordpol? — dürfte die Kräfte der Weltpost vorläufig noch übersteigen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 16. Juli folgende Schriften eingegangen:

Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Concurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. I. Bd. Preußen. 1. Th. — II. Bd. Sachsen. 1. Th. — III. Bd. Süddeutschland. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895. — Dr. Theodor Niemeyer: Vorschläge und Materialien zur Codification des internationalen Privatrechts. Ebd. 1895. — Dr. Georg Meyer: Der Staat und die erworbenen Rechte (Jellinek-Meyer, staats- u. völkerrechtl. Abhandlungen I, 2). Ebd. 1895. — S. Frankfurter: Graf Leo Thun-Hohenstein. (Sonderabdruck a. d. Allg. Dtsch. Biogr.) Ebd. 1895. — Dr. jur. v. Marck: Der Militär-Strafproceß in Deutschland und seine Reform. II. Hälfte 1. Halbbd. Berlin, R. v. Decker 1895. — Dr. Hermann Staub: Commentar zur Allgemeinen Deutschen Wechselordnung. 2. Hälfte. Berlin, J. J. Heine 1895. — Dr. H. Albrecht: Handbuch der praktischen Gewerbehygiene mit besond. Berücksichtigung der Unfallverhütung. Lfg. 3—4. Berlin, Rob. Oppenheim 1895. — Prof. Dr. A. Bernthsen: Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie. 5. Aufl. unter Mitwirkung von Dr. Ed. Buchner. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. S. 1895. — Alois Knöpfler: Der Priester als Diener der göttlichen Erbarmung; Predigt. München, J. J. Lentner 1895. — Bericht über die II. Versammlung deutscher Historiker 1894 in Leipzig. Leipzig, Duncker u. Humblot 1894. — Dr. A. Rosenbauer: Die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und Dubellay. (Münchener Beiträge zur roman. und engl. Philologie. Heft X.) Erlangen und Leipzig, A. Deichert Nachf. 1895. — F. Scholl: Ilias I, 291; Gymnasialprogramm. Schweinfurt 1895. — Jahresbericht der Kaufmännischen Fortbildungsschule des Volksbildungsvereins München. 1895. — XX. Jahresbericht der kgl. Musikschule Würzburg. 1895. — Die Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 232. Böhmen. Hft. 30. Wien, Alfred Hölder. — E. W. Allers: Unser Bismarck. Lfg. 10. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union. — Halbmonatliche Heidelberger Blätter zur Unterhaltung für Jedermann. Hft. 1—2. Heidelberg, vorm. Weiß 1895. — Karl Böcklein: Die Touristen-Ausrüstung. 3. Aufl. München, Selbstverlag 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Brunner, A. Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unsrer neuhochdeutschen Mundarten. Wien und Leipzig, Verlag von J. Eisenstein u. Co. — Mittheilung Nr. IV der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen: Bericht des Priv.-Doc. Dr. Victor Schiffner über den Abschluß seiner mit Unterstützung der Gesellschaft unternommenen Forschungsreise nach Java und Sumatra. (März 1895.) Verlag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. — Mittheilungen des deutschen Sprachvereins Berlin, herausgegeben vom Vorstande. 6. Jahrgang 1895, Nr. 2 und Nr. 3. — Palm, R. Russisches Lese- und Uebungsbuch unter besonderer Berücksichtigung des Kriegswesens. Herausgegeben und mit Anmerkungen und Accenten versehen. Erste Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Schmidkontz, J. Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft und Geschichte. I. Untersuchungen über deutsche Ortsnamen im Anschluß an die Deutung des Namens Kissingen. Halle, Max Niemeyer.

Alt, Theodor. Freiheit! Schauspiel in vier Acten. Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. — Brües, Ernst. Festspiel zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck. Druck und Verlag von Kramer u. Baum in Crefeld. — Friedmann, Alfred. Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zauber-Märchen in drei Acten, nach einer alten Sage gedichtet. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Rosenbaum u. Hart, Berlin. — Krause, Otto. Rabbi Jesua. Historisches Trauerspiel. Zweite Auflage. Leipzig, Franz Wagner; Budapest, Ludwig Kókai.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 196. München, Mittwoch, 17. Juli. Beilage-Nummer 162.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Aufgabe der Binnenwasserstraßen im Zeitalter der Eisenbahnen.[1])

Von Dr. Walther Lotz.

I.

Meine Aufgabe ist es heute, Ihnen einen kleinen Ausschnitt vorzuführen aus dem Jahrhunderte alten Kampfe um den Verkehr zwischen den Landwegen und Wasserwegen des Binnenlandes. Nicht das ist erstaunlich, daß dieser Kampf um den Verkehr heute noch ebenso fortdauert, wie er früher bestanden hat zwischen den Hülfsmitteln des Wasser- und Landverkehrs; erstaunlich ist bloß, daß man eine Zeit lang, beim Aufkommen der Eisenbahnen, geglaubt hat, der Kampf sei definitiv entschieden, und zwar zu Ungunsten der Binnenwasserstraßen. Dieser Glaube hat sich auffallend lange gehalten, Viele hegen ihn heute noch, und erst seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre hat sich gegen denselben eine mächtige Strömung fühlbar gemacht. Vielleicht ist dieser Glaube hauptsächlich dadurch verbreitet worden, daß man nicht scharf genug geschieden hat die verschiedenen Kategorien von Binnenwasserstraßen, um die es sich handelt. Und doch sind es ganz verschiedene Verkehrswege, die in Betracht kommen. Wie die Natur der Binnenwasserstraßen, so sind auch verschieden die Erfahrungen, die wir für die Gegenwart aus der Statistik für die einzelnen Kategorien ziehen können. Zunächst[2]) werden zu den Binnenwasserstraßen gerechnet jene Stichcanäle zwischen zwei Meeren, wie der Suez-Canal und der Nord-Ostsee-Canal und der wenig glückliche Korinthische Canal. Diese Canäle haben den Zweck, einen Durchgang der Seeschiffahrt zu gewähren von einem Weltmeer zum andern. In mancher Hinsicht den eben genannten Verkehrswegen gleichzustellen — weil ebenfalls bestimmt für den Verkehr der Meeresdampfer — sind die Eingangscanäle, welche geschaffen werden für den Verkehr von der See zu Plätzen, die nicht natürliche Seehäfen sind und bisweilen tief im Binnenlande liegen: dies sind die vertieften Unterläufe der Ströme und unter Umständen auch künstliche Wasserwege, die als Seeschiffahrtscanäle für den Zweck der Verwandlung eines Binnenplatzes in einen Seehafen eigens geschaffen worden sind. Beispiele hiefür in Deutschland liefern die Wasserstraßen von der Nordsee nach Hamburg und Bremen. Es gehört vor allem hieher von ausländischen Werken der Manchester-Schiffscanal, dessen Erfolge allerdings noch nicht definitiv beurtheilt werden können, weil eine zu kurze Zeit für die Beobachtung erst vorliegt. Die eben geschilderten Wasserwege sondern wir

[1]) Vortrag, gehalten am 19. Mai 1895 zu Aschaffenburg auf der Generalversammlung des Vereins für Hebung der Fluß- und Canalschiffahrt in Bayern.

[2]) Vergl. *Emory P. Johnson*, Inland waterways. Their relation to transportation. Philadelphia 1893. American Academy of political and social science, S. 14 ff.

von unsern Betrachtungen aus. Uns beschäftigt im Folgenden hauptsächlich die Rolle derjenigen Binnenwasserstraßen, welche benutzbar sind für Flußschiffe, wo möglich auch für weniger tiefgehende Seeschiffe. Hier ergibt sich nun wieder die geläufige, wenn auch in der Praxis schwer durchführbare Scheidung zwischen den natürlichen Wasserstraßen, den Flüssen und Seen, die allerdings oft einer Nachhülfe in beträchtlichem Maße bedürfen, um fortgesetzt bei jedem Wasserstande für den Dampferverkehr fahrbar zu sein, und demgegenüber den eigentlichen künstlichen Wasserstraßen, den Binnencanälen, die da geschaffen sind entweder zur Verbindung bereits bestehender natürlicher Wasserstraßen oder mindestens im Anschluß an solche.

Ich glaube, daß es die Beurtheilung des Streites, dessen Entstehung und Verlauf wir im Folgenden zu betrachten haben, des Streites zwischen Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, erleichtert, wenn man scharf unterscheidet zwischen den verschiedenen Kategorien und fragt: wie viel ist bisher durch die Erfahrung für die einzelnen Kategorien bewiesen?

Wenn wir zunächst fragen, woher jene Stimmung kam, die die Binnenwasserstraßen zeitweilig beim Aufkommen der Eisenbahnen in Mißcredit brachte, so zeigt sich, daß die öffentliche Meinung beeinflußt worden ist durch Ereignisse nicht in Deutschland, sondern in England und in den Vereinigten Staaten. Die dortigen Beobachtungen wurden verallgemeinert und zu ungünstigen Schlußfolgerungen für die Zukunft der Binnenwasserstraßen überhaupt verwerthet.

Naturgemäß müssen wir zuerst fragen: wie kam das? und dann: welche Momente haben seitdem einen Umschwung herbeigeführt in den Anschauungen zahlreicher Fachleute?

Versetzen wir uns zurück in die Zeit des Aufkommens der Eisenbahnen. Da waren bereits versehen mit einem leidlichen Canalnetz Oberitalien, die Niederlande und Frankreich, und die Erfolge, die dort beobachtet waren, hatten zur Nacheiferung auch in England und Nordamerika angespornt. Die Eigenthümlichkeit dieser Binnenwasserstraßen-Entwicklung in England und in den Vereinigten Staaten war, daß dieselbe nicht etwa bloß ausging vom Staate, sondern vor allem in England von Erwerbsgesellschaften, die dort mit dem Canalbau vor dem Aufkommen der Eisenbahnen zum Theil glänzende Geschäfte gemacht haben. Den Hauptanstoß zu Unternehmungen hatte jener Canal gegeben, den der Herzog von Bridgewater 1765 vollendete. Bekannt ist, daß derselbe die Kohlen in Manchester um 40 Procent verbilligt und eine 20procentige Dividende geliefert hat.[1]) In den Vereinigten Staaten, wo in der Zeit bis zum Aufkommen der Eisenbahnen, ganz besonders noch in den zwanziger und dreißiger Jahren viel im Canalbau geschah, hat die Initiative der Privaten und der localen Corporationen nicht in dem Maße wie in England prävalirt, vielmehr haben sich dort auch die Einzelstaaten dem Canalbau gewidmet.[2]) Doch bei dem Kampfe, der zwischen den damals

[1]) Vergl. M. M. v. Weber, Die Wasserstraßen Nordeuropa's. Leipzig 1881, S. 31.

[2]) Vergl. Johnson, a. a. O., S. 32.

bestehenden Canälen und den aufkommenden Eisenbahnen ausgefochten wurde, zogen die Canäle den Kürzeren, und zwar verloren sie unzweifelhaft damals den Kampf.

Es fragt sich: welche Momente haben damals den Ausgang dieses Kampfes bestimmt? War es ein Kampf, der principiell die Frage zur Entscheidung brachte, oder waren dabei besondere Umstände mit im Spiel, die nur unter den in England und Amerika gegebenen Voraussetzungen zu Ungunsten der Wasserstraßen die Entscheidung herbeiführen mußten? In der That sind es zwei besondere Momente, die vor allem in Betracht kommen. In England zunächst, wo der Kampf am lebhaftesten ausgefochten worden ist, waren die Canäle, die um 1830 existirten, nicht etwa Wasserstraßen für den Fernverkehr, sondern sie waren geschaffen in Concurrenz mit den Landstraßen des Localverkehrs, den Chausseen, und diesen gegenüber sehr wohl concurrenzfähig, mehr als anderwärts in England in Folge des günstigen Klimas, das die Wasserstraßen fast das ganze Jahr hindurch benützen läßt. Auch die Eisenbahnen wurden allerdings zunächst nicht für lange Strecken erbaut. Gleich den Canälen wurden sie anfänglich von kleinen Gesellschaften in England begründet, von Gesellschaften, die jedoch nach gleichartigen Systemen bauten, dieselbe Spurweite schufen und in Verbindung traten, später sich verschmolzen. Nunmehr wurde ein Kampf ausgefochten zwischen Wasserstraßen, die nur geeignet waren für den Localfrachtverkehr, und zwischen den Eisenbahnen, die fähig waren, sowohl den Nahverkehr als auch den Fernverkehr in Güter- und Personenbeförderung zu bewältigen. Es wurde also nicht entschieden der Kampf zwischen Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen überhaupt, sondern zwischen den Canälen des Localverkehrs und den Eisenbahnen. Die Binnenwasserstraßen Englands waren in ganz verschiedenen Dimensionen erbaut. Soll aber für den Durchgangsverkehr eine Binnenwasserstraße benützt werden, so hindert diesen Verkehr eine kleine Strecke, die, in der Mitte liegend, nicht die gehörige Tiefe hat und mangelhafte Schleusenweiten aufweist. Die englischen Canäle vor 1830 waren zudem nicht berechnet für die Anwendung des Dampfes als Tractionskraft und dadurch gegenüber den Schienenwegen im Nachtheil. Wurden doch selbst 1881 erst $^2/_5$ der englischen Canäle mit Dampfern befahren. Das war aber nur das eine Moment. Es liegt die Frage nahe: warum wurden nicht die Canäle in dem Augenblicke umgebaut, in welchem aufkam das Concurrenzmittel, die Eisenbahn? Warum wurden sie nicht adaptirt für den Kampf? Hierauf lautet die Antwort sowohl in England wie auch in Amerika: Das lag daran, daß die Eisenbahnen sämmtlich im Privatbesitze waren, die Canäle großentheils. Nun gelang es den Eisenbahnen, sich die Concurrenz fernzuhalten, indem sie ankauften von Canalactien, so viel sie zur Fernhaltung unliebsamer Concurrenz brauchten. Das war eine relativ nicht sehr verwickelte Operation. Die Bahnen brauchten nicht das ganze Canalnetz in Besitz zu bekommen, nur die wichtigsten Durchgangsstrecken.[1]) Wenn sie diese beherrschten, konnten sie den Wasserverkehr lahmlegen und verhindern, daß die Wasserstraßen den Eisenbahnen irgendwie unbequem wurden. Dieser Kampf wurde sowohl in den Vereinigten Staaten, wie in England ausgefochten mit einer Rücksichtslosigkeit und Raffinirtheit und auch mit Anwendung von Mitteln, die uns heute kaum glaubhaft erscheinen. Nicht etwa bloß, daß man förmlich versucht hat, die Canäle zu sperren, um dadurch den ganzen Verkehr lahmzulegen, oder hohe Tarife forderte für Benützung der Wasserwege. Demgegenüber konnte der Gesetzgeber eingreifen. Aber es gab noch andere Mittel. Man konnte jeden chicaniren, der eine Wasserstraße im Durchgangsverkehr benützen wollte, indem man in den verkehrsreichsten Zeiten die Canäle repariren ließ. Vor allem aber konnte man die Entwicklung des gesammten Wasserverkehrs hindern durch Nichtsthun, durch Verschleppung des zeitgemäßen Umbaues der Strecken, die von Eisenbahnen beherrscht wurden. Das wirkte zurück auf die Rente und Brauchbarkeit aller übrigen Canäle, welche nicht im Besitze der Eisenbahnen waren. Die geringe Rentabilität derselben wirkte wieder vor allem in England auf die Stimmung der Antheilseigner der Canäle. Die betreffenden Antheilseigner, die vor dem Aufkommen der Eisenbahnen aus dem Canalbesitze beträchtliche Renten bezogen hatten, fanden ihre Capitalsanlage nunmehr recht wenig einträglich. Das Capital, welches in England in Canälen angelegt ist, wird — wenn wir die Canäle abziehen, welche im Eisenbahnbesitze sind — auf 420 Millionen Mark geschätzt. Dieses Capital trägt heute eine bescheidene Rente. In Schottland wird sogar im Durchschnitt die Sache mit Verlust betrieben. In England und Wales beträgt die Rente 2.76 Procent, im Durchschnitt im Vereinigten Königreich $2^1/_2$ Procent.[1]) Das sind nun nicht etwa Einnahmen, die im allgemeinen sehr anreizten zur weiteren Investirung von Geld auf diesem Gebiete.

In den Vereinigten Staaten sind die Canäle, welche bis 1837 gebaut worden sind, nur zum Theil mit größeren Dimensionen construirt. Von den 900 Millionen Mark, die bis 1880 auf diesem Gebiete investirt worden sind, ist ein Theil ebenfalls eine Anlage gewesen, die heute weder für die Gesammtheit noch für die Unternehmer Gewinn bringt. Mehr als ein Drittel des amerikanischen Canalnetzes, welches in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaut wurde, ist heute außer Betrieb: von 4468 Meilen 1953.[2]) Ein Theil der einzelstaatlichen Canäle, die existirten, wurde verkauft, kam in die Hände von Eisenbahngesellschaften und wurde dann von diesen in ähnlichem Sinne verwaltet, wie die englischen Eisenbahngesellschaften die Canäle verwalten. Heute gibt es in der nordamerikanischen Union unter den Einzelstaaten nur drei, welche Besitzer von Canälen sind und diesen einige Pflege angedeihen lassen: New-York, Ohio und Illinois, während in den übrigen Einzelstaaten auf diesem Gebiete eine Vernachlässigung der Canalschiffahrt eingetreten ist. Eine andere öffentliche Macht dagegen, die Bundesregierung, hat, wie wir später hören werden, sich seit Ende der 70er Jahre der Binnenschiffahrt aufs lebhafteste angenommen. Es war gewiß ein voreiliger Schluß, von jenen Canälen, die nicht gebaut waren für den Fernverkehr, irgend einen Schluß zu ziehen bezüglich der Binnenwasserstraßen überhaupt und deren Rolle im Zeitalter der Eisenbahnen. Aber dieser Schluß wurde nach jenen betrüblichen Erfahrungen, die man in England und Amerika machte, thatsächlich gezogen.

Wie wurde nun dadurch die deutsche Entwicklung beeinflußt? Es war nicht unbegreiflich, daß gerade unter dem Eindrucke der englischen und amerikanischen Erfahrungen sich ein lebhafter Widerstand König Ludwig I. entgegenstellte, als er in einem Zeitalter, in dem bereits die Eisenbahnen aufgekommen waren, sich für das Donau-Main-Canalproject entschied. Es kann auch heute zugegeben werden, daß man, wenn damals die heutigen Erfahrungen vorgelegen hätten, den Canal nicht gebaut hätte, so wie er gebaut worden ist. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß mit all den Aufwendungen, die gemacht worden sind für den Donau-Main-Canal, es möglich gewesen wäre, einen ebenso billigen Transport, wie ihn der Canal heute

---

1) Vergl. G. Cohn, Untersuchungen über die Englische Eisenbahnpolitik, Band II. S. 353, Leipzig 1875.

1) Vergl. Johnson, a. a. O., S. 31.

2) Vergl. Johnson S. 32.

bietet, auf den Eisenbahnen zu leisten. All das hat aber bloß eine Bedeutung für die Canäle, die für die Concurrenz mit den Landstraßen gebaut waren, keine principielle. Principiell werden solche Sachen überhaupt nicht entschieden, sondern aller Theorie zum Trotze entwickelt sich gar oft das wirthschaftliche Leben, wo die Gelehrten sich nur wenig Hoffnung machen. So erging es auch in Deutschland dem Binnenwasserverkehr zur Zeit des Aufkommens der Eisenbahnen, trotzdem viele Fachmänner verkündeten: die Binnenwasserstraßen spielen keine Rolle mehr in der Zeit der Eisenbahnen.

Fassen wir die Entwicklung, die in Deutschland von 1815—1870 sich vollzog, näher ins Auge, so gewahren wir thatsächlich eine günstige Entwicklung des Binnenwasserverkehrs. Aber um welche Binnenwasserstraßen handelt es sich? Das Hauptziel der deutschen Politik 1815—1870 ist nicht etwa in erster Linie die Canalpflege. Die wichtigste Frage war vielmehr die Förderung der Flußschiffahrt, und zwar zunächst, abgesehen von technischen Verbesserungen, die Befreiung der Flußschiffahrt von den Hindernissen, welche finanzieller Natur waren. Das Hauptproblem von 1815 bis 1870 war in Deutschland die Beseitigung der Menge der Abgaben, die auf der Flußschiffahrt lasteten, ohne daß dafür etwas geleistet wurde. Während in den anderen Ländern Anfangs dieses Jahrhunderts die mittelalterlichen Lasten, die auf den Flußverkehr hemmend einwirkten, nicht mehr existirten, war es in Deutschland durch dessen territoriale Zersplitterung dahin gekommen, daß zwar der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder recht schlecht schiffbar waren, daß recht wenig geleistet war für deren Schiffbarmachung, daß aber eine Menge von drückenden Abgaben auf diesen Flüssen erhoben wurde.[1]) Was lag aber dem gesunden Menschenverstande näher, als die Beseitigung dieser Abgaben auf den natürlichen Wasserstraßen anzustreben? Es ist zwischen 1815 und 1871 in Reaction gegen die überkommenen Mißbräuche — theils durch Vereinbarung der Regierungen, theils später auf dem Wege der Reichsgesetzgebung — in Deutschland ein Princip zum Siege gelangt, welches an sich etwas radical erscheint, auf Grund der historischen Entwicklung aber wohl zu verstehen ist. Es wurde durch die Reichsverfassung in Art. 54 in Folge des Widerwillens der Nation gegen die Menge von Lasten, die ohne Gegenleistung erhoben worden waren, bestimmt: auf natürlichen Wasserstraßen darf für das bloße Befahren derselben eine Abgabe nicht erhoben werden; nur dort, wo besondere Anstalten und Einrichtungen in Anspruch genommen werden, darf für die Benutzung dieser besonderen Anstalten und Einrichtungen eine Abgabe erhoben werden, die die Kosten nicht übersteigt. Ebenso dürfen auf künstlichen Wasserstraßen bloß Abgaben erhoben werden, welche höchstens die Kosten decken. Das hat zur Folge, daß im wesentlichen die deutsche Flußschiffahrt heute, auch wenn beträchtliche Aufwendungen aus Steuermitteln gemacht worden sind, gebührenfrei arbeitet, während auf den Canälen eine Gebührenbelastung noch existirt, die speciell auf dem bayerischen Donau-Main-Canal, wie Schanz nachgewiesen hat, nicht unbeträchtlich die Schiffahrt vertheuert.[2])

Wir haben bisher die Entwicklung der natürlichen Wasserstraßen in Deutschland betrachtet. Nun fragt es sich: wie kam der Umschwung in der öffentlichen Meinung, welche Erfolge haben zu Gunsten sowohl der Flußschiffahrt wie auch der Canalschiffahrt in den letzten Jahrzehnten gewirkt? Oefter wird die Ansicht vertreten, als ob der Erfolg des im Jahre 1869 eröffneten Suez-Canals den Umschwung der Stimmung zu Gunsten der Binnenschiffahrt veranlaßt hätte. Das ist jedoch nicht für uns Deutsche irgendwie ausschlaggebend. Es handelt sich beim Suez-Canal um etwas ganz anderes als unsre bisherigen Binnenwasserstraßen, und des weiteren ist der große Erfolg der Bewegung auch gar nicht von 1869 an festzustellen. Vielmehr kommt sowohl in Deutschland, wie in Frankreich und in den Vereinigten Staaten der Umschwung etwa erst Ende der siebziger Jahre recht zur Geltung.

Untersuchen wir nun: was hat denn zu diesem Umschwung in der öffentlichen Meinung, was hat zur „Renaissance der Binnenwasserstraßen“ eigentlich geführt?

Prüfen wir diese Frage näher, so zeigt es sich, daß zwei Momente zusammengewirkt haben; und zwar hat das eine Moment in ziemlich allen Ländern dahin gewirkt, das Interesse an dieser Frage zu wecken, das andere wirkt speciell vorläufig in Deutschland und Nordamerika am meisten.

Diejenige Ursache des Umschwungs in den Ansichten des Publicums, welche sich überall geltend machte, lag darin, daß man, soviel auch die Eisenbahnen leisteten, mit deren Frachtbedingungen in vielen Fällen nicht zufrieden war. Eine Reaction wird bemerkbar gegenüber der anfänglichen Begeisterung für die Leistungen der Eisenbahnen, sobald die Menschen bemerken, daß den Eisenbahnen ein Monopol zufällt sowohl in Ländern des Staatsbahnwesens wie in den Ländern mit Privatbahnverfassung. Das Schlagwort, welches nunmehr aufkommt, lautet: „Die Wasserstraßen sind unentbehrlich, auf daß den Eisenbahnen eine Concurrenz erwachse“.[1]) In diesem Programm begegnet uns die jüngste Phase einer gegen das Monopol der Bahnen gerichteten, unermüdlich thätigen Bewegung, die entsteht mit den Eisenbahnen selbst. Einst beim Aufkommen der Eisenbahnen hatten die Führer dieser Bewegung geglaubt, daß zwischen den privaten Eisenbahnlinien freie Concurrenz andauern werde. Sie hatten ferner erhofft, daß auf einem Schienenwege verschiedene Verfrachter concurriren würden. Die erstere der beiden Erwartungen erwies sich als Illusion, die letztere, die noch im preußischen Eisenbahngesetz von 1838[2]) vertreten wurde, war 1839 in England bereits als technisch unhaltbar anerkannt.[3]) Die Bewegung nahm zunächst nunmehr einen andern Inhalt an: man verlangte, daß die Eisenbahntarife im öffentlichen Interesse unparteiisch regulirt werden sollten. Diese Controle des Publicums über das Eisenbahntarifwesen hat bescheidene Resultate in England, noch bescheidenere Resultate in den Vereinigten Staaten erzielt. In Deutschland wirkte die gleiche Bewegung[4]) stark mit zu Gunsten der Verstaatlichung der Eisenbahnen. Die Verstaatlichung wurde durchgeführt, aber das Monopol blieb. Es wird in den deutschen Staatsbahngebieten allerdings ausgeübt vom Staate, aber die Staatsbeamten sind — trotz aller Eisenbahnräthe — im Tarifwesen unbeschränktere Machthaber als die Privatverwaltungen in England. Diese letztere unterstehen einer

---

[1]) Vergl. G. Schanz, Die Main-Schiffahrt im 19. Jahrhundert und ihre künftige Entwicklung, Bamberg 1894, insbes. S. 12—20; ferner Kriele, Die Regulierung der Elb-Schiffahrt 1819—1821, Straßburg 1894; sowie F. H. Quetsch, Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrheine, 1891, Freiburg, S. 394 ff.

[2]) Vergl. G. Schanz, Der Donau-Main-Canal und seine Schicksale, 1894, Bamberg, S. 121 und 106 ff.

[1]) Der Amerikaner Johnson drückt diesen Gedanken in seinem mehrfach citirten inhaltreichen Buch, S. 54, aus: „The best regulator of railroad rates is the independent waterway“.

[2]) Vergl. Cohn im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“, Bd. III, S. 156.

[3]) Vergl. Johnson a. a. O., S. 49. Uebrigens ist mir aus jüngster Zeit ein Fall bekannt, in welchem zwei concurrirende englische Bahngesellschaften dieselben Schienen benützten.

[4]) Auch die Propaganda für den Wagenraumtarif wurde anfänglich eingeleitet mit der Motivirung, man wolle eine freie Concurrenz, und zwar der Verfrachtung im Eisenbahnverkehr, schaffen. Vergl. dagegen Perrot, „Die Eisenbahnreform, Rostock“, S. 41.

Tarifgesetzgebung, die deutschen Verwaltungen sind nahezu frei von gesetzlichen Schranken. Worin besteht denn nun eigentlich der Fortschritt des Tarifwesens in Staatsbahnländern? So fragt man. Es ist zu antworten, daß allerdings in den deutschen Staatsbahngebieten zwei besondere Grundsätze in der Tarifgestaltung seit der Verstaatlichung wahrnehmbar sind; erstens das unbestreitbar gesunde Princip, daß nicht einzelnen Privatleuten Begünstigungen zugewendet werden, und zweitens das sehr anfechtbare Princip, daß in den Normaltarifen des Güter- und Personenverkehrs in Deutschland an dem Grundsatz festgehalten wird,[1]) die Sätze gleichmäßig mit der kilometrischen Entfernung steigen zu lassen. Während in den an Deutschland angrenzenden Ländern auch in den Normalgütertarifen Ermäßigungen der Streckensätze für längere Strecken gewährt werden, ist in Deutschland und insbesondere in Preußen die „Staffeltarifirung", welche vom Standpunkt der Selbstkostenrechnung als die kaufmännisch correcte anzusehen ist, nur in den Ausnahmetarifen anerkannt. Das Princip der Staffeltarifirung, welches allerdings — soweit es einseitig auf Getreide und Mehl angewendet wurde — in Süddeutschland und Westdeutschland recht unpopulär geworden ist, wird trotz allem von hervorragenden Eisenbahnautoritäten als die rationellste und gerechteste Grundlage des künftigen Tarifwesens angesehen, sofern es nicht singulär, sondern generell angewendet wird. Statt durch allgemeine Staffeltarifirung sind bisher Ermäßigungen für längere Strecken in Deutschland meist in anderer Form gewährt worden, in den Ausnahmetarifen, die allerdings für den Gesammtverkehr sehr große Bedeutung haben. Diese Ausnahmetarife sind von zwei Grundgedanken beherrscht; entweder vom finanziellen, indem man den internationalen Durchgangsverkehr zu gewinnen sucht, oder von Rücksichten der sog. nationalen, d. h. der seit 1879 in Deutschland herrschenden Handelspolitik, die schutzzöllnerisch ist und zugleich den industriellen Export fördern will. Dabei fühlten sich zahlreiche Interessen verkürzt, die die Binnenschiffahrtsbewegung als willkommene Gelegenheit begrüßten, gegen das heutige System des Gütertarifwesens zu demonstriren.[2])

[1]) Allerdings ist zu berücksichtigen, daß streng genommen bereits die Gütertarife, bei denen außer einem Streckensatz eine Expeditionsgebühr erhoben wird, von obigem Princip abweichen. Vergl. Ulrich, „Staffeltarife und Wasserstraßen", 1894, Berlin, S. 14.

[2]) Führt die Unzufriedenheit mit dem heutigen deutschen Eisenbahntarifsystem viele Gewerbetreibende und Bergwerksinteressenten zur Förderung der Binnenschiffahrtsbewegung, so macht sich andrerseits gleichzeitig in Eisenbahnfachkreisen eine Strömung geltend, die aus ganz anderen Gesichtspunkten, nämlich vom Standpunkt der Eisenbahninteressen aus, eine Reform unsres Gütertarifwesens fordert. Von diesem Standpunkt aus stellt Ulrich, der keineswegs ein besonderer Freund der Binnenschiffahrt ist, mit Bedauern fest, daß von den nicht zu Ausnahmetarifen gefahrenen Frachtgütern die meisten in Preußen die Länge des Eisenbahnnetzes nur äußerst unvollkommen ausnützen. Auf Grund amtlicher Ermittelungen für den Monat October 1889 und auf Grund des Betriebsberichts für das Etatsjahr 1889/90 berechnet Ulrich (vergl. seine obenerwähnte Schrift: „Staffeltarife und Wasserstraßen", S. 40—42), daß auf Transporte von nur 1—200 Kilometer entfielen:

	bewegte Tonnen	geleistete Tonnenkilometer
vom Eilgut	78 %	40.2 %
„ Stückgut	82 %	47.8 %
von Classe A1	79 %	40.8 %
„ „ B	64 %	28.6 %
„ „ A2	86 %	51.4 %
von Gütern des Specialtarifs I	84 %	51.4 %
„ „ „ „ II	80 %	45.1 %
„ „ „ „ III	87 %	46.6 %

Ulrich betrachtet es als dem Eisenbahninteresse widersprechend, daß die große Masse der bewegten Lasten nur auf Entfernungen von 1 bis 100 Kilometern die preußischen Bahnen benützte und daß auch von den geleisteten Tonnenkilometern etwa 80 Proc. auf Entfernungen unter 400 Kilometer entfallen.

Bei Verfechtung des Schlagwortes, daß zur Correctur der Mängel des Tarifwesens der Bahnen die Concurrenz der Wasserstraßen unentbehrlich sei, spielt außerdem in Deutschland wie anderwärts häufig noch eine besondere Rolle das Argument: auf der Eisenbahn werden nicht verschiedene Frachtführer in Concurrenz arbeiten, auf den Wasserstraßen aber sei die Concurrenz der Frachtführer natürlich. Inwieweit die letztere Annahme in Zukunft große Bedeutung hat oder die Tendenz, die Schiffahrt in große Gesellschaften zu concentriren, durchdringt, bleibt abzuwarten.

Bisher betrachteten wir das eine Moment, die Reactionsbewegung gegen die Eisenbahnpraxis, welche in vielen Ländern neue Sympathien den Binnenwasserstraßen brachte. Das andere Moment, welches den Umschwung beeinflußte, besteht in den thatsächlichen Erfolgen der Binnenschiffahrt; uns interessiren am meisten diejenigen in Deutschland. Da ist nun, wenn wir die Ziffern ansehen, allerdings eine höchst auffällige Wahrnehmung zu machen, auf die 1891 Sympher[1]) hingewiesen hat. Sie lautet kurz: Wenn wir die Statistik des Verkehrs in Deutschland von 1875 und 1885 vergleichen, so zeigt der Wasserstraßenverkehr ein größeres Wachsthum als der Eisenbahnverkehr. Die Ziffern haben großes Aufsehen erregt auch bei den Eisenbahn-Fachleuten. Freilich müssen sie etwas mit Vorsicht benützt werden, ehe wir praktische Schlüsse daraus ziehen dürfen.

Es gibt dreierlei Arten, wie man den Verkehr statistisch darstellen kann. Die erste Möglichkeit ist die, daß wir fragen: wie viel an Tonnen ist denn überhaupt gefahren worden auf einer Straße? Die zweite Möglichkeit ist die, daß wir ins Auge fassen die Länge der geleisteten Transporte und nach sogenannten Tonnenkilometern, das heißt danach fragen, wie oft die Leistung, eine Tonne einen Kilometer weit zu befördern, innerhalb eines Zeitraumes vollbracht worden ist. Die dritte Möglichkeit ist die Feststellung des kilometrischen Verkehrs; die gesammte Transportleistung in Tonnenkilometern wird verglichen mit der Ausdehnung des Verkehrsnetzes, und es wird berechnet, wie viel von der Gesammtleistung auf je 1 Kilometer des Netzes entfällt. Dies ist für die Vergleichung der anschaulichste Maßstab, wenn uns interessirt, was die Wasserstraßen und Eisenbahnen für den Verkehr geleistet haben. Es ist sehr bedauerlich, daß nicht die Ziffern für die letzten Jahre gegeben werden können. Die sehr mühselige Berechnung Symphers geht nur bis 1885. Das Resultat war Aufsehen erregend: noch 1875 finden wir, daß auf den deutschen Eisenbahnen per Kilometer beträchtlich mehr transportirt wurde, als auf den Wasserwegen. Es betrug 1875 der kilometrische Verkehr 410,000 tkm auf den Eisenbahnen und 290,000 tkm auf den Wasserstraßen. Im Jahre 1885 dagegen ist auf den deutschen Binnenwasserstraßen der kilometrische Verkehr nach Symphers Berechnung auf 480,000 tkm gestiegen, während der ebenfalls inzwischen gestiegene Eisenbahnverkehr nur 450,000 tonnenkilometrische Leistung aufwies.[2]) Daß diese Zahlen sehr großes Aufsehen erregt haben, ist begreiflich; um so mehr, da der Erfolg der Wasserstraßen sich ebenfalls offenbart, wenn wir untersuchen, wie groß denn die Gesammttransportleistung ist, die auf den Wasserstraßen und den Eisenbahnen zwischen 1875 und 1885 vollzogen wurde, ferner wie groß das Netz der Wasserstraßen und Eisen-

[1]) Vergl. Sympher, Der Verkehr auf den deutschen Wasserstraßen in den Jahren 1875 und 1885 in der „Zeitschrift für Bauwesen", Berlin 1891, S. 46 ff.

[2]) Die kilometrische Leistung der deutschen Bahnen ist seit 1885 erheblich gestiegen. 1893/94 wurden per Kilometer 565,000 Tonnenkilometer auf den vollspurigen Eisenbahnen geleistet. Für den Wasserstraßenverkehr ist eine entsprechende Berechnung unmöglich für die Zeit seit 1885.

bahnen jeweilig gewesen ist. Sympher nimmt an, daß das Netz der deutschen Wasserstraßen von 1875 und 1885 unverändert 10,000 Kilometer betrug.[1]) Die Wasserstraßenlänge blieb 1875 bis 1885 unverändert, während die Eisenbahnen eine Vergrößerung des Netzes erfuhren von 26,500 auf 37,000 Kilometer. Trotzdem ist an dem Gesammtverkehr, der von 13,800 Millionen auf 21,400 Millionen Netto-Tonnenkilometer zu Wasser und zu Lande insgesammt stieg, 1885 den Wasserstraßen gegenüber 1875 ein größerer Bruchtheil, 23 Proc. statt früher 21 Proc. zugefallen. Es ist das auffällig, insbesondere wenn wir die Ziffern vergleichen mit denen Frankreichs. Es ist 1885 der kilometrische Verkehr auf den deutschen Wasserstraßen mehr als doppelt so groß, wie auf den französischen gewesen, und die Menge der insgesammt geleisteten Tonnenkilometer ist auf dem damals — im Vergleich mit dem deutschen — größeren französischen Wasserstraßennetz in absoluten Zahlen nur halb so groß als die deutsche Leistung.[2])

So bedeutsam die erwähnten Ziffern sind, so darf man sie doch nicht ohne Skepsis verwerthen. Zunächst ist in der angeführten Statistik nur ein Theil der Eisenbahnleistung mit der Hauptleistung der Wasserstraßen verglichen. Der Personenverkehr, der bei den Eisenbahnen eine große, bei den Wasserstraßen eine geringe Rolle spielt, ist unbeachtet geblieben. Aber auch für den Frachtverkehr dürfen wir die Bedeutung der angeführten Statistik, so groß sie immerhin sein mag, nicht überschätzen. Wenn per Kilometer die Frachtleistung in Deutschland auf den Wasserstraßen 1885 größer war wie auf den Eisenbahnen, so dürfen wir uns das nicht so vorstellen, als ob auf diesen Wasserstraßen etwa mehr Güterlasten befördert worden seien. Das ist nicht der Fall. Die Menge der beförderten Lasten ist thatsächlich sehr viel kleiner auf den Wasserstraßen, wie auf den Eisenbahnen.[3]) Die Erklärung der Ziffern liegt in etwas anderem. Wenn einmal ein Gut verladen ist auf deutschen Wasserstraßen, dann legt es, ohne umgeladen zu werden, eine recht stattliche Entfernung durchschnittlich zurück, die absolute Gewichtsmenge der zu Wasser transportirten Güter ist dagegen nicht so groß. Ulrich[4]) reproducirt eine Berechnung Symphers, wonach 1885 die Eisenbahnen die einmal verladenen Güter durchschnittlich nur 166 Kilometer, die Binnenwasserstraßen aber den einmal gefaßten Transport durchschnittlich 350 Kilometer weit ohne Umladung befördert haben. Das ist die Erklärung, und das beruhigt uns auch einigermaßen, wenn

[1]) Wenn die Länge der deutschen Wasserstraßen 1835 dieselbe wie 1875 war, so war die Qualität gewaltig verbessert. Für 1894 berechnet Major Kurs die Länge der schiffbaren Canäle und Flüsse Deutschlands auf 12,223.02 Kilometer. Einschließlich der schiffbaren Binnenseestrecken und Haff-, Außenfahrwasser- oder Außentiefstrecken zählt Major Kurs 14,939.37 Kilometer schiffbare Binnenwasserstraßen 1894 in Deutschland. Vergl. S. X der von Major Kurs herausgegebenen Tabellarischen Nachrichten über die flößbaren und die schiffbaren Wasserstraßen des Deutschen Reiches. 1894. Berlin.

[2]) Nach dem „Annuaire statistique de la France“ von 1891, S. 500, betrug 1885 die Länge der französischen Binnenwasserstraßen 12,380 Kilometer, wovon 7720 auf Flüsse, 4660 auf Canäle entfielen. Die Gesammtleistung an Tonnenkilometern auf den französichen Wasserstraßen betrug 1885: 2.453 Millionen Tonnenkilometer gegen 4.800 Millionen Tonnenkilometer in Deutschland; der kilometrische Güterverkehr belief sich in Frankreich 1885 auf 198,000, in Deutschland auf 480,000 tkm. Bemerkenswerth ist in Frankreich der Antheil der Canäle. Von den 1885 geleisteten Tonnenkilometern entfielen 1.123 Millionen auf die Flüsse, 1.330 Millionen auf die Canäle; der kilometrische Verkehr betrug 1885 auf den Flüssen 145,000, gegen 288,000 tkm auf den Canälen.

[3]) Nach Sympher, a. a. O. S. 50, stellten die 1885 auf den Eisenbahnen angekommenen Güter eine Last von 100 Millionen, die auf den Wasserstraßen angekommenen von 11 Millionen Tonnen dar. Die Last der abgegangenen Güter betrug gleichzeitig auf den Eisenbahnen 100, auf den Wasserstraßen $14\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen.

[4]) Vergl. Ulrich, a. a. O. S. 63.

wir die Eisenbahnfachleute jammern hören: falls das so weiter geht, wird nichts mehr auf der Eisenbahn gefahren. Die große Menge der Güter wird stets auf den Eisenbahnen gefahren, aber die Transporte, welche die ganze Länge eines Transportweges ausnützen, finden bei einer Anzahl von Gütern besonders häufig statt auf Wasserstraßen. Das ist eine wichtige Einschränkung, die wir gegenüber dem ersten Eindruck der Ziffern des kilometrischen Verkehrs machen müssen. Aber noch eine andere Einschränkung ist nothwendig. Die deutschen Wasserstraßen, auf denen erhebliche Transporte stattfinden, sind bisher ganz überwiegend nicht die Canäle, sondern die natürlichen Wasserstraßen, die allerdings durch Menschenhand verbessert worden sind. Von dem ganzen deutschen Verkehr an Tonnenkilometern entfällt fast $^{2}/_{3}$ auf die Stromgebiete von Rhein und Elbe und fast $^{3}/_{4}$ auf die sieben großen Ströme.[1])

Es bleibt zum Schlusse noch die Frage: Ist denn auf allen deutschen Wasserstraßen in letzter Zeit eine Zunahme zu constatiren? Diese Frage läßt sich nothdürftig mit Zuhülfenahme der Reichsstatistik für die Periode 1872 bis 1893 beantworten.[2]) Allerdings ist in dieser amtlichen Statistik nicht wie in Frankreich die Leistung in Tonnenkilometern, sondern nur das bewegte Gewicht, und auch letzteres nur für bestimmte Durchgangsplätze angegeben. Immerhin läßt sich das Eine entnehmen, daß die Entwicklung in Deutschland nicht überall fortschreitend ist, sondern nur da, wo gewisse Voraussetzungen erfüllt sind. Eine große Zunahme zeigt der Verkehr auf dem Rhein und der Elbe sammt Zuflüssen, ferner auf der Oder, im ganzen auch auf der Spree; ganz neuerdings auch auf der corrigirten Weser. Dagegen zeigen andere Wasserstraßen einen Rückgang, so besonders Wasserstraßen des preußischen Ostens. Einen Stillstand zeigt die Verkehrsentwicklung auf zahlreichen kleinen Flüssen und ebenso auch auf denjenigen Canälen, die nicht mehr den heutigen Zeitanforderungen entsprechen. Schon seit den siebziger Jahren zeigt sich ein Rückgang des Verkehrs auf dem Donau-Main-Canal.[3]) Demnach ist nicht etwa die Entwicklung in ganz Deutschland gleichartig, sondern in erster Linie auf solchen Wasserstraßen, auf denen große Schiffe mit Dampftraction fahren können, ist die Zunahme des Verkehrs zu bemerken. Bei Beurtheilung dieser Erfahrungen ist in Deutschland noch ein Umstand zu berücksichtigen, der von den Eisenbahnleuten neuerdings besonders lebhaft betont wird. Es ist nämlich zu beachten, daß die natürlichen Wasserstraßen, auf denen eine große Zunahme des Verkehrs stattgefunden hat, kostenfrei von den Schiffern benutzt werden, während bei der Benutzung der Canäle meist Gebühren zu zahlen sind. Es ist auch seitens der eifrigen Verfechter der Binnenwasserstraßen anerkannt, daß wir in Zukunft auf den Canälen Gebühren erheben müssen, die dazu beitragen, die Kosten der Verzinsung des Capitals, wenigstens die Betriebskosten einigermaßen zu decken. Aus diesem Grund ist es fehlerhaft, aus der heutigen günstigen Entwicklung des deutschen Wasserstraßenverkehrs allgemeine enthusiastische Folgerungen für die Zukunft der Canäle zu abstrahiren. Diese Erwägungen werden insbesondere praktisch bedeutsam in der jüngsten Gegenwart, wo sich bei der Zunahme des deutschen Binnenstraßenverkehrs zwei große Interessen bedroht fühlen und zu regen beginnen. Das eine hier in Betracht kommende In-

[1]) Vergl. Ulrich, a. a. O. S. 63.

[2]) Vergl. Vierteljahreshefte zur Statistik des deutschen Reiches. Berlin 1895, I. S. 108 ff., ferner den recht brauchbaren englischen Report upon the inland waterways of Germany (with plans). London 1894.

[3]) Vergl. hierüber die eingehenden Nachweisungen bei G. Schanz, Der Donau-Main-Canal und seine Schicksale. 1894. Bamberg. S. 67 ff.

teresse vertreten die Landwirthe, mit denen wir uns später beschäftigen. Das andere dem Wasserverkehr mit Bedenken gegenüberstehende Interesse stellen die Eisenbahnverwaltungen dar. Die Vertreter der letzteren erklären: wir sind verpflichtet, zum Staatshaushalte beizutragen, wir erachten die Eisenbahnrente für gefährdet bei weiterer Entwicklung des Wasserverkehrs. In dieser Hinsicht hat sich am deutlichsten ein hervorragender preußischer Eisenbahnfachmann ausgesprochen und behauptet: die Eisenbahnen sind das Aschenbrödel, sie müssen arbeiten für die Familie und verdienen, und die Wasserstraßen sind die bevorzugten Geschwister, welche bereitwillig Alles geschenkt bekommen.[1]) Es liegt demgegenüber allerdings die Frage nahe, ob es bewiesen sei, daß bei der Weiterentwicklung der Wasserstraßen die Eisenbahnrente nothwendig geschädigt wird. Diese Frage ist eine der allerschwierigsten der Nationalökonomie. Eine wissenschaftlich völlig befriedigende Beantwortung hat man bisher nicht auffinden können. Die Schwierigkeit besteht vor allem darin, daß man überaus schwer feststellen kann, mit welchen Eisenbahnlinien eine Wasserstraße eigentlich concurrirt. Die Concurrenz ist viel weiter reichend, als wir gemeiniglich annehmen. Dafür ist 1891 eines der wunderbarsten Beispiele erbracht worden. Es wurde da festgestellt, daß eine beträchtliche Menge von Soda aus der württembergischen Stadt Heilbronn zu senden war nach Tetschen in Böhmen.[2]) Nun liegt gewiß nichts näher, als daß man für diesen Weg die Eisenbahn wählt. Die Soda wurde aber nicht auf diesem Wege verfrachtet, sondern zunächst auf dem Neckar stromabwärts befördert, dann umgeladen auf Rheinschiffe, in Rotterdam wieder umgeladen und nach Hamburg gebracht und nach abermaliger Umladung die Elbe hinaufgefahren bis nach Tetschen. Bei alledem kam die Fracht billiger als auf der Eisenbahn. Wo erwächst überall den Eisenbahnen Concurrenz, wenn unter Umständen solche Umwege gemacht werden, um den Transport wohlfeil leisten zu können!

In Anbetracht dessen erscheint es mir sehr gewagt, principielle Folgerungen aus den Beispielen, die bekannt sind, ziehen zu wollen. Auch dasjenige Beispiel ist nicht völlig beweiskräftig, welches man mit Vorliebe wählt, nämlich die Entwicklung des Verkehrs zwischen Frankfurt a. M. und Mainz zu Wasser und zu Lande. Es ist allerdings soviel feststehend: der Verkehr zwischen Frankfurt und Mainz hat seit der Schiffbarmachung des Mains für Rheindampfer sowohl auf der Eisenbahn wie auf dem Canal einen ganz beträchtlichen Aufschwung genommen. Die Gesammtmenge der Güter ist seit 1887, der Zeit, wo die Maincanalisation durchgeführt war, gestiegen bis auf die Gegenwart. Die Menge der zu Wasser und zu Lande verfrachteten Lasten hat sich von 1886 bis 1892 im ganzen verdoppelt. Die Zunahme beträgt — wenn wir bloß fragen, wie viel Tonnen befördert worden sind — sogar mehr beim Eisenbahn- wie beim Canalverkehr. Der Eisenbahnverkehr betrug 1886: 932,090, 1892: 1,502,483 Tonnen, ist also gestiegen um 570,000 Tonnen. Der Wasserverkehr betrug 1886: 155,956, 1892: 709,117 Tonnen, ist also bloß um rund 550,000 Tonnen gestiegen. Das steht fest. Was nun aber bei dieser Statistik nothwendig noch bekannt sein müßte, ist die Angabe, wie weit die Güter auf der Bahn und zu Wasser gefahren worden sind. Wir kennen aber leider nicht die geleisteten Tonnenkilometer, sondern nur die Menge der beförderten Lasten. Wir wissen nur soviel, daß, nachdem eine leistungsfähige Wasserstraße eröffnet wurde, die Gesammtmenge der beförderten Güter zugenommen hat, und zwar sowohl auf den Eisenbahnen als auf den Wasserstraßen. Dagegen ist die Frage, wie weit sich der vermehrte Eisenbahnverkehr als gewinnbringend oder nicht herausgestellt hat, nicht zu beantworten.

[1]) Vergl. Ulrich, Staffeltarife und Wasserstraßen, Berlin 1894, S. 114, 115.

[2]) Ulrich, l. c., S. 86, 87, entnimmt diese Mittheilung einem Referate von Dr. Landgraf.

Federico Soler †.

In dem zu Barcelona kürzlich verstorbenen Dichter Federico Soler beweint Catalonien den glänzendsten Vertreter seiner poetischen, beziehungsweise dramatischen „Renaissance“. Aus dem Saulus mußte allerdings vorher ein Paulus, aus dem Verächter der „Blumenspiele“ (juegos florales) als einer reactionären, archaistischen Spielerei ein begeisterter Bahnbrecher einer neuen Zukunft der catalanischen Dichtung werden. Während seine früheren Gesinnungsgenossen mit scharfen Kritiken der gelehrten Restauration des Altcatalanischen zusetzten, fing Soler an, im „Odeon“ Parodien der Werke der „trovadores“ aufführen zu lassen.

Im Jahre 1839 in der Hauptstadt Cataloniens geboren und anfänglich das ehrsame Gewerbe eines Uhrmachers ausübend, errang er seinen ersten literarischen Erfolg durch seine „Revista del Profeta“, eine Satire auf die Oper, den „Propheten“. Er empfand aber bald so geringe Freude über den Beifall, der seinen witzigen Parodien gezollt wurde, daß er sich unter dem Pseudonym „Serafi Pitarra“ versteckte. Berühmt wurde er durch die zweiactige, von Sariols in Musik gesetzte, am 24. Februar 1864 mit außerordentlichem Erfolg aufgeführte Parodie auf die „Campana de la Almudaina“, die er „La Exquella de la Torratxa“ oder „Gatada“ betitelte. Nach dem Erfolge noch anderer Gatadas gründete er im „Odeon“ die dramatische Gesellschaft „La Gata“, die ihre Thätigkeit mit der Aufführung der zweiactigen Parodie des romantischen Werkes García Gutierrez' „Lo Cantador“ inaugurirte. Die Anfechtungen, die er von Seiten der literarischen Kritik zu erfahren hatte, spornten ihn an, in seinem „Castell dels Tres Dragons“ das ganze Mittelalter und seine Sitten blutig zu verhöhnen und dem literarischen Catalanismus eines Rubió und Bofarull die ganze Urkraft volksthümlichen Geistes entgegenzustellen.

Nachdem aber sein Landsmann Eduardo Vidal mit einem Drama von ernstem literarischen Werthe, „Tal farás tal trobarás“ im Teatro Principal zu Barcelona Eingang und außerordentlichen Beifall gefunden hatte und seine Sittenkomödie „Tants caps tants barrets“ im Teatro Romea auch von den literarisch Gebildeten mit großem Beifall aufgenommen worden war, löste Federico Soler seine „Gata“ auf und ersetzte dieselbe durch das „Teatro catalá“, das am 6. April 1866 mit dem Sittendrama „Las joyas del Roser“ eröffnet wurde.

Dieses Drama und seine Aufführung bezeichnete einen Markstein in der Entwicklungsgeschichte der catalanischen Literatur. Das Land besaß nun ein eigenes Theater, mit eigenen Schauspielern, die sich gegenüber den castilischen zeigen konnten. Und dieser Fortschritt kündigte sich auch äußerlich dadurch an, daß das Teatro catalá in das Teatro Romea übersiedelte, wo es sich noch heute befindet. Vidal und Soler fanden hier in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eine Reihe von glücklichen Nachfolgern, wie Dámaso Calvet, Francisco Camprodon, Conrado Roure, Francisco Pelay Briz.

Bereits als Lieblingsdichter seiner Landsleute anerkannt, mehrte Federico Soler seinen Ruhm noch durch einen Band Poesias catalanas, von denen namentlich die „Darrera cançó“ (das letzte Lied) uns zeigt, „wie der Dichter der Satiren sich in einen melancholischen Barden verwandelt hat, der seine goldene Harfe von den süßesten, seine Seelenstimmung treu wiedergebenden Tönen erklingen läßt.“ Auch

noch in späteren Werken, der erzählenden und dramatischen Gattung, bewährte sich Soler als Hauptvertreter der neu erwachten catalanischen Poesie. Und er ist, wenn man Victor Balaguer den in Spanien beliebtesten catalanischen Dichter nennen darf, der in Catalonien beliebteste catalanische Dichter gewesen, der Vertreter des modernen volksthümlichen Elements und im Denken, im Stil und in der ganzen Richtung ein Dichter nach dem Herzen seines Volks.

W. L.

Mittheilungen und Nachrichten.

dp. Zur Geschichte der Romfahrt Kaiser Heinrichs VII., des Luxemburgers, ist kürzlich im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde (6. Band) ein bisher unbekannter Beitrag veröffentlicht worden. Ein in der Metzer Stadtbibliothek befindlicher Codex, Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, enthält eine Abschrift eines aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts stammenden französischen Gedichtes über die Thaten des Kaisers Heinrich VII. in Italien. Es ist ein besonderes Verdienst der genannten Gesellschaft in Metz, daß Eingewanderte und Einheimische zu einträchtiger Mitarbeit auf dem neutralen Gebiete der örtlichen Geschichtsforschung vereinigt werden. In diesem Falle hat sich sogar ein bekannter französischer Forscher, F. Bonardot aus Paris, mit dem deutschen Archivdirector Dr. Wolfram von Metz verbunden, um dieses in geschichtlicher, wie in sprachlicher Beziehung merkwürdige Schriftstück herauszugeben. Wolfram hat den Urtext mit kritischer Einleitung und Vergleichung mit anderen Quellen übernommen, Bonardot dagegen die sprachliche Kritik des Textes, Varianten nach anderen Mustern aus jener Zeit, grammatikalische und morphologische Bemerkungen und ein Glossarium. Wolfram weist überzeugend nach, daß das Gedicht, wenngleich nicht von einem Augenzeugen, so doch auf Grund authentischer Berichte von Zeitgenossen bald nach dem Tode des Kaisers verfaßt worden ist. In der That sind aus den Angaben der deutschen, wie der italienischen Berichterstatter aus jener Zeit Bestätigungen der poetischen Erzählung zahlreich nachzuweisen, während gewisse Ungenauigkeiten auf eine Wiedergabe aus zweiter Hand hindeuten. Dr. Wolfram vermuthet, daß der Verfasser des Gedichtes der Schatzmeister des Domes in Metz, der Vertraute des Kaisers, Simon de Marville ist, wofür allerdings sichere Beweise nicht erbracht werden können; ohne Zweifel aber war der Verfasser mit den Verhältnissen in Metz und in der Grafschaft Bar besonders vertraut und ein Anhänger des Hauses Luxemburg und seiner Verwandten in Flandern, den Ereignissen in Italien hat er wenigstens theilweise angewohnt, unter allen Umständen war er durch Augenzeugen gut berichtet. Die Sprache selbst, welche manche Besonderheiten der alten französischen Schriftsprache des Mosellandes aufweist, ist mit der Annahme eines solchen Ursprunges nicht im Widerspruche; diese Annahme wird noch unterstützt durch die unverkennbare Vorliebe des Verfassers für die Leute aus dem Mosellande. Der Titel, welchen die Herausgeber gewählt haben: „Les voeux de l'Eperoies" entspricht nicht der vom Verfasser gewählten Ueberschrift; durch diesen Titel wird aber das Gedicht eingereiht in die Kategorie der höfischen Rittergedichte, welche die Tafelrunde des Königs Arthus und die Sage vom indischen Könige Porus, dem Gegner Alexanders, als Vorbild genommen und zeitgemäß ausgebildet haben. Die „Voeux du Paon", Reime und Wünsche einer Tafelrunde, gehören gerade jener Zeit an und stammen aus den wallonischen Gebieten, wie aus dem wälschen Mosellande; mehrere der noch vorhandenen Handschriften waren nachweislich im Besitze von Patriziern aus Metz, der Herren von Esch, von Gournaz und von Chaverson. Der Pfau galt als: „la viande à Preas", als Herrenbissen, und ganz besonders in Lothringen „un moult joieus pays", wie es in anderen Gedichten dieser Art heißt. In späterer Zeit hat man beim Gastmahle Leberreime gemacht, damals machte man Reime zu Ehren von Vögeln und nicht nur zu Ehren des Pfauen, sondern auch des Fasanen, des Papagays, des Sperbers, des Falken. Die gereimten Sprüche der Kaiserlichen Tafelrunde zu Mailand bilden denn auch den Hauptinhalt des Gedichtes. Vorausgeschickt sind kurze Mittheilungen über die Anwesenheit des Kaisers in Metz, wo Stadt und Bischof (Rainald v. Bar) im Streite lagen, über die Krönung in Aachen (1309), den Umzug des Deutschen Königs im Reiche, die Erwerbung der Böhmischen Königskrone und den Aufbruch nach Italien, den Uebergang über den Mont-Cenis und den Einzug in Mailand (1311), wo die weltlichen und die geistlichen Großen im Gefolge des Kaisers in Wechselrede sich ergötzen. Darauf folgt die Schilderung der Belagerung von Brescia und der Fahrt über Genua nach Rom, die dortigen Straßenkämpfe, die Krönung und das Ende des Königs. Der Verfasser theilt die, wie es scheint, damals besonders von Graf Heinrich von Flandern vertretene Ueberzeugung, daß der Kaiser von Mönchen des Ordens der Dominicaner durch eine Hostie vergiftet worden ist. Der Vorgang wird ausführlich geschildert. Schon im Eingange wird erzählt, daß Heinrich, als er noch vor der Wahl in Luxemburg sich aufhielt, geträumt habe, wie er in Rom als gewähltes Oberhaupt des Reichs beim Kaisermahle sitze, und wie ihm ein Lieblingshund, am Rücken schwarz, am Bauche weiß, das Herz aus dem Leibe gerissen. Diese Anspielung auf die Tracht der Dominicaner — weißer Talar und schwarzes Skapulier — ist deutlich genug; man nannte sie ja Domini Canes. Von besonderem Interesse ist der Spruch, welchen der Verfasser dem Herzog Rudolf von Bayern beim Kaisermahl in Mailand in den Mund legt. Herzog Rudolf war zwar nicht schon in Mailand, sondern erst später in Genua mit dem Kaiser zusammengetroffen; die Stimmung am Hofe dürfte aber richtig gekennzeichnet sein durch die Aufforderung des Bischofs Theobald von Lüttich, Bruders des Grafen Heinrich von Bar und des Bischofs Reinald von Metz, an Leopold von Oesterreich: „Et vous sire Lupol, pour l'amour Dieu vous prie, Ostez de votre cuer toute mirancolie"; der Habsburger hatte zwar Heerfolge geleistet, aber den Schmerz über den Sturz seines Hauses noch nicht verwunden, versprach aber unverbrüchliche Treue bis zum Tode. Vorsichtiger sprach sich Herzog Rudolf, „le bon duc de Bavier" aus, den Bischof Theobald von Lüttich aufgerufen: „Et vous, sire, qui estez de l'Allemaigne gent" ... er werde den Kaiser nach Rom geleiten und bis zur Krönung nicht verlassen; sollte aber der König sterben und er, der Herzog, ihn überleben:

„Après lui serais roy d'Allemagne la grant
En Ais la chapelle, ou je, ou my parent
Ou je i prendrai mort et detruirai ma gent."

Die Ereignisse, welche später folgten, haben diesen Vorsatz des Hauses Bayern bestätigt. Des Herzogs Rudolf Bruder, Ludwig von Bayern, ist 1314 zum König gewählt worden, Rom aber hat er stets zum Feinde gehabt.

J. Sz. „Emaux et Camées" von Théophile Gautier. Bd. 2 der Collection polychrome von Charpentier und Fasquelle, Paris 1895. Keine Gedichtsammlung eignet sich vielleicht besser für den Illustrator als die farbentrunkenen „Emaux et Camées" des für Formencultus schwärmenden Théophile Gautier, des Ahnen der Parnassiens und ihres ganzen Anhangs. Die Aquarelle, welche Henri Cazuchet zu jedem Gedicht gibt, sind ganz neuartig, vom japanischen Stil in Umrissen, Gruppirung und Farbengebung stark beeinflußt. Dies paßt zu den Gautier'schen Versen überraschend schön; man schlage z. B. die „Symphonie en blanc majeur" auf oder „La bonne soirée", oder „L'art" oder auch die hieratischen Abbildungen zu „La Fellah". Vorzüglich ist Alles gelungen; nur scheint das Aquarell zu „Carmen" in allzu grellen Tönen zusammenzufließen. Der Preis dieses Buches von 192 Seiten mit über 100 Original-Aquarellen ist unbegreiflich billig: $3^1/_2$ Franken, wie ein Band Zola oder Ohnet in Stereotypdruck. Dabei ist die Ausführung des Farbendrucks so sorgfältig und sauber, als wäre der Preis mindestens der vierfache. Eine ähnliche Leistung hat der deutsche Buchhandel nicht aufzuweisen.

* Ueber die Entdeckung von Ueberresten der Eingeborenen auf Jamaica macht J. E. Duerden vom dortigen Museum in der „Nature" folgende Mittheilungen: Zur Zeit der Entdeckung der Insel durch Columbus (1494) wurde deren Einwohnerzahl auf etwa 600,000 geschätzt; die Eingeborenen gehörten der Race der Arawaks an, einem Volke von einfachen Sitten und friedlicher Gemüthsart. Die barbarische Behandlung dieser Indianer durch die spanischen Eroberer ließ ihre Zahl so rasch abnehmen, daß zur Zeit des Ueberganges der Insel in englischen Besitz (1655) anscheinend kein einziger der ursprünglichen Eingeborenen mehr am Leben war. Sie haben auch sehr wenig Spuren von ihrem einstigen Vorhandensein zurückgelassen. Ein paar Stücke Töpferwaare mit sehr einfachen Verzierungen nebst einigen Feuersteingeräthen und Perlen sind thatsächlich Alles, was übrig geblieben ist, um von ihren Künsten und Handfertigkeiten Zeugniß zu geben. Ein Theil des Landes im Innern ist aus miocänem Kalk-

stein gebildet, und hier findet man viele Höhlen; die meisten von ihnen haben indessen wenig Bemerkenswerthes ergeben. In einer Höhle bei Pedro Bluff wurden die einzigen bisher bekannten Schädel gefunden. In den letzten Wochen ist nun eine Höhle entdeckt worden, welche die Gerippe von wenigstens 24 Personen vom Kindes- bis zum Greisenalter enthielt. Viele Schädel zeigten eine künstliche Verunstaltung, die man bereits bei denen von Pedro Bluff beobachtet hatte (Niederdrückung der Stirngegend), und stammen zweifellos von den Ureinwohnern. Ein etwas zerfallenes Kanoe aus „Cedernholz" (wohl von einem Juniperus stammend) von ungefähr 7 Fuß Länge und 1 1/2 Fuß Breite lag über vielen der Gerippe. Ein Stammstück vom Lebensbaum (Thuja occidentalis), das wahrscheinlich als „Mörser" gedient hatte, zeigte sich fast gar nicht angegriffen; die drei bis vier Jahrhunderte, die es in der Höhle lag, scheinen ohne Einwirkung an ihm vorübergegangen zu sein. Von Thierüberresten wurden gefunden Schädel und Knochen der Ferkelratte, Schalen von Muscheln, deren Weichtheile noch jetzt von den Eingeborenen gegessen werden, rc. Ferner wurden zwei kleine, fast vollständig irdene Gefäße, die den von den Arawaks gemachten gleichen, erbeutet.

* **Freiburg i. Br.** Hofrath Prof. Dr. Alois Riehl hat einen Ruf nach Kiel als Professor der Philosophie erhalten.

* **Wien**, 14. Juli. Akademie der Wissenschaften. — Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 3. Juli: Der Secretär legt vor: Ein von Archivar Dr. Karl Schrauf überreichtes Banntaiding: „Des dorfs Summerau alt herkomben und freihait. a. 1555", das der Weisthümer-Commission überwiesen wird. Sodann eine Abhandlung des Gymnasialprof. Franz Jäger in Klagenfurt: „Archiv der Stadt St. Andrae im Lavant-Thale in Kärnten"; dieselbe geht an die historische Commission. Ferner eine Abhandlung des Dr. Franz Kühnert, Privatdoc. an der Univ. Wien: „Ueber den Rhythmus im Chinesischen". Der Verfasser hat, wie er bemerkt, den Rhythmus, als einen der wichtigsten Punkte bei der chinesischen Sprache und daher auch der Grammatik, während seines Aufenthalts in China mit zu einem Hauptpunkt seiner Studien gemacht. Er unterscheidet drei Haupterscheinungsformen des Rhythmus im Chinesischen: den freieren Rhythmus in der Prosa, der durch die logischen Accente bedingt ist; den strengen Rhythmus in der Prosa, welcher durch die Satzconstruction erzeugt wird; endlich den Rhythmus in den metrischen Gebilden der chinesischen Poesie. Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Das w. M. Hofrath Th. v. Sickel legt eine Abhandlung für die Sitzungsberichte vor, betitelt: „Römische Berichte I." Der Verfasser, welcher in diesen Berichten auf bisher minder bekannte Partien des päpstlichen Geheimarchivs aufmerksam machen will, gibt im ersten Aufschlüsse über die Abtheilung der Concilacten, welche allmählich zu 151 Bänden angewachsen, fast nur Acten des Tridentinum und unter diesen vornehmlich Acten zur Geschichte der letzten Periode (1561 bis 1563) enthält. In einem zweiten Berichte sollen diejenigen Bände der conciliaren Correspondenz genau beschrieben werden, welche um ihres Inhalts und ihrer Beglaubigung willen in erster Linie zu berücksichtigen sein werden. — Das w. M. Hofrath A. Mussafia überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Sull' antica metrica portughese." — Dr. Franz Hillebrand, a. o. Prof. a. d. Univ. Wien, überreicht eine Abhandlung: „Zur Lehre von der Hypothesenbildung", welche an die regulae philosophandi in Newtons Principien anknüpft; er ersucht um Aufnahme in die Sitzungsberichte.

* **Wien.** In der Orientalischen Akademie fand, wie die „Presse" meldet, die Enthüllung des vom Ministerium des Aeußern gewidmeten Portraits des ehemaligen Directors der Anstalt, Frhrn. v. Schlechta, statt. Die Gedächtnißrede hielt Baron Zwiedinek. Er entwarf eine biographische Skizze des Verblichenen, welcher Zögling und später Director der Orientalischen Akademie war, und wies darauf hin, daß sich bei Schlechta bereits in jungen Jahren eine ungewöhnliche Begabung für das Studium der morgenländischen Sprachen entwickelt habe. Noch als Zögling veröffentlichte Schlechta Dschami's Frühlingsgarten in griechischem Texte und deutscher Uebersetzung; später veröffentlichte er ein Völkerrecht in türkischer Sprache. Im Jahre 1848 wurde Baron Schlechta zum Dolmetsch-Attaché bei der Internuntiatur in Konstantinopel ernannt und verblieb dort bis zum Jahre 1861, nachdem er bis zu dem Posten eines ersten Dolmetsches gelangt war. Schlechta's Thätigkeit war ebenso wohl den praktischen Anforderungen seines Berufes als auch der Erforschung orientalischer Dichtung und Geschichte gewidmet. Baron Zwiedinek hob ferner die hervorragenden Verdienste hervor, welche sich Schlechta als Director der Orientalischen Akademie erworben, und schloß mit dem Wunsche, das Bild möge sein Andenken in den Räumen der Akademie stets lebendig erhalten und den Zöglingen der Anstalt zur Ermunterung dienen.

-s. **Budapest.** Der bisherige Privatdocent an der hiesigen Universität Dr. Wilhelm Goldzieher wurde zum a. o. Professor für Augenheilkunde an der genannten Hochschule ernannt. Dr. Goldzieher genießt als Gelehrter und praktischer Arzt einen Ruf, der weit über die Grenzen Ungarns verbreitet ist. Seine literarischen Arbeiten erfreuen sich schon lange der besten Aufnahme im Kreise seiner Fachgenossen. Er ist auch der Verfasser des ersten wissenschaftlichen „Handbuches für Augenheilkunde" in ungarischer Sprache.

J. S. **Rom**, 15. Juli. Durch das jähe Hinscheiden des Gräcisten Joseph Müller am 13. d. M. hat der Lehrkörper der Turiner Universität, dem der Verstorbene seit 1867 angehörte, einen herben Verlust erlitten. Während uns über den Erfolg seiner Thätigkeit an den Universitäten Pavia und Padua nichts Näheres bekannt ist, dürfen wir auf Grund wiederholter Versicherungen von Seiten zuständiger Persönlichkeiten behaupten, daß es neben anderen ihm an Alter nachstehenden Gelehrten in erster Linie ihm zuzuschreiben ist, wenn der Betrieb des Griechischen in Oberitalien einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Im vorigen Herbste traf ihn das Mißgeschick, daß ihm die Unterrichtsverwaltung den Lehrauftrag für Deutsch, der ihm seit einem Menschenalter eine wünschenswerthe Nebeneinnahme eintrug, nicht mehr erneuerte. Der übel angebrachte Spareifer seiner Vorgesetzten hat ihm, der eine schwerkranke Frau und zwei Kinder hinterläßt, den Lebensabend verbittert.

Geboren war Joseph Müller am 2. Mai 1825 zu Brünn, seine Universitätsstudien absolvirte er zu Wien, wo später verschiedene seiner Arbeiten, z. B. Acta et diplomata graeca medii aevi collecta (1860/70, 4 Bde.) erschienen sind. Nachdem er eine zeitlang in Wien selbst an der Bibliothek beschäftigt gewesen, kam er 1852 an das Obergymnasium nach Mailand, drei Jahre später nach Pavia. An der Leitung der seit 1872 erscheinenden „Rivista di Filologia e d'Istruzione classica" war er in hervorragender Weise betheiligt. Auch hatte er eine zeitlang die Oberleitung der von Löscher in Turin unternommenen Sammlung lateinischer und griechischer Classiker mit italienischen Anmerkungen. Für den genannten Verleger übersetzte er allein oder mit Anderen zusammen eine größere Anzahl bedeutender Werke aus dem Deutschen ins Italienische, z. B. die Griechische Geschichte von E. Curtius. Seine Uebertragung der Griechischen Grammatik von G. Curtius hat die 15. Auflage erlebt. Sonst hat er durch Bearbeitungen u. dergl. viel für den Schulunterricht im Griechischen gethan, auch ein griechisch-italienisches Wörterbuch geliefert. Der fleißige Mann hat auch eine „Raccolta di documenti inediti di storia lombarda" (Mailand 1858, 2 Bde.) und „Documenti sulle relazioni delle città toscane coll' Oriente" (Florenz 1879) veröffentlicht. Der dritte Band seines „Corso pratico di lingua tedesca" ist eine ziemlich unbedeutende Anthologie, die zwei ersten Bände in 6. und 5. Auflage behaupten trefflich ihren Platz neben den unzähligen Sprachlehren und Methoden jüngerer Leute. Nach Rom kam er in den letzten Jahren nur dann, wenn er zur Mitarbeit in Commissionssitzungen berufen war.

1895. Nr. 197. München, Donnerstag, 18. Juli. Beilage-Nummer 163.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Andreas Althamer.[1])

Von Felix Stieve.

Der Erlanger Kirchenhistoriker Professor Kolde, welchem wir neben einer trefflichen Biographie Luthers eine Reihe höchst verdienstvoller Einzelforschungen auf dem Gebiete der deutschen Reformationsgeschichte verdanken, hat neuerdings seine Thätigkeit auch der Kirchengeschichte Bayerns zugewendet und um die Erforschung dieser, vor allem aber die urkundlich begründete Kenntniß der Entwicklung des Protestantismus in den jetzt unter wittelsbachischer Herrschaft vereinigten Gebieten zu fördern, eine Zeitschrift ins Leben gerufen, deren Mitarbeiter nicht nur Fachgenossen im weitesten Sinne, sondern auch Pfarrer, Lehrer und Freunde der Kirchengeschichte werden sollen, damit der vielfach verstreut und verborgen liegende Stoff gesammelt und der Wissenschaft zugänglich gemacht werde. Diese „Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte" sollen jährlich sechs Hefte von je drei Bogen füllen und durch den Preis von vier Mark Jedermann erschwinglich sein. Bereits liegen drei solcher Hefte vor. Dieselben enthalten Aufsätze, Actenstücke, eine kurz gefaßte Bücherschau und den Anfang eines höchst erwünschten, vom Reichsarchivassessor O. Rieder zu München gefertigten Verzeichnisses, welches alle auf die bayerische Kirchengeschichte bezüglichen Veröffentlichungen in den Zeitschriften der historischen Vereine Bayerns aufzählen soll.

Die werthvollste unter den angedeuteten Gaben bildet der Aufsatz Kolde's über Althamer, welcher in dem unten bezeichneten Büchlein nun auch gesondert erschienen ist und eine wesentliche Bereicherung erfahren hat, indem neben einigen wichtigen Actenstücken und einem sorgfältigen Verzeichnisse der von Althamer im Druck veröffentlichten Schriften auch der 1528 von ihm herausgegebene Katechismus mitgetheilt ist, welcher nicht nur wegen seiner schlichten und klaren Fassung, sondern namentlich auch deßhalb Beachtung verdient, weil er das erste, die ganze christliche Lehre behandelnde Büchlein ist, welches sich selbst als Katechismus bezeichnet. Im darstellenden Theile gibt Kolde einen eindringenden Bericht über das bisher nur in dürftigen Zügen bekannte Leben und Wirken Althamers, welcher nicht nur als Humanist und Reformator eine hervorragende Stellung einnimmt, sondern zugleich in seinem Entwicklungsgange als Typus einer großen Gruppe seiner Zeitgenossen erscheint.

Als Sohn armer schwäbischer Bauern vor 1500 geboren, wurde er durch einen geistlichen Oheim dem Studium zugeführt. Ohne Zweifel sollte auch er sich dem Dienste der Kirche widmen. Die das Schulleben beherrschende Strömung trieb ihn jedoch zu humanistischen Studien und in diesen wiederum zeichnete ihm der Einfluß der nationalen Bewegung, welche das gesammte deutsche Volk damals mächtig erregte, die Richtung seiner Bestrebungen vor. Die Urzeit Deutschlands zu erforschen, wurde das Ziel, welchem er sich mit Begeisterung widmete, und schon 1521 galt er seinen Freunden als erster Kenner der deutschen Alterthümer unter den Zeitgenossen. Indeß eben damals begann die von Luther entfesselte kirchliche Bewegung die Herzen der Deutschen mit Sturmesgewalt aufzurütteln und die religiösen Fragen in den Vordergrund zu drängen. Da wurde Althamer Priester und bald stand er in Schwäbisch-Gmünd an der Spitze einer zu Luther neigenden Bürgerpartei. Mit dieser suchte er dann unter der erregenden Einwirkung des Bauernaufstandes die Einführung der Reformation trotz Pfarrer und Rath durch aufrührerisches Gebahren zu erzwingen. Die Niederlage der Bauern zog jedoch auch die seine nach sich. Er mußte, um sein Leben zu retten, fliehen und begab sich nach Wittenberg. Dort aber vollzog sich in ihm der Umschwung, welcher dort kurz zuvor bei Luther selbst eingetreten war und diesen veranlaßte, seine Reformation aus einer Volksbewegung in ein Staatskirchenthum umzuwandeln.

Althamer wurde in Wittenberg aus einem stürmischen Vorkämpfer der Freiheit des Denkens und Gewissens ein conservativer Vertheidiger der Autorität. Unentwegt hielt er in der Folge zu Luthers Lehre und schirmte sie mit Eifer und Schärfe gegen alle „Sectirer", voran gegen Zwingli und die Schwärmer. Nur seine Jugendliebe, die Neigung für die Erforschung des deutschen Alterthums, rettete Althamer in den neuen Abschnitt seines Lebens hinüber und sie zeitigte dort als lange gepflegte, werthvolle Frucht seine Erläuterungen zur „Germania" des Tacitus. Seine geistliche Thätigkeit wurde nach vorübergehendem Wirken im Dienste Nürnbergs seit dem Frühjahr 1528, in dem er Pfarrer zu Ansbach wurde, für diese Stadt und das ganze, durch den Markgrafen Georg von Brandenburg regierte Fürstenthum in Anspruch genommen. Da stieß er indeß auf bedeutende und empfindliche Schwierigkeiten. Die Reformation war ja nicht als selbständige, rein kirchliche Erscheinung in Wirksamkeit getreten, sondern als Theil jener gewaltigen Bewegung, welche seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts unser Volk immer tiefer und breiter durchwogte, um eine grundholende Neugestaltung seines gesammten Lebens zu bewirken. Diese große Bewegung nun brach, weil sie den rechten Führer zu ihrem Gesammtziele nicht fand, vorzeitig in einzelnen Stößen verschiedener Richtung zum Kampfe gegen das Bestehende los und sie artete auf politisch-socialem Gebiete zu den wüsten und wirren Aufständen der Ritter und Bauern aus, welche eben deßhalb mit schweren Niederlagen und der tiefsten Herabdrückung der mittleren und unteren Volksschichten endeten. Hiedurch wurde die ganze Bewegung gebrochen und unsere Nation bis ins Innerste geknickt. Dies herbe Geschick aber machte sich dann auch in der Reformation geltend, zumal sie der Umwandlung zum Staatskirchenthum verfiel. Sie verlor die

[1]) Andreas Althamer, der Humanist und Reformator in Brandenburg-Ansbach, von Th. Kolde. Erlangen bei Fr. Junge. 1895. 8⁰. 138 Seiten.

hinreißende Kraft, welche ihr in ihren Anfängen eigen gewesen war, und mußte in den nicht schon vorher gewonnenen Gebieten durch langsame Zersetzung des Katholicismus ihre Herrschaft vorbereiten, deren wirkliche Aufrichtung indeß meist nur noch durch die obrigkeitlichen Gewalten erfolgen konnte.

Dies erfuhr auch Althamer. Trotz der Unterstützung, welche Markgraf Georg und einige hohe Beamte gewährten, und trotz der eifrigen Bemühungen Althamers und seiner Gesinnungsgenossen konnte der Katholicismns nicht vernichtet, ja nicht einmal das Lutherthum zu entschiedenem Uebergewicht gebracht werden, da Markgraf Georg ein gewaltsames Vorgehen scheute. Unter schweren Kämpfen und bitterem Kummer mußte Althamer für das Evangelium wirken, und als er um 1540 starb, war dessen Sieg im Ansbachischen noch durchaus nicht entschieden.

So verdient Althamers Leben nicht nur vom Standpunkte der bayerischen Kirchengeschichte aus Beachtung. Möge ihm solche durch Kolde's feinsinnige, gründliche und besonnene Arbeit gewonnen werden und diese zu weiteren Untersuchungen über die Entwicklung der Reformation in den hier hervorgehobenen Richtungen anregen!

Die Aufgabe der Binnenwasserstraßen im Zeitalter der Eisenbahnen.

Von Dr. **Walther Lotz.**

II.

Gerade da brauchbares statistisches Material für die wichtige Frage des Einflusses der Wasserstraßen auf die Eisenbahnrente mangelt, müßten nun die Eisenbahnleute und die Canalfreunde gleich vorsichtig sein im Aussprechen von allgemeinen Behauptungen. Letztere Regel dürfte wohl nicht ganz beachtet sein, wenn Ulrich es im Interesse der preußischen Bahnen als bedauernswerth hinstellt, daß die Eisenbahn herabgewürdigt werde zu einer Art Zubringerin des Verkehrs, während die Wasserstraßen den Fernverkehr an sich zögen. Dies Bedauern ist nicht recht verständlich, erstens weil doch auch die Eisenbahnen nicht Selbstzweck sind, und zweitens weil die thatsächlichen Unterlagen der Behauptung nicht bewiesen sind. Wenn wir uns bezüglich des Wasserstraßenverkehrs selbst die kühnsten Träume verwirklicht denken, so bleiben noch eine Menge Gebiete den Eisenbahnen übrig, auf denen keine Wasserstraße Concurrenz machen kann, einfach weil die Wasserstraßen nicht alle Plätze berühren. Es zeigt sich aber ferner, daß auch auf Wegen, wo überhaupt Wasser- und Eisenbahnverkehr concurriren, eine sachliche Scheidung eintritt zwischen den Gütern, die den Wasserweg, und denen, die die Eisenbahn bevorzugen. Allerdings ist die Scheidung der Producte, welche auf Bahnen und andrerseits auf Wasserstraßen vorzüglich bewegt werden, nicht derart, daß bloß schwere Güter auf den Wasserstraßen und kostbare auf den Eisenbahnen transportirt werden. Nicht bloß Kohlen, Holz, Steine, Cement, Kalk, Erz und Eisen, Getreide und Kartoffeln sind es, die zu Wasser verfrachtet werden. Es ist Thatsache, daß in Deutschland und Frankreich unter Umständen auch hochwerthige Güter, wie Soda, Zucker und Salz, zu Wasser befördert werden. Die Scheidung scheint sich vielmehr so zu vollziehen, daß die Wasserstraßen denjenigen Verkehr erobern, bei dem es vor allem auf die Billigkeit des Transportes ankommt, mögen die Güter nun leicht oder schwer sein. Die Eisenbahnen dagegen bewahren sich, je besser sie ihre Function erfüllen, umsomehr alle Transporte, bei denen es ankommt auf die größte Schleunigkeit und Sicherheit.[1]) Nun ist bei diesem Streit, der da ausgefochten wird,

[1]) Vergl. Ulrich, a. a. O., S. 77 ff. Verfasser verwerthet allerdings die Ziffern zu anderen Schlüssen, als es in obiger Darstellung geschieht.

geltend gemacht worden von Seite der Gegner des Wasserstraßenverkehrs: mit Mühe habe man bisher den Eisenbahnverkehr seit der Verstaatlichung in Deutschland nach schutzzöllnerischen Gesichtspunkten geleitet. Diese Politik des Schutzes der heimischen Landwirthschaft und Industrie werde durch die Entwicklung der Wasserstraßen durchkreuzt. Vor allem sei die Rheinstraße zu einem Invasionsweg ausländischen Getreides, zu einem Stützpunkt freihändlerischer Tendenzen geworden. Es begegnen sich in dieser Argumentation mit denen, welche die Eisenbahnrente als Selbstzweck ansehen, die Anhänger des energischen Zollschutzes der deutschen Landwirthschaft, und sie Alle blicken daher mit Besorgniß auf die Weiterentwicklung des Wasserverkehrs.

Es ist kein Zweifel, daß diese letzteren Interessen sehr einflußreich und beachtenswerth sind. Wenn wir hier zu entscheiden hätten bloß aus der Rücksicht, was das Wünschenswertheste wäre, dann wäre vom Standpunkte der Getreideproducenten wie auch vom Standpunkte der Gerechtigkeit mindestens zu verlangen: es sollen keine Aufwendungen für die Wasserstraßen aus allgemeinen Steuermitteln gemacht werden, sondern die Kosten aller Aufwendungen für Wasserstraßen von den Benützern oder den bereicherten Anwohnern aufgebracht werden, selbst wenn es sich um Verbesserung natürlicher Wasserstraßen handelt. Es ist in dieser Hinsicht noch besonders betont worden, daß die Wasserwege nur gewissen Landestheilen als besonderer Vorzug zu Gebote stehen.[1])

Gewiß müßte selbst unter Abänderung der Reichs-Verfassung dieser Grundsatz streng durchgeführt werden, wenn wir allein daständen in der Weltwirthschaft. Das Gegentheil ist aber heute der Fall. Wir müssen uns vor jeder verkehrspolitischen Entscheidung umschauen in der Weltwirthschaft und uns hier ebensogut die Frage vorlegen, wie man sie beim Verhandeln über die Zuckerprämien aufwirft: wie geht es in der übrigen Welt zu und was wird aus Deutschland, wenn wir auf diesem Gebiete hinter unsern Concurrenten zurückbleiben?

Das an sich sehr ernst zu nehmende Argument, daß unser militärisches Interesse fordert, daß die 50 Millionen Deutschen so gut und so wohlfeil als möglich ernährt werden, ferner den Gesichtspunkt, daß wir doch nicht die steuerkräftigsten und wirthschaftlich wie culturell höchstentwickelten westlichen Landestheile Deutschlands, die ohnehin die höchsten Getreidepreise zahlen, gerade in ihrer Exportfähigkeit schwächen dürfen, indem wir ihnen die Zufuhr von Producten und Rohmaterialien vertheuern, möchte ich an dieser Stelle nicht besonders betonen. Leider ist es ja Sitte, in Deutschland diese Fragen vielfach von vorgefaßtem Standpunkt zu betrachten. Dagegen sind hier zwei andere Gesichtspunkte unbedingt zu berücksichtigen. Erstens gibt eine so hervorragende Autorität auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, wie Ulrich, selbst zu, daß es ein Fehler der deutschen Eisenbahnen[2]) war, dem wirthschaftlichen Bedürfniß nach Ermäßigung der Streckensätze auf weite Entfernungen gegenüber sich ablehnend zu verhalten. Hätte die Wasserstraßenbewegung nichts weiter erreicht, als die reformfreundliche Strömung unter unsern Eisenbahnfachleuten zu fördern, so wäre schon der Erfolg nicht gering zu schätzen.

Aber viel wichtiger ist die Erkenntniß, die wir beim Ueberblick über die ausländische Entwicklung gewinnen, daß es überhaupt nur eine für Jahre, aber nicht für längere

[1]) Vergl. Ulrich, a. a. O., S. 128, 129.

[2]) Vergl. Ulrich, a. a. O., S. 64. Ulrich betont nur nicht energisch genug, daß gerade zur Cultivirung ihrer besonderen Aufgabe, zur besseren Pflege des in Deutschland noch immer vernachlässigten Personenverkehrs und des Eilgüterverkehrs, die Bahnen durch die ihnen erwachsene Concurrenz gedrängt werden dürften.

Zeiträume wirksame Politik bedeuten würde, wenn wir die Weiterentwicklung unsres Wasserstraßenverkehrs mit Rücksicht auf die demselben zur Zeit in Deutschland feindlichen Strömungen verkümmern wollten. Was nützt es uns, wenn wir die Getreidefrachten auf der relativ kurzen Rheinstrecke vertheuern können, aber nicht zu verhindern vermögen, daß die Fracht von den Productionsgebieten bis nach Deutschland in Folge von Verkehrsfortschritten fortwährend sich viel stärker verbilligt?

Unsre Hauptzufuhrgebiete für Brodgetreide sind bis jetzt Rußland und die Vereinigten Staaten. Daß Fortschritte des Eisenbahnverkehrs und Wasserverkehrs im europäischen und asiatischen Rußland uns noch zu denken geben werden, ist recht wahrscheinlich. In den Vereinigten Staaten aber sehen wir die Nutzbarmachung der Binnenwasserstraßen zur Förderung des Productenexports im vollsten Gange und großartige Werke für die Zukunft in Vorbereitung. Ist auch das System der bis 1837 erbauten Canäle in Verfall gerathen, sind auch die meisten Einzelstaaten unthätig geblieben für die Wasserstraßenentwicklung in neuerer Zeit, so hat dafür die Bundesregierung in den letzten zwanzig Jahren ganz Ueberraschendes geleistet in der Nutzbarmachung der natürlichen Vortheile, welche die großen Seen des Nordens, ferner das Mississippi-System und der Hudson-Fluß bieten. Die Rührigkeit der Amerikaner zeigt sich, nachdem die pacifischen Eisenbahnlinien ausgebaut sind, auch auf dem Gebiete des Binnenwasserverkehrs bewundernswerth entwickelt. Die im Mississippi-Gebiet, auf den Seen, dem Hudsonstrom und den Canälen New-Yorks bewegte Schiffsfracht belief sich 1890[1]) auf 112,916,233 Tonnen, d. i. nahezu so viel, als insgesammt die riesigen Systeme der New-York Central and Hudson River- und der Pennsylvania-Eisenbahn einschließlich der Hauptlinien des Reading-Systems jährlich verfrachten. Dabei ist zu erwägen, daß heute noch die Verbindung des Mississippi-Stromgebietes und des Hudsonstromes mit den Seen keineswegs die denkbar beste ist. Immerhin betrug bereits 1889 die Schiffsladung an Frachtgütern, welche vom Huron- zum Eriesee passirte, mit 20 Millionen Tonnen das Doppelte der ganzen Schiffsfracht des New-Yorker auswärtigen Handels und zwei Drittel der Fracht, welche an allen Seehäfen der Vereinigten Staaten insgesammt verkehrte.[2]) Die Bundesregierung arbeitet seit 1892 daran, für den Binnenseeverkehr zwischen Chicago, Duluth und Buffalo neue Fahrrinnen überall herzustellen von mindestens 21 Fuß Tiefe und dreihundert Fuß Breite.[3]) Auf den Flüssen der Vereinigten Staaten und den Staatscanälen des Staates New-York herrscht Gebührenfreiheit. Von der Bundesregierung sind in diesem Jahrhundert nahezu 230 Millionen Dollars, d. i. eine Milliarde Mark, geopfert worden für Hebung des Wasserstraßennetzes und Hafenanlagen.[4]) Es ist bei solchen Anstrengungen ein leicht begreifliches Resultat, daß die Frachtsätze für Transporte zu Wasser gefallen sind schon im Jahr 1889 für den Bushel Weizen vom wichtigsten Platze des getreideexportirenden Westens, von Chicago, bis New-York auf 6.89 Cents.[5]) Man zahlt also ungefähr 10 Mark 71 Pfg. Fracht für 1000 Kilogramm auf eine Entfernung, die der schnellste Blitzzug nur in 23 Stunden bewältigen kann. Demgegenüber beträgt die Fracht auf dem Donau-Main-Canal für 1000 Kilogramm Getreide von Kelheim bis Nürnberg, also auf 112.7 Kilometer 5 Mark 60 Pfg., wovon allein 31 Proc. auf die Canalgebühr entfällt![1]) Die billige Binnenfracht von Chicago bis New-York, vereint mit der wohlfeilen Seefracht bis Europa, sind das wirthschaftlich in erster Linie Ausschlaggebende für die auswärtige Getreideconcurrenz, und hier einzugreifen, vermag unsre deutsche Gesetzgebung durchaus nicht. Dabei ist nun sicher, daß die Entwicklung des Binnenwasserstraßennetzes in Nordamerika erst in den Anfängen begriffen ist, und große Fortschritte noch machen wird. Die Bewegung, welche für die bessere Entwicklung des amerikanischen Wasserstraßennetzes eintritt, hat dort zwei Verbündete, diejenigen, welche mit den Eisenbahnverwaltungen unzufrieden sind, und die Landwirthe, die in einem Lande, welches Rohproducte auf den Weltmarkt bringt, ihr Interesse an Verbilligung der Frachten deutlich begreifen. Man strebt in den Vereinigten Staaten nicht bloß dahin, die Verbindung zwischen den großen Seen zu vervollkommnen, sondern auch einen besseren Ausweg nach dem Hudson und dem Atlantischen Ocean zu gewinnen und die Verbindung der Seen mit dem Mississippi zu vervollkommnen. Seit geraumer Zeit arbeitet man an der Schiffbarmachung des Columbiastromes,[2]) welcher den Bodenschätzen von Idaho, Oregon und Washington den Ausweg nach dem Stillen Ocean öffnet. Für die internationale Getreideconcurrenz wird sich die Wirkung dieser Stromcorrection im Westen jedenfalls fühlbar machen. Stellen wir uns aber noch vor, es käme das Nicaragua-Canal-Project zur Ausführung, so haben wir in Folge der Leistungen des Auslandes die Wirkungen der Verkehrserleichterungen zu fühlen, mögen wir selbst uns sträuben oder nicht. Gleichzeitig können wir in unserm Nachbarlande Frankreich beobachten, daß es sein allerdings nicht gerade vortreffliches Netz möglichst zugänglich macht, indem es seit 1880 alle Gebühren abgeschafft hat und an der Vertiefung der Fahrrinnen arbeitet. Wir stehen mit Frankreich im Kampf auf dem Weltmarkt und in diesem Kampf kann es nicht Deutschland aushalten, allein theure Kohlen und theure Ernährung künstlich durch Verkehrserschwerung erzwingen zu wollen.

Die praktische Consequenz hievon scheint mir zu sein, daß wir nicht daran denken können, an dem Princip der Gebührenfreiheit da zu rütteln, wo es im Verkehr auf unsern natürlichen Wasserstraßen sich eingebürgert hat,[3]) während die Abgabepflicht auf Canälen ebenso die Regel bleiben muß. Liegt es doch auch im Interesse der Wasserstraßenentwicklung selbst, daß nur Canalprojecte bearbeitet werden, bei denen Aussicht vorhanden ist, daß die Gebühren jedenfalls zur Deckung der Unterhaltungskosten und womöglich auch zur Verzinsung des Anlagecapitals beitragen.

Ob es nun auch dazu kommen wird, daß statt des jetzigen Donau-Main-Canals eine zeitgemäße künstliche Wasserstraße zwischen den beiden Strömen geschaffen wird, das zu entscheiden wage ich nicht, bis abschließende Studien über die technische und finanzielle Seite der Frage vorliegen. Solche Studien sind aber unmöglich, solange im bayerischen Landtage an dem Standpunkte festgehalten wird, nichts für die Untersuchung der Frage zu bewilligen.

Es liegt nun die Frage nahe: Wird eine derartige fortschreitende Entwicklung des Wasserstraßenverkehrs in- und außerhalb Deutschlands für die deutschen Gesammt-

[1]) Vergl. Johnson, a. a. O., S. 8 und 9.
[2]) Vergl. Johnson, a. a. O., S. 9.
[3]) Vergl. ebendaselbst S. 123.
[4]) Vergl. ebendaselbst S. 116. Nach Ulrich, a. a. O., S. 124, Anmerk. 2, ist für den Rhein allerdings 1831—1890 die stattliche Summe von 234½ Millionen Mark aufgewendet worden.
[5]) Vergl. Johnson, a. a. O., S. 56.

[1]) Vgl. Schanz, der Donau-Main-Canal und seine Schicksale, S. 110.
[2]) Vergl. Johnson, a. a. O., S. 128. In der dort citirten Aeußerung der Senatscommission für Verkehrswesen von 1892 finden sich Angaben über die wirthschaftliche Bedeutung des „Mississippi des Westens".
[3]) Soweit es möglich ist, dem Beispiel Bremens folgend, Abgaben zur Deckung der Kosten künftiger Flußcorrectionen zu erheben, ist dies ebenfalls zu billigen. Nur dürfen solche Fragen nicht bloß nach aprioristischen Gerechtigkeitsidealen, sondern nur unter Berücksichtigung der concreten Umstände entschieden werden, die für unsre internationale Concurrenzfähigkeit in Betracht kommen.

interessen wirklich einen Fortschritt oder vielleicht eine Schädigung bedeuten? Ich möchte, ehe ich diese Frage beantworte, zunächst hervorheben, daß die bisherige Statistik für Deutschland zunächst nur Schlüsse zu Gunsten der natürlichen Binnenwasserstraßen zuläßt. In Norddeutschland werden zunächst nunmehr die Erfahrungen über die Rolle der Canäle zeitgemäßer Construction im Zeitalter der Eisenbahnen festzustellen sein. In Süddeutschland, mindestens aber im rechtsrheinischen Bayern, ist die Sorge, die zunächst praktisch ist und uns auf lange beschäftigen wird, die Verbesserung unsrer natürlichen Wasserwege. Stellen wir uns jedoch vor, die Mittel für Studien betreffs des künftigen Donau-Main-Canals würden einmal bewilligt und der Canal würde als finanziell und technisch möglich erwiesen — was natürlich abgewartet werden muß —, hätten wir dann zu befürchten, unsre bayerische Volkswirthschaft und insbesondere die Landwirthschaft gehe zu Grunde? Ja, daß dann die Landwirthschaft vielfach die Richtung ihrer Production schneller als jetzt ändern muß, ist sehr wahrscheinlich. Daß sie aber zu Grunde geht, wäre eine ganz neue Erscheinung. Es gibt in der Geschichte viele Fälle — und Deutschland lieferte hiezu im 16. Jahrhundert ein Beispiel — es gibt viele Fälle, wo ein Land zwar nicht zu Grunde ging, aber doch zurückging, weil der Weltverkehr sich von ihm abwandte; aber mir ist bisher kein Fall in der Geschichte bekannt, in dem die Volkswirthschaft und auch die Landwirthschaft zurückging, weil eine Welthandelsstraße ein Land berührt hat. Falls also ernsthafte Untersuchungen dazu führen würden, den Donau-Main-Canal der Zukunft als möglich erscheinen zu lassen, dann haben wir davon eine Gefährdung des Vaterlandes sicher nicht zu erwarten, wohl aber große Vortheile auf jedem Gebiete!

Kehren wir zurück von diesen Zukunftsbildern zur nüchternen Betrachtung der Gegenwart, wenden wir uns zum Schlusse wieder der Frage zu, mit deren Untersuchung wir begannen, so ist als Ergebniß der Feststellungen wohl erwiesen, daß die Meinung unzutreffend ist, die Binnenwasserstraßen hätten ihre Rolle im Zeitalter der Eisenbahnen ausgespielt. Hätte die Entwicklung des Wasserstraßenverkehrs in Deutschland keine andere Wirkung gehabt, als die Eisenbahnen anzuregen, in der Politik der Ermäßigung der Gütertarife nicht stillzustehen, sondern weiter zu schreiten, ihr Augenmerk auf die Pflege der Transporte auf lange Entfernungen, vor allem aber auf zwei Gebiete zu lenken, in denen sie ihrer Natur nach den Wasserstraßen stets überlegen sein werden: wohlfeileren und schleunigeren Personentransport und Schnelltransport werthvollerer Frachtgüter, so könnte man den Segen der Wasserstraßen recht hoch anschlagen. Es wirkt die durch die Wasserstraßen den Eisenbahnen erwachsene Concurrenz als Unterstützung für die reformfreundlichen Eisenbahnfachmänner gegenüber den Widerständen, die ihnen in Beamtenkreisen, in Landtagen und im Eisenbahnrath entgegengestellt werden.

Aber die Rolle der Binnenwasserstraßen ist nicht damit erschöpft, daß ihre Concurrenz ein Vortheil gegenüber dem Eisenbahnmonopol ist. Die Binnenwasserstraßen haben Deutschland da, wo sie zeitgemäß für Dampfbetrieb eingerichtet werden konnten, auch direct große Dienste geleistet. Durch die Wohlfeilheit der Frachtbedingungen, die sie gewähren konnten, ist eine Menge Verkehr erst möglich geworden, sie haben neuen Verkehr und neue wirthschaftliche Thätigkeit geschaffen. Allerdings gilt in Deutschland all das Gesagte in erster Linie nur von den verbesserten natürlichen Wasserstraßen, während wir bezüglich der für große Dampfer brauchbaren Canäle noch Erfahrungen sammeln müssen, um zu beurtheilen, welche Rolle sie im Zeitalter der Eisenbahnen in unserm Klima behaupten werden.

Was bisher in Deutschland erreicht wurde, ist nicht durch empfindsame Begeisterung und festlichen Enthusiasmus allein erreicht worden, sondern nach fleißigen, mühevollen Vorstudien und lang andauernder Propaganda. In beiderlei Hinsicht hat für Norddeutschland und Westdeutschland der Centralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Canalschiffahrt während der fünfundzwanzig Jahre seines Bestehens Hervorragendes geleistet. Es ist unmöglich, bei dieser Gelegenheit nicht des im vorigen Jahre verstorbenen Professors Julius Schlichting, der Jahre hindurch an der Spitze des deutschen Centralvereins gewirkt hat, rühmend zu gedenken. Es wird wohl auch der süddeutschen Bewegung für Förderung der Binnenschiffahrt der praktische Erfolg nicht versagt bleiben, wenn mit derselben zähen Ausdauer und Rührigkeit vorgegangen wird wie im Norden!

Zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts.

Von E. Kilian.

Quellenmäßige, von Sachkennern ausgeführte Untersuchungen über Wanderzüge und Schicksale, Personal und Repertoir der bedeutenderen Schauspielertruppen im 18. Jahrhundert sind in gleicher Weise wichtig für die klare Erkenntniß der literarischen Strömungen jener Zeit in ihrer Entwicklung und Verbreitung, wie für das Werden und Wachsen der deutschen Schauspielkunst und die Biographie der Theaterprincipale und ihrer Künstlerschaar.

Das soeben erschienene Buch von Hans Devrient [1]) unternimmt die Aufgabe, über „Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft" auf Grund eines umfangreichen, großentheils noch unbenutzten Quellenmaterials neues Licht zu verbreiten und der Stellung und Bedeutung dieser Truppe die gebührende Stelle in der Theatergeschichte anzuweisen. Gleich hier sei es hervorgehoben: Devrients Monographie ist eine überaus gründliche und gediegene Arbeit, in der wir eine werthvolle Bereicherung unsrer theatergeschichtlichen Literatur begrüßen dürfen. Es liegt im Charakter eines derartigen Werkes, daß es in erster Linie dem Forscher als Nachschlagebuch und Materialiensammlung von Nutzen ist. Aber es bietet auch allgemeines Interesse durch die Beurtheilung, die Schönemann und seiner Truppe auf Grund dieser Materialien zutheil wird, durch vieles Neue und Wissenswerthe, das wir über deren Stellung innerhalb der Theatergeschichte und in ihrem Verhältniß zu den literarischen Bewegungen jener Zeit erfahren. Wohl erweist sich das Bild, das seiner Zeit der Großvater des Verfassers, der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, von Schönemann und seiner Gesellschaft entworfen hat, in seinen Grundzügen als zutreffend und wahrheitstreu; doch erfährt es durch die Erschließung zahlreicher ungenutzter Quellen nicht nur bezüglich der sachlichen Einzelheiten mannichfache Correcturen, sondern es erhält auch hinsichtlich der objectiven Beurtheilung des alten Schauspielprincipals und seiner Verdienste manch werthvolle Schattirung.

Die Wirksamkeit der Schönemann'schen Truppe (1740 bis 1758) fällt in die Zeit, in der sich in der dramatischen Literatur der allmähliche Uebergang von der durch die Reformen Gottscheds und der Neuberin gewonnenen französirenden Richtung des regelmäßigen Schauspiels zu den ersten Anfängen der durch englische Vorbilder beeinflußten jungen deutschen Nationalliteratur zu vollziehen begann. Das Repertoir Schönemanns bietet ein treues Spiegelbild dieser literarischen Bewegung in ihren verschiedenen Wand-

[1]) Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts von Hans Devrient. Theatergeschichtliche Forschungen Bd. XI. (Hamburg. Voß, 1895).

lungen und Veränderungen; es zeigt uns Schönemann in den vier ersten Jahren seiner Principalschaft im Kampfe der alten ausgelassenen Harlekinsposse mit dem regelmäßigen Schauspiel der Gottsched'schen Schule, welch letzteres schließlich den Sieg gewinnt und ihn trotz entschiedener eigener Begabung für die Harlekinsrolle dauernd in seinen Bann zwingt. Neben dem ernsten Versdrama französischer Schule wird vor allem Molière und Holberg mehr und mehr herangezogen und damit die für die Pflege einer natürlichen Schauspielkunst überaus segensreiche Entwicklung des Charakterlustspiels angebahnt. Daß die Schönemann'sche Bühne, indem sie in der Folgezeit der Lehrmeisterin des Gottsched'schen Regelzwangs entwuchs, immer mehr zu neuen selbständigen Bahnen gelangte, das verdankte sie vor allem dem einen großen Schauspieler, den sie in ihren Reihen barg, dessen eigenartiges und kräftiges Talent sich fortwährend festigte und in hervorragendem Maße dazu berufen war, eine charakteristische deutsche Schauspielkunst anzubahnen und den Uebergang von der französischen zur deutschen Schule bahnbrechend an sich selbst zu vollenden. Es war Ekhofs unermüdliches Arbeiten, das Schönemanns Truppe auf den Höhepunkt ihres Wirkens und ihrer Leistungsfähigkeit führte und auch in den Zeiten des Niedergangs der dem Zeitgeschmack sich fügenden Pflege der Ballette und pantomimischen Zwischenspiele ein kräftiges Gegengewicht entgegensetzte durch die würdige Darstellung ernster Stücke. Das rührende Lustspiel hatte der Schauspielkunst neue Aufgaben gestellt, an denen sie ihre junge Kraft erproben konnte, und in den bürgerlichen Trauerspielen, die von England her in Deutschland ihren Einzug hielten und hier die ersten deutschen Früchte der neuen Kunstgattung zeitigten, erwuchsen dem Darsteller gerade in den Jahren des letzten Verfalls der Schönemann'schen Truppe neue und reizvolle Aufgaben. Als Ekhof im Juni 1757 die Gesellschaft Schönemann verließ, war diese unrettbar dem Untergang verfallen. Als Schönemann, nachdem er das Ende seiner Principalschaft noch um 24 Jahre überlebt hatte, in Elend und Dürftigkeit 1782 aus dem Leben schied, hatte sich in der Literatur mit siegreicher Gewalt jene Wandlung vollzogen, an deren Anbahnung auch er einen gewissen Antheil sich zuschreiben durfte.

So vergegenwärtigt uns das Wirken der Schönemann'schen Truppe in charakteristischen Zügen eine Uebergangszeit, mit all den Hemmungen und Halbheiten, die einer solchen Periode eigen sind. Darum kann Devrient am Ausgang seiner Betrachtungen die Geschichte der Truppe, als Ganzes genommen, als unbefriedigend bezeichnen. „Sie war eben kein Ganzes. Sie war nur Theil, nur Mittel, nur Hülfslinie. Sie zog die Folgerungen aus dem Wirken der Neuber, sie war die Vorschule, der Keim für kommende Geschlechter. Und in dieser Mittelmäßigkeit lag gerade das Gesunde ihrer Erscheinung im großen Zusammenhang. Die Zeit, der Geschmack, die Kunst: Alles mußte sich gleichsam einmal verschnaufen. Vom Eilschritt der Neuber'schen Reformation konnte nicht gleich zum stürmischen Einzug unsrer deutschen großen Literatur aus der Schule Shakespeare's übergegangen werden. Das Gewonnene mußte erst verarbeitet und — verbraucht werden, ehe ein Neues kommen durfte. So mußte sich in der Literatur die Reform der französischen Regeln ausleben und alle ihre Früchte, auch alle Auswüchse zeitigen, ehe der fast gleichzeitig schon emporkeimende neue Schößling der freien realistischen Kunst aus England und aus Deutschland selbst zur Blüthe kam." Und weiter: „Der Glücksumstand, daß ein pädagogisches Genie wie Ekhof unter Schönemanns Leuten war, und daß dieser gleichzeitig der größte Schauspieler seiner Zeit war, erhob diese Schule und Akademie unter die bedeutendsten Erscheinungen der ganzen Theatergeschichte."

Ekhofs pädagogisches Genie und der ganze sittliche Ernst seines künstlerischen Wollens offenbart sich am glänzendsten in der Gründung jener in der Theatergeschichte dieser Zeit ganz einzig dastehenden Schauspieler-Akademie, die gewissermaßen als der Ausfluß der höchsten Glanzzeit der Schönemann'schen Schaubühne im Jahre 1753 ins Leben trat. Zum ersten Male wurde hier aus der Mitte der Komödianten heraus der Versuch einer Vereinigung unternommen, in der einmal durch gegenseitige Ansprache die höhere Bedeutung, die Aufgaben und Gesetze der dramatischen Kunst erörtert werden sollten, und die zweitens durch zweckentsprechende Vorarbeiten den Director und Regisseur eines Theils seiner vielseitigen Obliegenheiten entlastete. Was Ekhof, der die Seele und die treibende Kraft der ganzen Unternehmung war, dabei gewollt und erstrebt, erhellt am deutlichsten aus den von ihm selbst herrührenden „Verfassungen" der Theater-Akademie, die im Anhang des Devrient'schen Buches in dankenswerther Weise zum erneuten Abdruck gelangen. Aeußerst werthvolle Actenstücke werden uns ferner in den von Devrient zum ersten Male veröffentlichten Reden und Ansprachen Ekhofs aus den Sitzungen der Akademie an die Hand gegeben. Sie lassen volles schönes Glanzlicht auf die Gestalt des Künstlers und des Menschen fallen. Der hohe Flug seines Idealismus, die unbeirrte Beharrlichkeit seines Charakters tritt uns in imponirender Weise entgegen in seinem „Promemoria" vom 30. Juni 1753, das die Gleichgültigkeit und Widersetzlichkeit der Mitglieder ihm abnöthigte. Es vertheidigte mit kraftvollen Worten den heiligen Ernst der Bestrebungen, in denen die Komödianten nur „Schulmeisterei" belächeln zu können glaubten, und schloß mit den Worten: „Lassen Sie uns also, meine Herren und Damen, die Grammatik der Schauspielkunst studiren, wenn ich so sagen darf, und uns mit den Mitteln bekannter machen, durch deren Anwendung wir zu der Fähigkeit gelangen, die Ursachen von allem einzusehen, nichts ohne hinlänglichen Grund zu reden noch zu thun, und den Namen eines Freikünstlers mit Recht zu verdienen."

Für Ekhofs Kunstprincip bietet namentlich seine Rede über „die Verstellungskunst und die Pflichten der Komödianten auf dem Theater" sehr interessante und lehrreiche Bemerkungen. Wir erkennen daraus die künstlerische Selbständigkeit des Meisters, der bei aller Anerkennung für die Verdienste der Franzosen doch mit Energie darauf dringt, deren „Fehler von ihren Schönheiten abzusondern" und „nichts in dieser Kunst von ihnen zu behalten noch anzunehmen, was mit der Natur nicht übereinstimme und auf dem Probirstein der Wahrscheinlichkeit für bewährt gefunden werde".

Unter den zahlreichen übrigen, theils zum ersten Male, theils in erneutem Abdruck veröffentlichten Actenstücken des Buches ist namentlich die Wiederbekanntmachung der Schönemann'schen Vorreden zu seinen Schauspielsammlungen mit Dank zu begrüßen. In diesen Vorreden tritt uns das Bild des Principals, das durchaus nicht immer erfreulich ist und manche recht störende Flecken zeigt, von seiner vortheilhaftesten Seite entgegen: in seinem muthigen Eintreten für die moralische Bedeutung des Theaters und der Schauspielkunst, in seiner kraftvollen Abwehr der Angriffe, welche die Schaubühne und der Stand des Komödianten namentlich von kirchlicher Seite zu erfahren hatte.

Ein nicht zu unterschätzender Vorzug des Buches von Hans Devrient liegt in seiner Art der Darstellung: sie ist knapp und bündig, sie ist plastischer und eindringlicher Schilderung fähig, sie ist von dem ernsten künstlerischen Geiste beseelt, der uns an das mahnt, was seine Väter dem deutschen Theater gewesen sind.

Mittheilungen und Nachrichten.

f. **Gasglühlicht**, dessen Geschichte, Wesen und Wirkung von **Wilh. Gentsch**, Ingenieur im kaiserl. Patentamt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Der Verfasser dieses mit ebenso viel Gründlichkeit als Sachkenntniß geschriebenen, 130 Seiten haltenden Büchleins hat wohl daran gethan, seine Darstellung des gegenwärtigen Entwicklungsstandes der Gasbeleuchtungstechnik auf der breiten Basis der Geschichte aufzubauen. Man erfährt aus seiner Berichterstattung, daß es ein langer und mühevoller Weg gewesen ist, von der ersten Ueberlegung, wie einer Flamme zu höherer Leuchtkraft zu verhelfen, und von der sich daraus ergebenden Erfindung des Drummond'schen Kalklichtes (1826) an, bis zu der vergleichsweisen Einfachheit und Schönheit des heutigen Auer-Lichtes. Viele tüchtige Köpfe haben in den verschiedensten Richtungen vorgearbeitet, um die Erfolge der jüngsten Zeit zu ermöglichen, und es sind im wesentlichen drei im Vergleich zu der vorangehenden so viel vollkommenere Lösungen, welche Auer den entsprechenden Fragen der Gasglühlicht-Technik zu geben wußte, deren Zusammenwirken seine Erfindung zu einer epochemachenden gestempelt hat. Da ist zu 1) die erstaunlich einfache und praktische Form des angewendeten Bunsen-Brenners, zu 2) die Form des Glühkörpers als eines die glühende Masse in zartester Vertheilung enthaltenden, der Flamme nur ein Minimum von Wärme entziehenden Gerüstes und zu 3) die chemische Zusammensetzung desselben aus den Salzen, richtiger den Oxyden der geeignetsten alkalischen Erden und Metalle, welche den geringsten Verlust durch Verglühen erleiden und die höchste Leuchtwirkung gewähren. Es ist das Verdienst des Verfassers, schrittweise in diesen drei Richtungen nachgewiesen zu haben, wie nach manchen Abwegen und logischen Verirrungen immer wieder auf den richtigen Weg eingelenkt worden ist, um schließlich eine Erfindung zu zeitigen, die in jedem Falle eine wichtige Etape auf dem Wege vortheilhaftester Umsetzung von Wärme in Licht ist, wenn auch sicher noch keine endgültige Lösung, da eine vollkommenere Ausgestaltung des Problems denkbar bleibt. Es ergibt sich aus der Behandlungsweise seines Gegenstandes von selbst, daß der Verfasser zugleich Richtung und Ziel künftiger Verbesserungen angedeutet hat. Auch wird es von Jedem, der sich über diesen Zweig der Technik zu unterrichten wünscht, dankbar anerkannt werden, daß Verfasser sich sein Thema nicht allzu eng gesteckt hat, sondern in den letzten Abschnitten auch Belehrung bietet über die verschiedenen Arten automatischer Zündung, über Lampen, Glocken, Laternen und endlich über die Wirkungen des Glühlichts unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Das Ganze wird auf diese Art zu einem Buch von bleibendem Werth, für den Techniker dankenswerth, weil bei der unsäglichen Vielseitigkeit des technischen Fortschritts solche orientirende Arbeiten über Einzelgebiete geradezu Nothwendigkeit sind, und unter allgemeineren Gesichtspunkten, weil die historische Behandlungsweise des Gegenstandes neue Zeugnisse für die Solidarität menschlicher Arbeit beibringt und auch die bedeutendste Erfindung auf dem Felde als bedingt durch vorangehende Mühe Vieler erweist.

* Eine bisher unbekannte **altchristliche Schrift in koptischer Sprache**, die für die Geschichte der ältesten kirchlichen Schriftstellerei von hoher Bedeutung ist, ist, wie die „Voss. Ztg." berichtet, von Dr. **Karl Schmidt** in Kairo in der Bibliothek des Klosters zu Achmim, der alten Panopolis — derselben Bibliothek, der auch das Evangelium des Petrus, die Apokalypse des Petrus und die Apokalypse des Elias entstammen und die von Maspero im Anfang der achtziger Jahre entdeckt wurde — aufgefunden und von Prof. **Harnack** der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt worden. Trotzdem das Manuscript nicht ganz erhalten ist — Anfang und Schluß fehlen — und obgleich die Sprache große Schwierigkeiten macht, da eine eingehende Behandlung dieses Dialekts noch aussteht und sich eine Menge von unbekannten Wörtern findet, deren Bedeutung erst nach der Veröffentlichung der gesammten Ueberreste studirt werden kann, ist es Dr. Schmidt gelungen, ein sicheres Verständniß des Inhalts zu erlangen. Die Schrift enthält Gespräche von Jesu mit seinen Jüngern. Es ist aber kein zusammenhängender Lehrvortrag Jesu an seine Jünger, sondern diese stellen zur Befriedigung ihrer Wißbegierde ununterbrochen kurze Fragen, die dann ebenso kurz von Jesus beantwortet werden. In diesen Gesprächen wird zunächst die Auferstehungsgeschichte Christi ausführlich berichtet und zwar in einer Weise, aus der erhellt, daß der Verfasser aus den verschiedenen Schüssen der Evangelien seine Erzählung mosaikartig zusammengearbeitet und, ähnlich wie der Verfasser des Petrus-Evangeliums, alles weiter ausgesponnen hat. Hieran schließen sich dann lange Erörterungen zwischen Jesu und den Jüngern über die Fleischesauferstehung. Die Absicht der ganzen Schrift ist, an dem Beispiele der Jünger vor den Ungläubigen, insbesondere den Gnostikern, welche die Fleischesauferstehung des Herrn geleugnet haben, zu warnen. Darum stehen die Jünger sowohl bei der Kunde von der Auferstehung Jesu, als auch bei den Erörterungen über die Fleischesauferstehung anfangs scheinbar auf Seiten der Gegner, bis ihre völlige Ueberführung erfolgt und so der Beweis der Wahrheit um so eindrucksvoller geführt wird. Die Schrift gibt sich somit als ein altes, apokryphes Sendschreiben der Apostel an die Gemeinden und zugleich als ein Erzeugniß der Gemeinde-Orthodoxie der großen Kirche zu erkennen. Sie ist für die Geschichte der ältesten kirchlichen Schriftstellerei deßhalb von hoher Bedeutung, weil sie, wie auch die Apokalypse des Petrus, zeigt, daß die Kirche nicht überall der Versuchung zu widerstehen vermocht hat, den Gnostikern in der diesen geläufigen Art der Schriftstellerei zu folgen, sie sich vielmehr im Kampfe mit den Gegnern dazu gedrängt sah, ebenfalls zu der Geheimüberlieferung ihre Zuflucht zu nehmen und diese nach Art jener zu bearbeiten. Was das Alter der Schrift betrifft, so ist eine sichere Bestimmung unmöglich, solange sie nicht mit einer der uns dem Titel nach überlieferten altchristlichen Schriften identificirt ist, doch ist es nicht wohl denkbar, daß das Werk nach 160 n. Chr. verfaßt ist. Für den weiteren Inhalt der bedeutsamen Schrift verweist Dr. Schmidt auf eine spätere ausführliche Publication.

* **Programm der 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Lübeck.** — Geschäftsführer: Senator Dr. jur. et phil. W. Brehmer, Dr. med. Theodor Eschenburg; Secretär: Oberlehrer Dr. Julius Müller; Cassenführer: Sigismund v. Schreiber. Ausschüsse. a. Der Centralausschuß besteht aus den Genannten, den Vorsitzenden sämmtlicher Ausschüsse nebst dem Redacteur des Tageblattes, sowie den HH. Rechtsanwalt Dr. jur. A. Brehmer und Prof. Dr. Küstermann; b. Literarischer Ausschuß: Vors. Senator Dr. jur. G. Eschenburg; c. Ausstellungsausschuß: Vors. Dr. med. C. Schorer; d. Wohnungsausschuß: Vors. Dr. med. G. Wichmann; e. Fest- und Vergnügungsausschuß: Vors. Dr. med. Ph. Pauli; f. Damenausschuß: Vors. Rechtsanwalt Dr. jur. Ferd. Fehling; g. Redaction des Tageblattes; Dr. med. F. Ziehl. — **Allgemeine Tagesordnung**: Sonntag, 15. September: Abends 8 Uhr: Begrüßung im Rathhause (mit Damen). — Montag, 16. September: 11 Uhr: I. Allgemeine Sitzung in der Hauptturnhalle. 1) Eröffnung durch Senator Dr. Brehmer. 2) Mittheilungen des Vorsitzenden der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, Geh. Hofrath Prof. Dr. Johannes Wislicenus (Leipzig). 3) Vortrag des Prof. Dr. Georg Klebs (Basel): „Ueber einige Probleme aus der Physiologie der Fortpflanzung." 4) Vortrag des Prof. Dr. E. Behring (Marburg): „Ueber die Heil-Serum-Frage." 3 Uhr: Bildung und Eröffnung der Abtheilungen. 7 Uhr: Gesellige Vereinigung im Tivoli. — Dienstag, 17. September: 9 Uhr: Sitzungen der Abtheilungen. Wahl der Wahlmänner für den wissenschaftlichen Ausschuß. 12 Uhr: Besichtigung der Weinlager einiger Lübecker Weingroßfirmen. Nachmittags: Sitzungen der Abtheilungen. Abends 6 Uhr: Gartenfest und Commers in der Deutsch-nordischen Handels- und Industrie-Ausstellung, gegeben vom Senat. — Mittwoch, 18. September: 9 Uhr: Wahl des wissenschaftlichen Ausschusses in der Hauptturnhalle. 10 Uhr: II. Allgemeine Sitzung daselbst. 1) Vortrag des Hofrath Prof. Dr. Riedel (Jena): „Ueber chirurgische Operationen im Gehirn." 2) Vortrag des Geheimrath Prof. Dr. Victor Meyer (Heidelberg): „Probleme der Atomistik." 3) Vortrag des Hofrath Prof. Dr. v. Rindfleisch (Würzburg): „Ueber Neo-Vitalismus." 4) Geschäftssitzung der Gesellschaft. Nachmittags: Sitzungen der Abtheilungen. 5 Uhr: Festessen im Rathsweinkeller. Von 6 Uhr an: Gesellige Vereinigung im Colosseum. — Donnerstag, 19. September: Sitzungen der Abtheilungen. Abends 8 Uhr: Festball im Theater. — Freitag: 20. September: 9 Uhr: III. Allgemeine Sitzung in der Hauptturnhalle. 1) Vortrag des Prof. Dr. Rudolf Credner (Greifswald): „Ueber die Ostsee und ihre Entstehung." 2) Vortrag des Prof. Dr. Wilhelm Ostwald (Leipzig): „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus." Nachmittags: Sitzungen der Abtheilungen. Ausflüge der Abtheilungen nach Mölln und Travemünde. — Sonnabend, 21. September: 8 Uhr: Gemeinsame Fahrt in See nach Neustadt. Von dort mit Extrazug nach den ostholsteinischen Seen (Eutiner, Keller-, Dieck-, Uglei-See). Abends nach Lübeck zurück. — Tagesordnung für die

Damen. Montag, 16. September, Nachmittags 4 Uhr: Kaffee im Garten der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. Donnerstag, 19. September, Morgens: Gemeinsamer Ausflug nach Ratzeburg. Mittagessen auf dem Schützenhofe daselbst. An den übrigen Tagen finden Besichtigungen der Sehenswürdigkeiten Lübecks statt. — Ueber die für die Abtheilungssitzungen angemeldeten Vorträge behalten wir uns spätere Notizen vor.

* **Bonn.** Der Staats- und Kirchenrechtslehrer Prof. Kahl, der mit Ende dieses Halbjahres an die Universität Berlin übersiedelt, ist von der hiesigen theologischen Facultät zum Ehrendoctor der Theologie ernannt worden. In dem Doctorbriefe ist vermerkt, daß die Auszeichnung Kahl aus zweifachem Grunde ertheilt worden ist, einmal in Anerkennung seiner Forschungen zum Kirchenrecht, sodann zum Dank für den regen Antheil, den Kahl während seiner Bonner Zeit an dem kirchlichen Leben der Rheinlande genommen hat.

* **Berlin,** 17. Juli. Ende des Sommersemesters wird Geh. Rath Prof. Dr. Adolf v. Bardeleben — geb. 1. März 1819, seit 1867 Professor der Chirurgie hierselbst — die Leitung der chirurgischen Klinik an der Charité niederlegen. — Der Altmeister der deutschen Kinderheilkunde, Prof. Eduard Henoch, feierte gestern seinen 75. Geburtstag in voller Rüstigkeit des Körpers und Geistes. Seit etwa zwei Jahren hat er sich von der ärztlichen Thätigkeit zurückgezogen. Henoch gehörte Jahrzehnte hindurch zu den populärsten Aerzten Berlins. Sein Ruf als Kinderarzt war in Berlin so anerkannt, daß ihm 1872 die Leitung der Klinik und Poliklinik für Kinderkrankheiten der kgl. Charité übertragen wurde, die sich unter seiner Verwaltung zu einer Musteranstalt entwickelt hat. — Ein Theil der Japaner, die hier studirten und beim Ausbruche des Krieges mit China nach ihrer Heimath geeilt waren, befindet sich schon wieder auf dem Rückwege nach Deutschland, um die unterbrochenen Studien fortzusetzen. Wie Briefe der Japaner an ihre Berliner Freunde besagen, sind sie bereits in New-York angekommen und wollen auch in London und Paris verweilen, um Land und Leute kennen zu lernen. Den wiederkehrenden Söhnen des siegreichen Japans gedenken ihre Berliner Freunde einen besonderen Empfang zu bereiten.

* **Berlin.** In der letzten Sitzung des Vereins für innere Medicin erstattete Prof. Eulenburg Bericht über die Ergebnisse der Sammelforschung, welche der Verein zur Frage der Wirksamkeit der modernen Diphtheriebehandlung — sei es mit, sei es ohne Heil-Serum — begründet hat. Die Statistik, bei deren Bearbeitung ein Beamter des Statistischen Bureaus unsrer städtischen Verwaltung, Hr. Berthold, hülfreiche Hand geleistet hat, läuft vom 1. October 1894 bis 1. April 1895. Ihre Ergebnisse gehen aus folgenden Ziffern hervor: 5790 Fälle mit Heil-Serum behandelt. Es starben hievon 552, gleich 9.5 Proc. Sterblichkeit. 4450 Fälle ohne Heil-Serum. Es starben hievon 652, gleich 14.7 Proc. Sterblichkeit. Behandelt im ganzen 10,240 Fälle mit Heil-Serum. Es starben hievon 1204, gleich 11.7 Proc. Sterblichkeit. Hieraus lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1) Die Sterblichkeit der mit Heil-Serum behandelten Fälle bleibt nicht nur erheblich hinter der Sterblichkeit der ohne Heil-Serum behandelten Fälle zurück, sondern auch hinter der Durchschnittssterblichkeit aller Fälle. 2) Die Durchschnittssterblichkeit der letztjährigen Epidemie blieb hinter derjenigen, die man sonst von der Diphtherie kennt, zurück, woraus zu schließen ist, daß der Verlauf der Epidemie ein leichterer gewesen ist. Noch eclatanter tritt die günstige Wirkung des Heil-Serums hervor, wenn man die Ergebnisse nach Altersstufen zusammenstellt:

Alter	Sterblichkeit der mit,	Sterblichkeit der ohne Heilserum behandelten Fälle
1 und 2 Jahre .	21.7 Proc.	39.5 Proc.
2 bis 10 Jahre .	8.8 Proc.	15.2 Proc.
über 10 Jahre . .	4.1 Proc.	3.8 Proc.

Endlich bestätigt sich die von Anfang an gemachte Erfahrung, daß die Erfolge um so besser sind, je frühzeitiger die Behandlung mit dem Heil-Serum begonnen wird. Hier war die Sterblichkeit der vom ersten bis zweiten Tage an in Behandlung genommenen Fälle 4.2 Procent, der übrigen Fälle 16.8 Procent. — Von besonderem Interesse ist, daß die Statistik zusammengestellt wurde, aus welchen die Diphtheriefälle, nicht den Krankenhäusern, sondern der hausärztlichen Praxis, sowie den verschiedensten Orten und verschiedenartigsten Bevölkerungsclassen Deutschlands entstammten.

* **Wien,** 14. Juli. Akademie der Wissenschaften. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 4. Juli: Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt weitere Fortsetzungen seiner neusten Mondarbeiten. — Das w. M. Reg.-Rath Prof E. Mach übersendet eine Abhandlung von Prof. Dr. G. Jaumann in Prag: „Ueber longitudinales Licht." — Das w. M. Prof. L. Pfaundler übersendet eine im physikal. Inst. der Universität Graz ausgeführte Arbeit von Prof. Dr. Ign. Klemenčič: „Ueber den Energieverbrauch bei der Magnetisirung durch oscillatorische Condensatorentladungen." — Dr. Alfred Burgerstein, Privatdoc. a. d. Univ. Wien, übersendet: „Vergleichend-histologische Untersuchungen des Holzes der Pomaceen." — Prof. Rudolf Andreasch a. d. Staats-Oberrealschule in Währing übersendet zwei Arbeiten: 1. „Ueber Dimethylviolursäure und Dimethyldilitursäure", 2. „Zur Kenntniß der Thiohydantoïne." — Emil Waelsch, Privatdoc. a. d. deutschen techn. Hochschule zu Prag, übersendet: „Untersuchungen zu einer Binäranalyse mehrdimensionaler Räume." — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Die homogenen Coordinaten als Wurfcoordinaten", von Prof. Dr. Gustav Kohn in Wien, 2. „Beitrag zur Geschichte der Begriffe Base, Säure und Salz", von Dr. Ernst Elich in Berlin. — Das w. M. Hofrath Director F. Steindachner überreicht eine von Frau Prinzessin Therese von Bayern und von ihm ausgeführte Arbeit: „Ueber einige Fischarten Mexico's und die Seen, in welchen sie vorkommen." In dem ersten Theile der Abhandlung bespricht Ihre kgl. Hoheit die Lage und Ausdehnung der Seen von Tercoco, Cuitzéo und Pátzcuaro, deren Salzgehalt, Fauna und Flora, sowie deren Anwohner, während in dem zweiten Theile Dr. Steindachner die in diesen Seen vorkommenden acht Fischarten nach den Sammlungen der Frau Prinzessin beschreibt. Von diesen acht Arten erwiesen sich fünf als neu für die Wissenschaft. — Das w. M. Hofrath Prof. J. Wiesner übergibt den II. Theil seiner „Photometrischen Untersuchungen auf pflanzenphysiologischem Gebiete", betitelt: „Untersuchungen über den Lichtgenuß der Pflanzen, mit Rücksicht auf die Vegetation von Wien, Kairo und Buitenzorg auf Java." Zu den wichtigeren Ergebnissen derselben gehören die Sätze: „Im großen Ganzen hat das directe Sonnenlicht für die Pflanze nur eine untergeordnete Bedeutung. Nur im arktischen und alpinen Gebiete und nur in den kalten Abschnitten der Vegetationsperiode kommt dasselbe zur größeren Geltung. Viel wichtiger für das Pflanzenleben ist das geschwächte Sonnenlicht und besonders das diffuse Tageslicht. Dem Einfluß des letzteren kann sich die Pflanze während der Zeit der Beleuchtung nie entziehen, während die Blätter vieler Gewächse befähigt sind, sich dem Einfluß des Sonnenlichtes durch Parallelstellung mit den einfallenden Strahlen zu entziehen. Je größer die herrschende Lichtstärke ist, desto kleiner ist — in der Regel — der Antheil, der vom Gesammtlicht der Pflanze zugeführt wird. Dieser Lichtantheil wächst im großen Ganzen zunächst rücksichtlich einer bestimmten Pflanzenspecies in der Richtung vom Aequator zu den Polargrenzen der Vegetation und mit der Erhebung über die Meeresfläche und sinkt vom Frühling zum Hochsommer. Auch im Laufe des Tages ist in der Regel zu Mittag in der dicht belaubten Baumkrone die Lichtmenge (abgesehen von den frühen Morgenstunden) im Vergleich zum gesammten Tageslichte ein Minimum. — Da mit zunehmender geographischer Breite und Seehöhe das Lichtbedürfniß der Pflanze wächst und da auch das Lichtbedürfniß einer Pflanze desto mehr sinkt, je wärmer die Periode ist, in welcher sie lebt oder blüht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß mit der Abnahme der Temperatur der Medien, in welchen die Pflanze sich ausbreitet, ihr Lichtbedürfniß steigt. — Der factische Lichtgenuß einer Pflanze entspricht in der Regel ihrem optimalen Lichtbedürfniß. Die Pflanze sucht die Orte der für sie günstigsten Beleuchtung auf. In ungenügender Beleuchtung kann sie nur — etiolirt oder anderweitig verkümmert — bestehen, wenn sie sich außer Concurrenz mit anderen Pflanzen befindet (z. B. im Experiment). In der Concurrenz mit anderen Pflanzen verkümmert sie an solchen Orten nicht, sondern sie geht frühzeitig gänzlich zu Grunde." — Das w. M. Prof. Friedrich Brauer übergibt eine Arbeit über einige neuerer Zeit beschriebene neue Gattungen der Muscarien. Ferner legt derselbe eine Arbeit des Ass. Anton Handlirsch vor, den Schluß zu dessen Abhandlungen „Monographie der Grabwespen". — Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang übergibt „Beobachtungen über die Widerstandsänderung des Contactes zweier Leiter durch elektrische Bestrahlung". — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine von Hrn. Siegfried Blumenfeld im I. chem. Univ.-Laboratorium ausgeführte Untersuchung: „Ueber Cinchomeronsäurederivate." — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium

ausgeführte Arbeit von Dr. Konrad Natterer: „Ueber einige von dem Botaniker Dr. Otto Stapf aus Persien mitgebrachte salzhaltige Erd- und Wasserproben und deren Beziehungen zu den Meeresablagerungen." — Das c. M. Hofrath Prof. L. Boltzmann überreicht folgende Abhandlungen: 1) „Polarisation und Widerstand einer galvanischen Zelle", von Prof. Franz Streintz an der k. k. Technischen Hochschule zu Graz. 2) „Die Laplace'sche und die Salmon'sche Schattentheorie und das Saturnringschatten-Problem", von Dr. Hugo Buchholz in Jena. — Dr. Tad. Garbowski in Wien überreicht eine unter Mitwirkung des Dr. C. Grafen Attems aus Graz ausgeführte Arbeit, betitelt: „Phyletische Deutung der Lithobius-Formen." — Hr. Adolf Steuer überreicht eine im zoolog. Institut der Universität in Wien ausgeführte Arbeit, „Die Sapphirinen des Mittelmeeres und der Adria, gesammelt während der fünf Pola-Expeditionen 1890 bis 1894". — Hr. E. B. Rosenstadt, Ass. am zoolog.-anatom. Institute der Universität in Wien, überreicht „Untersuchungen über die Organisation und postembryonale Entwicklung von Lucifer Reynaudii".

* **Wien**, 16. Juli. Heute fand im Prälatensaale des Schottenstiftes die Abschiedsfeier für den scheidenden Professor der Pastoraltheologie Dr. Anselm Ricker statt, welche von seinen Schülern veranstaltet worden war. In dem mit Blattpflanzen geschmückten Prälatensaale versammelten sich die Festgäste. Ansprachen an den Gefeierten hielten: der Curat von St. Stephan, Hr. Johann Stöber (im Namen des Wiener Seelsorger-Klerus), und der Hofcaplan Dr. Augustin Fischer-Colbrie. Sodann wurde dem Gefeierten das Geschenk seiner Schüler, darunter zwei Bischöfe, eine prachtvoll ausgestattete, über 800 Unterschriften tragende Adresse und ein kunstvoll gearbeiteter Kelch überreicht. Prof. Ricker dankte gerührt in einer längeren Ansprache.

* Wie die „Med. Ztg." meldet, beabsichtigt der Zoologe Hofrath Prof. Claus, mit Ende des laufenden Schuljahres die Wiener Hochschule zu verlassen.

Graz. Der Kaiser hat den ordentlichen Universitätsprofessor in Innsbruck Hofrath Dr. Karl Nicoladoni zum Ordinarius der Chirurgie an der hiesigen Universität ernannt. Prof. Nicoladoni tritt an Stelle des Prof. Wölfler, welcher bekanntlich als Nachfolger Gussenbauers nach Prag berufen wurde.

* Aus **Zürich** schreibt man dem „Schwäb. Merk.": Mit diesem Semester treten zwei verdiente ältere Professoren der juristischen Facultät unsrer Hochschule zurück. Zunächst Prof. Dr. Treichler, Vertreter des zürcherischen Privatrechts und Nachfolger Rüttimanns, früher langjähriges Mitglied der Zürcher Regierung und des Obergerichts und vor sehr langer Zeit, da Schneider Weitling in Zürich auftrat, auch eifriger Verfechter socialistischer Grundsätze. Der andere ist Prof. Dr. Heinrich Fick, aus Kassel gebürtig, seit 1851 an unsrer Hochschule, anfangs als außerordentlicher Professor berufen, dann als Ordinarius thätig und daneben dem Beruf eines Rechtsanwalts obliegend, in den letzten Jahrzehnten vielfach für die gesetzgeberischen Arbeiten der Schweiz wirksam. Das schweizerische Eisenbahnfrachtrecht und unser schweizerisches Gesetzbuch über das Obligationenrecht hat Fick redigirt und zu dem letzteren lieferte er mit Prof. Schneider, unserm Pandectisten, einen Commentar, von dem kürzlich die 3. Auflage erschienen ist. Am 13. Juli, dem 74. Geburtstag Heinrich Ficks, brachte die hiesige Studentenschaft dem um die schweizerische Gesetzgebung und akademische Lehrthätigkeit verdienten Manne einen glänzenden Fackelzug, welchem trotz Sturm und Regen zahlreiche Theilnehmer aus der Bevölkerung beiwohnten. Für Manche war es neu und interessant, aus dem Munde des Sprechers der Studentenschaft zu vernehmen, daß der Gefeierte in der Bewegung von 1848 in Marburg, nach bestandenem Facultätsexamen und erworbenen Doctorgrad, für die nationale Idee öffentlich aufgetreten und gewirkt und zum Oberbürgermeister und Mitgliede des Vorparlaments gewählt worden war; eine Wahl, welche die landesherrliche kurhessische Genehmigung nicht erhielt und die Veranlassung zur Berufung nach Zürich wurde. Die Ovation beschränkte sich auf Professor Fick allein, weil Professor Treichler, derzeitiger Dekan der juristischen Facultät, als Honorarprofessor auch fernerhin zu lesen beabsichtigt. — Prof. Dr. Meili nimmt nach der „Zürcher Post" die ihm übertragene Professur für eidgenössisches und für Zürcher Privatrecht nicht an und erklärt auch den Rücktritt von seiner bisherigen Lehrthätigkeit auf Ende September.

* **London**, 16. Juli. Die Königin hat dem Professor des Hebräischen an der Universität Cambridge, Dr. Ginsburg, aus ihrer Civilliste eine Jahrespension von 100 Pfd. St. gewährt.

* **Paris**, 16. Juli. Der schwedische Forschungsreisende Andrée ist gegenwärtig hier anwesend und wohnte gestern der Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei. Er geht mit der Verwirklichung seines Planes um, in einem Luftballon nach dem Nordpol zu fahren, und studirt zu diesem Behufe die verschiedenen Systeme, die ihm die besten Garantien zu bieten scheinen. Am meisten kommt es ihm jetzt darauf an, eine wasserdichte Hülle zu finden. Die Lenkbarkeit des Ballons verursacht ihm, wie es scheint, keine Sorge; in dieser Hinsicht ist er seiner Sache sicher, da er schon 300 Kilometer über der Ostsee und dem skandinavischen Festlande zurückgelegt hat. Einem Reporter des „Matin", der ihn über seine Pläne und Hülfsmittel ausfragte, antwortete der Reisende, man habe irrthümlich gesagt, seine Gondel habe die Form eines Schlittens und könnte nöthigenfalls als solcher dienen. In Wahrheit werde die Gondel seines Luftballons groß genug sein, um einen Schlitten und ein kleines Segelschiff zu beherbergen, deren er sich beim Abstiege, je nach den Umständen, zu bedienen gedenke. Von Paris begibt Andrée sich nach London zum geographischen Congreß. Er ist entschlossen, nächstes Jahr seine Reise anzutreten, und ohne Bangen über deren Verlauf und Resultate.

* In **Turin** starb am 8. Juli der Präsident des Cassationshofes, Graf Cesare Secco-Suardo, der Heine's Gedichte ins Italienische übertragen hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 18. Juli folgende Schriften eingegangen:

Bulgarien nach dem Sturze Stambulows. Wien und Leipzig, Karl Konegen 1895. — *Edward St. John Fairman:* An electric flash on the Egyptian question. London, p. b. th. author 1894. — Hans v. Oppen: Zur Reform des Reichstagswahlrechts. Berlin, Rob. Rohde 1895. — Prof. Dr. Johannes Huber: Die Philosophie in der Socialdemokratie; — Der Socialismus, Rückblick auf das Alterthum (Sammlg. gesellschaftswiss. Aufsätze hggb. von E. Fuchs). München, M. Ernst 1894, 1895. — Eisenbahnrechtliche Entscheidungen und Abhandlungen (Zeitschr. für Eisenbahnrecht hggb. von Dr. jur. Georg Eger). XI. Bd. H. 4. Breslau, J. U. Kern 1895. — Steiner, Reg.-Assess.: Statistische Nachweisungen über die Armenpflege im Königreich Bayern (Sep.-Abdr. a. d. Zeitschr. des bayer. statist. Bureau 1895, H. 2). — Georg Hirth: Die Localisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme (Beispiel: Warum sind wir zerstreut?). Mit Einleitung von L. Edinger. 2. Aufl. München, G. Hirth 1895. — Karl Theodor Eheberg: Finanzwissenschaft. 4. Aufl. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1895. — Allgemeines Künstlerlexikon. 3. Aufl. vorbereitet von Herm. Alex. Müller, hggb. von Hans Wolfg. Singer. 3. Halbbd. Gaab—Janinet. Frankfurt, Rütten u. Löning 1895. — Brockhaus' Conversationslexikon. 14. Aufl. Bd. XIV. Rüdesheim—Soccus. Leipzig rc., F. A. Brockhaus 1895. — 75 Ausflüge von München; mit Karte. 9. Aufl. München, Lindauer 1895. — Willy Pastor: Stimmen der Wüste. Leipzig, Max Spohr 1895. — Maria Janitschek: Lilienzauber. Ebd. 1895. — Dr. Gustav Sommerfeldt: Fin de siècle-Geschichtschreibung, Politik, Pamphletomanie. 3. Aufl. Berlin, Cassirer u. Danziger. — Edwin Bormann: Allerlei Liebenswürdigkeiten; humoristisches Quodlibet. Leipzig, Selbstverlag 1895. — Lothar Schmidt: Gemischte Gesellschaft; Novellen. Zürich, Verlags-Magazin 1896.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Karl Ludwig und Karl Thiersch.

Akademische Gedächtnißrede im Auftrage der medicinischen Facultät zu Leipzig am 13. Juli 1895 gehalten von

Wilhelm His.

I.

Hochgeehrte Anwesende!

Unsre medicinische Facultät und mit ihr die Universität Leipzig sind beim Beginn dieses Semesters in schwere Trauer versetzt worden. Im Zeitraum weniger Tage haben wir Karl Ludwig verloren und Karl Thiersch, zwei Mitglieder unsres akademischen Verbandes, die während eines Menschenalters zu dessen festesten Pfeilern gezählt haben.

Der Verlust dieser beiden charaktervollen Männer bildet für unsre Facultät den Abschluß einer glücklichen und ruhmvollen Periode harmonischen Zusammenarbeitens von einem Kreise trefflicher, gegenseitig sich verstehender Genossen. Einer nach dem Andern sind im Laufe von elf Jahren die Glieder dieses Kreises dahingegangen, Radius, Cohnheim, Wagner, Coccius, Credé und Braune, die jüngeren zum Theil vor den älteren,[1] und nun sind auch die beiden gefolgt, zu denen wir mit ganz besonderer Verehrung aufgeblickt und ohne die wir uns unsre Facultät überhaupt nicht vorzustellen vermocht haben. Eine akademische Gedenkfeier bei solchem Anlaß bedarf keiner weiteren Begründung. —

Im Leben unsrer Universitäten macht sich bei aller anscheinenden Fortdauer ihrer Leistungen, und auch bei ununterbrochenem Ersatz abgehender Kräfte durch neu eintretende, eine ganz bestimmte Periodicität der Entwicklung geltend. Für die Gesammtuniversität und für die Facultäten folgen auf Perioden geistigen Aufschwunges solche der Ruhe und des Rückgangs. Aeußere und innere Bedingungen wirken dabei zusammen, und es ist nicht immer leicht, deren Ineinandergreifen zu verstehen. Eine Grundbedingung muß aber stets erfüllt sein, falls eine Körperschaft blühen soll. Die Körperschaft muß kräftige und zielbewußte Führer besitzen, welche deren Geist in bestimmte Bahnen zu lenken und unter ihren Gliedern die Gemeinsamkeit des Strebens zu sichern wissen.

Solch ein führender Geist ist in unsrer Facultät während mancher Jahrzehnte Ernst Heinrich Weber gewesen, welcher vom Jahr 1821 ab die Professur der Anatomie und späterhin (von 1841 ab) noch die der Physiologie bekleidet hat. Die Spuren seiner mächtigen Persönlichkeit haben sich als bleibende erhalten nicht nur in den Acten unsrer Facultät, sondern noch tiefer begründet in denen der Wissenschaften, die er vertreten und die er um ausgedehnte neue Gebiete bereichert hat.

[1] 1884 Radius, Cohnheim, 1886 Rücktritt von Credé († 1892), 1888 Wagner, 1890 Coccius, 1892 Braune.

Bis zum Jahre 1865 hat Ernst Heinrich Weber, von seinem Bruder Eduard unterstützt, die Doppellast der beiden ausgedehnten Fächer getragen. Dann aber, als die Neuschöpfung einer physiologischen Anstalt in Aussicht genommen wurde, und dadurch neue Verpflichtungen an den Lehrer der Physiologie herantreten sollten, zog sich der alternde Gelehrte auf seine ursprüngliche Anatomieprofessur zurück, und es ist nun auf Ostern 1865 (unter dem Dekanat Wunderlichs) die Berufung von Karl Ludwig als Professor der Physiologie und Director des neu zu begründenden physiologischen Instituts erfolgt.

Die Initiative zu diesen Neuerungen ist von der königlichen Regierung ausgegangen. Im Sinn ihres hohen Monarchen, des Königs Johann, hatten sich die einsichtigen Leiter des Ministeriums, Hr. Staatsminister v. Falkenstein und Hr. Geh. Rath Dr. Hübel, die Aufgabe gestellt, die Universität Leipzig mit allen aufwendbaren Mitteln zu neuem Glanze zu erheben. Die physiologische Anstalt wurde als das erste Glied einer Reihe von Neuschöpfungen geplant, deren Endziel die Umgestaltung des gesammten naturwissenschaftlichen und medicinischen Unterrichts sein sollte. In der Wahl von Professor Ludwig hat die k. Regierung eine besonders glückliche Hand bewiesen, denn sie gewann an ihm für ihre ferneren Entscheidungen einen vermöge seiner Einsicht und seiner organisatorischen Kraft ganz besonders befähigten Rathgeber. Ludwigs Einfluß hat sich während der v. Falkenstein'schen Periode weit über das medicinische Facultätsgebiet hinaus erstreckt, und seiner Anregung sind von den bedeutendsten Berufungen jener Zeit zu verdanken gewesen. Später, nachdem einmal die Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts für Leipzig erreicht und nachdem auch das Cultusministerium in andere Hände übergegangen war, hat sich Ludwig auf sein engeres Arbeitsgebiet zurückgezogen. Was er aber auf diesem Gebiete geleistet hat, das hat den Ruhm der Leipziger Universität bald durch alle Länder verbreitet.

Als Ludwig nach Leipzig kam, war er in reifem Mannesalter, und er hatte schon eine mehr als zwanzigjährige Lehrthätigkeit hinter sich. Seine akademische Laufbahn hatte er in Marburg begonnen, wo er von 1841 ab bei seinem Freunde Ludwig Fick anatomischer Prosector gewesen war. Von da aus war er 1849 als Professor der Anatomie und Physiologie nach Zürich, und dann 1855 als Professor der Physiologie an die medicinische Militärakademie in Wien, das sogenannte Josephinum berufen worden.

Von Zürich aus hat Ludwig im Jahr 1852 den ersten Band seines Lehrbuches der Physiologie veröffentlicht, dessen zweiter Band vier Jahre später, als Ludwig bereits in Wien war, nachfolgte. Es ist Ludwigs Physiologie ein Buch, das wie ein Blitz in die damalige Wissenschaft eingeschlagen hat, alte Lehren und Vorstellungsweisen mit kritischer Schärfe zerstörend und dafür neue Begriffe und Ausdrucksweisen einführend, die uns Medicinern jener Zeit fremdartig genug vorgekommen sind. Noch erinnere ich mich lebhaft der Empfindungen, mit denen ich als älterer

Student, aus den Vorlesungen Johannes Müllers kommend, das neu erschienene Werk Ludwigs durchgearbeitet habe. Vieles darin konnte ich nur mit Mühe bewältigen, Anderes war mir geradezu widerstrebend, weil mir dadurch die interessantesten Capitel der bisherigen Physiologie in Trümmer zu gehen schienen. Und doch konnte ich mich bei aller inneren Opposition dem packenden Einflusse des inhaltreichen Buches nicht entziehen und ich mußte, je länger je mehr, die Macht seiner siegreichen Methodik anerkennen.

Worin lag nun der große Schritt, den Ludwig mit seiner Physiologie gethan hatte? Ludwig war ausgesprochener physikalischer Physiologe. Eine physikalische Physiologie hatte es indessen lange vor ihm gegeben. Schon die beiden vorangegangenen Jahrhunderte hatten iatromechanische Schulen besessen, in denen classische Arbeiten wie die von Borelli über die thierische Bewegung und von Hales über den Blutdruck zur Reife gelangt waren. Dann aber waren von den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts ab in den Gebrüdern Weber Forscher ersten Ranges erstanden, deren bahnbrechende Untersuchungen über Wellenbewegung und Puls, über den menschlichen Gang, über Muskelbewegung u. a. m. auf streng physikalischen Grundlagen aufgebaut waren. Andere gleichgesinnte Männer, wie A. Volkmann, haben sich ihnen in der Folge angeschlossen. Aus Frankreich waren seit den Zeiten von Lavoisier Arbeiten gekommen, welche physiologische Fragen mit vollendet physikalischer Methodik behandelt hatten, die Arbeiten von Dulong und Despretz über Wärmeerzeugung und Wärmeverbrauch, die von Poiseuille über Blutbewegung, und zuletzt die erschöpfende Respirationsarbeit von Regnault und Reiset. Von Ludwigs persönlichen Freunden hatten noch im Verlauf der vierziger Jahre E. du Bois-Reymond eine Molecularphysik des Nerven- und des Muskelgewebes geschaffen, und Helmholtz mittelst wunderbar sinnreicher Methoden die Leitungsgeschwindigkeit der Erregung im lebenden Nerven gemessen.

Die Bahn für die physikalische Forschung in der Physiologie war somit, als Ludwigs Buch erschien, bereits offen. Auch war der wegen seiner Unklarheit so viel bekämpfte Begriff einer Lebenskraft für die wissenschaftliche Forschung längst bedeutungslos geworden und hatte überdies durch Lotze im Jahr 1842 den letzten Todesstreich empfangen. Was aber vor dem Erscheinen von Ludwigs Buch völlig fehlte, das war eine durchgreifende Einführung physikalischer Denkweise und Methodik in den physiologischen Unterricht. Die Anatomie war auch in der Physiologie noch die herrschende Disciplin, und in manchen Capiteln der letzteren wurde die physiologische Fragestellung geradezu durch anatomische oder durch vergleichende anatomische Erörterungen ersetzt. Dies war um so natürlicher, als ja die Physiologie noch an den meisten Universitäten von Anatomen gelehrt wurde. Auch bot dem jungen Mediciner sein regelmäßiger Studiengang genügende Gelegenheit zu einer ordentlichen anatomischen Durchbildung, eine strengere physikalische Schulung dagegen war ihm nur unter sehr erschwerenden Umständen zugänglich. Es ist dies ein Uebelstand, der sich bis auf den heutigen Tag nicht hat befriedigend überwinden lassen.

Als anatomischer Prosector und Professor ist Ludwig selber den Weg durch den Präparirsaal hindurchgegangen, er ist sein Leben lang ein vorzüglicher Anatom gewesen und hat von den Aufgaben der Anatomie ausnehmend hoch gedacht. Aber er hat diese Aufgaben vielfach anders gestellt als seine Vorgänger, und auch seine Sprache hat sich von der bis dahin üblichen vielfach unterschieden. Besonders energisch hat er aber gegen die Vorstellung sich aufgelehnt, als ob bloße Beschreibungen der Formen den Weg zu deren physiologischem Verständniß bildeten. Die Auseinandersetzungen zwischen Ludwig und seinen Gegnern sind in früheren Jahren mit ziemlich scharfen Waffen durchgefochten worden. Dann aber hat man sich mehr und mehr verstehen gelernt, und die Anatomen sind seit Jahrzehnten gewohnt, Ludwig als vollwerthigen Mitarbeiter und als einen der trefflichsten Förderer ihrer Wissenschaft hochzuschätzen.

Nichts ist vielleicht bezeichnender für den Standpunkt Ludwigs in der früheren Zeit seines Auftretens, als die stoffliche Gliederung seines Physiologiewerkes. Ludwigs großer Vorgänger Johannes Müller hatte sein Handbuch der Physiologie mit einem allgemeinen Abschnitt über die organische Materie, über den Organismus und das Leben eingeleitet und daran die Besprechung der großen vitalen Functionsgruppen, der Blutbildung und Blutbewegung, der Athmung, der Ernährung u. s. w. angeschlossen. Ludwig dagegen begann seine Darstellung mit einer „Physiologie der Atome und der Aggregatszustände". Als Ideal der Forschung schwebte ihm die Möglichkeit vor, die Leistungen complicirter Molecüle aus den Bedingungen ihres elementaren Aufbaues abzuleiten, von da aus aber schrittweise zu den Geweben und weiterhin zu den Organen aufzusteigen. So glaubte er zu einem geistigen Aufbau des Complicirten aus dem Einfachen gelangen zu können, und dabei sollte das Hervorgehen des Einen aus dem Anderen nach Richtung, Zeit und Maß mit mathematischer Schärfe bestimmt und als gesetzmäßige Nothwendigkeit nachgewiesen werden.

Das theoretische Bedürfniß nach einer elementaren Begründung der Physiologie hat Ludwig in seinen jüngeren Jahren veranlaßt, vorzugsweise gewisse physikalische Grundvorgänge, die Filtration, die Diffusion, die Gesetze der Flüssigkeitsströmung eingehender zu studiren, und die gewonnenen Erfahrungen zur Erklärung von Vorgängen des thierischen Lebens zu verwerthen. In späterer Zeit ist er mit solchen Erklärungsversuchen viel zurückhaltender geworden, und es kommt nun in seinen Arbeiten weit mehr denn früher der Hinweis auf die organische Verknüpfung der Lebensvorgänge zur Geltung. Mit Vorliebe spricht er nun vom sinnreichen Mechanismus des Lebens, dessen verwickeltes Spiel die Wissenschaft in allen seinen Verkettungen zu entwirren habe. Ich citire einige Worte aus der Rede, die Ludwig beim Antritt seines hiesigen Lehramts gehalten hat: „Die Physiologie," sagt er, „ist mit Bewußtsein in den Kreis der Mechanik getreten, wo das strenge Gesetz herrscht, und wo die unerbittliche Logik der Bedingungen den Gang der Atome regelt; wir aber, die mühebeladenen Diener der Wissenschaft, haben uns mit tausend Waffen gerüstet, um der flüchtigen Erscheinung des Lebens nachzujagen, und sinnend suchen wir aus ihr den feinen Mechanismus des Lebens zu begreifen. Wenn uns endlich die Palme gereicht wird, wenn wir ein Organ in seinem Zusammenhang begreifen, so wird unser stolzes Gattungsbewußtsein durch die Erkenntniß niedergedrückt, daß der menschliche Erfinder ein Stümper gegen den unbekannten Meister der thierischen Schöpfung sei. Denn wo sich der Mensch mit ihm am gleichen Problem mißt, da bleibt er zurück, wie das Fernrohr gegen das Auge und wie der Lakmusstreifen gegen die Zunge. — Und wenn nun gar Alles schon einmal klar gewesen, warum mußte es sich noch einmal für uns verdunkeln?"

Wenn wir aber Ludwig in seiner vollen Bedeutung erfassen wollen, so haben wir ihn in seinem Laboratorium und inmitten seiner Schüler aufzusuchen, denn hier sind seine eigenartigsten und edelsten Eigenschaften zur Entfaltung gelangt. Eine Uebersicht über Ludwigs und seiner Schüler Arbeiten kann an dieser Stelle nur andeutungsweise gegeben werden. Bei seinem Bestreben, den Aufbau des Körpers physiologisch verständlich zu machen, hat er sich nicht, wie

einzelne seiner gleichstrebenden Freunde, auf den physikalischen Versuch zurückgezogen, sondern er hat den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in das sehr viel schwierigere Experiment am lebenden Körper verlegt, das unter seinen Händen und durch die von ihm erfundenen neuen Apparate, das Kymographion, die Stromuhr, die Quecksilberluftpumpe u. a. m. eine bis dahin ungeahnte Präcision gewonnen hat.

Die im Jahre 1842 erschienene, von der Marburger Facultät Anfangs beanstandete Habilitationsschrift hatte sich auf die Nierensecretion bezogen, einen Vorgang, den er bis in die letzten Jahre hinein immer wieder von neuem bearbeitet hat. Eine andere, sehr planmäßig eingeleitete Reihe von Untersuchungen hat Ludwig im Jahre 1851 zu der berühmten Entdeckung von der Abhängigkeit der Speichelabsonderung von der Reizung der Drüsennerven geführt und zur Einsicht von der Unabhängigkeit des Absonderungsdruckes vom Blutdruck. Für die Physiologie der Absonderungsvorgänge nicht minder, als für die des Nervensystems ist diese Entdeckung grundlegend geworden. Damals war sie um so überraschender, als Ludwigs eigene Voraussetzungen ein gegentheiliges Ergebniß hatten erwarten lassen.

Ein bleibender Gegenstand intensiver Arbeit sind für Ludwig die Eigenschaften der strömenden Blutsäule, deren Seitendruck und Stromgeschwindigkeit gewesen, sowie die Abhängigkeit dieser Functionen von der Thätigkeit des Herzens, von der der Körpermuskeln, vom Verhalten der Gefäßmuskeln und von zahlreichen anderen Factoren. Auf diesem Gebiete haben seine feinen graphischen Apparate und seine präcisen Messungsmethoden ihre größten Triumphe erlebt. Nicht minder verdanken wir ihm einen großen Theil unsres gegenwärtigen Wissens vom Mechanismus der Herzthätigkeit. Er hat uns zuerst Einblick gegeben in das Verhalten des Lymphstroms im lebenden Organismus. Er hat dessen Umfang und Schwankungen numerisch bestimmt und durch histologische Forschungen über die Anfänge des Lymphsystems Licht in das Wesen dieses merkwürdigen Apparates gebracht. Um das Verständniß der Athmung hat sich Ludwig unablässig bemüht, sowohl um dasjenige des Gaswechsels in den Lungen und der Athembewegungen, als um die innere oder Gewebsathmung. Besondere Erfolge erreichte er dadurch, daß er die Thätigkeit von Organen im sogenannten überlebenden Zustande studirte, indem er die dem frisch getödteten Thier entnommenen Theile künstlich von einem Blutstrom durchfließen ließ, und die Eigenschaften des Blutes, der Lymphe, sowie allfälliger Secrete vor und nach der Durchströmung feststellte und verglich. Wo es ihm nöthig erschien, die anatomischen Unterlagen des physiologischen Studiums zu erweitern, da hat er stets selber Hand angelegt oder seine Schüler zu anatomischen Untersuchungen veranlaßt. Wir verdanken ihm neben einer Reihe anderer histologischen Untersuchungen vor allem die classische Abhandlung vom Bau der Nieren. In Ludwigs Laboratorium sind auch die sorgfältigsten Untersuchungen über die Blutgefäße des Auges und über diejenigen des inneren Ohres angestellt worden. Durch Begründung der histologischen Abtheilung seines Instituts hat er überhaupt auf die Entwicklung der feineren Anatomie einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Wenn sich Ludwigs experimentelle Methodik von Anfang ab durch ihre ausnehmende Präcision ausgezeichnet hat, so war diese letztere im Grund ein Ausfluß seines gesammten, streng geordneten Wesens. Man mochte sein Arbeitszimmer betreten wann man wollte, so bekam man immer den Eindruck, als sei es soeben aufgeräumt worden und als ruhe ein jedes Stück an seiner ihm zukommenden Stelle.

Die zahlreichen Arbeiten, welche Ludwig gerade über die lebenswichtigsten Apparate des Körpers angestellt hat, haben nothwendigerweise auch die Fortschritte der eigentlichen Medicin fördern müssen. Seine Forschungsergebnisse sind der theoretischen Medicin, seine hochausgebildeten Methoden der experimentellen Pathologie und der Beobachtung am Krankenbett zu gute gekommen. Auch hat eine Anzahl von hervorragenden Klinikern zu Ludwigs Schülern gehört. Ludwig selber hat aber stets ein großes Gewicht auf seine Beziehungen zur Medicin und auf die praktische Bedeutung der Physiologie gelegt. „Den Gang des menschlichen Lebens nach dem Belieben der menschlichen Vernunft zu lenken", bezeichnete er in seinem großen Physiologiewerk als das Ziel des Arztes, und er hat in etwas anderer Form diesem Gedanken späterhin noch öfter Ausdruck gegeben.

Von besonderem Interesse müßte es sein, genauer die Bahn zu verfolgen, auf welcher Ludwig in die physikalische Richtung der Physiologie hineingelangt ist. Dies ist jetzt nicht mehr leicht zu erreichen und auch die Befragung der noch lebenden älteren Freunde und Schüler hat mir kein abschließendes Urtheil erlaubt. Scharfe Denkweise und große Unabhängigkeit des Sinnes sind Ludwig von früh ab zu eigen gewesen und mochten für ihn Veranlassung sein, von allgemein betretenen Straßen sich abzuwenden. Sein Unabhängigkeitsgefühl hatte ihn als Studirenden mit den Disciplinargesetzen seiner Universität in Conflict gebracht und ihm eine vorübergehende Unterbrechung seiner Studienzeit eingetragen. Dann aber scheint er sich bei seiner Rückkehr nach Marburg für die Physiologie als Lebensberuf entschieden zu haben, und er ist zu der Zeit bei Bunsen ins Laboratorium eingetreten. Bei den hier vorgenommenen Gasanalysen hatte er wohl zuerst Gelegenheit, sich mit präciser physikalischer Methodik vertraut zu machen. Auch fand er da Umgang mit anderen jungen Physikern, u. A. mit Reiset. Die strenge Schulung Bunsens mochte jedenfalls in starkem Gegensatz zu der unmethodischen Routine des Bamberger Chirurgen stehen, bei dem Ludwig seine Zwischenzeit zugebracht hatte. Von 1842, dem Jahre der Habilitation, ab hat er mit seinen Freunden und Schülern Themata der physikalischen Physiologie bearbeitet.[1]) Als dann im Verlaufe der vierziger Jahre die junge physikalische Berliner Schule sich aufthat, trat er brieflich mit deren Vertretern, mit E. Brücke, E. Dubois-Reymond und H. Helmholtz, in Verbindung. Zu einer persönlichen Begegnung mit diesen etwas jüngeren Freunden ist es erst bei Anlaß eines vorübergehenden Aufenthalts Ludwigs in Berlin im Jahre 1847 gekommen. Auch mit E. H. Weber und A. Volkmann hat Ludwig damals directe Verbindungen angeknüpft. Er scheint Volkmann in den Gebrauch seines neu erfundenen Kymographions eingeführt zu haben, denn er hat, wie man aus mündlichen Erzählungen weiß, eine Zeit lang mit ihm gemeinsam experimentirt.

In seiner Art zu forschen ist Ludwig zeitlebens ein äußerst scharfsinniger Analytiker geblieben. Mit vollendetster Sorgfalt hat er jeden Lebensvorgang in seine einzelnen Glieder zu sondern und die Bedingungen seines Zustandekommens festzustellen gesucht. Dabei legte er jederzeit ein besonderes Gewicht auf die numerische Bestimmung aller einzelnen in Betracht kommenden Factoren. Diese Art des Arbeitens hat allerdings nicht selten dahin geführt, daß die von ihm behandelten Fragen nach erfolgter Bearbeitung verwickelter ausgesehen haben, als vor derselben. Ludwig selber aber hat sich niemals mit irgend welchen Abschlüssen

[1]) Die Musterwerke, deren Studium er ihnen damals empfahl, waren u. a. die Schriften der Gebrüder Weber („Die Wellenlehre" 1825, die Programme über Puls, Resorption, Gehör und Hautempfindung 1831, und die Gehwerkzeuge 1834), die Arbeiten Poiseuille's über Blutbewegung (1832) und die Untersuchungen Joh. Müllers über Stimmbildung.

beruhigt, nach Jahren und nach Jahrzehnten ist er zu den einmal bearbeiteten Problemen immer wieder zurückgekehrt, um ihnen mit neuen Hülfsmitteln neue Seiten abzugewinnen. Darin lag gerade eine der anregendsten Seiten seiner reichen Natur, daß er in seinem Kampf um die Wahrheit niemals ermattete, sondern rastlos immer und immer wieder zu neuen Waffen griff.

Ludwigs wissenschaftliche Arbeitsweise hat zu der von E. H. Weber in wesentlichem Gegensatze gestanden. Weber besaß die Gabe der künstlerischen Intuition. Er vertiefte sich in seine Fragen so weit, bis er den eigentlichen Kern derselben erfaßt zu haben glaubte, und nun wußte er in wenigen klaren Zügen ein Bild zu zeichnen von oft monumentaler Einfachheit. E. H. Webers Kreislaufsschema, mit den unscheinbarsten Hülfsmitteln, einem Stück Darm und ein paar Lampencylindern zusammengestellt, hat mit einem Schlag und in einer selbst für Anfänger überzeugenden Weise die schwierigsten Probleme der Kreislaufslehre gelöst, und auch die complicirte Technik der späteren Physiologie hat dasselbe nicht zu ersetzen vermocht. Der erste, welcher dies anerkannt hat, ist Ludwig selber gewesen, ja er ist so weit gegangen, die Weber'sche Entdeckung noch über Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufes zu stellen. Solche intuitive Naturen, wie die von E. H. Weber, können vorzüglich klare Docenten sein. Das Beste, was sie besitzen, ihren künstlerischen Blick, vermögen sie aber nicht auf Andere zu übertragen, und demnach finden wir sie auch selten als Begründer wissenschaftlicher Schulen. Auch E. H. Weber hat, wenn wir von seinen ihm congenial angelegten Brüdern absehen, in seiner langen Laufbahn niemals wissenschaftliche Schüler gezogen. Nach dieser Richtung hin hat aber Ludwig Erfolge errungen, denen vielleicht aus unserm Jahrhundert nur noch die Lehr-Erfolge von Liebigs Gießener Zeit an die Seite gestellt werden können.

Die Gabe, junge Männer an sich zu ziehen und für wissenschaftliche Fragen zu interessiren, ist bei Ludwig schon sehr früh hervorgetreten. In Marburg finden wir ihn schon von 1842 ab im Verein mit Schülern, oder, wie er sie stets genannt hat, mit „jungen Freunden" arbeitend, von denen einige, wie C. Eckhard und Ad. Fick in der Folge seine physiologischen Fachgenossen geworden sind. Ebenso hat er in den sechs Jahren seines Züricher Aufenthaltes alle tüchtigeren Elemente als Mitarbeiter bei seinen Untersuchungen um sich gesammelt. Seine Anziehungskraft hat sich bald über seinen näheren Universitätskreis ausgedehnt und sie hat weiterhin in Wien und vollends hier in Leipzig in beinahe geometrischer Progression zugenommen. Die Zahl junger Männer aus den verschiedensten Ländern der Welt, welche Ludwig zu selbständiger Forschung angeleitet hat, ist im Laufe der Jahre auf mehrere Hundert angewachsen, und wir finden in deren Listen die ersten Namen unsrer heutigen Gelehrtenwelt. Alle Schüler Ludwigs sind ihm aber zeitlebens in größter Dankbarkeit ergeben geblieben und haben anerkannt, wie viel sie gerade bei ihm an geistiger Erziehung gewonnen haben. „Ich verdanke Ludwig," so schrieb mir noch vor kurzem ein namhafter Forscher, „mein wissenschaftliches Gewissen, die instinctive Abneigung gegen jegliche Pfuscherei."

Suche ich mir darüber Rechenschaft zu geben, worin Ludwigs so eminente erzieherische Begabung gelegen hat, so finde ich als erste Grundbedingung seinen hohen idealen Sinn, als zweite aber seine warme Liebe einerseits zur Forschung und andrerseits zur heranstrebenden Jugend. Nur wer selber warm empfindet, kann auf die Dauer Andere an sich fesseln. Wenn Ludwig von seinen Schülern als von seinen jungen Freunden sprach, so war dies mehr als eine Redeformel. Er ist denselben in Wirklichkeit persönlich nahe getreten und hat deren weitere Entwicklung noch nach vielen Jahren mit allem Antheil eines treuen Freundes verfolgt. Indem er aber die zu ihm kommenden jungen Männer an wissenschaftliche Aufgaben stellte, und ihnen mit uneigennützigster Hingebung physiologische Denkweise, Fragestellung und Methodik beibrachte, wußte er in unübertroffener Weise die beiden Leistungen des Erziehers und des Forschers zu vereinigen. Er verstand es auch, Jeden nach seiner Art zu fassen, und bei der Reichhaltigkeit des von ihm beherrschten Arbeitsgebietes war er im Stande, den Schülern verschiedenster Begabung und Vorbildung die für sie passenden Aufgaben zu stellen. Den Einen setzte er an das Mikroskop, den Anderen in das chemische Laboratorium, fein veranlagten Naturen wies er subtile Experimentalarbeiten zu, und wenn sich einmal ein Ungeschickter an ihn gewandt hatte, so vermochte er auch dessen Vertrauen Genüge zu thun, indem er ihn unter die Obhut seines treuen und vielerfahrenen Gehülfen Salvenmoser stellte. Kam ein solcher unbegabter Schüler vielleicht auch kaum zum eigenen Handeln, so hatte er doch Gelegenheit, die hohe Bedeutung von Ordnung und Präcision beim wissenschaftlichen Arbeiten durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Ludwigs Uneigennützigkeit gegenüber seinen Schülern ist ja auch darin ungewöhnlich weit gegangen, daß er die Arbeiten, die unter seiner unmittelbaren Leitung, meist sogar durch seine eigene geübte Hand ausgeführt und in der Regel auch redactionell von ihm zum Abschluß gebracht worden waren, unter dem Namen des assistirenden Schülers in die Welt gehen ließ. Dies hat er nicht nur in späteren Jahren als weltberühmter Professor geübt, sondern schon in der frühen Zeit seines Marburger Aufenthaltes, in einem Alter und einer Stellung, worin junge Männer mit ihrem Namen weniger großmüthig umzugehen pflegen. Unter den Namen Mogk, Spengler, Becher u. A. gehen des jugendlichen Ludwigs Forschungen in die Welt, und da er 1847 seine Erfindung des Kymographions unter eigenem Namen publicirt, entschuldigt er sich, da sein zur Zeit anderweitig beanspruchter junger Freund Geran dies eigentlich hätte thun sollen. Und doch handelte es sich diesmal um einen der folgereichsten naturwissenschaftlichen Funde. Mit seinem Kymographion hatte nämlich Ludwig das Princip selbstregistrirender Apparate in die Wissenschaft eingeführt, ein Princip, dessen Bedeutung unbedenklich der des Mikroskops zur Seite gestellt werden kann, denn erst durch solche als Zeitmikroskope wirkenden Apparate ist es möglich geworden, Vorgänge von raschem und verwickeltem Ablauf der directen Beobachtung und dem Verständniß zugänglich zu machen.

Wie seinen Laboratoriumsschülern, so hat Ludwig auch seinen Studenten stets mit menschlicher Theilnahme gegenübergestanden. Das haben diese wohl empfunden und ihm durch warme Anhänglichkeit und Verehrung gelohnt. Seine Vorlesungen wurden in der Regel zwei- bis dreimal besucht, weil die Anfänger beim ersten Besuch kaum im Stande gewesen sind, zu einem eingehenden Verständniß des mitgetheilten Stoffes durchzudringen. In besonderen physiologischen Besprechungen hat sodann Ludwig den Studirenden Gelegenheit gegeben, persönlich an ihn heranzutreten. Meinerseits bin ich immer darüber erstaunt gewesen, wie genau Ludwig über Fleiß und Begabung der einzelnen Leute unterrichtet war.

Ludwigs Arbeitszimmer im Institut war der Ort, wo die verschiedenartigsten Elemente freien Zutritt hatten, fremde Gelehrte, Collegen aller Facultäten, Aerzte, Freunde und Schüler. Hier durfte man jederzeit seinen Rath einholen und sich seines bezaubernden Verkehrs erfreuen. Bei seiner vielseitigen und gründlichen Bildung und seiner stets erregbaren Begeisterung für neue Probleme und Arbeitsweisen konnte man ihn zum Eingehen auf sehr verschieden-

artige Fragen bereit finden. Große Welt- und Personenkenntniß bot seinem Gespräch eine nie versiegende Quelle der Belebung und Belehrung. Immer vertrat er hohe Gesichtspunkte, immer folgte er originellen, vom Gewöhnlichen abweichenden Gedankengängen. Mit seinem feinen Humor vermochte er wohl auch gelegentlich paradoxe Meinungen zu verfechten. Stieß er aber auf Bestrebungen, die seinem idealen Sinn zuwider waren, so konnte man auch bitter sarkastische Worte von ihm zu hören bekommen. Stets regte seine Unterhaltung zu lebhaftem Denken an.

Bei aller Leichtigkeit des Verkehrs trat aber als Grundzug seines Wesens stets wieder seine strenge Selbstdisciplin zu Tage. Darin lag auch ein besonderes Element seiner wohlthuenden Macht über jüngere Leute, daß er ihnen das Beispiel eines gegen sich selber unbedingt strengen und gewissenhaften Mannes gegeben hat. „Ludwig war auch unser Professor in der Ethik", hat mir noch vor kurzem einer seiner amerikanischen Schüler gesagt. Und so hat sich bei Ludwig in hohem Grade bestätigt, daß das Größte, was ein Lehrer der Jugend geben kann, in der Macht der eigenen Persönlichkeit liegt.

Die altfranzösische Plastik.

Von J. Strzygowski (Graz).

Zweimal hat Frankreich die Zügel der Kunstbewegung in Händen gehabt, in der Zeit vor der Blüthe der italienischen Kunst ebenso gut wie nach derselben. Die Gothik und das Rococo sind Kinder des französischen Geistes; sie nehmen die italienische Renaissance sammt ihrer Steigerung ins Barocke in die Mitte und stellen mit dieser vereint die Entwicklung der monumentalen Kunst des Abendlandes dar. Denn diese ist thatsächlich gegeben, wenn wir von dem Trümmersubstrate der Antike und dem Ornamentstile der die Neuordnung in Europa begründenden Wandervölker aufsteigen zu Gothik und Renaissance und dann wieder bergab zum Rococo-Ornamente.

Der Weg nun von der Antike und dem sog. Völkerwanderungsstile zur Gothik — das ist im wesentlichen die altfranzösische Kunst. Von deutscher Seite wird seit Jahren mit bewunderungswürdiger Ausdauer an der Darstellung dieses Entwicklungsprocesses mit Rücksicht auf die Architektur gearbeitet. Neuerdings hat Wilhelm Voege[1]) versucht, auch auf dem Gebiete der Plastik Bresche zu schlagen. Soweit nicht Viollet-le-Duc im Zusammenhange der Architektur und des Mobiliars, Schnaase und Lübke darüber summarisch gehandelt haben, lagen diesbezügliche Studien bisher brach. Im allgemeinen gliedert sich der Stoff deutlicher als sonst irgendwo in drei Gruppen: die Zeit der Vorbereitung (im frühen Mittelalter), den Beginn der Bewegung (in der Frühgothik) und die Zeit des ruhigen Ausbaues (bis ins 15. Jahrh.). Voege hat die zweite Gruppe herausgegriffen, ihren Ursprung, ihre Verbreitung und das Wesen ihres Stiles klarzustellen gesucht.

Ausgehend von dem Portalbaue der Westseite des Domes zu Chartres, überzeugt er den Leser davon, daß bei der Composition desselben rein künstlerische Absichten mitgewirkt haben, aus denen heraus sich theilweise sogar ikonographische Räthsel, wie etwa der Typus der Himmelfahrt Christi, erklären lassen. Hier zum ersten Male sei versucht worden, die Plastik der structiven Architektur unterzuordnen. Die Idee aber des plastischen Schmuckes leite sich her aus der Provence, wo am Portalbau von S. Troptime in Arles die ältere Analogie nachweisbar sei. Durch das Zusammenströmen der Provincialschulen des Südens entstehe in Chartres, durch einzelne Künstler direct oder auf sonst eine Art vermittelt, eine Schule, die an den Gewänden des Portalbaues noch deutlich die drei maßgebenden Kräfte hervortreten lasse: einen Hauptmeister, der die mittleren Partien geschaffen habe und Beziehungen zu Arles zeige, einen Meister der äußersten Thürwand links, der einen Zusammenhang mit Toulouse, und einen Meister der äußersten Thürwand rechts, der Beziehungen zu Burgund verrathe.

In einem zweiten Abschnitte geht Voege darauf über, die Wirkung der Schule von Chartres auf den Norden darzustellen, „der einzelnen Schöpfung ihre Stelle im Zusammenhange des Ganzen anzuweisen, die Eigenart des einzelnen Meisters scharf zu erfassen, mit einem Worte an die Stelle historischen Gerümpels Geschichte zu setzen". Zunächst wird der Rest des Portales selbst, die Tympana aufgetheilt, die wesentlichen Theile einem „Meister der beiden Madonnen" zugewiesen, der auch an Notre Dame in Paris gearbeitet hat und möglicherweise der Gründer des Ateliers von Angers geworden ist. Daneben ein Meister von Corbeil, auch hervorgehend aus der Schule des Hauptmeisters, dessen eigenes Atelier in Le Mans, S. Denis, Paris, Provins und S. Louis-de-Naud wirkt. Die beiden Nebenmeister der Gewände nachweisbar, der eine in Chateaudun und Etampes, eventuell, wie auch der andere in S. Denis. Dazu die Rückwirkung auf die alten Stammlande der Plastik, durch einen sicheren Gilabertus auf Toulouse, hervortretend auch an S. Benigne in Dijon, nicht aber an den Seitenportalen des Domes zu Bourges, die vielmehr Zeugniß von dem weitreichenden Einflusse der burgundischen Schule ablegen.

In einem dritten Abschnitte sucht Voege das Räthsel der eigenartigen Bewegung der gothischen Statue zu lösen. Die Erklärung Viollet-le-Duc's von dem maßgebenden Einflusse des Costüms zurückweisend, geht er ein auf die tektonischen Vorbedingungen dieser Plastik, zeigt den Laienkünstler in seiner Hütte vor dem im Querschnitte rechteckigen Block bemüht, in denselben eine lebensvolle Gestalt zu componiren. In dieser tektonischen Gebundenheit des Stiles liege das Wesen der statuarischen Plastik der Gothik. Man hätte hinweisen können auf die Forderungen, die Leon Battista Alberti und neuerdings Hildebrand in dieser Richtung gestellt haben.

Voege hat sich in seiner Abhandlung fast ausschließlich von rein künstlerischen Gesichtspunkten leiten lassen und der durch Didron-Springer begründeten ikonographischen Methode möglichst wenig Spielraum gegönnt. Er hat ganz richtig empfunden, daß mit dem Eintritt der Gothik die Vorherrschaft des hieratischen Typus ihr Ende hat, daß die Gothik, und entgegen Viollet-le-Duc schon die Schule von Chartres, im Grunde genommen die Renaissance-Bewegung einleitet, die sich in Frankreich allmählich zu naturwahrer Freiheit erhebt und ihre Blüthe auf dem Gebiete der Malerei im 15. Jahrhundert in den Niederlanden feiert. Dieser ganzen Entwicklung gegenüberstehend und in den Anfängen theilweise von Frankreich angeregt, die italienische Renaissance, welche durch die Mitwirkung der Antike so mächtig wird, daß ihr im 16. Jahrhundert der Norden unterliegt.

[1]) Die Anfänge des monumentalen Stiles im Mittelalter. Eine Untersuchung über die erste Blüthezeit der französischen Plastik. Mit 58 Abbildungen und einer Lichtdrucktafel. Straßburg, Heitz, 1894.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die öffentliche Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibniz-Tages am 4. Juli d. J. hat unser dortiger Correspondent seinerzeit (Beil. Nr. 153 vom 6. d. M.) ausführlich berichtet. Doch können wir uns nicht versagen, die Ansprachen, welche Theodor Mommsen als vorsitzender Secretär an jenem Tage gehalten, unsern Lesern nach dem inzwischen erschienenen officiellen „Sitzungsbericht" im vollen

Wortlaut mitzutheilen. Der Redner begann mit der ernsten allgemeinen Betrachtung:

„Wenn Jahr für Jahr der akademische Leibniz-Tag herankommt, so legt er uns, den Mitgliedern der von Leibniz ins Leben gerufenen Akademie, wieder und wieder die Frage vor, ob wir es rechtfertigen können, uns gewissermaßen seine Nachfolger zu nennen. Wohl hätte er, zugleich Mathematiker, Physiker, Philosoph und Historiker, das Recht gehabt, den Begriff der prästabilirten Harmonie auf sich selber anzuwenden; das große Geheimniß der Individualität, die Einheit der verschiedenartigen Kräfte hat vielleicht niemals so vollkommen sich innerlich vollendet und so mächtig nach außen gewirkt, wie in diesem größten Manne einer nicht glänzenden Epoche unsrer nationalen Geschichte. Die Wissenschaft allerdings schreitet unaufhaltsam und gewaltig vorwärts; aber dem emporsteigenden Riesenbau gegenüber erscheint der einzelne Arbeiter immer kleiner und geringer. Für die weitgedehnten Kreise der Gesammtforschung, die dem Einzelnen fremd sind, sucht er sich wohl Achtung und Wohlwollen zu bewahren; der Muth, die Wissenschaften, die man nicht beherrscht, zu verachten, ist in Deutschland glücklicherweise selten. Aber was ist Achtung ohne Verständniß? Und das Wohlwollen ohne Wissen steht ungefähr auf einer Höhe mit der platonischen Liebe. Wenn Leibnizens Akademie als Fortführerin seiner Arbeiten betrachtet werden darf und wenn sie darin ihre rechte Legitimation hat, so können wir uns doch nicht verbergen und müssen uns damit abfinden, daß diese Fortführung, in ihrer Zersplitterung auf mehrere Classen und innerhalb dieser Classen auf zahlreiche engere Kreise, ein Surrogat ist, unentbehrlich und wirksam, aber nicht unbedingt gesund und nicht unbedingt erfreulich. Unser Werk lobt keinen Meister und keines Meisters Auge erfreut sich an ihm; denn es hat keinen Meister und wir sind alle nur Gesellen.

Auch das Verhältniß der Wissenschaft zum Staat ist im Lauf der Zeiten ein anderes geworden. Freilich verfügen wir über weitaus größere Hülfsmittel, als sie älteren Generationen zutheil wurden. Nicht bloß die von unsrer Regierung mit anerkennenswerther Freigebigkeit gesteigerte Dotirung, sowie die von Privaten aus Interesse für die Wissenschaft uns zugewandten, eben in dem verflossenen Jahre in ungeahntem Umfang vermehrten Stiftungsgelder kommen uns zu gute; auch der gesammte Aufschwung der Humanität, die Ausdehnung der Civilisation über bisher ihr ferner stehende Gebiete, die erleichterten und verbilligten Verbindungen, die zahllosen technischen Vervollkommnungen und Neuentdeckungen sind wichtige Hebel auch des wissenschaftlichen Fortschritts. Aber das tiefe innerliche Verhältniß zwischen Wissenschaft und Staat, auf dem Preußens Größe und Deutschlands Weltstellung mit beruht, besteht so wie früher heute nicht mehr. Wir feiern noch jährlich den Friedrichstag, den 24. Januar, und wir werden ihn feiern, so lange es eine preußische Akademie gibt; aber Friedrichs Auge ruht nicht mehr auf der von ihm neu belebten Anstalt und wir wissen es, daß er, Friedrich, der Einzige war und bleiben wird. Wir wissen nicht minder, daß die Zeiten, wo der Erforscher der Kawi-Sprache und der Begründer der „Monumenta Germaniae historica“ Minister des preußischen Staats sein konnten, unwiederbringlich dahin sind. Auch dies hängt zusammen mit dem vorher berührten Steigen des Arbeitsergebnisses und dem Sinken des einzelnen Arbeiters. Wie die Dinge jetzt liegen, kann die Wissenschaft nur den Fachmann brauchen und schließt die Dilettanten aus. Das ist richtig und nothwendig; aber die enge Beziehung des Staatsmannes zur Wissenschaft, die ihr von hochgestellten preußischen Beamten früherer Generationen bewahrte innige, oft leidenschaftliche Liebe ist mit dieser strengen Haltung der alternden Pallas Athene unvereinbar. Wir klagen nicht und beklagen uns nicht; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben. Aber die Besten von uns empfinden es, daß wir Fachmänner geworden sind.

Erwägungen, wie die eben ausgesprochenen, legt der heutige Leibniz-Tag uns vor allem nahe. Wir haben in dem verflossenen akademischen Jahr neben anderen schweren Verlusten auch den Mann hergeben müssen, der mehr als irgend ein anderes Mitglied sich kraft eigenen Rechts Leibnizens Nachfolger nennen durfte, dessen hoher Forscherflug, dessen tief eindringender Scharfsinn die Geistes- wie die Naturwissenschaften gleichmäßig umspannten. Sie werden noch heute aus berufenerem Munde seinen Namen nennen und sein Wirken schildern hören; ich will nicht vorgreifen, um so weniger, als gerade in der Erinnerung an ihn es nur zu deutlich und nur zu schmerzlich mir zum Bewußtsein kommt, wie durchaus für die rechte Anerkennung das Erkennen vorbedingend ist. Das aber mag noch gesagt sein, daß die Aufgabe desjenigen Akademikers, der nur mit Inbegriff seiner Collegen sich als Nachfolger Leibnizens bezeichnen darf, eine schwere und vielfach leidvolle ist und daß das Bewußtsein dessen, was die Gesellschaft von der höchsten wissenschaftlichen Corporation Deutschlands mit gutem Grund fordert und wie dazu die Kraft des Einzelnen sich verhält, als schwerer und mit den Jahren immer sich steigernder Druck empfunden werden muß und empfunden wird.“

Auf die Antrittsrede des Philosophen Stumpf erwiderte Mommsen mit folgenden Worten:

„Sie wissen es, verehrter Herr College, daß die Antwort auf die eben vernommenen Worte aus dem Munde eines Anderen hätte kommen sollen, welcher darauf zu erwidern besser als ich berufen war und den ein schwerer Schicksalsschlag heute von unsrer Vereinigung fern hält. Aber auch mir ist es gestattet, für uns Alle es auszusprechen, daß wir Sie mit Freude und Hoffnung in unserm Kreise empfangen. Allerdings ist die Philosophie, wie alle Wissenschaftszweige, zu einer gewissen Abkehr von dem früher eingehaltenen Wege genöthigt worden: allerdings hat sie den lustigen, aber wenig soliden Hochflug der Speculation mehr und mehr mit dem festen Boden der Empirie vertauscht. Darin begegnen Sie sich, wie fern sonst auch die beiden Kreise von einander liegen, mit Ihrem Vorgänger, mit dem zu unsrer Aller Leidwesen aus unsren Reihen geschiedenen Hrn. Zeller. Was ihm die philologisch-historische Forschung war, das ist für Sie die physiologische und die darauf ruhende psychologische Beobachtung; wie er, so wollen auch Sie nicht das Wesen des Kosmos in neuen Begriffen oder doch neuen Worten formuliren, sondern in bescheideneren Grenzen das Thatsächliche feststellen, ordnen, begrifflich entwickeln. Geheimnißvoll am lichten Tag liegt das Gebiet der Erscheinungen vor uns und vielleicht nirgends wunderbarer in der Entstehung wie in der Wirkung als in der Schallwelle, in der Welt der Klänge, der Geburtsstätte der Musik, Ihrem eigensten Arbeitsgebiet. Nur zu sehr ist das Erkennen der Einzelheiten vernachlässigt worden über dem Ausbau der einander ablösenden und schließlich, wie Sie mit Recht sagen, sämmtlich zusammengebrochenen Systeme. Unsre Akademie kann ihrer ganzen Organisation nach in die systematische Philosophie noch weniger eingreifen als in andere Wissenschaftsgebiete; dennoch aber rufen wir Sie nicht bloß, um Sie so, wie Ihre Leistungen es verdienen, zu ehren, sondern vor allen Dingen zu gemeinschaftlicher Arbeit. Wenn auf irgend einem Gebiet die Akademie die Wissenschaft gefördert hat, so ist es die Aristoteles-Forschung, von der ja auch Sie ausgegangen sind. Die akademische Aristoteles-Ausgabe, die dafür maßgebend gewesen und geblieben ist, ist seit langem abgeschlossen; die schwierigere und minder dankbare Bearbeitung seiner Commentatoren ist erst begonnen und ihre Leitung bietet Ihnen ein bedeutsames Arbeitsfeld. Begonnen ferner ist seit kurzem die Bearbeitung der Werke desjenigen Philosophen, in dem der beste Theil unsres norddeutschen Wesens seinen reinsten und schönsten Ausdruck gefunden hat, des Mannes des kategorischen Imperativs, Immanuel Kants. Ihre erste Mitwirkung bei akademischen Verhandlungen hat sich darauf bezogen: accipimus omen. Hier ist noch Alles zu ordnen und zu leisten. Mögen Sie selbst und alle neben Ihnen daran Betheiligten den Segen und die Freude wissenschaftlichen Zusammenwirkens an diesem Werke in vollem Maße empfinden.“

Der Literaturhistoriker Erich Schmidt erhielt die Antwort:

„Eben wie Ihnen, geehrter College, bei dem Eintreten in unsern Kreis als erstes Wort der Name Wilhelm Scherer auf die Lippen kam, so gedenke auch ich an diesem Leibniz-Tage mit tiefer Bewegung desjenigen von 1884, an dem ich ihm, so wie heute Ihnen, bei seinem Eintritt in die Akademie das Glückauf zuzurufen hatte. Es hat sich nicht erfüllt; nur wenige Jahre haben wir diese Jugendkraft, diese männliche Anmuth, diese den frischen Reiz unsres Südens und den Ernst unsres Nordens so harmonisch in sich verschmelzende Persönlichkeit unser nennen können. Goethe's Wort, daß es nichts Abgeschmackteres gibt als den Tod, in diesem Fall wenigstens traf es zu. Ihnen, der Sie früh die Arbeit begonnen haben und in frischer Kraft unsrer Thätigkeit sich anschließen, sollen günstigere Sterne leuchten; wir hoffen viel von Ihrem rüstigen Schaffen. Leicht ist die Aufgabe des deutschen Literarhistorikers nicht. Schwere durch Jahrhunderte andauernde Geschicke drohten unsre Nation sich selbst zu entfremden, und als die deutsche Muse sich endlich auf sich selbst besann, waren die Götter Griechenlands für sie mehr bestimmend als diejenigen, welche einst über die deut-

schen Felder und Wälder walteten, und ist vor dem dichtbelaubten Hain Iphigeniens und den glänzenden Sälen des Hofes von Ferrara das deutsche Wesen kaum zu Worte gekommen. Fausts Vermählung mit Helena und Euphorions Verschwinden in das Schattenreich haben leider ironische Wahrheit. Während bei anderen Völkern die politische und die literarische Blüthezeit gleichzeitig eingetreten ist, hat bei dem unsrigen, nachdem die staatlose Nation sich eine Literatur geschaffen hatte und der Poet wegen der getheilten Erde sich mit dem eröffneten Himmel hatte trösten müssen, erst in unsern Tagen Volk und Staat die nothwendige Durchdringung wenigstens annähernd vollzogen. Ihre und Ihrer Arbeitsgenossen Aufgabe ist es, eine in der Kleinstaaterei erwachsene und tief von ihr durchdrungene Literatur in den Großstaat überzuführen und zu bewirken, daß die Nation wie Wilhelms des Ersten, so auch Goethe's und Schillers nicht vergesse. Bei der unter dem mächtigen Eindruck geschichtlichen Werdens und kriegerischer Thaten herangewachsenen Generation scheint die Neigung dazu nicht allzu kräftig zu sein; und Ihre Aufgabe ist schwierig. Unsre an das Alterthum angelehnte Jugendbildung geht zu Ende; aber es ist leichter, die classischen Studien zu declassiren, als an die Stelle, die vor Zeiten Horaz und Homer eingenommen haben, Lessing und Goethe zu setzen. Freilich hängt diese gesunde Entwicklung der Nation nicht viel mehr von dem Literarhistoriker ab als die körperliche Gesundheit von dem Arzt. Dennoch ist Ihr Beruf ein großer und schöner. Wir hoffen mit Ihnen, daß Sie es verstehen werden, einerseits die Abwege der sogenannten Goethe-Philologie zu vermeiden und der Kleinmeisterei des Text- und Apparatmachens und des Abdruckens seelenloser Epistolarien gebührende Schranken zu setzen, andrerseits durch Klarlegung desjenigen Kernes der poetischen Production, der nicht von selbst verstanden wird, sondern Studium fordert, durch die Vorführung der noch über der einzelnen Production stehenden Persönlichkeit der großen Meister, durch die Klarlegung des großen Zusammenhangs der Weltliteratur die Wirkung unsrer Literatur zu vertiefen und zu adeln. Des Volkes Schätze sind in eure Hand gegeben; bewahret sie!"

Der Aegyptolog Erman endlich ward durch folgende Entgegnung ausgezeichnet:

„Mit aufrichtiger Freude, geehrter Hr. College, begrüße ich Sie als neu gewonnenen Arbeitsgenossen. Lange Jahre hindurch ist in der Akademie die ägyptische Forschung unvertreten gewesen. Wir Alle, insbesondere Diejenigen, denen die griechisch-römische Forschung die Wichtigkeit der Aegyptologie nahe legt, haben dies stets bedauert und mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, Lepsius' Platz in würdiger Weise auszufüllen. Die geschichtliche Entwicklung Aegyptens ist ein wesentlicher Theil der Geschichte der Civilisation überhaupt. Mag uns, die wir in den Anschauungen der entwickelten griechisch-römischen Cultur aufgewachsen sind, die ägyptische auch fremdartig erscheinen; mag das ägyptische Götterbild neben den Werken hellenischer Kunst uns den Eindruck machen etwa wie am Hochzeitstag die Kinderschuhe der Braut, wir wissen doch und lernen es täglich besser erkennen, wie eng das ägyptische Wesen mit dem classischen Alterthum zusammenhängt, mag man nun auf die Anfänge der Kunst und der Wissenschaft sehen, oder auf die hochentwickelte politische Administration, oder auf den literarischen Alexandrinismus; die Staatswirthschaft und die Gelehrsamkeit sind in gewissem Sinn ebenso sehr ägyptische Erfindungen, wie die Pyramiden und die Obelisken, und für unsre Finanzräthe wie für unsre Professoren ist der Stempel in Aegypten aufgestellt worden. Das Schicksal hat es gefügt, daß das Land des Nils, die älteste Heimstätte der jetzt bestehenden Civilisation, in gewissem Sinn und namentlich hinsichtlich der Denkmälerforschung ein Gemeinbesitz Europa's geworden ist. Insofern kann auch unsre Regierung und folgeweise unsre Akademie dort zu einem Eingreifen berufen werden, wie es in selbständig organisirten Staaten dem Ausländer nicht zusteht. Sie sind an die Spitze der großen Sammlungen gestellt, welche unser Staat aus jenem Lande in größerem Umfang als anderswoher besitzt; wir geben uns der Hoffnung hin, daß es Ihnen, berufen durch diese Stellung und weiter gestützt durch unsre Akademie, gelingen wird, die Aegyptologie in allen ihren Zweigen schützen und fördern zu helfen und die Stelle, die Deutschland in dieser Hinsicht von jeher eingenommen hat, zu wahren und zu steigern."

* **Würzburg.** Der, wie die Allg. Ztg. neulich (im Hauptblatt) meldete, zum Ordinarius beförderte Professor der Psychiatrie hierselbst, Dr. Rieger, hat seine Laufbahn am hiesigen Julius-Hospital zurückgelegt; 1883 habilitirte er sich zugleich als Docent, 1887 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine Arbeiten betrafen den Hypnotismus, den er besonders an Fröschen studirte, und die Einflüsse allgemeiner Nervenleiden, wie der Hysterie, auf die Willenskraft. Der Anthropologie diente seine Bemühung um neue, exacte Methoden der Schädelmessung und -Aufnahme. Andere seiner Schriften behandeln die Elektricitätslehre für Mediciner, die Geisteskrankheiten in Unterfranken, die Lehre von den psychischen Epidemien, die Vererbung von Geisteskrankheiten, die Behandlung der Contracturen und Lähmungen, die Intelligenzstörungen nach Schädelverletzungen, die psychiatrische Ausbildung der Aerzte.

In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. Ludwig Riese, Assistent an der chirurgischen Poliklinik, als Privatdocent.

* **Tübingen.** Wie wir hören, hat der außerordentl. Prof. Frhr. Dr. Hans v. Pechmann in München die Berufung in die durch den Tod des Prof. Dr. Lothar Meyer erledigte ordentliche Professur für Chemie an der hiesigen Universität angenommen.

* **Berlin,** 17. Juli. Für römisches Recht habilitirte sich heute bei der hiesigen juristischen Facultät als Privatdocent Dr. Emil Seckel; seine Antrittsrede behandelte die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter.

* **Athen.** Auf dem Grabe des am 22. Februar v. J. hier jung verstorbenen deutschen Archäologen Habbo Gerhardus Lolling erhebt sich jetzt, von seinen Freunden gestiftet, ein antikisirendes Denkmal, das an die berühmte, einst Otfried Müller auf dem Kolonos Hippios errichtete Grabstele erinnert. Dem verstorbenen Freunde widmet zugleich Dr. Paul Wolters im XIX. Bande der athenischen Mittheilungen des Deutschen Archäologischen Instituts einen warmen Nachruf. Lolling hat außer an diesem Institut auch am Nationalmuseum in Athen als Epigraphiker gewirkt; er bereiste Griechenland für Bädeker und begleitete im Sommer 1884 den Erbprinzen von Meiningen auf seinem Ausflug in die nördlichen Provinzen.

Ankündigung der Vorlesungen,

welche

im Winter-Halbjahre 1895/96

auf der Großherzoglich Badischen

Albert-Ludwigs-Universität

zu Freiburg im Breisgau

gehalten werden.

Das Semester beginnt am 14. October.

Letzter Immatriculationstermin 20. November.

Theologische Facultät.

Wörter: Christliche Dogmatik, I. Hälfte, in Verbindung mit Dogmengeschichte. — Kraus: Kirchengeschichte, I. Hälfte, mit Einschluß der christlichen Literaturgeschichte. Uebungen im kirchenhistorisch-archäologischen Seminar. — Keppler: Moraltheologie, I. Theil. Uebungen im homiletischen Seminar. — Krieg: Encyclopädie der theologischen Wissenschaften. Pädagogik. Allgemeine Pastoraltheologie nebst Homiletik und Katechetik. Uebungen im homiletischen Seminar. — Heiner: Kirchenrecht; Einleitung, Quellen, Verfassung der Kirche. Eherecht. Kanonistisches Seminar: Interpretation des vierten Buches der Decretaten Gregors IX. — Hoberg: Einleitung in die hl. Schriften des Alten Testamentes. Exegetisches Seminar (Syrische Bibel). Lektüre arabischer Schriftsteller. — Rückert: Erklärung des Matthäus-Evangeliums. Erklärung des ersten Korintherbriefs. — Braig: Denk- und Erkenntnißlehre. Geschichte der Philosophie: Die idealen Weltanschauungen des Alterthums. — Schill: Apologetik, I. Hälfte. Geschichte und Interpretation des Concils von Trient. — Trenkle: Erklärung des Lucasevangeliums. Exegetische Uebungen.

Juristische Facultät.

Behaghel: Code Napoléon und badisches Landrecht. Civilproceßpraktikum (im jur. Seminar). — Eisele: Pandekten I. Pandektenpraktikum (im jur. Seminar). — Rümelin: Institutionen. Römische Rechtsgeschichte. — Rosin: Handels-, Wechsel- und Seerecht. Verwaltungsrecht des Reichs und der Einzelstaaten mit Einschluß der sogen. Polizeiwissenschaft. Besonderes Staatsrecht des Großherzogthums Baden. Erklärung der Verfassungsurkunde für das deutsche Reich. Arbeiten über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich (im jur. Seminar). — Cosack: Deutsches Privatrecht auf der Grundlage des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich. Kirchenrecht. Handelsrechtspraktikum (im jur. Seminar). — Schmidt: Deutsches Strafproceßrecht. Deutsches Civilproceßrecht. Strafrechts-

prakticum (im jur. Seminar). — v. Rohland: Rechtsphilosophie. Deutsches Strafrecht. Uebungen im Anschluß an Strafproceßacten (im jur. Seminar).

Medicinische Facultät.

Hegar: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik. Geburtshilfliche Poliklinik. — Hildebrand: Allgemeine Botanik. Botanisch-mikroskopische Uebungen. — Manz: Augenklinik. Augenspiegelcurs. Systematische Augenheilkunde. — Bäumler: Medicinische Klinik. Vorlesungen über Specielle Pathologie und Therapie. (Allgemeine Ernährungsstörungen und Vergiftungen.) — Thomas: Medicinische Poliklinik mit Kinderklinik und Referatsstunde. Arzneiverordnungslehre. Balneologie, Hydrotherapie und Klimatologie. — Wiedersheim: Systematische Anatomie des Menschen, I. Theil. Präparierübungen. Arbeiten im anatomischen Institut für Geübtere. — v. Kries: Physiologie der Bewegung und Empfindung. Physiologischer Curs mit Demonstrationen. Arbeiten im physiologischen Institut für Anfänger und Geübtere. — Kraske: Chirurgische Klinik und Poliklinik. — Baumann: Organische Experimentalchemie. Chemie des Harns. Arbeiten und Uebungen im Laboratorium. — Emminghaus: Psychiatrische Klinik. Psychiatrie I. Localisation der Gehirnkrankheiten. — Ziegler: Specielle pathologische Anatomie (mit Ausschluß der pathologischen Anatomie des Knochensystems und des Geschlechtsapparates). Pathologisch-anatomische Demonstrationen mit Sectionsübungen. Arbeiten im pathologischen Institut (in Gemeinschaft mit Prof. v. Kahlden). — Schottelius: Hygiene (Luft, Wasser, Boden). Mikroskopisch-technischer Curs der Bakteriologie. Arbeiten im hygienischen Institut. Ueber Desinfection und Desinfectionsmittel (in Gemeinschaft mit Dr. Kopp). — Schinzinger: Specielle Chirurgie verbunden mit klinischen Demonstrationen. — Kirn: Gerichtliche Psychopathologie für Mediciner und Juristen. Psychiatrisches und gerichtlich-medicinisches Prakticum. — Wiedow: Theoretische Geburtshilfe mit Ausschluß der Pathologie des Wochenbettes. Geburtshilflicher Operationscurs. — Knies: Die Beziehungen der Erkrankungen des Auges zu denen des Nervensystems. — v. Kahlden: Praktischer Curs der pathologischen Histologie. Specielle pathologische Anatomie der weiblichen und männlichen Geschlechtsorgane. Arbeiten im pathologischen Institut (in Gemeinschaft mit Geh. Hofrath Ziegler). — Killian: Vorlesung und Curs der Laryngoskopie, Rhinoskopie und verwandter Untersuchungsmethoden. Klinik der Kehlkopf- und Nasenkrankheiten (für Vorgerücktere). — Rhino-laryngologische Poliklinik. — Keibel: Topographische Anatomie. — Sonntag: Geburtshilflich-gynäkologischer Untersuchungscurs. — Goldmann: Allgemeine Chirurgie. Ausgewählte Capitel der chirurgischen Erkrankungen des Nervensystems. — Jacobi: Klinik und Poliklinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten. — Ritschl: Fracturen und Luxationen nebst Verbandcurs. Massage und Heilgymnastik mit besonderer Berücksichtigung der Folgezustände von Verletzungen. — Bulius: Physiologie und Pathologie der Wöchnerin und des Neugeborenen mit Demonstrationen. — Bloch: Diagnostik der Ohrenkrankheiten mit praktischen Uebungen. Klinik der Ohrenkrankheiten. Poliklinik der Ohrenkrankheiten. — Baas: Diagnostischer Curs über die Functionsstörungen des Auges. — Treupel: Diagnostik der Nervenkrankheiten mit praktischen Uebungen. — Gaupp: Osteologie und Syndesmologie. Vergleichende Anatomie der Wirbelthiere. — Neerink: Chirurgisch-propädeutischer Curs. — Schüle: Cursus der physikalischen Diagnostik (gemeinschaftlich mit Dr. Fürth).

Philosophische Facultät.

Schmidt: Thukydides und Leitung der schriftlichen Arbeiten im Seminar. — Weismann: Allgemeine Zoologie (Descendenztheorie). Zoologisch-zootomisches Prakticum für Geübtere. Zoologisches Seminar. — Lüroth: Analytische Geometrie der Ebene und Differentialrechnung. Theoretische Astronomie. Seminaristische Uebungen aus einem noch zu bestimmenden Gebiete. — Claus: Praktische Arbeiten im chemischen Laboratorium. Organische Chemie, I. Theil. — Hense: Euripides' Jon. Im philologischen Seminar: Ausgewählte Briefe des Seneca; lateinische Disputations- und Stilübungen. — v. Simson: Deutsche Verfassungsgeschichte bis 1871. Historisches Seminar, Abtheilung für mittelalterliche Geschichte: Uebungen an mittelalterlichen Quellen und Urkunden. — Riehl: Die Philosophie Kant's in ihrer geschichtlichen Entwicklung und gegenwärtigen Bedeutung. Theorie der Induction. Eine Einleitung in die theoretische Naturwissenschaft. Im philosophischen Seminar: Hume's Tractat über die menschliche Natur (herausgegeben von Th. Lipps) für Anfänger. — Kluge: Einleitung in das Nibelungenlied und Erklärung ausgewählter Abschnitte daraus. Deutsche Wortbildungslehre. Im Seminar für germanische Philologie, deutsche Abtheilung: Otfrid. — Steinmann: Allgemeine Geologie. Stammesgeschichte der Mollusken auf paläontologischer Grundlage. Der Bau der Gebirge. Mineralogische und geologische Uebungen (in Verbindung mit Prof. extraord. Graeff). Anleitung zu selbständigen Arbeiten im geologisch-mineralogischen Institute (in Verbindung mit Prof. extraord. Graeff). Geologisches Colloquium. — Thurneysen: Grammatik der griechischen Sprache. Interpretation sprachlich und geschichtlich wichtiger griechischer Inschriften (gemeinschaftlich mit Prof. Fabricius). Sprachwissenschaftliche Uebungen und Interpretation von Varro, De lingua latina. — Himstedt: Experimentalphysik, I. Theil (Mechanik, Wärme, Akustik). Uebungen aus der mathematischen Physik. Physikalisches Prakticum. Selbständige Arbeiten für Geübtere. — Baist: Altfranzösische Literaturgeschichte, I. Theil. Chrestien de Troyes, Erec. Uebungen des romanischen Seminars. — Studniczka: Die wichtigsten neueren Ausgrabungen in Griechenland (für Studierende aller Facultäten). Einleitung in die classische Archäologie. Uebungen in der Erklärung antiker Bildwerke. Archäologische Gesellschaft: Lektüre ausgewählter Abschnitte des Pausanias. — Schulte: Deutsche Geschichte im Mittelalter. Urkundenlehre. Historisches Seminar, Abtheilung für mittelalterliche Geschichte: Uebungen an Urkunden zur Verfassungsgeschichte. — Busch: Deutsche Geschichte im Zeitalter Friedrichs des Großen, der Revolution und der Freiheitskriege. Historisches Seminar, Abtheilung für neuere Geschichte: Uebungen über ausgew. Abschnitte des 18. Jahrhunderts. — Weber: Theoretische Nationalökonomie. Geld-, Bank- und Börsenwesen. Kameralistisches Seminar (gemeinschaftlich mit Prof. extraord. v. Schulze-Gaevernitz). Geschichte des Deutschen Rechts. — Stickelberger: Theorie der Differentialgleichungen. Politische Arithmetik. — Fabricius: Interpretation sprachlich und geschichtlich wichtiger griechischer Inschriften (gemeinschaftlich mit Prof. Thurneysen). Griechische Geschichte von den Perserkriegen an. Historisches Seminar, Abtheilung für alte Geschichte: Uebungen über die Geschichte Julius Caesars. — Holtzmann: Sanskrit-Grammatik, in Verbindung mit Uebungen im Interpretiren, für Anfänger. Sanskrit-Interpretir-Uebungen für Vorgerücktere. — H. Meyer: Germanische Mythologie. — Willgerodt: Anorganische Experimentalchemie. Chemie und ausgewählte Capitel der anorganischen Technologie für Kameralisten. Nahrungsmittelchemie. — Gruber: Die Süßwasserfische Mitteleuropa's und die Fischerei. Zoologisches Seminar. — Schröer: Historische Grammatik der englischen Sprache. Im Seminar für germanische Philologie, englische Abtheilung: a) Alexander Pope, b) Alt- und mittelenglische Uebungen. — Levy: Dante's Divina Commedia. Interpretation provenzalischer Denkmäler. — Böhm: Versteinerungskunde mit Excursionen. Die ausgestorbenen Wirbelthiere und ihre Beziehungen zu den lebenden. Paläontologisches Prakticum. — Graeff: Mineralogie mit Demonstrationen und Excursionen. Krystallographische und petrographische Uebungen. Mineralogische und geologische Uebungen (in Verbindung mit Prof. ord. Steinmann). Anleitung zu selbständigen Arbeiten im mineralogisch-geologischen Institute (in Verbindung mit Prof. ord. Steinmann). — Ziegler: Die thierischen Parasiten des Menschen. Uebungen zur Parasitenkunde. — Neumann: Allgemeine Erdkunde, I. Theil (Mathematische Geographie, Meteorologie, Oceanographie). Landeskunde des Großherzogthums Baden. Ueber Colonien. Geographische Uebungen. — Münsterberg: Allgemeine Psychologie. Oltmanns: Morphologie und Biologie der Bakterien und niederen Pilze. Repetitorium der Botanik. Prakticum zur Untersuchung von Drogen und Nahrungsmitteln. Botanisches Prakticum. — Neckendorf: Hebräische Syntax. Arabische Sprache. Muallakât. Die persischen Geschichten im Herodot. — v. Schulze-Gaevernitz: Specielle (praktische) Nationalökonomie. Finanzwissenschaft. Kameralistisches Seminar (gemeinschaftlich mit Prof. ord. Weber). — G. Meyer: Physikalisches Prakticum (gemeinschaftlich mit Prof. ord. Himstedt). Dioptrik, elementar behandelt mit Berücksichtigung des menschlichen Auges. — Zehnder: Elektrodynamik. — Weißenfels: Die romantische Periode der deutschen Literatur. Literarhistorische Uebungen: Goethe's und Schiller's Balladen. — Grosse: Kunsthistorisches (mit Demonstrationen). Ethnologische Uebungen. — Michael: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (1815—1871). Historische Uebungen: Zur Geschichte des Jahres 1848. — Rickert: Ethik. Im philosophischen Seminar: Lectüre und Interpretation ethischer Schriften der neueren Zeit. — Beckenkamp: Krystallographie. — Edinger: Einführung in die allgemeine analytische Chemie. Repetitorium und Colloquium der organischen Chemie. — Thumb: Sanskrit-Uebungen. Die altpersischen Keilinschriften. — Häcker: Vergleichende Anatomie des Nervensystems und der Sinnesorgane mit anatomischen und histologischen Uebungen. Praktischer Curs zur Zellen- und Befruchtungslehre. — Fromm: Ueber quantitative Analyse. Repetitorium der Chemie für Mediciner. — Sutter: Geschichte Italiens vom 4. bis zum 17. Jahrhundert. Culturgeschichtliche Uebungen. — Fritze: Die Insecten (Systematik und Biologie). Forstzoologie, I (Säugethiere und Vögel). — v. Térey: Die italienische Kunst von Giotto bis Raphael. Die Blütezeit der vlämischen Malerei (Rubens, van Dyck &c.). — Zürn: Geschichte der Erziehung und des Unterrichts seit der Zeit des Humanismus. Praktische Unterrichtsübungen in den Lehrfächern des Gymnasiums. — Sarrazin: Ueberblick über die französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Im Seminar für romanische Philologie: a) Diderot, Le Neveu de Rameau; b) Französische Stillehre, II (nach Plattners Stilschule). — Schmezer: Landwirthschaftliche Encyclopädie, I. Theil (Productionslehre). — Caro: Neuenglische Uebungen (für Philologen). Englische Lectüre für Anfänger mit Einführung in die Elemente der Laut- und Formenlehre. — Hoppe: Harmonielehre für Anfänger. Harmonielehre. Modulation für Vorgerücktere. Praktische Uebungen im strengen Satze der Kirchentonarten, verbunden mit Leseübungen zugehöriger Partituren in den C-Schlüsseln. Praktische Instrumentalübungen (Pianoforte- und Orgelpedal). (7142)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Karl Ludwig und Karl Thiersch.

Akademische Gedächtnißrede im Auftrage der medicinischen Facultät zu Leipzig am 13. Juli 1895 gehalten von Wilhelm His.

II.

Ludwigs Hieherkommen und die Begründung der physiologischen Anstalt sind der Ausgangspunkt gewesen für das Wiederaufblühen des theoretischen Unterrichts an unserer Facultät. An die um zwei Jahre später erfolgte Berufung von Thiersch hat sich eine weitgehende Umgestaltung des klinischen Unterrichts angeknüpft. Kliniken haben in Leipzig erst seit dem Jahre 1798 bestanden. Die Facultät hatte bis dahin Professoren der Pathologie und solche der Chirurgie besessen, gelehrte Männer, welche aber keinen Spitalunterricht ertheilten. Und nachdem durch Entgegenkommen des Magistrats und besonders durch die Bemühungen des damaligen ausgezeichneten Bürgermeisters Müller das städtische Krankenhaus für klinischen Unterricht eröffnet worden war, nahmen die klinischen Lehrer innerhalb der Facultät noch lange Zeit hindurch eine nur untergeordnete Stellung ein. Nur allmählich waren, 1812 der medicinische Kliniker (A. Clarus) und 1824 der chirurgische Demonstrator (Kuhl), als Ordinarien in die Facultät aufgenommen worden.

Ein Facultätsgutachten aus dem Jahre 1838 von E. H. Webers klarer Hand geschrieben, gibt den Schlüssel für das Verständniß dieser sonderbaren Zustände. Das Jakobs-Hospital, in welchem die Klinik abgehalten wurde, war damals, wie jetzt, eine städtische Anstalt; dessen Arzt und Wundarzt wurden vom Magistrat ernannt und erst nachträglich von der Regierung bestätigt. Der erstere wurde zum Professor der Klinik ernannt, der letztere zum chirurgischen Demonstrator. Auch beschränkte sich die finanzielle Unterstützung der Regierung auf einen Beitrag von 400 Thlr. an die Besoldung des Professors der Klinik und von 100 Thlr. an die des chirurgischen Demonstrators.

Der Spitalaufwand fiel ausschließlich der Stadt zu und dies hatte die naturgemäße Folge, daß die Aufnahme der Kranken ohne jegliche Rücksicht auf den Unterricht vor sich ging. Das oben erwähnte Gutachten beklagt die vorhandenen Zustände auf das bitterste und hebt hervor, daß die Spitalbetten fast ausschließlich mit chronischen, für den Unterricht so gut wie unbrauchbaren Fällen belegt seien. Wunderbar klingt es heute, daß im Jahre 1838 der Mangel an chirurgischem Material durch die Kleinheit Leipzigs und durch die „relative Wohlhabenheit der arbeitenden Classe“ erklärt wird.

Der chirurgische Demonstrator war dem Professor der Klinik untergeordnet und seine Verpflichtungen gingen nur dahin, zweimal wöchentlich die Studirenden bei seinen Krankenbesuchen zuzulassen und ihnen im Winter an der Leiche die wichtigsten Operationen zu zeigen. In völlig sachgemäßer Weise hat nun die Facultät von der Regierung die Schaffung von klinischen Freibetten (20 medicinischen und 20 chirurgischen) verlangt. Daran hat sie eine Reihe weiterer Vorschläge für die Gestaltung des chirurgisch-klinischen Unterrichts, für die Schaffung einer Instrumentensammlung und eines praktischen Operationscurses angeknüpft.

Die Annahme dieser Facultätsvorschläge ist der erste entscheidende Schritt gewesen zur festeren Organisation des chirurgischen Unterrichtes, ein zweiter Schritt geschah 1841 durch die Berufung von Professor Günther aus Kiel als Professor der Chirurgie und chirurgischer Demonstrator. Die Begründung einer geordneten chirurgischen Klinik reicht somit in Leipzig auf nicht viel mehr als 50 Jahre zurück. Auch da waren ihre Existenzbedingungen ungünstig genug und der Hospitalbrand gehörte trotz der von Günther erfundenen „Luftbude“ in der chirurgischen Abtheilung des Spitals zu den unvermeidlich wiederkehrenden Ereignissen. Zu ihrer vollen Entfaltung ist die chirurgische Klinik erst ein Menschenalter später unter Thiersch gelangt. Auch hat erst Thiersch der unwürdigen Unterordnung des Chirurgen unter den Mediciner ein entschiedenes Ende gemacht.

Günther ist 1866 gestorben, und nach seinem Tode ist es wiederum ein Gutachten von E. H. Webers Hand, welches über den Standpunkt der Facultät berichtet. Als nächstes Bedürfniß erscheint nunmehr die Schaffung eines zweckmäßig eingerichteten Hospitals, und die Facultät dringt daher vor allem auf die Berufung eines Mannes, welcher der organisatorischen Aufgabe eines Hospitalbaues gewachsen sei. Bei K. Thiersch, welcher im darauffolgenden Jahre 1867 berufen worden ist, ist diese Voraussetzung vollauf eingetreten.

Als die Aufgabe an Thiersch herantrat, im Verein mit C. Wunderlich bei dem Bau des neuen Jakobs-Hospitals maßgebend mit einzugreifen, da waren die unter sich zusammenhängenden Fragen der Wundbehandlung und des Spitalbaues in tiefgreifender Umwälzung begriffen. Schon im Verlauf der fünfziger Jahre waren französische Aerzte zu dem für sie peinlichen Ergebniß gelangt, daß in den englischen Spitälern die Statistik der Heilungen ungleich viel günstigere Zahlen aufzuweisen hatte als in den ihrigen. Die strenge Prüfung der beiderseitigen Verhältnisse gestattete aber nur die eine Deutung einer größeren Reinlichkeit und besseren Lüftung englischer Anstalten. Mit völlig überraschendem Erfolge hat weiterhin gleichfalls ein englischer Arzt Spencer Wells das Princip maximaler Reinlichkeit auf Operationen innerhalb der Bauchhöhle angewandt und dadurch diese Operationen aus fast unbedingt tödtlichen zu vergleichsweise harmlosen umgebildet. Erfahrungen im großen Stile über die besten Bedingungen der Wundheilung sind sodann während des amerikanischen Krieges gemacht worden. Es hatte sich dabei herausgestellt, daß die Erholung Verwundeter in möglichst luftigen Räumen, in leichtgebauten Baracken oder offenen Zelten am sichersten und raschesten vor sich ging.

Mit klarem Blick hat Thiersch sofort die Vorzüge des amerikanischen Systems erkannt und als Erster in Europa den Bau eines großen Hospitales nach dem Barackensystem ins Werk gesetzt. In dem nach seinen Vorschlägen erbauten Jakobs-Hospital stehen zahlreiche langgestreckte Gebäude in einem Parke so vertheilt, daß sie nach beiden Längsseiten frei sind, während nach dem einen Ende hin eine luftige Veranda angebaut ist, in welche die Betten jederzeit vorgeschoben werden können. Luft und Licht, diese, nach Thierschs Ausdruck, „unbezahlten und unbezahlbaren Hülfsärzte", haben offenen Zugang zu jedem Kranken. Das System hat sich so trefflich bewährt, daß im Laufe der Jahre zu den vorhandenen immer neue Baracken hinzugebaut worden sind, und daß das Jakobs-Hospital bald als eine weithin angesehene Musteranstalt dagestanden hat. Als dann, bald nach dem 1871 erfolgten Bezug der Anstalt, Listers segensreiche Methoden der Wundbehandlung in die Oeffentlichkeit gelangten, da hat auch wiederum Thiersch deren durchschlagende Bedeutung sofort erkannt und ist mit voller Kraft dafür eingetreten. Sein schönes Spital bot ihm nun die denkbar günstigsten Bedingungen für die Durchführung und fernere Ausbildung der neu gewonnenen Methoden, sowie für die Erziehung der jüngeren Aerztegeneration zu deren gewissenhafter Handhabung. Hier hat er während der letzten 24 Jahre gewirkt, nicht nur als allverehrter Lehrer, sondern auch als ein treuer Arzt, und so lieb hat er sein Krankenhaus gehabt, daß er sich noch während seiner Leidenszeit anhaltend damit beschäftigte und daß es einer seiner letzten Wünsche gewesen ist, doch noch einmal in dasselbe zurückkehren zu dürfen.

K. Thiersch hatte, als er nach Leipzig kam, seit 1854 den Lehrstuhl der Chirurgie in Erlangen bekleidet, nachdem er zuvor sechs Jahre lang Prosector an der pathologisch-anatomischen Anstalt in München gewesen war. Die Richtung zur Chirurgie scheint er 1850 im zweiten schleswig-holsteinischen Kriege gewonnen zu haben, den er als freiwilliger Arzt unter Stromeyer mitgemacht hat.

Erheblich schwerer als bei Ludwig ist es bei Thiersch, die Leistungen nach ihrem inneren Zusammenhang zu würdigen. Bei Ludwig haben wir es, sowie er als junger Mann in die Oeffentlichkeit getreten ist, sofort mit einer geistigen Triebkraft zu thun, von großer Intensität und von wissenschaftlich scharf ausgesprochener Richtung. Sein ganzes Leben ist in Verwirklichung der besonderen Ziele aufgegangen, die er sich beim Beginn seiner Thätigkeit gesetzt hat, und er ist sich in Verfolgung der Wege, die ihn zu seinen Zielen führen sollten, vor allem in der unermüdlichen Heranziehung der intelligenten Jugend an seine wissenschaftlichen Aufgaben, vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn consequent geblieben.

Thierschs Entwicklungsgang ist ein anderer gewesen, und um seine Leistungen zu verstehen, bedarf es vor allem eines Eingehens auf seine Persönlichkeit. Aus einer berühmten Gelehrtenfamilie stammend, hat Thiersch von Hause aus den Sinn mitgebracht für gründliches Wissen und für feines geistiges Verständniß. Er besaß den strengen Wahrheitstrieb und die unabhängige Gesinnung eines echten Gelehrten. Auch liebte er es, in bestimmte Probleme sich zu vertiefen, selbst dann, wenn sie seinem eigentlichen Berufsgebiete fern standen. Seine Erlanger Rectorsrede über Lehren und Lernen und besonders seine Hamlet-Glossen zeigen, wie gern er sich auch in Probleme des menschlichen Seelenlebens versenkt hat. Bei all solcher Neigung zu geistigem Grübeln war aber Thiersch ein scharfer Beobachter und voll von gesundem Menschenverstand. Mit solchen Eigenschaften ausgestattet, entwickelte er sich leicht zu einem erfahrenen und klugen Menschenkenner. Das Wort hatte er als geistvoller und gefeierter Redner trefflich in seiner Gewalt. Im allgemeinen machte er davon nur sparsamen, dafür aber um so wirkungsvolleren Gebrauch, und er verfügte, selbst im Dienste ernster Gedanken, über die Waffe eines nie fehlenden Witzes.

So gehörte Thiersch zu jenen harmonisch begabten und durchgebildeten Naturen, welche jeder an sie herantretenden Aufgabe gleich gut gerecht zu werden vermögen. Als Gelehrter, Forscher und Arzt, im Friedens- und im Kriegsdienste, sowie auch hinwiederum in Verwaltungsangelegenheiten füllte er überall seinen Platz aus und leistete Vorzügliches. Niemals drängte er sich vor, sondern er ließ Menschen und Dinge an sich kommen. Nichts lag ihm aber ferner als das Prunken, sei es mit Gelehrsamkeit oder mit einem andern seiner inneren Vorzüge. Vielmehr liebte er es, seine guten Eigenschaften mit einem Mantel trockenen Humors zu verhüllen. Wer den so durchaus gewissenhaften Mann nicht an der Arbeit sah, der mochte daher wohl über seinen inneren Ernst im Unklaren sein. Dafür hatte er aber auch für die Eitelkeit und Zudringlichkeit Anderer ein empfindliches Organ. Wo ihm diese Eigenschaften entgegentraten, da konnte er deren Träger durch vornehme Zurückhaltung oder durch treffende Bemerkung gehörig von sich abweisen. Die Studenten, welche diese Gefahr kannten, haben sie vielleicht mehr als nöthig gescheut.

Thierschs wissenschaftliche Arbeiten, mögen sie theoretische oder praktische Fragen betreffen, hinterlassen alle den Eindruck großer Reife und Vollendung. Oftmals originell in ihrer Conception, sind sie immer sehr sorgfältig in ihrer Begründung und Durchführung und klar in der Form ihrer Darstellung. Seine erste gedruckte Abhandlung, eine Doctordissertation über Arzneimittel, zeigt noch den jugendlichen Schüler Schellings. In naturphilosophischer Sprache sucht sie die Wirkung der Arzneimittel aus Principien abstractester Art abzuleiten. Nicht lange hat indessen Thiersch auf diesem Boden verweilt. In seinen nächsten, als Prosector unternommenen Arbeiten zeigt er sich bereits als soliden und besonnenen Naturforscher. So in seinen Untersuchungen über Pyaemie, über die Bildungsgeschichte der Sexualorgane und in seiner großen Experimentalarbeit über die Entstehung der Cholera. Nachdem einmal Thiersch Chirurg geworden war, sind ihm seine gründlichen theoretischen Kenntnisse immer wieder zu gute gekommen und auch seine unübertroffene Meisterschaft im Injiciren feiner Blutgefäße hat er fruchtbringend zu verwerthen gewußt. Seine berühmteste Arbeit ist die Monographie vom Epithelial-Krebs, in der er die Abstammung bösartiger Geschwülste zuerst mit Sicherheit festgestellt und zugleich aus einem seiner Natur nach entwicklungsgeschichtlichen Gedanken die wichtigsten praktischen Folgerungen abgeleitet hat. Nicht minder basiren seine vorzüglichen Arbeiten über Wundheilung und die über Hauttransplantation auf theoretischen Vorstudien. Allein auch die Sicherheit des chirurgischen Handelns war bei Thiersch ein Ausfluß seines anatomischen und pathologischen Wissens. In einem gedankenreichen Nekrolog sagt Professor Landerer, sein früherer Schüler: „Thierschs Operiren war unmittelbar angewandte Anatomie und pathologische Anatomie. Bei seinen phänomenalen Kenntnissen dieser Gebiete konnte er sich's erlauben, seine Operationspläne unmittelbar auf die Diagnose aufzubauen und stets als ein frei schaffender Künstler zu verfahren."

Thiersch selber soll von sich gesagt haben: er sei eigentlich ein verfehlter Anatom. Im Interesse der leidenden Menschheit hat es jedenfalls gelegen, daß er vom Anatomen zum Chirurgen geworden ist, denn er war ein Chirurg von Gottes Gnaden. Er besaß nicht nur die nöthige Sicherheit des Auges und der Hand, sondern daneben eine souveräne Ruhe, welche ihn auch in den schwierigsten Situationen nicht im Stiche ließ. Vor allem aber hatte er die schönste

Eigenschaft großer Aerzte, er war feinfühlig und durch und durch menschlich in seiner Gesinnung. Unter den vielen Tugenden von Thiersch war diese vielleicht die hervorragendste, und doch hat er auch sie auf das sorgfältigste zu verbergen gesucht. Er hat jeden seiner ernstlich Kranken persönlich auf dem Herzen getragen, ist, wenn schwere Fälle dalagen, zu den ungewohntesten Zeiten nach dem Spital hingeeilt, und wenn einmal eine große Operation wider sein Erwarten einen ungünstigen Ausgang nahm, so brauchte er, wie dies auch Landerer hervorhebt, oft Tage, selbst Wochen, bis er sich innerlich damit abgefunden hatte. Mit scharfer Selbstkritik suchte er sich dann klar darüber zu werden, ob er sich nicht doch irgend einen Fehler oder eine Unterlassung vorzuwerfen habe.

Thierschs Lieblingsstation war die Kinderbaracke. Hier konnte er sich ohne Rückhalt den Einzelnen hingeben. Er behielt seine kleinen Patienten alle im Gedächtniß, pflegte sie auch wieder anzureden und in Betreff ihres Befindens zu befragen, wenn sie ihm nach ihrer Entlassung gelegentlich in der Stadt begegneten. Dafür war aber auch der „Herr Geheimrath“ von seinen Pflegbefohlenen innig verehrt, und es war ein Fest für sie, wenn sie ihm einmal bei einem Geburtstage oder sonstigen Anlaß durch eine kleine Aufmerksamkeit ihre Zuneigung ausdrücken durften.

Ich würde den Rahmen eines akademischen Vortrags allzusehr überschreiten, wollte ich gerade die gemüthliche Seite von Thierschs Wesen noch weiter verfolgen. Eines darf ich indessen nicht übergehen, das ist der segensreiche Einfluß seines humanen Wesens auf seine Schüler. Nur allzu leicht stumpfen sich heranwachsende Aerzte gegen das menschliche Elend ab, dessen Zeugen zu sein sie täglich berufen sind, und bei unvorsichtiger Führung des Lehrers geht deren Ton gegenüber den Kranken leicht in einen rücksichtslosen über. Gleich seinem verstorbenen Collegen Wagner hat Thiersch zu den Lehrern gezählt, deren wohlwollendes Wesen auf ihre Schüler veredelnd gewirkt und jegliche Aeußerung rohen Sinnes von vornherein zurückgedrängt hat.

Thierschs Persönlichkeit hat sich in ihrer überlegenen Bedeutung einem Jeden von der ersten Begegnung ab kenntlich gemacht. Seine feste Haltung, sein klares und sicheres Urtheil haben ihm in allen Kreisen großes Ansehen verschafft. Unter den chirurgischen Fachgenossen und in unsern akademischen Behörden baute man auf seine Stimme als auf eine in allen schwierigen Fragen entscheidende.

Als Facultätsgefährten haben sich Ludwig und Thiersch auf das trefflichste ergänzt. Auch haben sie Einer des Andern Werth sehr wohl zu schätzen gewußt. Ludwigs Ziele waren stets idealer Art, und hoch gestellt. Im Kampf um dieselben kannte er keine Compromisse. Mir war es oft, als stelle Ludwig in seiner etwas herben Strenge recht eigentlich das verkörperte Gewissen der Facultät dar. Thiersch hinwiederum mit seinem klugen Blick wußte immer die Angriffspunkte zu finden, von wo aus ein zu erstrebendes Ziel wirklich gefaßt werden konnte. Beide Männer waren sich aber ebenbürtig in der Lauterkeit und in der Unabhängigkeit ihrer Gesinnung, beide unbedingt frei von Nebenrücksichten, nur auf das Wohl der ihnen anvertrauten Institutionen bedacht.

Auf die Namen von Karl Ludwig und von Karl Thiersch wird unsre Universität nach langen Jahren noch mit Stolz zurückblicken. Auf lange Jahre hinaus wird sie sich aber auch noch freuen, zwei so groß angelegte und edle Menschen zu eigen besessen zu haben. Solch ein Besitz ist dauernd in seinen Folgen, denn er wirkt erhebend und stärkend auch auf kommende Generationen. Beider Männer Gedächtniß wird ein gesegnetes bleiben.

Die Popularisirung der deutschen Geschichte.[1])

Von Hans Prutz.

Unter den Maßnahmen, durch die man seinerzeit in Preußen im Zusammenhang mit der Reform des höheren Unterrichts auch die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte in weiteren Kreisen der Gebildeten mehr in Aufnahme zu bringen gedacht hat, gebührt ein nicht unwesentlicher Platz der damals getroffenen Einrichtung, daß an sämmtlichen preußischen Universitäten einem der beiden ordentlichen Vertreter der mittleren und neueren Geschichte vocationsmäßig die Verpflichtung auferlegt ist, alle paar Semester die deutsche Geschichte ihrem ganzen Umfange nach in einem vierstündigen Colleg zu behandeln.

Die gewiß sehr wohlmeinende Absicht war dabei, den Studirenden ohne Rücksicht auf ihr besonderes Fach Gelegenheit zu geben, sich auf der von der Schule mitgebrachten Grundlage die Vergangenheit des eigenen Volkes nach allgemeinen Gesichtspunkten in großen Zügen vergegenwärtigen zu lassen und dadurch für die Entwicklung der Gegenwart ein lebendigeres Interesse und größeres Verständniß zu gewinnen. Daß diese Absicht erreicht worden sei, wird kaum Jemand behaupten können.

So weit unsre Kenntniß von der thatsächlichen Gestaltung dieser neuen Institution reicht, hat sie sich nach keiner Seite bewährt. Der Hauptgrund dafür liegt darin, daß die Studirenden diese auf ihre allgemeine Bildung berechneten Vorlesungen nur in verschwindend kleiner Anzahl besuchen. Abgesehen von den Ansprüchen, welche heutigen Tags bei der fortschreitenden Specialisirung aller Fachwissenschaften an ihre Zeit und an ihr Aufnahmevermögen gestellt werden, meinen sie mit der deutschen Geschichte schon von der Schule her ausreichend vertraut zu sein und eine cursorische Wiederholung derselben nicht nöthig zu haben. Die Wenigen aber, die nicht so denken, sondern ein lebendigeres Interesse zur Sache haben, finden in einer Vorlesung, welche die ganze deutsche Geschichte nach allen in ihr wirksam gewordenen Momenten hin in knappen vier wöchentlichen Stunden bewältigen soll, insofern nicht ihre Rechnung, als die Darstellung naturgemäß meistens auf das Eingehen in das eigentlich erst recht fesselnde und belehrende Detail verzichten und sich auf die Entwicklung allgemeiner Gesichtspunkte und die Zeichnung in großen Umrissen beschränken muß, und nicht den sozusagen concreten Charakter behaupten kann, der am meisten zu fesseln geeignet ist. Sie wird immer unter einer gewissen verschwommenen Allgemeinheit leiden, die auch für die eigentlich wissenschaftliche Seite nicht ganz ohne Gefahr ist.

Freilich werden die Studirenden auch so noch manches dabei zu lernen Gelegenheit haben; aber wie sie in ihrer überwältigenden Mehrheit nun einmal geartet sind, werden sie zu ordentlicher Benützung dieser Gelegenheit doch nur durch einen gewissen Zwang angehalten werden können. Einrichtungen, die das bewirken, hat man in Bayern und in Württemberg und dieselben haben sich, ohne irgend als Zwang lästig empfunden zu werden, unsres Wissens vortrefflich bewährt und dahin geführt, daß der Jurist, der Philolog, der Theolog dort eine viel bessere, umfassendere und gründlichere allgemeine Bildung von der Universität in das Leben mit hinüber nimmt als das in Preußen irgend der Fall ist. Wenn man denn einmal und gewiß mit Recht der vaterländischen, d. h. nicht allein der preußischen, sondern der allgemeinen deutschen Geschichte einen größeren Raum und höhere Bedeutung in dem Geistesleben unsres Volkes einräumen will, so wird man, soll wirklich

---

[1]) Geschichte des deutschen Volkes. Von Theodor Lindner, ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle. Zwei Bände. Stuttgart 1894, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf.

etwas erreicht werden, bei den bisher beliebten, gewissermaßen platonischen Maßnahmen nicht stehen bleiben dürfen, sondern entschlossen einen Schritt weiter gehen müssen.

Die gegenwärtig getroffene Einrichtung läuft eigentlich auf die Einführung von Zwangscollegien für eine Anzahl preußischer Geschichtsprofessoren hinaus, denen eine wahrlich nicht leichte Pflicht auferlegt ist, ohne daß man irgend dafür Sorge getragen hätte, ihnen auch die freudige und wirksame Erfüllung derselben zu ermöglichen. Die Klage ist nicht eine local oder persönlich beschränkte; sie ist allgemein, wird auf allen preußischen Universitäten erhoben, da man überall auf diesem Gebiete die gleichen enttäuschenden und entmuthigenden Erfahrungen gemacht hat. Abhülfe läßt sich da nur schaffen, wenn man irgendwie Mittel und Wege findet, die akademische Jugend zu eifrigerer Benutzung der ihr gebotenen Bildungsmittel anzuregen. Nachdem man einmal mit dem ehemals geltenden Collegienzwang gebrochen hat, wird Niemand der Einführung eines solchen für das Gebiet der deutschen Geschichte das Wort reden wollen. Aber weßhalb in aller Welt es nicht angehen sollte, die jungen Juristen, Theologen, Philologen bei Gelegenheit der von ihnen abzulegenden wissenschaftlichen Fachprüfung auch einer Prüfung in Bezug auf ihre allgemeine Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte zu unterziehen, vermögen wir nicht einzusehen. Für die Candidaten des höheren Schulamts hat man statt dessen die früher vorgeschriebene Prüfung rücksichtlich ihrer allgemeinen historischen Bildung einfach abgeschafft, für die des geistlichen Amtes ist sie, mit dem sogen. „Cultur-Examen“ in der Zeit des Culturkampfes eingeführt, mit demselben wiederum in Wegfall gekommen. Für die Juristen aber ist ein Versuch derart bisher überhaupt noch nicht gemacht worden, obgleich die Beschäftigung mit dem deutschen Recht u. s. w. die breite Grundlage einer größeren Vertrautheit mit der deutschen Geschichte doch eigentlich als selbstverständlich voraussetzt. Wenn die künftigen Richter, Lehrer und als Schulinspectoren zu wirken berufenen Geistlichen wissen, daß sie neben ausreichender fachwissenschaftlicher Bildung auch in der Kenntniß der deutschen Geschichte ein gewisses und nicht zu niedrig zu fixirendes Mindestmaß von sicherem Besitz nachweisen müssen, dann werden sie auch die ihnen zur Erwerbung desselben so vorsorglich gebotene Gelegenheit zahlreicher und gewissenhafter benutzen, als jetzt geschieht.

Was nun in der Sphäre des akademischen Lehrens und Lernens von diesen zusammenfassenden Vorlesungen über die deutsche Geschichte gilt, das trifft auf größere Kreise erweitert und in Folge dessen auch in entsprechend vergrößertem Maßstab im Gebiet der Literatur bei den neuerdings wieder mehr in Mode gekommenen „Deutschen Geschichten“ oder „Geschichten des deutschen Volkes“ zu, die in ähnlicher Weise die ganze Fülle dieser reichen Stoffe in dem beschränkten Raum von einem oder zwei mäßigen Bänden zu bewältigen und dem nichtfachmännischen Leser in genießbarer und Genuß gewährender Form darzubieten unternehmen. Die in der Sache liegenden Schwierigkeiten sind hier und dort die gleichen, und werden immer nur in der gleich unvollkommenen Weise überwunden werden. Ihrer Anlage und Bestimmung nach auf den denkbar weitesten Leserkreis berechnet, werden diese — nennen wir sie einmal — populären deutschen Geschichten doch immer nur ein beschränktes Publicum gewinnen, da sie dem historisch gründlicher Gebildeten nichts Neues bieten und deßhalb kein besonderes Interesse erwecken, dem aber, der sich erst bessere historische Kenntnisse erwerben will, nicht ausführlich und gründlich genug zu Werke gehen. Wir kennen aus neuerer Zeit eigentlich nur zwei Erscheinungen im Gebiete dieser Art von historischer Literatur, die sich eines größeren Erfolges zu erfreuen gehabt und einen dauernden Platz erobert haben. Das ist einmal David Müllers „Geschichte des deutschen Volkes“, die in dem beschränkten Raum eines mäßigen Bandes in knapper, aber angenehm lesbarer Darstellung eine erstaunlich reiche Fülle historischen Details darbietet und daher wirklich zu belehren, die Kenntnisse des gut vorgebildeten Lesers zu erweitern und als nicht leicht versagendes Nachschlagebuch gebraucht zu werden geeignet ist, dem entsprechend auch sehr weit verbreitet ist und zahlreiche Auflagen erlebt hat; und dann die aus dem Nachlaß des so früh verstorbenen Karl Wilhelm Nitzsch herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes, welche, entsprechend ihrer Entstehung, vornehmlich auf fachmännisch gebildete Leser berechnet, nicht sowohl den alterfessenen Bestand unsrer Kenntniß gaben, sondern vorzugsweise die Probleme scharf hervorhoben, in neue Beleuchtung rückten und in origineller Weise zu lösen suchten, vielfach überhaupt neue Probleme stellten und eben dadurch so epochemachend, anregend und befruchtend wirkten. Gleich in den Kreis der Laien hinausgetragen würde die Nitzsch'sche Deutsche Geschichte, deren Verdienst wesentlich in der überraschenden Fragestellung, den kecken Schlaglichtern und dem muthigen Einschlagen bisher nicht begangener Wege zu sehen ist, eher verwirrend und irreleitend gewirkt haben, während sie für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Geschichte der eine heilsame Gährung befördernde Sauerteig geworden ist.

Diese allgemeinen Erörterungen über die inneren und äußeren Schwierigkeiten, die sich den so lobenswerthen Bestrebungen unsrer Zeit nach einer Popularisirung namentlich der deutschen Geschichte entgegenstellen und den Erfolg derselben wenn nicht ganz vereiteln, so doch wesentlich beeinträchtigen, sind uns durch die Beschäftigung mit dem neuesten Versuch nahegelegt worden, welcher zu einer von allem gelehrten Beiwerk absehenden, auf die große Masse der Gebildeten berechneten zusammenfassenden „Geschichte des deutschen Volkes“ gemacht ist. Sein Urheber ist der Hallenser Historiker Theodor Lindner, der sich, von früheren Arbeiten abgesehen, zuletzt namentlich durch seine „Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273—1437)“ um einen bisher ziemlich vernachläßigten Zeitabschnitt verdient gemacht hat, und von dem, wenn anders eine unlängst durch die öffentlichen Blätter gehende Notiz zutrifft, wir demnächst aus Anlaß der 25. Wiederkehr der großen Siegestage von 1870/71 eine im kaiserlichen Auftrag unternommene volksthümliche Geschichte des deutsch-französischen Kriegs in mäßigem Umfange zu erwarten haben.

Wir irren wohl nicht, wenn wir die Vermuthung aussprechen, daß Lindner den ersten Anstoß zur Abfassung dieser Geschichte des deutschen Volkes aus der ihm als akademischem Lehrer obliegenden Verpflichtung entnommen hat, jenes oben besprochene, seit einigen Jahren auf den preußischen Universitäten eingeführte Colleg über deutsche Geschichte zu lesen. Jedenfalls kommen für ein Buch derart im wesentlichen dieselben Gesichtspunkte in Betracht, wie für jene Vorlesung, beide haben dieselben Schwierigkeiten zu überwinden und beiden wird, wenn sie sie glücklich überwunden haben, derselbe halbe Erfolg zutheil. Denn je lebhafter die Anerkennung des nach der einen Seite Geleisteten ist, um so mehr macht sich auch gleich das Bedauern geltend, daß nach den anderen in der Natur der geschichtlichen Betrachtung liegenden Seiten nichts geleistet worden ist und nach Lage der Dinge zu leisten nicht einmal versucht werden konnte. Die Schranken sind einmal unüberwindlich, die bei einer populären Zusammenfassung großer Zeiträume in übersichtlicher Darstellung die rechte Entfaltung der historiographischen Schaffensfreude beeinträchtigen.

Von den zwei Bänden des Lindner'schen Buches behandelt der erste die deutsche Geschichte bis zum Augs-

burger Religionsfrieden (328 S.), der zweite wenig stärkere (361 S.) von da bis zur Gründung des neuen Reichs. Beiden ist eine Uebersicht der wichtigsten Ereignisse in ihrer zeitlichen Folge angehängt. Denn um eine den Leser störende und ermüdende Anhäufung von Thatsachen und Jahreszahlen möglichst zu vermeiden, zog der Verfasser es vor, die wichtigsten Daten so am Schlusse zusammenzustellen. Gewiß wird dadurch die Erzählung entlastet, die chronologische Folge der Geschichte am klarsten veranschaulicht und eine bequeme Uebersicht des rein Sachlichen gegeben, und manche bekannte Einzelheit konnte im Text übergangen werden, um in dieser Tabelle eine kurze Erwähnung zu finden. Läßt aber nicht schon dieser Dualismus eine der — unvermeidlichen — Schwächen solcher zusammenfassenden Darstellungen gleichsam handgreiflich erkennen? Die Thatsachen, die doch nicht bloß chronologisch, sondern auch sachlich das eigentlich feste Knochengerüst der Geschichte bilden, sind aus ihrem natürlichen Zusammenhang gelöst und das, was sie zu tragen und zu halten bestimmt sind, wird gewissermaßen ohne sie oder doch wenigstens mit nur ganz beiläufiger und kurz hinweisender Rücksicht auf sie gegeben.

Das wird ja scheinbar gerechtfertigt durch die Art, wie sich Lindner seine Aufgabe genauer formulirt hat: „Ich wollte zeigen," sagt er darüber im Vorwort, „welche Wandlungen unser Volk durchlebt hat und wie es in ihnen seiner ursprünglichen Anlage treu blieb. Daher beabsichtigte ich nicht eine ausführliche Erzählung alles Geschehenen, nicht ein Lehrbuch zu schreiben, sondern mein Wunsch war, die großen Gesichtspunkte scharf hervorzuheben und das für die Entwicklung Wirksame herauszugreifen. Die älteren Zeiten sind möglichst kurz behandelt. Von Kriegen und politischen Verflechtungen ist nur so weit die Rede, als sie die geschichtliche Weiterbildung bestimmten; dagegen werden die allgemeinen Zustände und die bedeutenden Persönlichkeiten in den Vordergrund gerückt. Zugleich versuchte ich, den Antheil des Volkes und den der führenden Geister an unserm Werdegange gleichmäßig zu verfolgen."

Daß gegen dieses Programm theoretisch nicht viel einzuwenden sein wird, liegt auf der Hand. Aber auch seine Verwirklichung wird immer mehr eine theoretische, als wirklich praktische bleiben. Denn wenn von dem darin maßgebenden Gesichtspunkt aus große Zeiträume einheitlich nach der Summe ihres historischen Gehalts zur Anschauung gebracht werden sollen, wird immer mehr, als mit der packenden und anschaulichen Fülle des lebendigen Urtheils, mit gewissen allgemeinen Begriffen und historischen Kategorien operirt werden, und statt einer eigentlichen geschichtlichen Darstellung werden Betrachtungen über das geschichtliche Werden angestellt werden, Reflexionen über seine Formen, seinen Inhalt und seine Ergebnisse. Wer mit dem thatsächlichen Inhalt der Vergangenheit schon bekannt ist, wird demselben manche Anregung, manche neue Betrachtungsweise und dadurch eine Erweiterung und zugleich Vertiefung des Verständnisses verdanken; wer aber ohne das an die Lectüre geht, wird von dem Verlaufe der deutschen Geschichte doch nur einen ziemlich schemenhaften Eindruck bekommen. Es ist nach unseren Erfahrungen eine irrige Meinung, wenn man annimmt, weite und sachlich doch immer nur theilweise vorgebildete Kreise durch das Allgemeine interessiren und fesseln zu können: das vermag, wenn auch nicht ausschließlich doch vorzugsweise und in viel sichererem Grade, das Besondere, und daher sollten alle historischen Arbeiten, die populäre Tendenzen verfolgen, dem Besonderen einen weit größeren Platz einräumen, als dermalen gewöhnlich geschieht, und den Leser vielmehr an die die Vergangenheit veranschaulichenden Einzelheiten binden.

Auch gegen Theodor Lindners „Geschichte des deutschen Volkes", so angenehm sie sich liest und so sehr sie in Folge dessen den mit dem Gegenstande schon gründlich Bekannten ansprechen und auch anregen wird, müssen wir die Einwendungen erheben, welche von dem eben entwickelten Standpunkt aus alle neueren populären Arbeiten auf diesem Gebiete gleichmäßig treffen. Statt des vollpulsenden geschichtlichen Lebens bietet sie uns Abstractionen. Nicht die Menschen mit ihren guten und üblen Eigenschaften, ihrem Streben und Irren, ihrem Gelingen und Verfehlen sind die Träger des geschichtlichen Lebens, nicht sie geben von sich aus die entscheidenden Anstöße oder halten den Fortgang der Dinge auf; auch die größten von ihnen, an deren Betrachtung sich ganze Generationen nicht nur erfreut und erbaut, sondern auch gebildet haben, erscheinen mehr oder minder als die halb willenlosen Träger allgemeiner, außerhalb ihrer Individualität stehender Mächte; als die unbewußten Vollstrecker eines fremden, sozusagen unpersönlichen Willens. Wir rechnen es Lindner zum Verdienst an, daß er darin noch nicht so weit geht, wie das freilich sonst zu geschehen pflegt, daß er die großen Männer der deutschen Vergangenheit doch noch in einem gewissen beschränkten Sinne als Factoren der geschichtlichen Entwicklung gelten läßt und betrachtet. Aber auch bei ihm ist die Geschichte doch der Sphäre beinahe völlig entrückt, in der wir sie bisher fest gewurzelt geglaubt haben und ohne die wir sie uns überhaupt nicht haben denken können, der Sphäre der persönlichen Freiheit, der Freiheit des menschlichen Willens. Viel entscheidender als die großen Männer, die bahnbrechend ihrer Zeit voraneilen und dieselbe trotz alles Widerstrebens zu ihrem Willen zwingen, haben auch nach seiner Auffassung die Verhältnisse, die Richtungen, die Bewegungen auf die Gestaltung der Geschicke des deutschen Volkes eingewirkt, wie gelegentlich die allgemeinen geistigen, dagegen alle Zeit und besonders nachdrücklich die wirthschaftlichen, der Gang von Handel und Wandel, die agrarischen Verhältnisse, die Wandlungen des Geldverkehrs u. s. w. Es entspricht ja dem Charakterzug, der dem öffentlichen Leben bei uns gegenwärtig nur allzusehr aufgeprägt ist, daß auch in der Behandlung der Vergangenheit der realistische, um nicht zu sagen materialistische Zug vorwaltet, durch den die wirthschaftsgeschichtliche Richtung ein neues Zeitalter der Historiographie heraufgeführt zu haben meint. Aber nicht ohne Bedauern und nicht ohne Sorge sehen wir mit deren weiterem Umsichgreifen auch in das Gebiet der populären Geschichtschreibung in dieser das ethische und damit das ideale Moment an Geltung verlieren, in dem doch gerade für weitere Kreise das eigentlich Bildende und Veredelnde, der nationalen Erziehung Dienliche der Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte liegt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Lehrbuch der Kirchengeschichte." Von Alois Knöpfler, Doctor der Theologie und der Philosophie, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität München. Auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. Karl Joseph v. Hefele, Bischof von Rottenburg. Freiburg i. B., Herder, 1895. XXIII. 748 S. 8°. — Das „Lehrbuch der Kirchengeschichte", welches Professor Alois Knöpfler nach fünfzehnjähriger Lehrthätigkeit (zuerst am Lyceum zu Passau, dann an der Universität München) der Oeffentlichkeit übergeben hat, bringt Referent mit aufrichtiger Freude an dieser Stelle zur Anzeige. Gleich dem Tübinger Professor F. X. v. Funk, auf dessen Kirchengeschichte in der Beilage vom 11. November 1890 aufmerksam gemacht wurde, ist Knöpfler ein Schüler des unvergeßlichen Hefele, und wenn auf dem Titelblatte seines Buches unter dem Namen des Verfassers der Zusatz „auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. Karl Joseph v. Hefele" steht, so deutet dies nicht sowohl darauf hin,

daß Knöpfler aus den vor mehr als 25 Jahren gehörten Collegien des Geschichtschreibers der Concilien noch Vieles verwerthen konnte, als darauf, daß er im Geiste seines Lehrers weitergearbeitet hat, d. h. im Geiste „wissenschaftlichen Ernstes, wahrhaft kirchlicher Gesinnung und ruhiger Objectivität". Wie schon aus der Bezeichnung „Lehrbuch" hervorgeht, denkt sich der Verfasser als Leser und Benützer seines Werkes in erster Linie die Studirenden der Theologie. Im Hinblick auf sie hat er übersichtliche Gliederung des kolossalen Stoffes und Ausscheidung alles nicht streng zur Sache Gehörenden erstrebt, im Hinblick auf sie hat er aus der erdrückenden, von Tag zu Tag anschwellenden Masse der kirchenhistorischen Literatur nur die wichtigeren, wirklich eine Förderung des jeweiligen Gegenstandes bedeutenden Erscheinungen hervorgehoben, im Hinblick auf sie endlich hat er in all den Fragen, die man — zum Theil sehr mit Unrecht — in manchen Kreisen als „heikel" zu betrachten sich gewöhnt hat, ein ruhig abwägendes und maßvolles Urtheil abgegeben, damit einerseits der Wahrheitssinn der angehenden Theologen geweckt, bezw. gekräftigt, andrerseits das kirchliche Gefühl der künftigen Priester auch nicht im mindesten irritirt werde. Seine Stellung zu gewissen Erscheinungen im katholischen Leben der neueren und neuesten Zeit hat er durch ein beredtes Stillschweigen kundgegeben. Referent ist nicht Kirchenhistoriker von Fach und nach seinen Studien höchstens zu einigen kritischen Bemerkungen über den ersten, dem christlichen Alterthum gewidmeten Haupttheil berechtigt. Aber abgesehen davon, daß sich die Erörterung gelehrten Details nicht in den Rahmen einer kleinen Anzeige, wie sie hier beabsichtigt ist, fügen will, müßte er befürchten, einer in der Schwäche der menschlichen Natur begründeten Versuchung zu unterliegen, der Versuchung, Einzelheiten aus seinem engeren Specialgebiete zur Sprache zu bringen. Zur Mittheilung der kleinen Berichtigungen oder Nachträge aber, wie sie naturgemäß jeder „Specialist" dem Verfasser eines großen, zusammenfassenden Werkes auftischen kann, eignet sich der private Verkehr besser als die Spalten einer an weitere Kreise sich wendenden Zeitung. Mit Freuden verzichte ich daher auf den unerfreulicheren Theil des Recensentenamts und gebe der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß Knöpflers Buch, wie es ruhig und klar geschrieben ist, auch beruhigend und klärend wirken und dazu beitragen wird, das Anbrechen des Tages zu beschleunigen „wo die Kirche in dem historischen Sinn der deutschen Nation einen zwar niemals schmeichelnden und schönfärbenden, aber ehrlichen und zuverlässigen Freund entdecken wird". (F. X. Kraus. Ueber das Studium der Theologie sonst und jetzt. Freiburg i. B. 1890. S. 31.) W.

* Durch die Munificenz des Kaisers ist das Berliner Zeughaus in den Besitz der Waffensammlung des Hrn. v. Berthold in Dresden gelangt. Die Hauptstücke der Sammlung bilden dem „Reichs-Anzeiger" zufolge drei kostbare Rüstungen von silberglänzendem Eisen. Da ist zunächst ein ganzer Feldharnisch, wie er um 1550 in Deutschland üblich war. Die wunderschön herausgetriebene Brust zeigt oben einen reich ornamentirten Fries, darunter einen Crucifixus mit betendem Ritter, in der Art des Lucas Cranach. Diesem reiht sich eine Dreiviertelrüstung mit gerippter Kugelbrust frühester Form an, ein hervorragend schönes Stück von silberglänzendem Eisen aus der Zeit um 1500. Der dritte Feldharnisch ist von blankem Eisen mit getriebenen Wülsten und Cannelüren an allen Rändern; die Brust mit großen, ihrer Bedeutung nach noch nicht festgestellten Wappen und einem Crucifixus nebst knieendem Ritter geziert. Von den Eisenkappen ist ein Morion mit aus zwei Theilen zusammengesetztem übergroßen Kamm zu erwähnen (17. Jahrhundert); weiter eine Eisenkappe von orientalischer Form, wie solche über Polen nach Deutschland kam und in allen Heeren von der leichten Reiterei getragen wurde, während alle übrigen Panzertheile bereits abgelegt waren; eine Sturmhaube mit Halskragen, bei der das Scheitelstück sehr schön in eine Spitze ausgetrieben ist, die Ränder mit gebügeltem Ornament; eine Sturmhaube mit hohem Kamm und wunderbar geätzten Ornamenten, Blumen, Trophäen und Köpfen. Es folgen eine Anzahl gothischer Schwerter, darunter zwei mit achtkantigem, bezw. birnenförmigem Knauf; ein venetianisches Schwert und ein Korbschwert aus dem 16. Jahrhundert. Sehr schön ist ein Schwert mit ciselirtem, vergoldetem Bronzegriff; die ausgezeichnete Klinge mit tiefen Blutrinnen und durchbrochen trägt die Inschrift: Vienna me fecit. 1600. Besonders reich ist die Sammlung an schönen Helmbarten (Hellebarden). Unter den italienischen Stücken dieser Art befindet sich (aus dem Besitz des Grafen Borghese direct erworben) eine kostbare Gleve der Trabanten des Papstes Paul V. von überaus schöner Gold- und Silbertauschirung, verziert mit dem Wappen der Borghese, päpstlichen Insignien, Kronen und feinsten Goldmauresken; ferner eine Gleve der Trabanten des Rectors der Republik Ragusa mit dem granirten Stadtwappen aus dem 16. Jahrhundert. Weiter ist eine solche mit vergoldeten Ornamenten und der berühmten Waffenmarke des Mailänder Scorpion zu erwähnen, dann ein Spieß mit Streitkolben und drei Kriegshelmbarten, darunter eine mit dem Zeichen von Basel aus dem 15. bis 16. Jahrhundert. Unter den Spießen findet man einen Trabantenspieß aus der Zeit Kaiser Ferdinands I.; er zeigt auf dem Spießblatt den Reichsadler, das goldene Vließ, das burgundische Kreuz und die Buchstaben K. F. 1558. Zwei deutsche Helmbarten, sogen. „Kriegshippen", aus dem 15. Jahrhundert, sind mit spießförmig auslaufendem Beil und Stachel versehen, um den Reiter vom Pferde zu ziehen; eine Helmbarte mit blattförmigem Doppelbeil, zwei Streitäxte mit langen, zungenartigen Messern; drei Streitäxte, von denen eine einen Kelch und den hussitischen Feldruf: „Bug s nami" (Gott mit uns) zeigt. Hervorzuheben sind dann noch drei Tschinken, die um 1550 herum auftreten, mit Kurländer Schloß, dem ältesten Radschloß, Schaft und Kolben mit Gold, weißem und grüngefärbtem Perlmutter ausgelegt, die Läufe mit Messing plattirt und garnirt; weiter eine Pulverprobe in Pistolenform, zwei Pulverhörner und eine Pulverflasche. Ein merkwürdiges Stück ist eine Lanzenspitze von feinstem Stahl in der Art der sogen. Lanze des hl. Mauritius im Kronschatz des österreichischen Kaiserhauses; ferner ein höchst seltenes Stück aus dem 17. Jahrhundert, ein kurzes, wundervoll gearbeitetes Schwert, dessen Klinge mehrere lateinische Inschriften und Gravirungen trägt. Interessant sind noch ein gothischer, fünfkantiger Dolch mit der Inschrift: „Sancta Maria, hilf mir!" aus dem 14.—15. Jahrhundert, drei italienische Spitzdolche, ein türkischer Dolch (Handjar) mit trefflich ciselirten Silberornamenten, ein altes Dolchmesser mit Klinge, ein Panzerbrecher als Waffe für das Handgemenge aus dem 14. Jahrhundert und zwei Feuersteinäxte von ungefähr 1500 v. Chr. Nicht minder endlich die Sammlung der Sporen und Steigbügel, welche deren Entwicklungsgang von den Uranfängen an vor Augen führt.

* Von Berlin wird ein Aufruf verbreitet, der den siebenbürgischen Sachsen für den Plan, ihrem Bischof und Geschichtschreiber Dr. Georg Daniel Teutsch ein würdiges Denkmal zu setzen, auch von reichsdeutscher Seite Beiträge zuzuführen strebt.

* Nach den preußischen Vorschriften für die Studirenden vom 1. October 1879 ist der Uebertritt von einer Facultät zu einer anderen nur zu Beginn und Schluß des Semesters zulässig. Die akademischen Behörden sind angewiesen worden, die Bestimmungen künftighin ausnahmslos zu befolgen, damit nicht die Anrechnungsfähigkeit des Semesters, in welchem der Uebertritt erfolgt war, bei der Zulassung zu den Berufsprüfungen zu Zweifeln Anlaß gebe.

* In **Heidelberg** starb am 15. d. M. nach schwerem Leiden, 64 Jahre alt, der Professor der Ohrenheilkunde Hofrath Dr. Salomon Moos. Zu Randegg am Bodensee geboren, habilitirte er sich 1859 als Docent, wurde 1866 außerordentlicher Professor, 1876 mit der Vertretung der Ohrenheilkunde und der Leitung des betreffenden Instituts beauftragt und 1891 zum Honorarprofessor mit dem Range eines Ordinarius ernannt. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: Ueber den Einfluß der Pfortaderverschließung auf die Zuckerbildung in der Leber; Klinik der Ohrenkrankheiten; Anatomie und Physiologie der eustachischen Röhre; Meningitis cerebro-spinalis epidemica; Untersuchungen über Pilzinvasion des Labyrinths im Gefolge von einfacher Diphtherie, sowie im Gefolge von Masern. Moos war auch Mitbegründer und Redacteur des Archivs für Augen- und Ohrenheilkunde, welches als Zeitschrift für Ohrenheilkunde seit 1868 fortgesetzt wird.

* **Freiburg i. Br.**, 16. Juli. An der hiesigen theologischen Facultät hat sich ein katholischer Pfarrer aus der Nachbarschaft habilitirt, Pfarrverweser Künstle. Er wird über Kirchengeschichte und christliche Archäologie lesen.

* **Jena**, 19. Juli. Wie bereits früher gemeldet, feierte gestern der Orientalist Prof. Dr. J. G. Stickel als Senior der deutschen Docenten seinen 90. Geburtstag. Er ist einer der letzten Lebenden, die noch mit Goethe in persönlichem Verkehr gestanden haben. Früh verband er philologische mit theologischer Bildung. Sein Herzenswunsch, Professor der orientalischen Sprachen zu

werden, ging erst 1838 in Erfüllung, als ihm von der hannoverschen Regierung die Stelle des abgesetzten Ewald in Göttingen angeboten wurde. Man fesselte ihn durch die Professur dauernd an Jena, wo er bald zum Director des Münzcabinets ernannt wurde, welches besonders reich an werthvollen und seltenen orientalischen Stücken war. Er widmete sich nun ganz der orientalischen Numismatik, so daß er bald zu den ersten Autoritäten auf diesem Gebiet zählte. Seit 1848 ist er ordentlicher Professor und galt stets für einen anregenden Lehrer.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor in der theologischen Facultät der Universität Dr. Friedrich Giesebrecht ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden; sein Gebiet ist das Alte Testament.

* **Wien.** Von einer bewegten hypnotischen Sitzung weiß das „Fremdenblatt" zu erzählen: Im Verein für Psychiatrie und Neurologie führte kürzlich der praktische Arzt Dr. Kauders einen jugendlichen Patienten vor, der, mit einem nervösen Leiden behaftet, von ihm durch Hypnose geheilt worden war. Das Medium, der 17jährige Handelsschüler Ferdinand K. v. N., hatte an einer mit Lähmung und Anästhesie verbundenen Affection des Armes gelitten und war deßhalb zu Dr. Kauders gekommen. Nachdem sich andere Behandlungsmethoden als unwirksam erwiesen hatten, beschloß Dr. Kauders, wie er berichtete, den Jüngling durch Hypnose von seinem Leiden, das er als Neuritis erkannte, zu befreien. Auf diese Art sei es ihm gelungen, alle Symptome bis auf die noch vorhandenen Zeichen eines Schreibkrampfes in kurzer Zeit zu beseitigen. Der Arzt unternahm es nunmehr, nachdem sein Patient vorher eine Probe seiner langsam und mühsam ausgeführten, nur sehr schwer leserlichen Schrift gegeben, ihn in hypnotischen Zustand zu versetzen. Kaum in die Hypnose versetzt, schreibt der Patient auf Befehl fließend und tadellos. Ferner demonstrirte Dr. Kauders an dem jungen Manne eine „Lähmung" des Armes durch Wachsuggestion, sowie durch „posthypnotische Hallucinationen". Auf den in der Hypnose erhaltenen Befehl begrüßt der wieder in wachen Zustand gebrachte Jüngling auf ein bestimmtes Zeichen seine imaginäre Mutter, conversirt mit derselben und geleitet sie aus dem Hörsaal. Ebenso beschreibt er ein imaginäres Portrait an der Wand, Alles genau in der während der Hypnose suggerirten Weise. Redner erblickt in diesen hypnotischen Experimenten echte Hallucinationen. Hierauf ergreift der Vorstand der I. psychiatrischen Klinik, Prof. Dr. Franz Wagner, Ritter v. Jauregg, das Wort. Er forderte vor allem Feststellung der Diagnose der Armaffection, die nach seiner Ueberzeugung nur Hysterie sein könne. Was an den hypnotischen Experimenten zu sehen gewesen, sei nichts Neues und habe zum Theil den Eindruck einer bewußten Komödie von Seiten des jungen Versuchsindividuums gemacht. Hätte derselbe, sagt der Gelehrte, die Mutter wirklich gesehen, so würde er sich keineswegs so dreist benommen haben. Landesgerichtspsychiater Dr. Hinterstoißer erklärte hierauf, den Patienten und dessen Familie als ehrenwerthe und glaubwürdige Leute zu kennen. Der Patient habe sich gegen die Demonstration gesträubt, sei ein wahrheitsliebender, fleißiger Mensch und betreibe mit Eifer Abhärtungs- und Kraftsport; er sei durch Vererbung belastet. (Die Schwester seines Vaters zeige periodisch Geistesstörung.) Ferdinand v. N. sei jedenfalls nervös. Die Affection am Arme sei durch geistige und physische Ueberanstrengung bei Vorbereitung auf die Prüfung und durch rheumatische Schädlichkeiten bei den Abhärtungscuren entstanden. Professor H. führte aus, er habe durch fünfwöchige Behandlung mit Faradisation und Massage nur einen minimalen Erfolg erzielt, worauf Dr. Kauders durch Hypnose überraschende Resultate erreicht habe. Dr. Hinterstoißer entwickelt sodann seine Ansichten über Hypnose und sagt, von der Realität ihrer Phänomene habe ihn Hansen überzeugt, der einer späteren Ehrenrettung gegenüber dem Vorwurf der Charlatanerie hier — auf dem Boden seiner Verurtheilung — werth sei. Er müsse sich jedoch gegen die allgemeine Anwendung der Hypnose wenden, die eine Beraubung der persönlichen Freiheit bilde und die Möglichkeit der Hervorrufung von Irrsinn in sich schließe. Die Hypnotisirung stehe nicht weit vom Verbrechen; die Ausübung derselben müsse durch die Staatsgewalt eingeschränkt werden, gehöre nur an die Klinik und in die Hand einzelner berufener Männer. (Zwischenruf: Narkose!) Prof. v. Wagner betonte, seine Zweifel hätten sich nur auf die vorgeführten Experimente erstreckt, und bezüglich dieser halte er sie aufrecht; dem Widerwillen Dr. Hinterstoißers gegen die Hypnose könne er nicht beistimmen. Im Verlauf der Debatte, an der sich auch der Arzt Dr. Frankl v. Hochwart betheiligte, erhob sich der Vorstand der II. psychiatrischen Klinik, Hofrath Prof. v. Krafft-Ebing, um zu betonen, daß der Beweis von dem Vorhandensein einer Neuritis am Arme nicht erbracht worden sei; vor organischen Erkrankungen müsse die Hypnose Halt machen. Das linkische Benehmen des vorgestellten jungen Mannes während der Ausführung der posthypnotischen Aufträge erkläre sich genügend daraus, daß während derselben ein neuer Ausnahmezustand eintrete. Die Befürchtungen Hinterstoißers über die Gefahren der Hypnose könne er nicht theilen. Verbrechen durch hypnotische Suggestion seien bisher nicht bekannt geworden. Die Hypnose auf die Klinik zu beschränken, gehe nicht an, da diese vielfach nicht die geeigneten Bedingungen und die geeigneten Fälle biete. Beides sei weit häufiger in der Privatpraxis anzutreffen. Fachschulung und Gewissenhaftigkeit müsse jedoch von jedem Arzte verlangt werden, der sich mit Hypnose befasse. Schließlich reagirte Dr. Kauders gegen die Anschauung, daß organische Erkrankungen durch Hypnose nicht beeinflußt werden können; er habe sogar eine seit mehr als dreißig Jahren vorhandene Warze auf dem Wege der Suggestion beseitigt (!?). Hiemit war die Discussion über die Séance zu Ende.

β **Paris.** In der Académie des sciences legte der Astronom Tisserand am 20. Mai eine Mittheilung von Hrn. Deslandres über die Beschaffenheit des Saturn-Ringes vor. Der amerikanische Astronom Keeler hatte bereits aus der Spectralanalyse, ebenso wie andere Forscher, den Schluß gezogen, daß der Ring des Planeten aus kleinen von einander getrennten Satelliten bestehe. Deslandres hat nun beobachtet, daß die Umdrehungsgeschwindigkeit des Ringes an seinem äußeren Rande geringer ist als am inneren, und schließt daraus gleichfalls, daß der Ring aus einer Anzahl von einzelnen Theilen bestehen muß und nicht aus einer zusammenhängenden, wenn auch nur lockeren Masse. Am 27. Mai sprach Prof. A. Girard über die von ihm experimentell studirte Wirkung der Kupferverbindungen, welche vielfach zur Bekämpfung gewisser parasitärer Krankheiten der Pflanzen angewendet werden. Girard hat seine Versuche 1892—1894 auf einem 12 Ar großen Felde angestellt, dessen eine Hälfte in normaler Weise bebaut wurde, während die andere mit einer Quantität von kupfrigen Präparaten, wie sie Weinbergen, Kartoffelfeldern u. s. w. zur Bekämpfung der Parasiten zugeführt wird, getränkt wurde. Die auf den beiden Hälften erzielten Ernten waren der Quantität nach einander fast gleich, zum theil sogar auf dem kupfrigen Boden besser und die Analyse der Früchte ergab, daß dieselben in keiner Weise durch das Kupfer in ihrer Beschaffenheit schädlich beeinflußt waren, sondern nur so minimale Spuren davon enthielten, wie sie unter allen Umständen gefunden werden. Auch die von J. Reiset ausgesprochene Ansicht, daß das Kupfer zwar nicht den Getreide-Arten, wohl aber den Gemüsen schädlich sei, stellt Girard nach seinen Versuchen als unbegründet hin und räth, die Anwendung der bisher gebrauchten Kupferpräparate ja nicht zu unterbrechen. — Am 4. Juni besprach der Astronom Faye (wie seinerzeit bereits kurz gemeldet) das kühne Project des schwedischen Ingenieurs Andrée, mit zwei anderen Forschern im Luftballon zum Nordpol vorzudringen. Andrée hofft von Spitzbergen aus, von wo im Juli nach dem Pol zu eine beständige Luftströmung mit einer Geschwindigkeit von 4—12 Meter in der Secunde geht, die etwa 8 Grad betragende Entfernung bis zum Pol in zwei bis drei Tagen zu durchmessen. Der Ballon soll mit einer doppelten Hülle versehen und mit Proviant für 4 Monate ausgerüstet werden, sein Gewicht wird ca. 3000 Kilogramm betragen. Mittelst eines Leitseils und eines Segels hofft man eine gewisse Steuerung des Ballons ermöglichen und ihn bis zu 30 Grad von der Windrichtung ablenken zu können. Die Rückkehr, welche unstreitig das Schwierigste und Zweifelhafteste an dem Project bildet, glaubt Andrée in der Richtung der Behringstraße bewerkstelligen zu können. Faye gab zu, daß das Project trefflich ausgedacht und ausgearbeitet sei, meinte aber, daß die drei kostbaren Menschenleben, welche dabei der denkbar größten Gefahr ausgesetzt werden, der Wissenschaft minder gefährliche Dienste erweisen könnten. — Wie Prof. Berthelot der Akademie am 17. Juni mittheilte, ist es ihm gelungen, festzustellen, daß das ursprünglich für völlig inactiv gehaltene Argon nicht nur mit Benzin, sondern auch mit Schwefelkohlenstoff eine Verbindung eingeht. Er erreichte innerhalb weniger Stunden eine Absorption von mehr als 60 Proc. Hr. Ch. Henry demonstrirte einen von Ph. Pellin construirten Pupillometer, mit welchem sich feststellen ließ, daß die Pupille, welche bekanntlich durch Verdunkelung der Netzhaut des Auges sich erweitert, auch dann schon größer wird, wenn man nur einen Theil der Iris der Belichtung entzieht. Prof. Moissan gab seine neuesten in einer Abhandlung nieder-

gelegten Untersuchungen über das Molybdän bekannt. Dieses Metall ließ sich bisher nur mit großen Schwierigkeiten und nur in kleinen Massen zusammenschmelzen, wobei es überdies 5—10 Proc. Kohle enthielt. Moissan hat es jetzt im elektrischen Ofen völlig rein erhalten; es hat ein specifisches Gewicht von 9.01 und ist ebenso hämmerbar wie das Eisen. Das Molybdän wird voraussichtlich in der Metallurgie vielfache Verwendung finden, namentlich zur Läuterung des Bessemerstahls, an Stelle des Mangans. Prof. Moissan überreichte ferner eine Abhandlung des Physikers Delandre, welcher im Cleveït neuerdings einen auf der Erde bisher unbekannten und nur im Sonnenspectrum beobachteten Körper, das Coronium, gefunden haben will. In derselben Sitzung wurde als Helmholtz' Nachfolger Prof. Newcomb in Washington zum auswärtigen Mitgliede der Akademie gewählt. — Prof. d'Arsonval brachte am 24. Juni einen neuen Beweis dafür ein, daß selbst ein starker elektrischer Wechselstrom nicht mit Sicherheit tödtlich wirkt. Ein Beamter in Rochester (Vereinigte Staaten) wurde von einem 2000—3000 Volt starken elektrischen Strom, der also etwa dreimal stärker war als der bei der elektrischen Hinrichtung zur Anwendung kommende Strom, getroffen und fiel anscheinend leblos zu Boden. Nach dreiviertelstündigen ärztlichen Bemühungen gelang es jedoch, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, und der Mann wurde vollkommen geheilt. Zu correspondirenden Mitgliedern der Akademie wurden in dieser Sitzung der Professor der Mathematik Dr. L. Fuchs in Berlin, der Forschungsreisende Frithjof Nansen und Dr. Laveran in Paris gewählt. — Am 1. Juli legte der Astronom Loewy der Akademie eine Sammlung von photographischen Abbildungen der Mondoberfläche vor, welche der Director der Prager Sternwarte, Prof. Dr. Weinek, nach den von Loewy und Puiseux mit Hülfe des großen Aequatorials der Pariser Sternwarte angefertigten Aufnahmen in bedeutender Vergrößerung hergestellt hat. Der Maßstab beträgt etwa 1:300,000, der Durchmesser des Mondes auf diesen Karten etwa 4 Meter. Die Collection umfaßt 34 Blätter, welche nach einer einzigen der photographischen Originalplatten hergestellt sind. Die Karten haben u. a. die Existenz von 95 bisher unbekannten Mondkratern erwiesen. — Prof. d'Arsonval hat in seinem Laboratorium durch interessante Experimente über die elektrischen Kräfte der Zitterrochen genauere Aufschlüsse erhalten und sprach darüber am 15. Juli. Diese Fische sind mit einem elektrischen Apparat versehen, mit welchem sie willkürlich elektrische Schläge austheilen können. d'Arsonval fand, daß ein Zitterrochen von 30 bis 40 Centimeter Länge einen Strom von 8 bis 15 Ampère mit einer elektromotorischen Kraft von 15 bis 20 Volt zu produciren vermag. Eine mit dem elektrischen Organ des Fisches in Verbindung gebrachte Glühlampe von 10 Kerzenstärke leuchtete, wenn der Fisch gereizt wurde, hell auf; ebenso ließen sich Dynamit-Cartouchen durch die Elektricität des Fisches zur Explosion bringen. Physiologisch stellt sich das elektrische Organ der Zitterrochen als ein umgestalteter Muskel dar, der elektrische Kraft statt einer mechanischen producirt. Die Entladung geht in einer Reihe von partiellen (15 bis 20) elektrischen Schlägen vor sich, welche schnell, in etwa $^1/_{1000}$ Secunde auf einander folgen; der Rücken des Fisches bildet den positiven, der Bauch den negativen Pol. Die Curve, welche die Production der Elektricität anzeigt, ist der Curve der Muskelcontractionen völlig gleich. In derselben Sitzung wählte die Akademie in der Section für Chemie den an erster Stelle vorgeschlagenen Mitentdecker des Argon, Prof. Ramsay in London, zum correspondirenden Mitglied. Die Professoren Dr. E. Fischer in Berlin, Mendelejew in St. Petersburg und Dr. V. Meyer in Heidelberg waren an zweiter Stelle als Candidaten aufgestellt worden.

* In **Montpellier** ist der Professor der pathologischen Anatomie der dortigen medicinischen Facultät, Kiener, gestorben. Kiener war Elsäßer, er stammte aus Colmar.

* Aus **Kopenhagen** wird der Tod des Schriftstellers und Dichters H. J. Greensteen im Alter von 62 Jahren gemeldet. Er hatte Theologie studirt, zog aber nach bestandener Prüfung die Lehrerthätigkeit dem Predigtstuhle vor und wirkte lange Jahre an öffentlichen Schulen. Er war ein strenger und ernster Lehrer, aber unter der harten Schale barg sich warme Herzensgüte und tiefes Gefühl, das in den feinen, zarten, meist melancholischen Stimmungen, die seine formvollendeten Verse auszeichneten, Ausdruck fand.

* **St. Petersburg.** Das Mitglied der russischen wissenschaftlichen Expedition nach Abessynien, Capitän der Artillerie K. S. Swjagin, der vor seiner Abreise an der Sternwarte zu Pulkowo arbeitete, hat die umfangreichen Aufzeichnungen seiner astronomischen Beobachtungen dem Observatorium in Pulkowo zur Verfügung gestellt. Soviel bekannt, sind vor Swjagin in Abessynien nur einmal astronomische Beobachtungen angestellt worden, und zwar 1848 von dem Präsidenten der Pariser Geographischen Gesellschaft. Capitän Swjagin hatte auf seiner Reise Gelegenheit, den neuen Theodoliten von Hildebrand auf seine Zweckmäßigkeit praktisch zu erproben, das Instrument erwies sich allen Strapazen gegenüber als widerstandsfähig. Auch meteorologische Beobachtungen und Höhenmessungen sind von der Expedition angestellt worden und gleichfalls dem Observatorium übergeben.

o. **Kiew.** Die hiesige Universität hat den Professor für Kirchen-, Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Halle, Dr. Edgar Löning, zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

* **New-York**, 15. Juli. Die zwei goldenen Barnard-Denkmünzen des Columbia College in New-York sind zum ersten Male zur Vertheilung gelangt. Es erhielten sie die englischen Professoren Ramsay und Lord Rayleigh. Die Denkmünzen, deren jede 100 Pfd. St. werth ist, stehen in Zukunft alle fünf Jahre Forschern aller Nationen offen, welche die für die Wohlfahrt des Menschengeschlechts werthvollsten physikalischen oder astronomischen Entdeckungen in dem Zeitraum gemacht haben. Die Amerikanische Akademie der Wissenschaft entscheidet, wer die zwei Würdigsten sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 18. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. Moritz Wittelshöfer: Beiträge zur Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs. München, J. Schweitzer 1895. — Albert Meyer: Die Verbrechen in ihrem Zusammenhang mit den wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen im Canton Zürich. Jena, Gustav Fischer 1895. — Die Arbeiter der Brünner Maschinen-Industrie; Untersuchungen über Arbeits- und Lohnverhältnisse. Brünn, Handels- und Gewerbekammer 1895. — Das neue rumänische Fallimentsgesetz. Bukarest, Rumänischer Lloyd 1895. — Dr. Friedrich Gebhard: Dr. Ludwig v. Müller und das bayerische Gymnasialschulwesen (Sonderabdruck). München, J. Lindauer 1895. — Hermann v. Petersdorff: Die Vereine deutscher Studenten. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Dr. Moritz Brasch: Die Facultätenfrage und die Stellung der Philosophie an den deutschen Universitäten. Leipzig, Ed. Wartig 1895. — Georg Loesche: Johannes Mathesius; Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Bd. I und II. Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1895. — Johann Bauer: Napoleon I. und seine militärischen Proclamationen (Progr. der k. Ludwigs-Kreisrealschule in München). — Iwan Schleicher: Vor dem Aschermittwoch. Frühlingssturm. 2 Skizzen. (Ohne Verlagsangabe) 1895. — Hans Liebstöckl: Kranke Leute; ein Aufzug. Wien, Kreisel u. Gröger 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Fiedler, Herm. Ernst. Die Arbeiterfrage auf dem Lande und Vorschläge zur Reform des ländlichen Arbeiterwesens. Nach praktischen Erfahrungen und theoretischen Studien bearbeitet. Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. — Siebenundsechzigster Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängniß-Gesellschaft über das Vereinsjahr 1893/94, im Auftrage des Ausschusses zusammengestellt von dem Hauptagenten Pastor Dr. v. Koblinski. Düsseldorf, in Commission von L. Voß u. Cie. — *Ministero* di agricoltura, industria e commercio. Direzione Generale della Statistica. *Annali di Statistica.* Statistica industriale. Fascicolo LIII: Notizie sulle condizioni industriali della provincia di Piacenza. Con una carta stradale e industriale. Fascicolo LIV: Notizie sulle condizioni industriali delle provincie di Aquila, Chieti e Teramo. Con una carta stradale e industriale. Fascicolo LV: Notizie sulle condizioni industriali della provincia di Firenze. Con una carta stradale e industriale delle provincie di Firenze e di Pisa. Roma, Tipografia nazionale di G. Bertero. — Die Sonntagsruhe im Gewerbebetrieb und im Handelsgewerbe. Nach den reichsgesetzlichen Bestimmungen und Ausführungsverordnungen für Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von E. Büttner. (Weinholds Juristische Handbibliothek. Redigirt von Hallbauer in Dresden. Band 51.) Leipzig, Verlag von Albert Berger. — Unter dem Zeichen des Verkehrs. Berlin, Verlag von Julius Springer.

1895. Nr. 201. München, Montag, 22. Juli. Beilage-Nummer 166.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Rudolf v. Jherings letztes Werk.

Von Georg Ebers.

I.

Aus dem Vorhaben Rudolf v. Jherings, für Karl Bindings systematisches Handbuch der Deutschen Rechtswissenschaft eine „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts“ zu schreiben, ging das vorliegende Werk hervor. Die Angehörigen und Freunde des Verfassers waren seiner Entstehung mit der lebhaftesten Theilnahme gefolgt. Es sollte Jhering indeß nicht vergönnt sein, es zu vollenden. — Nur der erste Theil lag bei seinem Ende als abgeschlossenes Ganzes vor, und er wenigstens konnte anderthalb Jahre nach dem Hingang des großen Juristen, trotz mancher Schwierigkeit, die es zu überwinden galt, der Oeffentlichkeit übergeben werden. Anfänglich sollte, wie wir durch das Vorwort des Herausgebers, des Collegen und Schwiegersohnes Jherings, Victor Ehrenberg in Göttingen, erfahren, der hier eingehend behandelte Stoff nur den ersten, ziemlich knapp zu haltenden Abschnitt der Rechtsgeschichte unter dem Titel: „Die Reminiscenzen an die Urzeit“ bilden. „Aber,“ sagt der Herausgeber, „der Löwe hatte einmal Blut geleckt“, und Jhering bekennt sich auch selbst S. 236 zu dem Hange, allen Verhältnissen, die er berührt, auf den Grund zu gehen und, soweit sie äußerlicher Art sind, eine sinnliche Anschauung von ihnen zu geben.

Diese Neigung mag ihn verleitet haben, mancherlei mehr oder weniger eingehend zu erklären, was sich bei den Lesern seines Werkes doch wohl voraussetzen ließ; im ganzen aber kommt sie seiner Arbeit zu gute, ja ihr verdankt sie die geradezu plastische Anschaulichkeit, die jedes Mißverständniß ausschließende Klarheit.

Ein gewaltiger historischer Vorgang spielt sich vor uns ab. Wir sehen uns mitten unter die Arier während ihres Weilens in der Urheimath versetzt und legen auf der Wanderung des großen Volksheeres den Weg von Osten gen Westen mit ihm zurück. Es wird uns leicht, dem lebhaften Darsteller zu glauben, obwohl wir wissen, daß er seine Kunde keinem gleichzeitigen oder späteren Berichterstatter, keinem erhaltenen Denkmale, ja selbst nur in vereinzelten Fällen einer auch dem Horcher kaum vernehmbaren Tradition entnimmt. Indeß stand ihm der Born des römischen Rechts, in dem er jeden Tropfen, jeden Kiesel auf dem Grunde kannte, zur freiesten Verfügung. Mit scharfem Späherauge findet er im Kreise des römischen Rechtslebens Ueberbleibsel, die kaum aus einer anderen Zeit stammen können als derjenigen, die die Arier in ihrer gemeinsamen Heimath oder auf der Wanderung zubrachten. Wie der kundige Jäger aus kaum wahrnehmbaren Fußspuren das Thier erkennt, das sie zurückließ, so schließt er aus dürftigen Ueberbleibseln alter Gebräuche auf ihre Herkunft und ursprüngliche Gestalt. Bewunderungswürdig ist das Combinationsvermögen, mit dem er eine Blume, ein Blatt, einen Dorn benützt, um sich und uns über die Natur der gesammten Pflanze, ihre Heimath und ihr Wachsthum zu unterrichten. Was auch immer sich unter den Römern von dem Erbe der Urväter erhalten zu haben scheint, zieht er ans Licht.

In einem großen besonderen Abschnitte faßt er sodann auch die Cultur der Semiten und besonders die der Babylonier ins Auge, um zu erweisen, was die römische ihr verdankt. Während er sonst die eigene juristische Forschung streng von der der Alterthumswissenschaft sondert, dringt er hier als selbständiger Arbeiter in ihr eigenstes Gebiet. Wohl bietet der ihm fremde Boden manches Hinderniß, doch weiß er auch dem ihm zum Theil neuen Stoffe große Gesichtspunkte abzugewinnen und die Kraft und Feinheit seines Forscherblicks zu bewähren.

Zu den besten Stunden, die ein freundliches Schicksal dem Schreiber dieser Zeilen schenkte, gehörten diejenigen, in denen es ihm mit Rudolf v. Jhering persönlich zu verkehren vergönnt war. Mit ihm schied einer jener großen Gelehrten aus dem Anfang dieses Jahrhunderts aus dem Leben, denen ihre Specialdisciplin gewaltige Förderung verdankt und deren universeller Geist sich dennoch auf dem weiten Gesammtgebiet der Wissenschaft wie der Kunst heimisch zu machen verstand. Auch an der Wiege des Juristen Jhering hatten Musen gestanden. Die musikalische begleitete ihn durch das ganze Leben, und hätte ihm nicht auch die der Dichtung die Stirn geküßt, wäre es ihm nie möglich geworden, ein Buch wie das vorliegende zu schreiben. Ist es doch nur dem Hammer und Meißel der Poesie gegeben, den Marmorblock, den der emsige Forscherfleiß vom Felsen löst, so glücklich zum lebensvollen Bildwerke auszugestalten. Was beim Verkehr mit Rudolf v. Jhering mehr erfreute: die sprudelnde Fülle seiner Lebenskraft und -Lust, die Schärfe seines Denkens, die abgeklärte Sicherheit seines Urtheils, der Reichthum seines Wissens, die Tiefe seiner Empfindung, die fesselnde Gewalt seiner Rede oder das unbeschreibliche Etwas, das das Genie — und auf diesen stolzen Namen durfte er Anspruch erheben — von den gewöhnlichen Sterblichen, und auch von den besten, unterscheidet, mag dahingestellt bleiben.

In seiner „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ kommt, obgleich er sie als Siebziger schrieb, die Macht seiner schöpferischen Einbildungskraft voll und ganz zur Geltung. Niemand, dem nicht eine mächtige Phantasie helfend zur Seite stand, hätte es überhaupt unternehmen dürfen, der vergessenen Vorgeschichte einer großen Völkerfamilie mit Hülfsmitteln, die größtentheils erst neu zu schaffen waren, das Ansehen glaubhaften historischen Lebens zu verleihen.

Bei dieser halb wissenschaftlichen, halb künstlerisch bildnerischen Thätigkeit war es unmöglich, zu festen Resultaten zu gelangen, mußte sich ein Theil des Gewonnenen als anfechtbar erweisen. Was das Buch der Einbildungskraft des Verfassers verdankt, wurde schon erwähnt, was sie ihm Uebles anthat, muß, bevor wir auf seinen Inhalt eingehen, angedeutet werden.

Während Ihering bei seinen juristischen Werken als souveräner Herrscher über den Stoff, den er behandelte, gebot, mußte er hier auch im Bereich ihm ferner liegender Disciplinen: der Linguistik, der Indo- und Assyriologie, der alten Geschichte, der Archäologie, der Anthropologie, ja auch der Aegyptologie, Metrologie und Astronomie den Forschungsergebnissen auf Treu und Glauben folgen.

Wie er, indem er sich bei der Schilderung der Lebensverhältnisse des noch in der Urheimath weilenden arischen Muttervolkes eng an Zimmers „Altindisches Leben" schloß, sich mitschuldig des Fehlers machte, die Culturzustände des Rigveda als urarisch anzusehen, während die neuere Forschung erwies, um wie viel höher jene stand als die des Muttervolkes, wurde schon vom Herausgeber im Vorworte bemerkt. Ehrenberg zeigt auch, wie entschieden die Fortschritte der germanistischen Wissenschaft verbieten, die Staats- und Rechtsentwicklung der Arier so hoch zu stellen, wie Zimmer und in seiner Nachfolge Ihering es thun. Zu diesem fundamentalen Irrthum könnten wir aus dem zweiten Buche „Arier und Semiten" eine ziemliche Anzahl von Versehen und Mißverständnissen gesellen, von denen einige erheblich erscheinen, weil sich an sie eine Reihe von nicht unwichtigen Schlüssen knüpft. Wäre aber sein Werk noch zehnfach reicher an falschen oder fragwürdigen Behauptungen und Anschauungen, so würde dieser bedauernswerthe Umstand dennoch seine Bedeutung als Ganzes nur wenig beeinträchtigen; denn den Werth dieses Buches bedingt keineswegs der archäologische Rohstoff, sondern die Art und Weise, mit der Ihering ihn so kühn wie fein verwerthete, und vor allem die schöpferische Kraft, mit der er die Zustände und Begebenheiten, womit er den Leser vertraut zu machen wünscht, „lebig" macht, wie Dannecker sagte, als er es unternahm, Schillers Dichterhaupt aus Marmor zu bilden.

Weltgeschichtliche Ereignisse, auf die selbst die Sage nur mit schwerverständlichen, vieldeutigen Winken weist, wie es hier geschieht, auf festen Boden zu stellen und zu verdeutlichen, konnte nur einem Gelehrten gelingen, der, wie Ihering das Alterthum wie die Gegenwart kannte, einem Manne, der mitten unter seinem Volke schöpferisch thätig war, allen Strömungen seiner Zeit — und nicht nur den wissenschaftlichen und literarischen — mit der Theilnahme eines warmen Herzens gefolgt war.

Vielleicht hat es die außerordentliche Selbständigkeit seiner Natur, seines Denkens und Arbeitens mitverschuldet, daß er den Ergebnissen fremder Forschung nicht überall gerecht wird, ja sie mehrfach völlig übersieht. Jedenfalls wäre es dem Werke zu gute gekommen, wenn Ihering da, wo er sich gezwungen sah, die Grenze seiner Fachwissenschaft weit zu überschreiten und sich auf dem Boden ihm ursprünglich fern liegender Disciplinen zu bewegen, den Beistand der Fachmänner zu Hülfe gerufen hätte, an dem es ihm in einer Universität wie Göttingen nicht gefehlt haben würde.

Die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, war, die Lücke auszufüllen, die sich zwischen dem Ausbruch des arischen Muttervolkes aus den asiatischen Ursitzen und dem Eintreten der verschiedenen Tochterstämme in die Geschichte aufthat. Daß die Wanderung der Arier in sie hineingehört, unterliegt keinem Zweifel. Bevor er sie im letzten und vielleicht bedeutendsten Theile des Werkes ins Auge faßt und nachweist, welche Wirkung die Wanderzeit auf das Muttervolk übte, liegt es ihm ob, zu untersuchen, was der Arier war, bevor er die Heimath verließ.

Der Sprachwissenschaft allein war es bisher zugefallen, einiges Licht über den Naturzustand des Muttervolkes zu verbreiten. Ihering benutzt sie; doch zieht er als neues und ihm vertrauteres Hülfsmittel das römische Recht heran. Von dem Boden der vergleichenden Rechtsgeschichte aus gelingen ihm die förderlichsten Operationen. Gewisse ehrwürdige Gebräuche und Vorschriften mit religiösem Anstrich, die sich unter den Römern erhielten, veranlassen ihn, sie für Einrichtungen des Muttervolkes zu betrachten. Nachdem er sie geprüft, sucht er festzustellen, ob sie aus der Urheimath stammen oder auf der Wanderung erworben wurden. Hier zeigt er sich, wie gesagt, bisweilen geneigt, den Culturzustand der Urarier zu hoch zu stellen. So läßt er schon unter den schlichten Familienverbänden des Hirtenvolkes in der Urheimath ein feststehendes Schuldrecht bestehen und die Wanderung überdauern, während es frühestens unter dem nach Westen drängenden Volksheer entstanden sein und nach Italien übertragen worden sein kann. Diese zeitliche Verschiebung ist zu bedauern, und doch scheint uns gerade der dem Schuldrecht gewidmete Abschnitt wohlgeeignet, Iherings Methode zu verdeutlichen.

Zimmer bezeichnet den Stock als ein bloßes Zuchtmittel der Arier. Todesstrafe, glaubt er, habe es unter ihnen nicht gegeben. Statt ihn gefangen zu setzen, wäre der Missethäter mit Stricken an eine Holzsäule (drupada) gebunden worden.

Hier nun reicht der Jurist dem Sprachforscher und Culturhistoriker die Hand, indem er richtig hervorhebt, daß die Todesstrafe auch mit dem Stocke vollzogen werden konnte. Im heutigen Orient fällt ihm diese Aufgabe noch oft genug zu. Der jüngst verstorbene Chedîw Isma'il beging z. B. eine von seinen Unterthanen keineswegs als grausam gebrandmarkte That, als er einem hohen Beamten, der sich in ruchlosester Weise gegen ihn vergangen hatte, durch Stockprügel aus der Welt schaffen ließ.

Ihering weist dann auf die Fasces, das bekannte Ruthenbündel mit dem Beil in der Mitte. Dies war das Symbol der Todesstrafe, die Ruthe das der körperlichen Züchtigung.

In ältester Zeit finden sich beide vereint. Wo aber ein Gebrauch mit der Religion verschwistert auftritt, pflegt er auf die älteste Zeit zurückzugehen, und in der Hand des Pontifex dienten auch in Rom die Ruthen bei den schwersten religiösen Vergehen seiner Untergebenen zum Vollzug der Todesstrafe. Daraus nun schließt Ihering, daß die Hinrichtung in der Urzeit durch Geißelung, und zwar von der Hand des Richters, der sie zuerkannt hatte, vollzogen wurde. Wäre dem Pontifex Maximus nicht durch eine ehrwürdige Sitte vorgeschrieben worden, die Geißelung in eigener Person auf dem Forum vorzunehmen, hätte er mit solcher Handlung sicher den größten Anstoß erregt. — Aus alledem schließt Ihering wohl mit Recht, daß die Todesstrafe in der Urzeit nicht durch das Beil, sondern durch den Stock und die Ruthen vollstreckt worden sei. Er findet aber auch eine historische Bestätigung für diese Vermuthung, da nach Livius im Perduellionsproceß des Horatius die Hinrichtung durch Geißelung erfolgen sollte. — Wenn noch in der ganzen späteren indischen Zeit der Stock, dem die Ruthen in den römischen Fasces entsprechen, das Symbol der Justiz war und die Todesstrafe sonst nicht erwähnt wird, so steckte sie doch im „Stocke".

Die Säule, die nach Zimmer das Gefängniß vertreten sollte, indem man den Missethäter, dem dabei „tausendfacher Tod" drohte, an sie festband, faßt Ihering anders auf. Sie diente nach ihm einem doppelten Zwecke: einem strafrechtlichen und einem privatrechtlichen. In der ersten Richtung ist sie der Straf-, in der zweiten der Schuldpfahl. Die Strafsäule erhielt sich in dem deutschen Schandpfahl, in dem Blocke der Germanen und Slaven und im Arbor infelix der Römer. Dem Festbinden des Verbrechers an ihn (ligare) soll der Name des damit beauftragten Vollzugsbeamten, des Lictors, entstammen.

Der Schuldpfahl erhielt sich nicht. Jhering meint, sein Gebrauch sei auf der Wanderung verloren gegangen, während er thatsächlich in den Ursitzen der Arier kaum schon vorhanden gewesen sein kann. Der Verfasser, der mit Recht von dem Muttervolke aussagt, es habe keinen Ackerbau gekannt und sei ein Hirtenvolk, und zwar ein höchst zahlreiches, gewesen, es habe weder in Städten gewohnt, noch die Bearbeitung des Metalles gekannt und in Bezug auf seine Rechtseinrichtungen eine äußerst niedrige Stufe eingenommen, hätte sich nicht durch das Zeugniß des Rigveda verleiten lassen sollen, ihm ein Schuldrecht zuzumuthen, dessen Ausbildung weit höhere Culturzustände voraussetzt.

Die Argumente, mit deren Hülfe er die übrige Darstellung der Lebensverhältnisse des Muttervolkes begründet, sind nicht alle neu, viele aber, die sein eigener Scharfsinn fand, überzeugend. Es sei uns wenigstens einige mitzutheilen gestattet.

Das Muttervolk konnte keinen Ackerbau getrieben haben, weil seine Sprache keinen Ausdruck für Pflug besitzt und es nur zwei Jahreszeiten, Sommer (samā) und Winter (himā) kannte. Die Jahreszeit „Herbst“, Zeit der Ernte, die jedem ackerbautreibenden Volke vertraut ist und der es auch Namen ertheilt, blieb den Ariern fremd. Die Ausdrücke für den Herbst in den indoeuropäischen Sprachen stammen, wie ihre Verschiedenheit zeigt, erst aus der Zeit nach ihrer Trennung. Die Arier waren ein Hirtenvolk, dessen Weiden den Gemeinden, nicht aber Privaten gehörten. Ajras, woraus später ἄγρος und ager wurde, kommt von einem Worte mit der Wurzel aj, d. i. treiben, und bedeutet ursprünglich das Land, auf dem etwas (Vieh) getrieben wird, und also die Viehtrift. Aus der Bedeutung des Treibens (agere) des Viehs ist später die erweiterte für jene Art der Thätigkeit hervorgegangen. Dem lateinischen „Quid agis?“ entspricht genau das deutsche „Was treibst Du?“ Auch noch zu Rom gab es in früher Zeit den ager publicus = populi neben dem ager privatus = privi. Daß das auf gemeinsame Weiden getriebene Vieh mit dem Stempel gezeichnet werden mußte, liegt auf der Hand. Ohne dies Verfahren wären die Rechtseinrichtungen der Vindication und der Nießbrauch an einer Heerde praktisch undurchführbar gewesen. Die Bedeutung, die Jhering (theils mit Vaniček) der Stempelung für die Entstehung des Schriftwesens zuschreibt, wird sich kaum fortleugnen lassen. Die aufgemalten Eigenthumsmarken wären die ersten Schriftzeichen, die Haut der lebenden Ochsen die erste Schreibtafel der Arier gewesen. Daß die Ochsenhaut (wie in Aegypten vor dem Papyrus das Thier- und später in Pergamon das Schaffell) den Römern das erste Schreibmaterial bot, ist bekannt. Ochsenhäute dienten zur Verzeichnung von Völkerverträgen und Urkunden, bevor man dazu in Rom das festere Kupfer verwandte. In Aegypten sehen wir gleichfalls in frühester Zeit Bau-Urkunden auf Thierhäute und in späterer Friedensverträge auf eine Metall-(Silber-)Tafel schreiben. Der eingebrannte Stempel stellte zu Rom Menschen (Sklaven und Verläumder) auf die Stufe des Viehs. Daher stammt denn auch der Ausdruck Nota in der römischen Rechtssprache, der, entsprechend unsrem Brandmal, „Makel“ bedeutet. Der Hirte war es auch, dem das „egregius“, für aus der Heerde hervorragend, und unser „ausgezeichnet“ den Ursprung verdankt. Allbekannt ist, daß pecunia (später „Geld“), das Vermögen des Hausherrn, und peculium (kleines Vieh), das Vermögen der Kinder und Sklaven, von pecus (paça, Vieh) herkommt. Mit dieser Thatsache im Auge knüpft Jhering wiederum an das römische Recht an, indem er — immer mit dem Hauptzweck vor Augen — zeigt (S. 34—35), wie die zwei Arten der Vermögensmassen, die familia und die pecunia, sich rechtlich unterscheiden und wie das Recht an beide aufzufassen ist.

In dem Abschnitte, der den Beweis erbringt, daß sich das Muttervolk noch nicht auf die Bearbeitung der Metalle verstand, erinnert der Verfasser an die Hasta praeusta, den an der Spitze im Feuer gehärteten und dann in Blut getränkten Speer, den der Fetial bei feierlicher Kriegsankündigung in das Land des Feindes hinüberwarf, und ferner an die als Preis der Tapferkeit heldenhaften Streitern zuerkannte Hasta pura, d. h. den hölzernen Spieß ohne Eisenbeschlag. Geschleudert und vergeben wurden beide noch in einer Zeit, als man in Rom längst Wurfwaffen mit eisernen Spitzen kannte. Das Gleiche gilt von dem Gebrauche, daß der Fetial sich zum Schlachten des Opferthieres bei Abschluß völkerrechtlicher Verträge nur des Beiles von Feuerstein (silex) bedienen durfte, und von dem Gebote, daß sich am Pons sublicius nur hölzerne, doch keine eisernen Nägel befinden durften. Die Vestalinnen erzeugten das neue Feuer nicht durch Eisen und Feuerstein, sondern nur mit Hülfe der Quirlung (terebratio) leicht entzündlicher Hölzer mit hartem, also durch „Feuerbohren“. Die von den Pontifices anberaumten Volksversammlungen werden durch die menschliche Stimme angekündet, während die Versammlungen, zu denen die Magistrate entboten, durch Hornsignale bekannt gemacht wurden. In all diesen Fällen, die sich als religiöse Acte bezeichnen lassen, lehnt die Geistlichkeit den Gebrauch des Metalles ab, obgleich es bessere Dienste geleistet hätte. So dürfen wir uns Jherings Behauptung anschließen, diese Erscheinungen ließen sich aus keinem anderen als dem historischen Grunde erklären, daß man das Eisen in der Urzeit nicht kannte und daß man auch noch lange nach seiner Einführung für religiöse Acte an der alten Weise festhielt. Ganz ähnlich bedienten die Juden sich für die Beschneidung des Feuersteins, auch nachdem sie längst metallene Messer kennen gelernt hatten.

Der dem Familienrecht der Arier gewidmete Abschnitt bietet, obgleich auch er im ganzen zu unbesorgt mit den Culturzuständen des Rigveda rechnet, im einzelnen viel der Berücksichtigung Werthes. So sieht Jhering in der Mitgift, die die zu verheirathende Tochter vom Vater erhielt, die Vorgängerin des römischen Instituts der dos. Andere Zweige des Muttervolkes hatten zum Theil in der zweiten Heimath, die er für die Wanderer annimmt, von dieser Einrichtung gelassen, die er hoch über die ihr an sittlichem Werth weit nachstehende des Frauenkaufs stellt. Er ist auch gewiß im Rechte, wenn er sie den schönen Gedanken zum Ausdruck bringen läßt, daß die Frau als freie, als ebenbürtige Genossin in das Haus des Mannes tritt. „Sie bringt ihm mit, was sie hat: wie könnte sie ihm das Mindere, ihre Habe, vorenthalten, wenn sie sich selber ihm ganz dahingibt? Hat sie selber nichts, so hat es der Vater, und seine Sache ist es, die Tochter, indem sie das Haus verläßt, würdig zu entlassen. Dadurch erhält sie in der Zeit, deren Auffassung allein hier in Frage kommt (greift Jhering nicht auch hier dennoch zu hoch?), von vornherein dem Manne gegenüber eine würdigere, Achtung gebietendere Stellung, als wenn sie mit leeren Händen in sein Haus tritt.“ Eine zu Vermählende sine dote galt den Römern in dem Maße als Gegenstand des Anstoßes, daß es ein Ehrenpunkt für die nächsten Verwandten war, dem armen Mädchen eine dos zu bestellen. Der Gedanke der vollendeten Gemeinschaft zwischen den Gatten, den ein späterer römischer Jurist mit den Worten wiedergibt: „Consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio“, konnte nicht besser zum Ausdruck gebracht werden, als indem auch die Frau das Ihrige dazu beitrug, „um das Haus“ (sic?) zu erbauen, und wenn wir dieser Einrichtung schon bei den alten Ariern begegnen, so bewährt sich darin wiederum

dieselbe sittliche Erkenntniß des Wesens der Ehe, die sie so unvergleichlich hoch über alle gleichzeitigen Völker des Alterthums stellt. „In diesem Punkt hat das arische Volk den Nachweis geliefert, daß es ein Culturvolk ersten Ranges war.“

Hierauf gibt der Verfasser selber zu, daß die Berichte über das eheliche Leben, über die Treue der Frau und die innige Liebe der Gatten zu einander erst aus der vedischen Periode stammen, deren Literatur die Gattenliebe allerdings in einer Weise feiert, „die sich an Innigkeit, Zartheit und Kraft der Empfindung dem Vollendetsten, was die Poesie irgend eines anderen Volkes aufzuweisen hat, zur Seite stellen läßt“. Die Wittwenverbrennung, die nach ihm schon das Muttervolk übt, schreibt er allerdings nicht dem Heroismus der weiblichen Liebe, sondern der bis zur Unmenschlichkeit gesteigerten Selbstsucht des Mannes zu, der nicht ertragen konnte, daß sein Liebstes in andere Hände fiel. Erst in späterer Zeit wurde die Wittwenverbrennung zu einer Pflicht der wahren, sich selbst gänzlich dahingebenden Liebe der Frau erhoben.

Diesem erfreulichen Bilde reiht sich ernüchternd das Verhalten der arischen Eltern gegen die Kinder und das der Kinder gegen die Eltern an. „Töchter zu haben ist ein Jammer“, und sie durften ausgesetzt werden; das Gleiche aber konnte auch den betagten Eltern widerfahren, ja während der Periode der Wanderung werden die alten Leute getödtet. Auf die Gefährdung der Eltern durch die eigenen Nachkommen glaubt Ihering die Verheißung zurückführen zu dürfen, die das vierte Gebot des jüdischen Dekalogs enthält. Sie soll sich an die Befürchtung knüpfen, daß demjenigen, der seine Eltern nicht ehrte, die eigenen Kinder deßgleichen thun und ihn nicht lange leben lassen würden. Das Wohlsein und das lange Leben auf Erden würde nach ihm schwerlich von den Juden an die Behandlung des Vaters und der Mutter geknüpft worden sein, wenn sie die Verkümmerung des Lebens der Eltern durch die Kinder nicht bei anderen Völkern oder bei sich selbst in der Vergangenheit vor Augen gehabt hätten.

Dieser Erklärung zuzustimmen ist uns unmöglich. Für die Aegypter, bei denen Ihering Moses in die Schule gegangen sein läßt, trifft sie jedenfalls nicht zu. In einer der ältesten hieratischen Handschriften (Papyrus Prisse) findet sich das vierte Gebot mit derselben Verheißung (auf daß du alt werdest wegen dessen). In dem zu el-Gise conservirten Papyrus des Any findet sich aber auch die Erklärung, aus welchen Gründen der Sohn die Mutter zu ehren habe. „Ich gab dir deine Mutter,“ heißt es an dieser Stelle, die wir wörtlich übersetzen. „Als sie dich trug, nahm sie Schweres an Belastung um deinetwillen auf sich und nicht legte sie es mir (mit) auf. Du bist unter Schmerzen geboren worden nach den Schwangerschaftsmonden und warst ein Joch für sie in der That. Ihre Brust war in deinem Munde drei Jahre lang, und als du heranwuchsest, wurde dein Koth widrig; niemals aber empfand ihr Herz so großen Ekel, daß sie gerufen hätte: ‚Was soll ich thun?‘ Man that dich in die Schule, und während man dich in den Schriften unterwies, war sie ausharrend bei dem Oberen (Lehrer) Tag für Tag, indem sie dir Brod und Bier brachte aus ihrem Hause. Nun bist du erwachsen. Du nahmst dir ein Weib und dein ist ein Hausstand. Möge dein Auge nun gerichtet sein auf die schwere Geburt und all die Sorge für dich und das Andere mehr, was die Mutter für dich leistete. Veranlasse nicht, daß sie dir grolle und daß sie nicht die Hände erhebe zu ihrem Gott und er ihre Klage erhöre.“

Deutlicher kann die Dankbarkeit und die Furcht vor der höheren Macht, die ihr Gegentheil straft, schwerlich als Motiv für die Liebe der Kinder zu den Eltern und besonders für die Mutter dargestellt werden. Wie dem schlechten Sohne harte Strafe, so ward dem guten der höchste Lohn, ein langes Erdenwallen verheißen; denn was dem Juden am höchsten stand, war eben das Leben. — Der Aegypter wünscht sich an vielen Stellen ein Alter von hundertundzehn Jahren.

Auch die Arier brachten Todtenopfer. Wie sich diese mit der üblen Behandlung der alten, unbrauchbar gewordenen Eltern vertrugen, ist schwer zu sagen. Dagegen läßt sich bestimmt behaupten, daß sie wie die Aegypter solche darbrachten, damit ihnen ihre Kinder das Gleiche leisten möchten. Dieser Wunsch kommt auf vielen ägyptischen Denkmälern zum Ausdruck, und er mußte um so lebhafter gewesen sein, je fester man glaubte, daß die den Tod überdauernden Theile des Verstorbenen der Speise und des Trankes bedürften. Der Verfasser ist aber im Rechte, wenn er die Todtenopfer der Arier weniger aus inniger Liebe zu den Eltern, als aus Furcht vor ihrer Rache darbringen läßt. Auch in Aegypten, wo uns doch manche Spuren treuer Kindesliebe begegnen, die bis in das späteste Alter von Vater und Mutter anhält, hören wir die Besorgniß aussprechen, daß der Verstorbene den Ueberlebenden als drohendes Gespenst erscheinen könnte. Daß auch dort nicht Liebe allein der Beweggrund für diese Darbringungen war, beweist außerdem die jüngst von Victor Loret gemachte traurige Entdeckung, daß die als Todtenopfer dem Dahingegangenen zur Nahrung in das Grab mitgegebenen Früchte zu den allerschlechtesten gehören. Im Louvre fand er unter diesen Speisen, die gewissenlose Lebende ihren Verstorbenen für das Dasein in jener Welt darboten, wilde Datteln, uneßbare Erdmandeln (souchets) und sogar aus Holz nachgemachte Früchte. Diejenigen, die man bei den Mumien findet, sind größtentheils von so ungewöhnlich kleiner und schlechter Qualität, daß Loret vermuthet, es habe in der Todtenstadt eigene Händler gegeben, bei denen diese erbärmliche Waare um ein Geringes für die Hinterbliebenen, die sich nicht über ihre Beschaffenheit beklagen konnten, zu haben war. Liebe war es am letzten, was diesen kaufmännischen Spießgesellen karger Todtenopfer-Spender die Cassen füllte.

Auf den vorzüglichen Abschnitt über das Mutterrecht näher einzugehen, müssen wir verzichten. Iherings Prüfung der Rechtszustände bei den Ariern liefert das unanfechtbare Endresultat, daß sie über die ersten Anfänge im Recht nicht hinausgekommen waren.

Nachdem der Verfasser sich Klarheit über den Culturzustand des Muttervolkes in der Urheimath verschafft hat, beschäftigt ihn, bevor er die Arier auf die Wanderung begleitet, das Problem der Entstehung der Volksart. Bevor er von der Cultur der verschiedenen indoeuropäischen Völker am Endziel der Wanderung auf die Bildungselemente schließt, die sie aus rohen Hirten zu Ackerbauern und Seefahrern in wohlbefestigten Staatsverbänden machten, muß er sich, um nicht organisch Gewordenes und selbständig Erworbenes mit Entlehntem zu verwechseln, die Frage vorlegen, was die Indoeuropäer und besonders das ganze Volk, von dessen Rechtsleben seine Forschungen ausgehen, die Römer, an Culturelementen aus der Fremde gewannen. Den Einfluß, den der gleichfalls in Asien heimische semitische Geist auf den des abendländischen Alterthums geübt hatte, konnte er unmöglich übersehen und suchte zunächst mit einer für den Siebziger bewunderungswürdigen Energie sich mit der Cultur der semitischen Nationen Asiens vertraut zu machen. Wir wollen dem Herausgeber gern glauben, daß Ihering zwei Jahre — es waren die letzten seines rastlos thätigen Lebens — daransetzte, um sich besonders einen Einblick in die babylonische Cultur zu verschaffen. So finden wir ihn denn, wenn auch nur als Exoteriker, in den Fortschritten der

Assyriologie bewandert. Leider aber versagt ihm auf diesem ihm neuen Gebiete doch bisweilen das sonst so sichere Wissen und Können. Mancherlei muß er auf Treu und Glauben hinnehmen, und manchmal begegnet es ihm auch, daß er an eine Angabe seines Gewährsmannes, die er irrthümlich für zuverlässig hält, Schlüsse knüpft, die sich schon in Folge der falschen Prämissen als hinfällig erweisen. Gerade da, wo er den Boden unter seinen Füßen schwanken fühlt, wird er auch kühner, als sein historischer Geist es ihm auf dem eigenen Forschungsgebiete gestattet hätte, und die beinahe aufbegehrende Sicherheit, mit der er in keineswegs fest begründeten eigenen Hypothesen unanfechtbare Resultate sieht und sie als solche bezeichnet, will uns bisweilen vorkommen wie das bekannte „Pfeifen im Dunkeln".

Dennoch bewährt sich auch in diesem großen Abschnitte nicht nur sein gewaltiges Combinationsvermögen, sondern auch sein Scharfblick. Es ist tief zu beklagen, daß seine Absicht, es nicht bei der Ergründung der Gegensätze zwischen den Ariern und Semiten im allgemeinen bewenden zu lassen, durch seinen Hingang vereitelt wurde. Hätte er sein Vorhaben verwirklichen und seine Untersuchungen auf die einzelnen Volkszweige ausdehnen können, die von den Ariern und Semiten ausgingen, hätte er den Satz, daß „die Vorgeschichte der Indoeuropäer sich zur Nachgeschichte der Babylonier gestaltete", im einzelnen begründet, wäre die historische Literatur um ein werthvolles Werk reicher geworden.

Nachdem Ihering wahrgenommen, daß schon in den ersten Anfängen der Geschichte der Indoeuropäer, die sich an den nördlichen Ufern des Mittelmeeres seßhaft gemacht hatten, die babylonische Culturwelt an sie herangetreten war, sah er sich genöthigt, nach den für beide — für Arier und Semiten — charakteristischen Unterscheidungsmerkmalen zu suchen. Die Verdrängung des Semiten durch den Arier trat ihm dabei als weltgeschichtlicher Vorgang entgegen. Um ihn, von dessen zeitlichem Eintreten er freilich absieht, begreiflich zu machen, meinte er den Nachweis der Ueberlegenheit der arischen über die semitische Volksart, die ihm unzweifelhaft erschien, unternehmen zu sollen. Im allgemeinen sah er den Proceß der ersten Bildung des Charakters einer Nation als entscheidend für ihr ganzes späteres Leben an. „Die ursprüngliche Bildung der Volksart," sagt er, „steht für die Völker auf einer Linie mit dem angeborenen Charakter bei den Individuen. Was die Natur bei diesen im Mutterschoße, das beschafft die Geschichte bei jenen in den ersten Perioden ihres Daseins."

Der typische Gegensatz zwischen Ariern und Semiten blieb noch bei ihren späten Nachkommen erkennbar; seine ersten Spuren und die Ursachen seiner Entstehung aufzusuchen, gehörte in den Rahmen seiner Aufgabe. Dieser näher zu treten, mußte ihn um so lebhafter reizen, je weniger genügend ihm die früheren Versuche, sie zu lösen, erschienen waren. Selbst einen Historiker wie Leopold Ranke, dessen weiter Blick sich stets auf die Erkenntniß historischer Zusammenhänge richtete, hatte er in seiner „Weltgeschichte" einer Definition der typischen Gegensätze zwischen Ariern und Semiten aus dem Wege gehen sehen. Ernst Renans Versuch, den Merkmalen auf den Grund zu kommen, die beide Völkergruppen von einander unterschieden, konnte ihm nicht genügen. Dem kritischen, unentwegt auf die Erkenntniß des Wahren gerichteten Geiste Iherings mußte die Methode des ihm als Sprachforscher weit überlegenen französischen Orientalisten und Rhetors widerstehen. Weder die liebenswürdig persuasive Weise, noch der Zauber seines Stils, noch der mystische Dämmerschein und die religiösen Streiflichter, die er auch auf Fragen zu werfen liebt und versteht, die nur mit dem unverfälscht hellen Lichte der Kritik beleuchtet werden sollten, konnten den Verfasser bestechen, ja man fühlt es seiner Widerlegung des kenntnißreichen französischen Redekünstlers an, mit welcher Freudigkeit er zu Gunsten des von ihm für wahr Erkannten gegen ihn zu Feld zieht. Mit siegreicher Schärfe zeigt Ihering, daß der Gegensatz zwischen Semiten und Ariern, der sich nach Renan um den von Monotheismus und Polytheismus bewegen soll, sich keineswegs nachweisen läßt und daß beide Völker ursprünglich vielen Göttern dienten. Ebenso überzeugend widerlegt Ihering die Behauptung Renans, „daß Intoleranz im Wesen des Semiten, Toleranz in dem des Ariers liegt. Babylonier, Phönicier, Karthager waren Semiten, und religiöse Intoleranz bei einem Handelsvolk ist eine Contradictio in adjecto". Ein überraschendes Argument, dem sich indeß die Erfahrung entgegenstellt, daß gerade da, wo die Lebensarbeit materiellen Bestrebungen gewidmet ist, das Uebersinnliche eine günstige Pflanzstätte findet und daß dort mit ungewöhnlicher Strenge, die nur zu oft zu Unduldsamkeit führt, auf religiöse Uebungen gehalten wird. Nur insofern können wir Ihering in dieser Frage zustimmen, als auch uns kein Handelsvolk begegnete, das die Religion abgehalten hätte, mit andersgläubigen Nationen in Verbindung zu treten und von ihnen Gewinn zu ziehen.

Mit voller Zustimmung begrüßen wir dagegen den Nachweis, daß der wahre Monotheismus nur der sei, der die Bande der Nationalität sprengt und der die Ueberwindung des Egoismus als Princip der göttlichen Weltordnung fordert. Im Christenthum sieht er eine wahre Heilsbotschaft, weil es den auch den gebildeten, mit dem „einigen Gotte" vertrauten Griechen jener Zeit fremden Gedanken zum Ausdruck bringt, daß Gott die Liebe sei, daß „das ganze Heil der Menschheit in der Liebe beschlossen".

Erst in Folge dieser Heilsbotschaft, nicht als Erbe der Semiten kam der Monotheismus den Ariern zu. Unter ihnen und durch das Christenthum war der nationale Egoismus der Semiten mit seinem „Gott für uns, aber nicht für Andere" gebrochen. Der Gedanke der Universalität oder Gemeinsamkeit auf dem Gebiete der Religion im Gegensatz zu der Nationalität oder Exclusivität ist durch den Arier verwirklicht worden. Daß er es wurde, hat seinen letzten Grund nicht etwa in der höheren intellectuellen Begabung des Ariers —, denn in dieser ist er dem Semiten in nichts überlegen — sondern in seinem höheren sittlichen Schwunge: dem Idealismus, der den Grundzug seines Wesens bildet.

Von §§ XXXV und XXXVI, die „die Volksart der Semiten" und „die Volksart der Arier" eingehend und mit Rücksicht auf die einzelnen nationalen Verbände im Kreis dieser großen Völkerfamilien behandeln sollten, wurden leider nur die Ueberschriften aufgezeichnet.

Betty Paoli's Gedichte.[1]

F. Pt. Wenn man die erste Hälfte der Poesien Betty Paoli's voll genießen will, so muß man sich ein halbes Jahrhundert zurück, in das Oesterreich der dreißiger und vierziger Jahre denken, wo die als hohe Siebzigerin gestorbene Verfasserin eine blendende Schönheit war, die eine fast dämonische Anziehungskraft besaß. Dämonisch, d. h. gleich anziehend wie abstoßend, weil sie einen männlichen Geist von durchdringender Schärfe mit dem leidenschaftlichen Naturell, dem tiefen Liebesbedürfniß des Weibes, ja mit einer seltenen Gluth der Empfindung verband. Das gab aber eine Mischung, welche die Inhaberin wohl ungewöhnlich fesselnd, aber nicht eben zum Glück bestimmt erscheinen ließ. Denn mit ihrem durchdringenden Geist, ihrer keiner Nachsicht fähigen Ehrlichkeit stieß sie regelmäßig

[1] Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

die Männer bald wieder ab, welche ihre Schönheit anzog. Man mußte die feingliederige, schlanke und doch so biegsame Gestalt mit dem herrlichen antiken Profil, der hohen Denkerstirn und den dunkelglühenden, mit Schwarz förmlich getränkten Augen, dem südlich blassen Teint und dem feinen, entschlossenen Mund und Kinn in ihrer Blüthezeit gesehen haben, um sie unwillkürlich einer hellenischen Pythia zu vergleichen. Denn die Dichtkunst war für sie eine beständige Offenbarung, die sie überkam, ohne daß sie es wußte und wollte. „Die Verse sind meine Muttersprache“ pflegte sie später zu sagen. Und mit diesem souverainen unerschrockenen Geist kam sie nun in das Metternich'sche Oesterreich, das mit allen starken Charakteren in tödtlicher Feindschaft lebte. Da war es nur gut, daß die Wienerin sehr viel österreichischen, aber gar keinen deutschen Patriotismus besaß, ja daß ihr, der an feine, aristokratische Formen Gewöhnten, die deutsche Spießbürgerlichkeit und das schwerfällige Wesen jederzeit zuwider waren.

Man hat übrigens in ihrem Leben wie in ihren Gedichten zwei ganz verschiedene Perioden zu unterscheiden: Die erste bis etwa ins vierzigste Jahr dauernde, wo sie genöthigt war, sich in den mannichfachsten Lebenslagen ihre Stellung in der Literatur zu erringen und dabei noch fortwährend schwere innere Kämpfe zu bestehen. Ganz verschieden war die zweite, von vierzig bis achtzig währende, wo die bis dahin allein und verlassen Stehende im Haus ihrer Freundin v. Fleischl mehr als eine sichere Zuflucht, eine wahre Herzensheimath gefunden und das Errungene nur mehr zu bewahren hatte. Das spiegelt sich nun auch durchweg in ihrer Production ab. Dieselbe hat bei ihrer Erziehung in den höchsten Kreisen des vormärzlichen Oesterreich einen überwiegend aristokratischen Charakter und ließ sie mit ihren Sympathien auch immer diese Kreise begleiten, die ihr denn auch zeitlebens gewogen blieben. Ihre Denkungsart war also von jeher dem „jungen Oesterreich“ und wie diese literarischen Coterien alle hießen, geradezu entgegengesetzt, und 1848, wie auch nachher immer, stand sie mit ihren Sympathien durchaus auf der Seite des conservativen, specifischen Oesterreicherthums. Ja sie verzieh 1866 den Deutschen Sadowa so wenig, daß sie noch 1870 zum nicht geringen Verdruß ihrer Freundin Fleischl, einer gebornen Münchnerin und guten Deutschen, den Franzosen den Sieg wünschte, bloß um ihr geliebtes Oesterreich gerächt zu sehen! Indeß war das eben nur ein Ausfluß ihres durchaus weiblichen, immer nur von Sympathien und Antipathien beherrschten Gemüths, mit denen ihr männlicher Geist gar oft im Streite lag. Hat sie daher in den Liebesgesängen der ersten Hälfte ihres Lebens eine Gluth der Leidenschaft, eine Macht des Ausdrucks, einen Reichthum des Herzens entwickelt, die wohl von keiner anderen Dichterin überboten worden sind, hat sie hier unzweifelhaft ihren größten Zauber erreicht, so wäre es doch vollkommen ungerecht, damit die Leistungen der Dichterin Paoli für erschöpft halten zu wollen. Gerade das vorliegende Buch beweist in seiner zweiten Hälfte, daß ihr auch später, als die Periode der Leidenschaften vorüber war, der Reichthum und die Hoheit der Gedanken, die Macht der Sprache und der Sinn für die Musik derselben geblieben waren. Allerdings ist sie ihrer Natur entsprechend immer pathetisch, groß und ernst, das Naive, Heitere und Humoristische ist diesem ganz vom Gefühl beherrschten Frauencharakter in der Dichtung durchaus versagt. Selbst noch mehr als im Leben, wo sie wenigstens bisweilen sehr liebenswürdig humoristisch sein konnte und wo ihr sogar der treffendste Witz zu Gebote stand, der in ihrer Dichtung freilich meist nur als Sarkasmus auftritt.

Darin macht sich eben der Frauencharakter Betty Paoli's so merkwürdig geltend, daß sie bis in ihr höchstes Alter nur von Gefühlen und Leidenschaften, von Sympathien und Antipathien, niemals aber von ihrem doch so scharfen Verstande beherrscht blieb. Der war ein Sklave, nur dazu da, mißhandelt und zu niederen Dienstleistungen aller Art gebraucht zu werden! Bei solch stark sinnlicher und leidenschaftlicher Natur und einem sie ganz beherrschenden Temperament hätte sie daher, schön und allen Versuchungen ausgesetzt, wie sie es in so hohem Grade war, nothwendig zu Grunde gehen müssen, wenn sie nicht eine so glühende und echte Begeisterung für alles Schöne und Große, eine so tiefe Verachtung für alles Gemeine und Kleine in sich genährt hätte, die sie niemals untersinken ließen. Ihr Herz glich einer Flamme, die immer nach oben strebt. Ihr war das Pathos die natürlichste Ausdrucksform, und noch im Alter, wo sie gewöhnlich zusammengesunken und theilnahmlos da saß, richtete doch die schlanke Gestalt sich alsbald hoch empor, sobald etwas ihren Antheil herausforderte. Ohne es zu wollen, strahlte sie doch immer eine Hoheit, eine geistige Macht aus, der man sich willig beugte. Die große geistige Freiheit, die sie sich nach und nach trotz ihres heftigen Temperaments doch erobert hatte, sprach sich wenigstens in späteren Jahren am besten in ihrem ganz eigenartigen Wesen aus, das ihrer gewöhnlichen Unterhaltung einen besonderen Reiz verlieh, da es nie der Anmuth entbehrte, die sich aber auch zum vernichtenden Spott umwandeln konnte, wenn sie auf Gemeines oder Niedriges zu sprechen kam. Ganz bezeichnend für die doch sonst so echte Wienerin ist, daß sie für die dortige Trivialität, für das „Gschnas“, dennoch niemals Sympathie oder nur Nachsicht hatte. Ihre nach und nach schwer genug errungene Welt- und Menschenkenntniß hatte ihren Geist wohl immer durchdringender, aber nicht nachsichtiger gemacht, so daß sie eigentlich nur mit den Besten und Edelsten verkehren konnte, zu denen sie selbst freilich unzweifelhaft gehörte.

War ihr, wie erwähnt, die Beherrschung der strengen Form fast angeboren, so war eben darum ihre Prosa weit weniger fesselnd, obwohl sie dieselbe mit großer Leichtigkeit gebrauchte und als Feuilletonistin lange Zeit in Wien kaum bestrittene Geltung besaß. Aber hier war sie doch mehr Nachahmerin der Franzosen, und zum Roman, in dem sie sich ja auch mehrfach versuchte, fehlten ihr die eigentliche Gestaltungskraft und die ruhige Naturbeobachtung, weßhalb ihre Arbeiten dieser Art wohl alle vergessen sind. Bei ihr war es eben immer die merkwürdige Persönlichkeit, die sie durchaus beherrschende Subjectivität, ihre ganz eigenartige Weltbetrachtung, nicht weniger aber auch der melodische Wohllaut ihrer Sprache, der ihr die Herzen gewann. Darum wird man denn auch da, wo man Grillparzer, Lenau und Auersperg nennt, Betty Paoli nie vergessen dürfen!

Mittheilungen und Nachrichten.

F. Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben von Dr. Antonius v. Steichele, Erzbischof von München und Freising, fortgesetzt von Dr. Alfred Schröder, Archivar und Bibliothekar am bischöflichen Ordinariate Augsburg. V. Band. Augsburg, B. Schmid. 1895. — Die historisch-statistische Beschreibung des Bisthums Augsburg von Steichele, von der beim Tode des Verfassers 1889 drei Bände (II—IV) vollendet dem Buchhandel übergeben waren, gilt allgemein als Muster für derartige Arbeiten. Um so wichtiger war die Wahl des Mannes, der dieses hervorragende Werk fortsetzen und wo möglich zu Ende führen sollte. Bischof Pankratius von Augsburg, der von Anfang an der Beschreibung seiner Diöcese sein ganzes Interesse entgegengebracht und dieselbe eifrigst gefördert hatte, erkor zu ihrem Fortsetzer einen jungen Priester aus seinem Klerus, Dr. Alfred Schröder, der bereits auf dem Gebiete der Kirchengeschichte mit Erfolg thätig gewesen war. Schröder, den Bischof Pankratius

zum Archivar und Bibliothekar am bischöflichen Ordinariate zu Augsburg ernannte, vertiefte sich in die Localgeschichte der Diöcese mit solchem Eifer, daß er schon 1893 das seit vier Jahren in das Stocken gerathene Werk wieder flott machte und vor wenigen Wochen den fünften Band der Augsburger Bisthumsbeschreibung, von dem sein verewigter Vorgänger nur die ersten 18 Bogen noch hatte in die Presse fördern können, veröffentlichte.

In diesem Bande, der die beiden Landcapitel Ichenhausen und Jettingen behandelt, behielt Dr. Schröder die erprobte Art und Weise Steichele's selbstredend bei. Er gibt also zuerst eine allgemeine topographische und geschichtliche Uebersicht über jeden dieser Bezirke und reiht an dieselbe in alphabetischer Reihenfolge die Beschreibungen aller Pfarreien an, aus denen diese Landcapitel bestehen. Bei jeder Pfarrei werden Pfarrsitz, Geschichte der Pfarrei und der in ihr ansässigen Edelgeschlechter und ihrer Herrschaften, Pfarrkirche, eingepfarrte Orte, Gemeinde- und Schulverband, Pfarrdodation, Beneficien (Wallfahrten) und Spitäler eingehend, aber in thunlichster Kürze behandelt. Jeweils ist die Zahl der Bewohner und Häuser, die nach Höfen und Sölden geschieden sind, und bei den Filialen die Entfernung vom Mutterorte angegeben, außerdem ist auch bei jedem Orte eine Erklärung seines Namens beigefügt. Dr. Schröder hat die von seinem Vorgänger zurückgelassenen Sammlungen von Quellen bei jedem einzelnen Orte durch eingehende Studien in den Bibliotheken und Archiven, die voraussichtlich Stoff zu der Geschichte des betreffenden Ortes bieten würden, insbesondere in der k. Hof- und Staatsbibliothek und im k. allgemeinen Reichsarchive zu München und in dem Ordinariatsarchive zu Augsburg mit großem Erfolg gemehrt und durch persönliche Besichtigung an den einzelnen Pfarrorten sich Kenntniß von den dort vorhandenen Alterthümern, Glocken, Grabsteinen, Kunstwerken, sowie dem Stile der Kirche und anderer beachtenswerther Gebäude verschafft. Mühevoll war dieser Weg, aber lohnend, denn auf ihm brachte Dr. Schröder eine Arbeit zu Stande, die hinter der Steichele's nicht zurücksteht, ja sogar einen Vorzug hat, der der letzteren mangelt. Schröder hat nämlich dem fünften Bande ein eingehendes Register beigegeben und damit das Werk erst recht benützbar gemacht; er verheißt auch zu den ersten drei Bänden der Augsburger Bisthumsbeschreibung solche Register zu schaffen. Er wird sich mit dieser mühseligen und eintönigen, aber fruchttragenden Arbeit den Dank Aller, die diese Bisthumsbeschreibung benützen, in hohem Maße verdienen. Möge er bald einen weiteren Band dem so glücklich vollendeten fünften folgen lassen! In seinen Händen ist die Fortsetzung des großen Werkes wohl geborgen. Sehr zu wünschen ist auch, daß die Zahl der Abonnenten, die seit der Uebernahme der Augsburger Bisthumsbeschreibung durch Dr. Schröder eine erfreuliche Zunahme aufweist, noch mehr steige, damit auch diese Beschreibung beitrage, die Liebe zum Heimathlande und seiner Geschichte in weiten Kreisen zu beleben und zu mehren.

* Ausgrabungen. Orientalische. — In der „Revue d'Assyriologie" berichtet Léon Henzey über die Ausgrabungen, die der Orientalist de Sarzec im Auftrage der französischen Unterrichtsverwaltung im alten Chaldäa veranstaltet hat. Das wichtigste Ergebniß war der Fund von etwa 30,000 Thontäfelchen mit Keilinschriften, die der ältesten Zeit der babylonischen Cultur, dem Anfange des 4. Jahrtausends v. Chr., angehören. Sie stammen aus der alten Stadt Sirgurla (oder Lagasch), welche nur aus Denkmälern bekannt ist, die aber als Mittelpunkt der ältesten Civilisation zu betrachten ist, wo die Schrift schon um 4000 v. Chr. in Gebrauch war. Die Täfelchen waren in einem Hügel vergraben, etwa 200 Meter von der Stelle entfernt, wo sich die ältesten Baudenkmäler der Könige des Landes gefunden haben. Sie lagen in 5 bis 6 Reihen über einander aufgeschichtet, in engen, aus Luftziegeln erbauten Gängen, welche sich unter einem rechten Winkel schneiden. Ungefähr 5000 von ihnen sind völlig unverletzt, 5000 andere leicht am Rande angestoßen oder sonst beschädigt; von den übrigen sind nur Bruchstücke vorhanden, aber auch von diesen wird sich noch eine große Anzahl wiederherstellen lassen. Sie enthalten Contracte, Listen, Inventaraufnahmen, darunter das Inventar der Herden des alten Königs Gudea, ein Beweis dafür, daß die Viehzucht zu dieser Zeit selbst noch in Babylonien die hauptsächlichste Erwerbsquelle und die Grundlage alles Vermögens bildete. Unter den Thontäfelchen befinden sich zahlreiche Denkmäler von anderer Form, wie Cylinder, abgestumpfte Kegel, Siegel, Statuetten, alle mit Schriftzeichen bedeckt. Manche von ihnen gehören der ersten Periode der babylonischen Geschichte an und stammen aus der Zeit der Hirtenkönige von Siopuola, andere sind etwas späteren Ursprungs und tragen die Namen der Könige von Ur, Dungi, Gamil-Sin, Ibil-Sin, die ihre Herrschaft so weit ausgedehnt hatten. Obgleich der Inhalt der meisten Täfelchen Gegenstände des bürgerlichen und religiösen Lebens betrifft, wird auch die Geschichtsforschung nicht ohne Förderung durch diesen Fund bleiben; namentlich die historische Geographie dürfte durch die genauere Bestimmung mancher vorkommenden Localitäten wesentliche Bereicherung erfahren. Außer den Täfelchen sind noch verschiedene andere wichtige Entdeckungen aus dieser Gegend zu verzeichnen, namentlich zwei Stierköpfe aus sehr alter Zeit, deren Augen mit Perlmutter und Lapis incrustirt sind, der Palast des Urban, des Vorgängers Gudea's, und zahlreiche Vasen und Statuetten, die zum Theil ganz unverletzt und mit Inschriften bedeckt sind. Sämmtliche Funde werden im Museum zu Konstantinopel Aufstellung finden. — In derselben Zeitschrift berichtet Ph. Berger über die Auffindung einer phönizischen Inschrift von Larnaka auf Cypern, die der Zeit der Ptolemäer, und zwar wahrscheinlich dem 3. Jahrhundert v. Chr. angehört. Sie ist gestiftet von dem Fürsten Jatanbaal, Sohn des Herostratos, und enthält die Weihung einer Statue des Stifters im Tempel des Melkart und die Erwähnung zweier früheren Stiftungen desselben, einer Statue seines Vaters und eines Melkarttempels. Die Inschrift bereichert unsre Kenntniß des alten Cypern nicht unwesentlich und ist für den Norden der Insel von derselben Bedeutung, wie die früher gefundenen Inschriften von Citium und Idalia für den Süden. Durch sie wird zuerst die Lage des phönizischen Narnaka an der Stelle des griechischen Larnax-Lapithu bestimmt. Sie führt auch noch andere geographische Bezeichnungen aus der phönizischen Zeit an, u. a. den Namen Kormet, der vielleicht mit dem griechischen Krommaion, dem heutigen Korma-Kiti zu identificiren ist. Sie enthält ferner nähere Angaben über den Cult des Melkart (in der griechischen Zeit Poseidon Narnakios) und über die göttliche Verehrung, welche den ägyptischen Ptolemäern gewidmet wurde, die hier nach orientalischer Weise „Könige der Könige" heißen. — Der französische Gelehrte Chantre hat kürzlich in Kleinasien, bei dem Dorfe Kara-Euyuk, vier Meilen nördlich von Cäsarea, Ausgrabungen angestellt, bei denen unter anderen einige wichtige, auf die Regierung des Darius-Hystaspis und des Xerxes bezügliche Täfelchen zum Vorschein gekommen sind. Die Entdeckung verdient auch deßhalb ein besonderes Interesse, weil einsprachige persische Inschriften bis jetzt sehr wenig zahlreich sind. Die Täfelchen, vier an der Zahl, bestehen aus gebranntem Thon und zeigen eine rothgelbe Färbung; die längste Tafel ist 64 cm lang und 45 cm breit. Die Inschriften beziehen sich theils auf die Gründung eines Tempels, theils auf andere Stiftungen. Charakteristisch ist die stets wiederkehrende officielle Titulatur der Könige: „Xerxes (oder Darius), der große König, der König der Könige, Sohn des Königs Darius (oder Hystaspes), der Achämenide." — Der Pariser Akademie hat P. Delattre über den Ertrag seiner Ausgrabungen in der Nekropole Duimes bei Karthago Bericht erstattet. Die von ihm freigelegten Grabstätten, 125 an Zahl, liegen alle entweder rechtwinklig oder parallel zur Meeresküste, die Ausschmückung ist durchgängig die nämliche: zwei ziemlich große Vasen, zwei kleine Phiolen, eine Lampe und eine Opferschale. In einigen hat man Masken und kleine Statuetten gefunden, von letzteren sind drei hervorzuheben, die eben so viele Varianten der Astarte sind. Die eine hält die Taube in der rechten, die zweite in der linken Hand, die dritte, leider zerstückelte, zeigt die Göttin mit hängenden und am Körper befestigten Armen. Von besonderem Werth sind zwei Fundstücke, deren Photographien der Akademie vorliegen. Das erste ist ein Discus aus Terracotta von $9\frac{1}{2}$ cm Durchmesser, auf dem sich die Reliefdarstellung eines galoppirenden Reiters befindet. Er hat schmale Züge, spitzes Kinn und reichen Haarwuchs, trägt einen Helm mit hohem Kamm und ist mit Lanze und rundem Schild bewaffnet, letzteres ist mit concentrischen Ringen geschmückt. Unter dem Pferde findet sich ein laufender Hund, eine Art Windspiel, mit Halsband. Außerdem ist rechts eine Lotusblume, links ein Halbmond, die Hörner nach oben, angebracht. Die Rückseite des Discus ist leicht convex und vollständig glatt. Das zweite Stück ist eine Maske aus Terracotta, $19\frac{1}{2}$ cm hoch mit Einschluß eines durchbohrten, zum Aushängen dienenden oberen Fortsatzes. Das Gesicht ist oval und trägt einen kurzgehaltenen Schnurrbart, der bis zu einem von den Augenbrauen zum Kinn gehenden Einschnitt reicht. Die Haare sind kraus und bilden eine Kappe, die Augen sind etwas schief von oben nach unten, der sehr regelmäßigen Nase zu. Die Pupille und

die Lider waren schwarz, die Sklerotika weiß bemalt, die Gesichtshaut hochroth. Das Kostbarste an der Maske sind aber die Schmuckstücke, eine Spange (nezem) und Ohrgehänge, die derselben angehängt und ins Grab mitgegeben wurden. Der Nezem und ein Ohrring befanden sich noch an ihrem Platze. Die Ohrringe sind aus Bronze gefertigte einfache Ringe, die Spange besteht aus weißem Metall.

* Der **Allgemeine deutsche Sprachverein** hält seine diesjährige Hauptversammlung in Graz ab. Aus dem Jahresbericht des Vorsitzenden, des Oberstlieutenants Dr. Max Jähns, werden folgende Angaben von allgemeinem Interesse sein. Der Verein hat sich im letzten Jahre seit der Hauptversammlung zu Koblenz (August 1894) ungewöhnlich günstig entwickelt. Er hat statt 11,500 Mitgliedern, die er vor 11 Monaten zählte, jetzt deren 13,150, d. h. er hat sich um genau 1/7 seines vorjährigen Bestandes vermehrt. Da die Zahl der Zweigvereine (167) unverändert geblieben ist, so deutet die Vermehrung der Mitgliedsziffer auf ein inneres Erstarken der Zweigvereine hin und auf die Zunahme an unmittelbaren Mitgliedern (627). Am stärksten ist der Verein in Ober- und Niedersachsen, sowie in den Rheinlanden vertreten. Oesterreich, das seiner deutschen Einwohnerschaft nach 2600 Mitglieder zählen müßte, wenn es ebenso stark vertreten wäre wie das Deutsche Reich, stellt deren nur ungefähr 650: noch nicht ein Drittel der Zahl, welche allein die preußische Rheinprovinz aufweist. Hierin wird hoffentlich die diesjährige auf österreichischem Boden abgehaltene Hauptversammlung Wandel schaffen. Fürst Bismarck wurde an seinem 80. Geburtstage zum Ehrenmitglied ernannt. Von den Vorstandsmitgliedern raffte der Tod den Forscher Rud. Hildebrand und den Schulmann Franz Kern dahin. Die unter Friedrich Wappenhans' Leitung stehende Zeitschrift des A. d. Sprachvereins, welche monatlich erscheint, spiegelt das Leben des Vereins klar wieder. An wissenschaftlichen Beiheften erschienen zwei und von den Verdeutschungsheften das über Berg- und Hüttenwesen, während zwei andere über die Schulsprache und über Heilkunde und Arzneiwissenschaft in der Handschrift fertig gestellt sind. Die Thätigkeit des Vereins erweist sich, wie auch aus den weiteren Mittheilungen hervorgeht, als ungemein vielseitig; es entgeht ihr nichts, was auf sprachlichem Gebiete die Volksseele beschäftigt, und bei jeder entsprechenden Gelegenheit greift sie helfend und fördernd ein. Der Verein feiert in diesem Jahre sein zehnjähriges Bestehen.

* Bei **Arlon** an der Eisenbahnbrücke unter der nach Longwy führenden Straße ist in einem kalkhaltigen Sandsteinlager von dem Eisenbahn-Ingenieur Lechien ein neuer Ichthyosaurus entdeckt worden. Das 5—6 Meter lange vorweltliche Thier ist in sämmtlichen Gebeinen trefflich erhalten. Ein Beamter des Brüsseler naturgeschichtlichen Museums ist nach Arlon entsendet worden, um die Ausgrabung der Knochen zu überwachen.

* **Straßburg**, 18. Juli. Sicherem Vernehmen nach hat der ordentliche Professor der Jurisprudenz in Breslau Dr. R. Wlassak die an ihn ergangene Berufung als Nachfolger des emeritirten Professors Köppen angenommen und wird im Herbst dieses Jahres hieher übersiedeln.

* **Greifswald**, 20. Juli. Heute starb hier kurz vor Vollendung seines 67. Lebensjahres der Professor der Zoologie an hiesiger Universität K. E. Adolf Gerstäcker. Geboren in Berlin, begann er dort seine gelehrte und akademische Laufbahn, bekleidete jedoch seit 1876 das zoologische Ordinariat in Greifswald. Seine zahlreichen Arbeiten bewegen sich meist auf dem Gebiete der Insectenkunde. Insbesondere bestimmte und beschrieb er die dahin gehörigen Funde älterer afrikanischer Reisender (W. Peters, v. d. Decken). Auch populär aufklärende Schriften, so über Coloradokäfer und Wanderheuschrecke, werden ihm verdankt.

* **Kiel**, 19. Juli. Der Chemiker Prof. Dr. Th. Curtius erhielt, weil er zum zweiten Mal einen ehrenden Ruf nach auswärts ausgeschlagen, einen glänzenden studentischen Fackelzug.

* **Paris**, 19. Juli. Sardou ist zum Commandeur, Paul Bourget und André Theuriet zu Officieren, Catulle Mendès zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt.

* In **Dorpat** — oder, wie der undeutsche „Deutsche Universitätskalender" von Prof. Dr. F. Ascherson in Berlin es zu nennen beliebt: in Jurjew — ist der Docent der Mathematik und Astronomie Dr. Gustav v. Grofe gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 21. Juli folgende Schriften eingegangen:

Beschreibung des Oberamts Cannstatt; hggb. v. d. k. Statistischen Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer 1895. — Archiv für Strafrecht; begr. v. Goltdammer, fortges. v. Meves, Dalcke u. Mugdan. Jhg. 43. H. 1. Berlin, R. v. Decker 1895. — Ed. Guyer-Freuler: Beiträge zu einer Statistik des Fremdenverkehrs in der Schweiz. Zürich, Orell Füßli 1895. — Dr. Rudolf Schmidt: Ein Calvinist als kaiserlicher Feldmarschall im 30jähr. Kriege. Berlin, Fußinger 1895. — A. Ruppersberg: Saarbrücker Kriegschronik; Zeichnungen von Karl Röchling. Saarbrücken, H. Klingebeil 1895. — Dr. W. Martens: Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Th. III. Neuzeit. Hannover, Manz u. Lange 1895. — W. W. Wereschagin: Lebenserinnerungen; meine Jugendjahre. Autoris. Uebers. v. Eugen Zabel. Berlin, Siegfried Cronbach 1895. — L. Haidheim: Hilf dir selbst; Roman. Berlin, O. Janke 1895. — Theodor Schenk: Beiträge zur Begründung des Vegetarismus. Kassel, G. H. Wigand 1895. — Hans Wittenberg: Als Stütze der Hausfrau. Eine sociale Erzählung. Leipzig, Reinhold Werther 1895. — Albert Schütz: Wie hilft der Socialdemokrat, wie der Landwirth dem ländlichen Taglöhner? Ebd. 1895. — Hermann Kötzschke: Der socialwissenschaftliche Cursus in Halle (April 1895). Ebd. 1895. — L. Thiele u. R. Zarnack: Bilderbuch zu den heiligen zehn Geboten. (Zehn Erzählungen zu je einem Gebote, auch in Sonderabdruck.) Ebd. 1895. — Marie Fischer: Aus des Lebens dunklen Tiefen. Ebd. 1895. — Honestus: Mordsgedanken. Ebd. Com. 1895. — Dr. Gustav Heinrich Schmidt: Die Schweiz im Lichte der Statistik. Zürich, Verlagsmagazin 1895. — Maxi: Nietzsche-Kritik. Ebd. 1895. — Ew. u. Math. Im Tann: Mehr Licht; Zeitgenössisches in Versen und Prosa. Th. I. Ebd. 1895. Dr. Franz Blei: Karl Henckell; ein moderner Dichter. Ebd. 1895. — Hugo Zürner: Frau Jutta; ein neues lustig Spiel rc. Ebd. 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften. Unter ständiger Mitwirkung v. G. Adler, M. Block u. A. hggb. v. Kuno Frankenstein. 4. Band. 1. Heft. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. — Zeitfragen, Schweizer. 1895, Heft 27: Studie über Schweizerische Eisenbahnfragen. Mit acht graphischen Tafeln. Zürich, Verlag: Art. Institut Orell Füßli. — Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Bureaus. Redigirt von dessen Director Geh. Reg.-Rath Dr. Victor Böhmert. Supplementheft zum XXXIX. Jahrgang 1893. Ausgegeben im Monat März 1895. Dresden. In Commission der königl. Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig und der Buchhandlung von R. v. Zahn u. Jaensch in Dresden.

Festschrift der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Meißen zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Redigirt von F. Franz Wolf. Meißen. — Judeich, J. F., und H. Nitsche. Lehrbuch der mitteleuropäischen Insectenkunde. Als achte Auflage von J. T. C. Ratzeburg, Die Waldverderber und ihre Feinde, in vollständiger Umarbeitung herausgegeben. IV. Abtheilung. (Schluß.) Mit einer Buntdrucktafel und 85 Textillustrationen. Wien, Ed. Hölzel. — Plaßmann, J. Beobachtungen veränderlicher Sterne. Vierter Theil. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des kgl. Gymnasiums zu Warendorf. Warendorf, Druck und Verlag der J. Schnell'schen Buchhandlung (C. Leopold). — Roth, E. Ueber einige Schutzeinrichtungen der Pflanzen gegen übermäßige Verdunstung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Heft 218.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Alberti, Conrad. Fahrende Frau. Roman. Berlin, Verlag von Freund u. Jeckel (Karl Freund). — Amyntor, Gerhard v. (Dagobert v. Gerhardt.) Gewissensqualen. Zwei Novellen. 10. bis 12. Tausend. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall u. Grund. — Bachaus, Wilhelm Emanuel. Literarische Essays. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. — Bormann, Georg. Bande des Bluts. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. — *Brulat, Paul.* La Rédemption. Histoire d'un homme sous la troisième République. Paris, Bibliothèque-Charpentier, G. Charpentier et E. Fasquelle. — Busch, Wilhelm. Der Schmetterling. Mit 20 Zeichnungen. München, Verlag von Fr. Bassermann. — *Clémenceau, G.* La mêlée sociale. Paris, Bibliothèque-Charpentier, G. Charpentier et E. Fasquelle. — Elbe, A. von der. Die Nidlinger. Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Otto Janke.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Oskar Erdmann †.

Von Hermann Wunderlich (Heidelberg).

Um die Mitte des Juni, eben als in der Kieler Bucht die Schiffe der Weltmächte in Sicht waren, schon umwogt von der hochgehenden Erwartung einer Feier, die das deutsche Wort im Munde unsres Kaisers zum Gemeingut vieler Völker erheben sollte, schloß ein Forscher die Augen, die nie müde geworden waren, in der Tiefe unsrer deutschen Sprache Geheimnisse aufzuspüren und zu enträthseln. Mitten durch die blumengeschmückte und im Festgewand prangende Stadt mußte der Trauerzug den Weg zum Grabe suchen, und die deutschen Zeitungen, die alle Spalten mit Telegrammen aus Kiel füllten, hatten größtentheils keinen Raum mehr übrig, um der wissenschaftlichen Welt die Kunde vom Hinscheiden eines so thätigen und verdienstvollen Gelehrten zu überbringen. Und doch war gerade dieser Forscher, mehr als so viele seiner Genossen, aus dem Kreise der eigentlichen Zunft herausgetreten. Wie er als Gymnasiallehrer sich den Weg zur akademischen Laufbahn von der Schule aus gebahnt hat, so war auch seine spätere wissenschaftliche Arbeit immer mehr von Beziehungen zur Schule getränkt, immer stärker wurde sein Bestreben, den Ertrag der Forschung für die Schule nutzbar zu machen. Seine „Grundzüge der deutschen Syntax“ fassen ganz sichtbar den denkenden Lehrer der deutschen Sprache als Leser ins Auge; die von Erdmann im Verein mit Hugo Gering geleitete „Zeitschrift für deutsche Philologie“ bekundet in mehr als einer Richtung die Absicht, den Lehrern der Mittelschulen Kenntniß zu geben von den Strömungen und Ergebnissen auf dem Gebiete der Germanistik. Daher wurde der Name Erdmann gerade in der aus dem Kreise der Lehranstalten herauswachsenden Literatur ein viel genannter, wie er es andrerseits auf seinem eigenen Gebiete, der Syntax, ohnedies gewesen, und so mußte der jähe Schlag, der den Unermüdlichen so früh von uns gerissen hat, in weiten Kreisen voll empfunden und mitgefühlt werden, auch wenn sich dies nicht gerade nach außen hin kund gab. Doch auch der Oeffentlichkeit darf das Gedächtniß dieses Mannes nicht vorenthalten werden. Jeder Freund unsrer deutschen Sprache ist ihm vollen Dank schuldig für den Ertrag seines Wissens, und jeder Freund unsres Volksthums hat in ihm wiederum einen Vertreter zu beklagen jener alten guten deutschen Strebsamkeit, die so weit entfernt war vom heutigen Streberthum, das uns auch die Wissenschaft schon gefährdet.

Hermann Th. Oskar Erdmann war am 14. Febr. 1846 in Thorn geboren als der Sohn eines Geistlichen. Wie die später geborenen Brüder erhielt er den Unterricht von seinem Vater, und zwar eine so vortreffliche Schulbildung, daß sie ihm schon mit 13 Jahren den Eintritt in die Untersecunda des Gymnasiums zu Thorn ermöglichte. Durch seine Mutter, eine geborene Hoppe, war er mit Männern der Wissenschaft, wie Nitzsch, Stier, Hoppe-Seyler, verwandt, seine Ahnenreihe ziert als würdigen Abschluß die Gestalt eines Lucas Cranach. Ich muß es mir versagen, den Einflüssen weiter nachzuspüren, die das deutsche Predigerhaus an der Ostgrenze auf das jugendliche Gemüth und den werdenden Mann ausüben mußte, wohl aber darf eine Eigenschaft hieran angeknüpft werden, die sich in Erdmanns späterem wissenschaftlichen Wirken fast schroff ausbildete. Erdmann hatte auch als Syntaktiker eigentlich nie Fühlung mit unsern Mundarten, und die zwanglosere Rede des täglichen Verkehrs bot ihm keine Ausbeute für seine Untersuchungen, die ganz und gar auf die literarischen Denkmale unsrer Sprache sich einschränkten. Ganz sicher geht dieses Festwurzeln in der Literatur, dieses strenge Beharren in der Schriftsprache schon auf die Erinnerungen der Jugendzeit zurück: auf die sprachlichen Verhältnisse im Grenzlande und auf die Ueberlieferungen eines bildungsfrohen deutschen Hauses.

Das Abiturientenexamen legte Erdmann schon mit 17 Jahren glänzend zurück, daneben hatte er Frische und Schwungkraft des Geistes genug, um die „Befreiung Deutschlands“ in einem Gedicht zu verherrlichen, das mit dem Preise gekrönt wurde. Die Studien wurden in Leipzig begonnen und hier hat er wohl auch die entscheidenden Anregungen für die eigene Arbeit gewonnen. Denn als er nach einigen Berliner und Königsberger Semestern 1867 in Königsberg den Doctorgrad erwarb, schrieb er eine Dissertation „De Pindari usu syntactico“ (Halle, Waisenhaus, 1867), in der nicht einfach bloß die Hülfsmittel der classischen Philologie und Textkritik in Anwendung treten, sondern in der die Casuslehre schon die befruchtenden Wirkungen der vergleichenden Syntax aufweist. Dem Doctor- folgte das Staatsexamen und damit die praktische Thätigkeit in der Schule, in Graudenz. Da überdies im Jahre 1869 nebenbei das Militärjahr abgedient wurde und dem jungen Gelehrten die Gestalt seiner späteren Lebensgefährtin entgegentrat, so wäre im Grunde der Kreis der augenblicklichen Interessen und Pflichten zur Genüge gefüllt gewesen. Trotzdem machte sich Erdmann gerade um diese Zeit an die schwierigste Aufgabe seines wissenschaftlichen Lebens, er bearbeitete die Preisfrage der Akademie der Wissenschaften zu Wien und vertiefte sich in die Syntax des althochdeutschen Evangelienwerkes Otfrids von Weißenburg.

Es war ein bedeutsamer Augenblick in der Geschichte der Sprachforschung. Die Streifzüge der Junggrammatiker standen noch in der Ferne, und die vergleichende Sprachwissenschaft glaubte, in Laut- und Formenlehre die Grundlinien gezogen, die wichtigsten Probleme festgelegt zu haben; sie hielt es an der Zeit, nun die Syntax eindringlicher in Angriff zu nehmen. Mit jugendlicher Frische wuchsen Arbeiten der vergleichenden Syntax aus dem Boden, neue Fragen tauchten auf, neue Gebiete wurden erschlossen. Da sollte auch den Einzelsprachen ihr besonderes Recht werden und die ungeheure deutsche Literatur sollte ihre Schätze erschließen. Die Wiener Akademie wollte hier belebend und führend in die Forschung eingreifen und wählte

für diesen Zweck die Evangelienharmonie des Weißenburger Mönches. 1869 ausgeschrieben, konnte der Preis 1871 an Erdmann verliehen werden; freilich war die Arbeit unvollständig, „weil der Verfasser durch den Ausbruch des Krieges 1870 abgerufen wurde", aber das halb fertige Werk war „auf echt wissenschaftlicher Grundlage aufgeführt" und hatte „allenthalben neue, ja überraschende Ergebnisse zu Tage" gefördert. Wir sehen, schon damals hatte sich eine Großthat unsres Volkes, die nationale Erhebung vom Jahre 1870, seltsam mit den eigenen Geschicken Erdmanns gekreuzt. Aus dem Arme der Braut, von einem zur wissenschaftlichen That erstarkenden Werke hinweg hatte ihn der Ruf des Königs zu den Waffen entboten, und in diesem Dienste für das Vaterland war es ihm beschieden, mehr die Mühseligkeiten und die Entbehrungen als Ruhm und Glanz kennen zu lernen. Krankheit und Hunger, Garnisondienst und Etappenwesen nahmen sein Pflichtgefühl vollauf in Anspruch, indeß Andere das Hochgefühl des Siegers kennen lernen durften. Um so größere Freude und Befriedigung mußte es dem heimkehrenden Kriegsmann gewähren, daß ihm für die Friedensarbeit der Preis winkte. In rastlosem Schaffen, das dem Lehrerberufe abgerungen werden mußte, reiften nun die Untersuchungen über die Syntax Otfrids heran, die in zwei Abtheilungen (Halle, Waisenhaus 1874, 1876) der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Das Werk fand reichen Beifall, es wurde namentlich mit herzlichem Dank aufgenommen. Was es für seine Zeit bedeutete, spricht sich am besten in einem Aufsatz Wilhelm Scherers aus („Zeitschr. f. Oesterreich. Gymn.", jetzt in den „Kleinen Schriften", I, S. 358 ff.), der den Stand der Syntaxforschung bis zum Jahre 1878 verzeichnet und das Werk Erdmanns in den Mittelpunkt seiner Ausführungen rückt: es „ist so anerkannt, daß es meines Lobes nicht bedarf, wir alle sind dankbar dafür". Es entspricht unserm heutigen Urtheil, wenn Scherer fortfährt: „Bei Erdmann fällt es manchmal auf, daß er sich so viel mit Speculationen über die Entstehung der Dinge beschäftigt, wo man nur eine reinliche Darlegung von Otfrids Sprachgebrauch erwartet." Wir müssen uns aber wohl vergegenwärtigen, was Scherer dazu anmerkt: „Solche Speculationen sind demjenigen zur Pflicht gemacht, welcher das Ursprüngliche und Alte voranstellen, das Spätere und Abgeleitete nachfolgen lassen will." Wer die Otfrid-Untersuchungen durchgearbeitet hat, weiß in der That, wie schwer es der Verfasser sich und dem Leser gemacht hat, die Thatsachen aus dem faltigen Gewande der Beweisführung und Erklärung herauszuheben. Aber die Ursache dieser Erscheinung liegt nicht bloß in dem Charakter des Verfassers, der seinen Stoff freilich nicht spielend, sondern in angestrengtestem Ringen bewältigte; vielmehr spiegelt sich in dieser Thatsache auch der Stand der Wissenschaft damaliger Zeit. Wenn wir darüber hinausgewachsen sind, so haben wir das zum guten Theil gerade den etwas breiten Ausführungen Erdmanns zu verdanken. Wir haben heute so einfache und natürliche Anschauungen vom Wesen des Relativsatzes und der Entwicklungsgeschichte unsrer sogen. Conjunctionen, daß wir ganz vergessen, wie lange man sich abgemüht hatte, sie aus der lateinischen Grammatik zu erklären. Schon die besseren Schulbücher lehren heute, daß Goethe in den Worten des Erdgeistes („Faust", 491): Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf, im Grunde mit dem zweimaligen die Formen des einen Demonstrativpronomens verwendet, nur daß das zweite „die" im Laufe der Sprachentwicklung mit dem Nebensatz, der sich an das betonte Pronomen anschmiegt,[1]) äußerlich verwachsen ist und den Anschein eines Relativums gewonnen hat. Uns ist heute auch klar, inwiefern die Formen daß und das einander eigentlich völlig gleichwerthig sind. Und wenn Faust ausruft (364): „Und sehe, daß wir nichts wissen können!" so theilen wir vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus anders ab: „Und sehe das, wir nichts wissen können." Aber die Erkenntniß dieser Thatsachen hat uns erst die Erstlingsarbeit Erdmanns mit voller Ueberzeugungskraft und bis in die Einzelheiten hinein errungen, wie sich aus den entsprechenden Abschnitten des Werkes deutlich ergibt. Da ist es kein Wunder, daß die Darstellung nicht so glatt und einfach voranschreiten konnte, sie mußte sich Schritt vor Schritt erst den Weg bahnen, sie mußte überdies, wo sie Fuß fassen wollte, den schlüpfrigen Boden erst festtreten.

[1]) Die Sprache des täglichen Lebens könnte sich, falls ihr der Gedankengang gemäß wäre, noch heute der Fügung bedienen: Wo ist die Brust, die — eine Welt hat sie in sich erschaffen wollen.

Man wird vom heutigen Standpunkt aus auch systematische Mängel an der Otfrid-Syntax entdecken, man wird namentlich Erscheinungen darin vermissen, die andere Forscher, vor allem Behaghel, in den Dienst der syntaktischen Untersuchungen gestellt haben. Solch eine Ausstellung ist nur zu natürlich in der Forschung, die nicht stille stehen, sondern sich entwickeln soll. Mehr berechtigt dagegen sind andere Einwände, die sich meines Erachtens vielleicht besser gegen die Wiener Akademie gerichtet hätten. Otfrid ist kein Schriftsteller, an dem wir deutsche Syntax recht eigentlich erfassen können. Da sind selbst die alten Uebersetzer aus dem Latein oft bessere Gewährsmänner für echte deutsche Fügungen. Manche Wendung, die dem ungewandten Dichter die Reimnoth, die Erinnerung an lateinische Formeln entlockt hat, ist von Erdmann mit dem ganzen Aufgebot von Mühe und Scharfsinn in die Entwicklungsgänge unsrer Sprache erst eingezwängt worden.

Die nächste Folge der Untersuchungen über Otfrids Syntax war die, daß der Verfasser von Zacher aufgefordert wurde, für die „Germanistische Handbibliothek" eine neue Ausgabe der „Evangelienharmonie" vorzunehmen (1874). Um dieselbe Zeit wurde Erdmann als Oberlehrer an das neu errichtete Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg berufen, von wo aus ihm nun die Möglichkeit winkte, der Universität auch zu engerer Verbindung näher zu treten. In Schulprogrammen legte er bald die Früchte seines Otfrid-Studiums, bald die seiner Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur (Klinger) nieder und im Jahre 1882 konnte er endlich seine große Otfrid-Ausgabe erscheinen lassen. Schon das Vorwort gibt einem Grundzug seines Charakters Ausdruck, der dankbaren Pietät gegenüber den Leistungen seiner Vorgänger. Es wäre auch hier leicht gewesen, nach Art neuerer Herausgeber die Mängel der bisherigen Forschung an den Pranger zu stellen, um das eigene Verdienst wirksamer abzuheben. Erdmann überläßt dies dem aufmerksameren Leser. Seine Ausgabe ist auf der Wiener Handschrift aufgebaut, in deren Correcturen er die Hand des Dichters selbst nachweist, während die Otfrid-Ausgabe von Piper die Heidelberger Handschrift zu Grunde legt. Von besonderem Werthe ist Erdmanns Commentar, der natürlich von den erlesensten Früchten seiner syntaktischen Studien gespeist wird, daneben aber vor allem den stofflichen Quellen des Dichters nachspürt. Auch in dieser Richtung allerdings hat die Forschung neuerdings neue Bahnen eingeschlagen und das Urtheil über Otfrids Werk selbst dürfte heute auch kühler ausfallen.

Wir nähern uns nun dem bekanntesten Werke Erdmanns, das unter schweren körperlichen und geistigen Hemmnissen im Jahre 1886 einen vorläufigen Abschluß fand, seinen „Grundzügen der deutschen Syntax", die bei Cotta in Stuttgart erschienen sind.

Diesem Buche war das entgegengesetzte Schicksal beschieden, wie der Otfridsyntax. War diese seinerzeit mit

reichem Beifall begrüßt worden und hatte sie sich in ihrer Einwirkung auf die Förderung der syntaktischen Studien nicht so lebenskräftig erwiesen, wie man geglaubt hatte, so wurden umgekehrt die „Grundzüge" bei ihrem Erscheinen von einer lebhaften Kritik empfangen, ihre Wirkung aber, ihre belebende Kraft wächst bis auf den heutigen Tag. Die Ursache des ersten unfreundlichen Empfanges lag theilweise in den Vorzügen, theilweise auch in Mängeln des neuen Werkes. Erdmann hatte sich für die Darstellung entschlossen an das System von Miklosich angelehnt, das den materiellen Bestandtheil der Syntax, die einzelnen Wortclassen (Nomen, Verbum ꝛc.) und die einzelnen Wortformen (Tempora, Modi, Casus ꝛc.) zum Ausgangspunkte nimmt und an jedem einzelnen die Bedeutungsentwicklung im Dienste der Syntax verfolgt. Natürlich, daß die Gegner dieses Systems vorweg mit befangenem Urtheil an das neue Werk traten, um so mehr, als die schon oben gekennzeichnete Abneigung Erdmanns, die zwanglose Sprache und die Mundarten als Factoren des Sprachlebens anzuerkennen, die Schwächen des Miklosich'schen Systems greller hervortreten ließ. Im höchsten Grade ungerecht und verkehrt aber war es, daß man über einen Satz der Einleitung so grimmig herfiel (S. V): „Wem ich nicht genug gebe, der lege selbst die Hand an, um mehr zu sammeln." Erdmann durfte so sprechen, denn er hat nicht bloß einen reichen Schatz eigener Sammlungen in diesem Buche ausgestreut, sondern er hat in der That die Grundzüge vorgezeichnet, die den syntaktischen Sammler anleiten können. Die Erfahrung hat es bewiesen.

Leider ist das Werk unvollendet geblieben. Die Abschnitte der Syntax, die in seinen Otfrid-Untersuchungen die bestausgeführten gewesen, die Casus, sind in den „Grundzügen" nicht mehr zur Darstellung gekommen. Das Lehramt, das ihn Ostern 1885 als außerordentlichen Professor nach Breslau, September 1889 als Ordinarius nach Kiel führte, nahm ihn streng in Anspruch. Daneben hatte er mit Gering zusammen die Leitung der Zeitschrift für deutsche Philologie übernommen, in der er mehr als vielleicht in seinen Schriften die Vorzüge seiner Persönlichkeit zum Ausdruck brachte. Mitten im Streite der Parteien breitete sich in dieser Zeitschrift ein Feld aus, auf dem die Kämpfer sich friedlicher begegnen konnten, auf dem die Leistungen unbefangener gewogen wurden, auf dem nicht der Partei, sondern der wissenschaftlichen Wahrheit gehuldigt wurde.

Nach dem Tode Lexers trat dann die letzte Aufgabe an Erdmann heran, von deren besten und verheißungsvollsten Vorarbeiten er abgerufen wurde, die Mitarbeit am Grimm'schen Wörterbuch. Mit unsäglichen Mühen, mit bedeutenden Geldopfern hatte er sich den Nachlaß Lexers für seine Arbeit zurecht gelegt, freudigen Muthes war er schon bis zu Specialstudien über die musikgeschichtliche Verwendung des Wortes „Ton" vorgeschritten, da entsank die Feder seiner Hand. Bei der Goethe-Versammlung in Weimar hatte er dem Schreiber dieser Zeilen seine Pläne für das Wörterbuch bis in alle Einzelheiten dargelegt, er hatte wohl geklagt, wie wenig die entsagungsvolle Arbeit am Wörterbuch auf werkthätige Unterstützung der Volksgenossen mehr zählen dürfe, er hatte sich aber auch gefreut über die unvermutheten Spenden, die aus Dorf und Stadt, ja von überseeischen Landen doch gelegentlich zufließen; im ganzen hatte er mit Freudigkeit und Frische in ein neues arbeitsreiches Leben geblickt — fünf Tage danach war er gestorben. Have anima candida!

Rudolf v. Jherings letztes Werk.

Von Georg Ebers.

II.

Eines der großen Culturvölker semitischen Stammes allein war es Jhering näher ins Auge zu fassen vergönnt. Es sind die Babylonier, in denen er die Lehrer der gesammten alten Welt und auch der Arier auf vielen Gebieten sieht. Der Cultur dieses Volkes und ihrer Entwicklung folgt er mit liebevoller Sorgfalt, wenn er auch bei der Verwerthung des Erworbenen, wie schon bemerkt ward, nicht selten fehlgreift. Dabei schließt er sich nicht bloß an Montesquieu, der unter den Neueren zuerst mit Entschiedenheit für den starken Einfluß des Wohnsitzes eines Volkes auf seine spätere Beschaffenheit eintrat, sondern überbietet ihn mit solchem Eifer, daß er dadurch stark abschwächt, was er an einer anderen Stelle über die angeborenen Charaktereigenschaften eines Volkes behauptet. Wohl hören wir ihn sagen, die Volksart sei das Ablagerungsproduct des gesammten geschichtlichen Handelns einer Nation; den mächtigsten Einfluß auf eben dieses Handeln schreibt er aber dem Boden, auf dem das Volk erwuchs, so entschieden zu, daß er jenen diesem gleichsetzt mit der Behauptung: „Der Boden ist das Volk", und in der anderen: „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht und aus den Semiten wären die Arier, aus den Ariern die Semiten geworden." Weiter läßt sich nicht gehen, entschiedener, als es in den folgenden Abschnitten geschieht, kann der Satz, den er zu begründen sucht und den übrigens schon vor Montesquieu Herodot andeutete und arabische Gelehrte aussprachen, nicht verfochten werden.

Alles, was er war, soll der Babylonier durch den Boden geworden sein, auf dem er zu seiner späteren Größe heranwuchs. Zunächst macht er ihn zum Ackerbauer, zum Sparer, während der arische Hirte das Spiel liebt. Der an die Scholle gebundene Pflüger wird Städte-Erbauer, während die Weidewirthschaft, die der Arier treibt, ihn lange von höherer Gesittung fern hält. Erst die Stadt begründet die definitive Seßhaftigkeit des Volkes. Durch sie wird die Verwirklichung des Gesetzes der Theilung der Arbeit möglich, und Griechen wie Römer erkennen bereits die Bedeutung der Stadt als Sitz der feinen Sitte. Daher ἀγρεῖος und homo rusticus = bäuerisch, ungeschlacht, plump, grob im Gegensatz zu ἀστεῖος und urbanus (urbanitas), städtisch, d. i. feingesittet, höflich. Erst später wird in den romanischen wie germanischen Sprachen der Hof als historischer Ausgangspunkt und Sitz der feinen Sitte bezeichnet. Cortesie, courtoisie, cortesy (von curtis = Hof), Höflichkeit von Hof, galanterie von galla = Hofkleid.

Der Boden Babyloniens, der die Bewohner zu Ackerbauern machte, versagte ihnen Stein und Holz und führte sie gerade deßwegen auf den Versuch, beide künstlich zu ersetzen; der „Ziegelstein" aber, der bei diesen Versuchen hergestellt wurde, erwies sich als eine Entdeckung von unerhört folgenschwerer Bedeutung. War er es doch, der die babylonische Baukunst ins Leben rief, die der Verfasser als die Mutter der Zeiteintheilung, der Meßkunst, der Geometrie und Arithmetik nachweist. Auch was er sonst an die Herstellung des Ziegelsteins knüpft, ist größtentheils annehmbar und durch die Art und Weise, mit der er es unter einen Gesichtspunkt bringt und es zu mancherlei Deutungen benutzt, aller Anerkennung werth. Auch hier weiß er manchen neuen Gedanken unter das tüchtig und fein verwerthete Bekannte zu mischen. Dem Semiten weist er den Stein, dem Arier das Holz gleichsam als Wahrzeichen zu. Der Schreibtafel der Babylonier von gebranntem Ziegelstein, zu der er auch die Gesetztafeln des

Mose zählt, stellt er die Holztafel gegenüber, die sich beim öffentlichen Gebrauch wie im Verkehrsleben zu Rom von früh an für die Edicte des Prätors bis in die Kaiserzeit hinein behauptete.

Die einfachste und wohl auch älteste Art des Wegebaues war — besonders an sumpfigen Stellen — die Befestigung der Straße durch neben einander gelegte Holzstämme oder Faschinen und Flechtwerk. So verfuhr der Germane und, indem er den „Knüppeldamm" herstellte, der Slave. Beide schlugen auch hölzerne Brücken über die Ströme, und zu Rom bestand der Pons sublicius, an den sich auch andere Erinnerungen an die Urzeit knüpfen, aus Holz. Der Babylonier verwandte beim Straßen- wie beim Brückenbau den Stein, und zwar wiederum den gebrannten Ziegel. Ihm (nicht wie Isidor will, dem Phönicier) verdankt der Gebrauch des Steines zum Straßenbau die Entstehung. Von den Babyloniern erlernte ihn der Römer und übertraf endlich den Lehrer um Vieles.

Auch bei der Vollziehung der Todesstrafe bedient sich der Semit des Steines, indem der Verurtheilte der Steinigung durch das Volk verfällt, während der Arier in frühester Zeit mit Prügeln oder Ruthen zu Tode geschlagen oder gepeitscht wird. Wie der Arier lebend im Holzhause, der Semit im Steinhause wohnte, so bestattete man jenen in einem Sarge, der aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand, diesen (übrigens keineswegs allgemein) in einem Steinsarg aus gebranntem Thon.

Auf die geistreiche Parallele zwischen Pflug und Stein S. 179 können wir den Leser nur verweisen.

In den folgenden Abschnitten scheint uns Ihering am weitesten über das Ziel hinaus zu schießen. Schon in den einleitenden Paragraphen strauchelt er in Folge des Bestrebens, Babylonien als das Quellgebiet fast aller Strömungen des Culturlebens im Alterthum darzustellen. Wie viel leitet er von der Ueberzeugung ab, daß der Backstein und seine Verwendung für den Hausbau von den Babyloniern erfunden wurde! Die anderen Völker, bei denen er sich nachweisen läßt, mußten ihnen diese Fertigkeit entlehnt haben. Daß auch die Aegypter schon in früher Zeit Ziegelstein- und Backsteinbauten herzustellen verstanden, wäre uns auch ohne 2. Mos. 1, 14: „... und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegel" bekannt, da sich verbaute Ziegelsteine in reicher Menge vorfanden. Die Natur stieß indeß den Menschen am Nil geradezu darauf hin, sich der vorhandenen Thonlagen zu baulichen Zwecken zu bedienen. Es bedurfte dort dazu wahrlich keiner Entlehnung aus der Fremde.

Nun wurden in Babylonien die ersten großartigen Thurmbauten in Stufenform aus Ziegeln errichtet. Wären auch in Aegypten solche aus ältester Zeit nachweisbar, so läge es nahe, sie für Nachahmungen babylonischer Vorbilder zu halten. Jetzt ist allerdings eine der ältesten Pyramiden, die von Saqqara, in Stufen erbaut, und Ihering behauptet S. 130, daß auch sie aus Backsteinen bestünde. Als Quelle führt er das Werk des scharfsinnigen Assyriologen Fr. Hommel an, dessen kühner Versuch, die ägyptische von der babylonischen Cultur abzuleiten, gerade von ihm mit besonderer Freude begrüßt werden mußte. Doch wenn sein Gewährsmann die Pyramide von Saqqara auch mit Recht einen Stufenbau nennt, so besteht sie doch, wie die meisten ihrer Schwestern zwischen Abu Roasch und Medûm, aus Werkstücken von natürlichem Stein und keineswegs aus Ziegeln. Solche enthalten nur kleine Theile des späten inneren Ausbaues. Wahrscheinlich ist die Stufenform dieser Pyramide auch auf ganz andere Gründe zurückzuführen als auf das Bestreben, eine fremde Bauweise nachzuahmen. Jedenfalls ist die von Saqqara kein Ziegelbau, und doch knüpft der Verfasser an diesen Irrthum eine Reihe von Schlüssen, die natürlich sämmtlich so hinfällig sind, wie der Satz, in dem er das Gesagte zuversichtlich zusammenfaßt: „So charakterisirt sich also die erste Periode der ägyptischen Baukunst durch die Uebereinstimmung mit der babylonischen in zwei wesentlichen Punkten, in der Verwendung des Ziegels und in dem Stufentempel." In Wirklichkeit wurden aber erst unter den Pharaonen der 12. Dynastie Ziegelpyramiden errichtet, und es hat zu keiner Zeit Stufentempel in Aegypten gegeben, wenn man das Heiligthum der Hatschepsu von Dêr el-Bahri nicht so nennen will. Dies wurde aber erst im neuen Reiche (18. Dynastie) begonnen und kann, wie wir längst zeigten, allerdings einem babylonischen Vorbilde in einer Zeit, in der die ägyptischen Heere in Mesopotamien eindrangen, seine durchaus ungewöhnliche Form verdanken. Uebrigens ragt es keineswegs wie der babylonische Stufentempel, von allen Seiten frei, aus der Ebene dem Himmel entgegen, sondern lehnt sich an eine Höhe des libyschen Gebirges, zu dem es in Terrassen ansteigt.

Iherings Frage: „Warum griff man hier (in Aegypten) zum Backstein, da man den Naturstein vor der Hand hatte?" ist kaum einer Antwort würdig, da man sich am Nil in der ältesten Zeit nur des Natursteins für die Errichtung großer Monumentalbauten bediente. Hätte es aber auch schon sehr früh Monumente in Ziegelbau gegeben, so wäre dies wegen der größeren Leichtigkeit und Handlichkeit der Ziegel wohl erklärlich; wie wir ja auch thatsächlich von ägyptischen Baumeistern neben den Steinquadern Ziegel verwenden sehen. In unsern modernen Städten stößt ein Ziegelhaus oft genug an ein anderes von Bruchsteinen. Hätte die Stufenpyramide von Saqqara wirklich aus Ziegeln bestanden, brauchte man in ihr keineswegs in dem an „Steinen reichen Aegypten den Rest einer früheren Gewöhnung von einem Aufenthalte her, wo es nur jenes Ersatzmittel (den Backstein) gab", zu erblicken. Iherings Behauptung, auch die Aegypter hätten den Steinbau von den Akkadern und Sumeriern übernommen (S. 128), ist also leider so unsicher wie die Thatsache, von der er sie ableitete, dem wahren Sachverhalte widerspricht.

Daß der Verfasser S. 191 nicht auf Vergleiche der babylonischen Personification des Urgewässers Nun mit dem Nu-Nun der Aegypter — Beide führen allerdings den gleichen Namen —, dem Himmelsocean, der schon in den Pyramidentexten und in den ältesten Stücken des Todtenbuches vorkommt und den der Sonnengott Ra selbst den ältesten der Götter nennt, aus dem er entstanden sei, eingeht, ist verständig. Schon der Anfang des Abschnitts S. 190, in dem er zu zeigen versucht, daß die Natur es dem Babylonier leichter machte, als dem Aegypter, den Segen des Wassers und in ihm das belebende Element der Schöpfung zu erkennen, ließ uns dem Folgenden besorgt entgegensehen; denn welche Bedeutung die babylonische Mythologie dem Wasser auch zuschreibt, die ägyptische bleibt darin sicher nicht hinter ihr zurück. Herodot nennt das Delta ein Geschenk des Stromes, und das ganze Leben der Nilthalbewohner ist abhängiger vom Wasser als das jedes anderen Volkes.

Ueberhaupt sagen uns die dem feuchten Elemente gewidmeten ausführlichen Abschnitte am wenigsten zu. Der seltsamen — wir finden kein anderes Wort dafür — „rationalistischen" Behandlung der Sintfluth-Sage und einer Reihe von Schlüssen, die Ihering aus den einzelnen Angaben, besonders des babylonischen Berichtes, zieht, müssen wir die Zustimmung versagen. Das eifrige Bestreben, die Babylonier als ein seefahrendes und maritimen Handel im größten Stil treibendes Volk nachzuweisen, führt ihn vielfach irre. Seine an die Sintfluth-Sage geknüpften Argumente fallen größtentheils schon in sich zu-

sammen, wenn man sich vorstellt, daß die Arche nicht einen Fluß befuhr, sondern ein zum Meer gewordenes Land. Wer mit dem Nil oder mit einem andern großen Strome Bekanntschaft machte, wird zu der Bemerkung lächeln: „Für die Flußschiffahrt bedarf es keines Steuermanns.“

Wenn Ihering weiter zu der Ueberzeugung gelangt, die Chaldäer wären als Seefahrer zu ihren Himmelsbeobachtungen gelangt und die Babylonier schon im vierten Jahrtausend zu Schiff bis Indien, so können wir ihm auch darin nicht beipflichten. Es erscheint ja recht überzeugend, daß ein Volk, das den Steuermann und die Taube als Seecompaß kannte und auch die Sterne so gut beobachtet hatte, daß es seine astronomischen Kenntnisse für die Orientirung auf hoher See hätte benutzen können, das Meer befahren habe, doch auf wie schwankenden Füßen stehen auch diese Argumente! Wenn er ferner aus „mannichfachen Spuren“, die die Babylonier in Indien zurückgelassen haben sollen, schließt, sie wären als unternehmende Kauffahrer zur See dahin gelangt, so müssen wir zunächst auf die wenig deutliche Natur dieser Spuren hinweisen; denn wenn auch die Indier wirklich die babylonische Wocheneintheilung und ihre Namen annahmen, wenn auch der ursprünglich akkadisch-sumerische Name mana für die Goldeinheit des Babyloniers sich in dem sanskr. mana (lat. mina, griech. μνᾶ, Goldmine) erhielt, wenn der übrigens erst ganz späte indische Baustil einiges Verwandte mit dem babylonischen zeigt; wenn sich auch in Indien die Sintfluth-Sage wiederfindet und einige wenige Worte im Urindogermanischen und Ursemitischen den gleichen Gegenstand bezeichnen, so tritt dies höchstens für eine Verbindung Babyloniens mit Indien ein. Diese wollen wir keineswegs in Frage stellen; sie wird aber jedenfalls zu früh angesetzt, und das Meiste, was der Verfasser von diesem Reiche jenem zugeführt werden läßt, kann weit eher durch den Handel zu Lande, als durch Schiffahrt vermittelt worden sein. Jenen aber schätzt Ihering — gerade für den alten Orient — viel zu gering. „Seehandel,“ sagt er S. 237, „ist nothwendigerweise Großhandel, was für den Landhandel, möge er zur Achse (sic) oder auf Stromschiffen geschehen, nicht gilt.“

Weil das Babylonische besondere Bezeichnungen für den Groß- und Kleinhändler besaß, muß es natürlich auch Großhändler gegeben haben. Ihering hält sie für Seefahrer und sagt von ihnen aus: „Das unterscheidende Merkmal Beider besteht in dem Publicum, an das sie verkaufen, beim Großhändler geschieht es an Kaufleute, beim Kleinhändler an Consumenten, der Großhändler hat ein Lager, der Kleinhändler einen Laden.“

Das Alles stimmt leider nicht für die Verhältnisse im alten Orient. Was wir Ihering von früheren Seefahrten der Babylonier behaupten hören, steht ganz auf dem Boden der Hypothese; dagegen wissen wir genau, daß in Vorderasien ein großartiger Landhandel blühte. Hier waren es gewöhnlich Lastthiere (Kameele und Esel), die die Waaren transportirten. In langen Karawanen, die oft ungeheure Werthe von einem Land ins andere beförderten, zogen sie hin. Großhändler im vollsten Sinne des Wortes waren es häufig, die sie, wie unsre Rheder das Seeschiff, versandten, und ihr Ziel waren keine Läden, sondern jene Chane, die heute noch nicht viel anders eingerichtet sind, als vor tausend Jahren. Mehrere zusammen bilden in Kairo ein Stadtviertel (Hâra), und in wenigen Seestädten möchte es großartigere Lagerhäuser geben. Umsichtige Herrscher sorgten für die Sicherheit der Karawanen und für Rast- und Sammelstätten an den Hauptverkehrsstraßen. Wo solche einander trafen, sind aus Halteplätzen von Waarenzügen Städte geworden. Wozu wären auch die Straßen, wie Ihering selbst mittheilt, mit Ziegelsteinen gefestigt worden, wenn sich nicht ein großer Verkehr auf ihnen hin und her bewegt hätte? Ob in Vorderasien Kaufmannswaaren auch zur Achse befördert wurden, wagen wir nicht zu entscheiden. Von Karthago aus schickten die Phönicier jedenfalls mit Ochsen bespannte zweirädrige Fuhrwerke aus, um Handelsgüter aus dem Innern des Landes an den Hafen zu führen.

Auch Iherings Meinung, das Gelddarlehen stelle den historischen Ausgangspunkt für die Zinsen dar, können wir nicht beipflichten.

Bei dem nun folgenden Versuch Iherings, zu beweisen, daß das Seedarlehen (foenus nauticum, pecunia trajectitia) der Griechen und Römer nicht auf die Phönicier, sondern schon auf die Babylonier zurückgeführt werden muß, stützt er sich gleichfalls auf Voraussetzungen, die wir keineswegs sicher finden.

Trotzdem findet sich Vortreffliches auch in den der Entwicklung des Zinsgeschäftes gewidmeten Darlegungen, und wir widersprechen Ihering nicht, wenn er es von den Babyloniern zu den übrigen Völkern des Alterthums gelangen läßt. Von jenen hätten es Phönicier und Juden angenommen. Griechen und Römern kam das Zinsgeschäft durch die Phönicier zu. Das Gleiche wird auch für die Kelten bei ihrer Verbindung mit jenen durch Gades angenommen, während Germanen und Slaven erst durch Römer und Griechen mit ihm bekannt wurden.

Leider ist es uns versagt, auf den reichen Abschnitt: „Uebertragung der babylonischen Cultur auf die Arier“ näher einzugehen. Wie der Verfasser sie sich denkt, bezeichnet er treffend mit dem Worte: „Die Babylonier haben die Cultur geschaffen, die Phönicier sie colportirt.“

Im letzten Abschnitt des Buches macht uns Ihering zu Zeugen des Auszuges der Arier aus der Heimath. Hier kann er wieder von dem ihm ganz eigenen Studiengebiete aus operiren, und wie Antaeus, wenn er die Mutter Erde berührt, wächst ihm dabei die rüstige Kraft. Auch hier läßt er sich zu mancher Combination fortreißen, die Viele, wie auch uns, zum Widerspruch herausfordern möchte. Dennoch zwingt uns gerade diesen Capiteln gegenüber die Kraft und Kühnheit zu lebhafter Bewunderung, mit der Ihering vor unsern Augen einen großartigen weltgeschichtlichen Vorgang der Vergessenheit entreißt und uns zum Zeugen seines Verlaufes macht. Wieder sind es religiöse Gebräuche, alterthümliche Gepflogenheiten und gesetzliche Bestimmungen, die ihm helfen, längst aus dem Gedächtniß der Menschheit Entschwundenem das Ansehen der Wirklichkeit zu verleihen und daneben bis dahin mißverstandene oder unerklärte Gebräuche und Einrichtungen zu deuten und auf historische Vorgänge zurückzuführen.

Wie Ihering uns den Aufbruch des arischen Wanderheeres mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen führt, so geht er auch muthig ans Werk, Einrichtungen, die das Wanderleben mit sich brachte, unserm Verständniß nahe zu bringen. An directen Nachrichten fehlte es gänzlich, doch mit der Ueberzeugung, er müsse in den Erinnerungen der europäischen Völkerfamilie das nöthige Hülfsmaterial finden, schritt er vorwärts, indem er alle Einrichtungen des römischen Rechts und Alterthums daraufhin prüfte, ob sich in ihnen nicht Beziehungen zur Wanderperiode auffinden ließen. Und seine Mühe blieb nicht vergebens. Wie es ihm gelingt den Aufbruch auf den ersten März festzusetzen, so zeigt er, daß die Wanderung nur während der Frühlingsmonde fortgesetzt und mit Eintritt des Sommers eingestellt wurde, so findet er Anhaltspunkte, um der Gliederung des Wanderheeres, der Art und Weise der Wahl und Absetzung des Feldherrn auf die Spur zu kommen, so wird es ihm möglich, unerwartetes Licht auf das Beuterecht und die Behandlung der alten Leute und Schwächlinge während der Wanderung zu werfen. Was er über die Stellung

der Frauen zu sagen weiß, schließt sich an dem Leser schon durch die Betrachtung des Muttervolkes in der Urheimath Bekanntes. Auf der Wanderung wird der an Polygamie gewöhnte Arier zum in Monogamie lebenden Indoeuropäer. Mit Recht legt Jhering Nachdruck auf die Erkenntniß, daß eine der Grundformen des sittlichen Daseins der Menschheit nicht durch die sittliche Intuition, in der die herrschende Ethik den letzten Grund alles Sittlichen zu erblicken gewohnt ist, ins Leben gerufen worden ist, sondern durch die zwingende Kraft äußerer Verhältnisse. „Die wichtige Gestaltung des Eherechts — eines der unvergänglichsten Verdienste der Indoeuropäer um die Menschheit — war ein absolutes Postulat der Wanderung."

In dem der Fruchtbarkeit der Frau gewidmeten Abschnitte stellt er glücklich (S. 419 und 420) die wunderliche Angabe des Plutarch richtig, Romulus — auch hier die Personificirung des alten Rechtes — habe neben dem Ehebruch auch „die Vergiftung der Kinder und die Nachahmung von Schlüsseln" als Scheidungsgrund zugelassen. Statt der für eine Mutter, und noch dazu für eine römische, geradezu unsinnigen Vergiftung der eigenen Kinder wird künftig zu übersetzen sein: „Unterschiebung von Kindern." Seinem Vorschlage, die Schlüssel für symbolisch zu halten, möchten wir weniger willig beipflichten. Den dritten Scheidungsgrund, den man durch die neue Worttrennung gewinnt, „Bereitung von Liebestränken", weiß Jhering annehmbar zu machen. Sehr einfach schafft er auch die Nachricht des Livius (VIII, 18) aus der Welt, 170 vornehme Römerinnen hätten sich verschworen, ihre Männer zu vergiften, indem er vorschlägt, die venena, die die Matronen brauten, wären Liebestränke (vene-num von Ven-us = Mittel der Liebe) gewesen, die sie nicht ihrer Männer entledigen, sondern sie fester an sie ketten sollten.

Wie er aus Brückenbauern auf der Wanderung die pontifices hervorgehen läßt und das Auspicienwesen aus „der Prophylaxis eines Naturvolkes" auf der Wanderung; mag zu manchen Bedenken Anlaß geben, jedenfalls aber ward noch nie glaubhafter erklärt, wie die Römer die Zustimmung der Götter in den Bauch eines Ochsen oder in den Schnabel der Hühner verlegen konnten.

Die zweite Heimath, die Jhering die Arier lange Zeit nördlich vom Kaukasus zwischen Don und Dniepr bis zur Donau hin bewohnen läßt, bevor sie wiederum aufbrachen, um sich nach einer neuen Wanderung in ihren westlichen Wohnsitzen größtentheils für immer seßhaft zu machen, bietet Jhering Gelegenheit, manche Besonderheit verschiedener indoeuropäischen Völker zu erklären. Wer wagt es zu entscheiden, ob diese zweite Heimath wirklich das wandernde Muttervolk zur letzten Rast einlud, oder ob sie nur der Einbildungskraft Jherings das Dasein verdankt? Jedenfalls aber hilft ihm diese Annahme auf die vorgeschichtlichen Hergänge, die er behandelt, und auf manche Besonderheit der seßhaft gewordenen Abtheilungen des Wanderheeres neues Licht zu werfen. Indem er Griechen und Italiener am kürzesten, die Slaven am längsten in jener zweiten Heimath verweilen läßt, erleichtert er das Verständniß des verschiedenen Entwicklungsganges der Cultur und des Charakters dieser Völkergruppen.

Den Slaven weist er in der Reihe der indogermanischen Stämme den letzten Platz an. Das weltgeschichtliche Verhängniß dieses Stammes sieht er in dem Umstande, daß er in der zweiten Heimath unter einem in Knechtschaft lebenden Volke zurückblieb. „Die Entschlossensten, Muthigsten, Kräftigsten, Tüchtigsten zogen aus, die Blüthe der Nation schied, — die Aengstlichen, Bequemen, Schwächlichen, kurz der minder erlesene Theil blieb daheim." — Wohl wird er der slavischen Volksart keineswegs gerecht, indem er sie als „ängstlich" und „schwächlich" darstellt, das aber muß ihm zugegeben werden, daß die Slaven an Ausdauer, Nachhaltigkeit und Ernst in der Arbeit, an Freude, ja an Durst nach der Arbeit hinter den anderen indoeuropäischen Völkern zurückstehen. Das ausgeprägte Persönlichkeits- und Rechtsgefühl, der Unabhängigkeitssinn und Freiheitstrieb, der die anderen indoeuropäischen Völker auszeichnet und der sich als die werthvolle Frucht ihrer gemeinsamen Wanderung bezeichnen läßt, wären den Slaven, glaubt er, in ihrer zweiten Heimath verloren gegangen.

Daß es Jhering versagt blieb, näher auf die Volksart der Semiten und Arier und der einzelnen Zweige beider Stämme einzugehen, wie er beabsichtigt hatte, ist, wir wiederholen es, tief zu bedauern; doch schon das uns vorliegende Vollendete sichert ihm den Dank derer, denen es gegeben ist, sich an dem kühnen Walten seines historischen Geistes und an der so klaren wie lebhaften Darstellungsweise eines Gelehrten zu erfreuen, der mit tiefen Kenntnissen auf einem großen Forschungsgebiete den Drang vereinte, auch in andere Disciplinen einzudringen und sie seinem Zwecke dienstbar zu machen. Wenn er dabei auch bisweilen strauchelte, beeinträchtigt dies nur wenig den Genuß, den es uns wenigstens gewährte, dem im hellen Sonnenlicht fortschreitenden rüstigen Bahnbrecher zu folgen und den kräftigen Axthieben, sowie der mühevollen Jätearbeit zuzuschauen, mit der es ihm gelang, manches bisher unzugängliche Dickicht zu lichten.

Mittheilungen und Nachrichten.

rm. **Anton E. Schönbach.** Ueber Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen. Leuschner u. Lubensky. Graz, 1894. VIII u. 502 S. 8. — Man kennt wohl im allgemeinen das „Milieu", dem unsre mittelhochdeutschen Dichter entstammen, die Anschauungen der Zeit, die Durchschnittsbildung der Poeten — aber doch nur im allgemeinen. Schönbach, der wie kaum ein zweiter Kenntniß der lateinischen und deutschen Literatur unsres Mittelalters vereint, hat in seinem Buch über Hartmann von Aue den typischen Durchschnittspoeten jener Epoche herausgegriffen, um an ihm einmal genau zu studiren, wie weit der Einzelne diese Ideen abspiegelt. Indem er in den ersten beiden Büchern „Religion und Sittlichkeit" und „Bildung" durchprüft, führt er uns ganz exact einen Querschnitt aus dem Denken und Wissen der Besten jener Epoche an; indem er im dritten Buch „Kunst und Charakter" beleuchtet, mißt er die Individualität des vielgepriesenen Sängers der „mâze" sorgfältig ab. Dadurch gewinnt das Buch, das für die Geschichte des Minnesangs und insbesondere für das Verständniß der Gedichte Hartmanns höchst schätzbare Belehrung bietet, auch allgemeinere Bedeutung. In jenen einfacheren Verhältnissen läßt sich die allgemeine und die persönliche „Bildung" genauer festlegen als etwa heute; wir wünschten trotzdem, daß nach dem Muster dieser gelehrten und methodischen Arbeit einmal untersucht werde, was z. B. von Heine's Gedanken allgemein verbreitet war. Zeitungen und Parlamentsreden würden hier den dort benutzten Scholastikern und Schulbüchern als Quellen charakteristisch entsprechen.

* **Ausgrabungen. Griechische.** — Auf den **Jonischen Inseln** war die Verbreitung der mykenischen Cultur noch nicht nachgewiesen. Nunmehr berichtet man aus Athen, daß Hr. Wolters in Masarakata auf der Insel Cephallenia ein unterirdisches Bauwerk entdeckt hat, das mit den Kuppelgräbern, wie sie in Mykenae und Amyclae aufgefunden worden sind, unverkennbare Aehnlichkeit aufweist. — Auf der **Insel Thasos**, im Hafen Limenas, wurde vor kurzem eine interessante bekleidete Frauenstatue und ein Kopf in archaischer Stilisirung aufgefunden. — In **Lycosura** (Arkadien) sind dem Ephoros Leonordos weitere Funde geglückt. Er hat nämlich in dem Kellerraum des Tempels der „Despoina" eine Mosaik in Länge von etwa 8 m entdeckt, auf der zwei Löwen in natürlicher Größe dargestellt sind; außerdem ist das Quadrat, in dem diese Figuren sich befinden, noch mit Mäandermustern, großen Blumen und kunstvoll gewundenen Pflanzenornamenten überaus reich verziert. Löwen und Ornamente bestehen aus kleinen weißen Marmorsteinchen, während der Fußboden aus rothen Steinen hergestellt ist. In der Nähe des Tempels, und zwar auf der einen Seite des benachbarten Bergrückens, be-

findet sich noch die Anlage einer Schutzmauer, die den Sturz von Erdmassen abhalten sollte. Auf diesem Bergrücken lag das sogen. „Megaron", in dem die Feierlichkeiten und Opfer zu Ehren der von den Arkadern am meisten verehrten Despoina, der Tochter der Demeter und des Poseidon, stattfanden. — In Kreta hat das Amerikanische Archäologische Institut bei Präsos auf der Halbinsel Sitia Versuchsausgrabungen vorgenommen, eine auf der Akropolis, die andere in der Unterstadt. Die erste deckte am Rande der Höhe eine kleine in den Fels geschnittene Plattform und auf dieser die Reste eines Altars auf, die ringsum von Kohle, Asche und Thierknochen im Verein mit mykenischen und archaisch-griechischen Gefäßscherben, Terracotta-Figuren cyprischen Stils und archaischen Bronzen umgeben waren. Die zweite Ausgrabung brachte eine Sammlung von Votiv-Pinaken (Terracotta-Tafeln mit Anrufungen der Götter) und Terracotta-Figurinen ein, die, nach ihrer Form zu urtheilen, von der archaisch-hellenischen Zeit bis zur macedonischen reichen. Noch bedeutendere Funde hat das nämliche Institut, wie die „Köln. Ztg." erfährt, in Gortyna gemacht. Dort hatten Bauern im Feld einen Mauerrest, der eine Inschrift trug, aufgedeckt, worauf das Institut Ausgrabungen vornahm und die Ruinen einer großen byzantinischen Kirche zu Tage förderte, deren Mauern hie und da noch zwei bis drei Meter über dem Pflaster aufrecht stehen. Ihre Bausteine sind älteren Gebäuden entnommen und zum Theil mit Inschriften bedeckt, die, nach den Buchstaben zu urtheilen, von der archaischen bis zur römischen Zeit reichen und Gesetze, sowie Verordnungen wiedergeben. Bekanntlich war es Brauch, solche in die Außenwände der Tempel zu meißeln. Einen Tempel des pythischen Apollo, dessen Außenwände ganz damit bedeckt waren, hat man schon 1886 ausgegraben, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die jetzt gefundenen Inschriften ebenfalls von einem Tempel herrühren, dessen Ruinen das Baumaterial für jene Kirche geliefert haben. Unter diesen Texten befindet sich der eines Vertrages aus archaischer Zeit zwischen den Städten Gortyna und Rhizenia; ferner lesen wir dort einen Vergleich zwischen Gortyna und Phästos, der auch durch seine Mundart bemerkenswerth ist, ein großes Bruchstück eines den Hausbau und die Anpflanzung von Bäumen betreffenden Gesetzes, sowie eine sehr wichtige Verordnung über die Einführung von Bronzemünzen in Gortyna. Zahlreiche Verordnungen stammen aus macedonischer und römischer Zeit; eine lateinisch abgefaßte aus der Kaiserzeit, die den Tempel des Britomartis in Gortyna betrifft, gibt von einem bisher unbekannten Bau die erste Kunde. So hat sich Gortyna wiederum als eine Hauptfundstätte für wichtige, das alte Rechts- und Verwaltungswesen beleuchtende Inschriften bewährt. — Auch der Louvre ist vor kurzem wieder durch eine werthvolle griechische Inschrift aus der Nachbarschaft von Dierach (Syrien) bereichert worden, die Theile eines alten Gesetzes, betreffend die Pflege der Weinberge und deren Schutz gegen Diebe, enthält. Die Gegend jenseit des Jordans war von Alters her und bis in die Zeit der arabischen Geographen berühmt wegen des Reichthums der Weinberge und des vortrefflichen Weines.

* Die nächsten Fortschritte in der Meteorologie erwartet man bekanntlich von einer möglichst genauen und ausgebreiteten Beobachtung der Vorgänge in den oberen Luftschichten. Neben den gelegentlichen Ballonfahrten behalten dafür die ständigen, auf Bergen belegenen Hochstationen ihren Werth. Eine Zusammenstellung derselben — sie sind sämmtlich in den letzten 15 Jahren errichtet — unternahm jüngst A. Lawrence Rotch in Boston, wie folgt: Die Vereinigten Staaten haben augenblicklich zwei Höhenstationen, wo das ganze Jahr hindurch meteorologische Beobachtungen ausgeführt werden: das in erster Linie astronomischen Zwecken dienende Lick-Observatorium auf dem Mount Hamilton (Californien) und das Blue Hill Meteorological Observatory in Massachusetts, das in sehr mäßiger Höhe liegt. Die höchste meteorologische Warte der Welt befindet sich jetzt in Peru, wo das Observatorium des Harvard College vor mehreren Jahren zu Arequipa einen Außenposten errichtet hat. 1893 gelang es Professor Bailey, dort auf dem Gipfel des nahen Vulcans El Misti (19,300 Fuß) selbstthätige Instrumente aufzustellen. Mehrmals im Monat ersteigt einer der Beamten des Observatoriums den Berg, um die Uhrwerke aufzuziehen und die Registrirbögen auszutauschen. Frankreich steht mit seiner prächtigen Kette von Gipfelstationen auf dem Puy de Dôme (4800 Fuß) in der Auvergne, dem Pic du Midi (9440 Fuß) in den Pyrenäen, dem Mont Ventoux (6250 Fuß) in der Provence und dem Aigonal (5150 Fuß) in den Cevennen ohne Nebenbuhler da. Sie sind allerdings insofern mangelhaft, als sie keine mit ihnen zusammenarbeitenden Stationen in der Ebene haben, und ihre Beobachtungen sind auch nicht im einzelnen veröffentlicht worden. 1890 errichtete ein eifriger Alpinist und Meteorolog, Vallot, mehrere Stationen auf und nahe dem Mont Blanc, und es sind seitdem jedes Jahr von dort Berichte erhalten worden. Die höchste dieser Stationen, auf dem Felsen „Des Bosses" (14,320 Fuß) ist mit vielen selbstthätigen Instrumenten versehen, die vierzehn Tage ohne Bedienung arbeiten. Das 1460 Fuß höher, auf der Spitze des Mont Blanc selbst errichtete Observatorium Janssens ist noch nicht in Thätigkeit, doch ist dafür in Paris ein Meteorograph angefertigt worden, der drei Monate lang ohne Bedienung alle meteorologischen Elemente aufzeichnet. Ein ähnlicher Apparat wird von Mr. Fergusson zu Blue Hill für die Station auf El Misti angefertigt. Unter den deutschen und österreichischen Stationen ist die auf dem Sonnblick (10,170 Fuß) die höchste von denen, die in beständiger Thätigkeit sind. Die Schweiz hat jetzt auf dem Säntis (8200 Fuß) im Canton Appenzell eine der bestgelegenen und besteingerichteten Gipfelstationen der Welt; in Italien ist eine Warte auf dem Monte Cimone (7100 Fuß), in den Apenninen, bei Lucca, kürzlich vollendet worden. Auf dem Ben Nevis, dem höchsten Berge in Großbritannien (4400 Fuß) befindet sich eine Station, auf der zehn Jahre hindurch in ununterbrochener Reihe stündliche Beobachtungen ausgeführt worden sind. Auf dem Brocken, der bei geringer Höhe (3500 Fuß) durch seine vorgeschobene Lage wichtig ist, ward schon vor Jahrzehnten regelmäßig meteorologisch beobachtet, da der Pächter des Gasthauses früher oben zu überwintern pflegte. In neuerer Zeit trat jedoch darin eine Unterbrechung ein, so daß die Anlage einer modern ausgestatteten Wetterwarte — durch den Grundherrn Grafen Stolberg-Wernigerode — dringend zu wünschen bleibt. — Nach soeben eingehendem Bericht des auch in Deutschland bekannten Meteorologen von Queensland, Hrn. Wragge, soll nun übrigens auch auf dem Mount Wellington (1270 Meter) bei Hobart ein Wetterhäuschen errichtet werden, also eine der südlichsten Höhenbeobachtungsstationen der Welt.

a. f. **Berlin**, 21. Juli. Im Eingang der letzten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie am vorigen Sonnabend widmete der Vorsitzende Prof. Virchow dem Andenken des vor kurzem gestorbenen englischen Forschers Huxley Worte der Anerkennung. — Den am 7. Aug. und die folgenden Tage in Kassel versammelten deutschen Anthropologen wird am Tage vorher Gelegenheit geboten sein, unter ortskundiger Führung die für Reste von Römerburgen gehaltenen Burgwälle des Teutoburger Waldes zu besuchen. Stelldichein in Driburg, Abfahrt von Berlin am 6. Aug. früh 8 Uhr 40 Min. — Von dem Chemiker Oskar Stephan ist der Gesellschaft ein vorzüglich erhaltener, ungemein massiver und kunstvoll gearbeiteter, bronzener Wandelring (Halsring) geschenkt worden, der in einem Pommerschen Torfmoor (Dollerpfuhl) aufgefunden ist und allseitig bewundert wird. — Director Voß berichtet unter Vorzeigung eines Lageplans über die jüngst in Schlieben und Umgegend gemachten Ausgrabungen. — Die in letzter Versammlung von Prof. Bastian besprochene neue Erwerbung des Museums für Völkerkunde, das große aus Siam stammende Werk über Buddhismus, ist nunmehr aufgestellt und wird am kommenden Mittwoch 2 Uhr für die Gesellschaftsmitglieder sichtbar sein. — Dr. Lissauer hat die Pfingstversammlung der Anthropologen in Görlitz zu einem Ausflug nach dem Heidenstein von Deigsdorf und dem großen Opferstein auf dem Gipfel des Schlahn-Berges in Böhmen benutzt und legt Photogramme davon und aus der z. Z. in Prag stattfindenden tschechoslavischen ethnographischen Ausstellung vor. — Prof. Nehring zeigt eine wohlgelungene Nachbildung in Holz von dem in einer Thongrube bei Klinge in der Nähe von Cottbus gefundenen Geweih eines der älteren Interglacialzeit angehörigen Riesenhirsches. Ein ganz ähnliches Exemplar, Schädel mit wohlerhaltenen beiden Schaufeln, ist jüngst von Fischern aus dem Rhein bei Worms gezogen worden. — Prof. Joest hat aus Japan Proben der papiernen Unterkleider (Jacken und Hosen) empfangen, welche die japanischen Truppen während des letzten Herbst- und Winterfeldzuges getragen haben und die sich gut bewährt haben sollen. Ein beim 2. Garde-Ulanen-Regiment mit einer Jacke angestellter Versuch hat diese Unterkleidung für heiße Witterung indessen als ungeeignet erwiesen; es trat schon nach drei Tagen vollständige Auflösung an den Nähten ein, auch wurde die Kleidung als zu warm empfunden. Der aus eigener Anschauung mit Ostasien wohlbekannte Vortragende hat vor Jahren Formosa besucht und später darüber in der Gesellschaft berichtet, wobei er Anlaß nehmen mußte, die Reiseberichte eines

Dr. Th. Mundt-Lauff als schwindelhaft zu kennzeichnen. Darüber zu jener Zeit von Dr. Mundt-Lauff angegriffen, darf es Prof. Joest zur Genugthuung gereichen, daß Dr. Mundt-Lauff aus Anlaß der bekannten Rixdorfer Millionen-Erbschaft jetzt als gefährlicher Schwindler entlarvt ist. — Prof. R. v. Kaufmann sieht sich genöthigt, gegen die von Donner v. Richter herrührenden unautorisirten und nicht auf eigener Anschauung beruhenden Veröffentlichungen des Deutschen Archäologischen Instituts über die von dem Vortragenden selbst in Hawara im Fayum gemachten ägyptischen Gräberfunde Verwahrung einzulegen. Die D. v. R.'schen Mittheilungen legen die Ansicht nahe, als seien die zum Theil künstlerisch vollendeten, auf Leinwand gemalten Portraits der Verstorbenen, worunter der unter dem Namen „Aline" bekannte Frauenkopf als ein Meisterwerk anzusprechen ist, etwa zu Lebzeiten der Betreffenden gemalt und erst der fertighergestellten Mumie beigefügt worden. Der Vortragende setzt auseinander, daß und warum solches ausgeschlossen ist. Die betreffenden Bilder finden sich nämlich jedesmal auf dem letzten Ende der — von außen gerechnet — zweiten Leinwand-Bewickelung der Mumien, welches Ende über dem Gesicht ausgebreitet ist und zur Gewinnung einer ebenen Fläche bei Herstellung des Bildes durch eine Anzahl über das Gesicht gebreiteter, miteingebundener Leinwandstücke eine ihren Zweck erfüllende Unterlage erhalten hat. Auch ist die D. v. R.'sche Erzählung von einer settigen, die Leinwandbinden durchdringenden Masse, welche die Bilder theilweise verunstaltet habe, gänzlich unbegründet, da sich nichts Aehnliches findet, sondern ganz im Gegentheil der trockene Sand des Fayum, in welchem die Mumien gebettet waren, so trefflich conservirt hat, daß sich z. B. die Structur von Rosen, die sich in den Gräbern vorfanden, sowie einzelne in den Blumenkelchen zurückgebliebene Insecten während der 1700 bis 1800 Jahre ihres Vergrabenseins vollständig erhalten haben. — Prof. F. Boas bespricht die Entwidlung des Sagenkreises unter den Indianerstämmen Nordwest-Amerika's und weist nach einer auf solche Untersuchungen selten angewandten statistischen Methode eigenthümliche Zusammenhänge nach, welche auf die Spuren einer Urmythologie zu leiten versprechen und interessante Aufschlüsse verheißen. — Dr. v. Luschan legt vier Blatt von der neuen, auf 29 Bl. und 8—10 Ansatzstücke berechneten Karte von Deutsch-Ostafrika vor, die von R. Kiepert für D. Reimer herausgegeben wird und als eine großartige Leistung der in der Kiepert'schen Familie erblichen phänomenalen Arbeitskraft bewundert werden muß. Als Grundlagen haben zumeist die Aufnahmen von Stuhlmann, Ramsay, Herrmann, Fromm, Böhm, Rindermann u. A. gedient, während z. B. die kartographischen Leistungen von Stanley und C. Peters sich als unbrauchbar erwiesen haben. Die Vollendung des ganzen Kartenwerkes dürfte noch mehrjährige Arbeit erfordern; einstweilen bildet jedes Blatt eine Bereicherung unsres geographischen und ethnographischen Wissens. Der große Maßstab von 1 : 300,000 gestattet die Einzeichnung vieler, auch rein ethnographischer Angaben, Situation und Schrift sind lithographirt, das Terrain ist in Kreidemanier sehr scharf wiedergegeben. Die Ländergrenzen sind grün colorirt und treten dadurch sehr scharf hervor. Die ganze Karte, deren Herausgabe von der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amts unterstützt wird, bekommt eine Höhe von 5 Meter und wird nahezu ebenso breit; sie ist aber natürlich nicht als Wandkarte gedacht, sondern als Atlas. Derselbe Vortragende bespricht eine Mittheilung von David Mac Ritchie über Pygmäen in Spanien. Der für solche Arbeit in keiner Weise competente Verfasser habe völlig übersehen, daß es sich bei seinen angeblichen Nachkommen einer Zwergrace lediglich um ganz gewöhnliche Cretins handelt, wie solche seit Jahrhunderten bekannt und seit einem Menschenalter durch die Untersuchungen Virchows auch wissenschaftlich so genau festgelegt sind, daß Neues darüber kaum mehr beigebracht werden kann. Solche krankhafte Mißbildungen als Reste einer Urrace darzustellen, sei vollkommen absurd.

* In der Nacht zum 22. d. ist in Berlin Rudolf v. Gneist der Krankheit erlegen, an deren Verlauf einige Wochen hindurch das deutsche Publicum und die gelehrte Welt den Antheil wechselnder Hoffnung und Besorgniß nahm. Er starb nach fast vollendetem 79. Lebensjahr in der Stadt seiner Geburt, der er allezeit angehört hat und mit deren geistigem Wesen und politischem Schicksal er aufs engste verwachsen war. In seiner reich angelegten Natur überwog eine hohe Intelligenz, die in wissenschaftlicher Arbeit insofern ans Geniale streifte, als sie eine außerordentliche Leichtigkeit der Production mit sicherer Stetigkeit in der Verfolgung großer idealer Richtungen verband. Für die Aufgaben praktischer Politik, denen sich sein vielseitiger Ehrgeiz nicht entziehen mochte, haben ihm seine Freunde und Bewunderer dagegen stets ein größeres Maß von Festigkeit des Charakters, von bestimmter, wenn man will: beschränkter Energie des Willens gewünscht. Die theoretische Bemühung und Leistung eines einzelnen Gelehrten aber hat überaus selten einen gleich merkwürdigen Einfluß auf die politische Anschauung seiner Zeitgenossen erlangt. Denn für uns Deutsche wenigstens ist es doch Gneist gewesen, der durch seine Erforschung und Darstellung des englischen Staatswesens unsern Blick von der Verehrung der abstracten Verfassungsschemata eines Montesquieu und seiner Nachfolger auf die wirklich lebendigen Wurzeln politischer Freiheit in der Erscheinung der Selbstverwaltung hinübergelenkt. Nicht minder jedoch ward derselbe Mann auch der Eigenart unsrer preußisch-deutschen Staatsentwicklung gerecht; das officielle Beamtenthum in seiner großartigen Schulung und pflichttreuen Haltung galt ihm und gilt mit ihm auch uns für eine ebenso wohlberechtigte Schöpfung modern germanischen Geistes. Recht und Verwaltung stellten sich nun nicht mehr als Gegensätze dar; im Rechtsstaat erhielten sie beide ein Ideal ihrer inneren Einigung. So sind denn auch die praktischen Versuche in der Einführung der Verwaltungsrechtspflege wie der Selbstverwaltung, zumal in Preußen, vor allem auf die von Gneist theils aufgestellten, theils entwickelten Lehren zurückzuführen. Auf das schärfste stellte er endlich die Unterschiede zwischen Staat und Gesellschaft ins Licht und räumte in dem Doppelleben beider, das vom Widerstreit zum Ausgleich und vom Ausgleich zum Widerstreit dahinströmt, mit aller Entschiedenheit dem Staate die oberste Würde ein — eine Ansicht, die ebenfalls allen Zeitgenossen, denen an der Erhaltung unsres civilisirten Gemeinlebens liegt, in Fleisch und Blut übergegangen ist. Fürwahr, ein Gelehrter, der in solcher Weise durch seine Gedankenarbeit politisch gewirkt, hätte der für andere menschliche Begabung geflochtenen Kränze des Erfolgs im politischen Tagesdasein nicht zu begehren brauchen. Eine eingehende Würdigung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen behält die „Beilage" dem berufenen Kenner vor.

* **Berlin.** Geheimrath Prof. Dr. v. Bardeleben stellt die ihm untergeschobene Absicht, mit Ende des Sommersemesters seine Stelle als Director der chirurgischen Klinik der Charité niederzulegen, durchaus in Abrede.

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule zu Charlottenburg habilitirte sich Dr. Otto Lippstreu, Lehrer am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster, als Privatdocent für deutsche Literatur. Seine Antrittsrede behandelte das Thema „die Auffindung des Goethe'schen Faust in seiner ursprünglichen Gestalt und ihre Bedeutung für die Forschung".

* **Bonn.** Geheimrath Pflüger, Professor der Physiologie an hiesiger Universität, ist von der medicinischen Akademie in Brüssel an Stelle Ludwigs zum ausländischen Ehrenmitglied gewählt worden. Zum correspondirenden Mitglied ernannte dieselbe Akademie gleichzeitig den Anatomen Prof. Retzius in Stockholm.

* **Wien.** Der Archäolog Hofrath Prof. Dr. Benndorf ist von der mit Geheimrath Dr. Karl Humann unternommenen Versuchsgrabung in Ephesus, welche mit reichen Fundergebnissen vorläufig abschloß, nach Wien zurückgekehrt.

* **Brüssel.** Die Tochter eines hiesigen Arztes, Frln. Meuleman, bestand an der medicinischen Facultät der Universität Brüssel mit ausgezeichnetem Ergebniß die ärztliche Prüfung.

* **Durham.** Die hiesige Universität hat durch die Königin Victoria das Privileg erhalten, die von den nichttheologischen Facultäten zu verleihenden Grade hinfort auch weiblichen Studirenden zu ertheilen.

b In **Paris** ist der Botaniker H. Baillon, Professor an der medicinischen Facultät daselbst, Mitglied der Royal Society in London, im Alter von 68 Jahren gestorben. Er war eine Autorität in seinem Fach, welches er durch bedeutende Werke, wie eine „Histoire des plantes" und ein „Dictionnaire botanique" bereichert hat.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Nationalgalerie im Palazzo Corsini in Rom.

St. Im Jahre 1713 erschien in Leipzig Maximilian Missons' „Reise nach Italien“, ein umfangreiches Werk, in dem der Verfasser die Erfahrungen eines wiederholten Aufenthalts in Italien niedergelegt hatte. Mit Unrecht ist diese interessante Reisebeschreibung, die schon wegen ihrer Ausführlichkeit und ihres Alters Beachtung verdient, heute fast vergessen; enthält sie doch mehr als eine merkwürdige Notiz über Kunst und Leben in Italien am Ausgang des 17. Jahrhunderts, bringt sie uns doch, da der Verfasser mit guten Empfehlungen reiste, mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung.

Unter den mannichfachen Beziehungen, die Missons in Rom anknüpfte, scheint ihm die Bekanntschaft mit Schwedens abgedankter Königin Christine besonders werthvoll gewesen zu sein, denn er berichtet von der Persönlichkeit der Fürstin, von ihrer Umgebung und dem glänzenden Palast, den sie bewohnte, mit besonderer Ausführlichkeit und Genugthuung. Bekanntlich hatte Christine, deren prunkvolles Grabmal wir heute in St. Peter sehen, im alten Palast der Riari ihren Wohnsitz genommen. Noch heute erinnert in einem entlegenen Theil des Palastes ein Wappenschild an die schöne und stolze Caterina Sforza und ihren gewaltthätigen Gemahl Girolamo Riario, den Neffen Sixtus' IV., der dem Palast für Jahrhunderte den Namen gab. Die Erinnerung an die glänzenden Feste aber, die hier der allmächtige päpstliche Nepot seinen Freunden und Feinden gab, wurde in späteren Jahrhunderten durch die Versammlungen geistig bedeutender Männer in den Schatten gestellt, an deren angeregte Unterhaltungen Erasmus von Rotterdam sich so gern erinnerte, und die unter Christine von Schweden eine neue Blüthe erlebten.

Allerdings ist das Bild, das uns Missons von der äußeren Erscheinung der Königin entwirft, keineswegs besonders anziehend, und die hohe Frau scheint es verschmäht zu haben, durch die Künste der Toilette ihrer rauhen Natur einigen Reiz zu verleihen. „Die Königin war von Statur sehr kurz, dick und stark, hatte eine männliche Stimme, Farbe und Gesicht, eine erhabene Nase, große und blaue Augen, ein gespalten Kinn mit einzelnen langen Barthaaren, eine lachende freundliche Mine und eine sehr höfliche Manier. Ihre Kleidung war ein Mannsrock, der bis auf die Kniee ging, ein schwarzer, sehr kurzer Unterrock, darunter man Mannsschuhe vorgehen sah und statt der Krause eine dicke Schleife von schwarzem Band. Nach der Audienz, in der man in behaglicher Weise Gedanken über Sitten und Unsitten der verschiedenen Nationen austauschte — noch heute in Rom ein nie versiegender Unterhaltungsstoff — und wo Ihre Majestät hochdero Gäste zum Schluß mit einigen „Particular-Historien Sr. päpstlichen Heiligkeit“ regalirte, öffneten sich die Privatgemächer der Fürstin und es wurde den Fremden gestattet, die dort aufgestellten Kunstschätze zu bewundern.

In der That mag es in Rom am Ausgang des 17. Jahrhunderts kaum eine reichere Privatsammlung gegeben haben, wie die, welche in den weiten Räumen des Palazzo Riario sich so großartig darstellen konnte. Nicht nur eine glänzende Bibliothek, die fast Alles enthielt, was es damals Wissenswerthes gab, eine werthvolle Medaillen- und Münzsammlung, köstliche Antiken und Gemälde ersten Ranges, die zum Theil aus Mantua stammten und von der Königin aus Schweden mitgebracht waren, erfüllten die weiten Säle, und die Fremden konnten keine Worte finden, solche Schätze genügend zu bewundern. Nach dem Tode Christinens zerstreuten sich ihre Sammlungen: die werthvollsten Manuscripte gelangten in die vaticanische Bibliothek, die Gemälde und Antiken erwarb Fürst Livio Odescalchi für eine hohe Summe, und der Palast selbst wurde unter dem Pontificat Clemens' XII. an seinen Neffen, den Cardinal Neri Corsini verkauft. Dieser Kirchenfürst gab dem Palast bis auf heute den Namen und zugleich die moderne Gestalt; er brachte in kurzer Zeit eine neue Gemäldegalerie zusammen, die an Umfang der alten gleichkommen mochte, sie aber nicht an Werth erreichte. Das Madonnenbild Raffaels, die Leda und die Jo des Correggio, die sich heute in Berlin befinden, und die Meisterwerke aus der venetianischen Schule, die alle einst die Sammlung der Königin von Schweden zierten, suchen wir heute im Palast Corsini vergebens.

Mehr als anderthalb Jahrhunderte hat sich die Familie Corsini, der heute noch in Florenz eine der reichsten Privatsammlungen angehört, im Besitz des nach ihr benannten Palastes behauptet, den erst der letzte Besitzer vor wenigen Jahren dem Staat für die verhältnißmäßig sehr geringe Summe von $3^1/_2$ Millionen Francs überließ. Es ist viel und mit Recht über die Zerstörung des herrlichen Gartens geklagt worden, dessen immergrüne Eichen und hochragende Cypressen ihresgleichen in Italien suchten. Warum die Regierung eine Einschränkung dieser weitläufigen Anlagen mit ihren unzähligen Springbrunnen, weiten Rasenplätzen und schattigen Alleen, die bis auf den Janiculus sich erstreckten, für nöthig erachtete, erscheint nicht klar, jedenfalls ist die dadurch an der alten Roma begangene Schuld durch die Errichtung einer „Galeria Nazionale“, mit der ein Kupferstichcabinet verbunden ist, in den jüngsten Tagen reichlich gesühnt.

Ein glücklicher Umstand kam der Ausführung dieses Plans zu Hülfe, der geeignet ist, der von Einheimischen und Fremden bis dahin ziemlich wenig besuchten Galerie Corsini oder, wie sie heute heißt, „Nationalgalerie“ ein der alten Tradition würdiges Ansehen zurückzugeben. Schon in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hatte der Fürst Torlonia den größten Theil seiner Gemäldesammlung den Römern vermacht, ohne daß man bis dahin Gelegenheit fand, diese Erbschaft, die für das Publicum eine Zeit lang im Palazzo Torlonia sichtbar war, in einer allen Betheiligten zusagenden Weise anzutreten. Im Palast der

Corsini, deren obere Stockwerke der Akademie der Wissenschaften für ihre Sitzungen dienen, der außerdem eine der reichsten Bibliotheken Roms und die erste Kupferstichsammlung Italiens in seinen Mauern beherbergt, fand sich auch Raum genug, die Gemäldesammlung Torlonia unterzubringen und mit der alten Sammlung Corsini und den werthvollsten Bildern vom Monte di Pietà zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Steigen wir das erste Stockwerk empor, so gelangen wir durch eine Galerie antiker Büsten in das hohe Vestibül, wo alles das untergebracht wurde, was sich im Palast noch an nennenswerthen antiken und modernen Sculpturen befand. Wir finden nichts, was ein mit den Schätzen des capitolinischen Museums oder der vaticanischen Sammlungen vertrautes Auge sonderlich anziehen könnte und schreiten hindurch in den ersten Saal, wo in verständnißvoller Weise Giovanni Panini's berühmte Veduten Roms mit den nicht minder bekannten des van Witel — Vanvitelli — vereinigt sind und den Beschauer sofort in die Zeit Christine von Schwedens zurückversetzen. Hier hängen auch Gaspar Poussins kolossale Landschaftsbilder, die wie die Werke Panini's, van Witels, Locatelli's zum alten Bestand der Galerie gehören und daher eine besondere Besprechung nicht beanspruchen dürfen.

Auch im zweiten Saal begrüßen wir alte Bekannte: die Madonna Murillo's mit dem süßen sinnenden Ausdruck und dem etwas gewöhnlichen Kinde, Madonnen Carlo Maratta's und Christus-Köpfe Guido Reni's, endlich den hl. Sebastian von Rubens und eine schwermüthig schöne Madonna mit dem Kinde in düsterer Landschaft, die neuerdings von competenter Seite als ein Jugendwerk des großen Antonis van Dyck bezeichnet wurde.

Wenden wir uns rechts in den loggienartigen Saal mit hohen, reichliches Licht spendenden Fensteröffnungen, so begegnen wir den ersten bedeutsamen Erwerbungen aus der Sammlung Torlonia. Ein voller Lichtstrom fällt auf einige köstliche Veduten Venedigs des Antonio Canale, unter dem Namen Canaletto weltberühmt. Zwei Ansichten des Canal Grande sind Meisterwerke in der Wiedergabe des kühlen durchsichtig grünen Wassers, des leuchtend blauen Himmels mit den leicht schwebenden weißen Wolken, der fein abgestimmten Töne der grauen, rothen, braunen und weißen Häuser und Paläste. Und welch eine scharfe Charakterisirung von Licht und Schatten! Der Abglanz der dem Untergang sich nähernden Sonne ruht auf den oberen Stockwerken der rechten Häuserreihe, während links schon der Abendschatten die Front der Paläste bedeckt. Heiteres ruhiges Leben herrscht auf dem Wasser und wir fühlen den ganzen Zauber der Lagunenstadt mit sehnsuchtsvoller Erinnerung an ihr träumerisch schönes Dasein in unsrer Seele lebendig werden. Vier Jagdstücke des Franz Snyders, des liebenswürdigen Freundes Peter Paul Rubens', führen uns auf einmal in eine andere Welt und eine andere Kunst. Was man auch immer von der Wirkung niederländischer Meister in italienischen Galerien sagen mag, vor solchen Leistungen verweilt man gern. Der Gegenstand ist allemal derselbe: ein gewaltiger Eber von Hunden gehetzt, überfallen und überwältigt. Wir schauen dem Kampf der heulenden, kläffenden Hunde mit der wüthenden Bestie mit athemloser Spannung zu und werden doch stets über den Ausgang des ungleichen Kampfes in Ungewißheit gelassen. Alles scheint lebendig in diesen Gemälden, die uns den Meister auf der Höhe seiner Kunst zeigen.

Nur ein einziges Bild wollen wir im nächsten Zimmer betrachten, das ebenso wie die holländischen Jagdstücke, aus der Sammlung Torlonia stammt: Gerbrandt van Eeckhouts Abendmahl von Emmaus. Dieser Gegenstand wurde von Italienern, vor allem Venezianern und Holländern häufig dargestellt. In Italien vielleicht niemals wieder so großartig, wie in dem berühmten Gemälde in S. Salvatore in Venedig, das man heute wohl mit Recht dem Carpaccio zuschreibt. Eeckhout hat kein Andachtsbild malen wollen, die glänzende Halle wird bei ihm zum höhlenartigen Gemach, die feierliche Würde des Gottessohnes verwandelt er in die unbewußte schmerzverklärte Hoheit eines schwergeprüften Erdenpilgers. Es ist derselbe Christustypus, den wir so oft in Rembrandts „Hundertguldenblatt" bewunderten, ohne daß wir zu sagen vermochten, warum wir so tief ergriffen wurden von einer Darstellung, die, aller Herrlichkeit entkleidet, nur durch den stillen Ausdruck unergründlichen Seelenschmerzes zu uns redet. Das letzte Abendroth fällt durch eine hohe Fensteröffnung in das dämmernde Gemach, in dem wir kaum noch die Personen zu unterscheiden vermögen. Eben trägt der Wirth die erste Schüssel auf und Christus hat das Brod betend erhoben. Ein geheimnißvoller Schauer erfaßt die Jünger: so war es doch der Auferstandene, der sie begleitete, der nun ihnen nach alter Weise betend das Brod zu reichen im Begriff ist? Sicherlich reicht dies Bild in der technischen Leistung nicht an Rembrandt heran, in der Innerlichkeit und Eigenart der Auffassung steht es ihm unendlich nahe und darf jedenfalls als die Perle unter allen Gemälden der holländischen Schule in dieser Sammlung angesehen werden.

Das nächste Gemach, das durch zwei Säulen getheilt wird, ist als Sterbezimmer der Königin von Schweden bekannt. Es enthält eine Reihe Portraite aus dem 17. und 18. Jahrhundert und eine gute alte Copie nach Tizians „Venus und Adonis", dessen Original sich heute in London befindet. Einen nicht unbedeutenden Meister der Florentiner Renaissance, Mitschüler Michelangelo's in S. Marco und lebenslang einer seiner vertrautesten Freunde, finden wir im folgenden Zimmer ausgezeichnet vertreten. Nicht weniger als drei Gemälde Giuliano Bugiardini's finden sich hier mit einem Madonnenbilde Fra Bartolomeo's unter den Repräsentanten der italienischen Renaissance. Zwei derselben gehörten zur Galerie Corsini und zeigen uns in der Schilderung Maria's mit ihrem Kinde, vor allem in der Madonna, den Einfluß des Andrea del Sarto, während der Künstler in der menschlichen Auffassung des Christkindes, das er nicht einmal mit einem Nimbus zierte, dem Michelangelo nachzustreben scheint.

Aus der Sammlung Torlonia dagegen stammt die ausgezeichnete Copie, welche Bugiardini für den Cardinal Cibo nach Raffaels Portrait Leo's X. verfertigte. Vasari gedenkt dieses Bildes mit größter Anerkennung und belehrt uns, daß einer der Cardinäle, die mit Leo zusammen portraitirt wurden, dem Besteller der Copie Platz machen mußte. In der That trifft das Auge statt der wohlbekannten Züge des Cardinals de Rossi auf das bärtige Antlitz des Nepoten Innocenz' VIII., das Bugiardini mit großer Meisterschaft in die Composition einführte. Auch sonst kann die Copie, in der wir vor allem die Gluth der Farbe bewundern, keine ganz treue genannt werden. Leo erscheint jünger und liebenswürdiger, wie auf dem weltberühmten Original im Palazzo Pitti, aber es ist dem tüchtigen Copisten nicht gelungen, die wundervoll geformten Hände des Papstes — ein hervorragendes Charakteristicum — so meisterhaft darzustellen, wie Raffael es gethan. Eine alte Copie, obwohl von viel schwächerer Hand, des zweiten bekannten Papstportraits Raffaels ist über diesem Bilde angebracht, von dem das Original sich gleichfalls im Palazzo Pitti, der trefflich erhaltene Carton in der Galerie Corsini in Florenz befindet. Der Copist des Gemäldes Julius' II. hat sich nur in Kleinigkeiten Abänderungen gestattet, aber er ist weit entfernt, in der Wiedergabe der Gesichtszüge sein

Original zu erreichen und zeigt seine Schwäche vor allem in den sackartigen Falten des weißen Gewandes, das der Papst unter der „Rochetta“, dem stark nachgedunkelten rothsammetnen Schultermantel, trägt.

Immerhin war die Zusammenstellung dieser beiden Gemälde ein äußerst glücklicher Gedanke, der in Florenz nachgeahmt zu werden verdiente. Zwei der bedeutendsten Päpste, die je auf Petri Stuhl gesessen, von der Hand des größten Künstlers dargestellt, jeder in seiner Eigenart mit dem klaren Blick des Genius erfaßt, wer möchte sich da nicht in eine psychologische Studie versenken? Wie würdevoll und behaglich hat sich Leo X. vor der mit reichen Miniaturen geschmückten Bibel niedergelassen, die er noch soeben studirte, wie uns die Lupe in seiner Linken lehrt. An der hohen Rückenlehne stehen rechts und links die beiden Cardinäle, und die mit reizendem Renaissance-Ornament verzierte Glocke mag uns sagen sollen, daß noch andere Diener des Winkes seiner Heiligkeit gewärtig sind. Der Papst ist in golddurchwirkte Altargewänder gekleidet und trägt den pelzbesetzten Schultermantel von rothem Sammet; aber keinen Ring entdeckt man an seinen Fingern. Der vornehme Medici wußte sehr wohl, daß keine Edelsteine die Schönheit seiner weißen Hände erhöhen könnten, auf deren Darstellung Raffael so große Sorgfalt verwendete, das der fleißige Bugiardini ihm nicht nachzuahmen vermochte. Das Gemälde ist trotz aller seiner Herrlichkeit nicht frei von einer gewissen Absichtlichkeit, die im Portrait Julius' II. so vollständig verschwindet. Scheint es doch, als habe der Maler diesen gewaltigen Papst in einem unbewachten Augenblick belauscht, in dem sich der alte Löwe, vor dem Italien zitterte, ernsten, trüben Gedanken hingab, wie sie dem Greisenalter nicht erspart bleiben. Kein fürstlicher Apparat umgibt den Papst, er ist allein. Nicht wie sein glänzender Nachfolger in goldschimmernden Atlas, sondern in ein schlichtes, faltenreiches Linnengewand gekleidet.

Wie bei Leo X., so sind auch bei Julius II. die Hände besonders bezeichnend, sie sind groß und knochig und die Finger mit Ringen überladen; war doch Julius II., wie sein Onkel Sixtus IV., ein Emporkömmling. Der greise Rovere liebte das Gold und die Edelsteine. Er wollte, wie uns Paris de Grassis in seinen interessanten, leider immer noch ungedruckten Memoiren erzählt, mit zwei Ringen von höchster Kostbarkeit begraben werden, und der Mantuanische Gesandte berichtet an seine Herrin, Isabella d'Este, daß sich der Papst seine beiden Triregnen in seine Gemächer bringen ließ, um am Glitzern des Goldes, am Funkeln der köstlichsten Steine sein Herz zu erfreuen. „Solche Freude hat er daran, Juwelen zu sehen.“ Der Einfluß, den dies Gemälde, das auch in der Copie noch den Beschauer dauernd zu fesseln vermag, auf spätere Papstbildnisse gehabt hat, ist ein gewaltiger gewesen und nicht einmal Tizian konnte sich demselben entziehen, als er Paul III. malte; aber Niemand hat jemals ein ähnliches Papstportrait geschaffen, es sei denn Velazquez in jener großartigen Gestalt Innocenz' X. in der Galerie Doria. Der fein empfindende Raffael hat etwas von dem Affect, den er selber für den mächtigen Rovere-Papst hegte, in diesem Gemälde zum Ausdruck gebracht. Sank ihm doch der Pinsel aus der Hand, als er den Tod Julius' II. erfuhr und das Portrait des jugendlichen Lieblings des Papstes, Federigo Gonzaga, blieb unvollendet. „Es fehlt mir der Verstand (il cervello), das Bildniß auszuführen“, schrieb der große Künstler damals an den jungen Prinzen.

Mag diese Abschweifung durch die einzigartige Gelegenheit, zwei der größten Papstportraite von der Hand des größten Künstlers, wenn auch nur in alten Copien, mit einem Blick zu erfassen, entschuldigt werden; wir treten nun in die letzten Gemächer ein, die den Grundstock der Galerie Corsini enthalten, und wo nur einige wenige, allerdings höchst beachtenswerthe Gemälde aus dem Palazzo Torlonia, der venezianischen Schule angehörig, aufgestellt sind. Der anziehende und eigenartige Künstler Bartolomeo Veneto ist durch Lermolieff zuerst wieder weiteren Kreisen bekannt geworden, und von berufener Hand werden weitere Veröffentlichungen über diesen Meister vorbereitet. Seine Gemälde sind äußerst selten, in den Sammlungen Deutschlands, Englands und Italiens vertheilt.[1]) Ein höchst charakteristisches Werk des Meisters ist nun aus der Sammlung Torlonia in den Palazzo Corsini gelangt, und es darf als das beste Stück der ganzen Erbschaft gerühmt werden. Das Bild stellt das Portrait eines reich gekleideten Mannes dar, dem seine Jugend, seine Schönheit und sein vornehmer Stand das Recht gaben, der Nachwelt seine Züge zu erhalten. Das Bild ist eines jener Portraite, die sofort die Phantasie gefangen nehmen, an das wir eine Frage nach der anderen richten, die, ach, alle unbeantwortet zu uns zurückkehren. Was bedeutet die feine Emailarbeit mit der Darstellung des Opfers Abrahams auf dem Hut? Was wollen die Schriftzüge auf dem Degenknauf sagen, den er mit beiden Händen leise emporhebt? Warum der durch leichte Trauer verschleierte Zug im Ausdruck der Augen, denen der Künstler eine andere Richtung gegeben hat, wie dem Kopf? Können wir nichts mehr von der Geschichte dieses schönen Jünglings erfahren? Jedenfalls scheint es kein Italiener gewesen zu sein: der Schnitt der schematisch behandelten, gleichmäßig auf die Schultern herabfallenden Haare erinnert ebenso an deutsche Tracht und Sitte, wie die fein verzierte Hemdkrause an Hals und Aermel und der Mantel mit dem unendlich sorgfältig ausgeführten braunen Pelzkragen. Ja selbst die Fassung der Ringe an seinen übrigens hart modellirten Fingern erinnert an deutsche Goldschmiedearbeit. Der feine Schmelz und die Leuchtkraft der Farbe aber lassen als Urheber dieses Bildes sofort einen Meister jenseit der Alpen erkennen, der indessen mancherlei fremde Einflüsse in sich aufgenommen haben mag.

An derselben Wand hängt ein anderes Gemälde aus der Sammlung Torlonia, ein Genrebild anmuthigster Art, wie uns kein zweites in den Sammlungen Roms bekannt ist. Schon die Art und Weise, einen biblischen Gegenstand zu schildern, deutet auf die Nähe Venedigs, die weißen und rothen Farbentöne auf Moretto da Brescia, als dessen Jugendwerk uns das Bild vermuthungsweise vorgestellt wird. Maria und Elisabeth sitzen im Grünen unter blühenden Gebüschen und fruchtbeladenen Limonensträuchern. Zu ihren Füßen kauern die Kinder, ganz in die Betrachtung und das Spiel mit einer Blüthenstaude versunken. Maria hat in der Näharbeit innegehalten und Elisabeth ihr Gebetbuch halb geschlossen. Schaut die erste in holder Mutterfreude auf das spielende Kind, so blicken die Augen der letzteren gedankenvoll über die Knaben hinweg, als suchten sie den kleinen Stieglitz, der auf dem Arbeitskorb Mariens sitzt und gern am Spiel der Kinder theilnehmen möchte. Das Bild ist in großen Verhältnissen ausgeführt und übt durch das echt venezianische Colorit, durch die anmuthig einfache Schilderung intimsten Familienlebens einen unendlichen Zauber auf den Beschauer aus. Zwei Kolossalgemälde Garofalo's, „Bethlehem“ und „Golgatha“, wurden vom Monte di Pietà erworben und vervollständigen das Bild der Werke dieses Meisters, den wir in den verschiedenen Galerien Roms fast besser kennen lernen, wie in seiner Vaterstadt Ferrara.

---

[1]) Ein 1536 bezeichnetes Gemälde des Bartolomeo Veneto befindet sich in der National-Galerie in London.

Damit ist die Reihe der bedeutendsten Erwerbungen für die neue Nationalgalerie geschlossen. In den zwei letzten Gemächern finden wir fast nur altbekannte Bilder, darunter Fra Angelico's „Jüngstes Gericht" den berühmten Hasen, einst dem Dürer, heute Hans Hoffmann zugeschrieben, das kürzlich Bernardus Clesius getaufte Cardinalsportrait des Meisters des Todes Mariä und andere mehr. In dem durch die glänzende Durchführung im Einzelnen bestechenden Portrait Heinrichs VIII. dürfen wir nur eine Copie nach Holbein erkennen, ebenso wie ein Portrait des Erasmus von Rotterdam auf ein Original desselben Meisters zurückzugehen scheint.

Wie oben erwähnt, ist mit der Gemäldegalerie ein Kupferstich- und Handzeichnungencabinet verbunden. Auch hier findet sich für jeden Kunstbeflissenen reichstes Material. Aus den gewaltigen Bänden, die die Handzeichnungen ganzer Malergenerationen zu umschließen scheinen, wurden die werthvollsten für das Publicum ausgestellt, alle übrigen werden bald in einem besonderen Arbeitszimmer den Studirenden stets zugänglich sein. Dasselbe gilt von den Kupferstichen, die gleichfalls zum Theil schon in langer Reihe an den Wänden aufgestellt sind, zum Theil noch in große Foliobände eingekeilt der Auferstehung harren. An der trefflichen Auswahl, der verständnißvollen Anordnung, der einfachen und zweckmäßigen Ausstattung erkennt man sofort, daß das Kupferstichcabinet in Berlin die Norm war, an die sich der leitende Geist in dieser Abtheilung gehalten hat. Besonders reich sind naturgemäß italienische Meister vertreten, und wir finden köstliche Blätter Mantegna's, Marc Antons und der ganzen Florentiner Schule; aber auch Dürers „Melancholie" und „Ritter, Tod und Teufel", Bartel Behams Kaiserportraite und Rembrandts Hundertguldenblatt erfreuen mit vielen anderen deutschen und flämischen Stichen das Auge in hervorragend guten Abdrücken.

Wenn die Villa Albani ihre Thore Fremden und Einheimischen für immer geschlossen hat, wenn die Juno Ludovisi nach der Schließung des Museo Buoncompagni für ihre vielen Verehrer nicht mehr sichtbar ist, wenn man im Vatican immer aufs neue die Besuchsordnung ändert und mit jedem Male die Freiheit der Besucher nach dieser oder jener Richtung hin beschränkt, so muß die Schöpfung eines neuen Anziehungspunktes in der alten Roma mit besonderer Freude begrüßt werden. Ja, es läßt sich für die Zukunft noch mehr von der soeben gegründeten Nationalgalerie erwarten, in der wir zugleich ein Symptom des innerlich immer mehr sich festigenden jungen Königreiches von Italien begrüßen. Professor Adolf Venturi, der auf die Neugründung dieser Galerie als auf seine eigenste Schöpfung mit Stolz und Freude zurückblicken darf, hofft mit derselben eine Sammlung alles nöthigen wissenschaftlichen Materials zu vereinigen, welches das Studium der neueren Kunstgeschichte verlangt. Je schmerzlicher sich die großen Lücken nach dieser Seite hin bis dahin im Lande der Künste fühlbar machten, desto freudiger wird man das Gelingen solcher Pläne begrüßen, und Italien wird um eine neue hoffnungsvolle Bildungsstätte reicher sein. Denn — lassen wir uns nicht vom Geiste der Zeit betrügen — nicht durch die geräuschvollen Massen großer Armeen wird der Fortschritt, die innere und äußere Größe der Nation dauernd bestimmt, sondern vielmehr durch die stille segensreiche Arbeit der Cultur. Möchte der Beginn solcher Arbeit in Italien auch nach dieser Richtung hin bald reiche Früchte tragen.

Die Briefe von Harriet, Gräfin Granville. 1810—1845. [1]

βλ. Es lohnt sich, einer Sammlung von Briefen zu gedenken, die 1894 erschienen, bereits in der dritten Auflage vorliegen. Der Erfolg ist um so bemerkenswerther, als der englische Buchhandel niemals schlechtere Zeiten als die gegenwärtigen gekannt zu haben erklärt, und als diese Briefe über Politik höchst wenig, über sonstige Zeitereignisse so gut als nichts zu sagen haben. Der eigentliche Reiz derselben ist in der Persönlichkeit der Verfasserin zu suchen. Obwohl dieselbe den größten Theil ihres Lebens in hoher und einflußreicher Stellung zu London und Paris verlebte, verschloß sie sich, gegen die Gewohnheit der Damen ihres Standes und ihrer Nationalität, den öffentlichen Interessen so viel als möglich, um ganz den Pflichten in Haus und Familie und einem hohen, mit stiller Innigkeit gepflegten religiösen Ideal zu leben. Allein zugleich besaß sie die beneidenswerthe Gabe, die wechselnden Gestalten des vor ihr sich abspielenden theatrum mundi mit Humor zu beobachten und mit witziger Charakteristik festzuhalten. Es ist der Reiz dieser Briefe, daß sie harmlos sind, und dennoch über den Werth des Schauspiels, von dem sie berichten, keiner Täuschung sich hingeben.

Lady Harriet Cavendish war die jüngste Tochter des fünften Herzogs von Devonshire und der schönen Herzogin, die Sir Joshua Reynolds verewigt hat. Ihr schrieb die Tochter, die mit leidenschaftlicher Liebe an ihr hing: „Wenn ich des Glückes gedenke, Dein liebes Lächeln wiederzusehen, Deine geliebte Stimme zu hören, so könnte ich aus Freude darüber den Verstand verlieren. Was ich für Dich empfinde, vermag kein anderes Wesen mir einzuflößen. Es ist ein begeistertes Gefühl der Bewunderung, das, in einem andern Fall ausgesprochen, lächerlich würde. Dir gegenüber wäre es unnatürlich, es nicht zu empfinden." Lady Harriet war 19 Jahre alt, als sie, 1806, diese angebetete Mutter verlor. Mit ihrem Tode schloß sich für sie das Vaterhaus, wo, drei Jahre später, die Stiefmutter einzog, und Halt und Stütze wurde ihr die ältere bereits verheirathete Schwester, Lady Marpeth, später Lady Carlisle, an welche die meisten der vorliegenden Briefe gerichtet sind. Auch das Verhältniß zu dem etwas jüngeren Bruder, Lord Hartington, blieb in seltenem Maße innig und vertraut. An ihn, der nach des Vaters bereits 1811 erfolgtem Tode Herzog von Devonshire wurde, schrieb sie ebenfalls häufig und lang. Im Jahr 1809 hatte sich ihr eigenes Schicksal entschieden. Sie wurde die Gattin des Lord Granville Leveson Gower, zweiten Sohns des Marquis of Stafford, und blieb ihm zeitlebens mit schwärmerischer Neigung zugethan. Was wir von ihm wissen, bestätigt, daß er die Liebe einer edlen Frau verdiente. Er war kaum 31 Jahre alt, als Pitt ihn als Botschafter nach St. Petersburg sandte. Mit Canning verband ihn innige Freundschaft; Alle, die ihn kannten, preisen seinen edlen Charakter, seine Begabung und seltene Liebenswürdigkeit. Nachdem die franco-russische Allianz Napoleons mit dem Zaren Lord Granville's diplomatische Laufbahn unterbrochen hatte, lebte er fünfzehn Jahre hindurch mit seiner jungen Gattin in England, meist auf dem Lande, wo fünf Kinder ihnen geboren wurden. Der älteste Sohn, Lord Granville, hat später zu wiederholten Malen die auswärtige Politik der liberalen Partei zu ereignißschweren Zeiten geleitet und seiner Laufbahn wird der Biograph nicht fehlen. Die jüngste Tochter, später als verheirathete Frau unter dem Namen Lady Georgiana Fullerton berühmt geworden, dürfte manchem Leser und vielen Leserinnen dieser Zeilen als die talentvolle Ver-

[1] Letters of Harriet Countess Granville, edited by her son the Hon. F. Leveson Gower. 2 Vol. London, Longman, Green and Co. Third Edition 1894.

fasserin vortrefflicher Romane bekannt sein. In der Heimath gedenkt man nicht minder bewundernd ihres hartgeprüften, heiligmäßigen Lebens, dem Mrs. Augustus Craven, ihre treue und ebenbürtige Freundin, ein biographisches Denkmal gesetzt hat. Die Mutter rühmt in einem Brief von 1814 die Schönheit dieses Kindes, dem sie zugleich die Begabung abspricht. Ihr jüngster Sohn, der Herausgeber dieser Correspondenz, corrigirt in einer Note den Irrthum der Mutter mit der Bemerkung, seine Schwester sei „clever and an angel“, aber niemals schön gewesen.

Für Lady Granville blieben die Jahre verhältnißmäßigen Stillebens auf dem Lande die glücklichsten ihres Daseins. Ihre Briefe verrathen vollständige Vertrautheit mit der französischen und mit der italienischen Sprache, sie übersetzte lateinische Dichter und lernte deutsch, las Bücher so ernsten Inhalts wie die „Briefe an Malthus“ von J. B. Say über national-ökonomische Fragen, begrüßte das Erscheinen von „Kenilworth“, verfaßte einen Abriß der englischen Geschichte für ihre Kinder, las die heilige Schrift, die Feder in der Hand, und mit der Ueberzeugung, daß die Schuld nur an uns liege, wenn des Buchstabens Sinn sich nicht in den Geist verkläre, der dem Leben Inhalt und dem Herzen Seligkeit verleiht. In ihren glänzendsten Tagen sehnte Lady Granville nach diesen Jahren der inneren Entwicklung, diesen Sorgen und Pflichten der Familie sich zurück und schrieb, „zu weltlichen Vergnügungen verurtheilt“, die Worte nieder: „Je demande un jour de repos, comme on invoquerait les dons les plus merveilleux de l'existence.“ Allein es war, wie bereits angedeutet, kein puritanischer, weltentfremdeter Zug in ihr. Sie liebte ihren Mann, ihre Geschwister, ihre Kinder, ihre Freunde, sie liebte auch Musik und Blumen, und vor allen Dingen liebte sie den Scherz. Im Jahre 1815, unmittelbar nach Waterloo, kam sie nach Paris. Ludwig XVIII., meinte sie, sei in Frankreich ohnmächtiger als sie selbst und ungleich weniger geachtet; es dünke ihr beinahe an der Zeit, seinen bisherigen Namen, l'Inévitable, in l'Impossible umzuändern, und sie citirt bekannte französische Kreise und Namen zur Bestätigung der Thatsache, daß Frankreich, wenigstens eine kurze Spanne Zeit hindurch und mit Ausnahme des Herzogs von Orleans selbst, orleanistisch gewesen sei. Es dauerte zehn Jahre, bis sie, nach kurzem Aufenthalt im Haag, wohin Lord Granville 1823 gesandt war, als Gemahlin des englischen Botschafters am Hof Ludwigs XVIII. nach Paris zurückkehrte. Nach der officiellen Vorstellung in den Tuilerien verlangte die Herzogin von Angoulême, die Kinder von Lady Granville bei sich zu sehen. Sie wurden ihr gebracht, und sie lachte und scherzte mit ihnen und füllte ihnen die Hüte mit Zuckerwerk, unsres Wissens das einzige Mal, daß die tragische Gestalt der Tochter Ludwigs XVI. durch ein Lächeln erhellt erscheint. Im übrigen blieb es auch Lady Granville, trotz der glänzenden und liebenswürdigen Aufnahme, die Paris ihr bereitete, nicht erspart, die bittern Tropfen im Kelch menschlicher Größe zu kosten. An ihren officiellen Empfangstagen erschien eine Anzahl französischer Damen uneingeladen und sie sah sich zwischen die Wahl höchst unliebsamer Erörterungen oder die Aussicht gestellt, ihr Haus in eine Art Hotel verwandelt zu sehen. Das Maß wurde voll, als eine der Damen, die nicht gebeten worden war, schriftlich um die Erlaubniß bat, ihren Onkel bringen zu dürfen. „Toujours enchantée de vous voir, invitée ou pas invitée“, gab Lady Granville bei einer ähnlichen Gelegenheit zur Antwort. Eines Tages verlor sie mehrere Stunden, um zu einem Abendempfang in den Tuilerien sich zu begeben. Als sie dort ankam, stellte sich heraus, daß sie acht Tage später dort erwartet war. Es erwies sich unmöglich, Engländer und Franzosen zu geselligen Zwecken auf der Botschaft zu vereinigen, denn die französischen Damen, immer noch vom Haß gegen „das perfide Albion“ erfüllt, weigerten sich, mit den Engländerinnen zu sprechen, „und diese,“ schreibt Lady Granville, „sind nicht, wie ich, dafür bezahlt, es sich gefallen zu lassen“. Sie selbst kam nicht über den Mangel an Natürlichkeit, über die stereotypen Phrasen und das Künstliche, Gemachte im französischen Wesen hinweg und zog die alten Frauen den jungen in dieser Beziehung bei weitem vor. Niemanden aber bewunderte sie mehr als die Herzogin von Broglie, die schöne, einzige Tochter von Frau v. Staël, an deren Sterbebett Lady Granville 1817 gewesen war. Wie später Guizot und so manche andere berühmte Zeitgenossen, lobte sie den Ernst der Gesinnung, den Geist, die tiefe Frömmigkeit und vollendete Anmuth dieser jungen Frau, die selbst die politischen Gegner entwaffnete, deren früher Tod den Armen eine Mutter entriß und die liberale Partei unter Ludwig Philipp durch den Rücktritt des Herzogs von Broglie vom politischen Leben empfindlich schädigte. Der vor wenigen Monaten der mörderischen Hand einer Wahnsinnigen zum Opfer gefallene Abbé von Broglie war der Sohn der Herzogin, die selbst dem protestantischen Bekenntniß treu blieb. Erscheinungen wie die ihrige mußten Lady Granville für viele Stunden öder Langeweile entschädigen: „Leben ist Angst und Sorge in irgend einer Form,“ schreibt sie der Schwester, „gestern lief ein wüthender Hund die Straße auf und ab und eine Horniß flog mir ins Zimmer. Während dessen riskirte Granville durch das Ungeschick des Mannes, der das Steuer führte, mit seinem Segelboot zu kentern; ein Kohlenbecken, das des Abends im Ankleidezimmer stehen blieb, fing Feuer und wurde gerade noch im Augenblick entdeckt, wo es das Haus anzuzünden drohte. Lady G. T. stürzte vorige Woche vom Pferd, Mr. G. D. aus seinem Gig und kam knapp mit dem Leben davon; eine große Ratte lief meiner Schwägerin gestern Abend im Augenblick, wo wir über die Königin stritten, dicht am Ohr vorüber. Gott segne Dich, Geliebte.“ Sie mußte Stunden und Stunden im Gespräch mit Frauen verbringen, deren Begriffe so verwirrt waren, daß es ihr schien, als wüßten sie kaum, ob der eigene Kopf ihnen auf den Schultern säße oder nicht, und Theilnahme für Geschichten heucheln, deren Inhalt sie so sehr langweilte, daß sie den Anfang vergaß, bevor das Ende gekommen war. Gräfin Apponyi war so sentimental, daß sie in Thränen ausbrach, weil die Franzosen sie nicht liebten, Gräfin d'Aguesseau so aufgeregt, daß Graf Ségur bemerkte: „Elle est toujours hors d'elle et elle fait bien.“ Die Abende waren selten, wo Lady Granville, von gesellschaftlichen Banden befreit, ins Theater gehen, Frln. Mars bewundern oder die Pisaroni hören durfte, „die herrliche, wunderbare, hinreißende, elektrisirende Pisaroni, die scheußliche, verwachsene, schiefe, zwerghafte Pisaroni. Sie hat einen enormen Kopf, ein abscheuliches Gesicht. Singt oder lächelt sie, so reicht ihr Mund bis zu den Ohren, und sie sieht aus wie Jemand, der unerhörte Qualen erduldet. Ihre Beine gleichen Zuckerzangen, nur daß eines kürzer als das andere ist. Auf der einen Seite ihres Körpers springt der Leib hervor, auf der andern eine Art von Höcker, allein nicht an den Stellen, wo solche Dinge gewöhnlich sich befinden, sondern rechts und links, wie Reifröcke im Rococococostüm. Bei alledem hatte sie nicht zehn Minuten hindurch gesungen, bevor das Pariser Publicum in wahnsinnigen Applaus ausbrach. Beschreiben kann ich weder den Gesang, noch die Recitation. Jedes Wort ist gefühlt, jeder Ton empfunden. Als Zuchelli gesungen hatte, fragte man sich: ‚Was will er denn und was murmelt er? Warum fühlt und singt er denn nichts?‘ Das Talent dieser Frau ist unbeschreiblich“. Sie erschien

selbst dann nicht lächerlich, als sie, an einem anderen Abend, vor dem Spiegel die Worte an Venus zu richten hatte: „Madre d'amore .... rendimi più bella."

Ein anderes Beispiel von Lady Granville's Gefallen an heiter erzählten Anekdoten gibt folgende Stelle aus einem ihrer vielen Briefe an die Schwester, Lady Carlisle: „Fürstlichkeiten sind eine Studie. Deßwegen wiederhole ich den Klatsch, den Madame Rothschild gestern von Dieppe brachte. Die Herzogin von Berri befahl, ein Schiff segelfertig zu stellen, um sie selbst, ihren Hofstaat und das Ehepaar Rothschild aufzunehmen. Den letzteren vertraute sie die Absicht, die sie dabei hatte. Rossini und Hertz waren ebenfalls gebeten, Beide gleich wohlbeleibt und Beide gleich leicht seekrank, und die Herzogin wünschte, Entwicklung und Schluß des Dramas sich zu betrachten, das in Folge der letzteren Schwachheit zu erwarten stand. Da kamen widrige Winde, und der Capitän erklärte, nicht unter Segel gehen zu können. „Madame" ärgerte sich, stampfte, wüthete und erklärte, der Capitän müsse und werde bestraft werden. Jedoch der Capitän hielt Stand und blieb dabei, er könne nicht risquer une vie si précieuse. Sie wartete und der Wind legte sich. Das Schiff stach in See, unter des Capitäns wiederholten Betheuerungen, er führe eine geladene Pistole mit sich, denn noch drohte Sturm. Kurz darauf saßen sie auf einer Sandbank fest und, statt sich zu tödten, that der Capitän sein Bestes, das Fahrzeug wieder flott zu machen, was auch gelang. Mittlerweile, und zur tiefsten Enttäuschung von „Madame", die ihre Unzufriedenheit darüber nicht verbarg, waren weder Rossini noch Hertz im geringsten seekrank gewesen: die Angst hatte sie geheilt."

Lady Granville war während der letzten Zeiten, die der Katastrophe von 1830 vorangingen, nicht mehr in Paris. Ihr Gatte war unter der Administration der Tories von seinem Pariser Posten abberufen worden. Die Rückkehr der Whigs zur Regierung brachte ihn ebenfalls zurück und er blieb Botschafter am Hofe Ludwig Philipps, bis seine Gesundheit ihn 1842 seinen Abschied zu nehmen zwang. Sie war durch die Sorgen und Bemühungen erschüttert worden, den drohenden Krieg zwischen Frankreich und England von beiden Ländern fernzuhalten. Lady Granville, die nach wie vor über Politik schweigt, macht kein Hehl daraus, daß der orleanistische Zweig des Hauses Bourbon ihr persönlich sympathischer als die ältere Linie desselben war. Sie ging nach wie vor höchst ungern zu Hofe, allein Königin Marie Amelie flößte ihr die wärmste Bewunderung ein, und auch von der deutschen Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg, spricht sie mit hoher Achtung und Sympathie. Mit echt englischer Gleichgültigkeit für äußere, weltliche Rücksichten fuhr sie unter dem neuen Regime fort, die Freunde vergangener Tage zu sehen und besuchte, als ob nichts geschehen wäre, auch die Herzogin von Polignac, deren Gatte seinen allzu schwachen Kopf im Ausland in Sicherheit gebracht hatte. Die Gesellschaft hatte sich verändert; in der Literatur wie in der Politik waren neue Namen aufgetaucht. Als Aug. Wilh. Schlegel 1831 zum Besuch der Familie Broglie nach Paris kam, lud ihn Lady Granville mit A. v. Humboldt zu Tisch, allein sie nannte ihn „an old flaxen bore", mit Ringen, Sentimentalität und Erinnerungen bespickt. Die Romantik erstand unter dem Stern Victor Hugo's, und Morny „né Hortense", wie Lady Granville spaßte, machte den Frauen von 1830 den Hof. „Der König ist viel weiser als Salomon", schrieb sie 1834, als das Julikönigthum gesichert und Frankreich beruhigt und glücklich allen Stürmen entronnen schien. „Freiheit oder den Tod" hatte 1830 der Pöbel geschrien, als die Reformbill die Gemüther und die Straßen Londons in Aufregung versetzte. „Freiheit kann ich euch nicht geben, wohl aber den Tod, und zwar gleich", gab, kurz gefaßt, ein Soldat zur Antwort. Lady Granville war Wittwe und lebte in tiefster Zurückgezogenheit vor der Welt, als die Alternative den Parisern wieder einmal gestellt wurde. „Lady Cowley wird, als Botschafterin, die Dinge hundertmal besser machen als ich", schrieb sie von ihrer Nachfolgerin. Sie selbst erlebte in London den literarischen Triumph, den der Roman „Ellen Middleton" 1844 ihrer Tochter brachte, und liebte den Aufenthalt auf deutschem Boden, im Schloß zu Herrnsheim bei Worms, dessen Besitzerin, die verwittwete Lady Acton und letzte dieses Stamms der Dalberg, ihrem Sohn, Lord Granville, in zweiter Ehe sich vermählt hatte. Dies war die Mutter von Lord Acton, der gegenwärtig dem Glanz des alten Namens wissenschaftlichen Ruhm verleiht und als Professor regius zu Cambridge den Lehrstuhl der Geschichte einnimmt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ausgrabungen. Römische.** — Der antike Silberschatz, der im Frühling d. J. auf dem Grundstück des Hrn. de Prisco in Boscoreale bei Pompeji ausgegraben, durch Baron Edm. v. Rothschild für eine halbe Million Francs erworben und dem Louvre geschenkt worden ist, besteht, ähnlich wie der Hildesheimer Silberschatz, mit dem er an Pracht und Reichthum der Ausstattung wetteifert, hauptsächlich aus Tafelgeschirr und Gefäßen. Er enthält ungefähr 40 Stücke, die zusammen verpackt in der Nische eines Hauses gefunden wurden. Sie waren dort niedergelegt, als der Ausbruch i. J. 79 die Vesuvstädte verschüttete, und sind den späteren Nachsuchungen verborgen geblieben. Die bisher veröffentlichten kurzen Beschreibungen heben einzelne besonders fein gearbeitete Gefäße hervor, so eine große Schale, die mit Blättern ornamentirt ist und in der Mitte in hohem Relief die jugendliche, mit einer Elephantenhaut bedeckte Büste der Provinz Afrika zeigt. Eine andere Schale trägt im Innern die individuell gebildete Portraitbüste eines unbärtigen Mannes. Ein Kantharos ist mit der Reliefdarstellung eines von seinen Kriegern umgebenen römischen Imperators geschmückt, vor dem Gefangene sich beugen, und dem drei Gottheiten das Siegeszeichen, eine Statuette der Nike, bringend entgegenschreiten. Ein zweiter Kantharos, als Pendant mit dem vorigen zu einem Paar zusammengehörend, zeigt in dem umlaufenden Relief das Bild eines Stieropfers vor dem Tempel des Jupiter Capitolinus. Zwei andere Vasen, mit Rosenguirlanden geschmückt, sind durch die Seltsamkeit ihrer Darstellung merkwürdig. Man sieht Skelette und neben diesen Attribute und griechische Inschriften, die das Bild als Darstellung der berühmtesten Dichter und Philosophen Griechenlands erklären. Zwei kleine Vasen mit Darstellungen von allerlei Eßwaaren, Früchten und Tischgeräthen, in außerordentlich feiner Arbeit, sind mit der Künstlerinschrift eines Sabainos signirt. Zur Geschichte des Fundes wird der „Magd. Ztg." aus Rom berichtet: Das Grundstück des Hrn. de Prisco liegt an der Eisenbahn nach Caserta. Vergangenen Sommer fand man daselbst durch reinen Zufall die Silberstatue einer Agrippina und nun verlangte und erhielt de Prisco von der Regierung die Erlaubniß, planmäßige Ausgrabungen anstellen zu lassen. Sie sollten unter Aufsicht eines Regierungsbeamten vor sich gehen, aber diese Aufsicht scheint sehr lässig gewesen zu sein. Die Ausgrabungen förderten ein pompejanisches Haus von zwei Stockwerken zu Tage, in dem besonders die drei Baderäume prächtig erhalten sind. In dem einen fand sich eine Badewanne aus weißem Marmor, in den beiden anderen fand man zwei Badewannen aus Bronze, wie man deren aus altrömischer Zeit bisher noch nicht kannte. Diese beiden Bronzewannen wurden mit Genehmigung der Regierung für 12,000 Lire verkauft. In den verschiedenen Zimmern stieß man auf insgesammt 8 Leichen, von denen 3 erhalten werden konnten. Im Hofe des Hauses fand man 97 große Töpfe, die als Wein-, Oel- und Weizenbehälter dienten. Nahebei stand eine steinerne Handmühle. Die silbernen Vasen, Schalen und Kelche, die Hr. de Prisco in Paris verkauft hat, scheinen in dem Zimmer gestanden zu haben, in dem man sechs der Leichen aufgefunden hat. Die Vasen bildeten wahrscheinlich den Familienschatz und waren von den Bewohnern des Hauses zur Fortbringung bereit gestellt worden, als der Aschenregen über Pompeji hereinbrach. Bei den Vasen fand man auch zahlreiche kleine

Goldmünzen, die in Rom zu 90 L. das Stück verkauft worden sind. — Wie in Köln und Frankfurt a. M., so sind nun auch in Wien bei Gelegenheit von Neubauten, besonders in der Rothenthurmstraße, mancherlei römische Reste zum Vorschein gekommen, als: Ziegelsteine mit dem Stempel der XIII. Legion, eines der ältesten, die in Vindobona gestanden hat; römische Granitquadern, die später in romanisches Mauerwerk verbaut wurden; Münzen des Kaisers Marc Aurel und Constantins II. mit wohlerhaltener Prägung; endlich eine große, an beiden Polen flach zugeschliffene Steinkugel, die der Archäolog Novalski für ein zu Zeiten der Römer von den Kaufleuten benutztes Gewicht erklärt. Spuren von rother Farbe in den Vertiefungen und Kerben des Steines, der die Schwere von ungefähr 50 römischen Pfund hat, deuten darauf hin, daß diese Gewichte einen Farbenanstrich bekamen. Eine Inschrift graeco-römischen Ursprungs, die sich an der Kugel vorfindet, drückt wahrscheinlich die Gewichtsziffer aus. Störend erweist sich, daß die Fundstätte zugleich jüngere Reste, Münzen, Stückkugeln u. s. w., bis in die Zeit der Türkenkriege herab, mit den römischen vermischt enthält. — Von einem kostbaren Fund aus römischer Zeit, einem Mithrasmysterium meldet die „Köln. Ztg." aus Saarburg in Lothringen. Beim Ausgraben der Fundamente für die neuen Stallungen des Ulanen-Regiments Nr. 7 stieß man auf die Ueberreste eines größeren Gebäudes von ausgesprochen römischem Charakter. Bei den fachmännisch geleiteten Nachgrabungen wurde zunächst ein Sarkophag mit einem nach Osten gerichteten Skelett bloßgelegt, ebenso eine größere Anzahl römischer Münzen aus dem 2. bis 4. Jahrhundert. Auch fand sich ein aus Stein gehauener Kolossalkopf vor. Das Hauptinteresse beansprucht aber eine Hochreliefstafel von 1.78 m Höhe und 1.75 m Breite. Auf ihr ist der Sonnengott Mithras dargestellt, mit Tunica und Mantel bekleidet, wie er mit der Linken in das Maul eines mit ährenförmigem Schweif ausgestatteten Stieres greift und mit der Rechten ihm den Dolch in den Nacken stößt. Ein Hund, wohl als Bild des Sirius gedacht, leckt das ausfließende Blut ab, während ein Skorpion als Bild des Herbstes und der absterbenden Zeugungskraft und eine Schlange als das Sinnbild der erstarrenden Winterkälte gedacht werden müssen. Die Darstellung entspricht dem bekannten Mithrassymbol: der Sonnengott beendigt durch den Dolchstoß das Jahr; er öffnet das Maul des sterbenden Thieres, das nach der Lehre der Seelenwanderung das neue Jahr gebiert. Verschiedene weitere, architektonisch ausgearbeitete Fundstücke berechtigen zu dem Schluß, daß die Reliefstafel auf einer Art Altar aufgestellt war. Zwei Figuren in halber Lebensgröße lassen sich unschwer als die zu beiden Seiten des Altars aufgestellt gewesenen Fackelträger, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel erkennen. Eine Platte, die wahrscheinlich als Altarplatte diente, enthält das Wort „DEO"; ohne Zweifel der Anfang der auch bei anderen Mithrasmysterien vorgefundenen Weiheschrift „Deo soli invicto Mithrae". Die schalenförmigen Absprengungen an den Gesichtern deuten auf absichtliche Verstümmelung hin.

t. Mit **Julius Zupitza**, dem Professor für englische Philologie an der Berliner Universität, ist ein bedeutender Gelehrter und namentlich einer der wenigen bedeutenden Vertreter seines Faches dahingegangen. Wie seinerzeit telegraphisch gemeldet wurde, starb der Gelehrte am 5. Juli, Nachts, und zwar an einem Gehirnschlage, nachdem er den Tag noch in vollem Wohlbefinden verlebt hatte. Zupitza theilte mit den angesehenen Vertretern seiner Wissenschaft den Vorzug, nicht von der „englischen Philologie" selbst ausgegangen oder gar auf dieselbe beschränkt zu sein. Er begann als Germanist und blieb es bis ans Ende. 1869 habilitirte sich Zupitza, 25 Jahr alt, in Breslau, der Universität seiner engeren Heimath, für germanische Philologie, nachdem er schon ein Jahr zuvor als Lehrer am Breslauer Gymnasium eine vortreffliche „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen" verfaßt hatte, ein Werk, dessen verschiedene Auflagen vielen angehenden Germanisten von großem Nutzen waren. 1872 berief die Wiener Universität Zupitza zu sich, damit er daselbst die nordgermanischen Sprachen lehre. 1876 ward er von dort nach Berlin berufen, wo er die ordentliche Professur für englische Sprache und Literatur sortan bekleidete.

Zupitza's Arbeiten auf dem Gebiete der englischen Philologie begannen zur Zeit seiner Uebersiedlung nach Wien. Sie zeichnen sich sämmtlich aus durch strenge philologische Akribie, durch Beherrschung eines erstaunlich großen Wissensstoffes und durch echte philologische Kunst in der Behandlung der Texte. Ein Musterwerk dieser Art war die Ausgabe des Gedichtes „Elene" von Cynewulf (1877 ff.), 1880 folgte „Aelfrics Grammatik" und 1882 die Facsimile-Ausgabe des „Beowulf". Für die Early English Text Society edirte Zupitza den Roman vom Guy von Warwick und lieferte dadurch ein wirkliches Monument seiner gründlichen Kenntniß jener Entwicklungsstufe der englischen Sprache. Eine ähnliche Arbeit, die Ausgabe von Chaucers „Pardoners Tale" nach sämmtlichen bekannten Handschriften, ist theils erschienen, theils im Druck.

Allerdings war Zupitza auch Kenner Shakespeare's und auch der neueren und neuesten englischen Literatur, aber er zeigte sich doch ausschließlich als Grammatiker. Er konnte darum nur auf solche Schüler ganz und mit vollem Nutzen einwirken, die in das trockene Studium der scheinbar so regellosen und complicirten historischen Grammatik des Englischen mit jahrelangem Fleiß einzudringen den Muth hatten, und von solchen hat er verschiedene zu wissenschaftlichen Arbeitern herangebildet. Aber wer ohne Begeisterung diesen Studien oblag — und auch solcher gibt es viele an der Berliner Hochschule — belud sich mit Ballast für das Examen, indem er die mehrere Semester währenden Vorträge über Lautlehre nachschrieb. Noch schlimmer war es jedoch mit solchen bestellt, welche sich für befähigt hielten, die halb verstandene Zupitza'sche Grammatik selbst wieder in jahrelangen Cyklen an anderen Universitäten den Studenten vorzutragen.

Weil die „englische Philologie" aus praktischen Gründen ein eigenes begrenztes Fach geworden ist, ist der Nachwuchs an guten Vertretern der Wissenschaft kaum wahrnehmbar; ein Mann, der sich nicht allein durch vollständige Beherrschung seiner Wissenschaft auszeichnet, sondern durch universale Bildung, und welcher in sich strengen Forschergeist mit poetischer Begabung paart, ein solcher Gelehrter, der jeder Universitas litterarum zur Zierde gereichen muß, ist unter den „Anglicisten" eine ganz vereinzelte Erscheinung. Dem gegenüber gibt es eine Reihe von Professoren des Faches, welche die Facultäten mit stillem Befremden in ihren Reihen sehen. Mit der classischen Philologie hat man bisweilen die Fühlung so weit verloren, daß man die Fremdwörter aus dem Lateinischen und Griechischen nicht richtig gebrauchen kann. Die germanische Philologie hat man nicht studirt, und in die romanische Philologie, diese echte schöne Tochter der classischen, ist man noch weniger eingedrungen. Die romanische Literatur, die Basis der Weltliteratur des Mittelalters wie der Neuzeit, erwähnt der „Anglicist" meist nur mit einzelnen Schlagwörtern, und die gesammte andere Bildung der Zeit geht ihn nichts an, denn ein Professor darf sich nicht „zersplittern".

Das Fachgelehrtenthum wird von den meisten Vertretern der englischen Philologie carikirt in den Fachzeitschriften, worin gar oft ein Ignorant den anderen recensirt; der schreibt dann die Recensionen immer fort und nennt dabei die Collegen mit Vor- und Zunamen zugleich, wie man es mit Jacob Grimm und Karl Lachmann gewöhnt ist. So wird und macht man sich gegenseitig „bekannt" und kommt zu der Ueberzeugung, daß man eine Fachgröße unter ähnlichen sei.

Worin liegt nun die Wurzel des Uebels? In der Zulassung von Realschülern ohne philologische Elementarbildung zum Studium der neueren Sprachen, mit der Aussicht, das Lehrerexamen in diesen als ihrem Hauptfache zu bestehen. Diese Studirenden würden den Germanisten im höheren Sinne nicht verstehen, wie sie dem classischen Philologen nicht zu folgen vermögen. Sie brauchen einen Anglicisten in des Worts verwegenster Bedeutung, der sie womöglich zu einer Dissertation über statistisch zu ermittelnde Lautverhältnisse in irgend einer „mittelenglischen" Handschrift anlernt und ihnen so den Doctorhut auf die Stirne drückt, jedenfalls aber sie auf möglichst trockenem Wege zu höheren „wissenschaftlichen" Lehrern — wieder an Realschulen — stempelt. Um so dringender ist zu wünschen und zu hoffen, daß die widerstandsfähige Minderheit echt germanistischer — oder auch romanistischer — Professoren des Englischen mit der Generation des wackeren Zupitza nicht etwa gar völlig aussterbe.

* **Tübingen**, 22. Juli. Unmittelbar nach Beendigung seiner klinischen Vorlesung verschied heute Mittag am Herzschlag Prof. Dr. Eduard Albrecht Nagel, Vorstand der Augenklinik. Geboren am 14. Juni 1833 in Danzig, Schüler Gräfe's, gehörte er Tübingen ununterbrochen seit 1864 an und that sich als Autor und Redactor in der Literatur der Ophthalmologie hervor; auch in den Fragen der Schulreform, insbesondere in der nach der Vorbildung der künftigen Mediciner, hat er das Wort ergriffen.

* **Gießen.** Der Historiker Prof. Dr. W. Oncken beging am 20. d. die Feier seiner 25jährigen Lehrthätigkeit. Die nicht ultramontane Studentenschaft brachte ihm einen Fackelzug; der Nationalliberale Verein der Stadt ernannte ihn zum Ehrenvorsitzenden.

* **Wien**, 22. Juli. Unter Betheiligung zahlreicher Besucher aus den Provinzen, aus Deutschland und der Schweiz hat heute der V. deutsche Stenographentag im Festsaal der Akademie der Wissenschaften seinen Anfang genommen. Dem heutigen ersten Verhandlungstage ging gestern ein Begrüßungsabend im Rotundensaal der Gartenbau-Gesellschaft voran. Als Theilnehmer am Stenographentage sind auch 18 bayerische Unterofficiere, lauter altgediente Leute, einzelne noch Theilnehmer des Krieges von 1870, aus Ingolstadt und Bamberg in Wien eingetroffen, die in ihrer Heimath als Militär-Stenographielehrer thätig sind. Der Bayernverein in Wien bereitete seinen Landsleuten einen herzlichen Empfang im Pschorrbräu.

* **Lemberg.** Dr. Peter Stebelski ist vom außerordentlichen zum ordentlichen Professor des österreichischen Strafrechts mit ruthenischer Vortragssprache befördert worden.

* **St. Petersburg.** Die kais. russische Geographische Gesellschaft erlebt am 6. (18.) August das Jubiläum ihres 50jährigen Bestehens. Die erste Sitzung erfolgte am 19. September 1845; in demselben Jahre erfolgten noch einige weitere, die aber alle lediglich den Fragen der inneren Organisation der Gesellschaft gewidmet waren. Ihre wissenschaftliche Thätigkeit beginnt erst seit Januar 1846, wo der Beschluß gefaßt wurde, die erste wissenschaftliche Expedition auszurüsten. Officiell soll das 50jährige Jubiläum der Gesellschaft daher auch erst in der Januarsitzung 1896 gefeiert werden.

* **New-York**, 22. Juli. Seit 14 Tagen fehlen alle Nachrichten über die nach dem Yellowstone-Park abgegangene Expedition, die aus 13 Studenten der Princeton-Universität besteht. Es wird befürchtet, daß die Bannock-Indianer, die wüthend über die Schritte sind, die von der Regierung gegen den Wildfrevel unternommen werden, die Mitglieder der Expedition ermordet haben.

Vorlesungen

an der

Königlich Preußischen theologischen und philosophischen

Akademie zu Münster

für das Winter-Halbjahr 1895/96.

Die mit einem * bezeichneten Vorlesungen werden öffentlich oder unentgeltlich gehalten.

Theologische Fakultät.

Prof. Hartmann: Kirchenrecht. (Forts.) *Geschichte der kirchlichen Rechtsquellen. *Kirchenrechtliche Uebungen. Prof. Funcke: Sakraments- und Benediktions-Liturgik. *Hodegetik. *Homiletische Uebungen. Prof. Sdralek: Kirchengeschichte von Gregor VII. bis zur Reformation. *Kirchengeschichtliche Uebungen. Prof. Fell: Allgemeine Einleitung in die Bücher des A. T. *Erklärung des Buches Jeremias. *Hebräische Uebungen. *Arabische Schriftsteller. Prof. Mausbach: Specielle Moral, 2. Theil. *Apologetik, 2. Theil. *Seminarübungen. Prof. Pohle: Gnaden- und Sakramentenlehre. *Erklärung des Briefes Pauli an die Galater. *Dogmatische Uebungen. Prof. Bautz: Die dogmatische Lehre über Gott den Schöpfer und die Person Christi. *Uebungen in der Erklärung ausgewählter Theile der theologischen Summa des h. Thomas. Prof. Hitze: *Handwerkerfrage. *Staatslehre. Prof. Bludau: Erklärung des Matthäus-Evangeliums. *Einleitung in die Bücher des N. Test. *Im exeget. Seminar: Erklärung ausgewählter Abschnitte aus den Pastoralbriefen. Privatdocent Pieper: Kirchengeschichte, 1. Theil (bis Papst Gregor d. Gr.). *Patrologie. *Christliche Archäologie, 1. Theil. Privatdocent Dörholt: *Die dogmatische Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit. *Ausgewählte Kapitel der Dogmengeschichte.

Philosophische Fakultät.

A. Philosophisch-philologisch-historische Abtheilung.

Prof. Storck: Geschichte der neueren deutschen Litteratur. *Deutsche Lyrik des Mittelalters. *Deutsche Uebungen im germanistischen Seminar. Prof. Langen: Römische Staatsalterthümer. *Erklärung der Aulularia des Plautus. *Im philologischen Seminar: Erklärung des 2. Buches der Aeneis des Virgil und der Idyllen des Theokrit. Prof. Stahl: Griechische Litteraturgeschichte. *Erklärung von Platons Protagoras. *Im philologischen Seminar außer Besprechung der schriftlichen Arbeiten Erklärung der Hekabe des Euripides. Prof. Spicker: Geschichte der griechischen Philosophie (Forts.). *Ueber die Hauptprobleme der Philosophie der Gegenwart. *Philosophische Untersuchungen und Uebungen. Prof. Niehues: Römische Geschichte vom Beginn der punischen Kriege ab. *Geschichte unsrer Zeit vom Jahre 1815 an. *Uebungen im historischen Seminar. Prof. Hagemann: Psychologie. *Geschichte der neueren Philosophie seit Hegel. Prof. Nordhoff: Geschichte der Baukunst des Mittelalters und der Neuzeit. *Kunstgeschichte des Domes zu Köln. *Kunsthistorische Uebungen. Prof. von Below: Englische Geschichte. Geschichte des deutschen Bauernstandes. Deutsche Geschichte im 13. Jahrhundert. *Uebungen im historischen Seminar. Prof. Andresen: Französische Formenlehre. *Erklärung des altfranzösischen Gedichtes von Auberi dem Burgunden (2. Theil). *Provenzalische Uebungen im romanischen Seminar. Prof. Parmet: *Nachweis der Echtheit und Erklärung des dem Tacitus beigelegten Gesprächs über die Redner. *Geschichte der römischen Satire. Prof. Milchhöfer: Die Denkmäler der griechischen Heldensage. *Topographie von Attika und Athen. *Archäologische Uebungen. Prof. Bartholomae: Gotische Grammatik. Sanskritübungen. *Linguistische Uebungen. Prof. Finke: Uebersicht der Quellen zur deutschen Geschichte im Mittelalter. Kirchliche und politische Geschichte Westfalens im Mittelalter. *Geschichte der mittelalterlichen Inquisition mit Einleitung über das Verhältniß von Kirche und Staat. *Historische Uebungen. Prof. Einenkel: Geschichte der englischen Litteratur im 17. Jahrhundert. *Historische Grammatik der englischen Sprache. *Im englischen Seminar Lektüre und Erklärung von Miltons „Paradise lost". Prof. Biermer: Geld-, Credit-, Bank- und Börsenwesen. *Agrarfragen der Gegenwart. Privatdocent Kappes: Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen Pädagogik. Allgemeine Metaphysik und natürliche Theologie. *Ueber das Seelenleben der Thiere. *Philosophische Uebungen im Anschluß an die Lektüre ausgewählter Capitel aus Aristoteles περὶ ψυχῆς. Privatdocent Hosius: Geschichte der klassischen Philologie im XIX. Jahrhundert. *Erklärung von Ausons Moselgedicht. *Uebungen über die neuen griechischen Handschriftenfunde in Aegypten. Privatdocent Drescher: Mittelhochdeutsche Grammatik. *Deutsche Uebungen. Privatdocent Schwering: Erklärung des Heliand. *Das deutsche Drama der neueren Zeit.

B. Mathematisch-naturwissenschaftlich-pharmaceutische Abtheilung.

Prof. Hittorf: *Ausgewählte Theile der theoretischen Physik. Prof. Hosius: *Paläontologie, 2. Theil. (Wirbellose Thiere.) Prof. Salkowski: Anorganische Chemie, 1. Theil. *Ueber die höheren aromatischen Kohlenwasserstoffe. Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium. Prof. Killing: Funktionentheorie. Differential- und Integralrechnung, 2. Theil. *Populäre Astronomie. *Uebungen des mathematischen Seminars in Gemeinschaft mit Prof. von Lilienthal. *Uebungen zur Differential- und Integralrechnung. Prof. Brefeld: Anatomie und Physiologie der Pflanzen in Verbindung mit mikroskopischen Demonstrationen und Uebungen. *Pharmakognosie (wiss. Droguenkunde). Leitung wissenschaftlicher Arbeiten im botanischen Institut. Prof. Ketteler: Experimentalphysik, 2. Hälfte (Akustik, Optik, Lehre vom Magnetismus und von der Elektricität). *Elemente der theoretischen Physik, 2. Theil (Theorie der Wärme und Elasticität). *Praktische Uebungen im physikalischen Laboratorium. Honorarprof. König: Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel. *Colloquium. Mikroskopisches und bakteriologisches Praktikum für Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel (mit Prof. Kassner). Uebungen im Laboratorium der agrikulturchemischen Versuchsstation. Prof. Landois: Insektenkunde. Entwickelungsgeschichte. *Praktische zoologische Uebungen. Prof. Lehmann: Allgemeine physische Erdkunde, 3. Theil. Geographie von Australien, Polynesien und dem Malaiischen Archipel. Geographie von Aegypten, Palästina und Syrien. *Geographische Uebungen. Prof. Mügge: Mineralogie, erster (allgemeiner) Theil. *Chemische Krystallographie. *Krystallographische Uebungen. Prof. von Lilienthal: Analytische Geometrie, 1. Theil. Partielle Differentialgleichungen. *Uebungen des mathematischen Seminars in Gemeinschaft mit Prof. Killing. Prof. Kassner: Pharmaceutische Chemie (organ. Theil) mit Demonstrationen und Experimenten. Ausgewählte Capitel aus der chemischen Technologie. *Maaßanalyse. Pharmaceutisch-chemische und toxikologische Uebungen im Laboratorium. Für Geübtere Bearbeitung von Aufgaben aus dem Gebiete der angewandten Chemie. Mikroskopisches und bakteriologisches Praktikum für Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel (mit Prof. König). Privatdocent Westhoff: Ueber Wirbelthiere. Zoogeographie. *Zoologische Uebungen.

Künste und Sprachübungen.

Prof. Grimm: *Lehre vom Contrapunkt. *Chorgesangübungen. Domchordirector und Lector Schmidt: *Ueber den Gregorianischen Choralgesang. *Praktische Uebungen im Kirchengesang. Lector Deiters: Erklärung von Molière's Lustspiel „L'école des femmes". Erklärung des Shakespeare'schen Trauerspiels „Romeo and Juliet". *Neufranzösische Uebungen. *Neuenglische Uebungen. *Erklärung des Roto'schen Lustspiels „La vedova in solitudine". *Erklärung des Romans „Justa y Rufina" von Caballero. Gymnasialoberlehrer und Lector Hase: *Lesung und Erklärung von Walter „Besants London". *Im englischen Seminar: Uebungen im mündlichen Gebrauche der englischen Sprache. Gymnasialoberlehrer und Lector Mettlich: Erklärung von Victor Hugos „Hernani" in französ. Sprache. *Im romanischen Seminar: Schriftliche französische Uebungen.

Akademischer Turn- und Fechtlehrer Bathe: *Turnunterricht. *Fechtunterricht. Akademischer Zeichenlehrer Müller: Uebungen im Zeichnen und Malen. (7196)

Der Anfang des Semesters ist auf den 15. October d. J. festgesetzt.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 204. München, Donnerstag, 25. Juli. Beilage-Nummer 169.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXCVIII

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Don Manuel Ruiz Zorrilla.

Aus Madrid ist dieser Tage gemeldet worden, die sämmtlichen Unterabtheilungen der republicanischen Partei Spaniens hätten beschlossen, fortan in Eintracht zusammenzuwirken, gewaltsame Erhebungen zu unterlassen und nur durch friedliche Ausbreitung ihrer Ueberzeugungen den künftigen Freistaat vorzubereiten. Diese Nachricht hat weder in Spanien selbst noch im Auslande großen Eindruck gemacht. Jenseit der Pyrenäen glaubt man eben nicht an ein dauerndes ehrliches Zusammengehen der „Possibilisten“ vom Schlage Castelars und der republicanischen Doctrinäre, wie Pi y Margall und Salmeron; die Monarchie selbst muß in dem Schwinden des dynastischen Gefühls eine weit größere Gefahr erkennen als in den stets mit unzureichenden Mitteln unternommenen Erhebungen einzelner republicanischer Häuptlinge. Im Ausland aber möchte man das Einlenken der spanischen Republicaner in friedliche, gesetzliche Bahnen als die ganz natürliche Folge des Todes Ruiz Zorrilla's betrachten, dessen Name mit Recht oder Unrecht in Verbindung mit allen Pronunciamientos gesetzt wurde, seit jenem Pronunciamiento von Badajoz, das die letzte Zeit König Alfonso's XII. verdüstert hatte.

Man mag nun die Bedeutung dieses spanischen Verschwörers höher oder geringer achten, so ist und bleibt sein Lebensbild jedenfalls der Spiegel einer ganzen politischen Entwicklung, wie sie sich in Spanien seit dem Ende der sechziger Jahre bis zu unsern Tagen vollzogen hat. Don Manuel Ruiz Zorrilla kann zu den homines novi gezählt werden, die mit der September-Revolution von 1868 in den Vordergrund der politischen Schaubühne ihres Vaterlandes traten. Geboren zu Osma 1834, hatte er in Valladolid Rechtswissenschaft studirt und sich in Madrid als Rechtsanwalt niedergelassen. In den Cortes schloß er sich, 1856—1861, der progressistischen Partei an und machte sich namentlich durch seine heftigen Angriffe gegen die Neukatholiken bemerklich, die er auch in einer überkühnen Flugschrift „Tres negaciones y una afirmacion“ bekämpfte. Er nahm an verschiedenen revolutionären Junten, die einander ablösten, theil und mußte nach den Juni-Kämpfen mit vielen seiner Parteigenossen das Heil in der Flucht nach Frankreich suchen. In der Verbannung bereitete er dann als Genosse Prims und Sagasta's die antidynastische Revolution vor und suchte jetzt schon, wie später nach dem Siege derselben, die Republicaner zur Mitwirkung und zur vorläufigen Vertagung ihrer letzen Wünsche zu überreden.

Als nach dem Siege des Pronunciamientos von Cadiz die provisorische Regierung gebildet wurde, erhielt Zorrilla das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten und des Unterrichts, und die Thätigkeit, die er nun entfaltete, sowie seine derbe, rücksichtslose Beredsamkeit erfüllte alsbald nicht bloß die Reactionäre, sondern auch die gemäßigten Liberalen mit Schrecken. Hatte die provisorische Regierung in ihrem ersten Rundschreiben an die Mächte den beschränkten Klerikalismus als eine Hauptursache des Sturzes der Königin Isabella bezeichnet, so glaubte Zorrilla demselben nicht schnell und kräftig genug an den Leib rücken zu können. In rascher Folge erflossen aus seinem Ministerium Decrete über die Unterdrückung der Jesuiten, der Mönche und der Bruderschaft des heiligen Vincenz von Paula und über die Beschränkung der Nonnenklöster; und er erließ ein neues Schulgesetz, das den völligen Bruch mit den Klerikalen ankündigte. Nach demselben sollten binnen zwei Monaten dem Minister die Pläne vorgelegt werden für die Gründung einer Mädchen- und Knabenschule bei einer Bevölkerung von 500 Seelen, einer getrennten Knaben- und Mädchenschule bei 500—5000 Seelen und für weitere Schulen bei mehr als 5000 Seelen. Ob Zorrilla selbst geglaubt haben mag, in dem verarmten Lande solch schöne Dinge über Nacht hervorzaubern zu können? Sein Rundschreiben, in dem er die volle Unterrichtsfreiheit zum Gesetz erhob, mußte er jedenfalls ein paar Wochen später in beschränkendem Sinn erklären, weil viele Gemeinden unter Unterrichtsfreiheit das Recht verstanden hatten, die Schule zu schließen und den Schulmeister davonzujagen.

Noch mehr aber als durch sein Schulgesetz reizte er die Klerikalen durch ein Decret vom 1. Januar 1869, das alle Archive, Bibliotheken, Cabinette, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Sammlungen der Kathedralen, Capitel, Klöster und militärischen Orden für Nationaleigenthum erklärte, unter Anführung einer Menge von Fällen, in denen die kostbarsten Schätze, Urkunden und Alterthümer durch die Unwissenheit und Habsucht der Klerikalen zu Grunde gegangen seien. In einem geheimen Rundschreiben war noch den Statthaltern aufgetragen, an einem und demselben Tag, dem 25. Januar, ein Verzeichniß aller in den Kirchen aufbewahrten Schätze aufzunehmen. Einen weiteren Erfolg hatte auch dieses Decret nicht, als daß der Statthalter von Burgos, als er dem Regierungsauftrage nachkam, in der Kathedrale unter dem Rufe „es lebe die Religion!“ auf grauenhafte Weise ermordet wurde.

Mehr als einmal während der ersten neun Monate, die der September-Revolution von 1868 folgten, hatte Ruiz Zorrilla im Auftrag Prims, wenn dieser sich durch seine Nebenbuhler von der Liberalen Union ins Gedränge gebracht sah, unterderhand mit den Republicanern Fühlung gewonnen. Und nachdem Serrano zum Regenten ernannt worden war und seine Partei ohne Scheu für die Wahl des Herzogs von Montpensier zum König arbeitete, machte Zorrilla, in dessen Händen das Unterrichtsministerium geblieben, im Anfang des Juli 1869 den republicanischen Führern neue Eröffnungen, denen zufolge Castelar und Pi y Margall in das Ministerium hätten eintreten sollen: eine Combination, die durch erneutes Entgegenkommen der Unionisten gegenüber Prim scheiterte. Auch in der entscheidenden Abstimmung über die Candidatur Montpensiers stellte sich Zorrilla als Kammerpräsident mit seinem Nein auf die Seite der Republicaner.

Dagegen entwickelte er, den letztern gegenüber, eine außerordentliche Energie, um die Candidatur des Herzogs von Aosta durchzusetzen. Er selbst führte die Krondeputation nach Florenz, hielt aber bei der Abreise derselben eine so radicale Rede, daß nicht bloß seine progressistischen Parteigenossen und die Unionisten verstimmt, sondern auch die Hofkreise in Florenz ernstlich beunruhigt wurden. Immerhin war in dieser Rede auch bemerkenswerth die ernste Mahnung an alle Parteien, die Erfüllung ihres Ideals nicht mehr vom Bürgerkriege, sondern von der friedlichen Ausbreitung ihrer Ideen zu erwarten. Zu seiner großen Enttäuschung wurde aber nicht Zorrilla, sondern Serrano vom König Amadeo beauftragt, sein erstes Ministerium zu bilden; und erst nach mehrfachen Ministerkrisen und nachdem sich Serrano geweigert, ein ganz conservatives Ministerium zu berufen, gelang es ihm, an die Spitze eines entschieden radicalen Cabinets zu treten, das sich vor allem verpflichtete, auf keine Errungenschaft der September-Revolution, wie Glaubensfreiheit, Civilehe und bürgerliche Standesbuchführung zu verzichten. Während er aber hiedurch, sowie durch Gewährung einer Amnestie die Republicaner moralisch zu entwaffnen und für die Sache der Ordnung zu gewinnen schien, entfremdete er sich mehr und mehr den gemäßigteren Theil der Progressisten, vor allem seinen ehrgeizigen Nebenbuhler Sagasta; und man darf sagen, daß er das neue Königthum gesellschaftlich dadurch unmöglich machte, daß er verschwenderisch Adelstitel an wenig gesellschaftsfähige Parteigenossen austheilte und den König mit Leuten umgab, denen man lieber auswich. Immerhin gelang es ihm noch, den König durch Reisen im Lande mit dem Volke in Berührung zu bringen. Allein als die Cortes am 1. October wieder zusammentraten und Zorrilla den Demokratenführer Rivero für die Kammerpräsidentschaft vorschlug, siegte Sagasta bei der Wahl über den letztern und es kam zur Bildung eines sogenannten Vermittlungsministeriums aus Progressisten von anerkannter Unbedeutendheit.

Aber eine Versöhnung zwischen den beiden Bruchtheilen der progressistischen Partei erwies sich bald als unmöglich. Die Anhänger Sagasta's verschmolzen sich mehr und mehr mit den Unionisten, diejenigen Zorrilla's mit den Demokraten, deren Führer Rivero in der Kammer den Ausspruch gethan: „Wir stellen die Freiheit höher als die Monarchie." Und als der königliche Hof sich um ein besseres Verhältniß mit den Klerikalen und dem Vatican bemühte und Sagasta die Cortes auflöste, drohte Zorrilla selbst: „An dem Tage, da man unsre Rechte und Freiheiten verletzt, werden wir uns unter unser Zelt zurückziehen und überlegen, was zu thun sei." Zunächst aber trat er, um nur Sagasta stürzen zu können, in die ungeheuerlichste Coalition ein, die Spanien jemals erlebt hatte. Schulter an Schulter mit dem Demokratenführer Rivero kämpfte er im Namen der Moral gegen das Bündniß der Unionisten und Sagastiner in der Regierung, ging selbst aber mit den Anhängern der bourbonischen Restauration zusammen, die man eben im Namen der Moral verjagt hatte, während freilich auch die Republicaner, die im Namen der Freiheit zum Kampfe gegen den constitutionellen König riefen, mit den Carlisten zusammengingen, die den Absolutismus zurückführen wollten.

Sagasta aber bewährte sich, wenn irgend einmal, so diesmal gegenüber dieser Coalition als unvergleichlichen „Wahlminister". Es kümmerte ihn wenig, daß Kriegsminister Rey sein Portefeuille niederlegte, weil „seine Würde ihm verbiete, sich noch den Genossen derjenigen zu nennen, die so unerhört viele Vergewaltigungen und Ungesetzlichkeiten bei den Wahlen begangen hätten"; und er ließ sich gern von den Unionisten, denen der Löwenantheil bei den von ihm geleiteten Wahlen zugefallen, auf die Bahn der Reaction drängen. Allein er mußte den letzteren das Feld ganz überlassen und seine Entlassung als Ministerpräsident nehmen, als ihm von seinen Gegnern nachgewiesen wurde, daß er für Wahlzwecke der Casse des Colonialministeriums mehrere Millionen entnommen hatte. Lange durften sich die Unionisten ihres Sieges allerdings nicht freuen. Der schmähliche Ausgleich, den Serrano zu Amorevieta im Mai 1872 mit den carlistischen Aufrührern geschlossen, gab Zorrilla Anlaß, das Ministerium in den Cortes ernstlich zur Rede zu stellen und, als er dabei vom Präsidenten fortwährend willkürlich unterbrochen wurde, zu erklären: „Da man dies offenbar wünscht, so verzichte ich auf mein Recht und gehe. Sie haben nun erreicht was Sie wollten; Sie sind nun allein; jetzt machen Sie was Sie wollen; ich habe meine Pflicht erfüllt." Sprachs und verließ mit seinen Parteigenossen den Saal. Man glaubte, er habe sich hiemit zugleich auch endgültig vom König zurückgezogen, allein als diesen die Unionisten jetzt drängen wollten, zu Ausnahmemaßregeln zu greifen, wollte er, eingedenk seines Eides auf die Verfassung, es doch nochmals mit den Radicalen versuchen und beauftragte Zorrilla mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Lange weigerte sich Zorrilla; endlich ließ er sich aber von Rivero zur Annahme überreden, da ihm derselbe vorstellte: „Die Monarchie Amadeo's geht unfehlbar ihrem Untergang entgegen; wenn wir es nicht hindern, so werden die Constitutionellen Alfonso berufen; sind wir jedoch im Augenblick, da der König fällt, am Ruder, so können wir die Republik machen." Jener Augenblick trat allerdings sehr bald ein, aber Zorrilla konnte denselben, obgleich er am Ruder war, nicht nützen und die Republik wurde von Anderen als von ihm gemacht. Als der König, immer ängstlicher bei dem Radicalismus seines Premierministers und bei der täglich offenbarer werdenden Hinneigung der Conservativen zu einer bourbonischen Restauration, sowie bei der Fortdauer carlistischer und republicanischer Putsche, keinen anderen Ausweg aus einer unhaltbar gewordenen Lage sah als seine Abdankung und dies am 11. Februar 1873 den Cortes ankündigte, waren die Wortführer der letzteren die Republicaner Figueras, Castelar und Pi y Margall, welche die Erklärung der Republik und die Erwählung der ausübenden Gewalt verlangten. Zorrilla, der der Ueberstürzung wehren wollte, wurde von der Kammer kaum noch angehört. Er blieb auch im Hintergrunde, so lange die Republik dauerte. Man hörte eigentlich erst wieder von ihm, als er nach der bourbonischen Restauration von seiner Wohnung in der Avenue de la Grande Armée in Paris aus immer und immer wieder Pronunciamientos ausrüstete, die immer und immer wieder aufs kläglichste scheiterten. Im Unterschiede von anderen spanischen Pronunciamiento-Helden, die sich durch solche Unternehmungen zu bereichern pflegten, hat er dabei einen großen Theil seines bedeutenden Vermögens zugesetzt. Er ist als ein müder Mann auf seiner Besitzung bei Burgos gestorben, wo ihm seine treue Lebensgefährtin und Leidensgenossin, Donna Maria, vor einem Jahr im Tode vorangegangen war. W. L.

Amerikanischer Literaturbrief.

E. P. E. Seit einiger Zeit läßt sich die Bundesregierung der Vereinigten Staaten die Pflege der Psychophysik angelegen sein; sie hat eine wissenschaftliche Werkstätte in Washington gegründet, um experimentelle Untersuchungen auf diesem Gebiete anzustellen. Der Vorsteher dieser neuen Anstalt, Professor Dr. Elmer Gates, hat sich während der letzten zwanzig Jahre mit diesem Gegenstande beschäftigt und wunderliche Entdeckungen gemacht über die Einwirkung

der Gemüthsbewegungen auf die Ausscheidung körperlicher Feuchtigkeiten, namentlich auf die Beschaffenheit der Hautausdünstungen. Nach seiner Behauptung bringt jede Empfindung eine Veränderung im Zellengewebe hervor und übt einen mehr oder weniger starken Einfluß auf den physischen Organismus und dessen Functionen aus. Es dürfte allgemein bekannt sein, daß heftige geistige Aufregung einen plötzlichen und reichlichen Ausbruch des Schweißes verursacht; es ist aber das Verdienst des Hrn. Dr. Gates, die durch die verschiedenartigsten Gemüthsregungen erzeugten Schweißtropfen chemisch untersucht und in ihre Bestandtheile zerlegt zu haben. Diese Analyse hat gezeigt, daß die chemische Beschaffenheit der Hautausdünstungen durch die zu denselben Anlaß gebenden Geisteszustände bedingt und bestimmt wird. Das Seelenleben spiegelt sich also in jedem Schweißtropfen ab, und läßt sich gleichfalls in der Zusammensetzung des Harns oder anderer Zersetzungsproducte der Nahrung deutlich erkennen. Läßt man z. B. Selensäure auf den durch starkes Schuldbewußtsein hervorgebrachten Schweiß in einem Glasröhrchen einwirken, so wird er rosenfarbig. Der Mensch mag seine Schuld nicht bekennen oder zu verbergen suchen, er mag das Erröthen noch so lange verlernt haben — er verstellt sich vergebens; man braucht nur ein paar Tropfen seines Angstschweißes zu sammeln um das richtige Reagens anzuwenden, um aus der sogleich entstehenden Schamröthe der Hautausdünstung auf das böse Gewissen zu schließen.

Noch wichtigere Miene machen die von Dr. Gates angestellten, auf „brain-building“ oder Gehirnbau bezüglichen Versuche, durch welche der bekannte Wahlspruch der empirischen Psychologie: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu eine ausgedehntere Anwendung und weitertragende Bedeutung bekommt. Es ist ein Ursatz der Psychophysik, daß alle Begriffe ihre Quellen in den sinnlichen Empfindungen haben und, was man geistige Fähigkeiten und Thätigkeiten nennt, auf Erfahrungen und Wahrnehmungen beruht, ja im Grunde in einem Mechanismus materieller Eindrücke des Gehirns besteht. Jeder Gedankengang, jede Gemüthsregung wirkt auf die Hirnmasse ein und bringt eine Veränderung in dem Zellengewebe hervor, trägt also zum Gehirnbau bei. Düstere Gedanken oder Gefühle begünstigen die Ausbildung und befördern den Aufbau der Hirntheile, welche schwermüthige Stimmungen erzeugen; dasselbe gilt von heiteren Gedanken und fröhlichen Gefühlen. Je länger man solchen nachhängt, je größer sind die Veränderungen, die in der Gehirnsubstanz nach diesen beiden Richtungen hin stattfinden. Gewisse Ideen und Empfindungen bekommen und behalten die Oberhand; in Folge dessen fließt das Blut immer reichlicher den entsprechenden Hirntheilen zu, die dadurch übermäßig und einseitig ernährt werden, während andere Theile an mangelnder Ernährung leiden und gleichsam an Auszehrung kränkelnd verkümmern. Mit dieser Asymmetrie des Gehirnbaues ist eine Störung des Gleichgewichts des Denkvermögens verbunden, wodurch die verschiedenartigsten Temperamente entstehen; der Mensch wird entweder melancholisch oder sanguinisch, von trübsinnigen, tiefgehenden pessimistischen oder leichtsinnigen, oberflächlichen optimistischen Weltanschauungen beherrscht und artet allmählich in einen Grübelkopf oder einen Flattergeist aus. Dieser Ansicht nach wird das Gehirn nicht etwa als das Mittel, dessen sich ein seelisches Wesen zum Denken bedient, sondern im strengsten Wortsinne als das Werkzeug der an diesen stofflichen Träger unzertrennlich gebundenen Gedankenthätigkeit betrachtet, wie viele Physiologen und namentlich Moleschott im „Kreislauf des Lebens“ behauptet und zu beweisen versucht haben. Hr. Gates stellt also kein neues System auf, sondern wärmt die altbackenen Grundsätze des Materialismus wieder auf und sucht sie zur Erziehung des Menschen praktisch zu verwerthen. Wie kann man nämlich das Menschengeschlecht verständiger und geistreicher machen und die Dummheit allmählich aus der Welt schaffen? Durch die systematische Ausbildung, und den symmetrischen Aufbau des Hirns von der ersten Kindheit an, antwortet Hr. Gates, der da glaubt, die Beschaffenheit des Hirns durch die von außen vermittelst der Sinnenwerkzeuge empfangenen Eindrücke ganz genau bestimmen zu können. Gegenwärtig arbeitet er an einem bald zu vollendenden Buche, worin er seine Methode des Gehirnbaues erklärt und die bisher erzielten Ergebnisse angibt. Leider weiß man bei derartigen Ankündigungen nicht, wo die Marktschreierei aufhört und die Wissenschaft wirklich anfängt; seit Hrn. Garners Mißerfolg mit seinen nach allen zweiunddreißig Punkten der Windrose ausposaunten Affensprachstudien dürfte Hr. Gates es nicht übel nehmen, wenn wir uns gegen seine als „the newest of the sciences“ gepriesene Lehre etwas mißtrauisch verhalten und der Veröffentlichung seines Werkes zurückhaltend und in ziemlich skeptischer Stimmung entgegensehen.

In der Wahl des Ortes für die Errichtung seiner psychophysischen Werkstätte hätte Hr. Gates nicht glücklicher sein können. Die Stadt Washington, als der Sitz des amerikanischen Congresses, ist dazu ganz besonders geeignet, da die aus allen Staaten versammelten Mitglieder des gesetzgebenden Körpers dafür sorgen werden, daß es dem Forscher an pathologischem Material für solche wissenschaftliche Untersuchungen nie mangeln wird. Es wäre interessant und gemeinnützlich, festzustellen, an welchen Hirntheilen es dem berufsmäßigen Demagogen oder Kannegießer fehlt, und auf welche Weise diese zu ersetzen sind, um ihn in einen edlen, unbestechlichen, weitsichtigen, von reiner Vaterlandsliebe beseelten Staatsmann zu verwandeln. Hier hat Hr. Gates die Gelegenheit, zugleich eine wissenschaftliche Frage zu lösen und eine patriotische Aufgabe zu erfüllen. Seit längerer Zeit haben die besten Bürger der Vereinigten Staaten sich ernstlich bemüht, die unverschämte Ausbeutung der Aemter durch Parteipolitiker abzuschaffen und eine gründliche Reform des Staatsdienstes einzuführen. Ueberraschend wäre es, wenn Hr. Gates dieses hohe Ziel auf psychophysischem Wege durch die nöthigen am Hirn der „spoilsmen“ oder Ausbeuter vorgenommenen Reparaturen erreichen sollte. Er behauptet, es sei möglich durch die Anwendung seines Systems den heutzutage einreißenden Sittenverfall aufzuhalten und gemeine Verbrecher zu guten Bürgern umzubilden; warum dürfte man dann nicht auf die Verbesserung und vielleicht vollständige Umgestaltung des amerikanischen politischen Parteigängers einigermaßen hoffen? Zweckmäßig wäre es jedenfalls, wenn der eifrige und zuversichtliche Psychophysiker die bisher im Dienst der Wissenschaft gequälten Hunde vorläufig in Ruhe ließe und Versuche an den berüchtigtsten Politikern beider Parteien (auch eine Art experimentum in corpore vili) ausführen und die Ergebnisse derselben veröffentlichen wollte.

Von Reformbestrebungen auf dem Gebiet der amerikanischen Politik, kann man nicht reden, ohne unwillkürlich an einen der edelsten Vertreter und eifrigsten Verfechter derselben, den vor drei Jahren gestorbenen George William Curtis, zu denken, dessen von Edward Cary verfaßte Biographie bei Houghton, Mifflin u. Comp. zu Boston als dreizehnter Band des bekannten Sammelwerkes „American Men of Letters“ soeben erschienen ist. Curtis wurde am 24. Februar 1824 zu Providence im Staat Rhode Island geboren und stammte von einem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingewanderten Engländer ab. Zwei Jahre, 1842—43, brachte er in dem kurz vorher zu West Roxbury gegründeten „Brook Farm Institute of Agriculture

and Education" zu. Er trat nicht als Mitglied in diese Gemeinschaft ein, sondern hielt sich dort als Kostschüler auf und hatte Gelegenheit, mit den auserlesensten Männern und Frauen Neuenglands und den kühnsten Denkern der damaligen Zeit täglich zu verkehren. Namentlich hat der Weise von Concord, Ralph Waldo Emerson, der bei den „Brook Farmers" ein häufiger und immer willkommener Gast war, einen mächtigen und bleibenden Einfluß auf den für alle weltverbessernden Ideen und das menschliche Wohl bezweckenden Einrichtungen empfänglichen Geist des achtzehnjährigen Jünglings ausgeübt. Der von Curtis genossene vertraute Umgang mit solchen Menschen und die auf der Brook Farm geschlossenen, das ganze Leben dauernden Freundschaftsbünde wirkten erhebend und bekräftigend nach, bestimmten vielfach seine Stellung zu den brennenden Fragen seiner Zeit, und ermuthigten und stärkten ihn in dem später so tapfer und unverdrossen geführten Kampf gegen sociale und politische Uebelstände. Die „Brook Farmers" haben die ihnen vorgesteckten Ziele nicht erreicht; die ersehnte Umgestaltung der Gesellschaft durch den Umsturz der auf Erbrecht und Privateigenthum gegründeten Ordnung hat sich als ein schöner Traum erwiesen. Um einen Beweis für den Adel aller ehrlichen Arbeit zu liefern, ist es nicht nöthig, daß Männer und Frauen von hoher Bildung und feinen Sitten Kartoffeln graben, Ochsen treiben, Kühe melken, Holz hacken und den ganzen lieben langen Tag in der Küche schwitzen oder am Waschzuber stehen. Wenn der Dichter oder der Philosoph die Rolle des Bauers spielen will, so pflegt er unwissentlich die Pferde hinter den Pflug zu spannen, was bei den „Brook Farmers" nicht nur im bildlichen, sondern auch zuweilen im wörtlichen Sinne der Redensart geschehen ist. Aber trotz aller Verkehrtheiten dieser gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zukunftspläne und der zur Verwirklichung derselben angewandten Mittel hat das Brook Farm Institut auf die Bildung des Charakters und die sittliche Gesinnung in einer kaum zu überschätzenden Weise eingewirkt.

1845 reiste Curtis nach Europa ab; das erste Jahr brachte er in Rom und anderen italienischen Städten, das zweite in Deutschland, größtentheils in Berlin, das dritte in Paris und das vierte in Aegypten und Palästina zu. Während dieses Aufenthalts im Ausland correspondirte er ziemlich regelmäßig mit zwei New-Yorker Zeitungen, in denen er hauptsächlich über politische Angelegenheiten und Persönlichkeiten Bericht erstattete. Diese Briefe sind nie gesammelt worden und nur in den vergilbten Spalten der betreffenden Journale noch zu lesen, zeichnen sich aber durch große Klarheit und Frische der Darstellung aus und zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und gesunder Urtheilskraft, die dem jungen Reisenden und angehenden Schriftsteller alle Ehre machen. Bald nach seiner Rückkehr veröffentlichte er, 1851—52, „Nile Notes of a Howadji" und „The Howadji in Syria", die die Aufmerksamkeit des größeren Publicums in Amerika und England auf sich zogen und allgemein als treue und warme Schilderung des launigen, lässigen und sinnlichen Lebens des Orients anerkannt wurden; nur das zimperliche, scheinzüchtige New-Yorker Philisterthum hat an der lebendigen und farbenreichen Beschreibung der Aufführungen der öffentlichen Tänzerinnen Anstoß genommen und den Verfasser der Anregung und Verlockung zur Unsittlichkeit geziehen. In einem an seinen Vater gerichteten Brief erklärte Hr. Curtis, der moralische Sinn der New-Yorker sei so verdreht und verderbt, daß ihr Tadel ihm gleich gelte; aber trotz aller Verachtung hegte er immerhin einen gewissen Groll gegen solche beschränkte Beurtheiler, und dieses Gefühl hat ohne Zweifel die Feder gespitzt, mit der er „The Potiphar Papers" schrieb, in denen er das gemeine Geldprotzen- und alberne Modenarrenthum der sogenannten „besten Gesellschaft" New-Yorks an den Pranger stellte. Bald darauf folgte die Novelle „Prue and I", welche die Gegensätze der amerikanischen Lebensverhältnisse behandelt, wie sie z. B. in dem alten Buchhalter Titbottom und seiner Frau, dem Millionär Bourne, der schönen, vornehmen Aurelia, der reinen, sanften, treuen Titelheldin, und anderen Personen zur Anschauung gebracht werden. In „meinem Vetter dem Vicar" lernen wir des Dichters um zwei Jahre älteren Bruder, Burrill Curtis, kennen, der ihm zur Zeichnung dieses edlen Charakters als Vorbild diente; meisterhaft geschildert ist auch die gespenstische Mannschaft des fliegenden Holländers in der phantastischen Episode „A Cruise in the Flying Dutchman". In der künstlerischen Ausführung gehört diese Erzählung zu dem Vorzüglichsten, was der Verfasser geschrieben hat, und zeichnet sich in dieser Beziehung vor der 1859 erschienenen Novelle „Trumps" vortheilhaft aus, da es der letzteren zu sehr an dramatischer Entwicklung der Handlung, sowie an dichterischer Gestaltung der Charaktere fehlt.

Curtis hat sich aber mit der Pflege der schönen Literatur nur vorübergehend beschäftigt: seine Zeit und seine Kraft hat er vorzugsweise der Reform der Politik gewidmet und auf diesem Gebiet vortreffliche Dienste geleistet. 1863 wurde er Redacteur der Wochenschrift „Harper's Weekly", und gab diesem weitverbreiteten, aber bisher in der Behandlung brennender Zeitfragen schwachen und schwankenden Blatt einen ernsten, festen und selbständigen Charakter, der dem Wortspiel, das es „a weakly (schwächlich) journal" zu nennen pflegte, mit einem Schlag die Spitze abbrach. Für die Darstellung seiner Wirksamkeit als Journalist, Publicist und politischer Redner verweisen wir den Leser auf das uns vorliegende, von Hrn. Cary verfaßte Bändchen. Als Politiker dürfte Curtis wohl im aristotelischen, aber kaum im amerikanischen Sinn des Wortes gelten, denn er blieb immer ein einfacher Bürger, arbeitete unermüdlich und aus allen Kräften an der Veredlung und Vervollkommnung der Landesverwaltung, jedoch niemals um Lohn, und lehnte stets die ihm öfters angebotenen Ehrenämter ab. 1877 ließ ihm Präsident Hayes die Wahl unter sämmtlichen europäischen Gesandtschaften und ersuchte ihn zwei Jahre später, die Gesandtenstelle in Berlin anzunehmen. Solche Auszeichnungen wußte er wohl zu schätzen und war durch feine Bildung und vornehme Lebensart in hervorragender Weise befähigt, dieses hohe Staatsamt zu bekleiden und die Regierung würdig zu vertreten. Aber ein längerer Aufenthalt im Auslande mußte seiner Wirksamkeit im Dienste der „Civil service Reform" Eintrag thun, er brachte daher seiner warmen Vaterlandsliebe und seinem starken Pflichtgefühl alle persönlichen Neigungen freudig und unverzüglich zum Opfer. Diese dem nur der Amtjägerei beflissenen Berufspolitiker ganz unbegreifliche Entsagung hat er auch nie bereut. Sieben amerikanische Hochschulen haben ihm akademische Ehrengrade ertheilt, und als Kanzler der Universität von New-York und Trustee des dortigen „Metropolitan Museum of Art" hat er mit Eifer und Verständniß nach der Beförderung der Kunst und Wissenschaft gestrebt. Seine letzte größere literarische Arbeit war die Herausgabe der zweibändigen „Correspondence of John Lothrop Motley", die bald nach ihrem Erscheinen in der Allgemeinen Zeitung (Beil. 10. u. 11. Aug. 1889) ausführlich besprochen wurde. Im Mai 1892 hielt er eine Rede über den kurz vorher hingeschiedenen Freund und politischen Gesinnungsgenossen, James Russell Lowell, und starb in seinem traulichen Heim auf Staaten Island am 31. August desselben Jahres.

Noch eine neue und höchst anziehende Biographie ist Samuel T. Pickards zweibändiges Werk „The Life and Letters of John Greenleaf Whittier" (Boston, Houghton,

Mifflin u. Comp.). Als Whittier am 17. Dec. 1890 seinen 83. Geburtstag feierte, brachte die Beilage der Allgemeinen Zeitung eine eingehende Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Poesie und stellte auch sein äußeres Leben und Wirken als Mensch und namentlich als Kämpfer gegen die Negersklaverei, sowie seine innere Entwicklung als Dichter in kurzen Zügen dar. Wir brauchen also unsre Leser, die sich für diesen merkwürdigen Mann, sein Streben und seine Schriften interessiren, nur auf diesen Aufsatz hinzuweisen, indem wir zur weiteren Nachricht bemerken, daß er ungefähr zwei Jahre nachher, am 7. Sept. 1892, zu Hampton Falls im Staat Newhampshire gestorben ist. Der Gedanke, daß man es unternehmen würde, eine Beschreibung seines Lebens zu veröffentlichen, hat ihn immer äußerst unangenehm berührt; als Francis H. Underwood seine 1884 erschienene Biographie Whittiers verfaßte, hatte er (wie er in einem Brief an den Schreiber dieser Zeilen mittheilte) die allergrößte Schwierigkeit, einzelne Umstände aus des bescheidenen Dichters Lebenslaufe aus dessen Munde zu erfahren. Schließlich hat dieser jedoch eingesehen, daß nach seinem Tode die Abfassung eines derartigen Werkes unvermeidlich sein würde; es blieb ihm also nichts übrig, als durch eigene Angaben und das sorgfältige Sammeln und Sichten des Stoffes das prädestinirte Buch möglichst vollständig und zuverlässig zu machen. Dieses Material hat Hr. Pickard mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht verwerthet und namentlich durch die Mittheilung vieler Briefe den Dichter selbst reden und gleichsam persönlich vor dem Leser erscheinen lassen. Besonders wichtig sind die Briefe aus den dreißiger Jahren, welche auf seine erste politische und publicistische Thätigkeit, sowie auf das Sehnen und Streben des ehrgeizigen Jünglings nach dieser Richtung hin neues Licht werfen. Als er den Entschluß faßte, an der damals äußerst unpopulären Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei theilzunehmen, mußte er auf die Verwirklichung dieser lockenden Pläne vollständig Verzicht leisten. Nur wer die Sachlage genau kennt, kann die Größe der Entsagung richtig schätzen, welche der angehende Parteipolitiker, dem Alles zu glücken schien, durch diesen Schritt über das Herz brachte, um dem Gewissen zu folgen.

Die glänzenden Waffenthaten der Japaner in Ostasien haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses eigenartige und ungemein energische Völkchen gelenkt und zu neuen, auf dessen Nationalcharakter, Lebensanschauungen, Sitten, religiöse Lehren und Aberglauben, politische Einrichtungen und herkömmliche Gebräuche bezüglichen Forschungen Anlaß gegeben. Der vor zwei Jahren zu Chicago abgehaltene und sehr stark besuchte Religions-Congreß hat eine gewisse Liebhaberei für nichtchristliche, namentlich für morgenländische Culte erzeugt, so daß in einigen amerikanischen Kreisen der Buddhismus geradezu Mode geworden ist, während bei anderen Leuten die Theosophie zum guten Ton gehört. Ein amerikanischer Gelehrter, Hr. Maxwell Somerville, Professor an der Universität von Pennsylvanien, hat neulich einen echten und ziemlich großen buddhistischen Tempel aus dem Orient importirt und in der Stadt Philadelphia aufgerichtet. Das Gebäude enthält eine riesige Bildsäule des Buddha, einen hohen, mit dem symbolischen Lotus umgebenen Altar, eine große Anzahl Bilder von untergeordneten Göttern, sämmtlich aus Bronze verfertigt, und ist mit Gebetsmaschinen, Glocken, heiligen Handtüchern, Pauken, zum Umdrehen bestimmten Gebetsrädern und anderem Triebwerk des Cultus reichlich versehen. Die Gebetsräder sind tonnenförmig und mit Papierstreifen vollgestopft, auf welchen die Formel „Om! Mani padmâ! Hum!“ — eine Anrufung der den Lotus haltenden Gottheit, Padmapâni — vielmals geschrieben steht. Ob Hr. Prof. Somerville auch einen Zahn des Buddha erworben hat, wird nicht gemeldet. Zufällig (oder ist es vielleicht absichtlich geschehen?) langte der Tempel zur Zeit des am Vollmond des Mai gefeierten Geburtsfestes des S'âkyamuni in Amerika an. Sollte der nach der Neuen Welt verpflanzte Buddhismus gedeihen und den durch Kirchenspaltungen geschwächten Kräften des Christenthums eine zu starke Concurrenz machen, so bliebe den Secten nichts übrig, als sich zu vereinigen, um dem gemeinsamen ausländischen Feinde die Spitze zu bieten. Ohne Zweifel würde der eifrige Protectionist, McKinley, die Gelegenheit ergreifen, um die Einfuhr fremder Culte durch hohe Zölle zu beschränken oder gar zu verbieten und den einheimischen Kirchengemeinden ein Monopol der Proselytenmacherei zu verschaffen. Auf diese Weise würde er mit seiner Rechtgläubigkeit prunken können und gute Aussichten haben, recht viele Wahlstimmen für sich als Präsidentschaftscandidaten zu gewinnen. Es kommt jedoch oft vor, daß ein das Ziel verfehlendes „Boom“ (politisches Reclamemachen) zu einem Bumerang wird, der plötzlich zurückkehrt und den Schleuderer zu Boden schlägt.

Von den zahlreichen Werken über Japan, welche gegenwärtig den amerikanischen Büchermarkt überschwemmen und größtentheils das religiöse Leben der Japaner behandeln, dürfte wohl Percival Lowells „Occult Japan or the Way of the Gods“ (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp. 1895) als das allervorzüglichste bezeichnet werden. Der durch eine Reihe von interessanten Forschungen auf dem Gebiet der ostasiatischen Cultur bekannte Verfasser macht den Versuch, durch die geschichtlichen Entwicklungsstufen und wandelbaren Erscheinungsformen hindurch in das innere Wesen der uralten Shintô-Religion einzudringen. Er nennt sein Buch „ein esoterisches Studium japanischer Persönlichkeit und Besessenheit“ und zeigt, welch wichtige Rolle das Besessensein in verschiedenen Gestalten bei diesen für nüchterne Anhänger des Nützlichkeitsprincips gehaltenen Leuten wirklich spielt. Dabei kommen böse Geister verhältnißmäßig wenig in Betracht; es sind nicht Teufel, sondern meistens Götter, die den Leib des Menschen auf Verlangen und durch die Beobachtung gewisser Vorschriften in Besitz nehmen und ihm allerlei wunderthätige, heilkräftige und weissagende Gaben verleihen. Die vorübergehende Verwandlung eines Shintôisten in einen Gott ist ein alltägliches Ereigniß, das oft zu einem volksbeliebten Schauspiel ersten Ranges dient. Diese auf keine Priesterkaste beschränkte Fähigkeit kann von Jedermann durch fortgesetzte Reinigungen und Kasteiungen erlangt werden. Waschen (suigyô) und Fasten (danjiki), häufige Bäder und dürftige Mahlzeiten, sind die zu diesem Zweck benützten Hauptmittel. Am besten kann man sich dieser harten Lebensart in den Bergen ergeben, wo Gelegenheit geboten wird, stundenweise unter einem Wasserfall zu stehen und sich von Beeren, Nüssen und Kräutern kümmerlich zu ernähren. Diese Uebungen, oder vielmehr deren hypnosigenetische Ergebnisse hat Hr. Lowell zuerst bei mehreren den heiligen Berg Ontaké besteigenden Büßern bemerkt, worüber er in den nachfolgenden „Miracles“, „Incarnations“, „Pilgrimages“, „The Gohei“ (Zauberstab), „The Shrines of Ice“ und „Noumena“ betitelten Capiteln weitere Beobachtungen niederlegt und näheren Aufschluß gibt. Die Darstellung dieser Dinge zeichnet sich durch außerordentliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit, sowie durch frischen Humor und feine Satire aus und liefert einen werthvollen Beitrag zur vergleichenden Religionswissenschaft und vor allem zur Beleuchtung des mittelalterlichen und modernen Wunderwirkens.

Der Verfasser wirft den Japanern einen völligen Mangel an Personalität oder für sich bestehender Charakterstärke vor und will darin einen zur Erklärung der obenerwähnten Entzückungen dienenden Factor des National-

Lebens finden. Ursprüngliche Denkkraft, Abstractionsvermögen oder die Fähigkeit, reine Begriffe zu bilden, abzusondern und zu verallgemeinern spricht er ihnen im ganzen genommen ab. Dagegen oder auch daher haben sie eine an hypnotische Heterosuggestion grenzende Empfänglichkeit für fremde Eindrücke und einen unwiderstehlichen Nachahmungstrieb, der auf große Geistesarmuth hindeute. Unsres Erachtens thut Hr. Lowell in dieser Beziehung den Japanern Unrecht und läßt seine eigene Generalisationsgabe gar zu üppig ins Kraut schießen. Er macht sich lustig über einen gelehrten Shintôisten, der neko (Katze) von nezumi konomo (Ratten gern fressend) ableitet; aber aus derartigen etymologischen Kunstgriffen darf man keine allgemeinen Schlüsse ziehen; sonst ließe sich unsre eigene Unvernunft an den Spitzfindigkeiten und Wortverdrehungen der Scholastiker leicht beweisen. Wenn die Ausschließung fremder Ideen und Einflüsse als ein Zeichen von Gedankenreichthum anzusehen ist, so müssen die Chinesen als das geistreichste Volk der Welt gelten. Die Erfolge der Japaner in der Aneignung und Verwerthung der Errungenschaften der europäischen Cultur sind in diesem Betracht allein entscheidend.

Der letzte Ausländer, der es auf sich genommen hat, amerikanische Zustände zu schildern, ist der Marquis de Castellane, der in einem „Vierzehn Tage in den Vereinigten Staaten" betitelten Schriftchen sein während dieser Zeit gebildetes Urtheil über Land und Leute zum besten gibt. Selbst bei einem flüchtigen Besuch ist es ihm nicht entgangen, daß die Amerikaner immer Eile haben und sämmtlich auf der Jagd nach dem Dollar begriffen sind, daß sie Alles aufbieten und vor nichts zurückschrecken, um Geld zu machen. Der allgemeine Werthmesser des Menschen sei der Geldsack; wenn man also von Jemandem behaupte, er sei nicht viel werth, so wolle man bloß damit sagen, daß er nicht reich sei; der Ausdruck beziehe sich nicht auf seine Eigenschaften, sondern lediglich auf sein Eigenthum. Bekanntlich ist der Marquis auf Freiersfüßen nach Amerika gegangen, wo er um Fräulein Gould, die Tochter des berüchtigten Börsenspeculanten und „rail-road wrecker", Jay Gould, angehalten und auch die Braut heimgeführt hat. Kein Geschäftsmann in den Vereinigten Staaten hat seine Millionen durch so großartige und offenkundige Betrügereien erworben, wie Jay Gould; und da der Marquis solche Gaunereien verabscheut und öffentlich rügt, so dürfte er wohl, um nicht in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, auf die colossale Mitgift seiner Gattin vollends verzichten. Die wohlthätigste und uneigennützigste Verwendung einer derartigen Erbschaft würde kaum genügen, um sie zu veredeln und von dem aus der unlauteren Quelle derselben fließenden Schmutz zu reinigen.

Der Marquis de Castellane hat seine auf zwei Wochen beschränkten Studien der amerikanischen Civilisation hauptsächlich in New-York und Washington, den beiden Mittelpunkten der geschäftlichen Schwindelei und der politischen Corruption, gemacht. Das amerikanische Leben hat er also von den allerungünstigsten Seiten gesehen. Seine Ansicht über die Entstehung eines aus den Nachkommen der großen Capitalisten (Gould, Vanderbilt u. dgl.) gebildeten Adelsstandes beweist, daß er fast ausschließlich mit diesen reichen, aristokratisch sein wollenden Emporkömmlingen verkehrt hat und das amerikanische Volk gar nicht kennt. Er hält große Stücke auf diese Aristokratie der Zukunft, die die europäische an Bedeutung und Beständigkeit weit übertreffen werde. Wenn also die Adeligen der Alten Welt klug sind, so werden sie die Gelegenheit zu Ehebündnissen mit den zur Erhebung in den Adelsstand vorgemerkten Familien der Neuen Welt an der Stirnlocke fassen, indem sie ein Beispiel an dem Marquis de Castellane nehmen. Sapienti sat.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Sigmund Exner: Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen. Leipzig und Wien 1894. 8°. 380 S. I. Theil. Mit 63 Abbildungen. — Das Studium der geistigen Fähigkeiten und Kräfte des Menschen galt bis vor wenigen Decennien als eine Domäne der Philosophen. Das Ergebniß ihrer Forschungen auf diesem Gebiete war ein Gewebe von Hypothesen und Speculationen, deren Haltlosigkeit mit der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntniß zu Tage trat. Erst als man anfing, auch hier die Methode der Beobachtung und des Experiments anzuwenden, welche die Naturwissenschaften zu ungeahnten Erfolgen geführt hat, eröffnete sich die Aussicht auf eine durch Thatsachen gestützte Psychologie. Die anatomischen Arbeiten von Th. Meynert u. A., welche auf den Bau des Gehirns, den Verlauf seiner Fasern, ihre Verbindungen, die Verschiedenartigkeit der Zellen und ihre Vertheilung ein klärendes Licht warfen, die physiologischen Versuche, welche D. Ferrier, Nothnagel, Hitzig und Fritsch über die Functionen der einzelnen Theile des Gehirns anstellten, in Verbindung mit zahlreichen Beobachtungen am Krankenbett und an der Leiche, boten die Möglichkeit einer naturwissenschaftlichen Erklärung der Mehrzahl jener Erscheinungen, deren Gesammtheit man bis dahin mit dem Ausdruck Seele bezeichnet hatte. Derselbe war ein Ueberrest des allumfassenden, vieldeutigen und nichts erklärenden Begriffes der Lebenskraft, welcher einst die Physiologie beherrscht hatte. Mit dem Nachweis, daß er sich ebenfalls auf die Gesetze der Physik und Chemie, der Anatomie und Physiologie zurückführen läßt, wurde die Lehre von der Lebenskraft auch für die Vorgänge des Centralnervensystems beseitigt und gezeigt, daß es nicht nothwendig ist, für ihre Deutung die Theorien einer transscendentalen Mystik in Anspruch zu nehmen.

In dem vorliegenden Werke macht Sigmund Exner, der langjährige Schüler und Nachfolger von Ernst Brücke in Wien, den Versuch, mit Hülfe der hierher gehörigen Thatsachen alle psychischen Erscheinungen zu erklären. Diese Aufgabe ist, soweit sie das gesammte Seelenleben umfaßt, bisher noch nicht gelöst worden. Niemand ist dazu berufener als der Verfasser, welcher diesen Theil der Physiologie durch eine Reihe werthvoller Arbeiten bereichert hat. Er beginnt mit der Darstellung der Anatomie der nervösen Centralorgane, erläutert dann die physiologischen Grundphänomene, nämlich die Leitung der Erregung im Nerven, die im centralen Nervensystem vor sich gehen — die Reiz-Uebertragung, die darauf beruhenden Reflexbewegungen und Mitempfindungen, die centralen Hemmungen und Förderungen, die Wechselwirkung der Erregung in der grauen Substanz und die Sensomobilität, bespricht die willkürlichen Bewegungen, ihre Combinationen mit unwillkürlichen Acten, den in den nervösen Centralorganen thätigen Mechanismus, sowie das Wesen der Aufmerksamkeit und ihr Zustandekommen, wendet sich hierauf zu den Empfindungen, deren Specifität durch die erregte Nervenfaser bedingt wird, gedenkt dabei auch der secundären Empfindungen, welche durch Wechselwirkung zweier oder mehrerer in nervösen Organen ablaufenden Erregungen entstehen, erörtert die Gefühle und die sich dabei abspielenden Vorgänge im Centralnervensystem, besonders die Lust- und Unlustgefühle, welche sich durch Angriffs- und Abwehrbewegungen äußern, und setzt auseinander, wie sich die Bewegungscombinationen und secundären Empfindungen auf die Nachkommenschaft vererben. Als Wahrnehmungen bezeichnet er einheitliche Erregungscomplexe, die durch das Bewußtsein in Empfindungen aufgelöst werden können. Er stellt hier folgende Sätze auf: 1) Alle Erscheinungen der Qualitäten und Quantitäten von bewußten Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen lassen sich zurückführen auf quantitativ variable Erregungen verschiedener Antheile dieser Summe von Bahnen. — 2) Zwei Empfindungen sind für das Bewußtsein gleich, wenn durch den Sinnesreiz dieselben Rindenbahnen in demselben Maße in Erregung versetzt werden. — 3) Zwei Empfindungen sind ähnlich, wenn wenigstens ein Theil der in beiden Fällen erregten Rindenbahnen identisch ist. — 4) Die Qualität der Empfindung und ihre Localzeichen sind demnach das Resultat der Erregungen verschiedener Bahnen der Großhirnrinde.

Von den sogenannten dunklen Wahrnehmungen sagt er, daß sich in der Großhirnrinde dabei Processe abspielen, deren Resultate dem Bewußtsein einverleibt werden, ohne daß die Factoren derselben nachträglich noch vom Bewußtsein erfaßt werden können. Hierauf erklärt er die Ursachen des Wiedererkennens, den Ausfall von Wahrnehmungen bei Schädigungen der Rinde, z. B. bei der Seelenblindheit, schildert die Vorstellungen, welche die Wahrnehmungen

überdauern, also nach dem Aufhören des Sinneseindrucks, der sie hervorgerufen hat, bestehen bleiben, ihre Verschiedenheit bei demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten, ihre Beziehungen zu den willkürlichen Bewegungen, zu den Empfindungen und Wahrnehmungen, sowie zu andern Gruppen von Vorstellungen und das Wachrufen der Vorstellungen durch Worte, und entwickelt die Bildung des Bewußtseins. Daran schließt sich im letzten Capitel die Darstellung der Erscheinungen der Intelligenz, der Denkformen, Begriffsbildung, Urtheilsfällung, des Schlußvermögens, des Nachdenkens, des Entschlusses und der Instincte, bei denen er ererbte Verbindungen bestimmter Rindencomplexe mit centrifugalen, zu Gefühlscentren leitenden Fasern annehmen möchte. Hierher rechnet er auch die moralischen Begriffe, welche dem Schutze der menschlichen Gesellschaft dienen und sich im Verlauf der Zeiten entwickelt haben. Den Schluß dieses Abschnittes bilden Betrachtungen über das Verhalten der nervösen Centralorgane zum causalen Denken und zum freien Willen.

Damit endet der erste Band, welcher somit die allgemeine Physiologie des Centralnervensystems enthält. Der zweite wird den speciellen Theil derselben, also die Beziehungen der nervösen Centralorgane und ihrer einzelnen Gebiete zu den verschiedenen psychischen Leistungen bringen. Die durchsichtige klare Schreibweise des Verfassers erleichtert das Verständniß des Inhalts, der durch schematische Darstellungen und Zeichnungen erläutert wird. Das Werk ist nicht nur den Physiologen und Medicinern, denen darin eine Uebersicht der auf diesem Gebiete errungenen Wissensresultate und geltenden Theorien und Hypothesen geboten wird, sondern auch den Psychologen, namentlich den Lehrern, welche an höheren Unterrichtsanstalten Philosophie vortragen, und allen Gebildeten, die sich für die höchsten Probleme des menschlichen Geistes interessiren, auf das wärmste zu empfehlen. P.

* Der „Anzeiger" des Germanischen Museums in Nürnberg theilt über neu angemeldete Jahresbeiträge und Stiftungen für die Anstalt Folgendes mit: Der Kaiser von Oesterreich hat die seither gewährten Jahresbeiträge von 1000 M. für die allgemeinen Zwecke des Museums und von 1000 M. für die Beschaffung von Denkmälern des Habsburg-Lothringischen Kaiserhauses auf fünf Jahre weiter bewilligt. Fürst Karl Egon zu Fürstenberg hat seinen Jahresbeitrag von 50 auf 100 M. erhöht. Die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin übersandten einen einmaligen Betrag von 200 M.; Commercienrath Ludwig Gerngros in Nürnberg spendete die Summe von 625 M. zum Ankauf eines sehr seltenen Ornamentstiches von M. Schongauer, und Fabrikbesitzer Joseph Bach in Nürnberg den Betrag von 200 M., ebenfalls zu Erwerbungen für die Sammlungen. E. Bassermann-Jordan, Commercienrath und Gutsbesitzer in Deidesheim, hat auch für 1895, wie schon seit einer Reihe von Jahren, dem Museum die Summe von 200 Mark gespendet. Ferner haben, gleichwie kürzlich in Freiburg, jetzt auch in Pforzheim und Straßburg sich eine Anzahl Freunde des Museums zusammengethan und in besonderen Aufrufen ihren Mitbürgern die Förderung der nationalen Anstalt ans Herz gelegt. Sämmtliche Sammlungen des Museums haben durch Ankäufe und Geschenke in den letzten Monaten mannichfachen Zuwachs erhalten. Für das Archiv wurden zahlreiche Originalurkunden angekauft, darunter ein Diplom Kaiser Otto's III. für die bischöfliche Kirche zu Parma, wodurch er derselben Borgo S. Donnino, die Abtei Berceto, die Stadt Parma und die Rechte eines Königsboten in ihren Besitzungen bestätigt (datirt Quitilinburg, 5. April 989), ferner ein Privileg Kaiser Heinrichs VI. für Bischof Aldebrandus von Volterrae, betreffend die Wahl eines Vogtes (datirt Mediolani, 2. November 1187). — In den dem „Anzeiger" für Mai-Juni 1895 (Nr. 3) beiliegenden „Mittheilungen" wird ein interessanter Brief Sebastian Schertlins von Burtenbach an den Kaiser Karl V. zum ersten Male veröffentlicht. Der Inhalt bezieht sich auf die Thätigkeit des berühmten Landsknechtsführers im schmalkaldischen Kriege, wegen welcher der Kaiser ihm aufs höchste grollte, und sucht in Form einer Bittschrift den Kaiser zu versöhnen. Ein zweiter Beitrag betrifft das dem Museum gehörige Gemälde, welches die Krönung Friedrichs III. durch den Papst Nikolaus V. (19. März 1452) darstellt. Das in seiner Art seltene und culturgeschichtlich wichtige Werk wird durch eine beigefügte Lichtdrucktafel veranschaulicht. Weder über den Autor noch über den Besteller hat sich bisher etwas ermitteln lassen; wahrscheinlich ist das Gemälde der Schule des Dirk Bouts zuzuweisen. Der letzte Aufsatz sucht einen Einblick in die umfangreiche Sammlung (3800 Blätter) alter Stadtpläne, Prospecte und Ansichten zu geben, welche im Kupferstich-Cabinet des Germanischen Museums aufbewahrt werden.

* Ueber Bakterien in Eis theilt Dr. van der Stadt in Arnheim in einer Zuschrift an die „Nieuwe Rotterdamsche Courant" interessante Thatsachen mit. Im allgemeinen wird die Reinheit des Eises von der des dazu verwendeten Wassers abhängen, man kann deßhalb bei der Herstellung von Kunsteis besser für reines Material sorgen. Bakterienhaltiges Wasser gibt auch bakterienhaltiges Eis; zwar wird durch den Gefrierungsproceß ein großer Theil der Bakterien getödtet, doch nicht in dem Maß, daß nicht in manchen Fällen der Genuß geschmolzenen Eiswassers ebenso gefährlich sein kann wie der des ursprünglichen Wassers selbst. Ja aus neueren Untersuchungen hat sich ergeben, daß das geschmolzene Eiswasser mehr Bakterien enthält als dieselbe Menge ungefrorenen Wassers. Natureis von verschiedenem Ursprung zeigt natürlich große Unterschiede in der Reinheit; in einem Kubikcentimeter Eis aus Spreewasser fanden sich 1700 Colonien von Bakterien, in derselben Menge aus dem Genfer See nur 210, während das aus geschmolzenen Hagelkörnern gewonnene Wasser noch 72 Colonien zeigte. Christomanos in Athen nahm zwei Wassersorten: 1) Wasser, das die Stadt aus der Leitung des Kaisers Hadrian erhält, 2) Wasser aus den Brunnen einer Eisfabrik in Athen. Bei Nr. 1 wurde vor dem Gefrieren festgestellt, daß die Menge organischer Stoffe 30 Milligramm per Liter betrug; nach dem Gefrierungsproceß zeigte sich ein weißlich trüber, körniger Kern, welcher von einer durchaus farblosen, durchsichtigen und sehr harten Eishülle umgeben war; nach der Trennung beider Schichten ergab sich, daß auf hundert Theile Eis etwa 75 Procent helles und durchsichtiges und 25 Procent trübes Eis kam. Beide Sorten wurden geschmolzen und da zeigte sich, daß von dem hellen, durchsichtigen, farblosen Eis im Liter Wasser nur 2.8 Milligramm, im trüben dagegen nicht weniger als 105.5 Milligramm, also mehr als dreimal so viel als in dem ursprünglichen Wasser, Bakterien gefunden wurden. Bei dem aus dem Brunnen der athenischen Eisfabrik verwendeten Wasser erhielt Christomanos ein ähnliches Ergebniß: das Wasser aus dem Brunnen enthielt im Liter 64.0 Milligramm organische Bestandtheile, das aus dem hellen, farblosen Eis 5.5, das aus dem trüben Eis 202.0 und das im trüben Eis eingeschlossene Wasser sogar 8680.0 solcher Bestandtheile. Die Schlußfolgerung für den Gebrauch von Eis zur Abkühlung der Getränke liegt auf der Hand. Das vollständig durchsichtige Eis ist dem trüben in jeder Hinsicht vorzuziehen, beim Genuß des ersteren ist man vor der Aufnahme schädlicher Bestandtheile sicher, während sich im letzteren die im Wasser, aus welchem beide Sorten gewonnen wurden, vorhandenen unreinen Bestandtheile förmlich concentriren.

* Programm des VI. Internationalen Geographencongresses in London. — Freitag, 26. Juli: 9 Uhr Oeffnung des Congreßbureaus im Imperial Institute; 6½ Uhr Diner; 9 Uhr Abends Empfang der Delegirten durch den Herzog von York in der „East Conference Hall"; 9½ Uhr Eröffnungsfeierlichkeit in der großen Halle durch den Herzog; 10 Uhr bis Mitternacht Empfang durch den Präsidenten des Congresses in den Gärten des Instituts. — Sonnabend, 27. Juli: 10 Uhr Versammlung des Congresses. Eröffnungsrede des Präsidenten, Hrn. Clements R. Markham, C. B., F. R. S.; 7 Uhr Abends Diner des Geographischen Clubs und des Kosmos-Clubs. — Sonntag, 28. Juli: 10 Uhr Vorm. und 3 Uhr Nachm. Gottesdienste in der Westminster-Abtei und der St. Pauls-Kathedrale; 10 Uhr bis Sonnenuntergang Botanischer Garten; 12 Uhr bis Sonnenuntergang Kew Gardens; 3—6 Uhr Zoologischer Garten; 8 Uhr Abends Concert im German Athenäum. — Montag, 29. Juli: 10 Uhr Versammlung des Congresses; 8 Uhr Abends geographische Demonstration mit Laterna magica in der großen Halle; 10 Uhr Empfang von Seiten des Right Hon. George N. Curzon, M. P. — Dienstag, 30. Juli: 10 Uhr Versammlung des Congresses; 4 bis 6 Uhr Empfang von Seiten der Frau Baronin und des Hrn. Burdett-Coutts, Holly Lodge; 7½ Uhr Abends Jahresdiner der Royal Geographical Society. — Mittwoch, 31. Juli: 10 Uhr Versammlung des Congresses; 3 Uhr Besuch des Peninsular and Oriental Dampfers „Arcadia" in den Albert Docks; 3½ Uhr Hrn. Peets Flußexcursion vom Westminster Pier aus; 4 Uhr: Hr. Professor Flinders Petrie wird seine ägyptische archäologische Sammlung im University College vorzeigen; 8 Uhr bis Mitternacht specielles Fest im Botanischen Garten. — Donnerstag, 1. August: 10 Uhr Versammlung des Congresses; 4—7 Uhr

Gartenunterhaltung in den Royal Gardens, Kew; 8 Uhr Abends geographische Demonstration mit Laterna magica in der Halle. — Freitag, 2. August: 10 Uhr Versammlung des Congresses; 5—7 Uhr Gartenunterhaltung im Hause des Lord Northbrook; $9^1/_2$ Uhr bis Mitternacht Empfang von Seiten des Präsidenten und Mrs. Markham in der Galerie des „Institute of Painters in Water Colours". — Sonnabend, 3. August: 10 Uhr Schlußversammlung des Congresses.

* Eine neue Erfindung auf photographischem Gebiet, die in erster Linie der Kunstwissenschaft zu gute kommt, ist, wie die „Post" hervorhebt, vor kurzem von A. H. Smith gemacht und der Royal Photographic Society in London vorgelegt worden. Mit Hülfe des von Smith construirten Apparates, des „Cyclographen", wird es möglich, Bilder, die sich auf gekrümmter Fläche, z. B. auf der runden Wandung einer Vase befinden, frei von jeder Verkürzung oder Verzerrung der Zeichnung aufzunehmen, so daß sie in der Photographie wie auf die ebene Fläche aufgerollt erscheinen. Der aufzunehmende Gegenstand wird während der Aufnahme in rotirende Bewegung gesetzt und bewegt sich zugleich längs des Abschnittes der Peripherie eines Kreises, dessen Mittelpunkt im Mittelpunkt der Linse liegt. Zwischen dem Objectiv und der Camera ist eine Wand mit einem schmalen Schlitz angebracht, der die Seitenbewegung des Objects, und zwar im rechten Winkel der Axe der Linse mitmacht und bewirkt, daß in jedem einzelnen Moment nur ein geringster Theil der Bildfläche des Objects exponirt wird. Eine genauere Beschreibung des Apparates ist im 9. Heft des diesjährigen Bandes der Zeitschrift Journal and Transactions of the Royal Photographic Society of Great Britain gegeben, zugleich mit einer Probe, die das Bild einer schwarzfigurigen griechischen Vase in der photographischen Aufnahme unmittelbar auf die ebene Fläche übertragen zeigt. Eine andere gut gelungene Probe ist im Brittischen Museum mit dem Bild einer polychromen attischen Lekythos gemacht und in dem in diesen Tagen erschienenen ersten Heft des 15. Bandes des Journal of Hellenic studies veröffentlicht.

* Einer Meldung des „Beiblattes zum Jahrbuch des Archäologischen Instituts" zufolge hat das auf den Vorschlag des russischen Gesandten bei der Hohen Pforte, Hrn. v. Nelidow, gegründete russische Archäologische Institut in Konstantinopel seine Thätigkeit im März d. J. eröffnet. Das Institut hat die Aufgabe, wissenschaftliche Forschungen russischer Gelehrter auf dem Gebiete der Alterthums- und Geschichtskunde Griechenlands, Kleinasiens und aller ehemals byzantinischen Gebiete an Ort und Stelle zu leiten. Es ist administrativ der russischen Gesandtschaft unterstellt. Die Regierung leistet einen jährlichen Beitrag von 12,000 Rubel in Gold. Zum Director ist Prof. Th. Uspenskij in Odessa bestellt worden.

* **München**, 25. Juli. Heute habilitirte sich bei der hiesigen philosophischen Facultät Dr. Roman Woerner für neuere Literatur mit einem Probevortrag „über Molière's Misanthrope".

* **Freiburg i. B.** Der Philosoph Prof. Dr. Alois Riehl wird dem erhaltenen Ruf nach Kiel folgen.

* **Marburg.** Der bisherige Privatdocent der classischen Philologie, Dr. Albr. Dieterich, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der Thierzucht Dr. Karl Freytag ist zum Geh. Regierungsrath ernannt worden.

* In **Schulpforta** ist der durch seine Plato-Studien bekannte Professor Heinrich Bertram gestorben.

* In Bad **Harzburg** soll eine werthvolle Münzsammlung veräußert werden. Mit dem Verkauf ist die Wolbag'sche Buchhandlung beauftragt. Die Sammlung enthält sehr seltene Stücke, u. a. mehrere Goldgulden von Heinrich d. J. 1558, Sterbethaler von 1559, dreifachen Thaler von Friedrich Ulrich, vierfachen Thaler von August 1655, Stadt Braunschweig, Schmalkaldener Bundesthaler von 1546, Zellerfelder Schauthaler, vierfachen Thaler von Christian Ludwig von 1654 u. s. w.

* **Wien.** Vom Unterrichtsministerium ist die Zulassung des Hofconcipisten der statistischen Centralcommission, Dr. Ferdinand Schmid, als Privatdocenten für Statistik an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der hiesigen Universität genehmigt worden.

* **Krakau.** Dr. Ceslaus Wadolny erhielt die Zulassung als Privatdocent für Moraltheologie.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 24. Juli folgende Schriften eingegangen:

F. de Villenoisy: La guerre Sino-Japonaise et ses conséquences pour l'Europe. Paris-Limoges, Henri Charles-Vauzelle 1895. — Dr. Edm. Fraissinet: Hülfe gegen die wirthschaftliche Nothlage durch günstigere Vertheilung der Bevölkerung. Dresden, C. Hoffmann (Comm.) 1895. — Dr. Thilo Hampke: Die Canalisirung der Fulda von Münden bis Cassel. Cassel, Th. G. Fischer u. Co. 1895. — Dr. Anton Heß: Besitzen heißt gesichert sein! (Thema und Beweis.) Hamburg, Otto Meißner 1895. — Wilhelm Bußler: Kriegerdenkmäler um Metz; Wegweiser. Metz, P. Müller 1895. — A. Koch: Handwörterbuch der gesammten Thierheilkunde und Thierzucht; Supplem. Bd. I, Lfg. 2. Wien und Leipzig, Moritz Perles 1895. — Paul Lindau: Eine Yachtfahrt nach Norwegen. Breslau, S. Schottländer 1895. — Konrad Telmann: Hagar; Novelle. Ebd. 1895. — Marie Conrad-Ramlo: Im Gnadenwald; Roman. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1895. — Hans v. Kahlenberg: Ein Narr; Roman. Ebd. 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Die Hüttenjagd mit dem Uhu. Von Hüttenvogel. Mit einer Tabelle zum Ansprechen der in Deutschland vorkommenden Tag-Raubvögel. Versehen mit einem Titelbilde und vielen in den Text gedruckten Illustrationen. (J. Neumanns Forst- und Jagdwissenschaftliche Büchersammlung.) Neudamm, Verlag von J. Neumann. — Schoenbeck, Berthold. Fahr-Handbuch zum Selbststudium für alle Freunde des Fahrsports, Equipagenbesitzer, Kutscher und Fahrer jeden Standes, nebst Anleitung zur Beurtheilung, Pflege und Wartung des Pferdes im gesunden und kranken Zustande. Mit 161 Illustrations-Tafeln und Text-Abbildungen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Hartung u. Sohn (G. M. Herzog).

Friedmann, Alfred. Russische Rache. Der neue Aktäon. Zwei Novellen. Zweite Auflage. (Universal-Bibliothek Nr. 3272.) Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. — Gersdorff, A. v. Erreichte Wünsche. Roman. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Verlag von Otto Janke. — Gerstmann, Adolf. Assunta's Schatz. Novelle. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co. — Gnad, Ernst. Literarische Essays. Neue Folge. Wien, Verlag von Karl Konegen. — Kapff-Essenther, F. v. Himmel und Hölle. Roman. Berlin, Rosenbaum u. Hart. — Kurschat, Alexander. Hanno, der Liliputanerfürst. Eine Erzählung für die Jugend. Tilsit, Verlag von M. Bergens. — Lensky, Fred v. Kinder der Flamme. Roman. Drei Bände. Berlin, Verlag von Otto Janke. — *Méténier, Oscar.* Le 40e d'artillerie. Les bêtes. Les hommes. La croix. Paris, Bibliothèque-Charpentier, G. Charpentier et E. Fasquelle. — *Montégut, Maurice.* Dernier cri. Roman parisien. Paris, Bibliothèque-Charpentier, G. Charpentier et E. Fasquelle. — Polenz, Wilhelm v. Der Büttnerbauer. Roman in drei Büchern. Berlin, F. Fontane u. Co. — Prévost, Marcel. Halbe Unschuld. (Demi-vierges.) Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Paris und Leipzig, Verlag von Albert Langen. — Reuling, Carlot Gottfrid. Fragwürdige Gestalten. Ein Skizzenbuch. Berlin, F. Fontane u. Co. — *Riolor, Léon.* Les Raisons de Pascalin. Neuvième — onzième (et dernier) cahier. Édition du Mercure de France Paris. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu's. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Karl Reiser. Zweites Heft. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten. — Spielhagen, Friedrich. Susi. Eine Hofgeschichte. Zwei Bände. (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker. 11. Jahrg. Band 17 und 18.) Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. — *Tolstoj, Léon.* Plaisirs cruels. Contenant la profession de foi de l'auteur. Traduit du Russe par *E. Halpérine-Kaminsky.* Préface par *Charles Richet.* Paris, Bibliothèque-Charpentier, G. Charpentier et E. Fasquelle. — Villinger, Hermine. Kleine Lebensbilder. Geschichten. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co. — *Wertheimer, Emanuel.* Pensées et Maximes. Traduction de *Marcellin Baron Grivot de Grandcourt.* Lettre-préface de *François Coppée,* de l'Académie Française. Deuxième édition. Paris, Paul Ollendorff.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Rumänen und Magyaren.[1]

♂ Von einer rumänischen Frage in Ungarn und Siebenbürgen zu sprechen, das wäre bis vor kurzem als eine einseitige Parteiergreifung erschienen. Die magyarischen Staatslenker, die magyarische Presse möchten sie am liebsten auch heute noch einfach ablehnen, eine wahre Vogel Strauß-Politik, nachdem sie in der ungarischen Delegation im September 1894 sogar als internationale Frage, als zum Wirkungskreis des gemeinsamen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gehörig, behandelt worden ist — ein Widerspruch zu den Bemühungen, sie von der Tagesordnung des letzten „interparlamentarischen Congresses" im Haag auszuschließen, ein Widerspruch zu den Auslassungen der beiden gewesenen ungarischen Ministerpräsidenten Tisza und Wekerle vor ihren Wählern in Großwardein und Nagybanya (am 2. September und 5. August 1894), wobei die beiden Redner die Nationalitätenfrage, die Wekerle in genere nicht einmal anzuerkennen erklärte, als eine reine Verwaltungsfrage Ungarns von vorübergehender Bedeutung hinstellten, die übrigens im Princip durch die liberale Gesetzgebung längst gelöst sei! Nach dieser Auffassung ist eben die Nationalitätenfrage in Ungarn ein Seitenstück zu der bekannten Frage eines Koches an die Aale, ob sie lieber im ganzen oder zerstückt gekocht sein wollten; sie wünschen zwar überhaupt nicht gekocht zu werden, aber diese Angelegenheit erklärt der Koch als schon abgemacht.

Die öffentliche Meinung im Deutschen Reich hat sich schon öfter mit der Nationalitätenfrage in Ungarn und Siebenbürgen zu beschäftigen triftigen Anlaß gehabt, allerdings zunächst in Rücksicht auf die Einengung des deutschen Schulwesens durch die verschiedenen Kampfgesetze der ungarischen Gesetzgebung auf dem Gebiet der Volksschulen, Mittelschulen und Kindergärten. Aber abgesehen von unserm engeren nationalen Interesse dürfen und müssen wir in dem Buch des Hrn. Brote einen Achtungsbeweis für die öffentliche Meinung in Deutschland erblicken — nicht etwa nur deßhalb, weil es in deutscher Sprache geschrieben ist,[2] sondern ganz besonders deßhalb, weil es durchaus thatsächliches Material vorführt, zum größeren Theil Actenstücke in deutscher Uebersetzung, die sonst dem deutschen Leser meist ganz unzugänglich bleiben, und ihm so die Möglichkeit verschafft, sich selbst ein unbefangenes Urtheil über die einzelnen Streitpunkte zu bilden. Deßhalb verdient das Buch, Beachtung zu finden auch in solchen Kreisen, die für zeitgeschichtliche Versuche sonst nur das überlegene Lächeln des Besserwissenden haben, der sich auf dem Hintergrund der diplomatischen Berichterstattung sonnt. Allerdings ist es auch stets das Vorrecht mancher zünftigen Staatskünstler gewesen, sich über die treibenden Kräfte der Geschichte zu täuschen und davon überrascht zu werden.

In diesem Falle freilich hat es an dem nöthigen Lärm nicht gefehlt, der als Warnungszeichen dienen muß, daß etwas los ist. Von magyarischer Seite wird das Schlagwort des Irredentismus nach Kräften ausgebeutet, der gemeinsamen Regierung gegenüber als kräftige Denunciation — wie es sich mit der vielgerühmten politischen Klugheit der Magyaren verträgt, daß sie auf solche Weise den Teufel an die Wand malen, ist schwer zu sagen. Vielleicht glauben sie selbst an das Gespenst, wenigstens hört man im Eisenbahnwagen und bei anderen Gelegenheiten zum Politisiren — und in Ungarn wird ja immer und überall politisirt — das Wort „Dakorumäne" mit demselben Gemisch von Abscheu und Gruseln aussprechen, wie bei uns in gewählter Gesellschaft das Wort Socialdemokrat zugleich einen sittlich-bürgerlichen Fehlbetrag ausdrückt. Vielleicht aber gestehen sich die Magyaren doch selbst im Innern, daß sie am meisten dafür gethan haben, um dieser sogenannten dakorumänischen Idee eine gewisse Berechtigung zu verschaffen. So sagen wenigstens die siebenbürgischen Rumänen, indem sie zugleich für ihre Person den Vorwurf des Irredentismus als bloße Verdächtigung bezeichnen; ein kluger Dieb, meinen sie, kann bei einer Verfolgung gar nichts Besseres thun als selbst am lautesten schreien, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.[1]

Die Rumänen haben gewiß Recht mit der Behauptung, daß ihr staatsrechtliches Programm, die Autonomie Siebenbürgens, mit den etwaigen irredentistischen Wünschen ganz und gar nichts zu thun habe. „Siebenbürgen, die drittgrößte Provinz der habsburgischen Monarchie, war niemals ein von einem andern Reiche abhängiges Land; unter allen Umständen, selbst in den Zeiten, wo es mit dem Königreich Ungarn auf Grund eines Föderationsbundes vereinigt war, hatte es seine Selbständigkeit bewahrt." Mit diesen Worten beginnt Brote den Abschnitt über die Selbständigkeit und das Verfassungsrecht Siebenbürgens. Selbstverständlich vertreten die Magyaren eine andere Auffassung der älteren Geschichte Siebenbürgens, das ja thatsächlich von Ungarn aus erobert und theilweise besiedelt worden ist. Aber nur die fanatische Geschichtsfälschung könnte leugnen, daß Siebenbürgen von der Türkenzeit bis zur Union der sechziger Jahre ein politisches Sonderleben geführt hat, daß dieses Sonderleben in Verfassung, Gesetzen und Landtag vom Diplom Kaiser Leopolds I. (1691) an wiederholt feierlich anerkannt und bestätigt worden ist und sich mit der Zu-

[1] Die rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn. Eine politische Denkschrift von Eugen Brote, Vicepräsident des Vorstandes der rumänischen Nationalpartei in Siebenbürgen und Ungarn. Mit 51 Beilagen und einer Karte. Berlin 1895, Puttkamer u. Mühlbrecht. 432 Seiten in 8⁰.

[2] Bedauerlicherweise unter Verwendung der magyarischen Ortsnamen statt der historischen Hermannstadt, Eisenburg, Großwardein u. s. w. Es ist eine sonderbare Zumuthung, daß die 60 Millionen Deutschen den 7 Millionen Magyaren zuliebe ihren Sprachgebrauch opfern sollen. Wir schreiben auf unsern Karten auch Mailand, Genf, Kopenhagen u. s. w. und nicht die amtliche Namensform.

[1] Wir werden nächstens einer mehrseitigen Erörterung zuliebe auch einer deutsch-ungarischen Stimme „zur Geschichte des Dakoromanismus" in der Beilage Gehör geben.
Anm. des Herausgebers.

gehörigkeit zur ungarischen Krone (regio asserta im Leopoldinum) ebenso leicht vertrug, wie die heutige Stellung Croatiens, das, wie Brote mit Recht sagt, kaum das Maß der Selbständigkeit Siebenbürgens je besessen hatte, aber doch seine selbständige Verwaltung, seinen Landtag, seine nationale Sprache behalten durfte — und zwar ohne der Staatseinheit damit Eintrag zu thun. Kurz, man kann gar nicht leugnen, daß Siebenbürgen nicht nur eine „historisch-politische Individualität“ wie nur irgend eine war, sondern noch eine geographische und ethnographische ist. Noch heute unterscheidet es sich durch mancherlei Gesetze, Wahlrechtsbestimmungen u. dgl. stark genug von Ungarn. Von ihrem Standpunkte aus bezeichnen die Rumänen Siebenbürgens die Aufhebung seiner Autonomie als ungerecht, als Bruch des historischen Rechts, des siebenbürgischen Staatsrechts, der pragmatischen Sanction u. s. w.; sie beschweren sich insbesondere, daß die Union ausgesprochen worden sei, ohne daß die Rumänen in einer ihrer Anzahl und ihrer Bedeutung zukommenden Form daran theilnehmen dürften. Von magyarischer Seite begnügte man sich nicht mit dem naheliegenden Hinweis, daß die Geschichte sich aus derartigen Rechtsbrüchen zusammensetze, daß es sich in der Politik um Machtfragen handle und die Vereinigung des siebenbürgischen mit dem ungarischen Magyarenthum ein Gewinn an nationaler Kraft sei, der die Hinwegsetzung über das historische Recht für sie räthlich gemacht habe. Statt als beati possidentes diese Gegengründe aufzustellen und das Uebrige der Verjährungskraft der Geschichte zu überlassen, lud die magyarische Staatsklugheit die obigen Sätze aus dem Memorandum der Rumänen an den Kaiser und König vor Gericht und verurtheilte die Männer des leitenden Ausschusses der rumänischen Nationalpartei zu Strafen von 5 Jahren bis herunter zu 2 Monaten Staatsgefängniß. Die Angeklagten durften mit Recht erklären, daß es sich nicht um ein Gericht, sondern um eine einfache Execution, um eine Gewaltthat handle. Eine magyarische Pester Zeitung sprach dabei ihr Bedauern aus, daß die ausgezeichnete Institution des Pfählens außer Gebrauch gekommen sei. „Wie gründlich könnte man sonst die walachische Frage lösen, und welch herzerhebender Anblick wäre es, die Köpfe der berüchtigten Hetzer auf der Spitze des nationaldreifarbigen Pfahles zu sehen!“

Solcher Gesinnung gegenüber erscheint die Mäßigung der rumänischen Parteiführer gewiß im hellsten Licht. Man wird es auch dem Verfasser des vorliegenden Buches nicht verdenken können, daß er sich vor den Verfolgungen nach Rumänien geflüchtet hat; er glaubt nach der von Bukarest gezeichneten Vorrede in Erfüllung der Pflicht seinem Landesherrn, seinem Vaterlande und dem rumänischen Volke gegenüber durch Veröffentlichung seiner Darstellung zur allerseits ersehnten friedlichen Lösung der Frage etwas beizutragen. Ob für diese friedliche Lösung die Wiederherstellung der Selbständigkeit Siebenbürgens das erste und unumgängliche Mittel sein muß, darüber lassen wohl auch die Rumänen eine Meinungsverschiedenheit zu; die Sachsen würden manche Bedenken gegen eine Einrichtung haben, die ihnen statt der magyarischen Herrschaft vielleicht eine rumänische geben sollte; für die Magyaren vollends ist dieser Punkt außer Discussion; unter der gegenwärtigen Gestaltung der Monarchie hat er jedenfalls weit geringere Aussicht auf Verwirklichung als andere Wünsche der Rumänen, mit denen das Interesse aller nichtmagyarischen Völker Ungarns sich deckt, der Mehrheit der Bevölkerung. Und es ist gewiß ein sehr bescheidenes Verlangen, daß die Machthaber die bestehenden Gesetze beachten!

Das Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten, erklärt das Kaiser-Memorandum, hätte, so mangelhaft es ist, die Rumänen bestimmen können, an der Befestigung des ungarischen Staates mitzuwirken, wenn es aufrichtig ausgeführt worden wäre. Es ist freilich von der Idee der Gleichberechtigung außer in der Ueberschrift im Gesetze nichts zu finden, und es ist wohl möglich, daß man schon bei seiner Erlassung durch die beabsichtigt unklare Verwechslung des politischen Begriffs der Nation mit dem ethnischen eine gesetzliche Grundlage für die Magyarisirungsbestrebungen schaffen wollte. Es ist heute allgemein bekannt, daß alle den nichtmagyarischen Sprachen günstigen Bestimmungen täglich und ungescheut mißachtet werden, wie dies der kossuthistische frühere Abgeordnete Mocsary im ungarischen Reichstag offen der Regierung vorgeworfen hat. „So kommt es,“ sagt das Memorandum, „daß kein Amt im Lande mit dem Volk in seiner Sprache verkehrt; bei den Gerichtshöfen, beim Grundbuchsamt, bei den kgl. Kreisämtern, sowie bei allen sonstigen Aemtern ist die rumänische Sprache vollständig ausgeschlossen, ohne daß sich Jemand im geringsten darum kümmert, ob das Volk die amtliche Mittheilung oder den amtlichen Bescheid, der ihm zutheil wird, versteht oder nicht.“ Es liegt diesem Verhalten die Fiction zu Grunde, als ob die Magyarisirung schon gelungen oder doch wenigstens die Kenntniß der magyarischen Sprache schon so allgemein wäre, wie es die Gesetzgebung auf dem Boden des Unterrichts anstrebt durch den Zwangsunterricht in der magyarischen Sprache bis auf die kleinste Dorfschule herunter (seit 1879), sowie in den Kinderbewahranstalten (seit 1891). Man hätte also doch wenigstens warten sollen, bis der Erfolg dieses Unterrichts überhaupt sich zeigen kann. Denn vorläufig muß dieser Sprachenzwang bei der großen Masse des rumänischen Volkes das bittere Gefühl der Unterdrückung erwecken. Wie wenig Veranlassung aber die Rumänen in Siebenbürgen und Ungarn haben, sich aus bloßer Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Beamten die aufgedrungene magyarische Staatssprache anzueignen, das geht klar und deutlich aus der Völker- und Sprachenkarte hervor, die Brote auf Grund der Kiepert'schen als Beigabe darbietet. Das rumänische Sprachgebiet bildet ein zusammenhängendes Ganzes, ein großer Vortheil gegenüber der Zersplitterung des deutschen Elements in Ungarn; auf einer Fläche von 88,650 Quadratkilometern haben die Rumänen die absolute Mehrheit (2,370,000 = 57.55 Proc. nach der letzten den Magyaren günstigen Zählung). Dieses Verhältniß erscheint noch günstiger, wenn man die vom geschlossenen magyarischen Sprachgebiet hereinragenden Stücke von drei Comitaten, weil sie nur scheinbar eine Mischung darstellen, ausscheidet. In 11 von 15 Comitaten haben die Rumänen eine Majorität von 72 Proc. der Bevölkerung, die Magyaren nur 16 Proc. in Gestalt von einzelnen Sprachinseln; in 6 Comitaten mit 33,000 Quadratkilometern und 1,454,000 Einwohnern stehen nur 79,000 Magyaren den 959,000 Rumänen gegenüber, unter dem Rest sind fast 300,000 Deutsche. Man vergleiche nun damit das Verhältniß der 700,000 Deutschen und 1,054,000 Polen in der preußischen Provinz Posen (29,000 Quadratkilometer), auf deren „Germanisirung“ die Magyaren so gern zu ihrer Vertheidigung Bezug nehmen! In Ungarn hat aber nur der kleinere Theil des Landes (rund 120,000 Quadratkilometer) eine magyarische Majorität; in dem größeren (160,000 Quadratkilometer) übersteigt der magyarische Antheil nur wenig das Viertel, sinkt aber auch im Kern des slovakischen Gebietes auf ein Verhältniß von 36,240 Magyaren unter 914,000 Einwohnern, in einer Runde von 26,262 Quadratkilometern, nicht einmal 4 Proc., und das meist Beamte!

Daß die mit allen Mitteln in Angriff genommene Magyarisirung der Mehrheit der Bevölkerung unter diesen Umständen zu einer Zaubermacht werden konnte, die jederzeit alle magyarischen Parteien zur Einigkeit zusammenführt, die eine nüchterne Erwägung völlig auszuschließen scheint,

das erklärt sich doch nur aus einer maßlosen Selbstüberschätzung, die in der Tiefe der Volksseele unbelehrbar wurzelt. Ebenso tief haftet aber auch die Sehnsucht nach Unabhängigkeit, der Wunsch, früher oder später sich von der sog. Bevormundung Oesterreichs loszureißen. Es besteht wohl auch ein innerer Zusammenhang der beiden Gedankenkreise, die Stärkung des magyarischen Stammes durch Aufsaugung der anderen Nationalitäten kann doch vernünftigerweise nur das Mittel zu dem Zwecke der völlig unbehinderten Selbstbestimmung, der Unabhängigkeit sein. Das hat schon bei der ersten Revolution 1848 der siebenbürgische Landescommissar Joseph Bedeus von Scharberg erkannt: „Die Eingeweihten wollten durch die Union Siebenbürgens mit Ungarn das in beiden Ländern verstreute magyarische Element vereinigen und dadurch verstärken, dann mit vereinten Kräften alle anderen Nationalitäten im Lande unterdrücken, ihre Träger mit sich verschmelzen und in Magyaren verwandeln, so dem Magyarismus die Alleinherrschaft vindiciren, dann einen abgesonderten, einigen, untheilbaren, selbständigen und unabhängigen magyarischen Mittelstaat bilden und diesen endlich von Oesterreich losreißen." Der Ausgleich von 1867 hat diesen Plänen die Bahn frei gemacht, das Magyarisirungssystem Tisza's und Treforts, die nationalen Aspirationen auf Theilung des gemeinsamen Heeres, das Programm der Unabhängigkeitspartei mit dem Feigenblatt der Personalunion — das ist im Grunde die gleiche Melodie. Das Magyarenthum ist nicht einmal so vorsichtig, den Ausgleich so lange hochzuhalten, bis unter seinem Schutze die Zukunft genügend vorbereitet ist. Brote liefert den zahlenmäßigen Nachweis, daß die rein magyarischen Wahlkreise zum Banner der nationalen Aspirationen und der Unabhängigkeit schwören, während die ausgleichsfreundliche Regierung nur durch die nichtmagyarischen oder gemischten Wahlkreise die Mehrheit sich verschafft. Das magyarische Kerngebiet der Mitte wählte zuletzt unter 75 Wahlkreisen nur in 16 Ausgleichsanhänger, in dem ganzen Gebiet, wo die Magyaren die Mehrheit haben, ergaben sich 112 Oppositionelle gegen 67 Ausgleichsfreunde, davon 10 in den siebenbürgischen Szeklerkreisen, 8 in der Hauptstadt, die andern in den gemischten Theilen. Von den auf dem rumänischen Sprachgebiet befindlichen 110 Wahlkreisen treffen auf die Regierungspartei 84, von den 119 auf dem slavischen 95. Die oppositionellen Wahlen liegen an der Sprachgrenze oder sind die magyarischen Sprachinseln. So zeigt das ganze parlamentarische System in Ungarn crasse Mißstände, wobei die Ungleichheit des Wahlrechts und der Wahlkreise (zwischen 158 und 5720 Wahlberechtigten) vielleicht das kleinste Uebel bedeutet. „Eine im großen Stil organisirte Wahlmache" — sagt Brote —, „welche vor wirklichen Schlachten mit reichlichem Blutvergießen nicht zurückschrickt und auch bedeutende Geldopfer erfordert, sorgt für die Unterdrückung der Wahlfreiheit." Die Wahlen haben beinahe den Charakter eines Bürgerkrieges angenommen, sagt das Kaisermemorandum; statt mit dem Knüttel und der Axt in den Wahlkampf zu treten, verzichten die Rumänen auf ihre geschmälerten politischen Rechte. Der Regierung ist es durch gewisse Bestimmungen des Wahlgesetzes ermöglicht, den größten Theil der Mehrheit in den nichtmagyarischen Wahlkreisen kurzweg zu ernennen. Brote stellt die Frage, was nun geschehen würde, wenn man diese Wahlkreise ihren rechtmäßigen Besitzern zurückstellen müßte. Nun, sie würden wohl auch bei freier Wahl sich für den Zusammenhang mit Oesterreich erklären, in dem die Nationalitäten den letzten Rückhalt erblicken müssen, und jede Erweiterung des Wahlrechts, jede Maßregel zum Schutz der Freiheit der Wahlen würde das Gegengewicht gegen die Umtriebe der Unabhängigkeitspartei verstärken. Hat man es doch den Rumänen ganz besonders verdacht, daß sie ihr Memorandum von 1892 dem Kaiser von Oesterreich in Wien und nicht dem König von Ungarn in Budapest überreichen wollten, hat doch im Jahre 1890 ein kgl. ungarischer Staatsanwalt in Klausenburg öffentlich einen rumänischen Angeklagten darüber belehrt, daß die Ergebenheit gegen die Person des Monarchen noch nicht Patriotismus sei. Was ist nun aber der vorschriftsmäßige Patriotismus in Ungarn? Brote gibt die Antwort: „Gesetzesverletzung, Herrschsucht, politische Unduldsamkeit und antiösterreichische Gefühle bilden zusammen einen eigenartigen magyarischen Patriotismus, während das Streben der Nichtmagyaren nach nationaler Selbsterhaltung, ihr Anschluß an den Einheitsgedanken der Monarchie als Hetzerei, Aufruhr und Landesverrath erklärt werden."

Das Urtheil der ungarischen und siebenbürgischen Rumänen über die Magyarisirung lautet nach dem Kaisermemorandum: „Weder durch die Zahl noch durch die Cultur und Bildungsstufe, noch durch politische Reife hat sich das magyarische Volk zu der Ueberlegenheit emporgeschwungen, die ihm nöthig wäre, um die Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes allein, ohne Unterstützung der anderen Völker, ja sogar im Gegensatz zu ihnen, leiten zu können. Die Idee, den vielsprachigen ungarischen Staat in einen einheitlichen, national-magyarischen zu verwandeln, hat sich als gefährliche Utopie erwiesen. Der heutige ungarische Staat erscheint als ein Gebilde, das nur den Beruf hat, um jeden Preis die magyarische Herrschaft aufrecht zu erhalten, die Magyaren zu fördern, den übrigen Bürgern ihre Rechte vorzuenthalten und aus dem Erträgniß der von Andern verrichteten schweren Arbeit einen verdammenswürdigen Luxus in national-magyarischen Einrichtungen zu bestreiten, während den Anderen selbst die geringsten Erleichterungen ihrer Culturarbeit versagt werden."

So gähnt eine breite Kluft zwischen den Forderungen der magyarischen Staatsidee und den nationalen Ansprüchen, dem nationalen Selbsterhaltungstrieb der siebenbürgischen und ungarischen Rumänen, die heute zugleich die Vorkämpfer der übrigen Nationalitäten sind. Es ist auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand, wenn ein so beträchtlicher Theil der Bevölkerung in dem Staat nur eine Gewaltherrschaft erkennt. Vor etwa 50 Jahren ist zuerst der Ruf erklungen: „Eilen wir, die Slovaken, Deutschen, Rumänen zu magyarisiren, bevor es zu spät ist!" Daß es heute schon zu spät geworden ist, um es doch noch durchzusetzen, das beweist das drohende Emporwachsen der rumänischen Frage für jeden, der sehen will. Allerdings hat die Magyarisirung Erfolge gebracht, — aber mit Recht sagt Brote, daß selbst bei einem noch rascheren Tempo des nationalen Umwandlungsprocesses es doch nur die unterwerthigen Bestandtheile seien, die als Renegaten den „staatsbildenden" magyarischen Stamm der Zahl nach vergrößern, diese Vergrößerung bedeute aber noch keineswegs eine Verstärkung.

Am allerwenigsten hat die Magyarisirung Aussichten gegenüber den Rumänen, die plumpen Versuche haben vielmehr gerade den Widerstand verstärkt und die Rumänen des Königreichs in die nationale Erregung versetzt, für die man dann von magyarischer Seite den Namen des Irredentismus aufbrachte. Der rumänische Staatsmann Sturdza erklärte ihn im Senate Rumäniens als eine Erfindung der Feinde seines Volkes. Es ist ein gefährliches Spiel, das da unter dem Schutz des Friedensbundes getrieben worden ist und noch getrieben wird; und wenn Brote offen auf die Gefahren hinweist, die aus der Magyarisirungspolitik für die äußeren Beziehungen der österreichisch-ungarischen Monarchie früher oder später entspringen müßten, so spricht er im Interesse dieser, nicht aber des Irredentismus, der gerade aus der Unterdrückung der ungarischen Rumänen seine Kraft und seine Berechtigung zu ziehen hoffen dürfte.

Abgesehen von solchen Erwägungen, die der hohen Politik überlassen bleiben mögen, hat die rumänische Frage, wie überhaupt die Nationalitätenfrage in Ungarn auch ihre geschichtsphilosophische Seite. Die Rechtfertigung der Magyarisirung durch die ungarische oder richtiger magyarische „Staatsidee“, die angeblich liberale Auffassung von der Allmacht des Staates, die ihm das Recht geben soll, die verschiedenen Sprachen der Mehrzahl seiner Bürger als „fremde“ zu behandeln — das ist nichts anderes, als eine Beschönigung durch ein Spiel mit an sich hohlen Wörtern und Begriffen, aus denen genau so viel abzuleiten ist, als man vorher hineingelegt hat. Denn was soll diese ungarische Staatsidee sein? Mit dem sogenannten Nationalitätsprincip hat sie ersichtlich nichts zu thun, denn das betont gerade die Rechte der Völker gegenüber den Regierenden und fördert die Herstellung neuer nationaler Staaten an Stelle der historischen. So kann man in dem Entstehen der Königreiche Griechenland und Rumänien wohl einen Sieg des Nationalitätsprincips erblicken. Daß Ungarn und die ganze habsburgisch-lothringische Monarchie im schroffsten Widerspruch zum Nationalitätsprincip stehen, ist längst als ein inneres Gebrechen dieses Staatswesens erklärt worden; man hat sich in dem Gedanken einer Umbildung zu den „Vereinigten Staaten von Oesterreich“ gefallen, die dem Nationalitätsprincip besser entsprechen sollen. Vorderhand besteht aber Oesterreich-Ungarn trotz des Nationalitätsprincips schlecht und recht als eine Großmacht weiter und gerade die Magyaren haben den größten Vortheil davon, weil sie ihnen das gefährliche Nationalitätsprincip vom Leibe halten muß.

Da aber dieses Princip erst eine Erfindung unsres Jahrhunderts ist, so muß es wohl auch eine höchst unglückliche Definition des Staatsbegriffs sein, die in dem Satz eines vielgenannten Geschichtschreibers unterläuft: daß die Historie nicht die Aufgabe habe, einen Volta unter seinen Froschschenkeln zu beobachten oder aus den Funden der Topfgräber die Entwicklung der Lampen und Trinkgeschirre nachzuweisen, sondern die Thaten der Völker als wollender Personen, als Staaten erforschen solle. Solch kühne Gleichsetzung von Volk und Staat mag bei der Geschichte Preußens zur Noth angehen; aber sind denn Venedig, der Kirchenstaat, der deutsche Ritterstaat u. s. w. nicht auch Staaten gewesen, ganz zu schweigen von dem Congostaat oder Haiti?

Eine weitere Definition des Staates hat Hegel aufgebracht, für ihn ist er die Verwirklichung der sittlichen Idee, der Identität des Guten und des Willens; das ist der antik-heidnische Begriff des Staats aufgepfropft auf die preußische Bureaukratie und den beschränkten Unterthanenverstand. Anders freilich erscheint das Verhältniß zwischen Staat und Bürgern im Lichte des Entwicklungsgedankens. „Man muß stets dessen eingedenk sein, daß, so große Anstrengungen auch für das Wohl des Staats gemacht werden mögen, doch dessen Ansprüche für sich allein nichts sind und nur insofern Geltung verlangen können, als sie gewissermaßen eine Verkörperung der Ansprüche der ihn bildenden Individuen darstellen“, so definirt Herbert Spencer den höher stehenden industriellen Typus staatlicher Organisation gegenüber dem kriegerischen, der zu despotischer Vollgewalt neige. Historisch betrachtet, fußt er im Grunde auf dem Recht der Eroberung.

Kann es zweifelhaft sein, zu welchem Typus die magyarische „Staatsidee“ gehört? „Staatsbildend“ ist nur der magyarische Stamm, heute wie vor 1000 Jahren, wer zu ihm übertritt, erlangt Antheil am Herrenrecht, „die Nationalitäten“ sind die Rajah. Es ist dabei sogar ein Rückschritt gegen die mittelalterliche „Staatsidee“ Ungarns, die der Sprache und dem Kirchenwesen der Unterthanen duldsam alle Freiheit ließ, dem Grundsatz der Selbstverwaltung weiten Spielraum gewährte, auf die Gleichartigkeit der Theile des Staatsganzen gar kein Gewicht legte. Wenn man in der Centralisation, in der strafferen Unterordnung der Theile einen Vorzug des neuzeitlichen Staates sucht, so kann dies doch nur Mittel zum Zweck sein, z. B. der Vertheidigung gegen äußere Feinde oder gleiche Vertheilung der Steuern, aber nicht Selbstzweck. In Ungarn ist freilich der Zweck die Magyarisirung.

Auf ganz mißverständlicher Anwendung des Nationalitätsprincips beruht die selbst im Namen eines „reinen Deutschthums“ vertheidigte Meinung, daß nur ein Staat, der mit einem Volk sich deckt, Berechtigung und Anspruch auf Dauer habe, daß demnach jeder Staat darnach trachten müsse, etwaige Mängel und Unfertigkeiten durch Erzwingung der nationalen Gleichartigkeit zu beseitigen. Man beruft sich ja wohl von magyarischer Seite auf das Vorgehen Preußens in Posen, das Rußlands in den baltischen und westlichen Provinzen — aber man kann dabei doch den wesentlichen Unterschied nicht übersehen, daß Preußen oder das Deutsche Reich und Rußland eben schon nationale Staaten sind, und nach dem Recht der Eroberung, im Widerspruch zum Nationalitätsprincip, die polnischen Grenzstriche ihrem alten Besitz angegliedert haben. Ihre innere Politik muß das Ziel verfolgen, die widerwilligen Unterthanen mit der Empfindung zu erfüllen, daß ein Wiederaufleben des alten polnischen Staates für alle Zeiten ausgeschlossen ist. Und das ist eine sehr schwierige Aufgabe trotz der imponirenden Machtmittel des Staates; die Lösung dieser polnischen Frage, durch „Germanisation“ einestheils, durch Russificirung andrerseits, liegt heute noch in weiter Ferne und die Zweckmäßigkeit der bisher gewählten Mittel wird sehr ernsthaft bezweifelt. Das Erstarken des Polenthums in Posen, trotz des deutschen Unterrichtszwangs, enthält auch für die Magyaren eine ernste Warnung, den Bogen nicht zu straff zu spannen. Ist es doch schon ein fast unbegreiflicher Mangel an staatsmännischer Weitsicht, daß sie sich künstlich die gleichen Schwierigkeiten geschaffen haben, wie sie Preußen durch die Nothwendigkeit einer leidlichen östlichen Grenze auferlegt worden sind. Daß aber die friedliche Lösung der Nationalitätenfrage in Ungarn nicht auf demselben Wege erfolgen kann, wie die der polnischen Frage in Preußen oder dem Deutschen Reiche, ist bei dem Unterschied der ethnographischen Zahlenverhältnisse selbstverständlich. Es fällt den Magyaren ohne Zweifel schwer, dem Ideal der Magyarisirung und der Unabhängigkeit, d. h. dem Nationalstaat, zu entsagen, aber sie werden sich früher oder später doch dazu verstehen müssen.

Die „Staatsidee“ national gemischter Länder wird sich, um den industriellen Typus Spencers erreichen zu können, föderalistischen Formen nähern müssen, aber diesem Föderalismus wird die Gefahr für die Staatseinheit benommen sein, indem er nicht territorial zu sein braucht. Dieser Gedanke ist keineswegs neu, er findet sich schon in der Denkschrift der vereinigten Führer der Rumänen Siebenbürgens, Ungarns, des Banats und der Bukowina vom 5. März 1849. „Die Verwirklichung der verheißenen Gleichberechtigung aller Nationen auf eine alle befriedigende Art ist“ — so heißt es dort — „kaum anders möglich, als indem man ohne große Rücksicht auf das Territorium, ungefähr auf die Art der kirchlichen Organisation für die Bekenner verschiedener Confessionen, jeder einzelnen Nation überläßt, sich um einen eigenen, gegenüber den übrigen Nationen selbständigen Mittelpunkt zu gruppiren, und indem man alle auf diese Art constituirten Nationalitäten als Glieder eines größeren Ganzen durch unauflösliche Bande mit dem Centralpunkt der Gesammtmonarchie verbindet.“ Es wird dann auf das Beispiel der sächsischen Nation hingewiesen, die trotz räumlicher Zerstreuung zu

einer Nationsuniversität unter einem Comes vereinigt sei, auf diese Art könnten auch die Deutschen aus dem Banat mit den Siebenbürger Sachsen verknüpft werden.

Der Kaiser antwortete damals, er werde die Petition der getreuen rumänischen Nation in genaue Erwägung ziehen lassen und in der kürzesten Zeit zu ihrer Beruhigung erledigen. Man hat aber dann bei den Versuchen der Organisation des Gesammtstaates doch andere Wege eingeschlagen. Da auch die heutigen Wünsche der Rumänen von diesem Programm sich entfernen, ist es nur historisches Material. Trotzdem wird jeder Politiker, der einen nationalen Gottesfrieden in der habsburgischen Monarchie herbeisehnt, den dort niedergelegten Gedanken näherer Betrachtung würdigen müssen.

Orientalische Alterthümer in Berlin.

Die Alterthumssammlungen unsrer Reichshauptstadt Berlin gehören merkwürdigerweise zu den am wenigsten bekannten. Dies liegt außer an anderem vor allem auch daran, daß bisher nur sehr wenige von ihren Schätzen in Photographien verbreitet waren. Während in Italien bald jedes bedeutendere Kunstwerk selbst jeder Provincialsammlung in Photographie zu erlangen ist, und während die Hauptwerke im brittischen Museum und im Louvre längst durch große Photographienserien bekannt gemacht wurden, sind in Berlin bisher selbst viele der wichtigsten und schönsten Alterthümer — wie z. B. der Hildesheimer Silberfund oder (bis auf ein paar Proben) die Pergamener — nicht in Photographien zu bekommen.

So ist es denn ein überaus zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen der Firma Dr. E. Mertens u. Comp. in Berlin,[1]) die Alterthümer der dortigen königlichen Museen in guten großen Photographien nach Möglichkeit zugänglich zu machen. Es liegt uns ein stattlicher Band vor, betitelt „Aegyptische und vorderasiatische Alterthümer aus den kgl. Museen zu Berlin“, der auf 87 Foliotafeln die besten Stücke der Sammlung in fast durchweg vortrefflich gelungenen Lichtdrucken wiedergibt. Ein knapper Text von der Direction der Sammlung enthält die zum Verständniß der Tafeln nothwendigen Angaben.

Die Kunst des alten Reiches in Aegypten (aus der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr.) ist jetzt ganz vortrefflich vertreten in Berlin. Zwei Tafeln geben Proben der lebendigen Flachreliefs, mit denen die Grabkammern geschmückt waren. Besonders schön ist die Holzstatue des Vorstehers der Gärten eines Königs der 5. oder 6. Dynastie, Namens Per-her-nofret. Sie wird im Text mit Recht als „eine der besten Statuen der ägyptischen Kunst“ bezeichnet. Es ist ein Mann mit freundlichem, unbärtigem Gesicht. Die Figur ist zwar auch hier schon nach jenem festen Schema stehender Gestalten dargestellt, das die ägyptische Kunst durch die Jahrtausende ihres Bestehens festgehalten hat. Allein die Bewegung hat noch etwas Natürlicheres und Freieres als späterhin, ja die linke Schulter ist ein wenig vorgeschoben, was ganz ungewöhnlich ist. Diese schöne und wichtige Statue gehört zu den neueren Erwerbungen der Sammlung.

Ein Prachtstück ist der reich bemalte Sarg des Mentuhotep aus dem mittleren Reich (ca. 2200—1800 v. Chr.). Dem Todten waren ein Paar holzgeschnitzte Schiffe mitgegeben, die auf der Tafel auch sichtbar sind. Zierliche Holzpuppen bilden die Bemannung der Schiffe, darin der Todte die Fahrt über die himmlischen Gewässer macht, die vor dem Gefilde der Seligen liegend gedacht wurden.

Das neue Reich ist durch die verschiedenartigsten großen und kleinen Kunstwerke vertreten, die eine vortreffliche Anschauung von der gesammten Leistungsfähigkeit der späteren ägyptischen Kunst geben. Und nicht nur der Kunst, auch des Handwerks. Mehrere der Tafeln geben Proben wunderbar erhaltener hölzerner Möbel, Musikinstrumente, geflochtener Körbe u. dgl. Auch kleine Idole oder Puppen der Kinder, zum Theil mit echten Haaren, Spielbälle aus Leder und Schilf fehlen nicht. Eine Tafel zeigt eine große Perrücke von echten Haaren, eine andere vertrocknete Blumengewinde aus dem Grabe Ramses' II.

Aus der Spätzeit ist der Kopf eines alten, kahlen Mannes auf Taf. 47 das bei weitem Bedeutendste. Es ist, wie der Text sagt, „das künstlerische Hauptstück der Sammlung“, auch dies übrigens eine neue Erwerbung. Es ist ein Wunderwerk der Portraitkunst, dies ist außer Frage. Allein die Aegypter waren nicht fähig, dergleichen aus eigener Kraft hervorzubringen: der Kopf setzt die vollendete griechische Portraitkunst voraus und wäre ohne sie unverständlich. Im härtesten grünen Basalt nach ägyptischer Art gearbeitet, von starrer Haltung, mit einem Pfeiler im Rücken, wie die gewöhnlichen ägyptischen Statuen, zeigt er eine Weichheit und Wahrheit in den Falten der Haut, eine Schärfe und doch Großartigkeit in der Charakteristik wie nur das Beste, das wir von griechischer Portraitplastik erhalten haben oder aus Copien erschließen können.

Auch die Gattung der sogenannten Graf'schen gemalten Mumienportraits der Spätzeit ist durch vortreffliche Beispiele, alles neuere Erwerbungen, vertreten.

Die zweite kleinere Hälfte des Bandes enthält die vorderasiatischen Alterthümer. Ein paar prachtvolle Reliefragmente veranschaulichen die altchaldäische Kunst des dritten oder vierten Jahrtausends v. Chr.; sie gehören zu dem Sorgfältigsten und Besten aus jener uralten Epoche. Sie sind eine neuere Erwerbung, ebenso wie der feine Urkundenstein des Königs Mardukbaliddin; das um 714 v. Chr. in elegant subtiler Weise ausgeführte Relief — der König belehnt einen Vasallen mit Ländereien — ahmt noch den Jahrtausende älteren altbabylonischen Stil nach.

Es folgen dann vortreffliche Proben der assyrischen Reliefplastik. Endlich sind hier auch einige Hauptstücke der neuen Ausgrabungen von Sendschirli in Nord-Syrien wiedergegeben.

Es wäre sehr zu wünschen, daß bald die Publicationen anderer Abtheilungen des Museums diesem guten Vorgang folgen möchten.

A. Furtwängler.

Mittheilungen und Nachrichten.

Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892—1893. 1. Band. Wien 1895. Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. VI. 574 S. 3 Karten. Kl. 2⁰. — Der Autor, dem man dieses interessante Reisewerk verdankt, nennt sich nicht selbst, allein man weiß, daß es ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses ist. Von jeher viel gereist, hatte der Erzherzog immer den Wunsch, auch einmal eine Weltfahrt unternehmen zu können, und dieser Wunsch ging ihm in Erfüllung, als er am 15. December 1892 auf dem Torpedo-Rammkreuzer „Kaiserin Elisabeth“ den Hafen von Triest verlassen konnte. Ueber Port Said, Suez, Aden und Colombo wurde Brittisch-Indien erreicht, auf dessen Schilderung der größere Theil dieses Bandes entfällt. Von da ging es über Singapore nach den niederländischen Colonien und nach Nord-Australien; das letzte der Tagebuchblätter ist „In See nach Sydney, 15. Mai 1893“ datirt. Eine Beschreibung des Kriegsschiffes, eine von Tag zu Tag die Schiffsroute kennzeichnende „Reiseübersicht“ und ein detaillirtes Register schließen den vorliegenden ersten Band ab. Wenn ein Mann von so hohem Range fremde Länder besucht, so erfreut er sich unter allen Umständen eines sehr hoch anzuschlagenden Vortheils, dem allerdings auch ein gewisser Nachtheil

---

[1]) Aegyptische und vorderasiatische Alterthümer aus den kgl. Museen zu Berlin. Mit erklärendem Text von der Direction der Sammlung. 87 Foliotafeln in Größe 33/49 cm in Lichtdruck. Dr. E. Mertens u. Comp., Berlin 1895.

gegenübersieht. Ihm öffnen sich alle Thüren, auch die, welche der Mehrzahl der Reisenden verschlossen sind, und er sieht eine Menge von Dingen, deren Kenntnißnahme dem reisenden Forscher ebenso wie dem seinem Vergnügen sich widmenden Globetrotter verborgen sein müssen, aber freilich wird es ihm auch erschwert, mit völlig objectivem Blick die Dinge um ihn her zu beobachten, und es kann nicht fehlen, daß die Urtheile mitunter sanguinischer ausfallen als bei Leuten, für welche von den Landeskundigen nicht in gleich liebenswürdiger Weise Sorge getragen wird. Diese allgemeine Regel wird natürlich auch in unserm Falle nicht außer Kraft gesetzt, allein man wird zugestehen müssen, daß sich der Autor bemüht hat, selbst und mit offenen Augen zu beobachten, und auch die von ihm an seine Wahrnehmungen geknüpften Erwägungen machen durchweg einen angenehmen Eindruck. Es ist ein Mensch von Kopf und Herz, der diese Blätter geschrieben hat. Mit dem größten Genuß werden Freunde des edlen Waidwerkes das Buch lesen, denn der begeisterte Jäger kommt beinahe auf jeder Seite zum Vorschein, und gerade für diese seine Leidenschaft waren ihm seine Verbindungen von größtem Nutzen, denn es wurden ihm nicht nur Erleichterungen und Bequemlichkeiten zutheil, die anderen Menschenkindern versagt bleiben, sondern er vermochte auch in Reviere vorzudringen, welche reich an Wild sind, gemeiniglich aber für unzugänglich gelten, so z. B. im Königreich Nepal. Der Sport beschäftigte den erlauchten Jäger überall, und es gilt ihm gleichviel, ob er Tiger oder Krokodile erlegt. Doch bemerkt man, daß er sich nicht bloß äußerlich mit diesen Dingen beschäftigt hat, sondern man erkennt bald, daß er das Leben der Thiere kennt und gründliche Studien darüber, wie auch über Botanik, gemacht haben muß. Im übrigen allerdings zieht die Naturkunde und auch die wissenschaftliche Geographie keinen Gewinn aus dem stattlichen, schön ausgestatteten Werk, und man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch solchen Fragen das unleugbare Beobachtungstalent des Verfassers etwas mehr zugewendet worden wäre. Indeß entschädigen dafür die lebensvollen Schilderungen von Land und Leuten; alles, was Leben in sich trägt, übt eben auf den Reisenden offenbar eine höhere Anziehungskraft aus, als dies die leblose Natur thut.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei eine kurze Analyse der Reise selbst gegeben. Ceylon wurde, schon der Elephantenjagd halber, gründlich durchwandert, und von Bombay aus, wo die „Thürme des Schweigens", sowie die Verbrennung einer Hindu-Leiche auch ernstere Reflexionen hervorriefen, wurde zunächst ein Abstecher nach den innerindischen Vasallenstaaten gemacht. Haiderabad und Gwalior hielten die Reisegesellschaft — der Erzherzog war selbstverständlich von mehreren österreichischen Cavalieren begleitet — längere Zeit fest, und manche Feierlichkeit mußte überstanden werden. Mit wirklich gutem Humor wird die groteske Verlegenheit des Nisams von Haiderabad ironisirt, der einen Trinkspruch ausbringen sollte und mit dieser ungewohnten Aufgabe nicht recht fertig wurde. Die Eisenbahn brachte unsre Weltreisenden nach Calcutta, wo wieder der Repräsentationspflicht sehr ausgiebig genügt werden mußte, und nun flüchtete man nach dem ideal gelegenen Dajeeling, doch war der eisige Beherrscher dieses Hochlandes, der Kandschindschinga, so unhöflich, den Nebelschleier, welcher sein Haupt oft wochenlang umhüllt, nur auf Augenblicke sinken zu lassen. Die Rückfahrt auf der Gebirgsbahn wurde mit der Draisine gemacht, um den herrlichen Ausblick auf eine Pflanzenwelt, welche von Stunde zu Stunde ihren Charakter ändert, ungehinderter genießen zu können. Nach der Rückkehr nahm Agra mit seinen wunderbaren Baudenkmälern einige Zeit in Anspruch; ein Gleiches galt für Delhi, Dschodpur und Dschaipur. Von allgemeinerem Interesse erscheint der Jagdausflug nach Nepal, dessen Grenzen bisher nur wenige Europäer oder Eurasier überschritten haben. Der Erzherzog lernte in den Nepalesen, die ja auch zur anglo-indischen Armee ein hochgeschätztes Contingent stellen, wackere Leute kennen und trennte sich nach trefflich gelungener Jagd nur ungern von ihnen, obwohl auch er unter der strengen Grenzsperre, welche die Ghurkas gegen das Suzeränreich der Kaiserin von Indien für nothwendig halten, Einiges zu leiden hatte. Ueber Lucknow kehrte man nach der Hauptstadt zurück, und nun wurde wieder die „Elisabeth" der Wohnort der Gesellschaft für mehrere Tage. Singapur und das gegenüber auf der Halbinsel von Malakka gelegene Johore, dessen Sultan in Europa, z. B. in Karlsbad, bekannt genug ist, bildeten die nächste Station und eröffneten den Blick in eine ganz neue orientalische Welt, in der erstmalig das Chinesenthum als ein bedeutungsvoller Factor sich darstellt. In Batavia fand durch die holländischen Behörden ein sehr festlicher Empfang statt, aber mit dem Jagdzuge in das Innere Java's schien es nichts werden zu wollen, weil anscheinend ein anderes Programm für den hohen Reisenden im voraus entworfen worden war. Nur mit Mühe und unter der Mithülfe des Plantagenbesitzers Kerkhoven gelang es dem Prinzen, von dem Gouverneur die nöthigen Anordnungen für eine mehrtägige Durchstreifung der Residenzschaft Preang zu erlangen, und nachdem noch von dem Museum Batavia's und von der tropischen Pflanzenwelt Buitenzorgs rasche Einsicht genommen war, wurde in einem Ponywagen die Reise ins Binnenland der großen Insel angetreten. Dabei wurde dem 2600 M. hohen Vulcan Papandayan, dessen Krater erstickende Schwefeldämpfe aushauchte, ein Besuch abgestattet. Nächstdem etablirte sich die Jagdgesellschaft in einer Waldhütte, um auf Bantengs (die wilden Sunda-Rinder) zu pürschen und nebenher der Fischerei obzuliegen. Angesichts der streng waidmännischen Denkweise des Verfassers ist es übrigens schwer begreiflich, daß er, um sich über die Beschaffenheit einer Fischfauna rasch ein Urtheil bilden zu können, der gewaltsamen Manier, Hunderte von armen Thieren durch Dynamitpatronen umbringen zu lassen, huldigte, deren Anwendung dann schließlich doch nicht zu dem gewünschten Erfolge führte. Daß das nicht in der Ordnung war, deutet der Autor selbst mit den Worten an, jeder rationelle Fischer müsse ein solches Verfahren perhorresciren. Den Schluß des von „Insulinde" handelnden Abschnittes macht eine eingehendere Charakteristik der niederländischen Colonialarmee aus, wobei insbesondere die für die Soldaten getroffenen Wohlfahrtseinrichtungen eine sehr anerkennende Beurtheilung erfahren. Am 5. Mai kam das erste Stückchen Australien zu Gesicht: Bobby-Island mit seinem weithin sichtbaren Leuchtthurme. In Port Kennedy wurde angelegt, und mit Recht bewunderte man das rasche, die brittische Rührigkeit deutlich bekundende Wachsthum dieses Ortes, der 1885 aus fünf Häusern bestand und 1893 bereits — 36 Billards aufwies. Der eigenartige, wenig erbauliche Charakter der australischen Thier- und Pflanzenwelt konnte hier bereits festgestellt werden, doch gelang einem der Herren wenigstens die Erlegung eines Vertreters der am meisten typischen Säugethierfamilie, eines Känguruhs. Auch wurde an einem Korallenriffe eine belohnende Suche nach niederen Thieren abgehalten. Von Port Kennedy absegelnd, durchschnitt die „Elisabeth" die Torres-Straße und schlug den Weg nach der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales ein. Dort hoffen wir dem gewandten Reiseschriftsteller, dessen Werk wir durch vorstehende Zeilen in allgemeinen Zügen zu kennzeichnen versuchten, später wieder zu begegnen.

S. G.

∞ Graf d'Haussonville gibt in der Sammlung „Les grands écrivains français" eine Charakteristik von Lacordaire (Hachette 1895); stofflich Neues war nach den älteren, umfangreichen Biographien von Foisset und Chocame und den Mittheilungen von Montalembert, Sainte-Beuve, Falloux („Madame Swetchine") 2c. nicht zu erwarten; die paar Anekdoten und Briefwechsel, die d'Haussonville in dem Abschnitt „Lacordaire intime" zum ersten Mal beibringt, sind denn auch nicht das Wesentliche in seiner weltmännisch gehaltenen Studie. Der Graf, der jahrelang in der orleanistischen Partei als Führer galt, ein Liebhaber der Literatur, dem die Pariser Akademie als geschmackvollem Sammler Aufnahme gewährte, setzt sich als liberaler Katholik der Jahrhundert-Wende mit dem beredtesten Freund und Gesinnungsgenossen Montalemberts auseinander. Anfangs im Bunde mit seinem Redactionscollegen im „Avenir", Lamennais, trennte sich Lacordaire, bei der ersten Weiterung mit Rom, von diesem Feuergeist und unterwarf sich der päpstlichen Autorität mit der für den geborenen Kanzelredner doppelt bezeichnenden Wendung: Le silence est après la parole la seconde puissance du monde. Lacordaire's Predigten, die ihrerzeit eine vollkommene Erneuerung und Modernisirung der französischen geistlichen Beredsamkeit bedeuteten, werden mit Geist und Liebe gewürdigt, mit unbefangener Kritik jedoch ihres romantischen Redepompes halber vielfach als veraltet erklärt. Mächtiger und echter als der Prediger wirkt bis zur Stunde der Briefschreiber, der Arzt und Berather kranker Seelen. Das folgenreichste Werk Lacordaire's bleibt aber, auch in d'Haussonville's Augen, die Wiederbelebung des Dominicaner-Ordens: ja, angesichts der wankelmüthigen Haltung des hohen französischen Klerus dem wechselnden Regiment des Julikönigthums, der Republik und des zweiten Kaiserreichs gegenüber, sucht d'Haussonville in dem Mönchthum die überlegene, volksmäßige Kraft für die Erneuerung des katholischen Glaubens in Frankreich. Der Eindruck seines höchst persönlichen Erlebnisses bei der Säcularfeier des heiligen Bernhard in Fontaine-lez-Dijon, wo 30,000 Wallfahrer siebzehn

Bischöfe im vollen Ornat mit kühlem Respect vorüberziehen ließen, während sie 47 schlicht gekleidete Aebte und Prioren mit unverhohlenem Antheil begrüßten, gipfelt in dem Bekenntniß: on sentait que la vie et la sève étaient là und in der Wiederholung von Lacordaire's Losung: Les chênes et les moines sont éternels. Beiläufig nur wird der frommen und ketzerischen Gegner Lacordaire's gedacht, von denen die Einen behaupten, daß der glänzende Redner selbst niemals eine Bekehrung zuwege gebracht, indessen die Anderen, wie Edmond Schérer, schlankweg erklärten: le sermon est un genre faux; kurz und allzu kurz wird Lacordaire's Einzug in die französische Akademie, als Schützling Guizots, als Nachfolger Tocqueville's erwähnt. Alles in allem ist das Büchlein bemerkens- und lesenswerth mehr als Zeugniß des „neuen Geistes", denn als abschließende Würdigung eines geschichtlichen Episodisten. Im Vatican und am Zarenhofe sucht das gegenwärtige Frankreich diplomatische Bundesgenossen und gleiche Wege mit den Berufspolitikern wandeln zur Stunde die Politiker der Literatur; Brunetière und seine Leute, die Papstthum und Darwinismus zu versöhnen bemüht sind, indessen Vogüé und Genossen für die neurussischen Evangelisten Tolstoi und Dostojewski Leser und Jünger werben. Erst die Zukunft wird aller Welt lehren, ob diese literarischen Allianzen nur einem modischen Zeitbedürfniß oder der Urnatur der Franzosen gemäß sind; einstweilen darf sich der Leser nicht nur der Rabelais, Voltaire, Renan, Taine und Sainte-Beuve, sondern auch der Freund eines Pascal und seiner Nachfolger seine eigenen Gedanken über diese Frage machen.

* Professor Behring in Marburg berichtet in der neuesten Nummer der „Deutsch. med. Wochenschr." über den Nachweis des Choleragiftes und die Anwendung der Blutserumtherapie auf die Cholera. Vorweg betont sei, daß es sich bis jetzt ausschließlich um Laboratoriumsversuche an Thieren handelt. Begonnen hat Behring die Versuche gemeinsam mit Dr. Ransom im Halle'schen Hygiene-Institut. Zu Ende geführt wurden sie in der wissenschaftlichen Versuchsstation der Höchster Farbwerke, von denen auch die beträchtlichen Kosten der Versuche aufgebracht wurden, da vom Staate die Mittel für Studien dieser Art nicht zu erlangen waren. Die Versuche wurden von Dr. Ransom nach einem mit Behring vereinbarten Plane angestellt. Ransoms erstes Ziel war, das lösliche Choleragift zu gewinnen. Das Krankheitsbild der Cholera wird in der Weise gedeutet, daß in den Organismus eingedrungene Cholerabakterien nicht nur als solche wirken, sondern im Körper ein besonderes Gift bilden. Bei Erwägung der Frage, unter welchen Umständen am ehesten das Vorhandensein einer nachweisbaren Menge Choleragift zu erwarten ist, wurde Ransom von Beobachtungen an mit Choleraculturen inficirten Meerschweinchen geleitet. Werden Meerschweinchen mit verhältnißmäßig großen Mengen lebenskräftiger Choleravibrionen inficirt, so gehen sie nach 3 bis 4 Stunden unter stetem Abfall der Körperwärme zu Grunde. Ransom ließ sich nun von dem Gedanken leiten, daß der schnelle stete Rückgang der Wärme durch den reichen Gehalt der verwendeten Infectionsflüssigkeit an gelöstem Choleragift bedingt sei. Dieses Gift muß, so schloß er weiter, in der Culturflüssigkeit gelöst enthalten sein. Er bewies dies auf folgendem Wege. Er machte bestimmte Cholerabouillonculturen von den darin enthaltenen Bakterienleibern frei und spritzte die Flüssigkeit Meerschweinchen ein. Es zeigte sich, daß diese Flüssigkeit, Thieren einverleibt, bei diesen ganz ähnliche Krankheitserscheinungen hervorruft, wie man sie bis jetzt an den mit Choleravibrionen vergifteten Thieren beobachtet hat. Damit ist erwiesen, daß es ein besonderes Choleragift gibt. Weiterhin gelang es Ransom, aus der von Bakterienleibern befreiten Culturflüssigkeit eine feste Substanz herzustellen, die ganz ebenso wie die Flüssigkeit selbst wirkt. Nachdem man einmal das Bakteriengift in Händen hatte, war das nächste, nach den von Behring festgelegten Methoden dieses zur Gewinnung des Gegengiftes auszunutzen. Maßgebend war dabei die Erfahrung, daß man durch Einverleibung von specifischem Gift ein Thier gegen die betreffende Bakterienkrankheit immun machen kann, und daß ein solches künstlich immunisirtes Thier in seiner Blutflüssigkeit, dem Blutserum, Schutzstoffe gegen die Krankheit, gegen die es künstlich immunisirt ist, enthält. Künstlich immunisirt wurden Ziegen. Das Blutserum künstlich immunisirter Ziegen schützte Meerschweinchen, die mit Choleragift, und auch solche, die mit Choleravibrionen inficirt wurden. Experimentirt wurde mit Gemischen von Choleragift und Choleragegengift, mit virulenten Vibrionen und mit gesondertem Choleragift. Das Ergebniß eines jeden Versuchs wurde durch Controlversuche in der üblichen Weise geprüft.

λ. **München**, im Juli. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Juli-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe legte Prof. Dr. v. Wölfflin den gedruckten Bericht über die am 3. und 4. Juni dahier gehaltene Conferenz der „Commission für den Thesuraus linguae latinae" vor; demselben entnehmen wir u. a., daß die bisher commissarisch beschäftigten Herren Dr. Oskar Hey in München und Dr. Paul Sakolowski in Göttingen zu Secretären der Commission ernannt worden sind; daß der Etat der Commission für das Arbeitsjahr 1895/96 auf 40,491 M. 15 Pfg. in Einnahmen und Ausgaben festgesetzt ist und daß der Vorsitzende der Commission über den Stand der Arbeiten auf der in Köln tagenden Philologenversammlung berichten wird. — Prof. Dr. Paul berichtete über eine von dem auswärtigen Mitglied Prof. Dr. Wilhelm Meyer in Göttingen eingesandte, für die Denkschriften bestimmte Abhandlung über „Nürnberger Faustgeschichten"; Prof. Dr. v. Wölfflin hielt einen in den Sitzungsberichten zu druckenden Vortrag über „Benedikt von Nursia und seine Mönchsregel". II. In der mathematisch-physikalischen Classe wurde beschlossen, daß bei einer im September d. Js. gelegentlich der Generalconferenz der internationalen Erdmessungs-Commission in Berlin zu haltenden Berathung von Delegirten der verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften unsre Akademie durch die Herren Director Dr. Seeliger, Generalmajor a. D. Dr. v. Orff und Geh. Rath Dr. v. Gümbel vertreten werden solle. Bei diesem Anlaß wurde mitgetheilt, daß auf Antrag der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und mit Zustimmung der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig und der kaiserl. Akademie zu Wien die gemeinsamen Geschäfte des Verbandes wissenschaftlicher Körperschaften für das Jahr 1895/96 (von Pfingsten zu Pfingsten) durch unsre Akademie geführt werden sollen. — Director Dr. Seeliger legte eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung des Hrn. Dr. Adolf Schmidt in Jena vor: „Mittheilungen über eine neue Berechnung des erdmagnetischen Potentials"; Prof. Dr. Dyck brachte weitere „Beiträge zur Potentialtheorie. Die Gauß'sche Formel für die gegenseitige Umschlingung zweier Raumcurven und ihre Ausdehnung auf höhere Mannichfaltigkeiten. Darstellung als Kronecker'sche Charakteristik eines Functionensystems." Diese Arbeit wird in den Sitzungsberichten erscheinen. III. In der historischen Classe hielt Prof. Dr. Friedrich einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag „über die unechten Kaiser- und Papstschreiben in den Biographien des Johannes Chrysostomus."

* In **Konstanz** findet vom 15.—18. Sept. die diesjährige Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine statt, und zwar in Verbindung mit der Hauptversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Prof. Dr. Meyer v. Knonau-Zürich, Prälat Martin, Prof. Dr. Brecher-Berlin und Dr. L. Wilser-Karlsruhe halten Vorträge; Dr. Brecher über die Hohenzollern und das Konstanzer Concil, Dr. Wilser über Alter und Ursprung der Runenschrift.

* **Braunschweig**, 25. Juli. Heute beginnt die Jubelfeier des 150jährigen Bestehens der herzogl. Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina. Die Reihe der Festlichkeiten wird eröffnet durch einen Abends 8 Uhr stattfindenden Fackelzug der Studirenden, der sich vom kleinen Exercirplatze durch die Stadt nach dem Wohn- und Sterbehause des Abts Jerusalem, des geistigen Stifters der Anstalt, an der Steinstraße bewegt, wo eine Jerusalems Andenken gewidmete Gedenktafel enthüllt wird. Diese Gedenktafel, die der Besitzer des Hauses, Kaufmann Gerloff, gestiftet hat, besteht in einer 61 Centimeter breiten, 35 Centimeter hohen Serpentinplatte, die in römischen vergoldeten Lettern die Inschrift trägt: „In diesem Hause wohnte der Abt J. F. W. Jerusalem von 1761—1789." Das Gerloff'sche Haus ist das siebente, das mit einer an berühmte Braunschweiger erinnernden Tafel geschmückt wird. Die älteste ist die Tafel am Sterbehause Lessings am Aegidien-Markt; später folgten diejenigen, die sich an den Geburtshäusern von Gauß an der Wilhelmstraße, Leisewitz an der Wallstraße, Spohr am Aegidien-Kirchhof, Karl Lachmann an der Reichenstraße und Franz v. Holstein an der Breitenstraße befinden. An den Enthüllungsact schließt sich eine freie Vereinigung der Festtheilnehmer in dem festlich illuminirten Altstadt-Rathhause. Die Hauptfeier spielt sich am 26., Vormittags, in Gestalt eines Festactes in der Hochschule ab. Nach der Festrede nimmt der Rector, Geh. Hofrath Prof. Körner, die Beglückwünschungen entgegen und geleitet dann die Festgesellschaft ins Vestibül der Anstalt zur Weihe der dort

aufgestellten Büsten Herzog Karls I. und Abt Jerusalems. Mittags findet im Saalbau Festfrühstück und Abends im Concerthaus Festcommers statt. Am 27. beschließt ein von der Bürgerschaft Braunschweigs in Holsts Garten gegebenes Gartenfest die Jubiläumsfeier.

* **Königsberg.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. med. Gerber für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten habilitirt.

* **Genf**, 23. Juli. Der Stadtrath ernannte an Stelle des verstorbenen Karl Vogt zum Professor der Zoologie und der vergleichenden Anatomie Hrn. Emil Yung, einen Genfer, Schüler und später auch Stellvertreter Vogts.

* In **Leiden** wird vom 16. bis 21. September der III. internationale Zoologen-Congreß tagen unterm Protectorat der Königin der Niederlande. Bereits haben über 300 Gelehrte aus fast allen europäischen Staaten, aus Asien, Afrika und Amerika ihr Erscheinen zugesagt. Ueber die Verhandlungen der einzelnen Sectionen wird wie üblich in besonderen Hauptversammlungen Bericht erstattet werden. Für die Unterbringung der Gäste ist jetzt schon ein Empfangs- und Wohnungsausschuß in Leiden in Thätigkeit; dieselben sollen theils in Leiden, theils in Scheveningen, theils bei der „Pensionsgesellschaft" im Haag, ähnlich wie im vergangenen Jahre die Mitglieder des Congresses für Binnenschiffahrt, Wohnungen angewiesen erhalten.

* **Kopenhagen**, 22. Juli. Die „Botnia", welche die Ehlers'sche Expedition zum Studium des Aussatzes nach Island führt, hat in Thorshavn, dem Hauptort der Faröer, den Professor der Physiologie an der hiesigen Universität Dr. Chr. Bohr in Begleitung seiner beiden Assistenten Dr. Buch und Jacobsen ans Land gesetzt, um den Sommer über die Athmungsverhältnisse der Taucervögel zu studiren. Diese Vögel zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich bis 15 Minuten unter dem Wasser aufhalten können, ohne Athem zu holen, weßhalb es von großer physiologischer Bedeutung ist, zu ermitteln, worin diese Tauchfähigkeit beruht: ob deren Lungen eine besonders große Menge Luft einnehmen können oder ob das Blut der Vögel im Stande ist, ungewöhnlich große Mengen Sauerstoff zu absorbiren, oder ob sie im Stande sind, die verbrauchten Stoffe, besonders Kohlensäure, aufzuspeichern, bis die Vögel wieder an die Oberfläche kommen. Prof. Bohr hat für seine Forschungen ein ganzes Laboratorium mitgenommen.

* **Rom**, 24. Juli. Abermals endete ein italienischer Afrika-Forscher durch Selbstmord. Der bekannte Botaniker Dr. Riva, der die unglückliche Dschuba-Expedition des Fürsten Ruspoli mitmachte und kürzlich die Leiche des von Elephanten getödteten Fürsten rettete und nach Europa schaffen ließ, hat sich mit einer Scheere die Halsader aufgeschnitten. Der Unglückliche war nach der Rückkehr nach Europa der äußersten Noth ausgesetzt, auch soll der alte Fürst Ruspoli sich keineswegs dankbar erzeigt haben. So mußte Riva denn seine überaus werthvollen Sammlungen um 300 Frcs. an die Afrikanische Gesellschaft verkaufen. In der Börse des Selbstmörders fanden sich 37 Centimes.

* **St. Petersburg.** Im Laufe des verflossenen Halbjahres hat die Gemäldegalerie der kaiserlichen Ermitage durch Ankäufe und Schenkungen aus Privatbesitz je ein Bild von W. Borowikowsky (Portrait des Grafen Wassiljew), Gillis Peeters (holländ. Landschaft), Pieter Claesz v. Haarlem (Stillleben), Lucas v. Leyden (Christus vor Pilatus), Jan Sanders v. Hemessen (d. h. Hieronymus) und Jakob v. Oost (David mit dem Haupte des Goliath) erworben, sowie eine Skizze von Rubens (Jupiter und Juno), und einen dornengekrönten Heiland von J. Ribera aus dem Winterpalais in ihre Sammlungen überführen können. Außerdem aber ist es dem unermüdlichen Eifer des ältesten Conservators, Hrn. v. Somow, gelungen, fünf Meisterwerke der Vergessenheit im kgl. Lustschlosse Lazienki in Warschau zu entreißen und dieselben durch ihre Ausstellung in der Ermitage allen Kunstfreunden zugänglich zu machen. Nach Warschau berufen, um eine Neukatalogisirung des in vier Schlössern zerstreuten kaiserlichen Bilderschatzes vorzubereiten, setzte Hr. v. Somow es durch, die fünf Perlen dieser interessanten Sammlung in die Ermitage überführen, und an Stelle eines Rembrandt, Steen, v. d. Helst, de Gelder und Fragonard gute, aber minder werthvolle Bilder nach Warschau senden zu dürfen. Die „St. Petersb. Ztg." gibt folgende kurze Beschreibung der aus der Sammlung Lubomirski stammenden Gemälde: 1) Rembrandt van Ryn. (1606—1669.) Holländische Schule. Portrait eines jungen Mannes. Das Brustbild eines schönen, im 3/4 Profil nach rechts gewandten Mannes in breitrandigem, schwarzem Hut und Spitzenkragen. Rundbild. Rechts die Bezeichnung: Rembrandt f. 1634. Nach der auffallenden Aehnlichkeit mit dem Bilde der Ermitage (Nr. 828) ein Bruder des vom Künstler in demselben Jahre gemalten Mannes. — 2) Jan Steen. (1626—1679.) Holländische Schule. Reichthum oder Liebe? Ein junges Mädchen zwischen einem jungen Manne, der sie zärtlich anblickt, und einem alten, der ihr einen Ring und Goldstücke zeigt. Ganze Figuren. Bezeichnet. — 3) Bartholomaeus v. d. Helst. (1613 bis 1670.) Holländische Schule. Selbstportrait. Der Künstler hält das Miniaturportrait der Prinzessin Marie, Gemahlin Wilhelms II. von Nassau-Oranien, in der erhobenen rechten, Palette, Pinsel und Malstock in der linken Hand, und blickt den Beschauer an. Halbfigur. Bezeichnet. — 4) Arent de Gelder. (1645—1727.) Holländische Schule. Selbstportrait. Der Künstler hält eine Zeichnung in Händen, und blickt den Beschauer an. Neben ihm auf dem Tische sein Hut. Halbfigur. Bezeichnet. — 5) Jean-Honoré Fragonard. (1732—1806.) Französische Schule. „Le baiser à la derobée." Ein schönes, junges Mädchen reicht einem Jüngling ängstlich die Wange zum Kusse; im Nebenzimmer spielen ältere Damen Karten. Ganze Figuren. — Diese fünf Bilder, sowie die oben genannten sind augenblicklich in der „Galerie der Geschichte der Malerei" vereinigt, und werden erst später den betreffenden Schulen zugeführt werden.

* **New-York.** Die hiesige Shakespeare-Gesellschaft hat das Haus angekauft, in welchem der Dichter Edgar Allen Poe sein berühmtes Gedicht „The raven" geschrieben hat, um das Gebäude zum Andenken an den Dichter dauernd zu erhalten.

* **Melbourne**, 22. Juli. Frhr. Ferdinand v. Müller, der Botaniker der Colonie Victoria, dessen 70. Geburtstag wir (in Nr. 149 der Beil.) durch eine biographische Skizze feierten, fordert zu einer Expedition in die westliche Wüste des australischen Festlandes auf. Neben der Erforschung der noch ziemlich unbekannten Gegend gilt es, das Schicksal des seit 1848 beim Versuch der Durchquerung Australiens von Ost nach West verschollenen deutschen Reisenden Leichard zu erkunden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Waren die alten Perser Zoroastrier?

Von Paul Horn.

Die Frage, ob die Perser der Achaemenidenzeit Zoroastrier gewesen seien, ist schon oftmals aufgeworfen worden. Es spielen aber so viele Erwägungen in die Untersuchung hinein, einschneidende Principienfragen geben gleich von vornherein der Auffassung des Einen in den Augen eines Anderen ein so subjectives Gepräge, daß eine Einigung sich bisher nicht hat erzielen lassen.[1] Vielleicht können die folgenden Ausführungen, entnommen einer Vorlesung dieses Semesters über „Persiens Stellung in der Weltgeschichte“, die sich wohl verschiedentlich von den bisherigen Auffassungen entfernen, einiges zur Lösung des Problems beitragen.

Gleich über die eine Fundamentalfrage, wo Zoroaster gewirkt habe, herrscht merkwürdigerweise keine Einigkeit. Und doch deutet alles, was die ältere Tradition von dem Propheten weiß, auf Ostîrân als Ausgangspunkt seiner Lehre, wenn er auch möglichenfalls in Westpersien geboren sein mag. Daß nun die achaemenidischen Perser Anhänger der Religion waren, welche als höchsten Gott den Ahuramazda verehrt, geht aus ihren Inschriften, wie aus den Mittheilungen Herodots deutlich hervor. Aber während die ostiranischen heiligen Schriften des Awesta fast auf jeder Seite den Namen des Religionsstifters Zarathuschtra nennen, fehlt dieser vollständig in den Keilinschriften und bei Herodot. Das erstere würde allerdings gar nichts beweisen, aber das letztere scheint doch entscheidend dafür, daß zu Herodots Zeit Zoroasters Name in Westpersien nicht bekannt war. Wäre es denkbar, daß ein heute in Deutschland reisender Fremder, der wie Herodot sich nach Religion und Cultus eingehend und mit Interesse erkundigte, gar nichts von Luther hören sollte? Ein Grund, ihm dessen Namen vorzuenthalten, wie es Herodots Gewährsleute diesem gegenüber unter anderem wohl mit der persischen, nach griechischen Begriffen verabscheuungswürdigen Sitte, Mutter, Schwester und Tochter zu heirathen, gethan haben, würde sich hier kaum finden lassen. Höchstens in einer streng katholischen Gegend könnte man etwa ein Nichtnennen des protestantischen Reformators erwarten, aber solche confessionelle Gegensätze waren im alten Persien nicht vorhanden. Aus dem vollkommenen Schweigen über den Propheten muß man doch geradezu den Schluß ziehen, daß die achaemenidischen Perser keine Anhänger seiner Lehre gewesen sein können. Auch Ktesias, der so lange am persischen Hofe gelebt hat, erwähnt den Namen nicht, sein „König“ Zoroaster, wie man für Oxyartes und Varianten conjicirt hat, hat mit dem Religionsstifter sicher nichts zu thun, auch wenn die Verbesserung richtig sein sollte.

Nach alter Ueberlieferung sollen die alten Perser die Religion, wie fast die gesammte Cultur der von ihnen besiegten Meder übernommen haben. Uebrigens auch ein Zeichen der geistigen Beweglichkeit, welche den Perser vor den allermeisten anderen Orientalen auszeichnet, daß das unter Cyrus zuerst in der Geschichte hervortretende Volk, welches bis dahin der Welt gänzlich unbekannt gewesen und von der Civilisation nur sehr schwach berührt war, sich binnen weniger Jahrzehnte alle Culturerrungenschaften der Meder und anderer unterworfener Völkerschaften vollständig zu eigen machen konnte. Daß ein frisches, kraftvolles Naturvolk seine Laufbahn damit begonnen habe, die eigene Religion aufzugeben und mit der seiner Besiegten zu vertauschen, ist wenig glaubhaft, ja direct unglaublich; auf die germanischen, zum Christenthum bekehrten Stämme der Völkerwanderung kann man nicht verweisen, denn bei diesen lagen die Verhältnisse doch erheblich anders. Die Perser waren also wohl wie die Meder von Haus aus Mazdajasnier, d. h. Verehrer des Ahuramazda, nicht erst als Proselyten des überwundenen Brudervolkes. Finden wir dann im Osten Irâns in den ältesten für uns erreichbaren Zeiten ebenfalls den Glauben an Ahuramazda vor, so liegt die Folgerung nahe, daß dieser Gott gemeiniranisch war und nicht erst durch Zoroaster an die Spitze seines Systems gestellt wurde. Sein abstractes Wesen soll dieses letztere aber gerade beweisen, da ein alter volksthümlicher Gott mit solchen ausgesprochen ethischen Zügen, wie sie Ahuramazda überwiegend trage, nicht denkbar sei. Nun, in den Keilinschriften erscheint Ahuramazda aber auch gar nicht so prononcirt geistig. Der „große Gott“ (wie der Perserkönig der „große König“ hieß), der „größte der Götter“, der „Schöpfer von Erde, Himmel, Mensch und Wohnsitz (oder Freude) des Menschen“ ist hier ein ganz persönlich gedachtes Wesen, das den Menschen Beistand leistet und durch dessen Willen allein alles in der Welt geschieht. Ja, er wird sogar abgebildet, allerdings allegorisch, in der Weise wie die Assyrer ihren Kriegsgott Aschur darstellten: geflügelt schwebt er über den anderen Reliefdarstellungen und Inschriften, mit langem Barte und Gewande, auf dem Haupte eine Mütze, in der Hand einen Ring, das Symbol der Herrschaft. Allerdings zeigt Ahuramazda unleugbar weit weniger den Typus eines vervollkommneten, idealen Menschen, wie z. B. die griechischen Götter, aber alle Völker haben ihre Götter doch nicht auf einerlei Weise ausgestaltet. Die altiranische Religion hat sich dem Monotheismus weit mehr genähert, als die ihr ursprünglich nahe verwandte altindische, ihr höchster Gott ist wohl schon ohne die Reformation eines Zoroaster viel sittlicher und ethischer gedacht als im Veda; sein Name „der weise Herr“ braucht keineswegs das Resultat der Speculation eines Einzelnen, eines Religionsstifters zu sein.

Das Werk, das sich Zoroaster vorgenommen hatte, bestand nun darin, diesen Kern noch weiter auszubilden.

[1] Zuletzt hat Casartelli, La réligion des rois achéménides d'après leurs inscriptions (Compte rendu du troisième congrès scientifique international des catholiques tenu à Bruxelles du 3 au 8 septembre 1894), Bruxelles 1895, den Gegenstand behandelt, ohne aber nach der einen oder der anderen Seite Stellung zu nehmen.

Neben Ahuramazda standen noch zahlreiche „andere Götter", „Stammesgötter", wie sie die Keilinschriften nennen. Diese suchte er zu verbannen oder zu ethischen Ideen umzuwandeln. So setzte er die sechs Abstractionen des „guten Sinnes" (die Idee des Guten, die den Menschen antreibt, das dem Ahuramazda Wohlgefällige, eben das Gute, zu thun), des „besten Rechts" (die Idee des ewigen Rechts und der Wahrheit), des „ersehnten Reiches" (das einst kommen soll mit aller Vollkommenheit, die Ahuramazda ihm verleihen wird), der „heiligen Fügsamkeit", der „Vollkommenheit, Gesundheit" und der „Unsterblichkeit" neben den höchsten Gott, mit ihm zusammen als die „sieben unsterblichen Heiligen". Aber mit den lebensvollen sieben vedischen Aditjas haben diese farblosen, abstracten Wesen, besonders die drei neutralen ersten, nichts als die Zahl gemein. Bei den alten Persern findet sich keine Spur von ihnen, sie sind dem System des Reformators Zoroaster eigenthümlich, dem auch so volksthümliche Gottheiten wie Haoma ein Gräuel waren. Seinem Abscheu gegen die priesterlichen Trinkorgien bei Haoma's Verehrung hat er auf das schärfste Ausdruck gegeben, wenn er sagt: „Wann wird man (oder vielleicht „wann wirst du", d. i. Ahuramazda) endlich einmal die Schmutzerei des Rauschtrankes zusammenhauen?" So ähnlich muß der Sinn der schwierigen Stelle lauten.

Wie wenig aber Zoroaster sein Reformationswerk in Bezug auf die Ausmerzung der volksthümlichen Göttergestalten schließlich durchführen konnte, beweisen Stellen, wie die folgende, die sich im jüngeren Awesta findet: „Alle anderen Räusche sind gefolgt von dem Zorn mit wundenreißender Waffe, aber der Rausch des Haoma ist begleitet von der friedlichen Frömmigkeit." Die erstere Beobachtung entspricht übrigens den thatsächlichen Verhältnissen genauer als die Mittheilungen der Alten, daß die alten Perser gleich unsern Ahnen beim Becher die schwierigsten Staatsangelegenheiten am besten berathen hätten. Man hat schon ziemlich früh in der Entwicklung der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung bemerkt, daß die persische Sprache eine nahe Verwandtschaft mit der deutschen habe, Leibniz hatte sogar gemeint, daß integri versus Persice scribi possunt quos Germanicus intelligat. Wenn das letztere nun auch nicht der Fall ist, so kommt eine enge Geistesverwandtschaft doch in der gemeinsamen Liebe zum Alkohol bei Germanen und Persern deutlich zum Ausdruck. Noch heute zählen die Perser in dieser Beziehung zu den schlechtesten Muslims, allerdings nur heimlich. So offen, wie z. B. der indische Großmogul Dschehângîr, der sich mit einer Weinflasche und Gläsern als Staffage portraitiren und auf Medaillen darstellen ließ, würde kein Perserschâh verfahren. Ein anderer Vergleichspunkt zwischen alten Germanen und Persern liegt auch darin, daß beide der Welt zuerst besser geschildert sind, als sie es verdienten. Nur war bei den Persern nicht wie bei den Germanen des Tacitus die Tendenz des Geschichtschreibers daran Schuld (von Xenophons Roman abgesehen), sondern die Verschmitztheit seiner Gewährsleute.

Zoroaster mußte der großen Masse um der Ausbreitung seiner Lehre willen Zugeständnisse machen und ihnen die populären Götter lassen, sonst hätte sein speculatives, philosophisches System immer nur auf einen kleinen Kreis von Hochgebildeten beschränkt bleiben müssen. Aber der Charakter von personificirten Ideen ist bei den awestischen Jazatas („Göttern") auch später vielfach noch unverkennbar, z. B. in Namen wie Sraoscha „das Hören, der Gehorsam". Daß bei den alten Persern von „anderen Göttern, die es gibt" nur Mithra und Anâhitâ mit Namen genannt werden, beweist nicht, daß die Achaemeniden keine weiteren gekannt hätten. Daß Artaxerxes II. den Cult der beiden Gottheiten überhaupt erst eingeführt habe, hat man fälschlich aus irrthümlichen Nachrichten der Griechen geschlossen, deren Kern nur der ist, daß der genannte Herrscher beiden Gottheiten die ersten eigenen Tempel erbaut und ihnen Statuen gesetzt habe. Den Mithra- und Anâhitâ-Cult hat Zoroaster selbst nie dauernd aufheben können; wäre die Nachricht über Artaxerxes II. in vollem Umfang richtig, so müßten wir vorher Persien einen so idealen Zoroastrismus zuschreiben, wie ihn der Prophet zu seinem Schmerze im Osten selbst nie hat durchführen können.

Man hat Zoroaster wie einem andern Religionsstifter, dem Buddha, die Existenz absprechen wollen und ihn in eine ganze Reihe von einzelnen Menschen, eine Priesterschaft, auflösen wollen. Wer die ältesten Lieder des Awesta, die Gâthâs („Gesänge, Hymnen") liest, die dem Propheten selbst mit vollstem Recht zugeschrieben werden, wird nicht an seiner Persönlichkeit zweifeln. Es ist zwar noch vieles hier dunkel, aber so viel kann man doch sicher erkennen, daß in ihnen der Stifter der Religion selbst spricht, keine Gesellschaft.[1]) Z. B., wo er seine Mission deutlich verkündet: „Da in Folge dieser (falschen Lehren) der Seele der bessere Pfad nicht deutlich ist (Darius spricht auch von dem „rechten Wege" in seinen Keilinschriften), so komme ich zu euch allen, wie Ahuramazda weiß, als Richter zwischen beiden Parteien (den Recht- und den Ungläubigen), damit wir leben mögen, wie es recht ist." Zoroaster weist also den Seelen den rechten Weg zu Ahuramazda und verkündet ihnen dessen Offenbarungen. Die Macht einer großen Persönlichkeit ist in den Gâthâs unverkennbar; zudem würde eine Kaste nie eine derart ethisch tiefe Lehre haben schaffen können, wie die Zoroasters es ist. Die konnte nur das Werk eines einzigen, mit sich völlig einigen Mannes sein. Die Deutung Zoroasters als eines alten Gewittergottes lasse ich hier unberücksichtigt.

Wenn also Zoroasters Reformation dann auch vielfach durch Zugeständnisse an den alten Volksglauben verkümmert worden ist, so hat er doch der Ahuramazda-Religion den unvergänglichen Stempel seines Geistes aufgedrückt. Es scheint darum schlechterdings unmöglich, daß man seinen Namen dem Herodot nicht genannt haben sollte, wenn sein System in Persien damals das herrschende gewesen wäre. Die Religion der Achaemeniden ist aber dabei gar nicht so sehr von demselben, resp. von dem des jüngeren Awesta verschieden.

Der das Awesta durchziehende Gegensatz zwischen gut und bös ist natürlich auch für die altpersische Religion anzunehmen, wenn auch die Keilinschriften den „bösen Geist" nicht nennen (man hat ihn übrigens doch in eine dunkle Stelle hineingeheimnissen wollen). Wer etwa später aus den Schlußworten von Kaiser Wilhelms I. denkwürdigem Telegramm nach der Schlacht bei Sedan: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" oder aus den Aufschriften unsrer Grabsteine: „Hier ruht in Gott" schließen wollte, daß zu Ausgang des 19. Jahrhunderts die Lehre von der Dreieinigkeit von der christlichen Kirche Deutschlands aufgegeben gewesen sei, weil Sohn und hl. Geist nicht genannt sind, würde sehr leichtfertig und, wie wir constatiren können, grundfalsch combiniren, und doch ist das Dogma von der Dreieinigkeit eine der Fundamentallehren des Christenthums. Der neupersische Ahrman beweist ganz sicher, daß die alten Perser den „bösen Geist" als Ahramanjusch gekannt haben; wäre er nur awestisch, so müßte seine moderne Form nach aw. Anrômainjusch Anrman lauten. Ein etwaiges argumentum ex silentio wird also hier durch eine sichere Thatsache unmöglich gemacht. Ahramanjuschs Reiche gehört die Lüge an, welche

---

[1]) Vergl. Geldner in der „Encyclopaedia britannica" unter „Zoroaster".

Darius so nachdrücklich verurtheilt. Der so schon durch die Religion stark in den Vordergrund gestellte Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge hat gewiß bei den Persern, denen die letztere nun einmal von jeher im Blut gelegen hat und noch liegt, dazu beigetragen, sie ihnen noch tiefer einzuimpfen. Wer jeden Augenblick sich als Freund der Wahrheit und Feind der Lüge ostentativ bekennt, wird leicht den Ernst für die thatsächliche Bewährung seines Bekenntnisses verlieren, besonders wenn er unter der unausgesetzten Willkür des asiatischen Despotismus steht, die ihn unzähligemale zur Verstellung und Geheimhaltung seiner Empfindungen zwingt, und wenn er dazu ein Perser ist. Es ist in der That eine der anmuthigsten, unbeabsichtigten Geschichtsfälschungen, die wohl jemals vorgekommen sind, daß gerade die Perser von dem Vater der Geschichte der Welt als Leute vorgeführt werden mußten, die in ihrer Jugend vom fünften bis zum zwanzigsten Lebensjahre neben dem Reiten und Bogenschießen bloß noch die Wahrheit zu reden lernten. Darius scheint allerdings eine Art Idiosynkrasie gegen die Lüge gehabt zu haben, welche die zahlreichen falschen Prätendenten, die unter seiner Regierung allenthalben im Reiche auftraten, noch gesteigert haben. Die Phrase, die er besonders in den späteren Inschriften für solche Fälle immer anwendet: „Einer, Namens N. N., der log; also sprach er: ‚Ich bin der und der‘ u. s. w." ist ebenso wie die Strafe dieser Prätendenten (Kreuzigung nach vorherigem Abschneiden von Nase und Ohren) im Perserreiche officiell geworden.

Zoroaster hat den Gegensatz zwischen beiden Geistern auch wieder mehr abstrahirt, wie seine Gâthâs zeigen; später ist dann der „böse" wieder rein persönlich geworden, wie er ursprünglich war. Auch die alten Perser haben ihn so aufgefaßt, das beweisen die jüdischen Entlehnungen. Es ist bekannt, daß die nachexilischen Bücher der Bibel, sowie die späteren talmudischen Aufzeichnungen der Juden religiöse Ideen enthalten, die ihren Ursprung nicht in den Lehren des älteren Judenthums, sondern im Mazdaismus haben. Hierher gehören vor allem die eschatologischen Partien der israelitischen Religion und dadurch des Christenthums. Die Lehre von der Auferstehung der Todten und deren allgemeinem Gericht, der Seligkeit der Frommen und der Bestrafung der Bösen, dem Buche, in welches die Thaten der Menschen eingeschrieben werden, die Oekonomie des Himmels oder Paradieses (auch dieses Wort ist persisch) und der Hölle, die Idee der guten und bösen Engel (des Teufels), des Messias als des Sohnes einer Jungfrau, alle sind sie zum Theil direct aus dem Parsismus entlehnt, theils sind im Judenthum ursprünglich vorhanden gewesene Keime durch diesen befruchtet und wesentlich gestaltet worden. Da wir über die meisten Einzelheiten des altpersischen Mazdaismus nicht unterrichtet sind, so können wir natürlich vielfach nicht sagen, was etwa gemeiniranisch und was speciell zoroastrisch war. Es wäre aber sehr wohl möglich, daß der Reformator längst nicht so viele durchgängig neue Dogmen geschaffen hat, als man immer annimmt; überall mag er an bereits Vorhandenes angeknüpft haben.

Beim Gerichthalten sollen die Perser nach Herodot das Princip befolgt haben, Niemanden zu tödten oder zu einer schweren Leibesstrafe unter langsamen Martern, in deren Erfindung sie so raffinirt waren, zu verurtheilen, bei dem nicht die Summe der bösen Thaten die der guten überwiege. Auch der König habe sich über diese Bestimmung nicht hinwegsetzen können. Nun ist eine solche Beschränkung des Despotismus in einem absoluten orientalischen Staate natürlich nicht wahrscheinlich, aber für den Richter mag das Gesetz wohl Geltung gehabt haben. Dann hätten wir hierin einen starken Anklang an die zoroastrische Lehre von dem Mittelreiche, in welches die Seelen derjenigen kommen, deren gute Thaten den bösen die Wage halten.

Das Rind, den wesentlichsten Helfer des pflügenden Ackerbauers, hat Zoroaster in seinen ganz besonderen Schutz genommen; er verheißt demjenigen Ahuramazda's Segen, der es vor Mißhandlung und Gewaltthat schützt. In den Gâthâs wird daher das Tödten des Rindes beim Opfer überall verurtheilt (vergl. 32, 8, 12, 14; 44, 20; 51, 14). Dagegen berichtet Herodot, daß die Perser den Göttern Thiere geopfert hätten. Er spricht nur allgemein von „Thier" und „Fleisch", spätere wissen von Pferdeopfern, Plutarch schreibt dem Xerxes einmal ein Rinderopfer zu. Es handelt sich aber immer mehr um eine Weihe des Fleisches, wie auch Gâth. 29, 7 âzûiti nicht mit Bartholomae als „Speise" aufgefaßt werden darf, sondern als „Weihespende" (vergl. ai. âhuti). Ein Verbrennen der Opfer im Feuer, das z. B. Xenophon berichtet, ist durchaus unglaublich. Daß Cyrus den Crösus zum Feuertode verdammt habe, ist ebenso unwahrscheinlich; die einfachste Auffassung der Sage bleibt doch wohl, ein Selbstopfer des Lyderkönigs anzunehmen. Mit dem Hinweis auf den wahnsinnigen Cambyses, der die Mumie des Amasis verbrennen ließ, kann man den ungeheuren Frevel der Verunreinigung des heiligen Feuers bei einem Cyrus kaum erklären. Später finden wir im Awesta die Thieropfer ganz gebräuchlich; es läßt sich aber deutlich verfolgen, daß wir es hier mit jüngeren Einschiebseln in den alten Text zu thun haben und gelegentlich (Yast 14, 54) wird auch hier wie in den Gâthâs das Blutvergießen beim Opfer als ketzerisch gebrandmarkt. Die Hauptspenden bei der Götterverehrung waren Blumen, Früchte, Milch, Oel, Opferkuchen, Wohlgerüche. Der Cult ohne Götterbilder und Tempel war das Ursprüngliche, und so bestand er auch bei den alten Persern. Zoroasters tief ethische Forderung von guten Gedanken, Worten und Werken mußte sich ganz natürlich schließlich verflachen. An Stelle des Strebens nach innerer Reinheit der Seele trat eine allein äußerlich gute Werkthätigkeit, welcher das Maß ihrer Leistungen für jeden bestimmten Fall genau vorgeschrieben war. Schon unter den Arsaciden scheute sich ein parthischer Prinz, zu Schiff nach Rom zu reisen, weil er dann unter Umständen das Meerwasser durch Ausspeien verunreinigen könnte, und wählte darum den viel umständlicheren Landweg. Uebrigens könnte man darin auch nur einen Vorwand der eingefleischten persischen Landrattennatur erblicken, welche um jeden Preis die ihr höchst unsympathische Seefahrt vermeiden wollte, aber der lächerliche Vorwand ist doch bezeichnend.

In der Lehre des Awesta spielt der Cult der Ahnen eine hervorragende Rolle. Die Manen nahen sich hülfreich den auf der Erde zurückgebliebenen Sterblichen, wenn sie von diesen angerufen werden. Die Keilinschriften erwähnen sie nie, aber an dem sog. Grabmale des Cyrus findet sich ein Relief, das einen bärtigen Mann in langem Gewande darstellt, der die Hände betend erhebt. Vier Flügel gehen von seinen Schultern aus, auf dem Haupte trägt er eine Art ägyptischer Atefkrone. Die Darstellung ist im Stile der assyrischen Sculpturen gehalten, darüber steht: „Ich bin Kûrusch (Cyrus), der König, der Achaemenide." Ein Portrait kann das Relief nicht sein, wir werden es als den Genius (Ferwer) des Herrschers zu deuten haben, zu dem seine Nachkommen und sein Volk hülfesuchend aufblicken sollten, wenn sie sein Grab besuchten.

Leider wird die Frage nach dem Zeitalter Zoroasters wohl ewig ungelöst bleiben. Daß der Prophet lange vor die Gründung des achaemenidischen Reiches zu setzen ist, ist sicher. Das jüngere Awesta mag in manchen Partien recht jung sein, es aber als sassanidisch zu bezeichnen, als von den Priestern in einer längst erstorbenen Sprache künstlich verfaßt, ist gewiß unrichtig.

Es würde falsch sein, wenn man nach dem sittlichen Ernste, welcher den Zoroastrismus durchweht, sich den Propheten etwa als einen den Freuden des Lebens abgewandten Grübler vorstellen wollte. Der Charakter des Mazdaismus ist niemals selbstquälerische Askese gewesen, vielmehr ist fröhlicher Lebensgenuß seinem Bekenner voll erlaubt. Reichthümer sind nach den Gâthâs Belohnungen der Frommgesinnten, langes Leben verleiht ihnen die Huld Ahuramazda's. Man denkt dabei an den Gruß, mit dem die persischen Könige begrüßt wurden: „Der König lebe ewig!" Seinen Geburtstag feierte der alte Perser als fröhliches Fest in üppiger Weise, an dem des Großkönigs nahm das ganze Volk theil. Daneben gab es noch zahlreiche andere Feste, so daß es bei den Muhammedanern später sprichwörtlich wurde: „Er feiert die Feste wie ein Perser." Und noch heute ist die Erinnerung an die lebensfrohe Gestaltung des Daseins bei den Zoroastriern, deren nur noch wenige in Irân selbst wohnen, im Neupersischen in der Bedeutung von Worten erhalten, wie „Mugkädä" als „Weinhaus" (wörtlich „Magierhaus") oder „Mugbätschä" als „Schenke" (wörtlich „Magierknabe") — der Priestertitel „Magier" ist hier zur allgemeinen Bezeichnung der Zoroastrier geworden. Indische Fakire, sufische Derwische, christliche Anachoreten hat der Mazdaismus nie hervorgebracht. Ebenso finden wir weder in achaemenidischer Zeit, noch im Awesta eine Spur von fanatischer Unduldsamkeit gegen andere Religionen, oder von gewaltsamen Bekehrungen Andersgläubiger. Solche begegnen uns nur unter den Sassaniden, wo die Priesterschaft eine staatsbestimmende Macht geworden war.

Aus allem ergibt sich, daß die Religion der Achaemeniden, so viel wir von ihr wissen, eine starke Uebereinstimmung mit dem Zoroastrismus aufweist, wie dieser uns in Ostirân begegnet. Wohl finden wir gelegentlich Abweichungen von dem eigensten Systeme Zoroasters, dieselben ergeben sich aber auch für das jüngere Awesta und beziehen sich auf Punkte, welche der Prophet selbst nicht durchführen konnte. Wenn Darius von dem „rechten Pfade" spricht, glaubt man Zoroasters „besseren Pfad" durchklingen zu hören. Könnte man das Fehlen von des Propheten Namen im Westen glaublich als zufällig erklären, so würde der Annahme, daß die alten Perser seiner Reformation angehangen hätten, nichts im Wege stehen. Die verschiedene Begräbnißart der medischen Priester, die mit dem ostiranischen Brauche übereinstimmt, und des übrigen altpersischen Volkes würde keine Schwierigkeiten machen. Die alten Perser verunreinigten die Erde auch nicht, sie umhüllten die Leichen mit Wachs, ehe sie dieselben begruben; das Aussetzen der Todten, den Geiern zum Fraße, widersprach dagegen ihrer alten Landessitte, und darum nahmen sie den ihnen widerwärtigen Brauch nicht an. Leider wissen wir über die Veränderungen nichts, die der Magier Gamâta während seiner Usurpation des Thrones in religiöser Beziehung durchführte; die betreffende Stelle der Inschrift des Darius ist dunkel und bezieht sich außerdem auch vorwiegend nur auf politische Zustände.

Eine klare Antwort auf die in der Ueberschrift gestellte Frage zu geben, scheint nach dem uns zu Gebote stehenden Material unmöglich. Die Annahme, daß der Mazdaismus gemeiniranisch gewesen und nicht erst von Zoroaster gestiftet sei, hat manches für sich. Allerdings läßt sie bei den großen Uebereinstimmungen zwischen achaemenidischer und ostiranischer Religion der Thätigkeit des Propheten erheblich weniger Eigenes, Selbständiges übrig, als man ihm sonst zutheilen würde. Da Westirân gewiß später als Ostirân von den Ariern besiedelt ist, so könnten die Meder und Perser aus dem Osten die Lehre Zoroasters mitgebracht haben, wenn dieser so früh anzusetzen wäre; aber warum haben sie dann seinen Namen gänzlich vergessen? Jedenfalls hat das altpersische, unsichere Wort Abistâ mit dem Awesta nichts zu thun, weder etymologisch noch der Bedeutung nach.

Sudermanns „Es war".

Als der Herausgeber der „Romanwelt" im vergangenen Jahre das Erscheinen eines neuen Romans aus der Feder des Verfassers von „Sodoms Ende" ankündigte, durfte man billig gespannt auf Form und Inhalt dieser neuen Schöpfung Sudermanns sein. Und doch konnte man sich nun beim Lesen desselben eines gewissen Gefühls der Enttäuschung — und was vielleicht noch schlimmer ist — der Abspannung nicht erwehren! Zwar man findet auch in diesem „Es war" mancherlei Scenen und Gedanken, die man früher schon in den Dramen des Verfassers, so namentlich in seiner „Ehre" und „Heimath" gefunden. Dort wie hier, Held oder Heldin, Menschen, die sich losgerissen haben von der Heimath und ihren Anschauungen, und die nun, zurückgekehrt in dieselbe, zwar eine Zeit lang sich mehr oder weniger energisch gegen dieselben stemmen, am Ende aber fühlend, daß die Verhältnisse mächtiger sind als ihr eigenes Wollen, der Heimath wieder den Rücken kehren, oder, wie Leo Sellenthin, der Held des neuen Romans, sich denselben beugen, nachdem sie zuvor zu der alten Schuld noch ein vollgerütteltes Maß neuer Verirrungen und Verfehlungen gehäuft. Dieser Held eben, den eine Blutschuld, die Ermordung seines Freundes im Duell ob seines ehebrecherischen Verhältnisses zu dessen Gattin Felicitas, aus der Heimath getrieben, der im Kampf mit der Natur und den Menschen drüben in Amerika Vergessen dieses Frevels gesucht und als einzige Errungenschaft von jenseit des Oceans den Grundsatz „Nichts bereuen" herübergebracht hat, findet bei seiner Rückkehr Felicitas als Gattin seines Freundes Ulrich vor, spielt ihr gegenüber, soweit ihm seine Pflicht, die verlotterten väterlichen Güter wieder emporzubringen, hiezu Zeit läßt, unter dem Einfluß seiner asketischen Schwester Johanna den Tugendwächter, unterliegt aber mit seiner derb sinnlichen Natur von neuem der Verführung und weiß am Ende keinen anderen Ausweg, als den, gemeinsam mit dem Weibe, welches so zum zweiten Male die Rolle des Schicksals in seinem Leben spielt, in den Tod zu gehen. Allein ein solch tragischer Ausgang ihres neuesten „Flirt" paßt Frau Felicitas keineswegs; sie verläßt Geliebten und Gatten und sucht im Genuß des Großstadtlebens die unbequemen Eindrücke, die sie doch von der ganzen Geschichte bekommen, loszuwerden. Leo Sellenthin aber bekennt dem Freund reumüthig seine Schuld, er erhält dessen Vergebung und zugleich der Leser die Aussicht, ihn als ehrbaren Gatten seiner Cousine, eines naiven, aber rechtschaffen in den Vetter Leo verliebten Mädchens vom Lande, seine Güter bewirthschaften zu sehen.

Das Wort des Dichters von der bösen That, die immer neue Schuld gebiert, ist das Leitmotiv in diesem Werke Sudermanns. Die Schatten der Vergangenheit, die der Held mit seinem trotzigen „Ich will nicht" für immer verbannt zu haben meint, drängen sich in der alten Heimath zwischen ihn und seine Entschlüsse und zwingen ihn am Ende in eine Rolle hinein, die er selbst als das traurigste Komödiantenthum empfinden muß. Aber wie in den Dramen, so zeigt auch in diesem Roman der Autor nicht das richtige Verständniß für tragische Schuld, und da wo es sich um eine Sühne derselben in ethischem Sinne handelt, sucht er entweder mit einer Spitzfindigkeit oder einem etwas gar zu theatralischen Knalleffect sich über eine solche hinwegzuhelfen. Das fernere Dichterwort, daß sich auf Erden alle Schuld räche, braucht ja gewiß nicht in einseitig religiösem, sondern nur in rein menschlichem Sinne aufgefaßt

zu werden, um einem Dichter von dem Talente Sudermanns den Weg zu zeigen, auf dem bestehende Conflicte so schwerer Art, wie in diesem Roman, gelöst werden müssen. Und das ist es eben, was in „Es war“ in gewissem Sinne beängstigend und abspannend auf den Leser wirkt, daß man sich des Gefühls nicht erwehren kann, als ob der Autor seinen Helden wohl auf allerlei Irrpfaden menschlicher Leidenschaften und Phantastereien umherführte, aber am Ende aus denselben selbst nicht mehr den Ausweg finden konnte, den eine natürliche Entwicklung der Charaktere und Verhältnisse geboten hätte. Wenn — namentlich mit Rücksicht auf den Helden dieser Geschichte — von Charakteren überhaupt gesprochen werden kann! Denn ein Kraftmensch wie Leo Sellenthin, der als seine Haupteigenschaft brutale Rücksichtslosigkeit zeigt, ist nicht nothwendig auch ein Charaktermensch, und er ist es um so weniger, wenn in diesem nach des Dichters Tendenz vollgültigen Repräsentanten realistischer Ethik sich ein fremdartiges Element, das wir nicht anders, denn als romantisch bezeichnen können, besonders geltend macht. Denn dieses Kraftgenie zeigt sich dem Leser, vielleicht gänzlich gegen die Absicht des Autors, trotz all seiner Tiraden über Mannesmuth und Manneskraft als ein Gefühlsschwärmer und ein haltloser Mensch, der sich selbst ebenso wenig, wie die Menschen um ihn kennt! Daß er mit einer solchen Veranlagung den Versuchungen der Frau Felicitas, dieses allerdings mit meisterhafter Realistik ausgeführten Capriccio des modernen Weibes mit seiner raffinirten Sinnlichkeit unrettbar verfallen muß, das ist für den Leser von Anfang an Gewißheit und für den Dichter das große Hinderniß, das seinem Bemühen, eine Handlung zu entwickeln, im Wege steht. Damit ist auch der beängstigende und abspannende Eindruck auf den Leser hinlänglich begründet. Eine solche Gewißheit, die rasch und unaufhaltsam zur Katastrophe drängt, wird von dem Autor, der eben gar kein Freund von entscheidenden Katastrophen ist, immer wieder, nur um einer solchen aus dem Wege zu gehen, in allerlei Verhältnissen und Geschehnissen auf ihre Echtheit und Dauerhaftigkeit hin erprobt, und am Ende doch nur als eine vorübergehende Episode behandelt, die auf das Ende dieser Geschichte nicht mehr Einfluß hat, als andere Episoden auch. Damit erreicht er aber weder einen ästhetischen noch ethischen Zweck, und das sind doch Begriffe, mit denen auch der moderne Realismus vorläufig noch zu rechnen hat. Ob dieser Schwächen in Sudermanns Roman sind freilich seine Vorzüge, seine glänzende Sprachtechnik, sein Talent scharfer Beobachtung und glücklicher Schilderung des Beobachteten nicht zu vergessen. Zu vergessen ist auch nicht, daß er in der Charakteristik der Nebenpersonen weit glücklicher ist, als in derjenigen seiner Hauptpersonen, und zwar offenbar aus dem Grund, weil er in ihnen keine Originale, sondern lediglich Typen schildert, wie wir sie in jedem Roman finden. Aber das Construiren eines Charakters ist noch niemals Sudermanns Sache gewesen, und wenn er es einmal in seinen Dramen, namentlich in der Magda in „Heimath“, und hier in Leo Sellenthin, versucht, so möchte man beinahe glauben, er lege es absichtlich darauf an, einen Widerspruch an den andern zu reihen.

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, daß Sudermanns Dramen ebenso wie dieser sein Roman in ihrem Grundgedanken und auch in der Art wie der Autor sein psychologisches Problem löst, vielmehr nicht löst, mancherlei Schwachheiten miteinander aufzuweisen haben! Und wiederum auch diese Aehnlichkeiten weisen auf ein gewisses romantisches Element hin, unter dessen Einfluß der Dichter steht. Es klingt zwar etwas paradox: der realistische Dichter ein Romantiker, aber es ist trotzdem so, wenn man nur den Begriff des Romantischen verstehen will als den Gegensatz zu der Thatsache unsrer Lebensverhältnisse, wenn man nur darin das Bestreben sieht, dieselben noch hinauszurücken in eine Gedankenwelt, in welcher nur das eigene „Ich“ Gesetz und Bestimmung ist. Denn auch der Realist, wenn er auch gewisse Dinge und Verhältnisse noch so genau und fein säuberlich nach dem Leben zu schildern weiß, hat seine Träume und seine Ideale. Sudermann macht es einem freilich nicht leicht, dieselben zu finden, weil er es immer unterläßt, aus den Thatsachen der Gegenwart die Consequenzen für die Zukunft zu ziehen, aber man findet zwischen den Zeilen doch Spuren und Hinweise darauf, wie er den Mann und das Weib der Zukunft vor sich sieht. Das Thema „Sudermann und die Frauen“, für welches besonders seine Dramen reichen Stoff geben, ist unsres Wissens bis jetzt noch nicht ausführlich behandelt worden; fehlen dürfte in einer solchen Studie neben einer Magda, Kitty, Klärchen Sonnenschein, Frau Adah und anderen Frauen keineswegs das Bild von Frau Felicitas aus dem Roman „Es war“. Ein erquickliches und erfreuendes Bild ist es freilich nicht; es ist ein Weib von heute mit seiner ganzen versteckten Sinnlichkeit, seiner Schwärmerei und seinen tollen Launen, und seiner Herzlosigkeit, seiner Freude am Komödiespielen mit sich selbst und Anderen, seiner Vorliebe für das Pikante und seinem feigen Spott über Alles, was nicht in den Kreis seiner Anschauungen paßt, sei es nun gut oder schlecht. Also hier brauchte Sudermann keinen Charakter, der sich selbst in dem tollen Tanze des Lebens seine Ziele und Wege bestimmt, hier brauchte er nur eine Frau von heute so zu nehmen wie sie ist, mit all ihren Widersprüchen, moralischen Laxheiten und Verschrobenheiten, und er hatte das schönste Modell für seine Frau Felicitas, deren Darstellung ihm ja auch vorzüglich gelungen ist.

Sudermanns „Es war“ gehört nicht zu den Büchern, die man in einer müßigen Stunde gern liest; dazu ist es zu scharf, zu wild-romantisch. Gährung ist eben hier noch alles; stürmische Ungeduld im Entwerfen, die manches Bild verzerrt und unnatürlich erscheinen läßt, grimmige Verbitterung, die nur zu leicht zur Uebertreibung sich neigt, und eine Satire, die in ihrer Spottlust auch oft den trifft, mit dem sie nichts zu schaffen haben sollte. Sudermann hat noch immer nicht den richtigen Weg für sein kräftiges Talent gefunden, aber trotz aller von uns gerügten Mängel in seinem neuen Roman deuten doch mancherlei Anzeichen darauf hin, daß er demselben näher gekommen und daß dieser Gährung eine Klärung folgen wird, die ihre Aufgabe anderswo sucht und findet, als in dem unfruchtbaren Verneinen und Verspotten alles Bestehenden.

Th. Ebner.

Mittheilungen und Nachrichten.

„La Grive des Vignes“ (Die Drossel im Weinberg), Dichtungen von Catulle Mendès. — Zu den formentrunkenen und raffinirt sinnlichen Nachfolgern Théophile Gautiers pflegt man in erster Reihe Catulle Mendès (geb. 1840 zu Bordeaux, jüdischer Abkunft) zu rechnen. Er hat 1884 in der „Légende du Parnasse contemporain“ das Entstehen dieser nachromantischen Dichterschule beschrieben, als deren Mäcen der Verleger Lemerre gilt, und das Organ derselben, die „Revue fantaisiste“ geleitet. Gleichzeitig war Mendès einer der ersten Vorkämpfer des heute siegreichen Wagnerianismus der Franzosen. Heine's Einfluß auf seine Dichterphysiognomie ist von L. Betz in seinem schätzbaren Buch „Heine in Frankreich“ (Zürich, 1895) erwiesen und verfolgt worden. Ueberblickt man die drei Bände Lyrik und sieben Bände Romane und Novellen dieses überfeierten Parnassien, so findet man weit mehr krankhaften Sadismus und mystisch transcendentalen Erotismus als gesunde Sinnlichkeit. Neben einer herrlichen Versübersetzung des Neuen Testaments („L'évangile de l'enfance“, 1893) steht als crasser Gegensatz die uns vorliegende Verssammlung

„La Grive des Vignes“, dem jungen Lyriker Georges Courteline gewidmet, welchen Mendès schlechtweg als „prince des jeunes poètes comiques“ bezeichnet. „La Grive des Vignes“ ist kein übermüthiges Buch, sondern ein abstoßendes Erzeugniß der trostlosesten décadence, des halt- und formlosesten Sichgehenlassens einer von Morphium, Opium und Alkohol ruinirten Dichterkraft. Stellenweise dürften die „Odelettes et Ballades“ selbst für solche Leser, denen die nach Victor Hugo's Manier aufgehäuften Eigennamen kein ganz leerer Schall sind, völlig unverständlich sein. Ein Beispiel:

„Le progrès n'est qu'un escargot;
Maint garçon, Narcisse ou magot
Suit la classe de Monsieur Got,
Ou chez Maubant, dur centenaire
Admet que nul ne s'exonère
De rouler les R en tonnerre,
Ou mieux avisé, tâche, en vain,
D'apprendre la voix de Sylvain,
Musique égale au vers divin!
Tandis qu'en leurs honnêtes zèles,
Anges encor des demoiselles
A qui reste du ciel aux ailes,
Mais à l'oreille ayant déjà
Des perles que leur infligea
Monsieur Bisch, ou quelque radja,
Pour dire devant Rhadamante
La prose où rit et se lamente
Cher grand Musset! ton âme amante,
Acquirènt (ô gloire, tu nais!)
Cette voix chère aux Delaunays
Qui leur vient du cœur et du nez!
Car Suze et Thèbes aux cent portes
Tombèrent. Toi, Sion, tu portes
Des tronçons hantés de cloportes“ etc. etc. etc.

So geht es 30 Dreizeiler lang, und das Gedicht schließt mit den Worten:

„Et je crois que ce fort garçon,
Qui les deux poings au caleçon
Promet une rude leçon
A l'amateur qui le provoque,
Puissant, large, au souffle de phoque,
Saurait, sans que rien l'interloque
Ni qu'un souci de Chicago
Le trouble, clamer tout de go
Les vers retentissants d'Hugo.“

Nach seiner Art ist Catulle Mendès auch patriotisch. Seine Ballade „Des bons petits soldats de France“ klingt in dem frommen Wunsche aus:

„Général, souffrez qu'au bousin
Culbutant l'amazone rance,
Ils fassent cocu Behanzin,
Les bons petits soldats de France.“

Derartiges in hunderterlei Variationen ist das große Leitmotiv der ganzen Gedichtsammlung mit dem so urwüchsig verlockenden Titel. Wenn die Drossel — la grive — an den reifenden Trauben der französischen Rebberge sich ein Räuschchen anpickt, wie es ihr der burgundische Volkshumor andichtet, so singt sie sicherlich andere Liederchen, als sie der von Mendès gewählte Titel erwarten läßt. Diese Lyrik ist weder französisch, noch modern; sie ist ein pathologisches Gewächs, oder — une fumisterie.

Freiburg i. Br. Joseph Sarrazin.

* Bei Gelegenheit der 150jährigen Jubelfeier der Carolo-Wilhelmina in Braunschweig wirft die „Magdeb. Ztg.“ folgenden Rückblick auf die Entwicklung dieser ältesten unsrer deutschen technischen Hochschulen. Herzog Karl I. von Braunschweig, 1735 schon im 22. Lebensjahre als Nachfolger Ferdinand Albrechts zur Regierung des Herzogthums berufen, glänzt in der Reihe derjenigen kleinen deutschen Fürsten, die nach dem siebenjährigen Kriege Interesse für geistiges Leben zeigten und das Hofleben durch anregenden Verkehr mit schönen Geistern zu veredeln trachteten. Gemahl der feinsinnigen, schriftstellernden Prinzessin Philippine Charlotte, Schwester Friedrichs des Großen, die einen Ruhm darin suchte, als Beschützerin der Künste und Wissenschaften zu gelten, fand Karl, dessen regsamer und gebildeter Geist, dessen Sinn für alles Gute und Schöne schon in frühester Jugend hochentwickelt war, bei seiner Gattin Anregung zur praktischen Bethätigung dieser Neigungen, die sich auch bald in allerlei Reformen in Handel und Wandel, besonders in der Residenzstadt Braunschweig, kundgab. — Etwa 7 Jahre nach seinem Regierungsantritt zog Karl als Hofprediger und Erzieher seines Sohnes den 1709 in Osnabrück geborenen ehemaligen Studirenden der Theologie, derzeitigen Hofmeister Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem in seine Dienste. Es war ein glücklicher Griff, den der junge Herzog gethan, denn in Jerusalem gewann er einen von humanitären Grundsätzen erfüllten Berather, der es alsbald unternahm, den Herzog zu einer Reform des höheren Schulwesens zu veranlassen. Dieses lag damals sehr im Argen; die Sitten der Jugend waren verroht, und in den höheren Bildungsanstalten, von den niederen Schulen ganz zu schweigen, herrschte der Geist dogmenhafter Gelehrsamkeit und eines öden Schematismus. Ein glücklicher Zufall kam Jerusalem bei seinen Absichten zu Hülfe: die Einkünfte der eben eingegangenen Klosterschule Marienthal bei Helmstedt waren frei geworden und diese wollte und konnte er benützen, um eine neue Bildungsanstalt zu schaffen, die eine Mittelstellung zwischen Gymnasium und Universität einnehmen sollte, in der bei einer tüchtigen und praktischen Unterlage der Fachwissenschaften hauptsächlich die sogenannten schönen Wissenschaften und Humaniora, besonders die Pflege der Muttersprache zur Erweckung eines besseren Geschmacks, die allerwichtigsten Unterrichtsgegenstände sein sollten. Wie der berühmte Kanzelredner in seinen nachgelassenen Schriften berichtet, hatte er bald nach seiner Ankunft in Braunschweig „eine sehr vollständige Unterredung mit dem durchlauchtigsten Herzoge und seinem Minister über die bessere Einrichtung des gelehrten öffentlichen Schulwesens“. Dieser Unterredung zufolge entwarf Jerusalem den Plan zum Collegium Carolinum — diesen Namen erhielt die Anstalt — und führte ihn im folgenden Jahre aus; er wählte die Lehrer und Hofmeister, bestimmte die darin zu lehrenden Wissenschaften, die Art der Lection u. s. w. So wurde einer der berühmtesten Humanisten Pionier des modernen technischen Bildungswesens. Brauchte Jerusalem dabei auch nicht den Ausdruck „Technik“, so geht doch aus dem 1745 veröffentlichten Entwurfe unzweideutig hervor, wie sehr er von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Technik nicht bloß in der Praxis des täglichen Erwerbslebens erlernt werden müsse, sondern schon auf der Schule zu lehren sei, damit sie endlich zu höherer Vervollkommnung gebracht werde. Er sagte in dieser Beziehung: „Diejenigen, welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung (Landwirthschaft) umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande über und unter der Erde das gemeine Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Theil des gemeinen Wesens als die Gelehrten aus. Und dennoch hat man bei allen Unkosten, die man auf Einrichtung der Schulen und Akademien verwandt hat, für diese bisher so wenig und oft gar nicht gesorgt.“ Mit Feuereifer verwirklichte der junge Herzog diesen schönen Plan; 1745 wurde das Collegium Carolinum eröffnet und bald gewann es sich einen Weltruf. Aus allen europäischen Staaten entsandte man die Jugend der höheren Bildungskreise aufs Carolinum nach Braunschweig und viele seiner ehemaligen Schüler haben sich später einen berühmten Namen gemacht, so Christopher, Codrington, der Sieger von Navarino, Benjamin Constant, der gefeierte französische Staatsmann, die Theologen Westermeier und Draeseke, der Dichter Zachariae, der Jurist Mackeldey u. A. Wie sehr der Herzog dem Collegium, dieser seiner Schöpfung, zugethan war, beweist folgende Stelle aus einem Briefe Jerusalems an Fr. v. Hagedorn: „Es ist gewiß noch kein deutscher Fürst gewesen, der sich der Erziehung der Jugend mit mehrerer Vernunft und Liebe angenommen, als unser regierender Herr, der als erster Lehrer seines Collegiums gelten darf.“ Nach dem Tode seines geistigen Schöpfers, dessen Lebensabend durch den freiwilligen Tod seines Sohnes, des Wetzlarer Legationsraths Jerusalem (des Helden in „Werthers Leiden“) eine herbe Trübung erlitt, hat das Collegium Carolinum mancherlei Wandlungen erfahren. 1808 wurde es durch einen Gewaltact König Jerome's von Westfalen aufgehoben und in eine Militärschule umgewandelt, wenige Jahre später aber, nach dem Zusammenbruch der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland, durch den in das Land seiner Väter heimkehrenden „schwarzen“ Herzog Friedrich Wilhelm wiederhergestellt. Die Verhältnisse der neueren Zeit brachten es mit sich, daß die Bildungsgrundlage der Anstalt schwankend wurde. Man sah schließlich ein, daß es mit dem humanistischen Charakter der Anstalt nicht mehr ging, und so erfolgte denn durch Herzog Wilhelm, unter Aufhebung der bis dahin bestandenen hu-

manistischen und mercantilischen Abtheilung des Collegiums, dessen völlige Umwandlung in eine polytechnische Hochschule. Den heutigen Namen Carolo-Wilhelmina empfing sie erst am 16. October 1877, als das von den Professoren Uhde und Körner an der Neuen Promenade in Braunschweig errichtete neue Prachtgebäude bezogen wurde. Beide Herren sind heute noch Mitglieder des Lehrercollegiums, Prof. Körner als derzeitiger Rector, Prof. Uhde, nach dessen genialen Plänen u. a. auch die Burg Heinrichs des Löwen dort in streng romanischem Stil errichtet wurde, als namhafter Lehrer der Architektonik. Mit Recht darf die Braunschweiger herzogliche Technische Hochschule zu den Zierden der Hochschulen Deutschlands gezählt werden; ihr Lehrercollegium besteht aus hervorragenden Gelehrten auf dem Gebiete des modernen technischen Bildungswesens und ihre Sammlungen sind durch Kostbarkeiten aller Art, z. B. auch durch den Besitz der Luftpumpe und der ersten Elektrisirmaschine des Magdeburger Bürgermeisters Otto v. Guericke, weit berühmt. Möge ihre fernere Entwicklung gedeihlich, ihre Zukunft glücklich sein!

* Der russische Generalconsul in Kaschgar, Hr. N. Petrowski, erhielt am 10. Mai ds. J. von Sven Hedin, der gegenwärtig das chinesische Turkestan bereist, einen Brief. Sven Hedin berichtet, daß er in dem Triebsand, durch welchen der Chotan-Darja fließt, fast ums Leben gekommen wäre. Man entnimmt dem in den „Turkest. Wjed." veröffentlichten Briefe Folgendes: „Zwischen dem Masar-tag und Chotan-Darja verirrten wir uns in den gewaltigen Flugsandmassen, welche bis zu 150 Fuß Höhe erreichen. Wir hatten zu wenig Wasser mit und mußten eine Strecke zurücklegen, die größer war, als auf Grund der Karten anzunehmen war. Vom 28. April bis 1. Mai n. St. verloren wir vier Kamele; eine Menge Gepäck, darunter der ganze Proviant, ein photographischer Apparat, ein Zelt u. a. wurden unter dem Schutze zweier Diener zurückgelassen. Wir waren Alle dem Verdursten nahe. Mit einigen Instrumenten und etwas Nahrungsmitteln versehen, setzte ich in Begleitung Islam-Beys und Kassims den Marsch fort. In der ersten Nacht waren Islam und die Kamele nicht mehr im Stande, weiterzugehen. Ich und Kassim ließen Alles, was wir besaßen, im Stich und begaben uns, nur mit zwei Chronometern und einem Compaß ausgestattet, auf die Suche nach Wasser und einem Wege. Wir gingen drei Tage durch den Flugsand, am vierten stießen wir auf ein Wäldchen. Kassim war so matt, daß er nicht weiter konnte. Ich ging allein weiter, immer nach Wasser suchend. Das Flußbett war ganz trocken, dennoch begann ich, nach Wasser zu graben und fand in einer kleinen Vertiefung gutes Wasser. Nachdem ich von dem Wasser getrunken, kehrte ich zu Kassim zurück, der aber so schwach war, daß er nicht trinken konnte; ich stellte zwei mit Wasser gefüllte Stiefel neben ihn und ging in der Richtung nach Chotan weiter. Drei Tage ging ich ganz allein, indem ich mich wie ein Thier von Gras und Blättern nährte und mich Nachts im Gestrüpp aufhielt. Schließlich begegnete ich drei Hirten, die mir Brod und Milch gaben. Zu meiner großen Freude kamen am folgenden Tage Islam-Bey und Kassim mit zwei Kamelen, Geld und einigen Instrumenten herbei. Drei Kamele waren im Flugsand zurückgelassen worden. Um zu retten, was noch zu retten war, kehrten Islam und Kassim, sobald sie sich ein wenig erholt hatten, wieder zurück. In dem erwähnten Wäldchen fanden sie eines der Thiere sammt Ladung, die unsre Kleider enthielt. Ein anderes Kamel, das mit Proviant, drei Aneroiden, dem Hypsometer und zwei Revolvern beladen war, konnte nicht gefunden werden. Ich vermuthe, daß die zwei Eingeborenen, welche beim Zelt zurückgelassen waren, das Kamel nach Aksu oder Chotan geführt haben. Zwölf Tage lang forschten wir nach diesen Leuten, aber Niemand konnte über sie Auskunft geben. Morgen begebe ich mich mit den Resten meiner Karawane nach Aksu, da ich ohne hypsometrische Instrumente im Gebirge nicht arbeiten kann. Wenn ich in Aksu die Instrumente finde, so kehre ich nach Chotan zurück, im entgegengesetzten Fall fahre ich nach Kaschgar." — Die „Turkest. Wjed." bemerken hiezu, daß auf Grund der vom Generalconsul in Kaschgar eingezogenen Ermittelungen Sven Hedin glücklich nach Aksu gelangt und von dort über Utsch-Turfan nach Kaschgar gereist ist, wo er um den 10. Juni n. St. eintreffen mußte.

* Kirchliche Funde. — In der Emmerams-Kirche in Regensburg, einem der ältesten und ehrwürdigsten Gebäude der Stadt, das unter andern auch die Grabdenkmäler der beiden letzten Karolinger, des Kaisers Arnulf und Ludwigs des Kindes, birgt, ist gelegentlich baulicher Veränderungen am Hochaltar, wie Prof. Anton Endres in der „Röm. Quartalschrift für christl. Alterthumskunde" mittheilt, eine alte Krypta mit einem Steinsarkophage aus altkarolingischer Zeit entdeckt worden. Beim Durchbruch der Nischenwand des in der Apsis angebrachten Johannis-Altares, die mit einem Gemälde und werthlosen Stuccaturen bedeckt war, stieß man zunächst auf eine halbrunde, bemalte Steinplatte, die in den Grund der Nische eingepaßt war. Das noch ziemlich deutlich erkennbare Gemälde, woran Ockergelb die Hauptfarbe bildet, stellt den Heiland mit Kreuznimbus und segnender Rechten dar und gehört wahrscheinlich dem 12. Jahrhundert an. Hinter der Steinplatte zeigte sich eine getünchte Mauer aus Bruchsteinen, die einen Bogen von den Größenverhältnissen der Platte ausfüllte; sie war nur von geringer Dicke und deßhalb leicht fortzuschaffen. Fast unmittelbar hinter dieser Füllungswand stieß man auf einen größeren Haustein, der sich nach vollständiger Freilegung als die Schmalseite eines in einen engen Raum eingestellten Sarkophags herausstellte. Der Sarkophag, unzweifelhaft römischen Ursprungs, besteht, wie alle in Regensburg gefundenen Römersärge, aus Kalkstein, und ist 0.54 Meter hoch, 0.65 Meter breit und 1.98 Meter lang. Sämmtliche Seiten sind rauh zugehauen und ebenso wie der Deckel ohne irgend welches Zeichen oder eine Inschrift. Der Sargverschluß besteht aus drei ungefähr gleich großen, quer über das Grab gelegten Steinplatten, deren längsseitige obere Kanten hohlkehlenförmig abgepaßt sind. Bei der Eröffnung des Sarkophags fand man darin ein kopfloses Skelett, das mit einem Tuche bedeckt war. Bei dem Versuche, die Hülle zu entfernen, zerfielen Tuch und Gewänder ebenso wie die Gebeine selbst in Staub; nur die Lage der größeren Knochen konnte noch im allgemeinen festgestellt werden. Der Leichnam war nicht unmittelbar auf den Boden des Sarkophags gelegt, sondern darin auf einem Eichenbrette hineingelassen, das der Vermoderung ziemlich guten Widerstand geleistet hat. Die Stoffe, aus denen die Kleidung verfertigt ist, scheinen Leinengewebe gewesen zu sein, wie sie die einheimische Industrie lieferte. Trotzdem die sorgfältigste Durchforschung des Sarkophags keinen Anhaltspunkt zu sicherer Bestimmung der Persönlichkeit und des Zeitalters des Bestatteten ergeben hat, führt eine gewissenhafte Betrachtung der Ueberlieferung zu dem Schlusse, daß es der hl. Emmeran selbst ist, der hier seine Ruhestätte gefunden hat. (?) Dieser kam, nach dem Bericht des Freisinger Bischofs Aribo († 783) zur Zeit des Herzogs Theodo als einer der ersten Glaubensboten nach Bayern, wo er drei Jahre lang für die Ausbreitung der christlichen Lehre thätig war. Als er das Ende seines Lebens nahe fühlte, beschloß er, eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, wurde aber auf dem Wege dahin schon am Fuße der bayerischen Alpen von dem Sohne des Herzogs, Lantbert, eingeholt und grausam verstümmelt. Sein Leib wurde zuerst in der Peterskirche zu Aschheim beigesetzt, von wo ihn der Herzog, durch Zeichen und Wunder bewogen, 40 Tage später nach der Georgs-Capelle in Regensburg bringen ließ. Von da hat ihn der Bischof Gawibald, der erste von Bonifatius 739 geweihte Diöcesanbischof von Regensburg, nach einem anderen Orte überführen lassen, wahrscheinlich nach der Krypta oder Confessio (Altargrab) in der Emmerams-Kirche. — In der Pfarrkirche von Lörzweiler (bei Mainz) ist ein kostbares Altarbild entdeckt worden. Es geschah zufällig. Man ist an der Wiederherstellung eines aus dem 17. Jahrhundert stammenden Altars, der früher im Mainzer Dom seinen Platz hatte, beschäftigt und dabei wurde auch das dazu gehörige Altarbild untersucht. Es war durch verschiedene Firnißschichten und Schmutz ziemlich unkenntlich, so daß man beschloß, es durch den Maler Haßlacher wiederherstellen zu lassen. Diese Arbeit hat ein vorzügliches Ergebniß gehabt: es trat ein hervorragendes Gemälde hervor, dessen Schöpfer kein Geringerer ist, als Jean Baptist de Ruel, in Deutschland meist v. Rüll genannt, der 1685 in Würzburg starb. Das farbenprächtige Bild stellt, wie das „Mainzer Journ." mittheilt, die Himmelfahrt Mariä vor. Fast lebensgroß schwebt sie in der Mitte des Werkes mit ausgebreiteten Armen. Was dem Bilde einen besonderen Reiz verleiht, sind die verschiedenartigsten Engel und Engelsköpfe, 30 an der Zahl, welche die Madonna umschweben. Als Jahreszahl hat der Künstler mit seinem Namen 1684 angebracht. Das Bild ist, wenn man sich so ausdrücken darf, naturalistisch gemalt, in einer Farbengluth, die an Tizian erinnert, dabei von Würde und Schönheit. Die Köpfe zeichnen sich aus durch Feinheit und Zartheit des Ausdrucks und zugleich durch die Kraft des Colorits.

* **Freiburg i. B.** An dem Philosophen Prof. Riehl, der den Ruf an die Universität Kiel angenommen hat, verliert die unsre eine hervorragende Lehrkraft, deren Scheiden sehr zu bedauern ist. Kiel steht hinsichtlich seines Besuchs hinter Freiburg erheblich

zurück, aber hier lagen die Verhältnisse ungünstig für Riehl, weil die Theologen wegen seiner freien Richtung seinen Vorlesungen fern blieben.

* **Leipzig**, 25. Juli. In die Stelle des im vorigen Herbst verstorbenen Germanisten Heinr. Rud. Hildebrand ist Professor Dr. Jakob Bächtold in Zürich berufen worden. Bächtold, geboren 1848 bei Schaffhausen, beherrscht unsre ältere wie neuere Sprache und ihre Denkmale und ist unter vielen anderen Schriften namentlich durch seine „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" zu Ansehen gelangt.

* **Osnabrück**. In Mittenwalde starb am 17. ds. an Herzlähmung der in weiten theologischen Kreisen bekannte erste Geistliche an der hiesigen Marienkirche, D. Bernh. Spiegel, einer der eifrigsten Vorkämpfer des Protestantenvereins. Bekannter ist er durch seine kirchenhistorischen Forschungen geworden, denen auch seine Gegner das Zeugniß der Gründlichkeit und Objectivität nicht versagten.

* **Berlin**. — Ueber die am 20. d. M. stattgehabte Sitzung der „Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft" entnehmen wir in Abwesenheit unsres eigenen Correspondenten der „Nat.-Ztg." folgende Mittheilung. Zunächst berichtete Dr. Friedrichs (Kiel), eine rühmlichst bekannte Autorität auf diesem Gebiete, über den im ersten Hefte der „Mittheilungen" der Gesellschaft abgedruckten „Entwurf eines **Fragebogens** über die rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Naturvölker". Er bezeichnete denselben als ein in jeder Beziehung gelungenes Werk. Sodann wies Dr. Friedrichs hin auf die Nothwendigkeit eines solchen Fragebogens für Reisende. Diejenigen Reisenden nämlich, welche bisher nur auf botanische, zoologische und ähnliche Beobachtungen Bedacht genommen hätten, würden durch denselben darauf aufmerksam gemacht, daß es auch noch ein anderes ergiebiges Gebiet der Forschung gäbe, nämlich das ethnologisch-rechtliche. Diejenigen Reisenden, die auf solche Dinge bereits ihr Augenmerk gerichtet, hätten erkennen lassen, daß ihnen die nöthige Anleitung, wie sie nunmehr durch den Fragebogen gegeben sei, gefehlt habe. Nur zwei Reisende hätten, meint Redner, bisher das Ethnologisch-Juristische gebührend berücksichtigt, nämlich Bartholomäus v. Werner in seinem Buch über die Südsee und Hermann v. Wissmann. Der nunmehr vorliegende vorzügliche Fragebogen werde diesem Mangel abhelfen und müsse an möglichst zahlreiche Reisende, Colonialbeamte, Missionare zur gelegentlichen Verwendung, zu der man den Herren Zeit lassen müsse, versandt werden. Eine eigentliche Enquete „in vier Wochen" habe keinen Zweck. Nur bei ersterer Art werde man gutes Material, wenn auch spärlicher erhalten. Der Fragebogen sei, so wie er vorliege, zur Verwendung für alle Halbcultur- und Naturvölker geeignet. Redner weist noch darauf hin, daß in Neumeyers bekannter „Anleitung für Forschungsreisende" ein derartiges Capitel fehle. Sodann empfahl er, das etwa später auf die Fragebogen eingehende Antwortenmaterial in der Zeitschrift der Gesellschaft selbst zum Abdruck zu bringen. Sodann erörterte der Vorsitzende Dr. jur. et phil. Kekule v. Stradonitz, warum der Fragebogen in den „Mittheilungen" zunächst als „Entwurf" bezeichnet worden sei. Eine solche Sache könne nicht kurzer Hand aus dem Aermel geschüttelt werden, sondern bedürfe eingehendster, gründlicher Berathung. Jeder Verbesserungsvorschlag werde mit Dank angenommen werden. Eine kürzere Fassung des Fragebogens sei auf keinen Fall angängig (gegenwärtig 21 Octavseiten), das Material sei so stark als möglich zusammengedrängt. Eine Verarbeitung des eingehenden Materials durch eine Commission sei nicht in Aussicht genommen, weil es sich mehr empfehle, daß eine möglichst tüchtige wissenschaftliche Kraft sich dieser Aufgabe allein unterziehe. Das Material werde im übrigen durch Publication in den „Mittheilungen" der Gesellschaft allgemein zugänglich gemacht werden. Rechtsanwalt Dr. Friedrichs trat diesen Ausführungen in Bezug auf die Länge des Fragebogens und die Verarbeitung der eingegangenen Ergebnisse unter allseitiger Zustimmung mit ausführlicher Begründung bei. Landgerichtsdirector a. D. Schmidt erklärte gleichfalls Kürzungen für unzulässig, bezeichnete den vorliegenden Fragebogen als ein sehr gelungenes Werk und hob namentlich hervor, daß derselbe alles Wesentliche enthalte. Es wurde sodann in eine Durchberathung der einzelnen Abschnitte des Fragebogens eingetreten, an welcher sich außer den bereits genannten Herren und dem Verfasser des „Entwurfs", Dr. Beneke, auch der Generalsecretär der deutschen Colonialgesellschaft, Rechtsanwalt a. D. v. Bornhaupt, Bibliothekar Paalzow und Gerichtsassessor Dr. Kramer betheiligten.

* **Greifswald**. Für Nationalökonomie habilitirte sich hier Dr. Joseph Schmoele aus Frankfurt mit einem Vortrag über „Die Stellung der socialdemokratischen Partei zu der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland".

* **Breslau**, 24. Juli. Zum Leiter der neu gegründeten Klinik und Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten dahier hat man den Dr. Friedrich Siebenmann, bisher außerordentlicher Professor des Faches in Basel, berufen.

* **Wien**. Eine werthvolle Erwerbung hat, wie das „Monatsbl. des Alterthumsvereins" berichtet, die kaiserliche Fideicommißbibliothek an einem Gebetbuch aus dem 16. Jahrhundert gemacht, das sich durch gediegene künstlerische Ausstattung auszeichnet und einst im Besitz des Erzherzogs Ernst, eines Sohnes des Kaisers Maximilian II. und Bruders Rudolfs II. gewesen ist. Der Prinz war im Jahre 1553 geboren, wurde später von seinem Bruder zum Statthalter in Ober- und Niederösterreich, dann in den Niederlanden ernannt und starb dort am 20. Februar 1595. Das Gebetbuch hat ein kleines Format; seine Höhe beträgt nur 87, seine Breite 62 Millimeter. Es ist auf Pergament kalligraphisch geschrieben und auf jeder Seite mit gemalten Umrahmungen im Stile der niederländischen Renaissance ausgestattet. Von besonderem künstlerischen Werthe sind zwölf vollseitige Federzeichnungen in Tusche, welche die Technik und den Stil der Zeichnungen des Goltzius und verwandter Meister seiner Zeit zeigen. Sie stellen dar: die Erschaffung der Erde, eine Heilige (Maria Aegyptiaca?) in der Einöde, die büßende Magdalena, Christus mit dem Osterlamm auf der Weltkugel, den hl. Antonius als Einsiedler, den Apostel Johannes auf Patmos, den büßenden Hieronymus, das Bild des Gekreuzigten, dessen Blut von einem Engel im Kelche aufgefangen wird, während unten Teufel und Tod besiegt dargestellt werden, die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten rastend, Christus mit der Dornenkrone, im Purpurmantel, das Blut in einen Kelch vergießen, die Mater Dolorosa mit dem Schwert im Herzen, den Heiland von Marterwerkzeugen umgeben. Die Titelinschrift des Büchleins lautet: „Praecationes christianae selectiores et devotae in usum quotidianum accommodatae per Serenism. Principem ac Dominum Ernestum Archiducem Austriae etc. Anno Domini MDLXXXIX." Der Inhalt umfaßt die Horen mit den Psalmen. Das Buch, dessen Einband aus moderner Zeit stammt, befand sich bisher in Brüssel, dem Sterbeorte des Erzherzogs, in Privatbesitz.

* **Christiania**. Dr. Sigurd Ibsen, der einzige Sohn Henrik Ibsens und Schwiegersohn Björnstjerne Björnsons, ist von einer Reihe von hiesigen Professoren, darunter dem bekannten Geschichtschreiber Ernst Sars, zum Inhaber einer neu zu errichtenden Professur für sociale Wissenschaft in Vorschlag gebracht worden.

* **Bibliographie**. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 26. Juli folgende Schriften eingegangen:

Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern; hggb. vom k. statistischen Bureau. II. Jahrg. 1895. München, J. Lindauer (Comm.) 1895. — Julius Giegl: Zur Reform der Irrengesetzgebung. Wien, Manz 1895. — Prof. Joseph Hellauer: Die Preisparitäten des Waarenhandels und die internationale Speculation. (Sonderabdr.) Linz, Selbstverlag 1895. — Lösung der Elsäßisch-Lothringischen Frage. Antwort auf die Schrift des Hrn. Wirth: Das Elsaß und Frankreich. Basel, Chr. Krüsi's Wwe. 1895. — G. M. Boissevain: Zur Währungsfrage; Denkschrift. Autoris. Uebers. a. d. Holländischen. Berlin, Hermann Walther 1895. — Dr. Otto Arendt: Hr. Reichsbankpräsident Dr. Koch und die Währungsfrage. 3. Aufl. Ebd. 1895. — Paul Mitzschke: Urkundenbuch von Stadt und Kloster Bürgel. I. Th. 1133—1454. (Thüring.-sächs. Geschichtsbibliothek Bd. III.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes 1895. — Prof. Dr. Moriz Benedikt: Die Seelenkunde des Menschen als reine Erfahrungswissenschaft. Leipzig, O. R. Reisland 1895. — Prof. Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde; allg. verständliche Darstellung, für Mineralogen, Steinschleifer, Juweliere &c. Liefg. 1. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1895. — Friedrich Jahn: Wie beseitigt man das Wörtchen per aus der Buchführung? Essen, G. D. Bädeker 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Bergmann, Jul. Die Grundprobleme der Logik. 2. Bearbeitung. Berlin, Mittler u. S. — Döring, August. Die Lehre des Sokrates als sociales Reformsystem. München, C. H. Beck. — Schwarz, Hermann. Die Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Rätoromanisches.

Von Gottfried Hartmann.

In Graubünden, dem größten, aber am schwächsten bevölkerten Canton der Schweiz, spiegelt sich deren Geschichte mit ihren politischen, religiösen und sogar sprachlichen Gegensätzen im kleinen wieder. Von den 96,000 Einwohnern sprechen gegen 45,000 deutsch, 15,000 italienisch, 38,000 romonsch, wie sie ihre Sprache im Rheingebiet oder Oberland, romauntsch oder ladin, wie sie dieselbe im Inngebiet oder Engadin benennen. Indeß unterscheidet sich auch das Obwaldische des Vorderrheins mit dessen Nebenthälern vom Niedwaldischen, das einzelne Gemeinden des Hinterrheins zwischen deutschen Dörfern sich bewahrten, und ebenso das Oberengadinische vom Unterengadinischen und dem schon dem Etschgebiete angehörigen Münsterthalischen. Beide Hauptgebiete werden verbunden durch die Mundarten, die sich vom Unterhalbstein durch den Oberhalbstein und Stalla bis zum Julier, durch Filisur und Bergün, romanisch Bravuogn, bis zum Albula hinaufziehen. Lautliche und formelle Züge geben mit dem Wortbestande der Sprache ein eigenartiges, sie bestimmt von ihren größeren Schwestersprachen abhebendes Gepräge. Mit Vergnügen hören wir lateinische Grundwörter an Stelle von Ableitungen oder Fremdwörtern (dì, auch ital., aber meistens giorno = jour, alv = bianco, blanc, amda = zia tante), ferner den eigenthümlich rätischen Laut tch (Schlaut) und das lange geschlossene e (tchesa, geschrieben chesa = casa, case, während die Lautentwicklung an chez erinnert, der Begriff durch maison gedeckt wird). Unser Auge erfreut sich beim Lesen an dem oberengadinischen Futurum des Conjunctivs auf egia (habeat), wie an der oberländischen Erweiterung der Conditionalform, des lateinischen Plusquamperfectums, durch die Endung i (voless, volessi) als Kennzeichen der Bedingung im abhängigen Satze.

Mit der Reformation beginnt auch die Literatur: von protestantischer Seite und zunächst im Engadin durch die Uebertragung des Neuen Testamentes, das von Bifrun schon 1560, von Gritti 1640, und neuerdings noch von Menni ins Oberengadinische übersetzt wurde, während die Unterengadiner und die Oberländer sogar die ganze Bibel in ihren Idiomen besitzen. Von Bifrun haben wir auch die ersten der zahlreichen Lehr- und Erbauungsbücher beider Confessionen. Neben einigen dramatischen Bearbeitungen biblischer Stoffe sind zu erwähnen die epischen Darstellungen des Müsser- und des Veltliner Krieges, die allerdings beweisen, daß deren Verfasser das Schwert doch noch besser als die Feder zu handhaben wußten. Die religiöse Liederdichtung, worin sich Chiampel im 16. und Frizzoni im 18. Jahrhundert auszeichneten, reifte die Sprache allmählich für die übrigen Formen der Lyrik, und wir finden von der Mitte unsres Jahrhunderts an mehrere Dichter, die gelegentlich auch einen Vergleich mit berühmteren Namen nicht zu scheuen brauchen. Schon Johannes Scherr nennt die Oberengadiner Conradin de Flugi, von welchem die verdienstvolle Druckerei von S. Tanner in Samaden im vorigen Jahre ein Bändchen Rimas in hübscher, neuer Ausgabe veröffentlichte, den Landammann Zaccaria Pallioppi, den Humoristen Simeon Caratsch und Gian Fadri Caderas, gestorben am 25. Nov. 1891 zu Samaden. In seinen Uebertragungen insbesondere entfaltete derselbe die ganze Schönheit seiner Muttersprache und die verschiedenen Tonarten von Schillers Glocke dürften kaum irgendwo ein so getreues Echo gefunden haben als gerade bei ihm.

Von wenigen Vorarbeiten abgesehen, eröffnete die bündnerisch-romanischen Sprachstudien Matthias Conradi, Pfarrer zu Andeer im Schamserthal, und zwar mit einer kleinen „Praktischen deutsch-romanischen Grammatik" (Zürich 1820), der 1828 ein „Taschenwörterbuch der deutsch-romanischen Sprache", d. h. der rheinischen Mundarten, folgte. Einen wesentlichen Fortschritt bedeuten die Grammatik (1852) und das Taschenwörterbuch des Churer Professors Carisch, der, ebenfalls Oberländer, das Engadinische zum Vergleich heranzog und, angeregt durch Diez und Diefenbach, über die praktischen Bedürfnisse hinausging, merkwürdigerweise ohne, wie er selbst eingestand, an Ort und Stelle die Beobachtungen seiner engadinischen Gewährsmänner zu controliren. Lange bevor der Disentiser Mönch Carigiet ein weiteres „Surselvisch-deutsches" Wörterbüchlein (Bonn und Amr 1882) herausgab, war der rührige unterengadinische Pfarrer Andeer dem „Ursprung und der Geschichte der rhäto-romanischen Sprache" (Chur 1862) und der schon genannte Pallioppi der heimathlichen Laut-, Schrift- und Conjugationslehre näher getreten. Diez hatte den bündnerischen Dialekten, dem Churwälschen, wie er sie nannte, noch keine besondere Stellung gegenüber den von ihm anerkannten sechs romanischen Sprachen eingeräumt; erst der berühmte Italiener Ascoli hob durch die „Saggi ladini" im ersten Band seines „Archivio glottologico italiano" (1873) das Studium dieser Dialekte auf eine ungeahnte Höhe. Sie konnten von nun an im Zusammenhange mit den weniger bekannten nächsten Verwandten in Tirol und im Friaul behandelt werden und in Gartners „Rätoromanischer Grammatik" (Heilbronn 1883), dem „Standard work", wo alle Mundarten mit den 26 Buchstaben unsres Alphabets bezeichnet sind, von a bis n, endlich als ein Theil einer besonderen romanischen Sprache figuriren.

Schon vor diesen grammatischen Erfolgen hatte Alfons von Flugi die ältere Literatur zugänglich zu machen gesucht und F. Rausch es sogar gewagt, eine kurze Uebersicht der Literaturgeschichte abzufassen (Frankfurt a. M. 1870). Dieser Anregung folgend, bemühen sich seither die großen fachwissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelwerke, romanische Texte in lesbarer Form vorzulegen. Mit dem Zürcher Romanisten Ulrich wetteifert hierin Nationalrath Decurtins aus Truns, den der Stammbaum der bündnerischen Freiheit, der alte Ahorn seines Heimathsorts, nicht nur für

die Politik, sondern auch für seine Muttersprache begeistert zu haben scheint. Decurtins' „Rätoromanische Chrestomathie", von der seit 1888 in Erlangen zwei Lieferungen erschienen, verspricht ein Musterwerk in seiner Art zu werden. Vor allem aber gedenken wir dankbar Eduard Böhmers, des unermüdlichen Sammlers rätischer Bücher, der uns im sechsten Bande seiner „Romanischen Studien" ein für jeden Forscher auf diesem Gebiete unentbehrliches „Verzeichniß rätoromanischer Literatur" niedergelegt hat.

Diese Bemühungen, die interessante Sprache nach allen Seiten hin zu ergründen, ihre literarischen Schätze in Bibliotheken und Neudrucken zu sichten und zu bergen, konnten nicht verhüten, daß die Schulbildung und der Fremdenverkehr die romanischen Dialekte mehr und mehr zurückdrängten. Es geht dies deutlich hervor aus dem Vordringen des Gottesdienstes in deutscher Sprache, wie aus den an sich gewiß anerkennenswerthen Aufführungen deutscher Theaterstücke durch romanische Dilettanten. So war es nur erfreulich, daß schon zu Anfang des Jahres 1863 einige einheimische Kenner des Romanischen zur Pflege desselben zusammentraten und die Gründung einer Societat rhäto-romonscha beschlossen mit dem statutarischen Zweck, die romanische Literatur im Interesse des Volkes und der Sprache zu sammeln, die Grundgesetze der Sprache zu fixiren, soweit möglich die Jugend damit bekannt zu machen und die Schule mit den entsprechenden Lehrbüchern zu versorgen. Das ganze Unternehmen wurde besonders durch Professor J. A. Bühler in Chur, der 1864 mit einer Elementargrammatik, im folgenden Jahr mit einer Uebersetzung von Schillers „Wilhelm Tell", 1867 und 1868 mit zwei Bänden einer belletristischen Zeitschrift, des Novellist, hervortrat, eifrig gefördert. Dennoch gelang es nicht, die Anhänger der verschiedenen Dialekte, die, durch Berg und Thal getrennt, bisher ihren eigenen Interessen nachgegangen waren und dabei ihre Sprache als leidliches Mittel zum Zweck angesehen hatten, unter einen Hut zu bringen. Und bei dem guten Willen blieb es auch ein zweites Mal, 1870, als es außerdem galt, einem großentheils vollendeten Wörterbuche Pallioppi's die nöthigen Mittel zur Drucklegung zu verschaffen; der Kampf um die neue schweizerische Bundesverfassung nahm gerade damals die Gemüther zu sehr in Anspruch. Der energische Verfechter der rätischen Sache und seine Getreuen ruhten indeß nicht, bis sie zu Ende 1885 eine dritte Societad rhäto-romana gegründet hatten. Auch diese bezweckte die Sammlung und Erhaltung romanischer Sprachdenkmäler und die Pflege der Sprache mit dem schon von der zweiten Gesellschaft aufgestellten Postulate der Einigung der Dialekte zu einer Schriftsprache, die sich diesmal auf der sicheren Basis einer Zeitschrift entwickeln sollte.

Ueber diese Schriftsprache belehrt uns Bühler selbst im ersten Bande des Novellist und im ersten Bande der „Annalas della Societad rhäto-romanscha" — wie wir anstatt romonscha und romana von nun an lesen —, wenn auch weniger unbefangen als Prof. Morf in seiner Schrift über „Die sprachlichen Einheitsbestrebungen der rätischen Schweiz" (Bern 1888). Der Gedanke, den rätischen Wortschatz von seinen germanischen Bestandtheilen, insbesondere von den vielen deutschen Wortverbindungen (as fer our dalla puolvra = sich aus dem Staube machen), auch von dem schwerfälligen tsch zu befreien und für letzteres ç einzusetzen, verdiente wohl Unterstützung. Die positive Seite des Vorgehens, die wenn auch gutgemeinte Zurückführung der rätischen Lautform auf das Lateinische und die Auswahl der Wortformen aus den einzelnen Dialekten, muß man dagegen als verfehlt betrachten, so einleuchtend auch das Resultat der ganzen Operation, die leichte Lesbarkeit der Bühler'schen Texte erscheinen mag. Daß die Romanen selbst nur theilweise mit einer derartigen Fusion einverstanden sind, beweist einer ihrer besten Forscher, der Churer Professor und Vicepräsident der rätoromanischen Gesellschaft, J. C. Muoth, in seinem Artikel „Romontsch u Tudesc", im neuesten, d. h. achten, Bande der „Annalas", der im vergangenen Sommer unter dem Datum 1893 zu Cuira, nicht mehr wie früher zu Cuera, erschien.

Kleine Schwankungen, wie die erwähnten, verhindern aber sicherlich keinen Freund der romanischen Sprache, sich aufrichtig darüber zu freuen, daß diese „Annalas" seit nunmehr 8 Jahren zum festen Mittelpunkt der tüchtigsten und fleißigsten Rätoromanen geworden sind. Wenn auch nicht gleichwerthig, so interessiren die Gaben derselben jedenfalls durch ihre Mannichfaltigkeit: Sammlungen von Ortsnamen, historischen Daten und Sprichwörtern wechseln ab mit Uebersetzungen und mit modernen Originalarbeiten novellistischen, dramatischen und lyrischen Charakters, wobei die verschiedenen Dialekte und Schreibweisen immer wieder zum Vergleich mit der Einheitssprache Bühlers herausfordern. An diesem schätzen wir die einfache, volksthümliche Art der Erzählung, wie sie beispielsweise die letzte Novelle auszeichnet. Der Verfasser nennt sie „Las treis Nuschs", die drei Nüsse, nach einem Spiel seiner Heimathgemeinde Ems, eigentlich Domat, weil dort, wenige Kilometer von Chur, noch romanisch gesprochen wird. Er zeigt uns einen Knaben, wie er dem rätischen Trieb ins Ausland folgend, dort zu Glück und Wohlstand gelangt, endlich zurückkehrt, um einer armen Jugendgespielin Herz und Hand anzutragen. Auch Giov. Mathis aus Celerina, romanisch Schlarigna, im Oberengadin, begegnen wir häufig, vielleicht mit dem Wunsch, die längeren seiner Erzählungen möchten etwas weniger breit angelegt sein. In einem Einacter des zweiten Bandes zeichnet uns Florian Grand aus Samaden den Kampf zwischen dem Zopf der alten und der ihn bedrohenden Schere einer neueren Zeit. Wie diese sogar an die Heiligkeit der Kirche rühre, indem sie die alten Familienbänke aus derselben entfernen wolle, wie sie die gute Sitte verletze, indem sie Schlittenpartien der Jugend ohne Erlaubniß der Eltern insceniren möchte: das alles erscheint wie ein Sturm in einem Glas Wasser — „üna burrasca in ün magöl d'ova." So lautete ursprünglich der jetzige Titel „Bgera canêra per poch", Viel Lärmen um wenig.

Wie in Disentis, romanisch Muster, die katholische „Gasetta romonscha", so erscheint in Samaden das protestantisch-liberale „Fögl d'Engiadina", das mit seinen 37 Jahren eine Reihe ähnlicher Wochenblätter überlebt und unter der heutigen Redaction von Danz und Tönduri an Bedeutung im politischen, wie im belletristischen Theile gewonnen hat. Zu letzterem spendete Florian Grand 1893 einen schönen Beitrag mit der gelungenen Uebersetzung von Alarcons Novelle „Der Dreispitz" („El sombrero de tres picos", romanisch „Il chapè a trais pizs"). Das Feuilleton erscheint seit Neujahr 1894 unter der Bezeichnung „La Dumengia saira", der Sonntagabend, in Form einer kleinen Beilage, die das Hauptblättchen alle 14 Tage begleitet und schon in der Titelvignette einen freundlichen Blick in das Dorf Samaden, die Chapitela des Oberengadins, und darüber in die Firnen der Berninakette gewährt. Der Inhalt selbst ließ uns im vergangenen Jahre behaglich hineinschauen in das engadinische Familienleben des vorigen Jahrhunderts und finden, daß auch dort „Amicizia ed amur", wie Giov. Mathis seinen Roman betitelt, über die engen Kirchthurmsinteressen einiger hochmüthiger Spießbürgerinnen Celerina's triumphiren. Die humorvolle Charakteristik der Personen entschädigt den Leser reichlich für manche etwas langathmige Situation und der Nachtwächter, der am Verlobungsfeste seiner Tochter mit dem jungen Dorfhelden dem landesüblichen Veltliner mehr

als gewöhnlich zuspricht und nachher seinem eigenen Pfarrherrn mit einem Liebesliedchen, anstatt mit einem frommen Sprüchlein die nächtliche Stunde ankündigt, dürfte von manchem Collegen um sein glückliches Temperament beneidet werden. Die Dumengia saira bringt neuerdings allzukurze Skizzen, wird aber hoffentlich bald das richtige Maß treffen, um die Bemühungen der Annalas erfolgreich zu ergänzen.

Zu dieser engadinischen Lectüre haben wir jetzt auch ein entsprechendes Wörterbuch, das sich an Umfang und Bedeutung wesentlich über seine Vorgänger erhebt. Die von Zaccaria Pallioppi angelegte Wörtersammlung brachte nach dessen Tode (3. Mai 1873) sein Sohn Emil, jetzt Pfarrer zu Pontresina, soweit zum Abschlusse, daß er den romanisch-deutschen Theil in einen stattlichen Octavband von 824 Seiten fassen konnte, unter dem Titel: „Dizionari dels idioms romauntschs d'Engiadin 'sta e bassa, della Val Müstair, da Bravuogn e Filisur con particulera consideraziun del idiom d'Engiadin 'sta", Samedan 1895. — Mit dem Schreiber dieser Zeilen hätte gewiß mancher gern auf die große Anzahl internationaler Fremdwörter verzichtet, um dafür einigen Aufschluß über die Laute und deren Aussprache, wie über die Unterscheidung der Verba mit einfachem und erweitertem Präsenzstamm zu erhalten. Wie gerade dieser in die A-Conjugation (z. B. oberengad. eau censuresch ich rüge, neben am, liebe, von censurer und amer, wie fluresch, blühe, neben cus, nähe, von flurir und cusir) und zwar in historischer Zeit eingegriffen hat, hob Mussafia in seiner Abhandlung „Zur Präsenzbildung im Romanischen" (Wien 1883) hervor, nachdem es schon Stürzinger aufgefallen war, daß Bifrum noch keine Verba der ersten Conjugation mit dieser Erweiterung verwendet hatte. Dessenungeachtet bietet das Buch Einheimischen und Fremden eine reiche Sammlung des engadinischen Sprachschatzes und besonders dankenswerth sind auch die zahlreichen historischen und geographischen Angaben. Aber auch die Fachgelehrten werden in der langjährigen Arbeit der beiden Pallioppi ein weiteres und wesentliches Stück zum Ausbau eines allgemeinen rätischen Idiotikons erkennen, das gleich Mistrals Tresor dóu Felibrige, gleich dem schweizerischen Idiotikon, die Mundarten auch nach dem Untergang zu retten bestimmt sein müßte.

Denn „die Zukunft dieser Mundarten liest man leicht aus den Erscheinungen der letzten Jahrzehnte heraus: Uebertritt zum Deutschen aus Klugheit", wie Gartner in seiner Grammatik treffend bemerkt. Dies soll uns jedoch nicht abhalten, im Rätoromanischen heute noch mehr als ein Object philologischer Forschung: eine Blüthe am Baume der Menschheit zu sehen und dazu beizutragen, daß sie noch recht lange über unser Zeitalter hinaus fortblühen möge. Wie leicht könnte einer der vielen glücklichen Besucher der rätischen Alpen eine einzige Wagenfahrt durch die staubigen Straßen abkürzen, um sich dafür ein rätisches Büchlein mit nach Hause zu nehmen; wie leicht könnte ein Dichter unter diesen Besuchern, ohne zu erwarten, was Mistral in seiner Mireio gab, oder was Fastenrath von den catalanischen Troubadours empfing, den Inhalt der besten Verse in seine Muttersprache kleiden!

Der geweihte Degen des Marschalls Daun.

Von Karl Theodor Heigel.

Große Ereignisse bringen kleine Vorgänge mit sich, die auf die Entscheidung ohne Einfluß sind, nichtsdestoweniger in der Folge einer gründlichen Untersuchung und unanfechtbaren Richtigstellung werth erscheinen. Eine Anekdote kann dem Andenken einer Persönlichkeit verhängnißvoll werden.

Es ist daher nicht nur eine Art wissenschaftlicher Sport, sondern der Drang des historischen Gewissens, was die Forscher anspornt, immer wieder sich mit solchen Zwischenfällen zu beschäftigen.

Ob Papst Clemens XIII. dem österreichischen Feldmarschall Daun nach dessen Sieg bei Hochkirch einen geweihten Degen verliehen hat oder nicht, ist für Entwicklung und Ausgang des siebenjährigen Krieges durchaus belanglos gewesen, aber das Ja oder Nein beeinflußt unser Urtheil über König Friedrichs und des Papstes Politik. Darum wurde die Frage immer wieder aufgeworfen, und sie hat gerade jetzt um so größere Berechtigung, als sie gegenwärtig nach aller Wahrscheinlichkeit beantwortet werden kann.

Die Frage gewann dadurch auch eine gewisse actuelle Bedeutung, daß sie vor einem Decennium im preußischen Abgeordnetenhause in die Debatte gezogen wurde. Als in einer Sitzung berathen wurde, ob der Krone das Recht eingeräumt werden solle, einen von Staatswegen abgesetzten Bischof zu begnadigen, sprach sich der nationalliberale Abgeordnete v. Eynern gegen diesen „Bischofsparagraphen" aus; dabei flocht er in die Motivirung seiner Ansicht den Satz ein: „Es war ein Papst Clemens XIII., der hat in einer Weihnachtsnacht den Degen des österreichischen Marschalls Daun geweiht, um ihn gegen den ketzerischen König Friedrich II. zu verwenden; der jetzige Papst heißt Leo XIII., vielleicht wird auch er einmal einen solchen Weiheact vollziehen!" Das historische Citat rief in den Reihen der Centrumsfraction Unruhe und Gelächter hervor, und in einer der nächstfolgenden Sitzungen verspottete Caplan Majunke den nationalliberalen Redner, weil er eine offenkundige Fabel als historische Wahrheit präsentirt habe. Als Hr. v. Eynern die Berechtigung des Vorwurfs bestritt, erklärte Majunke: „Ich will nunmehr mittheilen, daß es kein Geringerer als Friedrich II. selber gewesen ist — ich habe aus Loyalität vorher seinen Namen nicht erwähnen wollen —, der in seinen „Oeuvres", resp. Briefen, offen eingesteht, daß er die Fabel von dem gegen den „Ketzer" zu verwendenden Degen des Marschalls Daun erfunden hat, und zwar zu einem politischen Zwecke." Zugleich lud er den Gegner ein, ihm in die Bibliothek zu folgen, und verwies dort auf einige zwischen König Friedrich und seinem literarischen Vertrauensmann Marquis d'Argens gewechselte Briefe. Daraus geht in der That hervor, daß Friedrich ein „Breve des Papstes an den Marschall Daun" und ein „Glückwunschschreiben des Prinzen Soubise an Daun" selbst verfaßt hat, in der ausgesprochenen Absicht, „diejenigen in Wuth entbrennen zu lassen, welche auch nur noch eine schwache Neigung für Martin Luther haben", d. h. also, den Religionseifer der Protestanten zu entfachen und diese Stimmung zu politischen Zwecken auszunützen. Eynern gab zu, daß durch die Briefe der Beweis für die Erdichtung des Breve erbracht sei; damit sei aber noch nicht die Thatsache der Uebersendung des Degens widerlegt. Majunke wollte auch diesen Einwand nicht gelten lassen; wenn die vermeintliche Thatsache eben nur auf Grund jenes für echt gehaltenen, in Wirklichkeit gefälschten „Breve" für begründet gehalten worden sei, so falle sie, sobald die Urkunde als gefälscht erwiesen, von selbst in sich zusammen. Die Fehde dauerte in der Presse fort, in leidenschaftlichem Tone wurde für und wider die von Eynern erhobene Beschuldigung gestritten, auch die schärfste Kritik konnte zu keinem andern Ergebnisse kommen, als zur Erklärung: mit Bestimmtheit kann weder ein Ja noch ein Nein ausgesprochen werden.

Unsre Wiederaufnahme der Untersuchung bezweckt nichts weniger als eine Belebung des Streits in culturkämpferischer Absicht; eine erneute objective Darlegung scheint sich deßhalb zu empfehlen, weil unsres Erachtens durch ein Do-

cument, daß erst in jüngster Zeit zu Tage gefördert wurde, heute ein abschließendes Urtheil ermöglicht ist.

Im Juli 1759 tauchte ein Breve des Papstes Clemens XIII., „gegeben zu Rom, unter dem Fischerringe, den 30. Januar 1759, im ersten Jahre unsres Pontificats", im diplomatischen Verkehr und in der Presse auf. Das von Verwünschungen der Lutheraner und Calvinisten, „dieser Amalekiter und Moabiter" triefende Schriftstück beglückwünscht den Sieger von Hochkirch und verkündigt ihm die Verleihung eines geweihten Hutes und Degens zur Belohnung für die im Kampfe mit den Ungläubigen vollbrachten Thaten. „Es bade sich dein Arm im Blute der Rebellen, es werde die Axt an die Wurzel jenes Baumes gelegt, der so vermaledeite Früchte getragen, damit nach dem Beispiel Karls des Großen der Norden Deutschlands durch Feuer, Blut und Eisen bekehrt werde!"

Das päpstliche Schreiben wurde wenigstens in protestantischen Kreisen für echt gehalten; noch 1845 führte Ernst Zimmermann in der Darmstädter „Allgemeinen Kirchenzeitung" das geharnischte Breve als Beweis der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Curie an.

Ein Blick auf die längst veröffentlichten Briefe König Friedrichs an Marquis d'Argens hätte Zimmermann eines Besseren belehrt. Gegenüber den hier enthaltenen Auslassungen des Königs kann, wie gesagt, nicht bezweifelt werden, daß er selbst den Brief in französischer Sprache abfaßte, denselben von d'Argens ins Lateinische übersetzen und sodann drucken und verbreiten ließ, um im protestantischen Lager gegen den österreichischen Feldherrn Erbitterung zu erregen. Neben den Kämpfen der Truppen und der Diplomaten wurde ja damals noch ein dritter ausgefochten: auf dem Gebiete der Presse. Eine Fluth von Flugschriften ergoß sich in alle Volkskreise, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Bekanntlich erzählt Goethe in „Wahrheit und Dichtung", er selbst habe nicht bloß preußische Siegeslieder, sondern fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei abgeschrieben, „so platt die Reime auch sein mochten". Der rührigste war König Friedrich selbst. „Ich führe mit meinen Feinden Krieg auf alle Arten", schrieb er am 24. Februar 1760 an Voltaire. Gerade das religiöse Moment spielt bei diesen publicistischen Waffengängen eine wichtige Rolle. Es war System König Friedrichs, den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus stark hervorzuheben und sich als Schutzherrn des Freisinns und der Aufklärung gegenüber der Unduldsamkeit und der Beschränktheit der Papisten darzustellen. Wer aber aus solcher Ausbeutung des confessionellen Haders einen Vorwurf gegen den König ableiten wollte, lasse auch die öffentlichen und privaten Kundgebungen der Gegner nicht unbeachtet. Gerade nach der Schlacht bei Hochkirch gab Clemens XIII. wiederholt der Auffassung Ausdruck, daß der gegenwärtige Krieg ein Religionskrieg sei und als solcher von allen katholischen Fürsten gemeinsam ausgefochten werden müsse. Am 15. November 1758 feierte er in einem Schreiben an Ludwig XV. das Zusammengehen der beiden katholischen Hauptmächte, Frankreichs und Oesterreichs. „Dieses Bündniß ist schon so oft von unsern Vorfahren angestrebt, aber von der göttlichen Vorsehung für unsre stürmischeren Zeiten aufgespart worden; Gott selbst hat es neuerlich mit glücklichen Waffenerfolgen überhäuft, und darauf baut sich unsre feste Hoffnung, es werde bald dahin kommen, daß durch den erhabenen Bund der beiden Mächte die verderblichen Anschläge der verruchten Ränkeschmiede völlig zu Boden geschlagen werden!" In ähnlicher Weise ermunterte Clemens den Kaiser Franz (18. November 1758) zu energischer Abwehr der verderblichen Pläne der Protestanten. Angesichts so entschiedener Parteinahme des Papstes kann dem von zehnfacher Uebermacht bedrängten Preußenkönig gewiß nicht verargt werden, daß er ebenfalls den confessionellen Hader schürte, um in dem unlauteren Feuer Waffen gegen seine Feinde zu schmieden.

So mußte denn auch die päpstliche Degenweihe noch wiederholt der Spottsucht des Königs als Zielscheibe dienen. Auch jenes von Majunke erwähnte Glückwunschschreiben des Prinzen Soubise an Marschall Daun ist von Friedrich verfaßt, blieb jedoch ungedruckt. Dagegen wurde ein wahrscheinlich gleichfalls von Friedrich gefertigtes „Dankschreiben des Marschalls Leopold Grafen von Daun an den Papst" als Flugblatt verbreitet; es ist für die Abneigung des Verfassers gegen alles Kirchliche bezeichnend, daß er dem Marschall die Mittheilung machen läßt, sein Gegner habe, um die Wirkung des päpstlichen Geschenks zu neutralisiren, die Säbel der Todtenkopfhusaren durch den anglicanischen Bischof von Canterbury segnen lassen. Ein ähnliches Flugblatt, „Der Brief eines Almoseniers der österreichischen Armee an den ehrwürdigen Superior des Franciscanerklosters zu Frankfurt", ist wohl kaum als ein Werk Friedrichs anzusehen. Es wird darin geschildert, wie das Oberhaupt der deutschen Protestanten einen Bund mit dem Teufel geschlossen habe, um die Wunderkraft des päpstlichen Degens zu überbieten; dabei tritt aber das Streben nach Glorificirung des Königs so aufdringlich hervor, daß die Schrift wohl mit besserem Recht dem Schmeichler d'Argens, als dem Könige selbst zugeschrieben wird. Dagegen ist der „Bericht Phihihu's, Abgesandten des Kaisers von China" unzweifelhaft ein Werk Friedrichs. In diesem Pamphlet, das sich in der Form an Montesquieu's Lettres persanes und d'Argens' Lettres juives anlehnt und von den Erlebnissen und Eindrücken des Chinesen in Europa eine ironische Schilderung entwirft, hat der König alles niedergelegt, was er gegen den Papst auf dem Herzen hatte; darunter figurirt auch die Degenweihe in der Christnacht von 1758. „Ich verfolge dabei," schrieb er an d'Argens, „die Absicht, dem Papst einen Schlag mit der Tatze zu geben, dem Papst, der die Degen meiner Feinde segnet und mordlustigen Mönchen eine Freistatt gewährt."

Doch gerade aus dieser Aeußerung des Königs seinem Vertrauten gegenüber erhellt, daß auch Majunke bei seiner historischen Auseinandersetzung die Wahrheit nicht vollkommen auf seiner Seite hatte. Er wollte ja wissen, König Friedrich habe die Degenweihe zu politischen Zwecken erfunden, die ganze Sache sei nur ein satirischer Einfall, ein Fechterstreich des Königs gewesen. Dagegen beweisen Friedrichs eigene Worte, daß er selbst an die Uebersendung des Degens glaubte und nur im Zorn über den beleidigenden Schritt des Papstes jene Episteln und Satiren abfaßte. Diese Auffassung wird noch durch andere unverdächtige Beweise bestätigt. Am 2. Mai 1759 schrieb Friedrich an d'Argens: „Auf, auf! Schreiben Sie etwas Tüchtiges gegen die Verruchte (die römische Kirche), das empfiehlt sich sehr, auf solche Weise werden auch Sie unter unsern Fahnen fechten. Der Papst hat an Daun, ich weiß nicht was für einen Hut geschenkt, er benimmt sich gegen mich höchst ungeziemend." Darauf erwidert d'Argens: „Auch ich habe bereits in allen Zeitungen von diesem Hut und Degen gelesen, die der Papst dem Marschall Daun geschickt hat (a envoyés)..." An Markgraf Karl von Brandenburg schrieb der König nach seinem Wiedereinrücken in Schlesien am 5. Juli 1759: „Ich hoffe, daß wihr in dießer gegendt dem Päpstlichen Huht eins anhängen werden." Auch aus den Worten, womit König Friedrich in seinen Memoiren den Vorfall bespricht, geht deutlich hervor, daß er selbst in der Uebersendung des Degens eine Thatsache erblickte. „Clemens XIII. sandte an Marschall Daun einen Hut und einen Degen, die er geweiht hatte, als Belohnung für den über die Preußen bei Hochkirch erfochtenen Sieg, obwohl

solche Geschenke nach römischem Brauch nur an solche Feldherren gegeben wurden, die entweder über die Ungläubigen einen Sieg davongetragen oder wilde Völkerschaften bezwungen hatten. Dieses Benehmen mußte nothwendig den König von Preußen aufbringen, während doch der Papst Ursache gehabt hätte, auf einen Monarchen, der über so viele katholische Unterthanen das Scepter führt, geziemende Rücksicht zu nehmen." Noch an anderer Stelle kommt der König auf die Episode zu sprechen: „Die an und für sich wahrlich nicht meldenswerthe That verdient erwähnt zu werden, weil sie die Abgeschmacktheit der Sitten eines Jahrhunderts kennzeichnet, in welchem im übrigen die Vernunft so große Fortschritte gemacht hat." Der König war also überzeugt, daß die Auszeichnung Dauns thatsächlich erfolgt sei, um ihn durch die Gleichstellung mit dem Türken zu kränken und in den Augen der Christenheit herabzusetzen.

Diese Auffassung ging in Archenholz' grundlegende Geschichte des siebenjährigen Krieges über und blieb fortan, zumal im protestantischen Lager, lebendig, während im katholischen nach dem Vorgang Pezzls, der in seiner Biographie Laudons zuerst das „Märchen" vom geweihten General verspottete, vorwiegend ein schaler Spaß des Besiegten von Hochkirch angenommen wurde. Für die Betheuerung, daß das vaticanische Archiv kein auf das päpstliche Geschenk bezügliches Document verwahre, hatten die Anwälte Friedrichs nur ein skeptisches Lächeln; dagegen wiesen seine Gegner darauf hin, daß eine Thatsache nicht als erhärtet gelten könne, für welche die Erzählung des Urhebers des falschen Breve nicht bloß die erste, sondern auch die einzige Quelle sei.

In den vierziger Jahren drang ein neues Zeugniß zu gunsten der Darstellung in Friedrichs Memoiren in die Oeffentlichkeit. N. J. Jakob, Professor an der Schule zu Pforta, fügte in ein Referat über Johns „Geschichte des siebenjährigen Krieges" in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (Jahrgang 1844, S. 799) die Erklärung ein, die angezweifelte Beschenkung Dauns habe wirklich stattgefunden, „denn durch die uns aus der glaubwürdigsten Quelle mitgetheilte Erklärung des Grafen Daun in Wien, des letzten Erben dieses Namens, ist hinlänglich erwiesen, daß der Großvater desselben jene Geschenke empfangen hat, die nachher von der Kaiserin Maria Theresia der Familie für eine sehr große Summe abgekauft worden sind; hiedurch hören alle Zweifel über diese Thatsache auf."

Mit Recht ist dieses Wort eines Gelehrten, der auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, als Beleg für die Auffassung Friedrichs verwerthet worden, aber alle Zweifel waren gewiß auch damit nicht beseitigt. Wann, wo, gegen wen hat der Enkel Dauns die bedeutsame Aeußerung gemacht? So lange diese Fragen nicht beantwortet werden, kann die Beweiskraft des Zeugnisses nur als eine beschränkte gelten.

Weit bedeutungsvoller will uns aber ein Document erscheinen, das in jüngster Zeit in Max Lehmanns Werk „Preußen und die katholische Kirche" veröffentlicht worden ist, eine Kundgebung des Papstes Clemens selbst, die an Offenheit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Im Februar 1764, also nach Beendigung des siebenjährigen Wettkampfes, hielt es Papst Clemens für angemessen, den König von Preußen, dessen guter Wille bei Regelung von manchen kirchlichen Angelegenheiten des Reiches von Wichtigkeit war, versöhnlich zu stimmen. Im Auftrag des Papstes suchte der Nuntius in Warschau, Monsignore Visconti, eine vertrauliche Unterredung mit dem preußischen Gesandten Benoit. Bei dieser Gelegenheit gab Visconti die bündigste Versicherung, daß alles, was von der Schenkung eines Degens an Marschall Daun verlautet habe, durchaus erfunden sei; der hl. Vater habe nicht geringe Pein empfunden, als er hören mußte, daß solche Gerüchte dem König als Thatsachen hinterbracht worden seien; schon damals seien die päpstlichen Minister angewiesen worden, auf jede Weise der falschen Nachricht entgegenzutreten und sogar, wenn sie es für nöthig hielten, die Sache in den Zeitungen für erlogen zu erklären. „Ich habe mich begnügt", bemerkt dazu der preußische Gesandte, „dem Hrn. Legaten zu erwidern, es wäre sehr löblich gewesen, wenn man damals wirklich in diesem Sinne eine öffentliche Erklärung gegeben hätte, denn es wäre das einzige Mittel gewesen, die Welt von einem Irrthum zu befreien, der allgemeine Verbreitung fand". Die Antwort König Friedrichs geht auf den streitigen Handel gar nicht ein, sondern enthält nur im allgemeinen eine schroffe Absage an die Curie. Für den verstorbenen Papst, so läßt er dem Nuntius versichern, habe er die aufrichtigste Hochachtung gehegt, mit ihm habe er die herzlichsten und freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten. Gerade die entgegengesetzte Stimmung aber sei bei dem Nachfolger zu Tage getreten. Clemens habe sich, „wenn man jetzt auch das Gegentheil behaupten wolle", während des letzten Krieges in äußerst unhöflicher und seiner Würde wenig angemessener Weise benommen, habe den Haß gegen den ketzerischen König bei jeder Gelegenheit durchblicken lassen, ja sogar nicht Scheu getragen, den katholischen Klerus in Schlesien in seiner meuterischen Gesinnung zu bestärken. „Sagen Sie also dem Hrn. Nuntius rund heraus, daß ich bei aller Hochachtung, die ich für den römischen Stuhl hege, mich niemals in eine Angelegenheit, die den jetzt regierenden Papst angeht, einmischen werde."

Man sieht, König Friedrich steht der Entschuldigung des Papstes zweifelnd gegenüber, und auch der Herausgeber der Actenstücke ist nicht geneigt, der päpstlichen Erklärung Glauben zu schenken.

Gewiß mit Unrecht. Es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß ein Nuntius mit Wissen und Willen des Papstes so entschieden und bestimmt eine falsche Behauptung gewagt hätte. Allerdings stehen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe im Moralcodex der Politiker nicht an erster Stelle, während Beschönigen, Beschwichtigen, Bemänteln im diplomatischen Verkehr eine wichtige Rolle spielen. Es kommt wohl auch vor, daß heimlich geschlossene Verträge in gefährlicher Krisis von einer in die Enge getriebenen Regierung abgeleugnet werden, aber es werden sich in der neueren Geschichte kaum Beispiele finden lassen, daß nur um eines politischen Vortheils willen von Vertretern einer Regierung mit barer Lüge manipulirt worden wäre. Am wenigsten durfte solches von seiten des römischen Stuhles geschehen, auch schon deßhalb nicht, da jeden Augenblick der wahre Sachverhalt aufgedeckt werden konnte.

Solange also nicht ein ausreichender Gegenbeweis geführt werden kann, ziemt es sich, dem Worte des Papstes zu glauben. Nachdem in die Kette der Untersuchungen das werthvollste Glied eingefügt worden ist, haben wir folgendes Ergebniß: König Friedrich ließ sich durch falsche Gerüchte zu einer irrthümlichen Behauptung verführen. Die Erzählung, daß der Sieger von Hochkirch mit einem geweihten Degen beschenkt worden ist, darf in Geschichtswerken nicht wiederholt werden, denn sie ist eine Fabel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Ernst Gnads „Literarische Essays". Neue Folge. Wien, Karl Konegen. 1895. — Der feinsinnige Aesthetiker, unsern Lesern zunächst durch seine werthvolle Studie über Henrik Ibsen (Beil., 1892, Nr. 93 u. 94) in guter Erinnerung, bietet uns in der neuen Folge seiner literarischen Essays ein durch reichen Ideengehalt und lebensfrische; anmuthige Darstellung gleich ausgezeichnetes, treffliches Buch. Er hat sich hierin die Aufgabe gestellt, dasjenige,

was ihm aus jahrelanger Vertrautheit lieb und werth geworden, dem Leser bei mannichfacher Beleuchtung so durchsichtig klar, so überzeugend zu schildern, daß wir uns seinem Urtheile gern gefangen geben, und die Charakterbilder der Dichter, die er uns zeichnet, in unmittelbarer Lebenswahrheit so auf uns wirken lassen, als hätten wir sie durch das Auge des geistvollen Schilderers geschaut. Im Vorwort verwahrt Gnad sich dagegen, als literarischer Forscher zu gelten oder für Fachgelehrte zu schreiben; seine Essays sind fast alle aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen, die er im Laufe der Jahre vor einem gebildeten Laienpublicum gehalten hat, wodurch Form und Inhalt derselben wesentlich bedingt worden sind.

Während der erwähnte Essay „Hendrik Ibsen" sich dem Trefflichsten anreiht, was über den großen nordischen Dichter vom Standpunkt deutscher Gesinnung, deutscher Gemüthsart geschrieben worden, zieht Gnad im nächsten Essay „Hermann Sudermann" eine Parallele zu dem Dichter der „Nora", bei welcher der deutsche Dramatiker nicht zu kurz kommt. Wenn der nordische Denker Ibsen von seiner kalten Geisteshöhe die Bethätigung seiner der herkömmlichen Satzungen entfesselten Helden mit Aufopferung weicher Gefühlsregungen, ja des eigenen Lebensglückes für ethische Aufgaben fordert, die für den Durchschnittsmenschen fast unerreichbar sind, bleibt Sudermann, der Vollmensch mit Genuß und Lebensfreudigkeit, in seinem Gedankenfluge näher der Erde und faßt das Recht der freien Selbstbestimmung in die bescheidenere Formel, das Lebensglück ohne Verleugnung menschlicher Empfindungen und Gewohnheiten auf eigenem Weg zu suchen. Er hat mit einem Wort nicht so viel puritanisches Blut als der norwegische Dramatiker.

Im dritten Essay „Friedrich Hebbel und die Nibelungen-Tragödie", wohl dem bedeutendsten der Sammlung, entwickelt Gnad aus des Dichters Eigenart, Lebens- und Bildungsgang die Gründe, aus welchen das ungeheuerliche mittelalterliche Epos ihm zum Stoffe seiner besten, gewaltigsten, in ihrem Kerne aber auch wieder modernen Dichtung werden mußte. Diesen Kern erblickt Gnad im geheimen Kampfe, der zwischen den beiden Geschlechtern tost, im Feminismus, der Emancipation des Weibes, das sich auflehnt gegen die herkömmliche Unterschätzung seiner Natur und gegen die selbstsüchtige Ueberhebung des Mannes. Daß in den Nibelungen ein modernes Element liegt, ist durch die Gleichzeitigkeit der Dichtungen Hebbels, Jordans, Geibels und der Tonschöpfung Richard Wagners jedem Einsichtigen klar. So war es die alte Sigfried-Sage, welche der deutschen Abwehr fränkischen Uebermuthes im Jahre 1870 auf das kräftigste präludirte.

In den folgenden Essays „Robert Hamerling" kommt der Dichter als Lyriker und als Dramatiker zu seinem Rechte. Scharf wendet sich Gnad gegen jene Literaten, die bei wissentlicher Nichtbeachtung der hervorragenden Eigenschaften Hamerlings, seiner plastischen Gestaltungskraft, der Gluth und des Reichthums der Phantasie, des Schwunges und der Gewalt der Sprache, ihn schroff ablehnen zu dürfen glauben. „Dafür" — sagt Gnad — „ist Hamerling eine viel zu eigenartige und scharf ausgeprägte dichterische Persönlichkeit, von der sich jeder nach seinem Geschmacke angezogen oder abgestoßen fühlen mag, die man aber gelten lassen muß, in der Gegenwart und hoffentlich auch in späteren Zeiten."

„Arthur Fitger" ist der folgende Essay gewidmet. „Eine geistig hochstehende Persönlichkeit, von starker, stets männlicher Eigenart; in seinen Dichtungen oft naiv und ursprünglich wie das Volkslied, oft befangen in den Träumen verklungener Romantik, dabei aber doch modern in Gedanken und Bildern, durchaus Kind seiner Zeit", so kennzeichnet Gnad die geistige Persönlichkeit, die reiche Gedanken- und Gemüthswelt dieses bedeutenden, echt modernen Dichters unter ausführlicher Besprechung seiner lyrischen und epischen Dichtungen. Den Deutschösterreichern, und zwar dem Kärntner Friedrich Marx und dem Tiroler Hans v. Vintler gelten die letzten beiden Essays, in denen Gnad alles hervorhebt, was zur Würdigung derselben dienen kann.

Der unbefangene Blick und geläuterte Kunstgeschmack, die vornehme Ruhe und Würde eines über den Erscheinungen des Tages stehenden Denkers theilen in diesen Studien sich in wohlthuendster Weise dem Leser mit, der an dem Gedankenfluge des Verfassers, seiner warmen Parteinahme für Poesie und Poeten, insbesondere für das Aschenbrödel der Literatur, die Lyrik und ihre Vertreter, nicht zuletzt auch an der schönen Form der Vorträge Gnads sich erquicken und daraus Anregung, Belehrung und dauernden Gewinn schöpfen wird. m.

———

* Dem **Allgemeinen Deutschen Sprachverein**, der dieser Tage seine Hauptversammlung in **Graz** gehalten hat, ist dort — in Folge der nationalen Erregung, die aus dem Kampf um die Schule von Cilli hervorgegangen — ein besonders warmer Empfang bereitet worden. Bei jeder Gelegenheit, sagt ein Berichterstatter der „Voss. Ztg.", brach der Gedanke durch, daß der Sprachverein in der treuen, verständigen Pflege der Muttersprache mittelbar auch eine Waffe liefert in dem heißen Kampfe zur Erhaltung des Deutschthums, in dem die Deutschen Oesterreichs gegenwärtig stehen. „Nachdem uns Deutschen in Oesterreich es so selten vergönnt ist, uns freuen zu können, freuen wir uns doppelt, Sie in unsrer Stadt, die für die deutsche Sache lebhaft eingenommen ist, begrüßen zu dürfen," sprach in der Festsitzung vom 21. Juli der stellvertretende Bürgermeister, „denn Sie haben sich eine Aufgabe gestellt, die für das Deutschthum von unermeßlichem Werthe ist, die deutsche Sprache zu reinigen, zu festigen und uns selbst immer fester an sie zu ketten." — Den Festvortrag hielt Prof. Dr. **Dunger** (Dresden) über die Bereicherung des Wortschatzes unsrer Muttersprache. In fesselnder Darstellung und an der Hand zahlreicher Beispiele zeigte er, wie unsre Sprache, auch ohne zum Fremdworte greifen zu müssen, ihren Wortschatz bereichern kann und vielfach bereichert hat. Sie gibt alten Worten eine neue Bedeutung, sie greift hinein in den tiefen Born der Mundarten oder holt sich neue Worte und Wendungen aus der Sprache der verschiedenen Berufe; sie belebt erstorbene Worte wieder, sie tritt aber endlich auch neu schaffend auf, und diese schöpferische Kraft unsrer Sprache mit ihrer Fähigkeit, unendlich viele Zusammensetzungen zu bilden, zeigt sich gerade in neuester Zeit besonders überzeugend. Für die zahlreichen neuen Begriffe, die der Dampf und der elektrische Strom in ihrem Gefolge mit sich brachten, haben sich vielfach treffende deutsche Bezeichnungen von oft überraschender Einfachheit gefunden. Ganz besonders empfahl der Redner in dieser Beziehung die Verwendung der Eigennamen; denn es sei viel zweckmäßiger, eine neue Erfindung nach ihrem Erfinder zu bezeichnen als durch ein Fremdwort, das beiläufig ungeschickt gebildet und noch häufiger selbst dem Sprachgelehrten unverständlich ist. Gleichzeitig betonte er jedoch überall den Standpunkt besonnenen Maßhaltens, auf den sich der Allg. D. Sprachverein von Anfang an gestellt hat, und tadelte Wortverstümmelungen, die keinen andern Zweck haben als den, ein paar Buchstaben zu sparen. Mit Geibels Worten: „Am Guten halten, in Treue walten, am kräftigen Neuen sich stärken und freuen, wird Niemand gereuen", schloß Prof. Dunger unter lautem Beifall. — Prof. Dr. Paul **Pietsch** (Berlin) verkündete sodann, daß der Sprachverein wieder eine Preisaufgabe stelle, bei der es sich darum handelt, deutsche Pflanzennamen für die deutsche Schule zu schaffen. — Der öffentlichen Festsitzung waren zwei geschäftliche vorangegangen. In der ersten wurde nach einer Anregung des Zweigvereins Wermelskirchen der Gesammtvorstand beauftragt, geeignete Schritte zu thun, um nach und nach die Verdeutschung oder wenigstens die Erklärung der entbehrlichen Fremdwörter und ausländischen Redensarten in unsern Lesebüchern und gangbarsten Jugend- und Volksschriften zu bewerkstelligen. In der zweiten zeigte sich, daß man in Oesterreich manche Dinge mit anderen Augen anschaut als im Reich. Der ständige Ausschuß, der seinen Sitz in Berlin hat, ließ einen Neudruck der Satzungen in sog. lateinischer Schrift drucken. Daran nahm insbesondere der Verein Reichenberg in Böhmen Anstoß, und obwohl der Ausschuß sofort auch Satzungen in sog. deutscher Schrift hatte drucken lassen, stellte Reichenberg mit Darmstadt, Eger und Troppau den Antrag, daß alle Veröffentlichungen des Sprachvereins in „deutscher" Druck-, bezw. Schreibschrift zu erfolgen haben. Die Befürworter des Antrags erblickten in der Anwendung der Lateinschrift einen Abfall vom Deutschthum; zur Unterstützung wurde u. a. auf die bekannte Abneigung des Fürsten Bismarck gegen die lateinischen Buchstaben hingewiesen. Dem hielt die Mehrheit den auf diesem Gebiete maßgebenderen Namen Jacob Grimm entgegen und es kam zu langen, ziemlich zwecklosen Auseinandersetzungen über die Berechtigung beider Schriftarten. Schließlich ward der Antrag Reichenberg mit sehr großer Mehrheit abgelehnt. Der Sprachverein hat bisher satzungsgemäß die Streitfragen der Schriftgattung und der Rechtschreibung von seinen Bestrebungen ausgeschlossen. — Der Bericht über die Vereinsthätigkeit im verflossenen Jahre, den der Vorsitzende Oberstlieutenant Dr. **Jähns** (Berlin) abstattete, bewies, daß der Verein rüstig vorwärts geschritten ist; denn seine Mitgliederzahl ist um 1650 gestiegen und beträgt jetzt 13,150. Der Berliner Sprachverein gehört seit zwei Jahren nicht mehr dem Allg. D. Sprachvereine an; seine Wiederaufnahme in

den allgemeinen Verband wurde aber angeregt und dürfte nur eine Frage der Zeit sein. Die Zahl der Zweigvereine beträgt 159, wovon 70 vertreten waren, denn der Besuch war über Erwarten gut; von der Elbe, vom Rhein und Main wie aus der Bukowina waren Vertreter erschienen.

* Auf der Generalversammlung des **Verbandes deutscher Geschichtsvereine zu Konstanz** werden außer den schon angekündigten Vorträgen der Herren Brecher und Wilser über die Hohenzollern und das Konstanzer Concil und über Alter und Ursprung der Runenschrift noch solche gehalten werden: über die Geschichte von Konstanz vom Hofcaplan Th. Martini in Heiligenberg, über Gebhard III. von Konstanz von Professor Dr. Meyer v. Knonau in Zürich. Für den 17. September ist der Ausflug nach Reichenau und Oberzell, sowie der Besuch der mittelalterlichen Ausstellung im Kloster St. Georgen zu Stein a. Rh. geplant. Am 18. September folgt eine Festfahrt nach Mainau, am 19. auf besondere Einladung eine solche nach Lindau und Bregenz. Die Gegenstände der Berathung in den Sectionssitzungen sind noch nicht völlig festgestellt; doch befindet sich u. a. darunter eine Untersuchung über die berühmten Stuckarbeiter von Wessobrunn, die auch in Städten Norddeutschlands thätig waren. Meldungen zur Theilnahme an dem Verbandstag gehen an Dr. Beyerle in Konstanz, Anmeldungen von Verhandlungsgegenständen an Geh. Archivrath Reuter, Berlin, Klosterstraße 76.

* Die Arbeiten zur Einrichtung des **Observatoriums**, welches der Astronom Janssen auf dem **Montblanc** gegründet hat, sind vor einigen Tagen in Angriff genommen worden und werden mit solchem Eifer betrieben, daß die astronomischen Beobachtungen wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres werden beginnen können. Das hauptsächlichste Instrument ist ein Polarsiderostat von dreißig Centimeter Durchmesser, der die sonst gebräuchlichen astronomischen Fernrohre ersetzen soll. Dieser Siderostat ist in Chamounix angelangt; dort wurde er zerlegt, um in Stücken von höchstens fünfundzwanzig Kilogramm durch Führer auf den Gipfel des Berges geschafft und dann wieder zusammengesetzt zu werden. Ein Mitarbeiter Janssens, der Physiolog Dr. Maurice de Thierry, begibt sich auf den Montblanc, um die nöthigen Vorkehrungen dazu zu treffen. In einigen Tagen folgen ihm der Astronom Bigourdan mit seinem Assistenten und bald auch Janssen selbst.

* Der Württemberger Dr. Wilhelm **Möricke** hat von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin „zur Weiterführung seiner geologischen Untersuchungen der **Anden**" aus der Humboldt-Stiftung das **Humboldt-Stipendium** im Betrag von 6000 Mark erhalten mit dem Bemerken, daß die Akademie einem Bericht über die Arbeit seinerzeit entgegensehe. Dr. Möricke machte als Geolog 1889/90 eingehende Studien in Chile, theils im Centrum, theils im Norden; er publicirte in Fachschriften die Ergebnisse seiner Studin über die Formation der Anden und hielt einige Vorträge in Fachkreisen. Möricke gilt als der beste Kenner der chilenischen Anden.

* **Freiburg i. B.** — Privatdocent Dr. Rudolf **Metzner** von hier ist als ordentlicher Professor für Physiologie an die Universität **Basel** berufen worden. Er übernimmt dort die Stelle des Prof. Miescher, der aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand tritt. Metzner machte seine Studien vorwiegend in Leipzig. Er versah dort bereits vor seiner Promotion eine Assistentenstelle an der physiologischen Universitätsanstalt unter Karl Ludwig.

* **Straßburg.** — Der Unterstaatssecretär z. D. Dr. Georg v. **Mayr**, Privatdocent an der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität, ist vom Ungarischen Verein für öffentliche Gesundheitspflege zum Ehrenmitglied ernannt worden.

* **Marburg**, 23. Juli. Einer der verdientesten hessischen Schulmänner, Oberlehrer a. D. Professor Dr. **Collmann**, ist im Alter von 85 Jahren gestorben. An dem hiesigen Gymnasium hat er von 1834 bis zu seinem im Jahre 1886 erfolgten Eintritt in den Ruhestand gewirkt. 1885 konnte er sein 50jähriges Berufsjubiläum, 1893 sein 60jähriges Doctorjubiläum feiern.

* **Marburg.** Dr. Albrecht **Dieterich**, der zum außerordentlichen Professor der Philologie befördert worden ist, entstammt einer alten hessischen Schulmännerfamilie. Sein Vater war jahrzehntelang Lehrer, sein Großvater Director des Gymnasiums zu Hersfeld. 1866 zu Hersfeld geboren und auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, wurde A. Dieterich 1884 Student der Theologie und Philologie in Leipzig. 1886 ging er von dort nach Bonn, um sich unter Bücheler, Lübbert, Usener ausschließlich der classischen Philologie zu widmen. Für eine Neu-Ausgabe des zuerst von dem Aegyptologen Leemans veröffentlichten magischen Papyrus erhielt er 1888 einen Preis der Bonner philosophischen Facultät. Mit der Einleitung zu der Ausgabe promovirte er in demselben Jahre zum Doctor. 1891 habilitirte er sich in Marburg als Privatdocent. Seine Habilitationsschrift, die über die orphischen Hymnen handelt, schließt sich an die Doctorschrift an. Gleichfalls die Religionsgeschichte des Alterthums behandelt die Studie „Abraxas", die er 1891 zu der Festschrift zu Ehren Useners beisteuerte. Neuerdings beschäftigt sich Dieterich mit Vorliebe mit dem griechischen Drama. Im „Rhein. Mus." veröffentlichte er Studien über die Zahl der Dramen des Aeschylos, über die „Wolken" des Aristophanes, sowie über die Schlafscenen auf der attischen Bühne.

* **Leipzig.** Zur Feier des am 13. December ds. Js. stattfindenden 50jährigen **Doctorjubiläums** des Nestors der deutschen Zoologen, Professor Rudolf **Leuckart**, dessen Wirken weit über den Kreis seiner Specialwissenschaft hinausreicht, fordert ein Comité zu Beiträgen auf. Man beabsichtigt, von einem hervorragenden Bildhauer Leuckarts Marmorbüste herstellen zu lassen und sie zugleich mit einer künstlerisch ausgestatteten Adresse zu überreichen.

* **Prag.** Ein bemerkenswerther Zwischenfall spielte sich, wie die „Narodni Listy" berichten, im Promotionssaale der **tschechischen Universität** ab. Der Candidat Jaroslav Kavalir aus Pisek sagte nämlich nach Absolvirung der Formalitäten, er verzichte auf die übliche Ansprache, weil er aus Erfahrung wisse, wie die Reden der Promovirten auf das anwesende Publicum wirken, insbesondere seit der Zeit, da die **Promotion** fast zu einer bedeutungslosen Formalität herabgesunken sei. Die Doctoren erhielten durch diese Ceremonie ohnedies lediglich einen Titel, weil die tschechische Universität in ihrer gegenwärtigen Formation keine wirklichen Doctoren, keine wahrhaften Männer der Wissenschaft heranbilde. Der Rector Spina unterbrach den Redner, welchem beim Verlassen der Universität mitgetheilt wurde, daß ihm in Folge dieser Aeußerung das Doctordiplom nicht ausgefolgt werden wird, obgleich er vom Promotor rite zum Doctor erklärt worden war und bereits das Gelöbniß abgelegt hatte. Kavalir legte beim Professorencollegium Verwahrung gegen die Diplomverweigerung ein. Der Rector beharrt jedoch auf seiner Entscheidung.

* **Zürich.** — Der Privatdocent Dr. Hans v. **Wyß** ist zum außerordentlichen Professor der gerichtlichen Medicin ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 28. Juli folgende Schriften eingegangen:

Elie de Cyon: Histoire de l'entente Franco-Russe 1886—1894. Paris, A. Charles 1895. — Wilhelm II. als Erzieher. Von einem Deutschen. Berlin, Eduard Rentzel. — Mittheilungen der Gesellschaft für vergleichende Rechts- u. Staatswissenschaft zu Berlin, hggb. von Max Beneke u. Stephan Kekule v. Strakonitz. Jahrg. I. H. 1. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1895. — Heinrich Lang: Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers im Feldzuge 1870/71. Mit zahlreichen Reproductionen nach den Skizzenbüchern u. Gemälden des Künstlers. 3. Aufl. München, vorm. Friedrich Bruckmann. — Dr. Wilhelm Haacke: Die Schöpfung des Menschen u. seiner Ideale. (Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft.) Jena, Herm. Costenoble 1895. — Dr. Adalbert v. Hanstein: Gustav Freytag; Gedächtnißrede. Heidelberg, J. Hörning 1895. — Dr. Hugo Gruber: Theodor Körner in Dichtung u. Wahrheit. — Dr. Robby Koßmann: Lord Nelson u. der Herzog Franz Caracciolo. (Virchow-Wattenbach, Vorträge. H. 223, 224.) Hamburg, Verlagsanstalt 1895. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Aphorismen. 4. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1895. — Ludwig v. Hörmann: Wanderungen in Vorarlberg. Innsbruck, Wagner 1895. — Deutschland in Bildern. Aquarelle der sehenswürdigsten Städte u. interessantesten Punkte. (12 Hefte à 4 Blatt.) Heft 1. Köln, Schafstein u. Co. — Luksch: Illustrirter Führer für die Stelvio-Routen und das Engadin. 4. Aufl. Wien, Selbstverlag 1895. — Süddeutsche Photographenzeitung, Monatsschrift, redig. v. G. H. Emmerich. Bd. II. H. 1—4. April—Juli 1895. München, Georg D. W. Callwey.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Baumann, Julius. Die Grundfrage der Religion. Stuttgart, Fr. Frommann. — Clasen, L. Zur Verständigung über den Glaubensbegriff. (Hefte zur „Christlichen Welt" 19.) Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow. — Feddersen, F. A. Christlich-social. Moderne Psalmen. Berlin, Bibliogr. Bureau. — Fink, Daniel. Wider den Schulautoritätsglauben. Hannover, Karl Meyer. — Frommel, Gaston. Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart. — Derselbe: Vom alten neuen Glauben. (Hefte zur „Christl. Welt“ 20, 18.) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. — Guttzeit, Johannes. Himmel und Erde, Hübbe und Egidy oder Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Berlin, Eduard Rentzel. — Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Herausgg. von J. Winter und Aug. Wünsche. 24. Liefg. Trier, Sigm. Mayer. — Scholl, Karl. Der neueste Umsturzversuch gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit. Vortrag. Bamberg, Handels-Druckerei.

Ehrungen des Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstage 1895. Eine Chronik. Herausgeg. von Ludwig Hamann. Leipzig, Karl Scholtze. — *Chambrun,* le comte de, et Stanislaus *Legis.* Wagner. Traduction avec une introduction et des notes. Illustrations par *Jacques Wagrez.* T. I—II Paris, Calmann Lévy. — Friedrich Creuzer und Karoline v. Günderode. Heidelberg, Karl Groos. — Gruber, H. General-Feldmarschall Friedrich Leopold Graf v. Geßler. Ein Lebensbild. Berlin, Mittler u. S. — Hoffs, Friedrich van. Der ungarische Volksdichter Alexander Petöfi. Leipzig, August Schupp. — Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor v. Unruh (geb. 1806, gest. 1886). Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

* **München.** Der soeben ausgegebene II. Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs für das Königreich Bayern bringt zur jüngsten Geschichte der Hochschulen des Landes nachstehende Tabelle über Lehrpersonal, Vorlesungen, Collegiengeld, Studirende, Promotionen und Schlußprüfungen:

Hochschulen und	Schuljahre	Zahl der ordentl. Prof.	Zahl der außerord. Prof.	Zahl der Privatdoc.	Zahl der sonstigen Lehrer, Assistenten 2c.	Vorlesungen Wintersemester	Vorlesungen Sommersemester	Collegiengeld gezahlt Mark Wintersemester	Collegiengeld gezahlt Mark Sommersemester	befreit davon ganz Wintersemester	befreit davon ganz Sommersemester	befreit davon theilweise Wintersemester	befreit davon theilweise Sommersemester	Gesammtzahl der Studirenden Wintersemester	Gesammtzahl der Studirenden Sommersemester	darunter Hospitanten und Einzelfachhörer Wintersemester	darunter Hospitanten und Einzelfachhörer Sommersemester	Zahl der Promotionen Bayern	Zahl der Promotionen Nichtbayern	Bei den Schlußprüfungen waren zugelassen	nicht erschienen	befähigt	nicht befähigt
Universität München	1885/86	73	10	66	6	249	264	142,441	133,634	277	263	497	529	2906	3060	41	25	85	65	483	35	348	100
	1886/87	75	15	66	9	261	270	151,787	141,265	278	290	732	814	3209	3400	33	33	84	86	583	36	439	108
	1887/88	74	15	68	6	314	314	156,835	159,137	346	370	743	829	3448	3833	34	24	58	101	582	32	458	92
	1888/89	71	16	72	6	300	312	163,807	158,579	427	436	725	767	3627	3646	25	24	76	106	601	34	447	120
	1889/90	69	17	74	6	326	331	163,384	153,362	418	439	665	685	3510	3573	31	22	87	81	660	33	480	147
	1890/91	69	20	67	70	286	297	163,521	159,692	434	459	673	684	3414	3592	32	41	64	109	683	49	501	133
	1891/92	65	26	61	68	295	305	162,529	161,177	415	439	642	665	3347	3574	55	36	86	114	679	50	477	152
	1892/93	69	25	66	71	303	314	163,074	164,507	410	428	610	642	3443	3684	63	54	99	120	620	45	441	134
	1893/94	70	25	72	68	329	355	175,077	176,789	442	481	659	704	3464	3798	56	54	84	145	578	30	423	125
Universität Würzburg	1885/86	38	10	20	44	157	156	82,060	89,832	139	161	163	181	1424	1442	21	35	32	193	262	10	177	75
	1886/87	37	14	16	47	169	157	91,489	90,787	162	182	154	182	1557	1493	14	5	47	197	293	8	193	92
	1887/88	35	13	19	47	160	162	90,800	90,007	189	202	162	176	1602	1623	24	33	40	182	313	4	220	89
	1888/89	36	12	19	50	160	166	111,680	114,100	196	212	146	164	1704	1685	36	46	42	181	337	12	214	111
	1889/90	36	13	21	37	164	150	111,690	108,454	195	203	140	149	1677	1660	35	20	41	138	414	14	238	162
	1890/91	36	12	20	37	170	164	109,054	105,069	146	160	75	76	1590	1434	14	12	53	140	441	14	284	143
	1891/92	36	13	22	43	170	166	99,339	94,970	162	154	70	72	1389	1299	22	14	70	130	357	16	252	89
	1892/93	38	13	23	48	182	175	88,043	91,373	132	131	77	91	1350	1295	20	19	70	138	293	6	218	69
	1893/94	38	13	22	40	184	169	88,136	96,375	118	107	91	93	1352	1300	17	8	49	129	290	4	183	103
Universität Erlangen	1885/86	40	8	8	27	91	93	49,904	40,538	47	13	77	51	847	908	—	—	35	43	84	4	61	19
	1886/87	40	6	9	28	104	103	53,118	46,416	39	15	207	46	879	866	—	—	42	79	80	3	67	10
	1887/88	41	7	10	35	137	140	52,720	54,537	40	6	219	50	883	929	—	—	46	79	114	5	83	26
	1888/89	42	7	10	36	148	149	66,584	59,025	47	3	236	51	940	969	—	—	51	111	146	—	110	36
	1889/90	41	6	11	34	147	157	71,306	63,190	20	25	191	191	951	1011	5	9	67	128	197	9	150	38
	1890/91	40	5	8	37	151	155	81,497	79,983	19	25	182	202	1066	1084	12	5	69	147	231	16	161	54
	1891/92	41	7	8	37	163	157	82,033	81,344	15	19	179	190	1086	1115	13	10	74	140	251	13	178	60
	1892/93	42	8	7	36	170	165	84,171	82,934	14	18	190	198	1108	1147	16	13	84	127	312	23	219	70
	1893/94	42	9	7	29	179	159	81,303	83,915	26	24	167	181	1105	1164	9	42	69	111	307	10	225	72
Technische Hochschule	1890/91	32	6	15	41	170	169	50,585	44,840	—	—	—	—	891	848	181	149	—	—	182	22	144	16
	1891/92	32	6	13	39	160	166	58,384	50,646	—	—	—	—	1012	959	174	182	—	—	206	19	160	27
	1892/93	35	3	16	42	166	159	66,891	60,193	—	—	—	—	1147	1132	222	202	—	—	267	41	188	38
	1893/94	34	3	12	44	164	154	78,000	71,203	—	—	—	—	1327	1317	218	213	—	—	309	40	222	47
Forstlehranstalt Aschaffenburg	1890/91	6	—	—	3	16	16	3,825	2,634	—	—	—	—	73	74	—	—	—	—	53	7	35	11
	1891/92	3	3	—	3	16	16	6,672	2,460	—	—	—	—	73	70	—	—	—	—	52	5	42	5
	1892/93	3	3	—	3	16	16	4,086	2,640	—	—	—	—	86	82	—	—	—	—	71	6	56	9
	1893/94	3	3	—	3	16	16	5,220	3,243	—	—	—	—	111	103	—	—	—	—	88	2	79	7
Lyceen	1890/91	58	4	—	3	272	261	—	—	—	—	—	—	840	798	19	13	—	—	142	—	142	—
	1891/92	40	16	—	8	265	253	—	—	—	—	—	—	830	788	26	31	—	—	144	—	144	—
	1892/93	40	19	—	7	269	262	—	—	—	—	—	—	819	772	23	17	—	—	167	—	167	—
	1893/94	42	19	—	5	264	257	—	—	—	—	—	—	770	739	22	22	—	—	174	—	174	—
Thierärztl. Hochschule	1890/91	8	—	—	7	104	106	510	630	102	95	—	—	120	116	2	2	—	—	33	1	22	10
	1891/92	4	4	—	8	105	101	720	930	138	105	—	—	163	133	5	3	—	—	36	—	20	16
	1892/93	3	5	—	9	104	104	900	1,140	157	130	—	—	187	168	4	2	—	—	40	3	20	17
	1893/94	4	4	—	10	106	117	870	600	165	149	—	—	194	169	10	16	—	—	31	—	21	10
Akademie der bildenden Künste	1890/91	15	—	—	6	120	86	12,480	7,460	134	154	13	2	392	329	—	—	—	—	—	—	—	—
	1891/92	17	—	—	5	120	86	11,300	7,260	150	145	—	—	373	308	—	—	—	—	—	—	—	—
	1892/93	17	—	—	5	126	90	12,452	8,012	147	143	—	—	381	319	—	—	—	—	—	—	—	—
	1893/94	17	—	—	5	126	90	14,958	9,310	148	147	2	3	419	340	—	—	—	—	—	—	—	—
Akademie d. Tonkunst	1892/93	14	1	—	21	—	—	45,490		25		51		245		23		—	—	20	—	18	2
	1893/94	11	3	—	21	—	—	48,970		42		56		269		27		—	—	23	5	18	—

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Nordamerikanische Verfassungszustände.

E. Zwg. Heinrich v. Treitschke schrieb einmal, an unsrer deutschen Freiheit könnten die Fremden nicht begreifen, daß wir nichts wissen wollen von jener Lehre des Mißtrauens, die sich anderwärts der Freisinnigkeit rühmt. Ein junger amerikanischer Jurist hat es unternommen, jenes Mißtrauen, soweit es sich in den politischen Strömungen und Einrichtungen seines Heimathlandes wiederspiegelt, nach Ursache und Wirkung zu beleuchten. Dieser interessanten und in gewissem Sinne dankbaren Aufgabe hat er seine Inauguraldissertation[1]) gewidmet. Der größte Theil der Arbeit ist im staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg entstanden, und der Verfasser hat sie dem Leiter dieses Seminars, Professor Jellinek, als ausgezeichnetem Kenner amerikanischer Verfassungsverhältnisse, zugeeignet. Trotz ihrer formellen Mängel wird die Schrift verdiente Beachtung finden, nicht nur seitens der Publicisten vom Fach, sondern vielleicht in noch höherem Maße bei den Männern der praktischen Politik. Denn der Gegenstand als Ganzes ist, wie auch das Vorwort betont, weder von deutschen, noch von englisch-amerikanischen Schriftstellern behandelt worden. Thomas Cooley's umfangreicher „Treatise on the constitutional limitations which rest upon the legislative power of the states of the American Union“ (1890 zum sechsten Male aufgelegt)' hat das Thema keineswegs erschöpft. Bei Cooley handelt es sich in erster Reihe um die Schranken, welche den gesetzgebenden Collegien in materieller Hinsicht gezogen sind, während Hershey's Darstellung sich mit den formellen Garantien gegen einen etwaigen Mißbrauch des pouvoir législatif beschäftigt, wie solche das amerikanische Verfassungsleben seit hundert Jahren mit unverkennbarer Tendenz zur Vermehrung dieser Schutzmaßregeln hervorgebracht hat. Hiebei stützt er sich auf ein geradezu erdrückendes Material, dessen Ueberfülle freilich die schon angedeuteten Formgebrechen der Arbeit besonders stark hervortreten läßt. Hershey konnte für seine Studie das vortreffliche, verdientermaßen preisgekrönte Buch Borgeauds („Établissement et Révision des Constitutions en Amérique et en Europe“, Paris 1893) nicht mehr benützen. Das ist aus vielen Gründen zu bedauern. Die Ansichten des französischen Schriftstellers hätten ohne Zweifel mannichfache Richtigstellung erfahren, und andrerseits hätte der Amerikaner lernen können, wie sich die Wucht des Details bewältigen läßt, ohne den Leser zu verwirren und zu ermüden.

In Nordamerika erscheint die gesetzgebende Gewalt von drei Seiten her eingeengt: zunächst durch das Veto der Executive; sodann durch die richterliche Ueberprüfung der Gesetze; endlich durch gewisse Hemmungsmittel, deren Anwendung nicht den Organen der Staatsgewalt, sondern dem souveränen Volke selbst zusteht. Hiezu kommen vorbeugende Maßregeln allerverschiedenster Art, für welche sich die Grenze zwischen berechtigter Cautel und sinnloser Chikane wohl nicht immer mit Sicherheit ziehen läßt. Es ist nun sehr interessant zu sehen, wie in Nordamerika schon an der Wiege der Freiheit die Sorge steht: nicht etwa die Sorge, es könnte die Tyrannei wiederkehren, sondern die Furcht, es könnte sich eine neue Tyrannei entwickeln. Unterm 15. März 1789 schreibt Jefferson an Madison, die Tyrannei der Gesetzgebung sei für jetzt und für die Zukunft die furchtbarste Gefahr. Und im Federalist beruft sich Madison zur Unterstützung seiner Ansicht, daß in der Repräsentativdemokratie die gesetzgebende Gewalt der Freiheit mehr Unheil drohe, als die Executive, auf die Erscheinungen, die in den Gliedstaaten, wie in Virginia und Pennsylvanien, zutage getreten waren. Die gesetzgebende Gewalt hatte den Inhaber gewechselt, nicht den Charakter. Die Revolution hatte den staatsrechtlichen Besitzübergang ganz mechanisch vollzogen: sie hatte die Volksvertretung mit jener Machtfülle ausgestattet, die der König von England während der colonialen Periode genoß. Wenn nunmehr die Legislaturen in vielen Staaten mit fast absoluter Gewalt bekleidet wurden, so war dies, wie Hershey scharfsinnig bemerkt, nichts anderes, als eine Reaction gegen den bisherigen Zustand, welcher durch ein Ueberwiegen der königlichen Prärogative auf der einen und das Unterliegen der in den Legislaturen verkörperten gesetzgebenden Gewalt auf der anderen Seite gekennzeichnet war. Daß hier ein Extrem für das andere eingetauscht worden, hat man schon damals geahnt, wenn nicht erkannt. Davon geben Zeugniß die in der Revolutionsepoche von 1776 bis 1784 entstandenen Verfassungen, welche unter stricter Aufrechthaltung der geschichtlichen Continuität, anknüpfend an die königlichen Freiheitsbriefe das pouvoir constituant dem Volke vorbehielten. Freilich hat dieses Princip nur in Massachusetts und New-Hampshire praktische Anwendung gefunden. In den anderen Staaten hat das Volk sein Grundgesetz nicht direct genehmigt, sondern die verfassunggebende Gewalt den Conventionen oder den für die regelmäßige Gesetzgebung zuständigen Körperschaften überlassen.

Die Bestrebungen, einem Machtmißbrauch der Legislative vorzubeugen, sind somit alten Datums. Die Verselbständigung der richterlichen und der Vollzugsgewalt gegenüber den Organen der Gesetzgebung schreitet seit mehr als einem Jahrhundert unaufhaltsam vorwärts, und zwar nicht allein in der Union, sondern auch in den Einzelstaaten, deren Gouverneure jetzt überall vom Volk, nicht von den Legislaturen gewählt werden und regelmäßig mit dem Suspensivveto ausgestattet sind, während die Richter heute in etwa dreißig Staaten aus directer Volkswahl hervorgehen. Die angedeuteten Tendenzen finden seit der Mitte des Jahrhunderts wirksame Unterstützung in dem System, nach welchem die Verfassungen von ad hoc berufenen Conventionen redigirt und mit Umgehung der

[1]) „Die Controle über die Gesetzgebung in den Vereinigten Staaten und deren Gliedern“ von Dr. Amos S. Hershey, Fellow at Harvard College, Cambridge, Mass., U. S. A., Heidelberg 1894, VI und 71 Seiten.

Legislaturen dem Volke vorgelegt werden. Diese Form der Gesetzgebung ist volksthümlich in jedem Sinn und hat in manchen Staaten der ordentlichen Gesetzgebung fast völlig das Terrain abgegraben. Das wichtigste, nach Hershey entscheidende Hemmungsmittel der gesetzgebenden wie jeder politischen Thätigkeit in den Vereinigten Staaten ist nichtjuristischer Natur: es ist die öffentliche Meinung, und unser Autor spricht die Ueberzeugung aus, daß man in Europa keine richtige Vorstellung hat von der Tragweite und Wirksamkeit, welche im nordamerikanischen Staatswesen dem Spruche dieses gefürchteten, weil unsichtbaren und allgegenwärtigen Richters innewohnt.

Unter den verfassungsmäßig vorgesehenen Rechtsmitteln, welche der gesetzgebenden Gewalt Schranken setzen, nimmt das Veto der Executive die erste Stelle ein. Für das Unionsrecht ist in diesem Punkt die Massachusettsverfassung von 1780 vorbildlich gewesen. Massachusetts war zu jener Zeit der einzige Staat, welcher ein Veto nach Art des in Sect. I, § 7, Abs. 1 und 2 der Bundesverfassung normirten Instituts kannte. Ein absolutes Veto der obersten Vollzugsgewalt war dem Recht der englisch-amerikanischen Colonien schon im 17. und 18. Jahrhundert geläufig. Die mißbräuchliche Handhabung dieses Rechts seitens der Krone und ihrer Organe hat den Ausbruch der Revolution beschleunigt und einen lange fortwirkenden Argwohn gegen jede starke Executive erzeugt. So erklärt es sich, daß in den Jahren von 1776 an das absolute Veto überall beseitigt und Hamiltons Vorschlag, ein solches in die Unionsverfassung aufzunehmen, von der Bundesversammlung abgelehnt wurde. Aus der historischen Entwicklung des Instituts folgert Hershey gegen Holst, daß das Veto des Präsidenten sich keineswegs auf ein bloßes Bestätigungsrecht reduciren läßt, sondern eine wirkliche Antheilnahme des obersten Vollzugsorgans an der Rechtsetzung und zugleich eine Controle der gesetzgebenden Körperschaften darstellt. Für die Handhabung des Vetorechts, welche nach einem Worte Kents die Balance der Gewalten zu sichern bezweckt, sind in der Verfassung keine materiellen Schranken nachzuweisen, obzwar man aus parteipolitischen Gründen bis in die jüngste Zeit versucht hat, solche zu construiren. Formell ist der Präsident insofern gebunden, als er die Bill, die er zu genehmigen Anstand nimmt, binnen zehn Tagen dem Hause zurückstellen muß, aus dem sie hervorgegangen. Unter welchen Bedingungen er dies thun darf oder nicht thun darf, ist nirgends gesagt, und Websters Behauptung, das Vetorecht sei eine außerordentliche Gewalt, die dementsprechend nur für bestimmte, außerordentliche Fälle in Betracht komme, muß heute als überwunden gelten. Unser Autor meint sogar, die herrschende Strömung begünstige namentlich in den Einzelstaaten eine umfassendere Anwendung dieses Rechtes; er belegt diese Ansicht durch eine kleine Vetostatistik (S. 15, N. 3), welche zeigt, daß seit 1865 die Zahl der Fälle nicht nur absolut, sondern auch im Verhältniß zur Anzahl der Bills gestiegen ist. Aehnliches gilt von den Einzelstaaten. Nur vier derselben (Rhode-Island, Delaware, Ohio und Nordcarolina) haben ihren Gouverneuren das Vetorecht verweigert; in allen übrigen ist die Handhabung desselben eine populäre Maßregel, und wenn Hershey in diesem Punkt nicht zu viel sagt, wird der Gouverneur hauptsächlich nach dem Gebrauch beurtheilt, den er von seiner Vetogewalt macht.

Auch die Einwendungen, mit welchen der Präsident im concreten Falle sein Veto begründet, haben seit etwa dreißig Jahren einen anderen Charakter angenommen, was nach Hershey mit der veränderten Richtung der amerikanischen Gesetzgebung zusammenhängt. Früher hat es sich um Consolidirung der Verfassungszustände gehandelt. Die gesetzgeberische Thätigkeit war vorwiegend der Lösung von Problemen des Verfassungsrechtes zugewandt, während heute Fragen der Zweckmäßigkeit im Vordergrunde stehen. Das Veto selbst wird entweder wegen Verfassungs- oder wegen Zweckwidrigkeit der betreffenden Bill eingelegt. Zum Schutze der staatsrechtlichen Grundform der Union ward nur ein einziges Mal davon Gebrauch gemacht, und zwar im Jahre 1792, als Washington eine Vorlage zurückwies, welche die Repräsentation der Einzelstaaten in verfassungswidriger Art vertheilen wollte. Eine desto größere Rolle spielte und spielt diese außerordentliche Maßregel in den Kämpfen zwischen Executive und Legislative. Unter Hayes' Präsidentschaft mußte das Veto sogar dazu dienen, die gegen die Vetogewalt selbst gerichteten Anschläge zu vereiteln. In neuerer Zeit gründet die Vollzugsgewalt die Ausübung dieses Rechts meist auf Erwägungen der Gesetzgebungspolitik, so namentlich in Finanzfragen, bei welchen nicht selten die nationale Ehre engagirt erscheint, wie dies z. B. 1874 mit der „Inflation bill“ der Fall gewesen ist. Das Veto, welches Grant damals gegen die beabsichtigte Vermehrung des Papiergeldes einlegte, hat zwar die sogenannte Greenback-Partei politisch unmöglich gemacht, ohne jedoch die Verschlechterung der Valuta auf die Dauer hintanhalten zu können. Die Bewegung, welche den Silberpreis künstlich emportrieb und die Bland-Bill hervorbrachte, hat sich stärker erwiesen, als das Veto, wenngleich in neuerer Zeit die öffentliche Meinung sich auch hier eines Besseren besonnen zu haben scheint. Wenigstens ist nach Hershey der Sieg der Silbermänner nur dadurch verhindert worden, daß man ein Veto gegen die Vorschläge zu Gunsten der Minenbesitzer und der Gläubiger als unausbleiblich ansah. Das Veto hat überhaupt neben seiner controlirenden eine vorbeugende Function, deren Bedeutung allerdings wissenschaftlich nicht meßbar ist.

Eine nicht zu unterschätzende Waffe in dem Kampf zwischen Präsident und Congreß ist das Ernennungs- und Entlassungsrecht der obersten Vollzugsgewalt. Schon 1837 konnte Robert v. Mohl unter Berufung auf Story den „schändlichen und immer steigenden Mißbrauch“ rügen, der mit diesem Rechte getrieben wird. Seither haben sich die Verhältnisse nur insofern geändert, als jetzt der Mißbrauch nicht so sehr der Executive, als vielmehr der Legislative und zwar dem Senat zur Last gelegt werden muß. Der Einfluß des Präsidenten auf die Beamtenernennungen ist durch die Kameraderie der Senatoren erheblich geschwächt worden. Diese „courtesy of the Senate“ datirt aus der Zeit von Jacksons Präsidentschaft. Damals schon konnten die Parteiführer für den betreffenden Staat Ernennungen der ihnen genehmen Persönlichkeiten durchsetzen. Da der Senat die Ernennungen zu bestätigen hat, so üben die Senatoren die „Höflichkeit“, einander in diesem Punkt zu unterstützen und den Präsidenten zur Ernennung bestimmter Protegés der Senatoren des betreffenden Staates zu zwingen. Freilich haben sich die Präsidenten dieser seltsamen Praxis nicht immer ohne Widerrede gefügt. Theoretisch stellt sich das Ernennungs- und Entlassungsrecht des Unionspräsidenten als ein Controlmittel dar, welches zwar nach Wirksamkeit und Resultat mit der Vetogewalt verglichen werden darf, factisch aber in gewissem Maße durch den Congreß lahmgelegt werden kann. So hat der Congreß, um den Präsidenten Johnson seines Ernennungsrechts zu berauben, 1866 die Zahl der Richter beim Oberbundesgericht von zehn auf sieben vermindert. Vergleichsweise sei hier auf Artikel 3 des französischen Gesetzes vom 24. Mai 1873 hingewiesen, wonach die Mitglieder des Staatsraths „im ordentlichen Dienst“ von der Nationalversammlung auf 9 Jahre mit Drittelerneuerung nach je drei Jahren gewählt werden sollten. Diese Bestimmung war auf das Mißtrauen der Monarchisten gegen Thiers

zurückzuführen. Sie hofften zu verhindern, daß das republicanische Element im Staatsrath Eingang finde, und wollten sich die Möglichkeit sichern, Persönlichkeiten ihrer politischen Färbung hineinzubringen.

Der Wirkung nach dem Veto verwandt, dem rechtlichen Charakter nach von ihm durchaus verschieden, ist das richterliche Prüfungsrecht, welchem Hershey eine interessante und eingehende Untersuchung widmet (S. 26 ff.). Es ist zunächst die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß dieses Recht nicht auf ausdrücklicher Verfassungsbestimmung, sondern gleichwie nach deutschem Reichsstaatsrecht (Art. 2, erster Satz der Reichsverfassung) auf der Interpretation des Staatsgrundgesetzes beruht. Nach amerikanischem Rechte hat der Richter nicht nur die formellen Voraussetzungen für die Gültigkeit eines Gesetzes, sondern auch die materielle Verfassungsmäßigkeit desselben seiner Prüfung zu unterziehen. Diese Lösung einer für das deutsche Recht bekanntlich noch immer controversen Frage entspricht den amerikanischen Verfassungszuständen. In den Vereinigten Staaten gibt es vier Systeme von gesetzgeberischen Willensäußerungen: Die Bundesverfassung, die Acts of Congress und die ihnen gleichgestellten internationalen Verträge, die Verfassung der Einzelstaaten und endlich die Statuten derselben. Der Richter hat also im concreten Falle zu entscheiden, ob die Aeußerung des niederen Willens jener des übergeordneten Willens nicht widerspricht. Er steht keineswegs über, sondern neben dem Gesetz, hat letzteres nur zu interpretiren und anzuwenden. Es liegt daher weder eine politische Controle der gesetzgebenden durch die richterliche Gewalt vor, eine Art richterlichen Vetos, noch auch eine Antheilnahme an der Gesetzgebung, wie Pomeroy behauptet hat. Zudem erschöpft sich die Wirksamkeit des richterlichen Ausspruchs über die Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Gesetzes in und mit dem concreten Fall; und nur factisch, nicht rechtlich kommt ihm präjudicielle Bedeutung zu, insofern nämlich anzunehmen ist, daß alle analogen Fälle in gleichem Sinne entschieden würden. Auch folgen die Bundesgerichte regelmäßig den Erkenntnissen der Staatengerichte in Bezug auf Statuten, die der betreffenden Staatsverfassung zu widersprechen scheinen, wodurch der Spruch des Staatengerichtes gleichfalls eine über den concreten Fall hinausgehende Bedeutung erlangt. Der nichtpräjudicielle Charakter des richterlichen Urtheils hat eine sehr wichtige Folge: die Entscheidungen der Obergerichte können die Legislative und Executive moralisch, aber nicht rechtlich binden. Der Präsident Jackson hat diesem Standpunkt kurz und bündig Ausdruck gegeben: er habe, sagte er, ein ebenso gutes Recht wie das Unionsgericht, die Verfassung zu interpretiren.

Das richterliche Prüfungsrecht scheint übrigens in den Vereinigten Staaten mit einer gewissen respectvollen Vorsicht gehandhabt zu werden. Kein Richter wird die Gültigkeit einer Norm leichtfertig in Zweifel ziehen. Die Vermuthung streitet für die Gültigkeit des Gesetzes und ist in Bezug auf die Statuten der Gliedstaaten stärker, als in Bezug auf die Acte des Congresses, weil diesem im Gegensatz zu den Legislaturen bloß delegirte Gewalt zukommt. Daß untere Gerichte das Prüfungsrecht überhaupt nicht ausüben sollen, ist ein Satz, der allgemach gewohnheitsrechtliche Kraft erlangen dürfte. Aber selbst bei den Obergerichten ist es Sitte, daß das Gericht nur im Plenum, nicht ohne Anwesenheit aller Richter ein Gesetz ganz oder theilweise für verfassungswidrig erklärt. Auch sind die Richter selbst einer etwa versuchten Ausdehnung ihres Entscheidungsrechts über den concreten Fall hinaus keineswegs geneigt. Einzelne Verfassungen weisen die Mitglieder des betreffenden Staatsobergerichts an, auf Verlangen des Gouverneurs oder der Legislatur ihr Gutachten über Rechtsfragen abzugeben. Dies hängt mit der noch zu erörternden Thatsache zusammen, daß sich in materieller Beziehung die Grenzen zwischen Verfassungs- und ordentlicher Gesetzgebung immer mehr verschieben, die Reibungsflächen zwischen dem pouvoir constituant und dem pouvoir législatif sich stetig vermehren und vergrößern. Das richterliche Gutachten soll mithin einem Conflict zwischen der verfassung- und der gesetzgebenden Gewalt vorbeugen. Die Thätigkeit de lege ferenda scheint aber dem amerikanischen Richter nicht zu behagen. Schon Washington mußte diese Erfahrung machen, als er, freilich ohne gesetzlichen Titel, die Meinung des Obergerichts über den Vertrag mit Frankreich einholen wollte. Nach wie vor gilt der Satz, mit welchem Tocqueville die Beschränkung des Prüfungsrechts auf den Einzelfall charakterisirt: „Si le juge avait pu attaquer les lois d'une façon théorique et générale, s'il avait pu prendre l'initiative et censurer le législateur, il fût entré avec éclat sur la scène politique, devenu le champion ou l'adversaire d'un parti, il eût appelé toutes les passions qui divisent le pays, á prendre part à la lutte."

Trotzdem sind die Richter in die politische Arena hinabgestiegen, freilich auf einem anderen Wege. Hershey zeigt, welche Gefahren der wachsenden Demokratisirung der Gesetzgebungsfunction von Seiten des richterlichen Prüfungsrechts drohen. Als die Legislaturen im Anfang der sechziger Jahre kraft freiwilliger Abdication die Entscheidung gewisser Fragen der Volksabstimmung überließen, wurden die auf solche Art entstandenen Gesetze von den Gerichten unter Berufung auf die Hobbes-Locke'sche Maxime: „Delegata potestas non delegatur" für verfassungswidrig erklärt. Hershey bekämpft diese Praxis, indem er im einzelnen nachweist, daß den Selbstverwaltungskörpern der verschiedenen Staaten zu wiederholten Malen Gesetzgebungsbefugnisse eingeräumt worden sind. Er wirft mit Recht die Frage auf, warum nicht für den ganzen Staat ein Princip gelten solle, welches für einen Theil desselben unangefochten in Kraft steht. Die angezogene Parömie ist weder ausdrücklich noch implicite in den Verfassungen enthalten, kommt also für das amerikanische Staatsrecht gar nicht in Betracht. Sie ist auch nicht in der allgemeinen Verleihung der gesetzgebenden Gewalt an die gesetzgebenden Collegien eingeschlossen, wie solches von den Gerichten vielfach behauptet wurde. Die Richter verkennen ihre Stellung, wenn sie die Frage, ob eine Volksgesetzgebung mit dem Repräsentationssystem vereinbar sei oder nicht, in den Kreis ihres Prüfungsrechts zu ziehen suchen.

Diese Frage ist nun aber für die Fortbildung des öffentlichen Rechts in der Union und den Einzelstaaten von höchster Actualität. Ursprünglich nur gangbar für politische Mikrokosmen, für Gemeinwesen mit wenig Land und Leuten, zeigt das Princip der Volksgesetzgebung gegenwärtig in den Vereinigten Staaten eine interessante und großartige Entwicklung. Daß der historische Ausgangspunkt in den gesetzgebenden Zusammenkünften des ganzen Staatsvolks liegt, glaubt Hershey wenigstens für das sogenannte Verfassungsreferendum nachweisen zu können. Diese wichtigste Function der directen Volksgesetzgebung führt er auf die neuenglischen town-meetings zurück, ein Zusammenhang, den auch Borgeaud wohl erkannt hat. Die town-meetings waren communale Selbstregierungskörper kirchlichen Ursprungs und Charakters. Die puritanische Lehre von der dem Volke allein und unveräußerlich zustehenden Willensmacht empfing ihre Läuterung und Durchbildung von der Aufklärungsphilosophie, welche ihre Beweisgründe nicht mehr dem Worte der Schrift, sondern dem ungeschriebenen Codex der menschlichen Vernunft entnahm. Und so war, wie Borgeaud treffend sagt, in eben

dem Zeitpunkt, da die demokratischen Gemeinwesen Neu-Englands aus Glaubensgenossenschaften Staatswesen wurden, der puritanische Gedanke zur Theorie des contrat social herangereift. Mit dieser hat die französische Revolution eingesetzt, zuerst in gemäßigter Form, um dann in der Jacobinerverfassung ein Beispiel der angewandten Theorie zu geben, das heißt diese selbst ad absurdum zu führen. Die Thermidor-Katastrophe leitet hinüber zu der staatsrechtlichen Gegenbewegung, die ihren praktischen Ausdruck in der Directorialverfassung gefunden hat. Diese war mindestens in einem Punkt reiner Rousseau und ganz amerikanisch. Denn ein bei Rousseau vorgebildeter Gedanke hatte in Amerika früher Eingang gefunden als in Frankreich, und das war die Lehre von der Trennung der constituirenden und der constituirten Gewalten. In seiner Rede über den Entwurf der Directorialverfassung hat Sieyès, dieser Mann der politischen Aufgaben, wie ihn Laboulaye nennt, sich als Urheber jener Theorie bezeichnet, während Lafayette hier seinem alten Gegner ein Plagiat und den Constituants von 1791 eine Principwidrigkeit nachweisen konnte. Das Plagiat war an den Amerikanern begangen worden. Die Principwidrigkeit bestand darin, daß die französische Constitution vom 3./14. September 1791 im Gegensatz nicht bloß zu den Amerikanern, sondern auch zu manchen der Nationalversammlung vorgelegten Entwürfen eine Mischung der verfassungs- und der gesetzgebenden Thätigkeit sanctionirte. Beide Functionen waren schon in den ersten Anfängen der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung sorgfältig geschieden. Die Befugniß der englischen Krone, Chartres oder Constitutionen zu gewähren und abzuändern, wurde nämlich nicht auf die gesetzgebenden Körper übertragen, sondern von dem Volk der Einzelstaaten in Anspruch genommen. Die während der Revolution entstandenen Grundgesetze — jene von Massachusetts und New-Hampshire ausgenommen — sind zwar nicht aus directer Volksabstimmung hervorgegangen, wurden aber doch als Willensäußerungen des Volkes betrachtet, welches sie durch seine Legislaturen oder durch eigene Conventionen ins Leben rief. Diese Conventionen spielen als Hemmungs- und Controlorgane gegenüber der Legislativgewalt noch heute eine sehr erhebliche Rolle. Keine der geltenden Verfassungen ist in den Vereinigten Staaten auf dem Wege der ordentlichen Gesetzgebung zu Stande gekommen: alle sind aus sogenannten conventions hervorgegangen.

Ursprung und Vorbilder dieser Conventionen sind in England zu suchen. Im Punkt der revolutionären Technik haben sich die Colonien als gelehrige Nachahmer des Mutterlandes erwiesen, dessen Conventions von 1660 und 1689 dem Föderalconvent der Vereinigten Staaten und dann den gliedstaatlichen Verfassungsconventionen als Muster dienten. Auch hier erklärt sich manches aus der Reaction gegen die Vergangenheit. Unter dem frischen Eindruck der Erfahrungen, die man dem englischen Parlament zu danken hatte, entstand eine wahre Theorie des Argwohns, die sich ganz allgemein gegen die gesetzgebende Gewalt kehrte. Deßhalb wurden die Organe der letzteren, die Legislaturen, auf die Function der einfachen, ordentlichen Gesetzgebung beschränkt, während die Feststellung des Grundgesetzes dem Volke und dessen Conventionen verblieb. Das rechtliche Verhältniß dieser zu den gesetzgebenden Körpern ist schon wegen der geringen Zahl von Präcedenzfällen sehr bestritten. Mit Holst verwirft Hershey die Lehre, daß die Conventions nichts anderes seien als Comités der gesetzgebenden Körper, trotzdem ihre formelle Abhängigkeit von den letzteren außer allem Zweifel steht. Ebenso bekämpft er die Lehre von der Souveränetät dieser Versammlungen, trotzdem er sie als „eine Repräsentirung des souveränen Volkes" auffaßt. Für die formal-juristische Betrachtung liegt darin freilich kein irgendwie entscheidendes und unterscheidendes Merkmal. Denn auch der gesetzgebende Körper repräsentirt das souveräne Volk. Unter rein rechtlichem Gesichtspunkt erscheinen diese Conventionen als Sonderparlamente, deren Thätigkeit in gewissen formellen und materiellen Beziehungen durch einen Act der ordentlichen Legislaturen bedingt und gebunden ist. Wie weit diese Bindung reicht, ist eine Frage, die ihr Seitenstück findet an der Controverse des französischen Staatsrechts, ob der Nationalcongreß durch die übereinstimmenden Beschlüsse der beiden Kammern limitirt ist oder nicht. Es ist aber ein Gebot der wissenschaftlichen Selbsterkenntniß, zuzugeben, daß derlei Fragen niemals in Lehrbüchern und auf Kathedern ihre Lösung finden.

Das Conventionssystem hängt mit einem anderen Institut des nordamerikanischen Staatsrechts eng zusammen. Es bildet einen Anwendungsfall der directen Volksgesetzgebung. Wenn nämlich das Begehren nach einer Totalrevision der Verfassung sich erhebt, so wird die Vorfrage, ob überhaupt eine Convention zusammentreten soll, direct an das Volk gerichtet, welches nach einigen Verfassungen zu dieser Entscheidung innerhalb bestimmter Zeiträume berufen ist. Die Unveräußerlichkeit der Nationalsouveränetät tritt hier ins hellste Licht. Neben diesem sogenannten Conventionsreferendum kennt das amerikanische Verfassungsrecht noch vier andere Kategorien der directen Volksgesetzgebung; vor allem das Verfassungsreferendum, das, wie bereits erwähnt, nach Hershey auf die neuenglischen town meetings zurückgeht. (Vgl. Borgeaud S. 230.) Dieses System, nach welchem der Verfassungsentwurf dem Volke zur Genehmigung vorgelegt wird, findet seine Ergänzung in dem Amendementsreferendum, das nach dem in der Connecticutverfassung von 1816 gegebenen Muster in die meisten Staatenverfassungen übergegangen ist. Hienach ist die Abänderung und Erweiterung des Grundgesetzes an die Initiative der Legislatur geknüpft. Die betreffenden Amendements und Zusatzartikel müssen von zwei aufeinanderfolgenden Legislaturen beschlossen und vom Volke genehmigt werden. In einigen wenigen Staaten gehen die Anträge des gesetzgebenden Körpers sogleich an das souveräne Volk. Die Thatsache, daß die Staatenverfassungen heutzutage wesentlich aus der Willensmeinung dieses souveränen Volkes hervorgehen, bietet nicht nur politisches, sondern auch juristisches Interesse. Die Bedenken, welche in ersterer Hinsicht gegen das Umsichgreifen der directen Theilnahme des Volkes an der gesetzgebenden Thätigkeit geltend gemacht worden sind, vermag auch Hershey nicht ganz zu entkräften. In juristischer Beziehung hat dieser Proceß, welcher für den Willen des Mandatars in immer größerem Umfang jenen des Mandanten einsetzt, eine sehr lehrreiche Erscheinung zu Tage gefördert. Der materielle Unterschied zwischen Verfassung und Statut, Grundgesetz und Gesetz schlechthin verwischt sich mehr und mehr. Die heutigen amerikanischen Verfassungen sind zum größten Theil einfache Gesetze, qualificirt durch die Art ihres Zustandekommens. Sie enthalten z. B. Duellverbote, Bestimmungen über Fabrication und Verschleiß geistiger Getränke, Feststellung der Achtstundenarbeit für die Staatsbetriebe u. dgl. m. Dem Bestreben, Zuständigkeit und Wirksamkeit des gesetzgebenden Körpers möglichst einzuengen, dient auch die gleichfalls vom Mißtrauen gegen diesen hervorgerufene Tendenz, die Amendirung der Verfassungen überhaupt zu erleichtern. An die Stelle des Unterschiedes von Verfassung und Gesetz tritt nun die Unterscheidung von Gesetzen, die der Souverän, und solchen, die sein Agent geschaffen hat. Daß dieser formelle mit jenem materiellen Gegensatz nicht zusammenfällt, beweist das sogenannte Gesetzesrefe-

rendum. Für gewisse Kategorien von Gesetzen ist hie und da verfassungsgemäß die Entscheidung durch Plebiscit vorgeschrieben. Hershey spricht hier von einem Finanzreferendum, weil es sich meist um Gegenstände der Staats- und Finanzwirthschaft handelt. Auch hier ist eine immer steigende Tendenz im Sinne der Stärkung des populären Willensfactors wahrzunehmen, wenngleich sie sich in diesem Fall nicht so sehr gegen die gesetzgebende als gegen die Vollzugsgewalt richtet. Den Legislaturen ist diese Einschränkung ihres Wirkungskreises nicht einmal unwillkommen. Sie haben sich ihres Rechtes nicht selten freiwillig zu Gunsten der directen Volksgesetzgebung entäußert und so die Maxime: Delegata potestas non delegatur, durchbrochen. Für Theile und Bezirke eines Staates hat diese Maxime überhaupt nie gegolten. So konnte das local-option-Referendum zu seiner gegenwärtigen Bedeutung gelangen, die nicht unterschätzt werden darf, trotz der örtlichen und sachlichen Begrenztheit seines Anwendungsgebietes.

Die Entwicklung, welche Hershey's Buch vor Augen führt, erschließt, wie bereits angedeutet, dem Juristen und dem Politiker bedeutsame und interessante Gesichtspunkte. Der wissenschaftliche Erkenntnißkreis wird durch den Proceß, der sich gegenwärtig im nordamerikanischen Staatsleben abspielt, insofern erweitert, als zum erstenmal seit mehr als hundert Jahren der Uebergang von der repräsentativen zur reinen Demokratie in großem Stil versucht wird. Der Politiker mag diesen Versuch, man darf wohl vorläufig nur von einem solchen sprechen, nicht ohne Sorge betrachten. Er wird sich die Frage vorlegen, ob es denn auch in rebus publicis die Masse macht, ob nach aller Erfahrung die Qualität der Gesetzgebung im geraden Verhältniß steht zur Zahl der Gesetzgeber. Solche und ähnliche Bedenken, die gegen die Zurückdrängung der Legislative sprechen, glaubt Hershey überwinden zu können durch den Hinweis auf den gesunden politischen Instinct des amerikanischen Volkes. Vielleicht macht uns dieser Instinct noch einmal zu Zeugen eines Begriffsumschlags nach Hegel'scher Methode. Vielleicht kehrt sich der nationale Argwohn, dem der Reihe nach executive, richterliche und gesetzgebende Gewalt zum Angriffsobject gedient haben, noch einmal gegen das Volk selbst, und wir erleben das Schauspiel, wie eine mächtige und reife Nation ihr Heil neuerlich in jenem System sucht, dem Reactionäre und Radicale diesseit des großen Wassers mit gleichem Behagen das Grablied singen.

Haydée.

Fl. Die deutsche Lesewelt scheint über der Aufmerksamkeit, die sie den Werken der heimischen Literatur widmet und über dem größeren Interesse, das sie den Erzeugnissen westlicher, nördlicher und nordöstlicher Autoren zuwendet, beinah vergessen zu haben, daß auch in Italien, obgleich sich da vor Jahr und Tag Frau Sorge als ungebetener Gast am Herde niedergelassen, viele Menschenkinder geistige Werkstätten besitzen, in denen emsig, und häufig mit Erfolg, allerhand literarische Genüsse für das nimmersatte Lesepublicum bereitet werden. Von dramatischen Novitäten abgesehen, erhält man bei uns doch nur selten Kenntniß von dem, was die italienischen Verleger zu Tage fördern. Man hört davon nur, wenn ein bereits bekannter, von Kritikern längst als „hochbegabt" bezeichneter Autor wieder mit einer neuen Arbeit unter dem Arm das Forum der Oeffentlichkeit betritt. So z. B., wenn die feinsinnige Novellistin Mathilde Serao wieder eine Serie ihrer Arbeiten veröffentlicht, wenn der schreibselige Mantegazza in mehr oder minder interessanter Weise die Kunst einen Gatten zu wählen oder eine ähnliche lehrt, oder wenn Professor Lombroso mit ernst zusammengezogenen Brauen urbi et orbi zu erklären Gelegenheit sucht und findet, diese oder jene, uns gewöhnlichen Sterblichen sehr natürlich und menschlich erscheinende Thatsache oder Begebenheit lasse sich einzig und allein vom Standpunkt der Psychopathie richtig beurtheilen.

Unter solchen Umständen darf es nicht wundernehmen, daß ein jüngerer italienischer Autor, den Lesern hervorragender italienischer Zeitschriften und Zeitungen seit einigen Jahren wohlbekannt, außerhalb dieses Kreises kaum je genannt worden sein dürfte. Dieser Autor trug bisher die literarische Maske „Haydée" (bekanntlich eine Figur aus Byrons „Don Juan"), ist ein 24jähriges Fräulein aus Triest und führt im bürgerlichen Leben den Namen Ida Finzi. Ungeachtet ihrer Jugend ist Haydée bereits eine ältere Schriftstellerin mit ausgesprochener literarischer Physiognomie. Sie hat nämlich schon im Alter von fünfzehn Jahren einzelne ihrer Arbeiten in Zeitungen gedruckt gesehen, und seither entwickelte sich ihr von Anbeginn eigenartiges Wesen so regelmäßig und consequent, daß sie nun eine Individualität, ein literarischer Jemand ist. Wollte man, wie es üblich ist, diese Schriftstellerin classificiren, sie einer der literarischen Schulen zutheilen, so ginge dies nicht leicht. In ihren Erzählungen, Novelletten und Gedichten vereinigen sich Klarheit, Wahrheit und Dichtung zu allerliebster Wirkung und man weiß nicht recht, ob man ihre Eigenart gemäßigten Naturalismus, idealistischen Verismus oder modernen Idealismus nennen soll. Die den Erzählungen zu Grunde liegenden Fabeln machen den Eindruck, als wären sie der Chronik des Tages entnommen. Alles ist aus dem Leben gegriffen; die handelnden Personen sind naturwahr gezeichnet, und es dünkt uns, als wären wir jeder schon irgendwo begegnet. Aber über diese treue Reproduction des Alltagslebens breitet Haydée's lebhafte Phantasie einen poetischen Schimmer aus, der wie ein lichter Schleier die Dinge ein wenig verhüllt und verklärt. Landschaftsbilder zeichnet sie prächtig mit ein paar Federzügen. Leblosen, anscheinend uninteressanten Gegenständen haucht sie Leben, flößt sie Gedanken ein, und so fesselt uns denn ein Brief, ein Fächer, ein Regenschirm, den Haydée denken und sprechen läßt.

Von ihren Novelletten und Skizzen, die demnächst zu einem Bande vereinigt erscheinen werden, scheinen mir „In memoriam", „Zweierlei Heimweh", „Das Verbrechen des Chroniqueurs" und „Ein verirrter Brief" die besten. Die erstgenannte Skizze schildert in rührender Weise den kurzen Lebensgang eines Menschenkindes, eines Knäbleins, das schon im vierzehnten Lebensjahre vom Tod ereilt wird — ein düsteres Stimmungsbild. — In „Zweierlei Heimweh" ist die Hauptperson eine zierliche Japanesin, die während ihres Aufenthalts in Rom sich einem Italiener verlobt. Gegenseitige innige Liebe, das physische Heimweh zwingt die Japanesin, in ihre ferne Heimath zu ziehen, wo sie unter dem „Heimweh der Seele", der Sehnsucht nach dem Westen, nach ihrem Geliebten, seelisch schwer leidet, bis endlich ihr zarter Körper sachte hinstirbt — eine interessante psychologische Studie. — Einen eigenartigen Ausschnitt aus dem modernen Großstadtleben bietet die Skizze „Das Verbrechen des Chroniqueurs. Der Berichterstatter einer Zeitung erblickt im Theater eine hübsche, junge Dame, die Gattin eines subalternen Bankbeamten und nennt sie sodann in dem Berichte über die „reizenden und eleganten Damen", die an jenem Theaterabend anwesend gewesen. Und das wird zum Unheil für die junge Frau und ihren Mann. Der Eitelkeitsteufel nimmt nun Besitz von der Seele der Beamtenfrau; in Folge ihrer nun größeren Ansprüche an das Leben hat sie harte Kämpfe mit ihrem Manne zu bestehen; die bisher glückliche Ehe kehrt sich ins Gegentheil. Der Beamte wehrt sich nach Kräften gegen die bei seiner

Frau plötzlich erwachte Putzsucht und Lust an glanzvollem Leben. Doch er unterliegt; um ihren Forderungen zu genügen, vergreift er sich an den ihm anvertrauten Geldern der Bank und erschießt sich schließlich. — „Ein verirrter Brief“ behandelt folgendes Thema: Signorina Olga Verrieri bittet ihren Herzensfreund Enrico Mareni wegen ihres launenhaften Betragens brieflich um Entschuldigung. Das betreffende Briefchen geräth im Postkasten in die Falten einer Zeitung und muß nun auf Reisen gehen. Und das rosige Briefchen thut's so ungern, weil es weiß, daß es eine gute Kunde bringen soll. Natürlich entsteht zwischen den Liebenden eine Entfremdung. Enrico reist in die Fremde, um Linderung für seinen Seelenschmerz zu finden. Er läßt gar nichts von sich hören. Olga, tief verletzt, daß er sie vergessen, obgleich sie ihn ja in jenem Briefe um Entschuldigung gebeten, entschließt sich, dem Grafen Sarchi sich zu verloben. Davon erhält Enrico in der Fremde durch eine italienische Zeitung zufällig Kenntniß. Er eilt nach Hause, nach Italien; inzwischen ist aber Olga bereits Gräfin Sarchi geworden. Enrico tödtet sich, und jetzt erst erreicht das rosenfarbene Briefchen, das Enrico mit einer fünftägigen Verspätung von Station zu Station nachgeeilt war, den Adressaten. Aus dem reizenden rosigen Briefchen haben bei den Irrfahrten die Poststempel und sonstige amtliche Behandlung ein zerknittertes, graues, häßliches Ding gemacht.

Diese Inhaltsangabe kann nicht anders als dürftig sein und gibt daher kein treues Bild davon, mit welchem Geschick Haydée die Handlung führt und durchführt. Und alle diese Arbeiten sind in anmuthiger, gewinnender Sprache geschrieben — einfach, poetisch und vornehm. Ob aber Haydée's belletristische Werke in deutschen Leserkreisen so lebhaften Anklang finden werden, wie in Italien, ist fraglich. Denn ihre Geschichten klingen melancholisch aus und sind trotz oft sehr reichen Inhaltes kurzathmig. Unsre Leser aber, und gar unsre Leserinnen, ziehen zumeist Erzählungen mit erfreulichem Ausgang und liebevoller Kleinmalerei vor.

In noch jüngeren Jahren hat Haydée auch Kindergeschichten geschrieben, die in dem rührigen Verlag von Fratelli Treves in Mailand erschienen sind. Sie hat damit den richtigen Ton getroffen, den Ton, der in Erzählungen für die moderne Jugend angeschlagen werden muß. In unsrer Zeit, da es „keine Kinder mehr gibt“, darf die Literatur für unsre Jugend nichts Kindisches an sich haben, sondern Kindliches zwar, aber mit ernsterem Grund. Das hat die junge Triestinerin in ihren Kindergeschichten mit Erfolg durchgeführt.

Haydée war auch journalistisch thätig. Als siebzehnjähriges Mädchen erhielt sie von einer italienischen Zeitung die Mission, nach Paris zur Weltausstellung als Berichterstatterin zu gehen. Auch jetzt noch schreibt sie Aufsätze, die den Ereignissen des Tages gelten. Glücklicherweise thut sie es nur selten.

Ich wandte mich vor einiger Zeit an Haydée und bat um einige Mittheilungen über ihren Lebensgang. In ihrer Antwort heißt es u. a.: „ . . . Jetzt bin ich 24 Jahre alt; ich habe gedacht, habe gelitten; meine Augen sind vom Betrachten des Lebens schärfer geworden und es gelingt ihnen mitunter, den tiefen Sinn der Dinge zu erschauen. Ich bin aber durchaus nicht, was man eine poetische Natur nennt. Es bereitet mir Freude, Verse zu schreiben, aber es macht mir auch Freude, Zuckerwerk zu essen, oder es zu bereiten; ich finde einen schönen Roman interessant, aber ich halte es auch für nützlich, den Staub aus der Wohnung zu verjagen und Wäsche zu bessern. . . . Es ergötzt mich, von dem zu sprechen, was ich denke; ungern spreche ich aber von dem, was ich empfinde. . . . Mein Mitgefühl gilt dem heimlichen Schmerze, den tiefen stillen Leiden. . . . Ich hasse alles, was Convention ist. Und ich fahre fort nach Laune un po' di tutto zu schreiben — Verse, Prosa, Novellen, Artikel.“ Schon diese wenigen anspruchslosen Zeilen geben annähernd ein Bild von Haydée's Wesen, sie bekunden, ich möchte sagen, eine gesunde, intelligente Naivetät. Denselben Eindruck gewann ich, als ich mit Haydée ein Viertelstündchen zu plaudern Gelegenheit fand.

Haydée hat vor etwa $1^1/_2$ Jahren mit ihrer Erzählung „Quintetto“ im Concurse Vallardi vom lombardischen Institut für Wissenschaft, Literatur und Kunst den ersten Preis erhalten, und kürzlich brachte ihr bei einem Preisausschreiben der Zeitschrift „Roma Letteraria“ die Novelle „Il ritorno“ wieder den ersten Preis ein.

Mittheilungen und Nachrichten.

—r. Karte der Verkehrs-Anstalten von Bayern, zugleich Straßen- und Ort-Entfernungs-Karte. Unter amtlicher Leitung bearbeitet und ausgeführt in der k. bayer. priv. Kunstanstalt von Piloty u. Löhle in München. Gezeichnet und gravirt von Thomas Huber. Maßstab = 1 : $^1/_3$ Million, d. i. 1 Kilometer durch 3 Millimeter dargestellt. — Diese vortrefflich hergestellte Karte, in vier Blättern geliefert, ergibt zusammengestellt ein Tableau von 1.56 m Breite und 1.30 m Höhe und erstreckt sich auf 7⁰—14⁰ östl. Länge von Greenwich und von 47⁰ 14′—15⁰ 30′ nördl. Breite. Die Projection der Karte ist kegelförmig. Um einen Begriff von der Ausdehnung der dargestellten Kegelzone zu geben, führen wir einige Orte, Flüsse und Seen an, welche auf der Kartengrenze liegen. Im Westen: die Mosel von Koblenz bis Bernkastel, St. Ingbert i. d. Pfalz, die Bahn von Straßburg über Colmar nach Mülhausen; im Süden: Moutier, Hallwyler und Züricher See, Innsbruck, Zeller See; im Osten: Radstadt, Hallstädter See, Traun-See, Strakonitz a. d. Wattawa, Rakonitz; im Norden: Brüx, Plauen, Fulda, Andernach. Hierdurch haben wir gezeigt, in welcher Ausdehnung die Nachbarländer mit in den Bereich der Karte gezogen sind. In gut gewählten Farbtönen sind die Landesgrenzen hervorgehoben; zudem sind Kreisgrenze, Bezirksamts- und Burgfriedensgrenze der unmittelbaren Städte in Bayern, Oberamtsgrenze in Württemberg und Amtsbezirksgrenze in Baden, Amtsgerichtsgrenze in Bayern durch besondere Signaturen unterschieden. Zweckentsprechend sind dann die Signaturen gewählt: für unmittelbare Städte bis herab zum Weiler und der Einöde; für zwei- und eingleisige, für Secundär-, Local- und Privat-Eisenbahnen; für Dampfstraßenbahnen; für Staats-, Districts- und Gemeinde-Straßen; — dann in rothem Druck: Oberpostamt, Postamt, Postverwaltung, Expedition, Ablage, Poststall, Telegraphen- und Telephon-Stationen, sowie für Post- und Botenpostverbindungen; wo Post- und Bahnamt 2c. 2c. vereinigt sind, zeigen rothe Marken die Stelle an der schwarz gezeichneten Strecke an; auch im Bau begriffene Bahnen sind berücksichtigt. Canalamt und Canalstation zeigen deutliche Schiffsanker an. Was uns in hohem Grade befriedigt, das ist die gut gewählte Schrift: mit der Benennung der Städte von über 50,000 Einwohnern beginnend, bis herab zu den kleinsten Dörfern, so zwar, daß diese Beschreibung einmal die kartographische Darstellung ganz durchsichtig läßt und zweitens die exacte Gravur in Kupfer auch die kleinste Schrift deutlich leserlich gibt. Die Entfernungen sind von Ort zu Ort in Kilometern, und zwar bei den Straßen in schwarzen Zahlen, bei den Eisenbahnen in blauen Zahlen angegeben. Die Wasserläufe haben blaue Behandlung und Beschreibung, die Seen sind dazu noch fein in Blau schraffirt. — Nach dem beigegebenen Prospect gibt die Karte circa 15,000 Orte. In Bayern sind 8020, in Württemberg 1811 und in Baden 1578 Gemeindenamen aufgeführt. Die Herausgeber würden sich ein besonderes Verdienst erwerben, wenn dieselben noch ein Ortsverzeichniß nachliefern würden, wie ein solches — ca. 8000 Ortsnamen enthaltend — der allerdings nur im Maßstabe von 1:600,000 ausgeführten „Verkehrskarte des Königreichs Bayern“ von Dr. W. Koch und C. Opitz, die einen Theil des „Verkehrs-Atlas von Europa“ bildet, beigegeben ist. — Indem wir die neue „Karte der Verkehrsanstalten von Bayern“ (mit Württemberg und Baden) dem Publicum empfehlen, sehen wir dieselbe zugleich als ein wahres Bedürfniß für höhere Lehranstalten und für amtliche und private Directionen an; sie darf in die Classe der besten Belehrungs- und

Bildungsmittel eingereiht werden. Der Preis der unaufgezogenen Karte ist 10 Mark.

-e- Als selbständiges Büchlein ist Renans ursprünglich nur für Freunde gedrucktes Manuscript „Ma soeur Henriette“ bei Lévy erschienen. Veröffentlicht war das Erinnerungsblatt indessen schon längst und im ausgiebigsten Maße: vor einem Jahrzehnt brachte der „Figaro“ in einer seiner literarischen Sonntagsbeilagen den vollen Wortlaut des (dazumal vom Referenten für das „Deutsche Montagsblatt“ vollinhaltlich verdeutschten) Textes. Von Renans Biographen hat denn auch jeder das schön geschriebene und schön empfundene Erinnerungsblatt ausgiebig benutzt. Zu vergleichen wäre das intime Bekenntniß am ehesten mit David Strauß' für seine Kinder geschriebenem Aufsatze „Zum Andenken an meine gute Mutter“. Weiblicher Einfluß kam gleicherweise, wenn auch mit verschiedener Wirkung bei dem deutschen, wie bei dem bretonischen Kritiker der Evangelien zur Geltung. Schlichter als Renan ist Strauß in seinen Familiengeschichten, nach unserm Geschmack echter, weniger empfindsam, weniger selbstgefällig.

* Wie aus Ems telegraphirt worden ist, starb dort am 29. Juli der französirte Deutschjude Joseph Derenbourg (ursprünglich Dernburg) Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres in Paris im nahezu vollendeten 84 Lebensjahre. Derenbourg war in Mainz geboren, studirte in Gießen und Bonn Orientalia, ging 1839 nach Paris und gründete dort eine Lehranstalt für jüdische Knaben. Seine gelehrten Forschungen verschafften ihm 1871 den Sitz im Institut; 1876 ward ihm an der École des hautes études ein Lehrstuhl für Talmud und spätere jüdische Wissenschaft überwiesen. Für sein Hauptwerk gilt der Essai sur l'histoire et la géographie de la Palestine. Später dehnte er seinen semitischen Gesichtskreis weiter aus und lieferte zur arabischen Literaturkunde schätzbare Abhandlungen und Ausgaben; selbst das Phönikische ließ er nicht unberührt. Auch die in Deutschland erscheinenden jüdischen Zeitschriften ehrten in ihm einen namhaften Mitarbeiter.

* Wie ein römischer Correspondent der „Post“ erzählt, will der jetzige italienische Unterrichtsminister Bacelli, ein Römer oder wenigstens „Latiner“ von Geburt, seine Amtsführung durch besondere Fürsorge für die Hauptstadt auszeichnen. So hat er jetzt den Anstoß gegeben, daß ein langgehegter Plan endlich zur Ausführung kommt: der Durchbruch der breiten Via Serpenti über die Via Cavour durch den Esquilinischen Hügel nach dem Colosseum hin. Hierdurch soll eine directe Verbindung von der modernen Hauptstraße, der Via Nazionale, zu der mächtigen Ruine geschaffen werden, die jetzt nur durch kleine Seitenstraßen erreichbar ist. Die Arbeit geht freilich nur langsam vorwärts; es ist hier wie fast überall in Rom der Fall, daß man nach wenigen Spatenstichen auf alterthümliche Reste stößt, die zwar vielleicht nicht von großem Belang sind, aber doch von der zuständigen Behörde geprüft werden müssen. Sodann ist auch das Unternehmen im Verhältniß zu den knappen Mitteln der Stadt wirklich groß und luxuriös. Um eine bequeme, grade durchlaufende Fahrstraße zu gewinnen, muß ein Einschnitt von beträchtlicher Tiefe durch den Hügel gemacht werden; zu beiden Seiten erhält er hohe Wände von geglätteten Kalksteinquadern; zwei Ueberbrückungen für Querstraßen werden angelegt. Künftig wird man fast wie durch einen Tunnel, aber auf breiter, bequemer Straße nach dem Colosseum fahren und am Ausgang des Engpasses schon von weitem lange Zeit die gethürmten Bogen des Riesenbaues erblicken. Ein entschiedener Gewinn ist, daß nun auch das unterste Stockwerk der Umfassungsmauer des Amphitheaters völlig freigelegt ist, daß wir sehen, wie die mächtigen Bogenpfeiler sich von dem Niveau der antiken Straße abheben und dadurch die Wirkung des ganzen Bauwerks an dieser Seite sich noch erhöht. Zwischen der antiken und der neu anzulegenden Straße hat man Reste eines antiken Nymphäums gefunden, dessen Bauart manches Eigenthümliche zeigt und schon eingehend untersucht worden ist, das aber wohl nicht erhalten bleiben wird. — Als Gegensatz zu diesen unterirdischen Arbeiten kann man in Rom jetzt auch sehen, wie ein antikes Monument hoch in den Lüften erforscht wird. Und zwar ist dies der Initiative deutscher Gelehrter und der Freigebigkeit unsres Kaisers zu danken. Das Monument ist die Ruhmessäule des Kaisers Marc Aurel, welche auf der nach ihr benannten Piazza Colonna steht. Eine Nachahmung der Trajanssäule zwischen dem Capitol und dem Quirinal, ist sie wie jene von spiralförmig aufsteigenden Reliefs bedeckt, welche die Kriegsthaten des Kaisers verherrlichen. Aber während die Reliefs der Trajanssäule schon längst in Stichen und Abgüssen reproducirt sind, hat man sich bisher mit den anderen noch niemals eingehender beschäftigt. Eine besondere Ursache, gerade deutschen Gelehrten diese Arbeit werthvoll erscheinen zu lassen, lag darin, daß Kämpfe zwischen Römern und germanischen Stämmen hier im Stein aufbewahrt sind, während die Trajanssäule uns Dacier vorführt. Bei der realistischen Darstellungsweise war anzunehmen, daß interessante Ergebnisse für die Eigenthümlichkeiten des Körpertypus, der Bewaffnung und anderen Ausrüstung der germanischen Stämme zu gewinnen seien, und so durfte das deutsche Archäologische Institut die Aufmerksamkeit des Kaisers mit Recht auf diese Säule als ein Monument von nationalem Interesse lenken. Gegenwärtig sind die Arbeiten in vollem Gang, welche von dem Leiter des Instituts, Prof. Petersen, und dem Professor Domaszewski aus Heidelberg, einem speciellen Kenner des römischen Heerwesens, ausgeführt werden. Eine schwebende Plattform mit Ballustrade umgibt die Säule; durch Flaschenzüge kann sie aufgezogen oder herabgelassen werden, je nachdem welche Reihe von Reliefs man gerade betrachten will; in einem thurmartigen Gerüst führen Leitern aufwärts, auf denen man zu jeder beliebigen augenblicklichen Höhenlage der Plattform aufsteigen kann. Zum ersten Mal werden die Sculpturen nun einer genauen Besichtigung unterzogen; ausnahmlos werden sie photographirt und in einem Prachtwerke veröffentlicht werden; von einer Anzahl der Reliefs werden auch Abgüsse genommen, von welchen sowohl der deutschen als der italienischen Regierung Exemplare zufallen sollen. Das originellste unter den Reliefs ist jedenfalls jenes, welches den Regengott darstellt, wie er mit weit ausgebreiteten Armen nicht Tropfen, sondern dichte Wassersträhnen auf die Krieger niederfallen läßt, welche ihre Schilde diesem überreichen Himmelssegen entgegenhalten. In Rom werden diese Abgüsse jedenfalls in einem der neuen Museen Platz finden.

* Bei Coban im Innern von Guatemala sind, wie Dr. P. Schellhas in dem „Internationalen Archiv für Ethnographie“ berichtet, auf der Kaffeeplantage eines Hamburger Kaufmanns eine Reihe von alten Thongefäßen mit Darstellungen mythologischen Charakters ausgegraben worden, welche als Ueberreste der einheimischen vorcolumbischen Cultur von Interesse sind und einen Einblick in ein hochentwickeltes Geistesleben gewähren. Leider sind es nur Bruchstücke, da sämmtliche Gefäße beim Ausgraben zerbrachen; aber sie enthalten so reichliche figürliche Darstellungen, Ornamente und selbst Hieroglyphenzeichen, daß sie wichtiges Material zum Studium der alten Cultur Mittelamerika's liefern. Der Rand der Gefäße zeigt größtentheils geschmackvolle Verzierungen aus viereckigen Figuren; daneben finden sich Schriftzeichen, welche wahrscheinlich Tageshieroglyphen bedeuten. Die menschlichen Darstellungen zeigen in Körperbildung und Schmuck den Typus der Maya-Völker, d. h. der südlich von der Halbinsel Yukatan im Innern von Guatemala, Chiapas und theilweise Honduras wohnenden Stämmen. Der Kopf ist schmal, die Stirn tritt zurück; Kopf und Ohren, Hände und Beine weisen reichen Schmuck auf. Die am besten erhaltene Darstellung zeigt zwei menschliche und zwei thierische Gestalten; letztere stellen jedenfalls verkleidete Priester dar, die bei feierlichen Ceremonien die Maske der ihrer Gottheit geweihten Thiere anlegten. Auf anderen Gefäßen sind Opferscenen, eine Schlange in zahlreichen Windungen, Männer in reichem Schmucke abgebildet. Höchst merkwürdig ist die Darstellung eines eigenthümlich stilisirten Kopfes. Unten sieht man den Kiefer mit den Zähnen, darüber die Nase und das Auge; vom Ohr ist nur der obere Zipfel zu sehen, der untere Theil ist durch ein Schmuckstück verdeckt. Im allgemeinen bestätigen die Funde, daß der Sitz der eigentlichen Mayacultur, der höchsten Culturentwicklung der Neuen Welt überhaupt, nicht auf der Halbinsel Yukatan, sondern südlich davon im Innern zu suchen ist. Zu derselben Culturgruppe gehören die Dresdener Mayahandschrift, der codex Pevesianus und die Alterthümer von Palenque, welche alle einen gemeinsamen Typus und ganz auffallende Uebereinstimmung mit den Funden von Coban zeigen, während die Alterthümer von der Halbinsel Yukatan, besonders die Reliefdarstellungen der Tempel und Paläste einen anderen Charakter tragen, der mehr an die aztekischen Alterthümer erinnert.

* Vor einigen Wochen fanden, wie dem „Schwäbischen Mercur“ geschrieben wird, von Lindau aus durch mehrere Gelehrte der angrenzenden Länder Untersuchungen über das Thierleben im Bodensee statt. Die österreichische Regierung hatte einen kleinen Schraubendampfer zur Verfügung gestellt, auf dem mit einem Netz

in den verschiedensten Tiefen gefischt wurde. Die Fänge ergaben die Thatsache, daß in dem durch die Gebirgsflüsse arg getrübten Wasser das Leben schon bei dreißig Meter Tiefe unter dem Spiegel fast ganz aufhört in Folge von Lichtmangel, der weiter unten nur noch wenigen augen- und farblosen Organismen das Dasein ermöglicht. Interessant ist vor allem die nur ein Centimeter große, krebsartige Lepsodora wegen ihrer Durchsichtigkeit und enormen Menge, mit der sie als Hauptnahrung unsrer schmackhaften Felchen den Bodensee bevölkert.

* Die „Köln. Ztg." entnimmt einer Mittheilung der „Foaia diecesana", des officiellen Blattes des Bisthums von Caransebes in Süd-Ungarn, die Thatsache, daß es dem rumänischen Alterthumsforscher Adrian Diaconu gelungen ist, in den Ruinen des ehemaligen römischen Castrum „Bersovia" bei Bogsan, unweit Temesvar, untrügliche Originalbeweise dafür aufzufinden, daß die Römer, im besondern Angehörige der vierten Legion Flavia Felix, schon im 2. Jahrhundert n. Chr. die Buchdruckerkunst mit einzelnen Typen kannten und in Bersovia ausübten. Durch zwei Mitglieder der Akademie in Bukarest soll die Entdeckung des Hrn. Diaconu geprüft und für richtig befunden worden sein. Der Gebrauch beweglicher Buchstaben beim Unterricht im Alterthum ist durch Cicero bekanntlich klar bezeugt; durch den Fund von Bersovia wird ihre Anwendung vielleicht näher beleuchtet werden, und insofern ist derselbe jedenfalls von erheblicher Bedeutung. Wenn die Redaction der „Foaia diecesana" ihrem Bericht aber hinzufügt, die bisherige Ansicht der Deutschen, daß Joh. Gutenberg der Erfinder der Buchdruckerkunst gewesen wäre, scheine ebenso irrig gewesen zu sein als diejenige der Italiener, welche diese Erfindung dem Arzt Pamfilo Castaldi aus Feltre zuschrieben, so liegt darin eine lächerliche Verkennung des eigentlichen Wesens der mit Gutenbergs Namen verknüpften Kunst, nämlich den niedergeschriebenen Gedanken mittelst mechanisch durch Guß vervielfältigter beweglicher Metalltypen gesetzt wiederzugeben und diesen Satz in einer beliebigen Anzahl vollständig gleicher Abdrücke herzustellen.

* **Göttingen.** Nach der Universitätschronik von 1894/95 hat in diesem Zeitraum der Zuwachs an Büchern der hiesigen kgl. Universitätsbibliothek 6160 Bände und 7320 kleine Schriften betragen, also zusammen 13,480 Bände in 5799 Nummern des Zugangsverzeichnisses. Darunter sind 24 Bände und 33 kleine Schriften und Handschriften. Die Gesammtzahl der Bände wuchs damit auf 476,108 Buchbinderbände. In der Benutzung der Bibliothek hat sich am Orte eine starke Vermehrung, nach außen ein weiterer Rückgang gezeigt. Es wurden verliehen an Docenten der Universität 10,841 Bände, an Studirende 14,520 Bände, darunter am wenigsten an Mediciner, an Candidaten aller Facultäten 5868 Bände, an andere Benutzer 7601 Bände, zusammen 42,489 Bände. Im Lesesaale wurden 15,945 Tagesbesucher gezählt, im Durchschnitt also täglich 55; von ihnen benutzten 10,077 die Handbibliothek des Lesezimmers, an die übrigen wurden 32,758 Bände einmalig ausgegeben, im Durchschnitt täglich 112. Das Lesezimmer hat sich also wieder als eine schätzenswerthe Einrichtung erwiesen. Nach auswärts verliehen wurden 7352 Bände, gegen 8004 im Vorjahre, außerdem wurden 114 schriftliche Gesuche um wissenschaftliche Auskunft erledigt. Von fremden Bibliotheken erbat die hiesige 560 Werke und erhielt 292 Werke in 403 Bänden. Der Leihverkehr zwischen Göttingen und Berlin, sowie zwischen Göttingen und Marburg war höchst lebendig. Von Handschriften der hiesigen Bibliothek wurden 315 verliehen, davon 110 nach auswärts. Aus fremden Bibliotheken wurden 80 Handschriften und 57 Actenfascikel für hiesige Benutzer entliehen.

* **Breslau.** Dem Dr. Alfred Buchwald, Privatdocenten für Arzneimittellehre und Therapie, ist der Professortitel beigelegt worden.

* **London,** 27. Juli. Der internationale Geographen-Congreß wurde am Freitag Abend im Reichsinstitut durch den Herzog von York eröffnet. Die früheren Verhandlungen des Congresses fanden in Antwerpen (1871), Paris (1875), Venedig (1881), Paris (1889) und Bern (1891) statt. Die Delegirten versammelten sich um 9 Uhr in der East Conference Hall und wurden dort dem Herzog von York vorgestellt. Dann begaben sie sich in die Great Hall, wo bereits ein zahlreiches illustres Auditorium von Damen und Herren ihrer harrte. Hier fand der eigentliche Eröffnungsact statt. Der Herzog gab seiner Freude Ausdruck, im Namen der Königin und seines Vaters, des Prinzen von Wales, den Congreß begrüßen zu dürfen. England betrachte die zahlreiche Versammlung von Delegirten aller Länder als eine ihm erwiesene hohe Ehre. Den großen civilisatorischen Nutzen der geographischen Forschung erkenne alle Welt an. Die Bestrebungen dieses Congresses zählten ja zu einem Gebiete, das Allen in gleicher Weise nützlich und wichtig sei. Man werde keine Sorge scheuen, den Mitgliedern der Versammlung die Londoner Congreßtage so angenehm wie möglich zu gestalten. Die Delegirten dürften überzeugt sein, daß das Willkommen, das er ihnen biete, bei allen seinen Landsleuten ein freudiges Echo finde. Lebhafter Beifall folgte den herzlichen Begrüßungsworten. Mr. Markham gab Namens der englischen Fachgenossen ebenfalls der Freude über das zahlreiche Erscheinen der Delegirten Ausdruck, und der Präsident der New-Yorker Geographischen Gesellschaft, Richter Daly, schloß den Begrüßungsact mit einer lebhaften Danksagung für den liebenswürdigen Empfang. Für die Arbeiten des Congresses sind eine ganze Reihe großer Räume des Reichsinstituts und seiner Annexe zur Verfügung gestellt. Ueberaus reich beschickt ist die mit dem Congreß verbundene Ausstellung von Karten, Büchern, Photographien und wissenschaftlichen Instrumenten. Von den letzteren ist in der chinesischen Section eine vollständige Sammlung, die bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht, aufgestellt. Den Glanzpunkt bildet der „Mollineux-Globus", der 1592 hergestellt wurde. An den Wänden sind einige geographische Skizzen von wunderbarer Sauberkeit und Exactheit in der Ausführung angeheftet; sie rühren von keinem Geringeren als Leonardo da Vinci her, und der Katalog hat wohl Recht, wenn er hinzufügt, daß „kein kartographischer Kenner sie ohne Bewunderung betrachten wird". Der Erzbischof von Canterbury sandte einige der kostbarsten Stücke der geographischen Sammlungen der Lambeth Palace-Bibliothek, der Earl von Crawford und Balcarras überwies der Ausstellung die berühmte Karte, die nach Heinrich II. benannt ist. Ebenso hervorragend wie die historische Abtheilung ist auch die moderne beschickt. Da finden sich in der Galerie die Bildnisse berühmter Reisender und Geographen, die Portraits von Marco Polo (14. Jahrhundert) bis auf Emin Pascha. In der Abtheilung Photographien und bildliche Darstellungen fallen die Bilder aus Afrika und Neu-Guinea, die Wilhelm Kuhnert-Berlin ausgestellt hat, sehr vortheilhaft auf.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Mission in Japan.

In dem großen Kampfe, der sich vor kurzem im Osten Asiens abspielte, stand das gesammte gebildete Europa auf der Seite Japans. Man empfand mit Genugthuung, daß das anmaßliche Reich der Mitte von dem aufstrebenden Inselreich gedemüthigt wurde, und daß die Erfolge Japans zugleich den Beweis lieferten, wie verderblich das System der Abschließung gegen die Civilisation Europa's und wie vortheilhaft die Annahme der christlichen Cultur gewirkt hatte. Der Lehrer war stolz auf seinen Schüler. Die Truppen Japans waren von europäischen Officieren ausgebildet worden und die Siege Japans schienen zugleich Siege europäischer Taktik. Das Reich des Mikado aber empfand im Augenblick des Kampfes nichts von diesem Zusammenhang, das Nationalgefühl hob sich mit einem Male gewaltig und spiegelte sich vor, daß die Lehrjahre überwunden seien und Japan den europäischen Staaten nun ebenbürtig gegenübertreten könne. Die Partei, welche das Wort „Japan den Japanern!“ auf ihre Fahnen geschrieben, verstärkte sich in einem fast gefährlichen Grade. Ob der Handel unter der breiter werdenden Strömung, die sich gegen das Ausland richtet, leiden kann, wird die Zukunft lehren, gewiß aber wird der durch den siegreichen Krieg genährte Nationalstolz das Werk der christlichen Mission hemmen. Schon vor dem Kriege hatten die Prediger des Christenthums hier in dem hochentwickelten Heidenstaate eigenartige Schwierigkeiten zu überwinden, die weniger in dem Festhalten der heidnischen religiösen Vorstellungen, als in einer fast modern europäischen Abwendung von transscendentalen Fragen bestanden. Inwiefern der Krieg nach menschlicher Berechnung zu früh für Japan eintrat und dadurch die Aufnahmefähigkeit für das Christenthum verringert und die Widerstandsfähigkeit gegen dasselbe verstärkt hat, zeigt Hermann Dalton in seinem neuesten Buche: „Auf Missionspfaden in Japan“.[1])

Dieses Werk des ausgezeichneten Schriftstellers der Mission ist gegenwärtig von besonderem Interesse, da mit der Frage von der Annahme des Christenthums Japans Stellung zu Europa in Zusammenhang steht.

Wer sich mit der Geschichte Japans beschäftigt hat und die frühe, allseitige Verquickung von Religiösem und Staatlichem in diesem Lande kennt, wird die Uebersicht über die Religionsgeschichte, die Dalton in den ersten Abschnitten seines Werkes darbietet, hoch willkommen heißen. Daß der Verfasser nicht bloß aus einer sehr umfangreichen Literatur schöpft, sondern aus eigener Anschauung über den Cultus der Buddhisten und Shintoisten zu berichten vermag, gibt diesen Schilderungen besonderen Reiz und Werth. In einem schönen Wort faßt der Verfasser das Wesentliche der ältesten japanischen Religion, des Shintoismus, zusammen: „Der eigentliche religiöse Besitz der Shintoisten ist .... ein ungemein geringer. Mit der immer weiter sich aufthuenden Kluft zwischen Himmel und Erde ist je länger, je mehr vom Göttlichen dem Volke nur das geblieben, was bei der anhebenden Scheidung auf Erden, das heißt in Japan, bereits festen Fuß gefaßt und bei der anhebenden Sichtung und Ordnung durch den kaiserlichen Sonnensprößling seine alte Stellung bewahren konnte. Eine Reihe von örtlichen Naturgöttern vermischt mit Zügen des Ahnencultus.... Von einem Sittengesetz findet sich keine Spur, so wenig wie von einer Glaubenslehre. Die Romantiker unter den Shintoisten preisen diesen uns auffälligen Mangel. Nur ein der Unsittlichkeit fröhnendes Volk wie der Chinese bedürfe eines Gesetzes als Zaumwerk wider eine bereits eingerissene Uebertretung; das reine, naive, kindliche Volk der Japaner könne und dürfe sich unbehelligt von Satzungen ausleben, wie die Blume, wie der Vogel. Selbst die Forderung unbedingten Gehorsams gegen den Kaiser, den auf Erden wandelnden Sprößling der Sonnengöttin, in weiterer Folge oder auch Hand in Hand damit der ebenso unbedingte Gehorsam gegen Eltern und Ahnen, trat als ein unwillkürlicher Athemzug dieses Auslebens der innersten Natur, nicht als ein dieser Natur fremdes, aufgenöthigtes Sittengesetz in die Erscheinung. Was wir als gut oder böse bezeichnen, sind dem Shintoisten gleichgültige Unterschiede, wie ihm Himmel und Hölle nur wesenlose Namen sind.... Sünd- und Schuldbewußtsein sind bei solcher Vergleichgültigung kaum rege.“

Das Merkwürdige, daß dieses dürftige und verschwommene Gemisch von Naturreligion und Ahnencultus dennoch sich durch Jahrtausende erhalten hat, ist nur aus der engen Verquickung von Staat und Religion zu erklären. Japan erscheint seinen Bewohnern als das von den Göttern erwählte Reich; der Mikado ist nicht, wie in China der Kaiser, aus einer Dynastie hervorgegangen, deren menschlicher Ursprung allen bekannt ist, sondern der japanische Alleinherrscher stammt in ununterbrochener Reihenfolge von Zimino-Tenno, seinem göttlichen Ahnherrn ab, und dieser wieder von der Sonnengöttin. Für diesen göttlichen Ursprung besitzt der Mikado untrügliche Zeichen, Geschenke der Amaterasu, an deren Echtheit das Volk nicht zweifelt. So erscheint die Religion als nationale Eigenthümlichkeit des Staates. Von einem Conflict zwischen beiden kann keine Rede sein.

Daß nun aber doch in einem großen Theil des Volkes die Sehnsucht nach einer besseren, reineren Verbindung mit Gott nicht ganz erstickt war, zeigte sich in der Empfänglichkeit, mit der im Laufe der Zeit fremde Religionen im Lande aufgenommen wurden; zunächst die Lehre des Confucius, dann der ihm auf dem Fuße folgende Buddhismus um die Mitte des 6. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Nach etwa einem Jahrtausend gelang es dann den Jesuiten in gewandter Anlehnung an Aeußerlichkeiten des Buddhismus, Tausende von Seelen ihrem Katholicismus zu gewinnen. Wie gegen diese Vertreter des Christenthums sich

[1]) Auf Missionspfaden in Japan von Hermann Dalton. Bremen, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung 1895, XV u. 446 S.

unter Leitung des genialen Herrschers Iyeyasu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts eine nationale Partei erhob, wie dieser volksthümliche Held die alte shintoistische Religion in erneuertem Gewande wiederaufleben ließ, ist in Daltons Werk in ausführlicher Darstellung erörtert, wie denn diese historischen Abschnitte an Neuem und Anregendem außerordentlich reich sind.

Den Haupttheil des Buches nimmt indessen die Schilderung der gegenwärtigen Zustände in den japanischen Christengemeinden ein. Auch hier ist die geschichtliche Einleitung von hohem Interesse. Die Jahre 1860—1872 nennt der Verfasser die Zeit der Aussaat. Letztere Arbeit ist hauptsächlich von Amerika und England ausgegangen. Es folgte von 1873—1883 „das Jahrzehnt der beginnenden Ernte"; endlich bildet das letzte Jahrzehnt, wo die Staatsreligion aufgehoben wurde, einen Abschnitt, in dem unter Anwendung statistischer Daten von der Anzahl und dem Verhalten der evangelischen, römischen und griechischen Gemeinden gegenüber den Heiden und untereinander berichtet wird. Sehr beachtenswerth ist namentlich, was Dalton von der russischen Mission sagt, wie z. B. in den griechisch-orthodoxen Kirchen das Gebet für den russischen Zaren nie übergangen werden darf, wie die russischen Priester auch hier im fernen Japan durch die Kirche für die Macht und das Ansehen des Zaren und des russischen Reiches Propaganda zu machen suchen.

Unter den evangelischen Missionaren, die, wie schon oben bemerkt, meist aus Amerika und England gekommen sind, herrscht die positiv-gläubige Richtung vor. Seit dem Jahre 1885 hat nun auch die freisinnige Theologie das Missionswerk begonnen. Bekanntlich verhielten sich der Protestantenverein und seine liberalen Gesinnungsgenossen gegenüber der „pietistischen" Mission mehr kritisch abwehrend als fördernd, bis im Jahre 1876 von dem Schweizer Theologen Buß ein Buch erschien, in dem unter herber Kritik der bisherigen Missionsbestrebungen eine neue Form der Verkündigung des Christenthums in den heidnischen Ländern vorgeschlagen wurde. Zunächst sollte man die gebildetsten Völker des Heidenthums, Inder, Chinesen, Japaner, in Angriff nehmen. Mit den obersten Gesellschaftsschichten sollte man anfangen, ihnen ein „Christenthum Christi" predigen, das frei von hemmenden Dogmen sein sollte, um dann weiter in das Volk hinabzusteigen, also statt wie bisher seit den Tagen der Apostel von unten nach oben, von oben nach unten zu gehen. Erst 8 Jahre danach kam es zur Bildung des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins". Am 4. Juni 1884 trat die constituirende Versammlung in Weimar zusammen, und am 10. Sept. 1885 traf der Pfarrer Spinner als Sendbote des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" in Tokyo ein. Da Spinner der japanischen Sprache nicht mächtig war, konnte er nicht sofort an die Heiden heran. Der Plan war, zunächst eine „evangelisch-deutsche Gemeinde" in der Hauptstadt zu gründen. Es gelang; 60 Seelen, meist Deutsche, wurden gewonnen. Auch in Yokohama fand sich eine Gemeinde von 150 Deutschen und Schweizern zusammen. Der Unterhalt des Predigers wird von der Missionscasse des Missionsvereins bestritten, während die positiven Gemeinden, auch die japanischen sich selbst besteuern. Nach ein paar Jahren bekannte Spinner: „Auch für mich gab es einmal eine Zeit, da ich am Studientisch in der Heimat gemeint, daß eine Aenderung der Missionsmethode im Princip wünschenswerth wäre. Jetzt stehe ich nicht an, zu bekennen, daß ich nicht wüßte, in welcher Weise die Mission in Japan, speciell die protestantische, hätte weiser, zweckentsprechender arbeiten können. Ich hoffe, noch einmal Muße zu bekommen, meine Auffassung zu begründen." Uebrigens schien die Methode, zunächst unter den Gebildeten ein „dogmatisch unbefangenes Christenthum" zu predigen, großen Erfolg zu versprechen. Zu den Vorträgen und Gottesdiensten des tüchtigen Redners drängten sich Deutsche und Japaner, und es kam zur Bildung einer japanischen Gemeinde (1887) im Mittelpunkte der Stadt, und doch konnte sich Spinner nur durch einen Dolmetscher den Japanern verständlich machen. Durch diese Erfolge kühn gemacht, gründete er den Schulen und zum Theil großartigen höheren Lehranstalten der „Pietisten" gegenüber eine freisinnige theologische Schule, später Akademie genannt. Dann erschien eine Zeitschrift „Schinri" („Wahrheit"). In ihr wurden die Glaubenslehren der Positiven für veraltet erklärt und den Japanern alles, was die „kritische" freisinnige Theologie gegen den Glauben vorzubringen pflegt, aufgetischt. Was war nun das Ergebniß dieser Art von christlicher Mission? Die Gemeinden zu Tokyo und Yokohama sind stark zusammengeschmolzen, geschweige, daß sie Stützpunkte für die weitere Ausbreitung des Wortes Gottes geworden wären. Der Bau einer Kirche ist wohl geplant, aber nicht zu Stande gekommen. Der fünfte Jahresbericht des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" berichtet noch von 19 Arbeitskräften und von 17 Instituten in Japan. Heute sehen wir nur noch 2 von den 19 in Arbeit. Aehnlich steht es mit den Instituten. Dagegen besteht das Blatt „Schinri" noch und wirkt insofern hemmend auf die christliche Mission, als es das, was die älteren Missionsgesellschaften als Hauptinhalt des Christenthums gepredigt haben, als veraltet und als von der europäischen Wissenschaft längst aufgegeben in japanischer Sprache herabsetzt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Japaner, die auch im christlichen Europa die Wahrheiten des Christenthums von hervorragenden Gelehrten verleugnet sehen, an dem Werth des Christenthums zu zweifeln beginnen, zumal in den christlichen Ländern der Buddhismus Anhänger zu gewinnen unternimmt.

Der letzte Krieg hat das Bewußtsein der Japaner von der Höhe der eigenen Civilisation und eigenen Weisheit gegenüber dem von den Christen gepredigten Glauben gewaltig verstärkt. In der That ist an Stelle des lebhaften Fortschritts in der christlichen Mission eine Hemmung fühlbar und wird nach menschlicher Berechnung noch längere Zeit fühlbar bleiben.

Leider konnte an dieser Stelle nur kurz auf den reichen Inhalt des Dalton'schen Werkes aufmerksam gemacht werden. Wer das Buch selbst vornimmt, wird durch die lebhafte Schilderung und die reichen Belege in den im Anhang zusammengefaßten Anmerkungen auch eine hochgespannte Erwartung befriedigt finden.

Die Widmungsworte an Pastor D. Warneck und das damit in Zusammenhang stehende erste Capitel berichten, wie der Verfasser auf die Missionspfade, und namentlich die in Japan, gerieth: ein Abschnitt, der allen Freunden des Verfassers und seiner Sache willkommen sein wird.

J. Girgensohn.

Das „Ollanta"-Drama der peruanischen Literatur.

Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Spanier die neuentdeckte Welt betraten und dort Fuß faßten, fanden sie zahllose Sprachen und Dialekte vor, unter denen drei vorherrschend waren und sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, die Keshua-Sprache, das Aztekische und das Guarani. Die erstere war schon die Sprache der Inkas, der „Sonnenkinder", welche das heutige Peru und die später von ihm abgetrennten Länder Chile, Bolivia und Quito unter ihrem Scepter vereinigten. Sie war in diesem Ländercomplex die verbreitetste, wenn auch nicht die einzige Volkssprache. Alle

Volksstämme, welche von dem Herrschergeschlecht unterworfen wurden, mußten sich seiner Verwaltung fügen und seine Sprache annehmen. Die Söhne der Häuptlinge und Großen der eroberten Provinzen wurden als Geiseln in die Hauptstadt des Reichs, das heutige Cusco, gebracht. Dort wurden sie erzogen und unterrichtet, mit der Sprache bekannt gemacht und dann wieder in ihre Heimath entlassen, wo sie die gewonnene Cultur und die Sprache in den weitesten Kreisen zu verbreiten von der Regierung angewiesen waren. Davon, daß die Spanier bemüht gewesen wären, die Sprache zu unterdrücken oder durch ihre eifrigen Missionare ausrotten zu lassen, finden sich keine Spuren und noch weniger Beweise. Der Unterricht wurde jenen Zöglingen von einer besonderen Gelehrtenkaste, den „Amauten", ertheilt. Man könnte sie Schriftgelehrte nennen, wenn es damals eine Schrift gegeben hätte. Allein das Mittel, die Sprache durch Zeichen zu fixiren, waren bekanntlich nicht Buchstaben, sondern ein System von Knoten und Schnüren. Die Literatur beruhte auf mündlicher Ueberlieferung. Die Lieder und Gesänge, ja sogar dramatische Dichtungen wurden bei großen Festen, die man dem Sonnengotte zu Ehren veranstaltete, vorgetragen und zur Aufführung gebracht. Ueber jenes Knotensystem berichtet Dr. E. W. Middendorf (das Runa Simi oder die Keshua-Sprache, I, S. 7, Leipzig bei F. A. Brockhaus, 1890) also: „Das einzige Mittel, welches die Inkas in Anwendung brachten, um statistische oder historische Thatsachen aufzuzeichnen oder Botschaften zu senden, waren die sog. Quipus. Dies waren Knoten auf verschiedene Weise in gedrehten Schnüren von verschieden gefärbter Wolle geschlungen, welche in größerer oder geringerer Anzahl an einer dickeren Schnur, wie Fransen, befestigt waren." Gewiß ist, daß nirgends (man fand dies Knotensystem mehrfach, z. B. auch in China) die Kunst, Worte auf solche Weise darzustellen, so sorgfältig ausgebildet worden ist, wie bei den Inkas.

Erst in spanischer Zeit ward demnach das in der Keshua-Sprache gedichtete „Ollanta"-Drama aufgezeichnet, das einzige bedeutendere literarische Product dieser Sprache, welches wir kennen. Die Sage, aus welcher es entstanden, ist sehr alt und wird in verschiedenen Versionen erzählt. Die Hauptsache der Geschichte ist aber immer dieselbe. Ollanta ist der Heerführer des Inka, des Königs, dessen Name nicht genannt wird. Er hat sich durch Heldenmuth und hohe geistige Begabung emporgeschwungen und lebt am Hofe des Königs in Cusco. Seine Stellung als vornehmster Heerführer, dem der König sein volles Vertrauen und reiche Gunst schenkt, verblendet ihn. Er nähert sich der Tochter des Königs, nach Anderen einer der Sonnenjungfrauen, gewinnt ihre Liebe und verführt sie. Bald sieht er das Verhältniß entdeckt und flieht in seine Heimath, das Anti-Land. Um sich vor Verfolgungen des Königs zu schützen, verleitet er das Land zur Empörung und behauptet mehrere Jahre hindurch seine Unabhängigkeit im festen Schlosse zu Tambu. Endlich ersinnt einer der königlichen Vasallen, der Kriegshauptmann Rumi-Nahui, eine List, um des Abtrünnigen und Verführers der Prinzessin sich zu bemächtigen und ihn der Gewalt des Königs überantworten zu können. Er bringt sich selbst schwere Verwundungen bei und verabredet mit dem König, daß er sich in diesem Zustande in das Lager Ollanta's flüchten und dort um Hülfe bitten wolle, vorgebend, vom König in einem Wuthanfall wegen grundloser Anschuldigungen mißhandelt worden zu sein. Gelinge es ihm, den Ollanta günstig für sich zu stimmen und seinen Plan weiter zu verfolgen, so werde er dem König durch Quipus, jene Schnurschrift, Nachricht geben und Näheres mittheilen. Es gelingt ihm wirklich, sich in das Vertrauen Ollanta's einzuschmeicheln, so daß dieser die Oberleitung eines Theils seines Heeres und endlich den Oberbefehl über die Festung in seine Hand legt. Rumi benachrichtigt seinen König, daß an einem bestimmten Tage ein großes Trinkgelage von Ollanta werde veranstaltet werden und daß der König in der Nähe sein Heer in einen Hinterhalt legen solle. Dies geschieht. Ollanta's Heeresmacht, die sich in sorgloser Freude dem Trunk und jedem Vergnügen des Festes überlassen hatte, wird vom König überfallen und niedergemacht. Die Veste wird erobert. Aber vom Schicksal Ollanta's schweigt die Sage, ebenso von der etwaigen Belohnung, die der König dem Rumi-Nahui hätte zutheil werden lassen.

Die Sage wurde zum ersten Male 1835 gedruckt. Vorher existirte sie nur in verschiedenen Abschriften. Sie blieb lange Zeit unbeachtet, bis sie 1853 durch v. Tschudi, mehrjährigen Gesandten der Schweiz in Brasilien, in dessen Grammatik der Keshua-Sprache veröffentlicht wurde.[1])

Das Drama, aus dem wir mehrere bezeichnende Stellen wörtlich mittheilen werden, nimmt folgenden Verlauf. Ollanta tritt als Oberbefehlshaber des königlichen Heeres und Günstling seines Gebieters auf. Er sucht die Geliebte Kuillur und will ihr durch seinen Diener Botschaft senden. Dieser fürchtet sich, ihr Haus zu betreten, weil sie die Tochter des Königs sei, und verweist seinen Herrn an den eben auftretenden Oberpriester, der als Zauberer und allwissender Kenner der Herzen und Gedanken der Menschen gilt und dann auch zu Ollanta sagt:

„Am heutigen Tage gebe ich dir auf,
Zwischen Glück und Unglück zu wählen,
Leben oder Tod zu finden.
Dies biete ich dir jetzt zur Erwägung. —
Ich weiß alles
Verborgene, ich allein. —
Ich habe dich sehr lieb gehabt
Und bin auch jetzt bereit, dir beizustehen. —
Der König liebt dich.
Trotzdem ihn zu erzürnen
Trachtest du jetzt in deinem Herzen?
Seine Tochter willst du
Berücken, jene Kuillur?
Willst diese Cusi zu Falle bringen!
Thu das doch nicht!"

Ollanta aber beharrt bei seiner Liebe und ruft aus:

„Eher wird ein Felsen
Wasser ausschwitzen,
Wird die Erde Thränen weinen,
Als daß ich gleich einer Eule
Kuillur nicht mehr sehen sollte. —
So wisse denn ein für allemal:
Nur eines Fehltritts kannst du mich zeihen:
Ein langes Seil windet sich um mich,
Geschlungen, um mich zu erdrosseln.
Sei es darum! Aus goldenen Fäden
Ist es geflochten;
Cusi Kuillur ist bereits mein Weib.
Ich bin mit ihr verbunden,
Bin jetzt von ihrem Blute.
Auch weiß es ihre Mutter und billigt es.
Hilf du mir, unseren Inka zu überreden,
Steh' mir bei, leite mich an,
Damit er mir Kuillur gibt
Und meine Macht sich vergrößert."

Der Oberpriester warnt ihn und räth endlich:

„Geh' und rede mit unserem Inka. —
Ich aber, wo ich auch sein möge,
Werde deiner gedenken, selbst im Tode."

Die nächste Scene spielt im Hause der Königin. Kuillur klagt,

---

[1]) S. Middendorf a. a. O. III, S. 84.

„Daß der zärtlich geliebte Gatte
So viele Tage und Nächte
Bei all' meiner großen Jugend
Mich vergißt und verläßt!"

Die Königin sucht sie zu erheitern und läßt singende und tanzende Knaben und Mädchen herbeirufen. Auch der König erzeigt ihr — natürlich ohne von ihrer Liebe zu wissen — die größte väterliche Zärtlichkeit. Aber die Gesänge klingen trüb und verkünden in dunklen Worten Unheil.

Der König hat Botschaft erhalten, daß Feinde sich gegen ihn rüsten, er hat Ollanta und den „Befehlshaber des Oberlandes", Rumi Nahui, zu sich zur Berathung gerufen. Beide versichern ihm, daß sein Heer gerüstet sei und keinen Feind zu fürchten habe. Ollanta ergreift diese Gelegenheit, den König um eine geheime Unterredung zu bitten, und Rumi wird nach beendigter Berathung entlassen.

Ollanta ruft nun dem König die großen Verdienste, die er sich um das Reich erworben, ins Gedächtniß zurück und bittet um die Hand der Prinzessin. Sie wird ihm verweigert und er selbst mit den Worten entlassen:

„Ollanta, du bist ein Plebejer!
Bleib' also in deinem Stande.
Erinnere dich, was du gewesen bist,
Du erhebst deine Blicke zu hoch!"
Ollanta: „Tödte mich lieber sogleich!"
König: „Mir gebührt es, dies zu erwägen,
Nicht dir, zu wählen.
Sag' mir, bist du bei Sinnen?
Entferne dich schleunigst."

Ollanta brütet Rache und spricht seine Gedanken im nächstfolgenden Monologe aus. Er will im Anti-Lande eine Empörung im Volk und im Heer anstiften und, mit den schon nahenden Feinden sich verbündend, den König zwingen:

„O Cusco, schöne Stadt!
Von heute an in Zukunft
Werde ich ein Feind sein. —
Im Blute wirst du schlafen
Und zu meinen Füßen dein König."

Er sucht die Prinzessin — aber sie ist verschwunden; ihr Haus ist leer; er vermuthet, daß der König sie in seinem Palaste verbirgt, worauf er die Stadt verläßt, um seine Rachepläne auszuführen. Hiermit schließt der erste Act.

Der König hat die Flucht Ollanta's erfahren und befiehlt dem Oberbefehlshaber Rumi Nahui, ihm mit tausend Mann nachzusetzen. Da tritt ein Bote auf und bringt einen Quipu, jene Knotenschnur, als Schrift. Der König läßt sie von Rumi auflösen, welcher findet:

„Dies ist die Krone, schon mit den Fransen
Ist sie auf seinem Haupte befestigt.
Diese Körner bedeuten Männer,
Die sich alle an ihn angeschlossen haben."

Der Bote erzählt noch weiter, das Volk der Anti habe den Ollanta bereits als Herrscher anerkannt, worauf der König dem Rumi den Befehl ertheilt, aus seiner Provinz ein Heer von fünfzigtausend Mann zu sammeln und in Eilmärschen gegen den Rebellen nach Anti aufzubrechen.

Der Dichter führt uns nun in Ollanta's Lager nach Anti. Dieser hat durch falsche Vorspiegelungen das Volk gegen den König aufgehetzt, während es sein, Ollanta's, Wille sei, es zu beglücken und ruhigen und glücklichen Tagen entgegenzuführen. Er wird vom Volke als König (Inka) ausgerufen und mit den Insignien seiner Macht bekleidet. Das Volk jubelt:

„Unser Inka! Er lebe für immer!
Zieht die Königsfahne auf!
Deine Krone besetze
Sogleich mit den rothen Fransen!
Inka ist im Lager erstanden!"

Es wird der Kriegsplan gegen das heranziehende Heer des Königs entworfen. Das Volk solle sich in die Gebirge vertheilen, seine Pfeile vergiften und Steine loslösen, um die Feinde zu zerschmettern. Schon in der nächsten Scene tritt Rumi Nahui als Flüchtling auf. Sein Heer ist geschlagen. In einem Monologe beklagt er sein Schicksal und verwünscht Ollanta's List und Verrätherei:

„Mit welcher Miene werde ich mich heute
Meinem Inka vorstellen!
Dafür gibt es keine Arzenei,
Ich möchte irgendwo hinlaufen,
Am liebsten mich erdrosseln." —

Es sind inzwischen Jahre vergangen, und das Schauspiel setzt sich (immer noch im zweiten Act) im Hofe des Klosters der Sonnenjungfrauen fort. Die junge Ima Sumaj (wer sie ist, wird später klar) soll als Sonnenjungfrau eingekleidet werden und da sie sich hierzu nicht bereit finden läßt, soll sie wählen: entweder hochbeglückte und hochgeehrte Sonnenjungfrau, oder dienende Klostermagd ihr Leben lang. Aber sie scheut vor dem Klostergemäuer zurück. Ein düsterer Geist erschrecke sie fortwährend. Sie höre eine Frauenstimme jammern und weinen:

„O, wenn ich doch stürbe! so ruft es.
Ueberall sah ich hin
Und mein Haar sträubte sich
Zitternd; vor Furcht rief ich:
Wer du auch seiest, zeige dich!
Und von neuem schrie es:
O Sonne, befreie mich! —
Ich suchte hier und dort,
Doch ich fand Niemand."

Inzwischen ist der König gestorben. Sein jüngster Sohn hat den Thron bestiegen. Bei den Opfern des Festes verheißen alle Zeichen dem jungen König Glück und die Wiedervereinigung des abgefallenen Anti-Landes mit dem Reiche. Rumi Nahui beklagt von neuem seine damalige Niederlage:

„Gegen Steine bin ich zu Felde gezogen,
Mit ihnen habe ich gestritten
Und sie haben meine Leute besiegt."

Der junge König befiehlt ihm, seinen Ruf als Feldherr wieder herzustellen.

Wieder ist einige Zeit vergangen. Gleich in der nächsten Scene erscheint Rumi in der Nähe von Ollanta's Lager im Anti-Lande verwundet und blutend. Er sucht Hülfe und Rettung und wird von einem Vasallen zu Ollanta ins Lager geführt. Diesem erzählt er, daß er vom jungen König in blinder Wuth so mißhandelt worden sei:

„Ein neuer König ist in Cusco.
Der stürzt Alles
In schäumende Lachen frischen Blutes.
Schon hat er Alles niederhauen lassen
Und doch besänftigt sich sein Herz nicht."

Ollanta verspricht dem ehemaligen Freund und Kriegsgefährten Beistand. Er möge bei ihm bleiben. Am Tage der Sonnenwende werde ein großes Fest gefeiert, welches Allen zur Freude dienen solle. Rumi bittet, das Fest drei Tage dauern zu lassen, was ihm Ollanta bewilligt.

„So sei es. Drei Nächte lang
Wollen wir in Fröhlichkeit sitzen
Und das Lager laßt uns zuschließen."

Das ist das Ende des zweiten Actes.

Im dritten Act klärt sich zunächst das Geheimniß im Klosterhofe der Sonnenjungfrauen auf. Ima Sumaj, das zehnjährige Mädchen, läßt nicht nach, die Aufseherin zu drängen, ihr die klagende Stimme und ihren Aufenthaltsort zu enträthseln. Die Alte läßt sich endlich bereden.

„In diesem Garten ist ein Felsverließ,
Hier an diesem Orte wart' auf mich."
(Es ist bereits Nacht.)
Ima: „Alles Mögliche stellt sich
Mein Herz vor in Vermuthungen,
Sehen möcht' ich, wer da weint,
Wer in diesem Verließe schluchzt."

Es ist tiefe Nacht geworden. Die alte Aufseherin bringt einen Wasserkrug und Speisen, sie öffnet die Thür des Verließes. In dessen Innern liegt die Gefangene ohnmächtig. Die Aufseherin nennt sie die Prinzessin. Ima hält die Unglückliche für todt, aber die Aufseherin ruft sie herbei:

„Komm' näher, hilf mir,
Sie lebt noch, sieh', schau her,
Reich' mir das Wasser dort
Und drück' die Thüre zu."

Die Prinzessin erholt sich.

„Was hab' ich sehnlicher gewünscht
Seit so viel Jahren!
Ein Kind von draußen
Sehe ich zu mir hereinkommen."

Die Gefangene erzählt nun dem Kinde ihr Geschick:

„Schönes Kind, liebliche Frucht!
Ich bin ein Weib,
Eine blasse Blume in dieser Gruft,
Ich war vermählt
Mit einem, den ich liebte, wie meinen Augapfel.
Er aber, undankbar, vergaß mich.
Nicht wußte der Inka,
Daß ich mit ihm verbunden war.
Als dann Ollanta um mich anhielt,
Verbannte er ihn erzürnt.
Mir aber, als jener fort war,
Befahl er, hier mein Leben zu fristen."

Im weiteren Verlaufe des Gespräches fragt sie das Kind nach dessen Namen und als sie ihn erfährt, ruft sie aus:

„Mein Kind! o meine Taube,
Komm' an meine Brust,
Du bist mein einziges Glück,
Bist meine Tochter, komm', o komm'!
Ueberschwenglich sei meine Freude,
Diesen Namen gab ich dir."

Die Alte mahnt zur Vorsicht und Verschwiegenheit, sowie zum Aufbruch und Ima scheidet mit den Worten:

„Noch kurze Zeit erdulde
Dies grausame Gefängniß.
Ich werde dich befreien, ertrage
Noch für wenige Tage diesen Aufenthalt."

Die zweite Abtheilung des Actes spielt im Palast des Inka. Er erwartet mit dem Oberpriester Nachricht vom Kriegsschauplatz. Endlich bringt der Bote einen Quipu, den der Priester entziffert: Die Burg Ollanta's ist ausgebrannt, das Anti-Land ist wieder erobert. Der Bote erzählt weiter und ausführlicher den Hergang der Sache, wie es Rumi gelungen sei, bei einem großen Gelage, während die Feinde alle trunken gewesen, sie zu überfallen und mit Ollanta gefangen zu nehmen und in Fesseln zu schlagen, ohne Blut zu vergießen, weil es der König so befohlen. Jetzt aber müsse Blut fließen. Rumi tritt auf, verkündet nun selbst dem König seinen Sieg und verlangt den Tod aller Gefangenen. Der König scheint hiermit einverstanden und läßt Ollanta mit seinen beiden Unterfeldherren vor sich führen. Er verlangt vom Oberpriester, daß er die Todesart bestimme, und da dieser ablehnt:

„Mir hat ein mitleidig Herz
Der Sonnengott gegeben",

verlangt er es von Rumi. Die grausamste Todesart fordert dieser, aber mitten in die Vorbereitungen hinein fällt des Königs Gnadenwort:

„Löst die Banden!
Ihr seid frei!"

Der König ist der großen Verdienste Ollanta's eingedenk und schüttet das ganze Füllhorn seiner Huld und Gnade über ihn aus; er ernennt ihn zum Regenten von Anti und zu seinem Stellvertreter in der Regierung zu Cusco. Während dieser Verhandlungen hat der König ihm eröffnet, daß er aus seiner, des Königs, Hand ein Weib erhalten solle, mit dem er glücklich leben könne. Ollanta aber ist treu; er bekennt, daß er vermählt ist, nennt aber seine Gattin nicht, sondern entgegnet dem König, der sie kennen lernen will:

„Hier in Cusco verschwand
Diese meine geliebte Taube.
Nur einen Tag war sie mein Gemahl,
Am nächsten entflog sie.
Umher irrend habe ich sie gesucht
Und Alles durchforscht.
Es war, als habe die Erde sie verschlungen
Und mir geraubt. So bin ich allein."

Ollanta wird als Fürst und Vicekönig gekrönt und nimmt die Huldigung seiner Unterfeldherren entgegen. Da entsteht draußen Lärm und Geschrei. Ima ist herbeigestürmt; man will sie abweisen. Der König läßt sie aber eintreten und sie kniet weinend vor ihm nieder, den man ihr auf die Frage, wer hier der König sei, gezeigt hat. Sie erzählt das grausige Geschick ihrer Mutter. Ollanta erhält den Auftrag, alsbald dem Kinde zu folgen. Aber Ima fleht den König an, selbst zu kommen; den fremden Mann (Ollanta) kenne sie ja nicht. Der König und der Oberpriester folgen dem Mädchen, das sie in den Garten der Sonnenjungfrauen führt. Der Kerker wird auf Befehl des Königs von der Aufseherin geöffnet; er verlangt Aufklärung der Erbarmen erregenden Erscheinung der Prinzessin. Mama Kaka, die Vorsteherin des Klosters, kommt herbei und antwortet:

„Dein Vater hat es so befohlen, um sie
Für unerlaubte Liebe zu strafen."

Die Prinzessin erwacht aus ihrer Ohnmacht. Ima nennt den Namen ihrer Mutter Cusi Kuillur, den Ollanta zu wissen begehrt, denn er erkennt seine Frau nicht. Alles wird nun klar. Der König legt Beider Hände in einander zum ewigen Bunde und drückt Ima an sein Herz. Hiermit endet das Schauspiel.

Je fremdartiger uns diese naiv wirksame Dichtung anspricht, desto dringender wird man fragen, welcher Zeit denn eigentlich das merkwürdige Drama angehöre und wer sein Schöpfer sei?

Die gelehrte Welt hat beide Fragen mehrfach erörtert und verschieden beantwortet. v. Tschudi meint, die Dichtung stamme aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts; derselben Ansicht sind spanische Gelehrte. Andere meinen, Dr. Don Antonio Valdez, weiland Pfarrer von Sienani in Peru, gestorben 1816, sei der Dichter und habe sie etwa zu Anfang unsres Jahrhunderts verfaßt, gestützt auf eine bis auf unsre Zeit ununterbrochen fortgesetzte Ueberlieferung der Begebenheiten des Dramas. Wieder Andere betrachten das Drama als eine Zusammensetzung aus Stücken unbestritten alten Ursprungs. Valdez habe nichts gethan, als daß er sie geordnet und ihnen die jetzige Form gegeben habe. Wir unsrerseits halten die erste Ansicht für die allein richtige, weil ein Verfasser unsres Jahrhunderts dem vorliegenden Stoff gewiß auch die Färbung unsres Jahrhunderts gegeben haben würde, um ihn der Gegenwart genießbarer zu

machen, was nach allem, was wir freilich nur sehr stückweise mitgetheilt haben, nicht der Fall ist.

Vom Ollanta-Drama sind bis jetzt drei Texte veröffentlicht; man nimmt an, daß sie einer älteren, bis jetzt nicht aufgefundenen Handschrift entstammen. v. Tschudi hat seinen Text einer alten im Dominicanerkloster zu Cusco aufbewahrten Handschrift entnommen und 1853 veröffentlicht. Dieselbe wurde von einem Mönch des Klosters abgeschrieben und nach Europa geschickt. 1871 veröffentlichte der Engländer C. R. Markham einen zweiten Text; er versichert, ihn selbst von einem Exemplar abgeschrieben zu haben, welches sich im Besitz eines hochbetagten Pfarrers, eines Nachkommen der Inka, befunden habe. Der dritte Text erschien 1878 in Pacheco Zegarra's Werke über das Ollanta-Drama und stammt von einem Manuscripte her, welches er unter den Papieren eines Großonkels gefunden hatte. Das älteste Manuscript scheint das erstere zu sein; auf ihm beruhen auch die hier von uns gegebenen Mittheilungen in der Uebersetzung E. W. Middendorfs. Er hat sie, wie er ausdrücklich sagt, durchaus wortgetreu hergestellt, so daß immer mit sehr wenigen Ausnahmen eine Zeile den Inhalt der entsprechenden Zeile des Originals wiedergibt. Bis jetzt sind, außer der eben erwähnten, fünf Uebersetzungen veröffentlicht worden, zwei in spanischer, eine in englischer, eine in deutscher und eine in französischer Sprache. Middendorf hat sich mit vielem Eifer bemüht, das Original des von ihm benutzten Textes aufzufinden, und erzählt uns (S. 114 l. c.), daß er sich bei seinem Aufenthalt in Cusco in das Kloster von S. Domingo begeben habe, um Nachforschungen anzustellen. Der Prior habe ihn zwar sehr zuvorkommend empfangen, aber von einem „Ollanta-Drama" noch nie etwas gehört gehabt.

In verschiedenen Zeitschriften sind die Verdienste Middendorfs um die Erforschung der Sprachen Peru's des näheren erörtert, aber seine Verdienste um das Ollanta-Drama sind noch nicht besprochen worden. Wir verweisen deßhalb auf den ausschließlich dieser Dichtung gewidmeten 3. Band seines oben angeführten Werkes. Dort hat er in einer 156 Seiten umfassenden Einleitung, in welcher über alle auf das Inkareich und seine Verfassung, sowie auf das Ollanta-Drama bezüglichen Verhältnisse mit großer Umsicht und Gründlichkeit Licht verbreitet wird, dem Leser des Dramas dessen Verständniß in jeder Hinsicht erleichtert. Er belehrt uns über die Gründung des Inka-Staates, über Religion und Cultus der Inkas, über die religiösen Feste, über den Sonnentempel und die Sonnenjungfrauen, ihre Sitten, Gebräuche und Erziehung, wobei er uns das jedenfalls älteste Gedicht, welches uns von den poetischen Erzeugnissen der Inkas überliefert worden ist, in Original und Uebersetzung mittheilt. Es will uns scheinen, als läge in Geist und Form dieses Gedichtes ein Hinweis auf das hohe Alter des Ollanta-Dramas. Das kleine Stück lautet:

„Schöne Maid, dein
Eigener Bruder
Hat dein Krüglein
Dir zerschlagen
Und deßwegen
Donnert es und
Blitzt es.
Und du Mädchen
Gießest Wasser
Aus als Regen
Und zuweilen
Auch als Hagel
Und Schneeflocken.
Der Weltschöpfer
Weltbeseeler
Hat dich dazu
Hingesetzt,
Dir so befohlen."

Mittheilungen und Nachrichten.

S. **Die Intestaterbfolge nach Nürnberger Recht.** Für die Praxis bearbeitet von Justizrath Dr. Berolzheimer in Nürnberg. München. C. H. Beck. 1895. — Für die Güte des in handlichem Format erschienenen, mit ausgezeichnetem Inhaltsverzeichniß und Sachregister ausgestatteten Werkchens spricht der durch literarische Arbeiten hinreichend bekannte Name des Verfassers. Dieser verfolgt den Zweck, in der Darstellung seiner Materie die neuere Literatur, Gesetzgebung und Rechtsprechung zu verwerthen; dabei ist die Abhandlung interessant in Folge ihrer rechtsvergleichenden Betrachtungen und rechtshistorischen Excursionen, instructiv durch erläuternde Beispiele, die vermöge ihrer klaren, leichtverständlichen Darstellung auch dem nach Nürnberger Recht lebenden Nichtjuristen äußerst werthvoll erscheinen dürften. Das Ganze macht den Eindruck eines selbständigen geistigen Products, wenn auch selbstredend die gesetzlichen Bestimmungen aufs genaueste berücksichtigt sind. Wenn man nun bedenkt, daß mehr denn ein Jahrhundert verflossen ist, seitdem die letzte Monographie über die Intestaterbfolge nach Nürnberger Recht erschienen ist — am 23. Aug. 1787 von Dr. Johann Christian Siebenkees —, wenn man ferner erwägt, daß durch die Gesetzgebung sowohl, als auch durch die Rechtsprechung die Particularrechte verschiedene Modificationen erlitten haben, so ist es klar, daß diese neue Abhandlung einem stark empfundenen Bedürfnisse des Praktikers entgegengekommen ist und insbesondere von dem vielbeschäftigten als ein unentbehrliches Hülfsmittel betrachtet werden muß. Daß sie ihm ein zuverlässiges ist, dafür bietet die mit Gelehrsamkeit verbundene Gründlichkeit des Verfassers Garantie. Man könnte, da wir, so Gott will, noch in diesem Jahrhundert ein allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch erhalten sollen, leicht der Meinung sein, die Abhandlung komme zu spät: in dieser Beziehung gibt der Verfasser selbst in seinem Vorwort folgende interessante Antwort: „Abgesehen davon, daß das Verständniß des Gewordenen das Verständniß des Werdenden erleichtert, wird sich die Praxis der Natur der Sache nach mit den Familiengüter- und erbrechtlichen Bestimmungen des Nürnberger Rechts noch tief bis in das kommende Jahrhundert hinein selbst dann beschäftigen müssen, wenn das neue Gesetzbuch noch in diesem Jahrhundert bei uns zur Einführung gelangt." Dazu kommt noch, „daß der Güterstand einer zur Zeit des Inkrafttretens des Gesetzbuchs bestehenden Ehe nach Art. 119 des Einführungsgesetzes auch für die spätere Zeit sich nach den bisherigen Gesetzen bestimmt, was insbesondere (Satz 2 des Art. 119) von den erbrechtlichen Wirkungen des Güterstandes gilt. Man mag es also beklagen, man mag es bejubeln: auf unserm Gebiet bricht kaiserliches Recht noch lange nicht Stadtrecht".

* Im British Museum befindet sich ein Papyrus, der vor etwa zwei Jahren von Kenyon entdeckt und kürzlich von dem Berliner Philologen Diels herausgegeben worden ist. Die Neuentdeckung und Bearbeitung dieses Papyrus ist, wie die „Nat.-Ztg." bemerkt, für die medicinische Geschichtschreibung von höchster Bedeutung, da er zu neuen Hoffnungen für den Aufbau der bisher lückenhaften Geschichte der griechischen Medicin berechtigt. Wie Diels hervorhebt, wird sich auf Grund des neuentdeckten Papyrus, ohne daß die Größe eines Hippokrates und Anderer angetastet wird, die Ueberzeugung geltend machen, daß die rasche Blüthe der griechischen Medicin das Werk einer großen Zahl von Mitarbeitern war, die in emsiger, fleißiger Arbeit Material zutrugen, aus dem die Meister Dauerndes schufen, nicht aber, wie es ursprünglich schien, die Göttergabe einiger weniger Genies. Der Papyrus dürfte, wie Kenyon und Diels aus orthographischen Erwägungen schließen, aus der römischen Kaiserzeit, etwa dem Ende des 2. Jahrhunderts herrühren und sich in der Bibliothek eines Arztes befunden haben, worauf ein auf der Rückseite befindliches, fragmentarisch erhaltenes Recept hinweise. Ueber die Person des Verfassers herrscht vollständiges Dunkel; Buchstabenfragmente deuten auf Apollonius, deren es mehrere in der alexandrinischen Schule der Herophileer gab. Der Papyrus beginnt mit einer Einleitung, in der eine Erörterung einiger medicinischen Begriffe mit feiner Unterscheidung gegeben wird, die ein anschauliches Bild der damals herrschenden Iatrosophistik liefert. Hieran schließt sich ein doxographischer Theil, in dem, anknüpfend an verschiedene pathologische Fragen, namentlich über das Grundthema, das Wesen der Krankheit, die Ansichten einer Reihe von Aerzten der älteren Zeit mitgetheilt werden, worauf endlich im dritten Theile eine systematische Physiologie des menschlichen Körpers mit kritischer Berücksichtigung der alexandrinischen Hauptschulen gegeben wird. Der wichtigste Theil für die Geschichte der Medicin ist der zweite Abschnitt. Hier finden sich ausführliche Berichte über Autoren, von denen durch andere Quellen kaum Andeutungen überliefert sind; so z. B. ein Excerpt des Menekrates, der uns bloß als hochmüthiger, mit dem prahlerischen Namen Zeus geschmückter Charlatan durch Anekdoten bekannt war, während er im Papyrus als ernster Denker erscheint. Die

Ausstellung der Lehrmeinungen der hervorragendsten Vertreter der verschiedenen medicinischen Schulen in diesem Papyrus läßt uns auch die vielfachen Hindeutungen in den hippokratischen Büchern und die Worte des xenophontischen Sokrates „es existiren viele medicinische Werke" verstehen. Die bedeutendste Stelle im Papyrus ist jene, die von Hippokrates handelt; sie zeigt, wie unsicher bereits im Alterthum die Kritik über die Echtheit seiner Schriften war. Hier wird nämlich unter seinem Namen ein physiologisch-pathologisches System mitgetheilt, das die astrosophistische Annahme eines Lebensgeistes zur Grundlage hat, während am Schlusse der Stelle sich eine Bemerkung des Verfassers findet, welche die ganze Darstellung auf Aristoteles als Gewährsmann zurückführt und sie als falsch bezeichnet. Wie Prof. Diels am Schlusse seiner scharfsinnigen Bearbeitung bemerkt, werden die Schlüsse, die sich aus dem Studium dieser neuerschlossenen Quelle ableiten lassen, im Verein mit den Ergebnissen der Entdeckung altägyptischer Medicin und ihres Einflusses auf die griechische, zu einer vom Herkömmlichen abweichenden Auffassung der letzteren führen und diese besser als bisher als ein Glied der großen Entwicklungsreihe der Wissenschaft einfügen.

* Auf der jüngsten Wanderversammlung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur hat sich der bekannte Breslauer Chirurg Prof. Mikulicz in einem Vortrag über die Schilddrüse in ihrer Bedeutung für den gesunden und kranken Menschen vernehmen lassen. Dieses Organ, das seinen Sitz etwa in der Mitte des Halses hat, ist bis vor etwa 12 Jahren den Medicinern ein Räthsel gewesen. Sein Bau ist dem der übrigen Drüsen des Körpers sehr verwandt, die ein nachweisliches Secret liefern. Die in Rede stehende Drüse hat jedoch keinen Ausführungsgang; als weitere Eigenthümlichkeit weist sie einen eigenartigen Inhalt auf. Der Ansichten über die Bedeutung der Drüse im menschlichen Organismus hat es viele gegeben. Die naivste davon sieht in der Schilddrüse ein indifferentes Füllungsmittel des Halses. Fest steht, daß die Drüse die Kropfbildung veranlaßt. Die Entstehung des Kropfes, der auch endemisch, z. B. in den Karpathen und in Steiermark, vorkommt, ist bedingt durch eine bestimmte Beschaffenheit des Halses, auf die wiederum die geologische Beschaffenheit des Bodens nachgewiesenermaßen nicht ohne Einfluß ist. Den Ausgangspunkt für die Forschung nach der Entstehung des Kropfes hat die Chirurgie gegeben. Der Kropf kann verhängnißvoll werden, wenn er in der Tiefe des Halses sitzt. Athemnoth, Lungenentzündung ꝛc. sind seine Folgen. Die Chirurgie hat sich deßhalb mit der Frage beschäftigt, wie er zu entfernen sei. Erst seit ca. 20 Jahren hat man Operationen des Kropfes vorgenommen. Der Erfolg ist zunächst glänzend gewesen; allmählich aber stellten sich nach Entfernung der Schilddrüse höchst schwere Folgeerscheinungen ein. Ein Theil der Kranken begann an krampfartigen Zuständen zu leiden, sie verblühten und vergingen im Verlauf von einem bis drei Jahren sichtlich. Das Gesicht schwoll an, sie zeigten ein mattes Aussehen; das Leiden äußerte sich auch im seelischen Leben. Kurz, sie zeigten sich körperlich und geistig völlig degenerirt. Die Folge dieser Erkenntniß der durch die Entfernung der Schilddrüse hervorgebrachten Erscheinungen war das Verbot der chirurgischen vollständigen Herausnahme der Drüse; seit 12 Jahren entfernt kein Chirurg mehr die ganze Drüse. Viel schwieriger war die wissenschaftliche Beantwortung der Frage nach den Gründen derartiger Folgen der Operation. Da war es bedeutsam, zu beobachten, daß Fleischfresser eher nach der Entfernung der Drüse zu Grunde gingen als Pflanzenfresser. Besonders interessant waren die Versuche an Ziegen und Schafen. Man nahm einigen jungen Thieren die Schilddrüse heraus, während man sie anderen gleichaltrigen Thieren beließ. Der Unterschied im Wachsthum der verschieden behandelten Thiere war bedeutend. Die, denen die Drüse herausgenommen war, blieben völlig in ihrem Wachsthum zurück und zeigten einen noch blöderen Ausdruck, als sie ihn an sich haben, während die Thiere, denen die Drüse belassen worden war, zusehends zunahmen. Man suchte nunmehr nach Mitteln, den kranken Thieren zu helfen. Man versuchte zunächst ein Einsetzen von Schilddrüsen von gesunden Thieren; das hatte aber nur einen vorübergehenden Erfolg. Da kamen die Engländer dahin, Schilddrüsen roh verzehren zu lassen. Als man solche Drüsen in einnehmbarer Zubereitung auch denen zu essen gab, die mit Kropf behaftet waren, schwand dieser. Andrerseits hatte aber der Genuß von zu großen Mengen wiederum krankhafte Erscheinungen zur Folge. Die Schilddrüse enthält also eine Art Gift, das nur in der jedesmal entsprechenden Dosis verabreicht werden darf.

* **Bern.** Die hiesige altkatholisch-theologische Facultät, welche heuer ein 20jähriges Jubiläum erlebt, besteht gegenwärtig aus 4 Professoren und 5 Studenten.

* **Brüssel.** Die vor Jahresfrist neu errichtete Brüsseler Universität, die radicalen und socialistischen Bestrebungen huldigt, eröffnet nunmehr drei neue Facultäten: die naturwissenschaftliche, medicinische und polytechnische. Sie wird dadurch auf Grund des belgischen Gesetzes nunmehr berechtigt, Prüfungen vorzunehmen und akademische Würden zuzuerkennen.

* **London**, 27. Juli. Endlich ist der Ankauf des Hauses in Chelsea zu Stande gekommen, in welchem Carlyle 47 Jahre gelebt. Alle Zimmer, darunter das Obergemach, in dem er seinen Friedrich den Großen schrieb, zeigen genau die alte Einrichtung; dazu sind von dem Neffen des großen Schotten, Mr. Alexander Carlyle, eine Anzahl anderer persönlicher Reliquien des Oheims gestiftet worden.

* **Christiania.** Der Plan, eine sociologische Universitätsprofessur für Dr. Sigurd Ibsen jr. zu gründen, ist gescheitert. Obgleich der junge Gelehrte ausgesprochen auf dem Boden des norwegischen Separatismus steht, sein Vater Henrik Ibsen etwas gemäßigter deßgleichen und sein Schwiegervater Björnstjerne Björnson sogar ein erklärter Schwedenfeind ist, wurde doch von dem radicalen Großthings-Vicepräsidenten Ullmann im Finanzausschuß jener Posten zu Fall gebracht, vielleicht gerade weil er von den gemäßigten Elementen der Großthingsmehrheit beantragt war. Ein conservativer Vermittlungsantrag wollte dann 2400 Kr. für freie Universitätsvorlesungen des Dr. Sigurd Ibsen auf dem Gebiete der „Gesellschaftswissenschaft" eingestellt sehen, der Vorschlag passirte glücklich die Klippe des Finanzausschusses, wurde aber am 24. d. M. im Großthingsplenum mit 57 gegen 56 Stimmen abgelehnt.

* **St. Petersburg.** Der am 12. Juli a. St. hier verstorbene Staatsrath Pawel Iwanowitsch Ssawwaitow gehörte zu den bekanntesten russischen Archäologen. 1815 als Sohn eines Geistlichen zu Wologda geboren, besuchte er zuerst das geistliche Seminar von Wologda, dann die St. Petersburger geistliche Akademie, welche er 1837 mit dem Grade eines Magisters absolvirte. Gleich darauf wurde er Lehrer der Philosophie am Seminar seiner Vaterstadt, schon nach fünf Jahren aber als Professor der Patristik, Hl. Schrift und Hermeneutik an das St. Petersburger Seminar berufen. In St. Petersburg widmete er sich einer ausgebreiteten pädagogischen Thätigkeit: außer seiner Professur nahm er die Stelle eines Lehrers der russischen Sprache und Literatur am Paul-Cadettencorps, an der Commerzschule und an der Schule der Garde-Unterfähnriche ein. Gleichzeitig beschäftigte er sich wissenschaftlich mit der russischen Alterthumskunde. In den Jahren 1846 und 1853 wurde er zur Besichtigung der wichtigsten Bibliotheken in die Gouvernements Wologda, Jarosslaw, Kostroma und Wladimir abcommandirt, 1858 durchforschte er das Moskauer Hauptarchiv des Ministeriums des Auswärtigen. Außerdem unternahm er in dieser Zeit noch mehrere Forschungsreisen, sowohl aus eigenem Antriebe, als im Auftrage der Archäologischen Gesellschaft. 1858 ward er zum Mitgliede der Archäologischen Commission des Ministeriums der Volksaufklärung gewählt, und 10 Jahre später gab er seine Professur am Seminar auf, um sich vollständig seinen gelehrten Arbeiten widmen zu können. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er 1872 zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt und 1887, als er das 50jährige Jubiläum seiner gelehrten Thätigkeit feierte, ehrten ihn fast alle russischen und mehrere ausländische archäologische Gesellschaften durch die Wahl zum Ehrenmitgliede. Trotz seines hohen Alters war Ssawwaitow unausgesetzt wissenschaftlich thätig, bis ihn der Tod ereilte. Unter seinen vielen Werken werden seine Hermeneutik, seine slavonisch-griechische Parallelausgabe des Neuen Testaments, seine syrjanische Grammatik und sein syrjanisch-russisch und russisch-syrjanisches Wörterbuch besonders hervorgehoben. Für seine Wörterbücher erhielt er die Demidow-Prämie, für seine archäologischen Arbeiten die goldene Medaille der Archäologischen Gesellschaft.

* Aus **New-York** erhalten wir — leider verspätet — nachstehende Zuschrift von Prof. Dr. Anton Klette:

„Die Wiederkehr des Geburtstages von Kuno Fischer (23. Juli), zu dessen Jubelfeier sich im vorigen Jahre die civilisirte Welt vereinigte, mahnt daran, nicht nur seiner mit einem Worte zu gedenken, sondern auch Eduard Erdmanns, seines Lehrers und mitstrebenden Genossen, dessen 90. Geburtstag wir am heurigen 13. Juni, wenn er noch unter uns weilte, begangen haben würden, dessen am 12. Juni 1892 erfolgtes Hinscheiden aber, weil er dem

Brennpunkte des akademischen Lebens bereits früher entrückt war, kaum beachtet wurde.

Die Berührungspunkte zwischen Eduard Erdmann und Kuno Fischer sind sehr zahlreich. Auch Erdmann, der nahezu zwei Menschenalter eine Zierde der Universität Halle gewesen, war eine bedeutende Persönlichkeit; aber seine Stärke lag im Lehramt, und trotz seiner Verdienste um die Wissenschaft war ihm das Loos, gleichzeitig ein speculativer Gelehrter und ein akademischer Lehrer ersten Ranges zu sein, nicht beschieden; dieses so seltene Erbtheil war vielmehr seinem Schüler und jüngeren Genossen vorbehalten. Erdmann war mehr Philosophiegeschichtsprofessor als productiver Philosoph, und seine Schriften sind zum Theil schon bei seinen Lebzeiten als veraltet zu betrachten gewesen, wie nunmehr in unsern Tagen auch sein „Hegel", wiederum durch Kuno Fischer in dessen Fundamentalwerk, Band VII, überholt werden wird. Als Lehrer aber wurde Erdmann, was Gründlichkeit, positive Kenntnisse, fesselnde, ja hinreißende und pointenreiche Darstellung, sprühenden Geistreichthum, schlagenden Witz (wobei er die seltene Kunst verstand, selbst keine Miene seines ehernen Antlitzes zu verziehen), kurz, Glanz des Vortrages anlangt, unter allen seinen Specialcollegen von kaum Einem erreicht, von nur Einem, eben Kuno Fischer, fast übertroffen. Daher war seine Anziehungskraft, sein Einfluß auf die studirende Jugend aller Facultäten sehr groß und nachhaltig: eine Thatsache, für welche Schreiber dieser Zeilen sein eigenes Beispiel ins Feld führen kann, wenn dasselbe auch im allgemeinen für ihn nicht allzu rühmlich ausfällt. Es war im Jahre 1851/52, wo ich meine beiden Fuchs-Semester hindurch mich in Halle „Studirens halber" aufhielt und meine eigentlichen Fach-Gelehrten, die Philologen Bernhardy und Meier, für „absolut langweilig" erklärte, es aber fertig brachte, von Erdmanns Vorlesungen keine einzige unbelegt zu lassen und keine einzige Stunde zu schwänzen. Einmal allerdings, trotz der Beliebtheit Erdmanns, ereignete es sich bei sommerlicher Hitze in der Religionsphilosophie, daß wir Zuhörer nur zu Zweien vorhanden waren, und dieser Zweite war erst mit Erdmann zugleich in das Auditorium getreten, so daß ich schon befürchtet hatte, der verehrte Lehrer werde seine Zuhörerschaft mit „mein Herr" anreden müssen. Natürlich spricht Derartiges, was buchstäblich „den Besten" passiren kann, nicht gegen den Lehrer, aber auch die stellenweise schwänzenden Studenten sind deßhalb noch lange nicht die schlechtesten. Uebrigens hatte Erdmann diesen doch nun einmal nicht auszurottenden Untugenden der jungen Leute gegenüber (gegen welche, beiläufig bemerkt, hoffentlich auch die Regierungen niemals irgend welchen Zwang auszuüben versuchen werden), das Princip, in jedes ihm präsentirte Anmeldebuch ohne Unterschied und thatsächlich „ohne Ansehen der Person" sein stereotypes „Fleißig besucht" zu setzen, nie mehr und nie weniger; einmal soll er allerdings, damit der Regel die bestätigende Ausnahme nicht fehle, geschrieben haben: „Einen fleißigen Besuch bezeugt Erdmann".

Sich selbst als akademischen Lehrer fast noch übertreffen konnte man, wie Kuno Fischer, so auch Erdmann sehen und hören, wenn er vor einem gemischten Publicum populär-wissenschaftliche Vorträge hielt, und die Erdmann-Abende in der Berliner Sing-Akademie galten in den Kreisen der guten Gesellschaft, zumal bei den Damen, stets als eine Delicatesse. Diese Vorträge, welche, auch wenn man sie nicht gehört hat, zu lesen sich jederzeit aufs höchste verlohnt, sind ursprünglich einzeln gedruckt und später gesammelt als „Ernste Spiele" wiederholt herausgegeben worden.

Gleichfalls überall beliebt und geschätzt war Erdmann im Privat-Umgange. Ich selbst erinnere mich noch mit großem Vergnügen der Abende, welche ich vor jetzt 20 Jahren in Jena mit ihm und Otto Böhtlingk zusammen in des letzteren Wohnung und in der historischen „Lutherstube" des „Schwarzen Bären" zubringen durfte, wo man zugleich reichlich zu beobachten Gelegenheit hatte, daß die „beiden Russen" doch ganze Deutsche geblieben waren. Aber selbst noch in seinen allerletzten Jahren war Erdmann von einer ganz erstaunlichen Lebendigkeit und Frische, so daß seine Mit-Badegäste in Oeynhausen (wo er, seitdem er das Vorlesunghalten aufgesteckt hatte, des Sommers regelmäßig längere Zeit zu verweilen pflegte) immer ganz entzückt waren, wenn der alte, liebenswürdige Herr sich in ihrer Mitte wieder sehen ließ. Daher hätte auch Niemand geglaubt, daß er „so früh" das Zeitliche segnen werde.

Merkwürdig aber, welch krasse Unwissenheit noch heutzutage über die wichtigsten Vorgänge im Leben der berühmtesten deutschen Männer in den Köpfen — nicht etwa des „großen" Publicums, sondern — berufener (!) Vertreter der „siebenten Großmacht" bei einigen „großen" deutschen Zeitungen spukt. So ließ sich in einem ihrer jüngsten „Sonntagsblätter" die hier erscheinende „größte deutsche Zeitung der Welt" von der Berliner „Tante Voß" über „Angriffe auf die Lehrfreiheit" einen speciell auf Berlin bezüglichen fetten Bären aufbinden, dessen leckerster Bissen in folgenden Worten servirt wurde: „Wie Nauwerck, so wurde auch Bruno Bauer und später Kuno Fischer, der heutigen Excellenz die Erlaubniß zum Lesen entzogen." Natürlich weiß solchen Thorheiten gegenüber das Gros des gebildeten Lesepublicums sofort, daß in Wahrheit die Sache „ganz ebenso, nur umgekehrt" gewesen ist, daß nämlich der in Baden gemaßregelte Privatdocent Kuno Fischer die dort ihm entzogene „Erlaubniß zum Lesen" durch eine Cabinets-Ordre des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten für Preußen ertheilt bekam; allerdings über den Kopf des Cultusministers v. Raumer hinweg. Und dieser hochherzige Act des unglücklichen Königs büßt an Werth nichts durch die Thatsache ein, daß gleichzeitig die weimarische Regierung Kuno Fischers Bedeutung durch dessen Berufung in eine ordentliche Honorar-Professur in Jena anerkannt hatte."

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 30. Juli folgende Schriften eingegangen:

Robert v. Landmann: Die Gewerbe-Ordnung für das Deutsche Reich, erläutert und herausgegeben. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1895. — Fr. J. Neumann: Zur Gemeindesteuerreform in Deutschland; mit besdr. Beziehung auf sächsische Verhältnisse. Tübingen, H. Laupp 1895. — Dr. Otto Heyn: Die Erfolglosigkeit einer Hebung des Silberpreises als Mittel zur Heilung der Schäden des deutschen Erwerbslebens. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1895. — Eduard Goldbeck: Glänzendes Elend? Ein Wort der Abwehr an Hrn. Rudolf Krafft. Berlin, Fußinger 1895. — Albert Oesterreich: Die Geschichte des Urheberrechts in England. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1895. — Statistica giudiziaria civile e commerciale per l'anno 1893. Roma, tipografia nazionale 1895. — Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. VIII. Jahrbuch für 1891—94. Chemnitz, O. May (Comm.) 1895. — Akademische Revue; internationales Organ der Universitäten ꝛc. hggb. von der Centralstelle in München (Dr. Paul v. Salvisberg). I. Jahrg. 10. Heft. Juli. München, Academ. Verlag 1895. — J. J. Hoffmann: Volksthümliches aus Schapbach in Baden (Zur deutschen Volkskunde Nr. 3). Bonn, P. Hanstein 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Meringer, Rudolf, und Karl Mayer. Versprechen und Verlesen; eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart, G. J. Göschen. — Meyer, L. Lehrbuch der Graphologie. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

II.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas.
Juvenal.

Berlin, 25. Juli. — Das Erste, was wir im Fortgang unsrer „Briefe“ den Lesern schulden, ist die kirchenpolitische Chronik Deutschlands aus den letzten Monaten. Wir greifen, um den Anfang zu machen, etwas weiter hinaus und fassen die Ereignisse des letzten halben Jahres im Zusammenhang mit der ihnen vorausgehenden Entwicklung ins Auge.

A Jove principium. Wenn man von einer „kirchlichen Bewegung“ spricht, sollte zunächst und vor allem der Thätigkeit der Bischöfe gedacht werden. Sie waren, wie dies das Dogma und die Institutionen der Kirche bedingen, in alter und mittlerer Zeit die geborenen Vertreter derselben, ihr Einfluß war überwiegend. Selbst nachdem sie aufgehört hatten, Reichsfürsten zu sein, war ihr Ansehen noch lange Zeit ungebrochen. „Draußen im Land“ ist das auch heute noch vielfach der Fall. Das einfache, gläubige Volk, soweit es unberührt blieb von den Strömungen des Tages, hängt noch immer verehrungsvoll an seinen Oberhirten. Die sogenannte „katholische Bewegung“ aber ist über sie zur Tagesordnung geschritten. Die Auctorität der Bischöfe stand dem absolutistischen Ideal entgegen, sie mußte gebrochen werden und sie ist, kirchenrechtlich, zerbrochen; auf der großen Schaubühne unsrer heutigen Kirchenpolitik aber sind ganz andere Factoren aufgetreten, welche sich rasch die Herrschaft errungen haben und vor denen die bischöflichen Kanzleien längst zu zittern gelernt haben. Diese beiden neuen Factoren sind die parlamentarischen Vertretungen der sogenannten „katholischen Volkspartei“ und die ultramontane Presse. Beide viel bewunderte Einrichtungen, welche das ausgehende 19. Jahrhundert als berechtigte Eigenthümlichkeiten für sich in Anspruch nehmen darf, gebieten, seit sie auf den Plan getreten sind, mit wachsender Machtvollkommenheit. Ihnen gegenüber bedeutet der Episkopat politisch — bald auch kirchlich — gar nichts mehr. Der Franzose hat sich seit hundert Jahren gewöhnt, den Priester nur mehr zu gebrauchen an dem Tage, an dem er sich verheirathet, und an dem, an welchem er sich begraben läßt: unsre Ultramontanen bedürfen des Bischofs nur mehr, um ihre Versammlungen zu segnen und zu allem Ja zu sagen, was in den Comités und Redactionszimmern beschlossen wurde. Jede Diöcese hat ihre Nebenregierung, welche durch ihre Beziehungen nach oben wie nach unten das Regiment des Ordinarius lahm legt. Daß in diesem die von Gott und der Kirche bestallte Auctorität ruhe, daß die Angelegenheiten der Kirche von ihm und nicht von Nebenfiguren mit angemaßter Macht gelenkt werden sollten, daß ihm Ehrfurcht und Gehorsam in ganz anderem Maße als einem Fractionschef zu zollen ist — das sind Dinge, an die nur noch, wie gesagt, das arme Volk draußen, einige Geistliche von der alten Schule und so gänzlich verwitterte und außer Mode gekommene Leute wie der Schreiber dieser Zeilen glauben. Wehe dem Bischof, der sich einfallen ließe, mit dieser neuen Ordnung nicht einverstanden zu sein! Es würde ihm ergehen, wie dem Erzbischof Schreiber von Bamberg, dessen Palais „wohlgesinnte Elemente“ mit Koth bewarfen; oder wie dem Erzbischof v. Steichele in München, der mehr als einmal uns mit Thränen in den Augen von seinen angenehmen Beziehungen zu gewissen Führern der Patriotenpartei zu erzählen wußte; oder wie dem Cardinal-Fürstbischof Kopp, dem zur Zeit der Beilegung des Culturkampfes die ultramontanen Zeitungen eine ausgesuchte Anthologie von Ungezogenheiten widmeten und dem noch neulich, als eine (apokryphe) Aeußerung des Cardinals über die Stellung des Centrums zur Bismarck-Feier verbreitet wurde, ein süddeutsches Centrumsblatt das Compliment machte: „von einem solchen Menschen sei nichts Anderes oder nichts Besseres zu erwarten gewesen“.

Doch lassen wir das. Scienti ac volenti non fit injuria. Da die hochwürdigsten Herren Bischöfe es so gewollt haben, daß ihnen das Kraut über die Köpfe wachse, haben wir als bloße Zuschauer dieser Dinge im Grunde nichts dreinzureden. In gänzlich veralteten Anschauungen aufgewachsen, auch einem völlig überlebten Conservatismus ergeben, werden wir, wo es darauf ankommt und wo immer es geht, gegen die kirchliche Demagogie auf Seiten der Bischöfe stehen; über unsre Feder sollen sie sich nicht zu beklagen haben. Unterdessen aber werden wir unsre Aufmerksamkeit in erster Linie denjenigen Factoren zuzuwenden haben, denen die rühmliche Aufgabe zugefallen ist, auf dem kirchenpolitischen Theatrum Europaeum die erste Rolle zu spielen. In Deutschland sind das, ganz ohne Widerrede, Centrum und Presse; der Liebhaberrolle, welche die letztere mit so großem Erfolg übernommen hat, gedenken wir später einmal eine eingehende und gewissenhafte Betrachtung zu widmen: heute wollen wir uns mit den Schicksalen des Centrums beschäftigen, denen man schon seit geraumer Zeit, namentlich aber seit dem Ausgange des vorigen Jahres, nicht ohne aufrichtige Theilnahme des Mitleids folgen kann.

Selbst der ehrlichste Freund des Centrums wird nicht behaupten können, daß dasselbe seit dem Sturze Caprivi's viel Freude erlebt habe. Vom Standpunkte der parlamentarischen Technik ist die Stellung des Centrums zu den übrigen Parteien und zur Reichsregierung erst kürzlich in der Allg. Ztg. einer eindringlichen Studie unterworfen worden (1895, Hauptbl. Nr. 155, 156); wir kommen darauf nicht zurück und heben nur die beiden großen Actionen hervor, in welchen das Centrum eine augenscheinlich schwere, empfindliche Niederlage erlebt hat und trotz eines anscheinenden Sieges recht unglücklich gewesen ist.

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 148 vom 1. Juli d. J.
D. Herausg.

Die erste dieser Affairen war die Umsturzvorlage. Der schwächliche und unklare Entwurf, den uns die Caprivi'sche Geschäftsführung als letzte Erbschaft hinterlassen hatte, war von Anfang an unpopulär. In manchen Kreisen war man freilich der Ansicht, daß der Dreistigkeit der anarchistischen und socialdemokratischen Propaganda gegenüber etwas geschehen müsse. Aber gerade denen, welche der Königsberger Rede am entschiedensten Nachdruck zu verleihen gewillt waren, gab der Gesetzentwurf zu wenig; den Anderen gab er zu viel und endlich hatte Niemand eine rechte Freude daran. Das Centrum hatte eine prächtige Gelegenheit, sich als „Volkspartei" aufzuspielen; es brauchte das Odium der Vorlage nur den Cartellparteien, die sie verlangt oder im wesentlichen angenommen hatten, zu überlassen und die Unpopularität des Gesetzes auf die verhaßten Nationalliberalen abzuwerfen. Bei den nächsten Wahlen konnte es mit einem neuen Ruhmestitel und mit frischem Anspruch auf die Bewunderung aller politisch Unmündigen auftreten. Man sieht wirklich nicht, weßhalb es eine so schöne Gelegenheit versäumte und dieselbe gerade im Gegentheil benutzte, um sich in einem möglichst ungünstigen Lichte zu zeigen. Denn die Leistungen der Centrumsmitglieder in der Commission zeigten, daß einmal die Partei nicht gewillt sei, die Regierung im Kampfe gegen die Socialdemokratie und den Anarchismus wirksam zu unterstützen und daß zweitens auch dieser Anlaß benutzt werden sollte, nicht um der Noth des Vaterlandes in ehrlichem Zusammenwirken mit den Wohlgesinnten aller Richtungen abzuhelfen, sondern um die Adonisgärtchen der eigenen Fraction zu pflegen und die gefürchtetsten Gegner nicht der staatlichen Ordnung, wohl aber der ultramontanen Interessen zu treffen. Herr Rintelen, der diese Taktik inspirirte, hat jedenfalls nicht bei der Artillerie gedient; sonst hätte er gewußt, daß man seine Batterien auf solche Weise nicht demaskirt. Als Jurist hätte er sich sagen müssen, daß das Elaborat der Commission eine Serie von Ungeheuerlichkeiten war, die jeden Staatsanwalt und alle Richter in Verzweiflung setzen mußten und deren Erhebung zum Gesetz der unglaublichsten Rechtsunsicherheit und Willkür Thor und Thüre geöffnet haben würde. Politisch war es eine unglaubliche Kopflosigkeit, die Unterdrückung der Gewissensfreiheit als den eigentlichen Herzenswunsch der Partei zu verrathen. So etwas sagt man sich höchstens ins Ohr, man gibt es aber nicht schwarz auf weiß. Windthorst muß sich ob solcher Schnitzer seiner Epigonen im Grabe herumgedreht haben.

Nicht glücklicher war man bei dem zweiten Abenteuer. Der achtzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck gab dem Centrum Anlaß, seine alte Rancüne gegen den Urheber des Culturkampfes hervorzukehren und ihm eine Ehrung zu verweigern, welche der einfachste Anstand dem Reichstage auferlegte. Was der Graf Hompesch im Namen des Centrums vorbrachte, um die Weigerung des letzteren zu motiviren, klang fast kindisch; angemessener und verständiger drückte sich im Abgeordnetenhause der Frhr. v. Heereman aus, der jedenfalls noch die besseren Traditionen der Fraction vertritt und die verehrungswürdigste Persönlichkeit in derselben darstellt. Aber die Haltung des Centrums ist und bleibt in diesem Punkte darum nicht weniger ungerechtfertigt und unpolitisch. Die Zubilligung eines Glückwunsches an den früheren Reichskanzler schloß für Niemanden eine Approbation seiner gesammten Thätigkeit ein, und wenn irgend eine unverständige Stimme so etwas behauptet oder verlangt hätte, so konnte das Centrum seine Reserve in einer Erklärung niederlegen, welche ihm Niemand, nicht einmal der Einsiedler in Friedrichsruh, irgendwie verübelt hätte. Die absolute Weigerung der Ehrung zog dem Centrum den Unwillen der immensen Mehrheit der Nation zu; sie brachte es in eine Gesellschaft mit Elementen, mit denen es sich sonst öffentlich nicht gern zeigte und die darum nicht weniger bedenklich erscheinen, weil sie nun mit dem Centrum die zweifelhafte Ehre hatten, zum ersten Mal ins Präsidium des Reichstags Einzug zu halten. Die Wahl des Frhrn. v. Buol zum Präsidenten unsrer ersten parlamentarischen Körperschaft muß hohe Befriedigung in einem adligen Hause hervorgerufen haben, wo die Manen Savigny's und Harry's v. Arnim umhergehen; sie werden hoffentlich am 1. April sich zur definitiven Ruhe niedergelegt haben; denn an Bismarck sind sie nun „gerochen". Freilich, schon dieser erste April erwies sich als den gewohnten Schabernackspieler; denn man mußte sich fragen, weßhalb die Herren mit so viel Aufhebens gegen die Gratulation an Bismarck gestimmt hatten, da sie bei dem Festmahl des Tages doch mit dem Kaiser auf die Gesundheit des Vielgehaßten tranken. Hat ihnen dieser jedenfalls stark frappirte Champagner nichts geschadet, so würde ein Höflichkeitsgruß nach Friedrichsruh ihrer Ehre und ihrem Befinden auch nichts vergeben haben. Die Lacher haben die Herren diesmal nicht auf ihrer Seite gehabt.

Aber es kommt selten ein Unglück allein, und aller guten Dinge pflegen drei zu sein. So unschuldig das Centrum an der Affaire der Alexianer zu Mariaberg ist, fatal und unbequem muß sie ihm doch sein. Das Urtheil über den leidigen Fall hat sich hinlänglich geklärt. Mir scheint, daß folgende Punkte klar herausgestellt sind. Die Art, wie Hr. Mellage sein Geschäft betrieben hat, ist m. E. in hohem Grade widerwärtig, und wenn es wahr ist, daß er fortgesetzt den Rev. Forbes wie das Inventarstück einer Menagerie zu Gunsten seiner Wirthschaft aufzeigt, so ist das ein öffentlicher Unfug, dem von Rechtswegen möglichst bald ein Ende gemacht werden sollte. Daß Hr. Forbes ein normal gearteter und besonderer Sympathien würdiger Mensch sei, wird kaum Jemand mehr zu behaupten wagen. Dabei besteht die unleugbare Thatsache, daß die Pflege der Geisteskranken in Mariaberg weit entfernt war, den Anforderungen der psychiatrischen Wissenschaft und selbst denen der Humanität allweg entsprechend geregelt zu sein. Es ist allgemein anerkannt worden, was namentlich Virchow hervorgehoben hat, daß die Uebelstände und Mängel dieser Art ebenso in anderen öffentlichen oder Privatanstalten vorkommen können und thatsächlich auch vorgekommen sind. Prof. Grashey hat ferner sehr gut hervorgehoben, wie schwer den Geisteskranken gegenüber oft die Ausübung der Geduld ist und welch' medicinische Schulung es voraussetzt, die Unarten und Ausschreitungen derselben stets geduldig hinzunehmen. Es ist allezeit schwer gewesen und wird allezeit schwer sein, für dies furchtbare Geschäft die geeigneten Kräfte zu gewinnen und dem Wärterpersonal die Stimmung und ideale Richtung zu bewahren, welche zur Ausübung dieses Berufes nothwendig ist. Daß es den Alexianern in Mariaberg nicht geglückt ist, ist höchst beklagenswerth, kann aber weder das Institut an sich belasten noch Anlaß zu irgend einem Klostersturm geben. Es gibt aber wohl Anlaß zu bedauern, daß die erforderliche Ueberwachung von Seiten der Localregierung und von Seiten der geistlichen Behörde gemangelt hat. Die Regierung hat entschieden nicht, wie man erwarten mußte, dafür gesorgt, daß die ärztliche Ueberwachung der Anstalt in den Händen eines auf diesem Gebiete zuverlässigen, in seiner Gesinnung und Lebensstellung unabhängigen Arztes lag. An einer irgendwie nennenswerthen Ueberwachung seitens der kirchlichen Behörde scheint es gänzlich gefehlt zu haben. Hr. Spahn hat im preußischen Abgeordnetenhause das damit entschuldigt, daß man den Erzbischof fortgejagt und während der Sedisvacanz Revisionen nicht hätten stattfinden können. Der Hr. Vicepräsident des Reichstags sagt zuweilen ganz vernünftige und sachgemäße Dinge. Er sollte

seiner Reputation als aufsteigender Centrumsgröße den Gefallen thun, sich solche Scherze, wie bei der Verhandlung des Falles Mellage im Abgeordnetenhause, nicht zu erlauben. Jedermann weiß, daß auch, während der Hr. Erzbischof Melchers „im Orte seines Exils“ weilte, die kirchliche Verwaltungsmaschine nicht stille gestanden ist. Ganz davon abgesehen, ist es schon eine beträchtliche Reihe von Jahren, seit der Kölner Stuhl wieder besetzt ist. Die Verhältnisse in der Kölner Erzdiöcese erklären aber vollkommen, wenn humanitäre Aufgaben vernachlässigt werden. In Köln bestand schon seit den 60er Jahren eine vollkommene geistliche Nebenregierung. Nominell regierte der Erzbischof, in Wirklichkeit der Domcapitular Kirch und nach ihm der verstorbene Generalvicar Kleinheidt. Das Augenmerk beider Männer ging nur auf ultramontane Parteizwecke, sie haben Zustände am Niederrhein geschaffen, über die alle anständigen Leute empört sind und über die der Klerus insgeheim knirscht. Daß die Verwaltung dieser modernen „Dunkelmänner“ andere Dinge zu thun hatte, als sich um Wohl und Weh armer Kranken zu kümmern, liegt auf der Hand. Die Folgen dieses Systems werden bald auch auf anderen Gebieten hervortreten; sie sollen hier nicht mit dem Mantel der Liebe zugedeckt werden. Daß bei all' dem kein „Klostersturm“ organisirt wurde, beweist einen erfreulichen Fortschritt an Besonnenheit des öffentlichen Urtheils. Es liegt, wie schon bemerkt, in der That kein Grund vor, weder zu einem solchen noch zu einer neuen Hetze gegen die katholische Kirche. Was insbesondere die Alexianer anlangt, so ist nicht festgestellt worden, daß ähnliche Uebelstände wie in Mariaberg in den übrigen von ihnen geleiteten Anstalten auftraten. Wir selbst können, soweit wir ihre Wirksamkeit auf dem Felde der Krankenpflege beobachtet haben, ihnen nur das beste Zeugniß geben und wir nehmen keinen Anstand, dem Institut Bestand und weitere Verbreitung, namentlich in Süddeutschland, zu wünschen, wo es an männlichen Kräften für die häusliche Krankenpflege entschieden fehlt. Nur sollten die Alexianer in der Aufnahme ihrer Subjecte vorsichtiger sein, als sie es offenbar in Mariaberg gewesen sind; und es sollten die kirchlichen Behörden darauf dringen, daß die Leitung in die Hände gebildeter Männer gelegt werde.

Man wird uns demnach keiner unbilligen Auffassung dieser Angelegenheit zeihen dürfen: indem wir uns einer vollkommenen Objectivität in Beurtheilung derselben befleißigen, fällt es uns aber doch nicht ein, zu behaupten, daß der „Fall Mellage“ kirchenpolitisch belanglos sei. Ganz im Gegentheil. Dieser Fall ist und bleibt für das Centrum ein schwerer Schlag. Seit Jahr und Tag spielt in dem Repertoire unsrer „katholischen Volksvertretung“ und Presse die Zurückberufung sämmtlicher Orden eine Hauptrolle. Man wird nicht müde, zu wiederholen, daß in den Orden das höchste Werk von idealer Gesinnung und Hingebung, die besten Einrichtungen für die Bekämpfung aller geistigen, sittlichen und socialen Noth gegeben seien. Der Mariaberger Fall führt diese Uebertreibungen auf ihr richtiges Maß zurück. An einem eclatanten Beispiel zeigte sich, daß auch die klösterlichen Anstalten den Bedingungen menschlichen Daseins unterworfen und weit entfernt von der Vollkommenheit sind. Es gilt aber das Nämliche von den anderen Genossenschaften. In Zeiten hochgehender enthusiastischer Erregung pflegen alle derartigen Vereine oder Orden eine große Zahl geistig hervorragender Individuen in sich aufzunehmen, und es kann vorkommen, daß sie, wie in den Tagen eines Thomas von Aquin und Bonaventura, die Blüthe einer ganzen Epoche in ihrem Schoße bergen. In gewöhnlichen Zeiten sind die gewöhnlichen Begabungen auch hier die Regel. Und was die Gegenwart anlangt, so wird kein Kenner der Verhältnisse mir widersprechen, wenn ich die Behauptung vertrete, daß der größere Procentsatz gebildeter, gelehrter, geistig hochstehender Geistlichen sich jetzt nicht im Ordensstande, sondern im Weltklerus findet. Das Personal der Capuciner, Franciscaner und Redemptoristen, welche hier zunächst in Betracht kommen, recrutirt sich durchaus nicht vorwiegend aus den besten, geistig durchgebildetsten Elementen des Klerus. Man weiß, daß in diesen Orden, bezw. Congregationen, neben einzelnen Priestern, welche den geordneten Studiengang durchgemacht haben, viele aufgenommen werden, deren Vorbereitung auf die Ausübungen des priesterlichen Berufes eine sehr mangelhafte ist und deren humanistisches und theologisches Studium sich in drei oder vier Jahren abspielt. Das deutsche Publicum hat leicht Gelegenheit, sich von den Folgen dieser unvollkommenen Vorbereitung zu überzeugen. Es braucht nur dem Gottesdienst anzuwohnen, der an vielen Curorten der Schweiz von Capucinern gehalten wird. Jedermann muß zugeben, daß das Niveau der hier für die Curgäste gehaltenen Predigten außerordentlich niedrig ist. Mit diesen Bemerkungen wollen wir der aufopfernden, selbstlosen und oft rührenden Thätigkeit dieser braven Ordensleute in den abgelegenen Bergthälern der Schweiz in keiner Weise zu nahe treten. Wir erheben damit nur Einsprache gegen die Vorstellung, als ob die Rückberufung der Mönche ein sicheres Remedium gegen alle Schäden der Zeit darstelle. Auch da, wo die Orden unbehindert fortbestanden, ist es nicht gelungen, sie zu einer besonderen geistigen Höhe emporzuführen. Die Klöster selbst jammern darüber, daß ihnen so wenige hervorragende, den besseren Ständen angehörende Subjecte beitreten. Den Ordensleuten rühmt man eine tiefere asketische Durchbildung an und gewiß im allgemeinen mit Recht. Wenn ich für Bestand und Zulassung der Orden eintrete, so geschieht es wesentlich von dem Gesichtspunkte aus, daß der Gemeinde das Bild gänzlicher Losschälung von den Dingen dieser Welt und voller Hingabe an das Ideal des Evangeliums nicht entschwinde. Wie die Dinge aber heutzutage liegen, dürfte die Annahme wohl nicht ganz abzuweisen sein, daß dem Gros unsres Weltklerus größere Entbehrungen, anstrengendere Arbeit, weit schwerere materielle Sorgen und Verantwortung auferlegt seien, als den Mitgliedern der meisten Orden. An die Ordensregel gewöhnt man sich bei einigermaßen ausreichender Gesundheit und glücklichem Temperament leichter, als vielfach geglaubt wird: hat man sich einmal daran gewöhnt, so genießt man durchschnittlich einer ruhigeren, vor allem einer gesicherteren Existenz als die meisten Mitglieder unsres eine schwere Last von Arbeit und eine nicht minder schwere Last von Armuth tragenden Seelsorgeklerus. Insofern schließt das ewige Rufen unsrer Centrumspresse nach Capucinern u. s. f. eine wahre Beleidigung unsres Weltklerus in sich, und es ist ein völliges Verkennen der Lage, wenn man sich vorstellt, dem Ordensklerus könne und werde in der Gegenwart und, soweit wir sie zu beurtheilen vermögen, in der Zukunft je wieder die nämliche führende Rolle zufallen, wie sie einst der Benedictinerorden, die Cluniacenser im 11., die Dominicaner und Franciscaner im 13., die Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert gehabt haben. Alle menschlichen Dinge leben sich einmal aus, und auch die Orden sind — mit Verlaub der Jesuiten möge es gesagt sein — eine menschliche Einrichtung; sie sind als solche an den Kreislauf alles irdischen Lebens gebunden. Sie haben ihren Höhepunkt gehabt, aber sie werden nie mehr zu demselben zurückkehren. Es muß der Zukunft überlassen bleiben, ob sich andere Gestaltungen bilden werden, welche veränderten Zeiten und neuen Bedürfnissen entsprechen.

Das sind Betrachtungen, wie sie die neuesten Vorkommnisse im Zusammenhang mit der Politik des Centrums

an die Hand geben. Der springende Punkt in der Sache ist die ersichtliche und zunehmende Unsicherheit und Unfähigkeit in der Leitung der Partei. Sie hat mit Windthorst ihren Führer und Feldherrn verloren und ist trotz allem äußerlichen Zusammenhalten in ein ganz neues Stadium ihrer Existenz eingetreten.

Eine pragmatische Geschichte des Centrums würde einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts bilden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir so bald eine solche besitzen werden. Aus den Reihen des Centrums wird sie nicht geschrieben werden. Denn diese Partei hat zu oft und zu lange mit uneingestandenen und zum Theil uneingestehbaren Zielen gearbeitet, als daß sie selbst den Schleier von ihren Erlebnissen ziehen dürfte. Anderen wird es sehr schwer sein, in die inneren Verhältnisse der Partei hineinzublicken und ihre Thätigkeit objectiv zu beurtheilen. Otto Mejer hat („Zur Naturgeschichte des Centrums. Socialpolitische Betrachtungen", Tüb. 1882) den Versuch gemacht, die Politik des Centrums vom nationalliberalen Standpunkt zu beleuchten. Seine Broschüre war natürlich eine Parteischrift, sie wollte das sein und man fand sie schon durch den Ton verletzend. In dem Centrum sitzen aber und saßen so viele achtbare Männer, daß die Fraction allen Anspruch hat, auch mit einem andern als dem parlamentarischen Parteimaßstab gemessen zu werden. Wir können hier nicht daran denken, eine Geschichte des Centrums vorzulegen; aber wir können, im Hinblick auf so manche unsrer künftigen Erörterungen, der Versuchung nicht widerstehen, einen allgemeinen Aus- und Rückblick auf diese Geschichte zu werfen.

Die Geschichte der Reichstagsfraction, welche sich Centrum nennt, beginnt natürlich officiell erst mit der Constituirung der Fraction im Jahre 1871. Aber dies Centrum hat seine Vorgeschichte in der katholischen Fraction des preußischen Abgeordnetenhauses, als dessen Fortsetzung und Erweiterung es im Grunde betrachtet werden kann. Auch nach 1871 haben die maßgebenden Führer der Partei in der Regel beiden Körperschaften, dem Abgeordnetenhause wie dem Reichstag, zugehört. Heute leben nur Wenige mehr, welche noch den unmittelbaren Eindruck des ersten Auftretens unsrer katholischen Abgeordneten 1848 und in den darauffolgenden Jahren empfangen haben. Diejenigen, welche sich jener Zeiten erinnern oder in persönlichen Beziehungen zu den aus dem Rheinland und Westfalen gesandten Boten gestanden haben, werden mir bestätigen, daß dies durchweg kerngesunde, tüchtige, ihrer politischen Richtung nach gemäßigt liberale Männer waren.

Da glänzte als ein vorzüglicher Debatter der junge feurige Caplan v. Berg, der, mit Rodbertus befreundet, einer der Ersten war, welche sich in jener Zeit dem Studium der volkswirthschaftlichen Fragen zuwandten. Er war an Schlagfertigkeit und Witz dem Frhrn. Georg v. Vincke zu vergleichen, wenn nicht überlegen. Eine starke Dosis demokratischer Gesinnung und unzweifelhafter politischer Ehrgeiz hätten aus ihm einen großen Volksführer machen können, hätte ein früher Tod seiner Laufbahn nicht ein baldiges Ziel gesetzt. Sicher ist, daß er von unendlich besserem Holze geschnitzt war, als die heutigen Führer der ultramontanen Demokratie. Geistig durchgebildetere, als Charaktere und als Parlamentarier höher stehende Naturen waren die rheinischen Juristen Otto, dann Peter und August Reichensperger. In der Schule des französischen Rechts aufgewachsen, standen diese Herren im wesentlichen alle damals auf dem Standpunkt des liberalen Katholicismus, ungefähr, wie ihn in den vierziger Jahren die Montalembert, Broglie, Lacordaire in Frankreich vertraten. v. Mallinckrodt neigte entschieden mehr nach der conservativen Seite. Welchen Antheil diese Männer an dem Ausbau der preußischen Verfassung hatten, ist bekannt. Diese rheinisch-westfälischen Katholiken standen in naher Beziehung zu dem Obertribunalsrath Waldeck, dem Führer der Fortschrittspartei, der bekanntlich gleichfalls Katholik war: ihrem Zusammenwirken war weit mehr als dem von Vering und Mejer vermutheten directen Einfluß Geissels und Aulicke's die Ueberführung der Formel der Frankfurter Grundrechte in die octroyirte Verfassung vom 5. Dec. 1848 zu verdanken. Bei der Aufnahme dieses Artikels, nach welchem „die Kirche ihre Angelegenheiten selbständig ordnet und verwaltet", war der zweite Theil der Frankfurter Formel, „daß die Kirche den Staatsgesetzen unterworfen bleiben solle", weggelassen worden. Es ist ganz richtig, daß damit ein bedeutsamer Schritt in der Anerkennung der Souveränetät der Kirche geschehen war, deren weitere Ausführung seit 1848 die Bischöfe, Geissel vorab, in die Hand nahmen. Man kann sagen, daß von da ab die Etablirung des Centrums als einer parlamentarischen Interessenvertretung datirt. Die Partei war allerdings nicht so organisirt, wie heute. Aber man sprach von einer Fraction „Reichensperger", einer „katholischen Fraction", die sich von Zeit zu Zeit auch in bestimmten Anträgen als solche darstellte. Der constitutionelle Grundton der von dieser Fraction ausgehenden Reden und Anträge ließ sich nicht verkennen; es ließ sich ihr Einseitigkeit des Strebens und eine gewisse Befangenheit des Urtheils vorwerfen. Aber Niemand konnte einerseits die Königstreue, andrerseits die constitutionelle Gesinnung der Führer dieser Gruppe bemängeln. Sie ruhen nun alle im Grabe. Mit manchen dieser Männer verknüpfen uns alte und treu gepflegte Erinnerungen, ihr Andenken ist uns verflochten mit dem Gedächtniß jener Zeiten, in denen ein nun rasch zu Grabe steigendes oder bereits von dem Rasen bedecktes Geschlecht bemüht war, dem deutschen Vaterlande die Segnungen eines verfassungsmäßigen öffentlichen Lebens zu sichern.

Das waren Jahre des Enthusiasmus und Jahre der Illusion. Wir waren jugendlichen Träumen dahingegeben, in kirchlichen Dingen noch weit mehr als in politischen. Schon hatte Vincenzo Gioberti den Unterschied von Ultramontanismus und Katholicismus erschaut und zum Theil auch klargelegt. Aber Niemand hatte diesseit der Alpen diese Unterscheidung sich angeeignet und der Verfasser des „Gesuita moderno" war thatsächlich selbst noch Kind genug, um 1848 in Pius IX. den Papa Angelico zu begrüßen. Erst sein „Rinuovamento civile d'Italia" (1851), seine weitaus wichtigste politische Schrift, brach mit diesem Traumleben. In Frankreich wie in Deutschland hat es aber noch viele Jahre gewährt, ehe man deß inne wurde, daß — wie Montalembert sich ausdrückte — interea surrexit novus rex qui ignorabat Joseph. Das heißt: es waren innerhalb des Katholicismus ganz neue Tendenzen über Nacht aufgestanden und siegreich geworden. Sie sogen jenseit der Vogesen ihre Kraft aus dem Kampfe, den die sogenannten „liberalen Katholiken" seit 1830 für die Freiheit der Kirche gekämpft; sie profitirten diesseit des Rheins von der Einrichtung der verfassungsmäßigen Freiheiten und von der Wendung der öffentlichen Meinung zu Gunsten eines Katholicismus, der von einer erleuchtet theologischen Wissenschaft an glanzvollen Facultäten vertreten war. Und diese neuen Tendenzen nutzten diese Lage der Dinge aus, um uns zum Danke dafür einen Katholicismus von ganz neuer Physiognomie vorzuführen und uns den Dolch in die Seite zu setzen. Niemand hat diesen neuen Katholicismus besser gemalt, als der edle Graf, dessen Namen ich eben genannt. „. . . . Ils ont inventé une singulière façon de servir la religion, de la faire accepter, comprendre et aimer du monde moderne. On dirait qu'ils

traitent l'église comme une de ces bêtes féroces que l'on promène dans les ménageries. Regardez-la bien, semblent-ils dire, et comprenez ce qu'elle veut, ce qui est le fonds de sa nature. Aujourd'hui elle est en cage, apprivoisée et domptée par la force des choses; elle ne peut pas vous faire de mal quant à présent; mais sachez bien qu'elle a des griffes et des crocs, et si jamais elle est lâchée, on vous le fera bien voir."

So lange bloß die Jesuiten in ihrer „Civiltà cattolica" und Hr. Louis Veuillot in seinem „Univers" diese neue Form des Katholicismus in die Höhe zu bringen suchten, konnte man sich schmeicheln, daß dieselbe eine Privatliebhaberei dieser Schriftsteller sei, mit welcher man nie genöthigt sein werde öffentlich und amtlich zu rechnen. Der Syllabus hat diese Vorstellung zerstört und alle Versuche der Dupanloup u. s. f., diese Thatsache durch erkünstelte, von Rom geduldete, im stillen belächelte Interpretationen wegzuräumen, konnten die Welt auf die Dauer nicht mehr über den wahren Sachverhalt täuschen. Die Situation der „katholischen Fraction" in Berlin wurde seit 1864 entschieden schwieriger, sie fing an, in constitutioneller Beziehung ungemüthlich zu werden, sie ward vollkommen verschoben, als die Ereignisse von 1866 ihre Angehörigen zwangen, sich über ihr Verhältniß zu Oesterreich klar zu werden und die „groß-deutschen" Ideen entweder beiseite zu legen oder zu offenem Antagonismus gegen das aufsteigende Preußen und den Norddeutschen Bund überzugehen. Die Lage zwischen 1866—70 war nichts weniger als klar. Da kam 1870 mit seinen kirchlichen und kriegerischen Ereignissen. Dinge von so ungeheurer Tragweite, wie sie sich damals innerhalb weniger Monate auf beiden Gebieten abspielten, mußten mit elementarer Gewalt wirken. Die politischen Nebel zerrissen, und es stieg aus den Rauchwolken unsrer Kanonen über den blutgedüngten Schlachtfeldern Frankreichs eine neue Sonne für den politischen Horizont unsres Vaterlandes auf. In demselben Augenblick schienen sich über unserm kirchlich-religiösen Gesichtskreis die Schatten tiefer und bedrückender als jemals zu senken. Mit dem Zusammentritt des ersten deutschen Reichstags mußte eine feierliche und schwere Stunde auch für die deutschen Katholiken schlagen.

Es erhob sich sofort die Frage, welche Haltung die Herren der ehemaligen „katholischen Fraction" des preußischen Abgeordnetenhauses jetzt, verstärkt und vermehrt durch den Zuwachs aus Süddeutschland, in der neuen parlamentarischen Körperschaft einzunehmen hatten. Die Frage wurde in einer Versammlung der Führer verhandelt, welche sehr geheim gehalten wurde, deren Verlauf aber nicht ganz unbekannt geblieben ist. Merkwürdigerweise waren es gerade einige der Häupter der alten „katholischen Fraction", welche von der Bildung einer neuen, die confessionellen Interessen zur Grundlage nehmenden parlamentarischen Interessengruppe abriethen, indem sie in einer solchen eine unmittelbare Herausforderung der Reichsregierung zu einer der Kirche feindlichen Politik befürchteten. Der militante Geist des Frhrn. v. Ketteler, unterstützt von der persönlichen Rancüne Savigny's gegen Bismarck, drang indessen durch. Die Constituirung der Centrumsfraction im deutschen Reichstag ward beschlossen: Bismarck sah in ihr eine persönliche Kriegserklärung, die ihn um so heftiger reizen mußte, als zwei seiner ausgesprochensten Gegner an die Spitze der neuen Fraction traten.

Es ist seinerzeit auch von Otto Mejer anerkannt worden, daß das Centrum als Vertreter einer bestimmten, obendrein idealen Interessenpolitik ebenso berechtigt in seinem Dasein ist, wie jede andere Fraction, die ja auch mehr oder minder auf Interessenpolitik beruht, beziehungsweise ganz reale Interessen zu vertreten berufen ist; daß es weiter durch den Culturkampf nicht erst ins Leben gerufen worden sei und mit der Beendigung desselben auch darum nicht ohne weiteres zerfallen werde. Es konnte aber doch 1871 sehr ernstlich gefragt werden, ob diese parlamentarische Neubildung mit so scharf ausgesprochenem confessionellen Charakter nothwendig und ob sie opportun sei.

In der That ließ sich die Ansicht mit guten Gründen vertheidigen, daß bis dahin in dem Verhalten des nunmehr führenden Staates kein zwingender Grund für die Bildung des Centrums gegeben sei. Die preußische Regierung hatte wenigstens seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ihren katholischen Unterthanen keinen Anlaß geboten, sich über Verfolgung zu beklagen oder die Forderung einer gerechten und wohlwollenden Behandlung erst auf parlamentarischem Wege sich erkämpfen zu müssen. Im Gegentheil. Man kann mancherlei Mißgriffe protestantischer Behörden ruhig zugeben: im ganzen muß man aber zugestehen, daß die katholische Kirche zwischen 1840 und 1870 in keinem Lande Europa's, selbst nicht in den katholischen Staaten, sich besser befunden habe als in Preußen. Das war zum großen Theil das Werk Friedrich Wilhelms IV., dem jetzt vielfach gerade sein Entgegenkommen nach dieser Seite zum Vorwurf gemacht wird; wie es denn jetzt freilich leider Mode geworden ist, daß junge Historiker, die den König nicht gekannt, die nie in sein schönes Auge geschaut und in seinen schönen Geist einen Einblick gewonnen haben, sich herausnehmen, uns Aeltere über den Werth dieser Persönlichkeit belehren zu wollen. Gewiß, Friedrich Wilhelm war ein Romantiker; aber wer von uns Allen, die in den 40er und selbst noch in den 50er Jahren etwas Hohes erstrebt und ersehnt haben, war nicht ein wenig Romantiker? Unser Romantiker auf dem Throne war weit entfernt, das leisten zu können, was später die preußische „Realpolitik" geleistet hat. Aber so gut wie der preußische Schulmeister von nöthen war, um unsre Soldaten bei Sadowa und Sedan siegen zu machen, so gut war die geistige und seelische Bewegung der Romantik einst nothwendig, um der nationalen Politik die Grundlage im Herzen des Volkes zu schaffen, ohne die auch Bismarcks Realismus uns nicht zur Einheit geführt haben würde.

Von diesem Gesichtspunkte aus bin ich freilich der Ueberzeugung, daß das Urtheil der Geschichte über Friedrich Wilhelm IV. sich einst günstiger gestalten werde, als es seither vielfach uns entgegentritt. Als einer der Letzten, welche die Vertreter der vielgenannten „katholischen Abtheilung" gekannt haben, muß ich mir erlauben, im Anschluß an das über König Friedrich Wilhelm IV. Gesagte hier ein Wort beizufügen. Die „katholische Abtheilung" des Cultusministeriums wird gewöhnlich als diejenige Instanz bezeichnet, welche an der Aushändigung der Kronrechte an die Kirche die Hauptschuld trage. Da muß denn doch unterschieden werden. Mit dem Geheimrath Krätzig kam allerdings ein entschieden ultramontanes Element in die Abtheilung hinein, welche in Folge der Wirksamkeit dieses Beamten am 8. Juli 1871 aufgehoben wurde. Aber die älteren Räthe, vorab Aulicke, Brüggemann, Stieve, namentlich die beiden letztgenannten, waren nicht das, was wir heute Ultramontane nennen. Sie theilten mit allen Anderen viele Vorstellungen über die innere Lage der Kirche, welche ungenau und irrthümlich waren; sie standen auf dem Standpunkt, daß die Interessen der „Kirche" sich im wesentlichen überall mit denen des Staates deckten, und hielten diese Interessen für identisch mit denen des Papstthums. Aber principiell waren sie nicht geneigt, den Rechten der Krone etwas zu vergeben. Sie begingen Fehler, aber keinen, der so groß war, wie diejenigen ihres Chefs. Der protestantische Cultusminister war nicht selten ultramontaner als seine katholischen Räthe. Weder Brüggemann

noch Stieve haben je einen Mißgriff begangen, welcher an diejenigen heranreichte, dessen sich v. Mühler und Bismarck schuldig machten, als sie, gegen den Willen der Rheinprovinz, des Kölner Domcapitels, gegen den vor dem König ausführlich begründeten Einspruch des Oberpräsidenten der Rheinlande und des Kölner Regierungspräsidenten die Ernennung des Hrn. Melchers zum Erzbischof von Köln durchsetzten. Das war der Anfang einer Serie von Fehlern, deren Folgen noch heute nicht ausgetragen sind.

Kommen wir indessen auf die Gründung des Centrums im Jahre 1871 zurück. Zugegeben, daß ein Bedürfniß vorlag, eine geschlossene Fraction zur Vertheidigung religiöser, beziehungsweise confessioneller Interessen zu bilden, so erhob sich doch die weitere Frage, welches Programm diese Partei adoptiren und von welcher Operationsbasis sie auszugehen hatte. Das Centrum beging nach dieser Richtung einen ganz ähnlichen Fehler, wie die monarchisch-conservative Majorität der französischen Nationalversammlung in Bordeaux und Versailles ihn begangen hat. An der Spitze dieser parlamentarischen Mehrheit der Nationalversammlung standen nächst Thiers und den Seinigen die hervorragendsten Männer des liberalen Katholicismus; sie gelangten unter Mac Mahon zur Macht. Warum konnten sie dieselbe nicht bewahren und warum verlor die monarchische Majorität so rasch und so vollkommen das Feld? Dafür lassen sich freilich mehrere Gründe anführen; einer der wichtigsten ist jedenfalls der, daß die monarchische Partei das Bleigewicht der ultramontanen Tendenzen an den Füßen hängen hatte und sich nicht von demselben zu scheiden wußte. Die Nation wollte nicht mehr in die Zeiten Karls X. zurückgeschleudert werden. Sie fiel Gambetta zu, dessen Wahlgeschrei vom Klerikalismus „als dem Feind" ein Blödsinn war, aber die Massen hinriß. Die Campagne war für die Monarchie, vielleicht für immer, verloren.

In Deutschland lag für eine große parlamentarische Partei, welche sich der religiösen Interessen der Katholiken anzunehmen entschloß, Vortheil und Pflicht vor einem Vierteljahrhundert durchaus auf derselben Seite. Ein Fall, der nicht immer in der Politik eintritt. Das Centrum hatte es in der Hand, sich nicht bloß innerhalb der Nation eine überaus günstige, allgemein geachtete und mächtige Stellung zu verschaffen, sondern auch sich als durchaus „regierungsfähig" zu erweisen und sich gewissermaßen durch seine gesammte Haltung und sein Mitwirken an den nationalen Aufgaben die Theilnahme an der Regierung zu erzwingen. Für die Fraction wäre das ein unberechenbarer Vortheil gewesen; das Vaterland hätte ihr ewigen Dank gezollt, wenn auf diese Weise die Zerwürfnisse vermieden worden wären, welche uns seit dem Ausbruch des Culturkampfes alle betrübt haben. Das war möglich, wenn das Programm der Fraction zwei Bedingungen in sich schloß.

Die erste dieser Bedingungen war, daß die Partei offen und ehrlich sich zu dem Reichsgedanken bekannte, wie ihn die Ereignisse von 1866 und 1870 als einzig mögliche Lösung der deutschen Frage herausgebildet hatten. Die zweite Bedingung bestand in der klaren und scharfen Loslösung der religiösen Interessen unsrer deutschen Katholiken — nicht von der katholischen Einheit und dem römischen Primat zu Gunsten des Traumes einer utopischen und nicht mehr katholischen Nationalkirche — wohl aber von den Velleitäten und Zielen des politischen Ultramontanismus.

Von beiden Dingen haben die Herren des Centrums das gerade Gegentheil zu thun vorgezogen. Sie sind zunächst mit allen particularistischen und, was schlimmer war, mit allen reichsfeindlichen Elementen in nahe Beziehungen getreten. Die „Patrioten" Bayerns wurden nächste Bundesgenossen, ohne daß sie Beweise für ihre innere Bekehrung zu den Verträgen von Versailles gegeben hatten. Dänen, Polen, Elsässer hospitirten bei dem Centrum. Die Welfen waren die am liebsten gesehenen Gäste. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Die Fraction hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie trotz der zweifellos correcten Gesinnung des größten Theils ihrer preußischen Mitglieder und der erprobten Königstreue manches ihrer älteren Führer sehr bald in den Geruch der Reichsfeindlichkeit gerieth. Sie setzte diesem ihrem Fehler die Krone auf, indem sie die Führung der Partei mehr und mehr, ja endlich ganz und gar in die Hände des Mannes gleiten ließ, der in ihrem Schoße das größte politische Talent, die bedeutendste parlamentarische Capacität, aber hinsichtlich ihrer reichsfreundlichen Gesinnung die zweifelhafteste Persönlichkeit war.

Windthorsts geistige Bedeutung steht außer Frage. Ich bin immer der Ansicht gewesen, man hätte ihn nach 1866 gewinnen und statt Leonhards in das preußische Ministerium ziehen müssen. Statt dessen blieb er nach dem Sturze seines Königs dessen officieller Agent; ob besoldet oder nicht besoldet, verschlägt hier nichts. Seine frühere juristische und administrative Thätigkeit, ja noch seine Betheiligung an den parlamentarischen Verhandlungen zwischen 1866 bis 1870 ließ in keiner Weise darauf schließen, daß er sich einst als Führer des deutschen Ultramontanismus entpuppen werde. Wenn er 1871 der „katholischen" Fraction beitrat und sofort zu einer führenden Rolle in derselben berufen wurde, so mußte Jedem klar sein, daß er damit nur seinen eigenen und seines Herrn Zwecken zu dienen dachte. Das Centrum glaubte ihn annectirt zu haben und pries sich darüber glücklich: in Wirklichkeit hatte der verschlagene Staatsmann den Wagen des Centrums an die welfische Locomotive gehängt. Das alte Spiel, welches wir seit den Tagen Friedrich Barbarossa's aus der Geschichte kennen, konnte jetzt von neuem beginnen. Und es hat wahrhaftig begonnen und ist lange genug durchgeführt worden. Lange genug hat Ludwig Windthorst jeden Stein, den er fassen konnte, der Reichspolitik in den Weg gelegt. Lange genug war sein Werk ein rein negatives und es war nicht zu verwundern, wenn seine Gegner in ihm einen wahren Mephistopheles sahen.

Aber in Windthorst wohnte doch ein Stück von einem großen Staatsmann. Dieser kluge, mit allen Künsten der parlamentarischen Intrigue vertraute Politiker mußte schließlich erkennen, daß der Weizen einer welfischen Restauration abgeblüht war, und daß etwas Besseres zu thun blieb, als fortwährend den Karren zu verfahren. Er neigte sich in den letzten Jahren seines Lebens entschieden einer Opportunitätspolitik zu, deren Durchführung ihm fast den Verdacht der Ketzerei zuzog. Statt der ausschließlich negativen Kritik wandte er sich der positiven Mitwirkung an der nationalen Arbeit zu. Es muß ihn selbst zur Heiterkeit gestimmt haben, daß er schließlich noch im Geruche patriotischer Gesinnung starb und mit allen officiellen Ehren begraben wurde. Ich kann nicht leugnen, daß ich stets die größte Bewunderung für seinen Verstand hegte, wie ich auch nicht leugnen kann, daß von allen Gestalten des Thierepos mir der Fuchs, wenn auch nicht die sympathischste, wohl aber weitaus die interessanteste Gestalt bleibt. So ein Meister politischer Verschlagenheit, ausgiebigsten Humors und erhabenster Verachtung aller spießbürgerlich-philiströsen Tugendbegriffe kommt uns nicht wieder. Ich finde, daß es ganz in der Ordnung ist, wenn der jetzige Reichstagspräsident als solcher zur Betheiligung an Windthorsts Denkfeier einlädt. Dem großen Meister der parlamentarischen Fechtkunst gebührt ein Denkmal, und wäre es nur zur Beschämung des heutigen Reichstags, in welchem die Kunst zu sprechen verloren gegangen ist und

die Kunst zu fechten und zu intriguiren zur Stümperei herabzusinken droht. Sollte der Aufruf des Frhrn. v. Buol dazu beitragen, der hohen Körperschaft etwas Esprit und Beredsamkeit zuzuführen, so wäre man ja gern bereit, sich an der Subscription zu betheiligen.

Man hat sich oft gefragt, worin eigentlich das Geheimniß von Windthorsts Macht über seine Fraction und seiner bis zuletzt ungebrochenen Herrschaft gelegen war. Ich glaube, dies Geheimniß erklärt sich sehr einfach. Er führte seine Partei, er beherrschte und benutzte sie, er machte aus ihr was er wollte — weil er ihr selbst innerlich nicht angehörte. Wir haben hier ganz denselben Fall wie bei Disraeli. Dieser große Staatsmann hat die Torypartei Englands ein halbes Jahrhundert geführt und mit unerhörtem Glück seine Herrschaft über sie bewahrt, sicherlich zum guten Theil auch aus dem nämlichen Grunde. Wer Disraeli's wahre Gesinnung kennen will, muß seinen „Lothair" lesen. Seine Sympathien stehen zu Garibaldi und Mazzini. Wer ihn kannte, las an der vorspringenden Unterlippe seines häßlichen Gesichtes die ganze Verachtung, die er für diejenigen hatte, welche er beherrschte. In den Briefen an seine Schwester hat schon der junge Mann dieser seiner Denkart keinen Mantel umgehängt. Um eine große Partei zu leiten, darf man ihr innerlich nicht anhängen. Nur wer von dem Parteienthusiasmus innerlich frei ist, ist in der Lage, die Fehler der eigenen Freunde zu sehen und zu vermeiden und kalten Gemüthes eine Politik zu treiben, die nicht von dem Gefühl, sondern von dem Interesse eingegeben ist. Es ließen sich noch andere sehr merkwürdige Beispiele beibringen, welche unsre Auffassung bestätigen. Sie macht dem menschlichen Herzen nicht viel Ehre, aber sie erklärt — leider — sehr Vieles.

Wir kommen zu dem zweiten Punkt. Im Jahre 1871 hatten verständige deutsche Katholiken wahrhaftig etwas Besseres zu thun, als sich mit dem politischen Ultramontanismus zu identificiren, der soeben seine ganze Mißachtung des deutschen Elements in der Kirche so glänzend documentirt hatte und dessen offenes Bestreben dahin ging, jenes Geistesleben unter den Katholiken Deutschlands zu zerdrücken, kraft dessen man allein hoffen durfte, dem Katholicismus in Deutschland eine achtunggebietende Stellung zu bewahren. Die Dinge hatten sich weit genug entwickelt, um unterscheiden zu lassen, was als wirkliche Interessen der Kirche und was als solche der diese momentan beherrschenden jesuitischen Partei gelten durfte. Der Unterschied zwischen dem religiösen und politischen Katholicismus war in die Erscheinung getreten. Er wurde gewiß nicht von der Menge erfaßt, aber er konnte von denen gesehen werden, welche in das Räderwerk der Zeit hineingeschaut und welche auf der Höhe historischer Bildung standen. Mancher unsrer Leser wird bei all' dem auch heute noch fragen, worin dieser Unterschied denn eigentlich bestehe.

Der ultramontane Abgeordnete Zallinger hat im österreichischen Reichsrath vor sieben Jahren die Erklärung abgegeben: „Ultramontan ist, wer die Wiederherstellung des Kirchenstaates, also implicite die Zertrümmerung Italiens, als Gebot göttlicher Gerechtigkeit verlangt" (A. Z. 1888, 14. Dec., Nr. 347). Der ehrenwerthe Redner hat damit ganz gewiß eines der Kennzeichen echter ultramontaner Gesinnung gegeben, nicht aber eine Definition, und nicht einmal ein Erkennungszeichen, das für alle Umstände und Zeiten gültig war. Es liegt auf der Hand, daß der Ultramontanismus in bestimmten Zeiten und in den einzelnen Ländern eine durch die Verhältnisse und das Auftreten vorübergehender oder localer Fragen bestimmte verschiedene Färbung annimmt. Will man den Kern seines Wesens erfassen, so muß man die Merkmale zusammenstellen, welche diesem System, seit es überhaupt in der Geschichte aufgetreten ist, zu allen Zeiten und überall zu eigen waren. Mir scheint, daß diese Merkmale sich in folgenden fünf Punkten zusammenfassen lassen, die man geradezu als den Katechismus dieser „Lehre" bezeichnen darf:

1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion setzt. 2. Ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt. 3. Ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt und es sei, wie das der mittelalterliche Curialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch die weltliche Jurisdiction über Fürsten und Völker eingeschlossen. 4. Ultramontan ist, wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden. 5. Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Ausspruch einer fremden Auctorität zu opfern.

Aus dem dritten Punkte ergibt sich die Hintansetzung der religiösen und ethischen Gesichtspunkte hinter die politischen Machtinteressen; aus dem ersten und zweiten die unverhältnißmäßige Betonung des menschlichen Elements in der Kirche, das dann mit dem göttlichen und mit dem Ideal nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Das natürliche Ergebniß aus dieser „falschen Situation" ist der chronische Conflict, in welchem sich der Ultramontanismus mit der historischen Wahrheit befindet; die Unwahrhaftigkeit seiner Geschichtschreibung, die traurige Verlogenheit seiner Presse und das schimpfliche System der Verleumdung und Lüge, welches gegen Alle, welche nicht „correct" denken, als erlaubt gehandhabt wird.

Mit diesem Systeme mußte aufgeräumt werden: es widerstrebt dem Besten, was wir in unsrer deutschen Eigenart besitzen. Es ist klar, daß es nicht zur Herrschaft bei uns gelangen kann, ohne das Deutsche Reich und das deutsche Volk zu zerstören. Es ist ebenso klar, daß, wenn man den Katholicismus in Deutschland auf die Dauer erhalten und lebensfähig machen will, er die Formen und den Geist des Ultramontanismus abstoßen muß. Thut er das nicht, so haben wir ein zweites 1517 zu erwarten. Es hat unter den Führern des Centrums Männer gegeben, die all' das so gut wie wir einsahen. Sie meinten aber, man müsse jetzt, wo es sich um die Existenz der Kirche handle, diese Dinge zurückstellen und den Kampf nach außen mit ungetheilter Kraft führen. Ich bin stets anderer Ansicht gewesen. Die Wiederherstellung eines gesunden Verhältnisses der Kirche zu der politischen Gesellschaft, zum Staat, zur Wissenschaft, zur Literatur kann nicht vor sich gehen, so lange nicht im Innern der Kirche gesunde Verhältnisse und ein gesundes Leben hergestellt sind. Es ist ein schlechter Arzt, der große organische Erkrankungen damit zu heilen glaubt, daß er locale Eruptionen des Uebels mit Salben bestreicht, während der Umlauf der Säfte nicht mehr hergestellt wird und das innere Princip des Lebens abstirbt.

Das sind die beiden Grundfehler, welche das Centrum seit seiner Constituirung 1871 beging und aus denen es sich nie mehr herauszuziehen wußte. Wenn wir sie unumwunden herausstellen, so geschieht es, um die heutige Physiognomie des Centrums zu erklären. Im Laufe der Jahre sind die alten bewährten Führer der Partei sämmtlich ausgeschieden. Der Tod hat Mallinckrodt, Peter Reichensperger, Franckenstein, Windthorst und endlich August Reichensperger dahingerafft. Die Tage des Culturkampfes, wo Scenen im großen Stil aufgeführt werden konnten, verrauschten. Mit der Einsargung dieses häßlichen Wechselbalges blieb kein Stoff mehr übrig, um daraus ein anständiges Kleid für eine große politische Partei zu fertigen. Man mußte sich um eine andere raison d'être umsehen. Sie lag sehr nahe. Die langen Jahre des Culturkampfes

hatten das Centrum in seinen Ideen und in seiner Kampfesweise der Demokratie zu sehr genähert, als daß es dieser nicht schließlich in die Arme fallen mußte. Die conservativen Elemente, Männer wie Schorlemer-Alst und Huene, welche mit werthvollen Kenntnissen und mit positiven Leistungen sich an der nationalen Arbeit betheiligt hatten, wurden aus der Fraction herausgeärgert. Gehirnlose Schwätzer gewannen in ihr die Oberhand und führten die Partei bald auf das Niveau herab, welches sie gegenwärtig einnimmt.

Wenn wir dem Centrum hier einen Spiegel vorgehalten, so fällt es uns darum nicht ein, die Fehler seiner Gegner zu vergessen oder zu beschönigen. Die Unfähigkeit, die religiösen Interessen von denen der Partei gesondert zu halten, eignete ebenso der dermaligen Regierung wie dem Nationalliberalismus. Der letztere versündigte sich fortgesetzt an seinem eigenen Princip, indem er eine thatsächliche Bedrückung der Gewissen und Eingriffe der Gesetzgebung in das innerkirchliche Gebiet guthieß oder forderte. Er hat sich damit den Boden selbst im Herzen des Volkes abgegraben und seinen eigenen Niedergang verschuldet. Der Leiter der Regierung hat durch den unheueren Irrthum seines Culturkampfes die Masse des Klerus erst recht dem Ultramontanismus in die Arme getrieben und die Partei gezwungen, sich jene Organisation zu schaffen und jene Kampfes- und Oppositionsweise anzugewöhnen, welche heute geradezu eine nationale Calamität darstellt. Nur der Irrthum eines großen Genies konnte der Partei ein solches Piedestal schaffen — schon deßhalb hätten die Herren alle Ursache gehabt, am 1. April nach Friedrichsruh zu wallfahren.

Wäre es nach dem Sinn oder nach den Thorheiten gewisser Heißsporne aller Lager und Parteien gegangen, so hätten wir in unserm lieben Deutschland auf das Jahr 1618 zurückgeworfen werden können. Der gesunde Menschenverstand hat es so weit nicht kommen lassen und wir sind halbwegs umgekehrt. Mögen die Fehler nicht wiederholt werden, welche uns das letzte Vierteljahrhundert vergiftet haben. Das ist der Wunsch aller ehrlichen Deutschen und aller guten Christen: ihnen haben wir die obigen Betrachtungen gewidmet. Wir wissen, daß wir Unzähligen damit aus dem Herzen sprechen; wir wissen ebenso gut, daß Andere kopfschüttelnd sich davon abwenden werden.

„Audiebant autem omnia haec Pharisaei et deridebant illum" (Luc. 16, 14).

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Tagebuch Wilhelm v. Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland i. J. 1796; herausgegeben von Albert Leitzmann.** Weimar, Emil Felber, 1894. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, Bd. III.) — Eine nicht gerade bedeutende, aber interessante Publication. Das Original bot eine Enkelin Humboldts aus den Tegeler Reliquien dar. Es ist ein wirkliches Tagebuch, das der 29jährige auf einer Reise durch Vorpommern, Rügen, Mecklenburg, Holstein bis Hamburg geführt; knappe Bemerkungen wechseln mit ausführlichen Schilderungen und Betrachtungen. Nach der Weise der Zeit werden Natur und Oertlichkeit überhaupt, nicht minder jedoch merkwürdige Menschen aufgesucht und dargestellt. Politische ökonomische, selbst technologische Beobachtungen treten hinzu und verrathen die auf das Nützliche bedachte Schule der Berliner Aufklärung. Aber Humboldt war zugleich damals schon der Freund Schillers und Friedrich August Wolfs, der Kenner Goethe's; mit der Schärfe verband er die Tiefe des Blicks; schon in diesen jugendlich reifen Aufzeichnungen vereint er, wie man glücklich als seine Eigenthümlichkeit gerühmt hat, Schwung und Methode. Daran ist nicht zu deuten, daß man von dieser Lectüre den gleichen Genuß hätte, wie von der seiner Briefe an die genannten Heroen, oder an Körner den Vater, an Welcker, oder vollends an „die Freundin". Auch wird das Bild seines Geistes nicht eigentlich durch unerwartete Aeußerungen oder Urtheile ergänzt, vielmehr in den bekannten Zügen höchstens hie und da bekräftigt. Immerhin ist die meisterhafte Charakteristik von J. H. Voß in solcher Rundung und Bestimmtheit etwas Neues; auch die Begegnung mit dem überlebten Klopstock liest man mit Vergnügen. Der Herausgeber hat in reichlich angehängten Noten alles Mögliche zur genauen Erläuterung zumal der erwähnten Persönlichkeiten beigetragen und auch sonst philologisch seine Schuldigkeit gethan. Tadel verdient einzig die gewählte Schwabacher Schriftgattung — eine thörichte Ziererei unsrer Tage —, die, ohne schön zu sein, das Lesen und vor allem das rasche Wiederauffinden erschwert.

* Die von Dr. Ludwig Quidde 1889 gegründete „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" nahm bis zum Jahre 1894 eine bedeutende Stelle in unsrer periodischen gelehrten Literatur ein. Konnte sie sich auch an Zahl und Werth der größeren Originalaufsätze mit der altbefestigten „Historischen Zeitschrift" H. v. Sybels nicht messen, so überbot sie diese doch weit durch die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Uebersichten, wie überhaupt nach der praktischen Seite hin; man durfte sie vielleicht als unsre besteingerichtete sachwissenschaftliche Revue, jedenfalls als ein in Deutschland unübertroffenes Repertorium bezeichnen. Zu diesem Charakter gehörte selbstverständlich auch die Pünktlichkeit, mit der sie stets ihren sachlich reichen Inhalt zur Erscheinung brachte. Leider aber verlor sie sich gerade in dieser Hinsicht mit dem vorigen Jahre auf sonderbare Abwege. Es sah fast so aus, als habe der Verfasser des „Caligula" seine republicanischen, anticäsarischen Grundsätze auch auf das Gebiet der Zeitrechnung erstreckt. Denn wie bekanntlich die römische Republik mit ihrem Kalender in die heilloseste Verwirrung gerieth, bis endlich Cäsars Reform der natürlichen Ordnung der Dinge wieder zum Siege verhalf, so ließ auch Quidde's Zeitschrift mit dem zweiten der 4 Jahreshefte von 1894 Abnehmer und Leser Monate lang im Stich; das dritte erschien gar erst soeben im Juli 1895, zu einer Zeit, wo man nach früherer Sitte mindestens bereits das zweite des laufenden Jahres erhalten hätte. Der Verleger, Hr. Paul Siebeck (Akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.), seinerseits offenbar Monarchist in der Chronologie, erklärt denn jetzt: es sei natürlich nun ganz unmöglich, die Verspätung wieder auszugleichen, es solle deßhalb „Jahrgang 1895" ausfallen, während die beiden letzten Hefte des Jahrgangs 1894 als „Jahrgang 1894/95" bezeichnet werden sollen. Zugleich macht er die allen Freunden historischer Studien willkommene Mittheilung: es bestehe gegründete Aussicht, daß die Zeitschrift vom Jahre 1896 an reorganisirt unter neuer Redaction regelmäßig weiter erscheinen werde.

* **München.** Geh. Rath Prof. Dr. Max v. Pettenkofer ist wegen seines hohen Alters von der Redaction des „Archivs für Hygiene" zurückgetreten. Dasselbe erscheint nunmehr unter der Redaction der HH. Hans Buchner (München), Joseph Forster (Amsterdam), Max Gruber (Wien), Franz Hofmann (Leipzig) und Max Rubner (Berlin): sämmtlich aus der Münchener Schule des greisen Meisters.

* **Bonn.** Der bisherige Secundärarzt der chirurgischen Klinik, Privatdocent Dr. Karl Eigenbrodt, scheidet mit dem 1. October d. J. aus seiner Stellung aus und wird sich dem Vernehmen nach in Leipzig habilitiren, wohin, wie bekannt, Prof. Trendelenburg im Herbst von hier übersiedelt.

* **Göttingen**, 28. Juli. In der philosophischen Facultät der Universität haben sich habilitirt: Dr. Brandi, bisher bei den Arbeiten der Münchener historischen Commission beschäftigt, mit einer Probevorlesung über die deutschen Reichsabteien im Mittelalter; Dr. Kerp mit einer Probevorlesung über die synthetischen Methoden der organischen Chemie.

* **Göttingen.** Eine „gelehrte Jungfrau", wie das in der Aula angeschlagene Diplom sagt, Miß Grace Emily Chisholm aus London, ist hier auf Grund ihrer Dissertation: „Gruppentheoretisch-algebraische Untersuchungen über sphärische Trigonometrie" und bestandener Prüfung in Mathematik, Physik und Astronomie zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirt worden. Im laufenden Sommer-Semester studiren 14 Damen an der Universität, gegen 5 im vorigen Winter-Semester.

* **Helsingsfors.** Einer der namhaftesten Lehrer an der hiesigen Universität, Prof. der Theologie Gustav v. Essen, ist im Alter von 80 Jahren gestorben.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Technische Briefe.

XIX.[1])

Sechzig Jahre Eisenbahnentwicklung. — Der optische Telegraph in verbesserter Gestalt. — Verständigung von Schiff zu Schiff. — Telegraphie ohne Draht. — Versuche, ohne Draht zu telephoniren. — Das optische Telephon. — Aussichten seiner Verwendung auf See. — Die Gesellschaft „Normal-Zeit“, ihre Zwecke, ihre Bethätigung.

☞ Am 7. December 1895 werden 60 Jahre verflossen sein, daß die erste Eisenbahn in Deutschland, die kurze Strecke zwischen Nürnberg und Fürth, eröffnet wurde. Es kann nicht oft genug daran erinnert werden, welche Wandlungen in den Gedanken der Menschen die Einführung dieser Erfindung hervorgerufen hat, wie anfänglich über sie geurtheilt und gesprochen wurde und wie schnell sie über alle Vorurtheile zu siegen und ihre Widersacher zu ihren Förderern zu bekehren wußte! Es ist dem Verfasser dieser Aufsätze noch in lebhafter Erinnerung, wie eines Tages sein Lehrer in der überfüllten Classe einer kleinstädtischen Bürgerschule die Knaben Griffel und Schiefertafel beiseite legen hieß: er wolle ihnen etwas erzählen. „Kinder,“ begann er, „ich bin alt und ihr seid jung; ihr werdet erleben, was ich im Geiste nur vorahne und nicht mehr schauen werde, den Zusammenbruch des Schwindelgebäudes, das man jetzt mit schweren Kosten errichtet, der sogenannten Eisenbahn. Ihr habt sicherlich von euern Eltern davon gehört, wie man eiserne Schienen über den Erdboden legt und mit schweren Dampfwagen auf eisernen Rädern befährt und dabei ganz übersieht, daß in Schnee und Regen alles Eisen rostet und nach einer Reihe von Jahren bricht, wie Pfefferkuchen. Das muß das entsetzlichste Unglück geben und zuletzt wird man die Schienen wieder wegnehmen und sich an den Kopf fassen, wie man jemals so thöricht hat sein können. Nun, ihr werdet es erleben und an euern alten Lehrer denken, der euch bei Zeiten auf den heillosen Schwindel aufmerksam gemacht hat.“ So der biedere, alte Lehrer, der nur einer von tausend Unglückspropheten jener Tage war und sich seines Irrthums nicht zu schämen braucht, da auch Leute mit schärferem Blick von der Eisenbahn als einer unglückseligen Neuerung urtheilten, wie beispielsweise ein bayerisches Medicinalcollegium, welches die Eröffnung der oben genannten Bahn widerrieth, weil die schnelle Bewegung die Passagiere unfehlbar gehirnkrank machen müsse. Es ist als ein günstiges Geschick zu bezeichnen, daß die Eisenbahn trotz unzähliger Gefahren und Unglücksfälle, die sie mit sich brachte und die wir erst allmählich einzuschränken gelernt haben, im großen und ganzen sich nicht als ein Fehlschlag, sondern als ein Erfolg und Culturgewinn ersten Ranges erwiesen hat. Im ersteren Fall würde die Welt mißtrauisch gegen die Früchte der naturwissenschaftlich-technischen Entwicklung geworden sein und ihr Ausreifen verzögert haben, während ohne Zweifel der Erfolg der Eisenbahn, welcher die Aengstlichen sich beruhigen und die Unglücksraben verstummen ließ, viel dazu beigetragen hat, daß ein ähnlicher böser Empfang späteren Erfindungen von grundstürzender Bedeutung erspart blieb. Man schüttelte wohl manchmal noch den Kopf, hielt aber ein wegwerfendes Urtheil zurück, um nicht wiederum mit seinen Voraussagen so ad absurdum geführt zu werden, wie zur Zeit der Einführung der Eisenbahnen.

Zurückschauend auf die beispiellose Entwicklung, muß man allerdings sagen, daß viel Kühnheit dazu gehörte, ohne die Ausbildung des Signalwesens, wie wir es heute im elektrischen Telegraphen besitzen, Eisenbahnen zu bauen und bei so unvollkommenem Benachrichtigungswesen sogar die allzeit gefährlichen Niveaukreuzungen zu gestatten, welche erst viel später durch das System der Ueber- und Unterführung grundsätzlich beseitigt wurden. Der elektrische Telegraph dünkt uns heute so mit der Eisenbahn zusammengehörig und verwachsen, daß wir uns die eine ohne den andern kaum vorstellen können. Und doch bestanden Eisenbahnen etwa 10 Jahre lang nur mit Hülfe der optischen Telegraphen, jener noch heute zu untergeordneten Diensten verwandten hohen Gerüste von Holz oder Eisen, an denen bei Tage durch die Stellung von einem oder mehreren Armen, bei Nacht durch Aufziehen verschiedenfarbiger Laternen bestimmte Zeichen gegeben werden. Die erste Anwendung des elektrischen Telegraphen in Deutschland fand 1843 auf der Taunusbahn statt, anfänglich nur zum Betriebe elektrischer Klingeln; erst im Laufe der nächsten Jahre wurde der Grund zu der ausgedehnten Anwendung gelegt, ohne welche wir dem vermehrten Verkehr der Eisenbahnen gar nicht gerecht werden könnten. Der alte optische Telegraph verdankt indessen nicht, wie man anzunehmen versucht ist, dem Bedarf der Eisenbahn sein Entstehen, er ist ihr nur angepaßt worden. Seine Erfindung und selbst seine Benutzung im öffentlichen Interesse ist viel älter; denn schon im Anfang des Jahrhunderts bestanden, in Frankreich zumal, befördert durch Napoleon, eine Anzahl dem Nachrichtenwesen dienstbare Telegraphenlinien, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit Nachrichten auf weite Entfernungen beförderten. Sogar der Ausdruck „telegraphische Depesche“ rührt aus diesen frühesten Tagen der Benutzung des optischen Telegraphen her. Im Wege der „telegraphischen Depesche“ war beispielsweise schon nach vier bis fünf Stunden die Nachricht von Napoleons Eintreffen vor Grenoble nach seiner Entweichung aus Elba in Paris bekannt geworden. Es ist von Interesse, daß dieser durch Alter ehrwürdige optische Telegraph neuerdings eine Anwendung erfährt, die ihn zu neuem Leben zu erwecken scheint, und zwar merkwürdigerweise auf Grund einer Anleihe bei dem elektrischen Telegraphen.

Bekannt dürfte auch dem Binnenländer sein, daß es eine internationale Flaggensprache gibt, welche von Schiff zu Schiff gesprochen und verstanden wird, auch wenn an Bord des einen sich Leute befinden, die von der an Bord des andern gesprochenen Sprache keine Ahnung haben, und umgekehrt. Voraussetzung ist nur, daß sich hüben und

[1]) Vergl. Beilage Nr. 143.

drüben ein Lexikon der Flaggensprache befindet, was man gegenwärtig von den Schiffen aller seefahrenden Nationen annehmen darf. Bestimmte Flaggenzusammenstellungen enthalten z. B. die Frage: „Alles wohl an Bord?", andere die Antwort: „Schwere Krankheit an Bord, könnt ihr Chinin abgeben?" So verständigt man sich leicht und schnell von Schiff zu Schiff, natürlich nur am Tage und bei klarem Wetter. Für die Begegnungen bei Nacht und bei nebeliger Witterung bleibt eine Verständigung auf den Anruf und wenige mit Laternen zu gebende Zeichen beschränkt. Diesem Mangel soll jetzt dadurch abgeholfen werden, daß man lange, niedrige Rahmen auf dem Verdeck anbringt und in diesen zwei parallele Reihen elektrischer Glühlampen, die gruppenweise erleuchtet und verlöscht werden können. Diese Function wird durch eine der Tastatur der Schreibmaschinen ähnliche Vorrichtung versehen. Drückt man z. B. den Buchstaben A, so erscheint in einer der Lampenreihen die 2. und 3. und die 8.—17. Lampe erleuchtet und somit das Bild · — des Morse'schen Zeichens für A. Für L · · — · wird die 2. und 3., 8. und 9., 14.—23., 28. und 29. Lampe erleuchtet. Auf diese Art kann das ganze Morse'sche Alphabet wiedergegeben und von dem Beobachter an Bord des anderen Schiffes abgelesen werden. Die Einrichtung ist in sinnreicher Art so getroffen, daß mit 53 Glühlampen 38 Buchstaben, Zahlen, Interpunctionszeichen dargestellt werden können. Da hinter jeder einzelnen Lampe ein parabolischer Spiegel und vor derselben eine Sammellinse angebracht ist, so ist dafür Sorge getragen, daß die Lampen auf große Entfernung gesehen werden, und wahrscheinlich stellen sie in angemessener Entfernung die Bilder von Punkt und Strich reiner und deutlicher dar als bei größerer Nähe. Da jene Tastatur zugleich als Schreibmaschine ausgebildet ist, so wird die telegraphirte Mittheilung gleichzeitig zu Papier gebracht. Der Rahmen ist tragbar, kann am Tage beiseite gestellt und im Gebrauchsfalle an der für die Verständigung mit einem begegnenden Schiffe geeignetsten Stelle des Verdecks angebracht werden. Die Entfernung von der Claviatur ist gleichgültig, weil die Verbindung zwischen Claviatur und Rahmen in einem einzigen Kabel besteht.

Diese Form des optischen Telegraphen hat im Vergleich zu der die internationale Flaggensprache redenden Form den ersichtlichen Nachtheil, daß sie das Verständniß einer und derselben Sprache an beiden Borden voraussetzt. Welche Sprache zur Verständigung gegebenen Falles geeignet ist, das wird immer zuerst Gegenstand der Vereinbarung sein, da bei den Umständen, unter denen der Glühlichter-Telegraph (vom Erfinder mit dem unschönen Namen „Telephot" benannt) Anwendung findet, das gegenseitige Erkennen der Flagge ausgeschlossen ist. Das Ablesen der Lichtzeichen erfolgt wahrscheinlich schneller und sicherer als vom Morsestreifen, weil sie in der Zeitfolge hinter einander erscheinen und sich dem Auge schon ihrer Größe halber besser einprägen als die neben einander geschriebenen Morsezeichen.

Ob die im Vorstehenden beschriebene Erfindung sich auf Handels- und Kriegsschiffen einführt, ist davon abhängig, daß sie nicht durch Besseres schnell überholt wird. Es gibt dafür in unsrer auch den technischen Fortschritt überhastenden Zeit Beispiele in Menge, daß das Bekanntwerden einer Erfindung in einem anderen Hirn einen Gedanken ausgelöst hat, der sich als besser erwies. So dürfte es zweifellos sein, daß auch die obige Erfindung die Frage weckt, ob sich die Verständigung von Schiff zu Schiff, zu jeder Zeit und bei jedem Wetter, nicht einfacher erreichen läßt unter Verwerthung der Erfahrung, daß man auch ohne Draht telegraphiren kann. Die zuerst in England gemachte Beobachtung ergab etwa Folgendes. Eine der schottischen Küste vorgelagerte Insel war durch ein elektrisches Kabel am Grunde des trennenden Meeresarmes mit dem Festlande verbunden. Einst war das Kabel gerissen; aber es stellte sich heraus, daß, wenn man nur die diesseitige und die jenseitige Leitung in Eisenplatten im Wasser enden ließ, nach wie vor Verständigung erzielt wurde, ja noch mehr: auch ohne diese Maßregel reproducirten sich im Wege der Induction die Zeichen des Morsetasters in einer längs des Ufers der Insel hingeführten Drahtleitung mit Erdrückleitung, wenn solche Zeichen in einer gleichen parallelen Leitung auf dem nahen Festlande gegeben wurden. Das letztere kann diejenigen nicht überraschen, welche sich im klaren darüber sind, warum sie, in das Hörrohr des Telephons hineinhorchend, häufig Gespräche Anderer zu belauschen vermögen. Das sind keineswegs Gespräche, welche von dem zum betreffenden Telephon gehörigen Draht vermittelt sind, sondern solche, die über Nachbardrähte geführt werden und sich durch Induction den benachbarten Drähten mittheilen. Ganz auffällig ist diese Erscheinung gegenwärtig in Berlin zu beobachten; wenn ein Telephondraht zufällig in der Nähe eines der Gesellschaft Normal-Zeit zur Verfügung überlassenen Drahtes liegt, dann wird der Pendelschlag der Normaluhr deutlich auch im Telephondrahte vernommen. Es sind bekanntlich sehr schwache, kaum meßbare Ströme, welche im Telephon zur Verwerthung gelangen; denn sie werden ohne besondere elektrische Kraftquelle nur durch die geringen Veränderungen erzeugt, welche der Magnet des Apparats in der Stärke seines Magnetismus erfährt, wenn die ihm vorgelagerte schwingende Membran sich ihm um unendlich kleine Beträge nähert oder von ihm entfernt. Wenn schon diese schwachen Ströme vernehmbare Erregungen in den Nachbardrähten erzeugen, auf wieviel größere Entfernung müssen die von elektrischen Batterien gelieferten, ungleich stärkeren Ströme der Telegraphen in elektrischen Leitern Erregungen hervorrufen! Immerhin ist auch diese Entfernung eine beschränkte, und das obige Experiment würde vermuthlich mißglückt sein, wäre der Meeresarm breiter gewesen. Auf welche Entfernungen im Wasser ohne Leitung, unmittelbar ohne Inductor, sich Ströme fortpflanzen und noch wahrnehmbar bleiben, das ist im letzten Herbst Gegenstand sorgfältiger Untersuchungen gewesen, die man am Wansee in der Nähe von Potsdam, zwischen der Villencolonie Alsen und dem am jenseitigen Ufer liegenden Ort Neu-Cladow, angestellt hat. Die Luftlinie zwischen beiden Punkten mißt $4^1/_2$ km. Diesseit waren in einem Abstand von 500 m von einander die Elektroden eines elektrischen Stromkreises in Form von Metallplatten in den See versenkt worden, und jenseit war dasselbe mit den beiden Enden eines Kabels geschehen, in das ein Hörtelephon eingeschaltet war. Ließ man nun mit Hülfe eines Morseschlüssels durch die erste Leitung bald den Strom passiren, bald den Strom unterbrechen, und zwar in dem Rhythmus der Morsezeichen, so konnte man in der zweiten Leitung die telegraphischen Zeichen belauschen und mit dem geübten Ohr eines Telegraphisten verstehen. Die ungleich schwächeren Ströme eines Telephons an Stelle des Morsetasters und der Batterie gesetzt, ergaben, wie vorauszusehen, keinerlei Wirkung, während für die Fortleitung der stärkeren Ströme des Telegraphen mit $4^1/_2$ km die Grenze noch bei weitem nicht erreicht schien.

Trotz dieses Fehlschlags einer telephonischen Verständigung ohne Draht, die im wesentlichen doch nur der Schwäche der betreffenden Ströme zuzuschreiben ist, haben die Bemühungen, eine solche Verständigung dennoch herbeizuführen, nicht geruht und scheinen neuerdings zu dem Ergebniß geführt zu haben, daß die Sache innerhalb nicht zu weit gesteckter Grenzen ausführbar ist. Es ist nämlich eine wissenschaftlich bekannte Thatsache, daß, wenn man Verlängerungen der beiden Pole einer Elektricitätsquelle in

eine Wassermasse eintauchen läßt, sich um jedes der beiden eingetauchten Enden eine ausgedehnte elektrisch-active Zone herstellt, in welche man die Enden eines Kabels mit eingeschaltetem Telephon nur zu bringen hat, um auch so schwache elektrische Erregungen, wie sie von einem in die erste Leitung eingeschalteten Telephon ausgehen, in der zweiten Leitung wiederholt zu finden. Natürlich wird dies nur in einer verhältnißmäßig engen Zone möglich sein, während in einer ungleich weiteren Zone die von einem Morsetaster geregelten Stromunterbrechungen einer stärkeren Elektricitätsquelle mit dem Hörtelephon zu belauschen sein werden. Praktisch soll diese Erfahrung, wie folgt, verwerthet werden:

Vom Ufer aus werden elektrische Kabelenden weit in den Hafen hinausgelegt in einer nicht zu großen Entfernung von einander, und ihre Stellen im Fahrwasser durch Schwimmkörper oder am Ufer sichtbar gemacht. Wirft nun das Verständigung mit dem Lande suchende Schiff die beiden Enden einer an Bord befindlichen Telephonleitung in der Nähe dieser Schwimmkörper ins Wasser, so ist mit Zuhülfenahme der elektrisch-activen Zonen beider Uferkabelenden der Stromkreis hergestellt, in welchem mindestens die Morsezeichen und im günstigen Falle auch telephonische Mittheilungen hörbar werden. Aehnlich kann der Verkehr zweier sich auf hoher See begegnender Schiffe geregelt oder Befehle eines Geschwader-Commandanten an die einzelnen Schiffe übermittelt werden. Für den letzteren Fall ist ein Instrument von Wichtigkeit, eine Art von optischem Telephon, das an Empfindlichkeit für die schwächsten elektrischen Ströme das Schalltelephon bei weitem übertrifft, für welches also die elektrisch-active Zone noch in Entfernungen von den Kabelenden vorhanden ist, in denen das Ohr durch das Schalltelephon auch die Morsezeichen nicht mehr vernimmt, während jenes Instrument diese Zeichen noch auf photographischem Wege registrirt. Praktisch ist die Empfindlichkeit des Instruments so groß, daß es bei nicht allzugroßen Entfernungen die elektrisch-activen Zonen der von anderen Schiffen ausgeworfenen Kabelenden an jeder Stelle findet, wo die Enden des Kabels, in das es eingeschaltet ist, in das Wasser geworfen werden. Denkt man sich nun das Flaggschiff eines Geschwaders telegraphische Befehle austheilend und alle zum Geschwader gehörigen Schiffe mit jenem Instrument, die Kabelenden im Wasser, ausgerüstet, so genügt der einmalige Befehl, um von allen Schiffen gleichzeitig verstanden zu werden, vorausgesetzt, daß dem Wechselstrom, welcher in der primären Leitung des Flaggschiffes wirksam ist, diejenige Periode gegeben ist, welche die Construction der einzelnen Instrumente bedingt. Die Eigenthümlichkeit des Instruments bringt es nämlich mit sich, daß es nur für Wechselströme bestimmter Schwingungszahl, auf welche es gerade eingerichtet ist, empfindlich, für alle hievon abweichenden Wechselströme dagegen sehr unempfindlich ist. Diese werthvolle Eigenschaft des Instruments erlaubt es in dem oben angegebenen Falle, Sonderbefehle, welche von den andern unbemerkt bleiben, an ein bestimmtes Schiff zu telegraphiren, unter der Voraussetzung, daß auf letzterem noch ein zweites Instrument, auf eine besondere Wechselphase reagirend, eingeschaltet ist und daß in der Primärleitung dieser nämliche Wechselstrom benutzt wird. Die gleiche Eigenschaft des Instruments hat auch die günstige Folge, es in hohem Grade unwahrscheinlich zu machen, daß die mit Hülfe des Wassers telegraphirten Befehle etwa von unberufener Seite, bezw. auf feindlichen, in der Nähe lauernden Schiffen verstanden werden.

Wenn es nach diesen Einzelheiten so scheinen sollte, als wäre die Einrichtung doch zu verwickelt, um im Ernstfall gebrauchsfähig zu sein, so darf darauf hingewiesen werden, daß es noch immer gelungen ist, ohne daß der Gebraucher gerade in alle Feinheiten der Construction eingeweiht zu werden braucht, die kunstvollsten elektrischen Apparate für die Benutzung so handlich und schlicht herzustellen, daß mit ihnen zu operiren leicht ist. In jedem Fall würde der Mittheilung von Schiff zu Schiff durch diese Einrichtung ein so verschwiegener Charakter gegeben werden, wie er weder durch Flaggensprache, noch durch den Glühlicht-Telegraphen, wenn man im letzterem Fall nicht in Chiffreschrift reden will, zu erreichen ist. Es muß aber als Schlußfolgerung aus allem zugestanden werden, daß für die meisten Fälle der Schiffsbegegnungen bei Nacht und dunklem Wetter der Glühlicht-Telegraph in dem augenblicklichen Entwicklungsstadium dieser Frage das einfachste und sicherste Mittel der Verständigung zu sein scheint.

Es war oben von der „Gesellschaft Normal-Zeit" in Berlin die Rede und darf im Anschluß daran etwas Näheres über dies nützliche Institut gesagt werden. Die Gesellschaft besteht seit ungefähr einem Jahr und stellt sich zur Aufgabe, ihre Abonnenten, denen sie zwei Mark für den Monat abnimmt, ohne jede Extrakosten mit Uhren zu versehen, deren Zifferblätter 26 Centimeter im Durchmesser halten und für deren genauen Gang, vorbehaltlich eines Fehlers von $1/_{10}$ Secunde in maximo, sie bürgt. Die Uhren bleiben Eigenthum der Gesellschaft, welche den Abonnenten auch die Mühe des Aufziehens abnimmt; denn das Aufziehen erfolgt alle 4 Stunden, wie unten näher zu beschreiben, von der Centralstelle aus. Der genaue Gang der Uhren ist theils durch die Güte der betreffenden Werke, theils durch ein System der Centrale bedingt, welches gleichzeitig mit dem Aufziehen in der vorgedachten Periode in Kraft tritt. Alle 4 Stunden stellt jede Uhr nämlich selbstthätig für $3^1/_2$ Minuten eine elektrische Verbindung mit der an der Centralstelle befindlichen Hauptuhr her, deren Gang wieder von der Normaluhr auf der Sternwarte, mit der sie durch Kabel verbunden ist, in sinnreicher Weise geregelt wird. Die elektrische Verbindung jeder einzelnen Uhr mit der Hauptuhr wird durch Drähte vermittelt, welche an die Telephongestänge anzulegen der Gesellschaft gestattet worden ist. Sie verfügt z. B. über 13 in allen Richtungen der Windrose sich erstreckende Hauptdrähte, an deren jeden bis 64 Zweigleitungen angeschlossen sind. Während der $3^1/_2$ Minuten dauernden elektrischen Verbindung mit der Hauptuhr leistet der elektrische Strom folgende Functionen. Er öffnet durch Magnetisirung eines weichen Eisenkernes, der einen Anker anzieht, das Ventil einer seitwärts jeder Uhr angebrachten, winzigen Wasserstrahlpumpe und schließt dasselbe nach Ablauf der $3^1/_2$ Minuten wieder in Folge Entmagnetisirung und Abdrückung des von einer Feder regierten Ankers. Er bethätigt gleichfalls durch Magnetisirung eine an die Zeigerwellen anfassende Greif- oder Klemmvorrichtung in dem Sinne der Zeigerbewegung der Hauptuhr, so daß die Zeiger der zu regulirenden Uhr genau so eingestellt werden, wie jene der Hauptuhr. Die Aufgabe des von der Wasserstrahlpumpe, die mit der Wasserleitung durch ein feines Bleirohr in Verbindung steht, während $3^1/_2$ Minuten gelieferten dünnen Wasserstrahls ist es, in einer rückwärts liegenden Lederkapsel ein Vacuum zu schaffen. Dadurch wird die Kapsel zusammengedrückt und diese Bewegung reicht hin, um die Uhrfeder um so viel aufzuziehen, als sie in den letzten 4 Stunden abgelaufen ist. Das Aufhören des elektrischen Stroms stellt den status quo an der Kapsel her. Der Wasserverbrauch der Pumpe ist nicht höher als fünfzig Pfennig während eines ganzen Jahres. Der richtige Verlauf dieser Operation, bezw. der genaue Gang der Uhr, wird gleichzeitig in der Centralstelle auf einem sich langsam abrollenden Papierstreifen registrirt, so daß man hier

längstens alle 4 Stunden Gewißheit von dem guten Gang jeder einzelnen Uhr erhält und im Stande ist, wenn gegen Erwarten einmal Unregelmäßigkeiten eintreten, sie durch Entsendung eines Beamten prompt abzustellen.

Es bedarf näherer Begründung nicht, daß in unsrer schnell lebenden und schnell schaffenden Zeit Pünktlichkeit höher im Werth steht, als sonst, und daß eine genau gehende Uhr für jeden im thätigen Leben stehenden Menschen erste Bedingung normaler Arbeitsleistung ist. In diesem Sinne findet die Gesellschaft Normal-Zeit die gebührende Anerkennung. Gegenwärtig sind bereits über 500 öffentliche Gebäude, Contore, Theater, Gerichtssäle, Gasthöfe und Private im Abonnement. Auch die auf dem kgl. Schloß angebrachte neue Thurmuhr steht unter der Controle der Gesellschaft. Wahrscheinlich werden alle anderen Thurmuhren diesem Vorgange folgen; denn z. B. schlagen sie in hohem Grade unregelmäßig, auf 10 Minuten vor und 10 Minuten nach Glockenstunde mitteleuropäischer Normalzeit vertheilt. Auch alle Ministerien und in Berlin vertretenen Gesandtschaften sind angeschlossen. Das Neueste ist die Anbringung einer von der Gesellschaft controlirten Eisenbahn-Centraluhr auf dem Schlesischen Bahnhof in Berlin, welche durch Auslösung eines besonderen Zeitgebers den sämmtlichen Eisenbahnstationen jeden Morgen um 8 Uhr ein genaues Zeitsignal gibt. Durch diese Einrichtung und unter Benutzung dieses Zeitsignals für ihre Zwecke wird es der Gesellschaft künftig möglich werden, überall Centralen mit automatischen Zeitübertragungen von der Berliner Sternwarte aus einzurichten. Auch von den an den deutschen Seeküsten bestehenden acht Zeitsignalen ist das jüngst im Bremer Freihafen eingerichtete nach dem System der Gesellschaft Normal-Zeit entworfen und ausgeführt. Bekanntlich sind solche Zeitsignale, Zeitbälle, Kugeln von mehr als einem Meter Durchmesser, welche von einem weithin für die Schiffe sichtbaren Thurmgerüst im genauen Zeitpunkt des Signals (12 und 1 Uhr Mittags) herabfallen. Die mittelst elektrischer Auslösung dies Fallen im richtigen Augenblick herbeiführende Pendeluhr der Zeitsignaleinrichtung in Bremen wird nun derart von der Berliner Sternwarte aus controlirt, daß völlig selbstthätig jede Nacht um 4 Uhr, zu einer Zeit, wo der Telegrammverkehr ruht, elektrische Verbindung zwischen der Hauptuhr der Berliner Sternwarte und der Bremer Uhr eintritt und für kurze Zeit anhält. Diese Zeit genügt, um ebenso selbstthätig die Pendelbewegung der Bremer Uhr in genauen Einklang mit der Berliner Uhr zu setzen, sie zu berichtigen und das pünktliche Auslösen der Zeitsignale für den nächsten Tag sicher zu stellen.

Vor dem fallenden Zeitball wird noch ein elektrisches Rücksignal gegeben, dessen Zeitpunkt von der Pendeluhr besserer Controle halber registrirt wird.

Die lutherische Gemeinde in Warschau.

Zur Centenarfeier der Einweihung der lutherischen Pfarrkirche in Warschau gelangte 1881, auf Veranlassung des dermaligen Gemeindevorstandes, ein kurzgefaßter „Abriß der Geschichte der Warschauer lutherischen Gemeinde, 1650—1781" zur Veröffentlichung. Hr. Jenike, langjähriger Vorsitzender im Gemeindecollegium, auch vielfach auf literarischem Gebiete thätig — erwähnt sei gelegentlich seine gewandte, wenn auch nicht gerade bedeutende Faust-Uebertragung ins Polnische, Warschau 1890 — hat sich darauf der Aufgabe unterzogen, diese actenmäßige Darstellung bis auf die Gegenwart weiterzuführen. Seine „Chronik der Warschauer Gemeinde evangelisch-augsburger Confession, 1782—1890" ist bereits vor einiger Zeit erschienen, hat jedoch, unsres Wissens, kaum in Polen, geschweige denn in Deutschland, Beachtung gefunden.[1]) Nun ist dies zwar in der That durchaus kein anziehendes Buch; vielmehr, wie alle Publicationen derselben Gattung, bietet es wenig anderes, als eine trockene Reihenfolge zumeist geringfügiger Details von überwiegend localem Interesse. Und doch stecken dahinter die allgemeinen Umrisse der unter exceptionellen Umständen sich vollziehenden Entwicklung eines großen Gemeindewesens, welche es in mancher Hinsicht wohl verdienen, in helleres Licht gerückt zu werden.

Bekanntlich hat die Reformation in Polen bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich breiten Eingang verschafft. Und zwar trug hier die reformatorische Bewegung keinen ausgeprägten theologischen noch volksthümlichen Charakter zur Schau, sondern wurde eher in rein politischer Absicht von aristokratischen Elementen befürwortet und beherrscht. Durch Machtspruch der leitenden Magnaten, die keine Zersplitterung im gemeinsamen Dissidentenlager haben wollten, wurde der Consensus Sandomiriensis, ein Vergleich zwischen der Augsburger und der schweizerischen Confession und den böhmischen Brüdern zu Stande gebracht, ungeachtet alles Sträubens der dissentirenden Theologen (1570). Im folgenden Jahrhundert kam aus Deutschland ein Strom evangelischer Auswanderer nach Mittelpolen, die vor den Drangsalen des großen Krieges flüchteten und dem polnischen Protestantenthum bedeutende Stärkung zuführten. Um diese Zeit waren die Fürsten Radziwill die obersten Beschützer der polnischen Dissidenten. Der letzte evangelische Fürst dieses Namens, Boguslav Radziwill, Herzog zu Birze, erließ 1650 das wichtige Dissidentenpatent für seine Stadt Wengrow in Podlachien, an der masovischen Grenze. Die ausgedehnten Privilegien, welche hierin allen dissidentischen Confessionen — es waren selbst Arianer nicht ausgeschlossen — verliehen wurden, zogen in kurzem zahlreiche Einwanderer nach Wengrow; insbesondere ließen sich hier viele Engländer und Schotten nieder, welchen in Folge des wunderlichen Warschauer Reichstagsbeschlusses gleichzeitig die drückende Abgabe eines Zehnten ihrer ganzen Habe zu Gunsten des flüchtigen Karls II. auferlegt worden, von der sie unter Radziwill'schem Protectorat frei blieben. Hier erstand auch alsbald eine ansehnliche reformirte Kirche. Kaum eine Tagreise von Wengrow entfernt lag die neue Hauptstadt Warschau, wo die evangelische Bevölkerung hauptsächlich durch Lutheraner vertreten war, denen es jedoch laut masovischem Gesetz streng verboten blieb, ein eigenes Gotteshaus zu errichten. Durch Specialpatent von 1651 gestattete daher Herzog Boguslav den Warschauer Lutheranern, ihre Andacht in der reformirten Kirche zu Wengrow zu verrichten, auch hieher zur Taufe, Confirmation u. dgl. sich zu wenden. Diese Privilegien wurden 1687 durch den Berliner Erlaß der Markgräfin Louise von Brandenburg, Tochter und Erbin des Herzogs, confirmirt und erweitert und bildeten die Grundlage für ein weiteres Wachsthum beider Gemeinden.

In dem Maße, wie die hauptstädtische Gemeinde sich mehrte und an Ansehen gewann, indeß die Wengrow'sche in Verfall gerieth, mußten in dem gegenseitigen Verhältniß Aenderungen eintreten. Die Pastoren von Wengrow, die sich seit 1714 amtlich auch Varsavienses schreiben, beginnen visitationsweise nach der Hauptstadt zu gehen, um an Ort und Stelle den kirchlichen Bedürfnissen ihrer dortigen Pfarrkinder Genüge zu leisten. Dies geschah anfangs im sogenannten brandenburgischen Palais, d. h. in der Hauscapelle des preußischen Residenten; seit 1758 in der Capelle des dänischen Residenten. Schließlich wurde 1765 unter

---

[1]) Kronika Zboru ewangielicko-augsburskiego w Warszawie, 1782 do 1790. Skreslil na podstawie akt koscielnych i konsystorskich Ludwik Jenike Prezes Kolegium. Warszawa, 1891.

dem Namen des letzteren, eines Herrn de Saint-Saphorin, ein anstoßendes Grundstück von dem polnisch-sächsischen Minister Brühl angekauft und daselbst eine erste provisorische evangelische Kirche errichtet. Im Grunde genommen war dies eine Umgehung des ausdrücklichen masovischen Verbots gegen protestantischen Gottesdienst, doch brachten die wiederholten Proteste der Warschauer katholischen Geistlichkeit keine weitere Störung, da die ganze Angelegenheit unter dem Deckmantel der Exterritorialität des Residenten betrieben wurde. Wie bekannt, gingen indessen die polnischen Dissidenten eines großen Theiles ihrer bürgerlichen Rechte verlustig (1736), — jedoch ohne, daß die Warschauer Gemeinde darunter besonders zu leiden gehabt hätte; die Radomer Conföderation von 1766 — merkwürdigerweise unter dem Marschallstab eines Radziwill, diesmal eines fanatischen Katholiken — ging noch einen Schritt in der Unduldsamkeit weiter, bis endlich die von russischen Bajonetten octroyirten Reichstagsbeschlüsse von 1768 die Dissidenten in alle verlorenen Vorrechte wieder einsetzten und sie zugleich der russischen Garantie versicherten. Seitdem gab es auch für die Warschauer evangelische Gemeinde keine weiteren rechtlichen Beschränkungen in der Ausübung ihres Gottesdienstes.

Es soll nicht verhehlt werden, daß bis auf diese Zeit die masovischen Dissidenten, und vor allem die hauptstädtischen, keineswegs Grund hatten, auf die Sympathien ihrer polnischen Landsleute Anspruch zu erheben. Sie beriefen sich unaufhörlich auf die Patente und Erectionsacten des Herzogs Boguslav; und doch war dieser ihr gnädiger Fürst in den Augen von ganz Polen mit Recht als Landesverräther gebrandmarkt, der sein Volk und seinen König an die schwedischen Eroberer ausgeliefert hatte. Sie deckten sich gegen die Landesgesetze, die gewiß unduldsam und tyrannisch, aber ebenso gewiß einheimisches, verfassungsmäßiges Recht waren, mit dem Schutz gefürchteter Vertreter mächtiger Nachbarstaaten. Der erste Warschauer lutherische Pastor, ein gewisser Scheidemantel aus Breslau, zeigte sich als gefügiges Werkzeug in Händen des berüchtigten Saldern und stand nicht an, gegen seine eigenen Glaubensgenossen, insofern sie gut polnisch gesinnt waren, bei der russischen Gesandtschaft Denunciationsdienste zu leisten. — Andrerseits aber bezeichnen gerade die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, also der erste Augenblick seit der Wiedererlangung der Bürgerrechte durch die polnischen Dissidenten, einen bedeutsamen inneren Umschwung in ihrem Denken und Trachten, welcher für ihre politische und gesellschaftliche Stellung bis auf den heutigen Tag ausschlaggebend geworden ist; und dieser Umschwung ging nahezu ausschließlich von den besten Mitgliedern der Warschauer lutherischen Gemeinde aus. Es bedarf keiner näheren Erklärung, daß es sich dabei um eine Wandlung in polnisch-patriotischem Sinne handelte. Den Schutzbefohlenen der russischen Kaiserin machte sich die Entfremdung von Seiten der polnischen Mitbürger doppelt fühlbar, seitdem sie selbst wieder Bürger der Republik geworden. Auch konnten sie sich dem Verständniß nicht verschließen, daß unter dem Vorwand, ihre Glaubensfreiheit in Schutz zu nehmen, der Untergang des Landes zur Ausführung gebracht wurde. Es erwachte in ihnen der Drang nach einer freiwilligen patriotischen Rehabilitation, um der aufgedrungenen politischen eine höhere Sanction zu verleihen. Mit Consequenz und Selbstverleugnung betraten diesen Weg die Senioren der Warschauer evangelischen Gemeinde, an ihrer Spitze der reiche und tüchtige Tepper; sie gelangten in die engste Berührung mit der sich bildenden nationalen Reformpartei; sie entkräfteten im voraus manchen nicht unverdienten Vorwurf und legten den Grund zu einem inneren moralischen Compromiß mit ihren unglücklichen Landsleuten, um den sich alle Garantiemächte insgesammt nicht im mindesten kümmerten.

Ein derartiger Umschwung konnte sich ohne Reibungen nicht vollziehen. In der Warschauer evangelischen Gemeinde bildete sich ein scharf ausgeprägter Gegensatz heraus zwischen der nationalen, polnischen und der russisch gesinnten Partei. Die erstere kam in der weltlichen, administrativen Vertretung der Gemeinde, dem Gemeindecollegium, zum Ausdruck; die andere in der kirchlichen Repräsentation, dem ersten Pastorenamt und dem Consistorium. Hier läßt sich nun die überaus interessante Thatsache constatiren, daß ein solches Verhältniß sich seit einem Jahrhundert bis auf die Gegenwart unter den verschiedensten Regimes unverändert erhalten hat. Den ersten Vorwand zu einem Zusammenstoß gab die neue kirchliche Ordination von 1778, von einem rationalistisch gesinnten Collegium an Stelle der alten sächsischen Agenda eingeführt. Gegen diese Ordination legte der erste Pastor, Ringeltaube, Protest ein — bei dem russischen Gesandten, Baron Stackelberg; eine Generalsynode wurde berufen, die Mitglieder des Collegiums vollzählig ihres Amtes enthoben und mit hohen Geldstrafen belegt; mit großer Mühe gelang es Stanislaus August selbst, durch ein vermittelndes Urtheil die Angelegenheit zu einem halbwegs befriedigenden Abschluß zu bringen (1783). Inzwischen war 1781 die große Dreifaltigkeitskirche, seither lutherische Pfarrkirche, erbaut worden. Der zweite Pastor, Hemmerich, Ringeltaube's Widerpart, führte hier alsbald einmal im Monat polnischen Gottesdienst ein. Trotz des Einspruchs der ersten Pastoren und der Consistorien wurde späterhin in den aufgeregten Tagen von 1862 diese Einrichtung derart vervollständigt, daß der Gottesdienst abwechselnd in polnischer und deutscher Sprache stattzufinden hat; doch ist die volle Gleichberechtigung beider Sprachen erst 1881 durchgeführt worden. Von Pastor Hemmerich wäre noch zu berichten, daß er 1793 aus eigenem Antriebe sein wohlbestalltes Amt niederlegte, um sich den polnischen Legionen in Italien einzureihen und bei der Belagerung von Mantua den Tod zu finden; ein Fall, der für den damals in Warschau herrschenden Geist besonders charakteristisch erscheint.

Für den Zeitraum 1790—1800 fehlen die Sitzungsprotokolle des Gemeindecollegiums. Sollten sie nicht etwa in Posen oder Berlin sich befinden? Es läßt sich auch aus diesem Grunde über die preußische Epoche wenig sagen und kann nur die Versicherung des Hrn. Jenike wiederholt werden, daß „die Selbständigkeit der Warschauer Gemeinde unter dem preußischen Regime auf ein Minimum herabgesunken war“.

Mit dem Einzug der Franzosen in die polnische Hauptstadt, 1806, kamen schwere Tage für die evangelische Einwohnerschaft von Warschau. Davoust, zeitweiliger Stadtcommandant, ließ sie seine ganze soldatische Strenge fühlen; die Sieger von Jena waren geneigt, die Warschauer Lutheraner mit den geschlagenen Preußen zu identificiren. Mit der Errichtung des Großherzogthums Warschau besserten sich die Zustände zusehends; seit Einführung des Code Napoléon waren die letzten Spuren religiöser Intoleranz aus den Gesetzen verschwunden. 1809 veranstaltete der evangelische Gemeindevorstand aus eigener Initiative ein festliches Tedeum aus Anlaß der Siege über die Oesterreicher, die glücklich aus Warschau verdrängt waren. An der Spitze der Gemeinde stand der gelehrte Gottlieb Linde, der polnische Littré, Verfasser des monumentalen polnischen Wörterbuches, ein Mann, der sein ganzes Leben der nationalen Idee gewidmet hatte, Freund und Mitarbeiter der Initiatoren der Verfassung vom 3. Mai und des Aufstandes von 1794 gewesen war und hohen Ansehens im Lande genoß. 1812, bei Ausbruch des großen russischen, oder, wie er in jenem napoleonischen Bulletin genannt wurde, „des zweiten polnischen Krieges“, als die französischen

Heere zum zweiten Mal in Warschau ihren Einzug hielten und die allgemeine Warschauer Conföderation gebildet wurde, welche Polen in seinen alten Grenzen herstellen sollte, meldete auch die Warschauer lutherische Gemeinde in einer spontanen Erklärung ihren Beitritt zu der Conföderation. Aus der nächsten fünfzehnjährigen Lebenszeit Congreßpolens bleibt hier nur festzustellen, daß unter der tüchtigen Leitung Linde's ein kräftiges Wachsthum der Gemeinde mit der Pflege der nationalen Idee Hand in Hand ging. Der einmal eingeschlagenen Richtung konnte selbst nach der verunglückten November-Revolution der wachsende reactionäre Druck nichts anhaben. 1833 führte der Gemeindevorstand in seiner amtlichen Correspondenz, statt der bisher üblichen deutschen, die polnische Sprache ein; seit 1844 wurden die Sitzungsprotokolle des Collegiums polnisch aufgesetzt, 1845 ein polnischer Katechismus ausgegeben, 1864 ein polnisches Cantional. Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten der Regierung gegenüber die Gemeinde dabei zu kämpfen hatte, so wird man diesen Miniaturreformen eine gewisse symptomatische Bedeutung nicht absprechen können.

Die Regierung ihrerseits ließ nicht lange mit einer Antwort warten. Ein entscheidender Schlag in entgegengesetzter Richtung wurde geführt durch das „Statut für die evangelisch-augsburger Confession im Königreich Polen vom 20. Februar 1849". Das unirte Consistorium beider evangelischen Confessionen wurde in zwei besondere Consistorien gespalten. Ein neues Amt eines Generalsuperintendenten wurde geschaffen, der von Rechtswegen als Vicepräsident beider Consistorien zu fungiren hat und unmittelbar von der Regierung ernannt wird. Die Competenz des Gemeindecollegiums wurde starken Einschränkungen unterworfen, die Amtsperiode für dessen Mitglieder von vier auf drei Jahre herabgesetzt. Pastor Ludwig, ebenso unpopulär wie bei der Regierung gut angesehen, hatte das zweifelhafte Verdienst, das Statutenproject von 1849 ausgearbeitet zu haben, wofür er mit dem Amte des ersten Generalsuperintendenten belohnt wurde. Seit den sechziger Jahren folgten nunmehr in consequentester Weise weitere Maßnahmen in demselben Sinne. 1868 wurde verordnet, daß die Standesacten und die amtliche Correspondenz der Gemeinde in russischer Sprache zu führen seien. Nachdem 1871 das Cultusamt für auswärtige Bekenntnisse aus Warschau nach St. Petersburg verlegt worden, wurde auch die diesbezügliche Reglementation entsprechend verschärft. 1876 kam die allgemeine Gerichtsordnungsreform für das Königreich Polen und ging damit die Vertretung der Gemeinde in Rechtssachen, gleich anderer juristischen Personen, auf die sog. königliche Procuratur über. Gegenwärtig erscheint auf diese Art die Selbstverwaltung der Gemeinde nach jeder Richtung hin auf das äußerste beschränkt. Man wird jedoch schließlich mit der Annahme kaum fehl gehen, daß alle diese äußeren Umstände der inneren Wandlung, die in der Gemeinde seit der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts platzgegriffen, keinerlei Abbruch zu thun vermochten, daß sie vielmehr einen weiteren Antrieb bilden zu einer desto engeren Annäherung an die große Masse der Bevölkerung des Landes.

A.

Mittheilungen und Nachrichten.

Thomas Carlyle, Socialpolitische Schriften. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche. Mit Einleitung und Anmerkungen hggb. von Dr. P. Hensel, Privatdocent in Straßburg. Göttingen, Vanderhoeck u. Ruprecht, 1895, I. Band, gr. 8⁰. LXIV und 214 S. — Carlyle gehört im besten Sinne des Wortes der Weltliteratur an. Er hat auf die wissenschaftliche Forschung aller Culturvölker einen erkennbaren Einfluß ausgeübt. In seinem staats- und socialwissenschaftlichen Denken steht er im Gegensatz zur ausgesprochen individualistischen Nationalökonomie, welche in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts in seinem Vaterlande siegreich durchgedrungen war. Er wendet sich gegen den extremen Individualismus und Mammonismus der brittischen Doctrin, die er als dismal science bezeichnet. Der Ersten einer, welche im brittischen Inselreiche mit Ueberzeugung, Energie und Wärme die Sache der unteren Volksschichten vertraten, schildert er in lebhafter Darstellung die Leiden der arbeitenden Classen und gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß unter der Herrschaft des schrankenlosen Spiels der freien Kräfte eine wirkliche Besserung der socialen Zustände nicht zu erwarten sei. Er stellt in seinen Schriften die Lage der Leibeigenen unter den ersten Plantagenets jener der Arbeiter im freien England gegenüber und sucht zu zeigen, daß die politische Freiheit und Gleichheit, deren sich der moderne Arbeiter zu erfreuen habe, für denselben so gut wie werthlos sei, so lange man ihm die Mittel zu einer auskömmlichen materiellen Existenz verweigere und ihm den harten Kampf um seinen Lebensunterhalt durch ungenügenden Lohn und schlechte Arbeitsbedingungen erschwere. Die moralische Hebung der Arbeiterclasse ist ihm das nächste Ziel, sowie eine Organisation der Arbeit die Hauptsorge aller Staatsregierungen zu bilden habe. Darum erscheint ihm eine umfassende staatliche Aufsicht der industriellen Betriebe als unumgängliche Nothwendigkeit, wie er auch nachdrücklichst die Fortführung und den Ausbau der damals eben begonnenen Arbeiterschutzgesetzgebung 2c. 2c. fordert. Ebenso müsse dem Arbeiter ein ausreichender Lohn zugestanden werden, müsse für gesunde und hinreichende Arbeiterwohnungen gesorgt werden. Eine Körperschaft der besten und tüchtigsten Männer solle die Zügel der Regierung führen, weil nicht durch die große Menge und auch nicht durch die Parlamente, sondern nur durch einige besonders hervorragende und begabte Personen der wahre und segensreiche Fortschritt im Leben der Völker erreicht werde. Wahrheit und Gerechtigkeit sind ihm die höchsten Ziele der menschlichen Erkenntniß im Bereiche des socialpolitischen Wirkens. Die socialen Zustände hat er ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung oder die Gunst und Ungunst von oben und von unten geschildert und beleuchtet.

Auch in Deutschland wurden Carlyle's Werke bereits mehrfach in Uebersetzungen herausgegeben. Die erste Gesammtausgabe erschien in 16 Bänden in den Jahren 1857—1858, nachdem derselben eine Auswahl seiner Schriften in 6 Bänden im Jahre 1855—1856 vorangegangen war, welche von Kretzschmar besorgt ward. Auch die uns vorliegende neue Sammlung trifft eine Auswahl unter den literarischen Darbietungen von Thomas Carlyle, insofern sie sich auf seine Arbeiten socialpolitischen Inhalts beschränkt. Ein jüngerer Philosoph der Straßburger Hochschule, Dr. P. Hensel, hat dieselbe mit einer hübschen Einleitung versehen und dem Texte auch eine Reihe erklärender Anmerkungen beigefügt. Das vorliegende erste Bändchen enthält drei größere Abhandlungen: den „Chartismus", die „Negerfrage" und den „Niagara hinunter — und dann?" Die Hälfte des Raumes wird im ersten Bändchen von den zehn Aufsätzen ausgefüllt, welche mit dem Chartismus sich beschäftigen oder doch wenigstens in einem engeren oder loseren Zusammenhang stehen. Und in der That darf es als ein glücklicher Griff des Herausgebers bezeichnet werden, daß er gerade diese Artikelserie an die Spitze seiner neuen Ausgabe gestellt hat. Die Chartistenbewegung ist die erste socialrevolutionäre Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert gewesen, deren Ziel auf die Eroberung der politischen Macht gerichtet war, um die volkswirthschaftlichen Zustände im Widerspruch zu der von den besitzenden Classen vertretenen Freiheit im Interesse der Arbeiter durch die Staatsgewalt zu organisiren. Wenn auch die ganze Bewegung aus radical-politischen Strömungen hervorgegangen ist, so wurde sie doch von ihren Anhängern aus dem Arbeiterstande von Anfang an als ein Mittel betrachtet, um mit der politischen Gleichheit auch die ökonomische zu verwirklichen. Die Erfahrung hat denn auch gezeigt, daß sich die Chartisten bald von den Bourgeois-Radicalen trennten und ihnen feindselig gegenübertraten. Die Betrachtung des Chartismus in England von 1838 bis 1848 bietet eine ganze Reihe von Analogien für unsre Gegenwart, so daß die Uebersetzung von Carlyle's Aufsätzen über diesen Gegenstand nur freudig begrüßt werden kann.

Die zweite Abhandlung, welche der „Negerfrage" gewidmet ist, stammt aus dem Jahre 1849 und wurde als Vorwort zu den „Flugschriften aus elfter Stunde" (Latter-Day-Pamphlets) geschrieben und 1855 als besondere Flugschrift neu gedruckt. Der Verfasser führt uns in der Form paradoxer Erörterungen seine Ansichten vor und sucht in dieser ernste Wahrheiten seinen Landsleuten zu predigen. Der dritte Aufsatz endlich — aus dem Jahre 1867

stammend — behandelt wiederum in einer höchst eigenartigen Gestalt englische Zeit- und Tagesfragen und umspannt seinem Hauptinhalte nach eine Uebersicht über die staatserhaltenden Elemente, welche nach der Einführung der vollständigen Demokratie eine Reorganisation des Staates bewirken können. Weniger als die erste Abhandlung bieten die beiden letzteren ein unmittelbar actuelles Interesse für unsre Zeit und unsre deutschen Verhältnisse. Allein sie vermögen uns auf der anderen Seite die Kenntniß von Thomas Carlyle's Lebens- und Weltanschauung zu vermitteln und liefern einen schätzenswerthen Beitrag, um die Züge des literarischen Portraits des Verfassers in seiner Eigenart zu erkennen.

Würzburg. **Max v. Heckel.**

* Der Tod vergreift sich heuer an den geistigen Häuptern unsres Volks. **Heinrich v. Sybel** ist, wie ein Telegramm heute früh unsern Lesern mitgetheilt, am Vormittag des 1. August in Marburg im Hause seines Sohnes, des Archäologen an der dortigen Universität, einer Lungenlähmung erlegen; die sterblichen Reste des Siebenundsiebzigjährigen sind nach Berlin unterwegs. Mit ihm verläßt uns ein Mann, der zwischen Ranke und Treitschke, vom einen zum andern überleitend, den größten Namen unter den deutschen Geschichtschreibern unsres Jahrhunderts erwarb und besaß. Die Summe seiner Leistung und Bedeutung wird ein Nachruf in einer unsrer nächsten Nummern zu ziehen versuchen; heute erinnern wir nur an die Jedermann bekannten Hauptmomente seiner Wirksamkeit. Seine „Geschichte der Revolutionszeit" befreite uns durch echt historische Darstellung von dem falschen Ideal der Bewegung von 1789; seine „Begründung des Deutschen Reichs" bot uns das seltene Geschenk einer amtlich geförderten und doch zugleich mit individueller Meisterschaft gestalteten Zeitgeschichtschreibung über eine Epoche der vaterländischen Entwidlung von unvergleichlichem Gehalt. In die politischen Ideenkämpfe der Nation griff er mit beharrlichem Eifer streitbar ein; seine Amtsführung an der Spitze der preußischen Archive bewirkte einen mächtigen Umschwung zum Besten der Freiheit der Forschung, wie der Fruchtbarkeit der Arbeit. Schon seit einigen Jahren auf körperliche Schonung angewiesen, blieb er doch schaffensfähig und -freudig bis ans Ende, gegen Freund und Feind unverändert, an Geist und Charakter sich selber treu.

* Ueber die antiquarisch-wissenschaftliche Thätigkeit des „**Griechischen Syllogos von Kandia**", eines Instituts, das die Erziehung und Bildung in Kreta erheblich gefördert und seit 1883 sich der Erhaltung und Sammlung der alten Denkmäler in einem Museum, dem ersten auf der Insel, gewidmet hat, berichtet neuerdings die „Voss. Ztg.": Der Syllogos zählt seine Mitglieder in den vornehmsten Kreisen der griechischen Bevölkerung und wird von den hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes geleitet. Als Photiades Pascha im Amte war, wurde er vom türkischen Gouvernement als Corporation anerkannt. Seine Erfolge haben den Erwartungen der Gelehrten aller Länder vollauf entsprochen, und viele wissenschaftliche Körperschaften sowie verschiedene europäische Regierungen würdigen seine Leistungsfähigkeit, indem sie sich im gegebenen Falle an dies Institut wenden, das (abgesehen von der archäologischen Abtheilung der evangelischen Schule in Smyrna) das einzige dieser Art im Orient ist. Nach dem Muster der Archäologischen Gesellschaft von Athen errichtet, hat der Syllogos seinen Einfluß bis in die Provinzen ausgedehnt und die Stellung eines Generalinspectors der Alterthümer für die ganze Insel errungen. Daher ist er für alle fremden Forscher, die nach Kreta kommen, sozusagen die Operationsbasis geworden, und mit seiner Hülfe sind alle bedeutenderen Ausgrabungen und Forschungen, die in jüngster Zeit dort stattgefunden, ins Werk gesetzt worden. Dementsprechend sind auch die Sammlungen seines Museums sehr werthvoll, denn man hat keine Gelegenheit zu ihrer Bereicherung versäumt. Da steht ein für die Geschichte des Ursprungs der griechischen Kunst sehr wichtiges Werk, das bei Eleutherna entdeckt worden ist und den Dädaliden zugeschrieben wird, nämlich der höchst archaische Torso einer männlichen Statue aus Porosstein mit Spuren von Bemalung. Unter den zahlreichen Marmorbildwerken sind folgende hervorzuheben: die auf der Agora (Markt) von Gortyna gefundene kolossale und wohlerhaltene Statue eines bärtigen Philosophen, vielleicht ein Asklepiades oder Kosmos, ferner eine Venus von Gortyna, ein Apollo-Torsos von Knossos, einige Metopen von Gortyna, von denen eine ein herrliches Reliefbild, Perseus mit dem Pegasus, gibt, schließlich ein sehr schöner Venuskopf aus macedonischer Zeit, der Kopf eines Jünglings (Geschenk von Photiades Pascha) und vier treffliche Kaiserköpfe. Von hohem Werth sind die bemalten „mykenischen" Vasen und die für das altkretische Begräbniß typischen und unter dem Namen Pithoi vielbesprochenen weitverbreiteten Urnen, von denen einige archaische mit Figuren in Relief, andere von Knossos mit einfachem geometrischen Muster verziert sind. Interessante Figurinen stammen aus Krusonas, Staurakia, Phästos und Präsos, und Terracotten aus der Grotte des Hermes Kranaios hat der englische Viceconsul aus Retimo geschenkt. Es fehlt auch nicht an Münzen und Juwelen, aber wichtiger als alles das sind die „Inselsteine", weil sie uns in den darin mit erstaunlicher Technik eingeschnittenen Zeichen ein vorgeschichtliches Alphabet überliefern, das dem noch heute gebräuchlichen voraufgegangen und wahrscheinlich das der weitverbreiteten „mykenischen" Cultur war. Die verdienstvollste Leistung des Syllogos war die Erhaltung und Erwerbung der großen Inschrift „Das Recht von Gortyna". Das die Erhaltung dieser Inschrift betreffende Mißverständniß, das zwischen dem Pascha von Kreta und dem Syllogos schwebte, ist inzwischen beseitigt und das Recht des Syllogos anerkannt. Bald wird nun diese Inschrift mit anderen in einem neuen Museum, das in Kandia für sie gebaut wird, sicher untergebracht werden. Der Syllogos hat auch eine Werkstatt für Gypsabgüsse eingerichtet. Dort sind die Abgüsse der großen Gesetzesinschrift angefertigt worden, die f. Z. an Subscribenten in Europa und Amerika abgegeben wurden, auch die älteren Inschriften vom Tempel des pythischen Apollo, die Statue von Eleutherna (s. o.) und der Kopf der Venus von Gortyna sind dort abgegossen worden. Mit Anerkennung wird die Welt auf die Bestrebungen sehen, durch welche die Denkmäler und Kunstwerke dieser classischen Insel der Vergessenheit entrissen und dem Studium zugänglich gemacht werden.

* **Ausgrabungen. Prähistorische.** — Bedeutender als die vorgeschichtlichen Gräber, die man kürzlich auf dem „schwarzen Berge" bei Preßburg entdeckt hat, sind die von Gestrüpp und Krummholz überwucherten **Steinsetzungen**, die auf dem „Schweinskegel" bei **Ratzersdorf**, einer Bahnstation in der Nähe **Preßburgs**, von dem evangelischen Pfarrer Hrn. Polefkovics aufgefunden worden sind. Im Volk waren diese Bauten längst bekannt als „Teufelssitz", „Teufelskanzel" und „Teufelsbett", was darauf hinweist, daß diese Steinstätten einst als Plätze für heidnischen Gottesdienst benützt oder doch von der Bevölkerung für heidnische Opferplätze gehalten worden sind. Die Ratzersdorfer Funde sind offenbar Steinkammergräber („megalithische Gräber"), die um Jahrtausende (?) älter sind als die Hügelgräber der germanischen Quaden. Die Bauten bedecken mehrere Hügel. Sie bestehen aus aufrechtstehenden, mehrere Meter hohen Steinblöcken, Steinkammern und Steinkreisen. An den Steinblöcken, namentlich an einer fünfseitigen Steinpyramide, finden sich roh gearbeitete, handbreite Vertiefungen, die die Form von Zapfenlöchern haben und zu je 3, 4 oder 6 in einer Linie liegen. Derartige Zeichen sind bei Steinsetzungen bisher wohl noch nie vorgekommen. Ueberdies finden sich auch runenartige Einmeißelungen vor. Eine Commission, bestehend aus den Archäologen Hampel, Dr. Szombathy, Dr. M. Hoernes und Bella, wird die vorgeschichtlichen Funde auf dem „schwarzen Berge" und auf dem „Schweinskegel" eingehend untersuchen. Wie verlautet, werden Gelehrte aus Deutschland sich dieser Commission anschließen. — In **Winsen a. d. Luhe** ist in der Nähe des Bahnhofs ein vorchristlicher **Urnenfriedhof** von vielen hundert Meter Ausdehnung entdeckt worden. In der geringen Tiefe von 60 bis 100 Centimeter lagen Urnen und Scherben, oft in Reihen gerichtet; auch einzelne Schmuckgegenstände wurden gefunden. — Der italienische Gelehrte Dr. Orsi hat kürzlich einige Ausgrabungen in der **sicilischen Nekropole von Pantaliea** (in der Nähe von Syrakus) vorgenommen und fand in den dabei aufgedeckten Gräbern verschiedene Gegenstände aus der zweiten sicilischen Periode, bestehend in Vasen, Messern, bronzenen Dolchen, Fibeln von zum Theil sehr primitivem Charakter. Einige Gräber gehören auch einer späteren Zeit und enthielten vergoldete Vasen und Bronzen, ähnlich denen von Tremenzano und Finocchito.

* **Münzfunde.** Wie die „Revue Belge de numismatique" berichtet, sind in **Brüssel** beim Umbau eines Hauses an der Place Ste. Catherine etwa 200 Goldmünzen gefunden worden, die größtentheils aus der Regierungszeit Karls V. und seines Sohnes Philipps II. stammen. Der Schatz dürfte um das Jahr 1567 vergraben worden sein, da keine einzige Prägung eine spätere Jahreszahl zeigt. Außer den niederländischen Münzen finden sich solche englischen, französischen und spanischen Ursprungs dabei.

Am werthvollsten sind eine Prägung Philipps des Schönen für Brabant, ein sehr seltenes Stück, und besonders ein prachtvolles Exemplar des goldenen Löwen von Anton von Burgund, Herzog von Brabant. — Ein zweiter Fund wird aus St. Pierre-Cappelle bei Enghien gemeldet; er umfaßt eine große Anzahl von Prägungen aus der Zeit von Karl V. bis zu Ludwig XIV., größtentheils aus Silber. Das älteste Stück ist ein Silberreal Karls V. aus Brüssel; 180 Münzen tragen das Bild des Erzherzogs Albert und seiner Gemahlin Isabella, die gemeinsam als spanische Statthalter in Brüssel residirten. Von Philipp IV. von Spanien stammen 31 Stücke, die 1622—1658 zu Brüssel, Antwerpen und in Flandern geprägt sind; darunter befindet sich ein Goldducaten von 1658 von Antwerpen. Andere Münzen zeigen das Bild Maximilian Heinrichs von Bayern, Bischofs von Lüttich, und Karls II. von Spanien. Das späteste Stück ist ein Vierteltaler Ludwigs XIV. von 1708. Danach ergibt sich als wahrscheinlich, daß der Schatz zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs vergraben worden ist, als die spanischen Niederlande den Hauptschauplatz des Kampfes bildeten. — Dieselbe Zeitschrift berichtet über die Auffindung einer bisher unbekannten seldschukkischen Münze von großem historischen Interesse zu Konstantinopel. Sie zeigt auf der einen Seite den Namen und Titel des seldschukkischen Sultans von Rum (Kleinasien) Aladdin III. Keikobad ben Feramurz, auf der anderen denjenigen des Ilkhans der Mongolen, Ghagan Mahmud. Sie ist in Iconium geprägt; das Jahr ist nicht deutlich zu erkennen, aber wahrscheinlich als 700 (der Hedschra) zu lesen. Aladdin III. verdankte die Herrschaft über Rum dem Mongolen-Khan Ghagan, der gleich nach seiner Thronbesteigung den damals regierenden Seldschukken-Sultan Messud II. abgesetzt hatte und nach zweijähriger Zwischenzeit Aladdin zum Sultan erhob. Aber schon drei Jahre später fiel dieser bei seinem mongolischen Oberherrn in Ungnade; er wurde abgesetzt und in die Verbannung nach Ispahan geschickt. An seiner Stelle kam sein Sohn Giaseddin auf den Thron. Auch er blieb nur kurze Zeit im Besitz der Gewalt, und schon nach vier Jahren wurde Aladdin wieder zum Sultan ernannt. Aus der Zeit seiner zweiten Regierung werden verschiedene kriegerische Erfolge gegen Nachbarstaaten berichtet, und damals scheint Aladdin eine etwas selbständigere Stellung gegenüber dem Ilkhan eingenommen zu haben. Als er sich aber der Abhängigkeit völlig zu entziehen suchte, traf ihn die Rache des erzürnten Mongolenherrschers, der ihn sammt seinem Sohne hinrichten ließ. Auch seine zweite Regierung hatte nur eine Dauer von drei Jahren.

* **Heidelberg**, 29. Juli. Wie die „Badische Landes-Ztg." meldet, hat sich hier vor einiger Zeit eine farbentragende jüdische Verbindung aufgethan. Auf der Mensur soll sie schon ganz ansehnliche Leistungen aufgewiesen haben. Die Bildung dieser Vereinigung scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß seit einiger Zeit Corps und Burschenschaften keine jüdischen Studenten mehr als Mitglieder aufnehmen.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat (wie bereits in der Bayerischen Chronik des heutigen Morgenblattes gemeldet ward) die Münchener Geologen Oberbergdirector Prof. Dr. v. Gümbel und Geh. Rath Prof. Dr. v. Zittel zu correspondirenden Mitgliedern ihrer physikalisch-mathematischen Classe ernannt.

* **Breslau**, 29. Juli. Seitens des Unterrichtsministers ist in Aussicht genommen worden, den großen Musiksaal, sowie die Aula Leopoldina im Universitätsgebäude einer gründlichen und stilgerechten Restaurirung zu unterziehen und insbesondere eine Erneuerung der kostbaren Deckengemälde durch einen hervorragenden Künstler vornehmen zu lassen. Der Conservator der Kunstdenkmäler für Schlesien, Landbauinspector Lutsch, ist bereits beauftragt worden, geeignete Vorschläge, in welcher Weise und von wem diese Renovationsarbeiten auszuführen sein würden, zu machen. Jeder Kenner der erwähnten Räumlichkeiten wird diese Entschlüsse mit Freuden begrüßen; es handelt sich um Denkmäler der Rococodecoration ersten Ranges, bei deren Anblick man sich an Schillers Wort von „der Gestalten Fülle", die „verschwenderisch aus Wand und Decke quoll", erinnert fühlt.

* **Zürich.** Im letzten Studienjahre ernannte die hiesige Universität neun Damen zu Doctoren. Sieben davon erwarben die medicinische, eine die philosophische und eine die juristische Doctorwürde. Von den medicinischen Dissertationen, die von jenen sieben Damen herrühren, haben einige in bedeutenden wissenschaftlichen Zeitschriften Aufnahme gefunden. So ist die Dissertation von Frl. Ida Schmidt über Prolepsoperationen in der Züricher Frauenklinik im „Archiv für Gynäkologie", die von Emma Rhyner über Lungen-Gangrän in der Münchener „Medic. Wochenschr.", die von Mosly Herbig zur Histogenese der Lungen-Induration in Virchows Archiv abgedruckt worden. Die philosophische Dissertation von Hedwig Waser behandelt die Stellung Joh. Kasper Lavaters nach Ulrich Heyners handschriftlichen Aufzeichnungen. Die juristische Dissertation von Anna Mackenroth aus Danzig behandelt die Geschichte der Handels- und Gewerbefrau, worin die privatrechtliche Stellung der Frau in Griechenland und Rom und im Mittelalter, endlich das noch bestehende Minderrecht erörtert wird.

β **Paris.** Académie des sciences. In der Sitzung vom 29. Juli theilte Prof. A. Gaudry mit, daß in der Nähe von Filloux (Departement Charente) Ueberreste von urweltlichen Riesenthieren gefunden und dem Naturhistorischen Museum zum Geschenk gemacht worden sind. Es befinden sich dabei zwei Stoßzähne eines Elephanten, von denen der eine die kolossale Länge von zwei Meter 85 Centimeter hat, während die Zähne des elephas meridionalis von Durfort nur ein Meter 87 Centimeter messen. Ferner fanden sich dabei Zähne, welche vom elephas meridionalis herzurühren scheinen, Reste des elephas antiquus, Mammuthknochen, Zähne vom Rhinoceros, Hippopotamus und Auerochsen, sowie eine große Anzahl von künstlerisch bearbeiteten Steinen. Es ist hier das erste Mal, daß man Fossilien mit den Anzeichen einer Bearbeitung durch Menschenhand in Verbindung mit den Resten einer Elephantenart gefunden hat, welche bisher als dem Pliocän angehörig betrachtet wurde. Danach wäre das Alter des Menschengeschlechts höher hinaufzurücken als man bisher annahm. — Zur Frage, ob es auf dem Planeten Mars Wasser gibt, ergriff der Astronom Janssen das Wort und theilte mit, daß er bei der Beobachtung des Mars im Spectroscop die speciellen Linien des Wasserdampfs wiedergefunden habe und sonach kein Zweifel darüber herrschen könne, daß der Planet thatsächlich Wasser habe.

* In **Paris** will man an der Sorbonne einen eigenen Lehrstuhl für elsässische Geschichte errichten. Professor Dr. Rudolf Reuß, Oberlehrer am protestantischen Gymnasium und Director der Stadtbibliothek in Straßburg, soll die Stelle erhalten und wird wahrscheinlich diesem Rufe Folge leisten. Dr. Reuß ist der Sohn des hervorragenden protestantischen Gelehrten, dem das Elsaß soviel für die Erhaltung und Pflege deutscher Sprache und Wissenschaft während der französischen Herrschaft verdankt. Der Sohn, ursprünglich Historiker von deutscher (Göttinger) Schule, schlug sich 1870 im Gegensatz zu seinem Vater mit Leidenschaft auf die französische Seite; er hat zahlreiche Werke über elsässische Geschichte und Bücherkunde in französischer Sprache, theils in Straßburg, theils in Paris veröffentlicht. An der Pariser Hochschule sind übrigens die Elsässer bereits durch eine Anzahl Professoren, u. A. durch den Professor der Geographie, Himly, und die Professoren für deutsche Sprache und Literatur, Lichtenberger und Lange, sowie den Professor für protestantische Theologie, Lichtenberger, sämmtlich geborene Straßburger, vertreten.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 213. München, Samstag, 3. August. Beilage-Nummer 177.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Columbus und das heutige Spanien.

Als Europa und Amerika vereint sich rüsteten, um den 400jährigen Gedenktag der Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Columbus festlich zu begehen, wurden die wissenschaftlichen Kreise sehr unangenehm berührt durch gewisse Bestrebungen, die sich unter den Spaniern bemerkbar machten. An festlichen Veranstaltungen wollte zwar Spanien gewiß keinem anderen Lande der Erde nachstehen, dagegen versuchte es ein Theil seiner tüchtigsten Forscher und besten Redner, den Feierlichkeiten einen Charakter anzudichten, der wenig im Einklang stand mit dem, was die übrige Welt zu feiern beabsichtigte. Schon einige Zeit zuvor hatte der durch geschichtliche Forschungen rühmlich bekannte Capitän zur See Fernandez Duro unter dem Titel „Colon y Pinzon“ der spanischen Geschichtsakademie eine Denkschrift überreicht, in welcher er sehr lebhaft für eine hervorragende Ehrung des Martin Alonso Pinzon bei Gelegenheit der Centenarfeier eintrat. Er begründete diesen Anspruch nicht nur mit den unleugbaren Thatsachen, daß die Gebrüder Pinzon durch ihr persönliches Eingreifen die Ausrüstung des kleinen Geschwaders, welches Ferdinand und Isabella dem Columbus bewilligt hatten, wesentlich förderten, wenn nicht überhaupt erst ermöglichten und durch ihre Theilnahme an der Fahrt einen Theil der nationalen Eifersüchteleien beseitigten, die dem Columbus ohne ihre Hülfe wahrscheinlich schon bei der ersten Reise wesentlich mehr zu schaffen gemacht haben würden; sondern er nahm auch allen Ernstes für Martin Alonso das Verdienst in Anspruch, auch dann noch nicht zaghaft geworden zu sein, als die lange Reise über die endlose Meerfluth und der unbotmäßige Geist der Schiffsmannschaft angeblich auch des Columbus Vertrauen auf den endlichen Erfolg so weit erschüttert hatte, daß er in die Rückkehr zu willigen bereit gewesen sei. Aus diesem Grunde, glaubte Fernandez Duro, sei die Entdeckung eigentlich mehr noch das Verdienst Pinzons, als das des Columbus, und er schlug deßhalb vor, auf dem zu errichtenden Denkmal den Columbus im Bunde mit den beiden Pinzons darzustellen, wobei Martin Alonso mit dem nach Westen ausgestreckten Arm und durch das in der Nähe anzubringende Motto: Adelante! (Vorwärts!) als die eigentlich treibende Kraft der Unternehmung bezeichnet werden sollte. Die Quelle für die Auffassung des spanischen Capitäns ist seit mehr als 50 Jahren allen Columbus-Forschern wohl bekannt. Es sind dies die Acten der Processe, welche die Kronanwälte gegen die Nachkommen des ersten Vicekönigs von Indien angestrengt haben, als die spanische Regierung zu der Erkenntniß kam, daß die gewissenhafte Erfüllung der dem Columbus im Lager von Santa Fé vor Granada vertragsmäßig bewilligten Vorrechte seine Nachkommen mit einer Machtfülle ausrüsten würde, neben welcher alle Fürsten der alten Welt verschwinden müßten. In diesem Proceß spielt eine Art von Nebenklage der Pinzon eine nicht unbedeutende Rolle, und den Aussagen der von dieser Partei gestellten Zeugen entstammen die von Fernandez Duro zu Grunde gelegten Angaben. Daß dies eine der unparteiischen Geschichtsforschung unwürdige Einseitigkeit war, scheint dem Verfasser auch dann nicht klar geworden zu sein, als seine Schrift — zur Ehre der Spanier sei es gesagt — im In- und Auslande lebhaften Widerspruch hervorrief. Er fuhr vielmehr in einer Reihe von Aufsätzen und kleinen Broschüren fort, in anti-columbischem Sinne zu schreiben, und unter seinen Landsleuten fanden sich einige — vor allem ein bis dahin als Geschichtsforscher noch völlig unbekannter, aber dann rasch durch Aufnahme in die Akademie der Geschichte belohnter „Gelehrter“, Luis Vidart —, die ihm zur Seite standen, den Ruhm des Columbus zu schmälern, und — selbstverständlich dafür den der eigenen Landsleute in das rechte Licht zu setzen. Als dann die literarische Gesellschaft des Ateneo zu Madrid in einer Reihe von öffentlichen Vorträgen den gebildeten Kreisen der Hauptstadt das Verständniß für die Bedeutung der Centenarfeier zu eröffnen sich bemühte, entwarf dieselbe ihren Hörern ungefähr das folgende Bild:

„Die Entdeckung der neuen Welt war die nothwendige Consequenz des Sinnes für nautische Erforschung und Entdeckung, dessen Träger die iberische Race während des ganzen 15. Jahrhunderts gewesen war, seit Prinz Heinrich von Portugal mit dem Beinamen des Seefahrers seine ersten Caravellen entsandte, bis zu dem Augenblick, wo Magelhães durch die Umsegelung der Weltkugel die Grundlagen für die kosmographischen Vorstellungen der nächsten Jahrhunderte zum Abschluß brachte. Ein Zufall warf die Palme in diesem Ruhmeswettlauf der Spanier und Portugiesen einem Italiener in den Schoß. Allein das Verdienst ist ein iberisches. Denn es ist mindestens fraglich, ob nicht selbst Columbus, indem er das Problem der Westfahrt löste, sich nur die Resultate iberischen Unternehmungsgeistes aneignete, sei es nun, daß er die Entdeckung dem unglücklichen Seemann von Huelva verdankte, der sterbend in sein Haus gebracht wurde, sei es, daß Pinzon schon zuvor als Lenker des Kauffahrteischiffes von Dieppe die Küste der neuen Welt gefunden hatte.“ Wie Martin Alonso's Leistungen gewürdigt zu werden verdienten, sahen wir schon; daß der Mann, der Solches gethan, kein Verräther gewesen sein konnte, der in eitlem Drange nach Gold an der Küste Cuba's seinen Admiral im Stiche ließ, bedurfte für die Verfechter dieser Auffassung keines Beweises. „Die ganze Nichtigkeit des Ruhmes des Columbus trat“ — nach ihrer Ansicht — „zu Tage, als er sein Werk ausgestalten, der neuen Welt das Glück civilisirter Einrichtungen geben sollte. Blinde Grausamkeit, gepaart mit beschränkter Vorliebe für seine unfähigen Landsleute, mit Undankbarkeit gegen die Nation, der er all sein Glück verdankte, machten binnen kurzem eine Fortdauer seiner Herrschaft unmöglich; die einfache Klugheit mußte König Ferdinand gebieten, trotz der beschworenen Verträge diesen Mann von seinem Platz zu entfernen, und jener Bobadilla, den Jahrhunderte beschimpft

haben, weil er den Entdecker der neuen Welt in Ketten der alten zurücksendete, that nur als unbescholtener Richter seine Pflicht, indem er ohne Ansehen der Person dem Gesetz seinen Lauf ließ. Daß königliche Gnade trotzdem den Columbus in Freiheit und in seine Rechte einsetzte, ist nur ein weiterer Beweis für die Hochherzigkeit König Ferdinands, und eitel Spiegelfechterei ist es, wenn Leute behaupten, Columbus sei in Armuth gestorben; können wir ihm doch aus seinem eigenen Testament heraus einen für jene Zeit nicht unbeträchtlichen Reichthum nachrechnen."

Zu einem solchen Zerrbild hatte doch wohl in der Hauptsache nur nationale Voreingenommenheit die Geschichte des Columbus entstellt, und da die Vorträge des Ateneo gedruckt in alle Welt hinausflatterten, so konnte im Auslande thatsächlich die Meinung entstehen, daß in den gebildeten Kreisen Spaniens eine beinahe feindselige Stimmung gegen den Helden der Centenarfeier bestanden habe. Nun fehlt es freilich auch keineswegs an entgegengesetzten Aeußerungen; allein dieselben machten sich doch nicht mit demselben Nachdruck geltend, wie die Anklagen, und es ist eine anerkennenswerthe That unsres mit den literarischen Verhältnissen der iberischen Halbinsel so wohl vertrauten Landsmanns Dr. Johannes Fastenrath in Köln, daß er in einem äußerst flott geschriebenen und „Christoph Columbus" betitelten Buche[1]) uns eines Besseren belehrt, indem er uns schildert, was er persönlich während der ganzen den Centenarfeierlichkeiten in Spanien gewidmeten Zeit gesehen, gehört und miterlebt hat. Er kann natürlich dabei die oben angeführte historisch-kritische Fehde gegen den Ruhm des Columbus nicht unerwähnt lassen, und — um auch dies zum Ausdruck zu bringen — seine Festberichte zeigen uns trotz alledem die nämlichen Männer allüberall bei den officiellen Gelegenheiten im Vordergrunde. Aber es wird ihm freilich ein Leichtes, aus zahllosen, in gebundener und ungebundener Rede abgefaßten Aeußerungen und Ergüssen der Festtheilnehmer und nicht zuletzt aus den Thatsachen des Festverlaufes selbst den Beweis zu erbringen, daß das ganze Spanien, das officielle wie das inofficielle, und selbst manche der gelehrten Herren, die ihren wissenschaftlichen Ruhm zuvor vielleicht durch jene spitzfindigen Untersuchungen zu mehren bemüht gewesen waren, mit einer aufrichtigen und wohlthuenden Theilnahme und Wärme dem Genius des großen Genuesen in jenen festlichen Tagen gehuldigt haben. In welcher feinen Weise das gebildete Spanien sich von den allzu nationalen Bestrebungen gewisser Landsleute losgesagt hat, dafür ist einer der reizendsten Beweise ein angeblicher Brief des Columbus aus dem Jenseits, der mir schon im spanischen Urtext als die kostbarste Entgegnung an Hrn. Fernandez Duro erschienen ist und den Fastenrath so übersetzt hat:

„Ein Brief, den Cristobal Colon hat geschrieben
Zum Dank für den Vortrag dem Freunde, dem lieben.
Euch grüß' ich Cesáreo, den edlen Don:
Ob Ihr schmäht, daß Euch Freundschaft von mir werd' zu Theile,
Grüß' ich Euch in Demuth und zierlich ich feile
Die Verse geschrieben im Volksgesangston.
Denn ich ward verletzt nicht durch Euren Sermon,
Den im Ateneo im Kreise der Weisen
Vor kurzem Ihr hieltet, vor ihnen zu preisen
Laut meinen Gefährten, den großen Pinzón.
Jetzt hier in dem Reiche, in dem ich verweile,
Die Feder ergreif' ich, da Schmerzen mich quälen,
Ich kann meinen Trug jetzt nicht länger verhehlen,
Am Tag und des Nachts nicht wird Ruh' mir zu Theile.
Eur' Herrlichkeit lausche mir nur eine Weile
Und laut geb' sie Kunde der Welt dann davon:
Mag auch jammern und seufzen das falsche Albion,
Daß Spanien komm' wieder zum Ruhm und zum Heile
Ein Amerika niemals gab's unter der Sonnen,
Das wird nur erzählt von geschwätzigen Leuten,
Die wenig verstehen und gar nichts bedeuten,
Doch von den Pinzonen und mir ward's ersonnen.
Es glaubten nur Tröpfe, was fein ich gesponnen,
Mendoza, Marchena und seine alteza
Fernan, Isabel und Fray Diego de Deza.
Ihr habt die Entdeckung zum Ruhm Euch gewonnen,
Daß gar nichts ich werth sei. Nichts that ich im Leben,
Wie Ihr es ja sagtet, fuhr nicht über Meere.
Ich sah auch nicht Indien als Seemann, und Ehre
Werd' nie meinem Leben und Namen gegeben.
O wollt nur die Stimme gewaltig erheben,
Mit wuchtigem Schwerte streckt hin die Geschichte,
Mit ihr fall' mein Ruhm auch, der falsche, zu nichte.
Und so unserm Spanien wird Preis mehr gegeben.
Laßt Feste nicht feiern, bescheiden ersleh' ich,
O macht, daß nicht sprechen die Menschen von mir,
Laßt, was ich gewesen, vergessen sie schier,
Denn für meinen Fehler bestraft schon mich seh' ich.
Befreit mich von Strophen, thut Einhalt dem Bronn'!
Leicht wird es Euch werden, bedenkt doch, bedenket,
Wenn Ihr durch Castilien die Schritte jetzt lenket
Und immer fort singet laut Euern Sermon.
Ich schließ' und in Demuth bitt' ich um Pardon
Euch für meine Verse, wenn schlecht sie gerathen,
Ihr wißt ja, Vidart sagt, nicht zu Literaten
Gehört Euer Diener Cristobal Colon."

Dies Gedicht, welches die Gattin des Altmeisters der spanischen Literatur-Forschung, Pascual de Gayangos, zur Verfasserin haben soll, ist mir von jeher als die feinste und mit vollendeter spanischer Höflichkeit gegebene Abfertigung der Columbus-Gegner erschienen, als welche auch Fastenrath es anerkennt. Daß es an Reden bei einem Volke nicht fehlen konnte, bei welchem, wie vielleicht bei keinem zweiten, die Phrase eine Hauptrolle spielt, versteht sich von selbst. Fastenrath gibt davon überaus zahlreiche Proben, die natürlich noch immer nur einen verschwindend kleinen Theil von dem darstellen, was in Reden und Gedichten bei der Gelegenheit geleistet worden ist. Begnügten sich doch die Spanier keineswegs damit, die Tagesblätter wochenlang mit Columbus-Artikeln zu füllen, zahllose Gelegenheitsschriften drucken zu lassen, sondern gründeten ausschließlich für die Festperiode eine reich illustrirte und allerdings keineswegs nur der Phrase, sondern in weitem Maße auch wissenschaftlichen Forschungen offen stehende Festzeitschrift, deren vier Foliobände, neben den in den Ateneos zu Madrid und Barcelona gehaltenen Vorträgen, noch in fernen Zeiten von der Feststimmung berichten werden. Es ist auch ein kleiner charakteristischer Zug für die spanischen Verhältnisse, daß die Verlagshandlung zwar das Abonnement für alle 40 Monatshefte im voraus erhoben hat, daß aber die beiden letzten heute noch erscheinen sollen!

Aus dieser Festzeitschrift, welche übrigens auch einige spanisch geschriebene Beiträge von Fastenrath enthielt — Einiges davon ist im Anhang des „Christoph Columbus" wieder abgedruckt — und aus den mehrfach erwähnten Vorträgen gibt der Verfasser in vielen Capiteln seines Buches reichliche Auszüge; er reconstruirt in dieser Form auch in kurzem die Lebensgeschichte des Columbus, wobei man ihm allerdings den Vorwurf nicht ganz ersparen kann, daß er sich mit den Resultaten deutscher, französischer und italienischer Forschung nicht in gleichem Maße vertraut gemacht hat, wie mit den spanischen, und daß er durch seine spanischen Vorbilder sich manchmal zur Wiedergabe anerkannter Irrthümer hat verführen lassen. Ich darf daran wohl auch gleich ein Wort des Bedauerns dafür anschließen,

[1]) Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerika's. Von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner. 1895. 8⁰.

daß Fastenrath in einem Aufsatze über das deutsche Colonialunternehmen in Venezuela, der im „Centenario“ und im vorliegenden Buche abgedruckt ist, sich den spanischen Vorwürfen unmenschlicher Grausamkeit gegen Ambrosius Ehinger (Alfinger) angeschlossen hat, die historisch auf außerordentlich schwachen Füßen stehen und wahrscheinlich ihre Quelle in derselben Voreingenommenheit gegen alle Fremden und alles Fremde haben, welche als neueste Blüthe die Schmälerung des Entdeckerruhmes des Columbus gezeitigt hat. Die interessanten wissenschaftlichen Besprechungen hier eingehender berücksichtigen zu wollen, würde zu weit führen; nur so viel möge darüber gesagt sein, daß nach den von Fastenrath gegebenen Proben an wissenschaftlicher Gründlichkeit und nach dem Werthe der darin niedergelegten neuen Forschungsresultate den Vorträgen des Ateneo von Barcelona die Palme unter den Festveröffentlichungen zuzukommen scheint.

Den interessantesten Theil des Buches bilden die Schilderungen der festlichen Veranstaltungen des Centenariums, die durch den Umstand noch besonders an Lebendigkeit gewinnen, daß der Verfasser von beinahe jeder der hervorragenderen Persönlichkeiten noch Einiges aus eigenen Erfahrungen mitzutheilen weiß. Der eigentliche Verlauf der Festlichkeiten ist im allgemeinen bekannt. Sie wurden am 3. August, dem Tage, an welchem Columbus von der Rhede von Palos vor 400 Jahren ausgelaufen war, durch ein Vorspiel eröffnet, indem eine große Flottenparade in der historischen Bucht stattfand zu Ehren des mit möglichster Genauigkeit nachgebildeten einstigen Flaggschiffes des Columbus, der vielbeschriebenen „Caravella Santa Maria“. Gleichzeitig feierte die Columbinische Gesellschaft von Huelva, die alljährlich eine Preisbewerbung über irgend eine Thatsache aus dem Leben des Entdeckers ausschreibt, eine durch Anwesenheit besonders hervorragender Persönlichkeiten ausgezeichnete Festsitzung. Dann war es für einige Zeit wieder still geworden um die Bucht von Huelva, denn erst in den ersten Octobertagen strömten die eigentlichen Festgenossen der Centenarfeier dort zusammen. Den ersten Theil des Festes bildeten die Sitzungen des IX. internationalen Amerikanisten-Congresses, der vor allen seinen Vorgängern und Nachfolgern das voraus hatte, daß er an der denkwürdigsten Stelle und in einem der denkwürdigsten Zeitpunkte tagte. Er wurde von Cánovas del Castillo, der nicht nur wiederholt Ministerpräsident, sondern auch ständiger Präsident der hervorragendsten wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften Spaniens ist, in dem Kreuzgange des Rabida-Klosters eröffnet, der historischen Stätte, die einst dem verzweifelnd Spanien den Rücken wendenden Columbus ihre Thore öffnete, um ihn erst wieder zu entlassen, als seinen Plänen endlich die jahrelang vergeblich erstrebte Erfüllung von den katholischen Herrschern in sichere Aussicht gestellt worden war. Das kleine Kloster, an dem die schweren und wechselvollen Schicksale der katholischen Kirche in Spanien auch nicht spurlos vorübergegangen, wurde für die Centenarfeier in seiner alten schlichten Gestalt wieder hergestellt und hat, da es als Nationaldenkmal erklärt worden ist, nunmehr keinen Verfall mehr zu fürchten.

Die eigentlichen Sitzungen des Amerikanisten-Congresses fanden dann in dem großartigen Hotel Colon zu Huelva statt, welches ein Deutscher eigens für die Zeit der Festfeier errichtet und mit allem erdenklichen Comfort ausgestattet hatte. Hier war es auch, wo die Königin-Regentin den zum Congreß versammelten Gelehrten beider Geschlechter einen glänzenden „Thé“ gab und schließlich am 11. October den Congreß in feierlicher Sitzung schloß. Der festlichste Tag der Centenarfeier war natürlich der 12. October, der Tag, an welchem Columbus zum ersten Male das Land der neuen Welt erblickte. An diesem Tage wurde das von Ricardo Velazquez entworfene, in der Nähe der Rabida auf weithin sichtbarer Höhe gelegene Columbus-Denkmal in Gegenwart des kleinen Königs und der Königin-Regentin enthüllt, nachdem ein feierlicher Dankgottesdienst in der kleinen Kirche des Rabida-Klosters von den höchsten Kirchenfürsten Spaniens celebrirt worden war. Zum Schluß wurde — zum dritten Male im Verlaufe der Festlichkeiten — die ganze Bai von Huelva glänzend illuminirt, während das größte Kriegsschiff Spaniens, der „Conde de Venadito“, den Hof, der während der ganzen Zeit an Bord desselben gewohnt hatte, nach Sevilla entführte. Interessant ist es zu hören, daß der glänzendste Theil der Illumination von der Gesellschaft der Kupferminen von Rio Tinto bestritten wurde, die ihre langen Molen in leuchtende Feuerstreifen verwandelte. Diese Bergwerke, in denen seit Jahrtausenden alle Völker und Racen gearbeitet, die nach einander den Boden Spaniens überschwemmt haben; deren verlassene Stollen in ihrem Schutte das Material zu einer Geschichte des Bergbaues durch die Jahrhunderte hindurch verschlossen, bilden heute die einzige lebenspendende Quelle für die Städtchen Huelva und Palos, die einstigen Zeugen der ersten Schritte auf der Ruhmesbahn des Columbus; und diese Gesellschaft, die mit dem Rauche ihrer profanen Arbeiten die Umgegend verpestet, deren Papiere Gegenstand der wüstesten Speculation an den Börsen von Paris, London und Madrid sind, nahm einen hervorragenden Platz ein in den Feierlichkeiten, die dem Triumphe der idealistischsten Genialität galten.

Fastenrath schildert dann weiter die Fortsetzung, welche die Festlichkeiten der Centenarfeier in Sevilla fanden, in Granada finden sollten, aber nicht erreichten, und führt uns endlich nach Madrid, wo abermals aus dem gleichen Anlaß eine lange Reihe glänzender Veranstaltungen vorbereitet war. Freilich stand von allen diesen Festlichkeiten nur noch ein Theil in unmittelbarer Beziehung zur Centenarfeier; die Spanier hatten aber nebenher die Anwesenheit so vieler einheimischer und fremder hervorragenden Persönlichkeiten auch zu anderen Zwecken — zu geographischen und literarischen Congressen — benutzt, die mit Columbus nur noch in einem losen Zusammenhange standen. Nicht so war es mit den beiden großen Ausstellungen, die zur Centenarfeier in Madrid veranstaltet waren, der Exposicion historico-europea, welche den Zweck hatte, den culturellen Zustand Spaniens zur Zeit der Entdeckung dem Besucher vor Augen zu führen, und der Exposicion historico-americana, welche ein Bild entwerfen sollte von dem, was Amerika war, ehe es von den Spaniern betreten ward, und von dem, was es in der ersten Zeit der Colonisation geworden. Mit diesen Ausstellungen hat Spanien einen Erfolg errungen, der weit mehr als eine Augenblicksbedeutung besitzt. Schon heute liegt eine ganze Reihe von hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten vor, die in den Objecten dieser Ausstellungen ihre Anregung empfangen haben. Der Katalog der europäischen Ausstellung, ein starker Octavband von mehr als 500 Seiten, ist heute schon für die verschiedensten Zweige der Kunst-, Geschichts- und Culturforschung ein werthvolles Handbuch, und der Katalog der amerikanistischen, der demnächst in drei ähnlichen Bänden der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, läßt noch Werthvolleres erwarten. Urkunden und Karten von hoher Wichtigkeit, deren Existenz selbst bis dahin den Forschern gänzlich unbekannt war, sind durch diese Ausstellungen ans Tageslicht gezogen worden, und manche Handschrift, deren Verlust die Wissenschaft seit Jahrzehnten beklagte — wie die Geschichte Centralamerika's des Francisco Jimenez, die Scherzer nur in Bruchstücken auffand —, tauchte bei dieser Gelegenheit plötzlich in der Oeffentlichkeit wieder auf und harrt nunmehr hoffentlich nur noch für kurze Zeit ihrer Veröffentlichung. In diesem Sinne kommt

den Ausstellungen eine außerordentliche Bedeutung für die Förderung der Wissenschaft zu, wie sie eben nur die hervorragendsten und gelungensten gleichartigen Veranstaltungen zu verzeichnen haben. Auf diesem Gebiete hätte vielleicht mancher Leser des „Christoph Columbus“ gern etwas mehr gehört als der Verfasser geboten hat, der sich auf eine sehr summarische Charakteristik der beiden Ausstellungen beschränkt.

Absichtlich habe ich im Vorhergehenden Fastenraths Abschnitt über seine Tour nach Granada übergangen, um in anderem Zusammenhange darauf zurückzukommen. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß sein Buch, außer in der Schilderung der Columbus-Feierlichkeiten, auch noch darin für den Leser interessant wird, daß es ihm eine lebensvolle Schilderung von Spanien, von Land und Leuten der iberischen Halbinsel entwirft, die, so viel auch schon über sie geschrieben worden ist, uns heute doch fremder und unverständlicher geworden sind als im 16. und 17. Jahrhundert, wo Spanien und die Spanier als der führende Volksstamm, die grande nation jener Zeiten, über ganz Europa hinweg etwa ebenso bekannt waren, wie in den letzten beiden Jahrhunderten die Franzosen. Die unglückliche Entwicklung, welche die Geschichte des Landes seit dem Zusammenbruche seiner Größe genommen hat, kommt, wenn auch mehr nur in nebensächlicheren Zügen, auch in dem Fastenrath'schen Buche zum Ausdruck. Heutigen Tages ist Spanien, trotz seiner alten monarchischen und kirchlichen Traditionen, mehr noch als England, dem man dies sonst so oft nachgesagt hat, eigentlich eine Republik, an deren Spitze ein erblicher statt eines Wahlpräsidenten steht. Und diese Entwicklung hat die Verfassung des Landes nicht etwa in jahrhundertelanger historischer Entwicklung genommen, zu der es in seiner mittelalterlichen ständischen Verfassung mindestens gleich günstige Grundlagen besessen hätte, wie das glücklichere England; sondern mit diesen Freiheiten ist das noch in seinen breiten Massen in ganz unmodernen Auffassungen befangene Volk eigentlich nur von den um die Herrschaft ringenden politischen Parteien nach rein theoretischen Gesichtspunkten beschenkt worden. Was uns neuerdings als charakteristischer Zug nicht mehr nur aus dem Parteitreiben amerikanischer Republiken, sondern leider schon aus viel näher liegenden Beispielen geläufig ist, das Buhlen der Parteien um die Gunst der breiten Massen durch Versprechungen und Geschenke, die mit deren politischem Auffassungsvermögen in schreiendem Widerspruche stehen, ist in Spanien an der Tagesordnung gewesen, seitdem der gewaltthätige Eingriff Napoleons I. die in Trägheit versunkene historische Entwicklung des Landes unterbrochen hat. So schlimm, wie nur immer eine südamerikanische Republik es konnte, ist Spanien das Land der Pronunciamientos gewesen, nur daß, nach französischem Muster, schon seit längerer Zeit neben den Generalen auch die dem Journalisten- und Rechtsanwaltsstande entsprossenen Politiker sich gewöhnt haben, unblutige Pronunciamientos zu machen. Jede so entstandene Regierung empfand dann die Nothwendigkeit, sich bei dem Volke durch irgend ein großes Geschenk beliebt zu machen, und so ist es gekommen, daß selbst Republicaner wie Castelar und Andere, ihren Frieden mit dieser Monarchie mit gutem Gewissen machen konnten. Im Volke aber, und leider auch in den besseren Kreisen haben diese Danaergeschenke dahin geführt, daß eigentlich vor lauter Rechten Niemand mehr sich seiner Pflichten bewußt ist, so daß eine gewissenhafte Auffassung von ehrenhafter Pflichterfüllung bis in die einflußreichsten Kreise hinein in Spanien zu den Seltenheiten gehört. Für diese traurige Wahrheit, die sich jedem aufdrängt, der einen tieferen Einblick in die politischen Verhältnisse dieses schönen unglücklichen Landes zu thun Gelegenheit gehabt hat, gibt auch Fastenraths Buch einige höchst bezeichnende Belege.

Selbst während der Columbus-Feierlichkeiten hat es nicht ganz an einem in diesen Verhältnissen wurzelnden Mißton gefehlt. Bei der großen Flottenparade am 2. August sollte eine feierliche Messe in der Kirche zu Palos der Eröffnung der Feierlichkeiten die religiöse Weihe ertheilen. Zur bestimmten Zeit füllte sich die Kirche mit den spanischen und fremden Gästen — Ministern, Deputirten und Officieren der spanischen und fremden Schiffe — allein vergeblich warteten sie stundenlang auf das Erscheinen des Geistlichen, der, als er endlich aufgefunden wurde, sich damit entschuldigte, daß er keine Aufforderung zum Messelesen erhalten habe, eine Behauptung, die ihm von der ganzen Festversammlung den Vorwurf der absichtlichen Lüge eintrug. Ernsteren Charakters waren die Vorgänge in Granada. Auch Granada feierte ja im Jahre 1892 ein vierhundertjähriges Jubiläum, denn am 1. Januar 1492 war es ja nach jahrelangen opfervollen Kämpfen von Ferdinand und Isabella den Mauren entrissen worden, deren letztes Reich diesseit der Meerenge damit zu Grunde ging. Auch hier war ein Erinnerungszeichen an die große Zeit errichtet worden, das von Mariano Benlliure modellirte Denkmal Isabella's der Katholischen, auf welchem auch ihr großer Schützling Columbus einen Ehrenplatz gefunden hatte. Von Sevilla aus sollten die höchsten Herrschaften mit einer möglichst glänzenden Schaar von Centenariumsgästen nach der Stadt des Genil kommen, die sich festlich zu ihrem Empfange geschmückt hatte. Das erste Mißgeschick, das hindernd diesen Dispositionen sich entgegenstellte, war die Erkrankung des kleinen Königs, dessen zarte Gesundheit trotz aller schonenden Vorsicht bei den Feierlichkeiten in Huelva gelitten hatte. Was auch die Regentin schließlich verhinderte, der Enthüllung des Denkmals in Granada beizuwohnen, war wohl in erster Linie die Sorge der Mutter um ihr kränkliches Kind, allein die Bevölkerung der alten Maurenstadt wollte darin eine absichtliche Kränkung ihrer Stadt und ihrer Provinz erblicken, in welche seit 24 Jahren kein Glied der königlichen Familie mehr gekommen war. Als nun am 1. November die Königin endgültig ihr Erscheinen absagte und drei ihrer Minister beauftragte, im Namen der Regierung der Denkmalenthüllung beizuwohnen, brach ein offener Tumult aus. Die Minister durften sich kaum öffentlich sehen lassen und noch am Abend ihrer Ankunft riß das Volk die Ehrenpforten und sonstigen Festvorbereitungen ein, häufte sie auf dem weiten Platze am Fuße der Alhambra auf und verbrannte sie unter tumultuarischen Scenen vor dem unenthüllten Denkmal, so daß die Minister es für gut fanden, in aller Eile und in aller Stille nach Madrid zurückzukehren.

Aber auch dort hatte der Geist der Opposition seinen Einzug gehalten. Schon während der Festtage zu Huelva hatte in Madrid, im Gegensatz zu den Bestrebungen einer auch in Spanien weit verbreiteten Partei, welche sich zur Centenarfeier um die Heiligsprechung des Columbus bemüht und wenigstens soviel erreicht hatte, daß Papst Leo XIII. in einem Hirtenbriefe der unsterblichen Verdienste des großen Genuesen um die Ausbreitung des Christenthums rühmend gedachte, ein Congreß von Freidenkern getagt, der schließlich eine so herausfordernde Haltung angenommen hatte, daß er von der Polizei aufgelöst werden mußte. Erst am 5. November war dann der junge König so weit wieder genesen, daß auch die Regentin von Sevilla nach der Hauptstadt zurückkehren konnte. Aber es war ein trauriges Zeichen für den politischen Takt der Bevölkerung, daß sie in dem Augenblicke, wo Tausende von Fremden hier zusammengeströmt waren, um mit Spanien die großen Tage seiner Vergangenheit zu feiern, die Regentin durch einen demonstrativ unfreundlichen Empfang verletzte, die Königin-Regentin, deren Aufopferung und Klugheit die Nation fast ausschließlich

es verdankte, daß das Land sich eines politischen Zustandes erfreute, der den Besuch der Vertreter des ganzen Erdkreises bei ihren Festen ermöglichte.

So bietet das Fastenrath'sche Buch ein doppeltes Interesse. Das eine Mal zeigt es uns, wie sich die größte Zeit Spaniens und das Andenken an den Mann, der, obgleich selbst kein Spanier, doch vielleicht mehr als irgend ein Sohn der heimischen Erde für den Ruhm und die Größe Spaniens gethan hat, sich nach einem Zeitraum von vier Jahrhunderten in den Vorstellungen der heutigen Spanier und der Tochternationen Spaniens in dem von Columbus entdeckten Welttheile wiederspiegelt. Auf der andern Seite spiegelt es selbst uns ein Bild vor von dem herrlichen Lande, das noch immer nicht darüber hinwegkommen kann, lediglich an seinen großen Erinnerungen zu zehren, während die unglücklichen auf ihm lastenden Verhältnisse es ihm unmöglich machen, sich noch einmal in gemeinsamer Arbeit mit den civilisirten Nationen der ganzen Erde zu einer neuen, auf anderen Grundlagen ruhenden Periode des Ruhmes und der Größe zu erheben.

Dr. K. Haebler.

Geistige Zustände im oberen Altserbien.

Belgrad. — Einst blühte das nationale Geistesleben der Serben am Lim ebenso wie in dem ganzen übrigen Altserbien und wetteiferte mit dem in den übrigen Theilen des alten serbischen Staates; aber es erlosch schon längst und zwar gänzlich, 88 Jahre nach der Schlacht am Amselfelde, als Damat Pascha das berühmte Budimlje zerstörte und den Metropolitensitz in Schudikovo aufhob. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts wütheten die Türken dort in einer solchen Weise, daß es von da ab bis zum Jahre 1860 zwischen Gusinje und Plova längs des Lim bis Bielo Polje keine einzige, weder serbische noch türkische Schule gab. Dieses Unglück wurde noch fühlbarer, als gegen Ende des 17. Jahrhunderts 40,000 serbische Familien Altserbien verließen und unter Anführung ihres Patriarchen Carnojević sich im südlichsten Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie niederließen.

Seit jener Zeit traten an die Stelle geistiger Bildung ganz andere harmlose Dinge. Geschichtschreiber und andere Gelehrte verschwanden; was blieb, war die Gusle, ein Streichinstrument primitivster Art, dessen Saiten gespannte Pferdehaare darstellen, und mittelst dessen die Volkssänger ihre erzählenden Lieder begleiten. Am Schulterblatte vom verzehrten Kleinvieh suchte man Zeichen, die ein gutes oder schlechtes Jahr, Glück oder Unglück der Bevölkerung u. s. w. prophezeiten. An der Milz erforschte man, ob der kommende Winter ein strenger oder gelinder sein werde. Hiebei beobachtete man den Flug der Vögel, das Abfallen der Blätter im Walde, das Schwärmen der Bienen, das Sprudeln der Quellen und andere Zeichen. Die Tageszeiten wurden nach dem Stand der Sonne, nach der Größe des Schattens und sogar nach den Pupillen der Ziegenaugen festgestellt. Ueber den Regen und ob es einen solchen geben werde, urtheilte man nach den Mücken, nach dem Rauch, nach dem Geräusch des Lim und anderer Flüsse, nach dem Erscheinen der Wolken insbesondere auf dem Gipfel des Kom-Gebirges, nach Sonne, Mond u. s. w. Für das Schicksal der Personen, Familien und des Volkes waren besonders die Träume und Prophezeiungen von Bedeutung, auch die Welt- und Klostergeistlichkeit glaubte daran. Ja, letztere erlangte im Deuten und Prophezeien eine Fertigkeit, die dem übrigen Volke nicht eigen war. Sonst waren sie meist des Lesens unkundig und besaßen kaum so viel Kenntniß, um die nöthigsten religiösen Handlungen zu verrichten. Die geistliche Würde war erblich vom Vater auf den Sohn; ja im Volke machte sich der Grundsatz breit, daß das Talent zum Lesen nur einzelnen Familien beschieden sei, weßhalb es auch nur selten vorkam, daß sich jemand anders auf das „Studium" verlegte. Derselben Anschauung waren auch die Mohammedaner dieser Gegend, daher sie noch vor kurzem ihre Hodschas (Religionslehrer) von anderswo, gewöhnlich aus Ipek oder Scutari, bekamen.

Die Geistlichen durften sich nirgends öffentlich zeigen, weil sie von den dortigen türkischen Machthaberfamilien der Schaban-Agić aus Gusinje, Redschep-Agić aus Plav und der Paschić arg bedroht waren. Diese Geistlichen konnten nur aus ihrem eigenen und aus keinem anderen Gebetbuch lesen und vom Kirchengesang verstanden sie gar nichts. So war auch der Mönch Rufim des Klosters Gjurgjevi Stupovi unweit Sjenica. Er verstand nicht, die Messe zu lesen. Bedenkt man, daß ihm ähnliche Mönche Lehrer der Weltgeistlichen waren, so kann man sich leicht eine Vorstellung von dem Bildungsgrade der Schüler schaffen. Daher ist es kein Wunder, daß ein gewisser Geistlicher, Namens Novo Luzac, die Ausübung des Sacraments der Communion nicht kannte, und um selbst communiciren zu können, einmal im Jahre neben einem anderen Geistlichen zu diesem Zweck als Gehilfe beim Gottesdienste mitwirkte. Dessenungeachtet bekleidete er die Würde eines Geistlichen bis zu seinem Tode durch volle fünfzig Jahre und war sonst als Mann und Hauswirth tadellos. Unter den Geistlichen am Lim gab es auch solche, die ihr ganzes Wissen vom Vater erbten; aber die meisten waren Klosterschüler. Diejenigen unter ihnen, welche aus dem Kloster Decani kamen, genossen das Ansehen von Gelehrten und Akademikern. Erst gegen Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts erscheinen auf Anregung des Archimandriten Mojsej Zecević des Klosters Gjurgjevi Stupovi in der Nahia (Kreis) Vasojević hie und da besser vorbereitete Geistliche. Dieser Archimandrit baute das genannte, dem Verfall überlassene Kloster aus seinen Trümmern wieder auf, ohne das Volk mit Forderungen von milden Gaben zu belästigen, weßhalb unter diesem die Meinung sich verbreitete, der Archimandrit habe in einer Höhle im Tivran einen Schatz gefunden. Der Schatz mochte aber wahrscheinlich von andersher stammen, denn es ist bekannt, daß der Archimandrit Beziehungen mit Serbien und Montenegro unterhielt. Damals gab es außer diesem Archimandriten und seinen zwei Schülern im ganzen Kreise Vasojević keinen einzigen Menschen, der schreiben konnte. Im Laufe des 18. Jahrhunderts war der Mangel an Geistlichen im Lim-Gebiete überaus fühlbar. Es gab deren im besten Falle zehn. Theils wegen dieses Mangels, theils wegen der türkischen Verfolgungen, beschränkte sich die religiöse Handlung dieser Geistlichen nur auf die Taufe, Ehesegnung, Beerdigungsceremonien und das Messelesen, aber auch das nur zu gewissen Zeiten. So wurde z. B. die Messe nur dann gelesen, wenn sich viel Volks zum Communiciren ansammelte, was gewöhnlich bei Kirchen-Ruinen oder auf den Friedhöfen stattfand. Man bediente sich dabei meist der sogenannten „trockenen Communion", nämlich jenes am Donnerstag der Charwoche mit Wein befeuchteten und gesegneten Brodes, welches über das ganze Jahr für dringende Ausnahmefälle in Bereitschaft gehalten wird. Die Beerdigungsceremonien wurden ausgeführt, wenn es Zeit und Umstände erlaubten, manchmal nach Verlauf von sechs und mehr Monaten, und zwar in Friedhöfen für alle während dieser Zeit Verstorbenen und Beerdigten auf einmal und insgesammt. Der verstorbenen kleinen Kinder gedachte man gar nicht. Die Taufe und Ehesegnung wurde in den Häusern der Betreffenden vorgenommen. Mit der Taufe beeilte man sich nicht, wenn dies der Gesundheitszustand des Kindes erlaubte. So kam es vor, daß der Erzpriester

von Vasojević, Gavrilo Najević, einem gewissen Milić Cubrov aus Cuka in Kralje vier Söhne, von denen zwei bereits Schafhirten waren, auf einmal taufte. Wasserweihen bei den „Slavas“ (Hauspatronfest) waren bis in die jüngste Zeit nicht üblich; übrigens aber wurde und wird noch die „Slava“ drei Tage hintereinander mit möglichstem Kostenaufwand gefeiert. Der einzige Volksarzt für alle möglichen Krankheiten sowohl bei den Christen wie bei den Mohammedanern am Lim war der Geistliche, abgesehen von sogenannten Zauberinnen, ihre Arznei bestand in gewissen Gebeten und Zauberformeln.

Um das Jahr 1860 stieg die Zahl der Geistlichen auf zwanzig und diese mußte genügen für 118 Dörfer und zwei Marktflecken: Plav und Gusinje. Die alten Geistlichen hatten viel zu dulden. Um das Messelesen nicht zu vergessen und um zu communiciren, mußten einzelne nach Ipek oder nach dem Kloster Decani gehen, um dort bei der Messe mitzuwirken. Denn Wein für die Communion konnte man nicht immer haben, da solcher am oberen Lim nicht wächst und ein Herbeischaffen desselben oft unmöglich war, da man sich aus der Gegend nicht hinaustraute, indem von einer Seite der Stamm Kolasin und andere in Fehde stehende Stämme und von der anderen die Albanesen mit ihren Ueberfällen zu befürchten waren. Zu Kirchenbüchern gelangte man sehr schwer, da man selbe nur aus Ipek oder Decani bekam. Im Nothfall wurden solche abgeschrieben, indem man die Druckschrift nachahmte. Die Geistlichkeit unterschied sich in ihrer Tracht nicht im geringsten von der übrigen männlichen Bevölkerung. Jetzt ist es etwas anders, aber es gibt noch immer solche, die sich von den Waffen nicht trennen. Der Pope Zaria aus Gusinje trug sich wie ein türkischer Beg. Im Gürtel hatte er immer zwei Pistolen, im Reitsattel ebenfalls zwei, an der Schulter ein Gewehr, und in seiner Begleitung mehrere Jagdhunde. So ausgerüstet und reitend kam er auch dem Metropoliten entgegen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Hr. Joseph Körösi, Director des Communal-statistischen Bureaus in Budapest, hat anläßlich des daselbst abgehaltenen VIII. internationalen Congresses für Hygiene und Demographie drei Preise gestiftet, welche in den nächsten, aufeinanderfolgenden drei Congressen zur Vertheilung kommen sollen. Diese drei Preisausschreibungen umfassen folgende Fragen: 1) Kritische Geschichte der Volkszählungen und anhangsweise: Abhandlung über das Wesen der Demologie. 2) Kritische Geschichte der Entwicklung der Natalitätsstatistik und des Malthusianismus. 3) Kritische Geschichte der Entwicklung der Sterblichkeitsstatistik und der Mortalitätstabellen. — Der erste Preis von 1500 Frcs. wird anläßlich des im Jahre 1897 abzuhaltenden nächsten Congresses ausgefolgt werden. Die Concurrenzarbeit soll eine gründliche Darstellung jener Entwicklung bieten, welche die Volkszählungen im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts in den größeren europäischen Staaten und Städten sowie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika genommen, die Bestrebungen, welche diesbezüglich in den Fachvereinigungen (Congressen 2c.), in den statistischen Aemtern und in der Literatur zu Tage treten, einer kritischen Würdigung unterziehen, überdies auch berücksichtigen, wie weit die Vergleichbarkeit der großen Censuserhebungen gediehen. In dem Anhange sollen die Aufgaben, Umfang und Stellung der Demologie und die diesbezüglich aufgestellten verschiedenen Ansichten kritisch gewürdigt werden. Zur Beurtheilung der einlangenden Concurrenzarbeiten haben sich die folgenden Herren bereit erklärt: Dr. Jacques Bertillon (Paris), Director des communalstatistischen Bureaus; Luigi Bodio (Rom), Generaldirector des k. italienischen statistischen Bureaus, Generalsecretär des internationalen Instituts für Statistik; Dr. V. v. John (Innsbruck), Universitätsprofessor; Joseph Körösi (Budapest), Director des communalstatistischen Bureaus; Dr. W. Lexis (Göttingen), Universitätsprofessor, Vicepräsident des internationalen statistischen Instituts; Dr. W. Ogle (London), vormals im Registrar General of births, deaths and marriages. Die Arbeiten können in deutscher, englischer, französischer, italienischer oder ungarischer Sprache gehalten sein. Der Preis wird nur einer Arbeit von absolutem Werthe zuerkannt. Das Manuscript ist in Begleitung eines den Namen des Autors enthaltenden versiegelten Umschlages bis 31. December 1896 an Hrn. Joseph Körösi, Budapest, anonym einzusenden. Die Zuertheilung des Preises erfolgt in der feierlichen Eröffnungssitzung des nächsten Congresses.

* Der nächste internationale Congreß gegen unsittliche Literatur findet in den ersten Tagen des October in Brüssel statt unter dem Ehrenvorsitz Jules Simons und unter thatsächlicher Leitung des Staatsministers Beernaert. Man wird die Arbeiten des Congresses in zwei Rubriken scheiden: Propaganda und Gesetzgebung. Schon sind zahlreiche Redner angemeldet. Ferner gedenkt E. de Budé eine internationale Liga gegen die unsittliche Literatur zu gründen. Hr. Viollier wird Mittheilungen machen über das internationale Informationsbureau, das in Genf besteht. Wer am Brüsseler Congreß theilnehmen oder ihm Arbeiten einsenden will, wird gebeten, vor dem 15. August sich im internationalen Bureau gegen die unsittliche Literatur in Genf, 2 Petite Fusterie, schriftlich anzumelden.

* Ausgrabungen. Mittelalterliche. — Zu den verschiedenen Funden, die in den letzten Jahren unter dem Boden des alten Frankfurt gemacht wurden und die besonders das von der 14. Legion auf dem Domhügel errichtete Castell kennen lehrten, kommt jetzt als willkommene Ergänzung und als ein Bindeglied zwischen der römischen und der seit 794 bezeugten karolingischen Niederlassung ein neuer Fund von Bedeutung hinzu. Bei der Ausschachtung des Grundes für einen Neubau wurden nämlich vor der Südseite der Markthalle fränkische Gräber entdeckt. Als die Nachricht davon einlief, waren leider die Gräber schon beseitigt und viele Knochen vernichtet; dagegen wurde eine Reihe von Gegenständen vom Bauherrn durch Schenkung dem städtischen historischen Museum übergeben — drei Töpfe von grauem Thon, davon zwei mit Linien und einer mit Punkten verziert, zwei Gürtelriemenzungen, eine Schuhschnalle und zwei Zungen von Schuhriemen, zwei Gürtelbleche mit Verzierung in Kreuzesform, eine Anzahl von farbigen Thonperlen und zwei eiserne Lanzenspitzen —, die sämmtlich unbestreitbar Gräbern der merovingischen Zeit entstammen. Sehr wichtig ist vor allem der Fundort. Die Funde wurden in der genauen nördlichen Fortsetzung der westlichen und der östlichen Seite der Steingasse gemacht, die bereits im Jahre 1350, also lange vor der ersten Pflasterung von Straßen in Frankfurt, via lapidea hieß und zu der Vermuthung Anlaß gab, daß wir in ihr eine römische Landstraße zu suchen haben, die von der porta principalis sinistra des Römercastells aus nach Norden zu der Nied hinführte. Diese Vermuthung hat nun durch die an den Seiten dieser Straße gefundenen Frankengräber die erwünschteste Bestätigung gefunden. Andere Frankengräber haben sich schon früher bei der Anlage des Main-Neckar- und des Taunusbahnhofes, vermuthlich an der von Westen her dem Römercastell zulaufenden römischen Landstraße gefunden. Eine andere via lapidea wird gleichfalls 1350 vor dem Affenthor in Sachsenhausen genannt, und soweit sich der Lauf dieser längst verschwundenen Straße noch feststellen läßt, lief sie einerseits nach Südosten und hatte zu ihrer Fortsetzung den noch bestehenden „Hühnerweg“, dessen Namen auf Hünen und Alterthum hinweist, andrerseits nach Nordwesten und traf da in ihrer ideellen Fortsetzung über den Main ebenfalls wieder auf den Domhügel. — Die in Eschborn vorgenommenen Ausgrabungen des alten Burgberings, welche im Auftrage der Kaiserin Friedrich ins Werk gesetzt wurden, haben bereits namhafte Ergebnisse zu verzeichnen. Es wurden starke Mauern der alten Umfassung gefunden, die den östlichen Theil einer großen, von Osten nach Westen sich erstreckenden Burganlage bilden und zunächst ein Halbrund von 30 Schritten nordsüdlicher Breite darstellen, das etwas zu polygonaler Form neigt. Die weitere westliche Erstreckung glaubt man noch im Terrain verborgen. Hr. Osterrieth in Cronberg hat sich der Mühe unterzogen, die Ausgrabungen zu überwachen, für die er nach jeder Richtung das lebhafteste Interesse bekundet. Einen etwas andern Charakter schien die Untersuchung im Laufe der letzten Woche anzunehmen, als sich mehrfach römische Fundstücke fanden. Es waren Bruchstücke von Ziegeln, Heizkacheln, Thongefäßen (auch etwas Sigillata) u. dgl. Die Limes-Commission stellte für diesen Theil der Aufgrabung alsbald einige Mittel zur Verfügung, da man glauben konnte, die Burg sei auf römischer Grundlage (Villa oder dergl.) errichtet. Indessen ist es bisher nicht gelungen, ein klares Bild von thatsächlichem römischen Anbau

an der Stelle der Burg zu gewinnen, und es hat den Anschein, als seien die geringfügigen Fundstücke von irgend einer nahegelegenen anderweitigen Römerniederlassung verschleppt. Was die früh-mittelalterliche Burganlage angeht, so sind die ihr angehörigen Einzelfunde ebenfalls nicht von großem Belang; es handelt sich natürlich auch viel weniger um solche Funde als um die Festlegung des Grundrisses der Burg. Es ergaben sich bis jetzt zwei kleine Gefäßchen, kleine Bronze-Artefacte, eine Reihe von Terracotta-Bruchstücken, viele durchlochte Schiefer der Dachbedeckung, sowie eine große Mannichfaltigkeit des Baumaterials (Basalt, Sandstein, Kalkstein u. s. w.). Auch traf man verbogene Eisentheile an, die den Nackenschirm eines Helmes darzustellen scheinen. Genau im Terrain zeichnet sich der Doppelspitzgraben der Burg ab, der noch vor nicht langer Zeit von einer jetzt verschwundenen Hecke in weitem Umkreis umgeben war.

* **München.** Der Assistent am Hygienischen Institut der Universität, Dr. Martin Hahn, ist als Privatdocent in die medicinische Facultät aufgenommen worden.

* **Ulm**, 31. Juli. Prof. Dr. Nestle dahier hat von Berlin aus den Antrag bekommen, eine kritische Ausgabe der „Septuaginta" (zum ersten Mal) zu schaffen. Prof. Dr. Strack in Berlin hat sich zu diesem Behuf an die Cultministerial-Abtheilung in Stuttgart gewendet mit der Anfrage, ob eine Entlastung des Professor Nestle von einem Theil seiner Berufsgeschäfte möglich wäre.

* **Straßburg**, 1. Aug. In hiesigen Kreisen wird davon gesprochen, daß der Anglicist Prof. Brandl einen Ruf nach Berlin (als Nachfolger des verstorbenen Prof. Zupitza) erhalten habe und annehmen werde. Der Verlust wäre empfindlich, da gegenwärtig die Zahl hervorragender Forscher auf dem Gebiet der englischen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte sehr beschränkt ist.

* **Gießen**, 31. Juli. Der hiesige Anatom, Prof. Dr. Robert Bonnet hat gleichzeitig einen Ruf nach Halle und Greifswald erhalten und den letzteren angenommen.

* **Jena**, 31. Juli. Prof. Ernst Haeckel hat vor kurzem auf einem Ausflug einen Beinbruch erlitten, der ihn nöthigt, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten. — Der 90jährige Prof. Stickel hat für das nächste Wintersemester folgende Vorlesungen angekündigt: Das Hohelied, Chaldäische Sprache und Schriftsteller, Syrische Sprache und Schriftsteller, Arabische Grammatik und Schriftsteller.

* **Hannover.** Dr. Eschweiler, Privatdocent für Chemie an der Technischen Hochschule, ist zum Professor befördert worden.

* **Berlin.** Die physikalisch-mathematische Classe der Akademie der Wissenschaften hat außer den schon genannten Münchener Gelehrten noch die HH. Albrecht v. Schrauf in Wien, Prof. Alfonso Cossa in Turin, Dr. Alexander Agassiz, Director des Museums für vergleichende Thierkunde zu Cambridge in Nordamerika, und Eleuthère Mascart, Prof. der Physik am Collège de France zu Paris, zu correspondirenden Mitgliedern gewählt. — Dr. jur. et phil. Karl Lehmann, Privatdocent für alte Geschichte an der Universität Berlin, und Dr. Waldemar Belck, bekannt durch seine anthropologischen Forschungen im Kaukasus, werden mit Unterstützung der Berliner Akademie eine längere Forschungsreise durch Armenien unternehmen.

* **Berlin.** Einen schmerzlichen Verlust hat die k. Klinik zu beklagen. Einer der ältesten Assistenten des Geheimraths v. Bergmann, der noch in dessen Privatklinik thätig war, der Privatdocent Dr. Kurt Schimmelbusch, ist am 1. August in der Klinik gestorben, anscheinend an einem typhösen Leiden. Dr. Schimmelbusch stand erst im Anfang der dreißiger Jahre.

* **Aus Berlin** wird der „Frankf. Ztg." gemeldet: Der zu Anfang des Sommersemesters viel besprochene Versuch, den Privatdocenten Leo Arons wegen seiner Zugehörigkeit zur socialdemokratischen Partei aus dem Lehrkörper der Universität zu entfernen, hat nunmehr in den Facultätsberathungen seinen Abschluß gefunden. In der vergangenen Woche ist in der Sache Beschluß gefaßt worden, und die Facultät hat die Remotion von Dr. Arons nicht beantragt. Damit fehlt dem Ministerium jede rechtliche Möglichkeit, eine Remotion zu bewirken. Dr. Arons hat seine Vorlesungen für das nächste Semester bereits angekündigt.

* **Breslau**, 1. Aug. Gestern ist der Dompropst, D. Dr. Joh. Bapt. Kayser, ordentlicher Honorarprofessor für kirchliche Archäologie in der katholisch-theologischen Facultät der Universität, im 69. Lebensjahre in Folge eines Schlaganfalles verschieden.

* **Königsberg.** Der Irrenarzt, Dr. Franz Meschede, wurde zum außerordentlichen Professor der Psychiatrie an der Universität ernannt. Prof. Meschede entfaltet seit Jahren als Director der Königsberger städtischen Krankenanstalten eine segensreiche Thätigkeit, hat aber auch bedeutende Verdienste um die Entwicklung seiner Specialwissenschaft, der Psychiatrie, welche ihm seit dem Beginn der sechziger Jahre viele Arbeiten zu verdanken hat.

* **London**, 31. Juli. Dem Begründer des antiseptischen Verfahrens in der Wundbehandlung, Sir Joseph Lister, wurde am Dienstag Nachmittag seitens seiner Londoner Berufsgenossen ein besondere Ehrung zutheil. Der Act fand in Kings College Hospital auf Lincolns Inn Fields statt und wurde von Dr. S. Playfair vor einer internationalen Corona von Aerzten eröffnet. Der Redner gedachte in warm empfundenen Worten der Verdienste des Gefeierten als eines Wohlthäters der Menschheit von unsterblicher Dauer. Im einzelnen wies auf die wissenschaftliche Bedeutung der Lister'schen Methode der zweite Festredner, Sir John Eric Erichsen, Präsident des University College, hin. Er schloß seine mit lebhaftem Beifall aufgenommene Weiherede mit der Erklärung, daß Sir Joseph Lister die Chirurgie erst zu einer exacten Wissenschaft erhoben habe. Ein Portrait des Gefeierten in Dreiviertel-Lebensgröße wurde sodann enthüllt, ein Meisterwerk, das die Züge Listers in voller Lebenswahrheit darstellt, und sodann ein reich decorirtes und mit künstlerischen Zeichnungen geschmücktes Album überreicht, in dem die Namen der Theilnehmer an dem Festact eingezeichnet sind. Sir Joseph Lister war von der ehrenvollen Auszeichnung illustrer Berufsgenossen tief gerührt und sprach in bewegter Rede seinen Dank aus.

* **London**, 30. Juli. Der Lord-Präsident des Conseils hat den Professor John Wesley Judd, Mitglied der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, zum Nachfolger des verstorbenen Professor Huxley als Dekan des kgl. „College of Science" ernannt. Professor Judd hat bereits 19 Jahre an der Anstalt als Lehrer der Geologie gewirkt. Seine Hauptschriften sind: „The Geology of Rutland", „Volcanos", „On the structure and distribution of coral reefs" und „Manual of micro-chemical analysis".

β **Paris.** Académie des inscriptions et belles-lettres. Am 10. Mai demonstrirte der Archäologe Prof. Clermont-Ganneau eine große griechische Inschrift und eine Anzahl von anderen Alterthümern aus Djerasch in Syrien, welche in den Besitz des Louvre gelangt sind. Die Inschrift ist ein Bruchstück einer alten administrativen Verfügung über den Schutz der Weinberge gegen Raub und Diebstahl; die einzelnen Vergehen werden darin genau bezeichnet und mit verschiedenen Strafen bedroht. Der Fund bildet einen interessanten Beleg für die Angaben der alten Schriftsteller, besonders der arabischen Geographen, über die große Ausdehnung des Weinbaues in den Gegenden jenseit des Jordan. Prof. Heuzey machte neue Mittheilungen über de Sarzecs Ausgrabungen in Chaldäa. Auf einer von demselben unlängst gefundenen Siegesäule, welche ihrem Stil nach jünger als die Geierstele sein muß, befindet sich eine Inschrift, in welcher, zum ersten Male auf einem der zu Tello gefundenen Denkmäler, die Stadt Agade, eine der Hauptstädte Chaldäa's vor der babylonischen Zeit, erwähnt wird. — Am 17. Mai theilte der Assyriologe Prof. Oppert mit, daß der Dominicaner P. Scheil im Museum zu Konstantinopel auf einer Basaltstele eine wichtige Entdeckung gemacht hat. Auf der Stele befindet sich in sechs leider arg verstümmelten Columnen eine Inschrift aus der Zeit König Nabonids (6. Jahrh. v. Chr.), worin neben anderen historischen Ereignissen auch die Zerstörung von Ninive erwähnt wird, für welche bisher noch kein inschriftliches Zeugniß vorlag. — Aus der Sitzung vom 31. Mai ist zunächst zu erwähnen, daß die Akademie den Preis Jean Reynaud im Betrage von 10,000 Frcs. dem Conservator an der Universitätsbibliothek E. Chatelain für seine „Paléographie des classiques latins" und die Gesammtheit seiner Werke zuerkannte. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte Dr. Wolfgang Helbig, auswärtiges Mitglied der Akademie, mit einem längeren Vortrag über die mykenische Kunst, welcher erst in der darauffolgenden Sitzung am 7. Juni beendigt wurde und eine lebhafte, noch am 14. Juni fortgesetzte Discussion hervorrief. Helbig bekämpfte die bisher von den meisten Archäologen getheilte Meinung, daß die Kunst der mykenischen Periode sich selbständig auf griechischem Boden entwickelt habe, und stellte die Hypothese auf, daß die mykenische Kunst nichts anderes sei, als die phönikische des 2. Jahrtausends v. Chr. Er begründete diese Ansicht in aus-

führlicher Darlegung. Einerseits stehen die unzweifelhaft im Peloponnes entstandenen Denkmäler der mykenischen Zeit, wie das Löwenthor, die Grabstelen u. s. w., in der Technik den von auswärts importirten Kunstgegenständen bedeutend nach; zweitens ist der oft sehr complicirte technische Proceß, der die mykenischen Denkmäler charakterisirt, in der unmittelbar auf die mykenische Periode folgenden echt hellenischen Kunst nicht wiederzufinden; ferner besteht kein Zusammenhang zwischen dem mykenischen und dem im eigentlichen Griechenland an seine Stelle tretenden Stil der Dipylon-Vasen und es ist undenkbar, daß das nämliche Volk, welches die lebensvollen Scenen auf den Bechern von Amyklä geschaffen hatte, zu den geometrischen Silhouetten des Dipylon-Stils habe heruntersinken können; weiter entnehmen die Künstler der mykenischen Zeit viele Decorationselemente den Formen der Meeresfauna, woraus hervorgeht, daß die Fischerei einen wichtigen Platz im Leben des Volkes einnahm, und dies war, wie die homerischen Gedichte erweisen, bei den Griechen der ältesten Zeit nicht der Fall; endlich haben sich mykenische Kunstgegenstände in Gegenden gefunden, wohin die Griechen erst lange nach dem Ende der mykenischen Periode gekommen sind, so in Aegypten, Sicilien, Italien, Sardinien, Spanien; in den homerischen Epen erscheinen Handel und Industrie der Griechen in den Anfängen und es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß sie die Producte ihrer Industrie exportirten. Alle auf die mykenische Kunst bezüglichen Hauptsachen stimmen auf der anderen Seite mit dem, was wir von den Phönikiern wissen, vollständig zusammen. Es läßt sich zeigen, daß die ausgebildeten technischen Processe, die in der mykenischen Kunst zu Tage treten, den Phönikiern seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. bekannt waren; der allgemeine Charakter der mykenischen Kunst gleicht dem der reinsten phönikischen Kunst aufs genaueste; die Phönikier gaben sich seit den ältesten Zeiten mit dem Fischfang ab, Sidon bedeutet „Fischerstadt"; ferner steht es fest, daß in allen Gegenden, wo mykenische Gegenstände gefunden worden sind, phönikische Ansiedlungen oder Kaufleute sich befanden; endlich ist bemerkenswerth, daß nach dem 10. Jahrhundert, obwohl seitdem nicht mehr Sidon, sondern Tyrus den ersten Rang unter den phönikischen Städten einnahm, die epischen Dichter stets noch Sidon, nicht Tyrus erwähnen, woraus zu ersehen ist, daß sie einer vor dem 10. Jahrhundert liegenden Tradition, nämlich der der mykenischen Zeit, folgten. Helbigs Theorie erfuhr bei den Archäologen in der Akademie zum Theil entschiedene Ablehnung, zum Theil bedingte Zustimmung. F. Ravaisson wies darauf hin, daß die mykenische Kunst sich von der phönikischen, der assyrischen und der ägyptischen in ausgesprochener Weise unterscheidet durch das entschiedene Streben, durch besonders schlanke und bewegliche Formen die Idee von heroischer Kraft und Behendigkeit zum Ausdruck zu bringen. Er sucht die Wiege der hellenischen Kunst weder in Kleinasien noch in Aegypten, sondern in den Thälern und Gebirgen Nordgriechenlands, welche sich die Griechen als Lieblingsaufenthalt ihrer Götter vorstellten und wo Orpheus, der älteste Vertreter der Kunst und der Civilisation, gelebt haben soll. Prof. Collignon hielt Helbigs Theorie für zu weitgehend, erkannte aber an, daß, so gut wie für das 15. Jahrhundert v. Chr. und für die homerische Zeit phönikische Einflüsse in der griechischen Kunst nachgewiesen seien, sie auch für die dazwischen liegende Zeit angenommen werden könnten. Eine autochthone griechische Töpferindustrie müsse jedoch nach den zu Mykenä gemachten Funden unbedingt bestanden haben, und die Entwicklungen des Stils und der Technik auf griechischem Boden seien nicht zu erklären, wenn man darin phönikische Producte erblicken wolle. Dieulafoy sprach die Ansicht aus, daß die mykenische Kunst viele Elemente von Phönikien, Aegypten und indirect von Chaldäa entlehnt habe, aber dieselben mit nationalen griechischen Elementen gemischt enthalte. In der Ornamentik trete hauptsächlich die unmittelbare Nachahmung ägyptischer Vorbilder hervor. An der Entwicklung der mykenischen Kunst haben die Bewohner der Inseln und der kleinasiatischen Küste theilgenommen, und die Verbindung zwischen Mykenä und Sidon sei so eng gewesen, daß sogar der Typus der griechischen Bevölkerung eine Aenderung dadurch erfahren habe. Auch Vicomte de Vogüé besprach den großen Einfluß, den die Phönikier durch ihre weitentwickelten Handelsbeziehungen auch auf die Entwicklung der Kunst geübt haben. — Ueber eine Frage der lateinischen Orthographie sprach am 21. Juni Prof. L. Havet. Er machte auf die hie und da vorkommende Verwechslung des b mit v aufmerksam, welche im Mittellatein sich eingeschlichen und sich bis in unsre Zeit erhalten habe; man müsse schreiben vulba, nicht vulva, sowie Vibenna statt Vivenna (etruskischer Name), dagegen statt rabula, was bisher etymologisch mit dem Verbum rabio in Verbindung gebracht wurde, ravula oder ravola (verwandt mit raucus).

* In **Reykjavik** auf Island ist die am 6. Juli mit dem Dampfer „Botnia" von Kopenhagen abgegangene Expedition Ehlers am 15. Juli nach sehr guter Oceanfahrt gelandet. Das in diesem Sommer dort tagende Althing hat beschlossen, der Frage, wie der Aussatz auf Island auszurotten sei, ernstlich näher zu treten. Als provisorische Maßregel wurde festgestellt, daß die Erkrankten in ihren Behausungen streng isolirt bleiben und die Kinder zwangsweise von ihnen entfernt werden sollen. Die Errichtung eines Hospitals für Lepröse soll bei der nächsten in zwei Jahren stattfindenden Tagung des Althing beschlossen werden. Gleichzeitig hat sich ein Ausschuß für die weitere Ausarbeitung der Frage gebildet, dem unter anderen die vier Aerzte der Expedition Ehlers angehören werden. Auch für Kopenhagen ist die Bildung eines solchen in Aussicht genommen. Eine von Dr. Ehlers verfaßte volksthümliche Schrift über Wesen und Verlauf der Krankheit kommt demnächst in jedem Gehöft (deren es etwa 4000 auf Island gibt) unentgeltlich zur Vertheilung. Die Herstellungskosten haben die Aerzte selbst durch Vorträge über Island aufgebracht. Dr. Cahnheim und Dr. Großmann, die zugleich auch naturwissenschaftliche Studien auf Island verfolgten, werden den Versuch machen, da dort keinerlei Reptilien und Amphibien vorkommen, Frösche in einem für ihr Fortkommen günstigen, niemals zufrierenden Binnensee auszusetzen. Hundert hiefür von Köpenick bei Berlin mitgenommene Thiere haben die Seereise vorzüglich ausgehalten, während von 40 von Kopenhagen bezogenen Fröschen gleich nach dem ersten Tage 33 an Bord starben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 31. Juli bis 2. August folgende Schriften eingegangen:

Allgemeines statistisches Archiv, hggb. v. Dr. Georg v. Mayr. IV. Jahrg. 1. Halbbd. Tübingen, H. Laupp 1895. — Denkschrift über die Reform der Volksschullehrerbildung in Württemberg; von Lehrern des Seminars u. der Präparandenanstalt in Eßlingen. Stuttgart, W. Kohlhammer 1895. — Dr. H. Lisco, Prediger: Acten zu meiner Amtsentsetzung. Berlin, G. W. F. Müller 1895. — Pf. C. Sänger: Geschichte der freireligiösen Bewegung u. der deutschkathol. Gemeinde zu Frankfurt a. M. Frankfurt Gebr. Knauer 1895. — Dr. W. Wyt: Der Kampf mit dem Drachen; Studie über den Fall Crispi. Zürich, Cäsar Schmidt 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 233; Böhmen, H. 31. Wien, Alfred Hölder. — Otto Piper: Burgenkunde; Forschungen über gesammtes Bauwesen u. Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebietes. Mit Abbildungen. München, Theodor Ackermann 1895. — Elise Beck: Aus der Hoamat; niederbayerische Gedichte. Leipzig, Walther Fiedler. — Eduard Staudinger: Die Geheimnisse des Friedhofs des Père-Lachaise. Frankfurt, Gebr. Knauer 1895. — *Jean Pommerol:* Vierges d'ailleurs; sensations Viennoises; 6me édition. Paris, Léon Chailley.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Moderne Frauen in England.

I.

1. Sarah Grand.

Seitdem die poetische Form zum Vehikel der Meinungs- und Stimmungsverbreitung gemacht wird, kann man nach dem äußeren Erfolge einer solchen modernen sogenannten Dichtung noch weniger als früher ihren künstlerischen Werth ermessen. Wenn wir z. B. nach der Ursache des wahrscheinlich vorübergehenden Erfolges der jüngstdeutschen Richtung fragen, so wird Niemand im Ernste behaupten wollen, daß sie in der dichterischen Begabung ihrer Vertreter zu suchen sei; verfügt die zahlreiche Genossenschaft doch nur über ein einziges bedeutendes Talent, das gerade an seiner künstlerischen Ziel- und Zuchtlosigkeit möglicherweise gänzlich scheitern wird. Die Ursache liegt vielmehr in der ideellen Seite ihrer dichtungsähnlichen Machenschaften, in der Qualität und Tendenz ihres Denkens. Gerade die unreife, unklare und — vom praktischen Gesichtspunkte betrachtet — ganz verkehrte Denkart dieser Männer hat eine große Masse gleich unreifer, unklarer und verkehrter Denker angezogen: das ist ihr Erfolg gewesen.

Eine Kritik, die einer derartigen Gattung von Literatur gerecht werden will, hat daher die dichterische Bedeutung von der demagogischen Tendenz aufs strengste zu sondern. Als das Resultat einer solchen Kritik würde sich in diesem Falle ergeben haben, daß eine große Anzahl derer, die vor unsern Augen als Dichter posiren, eine verschwindend geringe oder gar keine dichterische Begabung neben einem kräftigen demagogischen Talente besitzt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es interessant, die gegenwärtige Literaturbewegung in England, die mit der unsrigen vielfache Berührungspunkte, vorwiegend aber die Frauenfrage im Auge hat, einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen: ich meine die „Modern Women“-Bewegung.

Es liegt bereits eine Anzahl von charakteristischen und zum Theil bedeutenden Producten der erzählenden Gattung vor, aus denen man die Ziele und die wirkenden Kräfte der Emancipationsbestrebungen erkennen kann. Unter ihren Vertretern ist Miß Sarah Grand nicht die Führerin — eine solche gibt es kaum — aber die lauteste Ruferin im Kampfe gegen die Männerherrschaft in der Welt.

Dasjenige der beiden von Sarah Grand veröffentlichten Werke, das hier in Frage kommt, ist die Sammlung von Erzählungen und Charakterskizzen unter dem Titel „Our Manifold Nature[1]) (Unsre mannichfache Natur)“, der mir für den engen Bezirk, auf dem das Talent der Verfasserin sich auslebt, ein wenig anspruchsvoll gewählt erscheint.

[1]) Leipzig, Tauchnitz, 1894. Sie hat außerdem einen Roman „Our Heavenly Twins“ geschrieben, der keine unbedeutende Gestaltungskraft verräth.

Von den Skizzen ist „Ah Man“ nicht der Rede werth. — „Janey, a Humble Administrator“, schildert eine Frau aus den unteren Ständen, die gelähmt und ans Bett gefesselt ist, in diesem Zustande aber vortrefflich für ihre zahlreichen Geschwister sorgt und eine arbeitsunfähige Mutter, einen an Gehirnerweichung leidenden Vater und das uneheliche Kind einer Freundin unterhält. Ich bekenne, daß ich nur einen flüchtigen Blick in die Krankenstube geworfen habe, weil ich mich einerseits nicht verpflichtet fühle, alles Häßliche, Unsaubere, Ekelhafte, das moderne Autoren ihren Lesern in ihrem Lebensextract zu kosten geben, folgsamst nachzugenießen; andrerseits aber als Mann von der größeren Geduld und Ausdauer der Frau im Leiden fest überzeugt bin, auch ohne den Beweis, den diese Schilderung für eine seit vielen tausend Jahren gemachte Erfahrung erbringen soll.

In „Kane, a Soldier Servant“ wird ein geistig und sittlich fast zum Thier herabgesunkener Mensch geschildert, der aber in der „Mannichfaltigkeit seiner Natur“ zugleich ein peinliches Ehrgefühl und eine edle Gesinnung beherbergt. Um einen solchen Widerspruch, der nur durch das zeitweise Wiedererwachen einer halb erstorbenen besseren Natur zu erklären ist, begreiflich zu machen, hätte die Verfasserin Bret Harte in der Behandlung ähnlicher Stoffe folgen und entweder die Skizze weiter ausführen oder die auffallenden Handlungen des Menschen durch die Umstände, unter denen sie erfolgen, motiviren sollen. Nachdem sie sich bemüht hat, uns die denkbar kläglichste Vorstellung von diesem Gespenst eines Mannes beizubringen, genügt es nicht, uns zum Schluß einige nackte Thatsachen zu melden, aus denen sich ergeben soll, daß er doch ein ganz anständiger Kerl war.

In „Boomellen“ führt uns Miß Grand einen armen erblich belasteten Menschen vor, „den letzten männlichen Vertreter zweier verbrauchter Geschlechter“. Der Vater hat, wie der Vater des Helden in Ibsens „Gespenstern“, in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben geführt; die Mutter ist die Tochter eines Säufers. Es ist ein auffallend schöner und stattlicher Jüngling, der zu seinem Unglück gerade so viel Verstand hat, um erkennen zu können, wie wenig Verstand er hat. In diesem letzteren Umstande liegt eine Tragik, die das verachtungsvolle Mitleid, mit der die Verfasserin die geistigen Defecte dieses armen — Mannes bloßlegt, erst recht heraustreibt, da wir in ihr den fühllosen Chorus der Welt dem Unglücklichen gegenüber vernehmen. Die Unheimlichkeit des Eindrucks wird durch das Skizzenhafte der Darstellung erträglich gemacht, so daß wir die Empfindung einer rohen Geschmacklosigkeit, wie sie der nordische Afterpoet in uns erregt, nicht haben. Sein Lebensende an dem Tage der Mündigkeitserklärung, der ihn zum Erben eines großen Besitzthums macht, ist tief erschütternd: vor den Augen der versammelten Farmer, Dienstleute und vornehmen Gäste, denen er soeben mit unendlicher Schwierigkeit eine befremdliche Rede gehalten, strandet ein Schiff; auf den Appell seiner nervösen Mutter springt der Jüngling in eine Nußschale von Boot, um die Passagiere zu retten, und fährt fröhlich lächelnd in den Tod. Diese Erzählung

zeigt eine von Empfindung wenig beeinflußte, kühle, aber entschiedene Kraft der gestaltenden Phantasie.

Es ist kaum nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß die Verfasserin in diesen Skizzen der modernen, d. h. nordisch-gallischen, Literaturrichtung angehört. Wir finden hier die einseitige Vorliebe für die Darstellung der tiefstgelegenen Regionen der Menschlichkeit, für Persönlichkeiten und Situationen, die aus einer umfänglichen Dichtung nicht ausgeschlossen zu werden brauchen, die aber in ihrer Isolirtheit dem Leser die ebenso unangenehmen wie werthlosen Empfindungen des Ekels und Abscheues erwecken und — zumal dem unerfahrenen — ein durchaus unwahres Lebensbild aufdrängen. Mit socialdemokratisch tendenziöser Absichtlichkeit wird in zweien der Erzählungen das physische und moralische Elend der unteren Classen hervorgekehrt, als ob die wenigen Reichen und die Millionen mittelmäßig Begüterter erst noch zu lernen hätten, daß es solch ein Elend in der Welt gibt. Wie weit solche Gemälde gerade für England nothwendig sind, wo das physische Elend neben und mitten unter der glänzendsten Gesellschaft mit einem für alle anderen Culturländer unerhörten Cynismus sich ausstellt und das praktische Christenthum ein weiteres Thätigkeitsgebiet vorfindet und bearbeitet, als in irgend einem Lande der Welt: das mögen die Engländer entscheiden. Die derartigen Schilderungen zu Grunde liegende Tendenz als solche, das Bestreben, die Ansicht zu verbreiten, als ob die mittleren und höheren Volksclassen heute mit größerer Gleichgültigkeit die Noth der unteren ansähen, als früher, ist vom Standpunkte der Wahrheitsliebe aus sehr verwerflich; wer auch nur über eine oberflächliche historische Bildung gebietet, weiß, daß das Loos der geistig und materiell Schwachen im Laufe der christlichen Culturentwicklung immer und immer gebessert worden ist und bei der nicht bloß theoretischen Humanität des heutigen Staates und der heutigen Gesellschaft sich auch fernerhin heben wird.

Der von Zola und Ibsen sinnlos versimpelten Vererbungs-Theorie, welche der verständige Beobachter des Lebens ebenso wenig anerkennen kann, als die Wissenschaft etwas von ihr weiß, scheint die Verfasserin in dem ganzen Umfange ihrer Beschränktheit zu huldigen: an allen Fehlern und Gebrechen der Kinder tragen die bösen Eltern die Schuld (vgl. Felix Holländers „Jesus und Judas" S. 314); die hohe Selbstbestimmung des Menschen ist eine Lüge. Zu der letzten absurden, aber logisch nothwendigen Consequenz dieser Theorie, der absoluten Unverantwortlichkeit des Menschen für irgend eine seiner Handlungen, scheint die Verfasserin noch nicht hinabgestiegen zu sein.

Dieses sind die modernen, heute schon etwas veralteten Allüren der Verfasserin, welche freilich zurücktreten vor dem Hauptgegenstande ihrer Tendenz-Dichtung, einer Frage von unermeßlicher Bedeutung für das nationale Leben wie für unsre gesammte Cultur: der Frauenfrage.

Ihr sind die beiden größeren Erzählungen des Buches gewidmet: „The Yellow Leaf" („Das gelbe Blatt") und „Eugenia". In der einen schildert sie das veraltete Frauenmuster, „die weibliche Frau", wie sie dieselbe sieht: in ihrer geistigen Nichtigkeit, in ihrer Heuchelei und egoistischen Güte. In der anderen stellt sie ihr Ideal einer modernen Frau auf und zeigt, wie minderwerthig einer solchen der moderne Mann gegenübersteht, wie wenig er sie — in jedem Sinne — befriedigen kann.

Die „weibliche Frau" ist eine von einer koketten Mutter zur Kokette erzogenes Mädchen, das in den Künsten des Männerfanges raffinirten Unterricht erhält. Ein hübsches Gesicht und ein wohlgewachsener Körper sind unerläßliche Voraussetzungen; tadellos abgerundete Formen müssen angewöhnt, ein sanftes, gefälliges, schmiegsames Wesen muß um so hartnäckiger herausgekehrt werden, je weniger es in der Natur begründet ist; vor allem aber muß ängstlich jeder Schein vermieden werden, als ob man nach männlicher Freiheit und Selbständigkeit strebte. Ist der persönlich, gesellschaftlich und pecuniär wünschenswerthe Mann erobert, dann spielt die Siegerin vor der Außenwelt die Rolle männerbezwingender Weiblichkeit zwar weiter, braucht aber in der Stille eines für ideal gehaltenen Familienlebens die bisher unter dem glatten, schönen Fell verborgenen scharfen Krallen so wacker und so lang, bis das Ziel jeder, auch der vernünftigen modernen Frau — ich glaube mit diesen Worten mich von der Gedankenbahn der Miß Grand nicht zu entfernen —: die Männerknechtung, erreicht ist.

Um den Spott, den diese Darstellung des Ewig-Weiblichen herausfordert, einzuschränken, müssen wir hier an die englischen Verhältnisse erinnern, in denen Mädchen rein für den gesellschaftlichen Erfolg viel häufiger herangebildet werden, als in Ländern, wo die Frau die Sorgen und oft auch die Arbeiten des Mannes zu theilen pflegt. Wenn sie die Frau „ein Spielzeug" nennt, „ein unvernünftiges, unlogisches Spielzeug", welches „den Mann niemals merken lassen muß, daß es jemals über irgend etwas nachgedacht hat"; wenn sie sich darüber ereifert, daß man annehmen könne, „ein großer Haushalt könne am bewundernswerthesten geleitet werden von einer Herrin, deren Denkkraft niemals entwickelt worden ist, und eine junge Familie am besten erzogen nach der abergläubischen Praxis" älterer Zeit; wenn sie für die Unterhaltungen einer wohlerzogenen Frau das Recept gibt, „sie solle nie etwas bestreiten, nie ein entschiedenes Wort sprechen, grundsätzlich von nichtssagenden Vorfällen reden, gut erzählen und gut zuhören können, und niemals eine eigene Meinung aussprechen, so wahr sie den Ruf der Weiblichkeit hochschätze"; wenn sie das Leben der weiblichen Frau eine unablässige Jagd nach schalen Vergnügungen nennt — so trifft sie damit allerdings sociale Mißstände, die sich in England üppiger entwickelt haben, als anderswo.

Aber oberflächliche, armselige Koketten, wie sie überall vorkommen, werden auch überall verabscheut und können nicht das bisher anerkannte Frauenideal darstellen. Und nur wenige Gleichgesinnte werden zustimmen, wenn die Verfasserin die wahre Weiblichkeit in zwei anderen Mädchen findet, von denen die eine in jungenhafter Formlosigkeit und Ungezogenheit, die andere in mathematischen Studien sich wohl fühlt. Dem normal beanlagten Weibe aber muß solche trockene, inhaltlose, rein formale Beschäftigung die werthvollste Kraft verkümmern, vermittelst deren es so still und unbewußt und so gewaltig an der Civilisation gearbeitet hat: die Kraft des Gemüths. Andrerseits existirt die Theorie, daß die Frauen wegen ihrer mangelhaften Beanlagung „unwissend gehalten werden müssen", und daß „nur Unheil daraus entspringt, wenn die Frauen für sich denken", wohl auch in England nur in solchen Köpfen, die für Theorienbildung von der Natur nicht prädestinirt sind. Der Werth der Weiblichkeit wird durch feine Bildung und geistige Gewandtheit immer erhöht, wenn ein solcher Werth nur vorhanden ist. Das Mannweib ist und bleibt eine Beleidigung der Natur, eine Monstrosität, und wäre es stockgebildet.

Die „weibliche Frau" hat ein trauriges Ende. Sie macht den Versuch, ewig jung zu bleiben. Da er nicht gelingt, läßt sie Mann und Kinder im Stich und vergiftet sich. — Obgleich Sarah Grand versichert, daß sie wirkliche Vorgänge geschildert hat, theile ich dennoch den Zweifel der englischen Kritik an der Möglichkeit einer derartigen Entwicklung: die schlaffe, weichliche Frau, welche hier gezeichnet ist, konnte einen Selbstmord, noch dazu aus diesem Grunde nicht begehen; dazu gehörte ein Zug der Leidenschaftlichkeit und eine Stärke, welche die Verfasserin

der offenbar gehaßten Repräsentantin dessen, was ihr als das Wesen der Weiblichkeit erscheint, vorenthalten hat.

Miß Sarah Grands Ideal der modernen Frau ist Eugenia. Sie ist ein junges Mädchen, welches einen großen Landbesitz, der durch die schlechte Wirthschaft nichtsnutziger Männer verschuldet war, ausgezeichnet verwaltet als leutselige, milde und energische Herrin von Leuten, die alle für sie durchs Feuer gehen. Obgleich sie den ihr von der Natur verliehenen Haarschmuck noch besitzt, verschmäht sie doch als die gesunde Gegnerin aller Culturexcesse Hut und Handschuhe auch an heißen Sommertagen. Sie ist natürlich sehr schön und von einem trotz Abwesenheit jeder mechanischen Hülfe vollendeten Wuchs. Sie tanzt unter ihrem Landvolk einen ganzen Abend lang nicht die abgeschmackten modernen Drehtänze, sondern jahrhundertealte Quadrillen mit den schwunghaftesten Figuren, ohne müde zu werden. — „Lord Brinkhampton war am nächsten Morgen wie zerschlagen, und sie merkte es wohl.“ Sie hat „Nerv“ genug, um einen Viererzug von Racepferden mit müheloser Eleganz zu lenken, was der arme Lord Brinkhampton auch nicht versteht; ist eine wilde Reiterin und sucht die Gefahr auf aus Freude an der inneren Erregung. Die Volksansammlung der großen Städte und besonders, was man die Gesellschaft nennt, ist ihr verhaßt; das Landleben hält sie für das allein menschenwürdige Dasein. „Sie war allerdings durch und durch eine moderne Jungfrau,“ ruft die Verfasserin begeistert aus, „reich geschmückt mit allen weiblichen Gaben, deren Werth noch erhöht wurde durch die Kraft, die von der Denkfreiheit und der Erziehung kommt, aus welchen das Denkmaterial gemacht wird.“ — Eugenia würde das logisch noch strammer ausgedrückt haben. — „Mit solchen Frauen als Müttern von Männern würden die englisch sprechenden Racen die Welt beherrschen.“ So sicher hiemit das providenticlle Ziel der Weltgeschichte getroffen ist, so zweifellos sind die Männergeburten solcher Frauen zur Erreichung desselben überflüssig.

Das ist eine Frauengattung, die auf unsrer armen Erde bisher leider nicht hat Existenz fassen können und vorläufig nur erst in Dichtungen lebt, z. B. in Kleists „Penthesilea“. Besonders in der Art, wie die moderne Frau der Sarah Grand das männliche Geschlecht betrachtet, gleicht sie dem Amazonen-Ideal. Bekanntlich hassen die Kleist'schen Amazonen die Männer, bekämpfen und vernichten sie; und machen sie nur dann zu Gefangenen, wenn das Rosenfest bevorsteht. Bevor das aber geschieht, sehen sie sich ihre Leute wohl an; denn es ist ein Ruhm, sich den Schönsten und Stärksten als Liebessklaven erobert zu haben.

Das weiß Lord Brinkhampton, der in London einige Jahre schnell gelebt hat, leider nicht, wenn er meint, mit seinem Titel, seinem guten Aussehen, seinen feinen Manieren und dem Glanze einer vornehmen Geselligkeit in der Metropole ködern zu können. „Ich finde kein Vergnügen am Krankenpflegen, und Sie sind so zart,“ antwortet sie ihm auf seinen Antrag. „Seine Hülse ist anziehend,“ erklärt sie später ihrer Freundin, der Erzählerin, „aber ich habe nicht die Absicht, eine Manneshülse zu heirathen. Ich will einen ganzen Mann und nicht die besudelten Ueberbleibsel, welche Dutzende von unedlen Leidenschaften gelassen haben. Ich will das Beste von allem haben, und meines Mannes Natur muß intact sein. Der würde wahrscheinlich Geisteskrankheit in die Familie bringen, und bisher haben wir uns davon wenigstens frei gehalten.“ — Das bedachte der edle Lott in „Vor Sonnenaufgang“ auch.

Eugenia's Mann muß schön, gesund und kräftig sein; in Leibesübungen so gewandt wie sie; wenn sie zusammen durch die schäumende See geritten sind, muß er, wie Saxon Wake, im Stande sein, den Abend in nassen Kleidern bei ihr zu verleben, ohne sich zu erkälten. Etwas Bildung muß er auch haben, da die bisher genannten Eigenschaften nicht ausreichend sind, um den Zweck des männlichen Daseins, die vielseitige Verschönerung eines Frauenlebens, zu erfüllen; in geistiger Hinsicht genügt der M. A., in gesellschaftlicher etwas Gesang und Clavierspiel. Wenn sie solch einen Mann gefunden hat, dann macht sie ihm den ehrenden Antrag, öffnet ermuthigend ihre Arme, und Saxon Wake sinkt erröthend ihr an die Brust. Und nun wissen wir ganz genau, was Sarah Grand erstrebt: von den Bräuchen des Amazonenstaates fehlt nur noch der der Vereinigung am Rosenfeste vorausgehende Zweikampf, in welchem die Frau dem Manne ihre größere Kraft zu beweisen hat, ehe sie ihn zu sich emporhebt. — Jedes Wort der Kritik würde mitleidswürdig sein für jeden Mann, der nicht Saxon Wake ist.

Die Dichterin Sarah Grand ist bedeutender, als ihre Leistungen als Demagogin ahnen lassen. Die Charakteristik der Personen ist durchweg gut, wo sie beobachtet hat und wo ihre Tendenz oder, genauer ausgedrückt, ihr Haß gegen weibliche Frauen und männliche Männer sie nicht fortreißt. In ihrem Verkehr mit Männern scheint Sarah Grand Unglück gehabt zu haben: sie kennt nur schwächliche oder verächtliche Exemplare und scheint sich in abschätzigen und überdeutlich formulirten Urtheilen über sie gar nicht genug thun zu können. Die Frauen kennt sie besser und hat daher mehr Farben für sie auf der Palette. Die Schilderungen sind, soweit ihre Gegenstände mit dem äußeren Auge aufgefaßt und mit dem inneren der Phantasie nachgeschaffen werden können, wahr und lebendig. Die Glanzleistung des Buches ist die Schilderung des Wettrennens mit der eindringenden Fluth am Townidard-Cap. Ich erinnere mich nicht, in den letzten Jahren eine wirkungsvollere poetische Darstellung eines aufregenden Vorgangs gelesen zu haben.

Die Motivirung und Verknüpfung der Ereignisse ist bei Sarah Grand ganz modern, nämlich schwach. Bei dem Eifer, mit der sie die Welt von ihren Ideen unterrichten will, scheint es ihr auf die gute und die feine Form wenig anzukommen. Was sie über die für ihr Kunstschaffen maßgebenden Principien sagt, zeigt, daß sie sich die rauhe, rücksichtslose Logik der Männer noch nicht ganz zu eigen gemacht hat.

Ueberall, wo es auf reine Gemüthsauffassung ankommt, zeigt sich diese Dichterin arm und leer. Ihre Naturschilderungen sind gewissenhafte Inventaraufnahmen von Terraingegenständen; nur das Meer, das sie zu lieben scheint, schildert sie mit einem gewissen Grad von Wärme. Wenn sie die nicht „moderne“, die wahre Liebe, das wunderbare Keimen und Blühen, die tiefe Seligkeit des Menschenherzens schildern will, wird sie lächerlich. Was sie gegen Menschen wie die cokette Evangeline und Lord Brinkhampton, traurige Producte schlechter Erziehung und geringer Anlage, geistige und moralische Bettler, fühlt, ist Haß und Verachtung, ungemischt mit Mitleid. Hassen aber darf der wahre Dichter nur die starke Bosheit, niemals die Schwäche. Die Ausdrücke, in denen sich ihr Haß Luft macht, sind nicht bloß modern-weiblich derb, sondern zum Theil uncitirbar. Wir haben hier eine einseitig mit Phantasie begabte Dichterin vor uns; Sarah Grand hat keine Seele.

-o-

Neuentdeckte Briefentwürfe Goethe's an Schiller.

Der Scharfblick des Directors des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar weiß verworfene Blätter in Gold zu verwandeln. Davon zeugt wieder das neueste Goethe-Jahr-

buch, das mit einer Reihe solcher Entdeckungen glänzend beginnt. Zu den bedeutendsten gehört die Mittheilung neuer Glieder zum Briefwechsel der Weimarer Dioskuren, die sich im Archiv als fliegende Blätter fanden.

Am 27. August 1794 hatte Goethe Schillers Einladung zur Theilnahme an den „Horen" freundlichst angenommen. Drei Tage später schickte er ihm, in der Hoffnung, der Freund komme ihm entgegen, einige Blätter, in denen er dem Knaben gleiche, der den Ocean in ein Grübchen schöpfen wolle; zugleich bat er, ihm künftig mehr solche „Impromptus" zu erlauben. Wir wissen von diesen verkommenen Blättern nur, daß in ihnen die Erklärung der Schönheit als Vollkommenheit mit Freiheit auf organische Naturen angewendet wurde und am Anfang der Satz stand, ein Thier sei schön, wenn ihm nach Befriedigung der Bedürfnisse noch Kraft zu willkürlichen Handlungen bleibe. Schiller schickte dagegen eigene Papiere, die „das ziemlich übereinstimmende Resultat" seiner eigenen „auf einem verschiedenen Wege angestellten Recherchen" enthielten. Es waren im vorigen Jahre für Körner geschriebene Aufsätze: „Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit" und „Das Schöne in der Kunst." Daß sie beide in den Hauptpunkten einig seien, die Abweichungen nur vom Reichthum des Objects und der entsprechenden Mannichfaltigkeit der Subjecte zeugten, erkannte Goethe freudig an. Gleichzeitig lud er den Freund zu einem vierzehntägigen Besuch in seinem Hause ein. Bei diesem bestätigte sich, daß sie in ihren Grundsätzen einig seien und die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wirkens theils sich deckten, theils sich berührten. Einen Briefwechsel über gemischte Gegenstände hatten sie verabredet. Schiller sandte am 8. October einen Brief, worin er begann, ihre „Begriffe über das Wesen des Schönen vor der Hand ins Klare zu setzen", aber an einer „gefährlichen Stelle" abbrach. Das ist das Einzige, was wir von diesem Briefe Schillers über das Wesen des Schönen wissen. Bernays fragt, wohin er gerathen? Er ist eben wie andere verkommen. Für die Vermuthung, Goethe habe ihn zum sechsten Briefe seines „Sammlers" benutzt, weiß Bernays nichts Beweiskräftiges anzuführen; denn daß man das Wehen des Schiller'schen Geistes spürt, würde, wenn es wirklich stark auffiele, nichts beweisen, da Goethe, als er diesen Brief im Mai 1799 schrieb, Schillers Anschauung und Wesen so genau kannte, daß er dazu nicht den fast fünf Jahre älteren Brief herauszusuchen brauchte. Goethe's Antwort auf Schillers Sendung fehlt, jedenfalls sind bedeutende Briefe in den nächsten Tagen zwischen den Freunden nicht gewechselt worden. Schiller litt wieder in Folge des schlechten Wetters, so daß er der Einladung, am 18. der Aufführung seines „Carlos" beizuwohnen, nicht folgen konnte. Tage vorher hatte er seine Ankunft als zweifelhaft bezeichnet, die Fortsetzung des ersten Briefes versprochen. Goethe bedauerte, daß der Freund seinen „Carlos" nicht gesehen; er hatte gehofft, dies würde ihn reizen, seine Gedanken nachhaltig dem neuen Drama, den „Maltesern", zuzuwenden. „Gegen Ihren ersten Brief erhalten Sie auch einige Blätter," fügte er hinzu: „schon habe ich sie dictirt, muß aber Einiges umschreiben. Ich komme mir gar wunderlich vor, wenn ich theoretisiren soll." Diese dictirten Blätter hat Suphan entdeckt; zuerst als solche erkannt hat sie Harnack. Kein Kundiger kann an der Richtigkeit zweifeln, aber ebensowenig daran, daß sie nicht umgeschrieben und Schiller nicht mitgetheilt worden; denn die Briefe gedenken ihrer weiter mit keinem Worte. Dadurch verliert das Dictat nichts an seinem Werthe, der sich durch das steigert, was es aus Schillers erstem Briefe anführt. Wir geben es mit Verbesserung der argen Schreibfehler, die größtentheils schon Suphan vollzogen hat.

„Ihr Brief hat mich noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, die mir unsre Unterredungen[1]) hinterlassen hatten, daß wir nämlich an wichtigen Gegenständen ein gleiches Interesse haben; und daß wir, indem wir von ganz verschiedenen Seiten auf dieselben losgehen, doch bei denselben in gerader Richtung zusammentreffen und uns zu unsrer wechselseitigen Zufriedenheit unterhalten können.

„Der größte Theil des Briefes enthält nicht allein meine Gedanken und Gesinnungen, sondern er entwickelt sie auf eine Weise, wie ich es selbst kaum gethan hätte. Die beiden Wege, die unsre Untersuchung genommen, die Warnung vor der doppelten Gefahr, das von einem Portrait genommene Beispiel und was zunächst darauf folgt, ist von der Art, daß ich auch selbst Wort und Ausdruck unterschreiben könnte. Der Gedanke, daß eine idealische Gestalt an nichts erinnern müsse, scheint mir sehr fruchtbar, und der Versuch, aufzufinden, was sowohl am Gegenstand die Schönheit mindern oder aufheben, als was den Beobachter hindern könne, erscheint mir sehr weislich angestellt. Wenn Sie nun aber die anscheinende Ketzerei vorbringen[2]), daß Wahrheit[3]) und Bestimmtheit nicht nothwendige Bedingungen der Schönheit, sondern nothwendige Bedingungen unsres Wohlgefallens an der Schönheit seien, so muß ich erst abwarten, bis Sie mir diese Räthsel auflösen; obgleich ich aus dem, was zwischen beiden Sätzen inne steht, ohngefähr den Weg errathen kann, den Sie nehmen möchten.

„Lassen Sie mich dagegen auf meiner Seite in der Region bleiben, die ich durchsuche und durchforsche, lassen Sie mich, wie ich immer gethan, von Sculptur und Malerei ausgehen und[4]) fragen, was denn der Künstler zu thun habe, damit nach seinen vielfältigen einzelnen Bemühungen der Zuschauer endlich dort das Ganze sehe und ausrufe: „Es ist schön".

„Da wir beide bekennen, daß wir dasjenige noch nicht wissen, wenigstens noch nicht deutlich und bestimmt wissen, wovon wir uns soeben unterhalten, sonder vielmehr suchen, da wir uns nicht belehren wollen, sondern einer dem andern nachzuhelfen und ihn zu warnen denkt, wenn er, wie es leider[5]) gewöhnlich geschieht, einseitig werden sollte, so lassen Sie mich vollkommene Kunstwerke gänzlich aus den Augen setzen, lassen Sie uns erst versuchen, wie wir gute Künstler bilden, erwarten, daß sich unter ihnen ein Genie finde, das sich selbst vollende; lassen Sie uns ihm nachspüren, wie es sich selbst unbewußt dabei zu Werke gehe, und wie das Kunstproduct zuletzt gleichsam durch ein unaussprechliches Wunder zu entstehen scheine.

„Lassen Sie mich bei meinen Erklärungen das Wort Kunst brauchen, wenn ich gleich nur bildende Kunst, besonders Sculptur und Malerei, hierunter verstehe; daß manches auf andere Künste passe, daß manches gemein sein werde, versteht sich von selbst. Noch eins lassen Sie mich erinnern, was sich gewissermaßen von selbst versteht; daß hier nicht die Rede sei, neue und unbekannte oder unerhörte Dinge zu sagen, sondern das Bekannte, das

---

1) Das handschriftliche *Unterredung* behält Suphan bei, schreibt dagegen darauf *hatte*.

2) Geschrieben steht *Ketzereien vorlegen*.

3) Suphan hält Minors Vermuthung *Freiheit* für eine nothwendige Verbesserung. Vielmehr gehören *Wahrheit* und *Bestimmtheit* durchaus zusammen; der Gegenstand muß wahr, die Darstellung bestimmt sein. Minor behauptet, Schiller habe damals mit diesem terminus nicht operirt. Aber selbst in der gleichzeitigen Beurtheilung Matthissons wird als unerläßliche Forderung an jedes Dichtwerk *objective Wahrheit* genannt, und Schiller fordert als das Höchste bei poetischen Darstellungen „innere Nothwendigkeit und Wahrheit". (Brief 53 an Goethe.)

4) Aus dem überlieferten *und zu* machte Suphan *um zu*.

5) Die Handschrift hat nur *leider*. Vielleicht sollte es heißen *nur leider zu oft*.

längst Ausgeübte so darzustellen, wie es sich in unsrer Gemüthsart sammle.[1])

„Indem wir nur zuerst gute Künstler bilden wollen, setzen wir bei[2]) Schülern ein mäßiges Naturell voraus, ein Auge, das die Gegenstände rein sieht, ein Gemüth, das geneigt sei, zu lieben, einen mechanischen Trieb der Hand, dasjenige, das das Auge empfängt, gleichsam unmittelbar in irgend einer Materie wiederzugeben[3]); und so fragen wir denn, wie wir diese bilden wollen, damit sie in Stand gesetzt würden, sich über unsre Erwartung[4]) in der Folge selbst auszubilden. Leonardo da Vinci fängt seine Schrift über die bildende Kunst mit den sonderbaren Worten an: „Wenn ein Schüler in der Perspective und Anatomie sich perfectionirt hat, so mag er einen Meister aufsuchen.“ Lassen Sie mich auf gleiche Weise annehmen, daß unsre Schüler schon das[5]), was sie sehen, auf eine leidliche Weise nachzubilden wissen, lassen Sie uns sodann unsre Schüler in verschiedene Classen eintheilen und sehen, was wir sie darinnen zu lehren haben, lassen Sie uns streng verfahren und keinen eine Stufe weiter rücken, bis er es verdient und sich diese Stufe selbst erobert hat. Künstler, die schnell und ohne Vorbereitung in das Höhere der Kunst gerückt werden, gleichen den Menschen, die vom Glück zu schnell erhoben werden, sie wissen sich in ihren Zustand nicht zu finden, können von dem, was ihnen zugeeignet wird, selten mehr als einen oberflächlichen Gebrauch machen.“

So konnte Goethe einen Augenblick daran denken, in seinem Briefe an Schiller die Bildungsstufen einer Kunstschule darzustellen, aber schon bei seinem zuletzt fast erlahmenden Entwurfe scheint ihm das Mißliche eines solchen Unternehmens aufgegangen zu sein, und so ließ er die Blätter liegen, ohne weiter an eine Umschrift zu denken. Auch Schiller unterließ die Fortsetzung seines Briefes. Beide Dichter waren vollauf für die „Horen“ beschäftigt, Schiller dachte auch an die „Malthefer“ zu gehen, und Goethe hatte die weiteren Bände seines „Wilhelm Meister“ zu bearbeiten. Darüber verging ihnen zunächst die Lust an allen theoretisirenden Briefen.

Der zweite von Suphan entdeckte Entwurf Goethe's zum Anfange eines Briefes an Schiller fällt in den Frühling 1798. Goethe mußte am 6. April zu seinem Bedauern Jena verlassen, wo die Freunde nach einer längeren Trennung sich um so näher gefühlt hatten, so daß sie vom Gegensatze ihrer Naturen auch für die Zukunft das Beste hoffen konnten. Schiller wurde leider schon in den ersten Tagen von seinem alten Uebel wieder befallen, das ihn zu jeder Arbeit unfähig machte und ihn hinderte nach Weimar zu kommen, um dem Gastspiele Ifflands beizuwohnen, das Goethe veranlaßte, täglich eine zahlreiche Gesellschaft zum Frühstück bei sich zu sehen, deren Krone Schiller hatte sein sollen. In einer Erwiderung an Schillers Gattin gedachte er dieser beabsichtigten Frühstücksversammlungen. Noch am 21. mußte Charlotte die briefliche Verbindung mit Goethe führen, erst drei Tage später konnte Schiller von seinem noch unerfreulichen Zustande selbst Nachricht geben. Iffland eröffnete an demselben Tage sein Gastspiel. Schiller hatte sich in seinem Briefe mit bitterer Schärfe darüber ausgelassen, daß Iffland in einer solchen „unnatürlichen Fratze“ wie Pygmalion auftreten wolle, obgleich er nie eine Schwärmerei zu fühlen vermocht habe, als Liebhaber ihm immer abscheulich gewesen sei. Goethe erwiderte am folgenden Tage in aller Ruhe, berichtete über Ifflands bewundernswerthe Darstellung des „Essigmannes“, gab zu, daß die Aufführung „Pygmalions“ ein sonderbares Unternehmen sei, aber Iffland werde doch eines gewissen Effectes sicher sein. Er schloß: „Sie haben nächstens wieder Nachricht von mir.“ Das von Suphan gefundene Dictat an Schiller muß am Morgen des 27. erfolgt sein. Es lautet nach Suphans Verbesserung:

„Die geselligen und theatralischen Vergnügungen gehen immer ihren Schritt fort, doch soll auch unsre Correspondenz nicht unterbrochen werden; darum will ich für morgen (Sonnabend, wo Botentag war) einige Worte vorausschreiben (um an diesem nicht durch die Zeit zu sehr gedrängt zu sein).

„Gleich zu Anfang stehe mit Ihrer Erlaubniß eine Betrachtung über mein Subject, die sich in diesen Tagen bestätigt hat. Ich bin nämlich als ein beschauender Mensch ein Stockrealiste, so daß ich bei allen Dingen, die sich mir darstellen, nichts davon und dazu zu wünschen im Stande bin, und unter den Objecten gar keinen Unterschied kenne, als den, ob sie mich interessiren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Thätigkeit, ich darf beinahe sagen vollkommen idealistisch, ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich Alles nach meinen Vorstellungen bequemen solle. Nach dieser Confession kann ich mich über meine gegenwärtige Lage kürzer fassen.

„Ifflands Spiel macht mir ein unendliches Vergnügen, weil mir die Bedingungen dieser Erscheinung (von Goethe selbst am Rande verbessert: Einschränkungen seines Talents), an denen sich so manche stoßen, im mindesten nicht im Wege sind.“

Hier wurde der Schreiber unterbrochen, Goethe selbst wollte fortfahren, kam aber über das Wort „vielmehr“ nicht hinaus, da er anderweitig in Anspruch genommen wurde. So blieb das Dictat liegen, und am Botentage schrieb er in heitererer Stimmung einen anderen Brief in Erwiderung des von Schiller eben erhaltenen vom 27. Ohne irgend eine Rücksicht auf Schillers abfälliges, durch Unwohlsein gereiztes Urtheil über den „Pygmalion“ und Iffland spricht er seine vollste Bewunderung des großen Schauspielers aus, der auch Schiller einen hohen Genuß gewährt haben würde, und seine Freude, daß jetzt in Weimar Alles zur Sprache komme, was sie Beide im dramatischen Fache interessiren könne. Aber auch seiner Sehnsucht gedenkt er, bald wieder im grünen Saalthale das alte Leben zu genießen. Jene allgemeine Bemerkung über sein doppelseitiges Wesen als Realist und Idealist ist, wie entschieden vorliegt, nur als Einleitung dem Urtheil über Iffland vorausgeschickt. Mir scheint es rein unmöglich, mit Bernays und Suphan anzunehmen, das Dictat antworte auf Schillers Brief vom 27.; die Antwort auf diesen, erst am 28. erhaltenen, liegt uns in Brief 452 vor. Jene allgemeine Bemerkung kann keineswegs, wie Suphan meint, durch Schillers Bemerkung in diesem Briefe veranlaßt sein: die Franzosen seien bessere Realisten als Idealisten, was ihm eben ein Beweis dafür sei, daß der Realismus keine Poeten machen könne. Daß Goethe nur deßwegen das Dictat habe liegen lassen, um den von Schiller ausgespielten scharfen Trumpf vom Realismus für eine gelegenere Zeit zu versparen, widerspricht ganz Goethe's Weise, der Schiller stets mit zarter Schonung behandelte, die Gegensätze in ihren Naturen auf sich beruhen ließ. Und war denn jener Satz wirklich Goethe so widerwärtig? Schiller beharrte so fest auf seinem Widerwillen gegen „Pygmalion“, daß er Goethe erklärte, es falle ihm schwer, selbst dem Freunde das aufs Wort zu glauben, was ihm den Glauben an seine bestimmtesten Begriffe und Ueberzeugungen rauben würde. Wie schön lenkte Goethe ein! Nein, der Entwurf wurde am Morgen des 27. dictirt.

---

1) Es muß wohl male heißen.

2) Geschrieben ist in.

3) Suphan behält das handschriftliche wieder hinzugeben bei.

4) Soll etwa heißen ohne unsre Warnung oder Mahnung.

5) Die Worte schon das stehen erst nach sehen! Suphan möchte nur das versetzen.

Schillers Brief vom 27. überbrachte das Botenmädchen am Morgen des 28., nahm Mittags oder am Nachmittag Goethe's Antwort mit, unser Entwurf verlor sich unter den Papieren.

Heinrich Düntzer.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r.) Kartographische Uebersicht. Vom Topographischen Bureau des k. bayer. Generalstabs wurden herausgegeben: Atlasblätter zur Karte des Deutschen Reichs, 1:100,000: Nr. 628, Neuhaus a. Inn; 636, Mindelheim; 637, Landsberg; 653, Traunstein; Positionsblätter, 1:25,000, Höhencoten in Metern, Aequidistanz der Niveaucurven = 10 m (Curven in schönem braunen Ton): 735, Memmingen; 736, Ottobeuren; 737, Dirlewang; 738, Wörrishofen; 758, Legau; 739, Waal; 760, Ronsberg; 761, Ober-Günzburg; 762, Kaufbeuren; 763, Blonhofen; 764, Denklingen; 782, Kimratshofen; 783, Dietmannsried; 784, Haldenwang; 785, Unter-Thingau; 788, Schongau; 886, Schellkopf; 897, Zugspitze. Hiezu die beiden besonderen Karten:[1]) Würmsee und Umgebung, 1:50,000, und Fränkische Schweiz und Umgebung, 1:100,000. — Von dem k. Württ. Statistischen Landesamt: Bl. 181, Neukirch mit der oberen und unteren Argen und den vielen kleinen Seen; Curven in Braun; 1:25,000. — Von Karl Flemmings Generalkarten, bearbeitet von F. Handtke, ist Nr. 14 erschienen: Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, 1:600,000, mit Beigabe von Kiel und Umgebung, 1:100,000; seit Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Canals von erhöhtem Interesse. — Hieran reiht sich eine von A. Herrich entworfene Karte: „Die schlesischen Gebirge und ihr Vorgelände", 1:150,000, ebenfalls von Karl Flemming in Glogau herausgegeben. — Vom k. und k. militär-geographischen Institut in Wien: Topographische Detailkarte Nr. VII: Nordwestliche Dolomiten, 1:50,000. — Die französischen Operationen in Madagascar haben zwei Publicationen hervorgerufen, von denen die größere eine Musterleistung der Kartographie genannt werden darf: Carte de Madagascar, publiée par le Service Géographique de l'Armée, Echelle 1:2,000,000. Mit Nebenkarten. Partie sud de Nosy-Bé und Baie de Diego-Suarez, beide in 1:200,000. Die für den Zeitungsleser genügende kleinere Karte von Madagascar in 1:3,500,000 ist bei Hachette erschienen und bietet auf 3 Nebenkärtchen: Les communications de la France avec Madagascar, dann die eben genannte nördlichste Baie de Diego-Suarez, endlich aber auch Les environs de Tananarive. Von La carte de France dressée au dépôt des Fortifications, 1:500,000, liegt uns gerade das reizende Blatt XV, La Corse, vor, daß außer der Nordspitze von Sardinien noch die welthistorischen Inseln Capraja, Elba, Pianosa und Monte Christo enthält. — Ob Spanien ein topographisches Bureau unterhält, ist eine Frage, die sich uns unwillkürlich aufdrängt, wenn wir die 4 Theilblätter der Nr. XIII der eben genannten französischen Karte betrachten, welche die Titel Segovia, Sória, Vittoria, Zaragoza und Burgos, Guadalajara, Logroño, Madrid, Pamplona enthalten, woraus Jedermann den reichen Inhalt ihrer Darstellung erkennen wird.

* Ausgrabungen. A. Aegyptische. — Die Fundstücke des auf dem thebanischen Westufer gelegenen Grabtempels von Der-el-Bahari sind augenblicklich im Burlington House in London ausgestellt. Unter ihnen erregen namentlich die Werkzeuge und Geräthe, die in großer Zahl zusammen in einer Grube im äußersten Süden des Tempels unter den Fundamenten gefunden wurden, unglacirte Thonware, Alabastergefäße, Hacken, Beile mit ihren Holzstielen und der Lederumwickelung wunderbar erhalten, das größte Interesse. Daneben sind mehrere große Holzsärge mit den Mumien eines Priesters von Khonsu, seiner Mutter und Schwester, auch durch die gute Erhaltung der Malerei bemerkenswerth. In Schaukästen sind die kleineren Fundstücke vereinigt, zum Theil seltene Stücke, wie eine blaue Vase der Prinzessin Nesikhonsu, außerdem über 400 inschriftlich bezeichnete Skarabäen der achtzehnten Dynastie, über 1000 für die spätere Kirchengeschichte wichtige koptische Ostraka u. a. Auch Zeichnungen und Pläne für die Publication sind zugleich mit den gefundenen Gegenständen ausgestellt.

[1]) Vergl. Beil. Nr. 159.

B. Griechische. — Bei den von der griechischen Archäologischen Gesellschaft unter Leitung des Ephoros Tsuntas in Mykene angestellten Ausgrabungen wurden nach den neuesten Berichten einige interessante Funde gemacht. Es wurde ein Relief aus Porosstein entdeckt, das einen Theil der Metopen am Tempel aus dem 6. Jahrhundert v. Ch. bildete. Dieses Relief stellt eine — bis jetzt noch nicht genau erkannte — Göttin dar, und hat wegen seiner vortrefflichen Ausführung eine große Bedeutung. Außerdem wurde vor einigen Tagen in einer der ausgegrabenen Begräbnißstätten ein goldener Ring gefunden, auf dem die interessante Darstellung eines Mannes, der einen Ziegenbock zum Opfer führt, eingravirt ist. Die Arbeiten werden fortgesetzt werden. — Die Ausgrabungen der amerikanischen archäologischen Schule in Eretria, die unter Leitung des Directors R. B. Richardson seit Ende Mai d. J. vorgenommen werden, haben als Ergebniß geliefert die vollkommene Freilegung der Orchestra, des Proskenions und der Parodoi des Theaters und von sieben Sitzreihen; die anderen Reihen scheinen fast ganz spurlos verschwunden zu sein. Ferner wurde entdeckt und freigelegt ein Gymnasion am Abhang der Akropolis, 200 Fuß lang und 150 Fuß breit; innerhalb desselben fanden sich sieben Inschriften, meistentheils aus dem 1. und 2. Jahrhundert v. Chr., darunter zwei zu Ehren von Gymnasiarchen, eine andere ganz erhalten mit 49 Zeilen. Des weiteren wurden sechs Sculpturstücke entdeckt, unter denen sich ein vortrefflicher bärtiger Dionysoskopf archaistischen Stils und ein Portraitkopf, beide ganz erhalten, befinden. Außerdem wurden unter anderen kleinen Gegenständen von Interesse zwei Silbermünzen, ein vortreffliches Tetradrachmon von Lysimachos und ein archaisches Didrachmon gefunden. — Im weiteren Verfolg der Ausgrabungen in Lykosura (vgl. Beil. Nr. 157 und 167) wurde jetzt in einem Gebäude in der Nähe des Despoina-Tempels ein kleines Bildchen einer Frau in kriegerischer Stellung gefunden, in der man mit großer Wahrscheinlichkeit die Göttin Athena zu erkennen hat. Sie trägt auf dem Haupt einen Helm, an dem noch das Loch zur Einfügung des Helmbusches sichtbar ist, und hat in der Rechten die Lanze. Die Figur stand auf einer Unterlage, wie aus den unter den Füßen noch vorhandenen Nägeln hervorgeht. — Ein unter dem Titel „Epidaure" in Paris erschienenes Prachtwerk behandelt die Funde, die bei den griechischen Ausgrabungen in Epidauros gemacht sind, und bringt nach dem Muster des 1889 veröffentlichten Werkes von Laloux „La restauration d'Olympie" den Versuch einer vollständigen Reconstruction der aufgedeckten Bauwerke, des Tempels des Asklepios, der Tholos des Polyklet, des Artemistempels und des Theaters. Die Publication ist mit zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Abbildungen ausgestattet, die auch von den Einzelfunden, namentlich von den kunstgeschichtlich wichtigen Sculpturen der beiden Tempel eine bessere Vorstellung geben, als sie aus den bisherigen anspruchslosen Bekanntmachungen in dem grundlegenden Werke von Kabbadias „Fouilles d'Epidaure" zu gewinnen war. Die Herstellung der Pläne und Aufnahmen und die Bearbeitung des architektonischen Theiles in dem neuen Werke stammt von Alphonse Defrasse, das Archäologische von Henri Lechat. — Leider bedarf die Meldung über österreichische Ausgrabungen in Ephesus durch Hofrath Prof. Benndorf in mehrfacher Beziehung der Richtigstellung. Thatsache ist, daß Prof. Benndorf vor einiger Zeit in Ephesus weilte und dort mit vielem Erfolge nach Alterthümern forschte. Bei den von ihm veranstalteten Ausgrabungen wurden mehrere interessante Funde gemacht, darunter das Fragment eines Hermes-Kopfes, eine spätrömische Arbeit, die auf ein gutes griechisches Original zurückweist. Der größte Theil des Trümmerfeldes von Ephesus ist jedoch im Besitz der Engländer, und diese gestatteten Prof. Benndorf nicht, weitere Nachforschungen anzustellen. Der Gelehrte mußte daher seine Arbeiten vorläufig einstellen und weilt schon seit einigen Wochen wieder in Oesterreich.

* **Leipzig**, 2. Aug. Der außerordentliche Professor Dr. Hermann Kretzschmar hielt heute seine Antrittsvorlesung über das Thema: „Sachsen in der Musikgeschichte."

* **Aachen.** Für das am 12. October d. J. stattfindende 25jährige Jubiläum der hiesigen Technischen Hochschule werden, wie die „Frankf. Ztg." erfährt, „große (!) Festlichkeiten" geplant.

γσ. **Berlin**, 3. Aug. Die Friedrich Wilhelms-Universität beging heute durch Festactus in der Aula den Geburtstag ihres Stifters. Der zeitige Rector, Prof. Dr. Pfleiderer, nahm zum Gegenstand seines Vortrags die Kant'sche Schrift: „Vom ewigen Frieden", deren 100. Geburtstag in diese Tage fällt und die mit ihren Vorläufern und Nachfolgern in unsrer Zeit der internationalen und kosmopolitischen Bestrebungen zur Förderung der

Gesittung wohl einer kritischen Betrachtung werth erscheint. Als Schlußstein der „praktischen Philosophie“ des Königsberger Denkers stellt sie gleichsam ein Resumé der politischen Gedanken des rationalistisch-kosmopolitischen 18. Jahrhunderts dar. Sie stellt Präliminarartikel und Definitivartikel zum ewigen Frieden auf. Unter den Präliminarartikeln sind namentlich die von Wichtigkeit, die auf die Entfernung allen Stoffes Bedacht nehmen, durch den neue Kriege zwischen einzelnen Nationen entstehen können; aller Grund zu einem Kriege, der aus einem Tausch, Kauf, einer Verpfändung oder einem Irrthum erwächst, soll fortfallen, die stehenden Soldheere sollen als eine Bedrohung für fremde Völker und Bedrückung der eigenen Nation abgeschafft werden; denn die Menschen werden in diesen zu reinen Maschinen herabgedrückt und so nicht zur sittlichen Persönlichkeit gebildet. Dagegen sieht Kant in der regelmäßigen Waffenübung der Bürger zum Schutze des heimischen Staates nichts, das der Ethik widerspräche. Er spricht sich dann gegen die Staatsschulden aus, als ein Reizmittel zum Kriege, widerräth die Einmischung eines Staates in die inneren Zustände anderer Staaten, denn die Autonomie eines jeden Staates muß gewahrt bleiben, und will keinerlei unehrliche Mittel im Kriege selbst zur Anwendung gebracht sehen. Die Definitiv-Artikel fordern für die bürgerliche Verfassung eine republicanische Form, was so viel bedeutet, als wir heute unter constitutionell verstehen; diese Form ist weit entfernt von der Demokratie, die ihm vielmehr deßhalb als am meisten despotisch erscheint, weil in der Demokratie Jeder Herr sein will und die Executive in ihr besonders streng gehandhabt werden muß. Das Völkerrecht will er auf einem Föderalismus der Staaten begründet wissen und namentlich erhofft er von einem möglichst ungehinderten Verkehr und Handel der Angehörigen verschiedener Nationalitäten eine dauernde Förderung der Interessen in der Richtung des Friedens. Schon früher hatte Kant über die Entstehung eines Föderalismus freier Staaten, eines Völkerbundes nachgedacht und dessen Zustandekommen daraus hergeleitet, daß die Vorsehung gerade die selbstische Anlage der Menschen für die Förderung von deren Entwicklung durch die Noth zur Freiheit zu benützen liebe. Dies gelte wie im Bereich der bürgerlichen Gesellschaft, so im Verein von Staaten und Nationen. Der Widerstreit selbstischer Interessen zwingt die Einzelstaaten, in einen Bund einzutreten, wo jeder einzelne Staat, selbst der kleinste, sein Recht nicht nach der eigenen Macht finden, sondern sich den Gesetzen des vereinigten Willens unterwerfen wird. In diesem Völkerbunde erblickt er ein Ziel der Entwicklung, ähnlich dem Chiliasmus in der Philosophie, zu dem schon die bis zu den Thronen und in die Regierungen gedrungene Aufklärung eine Annäherung darstelle; auch schon die gesteigerten Kosten wie die durch den Verkehr der Nationen bedingte Solidarität der Interessen machen die Kriege seltener. — Zwischen der ersten Niederschrift seiner völkerrechtlichen Gedanken aus dem Jahre 1784 und der Schrift „Zum ewigen Frieden“ von 1795 lagen für Kant die Erfahrungen der französischen Revolution und ihrer kriegerischen Propaganda. Die Sprache dieser zweiten Abhandlung ist weniger zuversichtlich als die der Tage von 1784. Die Revolution hat in dem Denker die schlimme Seite des Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts zum Bewußtsein gerufen, und in dem Weltstaate liegt ihm schon die Neigung zum Despotismus und damit zur Vernichtung der Freiheit aller Völker. Hätte er länger gelebt, er wäre, seinem Schüler Fichte ähnlich, ein deutscher Patriot geworden. — Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts war in der durch die Gräuel des spanischen Erbfolgekriegs ermüdeten europäischen Welt der Friedensapostel St. Pierre (der ältere) erstanden. Er entwarf 12 Artikel, die alle europäischen Staaten zu einem Friedensbunde zum Zwecke der gegenseitigen Garantie und des wechselseitigen Schutzes ihrer Besitzungen verknüpfen sollten, nur die Feinde europäischer Gesittung sollen mit den Waffen bekämpft werden, Spanien bleibt den Bourbonen. Die Bundesvertretung besteht aus 24 Abgeordneten in einer freien Stadt. Jeder Staat besitzt eine Stimme, mehrere kleine zusammen eine Curialstimme. Frankreich führt den Vorsitz, seine Sprache ist ja die Weltsprache in jenen Tagen — Preußen und die deutschen Staaten erscheinen in der Rangordnung zuletzt. Die Aehnlichkeit dieses stark französisch gefärbten Vorschlags mit der römischen Universalmonarchie hat Leibniz unschwer erkannt, da er in einer Kritik desselben dazu rieth, den Papst an die Spitze dieses „Völkerbundes“ zu stellen, wofern er im Stande wäre, die Kirchenverfassung, wie sie zu Karls des Großen Zeit bestanden, wiedereinzusetzen; die Aufschrift „Zum ewigen Frieden“ empfahl er für die Eingangspforten eines Friedhofs. J. J. Rousseau sieht den St. Pierre'schen Völkerbund nur als das Resultat einer Revolution an, deren Gräuel durch das Ziel keineswegs als gerechtfertigt angesehen werden können, auch meint er, da er noch die Fürsten, nicht die Lebensinteressen der Völker als Ursachen für die Kriege ansieht, die Fürsten würden sich solchem Areopag nicht unterwerfen. Herder erwartet den „ewigen Frieden“ zugleich mit dem jüngsten Tag. Nur eine Pflanzung sittlicher Grundsätze und eine Pflege der friedlichen Gesinnung in den Völkern führt uns dem Ideal nahe, das jedoch ohne eine vernünftige Selbstachtung eines jeden Volkes, ohne die Vertheidigung seiner Ehre und Freiheit und ohne die Achtung der Freiheit anderer Nationen, d. h. ohne Grundlagen nationalen Lebens nicht zu erreichen ist. Eine „beste Staatsform“ ist ihm ein Phantom, jedes Volk hat sein Recht und sein Maß der Glückseligkeit in sich selbst. Dieselbe Einsicht rief in Fichte die Erfahrung wach und darum ist auch dessen Wort so tief und treffend: der kräftigste Patriot ist auch der beste Weltbürger. Er rief die Deutschen auf, für sich und für alle Nationen die Freiheit zu erkämpfen. Hegel erst hat das schwärmerische Zeitalter auf den nüchternen Boden der Geschichte zurückgerufen und hier die vernünftigen Ideen, die treibenden Ideale gezeigt, die das Leben beherrschen und vorwärts bewegen. Der Staat ist ihm das höchste Kunstwerk der „praktischen Vernunft“, er verwirklicht die sittliche Freiheit und auch die Kämpfe sind Mittel zur Erreichung dieses höchsten Zweckes. Hier zeigt sich der Irrthum in den Ideen „zum ewigen Frieden“. Die Staaten als Träger der sittlichen Freiheit, deren Wesen in der Selbstvertheidigung besteht, können nicht in einen St. Pierre'schen oder Kant'schen „Völkerbund“ eintreten, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben, und ob der Zweck schließlich dies ungeheure Opfer lohnt, diese Frage wird nicht gestellt. Beide Denker des 18. Jahrhunderts hatten noch nicht den Begriff des nationalen Staates erfaßt; während St. Pierre noch nach mittelalterlicher Weise den Staat als Privatbesitzthum des Fürsten ansah, war der Staat für Kant die Rechtsordnung, die die Freiheit und die Privatrechte eines Jeden innerhalb bestimmter Grenzen zu schützen hat; allein dies könnte ja ebenso ein fremder Staat, nicht nothwendig der nationale Staat thun. Anders ist es für uns heute. Wir schätzen das Gut des nationalen Staats als das Höchste, und unsittlich das Volk, das seine Selbständigkeit preisgibt um irgend einen Erwerb, und sei es selbst um das Gut des Friedens! Schiedsgerichte, deren Urtheil indessen kein Staat sich zu unterwerfen gezwungen werden kann, sind zur Beilegung einzelner Streitfragen der internationalen Etiquette oder der formalen Ehre mit Vortheil angewandt worden; ob die streitigen Fragen aber derartige sind, die die Selbständigkeit oder die sittliche Ehre des Staates berühren, darüber muß die Entscheidung jedem Volke selbst anheimgestellt bleiben, und wie in einem Schiedsgericht die Neutralen zu ihrem eigenen Vortheil die Entscheidung treffen, dessen ist leider unsre Geschichte vom Westfälischen bis zum Prager Frieden ein allzu lebendiges Zeugniß; ohne unsre eigene Kraft wäre uns selbst 1870 kein europäischer Areopag im Namen der Gerechtigkeit zur Seite getreten. Waren die stehenden Heere schon früher der Regel nach ein Schutz gegen die zahllosen Privat- und Localfehden des Mittelalters, so macht die Existenz eines „Volks in Waffen“ den Krieg zu einer so ernsten Angelegenheit, daß heute keine Regierung ihn unternehmen wird, falls nicht die höchsten Lebensinteressen ihres Volks auf dem Spiele stehen und der Gesammtwille der Nation damit übereinstimmt. Doch sind niemals alle Ursachen zu Kriegen aus der Welt zu schaffen. Deßhalb ist die dauernde Bereitschaft zum Kampfe der beste Schutz des Friedens, die Uebung in den Waffen ein Mittel der sittlichen Erziehung aller Volksschichten zu männlichem Charakter, und namentlich heute, wo die Bande gesellschaftlicher Zucht sich lockern, ist die Gewöhnung der Jugend an Selbstverleugnung, Tapferkeit und Treue eine Pflicht gegen das Vaterland, für dessen Ehre vor 25 Jahren auch alle die gefochten und geblutet haben, deren Namen als Angehörige der Friedrich Wilhelms-Universität zu ewigem Gedächtniß in steinerne Tafeln gegraben, die Aula schmücken. Der Weltverbesserung muß die Selbstverbesserung vorausgehen, und dies geschieht nur, wenn der kategorische Imperatio der Pflicht lebendig ist in der Nation und in deren Jugend.

* **Berlin.** Das kgl. medicinisch-chirurgische Friedrich Wilhelms-Institut erlebte am 2. August das Fest seines hundertjährigen Bestehens. Die Errichtung desselben war wesentlich das Verdienst des Generalchirurgus Goercke, der nach mehrfachen Vorstellungen den König Friedrich Wilhelm II. von der Nothwendig-

keit einer besseren Ausbildung der Militärärzte überzeugt hatte. Die Stiftungsurkunde an Goercke ist aus Charlottenburg vom 2. August 1795 datirt. Es heißt dort u. a.: „Se. Maj. haben zu bestimmen geruht, daß von jetzt an die Pepiniere von drei Stabschirurgen mit einem Gehalt von dreißig Reichsthaler, vier Oberchirurgen mit fünfzehn Reichsthaler und fünfzig Lazarethgehilfen mit sieben Reichsthaler monatlich etablirt werden möge. . . . Se. Majestät setzen in dero Generalchirurgus das Vertrauen, daß derselbe sich bestreben werde, auf die Gemeinnützigkeit der zu etablirenden Pepiniere nach der ihm innewohnenden Kenntniß von den Bedürfnissen und bisherigen Mängeln des Feldlazareths gehörig Bedacht zu nehmen!!" Aus so bescheidenen Anfängen hat sich das Institut zu der jetzt allgemein anerkannten Höhe emporgearbeitet. Schon zur Zeit von Preußens Erniedrigung hatte sich das Institut selbst bei den Franzosen solche Achtung erworben, daß Napoleon auf Verwendung seines Oberchirurgen Dr. Percy im Jahre 1806 dem Institut eine Unterstützung von 4000 Thalern bewilligte. Von einer eigentlichen Feier nimmt das Institut, wohl mit Rücksicht auf die bevorstehenden Universitätsferien, für jetzt Abstand. Statt dessen wird im December eine größere Feierlichkeit stattfinden.

* **Berlin.** Ueber die nationalökonomischen und socialpolitischen Feriencurse, welche der Verein für Socialpolitik vom 30. September bis 12. October 1895 im Auditorium maximum der Berliner Universität veranstaltet, wurde schon neulich eine vorläufige Mittheilung veröffentlicht. Inzwischen ist der Stundenplan festgestellt worden. Die Vorträge werden täglich von 9 bis 1½ und von 4 bis 6 Uhr gehalten werden. In der ersten Woche werden vortragen: Conrad (Halle), v. Miaskowski (Leipzig), v. Philippovich (Wien), Brentano (München), Knapp (Straßburg), Neumann (Tübingen); in der zweiten Woche Sering (Berlin), Bücher (Leipzig), A. Wagner (Berlin), Elster (Breslau), Oldenberg (Berlin), Schmoller (Berlin). Programme sind zu erhalten durch Dr. Oldenberg, Berlin W., 62, Wormserstraße 13. Das Abonnement beträgt 25 Mark für beide Wochen, 15 Mark für eine Woche, 3 Mark für den Curs eines einzelnen Docenten. Die Kartenausgabe erfolgt durch Hrn. Rechnungsrath Claus (Berlin C., Universität, östlicher Flügel, Parterre) vom 1. bis 24. September wochentäglich 9—1 Uhr, vom 25. September bis 7. October 9—2 Uhr, außerdem auch am Sonntag, 29. September, 5—7 Uhr, und am 30. September, 1., 7. und 8. October 8—9 Uhr früh. Schriftliche Meldungen (unter genauer Angabe der Adresse nebst Stand oder Beruf, sowie unter Beifügung des Geldes und einer Zehnpfennigmarke) werden von heute an bis zum Abend des 24. September angenommen. Zeitige Meldung empfiehlt sich. Die Curse sind für jedermann, auch für Frauen und Nichtmitglieder des Vereins bestimmt.

* **Hamburg.** Die diesjährige VI. Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Mechanik und Optik, welche vom 12. bis 14. September hierselbst abgehalten wird, soll sich mit einer Reihe von Fragen beschäftigen, die für die Feintechnik von hoher Wichtigkeit sind.

* **Wien.** Der Privatdocent für analytische Chemie an der Wiener Universität, Dr. Georg Vortmann, ist zugleich als Privatdocent für anorganische und analytische Chemie an der Technischen Hochschule daselbst zugelassen worden; dem Privatdocenten für Nationalökonomie an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Universität, Dr. Hermann R. v. Schullern zu Schrattenhofen, ward die venia legendi auf das gesammte Gebiet der politischen Oekonomie ausgedehnt.

* **London,** 1. Aug. In der gestrigen Sitzung der gegenwärtig hier tagenden Jahresversammlung des brittischen Vereins der Aerzte besprach der berühmte englische Chirurg Prof. Sir William M'Cormac die durch die modernen Gewehre verursachten Wunden auf Grund der Erfahrungen, welche die brittische Armee im letzten Feldzuge gegen Chitral mit ihrem Lee-Metford-Gewehr und ihrem rauchlosen Pulver, dem Cordit, gemacht hat. Mc Cormac meinte, die vom deutschen Kriegsministerium unternommenen 900 Versuche rechtfertigten nicht die Bruhns'sche Classification der Gewehrschußwunden in Gruppen je nach der Entfernung. Der wichtigste Punkt sei jedoch die Heilbarkeit der Wunden. Der Redner trat in dieser Beziehung der Ansicht des deutschen Generalarztes Volkmann bei, der den subcutanen Charakter der durch Gewehrkugeln verursachten Knochenwunden hervorhob, die ihre Heilbarkeit wesentlich erleichterte. Der englische Arzt Dr. Stitt, welcher den Feldzug in Chitral mitgemacht hat, berichtet, daß er erstaunt wäre, wie schnell die Fleischwunden in diesem Kriege heilten. Aehnlich äußert sich Dr. Rivero von Valparaiso. Die durch das Mannlicher-Gewehr verursachten Wunden waren bedeutend weniger lebensgefährlich, als dies bei anderen Gewehren der Fall gewesen wäre. Stabsarzt Burden erklärt, daß die Wunden, welche das Lee-Metford-Gewehr in Chitral verursachte, und zwar bei jeder Entfernung, rein waren, wenig Schorf zeigten und schnell heilten. Drang die Kugel durch einen Knochen, so waren wenig Splitter da. In keinem Fall fand eine explosive Wirkung statt. Die Wunden, welche die alten großkalibrigen Gewehre des Feindes machten, waren bedeutend gefährlicher. Schon während des deutsch-französischen Krieges heilten Chassepot-Wunden häufig ohne Eiterung. In künftigen Kriegen wird sich die Zahl der Verwundeten und Todten im Verhältniß zu der Zahl der im Kampfe gewesenen Truppen sicher steigern. Aber trotz gewichtiger gegentheiliger Ansicht glaubt Mc Cormack, daß es eine große Menge Fälle von Verwundungen geben werde, welche leichter als bisher der völligen Heilung entgegengeführt werden könnten. Die antiseptische Behandlung wird dazu auch sehr viel beitragen.

* **Paris.** Die Académie de Médecine des Instituts hat Prof. Hoppe-Seyler in Straßburg zu ihrem auswärtigen Correspondenten erwählt: das erste Mal, daß diese Ehre einem Mitgliede der Kaiser Wilhelms-Universität zutheil wird.

* **Mexico.** In den Tagen vom 15. bis 20. October d. J. wird in der hiesigen Hauptstadt der XI. Internationale Amerikanisten-Congreß abgehalten werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 5. August folgende Schriften eingegangen:

Heinrich v. Treitschke: Zum Gedächtniß des großen Krieges; Rede, gehalten zu Berlin am 19. Juli 1895. (Universitätsschriften-Ausgabe; erscheint alsbald auch im Verlage von S. Hirzel, Leipzig.) — Dr. W. Reuling: Die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1895. — Raiffeisen-kalender für 1896; hggb. von C. W. Kaiser. V. Jahrgg. Regensburg. — Eduard Löwenthal: Ein Weltstaatenbund als sicherstes Mittel zur Beseitigung des Krieges. Berlin, Reformverlag 1896. — M. Rapsilber: Das Reichstagsgebäude. (Baugeschichte, künstlerische Gestaltung, Lebensabriß P. Wallots.) Mit 18 Lichtdrucken nach Originalaufnahmen. Berlin, Cosmos. — Ferdinand Neubürger: Zwischen Berlin und Petersburg; ein Reiseabenteuer. Kissingen, Fr. Weinberger. — Marie Mohr: Die öffentliche Meinung (ein Tagebuch); Roman. Chemnitz, B. Richter 1894. — Volksbote; gemeinnütziger Volkskalender auf 1896. 59. Jahrgang, illustrirt. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Brückner, R. Erziehung und Unterricht vom Standpunkt der Socialpolitik. Berlin, Siemenroth u. Worms. — Die Stipendien an den deutschen Universitäten; von einem Universitäts-Beamten 6. Aufl. Leipzig, Gustav Fock. — Supplement zum Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Redigirt v. Franz R. v. Haymerle. LIV, 1—2. Wien, Alfred Hölder. — Wundtke, Max. Die Schule der Zukunft. Berlin, Ulrich Kracht.

Arens, Friedrich. Die Erzeugung der Elektricität. Leipzig, August Schupp. — Arens, Friedrich. Die elektrischen Erscheinungen und ihre Gesetze. Ebenda. — Graf, Karl S. Sammlung von Festigkeitsaufgaben aus dem Maschinenbau. Wien, Moritz Perles. — Kriele, Martin. Die Bedeutung des Nord-Ostsee-Canals. Braunschweig, Albert Limbach. — Roechling, Alfred. Technische Einrichtungen für Wasserversorgung und Canalisation in Wohnhäusern. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. — Romodi, S. J. v. Geschichte der Explosivstoffe. I. Mit Einführung von Max Jähns. Berlin, Robert Oppenheim. — Sauter, J. Ueber Kugelblitze. (Virchow-Wattenbach. Vorträge. H. 220.) Hamburg, Verlagsanstalt. — Vorschriften über die Ausbildung und Prüfung für den Staatsdienst im Baufache vom 15. April 1895. Berlin, Wilhelm Ernst u. S.

Blochuys, J., und A. Gervais. Das Kunstgewerbe oder die Kunst in ihren Beziehungen zur Industrie. Autorisirte Uebersetzung von Fr. Falk. Neuwied u. Leipzig, August Schupp. — Jaffé, M. Rembrandt und der Hr. G.-R. Dr. Bode, Director des Kgl. Museums zu Berlin. Berlin, R. Tändler. — Schultz, Alwin. Kunstgeschichte. 4. Liefg. Berlin, G. Grote. — Schultze, Victor. Archäologie der altchristlichen Kunst. München, C. H. Beck. — Singer, Hans Wolfgang. Geschichte des Kupferstichs. Magdeburg u. Leipzig, Walther Niemann.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXCVIII

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Rudolf v. Gneist.

Ein Nachruf von Edgar Loening.

I.

Um die Mitte unsres Jahrhunderts hatte die historische Schule, die in seinem Beginne von Hugo begründet, von Savigny und Eichhorn ausgebildet worden war, sich ausgelebt. Nicht daß die großen und tiefen Gedanken, die sie zur Geltung gebracht hatte, ihre Wahrheit und ihre Wirksamkeit verloren hätten. Sie werden für immer ein unveräußerliches Gut der Rechtswissenschaft bleiben; nur in Zeiten, in denen das Studium nicht wissenschaftlich, sondern ausschließlich handwerksmäßig betrieben wird, könnten sie in Vergessenheit gerathen. Aber indem die historische Schule den Staat und das Recht als die von dem Willen des Einzelnen unabhängigen, natürlichen Ergebnisse der jeweiligen Volkszustände auffaßte, indem sie davon ausging, daß ein Verständniß des Rechtes nur gewonnen werden könne durch die Erforschung und Erkenntniß seiner geschichtlichen Entwicklung, hatte sie dahin geführt, daß das geschichtlich Gewordene als das allein Berechtigte betrachtet und jede Weiterentwicklung als ein unberechtigter, ja revolutionärer Bruch mit der Vergangenheit verworfen ward. Die Entwicklung sollte nur der Vergangenheit, nicht der Gegenwart gestattet sein. Die historische Schule stellte sich damit, wenn auch nicht in allen, so doch in der Mehrzahl ihrer Anhänger jeder Fortbildung des Rechts, wie die Bedürfnisse der Gegenwart sie verlangten, entgegen. Sie machte sich zur Verbündeten einer geistlosen conservativen Politik. Aber auch auf ihrem eigensten Gebiete, dem der Rechtsgeschichte, hatte sie mehr und mehr die großen Aufgaben, die sie sich gestellt, aus den Augen verloren. Sie hatte sich in Einzeluntersuchungen vertieft, die als dienende Glieder eines großen Ganzen nicht ohne Werth waren, die aber um ihrer selbst willen betrieben zu einer Verknöcherung des wissenschaftlichen Lebens führen mußten. Und endlich, es war der historischen Schule vielfach das Bewußtsein entschwunden, daß das Recht nicht bloß ein Object des Erkennens ist, sondern eine lebendige Macht, die bestimmt ist, die Menschen zu beherrschen, daß die Rechtsinstitute nicht bloß in ihrer geschichtlichen Ausbildung, sondern als lebendige Glieder eines Organismus erkannt werden müssen. So hatte die Rechtswissenschaft sich mehr und mehr dem Leben entfremdet; scheu wich die Mehrzahl der gelehrten Juristen jeder Berührung mit der Praxis aus und je geringer die Beziehung eines gelehrten Werkes zu dem Rechte der Gegenwart war, um so vornehmer dünkte sich sein Verfasser. Erst im fünften Jahrzehnt wuchs eine Schaar von Gelehrten heran, die, in der historischen Schule ausgebildet, deren Methode und Grundideen sich angeeignet hatten, die aber, zum Theil unter dem Einfluß der politischen Bewegungen, entschlossen waren, sich von dem Banne, den die Schule bisher ausgeübt hatte, zu befreien, die Verbindung der Rechswissenschaft mit dem Leben wieder zu suchen. Sie fühlten in sich den Beruf, sie erkannten es als ihre Aufgabe, sei es durch Ausbildung der juristischen Dogmatik, sei es durch Erforschung der Bedürfnisse des Lebens und der großen Gesetze, nach denen sich das Recht entwickelt, an dessen Fortbildung mitzuarbeiten. Nicht gewaltsam wollten sie mit der historischen Schule brechen — sie haben zum Theil immer als deren Anhänger sich bekannt —, aber sie wollten sie von ihrer Einseitigkeit befreien und das todte Wissen in eine für Staat und Volk fruchtbare Saat umgestalten. Unter ihnen ragen die Männer hervor, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den führenden Geistern auf dem Gebiete der deutschen Rechtswissenschaft gehört haben: Bluntschli (geb. 1808), Gneist (geb. 1816), Windscheid (geb. 1817), Jhering (geb. 1818), Gerber und Brinz (geb. 1823). Sie alle sind in den letzten Jahren dahingegangen, zuletzt am 22. Juli 1895 derjenige von ihnen, der wohl unmittelbar den größten Einfluß auf die Gesetzgebung seiner Zeit ausgeübt hat, Rudolf v. Gneist.

Gneist wurde am 13. August 1816 zu Berlin geboren. Sein Vater, damals Assessor beim Kammergericht, ward im Jahre 1819 zum Landgerichtsrath ernannt und mehrmals versetzt, und so verbrachte Gneist seine erste Jugendzeit theils in Pommern, theils in der Provinz Sachsen. In Eisleben, wo der Vater seit 1821 angestellt war, besuchte er das Gymnasium. Noch nicht siebzehnjährig, ward er aus der Schule entlassen und zog im Herbst 1833 als junger Student in seine Vaterstadt wieder ein, die er bis zu seinem Tode, von Reisen abgesehen, nicht mehr verlassen sollte. Ausgerüstet war er mit einer vortrefflichen Schulbildung und unerschöpflichen Arbeitskraft und Arbeitslust, aber mit sehr geringen materiellen Mitteln, so daß er sich schon von früh an auf sich selbst angewiesen sah.

In Berlin war zwei Jahre vorher Hegel gestorben, aber noch immer war die Hegel'sche Philosophie die preußische Staatsphilosophie, und der feindliche Gegensatz, in dem damals gerade die historische Schule zu der Hegel'schen Philosophie stand, mußte das Interesse an dieser noch steigern. Doch ist es charakteristisch, daß Gneist zwar einige nationalökonomische und geschichtliche, aber keine philosophischen Collegien besuchte, sondern sich ganz in sein Fachstudium vertiefte. An der juristischen Facultät herrschte Savigny fast unbeschränkt; mit Ausnahme von Eduard Gans waren alle Professoren Glieder seiner Schule. Savigny, Rudorff, Dirksen, Homeyer, v. Lancizolle, Kunze waren es, die Gneist in das Rechtsstudium einführten. Schon in seinem vierten Semester 1835 gewann er mit einer Arbeit aus dem Gebiete des römischen Rechts den akademischen Preis und das volle Lob der Facultät. Aber mit demselben Eifer wandte er sich dem Strafrecht und seiner Geschichte zu und ein Jahr später erwarb er sich zum zweiten Mal einen akademischen Preis mit einer Abhandlung über das Strafrecht des Sachsen- und Schwabenspiegels. Nach eben vollendetem zwanzigsten Jahr, im Herbst des Jahres 1836, machte er sodann die Staatsprüfungen als Auscultator und Referendar. Während er an verschiedenen Berliner Gerichten beschäftigt war, bereitete er sich durch Umarbeitung der ersteren Preisschrift

in eine Dissertation (de recentiore literarum obligatione) zu seiner Doctorpromotion und Habilitation als Privatdocent vor. Am 20. November 1838 erwarb er die Doctorwürde, bei welcher Gelegenheit der ihm nahe befreundete Sohn des damaligen Justizministers, Heinrich Mühler, der spätere Cultusminister, ihm den Dienst eines Opponenten leistete. Im folgenden Jahre habilitirte er sich. Die Vorlesungen über preußisches Privatrecht, mit welchen er seine Lehrthätigkeit eröffnete, ließ er bald wieder fallen. Die beiden Preisarbeiten, die er als Student ausgearbeitet hatte, wie seine praktische Thätigkeit, die er auch als Privatdocent fortsetzte (im Jahre 1841 bestand er das Assessorexamen), bestimmten die Gebiete, die er in den Kreis seiner Vorlesungen einbezog: Strafrecht, Straf- und Civilproceß, und, nachdem im Jahre 1842 v. Savigny den Lehrstuhl verlassen und das Justizministerium für Gesetzgebung übernommen hatte, vor allem römisches Recht. Er hatte sich aber zunächst als gelehrten Juristen zu legitimiren. Durch seine Doctordissertation war er auf das viel umstrittene Gebiet der formellen Verträge des römischen Obligationenrechts geführt worden und Ende 1844 veröffentlichte er hierüber eine umfangreiche Untersuchung („Die formellen Verträge des römischen Obligationenrechts in Vergleichung mit den Geschäftsformen des griechischen Rechts," 1845), die sich durch umfassende Kenntniß der Quellen und der Literatur, durch großen juristischen Scharfsinn und selbständige Kritik auszeichnet und in welcher der Verfasser durch Heranziehung des griechischen Rechts ein bis dahin noch wenig erforschtes Gebiet betrat. Nicht alle Ansichten, die er zu erweisen suchte, haben sich als richtig bewährt, aber die Schrift hat wichtige Streitfragen endgültig gelöst und die schwierige Lehre von der Stipulation des römischen Rechts soweit geklärt, als das lückenhafte Quellenmaterial dies gestattet. Sie hat zu vielfachen Forschungen die Anregung gegeben und sie hat die Feuerprobe der Kritik während eines halben Jahrhunderts bestanden. Sie gehört heute zu dem festen und dauernd werthvollen Bestande unsrer Pandektenliteratur. Mit ihr hatte Gneist sofort eine in ganz Deutschland angesehene Stellung als Rechtslehrer errungen. Die nächste Folge war, daß er zum außerordentlichen, allerdings unbesoldeten Professor ernannt wurde, sodann aber, daß er eine Berufung als ordentlicher Professor nach Kiel erhielt. Obgleich ihm von dem Ministerium mitgetheilt wurde, daß ihm keine Aussicht auf eine ordentliche Professur in Berlin eröffnet werden könne, vermochte er sich dennoch nicht zu entschließen, seine Vaterstadt zu verlassen. Der jugendliche Docent übte sehr bald eine große Anziehungskraft auf die Studenten aus und mit Stolz konnte er, als er den Ruf nach Kiel ausschlug, darauf hinweisen, daß er die größte Zahl der Schüler in der juristischen Facultät habe. Mochte ihm auch der Nachfolger Savigny's, Puchta, als Dogmatiker des römischen Rechts durch die logische Folgerichtigkeit der Begriffsentwicklung und die Schärfe der Begriffsbestimmung überlegen sein: die jugendliche Frische und Lebendigkeit seines Vortrags, die geistvolle Darstellung, die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die er seinen Hörern eröffnete, das Bestreben, sie in die Praxis und die Bedürfnisse des Rechtslebens der Gegenwart einzuführen, der feine Tact, mit dem er das für den künftigen Richter und Rechtsanwalt Erforderliche aus dem überreichen Material aussuchte und in lichtvoller Klarheit vorführte, zog die Studenten in seinen Hörsaal, während die fein ausgearbeiteten und tief eindringenden, aber nicht leicht verständlichen Vorträge Puchta's nur eine kleine Schaar reiferer Studenten auf die Dauer fesselten. Savigny wie Puchta wahrten auch den Studenten gegenüber eine vornehme Abgeschlossenheit, nur wenigen auserwählten Jüngern gestatteten sie eine Annäherung, gewährten sie eine persönliche Theilnahme, die dann allerdings ein festes Band von Treue und Anhänglichkeit zwischen Lehrer und Schüler wob. Gneist dagegen erkannte sofort, daß es die Aufgabe des akademischen Lehrers sei, die theoretischen Vorträge durch praktische Uebungen zu ergänzen, in denen die vorgetragenen Lehren lebendig gemacht, die Zuhörer zu eigener Thätigkeit angeleitet und in der Anwendung der Rechtssätze auf Rechtsfälle geübt werden. Seit dem Jahre 1844 verband er mit seiner zehnstündigen Vorlesung über Pandekten dreistündige Pandektenübungen. Er war damit wohl der erste Rechtslehrer, der die Ergänzung des akademischen Unterrichts, die heute allgemein als nothwendig anerkannt wird, auch praktisch durchführte, und es sollte noch lange dauern, ehe diese Neuerung in weiteren Kreisen Nachahmung fand. Bis in die Mitte der siebziger Jahre hat Gneist die Vorlesungen über römisches Recht fortgeführt; er hat sie dann fallen lassen, um sie durch Vorlesungen über Staats- und Verwaltungsrecht zu ersetzen, während er die Vorlesungen über Strafrecht, Straf- und Civilproceß bis in seine letzten Lebensjahre beibehielt. Als Schriftsteller ist er auf dem Gebiete des römischen Rechts nur noch einmal aufgetreten, als er im Jahre 1858 bei dem Antritt der ordentlichen Professur in einer kleinen lateinischen Abhandlung (Commentatio de causae probatione stipulatoris) verschiedene Angriffe, die gegen seine Lehre von der Stipulation erhoben worden waren, zurückzuweisen suchte.[1]

Nicht nur Juristen, sondern auch zahlreiche Studenten der anderen Facultäten, bald auch gebildete Männer aus den verschiedensten Berufskreisen versammelte Gneist in seinen öffentlichen Vorlesungen, und häufig reichte das größte Auditorium der Berliner Universität für die Zahl der Zuhörer kaum aus. Unter Friedrich Wilhelm III. war jahrzehntelang an der Revision der Gesetzgebung gearbeitet worden, aber die Arbeiten waren fast durchweg mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Von Friedrich Wilhelm IV., der bald nach seiner Thronbesteigung, am 28. Febr. 1842, dem ersten Juristen Deutschlands, v. Savigny, das Justizministerium für Gesetzgebung übertragen hatte, erwartete das preußische Volk die Erfüllung lang gehegter Erwartungen, die jetzt als Forderungen hervortraten. Die Umgestaltung der Gerichtsverfassung, die Reform des gerichtlichen Verfahrens nach den Grundsätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die Einführung der Geschworenengerichte und des Instituts der Staatsanwaltschaft nahmen nicht bloß das Interesse der Juristen, sondern aller politisch Denkenden in Anspruch. Fragen, die eine rein sachliche, juristisch-technische Behandlung erforderten, waren zu politischen Parteifragen geworden, und sie mußten es werden, so lange die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Gerichte noch nicht genügend gesichert und im Strafverfahren dem Angeklagten ein genügender Rechtsschutz nicht gewährt war. Es blieb nicht unbekannt, daß diese Reformen in Angriff genommen waren, es blieb aber auch nicht unbekannt, daß in den beiden Justizministerien, dem für Justizverwaltung (seit 1844 unter Uhden) und dem für Gesetzgebung entgegengesetzte Strömungen herrschten, daß nicht das Ministerium für Gesetzgebung, sondern das für Justizverwaltung der Träger der Reformideen war. So erklärt es sich, daß die öffentlichen Vorlesungen, welche Gneist seit 1842 über Schwurgerichte, über öffentliches und mündliches Verfahren, über französische und englische Gerichtsverfassung hielt, in weiten Kreisen das größte

[1] Im Jahre 1858 gab Gneist auch eine synoptische Zusammenstellung der Institutionen des Gaius und Justinianus, sowie anderer Rechtsquellen unter dem Titel „Institutionum et regularum juris Romani syntagma" heraus. Im Jahre 1880 erschien hiervon eine zweite Auflage. Das Buch ist nur zu Unterrichtszwecken bestimmt und hierfür früher viel gebraucht worden.

Interesse erweckten. Sie waren die Frucht nicht bloß eindringender gelehrter Studien, sondern auch einer reichen praktischen Erfahrung, die Gneist an den preußischen Gerichten, seit 1846 an dem Geheimen Obertribunal, zu dessen freilich unbesoldetem Hülfsarbeiter er berufen ward, machte. Vor allem aber hatte er erkannt, daß eine wirkliche Kenntniß des französischen und englischen Gerichtsverfahrens nur aus eigener Anschauung gewonnen werden könne. Seit dem Jahre 1841 benutzte er die Ferien regelmäßig zu Reisen nach England, Frankreich und Belgien, um dort Staats- und Gerichtsverfassung in ihrer lebendigen Gestaltung und Wirksamkeit kennen zu lernen. Auf diesen Studienreisen reiften seine rechtlichen und politischen Ueberzeugungen. Er erkannte, daß die Umwandlung des bureaukratischen Beamtenstaats in einen freien constitutionellen Staat eine Nothwendigkeit sei, aber er befreite sich auf diesen Reisen auch von der französisch-liberalen Schablone, die insbesondere durch den Einfluß der rheinischen Juristen die öffentliche Meinung in Preußen beherrschte. Er kam zu der Einsicht (wie er im Jahre 1849 schrieb), daß „die wirkliche englische Verfassung und diejenige Verfassung, welche man auf dem Continent als solche denkt, zwei sehr verschiedene Dinge sind". Er kam zu der Ueberzeugung, daß „deutsche Freiheit und französischer Constitutionalismus nicht zusammenfallen, sondern Gegensätze bilden, daß freie Gemeindeverfassung und Geschworenengerichte, Rechtspflege und Selfgovernment untrennbar verwachsen sind und das massive Fundament eines deutschen Verfassungsbaues bilden müssen".

Als im März des Jahres 1848 das alte bureaukratische Preußen über Nacht zusammenzustürzen und die Fluth der revolutionären Bewegung in Berlin kaum vor dem Throne Halt zu machen schien, glaubte eine radicale Partei Gneist zu den Ihrigen rechnen zu dürfen. Aus verschiedenen Wahlkreisen wurden ihm Candidaturen für die Wahl zu dem Frankfurter Parlament wie für die preußische Nationalversammlung angetragen. Doch lehnte er diese Candidaturen ab, „weil er keiner Partei angehöre und nicht wisse, welche Partei er in diesen Versammlungen vertreten und wie er in ihnen nützen solle". Dagegen ließ er sich zum Mitglied der Berliner Stadtverordnetenversammlung wählen, in der er bald eine führende Stellung sich errang. Ueber seine Thätigkeit in derselben, wie über seine Erfahrungen während des Revolutionsjahres hat er im Frühjahr 1849 eine kleine, außerordentlich interessante und als Geschichtsquelle werthvolle Schrift („Berliner Zustände, politische Skizzen aus der Zeit vom 18. März 1848 bis 18. März 1849") veröffentlicht. Schon damals ist der Vorwurf, der späterhin so oft und von den verschiedensten Parteien erhoben wurde, gegen ihn laut geworden, daß die Festigkeit des Charakters ihm mangle und keine Partei sich auf ihn verlassen könne. Der Vorwurf beruht, wenn er auch in seinem letzteren Theile einen wahren Kern enthält, auf einer ungerechten Beurtheilung seines Charakters und seiner Geistesart. Gneist hat sich niemals auf das Programm einer bestimmten Partei einschwören lassen, er hat in selbständiger Geistesarbeit seine politischen Ueberzeugungen sich gebildet und er hat an ihnen festgehalten auch dann, wenn sie mit der herrschenden öffentlichen Meinung, wenn sie mit den Forderungen der Partei, der er sich im allgemeinen angeschlossen hatte, in Widerspruch traten. Schon in einer seiner ersten politischen Reden im Frühjahr 1848 erklärte er, sich einer Parteityrannei nicht fügen zu können, erklärte er sich für die Nothwendigkeit eines starken Königthums, erklärte er: „Wir verdammen die alte Hofregierung, und doch haben alle Souveräne zusammen nicht so viel Schmeichler und Lügner um sich gehabt, wie in diesen sechs Wochen der junge Volkssouverän." War er mit der ganzen Energie und Lebhaftigkeit seiner rhetorischen Begabung für Reformen eingetreten, die dem Programm der radicalen Partei entsprachen, stellte er sich dann aber mit derselben Energie Forderungen entgegen, die er für undurchführbar und doctrinär erkannte, so konnte der Schein entstehen, als hätte er aus persönlichen Rücksichten seine politische Stellung geändert. So hatte er die kgl. Botschaft vom 8. Nov. 1848, durch welche die Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg verlegt wurde, für rechtswidrig erachtet und auf seinen Antrag hatte die Stadtverordnetenversammlung an den König eine Petition gerichtet mit der Bitte, das Ministerium Brandenburg zu entlassen. Als aber die Nationalversammlung daraufhin die Steuerverweigerung beschloß, erklärte er sich ebenso entschieden gegen die Rechtmäßigkeit dieses Beschlusses, den er als parlamentarische Revolution bezeichnete. Als Führer einer Deputation der Stadtverordnetenversammlung, welche die Vermittlung des Prinzen von Preußen in dem Conflicte erbitten sollte, führte er diesem gegenüber unter Berufung auf seine Pflicht, das Recht zu lehren und zu sprechen, aus, daß der König zur Verlegung der Versammlung nach Brandenburg nicht berechtigt gewesen sei — eine Ansicht, die er mit sehr angesehenen Juristen, wie den früheren Ministern Bornemann und Gierke theilte —, daß der König durch die Verordnung vom 6. April 1848 sich verpflichtet habe, eine Verfassung mit der Nationalversammlung zu vereinbaren, und demnach nicht einseitig eine solche erlassen könne. Die Antwort des Prinzen „war offen, charakterfest und klar". Er trat der Ansicht, daß der König zur Verlegung der Versammlung nicht berechtigt gewesen sei, entgegen, gab aber sein heiliges Versprechen und fürstliches Wort, daß die königlichen Verheißungen vom März buchstäblich erfüllt werden würden.

Die Stellung Gneists war den Parteien unverständlich. Von der radicalen Partei ward er der Halbheit und des Abfalls beschuldigt, von den gemäßigten Parteien und der Regierung ward ihm nicht verziehen, daß er das Recht, eine Verfassung zu octroyiren, von dem der König am 5. December 1848 Gebrauch machte, dem König bestritten hatte. Die Mitglieder des Obertribunals erließen eine Erklärung gegen ihn, er wurde aus seiner Stellung bei demselben entlassen und der schon für ihn ausgeworfene Gehalt von dem Minister wieder einbehalten. Bei den Wahlen zur Zweiten Kammer im Februar 1849 ward er in sieben Wahlkreisen als Candidat aufgestellt, um in keinem gewählt zu werden.

Mit um so größerem Eifer suchte Gneist literarisch an der Umgestaltung der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens mitzuarbeiten. Sein Plan war, zunächst die wichtigsten Reformen des Strafverfahrens in Einzelschriften zu untersuchen, sodann aber „eine Darstellung der englischen Gerichtsverfassung und des englischen Selfgovernment im Zusammenhang folgen zu lassen". (August 1849.) In Ausführung dieses Planes veröffentlichte er zunächst im Herbst 1849 die Schrift über „die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland". Mit Entschiedenheit trat er darin den herrschenden Anschauungen entgegen, als sei das Schwurgericht aus politischen Gründen als ein Schutzmittel gegen die Staatsgewalt zu fordern und zu begründen. „Wenn der Staat uns das Höchste auf Erden ist, so fragt man billig, welchen Sinn ein Schutz gegen die Staatsgewalt haben soll." „Ist die Jury als Rechtsanstalt nicht zu rechtfertigen, so taugt sie auch als politische Anstalt nicht, da die Gerechtigkeit keinem anderen Zwecke geopfert werden darf." Als Rechtsanstalt sucht er das Schwurgericht aus seiner Geschichte und seiner Gestaltung im englischen Rechte zu begründen. Mit kühnem Muthe

nimmt er den Kampf gegen die herrschenden Theorien des französischen Liberalismus auf, gegen den Einfluß der rheinischen Juristen, der damals in dem Justizministerium (unter Simons) wie in den beiden Kammern des Landtags allmächtig war. „Die eigentlichen Gegner unsrer ferneren Rechtsentwicklung sind die rheinischen Juristen, und die nächste, für den Augenblick freilich nicht zu lösende Aufgabe ist, sie von der Meinung zurückzubringen, als wenn menschliche Vernunft, juristischer Verstand und politische Freiheit sich nicht auch noch in anderen Formen manifestiren könnten, als in denen des Code Napoléon." „Die Freiheit, die wir meinen, hat in England ihre Heimath, findet in dem englischen Selfgovernment ihre unmittelbare Verwirklichung." Der freie Staat läßt sich nicht durch Urwahlen „aus dem Volke" aufbauen. „Wäre die Gliederung des Staates nach einem solchen Schematismus möglich, so wäre die Freiheit ein leicht zu erreichendes Ziel; man brauchte nur von der breitesten Grundlage auf pyramidenförmig bis zur Spitze des Ganzen hinaufzuwählen. Die Verwirklichung der Freiheit ist dagegen nur in einem starken Staate möglich, ein starker Staat nur möglich mit starken monarchischen und aristokratischen Elementen neben demokratischer Grundlage. Diese Grundlage bietet aber nur das Selfgovernment in der Kreis- und Gemeindeverfassung." Und schon hatte er aus der englischen Verfassung jenes Princip der Selbstverwaltung entnommen, dessen Verwirklichung in Deutschland, zunächst in Preußen, die wichtigste Aufgabe seines öffentlichen Wirkens bilden sollte. Gegenüber der herrschenden Begriffsverwirrung findet er das Wesen der Selbstverwaltung in der „Führung der gesammten Administration und einzelner Theile der Justiz, soweit dazu eine förmlich eingeschulte und besoldete Beamtenwelt nicht unumgänglich nöthig ist, durch unbesoldete, unabhängige, gebildete und praktisch tüchtige Männer". Die Bestellung dieser Männer habe nicht durch Wahl, die immer nur zu einer politischen Parteivertretung führe, sondern durch königliche Ernennung, wenn auch auf Vorschlag, zu erfolgen. Werde hiegegen eingewandt, daß dadurch conservative, aristokratische Elemente in die Verwaltung eingeführt würden, so antworte er, das Selfgovernment sei seinem innersten Wesen nach conservativ, oder es tauge nichts. Der Staat könne das conservative Element nicht entbehren, nur müsse es den patrimonialen Charakter abstreifen. Es sei durch das unglückliche Bestreben in Mißcredit gekommen, es durch Grundbesitz, durch Geburtsstände und ähnliche Aeußerlichkeiten festzuhalten. (A. a. O. S. 154, 198, 208 u. ff.)

Indeß fand Gneist damals für diese Ideen kaum irgendwo Verständniß. Aus der Rüstkammer der französischen Gesetzgebung wurde ein Gesetz nach dem anderen mit wenigen Abänderungen in Preußen importirt, und bald hatte in rückläufiger Bewegung die feudale Partei des grundbesitzenden Adels den mächtigsten Einfluß im Staate gewonnen. Gneist verzichtete deßhalb darauf, in weiteren Einzelschriften für die Reform der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens zu wirken, er erkannte es als seine Aufgabe, durch eine auf umfassenden und gründlichen Untersuchungen ruhende Darstellung der englischen Verfassung und Verwaltung und ihrer geschichtlichen Entwicklung die Bedingungen nachzuweisen, unter denen allein die Verwirklichung der politischen Freiheit in einem starken Staate möglich sei. Gleichzeitig aber hatten seine eigenen Anschauungen eine Läuterung erfahren und waren zu einem principiellen Abschluß gelangt unter dem Einflusse, den Lorenz Stein durch seine Gesellschaftslehre auf ihn ausübte. In der Einleitung zu der Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsre Tage (Bd. I, erschienen Herbst 1849) hatte Stein in eigenartiger geistvoller Fortentwicklung der Staatslehre Hegels den Begriff der Gesellschaft und ihr Verhältniß zu dem Staate zu bestimmen gesucht. Die Gesellschaft ist ihm die organische Einheit des menschlichen Lebens, die durch die Vertheilung der Güter bedingt, durch den Organismus der Arbeit geregelt, durch das System der Bedürfnisse in Bewegung gesetzt und durch die Familie und ihr Recht an bestimmte Geschlechter dauernd gebunden ist. Damit wird die Gesellschaft zu einer Ordnung der Abhängigkeit der Nichtbesitzenden von den Besitzenden. Das „Interesse" ist das Princip der Gesellschaft. Der Staat dagegen ist der persönliche Organismus des allgemeinen Willens, sein Princip ist die Erhebung aller Einzelnen zur vollsten Freiheit, zur vollsten persönlichen Entwicklung. Das Princip des Staates steht mit dem Princip der Gesellschaft in directem Widerspruch. Der Inhalt des Lebens der menschlichen Gemeinschaft muß demnach ein beständiger Kampf des Staates mit der Gesellschaft, der Gesellschaft mit dem Staate sein. Ein absoluter Friede, die ungestörte Harmonie zwischen Staat und Gesellschaft ist unerreichbar, ist durch den Begriff des Lebens ausgeschlossen. Aber der Staat ist unfrei, wenn eine Classe der Gesellschaft die Herrschaft über die Staatsgewalt erringt. Der Staat ist nur dann frei, nur dann seiner Idee nach verwirklicht, wenn die Staatsgewalt nicht besonderen gesellschaftlichen Interessen dient, sondern wenn sie alle Einzelnen frei macht, indem sie ihnen die Möglichkeit gibt, durch eigene Thätigkeit, durch persönliche Selbstbestimmung selbst zum Capitalbesitz zu gelangen. Das ist nur möglich durch sociale Reformen. Der natürlichste Träger des Staatsprincips aber ist das Königthum. Unter allen Verfassungsformen ist die Monarchie der reinste Ausdruck der Existenz des selbständigen, persönlichen Staates.

Es leuchtet ein, wie nahe sich diese Theorie mit den Ideen berührt, zu denen Gneist schon in selbständigem Nachdenken gelangt war. Er fand in der Darstellung Steins eine „mustergültige Entwicklung des Begriffs der Gesellschaft", und er hat bis an sein Lebensende von diesen Grundgedanken sich leiten lassen. In ihnen kamen die Hoheit des Staates als die Verwirklichung der sittlichen Idee und der Herrschaft der Gerechtigkeit, seine Aufgabe, die Schwachen zu schützen und die Gegensätze der gesellschaftlichen Classen auszugleichen, zum Ausdruck. Während aber Stein in willkürlichen Constructionen die Gesetze nachzuweisen suchte, nach welchen immer und bei allen Völkern das Leben der menschlichen Gemeinschaft in dem beständigen Kampfe des Staates mit der Gesellschaft verlaufe, ward Gneist durch seine rechtshistorische Schulung vor diesen fruchtlosen Speculationen bewahrt. In England schien ihm der Staat dem Ideal, das Stein aufgestellt hatte, am nächsten zu kommen, hier fand er die Heimath der Freiheit, in der Verfassung Englands erschien ihm, um ein Wort Montesquieu's zu gebrauchen, die Freiheit wie in einem Spiegel. Montesquieu hatte auf Grund oberflächlicher Kenntniß ein Zerrbild der englischen Verfassung entworfen, von dem damals schon englische Staatsmänner, wie Lord Shelburne, erklärten, daß kein Zug der Wirklichkeit entspreche. Trotzdem aber hat Montesquieu das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, daß sich in England aus der mittelalterlichen Verfassung des Lehenstaates in ununterbrochener Entwicklung eine neue Staatsform ausgebildet hatte. Gneist hat das größere Verdienst, auf Grund jahrelanger umfassender und gewissenhafter Studien das Verständniß des englischen Staatswesens aus seiner Verfassungsgeschichte eröffnet und den Unterbau aufgezeigt zu haben, auf dem die Parlamentsverfassung beruht. Die Aufgabe, die er sich gestellt, war eine dreifache. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur in dem geschichtlichen Werden das Wesen der Dinge erkannt werden könne, mußte er

gestützt auf eine eindringende Untersuchung der Quellen, die geschichtlichen Grundlagen und den Werdegang des englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts darlegen. Auf diesem Fundamente hatte er den systematischen Aufbau des englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts aufzuführen. Hiefür aber fehlte nicht bloß in der deutschen, sondern ebenso in der englischen Literatur so gut wie jede Vorarbeit. Die älteren Werke waren veraltet, in der englischen Literatur des letzten Jahrhunderts, in den Werken Blackstone's und seiner Nachfolger waren die wichtigsten Materien überhaupt nicht behandelt, „sie gaben das Verwaltungsrecht in einer so dürftigen, unzusammenhängenden Gestalt, daß man über das Wesen, ja über das Dasein desselben sich in einem entschuldbaren Irrthum befinden mußte". Die neuere Literatur bot nur Compilationen und praktische Hülfsbücher dar. Aus der kaum übersehbaren Masse der Parlamentsstatuten und der gerichtlichen Entscheidungen, aus der durch eigene Anschauung gewonnenen Kenntniß des Staatslebens und der Verwaltungspraxis mußte das Material geschöpft werden, das in einer großartigen systematischen Darstellung zu vereinigen war. Diese systematische Darstellung sollte in drei Theile sich gliedern, von denen der erste die englische Staatsverwaltung, der zweite das Selfgovernment oder die Communalverfassung und -Verwaltung, der dritte aber die Zusammenfügung beider in der Parlamentsverfassung nicht bloß in ihrer äußeren Gestalt, sondern auch in ihren inneren Verhältnissen und Zusammenhängen zu behandeln bestimmt waren. Leider hat Gneist diesen Plan nicht vollständig ausgeführt, er hat auf die Ausarbeitung des dritten Theiles verzichtet.

Ein japanischer Dichter.

Von T. Kellen.

Die Pariser Zeitungen meldeten kürzlich den Tod eines jungen japanischen Dichters, der in der Weltstadt an der Seine sein Glück versuchen wollte, aber dort elend wie schon mancher andere Dichter starb. Motoyosi Saizau hieß er. Er besaß nicht die Gewandtheit, sich durchzuschlagen, und hat sein Unglück wohl zum Theil selbst verschuldet. In verschiedenen Blättern erschienen kürzere Notizen über Motoyosi Saizau, die jedoch manches Falsche enthielten. Ich stand seit dem vorigen Jahr mit dem Dichter in brieflichem Verkehr und möchte deßhalb einiges über ihn und einen von ihm herausgegebenen japanischen Roman mittheilen.

Motoyosi Saizau war in Tokyo geboren und hatte nach Vollendung seiner Studien eine Professorenstelle erhalten. Diese behagte ihm aber anscheinend nicht; er sehnte sich nach Europa, wo er eine glänzende Rolle als Schriftsteller spielen zu können hoffte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Amerika tauchte er in Paris auf. Dort war ihm anfänglich das Glück nicht abhold. Er wurde nämlich Hülfslehrer (répétiteur) der japanischen Sprache an der „École des langues orientales" in Paris, aber, wie es scheint, wußte er sich unsern Sitten nicht recht zu fügen. Er war nämlich sehr dünkelhaft und „intraitable". Mit seinem Vorgesetzten, dem bekannten Orientalisten Léon de Rosny, vermochte er sich nicht zu verständigen und erklärte öffentlich, dieser Professor habe vom Japanischen keine Ahnung. Auf diese Weise verlor er die ohnehin ziemlich bescheidene Anstellung und suchte nun von der Feder zu leben. Das war jedoch nicht leicht, denn er beherrschte das Französische nur sehr mangelhaft. Er sprach und schrieb es zwar geläufig, aber sehr fehlerhaft. In den Briefen, die ich von ihm erhalten habe, ist auch nicht ein Satz in correctem Französisch geschrieben. Von Declination, Conjugation, Interpunktion und solchen Sachen hatte er keine Ahnung. Er wollte aber eben durch seine Arbeiten in französischer Sprache berühmt werden, denn in seiner Muttersprache hat er anscheinend nie etwas geschrieben. Er war deßhalb den in Paris und überhaupt in Europa lebenden Japanern völlig unbekannt.

Durch die Vermittelung des Directors des „Temps" kam ich im vorigen Sommer mit Motoyosi Saizau in Verbindung, der eben in dieser Zeitung einen japanischen Roman „Les Aventures de la petite Himé" veröffentlicht hatte. Ich wünschte etwas Näheres über dieses Werk zu erfahren, und der Dichter theilte mir daraufhin mit, er habe das Werk aus alten japanischen Gedichten, die zweitausend Jahre alt seien und die kein Japaner so gut wie er verstehe (!), übertragen. Er wünschte, daß sein Werk auch in Deutschland bekannt würde und theilte mir mit, er werde in französischen Zeitungen und Zeitschriften noch zahlreiche japanische Romane veröffentlichen. Er sprach ferner von seiner Berühmtheit; er brauche keine Reclame für sich zu machen, da schon alle europäischen Zeitungen über ihn geschrieben hätten u. s. w. Kurz und gut, er war von einem maßlosen Dünkel, dem auch seine Honorarforderungen entsprachen. Die Herausgeber der größeren Pariser Zeitungen wissen ein Lied davon zu singen, wie oft er sie belästigt hat und welche Honorare er forderte. Seine Arbeiten waren zudem in der Form, die er ihnen gegeben, völlig unbrauchbar; sie mußten entweder ganz umgearbeitet oder wenigstens in sprachlicher Hinsicht Satz für Satz verbessert werden. Zuweilen stellte er sich wohl auch einem Redacteur zur Verfügung, dem er dann Angaben für einen zu schreibenden Artikel machte. Daß er es auf diese Weise in den Pariser Redactionen nicht weit brachte, läßt sich denken. Der oben erwähnte japanische Roman ist indessen nicht ohne Werth. In Buchform ist derselbe nicht erschienen, sondern es wurden nur eine kleine Zahl Separat-Abzüge davon gemacht, von denen der Dichter mir einen verehrte.

Motoyosi Saizau war von kleiner, unvortheilhafter Gestalt, mit dunkelbraunem Gesicht und sehr schief geschlitzten Augen. Er war sehr lebhaft und schien meistens guter Laune zu sein, obschon er in der letzten Zeit seines Lebens Hunger gelitten hat. Er hielt zuweilen Vorträge und trat dann in japanischer Tracht mit einem großen Fächer auf, mit dem er bei jedem Satze lächelnd auf den Tisch schlug. Gewisse Buchstaben vermochte er nicht auszusprechen; so sagte er z. B.: „Au Yapan (statt Japon) les yardins sont yolis, très yolis, entourés d'une . . . d'une . . . comment appelez-vous cela?" Aus der Zuhörerschaft rief Jemand ihm zu: „D'une palissade". „Non, pas d'une palissade, jamais d'une palissade, non, d'une . . . d'un . . . d'une . . . ah oui, d'une palissade." Hierauf folgte natürlich ein allgemeines Gelächter, in das er selbst mit einstimmte. Er sah das wahrscheinlich als Beifall an. Sehr oft nahm er Pierre Loti aufs Korn, wahrscheinlich weil er diesen als einen Concurrenten ansah, da derselbe in seinen Romanen ja auch japanische Sitten schildert. Motoyosi behauptete, Loti habe in Japan nichts gesehen oder wenigstens übertrieben: ézazéré (statt exagéré). Er verkehrte in manchen Salons, wo die Damen ihn um Gedichte für ihr Album baten. Manche seiner poetischen Erzeugnisse sollen wirklich reizend sein. Er schilderte den anwesenden Gästen die Sitten der Japaner oder las Uebersetzungen von Werken vor. Zuweilen trug er auch Lieder vor, die er mit einem sonderbaren Tanze begleitete. Der „Figaro" veröffentlichte von ihm eine Reihe interessanter Aufsätze über Japan, dessen Regierung, Bewohner und Sitten. Diese Artikel brachten dem Dichter ein ansehnliches Honorar ein, allein er wollte auch die dramatische Laufbahn betreten. Er ließ nämlich im Institut Rudy ein kleines Stück spielen, „Kiyomassa in Korea", was ihm

jedenfalls Geld gekostet hat. Es traten nur zwei Personen in dem Stück auf und er selbst spielte die eine Rolle. Er arbeitete noch an anderen japanischen Stücken für Pariser Theater, ja er soll sogar die Absicht gehabt haben, Originalstücke in französischer Sprache zu schreiben. Das beweist, daß er jedenfalls seine Fähigkeit nicht unterschätzte. Obgleich er sich in einer ungünstigen Lage befand, verfügte er doch über gewisse Verbindungen, die ihn vor dem Hungertode hätten schützen können. Es wird übrigens auch versichert, er sei eher durch das für ihn zu rauhe Klima hingerafft worden und seine finanzielle Lage sei noch keineswegs verzweifelt gewesen.

Motoyosi Saizau besaß unstreitig poetisches Talent. In einem Berliner Blatt behauptet ein Pariser Correspondent, der Japaner müsse früher in Yeddo oder Tokyo Kellner in einem von Europäern besuchten Gasthof gewesen sein und dort den Jargon erlernt haben, mit dem er sich in Paris durchhalf. Wie er sein Französisch lernte, vermag ich nicht zu sagen, aber daß er eine literarische Bildung besaß, ist unzweifelhaft. Er stand seit einiger Zeit in Verbindung mit Frau Judith Gautier, die bereits verschiedene historische Romane veröffentlicht hat und mit der er ein Werk über japanische Sitten herausgeben wollte. Er wohnte in Paris in der Rue Denfert-Rochereau. In seiner bescheidenen Wohnung arbeitete er Tag und Nacht, wenn er nicht in der Stadt Beschäftigung hatte oder suchte. Er verkehrte nicht bloß in Salons, sondern auch in literarischen Vereinen, u. a. im Cercle central des Lettres et des Arts, wo er seine Briefe zu schreiben pflegte, um Briefpapier zu sparen. Als er seine Miethe nicht mehr bezahlen konnte und an der Lungenschwindsucht litt, begab er sich am 12. Mai ins Hôpital Lariboidière. Dort starb er nun am 22. Juni im Alter von 28 Jahren. Seine letzte Empfehlung an die Wärter war der Wunsch, sein Tod möchte im „Temps“ angekündigt werden. Die meisten Zeitungen haben denn auch über seinen Tod berichtet.

Sein Roman „Die Abenteuer der kleinen Hime“ besitzt einen eigenartigen exotischen Reiz. Inwiefern die französische Bearbeitung dem japanischen Original entspricht, entzieht sich allerdings meiner Kenntniß. Das Werk soll von einer kaiserlichen Prinzessin vor zweitausend (?) Jahren gedichtet worden sein. In einer einleitenden Notiz bemerkt Motoyosi Saizau, man ersehe aus der Erzählung, daß Liebes-Intriguen damals ungefähr die einzige Beschäftigung der vornehmen Persönlichkeiten bildeten. Es handelt sich allerdings darin um Liebesverhältnisse, wie man sie in orientalischen Erzählungen meist so naiv geschildert findet. Der Bearbeiter hat das Localcolorit beizubehalten gesucht, obschon man keine langathmigen Beschreibungen wie in europäischen Romanen findet. Die Handlung wird einfach und in knappen Zügen erzählt. Der Inhalt ist kurz folgender.

Prinz Tiunagon besaß ein wichtiges Amt am Hofe des Mikado. Er hatte zwei Töchter von seiner Gemahlin, unterhielt aber ein Verhältniß mit einer schönen Prinzessin, die ihm die kleine Hime schenkte. Seine Geliebte empfahl ihm vor ihrem Tode, dem Mädchen später eine Stelle als Ehrendame am Hofe zu verschaffen und keine andere Frau mehr zu lieben. Tiunagon blieb denn auch von da an seiner Gemahlin treu. Die junge Hime wurde von einer Dienerin aufgezogen, bis ihr Vater sie im Alter von zehn Jahren zu sich nahm. Da aber seine Gattin eifersüchtig war, ließ er im westlichen Theile seines Palastes eine eigene Wohnung für Hime, deren Dienerin und Djiju, die Tochter dieser letzteren, bauen. Der Sohn des Udaïdjin (des ersten Ministers), Sho-Sho, hörte von der Schönheit Hime's und suchte mit ihr in Verbindung zu kommen. Er ließ ihr durch seinen Diener Tikuzen einige Verse überbringen, aber als sie erröthete, ohne eine Antwort zu geben, schloß der Diener, daß die Stimmung noch nicht günstig sei. Sho-Sho machte noch weitere Versuche, die ebenfalls erfolglos blieben. Die Gemahlin Tiunagons erfuhr das eines Tages, und nun suchte sie, ihre jüngere Tochter — die ältere war schon verheirathet — an den Mann zu bringen. Sie wollte Sannokimi — so hieß dieselbe — Sho-Sho überlassen. Dieser hatte Hime noch nicht gesehen, und so hoffte sie ihn betrügen zu können. Tikuzen ließ sich überreden, ihr dabei behülflich zu sein. Sannokimi antwortete Sho-Sho, sie sei nunmehr bereit, ihn zu empfangen, und er begab sich zu ihr. Er war einigermaßen enttäuscht, da er sich Hime viel schöner vorgestellt hatte. Dennoch liebte er sie und blieb beständig bei ihr. Tiunagon wußte von all dem nichts.

Sho-Sho und Sannokimi wohnten im westlichen Theil des Palastes, während Hime im östlichen Flügel eingeschlossen war. Er hörte sie zuweilen singen und spielen und wollte nun wissen, wer das sei. Er erfuhr denn auch, daß man ihn betrogen hatte, und eines Nachts ging er nach dem östlichen Flügel und ließ Hime einen Liebesbrief durch Djiju übergeben. Als er erfuhr, daß Hime mit ihren Schwestern einen Ausflug machte, versteckte er sich im Gebüsch und bekam so Gelegenheit, die Geliebte seines Herzens zu sehen.

Die Dienerin der kleinen Hime starb und diese schenkte deren Tochter Djiju einen prachtvollen Mantel. Als das Begräbniß vorüber war, gelang es Sho-Sho, durch Vermittelung Djiju's zu Hime zu kommen und er suchte sie in ihrem Schmerz über den Verlust ihrer Dienerin zu trösten. Von da an liebte er sie noch mehr. Er sandte ihr Gedichte, jedoch bekam er nur einmal einige Verse zur Antwort. Sein Zusammenleben mit Sannokimi gefiel ihm nicht mehr, obschon diese ihn sehr liebte und ihn an sich zu fesseln suchte.

Da entschloß sich der Prinz Tiunagon, seine Tochter Hime an den Hof des Mikado zu bringen, damit sie dort eine hervorragende Tänzerin würde. Seine Gattin wollte aber nichts davon wissen, da das ihr für die kleine Hime noch zu viel Ehre zu schein schien. Sie mochte die Tochter ihres Gatten nicht leiden und suchte dieselbe anzuschwärzen. Sie behauptete, dieselbe unterhalte ein Verhältniß mit einem Tempelwächter; anfänglich wollte Tiunagon das nicht glauben, aber durch eine List gelang es ihr, ihn davon zu überzeugen. Hime war natürlich noch ebenso unschuldig wie vorher. Tiunagon wollte sie nun nicht mehr an den Hof bringen, sondern sie mit einem jüngeren Adeligen Hiogonokami verheirathen. Hime wollte aber nichts von diesem Plane wissen, sondern lieber in ein Kloster gehen. Tiunagons Gattin wollte ihrerseits Hime mit dem häßlichen, siebzigjährigen Kadzuyimossuki verheirathen, und nun beschloß die Unglückliche zu fliehen. Djiju kannte eine Schwester der wirklichen Mutter Hime's, die in Sumiyoshi in einem Kloster war. Beide flohen dorthin.

In der Nacht wollte Sho-Sho zu Hime gehen und er fand ihre Wohnung leer. Als Tiunagon das Verschwinden seiner Tochter erfuhr, empfand er großen Schmerz und Jedermann war darob bestürzt. Besonders war Sho-Sho betrübt und selbst seine Ernennung zum „Tschudjo“ vermochte ihn seinen Schmerz nicht vergessen zu lassen. Eines Nachts sah er im Traume seine Geliebte, die ihm sagte: „Wenn du mich liebest, so komme zu mir nach Sumiyoshi am Rande des Meeres.“ Er folgte dieser Weisung und fand dort seine Geliebte wieder, die sich ihm nun hingab. Sie ließen sich bei Kioto nieder, wo sie sich einen kleinen Palast erbauten.

Inzwischen sehnte sich Tiunagon nach seiner Tochter, aber Jahre vergingen, bis es ihm gelang, sie wiederzusehen.

Sho=Sho und Hime hatten bereits einen siebenjährigen Knaben und ein fünfjähriges Mädchen, als sie ihn zu sich kommen ließen. Tiunagon fürchtete, Hime könnte ihm wegen seines Verhaltens grollen, allein sie war froh, ihren Vater wiederzusehen. Hime gelangte nun zu großem Ansehen, und da ihre Stiefmutter sie noch immer zu verleumden suchte, verließ Tiunagon diese. Sho=Sho erhielt vom Mikado noch einen höheren Rang, und als seine Tochter achtzehn Jahre alt war, wurde sie Ehrendame am Hofe. Tiunagons Frau aber war von Allen verachtet.

Mit einer moralischen Lehre schließt die Erzählung. Diese enthält übrigens manche interessante Angabe über japanische Sitten. Auch in sprachlicher Hinsicht ist sie bemerkenswerth. Sie enthält zahlreiche, dem Japanischen entlehnte Figuren und Redensarten, die ein eigenartiges Licht auf die Auffassungsgabe der Japaner werfen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ausgrabungen. Römische, in Italien. — Das Deutsche Archäologische Institut in Rom hat kürzlich ein neues Heft seiner Mittheilungen (Bd. X., 1) erscheinen lassen, unter dessen Aufsätzen sich eine Untersuchung findet, die eine viel behandelte topographische Frage, die Bestimmung des Tempels der Göttermutter in Rom, zur Entscheidung bringt. Der Tempel lag auf dem Palatin, an freier Stelle, wie der Dichter Martial in einem Epigramm beschreibt, ein Hauptpunkt einer Aussicht vom Aventin her. Inschriften, die sich auf den Cult der Göttermutter beziehen, und der Torso einer Kybele=Statue haben sich auf der Westseite des Palatin, zwischen dem Palast des Tiberius, dem Hause der Livia und dem Hügelrande gefunden. Sie haben darauf geführt, den Tempel in dieser Gegend zu suchen, ihn in einer schon früher aufgedeckten Trümmermasse auf der Westspitze des Palatins wiederzufinden, wo sich als Rest der einstigen Farnesischen Gärten ein Steineichenwäldchen bis heute erhalten hat. An dieser Ruine, an der verschiedene Namen aus älterer und neuerer Zeit haften, wie Tempel des Jupiter Stator, Auguratorium, Tempel der Lares, der Victoria, hat Dr. Hülsen, der zweite Secretär des Archäologischen Instituts in Rom, kürzlich gemeinsam mit dem Architekten Rauscher eine Ausgrabung vorgenommen, deren Ergebnisse über die ursprüngliche Anlage des Gebäudes in allen wesentlichen Theilen Aufklärung haben gewinnen lassen. Die erhaltenen Fundamente sind die Reste eines ca. 33 Meter langen und ca. 17 Meter breiten Tempels, dessen Mauern aus unregelmäßigen Brocken von Tuff und Peperin aufgeführt und mit Stuck, nicht mit Quadern verkleidet waren. Der Tempel besteht aus einer Cella, an die sich hinten ein schmaler, in seiner Bedeutung unerklärter Raum anschließt, und einer Vorhalle, die sich auf sechs korinthischen Säulen nach vorn und mit drei Säulen nach den Seiten hin öffnet. Eine große Freitreppe führte zu dem Gebäude herauf. In der Mitte der Rückwand der Cella hat sich der unförmliche Rest eines Basaments erhalten. Auf ihm ruhte vermuthlich, das eigentliche Götterbild ersetzend, der heilige Stein aus Pessinus, an dessen Ueberführung im Jahre 205 v. Chr. sich die Aufnahme der phrygischen Göttermutter unter die öffentlich anerkannten Götter der römischen Gemeinde knüpfte. Von den einzelnen Architekturgliedern, von den aus Peperin gearbeiteten Säulen mit ihren plinthenlosen Basen und korinthischen Capitellen, von dem Kranzgesims, vom Giebel sind noch genügende Reste vorhanden, um den Ausbau des Tempels annähernd zu reconstruiren, wie es in einigen dem genannten Aufsatz beigegebenen Zeichnungen versucht worden ist. Die Architekturreste sind von um so größerem Interesse, da der Bau unter den erhaltenen Tempeln Roms der älteste und uns durch weniger weitgehende Umbauten verändert erhalten ist, als sie andere der älteren Heiligthümer, wie der Tempel des Jupiter Capitolinus, des Castor, der Vesta u. a., erlitten haben. Er ist von den Censoren M. Livius Salinator und C. Claudius Nero im Jahre 204 v. Chr. in Auftrag gegeben und von M. Junius Brutus 13 Jahre später geweiht worden. In dem städtischen Leben der republicanischen Zeit hat er eine bedeutende Rolle gespielt, denn auf dem Platze neben ihm fanden die scenischen Spiele statt, bei denen Plautus und Terenz den Bürgern ihre Stücke vorführten. Möglicherweise — so schließt Hülsen — hängt die Anlage der auffallend großen und freien Treppe mit diesem Zwecke zusammen. Auf den Stufen fanden vielleicht die bevorzugten Zuschauer ihre Sitze, während das Volk vom Platz um den Tempel und den mannichfachen Erhöhungen des Terrains über den Scalae Caci dem Schauspiele zusah. Genaueres läßt sich jedoch vorläufig, wo noch meterhoher Schutt das ältere Niveau deckt, nicht sagen. — Von dem bei den Grabungen am Colosseum in Rom kürzlich zwischen Via della Polveriera und Via del Colosseo gefundenen Nymphaeum giebt das letzte Heft der „Notizie degli scavi“ eine genauere Beschreibung. Danach ist das Gebäude, dessen Mauern von Reticulat (Netzwerk) aus Tuff aufgebaut sind, von elliptischer Form, mit einem Durchmesser von 6 Meter. Die Wölbung war ganz mit Bimsstein und Kalksinter überzogen, die Wände mit großen Massen von Muscheln, bunten Steinen, Glas und Smaltpasten in architektonischem Muster bedeckt. In dem oberen Theil der Wand haben sich unter einem breiten mit Muscheln decorirten Streifen drei große Rosetten mit zwischengestellten Pilastern erhalten, in dem unteren sind, entsprechend diesen Rosetten, vier Nischen, in denen wahrscheinlich kleine Statuetten aufgestellt waren. Theile von solchen haben sich im Schutt gefunden. Der bessere Theil der ursprünglich reichen Decoration fehlt, aber die in dem Wandbewurf zurückgebliebenen Eindrücke lassen erkennen, daß zwischen den Muschel= und Stein=Incrustationen Ornamente und figürliche Darstellungen in symmetrischer Anordnung angebracht waren. — Dasselbe Heft berichtet von dem Funde einer durch erhaltene Wandmalereien merkwürdigen heidnischen Grabanlage auf dem Terrain des antiken christlichen Friedhofs der heiligen Cyriaca vor Porta S. Lorenzo. Die Grabkammer, fast vier Meter im Quadrat messend, hat auf der Rückwand eine große, mit der Figur eines epheubekränzten Dionysos bemalte Nische, daneben zu beiden Seiten nach Art der Columbarien angelegte kleinere, mit Blumenmalereien geschmückte Nischen, die zur Aufnahme von Aschenurnen bestimmt waren. Aehnliche kleine Nischen, mit Darstellungen von Vögeln, Bäumen und Blumen bemalt, befinden sich an den anderen Wänden; an einer von ihnen hat sich die marmorne Inschrifttafel, die den Besitzer des Grabes bezeichnete, noch an ihrem ursprünglichen Platze erhalten. Der Stil der Malereien und datirte Ziegelstempel, die zusammen mit einigen Thonlampen in dem Gemache gefunden wurden, lassen das Grab als eine Anlage aus Hadrianischer Zeit erkennen. — In Santa Marinella bei Civita Vecchia, wo vor 50 Jahren die in der Sculpturen=Abtheilung des Berliner Museums befindliche große Meleager=Statue gefunden wurde, ist jetzt nur einige hundert Meter von der alten Fundstätte der Torso einer neuen, angeblich recht guten Wiederholung derselben Figur zum Vorschein gekommen. Zugleich sind noch andere Skulpturen, ein Apollokopf, ein Dionysos zwischen Pan und Panther, ein Relief, den Zeus, dem das Dionysoskind zugetragen wird, darstellend, und eine Replik des Kopfes der Parthenos an derselben Stelle gefunden worden. — In Florenz wurden bei den im mittleren Stadttheil angestellten Grabungen die Reste eines sehr großen Gebäudes gefunden. In der Via della Nave wurden Spuren einer alten Römerstraße entdeckt, ebenso fanden sich noch die Ueberbleibsel eines Gebäudes mit einer Säulenhalle, von der noch Säulenstücke und andere Architekturglieder erhalten sind. An einer anderen Stelle, in der Nähe des Palazzo Medici, wurde ferner ein Begräbnißplatz freigelegt, dessen einzelne Gräber mit Steinplatten bedeckt sind, wobei jedes Grab von dem anderen durch eine schmale Wand getrennt ist. Die Ruinen, die bei der Piazza del Duomo entdeckt wurden, gehören einem großen römischen Gebäude an, in welchem sich eine geräumige Halle befindet, deren Wände zum Theil mit Marmor, zum Theil mit Smaltstein bedeckt sind. — Der italienische Archäolog Francesco Azzurri hat sich nach Bosco Reale bei Pompeji, an die Fundstätte des durch Rothschild für den Louvre erworbenen Schatzes, begeben und berichtet, wie die „Frankf. Ztg.“ erfährt, über seine Beobachtungen Folgendes: Bis jetzt haben die Eigenthümer de Prisco 12 Meter tief gegraben und damit einen Theil des im Aschenregen vollständig intact gebliebenen Patricierhauses aufgedeckt, und zwar zuerst die Räume für die Sklaven. Ueber die Bestimmung dieser Räume hat der deutsche Archäolog Mau jetzt eingehende Untersuchungen angestellt. Das ganze Haus war, wie man es fand, eingebettet in eine Masse von Asche und Bimstein, welche alle innen befindlichen Gegenstände conservirte und auch die Formen der in ihnen vom Tode überraschten Menschen beibehielt. Unter einem Porticus von einfachen Pilastern, der früher bedeckt war, öffnen sich parallel mit den heutigen Straßen mehrere kleine Kammern, in denen Ackergeräthschaften gefunden wurden, die an

den Wänden hingen; andere Räume, die zu Wohnzwecken dienten, sind roth ausgemalt und mit schwarz-weißer Mosaik gepflastert. An den Wänden befanden sich kleine Gemälde. In einem der Räume fand man den Abdruck eines Holzschrankes, dessen Formen durch einen Gypsabguß wiederhergestellt wurden, wobei man neue Arten von Charnieren kennen lernte. In dem anstoßenden Raume wurden Schüsseln und Kochgeschirre gefunden. Ein anderer Raum, der als Vorrathskeller diente, zeigt noch Gefäße, angefüllt mit Korn und anderen Früchten, daneben auch Gefäße zum Aufbewahren von Wein und Oel. Außerdem wurden die Baderäume aufgedeckt mit ihren doppelten Wänden, Leitungen und sonstigen Heizvorrichtungen, Kesseln, Bronze-Eimern u. s. w. Das bis jetzt zu Tage Geförderte beweist, wie kostbar das ganze Haus eingerichtet war, und mit Spannung sieht man weiteren Arbeiten unter sachverständiger Leitung entgegen. Azzurri besichtigte dann die gehobenen Schätze, die Abgüsse der Eindrücke, welche die Leichen hinterlassen hatten, und nachdem er sich den Verlauf der Arbeiten hatte schildern lassen, konnte er sich die Vorgänge in dem Patricierhause während der Katastrophe reconstruiren. Ein Loch in der Straßenwand, das noch existirt, zeigt, daß ein Sklave sich mit einem großen Eisen den Rettungsweg nach der Straße hauen wollte, aber die Bimstein- und Aschenregen füllten die Straße und der Aermste sank in hockender Stellung zurück, während er mit seinen Händen verzweifelnd die Knie umklammert. So zeigt ihn der Gypsabguß. Ein anderer Bewohner, ein Koloß mit athletischem Gliederbau, fiel an der Thüre nieder, durch die er fliehen wollte. Eine Hand steckte im Munde, wahrscheinlich wollte er sich vor den mephitischen Dünsten schützen. Ein anderer gut gelungener Gypsguß zeigt eine alte Frau, die in der Flucht eine Binde um den Mund gethan zum Schutz gegen die Pestluft, aber unter schrecklichen Zuckungen fiel sie rücklings nieder, bedeckt von Steinen und glühender Asche. Von den einzelnen Schätzen, die die Eigenthümer in ihrem Landhause aufgestapelt haben, erwartet Azzurri einen Aufschwung des Kunstgewerbes; als besonders schöne Stücke bezeichnet er die Becher und Flaschen aus leichtem, künstlerisch bearbeitetem Glase, dann die Amphoren, Candelaber, Lampen und die Terracotten, darunter auch Milchflaschen, die nach ihrer Bemalung zur künstlichen Ernährung der Säuglinge bestimmt sein mußten. Auch die Bronzezierathen an den Thüren und Schränken findet er ihrer künstlichen Form wegen bedeutend.

* Der griechische Philolog Gregorios Bernardakis, der seit einiger Zeit die wichtigsten Bibliotheken Europa's und hauptsächlich Italiens durchforscht, hat, wie es heißt, eine Reihe wichtiger, bisher unveröffentlichter Handschriften entdeckt. Wie er vor kurzem der französischen Akademie mittheilte, fand er u. a. einen Brief des Kaisers Arkadius an den Papst betreffs des Johannes Chrysostomus, Bruchstücke eines bisher nicht veröffentlichten Werkes des Plutarch, eine Abhandlung des Aristophanes von Byzanz, ein interessantes Gedicht vom Raube der Helena und eine Anzahl lateinischer Mythen. Eine Veröffentlichung dieser Funde, die, wenn sie sich bestätigen sollten, eine werthvolle Bereicherung der philologischen Wissenschaft bilden würde, dürfte in nicht allzu langer Zeit erfolgen.

* Einer Publication des eidgenössischen Statistischen Bureaus zufolge zählten die sieben schweizerischen höheren Bildungsanstalten — das eidgenössische Polytechnicum in Zürich nicht inbegriffen — im Wintersemester 1894/95 im ganzen 3119 Studenten und 694 Zuhörer, wovon 362 Studentinnen und 238 Zuhörerinnen. Die Gesammtzahl aller Studirenden betrug somit 3813, wovon 600 weibliche. Dem Studium der Theologie widmeten sich 449 Personen (290 Protestanten und 159 Katholiken), worunter eine Dame (in Genf), der Rechtswissenschaft 610 (7 Damen), der Medicin 1081 (221 Damen), der Philosophie 1673 (371 Damen). Von den 3119 eigentlichen Studenten waren ihrer Heimath nach 1847 Schweizer (38 Damen), 1272 Ausländer (324 Damen). Die meisten ausländischen Studirenden lieferten Deutschland 394 (49 Damen), Rußland 366 (212 Damen), Bulgarien 146 (7 Damen) ꝛc. Der Frequenz nach ordnen sich die schweizerischen Hochschulen folgendermaßen: Genf 815 (184 Damen), Zürich 808 (196), Bern 712 (125), Basel 527 (11), Lausanne 516 (62), Freiburg 305, Neuenburg 130 (22). Die meisten Theologen zählten Freiburg (152) und Basel (83), Juristen Bern (150), Lausanne (125), Mediciner Zürich (331) und Genf (274), Philosophen Genf (376) und Zürich (308). Verglichen mit dem Wintersemester 1893/94 hat die Zahl der Studirenden um 114 zugenommen.

* **Heidelberg**, 2. Aug. Oberbibliothekar Prof. Dr. Zangemeister ist in die Centraldirection der archäologischen Reichsanstalten gewählt worden.

* **Straßburg**, 2. Aug. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät hat sich Dr. Cantor aus Wien als Privatdocent für Physik und physikalische Chemie habilitirt.

* **Berlin**, 5. Aug. Bei der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. phil. Ludwig Plate als Privatdocent für Zoologie mit einer Antrittsrede über die Stammesgeschichte der Mollusken.

* **London**. Am 2. August ist hier im Alter von 37 Jahren der Afrikareisende und Geolog Joseph Thomson gestorben. Seit fünf Jahren litt er an der Wirkung des afrikanischen Klimas. Thomson begann im Alter von 21 Jahren seine erste Reise in Afrika. Mit Stolz konnte er rühmen, daß auf derselben kein Schuß, weder zum Angriff noch zur Vertheidigung, abgefeuert worden sei. 1881 sandte ihn der Sultan von Sansibar in die Gegenden, welche jetzt Deutschland gehören, um nach Kohlenlagern zu suchen. 1883 erforschte er das Massailand und 1885 erwarb er durch Vertrag der Niger-Gesellschaft die Gebiete der Sokoto und Gando. Nachdem er 1888 Marokko bereist, sandte ihn die Brittische Ostafrikanische Gesellschaft nach Uganda.

* **London**, 3. Aug. Wie das Reuter'sche Bureau erfährt, haben die deutschen und österreichischen Delegirten auf dem geographischen Congreß dem Baron Dhanis, dem Inspector des Congo-Staates, eine Dankadresse überreicht, weil er die Papiere, Tagebücher und Effecten Emin Paschas nach Europa gebracht hat. Emin hat das Tagebuch acht volle Jahre bis zum Tage seiner Ermordung, dem 26. October 1892, geführt. Die letzte Aufzeichnung ist um 10 Uhr Morgens eingetragen. Da Emin um 3 Uhr Nachmittags eine zweite Aufzeichnung vorzunehmen pflegte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er zwischen 10 und 3 Uhr ermordet wurde.

* **Paris**. Der Kunst- und Culturhistoriker Müntz, der mehrfache Forschungen über die goldene Rose angestellt, hat der Akademie der Inschriften Mittheilungen über die ebenfalls von den Päpsten verliehenen geweihten Schwerter gemacht. Die Verleihung des geweihten Schwertes war noch wichtiger als die der goldenen Rose. Sie fand, von Urban V. (1365) an, jedes Jahr mit großer Feierlichkeit zu Weihnachten statt. Das 1365 dem Herzog von Anjou verliehene Schwert nebst Gürtel und Hut kostete nicht weniger als 324 Goldgulden, heute etwa 16,000 Mark. Anfang des 15. Jahrhunderts wurden meist nur 80 Goldgulden für das Schwert ausgegeben, unter Alexander VI. jedoch 250, unter Paul III. 340 Goldgulden. Ward das geweihte Schwert einem fern von Rom weilenden Fürsten verliehen, so war es von einem päpstlichen Breve begleitet, das dessen Verdienste erwähnte und zu neuen Anstrengungen ermunterte. Stets war eine vornehme Persönlichkeit mit der Ueberbringung betraut. Die Inschrift auf dem Schwert bestand meist in dem Vers des zweiten Buches der Makkabäer: Accipe sanctum gladium, in quo dejicies adversarios populi mei Israël. Das Breve Julius' II. an den Cardinal de Medici, der dem Vicekönig von Neapel das Schwert zu übergeben hatte, besagt, daß der Papst im Verein mit dem heiligen Colleg den Empfänger auswählt, der nach alter Ueberlieferung nur ein König, Herzog oder Markgraf sein durfte. Julius wich in diesem Falle hievon ab, weil der Vicekönig Oberfeldherr der heiligen Liga gegen Ludwig XII. von Frankreich war. Wegen ihrer Kostbarkeit wurden die geweihten Schwerter schon frühzeitig ihres Schmuckes beraubt. Müntz hat ihrer etliche zwanzig in öffentlichen und anderen Sammlungen Deutschlands, Italiens, Oesterreichs, Spaniens und Englands aufgefunden. Eine Klinge mit dem Wappen Leo's X. befand sich 1889 in der Ausstellung des Kriegsministeriums auf der Esplanade. Die in den Museen zu Edinburg und Wien, sowie in der Bücherei zu Zürich befindlichen Schwerter wurden von Dominicus in Sutri, Hofgoldschmied Julius' II., angefertigt. Leo X. ließ die von ihm verliehenen Schwerter von Sanctus Cole, Paul III. von Franciscus de Valentinis anfertigen. Das geweihte Schwert wurde 1825 zum letzten Male, und zwar an den Herzog von Angoulême verliehen. Müntz hat im päpstlichen Archiv die die Verleihung des geweihten Schwertes betreffenden Urkunden seit dem 14. Jahrhundert gefunden. Daß der dem General Daun verliehene geweihte Degen und Hut in das Reich der Erfindungen gehört, ist bekannt. (Vgl. Beil. Nr. 172.) Es ist denn auch keinerlei päpstliche Urkunde darüber vorhanden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Rudolf v. Gneist.

Ein Nachruf von Edgar Loening.

II.

Nicht jedoch zu gelehrten Zwecken allein hat Gneist sein großes Werk unternommen, er wollte nicht nur schildern, wie die Dinge geworden sind und wie sie heute sind. Er hatte sich zugleich eine dritte, praktische Aufgabe gesetzt. „Der Beruf der Rechtswissenschaft ist es heute nicht mehr, sogenannte gelehrte Bücher über ferne, fremde Rechte und Verfassungen zu schreiben und nebenbei einige unvorgreifliche Bedenken über die Zustände des Vaterlandes einzuflechten. Noch weniger hat sie Muße zu Betrachtungen über ein absolutes, aber leider unanwendbares Recht. Geschichte und System des englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes müßten völlig geist- und zusammenhanglos behandelt sein, wenn sie nicht zu anwendbaren Grundsätzen für unsre Gegenwart kommen sollten.“ (1859.) Den unklaren und unbestimmten Vorstellungen der öffentlichen Meinung, den ziel- und formlosen Bestrebungen der Parteien in Deutschland sollten in dem englischen Rechte die Grundsätze gegenübergestellt werden, durch welche Staat und Gesellschaft verbunden werden und in einem starken Staate eine Regierung nach Gesetzen und durch Gesetze geführt wird. In ausführlichen Untersuchungen prüft Gneist, inwieweit die Grundsätze des englischen öffentlichen Rechtes auf Deutschland und insbesondere auf Preußen anwendbar sind. Die Ansicht lag ihm fern, als lasse sich irgend ein englisches Institut unmittelbar auf unsern Boden übertragen, und ebenso fern lag es ihm, in den englischen Institutionen nur Licht, in den deutschen nur Schatten zu sehen. „Wir haben es nur mit deutschen Landräthen und Regierungen, deutschen Schulzen und Bürgermeistern, deutschen Gensdarmen, deutschen Landwehren, deutschen Stadtverordneten und Kreisversammlungen zu thun, und wollen dabei nicht vergessen, daß das Material, welches Friedrich Wilhelm I. und die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung uns hinterlassen haben, sowie manche Verwaltungsgesetze sachlich tüchtiger und bildsamer sind, als das dem englischen Selfgovernment von Hause aus zu Grunde liegende Verwaltungsrecht.“ Auch hat er die Mängel und Schwächen des englischen Staatswesens keineswegs verkannt, wiederholt hebt er als solche hervor: „die einseitige Erhebung der höheren Classen auf Kosten des Mittelstandes, der arbeitenden Classen, der geistigen Bildung des ganzen Volkes, die mangelhafte wirthschaftliche Entwicklung der unteren Classen, das Verschwinden des kleineren Bauernstandes, die Versäumnisse in der Befreiung des Grundbesitzes von veralteten Lasten, die Mängel der Civiljustiz und des Strafrechts, Verschwendung der Staatsmittel, Hindernisse der höheren Entwicklung des geistigen Lebens durch die Stellung der Staatskirche, mangelhafte auswärtige Politik“. (1863.) Niemals war es seine Ansicht, daß in Preußen an Stelle der starken königlichen Gewalt eine Herrschaft der Parteien in dem Parlamente treten solle. In einer Zeit, als er ein Führer der heftigsten Opposition gegen die Staatsregierung war, im Herbste 1863, verweist er „gegenüber dem zersetzten Parlamentsregiment auf die königliche Gewalt, in welcher die Majestät des Staates ihre Quelle habe, auf das legitime Königthum, kraft dessen der Staat niemals zum Diener der Gesellschaft werden kann, wenn es im entscheidenden Augenblicke darauf ankommt, das staatlich Nothwendige durchzusetzen“.

Schon im Jahre 1853 entwickelte er das Wesen des englischen Adels und der englischen Gentry im Gegensatze zu dem preußischen Junkerthum und zu der französischen Bourgeoisie in einem Vortrag, der mit zahlreichen Zusätzen vermehrt unter dem Titel „Adel und Ritterschaft in England“ veröffentlicht ward. Sodann erschien im Jahre 1857 der erste Band seines Hauptwerkes „Englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht“, dem 1860 der zweite Band folgte. Das Bedürfniß nach einer zweiten Auflage gab ihm bald Gelegenheit, das ganze Werk umzuarbeiten, zu erweitern, zu ergänzen und es reifer auszugestalten. Er zerlegte dasselbe in zwei äußerlich getrennte, aber im engsten Zusammenhang stehende Werke, in die „Geschichte und heutige Gestalt der englischen Communalverfassung oder des Selfgovernment“ (2 Bde. 1863) und in „Das Englische Verwaltungsrecht“ (2 Bde. 1867). Von dem ersteren erschien unter dem Titel „Selfgovernment, Communalverfassung und Verwaltungsgerichte in England“ im Jahre 1871, von dem letzteren unter dem Titel „Das englische Verwaltungsrecht der Gegenwart in Vergleichung mit den deutschen Verwaltungssystemen“ (nach deutscher Systematik umgestaltet) im Jahre 1884 eine dritte Auflage. Die geschichtlichen Abtheilungen des großen Werkes vereinigte Gneist später unter leichter Umarbeitung und unter Benutzung der inzwischen erschienenen Schriften von Stubbs, Freeman u. A. zu einer „Englischen Verfassungsgeschichte“ (1882). Eine kürzere, für einen größeren Leserkreis berechnete Darstellung derselben veröffentlichte er unter dem Titel „Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“ im Jahr 1886. Einer nochmaligen, eingehenden Untersuchung hatte er schon im Jahre 1869 die Frage unterworfen, ob und inwieweit sich aus dem englischen Verwaltungsrecht anwendbare Grundsätze für Preußen gewinnen lassen. In der Schrift „Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen“ gab er eine vergleichende Darstellung der englischen und preußischen Institute und entwickelte auf dieser Grundlage zugleich einen ausführlichen Plan einer umfassenden Reform der gesammten preußischen Verwaltungsorganisation. Auch hielt er seit dem Jahre 1853 jeden Winter außerordentlich stark besuchte öffentliche Vorlesungen über englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht, sowie über englische Verfassungsgeschichte, während er allerdings nur einmal, im Winter 1860/61, eine sechsstündige Privatvorlesung hierüber hielt.

Es waren vor allem zwei große Grundsätze, die er dem englischen Rechte entnahm und deren Durchführung in dem

deutschen, zunächst dem preußischen Rechte er für geboten erachtete, in deren Verwirklichung er eine Bedingung der gesunden Entwicklung des deutschen Staates erblickte. Sie lassen sich in den beiden Worten „Selbstverwaltung“ und „Rechtsstaat“ zum Ausdruck bringen. Soll die gesellschaftliche Anschauung nicht den Staat überfluthen, soll der Staat nicht dem Interesse der besitzenden Classe dienstbar gemacht werden, so bedarf es eines staatlichen Organismus, welcher die gesellschaftlichen Interessen sich unterordnet, sie vereinigt und in stetiger Uebung den Menschen zur Erfüllung seiner staatlichen Pflichten zwingt und gewöhnt. Dieser staatliche Organismus ist die Selbstverwaltung, d. h. die Landesverwaltung nach den Gesetzen des Landes durch persönliche Ehrenämter, unter Aufbringung der Kosten durch communale Realsteuern. Das Ehrenamt ist zunächst nicht ein Recht, sondern eine staatliche Pflicht. Nur die Selbstverwaltung kann die Grundlage des Verfassungsstaates bilden. Ist der Verfassungsstaat aber der Rechtsstaat, in dem die Regierung nach Gesetzen und durch Gesetze geführt wird, so bedarf es zu seiner Verwirklichung einer richterlichen Controle der Verwaltung. Abweichend von England kann diese richterliche Controle der Verwaltung in Deutschland nur geübt werden durch Verwaltungsgerichte.

Mit der Uebernahme der Staatsregierung durch den Prinzen von Preußen, mit der „neuen Aera“ im Jahre 1858 schien die Zeit gekommen, um in Preußen den Rechtsstaat auszubauen. Während Gneist bis dahin nur als Mitglied der Stadtverordnetenversammlung in der Gemeindeverwaltung Berlins thätig gewesen war, ließ er sich jetzt zum Mitglied des Abgeordnetenhauses wählen, dem er dann ununterbrochen bis zum Jahre 1893 angehört hat. Indeß sollte die „neue Aera“ nur von kurzer Dauer sein. Statt zu einer Zeit großer Reformen führte sie zu einer Zeit großer Verfassungskämpfe, in welchen Gneist in vorderster Reihe stand. Er wäre sich selbst untreu geworden, wenn er nicht mit dem ganzen Aufgebot seiner geistigen Kraft gekämpft hätte für eine Regierung des Staates nach Gesetzen und durch Gesetze; aber allerdings er, wie die gesammte liberale Partei, wie der weitaus größte Theil des preußischen Volkes machte sich des schweren, verhängnißvollen Fehlers schuldig, nicht zu erkennen, daß die von dem König gewollte Heeresreform für Preußen eine Nothwendigkeit war. Man wollte die Einheit Deutschlands durch Preußen, aber man konnte sich nicht entschließen, die Pflichten, die der deutsche Beruf Preußen auferlegte, zu übernehmen. Es muß aber auch hier hervorgehoben werden, daß die immer (auch in der Allg. Ztg. kürzlich) wiederholte Behauptung, Gneist habe damals die Feststellung des Heeresbestandes durch das jährliche Budget vertheidigt, später aber seine Ansicht geändert und die Unvereinbarkeit dieser Theorie mit der allgemeinen Wehrpflicht unumwunden anerkannt, thatsächlich unrichtig ist. Gerade das Gegentheil ist richtig. Gneist war der, vielleicht unrichtigen, Ansicht, daß die bisherige Organisation und der Bestand des Heeres durch das Gesetz vom 3. September 1814 und die königl. Cabinetsordre vom 22. December 1819 gesetzlich festgestellt seien und daß es deßhalb einer Aenderung dieser Gesetze zur Ausführung der Reorganisation bedürfe. Er schrieb im Herbst 1862 („Die Lage der preußischen Heeresorganisation am 29. Sept. 1862.“ Berlin 1862): „Die allseitige Erwägung wird unzweifelhaft zu der Ueberzeugung führen, daß eine jährlich wechselnde Bewilligung der auszuhebenden Kopfzahl mit dem Wesen der allgemeinen Wehrpflicht unvereinbar ist und daß andrerseits bei dem jetzigen Zustand der Armee ein breiterer Spielraum der Formation bleiben muß. Es wird dies dahin führen, an Stelle des alten gesetzlichen Rahmens einen neuen Rahmen der stehenden Armee . . . zum permanenten Gesetze zu erheben.“

In manchen Fragen hat Gneist während seiner langen politischen Wirksamkeit seine Ansichten geändert, so über den Werth des Dreiclassen-Wahlsystems, über die Bildung der Verwaltungsgerichte u. s. w., aber an seinen Grundanschauungen, die er in harter Arbeit sich errungen hatte, hat er in unerschütterlicher Treue festgehalten. Diesen Grundanschauungen entsprach das Programm keiner Partei, sie durchkreuzten sich mit den Programmen der verschiedenen Parteien. Dazu kam, daß seine Ausführungen sich nicht immer von Spitzfindigkeiten frei hielten, daß es ihm nicht immer gelang, seinen Gedanken einen klaren und unzweideutigen Ausdruck zu geben, so daß Mißverständnisse sich bilden konnten. Auch muß anerkannt werden, daß er im politischen Leben eine Neigung zu einer Parteidiplomatie hatte, die oft ihr Ziel erreichte, aber auch nicht selten bei den verschiedenen Parteien Mißtrauen erweckte.

Vielfach wird behauptet, daß die politische Wirksamkeit Gneists mit dem Jahre 1866 beendet gewesen sei. Auch dies ist unrichtig, auch hier entspricht das Gegentheil der Wahrheit. Allerdings hat er in der Zeit des Verfassungskampfes seine glänzendsten Reden gehalten, die nicht bloß im Abgeordnetenhause, die weithin im Lande einen großen Einfluß ausübten, die ihm die Volksgunst erwarben. Aber doch war seine Thätigkeit in dem Verfassungskampfe eine unfruchtbare. Erst nach dessen Beendigung, als der Norddeutsche Bund gegründet und Preußen die Vormacht Deutschlands geworden war, als der große Bundeskanzler die Nothwendigkeit der Reform der Landesverwaltung Preußens erkannte, begann die Zeit, in der Gneist einen positiven Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben vermochte. Von dem Ministerpräsidenten aufgefordert, legte er im Jahre 1869 in mündlichen Besprechungen und Denkschriften seine Anschauungen und Vorschläge dar. Dies hatte zur Folge, daß unter dem Vorsitze des Ministers des Innern, Grafen Eulenburg, zahlreiche Conferenzen abgehalten wurden, in denen es Gneist gelang, den Minister für seine leitenden Ideen zu gewinnen. Auf dieser Grundlage wurde sodann der Entwurf einer Kreisordnung für die östlichen Provinzen ausgearbeitet, der freilich erst nach harten Kämpfen und nach mancherlei Abänderungen im Jahre 1873 Gesetz wurde. Damit war die Bahn für die Verwaltungsreform gebrochen, die nach manchen Schwankungen in den Gesetzen von 1883, in der Ausdehnung der Kreis- und Provincialordnungen auf die anderen Provinzen, in der Landgemeindeordnung von 1891 ihren Abschluß gefunden hat. Daß diese Reform gegründet ward auf die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter durch Ehrenbeamte, daß mit ihr die Verwaltungsrechtspflege in Preußen eingeführt und in einem Umfange ausgebildet wurde, wie in keinem anderen Großstaat, das sind die großen praktischen Erfolge der wissenschaftlichen Thätigkeit und der politischen Wirksamkeit Gneists. Er hat dadurch für alle Zeiten seinen Namen mit der Geschichte der preußischen Verwaltung verknüpft. Es war nur eine gerechte Anerkennung dieser seiner Verdienste, daß er bei der Gründung des Oberverwaltungsgerichts im Jahre 1875 zu dessen Mitglied ernannt wurde. Und seine Wirksamkeit erstreckte sich nicht bloß auf Preußen. Die Einführung der Verwaltungsrechtspflege in den süddeutschen Staaten, wie in Oesterreich, wenn im einzelnen auch in einer Form, die den Ansichten Gneists nicht entsprach, ist doch auf seine Anregung zurückzuführen.

Ebenso bedeutsam wie sein Einfluß auf die Gesetzgebung ist der Einfluß, den er durch seine Schriften und Reden auf den Geist der Nation ausgeübt hat. Er vor allem hat uns von der Herrschaft der französischen Theorien

über den Staat und über das Recht befreit, er hat den Einfluß der französischen Schriftsteller und der rheinischen Juristen gebrochen. Wenn es heute ein Gemeinplatz ist, daß politische Rechte nur auf Erfüllung staatlicher Pflichten, auf Leistungen für den Staat begründet sein müssen, so verdanken wir dies in erster Reihe Gneist. Freilich zeigt gerade die Gegenwart, daß die theoretische Anerkennung dieses Satzes die gesellschaftlichen Classen in dem Bestreben nicht hindert, die Staatsgewalt ihrem Interesse dienstbar zu machen. Doch der Kampf des Staates mit der Gesellschaft (in dem Sinne, den Stein und Gneist hiemit verbinden) ist, wie Gneist wohl wußte, in der Natur des Menschen begründet, und absoluter Friede zwischen beiden ausgeschlossen. Aber, wie Gneist in seiner letzten Schrift im Jahre 1894 sagt, „was den Staat als Inbegriff der bürgerlichen Pflichtgenossenschaften betrifft, so ist gerade darin die Gesetzgebung unsres Vaterlandes mit voller Energie ihren Weg gegangen in Durchführung der Steuerpflicht, Schulpflicht, Heerdienstpflicht, bürgerlichen Ehrenamtspflicht. . . . Durch diese Grundlegung stellen sich die Gelenkbänder zwischen Staat und Gesellschaft her, auf denen die aufsteigende Richtung der nationalen Staatsbildungen beruht. . . . Jene starken Gelenkbänder zwischen Staat und Gesellschaft ergeben die gesündeste Entwicklung der Ständeverhältnisse, welche zur Zeit wohl gerade in Deutschland vorhanden ist.“ Mit Trauer erfüllte ihn „die Ueberfluthung des neugestalteten Rechtsbaues durch die Gesellschaft, wie sie die Gegenwart zeigt“. Aber er war der festen Ueberzeugung, „daß eine rechtschaffene und besonnene Nation zu dem Bewußtsein zurückkehren muß, daß die gesellschaftlichen Interessen ihre begrenzte Berechtigung haben, daß aber die höhere sittliche und staatliche Pflicht im Collisionsfalle die Unterordnung der Sonderinteressen unter das Recht und das Gemeinwohl der Gesammtheit fordert. Der dauernde Erfolg der heutigen Ueberströmung wird dann die Einkehr eines realpolitischen Sinnes in die Nation sein, welcher Interessen und Pflichten wie im Leben des Einzelnen so auch in der Fortentwicklung des nationalen Staats mit einander in Einklang zu bringen lernt“. — „Je tiefer wir in die Rechtsideen unsrer Nation eindringen, um so mehr werden wir die Achtung vor unsrer Vergangenheit und das Zutrauen in unsre Zukunft gewinnen.“

Die politische Wirksamkeit Gneists war in dem preußischen Landtag wie in dem Reichstag des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches, denen er in den Jahren 1868 bis 1884 ununterbrochen angehörte, eine außerordenlich umfassende und eingreifende. Er war Mitglied der meisten Commissionen, welche über große und rechtlich oder politisch bedeutsame Gesetzentwürfe zu berathen hatten, und vielfach ward ihm das Ehrenamt des Berichterstatters übertragen. Fürst Bismarck zeichnete ihn durch sein besonderes Vertrauen aus und forderte in Fragen der inneren Politik häufig sein Gutachten ein, wie er denn auch bei der Reorganisation des Staatsraths im Jahre 1884 in denselben berufen ward.

Aber auch außerhalb der Parlamente und der Universität entfaltete er eine reiche Thätigkeit. Er gehörte zu den Gründern des deutschen Juristentages, seit 1864 war er Mitglied des ständigen Ausschusses, seit 1871 ward er regelmäßig zum Vorsitzenden der Versammlung gewählt. Seinen Grundanschauungen entsprechend, war er einer der ersten in Deutschland, der es aussprach, daß die besitzenden Classen ihre Stellung nur zu wahren vermögen, wenn sie ihrer Pflicht eingedenk bleiben, für die schwächeren Classen zu sorgen, sie vor Ausbeutung zu schützen und ihre Lebenshaltung zu erhöhen, daß es für die „Riesenaufgabe der Socialreformen neben der staatlichen Gesetzgebung der freien Vereinsthätigkeit bedürfe“. Seit 1852 war er Mitglied des Vorstands des im Jahre 1844 gegründeten Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen, seit 1868 dessen Vorsitzender. Ebenso war er einer der Gründer des Vereins für Socialpolitik im Jahre 1872 und in den ersten Jahren der Vorsitzende seiner Versammlungen. Daneben förderte er durch seine Theilnahme und Mitwirkung zahlreiche andere gemeinnützige und wissenschaftliche Vereine und Stiftungen, wie er denn seit vielen Jahren Vorsitzender des Curatoriums der Savigny-Stiftung, sowie des Victoria-Lyceums zu Berlin war.

Aber auch als Schriftsteller hat er bis in sein letztes Lebensjahr mit unermüdlichem Eifer für das, was er als wahr und gut erkannt hatte, gewirkt, alle einseitigen gesellschaftlichen und Parteiinteressen bekämpft, die wichtigsten staatsrechtlichen und politischen Fragen der Gegenwart durch seine immer lehrreichen und gedankenvollen Erörterungen geklärt und einer Lösung entgegengeführt. So hat seine Schrift über Budget und Gesetz (1867) die eigenartige rechtliche Natur des Staatshaushaltsgesetzes zum ersten Male nachgewiesen, so hat er in der Schrift über den Rechtsstaat, namentlich in der zweiten sehr erweiterten und vertieften Bearbeitung derselben (zuerst 1872, zweite Auflage 1879) die erste wissenschaftliche Untersuchung der Grundfragen der Verwaltungsrechtspflege gegeben. In den Schriften „Freie Advocatur“ (1867) und „Vier Fragen zur deutschen Strafproceßordnung“ (1874) hat er für die Neugestaltung der Rechtsanwaltschaft und des Strafverfahrens, wie die großen Reichsgesetze von 1877 sie durchgeführt haben, werthvolle Vorarbeiten geliefert. In den Schriften über die Finanzreform in Preußen („Zur Steuerreform“ 1878, „Die preußische Finanzreform durch Regulirung der Gemeindesteuer“ 1881) hat er für die große Umgestaltung des preußischen Steuersystems, wie sie Minister Miquel, wenn auch nicht ganz dem Sinne Gneists entsprechend, ausführte, den Boden vorbereitet.[1]) Mitten in einem solchen weit ausgebreiteten Wirkungskreise stehend, in dem Drange der verschiedenartigsten Geschäfte ist es Gneist nicht immer möglich gewesen, seine Schriften genügend ausreifen zu lassen und ihnen eine formvollendete Gestalt zu geben. Vielfach waren sie bestimmt, unmittelbar auf die augenblickliche Gestaltung der Parteiverhältnisse einzuwirken, über wichtige Gesetzentwürfe aufzuklären oder vor Irrungen zu warnen. Sie sind zum Theil nur politische Gelegenheitsschriften, die nur als solche beurtheilt werden dürfen. Auch

[1]) Außer den im Text erwähnten hat Gneist folgende kleinere Schriften veröffentlicht: Das englische Grundsteuersystem 1859; Soll der Richter über die Frage zu befinden haben, ob ein Gesetz verfassungsmäßig zu Stande gekommen? 1863; Die Stadtverwaltung der City von London 1869; Ueber bürgerliche Eheschließung 1869; Die confessionelle Schule 1869; Die Selbstverwaltung der Volksschule 1869; Die preußische Kreisordnung 1870; Die Eigenart des preußischen Staates 1873; Das Gerichtsverfassungsgesetz 1877; Die Strafproceßordnung 1877 (Textausgaben mit Einleitungen); Die Simultanschule 1878; Das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie 1878; Studien- und Prüfungsordnung der deutschen Juristen 1878; Zur Steuerreform in Preußen 1878; Gesetz und Budget 1879; Zur Verwaltungsreform und Verwaltungsrechtspflege in Preußen 1880; Die preußische Finanzreform durch Regulirung der Gemeindesteuern 1881; Ueber das Gewohnheitsrecht (in den Jurist. Abhandlungen, Festgabe für Beseler) 1885; Beschränkung der Freizügigkeit nach preußischem Verwaltungsrecht (in dem Archiv für öffentliches Recht I, 224 u. ff.) 1886; Aphorismen zur Reform des Rechtsstudiums in Preußen 1887; Die staatsrechtlichen Fragen des preußischen Volksschulgesetzes 1892; Die Militärvorlage von 1892 und der preußische Verfassungsconflict von 1862 bis 1866 1893; Die gesetzmäßige Volksschule in Preußen (in dem Verwaltungsarchiv II, 1 u. ff.) 1894; Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiclassenwahlsystem 1894; Die verfassungsmäßige Stellung des preußischen Gesammtministeriums und die rechtliche Natur der königlichen Rathscollegia (in dem Verwaltungsarchiv III, 433 u. ff.) 1895. — Auf Vollständigkeit macht dieses Verzeichniß keinen Anspruch. Es soll nur von der außerordentlichen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit Gneists eine Vorstellung geben.

war es hiebei nicht zu vermeiden, daß der Verfasser sich häufig wiederholte, manchmal sogar ganze Abschnitte älterer Schriften in die neuen herübernahm. Immer aber suchte er die Fragen der Tagespolitik zu vertiefen, sie dem ziellosen und unfruchtbaren Hin- und Herreden zu entreißen und sie in Zusammenhang zu bringen mit den allgemeinen Principien des Staats- und Rechtslebens.

Seit seiner Jugend ununterbrochen in Berlin ansässig, war Gneist durch seine vielseitige Thätigkeit mit dem größten Theile aller durch ihre Stellung oder ihre geistige Begabung hervorragenden Männer in persönliche Beziehungen getreten, die er durch geselligen Verkehr zu vermehren und enger zu gestalten liebte. In hohem Maße besaß er die Gabe geistvoller Unterhaltung. Seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen, seine persönliche Bekanntschaft mit einer großen Zahl von bedeutenden Gelehrten und Staatsmännern, mit Männern der verschiedensten Berufskreise im In- und Auslande, sein weiter Ueberblick über die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der großen Nationen, seine vielen Reisen in den Hauptländern Europa's und noch in seinen späteren Lebensjahren in Nordamerika (1889) gaben seinen Gesprächen immer einen bedeutenden Inhalt und einen nie versagenden Reiz. Wem es aber vergönnt war, in dem engen Kreise seines Hauses zu verkehren, wo seine Gattin, die schöne und edle Tochter August Böckhs, feinsinnig waltete, wird der Stunden, die er dort verbrachte, niemals vergessen. Bewundernswerth waren die unermüdliche Lebenskraft, die Frische und Elasticität seines Geistes, die lebendige und werkthätige Theilnahme für alle Interessen des Staates und des Volkes. Bis in sein hohes Greisenalter hat Gneist all dies sich zu bewahren gewußt; erst in den letzten Lebensjahren war eine Abnahme seiner Arbeitskraft zu gewahren, während er bis zu seiner letzten Krankheit seine geistige Rüstigkeit behielt und schriftstellerisch für die Ideen eintrat, die er als wahr erkannte und für die er während eines halben Jahrhunderts tapfer gekämpft hatte. Und dieser Kampf ist nicht vergeblich gewesen. Dauernd und segensreich ist die Einwirkung, die er auf die Gesetzgebung und Verwaltung des deutschen Staates, auf die politische und nationale Gesinnung seines Volkes, auf die deutsche Wissenschaft vom Staate und vom Rechte ausgeübt hat.

Halle a. d. S., 30. Juli 1895.

Moderne Frauen in England.

II.[1])

2. Grant Allen.

Während Sarah Grand einen Unterschied in der Geistes- und Gemüthsconstitution des Mannes und des Weibes nicht anerkennt, für das letztere die gleiche Kraft und deßhalb das gleiche Recht in Anspruch nimmt und oft genug durchblicken läßt, daß sie das Männliche für das sittlich und intellectuell tiefer Stehende hält: betont Grant Allen in „The Woman who did" (Die Frau, die's gethan hat)[2]) gerade die Seiten der weiblichen Natur, vermittelst deren diese einerseits einen Gegensatz, andrerseits die von einem höheren Gesetz bestimmte, nothwendige Ergänzung der männlichen bildet. Grant Allen sieht die höchste Aufgabe der Frau im mütterlichen Beruf, die Krönung ihres Daseins im Mutterglück. Sie betrachtet die heutige Lage der Frau, die sie zwingt, für die materielle Möglichkeit ihrer Existenz die verschiedenartigsten und für ihr Wesen oft ungeeigneten Berufsarten zu ergreifen, als einen socialen Mißstand, der schließlich einem besseren (wahrscheinlich durch eine sociale Revolution heraufzuführenden) Zustande weichen muß, in dem ein erleuchteteres Regime der Frau ein finanziell sorgenfreies Dasein schaffen wird, damit sie ihre specifisch weiblichen Pflichten, besonders die der Erziehung der Kinder, uneingeschränkt erfüllen könne. Den Haß der Geschlechter zu erregen, liegt Grant Allen so fern, daß das vorliegende Buch vielmehr vorzugsweise von ihrer Liebe handelt.

Freilich verwandelt sich die Anerkennung, die wir diesem einsichtsvolleren Standpunkt gegenüber der Frauenfrage zollen müssen, in fundamentalen Widerspruch, sobald die Verfasserin ihre Ideen über ein zukünftiges und, wie sie meint, vernünftigeres, würdigeres Verhältniß der Geschlechter zu entwickeln beginnt. Die ganze Deduction ist logisch, sittlich, politisch unhaltbar und geht von einer grundfalschen Prämisse aus.

Sie faßt das gegenwärtige Verhältniß der Frau zum Mann als ein sklavisches auf: die Frau übernimmt mit der Verheirathung die kirchlich und staatlich besiegelte Pflicht, dem Manne als Entgelt für lebenslange Versorgung, „für Kost und Logis", wie der wenig zutreffende Ausdruck lautet, eine unterthänige Dienerin zu sein. Eine solche Behauptung kann nur Jemand aussprechen, dem die benebelnde Macht der Parteiphrase den gesunden Blick für die Wirklichkeit des Lebens geraubt hat, und dem die einfachsten historischen Kenntnisse und Vorstellungen abgehen. Bekanntlich ist die sociale Stellung der Frau und speciell die Schätzung, die ihr von seiten des Mannes zutheil wird, ein unfehlbarer Gradmesser der betreffenden persönlichen oder nationalen Culturstufe. Und wenn es im Westen Europa's wirklich sogenannte Culturländer gibt, was schwerlich zu bestreiten ist, so ist damit ausgesprochen, daß die Frau in dem Leben dieser Nationen eine angesehene und entsprechend freie Stellung als die moralisch gleichstehende Genossin des Mannes einnimmt. Das eheliche Zusammenleben ist denn hier auch gewohnheitsmäßig ein solches, wie es in der Natur der beiden Gatten begründet ist: der Mann ist thätig nach außen, die Frau — zumal in England — fast souverän im Hause, wenn die beiderseitigen Kräfte normal entwickelt sind; andrerseits wird der geistig stärkere Mann der schwächeren Frau auch auf ihrem Gebiete ebenso Stütze und Führer sein, wie die geistig stärkere Frau den schwächeren Mann auch auf seinem Gebiete beeinflussen und unter Umständen beherrschen wird. Schwierig wird das Zusammenleben zwischen einem unbedeutenden, aber energischen oder rohen Mann und einer geistig überlegenen Frau, und — umgekehrt. Für den ersteren Fall könnte der physisch schwächeren Frau das Gesetz auch heute noch einen besseren Schutz gewähren, z. B. durch Erleichterung der Scheidung. Das freilich wird auch durch die vollkommenste Gesellschaftsgestaltung ebenso wenig für die Frau wie für den Mann zumal niederer Kreise ausgeschlossen werden können, daß sie durch stärkere List, Bosheit oder Gewalt Schädigung erfahren. Sicher ist, daß die Stellung der Frau dem Manne gegenüber zu keiner früheren Zeit eine befriedigendere gewesen ist als heute; bei den germanischen Völkern hat, so weit die Geschichte reicht, der Mann niemals die Frau als seine Sklavin betrachtet.

Um diesem schmählichen Zustand, in dem die Frau in der Ehe sich befinden soll, ein Ende zu machen, predigt Grant Allen eine Lehre, deren praktische Ausführung uns in vielen Schriften der jüngstdeutschen Richtung bis in die abstoßendsten Einzelheiten mit cynischer Offenheit beschrieben worden ist. Die Frau soll auch in dem Leben mit dem

---

[1]) Vergl. Beilage Nr. 178.

[2]) Leipzig, Tauchnitz 1895. Die Erklärung des Titels gibt das Vorwort, welches lautet: „Aber sicher würde keine Frau wagen, das zu thun", sagte mein Freund. — „Ich habe eine Frau gekannt, die's gethan hat", sagte ich, „und dies ist ihre Geschichte." — Hinter dem Namen „Grant Allen" steckt unzweifelhaft eine Frau.

auserwählten Mann ihre vollkommene Unabhängigkeit wahren; sie ergibt sich ihm bedingungsweise, d. h. auf so lange Zeit, als ihre Liebe dauert; ein geschlechtliches Verhältniß fortzusetzen, nachdem die Liebe auf der einen oder auf beiden Seiten aufgehört hat, wird ein Verbrechen genannt. An die Stelle der Ehe tritt also eine freie, zeitweise Gemeinschaft. Um die Liebe durch eine unablässige intime Berührung der Liebenden nicht allzu früh schal werden zu lassen und vor allem, um die Unabhängigkeit der Frau intact zu halten, soll die letztere selbständig für sich leben und nur die Besuche des bevorzugten Mannes empfangen. Durch eine derartige Einrichtung werde denn auch die Ehelosigkeit vermieden werden, welche die Verfasserin wohl nicht mit Unrecht moralisch für verwerflich hält, und das zu späte Heirathen der meisten Männer aus egoistischen Gründen, beides zusammen die Ursachen der Prostitution. Wer nun einwenden sollte, daß auch so freie Verhältnisse eine gewisse materielle Grundlage haben müßten, da man doch auch in dem ungebundensten Urzustande wohnen und leben müsse, den schmettert die Verfasserin mit dem festgezimmerten Argument zu Boden, daß jede materielle Erwägung in Sachen der Liebe schmutzig sei; das ist einer von den vielen logischen Fingerzeigen, daß eine Frau das Buch geschrieben hat.

Nun aber die von einem solchen Geschlechterleben am meisten Betroffenen, die unglücklichen Kinder?! — Grant Allen unterscheidet sich von unseren Jung- und Jüngstdeutschen, welche die Kinderfrage als in hohem Grade unbequem für die uneingeschränkte Befriedigung verliebter Begehrungen unberücksichtigt lassen, darin, daß sie eine solche Frage wohl anerkennt, aber sich über ihre Lösung mit einigen schönen Phrasen hinweghilft. Unsres Erachtens gibt es nur eine Lösung dieser Frage; die, welche Bebel, bei weitem nicht als der Erste, in seinem bekannten Buche genannt hat: Die Kinder gehören nicht ins Haus, sie werden in Erziehungsställen untergebracht und herdenweise erzogen, wodurch dann auch der für den neubegründeten Naturzustand der Menschheit erforderliche wilde Nachwuchs geschaffen wird. Die Verfasserin ist wohl zu mitleidig, um dieses rohe Auskunftsmittel gutzuheißen. Daß aber die Kinder in den wüsten und meist ganz unentwirrbaren Verhältnissen, welche eine gleichzeitige Polygamie und Polyandrie — das praktische Resultat der freien Liebe — schaffen würde, nicht bloß verwaist, sondern rechtlos werden müssen, dieser Gedanke ist Grant Allen unerreichbar.

Gegenüber der widrigen Roheit und Gemeinheit, mit der unsre jüngstdeutschen Autoren die intimsten Details des bisherigen und des angestrebten Geschlechterlebens ans Tageslicht zerren, müssen wir bekennen, daß die Verfasserin ihre unreifen Gedanken wenigstens in decenter Form vorträgt und die Schilderung anstößiger Vorgänge überhaupt verschmäht. Dieses formelle Lob ist das einzige, das wir ihr spenden können; ihr Denken steht ganz auf der niedrigen Stufe der „Moderne".

Die Heldin weigert sich, die Frau ihres Geliebten zu werden — das ist ihre heroische That — und bleibt Miß Barton. Als der Mann bald darauf in Italien stirbt und das verwittwete Fräulein mit ihrem Kinde nach London zurückkehrt, nimmt sie, da sie sonst unter der Gesellschaft gesitteter Menschen unmöglich wird, den Namen Mrs. Barton an, um dann doch wieder die Hand eines anderen Mannes, der sie zu einer legitimen Ehefrau machen möchte, gerade darum auszuschlagen. Diese zweifelhafte Principientreue nennt die Verfasserin ein „Leben nach dem höchsten sittlichen Gesetz"; sie declamirt gegen „die verworfene Hohlheit des conventionellen Codex, welche unter uns als Moralsystem maskirt einhergeht". Daß dieser Moralcodex das Resultat der tausendjährigen Entwicklung einer in beständigem Fluß befindlichen und auch jetzt noch nicht vollkommenen Cultur ist und als solcher in seiner Gesammtheit nicht über Bord geworfen werden kann, diese Vorstellung eines geordneten Denkvermögens liegt der Verfasserin so fern wie unsern Gründeutschen.

Es ist das Vorrecht unreifen Denkens, eine Art von geistigem Bauernstolz, alle Andersdenkenden tief unter sich zu sehen. So klingt es aus den Schriften der jungen Herren von der modernen Richtung immer heraus, als ob es nur einen Menschen in der Welt gäbe, der den Namen eines intelligenten Wesens verdiente: den Verfasser des jeweilig vorliegenden Buches. Diese Ueberzeugung scheint auch Grant Allen von sich zu haben. „Was für ein trauriges Schicksal," ruft sie, „als ein civilisirtes Wesen in einer barbarischen Gemeinschaft geboren zu sein!" — Wie sie in der barbarischen Gemeinschaft zu ihrer Civilisation kam, sagt sie uns freilich nicht.

Ganz auf der Höhe der „modernen" Civilisation steht sie übrigens noch nicht. Für diese gilt bekanntlich das Gebot: „Stürze deinen Gott von seinem Throne und bete dich selbst an!" Das erstere thut sie nun freilich, wenn sie in einem Gedichte sagt:

„Gekrönte Laune ist der Gott der Welt."

Er hat kein Ohr zu hören, kein Auge zu sehen, kein Herz, um zu fühlen für die Menschen; seine Lippen sind stumm. Nun, das ist doch wohl eine Non-Entität. Trotzdem aber betet sie zu dieser Non-Entität und dankt ihr. Wir werden diesen religiösen Standpunkt am besten als theistischen Atheismus bezeichnen und wollen der Verfasserin wegen dieser Versündigung gegen das Denkgesetz nicht besonders böse sein. Ich habe noch nie einen Menschen kennen gelernt, der sich ohne jede Auflehnung unter die Herrschaft der „gekrönten Laune", des blinden Ungefährs gefügt hätte; und ich möchte fast behaupten, es gibt keinen Atheismus, der nicht das Element einer theistischen Regung und Empörung in sich schlösse. Vor anderen Bekennern des Atheismus hat die Verfasserin also jedenfalls das Verdienst der Naivetät, vielleicht der Ehrlichkeit voraus.

Die gedankenlose Beschränktheit, mit der sie sich zu einem bedingungslosen Pessimismus bekennt, zeigt das Niveau der modernsten Anschauungen. „Reiner Pessimismus ist die eine mögliche Ueberzeugung für Alle, die nicht Narren sind." Narren aber sind offenbar alle diejenigen, welche behaupten, daß alle extremen Ueberzeugungen, wie der principielle Optimismus, der principielle Pessimismus, immer und nothwendig etwas Unwahres enthalten. Narren diejenigen, welche behaupten, daß ein im Besitze seines Lebens befindlicher Mensch ein principieller Pessimist nicht ist, sondern sich nur einbildet, es zu sein; denn ein alles Zweckes, aller Größe, aller Schönheit bares Leben, das man abwerfen kann, behalten, ist die äußerste philosophische Inconsequenz. — „Alle ehrliche Kunst ist pessimistisch", das ist die Devise des modernen Naturalismus; und Narren sind diejenigen, welche behaupten, eine pessimistische Kunst sei ein Widerspruch in sich: denn die Kunst solle die Wahrheit in edlem Gewande darstellen, und eine pessimistische Kunst könne nur eine unwahre Verzerrung des wirklichen Lebens bieten.

Auch den Widerwillen der „Modernen" gegen das Vaterland theilt die Engländerin Allen. „Patriotismus ist eines von den niedrigsten Lastern, das am häufigsten in dem trügerischen Gewande der Tugend maskirt erscheint." „Er kann niemals etwas Gutes oder Wahres bedeuten." „Er ist nur eine Form des Collectivegoismus". Nun hat allerdings die Liebe zum Vaterland, wie jede andere, ein egoistisches Element in ihrem Ursprunge, insofern sie Dankbarkeit für äußere oder innere Beglückung ist. Da aber gerade die Liebe zu dem selbstlosesten Handeln befähigt, so

ist es sinnlos, sie mit Nietzsche als eine rein egoistische Empfindung zu betrachten. Dem Collectivegoismus der Vaterlandsliebe entspricht der Personalegoismus des Besitztriebes; an diese Vorstellung knüpft die Verfasserin einen Schwall von socialdemokratischen Phrasen, die uns in Deutschland zu wohl bekannt sind, als daß es nöthig wäre, Papier damit zu vergeuden. So ist denn die Heldin eine Frau, die alles Heilige, Große, Schöne, das Gottvertrauen, die Vaterlandsliebe, die Freude am Besitz und das Heimathsgefühl, das Familienglück mit der Fähigkeit zu aufopfernder Liebe und Treue, die es erzeugt, aus dem Leben reißen möchte, um Daseinshaß, Verzweiflung und als einziges Gut die durch kein Sittengesetz gehemmte Befriedigung des sinnlichen Triebes an ihre Stelle zu setzen. Es ist in ihr dieselbe Geistes- und Gemüthsdegeneration, wie wir sie in den Schriften Gründeutschlands finden, wenn sie auch weniger brutal sich ausspricht.

Die Geschichte einer in solchem socialen Irrwahne befangenen Frau ist natürlich sehr traurig. Durch die wilde Ehe, die sie mit ihrem Geliebten führt, entfremdet sie sich die beiderseitigen ansehnlichen Familien; ihr Vater, der Dekan ist und nur um ihretwillen die nächste Stufe, das Bischofsamt, nicht erreicht, verstößt sie. Als die Geburt des ersten Kindes bevorsteht, muß sie die Stelle an einer Schule, die sie trotz der Wohlhabenheit des Geliebten behalten hat, aufgeben und geht mit ihm nach Italien, gibt sich also doch in „Kost und Logis“ bei ihm und wird seine „Sklavin“. Hier erkrankt ihr Geliebter tödtlich am Typhus; vergeblich verlangt dessen Vater telegraphisch von ihm, daß er vor seinem Tode seinem Kinde die gesellschaftliche Gleichberechtigung sichern solle durch den Vollzug der Ehe. Sie weigert sich entschieden und macht sich und ihre Tochter dadurch zu Bettlern. Nun muß sie auf eine oder die andere Art ihr Leben fristen, und begibt sich in eine Sklaverei, die nur der tendenziös verblendeten Verfasserin nicht schimpflicher vorkommen kann als die sogenannte eheliche: sie muß schreiben, was sie weder für gut noch für wahr hält, und dem untersten Lesebedürfniß ihren freien Geist dienstbar machen.

Dann schildert die Verfasserin das Leben des armen Kindes mit all der Zurücksetzung und Mißachtung, die sich an seine zweifelhafte Geburt knüpfen, mit all dem seelischen Druck, dem nagenden Kummer, den die Kleine unter dieser ihr unerklärlichen Behandlung zu ertragen hat. Und doch dämmert Grant Allen nirgendwo die zu allernächst liegende Association auf, daß diese Mutter an ihrem Kinde frevelhaft, grausam gehandelt hat. Die Nemesis bleibt nicht aus. Aus unverstandenen Anspielungen, wie aus dem Verkehr der Mutter mit socialistischen Persönlichkeiten, die der Tochter als unter ihrem sonstigen Lebenskreise stehend verhaßt sind, erfährt diese wenigstens so viel, daß die Mutter die Ursache ihrer unverschuldeten Leiden ist. Der Verdacht und die Abneigung, die sich in ihrem Herzen gegen ihre nächste Verwandte festsetzen, kommen zu leidenschaftlichem Ausbruch, als ein vortrefflicher Mann aus guter Familie, der ihr den Heirathsantrag gemacht hat, auf den Makel ihrer Geburt wie auf eine kleine Unebenheit in den Gefilden ihrer Seligkeit aus der Ferne hinweist.

In dieser Situation läßt die Verfasserin Dolores zwar hart, aber mit einer Correctheit handeln, die uns die höchste Achtung vor dem Kinde einflößt. Sie gibt den Geliebten sofort frei und stellt an die Mutter die verhängnißvolle Frage. Sie ist nicht „geistig frei“ (will sagen, principientoll), nicht „modern“, wie ihre Mutter, und findet deren Handlungsweise so unverantwortlich, wie jeder sittlich normal entwickelte Mensch es thun muß. „Du hast einen Fluch auf mein Leben geladen! . . . Wie kann ich dir jemals vergeben?“ Ihr jungfräulicher Stolz duldet ein ferneres Zusammenleben mit dieser Mutter nicht; sie begibt sich in den Schutz ihres ihr bisher unbekannt gebliebenen Großvaters Merrick, der sie adoptirt. Bevor sie für immer scheidet, vergiftet sich die Heldin.

Menschen, welche sich für die Idee der socialen Gleichheit, d. h. für den Nonsens der Kräftegleichheit, des Communismus, der freien Liebe und andere moderne Ideen opfern, bedauern wir, wie jeden Leidenden. Tragisch aber ist das Martyrium der Denkschwäche nicht; tragisch ist in dieser Erzählung nur das Loos der schuldlosen Dolores. Nichts kennzeichnet besser den verkehrten Standpunkt der Verfasserin als die Meinung, daß das Martyrium Herminia Bartons nicht umsonst sein werde.

Da die Tendenz, die Geltendmachung ihrer modernen Ueberzeugungen für Grant Allen die Hauptsache ist, so kommt die dichterische Seite sehr zu kurz. Schade für die Begabung der Verfasserin. In der ausgedehnten Einöde der Poesielosigkeit finden sich einzelne blühende Oasen. Sobald die Situation oder das Schicksal ihrer Geschöpfe sie innerlich packt, ihre Phantasie lebendig macht und statt der Verstandeswärme der Tendenz die Herzenswärme entzündet, erhalten wir treffliche Gemälde und Scenen: so sind die Schilderungen von Florenz und besonders von Perugia, die naturgetreu kurze Trennungsscene zwischen Mutter und Tochter, der in seiner entsagenden Liebe erschütternde Abschiedsbrief der Mutter Glanzpunkte des Romans; und das Gemälde des alten Merrick, der die gesellschaftliche Moral in ihrer für die Verfasserin verächtlichen Seite darstellt, ist tadellos. Die durchgehende Gleichgültigkeit dieser zeitgemäßen Dichterin gegen poetischen Gehalt und poetische Wirkung jedoch, sowie die ebenso sehr auf geistiger Unfähigkeit als auf historischer und philosophischer Unbildung beruhenden „modernen“ Faseleien machen die Lectüre des Buches nicht zur genußreichsten. -o-

---

Mittheilungen und Nachrichten.

a./D. Die Rede, die Heinrich v. Treitschke bei der Kriegs-Erinnerungsfeier der Berliner Universität am 19. Juli gehalten hat, ist soeben unter dem Titel „Zum Gedächtniß des großen Krieges“ im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen; wir wünschen ihr die weiteste Verbreitung. Wie oft schon ist seit dem Gedenktage der Leipziger Schlacht im Jahre 1863 in feierlichen Stunden unsres nationalen Daseins das beste Weihewort aus diesem Munde ergangen! Und fast allemal war es uns im vollen Gefühl des Moments, das kein andrer Redner ähnlich wachzurufen versteht, dabei zu Muthe, als habe er noch schöner, schlagender, hinreißender gesprochen, denn je zuvor! Auch diesmal steht selbst der bloße Leser unter dem nämlichen mächtigen Eindruck. Alle Seiten dieses lebendiger Anschauung frohen Geistes, alle Kräfte dieses unablässig und tief bewegten Gemüths entfalten sich gegenüber dem großen Gegenstand. Neben den wohlbekannten Zügen heroischen Muthes und unbeugsamer Zuversicht erscheinen, den zunehmenden Jahren anstehend, andere milder Weisheit und ernster nationaler Bescheidenheit; in Lob und Dank für die hehre Vergangenheit mischt sich Rüge der Gegenwart und Mahnung an die Pflicht. Alt und Jung muß der Glockenklang dieser Ansprache zu Herzen dringen.

or. Allgemeines Statistisches Archiv, herausgegeben von Dr. Georg v. Mayr, kais. Unterstaatssecretär z. D., Privatdocent an der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg. Vierter Jahrgang, I. Halbband. Tübingen 1895 (H. Laupp). 414 S. 8⁰. — Dieser soeben erschienene umfangreiche Halbband des Allg. Stat. Archivs zerfällt programmgemäß in sechs Abschnitte. Unter I, Abhandlungen, befinden sich Beiträge von V. John (Statistik und Probabilität), H. Westergaard (Die Gliederung der Bevölkerung nach Gesellschaftsclassen) und G. Fiamingo (Die Zukunft der Statistik). Unter II, Statistische Technik, berichtet H. Rauchberg über die Erfahrungen mit der elektrischen Zählmaschine, während der Herausgeber die Grenzen des gewöhnlichen schriftlichen Verfahrens bei statistischen Ermittelungen im Hinblick auf die deutsche Gewerbezählung und außerdem die Frage der

Organisation der Rückfallstatistik erörtert. Der Abschnitt III, Statistische Ergebnisse, wird in der Hauptsache durch einen umfassenden Aufsatz von P. Kollmann über die Statistik der Bodenpreise im allgemeinen und die Kaufpreise des Grundeigenthums in Oldenburg ausgefüllt. Außerdem findet sich dort eine kleine historisch statistische Arbeit von St. Glonner über die Bevölkerungsbewegung in sieben Pfarreien des Amtsbezirks Tölz. Unter IV, Literatur, bespricht der Herausgeber, meist sehr eingehend, eine größere Anzahl statistischer Veröffentlichungen, an der Spitze den großen zehnjährigen indischen Verwaltungsbericht. Besondere Ausdehnung hat diesmal der Abschnitt V, der früher nur die Bezeichnung „Verschiedenes" führte, und damit zugleich die genauere Ueberschrift: „Statistische Gesetzgebung und Verwaltung, Verschiedenes" erhalten. Vom Inhalt dieses Abschnittes seien erwähnt: Die Bestimmungen über die deutsche Berufs- und Gewerbezählung (Gesetz- und Verwaltungsvorschriften sammt Formularien) nebst einem Aufsatz des Herausgebers über die einschlägigen Reichstagsverhandlungen; die Bestimmungen über die deutsche Concursstatistik; jene über die Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina; ein Aufsatz des Herausgebers über den statistischen Dienst bei den wirthschaftlichen Verbänden im Deutschen Reich, ein Aufsatz von G. Mischler über die österreichische Conferenz für Landesstatistik, die Mittheilungen über Veränderungen bei deutschen und österreichischen statistischen Aemtern. (Auf diesen Abschnitt möchte die Aufmerksamkeit namentlich des Nachwuchses unsrer Verwaltungsbeamten zu richten sein. Nach ihrem Studiengang pflegen diese wenig von theoretischer und gar nichts von praktischer Statistik zu erfahren; und doch stoßen sie später im Verwaltungsleben überall auf statistische Anforderungen. Das Allg. Statist. Archiv ist geeignet, diese Lücke im Bildungsgang unsrer Verwaltungsbeamten zum Theil auszufüllen.) Der Abschnitt VI, Internationale Statistische Uebersichten, mußte wegen des großen Umfangs der übrigen Abschnitte knapp gehalten werden und beschränkt sich auf Nachträge über den Bevölkerungsstand für Frankreich, Brittisch-Indien, Canada, Vereinigte Staaten, Alaska, Guatemala.

β Zeitschriften-Uebersicht. Das elfte Heft der „Deutschen Rundschau" bringt u. a. den einigermaßen enttäuschenden Schluß des seinerzeit erwähnten Artikels von Professor H. Hüffer über den Rastatter Gesandtenmord. Das räthselhafte Ereigniß vollkommen aufzuklären, sieht sich auch Hüffer trotz des von ihm aufgefundenen neuen Materials nicht im Stande, doch hält er einige wichtige Punkte nunmehr für erwiesen. Zunächst, daß sämmtliche leitende Männer der österreichischen Regierung nicht nur dem Morde, sondern auch jeder gewaltsamen Maßregel gegen die Gesandten, insbesondere der Wegnahme der Gesandtschaftspapiere völlig fremd und sogar ausdrücklich entgegen gewesen. Während einer Krankheit des Erzherzogs Karl veranlaßte ein unvorsichtig abgefaßtes, nicht bewußt auf die Ermordung der Gesandten hinzielendes Privatschreiben des verdienstvollen Generalquartiermeisters General Schmidt, daß bei der Vorhut der Armee Anstalten getroffen wurden, um die Gesandten anzuhalten und das gesandtschaftliche Archiv zu berauben; die Gelegenheit, sich an den Gesandten zu vergreifen, wurde zu ihrer Ermordung benützt. Die eigentlichen Urheber und Thäter lassen sich noch nicht mit Bestimmtheit angeben; Hüffer meint, es scheine sich in letzter Linie noch ein fremder Einfluß eingemischt zu haben, der vermuthlich — die alte Hypothese! — von französischen Emigranten ausgegangen sei. Auch General v. Verdy du Vernois' persönliche Erinnerungen an den letzten deutsch-französischen Krieg sind in dem genannten Heft fortgesetzt und zwar bis zur Belagerung von Paris; es mag erwähnt sein, daß dieselben auch bei unsern damaligen Gegnern Aufmerksamkeit und eine sich auf die gesammte Heeresleitung der deutschen Armee erstreckende Anerkennung erweckt haben, wie eine kürzlich im „Figaro" erschienene Besprechung von G. Labadie-Lagrave zeigt. Aus dem übrigen Inhalt des Heftes seien kurz genannt Rudolf Lindau's „Türkische Geschichten", A. v. Miaskowski's erweiterte Gedenkrede auf Wilhelm Roscher und „Vierzehn Jahre ägyptischer Ausgrabungen" von Georg Steindorff; gegenüber der Novelle „Ein Räthsel" von Isolde Kurz scheint jedoch ein kritisches Wort am Platz zu sein. Hier wird uns der Gemüthszustand eines Menschen geschildert, der das Bewußtsein seiner eigenen Persönlichkeit auf räthselhafte Weise verloren hat; aber mit so entschiedener poetischer Kraft und reicher Phantastie dieses Problem auch dargestellt sein mag, so kann es doch nur ein pathologisches genannt werden und ist somit höchstens ein Sensationsbedürfniß zu befriedigen geeignet. — Das Mai-Juni-Heft der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" enthält u. a. den ersten Theil einer Abhandlung von Hermann Feigl über „Die Religion der Chinesen". Es wird gezeigt, daß diese zwar in erster Linie als Naturreligion zu betrachten, andrerseits aber, ohne diese niedere Stufe ganz überwunden zu haben, in das Stadium einer höheren Entwicklung eingetreten ist, welche in der Vorstellung eines durch den Schang-ti oder Himmel wirkenden höheren Geistes gipfelt. Beide Anschauungen, an sich unvereinbar, finden eine Ausgleichung und ein vermittelndes Element in dem Geisterglauben, welcher von dem Verfasser näher geschildert und charakterisirt wird. Von den „Rumänischen Hochzeitsgebräuchen", die sich wenigstens auf dem Lande noch ihre Eigenart bewahrt haben und den ausgeprägten Aberglauben wie das poetische Empfinden des rumänischen Volkes kennzeichnen, gibt Adolf Flachs eine anziehende Schilderung, welche ein Seitenstück zu dem in der Beilage zur Allg. Ztg., Nr. 112 und 113, vom 15. und 16. Mai d. J., erschienenen Artikel über „Rumänische Todtengebräuche" genannt werden kann. — Aus den vom „Globus" gebrachten Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde verdient N. v. Köppens (Dorpat) treffliche Darstellung der „Culturentwicklung Finlands" (in den Nrn. 4, 5 und 6 des LXVIII. Bandes, 30. Juni bis 15. Juli d. J.) hervorgehoben zu werden. Die Cultur Finlands hat sich dank dem zähen Charakter seiner Bewohner in den letzten Jahrzehnten trotz der neuerdings sehr schwierig und hinderlich gewordenen politischen Verhältnisse des Großfürstenthums mächtig entfaltet. In Bezug auf die allgemeine Volksbildung, welche Köppen vornehmlich bespricht, kann sich Finland heute mit jedem anderen Culturstaat messen, und wenn auch seine Literatur noch jung ist, so verheißt sie doch die schönste Entfaltung; die Volkspoesie kann sich rühmen, das große Epos „Kalewala" zur Weltliteratur beigesteuert zu haben. — Die „Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten" enthält in ihrem 10. Heft (Juli) u. a. einen interessanten Artikel über die Entwicklung der japanischen Marine, die wohl eines der denkbar merkwürdigsten Beispiele für die durchgreifende, durch die Fortschritte der Neuzeit herbeigeführte Umgestaltung der Verhältnisse auf technischem Gebiete, aber auch für den Aufschwung eines lebenskräftigen Volkes darstellt; der Verfasser spricht am Schluß die Ansicht aus, daß Japan im Begriffe steht, in Ostasien das zu werden, was England seit 100 Jahren in Europa ist. In Heft 11 finden wir u. a. „Beiträge zur Kriegskunst der Alten", worin der Angriff und die Vertheidigung fester Plätze behandelt ist, ferner einen Artikel von Krahmer über die sibirische Eisenbahn, dies großartige Werk, welches hier nicht nur nach seiner militärischen, sondern auch nach seiner wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Bedeutung eingehend gewürdigt wird.

* Mit außerordentlichem Eifer bemühen sich die Italiener, seitdem sie in Afrika festen Fuß gefaßt haben, auch ihrerseits zur Erforschung des dunklen Erdtheils beizutragen und namentlich die Nachbargebiete Abessyniens, die Somal- und Galla-Länder zu erschließen. So ist es einer Expedition, an deren Spitze die Capitäne Vittorio Bottego und Matteo Grixoni standen, gelungen, den Oberlauf des Dschuba, dessen Unterlauf Klaus von der Decken befahren hat, zu erforschen und dabei sorgfältige Aufnahmen von den durchzogenen Gebieten zu machen. Die Expedition, die aus 124 bewaffneten Männern und 84 Tragthieren bestand, brach Ende 1892 von Barbara nach Ogaden auf und brauchte genau ein Jahr, um vom Golfe von Aden über den Webi Schabeli (Leopardenfluß) an den Uelmal und den (nach dem Präsidenten der italienischen Geographischen Gesellschaft Marchese Doria benannten) Ganale Doria, den einen Quellfluß des Dschuba, vorzudringen. Dieser wurde bis zu seiner Quelle am M. Fakus (8 Gr. nördl. Br. und 39 Gr. östl. Länge v. Gr.) verfolgt, worauf sich die Expedition zu dem zweiten Quellarm Dana Parma wandte, diesen bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Ganale Doria verfolgte und dann den Hauptstrom entlang bis Lugh und Bardera zog. In acht Tagen wurde darauf das Süd-Somal-Land bis zu der Stadt Brava am Indischen Ocean durchmessen, wo die Expedition ihr Ende fand. Die Forschungen Bottego's haben im allgemeinen die Vermuthung bestätigt, daß das Dschubaland mit den übrigen, bereits näher bekannten Galla- und Somalländern in naturwissenschaftlicher wie geographischer Hinsicht große Aehnlichkeit hat; Klima, Vegetation und Cultur sind hier wie da die gleichen. Nur scheint die nomadische Lebensweise im Dschuba-Lande in Folge der geringeren Bevölkerungsdichtigkeit noch stärker entwickelt zu sein, als anderwärts. Die Bewohner gehören größtentheils dem Galla-Stamme der Arsi oder Arussi an, deren Seelenzahl auf etwa zwei Millionen geschätzt wird und der in zwei große

Zweige zerfällt, die Kurbi und die Cormoso; von anderen Stämmen sind zu nennen die Borana-Galla, die Dschandscham, die Garra-Badia u. a. Alle diese Stämme zeigten sich den Italienern äußerst feindselig, und nicht nur unter den fortwährenden Kämpfen, sondern auch namentlich unter dem Mangel an Lebensmitteln hatte die Expedition schwer zu leiden. Auffallend war bei den Cormoso ihre Vorliebe für verwesendes Fleisch und besonders für das der Menschen. Da Grabhügel in ihrem Gebiete gar nicht vorkamen, liegt die Vermuthung nahe, daß bei diesem Stamme die Leichen sämmtlicher Verstorbenen verzehrt werden. Andrerseits wendet wieder der Stamm der Borana große Sorgfalt der Gewinnung vegetabilischer Stoffe zu, z. B. dem Palmsafte. Daneben steht bei ihnen die Jagd auf einer sehr hohen Stufe der Entwicklung, namentlich das Fallenstellen auf niedere Thiere, worin sie große Geschicklichkeit entwickeln. Auch die Gewerbthätigkeit ist bei ihnen schon verhältnißmäßig recht ausgebildet, wie sie denn Halsglocken für die Hausthiere aus den Gehäusen großer Schnecken, Nadeln mit beweglichen Oehren und reichverziertes Trinkgeschirr zu verfertigen verstehen. Der Ackerbau dagegen ist ihnen gänzlich unbekannt. In geistiger Hinsicht scheinen sie, soweit darüber Beobachtungen gemacht werden konnten, nicht besonders hoch zu stehen; wenigstens ist der Aberglaube bei ihnen noch sehr stark entwickelt. In politischer Beziehung zeigt nur der kleine Staat von Lugh am mittleren Dschuba, den Bottego als erster Europäer besucht hat, die Anfänge einer festeren Ordnung. Die Stadt, der Mittelpunkt alles Handels vom mittleren und oberen Dschuba, ist von einem Gemische aller anliegenden Somalstämme bewohnt. Die Dynastie ist arabischen Ursprunges und steht in einem Bundesverhältnisse zu den Häuptlingen der benachbarten Somalstämme, die im Kriegsfalle zur Heeresfolge verpflichtet sind. Der regierende Häuptling erwies sich den Italienern sehr freundlich; wenn dieses gute Verhältniß andauert, so wird sich die Stadt vielleicht zu einem hervorragenden Handelsplatz entwickeln.

* **Erlangen.** Dem ordentlichen Professor Dr. Emil Selenka ist die nachgesuchte Enthebung von seiner Stelle unter Belassung des Titels und Ranges eines ordentlichen Universitätsprofessors bewilligt. Wie bereits gemeldet, begibt sich Prof. Selenka auf zoologische Forschungsreisen.

* **Tübingen.** Dem Privatdocenten und Prosector an der anatomischen Anstalt zu Göttingen, Dr. Kallius, ist anläßlich seiner Bestellung zum I. Prosector am anatomischen Institut unsrer Universität Titel und Rang eines außerordentlichen Professors der Universität verliehen worden.

* **Halle.** Prof. Dr. Ackermann, Director der pathologischen Universitätsanstalt, tritt demnächst in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger ist Prof. Dr. Eberth, Professor der Anatomie hierselbst, ausersehen.

* **Berlin.** Bei der Universität habilitirte sich Stabsarzt Dr. Heinrich Bonhoff, Assistent an der Hygieneanstalt der Universität, als Privatdocent für Gesundheitspflege. Seine Antrittsrede handelte über die Rieselwirthschaft Berlins.

* **Stockholm.** Der Leiter der schwedischen Expedition, deren Zweck wissenschaftliche Forschungen im Feuerlande sind, Docent Otto Nordenskiöld, hat, wie die „Voss. Ztg." erfährt, seine Reise angetreten und dürfte Ende dieses Monats in Buenos Aires anlangen. Dort trifft er mit den übrigen Theilnehmern der Expedition, Lic. Ohlin und Dr. Dusén, zusammen, und im October erfolgt die Weiterreise zum Seehafen Punta-Arenas, auf der chilenischen Seite des Feuerlandes, von wo aus die Reise über die Magelhaensstraße zur argentinischen Seite fortgesetzt wird. In dieser Zeit herrscht dort Sommer, und diese Jahreszeit wird zu wissenschaftlichen Forschungen verwandt. Im Winter kehrt die Expedition nach Argentinien zurück, wo sie sich auflöst, worauf die Theilnehmer gesonderte Forschungen vornehmen. Vor seiner Abreise war Nordenskiöld in Berlin, Freiburg, Hamburg, Paris und London, um sich über frühere Forschungen im Feuerlande zu unterrichten. Die Mittel der Expedition bestehen in verschiedenen Stipendien, ferner hat Baron Oskar Dickson in Gothenburg, der freigebige Förderer wissenschaftlicher Unternehmungen, auch hiezu wieder 5000 Kronen beigesteuert. Von den Mitgliedern der Expedition ist Nordenskiöld Geolog und Kartograph, Ohlin, durch seine Nachforschungen nach der Björling'schen Polar-Expedition bekannt, Zoolog, und Dr. Dusén Botaniker. Letzterer hat eine Reise nach Afrika ausgeführt und Forschungen in Kamerun unternommen, deren wissenschaftliche Ergebnisse er jüngst in einer schwedischen Fachschrift veröffentlichte.

* **Rom.** Die Accademia dei Lincei hat den Geh.-R. Prof. Dr. Albert v. Kölliker in Würzburg zum auswärtigen Mitgliede ernannt. Außer ihm wurden in gleicher Weise ausgezeichnet: Dr. Heinrich Ivanovich, Director des Centralbureaus für Physik in St. Petersburg, Dr. Camille Jordan, Mathematiker am Institut supérieur de la France zu Paris, Dr. Georg Salmon, Mathematiker zu London, und der Astronom F. S. Newcomb in Washington. Von Italienern empfingen das Diplom: der Physiolog Prof. Luigi Luciani in Rom, der Patholog Guido Tizzoni in Bologna und Carlo De Stefani, Geolog und Geograph in Florenz.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 7. August folgende Schriften eingegangen:

Heinrich v. Treitschke: Zum Gedächtniß des großen Krieges. Rede, gehalten zu Berlin am 19. Juli. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Mittheilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. Jahrgg. 1894; redig. v. Prof. Dr. Rudolf Hoernes. Graz, Vereinsverlag 1895. — Bertha v. Suttner: Einsam und arm. (Erzählung.) 2 Bde. Dresden &c., E. Pierson 1896. — Der Bundschuh; Oper in 1 Aufzuge. Dichtung v. Max Morold, Musik v. Josef Reiter. Klagenfurt, Selbstverlag 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Besant, Annie. Reincarnation oder Wiederverkörperungslehre. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — „Ich erwachte!" Lebens-Zustände im Jenseits. Aus dem Englischen v. J. Shaw Stewart. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. — Kiesewetter, Karl. Der Occultismus des Alterthums. I. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Robert, Friedrich. Aus dem Nichts zum Glauben. 2. Auflage. Berlin, Bibliogr. Bureau. — Sankaracharya, Atma Bodha. (Selbsterkenntniß.) Uebersetzt von Franz Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Derselbe: Das Palladium der Weisheit. (Viveka Chudamani.) Aus dem Sanskrit übers. von Mohini Chatterji. Ebenda.

Aus großer Zeit. Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71. Zusammengestellt u. herausgegeben von Heinrich v. Selbitz. Ansbach, Max Eichinger. — Eckart, Rudolf. Die Fürsten des Welfenhauses in ihren Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. — Das Haus Savoyen. Aus dem Italienischen des Obersten C. Fabris von Major K. Marselli. Turin, Vincenz Bona. — Freeman, Edward A. Geschichte Siciliens. Deutsch von Bernhard Lupus. I. Band. Leipzig, B. G. Teubner. — Henne am Rhyn, Otto. Die nationale Einigung der Deutschen und die Entwicklung des Reiches. Neue Ausgabe. Hannover, Karl Meyer. — Hiltl, Georg. Der französische Krieg von 1870/71. Jubiläumsausgabe. 3. bis 4. Lieferung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Histoire générale du IVe siècle à nos jours. Ouvrage publié sous la direction de MM. *Ernest Lavisse* et *Alfred Rambaud.* Tome V: Les Guerres de Religion. 1559—1648. Paris, Armand Collin et Cie., Éditeurs. — Märki, Alexander. Ungarns Millennium. Sep.-Dr. a. d. Oesterr.-Ungar. Revue XVII, 4—5. — Maugras, Gaston. Philosophenzwist. Voltaire und J. J. Rousseau. Uebers. v. O. Schmidt. Wien, Wilh. Frick. — Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokyo. 55. Heft. April 1895. Berlin, A. Asher u. Co. — Muff, Christian. Sieben Sedan-Reden. Halle, Richard Mühlmann. — Roth, A. Das Papstthum und seine Unfehlbaren. Wiesbaden, Virlenbach. — Schultheiß, Fr. Guntram. Die geistlichen Staaten beim Ausgang des alten Reichs. (Virchow-Wattenbach. Vorträge. H. 219.) Hamburg, Verlagsanstalt. — Treumann, Rudolf. Die Monarchomachen. (Staats- und völkerrechtl. Abhandlungen. Hggb. v. Georg Jellinek u. Georg Meyer. I, 1.) Leipzig, Duncker u. Humblot. — J. Escher und P. Schweizer. Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. III. Band, 2. Hälfte. Zürich, Fäsi u. Beer. — Vogel, Karl. Die dritte französische Republik bis 1895. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Vogelstein, Hermann, und Paul Rieger. Geschichte der Juden in Rom. II. Band. Berlin, Mayer u. Müller. — Vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. Erinnerungen des Malers Wassili Wereschtschagin. Uebersetzt von Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge, B. X, H. 2. Karlsruhe, J. Bielefeld.

☞ **Dieser Nummer liegt Titel und Inhalt der Beilage für das I. Quartal 1895 bei.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ueber den Rigveda.

Die ältesten Denkmäler der indischen Literatur fassen wir, wie bekannt, unter dem Namen Veda „Wissen“ zusammen. Der Name bedeutet eine Schicht sacraler Werke verschiedenen Alters und Charakters, aus der als höchste und wichtigste Erhebung der Rigveda und neben ihm der durch seine Zaubersprüche merkwürdige Atharva- oder Feuerpriesterveda aufsteigt. Der erstere, der „Veda der Verse“ umfaßt 1018 bis 1029 Lieder von ungleicher Länge, deren Zahl sich leicht erhöht, wenn wir aus inneren Gründen verschiedene dieser Lieder in kleine Hymnen auflösen. Es ist schwer, seine Bedeutung für die Culturgeschichte des indischen Volks und der arischen Völker richtig zu schätzen. Er steht an der Spitze der gesammten religiösen Entwicklung Altindiens und aus seinen Tiefen strömen Bäche, welche die grammatische Forschung nicht minder beleben als die Religionsgeschichte. Vielleicht können wir uns den Werth dieses Besitzes vergegenwärtigen, wenn wir an die Möglichkeit denken, daß Hunderte von den Liedern erhalten wären, mit denen die Germanen Thor und Wodan besangen, oder daß Swantowid im Lied altslavischer Priester wieder auferstünde. Aber bei Slaven und Germanen, bei Kelten und Römern sind diese alten Lieder verhallt und so tritt als einzigartiges Denkmal der arischen Stämme uns nur noch der Rigveda entgegen, doppelt darum willkommen, weil wie nach dem Verlust der sibyllinischen Bücher das Letzte, was uns verbleibt, zum Werthvollsten wird.

Daß die große Liedersammlung erhalten, verdanken wir den Brahmanen, ihrer Tradition, die den Wortlaut bis auf den einzelnen Buchstaben treu überliefert hat, die ihn mit einer Reihe von Schutzmitteln umgittert hat, so daß die Einflüsse von mehr als zwei Jahrtausenden an ihm spurlos vorübergegangen sind. Diese Ueberlieferung ist auf rein mündlichem Wege vor sich gegangen und zwar so sicher, daß noch heute in Indien diese Lieder und andere vedische Texte Wort für Wort hergesagt werden, mit jedem Accent ohne irgend welche Unterstützung von Manuscripten oder gedruckten Ausgaben, ja daß die Manuscripte ihre Berichtigung empfangen aus dem Munde dieser alten, mehr und mehr aussterbenden „Çrotriya's“. J-tsing, ein chinesischer Reisender, der von 673 an in Indien durch mehr als 20 Jahre Sanskrit studirte, sagt an einer Stelle seines Werkes, die Max Müller ans Licht gebracht hat, daß die Brahmanen die heiligen Schriften, die vier Veden verehren, die etwa 100,000 Verse enthalten, daß sie die Veden von Mund zu Mund überliefern, nicht schriftlich, und in jeder Generation sich einige intelligente Brahmanen befinden, die diese 100,000 Verse recitiren, wie er selbst gesehen habe. Etwas ähnliches fand, wie uns Cäsar in seinem bellum Gallicum berichtet, bei den Druiden statt, die „eine große Zahl von Versen“ lernten. „Itaque annos nonnulli vicenos in disciplina permanent. Neque fas esse existimant ea litteris mandare.“ Wir wissen leider nicht, in welcher Weise bei ihnen Unterricht und Ueberlieferung vor sich ging; aber wir wissen es von den Brahmanen. Die Werke sind uns aufbewahrt, in denen das ganze System ihres Unterrichts beschrieben ist. Mit 8, resp. 11 oder 12 Jahren, je nach der Kaste, tritt der junge Arier in die Lehre, in allem seinem Guru oder „Alten“ unterthan. Das heilige Feuer pflegend, Almosen erbettelnd, mit Fell und Stab versehen, hat er ihm zu dienen. Wenn der Lehrer ihn ruft, sagt ein Text, soll er aufstehen und anworten; wenn er geht, so soll er laufen und antworten. Bei diesem Lehrer studirt er den einzelnen Veda mit seinen Anhängen 12 Jahre oder so lange, bis er ihn begreift, lernt er mehrere Veden, dann wohl bis 48 Jahre: Wort für Wort, Pensum für Pensum, Capitel für Capitel geht der Lehrer mit seinen Schülern durch; Wort für Wort läßt er den Text hersagen mit allen Accenten, und wenn ein kleiner Abschnitt beendet ist, sollen alle ihn wiederholen. Wir finden schon im Rigveda, in einem Liede, das die bei Beginn der Regenzeit erwachenden Frösche mit recitirenden Brahmanen vergleicht, eine Anspielung auf dieses Lernen: „Wenn von ihnen der eine des andern Wort nachspricht, wie ein Schüler das des Lehrers, das alles ist wie ein wohlgelungenes Pensum, wenn ihr über den Wassern eure Stimmen erhebt.“

Das Lehrbuch der Phonetik, das uns genau die Weise der Ueberlieferung beschreibt, setzt den Wortlaut des Textes voraus, den wir selbst vor Augen haben. Er ist uns in zwei Schreibungen überliefert, einmal in der einfachen Wortform, die jedes Wort für sich allein betrachtet, zweitens in der Compositionsform, d. h. mit den kleinen Veränderungen, welche die Worte im Sanskrit innerhalb des Satzes erleiden. Jene erste Form ist eine Art von Commentar zur zweiten und wird von dem Verfasser der Phonetik vorausgesetzt, die jede scheinbare und noch so seltene Unregelmäßigkeit des Textes mit solcher Sorgfalt behandelt, daß wir hierin eine sichere Gewähr haben für die gänzlich unveränderte Bewahrung des Textes durch einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren. Ein zweites Hülfsmittel kam hinzu, den Wortlaut vor Verunstaltungen zu schützen, Lesungen desselben Wortes in verschiedener Stellung, die zur Unterstützung des Gedächtnisses erfunden wurden: z. B. in der Weise, daß man die Worte a b c d in der Reihenfolge ab bc cd oder gar ab ba ab bc cb bc wiederholte. Am besten läßt sich das verstehen, wenn wir eins unsrer eigenen Kirchenlieder in dieser, uns freilich sonderbar scheinenden Weise lernen wollten. Die Zeile „nun ruhen alle Wälder“ würde dann die Form annehmen: „nun ruhen. ruhen alle. alle Wälder“ oder gar: „nun ruhen. ruhen nun. nun ruhen | ruhen alle. alle ruhen. ruhen alle.“ Wer so einen Text sich eingeprägt hat, wird freilich seinen Wortlaut sicher nicht mehr vergessen haben.

Daß er darum ohne Versehen wäre, daß er textkritisch allen Angriffen standhielte, wird nicht behauptet werden dürfen. Gehörfehler, Mißverständnisse sind unzweifelhaft

darin; Trümmer verschollener Lieder, Versfragmente sind deutlich zu erkennen und beweisen, daß der älteste Liederschatz des vedischen Volkes nicht vollständig auf uns gekommen ist. Aber wir verdanken es jenen Hülfsmitteln, daß nach der endgültigen Feststellung des Textes uns dieser in jedem Detail unverändert überliefert worden ist.

Die wichtigste Frage, die nach dem Alter der Lieder oder wenigstens der Culturepoche, die sie wiederspiegeln, ist leider noch ohne Antwort. Wir hatten bis vor kurzem keine anderen als allgemeine Erwägungen und konnten nur ungefähr die unterste Grenze feststellen. Buddha's Person, sein Tod ist einer der wenigen sicheren Angelpunkte der älteren indischen Chronologie. Sein Auftreten bedeutet den Höhepunkt der gegen den Brahmanismus, gegen Opfer und Veda gerichteten Bewegung, und diese Bewegung setzt die ganze Entwicklung des Brahmanismus voraus, der brahmanischen Werkheiligkeit nicht minder als der philosophischen Strömungen, die in den Upanisads ihren ersten und noch ungelenken Ausdruck fanden und aus der Wüstenei brahmanischer Theosophie erfrischend hervorquellen. Diese philosophischen Tractate gehören in der Hauptsache ans Ende der vedischen Literaturentwicklung, und wir werden etwa auf das Jahr 1000 als unterste Grenze für die Zeit der vedischen Literatur geführt. Daß diese Grenze zu niedrig ist, ergibt sich aus verschiedenen, von Bühler kürzlich schärfer ans Licht gerückten Gründen, von denen der Hinweis auf die Geschichte des Jainismus mir der wichtigste zu sein scheint. Die Secte, welche gleich dem Buddhismus die Autorität des Veda leugnete, nennt unter den Propheten und Vorläufern Jina's einen Mann mit Namen Pārçva, dessen Tod ihre Chronologie auf das Jahr 776 verlegt. Wenn dieser Ansatz auch nur ungefähr richtig ist — und die Chronologie der Jainas hat im allgemeinen sich als glaubwürdig erwiesen —, so folgt klar, daß der Rigveda, der an der Spitze der vedischen Literatur steht, nicht erst nur um 1000, sondern viele Jahrhunderte früher entstanden sein muß. Indeß ist man von zwei Seiten weit über alle bisherigen Vermuthungen hinausgegangen. Jacobi in Bonn und ein gelehrter Hindu, Tilak, haben auf Grund einzelner Angaben über Opferzeiten u. s. w. gleichzeitig den Gedanken ausgesprochen, daß das Alter des Veda viel weiter hinaufreiche, und Jacobi setzt die Zeit von 4500 bis 2500 vor Christus als die Epoche der vedischen Cultur an, an deren Ende die Lieder entstanden seien. In der vedischen Literatur finden wir nämlich u. a. die Angabe, daß das Vedastudium zur Zeit des Erscheinens der Kräuter, also zu Anfang der Regenzeit beginne, die im Pendschab mit der Sommersonnenwende zusammenfällt. Einige Schriften nennen nun als Monatsnamen den Çrāvana, der jetzt auf Juli-August trifft. Begann dieser einst die Regenzeit, so werden wir auf die Zeit von 2500—1500 v. Chr. geführt, in der diese Vorschrift über den Beginn des Vedastudiums entstanden ist. Noch weiter hinauf würden wir durch einen andern, ebenfalls erwähnten Monatsnamen gelangen. Ein anderes Moment für die Fixirung der Zeit wäre der Polarstern, der dem Rigveda, wie Jacobi annimmt, nicht bekannt ist, aber in jüngeren Schriften genannt wird. Da einen Stern, der diesen Namen verdient, nur die Zeit um 2700 v. Chr. kennt, in der α Draconis dem Pol sehr nahe stand, so würde die Zeit des Rigveda jenseit dieser Periode liegen müssen. Die hier nur flüchtig angedeuteten Aufstellungen beider Gelehrten sind sehr ernsten Einwendungen begegnet von Seiten Whitney's, Oldenbergs, Thibauts, und es scheint noch nicht angezeigt, sie für mehr zu halten als wichtige Anregungen.

Als die Heimath der Lieder sieht man gewöhnlich, durch die Erwähnung der Flußnamen bewogen, das Pendjab an und das darein mündende Kabulthal. Ganz reicht diese Bestimmung nicht aus; wir werden uns noch weiter hinauf nach Kaschmir, wo manche der vedischen Inder ihre Sitze gehabt haben, wenden müssen und namentlich weiter vom Indus nach Westen, mit dem in der historischen Zeit das Pendjab oft in Berührung kam; wenigstens werden, wenn nicht einzelne Stämme, so doch manche der im Rigveda fortklingenden Begebenheiten ihren Schauplatz in weiterer Ferne gehabt haben, als man bis jetzt annimmt.

Der Veda stammt aus Brahmans Munde. Mit solcher Heiligkeit hat die Tradition ihn umwoben, daß seine Lieder nur „erschaut", nicht „gedichtet" worden sein sollen. Als Offenbarung gilt er bis auf den heutigen Tag und mit seiner Autorität decken sich selbst die philosophischen Systeme. An Gegnern hat es freilich nicht gefehlt. Der berühmteste und einflußreichste ist der Buddhismus gewesen; die Çārvākaschule lehrte, daß der Veda nur nützlich als Mittel zum Lebensunterhalt sei, denn er sei von drei Fehlern, Unwahrheit, Selbstwiderspruch und Tautologie, erfüllt und die Veden seien die zusammenhanglosen Gesänge von Knaben. Sie citiren den Brhaspati, welcher gesagt habe, das seien nur Mittel zum Lebensunterhalt für die, welche weder Männlichkeit noch Verstand haben. Aber all diese Gegenbestrebungen haben das Fundament, auf welches die Entwicklung des Brahmanismus ihn gestellt hat, nicht dauernd zu unterspülen vermocht, und so ist er denn uns verblieben als das werthvollste Besitzthum, das das indische Alterthum uns hinterlassen hat.

Der Rigveda verdankt sein Entstehen im wesentlichen dem Wirken priesterlicher Geschlechter. Wir finden viele von ihnen mit Namen genannt und auch einzelne Verfasser hervortreten. Wir sehen eine Reihe von Sängerfamilien, wenn man will Dichterschulen, auftreten, finden sangeskundige Meister, wahre Dichter und daneben Schüler und Stümper, die mit erborgten Formeln kümmerlich ein Lied zusammenflicken. Was wir haben, ist nicht Volkspoesie im gewöhnlichen Sinn. Jene Priestergeschlechter standen zur vedischen Zeit sicherlich schon über dem Volke; aber es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß sie darum auch außer dem Volke standen. Soweit wir das Entstehen des Brahmanismus verfolgen können, immer deutlicher zeigt er sich als ein Bewahrer alter Ueberlieferungen, aus volksthümlichem Grunde emporgewachsen und mit volksthümlichen Elementen genährt. Daraus folgt, daß manche jener Sänger und Opferer an den Höfen der Fürsten und Vornehmen auch populäre Dichter gewesen sein werden, die ihre Stoffe aus dem breiten Grunde volksthümlichen Glaubens und Denkens hervorholten und mit ihren Liedern nur die Gestalten der Götter verherrlichten, denen ihre Gönner dienten. Viele ihrer Lieder sind einfach, schlicht und wahr empfunden; aber daraus folgt nicht, daß sie im Volke entstanden sind. Mir scheint, als ob gerade schlichte und einfache Lieder ihren Ursprung großer dichterischer Kraft verdankten, nicht dem Volk, das nur willig aufnimmt und weiter singt. Unsre eigenen Volkslieder können uns lehren, wie große Dichter oft hinter schlichten Weisen stehen.

Man hat anfänglich geglaubt, daß wir im Rigveda die Anfänge aller Mythologie und mythologischen Denkens haben. Aber das ist nicht der Fall. Mit der Mythologie ist es nicht anders als mit dem Strom der Sprache. Wie weit wir auch wandern, wir gelangen nicht an seine Quelle. Jeder Zeitraum sprachlicher Entwicklung, sei es Alterthum oder Gegenwart, zeigt absterbende Gebilde und neue Triebe, und ebenso ist es mit der Mythologie des Rigveda. Sie vergegenwärtigt nur einen Theil des langen Flußlaufes, in dem indisches Glauben und Denken dahinrinnt; diesen aber in einer Reinheit und Ursprünglichkeit, daß wir ihm nichts vergleichen können. Wir sehen Götter wie Agni, Soma im Zenith der Verehrung stehen, daneben andere

wie die Açvins oder Dioskuren schon erbleichen und nur noch durch die typischen Erzählungen von ihren Heldenthaten ihre Strahlen zu uns senden. Wieder andere steigen am Horizont erst empor, so Vischnu; sei es, daß sein Cult überhaupt erst in Aufnahme kam, oder Stämme, die ihn dem vedischen Pantheon zuführten, noch ziemlich abseits von den vedischen Clanen standen. Dieser warme, fühlbare Pulsschlag mythologischen Lebens ist es, der dem Veda, besonders dem Rigveda, seinen Reiz gibt, seine religionsgeschichtliche Bedeutung und — seine Schwierigkeit.

Der Götter, die besungen oder erwähnt werden, sind viele. Wir finden Hymnen an den Feuergott, an Sonne und Mond, an die Morgenröthe, manche von großer Frische des Ausdrucks und Ursprünglichkeit der Empfindung. Sie zeigen, daß die Naturverehrung im Rigveda noch in voller Blüthe stand; sie lassen wenigstens vermuthen, daß die weniger durchsichtigen Gestalten anderer Götter, die von ihrem äußeren Object losgelöst erscheinen und schon in einer dem Rigveda vorausgegangenen Zeit concipirt sind, aus demselben Schoß geboren sind. Man ist im allgemeinen auch darüber einig, als die Grundlage der Mehrzahl der vedischen Götter Naturerscheinungen anzusehen, und so lange wir hieran festhalten, werden wir uns in einem engen Kreise bewegen und bewegen müssen. Immer wieder ist es der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, der Wind mit Blitz und Donner, die Erde mit Berg und Strömen, die selbst bei primitiven Völkern, wie die Anthropologie uns lehrt, die Gegenstände der Verehrung ausmachen. Wir haben auch im Rigveda allein drei Windgötter (Vāyu, Vāta, Maruts), von zwei weiteren nicht ganz sicher erkannten Gestalten ganz abgesehen. Wir dürfen erwarten, daß auch Sonne und Mond, die das Leben ja viel mehr und sichtbarer beeinflussen, unter verschiedenen Namen auftreten, und die Vielfältigkeit der Namen im Grunde uns über die vorhandene Monotonie der Götter täuscht. Die Anthropologie legt es zwar nahe, weiter zu denken und über das, was theoretisch in der Mythologie möglich ist, die Werke ethnographischer Forscher zu befragen, wie Tylors ausgezeichnetes Werk über die Anfänge der Cultur. Da finden wir denn auch noch andere Quellen, wie Manencult und Geisterglaube, aus denen mythologische Gestaltungen fließen. Crooke's vortreffliche „Introduction to the popular religion and folklore of Northern India“ (Allahabad 1894) eröffnet einen Einblick in die mannichfachen Schattirungen des Glaubens und Aberglaubens im heutigen Indien. Aber all diese Rathgeber bieten nur theoretische Möglichkeiten, Gedanken über das, was sein könnte, nicht über das, was ist, und kein Versuch könnte sich schwerer rächen, als der, diese ethnographische Mannichfaltigkeit im Rigveda durchaus wiederfinden zu wollen. Der Mytholog gleicht hier, in gewissem Sinne, dem Arzt, der aller Möglichkeiten gewärtig und alle Messer zur Hand, dennoch erwarten muß, immer wieder demselben Fall gegenüber zu stehen. Wir dürfen, im Princip, selbst den Euhemerismus, der in Göttern einstige Menschen sah, nicht vergessen. Man braucht nur an die Mythen und Sagen zu denken, mit denen Buddha's Leben ausgeschmückt ward, daß in Madras ein Mann dem Standbild der Königin von England seine Verehrung und Gaben darbrachte, um sich von der Möglichkeit zu überzeugen. Wer das kürzlich erschienene Prachtwerk „Napoléon I. par l'image“ gesehen hat und dort das Bild, auf dem Napoleon als Sonne den Erdball beleuchtet, wird sich vergegenwärtigen können, welch ungeheure Formen menschliche Verehrung in primitiven Zeiten annehmen kann. Spuren des Euhemerismus sind im Rigveda aber noch in keiner Weise sicher nachgewiesen; immer werden wir, auf dem Wege möglichst genauer Texterklärung, zu der Natur als dem Ausgangspunkt der Mehrzahl und der wichtigsten der vedischen Götter hingeführt.

Die großen und mannichfachen Aufgaben, welche die Vedamythologie zu erfüllen hat, für sich wie für andere, mit Bezug auf Altindien wie auf die indoiranische und noch weitere Vorzeit, werden nicht in kurzer Zeit und nicht von einer Richtung aus zu lösen sein. Je verschiedener der Standpunkt, je verschiedener die Methode, je mannichfacher die Beleuchtung, um so sicherer werden wir die Schätze heben, die dort lagern, und ich kann es nur für einen Gewinn halten, wenn anstatt der Windstille, die auf dem weiten Gebiet lagerte, jetzt frische Luft weht und selbst Gegensätze schärfer hervortreten.

Wenn ich von kleineren Arbeiten und eigenen Versuchen hier absehe, so ziemt es, zuerst Max Müllers zu gedenken. Wenn der Name der Liedersammlung auf das Interesse der Gebildeten stößt, wenn man ihre Bedeutung allgemein anerkennt, so wird der Dank hiefür dem großen Sanskritisten dargebracht werden müssen, der von seiner „History of ancient Sanskrit litterature“ und seiner großen Rigveda-Ausgabe an für die Religionswissenschaft und die Bedeutung des Rigveda in ihr zu kämpfen für seine Lebensaufgabe gehalten hat.

Von seinen religionswissenschaftlichen Vorlesungen, an der Universität Glasgow gehalten, ist der zweite Cursus unter dem Titel „Physical Religion“[1]) erschienen und sehr wesentlich dem Rigveda selbst gewidmet. M. Müller betrachtet ihn im Lichte der allgemeinen Religionsphilosophie; er ist Anhänger der Entwicklungstheorie, die längst vor Darwin von der Sprachwissenschaft aufgenommen wurde, in Sprache und Religion. In dem Rigveda erblickt er ein vorzügliches Mittel, den Entwicklungsgang religiösen Denkens darzulegen, der Gedanke leitet auch diese Schrift. Müller geht von Agni, dem Feuer und dem Gott des Feuers, aus. „Wenn wir also finden sollten,“ sagt er an einer Stelle, „daß der höchste und reinste Gottesbegriff langsam aus dem ursprünglichen sinnlichen Begriff des Feuers herausgearbeitet worden ist, so würde das in keiner Weise den Gottesbegriff schänden. Im Gegentheil würde es nur dazu dienen, unserm Geist dieselbe Lehre einzuschärfen, welche die Natur uns immer wieder ertheilt, nämlich die, daß die höchsten Errungenschaften oft durch eine stetige Fortentwicklung mit den unbedeutendsten Anfängen verknüpft sind. . . .“ Nun liegen, wie er annimmt, in den Liedern des Rigveda alle diese verschiedenen Momente neben einander, Ueberreste verschiedener Perioden menschlichen Glaubens eingebettet in dieselbe Schicht, und Müller sieht in der Sprachwissenschaft die Führerin durch dies Labyrinth. Agni, ignis, von der Wurzel ag, bedeute ursprünglich nicht viel mehr als „agilis, lebhaft sich bewegend“; von hier aus versucht der Verfasser eine „Biographie“ des Gottes, wie früher von Dyaus, um das Wachsthum religiösen Denkens, die aufeinanderfolgenden Stufen in der Entwicklung religiöser Begriffe von der Natur zu Naturgöttern und schließlich zum Naturgott, den „theogonischen Proceß“ an seinem Beispiel in voller Klarheit aufzuzeigen.

Müller zeigt, wie das von Anfang an in der Bewegung, die wir Feuer nennen, constatirte unbekannte Agens zu göttlicher Würde erhoben wurde, wie das Wort Agni aus einer gewöhnlichen Bezeichnung des Feuers, das auf dem Herde brennt, die Wälder zerstört oder in Blitzesgestalt herabfährt, zu der Würde eines freundlichen und allwissenden Wesens, eines Deva heranwuchs; das Wort deva, deus selbst habe aus seiner ursprünglichen Bedeutung ‚glänzend‘, die der Morgenröthe, Sonne und anderen Licht-

[1]) Oxford 1890. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. R. Otto Franke, Leipzig 1892.

göttern zukam, sich erst im Lauf der Zeit zu der abstracten Bezeichnung Gott entwickelt. Müller legt weiter dar, wie Agni, seines materiellen Charakters mehr und mehr entkleidet, mit anderen Devas identificirt und schließlich Schritt für Schritt zum höchsten Gott erhoben wurde, zum höchsten Gottesbegriff; der Autor verfolgt die mythologische Entwicklung Agni's, wie sie in Erzählungen und Sagen sich fortsetzt, deren Inhalt den Ethnologen nur zu oft Veranlassung gegeben hat, auf frühere Culturzustände sehr zweifelhafte Schlüsse zu ziehen. Er spricht von Gebräuchen, ihrer religiösen Sanction und ihrem Verfall, von dem Unterschied zwischen Religion, Mythologie und Ceremoniell. Wiederholt hält er auf seinem Weg inne, wirft Rückblicke auf andere Religionen und kommt zu dem Schluß, daß auch in ihnen die gleiche Entwicklung, der natürlichen zur moralischen Religion, anzunehmen sei, eine andere Offenbarung als die natürliche nicht existire und nicht nöthig sei. Man wird dem Reiz der Müller'schen Darstellung sich hingeben können, ohne ihm darum immer unbedingt zu folgen. Ich will absehen von dem, was gegen ihn die Theologen einwenden werden; ich möchte selbst nur sagen, daß die Anknüpfung der Götternamen an die Sprachwurzeln und ihre ursprüngliche Bedeutung mir nicht ohne Bedenken zu sein scheint; denn sie führt in die arische Zeit, in die Vorgeschichte der Sprachen und der Worte, die wir nicht immer so gut wie bei deus, controliren können, und selbst die Verknüpfung von Agni und ag wird man nicht durchaus anerkennen müssen. Man wird auch andere Dinge bezweifeln dürfen, wie den Ausspruch, daß Religion eher da war als Opfer; ich glaube gar nicht, daß beide Dinge von einander getrennt werden können. Aber überall tritt die weite Auffassung hervor, der große Maßstab, den der Autor an die Dinge legt, vor allem an den Veda, den er, ich möchte sagen, sub specie aeterni sieht.

Von anderem, nicht so allgemein und so tief religionsphilosophischem Standpunkt aus treten zwei andere, einander stark entgegengesetzte Autoren an den Rigveda heran, zunächst, um die historische Reihenfolge zu wahren, P. Regnaud, ein um das Sanskrit vielfach verdienter französischer Gelehrter, der über den Rig-véda et les origines de la mythologie indo-européenne gehandelt hat (Paris 1892). Ich muß bekennen, daß ich in keinem wesentlichen Punkte den hier geäußerten Ansichten beipflichten kann und glaube auch nicht, daß sie weiteren Boden gewonnen haben. Zwischen ihm und den anderen Vedisten gibt es fast keine Gemeinschaft der Ideen. Wäre seine Stellung richtig, und es läßt sich glücklicherweise das Gegentheil erweisen, so mußten wir anderen alle, was je über den Veda gesagt ist, möglichst zu vergessen suchen. Indeß seine Auffassung ist originell, der Historiker der Vedaforschung darf sie nicht übersehen; wäre das Buch nicht so umfangreich, man würde hinter seinen Blättern einen schelmisch lächelnden Verfasser suchen, der die heutige Richtung, den Veda als religiöses Buch zu erklären, zu verspotten sucht — aber es ist ihm Ernst. Nach ihm bezieht der ganze oder fast der ganze Rigveda sich auf das Opfer, das in dem flüssigen und feurigen Element besteht, welche es erzeugen. Dyaus ist bei ihm nicht der Himmel oder Tag, sondern die entflammte Opferspende. Die Stelle, welche wir sehr natürlich auf die Vögel beziehen, die beim Nahen der Morgenröthe von den Nestern auffliegen, deutet er auf die Flammen, die vom Altar aufsteigen. Die Morgenröthe selbst ist die Flamme, die sich der Libation bemächtigt. Wenn ich nicht irre, sucht R. die Gedanken eines für die Vedaforschung zu früh verstorbenen Gelehrten fortzusetzen und weiter zu bilden, der im vedischen Opfer eine Nachahmung bestimmter Himmelserscheinungen sah und das Opfer, welches die Götter feiern, für das Vorbild des menschlichen hielt.

Ganz andere Ziele und anderen Geist verräth das dritte Werk, das hier genannt sein möge, Oldenbergs „Religion des Veda". Es gibt vielerlei darin, womit ich nicht übereinstimme; über die das indische Opfer, die den indischen Cult beherrschenden Ideen ist aber nichts Weitblickenderes geschrieben worden. Der Untergrund populären Glaubens, volksthümlicher Anschauungen, auf dem sich der brahmanische Cultus aufbaut, der weite ethnologische Zusammenhang dieses Untergrundes mit der Anschauung primitiver Völker tritt hier deutlich hervor und rechtfertigt die Meinung, daß der Brahmanismus der treueste Bewahrer und Fortsetzer volksthümlichen Glaubens war. So sehen wir, daß das Upanayana, die Einführung beim Lehrer, die im Ritual mit besonderer Feierlichkeit umgeben wird, der Pubertätsfeier entspricht, die über den ganzen Erdkreis verbreitet ist und für die brahmanische Ausbildung einer alten Familieninstitution zu halten ist; die Bräuche, welche das Leben des Einzelnen bis zum Tode und den Todtencult begleiten, verketten sich mit den Sitten anderer und zwar nicht nur arischer Völker in mancherlei Weise. Das Werk besteht aus vier größeren Abschnitten, denen eine die Quellen behandelnde Einleitung vorangeht; die Götter und Dämonen im allgemeinen und speciellen bilden den Inhalt der beiden ersten Capitel, der Cultus und Seelenglaube mit Todtencult den der beiden letzten, die als ein wesentlicher Fortschritt auf unserm Wege zur Würdigung des religiösen Denkens in Altindien zu begrüßen sind. Gegenüber der heute stark hervortretenden Neigung, den Rigveda zu isoliren, das vedische Volk von der Vergangenheit abzuschneiden, kann die in den ersten Capiteln gegebene Erinnerung an Avesta und indogermanischen Glauben, nach dessen Grundlinien zu suchen nicht vergessen werden darf, nützlich wirken; obwohl ich bei allem, was über die Götter der arischen Vorzeit überhaupt geschrieben ist, nie den Eindruck gewinne, daß wir uns mit Ausnahme weniger Gleichungen auf sicherem und ertragreichen Boden befinden. Denn der Glaube an Götter wandelt sich leicht mit dem Geist der Zeiten; die Ausbreitung der arischen Stämme über neue Länder, das Leben unter veränderten Naturbedingungen, die Berührung mit anderen, fremden Stämmen wirken auf ihn ein und führen der Glaubensbildung neue, für uns fast unübersehbare Kräfte zu. Daß die vedischen Götter selbst mannichfacher Deutung unterliegen, habe ich schon hervorgehoben. Hier aber dürfen wir hoffen, sicherer zu erkennen, wenn wir uns mehr vertiefen, und zu dieser Vertiefung sind, wie ich schon sagte, viele Hände und verschiedene Schatzgräber nöthig.

A. Hillebrandt.

Moderne Frauen in England.

III.[1]

3. „Die gelbe Aster."[2]

Der ebenfalls in neuester Zeit hervorgetretene Verfasser des obigen Romans, der sich hinter dem Pseudonym „Jota" verbirgt, führt zwei „advanced" (fortgeschrittene) Frauen vor, aber als Beispiele für die Verkehrtheit der Richtung. Mrs. Waring, die Frau eines Gelehrten, dem sie bei der Abfassung naturwissenschaftlicher Werke behülflich ist, hätte ihrem Wesen nach eine weibliche Frau, eine Mutter werden können, wenn die Richtung der Zeit ihren lebhaften Geist nicht von dem ihm naturgemäß zugewiesenen Wirkensgebiete fortgezogen hätte. Sie hat, wie ihr Mann, jene einseitige Gelehrsamkeit in sich entwickelt, die mit einem gewissen Stumpfsinn allen außerhalb eines beschränkten

[1]) Vergl. Beilage Nr. 178 und 180.

[2]) „The Yellow Aster". Leipzig, Tauchnitz, 1895.

Wissenszweiges liegenden Interessen gegenüber verbunden ist. Sie gehören beide zu jenen Gelehrten, die man Abstracta nennen könnte, wenn sie nicht die irdische Moles eines Körpers, einer mit ganz gewöhnlichem Essen und Trinken in Stand zu haltenden Arbeitsmaschine mit sich schleppten.

Diese beiden Leute haben das Unglück, Kinder zu bekommen, eine andere molesta moles in Gestalt einer Tochter und eines Sohnes. Ohne jedes Verständniß für das kindliche Wesen, ohne Interesse für die kindlichen Bedürfnisse, denken sie gar nicht daran, die Erziehung selbstthätig zu leiten; sie dirigiren sie nur von oben herab nach gewissen naturwissenschaftlichen Principien. Eins davon lautet, daß die Kinder weder in veralteten religiösen Vorstellungen, die wissenschaftlich anfechtbar sind, noch in aufgeklärten, aber für sie unverständlichen erzogen werden sollen; der ganzen Hausgenossenschaft wird verboten, das Wort „Gott" in Gegenwart der Kinder auszusprechen. Die tabula rasa ihres religiösen Bewußtseins soll nicht eher beschrieben werden, bis sie geistig hinreichend erstarkt sind, um die verschiedensten Auffassungen des Dinges an sich verstehen und kritisch gegen einander abwägen zu können. Das für diesen Zweck geeignete Alter ist ihnen das halbwüchsige, von 13—14 Jahren, und in feierlicher Familiensitzung, der der Geistliche des Dorfes beiwohnt, werden ihnen eine Reihe von religionsphilosophischen Schriften der verschiedensten Richtungen geschenkt. Gleichzeitig wird dem Pfarrer, in dessen Geistesfreiheit Mr. Waring, wie er zu spät erkennt, ein viel zu großes Vertrauen gesetzt hat, die religiöse Unterweisung der beiden übergeben.

Das ist freilich nun zu spät. Die Kinder sind ohne mütterliche Liebe, im Kampfe mit Dienstboten und Hauslehrern aufgewachsen, haben von der Schönheit, von dem tieferen Sinne des Lebens nichts erfahren und wenig mehr gelernt, als jeder augenblicklichen Willensregung Geltung zu verschaffen. Der schwachbegabte Knabe hat in dieser Art des Daseins eine Brutalität in sich entwickelt, die nach der charakteristischen Auffassung der Engländer ihn „nur noch für die Armee tauglich" macht. Gwendolee dagegen, die den scharfen Intellect und die Gefühlskühle der Eltern geerbt hat, erklärt dem Pfarrer rund heraus, daß ihr jedes Verständniß für das höchste Wesen, von dem er immer spräche, fehle und daß sie nicht begreifen könne, warum man es lieben oder verehren sollte. Ihre Geisteswaffe hat sie scharf und schlagfertig gemacht und ist entschlossen, aus dem dauernden Kampfe, den das Leben für sie darstellt, als Siegerin hervorzugehen und, wie bisher, die Befriedigung aller ihrer Wünsche und Launen durchzusetzen. Der Härte und Selbstsucht, der Wildheit einer solchen Frauenfigur gibt der Dichter nur die edle Beimischung der Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere und einer selten, aber stürmisch sich äußernden Zärtlichkeit für die verständige, liebenswürdige Frau des Pfarrers, einer Reflexempfindung, von zahlreichen Beweisen des Mitleids und der Liebe hervorgerufen.

Zu einer imposanten Schönheit erwachsen, zieht Gwen in die erste Schlacht, die im Ballsaal geschlagen wird. Mit stolzem Lächeln schreitet sie über Schaaren gefallener Herzen hinweg zu dem Manne, der ihr als der reichste, klügste und männlichste aller ihrer Verehrer erscheint, und reicht ihm herablassend die Hand zum Bunde, ohne Liebe und mit dem Vorbehalte, daß ihre persönliche Freiheit, d. h. ihre Souveränetät, für alle Zeit intact verbleibe. Nachdem die Hochzeit im engsten Kreise gefeiert ist — Gwen hat keine Freundinnen — führt sie den Gefesselten im Triumphe durch die Städte und Länder Europa's. Neben der Freude über die ihrer Schönheit allgemein gewidmete Anbetung, neben dem Genuß, den die Abwechselung der Scenerie bietet, ist Leere in ihrem Herzen.

Der Mann, Sir Humphrey Strange, läßt sie gewähren, wappnet sich mit Geduld und hofft auf die Zukunft. Ein Leben, das sich von dem gewohnten Geleise einer zweckmäßigen oder wenigstens für zweckmäßig gehaltenen Beschäftigung krampfhaft fernhält und sein alleiniges Interesse aus dem unablässigen Wechsel der Eindrücke zieht, kann nicht dauern; er weiß, daß Gwen die Sinnlosigkeit eines solchen Daseins in kurzem einsehen wird, und begrüßt jede Aeußerung der Unzufriedenheit und Langenweile, die Gwen sich und ihm vergeblich zu verbergen sucht, mit heimlicher Freude. Der Dichter weiß diese Zukunftshoffnung des Mannes in ingeniöser Weise auch der Frau handgreiflich gegenüberzustellen. Ein Freund Sir Humphrey's, der Maler ist, hat während der Trauung eine Kreideskizze gemacht, welche die Amazone Gwen darstellt, die mit unverhohlenem Widerwillen eine lästige Förmlichkeit über sich ergehen läßt. Aus dieser Skizze hat er ein idealisirendes Gemälde geschaffen, welches die stolzen, kalten Züge des nämlichen schönen Gesichtes durch die tiefe Empfindung für die Heiligkeit der Handlung, durch Liebe und Hingebung erweicht zeigt, kurz, ein wahres Weib darstellt. Entsetzt wendet sich Gwen von diesem Abdruck ihrer Gestalt, der vor ihr steht wie ein Hohn auf ihre wahre Natur.

In die Einförmigkeit des ländlichen Lebens eingeschlossen, steht eine Frau wie diese, der die Freuden der Häuslichkeit abgeschmackt, die hohlen Förmlichkeiten und Unwahrheiten der Gesellschaft verhaßt sind und die doch kein tieferes Geistesinteresse hat, um den sie umgähnenden Abgrund der Leere auszufüllen, dem Nichts gegenüber. Sie sieht ein, es bleibt ihr nichts übrig, als zu werden wie die anderen, eine häusliche, weibliche Frau; aber sie fühlt bloß die äußere Nothwendigkeit, einen inneren Trieb nicht. Strange verfolgt ihre Bemühungen in der ihrer Natur zuwiderlaufenden Richtung mit tiefer Freude und glaubt gewonnenes Spiel zu haben, als Gwen sich Mutter fühlt. Er hat sich getäuscht.

Gerade diese Frucht eines ehelichen Lebens ohne Liebe flößt ihr Schauder ein; das Gefühl des Unrechts einer solchen Ehe, die unerträgliche Scham über ihre Selbsterniedrigung überwältigt sie. Der Unehrlichkeit dieses Verhältnisses muß ein Ende gemacht werden; sie verkündet ihrem Gatten, daß sie ihn noch vor der Geburt des Kindes verlassen wolle.

Zu ihrer Mutter zurückgekehrt, sieht sie in ihr eine gänzlich veränderte Persönlichkeit vor sich. Schon als diese ihre schöne, stolze Tochter sich kalt vom Vaterhause ablösen sah — die eigene Tochter und doch eine Fremde — hat der Krampf eines unverstandenen Schmerzes ihr Herz geschüttelt. Sie hat seitdem den Gedanken an die Tochter, die kaum eine nennbare Ziffer unter ihren Lebenswerthen dargestellt hatte, nicht loswerden können. Die Freude an der geistigen Arbeit ist ihr erstorben, die Einsamkeit hat sie niedergedrückt, und der unklare Zärtlichkeitstrieb in ihrer Brust hat einen Ausweg gesucht in der mütterlichen Sorge um die fremden Kinder der Dorfleute. So empfängt sie ihre Tochter mit Liebesbeweisen, ungeschickt und rührend, bittet sie um Verzeihung für die Unterlassungssünden früherer Jahre und fleht um ein wenig Liebe. — Also wieder ein Mensch, der etwas von ihr verlangt, was sie nicht geben kann; Mrs. Waring ist und bleibt ihrer Tochter eine fremde Persönlichkeit. Erst am Sterbebette der Mutter, als diese in ihren Phantasien die kleine Gwen vor sich zu sehen glaubt und die Frau mit all den Zärtlichkeiten überhäuft, die sie dem Kinde einst vorenthalten hat, schmilzt die Eisesrinde um der Tochter Herz; unter den Thränen leidenschaftlichen Mitgefühls und Schmerzes wird das Weib, die Mutter, die Gattin in ihr geboren.

In dem Roman zeigt sich eine frische und originale poetische Anschauung, für welche die letztbeschriebene Scene nur

ein Beispiel ist. Auch die Conception einer solchen Dichtung, die schwere Aufgabe der interessanten Gestaltung rein seelischer Vorgänge, welche sich der Verfasser gewählt hat, setzt ein gewisses Kraftbewußtsein voraus. Und die Tendenz beweist gegenüber den gedankenlosen Ausschreitungen, denen sich manche Dichterinnen auf dem Gebiete der Frauenfrage hingeben, einen gesunden Geist, der die von der Natur und der historischen Entwicklung gegebenen Realitäten nicht in den Wind schlägt, sondern mit ihnen rechnet.

Der Ausführung dieses sehr interessanten Themas im ganzen kann indessen kein unbedingtes Lob zutheil werden. Die moderne Kunstmanier, welcher der Verfasser folgt, mit ihren abgerissenen, eben nur andeutenden Gesprächen, mit ihrem flüchtigen Ueberspringen von Schwierigkeiten der Darstellung, mit ihren erzählenden Notizen an Stelle ausgeführter Gemälde, mit ihrem ganzen abgekürzten Verfahren scheint mir unfähig, schwere psychologische Probleme mit überzeugender Klarheit zu lösen. Die Einbändigkeit des Romans, welche für die moderne Dichtung die Geltung eines obersten technischen Gesetzes zu haben scheint, ist nur für wenig umfangreiche Lebensausschnitte, für wenig tiefgehende Fragen geeignet. Die Länge eines einzigen Bogens ist zweifellos nicht ausreichend, um darzustellen, wie zwei so verschieden geartete Wesen wie Strange und Gwendolee von der ersten Bekanntschaft zur Heirath gelangen. Die Freudlosigkeit ihres anfänglichen Zusammenlebens ist nicht zu greifbarer Anschaulichkeit gebracht; wie Gwen dazu kommt, sich unter die Convenienz zu beugen, die sie dann so schroff von sich abschüttelt, unter welchen Umständen sie sich zu geschlechtlicher Vereinigung mit dem Manne herbeiläßt, dem sie kalt und fast feindselig gegenübersteht, bleibt vollkommen verschleiert. Wir freuen uns bei der Lectüre moderner Erzählungen an vielen Stellen über die Ausmerzung alles gleichgültigen Details, über die Vermeidung fehlerhafter Längen, über das Fehlen jedes Gefühls- und Gedanken-Schwulstes, über die frische Anschauung manches lebensvoll ausgeführten Bildes, über die natürliche Sprache: das Ganze erweckt in uns nicht das gesättigte epische Behagen, das die ältere Kunst zu erzeugen verstand. In den meisten Dichtungen dieser Art wirkt außerdem die Stillosigkeit eines falsch verstandenen Realismus in hohem Grade belästigend. Warum soll z. B. ein so ernster Gegenstand wie dieser in einer Sprache dargestellt werden, welche nach Trivialität und Vulgarität des Ausdrucks zu suchen scheint? Kann der widerliche Dunstkreis, den der zum Delirium tremens neigende Diener Strange's um sich verbreitet, irgend etwas zur deutlicheren Erkennung der Hauptcharaktere oder zur Lösung der Verwickelung beitragen? Muß der starke, kluge Mann von nobler Gesinnung, der Bezwinger der stolzen Gwendolee nothwendig ein mit allen Hunden gehetzter, in allen Lebenslagen sattelfester Reisereporter gewesen sein?

Die alte Epik strebte nach vollkommener Klarheit nicht bloß der Einzelbilder, sondern des Gesammtverlaufes der Handlung, die mit der Wucht geschichtlicher Consequenz vor unsern Augen sich abrollte. Der feste Griffel, die unentwegt in die Seelentiefen dringende Kunst einer George Eliot hätte diesen schön ersonnenen Stoff verwerthet, um einen entscheidenden Sieg über die Unnatur und Krankheit der Modern Women-Bewegung davonzutragen. Das kann man von dem vorliegenden Versuche nicht sagen. -o-

---

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ausgrabungen. Römische, in Deutschland.** — Bei den Erdaushebungen in der Rothenthurmstraße in Wien, die zu Funden aus der Römerzeit geführt haben (vgl. Beil. Nr. 168), sind neuerdings werthvolle Bruchstücke von Denkmälern gefunden worden. Eine zu einem Monumentalbau gehörige Stirnverzierung zeigt zwischen Triglyphen eine Metope, die einen laufenden Löwen darstellt. Der etwas roh ausgeführten Figur fehlen der Kopf und die Quaste des erhobenen Schweifes, im übrigen ist sie gut erhalten. Das Fundstück rührt wohl von einem Sacellum her, das sich wahrscheinlich hier in der Nähe des Prätoriums des Lagers befunden hatte. Auch die Sculptur eines Medusenhauptes kam zu Tage. Regierungsrath Dr. Friedrich Kenner, Director der kais. Antikensammlung, wurde von den Ausgrabungen in Kenntniß gesetzt und hat die erforderlichen Einleitungen zu ihrer Erhaltung getroffen. — In **Köln** ist, wie A. Kisa im „Correspondenzbl. der Westd. Zeitschr." mittheilt, beim Canalbau an der Ecke der Elstergasse eine altrömische **Votivtafel** gefunden worden, die aus der Regierungszeit des Kaisers Caracalla, und zwar wahrscheinlich aus dem Jahre 211 stammt. Die Platte besteht aus Jurakalk und hat gegenwärtig eine Breite von einem Meter, eine Höhe von 54, eine Dicke von 12 Centimeter, der rechte Theil der Platte ist abgebrochen. Die darauf erhaltene Inschrift umfaßt sieben Zeilen; die Ergänzung der fehlenden Worte macht keine Schwierigkeiten. Sie berichtet die Wiederherstellung eines verfallenen Tempels des Jupiter Dolichenus durch den Statthalter von Niedergermanien, L. Luccejus Martinus, dessen Name bisher nicht bekannt war. Die Verehrung des Jupiter Dolichenus nahm zur Zeit des Septimius Severus einen großen Aufschwung, namentlich im Heere; auch in Xanten ist ein Votivstein gefunden worden, den ein Angehöriger der 50. Legion dem Gotte gestiftet hat. Ein zweiter Fund aus römischer Zeit ist in der Richard Wagner-Straße gemacht worden, wo beim Neubau eines Hauses der Grabstein eines Veteranen der legio X gemina Namens M. Valerius Calerinus und seiner Gattin Marcia Procula entdeckt worden ist. Er besteht ebenfalls aus Jurakalk und hat eine Länge von 2 Meter, eine Breite von 96 und eine Dicke von 28 Centimeter. Merkwürdig ist die doppelte Heimathsangabe des Mannes, der aus der Colonie Astigi in der spanischen Provinz Baetica stammt, dann aber das Bürgerrecht in Köln erworben hat. Ueber der Inschrift erhebt sich ein sorgfältig gearbeitetes Relief, das den Verstorbenen und seine Gattin, bedient von einem Sklaven, beim Mahle zeigt. Leider ist das Relief nicht völlig unversehrt erhalten. Die stark vorspringenden Köpfe sind beschädigt. Die rechte Hand des Liegenden, die wohl einen Becher hielt, ist abgebrochen, ebenso der rechte Unterarm der Frau, die ihrem Gatten aus einem Körbchen auf ihrem Schoße eine Frucht gereicht haben mag. Der Sklave zeigt die Haltung eines Unbeschäftigten, welcher der Befehle seines Herrn harrt. Neben dem Tischchen steht eine große cylindrische Henkelkanne, wie sie sich am Rhein in der Kaiserzeit häufig findet. Der Lehnsessel, auf dem die Frau sitzt, hat orientalische Form, wie sie später in Rom üblich wurde, während auf gleichzeitigen griechischen Darstellungen die Frau entweder auf dem Lager oder auf einem vierbeinigen Stuhle ohne Lehne sitzt. Der Tisch hat geschwungene, in Löwenfüße endigende Beine und ist unbedeckt; zwar war schon seit Domitian die Sitte der Tischtücher allgemein zur Herrschaft gelangt, doch behielten die Steinmetzen auf Grabreliefs den unverhüllten Tisch noch länger bei, da sie nach der Schablone arbeiteten. An den oberen Ecken des Grabsteines waren zwei Löwenfiguren in der üblichen, zum Sprunge gerüsteten Stellung angebracht, dazwischen ruhte entweder ein giebelartiger Aufsatz oder eine dritte Figur. Ungewöhnlich ist die Verzierung der beiden Schmalseiten, eine Palma, an der sich eine Schlange emporringelt, ein Sinnbild des glücklichen Ehelebens der Verstorbenen. — Die von dem Rheinischen Provinzial-Museum in Bonn unter der Leitung von K. Könen fortgesetzten Aufdeckungsarbeiten von Theilen des **römischen Standlagers Novaesium** (Neuß) sind vorläufig als abgeschlossen zu betrachten. Das Ergebniß ist, nach der „Köln. Ztg.", die Feststellung der Grundrisse und Einzelheiten von zwei Centurien-Casernen, von denen jede 80 Meter Länge und 12 Meter Breite hat, und einer Manipel-Caserne von gleicher Länge und 25 Meter Breite. Außerdem sind drei größere Bauten untersucht worden, welche entlang der Via principalis liegen und eine Anzahl vorn geöffneter Hallen vorführen. Dann ist die Porta principalis sinistra klar gelegt, welche eigenartige, bisher noch nirgends beobachtete Einzelheiten zeigt. Ferner wurde die Westflanke auf langer Strecke nebst deren abgerundeter Ecke freigelegt, und es konnten auch mehrere Umfassungsgräben-Querschnitte genommen werden. Eine schwierige und wegen der bedeutenden Breite und Tieflage der Mauerzüge kostspielige Aufgabe wurde in der Aufdeckung der linken Seite eines Kolossalbaues gelöst, welcher links vom Prätorium liegt. Dieser Bau von 80 Meter Breite

hat an der Via principalis eine mächtige Säulenhalle, an welche sich nach hinten drei sehr weite, von $2^1/_2$ Meter breiten Mauern eingefaßte, unterkellerte Säle anschließen. Dieselben sind an beiden Seiten von einer Reihe weiterer Räume umgeben, unter denen mehrere Estrichböden und Heizanlagen aufzuweisen haben. Zwei hier gefundene halbrunde Zimmer, ebenfalls mit heizbaren schwebenden Estrichböden versehen und von Kachelwänden umgeben, dienten als Bäder. Unter den zahlreichen kleineren Fundstücken befindet sich ein dem Jupiter Optimus Maximus und dem Schutzgeist des Ortes gewidmeter Votivstein. In dem genannten Kolossalbau wurden viele Silbermünzen der ersten Kaiserzeit und schöngestaltete Nadeln, Schreibgriffel, Tintenfässer, ferner mehrere Ehrenschmuckplatten gefunden; eine Gewandspange zeigt ein einfaches und ein Doppelbeil als Amtszeichen des Statthalters (Legatus Augusti). In der Wohnung eines Centurio fand man eine werthvolle, reich mit Zellenmosaik geschmückte Zierscheibe. In dem Raum eines Unterofficiers lag eine Rolle großer Erzmünzen vom Kaiser Nero, bei dessen Tod das Lager Novaesium verbrannt und geschleift wurde. Hier erschienen u. a. auch Theile einer Bronzevase mit Pantherfiguren, welche Medusabilder halten. Unter den Architekturstücken sind Theile von reich verzierten Säulen, Bogen und Gesimsen. Die Funde werden im Provincialmuseum zu Bonn aufgestellt. — Ueber die Römercastelle von Wiesbaden schreibt man der „Frkf. Ztg.“: Der Limes-Commissar und Secretär des Alterthums-Vereins, Dr. Ritterling, kam durch das Studium der Geschichte des 1838—39 aufgedeckten und genau festgelegten Römercastells auf die Vermuthung, daß sich auf demselben Platze, mit etwas veränderter Orientirung, ein älteres Castell befunden haben müsse. Das Provil eines Grabens, welcher anscheinend die zwei Gräben des alten Castells an einer Stelle schnitt und von den damaligen Forschern für einen Brunnenschacht angesehen wurde, einige römische Grabsteine, welche an der alten Wasserleitung am Kranzplatz gefunden wurden, und andere Fingerzeige gaben Hrn. Ritterling die Richtung an, in welcher er nachforschen sollte. Neuere Nachgrabungen, durch Baum- und Häuserbestand beträchtlich erschwert, ergaben denn auch, daß in vorflavischer Zeit hier eine Befestigung der Römer bestanden hat, und zwar ein mauerloses Castell mit einem Graben von 3 Meter Breite und 2 Meter Tiefe und besonders steiler Contre-Escarpe. An Fundstücken waren bei dem beschränkten Ausgrabungsraum nur wenige Scherben und einige Bronzefibeln ans Licht zu fördern. — Ueber die Ausgrabung eines altrömischen Mithrasheiligthums in der Stadt Friedberg, deren Bedeutung als einer hervorragenden römischen Ansiedelung durch die Reichslimescommission im vorigen Jahre nachgewiesen ist, veröffentlicht Prof. Th. Goldmann im „Archiv für hessische Geschichte“ einen ausführlichen Bericht. Es lag nicht in der Mitte der bürgerlichen Ansiedelung der Römer, sondern am östlichen Abhange des Höhenrückens, auf dem sich Friedberg in die Ebene vorschiebt, an einer Stelle, wo sich ehedem zwei Straßen kreuzten. Das Heiligthum war in den Berg hineingebaut, und zwar so, daß seine Längsachse dem Bergrücken parallel ist. Von den Fundstücken ist am wichtigsten das große Relief des stiertödtenden Mithras, das an der Rückwand des Heiligthums angebracht war und als eigentliches Cultusbild anzusehen ist. Ein Jüngling mit reichem Lockenhaar, das eine phrygische Mütze bedeckt, in orientalischer Kleidung mit wallendem Mantel kniet mit einem Beine auf dem Rücken des Stiers und faßt mit der linken Hand nach dessen Nüstern, während die Rechte den todbringenden Stahl führt; dem hochgehobenen Schwanze des Thieres entsprießen drei Aehren. Neben dem Hauptbilde sind rechts und links zwei Dadophoren (Fackelträger) aufgestellt, von denen der eine eine erhobene, der andere eine gesenkte Fackel hält. Beide sind völlig bekleidet und entsprechen der Figur des Stiertödters. Die Mitte des Mithräums nehmen drei große Fundamentsteine ein, die den hinteren Raum abschließen und so eine Art Allerheiligstes (Adyton) bilden, dessen Betreten nur den Priestern gestattet war. Auf den Fundamentsteinen standen zunächst zwei Votivsteine des C. Paulinius Justus, eines beneficiarius (Verwaltungsofficiers) consularis, dem Sol (Mithras) und der Virtus imperatoris gewidmet, und ein Stein der Kreuzweg-Gottheiten (matres viales), dessen Vorkommen in einem Mithrasheiligthum durch dessen Lage in einer Straßenkreuzung erklärt wird. Von anderen Funden sind zu erwähnen eine große Opferschüssel mit einer Schlange auf dem Rande, ein Opfermesser, ein Marmorrelief, welches das hübsche Köpfchen einer jugendlichen Gestalt darstellt, ein großer Krater, ein silbernes, innen vergoldetes Schälchen und vier Münzen. Dadurch bestimmt sich die Zeit der Erbauung des Heiligthums als das Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr.

* Das Heliumgas der Sonnenatmosphäre ist nunmehr nach langem Zweifel mit Sicherheit auch auf der Erde nachgewiesen, und zwar in dem sehr seltenen, durch den norwegischen Mineralogen Cleve entdeckten und nach ihm Cleveït benannten Gestein. Das Helium zeigt sein Vorhandensein in der Sonnenatmosphäre durch eine helle gelbe Spectral-Linie an, und Ramsay fand diese Linie auch in dem durch Erhitzen aus dem Cleveït gewonnenen Gase. Eine genaue Untersuchung dieser Linie durch Prof. C. Runge ergab aber, daß die gelbe Linie dieses Gases eine Doppellinie ist, welche freilich nur mit mächtigen Apparaten doppelt gesehen werden kann. Sonach war es von größter Wichtigkeit, zu untersuchen, ob auch die Heliumlinie auf der Sonne doppelt erscheint. Huggins in London und George E. Hale in Nordamerika haben diese Untersuchung angestellt und theilen soeben mit, daß wirklich die Sonnenlinie des Helium doppelt ist, wenn man sehr mächtige Spectroskope anwendet. Huggins sah diese Linie am 10., 11. und 13. Juli doppelt, Hale am 20. und 21. Juni, und die Messungen zeigen, daß sie völlig identisch mit der Doppellinie des Cleveït-Gases ist. Sonach ist also erwiesen, daß der auf der Sonne sehr verbreitete Stoff, welcher den Namen Helium erhalten hat, auch auf der Erde, wenngleich selten, angetroffen wird. Da in der Sonnenatmosphäre wegen der hohen Temperatur keine chemischen Verbindungen bestehen können, so ist das Helium also ein einfaches Element, über dessen chemische Eigenschaften allerdings noch nicht viel bekannt ist; denn während Cleve selbst sein Atomgewicht sehr niedrig zu 2 bestimmte (Wasserstoff = 1) findet der Engländer Ramsay dafür nahezu 4. Nachdem nunmehr das Vorkommen des bisher nur auf der Sonne vermutheten Helium auch auf der Erde außer Zweifel gesetzt ist, bleibt nur noch ein Element in der Sonne, welches sich hier nicht zu finden scheint, das sogenannte Coronium, das sich in der Sonnencorona durch eine einzige im Grün auftretende Linie offenbart.

* **Tübingen**, 7. Aug. Dem Vernehmen nach hat Dr. Seubert, außerordentlicher Professor der Chemie an der hiesigen Universität, einen ehrenvollen Ruf als Ordinarius an das Polytechnikum in Hannover erhalten.

* **Jena**, 6. Aug. Vor mehreren Tagen waren 50 Jahre verflossen, seit der hervorragende Geograph und Kartograph Prof. Heinrich Kiepert in Berlin die Doctorwürde bei der philosophischen Facultät der hiesigen Universität erlangt hatte. Anläßlich des Jubiläums hat ihm die Facultät das Diplom erneuert und ihm ihre Glückwünsche ausgesprochen.

* **Hannover**. Der V. Stolze'sche Stenographentag, der hier am 4. August und den nächstfolgenden Tagen abgehalten ward, bot besonders in der ersten öffentlichen Versammlung einiges Interessante. So ergriff alsbald der Oberpräsident v. Bennigsen das Wort zu einer Rede, in welcher er die Bedeutung der Kurz- und Schnellschrift für das öffentliche Leben, die politische Wirksamkeit, besonders für die Thätigkeit großer Corporationen, wie der Parlamente, beleuchtete. Redner wies darauf hin, daß nicht eine einzige bedeutungsvolle Rede des großen englischen Staatsmannes und Parlamentariers, des älteren Pitt, auch nur einigermaßen vollständig wiedergegeben ist, und erklärte, es sei zur Beurtheilung tiefgreifender Streitfragen, gesetzgeberischer Arbeiten u. s. w. sehr wichtig, die Stellungnahme der bedeutendsten Geister zur Sache genau kennen zu lernen. Vollständige parlamentarische Berichte seien daher eine vorzügliche Quelle der Belehrung. Damit wolle er aber nicht sagen, daß jede Rede genau wiedergegeben werden solle. Manche Rede bleibe am besten ungehalten. Es sei zu wünschen, daß die Stenographie weiter sich kräftig entwickele und in immer größerem Umfange zur Anwendung kommen möge. Sodann sprach Dr. Wiemer-Berlin über die Einfügung des stenographischen Unterrichts in den Schulplan. Durch die Fortschritte auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft habe der Schulunterricht eine Erweiterung erfahren, da dürfe doch wohl erwartet werden, daß auch die für das praktische Leben so wichtige Stenographie einen Platz im Schulunterrichtsplane angewiesen erhalte. Von hervorragenden Männern aller Parteien sei dieser Erwartung eine Berechtigung zugesprochen worden. Die Behauptung, die Stenographie diene nicht zur Förderung der allgemeinen Geistesbildung in der Weise, in welcher die Schule auf die geistige Entwicklung der Jugend wirken müsse, sei nicht begründet. Durch die Stenographie werde z. B. der Schüler mit in die Eigenartigkeiten

einer Sprache eingeführt, die Auffassungsfähigkeit geschärft u. s. w. Der Kampf der Stenographen werde aber hoffentlich bald einen Erfolg zu verzeichnen haben. Der Cultusminister Bosse habe in einem Rundschreiben die Schuldirectoren zu einer Aeußerung über den Einfluß der Stenographie auf die Handschrift aufgefordert. Im Großherzogthum Weimar sei constatirt worden, daß bei den stenographirenden Schülern eine Verschlechterung der Handschrift nicht eingetreten sei. v. Wittken-Berlin sprach über die Stellung und Verwendbarkeit der Kurzschrift im Heeresdienst. Er zeigte den großen Vortheil, den alle mit Schreibwerk belasteten Militärs höherer und niederer Chargen von der Verwendung der Stenographie haben können, machte auf die Empfehlung aufmerksam, die dem Militäranwärter die Kenntniß der Stenographie gebe, und ging dann zu einer lebhaften Schilderung der Umstände über, unter denen die Stenographie im Felde — wenn auch nicht gerade Schlachten gewinnen, so doch den Truppentheilen viel Anstrengung, Zeit und Unruhe ersparen könne, wie bei der Uebermittlung von Ergebnissen der Recognoscirungen und den Befehlsertheilungen. Redner berechnete, daß der Befehl des Grafen v. Moltke nach der Capitulation von Sedan, dessen Niederschreibung 55 Minuten an jeder der 6 nachgeordneten Stellen beanspruchte, stenographisch in 12 bis 15 Minuten gut hätte aufgenommen werden können, somit im ganzen mit Hülfe der Stenographie sich 6 Mal 40 Minuten oder 4 Stunden hätten ersparen lassen, die den Mannschaften und Ordonnanzen zu gute gekommen wären. Die Armee könne sich den Unterricht umsonst beschaffen, auch als etwaige militärische Stenographie-Inspecteure leicht die verabschiedeten Officiere gegen mäßige Entschädigung heranziehen. Das Schreibwerk mehrten tüchtige Stenographen nicht. Generalmajor z. D. v. Knobelsdorff nahm sofort das Wort, um, wie er sich ausdrückte, drei Hauptpunkte in den Ausführungen des Hrn. v. Wittken zu bestätigen. Auf der Kriegsakademie schon habe er seinerzeit das Bedürfniß nach einer kurzen Schrift empfunden. Er und seine Freunde hätten sich durch currentschriftliche Abkürzungen geholfen und turnusweises Schreiben mit nachheriger Collation der vier Nachschriften. Die Befehlsertheilung führe allerdings manchmal zu furchtbaren Unbequemlichkeiten für die Ordonnanzen und Thiere, ruinire bei mangelndem Obdach beide. Könne die Befehlsertheilung unter Umständen um vier Stunden abgekürzt werden, so sei das ein eminenter Vortheil. Redner meint, die Unterrichts- und Fortbildungsfrage sei leicht zu lösen, auch ohne Vereine, nämlich durch die Regimentsschulen für die unteren Chargen, durch die Cadettenhäuser, die Kriegs- und Artillerie-Schule für die Officiere.

* **Berlin**, 7. Aug. Hiesige Blätter erinnerten gestern an den hundertsten Jahrestag der Geburt Heinrich Rose's (1795 bis 1864), der als Schüler von Berzelius (1819—1821) neben F. E. Mitscherlich das moderne Studium der Chemie in seiner Vaterstadt Berlin als tüchtiger und wirksamer Lehrer begründete. Insbesondere bildete er die noch heute herrschende Methode der qualitativen chemischen Analyse sicher aus. Seine eigenen Arbeiten, vorzugsweise Mineralanalysen, bewegten sich im Gebiete der anorganischen Experimentalchemie; mit der organischen Chemie hat er sich nur wenig beschäftigt. Auch die Erörterung chemisch-theoretischer Fragen war nicht nach seiner Art; nur einmal griff er hier ein, um seines Lehrers Berzelius' Atomgewichttheorie gegen Gmelins Aequivalenttheorie zu vertheidigen. Doch gaben einzelne der von Rose experimentell ausgekundeten Thatsachen mit die Grundsteine für Gerhardts Typentheorie und Kekulé's Valenztheorie ab. Sein jüngerer Bruder Gustav (1798—1873) stand ihm als Mineralog ebenbürtig zur Seite; er war der Begleiter Humboldts auf dessen großer asiatischer Reise.

* **Berlin**, 7. Aug. An der philosophischen Facultät habilitirt sich Dr. Otto Hintze als Privatdocent für Geschichte. Seine Antrittsrede wird (morgen) über Napoleon und die Idee der Weltherrschaft handeln.

* **Breslau.** Wie zuvor die Professoren Körner in Rostock und Walb in Bonn, so hat nun auch der an dritter Stelle aufgeforderte Prof. Siebenmann in Basel den Ruf als Lehrer der Ohren-Heilkunde und der verwandten Fächer an unsre Universität abgelehnt. Schuld an diesen Weigerungen trägt der hier bereits längere Zeit vergebens gerügte Mangel an einer entsprechenden Klinik und Poliklinik.

* **Wien.** Der Kaiser hat dem Primararzt und Vorstand der dritten chirurgischen Abtheilung des Allgem. Krankenhauses, Hofrath Dr. Leopold Ritter v. Dittel, aus Anlaß seiner Versetzung in den Ruhestand seine Allerhöchste Zufriedenheit bekanntgegeben. Mit Dittel scheidet eine der verdientesten und markantesten Persönlichkeiten aus dem Allg. Krankenhause. Im Mai dieses Jahres feierte er seinen 80. Geburtstag. Im achten Jahrzehnt seines Lebens führte Dittel mehr als die Hälfte seiner berühmten Steinoperationen mit geradezu sprichwörtlich gewordener Sicherheit und Kunstfertigkeit aus. Seine Schüler, die er seit bald 50 Jahren heranbildete, sind über die ganze Welt verbreitet. Im Alter von 38 Jahren war Dittel endlich dazu gekommen, Assistent an Dumreichers Klinik zu werden. 1861 wurde er zum Primararzt der dritten chirurgischen Abtheilung ernannt, 1865 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Chirurgie und 1890 wurde er anläßlich seines 50jährigen Doctorjubiläums Hofrath. Mit Billroth verband Dittel die wärmste Freundschaft. Die Gesellschaft der Aerzte in Wien hat nach Billroths Tode Dittel zu ihrem Präsidenten erwählt.

* **Paris.** Im Jahre 1894 zählten alle französischen Hochschulen 24,795 Hörer, worunter 577 Frauen und 1677 Ausländer. Die einzelnen Facultäten zählten: Protestantische Theologie 96 (13 Ausländer), Rechte 8255 (334), Heilkunde 7510 (1059); Schule für Pharmazeuten und Heilbeflissene 2159 (55); Vorschulen für Arznei- und Heilkunde 2051 (21); Naturwissenschaften und Mathematik 1654 (59); schöne Wissenschaften 3070 (136). Fast die Hälfte (11,810) der Hörer fällt auf Paris, wo sich auch die Schule für Pharmazeuten befindet. Besançon zählt 2115 Hörer, Lyon 19,971, Toulouse 1459, Montpellier 1293, Lille 1118, Algier 463. Unter den Ausländern befinden sich: 374 Russen (wovon 172 Russinnen, meist an der Facultät für Heilkunde in Paris); 189 Rumänen, 145 Bulgaren, 26 Serben, 201 Türken, 94 Aegypter, 91 Griechen, 67 Deutsche, 14 Oesterreicher, 19 Belgier, 15 Brasilianer, 6 Dänen, 18 Spanier, 31 Cubaner und Haïtier, 50 Nordamerikaner, 47 Engländer, 27 Italiener, 6 Japaner, 13 Luxemburger, 8 Mexicaner, 2 Holländer, 12 Portugiesen, 14 Schweden, 57 Schweizer und 53 Südamerikaner.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 7. bis 8. August folgende Schriften eingegangen:

Marine-Rundschau; 6. Jahrgang, Heft 8: August 1895. Berlin, E. S. Mittler u. S. — Dr. Ludwig Jahn: Deutschlands Streben und Ringen nach Einheit; eine Festgabe zum Vertheilen in Schulen ꝛc. Hannover, Karl Meyer 1895. — Dr. W. Kriebel: Für die allgemeine Volksschule. Ebd. 1895. — W. Heymann: Betriebsergebnisse der Berliner Ortskrankencassen mit freier Arztwahl i. J. 1894. Berlin, J. Goldschmidt (Comm.) 1895. — Jos. Kolonits: Blitz und Blitzschutzvorrichtungen, zusammengestellt. Essen, G. D. Baedeker (Comm.) 1895. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtstraße und Reiseroute; mit Abbildungen ꝛc. Liefg. 7—10. Wien, A. Hartleben. — Bojardo: Der verliebte Roland; übersetzt von Gries, neu hggb. von Ludwig Fränkel. Bd. II. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger (Cotta'sche Bibl. der Weltliteratur).

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Lippert, Julius. Bei Einsiedlern und Mönchen. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 200.) Prag, Comm.: Fr. Härpfer 1895. — Saal, E. M. vom. Das Badeleben im alten Rom. Leipzig, August Schupp. — Schüepp, J. Beiträge zur schweizerischen Münzgeschichte. 1850—1894. Frauenfeld. — Stahlberg, W. Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklung. Prenzlau, Theophil Biller. — Süß, Franz. Die Feuerbestattung von einst und jetzt. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 199.) Prag, Fr. Härpfer 1895. — Tiele, C. P. Geschichte der Religion im Alterthum bis auf Alexander den Großen. Deutsch von G. Gehrich. I. Band. Erste Hälfte: Geschichte der ägyptischen und der babylonisch-assyrischen Religion. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Berghoff-Ising, Franz. Die socialistische Arbeiterbewegung in der Schweiz. Leipzig, Duncker u. Humblot. — Ewart, Felicie. Die Emancipation in der Ehe; Briefe an einen Arzt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. — Graue, G. Die sittlichen Aufgaben des kaufmännischen Berufs. Vortrag. Leipzig, Hermann Beyer. — Henne am Rhyn, Otto. Aria. Das Reich des ewigen Friedens im zwanzigsten Jahrhundert. Pforzheim, Ernst Haug. — *Lovera, Romeo.* Pessimismo moderno. Brescia, Eurico Castoldi. — Niles, F. Das rechte Mittel gegen die Socialdemokratie. Leipzig, Walther Fiedler. — Schultz, Wolfgang. Die socialistische Organisation des Aerztestandes. Berlin, Bibliograph. Bureau.

1895. Nr. 219. München, Freitag, 9. August. Beilage-Nummer 182.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die volkswirthschaftliche Begründung der Enteignung.

Von Dr. W. Wygodzinski (Bonn).

Adolf Wagner hat das Recht der Enteignung umständlich definirt als das Recht des Staates, ein im Eigenthum stehendes individuelles Object seinem Eigenthümer auch ohne dessen Einwilligung, also zwangsweise zu entziehen, um es in einer vom Gesammtinteresse geforderten Weise zu verwenden; oder das Eigenthumsrecht des Eigenthümers zu beschränken, um das Object mit einer Servitut zu belegen; oder den Gebrauch des Objects im öffentlichen Interesse in Anspruch zu nehmen. Das ist eine nach Steins Vorgang unternommene bewußte Erweiterung des herkömmlichen juristischen Enteignungsbegriffes, dieser — wie z. B. bei Georg Meyer — beschränkt die Enteignung auf die Abtretung von dinglichen Rechten gegen Entschädigung. Der Jurist ist selbstverständlich zu dieser Beschränkung berechtigt, da er — wie Brinz mit Recht betont — nur mit festumgrenzten Begriffen operiren kann; der Volkswirth dagegen ist durch nichts gezwungen, seinerseits ein neues Wort für Aufhebung des Eigenthums zu erfinden. Behauptet aber der Jurist, wie das Grünhut im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" thut, daß sein willkürlich festgestellter Begriff der Enteignung der allein maßgebende sei, so wird man diesen Protest von anderer Seite zu den Acten legen dürfen.

Analysiren wir die oben gegebene Wagner'sche Definition, so stoßen wir zunächst auf das Moment des Zwanges. Wie die Definition andeutet, ist dies indeß nur hypothetisch; jede in der Form eines Enteignungsverfahrens durchgeführte Entäußerung von Rechten ist Enteignung, ganz gleich ob ein Speculant ein Grundstück ausdrücklich zu dem Zweck gekauft hat, enteignet zu werden, oder ob ein trotziger Bauer durch Gensdarmen davon überzeugt werden muß, daß der seit Menschengedenken zum Hofe gehörige Acker nun von Rechtswegen der Eisenbahngesellschaft gehört. Das negative Kriterium von Brinz: weder Contract noch Delict, Wille oder Schuld des „Verpflichteten", paßt nicht auf die Fälle der strafrechtlichen Enteignung.

Mit Recht fehlt übrigens in Wagners Definition die Forderung der Entschädigung. Hält man an dieser fest, so kommt man zu der Consequenz, zwar die Aufhebung der Weideservituten, aber nicht die des Jagdrechts als Enteignung anzusehen. Verlangt man gar, wie viele Juristen, volle Entschädigung, so wird fast in jedem einzelnen Falle strittig sein, ob Enteignung vorliegt. Brinz hebt nun zwar hervor, daß bei Fortfall der Entschädigung auch die Steuerpflicht zu den Fällen der Enteignung gerechnet werden könne. Dieser Folgerung sucht wiederum Wagner vorzubeugen, indem er die Enteignung auf individuelle Objecte beschränkt. Diese Grenze ist aber schwankend und im concreten Falle schwer zu finden. Wenn z. B. 1861 in Preußen für die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit eine Entschädigung gezahlt wurde, so liegt doch wohl ein Fall der Enteignung vor. Freilich trägt die Grundsteuer den Charakter einer Reallast, aber das gilt auch von anderen Steuern, wie z. B. von der Miethsteuer. Ebenso scheint die Aufhebung des Steuerfreiheitsprivilegiums der Standesherren den Charakter der Enteignung zu tragen. Nicht minder liegt bei einer Zwangsanleihe in Form einer Vermögenssteuer in Kriegszeiten ganz sicher Enteignung vor. Ein individuelles Object ist nun allerdings Geldvermögen oder -Einkommen insofern nicht, als Geld eine fungible Sache ist; aber die im Kriegsfall enteigneten Pferde sind doch auch fungibel. Und wenn auch vielleicht das Einkommen eines einzelnen Menschen kein individuelles Object ist, so ist das gesammte Volkseinkommen, resp. der Theil desselben, den der Staat als Steuer in Anspruch nimmt, zweifellos individuell bestimmt. Die Vermögenstheile, die der Staat durch Besteuerung für sich in Anspruch nimmt, scheinen mindestens so individuell bestimmt zu sein wie Zwangs- und Bannrechte, deren Aufhebung Wagner unbedenklich als Enteignung bezeichnet.

Principiell liegt immer dann Enteignung vor, wenn eine unter der Autorität des Staates vorsichgehende Eigenthumsübertragung ohne Rücksicht auf den Willen des bisherigen Eigenthümers stattfindet. Selbstverständlich sind darnach die Fälle der Enteignung äußerst zahlreich. Auf einen Versuch der Aufzählung verzichtend, will ich nur einige zweifelhafte Fälle erwähnen. Die Hochbahnen der Stadt New-York sind derart angelegt, daß sie die Bewohner der angrenzenden Häuser aufs höchste belästigen. Die nach vornheraus belegenen Räume sind vielfach kaum bewohnbar, ja stellenweis nur zu Magazinen, Lagerräumen zu verwenden; auch in den höheren Stockwerken macht sich der Rauch und das Tag und Nacht andauernde Geräusch in höchst unangenehmer Weise fühlbar. Die Entwerthung ist ziemlich beträchtlich, ohne daß übrigens die betroffenen Hausbesitzer auch nur einen Pfennig Entschädigung erhalten hätten. Diese Werthminderung dürfte wohl als Enteignung aufzufassen sein.

Zweifelhafter, aber bei consequenter Verfolgung des angedeuteten Gedankenganges doch auch zu bejahen ist die Frage, ob auch dann Enteignung vorliegt, wenn der Staat die sonst zu direct productiver Thätigkeit verwendete Zeit und Kraft seiner Unterthanen in Anspruch nimmt, also namentlich im Militärdienst und der ehrenamtlichen Verwaltung und Rechtsprechung. Natürlich spielen hier auch sittliche und politische Momente mit; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß wohl zum mindesten bei der ehrenamtlichen Verwaltung und Rechtsprechung eine sehr starke Belastung des privaten Vermögens zu Gunsten der Staatsfinanzen vorliegt. Auch die geschichtliche Betrachtung, daß das Volksheer an die Stelle eines bezahlten Söldnerheeres, die Schöffen, Geschworenen, Stadtverordneten &c. an die Stelle bezahlter Beamten treten, spricht für diese Auffassung. —

Eine Begründung der Enteignung hat man von juristischer Seite versucht, und zwar privatrechtlich und staats-

rechtlich. Sehr schwach steht es mit der privatrechtlichen Begründung. Die herrschende Meinung, die z. B. Eger in seinem Commentar zum preußischen Enteignungsgesetze von 1874 vertritt, erklärt die Enteignung für einen Zwangskauf. Das ist schon von juristischem Standpunkte unzutreffend. Der Kauf ist ein Vertrag und Vertrag ist duorum in idem placitum et consensus. Der Enteignung ist es gerade eigenthümlich, daß es auf den consensus des einen, wenn auch vollkommenen willens- und handlungsfähigen Theiles nicht ankommt. Es dürfte überhaupt aussichtslos sein, die Aufhebung oder vielmehr Negirung eines Privatrechtes privatrechtlich zu begründen.

So hat man denn schon zeitig die Enteignung als Institut des öffentlichen Rechtes construirt. Die Juristen des absolutistischen Zeitalters erklären sie als Ausfluß des dominium eminens, des Obereigenthums des Landesherrn am Eigenthum seiner Unterthanen, eine Fiction, die bekanntlich noch in England aufrecht erhalten wird, wo der Souverän in der Theorie Eigenthümer des gesammten Grund und Bodens ist. Aber das dominium eminens ist eine nachträgliche Construction auf Grund des Enteignungsrechtes, das sein Ausfluß sein soll. Darum hat man neuerdings eine specielle Begründung überhaupt aufgegeben und ein neuerer Eisenbahnrechtsschriftsteller (Gleim) erklärt das Enteignungsrecht kurzweg als Ausfluß der Omnipotenz des Staates. Es ist klar, daß dies eine Durchhauung und nicht eine Lösung des Knotens ist.

Von den weiteren juristischen Erklärungen sei nur noch die Grünhuts erwähnt; nicht wegen ihrer Bedeutung — denn sie hat nur symptomatische — sondern weil sie an hervorragender Stelle, d. h. im Handwörterbuch der Staatswissenschaften steht. Die Grünhut'sche Definition der Enteignung beschränkt diese, wie bereits erwähnt, auf Eigenthum und dingliche Rechte an fremder Sache. Außer der Aufhebung obligatorischer Rechte schließt sie auch jede Eigenthumsübertragung an Private von dem Begriff der Enteignung aus. Das enteignete Object wird nach Grünhut zum öffentlichen Gut, in keinem Falle freies unbeschränktes Eigenthum des Enteigners, sondern wegen seiner Bestimmung für den usus publicus res extra commercium. Das widerspricht nun einfach den Thatsachen. Die Unfähigkeit Grünhuts, die Enteignung zu Gunsten Privater zu erklären, hängt mit seiner Auffassung des Staats als Organismus zusammen, die die Grundlage seiner Begründung der Enteignung bildet. „Die Aufhebung des individuellen Rechtes im concreten Falle," so sagt er, „ist unzulässig, wenn sie nicht als eine Bedingung für die Erhaltung und volle Entwicklung der in dem Gesammtorganismus gegliederten Einzelnen betrachtet werden kann." Und an einer anderen Stelle noch deutlicher: „Das Recht der Enteignung kann in Anspruch genommen werden, wenn der Zweck einer Anlage oder Einrichtung als ein solcher anerkannt wird, dessen Verwirklichung als eine Bedingung für die volle Entwicklung der zur Gesammtindividualität gegliederten Einzelnen angesehen werden muß, dessen Ausführung aber ohne Anwendung der Enteignung nicht möglich ist." Darnach wäre die Enteignung eine Art Operation.

Der Vergleich des Staats mit einem Organismus ist ein Erbstück aus dem Alterthum, und seit er Plato als Unterbau eines Systems der Ethik und Menenius Agrippa zu grobem Bauernfang diente, ist er unzähligemale wiederholt worden. Ein Vergleich ist aber keine Definition. Bei nüchterner Betrachtung muß man feststellen, daß ein Organismus eine biologische Einheit ist, innerhalb deren allein chemische und physikalische Kräfte wirksam sind, während der Staat ein politisches Gebilde ist, das von Naturkräften nicht im mindesten beeinflußt wird. Was der Vergleich besagen will, ist die unleugbare Thatsache, daß der Staat von der Summe der Individuen, die ihn bilden, qualitativ verschieden ist, während er doch andrerseits für das auffassende Bewußtsein keine andere Existenz hat als eben in der Summe dieser Individuen. Ich komme später noch einmal auf diese erkenntnißtheoretische Antinomie der Gesellschaftswissenschaft, wie sie Simmel nennt, zurück. Solange der Vergleich des Staats mit dem Organismus nur dazu benutzt wird, um mit geistreicher Analogienbildung die Vorgänge des socialen Lebens zu verdeutlichen, kann man sich diese „Mystik des Denkens", um einen Dilthey'schen Ausdruck zu gebrauchen, gefallen lassen; wird aber der Versuch gemacht, ihn zur Begründung eines realen Rechtsinstituts wie hier der Enteignung zu benutzen, so muß doch scharf betont werden, daß der Staat in Wirklichkeit nichts anderes ist als eine Form gesellschaftlichen Zusammenlebens auf territorialer Grundlage in Ueber- und Unterordnung. Die Grünhut'sche Begründung der Enteignung ist also mißlungen.

Von den Rechtsphilosophen soll nur auf Lassalle eingegangen werden. Dieser hat in einem seiner Hauptwerke festzustellen versucht, in welchem Falle der Staat erworbene Rechte aufheben darf. Seine Deduction stützt sich dabei auf den Satz, daß jedem Vertrage von Anfang an die stillschweigende Clausel hinzuzudenken ist, es solle das in demselben für sich oder Andere stipulirte Recht nur auf so lange Zeit Geltung haben, als die Gesetzgebung ein solches Recht überhaupt als zulässig betrachten wird. Ich halte diesen Satz für ein Sophisma; jedenfalls enthält er eine Erklärung, die das, was sie beweisen soll, bereits voraussetzt: nämlich die Möglichkeit einer einseitigen Aufhebung eines Rechtszustandes. In Wirklichkeit ist die Aenderung eines Rechtssatzes nur aus Zweckmäßigkeitsgründen zu erklären; das Recht ist eben um des Menschen willen da. Mit Gründen des Rechts kann man eine Negirung des Rechts nicht erklären, und es ist vollkommen logisch, wenn in Rußland ein Gesetz formell nie aufgehoben wird. Der Umstand, daß in modernen Staaten sehr viele reine Verwaltungsmaßregeln wegen der verfassungsmäßigen Mitwirkung der Volksvertretungen die Form von Gesetzen annehmen mußten, läßt diese einfache Wahrheit bisweilen vergessen. —

Die erste wirklich volkswirthschaftliche Begründung der Enteignung hat Lorenz v. Stein zu geben unternommen. Er faßt die Enteignung als ein Stadium jenes geschichtlichen Processes der Aufhebung erworbener Rechte auf, den er Entwährung nennt und der die Parallelerscheinung zu der Entwicklung der europäischen Gesellschaft überhaupt bildet. Die Herstellung der Freiheit der Person macht der Geschlechterordnung ein Ende; die Gewerbefreiheit, die Gemeinheitstheilung und die Grundentlastung bedeutet den Sieg der staatsbürgerlichen Gesellschaft gegenüber der Geschlechter- und Ständeordnung. Innerhalb der staatsbürgerlichen Gesellschaft nun wird die Enteignung ein Theil des wirthschaftlichen Verwaltungsrechts für die Fälle, wo die Aufhebung eines erworbenen bürgerlichen Rechts absolute Bedingung des wirthschaftlichen Fortschritts ist, d. h., wo sie ein Mittel der freien Capitalbildung wird. Das allgemeine Princip derselben ist daher schon im 17. Jahrhundert anerkannt; im 18. wird es dann im polizeilichen Verordnungswege für einzelne bestimmte Betriebe — Wasser-, Berg-, Waldindustrie — in Anwendung gebracht; im 19. endlich wird es als ein Theil des öffentlichen Rechts anerkannt, und damit entsteht das verfassungsmäßige Enteignungsrecht.

Diese Erklärung leidet an dem Fehler aller der Theorien, die eine geschichtliche Entwicklung auf eine einzige Grundtendenz zurückführen wollen: sie ignorirt alle Thatsachen, die ihr widersprechen. So gibt es ein Enteignungsrecht lange

vor dem 17. Jahrhundert. Schon in der älteren römischen Rechtsgeschichte finden sich Spuren, die allerdings auch anders zu deuten sind; die Existenz eines Enteignungsrechtes zur römischen Kaiserzeit ist aber nach den Untersuchungen Georg Meyers nicht mehr zu bezweifeln. Ferner ist es doch recht bedenklich, alle Enteignungsfälle des geltenden Rechts als Manifestationen des wirthschaftlichen Fortschritts innerhalb der staatsbürgerlichen Gesellschaft zu bezeichnen; man vermag doch z. B. kaum in der Enteignung von Grund und Boden zur Anlage von Deichen oder gar von Festungen einen Sieg des Capitalismus zu erblicken. Endlich ist, wie Wagner bemerkt, durch die willkürliche Einzwängung der Entwährung in die von Stein construirte geschichtliche Entwicklungsschablone der Geschlechter-, ständischen und staatsbürgerlichen Ordnung ein weiterer Fortschritt über die sogenannte staatsbürgerliche Periode hinaus nicht einmal als Möglichkeit statuirt.

Nun die von Adolf Wagner gegebene Begründung, von der unsre Betrachtung ausging. Nach ihm liegt das Princip für die Begründung und Begrenzung der Enteignung in demjenigen öffentlichen Interesse, welches gebieterisch eine wesentliche Umgestaltung der Organisation der Volkswirthschaft und des einzelwirthschaftlichen Productionsbetriebs, speciell der Bodenbenützung, fordert, weil und soweit diese Veränderungen als eine wesentliche Bedingung für die Fortentwicklung des Volkslebens anerkannt werden. In den verschiedenen geschichtlichen Phasen der Volkswirthschaft und Gesellschaft trifft die Zwangsenteignung verschiedene Eigenthumsobjecte, je nach der Verschiedenheit des Ziels der ökonomischen und socialen Entwicklung und je nach der factischen Ausdehnung des Privateigenthums an Productionsmitteln. Jedes Zeitalter bedarf daher eines anderen Enteignungsrechtes und in jedem Zeitalter haben verschiedene Enteignungsfälle die hauptsächliche praktische Bedeutung, während das Princip der Begründung stets das gleiche bleibt. In dem Zeitalter der Wirthschaftsgeschichte, die unsrer jetzigen Epoche zunächst vorausging, war das Ziel die volle Entwicklung des Privateigenthums und demnach die Hauptfälle der Enteignung: die Aufhebungen von Zwangs- und Bannrechten, Handelsmonopolen und Privilegien, die gesetzlichen Leibeigenenemancipationen, die Grundentlastungen und Ablösungen aller Art im Gebiete der Landwirthschaft, der Gewerbe, des Handels, der Communicationen. Gegenüber dieser individualistischen Tendenz der Vergangenheit handelt es sich für die Gegenwart und die nächste Zukunft um eine Ausdehnung des gemein-, speciell des zwangsgemeinwirthschaftlichen Systems; an Stelle des Productions- tritt das Vertheilungsinteresse. Es sind folgende Gebiete, auf denen demnächst die Enteignung von größerer Bedeutung ist:

1) Herstellung derjenigen Vertheilung des Nationalcapitals und besonders des nationalen Grund und Bodens, welche nach den modernen Bedürfnissen und Anschauungen das im Volksbewußtsein anerkannte öffentliche Interesse, daher namentlich das gemeinsam betrachtete Productions- und Vertheilungsinteresse erheischt. Hierher gehört beispielsweise die Ueberführung von Ackerland aus dem Eigenthum von Großgrundbesitzern, die es wie in Schottland oder Tirol nur als Jagdgebiet benutzen, in das des Staates oder von Bauern. Auch da, wo der landwirthschaftliche Großgrundbesitz aus Mangel an Arbeitskräften nur ganz extensiv bewirthschaftet werden kann, könnte man an eine zwangsweise Verwendung desselben zu Zwecken der inneren Colonisation denken.

2) Herstellung günstiger natürlicher Bedingungen für den öffentlichen Gesundheitszustand der Bevölkerung. Hier ist neuerdings auch in Deutschland auf dem Wege der Polizeiverordnung manches geschehen, um in hygienischem Interesse wenigstens den absoluten Gebrauch des Eigenthums einzuschränken, wie durch Bestimmungen über Mindestluftraum für Arbeiter in Fabriken oder in Schlafräumen, über Freilassung eines Grundstücktheiles beim Häuserbau u. s. w.

3) Herstellung der Bedingungen für die gleichmäßige Vertheilung des Productionsertrages mittelst Hinüberleitung vom jetzigen privaten Renteneinkommen des Capitalisten und Grundeigenthümers in das Einkommen der Zwangsgemeinwirthschaften oder der arbeitenden Classen. Principiell ist dieses Enteignungsgebiet schon nach der jetzigen Auffassung des Enteignungswesens nicht auszuschließen, factisch wird es wohl noch längere Zeit ausgeschlossen bleiben. Immerhin liegen doch auch jetzt schon Fälle dieser socialpolitischen Enteignung vor, wie z. B. die Arbeiterversicherung auf Kosten der Unternehmer und vor allem jedes Steuersystem mit stark steigender Proportion. So kann man in Zürich, wo schon ein mäßiges Vermögen an Staats-, Cantonal- und Gemeindesteuer zusammen wenigstens nominell gegen 20 Proc. zahlt, von einer Enteignung der Wohlhabenden zu Gunsten des Staates sprechen. —

Ueberblickt man die Gesammtheit der Enteignungsfälle, so will es mir doch scheinen, als ob auch die Wagner'sche Begründung nicht durchweg zutreffend sei. Die Enteignung für den Bergbau liegt ja allenfalls im öffentlichen Interesse, insofern es von jeder Productionssteigerung tangirt wird, aber es liegt doch hier weder eine wesentliche Umgestaltung der Organisation der Volkswirthschaft, noch eine solche des einzelwirthschaftlichen Productionsbetriebes vor. Ebensowenig findet sich eine dieser beiden Voraussetzungen bei den gesetzlichen Fällen der Enteignung für die Anlage von Deichen, für den Bau oder die Erweiterung von Festungen, für die Zwecke der Landestriangulation, für Kriegszwecke (Stellung von Pferden, Schiffen, Eisenbahnzügen), für die Anlage von Schutzwaldungen; auch bei der strafrechtlichen Enteignung liegt ein Productionsinteresse nicht vor.

Für alle diese Fälle muß man auf die Aufgabe des enteignenden Staates zurückgehen, wie sie sich aus seiner Natur ergibt. Der Staat ist eine Form gesellschaftlichen Zusammenlebens und zwar, wie schon Aristoteles festgestellt hat, die höchste in jener Reihe, die mit der Familie beginnt. Die Familie ist qualitativ verschieden von der Summe der Einzelindividuen: ein Mann und eine Frau sind noch kein Ehepaar. Was der Familie und den höheren Gesellschaftsformen, der Dorf- und Stadtgemeinde und dem Staat, gemeinsam ist gegenüber den sie zu irgend einer Zeit bildenden Personen, ist ihre Dauer: sie sind Vertreter der Gattung gegenüber dem Individuum. Am deutlichsten ist das innerhalb der Familie, weil sie das am wenigsten complicirte Gebilde ist: wo sie sich noch annähernd in der alten Bedeutung erhalten hat, wie etwa in den Gebieten des bäuerlichen Anerbenrechts, zeigt sich die untergeordnete Bedeutung des einzelnen Familienmitgliedes gegenüber der Familie ganz klar. Kommt es doch nicht selten vor, daß die jüngeren Geschwister freiwillig auf den ihnen zukommenden Erbtheil verzichten und als Knechte auf dem Hofe bleiben, um nicht durch eine Theilung des Hofes die Existenz der Familie zu gefährden. Analogien hiezu in Adelsfamilien u. s. w. bieten sich vielfach. Diese Erbschaft hat der Staat übernommen; er ist der Vertreter des Gattungsinteresses. Dieses Interesse fällt keineswegs mit dem aller Mitglieder des Staates zusammen; so macht z. B. Otto Ammon in seinem sehr beachtenswerthen Buche über „Die natürliche Auslese beim Menschen" darauf aufmerksam, daß die hygienischen Bestrebungen der neueren Zeit zwar allen jetzt lebenden Menschen mehr oder minder nützlich seien, den physischen Standard der Gattung aber sicherlich herabdrücken, indem sie vielen körperlich minderwerthigen Personen die Fortpflanzung ermöglichen, die unter anderen Umständen bereits

in der Jugend gestorben wären. Versteht man unter öffentlichem Interesse das Interesse der Gattung, so ist die Enteignung gegenüber einzelnen Personen gerechtfertigt, während sie bei Identificirung des öffentlichen Interesses mit dem der Mehrzahl als Vergewaltigung der Minderheit erscheint. Freilich darf man das Recht der Gattung auch nicht für ein höheres als das des Individuums halten; sie sind vollkommen gleichwerthig. Die beiden Grundtendenzen, die man bei der Entwicklung aller organischen Wesen beobachtet, machen sich auch beim Menschen geltend: die Tendenz des Individuums, sich zu differenziren und der Gattung, sich zu erhalten. Das Eigenthum ist die Voraussetzung der Differenzirung des Individuums im socialen Leben; absolutes Privateigenthum würde aber eine Entwicklung der Gattung nicht gestatten.

Es bleibt also der Gegensatz bestehen, und ein regulatives Princip der Enteignung ergibt sich auch aus dieser Betrachtung nicht, auf die ich auch nicht allzuviel Werth lege. Sie ist ja eine teleologische Erklärung und Teleologie ist in der heutigen Wissenschaft streng verpönt.

So ergibt sich denn das Resultat, daß eine Begründung der Enteignung bis jetzt noch nicht gelungen ist; im concreten Falle müssen nach wie vor reine Zweckmäßigkeitsrücksichten entscheiden. Den Weg zu einer Begründung aber hat Wagner gewiesen; er besteht in einer möglichst genauen Analyse jeden Enteignungsfalles auf seine volkswirthschaftliche Unterlage.

Vorspiele auf dem Theater.

Von Dr. Eugen Kilian.

„Der deutsche Bühnendichter steht, wenn auch durch höfliche Formen der traurigen Wahrheit ein freundliches Mäntelchen umgehängt wird, noch bis auf den heutigen Tag zu den Bühnenpraktikern in demselben innerlichen Gegensatz, wie es Goethe in seinem herrlichen Vorspiel zum „Faust" in unvergleichlicher Großartigkeit mit wenigen Strichen gezeichnet hat. Der Dichter gilt noch immer als der unpraktische sonderbare Schwärmer, der Director und die lustige Person allein sind es, die genau wissen, worauf es eigentlich ankommt." Mit diesen Worten kennzeichnet Paul Lindau die Stellung des deutschen Dramatikers zur realen Bühne, deren eingehender Erörterung wesentliche Theile seines neuesten dramaturgischen Buches gewidmet sind.[1]) Der Hinblick auf das Vorspiel zu „Faust", wo dieses Verhältniß des deutschen Bühnendichters zum Bühnenpraktiker unvergängliche literarische Fixirung erhalten hat, ist für Lindau, wie es scheint, die Veranlassung gewesen, seinem Buche den mehr eigenartigen als geschmackvollen Titel „Vorspiele auf dem Theater" zu verleihen.

Von den drei Abhandlungen, die das Buch in erneutem Abdruck zusammenfaßt, handelt die erste über „Regie und Inscenirung". Sie ist eine äußerst werthvolle Studie und ihre Veröffentlichung in Buchform um so willkommener, als unsre dramaturgische Literatur sehr arm ist an Arbeiten, die sich in systematischer Weise über diese wichtige Grundlage unsrer Bühnenkunst verbreiten. Außer der vorstehenden Abhandlung ist mir aus der neueren Literatur nur eine sehr beachtenswerthe Darlegung „Ueber Regie" in dem unverdient wenig bekannten Buche von Ed. Ferd. Frey „Aus der Werkstatt des Schauspieles"[2]) in Erinnerung. Lindau unterscheidet eine „Inhaltsregie", die ihre vornehmste Aufgabe darin sieht, das Bühnenwerk seinem geistigen Gehalte nach zu möglichst vollkommenem theatralischen Leben zu erwecken, und zum zweiten eine „Formregie", die sich im wesentlichen mit dem Begriff der Inscenirung deckt. Erst aus der harmonischen Vereinigung dieser beiden Regiezweige ergibt sich das Ideal einer vollkommenen Regie. Aeußerst selten wird eine solche Vereinigung zur Wirklichkeit. Die große Masse der Dutzend-Regisseure hat von dem, was Lindau als „Inhaltsregie" bezeichnet, keine Ahnung; und hätten sie eine solche, so fehlte ihnen meist die Zeit, ihr neben der äußeren Inscenesetzung noch die nöthige Sorgfalt zu widmen. In diametralem Gegensatz zu Heinrich Laube, der blind gegen alles, was man als decorative und malerische Seite der Inscenirungskunst bezeichnen könnte, seine ganze Kraft und sein eminentes Talent darauf concentrirte, den geistigen Inhalt der Dichtung in höchster Feinheit herauszuschälen, läßt sich der handwerksmäßige Durchschnittsregisseur damit genügen, das Aeußere der Inscenirung zu ordnen und das Stück in möglichst echtem und schönem Bühnenbilde, wie der Theaterjargon sagt, „herauszubringen". Diese letztere Aufgabe ist in ihrem Werthe und in ihrer Bedeutung keineswegs zu unterschätzen. Sie erfordert vielseitige Kenntnisse, Umsicht und Geschick, künstlerischen Geschmack; in um so höherem Maße, als sich die Ansprüche an Ausstattung und Inscenirung in Folge der Errungenschaften der Meininger und ihrer Schule in unverhältnißmäßiger Weise, nicht immer zum Segen der dramatischen Kunst, gesteigert haben. Trotzdem ist dieser Theil der Regiethätigkeit nicht der Mittelpunkt in dem Schaffen eines wirklich künstlerisch veranlagten Regisseurs; vielmehr wird er seine Hauptaufgabe unter allen Umständen darin erblicken: ein Kunstwerk in seiner geistigen Totalität zu Gehör zu bringen, in möglichst einheitlicher und stilvoller schauspielerischer Vorführung. Was uns der bühnenkundige Autor über diese vernachlässigte Seite der Regiekunst zu sagen weiß, verdient ausnahmlos Billigung. Wir erkennen die trefflichen Traditionen der Laube'schen Schule, als deren Zögling uns Lindau hier entgegentritt. Es kann nicht davon die Rede sein, die Fülle feinsinniger Beobachtungen und Bemerkungen über Regie und Schauspielkunst auch nur in den Hauptzügen an dieser Stelle zu recapituliren, um so weniger, als der Inhalt des Gebotenen nicht von der reizvollen und fesselnden Darstellung zu trennen ist.

Hervorgehoben sei, was über die Hülfsmittel der Regie, ein klares Verständniß der Dichtung in allen ihren Theilen zu erzielen, gesagt wird. Keine Stelle, die in irgend einer Beziehung für das dichterische Gesammtbild von Bedeutung ist, darf dem Publicum entgehen. Unzählige kleine Mittelchen stehen dem Regisseur und Schauspieler zur Verfügung, um ein scheinbar ganz belangloses Wort in solcher Weise zum Vortrag zu bringen, daß es fest im Ohre haftet. Aber alle Absichtlichkeit ist dabei auf das strengste zu vermeiden. Nicht eindringlich genug kann vor dieser Gefahr gewarnt werden. Es ist eine unglückselige Manie vieler Schauspieler, durch ein fortwährendes Unterstreichen, durch zahlreiche Hülfsmittel der Mimik und der Rede dem Publicum Dinge deutlich machen zu wollen, die jeder halbwegs mit Vernunft Begabte auch ohne das versteht. „Das Publicum hat das Recht, es sich zu verbitten, für dumm gehalten zu werden. Es will sich nicht mit beleidigender Deutlichkeit Dinge vorsagen lassen, die es bei seinem feinen Verständniß auch ohne diese Anstrengung von Seiten des Darstellers vollkommen verstehen würde. Jeder einzelne Zuschauer soll vielmehr glauben, daß er der einzige ist, der diese Feinheit, diese Anspielung sogleich bemerkt hat. Der Zuhörer darf nicht die Empfindung haben, daß man ihn auf etwas ganz besonders aufmerksam macht. Gleichwohl muß der Darsteller dem Publicum beständig den Punkt aufs i setzen, aber eben ohne daß es bemerkt wird. Das Unterstreichen darf nie etwas Absichtliches haben."

---

[1]) Paul Lindau. Vorspiele auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen. Dresden und Wien, Hauschild 1895. 8⁰. 210 S.

[2]) Leipzig, E. Schlömp. 1886.

Ebenso überzeugend sind die Ausführungen über die Natürlichkeit auf der Bühne. Es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst der modernen realistischen Schule, daß sie mit dem leidigen Spielen und Sprechen ins Publicum energisch aufräumt und die Ignorirung des Publicums durch den Darsteller zum leitenden Grundsatz zu erheben sucht. Aber mit Recht warnt Lindau vor den Auswüchsen der Schule und erinnert daran, daß diese Ignorirung des Publicums nur eine scheinbare zu sein hat. Der Schauspieler muß sich immerwährend bewußt bleiben, daß er wegen des Publicums spricht und spielt; nur daß das Publicum dies merke, muß er auf das peinlichste zu vermeiden suchen. Es ist auch hier die aufdringliche Absichtlichkeit des Darstellers, welche die Wurzel des Uebels in sich trägt. Auch Lindau's Bemerkungen über die „Formregie" enthalten zahlreiche treffende Einzelheiten und können der warmen Beherzigung von seiten unsrer Bühnen empfohlen werden. Die Mahnung, daß jedes Kunstinstitut, das es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, es als unerläßlich erachten sollte, die Generalprobe bei Costümstücken in vollem Costüm, als getreues Bild der wirklichen Aufführung abzuhalten, dürfte leider auch heute keineswegs als eine überflüssige zu bezeichnen sein.

Den zweiten Theil des Lindau'schen Buches bildet die Abhandlung „Dichter und Bühne in Deutschland und Frankreich". Das Thema ist vielfach behandelt und dürfte dem Fachmann im wesentlichen kaum eine neue Seite bieten. Trotzdem folgt man mit ungetrübtem Behagen der geistreichen Plauderei des liebenswürdigen Feuilletonisten, die, mit ätzendem Humor durchtränkt, manch köstliches Streiflicht wirft auf Dichter und Bühne diesseit und jenseit des Rheins. Gegenüber dem eingangs schon berührten, mehr oder weniger gespannten Verhältniß zwischen Dramatiker und Theaterpraktiker, wie es für die deutschen Verhältnisse, trotz einer gewissen in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Wandlung zum Besseren, im allgemeinen typisch ist, pflegen in Frankreich bekanntlich, zum großen Segen der dramatischen Kunst, zwischen Dichter und Bühne Beziehungen der intimsten Art zu bestehen. Der Autor ist hier die beinahe allein maßgebende, mit unbedingter Autorität ausgestattete Persönlichkeit, er nimmt den innigsten Antheil an der Vorbereitung des Stückes, die ihrerseits wieder für dessen endgültige Fassung von ausschlaggebender Bedeutung ist, er befindet sich unausgesetzt in engster Fühlung mit der realen Bühne und genießt hierdurch den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil, daß durch dieses gemeinsame Arbeiten eine Wechselwirkung zwischen Dichtung und Darstellung erzielt wird, wie sie bei den deutschen Theaterverhältnissen leider völlig undenkbar ist. Damit im Zusammenhang steht die unendlich sorgfältige, bis auf die kleinsten Details sich erstreckende, viele Wochen umfassende Vorbereitung, die in Paris der Aufführung einer Novität zutheil wird, eine Vorbereitung, welche die eines deutschen Stückes, schon hinsichtlich der Zahl der Proben, durchschnittlich um das Fünf- bis Zehnfache zu übertreffen pflegt.

Es verdient als ein Vorzug der Lindau'schen Ausführungen hervorgehoben zu werden, daß sie, ohne die blendenden Glanzseiten der französischen Bühnenübung zu verkennen, sich von einer einseitigen Bewunderung des Fremden fernhalten und sich keineswegs blind zeigen gegen die Schattenseiten, die der französischen Praxis zweifelsohne anhaften. In dem einen unglaublichen Zeitaufwand erheischenden, wochen- und monatelangen Probiren, wie es auf der Pariser Bühne üblich ist, erkennt Lindau mit Recht eine Gefahr für die unmittelbare Frische der theatralischen Darstellung, für die Dichtung selbst aber die noch größere Gefahr eines Ueberwucherns des äußeren routinenmäßigen Handwerks über die aus dem Innern quellende Kunst. Die Frage, ob das französische System der Einstudirung auch für Deutschland wünschenswerth erscheine, selbst wenn die Verhältnisse dies wirklich gestatteten, vermag er deßhalb mit keinem unbedingten Ja zu beantworten. „Wir können von den Meistern der französischen Bühne freilich unendlich viel lernen. Es wäre ein Segen — und das würde sich bei guter Organisation und zweckmäßiger Arbeitseintheilung auch ermöglichen lassen —, wenn unsre vornehmsten Kunstinstitute auf die Einstudirung neuer Stücke etwas mehr Zeit verwenden wollten, und wenn dem künstlerischen Leichtsinn, der bis zu den höchsten Spitzen hinaufreicht, daß man mit dem ungefähr Fertigen doch schon durchkommen wird, der Garaus gemacht würde. Denn das auf der Probe Unfertiggebliebene bleibt unfertig für alle Zeit. Es wäre gewiß wünschenswerth, wenn dem Autor die Gelegenheit geboten würde, in intimere Beziehungen zu den Bühnenpraktikern zu treten, wenn ihm auf die theatralische Verwirklichung seiner Intentionen durch umfassendere Bühnenarbeit ein größerer Einfluß zugestanden würde als bisher. Aber jedes Volk hat seine Eigenart, und wenn wir von den Franzosen auch lernen können, daß wir vor der unsichtbaren Bühnenarbeit eigentlich mehr Respect haben sollten als es jetzt der Fall ist, so wollen wir ihnen doch nicht nachäffen."

An das französische Theater knüpft auch der dritte Theil des Buches „Ueber die Kunst des Schauspielers" insofern an, als Lindau darin ausgeht von Coquelins literarischen Auslassungen über das Wesen der Schauspielkunst und diese an Werth sehr ungleichartigen, mehr durch eine gewisse naive Frische als durch Gedankentiefe ausgezeichneten Offenbarungen des berühmten französischen Mimen einer theilweise etwas sarkastisch gefärbten, aber sachlich durchaus unanfechtbaren und vielfach sehr anerkennenden Beurtheilung unterzieht. Diese Beurtheilung gewinnt an Interesse durch dramaturgische Excurse verschiedenster Art, die der Verfasser in zwangloser feuilletonistischer Plauderei an die Ausführungen des Franzosen zu knüpfen weiß.

Aus den zahlreichen interessanten Einzelheiten dieses Theiles seien besonders die an verschiedenen Stellen verstreuten Bemerkungen über die „Natürlichkeit" der Bühnenkunst hervorgehoben, die sich gegen den mißverstandenen Naturalismus wenden und daran erinnern, daß die dramatische Kunst, die in jeder Beziehung, wie die gemalte Bühnendecoration, unter dem Gesetz der Perspective steht, sich in Folge dessen nirgends mit der Natürlichkeit der platten Wirklichkeit begnügen kann. Es ist gegenüber manchen Ausschreitungen der modernen Schule durchaus nicht überflüssig, zu betonen, daß auch die Bühnensprache in rein technischer Hinsicht diesem Gesetze unterworfen ist. „Die Forderung, daß man auf der Bühne gerade so sprechen solle wie im Salon, beruht auf einer Verkennung der besonderen Verhältnisse und der Kunstgesetze der Bühne. Gewisse Nachlässigkeiten in der Aussprache der einzelnen Buchstaben, im Verschlucken der Silben u. s. w., die im gemüthlichen Geplauder, im kleinen Raume, in beschränktem Kreise üblich und statthaft sind, würden auf der Bühne unerträgliche Unarten werden. Der Bühnenkünstler muß im allgemeinen viel schärfer und correcter sprechen, als es im gewöhnlichen Verkehr vonnöthen ist. Eine einfache Uebertragung der sogenannten „Natürlichkeit der Sprache" auf die Bühne wäre durchaus unkünstlerisch und verwerflich." Es wäre kaum nöthig, solche Dinge, die für den Künstler und Fachmann zum ABC seiner Kunstanschauung gehören müßten, hervorzukehren, würden nicht in der That mannichfache Symptome darauf deuten, daß man selbst in Fachkreisen diese Anfangsgründe der theatralischen Fibel vielfach zu vergessen scheint. Sonst wäre es nicht möglich, daß sich in dramaturgischen Blättern

ernste Stimmen aus Schauspielerkreisen zu der Forderung vernehmen ließen, das sog. Zungen-R, das aus phonetischen Gründen für die Sprache des Bühnenhauses und auch der Rednerbühne unerläßlich ist, durch das „natürliche" Gaumen-R zu ersetzen und jeden genau so „natürlich" reden zu lassen, wie ihm „der Schnabel gewachsen ist". Auch die Thatsache, daß die „Natürlichkeit", insbesondere die „natürliche Sprache" der Schlierseer Bauern-Virtuosen von zahllosen kritischen Stimmen den Berufskünstlern allen Ernstes als erstrebenswerthes künstlerisches Ideal empfohlen wird, dürfte den Symptomen für eine besorgnißerregende Verwirrung des Kunstgeschmackes beizuzählen sein.

Auch über das Verhältniß des Schauspielers zum dichterischen Wort, über den Unfug des Darstellers, den Text durch seine sog. „Nuancen" zu erweitern und zu entstellen, wird in Uebereinstimmung mit den Ansichten Coquelins manch treffendes Wort von Lindau vorgebracht. Die abscheuliche und geschmacklose Gewohnheit des Extemporirens, deren sich der deutsche Schauspieler nur mit so großer Selbstüberwindung zu enthalten vermag und die ihn verleitet, den eigenen Witz selbst am classischen Dichterwort zu versuchen, kann nicht häufig und unbarmherzig genug bei jeder Gelegenheit bekämpft werden. Wenn Lindau das naheliegende Beispiel von Freytags „Journalisten" heranzieht, so bedürfte es dabei keiner Specialisirung auf die Vorstellung des Berliner Schauspielhauses. Der Unfug ist aller Orten mehr oder minder der gleiche; um so schlimmer, als der Dichter selbst mehr als einmal Gelegenheit nahm, sich in unzweideutiger Weise über die übliche Verballhornung seines Werkes zu äußern.[1]) Nicht einmal der kürzliche Heimgang des Meisters scheint den Bühnen da, wo man sein Gedächtniß durch eine Aufführung der „Journalisten" ehrte, Veranlassung gegeben zu haben, diese ernste Feier dadurch zu einer wahren und dem Sinne des Entschlafenen entsprechenden Feier zu erheben, daß man das reine und unverfälschte Dichterwort in seine Rechte setzte.

Unter den übrigen Einzelheiten des Lindau'schen Excurses möchte ich namentlich noch auf die treffenden, ebenfalls auf Aeußerungen Coquelins zurückzuführenden Bemerkungen über die Wichtigkeit des Augenspiels beim Darsteller verweisen. Das Auge des Mitspielers ist beim stummen Spiel in hervorragender Weise dazu geeignet, die Scene zu erwärmen und zu beleben. „Unwillkürlich beschäftigt sich das Publicum, dem keine Einzelheit auf der Bühne entgeht, auch mit dem Zuhörer auf den Brettern. Es folgt seinen zerstreuten Blicken; und wenn dieser, anstatt durch den Ausdruck des Auges seine Theilnahme an den Vorgängen auf der Bühne zu bekunden, sich im Zuschauerraum umsieht, nach der Decke hinaufblickt, so lenkt er damit einen erheblichen Theil der Aufmerksamkeit, die der Bühne ganz und voll zugewandt werden soll, auf Ungehöriges ab." Von welch hervorragender Bedeutung für die Wirkung des Zusammenspiels das stumme Spiel des Darstellers ist, wenn es in entsprechender Weise die Rede des Mitspielers begleitet, vermag nichts in so überzeugender Weise vor Augen zu führen, als die Gastspiele von Frau Eleonore Duse. Diese unvergleichliche Künstlerin ist eine Virtuosin in der Kunst des Zuhörens. Es ist dies nur ein kleiner Theil ihres großen und umfassenden Könnens. Aber er verdient die gleiche Bewunderung wie die gesammte Kunst dieser genialen Frau, deren Darstellungen das lebendigste und eindringlichste dramaturgische Lehrbuch sind über das Wesen wahrer Schauspielkunst.

[1]) Als Referent in einem Aufsatze der „Deutschen Bühnengenossenschaft" (1889, Nr. 8) im Anschluß an eine Abhandlung von Karl Schönfeld, welche dieselbe Tendenz verfolgte, gegen die übliche Verballhornung der „Journalisten" von seiten der Darsteller energischen Protest erhob, äußerte sich Gustav Freytag in einem Schreiben vom 1. März 1889, das nach dem nunmehr erfolgten Tode des Dichters seine Stelle hier finden mag, wie folgt: „Ihren Aufsatz über die Sünden der Darsteller gegenüber dem Text der Journalisten habe ich mit dankbarem Antheil gelesen und danke Ihnen aufrichtig dafür. Ich könnte aus meinen Erfahrungen vieles dazufügen, und ich habe öfter daran gedacht, wie den erwähnten Uebelständen von dem Autor abgeholfen werden könnte. Schreiben nützt nichts, oder doch nur wenig, Beschwerden bei den Theaterleitungen würden in einzelnen Fällen nützen, aber sie sind eine allzuharte Zumuthung. Unterdeß freue ich mich über Ihren Protest 2c. 2c. Gustav Freytag."

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. **Brandung**; Novelle von **Alfred Stößel**. — Im Seebade Scheveningen spielt die genannte (im Verlage von Rob. Friese in Leipzig erschienene) Novelle. Die vielen Verehrer jenes Bades, das See und Wald mit einander vereinigt und erlesene Kunstgenüsse verschiedenster Art bietet, werden sich von dieser frisch und flott erzählten Geschichte stark angeheimelt und an fröhliche Ferientage erinnert fühlen. Denn ohne jeden Versuch breiter Schilderungen ist das Milieu so glücklich getroffen, daß man das Strandleben im Geiste wieder mitmacht, die philharmonischen Concerte der Curhauscapelle im Ohre nachtönen hört. Der Reiz der Geschichte selbst liegt nicht in dem Was, sondern dem Wie. Die Brandung der Leidenschaft, die den Erzähler für die schöne Wiener Bankiersfrau erfüllt, ist brillant geschildert und nicht minder die symbolische Uebereinstimmung seines Gemüthszustandes mit der wogenden, wechselnden See. In den Tagebuchblättern über seinen kurzen Aufenthalt in Scheveningen erscheint der Held dieser Ichnovelle als ein nervöses Zeitkind, als einer jener Menschen, die mehr denken als handeln und namentlich über sich selbst sehr eifrig nachsinnen. Mancher Zug erinnert an die Helden der kleinen Maupassant'schen Cabinetstücke, in denen volle Lebens- und Liebeslust sich mit der Furcht vor dem Unbekannten, Unheimlichen paart. Der erotische Zug, der durch die Novelle geht, ist mit großer Kunst ausgeführt. Es ist die alte Geschichte vom Suchen und Finden, vom Lieben und Scheiden, die hier in fesselnder Form wieder erzählt wird.

* Die Frage der **Zulassung von Frauen zum Studium der Medicin** ist in **Rußland** vom Reichsrath nach langwierigen Berathungen zustimmend entschieden worden. Die Errichtung eines „weiblichen medicinischen Instituts" ist beschlossen und damit erhalten die russischen Frauen ein Recht wieder, das sie bis zum 5. August 1882 besessen haben, dem Tag, an dem durch kaiserlichen Befehl die bei dem Nikolai-Kriegshospital bestehenden weiblichen Aerztecurse aufgehoben wurden. Dem Verlangen gegenüber, daß den Frauen der Zutritt zu den medicinischen Facultäten aller Universitäten des russischen Reiches gestattet werde, hat sich die Regierung ablehnend verhalten. Das Schwergewicht der Ausbildung weiblicher Aerzte in dem weiblichen medicinischen Institut in St. Petersburg wird auf Geburtshülfe und Frauen- und Kinderkrankheiten gelegt werden. Als Hörerinnen der Anstalt werden bis zu einer gewissen Zahl, deren Festsetzung dem Minister der Volksaufklärung zusteht, nur weibliche Personen eines christlichen Bekenntnisses aufgenommen werden, die nicht jünger als 20 und nicht älter als 35 Jahre sein dürfen. Zur Aufnahme gehört vor allen Dingen ein Zeugniß der Polizei über politische Zuverlässigkeit und die Einwilligung der Eltern und Vormünder, bei verheiratheten Frauen die Einwilligung des Ehemannes. Die Aufnahme suchenden Damen müssen den vollen Cursus eines weiblichen Gymnasiums oder einer gleichwerthigen Lehranstalt absolvirt haben und unterliegen einem Nachexamen in beiden alten Sprachen, wobei an sie dieselben Anforderungen gestellt werden, wie an die Abiturienten classischer Knabengymnasien. Der Cursus des Instituts ist auf vier Jahre berechnet. Nach Beendigung der allgemeinen medicinischen Bildung im Institut sind die Hörerinnen verpflichtet, sich für den Zeitraum von ein bis drei Jahren in Anstalten für Geburtshülfe und in Frauen- und Kinderkrankenhäusern unter der Leitung erfahrener Aerzte praktisch zu beschäftigen. In dem Institut sollen folgende Fächer gelehrt werden: Anatomie, allgemeine Pathologie, specielle Pathologie, Therapie, Diagnose, medicinische Chemie, organische und anorganische Chemie, Physik, Mineralogie, Botanik, Zoologie mit vergleichender Anatomie, Pharmakognosie und Pharmacie, Pharmakologie nebst Receptur, Toxikologie, die Lehre von den Mineralwässern, pathologische Anatomie nebst pathologischer Histologie, Geburtshülfe (mit klinischer Unterweisung), Frauen- und Kinderkrankheiten (Kliniken), Hygiene, Chirurgie und Desmurgie, operative Geburts-

hülse, Syphilidologie nebst Dermatologie (Kliniken), Ophthalmologie (Kliniken), Nerven- und Geisteskrankheiten (Kliniken). Der Minister der Volksaufklärung ernennt die Prüfungscommissionen. Die Hörerinnen, die den Cursus mit Erfolg beendet haben, erhalten mit einem Diplom auch die Würde eines weiblichen Arztes, die Berechtigung, im ganzen Reiche als frei practicirende Aerzte und als Specialistinnen für Frauen- und Kinderkrankheiten zu wirken, ärztliche Posten bei Krankenhäusern für Frauen und Kinder und bei Institutionen der Sittenpolizei einzunehmen. An allgemeinen Krankenhäusern werden die weiblichen Aerzte jedoch nicht wirken dürfen, ebensowenig als Aerzte zu Recrutenaushebungen, und zu der Vornahme gerichtlich-medicinischer Untersuchungen werden sie nicht herangezogen werden dürfen. Bei dem Institut wird ein Internat gebildet, in dem Hörerinnen leben müssen, die nicht bei ihren Eltern oder nahen Verwandten wohnen. Für den Besuch der Anstalt werden 100 Rubel jährlich zu entrichten sein und sie wird unter der unmittelbaren Oberleitung des Ministers der Volksaufklärung und des Curators des Petersburger Lehrbezirks stehen. Bis zum 1. Januar 1897 soll das Institut fertiggestellt sein. Sein Bestehen ist ohne Staatshülfe gesichert. Freunde und Förderer der Frauenbildung haben für die Anstalt 576,490 Rubel gesammelt. Die Baukosten des Anstaltsgebäudes sind auf rund 200,000 Rubel veranschlagt. Die Zinsen des Restbetrags werden zur Deckung der Betriebskosten verwendet werden. Außerdem hat die Stadt Petersburg für die ersten zehn Jahre die Zahlung eines Zuschusses von 15,000 Rubel jährlich zugesagt. Dazu kommen noch die von den Hörerinnen zu zahlenden Gebühren. Wie hoch ihre Zahl sein wird, läßt sich nicht berechnen. Als die weiblichen Aerztecurse beim Nikolai-Kriegshospital aufgehoben wurden, zählten sie gegen 450 Hörerinnen. Der Drang der russischen Frauen nach höherer Bildung ist groß; das sieht man schon daraus, daß die Petersburger „höheren weiblichen Curse" mit ihrer historisch-philologischen und mathematischen Abtheilung, die mit 180 Hörerinnen eröffnet wurden, jetzt deren 557 zählen. Das Bedürfniß nach weiblichen Aerzten ist aber viel größer als die Nachfrage nach Damen mit höherer philologischer oder mathematischer Bildung. Die Betriebskosten der Anstalt sind auf 63,000 Rubel jährlich veranschlagt. Zur Zeit sind in Rußland 554 weibliche Aerzte thätig, die zum überwiegend größten Theile ihre Ausbildung bei dem Nikolai-Kriegshospitale erhalten haben. Von ihnen practicirten frei 291, im Landschaftsdienst standen 28, als Aerzte an weiblichen Lehranstalten wurden 33 angestellt, ebenso viele bei privaten und jüdischen Krankenhäusern, bei städtischen Krankenhäusern 31, als Duma-Aerzte wirkten 17 Damen, bei Entbindungsanstalten 10, bei Fabriken und industriellen Anstalten 8, als Laboranten und Assistenten bei Speciallehranstalten 4, bei Asylen 2. Nach den amtlichen Angaben betrug die Zahl der Frauen, welche die früheren weiblichen Aerztecurse absolvirt haben und noch am Leben sind, im ganzen 691. Viele von ihnen haben sich von der Praxis zurückgezogen. An Schweizer Universitäten studiren viele russische Damen Medicin, doch ist die Mehrzahl von ihnen „politisch unzulässig". Außerdem findet sich ein starker Procentsatz russischer Frauen als Hörerinnen medicinischer Curse in Paris. Genaue Angaben über ihre Zahl fehlen, da in Paris amtliche Listen über die Hörerinnen nicht geführt werden. Zumeist sind es Jüdinnen. — Das Petersburger medicinische Institut für Frauen, dessen Statut bereits in der Gesetzsammlung erschienen ist, wird übrigens von den „Birsh. Wed." freudig begrüßt. „Lange schon," sagt das Blatt, „warten die russischen Frauen auf das medicinische Institut. Es genügt schon, sich die statistischen Angaben über die Studirenden der ausländischen medicinischen Facultäten anzusehen, einen Blick in das entbehrungsreiche Leben zu thun, welches die russischen Studentinnen jenseit der Grenze führen, um sich zu überzeugen, daß für unsre Frauen, die nach Kenntnissen, selbständiger Arbeit und fruchtbarer Thätigkeit für das Volk dürsten, keine Hindernisse bestehen, welche sie vom Ziele abhalten könnten." Unter den 51 Frauen, welche im Jahre 1894 zu den Studirenden der Genfer medicinischen Facultät gehörten, seien 31 Russinnen gewesen! Welch ein Segen werde für alle diese russischen Frauen, die bis jetzt zu ihrer Ausbildung in die Fremde reisen mußten, das St. Petersburger medicinische Institut sein! „Das Bedürfniß nach höherer medicinischer Bildung für die Frauen ist längst schon von der ganzen russischen Gesellschaft anerkannt worden. Unsre städtischen und landschaftlichen Communalinstitutionen haben mehr als einmal um die Wiederherstellung dieses Instituts nachgesucht, haben Summen zur Verwirklichung dieser Angelegenheit ausgeworfen, von der Art, wie sich die Gesellschaft selbst durch große Spenden hiezu gestellt, ganz zu geschweigen. In unsrer Presse, die während der ganzen Zeit nicht aufgehört hat, die Idee des höheren medicinischen Unterrichts für die Frauen warm zu vertheidigen, für ihn Propaganda zu machen, ist diese Frage schon so klargelegt worden, daß uns nur übrig bleibt, das nunmehr zu Stande gekommene Gesetz von Herzen willkommen zu heißen." Zum Schlusse gibt das Blatt der Hoffnung Ausdruck, daß die mit der Errichtung des Instituts betraute Commission es möglich machen werde, die Thätigkeit des Instituts zu Beginn des Lehrjahres 1897/98 zu eröffnen.

Auch in Oesterreich ist die Zulassung der Frauen zur ärztlichen Praxis im Augenblick durch ein Gesuch einer in Zürich promovirten Dame, Baronin G. v. Posanner, actuell. Die Mehrheit des Professoren-Collegiums der medicinischen Facultät in Wien hat auf Befragen der Regierung ein Gutachten abgegeben, das sich unter eingehender Darlegung aller Gründe gegen die Zulassung der Frauen zur Praxis ausspricht. In den Kreis dieser Erörterungen gehört wohl auch ein Gutachten, das Hofrath Frhr. v. Krafft-Ebing in seiner neuesten „Die gesunden und die kranken Nerven" betitelten Abhandlung über die Frage der „Frauen-Emancipation" abgibt. Der berühmte Psychiater beschäftigt sich eingehend mit dem Berufe der Frau und sagt u. a.: „Der Beruf des Weibes ist die Ehe, und in dieser ist sie berufen, als Mutter, als Hausfrau, als Gefährtin des Mannes und als Erzieherin ihrer Kinder ihre Stelle auszufüllen. Diesen Berufspflichten trägt die moderne Erziehung des Mädchens keineswegs volle Rechnung. Sie schädigt die künftige Leistung der Mutter, indem sie durch zu vieles Stubensitzen und Lernenlassen den Leib verkümmern läßt." Ueber die Emancipationsbestrebungen der Frauen sagt der Gelehrte: „Mag auch das Weib virtuell befähigt sein, auf vielen Arbeitsgebieten mit dem Manne in Concurrenz zu treten, so war doch seine Bestimmung bisher durch Jahrtausende eine ganz andere. Die zur Vertretung eines sonst dem Manne allein zukommenden wissenschaftlichen oder artistischen Berufes nöthige actuelle Leistungsfähigkeit des Gehirns kann vom Weibe erst im Laufe der Generationen erworben werden. Nur ganz vereinzelte, ungewöhnlich stark und günstig veranlagte weibliche Individuen bestehen schon heutzutage erfolgreich die ihnen durch moderne sociale Verhältnisse aufgezwungene Concurrenz mit dem Manne auf geistigen Arbeitsgebieten. Die große Mehrheit läuft Gefahr, dabei zu unterliegen. Die Zahl der Besiegten und Todten ist ganz enorm." Die Entscheidung über die Zulassung liegt beim obersten Sanitätsrath in Wien; sie wird wohl ablehnend ausfallen. Aber damit ist die Frage nicht endgültig für Oesterreich gelöst. —

Endlich hat auch in Preußen der Unterrichtsminister in einem Erlasse an die Universitätsrectoren erklärt, daß Mädchen und Frauen als solche durchaus nicht von den Universitätsvorlesungen auszuschließen sind. Es ist vielmehr in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob die weibliche Person, die zu den Collegien zugelassen werden will, die zum Hören von Universitätsvorlesungen nothwendige Bildung hat. Mädchen und Frauen sind damit jenen Männern gleichgestellt, die, ohne das Reisezeugniß erworben zu haben, die Universität besuchen wollen. Neuerdings ist überdies noch vom Unterrichtsminister einer jungen Dame in Breslau, wie schon früher berichtet wurde, die Erlaubniß gegeben worden, sich an einem preußischen Gymnasium der Reiseprüfung zu unterziehen. Besteht die Dame die Prüfung, so stände dem nichts im Wege, daß sie sich als Studentin der Medicin bei einer preußischen Universität einschreiben ließe. Es kann nicht ausbleiben, daß ein solches Beispiel Nachahmung finden wird. Es ist aber an der Zeit zu erörtern, ob den Mädchen und Frauen, die sich der Heilkunde widmen werden, der Voraussicht nach die wirthschaftlichen Vortheile erwachsen werden, die sie davon erwarten und die das Studium lohnend machen. Es wird häufig auf die Vereinigten Staaten und Rußland hingewiesen zum Beweise dafür, daß die ärztliche Praxis auch von Frauen mit Erfolg betrieben werden kann. Dabei wird aber vergessen, daß die ärztlichen Dinge in Amerika und Rußland durchaus anders liegen wie bei uns. Was zunächst die Vereinigten Staaten angeht, so kommt sehr wesentlich ein Umstand in Betracht. Ein beträchtlicher Theil der amerikanischen Aerztinnen findet in den Mädchenschulen und Pensionaten in, man kann sagen, nur bis zu einem gewissen Grade ärztlichen Diensten Beschäftigung. Es ist in den Vereinigten Staaten allgemein Brauch, Schulärztinnen anzustellen. Diese ertheilen den dort sehr verbreiteten Unterricht in der Gesundheitspflege, leiten die Turnübungen und überwachen schließlich noch den

Gesundheitszustand der Zöglinge. Den anderen kommt zu nutze, daß der amerikanische Arzt fast durchgängig eine für europäische Verhältnisse minderwerthige allgemeine Bildung hat. Es ist bekannt, daß es in Amerika Personen von dem Bildungsgrade deutscher Mittelschüler möglich ist, nach drei oder vierjährigem Studium auf einer medicinischen Schule den Doctorgrad zu erwerben. Amerikanerinnen, welche die Heilkunde ausüben wollen, brauchen einmal bei weitem nicht so viel zu lernen, wie es deutsche Mädchen und Frauen müßten, wenn sie zum Universitätsstudium zugelassen werden wollen. Ueberdies haben sie nicht nöthig, so viel Zeit, wie bei uns vorgeschrieben ist, auf das eigentliche Studium zu verwenden. Dadurch wird das Studium wesentlich verbilligt und damit eher wirthschaftlich lohnend. Für die Lage der weiblichen Aerzte in Rußland weiterhin ist es überaus wichtig, daß dort in weiten Landstrichen Mangel an Aerzten ist. Die Ausübung der Heilkunde in ihrem ganzen Umfange ist in manchen Gegenden ganz rohen und unwissenden Feldscheren anheimgegeben. Zur richtigen Würdigung der deutschen Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, daß das Studium der Heilkunde bei uns überaus theuer geworden und daß dabei die Zahl der Aerzte weit über den Bedarf gewachsen ist. Wirthschaftlich lohnend ist das medicinische Studium bei uns durchaus nicht. Wenn einzelne Mädchen und Frauen die besondere Neigung dafür haben, sich dem medicinischen Studium zuzuwenden, so ist es nicht mehr als billig, daß sie in ihrem Bestreben gefördert werden. Die ausländischen Aerztinnen erfreuen sich bei uns der besten Aufnahme in den meisten Universitätskliniken, und die einheimischen Studentinnen würden ihnen sicher gleichgestellt werden. Nur davor muß gewarnt werden, daß nicht die Anschauung entsteht, der ärztliche Beruf wäre im allgemeinen den gebildeten Frauen zu empfehlen, etwa in dem Maße wie bei den Amerikanern. Ohne Zweifel ist die Mehrzahl der Frauen den Erregungen nicht gewachsen, die der Betrieb der ärztlichen Kunst naturgemäß mit sich bringt. Jüngst ist auf die Frauenarbeit in Medicin und Naturwissenschaften an der Universität Berlin hingewiesen worden, insbesondere auf die Arbeit von Zeichnerinnen und Malerinnen. Arbeit dieser Art und vielleicht noch Hülfsarbeit in der Bakterienkunde dürfte dafür geschickten Frauen eher einen lohnenden und befriedigenden Erwerb gewähren als die medicinische Praxis.

* Das Telegraphenkabel durch den Stillen Ocean von Neuseeland nach Brittisch Columbia ist, wie die „Köln. Ztg." meldet, jetzt endgültig beschlossen und wird durch englische und australische Capitalisten ausgeführt. Es wird in vier Abtheilungen gelegt: von Auckland auf Neuseeland zu den Norfolk-Inseln 665 Kilometer, von dort bis Fanning-Island 2760 Kilometer, dann bis zu den Fidschi-Inseln 1710 Kilometer, endlich von dort bis Vancouver in Brittisch-Columbia 5215 Kilometer. Die gesammte Länge dieses unterseeischen Kabels wird somit 10,350 Kilometer betragen, die Kosten werden auf über 30 Millionen Mark veranschlagt. Mit welchen Schwierigkeiten überseeische Kabelgesellschaften zu kämpfen haben, erhellt aus einem Bericht der Commercial Cable Company, der die Hazel-Hill-Station (Nova Scotia) betrifft. Obwohl die Einnahmen an sich befriedigend sein konnten, waren die Ausgaben doch so hoch, daß ein Gewinn ungewiß ist. Die Herstellungskosten eines Kabels betragen durchschnittlich 5000 M. auf die englische Meile (1609 m), die Instrumente, von denen einige sehr empfindlich sind, stellen sich auf 1000—4000 M. für den Apparat und die Unterhaltungskosten auf jährlich 212,000 M., wozu noch die gleichfalls sehr kostspieligen Ausbesserungen kommen. Eine einzige Expedition, die fehlschlug, kostete 700,000 M., ein anderes für Zwecke des Unternehmens ausgerüstetes Schiff brauchte täglich 10,000 M. Bei einer unterseeischen Eruption zerrissen gleichzeitig vier Kabel, ferner richteten Walfische, die sich im Kabel verwickelt hatten, Schaden an. In einem Falle verursachte ein gesunkenes Schiff einen Bruch des Kabels, auch Schiffsanker werden in seichtem Wasser leicht gefährlich. Hochseefischer, die mit ihren Netzen hängen bleiben, verlangen Entschädigung dafür, daß [illegible] das Kabel nicht zerschnitten haben, um ihre Anker und Taue zu retten. Ein Kabel wurde in böswilliger Absicht zerschnitten. Kabel, die zufällig in unterirdische, oft mehrere Kilometer lange Spalten gerathen, sind verloren. Selbst das Landungsrecht in Frankreich kostete der Gesellschaft 160,000 M., während sie in England die Genehmigung für 20 M. bekam. Die Ausgaben für die Schiffe erfordern eine Summe von 1,200,000 M. und die Unterhaltungskosten dafür, daß ein Schiff stets seeklar liegen muß, betragen auf den Monat 10,000 M.

* Die Russificirung der Universität Dorpat — oder Jurjew, wie der „Deutsche" Universitätskalender des Professor F. Ascherson in Berlin bereits seit einigen Semestern ängstlich dienstbeflissen schreibt — schreitet immer weiter fort. Während früher die Publicationen derselben zum größten Theil in deutscher Sprache abgefaßt waren, erscheinen jetzt wenigstens die amtlichen ausschließlich in russischer Sprache. Auch von den Dissertationen sind im letzten Studienjahre nur noch 24 medicinische, 1 philosophische, 4 theologische in deutscher Sprache, 16 medicinische, 2 philosophische dagegen in russischer Sprache erschienen. Für die Wissenschaft ist dies zu bedauern, da sich die Dorpater Dissertationen bisher durch gediegenen Inhalt ausgezeichnet haben, der jetzt, da die Gelehrten anderer Länder der russischen Sprache meist nicht mächtig sind, verloren geht. Einzelne Professoren haben verständigerweise von wichtigeren Publicationen, die unter der Aegide der Universität erscheinen, gleichzeitig französische oder deutsche Uebersetzungen herausgegeben.

* Professor Ramann von der preußischen Forstakademie zu Eberswalde hat in Begleitung des Malers Friedrich Rath (Berlin) und des Lieutenants Schnackenberg eine Expedition nach dem nördlichen Finland und der Eismeerküste angetreten. Die Forschungsreise, welche von der deutschen und der russisch-finnischen Regierung lebhaft unterstützt wird, soll namentlich Aufklärung über die Entstehung der nordischen Eissteppen (Tundren) zu gewinnen suchen. In Aussicht genommen ist ein längerer Aufenthalt im finnischen Centralgebirge und am inselreichen, 1421 qkm großen Enare-See, in den noch kaum bekannten, nur von Lappländern mit ihren Renthierheerden durchzogenen, innerhalb des Polarkreises liegenden Gebieten des höchsten Nordens von Europa.

* **Tübingen.** In der philosophischen Facultät der hiesigen Universität habilitirte sich der Lector, a. o. Professor Dr. Hoops für englische Philologie mit einer Antrittsvorlesung über „Die Perioden der englischen Sprachgeschichte". — Auch hier steht nun, zum ersten Mal, eine Dame im Begriff, sich den Doctorhut zu erwerben: Gräfin Maria v. Linden hat bei der naturwissenschaftlichen Facultät eine Abhandlung über die Structur der Conchylien eingereicht, die von der Facultät angenommen wurde.

* **Straßburg.** Professor Dr. Alois Brandl, Vertreter der englischen Philologie an unsrer Universität, hat den Ruf nach Berlin als Nachfolger Zupitza's nunmehr endgültig angenommen.

* **Berlin.** Wie hiesige Blätter melden, ist der Germanist Geh. Reg.-Rath Professor Dr. Karl Weinhold seit einigen Tagen erkrankt und gezwungen, das Bett zu hüten. Derselbe leidet stark an Rheumatismus. — Geh. Reg.-Rath Dr. Reuleaux, Professor für Maschinen-Elemente &c. an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, hat für das Wintersemester aus Gesundheitsrücksichten sich beurlauben lassen.

* **Innsbruck.** Der bisher mit dem bloßen Titel eines außerordentlichen Universitäts-Professors bekleidete Privatdocent und Gymnasial-Professor Dr. Karl v. Dalla-Torre ist zum außerordentlichen Professor der Zoologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Moderne Frauen in England.

IV.[1])

4. Ella Hepworth Dixon.

„Die Geschichte eines modernen Weibes"[2]) von Ella Hepworth Dixon ist von diesen die Frauenfrage behandelnden modernen Dichtungen die bei weitem — geistig und poetisch gehaltvollste. Die Darstellung der Leiden und Entbehrungen eines edlen, auf ihre eigene Kraft gestellten Mädchens ist um so tiefer erschütternd, als wir es hier nicht mit einer krampfhaft sich über sich selbst hinausreckenden, herrschsüchtigen, haßerfüllten Caricatur eines Weibes zu thun haben, sondern mit einer echten Frau, so zart und weich und so leidensstark, wie die sorgsame Hand unsrer Mutter Natur sie nur gestalten konnte. Es wäre zu wünschen, daß recht viele stark und richtig empfindende Männer die heilsame Erschütterung dieser ebenso einfachen wie wahren Geschichte über sich ergehen ließen; daß sie dann, die Träger des Fortschritts, selbst muthig hinausträten und Andere mit sich zögen auf den langen und an Hindernissen reichen Weg, der zur Lösung der Frauenfrage führt. Denn es kann keine Frauenfrage geben, die nicht eine Männerfrage wäre. Sie ist die wahre sociale Frage, die Frage unsrer Familien, unsres Vaterlandes, die Frage der Zukunft unsres Culturlebens.

Daß die Dichterin von dem incorrecten Denken, dem falsch gerichteten Empfinden der Moderne gar nicht inficirt wäre, kann man nicht behaupten; sie ist eben auch ein Kind ihrer Zeit. Sie ist indessen eine viel zu verständige, harmonische Natur, als daß sie sich den wilden Zukunftsdelirien überlassen könnte, die von dem verrückten Nietzsche'schen Standpunkte ausgehen, daß die ganze bisherige Menschheitsentwicklung sich auf dem Holzwege befunden habe und daß sämmtliche Errungenschaften unsrer Cultur unbesehen über Bord zu werfen seien.

Der Pessimismus in ihr ist von einseitiger Stärke; zu dem relativ ruhigen, versöhnten Standpunkte, der über den Widersprüchen des gesammten und den Leiden des Einzellebens liegt, hat sie sich noch nicht durchgearbeitet. Mitten in der wahrheitsgetreuen, vertieften Darstellung ergreifender Seelenvorgänge, die nur unter dem idealistischen Gesichtspunkte Bedeutung und Interesse gewinnen, spukt mitunter der Teufel der naturwissenschaftlich-materialistischen Erklärung der Empfindungen. Auch sie scheint der Ansicht zu huldigen, die nur auf ungeheuerlicher literarischer Unbildung oder auf Parteiverblendung beruhen kann, daß die ältere Kunst dem Ernste der umgebenden Wirklichkeit den Rücken gekehrt und ausschließlich rosige Wolkenkukuksheims gemalt habe, und der Ueberzeugung zu sein, daß sämmtliche Gebildete — außer den wenigen Modernen — mit „Gartenlaube-" und „Cornhill Magazine"-Romanen gefüttert sein wollen. Sie scheint nicht zu erkennen, daß zwischen diesen und den „modernen" Ausgeburten eines unheimlichen Geistes- und Gemüthszustandes eben die ganze Fülle der gesunden, der sinnvollen und fortzeugenden Literatur liegt, zu der auch ihr Buch gehört. Auch die Mache zeigt zum Theil den bekannten modernen Charakter: poetisch bedeutungslose Nebendinge werden — allerdings nur stellenweise — mit peinlicher Genauigkeit beschrieben; und so schön und detaillirt auch die Scenen ausgeführt sind, in denen das Schicksal der Heldin sich vollzieht, so skizzenhaft und mitunter nichtssagend sind diejenigen, welche das sociale Milieu der Handlung darstellen sollen.

Ich denke besonders an die Scenen, in denen sie uns die „gute" englische Gesellschaft vorführt. Wenn sie — was sie möchte — uns klar machen will, daß das „Leben in der Gesellschaft" unaussprechlich blödsinnig, ekelhaft und verächtlich ist, so genügt es nicht, vier oder fünf immer wiederkehrende Personen vorzuführen, ihre Haltung und Mienen zu beschreiben und jede zwei bis drei gehaltlose Reden führen zu lassen. Ein solches Verfahren ist selbst für die Bühne nicht ausreichend. Ihre Gesellschaftsscenen machen daher den gleichen unwahren Eindruck, wie etwa die von „Sodoms Ende". Gesellschaften von so auserlesener, gleichmäßiger Schwachköpfigkeit ihrer sämmtlichen Mitglieder werden sich nur in den allerseltensten Fällen zusammenfinden; sie sind jedenfalls nicht typisch für das gesellschaftliche Leben als solches. Uebrigens ist auch dieses Gebiet eins von den vielen, auf denen die Modernen das Kind mit dem Bade auszuschütten lieben.

Die Verfasserin hat ja Recht, wenn sie gegen die Art des englischen Gesellschaftslebens die schärfsten satirischen Pfeile schleudert. Wie mancherlei andere Lebenserscheinungen jenseit des Canals, befindet es sich ebenfalls im Zustande der Verknöcherung, der Versteinerung. Ein an gute Formen gewöhntes Mitglied der besten festländischen Gesellschaft, das den englischen Salonteppich betritt, sieht sich auf Schritt und Tritt eingeeugt von dem kleinlichsten, albernsten Formenkram. Ohne dessen Kenntniß gilt man für ungebildet, oder, wie der charakteristische Ausdruck lautet, für „vulgär" — ein Wort, das ebenso deutlich die gesellschaftliche und die menschliche Unfreiheit des Engländers kennzeichnet wie das unverbrüchliche Gesetz, welches die Wirthe zwingt, ihre Gäste zu festlichen Gelagen streng nach den unzähligen, aber genau festgestellten Abstufungen der gesellschaftlichen Rangordnung zu placiren. Es ist richtig, daß dieser Formenkram eine

---

[1]) Vergl. Beilage Nr. 178, 180 und 181. — (Wir holen hier nach, was eigentlich bereits zu Artikel II in Nr. 180 hätte angemerkt werden sollen, daß wir die Annahme des Hrn. Verfassers, „hinter Grant Allen stecke unzweifelhaft eine Frau", nicht zu theilen vermögen. Grant Allen, geb. 1848 in Kingston (Canada), in Oxford gebildet, hat neben seinen naturwissenschaftlichen Schriften Darwin'scher Richtung auch abgesehen von dem besprochenen „The woman, who did" Romane verfaßt. Für den Inhalt der Darlegung unsres Hrn. Mitarbeiters, die Kritik des Ideals der Modern Woman-Bewegung, kommt die Frage nach dem Geschlecht der einzelnen Autoren, die sich mit diesem Pseudoideal beschäftigen, übrigens nicht in Betracht. D. Herausg.)

[2]) Leipzig, Tauchnitz. 1895. — Wir begegnen der Verfasserin ebenfalls zum ersten Male.

Sklaverei darstellt, die nur der an die Sklaverei des herkömmlichen gewöhnte Engländer nicht fühlt. Es ist richtig, daß das geistige Niveau der Unterhaltung der weitverbreiteten Geistes- und Geschmacksunbildung entsprechend ein ziemlich tiefes ist; daß die Aeußerung irgend eines natürlichen, guten, kräftigen Gefühls wiederum „vulgär" ist. Es ist richtig, daß der Mensch in der englischen Gesellschaft wie im Leben noch immer nur das gilt, was er hat; während er bei uns und anderswo doch auch das gilt, was er ist. Trotzdem aber hat die Verfasserin Unrecht, das Gesellschaftsleben auch des in der Geistescultur am weitesten zurückgebliebenen, des unfreiesten aller Culturvölker als solches zu verwerfen, es mit der automatischen Bewegung aufgezogener Marionetten gleichzusetzen. Auch das englische Gesellschaftsleben gewährt die Möglichkeit, Menschen zu entdecken, jedem, der sie nicht mit der Diogenes-Laterne, sondern mit zwei gesunden Menschenaugen sucht. Und wenn man sich klar macht, wie viele sociale, politische, communale Interessen zu kurz kommen würden ohne die größere Geselligkeit, wie viele geistige, literarische, künstlerische Interessen ohne sie noch weniger in England gepflegt werden würden, als es jetzt schon geschieht: so mag man immerhin die Menschen bemitleiden, welche dazu geneigt oder verurtheilt sind, den Haupttheil ihres Lebens dieser größeren Geselligkeit zu widmen — ihre Culturnothwendigkeit kann man nicht bezweifeln.

Auch Miß Dixon zeigt ihre tendenziöse Beschränkung darin, daß sie keinen werthvollen Mann schildert. Diejenigen Männergestalten aber, die sie zeichnet, sind nicht übertrieben oder gehässig entstellt, sondern typisch und echt modern. Als typisch modern möchte ich bei dem männlichen Geschlecht den mitunter ganz naiven Materialismus der Lebensführung bezeichnen. Man erstaunt, wenn man den Reden heutiger Jünglinge lauscht, bei denen man nach der Wahl ihres Berufes eine natürliche Begeisterung für Wissenschaft und Kunst voraussetzen sollte, wie wenig sie Wissenschaft und Kunst als solche interessiren und wieviel mehr die materiellen Erfolge, welche sie vermittelst jener höchsten Geistesthätigkeiten erreicht haben oder zu erreichen hoffen. Das war vor dreißig Jahren nicht so. Die Streberei galt damals entschieden für einen sittlichen Defect; heute ist sie so allgemein verbreitet, daß man fast aufgehört hat, sich ihrer zu schämen.

Vortrefflich ist die Schilderung des jungen und nicht unbedeutenden Malers Perry, der das prächtige Haus eines alten aus der Mode gekommenen Collegen bezogen hat. Die Heldin findet etwas Rührendes darin, daß der alte Mann von den Idealen seiner Jugend nicht lassen kann. „Na, es mag rührend sein," antwortet Perry, indem er sie verdutzt anstarrt, „aber es bringt nichts ein." — Die Heldin soll für eine illustrirte Zeitschrift einen Artikel zu dem höchlich bewunderten Bilde ihres Freundes „Die Zeit der Rosen" schreiben; sie interviewt ihn deßhalb hinsichtlich seiner Kunstrichtung. „Ich dachte, Sie wollten in Ihrer Kunst vielleicht den Cultus der Schönheit zur Geltung bringen, die heidnische Liebe zur Form, das Entzücken an einem physisch vollkommenen Dasein." — „Perry pfiff nachdenklich", fährt die Verfasserin ironisch fort. — Mir fällt dabei der Vers von Burns ein: „Er pfiff im Geh'n aus Mangel an Gedanken." — „Na," sagt Perry nach einer Pause, „ich habe in der Weise niemals daran gedacht. Aber Sie können's ja so sagen, wenn Sie wollen. Es ist mir egal, was Sie von mir sagen. Das Einzige, worauf es mir ankommt, ist, daß es mir etwas abwirft." — Dieser naive Materialist unter den Künstlern, der in aller Unbefangenheit mit der Wurst nach der Speckseite wirft — übrigens ein guter Kerl —, erinnert an eine Anzahl ähnlicher Erscheinungen bei uns in Deutschland. Wie viel widerwärtige Dramen, wie viel scheußliche Romane, die unter dem Fabrikstempel „modern" gehen, wären ungeschrieben geblieben ohne den Gedanken an das Gedränge in Leihbibliotheken und an Theatercassen als Stimulus.

Neben Perry steht die heute wohl auf den Aussterbeetat gesetzte Figur des bewußten und verschämten Materialisten Hemming, in dem die Principien des Altruismus und des Egoismus in dauerndem Kampfe liegen und das letztere ständig den Sieg davonträgt. Es ist eine halb abstoßende, halb bedauernswerthe Figur, dieser Liebhaber der Heldin, der sein häßliches Vortheilstreben unter hochgeschwungenen Redensarten von edlen Zwecken verbirgt, die liebliche Mary um eines reichen, häßlichen Frauenzimmers willen im Stich läßt und seine ewig nagende Reue vergeblich im Wohlleben zu ertränken sucht. Es ist unmöglich, dieses in Reden und Briefen feinst ausgeführte Portrait, diese vollendete Kunstleistung auch nur annähernd nachzuzeichnen.

Und dann der über jeden Verdacht des Materialismus erhaben scheinende Helfer der leidenden Menschheit, das Bild geistiger Vornehmheit, der Arzt Dunlop Strange, der ein armes, von ihm zu Grunde gerichtetes Mädchen mit vollkommener Selbstbeherrschung unter seinen Händen sterben sehen kann und für die zwar edle, aber auch reiche und schöne Frau, die er durch die Enthüllung seines Verbrechens verliert, leicht Ersatz findet in einer noch reicheren und viel üppigeren Dame der hohen Gesellschaft. Wir wollen der Dichterin hier selbst das Wort gönnen.

„Dunlop Strange, wie er sein Glas Champagner ausschlürfte und die Tafel entlang blickte, empfand eine zärtliche Regung für alle Welt. Er fühlte das schöne Profil an seiner Seite mehr, als er es sah.... Keine Frau, der er jemals begegnet, hatte ihn jemals angezogen wie diese.... Die gemachten und flüchtigen Empfindungen, welche er in Gesellschaft erfuhr, ergötzten ihn — Empfindungen, belebt durch einen Wein von auserlesenem Jahrgange, denkwürdig gemacht durch ein delicat zubereitetes Gericht, gehoben durch das Lächeln schöner Frauen. Der halb schmollende, halb liebkosende Ton, in welchem seine Patientinnen zu ihm sprachen (denn Dunlop Strange war beliebt bei vornehmen Damen); die Rolle — drei Viertel Beichtiger und ein Viertel Anbeter —, welche er diesen schönen Opfern der Hysterie und Migräne gegenüber spielte, behagte seiner Eitelkeit. Er hatte beständig, in seinem Sprechzimmer des Morgens, während der Nachmittage, die er auf eiligen Fahrten von einem entnervenden Boudoir zum anderen verbrachte, und Abends in Gesellschaft, einen wollüstigen weiblichen Dunstkreis um sich, eine Atmosphäre, welche ihm ein Lebenselement geworden war und die er ebensowenig entbehren konnte wie den feinen Burgunder, den er beim Essen zu trinken pflegte, die ausgesuchte Havanna, welche den Proceß der Verdauung danach beförderte. Und da, dicht an seiner Seite, so daß sein Arm den ihrigen an der besetzten Tafel fast berührte, saß das Weib, das ihm mehr war als jedes andere, das Weib, das ihn zu dem beneidetsten (!) Manne von London machen sollte." — In dem Bilde dieses allem Anschein nach edlen und bedeutenden, innerlich aber materialistisch zerfressenen Mannes liegt eine ohne gehässige Uebertreibung ausgeführte, furchtbar treffende Satire auf unsre Zeit.

Hin und wieder schallt ein Klang von der Blechmusik des weit entfernten Amazonenlagers in den rein weiblichen Gefühlskreis der Heldin hinüber; aber er klingt nur leise an und verhallt sogleich. Es erweckt uns nur ein Lächeln, wenn sie meint, die Frauen müßten sich alle unter einander verbünden, um als Gesammtheit den Männern gegenüber die Stärke zu erlangen, die der einzelnen fehlt; leidet doch Niemand mehr darunter als sie selbst, daß sie die ihr von

der Natur bestimmte Freundschaft eines stärkeren Mannes entbehren muß. Oder wenn sie sagt, daß das der heutigen Frau „angeborene Gefühl der Unterordnung unter einen stärkeren Willen ererbt sei durch Generationen unterwürfiger weiblicher Intelligenzen“ — ererbt — natürlich; aber wenn wir den eigentlichen Ursprung dieses Vererbungsprocesses uns klar machen wollen, so werden wir auf eine von der Natur in das Weib gelegte Eigenschaft stoßen. Einmal heißt es: „das Gebäude der Gesellschaft“, ein andermal: „das Gebäude der Civilisation beruht auf dem nachgiebigen Lächeln des Weibes“. Aus dem Tadel, den die Verfasserin mit diesem Satze gegen unsre Gesellschaft und unsre Civilisation beabsichtigt, wird eine große culturhistorische Wahrheit, wenn wir für das „nachgiebige Lächeln“ einsetzen: die Neigung zur Ausgleichung der Gegensätze, den Friedenstrieb des Weibes. Keine gesellschaftliche Satzung hätte dem zum Kampfe bestimmten Manne diese edle Rolle in der Culturentwicklung aufnöthigen können. Das Leben des Mannes ist ein dauernder Kampf: nur der Kampf gebiert den Fortschritt, aber der Kampf allein würde ihn sofort wieder zerstören, wenn nicht die friedenfördernde, erhaltende weibliche Kraft in der Welt wäre, welche die Errungenschaften des Kampfes sichert und weitergibt. Eine Gesellschaft von lauter männlich gearteten Wesen hätte nicht existiren können; ihr Schicksal wäre das jener gewappneten Männer gewesen, die aus der Saat der Drachenzähne emporwuchsen. Warum also wollen wir in dem, was der Verfasserin als Noth erscheint, nicht lieber die Tugend erkennen — jene köstliche Eigenschaft selbstloser Güte, die dem hart ringenden Manne Beruhigung, Erquickung und Kräftigung gewährt und die dem Weibe, je weiter die Civilisation fortschreitet, eine immer größere Verehrung sichert?

Das Liebeswerben Hemmings, der sich von seiner ihm verhaßten Frau trennen und mit der Geliebten ins Ausland fliehen will, weist diese entschlossen zurück, obgleich sie ihn liebt und das Gerede der Menschen nicht fürchtet: weil sie einer andern Frau kein Leid anthun will. G. Eliot spricht in ähnlicher Situation den allgemeinen und besser formulirten Grundsatz aus: man soll sein Glück nicht mit andrer Unglück erkaufen. Daß das Institut der Ehe als solches ihr nicht viel gilt, zeigt auch eine andere Stelle, wo sie in der Familie „das specielle Product der Civilisation sieht, dem sie als Individuum geopfert werden soll“. Eine Familie ohne Ehe aber konnte niemals die Bedeutung einer Einrichtung gewinnen, der die abendländischen Völker vor allem ihre den Orient weit überragende Gesittung verdanken und welche daher auch von unsrer Gesellschaft heilig gesprochen worden ist. Und wenn die Ehelosigkeit in der That ein Opfer ist, das von einzelnen dem Bestande der Familie gebracht werden muß, so gehören zu diesen einzelnen oder vielen keineswegs bloß Frauen, sondern auch Männer. Und außerdem ist es ein Gesetz des menschlichen Lebens, daß kein Gut ohne Opfer erreicht, daß keine dauernde Segnung ohne ständige und zahlreiche Opfer der Gesellschaft erhalten werden kann. Damit wir z. B. des Segens eines Vaterlandes dauernd theilhaftig bleiben, müssen von Zeit zu Zeit Tausende frischer, hoffnungsvoller Jünglinge ihr Leben ihm zum Opfer bringen — und das ist ein Opfer, welches das männliche Geschlecht allein zu tragen hat.

Wir sprechen immer von der Heldin und meinen natürlich die Dichterin, die ihre ganze Seele in jene hineingelegt hat. Den einzelnen Zügen der „Modernität“ stehen so viele einer echten Weiblichkeit gegenüber, daß wir in diesen den Abdruck ihres wahren Charakters zu lesen haben. Die Freundin der Heldin, Alison Ives, die auch ein „advanced woman“ darstellen soll, raucht nicht, spielt nicht Billard, geht nicht auf die Jagd, sondern „haßt es, den Mann zu spielen“. Sie denkt nicht daran, „die altmodische Eigenschaft der Eitelkeit“ aufzugeben: „dies ist die einzige,“ bemerkt sie mit der ihr eigenen Selbstironie, „die uns moderne Weiber immer noch erträglich macht“. Sie will heirathen, freilich „je später, desto besser, weil es absurd sei anzunehmen, daß alte Jungfern irgend einen Einfluß auf das Leben der Menschen haben könnten; und Macht wäre es, wonach die modernen Frauen verlangten“.

Auch die Heldin selbst zeigt in ihrer ganzen Art zu sein Züge einer so bezaubernden Weiblichkeit, daß sie von modern women strengster Observanz den schwersten Tadel erfahren wird, so z. B. wenn sie sich in rührenden Klagen an das Mitleid der Menschen und der Männer wendet. Als sie in ihrer Einsamkeit, unter dem Druck widerwärtiger literarischer Lohnarbeit, auf die Wiederkehr des Geliebten wartet, des zweiten, der ihr untreu zu werden scheint, ruft sie: „Ich möchte wissen, ob irgend ein Mann in der Welt weiß, wie furchtbar es ist, eine Frau zu sein, und niedersitzen zu müssen, und die Hände zu falten und zu warten.“ Und als sie mit der Abweisung der unehrenhaften Anträge des Geliebten die letzte Aussicht auf die Erfüllung ihrer weiblichen Bestimmung darangegeben hat, ballt sie die kleinen Fäuste und wirft sich nieder mit dem Gesicht in die Kissen des Sophas, in die kurz vorher ihr Geliebter schluchzend sein Haupt gedrückt hat — „ihr natürliches Selbst empörte sich gegen die Ungerechtigkeit der menschlichen Gesetze. Das Weib in ihr jammerte laut auf in der Dunkelheit. Was hatte sie gethan, daß sie immer geopfert werden sollte? Warum sollte sie das Beste, das das Leben zu bieten hat, entbehren?“ Die Art, wie sie den Ungetreuen behandelt, die Selbstüberwindung, mit der sie ihm zu seiner Verheirathung Glück wünscht und in Gesellschaft harmlos mit ihm zu verkehren sucht, zeigt die Noblesse jenes reinen Menschlichkeitsgefühls, die der Mann nur so selten erreicht. Und als der Mann, der ihr den herbsten Schmerz ihres Lebens bereitet hat, unter dem selbstverschuldeten Unglück einer entsetzlichen Ehe vor ihr zusammenbricht, ergreift sie „die Wallung einer heißen mütterlichen Zärtlichkeit“. „Mein armer, armer Liebling,“ murmelt sie, indem sie seine Hände drückt, „es wird ja alles wieder gut werden — mit der Zeit. Du wirst versuchen — netter zu — ihr zu sein, nicht wahr? — Es muß ja für Mann und Frau so leicht sein, sich zu versöhnen. Und dann ist ja auch das Kind —.“ Wie verächtlich vom Amazonen-Standpunkt, und von jedem andern — wie hinreißend weiblich!

Der ganze Schluß des Romans ist eine dichterische Glanzleistung — das Zwiegespräch der Liebenden, die entschlossene Flucht des Weibes aus der gefahrvollen Situation, ihre nächtliche Wanderung durch die schmutzigen, grauen Straßen Londons, der schwere innere Kampf nach ihrer Rückkehr, in dem ihr der Versucher naht in ihrer eigenen Gestalt. Als sie vor den Spiegel tritt, erblickt sie ein Weib mit gramverdüstertem Gesichtsausdruck; die Wangen sind hager, aber die Lippen jugendlich, wie bei einem achtzehnjährigen Mädchen, dichtes goldiges Haar umwallt den feinen Kopf, der Busen zeigt die Fülle, die weißen Schultern die Rundung, die seidenweichen Arme die zarte Form der Jugend. Und wie sie das Weib im Spiegel anstarrt, erweichen sich deren schmerzgespannte Züge zu einem triumphirenden Lächeln, und es spricht zu ihr: „Ihr könnt mich foltern, mich verhungern lassen, aber ihr könnt mich nicht unliebenswerth machen. Er liebt mich! O, er würde sich morgen für mich ruiniren. Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und sein Leben ist mein. Was sind wir beide denn schließlich? Zwei Atome der Materie, athmend, lebend, liebend, leidend, nur einen kurzen Augenblick auf einem Planeten, der einst ohne organisches Leben war und langsam zu unwiderbringlichem Verfall sich abrollt. Ein paar Tropfen mehr in den Ocean der Ewigkeit und wir mit unsrer kleinen

Liebe, unserm kleinen Haß werden vergessen sein. Ein paar Tropfen mehr, und die Menschheit selbst wird verschwunden sein und ein wieder kalter, unbewohnter Erdball wird seinen einförmigen Lauf um die Sonne fortsetzen.... Sommer und Winter, Saat- und Erntezeit werden kommen und gehen in den kommenden Jahrhunderten, ich aber — ich werde nicht hier sein. Nestlinge werden sich zusammenschmiegen und zirpen unter der Dachrinne; Thau wird auf der Wiese liegen, Sonnenschein auf dem Obstgarten; süße Geheimnisse werden geschrieben stehen in den Augen der Liebenden, und Fröhlichkeit auf sonnigem Kinderantlitz. Aber für mich — für mich wird alles dunkel sein. Aber wir haben den Augenblick des Jetzt; laß uns ihn fassen und festhalten. Wir leben jetzt noch. Wir lieben uns. Gieb ihn mir! Nur ein paar kurze Jahre bin ich hier," flehten die gespenstigen Augen, „gieb ihn mir, gieb ihn mir! Die unerbittlichen Jahre — die Jahre, welche welken und verfallen lassen, werden über uns hinwegschreiten, und dann wird unsre ‚Thorheit' vergessen. Ei, schon in der nächsten Generation werden die Leute mit den Achseln zucken und sagen: ‚Am Ende waren sie doch nur Menschen.' Und ich," flehte das Weib im Spiegel, „ich werde gelebt haben." — Aber die Heldin siegt über die verführerische Gewalt dieser Argumentation. Sie denkt an den Spruch, den sie ihrem Vater, einem einfachen, großen Gelehrten, aufs Grabmal gesetzt hat: „Streben, suchen, finden, und nicht — weichen."

„Ob einst der Strudel mich hinunterspült,
Ob ich der Sel'gen Inseln einst erreiche
. . . . doch etwas, eh' ich ende,
Ein Werk von edlem Werth ist noch zu thun."

Ja, mein armes Kind; ein Himmelreich tausendjährigen Ruhmes demjenigen, der einen besseren Erlösungsweg aus den Wirren und Leiden dieses Lebens entdeckt, als die That!

Diese Geschichte eines Mädchens aus den gebildeten Kreisen, die ohne Vermögen oder mächtige Freunde mit ihrer alleinigen, schwachen Kraft den Kampf mit dem Dasein zu bestehen hat, vorgetragen mit der Einfalt der Wahrhaftigkeit und mit der tiefen Ergriffenheit des Selbsterlebten wird mehr auf dem Gebiete der Frauenfrage wirken, als Hunderte von jenen mit Selbstüberhebung und Haß und Hohn erfüllten mannweiblichen Tendenzdichtungen. Es ist und bleibt immer sinnlos, gegen den Stachel der Natur zu löcken.

-o-

Ein schwerer Tag für die Bayern in Tyrol.

Mittheilung von Friedrich Koch-Breuberg.

Ein bisher unbenützter Brief de dato Miesbach, 6. September 1809, liegt vor mir. Der Verfasser, G. F. v. Sundahl, war ein Nürnberger Kind. Er diente damals als Oberlieutenant im bayerischen 10. Infanterie-Regiment Junker, in dem Regiment, das einst Max Emanuel gegen die Türken führte, das Leibregiment des Kaisers Karl VII. gewesen und das heutzutage wieder einen Wittelsbacher, den Prinzen Ludwig, als Chef besitzt. Hr. v. Sundahl schreibt seinen Eltern nach langer Pause. Die Anfertigung von Listen, Rapporten und Berichten hatte alle seine Zeit in Anspruch genommen. Nun war der Quartiermeister — heute Zahlmeister genannt — aus der Gefangenschaft eingetroffen und da fand er endlich Zeit, den Eltern die „aimable affaire" vom August genauer zu schildern:

„Den 4. August bekamen wir, als eben abgekocht wurde, eine Ordre, worinnen es hieß, das 10. Regiment solle sogleich aufbrechen und mit zwei Eskadrons und zwei Piècen 3 ℔'er, die dem Regiment zugetheilt würden, den nämlichen Tag noch nach Zierl, den 5. nach Silz und den 6. nach Landeck marschieren und allda militärische Position fassen. Wir träumten uns so sicher, daß ich mit zwei Unteroffiziers und vier Dragoner zum Quartiermachen vorausgeschickt wurde, welches auch, da alles ruhig blieb, den 2. und 3. Marsch geschah. Als ich nach Landeck kam, trug ich darauf an, zwei Compagnien des I. Bataillons einzuquartieren, die beiden andern Compagnien aber biwakiren zu lassen — Herr Major von B. verwarf aber meinen Plan, ließ drei Compagnien in Landeck und die Grenadiere in dem eine halbe Stunde davon entlegenen Dorfe Zambs einquartieren und stellte nur Piquete von 1 Korporal und 9—12 Mann aus. Das ganze II. Bataillon war schon in Imst zurückgeblieben.

Den 6. und 7. ging alles ganz ruhig ab; wir schlugen die königlichen Wappen am Hause des Landrichters und Rentbeamten zu Landeck an und lebten ganz ruhig in den Tag hinein, als den 8. früh plötzlich das II. Bataillon von Imst ankam, sich mit einer Ordre des Generals Drouët legitimirte, in welcher befohlen war, nach Landeck zu marschieren und dorten weitere Befehle zu erwarten! — Nachmittags erschien endlich der Oberst Bourscheidt vom 2. Dragoner-Regiment und der französische Chef de Bataillon Basserot, ein junger Mann, aide de camp des General Drouët, der, da der Marschall „Eisenfresser" /: so mit 400 Voltigeurs ganz Tyrol nehmen und behaupten wollte :/ selbst nach Sterzing kam, sich Schläge zu holen, einstweilen das Commando in Innsbruck hatte. Der Oberst Bourscheidt und der Franzose übernahmen nun das Commando und entwarfen für den nämlichen Abend folgende Marsch-Disposition, die noch in meiner Schreibtafel prangt:

La troupe se mettera en marche vers Finstermüntz comme suit:

1.) un plt. de cavallerie
2.) une Comp. du 10. regiment
3.) une pièce de canon
4.) une Div. de cavallerie
5.) les tirailleurs et le reste du I. Baôn.
6.) la seconde pièce
7.) le II. Baôn.
8.) les chariots de Munition, vivres x. x.
9.) le reste de cavallerie
10.) les voitures avec les blessés et malades sous escorte d'un caporal et 6 tirailleurs!!

Der Major konnte diese noble Disposition nicht lesen [1]) und übergab sie mir, um die verschiedenen Abtheilungen, wie selbe nach einander kamen, anmaschieren zu lassen. Ich freute mich schon des guten Anfangs, nahm mir aber doch die Freiheit, die Schützen des II. Bataillons hinter den Wägen, also ganz zur Arrièregarde zurückzulassen. Nun war die Colonne en marche, die Cavalerie voran auf einem Terrain, das man nur sehen muß, um ganz die Tollheit dieses Planes zu erkennen. Links steile Gebirge, rechts in einer ziemlichen Tiefe der Inn hart an der Straße, so daß an mehreren Orten nur Brücken die Communikation unterhielten, da der Inn die Strasse schon ausgehölt hatte. Ungefähr eine Stunde mochten wir in dieser Ordnung marschirt sein, als ein Dragoner von der Avantgarde zurückgejagt kam und die Meldung machte, daß man einen ziemlichen Haufen Bauern wahrnehme, der links auf einer Anhöhe hinter einer kleinen Kapelle stehe. Es wurde gehalten und Kriegsrath gehalten, welcher dahin ausfiel, daß man sich nicht um die Bauern bekümmern sollte, welches dann auch geschah und wieder angetreten wurde. Kaum eine halbe Stunde mochten wir wieder gegangen sein, als wir an ein Wirthshaus neben der Strasse kamen, über welchem sich wieder eine Menge Bauern befanden. Man wurde nicht aufmerksamer und marschierte mit klingendem Spiel, welches wahrscheinlich heißen sollte: Wir fragen nichts nach euch — immer der Falle näher. Die Haufen Bauern wurden immer für Mäher und Hirten erklärt. Kurz zuvor, ehe wir an die Brücke kamen, stießen wir an ein mitten auf der Strasse befindliches, noch brennendes Feuer, auch kam ein Dragoner mit verhängtem Zügel von der zwei Mann starken Spitze der Avantgarde, welche die Brücke schon passiert hatte, zurück und meldete, daß etliche 40—50 Bauern armirt auf der Strasse hergekommen, bei ihrer Ankunft aber, sowie sie einander erblickt hätten, in die Berge geflohen seien. Während man sich noch über die zu ergreifenden Maßregeln besprach, war die Brücke zur Hälfte passiert und fiel an der Tête ein Schuß. Diesem folgten mehrere, welches ein Signal für die Cavalerie

[1]) Leider wurden die Befehle immer französisch ertheilt, wo Bayern und Franzosen zusammen in Action traten.

war, zu rechts umkehren und uns die Ehre der Avantgarde zu übertragen, welche wir — Herr Major von Büllingen und ich mit der 1. Grenadier-Compagnie bildeten und gleich die Schützen in die Flanken schickten. Wir stunden an der Ecke eines Felsens und hatten uns kaum darum gebogen, als eine General-Salve auf uns fiel, welche drei Grenadiers blessirte, den Herrn Major Ysenburg streifte und die Cavalerie hinter uns d. h. die Pferde, da das nahe Echo fürchterlich jeden Schuß zurückgab, in Aufruhr brachte. Auch wir sahen uns der unruhigen Pferde wegen genöthigt abzusteigen und die Mähren führen zu lassen.

Es wurden Freiwillige begehrt. Die Korporale Schuer und Popp meldeten sich, letzterer wurde angenommen und mit 8 Mann, ebenfalls freiwilligen, vorausgeschickt, um uns durch Umgehung eines Hügels Luft zu verschaffen. Es geschah und wir marschierten nun durch das Defilée und auf einer etwas breiten Wiese links der Chaussée am Inn auf. Eine Compagnie wurde vorwärts an die Brücke bei Ried, die Leib-Compagnie in die rechte Flanke und endlich auf vieles Zureden der Offiziere die zweite Grenadier-Compagnie rückwärts an die schon passierte Innbrücke geschickt, um diese zu behaupten, welches aber beinahe zu spät gewesen wäre, da die Tyroler sich schon auf der Strasse zeigten und nichts Geringeres als das Abbrennen der Brücke im Sinne haben mochten. Nicht lange wurde dieser Campagnie der Hauptmann Pesenecker zum Soutien geschickt, welches dann ein unaufhörliches heftiges Gewehrfeuer verursachte. In dieser Position wurde nun abermals Kriegsrath gehalten. M. B. welschte etwas Französisches daher, der Franzos wollte ein Bataillon dalassen und mit dem andern nach Finstermünz gehen, der Major Troeltsch, Ysenburg und ich trugen auf den Rückzug bei Nacht an und setzten durch. Bis zur hereinbrechenden Nacht blieben wir also in obiger Position. Mittlerweile hatten die Grenadiers ein auf einer Anhöhe gelegenes Häuschen zum Spaß angezündet, welches das ganze Thal hell erleuchtete und alle unsere Bewegungen dem Feinde verrieth. Demungeachtet wurde dennoch aufgebrochen und gegen die Brücke marschiert. Als die Avantgarde, die diesmal aus Infanterie bestand, die Brücke passiert hatte, stieß selbe in einer kleinen Entfernung auf einen starken Verhau, den sie aber unbekümmert um die Nachfolgenden überstieg und ihren Weg fortsetzte. Als die Tête der Grenadiers an den Verhau kam und man anfangen wollte ihn wegzuräumen, was aber nur mit vieler Mühe geschehen konnte, da die Bäume mittelst eiserner Klammern aneinander und an die noch stehenden befestigt waren, kam die in der Mitte der beiden Bataillons marschierende Cavalerie auf die Brücke. Dies war das Signal zum allgemeinen Allarm der Bauern, welche immer: Hallo! Hallo! auf auf! die Bayern wollen furt! Laßt's Stein ab! riefen und ihr Geschrei mit einem heftigen Musketenfeuer begleiteten, welches in dieser Lage und durch das zurückprallende Echo wohl auch den Beherztesten ein wenig kitzlich machte. Wie auf ein Commando drängte sich alles zurück, um den mit fürchterlichem Lärm herabrollenden Steinen durch das Anlehnen an die Felsen Platz zu machen. Kein Mann wollte mehr Hände an den Verhau legen. In diesem Augenblicke war es, als Louis, Feldwebel Fischer, Corporal Lehner, ein Pionier, Lieutenant Pernat und Corporal Abel durch ihr Beispiel und Zureden die Mannschaft dahin brachten, den Verhau hinwegzuräumen, wofür ihnen der obenerwähnte Aide de Camp Drouêt's das Kreuz [1]) zu verschaffen versprach. In Innsbruck waren sie bei ihm und er gab ihnen Atteste, welche gerade heißen: J'atteste que N. N. a fait son devoir &c. &c. — wofür ich ihnen keinen Heller gebe. — Als der Verhau hinweggeräumt war, setzte sich die Tête Mann für Mann in Marsch. Viele Mühe kostete es, einen Mann nach dem anderen dahin zu bringen, daß sie den Verhau passierten. Ich versuchte es einige Grenadiere dahin zu bringen, mit mir zu gehen — etwa 2—3 folgten mir. Als wir den Verhau passiert hatten, sahen wir uns nun ganz allein, da die ersten in der Meinung, das ganze Bataillon folge ihnen, fortmarschiert waren. Das unaufhörliche Schießen und Schreien der Bauern, die der Strasse immer näher kamen, die Ungewißheit, ob die vor uns hindurch gekommen, ob wir nicht schon abgeschnitten, die beinahe gewisse Ueberzeugung, daß uns niemand folge, endlich die an jeder nur halb bloßen Stelle herabkugelnden Steine und Bäume — alles dieses betrachtet, gewährte mir eben keine besonders frohe Empfindung; wenn ich noch die Gewißheit des Verlustes meiner Pferde und Bagage, die traurige Aussicht auf negative Größen für die Zukunft dazu nehme, können Sie sich wohl vorstellen, wie mir zu Muthe war. Als wir wohl eine starke Stunde marschirt, bei dem kleinsten Geräusch gehalten und gehorcht, dann wieder gelaufen waren, erreichten wir eine Truppe von 40—50 Mann, welche die Fahne bei sich hatten und bei welchen Major Büllingen, Hauptmann Wink, Oberlieutenant Schlegel, Louis, die Hautboisten waren. Endlich kamen wir wieder nach Landegg. Hier wurde abermals Kriegsrath gehalten. Das Bataillon Preysing hatte alle Zugänge besetzt und stund ganz unter den Waffen. Wir beschlossen, den Tag zu erwarten. Major Büllingen schickte mich zum Landrichter, um für Lebensmittel zu sorgen. Wir trafen ihn nicht zu Hause, sondern im Keller des Insurgenten-Hauptmann's, bei dem ich gewohnt hatte. Während nun für Verpflegung der Truppe gesorgt wurde, ließen wir uns gleichfalls etwas auftischen und auch unserer Escorte zu essen geben. Wir waren guten Muths und ließen es uns schmecken, als die Frau Hauptmännin hereingelaufen kam und uns sagte: Ich weiß nicht, ob Sie hier sicher sind, in der Nähe hört man starkes Schießen. Wir liefen hinaus und ich bemerkte an der Annäherung des Feuers, daß sich das Piquet von Preysing, welches angegriffen war, zurückziehe, dankte der Frau für Kost und Warnung und lief eilends in den untern Markt, wo ich den Kriegsrath noch beisammen fand. Die Nachricht, so ich brachte, verbunden mit der Meldung, daß das Piquet an der Brücke gegen Pludentz gedrückt worden, war das Signal zum allgemeinen Aufbruch. Mit Mühe konnten wir das Regiment sammeln, welches ungefähr etwa über 300 Mann betragen mochte. — Das Bataillon von Preysing wurde vorgezogen und wir zur Arrièregarde bestimmt. Nun marschierten wir in dieser Ordnung ab und gegen Imst, wo das II. Bataillon stund. Hauptmann Bernclau wurde noch vorher bei Landegg erschossen. Eine starke Stunde marschierten wir ganz ruhig fort, als der Weg etwas eng wurde. und zwischen einem ganz steilen Berg und dem Inn weglief; hier nun fing das Feuern jenseits des Wassers auf uns herüber an und begleitete uns bis Imst. Eine Stunde vor Imst, vor einem Dorfe, stieß die Avantgarde auf einen Verhau. Die Straße war sehr schmal, rechts hart daran der Inn, auf dessen rechtem Ufer etwa 70—80 Tyroler Schützen hinter einigen Häusern und auch ganz frei stunden und herüber feuerten, links einen etwas sanft ablaufenden Berg, von welchem ein artiger Steinregen wohl 500 Schritte lang herabkam und auch den Verhau vertheidigte, doch wurde er hinweggeräumt. Das Bataillon Preysing kam, freilich mit einigen Verlusten, durch. Nun kam die Artillerie und auf diese ein Regen von Centner schweren Steinen, deren einer eine Kanone gleich demolirte, ein anderer einen Haubitz-Munitionswagen sammt Pferden umwarf, so daß die Munition heraus und gegen das auf der Straße neben dem Wasser noch brennende Piquetfeuer hinlief. Die Vorsehung schützte uns augenscheinlich, denn hätte sich nur eine Granate entzündet, so wäre gewiß der ganze volle Wagen in die Luft geflogen und hätte mehrere hundert Menschen dahingerafft. Viele Soldaten, denen ein Bein gequetscht oder abgeschlagen war, baten die im vollen Lauf Vorübereilenden um Beistand, doch wer diesen hätte leisten wollen, wäre sicher ein Opfer seines Mitleids geworden. Aus einem Marketender-Wagen waren ganze Päckchen Geld gefallen. Niemand nahm sich die Mühe, es aufzuheben. Dem Feldwebel Gemeiner wurde ein Bein beschädigt. Die Soldaten luden ihn in einen Marketender-Wagen, welcher später durch einen Stein in den Inn geworfen wurde. Als wir nach ungefähr 2 Stunden in Imst ankamen, trafen wir daselbst das II. Bataillon Preysing, welches sich an uns anschloß. Wir wollten einige Stunden rasten, wurden aber angegriffen und unter immerwährendem Feuer über Nassereith bis Ober-Memmingen gedrängt. Hier kamen die Bauern zu dick, es mußte gehalten werden und alles kam in Unordnung. Mit größter Mühe brachten Feldwebel Fischer und ich ganz allein es dahin, daß sich ungefähr 100 Mann von unserem Regiment sammelten, an diese schlossen sich dann mehrere an und wir bildeten die Arrièregarde. Alles setzte sich in Marsch, aber die Herrn Tyroler mit. So ging es bis Telfs. Hier wurde aufmarschiert, um, da die Telfser uns aus Häusern angeschossen hatten, selbes anzuzünden. Es wurden zu diesem Behufe einige Granaten hineingeworfen, wovon aber keine

[1]) Den Orden der Ehrenlegion.

zündete. Major Troeltsch, der immer sehr brav war, erbat sich mit 150 Freiwilligen das Nest anzuzünden. Es wurde aber gleich wieder aufgebrochen und bis Zierl marschiert, wo wir nach einem Marsch von 36 Stunden, ohne etwas im Leibe zu haben, entkräftet und schläfrig ankamen. Auch da ließ man uns noch nicht. Wir mußten auf und noch näher gegen Innsbruck hin. Endlich wurde gehalten, alles warf sich gleich hin und entschlummerte. 258 Mann stark kamen wir anderen Tags in Innsbruck an."

Der Brief enthält von hier ab nur mehr die Familie des Schreibers betreffende Mittheilungen. In Miesbach fühlte sich der junge Officier recht wohl, namentlich im Hause des Landrichters, welcher ein Bruder seines Obersten war.

Das damals nach Landeck beorderte Corps Bayern verlor an diesem so unglücklichen Gefechtstage 22 Officiere, 1067 Unterofficiere und Soldaten. Dreizehn dieser Officiere gehörten dem 10. Regiment an, in dessen Reihen Major Graf Ysenburg, Oberlieutenant Meixner den Max Josephs-Orden, fünf Unterofficiere und Soldaten die Tapferkeits-Medaille sich erwarben. Noch im Herbst wurde das Regiment vollständig ergänzt, um abermals nach Tirol zu rücken, wo es bis Sommeranfang 1810 verblieb.

Mittheilungen und Nachrichten.

B-r. XXVI. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Kassel. — Bereits am 6. August hatte sich ein Theil der Theilnehmer im Bade Driburg eingefunden, um den dort vom Frhrn. v. Stoltzenberg auf römische Alterthümer unternommenen Ausgrabungen beizuwohnen. Diese Ausgrabungen hatten jedoch nicht das erwünschte Ergebniß. — Am 7. Abends fand dann die Begrüßungsfeier im Lesemuseum zu Kassel statt. Am 8. August früh versammelten sich die Theilnehmer, um die Landesbibliothek, das Museum Fridericianum und das naturhistorische und ethnographische Museum zu besichtigen. Im Fridericianum führte die Gesellschaft Dr. J. Böhlau, im naturhistorischen Museum Geh.-Rath Lenz, welchen beide Sammlungen ihre jetzige mustergültige Gestalt wesentlich verdanken. Insbesondere interessirte die Theilnehmer das Theatrum anatomicum im Gebäude der naturhistorischen Sammlung. Dort war es, wo S. Th. Sömmerring seine Untersuchung über die Neger anstellte. Das Theatrum ist mit Deckengemälden aus damaliger Zeit geschmückt, welche die anatomische Wissenschaft darstellen. In dem genannten Museum befindet sich auch noch das älteste Herbarium aus dem Jahre 1556 von Dr. Ratzenberger. — Die um 10 Uhr beginnende Festsitzung eröffnete der Vorsitzende Geh.-Rath Waldeyer (Berlin) mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der Altmeister der anthropologischen Forschung, Geh.-Rath R. Virchow durch Unwohlsein verhindert sei, der Sitzung beizuwohnen. Waldeyers Festrede hatte zum Gegenstande „die anthropologische Stellung der beiden Geschlechter zu einander", mit welcher die Frauenfrage im innigsten Zusammenhange steht. Die Trennung der Geschlechter, führte Redner aus, findet sich nicht allgemein bei den Organismen. Es gibt einen Theil besonders der niederen, wirbellosen Thiere ohne geschlechtliche Trennungen. Doch finden sich bei dieser Gruppe, wie in den letzten Jahren nachgewiesen wurde, anderntheils bereits getrennte Geschlechter, während umgekehrt selbst in den höchstorganisirten Thierclassen und Ordnungen Hermaphroditismus, d. h. doppeltes Geschlecht in einem Individuum, ausnahmsweise vorkommt. Die Frage nach der Bedeutung der Zweigeschlechtigkeit kann bis jetzt nicht endgültig entschieden werden. Die geschlechtlichen Unterschiede zerfallen in solche erster Ordnung, welche auf die Fortpflanzung Bezug haben, und solche zweiter Ordnung, welche abgesehen von dieser Aufgabe bestehen. Von letzteren handelte der Vortrag. Die Frauen sind durchschnittlich kleiner als die Männer, bei den Europäern etwa um 10—12 Centimeter; dasselbe Verhältniß besteht bei den einzelnen Körpertheilen; nur der Unterleib ist beim Weibe länger und die Hüfte etwas breiter. Das Körpergewicht ist beim Manne beträchtlicher, was sich schon bei der Geburt zeigt. Dieselben Verhältnisse zeigen sich auch hinsichtlich des Skeletts und der Musculatur. Die Gesammtmusculatur betrug bei acht Männern mehr als ein Drittel des Körpergewichts, bei vier Frauen weniger als ein Drittel. Die Beinmusculatur ist bei beiden ziemlich gleich, die Arm-Musculatur ist beim Manne stärker, dagegen die Zungenmusculatur beim Weibe. Wenn auch die bisherigen Untersuchungen auf einer geringen Zahl von Messungen basiren, so werden allem Anschein nach doch bei weiteren Untersuchungen keine wesentlichen Unterschiede sich ergeben. Dem Körper des Mannes kommt demnach mehr Kraft zu als dem des Weibes. Damit ist nicht gesagt, daß das Weib der trägen Ruhe sich hingeben soll. Die vorhandene Musculatur muß geübt werden. Der Mann besitzt ferner längere Oberschenkel und die Stellung derselben unterscheidet sich bei beiden Geschlechtern wegen der verschiedenen Breite der Hüfte. Diese Verhältnisse haben Einfluß auf den Gang, insbesonders aber ist dadurch der Mann dem Weibe im Schnelllauf überlegen. In Folge der anatomischen Verhältnisse ist im allgemeinen auch die Tracht der Männer unvortheilhaft für das Weib. Die Erziehung kann hier keine wesentliche Aenderung bringen. Wenn bei manchen Völkern das Weib stärker ist als der Mann, so ist daran die Trägheit der Männer schuld, die gewiß auch dort stärker wären, wenn sie sich mehr übten. Der Mann war zu allen Zeiten der Stärkere, denn Waffen finden wir immer in den prähistorischen Gräbern als Beigabe von Männern. Das Beckengerüst ist beim Weibe breiter, niedriger, mit größerer Oeffnung des Knochenbogens nach vorn, die Folge ist eine Neigung des Oberkörpers nach vorn, die straffe militärische Haltung entspricht nicht den anatomischen Verhältnissen beim Weibe. Auch der Schädel zeigt verschiedene Unterschiede zweiter Ordnung. Der wichtigste ist die Verschiedenheit des Volumens. Das Weib hat ein geringeres Gehirnvolumen. Dieselben Verhältnisse sind auch beim Neugeborenen constatirt. Die meisten der begabtesten Menschen haben ein Gehirn größer als der Durchschnitt (1372 beim Mann, 1231 beim Weibe). Im großen und ganzen zeigt sich bei durchschnittlich größerem Gehirnvolumen größere Begabung. Die afrikanischen Neger haben ein durchschnittlich geringeres Gehirngewicht (1218 Gramm), etwas besser sind die amerikanischen Neger gestellt (über 1300), vielleicht in Folge von Blutmischung mit Europäern. Bei der Gehirnentwicklung sind wesentlich zwei Factoren thätig: die Körpermasse und ein Racenfactor. Nicht außer Acht lassen darf man den feineren Bau des Gehirns, aber darüber fehlen noch brauchbare Angaben. Die Windungen sind beim weiblichen Geschlecht schon vor der Geburt einfacher. Ein Unterschied zwischen Mann und Weib besteht auch in der Zusammensetzung des Blutes. Der rothen Blutkörperchen, welche den lebenbedingenden Sauerstoff aufnehmen, sind beim Manne mehr bei gleicher Menge Blutes. Zum Schlusse wünschte Waldeyer, daß bei der nach Abänderung der Frauenerziehung hinzielenden Bewegung die körperlichen und seelischen Unterschiede berücksichtigt werden möchten, was bis jetzt nicht immer der Fall war. Die Natur bezweckte mit der Geschlechtstheilung nicht ein bloßes gegenseitiges Gefallen, sondern auch eine Arbeitstheilung. Man müsse auch die Eigenart der Frau zu erhalten suchen, worauf bereits vor 30 Jahren R. Virchow in seiner Schrift über die Erziehung des Weibes zu seinem Berufe hingewiesen hat. — Hierauf folgten Begrüßungen der Versammlung von Seiten der Behörden und örtlichen Honoratioren und sodann der wissenschaftliche Jahresbericht vom Generalsecretär Prof. Dr. J. Ranke (München). Er hob besonders hervor: Den Streit um Dubois' neue Species Pithecanthropus erectus, die Pygmäenfrage in Europa, ferner die Arbeiten über die Einwirkung des Tropenklimas, hauptsächlich in Virchows Archiv veröffentlicht, und die Arbeit Voits über die Ernährung in den verschiedenen Klimaten, sowie die Negeruntersuchungen des verflossenen Jahres. Hierauf legte der Schatzmeister der Gesellschaft den Rechenschaftsbericht ab. Zum Schlusse brachte Frhr. v. Brackel noch Grüße der mexicanischen geographisch-statistischen Gesellschaft und legte sodann in einem Vortrage die Verhältnisse Mexico's dar, um bestehende Vorurtheile zu zerstreuen.

— 9. Aug. Nach einem Rundgang in der an Holländern, namentlich an herrlichen Rembrandts so reichen Gemäldegalerie, wie in dem Museum interessanter mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunstwerke begann unter dem Vorsitze Waldeyers die zweite Sitzung. Zuerst demonstrirte Dr. Grabowsky (Braunschweig) neolithische Funde aus der Umgegend von Braunschweig, wo Werkstätten gewesen zu sein scheinen. Auch Prof. E. Fraas (Stuttgart) stimmte Grabowsky dahin bei, daß man dort neolithische Werkstätten vor sich habe. Prof. J. Ranke (München) sprach sodann über Anthropologie des Rückenmarks. 1795 erschien das Werk Blumenbachs über natürliche Verschiedenheiten im Menschengeschlecht, das erste

anthropologische Lehrbuch. Bereits 1785 hatte, wie erwähnt, Sömmerring in Kassel Untersuchungen an Negern gemacht und war zu dem Resultat gelangt, der Neger gehöre der menschlichen Art an, zeige aber pithekoide Merkmale; besonders sei das Gehirn im Verhältniß zu den Nerven beim Neger anders als beim Europäer. Seit Sömmerring ruhten die Untersuchungen über diesen Gegenstand. Das Rückenmark ist ein Centrum für die maschinenmäßigen Thätigkeiten des Körpers. Man müßte deßhalb annehmen, daß es bei Mensch und Thier bei gleicher Körpermasse gleich sei; aber im Verhältniß zum vorwiegenden Gehirn muß das Rückenmark beim Menschen kleiner sein. Aehnlich müßte es sich mit den Sinnesorganen, z. B. dem Auge verhalten. Die Untersuchungen bestätigen diese Annahmen. Beim Menschen ist das Rückenmark nur 2.4 Proc. des Gehirngewichts, während es bei allen Thieren größer ist. Aehnliche Verhältnisse zeigt das Auge im Verhältniß zum Gehirn. Für Affen fehlen Wägungen, aber nach Berechnung müßte der Gorilla zum mindesten ein Rückenmarck von 6 Proc. des Gehirns haben. Wir haben hier eine neue und wichtige Methode, den Unterschied zwischen Mensch und Thier festzustellen. Im Verhältniß zum Rückenmark und zu den Sinnesorganen besitzt der Mensch das relativ schwerste Gehirn innerhalb der ganzen Reihe der animalen Wesen. Dr. Alsberg (Kassel) demonstrirte einen mikrokephalen Knaben. Die Geschwister sind normal, aber von kleiner Statur. Der Knabe kann lesen, etwas schreiben, auch etwas rechnen. Geheimer Rath Waldeyer (Berlin) sprach hierauf über die Frage: „Welcher der Anthropoiden steht dem Menschen am nächsten?“ Wir kennen Gibbon, Orang, Gorilla und Chimpanse. Das Gehirn des Chimpanse steht dem des Menschen am nächsten; am weitesten entfernt sich von ihm der Gibbon. Ebenso ist der Schädel des Chimpanse am menschenähnlichsten, z. B. hinsichtlich des Gaumens. Das Rückenmark nähert sich ebenfalls am meisten dem des Menschen. Der Chimpanse scheint auch der gelehrigste von allen Affen zu sein. Die Kluft zwischen Chimpanse und Menschen ist aber doch noch unendlich groß. Hinsichtlich des Fundes von Dubois glaubt W., daß das Schädeldach einem großen Hylobaten angehörte, der Zahn kann ebenfalls einem Affen gehört haben. Der Oberschenkel scheint aber nach der Abbildung und Beschreibung ein menschlicher zu sein. Die beiden Fundobjecte (Schädel und Oberschenkel) gehören wahrscheinlich nicht zusammen. Die Aufstellung eines Pithecanthropus erectus, d. h. eines Zwischengliedes zwischen Menschen und Affen, ist nicht richtig. J. Ranke betonte noch die schlechte Abbildung und demonstrirte einen Dahomey-Negerschädel, welcher der Abbildung sehr ähnelt durch die große Schläfenenge. Prof. E. Fraas wünschte nähere Angaben über die geologischen, bzw. paläontologischen Befunde. Fritsch (Berlin) betont, daß die Funde auch nicht gleichzeitig gemacht wurden. In Bezug auf den Zahn bestehen die Meinungen (z. B. Nehring), daß er menschlich sein könnte. Auch das Volumen des Schädels muß nicht groß gewesen sein. Dr. Kossinna (Berlin) sprach über die Ausbreitung der Germanen. Dann folgte ein Vortrag von Dr. Mies (Köln) über die Form des Gesichtes. Er schlägt eine Eintheilung der Gesichtsindices in fünf Gruppen vor und stellt den Antrag, eine Commission zu wählen, um über die Gesichtsindices eine internationale Verständigung zu Stande zu bringen. Der Vorsitzende theilt mit, daß in Wien bereits eine Commission zu diesem Zwecke besteht. Geh. Rath Fritsch demonstrirt die graphischen Methoden, die menschlichen Körperproportionen zu bestimmen. — Nach der erschienenen vorläufigen Liste der Theilnehmer haben sich zur Versammlung 133 Personen aus allen Theilen Deutschlands eingefunden. Virchow war durch sein Unwohlsein leider auch an der Theilnahme der zweiten Sitzung verhindert. Nachmittags fand ein Ausflug nach Wilhelmshöhe statt.

* Ueber die Verhandlungen der Mathematisch-physikalischen Classe der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig im Jahre 1895 entnehmen wir den (bis zum März gedruckten) Berichten und weiterer gütiger Mittheilung: 1. Sitzung vom 7. Januar. Hr. F. Stohmann trug vor: „Calorimetrische Untersuchungen, 34. Abhandlung“; Hr. W. Ostwald: „Ueber das Princip des ausgezeichneten Falles“. — 2. Sitzung vom 4. Februar 1895. Vorgelegt ward eine Abhandlung der HH. H. Ambronn und H. Held: „Ueber Entwicklung und Bedeutung des Nervenmarks“; Hr. Pfeffer trug vor: „Ueber ein Zimmer mit constanten Temperaturen“; Hr. Sophus Lie: „Zur allgemeinen Theorie der partiellen Differentialgleichungen beliebiger Ordnung“. — 3. Sitzung vom 4. März. Hr. A. Mayer trug vor: „Die Lagrange'sche Multiplicatorenmethode und das allgemeinste Problem der Variationsrechnung bei einer unabhängigen Variabeln“; Hr. W. Ostwald: „Ueber physiko-chemische Meßmethoden“; Hr. M. v. Frey: „Beiträge zur Sinnesphysiologie der Haut. 3. Mittheilung“; Hr. C. Neumann: „Ueber einen Ersatz des Dirichlet'schen Princips für gewisse Fälle“. Vorgelegt ward eine Arbeit des Hrn. G. Scheffers: „Eine Abbildung der Geraden des Raumes in der Ebene“. Hr. Sophus Lie trug vor: „Bestimmung aller Flächen, die eine continuirliche Schaar von projectiven Transformationen gestatten“; Hr. H. Credner: „Die Phosphoritknollen des Leipziger Mitteloligozäns“ (publicirt in den „Abhandlungen“ Bd. XXII). — Eingereicht ward am 11. April von Hrn. Sophus Lie: „Verwerthung des Gruppenbegriffes für Differentialgleichungen“. — Oeffentliche gemeinsame Sitzung vom 23. April zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs. Hr. W. Pfeffer trug vor: „Ueber electiven Stoffwechsel“. — 4. Sitzung vom 6. Mai. Hr. Gustav Wiedemann, o. M., legte eine Abhandlung von Hrn. Paul Drude über „eine bequeme Methode zur Demonstration des elektrischen Brechungsexponenten von Flüssigkeiten“ vor; Hr. Adolf Mayer, o. M., reichte eine Abhandlung von Hrn. Johannes Thomae, o. M., „über den Zusammenhang zwischen den Steiner'schen und den Poncelet'schen Polygonen“ ein; Hr. Heinrich Bruns theilte den Inhalt einer Arbeit von Dr. Felix Hausdorff „über die Extinction in der Atmosphäre“ mit. — 5. Sitzung vom 17. Juni. Vorträge hielten: Hr. F. Stohmann, o. M., „über den Wärmewerth der Hippursäure, ihrer Homologen und der Anisursäure“; Hr. S. Lie, o. M.: „Ueber seine aus dem Jahre 1874 herrührende Integrationstheorie“. Hr. H. Bruns, o. M., reichte die in der vorigen Sitzung angekündigte Abhandlung von F. Hausdorff „über die Absorption des Lichtes in der Atmosphäre“ zum Druck ein. — 6. Sitzung vom 1. Juli. Hr. O. Fischer, a. M., trug vor: „Beiträge zu einer Muskeldynamik“ (für die „Abhandlungen“). Hr. W. Scheibner, o. M., legte eine Abhandlung von O. Staude: „über die Fokaleigenschaften der Paraboloide“ vor (für die „Berichte“); Hr. H. Bruns, o. M, reichte eine umfangreiche Abhandlung von B. Peter: „Beobachtungen am sechszölligen Heliometer der Leipziger Sternwarte“ ein (für die „Abhandlungen“). — 7. Sitzung vom 29. Juli. Vorträge hielten Hr. Rud. Boehm, o. M.: „Das südamerikanische Pfeilgift Kurare in chemischer und pharmakologischer Beziehung“ (für die „Abhandlungen“); Hr. Johs. Wislicenus, o. M., „über die Umlagerung stereoisomerer ungesättigter Verbindungen durch Helogene im Sonnenlicht“ (für die „Berichte“); Hr. Sophus Lie, o. M.: „Beiträge zur allgemeinen Transformationstheorie“ (für die „Berichte“); Hr. M. v. Frey, a. M.: „Beiträge zur Sinnesphysiologie der Haut. 4. Mittheilung: über einen Fall umschriebener partieller Sinneslähmung“ (für die „Berichte“).

* Auf der Sternwarte in Nizza sind von Hrn. Charlois in den Abendstunden des 23. Juli zwei neue Planeten aus der Familie der Asteroiden aufgefunden worden. Der eine davon ist 11., der andere 11.5. Größe und sie haben vorläufig die Bezeichnung 1895 BZ und 1895 CA erhalten. — Höchst merkwürdig im gegenwärtigen Jahre ist die große Seltenheit oder vielmehr das Fehlen von Kometen, denn seit Januar ist kein solcher mehr beobachtet worden. Swift in Süd-Californien hat am 29. Juni im Sternbild der Fische ein nebelartiges Object gesehen, das indessen später nicht wiedergefunden werden konnte und von dem es daher zweifelhaft bleibt, ob es ein entfernter Komet war oder nicht.

* **München.** Vom 25. August bis 20. October ds. Js. findet, wie bereits gemeldet, in Mexico der XI. Internationale Amerikanisten-Congreß statt. Hiesige oder sonstige Interessenten, welche sich an besagtem Congresse zu betheiligen wünschen, wollen sich behufs näherer Auskunft an das Mexicanische Consulat München, Müllerstraße 34, wenden. Dort sind auch die Ermäßigungen, welche die Dampfschiff-Compagnien und die Eisenbahnen gewähren, zu erfahren.

* **Leipzig.** An der hiesigen Universität wird sich in nächster Zeit ein Privatdocent habilitiren, der noch vor vier Jahren Volksschullehrer war. Friedrich Roth, bis vor vier Jahren Volksschullehrer in Fürth (Bayern), unterzog sich nach Privatstudien dem Absolutorium am alten Gymnasium in Nürnberg im Jahre 1890 und studirte seitdem an der Universität Leipzig. Im vorigen Jahre erwarb er auf Grund einer Dissertation über die weibliche Bildung im Mittelalter die philosophische Doctorwürde und bestand in diesen Tagen das juristische Staats- und darauf das juristische Doctorexamen mit vorzüglichem Erfolge. Einer Anregung aus

einflußreichem Kreise folgend, wird er sich nun als Privatdocent an der Universität Leipzig habilitiren.

* **Halle.** Dr. Konrad Burdach, außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur hierselbst, siedelt an die Universität Kiel über, wo er an die Stelle des verstorbenen Professors O. Erdmann tritt.

* **Berlin.** Der vortragende Rath im Staatsministerium Geh. Oberregierungsrath Frhr. v. Rheinbaben ist mit der Führung der Geschäfte des Directors der Staatsarchive bis zur definitiven Wiederbesetzung der Stelle beauftragt worden. Man hat es hier natürlich nicht mit einem Provisorium zu thun, aus dem sich ein Definitivum entwickeln könnte: die Stelle des Directors der Staatsarchive ist bisher stets mit einem Gelehrten besetzt gewesen (die letzten drei Inhaber waren der Rechtslehrer v. Lancizolle und die Historiker Max Duncker und Heinrich v. Sybel) und wird auch wieder mit einem solchen besetzt werden. Die Beauftragung eines Verwaltungsbeamten mit der Wahrnehmung der Geschäfte ist vielmehr durch die Nothwendigkeit herbeigeführt worden, zunächst eine Stelle zu schaffen, durch die nach dem Tode Sybels wenigstens die dringendsten Amtsgeschäfte erledigt werden können. Der Director der Staatsarchive verwaltet sein Amt ganz allein und hat keinen wissenschaftlich gebildeten Beamten zur Seite, der ihn unterstützen und gegebenenfalls vertreten oder im Falle einer Vacanz die vorläufige Führung der Geschäfte übernehmen könnte. Daher mußten auch Hrn. v. Sybel, wenn er auf Urlaub ging, die dringendsten Sachen stets nachgesandt werden, damit er seine Entscheidung treffen oder auch nur die jedem Chef einer Behörde oder Amtsstelle obliegenden Amtshandlungen nach formeller Art vollziehen konnte. Dem Director des Staatsarchivs ist die Leitung des Geheimen Staatsarchivs in Berlin und der 16 anderen in den Provinzen vertheilten Staatsarchive übertragen, während der eigentliche Chef der Archiv-Verwaltung der Präsident des Staatsministeriums ist, unter dessen Oberaufsicht und Disciplinargewalt die Staatsarchive und deren Beamten stehen, und dem der Director der Staatsarchive unmittelbar unterstellt ist. Die Staatsarchive, die Generalordenscommission und das Gesetzsammlungsamt bilden das Ressort des Ministerpräsidenten. Der Director der Staatsarchive ist regelmäßig gleichzeitig Director des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, das zu den übrigen Staatsarchiven im Verhältniß einer vornehmen, centralen und hauptstädtischen Anstalt steht und jene sowohl durch seine reichen Schätze an Urkunden, als auch durch die Zahl seiner Beamten weit übertrifft. Die Führung der Geschäfte des Directors des Geheimen Staatsarchivs ist nicht auf den Geh. Rath v. Rheinbaben übergegangen, sondern ist von dem ältesten Rathe des Archis übernommen worden. Vorschnell hört man als Nachfolger Sybels vielfach Schmoller nennen, doch ist darüber noch nichts bestimmt, wenn auch die Ernennung dieses Gelehrten wegen seiner engen Beziehungen zu der preußischen Archivverwaltung als Mitherausgeber von akademisch-archivalischen Publicationen und als Inhaber der Würde eines brandenburgischen Historiographen große Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auf der andern Seite dürfte Schmoller seiner ausgedehnten und eingreifenden Wirksamkeit als Lehrer der Nationalökonomie schwerlich zu entsagen geneigt sein.

* **Graz.** Dem außerordentlichen Professor der orientalischen Philologie an der Universität, Dr. Johann Kirste, wurden Titel und Charakter eines ordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 9. bis 10. August folgende Schriften eingegangen:

Arnold Frhr. v. Weyhe-Eimke: Die rechtmäßigen Ehen des hohen Adels des H. Röm. Reichs deutscher Nation. Selbstverlag (Comm. Prag, Fr. Řivnáč 1895). — Kalender u. statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf 1896. Dresden, C. Heinrich 1895. — *Annali di Statistica;* Statistica industriale, fascicolo LVII: Notizie sulle condizioni industriali della provincia di Siracusa. Roma, G. Bertero etc. 1895. — Ritters Geograph.-statistisches Lexikon. 8. Aufl. Redig. v. Johs. Penzler. II. Bd. Liefg. 7—9: Odivor—Reuttersfelde. Leipzig, Otto Wigand 1895. — Geographische Zeitschrift; hggb. v. Dr. Alfred Hettner. I. Jahrgg. 2.—4. Heft. (Juli—August). Leipzig, B. G. Teubner 1895. — Der deutsche Radfahrer; Festschrift zum X. Congreß der Allg. Radfahrer-Union 10.—14. Aug. 1895 in Saarbrücken-St. Johann. — *H. J. S. Quiverfull:* The reality of two worlds. London, Wood and Palmer.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Droz, Numa. Études et portraits politiques. Genève, Ch. Eggimann & Cie. Paris, Félix Alcan. — *Lavialle de Lameillère.* Le président Carnot et ses funérailles au Panthéon. Paris, H. Le Soudier. — *Martin, Louis.* L'Anglais est-il un Juif? Paris, Albert Savine.

Duquet, Alfred. Guerre de 1870—1871. Paris. Les batailles de la Marne. 30 novembre — 8 décembre. Paris, Bibliothèque-Charpentier. — Mahan, A. T. Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Uebersetzung. Liefg. I—II. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Scherff, W. v. Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. III. Heft: Betrachtungen über die Schlacht von Gravelotte-St. Privat. Ebd. — Verdy du Vernois, J. v. Studien über Felddienst; neu bearbeitet. I. Heft: Selbständige Cavallerie, Vorposten derselben und gemischte Vorposten. Ebd.

Bewer, Max. Gedichte. Dresden, Glöß. — Goethe's Gedichte 1, 2. Mit Einleitung und Illustrationen. („Minerva." Illustrirte Volks-Ausgaben von Meisterwerken aus den Literaturschätzen aller Nationen. Liefg. 66/67.) Berlin, „Minerva". — Hülter, Karl. „Aus einem Mai" und andere Gedichte. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. — Morgenstern, Christian. In Phanta's Schloß. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. Berlin, Richard Taendler. — Wilbrandt, Adolf. Beethoven. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Bäuerliches Erbrecht und bäuerliche Erbsitte in Bayern.

Von Otto Gierke.

I.

Unter den zahlreichen Schriften, die der Kampf um die Neuordnung des Erbrechts in ländlichen Grundbesitz in den letzten Jahren hervorgerufen hat, verdient eine jüngst veröffentlichte Arbeit über die bäuerliche Erbfolge im rechtsrheinischen Bayern besondere Beachtung.[1]) Ihre Grundlage bilden amtliche Feststellungen, die auf Anregung von Lujo Brentano die bayrischen Ministerien des Innern und der Justiz durch Befragung der Amtsgerichte und der Notare über das in den einzelnen Gemeinden thatsächlich befolgte Erbfolgesystem herbeigeführt haben. Der Bearbeitung der eingegangenen Berichte hat sich ein Schüler Brentano's, Ludwig Fick, unterzogen. Brentano selbst hat die Ergebnisse in einem Vorwort beleuchtet. Irgend einen amtlichen Charakter nimmt die Schrift selbst nicht in Anspruch.

Der hohe Werth dieser Publication besteht darin, daß sie in zuvor unerreichter Vollständigkeit das Verhältniß zwischen dem geltenden gesetzlichen Erbrecht und der thatsächlich die Nachfolge in Bauergüter beherrschenden Sitte für ein großes deutsches Land mit ganz besonders mannichfachen rechtlichen und wirthschaftlichen Verschiedenheiten darlegt. Fehlt es auch bisher nicht ganz an Arbeiten, die hierüber Aufschluß geben, so ist doch eine gleich umfassende und genaue Untersuchung noch nicht angestellt worden. Die Bearbeitung der eingegangenen Berichte gliedert sich nach Rechtsgebieten. Unter Zusammenfassung verwandter Statutarrechte werden dreißig Hauptgebiete unterschieden, in manchen von ihnen aber wieder die einzelnen Bezirke gesondert betrachtet. Insbesondere wird für das große Gebiet des bayerischen Landrechts an die Zusammenstellung des Gemeinsamen eine getrennte Darlegung der in den verschiedenen Landestheilen waltenden besonderen Verhältnisse angeschlossen. Ueberall wird zunächst unter Lösung der vielfach herrschenden Zweifel das geltende Erbrecht klargestellt, dann aber die thatsächlich bei der Besitznachfolge in Bauergüter beobachtete Sitte geschildert. Zum Theil wird die Entwicklung der so aufgedeckten Zustände durch werthvolle rechtsgeschichtliche Untersuchungen erläutert, durchweg das Ergebniß mit den in den einzelnen Gemeinden bestehenden wirthschaftlichen Verhältnissen in Verbindung gesetzt.

Die im allgemeinen bekannte Thatsache, daß die bäuerliche Erbsitte sich mit dem geltenden gesetzlichen Erbrechte meist nicht deckt, wird hier für das rechtsrheinische Bayern in überraschendem Umfange bestätigt. In der Mehrzahl der Fälle vollzieht sich der Besitzwechsel überhaupt nicht durch Erbgang, sondern durch Uebergabevertrag unter Lebenden. Vielfach sind durch Eheverträge die künftigen Schicksale des Gutes ganz oder theilweise im voraus bestimmt. Ueberaus selten begegnen bäuerliche Verfügungen von Todeswegen. Stirbt der Besitzer, ohne die Nachfolge geordnet zu haben, so pflegen die Miterben eine Auseinandersetzung zu vereinbaren, die sich mehr an das bei den Uebergabeverträgen übliche Verfahren, als an das gesetzliche Erbrecht anschließt. Mitunter wird die Auftheilung des bäuerlichen Vermögens durch die Erhaltung einer ungetheilten Gemeinschaft mit gemeinsamer Wirthschaft („Communhausung") hinausgeschoben. Bei der Auftheilung überwiegt im weitaus größten Theile Bayerns das System der ungetheilten Uebernahme des Hofes durch den hiezu geeignetsten Erben. Außerordentliche Verschiedenheiten aber walten bei der Bestimmung des Uebernahmepreises, von dem die Höhe des den Eltern im Falle des Uebergabevertrages ausgesetzten Altentheils und der den weichenden Erben gewährten Abfindungen abhängt. Doch wird der Uebernahmepreis regelmäßig so bemessen, daß der neue Besitzer bestehen kann, und bleibt jedenfalls fast immer hinter dem Verkaufswerth zurück. Theilungen des Hofes begegnen in allen diesen Landschaften nur ausnahmsweise und meist nur bei Gütern mit mehreren Wohnhäusern und bei unwirthschaftlich großen Gütern, deren Theile dann als selbständige wirthschaftliche Ganze fortbestehen. Dagegen herrscht in einzelnen Bezirken ein ausgesprochenes und festgewurzeltes System der Realtheilung, dem regelmäßig eine ausgebildete Parcellenwirthschaft entspricht. Vorzugsweise findet sich die Realtheilung da, wo Weinbau oder Gemüsebau überwiegt.

Fast alle Berichterstatter, deren Angaben der Arbeit zu Grunde liegen, sind Gegner einer Aenderung des gesetzlichen Erbrechts und sprechen sich namentlich gegen die Einführung eines Anerbenrechts aus. In derselben Richtung bewegen sich die von Fick seiner Bearbeitung eingestreuten Bemerkungen und angefügten Schlußbetrachtungen und noch entschiedener die Ausführungen Brentano's im Vorwort. Doch liegt kein Anhalt zu der Annahme vor, daß die Abneigung der Richter und Notare gegen das Anerbenrecht auf die Auffassung der von ihnen berichteten Thatsachen trübend eingewirkt hätte. Jedenfalls hat der Verfasser der Bearbeitung sich bei der Darstellung des Zuständlichen einer rühmlichen Unparteilichkeit befleißigt. Man wird also bis auf weiteres das lebensvolle Bild, das uns hier in sorgfältiger Detailmalerei geboten wird, als getreue Wiedergabe der Wirklichkeit ansehen dürfen.

Um so wichtiger ist die Frage, ob denn die Schlußfolgerungen, die in dem Buche aus den beigebrachten Thatsachen zu Ungunsten des Anerbenrechts gezogen werden, gerechtfertigt sind. Die Bedeutung dieser Frage liegt auf der Hand. Denn zweifellos wird das in den letzten Jahrzehnten mit wachsendem Eifer erörterte Problem nicht so bald wieder von der Tagesordnung verschwinden. Nachdem

[1]) Die bäuerliche Erbfolge im rechtsrheinischen Bayern. Nach amtlichen Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Fick, Rechtspracticant. Mit einem Vorwort von Lujo Brentano. Achtes Stück der von Lujo Brentano und Walther Lotz herausgegebenen „Münchener volkswirthschaftlichen Studien". Stuttgart 1895. J. G. Cotta Nachfolger.

im Sommer 1894 die vom preußischen Landwirthschaftsminister einberufene Agrarconferenz (28. Mai bis 2. Juni) und die zu Wien abgehaltene Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik (29. September) sich eingehend mit der Reform des ländlichen Erbrechts beschäftigt haben, wird im September dieses Jahres auch der deutsche Juristentag zu Bremen über die Frage discutiren: „Sind Maßregeln zur Einführung des Anerbenrechts vorzuschlagen, und wie sind sie zu gestalten?“ Ein über diese Frage von Hrn. Oberbürgermeister Dr. André in Chemnitz erstattetes Gutachten ist bereits gedruckt.[1]) Seit dem Erscheinen des Buches ist ferner ein preußischer „Entwurf eines Gesetzes, betreffend das Anerbenrecht bei Renten- und Ansiedlungsgütern“, nebst Begründung im „Reichs- und Staats-Anzeiger“ veröffentlicht.[2]) Blickt man auf die Bewegung zurück, wie sie seit Erlaß des hannoverschen Höferechtsgesetzes vom 2. Juni 1874 nicht mehr zum Stillstand gekommen und durch das grundlegende Werk v. Miaskowski's über die Grundeigenthumsvertheilung und das Erbrecht im Deutschen Reiche (Leipzig 1882 und 1884) in vollen Fluß gebracht ist, so läßt sich das stetige Anschwellen einer dem Anerbenrecht günstigen Strömung nicht verkennen. Auf der preußischen Agrarconferenz herrschte sogar in dieser Hinsicht nahezu Einstimmigkeit, während auf der Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik die Stimmen der Freunde des Anerbenrechts denen der Gegner mindestens das Gleichgewicht hielten. Auch das Gutachten von André spricht sich neuestens für das Anerbenrecht aus. Wenn daher jetzt Brentano und Fick ihren Mahnruf zur Umkehr mit einer angeblich zwingenden Logik der Thatsachen begründen, so ist eine ernstliche Prüfung geboten, ob denn ihre Schlußfolgerungen wirklich schlüssig sind. —

Das Hauptargument, das Brentano und Fick gegen die angestrebte Anerbenrechtsgesetzgebung ins Feld führen, besteht in der Behauptung, daß die geltende Erbrechtsordnung überhaupt für die Nachfolge in Bauergüter so gut wie bedeutungslos sei, weil der Bauer diese Nachfolge ohne Rücksicht auf die gesetzliche Regel in souveräner Weise ordne und hiebei mit sicherem Gefühl das im einzelnen Falle Angemessene zu finden wisse.

Diese Behauptung ist nicht in vollem Umfange erwiesen. Insbesondere kann nicht zugegeben werden, daß auf die im Gebiete des bayerischen Landrechtes herrschende Sitte der ungetheilten Uebernahme des Hofes gegen einen mäßigen Anschlag die Bestimmung des Landrechts Th. III c. 1 § 13 Nr. 14 ganz ohne Einfluß gewesen sei. Abgesehen hievon aber ist nicht hinreichend beachtet, daß der Widerspruch zwischen der gesetzlichen Regel und der thatsächlichen Erbsitte zu einem erheblichen Theile seinen tieferen Grund in einem Widerspruch zwischen dem geschriebenen Rechte und dem Gewohnheitsrechte hat. Wenn in den meisten bayerischen Landschaften, während das Gesetz nichts von einem Anerbenrechte weiß und meist umgekehrt die Theilung begünstigt, gleichwohl eine bäuerliche Nachfolge stattfindet, die sich dem System des Anerbenrechtes annähert, so liegt hier eben eine Uebung vor, die aus einer von der Ansicht des Gesetzgebers abweichenden Rechtsüberzeugung entspringt. Inwieweit diese Uebung die formellen Merkmale eines alten oder neuen Gewohnheitsrechtes aufweist, mag hier dahingestellt werden. Gewiß ist, daß alle diese gesetzlichen Erbrechtsordnungen unlebendig geblieben sind, weil sie dem volksthümlichen Rechtsbewußtsein nicht entsprachen, und daß in der herrschenden Sitte sich eine machtvolle Gegenwirkung des volksthümlichen Rechtsbewußtseins gegen aufgedrungenes Juristenrecht offenbart. Brentano selbst hat sich, nachdem er in Wien ausschließlich die wirthschaftlichen Verhältnisse als Bestimmungsgrund der Erbsitte bezeichnet hatte, inzwischen überzeugt, daß daneben das Herkommen eine gewaltige Rolle spielt. Was aber bedeutet dies anders, als daß eingewurzelte Rechtsanschauungen bestimmend auf das Verhalten der Landleute bei Gutsübergaben und Erbtheilungen einwirken? Uebrigens darf auch der Stammeszugehörigkeit nicht, wie in dem Buche geschieht, jeder Einfluß auf die Erbsitte abgesprochen werden. Vielmehr ergibt sich unzweifelhaft, daß die Bevölkerung bayerischen und schwäbischen Stammes der ungetheilten Erhaltung der Höfe zuneigt, während die Zersplitterung der Höfe zwar keineswegs in allen fränkischen Gegenden herrscht, wohl aber fast nur in fränkischen Gegenden vorkommt.

Wie immer aber es sich hiemit verhalten mag, so ist doch schlechthin unerfindlich, warum die Souveränetät der Erbsitte gegen ein gesetzliches Anerbenrecht sprechen soll. Logisch folgerichtig wäre doch nur der Schluß, daß ein gesetzliches Anerbenrecht überflüssig sei. Dann aber wäre der weitere Schluß unabweisbar, daß es überhaupt irgend eines gesetzlichen Erbrechtes für Bauergüter nicht bedürfe. So weit wird sich Niemand vorwagen. Aber mindestens müßten die Verfasser zu dem Ergebnisse gelangen, daß es völlig gleichgültig sei, welchen Inhalt die gesetzliche Erbordnung habe. Warum sich gegen eine so oder anders gestaltete subsidiäre Gesetzesregel sträuben, wenn sie doch nicht zur Anwendung kommt? Man könnte dann vielleicht den Verfassern ansinnen, doch den anders denkenden Freunden des Anerbenrechts ihr unschuldiges Steckenpferd zu gönnen. Etwa wie den Gegnern des Spieleinwandes gegen Differenzgeschäfte, wenn sie immer wieder als höchsten Trumpf die Behauptung ausspielen, daß es gar keine Differenzgeschäfte gebe, mit Recht zugerufen wird, sie möchten sich dann doch die Erhitzung wider ein gegenstandloses Verbot sparen.

In der That läuft hier ein Mißverständniß unter, das die auf den ersten Anblick schwer begreiflichen Fehlschlüsse theilweise erklärt. Nicht bloß in den Ausführungen von Brentano und Fick, sondern auch in den meisten gegen das Anerbenrecht gerichteten Aeußerungen der Berichterstatter wird stets betont, der Bauer wolle und solle in der freien Verfügung über sein Eigenthum nicht beschränkt werden, der Zwang des Anerbenrechts sei mit der heutigen Wirthschaftsordnung unverträglich, man wünsche keine gesetzliche Bindung u. s. w. Wie in aller Welt ist das zu verstehen? Das gesetzliche Anerbenrecht als solches enthält nicht mehr und nicht weniger von Zwang als irgend ein anderes gesetzliches Erbrecht. Natürlich kann das gesetzliche Anerbenrecht mit einer gesetzlichen Bindung des Eigenthums, mit Theilungs- und Veräußerungsbeschränkungen jeder Art verbunden werden, wie dies z. B. in dem Entwurfe des Anerbenrechtes für Renten- und Ansiedelungsgüter, weil es sich hier eben um gebundene Güter handelt, geschieht. Aber es ist, wie die Höferechtsgesetze zeigen, genau so gut mit voller Freiheit des Eigenthums vereinbar. Bei einer Discussion über das Anerbenrecht als solches muß daher die Frage, ob freies oder gebundenes Eigenthum, völlig ausgeschaltet werden. Ein gesetzliches Anerbenrecht bedeutet lediglich eine Erbfolgeordnung, die in Kraft tritt, wenn weder durch Uebergabevertrag unter Lebenden, noch durch Verfügung von Todeswegen, noch durch freie Vereinbarung unter den Miterben etwas Anderes bestimmt ist. Es schließt

---

[1]) Verhandlungen des XXIII. deutschen Juristentages, Bd. I, Berlin 1895, S. 3—72. Das Gutachten, das kurz nach der Publication der Arbeit von Fick erschienen ist, konnte sich noch nicht auf diese stützen. Wo es die Verhältnisse Bayerns berührt, schöpft es aus der amtlichen „Denkschrift über die Landwirthschaft in Bayern“, München 1890, und aus der Schrift von A. Stengele, „Die Bedeutung des Anerbenrechts für Süddeutschland“, Stuttgart 1894.

[2]) Sonderabdruck in Karl Heymanns Verlag, Berlin 1895.

so wenig den Uebergang des Hofes auf eine andere Person als den Anerben unter beliebigen Bedingungen, wie beliebige Theilungen des Hofes aus. Nur in Ermangelung von Verfügung oder Vertrag ordnet es ungetheilten Uebergang des Hofes an und bestimmt sowohl die Person des Hofeserben wie die Höhe und Art der Abfindungen. Würde ein solches gesetzliches Anerbenrecht eingeführt, so könnte sich ihm gegenüber in ganz Bayern die souveräne Erbsitte, falls sie in sich die Kraft hiezu besitzt, völlig in der bisherigen Weise erhalten. Dies auch dann, wenn überall das Anerbenrecht für die in Frage stehenden Landgüter als alleiniges Intestaterbrecht an Stelle des geltenden Intestaterbrechts träte. Insoweit man sich mit dem System der Höferolle begnügte oder in anderer Form die Unterstellung eines Gutes unter das Anerbenrecht von einer freiwilligen Handlung des Besitzers (z. B. Grundbuchseintrag) abhängig machte, wäre vollends nicht abzusehen, welcher Eingriff in die Verfügungsfreiheit des Eigenthümers sich dahinter verstecken könnte.

In Wahrheit ist nun freilich die gesetzliche Erbordnung von ungleich höherer Bedeutung, als die Verfasser zugeben. Jedenfalls ist sie unentbehrlich. Die Frage nach ihrer angemessenen Gestaltung ist also nicht zu umgehen. Das gesetzliche Erbrecht wird um so angemessener sein, je mehr es dem Rechtsbewußtsein der betheiligten Kreise entspricht. In dem Maße, in dem es sich der bestehenden Erbsitte anschließt, wird es als gerecht empfunden, ist es volksthümlich, erspart es Verfügungen und Verträge.

Treffliche Ausführungen in gleichem Sinne macht Fick selbst für das verwandte Gebiet des ehelichen Güterrechts. Das gesetzliche eheliche Güterrecht greift bekanntlich ebenso wie das gesetzliche Erbrecht nur Platz, wenn nicht durch Ehevertrag eine andere Ordnung vereinbart ist. Somit läßt sich aus der Häufigkeit und dem Inhalte der Eheverträge ein Schluß darauf ziehen, ob und inwieweit das gesetzliche eheliche Güterrecht den Anschauungen und Bedürfnissen der Bevölkerung entspricht. Freilich wird man bei allen Folgerungen aus dem Mangel von Eheverträgen auch die Passivität des Volkes in solchen Dingen und die Scheu vor Mühen und Kosten in Betracht ziehen müssen. Um so sicherer aber kann man aus dem regelmäßigen Vorkommen von Eheverträgen darauf schließen, daß der in ihnen üblicherweise bedungene Güterstand volksthümlicher als der gesetzliche Güterstand ist. Für das rechtsrheinische Bayern ergibt sich in dieser Hinsicht aus den von Fick bearbeiteten Berichten, daß die bäuerliche Bevölkerung überall die allgemeine Gütergemeinschaft bevorzugt. Sie wird da, wo gesetzlich ein System der Gütersonderung gilt, durch Ehevertrag eingeführt, dagegen da, wo sie kraft gesetzlicher Regel eintritt, niemals vertragsmäßig ausgeschlossen. Ein Ergebniß, das, wie hier nebenbei bemerkt sein mag, die Bedenken gegen die im Entwurfe des Bürgerlichen Gesetzbuches vorgeschlagene Regelung des ehelichen Güterrechts gewaltig verstärkt! Der Entwurf will die bloße Verwaltungsgemeinschaft mit Alleineigenthum des Mannes an der Errungenschaft zum gesetzlichen Güterstande ganz Deutschlands erheben. In den Motiven zum Entwurfe erster Lesung wird die allgemeine Gütergemeinschaft namentlich deßhalb als gesetzlicher Güterstand verworfen, weil sie gegen die Tendenz der Erhaltung des Grundeigenthums in der Familie verstoße. Zeigt sich nun in den verschiedenartigsten Rechtsgebieten Bayerns ein so starker Zug des Bauernstandes zur Gütergemeinschaft und ist auch sonst für große Theile Deutschlands dieselbe Erscheinung nachweisbar, so ist in der That der dem Entwurfe gemachte Vorwurf gerechtfertigt, daß sein gesetzliches Güterrecht allenfalls für Rittergutsbesitzer, Beamte und Millionäre, nicht aber für die Masse des Volkes passe. Denn für den Arbeiterstand paßt es erst recht nicht, und für den gewerbtreibenden Bürgerstand in mittleren Verhältnissen paßt es auch nicht! Die große Masse des Volkes also will man nöthigen, entweder Eheverträge zu schließen oder ein ungeeignetes Gesetzesrecht über sich ergehen zu lassen. Noch kann ich nicht glauben, daß man sich wirklich entschließen könnte, leichten Herzens um der formalen Einheit willen das Wenige, was an volksthümlichem Recht bei uns noch lebt, auszutilgen und jede Form der gesetzlichen Gütergemeinschaft, wie sie in der Mehrzahl der deutschen Landschaften das Familienleben von Bürgern und Bauern fest umschließt und tief durchdringt, vom deutschen Boden hinwegzufegen. Das wäre eine seltsame „nationale" That! Aeußerlich genug wird ja freilich heute vielfach der Begriff des „Nationalen" gefaßt, um auch solcher Gleichmacherei zum Schilde dienen zu können, die die Axt an die Wurzeln des lebendigen Volksthums legt. Vielleicht aber besinnt man sich doch noch rechtzeitig auf die socialen Gefahren, die in der Gährung unsrer Zeit ein so zersetzender Eingriff in das deutsche Familienrecht heraufbeschwören müßte!

Doch ist hier nicht der Ort, auf die Frage des ehelichen Güterrechts näher einzugehen, so innig auch dessen gesetzliche oder vertragsmäßige Ordnung, wie dies Fick im einzelnen darlegt, mit der bäuerlichen Erbsitte zusammenhängt. Das aber ist zu betonen, daß Alles, was Fick über das Verhältniß des gesetzlichen ehelichen Güterrechts zur Vertragssitte ausführt, in gleicher Weise für das Verhältniß des gesetzlichen Erbrechts zur Erbsitte zutrifft.

Will man demgemäß die Frage, welches gesetzliche Erbrecht in Bauergütern für das rechtsrheinische Bayern angemessen ist, lediglich unter dem Gesichtspunkte der Anlehnung an die in der Erbsitte sich offenbarenden Rechtsanschauungen beantworten, so ergibt sich Folgendes. Im weitaus überwiegenden Theile des Landes müßte als gesetzliche Regel der Uebergang des ungetheilten Hofes auf Einen Erben gelten. Für den Fall, daß Vertrag oder Verfügung fehlen, müßte das Gesetz dann natürlich die Person des Nachfolgeberechtigten und die Art und Höhe der Abfindungen der Miterben bestimmen. Das aber wäre das Anerbenrecht als Intestaterbrecht. In den übrigen Landschaften hätte das Gesetz die Theilung des Grundbesitzes unter mehrere Erben als Regel zu behandeln. Dagegen wäre es nicht behindert, die freiwillige Unterstellung eines Hofes unter Anerbenrecht durch Eintrag in eine Höferolle oder in das Grundbuch zuzulassen.

Aber, wenden manche Berichterstatter und mit ihnen Brentano und Fick ein, die festgestellten Thatsachen lehren ja, daß kein Bedürfniß zu einer Aenderung des geltenden gesetzlichen Erbrechts besteht! Man ändert doch das Recht nur ab, wenn ein gesetzgeberischer Eingriff erforderlich ist.

Hierauf ist zuvörderst zu erwidern, daß ja doch das Deutsche Reich eine Neuordnung des gesammten Erbrechts unter Abschaffung aller heute geltenden erbrechtlichen Gesetze und Gewohnheiten plant! Hiedurch gerade ist ja die Discussion über die bäuerliche Erbfolge in so lebendigen Fluß gekommen. Mag man sich nach dem Grundsatze „Quieta non movere" mit einem unangemessenen Erbrecht behelfen, solange überhaupt Alles beim Alten bleibt. Wenn aber doch einmal ein ganz neues Erbrecht geschaffen werden soll, so ist es doch sicherlich die Aufgabe des Gesetzgebers, das Erbrecht angemessen zu gestalten.

Vor allem indeß: es ist nicht wahr, daß jenes Bedürfniß nicht bestehe! Die in dem Buche mitgetheilten Thatsachen lehren das Gegentheil. Soll die Sitte des Ueberganges der Höfe auf Einen Nachfolger da, wo sie heute waltet, nicht bloß für die Dauer lebendig bleiben, sondern auch ohne fortschreitende Verschuldung der Güter und ohne Nachtheile für das bäuerliche Familienleben

fernerhin geübt werden, so bedarf es einer Aenderung des geltenden Rechts. Die subsidiäre gesetzliche Bestimmung der Person des Anerben ist erforderlich, um für alle Fälle den ungetheilten Uebergang des Hofes zu sichern, die elterliche Verfügung begehrlichen Kindern gegenüber zu erleichtern und Zwist unter den Geschwistern zu verhüten. Insbesondere aber sind subsidiäre gesetzliche Regeln über Art und Höhe der Abfindungen unentbehrlich, um eine Gewähr zu bieten, daß die wirthschaftliche Lage der Gutsnachfolger nicht unhaltbar werde. Wenn zur Zeit bei der Ermittlung des Hofwerthes und der Festsetzung der Abfindungen ein zwar überaus willkürliches, jedoch zu einem erträglichen Ergebniß führendes Schätzungsverfahren überwiegt, so kommt doch eingestandenermaßen dieser Erfolg nur unter Verzicht der Geschwister auf ihre gesetzlichen Erbansprüche und zum Theil selbst auf ihre Pflichttheilsansprüche zu Stande. Es ist daher begreiflich, daß, wie viele Berichte hervorheben (S. 49, 65, 76, 95, 125, 167, 183, 184), im Falle der Betheiligung minderjähriger Miterben die Einmischung der an die gesetzliche Regel gebundenen Vormundschaftsbehörde eine Ueberlastung des Gutsübernehmers durch unangemessen hohe Abfindungen bewirkt. Hiedurch allein schon wird die Nothwendigkeit einer Aenderung des geltenden Rechts bewiesen. Auch abgesehen hievon aber begegnen dem aufmerksamen Leser der Berichte manche Anzeichen dafür, daß die Gefahr einer Geltendmachung der gesetzlichen Ansprüche der Miterben auf ihren vollen Antheil am Verkaufswerthe im Wachsen begriffen ist, daß namentlich bei verschuldeten Gütern schon jetzt eine Uebernahme zu unleidlichen Bedingungen stattfindet und daß einer immer größeren Anzahl von Höfen das Schicksal einer capitalistischen Verschuldung droht (vgl. S. 67, 70, 74, 81, 90, 100, 129, 147, 156, 184, 244). Die Meinung der Verfasser, daß dem Gesetze zum Trotz sich in der Sitte unter dem Einflusse eines einsichtigen Egoismus aller Theile die Bemessung der Uebernahmepreise nach einem billigen Verhältniß befestigen werde, entspringt einem Optimismus, der durch die von ihnen selbst mitgetheilten Thatsachen keineswegs gerechtfertigt und durch die in anderen deutschen Ländern gemachten Erfahrungen leider als trügerisch erwiesen wird. Zuletzt vermag auch die stärkste Sitte gegenüber dem oft recht kurzsichtigen Egoismus der Miterben nicht Stand zu halten, sobald diesen das volle Bewußtsein ihrer gesetzlichen Ansprüche gekommen oder beigebracht ist.

Das Bedürfniß einer Gesetzgebung im Sinne des Anerbenrechts ist also für Bayern vorhanden. Vorausgesetzt natürlich das Eine, daß die Erhaltung der herrschenden Erbsitte des ungetheilten Gutsüberganges überhaupt wünschenswerth ist! Ist diese Sitte werth, zu Grunde zu gehen, liegt in der Theilung der Höfe das für die Zukunft erstrebenswerthe Ziel, so würde der Gesetzgeber thöricht handeln, wenn er eine rückständige und culturfeindliche Bauernsitte stützte oder gar förderte. Zuletzt hängt also doch die Entscheidung von allgemeinen Erwägungen ab. Es ist nicht die zwingende Logik der Thatsachen, die Brentano und Fick zur Bekämpfung des Anerbenrechts treibt. Vielmehr bekämpfen sie das gesetzliche Anerbenrecht, weil sie aus allgemeinen Gründen auch die im Sinne des Anerbenrechts wirkende Sitte nicht für ein an sich werthvolles Gut halten oder doch mindestens ihr keinen Vorzug vor der Theilungssitte einräumen. Auf diese allgemeinen Gründe ist daher hier noch einzugehen.

Zur Charakteristik der „katholischen Abtheilung".

Gestatten Sie, daß ich zu den Ausführungen des zweiten Ihrer trefflichen „Kirchenpolitischen Briefe"[1]) einige Bemerkungen mittheile, zu welchen ich mich persönlich berechtigt und verpflichtet fühle. „Spectator" nennt neben Krätzig und Aulicke auch Brüggemann und Stieve, meinen Vater, als Mitglieder der „katholischen Abtheilung" des preußischen Cultusministeriums. Das ist so nicht zutreffend. Die katholische Abtheilung, welche die rechtlichen Beziehungen zwischen dem Staate und der katholischen Kirche zu bearbeiten hatte, bestand nur aus Juristen. Brüggemann und mein ihm nachfolgender Vater, beide früher Gymnasialdirectoren, waren im Ministerium mit den katholischen Schulangelegenheiten betraut und traten nur in Rechtsfällen, die diese berührten, mit der katholischen Abtheilung in gemeinsame Berathung. Ob Brüggemann darüber hinaus an der Kirchenpolitik der Regierung betheiligt war, weiß ich nicht; bei meinem Vater war es nicht der Fall, und man würde sich über dessen Stellung täuschen, wollte man ihm Einfluß auf diese Kirchenpolitik zuschreiben.

Zur Zeit der Thätigkeit meines Vaters bestand die katholische Abtheilung aus Krätzig[1]) als Vorsitzendem, Ulrich und Linhof als Räthen und Weesemann als Hülfsarbeiter. Krätzig war ein tüchtiger, gewandter und fleißiger Beamter, aber ganz in Juristerei und Bureaukratismus befangen, ohne über sein Fach hinausgehende Kenntnisse und Interessen, sehr eitel und ehrgeizig; dem entsprechend war sein Ultramontanismus streng, schroff und eifrig, aber nicht tiefem religiösen Gefühl, noch durchdachten Grundsätzen, sondern den gegebenen Verhältnissen entsprungen. Der Abtheilung ihre Bahnen zu bestimmen und sie zu einer vom Willen der Regierung mehr oder weniger abweichenden Politik zu lenken, war Krätzig nicht der Mann; wenn er dem beginnenden Culturkampf zum Opfer fiel, so lag das an seiner äußeren, nicht an seiner inneren Stellung in der Abtheilung. Noch weniger Bedeutung für deren Haltung besaßen Ulrich, ein pflichttreuer, verständiger, tiefreligiöser Mann, und schon seiner Stellung nach der Hülfsarbeiter Weesemann, eine sehr begabte, klare und kernige Persönlichkeit. Der leitende Geist war Josef Linhof.

Er erschien sehr harmlos, dieser Herr; Haar und Kleidung zeigten stets eine fast altjüngferliche Sorgfalt und Sauberkeit; die asketisch magere, etwas vorgebeugte und sich lautlos bewegende Gestalt trug ein stubengelbes, hageres glattrasirtes Gesicht; die halbgeschlossenen Augen verriethen wenig Leben und den schmalen Mund umspielte stets ein blödes Lächeln, welches auch dann nicht schwand, wenn man dem Herrn Geheimrath Dinge sagte, die ihm mißfielen. Seine Unterhaltung in der Gesellschaft bestand in der Regel aus Artigkeiten und Witzchen, welche sich nicht selten zu erschreckender Kindlichkeit verirrten; auf sachliche Erörterungen ließ er sich dagegen selten ein und er bewies dabei nicht nur die größte Zurückhaltung, sondern hüllte sich auch einem Widerspruch gegenüber sofort in Schweigen; eine entschiedene oder gar scharfe Aeußerung hörte man nie von ihm und mit milder Wehmuth verwies er eine solche seiner Frau, einer sehr oberflächlichen, aber lebhaften und geschwätzigen Dame, welche in der Gemeinde die Kirchenpolizei übte, ihre ultramontanen Anschauungen bei Kaffee und Wein mit Leidenschaftlichkeit vertrat und oft von den Ansichten ihres Gemahls mehr verrieth, als diesem genehm war. Bei häufigeren Begegnungen erweckte Linhofs süße Verbindlichkeit freilich Mißtrauen, und ich erinnere mich, daß sogar unsre alte, merkwürdig kluge Köchin nach einem Essen frug: „War der Braten heute mißrathen? Der Herr Geheimrath Linhof hat ihn, als er mir das Trinkgeld gab, so außerordentlich gelobt." Für einen bedeutenden Mann konnte ihn jedoch wohl nicht leicht Jemand halten, der nur außeramtlich mit ihm verkehrte. In der That besaß er dagegen

1) Vergl. Beilage Nr. 175 vom 1. August.

1) Aulicke war bereits verstorben.

ungewöhnlichen juristischen Scharfsinn und die ausgebreitetsten Kenntnisse auf dem Gebiete des Rechts und der Verwaltung, welche ein überaus starkes Gedächtniß in jedem Augenblick zu seiner Verfügung stellte, so daß er oft seiner Collegen Staunen und Verlegenheit erweckte, indem er ihnen uralte und vergessene Gesetze und Verordnungen entgegenhielt. Auch eignete ihm eine diplomatische Gewandtheit, welche nie in Verwirrung gerieth, stets einen Ausweg wußte und mit der größten Treuherzigkeit Versicherungen gab, denen nur eine sehr gewagte reservatio mentalis vor seinem Gewissen das Gepräge der Ehrlichkeit erhalten mochte. Obendrein geizte er für sich weder nach Ehre noch anderem Vortheile, sondern suchte mit kühlem Fanatismus lediglich für die Ziele zu wirken, welche ihm die rechten schienen. Diese wurden ihm bezeichnet durch seine kirchliche Gesinnung, einen Ultramontanismus, wie er so schroff, folgerichtig und rücksichtslos nur in einem juristischen Kopfe erzeugt und gehegt werden kann. Gewiß dachte er nicht daran, am Staate Verrath zu begehen, aber es galt ihm als zweifellos, daß die Interessen der Kirche höher ständen und berechtigter seien als die eines jeden Staates und namentlich als die des protestantischen und preußischen, gegen welchen in der Brust jedes echten Ultramontanen bewußt oder unbewußt ein glühender und unversöhnlicher Haß loderte. Man raunte sich zu, Linhof gehöre zu den Affiliirten des Jesuitenordens; gewiß ist, daß er seinen Anschauungen, seinem Wesen und der Art seines Wirkens nach dem Orden zur Zierde gereicht haben würde.

Daß dieser Mann seinerzeit nach Berlin berufen wurde und vom Hülfsarbeiter zum vortragenden Rathe emporstieg, kann nicht überraschen; gab es doch im Cultusministerium sogar einen protestantischen Rath, welcher von 1866 an lange Zeit hindurch die Ausfälle, welche die „Zeitläufte" der Historisch-Politischen Blätter gegen Preußen richteten, mit jubelnden Randbemerkungen begleitete. Wenn aber bei der Auflösung der katholischen Abtheilung im Jahre 1871 Linhof im Ministerium belassen wurde und bis vor wenigen Jahren seine Wirksamkeit fortsetzen konnte, so erklärt sich das wohl nur aus dem wundersamen Mangel an Verständniß für Katholicismus und katholisches Kirchenthum, welcher den meisten norddeutschen Protestanten und insbesondere den regierenden Berliner Kreisen eigen ist und welcher sich, wie „Spectator" mit Recht bemerkt, ganz besonders in der Besetzung der Bischofsstühle bekundet hat.

An diesen Fehlern und an der gesammten preußischen Kirchenpolitik hat mein Vater, wie bereits erwähnt, keinen Antheil, da diese Dinge nicht in den Bereich seiner amtlichen Aufgaben gehörten. Er hat aber auch keineswegs jener kirchlichen Richtung gehuldigt, welche „Spectator" ihm beimißt. Mein Vater war ein tiefreligiöser und strenggläubiger Katholik, aber er war nicht nur, wie so viele seiner Altersgenossen, nicht ultramontan, sondern er hielt auch keineswegs „die kirchlichen Interessen für identisch mit denen des Papstthums" und er täuschte sich durchaus nicht „über die innere Lage der Kirche".

Mein Vater hatte, nachdem er das Gymnasium verlassen, noch zwei Jahre in seiner Vaterstadt Münster um seiner Familie willen zubringen müssen, und da an der dortigen Akademie in der Philologie, welcher er sich widmen wollte, nicht viel zu lernen war, vorläufig Theologie und Philosophie studirt. Als er dann die Universitäten zu Berlin und Bonn besuchte, hatte er sich neben der Philologie weiter mit Philosophie und außerdem mit Naturwissenschaften befaßt. Jene glücklichen Zeiten gestatteten ja noch solche Vielseitigkeit, und obwohl mein Vater auf Empfehlung Böckhs, noch bevor er irgend eine Prüfung gemacht hatte, als Lehrer angestellt wurde und rasch zum Director aufstieg, war er den Liebhabereien seiner Jugendzeit nie untreu geworden. Dadurch hatte er sich einen freieren und weiteren Blick erworben, und persönliche Beziehungen zu seinem Vetter und Studienfreunde Lutterbeck in Gießen, der aus Anlaß des Mainzer Kirchenstreites von seiner Theologieprofessur entfernt wurde, hatten ihn über die Ziele und die Methode des Ultramontanismus bereits einigermaßen aufgeklärt. Dann trat er, nachdem er 1852 als Regierungs- und Schulrath nach Breslau versetzt worden war, alsbald in nahe Beziehungen zu Elvenich, Movers, Baltzer und Reinkens und erlebte gewissermaßen unmittelbar die Verfolgung der Philosophie Anton Günthers durch Rom und die brutale Mißhandlung Baltzers durch den Fürstbischof Förster und die demselben dienende „katholische Abtheilung" des Cultusministeriums. Diese Händel, die gewaltsame Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß und die Veröffentlichung des Syllabus machten meinen Vater zum entschiedenen Gegner des Curialismus und Jesuitismus, und obgleich er in den Streitigkeiten seiner Freunde nicht öffentlich Partei ergreifen wollte und konnte, kam es doch schon Ende der fünfziger Jahre dahin, daß der leidenschaftliche Fürstbischof jeden Verkehr mit ihm abbrach.

Wie es kam, daß mein Vater trotzdem im Jahre 1866 nach Berlin berufen wurde, ist mir ein Räthsel. Die Herren der katholischen Abtheilung, voran Linhof, kamen ihm von vornherein mit Mißtrauen entgegen und Minister v. Mühler selbst behandelte ihn bald geradezu mit Feindseligkeit, da die kirchlichen Anschauungen meines Vaters den seinigen so gar nicht entsprachen und dessen herbe Pflichttreue ein Diplomatisiren und Anschmiegen nicht kannte.

Dafür traten aber, als das vaticanische Concil in Sicht kam, alle diejenigen zu meinem Vater in Beziehung, welche die Dogmatisirung der Unfehlbarkeit und des Universalepiskopates als einen Bruch mit Lehre und Verfassung der Kirche betrachteten, voran die Reichensperger und Windthorst. Zu Letzterem bildete sich bald ein sehr nahes Verhältniß. Wenn Windthorst in Berlin weilte, brachten er und mein Vater jeden Donnerstag Nachmittag zwei bis drei Stunden miteinander zu. Näheres über diese Besprechungen weiß ich nicht; als ich einige Jahre später meinen Vater danach frug, antwortete er mir: „Ich habe Windthorst versprochen, zu schweigen." Wie aber Windthorst damals gesinnt war, darüber gab mir genügende Auskunft, daß, als im Januar 1870 bei einem heiteren Essen, dem auch ich anwohnte, eine Dame ausrief: „Nun stoßen wir auf die Unfehlbarkeit des Papstes an!" er ihr mit einer Schärfe, die ihm Damen gegenüber sonst ganz fremd war, „diese Frivolität in einer Sache, welche die Gewissen Tausender mit Qual und Sorge erfülle", verwies und gleich darauf einer anderen Dame auf die Frage, ob denn die Dogmatisirung der Unfehlbarkeit überhaupt möglich sei, plattdeutsch sagte: „Und wenn sie mir den Kopf abschlagen, ich glaube nicht dran."

Da kam der 18. Juli 1870. Noch steht mir vor Augen, wie mein Vater und ich am folgenden Tage unter schmerzbewegten Erörterungen der eben eingetroffenen Nachrichten aus Rom beim Brandenburger Thore auf Peter Reichensperger stießen und dieser auf die Frage meines Vaters: „Was soll nun werden?" mit einem Achselzucken, als gelte es einer verlornen Whistpartie, erwiderte: „Da die Bischöfe nicht widerstehen, werden wir uns eben auch unterwerfen müssen." Wir waren entsetzt, als wir aber den Vorfall dem Kammergerichtsrath Rohden, einem der ältesten Genossen der katholischen Fraction, erzählten, bemerkte dieser grimmig: „Dem Peter ist es nie um die Sache zu thun gewesen; die Fraction war ihm nur ein Mittel, seinem Ehrgeiz zu fröhnen, wie er denn auch stets

bemüht gewesen ist, alle befähigten und selbständigen Elemente aus ihr fernzuhalten oder in ihr zu unterdrücken; er wird auch jetzt seinen Glauben opfern, um seine politische Rolle weiter zu spielen."

Mit Windthorst hatte mein Vater noch eine Besprechung; dann sind beide nie wieder zusammengekommen. Auch all die andern katholischen Politiker, die sich unterwarfen, zogen sich zurück. Nur August Reichensperger setzte den Verkehr fort. „Ich bin kein Theologe und kann und will die Frage nicht prüfen," sagte er mir einmal; „ich überlasse die Verantwortung den Bischöfen, aber Jeder muß nach seinem Gewissen handeln."

Mein Vater blieb unentwegt seinen alten Ueberzeugungen treu. Für ihn blieb der Glaube seiner Jugend stets ein unantastbares, über jeden Zweifel erhabenes Heiligthum, und er hielt an diesem mit derselben Entschiedenheit fest, womit er die „neuen Zuthaten" verwarf; er entsagte auch niemals der Hoffnung, daß Gott seine Kirche aus dieser Verirrung wie aus anderen wieder erlösen werde. Von dieser Gesinnung aus lehnte er den Anschluß an die altkatholische Bewegung ab und verweigerte sogar die Theilnahme an öffentlichen Erklärungen gegen die Unfehlbarkeit. Eine solche Theilnahme erachtete er übrigens auch durch seine amtliche Stellung ausgegeschlossen, welche ihm verbiete, sich in einen inneren Streit der Kirche der einen Partei gegen die andere anzuschließen. Er hielt eben den Streit wie damals noch so Viele nur für einen vorübergehenden. Ueber die politische Tragweite des neuen Dogmas täuschte er sich indeß ebenso wenig, wie er früher die Staatsgefährlichkeit des Ultramontanismus verkannt hatte. Nichtsdestoweniger mißbilligte er, während er eine rechtzeitige Gegenwehr des Staates wider Roms Uebergriffe gewünscht hatte, den Culturkampf; wir begegneten uns hier in der Ueberzeugung, daß es nur den Ultramontanismus stärken werde, wenn man ihm Märtyrer schaffe, und daß der Staat in seinen Maßnahmen die Grenzen seines Rechtes überschreite.

Nichtsdestoweniger wurde der Umstand, daß mein Vater in Privatgesprächen aus seiner Verwerfung des neuen Dogmas nie einen Hehl machte, von kirchlicher Seite zu einem meines Wissens einzig dastehenden Vorgehen wider ihn benutzt. Eines Tages — ich habe hier auf dem Lande meine Papiere nicht zur Hand, glaube mich aber nicht darin zu irren, daß es Anfang 1872 war — besuchte Propst Robert Herzog von St. Hedwig in Berlin meinen Vater und begann eine Unterhaltung über die neuen Dogmen. Der Propst hatte schon in Breslau als Caplan in nahen Beziehungen zu unsrer Familie gestanden und verkehrte auch damals in ihr. Um so weniger trug mein Vater Bedenken, sich rückhaltlos zu äußern. Herzog machte einige Einwürfe und ging. Einige Wochen später, zur Osterzeit, erschien ein anderer, meinem Vater nahe befreundeter Geistlicher bei diesem und theilte ihm mit, Fürstbischof Förster von Breslau habe die geheime Weisung erlassen, ihn, wenn er die Ostercommunion empfangen wolle, zurückzuweisen. Mein Vater ging gleichwohl zur Kirche und der Zufall fügte es, daß er bei einem fremden Geistlichen beichtete und aus der Hand des gerade celebrirenden Bischofs Ketteler von Mainz die Communion empfing. Sein freundlicher Warner versicherte ihm indeß bald, daß die vorige Weisung verschärft worden sei. Darauf frug mein Vater brieflich bei Herzog an. Dieser antwortete, mein Vater möge zu ihm kommen, und als derselbe entgegnete, da die Unterredung, auf welche hin er denuncirt worden sein solle, eine rein freundschaftliche gewesen sei und in seinem Hause stattgefunden habe, könne er jetzt nicht bei dem Propste wie vor seinem Richter erscheinen, lehnte Herzog jede weitere Erörterung ab. Bis zum Jahre 1876, wo er wegen Schwerhörigkeit seinen Abschied nahm und Berlin verließ, hat darauf mein Vater sich der Communion enthalten, denn das Verhalten Herzogs bezeugte ihm, daß die ihm zutheil gewordene Warnung begründet sei.

Was Herzog und Förster zu ihrem Vorgehen bestimmte, darüber kann ich nur Vermuthungen hegen. Ich begnüge mich daher, die Thatsachen zu berichten, welche ausreichen, um die kirchliche Stellung meines Vaters zu bezeichnen. Hinzufügen will ich nur, daß jener Propst Herzog im Jahre 1882 von der preußischen Regierung zum Fürstbischof von Breslau ernannt wurde und diese, die ihn Jahre lang zu Berlin unter Augen gehabt hatte, dann höchlichst überraschte, indem er alsbald schroff gegen sie Stellung nahm.

Schliersee, 5. August 1895. Felix Stieve.

Mittheilungen und Nachrichten.

Senders Augsburger Chronik. (Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. IV. Band. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1894. XLVIII und 546 S.) — Das große Sammelwerk der Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert — bis jetzt 22 Bände umfassend — ist durch einen neuen Band, den 4. der Chroniken der schwäbischen Städte, vermehrt worden. Derselbe enthält die Stadtchronik des Conventualen von St. Ulrich in Augsburg Clemens Sender und gibt als Anhang Fortsetzungen der Chronik des Hector Mülich von Demer, Walther und Rem. Sender war ein Vielschreiber, wie besonders seine zwölfbändige Chronographia ausweist; ein großer Theil seiner umfangreichen literarischen Arbeiten ist für die Geschichtsforschung belanglos. Anders aber verhält es sich mit Senders Augsburger Chroniken, von denen eine (die Wolfenbüttler Handschrift) in lateinischer, zwei (der Archiv- und der Bibliothekcodex in Augsburg) in deutscher Sprache geschrieben sind. Der ausführlichere Theil dieser Geschichtswerke (1488—1536) ist Zeitgeschichte des Chronisten. Sender stützt sich hier theils auf Quellen, die noch nicht gedruckt sind, theils auf eigene Aufzeichnungen, welche für die engere Geschichte der Stadt, wie für die Reichsgeschichte, für die Sitten-, wie vor allem auch für die Reformationsgeschichte eine Fülle interessanter Nachrichten und anziehender Züge aufweisen. Das Ulrich-Kloster war auch keineswegs eine weltabgelegene Stätte, deren Bewohner in mönchischer Abgeschlossenheit den großen Zeitbewegungen etwa gleichgültig gegenüber gestanden wären. Literarische, wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen hatten hier unter einsichtigen Aebten Eingang gefunden. Seit 1472 besaß das Kloster eine eigene Druckerei. Kaiser Maximilian verkehrt dort in ungezwungener Weise mit den Mönchen und beschenkt das Kloster mit zahlreichen Beweisen seiner Huld. Hervorragende Persönlichkeiten der Stadt gehen dort aus und ein, und hochstehende Männer, die zu Reichs- und Bundestagen nach Augsburg kommen, nehmen dort gern ihr Absteigquartier. Auch mit dem glänzenden Hause der Fugger wird der regste freundschaftliche Verkehr unterhalten, und vielleicht verdankte Sender diesen Beziehungen die Ehre, von der Hand keines Geringeren als der Holbeins d. Ae. portraitirt zu werden. (Das Bild befindet sich im Augsburger Skizzenbuch Holbeins in Berlin.) Gelegenheit genug für einen Sammler zeitgeschichtlicher Neuigkeiten, sich über viele Dinge zu orientiren und so manches Actenstück zur Abschrift zu erhalten. Die Berichterstattung umfaßt freilich meist nur Aeußerliches; auf eine Ergründung der Dinge und die Darstellung einer pragmatischen Entwicklung läßt sich Sender nicht ein. Dabei ist er in kirchlichen Dingen eifriger Parteimann, und die reformatorische Bewegung mit den ihm verhaßten Neuerungen, die auch die Auflösung seines Convents herbeiführten, erfährt von ihm eine zornige, erbitterte Verurtheilung. Man merkt dem Chronisten die leidenschaftliche Erregung an, unter deren Einfluß er in stürmisch bewegter Zeit seine Aufzeichnungen für die Nachwelt niederschreibt. Seine Sprache ist oft kraftvoll, nicht selten volksthümlich, auch interessant wegen des schwäbischen Dialekts, welcher der Darstellung eine gewisse, dem Stoffe entsprechende locale Färbung verleiht. Senders deutsche Chroniken können als die bedeutendste Leistung der Augsburger

Historiographie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Die Herausgabe der Chroniken der deutschen Städte steht bekanntlich unter der bewährten Leitung Karl v. Hegels; die Bearbeitung des vorliegenden Bandes hatte Hr. Dr. Friedrich Roth übernommen, der sich schon durch seine Reformationsgeschichte Augsburgs und Nürnbergs, sowie durch die Veröffentlichung der Chronik Mülichs im 3. Band der schwäbischen Chroniken einen geachteten Namen als Historiker erworben hat. Sie entspricht denn auch weitgehenden wissenschaftlichen Ansprüchen. Die umfangreiche Einleitung enthält die biographischen Notizen über den Autor, schildert dessen literarische Thätigkeit, weist die Quellen nach, aus denen der Chronist schöpfte, und die Art ihrer Benützung, sichtet kritisch das handschriftliche Material, begründet die im Text gebotene Auswahl und schließt mit einer trefflich gearbeiteten Handschriftenbeschreibung. Der Text selbst wird nach dem Augsburger Bibliothekcodex gegeben, in den Varianten nach dem Archivcodex. Erstaunlichen Fleiß verwandte der Bearbeiter auf die den Text begleitenden zahlreichen und ausführlichen Anmerkungen. Dieselben erläutern und controliren den Text nicht nur auf Grund der geschichtlichen Fachliteratur, sondern ergänzen ihn auch so weit als möglich in allen wichtigen Abschnitten, wo es galt, der subjectiven Darstellung den objectiven Sachverhalt gegenüberzustellen, durch gründliche archivalische Studien. Wie den vorhergehenden Bänden der Augsburger Chroniken ist auch diesem ein Glossar beigegeben, auf dessen Herstellung besondere Sorgfalt verwendet wurde. Dasselbe wird nicht nur dem Nichtkenner des schwäbischen Dialekts das Verständniß mancher Stelle erleichtern, sondern bietet auch dem Sprachforscher Interessantes, da der Wortschatz des Chronisten stark mundartlich durchsetzt und gefärbt ist und vielfach alterthümliche Formen enthält, die einem späteren Geschlechte verloren gegangen sind. Kurz, die Sammlung der deutschen Städtechroniken hat durch die vorliegende Arbeit von Dr. Fr. Roth eine höchst werthvolle Bereicherung erfahren. H. Mezger.

W-e. Alois John. Literarisches Jahrbuch. V. Band. Eger. 1895. — Auch dieser Band verdient warme Empfehlung. Johns Jahrbuch bildet noch immer das Centralorgan für die literarischen Bestrebungen Westböhmens. Der Verfasser steuerte selbst zwei Abhandlungen (Der Mönch von Kreuzenstein, Ideen zu einem Egerländer Volksschauspiel) bei, ferner begegnen wir einer vulcanischen Studie Prof. Dr. Günthers über den Kammerbühl und einem zustimmenden Referate über Hallwichs bekannten Versuch, die Heimath Walthers von der Vogelweide in das Egerland zu verlegen. Am meisten Aufsehen dürfte aber der Angriff (S. 12 bis 19) auf die Prager Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst machen. Mag er auch nicht jeder Berechtigung entbehren, so wird doch der antisemitische Ton, der ihn durchzieht, kaum allgemein gebilligt werden. Uns Deutschen in Oesterreich thut vor allem Einigkeit noth, die wir auf alle Weise zu erhalten suchen müssen. Durch guten Willen auf beiden Seiten wird wohl eine Einigung zu erzielen sein. Allerdings muß dann die Prager Gesellschaft mehr auf die Pflege der heimischen Literatur sehen. Auch der sonstige Inhalt des heurigen Jahrbuchs ist höchst interessant. Möchte das Unternehmen des Verfassers den wohlverdienten Erfolg finden!

* Der reichste Fürst. — Vor drei Jahren hat mein College Prof. H. Knapp in dieser Zeitung (1892, Beilage Nr. 209) nachgewiesen, daß die von Justinus Kerner in seiner allbekannten Ballade verwerthete Erzählung von den deutschen Fürsten, welche die Merkwürdigkeiten ihrer Länder rühmen und dem Grafen oder vielmehr dem ersten Herzog von Württemberg den Preis zuschreiben, bis auf eine von Melanchthon 1552 verfaßte Rede sich zurückverfolgen lasse (selectae declamationes Argentorati 1559 t. III, p. 161), daß sie also nicht, wie früher angegeben wurde, mit Luthers Tischreden (1566) zum ersten Mal durch den Druck verbreitet worden sei. Er hat dort weiter gezeigt, daß schon in dem 1519 erstmals herausgegebenen bekannten Buche von Johannes Pauli, „Schimpf und Ernst", als 499. Stück — nicht „vierhundertneuntes", wie a. a. O. gedruckt ist — eine ähnliche Geschichte sich finde, wie auf einem Reichstag „in kurtzen Jahren" fünf oder sechs Fürsten zusammenkamen und von den Merkwürdigkeiten ihrer Länder sich unterhielten. Wegen welch „seltzamer" Dinge alle lachen mußten und dem Fürsten von Sachsen gewonnen gaben, möge man bei Pauli selbst oder an der angezogenen Stelle der Beilage zur Allg. Ztg. nachlesen.

Durch die Güte von Prof. Samuel Berger in Paris ist mir nun eine neue, wiederum auf Melanchthon zurückgehende Fassung dieser Erzählung zugänglich geworden. In dem Collegheft eines Schülers von Melanchthon, der eine Vorlesung seines Lehrers über allgemeine Geschichte, welcher dieser der Chronik des Joh. Carion zu Grunde legte, in den Jahren 1555—1560 sehr sorgfältig nachschrieb und uns dadurch eine Menge interessanter, zum Theil wichtiger Nachrichten erhielt, heißt es: De duce Virtebergense Eberhardo audivi narrationem, quam vobis dicam. Sederant principes in convivio (comitio?) Vormatiensi, et ibi collocuti sunt inter se. Princeps Saxoniae Misniam ob metalla laudavit. Duces Bavariae, quod haberent urbes pulchras et agros fertiles. Ventum est ad ducem Virtebergensem et quesitum est, cur non de suis diceret; inquit, ego sum pauper, non debeo me conferre superioribus, ut est verum. Ego habeo pauperes homines, qui habent agellos, sed hoc habeo quod possim secure dormire in gremio cuiuslibet subditi. Ibi laudaverunt omnes hoc dictum: Das ist die schöne red, das ein fürst mag seinen unterthanen schlaffen in dem Schoß auf seinem Feldt."

Es sind jetzt genau vierhundert Jahre seit jenem Reichstag zu Worms, auf welchem Kaiser Maximilian den Landfrieden verkündete und am 21. Juli 1495 dem württembergischen Grafen den Herzogsbrief ausstellte, ihm zugleich das Recht der Reichssturmfahne bestätigend. Er hat seine neue Würde nur noch sieben Monate geführt; schon am 24. Febr. 1496 ist Eberhard gestorben. Als Kaiser Maximilian zwei Jahre nachher sein Grab besuchte, sprach er die Worte: „Hier liegt ein Fürst, dem ich im ganzen römischen Reich keinen zu vergleichen weiß. Sein Rath hat mir oft genutzt." Sein väterlicher Freund Vergenhans (griechisch Nauclerus), der erste Rector der von Eberhard gestifteten Universität Tübingen, rief ihm in seiner Chronik den Vers nach: Hoc vivo stetit, hoc cecidit Germania lapso. Noch schöner und kräftiger als das Lob des Gelehrten hat der einfache Sinn des Volkes sich und seinem Herzog das schönste Denkmal gesetzt in dem kurzen, aber vielsagenden Wort: Wenn unser Herrgott nicht Gott wäre, sollte unser Herzog Gott sein.

In Württemberg ist „der reichste Fürst" nicht vergessen, aber es ziemt sich, da sich solch günstiger Anlaß bietet, auch in einem außerwürttembergischen Blatte sein Andenken zu erneuern. Wird doch oft genug auch von höheren und niederen Lehrern, von anderen Leuten nicht zu reden, Graf Eberhard im Bart, der erste Herzog von Württemberg, Stifter der Universität Tübingen, mit dem 100 Jahre früheren, durch Uhland bekannt gewordenen Rauschebart oder Greiner verwechselt. Ja selbst ein Document, wie es die Gratulationsschrift einer deutschen Hochschule ist und sein soll, ist durch einen ähnlich häßlichen Irrthum entstellt. Eberhards Stiftung, die Universität Tübingen, nennt sich heute Eberhardo-Carolina, um den Namen eines zweiten Wohlthäters neben dem ihres Stifters zu verewigen. Als sie im Jahre 1877 ihr 400jähriges Jubiläum feierte, begann eine deutsche Schwesteranstalt — nomina sunt odiosa — in ihrem Gratulationsdiplom den Rückblick auf die Geschichte Tübingens mit den Worten: Occurrit primum comitis Eberhardi Caroli species!! Wahrhaftig die Schwaben haben immer wieder Grund, mit ihrem Schiller denen draußen zuzurufen, die Nasen etwas weniger hoch zu tragen; noch viel mehr gilt aber auch ihnen, wie allen deutschen Fürsten und Stämmen die ernste Frage: wo ist heute der reichste Fürst, wo gilt noch „die schöne red, daß ein fürst mag seinen unterthanen schlaffen in dem schoß auf seinem feldt"?

Ulm. E. Nestle.

* Der französische Buchhandel hat, wie die „Voss. Ztg." bemerkt, zwei große Absatzzeiten im Jahre: die Preisvertheilungen am Ende des Schuljahrs (Juli-August) und Neujahr. Für die Preisvertheilungen werden für 4 Millionen Francs Bücher abgesetzt, bestimmt für die 5,600,000 Zöglinge der Volks- und die 400,000 der höheren Schulen. Denn keine Schule ohne Preisvertheilung; gerade in den kleinen Schulen werden am meisten Preise ausgetheilt, so daß kaum ein Kind leer ausgeht. Die Musterknaben tragen in allen Schulen je 10—15 Preise davon. Von den als Preise vertheilten Büchern liefert Hachette, der große Verleger der Université (d. h. des staatlichen Unterrichtskörpers) in Paris, für eine Million; ebenso viel auch Mame in Tours, der Verleger kirchlicher Bücher und christlicher Werke jeder Gattung. Der Preis der Prämienbücher geht von 0.15 bis 20 Frcs., selten darüber. Für den Einband werden ungefähr 2 Millionen ausgegeben, denn ein Preisbuch ohne glänzenden Einband ist ein Un-

ding. Verleger und Buchhändler liefern die Bücher auch gewöhnlich eingebunden. Die Lyceen und großen Schulanstalten lassen jedoch nach ihrem besonderen Muster einbinden und ihr Zeichen und den Namen auf dem Deckel anbringen. Die Buchbinder sind gewöhnlich zwei Monate mit den Preisbüchern beschäftigt, und von August bis September mit dem Einband der zu Neujahrsgeschenken bestimmten Bücher. Betreffs des Inhalts der Preisbücher hat auch die Mode oder die geistige Strömung des Tages Einfluß. Vor wenig Jahren waren Bücher über Jeanne d'Arc an der Reihe; jetzt ist es damit vorbei, wie mit den Wunderreisen Jules Verne's; die wissenschaftlichen Romane haben sich eben überlebt. Jetzt sind es militärische Erzählungen, die sich natürlich um den großen Napoleon drehen; ferner Seeleben und Seekrieg — ein Werk des deutschen Admirals Werner mit schönen Abbildungen hat großen Erfolg —, sowie besonders auch alles, was Rußland betrifft. Daneben werden natürlich immer noch eine Menge Erzählungen und nützlicher Bücher aller Art, darunter auch ernste, werthvolle wissenschaftliche Werke vertheilt. Hauptsache ist immer, daß das Buch auch viele Abbildungen habe. Der Verleger weist jede sonst noch so passende Erzählung zurück, wenn sie dem Künstler keinen Stoff zu packenden Darstellungen gewährt. Für die Verfasser sind Preisbücher nicht gerade lohnend. Die Verleger zahlen nicht viel dafür, weil sie den Ladenbuchhändlern in der Provinz 50 Proc. Nachlaß gewähren müssen, statt der 33 Proc. bei den sonstigen Büchern. Es gibt Bücher, die fast nur als Preise Verbreitung erlangen, außerdem aber wenig gekauft werden. Der Bücherumsatz zu Neujahr ist nicht so bedeutend, wie bei den Preisvertheilungen, aber er umfaßt eine viel größere Zahl theurer Prachtwerke.

* **Aachen.** Die XXXVI. Hauptversammlung des **Vereins deutscher Ingenieure** findet in diesem Jahre hierselbst vom 19. bis 21. August statt. Von den Angelegenheiten, welche verhandelt werden, sind die folgenden von allgemeinem Interesse: Errichtung von Denkmälern für F. Grashof in Karlsruhe und für Werner Siemens in Berlin; Ingenieurlaboratorien zur Ausbildung der Studirenden an den technischen Hochschulen; Maßregeln gegen mißbräuchliche Benutzung von Zeichnungen, Kostenanschlägen u. dgl.; Preisausschreiben für eine Geschichte der Dampfmaschine. Es werden sodann Vorträge gehalten von den Herren: Prof. Intze (Aachen): Größere Wasserkraftanlagen in Deutschland, in der Schweiz und in Oesterreich; Prof. Schröter (München): Linde's Verfahren der Sauerstoffgewinnung mittelst verflüssigter Luft; Dr. A. Polis (Aachen): Acetylen und dessen Verwendung als Beleuchtungsmaterial (mit Versuchen). — Die Vormittage der drei Tage der Hauptversammlung sind den Vorträgen und Verhandlungen gewidmet. Nachmittags finden Ausflüge zur Besichtigung der großen industriellen Anlagen in Aachen, Stolberg und Eschweiler statt. Einen vierten Tag gedenkt der Verein dem Besuche von Düren und Seraing zu widmen. Als bemerkenswerthes, in der Geschichte gleichgerichteter Vereine wohl einzig dastehendes Ereigniß dürfte zu verzeichnen sein, daß der Verein deutscher Ingenieure im Laufe des Jahres die Mitgliederzahl von 10,000 überschritten hat. Nachdem er im vorigen Jahre ein Grundstück in bester Lage Berlins gekauft hat, wird er in seiner diesjährigen Hauptversammlung über den Bau eines eigenen Hauses auf diesem Grundstück zu beschließen haben.

* **Halle.** An Stelle des Geh. Medicinalraths Professor Dr. Eberth, der mit Beginn des Wintersemesters die Stelle des Directors des hiesigen Pathologischen Instituts (an Stelle des in Ruhestand tretenden Geh. Rath Ackermann) übernimmt, ist Prof. Dr. Roux in Innsbruck, früher in Breslau, zum Director des hiesigen anatomischen Museums berufen worden. Er hat den Ruf angenommen und wird demnächst hierher übersiedeln.

* **Berlin.** Am 9. August verstarb im Alter von 82 Jahren Prof. Dr. Gustav Michaelis, seit 1851 Lector der Stenographie an der hiesigen Universität. Von naturwissenschaftlichen Studien ausgehend, schränkte er sich als Schüler Dirichlets auf Mathematik ein, die er bis 1846 als Gymnasiallehrer und in literarischer Arbeit behandelte. Alsdann reizte die damals emporkommende Kurzschrift sein formales Talent; 1846 erhielt er die Stelle des Vorstehers beim stenographischen Bureau des Herrenhauses, 1851 ward er als Lector an die Universität berufen. Nicht lange, so zog er neben der Stenographie, in der er das Stolze'sche System begünstigte, auch Rechtschreibung und Lautlehre in den Bereich seiner Arbeiten. 1853 begründete er die „Zeitschrift für Stenographie", 1854 erschien seine Hauptschrift: „Die Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung vom Standpunkte der Stolze'schen Stenographie". Außerdem verfaßte er Leitfäden der französischen, englischen, italienischen und portugiesischen Kurzschrift unter Zugrundelegung des Stolze'schen Systems, sowie eine Menge selbständig gehaltener Abhandlungen über Fragen der Rechtschreibung. Besonders zu nennen ist noch seine Abhandlung über die Moon'sche Blindenschrift und sein „Vergleichendes Wörterbuch der gebräuchlichsten Taufnamen". — Ein minder rühmliches Andenken hinterläßt der gleichfalls soeben, 62jährig, verstorbene Dr. jur. Aug. Quaritsch, der Tambourmajor, wenn man so sagen darf, unter den sogenannten „Einpaukern" zu den Prüfungen der preußischen Juristen. Durch das Geschick, das er im geistigen Drill der ihm nach „verbummelten" Semestern zahllos zuströmenden Lehrlinge bewies, wie durch den Vertrieb seiner katechismusartig verfaßten, auf die Praxis des Examens berechneten Handbücher erwarb er ein Vermögen, das zum Bau einer Villa in Lichterfelde hinreichte, trug aber andrerseits nicht wenig dazu bei, ein auf selbständiges Studium gerichtetes Ehrgefühl unter den künftigen Richtern und Beamten zu untergraben. Leider fand er reichlich Nachahmer und Mitbewerber.

* **Berlin.** Im Säulenhofe des Aegyptischen Museums sind zur Zeit die wesentlichsten Erwerbungen des letzten Jahres ausgestellt, die zum größten Theil den Bemühungen des Hrn. Dr. Reinhardt zu Kairo zu verdanken sind. Die älteste uns bekannte Epoche der ägyptischen Geschichte (etwa 2800 bis 2500 v. Chr.) ist durch die Doppelstatue eines Ehepaares aus einem Grabe zu Memphis vortrefflich vertreten. Dem sogenannten „mittleren Reich", d. h. etwa der Zeit von 2200 bis 1800 v. Chr., gehören die interessanten Modelle eines Wohnhauses und eines Kornspeichers mit seinen Arbeitern an; das letztere entstammt einem der im vorigen Jahre entdeckten Gräber zu Siut, das unsrer Sammlung auch die hölzerne Nachbildung eines Soldatenschildes geliefert hat. Das „neue Reich", die große Zeit der ägyptischen Geschichte, hat uns einen stattlichen Vertreter in dem mehr als 3 Meter hohen Obelisken aus schwarzem Granit gesandt, der zur Zeit in der Vorhalle des Neuen Museums aufgerichtet wird. Er ist von Ramses II., dem bekannten großen Könige (um 1300 v. Chr.), in den Tempel zu Athribis im Delta geweiht worden, wo ihn sein Sohn Merenptah und dessen Nachfolger Sethos II. mit weiteren Inschriften versehen haben; seine Spitze, die heute fehlt, bestand vielleicht einst aus Metall. Unter den anderen Alterthümern der älteren ägyptischen Epochen, die im Säulenhofe ausgestellt sind, beachte man noch die hübschen, freilich vielfach ergänzten Stühle, die schönen Gefäße aus buntem Glas, aus Fayence und aus Stein, das Kleid von feinstem Leinen (Geschenk des Hrn. Dr. Karl Schmidt), das bronzene Rasirmesser und die zierlichen Salblöffel u. s. w. Auch die griechisch-römische Zeit Aegyptens ist durch viele Stücke vertreten, so z. B. durch die reich verzierte Bahre einer Kindermumie, durch die schöne Todtenmaske eines Priesters, durch Terracotten, Schmucksachen u. a. m.

* **Breslau.** Der Professor der Archäologie Dr. Richard Förster ist zur Ausführung einer wissenschaftlichen Reise nach Italien und dem Orient für das Winterhalbjahr 1895/96 beurlaubt worden.

* In **Cambridge** tagt seit dem 8. August der 1873 durch Bluntschli, Bulmerincq, v. Holtzendorff u. s. w. begründete **Verein für internationales Recht** (Institut de droit international). Frühere Versammlungen fanden u. a. statt: 1880 in Oxford, 1883 in München, 1887 in Heidelberg, 1891 in Hamburg, 1894 (im März, die letzte vor der jetzigen) in Paris. Die Universität Cambridge ernannte bei der gegenwärtigen Gelegenheit zu Ehrendoctoren der Rechte die Professoren: v. Bar (Göttingen), v. Martens (St. Petersburg), Renault (Paris) und Asser.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Bäuerliches Erbrecht und bäuerliche Erbsitte in Bayern.

Von Otto Gierke.

II.

Die Freunde des Anerbenrechts pflegen sich auf das deutsche Recht zu berufen. Sie bezeichnen das Anerbenrecht als ein deutschrechtliches Institut, das gegenüber dem nivellirenden römischen Erbrechte zu erhalten oder wiederherzustellen sei. Den Widerstand der Gegner schieben sie zum guten Theil auf bewußte oder unbewußte Einwirkung romanistischer Denkweise. Insbesondere erweckt ihnen das ablehnende Verhalten der meisten Juristen mit Einschluß der Richter und Notare den Verdacht romanistischer Befangenheit.

Brentano und Fick suchen in eingehender rechtsgeschichtlicher Begründung diese Vorstellungsweise als Trugbild zu entlarven. Es handle sich nicht um einen Gegensatz zwischen römischem und deutschem Recht, sondern um einen Gegensatz zwischen dem in volksthümlicher Entwicklung erwachsenen Rechte der freien Bauern und dem den hörigen Bauern von den Grundherren aufgedrängten Rechte. Auf dem Boden der Freiheit sei die freie Theilbarkeit der Hufen frühzeitig durchgedrungen. Tief gewurzelt im germanischen Rechtsbewußtsein sei die erbrechtliche Gleichstellung der Geschwister. Lange vor der Aufnahme des römischen Rechtes sei ja auch die Bevorzugung der Söhne vor den Töchtern überwunden worden. Von dem Dasein eines Familiensinnes, der behufs Erhaltung des Gutes in der Familie die einzelnen Familienglieder zu Opfern für das Ganze bewogen hätte, sei in bäuerlichen Kreisen weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart etwas zu spüren. Der Bauer empfinde durchaus individualistisch und egoistisch. So sei denn das System des ungetheilten Ueberganges des Hofes auf einen bevorzugten Erben ein Erzeugniß des Hofrechtes und der Hörigkeit. Insoweit überhaupt ein erbliches Besitzrecht an den grundbaren Höfen anerkannt worden sei, habe der Grundherr jeder Theilung der Höfe entgegengewirkt. Hauptsächlich sei er hierbei von der Rücksicht auf die ihm geschuldeten Abgaben und Dienste geleitet gewesen. Darum habe er nicht bloß die Geschlossenheit der Höfe, sondern auch die möglichst niedrige Schätzung des Gutswerthes beim Uebergange, die niedrigen Austräge der abtretenden Eltern und die niedrigen Abfindungen der weichenden Erben befördert. Eine hohe Verschuldung des übernehmenden Erben sei trotzdem, wenn er nicht eine besonders reiche Heirath schloß, in Folge der hinzutretenden gutsherrlichen Ansprüche und namentlich der künstlich gesteigerten Laudemialansprüche regelmäßig eingetreten. Gerade für Bayern glauben die Verfasser unwiderleglich nachweisen zu können, daß das System des Anerbenrechts ausschließlich im einseitigen Interesse der Gutsherren eingeführt sei und bei den Bauern nur mit Hülfe von allerlei Kunstgriffen der scrupellosen gutsherrlichen Beamten Eingang gefunden habe. Wenn es gleichwohl nach der Befreiung des Bauernstandes nicht sofort verschwunden sei, so beruhe dies auf der Macht der Gewohnheit. Mehr und mehr indeß trete, wo der ungetheilte Gutsübergang fortdaure, als Beweggrund hierfür der wirthschaftlich-technische Charakter des Gutes in den Vordergrund. Die Bevorzugung des Uebernehmers aber weiche wieder dem alten Princip der Gleichberechtigung. Dies zeige sich in der fortschreitenden Abnahme der zu niedrigen Schätzungen, Austräge und Abfindungen. Brentano verwahrt sich ausdrücklich gegen die von vielen Berichterstattern ausgesprochene Meinung, daß hierin ein Schwinden des alten Familiensinnes zu Tage trete. Der alleinige Grund dieser Erscheinung liege in dem Wegfalle des gutsherrlichen Druckes.

In diesen Ausführungen ist Unrichtiges mit Richtigem seltsam gemischt.

Zunächst läßt sich doch im Ernste nicht bestreiten, daß im allgemeinen die Unterwerfung des unbeweglichen und beweglichen Vermögens unter denselben Erbgang ein römischer Rechtsgedanke und die Ausbildung einer besonderen Erbfolge in Grundstücke ein deutscher Rechtsgedanke ist. Hierin spiegelt sich ja nur der durchgreifende Gegensatz wieder, der zwischen römischem und germanischem Recht in der Behandlung von liegendem Gut und fahrender Habe überhaupt waltet. Während das römische Recht zum Nivellement der Sachen drängte, hat das deutsche Recht von der Urzeit bis zur Gegenwart eine grundsätzliche Scheidung von Liegenschaftsrecht und Fahrnißrecht durchgeführt. Der tiefere Grund dieser Erscheinung liegt in der germanischen Auffassung des Grundeigenthums als einer socialen Position. Das Grundeigenthum ist ein Vermögensrecht. Allein es ist kein bloßes Vermögensrecht. Es umschließt zugleich öffentliche Rechte und Pflichten, es gewährt eine Herrschaft und verleiht ein Amt, es weist der Person ihren Beruf in der Gemeinschaft an. Schroff widerspricht daher dem Geiste des deutschen Rechtes die Gleichstellung der Grundstücke mit Waaren, die Auffassung der zu selbständigen Sachindividuen ausgeprägten Güter als in Grund und Boden angelegter Capitalien, die Verlegung des Werthes der Liegenschaften in ihren Tauschwerth. Mithin wird auch eine Erbordnung, die zwischen liegendem und fahrendem Gute nicht unterscheidet und ein hinterlassenes Grundstück lediglich als einen durch seinen Verkaufswerth darstellbaren Bestandtheil der Erbmasse behandelt, zwar der Consequenz des römischen Rechtsgedankens entsprechen, jedoch der Consequenz des deutschen Rechtsgedankens nicht gerecht werden. Jede Erbordnung dagegen, die für Grundstücke überhaupt oder für Grundstücke einer bestimmten Gattung einen besonderen Erbgang vorschreibt, bei dem die Eigenart der socialen Functionen des Objects Beachtung findet, arbeitet mit Gedanken, die mit der germanischen Grundauffassung im Einklang stehen. So ist denn auch alle Sondererbfolge in Liegenschaften bei den romanischen wie germanischen Völkern aus germanischen Rechtskeimen erwachsen.

Hiervon macht die Sondererbfolge in Bauergüter keine Ausnahme. Ob sie im Landrechte oder im Hofrechte wurzelt, ist für die Frage ihrer germanischen Herkunft gleichgültig. Wäre sie auch lediglich ein Erzeugniß des Hofrechts, so bliebe sie doch immer ein Sproß des germanischen Rechts. Genau wie die Sondererbfolge in Lehngüter. Denn das Hofrecht ist gleich dem Lehnrecht ein echt germanisches Gewächs. Die Hervorbringung des Hofrechts ist auch keineswegs, wie die Verfasser anscheinend meinen, eine That, deren sich unsre Rechtsgeschichte zu schämen hätte. Das Hofrecht ermöglichte jene Entwicklung, die bei uns durch das Mittelglied der Grundhörigkeit zur Ueberwindung der Unfreiheit des Landvolkes und durch das Mittelglied des abgeleiteten Besitzes zur Wiederauftheilung des in den Händen Weniger zusammengeflossenen Grundeigenthums in bäuerliches Eigenthum geführt hat. Wohl hat es unendlich viel von alter Freiheit zeitweise verschlungen und vielfach auch der Aufsaugung von Bauernhufen durch die Grundherrschaft Vorschub geleistet. Allein um seine große Mission zu würdigen, braucht man doch nur zum Vergleiche die römische Rechtsgeschichte heranzuziehen, die kein Hofrecht kannte, dafür aber das Sklavenrecht festhielt und mit den Latifundien endigte.

In der That hat das Hofrecht bei der Ausgestaltung der bäuerlichen Erbfolge im Sinne desjenigen Systems, das in Deutschland bis zur Unterstellung der Bauergüter unter das gemeine Erbrecht überwiegend galt und als das System des älteren Anerbenrechts bezeichnet werden kann, eine entscheidende Rolle gespielt. Allein seine Wirksamkeit war weder so willkürlich noch so ausschließlich, wie sie bei Brentano und Fick im Lichte einer einseitigen Geschichtsbetrachtung erscheint. Um sie richtig zu verstehen, ist ein Rückblick auf die Entwicklung der bäuerlichen Erbfolge im Mittelalter unvermeidlich.

Einst war die freie bäuerliche Hufe, die dem einzelnen Genossen für sich und seine Nachkommen als ein durch starkes Gesammtrecht der Markgemeinde gebundenes Sonderbesitzthum zugetheilt worden war, zweifellos ohne Zustimmung der Gemeinde so wenig theilbar wie veräußerlich gewesen. Schon die ursprüngliche Gestaltung der mit der Hufe verbundenen Marknutzungen schloß willkürliche Theilungen aus. In dem Maße, in dem das Privateigenthum an der Hufe durchdrang, wurde sie theilbar wie veräußerlich, wenn auch Einschränkungen der Verfügungsfreiheit fortbestanden und zuletzt wenigstens Näherrechte der Getheilen (Gespilderecht) in ähnlicher Weise an die ehemalige Untheilbarkeit erinnerten, wie die Marklosung an die Unveräußerlichkeit. Gleichwohl blieben lange Zeit hindurch die Hufen meist ungetheilt. Denn einerseits war ein stärkeres Bedürfniß der Güterzersplitterung so lange nicht vorhanden, als zunächst der innere Ausbau des Landes nicht vollendet war und durch Neubruch in der Allmende stets neue Hufen entstanden, dann aber die gewaltig vorschreitende deutsche Colonisation des Ostens dem Ueberschusse der Bevölkerung neuen Landerwerb bot und gleichzeitig ein starker Theil des Landvolkes in die aufblühenden Städte abfloß. Andrerseits sorgte das bäuerliche Familienrecht im Sinne einer Zeit, die in allem Grundbesitze mehr ein Familiengut als individuelles Eigenthum erblickte, für die Erhaltung der Hufen in ihrem einheitlichen Bestande.

Schlechthin fremd freilich war dem Landrecht ein erbrechtlicher Vorzug des höheren oder jüngeren Alters. Daß gleich nahe Erben die Erbschaft zu gleichem Rechte erwerben, daß insbesondere Geschwister gleiches Erbrecht haben, war in der That ein dem germanischen Rechtsbewußtsein tief eingesenkter Grundsatz. Doch wurde dieser Grundsatz durch den überall geltenden Vorzug des männlichen Geschlechtes bei der Erbfolge in Liegenschaften und namentlich durch den Ausschluß der Töchter beim Vorhandensein von Söhnen auf die Hälfte der Wirksamkeit eingeschränkt, die er seit der erbrechtlichen Gleichstellung der Geschlechter entfalten mußte. Auch schwächte ihn gegenüber dem späteren Recht die geringe Ausdehnung des nur erst für Sohnessöhne durchgedrungenen Repräsentationsrechtes ab.

In vielen Fällen wurde von je durch Vergabung des Hofes unter Lebenden der Erbgang vermieden. Die heute in ganz Deutschland verbreiteten Uebergabeverträge mit Vorbehalt eines Altentheils stammen unmittelbar von den alten Vergabungen von Todeswegen ab und haben im Landrechte, nicht erst im Hofrechte ihre Wurzel. Vielleicht waren im Mittelalter die heute in einzelnen Gegenden noch vorkommenden Vergabungen mit Vorbehalt der Herrschaft für den alten Bauer häufiger. Jedenfalls war eine Ordnung der Hofesnachfolge durch Rechtsgeschäft unter Lebenden überaus gebräuchlich. Dabei aber fiel der Hof ungetheilt Einem Erben zu, während die Miterben Abfindungen erhielten. Die Zähigkeit, mit der der Bauernstand an dieser Sitte durch alle Jahrhunderte hindurch festhielt, während er das römische Testament verschmähte, beweist ihren volksthümlichen Ursprung.

Kam der Hof im Erbgange an mehrere Erben, so blieb er überaus häufig im ungetheilten Gemeinschaftsbesitz. Die mit gemeinsamer Wirthschaft verbundene Eigenthumsgemeinschaft zur gesammten Hand wurde oft durch mehrere Geschlechterfolgen fortgesetzt. Als bäuerliche „Gemeinderschaft" ist sie noch heute in der Schweiz lebendig. In dem Entwurfe eines eidgenössischen Erbrechts wird ihre Anerkennung und Neuordnung geplant. Daß auch in Bayern ihre Reste noch nicht abgestorben sind, lehrt das vorliegende Buch. Auch in anderen Gegenden Deutschlands kommen noch eigenartige bäuerliche Hofesgemeinschaften vor, die aus der germanischen Erbengemeinschaft zur gesammten Hand abstammen. Unser Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches geht leider an ihnen achtlos vorüber. Immer jedoch geben diese Trümmer der Gegenwart nur ein schwaches Bild von der einstigen Verbreitung und Kraft der bäuerlichen Gemeinderschaft. Im früheren Mittelalter war sie sicherlich eines der wichtigsten Mittel, um die Theilung der Höfe nicht nur hinauszuschieben, sondern überhaupt zu vermeiden. Denn das regelmäßige Ende der Gemeinschaft war damals schwerlich die Theilung, sondern die Consolidation. Ganz abgesehen davon, daß die Antheile der ohne Leibeserben versterbenden Gemeiner den übrigen Gemeinern anfielen, konnte im Laufe der Zeit sich Gelegenheit finden, die aus dem gemeinsamen Haushalte ausscheidenden Gemeiner abzuschichten. Wer sich anderweit ansäßig machte, oder auf einen anderen Hof heirathete, oder in die Ferne zog, oder einen städtischen Beruf ergriff, verzichtete gegen eine als Ausrichtung oder Aussteuer oder Beihülfe empfangene Abfindung auf seinen Antheil.

Allein dieses ganze Familienrecht bot immer nur die Möglichkeit, die Hufentheilungen zu vermeiden, errichtete dagegen keine Schutzwehr gegen die Hufentheilung, sobald ein Miterbe sie begehrte. Gegen Ende des Mittelalters erlahmte seine zusammenhaltende Kraft. Die Theilungen nahmen zu, die Hufe als Einheitsmaß verschwand, Kleinbesitz verschiedenster Art wurde gebildet. Da der Abfluß der überzähligen Bevölkerung in die Colonisationsgebiete und in die Städte aufgehört hatte, wurde der Bodenraum knapper und knapper. Aber auch in minder bevölkerten Gegenden begann die Bodenzersplitterung. Es bedurfte keines langen Zeitraums, um durch fortgesetzte Hufentheilungen die wirthschaftliche Lage des Bauernstandes von Grund aus zu verändern. Nach dem Zeugnisse Lamprechts, dem wir die eingehendsten Forschungen über diesen Gegenstand verdanken, war zur Zeit der Bauernaufstände der

blühende und wohlhabende Bauernstand des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr anzutreffen. Ein knappes und kümmerliches Kleingütlerthum überwog. Die Proletarisirung des Landvolkes war im Zuge.

Offenbar war dabei eine Veränderung der Rechtsanschauungen im Spiele. Wenn wir die Entwicklung der Grundeigenthumsordnung in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters betrachten, so bemerken wir ein stetiges Wachsthum der Neigung, den Grundbesitz als reines Vermögensobject zu behandeln. Die politischen und socialen Functionen des Grundeigenthums bestehen fort. Allein wenn auch der bindende und hemmende Einfluß der dem Grundbesitz anhaftenden öffentlichen Rechte und Pflichten nicht völlig verschwinden kann, so dringt doch die vermögensrechtliche Auffassung dieses ganzen Inbegriffes von Rechtsmacht, die im Boden wurzelt, immer auffälliger vor. Die alte Familieneinheit lockert sich, die Gemeinschaftsverhältnisse treten zurück, die Veräußerungsbeschränkungen schwächen sich ab. Da die Vorstellung, daß der Grundbesitz ein öffentliches Amt verleiht, verblaßt ist, werden die Töchter im Landrechte bei der Erbfolge in Grundbesitz den Söhnen gleichgestellt. Hier wie überall siegt das Recht des Individuums. Capitalismus und Individualismus wachsen in enger Verschwisterung empor. In der städtischen Geldwirthschaft ist diese Strömung entsprungen. Aber allmählich überfluthet sie das platte Land und beginnt auch hier die alten Ordnungen zu zersetzen. Und nun erscheint als mächtiger Bundesgenosse aller capitalistischen und individualistischen Strebungen das römische Recht und überstürzt die vorwärtsdrängende Bewegung.

Nicht der Bauernstand allein, auch der gesammte Adel war durch diese Entwicklung ernstlich in seinem Bestande bedroht. Allein der Adel war ein herrschender Stand und wußte sich der Gefahr zu erwehren.

Der Herrenstand schuf sich sein Hausrecht und entzog sich mit ihm sowohl dem verwandelten Landrechte wie dem römischen Recht. Das Erbrecht der Töchter wehrte er ab. Ungleich schwerer wurde es ihm, die Gleichberechtigung der Söhne zu überwinden und so die Ländertheilungen für alle Fälle abzuschneiden. Immer wieder siegte der altgermanische Rechtssatz über die offensichtlichen Bedürfnisse des emporwachsenden Territorialstaates. Allein man weiß, was manchem erlauchten Geschlechte die Erbtheilungen gekostet haben. Hätten die Wettiner nicht getheilt, oder die Hohenzollern getheilt, so wäre die ganze deutsche Geschichte anders verlaufen. Zuletzt gewann überall das Hausrecht die Gestalt, in der allein es befähigt war, die Landeshoheit trotz ihrer Eingebundenheit in das Hausgut zur Staatsgewalt umzuformen: die scharf zugespitzte Einheit der Familie, die Unterordnung der Familienglieder unter das Familienganze, die Untheilbarkeit des Familienguts und die alleinige Nachfolge des Erstgeborenen in die Herrschaft.

Nicht so vollständig vermochte die Ritterschaft ihre auf Grundbesitz beruhende Stellung zu retten. Sie verharrte unter dem Landrechte und erlag dem römischen Recht. Nur theilweise schützte den Bestand ihrer Güter das Lehnrecht und das in verschiedenen Formen erhaltene Sonderrecht der Stammgüter. Die wirksamste Waffe im Kampf um ihre sociale Position gewann sie in den neuen Stammgutsstiftungen, die mehr und mehr die Gestalt der Familienfideicommisse mit Individualsuccession annahmen. Die auch von Fick (S. 286) wiederholte Behauptung, daß die Majorate eine fremdländische Importation aus Spanien und Neapel seien, ist in der Hauptsache ein Märchen.[1]) Uebrigens würde sie, wenn sie dies nicht wäre, immer nichts an der Thatsache ändern, daß auch der niedere Adel schließlich nur im Bruch mit dem überkommenen gleichen Erbrecht der Geschwister sich ein Rechtsinstitut zu schaffen wußte, das die dauernde Erhaltung eines Gutes in der Familie verbürgte.

Der Bauernstand konnte im ausgehenden Mittelalter sich aus eigener Kraft der ihm verderblichen Rechtswandlungen nicht erwehren. Er war, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, längst ein politisch rechtloser Stand geworden. Und nicht bloß die Macht fehlte ihm, sondern auch die Einsicht in das, was ihm nothtat. Ausgeschlossen von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, abgesperrt von dem Luftstrome des neuen Geisteslebens, alle großen Fortschritte der Zeit nur in Leiden erlebend, hatte er sein Denken und Empfinden in den beschränkten Kreis seiner Privatwirthschaft und seiner communalen Selbstverwaltung eingesponnen. So ward er sich seiner trostlosen Lage erst bewußt, als nun auch die wirthschaftliche Noth über ihn hereinbrach. Nun ahnte er dunkel, daß sich das Recht zu seinem Unheil gewandelt habe. Er klagte laut über die Verkehrung des Rechtes und lehnte sich stürmisch gegen die Doctoren der Rechte und das von ihnen gebrachte römische Recht auf. Allein der Gedanke, das capitalistisch-individualistische Recht durch eine positive Reform des Hufenrechts und insbesondere des die Theilungen begünstigenden Erbrechts zu bekämpfen, blieb ihm fern. Vielleicht hätte er aus dem ihn doch rings umschließenden Hofrechte, das ja die Hufen immer noch mit manchen dem Landrechte fremden Klammern zusammenhielt, die Bausteine für einen Neubau holen können. Die Grundherrschaft aber empfand er lediglich als feindliche Macht, die ihm die Selbstverwaltung verkümmerte, den Allmendgenuß verkürzte und Dienste und Abgaben auferlegte. So wußte der Bauernstand dem capitalistisch-individualistischen Rechte nichts Anderes entgegenzusetzen, als revolutionäre Forderungen communistischer oder socialistischer Färbung. Die Katastrophe kam. Die Bauernschaft erlag in blutigem Ringen, das römische Recht triumphirte, die innerste Kraft unsrer Nation aber war für lange Zeit gebrochen. Furchtbar rächte sich nun am deutschen Volke die große Schuld, die es auf sich geladen hatte, als es den Bauer hinausdrängte aus Heer und Gericht und seinen ständischen Staat ohne vierten Stand aufrichtete!

Das nationale Leben ist wieder gesundet. Nicht eher aber konnte es gesunden, bevor der Bauernstand zurückempfangen hatte, was ihm genommen war. Sich selbst vermochte er nach seiner großen Niederlage nicht das ihm Gebührende zu erobern. So fiel die Aufgabe der Schaffung eines neuen Bauernrechts den von oben eingreifenden Gewalten zu. Es handelte sich um ein doppeltes Ziel. Einmal mußte die Landbevölkerung, deren größter Theil im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in die zur Leibeigenschaft verschärfte Unfreiheit, die das Mittelalter fast schon überwunden hatte, versunken war, der Freiheit entgegengeführt werden. Allein was hätte die Freiheit genützt, wenn sie ein ländliches Proletariat geschaffen hätte? Wichtiger war daher zunächst die zweite Aufgabe, den bäuerlichen Besitz zu befestigen, auf daß ein freier Bauernstand mit gesichertem Eigenthum an leistungsfähigen Höfen erblühe. Der bäuerliche Besitz war von zwei Seiten her bedroht. In erschreckendem Umfange begann ihn der Großgrundbesitz aufzusaugen. Die Einziehung zum Gutshofe, das „Legen" der Bauerhöfe, hat bekanntlich in manchen Gegenden den Bauernstand fast vernichtet. Daß es nicht überall geschah, ist den fürsorglichen Gesetzen und Maßregeln zu verdanken, die man als „Bauernschutz" zusammenzufassen pflegt. Nicht minder aber gefährdete den bäuerlichen Besitz die fortschreitende Hufentheilung. Ihr wirkte das neue Hufenrecht entgegen, das im größten Theile Deutschlands durch Gesetz oder Herkommen als ein das

[1]) Vgl. den Artikel des Referenten über „Fideicommisse" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften III, 413 ff.

gemeine römische Recht brechendes Sonderrecht festgestellt wurde und im bäuerlichen Anerbenrecht gipfelte.

Hauptsächlich waren es einsichtige Landesherren, die mit Hülfe eines intelligenten Beamtenthums schrittweise die große Aufgabe erfolgreich lösten. Bei der Durchführung des Bauernschutzes mußten sie den Gutsherren entgegentreten. Dagegen konnten sie bei der Neuordnung des Hufenrechts mit den Gutsherren Hand in Hand gehen. Leitete die Landesherren stets in erster Linie das Bestreben, in „prästationsfähigen" Bauergütern eine kraftvolle Quelle militärischer und finanzieller Leistungen für den Staat zu besitzen, so förderten auch die Gutsherren die Geschlossenheit der Bauergüter, um ihre Leistungsfähigkeit für Abgaben und Dienste zu erhalten. Gewiß waren das selbstsüchtige Beweggründe. Aber doch erfüllten die Grundherren da, wo sie so verfuhren, den Beruf einer „localen Obrigkeit" in anderem Sinne, als da, wo sie die Bauern von ihren Höfen vertrieben! Verhielt sich die Landesgesetzgebung passiv, so mochte, wie dies von Brentano und Fick für Altbayern behauptet wird, die Einwirkung der Grundherren allein genügen, um den ungetheilten Gutsübergang durchzusetzen. Durchaus unrichtig aber wäre eine Verallgemeinerung dieser Beobachtung. Im größten Theile Deutschlands haben landesherrliche Verordnungen die Geschlossenheit der Höfe und das Anerbenrecht eingeführt und geregelt. Und keineswegs blieben diese Maßregeln auf gutshörige Höfe beschränkt, sondern ergriffen auch freieigene Bauergüter.

War nun wirklich das in den Grundzügen übereinstimmende Sonderrecht der Bauergüter, das in den verschiedensten deutschen Landschaften gesetzt wurde, ein dem Rechtsbewußtsein des Bauernstandes widersprechendes Recht? Zweifellos entstammten die Keime, die es entfaltete, zum Theil dem Hofrechte. Bei den Theilungsverboten und sonstigen obrigkeitlichen Verfügungsbeschränkungen versteht sich dies von selbst. Aber auch eine Einzelerbfolge in Bauergüter begegnet im Mittelalter zuerst im Hofrechte und hängt hier schon damals mit dem Abgabenwesen zusammen.[1]) Freilich hatten, wie im Lehnrecht, so im Dienst- und Hofrecht die Anfänge der Einzelerbfolge sich nicht zu einem festen System entwickelt und hielten in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters dem aufkommenden Theilungswesen gegenüber nicht Stand. Immerhin sind Vorzugsrechte des männlichen Geschlechts und des Alters hier niemals ganz erloschen. Indeß fehlte es auch nicht an landrechtlichen Anknüpfungspunkten für das Anerbenrecht. Sie lagen theils in der Einrichtung der bäuerlichen Gemeinderschaft, die der Aelteste zu leiten und zu vertreten pflegte, theils in der Sitte der Uebergabeverträge, bei denen oft der älteste Sohn, in vielen Gegenden aber umgekehrt der auf dem Hofe verbleibende jüngste Sohn bevorzugt wurde. So war ein Erstgeburtsrecht auch dem Landrecht nicht ganz fremd geblieben, und die Wurzeln des Minorats sind sogar vielleicht vorzugsweise im Landrechte zu suchen. Ueberdies gingen ja in das Sonderrecht der Bauergüter auch die Gemeinderschaften und die Uebergabeverträge nebst dem Altentheil und den Abfindungen über — Institutionen, die keinerlei nähere Beziehung zur Grundhörigkeit hatten. Wie immer aber es sich mit der Herkunft der einzelnen Bestandtheile verhalten mag, so war jedenfalls das Anerbenrechtssystem im ganzen kein unvolksthümliches Recht. Wir hören nichts von einem Widerstande der Bauernschaft. Ueberall vielmehr bürgerte sich die Sondererbfolge in Bauergüter, wo sie gesetzlich angeordnet wurde, mit Leichtigkeit ein. Hieraus müssen wir schließen, daß auch insoweit, als Neuerungen von oben her eingeführt wurden, ihnen das Rechtsbewußtsein des Bauernstandes entgegenkam.

In der That ist nicht einzusehen, warum der Bauer unter dem Zwange des Bedürfnisses das gleiche Erbrecht der Geschwister nicht so gut als verderblich erkennen und endlich überwinden konnte, wie dies der Adel gethan hatte. Wenn Brentano und Fick meinen, daß ihm der hierzu erforderliche Familiensinn gefehlt habe, so ist freilich richtig, daß ihm die Vorstellung des Glanzes und Ansehens eines durch die Jahrhunderte hindurch blühenden Geschlechtes, wofür der Einzelne Opfer bringen müsse, durchaus fern lag. Aber die Errichtung von Haus- oder Stammgütern wurde ihm ja auch nicht zugemuthet. Dagegen war der Gedanke der Einheit des engeren Familienkreises im Bauernstande keineswegs erstorben. Vielmehr lebte in der bäuerlichen Familie die Vorstellung des Zusammenschlusses von Eltern und Kindern zu einer innigen, auch das Vermögen ergreifenden Gemeinschaft kräftig fort. Diese Gemeinschaft stand und fiel mit dem Hofe, auf dem sie ruhte und in dem sie ihren Mittelpunkt fand. Der bäuerliche Familiensinn drängte daher zur Erhaltung des Hofes in der Familie. Auf eine ferne Zukunft blickte man nicht. Wohl aber lag es dem Bauer am Herzen, daß der Hof unversehrt und nicht überlastet vom Vater auf den Sohn komme. Diesem starken Triebe genügte das Anerbenrecht. Es sicherte den ungetheilten Uebergang des Hofes auf einen einzigen Erben, der an die Stelle des bisherigen Familienhauptes trat, dafür aber auch dessen Verpflichtungen gegen die übrigen Mitglieder der bäuerlichen Familie übernahm. Immer noch war das Gemeinschaftsband zwischen dem Anerben und den Geschwistern, die derselben Hausgemeinschaft entstammten, nicht gelöst. Bis zur Erreichung der Selbständigkeit blieben die Geschwister auf dem Hofe. Waren sie abgeschichtet, so gewährte ihnen der elterliche Hof noch Anhalt und Zuflucht. Spätere Nachkommen aber, die der bäuerlichen Hausgemeinschaft niemals angehört hatten, umfaßte diese Gemeinschaft nicht. So traf dieser auf den Kreis der Hausgemeinschaft beschränkte, innerhalb dieser Grenzen jedoch überaus machtvolle bäuerliche Familiensinn mit den Tendenzen zusammen, die auf die Erhaltung der Güter als leistungsfähiger wirthschaftlicher Einheiten abzielten. Und neu befestigte sich kraft des Anerbenrechts der germanische Gedanke, daß die Hufe kein beliebiges Vermögensstück, sondern die zur dauernden Heimath einer bäuerlichen Familie bestimmte Grundlage landwirthschaftlicher Berufserfüllung sei.

So hat denn auch das System des Anerbenrechts in vielen deutschen Ländern, nachdem seine gesetzliche Geltung durch eine nivellirende Gesetzgebung aufgehoben war, gleichwohl in der Sitte sich fortgepflanzt. Wie hätte es dies vermocht, wenn es niemals volksthümlich gewesen wäre? Wohl ist die Sitte stark erschüttert und wird durch die Geltendmachung der gesetzlichen Ansprüche der Miterben täglich mehr bedroht. Aber nicht dies ist wunderbar. Viel wunderbarer ist die Zähigkeit, mit der, wie auch diese bayerischen Berichte wieder zeigen, die bäuerliche Erbsitte einem ihr schroff widersprechenden Gesetzesrechte trotzt, das den Bauerhof als beliebiges Vermögensstück behandelt und derselben gemeinen und gleichen Erbfolge wie ein Geldcapital unterwirft.

Ganz also scheint denn doch der bäuerliche Familiensinn nicht erloschen zu sein. Brentano und Fick erklären ihn freilich für eine Fabel. Wirthschaftlich-technische Erwägungen seien, soweit nicht das Herkommen seine blinde Macht übe, für das Verfahren des Bauern allein entscheidend. Durchweg individualistisch und egoistisch gesonnen,

---

[1]) Ueber die ältesten Spuren der Einzelerbfolge vgl. Frommhold, Beiträge zur Geschichte der Einzelerbfolge im deutschen Privatrecht, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, H. 33, Breslau 1889; über Dienst- und Hofrecht insbesondere S. 27 ff.

denke jedes einzelne Familienglied nur an seinen Vortheil. Man lasse den Hof ungetheilt, weil man so von ihm den größten Nutzen für Alle erwarte, und übertrage ihn demjenigen Anwärter, der in Folge einer reichen Heirath oder aus anderen Gründen das Meiste gewähren könne. Die weichenden Geschwister begnügten sich mit mäßigen Abfindungen, weil ihr eigenes Interesse fordere, daß der Hof leistungsfähig bleibe. Hierzu stimmt wenig die nicht seltene Erscheinung, daß sich die Geschwister für den Fall des Verkaufs des Hofes an einen Fremden eine Erhöhung ihrer Abfindungen vorbehalten. Ueberhaupt aber klebt doch eine Betrachtungsweise, die überall nur die individualistischen und egoistischen Beweggründe sieht, sehr an der Oberfläche. Natürlich sind sie vorhanden, werden vornehmlich laut und drängen sich um so wahrnehmbarer in den Vordergrund, je bewußter erwogen und gehandelt wird. Allein dahinter wirkt der Gemeinschaftstrieb, dunkel und unbewußt vielleicht, aber um so sicherer und kräftiger. Wer sich nur an die äußere Erscheinung hält, mag leicht zu der Meinung kommen, daß Gemeinsinn überhaupt in den Menschen nicht lebe. In der Anwendung auf die wirthschaftlichen Vorgänge trägt ja die Lehre, die das ganze Weltgetriebe aus dem Zusammenspiel eigennütziger Handlungen von Individuen hervorgehen läßt, ein altbekanntes Gesicht. War es nicht aber gerade die deutsche Wissenschaft, die uns zu einer tieferen Auffassung bekehrt hat? Wir wenigstens halten an der Ueberzeugung fest, daß Großes zwar die Selbstsucht des Individuums, Größeres aber der Gemeinschaftsgeist vollbringt. Und es will uns scheinen, als ob der noch so fest gefügte sociale Körper unrettbar der Auflösung verfällt, sobald der Egoismus der Einzelnen die socialen Triebe überwältigt. Die Gefahr solcher Zersetzung ist stets vorhanden und wächst mit steigender Cultur. Die Selbstherrlichkeit des Individuums nimmt zu, die rechnende Reflexion siegt über die socialen Instincte, die Heiligkeit des Herkommens, in dem der Gemeingeist vergangener Geschlechter nachwirkt, verblaßt. Gibt es eine Macht, die dem Verderben zu steuern vermag, so liegt sie allein in der gleichzeitig anschwellenden organisirten Kraft des seiner selbst bewußter werdenden Gemeinwesens. Hier ist der Punkt, wo die sociale Aufgabe der Gesetzgebung entspringt. Das Gesetz kann dem Volke sociale Triebe nicht einimpfen und Rechtsanschauungen nicht aufzwingen. Wohl aber kann es vorhandene Keime entfalten oder ersticken, wankende Sitten stützen oder schwächen und in den Kampf socialer und individualistischer Rechtsanschauungen entscheidend eingreifen. So muß es auch in der Frage der bäuerlichen Erbfolge für oder wider das Anerbenrecht Partei nehmen.

Marie v. Ebner-Eschenbachs „Aphorismen".

Kann man ein Buch zum ersten Mal mit Vergnügen lesen, so spricht das für einen gewandten Verfasser, um es aber zehnmal mit immer neuem Genuß vornehmen zu können, dazu gehört Genialität bei demselben. Die „Aphorismen" der Baronin Ebner gehören unzweifelhaft zu dieser letzteren, seltensten Classe. Von der Aufnahme in die gesammelten Werke abgesehen in vierter Sonderauflage vorliegend,[1]) genießt dies Büchlein in Deutschland einer Verbreitung, die es durch seine Verbindung von glänzendem Geist, Witz und Humor mit echter Herzensgüte wohl verdient. — „Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette", sagt die Verfasserin selber, deren Buch in der Literaturgeschichte überhaupt nur an Larochefoucaulds berühmten „Maximen" einen in mancher Beziehung überlegenen, in anderer aber tief unter ihm stehenden Vorgänger findet. Ersteres insofern, als der Pessimismus immer überlegener aussieht als der Glaube an alles Bessere in der Menschennatur. Denn der Welt und Menschen verachtende Franzose ist durch gar keine der vielen Schranken beengt, die sich einem, wenn auch nicht gläubigen, doch tief religiösen, d. h. allem Großen und Edlen mit schwärmerischer Liebe zugethanen Frauengemüth überall entgegensetzen. Aber gerade darin liegt der gewaltige Vorzug der „Aphorismen", daß sie uns den Glauben an das Göttliche in der Menschennatur stärken, uns mit Begeisterung dafür erfüllen, selbst wenn sie die vielen Schwächen unsres heutigen Geschlechts mit der treffendsten Satire bloßlegen. Man lernt in diesen Betrachtungen des Weltlaufs wie der Menschennatur einen Frauencharakter von einer Kraft der Liebe, einer Hoheit der Weltanschauung, einer Phantasiefülle und echter Gestaltungskraft kennen, wie unsre Literatur keinen zweiten aufzuweisen hat, die französische ihn nur in der Staël und George Sand ähnlich, wenn auch weit entfernt von dieser Lauterkeit der Empfindung besitzt. Und dabei ist diese Zierde unsrer deutschen Dichtung gar nicht einmal eine Deutsche von Geburt, wenn auch durchaus uns angehörig durch ihre Erziehung und Bildung in Wien, wie durch ihre frühe Verheirathung mit einem höchst ausgezeichneten österreichischen Militär, der seinerseits dem ältesten süddeutschen Adel angehört. Diese persönlichen Verhältnisse muß man durchaus kennen, um die Entstehung eines solchen Buches begreifen zu können, aus dem überall die stille Ruhe und jene tiefe Befriedigung spricht, wie sie einer Frau nur eine lange und glückliche Ehe gewähren kann. Aber zugleich auch jenes starke Bewußtsein von der nothwendigen Unvollkommenheit aller irdischen Dinge, wie sie die Kinderlosigkeit dieses sonst so glücklichen, durch keinerlei gemeine Noth und Qual getrübten Ehebündnisses in solch reichem Gemüth hervorbringen mußte. Dieser Lücke in ihrem Dasein verdanken wir offenbar die Dichterin Ebner, ihre Werke, und gerade diese „Aphorismen" mußten ihr Kindesstatt vertreten! Was aber ganz allein dem Instinct der genialen Natur angehört, das ist offenbar das feine Naturstudium, das ihren poetischen Schöpfungen einen die aller anderen deutschen Nebenbuhlerinnen überragenden, unvergleichlichen Werth gibt. Die Hälfte des Jahres auf dem mährischen Gut ihres Bruders, des liberalen Reichsrathsabgeordneten Grafen Adolf Dubsky, lebend, fand sie dazu reichlich Gelegenheit und hat diese mit einem merkwürdigen Bewußtsein der Grenzen ihrer Kunst ausgenutzt, wie sie beim Winteranfenthalt in Wien die Motive zu den vielen reizenden Schöpfungen holte, die dort spielen. Das starke Heimathsgefühl muß ihr eben selbst das nationale Bewußtsein ersetzen, denn von Deutschland kennt sie eigentlich nichts, als das mährische Grenzgebiet, in dem ihre Wiege stand, und die deutsche Literatur. Daraus und aus der freilich ungewöhnlich genauen Kenntniß der österreichischen Aristokratie, der sie durch ihre Geburt angehört, sammt dem sie umgebenden Wiener Bürgerthum hat sie nun ihre Weltanschauung geschöpft, aus dieser Quelle sind die „Aphorismen" entsprungen, die denn auch die Ueberlegenheit ihres schöpferischen Geistes, wie noch mehr den Reichthum ihres Herzens gleich erquicklich widerspiegeln.

Denn unter diesen nach und nach bis auf fünfhundert angewachsenen Sätzen befindet sich kaum einer, der nicht einer besonderen persönlichen Erfahrung sein Dasein verdankte, sie sind alle dem unmittelbaren Leben abgewonnen und wirken gerade darum so überzeugend und schlagend. Die „Aphorismen" sind eben Gedankenspäne, die von der Bank fielen, an welcher die Dichterin ihre poetischen Gestalten herausarbeitete! Ohne Zweifel besteht ein tiefer

[1]) 4. Auflage, Berlin, Gebr. Paetel. 1895.

Zusammenhang zwischen vielen ihrer Figuren mit diesen Gedankenblitzen, ja jene sind meistens die Verkörperung dieser, welche die Lebensfunken waren, mit denen sie ihre der Natur nachgeschaffenen Gestalten beseelte. Die Dichterin charakterisirt sich dann aber noch ganz besonders in der merkwürdig prägnanten Fassung, der vollendeten heiteren Anmuth, mit der sie ihre Beobachtungen vorträgt, wenn sie z. B. sagt: „Ein fauler und ein fleißiger Mensch können nicht gut mit einander leben, der faule verachtet den fleißigen zu sehr." Das ist offenbar der Stoff zu einer Novelle, nicht nur eine bloße Abstraction. Oder wenn sie etwa gar in die Worte ausbricht: „Wo bliebe die Macht der Frauen, wenn die Eitelkeit der Männer nicht wäre?" Die Selbstverständlichkeit ihrer Sätze ist eine weitere ihrer großen Eigenschaften, meint man doch bei den meisten, das alles auch schon lange gewußt zu haben! Nicht minder bewundert man beständig die außerordentliche Freiheit des Geistes in der Betrachtung menschlicher Verhältnisse, die sie sich allmählich errungen. Denn hinter den meisten dieser kurzen Betrachtungen steckt doch auch eine unermeßliche Welterfahrung, wie man sie nur als die Frucht einer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung und reiferen Alters betrachten kann. Sie richten sich freilich an alle Gebildeten, aber doch noch häufiger an die Frauen, als an die Männer. Unter diesen aber bevorzugt sie vor allem die Künstler; was sie hier vorbringt, ist meistens unbedingt classisch, wie jenes das Buch eröffnende: „Sag etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten Mal, und du bist unsterblich". Oder das tiefsinnige: „Aus dem Verlangen nach dem Ueberflüssigen ist die Kunst entstanden". Besonders treffend aber ist: „Die Künstler haben gewöhnlich die Meinung von uns, die wir von ihren Werken haben", oder: „Die meisten Nachahmer lockt das Unnachahmliche". Am köstlichsten sind aber ihre rein humoristischen Sätze, wie z. B.: „Einen mit Weisheit Gesalbten darf man nicht warm werden lassen, sonst trieft er". Dann: „Die Katzen halten keinen für eloquent, der nicht miauen kann", oder: „An dem Manna der Anerkennung lassen wir es uns nicht genügen, uns verlangt nach dem Gifte der Schmeichelei". „Nichts besseres kann der Künstler sich wünschen, als grobe Freunde und höfliche Feinde." Besonders schlagend sind auch einige Sätze allgemeiner Art, wie z. B.: „Man kann nicht allen helfen, sagt der Engherzige, und hilft keinem", oder: „Alberne Leute sagen Dummheiten, gescheite Leute machen sie". Selbst politische Spitzen fehlen nicht, oder sollte man glauben, daß es eine geborene Gräfin sei, welche schreibt: „Die Vornehmen, etymologisch die vor allen andern nehmen und zugleich die Bezeichnung für Adelige oder Edle"? Oder wenn sie gar meint: „Um in eine Versammlung feiner Leute treten zu dürfen, muß man den Frack tragen, die Uniform oder — die Livree".

Doch man müßte das Buch ausschreiben, wenn man alles Treffende anführen wollte, obwohl es große Gebiete, wie das der Religion, Nationalität, der Rangunterschiede, alle Arten von Kämpfen, unberührt läßt. Mit offenbarer Absicht, wie denn die Verfasserin überhaupt den Kreis ihres Umgangs wie ihrer Interessen allmählich immer mehr eingeschränkt zu haben scheint — wohl eine Folge des Alters und jener stillen Resignation, welche auch die Edelsten oft überkommt. Aus dem Buche spricht aber zugleich, wie bereits betont, reine Herzensgüte und tiefe Liebe zur Menschheit und es vermag gerade dadurch viel zur Bildung des Charakters, besonders der Frauen, beizutragen. Wird also aus der Lesung der „Maximen" des berühmten Franzosen Niemand eine besondere Neigung für diesen Weltverächter davontragen, so dürfte es unmöglich sein, unsre „Aphorismen" zu lesen, ohne Hochachtung und Verehrung für die herrliche Frau zu empfinden, die solchen Reichthum des Herzens, eine solche Liebesfülle, solch unerschöpfliches Wohlwollen mit einem so klaren und scharfen Geiste zu verbinden vermochte.

Friedrich Pecht.

Mittheilungen und Nachrichten.

W-e. A. F. K. Knötel. Homeros der Blinde von Chios und seine Werke. 378 S. Kl. 8⁰. Leipzig, F. W. Grunow, 1894. — Während Theologen und Conservative über die geringe Zahl gläubiger Leute klagen, tritt uns hier ein Mann entgegen, der auf dem Gebiete der griechischen Literatur einen felsenfesten Glauben besitzt. Die sog. homerischen Hymnen und Epigramme sind alle echt, und was sonst irgend ein Scholiast, Grammatiker oder Lexikograph überliefert, ist unbedingt wahr. Warum? Man beweise dem Verfasser das Gegentheil! so ruft er öfter aus. Nur die dem Herodot zugeschriebene Homer-Biographie erweckt doch hin und wieder bei Hrn. Knötel Bedenken. Während wir anderen Menschenkinder uns noch darüber herumstreiten, ob es überhaupt einen Homer gegeben habe, vermag der Verfasser eine derart genaue Schilderung der Lebensschicksale des Dichters, seiner Frau und seiner Kinder zu geben, daß wir selbst z. B. über Felix Dahn kaum genauer unterrichtet sind. Aber auch noch andere neuartige Dinge finden sich in diesem Buche in großer Menge. Referent kann nur allen Lesern dieser Blätter zurufen: „Nehmet und leset, ihr werdet mir für einige vergnügte Stunden dankbar sein." Knötel gab, wie aus den letzten Seiten ersichtlich ist, gleichfalls bei Grunow ein anderes Werk (Atlantis und das Volk der Atlanten) heraus, das dem Referenten nicht vorlag. Doch aus den im Buche angeführten Stellen erhellt, daß es ebenfalls an zahlreichen verblüffenden Entdeckungen reich sein muß. Der Verfasser erzählt in der Einleitung, daß dieses Werk in der Tagespresse Lob, in Fachzeitschriften Tadel gefunden habe. Doch weiß er sich zu trösten. An der Verkennung seiner Leistungen ist nur das Kritisiren moderner Philologen schuld, als deren Ahnherr Fr. A. Wolf gelten muß. Die Ausstattung ist tadellos, nur ist der Druck sehr klein.

B-r. XXVI. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Kassel. — 10. August. Zuerst wurden die Gewerbehalle, die Martins-Kirche und das Marmorbad besucht, um 10 Uhr eröffnete sodann der Vorsitzende, G. R. Waldeyer, die Schlußsitzung. Hier sprach zunächst Forstmeister Borchmann über „das Schwalm-Gebiet und seine Bewohner". Das Schwälmer Ländchen umfaßt 40 Dörfer im Gebiete der Schwalm, eines Zuflusses der Weser. Die Mitte des Gebietes ist sehr fruchtbar. Die Schwälmer Männer sind sehr groß und überaus kräftig gebaut; das Haar ist dunkel und schlicht und wird von den Alten lang bis zur Schulter getragen; der Bart ist verpönt. Das Auge ist meist dunkel. Die Frauen sind ebenfalls groß, meist voll, die Haare bei ihnen mehr blond. Die Füße sind klein, die Beinstellung sehr gerade. Das Volk ist sehr mäßig, genügsam, fleißig, sparsam; sie halten zäh an dem Alten fest und heirathen fast nur unter einander; höchst selten kommt ein Fremder von außen hinein. Die Schwälmer sind religiös und brav. Das Vorurtheil, als ob es dort sehr viele außereheliche Kinder gäbe, ist nicht richtig. Die Annahme gründet sich wohl darauf, daß viele Schwälmerinnen als Ammen sich verdingen. Dies sind aber junge Frauen, welche sich den lohnenden Verdienst nicht entgehen lassen wollen. — Hierauf referirte Dr. Andree (Braunschweig) über den Rechnungsabschluß, worauf dem Schatzmeister Weismann (München) Entlastung ertheilt wurde. Als nächstjähriger Versammlungsort wurde Speyer gewählt, für die darauffolgenden Jahre vorläufig die Schweiz und Braunschweig vorgeschlagen. Die Wahl des Vorstandes ergab: R. Virchow (Berlin) als Vorsitzenden, Waldeyer (Berlin) und Frhr. v. Andrian-Werburg (Wien) als Stellvertreter. — Es sprach sodann Dr. Buschan (Stettin) über Criminalanthropologie. Die Ansicht Lombroso's vom geborenen Verbrecher ist wohl zu Grabe getragen, nicht zum mindesten auf Grund der Untersuchungen von deutschen Forschern. Lombroso hat sein Material nach Race, Geschlecht, Stand u. s. w. nicht geordnet, er beruft sich ohne Kritik auf Untersuchungen von verschiedenen Autoren mit verschiedenen Methoden. Nur 25 Proc. der Verbrecher zeigen nach ihm selbst den von ihm aufgestellten Verbrecher-Typus, ferner findet man die sog. Degenerationszeichen auch bei Gesunden wie bei Geisteskranken. Die meisten Criminalanthropologen stehen jetzt auf dem

Standpunkt, daß nicht das einzelne Degenerationszeichen, sondern nur ein Complex derselben bei ein und derselben Person von Bedeutung sei. Der Mensch kann von Geburt eine geistig minderwerthige Anlage haben, welche sich auch äußerlich zeigt. Es kommt aber dann noch dazu, daß das sog. Milieu, d. h. die Erziehung, die Lebensbedingungen, das Beispiel der Eltern u. s. w. den so geistig Minderwerthigen auf die Verbrecherlaufbahn leitet. Die Folge dieser criminalanthropologischen Anschauung für die Rechtspflege besteht darin, daß der Richter in jedem einzelnen Fall die Ueberzeugung sich verschaffen muß, wie weit der Verbrecher schuldig sei, nicht aber nach Lombroso jeden als geborenen Verbrecher in die Kategorie der Kranken verweisen darf. — Zum Schluß der Sitzung erschien noch Geheimrath R. Virchow (Berlin), von Allen mit Jubel begrüßt, und hielt einen interessanten Vortrag über die Kelten-Frage. Bertrand in Paris habe diese Frage wieder in ein neues Stadium gebracht. Auf diesen Forschungen solle man weiter bauen. Insbesondere den Hessen empfahl er eifrige Forschungen, da sie die einzigen seien, welche außer Böhmen die sog. Regenbogenschüsselchen, die keltischen Münzen, in größerer Menge gefunden haben. Dann wies er noch auf seine interessante Publication über Kaukasus-Funde hin. Dr. Weber (Kassel) demonstrirte noch das Phonendoskop von Razzi und Bianchi, ein Instrument, die Körpertöne intensiver zu Gehör zu bringen. Hierauf schloß der Vorsitzende mit einem Dank an Alle, welche sich am Zustandekommen des Congresses betheiligt, den Congreß. Nachmittags fand ein sehr gelungener Ausflug nach Münden statt, wo die Theilnehmer in herrlicher Gegend die freundlichste Aufnahme fanden. Sonntag, den 11. August, war das Volksfest der Schwälmer in Treysa. Es waren dazu aus allen Theilen des Landes Zuschauer gekommen, so daß Treysa ganz überfüllt war. Festzug und Tanz waren sehr interessant.

* Die sogen. „Freie Wander-Universität Brüssel", deren Zweck ist, dem großen Publicum in Belgien ohne örtliche Begrenzung die Wohlthaten eines gediegenen populär-wissenschaftlichen Unterrichts auf allen Gebieten zu vermitteln, hat, wie die „Köln. Ztg." berichtet, ihr erstes akademisches Jahr beendet. Sie veranstaltete im Verlaufe desselben an 14 verschiedenen Plätzen 21 Vorlesungscurse, die von 3500 Zuhörern besucht wurden. Schon nach dem ersten Jahre ist der Aufschwung ein solcher, daß sich für das Jahr 1895/96 in 13 weiteren Städten Ortsausschüsse gebildet haben und die Zahl der Curse auf 96 gestiegen ist, die von 47 Professoren ertheilt werden. Die Wander-Universität schließt sich als selbständige Anstalt eng an die „Freie Universität Brüssel" an, deren Kind sie sozusagen ist, da aus ihr der sie leitende Gedanke hervorgegangen ist und ihre Professoren vornehmlich an dem Betriebe des Docentengewerbs im Umherziehen betheiligt sind.

* **Straßburg.** Wie bereits telegraphisch gemeldet, ist Professor Dr. Felix Hoppe-Seyler am 11. August im siebzigsten Lebensjahr auf seiner Besitzung zu Wasserburg am Bodensee einem Schlaganfall erlegen. Die reichsländische Universität verliert in ihm einen angesehenen Lehrer, dessen Berufung für das damals noch kaum irgendwo besonders constituirte Fach der physiologischen Chemie im Jahre 1872 mit zu den eigens auf eine glänzende Ausstattung Straßburgs berechneten Maßregeln gehörte. Hoppe-Seyler, geborener Thüringer (aus Freiburg a. d. Unstrut) verband von Haus aus medicinische und naturwissenschaftliche Studien, und hat die physiologische, wie die pathologische Chemie durch bahnbrechende Untersuchungen wesentlich gefördert. Seine Arbeiten behandelten die Blutfarb- und die Eiweißstoffe, Ozonbildung, Gährungsvorgänge, Zusammensetzung des Protoplasmas u. s. w. Sein „Handbuch der physiologisch- und pathologisch-chemischen Analyse" erlebte 1893 die sechste Auflage; seine „Physiologische Chemie" erschien 1877—1881 in 4 Theilen; seit 1877 gab er überdieß die „Zeitschrift für physiologische Chemie" heraus. Auch im weiteren Kreise seiner Wissenschaft schlägt somit sein Tod eine fühlbare Lücke.

* **Coburg,** 12. Aug. Die 41. Versammlung der Deutschen Geologischen Gesellschaft wurde heute durch den Landesgeologen Dr. Loretz (Berlin) eröffnet. Zum Vorsitzenden wurde Prof. v. Koenen (Göttingen) gewählt. Vorträge hielten Prof. Toula (Wien) über seine Reise an der kleinasiatischen Küste des Marmara-Meeres; Dr. Papst (Gotha) über die Platten des Gothaer Museums mit fossilen Thierfährten im Rothliegenden, Prof. Blanckenhorn (Erlangen) über pseudoglaciale Erscheinungen und Prof. Klemm (Darmstadt) über die krystallinen Grundgebirge des Spessarts. Anwesend sind u. A. die Professoren Benecke und Bücking (Straßburg), Kaiser (Marburg), Baltzer (Bern), der Anglo-Indier Young, von der Geological Survey of Eeast-India, Wichmann (Utrecht), Moolengraf (Amsterdam). Nachmittags findet die Besichtigung der naturhistorischen Sammlungen auf der Feste statt.

-b- **Cambridge,** 9. Aug. (Institut de droit international.[1]) Seit dem gestrigen Tage ist das Institut für internationales Recht hier zu seiner XVI. Session vereinigt. Für seine Berathungen ist ihm der Festsaal von Trinity Hall, desjenigen Colleges, das relativ die meisten Juristen zu seinen Angehörigen zählt, eingeräumt und in den Gelassen des Trinity College ist den Mitgliedern, soweit sie ohne Damen erschienen sind, eine gastliche Unterkunft gewährt worden; die klösterlichen Regeln der Colleges verbieten bekanntlich die Aufnahme von Damen. Gestern Mittag wurde das Institut zunächst von dem Senate der Universität mit dem Vicekanzler Mr. Austin Leigh an der Spitze und sodann von dem Vorstand des Trinity College, Rev. H. M. Butler, in dessen Namen feierlichst in dem ehrwürdigen Senatshause der Universität begrüßt, woran sich alsbald unter Beobachtung der hiefür althergebrachten Gebräuche die Verleihung des Ehrendoctorats der Rechte an zwei Mitglieder des Instituts, Geh. Justizrath Professor v. Bar aus Göttingen und Wirkl. Geh. Staatsrath v. Martens aus St. Petersburg, anschloß.[2]) Sodann begab sich das Institut auf Einladung der Municipalität in die Guildhall, woselbst ihm der Mayor Mr. Hyde Hills, umgeben von den Aldermen in ihren alterthümlichen Trachten, den Willkomm bot. Am Abend vereinigten Master und Fellow des Trinity Colleges die Institutsmitglieder und die noch ortsanwesenden Professoren zu einem feierlichen Essen in der altehrwürdigen Halle des Colleges, die geschmückt ist mit den Bildern der hervorragendsten früheren Angehörigen desselben, besonders Newtons, Baco's von Verulam, Thackeray's und Maxwells. Die statutenmäßigen Wahlen hatten zum Resultate, daß der Professor des internationalen Rechts an der Universität Cambridge, J. Westlake, zum Präsidenten, der Wirkl. Geh. Admiralitätsrath und Director im Reichsmarineamt zu Berlin, F. Perels, sowie der Advocat am Appellhofe zu Paris und langjährige Chefredacteur des „Journal du droit international privé", E. Clunet, zu Vicepräsidenten gewählt wurden. Die Würde eines Ehrenmitgliedes wurde drei Mitgliedern verliehen, welche dem Institute seit seiner Gründung angehören, nämlich dem auch als Völkerrechtsschriftsteller hochangesehenen Gesandten der argentinischen Republik zu Berlin, Carlos Calvo, dem Geh. Justizrath Professor L. Goldschmidt zu Berlin und dem Rathe am obersten Gerichtshofe zu Stockholm K. v. Olivecrona, sowie ferner dem, besonders seit seiner meisterhaften Leitung des Schiedsgerichtes in der Behringsmeerfrage auch

[1]) S. Beil. Nr. 284 zur Allg. Ztg. Nr. 341 vom 10. Dec. 1894.

[2]) Von den Eulogien, in welchen die wissenschaftlichen Verdienste der so Geehrten rühmend hervorgehoben wurden, hat das auf Geheimrath v. Bar bezügliche folgenden Wortlaut: „Germanorum e patria, Martis et Minervae sede florentissima, omine laeto allatum salvere hodie iubemus virum eruditissimum, qui regis nostri Wilelmi quarti tempore extremo Hanoveriae natus, et tribus deinceps in Universitatibus professor nominatus, non modo patriae suae consiliarius sed etiam imperii totius senator constitutus est. Quid dicam de laboribus eius infinitis plurimos per annos iuris gentium privati in provincia exploranda fortiter toleratis? Quid de opere eius maximo tres et triginta abhinc annos in lucem edito, et denuo, quod ad dimidiam eius partem attinet, operis pristini totius ad amplitudinem exaucto? Operis tam ingentis in ipso limine oratoris Romani verba inscripta libenter recordamur:— ‚qui civium rationem dicunt habendam, externorum negant, ei dirimunt communem generis humani societatem.' Etiam professoris ipsius verba hodie mutuati non minus libenter confitemur, iuris gentium privati studium fila tenuissima illa quidem sed ad rerum magnam molem sustinendam apta contexere, quorum auxilio et mercis et mentis commoda inter populos permutantur, gentes inter se diversae reverentia mutua invicem consociantur, pacis denique imperium per orbem terrarum ubique confirmatur. Confitemur etiam populi fortis et prosperi esse, nulla amoris proprii sollicitudine excitata, sed patriae amore incolumi conservato, advenas non iam hostium sed hospitum in loco habere, et orbis terrarum gentes vinculis artioribus inter sese coniungere. Eo libentius igitur hospitem nostrum honoris causa salutamus, Iuris Gentium Instituti quondam praesidem, professorem illustrem Goettingensem, Carolum Ludovicum de Bar."

in weiten Kreisen wohlbekannten, französischen Botschafter in London, Baron de Courcel. Hiedurch und durch den für das Institut so betrüblichen Tod je eines deutschen und eines englischen Mitgliedes (Prof. Lueder in Erlangen und W. E. Hall in London) wurden so viele Sitze frei, daß eine Anzahl von außerordentlichen Mitgliedern zu ordentlichen vorrücken konnte. Es sind dies A. Desjardins, Staatsanwalt am Cassationshofe, E. Glasson, Professor der Rechte und E. Lardy, Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft in Paris, H. Matzen, Professor der Rechte in Kopenhagen, F. Stoerk, Professor der Rechte in Greifswald, und Sir Mackenzie Wallace in London, Director des Departements für auswärtige Politik der Times. Zu außerordentlichen Mitgliedern wurden sodann gewählt Staatsrath Boiceau in Lausanne, Professor der Rechte De Bustamante in der Havana, Advocat am Appellhof und Generalsecretär der Société de législation comparée F. Daguin zu Paris, Generalsecretär der internationalen Vereinigung zum Schutz des literarischen und künstlerischen Urheberrechts A. Darras in Paris, ferner der Barrister J. Foote in London, der Professor der Rechte H. Goudy in Oxford, der Professor J. Ivanovsky in Odessa, der Doctor der Rechte M. Kebedgy aus Konstantinopel und der Professor der Rechte E. Rouard de Card in Toulouse. Eine hohe Freude wurde dem Institute zu theil dadurch, daß sein Gründer und Ehrenpräsident G. Rolin-Jacquemyns, dermalen Premierminister von Siam, den ihm von seinem Souverän gewährten Erholungsurlaub dazu benützt, um an der diesjährigen Versammlung theilzunehmen und insbesondere auch der heutigen Sitzung zu präsidiren. Außer ihm und den genannten Mitgliedern des Bureaus, sowie dem Generalsecretär des Instituts, Botschaftsrath Professor Lehr, sind erschienen aus der Classe der ordentlichen Mitglieder Professor v. Bar, Staatsrath und ehemaliger Kriegsminister Den Beer Portugaal aus dem Haag, Landgerichtsrath Privatdocent Harburger aus München, die Professoren der Rechte Holland aus Oxford, Lammasch aus Wien und Lyon-Caen aus Paris, der Curator der Universität zu St. Petersburg v. Kapoustine, Wirkl. Geh. Staatsrath v. Martens, Professor Matzen, Appellrath de Montluc von Douay, Unterstaatssecretär a. D. Lord Reay aus London, Professor der Rechte Sacerdoti aus Padua, sowie Professor Stoerk und Sir Wallace. Die Classe der außerordentlichen Mitglieder ist vertreten durch die Professoren Buzzati aus Pavia und Catellani aus Padua, die neuen Mitglieder Goudy, Darras und Kebedgy, die Professoren der Rechte Lainé von Paris, Leech von Dublin und Roguin von Lausanne, sowie den Advocaten am Appellhof zu Brüssel E. Rolin.

Von den Berathungsgegenständen dürften sich besonderer Berücksichtigung zu erfreuen haben die Regeln über Entmündigung von Großjährigen, die Vorschriften über die Führung der Landesflagge durch Kauffahrteischiffe, die strafrechtliche Sanction der Bestimmungen der Genfer Convention zum Schutze der Verwundeten, die Regelung der internationalen Beziehungen der Staatsangehörigkeit, die Erörterung der Vorrechte der Gesandten, die Frage der Eheschließung vor diplomatischen und Consularbeamten und die Prüfung der Ergänzungsbedürftigkeit des internationalen Vertrags zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigenthums. Die internationale Conferenz, welche sich in der zweiten Hälfte des September heurigen Jahres zu Dresden mit diesem letzteren Gegenstand beschäftigen wird, hat das Institut angegangen, drei seiner Mitglieder zu seiner Vertretung zu delegiren, und das Institut hat auch diesem Ersuchen Folge geleistet. Für die nächstjährige Sitzung des Instituts sind demselben ehrende Einladungen seitens der dänischen Regierung und der Stadt Kopenhagen, sowie andrerseits von der Municipalität Venedig zugekommen. Um den den südlichen Ländern angehörigen Mitgliedern das Erscheinen zu erleichtern, wurde Venedig als Versammlungsort für den September 1896 in Aussicht genommen; auf die bezügliche Tagesordnung ist eine Reihe von neuen, hochinteressanten Fragen gesetzt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 11. bis 13. August folgende Schriften eingegangen:

J. Novicow: La question de l'Alsace-Lorraine. Paris, Félix Alcan 1895. — *Edward St. John Fairman:* An electric flash on the Egyptian question, its cause and origin. London (Selbstverlag) 1894. — XIII. Jahresbericht des Zweigvereins des Vaterländischen Frauenvereins für Nizza; Rechnungsjahr 1893/94. Berlin, Buchdruckerei-A.-G. 1895. — Lic. L. Weber: Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. (Von verschiedenen Verfassern.) Gütersloh, C. Bertelsmann 1895. — Ernst v. Destouches: Vaterlandsklänge aus großer Zeit; Dichtungen. München, Dr. M. Huttler 1895. — Die Wacht am Rhein, Originalcomposition von Carl Wilhelm; Ausgabe für 4stimmigen Männerchor (Sonderabdr. aus W. Graefs Männerliedern). Essen, G. D. Bädeker. — Chr. Ernst Krämer: Von Teutoburg bis Sedan; patriotisches Gedenkbuch (Sammlung von Gedichten). 2. Aufl. Wiesbaden, Chr. Limbarth 1895. — Rudolf Baumbach: Aus der Jugendzeit; fünftes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind 1895. — Robert Jaffé: Der arme Walter; Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Richard Tändler 1895. — Werner v. Königsberg: Nimm mich mit! (Gedichte.) Hirschberg i. Schl., Geisler u. Ike. — Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches; im Auftr. d. Reichs-Limescommission hggb. v. O. v. Sarwey u. F. Hettner. Lfg. II (Castell Osterburken). Heidelberg, Otto Petters 1895. — Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien. Moderne Meister. Hggb. mit Genehmigung des Oberstkämmereramtes; Text von August Schäffer. Lfg. 6. Wien, J. Löwy 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Binder, Julius. Die subjectiven Grenzen der Rechtskraft. Leipzig, A. Deichert. — Juristische Examinatorien. Zusammengestellt von Franz Karl Walter. 1. Gerichtsverfassung und Personenstandsgesetz. 2. Strafrecht. 3. Strafproceß. 4. Civilproceß und Concursordnung. 5. Handels- und Wechselrecht. Heidelberg, Karl Winter. — *Petrone, Igino.* La fase recentissima della filosofia del dritto in Germania. Analisi critica poggiata sulla teoria della conoscenza. Pisa, Enrico Spoerri. — Seuffert, Lothar. Commentar zur Civilproceßordnung für das Deutsche Reich und zum Einführungsgesetze vom 30. Januar 1877. 7. Aufl. Liefg. 3—6. München, C. H. Beck. — Statistica giudiziaria penale per l'anno 1893. Roma, Tipografia nazionale. — Steffenhagen, Emil. Zu den Göttinger Rechtshandschriften. Kiel. — Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von M. Stenglein, H. Appelius und G. Kleinfeller. 2. Auflage, bearb. von M. Stenglein. Liefg. 2—3. Berlin, Otto Liebmann.

Grimm, Jacob, und Wilhelm Grimm. Deutsches Wörterbuch. IX. Band. 4. Liefg. Schleier—Schloß. Bearb. unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, S. Hirzel. — Holder, Alfred. Altceltischer Sprachschatz. Lieferung 7. Gälä-tä—Gal-lī. Leipzig, B. G. Teubner. — Meurer, Karl. Kurzgefaßte Englische Wiederholungs-Grammatik. Leipzig, Heinrich Bredt. — Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle. Nuovo Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano. (Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch.) Liefg. I. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Mailand, U. Hoepli.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Bäuerliches Erbrecht und bäuerliche Erbsitte in Bayern.

Von Otto Gierke.

III.

Es ist nicht anders! Die Gesetzgebung hat zu wählen, ob sie den ungetheilten Gutsübergang oder die Hufentheilung fördern will. Je nach dem Ausfalle dieser Wahl wird sie sich für die deutschrechtliche Sondererbfolge in Bauerhöfe oder für die römischrechtliche gleiche Erbfolge in liegendes und fahrendes Gut entscheiden. Hieran vermögen weder die aus den bayerischen Berichten geschöpften Thatsachen, noch die an sie geknüpften geschichtlichen Betrachtungen das Mindeste zu ändern.

In der That machen denn auch Brentano und Fick kein Hehl daraus, daß sie im letzten Grunde das Anerbenrecht deßhalb bekämpfen, weil ihre Sympathien mehr der Hufentheilung als dem ungetheilten Uebergange der Bauerhöfe gehören. Ihnen erscheint eine starke Bodenzersplitterung als Anzeichen und Hebel fortschreitender Cultur. Sie meinen, daß den Bedürfnissen der Gegenwart am besten ein System entspricht, das in wirthschaftlicher Hinsicht zu intensivem Betriebe drängt und auf die socialen Verhältnisse durch Vermehrung der Zahl der Landeigenthümer günstig einwirkt.

Hier stoßen gegensätzliche Anschauungen auf einander, die zu tief wurzeln, als daß mit Gründen und Gegengründen viel auszurichten wäre. Es handelt sich schließlich nicht um Erwägungen wirthschaftlicher Art. Vielmehr sind es nationale Gesichtspunkte, die den Ausschlag geben.

Der ungetheilte Gutsübergang muß in Deutschland die Regel bleiben, weil ohne ihn die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes im Sinne eines ländlichen Mittelstandes unmöglich ist. Die Erhaltung eines solchen Bauernstandes aber ist nothwendig, weil ohne sie das deutsche Volk auf die Dauer weder seine Wehrkraft gegen den äußeren Feind, noch seine Widerstandskraft gegen innere Zersetzung bewahren kann!

Das sind Behauptungen, für die sich ein zwingender Beweis nicht führen läßt. Die Werthurtheile, die ihnen zu Grunde liegen, stammen aus geschichtlich bedingtem Empfinden. Wer sich den deutschen Staat der Zukunft als Industriestaat vorstellt und an die Möglichkeit glaubt, daß ein vornehmlich aus Unternehmern und Lohnarbeitern gebildetes Volk seine Herrscherstellung in der Mitte Europa's behaupten und in blühender Gesundheit zu immer höherer Cultur heranreifen werde, mag dem Untergange des Bauernstandes mit ruhigem Gemüthe zusehen. Ein nüchterner Rückblick auf unsre Volksgeschichte und eine aufmerksame Beobachtung der Bedingungen, unter denen sich unser Volksleben in der Gegenwart abspielt, erwecken andere Stimmungen. Gewiß lebt in mancher schönen und fröhlichen deutschen Landschaft, in der Parzellenwirthschaft herrscht, eine tüchtige und bewegliche Bevölkerung. Wir möchten sie nicht entbehren. Aber dennoch müssen wir eingedenk bleiben, auf welchem Boden jene Volkskraft gewachsen ist, die uns den Rhein und das Reich zurückgewonnen hat. Haben wir denn die Geschichte unsres großen Interregnums von 1806 bis 1870 schon vergessen? Wo war die Heimath der nachhaltigen vaterländischen Gesinnung, die in unwandelbarer Treue zum eigenen Volksthum stand, ungeblendet durch den Schimmer der welschen Cultur, ungebeugt durch Mißgeschick, unverlockt von weltbürgerlichen Idealen? Wo war die Heimath der festen Staatsgesinnung, die auch im Kampfe um die Freiheit nicht erschüttert ward und auch bei der Auflehnung gegen ungerechten Druck nicht das Recht der Staatsgewalt vergaß, die uns eine starke Monarchie wahrte und das neue Kaiserthum möglich machte? Viele Kräfte mußten zusammenwirken, um unsre Wiedergeburt zu vollenden. Aber die unerschöpfte sittliche Kraft des deutschen Bauernstandes mit seiner Zähigkeit und seinem Trotze läßt sich aus dieser Kette nicht wegdenken. Alle sittliche Größe der Herrscher, alles Genie der Staatsmänner und Feldherren, alle Denkarbeit der Gelehrten, alle treue Pflichterfüllung des Beamtenthums und alle nationale Begeisterung des gebildeten Bürgerthums hätten das seit den Freiheitskriegen begonnene Werk nicht trotz unsäglicher Irrungen und oftmaligen Schiffbruchs endlich vollbringen können, wenn nicht der agrarische Untergrund unserm Volksthum unverwüstliche, bodenständige Lebenskraft gesichert hätte. Falls es also wahr ist, daß Reiche durch dieselben Kräfte erhalten werden, von denen sie geschaffen sind, so können wir auf unsre Bauernkraft nicht Verzicht leisten. Vielmehr müssen wir Alles thun, um den ländlichen Mittelstand in seinem Bestande zu schützen und womöglich zu mehren. Unter allen socialpolitischen Aufgaben der Gegenwart ist keine, die an Wichtigkeit dieser voranstünde. An ihrer Lösung hängt das Schicksal der Nation. Die sprudelnde Quelle der immer neuen Verjüngung des Volkslebens wäre vertrocknet, das Schauspiel der Zersetzung eines alternden gesellschaftlichen Körpers würde anheben, wenn die Proletarisirung des Landvolkes vollzogen wäre.

Hat aber die staatliche Gesetzgebung auf die Erhaltung der Bauerhöfe hinzuwirken, so muß sie die bäuerliche Erbfolge im Sinne des Anerbenrechts regeln. Mit dem Anerbenrechte allein ist es freilich nicht gethan. Aber ohne das Anerbenrecht ist auf die Dauer keine andere Maßregel wirksam. Die zahlreichen und schwierigen Fragen, die hier im Einzelnen zu lösen sind, können wir bei diesem Anlasse nicht besprechen. Nur ist jedenfalls eine solche Ausgestaltung des Anerbenrechts zu fordern, die nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern bis ans Ziel vorschreitet. Dazu gehört, daß das Anerbenrecht nicht als Ausnahmerecht, sondern als ebenbürtiger Bestandtheil des gesetzlichen Erbrechts in Kraft trete. Schafft das Reich im bürgerlichen Gesetzbuch ein ganz neues gesetzliches Erbrecht, so muß es auch dem Anerbenrechte seinen Platz in und nicht neben diesem reichsgesetzlichen Erbrechte anweisen. Es sollte daher das Anerbenrecht grundsätzlich als gesetzliche Regel für die dazu geeigneten ländlichen Grundstücke anerkennen und in

den Grundzügen ordnen. Der Landesgesetzgebung muß jedoch nicht nur die Ausgestaltung im Einzelnen, sondern auch die Bestimmung und Abgrenzung des Kreises der dem Anerbenrechte unterliegenden Grundstücke vorbehalten bleiben. Für Gegenden, in denen seit Alters die Sitte der Hufentheilung besteht, wäre das Landesgesetz zu ermächtigen, das Anerbenrecht als gesetzliche Regel überhaupt außer Anwendung zu setzen und nur die Möglichkeit der Unterstellung eines Hofes unter Anerbenrecht durch Eintragung offen zu halten. Im übrigen hätte das Landesgesetz dem Anerbenrechte die Bedeutung des normalen Intestaterbrechts für Bauerhöfe zu wahren. Will man etwa gleichwohl die Geltung des Anerbenrechts für das einzelne Gut von einem besonderen Eintrage abhängig machen, so müßten doch die Einträge, die am besten im Grundbuche erfolgten, bei allen Landgütern einer bestimmten mittleren Größe von Amtswegen stattfinden und nur im Falle eines ausdrücklichen Widerspruches des Eigenthümers unterbleiben. Daneben wäre auf Antrag die Eintragung der Anerbengutseigenschaft auch bei größeren Gütern und bei kleineren Stellen zuzulassen. Immer würde, soweit nicht für Rentengüter oder andere gebundene Güter ein gesetzliches Theilungsverbot abweichende Vorschriften bedingt, das gesetzliche Anerbenrecht lediglich in Ermangelung anderer Verfügung oder Vereinbarung unter Lebenden oder von Todeswegen wirksam werden. Es schlösse nichts von Zwang oder Einschränkung in sich. Somit würde es auch die Zerlegung großer Höfe in mehrere Höfe oder die völlige Zersplitterung eines Hofes in keiner Weise hindern. Der Anpassung der Besitzesgrößen an das wirthschaftliche Bedürfniß und der Schaffung neuer kleiner Stellen schöbe es keinen Riegel vor. Gleichwohl würde es kraft der Macht der gesetzlichen Norm einen starken Einfluß zu Gunsten der Erhaltung leistungsfähiger Bauerhöfe ausüben. Soweit sich die Sitte des ungetheilten Gutsüberganges erstreckt, würde es das wankende Herkommen befestigen. Und allmählich würde es vielleicht auch in Gegenden, die mit dieser Sitte gebrochen haben, auf deren Wiederherstellung hinwirken.

Handelt es sich um eine nationale Lebensfrage, so müssen alle Bedenken minderer Ordnung schweigen. Gewiß hat das Anerbenrecht gleich jeder menschlichen Einrichtung auch nachtheilige Wirkungen. Allein sie müssen ertragen werden, wo ein so hohes Gut, wie die Kraft der deutschen Bauernschaft, auf dem Spiele steht.

Inwieweit der Bruch mit der gesetzlichen Gleichberechtigung der Geschwister hergebrachten Rechtsanschauungen widerspricht, ist schon erörtert worden. Je mehr sich einerseits der alte bäuerliche Familiengeist von neuem kräftigt und andrerseits die sociale Auffassung des Grundeigenthums wieder durchdringt, wird das Rechtsbewußtsein auch da, wo es heute schwankt, die bevorzugte Einzelerbfolge als gerecht empfinden. Ist doch der Vorzug des Anerben weit weniger ein ökonomischer Vortheil, als die Berufung in ein mit Lasten und Bürden verbundenes Amt, das nur Einer verwalten kann. Der Anerbe übernimmt die Pflichten des Familienhauptes, er ist an die Scholle gebunden und vermag nur durch angestrengte Arbeit sein Erbtheil nutzbar zu machen, während die Miterben Beruf und Wohnort frei wählen können und mühelos ihre Erbtheile genießen. In Uebergabeverträgen und Erbauseinandersetzungen kommen ja solche Gesichtspunkte täglich zur Geltung. Nimmt das subsidiäre Gesetzesrecht gleiche Erwägungen zur Richtschnur, so wird es des Wiederhalles im Rechtsbewußtsein der Landbevölkerung nicht entbehren. Noch hat das individualistische und capitalistische gemeine Recht nicht so festen Besitz von der Volksseele ergriffen, daß nicht die in ihr schlummernden Vorstellungen von der Einheit der Familiengemeinschaft und von der socialen Bedeutung des Bauernhofes wieder geweckt werden könnten. Unverständlich ist jedenfalls die von Brentano (S. XI) als „beachtenswerth" bezeichnete Meinung einiger Berichterstatter, „daß eine gesetzliche Einführung der Anerbenfolge die Autorität der Eltern über ihre Kinder, die ohnedies stark erschüttert sei, entschieden beeinträchtigen würde". Man sollte meinen, die elterliche Autorität wie der Familienfriede könnte nur gewinnen, wenn für den Fall mangelnder elterlicher Verfügung eine feste Ordnung den Gutsnachfolger bestimmt, während doch den Eltern das Recht verbleibt, jederzeit einen untüchtigen oder unbotmäßigen Anerben auszuschließen und einen andern Gutsnachfolger zu wählen.

Schwerer wiegt der gegen das Anerbenrecht erhobene Vorwurf, daß es durch Ausschließung der weichenden Geschwister vom Grundbesitz die Zahl der Landlosen mehre. Es erscheine widerspruchsvoll, sagt Brentano, in einer Zeit, da es gelte, das Eigenthum zu verallgemeinern, um ihm möglichst viel Anhänger zu schaffen, von Staatswegen eine Classe von Enterbten zu schaffen. Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß durch das gesetzliche Anerbenrecht „von Staatswegen" doch nur insoweit, als es erfolgreich der Hufentheilung entgegenwirkt, nicht aber insoweit, als es nur den ohnehin stattfindenden ungetheilten Gutsübergang ordnet, die Classe der „Enterbten" vermehrt wird. Wer daher das Anerbenrecht mit diesem Einwande bekämpft, muß folgerichtig auch der Sitte des ungetheilten Gutsüberganges möglichst entgegenwirken. Zweifellos scheidet überall, wo diese Sitte waltet, die überwiegende Mehrzahl der abgefundenen Geschwister aus dem Stande der Grundeigenthümer aus. Auch in Bayern ist es nicht anders. Auf die Frage, was denn aus den weichenden Geschwistern werde, erhielt ein Berichterstatter die Antwort: „Die verkrümeln sich halt so." Eine genaue Feststellung über die wirklichen Schicksale der „Enterbten" fehlt. Wie viele von ihnen sich anderweit ansässig machen, wie viele auf dem Lande in unselbständigen Stellungen verbleiben, wie viele in die Städte ziehen, wie viele in irgend einem selbständigen Berufe eine höhere oder gleichwerthige sociale Stellung wie der Gutsübernehmer erringen, wie viele ins Proletariat übergehen, läßt sich auch nicht annäherungsweise schätzen. Allein eines von den Vätern ererbten Grundeigenthums müssen sie jedenfalls entbehren. Dagegen macht die Realtheilung alle Kinder eines Grundeigenthümers wieder zu Grundeigenthümern. Kommt es also nur auf die Verallgemeinerung des Eigenthums an, so hat der Staat, wie dies ja auch Brentano und Fick deutlich als ihre Meinung kundgeben, den ungetheilten Gutsübergang höchstens zu dulden, grundsätzlich aber die Realtheilung zu fördern. Leider nur ist es mathematisch gewiß, daß bei einer Volksvermehrung, wie wir sie in Deutschland haben, die Realtheilung schon in wenigen Geschlechterfolgen zu einem Zwergbesitz führen muß, der weitere Theilungen ausschließt. Die im Ernste fortgesetzte Hufentheilung bewirkt also zuvörderst den Untergang des ländlichen Mittelstandes zu Gunsten eines Kleingütlerthums von mehr oder minder proletarischer Haltung und langt dann doch zuletzt beim eigenen Bankerotte an. Ganz anders freilich, sobald die Bevölkerungsziffer stillsteht oder gar zurückgeht. So liegt die Sache in Frankreich. Wer aber für Deutschland Aehnliches wünscht, mag wirthschaftlich correct denken: national denkt er nicht! An dem Tage, an dem jene einst den Römern so grauenhafte Volksvermehrung der Germanen für uns zur Mythe würde, wäre die Sommersonnenwende unsres Volkslebens gekommen. In der heutigen Weltlage zumal muß unser Volk wachsen, wenn es seine Größe behaupten will. Mit der Einschränkung der Kinderzahl dürfen wir also nicht rechnen. Dann aber greifen wir lieber nicht erst zu dem kläglichen Palliativmittel der Bodenzersplitterung, das einen vorübergehenden Schein-

erfolg mit der Zerstörung der echten Bauernkraft erkauft. Halten wir vielmehr fest an der Regel des ungetheilten Gutsüberganges, die uns zum mindesten einen blühenden und zahlreichen Stamm wirklicher Bauern, mit dem Boden verwachsener selbständiger Landwirthe auf leistungsfähigen eigenen Höfen sichert. Wohl wäre es schöner, wenn sich für jedes Kind des Bauern ein neuer Bauerhof aus der heimischen Erde hervorzaubern ließe. So lange dies unmöglich ist, darf uns selbst die Furcht, daß aus so manchen Nachkommen eines Bauern Proletarier werden, nicht vom Anerbenrechte zurückschrecken. Denn trotz der Einwendungen Ficks bleibt doch wahr, was der Referent früher einmal geäußert hat: „Jedenfalls ist es kein Grund, sie alle, Anerben und Miterben zugleich, zu proletarisiren, wenn man fürchtet, daß einige von ihnen Proletarier werden." Nicht zum Verzicht auf das Anerbenrecht darf uns der Hinblick auf die weichenden Geschwister bewegen. Wohl aber sollte er uns ein Sporn sein, unablässig auf die Schaffung neuer Hufen in Gegenden zu sinnen, in denen dies ohne Zertrümmerung der Bauerhöfe ausführbar ist. Was wir brauchen, sind neue Bauerndörfer, in denen nach dem bewährten Vorbilde der alten sich mittlere Höfe verschiedener Größe und Büdnerstellen oder Kleingüter für Arbeiter in gesundem Verhältnisse mischen. Die bisherigen Erfolge der preußischen Ansiedelungs- und Rentengutsgesetzgebung und manche andere Vorgänge beweisen, daß es in Deutschland auch heute noch nicht an Raum für innere Colonisation fehlt. Auf die Länge wird freilich an unser Volk immer dringender die Mahnung ergehen, sich jenseit seiner zu eng werdenden Grenzen, koste es was es wolle, wieder Raum auch für äußere Colonisation zu schaffen.

Nur mit wenigen Worten sei der von Brentano und Fick gegen den ungetheilten Gutsübergang erhobene Verdacht berührt, daß durch ihn die Heiligkeit der Ehe bedroht werde, weil die Zahl der unehelichen Geburten in umgekehrtem Verhältnisse zu der Zahl der Grundeigenthümer stehe. Ein eigener Anhang über „die Häufigkeit der unehelichen Geburten unter der bayerischen Landbevölkerung" erbringt statistische Nachweisungen, denen zufolge in den Gegenden mit geschlossenen Höfen die meisten und in den Gegenden mit ausgebreiteter Hufentheilung die wenigsten unehelichen Kinder geboren werden. Allerdings begegnen einige sehr auffällige Abweichungen. Trotzdem glauben die Verfasser einen Causalzusammenhang zwischen Grundbesitzvertheilung und Häufigkeit der unehelichen Geburten annehmen zu dürfen. Allein wie vielerlei Umstände wirken hier ein! Fick selbst weist auf den Einfluß der bayerischen Ehegesetzgebung, auf eingelebte Sitten und auf manche vom Grundbesitz unabhängige sociale Verhältnisse hin. Wie will man die Wirksamkeit der verschiedenen Ursachen mit Sicherheit einschätzen? Statistische Zahlen sind meist sehr vieldeutig. Zu der Deutung der Verfasser stimmt es wenig, daß in den Bezirken, in denen die unehelichen Geburten auf dem Lande am häufigsten sind, dasselbe Verhältniß auch in den Städten herrscht. Eine ähnliche Statistik für ganz Deutschland wäre natürlich erwünscht. Sie wird den von den Verfassern vermutheten Causalzusammenhang schwerlich bestätigen. Im übrigen ist es mehr als gewagt, aus der nackten Ziffer der unehelichen Geburten auf den allgemeinen Stand der Sittlichkeit und auf die Kraft des Familienlebens zu schließen. Jenes bayerische Gebirgsvolk, das hier, wie ja längst bekannt ist, eine so ungünstige Ziffer aufweist, ist wahrlich kein sittlich verkommenes Geschlecht. Vorläufig vermögen wir jedenfalls in diesem Vorstoße gegen das Anerbenrecht mehr nur eine Plänkelei, als einen zu ernster Abwehr nöthigenden Angriff zu erblicken.

Wenn schließlich die Frage aufgeworfen wird, wie die verschiedenen Formen der bäuerlichen Erbfolge auf die Verschuldung des Grundbesitzes einwirken, so gibt hierauf das vorliegende Buch die Antwort, daß in diesem Punkte ein wesentlicher Unterschied zwischen den Gebieten des ungetheilten Gutsüberganges und der Hufentheilung in Bayern nicht besteht. Die Verschuldung ist überall ziemlich gleich und scheint überall fortzuschreiten. Ist im Fall des ungetheilten Gutsübergangs die Uebernahme der Abfindungen eine Quelle der Hofesverschuldung, so schützt doch auch die Realtheilung nicht vor einer sich von einer Generation auf die andere fortwälzenden Schuldenlast der einzelnen Grundstücke. Die „geradezu idealen" Verhältnisse, die Bücher dem Kleinbesitz in den Ländern mit Parzellenwirthschaft hinsichtlich der Verschuldung nachrühmt, sind nach dem Zeugnisse Ficks in Bayern leider nicht anzutreffen (S. 274—275). In der That ist nichts gewisser, als daß das herrschende capitalistische Recht bei der wirthschaftlichen Lage der Gegenwart früher oder später unfehlbar zur Ueberschuldung alles frei verschuldbaren ländlichen Grundeigenthums führen muß. Soweit nicht der Grundeigenthümer zugleich selbst Capitalist ist, vermag das Grundeigenthum der Uebermacht des beweglichen Capitals nicht zu widerstehen. Unaufhaltsam vollzieht sich die Ueberwanderung des in Gestalt von Hypotheken mobilisirten Bodenwerthes in die Taschen der Capitalisten. Die Freiheit des Grundeigenthums wird in gleicher Weise zum leeren Namen, wie da, wo das Capital schrankenlos schalten kann, die Freiheit der Arbeit. Hiergegen gibt es keine andere Hülfe, als die gesetzliche Verschuldungsgrenze. Die Zeit wird kommen, da der Schutz des Grundbesitzes gegen das ihm aus der eigenen Verschuldungsfreiheit erwachsende Verderben ebenso als sociales Rechtsgebot empfunden werden wird, wie heute schon der Schutz der arbeitenden Persönlichkeit gegen die Selbstvernichtung kraft eigener Vertragsfreiheit. Doch gehen wir hier nicht näher auf diese große Zukunftsfrage ein, da sie sich mit der Anerbenrechtsfrage nur von fern berührt. Wohl aber ist zu betonen, daß das Anerbenrecht selbst eine Gestalt empfangen muß, bei der es eine übermäßige Verschuldung des Hofes als Folge des Erbüberganges ausschließt. Entscheidet sich das Gesetz für die Förderung des ungetheilten Gutsüberganges, so muß es auch dafür sorgen, daß der Gutsnachfolger nicht durch die Forderungen der Miterben in eine wirthschaftlich unhaltbare Lage gebracht werde. Gerade die aus den bayerischen Berichten ersichtliche Zunahme der Uebernahmepreise spricht mit am lautesten für ein gesetzliches Anerbenrecht. Denn es zeigt sich, daß die im gemeinen und gleichen Erbrecht begründeten Ansprüche der Miterben dahin streben, mehr und mehr sich durchzusetzen. Siegen sie aber, so kann der ungetheilte Gutsübergang nicht fortdauern, ohne daß der bäuerliche Besitz durch eine wachsende Schuldenlast erdrückt wird. Das gesetzliche Anerbenrecht dagegen schließt eine Zurückführung der Abfindungen auf das mit den Kräften des Hofes verträgliche Maß in sich. Die grundsätzliche Forderung, daß bei der Schätzung des Gutes nicht der Verkehrswerth, sondern der Ertragswerth zu Grunde gelegt werde, wird erfreulicherweise von Fick selbst erhoben (S. 300). Wenn er es aber als gerecht bezeichnet, daß das weichende Kind eine seinen Kopfantheil am Ertragswerthe übersteigende Abfindung erhalte, um in gleiche Lage mit dem Gutsnachfolger zu kommen, so fällt er sofort in die individualistische und capitalistische Denkweise zurück, der die Gegnerschaft gegen das Anerbenrecht entspringt. Im Wesen des Anerbenrechts ist es vielmehr umgekehrt begründet, daß dem Anerben ein Voraus gebührt. Ein solcher Voraus rechtfertigt sich aus dem oben entwickelten Gesichtspunkte der Nachfolge in einen gebundenen und pflichtenreichen Familienberuf. Wie er bemessen werden soll, ist eine andere Frage. Am besten würde seine Festsetzung innerhalb gewisser gesetzlicher Grenzen

in jedem Falle einer unter Zuziehung von Verwandten und Nachbarn gebildeten Schätzungsbehörde übertragen, die auf die individuellen Umstände Rücksicht zu nehmen hätte. Endlich muß aus demselben Grunde, aus dem statt des Verkaufswerthes der Ertragswerth maßgebend sein muß, an die Stelle der Abfindung in Capital eine Abfindung in amortisirbarer Rente treten. Der Anerbe schuldet den Miterben nur Rente, weil er ja eben den Hof nicht versilbern, sondern bewirthschaften soll, aus dem Hofe aber immer nur Rente und niemals Capital herauswirthschaften kann. Und die Rente muß sich im Laufe einer Generation verzehren, weil dann ein neuer Gutsübergang eintritt. Natürlich ist eine öffentliche Organisation des Rentencredits erforderlich. Sie muß den Miterben die Möglichkeit bieten, im Bedürfnißfalle ihre Abfindungsrenten ohne Verlust in Capital umzusetzen. Andrerseits bedarf es gesetzlicher Vorbehalte zu Gunsten der Miterben für den Fall, daß der Anerbe den Hof an einen Fremden verkauft.

Dies Alles jedoch sei hier nur angedeutet. So manche schwierige Frage, von deren glücklicher Lösung die gesunde und volksthümliche Ausgestaltung des Anerbenrechts abhängt, wurde hier nicht einmal gestreift. Allein alle Schwierigkeiten müssen überwunden und alle etwaigen Nachtheile müssen ertragen werden, wenn das Anerbenrecht zur Erhaltung unsrer Bauernkraft und damit unsrer Volkskraft nothwendig ist. Für diese Nothwendigkeit aber legt das Buch von Brentano und Fick bei unbefangener Würdigung des von ihm gebotenen werthvollen Beitrages zur Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse ein unfreiwilliges Zeugniß ab.

Aus der Geschichte der Korinthe.

K. D. Die Bedeutung der zur Zeit wieder in Griechenland ausgebrochenen Korinthenkrisis und ihre Tragweite kann man nur beurtheilen, wenn man weiß, wie tief und bestimmend die Schicksale dieser kleinen, an sich werthlosen Frucht seit Jahrhunderten in das Leben des griechischen Volkes eingegriffen haben. Wohl kein Zweig einer wirthschaftlichen Cultur hat jemals so tief in einem Volksbewußtsein Wurzel geschlagen, wie der Korinthenbau und Korinthenhandel in dem der neueren Griechen. Wenn man freilich bedenkt, daß die Hälfte der Gesammtausfuhr des Königreiches aus Korinthen besteht, so ist klar, daß es sich hierbei um eine Lebensfrage für das Land handelt. Wie konnte aber, so fragt man unwillkürlich, ein kleines Volk fast sein ganzes wirthschaftliches Gedeihen auf die Cultivirung einer verkümmerten, trockene Beeren liefernden Rebe gründen? Mußte das nicht längst zu einem wirthschaftlichen Ruin führen? Und wie erklärt sich trotzdem die Thatsache, daß die Korinthe eine Quelle des Reichthums nicht nur für die korinthenbauenden Gegenden des Landes, sondern auch für seine früheren Beherrscher wurde? — Ueber alle diese Fragen kann uns nur die Geschichte eine Auskunft geben; denn so seltsam es erscheinen möge, die Korinthe hat eine reiche Geschichte; sie lieferte vermöge ihrer Bedeutung den Boden zu einem auch historisch merkwürdigen Stück Wirthschaftsleben, das sich zu einem vollständigen kleinen Culturbild des Südens erweitert und so zugleich einen werthvollen Beitrag zur Volkskunde bietet.

Doch zuvor einiges über den Namen dieser Frucht. Jeder wird zuerst bei diesem Namen an das stolze Korinth und seine Herrlichkeiten erinnert und sich verwundert fragen, wie hier ein Zusammenhang möglich sein soll. Thatsächlich nahm V. Hehn in seinem classischen Werke „Culturpflanzen und Hausthiere“ einen solchen an, indem er meinte, jene Spielart der Rebe sei zuerst dort cultivirt worden. Aber gerade in jener Gegend ist schon seit Jahrhunderten keine Spur mehr von der Korinthe zu entdecken, wie u. a. aus Zeugnissen Reisender hervorgeht. Ferner ist auffällig, daß gerade in jener Zeit, wo die Korinthe anfing eine Rolle zu spielen, also etwa seit 400 Jahren, das Gedächtniß an Korinth längst im Volke entschwunden war, während andrerseits in der antiken Literatur nirgends diese Weinbeere erwähnt, geschweige denn eine Hinweisung auf Korinth gegeben wird. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß die Alten sie kannten; wenigstens findet sich bei Aristoteles eine Stelle (Probl. 24, 20), wo eine kleine Weinbeere ohne Kerne erwähnt wird. Vielleicht wußte man sie nur nicht zu schätzen, wie J. Partsch, der verdiente Geograph der jonischen Inseln, annimmt. Dieser Forscher hat nun auch zuerst die richtige Erklärung des Namens gegeben. In alten Handelsurkunden, Kaufverträgen u. s. w. des 14.—16. Jahrhunderts begegnet man häufig einer kleinen, weißen oder schwarzen Beere; man verstand darunter eine getrocknete Sorte von Trauben, von denen die schwarze sicher der Korinthe entspricht. Aber kein Zusatz deutet auf diese Bezeichnung. Nun treffen wir aber thatsächlich in einer englischen Reisebeschreibung, und zwar aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zum ersten Male den Namen „uva corithiaca“; ferner waren zur Venetianerzeit die beiden bedeutendsten Ausfuhrhäfen des Peloponnes Clarenza in Elis und Coranto, an der nordöstlichen Küste von Achaja. Daraus geht klar hervor, daß die Engländer, die schon damals rege Handelsbeziehungen mit dem europäischen Orient unterhielten, der Korinthe den Namen, und zwar nach ihrem Ausfuhrort, gegeben haben, sowie, daß in jenem östlichen Theile von Achaja die Heimath derselben zu suchen ist. Das Wort currant, das in dieser Form ins Englische und von dort ins Französische eindrang, bezeichnete dann später wegen der äußeren Aehnlichkeit die Johannisbeere, ursprünglich aber unsre Korinthe. Gestützt und noch etwas schärfer präcisirt wird diese Annahme von der Heimath der Korinthe durch Forschungen eines Griechen (de Biasis), die er in der Zeitschrift „Παρνασσός“ niedergelegt hat. Danach ist in älteren Urkunden oft von einer Provinz Korinth die Rede, nie von einem bestimmten Ort. Auf dieses Gebiet ist also die erste Verbreitung der Korinthe zu beschränken.

Von dieser ihrer Heimath aus hat sie sich nun siegreich über die ganze nördliche Küstengegend des Peloponnes verbreitet und bald auf die benachbarten jonischen Inseln hinübergegriffen, zunächst natürlich nach Zante, als der nächsten. Hieher wurde sie etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts verpflanzt, und hier erlebte sie ihre erste und höchste Blüthezeit. Bald macht sie den Reichthum und den Stolz der Insel aus, und noch Foscolo, der Zante sein Vaterland nannte, preist diese ob ihres Wohlstandes: Bella è Zacynto! A lei versan tesori le angliche navi. . . . Und schon viel früher heißt es in einem griechischen Volksliedchen von Zante:

> „Schwarz ist unsre Korinthe nur,
> Doch wird sie lauteres Gold,
> Das rings durchs schöne Inselein
> Wie quellend Wasser rollt.“

Wenige Jahre später hat sie sich auch das nördlichere Kephallenia erobert nebst dem benachbarten Ithaka; es entwickelt sich eine eifrige Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Inseln, in welcher Zante lange den Vorrang behauptete. 1560 belief sich der Ertrag auf 1½ Millionen Pfund, der von Kephallenia nur auf 400,000. Seit dem Ende des Jahrhunderts beginnt dieses Zante zu überflügeln, und schon 1603 führte es gegen 4 Millionen, 1640 schon 9 Millionen Pfund aus. Im 18. sinkt die Production von Kephallenia wieder auf die Hälfte, während die von Zante auf 7 Millionen steigt. In diesem Jahrhundert nahm Kephallenia einen neuen Aufschwung: 1820 producirte es

4—5 Millionen, 1835 schon 14, 1888 etwa 20 Millionen Pfund, womit es wieder über Zante steht. Hauptabnehmer von diesem ist England, von Kephallenia Deutschland.

Diese starken Schwankungen, sowie besonders das Zurückgehen der Production auf Zante sind darauf zurückzuführen, daß bereits im 17. Jahrhundert ein neuer, gefährlicher Concurrent auftauchte. Der reiche Gewinn der Inseln und andere später zu besprechende Umstände hatten die Bewohner des gegenüberliegenden Festlandes gleichfalls zum Korinthenbau getrieben. Es war namentlich der nordwestliche Theil von Morea, die Gegend von Aegion, Patras bis Pyrgos, die an Qualität der erzielten Frucht bald obenan stand und bis zum heutigen Tage diese Stellung behauptet, während die Inseln erst in zweiter Linie stehen. Schon 1775 brachte diese Gegend 4—5 Millionen Pfund hervor, was um so höher anzuschlagen ist, als man gerade hier mit der Ungunst des Bodens stark zu kämpfen hatte. Auf diese Weise beläuft sich die Gesammtproduction der korinthenbauenden Theile Griechenlands während dieses Jahrhunderts auf folgende Summen: 1814—35: 5800 Tonnen, 1844—54: 25,000 Tonnen, 1864—73: 61,000 Tonnen, 1884—93: 142,000 Tonnen.

Bevor wir nach dieser Uebersicht über das Verbreitungsgebiet und die Productionssteigerung der Korinthe zurückkehren zu der Hauptfrage, wie man sich dieser Verbreitung gegenüber auf Seiten der Eingeborenen wie der fremden Gebieter verhielt, wollen wir uns das Leben und Treiben der korinthenbauenden Bevölkerung Zante's etwas näher vor Augen führen. Denn gerade hier, auf Zante, begegneten sich die Interessen der einheimischen griechischen Unterthanen und der venetianischen Gebieter am schärfsten und nachhaltigsten. Die Venetianer mit ihrem Unternehmungsgeist konnten der glücklichen Entwicklung der Insel nicht gleichgültig zuschauen. Ein Bild dieser behaglich-idyllischen, noch durch keine fremden Eingriffe gestörten Entwicklung einer korinthenbauenden Bevölkerung gibt uns zugleich den Hintergrund zu den vielen unerfreulichen Ereignissen, die sich später vor ihm abspielten.

Es war eine patriarchalisch glückliche Zeit. Und wie überall in solchen Zeiten das Leben des Landmannes sich streng nach seiner Thätigkeit regelt, wie alle Erscheinungen des Wetters, der Jahreszeiten u. s. w. nur mit Rücksicht auf das Wohl und Wehe seines Ackers angesehen werden, wie daraus feste Erfahrungssätze, mit abergläubischen Vorstellungen durchsetzt, die sogenannten Bauernregeln, abgeleitet werden und so eine Stufenleiter von den ersten materiellen bis zu den höchsten religiösen Bedürfnissen aufgerichtet wird —, so auch bei den Zantioten des 16. Jahrhunderts. Das ganze materielle und geistige Leben des Volkes drehte sich um einen Mittelpunkt: die Korinthe. An sie knüpfte die Phantasie ihre geheimnißvollen Fäden und zog sie zusammen zu jenem wunderbar verschlungenen Gewebe, genannt Volkspoesie. Denn, wie Partsch bemerkt, ist der Korinthenhandel ein an Erregungen reiches Geschäft, in dem schneller Gewinn und Verlust oft nahe bei einander liegen. Und diese Erregung hat einen eigenartigen poetischen Niederschlag gefunden in einer Reihe von Liedern, die man als „Korinthenpoesie" bezeichnen könnte. Einige Proben davon entnehmen wir dem erwähnten Aufsatze des „*Παρνασσός*" (1894), dem wir uns auch sonst im Folgenden anschließen.

Zunächst wird die hl. Jungfrau um reichen Erntesegen angerufen:

„Spend' uns Korn, o Jungfrau hold, daß ich weih', was man dir zollt;
Spend' auch Oel dazu und Wein, so will ich dir Gulden weih'n;
Die Korinth' auch reichlich sei, und kein Regen fall' dabei;
Dann weih' ich sechs Lämmer noch und Korinthen säckehoch."

Denn die Korinthe braucht vor allem anhaltende Trockenheit, und es ist ein günstiges Zeichen, wenn es fünf Monate lang nicht regnet. Die Weinbauern freuen sich, wenn sie das erste Trillern der Cicade vernehmen, weil es dann trocken bleibt. Dann schwärzt sich unter den heißen Strahlen der Julisonne die Korinthe, und überall herrscht Jubel und Freude:

„Sungen hat Cicade fein,
Gebräunt ist das Schwarzbeerlein,
Und vernommen hat's der Greis,
Hat getanzt wie toll im Kreis;
Die alte Irene auch hat's gehört,
Ward vor Freuden fast bethört."

Die fieberhafte Erwartung der Ernte wurde noch höher gespannt durch einen Gebrauch, der nur aus den patriarchalischen Lebensverhältnissen der damaligen Zantioten zu erklären ist. Das niedere Volk pflegte nämlich seine Zahlungsverbindlichkeiten erst nach eingebrachter Ernte zu erfüllen, d. h. wenn diese schlecht ausfiel, zahlte überhaupt Niemand seine Schulden, und auch das Gericht konnte Niemand dazu zwingen. Auch die Handwerker bezahlten ihre Leute erst nach der Ernte im August; so daß bei schlechter Ernte natürlich große Verluste entstanden und Jammern und Klagen die Folge waren:

„Korinthe, kohlschwarz, und der Tod bedeuten uns dasselbe;
Und Arm und Reich verlieren dann Zechinen, wenn es regnet."

War der Regen allgemein, so suchte man sich gegenseitig zu trösten, so gut es ging:

„Rumelien, laß das Klagen doch, und du Morjá, das Stöhnen!
Uns hat ja allen der August Regen beschert und Qualen."

Oder man hofft auf das nächste Jahr und schmiedet große Pläne:

„Ach, nicht begreifen kann ich es, bin's nicht im Stand, ich Armer,
Durch des Augustes Regen bin zu nichte ich geworden.
Nicht weiß der Arme, was zu thun, da sonst ja nichts sein eigen,
Der Mutter Gottes weih' ich sie, daß 's künft'ges Jahr nicht regne.
Dem St. Nikolas[1]) weih' ich sie, auf daß uns Schiffe nahen;
Die kaufen die Korinthe dann und geben uns Zechinen.
Dann sollst du werden mein Gemahl, dann geh'n wir nach Europa,
Und werden uns zusammen auch Venedig einmal anseh'n."

Vernichtete der Regen die Ernte, so wurden die Heirathsaussichten natürlich auch zu Wasser; daher der Vers:

„Im August da heirath' ich, im August lass' ich mich scheiden."

Selbst magische Kräfte werden der Korinthe zugeschrieben; da nämlich zur Zeit der Korinthenreife auch die Zeit des Ungeziefers zu Ende geht, so hat man diese parallelen Ereignisse im Verhältniß von Ursache und Wirkung aufgefaßt und glaubte der so wohlthätigen Frucht auch diese Wohlthat zu verdanken. Man scheute sich daher nicht, Kisten und Säcke mit Korinthen in und unter die Betten sowie in die Ecken des Zimmers zu stellen, und folgenden Spruch zur Beschwörung herzusagen:

„Wanze, Floh, hinaus mit euch!
Das ist jetzt der Herr'n Bereich."

Sehr bezeichnend werden hier die Korinthen als Herren der Insel aufgefaßt. Vor allem aber hat man dem August selbst als Spender alles Guten oder Bösen die gehörige Achtung zu bezeigen:

„Wanderer, die vorbei ihr zieht, die schöne Frucht erschauet,
Daß ihr den wackeren August auch alle recht verehret;
Mit gold'nem Schwerte in der Hand steht er bei Nacht und Tage,
Daß uns der Regen nicht erwisch', denn er hat 100 Augen,
Behütet unser Zakynthos, Ithaka, Kephallenia,
Hat auf Morea auch den Sinn, zugleich auch auf Rumelien."

[1]) Dem Patron der Schiffer.

Fällt die Lese gut aus, wird die Korinthe verkauft, dann erwacht die Sucht nach „mehr“ und findet ihren naiv-sehnsüchtigen Ausdruck in den Worten:

„Ach, August, mein guter Monat,
Kämst du zweimal doch im Jahre!“

Während der Lese sangen die Arbeiter:

„Auf, laßt die Lese halten uns mit Vorsicht, Ordnung, Ruhe,
Denn heuer soll'n wir haben Geld in Fülle, ja in Fülle!
Welch eine Freude dann für uns, Venedig und die Türken,
Welch eine Freude, daß die Frucht uns gut, ja gut gedeihet!“

Die Erwähnung Venedigs deutet bereits darauf hin, welchen Gewinn dieses aus dem Korinthenhandel zog. Deutlich beweist das ein Distichon im venetianischen Dialekt, worin die Korinthe — gewiß nicht ohne Grund — als mächtig gepriesen wird:

„Gewalt hat die Korinthe wie der Doge von Venedig,
Verleiht das Leben, bringt den Tod, gibt Greisen neues Leben.“

Durch den Antheil Venedigs an dem Korinthenertrag tritt diese Frucht selbst in ein neues Stadium. Der Handelsbetrieb Venedigs eröffnete ihr neue Bahnen und neue Meere, so daß sie bis an die Küsten Englands vordrang. Seit der Zeit, wo Venedigs Verwaltung selbst in den Bau der Korinthe eingriff, datiren aber auch die ersten, folgenschweren Leiden, die die Bevölkerung um ihretwillen seitdem so oft an sich erfahren.

Den ersten Anlaß zum Eingriff gab der venetianischen Regierung die bedenkliche Verbreitung der Korinthe auf der Insel auf Kosten anderer Feldfrüchte. Sowohl in ihrem wie der Eingeborenen Interesse lag es, die Anpflanzung der Korinthe möglichst einzuschränken, um bei einem Mißwachs genügende Deckung durch Getreide, Oliven, Wein u. a. zu erzielen. Die Zantioten wollten davon nichts wissen; nur auf reichen Gewinn bedacht, rotteten sie Oliven- und Weingärten aus, um Korinthenfelder anzulegen. So sah sich die Regierung im Jahre 1584 — also etwa 30 Jahre seit der Verpflanzung der Korinthe nach Zante — genöthigt, einen Befehl zu erlassen, wonach alle seit 1575 gepflanzten Korinthenreben wieder auszurotten seien. Diese strenge Maßregel war jedoch bei dem hartnäckigen Widerstande der Bewohner und der Natur der Insel nicht durchführbar. Nun griff man zu der Gründung eines Getreidefonds. Dieser wurde durch Abgaben aus dem Gewinn der Korinthe unterhalten und aus dem Erlös Getreide für den Verbrauch der Insel angekauft. So flossen auch allmählich 24,000 Ducaten in den Fonds von Zante, während der von Kephallenia leer blieb; denn diese Insel war wegen ihrer gebirgigen Natur schwerer zu controliren. Daher legte Venedig einen schweren Ausfuhrzoll auf die Korinthe, 10 Ducaten auf 1000 Pfund. Aber eine allgemeine Empörung war die Antwort. Ein Spottgedicht auf die Regierung zu San Marco wurde an den Straßenecken der Stadt Zante angeklebt, eine Menge von Petitionen an den Senat gerichtet, in denen von einer allgemeinen Vernichtung der Korinthe die Rede war, falls das Gesetz in Kraft bliebe. Die Regierung versprach, alle Klagen genau zu studiren, hielt aber noch den Zoll aufrecht. Inzwischen machten sich die verhängnißvollen Folgen der Maßregel besonders für die kleinen Korinthenbauern schwer fühlbar. Sie mußten, um den Zoll zu bezahlen, Geld aufnehmen, und damit wurde dem Wucher Thür und Thor geöffnet. Reiche Capitalisten thaten sich zusammen und liehen Geld aus, unter der Bedingung, nach der Ernte Korinthen dafür zu nehmen. Wie schwer das Volk unter diesem Wucher zu seufzen hatte, zeigt folgender tragische Vorfall:

Ein Korinthenbauer hat Geld bei einem Wucherer aufgenommen; bald darauf stirbt seine Frau; es fehlt ihm an Arbeitskräften, die Felder zu bebauen, der August kommt, und er kann die erforderliche Menge Korinthen nicht aufbringen. Der Gläubiger will ihn ins Gefängniß werfen; man bietet ihm Geld, aber er besteht auf Korinthen. Die Tochter des Unglücklichen wendet sich an einen Nachbar mit der Bitte, ihr Korinthen zu leihen; er verspricht es, aber nur gegen Opferung ihrer Ehre. Vergebens sucht sie den Gläubiger bis zum Abend zu vertrösten; der Vater wird abgeführt. In ihrer Verzweiflung läuft die Tochter zum Nachbar, verliert ihre Ehre und erhält die Korinthen. Ihr Verlobter erfährt das Geschehene, bewaffnet sich, um Rache zu nehmen, ebenso der inzwischen freigelassene Vater und die Tochter; die Familie des Nachbars geräth in Furcht und läßt sie als gewaltige Ruhestörer einkerkern. Am nächsten Tage kommt die Sache vors Gericht, der Verführer wird zum Tode verurtheilt, der Wucherer zu Gefängniß. Die Tochter erhält das Grundstück des Verführers zum Eigenthum.

Das materielle Elend der Bevölkerung nahm indeß stetig zu, 1587 erreichte der Zoll schon die Höhe der Kosten des Anbaues. Aber trotz alledem und obwohl viele Bauern ihre Korinthenfelder eingehen ließen, breitete sich die Frucht mit einer erstaunlichen Lebenskraft immer mehr und mehr aus; ein Beweis, wie sehr der Boden für ihre Cultivirung geeignet war und wie zähe die Bauern an ihrem alten Recht festhielten, unterstützt durch den schon damals großen Absatz; denn bis nach Frankreich, Deutschland und England ward die Korinthe ausgeführt. Endlich mußte die Regierung ihren Fehler einsehen, da sie nicht mit den gegebenen Verhältnissen gerechnet hatte, und hob den Zoll auf. Dafür aber sollte in Zukunft die ganze Korinthenernte nach Venedig gebracht werden, d. h. dieses wollte das Monopol an sich reißen. Natürlich war damit der ganze Handel lahmgelegt und der Gewinn mußte ebenfalls in die Hände Weniger fließen. Man stellte der Regierung vor, daß sich der ganze Korinthenbau nach dem Festlande ziehen und Zante sowie Venedig leer ausgehen würden.

Dies befand sich in der That in arger Verlegenheit. Zwar hatte es bei seinen Maßregeln durchaus das Wohl der Zantioten im Auge; aber man hatte, wie es so oft mit Zwangsmaßregeln zu gehen pflegt, gerade das Gegentheil erreicht. Statt das Uebel, das aus einem alleinigen Anbau der Korinthen erwachsen mußte, zu heilen, wurde es verschlimmert; denn was man auf Zante vorausgesehen hatte, geschah: die gegenüberliegenden Theile des Peloponnes legten sich auch auf den Korinthenbau, und es wuchsen statt des vermeintlich abgehauenen Kopfes zwei neue hervor. Der Senat zu San Marco sah, daß er sich ins eigene Fleisch geschnitten hatte; denn gerade sein Interesse mußte es sein, die Korinthe auf die Inseln zu beschränken, da aus ihrem Ertrage jährlich eine halbe Million Ducaten in die Casse des Dogen flossen. So heißt es sehr richtig in dem Bericht eines venetianischen Sindico vom Jahre 1775:

„Es muß darauf gesehen werden, daß die Korinthe nicht weiter verbreitet und mit allen Kräften die Anlegung neuer Pflanzungen im Peloponnes und Mittelgriechenland bekämpft werde. Zante, Kephallenia und Ithaka genügen, um die ganze Welt mit Korinthen zu versorgen . . . . . Arbeiten wir ohne Lärm, damit der Peloponnes keine Kenntniß erhält . . . . Die Peloponnesier dürfen sich nicht von dem Korinthenbau bereichern, sonst werden unsre Inseln zu Grunde gehen, wenn die Korinthe bei übermäßiger Menge zu billigen Preisen verkauft wird.“

Aber man kämpfte bereits um einen verlorenen Posten. Die Korinthe hatte den Peloponnes erobert und begann dort den Inseln den Rang streitig zu machen, ja bald ihre Inselschwester in den Schatten zu stellen. Diese behauptete sich daneben weiter, und so mußte es denn früher oder

später zu Krisen kommen, die ein bedeutendes Stück des Landes in ihr Bereich zogen. Zwar hatte Venedig keinen Schaden mehr von den Folgen, die es ohne Schuld und Absicht heraufbeschworen hatte. Seine Macht zerfiel, noch ehe sich das Verderbliche seiner Handlungsweise zeigte. Dem freien Griechenland aber hinterließ es als Morgengabe reiche und üppige Korinthengefilde, wenn sie auch zum Theil der türkischen Verwüstung wieder abgerungen werden mußten. Doch nur zu bald sollte es sich zeigen, daß dieses reiche Erbtheil aus der Venetianerzeit ein Danaergeschenk war, das neben so viel Segen auch schweren Unsegen gebracht hat und immer wieder bringt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. A. W. Paul Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. I. Band. 1. Abtheilung. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1894. — Da die philosophische Welt- und Lebensanschauung der ostasiatischen Völker dem in sich einheitlichen und geschlossenen Verlaufe der europäischen Philosophie gänzlich fern liegt, so hat man bisher keine Veranlassung gesehen, in den Geschichtswerken der Philosophie auf die philosophische Gedankenwelt der Inder, die hier der Hauptsache nach allein in Betracht kommen können, näher einzugehen. Erst Deussen hat mit diesem Princip gebrochen. Der bis jetzt erschienene Theil seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie“ enthält eine ausführliche Darstellung der indischen Philosophie und Religionsanschauungen in den ersten Perioden ihrer Entwicklung (die Hymnen- und Brâhmanazeit), während ein späterer Abschnitt die Fortentwicklung dieses Gedankenlebens schildern soll bis zu seiner Blüthe in den Upanishads und zu seiner Frucht in den philosophischen Systemen. Wir werden ein Werk, das es unternimmt, in dieser Weise unsern Horizont zu erweitern, nur mit Freuden begrüßen können. Schon lange hat die deutsche Wissenschaft es als ihre sittliche Aufgabe erkannt, das Beste, was der Geist fremder Völker geschaffen hat, kennen zu lernen, um es neidlos und weiten Herzens sich anzueignen und es zum Maßstab der Selbsterkenntniß zu machen. Die ganze Tiefe und Universalität seiner Bildung verdankt der deutsche Geist diesem frischen, aus aller Einseitigkeit hinausstrebenden Herzensdrange. Wer sollte daher wohl ein besserer Interpret indischer Weisheit sein als er? Daß die philosophische Gedankenwelt der Inder bedeutend genug ist, um eine eingehende Beschäftigung mit ihr lohnend zu machen, wird man nicht bestreiten können. Es wäre hier vielleicht daran zu erinnern, sagt Deussen, „daß Indien zunächst schon als Land ebenso groß ist, wie das ganze philosophirende Europa zusammengenommen, daß ferner die Inder früher als die Europäer über die Räthsel des Daseins nachzudenken begonnen und damit durch alle Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart hin fortgefahren haben, daß aber, was Intensität des philosophischen Interesses betrifft, das durch so viele andere Dinge in Anspruch genommene Europa mit Indien schwerlich einen Vergleich aushalten dürfte“. Gerade das macht die Beschäftigung mit der indischen Philosophie für uns so werthvoll, daß sie völlig unberührt von europäischen Einflüssen als das Erzeugniß eines von einer selbstschöpferischen Cultur getragenen durchaus originellen Geistes dasteht. Nachdem die Inder, wie Deussen ausführt, sich von ihren Bruderstämmen schon in vorhistorischer Zeit abgetrennt haben, haben sie „bis zu der Zeit der vollen Ausgestaltung ihrer Weltanschauung — so weit bis jetzt zu erkennen ist — keinen Einfluß auf ihr Glauben und Denken irgend woher empfangen“. Auch von den Stürmen der griechischen, skythischen und mohammedanischen Invasionen, die über Indien hereinbrachen, blieb die indische Gedankenwelt unberührt, da sie zu jener Zeit bereits ausgereift und zu jener schulmäßigen Geschlossenheit gelangt war, in welcher äußere Antriebe ihr selbständiges Gepräge nicht mehr verändern konnten. Gewiß hat diese Vereinsamung und Isolirung, in der das philosophische Denken der Inder Jahrtausende lang erhalten blieb, der Tradition eine Macht eingeräumt, die den Gesichtskreis nothwendig verengen und so im höchsten Grade schädlich wirken mußte. Auch fällt hier namentlich in die Wagschale, daß die philosophische Bildung ein Monopol der Priesterkaste war, welches sie sich dauernd zu erhalten verstand, ganz entgegen der freien Geistesentwicklung Griechenlands, wo die Philosophie von Anfang an in der glücklichen Lage war, ungebeugt von dem Despotismus kirchlicher Autorität frei ihren eigenen Weg zu gehen. Gerade das abendländische Gedankenleben ist aber, wie Deussen meint, weil hier von Mose und Zoroaster, von Pythagoras und Xenophanes an durch Platonismus, Christenthum und Kantianismus hindurch bis auf die Gegenwart alles in einem einzigen großen Zusammenhang steht, von uralten Traditionen, Einseitigkeiten der Auffassung und Irrthümern vielleicht abhängiger, als wir ahnen. Daher muß die Beschäftigung mit der indischen Philosophie in uns das Bewußtsein schärfen, daß „es noch eine ganz andere Art, die Dinge aufzufassen, geben kann, als die, welche Hegel als die allein mögliche und vernünftige construirt hat“. So sehr auch mit Hinsicht auf die Interpretation der zu Grunde liegenden Urkunden der Hypothesenbildung und Polemik heute noch ein weiter Spielraum geboten ist, hat es der Verfasser doch absichtlich vermieden, auf derartige Streitfragen in seinem Buche näher einzugehen. Auch hier kann für die Kritik nicht der Ort sein, in diese Dinge die Sonde einzusetzen. Die Klarheit der Darstellung und der ebenso sehr von echter Begeisterung für seinen Gegenstand, wie von kernigem wissenschaftlichen Ernst erfüllte Geist dieses Buches wird nicht verfehlen, das Interesse weiter Kreise auf dasselbe zu lenken.

* Zur Geschichte der Ruinen von Athen entlehnen wir einer archäologischen Correspondenz der „Post“ die folgende interessante Mittheilung. Vor wenigen Jahren wurde von dem Director des Cabinet des Estampes, Duplessis, in einem Pariser Trödlerladen ein Gemälde aufgefunden, das eine Ansicht von Athen vor dem Jahre 1687, also aus der Zeit darstellt, als die Stadt, unter türkischer Herrschaft, die verhängnißvolle Beschießung des Morosini'schen Heeres noch nicht erlitten hatte. Das historisch und archäologisch werthvolle Bild, von dem Entdecker in seiner Bedeutung sofort erkannt und für das Musée de Chartres erworben, ist jetzt im Bulletin de Correspondance hellénique (Band VIII, Heft 11 und 12) in mehreren heliographisch ausgeführten Abbildungen veröffentlicht worden. Es rührt allem Anschein nach von einem Schüler Lebruns, dem Maler Jacques Carrey her, der den Marquis de Nointel, den Botschafter Ludwigs XIV. am türkischen Hofe, auf dessen Orientreise im Jahre 1674 begleitete. Carrey hat damals in Athen während eines kurzen Aufenthaltes von nur 14 Tagen außer anderen Bildern, zu denen das neu aufgefundene zu rechnen sein wird, die bekannten Zeichnungen vom gesammten Sculpturenschmuck des Parthenon hergestellt, die dann schon kurz darauf, als ein Theil der Bildwerke für immer zu Grunde ging, zu Documenten von unschätzbarem wissenschaftlichen Werthe wurden. Wie diese Zeichnungen, so ist auch das Gemälde durch ehrliche Sorgfalt der Wiedergabe ausgezeichnet. Wenigstens läßt die Genauigkeit, mit der das Landschaftliche dargestellt ist, auf gleiche Treue in der Behandlung des Uebrigen schließen. Die Ansicht der Stadt ist vom Abhang des Lykabettos etwas oberhalb der Dexameni, des Reservoirs der Hadrianischen Wasserleitung, aus, von einer auch heute durch ihre schöne und weite Aussicht berühmten Stelle genommen. Man sieht ganz hinten die Küste des Peloponnes, Aegina, Salamis, die Attische Küste. In der Mitte des Bildes ragt steil die Akropolis über die Häusermassen der Stadt hervor. Links von der Burg erscheint der Philopapposhügel, rechts der Areopag, die Pnyx, der Nymphenhügel, darüber hinaus weiter in der Ferne der Piräeus. Vor der Burg dehnt sich die Stadt aus, neben der links die Säulen des Olympieions und das Hadriansthor deutlich zu erkennen sind. Der Vordergrund wird durch eine zahlreiche, glänzende Versammlung von Figuren belebt, in denen wahrscheinlich der Marquis v. Nointel selbst und sein Gefolge dargestellt sind. Die Stadt ist auf dem Bilde von einer Mauer eingeschlossen, sie erscheint dicht und eng gebaut, mit wenig Gärten zwischen den hellen Steinhäusern; über den Dächern ragen die Kuppeln der christlichen Kirchen und die schlanken Minarets der türkischen Moscheen auf. Besonderes Interesse bietet die Darstellung der Akropolis. Die ganze Fläche der Burg, die der türkischen Besatzung als Wohnplatz diente, ist mit kleinen elenden Häusern besetzt, dazwischen erheben sich die Gebäudemassen des Parthenon, des Erechtheion, der Propyläen, vom fränkischen Thurm überragt. Sehr deutlich ist namentlich der noch unversehrte Parthenon mit seinen Säulen, Architraven, Giebeln, und seinem noch vollständig erhaltenen Dache wiedergegeben, dessen Mitte auch hier ähnlich, wie auf zwei anderen aus der Zeit vor der Zerstörung stammenden Zeichnungen, nur in etwas abweichender Anordnung, erhöht erscheint. Dreizehn Jahre später sprengte die Explosion das Dach auseinander und machte den Tempel zur Ruine. Seitdem ist die Zerstörung stetig fortge-

schritten, aber glücklicherweise doch nicht in dem Umfang, wie der Schrecken des Erdbebens im vergangenen Jahre hatte fürchten lassen. Die im Auftrage der griechischen Regierung von Professor Durm vorgenommene Untersuchung des Baues, deren Ergebniß im Centralblatt der Bauverwaltung (1895 Nr. 19—21 und 23 A) veröffentlicht worden ist, hat festgestellt, daß nur die bei der Katastrophe von 1867 schon beschädigten Bauglieder, nicht dagegen die damals festgebliebenen weiterhin Noth gelitten haben und daß das jüngste Erdbeben nur den Absturz von bereits früher lose gewordenen Architekturstücken zur Folge gehabt hat. Das Gutachten Durms bezeichnet die Säulenstellung der Westseite mit dem darüber liegenden Gebälke als den gefährdetsten Theil des Gebäudes und als den Ort, wo jetzt eine Restauration zuerst eingreifen muß. Ueber den schadhaften Epistylien dieser Seite ruht das einzige am Tempel selbst noch erhaltene zusammenhängende Stück vom Reiterfriese; „dessen Bestand," so lautet Durms Urtheil, „kann durch den Zustand der unter ihm ruhenden Architekturtheile in Frage gestellt werden, wenn das Unglück es will und zu ihrer Ausbesserung nichts geschieht. Die Restauration der schadhaften Theile ist nothwendig und unabweisbar, sie soll aber das gewohnte, malerisch schöne Bild der Ruine nicht verkümmern, sie wird sich vielmehr in der Sicherung der statischen Verhältnisse aller noch vorhandenen Bauglieder und in den Schutzmaßnahmen aller Bautheile gegen Regenwasser in erster Linie zu bewegen haben und dann erst kann an die Ergänzungen, Wiederherstellungen und kleineren Ausbesserungen gegangen werden." Wie man einer Notiz der Zeitung „Asty" entnimmt, sollen die Schutzarbeiten am Tempel innerhalb dieses Monats in Angriff genommen und nach den Angaben der Schrift von Durm und eines zweiten von dem französischen Architekten Magne aufgesetzten Gutachtens durchgeführt werden.

Das croatische Nationalmuseum. Die croatische Landesregierung hat jüngst dem croatischen zoologischen Museum neben der regelmäßigen Dotation eine außerordentliche Unterstützung von 2400 Gulden behufs Anwerbung einer Schmetterlingscollection aus Wien und einer Arthropoden-Sammlung aus Spalato gewährt. Die Aufgabe des Museums ist vor allem, die Fauna der Heimath zugleich mit Rücksicht auf die Nachbarländer zu erforschen. Die aus Wien erlangte Sammlung besteht aus 2395 Species europäischer Schmetterlinge mit 10,593 Stück; aus 202 Stück Raupen und 100 Stück Cocons. Diese Sammlung wurde für 2000 fl. angekauft. Die Sammlung des N. Gasparini aus Spalato kostete 400 fl. und besteht aus 650 Arten Hymenopteren (mit beinahe 3000 Exemplaren), aus 34 Species Myriapoden (mit über 200 Stück), aus 136 Species Arachniden (mit über 700 Exemplaren) und aus 30 Species Isopoden (mit über 200 Stück), zusammen aus 850 Arten (mit über 4100 Stück). Das croatische Landesmuseum besteht überhaupt aus drei Abtheilungen: der archäologischen (untergebracht im Hause der Südslavischen Akademie), der zoologischen (im besonderen Gebäude) und der mineralogisch-geologischen (welche wieder in letzter Zeit in eine mineralogisch-petrographische und eine geologisch-paläontologische Abtheilung mit je einem Director getheilt wurde). Neben der ordentlichen Dotation bekommt die archäologische Abtheilung zum Zwecke der Ausgrabungen eine jährliche Unterstützung von 1100 fl. und für die Herausgabe des wissenschaftlichen Katalogs 400 fl. aus dem Landesbudget. Die Gesammtkosten zur Erhaltung des ganzen National-Landesmuseums beziffern sich jährlich auf 15,989 fl.

* Der „Magdeb. Ztg." schreibt man aus Berlin unterm 12. d. M.: „Obwohl die Anordnung einer Stellvertretung für den verstorbenen Generaldirector der Staatsarchive, Prof. v. Sybel, zeigt, daß in der allernächsten Zeit an die Neubesetzung der Stelle nicht gedacht wird, so werden doch bereits Namen von Persönlichkeiten genannt, die für den Posten in Betracht kommen dürften. Daß er wieder einem Historiker von Beruf verliehen werden wird, gilt als sicher. Unter diesen Umständen erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß in erster Linie Prof. Max Lehmann in Göttingen in Betracht kommen dürfte, der lange Jahre am Berliner Archiv thätig gewesen ist, bevor er ein akademisches Lehramt übernahm." Bekanntlich hat Max Lehmann im vorigen Herbst in einer nicht ohne Leidenschaft geschriebenen Broschüre die Ansicht verfochten, Friedrich der Große habe den siebenjährigen Krieg als Angreifer in der Absicht, Sachsen zu erobern, eröffnet. Man muß die Berliner Verhältnisse wenig kennen, um danach die Berufung des Verfassers der preisgekrönten Biographie Scharnhorsts mit dem Correspondenten der „Magdeb. Ztg." „wahrscheinlich" zu finden.

* Der reichste Student in den Vereinigten Staaten, wenn nicht in der ganzen Welt, schreibt der „Louisville-Anzeiger", dürfte ein gewisser Walther S. Hobart sein, der die Harvard-Universität besucht und dessen „Monatswechsel" sich auf 200,000 M. beläuft.

* **Heidelberg.** Die badische Regierung hat im Einverständnisse mit dem Senate der hiesigen Universität, wie die „Neue Badische Landeszeitung" berichtet, dem Professor der Philosophie Dr. Otto Caspari wegen gewisser Verhältnisse seines Privatlebens, die unliebsames Aufsehen erregten, die Berechtigung zu Vorlesungen und die Würde eines außerordentlichen Professors entzogen. Dr. Otto Caspari, der im 55. Lebensjahre steht, Berliner von Geburt, ist seit 1877 außerordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg. Er ist der Verfasser zahlreicher Schriften und ein Vertreter jener Richtung, welche eine Anlehnung der Philosophie an die moderne Naturwissenschaft anstrebt. Mit Krause und Jäger hat er eine Zeit lang die Zeitschrift „Kosmos" herausgegeben. In seiner Erstlingsschrift suchte er einst den „Ursprung der Sprache" durch die Erhebung des Menschen vom vierfüßigen zum aufrechten Gang zu „erklären". 1873 ließ er eine zweibändige „Urgeschichte der Menschheit" (2. Auflage 1877) erscheinen, in der er über den sittlichen und geistigen Gesichtskreis der Menschen der Feuerstein- und ähnlicher hypothetischer Perioden recht genaue Aufschlüsse zu geben wußte. Mit den Anschauungen der heutigen Welt scheint er, nach dem oben bezeichneten Schicksal zu schließen, minder gut zu harmoniren.

* **Straßburg.** Der Privatdocent Dr. Ludwig Maurer, Mathematiker, ist zum außerordentlichen Professor in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität ernannt worden.

* **Coburg.** Die zweite Sitzung des Geologen-Congresses leitete Prof. Baltzer (Bern). Es sprachen: Prof. Kayser (Marburg) über das Vorkommen von tertiären Conchylien im Hessischen, Prof. Beyschlag (Berlin) über den Thüringer Wald. Dr. Dathe (Berlin) behandelte das Erdbeben in Sicilien vom 11. Juni, Dr. Hürich das Palaeozoicum des polnischen Mittelgebirges. Professor Potonié (München) wies die Autochthonie der Kohlenflötze nach. Als nächstjähriger Versammlungsort wurde Stuttgart, zum Geschäftsführenden Prof. Fraas (Stuttgart) gewählt.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor der Medicin Dr. Hans Strahl ist als ordentlicher Professor und Director des Anatomischen Instituts an Stelle des Prof. Dr. R. Bonnet nach Gießen berufen worden.

* **Berlin.** Hr. Brugsch Bey, Director des Museums in Gizeh bei Kairo, weilt augenblicklich zum Besuche hier und hat mit dem Orientmaler Max Rabes Vorbereitungen getroffen zu einer würdigen und eigenartigen Ausschmückung der Grabstätte seines verewigten Bruders, Prof. Brugsch Pascha. Der Museumsdirector hat aus Aegypten einen in Sakkara gefundenen Sargdeckel, welcher der Zeit von 4000 v. Chr. angehört, eigens zu diesem Zweck unter großen Schwierigkeiten hieher senden lassen. Der Sarkophagstein hat ein Gewicht von ungefähr 38 Centner, er besteht aus Rosengranit und wird eine einfach gehaltene Inschrift tragen. Maler Rabes stiftet für das Grab ein von ihm modellirtes Relief des großen Aegyptologen, welches in Bronze zur Ausführung kommt. Director Brugsch Bey hat sich einen Weltruf erworben durch die Auffindung der berühmten 36 Königsgräber zu Theben am 5. Juli 1881.

* **Wien.** Der bekannte Kanzelredner und Subprior des hiesigen Dominicanerklosters, P. Albert Maria Weiß, welcher den Cardinal Fürst-Erzbischof Grafen Schönborn auf dessen letzter Reise nach Rom begleitete, hat einen Ruf als Professor an die katholische Universität in Freiburg in der Schweiz erhalten und angenommen.

* In **London** ist man bemüht, die berühmte philologische Bibliothek des verstorbenen Prinzen Lucian Bonaparte für England anzukaufen, da sie sonst versteigert und in alle Winde zerstreut würde. Die Sammlung enthält etwa 25,000 Werke in den meisten Sprachen und Mundarten der Welt und die Herstellung des Katalogs beschäftigte einen Fachmann mehr als 18 Monate. Leider ist der für die Sammlung im ganzen angesetzte Preis sehr hoch gegriffen, nämlich 40,000 Pfd. St.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Jesuiten und Gegenreformation in neuer Beleuchtung.[1])

I.

Th. S. Am 31. Juli 1893 war die 400jährige Wiederkehr des Geburtstages von Ignatius Loyola, und mit allem Glanze hat die katholische Kirche diesen Tag und das Andenken des Mannes gefeiert, der mehr als ein anderer Sterblicher dazu beigetragen hat, daß sie die schwerste Erschütterung, die im Laufe der Jahrhunderte über sie gekommen ist, siegreich überstanden, und dem sie ein gut Theil von ihrer Weltstellung verdankt. Zu den gewaltigen Männern, mit welchen das 16. Jahrhundert die Welt beschenkte, gehört der Stifter des Jesuitenordens; so tief wie er haben nur wenige in das innere Leben der Menschheit eingegriffen, weil er die religiöse Saite berührte, die nothwendig in der Volksseele einer jeden Nation widerklingen muß und die auch in der Brust eines jeden tiefer angelegten Menschen nachhallt, und weil er dies that zu einer Zeit, wo die abendländische Menschheit von der religiösen Frage auf das mächtigste erregt war und die Gegensätze um so schroffer einander gegenüberstanden. Grimmiger Haß und zügellose Begeisterung haben sich an der Beschreibung seines Lebens verewigt, Loyola theilt hier das Schicksal seines größeren Zeitgenossen Luther, der Parteien Gunst und Ungunst wird an ihm haften bleiben, so lange diese selbst bestehen, und wenn die eine ausruft: An seine Ferse heftet sich der Fluch, und die andere vor ihm niedersinkt als vor einem Heiligen, so werden doch, so lange man Geschichte schreibt, sich Welt und Wissenschaft mit diesem merkwürdigen Manne beschäftigen. Kehren ja doch in dem Wechselspiele der Jahrhunderte immer solche Perioden wieder, wo Staaten und Völker praktisch Stellung nehmen müssen zu seiner Schöpfung, seinem Orden. Aber nicht dies, weil Deutschland jetzt gerade in dieser kritischen Lage sich befindet, bildet die Veranlassung zu dem sehr ernsthaften, tief wissenschaftlichen Werke, das hier vor uns liegt, es ist keine Gelegenheitsschrift, für den Augenblick berechnet, so wenig wie etwa der Nationalökonom Gothein das vielgestaltige frische Feld wirthschaftlicher Studien nur einen Augenblick verlassen hat, um einen raschen Ritt in längst vergangene Zeiten zu machen und einen längst Dahingeschiedenen mit neuem Leben zu umkleiden.[2]) Vor uns liegt eine ausführliche, mit gewissenhaftem Fleiße ausgeführte Lebensbeschreibung, aus der auch der Kundigste unendlich viel lernen kann, in welcher die Studien vieler Jahre niedergelegt sind, und wer nur einen Blick in dieselbe geworfen hat, der erbaut sich an den ausgebreiteten Kenntnissen, über welche der Verfasser gebietet, an der klaren Form der Darstellung, an der schönen Gestaltung, welche das weitläufige Material unter der sicheren Hand eines echten Historikers angenommen hat, und nicht zum wenigsten an dem ruhigen Urtheil, das vielleicht manchem Protestanten zu ruhig scheinen könnte. Aber wenn die Muse der Geschichte auch begeistern oder Abscheu einflößen soll mit ihren Schilderungen, so muß sie doch in erster Linie suchen zu begreifen; Loyola und sein Werk lernen wir begreifen aus Gotheins bedeutendem Buche, und zu rechter Zeit stellt sich auch das Urtheil ein. Aus diesem Grunde sind auch die mühsamen archivalischen Forschungen, die der Verfasser in Wien und Paris, in Italien und Deutschland, wo neben München besonders Köln eine unendlich reiche Ausbeute gab, angestellt hat, nicht vergeblich gewesen, sie haben das Bild heller und sicherer gemacht. Sie haben aber auch ihr Licht geworfen auf die Geschichte der Gegenreformation, überhaupt auf die der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wer in derselben etwas bewandert ist, wird für unendlich viel Neues, was hier geboten ist, dem Verfasser dankbar sein.

Mitten hinein in die Zeit des größten nationalen Aufschwungs fiel die Jugend Loyola's; durch eine wunderbare Verkettung der verschiedensten Umstände wurden entlegene Länder Europa's in einer Hand (Karls V.) vereinigt, wenige Wochen vor Loyola's Geburt waren die Caravelen heimgekehrt, welche der erstaunten Welt die Kenntniß eines neuen Erdtheils brachten und den Keim eines ungemessenen Eroberungs- und Ausbreitungstriebes eigentlich in jedes spanische Herz senkten. Ein Hauch nationalen Selbstbewußtseins, beginnender Größe wehte über die iberische Halbinsel und ergriff die Herzen der stolzen Castilianer ebenso, wie die der rauhen Basken; mit wuchtigem Schritte hatte das geeinte Spanien seinen Einzug gehalten in die Völkerfamilie von Europa, es war bald nicht mehr bloß ein gleichberechtigtes Glied derselben, politisch gab es im 16. Jahrhundert den Ton an, und wenn es in religiöser Hinsicht die katholische Kirche auch mit seinem Geiste erfüllte, so hat dies niemand anders zu Stande gebracht, als der baskische Edelmann Don Inigo Recalde de Loyola. Ein echter Spanier ist Loyola gewesen, von der Fußsohle bis zum Scheitel, die Art und die Summe seines Empfindens und Denkens ist ganz die seines Volkes gewesen, und jene naturalistische Geschichtsauffassung, welche das Wesen und die Eigenart eines Menschen aus den Einflüssen des Landes und Volkes, der Familie und des Blutes zu erklären sucht, hat hier freies, offenes Feld. Auch Gothein hat vollen und richtigen Gebrauch davon gemacht, er zeigt, wie die bestimmenden Elemente seines Wesens von seinem Volke und Lande herrühren; er ist der thatkräftige aber verschlossene Baske, der lieber schweigt als redet und der gerade durch seine Unergründlichkeit imponirt, der phantasiereiche Edelmann, in dessen Adern ein wenn auch nur kleiner Tropfen vom Blute des Ritters von der Mancha rollt, der die Heiligen übertreffen will, der nichts weniger liebt als eine falsche Demuth, die sich nichts zutraut, aber dabei doch äußerlich die demüthigste Rolle in der Welt spielt; die eigenthümlich spanische Mystik, die das Bedürfniß hat, das Ueberirdische zu schauen und als Ziel eine un-

---

[1]) Ignatius von Loyola und die Gegenreformation; von Eberhard Gothein, Halle, M. Niemeyer, 1895.

[2]) Hat er ja doch schon in früheren Publicationen gezeigt, daß er seine Arbeit dem Jesuitenorden widme. Nun hat er mit einem zusammenfassenden Werk uns erfreut.

getrübte Ruhe, eine Sabbathstille der Seele sucht, wir finden sie bei Loyola ebenso wie jenen brennenden Ehrgeiz, jenen welterobernden Thatendurst, welcher die spanischen Conquistadoren nach Mexico und Peru getrieben hat. Gothein hat in vorzüglicher Weise eine Schilderung des religiösen Zustandes von Spanien um die Wende des 16. Jahrhunderts gegeben, die man mit wahrem Genusse liest, und in welcher alle die verschiedenen Factoren, welche die religiöse Entwicklung dieser von dem übrigen Europa abgeschlossenen, auf einen selbständigen Bildungsgang angewiesenen Nation bestimmen, zu Worte kommen; die bischöfliche Macht, die so geschlossen beim Tridentinum auftritt, der Humanismus, der wohl begeistert aufgenommen wird, aber doch nur eine Episode bildet, wie er selbst als Diener der Theologie angesehen wird, die reformatorischen Strömungen von Juan Valdes angefacht, welche mehr die Gestalt des Pietismus annehmen und daher der Kirche keine schwere Gefahr bereiten, der Einfluß der arabisch-semitischen Wissenschaft — dies alles finden wir in einem anziehenden lebensvollen Bilde vereinigt. Und wir werden dem Verfasser Recht geben, wenn er diesen Abschnitt schließt mit dem treffenden Worte, daß Loyola ein wahrer Mikrokosmus der spanisch-religiösen Cultur war; er war in keiner Weise ein origineller Denker, aber er vereinigte in sich die Elemente, die religiösen Eigenthümlichkeiten seines Volkes und gab ihnen eine Richtung auf das Allgemeine; durch ihn und seine Schöpfung ist die Herrschaft des spanischen Geistes in der katholischen Kirche entschieden worden.

Es ist weltbekannt, welch unvorhergesehenes tragisches Ereigniß dem Leben Loyola's seine eigenthümliche Wendung gab. Der baskische Edelmann, der die geringen Mittel seines Hauses mit seinem uralten reinen Blute deckte, war früh in den Soldatendienst getreten; tief hat dieser Stand seine Spuren seinem Wesen aufgeprägt; militärische Sauberkeit und Ordnung pflegte er sein Leben lang, der Gehorsam, welcher dem Jesuitenorden die höchste Tugend ist, war das Nachbild der militärischen Subordination, bis in die Ausdrücke militia Christi u. ä. läßt sich dieser Einfluß verfolgen. Bei der Belagerung von Pamplona durch die Franzosen im Jahre 1521 zerschmetterte dem furchtlosen Kämpfer, der allein gegen die Uebergabe der Festung gestimmt hatte, eine Kugel das Bein; ehrenvoll wurde er von den Siegern behandelt; im Schlosse seines Bruders zu Loyola (bei Azpeilia in der Provinz Guipuscoa) brachte er die langen Monate der langsamen Heilung zu, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen ertrug er die schwere Qual, als das schlecht eingerichtete Bein zweimal gebrochen werden mußte, aber hinkend blieb der Fuß. In der Langenweile der Genesung verschlang der literarisch nicht ungebildete Jüngling, dem manche Balladendichtung gelungen war, die ganze kleine Bücherwelt, welche das einsame Gebirgsschloß darbot, es war eine Evangelienharmonie und eine Blüthenlese der Heiligen. Mit glühender Phantasie versenkt er sich darein. Ritterthum und Religion, Frauendienst und Gottesdienst gehen in wunderbarer Weise in einander über, bei der Rückschau auf sein eigenes Leben ergreift ihn schmerzliche Oede, er weiht sich der unbefleckten Jungfrau, nach Jerusalem will er pilgern, der Welt entsagen; und doch ergreift ihn, den that- und willenskräftigen Soldaten, in demselben Augenblick die Gewißheit, daß seine Lebensaufgabe nicht die eines Eremiten sei; in Montserrat, dem heiligen Berge von Arragonien, weiht er sich ganz als Ritter der hl. Jungfrau, dann zieht er sich in das Dominicanerkloster zu Manresa zurück, dort kam die neue Lebensrichtung zum vollen Durchbruch, zur Entscheidung.

Ob der spanische Soldat im fernen Westen etwas wußte von den Gefühlen, welche 16 Jahre zuvor den thüringischen Bergmannssohn in das Augustinerkloster zu Erfurt getrieben haben, ist sehr zweifelhaft, aber beinahe greifbar nahe liegt die Parallele zwischen diesen beiden Männern und Entschlüssen, und doch welch himmelweite Kluft liegt zwischen beiden! Wenn der Augustinermönch in der tiefsten Erschütterung seines Wesens klagte über seine Sünden, so konnten ihm weder seine Gedanken, noch seine Werke Ruhe und Frieden schaffen, nur in der objectiven Wahrheit der hl. Schrift, welche ihm die freie Gnade Gottes verbürgte, fand er sie; Loyola aber kannte zwar auch das Quälende des Sündenbewußtseins, und wie keine Askese dies heben konnte, da faßte er den Entschluß, einen Strich unter sein bisheriges Dasein zu machen, und von diesem Augenblick an lebte er der festen Ueberzeugung, daß Gott ihm verziehen habe. Dies bewußte Abschließen der Gedanken und Empfindungen, die man doch selbst auch wachgerufen hat, ist das ganz Charakteristische für den ehemaligen Soldaten, dessen ganzes Bestreben auf eine feste Disciplinirung des inneren Menschen gerichtet ist, der aber als echter Spanier bei der Vertiefung in die innersten Geheimnisse des Glaubens sich besonderer Erleuchtungen gewürdigt fühlt; einmal sieht er Christus bei der Wandlung in die Hostie herabsteigen, ein anderes Mal erkennt er das Geheimniß der Dreieinigkeit, und wo der nüchterne Deutsche mit aller Macht der Ueberzeugung sich auflehnt gegen jede Schwarmgeisterei, da sieht Loyola darin seinen höchsten Trost, die Bekräftigung des Glaubens. Nachdrücklich hebt Gothein hervor, selten habe es einen Menschen gegeben, der sich selbst so objectiv gegenüber gestanden sei, wie dieser merkwürdige Mann, der über seine Stimmungen und Gefühle Minute für Minute Buch führen konnte, der als seine höchste Aufgabe ansah, die Kräfte der Seele so auszubilden, daß ihre Schwächen und Leidenschaften gehoben werden sollten. In dem Kloster von Manresa hat er dies an sich geübt, aus der eigenen Beobachtung entstanden dann auch jene berühmten Exercitien, das Evangelium des Jesuitismus, das uns den sichersten Einblick in die Bildung des jesuitischen Geistes gewährt. Es ist eine geistige Wanderung durch die Hölle der Sünde, den Himmel der Gnaden, ein Sich-versenken in das Leben, besonders in das Leiden Jesu, und alles darauf gerichtet, die Seele von den Schlacken der Leidenschaft zu reinigen; jede Tugend, jede Sünde wird geprüft, aber auch über jede Buch geführt, so daß man von seinem sittlichen Zustand jeden Tag eigentlich ziffermäßige Rechenschaft geben kann; leidenschaftslose Gelassenheit, ἀταραξία nennt sie Gothein zutreffend, ist der ersehnte Zustand, und wenn diese ersehnte Ruhe der Seele auf den ersten Anblick etwas Bestrickendes, Großartiges hat, so darf man nie dabei vergessen, daß diese geistigen Uebungen gar zu leicht zu einem Spiel der Empfindung werden und daß diese Sittlichkeitsübung in einen Formalismus und Mechanismus endigen muß, der den Menschen zur Maschine macht, aber nicht zum Ebenbilde Gottes. Die Briefe des Ignatius, die jetzt in einer stattlichen Sammlung von sechs Bänden vorliegen und eine Hauptquelle für Leben und Anschauung bilden, entbehren fast alle des persönlichen Colorits und unterscheiden sich dadurch sehr wesentlich von denen Luthers und Calvins, in den Exercitien haben wir die Lösung des Räthsels.

Aber ein ganz gewaltiges Mittel, eine treffliche Waffe für die Ausbreitung seiner Sache hatte Loyola sich eben in denselben geschaffen; mit ihnen faßte er überall Fuß, denn nicht jene ruhige Mystik, welche in sich befriedigt ist, sollten sie erzeugen, sondern das Werkzeug für die praktische Thätigkeit. Der Menschheit zu helfen, dies war der brennende Ehrgeiz des eigenthümlichen Mannes, zu praktischer Thätigkeit, allumfassender Wirksamkeit trieb ihn sein ganzes Wesen. Allen alles zu sein, war nach dem Apostel Paulus sein Wahlspruch und sein „Anpassungsvermögen“, wie

Gothein diese Eigenschaft bezeichnend nennt, war ein außerordentliches; sie ist bekanntlich von ihm auch auf seinen Orden übergegangen oder vielmehr demselben von dem Stifter einverpflanzt worden, ihr hat diese bedeutendste Macht der katholischen Kirche in der neueren Zeit auch ihre größten Erfolge zu verdanken. Darum hat Loyola auch z. B. seinen Schülern befohlen, überall die ortsübliche Tracht anzulegen, um sich desto leichter in die Gesellschaft, in den Verkehr der Menschen einzuschleichen und einen jeden mit zeitgemäßer Unterhaltung unterstützen zu können. Eine Pilgerfahrt nach Jerusalem bildete nur eine kurze Episode in seinem Leben; wohl bildete die Befreiung des hl. Grabes viele Jahre lang das Ideal seiner Wünsche, und dieser Wunsch war ein Bindeglied mit unzähligen gleichgesinnten Katholiken, aber die Franciscaner gestatteten ihm keine Wirksamkeit dort. Auf Europa angewiesen erkannte der kluge Mann sogleich die Lücken seiner Bildung; auf die Schulbank unter kleine Knaben setzte er sich in Salamanca, in Alcalá trieb er Philosophie, aber der seltsame Student, dem reiche Frauen den nöthigen Unterhalt gewährten, begann schon damals Jünger, besonders Jüngerinnen zu sammeln. In Barcelona gewann er vornehme Damen, mit welchen er seine Exercitien anstellte, auch später ist ihm dieser Kreis treu geblieben, ein Beweis seines bestechenden Einflusses. Zu den Seltsamkeiten dieses merkwürdigen Lebens wird es stets gehören, daß die katholische Kirche ihn, ihren Retter, beinahe stets und überall mit großem Mißtrauen aufnahm, so daß Loyola mit den Kerkern der bischöflichen Inquisition mehr als einmal Bekanntschaft machte; in dem geschmeidigen, demüthigen Mann, der Jedermann so sanft begegnete, lag doch etwas, was instinctiv jedes selbständigere Gewissen mit Argwohn erfüllen mußte, jene Anpassungsfähigkeit mochte als kluge Berechnung erscheinen und der geforderte absolute Gehorsam mochte warnen vor dem Herrscher, der hinter dieser Forderung stand.

Als in Spanien seines Bleibens nicht mehr war, wanderte er nach Paris; noch war dies die hohe Schule der katholischen Welt, und die ganz vortreffliche Schilderung der dortigen Zustände, der offene und geheime Streit der alten Universität mit Humanismus und Reformation gehört zu den glänzendsten Partien des Buches. Nicht handelnd hat Loyola in denselben eingegriffen, es war ja überhaupt sein Grundsatz, wenn er zu Tische geladen werde, mehr zu schweigen, als zu reden, aber noch weit mehr zu beobachten; an der reichbesetzten Tafel der Weltstadt ist er demselben nicht untreu geworden, Menschen, Völker, Verhältnisse hat er scharf beobachtet, er hat auch eifrig studirt. Aber die fünf Jahre, welche er der Scholastik widmete, kosteten ihn keine geringe Ueberwindung, seiner praktischen Natur ging das formale Lernen schwer ein, die Resultate waren auch nicht bedeutend. Nirgends in Sachen des religiösen Gedankens ist Loyola schöpferisch aufgetreten; unverrückbar stand ihm das Dogma fest, er hat demselben aber auch keine neue, bisher nicht beachtete Seite abgewonnen und darum kein neues bewegendes Princip in die Welt geschleudert, wie z. B. Luther. Die geniale Originalität fehlte ihm vollständig, aber sie wurde in gewissem Sinne ersetzt durch das glänzende Organisationstalent, mit welchem er begabt war, und mit wahrer Virtuosität verstand er in dem Neuen, das er der Welt geben wollte, dies ans Licht zu stellen und durchzuführen. Erfolgreich war hingegen seine praktische Thätigkeit; in Paris sammelte er in den Reihen der Studenten seine ersten Jünger: Petrus Faber, den frommen Savoyarden mit eisernem Willen, der, seitdem er sich der hl. Apollonia empfohlen, immer sich guter Zähne erfreut, über die Heiligen jedes Landes, das er durchzieht, genau Buch führt, aber, von Loyola gebildet, in dem ketzerischen Deutschland dem Orden den Weg bahnt; den schönen, reichbegabten, vornehmen Franz Xavier, den späteren Apostel von Indien und Japan, wohl die anziehendste Gestalt des Ordens, und den gescheiten Lainez, dem sein ausgebreitetes theologisches Wissen immer zur Verfügung stand. Es war ein einfacher Studentenverein ohne Askese, der sich aber immer weiter verbreitete. Am Himmelfahrtstage der Maria, 15. August 1534, legten die Genossen in der einsamen Marienkirche des Montmartre das Gelübde ab, in Palästina zum Wohle ihrer Mitmenschen zu wirken. Nach der Rückkehr, oder wenn sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen sollten, wollten sie sich dem Papste zur Verfügung stellen. Von einem Gelübde strenger Armuth sah man ab: „Wir gelobten Eltern und Netze zu verlassen außer einem Zehrgeld", der ganze Charakter des Ordens liegt in diesen bedingten Gelübden.

Aber Frankreich war nicht das Land, von welchem die Gegenreformation oder die Erneuerung der katholischen Kirche ausgehen konnte; dies mußte Italien sein, hier war der Hebel anzusetzen, dies erkannte Loyola sogleich, als er Italien besuchte, mit dem Scharfblicke des geborenen Feldherrn. Darum gab er auch die geplante Reise nach Jerusalem auf, als sich widrige Umstände in den Weg stellten, und wenn der Biograph Loyola's mit Recht hervorheben darf, daß er eine einmal angefangene Thätigkeit nie aufgab, so weiß er doch auch Beispiele genug davon anzuführen, wie oft praktische Gründe für diesen oder jenen Weg ausschlaggebend waren. Mit Gassenpredigten hatte Loyola in Venedig Aufsehen erregt, aber auch mit Contarini, mit Caraffa traf er zusammen, und wenn der erstere, den Gothein mit liebevoller Sorgfalt als Vermittlungstheologen im Nobilegewand, als schöne ethische Natur zeichnet, an welcher die neue Lehre von der Rechtfertigung nicht spurlos vorübergegangen sei, sich dem demüthigen Mönche freundlich erwies, was ihm später nicht mit Dank gelohnt wurde, so kam es mit Caraffa (nachher Papst Paul III.) wenigstens nicht zum feindlichen Zusammenstoß. Ostern 1538 zogen drei unscheinbare Männer durch die Porta del popolo in Rom ein, ihr Meister hatte seiner Genossenschaft den Namen Compañia de Jesus gegeben und dieses „Fähnlein Christi" war im Stande, dem Papstthum das wieder zu geben, was die neue Zeit und die Angriffe des Mönches von Wittenberg ihm geraubt hatten, seine mittelalterlichen Ansprüche, aber verbunden und gleichsam umkleidet mit der Cultur der Renaissance.

In einem ganz vortrefflichen Ueberblick, der diesem Capitel vorangeht und ebenfalls eine wahrhaft genußreiche Lectüre bildet, hatte Gothein den religiösen Zustand Italiens geschildert. Hier, wo eine viel größere Freiheit und Mannichfaltigkeit herrschte in dem geographisch und politisch so reich gegliederten Lande, wo die Religion in so inniger Berührung stand mit der Kunst, wo auch der Laie Kritik übte, ohne sich damit in Gegensatz gegen die Kirche stellen zu wollen, machten sich religiöse Strömungen der verschiedensten Art geltend, und gern folgt man dem vielbelesenen Verfasser bei der Heerschau, die er über die leitenden Geister derselben hält. Da ist neben Contarini der kluge Morone, der vorzügliche Diplomat der Curie in Deutschland, neben ihm der liebenswürdige Reginald Pole, der so gern Freundschaften knüpfte und genoß, der vorzügliche lateinische Stilist, wie Morone zu Contarini's Freunden gehörend, der Humanist Sadolet und der edle Kreis erlauchter Damen, die sich um Vittoria Colonna und Julia Gonzaga und andere mehr schaarten; ob sie vom Humanismus ausgehen oder von der Lehre der Rechtfertigung ergriffen wurden, ob ihr religiöses Dichten mit ästhetischen Genüssen tief durchzogen war oder ob bei ihren Zusammen-

künften ernst erbauliche Gespräche getrieben wurden, es war zwar alles in allem eine ziemlich starke Reformströmung, welche sich in der katholischen Kirche Italiens geltend machte, aber eine gewaltige, auch die Tiefe des Volkes ergreifende Bewegung hervorzurufen, waren diese Männer und Frauen nicht im Stande. Auch der Humanismus hatte dies nicht vermocht, und doch lag das Bedürfniß einer Aenderung, besonders seitdem der sacco di Roma so eindringlich zur Buße gerufen hatte, in der Luft. Wohl gab es eine Richtung, die damit Ernst machen wollte, es war Caraffa und seine Partei; der heißblütige vornehme Neapolitaner mit seiner leidenschaftlichen Frömmigkeit wollte keinen Buchstaben vom strengen Dogma aufgeben; nachdem er anfangs Erasmus bewundert hatte, erkannte er deutlich, daß der Humanismus der Kirche nicht aufhelfen könne, darum griff er bald zu Kirchenstrafen und Censuren; mit seinem Freunde Cajetan Thiene wollte er die entartete Weltgeistlichkeit wieder zur apostolischen Disciplin zwingen, und wenn sein Theatinerorden auch nur eine Auslese aus der Geistlichkeit zu diesem Zwecke war, so glitt sein Weg, da er ernstlich praktische Besserung will, bald dahin, daß er die Ketzer schonungslos auszurotten empfiehlt, aber die Kirche zugleich zu einigen sucht durch die strenge Zucht des Mittelalters, die das ganze Leben des Klerus durchdringen, aber auch die Laien beeinflussen sollte. Von oben her kam diese Reformation, und was sie leisten konnte, zeigte Caraffa's Freund Giberti, der in seinem bischöflichen Sprengel Verona an Welt- und Klostergeistlichkeit die Disciplin wiederherstellte, regelmäßige Gottesdienste einführte und die Religiosität des Volkes auf alle Weise zu heben suchte. Aber wollte die Curie nur im entferntesten das bleiben, was sie geschichtlich geworden war, so mußte, je weiter die Welt hineinwuchs in die Mitte des Jahrhunderts, das Streben nach einer Versöhnung mit dem Protestantismus für sie immer geringer und aussichtsloser werden. Die Gefahren jedoch, welche die strenge Durchführung der mittelalterlichen Ansprüche und Ideen im Schoße trug, konnte sich Rom auch nicht verhehlen. Da, mitten in dieser gährenden Bewegung, man darf wohl sagen, in dieser Bedrängniß, bot sich ein neuer Orden als Retter der Kirche, der es verstand, die gemäßigten Männer der Reform für seine Ideen zu gewinnen und dem Papstthum nicht nur die Stellung zu wahren, welche ihm das 15. und 16. Jahrhundert verliehen hatte, als es an die Spitze der Bewegung der Renaissance trat, sondern ebenso auch jene Ansprüche, welche es vom Mittelalter her überbekommen hatte, und welcher der Kirche selbst eine praktisch-disciplinare Reform gab. Zu einer weiteren Reformation der Kirche konnte es dann nicht mehr kommen, diejenigen ihrer Glieder, welche mit diesem auferweckten Geiste, der nun bald übermächtig überall einzog, sich nicht vertragen konnten, welche zu sehr Wohlgefallen an den Lehren der deutschen Reformation gefunden, ein Occhino, Peter Martyr, auch Vergerio mußten über die Alpen flüchten, und wer den schönen Himmel Italiens nicht missen konnte, sah sich bald genug als Ketzer verdächtigt und behandelt.

Schon bei dem Gelübde auf dem Montmarte war auch jenes vierte Gelübde, welches den Jesuitenorden ganz besonders auszeichnet, in Aussicht genommen worden, das des unbedingten Gehorsams gegen den Papst; nun wurde es fest angenommen und in die Praxis übergeführt. Und wenn auch diesmal jene seltsame Ironie des Schicksals eintrat, daß die Gesellschaft gleich bei ihrem Eintritt in die römische Thätigkeit abermals verdächtigt wurde gerade bei dem Papst, dessen getreueste Diener sie sein wollten, so genügte eine Stunde der Unterredung für Loyola mit Paul III., daß der genaue Kenner des menschlichen Herzens jede Anklage verwischen konnte und den Sieg gewann. Hier ist der Geist Gottes, rief Paul III. erfreut aus, als man ihm den Entwurf der Constitutionen des neuen Ordens vorlegte, und in der That, diese dem Papstthum so ergebene Truppe war eine Waffe, wie es nie eine ähnliche in der Hand gehabt hatte; 1539 erfolgte die Bestätigung, ein Jahr später erging die Einsetzungsbulle und der Orden konnte die 3000 Messen, welche Ignatius der göttlichen Majestät für einen günstigen Ausgang gelobt hatte, allmählich lesen.

Während dieser Verhandlungen hatte der Orden seine praktische Thätigkeit begonnen, denn ein wesentlich praktischer wollte er ja sein, und mit Recht hat Gothein diesem wichtigen Theile ein großes Capitel seines Buches gewidmet, so daß man vollständig über Umfang und Art und Weise desselben orientirt wird. Es war ein Grundsatz von Ignatius, mit Kleinem anzufangen, aber auch das Kleinste mit derselben Energie zu betreiben wie das Größte. Gassenpredigten, wo der Prediger auf einem Prellstein stand und den Hut schwenkte, um die Leute heranzulocken, wechselten ab mit Judenmissionen; verwaiste und verwahrloste Kinder wurden in Rettungshäuser gesammelt, durch Genossen- und Bruderschaften, welche einem bestimmten Zwecke (z. B. Krankenpflege) dienten, wurde unter den Männern das religiöse Leben neu angeregt, aber hauptsächlich auch der Predigt große Aufmerksamkeit geschenkt. Die Reformation hatte den Predigten ihrer Geisteshelden so viele und große Erfolge zu verdanken, Ignatius bekämpfte die Gegner auf demselben Felde. Zu jeder Zeit, war seine Weisung, sollte das Mitglied der Gesellschaft zu jeder Art von Predigt bereit sein; ob sie vor einer Hofgesellschaft oder vor Bauern, vor Geschäftsleuten oder Galeerensklaven das Wort ergreifen sollten, überall sollten sie das Geeignete zu reden wissen. Keine Leidenschaft, kein rhetorischer Schmuck war nöthig, die nächsten Fragen sollten behandelt, die Tugend gelobt, das Laster getadelt werden; durch keine Invective, durch keine Verdammung öffentlicher Mißstände sollte man Anstoß geben, am allerwenigsten aber das Dogma auf die Kanzel bringen; sich mit Glaubensfragen zu beschäftigen, wollte er seinen Zuhörern abgewöhnen, die Predigt sollte eine Art Beschwichtigungstrank werden. Als der Orden freilich in Deutschland so hart und viel mit den Ketzern zusammenstieß, da mußte man zur Controverspredigt greifen und sie wurde bekanntlich später mit Vorliebe gepflegt. Häufiger Abendmahlsgenuß, ebenso häufige Beichte wurden eingeschärft und eingeführt, auch bei sonst reservirten Fällen konnten die Jesuiten absolviren, und wenn sie sich rühmen konnten, wie viele Gleichgültige und Verstockte sie zur Predigt und Beichte geführt, wie die Beichtstühle von Morgens bis Abends dicht umdrängt waren, so sieht man schon hieraus, wie viel sie vor den regelmäßigen Dorfpfarrern voraus hatten. Für die Beichte wurde eine Vorschrift, das Directorium, ausgearbeitet, sie ist das Grundbuch für die Moral der Jesuiten. Hier, wo es sich um den Begriff der Sünde und um ihre Zurechnung handelt, haben bekanntlich stets die Gegner der Jesuiten, besonders Pascal, die verwundbarste Stelle der Gesellschaft und ihrer Principien gefunden, hier hebt auch Gothein den tiefsten Unterschied hervor zwischen den Reformatoren und ihrem Glauben an die Sündhaftigkeit menschlichen Wesens und Trachtens, und der Selbstgerechtigkeit, die den tiefsten Kern des jesuitischen Empfindens bildet.

Von jeher war der Beichtstuhl der Weg zur hohen Politik, immer setzten die bedeutenden Orden eine Ehre darein, ihre Brüder als Beichtiger von Königen und Kaisern, auch der Frauen derselben, zu wissen, und der Gewinn davon für die Orden ist selten ausgeblieben. Der Stifter dieses neuesten Ordens hat im Princip die Theilnahme an dieser Thätigkeit abgelehnt, in Praxis aber angenommen, und man weiß, welchen Einfluß die Jesuiten gerade dadurch

ausgeübt haben. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Loyola, dessen politisches Auffassungsvermögen ein ganz hervorragendes war, die Welthändel, um genau berechnen zu können, welchen Vortheil daraus die Kirche oder genauer das Papstthum ziehen könne. Höchst bezeichnend für den Geist, den er seinem Orden einhauchte, und ebenso lehrreich für die Welt sind die Instructionen, welche er den Sendboten gab, die nach Schottland und Irland gingen: Mit allen sollten sie in steter Rücksicht auf Stand und Würde reden, selbst sparsam und gemäßigt mit ihren Worten, um so geneigter und geduldiger im Zuhören, bis es ihnen scheine, daß der Redner seine ganze Herzensmeinung ausgedrückt habe. Dann sollten sie kurze und gefällige Antworten geben, so daß dem Andern jede Gelegenheit zum Drängen abgeschnitten sei. Sie sollten jeden Charakter beobachten und so weit es recht und billig sich ihm anpassen. Sie selbst hätten jeden Zorn zu dämpfen, jede Beleidigung ruhig zu ertragen. Zum Anfang sollten sie in kluger Weise loben, was sie Gutes bei Jemand sehen, die Fehler unberührt lassen und sich so in seine Gunst einschmeicheln, dann erst könnten sie mit den Heilmitteln der Seele nahen und das Herz erschüttern. Sie selbst aber sollten immer die Heiterkeit des Antlitzes und die größte Freundlichkeit der Rede bewahren. Urbi et orbi galt, sobald die Gesellschaft anerkannt worden war, ihre Thätigkeit, der Universalismus, den die ewige Stadt predigte, ging auch ihr in Fleisch und Blut über, mehr als irgend eine andere sollte sie international sein, jeder Streit über Vorzüge und Fehler der einzelnen Nationen war streng verboten, für den kühnen Ehrgeiz Loyola's war kein Land zu fern, weltumfassend sollte die Thätigkeit der Seinigen sein, in keinem Lande sollte der Jesuit ein Fremdling sein, daher mußte er die Sprache desselben lernen und verstehen, stets zur Wanderschaft bereit, wenn ihn der Ruf seiner Oberen anderswohin sende. Es war dies auch mit ein Grund, warum Loyola vor der Beifügung einer weiblichen Genossenschaft sich scheute. Bald genug legte die Gesellschaft auch Hand an, das Erziehungswesen zu leiten. Die Umstände haben Loyola zunächst dazu getrieben, Collegien zu gründen, weil er junge Leute für sich brauchte, deren Studiengang ganz genau nach seinem System geregelt war; aber bald sollten dieselben nicht bloß dem Orden, sondern dem Allgemeinen dienen, die Centralanstalt, Muster und Mutter der andern wurde das Collegium Romanum in Rom (1550). Es war die Pflanzschule für den jesuitischen Generalstab in dem Feldzug für die Gegenreformation; wie viele Siege der katholischen Kirche wurden hier vorbereitet, wie ist aber auch seitdem die Schule eines der Hauptschlachtfelder für Jesuiten und ihre Gegner!

Felix Hoppe-Seyler †.

Dr. M. P. Die deutsche Physiologie hat wiederum einen schweren, kaum verwindlichen Schlag erlitten. Am 11. August ist auf seinem Buenretiro Wasserburg am Bodensee unvermuthet, ohne vorhergehende Krankheit Felix Hoppe-Seyler den Seinen und der Wissenschaft durch einen plötzlichen Tod entrissen worden. Seine Schüler rüsteten sich bereits, ihm zum 70. Geburtstag, zu Weihnachten dieses Jahres, eine Jubiläumsgabe zu überreichen, um der Verehrung für ihren Meister Ausdruck zu verleihen; die „Deutsche chemische Gesellschaft“ hat aus gleichem Anlaß ihn zu ihrem Vicepräsidenten für die laufende Periode ernannt, und Universität und Stadt Straßburg dachten ihm hohe Ehrenbezeigungen zu. Nun ist er nicht mehr, und es wird schwer sein, ihn zu ersetzen, seine Bedeutung zu vergessen, unmöglich. Geboren am 26. December 1825 zu Freiburg a. U. als einfacher Leute Kind, ließ er sich, nachdem die Eltern ihm früh gestorben, adoptiren und führte seitdem seinen Doppelnamen — ein Bruder von ihm ist der Restor der Berliner Maschinenfabricanten, Karl Hoppe. Nachdem er das Gymnasium absolvirt, widmete er sich in Halle, Leipzig und Berlin dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften, promovirte im Jahre 1849 mit einer Arbeit über die chemische Natur des Knorpels, wurde im selben Jahre approbirt und machte darauf die damals übliche Studienreise nach Prag und Wien. Nach kurzer Thätigkeit als Arzt in Berlin ging er 1854 nach Greifswald als Prosector und Privatdocent, kehrte jedoch 1856 nach Berlin zurück, um an dem von Virchow begründeten und errichteten pathologischen Institut die — zum ersten Male in der Welt inaugurirte — Stelle eines Dirigenten der chemischen Abtheilung desselben zu übernehmen. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, nach vier Jahren schon, wurde er Extraordinarius, und kaum ein Jahr darauf als Ordinarius nach Tübingen berufen als Professor für „angewandte“ Chemie. Hier, im „Schloß“-Laboratorium der Musenstadt am Neckar, wirkte er elf Jahre mit einer großen Anzahl von Schülern, und hier entstanden seine bedeutendsten Publicationen, hier reiften seine Vorstellungen aus vom Chemismus der Organismen, wie er ihn auffaßte und wie man, seinen Ideen folgend, ihn jetzt noch sich denkt. Als dann nach Neuerstehung des Deutschen Reiches die Universität Straßburg wieder gegründet wurde und man anerkannte, daß der Physiologie das Recht zustehe, zwei Vertreter in der medicinischen Facultät zu haben, den einen für den physikalischen, den andern für den chemischen Lehrstuhl, da gab es keinen Zweifel, daß man für den letzteren keinen Anderen berufen durfte und konnte als Hoppe. Tübingen suchte ihn zu halten, die naturwissenschaftliche Facultät ernannte ihn zu ihrem Doctor honoris causa; ungern schied er, aber schließlich folgte er doch diesem Rufe, der gleich ehrenvoll war für alle Betheiligten. Zuerst interimistisch in einem alten, früher zu anderen Zwecken seitens der Stadt benutzten Gebäude, nach acht Jahren aber in den schönen, luftigen, hellen Räumen des nach seinen Intentionen erbauten physiologisch-chemischen Instituts hat er seine für die physiologische und pathologische Chemie bahnbrechenden Untersuchungen gemacht, deren Ergebnisse in seinem „Lehrbuch“ vom Jahre 1877—1881 — in vier Theilen — niedergelegt sind. Eine zweite Ausgabe dieses classischen Werkes war im Entstehen begriffen, wie Schreiber dieser Zeilen aus seinem eigenen Munde weiß, und das fast fertige Manuscript wird sich in seinem Nachlaß finden. Hier entstanden auch die mehrfachen Ausgaben seines „Handbuchs der physiologisch- und pathologisch-chemischen Analyse“, deren sechste vor zwei Jahren erschienen ist, ein Buch, das wohl in keinem Laboratorium der Welt fehlt; und von hier aus redigirte er unter Mitwirkung der bedeutendsten deutschen Fachgenossen die „Zeitschrift für physiologische Chemie“ — zwanzig stattliche Bände bis dato —, die er gründete mit der Aufgabe, „eine bessere Vereinigung der auf diesem Gebiete neu ausgeführten Forschungen herbeizuführen und hierdurch der Wissenschaft selbst förderlich sich zu erweisen“.

Die Zahl seiner Schüler ist groß; wohl wenige, die mit medicinischer Chemie sich ernsthaft beschäftigt haben, haben nicht bei ihm gearbeitet, indirect sind sie alle bei ihm in die Schule gegangen. Von seinen Assistenten haben es zu Ehrenstellungen gebracht u. a. Baumann in Freiburg, Kossel in Marburg, Liebreich und Thierfelder in Berlin. Es gibt wohl in der ganzen physiologischen Chemie keinen Theil, in dem er nicht selbst gearbeitet oder zu Untersuchungen angeregt hätte; seine Literaturkenntniß war enorm, und mit der freundlichsten Bereitwilligkeit stellte er diese jedem zur Verfügung, der von ihm lernen wollte. Liebenswürdigkeit gehörte überhaupt zu seinen Grundcharakterzügen — neben

eiserner Energie und Pflichtbewußtsein —, und wenn auch hier und da in einer Polemik — so gegen Pflüger — gelegentlich ein hart klingendes Wort fiel, so geschah es nur im Eifer wissenschaftlicher Erregung. Seine Einfachheit und Bescheidenheit war groß, und so gehörte er auch zu den Männern, die bei Constituirung der Straßburger Universität an die Reichsregierung das erfolgreiche Ersuchen richteten, für jetzt und alle Zeit von jeglicher Verleihung von „Titeln" an die Professoren abzusehen: deutscher Professor an der neuen deutschen Hochschule — das sollte das Höchste sein. Von seinen damaligen Facultätsgenossen sind bei weitem nicht alle am Leben, in Thätigkeit in Straßburg selbst nur noch drei: Schmiedeberg, Goltz und Recklinghausen. Er war der Senior der Facultät, schon in den 70er Jahren bekleidete er einmal das Rectorat. Nun ist er dahin; an seiner Bahre trauert pietätvoll die Familie und die Wissenschaft. Aber sein Werk bleibt bestehen, und so lange es eine exacte physiologisch-chemische Forschung im jetzigen Sinne geben wird, wird man als ihren Begründer und Meister nennen: Felix Hoppe-Seyler.

Mittheilungen und Nachrichten.

Völkerkunde. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. II. Band. Mit 513 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitttafeln, sowie 4 Karten von R. Buchta, Dr. F. Etzold, Th. Grätz, H. Kaufmann, W. Kuhnert, G. Mützel, Prof. Pechuel-Lösche, R. Püttner, E. Schweitzer, O. Winkler u. a. Leipzig-Wien 1895. Bibliographisches Institut. X. 780 S. Lex.-8°. — Mit großer Schnelligkeit ist der Neu-Auflage des ersten Bandes von Ratzels Werk der zweite nachgefolgt. Man erinnert sich, daß Eintheilung und Anordnung des Stoffes eine durchgreifende Aenderung erfahren haben, was sich äußerlich schon in dem Umstande ausspricht, daß der reiche Inhalt, ohne daß etwas Wesentliches in Wegfall gekommen wäre, nunmehr auf bloß zwei Bände zusammengedrängt erscheint. Die Neger machten früher den Hauptbestandtheil des ersten Bandes aus, waren aber von den hellfarbigen Stämmen Südafrika's nicht getrennt, während der Umschwung, der sich innerhalb des letzten Jahrzehnts bezüglich der Anschauungen über die Racen des dunklen Erdtheils vollzog, diesmal eine anderweite Gruppirung erheischte. So wurden die Hottentotten, Buschmänner und Zwergstämme in der ersten Abtheilung untergebracht, während die vorliegende zweite die eigentlichen Neger sammt den Culturvölkern der Alten Welt in sich aufnahm. Man wird dieser Neuerung seinen Beifall nicht versagen können und nur vielleicht wünschen, daß auch die Hamiten Ostafrika's aus der Verbindung mit den eigentlichen Negern losgelöst worden wären, unter denen sie zwar wohnen, von denen sie sich aber in mehreren der wichtigsten Punkte unterscheiden. Daß es sich so verhält, darüber läßt natürlich die Darstellung in dem betreffenden Capitel (S. 159 ff.) keinen Zweifel; es war also wesentlich die Rücksicht auf die starke Vermischung dieser meist nomadisirenden Stämme mit echtem Negerblut, welche den Galla, Masai, Wahuma u. s. w. zu dem ihnen hier angewiesenen Platze verhalf, und in der That wäre auch andernfalls ihre Stellung im Systeme eine allzu unsichere, da man sie doch auch mit dem besten Willen nicht den Culturvölkern zuzählen darf. Wie diese Menschen ihrem ganzen Wesen nach ein schwieriges Problem der Ethnographie darstellen, so bereiten sie auch der Systematik, welche gern feste Grenzlinien zieht, besondere Schwierigkeiten.

Gerade über Afrika haben wir in den letzten Jahren überraschend viel Neues erfahren, und das mußte sich denn auch natürlich in unsrer Vorlage bemerklich machen. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, der tiefgehenden Durcharbeitung des weitschichtigen Materials, von welcher der zweite Band Zeugniß ablegt, im einzelnen nachzugehen; es muß genügen, einzelne Beispiele anzuziehen. Während früher die sämmtlichen Abzweigungen des großen Kaffernvolkes unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammengefaßt wurden, konnten dieselben jetzt schärfer differentiirt werden, was insbesondere den Betschuanen zu gute gekommen ist; und fast in noch höherem Grade gilt ein gleiches für die nördlichen Kaffern (Bamangwato, Bakalahari u. s. w.), welche eben erst vor kurzem der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich geworden sind. Auf die merkwürdige Erscheinung von Völkerschaften, welche ohne natürliche Veranlagung sich den Anschein besonderer Tapferkeit und Gefährlichkeit zu geben wissen („Zulu-Affen") ist neues Licht gefallen. Auch dazu, den „zersprengten Negerstämmen Ostafrika's" (z. B. den Manganja) einen eigenen Abschnitt zu widmen, lag vordem keine Veranlassung vor, da man über diese Reste einst mächtiger, aber friedlicher und deßhalb durch räuberische Einfälle leicht zu decimirender Volksgruppen nichts Sicheres wußte. Mit den Waganda, Wanjoro und ihren Nachbarn im Nilseen-Gebiete ist man zwar seit geraumer Zeit schon bekannt, allein deren Bedeutung, zumal auch in anthropologischer Hinsicht, richtig zu würdigen, war nicht wohl thunlich, und erst indem Junker, Casati, Stanley und andere Reisende mit diesen zwar grausamen, aber doch auch aus eigenen Mitteln zu einer gewissen Cultur und namentlich zu selbständiger Staatengründung gelangten Völkern in nahe persönliche Beziehung traten, konnten die Ergebnisse gewonnen werden, auf denen der achte Abschnitt des zweiten Bandes beruht. Im Westen Afrika's hat sich die Stofffülle fast noch mehr vergrößert, und während sich Ratzel zuerst noch vielfach an die nicht immer unbestrittene Autorität von Du Chaillu zu halten genöthigt war, fehlt es jetzt nicht an zuverlässigen und umfassenden Nachrichten über die Fan, Dualla, Bateke, Ewe und wie sie alle heißen.

Von selbst versteht es sich, daß die Culturvölker nicht viel anders als im ersten Bande behandelt werden konnten, doch verleugnet sich auch da das Septennium nicht, welches die zweite Ausgabe von der ersten trennt. Dies spricht sich u. a. recht deutlich in den Angaben über die Tyrannen des Landes am Nigerknie, über die Fulbe, aus. H. Barth, die beste und voreinst fast einzige Quelle, faßte dieselben als ein Mischvolk auf, und zu einem solchen haben sie sich ja auch thatsächlich im Laufe der Zeiten entwickelt; gleichwohl erfahren wir jetzt, daß sie von Hause aus dem Neger durchaus fern stehen und daß es noch Bezirke gibt, in denen sich der ursprüngliche, reine Typus als solcher zu erhalten vermocht hat. Nicht minder sind die Joloffen, welche Ratzel, wie die meisten Völkerkundigen, zu den Negern gerechnet hatte, jetzt von diesen getrennt und mit den Haussa und Mandingo zu einer selbständigen Uebergangsrace vereinigt. „Es sind Neger, die wir hier vor uns haben, aber Neger, die bald durch ihre vorwaltend edleren Züge, bald durch ihre geschichtliche und culturelle Bethätigung die Wirkungen fremder Einflüsse bezeugen." Der Bogos, Mensa, Beni Amer wurde in der ersten Auflage nur vorübergehend Erwähnung gethan, während sie die zweite als „Hirtenvölker nördlich von Abessynien" zusammenfaßt. Auch räumlich offenbart sich der beträchtliche Wissenszuwachs der neuesten Zeit in dem von den wilden Berg- und Waldstämmen Südostasiens handelnden Capitel. Daß dem Einflusse des malayischen Elements auf die östlichen Asiaten vom Verfasser nachgespürt wurde, läßt sich denken, und es findet sich vorzugsweise, daß sich zwischen Japan und Polynesien manches vereinigende Band schlingt, zu dessen Erkennen es eben eines geschulten ethnologischen Blickes bedurfte. Ferner erfahren wir manch Interessantes über chinesische Expansionsneigung und Auswanderungssucht, mit welchem Gegenstande sich der Verfasser, wie man weiß, schon in früherer Zeit monographisch beschäftigt hat.

Die Ethnographie, soweit ihre Pflege nicht in den Händen ortsangesessener Forscher liegt, scheint sich der Kaukasusvölker nicht mit besonderer Vorliebe anzunehmen, und so dürften dieselben denn auch hier auf den zehn Seiten, welche sie beanspruchen, etwas zu kurz weggekommen sein; es wäre zu wünschen, daß zumal das überaus merkwürdige Phänomen der Sprachzersplitterung auf kleinem Raum — ein Phänomen, das beinahe an die ähnlich gelagerten Verhältnisse bei den Melanesiern und bei den nordamerikanischen Prärie-Indianern heranreicht — von einem Sachkenner, wie Ratzel, gründlicher Erörterung unterzogen worden wäre. Trefflich hat es derselbe dagegen verstanden, den Europäern in dem Rahmen seines Werkes gerecht zu werden und gerade diejenigen Punkte hervorzuheben, welche von allgemeinerer Bedeutung sind, ohne daß in dem Gewühle der sich häufenden Details der leitende Faden verloren ginge.

Bei den naturwissenschaftlichen Werken des Meyer'schen Verlags spielt die äußere Form, die ja bei keinem Buche ganz außer Acht gelassen werden kann, eine besondere Rolle, denn diese Werke wenden sich an einen großen Leserkreis; wenn sie bei diesen Eingang finden wollen, muß auch die Ausstattung das ihrige dazu thun. So ist es denn auch hier, aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß die in üppiger Menge beigegebenen Abbildungen nirgends bloß das Auge zu ergötzen bestimmt sind, sondern daß sie stets treu an den Text sich anlehnen und diesen in vorzüglicher

Weise veranschaulichen. Angesichts der rastlosen Fortschritte unsres erd- und völkerkundlichen Wissens wird auch diese zweite Ausgabe der „Völkerkunde" in nicht allzu langer Frist einer dritten den Platz räumen müssen; bis dahin möge sie, wie ihre Vorgängerin, für das vielleicht reizvollste Grenzgebiet der Geographie kräftige Propaganda machen! S. Günther.

* Wir erhalten nachstehende gütige Zuschrift: „Dr. Hillebrandt hat in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 8. Aug. (1895 B. Nr. 181) einen sehr interessanten und lesenswerthen Aufsatz „Ueber den Rigveda" geliefert. Er gibt darin einen vollständigen Ueberblick über das meiste, was bisher zur Kenntniß dieses wichtigsten Denkmals des arischen Alterthums veröffentlicht worden ist. Darf ich mir einen kleinen bibliographischen Nachtrag erlauben? Professor Hillebrandt bemerkt, daß von meinen religionswissenschaftlichen Vorlesungen, an der Universität Glasgow gehalten, der zweite Cursus unter dem Titel „Physical Religion" erschienen und sehr wesentlich dem Rigveda selbst gewidmet ist. Nicht nur der zweite, sondern auch der dritte und vierte Cursus sind bereits unter dem Titel von „Anthropological Religion" und „Theosophy or Psychological Religion" in England erschienen. Auch in der deutschen Uebersetzung (bei Engelmann, Leipzig) liegt bereits der dritte Cursus vor, während der Druck des vierten und letzten Bandes nahezu beendigt ist. Eine noch viel wichtigere Auslassung ist jedoch die von Professor Hillebrandts eigenem Werke „Vedische Mythologie", welches einen wahren Fortschritt in unsrer Kenntniß des Rigveda kennzeichnet.
Oxford, 13. Aug. 1895. F. Max Müller."

* Ein langgehegter Wunsch, dem auch unsre Beilage neulich (Nr. 167) Ausdruck gab, wird nun, wie preußische Blätter berichten, bald seiner Erfüllung entgegen gehen. Auf dem Brocken, dessen Witterungsbeobachtungen für alle klimatischen Vergleiche und für die praktische Witterungskunde überaus wichtig sind, wird gegenwärtig ein meteorologisches Observatorium erbaut, das zum 1. October vollendet sein wird, worauf dann die Beobachtungen ihren Anfang nehmen werden. Mittelst eines reichhaltigen Instrumentariums, das durch möglichst viele Registrirapparate ergänzt wird, werden diesen Winter zum ersten Mal derart eingehende Beobachtungen angestellt werden, wie sie gegenwärtig noch auf keinem anderen Bergobservatorium des preußischen Beobachtungsnetzes stattfinden. Man hofft, daß durch die eigenartige Aufstellung der Instrumente die Schwierigkeiten, die sich auf dem Brocken einer zuverlässigen Wetterbeobachtung durch den äußerst starken Rauhreifansatz und den zu Zeiten fast einem Orkane gleichen Sturm entgegenstellten, beseitigt werden können oder doch zum größten Theile außer Einfluß bleiben. Es gilt dies insbesondere von der Niederschlagsmessung, da in Folge des Rauhreifs die Auffangefläche des Regen- und Schneewassers verkrustet, mithin sich verengt, und der heftige Sturm fast den ganzen Schnee aus dem Auffangegefäß wieder herauswirbelt. Auch hier hat man durch besondere Aufstellungen diese Uebelstände zu verringern gesucht, jedoch darf nicht daran gedacht werden, so genaue Ergebnisse wie in der Ebene zu erhalten. Das Hauptverdienst an der endlichen Fertigstellung des Observatoriums gebührt dem Professor Dr. Aßmann in Berlin, der schon in den achtziger Jahren die Wichtigkeit von Wetterbeobachtungen auf dem Brocken dargelegt hat und für Errichtung eines Observatoriums durch Wort und Schrift eingetreten ist. Hervorzuheben ist, daß, während Fürst Stolberg-Wernigerode, dem das Brockenterrain gehört, der Sache früher Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte, die fürstliche Kammer zu Wernigerode sich nunmehr verpflichtet hat, auf eigene Kosten einen thurmartigen Anbau an dem nördlichen Giebel des Brockenhauses auszuführen, der ausschließlich zu dem Zweck bestimmt ist, einem ständigen Beobachter des königlich preußischen Meteorologischen Instituts zur Wohnung zu dienen, außerdem aber ein Instrumentenzimmer und ein weiteres Zimmer für vorübergehenden Aufenthalt von Gelehrten, die wissenschaftlichen Studien obliegen wollen, enthält. Für den Bau des Observatoriums haben die Alpenvereinssectionen Hannover rund 790 Mark, Braunschweig 809 Mark und Magdeburg 400 Mark aufgebracht, während die braunschweigische Regierung eine Beihülfe von 1500 Mark zugesagt hat. Zu dieser 3500 Mark betragenden Gesammtsumme wird die preußische Regierung noch einen Beitrag zuschießen, damit die auf 4000 Mark festgesetzte Anzahlung geleistet werden kann. Besondere Schwierigkeiten verursachte die Gewinnung einer geeigneten Persönlichkeit als Observator. Dieser weilt nämlich für einen großen Theil des Winters nur in Gesellschaft eines Hausknechts und eines Kellners auf dem Brocken. Er muß während dieser Zeit nicht nur die Postgeschäfte und den Telegraphendienst versehen, sondern auch noch Wirth spielen, wenn Fremde, die eine der beliebt gewordenen „Polar-Expeditionen" unternommen haben, auf dem Brocken anlangen. Wie es heißt, hat man jetzt auch den richtigen Mann für diesen wichtigen Posten gefunden. Die Postdirection aus Magdeburg hat sich bereit erklärt, denselben im Postwesen und Telegraphendienst zu unterrichten.

* Der Professor an der Universität in Genua, Maragliano, machte in der Sitzung des Medicinischen Congresses zu Bordeaux am 12. d. M. eine Mittheilung über eine neue Art der Behandlung der Tuberculose durch Serum.

* **München.** Wie bereits in der bayerischen Chronik erwähnt, wurden der approbirte Arzt und dermalige Assistent am Physiologischen Institut Dr. Frank aus Groß-Umstadt als Privatdocent in die medicinische Facultät, die DDrr. phil. Hofmann aus München und Wörner aus Bamberg als Privatdocenten in die philosophische Facultät der Universität aufgenommen.

* **Freiburg i. B.** Den Charakter als außerordentliche Professoren erhielten die Privatdocenten Dr. A. Thumb (Sprachwissenschaft und Neugriechisch) und Dr. Valentin Häcker (Zoologie).

* **Heidelberg,** 13. Aug. Wie die „Heidelb. Ztg." aus zuverlässiger Quelle vernimmt, wird Prof. Caspari nach Klarlegung seiner Angelegenheit gegen das wider ihn ergangene Urtheil nochmals bei höchster Stelle vorstellig werden. — Die Vorlesung über die „Journalistik in Deutschland", die in diesem Sommersemester hierselbst von dem Historiker Prof. Dr. Adolf Koch gehalten wurde, der erste Versuch dieser Art, hat solchen Anklang gefunden, daß das geräumigste Auditorium dazu benützt werden mußte.

* **Straßburg.** Der Privatdocent, Unterstaatssecretär z. D. Dr. v. Mayr ist zum Honorar-Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität ernannt worden.

Leipzig. Nach längerer Krankheit verschied am 13. d. M. in Traitlau Christian Bernhard Frhr. v. Tauchnitz, der Begründer der Firma Bernh. Tauchnitz. Am 25. August würde er sein 79. Lebensjahr vollendet haben. Seine Verlagshandlung, mit Druckerei und Stereotypie am 1. Februar 1837 ins Leben gerufen, erwarb sich durch ihre Unternehmungen einen Weltruf. Der Heimgegangene selbst wurde 1872 zum großbritannischen Generalconsul, 1877 zum Mitgliede der sächsischen Ersten Kammer ernannt. Noch bis auf die Gegenwart lieh er dem von ihm begründeten Werke, dessen Leitung seit dem 1. Juli 1866 zugleich in den Händen seines Sohnes Christian Karl Bernhard Tauchnitz lag, seine Kraft. In Christian Bernhard Frhrn. v. Tauchnitz, bemerkt das „Leipz. Tagebl.", verliert der deutsche Buchhandel einen seiner hervorragendsten Vertreter, den Begründer und Pfleger eines Unternehmens, das nach 54jährigem Bestehen noch heute dem ursprünglichen Plane treu geblieben und trotz mannichfacher Wandlungen in den Verhältnissen unbeirrt weiter gediehen ist. Es ist die Collection of British Authors. Diese „Tauchnitz Edition" ist die bedeutsamste Schöpfung des weitblickenden Verlegers. Die stattliche, an die Dreitausend heranreichende Bändezahl derselben vermittelt in ihrem reichen Inhalt die Schätze der Literatur Englands und Amerika's an ihre zahlreichen Bewunderer und Freunde in sämmtlichen continentalen Staaten Europa's und weit darüber hinaus. Es ist dieses 1841 ins Leben gerufene Unternehmen mit seinem Wachsthum und durch seine Organisation in gewissem Sinne zu einer Macht geworden. Und neben dieser größten und bekanntesten Verlagsunternehmung, der Collection of British Authors, einschließlich der kleinen, für die Jugend bestimmten Series for the Young, ließ Frhr. v. Tauchnitz aus seinem Verlage weiter die Students' Series for School, College and Home, zugleich auch die Collection of German Authors, France Classique, griechische und römische Classiker-Ausgaben, hervorgehen, daran anschließend logarithmische Handbücher, rechtswissenschaftlichen Verlag, theologische Werke mit den Bibelausgaben, Wörterbücher und Conversationshandbücher. In den ersten Jahren, ehe die Verlagsthätigkeit des Verstorbenen begann, wurde in der Officin der Firma außer den eigenen Verlagsartikeln auch eine bedeutende Zahl von Publicationen anderer Verleger gedruckt. Später trat die Druckerei nur in den Dienst des eigenen Verlags, in welchen der Schwerpunkt der Firma gelegt ist.

* **Leipzig**, 13. Aug. Der außerordentliche Professor an unsrer Universität, Hr. Dr. Hans Lenk, hat eine ehrenvolle Berufung an die Universität Erlangen an den daselbst erledigten Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie erhalten und wird derselben bereits für dieses Wintersemester Folge leisten.

A. **Rostock**, 14. Aug. Der dirigirende Arzt der Heilanstalt Sachsenberg, Obermedicinalrath Dr. Schuchardt in Schwerin, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Psychiatrie auf den neu gegründeten Lehrstuhl der hiesigen Universität erhalten. Dr. Schuchardt gedenkt diesem Rufe zu folgen und wird bereits mit Beginn des Wintersemesters sein akademisches Lehramt antreten. Gleichzeitig ist er zum Director der neuen Landesirrenheilanstalt in Gehlsdorf bestimmt worden.

* **Berlin**. An der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg hat sich Prof. Grübler aus Riga als Privatdocent für technische Mechanik habilitirt. — An der Berliner Universität ist seit October v. J. der Oberstlieutenant a. D. Haberecht, der früher als Major im 95. Infanterie-Regiment stand, als Student der Medicin immatriculirt.

* In **Kopenhagen** starb am 9. d. M. Prof. Stephens, der über 40 Jahre als Lehrer der englischen Sprache an der dortigen Universität gewirkt hat. Er war 1813 in Liverpool geboren, kam als junger Mann nach Schweden und wurde 1853 in Kopenhagen angestellt. Er hat mehrere Werke über die schwedische Volksliteratur geschrieben und wurde 1877 Ehrendoctor der Universität Upsala. Sein Hauptwerk: „Old-Northern Runic Inscriptions in Scandinavia and England“ genießt in der wissenschaftlichen Welt großes Ansehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 14. bis 16. August folgende Schriften eingegangen:

W. Aßmann: Die Stempelgesetze und Tarife für das Deutsche Reich und Preußen in neuester Fassung. Mülheim a. d. R., Julius Bagel 1895. — Bayerischer Frauenverein vom Rothen Kreuz. Centralcomité. Jahresbericht für 1894. München 1895. — Carl Tanera: Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers im Jahre 1870/71; illustrirt von Ernst Zimmer. Liefg. 4—5. München, C. H. Beck. — Felix Weingartner: Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer 1895. — Edmund Michael: Führer für Pilzfreunde; mit 40 Tafeln in Farbendruck. Zwickau, Förster u. Borries 1895. — Verein der Musikfreunde; Heft 11. (3 Compositionen für Clavier und 2 Lieder.) Leipzig, Verlag des Vereins. — Paul Lincke: Deutschlands Siegesklänge; Potpourri mit unterlegtem Text. Op. 206. Berlin, G. O. Uhse. — Gartenlaube-Kalender für 1896. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. — *Alessandro Giovannetti,* Libreria economica, scientifica, letteraria; Roma: *Catalogo* di libri scelti N. 17. Giugno 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Annali di Statistica. Statistica industriale. Fascicolo LVI. Notizie sulle condizioni industriali della provincia di Caltanissetta. Roma, G. Bertero. — Bericht über die Thätigkeit des k. k. Ackerbau-Ministeriums von 1887 bis 1893. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. — Brandt, Lampertus Otto. Ferdinand Lassalle's socialökonomische Anschauungen und praktische Vorschläge. Jena, Gustav Fischer. — Jäger, C. Der Wechsel am Ende des 15. Jahrhunderts. Stuttgart, Adolf Liesching u. Co. — Jahresbericht der Königlich Sächsischen Gewerbe-Inspectoren für 1894. Dresden, Ministerium des Innern. — Kortzfleisch, Ida v. (J. Pillau.) Der freiwillige Dienst in der Wirthschaftlichen Frauen-Hochschule. Hannover, Karl Meyer. — Die land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalten zu Ende März 1895. (Separatabdr.) Wien, Alfred Hölder. — Lauger, Eduard. Firma Benedict Schrolls Sohn. Prag, in Comm. bei H. Dominicus. — Schikowski, John. Zur Methode der Arbeitslosenstatistik. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Swaine, Alfred. Die Arbeits- und Wirthschaftsverhältnisse der Einzelsticker in der Nordostschweiz und Vorarlberg. Straßburg, Karl J. Trübner. — Zeitschrift des K. Sächsischen Statistischen Bureaus. XL. Jahrg. 1894. H. III und IV. März 1895. Dresden, R. v. Zahn u. Jaensch (Comm.).

Der Eisenhammer. Ein technologisches Gedicht des 16. Jahrhunderts, verfaßt von Nikolaus Bourbon dem Aelteren. Uebersetzt, erläutert und herausgegeben von Ludwig Harald Schütz. Göttingen, Dieterich. — Grisebach, Eduard. Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen: Supplement u. Namen-Register. Leipzig, W. Drugulin. — Journal des Goncourt. Mémoires de la vie littéraire. III. série; 2. volume. Tome 8. 1889—1891. Paris, Bibliothèque-Charpentier. — Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, hggb. von August Sauer. Nr. 52/53. Göttinger Musenalmanach auf 1771, hggb. von Karl Redlich. Stuttgart, G. J. Göschen. — Westenholz, Friedrich v. Die Tragik in Shakespeare's Coriolanus. Stuttgart, Fr. Frommann.

Borntraeger, J. Diät-Vorschriften für Gesunde und Kranke jeder Art. Leipzig, Hartung u. Sohn. — Fürst, Livius. Die künstliche Ernährung des Kindes im ersten Lebensjahre. 2. Aufl. Berlin, Dittmar Schweitzer. — Jankau, L. Die Hygiene des Ohres und die Prophylaxe der Ohrerkrankungen. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. — Klein, Christian. Das Baden. Ein Wort an Gesunde und Kranke. 2. Aufl. Düsseldorf, C. Schaffnit. — Leyden, Ernst. Die Bekämpfung der Schwindsucht. Vortrag. Berlin, „Menschenfreund“. — Prinzing, F. Trunksucht und Selbstmord und deren gegenseitige Beziehungen. Leipzig, J. C. Hinrichs. — 365 Speisezettel für Zuckerkranke mit 20 Recepten von F. W. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Ruß, Karl. Die fremdländischen Stubenvögel. Bd. II, Liefg. 9—10. Magdeburg, Creutz.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 227. München, Samstag, 17. August. Beilage-Nummer 188.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ein Anfang Hauffs in der Novelle.

Mitgetheilt von Dr. Gustav Wilhelm in Berlin.

Nachstehend veröffentliche ich, dem Original-Manuscript folgend, einen jugendlichen novellenartigen Versuch Wilhelm Hauffs. Das Manuscript befindet sich im Besitz der Familie des 1857 in Stuttgart gestorbenen Obermedicinalrathes V. Adolf v. Riecke, der mit Hauff durch treue Freundschaft verbunden war. Es enthält außer den drei hier mitgetheilten Briefen noch eine zweite, gleichfalls in Briefform abgefaßte Erzählung. Beide Versuche hat Gustav Schwab gekannt und in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Hauffs Werken I. Band S. 9 ihrer Erwähnung gethan; er nennt unsre Briefe: „Briefe eines auf der Universität in Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in St." (Stuttgart), die zweite Erzählung: „Phantasie für den September 1850 vorgelesen bei dem am 11 Februar 1825 in der Post zu Waldenbuch gefeierten Compagniefeste". Mit Recht hebt Schwab hervor, daß beide Aufsätze flüchtig hingeworfen sind, aber doch dieselbe Auffassungs- und Darstellungsweise des Menschenlebens, die der Dichter später weiter ausgebildet hat, erkennen lassen. Sie erschienen ihm jedoch, von der Flüchtigkeit der Conception abgesehen, zu sehr mit Persönlichkeiten angefüllt, als daß sie in die Werke des Dichters aufgenommen werden könnten. Auch die späteren Herausgeber Hauffs sind ihm hierin gefolgt. Nur der erste Mädchenbrief wurde durch Klaiber (literarische Beilage des „Staats-Anzeigers für Württemberg" 1877 Nr. 25 und 26) den Landsleuten des Dichters bekannt gegeben.

Als ein Beitrag zur Charakteristik Hauffs scheint mir eine vollständige Wiedergabe der Briefe eines Mädchens berechtigt zu sein. Gewiß wird das Bild des Dichters dadurch nicht geändert, aber es ist charakteristisch, daß Hauff, der in mehreren Gedichten den Festtag der Tübinger Studenten, den 18. Juni, besungen, der in seinen „Phantasien aus dem Bremer Rathskeller" und den „Memoiren des Satan" vielfach Erinnerungen an glückliche Tage eigener Studentenzeit mit fröhlichem Humor wiedergegeben hat, von unsrer Darstellung des Studentenlebens, wie es sich in dem Kopfe einer schwäbischen Kleinstädterin abspiegelt, ausgegangen ist. Freilich möchten wir diesen Briefen, in deren Schreiberin Hauff ihrem Wesen und Stil nach[1]) wohl ein Mädchen aus seinem Bekanntenkreise carikirt hat, mehr innere Einheit und einen besseren Abschluß wünschen, als er durch das bevorstehende Duell der beiden Tübinger und den Kuß des einen, den das Mädchen ihrer Freundin unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, geboten wird.

[1]) Die Nachahmung des Mädchenstils geht bis in Einzelheiten der Orthographie, die ich genau dem Manuscripte folgend wiedergegeben habe.

I.

Tübingen. d. 5t. Mai.

Liebste Freundin!

Jezt sind wir hier und es gefällt mir recht gut. Aber warum schreibst Du mir denn gar nicht ich habe Dir ja doch gesagt daß ich bey der Frau Prälatin wohne. Aber fast hätte ich vergessen Dir zu schreiben wies mir gegangen ist. Von der Reise will ich Dir weiter nichts sagen; der Herr Substitut hat uns noch zu Pferd begleitet bis Eslingen. Es hat uns recht weh gethan beym Abschied; aber es ist jetzt eben so und er hat mir auch noch Jacobs Frauenzimmerspiegel u. ein grün Merinoenes Halstuch mit Franzen geschenkt. Nun es ist für den Tabaksbeutel. Am Montag Abends 6 Uhr kamen wir hier an. Wie wir über die Bruck hereinfuhren sahen wir schon Studenten u. ich schämte mich recht, sie sahen so scharf in die Kutsche herein u. ich hatte meiner Mutter Salopp an und des Vaters Kutsche sieht Anfangen auch so aus. Da dachten sie gewiß ich sey eine rechte Landpommranz. Die Frau Prälätin war sehr freundlich gegen mich und der Vater reiste am Dienstag früh wieder ab. Jezt habe ich schon viel zu thun. In die Nähet gehe ich alle Morgen 8 Uhr zur Frau Dizingerin. Dort ists zu schön! Es sind viele Mädchen da zum Theil recht vornehm, aber sie sind nicht stolz gegen einen, wie Oberammtmanns Carline die wunder was glaubte als sie damals von Tübingen kam. ein Neues Kleid hab ich mir jezt machen lassen u. die Mädchen sagen man kenne mich gar nicht mehr Nothen Merino mit Garnierungen. Auch Kraussen und einen Strohhut mit einem Winker. Ja, und in der Nähet hört man alles Neues was vorgeht. So weit bring ichs nicht wie die; denn wie viel Studenten die kennen, das kannst Du nicht glauben. Ich habe auch schon viel gesehen wenn man aus der Nähet geht, stehen viele am Eck u. passen auf uns und sind recht höflich; ich habe sie mir viel wilder gedacht. Um 10 Uhr hab ich auch Singstunde mit noch vielen. Es will freilich noch nicht recht gehen, aber doch werde ich im nächsten Sonntag, wo Concert ist, im Chor singen. Ich freue mich recht darauf. Wir ziehen alle weiße Kleider an und rothe Schärpen. Nach Tisch gehe ich hie und da mit der Frau Prälätin spazieren, das ist mir aber gar nicht recht denn sie macht so melancholische Spaziergänge, wie z. B. die Herrenberger Chausse. Theils kommen aber auch die Mädchen aus der Nähet u. holen mich ab. Da ists dann recht lustig. Wir gehen dann entweder am Museum vorbey oder über die Neckarbrücke; an beyden Orten ist es dick voll mit Studenten; auch auf dem Wörth. Die Mädchen wissen allemal zum Voraus ob man ein Compliment bekommt oder nicht. Unter den Studenten sind recht viel schöne, viel schöner als der Substitut. Man sieht eben immer mehr ein, daß man in so einem Landstädtle gar nichts hat. Und der Herr Substitut meinte auch er seys; aber ich weiß jezt wohl warum er mich vor den Studenten warnte.

Gerade über von uns wohnt auch einer, ein Nordteutscher. Er ist recht groß u. schön und wie der singt u. Guittar spielt. Er sieht den ganzen Tag zu uns herüber und es ist mir wegen der Frau Prälätin unangenehm. Es ist eine wunderliche Frau u. hat schon von Vorhänglein gesprochen. Aber ich bin ja den ganzen Tag nicht zu Haus, was kann er dann sehen, und er hat mich erst einmal gegrüßt im Mondschein zum Fenster heraus und hat nachher so schön Guitarre gespielt u. gesungen, daß ich beynahe weinte.

Ja es ist recht schön hier liebe Emilie, wenn Du nur auch einen Sommer hier wärest. Aber Du wirst es auch gut haben, nicht wahr die Officier? gelt ich weiß. Lebe wohl u. schreibe mir bald. —

N. S.

Schreibe mir auch ob es wahr ist daß man wieder lange Leib trägt und die Schnall auf der Seite. Amalie Seubert läßt Dich grüßen; weißt sie hat Dich vorigen Sommer in Boll kennen lernen. Adie.

II.

7. 8. Juni.

Liebe Emilie! wiesehr mich Dein Brief erfreut hat kann ich Dir gar nicht sagen. Es freut mich recht daß es Dir in Stuttgart recht gut geht. Kein Theater haben wir freilich nicht hier, aber ich möcht deßwegen doch nicht mit Dir tauschen; denn ich lebe hier wie im Himmel. Ich weiß gar nicht wo ich anfangen soll Dir zu erzählen. Also vorlezten Sonntag war Concert und es ist ein prächtiger Saal mit Säulen der den Studenten in der Burschenschaft gehört, wie mir die Baaderin gesagt hat. Es war unmenschlich voll. Es waren gewiß 200 Studenten da und viele Professors Leute und Andere. Wenn ich nur auch so ungenirt seyn könnte wie die andern Mädchen. Wir, die sangen, saßen ganz vornen alle in weißen Kleidern auf rothen Bänken und die jungen Herren standen um uns herum u. guckten uns mit Brillen und Ferngläsern ins Gesicht; ich konnte kein Aug auf machen, so schämte ich mich anfangs, ich glaubte sie sehen alle auf mich. Und ich hörte in meine Ohren hinein wie einer den andern fragte „wer ist die dort und das war ich". Nach und nach ward uns aber doch leichter u. ich sah auch herum. Und unser Nachbar saß auch ganz nahe bey mir. Ich zeigte ihn der Weber u. sie sagte er heiße Krebs. Es ist erstaunlich wie freimüthig die Mädchen hier mit den Studenten reden, ich werde es aber auch noch gewohnt werden. Die Weber und die Birkenkamm redeten das ganze Concert durch mit Studenten. denke nur wie es aus war kam Herr Krebs u. fragte ob er mich nach Haus führen dürfe. Ich glaubte ich müß in den Boden sinken. Ich war mit Hr. Kaufmanns Schmid da u. glaubte die zu beleidigen wenn ich es annehme. Aber die Carline ließ sich auch von einem Baronen der ihr die Cour macht nach Haus führen u. so konnte ich es auch annehmen. Er ist recht angenehm u. spricht so schön. Er behauptete er habe mich aus allen heraus singen hören. Das ist aber nichts, denn ich habe vor Verlegenheit keine Note gesungen.

In der Nähet zogen mich gleich die Mädchen mit dem Krebs auf, u. ich konnte mich nicht lange wehren, denn es hat jede einen der sie pussiert. Die Frau Praelaetin hat nichts davon erfahren und ich danke es Schmids recht, denn die würde ein schönes Gesicht machen.

Lezten Sonntag war ich mit Schmids in Niedernau, das ist 2 Stund u. es ist recht schön dort. Wie wir ankamen waren noch wenig Herren da. Ich war mit der jungen Schmidin auf der Treppe vor dem Haus; da kam ein ganzer Schwall Studenten angefahren u. auch zu Pferd. Auch unser Nachbar kam geritten, er sah aus wie ein junger Ritter. Das war mir recht, daß auch der Hr. v. Röder mit ihm kam, denn die Carline war vorher ganz mürrisch. Wir tanzten den ganzen Nachmittag und schwizten! Hr. Krebs tanzte den Cottillon mit mir u. er u. Röder sezten sich nachher zu uns 2 ins Zimmer. Wir waren recht vergnügt. Nur einmal war ich recht bös. Da war auch ein Bekannter von Schmids der machte uns lauter Grobheiten. Er sagte gleich zu mir ob ich mich habe aus meinem Pommeranzenhayn losreißen können u. so machte er es. Ich hätte ihm gern hinausgegeben, denn in der Nähet sagt man allerhand von ihm u. ich weiß wohl wie die Weber allemal roth wird; aber Schmids sagten das sey seine Gewohnheit, er könne gar nicht anders und es sey nur Spaß. Beym Nach Haus fahren ritten der Hr. Baron u. Krebs neben uns her. Ich glaubte als sie hatten zu viel, denn sie schwazten allerhand verwirrtes Zeugs, aber Frau Schmidin sagte, das habe unter den Studenten nichts zu sagen.

In der Nähet bin ich schon recht angesehen, ich habe jezt auch einen Plaz neben dem Fenster. Ein schönes Ständchen mit Guitarr u. Gesang habe ich neulich auch bekommen. Ich bin nur froh daß die Frau Prälätin hinten naus schlaft. Die würde mir!

Nächstens ist ein großes Fest und ein Ball bey den Studenten. Ich freue mich recht darauf. Denk 14 Trompeter kommen dazu von Eßlingen. Frau Prälätin hat es mir schon erlaubt hinzugehen u. ich darf auch mein weißes Kleid verändern. Ich laß mir an der Brust Garnierungen dran machen und Spizen drum rum.

Die Munkin hat mir neulich auch geschrieben und denke, der Substitut soll sich mit einer Harfnerin im Bären recht unanständig aufgeführt haben. Der gemeine Kerl; ich denke aber auch gar nicht mehr an ihn und das Halstuch habe ich unserer Magd geschenkt. Diese ist ganz auf meiner Seite und erzählt mir immer viel Neues, auch von unserem Nachbar hat sie mir schon viel erzählt, er sey ein gar guter Herr u. habe viel Geld. Ich mußte lachen. —

Des Amtmanns Sohn, der Dir in N. als die Cour machte, habe ich hier auch gesehen. Er sieht ganz verwildert aus u. that als ob er mich nicht kennte. Ich werde übrigens nie mit ihm zusammen kommen. Denn nur die, bey denen Krebs und Röder und die Andern sind, kommen zu Gelegenheiten, des Amtmanns Friz aber ist ein sogenannter Chorbursche und die sind gar nicht geachtet und lüderlich. Mich dauert nur seine Schwester.

Wir haben eine große Wäsch, deswegen kann ich Dir nicht mehr schreiben. Wenn Du nur Deinen Oncle bereden könntest daß er auf den 18. Juni, wo der Ball ist hieher mit Dir käme. Das würd mich freuen! Ach! ich habe Dir soviel zu sagen, was man nicht gerade schreiben kann oder mag. Mach doch daß Du kommen kannst; Du kannst bey mir schlafen u. wir könnten dann einander anziehen helfen. Das wäre nett! Adieu! Rollen habe ich mir jezt auch schneiden lassen man sieht ganz anders aus. Lebe wohl!

III.

Tübg. 20t Juni.

Liebe Emmi! Noch ganz betäubt von gestern ergreife ich die Feder um Dir zu sagen was Du leider nicht selbst gesehen hast. Ach diß waren göttliche Tage und der Ball war wunderschön! Doch daß ich in der Ordnung bleibe so will ich Dir auch etwas von dem Studentenfest erzählen. Man heißt es das Waterloofest u. es soll einmal eine schröckliche Schlacht da geliefert worden seyn. Deßwegen ist auch das Fest und der Ball. Am 18ten Nach Tisch gieng ich zu Schmids die auf dem Markt wohnen

wo sie auch hin kommen sollten. Es war ein langer Zug, denke bey 400 Studenten. Alle hatten grüne Zweige auf ihren Kappen. Voraus giengen die Trompeter die man um viel Geld hatte kommen lassen. Dann kam ein ganz großer Student ganz schwarz angezogen und hatte eine schöne Schärpe an u. 2 eben so giengen neben ihm. Dann giengen sie auf den Markt u. machten einen großen Kreiß. Dann sangen einige ein Lied u. der große brachte dann unserem Land ein Vivat. Dann zogen sie weiters. Ja, daß ichs nicht vergesse es waren auch 6 die trugen bloße Schwerter mit denen sie allemal Händel haben. Röder war auch einer und gefiel der Schmieden zu wohl. Wir giengen jezt auf einem kürzeren Weg auf den Wörth, wo eine große Allee von Bäumen ist. Dort war ein großer Kreiß und Tische für die Studenten u. auch für andere Leute und ein großer Altar von Rasen wo auch Schwerdter daran hiengen die Bilfinger erklärte mir alles. Endlich hörten wir die Musik u. die Studenten marschirten in den Kreiß; dann sangen sie, dann hielt einer eine lange Rede von der ich nichts behalten habe als die sonderbaren Ausdrücke keusche Maid und deutsche Jungfrauen; es war auch vom Vaterland die Rede wenn ich nicht irre. Der Weber ihr Vater sagte aber die Rede sey recht schön gewesen nur sey zu viel Baß drin. Dann sezten sich die Studenten an die Tische u. commersirten wie man es heißt. Es waren auch viele schöne Lieder gedruckt worden die man austheilte. Die Trompeter musicirten auch dabey. Dann führten sie eine Schlacht auf, nicht alle, sondern einige machten allen Löcher in die Kappen u. fochten mit einander. Es sind doch sonderbare Gebräuche bey den Studenten. Herr Krebs kam auch zu mir her u. that sehr freundlich u. bekannt. Er brachte mir Limonade u. ich mußte mit ihm aus einem Glas trinken. Er sagte er sey heute ganz begeistert und ich glaubte es ihm, denn er sah ganz so aus. Es war ein ungeheures Geschrey wenn die Studenten alle sangen und dazu schlugen sie mit ihren Degen auf den Tisch daß man Kopfweh bekam. Um 6 Uhr giengen wir heim die Studenten blieben aber noch lange auf dem Plaz. da wird es mit Hr. Krebs Begeisterung auch nicht ganz richtig gewesen seyn. Er sah auch den andern Morgen ganz blaß zum Fenster heraus.

III[2] Am 19ten zogen die Studenten wieder durch die Stadt mit der Musik u. Abends war Ball. Aber wunderschön war der. Ich hatte mein Weißes Kleid an und die Stahlpraßlet von der Frau Prälaetin, ein rothes Band um den Leib u. ein Diadem, das mir der Vater machen ließ im Haar. um den Hals hatte ich nichts als das kleine Kettchen mit dem Flacon. Man holte uns ganz flott in Chaisen ab und ich gieng mit Schmids hin. Es war schon ziemlich voll als ich ankam. Gleich an der Thüre wurden wir bestürmt u. Krebs hatte den ersten Walzer. Ach das war Dir eine Musik! Und wie die Herren tanzen, man glaubt man fliege. Den Hopswalzer sezte ich aus weil ich es nicht kann; Krebs saß zu mir her und wir waren in einem tiefen, sonderbaren Gespräch ehe ich mirs versah. So sagte er zum Beyspiel, ob ich nächsten Winter auch hier sey, ich sagte vielleicht, er schien sehr fröhlich darüber u. sagte da bleibe er auch noch da. Ich fühlte wie ich roth ward; das ist einem doch eine große Verlegenheit. Und vollends nachher! denke meine Verlegenheit. Es ist hier eine ganz andere Einrichtung mit dem engagieren als bey uns. Krebs und ein anderer kamen auf einmal zu mir her um mich auf den Cotillon zu engagieren. Jeder sprach u. ich wußte nicht wer es zuerst gesagt hatte. Ich glaube ganz gewiß Krebs hatte es zuerst gesagt, aber ich konnte es doch nicht sagen denn ich fürchtete mich vor dem andern der ganz wild aussah. Sie stritten lange biß am Ende der andere Krebs etwas ins Ohr sagte, worauf dieser gleich gieng. Ich muß gestehen es that mir recht weh an [sic] ihn, daß er gleich nachgab, denn ich hätt gerne mit ihm getanzt. Er tanzte nun gar nicht und ich holte ihn recht oft denn er saß gar zu mürrisch da. Ich sagte ihm daß es mir recht leid thue u. er schien heiter zu werden. Aber denke Dir welcher Donnerschlag für mich als nach dem Cottillon die Schmid mir sagte, ob ich auch wisse daß Krebs sich für mich duelliren müsse. Es war wie zum umsinken, und die andern stichelten auch so. Hr. Krebs fuhr mit Frau Schmid, ihrer Tochter u. mir nach Hause. Man fuhr zuerst zu Schmids u. als wir allein waren bath ich ihn innständig ob es wahr sey u. ob es nicht verhindert werden könnte? Er machte mir was vor, was ich aber nicht glaubte und denke Dir, aber Liebe Emmi, das bleibt unter uns; er war recht gerührt daß ich so Theil nahm und — troz meines Sträubens — küßte er mich. Ich weiß gar nicht mehr wie ich zu Bette kam, aber kaum hatte ich eine halbe Stunde geschlafen da trompetete man auf der Straße — und denke Dir meinen Schrecken, es war eine ganze Nachtmusik! Ach! sie bliesen so schön; sie spielten den Trubadur und der Krieger muß zum blutigen [sic]; mir war es ganz schwer bey diesem Lied, denn Du kannst denken an was ich dachte.

III[3]. Ich hatte mich auf ein Donnerwetter der Praelaetin gefaßt und tröstete mich nun da die Magd sagten, es haben auch noch andere Musiken bekommen. Man denke! einen großen Thaler kostets. In der Nähet gratulirten sie mir alle dazu. Aber ich weiß es ist bey vielen nur Neid. u. ich schließe mich daher auch enger an die Weber und die an [sic], weil die auch in solchen Verhältnissen sind u. da wagen es doch die andern nicht mir etwas zu thun. Mir war aber heute die Nähet recht zur Last. Da wurde alles wiedergekäut, mit wem hast Du Cottillon getanzt, hast Du auch den u. den gesehen? Das machte mir heute gar keine Freude u. ich blieb daher heut Mittag daraus weg u. setze mich Dir zu schreiben. Ich bitte Dich aber sage niemand etwas. Ich darf vielleicht nächstens einmal nach Stuttgart, wie freue ich mich darauf!

Wenn mich nur auch der Vater recht lange hier läßt, es ist hier gar zu schön. Die Frau Prälätin hat noch nichts gesagt aber ich fürchte mich immer wegen der Nachtmusik. Ich muß jezt schließen, denn ich muß mich noch anziehen, weil ich zu Schmids auf den Thee eingeladen bin. Ich bin begierig was die dort wissen.

Lebe wohl.

N. S.

Sey so gut u. schicke mir nach dem beygelegten Müsterlen 8 Ellen Chaquinett, die Mädchen hier haben auch so, man könne es bey Barrier haben.

Jesuiten und Gegenreformation in neuer Beleuchtung.

II.

Th.S. Omnia solis habet — mehr als einmal ertönt dieser stolze Ruf, der den Wirkungskreis der Gesellschaft umschreibt; allerdings nicht alles, worin später der Orden Proben seines Talentes und seiner Energie, seines Wollens und Könnens ablegte, ist schon in seiner ersten Zeit vorhanden und zu berichten, es sei z. B. nur erinnert an die naturwissenschaftliche Forschung; seinem Vorhaben gemäß, sich auf die Gegenreformation, auf Loyola's Thätigkeit in derselben zu beschränken, mußte Gothein solche Thätigkeit nur kurz andeuten. Aber in ihrer ganzen Fülle und Macht tritt die Bedeutung des Ordens schon in dieser religiösen Seite hervor: da war eine Gesellschaft, fest zu einem Ganzen zusammengeschlossen, von einem Willen beherrscht, von einem Geiste beseelt, international und darum überall

wirkend, alles umfassend, rastlos, ehrgeizig und energisch, nicht weltabgeschieden, aber der Welt auch nicht verfallen, eine Vereinigung nicht von Mönchen, aber von Priestern, welche alle Rechte der Weltgeistlichen hatten, aber keinem Landesbischofe unterstanden, sondern nur dem Papste unterworfen, in die bestehende Hierarchie sich nicht eindrängend, aber eben darum desto einflußreicher und jedem andern Orden überlegen — dies ist das Bild, welches aus Gotheins Darstellung klar und scharf uns entgegentritt. Eines freilich, und der Verfasser vergißt es keineswegs, fehlte der Gesellschaft, eine neue, Herz und Welt bewegende Idee. Renaissance und Gegenreformation, sie sind ja ein Wiederaufleben von Altem, aber die Waffen, welche Humanismus und Reformation dem Orden in die Hand gegeben, hat er auf das gewandteste gebraucht, und wo das eigentlich Geniale gebrach, da wurde es einigermaßen ersetzt durch die geschilderte Stellung und Thätigkeit.

Und nicht zum wenigsten auch durch seine eigenthümliche Verfassung; auch sie ist Loyola's eigenstes, planvoll überlegtes, sorgfältig ausgearbeitetes Werk. Nicht andere Ordensregeln, die er genau kannte, zog er zu Rathe; alle anderen Geschäfte von sich weisend, weilte er in der Einsamkeit seines Zimmers, nur das Meßbuch mitnehmend. Auf das genaueste wurden alle Momente abgewogen, das Für und Wider jede Satzung, die Entscheidung mußte aber jene selbstherbeigeführte Verzückung geben, wie er sie in der Kirche zu Manresa gehabt hatte, so daß er seine Regeln als von Gott eingegeben betrachten konnte und also darstellte; Tagebuchnotizen aus jener Zeit beweisen dies. Dann erst, wenn der Grundgedanke festgestellt war, wurden andere Regeln verglichen, auch Proben mit dieser und jener Satzung gemacht. 1555 waren diese Constitutionen fertig, ihre Bestätigung durch den Papst hat Ignatius nicht mehr erlebt, aber geändert wurde damals fast nichts und auch die späteren Zeiten haben kaum eine Erweiterung hinzugefügt; dieser große künstliche Mechanismus, wie er damals geschaffen wurde, ist seitdem derselbe geblieben. Wie schon erwähnt, ist der thätige Dienst an der Menschheit in der Form der katholischen Christenheit der Zweck der Gesellschaft, aber nur, die sich dazu ausgebildet haben nach den Regeln derselben, sind geeignet dazu. Eine strenge Auswahl bestimmte die Tauglichen, Gesundheit wurde ebenso gefordert wie reines Blut, und wenn Loyola gern nach der Physiognomie urtheilte, so war ihm doch viel widerwärtiger ein leidenschaftliches Gemüth als ein zweifelhaftes Antlitz. Zwei Probejahre mußten überstanden werden; sie waren anders als in strengen Orden, wenig oder fast keine Askese, körperliche Uebungen und passende Kost, — der alte Ordensgeneral liebte es, hie und da die Speisesäle zu besuchen und freute sich, wenn es den Knaben recht schmeckte —, auch die Verwaltung der eigenen Güter durfte man oft beibehalten, aber um so strenger hielt man auf die geistige Erziehung, auf das Ertödten der Leidenschaft durch die schon geschilderten Exercitien. Dann kam das eigentliche Studium, aber wie wäre es anders möglich, als daß nicht jener Formalismus, der den Orden überall kennzeichnet, auch hierin zum Vorschein käme? Wohl hat, wie Gothein bemerkt, der Jesuitismus den Gedanken der Renaissance, allseitige Menschen zu bilden, in seinen Plan aufgenommen, aber das Lateinische wurde doch besonders der Sprache, der Form wegen getrieben, es ist bekannt, wie die Jesuiten die Classiker verstümmelten oder verboten, nicht minder, wie gern man alles theatralisch gestaltete; die Unentgeltlichkeit des Unterrichts hat die humanistische Bildung, welche man angenommen, weiten Kreisen nahe gebracht, auf originelle Geister ist sie aber stets ohne Einfluß gewesen. Daß eine solche Bildung auch eigener Universitäten bedurfte, liegt in der Consequenz des Systems, ebenso aber, daß in diesen die freie Entwicklung des Geistes, das selbständige Forschen unmöglich war. Es kann weiter nicht unsre Absicht sein, genauer auf die Einrichtung derselben einzugehen, so wenig als auf den Kampf, der zwischen den alten Universitäten und den neuen Schöpfungen sogleich entbrannte und einen großen Theil der Universitätsgeschichte der folgenden Jahrhunderte erfüllte; wichtiger ist für uns in dieser kurzen Skizze die Frage: was hat der fertige Jesuit zu geloben und zu thun?

Nach allem, was wir bisher gehört, kann es nicht zweifelhaft sein. Nie dachte Ignatius daran, den fertigen Mann an äußerliche Hemmnisse zu binden, er will keine äußere Askese, keine Gelübde — nur ungern ging er auf Verpflichtungen ein —; aber um so mehr Werth legte er auf den reinen und vollkommenen Gehorsam, auf aufrichtiges Verzichten auf den eigenen Willen und Verleugnung des eigenen Urtheils. Indifferenz und militärische Unterthänigkeit vereinigen sich zu diesem Gehorsam, der in jedem Oberen Christum selbst sieht, jeder eigenen Meinung wird in einem blinden Gehorsam entsagt und die, welche in diesem heiligen Gehorsam leben, lassen sich lenken und leiten von der göttlichen Vorsehung durch ihre Oberen, wie wenn sie ein Leichnam wären. Solchen Menschen, und dies ist ihr Lohn, ist freilich nichts mehr schwer, weil sie beides sind, auserwählte Werkzeuge Gottes und innerlich völlig gleichgültig, was auch schon der äußere sanftmüthig gleichmäßige Typus kundgibt, ihre Oberen aber erhalten eine Macht, wie sie irdische Verhältnisse sonst nicht darreichen; eine, man kann sagen fast schwindelhafte hatte der Ordensgeneral in Rom, an welchen nach der Regel des Ordens alles berichtet und von dem alles entschieden wurde. Der vorgeschriebene fortgesetzte briefliche Verkehr, die Centralisation in der Hauptstadt des Katholicismus gaben diesem Monarchen — denn als Spanier, als Soldat konnte Loyola nur eine monarchische Form seinem Orden geben — eine fast übermenschliche Stellung und Bedeutung, und wenn der Ordensgeneral auch in Kleidung und Aufwand, in Zeiteintheilung u. s. w. der Beaufsichtigung durch die eigene Gesellschaft unterlag, wenn er sich keinen eigenen Beichtvater wählen durfte, sondern ihm ein solcher durch die Gesellschaft gegeben wurde, wenn das Denunciationssystem, das Loyola offen empfiehlt und das auch den Geist des Ordens so scharf kennzeichnet, auf den General selbst zurückfällt, indem ihm die Gesellschaft einen besonderen Beaufsichtiger geben kann und dadurch auch für ihn eine Schranke geschaffen ist, so verdankt andrerseits der Orden gerade dieser Concentrirung der Macht, dieser einheitlichen Leitung seine größten Erfolge, aber jeder Nüchterne und vor allem jeder geistig Unabhängige muß doch ein gewisses Grauen davor empfinden.

Der Orden war gegründet, offen lag die Welt vor ihm zur Eroberung. Ausführlich, mit genauer Kenntniß der Sache und mit vielem neuen Detail erzählt Gothein diesen Eroberungszug bis ungefähr um die Zeit des Todes von Loyola; ein Land um das andere, soweit es bis dahin in den Bereich der Ordensmission trat, zieht an uns vorüber und mit, man darf wohl sagen gleichbleibender Spannung verfolgt man das Auftreten der Jesuiten, ihre Versuche, Boden zu gewinnen — nach ihrem Anpassungsvermögen waren diese immer verschieden —, ihre Erfolge und Niederlagen. Die erste Probe war selbstverständlich in Italien abzulegen und das Concil, das 1545 in Trient zusammentrat, bot ihnen die erwünschteste Gelegenheit, sich zu zeigen und sich bekannt zu machen. Als Theologen des Papstes vertraten sie aufs schärfste seine Ansprüche; Lainez und Salmeron, immer gut vorbereitet, freisinnig ihre Reden beginnend und conservativ sie endigend, gewannen immer größeren Einfluß, damals schon entwickelte Lainez mit

dialektischem Scharfsinn die Unfehlbarkeit des Papstes. Am Dogma wollten sie, ihrem Grundsatz gemäß, nichts ändern lassen. Das Concil hat dasselbe für die katholische Kirche für immer festgestellt, und die Jesuiten, die so wesentlich dabei betheiligt waren, haben von dort an die Aufgabe übernommen, in Kirchenpolitik, in Glaubenssachen den Katholicismus der Welt nach den Tridentiner Grundsätzen umzugestalten. Ein freudiges Herz hatte Niemand dem Concil entgegengetragen, aber die Jesuiten auch hieraus am meisten Erfolg gezogen, die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf sie, und jenes bestimmte Ziel der Geltendmachung des Tridentinums nach allen, auch z. B. den liturgischen Seiten hin, war von dort an ein Hauptgegenstand ihrer wissenschaftlichen und kirchenpolitischen Thätigkeit. Bis in dieses Jahrhundert herein hat der Kampf hierüber gewährt, es ist bekannt, wie die nationale Kirche Frankreichs erst jetzt allmählich diesem System, das man gewöhnlich als das ultramontane bezeichnet, erlegen ist. Auch schon in dieser ersten Zeit wurde dem Orden nicht jede Eroberung leicht gemacht. Rom selbst zwar war Versuchsfeld und Centralpunkt, Morone ihr Gönner, selbst Michelangelo verehrte in ihnen die Wiederbelebung der Volksreligion; Florenz wurde durch die Mediceer gewonnen, Genua durch Vorträge von Lainez über Handels- und Wechselrecht, der diese Materien so vorzüglich kannte und behandelte, wie das Rechtfertigungsdogma, und spanische Besitzungen in Italien fielen ihnen ohnedies leicht zu. Aber so leicht, wie über den Republicaner Savonarola, war der Sieg über San Marco nicht; in Venedig nahm die Kirche eine ganz eigenthümlich nationale Stellung ein, die Abhängigkeit von Rom vertrug sich schlecht mit der stolzen Unabhängigkeit der Signoria und im folgenden Jahrhundert hat Paolo Sarpi dem Jesuitismus dort eine Niederlage beigebracht, von welcher sich der Orden nicht so rasch erholte. Gothein, der die religiöse Bedeutung Venedigs vortrefflich schildert, hat dies allerdings nicht mehr erzählt, es fällt über den Rahmen der von ihm behandelten Zeit hinaus. Beinah überall wurden die Jesuiten von Mächtigen berufen, auch in Portugal und Spanien, fast nirgends erreichten sie eine eigentliche Volksthümlichkeit, mit Ausnahme etwa von den baskischen Bergen, aber während in Spanien der wichtigste Erfolg die Gewinnung des Herzogs von Gandia war, der einer der bedeutendsten Ordensgenerale wurde, gelang die Eroberung Frankreichs nur allmählich unter großen Kämpfen. Und wenn sie auch im Kampfe gegen die Hugenotten sehr erwünschte Bundesgenossen waren, so legten Sorbonne und Parlament doch nie ganz die Feindschaft gegen den Eindringling ab, und der Kampf gegen sie füllt manches Blatt der französischen Kirchen- und Culturgeschichte.

Unus non sufficit orbis — heißt es in der schon angeführten Imago; der etwas phantastische Traum der Welteroberung würde einen seiner wichtigsten Züge verlieren, wenn die Missionsthätigkeit sich nur auf Europa beschränken würde; in den Barbaresken Fuß zu fassen, vermochte der Orden damals nicht, um so glanzreicher aber war das, was er in Indien und Japan erreichte. Mit Liebe und Sorgfalt hat Gothein das Bild von Franz Xavier gezeichnet, der immer einer von den Heroen des Christenthums bleiben wird; ihm ist die Gesellschaft Jesu der überall gegenwärtige Orden der That; er kann nicht rasten und ruhen, nicht warten, bis das Gepflanzte gepflegt werden soll, ihm hat aber auch jede einzelne Menschenseele Werth. Mit Leichtigkeit eignet er sich orientalische Sprachen an, nach wenigen Wochen vermag er einen malabarischen Katechismus zu schreiben, nach eben so kurzer Zeit in Japan über die 10 Gebote in der Landessprache zu predigen, am Ende seines arbeitsreichen Lebens beherrschte er 12 Sprachen vollständig. Bei den Kaufleuten wird er Kaufmann, bei den Soldaten Soldat, unerschrocken redet er mit den Mächtigsten, ebenso tritt er für die Verlassenen und Unterdrückten ein, er verstand, wie kaum ein Anderer, „allen alles zu sein", und wenn er unverbrüchlich streng am Dogma festhielt, so war er doch in Ceremonien und Gebräuchen sehr duldsam. Freilich war Franz Xavier auch unabhängiger als sonst ein Jesuit sein durfte, keiner seiner Nachfolger war auch im Stande, in seinen Fußstapfen zu wandeln oder nur entfernt das zu erreichen, was Franz Xavier gelungen war. Einige Jahrhunderte später konnte ein berühmter Kirchenlehrer sagen, ohne daß ihm ernstlicher Widerspruch entgegentönte: die Missionsthätigkeit habe bis jetzt den Sumpf des Heidenthums nur gekräuselt. Auch die Thätigkeit der Jesuiten, trotz ihrer augenblicklichen Erfolge, besonders in Paraguay, hat daran nichts geändert, im großen Ganzen sind ihre Werke überall wieder gescheitert, auch nach glänzenden Anfängen, und ein auch nur oberflächlicher Blick auf die Weltkarte lehrt, daß die Jesuiten die maßgebenden Träger der europäischen Cultur in den außereuropäischen Ländern nicht sind.

Wenden wir endlich unsre Schritte zurück vom fernen Osten und Westen in das eigene deutsche Vaterland, so ist gewiß nicht zuviel gesagt mit der Behauptung: den Katholicismus in Deutschland hat der Jesuitenorden gerettet. Er wurde zwar, und Gothein hebt dies besonders hervor, nicht mit ausdrücklichen Worten dazu und deßwegen gegründet, aber jenes Gelübde des unbeschränkten Gehorsams gegen den Papst schloß die Möglichkeit doch sehr in sich, gegen die Ketzer verwendet zu werden, und wenn die ältesten Geschichtschreiber der Gesellschaft gerade diese Beschäftigung der Bekämpfung des Protestantismus bald genug als seine wichtigste Aufgabe ansehen, so redet noch deutlicher dieselbe Sprache die Bildsäule auf dem Grabe des Stifters im St. Peters-Dom, wo der hl. Ignatius die Ketzerei zertritt. Unter den ersten Genossen war kein Deutscher, fremd stand der Spanier dem deutschen Geiste gegenüber, mit dem deutschen Humanismus wußten sie nicht viel anzufangen, und doch gelang es ihrer Geschmeidigkeit und ihrem Ausharren, in Deutschland Fuß zu fassen und dem Schrecken wegen des Abfalls vom Papstthum zu steuern. Faber, der sich bei den Religionsgesprächen bemerkbar gemacht hatte, gewann den richtigen Mann für Deutschland, Canisius. Ausführlich auf Grund der archivalischen Schätze, die er gehoben hat, erzählt Gothein diese für uns so wichtige und so verhängnißvolle Periode; sie ist nicht ausgezeichnet durch einzelne hervorragende Ereignisse, aber es ist interessant zu verfolgen, wie Schritt für Schritt von Köln, Ingolstadt, Wien und Prag aus der Orden seine Fäden weiter spann und immer größere Kreise sein nennen durfte, bis mit der Gründung des Collegium Germanicum eigentlich der Schlußstein des Gebäudes eingefügt wurde. Die Mittel, womit sie es zu Stande brachten, halb Deutschland sich unterthan zu machen, waren ein asketischer Klerus, Kirchenzucht und Heiligendienst, auch hier tritt wiederum das Haften am Aeußerlichen hervor, die Jesuiten wollten ihre Heerde vom geistigen Kampfe lieber zurückhalten, als sie dazu veranlassen. Allerdings ist die Folge davon gewesen, daß so starke Procente der deutschen Nation jahrhundertelang von der nationalen Cultur ausgeschlossen waren. Es kann hier nicht auf das Einzelne dieses Eroberungszuges eingegangen werden, ein Punkt verdient jedoch nachdrücklich hervorgehoben zu werden: In den Kreisen der bayerischen Bischöfe bildete sich um die Mitte des Reformationsjahrhunderts die Ansicht aus, der Verfall der Kirche und die Zuneigung des Volkes zu den neuen Lehren sei nur den Hemmnissen zuzuschreiben, welche der Staat, die fürstliche Verwaltung den Rechten und Freiheiten der Kirche be-

reite. In unsern Tagen wird dies als Dogma mit überzeugender Kraft überall gepredigt. In Wahrheit aber waren die Fürsten diejenigen, von welchen allein eine Besserung der Verhältnisse kommen konnte, sie haben auch so gehandelt, und wie einst die Cluniacenser sich der Laiengewalt bedienten, um die Kirche zu säubern, dann aber die Waffen der neugestärkten Kirche gegen die Laien selbst erhoben, so wiederholte sich dies auch seitdem.

Der naheliegenden Versuchung, bis in die Gegenwart den Blick zu richten und die Schlüsse zu ziehen, ist Gothein nicht erlegen; mit anzuerkennender Selbstverleugnung hat er sich nur auf das beschränkt, was eigentlich auf der Hand lag und nicht umgangen werden konnte; sein Buch ist eine Geschichte jener Zeit, allerdings nicht der ganzen, sondern nur einer bestimmten, aber sehr wichtigen Seite derselben. Hier aber geht sie in die Tiefe und Breite, alles aber gruppirt sich um den Mann, dessen Name obenan steht auf dem Titel. Noch einmal läßt Gothein ihn, auch nach seiner äußerlichen Gestalt, vor unserm geistigen Auge erstehen, den schwächlichen, zierlichen Mann, den Jedermann in Rom kannte, wenn er mit seinem Maulthier vom Collegium Romanum in den Vatican ritt. Eine Herrschernatur war er, der sich in rastloser irdischer Thätigkeit nie genug thun konnte, so daß er zu sagen pflegte: Wenn er die Wahl hätte, entweder sofort aus dem Leben zu scheiden mit der vollen Sicherheit der Seligkeit, oder noch länger in ihm zu verweilen mit geringerer Sicherheit, so würde er das zweite wählen, wenn es ihm unterdessen möglich wäre, eine Großthat für Gott zum Heil der Seelen zu vollführen. So sicher war er in der Richtigkeit seines Thuns, während Luther bis ans Ende seiner Tage noch schwere innere Kämpfe zu bestehen hatte über den Nutzen oder Schaden seines Werkes. Wohin unser Urtheil fällt und fallen muß, ist klar. Mehr als einmal wurden wir bei der Besprechung dieses Buches, das, je länger man es studirt, um so bedeutender erscheint, zur Parallele dieser beiden Männer geführt. Reformator und Gegenreformator sind welthistorische Persönlichkeiten, deren Denken und Thun nicht bloß nachzittert in unserm Jahrhundert, sondern noch die Geister bewegt und aufregt, und alles, was dazu beiträgt, ihr Wesen und Wirken zu erklären, ist ein Verdienst um die Wissenschaft. Ob Ketzer? ob Heiliger? darin liegt die Werthschätzung der Beiden durch die gegenüberstehenden Parteien. Von Luther aber sagt Gothein: In der Rechtfertigungslehre hat er den mächtigsten Impuls der christlichen Weltanschauung wiederbelebt, der Einzelmensch, der sich eine persönliche Ueberzeugung erst aneignen muß, wurde durch ihn zur Freiheit berufen, ihm gehört die Zukunft des Christenthums — dasselbe, womit Lord Acton (wenn wir nicht irren) eine berühmte Rede geschlossen hat, daß die Zukunft der Welt dem Protestantismus gehört.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die bisherigen Ergebnisse der preußisch-deutschen **Unterrichtsreform** entwickelt Dr. W. Schrader (Halle) in dem „Humanistischen Gymnasium“, dem Organ des Gymnasialvereins, folgende Ansicht: „Allem Anscheine nach sollen die Schwarzseher im wesentlichen Recht behalten: obschon der neue Lehrplan während der kurzen Zeit seiner Gültigkeit noch nicht bis in die oberen Classen streng durchgeführt werden konnte, so gehen doch in diesen die Leistungen der Schüler in den alten Sprachen und der alten Geschichte merklich zurück, ohne einen Ersatz auf anderen Gebieten oder etwa in der nationalen Erziehung gefunden zu haben. Und es ist nicht nur das Maß der Kenntnisse, sondern auch der frische und selbständige Fleiß, deren Abnahme die Vorbereitung für die akademischen Studien beeinträchtigt und schwere Sorgen um den wissenschaftlichen Betrieb unsrer Hochschulen, um die Tiefe der nationalen Bildung, um die Erhaltung und Stärkung des wissenschaftlichen Sinnes weckt, auf den Deutschland bisher stolz war und um welchen es von dem Auslande beneidet wurde..... Unverkennbar ist Verdrossenheit und Mißmuth gerade bei den gewissenhaftesten und hingebendsten Lehrern darüber eingetreten, daß ihnen Unerreichbares auferlegt wird und daß sie auf den besten Lohn ihres mühevollen Berufs, das Mitleben mit einer strebsamen und ideal gerichteten Jugend, verzichten sollen. So viel ist klar: das Ziel der Schulreform, eine förderliche und harmonische Ausgleichung unter den Lehrfächern, innere Befreiung und Belebung der Jugend, Hebung der Anstalten und des Lehrerstandes, Befriedigung der von den verschiedenen Berufs- und Gesellschaftsclassen erhobenen Ansprüche, hat sich bisher in dem erhofften Grade nicht verwirklicht und wird überdies durch entgegenstehende Schäden, namentlich durch die bezeichnete Gedrücktheit der Besten geschmälert, die sich freilich weniger in lauter Agitation als in allerlei theils gewagten, theils für das Hauptziel nichts bedeutenden Aenderungsvorschlägen Luft macht. Was ist dies aber anders als der Ausdruck des Gefühls, daß es ohne bleibenden Schaden auf dem bisherigen Wege nicht gut weiter gehe? Wohlgemerkt, daß dies nur von denjenigen Staaten gilt, die sich den neuen Vorschriften anbequemt haben; andere, unter denen ich vornehmlich Sachsen und Württemberg nenne, haben die Geschichte und Ueberlieferung ihrer Schulen aufrecht erhalten. Sehen wir uns, um nicht bei Behauptungen stehen zu bleiben, die Abänderungsvorschläge an! Mit einem Worte möchte ich nur den Grund für einen einheitlichen Unterbau unsrer Schulen zurückweisen, daß hiedurch die Berufswahl für die Söhne angemessen hinausgeschoben werde. Wer auch nur einigermaßen mit der Statistik der jugendlichen Geister und ihrer Neigungen vertraut ist, der weiß, wie wenig bei den meisten die Verschiedenartigkeit ihrer intellectuellen Veranlagung für diese Wahl bedeutet, und jeder Schulmann hat hundertfältig erfahren, daß unsre Schüler in der Mehrzahl erst in den beiden oberen Classen, oft genug erst in der Prima, zuweilen sogar erst nach abgelegter Reifeprüfung, jedenfalls also zu einer Zeit ihren künftigen Beruf wählen, in der sie über den gemeinsamen Unterbau längst hinaus sind. Er weiß auch, daß ihre Wahl viel seltener durch etwaige ausgesprochene Anlage und Neigung als durch anderweitige Erwägungen, den Hinblick auf das Amt des Vaters, Aussicht auf rasches Fortkommen und Standesehre, Mangel oder Vorhandensein äußerer Mittel u. dergl. bestimmt wird. Sollte also jener Grund der einzige oder doch der scheinbarste für die Gymnasialgebilde nach Frankfurter Muster sein, so würde schon hienach ihre Berichtigung mehr als zweifelhaft sein; es mag aber die Abneigung gegen den vermeintlich abgestandenen altsprachlichen Unterricht mitgewirkt haben. Noch immer hatte sich das deutsche Gymnasium so fest gegründet und gefugt erwiesen, daß es aus zeitweiliger Irrniß aus eigener Kraft zu seinem hohen Zwecke zurückgekehrt ist. Laßt uns nur innerhalb der unerläßlichen Schranken machen und gebt uns die Erlaubniß, innerhalb unsrer bescheidenen Forderungen unsre Bahnen zu wandeln! Fällt es denn so schwer, die Zügel zu lockern und Versuche solcher Art zu gestatten, welche den gegebenen Boden nicht verlassen, auf ihm aber die ebensten und geradesten Wege wandeln wollen? Wozu dient denn die reiche Erfahrung der Lehrercollegien, ihrer Directoren, der Schulräthe, wenn sie lediglich mit der Ausführung der allgemeinen Vorschriften befaßt werden und nicht dazu selbständig neue Wege, neue Mittel und Bedingungen aufsuchen dürfen? Ein lebendiges Gebilde, dem die leitenden Geister unsrer Nation stets dankbare Theilnahme und Werthschätzung zugewendet haben, und das diese Liebe durch reine und hingebende Sorge für die Erziehung der Jugend vergolten und hiermit seinerseits die Schöpfungen deutscher Kunst und Wissenschaft in stiller Sammlung vorbereitet hat, das wird sich — das ist unser Hoffen — auch ferner zu reiner Gestalt und idealer Kraft durchsetzen und von den wandelbaren Antrieben vergänglicher und wie oft mißkannter Nützlichkeit hinweg sich zu der großen Gesammtauffassung bekennen, aus welcher allein die Bildung des nationalen Geistes seiner gottgegebenen Anlage gemäß begründet und ausgeführt werden kann. Achtung also vor der Geschichte und Ueberlieferung unsrer Gymnasien! Wenn wir wahrnehmen, was eine nicht kleine Zahl unsrer Künstler bewußt will und geräuschvoll darbietet, was dementsprechend auch manche Kunsttheoretiker lehren, wie in mancherlei Erscheinungen der Wissenschaft die Ideenlosigkeit als Anfang, Mittel und Ziel der Forschung auftritt, wie es ein sittliches, oder sage ich sittenloses Gebiet geben soll, das jenseit von Gut und Böse liegt, dann ist nicht zu verwundern, daß so

manche Adepten der Unterrichtskunst sich nicht darum sorgen, was durchsichtig, formenbildend, ewig, sondern was bequem, reizend, leicht verwerthbar ist, auch was alles, noch dazu auf dem allgemeinen Felde der Freiheit, sich allgemein und zwangsweise vorschreiben läßt. Befähigt uns, die alten Schriftsteller, in denen das Vorbild jeder Darstellungsart klar und durchsichtig wie sonst nirgends ausgeprägt ist, nicht nur der Kenntnisse halber, sondern auch in ihren Formen zum Verständniß zu bringen, gestattet uns, mit den Sachen auch die Sprache zu lehren, welche schon für sich würdigen und seinen Inhalts voll ist, laßt unsre Jugend in der Mathematik und Physik nicht die Formel und Rechenkunst, sondern den Zusammenhang und die Gleichartigkeit der Erscheinungen erkennen, schaffet, daß wir in der Geschichte nicht die leblosen Thatsachen, sondern die Stufen der sittlichen und staatlichen Entwicklung, in der Schilderung der großen Männer, deren Bilder aus dem Alterthum anschaulicher und schärfer als sonstwo überliefert werden, die Helden der Pflicht, die Opfer ihrer Leidenschaften darstellen dürfen, fragt nicht, was leicht und bequem, sondern was tief und bildungskräftig ist — und alles Uebrige wird der Jugend von selbst zufallen."

* **Häufigkeits-Untersuchungen der deutschen Sprache.** Auf Wunsch der Unternehmer verbreiten wir folgenden Aufruf: Die Untersuchung der deutschen Sprache in Bezug auf die Häufigkeit der Wörter, Silben, Laute u. s. w. ist so weit vorgeschritten, daß auch die Abtheilung 3 (Buchungen) beendet und die alphabetische Liste von 10,906,235 = 20 Millionen Silben fast vollendet ist. (Abtheilung 4.) Es handelt sich nun neben der Fertigstellung der Liste um die Zerlegung der Wörter in die einzelnen Bestandtheile, zu welcher Thätigkeit der Arbeitsausschuß noch 50 fleißige und zuverlässige Mitarbeiter braucht, welche vielleicht täglich eine Stunde diesem Werke widmen wollen. Wir nehmen an, daß in dem Kreise unsrer Leser sich Damen wie Herren bereit finden werden, besagtes Unternehmen durch freiwillige, thätige Mithülfe zu unterstützen, und stellen daher gefällige baldige Einsendung der Anmeldung an den Vorsitzenden des Arbeitsausschusses für die Häufigkeits-Untersuchungen der deutschen Sprache, Hrn. F. W. Käding in Berlin, N. Krausnickstr. 1, anheim.

* **Ein neues Flugproblem.** Die recht trüben Aussichten der Techniker, die Lösung des Flugproblems in absehbarer Zeit fertig zu bringen, haben einer Ausführung in der „N. Fr. Pr." zufolge in jüngster Zeit eine günstige Wandlung zum Besseren erfahren. In der letzten Ausschußsitzung des Wiener Flugtechnischen Vereins wurde von Hrn. Karl Lorenz, Adjuncten der österreichischen Staatsbahnen, ein Vorschlag eingebracht, welcher, wie es scheint, ohne besondere Schwierigkeiten technisch ausführbar ist und in der That eine Lösung des Flugproblems herbeiführen kann. Dieser einer reiflichen Erwägung würdige Antrag stützt sich auf die jedem Flugtechniker wohlbekannte, theoretisch und praktisch nachgewiesene Thatsache, daß das Erforderniß an motorischer Arbeitskraft für den Flug nur dann ein sehr großes ist, wenn es sich darum handelt, den auf der Erde lagernden Flugkörper hoch in die Luft zu bringen; ist diese große Leistung, welche in einer, höchstens zwei Minuten abgewickelt sein kann, vollzogen, so erfordert der Flug von der erreichten Höhe weg eine viel geringere Maschinenarbeit, als zum Auffliegen nothwendig war, denn der Widerstand, den das vogelähnlich gebaute Fahrzeug beim Vorwärtsfluge zu überwinden hat, ist außerordentlich viel kleiner als derjenige, welche beim Auffluge zu bewältigen war. Daraus ergibt sich, daß, wenn ein Schiff mit einer Maschine versehen würde, deren Arbeitskraft nur für den so geringe Arbeit erfordernden Vorwärtsflug genügt, mit dieser kleinen, schwachen und daher leichten Maschine der Schnellflug nach vorwärts dann bewältigt werden kann, wenn ein Mittel vorhanden wäre, die Anfangsleistung der nämlichen Maschine durch eine wenig voluminöse Zusatzarbeitskraft so zu steigern, daß dann mit dieser verstärkten Kraft auch der 1 bis 2 Minuten in Anspruch nehmende Aufflug zu Stande gebracht werden kann. Es wird nun vorgeschlagen, das Schiff zwar nur mit einer Maschine auszustatten, welche genügt, den nur geringe Arbeitskraft erheischenden Vorwärtsflug zu ermöglichen, diese Maschine aber so zu construiren, daß man ihr durch 1 bis 2 Minuten durch einen mitgenommenen Accumulator eine größere Arbeitsleistung einimpfen kann. Dies kann leicht ausgeführt werden, wenn man z. B. ein Luftreservoir, gefüllt mit Luft von 200 Atmosphären Spannung, mitnähme; diese auf die Triebachse der Maschine einwirkende Kraftluft könnte deren Arbeitsleistung, da sie durch 2 bis 4 Minuten fünfzig Pferdekräfte zur Wirkung brächte, so steigern, daß der rasche Aufflug auch eines so ziemlich schweren Schiffes sicher bewirkt würde. Wenn in dieser Weise das Schiff 100 bis 200 Meter hoch gehoben ist, so wird das Zuströmen der Kraftluft zum Motor unterbrochen. Der Druck des gehobenen Uebergewichtes auf die entsprechend eingestellten Segelflächen und die Arbeit des schwachen Motors ermöglichen sodann den Vorwärtsflug in beliebiger Zeitdauer. Während dieses Fluges wird der durch den Aufflug leergewordene Accumulator durch einen Compressor, mit Verwendung eines Bruchtheiles der Arbeitskraft des Motors, neu geladen, so daß nach einer etwa vorgenommenen Landung des Schiffes im Schiffe abermals die für einen neuen Aufflug erforderliche Arbeitskraft wieder vorhanden ist. Die Erkenntniß, daß zum Auffluge große Kraft, zum Vorwärtsfluge aber nur geringe Kraft erforderlich ist, die große Arbeitskraft aber nur 1 bis 2 Minuten anzudauern hat, ermöglicht die Anwendung dieser neuen und, wie es scheint, zutreffenden Kräfte-Combination. Die bei den Torpedos in Anwendung stehenden, mit Kraftluft betriebenen Motoren, welche so vorzüglich arbeiten, können nun ebenfalls beim Luftschiffe mit gutem Erfolge zur Geltung gelangen.

Fr. **Die lothringischen Mare,** fast kreisrunde Weiher, die sich in abgelegenen Gegenden des lothringischen Hügel- und Waldlandes befinden und wiederholt die Aufmerksamkeit von Geologen und Archäologen erweckt haben, werden in neuerer Zeit lebhafter erforscht. Nachdem in einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft für lothringische Alterthumskunde der Bezirkspräsident Frhr. v. Hammerstein über ein solches Mar Bericht erstattet hatte, in dessen Torfschicht Reste einer Hütte aufgefunden wurden, wird neuerdings die Arbeit der Geologen dem Mar von Langenberg in Lothringen zugewendet. Scherbenreste, welche in demselben gefunden wurden, haben dazu Anlaß gegeben, tiefere Ausgrabungen zu veranstalten. Bis jetzt weiß man über Ursprung und Zweck der Mare gar nichts. Fest steht nur die statistische Thatsache, daß sie in Lothringen auf engerem Gebiete ungemein häufig vorkommen. Nicht zu verwechseln sind sie mit den Maaren der preußischen Eifel, mit Wasser gefüllten Kratern vulcanischen Ursprungs. Minder räthselhaft, aber gleichfalls interessant sind die uralten Briquetagen aus der Gegend von Marsal und Vic, von denen Proben in der Straßburger Ausstellung für Kunst und Alterthum zu sehen sind. Prähistorische Bewohner des Sumpfgebietes, welches im mittleren Seillethal vorhanden ist, haben durch diese eigenartigen, mit der Hand geformten Ziegelstücke den Sumpf trocken gelegt und zum Ausbau menschlicher Wohnstätten geeignet gemacht.

* Der württembergische Landesconservator, Oberstudienrath Eduard **Paulus** in Stuttgart, ist nach genauen Untersuchungen zu der Annahme gelangt, daß die Burg **Hohen-Neuffen**, auf einem der schönsten Punkte der schwäbischen Alb erbaut, in ihrem ältesten Theil, den drei gewaltigen Rundthürmen, ein Bauwerk des Ostgothen-Königs Theoderich sei. Die am Hohen-Neuffen gemachten Funde von Münzen und Bronzeschmuck, sowie die Art der Mauerung sollen eine Bestätigung dieser Ansicht gewähren. Danach wäre der Hohen-Neuffen, der in der schwäbischen Geschichte eine bedeutsame Rolle spielt, nächst den römischen Ruinen das älteste Bauwerk des württembergischen Landes.

* Am 8. Juli hat die amerikanische Expedition, deren Zweck es ist, bei **Nordgrönland** Forschungen auszuführen und Robert **Peary** und seine Begleiter vom Winterquartier an der Bowdoin-Bai abzuholen, Neufundland verlassen. Ihr Führer ist Diebitsch, ein Bruder der Frau Peary. Sie will überdies Forschungen nach der verunglückten Expedition von 1892 anstellen, die aus **Björling**, Kallstenius und drei Mann Besatzung bestand. Die Aussichten auf Erfolg sind jedenfalls sehr schwach; nach aller Wahrscheinlichkeit ist die Björling'sche Expedition unrettbar verloren gegangen.

* Die goldene **Gräfe-Medaille** ist der „Deutsch. medic. Wochenschr." zufolge von der diesjährigen Versammlung der deutschen Augenärzte in Heidelberg Theodor **Leber**, Professor der Augenheilkunde an der Universität **Heidelberg**, zuerkannt worden. Leber, ein Schüler Albrecht v. Gräfe's, zuerst Privatdocent in Berlin, später Professor in Göttingen, hat sich um die Erkenntniß der auf Bakterieneinwanderung beruhenden Augenerkrankungen hervorragend verdient gemacht.

* In dem Jahresbericht des **Schweizerischen Buchhändlervereins** über das Vereinsjahr 1894/95 werden mannichfache Bedenken geäußert gegen die durch das neue Postregalgesetz

erschwerte Versendung von Ansichtsendungen, sowie gegen den Staatsverlag der Lehrmittel. „Der Canton Bern," lesen wir da, „hat im vergangenen Jahre durch ein neues Primarschulgesetz den Staatsverlag für die Primarschulstufe eingeführt, und schon ist die Rede davon, für die Secundarschulstufe ein gleiches zu thun. Wehrlos ohne Entschädigung muß der Verlagshandel das bisher von ihm bebaute Feld räumen. Ebenso geht es mit der Erstellung einer Schulwandkarte der Schweiz durch die Eidgenossenschaft. Jedoch sind die beiden von der übermächtigen Concurrenz des Staates betroffenen Verleger nicht in der Lage, den ihnen drohenden Schaden zu tragen. Sie haben, gestützt auf ein Gutachten von Hrn. Prof. Gustav Vogt, eine Klage auf Schadenersatz eingereicht und sind gesonnen, nöthigenfalls bis an das Bundesgericht zu gehen. Die Frage, ob wirklich der Staat ein Recht hat, schweizerischen Handels- und Gewerbetreibenden durch seine Concurrenz die Existenz zu untergraben, wird damit zur Entscheidung kommen. Wir dürfen daher dem Ausgange des Processes mit Spannung entgegensehen."

β. Der kürzlich erschienene Bericht der Beamten des **Brittischen Museums** enthält u. a. Angaben über das im letzten Jahre neuerworbene handschriftliche Material. Von größerem literarischen oder historischen Werth sind unter diesen Neuerwerbungen besonders: Sir Henry Bedingfields Abschriften seiner Correspondenz mit der Königin Maria und dem Geheimen Rath über die Haft der späteren Königin Elisabeth, 1554—1558; die politische und private Correspondenz Sir Richard Browne's, des englischen Residenten in Paris, 1641—1660, namentlich Briefe an seine Tochter Maria und deren Gatten John Evelyn, sowie an Sir G. Radcliffe; Briefe des Staatssecretärs Robert Harley an den englischen Gesandten in Schweden, 1704—1707; Briefe von W. Pitt, Lord Nelson u. A. aus den Jahren 1775—1799; vierzehn Bände mit Briefen und Abhandlungen des Cardinals Henry Benedict Stuart, Herzogs von York, namentlich die Correspondenz mit seinem Bruder Charles Edward Stuart; die Papiere Sir Robert Palks, des Gouverneurs von Bombay, mit Briefen von Warren Hastings, 1759—1789; die literarische und sonstige Correspondenz des Alterthumsforschers Sir Henry Spelman, in 3 Bänden, 1600—1641; „The Bramine's Journal", ein handschriftliches Tagebuch von Laurence Sterne, von April bis August 1767, geschrieben für Mrs. Eliza Draper, mit Briefen von Sterne und zwei Briefen von Thackeray über seinen Charakter; zweiundzwanzig Bände der Correspondenz Macvey Napier's mit einigen der hervorragendsten Mitarbeiter der „Edinburgh Review" und der „Encyclopaedia Britannica"; die Correspondenz von Dr. Samuel Butler, des Directors der Shrewsbury School und nachmaligen Bischofs von Lichfield; endlich die Correspondenz des Dr. Bliß, Vorstands der Archive der Oxforder Universität. Die beiden letztgenannten Collectionen bestehen aus je 16 Bänden.

* Der Zuwachs, den die **Bodlejanische Bibliothek** in **Oxford** im vorigen Jahre gehabt hat, ist nach dem in der „Oxford University Gazette" abgedruckten Berichte der Curatoren der größte gewesen, welcher derselben je zuvor in einem Jahre zutheil geworden ist. Er betrug im ganzen 60,787 Nummern. Den Löwenantheil daran haben die in Folge der Copyright-Act eingegangenen Pflichtexemplare, die nicht weniger als 44,583 Nummern ausmachen. Gekauft wurden 7006 Nummern, weit überwiegend nicht englische Literatur, an erster Stelle deutsche. Der Rest ist durch Geschenk oder im Wege des Austausches erworben worden. Der Zuwachs an Handschriften betrug 22. Bemerkenswerth ist darunter eine arabische Zauberrolle wegen ihrer außerordentlichen Länge, die volle 17 englische Meilen beträgt.

* Der in **Chicago** erscheinende „Times Herald" ist die erste Zeitung, welche vom Edison'schen **Telautographen** Gebrauch gemacht hat. In dem Blatte befinden sich seit einigen Tagen Facsimiles der Handschrift einer Anzahl Delegirter, welche von Cleveland aus vermittelst des neuen Apparats an das Blatt schrieben. Die Strecke von Cleveland nach Chicago ist 430 englische Meilen lang.

* Zu **Cambridge** starb am 31. Juli im Alter von siebenundsiebzig Jahren der Orientalist Sir **Thomas Wade**, welcher nach langjähriger diplomatischer Thätigkeit in Ostasien 1888 den neu errichteten Lehrstuhl für chinesische Sprache an der Universität Cambridge erhalten hatte. 1867 veröffentlichte er zwei treffliche umfangreiche Lehrbücher für das Studium des Chinesischen.

* **St. Petersburg.** In der kais. Oeffentlichen **Bibliothek** ist nach dem „Pet. List." in dem sog. „runden Saale" ein neuer, in byzantinischem Stile verzierter Schrank aufgestellt worden. In ihm wird ein seltenes Prachtwerk aufbewahrt, das der Bibliothek von dem Wirkl. Staatsrath Swenigorodski zum Geschenk gemacht worden ist. Es ist eine in russischer, französischer und deutscher Sprache abgefaßte Abhandlung über „**Byzantinische Emaillen**", die mit prachtvollen Abbildungen und Reproductionen versehen ist und 100,000 Rubel gekostet haben soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 16. bis 17. August folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift des kgl. bayerischen statistischen Bureau, redig. von Carl Rasp. XXVII. Jahrg. Nr. 2. München, Comm. J. Lindauer 1895. — **Beiträge zur Morbiditätsstatistik Bayerns** (Beilageheft zum vorigen). München. — **Rochus Schmidt**: Deutschlands Colonien, ihre Gestaltung, Entwicklung und Hülfsquellen. Bd. II. Mit Bildern und Karten. 10. bis 12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — Dr. **Severin Robinski**: Zur Beseitigung der Umsturzbewegungen in der Menschheit; Sendschreiben an Wilhelm II. 1. Liefg. Berlin, Robinski u. Comp. 1895. — Dr. **Theodor Volbehr**: Goethe und die bildende Kunst. Leipzig, E. A. Seemann 1895. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie** in Wort und Bild. Liefg. 234: Ungarn, Bd. IV. Heft 15. Wien, Alfred Hölder. — **Fortunat Thorney**: Im Kriegsjahr 1870; Drama. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1895.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Siebert, Aug. Der Palmengarten zu Frankfurt a. M. Berlin, Paul Parey.

Bernstein-Steglitz. Auf der Wanderschaft in Aegypten. Berlin, Julius Becker. — **Daniel**, H. A. Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 200. Aufl., hggb. von B. **Volz**. Halle, Waisenhaus. — **Fischer**, P. D. Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Berlin, Julius Springer. — **Fitzner**, Rudolf. Die Regentschaft Tunis. Streifzüge und Studien. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur. — **Foß**, R. Das deutsche Gebirgsland. Eine geographische Skizze. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — **Gsell-Fels.** Bayerisches Hochland mit Salzburg und angrenzendem Tirol. München, A. Bruckmann. — In **Hochregionen**. I. Die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen. Von Ed. **Richter**. II. Entwicklungsgeschichte des Alpinismus und der alpinen Technik. Von L. **Purtscheller**. Berlin, R. v. Decker. — **Meyers** Reisebücher. Schweiz. 14. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut. — **Schweiger-Lerchenfeld**, A. v. Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. 2. bis 6. Liefg. Wien, A. Hartleben. — **Storm** und **Philipp**. Illustrirter Führer durch Hamburg und die Nordsee-Bäder. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. — **Trinius**, August. Die Vogesen in Wort und Bild. Karlsruhe, Otto Nemnich. — **Tschudi**, Iwan v. Der Tourist in der Schweiz und den Grenzrayons. Reisetaschenbuch. 33. Aufl. Zürich, Orell Füßli. — Europäische **Wanderbilder**. Nr. 235: Nach und durch Ungarn. X. Bdch. Das ungarische Bahnnetz der k. k. priv. Südbahngesellschaft. Von Edmund **Steinacker**. Nr. 240: Die Schweizerische Seethalbahn. Von J. **Hardmeyer**. Zürich, Orell Füßli. — **Wegweiser** des Schwedischen Touristenvereins. Nr. 8: Schweden. 2. Aufl. Nr. 9: Eine Rundfahrt mit Dampfer um und durch das südliche Schweden. Nr. 10: Stockholm. Aus dem Schwedischen von Reichsarchivrath Dr. P. **Wittmann**, München. Stockholm, Wahlström u. Widstrand; Leipzig, K. F. Koehler (Comm.).

Bötticher, Georg. Das lustige Jena. Bilder aus dem Studentenleben, illustrirt von O. Gerlach. Leipzig, Georg Wigand. — **Kaufmann**, Herbert v. Gott Aegirs Antwort. Dichtung, componirt von Oscar **Gogel**. Zabern, A. Fuchs. — **Pröll**, Karl. Deutsches Leben und Weben. Nationale Erzählungen. Villach, Gebr. Gitschthaler. — **Tanera**, Karl. Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers i. J. 1870—71. Illustrirt von Ernst **Zimmer**. 1. Lieferung. München, C. H. Beck. — **Wolf**, Karl. Geschichten aus Tirol. 2. Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger.

Bender, Hermann. Buch der Sprüche. Zürich, Cäsar Schmidt. — **Oeser**, Hermann. Vom Tage, vom heute gewesenen Tage. Lebensspiegelungen. 2. Aufl. Basel, R. Reich. — **Schweizer Dichtermappe**. 1895. 2. Aufl. Zürich, Künstlerhaus.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte des Dakoromanismus.

Von Prof. Dr. Schwicker.

I.

Unser Jahrhundert wird auf politischem Gebiete durch das Vorwalten der Nationalitätsidee gekennzeichnet. Es ist allerdings ein Irrthum anzunehmen, daß diese Idee in früheren Zeiten unbekannt und im Leben der Völker unwirksam gewesen sei und erst unter dem Drucke der Weltherrschaftsgelüste des ersten Napoleon als Reaction gegen die Bedrohung der Freiheit und der selbständigen Existenz der nichtfranzösischen Nationen ihre Entstehung gefunden habe. Die Geschichte belehrt uns über das Vorhandensein dieser Idee zu allen Zeiten, ja der Zusammenschluß des „verwandten" Blutes und dessen Kampf gegen das „fremde" Blut ist so alt wie die Menschheit selbst. Das 19. Jahrhundert besitzt nur das charakteristische Gepräge, daß in demselben die Nationalitätsidee bei den europäischen Völkern zu klarem Bewußtsein gelangt und zum leitenden Princip für das Leben und die Gestaltungen im Staate geworden ist. „Mit den Befreiungskriegen im zweiten Decennium unsres Jahrhunderts," so schrieb ich an anderer Stelle,[1] „eroberte die Nationalitätsidee unaufhaltsam und unwiderstehlich immer weiteres Terrain. Alle Versuche zur Niederhaltung oder auch nur Eindämmung erwiesen sich als vergeblich und fruchtlos, ja sie fachten die Begeisterung, die Leidenschaft, den Fanatismus in erhöhtem Maße an und schufen Märtyrer, diese wirksamsten Apostel für die Verbreitung einer Idee. So kam es, daß um die Mitte unsres Jahrhunderts die gesammte gebildete Menschheit unter dem Zauber, unter der Herrschaft der Nationalitätsidee sich befand und daß im Verlaufe der folgenden Jahrzehnte man dieser herrschend gewordenen Idee eine Reihe der bedeutsamsten Ereignisse, Umwälzungen und Neugestaltungen im europäischen Staats- und Völkerleben verdankt."

Die großen mitteleuropäischen Nationalstaaten, das deutsche Reich und Italien, sind ebenso Schöpfungen dieser Idee gleichwie die Bildung der kleineren Balkanstaaten Griechenland, Rumänien, Serbien und Bulgarien. Den Einwirkungen dieser Idee ist die Loslösung Portugals von Spanien, Belgiens von Holland zuzuschreiben; sie zertrümmerte die skandinavische Union und sie ist es, welche in nationalen Mischstaaten unablässig an der Abscheidung und Trennung der Bevölkerung nach Abstammung, Sprache und Volksthum arbeitet. Der schwebende Streit zwischen Norwegen und Schweden, die Bewegung der Vlämen in Belgien, vor allem jedoch die Streitigkeiten und Kämpfe unter den Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn sind hiefür die Belege. Wo eine Nationalität in einem Staate überwiegt, da strebt sie durch ihre Macht und den hiedurch gebotenen Einfluß die Absorbirung oder Amalgamirung der innerhalb ihrer Grenzen wohnenden anderen Völkerschaften an. Diesen theils friedlichen, theils gewaltsamen Einschmelzungsproceß sehen wir seit Jahrhunderten obwalten in den östlichen Theilen von Deutschland, in den österreichischen Alpenländern, in Böhmen und Ungarn, in Rußland gegenüber Polen und den baltischen Provinzen u. a. O. Das bewußte oder unbewußte Ziel ist überall das gleiche: Herstellung der nationalen Einheitlichkeit durch die Aufsaugung oder Vernichtung des fremden Blutes und auf dieser Basis die Sicherung des nationalen Einheitsstaates.

Gegenüber diesem Processe befinden sich Staaten mit verschiedener Bevölkerung in eigenthümlicher Lage. Wo das herrschende Volksthum numerisch und culturell weit überwiegt, dort geht die Entwicklung ihren natürlichen Gang, ohne heftige Erschütterungen des öffentlichen Lebens. Anders steht die Sache in solchen Staaten, in denen kein einziger der daselbst lebenden Volksstämme das entschiedene materielle und geistige Uebergewicht besitzt und in Folge dessen die Herrschaft oder mindestens die politische Führung nicht mit Sicherheit und Bestimmtheit erringen und behaupten kann. Ein solcher Staat ist in der Gegenwart Oesterreich-Ungarn, dieses Reich der Nationalitäten ohne die unbestrittene Vorherrschaft eines einzigen Volksstammes. All die vielen inneren Unruhen, Kämpfe und Veränderungen, denen diese Monarchie seit Decennien ausgesetzt ist, lassen sich aus diesem Mangel zum größten Theile erklären. Eine nähere Ausführung dieser These gehört indessen nicht hieher; ich wende mich vielmehr zu der in der Ueberschrift dieses Artikels genannten Specialität der Nationalitätsidee.

Was ist der „Dakoromanismus"? Er ist das Bestreben nach Zusammenschließung und thatsächlicher politischer Vereinigung aller „Ostromanen", d. i. der angeblich von den Dakern und den römischen Legionen und Colonisten im eroberten Dacien abstammenden Rumänen zur Bildung eines einheitlichen rumänischen Nationalstaates. Einen „Rechtstitel" hat dieser Dakoromanismus nicht für sich; er ist nur das Product der Nationalitätsidee, die politische Anwendung der Theorie von der Vergesellschaftung des „reinen" Blutes gegenüber den „fremden" Racen. Nichtsdestoweniger waren die Erfinder, Verbreiter und Vertheidiger des Dakoromanismus von Anbeginn her bemüht, für ihre Racenpolitik auch eine „legitime" Grundlage zu gewinnen. Diese glaubten sie in der bekannten Legende von der gemeinsamen Abstammung der Rumänen aus einem dakisch-römischen Connubium gefunden zu haben. Den neuesten Stand dieser Abstammungstheorie habe ich in der Beilage zur Allg. Ztg. 1894, Nr. 26, 28 und 29 eingehender beleuchtet.

Diese Theorie hat übrigens im rumänischen Volke selbst keine Wurzel, sondern ist das Product gelehrter Speculation. Ihr Erfinder ist der Italiener Bonfinius, der in seinem bekannten Geschichtswerke „Rerum Hungaricarum decades libris XLV comprehensae, ab origine gentis ad annum 1495" schreibt (Decadis II liber VII): „Die Walachen stammen von den Römern ab, was ihre Sprache beweist, die unter

---

[1] Vergl. meine Studie: „Der Dakoromanismus" in der „Oesterreichisch-Ungar. Revue" (Wien) 1894, Band XVI. (Auch in Separatabdruck erschienen.)

den vielen barbarischen Völkern nicht erloschen ist.... Die Walachen sind von den Legionen und den Colonisten entstanden, welche Trajanus und andere römische Kaiser nach Dacien versetzt hatten."

Diese Behauptung des Italieners Bonfini fand in gelehrten Kreisen bis auf die Gegenwart zahlreiche Zustimmung und große Verbreitung; sehen wir doch, daß Historiker von hervorragender Bedeutung, wie Gibbon, Amadée Thierry, H. Kiepert, Th. Mommsen u. a. dieser Theorie ihren Beifall und ihre Unterstützung liehen. So lange diese Auffassung über die Herkunft des rumänischen Volkes sich nur auf literarischem Gebiete bewegte, war sie von keiner weiteren Wichtigkeit. Diese erlangte sie erst in dem Moment, als man den Versuch unternahm, die Theorie in die Praxis umzusetzen, d. h. aus der speculativen Behauptung über die Abstammung und Verwandtschaft der Rumänen die Nutzanwendung auf deren national-politische Stellung und auf ihre Besitzansprüche in Staat und Gesellschaft zu machen.

Der erste, der die gelehrte Speculation auf solche Weise praktisch zu verwerthen sich bemühte, war der Siebenbürger Georg v. Schinkai (1754—1826), der in seinem Werke: „Chronicon Dacoromanorum sive Valachorum" die Abstammungstheorie der Rumänen auf das Gebiet socialer Ansprüche und nationalpolitischer Forderungen verlegte. Sein Biograph, Ilariann Papin, präcisirte den Geist dieses Werkes in folgender Weise: „Wir (Rumänen) sind Lateiner, Römer, Trajans-Söhne, Dacien gehört den Rumänen. Wachet auf, ihr Römer des Ostens, Söhne der alten Roma, Brüder der abendländischen Lateiner, wachet auf!" Schinkai vollendete sein Werk im Jahre 1813; doch erschien es erst im Jahre 1853 im Druck. Die dakoromanische Idee hatte indessen von Siebenbürgen aus seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ihre stetige Pflege und Verbreitung gefunden. Schon in der Petition der rumänischen Bischöfe Siebenbürgens, welche diese im Jahre 1791 dem dortigen Landtage überreichten, werden Ansprüche erhoben auf Zurückerstattung der „alten Rechte", die der „walachischen Nation" „nicht durch eine gesetzliche Macht, sondern bloß durch die Ungerechtigkeit der Zeit, und zwar erst im verflossenen Jahrhundert entzogen worden seien". Und darauf folgt die bezeichnende Begründung: Die walachische Nation sei die älteste in Siebenbürgen, sie stamme von den Colonisten des Kaisers Trajan ab; die Rumänen seien bei Ankunft der Magyaren unter eigenen Fürsten gestanden, auch von den Magyaren nicht unterworfen worden, sondern hätten dem Sieger freiwillig Treue geschworen, weßhalb sie auch weiterhin mit den Magyaren die gleichen Rechte genossen hätten u. s. w.

Die Geschichte kennt all diese Thatsachen und Behauptungen nicht, ebensowenig steht hievon etwas im siebenbürgischen Staatsrechte; gleichwohl übten die Anschauungen Schinkai's und die Ansprüche des bischöflichen Bittgesuchs vom Jahre 1791 auf die fernere nationalpolitische Entwicklung des Rumänenthums einen bestimmenden Einfluß aus. Die Lehre von der dakischen Urheimath und der lateinischen Abstammung der Rumänen begeisterte nicht nur die Jugend und entzündete die Phantasie der Dichter, sondern sie beherrschte ebenso die rumänische Wissenschaft und Literatur und wurde zum Leitsterne für die Politik. Die dakoromanische Idee gewann immer weiteres Terrain, sie drang allmählich auch in tiefere Volksschichten ein und heute waltet sie in den Gedanken und Empfindungen des rumänischen Volkes als ein hochgehaltenes Ideal, als ein anzustrebendes, wenngleich nur in ferner Zukunft zu erreichendes nationales Ziel.

Von rumänischer Seite wurde die Existenz und das Walten dieser dakoromanischen Idee wiederholt geleugnet. So erklärte der bekannte rumänische Schriftsteller Joan Slavici schon vor Jahren[1]): „Die Behauptung, daß die Rumänen die Vereinigung aller von Rumänen bewohnten Länder zu einem selbständigen dakoromanischen Reich anstreben, ist eine Erfindung der Magyaren." Damit in Uebereinstimmung sagte der ehemalige rumänische Minister und jetzige Führer der liberalen Partei in Rumänien, Demeter A. Sturdza, in seiner Senatsrede vom 9. Dec. 1893 unter anderem: „Es fällt Niemandem in unserm Königreich ein, Siebenbürgen erobern zu wollen."... „Nach meiner Ansicht ist die ‚rumänische Irredenta' eine Erfindung der Feinde unsres Volkes." Und der Verfasser der jüngst veröffentlichten „Politischen Denkschrift" über die „rumänische Frage in Ungarn und Siebenbürgen"[2]), Hr. Eugen Brote, behauptet ebenfalls (l. c. p. 115), der „Dakoromanismus" und der rumänische „Irredentismus" seien „grundlose Beschuldigungen und Verdächtigungen", „von den Magyaren nicht nur erhoben, sondern auch von ihnen mit ganz besonderem Eifer überall verbreitet". Der „erdichtete Dakoromanismus" spuke höchstens in „phantastischen Köpfen", von denen Hr. Demeter A. Sturdza in der oben citirten Rede bemerkt, daß es „ganz vereinzelte Leute seien, die sich damit abgeben", und diese seien „entweder bezahlt oder ganz unzurechnungsfähig und albern". Auch die in den letzten Jahren vielgenannte „Rumänische Liga" in Bukarest verwahrte sich in einer öffentlichen Erklärung[3]) entschieden dagegen, als ob „ihre nationale Bewegung mit dem ‚Irredentismus' irgend etwas gemein habe" oder daß sie „die Vernichtung des benachbarten Reiches anstrebe im Hinblick auf ein ‚Dako-Rumänien'".

Diesen Behauptungen und Ablehnungen gegenüber erscheint es nun als ein Wagniß, von der „Geschichte des Dakoromanismus" sprechen zu wollen; denn was gar nicht existirt, kann doch auch keine „Geschichte" haben. Nichtsdestoweniger ist man meiner Ueberzeugung nach vollkommen berechtigt, die Idee des „Dakoromanismus" als existent zu betrachten, und es liegen hinreichende Facta und Beweise vor, um die Entstehung, Entwicklung und Verbreitung dieser Idee historisch verfolgen zu können.

Aus der Fabel von der dakoromanischen Herkunft des rumänischen Volkes entsprang in natürlichem Verlaufe die Forderung, als die ältesten Bewohner Siebenbürgens und des östlichen Ungarns anerkannt zu werden. Darauf baute man sodann die Ansprüche auf alte Rechte und Besitzthümer, und da diese in der Gegenwart nicht mehr vorhanden waren, so beschuldigte man die mitwohnenden Landesbürger der Vergewaltigung, der Rechtsentziehung und der Beraubung. Das Bittgesuch der rumänischen Bischöfe vom Jahre 1791 fordert ganz deutlich die Zurückgabe der angeblichen alten Rechte, und spätere Reclamationen an die Landesvertretung und an die Krone bewegten sich ganz in demselben Ideenkreise. „Dacien gehört den Söhnen Trajans!" Die Literatur und Dichtung bemächtigte sich gleichfalls dieser Anschauung, und schon im Jahre 1820 ruft der Siebenbürger rumänische Dichter Fabian den „Bedrängern seines Volkes" zu: „Zittert vor der erwachten Romania", deren „Kinder sich erheben millionenweis vom Meer zur Theiß, vom Ister bis zum Karpathenwall".

Hr. Brote trägt in seinem voluminösen Buche viel Material zur Beurtheilung der „rumänischen Frage" zusammen; aber gar manches wichtige Actenstück ist daraus

[1]) Vgl. „Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina". Wien und Teschen, 1881. S. 216.

[2]) Vgl. über diese Denkschrift den Art. „Rumänen und Magyaren" Beil. Nr. 170, wo der berechtigte Theil der Ausführungen des Verfassers, die Forderung billiger Behandlung der österreichisch-ungarischen Rumänen nach Verdienst sympathisch gewürdigt wird.
Anm. des Herausgebers.

[3]) „Antwort auf die Erklärungen des Grafen Kalnoky in der ungarischen Delegation (Sept. 1894)." Bukarest, 1894.

weggeblieben und ebenso werden bedeutsame Vorgänge und Thatsachen verschwiegen. Brote's Buch ist eine nationale Parteischrift; daraus erklärt sich dieses Verhalten seines Verfassers, die geschichtliche Wahrheit darf jedoch zu keinem Magddienst einer nationalpolitischen Partei herabgewürdigt werden.

Ohne in frühere Zeiten zurückzugreifen, verweise ich zum Belege für das Walten des Dakoromanismus nur auf die Periode vom Jahre 1848 bis zur Gegenwart hin. Die Bewegung unter den Rumänen in den Revolutionsjahren 1848/49 war eine gemeinsame; an ihr betheiligten sich ebenso die Rumänen in Siebenbürgen wie jene in den moldo-walachischen Fürstenthümern. Die trennenden Landesgrenzen schienen für die Rumänenführer damals völlig geschwunden zu sein.

Das in Hermannstadt tagende „Rumänische Comité" berief auf den 28. December 1848 eine rumänische National-versammlung ein, welche in dreizehn Punkten die nationalen Wünsche der Rumänen feststellte. In dem darauf verfaßten Majestätsgesuche „der vereinigten Rumänenführer Siebenbürgens, Ungarns, des Banats und der Bukowina" vom 25. Februar 1849 wird vom Kaiser von Oesterreich an erster Stelle verlangt: „Vereinigung aller Romanen der österreichischen Staaten zu einer einzigen selbständigen Nation unter dem Scepter Oesterreichs, als integrirender Theil des Gesammtstaates", und in weiterer Folge dieses Wunsches: „Selbständige National-Administration in politischer und kirchlicher Hinsicht", „Erwählung eines National-Oberhauptes", Errichtung „eines nationalen Administrationsrathes unter dem Titel „Romanischer Senat" u. s. w.

Diese ihre nationalpolitischen Wünsche interpretirten und begründeten die „vereinigten Rumänenführer" eingehend in einer „Denkschrift" an die Wiener Reichsregierung vom 5. März 1849[1]), worin unter anderem gesagt wird: „Besonders ist der romanischen Nation der österreichischen Monarchie das klare Bewußtsein aufgegangen, daß sie durch ihre Zahl, durch ihre geographische Lage und durch die Identität der Abstammung, Sprache, Sitte und Religion mit den Einwohnern der Donaufürstenthümer berufen ist, ein starkes Glied der österreichischen Monarchie zu werden, sowohl zur Aufrechterhaltung des nothwendigen Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Völkerstämmen im Innern des Gesammtstaates, oder auch zur Ausübung eines Oesterreich unentbehrlichen Einflusses auf den ereignißschwangeren Osten unsres Welttheils."

Die Zusammenfassung aller Rumänen der habsburgischen Monarchie zu einer territorialen und nationalpolitischen Einheit mit einem besonderen Nationaloberhaupt, einer Nationalvertretung und einer Nationaladministration an der Spitze war an sich allerdings noch keine Aufrichtung eines dakoromanischen Staates unter österreichischer Oberhoheit, wohl aber ein bedeutsamer Schritt nach diesem Ziele, ja über dasselbe hinaus. Abgesehen von der gefährlichen Auftheilung Oesterreichs nach nationalen Gesichtspunkten, war es den „vereinigten Rumänenführern" vom Jahre 1849 klar, daß die Durchführung einer solchen Neuorganisation der österreichischen Monarchie unfehlbar deren Verfall nach sich ziehen und so die Bildung eines großrumänischen Nationalstaates ermöglichen würde. Der Historiker Johann Balcescu aus Rumänien, der in der siebenbürgischen Bewegung von 1848/49 und dann unter den Emigranten in Paris eine hervorragende Rolle spielte, also mit dem Charakter und der Tendenz dieser Bewegung wohl vertraut war, äußerte sich in einem Briefe vom 4. März 1850 über diese angestrebte Vereinigung der österreichischen Rumänen: „Die Frage der Vereinigung hat einen großen Schritt vorwärts gethan und ist bedeutend vereinfacht worden. Die Vereinigung der Walachei und Moldau ist eine von der ganzen Welt angenommene Thatsache. . . . Die Rumänen Oesterreichs fordern auf Grund der Verfassung vom 24. März (1849) einmüthig und mit großer Entschiedenheit, daß sie zu einem $3^1/_2$ Millionen Seelen zählenden National-Corpus vereinigt werden, und sie werden dieses Ziel früher oder später auch erreichen. Wenn dann eine aus 4 Millionen und eine aus $3^1/_2$ Millionen Rumänen bestehende nationale Gruppe nebeneinander vorhanden sein wird, wer kann diese beiden großen Gruppen dann verhindern, daß sie sich vereinigen?"

Die gemeinsam vorgehenden Rumänenführer aus Oesterreich-Ungarn und aus der Moldo-Walachei hatten im Jahre 1848 auch ihre besonderen nationalen Emissäre nach Wien, Frankfurt und Paris entsendet, wo diese mit allen Umsturzmännern jener Tage Anknüpfungen und Verbindungen suchten und auch fanden. Der nach Deutschland gesendete Agent Joan Maiorescu reichte bei dem Frankfurter Parlament in zwei Denkschriften vom 29. Sept. und 16. Nov. 1848 den Vorschlag ein, Ungarn selbständig zu machen, aber Siebenbürgen mit den beiden Donaufürstenthümern Moldau und Walachei zu einem ebenfalls unabhängigen Rumänien zu vereinigen. Ungarn, von dem überdies Croatien und Slavonien zu Gunsten eines selbständigen croatischen Nationalstaates losgelöst werden sollten, möge dann mit Rumänien und diese beiden Nationalstaaten mit dem Deutschen Reiche ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, um den Osten Europa's gegen den Panslavismus zu schützen und den nothwendigen Einfluß Deutschlands bis zum Schwarzen Meere zu sichern.[1])

Man könnte hier einwenden, daß all diese Regungen und Bestrebungen in aufgeregten Tagen unter dem Eindruck des allgemeinen Zusammenbruchs der bisherigen staatlichen Zustände entstanden und vom revolutionären Element geltend gemacht worden sind. Das ist richtig; aber in solchen Zeiten treten auch die geheimen Hoffnungen und Wünsche unverhüllt zu Tage und gestatten manchen Einblick in die Tiefen der Volksseele.

Von ganz besonderem Interesse sind übrigens noch andere Pläne der Rumänenführer aus den Revolutionsjahren 1848/49, sowie aus den darauffolgenden Zeiten der politischen Emigration (1850—1860), während welcher die Rumänen auch mit ihren nationalen und politischen Gegnern, mit den Magyaren in Paris und London, in nähere Beziehungen traten, um in gmeinsamer Umsturzarbeit in ihren Heimathländern neue Aufstände hervorzurufen. Die dakoromanische Idee spielt hiebei stets eine namhafte Rolle, auf deren Schilderung ich jedoch hier nicht näher eingehen will.[2])

Die Donaufürstenthümer Moldau und Walachei sollten bekanntlich nach der von den Großmächten ausgeklügelten Verfassung vom Jahre 1858 als „Vereinigte Fürstenthümer Moldau und Walachei" ihre besondere Landes-Autonomie unter selbständigen Fürsten, selbständiger Gesetzgebung und Regierung constituirt erhalten. Die Wahl des Obersten Alexander Cusa zum gemeinsamen Fürsten der beiden Fürstenthümer (1859) warf dieses staatsrechtliche Kartenhaus der Diplomatie ebenso über den Haufen, wie dies in unsern Tagen hinsichtlich der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien geschehen ist. Durch jene Union der walachischen Fürstenthümer war die eine Hälfte des

[1]) Vgl. Brote, a. a. O. S. 177 ff.

[1]) Vgl. das jüngst erschienene Buch des ungarischen Publicisten Dr. Benedict Jancsó: „Szabadságharczunk és a dako-román törekvések", d. i. „Unser Freiheitskampf und die dakoromanischen Bestrebungen". Budapest. 1895, gr. 8. XV u. 320 S.

[2]) Das schon genannte Buch des Hrn. Jancsó bringt hierüber sehr interessante Aufschlüsse.

dakoromanischen Traumes in Erfüllung gegangen. Die Männer der rumänischen Revolution und internationalen Agitation kehrten als Sieger in ihr neugestaltetes Vaterland zurück, wo sie gar bald die leitenden Stellen im Staatswesen einnahmen, ohne jedoch ihres Zusammenhangs mit der magyarischen Emigration völlig zu vergessen. An den Kossuth'schen Revolutionsbestrebungen in den Jahren 1860—1862 nahmen die jetzt zu Ministern gewordenen rumänischen Schicksalsgenossen thatsächlichen Antheil, ja auch Fürst Cusa schloß mit den Agenten des „magyarischen Nationaldirectoriums" wiederholt Conventionen zur Revolutionirung Ungarns ab.

Allerdings waren nicht alle rumänischen Politiker Freunde dieses Bündnisses der Magyaren und Rumänen; am meisten wurde diese Politik von dem bedeutendsten Staatsmann Rumäniens, von Johann Bratianu, dem spätern „Fürsten- und Königsmacher" bekämpft. Aber aus welchen Motiven? In einer Unterredung mit Cavour erklärte er: „Ich glaube dem Liberalismus und der Mäßigung der magyarischen Herren nicht; es ist nur Maske, um den Kaiser (Napoleon III.) zu täuschen. Ich weiß, sie sind exclusiver als je und ich vertraue Ungarn nicht. Allein wenn es auch anders wäre, so könnten wir (Rumänen) doch wegen Siebenbürgen, das wir unter keinen Umständen an Ungarn überlassen, niemals zu einem Einverständniß gelangen. Das historische Recht, auf welches Ungarn sich beruft, ist lächerlich."[1])

Und im Einklang mit diesem Standpunkt war später auch Fürst Cusa, der in den weiteren Verhandlungen den magyarischen Agenten gegenüber stets deutlicher den dakoromanischen Herzenszug erkennen ließ, so daß der Agent Kossuths in Rumänien, Oberst Zglinicki, zu Anfang des Jahres 1861 dem magyarischen „Nationaldirectorium" berichten mußte: „Glauben Sie dem Fürsten Cusa nicht; er speculirt auf Siebenbürgen und das Banat."[2]) Und ein anderer Agent, Graf Karacsay, schreibt an Kossuth: „Fürst Cusa ist ei fanatischer Walach, der gegenwärtig auch von Dakoromanien träumt."

Damals befand sich übrigens Cusa bereits im Besitz jener Denkschrift, welche das dakoromanische Evangelium in aller Klarheit und Präcision entwickelt und dessen Verfasser der Fürst zu seinem Justizminister berief. Hr. Brote schweigt in seinem Buch von dieser wichtigen Schrift; oder zählt er den Autor derselben gleichfalls zu den beschuldigenden und verdächtigenden Magyaren, oder hält er ihn für einen „phantastischen Kopf" oder (wie Dem. Sturdza sagt) für einen „bezahlten" oder „ganz unzurechnungsfähigen und albernen" Menschen?

Der in Rede stehende Autor war der Siebenbürger Rumäne Alexander Papiu Ilarianu (1828—1877), der im Jahre 1861 vom Fürsten Cusa zum Justizminister ernannt wurde, nachdem er im Jahre vorher die berührte Denkschrift verfaßt und dem Fürsten überreicht hatte. Die Denkschrift führt den Titel: „Memorandum über das Verhältniß der Rumänen zu den Deutschen, Slaven und Magyaren sowohl im Frieden, als in der Zeit der im Osten Europa's ausbrechenden Revolution, dem Fürsten A. J. Cusa im Jahre 1860 überreicht".[3])

In dem umfangreichen Document werden folgende politische Ideen eingehend erörtert: Das rumänische Ideal ist die Vereinigung sämmtlicher Rumänen zu einem politischen Körper, d. h. Dakorumänien. Wenn es den Deutschen und den Magyaren freisteht, ein bis zum Schwarzen Meere reichendes Deutschland oder Ungarn zu projectiren, weßhalb soll es den Rumänen verwehrt sein, an die Verwirklichung eines goldenen Traumes zu denken? Die rumänischen Länder, und zwar die Walachei, die Moldau (mit Bessarabien und der Bukowina), Siebenbürgen (mit dem Banat und den ungarischen Comitaten Bihar und Marmaros bis zur Theiß) haben eine Ausdehnung von 5720 Quadratmeilen. Dieses Gebiet wäre so groß wie Italien oder Großbritannien, mit einer Bevölkerung von zehn Millionen Seelen, unter denen es kaum eine Million Fremde (!) gäbe. In nationaler Hinsicht wäre also der ideale rumänische Staat einer der homogensten in Europa. In strategischer Hinsicht wäre kein zweiter europäischer Staat mehr begünstigt. Die Karpathen Siebenbürgens wären die natürlichen Schutzwälle für ganz Rumänien. Wer Herr dieses strategischen Mittelpunktes ist, der ist zugleich Herr von Siebenbürgen und somit des Gebietes bis zur Theiß, beziehungsweise bis zum Schwarzen Meer. Ohne Siebenbürgen haben die rumänischen Fürstenthümer keine Zukunft.

Papiu untersucht dann die Frage, ob ein Großrumänien auch den Interessen des westlichen Europa dienlich sein würde, und nachdem er diese Frage bejaht hat, erörtert er die Aufgaben der Rumänen sowohl im Inlande, als in der Fremde, wenn dieses große Ziel erreicht werden soll. Unter den Aufgaben im Auslande legt das Memorandum dem Fürsten ganz besonders ans Herz, es sollten seine Agenten nicht aufhören, den fremden Regierungen die Ueberzeugung beizubringen, daß Siebenbürgen ein rumänisches Land sei. Ebenso dürften der Fürst und seine Regierung es nie vergessen, daß die Magyaren unversöhnliche Feinde der Rumänen und der nationalen Existenz derselben seien. Dagegen erwarten die siebenbürgischen Rumänen ihre Befreiung von den Fürstenthümern; ja der ehemalige Siebenbürger Papiu (eigentlich „Pap") behauptet kühn, „daß die Rumänen jenseit der Karpathen (d. i. in Siebenbürgen) alle bereit wären, für den Fürsten Cusa zu sterben", und am Schlusse apostrophirt er den Fürsten: „O Fürst und Herr von Rumänien! Der Genius der rumänischen Nation helfe Dir, damit Du mit Weisheit den Tod des Helden Michael rächest und der glückliche Vollstrecker des Planes des größten Fürsten und Herrn seiest, den Trajans Dacien je besaß!"

Zum Verständniß des letztangeführten Wunsches sei bemerkt, daß dieser Wojwode Michael „der Tapfere" von 1593 bis 1601 als türkischer Vasall an der Spitze der Walachei gestanden und von den rumänischen Historikern als der größte Nationalheld verherrlicht wird; seine Reiterstatue zu Bukarest gilt als das Symbol nationaler Herrlichkeit und der Verwirklichung des großrumänischen Ideals. Die unparteiische Geschichte stellt den Charakter Michaels und seine Bestrebungen allerdings in anderer Weise dar. Erst wendete er sich gegen seinen türkischen Oberherrn und ward abhängiger Bundesgenosse des siebenbürgischen Fürsten Sigismund Báthory, dann vertragsmäßiger Vasall des Kaisers als Königs von Ungarn. In der Vertragsurkunde vom 9. Juni 1598 heißt es ausdrücklich: „Wir (Michael) haben uns entschlossen, diese Provinz (Walachei) in die alte Abhängigkeit zurückzubringen, sie mit der ungarischen Krone zu vereinigen und die königliche Majestät für unsern gesetzlichen und natürlichen Herrn anzuerkennen, wie es auch vordem zur Zeit der ungarischen Könige gewesen." Bald darauf unterwirft sich der Wojwode wieder dem Fürsten Andreas Báthory von Siebenbürgen, doch nur in der Absicht, um hinter seinem Rücken das Land wieder angeblich für den Kaiser zu occupiren. In der That hegte Michael aber ganz andere Gedanken; er wollte Herr in Siebenbürgen werden und außerdem auch noch die Moldau seiner Gewalt unterwerfen. Beides nur langsam; ja seine

---

[1]) Jancsó, l. c. p. 251.

[2]) Ebd. p. 291.

[3]) Die Schrift wurde erst im Jahre 1883 veröffentlicht.

Zweideutigkeit hatte zur Folge, daß der mißtrauisch gewordene kaiserliche General Basta ihn am 18. oder 19. Aug. 1601 in seinem Lager zu Torda ermorden ließ. Die nationalistische Parteihistorik macht den ehrgeizigen, gewaltthätig-herrschsüchtigen und treubrüchigen Mann zum weitblickenden Heerführer und Staatsmann und legt ihm Ziele unter, welche weder seinem Charakter und seiner Geistesanlage entsprechen, noch in dem Verständnisse jener Zeit gelegen waren. Das erkannten übrigens selbst einzelne rumänische Geschichtschreiber, so sein Biograph J. Balcescu, der ihm vorwirft, er „habe seine providentielle Mission, die Vereinigung und Befreiung der Walachen, verkannt und deßhalb seinen Fall verdient." Das ist der heldenmüthige Träger der dakoromanischen Staatsidee, zu der ich noch für einige Momente zurückkehre.

Neue Romane von Damenhand.

-tt. Von den Büchern weiblicher Autoren, die sich unter dem Sammelnamen „Gartenlaube-Schriftstellerinnen" vereinigen lassen, haben wir in jungen Tagen nur die von E. Marlitt näher kennen gelernt. Sie ist wohl kaum von einer ihrer zahlreichen Nachfolgerinnen in den äußeren Erfolgen und in den Reizen, die ihre Bücher auf empfängliche Gemüther ausübten, auch nur annähernd erreicht worden. Bisher war uns von den Erzeugnissen der anderen Autoren dieser Kategorie noch nicht viel zu Gesicht gekommen, wohl aber sehen wir aus der stattlichen Anzahl von Auflagen, die das Verzeichniß der Verlagsbuchhandlung angibt, und aus der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Verfasserinnen, daß sie „ein groß Publicum" haben. Besondere literarische Ansprüche erheben sie nicht und sie wenden sich auch nur an ein Publicum, das einfach gespannt und unterhalten sein will, ohne von der Lectüre Erhebung oder ästhetische Befriedigung zu verlangen.

Aus dem Verlage von Ernst Keils Nachfolger sind uns drei neue Bücher dieser Art zur Besprechung zugegangen. „Um fremde Schuld" von W. Heimburg ist das schwächste von den dreien. In dem großen Hause, das der Stadtrath Wollmeier gekauft hat, bewohnt die Wittwe des Majors v. Sternberg mit ihrer einzigen Tochter Anneliese den ersten Stock. Diese, die Erzählerin der Geschichte, ist ein verwöhntes kränkliches Kind. Ihre Mutter ist eine schöne vornehme Erscheinung, aber von schwächlichem Charakter; sie vermag der Noth der Armuth nicht zu widerstehen und sie entschließt sich nach langem Zaudern und Schwanken, die Werbung des durch seine mangelhafte Bildung und sein ganzes Benehmen so wenig zu ihr passenden Parvenus anzunehmen. Anneliese geräth ganz außer sich, als sie wahrnimmt, daß die Mutter das Andenken des vergötterten Vaters so ganz in den Staub zieht, daß sie dem antipathischen, protzenhaften Menschen den Platz einräumt, den der vornehme, hochsinnige Major eingenommen hatte. Von da an vollzieht sich zwischen Mutter und Tochter eine dauernde Entfremdung. Erst später, da Anneliese erkennt, wie schwer unglücklich die Mutter geworden ist und daß sie sich nur für sie selbst geopfert hat, vermag sie ihr wieder kindlich entgegenzutreten. Wollmeier ist aber nicht nur ein roher und brutaler Mensch, er hat auch ein Verbrechen auf dem Gewissen, indem er durch einen Meineid den guten Namen seines Schwagers Normann vernichtet und dessen Sohn, seinen Neffen Robert Normann, um sein Vermögen gebracht hat. Dieser Robert Normann, dessen Bild Anneliese eines Tages bei der Base Dorothea Himmel gesehen hat, spielt sofort in ihrer Phantasie eine große Rolle, und später endet denn auch die Geschichte damit, daß sie „sich kriegen", Robert den ehrlichen Namen seines Vaters wieder herstellt und der Stadtrath durch Selbstmord endet. Die Erfindung in dieser Geschichte ist dürftig, auch die Charakteristik ist mangelhaft. Die meisten Figuren sind nach der Schablone gezeichnet, namentlich ist das böse Element in dem Buche, der Stadtrath Wollmeier, in derber Holzschnittmanier hingeworfen. Einigermaßen individualisirt, aber auch nicht besonders originell, sind die Figuren der Comtesse Degenberg und der Base Dorothea Himmel.

Auf einer etwas höheren Stufe stehen zwei ähnliche Bücher von Marie Bernhard. Der Roman „Die Perle" freilich arbeitet mit den alten Requisiten. Der adelige Gutsbesitzer, der das Generationen hindurch im Besitze seiner Familie gebliebene Gut, „Die Perle", nicht mehr behalten kann und sich entschließt, die Stellung als Verwalter bei dem neuen Besitzer, dem Herrn v. Montrose, anzunehmen; seine idealschöne Tochter, die im Stillen mit dem Capitän Albrecht Kamphausen verlobt ist, sich aber dann entschließt, der unermüdlichen und unerbittlichen Werbung Montrose's, der verwittwet ist und dessen Kinder älter sind als sie, zu folgen. Das Leben auf dem Gute des verarmten Adeligen, das Verhältniß zwischen Vater und Tochter, das an die adelige Familie in „Soll und Haben" erinnert, und vielerlei anderes ist schon ähnlich dagewesen. Das Schiff, das Kamphausen führte, war untergegangen und ein Augenzeuge, der selbst zu der Bemannung gehört hatte, erzählte Ilsen, daß der Capitän mituntergegangen sei. Aber er war gerettet worden. Die portugiesischen Seeleute hatten einen Körper in den Wellen treiben sehen, den ein Hund vorn an der Brust gepackt hielt und mit aller Anstrengung seiner Kräfte vor dem Untersinken bewahrte. Ihn hielten sie für todt, aber der schöne, tapfere Hund dauerte sie, ihn wollten sie retten. „Er hat mich nicht losgelassen, in die Reste von Kleidungsstücken, die ich noch an mir hatte, hatte er sich festgebissen — sie haben ihn mit mir zugleich an Bord heben müssen", so erzählt Kamphausen, da er später in Italien Herrn v. Montrose und seine junge Gattin trifft. Er selbst war lange Zeit hindurch sehr krank und ganz verschollen gewesen, erst in der Heimath hatte er erfahren, daß das geliebte Mädchen einem anderen Manne die Hand gereicht hatte. Er hatte die Begegnung mit Ilse und Montrose vermeiden wollen, aber der Hund wurde der Deus ex machina und brachte sie zusammen. Ein paar Jahre nachher starb Montrose durch einen Sturz vom Pferde und in dem Hause von Ilsens altem bärbeißigen Oheim, dem Capitän Leupold, wo sie sich als heimlich Liebende früher zuweilen gesehen hatten, finden sich die Jugendgeliebten diesmal auf immer. Einzelne Figuren in dieser Geschichte sind ganz hübsch charakterisirt, so besonders die des Herrn v. Montrose, der in Ilse zum ersten Mal im Leben das wahre Glück erkennt und findet, das er trotz aller seiner großen früheren Erfolge auf verschiedenen Gebieten vergebens gesucht hatte. Auch die Freifrau v. Doßberg, die immer kranke Mutter Ilsens, die von der ganzen Familie beständig geschont wird, ist eine gut geschaute Gestalt. Doch der Stoff der Geschichte ist herzlich dürftig.

Künstlerisch höheren Werth haben die drei kleinen Erzählungen „Buen Retiro", „Um meinetwillen" und „Die Freude". In „Buen Rentiro" nimmt der Held die junge, etwas schwermüthig gewordene verwittwete Tochter seiner einstigen Pflegeschwester, die der Ruhe und Schonung bedarf, in seine Villa auf, verliebt sich natürlich in sie und erträgt um ihretwillen auch die vielen Besuche, die sie empfängt. Diese fühlen sich in der Villa ungemein heimisch und bewegen sich mit der ganzen Leichtigkeit ihres Standes. Sie sind nämlich Schauspieler und Gabriele war selbst früher an der Bühne, was sie ihm aber verheimlichte, da

sie von ihrer Mutter wußte, daß er eine Abneigung gegen alles habe, was irgendwie in Beziehung zum Theater stehe. Aber diese Abneigung ist nicht so stark, daß sie nicht von der Liebe zu ihr überwunden würde, und so werden sie ein glückliches Paar. — Eine recht hübsche und fesselnde Geschichte „Um meinetwillen“ erzählt den Weg, den ein reiches junges Mädchen einschlägt, um zu erkennen, ob sie um ihrer selbst willen geliebt wird. In dieser Erzählung ist die Tante, die alte Excellenz v. Guttenberg hübsch und humorvoll geschildert. — In der Anlage am bedeutendsten und ein wirklich tiefes Problem erfassend, hebt sich die kurze Geschichte „Die Freude“ von den anderen ab. Die Novelle erzählt uns von dem Besuche, den der schlichte Landmann unangemeldet bei seiner in der Stadt verheiratheten Tochter macht, die er Jahre lang nicht gesehen hatte. Auf dem ganzen Wege hin freut er sich in dem Gedanken an die Freude, die sein Kind empfinden werde, wenn er sie wiedersieht. Aber bei seiner Tochter ist gerade große Gesellschaft. Sie schämt sich ihres Vaters, führt ihn in ein Nebenzimmer und dort wird ihm die bittere Erkenntniß, daß sein Kind sich der schlichten Eltern schämt, daß auch die Kinder seines Kindes keine Anhänglichkeit, keine Liebe zu den Großeltern haben. Er hatte ihnen große Schwarzbrode mitgebracht und hielt ihnen ein Stück von dem selbstgebackenen Kuchen hin. „Das essen wir nicht!“ sagte das Mädchen hochmüthig, und Woldemar fügte hinzu: „Wir bekommen morgen von allem Schönen, was es heute gibt, Torte, auch Fasan, und Nachtisch — Bonbons, Chocolade und alles!“ Die Lippen des Alten fingen an zu zittern. Mit bebenden Händen nahm er das Backwerk, das seine kranke Frau in der Nacht für die Tochter und die Enkelkinder bereitet hatte, und legte es in das Bündel zurück. „Ja, und ich darf für eine halbe Stunde in den Salon kommen und „Guten Abend“ sagen, bis die Gäste alle versammelt sind!“ betonte das Mädchen und zupfte von neuem an seiner Schärpe. „Woldemar darf das noch nicht und Nora erst recht nicht — die ist noch viel zu klein! Die schläft noch!“ Erst jetzt gewahrte der Bauer, daß in einem der Bettchen ein Kind lag — ein kleines Geschöpf von kaum zwei Jahren, den blonden Kopf tief in die Kissen gewühlt, die dicken geballten Händchen gegen die Brust gedrückt. Der Alte ging auf den Zehen näher, und neigte sich tief über das unschuldige, schlafende Gesichtchen. Er konnte es nicht hindern — eine helle Thräne fiel auf das weiße Kissen. Seine Tochter kommt hie und da wieder ins Zimmer, sichtbar verlegen und mit sich selbst kämpfend, aber nachdem der greise Vater einmal erkannt hat, wie so ganz anders sie ihren Eltern gegenübersteht, als er geglaubt hatte, entschließt er sich noch denselben Abend, ihr Haus auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Der freundliche Herr, der ihn bei der Ankunft auf der Pferdebahn begleitet und ihm den Weg gezeigt hatte, trifft ihn wieder, wie er zur Bahn geht. Er ist Staatsanwalt. „Der alte Mann, der jetzt traurig und enttäuscht durch Nacht und Nebel nach seinem heimathlichen Dorfe zurückfuhr, wollte ihm, als er nach Hause gekommen war, nicht aus dem Sinn. Das Essen mundete ihm nicht, der Wein war ihm herb auf der Zunge. Er fand wieder einmal, daß er für einen Juristen um fünfzig Procent zuviel Gemüthsmensch sei. Endlich zog er am Glockenzug. Ein hagerer grauhaariger Mann, sein „Factotum“, erschien.

„Die Acten „Willdorf“ möchte ich haben. Im zweiten Fach rechts im Actenschrank!“

„Sehr wohl.“

Er kannte den Fall genau — dennoch prüfte er noch einmal alles sorgfältig. Ihm war, als sehe ihm ein greises Haupt mit hellen schüchternen Kinderaugen über die Schulter, und diese Augen forschten ängstlich in seinem Gesicht, ob nicht ein mildernder Umstand — — —

Nein! Weder Krankheit noch Mangel an Einkommen, weder schrankenloser Wohlthätigkeitssinn noch Unterstützung bedürftiger Freunde — die nackte Verschwendungssucht, das Bestreben, es anderen zuvorzuthun, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen! Da war nichts zu retten!

„Mein armer Alter! Das Schicksal, das dir so grausam scheinen muß, hat es noch gnädig genug mit dir gemeint! Eine herbe Enttäuschung hast du erfahren, um vor einer noch herberen bewahrt zu bleiben. Wärst du auf deinem stillen Dorf geblieben, hättest du dich nie in die große Welt gewagt! Denn diese große Welt gönnt selten uns armen Menschenkindern eine echte Freude!“

Der stolze Schwiegersohn, der seiner Frau den Umgang mit den Eltern verboten hat, ist also ein Verbrecher und die Familie geht einer Katastrophe entgegen. Aber vielleicht wäre die Kenntniß allen Leides und Kummers, die seiner Familie noch bevorstand, keine solche Marter und Herzenspein für den alten Mann geworden, als die traurige Wahrnehmung, daß sein Kind sich des Vaters schämte, daß die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit bei ihm durch nichtigen Flitter verdrängt worden. —

So diese Geschichten und so diese ganze Gattung von Literatur. Sieht man sie an als das, was sie ist: als Kunsthandwerk, nicht als Kunst, und bedenkt man, wie stark die Nachfrage von Langerweile geplagter Leser und Leserinnen, so wird man sie immerhin auf dem Markte gelten lassen, sofern und soweit sie harmlos ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

r. Der als Statistiker wohlbekannte Pariser Akademiker E. Levasseur gibt ein „Lexique Géographique du Monde entier“ heraus, das drei oder vier dicke Bände bilden und einst eines der vollständigsten geographischen Wörterbücher sein wird. Es wird ohne Zweifel auch in nicht französischen Kreisen viel gebraucht werden. In anderen Sprachen und besonders auch der deutschen gibt es jetzt kein neues, gleich vollständiges geographisches Wörterbuch. Die beiden bisher erschienenen Buchstaben zeigen einige Lücken und noch mehr Fehler in der Auffassung und Beschreibung, die zum Theil zu denen gehören, die von solchen weitschichtigen Unternehmungen erfahrungsmäßig unzertrennlich sind. Sie sind größtentheils auf Rechnung der nicht genügend beaufsichtigten Mitarbeiter zu setzen. Man muß allerdings bedauern, daß Adelholzen nach Mittelfranken versetzt, die Insel Alsen als Alsensund bezeichnet oder die wichtige Eisenbahnverbindung von Algeciras übersehen werden kann. Aber stärkere Rüge verdient die Hineintragung politischer Einseitigkeiten in ein Werk, das dem praktischen Nutzen als Nachschlagebuch nicht nur bei Franzosen dienen will. Wer die Karte von Deutschland auf S. 85 betrachtet, ist erstaunt, die deutliche Grenzbezeichnung von der Luxemburger bis zur Schweizer Grenze unterbrochen und das Reichsland nur durch eine dünne Linie von Frankreich getrennt zu sehen, wie sie die deutschen Bundesstaaten von einander sondert. Es entspricht dieser Darstellung, wenn in den Artikeln Allemagne und Alsace ganz verzerrte Angaben vorkommen. Der angeblich keltische Charakter der Bevölkerung des Elsaß, die Unfähigkeit der anderen Oberdeutschen, das elsässische Deutsch zu verstehen, das „inviolable attachement à la France“, das die ganze Geschichte des Elsaß bezeugen soll, gehören doch ebenso wenig in ein Nachschlagebuch, das sich wissenschaftlicher Grundlagen rühmt, wie die ausgesprochene Absicht, dieses Land als ein französisches zu behandeln, so wie es angeblich vor 1870 von den deutschen Geographen als ein deutsches behandelt worden sei. — Man mag glauben, das seien Kleinigkeiten, über die es besser sei, nicht viele Worte zu machen. Wir sind derselben Meinung so lange gewesen, bis wir fanden, daß nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen vom französischen Buchhandel stark beeinflußten Ländern systematisch eine starke Propaganda für die französische Auffassung deutscher Verhältnisse durch Werke von anscheinend wissenschaftlich unparteilichem Charakter gemacht wird. So wie im allgemeinen die politische Seite des großen Einflusses der französischen Literatur in außerfranzösischen Gebieten, selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika, nicht genug beachtet werden

kann, muß auf Ausstreuungen, wie sie das Levasseur'sche Lexique Géographique bringt, immer wieder hingewiesen und muß ihnen an geeigneter Stelle entgegengetreten werden, besonders auch in den nichtdeutschen Fachzeitschriften.

* Im Herbste d. J. wird in Osteel, einem kleinen Orte in Ostfriesland, ein Denkmal errichtet werden zur Erinnerung an die Entdecker der Sonnenflecken, David und Johann Fabricius, zu dessen Verwirklichung ganz Ostfriesland beigesteuert hat. Als Aufstellungsplatz wurde der Platz auf dem Friedhofe gewählt, an dem man vor neun Jahren das Grab des älteren Fabricius auffand. David Fabricius, der Pastor in Osteel war, wurde 1617 von einem Torfgräber Namens Frerik Hojer, den er von der Kanzel des Gänsediebstahls bezichtigte, mit einem „Upläger", einem beim Stechen des Torfes verwendeten Spaten, erschlagen. Von dem tragischen Ende des berühmten Astronomen gibt der noch vorhandene Grabstein Kenntniß, den man, um ihn vor der Verwitterung zu bewahren, in die Kirche eingemauert hat. Er trägt die Worte: „Anno 1617 is de würdige und de wohlgeleerde Heer David Fabricius Pastor und Astronomius tho Osteel van eene geheete Frerik Hojer jammerliken vermoordet int 53 Jar sines olders." Das von dem Bildhauer Oskar Nassau aus Dresden hergestellte Denkmal besteht aus einer in weißem schlesischen Stein in anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführten Statue der Astronomie. In sitzender Stellung, mit scharf gegen den Himmel gerichtetem Blick, trägt die Figur in dem entblößten rechten Arm ein Fernrohr, in dem linken eine Tafel mit dem in Relief dargestellten Bilde der Sonne mit ihren Strahlungen und Flecken.

* Das „Hydrographic Office" in Washington hat aus den während der letzten sechs Monate bei dem Bureau eingegangenen Flaschenposten außerordentlich befriedigende Ergebnisse über den Lauf der Meeresströme erzielt und dieselben in einer besonderen Nebenkarte zu der Juni-Nummer der monatlich herausgegebenen „Pilotcharts" niedergelegt. Die durch diese neuen Untersuchungen erhaltenen Resultate über die Richtung der Meeresströme im nordatlantischen Ocean stimmen sehr genau mit der Durchschnittsrichtung der Winde überein und ergänzen und bestätigen nach mancher Seite die Kenntniß von den Meeresströmen. Höchst merkwürdig ist der Lauf einer vom Prinzen von Marokko an Bord seiner Yacht „L'Hirondelle" nordwestwärts von den Azoren ausgesetzten Flasche. Dieselbe ward nach 2625 Tagen (7½ Jahren) in 24 Gr. n. Breite und 75 Gr. w. Länge wieder aufgefunden, nachdem sie in der Zwischenzeit annähernd 5700 Seemeilen zurückgelegt hatte.

v. M. Internationales Statistisches Institut. Gelegentlich der bevorstehenden Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts in Bern (26. bis 30. August) sollen zwei öffentliche, für einen weiteren Kreis von Zuhörern bestimmte Vorträge in deutscher und in französischer Sprache stattfinden. Den französischen Vortrag hat E. Levasseur (Paris) übernommen; er wird über die Geschichte der Demographie sprechen. Den deutschen Vortrag wird Unterstaatssecretär z. D. Professor v. Mayr (Straßburg) halten; er gedenkt über „die statistischen Gesetze" zu sprechen.

* Einer der bedeutendsten Alterthumsforscher und Sammler Frankreichs, Julien Gréau, ist, 83 Jahre alt, in Nemours gestorben. Er gehörte einer reichen Fabricantenfamilie in Troyes an, wo er durch den größten Theil seines Lebens seinen Wohnsitz hatte. Gréau hat zeitlebens gesammelt und geforscht und viele Reisen gemacht. Es dürfte kaum eine Sammlung in Frankreich geben, die so viele seltene vor- und frühgeschichtliche Stücke jeder Gattung aus dem In- und Auslande aufzuweisen hätte. Auch das Mittelalter ist stark vertreten. Dazu Zeichnungen, Abbildungen in Menge. In seiner Vaterstadt z. B. ließ Gréau alle alten Holzbauten abzeichnen, die seit fünfzig Jahren fast sämmtlich verschwunden sind. Wird seine Sammlung versteigert, so dürfte dies zu einem Ereigniß werden.

* Die unter Führung des russischen Generalstabshauptmannes Roborowsky stehende wissenschaftliche Expedition nach der Mongolei ist, wie der „Neuen Freien Presse" aus St. Petersburg geschrieben wird, in Kurlyk angekommen, von wo aus Nachrichten über das bisherige Schicksal der Expedition eingetroffen sind. Hauptmann Roborowsky theilte mit, daß die Tanguten seine Karawane unaufhörlich angegriffen haben. Glücklicherweise habe er jedoch bei diesem Zusammenstoß weder den Verlust eines Menschenlebens noch den seines Gepäckes oder seiner werthvollen zoologischen und mineralogischen Sammlungen zu beklagen. Auf dem Marsch bis Kurlyk habe er auch, wie er des ferneren mittheilt, werthvolle meteorologische, astronomische und topographische Beobachtungen machen können. Der weitere Weg der Expedition wird über Machoi, Syrtyn, Sa-Tschou, Luktschun und die Dsungarei nach Zaissane führen, wo Hauptmann Roborowsky Anfang December dieses Jahres einzutreffen hofft.

* Die finanzielle Regelung für die neugestaltete öffentliche Bibliothek der Stadt New-York wurde am 12. August mit der Uebersührung fast aller Bestände in Händen des Tilden-Bibliothek-Cassenrendanten vollzogen. Die Cassenreserven der Astor- und Lennox-Bibliotheken waren schon vorher in den Fonds der neuen großen Bibliothek übergeführt worden. Der Schatzmeister, Eduard King, stellte fest, daß er über 3½ Millionen Dollars verfüge, den Immobiliarbesitz und den Werth der Bücher nicht eingerechnet. Insgesammt belaufen sich die Activa auf 6 Mill. Doll. Mit der Schöpfung des großen Unternehmens ist ein Gedanke Mr. Tildens zur Ausführung gelangt, jenes Politikers, der 1876 als Präsidentschaftscandidat nur mit einer Stimme Mr. Hayes unterlag. Er beabsichtigte die Gründung einer Bibliothek mit 6 Mill. Doll. und bestimmte diesen Betrag aus seiner Hinterlassenschaft, aber die Erben setzten das Testat auf 2 Millionen herab. Die jetzt gelungene That hochherziger Gesinnungsgenossen bringt jenen Plan voll zur Ausführung und schafft der Stadt New-York eine Bibliothek, die des großen Gemeindewesens würdig ist, indem sie die Astor- und Lennox-Bibliotheken als integrirenden Theil des ganzen Instituts in sich vereinigt.

* **München**, 19. Aug. Der ordentl. Professor an der Universität Halle, Dr. Frdch. Schollmeyer, wurde zum ordentlichen Professor des Civilproceßrechts und des römischen Civilrechts in der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der kgl. Universität Würzburg ernannt. Genehmigt wurde, daß der approbirte Arzt und dermalige I. Assistent an der medicinischen Poliklinik in München, Dr. Hans Neumayer aus Freising, in die medicinische Facultät, Dr. Albrecht Conon Reichsgraf v. d. Schulenburg aus Nordsteimke in die philosophische Facultät I Section und Dr. phil. Arth. Korn aus Breslau in die philosophische Facultät II Section der Universität München als Privatdocenten aufgenommen werden.

* **Bonn**. An Stelle des Professor Trendelenburg ist der Director Prof. Dr. Schede (Hamburg) zum Director der chirurgischen Klinik der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Leipzig**, 17. Aug. Der außerordentliche Professor für Chemie an unsrer Universität, Dr. Behrend, wurde als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule nach Hannover berufen. Professor Behrend, der seit dem 1. April bereits seine hiesige Lehrthätigkeit aufgegeben hat, war hier Assistent des Geh. Hofrath Professor Dr. Wislicenus.

* **Halle**. Zu Sectionsvorständen bei der kais. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie deutscher Naturforscher sind für die nächsten 10 Jahre wiedergewählt worden: in der Fachsection für Chemie Geh. Hofrath Prof. Dr. Fresenius in Wiesbaden; Mineralogie und Geologie: Hofrath Dr. Ritter v. Hauer in Wien und Geh. Hofrath Prof. Dr. Geinitz in Dresden; Zoologie und Anatomie: Geh. Rath Prof. Dr. v. Kölliker in Würzburg, Geh. Hofrath Prof. Dr. Gegenbaur in Heidelberg und Geh. Hofrath Prof. Dr. Leuckart in Leipzig; Physiologie: Geh. Rath Prof. Dr. v. Voit in München und Prof. Dr. Goltz in Straßburg; Anthropologie, Ethnologie und Geographie: Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow in Berlin; wissenschaftliche Medicin: Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Leyden und Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow in Berlin. Als Adjunct für den 9. Kreis (Hannover, Bremen, Oldenburg, Braunschweig) wurde Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Ehlers in Göttingen gewählt.

* **Berlin**. Die philosophisch-historische Classe der Akademie der Wissenschaften hat ihrem Mitgliede Diels 8000 M. bewilligt zur Fortsetzung der Arbeiten für eine kritische Ausgabe der griechischen Commentatoren des Aristoteles. Ferner erhalten: Dr. Karl Schmidt, zur Zeit in Kairo, 1000 M. zur Förderung seiner koptischen Studien, Prof. Dr. Richard Förster (Breslau) 1000 M. zu Vorbereitungen für eine kritische Ausgabe des Libanius und Choricius, Dr. Hauler in Wien 1000 M. zu einer für die Studemund'sche Fronto-Ausgabe zu unternehmenden Reise nach Mailand und Rom. — Hr. Geheimrath Prof. Weinhold, über dessen Erkrankung wir zu Anfang der vorigen Woche berichtet haben, hatte einen starken Anfall

von Rheumatismus, der ihn zwang, vorübergehend das Bett zu hüten. Erfreulicherweise hat sich sein Befinden so weit gebessert, daß er jetzt seine geplante Ferien- und Erholungsreise antreten konnte und in leidlich gutem Zustand nach einem stillen Orte in den Tiroler Bergen abgereist ist.

* **Göttingen.** Vor einigen Wochen wurde mitgetheilt, daß einer Dame aus London von der hiesigen philosophischen Facultät auf Grund ihrer trefflichen wissenschaftlichen Kenntnisse das Doctordiplom verliehen worden sei. Die „Magdeb. Ztg." erinnert daran, daß schon im vorigen Jahrhundert eine junge Dame in Göttingen zum Doctor der Philosophie promovirt worden ist. Es war dies Dorothea v. Schlözer, die älteste Tochter des berühmten Staatsrechtslehrers an der hiesigen Universität, August Ludwig v. Schlözer, die am 17. September 1787 im Alter von 17 Jahren die Doctorwürde erhielt, nachdem sie vor Professoren eine eingehende Prüfung ihrer Kenntnisse rühmlich bestanden hatte. Freilich fand ihre Promotion nicht öffentlich statt, vielmehr geschah sie im Hause des Dekans der philosophischen Facultät, Prof. Michaelis. Die junge Dame war von ihrem Vater schon von Kindheit an zu einer gelehrten Bildung bestimmt; sie verstand acht Sprachen und hatte außer den Sprachen auch Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften studirt. 1792 vermählte sie sich mit dem Senator Rodde in Lübeck.

* **Kiel.** Der bisherige außerordentliche Professor der Archäologie, Dr. Arthur Milchhöfer zu Münster i. W., ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät unsrer Universität ernannt worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor des deutschen Rechts an der Universität in Czernowitz, Regierungsrath Dr. Friedrich Schuler v. Libloy, und der ordentliche Professor der Zoologie und Botanik an der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Andreas Kornhuber, haben aus Anlaß der Versetzung in den Ruhestand den Titel Hofrath erhalten. Der Director des städtischen Archäologischen Museums in Triest, Dr. Albert Puschi, ward zum Conservator der Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale ernannt, dem Adjuncten des Technologischen Gewerbemuseums an der Section für Metall-Industrie, Ingenieur Joseph Rezek, und dem Adjuncten an der Section für Elektrotechnik, August Grau, der Titel Professor am k. k. Technologischen Gewerbemuseum zuerkannt.

* **London.** Mr. Cecil Smith vom British Museum ist für die nächsten zwei Jahre zum Director der Englischen Archäologischen Schule in Athen ernannt worden als Nachfolger von Mr. Ernest Gardner, der seit 1887 der Schule als Leiter vorgestanden hat.

* **Glasgow.** Ein ungenannter Wohlthäter hat der hiesigen Universitätsverwaltung die Summe von 10,000 Pfd. St. angeboten, um einen Lehrstuhl für Nationalökonomie zu gründen, welcher nach Adam Smith, der Professor dieses Fachs an der Glasgower Universität gewesen ist, benannt werden soll.

* **Rom,** 14. Aug. Ein kgl. Decret ordnet an, daß im Palazzo Corsini zu Rom bei der neulich (Beilage Nr. 168) geschilderten Nationalgalerie eine neue Sammlung von Kunstwerken einzurichten sei. Darin sollen, wissenschaftlich geordnet, die im Besitze des Staates befindlichen Kunstwerke aus der Zeit der italienischen Einigungskriege, 1848 bis 1866, zur Ausstellung gelangen. Hieran werden sich dann Werke aus den neuesten Entwicklungsperioden der italienischen Kunst anschließen. Mit dieser Galerie wird auch ein Cabinet für Druckwerke und Zeichnungen vereinigt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 18. bis 19. August folgende Schriften eingegangen:

Der Untergang der antisemitischen Parteien; Mahnwort von einem alten Antisemiten. Leipzig, G. A. Müller 1895. — Paul Matzdorf: Jungbrunnen des deutschen Volkes; Beitrag zur Förderung nationaler Gesinnung 2c. Leipzig, Robert Friese. — Lic. theol. Mücke: Anti-Janssen. I. Bd. Vorhalle. 3. Lfg. 1. und 2. Aufl. Berlin-Schöneberg, Edwin Runge 1895. — *Gustave Beksics:* La question Roumaine et la lutte des races en Orient. Paris, Léon Chailley 1895. — Gregor Kupczanko: Die Bukowina und ihre russischen Bewohner (Bukowina i ei Russkïje žitelje; ruthenisch geschrieben). Wien, Friedrich Jasper 1895. — v. Bruchhausen: Die Italiener in Afrika. (Beiheft zum „Militärwochenblatt". Hggb. von v. Estorff 1895, H. 7.) Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — XVII. Jahresbericht über die Thätigkeit der deutschen Seewarte für d. J. 1894. (Beiheft I zu den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie 1895.) Hamburg 1895. — Zeitschrift für Naturwissenschaften; hggb. von Dr. G. Brandes. 68. Bd. 1. und 2. Hft. Leipzig, C. E. M. Pfeiffer 1895. — Dr. Richard Wagner: Poetischer Fruchtgarten. Cöthen, Paul Schettlers Erben 1895. — Nach der Jagd; lustige Erzählungen und Anekdoten aus dem Jägerleben. Mit Illustrationen von Oberländer u. A. 2. Aufl. München, Braun u. Schneider.

Von früheren Einläufen tragen wir noch nach:

Becque, Henry. Die Pariserin. Lustspiel in drei Aufzügen. Autoris. Uebersetzung von Albert Langen. Paris und Leipzig, Selbstverlag. — Bierbaum, Otto Julius. Lobetanz. Ein Singspiel. Berlin, Genossenschaft „Pan". — Die deutschen Classiker, für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von E. Kuenen und M. Evers. 1. Bd.: Schillers Wilhelm Tell. Von Eduard Kuenen. 4. Aufl. 11. Bd.: Goethe's Egmont. Von Friedrich Vollmer. Leipzig, Heinrich Bredt. — Westenholz, F. P. v. Sein Geheimniß. Schwank in einem Aufzug. Stuttgart, Fr. Frommann. — Westenholz, F. P. v. Blaubart. Lustspiel in zwei Aufzügen. Ebd.

Beaume, Georges. Corbeille d'or. Paris, Librairie Plon. — Bender, Hermann. Der neue Don Quixote. Eine romantische Kateridee. Roman in Versen. Zürich, Cäsar Schmidt. — Bersezio, Vittorio. Vaterehre. Roman. Autoris. Uebersetzung von Johannes Scherpe. Chemnitz, B. Richter. — Boy-Ed, Ida, Hermine v. Preuschen und Konrad Telmann. Ninfa. Drei Novellen. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. — Eckart, Dietrich. Tannhäuser auf Urlaub. Ein Sommermärchen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Elster, O. Zwischen den Schlachten. Roman. Berlin, Hugo Steinitz. — Greinz, Rudolf Heinrich. Die schöne Susi. Humoreske aus den Tiroler Bergen. Leipzig, August Schupp. — Greinz, Rudolf Heinrich. Der Herrenschreiber von Hall. Tiroler Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. München, Otto Galler. — Golm, Rudolf. Der alte Adam und die neue Eva. Roman. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. — Heiberg, Hermann. Zwischen drei Feuern. Roman. Berlin, Otto Janke. — Hermant, Abel. Nathalie Madoré. Roman. Autoris. Uebersetzung. Paris und Leipzig, Albert Langen. — Hervieu, Paul. Im eigenen Licht. Roman. Autoris. Uebersetzung. Ebd. — Jensen, Wilhelm. Chiemgau-Novellen. Weimar, Emil Felber. — *Jensen, Wilhelm.* Runic Rocks. A North-Sea Idyl. Translated by Marianne E. Suckling. London, Elliot Stock. — Lindau, Rudolf. Schweigen. Neue Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. — List, Guido. Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur. Historischer Roman aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Leipzig, August Schulze. — *Paz, Maxime.* Un amour d'aujourd'hui. Paris, Bibliothèque-Charpentier. — Rüttenauer, Benno. Heilige. Legenden und Historien in Prosa. Heidelberg, Georg Weiß. — Salinger, Eugen. Bühne des Lebens. Ein neues Novellenbuch. Stuttgart 2c., Deutsche Verlagsanstalt. — Sosnosky, Theodor v. Aus der Dreivierteltwelt. Lebensbilder. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. — Stahl, Marie. Manneswerth. Roman. Berlin, Otto Janke. — Stoeßel, Alfred. Brandung. Novelle. Leipzig, Robert Friese. — Telmann, Konrad. Trinacria. Sicilische Geschichten. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Villámosy, A. v. Die morsche Ehe. Ein Sittenbild aus Babel. Berlin, Bibliographisches Bureau. — Wichert, Ernst. Blinde Liebe. Novelle. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. — Wrede, Fürst Friedrich. Blutender Lorber. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1894. Prag. — Fressel, C. Was muß jeder Radfahrer unbedingt wissen? 5. Aufl. Neuwied und Leipzig, Heuser. — Harlott, E. Hochzeitsklänge. Ernste und heitere Aufführungen für Polterabend und Hochzeit. Berlin-Steglitz, Richard Auerbach. — Heggelsmüller, Oscar. Technik des Roulettes, München, A. L. Schäffer (Comm.). — Wie wird das Bewegungsspiel im Freien zur Volkssitte? Von K. Koch und E. v. Schenckendorff. Braunschweig, Benno Goeritz.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Das internationale Privatrecht nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Von Franz Riß.

I.

Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich liegt nunmehr in zweiter Lesung abgeschlossen vor. Er hat gegenüber der ersten Lesung ein sechstes Buch als Zusatz erhalten, das den Titel „Anwendung ausländischer Gesetze" führt. In dreißig Paragraphen (§ 2236—§ 2265) enthält dasselbe die wichtigsten Normen des internationalen Privatrechts. Im Entwurf erster Lesung fehlten dieselben, obwohl sie gleich den übrigen zur Veröffentlichung gekommenen Paragraphen bereits durchberathen und in ihrer Fassung festgelegt worden waren. Dem Professor v. Bar, dem hervorragendsten Kenner und Lehrer des internationalen Privatrechts, wurde, als er sich nach ihnen erkundigte, der seltsame Bescheid, sie sollten geheim gehalten werden, da eine öffentliche Besprechung nicht gewünscht sei. Der Grund hievon ist schwer zu erkennen. Vielleicht lag er darin, daß man sich nicht genügend sicher darüber war, ob derartige Bestimmungen innerhalb des Privatrechts eines Rechtsgebiets Platz finden sollten, oder ob sie nicht vielmehr, als dem Gebiete des öffentlichen Rechts und noch näher bezeichnet des Völkerrechts angehörig, lediglich in Staatsverträgen und, soweit diese nichts bestimmten, in dem sogenannten internationalen Gewohnheitsrecht ihre richtige Stelle hätten. Die für die letztere Ansicht sprechenden Gründe sind jedoch nicht durchschlagend. Bei klarer Erfassung des Staatsbegriffs kann ein Zweifel darüber nicht bestehen, daß die Gesetze eines jeden Staates bestimmen können, ob und wieweit neben ihnen vor den staatlichen Gerichten ausländisches Recht zur Beurtheilung von Rechtsverhältnissen in Anwendung zu kommen hat. Die Angelegenheit ist also eine innerhalb der Grenzen jedes einzelnen Staates abzuwickelnde; sie gehört nicht in das Völkerrecht, wenn sie auch durch völkerrechtliche Principien naturgemäß stark beeinflußt wird. Darum ist auch die Grenze, welche der Anwendung des ausländischen Rechts gezogen wird, in den einzelnen Staaten sehr verschieden; sie ist z. B. auf dem gemeinrechtlichen Gebiete Deutschlands viel weiter als in England oder Frankreich. Das beruht zum Theil auf Gesetzen, zum Theil auf Gewohnheitsrecht, und zwar auf nationalem Gewohnheitsrecht; denn ein internationales Gewohnheitsrecht in dem Sinne, daß es aus einer alle Rechtsgebiete gleichmäßig ergreifenden Rechtsquelle entflösse, gibt es nicht. Es ist nur möglich, daß zufolge Gleichheit der Interessen der eine Staat dem andern in einer Richtung entgegenkommt, in der er ebenfalls Entgegenkommen zu finden wünscht, und daß auf solche Weise beiderseitig das gleiche Verfahren mit Bezug auf bestimmte Fragen beobachtet wird; der hiezu verbindende Wille ist aber für die Gerichte eines jeden der dabei in Betracht kommenden Staaten allein und ausschließlich derjenige, dem in dem betreffenden Staate die Herrschaft zukommt. Soweit sich auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts Normen ohne bestimmte Verfügung dieses Willens auf Grund praktischer Erwägungen herausgebildet haben, können dieselben nur so lange bestehen, als sie von diesem Willen geduldet werden; durch ihre Aufhebung geschieht dem anderen Staate, der an ihrem Bestehen ein Interesse hat, kein Unrecht, ebensowenig wie beispielsweise durch eine Verfügung volkswirthschaftlicher Natur, welche die Interessen eines anderen Staates verletzt. Durch Rücksichten auf andere Staaten ist also der Gesetzgeber — von etwa eingegangenen Verträgen abgesehen — nicht gebunden, wenn er bestimmen will, wie weit ausländische Gesetze auf seinem Gebiet Berücksichtigung finden sollen. Ein vollständiger Ausschluß dieser Gesetze wäre nichts Widerrechtliches und auch durchaus nichts Widernatürliches; es muß vielmehr als der natürliche Zustand bezeichnet werden, daß der Gesetzgeber dem, was er als das Beste und Richtigste erkennt, ausschließliche und unverbrüchliche Geltung zu verschaffen bestrebt ist. Praktisch treten freilich einem solchen Unterfangen schwerwiegende Bedenken entgegen, die um so eindringlicher werden, je mehr durch den immer wachsenden Verkehr die Gegensätze zwischen den Völkern sich ausgleichen. Im eigensten Interesse sieht jeder Staat sich genöthigt, von der unbeschränkten Gültigkeit seiner Gesetze in dem einen oder andern Fall abzusehen, will er nicht seine mit dem Ausland im Verkehr stehenden Angehörigen in die Gefahr bringen, daß auch ihre nach den Gesetzen des Inlands wohl erworbenen Rechte jenseit der Grenze keine Anerkennung finden. Die Normen, durch welche der Gesetzgeber die Gültigkeit der von ihm erlassenen Gesetze für bestimmte Fälle aufhebt und verfügt, daß hier andere Gesetze zur Anwendung zu kommen haben, bilden das interationale Privatrecht. Die vom Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches dafür gebrauchte Titelbezeichnung „Anwendung ausländischer Gesetze" ist vollkommen richtig gewählt. Ebenso den zuvor ausgeführten Grundzügen entsprechend ist die Aufnahme dieser Normen in den Rahmen des bürgerlichen Gesetzbuchs und die ihnen daselbst im System angewiesene Stellung, indem an das in allen Materien abgeschlossene Gesetzbuch sich noch diese Ausnahmebestimmungen anhangsweise anschließen. Die zuerst ins Auge gefaßte Einfügung derselben in den allgemeinen Theil des Gesetzbuches hätte, obschon sie dem Vorgehen aller modernen Gesetzbücher entspräche, als weniger glücklich bezeichnet werden müssen.

Der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs stellt keine allgemeinen Principien für die Anwendung ausländischen Rechtes auf. Er bestimmt nur für eine Reihe von Fällen, bei welchen die Beziehungen zu ausländischen Rechtsgebieten möglicherweise sich so innig gestalten, daß deren Beurtheilung nach inländischen Gesetzen der Natur der Sache zuwiderliefe, wann ausländisches Recht auf sie zur Anwen-

dung kommen soll und welches ausländische Recht heranzuziehen ist. Fälle, für welche eine solche Bestimmung nicht vorliegt, sind nach einheimischem Recht, nach der lex fori zu behandeln. Die „Natur der Sache", welche gern als eine der Hauptquellen des internationalen Privatrechts bezeichnet wird, kann nicht dazu führen, in solchen Fällen die Anwendung ausländischen Rechts als zulässig erscheinen zu lassen. Auf dem Gebiete des gemeinen Rechts in seiner modernen Handhabung, die den geschriebenen Quellen eine nur sehr prekäre Autorität läßt und sie unbedenklich als nicht mehr maßgebend behandelt, wo sie dem „Rechtsbewußtsein der Gegenwart" nicht entsprechen, kommt den aus der Natur der Sache abgeleiteten Normen des internationalen Privatrechts allerdings eine erhöhte Bedeutung zu. Mit der Einführung eines Gesetzbuchs, das unbedingte Geltung beansprucht und die Fälle, in denen es darauf verzichtet, genau anführt, hört diese Bedeutung auf; der Natur der Sache entspricht es hier lediglich zu sagen, daß, wo kein solcher Verzicht des Gesetzes vorliegt, einzig und allein die Normen des Gesetzes unter Ausschluß aller anderen zur Anwendung zu kommen haben. Soweit sich dabei Härten und Unzukömmlichkeiten ergeben, wird es Sache der Gesetzgebung sein, verbessernd einzugreifen. Die Rechtsprechung ist hiezu nicht berufen. Sie kann vielleicht in dem einen oder anderen Fall, der im Gesetz unerwähnt geblieben ist, zufolge der Analogie ausländisches Recht zur Anwendung bringen; doch darf von diesem, ohnehin mit Vorsicht zu handhabenden Rechtsbehelf hier, wo es sich um Außerachtlassung principiell gültiger Rechtsregeln handelt, nur da Gebrauch gemacht werden, wo der Wille des Gesetzgebers, das ausländische Recht zur Geltung kommen zu lassen, unzweifelhaft hervortritt. Die zweite Lesung des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch hat mit Recht die weitgehende Bedeutung, welche der Analogie im ersten Entwurf zugewiesen war, durch Streichung des betreffenden Paragraphen beseitigt.

Die herrschende Theorie auf dem Gebiet des gemeinen Rechts ist weitherziger; sie will das ausländische Recht dem inländischen wesentlich gleichgestellt und immer angewendet wissen, wo es der Natur der Sache entspricht und das inländische Recht nicht entgegensteht. Ihr Begründer ist Savigny, der sie im Band 8 seines „Systems des heutigen römischen Rechts" in glänzender Weise ausgeführt hat. Er geht von dem Gedanken einer großen Rechtsgemeinschaft der civilisirten Staaten aus, findet den Umstand, in welchem Staat über ein bestimmtes Rechtsverhältniß geurtheilt werde, für die Entscheidung gleichgültig und verlangt, daß unter allen Umständen das Recht herangezogen werde, in dessen Geltungsgebiet „das Rechtsverhältniß seinen Sitz hat". Dieser Standpunkt ist ein sehr idealer; praktischen Erwägungen gegenüber erweist er sich aber als sehr bedenklich. Der Sitz des Rechtsverhältnisses — an dem Ausdruck selbst ist schon viel getadelt worden, ohne daß dies jedoch gerade nöthig wäre — läßt sich in den meisten Fällen sehr schwer und in vielen Fällen überhaupt nicht mit Sicherheit bestimmen. Ein Rechtsverhältniß hat an sich keine Beziehung zum Raum und darum auch zu keinem bestimmten Rechtsgebiet; es gewinnt eine solche nur durch die Personen oder Sachen, welche es betrifft. Betrifft es nur eine Person und steht diese nur mit einem Rechtsgebiet in Beziehung, so ist der Sitz des Rechtsverhältnisses klar; ebenso dann, wenn alle Personen und alle Sachen, welche davon betroffen werden, nur zu einem Rechtsgebiet Beziehungen haben. So lange aber das zutrifft, wird das Gebiet des internationalen Privatrechts überhaupt noch nicht betreten. Das geschieht erst, wenn gleichzeitig Beziehungen zu mehreren Rechtsgebieten in Frage kommen. Stellt sich eine dieser Beziehungen als die wichtigste von allen heraus, so ist diese allein maßgebend; ein so bestimmtes Vorwiegen einer Beziehung findet sich aber nur in seltenen Fällen, während in den meisten eine Beziehung ebenso bedeutend wie die andere erscheint. Hier versagt die Savigny'sche Theorie; sie vermag keine klare Richtschnur mehr zu geben und überläßt das Feld der Unsicherheit und Willkür.

Ein sicheres, gerade für die zweifelhaften Fälle verwendbares Princip läßt sich nur mit Aufhebung des Gedankens der Rechtsgemeinschaft der civilisirten Staaten gewinnen. Derselbe steht zu dem Begriff der Souveränetät, wie ihn die moderne Staatsrechtslehre scharf und schroff herausgebildet hat, im Gegensatz. Jeder Staat bestimmt sein Recht selbständig ohne Rücksicht auf den anderen Staat. Von einer Rechtsgemeinschaft läßt sich nur reden, wenn für mehrere Staaten aus einer Rechtsquelle gemeinsames Recht erfließen kann, wie für die zum Deutschen Reich vereinigten Staaten aus der Reichsgesetzgebung. Im übrigen ist es wohl möglich, daß aus der Gleichheit wirthschaftlicher Verhältnisse auch eine Gleichgestaltung des Rechts in verschiedenen Staaten erfolge, und weiter auch, daß ein Staat mit Rücksicht auf den Verkehr sein Recht dem eines anderen Staates angleicht. Dadurch entsteht Rechtsgleichheit, aber nicht Rechtsgemeinschaft. Es besteht eine Rechtsgemeinschaft auch nicht in dem Sinne, daß ein Staat das Recht des anderen als gleichwerthig mit dem seinigen zu betrachten habe, so wenig als beispielsweise eine von einer ausländischen Behörde stammende Urkunde im Inlande als öffentliche Urkunde behandelt zu werden braucht. Erkennt ein Staat das Recht eines anderen in der Weise an, daß er auf dasselbe begründete Rechtszustände als bestehend annimmt, so folgt er damit nicht einem Princip, sondern weicht von dem der Souveränetät der Staaten entsprechenden Princip ab. Dieses Princip lautet, daß innerhalb der Grenzen eines Staates nur die Gesetze dieses Staates Geltung haben und daß darum jedes in die Machtsphäre dieses Staates fallende Rechtsverhältniß nur nach diesen Gesetzen beurtheilt werden kann. Mag dieses Princip im Verkehrsinteresse noch so zahlreiche Ausnahmen erfahren, für jene Fälle, in denen eine Ausnahme nicht vorgesehen ist, bleibt es bestehen. Damit ist gerade für diese zahlreichen Fälle, für welche die Savigny'sche Theorie nicht ausreicht, ein führender Gedanke gewonnen. Ehe Savigny mit seiner Theorie hervortrat, hatte Wächter („Ueber die Collision der Privatrechtsgesetze", Archiv für civilistische Praxis, Bd. 24 und 25), obwohl zu jener Zeit (1841) die Fassung des Souveränetätsbegriffs noch zu wünschen übrig ließ, dieses Princip klar ausgesprochen. Es ist das einzige, welches den Bedürfnissen der Praxis entspricht. Durch Savigny wurde die Doctrin Wächters in den Hintergrund gestellt, aber nicht überwunden. Sie hat zu allen Zeiten Vertreter gefunden und kommt in gleichem Maße wieder mehr zur Geltung, als der moderne Staatsbegriff in immer weiteren Kreisen Anerkennung findet.

Wie der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs kein Princip für die Anwendung ausländischen Rechtes ausspricht, so läßt er auch aus seinen Bestimmungen ein solches nicht mit Sicherheit entnehmen. Die bei Abfassung der einzelnen Vorschriften maßgebenden Gesichtspunkte waren ersichtlich nicht immer die gleichen. Die Rücksicht auf den bestehenden und im fortwährenden Wachsen begriffenen Verkehr mußte an mancher Stelle hinter dem Interesse zurücktreten, welches an einer klaren Formulirung der Rechtsgeschäfte besteht; neben den Forderungen der Doctrin war auch der davon häufig abweichenden Praxis Rechnung zu tragen; in den Materien des Personen- und Familienrechts spielten neben den privatrechtlichen Erwägungen auch solche öffentlich rechtlicher Natur herein. Nur für die Abgrenzung des Ge-

bietes des internationalen Privatrechts sind zwei feste Grundsätze aufgestellt: Die Anwendung eines ausländischen Gesetzes ist ausgeschlossen, wenn dieselbe gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes oder gegen die guten Sitten verstoßen würde, oder wenn dadurch der Ausländer in eine bessere Lage käme als der Inländer. (§ 2264 des Entwurfs.) Hier hat immer das inländische Gesetz zur Anwendung zu kommen; die Normen, denen zufolge ausländisches Recht angewendet werden könnte, treten für diese Fälle außer Kraft. Wann die Anwendung des ausländischen Gesetzes gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes oder gegen die guten Sitten verstößt, hat der Richter nach freiem Ermessen zu befinden. Es wird z. B. angehen, die aus mehreren gleichzeitigen Ehen eines Ausländers, in dessen Heimathstaat Polygamie zulässig ist, entstammenden Kinder sämmtlich als ehelich zu behandeln, obschon an sich die zweite und jede weitere Ehe vor unsern Gerichten als nichtig zu betrachten und demzufolge beispielsweise eine Klage auf Wiederherstellung des ehelichen Lebens aus einer solchen Ehe abzuweisen wäre. Für die Sklaverei war in der ursprünglichen Fassung des Entwurfs ein besonderer Paragraph vorgesehen, welcher lautete: „Personen, welche im Ausland der Sklaverei unterworfen sind, aber im Inland oder in einem die Sklaverei nicht anerkennenden Staate verweilen, werden in Verhältnissen, in Ansehung derer auf Grund ihrer Staatsangehörigkeit oder ihres Wohnsitzes die Gesetze des Sklavenstaates maßgebend sein würden, nach den Gesetzen des Staates beurtheilt, in welchem sie den Wohnsitz haben oder, falls sie einen solchen außerhalb des Sklavenstaates nicht besitzen, sich aufhalten." In der veröffentlichten Fassung fehlt diese Bestimmung. Sie ist auch unnöthig. Solche Personen werden wie Freie behandelt. Sie sind, soweit es auch bei freien Personen geschähe, nach den Gesetzen ihres Heimathstaates zu behandeln; sind diese Gesetze aus den in § 2264 dargelegten Gesetzen unanwendbar, so werden sie durch die entsprechenden deutschen Gesetze ersetzt. Bei den übrigen Rechtsinstituten, für welche die vorgenannten Gesichtspunkte in Frage kommen, gilt das Gleiche. Ob durch die Anwendung ausländischen Rechts der Ausländer besser gestellt würde als der Inländer, darf nicht in der Weise ermittelt werden, daß man den unter Zugrundelegung des ausländischen Rechts sich ergebenden Zustand mit dem nach inländischem Recht sich ergebenden vergleicht; maßgebend ist vielmehr, ob nach dem betreffenden ausländischen Recht Gleichheit der Parteien gilt. Dem entspricht die Formulirung des § 2264: „wenn das ausländische Gesetz die Rechte der Fremden in unbilliger Weise beeinträchtigt."

Wie der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch von Fall zu Fall bestimmt, ob ausländisches Recht zur Anwendung zu kommen habe, so regelt er in gleicher Weise auch die Frage, welches Recht jeweils maßgebend sein solle. Alle Bestrebungen, hier ein einheitliches Princip aufzustellen, haben sich als undurchführbar erwiesen. Im gemeinen Recht wurde der Versuch mit der von Bartolus begründeten Statutentheorie gemacht. Für die Rechtsverhältnisse einer Person sollte das Gesetz ihres Wohnsitzes, für Rechte an Sachen das Gesetz des Ortes, an dem sich die Sache befand, für Rechte aus Handlungen endlich das Gesetz des Ortes der Handlung die Norm liefern. Man unterschied hienach Personalstatuten, Realstatuten, gemischte Statuten. Für Besitz und Eigenthum an beweglichen Sachen wurde dabei nicht das Realstatut, sondern das Personalstatut des Besitzers oder Eigenthümers angezogen (mobilia sequuntur personam). Der geringe praktische Werth dieser Theorie fällt in die Augen; doch wurde dieselbe in der Doctrin von Geschlecht auf Geschlecht überliefert, ohne wesentliche Ausarbeitung zu finden. Man gab sich damit zufrieden, daß sie zwar wenig nützte, aber auch nicht viel schadete; denn die Praxis kehrte sich nicht sonderlich daran und entschied im einzelnen Fall nach dem Gefühl und nach Gründen der Zweckmäßigkeit. Wie sehr die Doctrin hier am Aeußerlichen hing, zeigte sich darin, daß die Form der Statutentheorie auch beibehalten wurde, als ihre Grundlage durch die Veränderung der Anschauungen zum großen Theil aufgegeben war. Mit der klareren Auseinanderscheidung der Begriffe Wohnsitz im Staate und staatliche Zugehörigkeit, die noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach verwechselt wurden, gewann die Ansicht Geltung, daß die persönlichen Verhältnisse nicht nach dem Gesetz des Wohnsitzes ihres Trägers, sondern nach dem Gesetz des Staates, dem er angehörte, zu beurtheilen seien. Hier lag ein richtiges Gefühl zu Grunde. Damit man auf die persönlichen Verhältnisse Jemands das Recht eines fremden Rechtsgebietes zur Anwendung bringe, ist Voraussetzung, daß er mit diesem Rechtsgebiet in inniger Beziehung stehe. Der Wohnsitz, der jederzeit gewechselt werden kann, ist eine ungleich weniger innige Beziehung als die staatliche Zugehörigkeit. Soweit dies durchdrang, änderte man die frühere Theorie einfach dahin um, daß man sagte: Personalstatut einer Person ist das Recht ihres Heimathstaates. Dafür war nun allerdings nöthig, daß der Heimathstaat ein einheitliches Rechtsgebiet darstellte. Wo das, wie besonders in Deutschland, nicht zutraf, erhielt sich die Theorie in der alten Form, jedoch nicht, ohne vielfach bestritten und in ihrem Bestande erschüttert zu werden. Namentlich die italienischen Rechtslehrer führten einen scharfen Kampf gegen sie zu Gunsten der neueren Auffassung, die denn auch im italienischen Gesetzbuch die Oberhand gewann. Doch stellte sich allmählich immer mehr heraus, daß weder die alte noch die neue Form der Theorie dem praktischen Bedürfniß genügte. In vielen Punkten erwies sich eine Heranziehung des Rechtes, das im Heimathstaate einer Person galt, als geradezu sachwidrig und griff die Rechtsprechung doch wieder auf das Recht des Wohnsitzes zurück. So ergab sich der Zustand, daß als Personalstatut bald das Recht des Heimathstaates, bald das des Wohnsitzes angewendet wurde, während gleichzeitig die Grenzen der einzelnen Statuten — Personalstatut, Realstatut und gemischtes Statut — keineswegs klar liefen, und daß demgemäß bei einem und demselben Rechtsverhältniß drei oder noch mehr verschiedene Rechte in Betracht kommen konnten. Das führte denn auch zur Erkenntniß der Nothwendigkeit, von der Statutentheorie abzusehen und für das einzelne Rechtsverhältniß unter Berücksichtigung seiner Eigenart zu bestimmen, welches Recht für dasselbe maßgebend sein sollte. Auf diesem Standpunkt steht die neuere Doctrin.

Von den Gesetzgebungen haben sich die älteren um die Materie des internationalen Privatrechts wenig gekümmert. Das bayerische wie das preußische Landrecht stehen auf dem Boden der alten Statutentheorie; im französischen wie auch im österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch erscheinen die Gesetze des Heimathstaates vorwiegend als die maßgebenden Normen, ohne daß jedoch die Materie eingehender geregelt wäre. In trefflicher Weise ist das dagegen im bürgerlichen Gesetzbuch für das Königreich Sachsen geschehen, von dem wenigstens der § 6 („Im Inlande kommen die inländischen Gesetze zur Anwendung, soweit sich nicht nach dem öffentlichen Rechte, insbesondere nach Staatsverträgen und nach den nachfolgenden Bestimmungen eine Ausnahme ergibt") zur Ausschließung von Zweifeln in den Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs hätte herübergenommen werden sollen. Es ist hier für die einzelnen Rechtsverhältnisse, für welche das am Platze erschien, das maßgebende Recht bestimmt bezeichnet, wobei im ganzen die Absicht kund wird, die persönlichen Rechtsverhältnisse den Gesetzen des Heimathstaates ihres Inhabers zu unterstellen, ohne daß jedoch

hieran ausnahmlos festgehalten wäre. Dieses als richtig zu bezeichnende Verfahren beobachtet auch der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuche.

Zur Geschichte des Dakoromanismus.

Von Prof. Dr. Schwicker.

II.

Das von Ilarion Papiu in seinem „Memorandum“ entwickelte nationalpolitische Programm beherrscht seit Decennien die politische Gesinnung und Meinung der Rumänen dies- und jenseit der Karpathen. Bei dem Einen tritt sie offen und entschieden zu Tage, der Andere weiß sie klüglich zu verschleiern; aber in der Grundtendenz gibt es keinen Unterschied. Das soll noch durch einige Beweise belegt werden.

Gelegentlich der Enthüllung der Statue des Wojwoden Stephan des Großen in Jassy im Jahre 1881 hielt der rumänische Senator Peter Gradisteanu beim officiellen Gastmahl unter Vorsitz des Königs einen Trinkspruch, worin er sagte, der Krone Stephan des Großen seien drei Edelsteine (Siebenbürgen, Bukowina, Bessarabien) entrissen worden, und äußerte den Wunsch, daß diese Kleinodien bald wieder, wenn auch mit Waffengewalt, zurückgewonnen und dieser Krone wieder einverleibt werden möchten. Wegen dieses sonderbaren Toastes kam es zu einer berechtigten Reclamation von Wien aus; die rumänische Regierung lehnte selbstverständlich die Gemeinschaft und Verantwortlichkeit mit dieser „vereinzelten persönlichen“ Meinung entschieden ab.

Aeußerlich war dies auch ganz richtig, ohne jedoch anderen bedeutsamen Thatsachen zu entsprechen. Ich verweise nur auf den historisch-geographischen Unterricht, wie dieser an den Lehranstalten aller Kategorien in Rumänien betrieben wird. Am 22. Februar 1886 sagte der Senator Marzesku im rumänischen Senat zu Bukarest: „Das Ideal für uns Rumänen ist, daß alle Rumänen zu derselben politischen Einheit, zu demselben Staat gehören“, und berief sich darauf, daß „die Lehrer der Geschichte an sämmtlichen Nationalschulen Rumäniens nichts anderes thun, als tagtäglich jene Aspirationen zu vertheidigen, welche das Eigenthum eines jeden Rumänen sind“.

Vor mir liegt das Lehrbuch der „Geschichte der Rumänen“ („Istoria Romaniloru“) des bereits verstorbenen Tribonian Laureanu in vierter Auflage aus dem Jahre 1873; seither hat das an den Gymnasien vielgebrauchte Buch noch weitere Auflagen erlebt. Darnach wird die Jugend belehrt, daß die „patria Romana“ in folgende Gebiete zerfalle: a) „Romania australe“, d. i. die frühere Walachei; b) „Romania orientale“, d. i. die ehemalige Moldau; c) „Marmorošu“, d. i. das östliche Ungarn (Marmaroser Comitat); d) „Crišiana“, d. i. das Gebiet der drei Köröschflüsse bis an die Theiß; e) „Temešiana“, d. i. das Temeser Banat; f) „Transilvania“, d. i. Siebenbürgen; g) Bukowina und h) Bessarabien. Uebereinstimmend damit berichtet der französische Schriftsteller Eduard Marbeau („Un nouveau royaume“, Paris, 1881), daß beim Besuche eines Mädchenpensionats zu Jassy in Gegenwart des Präfecten bei der Prüfung auf die Frage: „Welches sind die rumänischen Länder?“ die Antwort gelautet habe: „Die rumänischen Länder umfassen die Walachei und die Moldau; Bessarabien, das die Russen; die Bukowina, welche die Oesterreicher; Siebenbürgen und das Temeser Banat, welche die Magyaren occupirt haben.“ Auch Serbien, Makedonien, Epirus und Thessalien gehören noch zu den „rumänischen Ländern“.

Man erinnert sich wohl noch der Verhandlungen in der ungarischen Delegation im September des Jahres 1894. Daselbst wurde durch die Delegirten A. v. Berzeviczy und Graf Albert Apponyi auch die Sache der dakoromanischen Lehrmittel und Lehrbücher zur Sprache gebracht. Es wurde namentlich hervorgehoben, daß in den Schulen Rumäniens Landkarten benützt werden, auf denen die „Dacia moderna“ in der Weise bestimmt wird, daß ihr auch Siebenbürgen, das südöstliche Ungarn bis an die Theiß, die Bukowina und ein Theil Galiziens angehören. Diese Landkarten sind mit dem Wappen des Königreichs Rumänien und mit dem Bildnisse des rumänischen Herrscherpaares geschmückt und sind in den Volksschulen Rumäniens thatsächlich verbreitet, ja man hat solche Landkarten selbst in einigen rumänischen Schulen Ungarns und Siebenbürgens angetroffen. Da in Rumänien das ganze Schulwesen verstaatlicht ist, so kann eine Verbreitung dieser Landkarten ohne Wissen oder wenigstens ohne eine gewisse Connivenz der rumänischen Behörden unmöglich stattfinden. Nicht minder merkwürdig ist die weitere Thatsache, daß in dem Budget des rumänischen Cultus- und Unterrichts-Ministeriums alljährlich ein ordentlicher Ausgabeposten vorkommt: „Für rumänische Schulen und Kirchen im Ausland.“ Dieser Posten betrug im Jahre 1891/92 erst 250,000 Frcs., stieg im Jahre 1892/93 auf 350,000 Frcs. und war im Jahre 1893/94 525,000 Frcs. Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Gustav Kalnoky, bestätigte auch seinerseits diese Angaben mit dem Beifügen, daß die nationale Strömung in Rumänien unleugbar eine ausgedehnte und besonders starke sei, daß die von Hrn. Dem. Sturdza geführte Opposition sich ganz in die dakoromanische Bewegung gestürzt habe, daß dort überhaupt „Incorrectheiten verschiedener Art vorgefallen seien und zwar seit vielen Jahren“. Der Minister gab hierauf eine Schilderung der agitatorischen Thätigkeit der „Rumänischen Liga“, die am 24. Januar 1891 in Bukarest als „Liga pentru unitatea a Romanilor“ („Liga zur Vereinigung der Rumänen“) gegründet wurde.

In ihren Statuten heißt es (§ 2) allerdings: „Der Zweck dieser Institution ist, das Bewußtsein der Solidarität im ganzen rumänischen Volke zu pflegen und eine Bewegung zu schaffen, welche die culturelle Mission der Rumänen im Orient rechtfertigen soll.“ Graf Kalnoky gab von dem Wesen und Treiben dieser Verbindung eine nähere Schilderung, und indem er vor übertriebenen Besorgnissen warnte, fügte er doch hinzu, daß „man die Wichtigkeit dieser Agitationen nicht übersehen solle“. Die Liga hat eine über alle Länder, wo Rumänen wohnen, ausgebreitete Organisation, welche vom Centralcomité in Bukarest abhängig ist und von diesem geleitet wird. Sie verfügt über namhafte Geldmittel, ihre Agenten sind unermüdlich und überall zu finden. Würden sich diese nur auf die Förderung und Unterstützung geistig-cultureller oder humanitärer Zwecke beschränken, so könnte hiegegen keine berechtigte Einwendung erhoben werden. Aber die Thatsachen bezeugen, daß die „Liga“ nationalpolitische Ziele anstrebt und sich in innere Angelegenheiten fremder Staaten einzumischen sucht.

Die Wirkungen dieser dakoromanischen Bestrebungen in der Schule, in der Literatur und auf socialem Gebiete werden noch wesentlich erhöht durch eine rührige Tagespresse, welche großentheils im Dienste des Dakoromanismus thätig ist. Ich muß mit Rücksicht auf den Raum die Anführung von Belegen aus den Kundgebungen dieser Presse unterlassen. Das zur Verfügung stehende Material ist ein geradezu massenhaftes und wird jeden Tag vermehrt. Nur dem Zusammenwirken dieser Factoren ist es zuzuschreiben, wenn die heranwachsende rumänische Jugend im dakoromanischen Geiste sich entwickelt und sowohl die Universitäts-Studirenden des Königreichs Rumänien, als auch die rumänische akademische Jugend Siebenbürgens und Ungarns an den Hochschulen zu Wien, Budapest, Graz

und Klausenburg in ihren Streitschriften unter anderem offen erklären konnten: „Wenn auch die Rumänen durch politische Grenzen von einander geschieden sind, so ist unter ihnen das Bewußtsein der nationalen Stammeszugehörigkeit sehr ausgebildet. Es ist daher nur natürlich, wenn sich jedem Betrachter die Anschauung aufdrängt, daß die rumänische Nation, welche einen namhaften homogenen Körper bildet, einmal sich auch in ein einheitliches Ganzes, in einen einheitlichen Staat formen könnte." Und weiter: „Es ist ganz zweifellos, daß, wenn die große Masse des rumänischen Volkes (in Siebenbürgen und Ungarn) befragt würde, ob sie die politische Vereinigung mit dem Königreiche Rumänien in einen einheitlichen Staat wünsche, sie sofort bejahend antworten würde." Endlich: „Heutzutage können wir nicht leugnen, daß unter den Rumänen sich Bewegungen bemerkbar machen, welche immer größere Dimensionen anzunehmen drohen und dahin zielen, die politische Vereinigung aller Rumänen zu verwirklichen."[1])

Zum Schlusse will ich für das Walten der dakoromanischen Idee im politischen Fühlen und Denken der rumänischen Politiker und Staatsmänner nur noch einen Zeugen vorführen. Der gegenwärtige rumänische Unterrichtsminister, Hr. Tache Jonescu, veröffentlichte im Jahre 1892 in französischer Sprache eine Broschüre über „Rumäniens auswärtige Politik",[2]) worin er mit Eifer und guten Gründen den Anschluß seines Vaterlandes an den mitteleuropäischen Dreibund vorschlägt und vertheidigt. Das wäre an sich recht erfreulich und lobenswerth; aber Hr. Jonescu bedient sich bei der Vertheidigung seiner These auch solcher Motive und Argumente, welche den Einfluß von Papiu's dakoromanischem Evangelium unverkennbar verrathen. Hrn. Jonescu ist nämlich „die nationale Einheit der Rumänen eine unbestreitbare Thatsache", er bekennt sich zur „Solidarität" aller Glieder dieses „einheitlichen Volksorganismus", den „die Beschlüsse des Schicksals in mehrere politische Gestaltungen getheilt haben". „Die Rumänen des freien Rumänien" bedeuten im europäischen Concerte nur darum etwas, „weil man weiß, daß die rumänische Familie zahlreicher und mächtiger ist, als der rumänische Staat". „Die vorgeschobene Festung des westlichen Europa, der Schlüssel der Karpathen, Siebenbürgen, ist in unsern (rumänischen) Händen", „alle elf Millionen Rumänen streben dasselbe Ideal an." „Die auswärtige Politik unsres (rumänischen) Königreichs kann die Thatsache, daß der rumänische Staat nur ein Theil der rumänischen Familie ist, nicht vernachlässigen." Solange „dieser Staat aufrecht steht, ist immer die Hoffnung vorhanden, das Schicksal jener aufzurichten, die unterworfen sind". Deßhalb „dürfe die Existenz des rumänischen Staates den vorübergehenden Interessen der anderen Rumänen nicht untergeordnet werden". Das sei die erste Regel der rumänischen Politik; daran schließe sich die zweite: „Der rumänische Staat muß für die ganze rumänische Familie aufkommen."

Hr. Jonescu spricht von den „Seufzern unsrer Brüder in Siebenbürgen", von den „ungerechten Verfolgungen der Magyaren", welche „zu gerechter Erbitterung veranlassen", und ist überzeugt, „Ungarn möchte trotz dem Eigensinn und der Anmaßung der Magyaren ein Föderativstaat werden oder verschwinden". Für den Anschluß Rumäniens an den Dreibund ist ihm ein Hauptargument die Hoffnung, daß das rumänische Königreich als Alliirter auch „eine bessere Behandlung für unsre (rumänischen) Brüder in den verbündeten Staaten erlangen könnte". Hr. Jonescu gibt zugleich eine förmliche Anweisung, auf welche Weise die Propaganda im Auslande auch jetzt schon von Rumänien aus gefördert werden solle. Da ist vor allem die rumänische Akademie in Bukarest, welche sich durch „Mitglieder aus allen rumänischen (!) Ländern ergänzt;"[1]) da ist die „Unterstützung der rumänischen Schulen, die reichliche Aufmunterung rumänischer Journale im Auslande, Reisen in Ländern, die von Rumänen bewohnt sind"; das „lebhafte und kluge Interesse, welches jeder rumänischen Bewegung entgegenzubringen sei" u. dgl. m. Diese Vorschläge decken sich völlig mit den Maßnahmen der „Rumänischen Liga" und diese Uebereinstimmung erklärt auch die Zuwendung der reichlichen Subventionen an diese Liga aus der rumänischen Staatscasse. Der oben erwähnte Posten im rumänischen Cultus- und Unterrichts-Budget findet in den Worten des jetzigen Inhabers dieses Portefeuilles seine ausreichende Beleuchtung. Dabei darf nicht übersehen werden, daß Hr. Jonescu Mitglied eines gemäßigt-conservativen Ministeriums ist, dessen Chef Hr. Al. Lahovary, allerdings selber in der Sitzung des Senats zu Bukarest am 12. December 1893 öffentlich bekannt hat, daß er „die Siebenbürgische Frage" als eine „große" Frage betrachte, welche „mit Klugheit behandelt werden müsse" und die für Rumänien „jedenfalls ein Interesse habe". So denken, sprechen und schreiben gemäßigt-conservative Politiker und Staatsmänner in Rumänien, wie erst die Fortschrittlichen und die Radicalen!

Das hier Mitgetheilte erschöpft den Gegenstand noch lange nicht; aber es reicht wohl hin zu dem Nachweise, daß die Aspirationen des Dakoromanismus die Aspirationen des gesammten Rumänenthums, die Ansprüche dieses Romanismus die Forderungen eines jeden Rumänen sind, und das Dogma des Romanismus das Glaubensbekenntniß und Evangelium eines jeden gebildeten Rumänen bildet.

Wie sollte es auch anders sein? Im Geiste dieses Dakoromanismus wird der ganze Unterricht, die Erziehung der Jugend geleitet; die Lehrbücher und Lehrmittel stehen im Dienste dieser Idee, so daß selbst bei schärfster Ueberwachung auch in Ungarn und Siebenbürgen die Einschmuggelung, Benützung und der Einfluß solcher Unterrichtsbehelfe nur schwer verhindert oder beseitigt werden kann. Kommt dann der rumänische Knabe oder Jüngling an die höheren Lehranstalten, so saugt er die dakoromanischen Ideen und Aspirationen aus den gesammten Producten der rumänischen Literatur ein, er schöpft sie aus den Vorträgen der Lehrer und Professoren, aus den Artikeln der Tagespresse, aus Flugschriften, sowie aus den Reden und Beschlüssen in den rumänischen Kammern oder in Volksversammlungen. Die gesammte rumänische Gesellschaft steht unter der Herrschaft dieser Ideenrichtung. Dabei waltet kein Unterschied zwischen den griechisch-katholischen und den griechisch-orientalischen Rumänen. Die großrumänischen Ideen gelangen durch die Geistlichen und Lehrer bis in die entferntest gelegenen Gebirgsdörfer und unter die tiefen und breiten Schichten des rumänischen Hirten- und Bauernvolkes. Bei der Intelligenz ist es ein-

---

1) Vgl. „Replik der rumänischen akademischen Jugend Siebenbürgens und Ungarns". Wien, Budapest, Graz und Klausenburg, 1892. Lexikonformat, VIII u. 172 S., mit einer ethnographischen Karte. Obige Stellen S. 159 ff.

2) Deutsch erschienen in der „Romänischen Revue" 1892, Hefte V—VII.

1) Am 1. Aug. 1867 hielt diese Akademie zu Bukarest ihre feierliche Sitzung unter dem Präsidium des Timotheus Cipariu, Domherrn aus Blasendorf in Siebenbürgen, ab. In der Eröffnungsrede des Vorsitzenden heißt es unter anderem: „Von heute an wird die rumänische Nation in cultureller Hinsicht zu einem Körper. Das „romanische Vaterland" (patria Romana) und die „romanische Sprache" waren bisher von den Hunnen (Magyaren), Slaven, Türken und Anderen niedergetreten. Wohl haben wir die Befreiung des Vaterlandes, sowie der Sprache begonnen; aber nur erst begonnen, noch nicht vollendet. Wir müssen sie fortsetzen und vollenden. Die gänzliche Befreiung des Vaterlandes ist die Aufgabe der Staatsmänner Rumäniens."

gebildete oder wirkliche Ueberzeugung, bei dem gemeinen Volke eingeprägtes und wacherhaltenes Gefühl, daß die Rumänen durch äußere Gewalt politisch auseinander gerissen und von Magyaren und Deutschen aus dem „Erbe ihrer Väter" verdrängt worden sind. Der ununterbrochene, unmittelbare und lebhafte Verkehr zwischen den ungarisch-siebenbürgischen Rumänen und ihren Volksgenossen im benachbarten Königreiche führte eine dauernde Gemeinschaft auch der nationalpolitischen Anschauungen und Aspirationen herbei. Die zahlreiche Emigration rumänischer Malcontenten oder unversorgter rumänischer Jünglinge aus Ungarn und Siebenbürgen bildet das sich stets erneuernde und vermehrende Element dieser Bewegung, welche durch die zurückgelassenen Verwandten, Freunde und Gesinnungsgenossen in der Heimath gleichfalls fortwährende Nahrung empfängt und in Folge der stramm durchgeführten nationalen Organisation des rumänischen Volkes in Ungarn und Siebenbürgen an Actionsfähigkeit ganz bedeutend gewonnen hat.

Endlich sei noch betont, daß dieser unfraglich sehr bedenkliche Zustand zum großen Theil eine Folge einer ganz verfehlten Nationalitätspolitik ist, wie diese in Ungarn von Seite der leitenden politischen Factoren in den letzten Decennien befolgt worden ist und nicht minder als ein gefährlicher Ausfluß langer Versäumnisse, Mißgriffe oder verkehrter Maßregeln auf dem Gebiet der ungarischen Gesetzgebung und Verwaltung, sowie der Gesellschaft erscheint. Die Sünden der Väter rächen sich an den Enkeln. Wie den Uebeln und den Gefahren begegnet werden könnte, das zu erörtern wäre hier nicht am Platze; nur so viel sei noch bemerkt, daß der Dakoromanismus weder „eine Erfindung der Magyaren", noch eine „grundlose Beschuldigung und Verdächtigung" ist, sondern daß er als das natürliche Erzeugniß der Nationalitäts-Idee überhaupt und der hier angedeuteten speciellen Zustände und Verhältnisse des rumänischen Volkes dies- und jenseit der Karpathen betrachtet werden muß. Seine Existenz läugnen zu wollen, verräth entweder wenig Kenntniß dieser Verhältnisse und der Menschen, oder es ist bewußte Heuchelei. Die Herren Slavici, Sturdza und Brote werden doch die von mir angeführten Thatsachen nicht einfach abläugnen wollen oder die Behauptung wagen, daß die namentlich bezeichneten Männer (Professoren, Schriftsteller, Gelehrte, Politiker, Senatoren, Minister) nur „phantastische Köpfe" oder „bezahlte, oder ganz unzurechnungsfähige und alberne Leute seien."

Der Dakoromanismus ist keine „Erdichtung" oder „Erfindung" der „Feinde" des rumänischen Volkes; er ist ein national-politisches Princip, dessen Vorhandensein und Walten untrügliche Thatsachen und Zeugnisse beweisen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Kasimir Twardowski, Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. Eine psychologische Untersuchung. Wien 1894, Alfred Hölder. 111 S. gr. 8⁰. — Was zu einer verläßlichen Psychologie bisher noch sehr fehlte, war u. a. eine gründliche Analyse unsrer Vorstellungen; zu einer verläßlichen Metaphysik eine ebensolche unsrer Objecte. Es schien sogar das Verhältniß zwischen beiden Disciplinen (oder auch zwischen Erkenntnißtheorie und Metaphysik) unklar zu bleiben, solange nicht das Verhältniß zwischen den Vorstellungen und den Objecten klar gemacht war. Die vorliegende Schrift dürfte berufen sein, beiden Mängeln einigermaßen abzuhelfen. Sie beginnt mit dem zweiten, indem sie an dem Gesammtphänomen einer „Vorstellung" neben seinem Act noch seinen Inhalt und Gegenstand unterscheidet, und wendet sich dann zu dem ersten durch eine ausführliche Aufdeckung der „Bestandtheile" sowohl des Gegenstands als des Inhalts. Sie zerfallen in materiale, die „Theile im gewöhnlichen Sinne des Wortes", und in formale, die Beziehungen der Theile zu einander und zu dem Ganzen. Von diesen Beziehungen werden die letzteren die „primären formalen Bestandtheile" oder „Eigenschaften" genannt, die ersteren die „secundären formalen Bestandtheile" (die aber auch zwischen den Eigenschaften selbst bestehen können). Von den Bestandtheilen des Gegenstands zu denen des Inhalts laufen feinverzweigte Abhängigkeitsverhältnisse, aus denen sich, ohne daß der Autor es thut, gewichtige Folgerungen gegen eine subjectivistische Erkenntnißtheorie ziehen lassen. Er selbst bemüht sich um eine Feststellung des bisher so schwankenden Begriffs „Merkmal" und erreicht sie dadurch, daß er diesen Begriff durch die Gesammtheit der Bestandtheile eines Gegenstandes bilden läßt, die zugleich in den Inhalt aufgenommen werden, kurz: die man vorstellt; also im Gegensatz zu allen den Bestandtheilen eines Gegenstands, die unvorgestellt bleiben. Längere Ausführungen über die sogenannten „gegenstandslosen", über die indirecten und über die allgemeinen Vorstellungen (deren Gegenstand immer nur Einer sei), erledigen viele der hier auf Schritt und Tritt auftauchenden Sonderfragen. Twardowski's Schrift wirft manchen Gewinn auch für andere als die von ihr explicite behandelten Gebiete ab, zumal für die Relationstheorie. Es ist um so nöthiger, darauf hinzuweisen, als dem Büchlein leider jene genauere Disposition fehlt, die der Fülle der hier in einander gesteckten Gedankengänge angemessen wäre. Außerdem entbehren mehrere Stellen, an denen doch der Verfasser Gutes und Neues geleistet hat, der endgültigen Klarheit und Festigung, so daß sich eine weitere Discussion seiner Erörterungen wahrscheinlich sehr lohnen würde.
H. S-z.

* Orientalische Ausgrabungen. — Um die Lage von Kadesch, der alten Hauptstadt der Hittiter, zu bestimmen, hat M. Gautier von den zwei in Betracht kommenden Stellen im Orontesthal, dem Tumulus Tell Nebby Mindu am Libanon und der Insel im See Homs, die letztere untersucht. Die Grabung hat für die Localisirung von Kadesch nichts ergeben, ist aber in anderer Richtung nicht resultatlos gewesen, indem in Schichten übereinander die Spuren von Ansiedlungen gefunden sind, die über einen sehr weiten Zeitraum, nach oben bis zu der Steinzeit hinauf, nach unten bis in die byzantinische Periode herabreichen. — Im weiteren Verlauf seiner ergebnißreichen Ausgrabungen zu Carthago hat Professor Delattre mehr als vierzig Gräber aufgedeckt, deren Inhalt meistens gleichartig ist. Die zuletzt aufgedeckten Gräber jedoch enthalten mehrere Vasen, die mit Malereien geschmückt sind; ein Grab lieferte eine Reihe interessanter Masken aus Terracotta, worunter ein Frauenkopf besonders bemerkbar ist: Spuren von rother Bemalung sind noch auf den Lippen, Ohren und auf dem Haar sichtbar. Ein anderer interessanter Gegenstand ist ein Hohlcylinder, der sich auf einem runden Fuße erhebt und von 7 Behältern in Form von Vasen überragt ist, die unter sich und mit jenem in Verbindung stehen. Der Cylinder zeigt als Verzierung einen Kuhkopf mit langen Hörnern und einen Kopf der Hathor. Der ägyptische Einfluß ergibt sich unzweifelhaft aus der Form der Vasen, sowie den religiösen Attributen, die auf ihnen angebracht sind. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in diesem Cylinder eine Lampe erkennt, deren verschiedene Behälter dazu dienten, das Oel aufzunehmen; der Docht bestand aus Hollundermark. Man kann diesen interessanten Fund mit ähnlichen Figuren vergleichen, welche 1885 in Eleusis zusammen mit schwarzfigurigen Vasen des 6. Jahrhunderts aufgefunden wurden: einige dieser Figuren in Eleusis trugen sogar 40—50 Behälter. Die Gräber, welche Delattre aufgedeckt hat, gehören gleichfalls dem 6. Jahrhundert v. Chr. an. Dieser Tage hat der Patriarch von Carthago, Msgr. Combes, unter Führung Delattre's die kürzlich entdeckte Todtenstadt besucht. Der Patriarch durchwanderte nach einander die unterirdischen Gänge mit ihren zahlreichen punischen und christlichen Gräbern. Darauf ließ er in einem breiten, 600 Meter langen Schacht ein am Morgen desselben Tages freigelegtes punisches Grab, das 14 Meter tief eingesenkt war, öffnen. Der seitliche Stein wurde weggehoben, worauf sofort das Gebein eines Erwachsenen zum Vorschein kam. Die Zähne waren glänzend und wohlerhalten, der Kopf zeigte alle Merkmale des phönikischen Menschenschlages. Das viereckige Grab scheint ebenfalls dem 6. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung anzugehören, der schön bearbeitete Stein stammt aus den berühmten Brüchen der Bucht Aquilaria (Cap Bon). Die tiefe Lage, wie die sorgsame Arbeit deuten auf das Grab eines Reichen. Im selben Schacht wurde dann ein anderes Grab eröffnet, das Folgendes enthielt: eine Vase aus schönem schwarzen Thon, einen Becher aus rothem Thon mit schwarzen Streifen, einen in derselben Weise verzierten Untersatz

eines Gefäßes, eine Räucherpfanne aus braunem Thon, eine punische Lampe, zwei Muscheln, einen Bronzespiegel, eine kleine Art aus Bronze, zwei Alabastergefäße, Reste einer silbernen Halskette, Stücke Achat, Skarabäen, Perlen jeder Form und Größe, Bildnisse der Gottheiten Anubis und Phtah, eine kleine Göttin mit griechischer Mütze, eine Art Fäßchen mit den Händen haltend. Beide Gräber werden als ganz besonders wichtig betrachtet.

* Griechische Ausgrabungen und Funde. — In den „Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen", Bd. XX, H. 1 u. 2, faßt Dörpfeld das Ergebniß der während der drei letzten Winter von ihm geleiteten, durch Privatmittel bestrittenen Ausgrabungen am Westabhang der Akropolis zusammen. Es handelt sich dabei nicht um künstlerischen, sondern um wissenschaftlichen Ertrag. Das „Dionysion in den Limnai" ist gefunden und mit ihm eines der wichtigsten und ältesten Heiligthümer Athens. Das freigelegte Heiligthum liegt in der Thalmulde zwischen Akropolis, Areopag und Pnyx, auf allen Seiten von öffentlichen Straßen umgeben, von denen eine vom Areopag her, eine andere vom alten Markt her zur Burg hinführten. Es ist ein Bezirk, dessen Umfassungsmauer einen kleinen Tempel und einen Altar einschließt. Den Inhaber des Bezirkes läßt eine in der Nordwestecke befindliche Weinkelter als Dionysos erkennen. Sie entspricht in ihrer Anlage den noch heute in vielen Gegenden Griechenlands in Gebrauch befindlichen Keltern: ein viereckiger Platz, von Mauern umgeben, mit einem aus Kieseln und Kalkmörtel gearbeiteten abfallenden Estrich, über den der ausgepreßte Wein dann durch ein an der tiefsten Stelle der Mauer eingebohrtes Loch in ein großes, draußen aufgestelltes Thongefäß hineinläuft. Der ganze Bezirk ist bis auf die Kelter, die im 4. vorchristlichen Jahrhundert gebaut, damals aber nicht neu, sondern an Stelle einer schon älteren Kelter angelegt ist, von sehr alterthümlicher Bauart und stammt, wie auch die zahlreichen hier gefundenen Scherben archaischer Thongefäße schließen lassen, aus einer der Pisistratischen Herrschaft, also dem 6. vorchristlichen Jahrhundert noch vorausliegenden Zeit. Später ist der Bezirk umgebaut worden. Tempel, Altar und Kelter sind unter dem Boden eines neuen, in wenigen Mauerzügen noch erkennbaren Baues verschwunden, der dann wieder, aber nicht später, als im 3. Jahrh. n. Chr., einem anderen Neubau gewichen ist. Dieser letztere, in den Fundamenten erhalten, ist ein großer, durch zwei Reihen von je vier Säulen in drei Schiffe getheilter Saal mit einer viereckigen Apsis an der Ostseite und einem kleinen Gemach daneben, das anscheinend als Artemisheiligthum benützt wurde. Durch eine Inschrift ist der Name des Gebäudes bekannt geworden. Es hieß Bakcheion und diente dem Thiasos der Jobakchen als Versammlungsraum einer Festgenossenschaft, in der der alte hier localisirte Cult des Dionysos fortlebte. Schon vor Beginn der Ausgrabung hatte Dörpfeld an eben der Stelle ein Dionysion, und zwar das Heiligthum des Dionysos Lenaios vermuthet. Der Dionysos „in den Sümpfen" kann seinen Bezirk am Fuße der Burg an nicht anderer als an sumpfiger Stelle gehabt haben. Nirgends ist aber, wie gerade die jetzigen Ausgrabungen besonders deutlich gezeigt haben, in der alten Stadt der Wasserreichthum so groß, dieser und das Terrain der Sumpfbildung so günstig gewesen, als in der Thalmulde zwischen Akropolis, Areopag und Pnyx, also gerade an der Stelle des jetzt aufgedeckten dionysischen Heiligthums. Die Lösung der Frage, ob das Lenaion, der alte Cultort des Dionysos „in den Sümpfen", wo vor der Erbauung des großen steinernen Theaters die Festspiele der ländlichen Dionysien abgehalten wurden, hier anzusetzen ist, oder, wie man bisher fast allgemein annahm, im Süden der Akropolis, ist für die Gestaltung des ganzen topographischen Bildes von Athen von großer Wichtigkeit. Denn von ihr ist die Bestimmung einer Anzahl der ältesten und bedeutendsten Heiligthümer und Anlagen der Stadt nicht zu trennen. — In Eleusis ist seit einigen Jahren auf Kosten der archäologischen Gesellschaft in Athen ein Museum eingerichtet, das zur Aufnahme der dort gemachten Funde bestimmt ist. Die Gründung und erste Einrichtung wird dem verdienten griechischen Archäologen Demetrios Philios verdankt, dem jetzt Hr. Skias als Hüter der Schätze gefolgt ist. Philios war es, der unter Dörpfelds thatkräftiger Betheiligung die an großen Ergebnissen überreichen Ausgrabungen in Eleusis musterhaft ausgeführt hat. Obwohl er augenblicklich in Zurückgezogenheit bei Athen im Piräeus lebt, ist er doch unermüdlich thätig, die von ihm ausgegrabenen Bildwerke und Inschriften in würdiger Weise zu veröffentlichen, jetzt meist in den Schriften unsres deutschen Instituts. Von wichtigen Sculpturenfunden, denen er seine Arbeit zugewandt hat, ist namentlich jetzt ein schönes Relief aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert zu nennen, worauf die Cultgruppe der beiden großen Göttinnen von Eleusis dargestellt ist. Links sitzt Demeter auf einem Thron; mit der Linken stützt sie sich auf ihr Scepter, in der Rechten hält sie drei Aehren. Vor ihr steht ihre Tochter Persephone mit einer Haube auf dem Kopfe und in jeder Hand eine brennende Fackel haltend. Die Darstellung bestätigt die schon vor Jahren ausgesprochene Vermuthung, daß dem Cultbild in Eleusis dieser jetzt aus vielen Reliefs und Vasen genugsam bekannte Typus eignete. Das zweite Relief stellt den Auszug des göttlichen Sämanns Triptolemos dar. Der Heros sitzt auf seinem Schlangenwagen, umgeben von seiner Mutter Demeter und seiner Schwester Persephone. Anbetend nahen dieser Gruppe von links sechs kleiner gebildete Figuren. Das Relief ist in kunsthistorischer Hinsicht von bedeutender Wichtigkeit, weil der Kopf des Triptolemos unverkennbar die Züge eines Marmorkopfes aus Eleusis trägt, der dort in mehreren Exemplaren zum Vorschein gekommen ist und für ein Werk des Praxiteles gehalten wird. Das Original ist schon seit Jahren im Nationalmuseum in Athen an einem Ehrenplatz aufgestellt. Philios hält den Kopf für das Portrait des unter dem Bilde des Triptolemos dargestellten Demetrios Poliorketes. Das größte Weihrelief aus Eleusis und überhaupt eines der größten, die wir besitzen, ist das Anathem des Priesters Lakrateides aus Ikaria, welches auch den Auszug des Triptolemos darstellt und vor einigen Jahren unter großer Mühe von den jungen österreichischen Archäologen Rudolf Heberdey und Wolfgang Reichel aus vielen Stücken zusammengesetzt ist. Es füllt in jenem Museum von Eleusis jetzt eine ganze Wand aus. Ein besonderes Zimmer ist den in Eleusis gemachten großen Funden an Terracotten und Vasen eingeräumt. Eben jetzt sind übrigens bei den Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft in Eleusis in größerer Anzahl gut erhaltene sogen. Dipylonvasen zum Vorschein gekommen. Der Name für diese Gattung von Vasen, die die ältesten Thongefäße athenischen Fabricats sind, die man bisher überhaupt kennt, rührt von dem früheren Hauptfundort am Dipylon von Athen her. Charakteristisch für sie ist die Bemalung mit vorwiegend linearen Ornamenten, die die ganze Fläche der häufig sehr großen Gefäße zu bedecken pflegen. Von den neu gefundenen Exemplaren sind manche über 2 Meter hoch. Durchgehends haben sie zur Bestattung gedient, wie die in ihnen erhaltenen Knochenreste anzeigen. Dieser Fund soll dem Centralmuseum in Athen einverleibt werden.

* Der „Temps" bringt über den internationalen wissenschaftlichen Congreß in Bordeaux eine Reihe Berichte, denen Folgendes zu entnehmen ist: In der Abtheilung für Heilkunde wurde auseinandergesetzt, daß man bei den umfassenden Arbeiten, die über die Verdauung verschiedener Nahrungsmittel in Frankreich sowohl als auch im Auslande geliefert worden seien, ganz die Verdauung der Getränke aus dem Auge gelassen habe. Dem eifrigen Studium der Aerzte Cantin und Carrion ist es gelungen, hierüber erschöpfende lehrreiche Auskunft geben zu können. Nachdem dieselben den Magensaft verschiedenen Analysen unterzogen, seien sie zur Untersuchung der Wirkungen des Apfelweins (Cidre) und des Champagners auf den Magen übergegangen. Diese beiden Getränke, welche die Verdauungskraft des Magens anregen, vermehrten diese Kraft in verschiedenen Stufen und dürften von den Aerzten Personen, die an Verdauungsschwäche leiden, verordnet werden. Nach dem Urtheile der genannten Aerzte wirkt der Champagner aus der Normandie in ganz eigenartiger Weise auf die Verdauung des Magens. Ein Beweis hiefür sei der Umstand, daß in der Normandie Krankheiten wie Podagra, Blasenstein fast ganz unbekannt seien. In der Abtheilung für politische Oekonomie beschäftigte man sich mit der Frage der Erfindungspatente. Vauthier, früher Eisenbahn- und Straßenbau-Ingenieur, vertheidigt in ein lehrreichen Abhandlung die Rechte der Erfinder, jedoch nicht mit Rücksicht auf deren persönliche Vortheile, sondern in Hinsicht auf den socialen Nutzen. In der Abtheilung für Zoologie machte der an der Universität in Dijon wirkende Professor Jobert Mittheilungen über eine Pflanze, Kyna, die der Gattung der Strychnosen angehöre und in der brasilianischen Heilkunde als wirksames fiebervertreibendes Mittel angewandt werde. Diese Pflanze, von der man bis jetzt geglaubt habe, daß sie kein den anderen strychnosenartigen Pflanzen ähnliches Gift enthalte, trage dennoch ein solches in sich, das dieselben Wirkungen, wie das Kurare (Pfeilgift der Eingeborenen in Südamerika) besitze und außerdem auch auf das Herz wirke. In

der Abtheilung für Geographie wurde eine Abhandlung des durch seine Eisenbahnbauten in Rußland bekannten Generals Annenkow über die Wichtigkeit der Geographie bei der jetzigen Landwirthschaftskrisis verlesen. In der Abtheilung für Chemie ist eine von dem Chemiker Otto verfaßte Schrift eingegangen, worin derselbe ausführt, daß er durch Oxydirung gewisser organischer Körper durch Ozon Substanzen, wie Vanille, Sonnenblume, Hagedorn, bereitet habe, die für das Parfümeriewesen von großem Nutzen seien. In der Abtheilung für Astronomie hielt der Astronom Lagrange einen Vortrag über den Einfluß der Mondabweichungen.

* **Wien.** Dr. Samuel Steinherz ist als Privatdocent für österreichische Geschichte an der philosophischen Facultät, Dr. Arthur Klein als Privatdocent für interne Medicin an der medicinischen Facultät der hiesigen Universität zugelassen worden.

* **Prag.** Die Zulassung des Dr. Ewald Hering als Privatdocenten für allgemeine und experimentelle Pathologie an der medicinischen Facultät der deutschen Universität hierselbst ward von der Regierung bestätigt.

* **London,** 17. Aug. Der Verkehr des verstorbenen Baron Tauchnitz mit englischen Schriftstellern war so rege und vielseitig, daß die Correspondenz des Leipziger Buchhändlers mit brittischen Autoren eine Art von Compendium der modernen englischen Literatur genannt werden könnte. Eine große Zahl englischer Novellisten war mit dem deutschen Verleger sogar innig befreundet. Harrison Ainsworth widmete seine Erzählung „The Flitch of Bacon", wie auf jedem Exemplar verzeichnet steht: To Bernhard Tauchnitz and his wife. In einem Brief aus Brighton vom 4. Mai 1854 bittet der Autor den deutschen Freund, die Widmung anzunehmen und stellt nur die Bedingung, daß die Dedication auch vorgedruckt werde, da er wünsche, „daß die Landsleute in Deutschland und Frankreich wissen, wie hoch ich Sie schätze". Von Charles Dickens hat Tauchnitz einen ganzen Band liebenswürdiger Briefe hinterlassen. Einer der letzteren des großen Humoristen schließt: „Es ist mir stets ein Vergnügen, mit Ihnen Geschäfte zu haben, denn ich freue mich immer über Ihre ehrenfeste und vornehme Gesinnung." Sehr interessante Briefe an den deutschen Buchhändler sind vom Earl of Beaconsfield, George Eliot, Longfellow, Macaulay u. a. Thackeray, der Verfasser der „Vanity Fair", antwortete einmal auf eine Bemerkung Tauchnitz', die sein schlechtes Englisch entschuldigte: „Fürchten Sie nichts ob Ihres Englisch — ein Brief, in dem ich das Zeichen £ finde, ist stets gut stilisirt."

β **Paris.** Académie des sciences. Ueber die Ursachen der großen Katastrophe von Bouzey im April ds. Js. hat M. Loewy Untersuchungen angestellt und setzte in der Sitzung vom 5. August auseinander, auf welche Weise sich derartige Ereignisse nach seiner Ansicht am besten vermeiden lassen. Wie bekannt, hatten sich in der Riesenmauer, welche das große Reservoir bei Bouzey thalabwärts abschloß, Sprünge gebildet, in welche das Wasser eindrang und nicht nur allmählich eine Auflösung des Bindematerials in den Fugen herbeiführte, sondern auch einen kolossalen Druck auf die Seitenwände in den Rissen ausübte, welchem schließlich das ungeheuere Mauerwerk nachgab. Loewy schlägt vor, in Zukunft bei solchen Anlagen vor dem eigentlichen Damm thalaufwärts in einer Entfernung von etwa zwei Meter einen zweiten, eine Schutzmauer von geringerer Stärke aufzuführen, welche in Abständen von gleichfalls zwei Meter durch Pfeiler mit der Hauptmauer verbunden wird, so daß also zwischen den beiden Mauern eine Anzahl Schachte von je zwei Meter im Quadrat entsteht. Bildet sich nun unter dem Druck der Wassermassen ein Sprung in der vorliegenden Mauer, so fließt das eindringende Wasser in einen der Schachte, wodurch nicht nur der Schaden sofort bemerkbar, sondern auch der Druck auf die Seitenwände des Risses vermieden wird. — Am 12. August demonstrirte Prof. Marey eine von dem Ingenieur Frémont ersonnene Verbesserung am Mikroskop. Während bei der bisher gebräuchlichen Construction das Object der Untersuchung von unten her belichtet wird, fällt das Licht in Frémonts Apparat von oben herein durch die Linsen des Objectivs und erhellt so den zu beobachtenden Gegenstand direct. Marey wies darauf hin, daß diese Neuerung sich namentlich dadurch sehr nützlich erweisen wird, daß sie scharfe und klare photographische Aufnahmen der mikroskopischen Präparate in starker Vergrößerung herzustellen gestattet.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Amerikanisches Bildungswesen.

H. S-z. Je besser man in einem Lande weiß, in welchen verschiedenen Formen sich die daheim gewohnten Einrichtungen anderswo wiederfinden, desto verläßlicher dürfte das Urtheil über sie sein. Vor allem schwindet dadurch der Zauber, der für die Masse die heimischen Formen umgibt, als seien diese etwas Selbstverständliches, Unantastbares; daraus aber folgt die Möglichkeit, durch selbständige Kritik entweder ihre Verbesserung oder ihre nun erst recht begründete Würdigung vorzubereiten. Für uns Mitteleuropäer mit unsern vorwiegend alten und gefestigten Ordnungen wird ein Blick in ein solches Ausland, dessen Ordnungen neu und flüssig sind, ganz besonders vortheilhaft sein. Eine günstige Gelegenheit dazu bietet ein Reisebericht, den ein deutscher Reallehrer, Professor Dr. Emil Hausknecht von der zweiten städtischen Realschule (höheren Bürgerschule) zu Berlin, jetzt Director der 12. dortigen Realschule, über „Amerikanisches Bildungswesen" veröffentlicht hat. Da diese Veröffentlichung an einer weiteren Kreisen verborgenen Stelle geschehen ist — als „Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht" jener Schule von Ostern 1894 (Berlin 1894, bei R. Gaertner), so mag es sich lohnen, ihre Ergebnisse hier zusammenzufassen. Vorher aber wird es zum Vergleiche vortheilhaft sein, die dort unerwähnten Bildungsformen des europäischen Auslandes knapp zu überblicken.

Die uns geläufigen Abtheilungen des Unterrichts sind in den wichtigeren Ländern Europa's ungefähr dieselben. Zuerst die niederen, Volks- oder Elementarschulen, meist mit allgemeiner achtjähriger Besuchspflicht vom beginnenden 7. bis zum vollendeten 14. Lebensjahr; in Bayern mit siebenjähriger (nach Gemeindebelieben achtjähriger), in Italien (seit 1877) mit vierjähriger. An Stelle der zweiten Hälfte dieser ersten Schulstufe tritt für die Höherstrebenden der Beginn der zweiten, meist 7- bis 9jährigen Schulstufe, d. i. der höheren oder (in Süddeutschland) Mittelschulen u. s. w., die sich in bekannter Weise mit ziemlich strengen und oft unübersehbar mannichfachen Unterschieden je nach den späteren Bildungszielen scheiden, auf die sie vorbereiten sollen. Man achte auf diese strengen Unterschiede und Vorbereitungszwecke: durch sie ist der Schüler gewöhnlich vom Beginn seines zweiten Lebensjahrzehnts für etwa 8 (in Preußen seit 1891 mindestens für 6) Jahre und letztlich fast für sein ganzes Leben in einer bestimmten Bahn festgehalten. Für die den classischen Studien gewidmeten Mittelschulen ist der häufigste Name zunächst „Collegien", entstammend der Schulsprache der Jesuiten; in den deutschen Ländern hat sich die Bezeichnung „Gymnasien" immer mehr eingebürgert und ist z. B. in Preußen seit 1812 officiell; daneben noch andere Namen. In vielen deutschen Staaten sind gewisse Fortsetzungen der Elementarstufe, die mannichfachen „Fortbildungsschulen" u. dgl., obligat. Die dritte Stufe bilden die Hochschulen, unter denen sich an die Universitäten die übrigen, d. i. technischen und anderen Hochschulen in analoger Weise anreihen wie an die humanistischen Mittelschulen die Realschulen u. s. w. Zu beachten ist wieder die Strenge dieser Analogie: ein Hinüberkreuzen von der Realschule zur Universität widerspricht wenigstens den Absichten der gesammten Einrichtung, eines vom Gymnasium zu nicht akademischen Hochschulen ist wenigstens selten. Gegen diese strengen Markirungen, die also bereits das elfjährige Kind binden können, besteht seit einiger Zeit, besonders in Preußen, ein wachsender Widerspruch, dessen Folge theils ein kurzes Hinausschieben dieser Bindung, theils eine kleine Erleichterung des Hinüberkreuzens nicht voll gymnasial Gebildeter zur Universität und überhaupt ein Zurücktreten der humanistischen Bildung ist.

Gehalten werden die europäischen Schulen in erster Reihe vom Staat, in zweiter von den Gemeinden, meist in Zusammenwirkung mit dem Staat; erst in dritter Reihe kommt die Privatthätigkeit mit sogenannten „freien" Schulen in Betracht, am wenigsten in den deutschen und östlichen, am meisten in den nordwestlichen Ländern. Sehr häufig ist sie die Form einer Unterordnung der (Elementar-) Schulen unter die katholische Kirche, namentlich in Belgien; von „freien" Universitäten sind katholisch die zu Dublin in Irland, zu Löwen in Belgien, zu Freiburg in der Schweiz und sechs in Frankreich; in Deutschland wird eine zu Fulda, in Oesterreich eine zu Salzburg angestrebt. Ohne diese Beschränkung sind die Privatschulen am verbreitetsten in Großbritannien, ausgenommen Irland, das wieder eine stärkere Schulmacht aufweist.

Im einzelnen wäre noch Folgendes zu erwähnen. Die Schweiz unterscheidet sich durchschnittlich kaum von unsern Zuständen. Italien hat seinen höheren, den „Secundär"-Unterricht auf humanistischer Seite in eine fünfclassige Unterstufe, Gymnasien, und eine dreiclassige Oberstufe, Lyceen, gespalten; eine Spaltung, die auch sonst in Europa, soweit sie überhaupt vorkommt, zumeist mehr nur formell ist. Spanien besitzt neben den sechsjährigen „Instituten" für den „Secundärunterricht", humanistisch und realistisch in Einem, noch private Vorbereitungsanstalten zu den Hochschulen, „Colegios", Auch in Frankreich schließt sich an den (durch den neuen Unterricht in Sittenlehre und Bürgerpflichten an Religionsstelle ergänzten) Elementarunterricht der Secundärunterricht an, in welchem die vollen Staatsgymnasien (neunjährig) „Lyceen" heißen, und der sich seit 1880 allmählich auch auf Mädchen ausdehnt. Die Universitäten nehmen noch an dem napoleonischen Zersplitterungsgrundsatz theil, indem sie als staatliche nur aus einzelnen Facultäten bestehen. Abgesehen davon ist Belgien ähnlich eingerichtet; was in Frankreich die „Lyceen" sind, erscheint hier als „Athenäen". Die Lehrerseminare führen in den romanischen Ländern den Titel „Normalschulen". Die Schulverhältnisse der Niederlande zeigen von den unsrigen keine hier interessirende Abweichung. Aus den östlichen und nördlichen Ländern wären zu erwähnen: die Wahl-

freiheit des Griechischen in Ungarn (seit 1890), die Mädchengymnasien und Studentinnen Rußlands und die „Volkshochschulen" Schwedens, eine Art Fortbildungsunterricht; Schwedens höhere Lehranstalten heißen „Elementarschulen" und theilen sich vorläufig parallel in humanistische und realistische.

Zum Verständniß amerikanischer Zustände ist noch ein näherer Blick auf die Großbritanniens zu werfen. Dort steht für die untere und mittlere Stufe die Privatkraft voran; wo sie für jene, die jetzt obligatorisch ist, nicht zureicht, muß die Gemeinde (in England mit Ausschluß dogmatischen Religionsunterrichtes) eintreten, während der Staat nur Zuschüsse gibt. Lehrerinnen sind zwei bis dreimal so viel als Lehrer; beide werden in „Unterrichtsanstalten" (training schools) ausgebildet. Am wenigsten staatlich unterstützt und auch wenig gerühmt ist der mittlere (intermediate oder secondary) Unterricht; der Grund dafür scheint darin zu liegen, daß die englische Lebensart auf frühe Selbständigkeit ausgeht und sich also von der deutschen Langsamkeit, mit der jahrelang an den theoretischen Vorstufen praktischen Könnens gearbeitet wird, ziemlich weit entfernt. Doch wird für England eine Neuordnung des höheren Unterrichts durch eine 1894 eingesetzte Commission vorbereitet. Die sonst unsern Gymnasien entsprechenden Schulen heißen in England „Grammatikschulen", „öffentliche Schulen" (die größten) oder „Collegien", in Irland, wo sie noch besonders zurück sein sollen, „Secundärschulen". Ihre oberen Classen trennen sich meist in eine „classische" und eine „moderne" Linie. Ueber den Unterschied der mehr mittelalterlich geschlossenen englischen Universitäten von den deutschen — woran die schottischen weniger theilnehmen — ist schon viel gesagt worden. Sie sind vorwiegend staatlich. Den Namen „Collegien" (colleges) führen sowohl die einzelnen nur local und persönlich, nicht sachlich abgegrenzten Theile (Anstalten) der eigentlichen Universitäten als auch gewisse selbständige Anstalten, die sich in größerer Zahl im Sinn von Nebenuniversitäten oder einzelnen Facultäten ohne Diplomrecht finden, darunter acht für Damen. Bemerkenswerth ist die Gemeinsamkeit der Bezeichnung „Collegien" für mittlere und Hochschulen, die bereits einen Gegensatz gegen unsre scharfe Scheidung dieser bildet; ist doch bei uns auch der eine Rest früherer Verbindung, nämlich Begriff und Name eines „akademischen Gymnasiums", so gut wie verschwunden. Zum Interessantesten gehört derzeit wohl die Bewegung, die als „Universitäts-Ausdehnung" (university-extension) bezeichnet wird; gemeinfaßliche, aber systematische Wandervorträge von Universitätslehrern, zumal vor Arbeitern. Augenblicklich soll sie in Belgien und Skandinavien noch mächtiger sein als an ihrer eigenen Ursprungsstätte, in England; für Deutschland lassen nur erst geringe Spuren merken, daß auch wir in einiger Zeit damit zu thun bekommen werden. — Wichtig ist, daß der Besuch keiner englischen Schule als officielle Voraussetzung für öffentliche Berufe betrachtet wird.

Der eingangs erwähnte Bericht Professor Hausknechts stützt sich auf zwei Reisen durch die Vereinigten Staaten in den Jahren 1890 und 1893. Er weist darauf hin, daß dort gegenwärtig eine wahre „Leidenschaft", ein „Heißhunger" nach Bildung herrscht, der mit elementarer Gewalt vorwärts drängt und statt der festen staatlichen Unterrichtsformen Europa's — bei aller Unsicherheit jener vorwiegend privaten Bestrebungen — doch eine beweglichere Entwicklung ermöglicht. Vor allem müsse mit einem sehr niedrigen Stand der allgemeinen Volksbildung, der nach späterem Ersatz drängt, und mit der für amerikanisches Leben wichtigen Leichtigkeit des „Umsattelns" von einem Beruf oder gar Stand zum anderen gerechnet werden. Insbesondere zielt jenes Bildungsstreben, und zwar auch seitens der höheren Kreise, auf die Arbeiter sowie auf die Mädchen. Eine staatliche Gleichmäßigkeit des Schulwesens fehlt natürlich; das Erziehungsbureau zu Washington — unter Leitung des vielgerühmten Dr. W. T. Harris — ist lediglich eine theoretische, eine statistische Behörde, doch sind seine Veröffentlichungen, obschon ihnen keine Verpflichtung der einzelnen Staaten entgegenkommt, weitberühmt. Die Einzelstaaten ordnen das Schulwesen, bei aller den großen Städten gewährten Freiheit, selbständig und wetteifern miteinander nach dem einfachen und erfolgreichen Grundsatz der Concurrenz; unter allen soll Massachusetts, im Besitze der berühmten Harvard-Universität zu Cambridge, voranstehen. Der Privateifer greift vornehmlich durch Schenkungen ein. Der Schulunterricht ist mindestens auf den unteren Stufen unentgeltlich, eingeschlossen sämmtliche Lehrmittel; eine Folge des Concurrenzgrundsatzes.

An Stelle unsrer Dreistufigkeit steht im allgemeinen eine Vierstufigkeit. Unsrer ersten Stufe entspricht in ihrer unteren Hälfte, bis zu 10 Jahren, die erste amerikanische; in ihrer oberen Hälfte, bis zu 14 Jahren, entspricht ihr und zugleich also der unteren Hälfte unsrer zweiten Stufe, die zweite amerikanische; der oberen Hälfte unsrer zweiten Stufe entspricht, etwas kürzer, die dritte amerikanische, und unsrer dritten dort im allgemeinen die vierte. Damit ist bereits eine größere Flüssigkeit gegeben; der Schnitt zwischen unterer und oberer Mittelschule, den wir in Europa mehr nur formell fanden, ergibt in Amerika eine höhere Leichtigkeit der Verfügung über den passendsten Zukunftsweg gerade in jener wichtigen Entwicklungszeit des 15. Lebensjahres, in welcher der deutsche Gymnasiast u. s. w. beinahe regungslos zwischen seinem Eintritt in die allzufrüh ausgewählte höhere Schule und der von fern winkenden Abgangsprüfung eingeklemmt sitzt. Die erste amerikanische Stufe ist die „Primärschule", die zweite die „Grammatikschule", welcher Name demnach viel niedriger liegt als in England; sie vermeidet fremde Sprachen, scheint sich im allgemeinen keines großen Ansehens zu erfreuen und wird häufig durch häuslichen Unterricht ersetzt. Die dritte Stufe bildet die dreijährige high school — hohe oder sachlich genauer „höhere" Schule — theils (als „englische") eine Ausbildungsstätte für praktische Berufe, theils (als „lateinische") eine Vorbereitungsanstalt für die Hochschulen. Diese vertreten die vierte Stufe und heißen Colleges, beginnen jedoch auf einer niedrigeren Höhe als die unsern und erreichen nur zum Theil die Endhöhe dieser, indem sie sich für gewöhnlich mit drei Jahrescursen („Untergrad" —, undergraduate courses) begnügen, die bloß Kenntnisse übermitteln, nicht zur Selbständigkeit anleiten. Einzelne Colleges jedoch fügen noch eigentliche Universitätscurse dazu (graduate oder postgraduate courses) oder beschränken sich überhaupt auf diese. Solche Colleges heißen denn auch Universitäten; unter den nahezu 400 Collegien der Vereinigten Staaten sind es elf an der Zahl — die ältesten die Cambridger von 1638 (nicht 1636!) und die Yale-Universität zu New Haven aus dem Jahr 1701, die jüngste die Universität zu Chicago von 1892. Frauenuniversität ist Bryn Mawr College bei Philadelphia seit 1880 mit etwa 200 Studentinnen. Doch sind Frauen auch an anderen Universitäten zugelassen und zwar im Sinn der dem ganzen amerikanischen Schulwesen eigenthümlichen „co-education", der gemeinsamen Unterweisung von Knaben und Mädchen; angeblich eine Folge ursprünglicher Nothwendigkeit in der beginnenden Cultur des amerikanischen Westens. Wie in England überwiegen auch in Amerika die Lehrerinnen; sie finden sich bis hinauf in die Colleges, zumal da das dortige Leben die Männer, in starkem Gegensatz zu Deutschland, von der Professorenthätigkeit wegdrängt.

Während das Studium der fremden Sprachen einen beträchtlich niedrigen Stand einnehmen soll, tritt in be-

sonders auffallender Weise als eine fast durchgehende amerikanische Schuleigenthümlichkeit der (in Deutschland von dem Abgeordneten v. Schenckendorff verfochtene) „Handfertigkeitsunterricht", manual training, hervor, der im Jahr 1876 auf der Weltausstellung zu Philadelphia der russischen Unterrichtsverwaltung abgesehen worden war. Insbesondere ist ihm eine eigene dritte Gattung der höheren Schulen, die Manual Training High Schools, gewidmet, in der zwei Fünftel aller Stunden der Werkstattarbeit und ein Fünftel dem Zeichenunterricht gehören. Auch die deutsche Unterrichtsweise Fröbels ist in Amerika bedeutungsvoll weiterentwickelt; beide Richtungen haben zu einer den „alten Memorirmethoden" entgegengesetzten neuen Unterweisung „by doing", „durch eigenes Thun", geführt, zu der auch selbständige Uebungen in naturwissenschaftlichen Versuchen gehören. Die Ausbildung der Lehrkräfte geschieht wieder in „Normalschulen", die meist mit einem recht geringen Bildungsgrad beginnen. Religionsunterricht fehlt fast überall; das kräftige religiöse Leben Amerika's wird auf eine Nachwirkung des Reformationsgeistes zurückgeführt.

Ganz überraschend ist, was wir über Hygiene zu hören bekommen, wenngleich diese der jüngsten Zeit angehört. Die zwei unteren Schulstufen beschränken sich auf Freiübungen nach schwedischer Gymnastik. Die zwei oberen hingegen besitzen großentheils reich ausgestattete Turnhallen, mit sogenannten Sargent-machines, d. i. wissenschaftlich durchdachten Vorrichtungen zur Kraftentwicklung der verschiedenen Glieder, mit luxuriös eingerichteten Bädern und Schwimmbassins, mit Rennsteigen und Rudervorrichtungen; dazu Spielhallen u. s. w. Häufig finden sich anthropometrische Tabellen zum jeweiligen Eintragen des Wachsthums der Schüler, der Zu- oder Abnahme und der Stärke einzelner Körpertheile. „Dadurch, daß mit diesen Messungen hygienische Belehrungen und Unterweisungen über gute Körperhaltung verbunden sind; dadurch, daß in jeder Tabelle auf eine schwarz vorgedruckte Normalfigur mit farbiger Tinte die Körperfigur des Schülers nach den verschiedenen Messungen eingezeichnet und dem Schüler veranschaulicht wird, führen sie denselben zur Selbstzucht in Diät und Haltung und ermangeln somit nicht eines ethischen Erziehungsmoments."

Stehen nun auch nach dem früher Gesagten die amerikanischen Colleges den deutschen Universitäten meistens an Selbständigkeit der Lernweise nach, so scheinen doch die dortigen „höheren Schulen" hinwieder den deutschen Gymnasien darin überlegen zu sein: sie machen ihren Schüler mit der Literatur eines Schulgegenstandes bekannt und leiten ihn an zur Benutzung von einschlägigen Werken, insbesondere Nachforschungen —, gemäß dem angloamerikanischen Grundsatz, sich jeden möglichst selbst helfen zu lassen. Beachtenswerth ist an diesen Schulen der jetzt auf Erlernung des Spanischen gelegte Nachdruck, wohl in Folge der „panamerikanischen" Bestrebungen, die Südamerika für sich haben wollen; eine Mahnung an Deutsche, den Wettstreit aufzunehmen. Natürlich fehlt — seit 1887 — die „Universitäts-Ausdehnung" nicht; sie scheint einen gewaltigen Einfluß auszuüben. Beispiele der gedruckten Anweisungen und Vortragsübersichten, die in ihren Cursen vertheilt werden, sind in unsrer Vorlage wiedergegeben.

Die Colleges unterscheiden sich, nach englischer Weise, von den deutschen Hochschulen auch durch ihre persönliche Geschlossenheit. Sie gleichen „Alumnaten", liegen meist fern vom städtischen Treiben im „Grünen", und sorgen bei fast durchgängigem Ausschluß von Biertrinken und Rauchen für ein frisches Treiben. Insbesondere die Mädchen-Colleges sind reichlich mit allen die Gesundheit, Annehmlichkeit und Arbeit fördernden Einrichtungen versehen, haben Lesezimmer mit auffallend viel Fachzeitschriften, sind in günstiger Lage gebaut und zumeist von großen Parkanlagen umgeben u. s. w. Ihren Zöglingen, den college-girls, liegt viel daran, die sogenannten society-girls, die dem gesellschaftlichen Leben zugewandten Mädchen, durch die Gediegenheit ihres Strebens zu übertreffen.

Die schon erwähnte gewöhnliche Obergrenze der amerikanischen Hochschulen ist durch die „Baccalaureus"-Prüfung gegeben und schließt in Summe obligatorisch vier fremde Sprachen, Trigonometrie und Stereometrie, ein naturwissenschaftliches Fach und Philosophie, sowie noch eine beliebige Gruppe von Specialfächern ein. Die Universitätsstudien engsten Sinnes, also über jene Grenze hinaus, führen nach einem weiteren Jahr zum höheren Grad des „Magisters der Künste" (Master of Arts) und nach drei Jahren zum „Doctor der Philosophie", der deutschen Einrichtung ungefähr gleich.

Ueberblicken wir die hier hervorgetretenen Unterschiede amerikanischen und deutschen Bildungswesens, so können wir ihren Grundzug vielleicht so kennzeichnen: die amerikanischen Schulformen sind da, um sich nach den Bedürfnissen zu richten, die deutschen, um die Bedürfnisse nach sich zu richten. Bleiben jene hinter ihren älteren Vorgängern im ganzen immer noch zurück, so besitzen sie doch den großen Vorzug, daß ihre eigene Gestalt bildsamer ist und eine mannichfaltigere Entwicklung zuläßt, während in Deutschland jahrelange theoretische Bemühungen an unsern so festen Unterrichtsformen nur wenig zu ändern vermögen.

Das internationale Privatrecht nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Von Franz Riß.

II.

Die Reihenfolge der Bestimmungen, wie sie in Buch VI des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch gewählt ist, schließt sich der Anlage des ganzen Entwurfs mit einer einzigen Ausnahme genau an. Es werden zunächst die dem allgemeinen Theil des Gesetzbuchs zugehörigen Fragen der Rechts- und Handlungsfähigkeit von Ausländern, sowie der Form der Rechtsgeschäfte erledigt (§§ 2236—2240); sodann folgt das Sachenrecht (§ 2241) und das Obligationenrecht (§§ 2242—2244). Im System des Entwurfs selbst geht das „Recht der Schuldverhältnisse" dem Sachenrecht voran. Das Familien- und Vormundschaftsrecht hat eine eingehendere Regelung gefunden (§§ 2245—2260). Mit dem Erbrecht beschäftigt sich § 2261. Die §§ 2262 bis 2265 enthalten Schlußbestimmungen. Von diesen ist § 2264 bereits vorgängig erörtert worden. In § 2263 ist der Fall berücksichtigt, daß der Anwendung jener Bestimmungen, denen zufolge das Recht des Heimathstaates einer Person für ein Rechtsverhältniß derselben maßgebend sein soll, Schwierigkeiten dadurch entgegentreten, daß diese Person keine Staatsangehörigkeit besitzt. Hiefür ist vorgesehen, daß die Gesetze jenes Staates zur Anwendung kommen sollen, welchem die Person zuletzt angehört hat; hat sie auch früher keinem Staate angehört, so sollen die an ihrem Wohnsitz oder ihrem Aufenthaltsort geltenden Gesetze maßgebend sein. Diese Vorschrift wäre besser nicht aufgenommen worden. Voraussetzung dafür, daß zur Beurtheilung der Rechtsverhältnisse einer Person von einem deutschen Gericht nicht das deutsche Recht, sondern das eines fremden Staates angewendet wird, muß immer — wie schon oben betont wurde — sein, daß die Person zu diesem Staat in inniger Beziehung steht. Eine frühere, aber nicht mehr bestehende Zugehörigkeit kann hiefür nicht genügen; auch ist kein Grund vorhanden, von dem in den übrigen Bestimmungen festgehaltenen Gedanken, daß der Wohnsitz regelmäßig zur

Begründung eines Personalstatuts nicht hinreicht, unter solchen Umständen abzugehen. Es würde vollkommen angemessen sein, hier das deutsche Recht anzuwenden. Wichtiger wäre eine Bestimmung gewesen, wie es bei mehrfacher Staatsangehörigkeit einer Person, die ja trotz der aus ihr entstehenden Schwierigkeiten als möglich anerkannt wird, zu halten sei. Hierüber ist nichts gesagt. Das Richtige wird sein, eine Person, welche neben der deutschen Staatsangehörigkeit noch eine auswärtige besitzt, nur nach den deutschen Gesetzen zu behandeln, einer Person dagegen, welche mehreren ausländischen Staaten zugehört, die Wahl zu lassen, welches Recht sie auf sich angewendet wissen will, sofern nicht Begleitumstände die Anwendung eines der verschiedenen Rechte angezeigt erscheinen lassen.

Die Rechtsfähigkeit einer Person, d. h. die Frage, ob sie ein bestimmtes Recht erwerben, besitzen, ausüben kann, soll nach der älteren Theorie und auch nach den bestehenden Gesetzen, die sich hierüber aussprechen, nach dem Personalstatut derselben (d. h. nach dem Gesetze ihres Wohnsitzes oder Heimathstaates, je nachdem das eine oder das andere als maßgebend bezeichnet ist — der Ausdruck Personalstatut wird der Kürze halber hiefür nachfolgend beibehalten) beurtheilt werden. Auch das modernste derselben, das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen, steht auf diesem Standpunkt. Derselbe ist entschieden unrichtig. Er widerspricht dem Gedanken der privatrechtlichen Gleichstellung der Inländer und Ausländer, der in allen civilisirten Staaten vertreten wird. Soll z. B. im Deutschen Reich ein russischer Jude deßhalb vom Erwerb eines bestimmten Rechtes ausgeschlossen sein, weil er in Rußland hiezu nicht zugelassen wird? Der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches gibt für die Beurtheilung der Rechtsfähigkeit von Ausländern keine Vorschrift; das bedeutet, daß sie sich nach deutschem Rechte bemißt, also der der Inländer gleich zu behandeln ist. In der ursprünglichen Fassung war ein Paragraph vorgesehen, dahin lautend: „Die Rechtsfähigkeit wird nach dem Rechte beurtheilt, welches über das Rechtsverhältniß, bei dem sie in Frage kommt, entscheidet." Das ist der Standpunkt der modernen Doctrin. Die stillschweigend gegebene Anordnung des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch führt übrigens so ziemlich zum gleichen Ergebniß, da die Fälle, in denen die Rechtsfähigkeit einer Person in Bezug auf ein nach ausländischem Recht zu beurtheilendes Rechtsverhältniß von einem deutschen Gericht zu prüfen sein wird, sehr selten sein dürften und zudem die Grundsätze über Rechtsfähigkeit fast in allen civilisirten Staaten die gleichen sind.

In § 2236 des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch ist bestimmt, daß ein Verschollener im Inlande nach Maßgabe der deutschen Gesetze für todt erklärt werden kann, wenn er bei Beginn der Verschollenheit ein Deutscher war; gehörte er bei Beginn der Verschollenheit einem fremden Staate an, so kann er im Inlande nach Maßgabe der deutschen Gesetze mit Wirkung für diejenigen Rechtsverhältnisse, welche sich nach den deutschen Gesetzen bestimmen, sowie mit Wirkung für das im Inlande befindliche Vermögen für todt erklärt werden. Diese Anordnung liest sich seltsam unter der Ueberschrift: „Anwendung ausländischer Gesetze"; denn sie spricht ja nur von der Anwendung des deutschen Rechts. Zufolge ihrer Aufnahme in diesen Abschnitt muß sie aber offensichtlich in der Weise ergänzt werden, daß für alle übrigen Fälle eine Todterklärung nur nach ausländischem Recht erfolgen kann. Maßgebend muß dabei das Recht des Staates sein, dem der Verschollene nachweisbar zuletzt, d. h. bei Beginn der Verschollenheit angehörte. Das ergibt sich aus der Fassung des § 2236. Die Anwendung des am letzten Wohnsitz des Verschollenen geltenden Rechts wäre gleichbedeutend mit einer Anwendung des deutschen Rechts, da eine Todterklärung im Deutschen Reich nur erfolgen kann, wenn der Verschollene seinen letzten Wohnsitz im Inland hatte. Zufolge des zweiten Satzes des § 2236 wird übrigens eine Anwendung ausländischen Rechts hier selten vorkommen.

Die gleiche Formulirung wie § 2236 weist § 2239 auf, dessen Materie allerdings schon zu der erst nachfolgend zu erörternden Handlungsfähigkeit gehört. Er lautet: „Ein Ausländer kann im Inlande nach Maßgabe der deutschen Gesetze entmündigt werden, wenn er seinen Wohnsitz im Inlande hat." Bei bloßem Aufenthalt im Inlande kommen demgemäß für eine Entmündigung die Gesetze des Heimathstaates desselben zur Anwendung. Der Fall wird ebenfalls selten praktisch werden. Eigenthümlich ist, daß hier sowohl als in § 2236 besonders betont wird, daß diese Vorschriften im „Inlande" Geltung haben. Es scheint doch selbstverständlich zu sein, daß das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich keine Bestimmung treffen kann, wann Jemand von einem ausländischen Gericht für todt erklärt oder entmündigt werden dürfe.

Ein anderer Grundsatz als bezüglich der Rechtsfähigkeit einer Person gilt hinsichtlich ihrer Handlungs- oder nach der Sprache des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch ihrer Geschäftsfähigkeit. Diese ist unbestritten nach dem Personalstatut zu beurtheilen. § 2238 stellt sich vollkommen auf diesen Standpunkt und setzt dabei fest, daß als Personalstatut (der Ausdruck, der hier, wie schon erwähnt, der Kürze halber beibehalten ist, wird vom Entwurf nicht gebraucht) das Gesetz des Staates anzusehen sei, dem die Person angehört. Dabei gelten zwei Ausnahmen. Erwirbt ein Ausländer, der volljährig ist oder die rechtliche Stellung eines Volljährigen hat, die Reichsangehörigkeit, so behält er die rechtliche Stellung eines Volljährigen, auch wenn er nach den deutschen Gesetzen nicht volljährig ist. (§ 2238.) Dieser Satz ist schon bisher theoretisch wie praktisch anerkannt gewesen. Er wurde sogar zu einem Princip des internationalen Privatrechts erweitert, indem aus ihm gefolgert wurde, daß jeder Staat überhaupt Rechte, die nach den Gesetzen eines anderen Staates wohlerworben seien, anzuerkennen habe. Dieses Princip läßt sich nicht halten. Um zu erkennen, ob das betreffende Recht wohlerworben ist, müßten die ausländischen Gesetze bei der Prüfung zur Anwendung gebracht werden dürfen; hierüber bestimmt aber jeder Staat nach freiem Ermessen. Die Behauptung, daß, sofern es sich um wohlerworbene Rechte handelt, das für dieselben maßgebende ausländische Gesetz anzuwenden sei, schließt also einen circulus vitiosus ein. — Die zweite Ausnahme entspricht einem praktischen Bedürfniß, das auch schon in der deutschen Wechselordnung (Art. 84) berücksichtigt wurde. Nimmt ein Ausländer im Inland ein Rechtsgeschäft vor, in Ansehung dessen er geschäftsunfähig oder in der Geschäftsfähigkeit beschränkt ist, so gilt er für dieses Rechtsgeschäft insoweit als geschäftsfähig, als er nach den deutschen Gesetzen geschäftsfähig sein würde. Auf familienrechtliche und erbrechtliche Rechtsgeschäfte, sowie auf Rechtsgeschäfte, durch die über ein ausländisches Grundstück verfügt wird, findet diese Vorschrift keine Anwendung (§ 2238). Es kam hiebei in Erwägung, daß der mit einem Ausländer in geschäftliche Beziehungen tretende inländische Vertragstheil unmöglich immer ermitteln kann, ob sein Mitcontrahent nach den Gesetzen seines Heimathstaates handlungsfähig sei. Er soll hier gesichert sein, wenn derselbe nach deutschen Gesetzen handlungsfähig ist. Daß sich derselbe, wenn er nach den Gesetzen seines Staates handlungsfähig ist, nach den deutschen Gesetzen aber nicht, auf diesen letzteren Punkt nicht nachträglich berufen kann, ergibt sich aus der für die Beurtheilung der Handlungsfähigkeit principiell aufgestellten Regel.

Die juristische Persönlichkeit soll gemäß § 2237 nach den Gesetzen des Ortes beurtheilt werden, an welchem die juristische Person (die erste Fassung sagte hiefür richtiger: der Personenverein oder die Stiftung, denn ob eine juristische Person vorliegt, muß ja erst geprüft werden) ihren Sitz hat. Ein Verein, der, wenn er im Deutschen Reich seinen Sitz hätte, zur Erlangung der juristischen Persönlichkeit der Eintragung in das Vereinsregister oder staatlicher Verleihung bedürfte, soll als juristische Person nur dann behandelt werden, wenn er hiefür in einem Bundesstaat anerkannt ist. Ueber die Anerkennung und die Zurücknahme derselben haben die Bundesstaaten zu bestimmen.

Die auf den allgemeinen Theil des bürgerlichen Gesetzbuches bezüglichen Vorschriften über Anwendung ausländischer Gesetze werden in § 2240 durch die wichtige Bestimmung über die Form der Rechtsgeschäfte abgeschlossen. Der modernen Doctrin folgend, wird hier die gemeinrechtliche Regel „locus regit actum" einigermaßen eingeschränkt. Die Form eines Rechtsgeschäftes soll sich, wie das auch als nächstliegend bezeichnet werden muß, nach den Gesetzen bestimmen, welche für das den Gegenstand des Rechtsgeschäfts bildende Rechtsverhältniß maßgebend sind. Nur so weit diese Gesetze nicht entgegenstehen, genügt auch die Beobachtung der Gesetze des Ortes, an welchem das Rechtsgeschäft vorgenommen wird. Durch spätere Paragraphen wird hieran einiges geändert. Für die Form von Rechtsgeschäften, durch welche ein Recht an einer Sache begründet oder über ein solches verfügt wird, ist die Beobachtung der Gesetze des Ortes, an welchem das Rechtsgeschäft vorgenommen wird, nicht genügend; dieselbe muß immer den Gesetzen entsprechen, welche für die Beurtheilung der Rechte an der Sache maßgebend sind (§ 2241). Bei der Form der Eheschließung herrscht der entgegengesetzte Standpunkt vor: hier ist stets das am Orte der Eheschließung geltende Gesetz zu beobachten. Die Form einer im Inland geschlossenen Ehe bestimmt sich daher ausschließlich nach deutschen Gesetzen (§ 2245). Ein Deutscher, der im Auslande eine Ehe eingehen will, kann sich hiebei an die Form, welche am Orte der Eheschließung vorgeschrieben ist, halten, oder die Ehe vor einem hiezu ermächtigten deutschen Consul unter Beobachtung der deutschen Formvorschriften schließen. — Eine dritte Ausnahme findet sich bezüglich der Legitimation oder Adoption eines Kindes. Hier ist für die Form stets das Gesetz des Staates maßgebend, dem der Vater, bezw. Adoptivvater, angehört (§ 2253).

Für das Sachenrecht ist die lex rei sitae, welche gemeinrechtlich auf die unbeweglichen Sachen und die Rechte Dritter an beweglichen Sachen beschränkt war, für die Rechte an unbeweglichen wie beweglichen Sachen ohne Unterschied für maßgebend erklärt. Auch hier ist die moderne Doctrin und zum Theil die Gesetzgebung schon vorangegangen; selbst im bayerischen Landrecht findet sich bereits die Aufhebung dieses Unterschieds, während das preußische Landrecht und das österreichische bürgerliche Gesetzbuch noch daran festhalten. Das italienische Gesetzbuch läßt für unbewegliche Sachen das Recht des Ortes, an dem sie sich befinden, für bewegliche das Recht des Heimathstaates des Eigenthümers gelten, soweit nicht das Recht des Ortes, an dem die Sache sich befindet, entgegensteht; letzteres Recht gilt also auch bei beweglichen Sachen primär und kommt in der Regel zur Anwendung. In manchen Fällen wäre es allerdings wünschenswerth, wenigstens die beweglichen Sachen nach dem Recht, das für die persönlichen Verhältnisse ihres Eigenthümers gilt, behandeln zu können, dann nämlich, wenn das Vermögen einer Person zu einer Einheit zusammenzufassen ist, wie im ehelichen Güterrecht, im Erbrecht, im Concurs u. s. w. Der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch trägt jedoch diesem Umstand keine Rechnung. Er bestimmt (§ 2248): „Die Rechte an einer Sache, sowie der Besitz werden nach den Gesetzen des Ortes beurtheilt, an welchem die Sache sich befindet. Der Erwerb und der Verlust eines Rechtes an einer beweglichen Sache, sowie des Besitzes einer solchen Sache werden nach den Gesetzen des Ortes beurtheilt, an welchem die Sache zur Zeit der Verwirklichung des für den Erwerb oder den Verlust in Betracht kommenden Thatbestandes sich befunden hat." Der zweite Satz berücksichtigt insbesondere solche Rechtsverhältnisse, die zu ihrer Entwicklung einer längeren Zeit bedürfen, wie Ersitzung und Verjährung. Daß für die Form der Rechtsgeschäfte, durch welche ein Recht an einer Sache begründet oder über ein solches verfügt wird, das für die Rechte an der Sache geltende Recht zur Anwendung kommt, wurde bereits erwähnt.

Im Obligationenrecht ist die Localisirung der Rechtsverhältnisse am schwierigsten. Es stehen sich Personen gegenüber, die gleichen Anspruch auf Berücksichtigung haben, und es kommen weiter die Rechtsgebiete, innerhalb derer die Obligation entstand und innerhalb derer sie erfüllt werden soll, in Betracht. Die Doctrin wie die Rechtsprechung hat denn auch zwischen diesen Möglichkeiten lange unsicher hin und her geschwankt. Sicher war nur das Eine, daß auf dem Gebiete des Obligationenrechts nicht die persönliche, sondern die geschäftliche Beziehung der in Frage kommenden Personen zu einem Rechtsgebiet Ausschlag zu geben hatte, als Personalstatut also nicht das Recht des Heimathstaates, sondern das Recht des Wohnsitzes oder der Niederlassung (Handels- oder Geschäftsniederlassung) in Betracht zu ziehen war. (Nur das italienische Gesetzbuch bleibt auch hier beim Recht des Heimathstaates.) Die Wahl bestand also zwischen den Gesetzen am Wohnort des Gläubigers, am Wohnort des Schuldners, am Orte des Vertragsschlusses und am Orte der Vertragserfüllung. Die französische und italienische Jurisprudenz neigt zum Orte des Vertragsabschlusses, die deutsche und englische Praxis zum Orte der Vertragserfüllung; Ausnahmen werden auf beiden Seiten zahlreich zugestanden. Die deutsche Doctrin gab eine Zeit lang die Möglichkeit, für das Obligationenrecht ein einheitliches Princip zu finden, ganz auf; neuerdings tritt sie für das am Wohnsitz des Schuldners geltende Recht ein, das aber ebenfalls nur mit ziemlich vielen Ausnahmen zur Geltung kommen soll. Dieses Princip eignete sich auch der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch in seiner ursprünglichen Fassung an, jedoch nur als subsidiäre Regel; primär sollte aus den Umständen ermittelt werden, ob die Vertragstheile die Anwendung der Gesetze eines anderen Ortes voraussetzen mußten. Die zweite Lesung des Entwurfs bringt hier eine überraschende Neuerung. Primär soll zwar auch hienach das Recht maßgebend sein, dessen Anwendung von den Betheiligten nach den Umständen des Falles vorausgesetzt wurde; subsidiär aber, also stets, wenn sich nicht sicher ermitteln läßt, daß die Betheiligten ein bestimmtes Recht im Auge haben mußten, das Recht des Ortes, an dem das Rechtsgeschäft zum Abschluß gelangt ist (§ 2242). Da die Motive zum sechsten Buch des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch nicht veröffentlicht sind, läßt sich über die Gesichtspunkte, welche hiebei verfolgt wurden, nichts sagen; es muß aber wundernehmen, daß der Entwurf sich hier der in Deutschland am wenigsten vertretenen Anschauung über diese Frage anschließt. Die Tragweite der Vorschrift ist trotz ihrer subsidiären Natur eine bedeutende, da sich in vielen Fällen, in welchen die Anwendung ausländischen Rechts in Betracht kommt, nicht mit Sicherheit ermitteln läßt, welches Recht von den Vertragstheilen vorausgesetzt werden mußte. Allerdings ist das Recht, dessen Anwendung vorausgesetzt werden mußte,

immer dasjenige, welches auf das betreffende Rechtsverhältniß am besten paßt; die Bestimmung desselben verbleibt aber dem freien Ermessen des Richters, dem für zweifelhafte Fälle ein fester Anhaltspunkt an die Hand gegeben werden muß. Ob die Bestimmung des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch hier das Richtige getroffen hat, muß um so mehr bezweifelt werden, als bei den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht selten schon sehr schwer zu bestimmen ist, an welchem Orte ein Rechtsgeschäft zum Abschluß gelangte, z. B. bei Vertragsschluß durch Telephon. In Bayern, wo die der Anwendung fremden Rechtes zu Grunde liegende Verordnung vom 16. Juni 1806 für die Beurtheilung der Wirkung von Verträgen das Recht des Ortes der Erfüllung gleichmäßig wie das Recht des Ortes des Vertragsschlusses zuläßt, ist die Praxis dazu gekommen, das letztere Recht nur anzuwenden, wenn ein Erfüllungsort sich nicht feststellen läßt.

Schuldverhältnisse aus unerlaubten Handlungen sollen nach den Gesetzen des Ortes beurtheilt werden, an welchem die unerlaubte Handlung begangen wurde (§ 2243). Der beigefügte Satz: „Soweit ein deutsches Gesetz sich auf eine im Auslande begangene unerlaubte Handlung erstreckt, findet das deutsche Gesetz Anwendung", klingt seltsam. Was darin gesagt ist, scheint sehr selbstverständlich zu sein. Das Wort Gesetz ist aber wohl in zweifachem Sinn gebraucht: sobald auf die im Ausland begangene Handlung irgend ein deutsches Gesetz (insbesondere Strafgesetz) Anwendung findet, ist auch das aus ihr entstehende Schuldverhältniß nach deutschen Gesetzen zu behandeln. Eine Verbesserung der Fassung wäre hier angezeigt. — Schuldverhältnisse aus anderen Gründen als aus Rechtsgeschäften unter Lebenden und aus unerlaubten Handlungen (z. B. aus Führung einer Vormundschaft, Geschäftsführung ohne Auftrag, Gemeinschaft, nicht aber die Unterstützungspflicht aus familiärrechtlichen Beziehungen, für welche besondere Grundsätze gelten) sollten nach der früheren Fassung des Entwurfs nach den Gesetzen des Ortes beurtheilt werden, an welchem der Schuldner zur Zeit der Verwirklichung des Thatbestandes, aus welchem das Schuldverhältniß abgeleitet wird, seinen Wohnsitz und in Ermangelung eines solchen seinen Aufenthalt hatte. Die neue Lesung setzt auch hiefür die Gesetze des Ortes ein, an welchem der für die Entstehung des Schuldverhältnisses in Betracht kommende Thatbestand sich verwirklicht hat, fügt aber die Clausel bei: „soweit sich nicht nach den deutschen Gesetzen ein Anderes ergibt" (§ 2244).

Die Vorschriften des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch über Anwendung ausländischer Gesetze auf dem Gebiete des Obligationenrechts gehen, wie aus dem Vorstehenden erhellt, auf die zahlreichen Verwickelungen, die sich hier ergeben können, nicht näher ein. Dem freien Ermessen des Richters ist ein weiter Spielraum gelassen. Das hat seinen guten Grund; denn auch die eingehendste Regelung würde hier nicht allen Verschiedenheiten gerecht werden. Es ist möglich, daß zwei scheinbar ganz gleiche Rechtsgeschäfte nach den Umständen verschiedenen Rechtsgebieten zuzuweisen sind; so kann ein sofort zu erledigender Kaufvertrag auf einer Messe anders zu beurtheilen sein, als ein Kaufvertrag zwischen den gleichen Vertragstheilen und mit dem gleichen Inhalt, der nicht sofort, sondern erst bei der nächsten Messe erfüllt werden soll. Die Gesetze, deren Anwendung von den Betheiligten in beiden Fällen vorausgesetzt sein mußte, können sehr wohl verschieden sein. Im Gesetze selbst läßt sich aber dieser Möglichkeit nicht anders Rechnung tragen, als daß, wie im Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch geschehen ist, die Entscheidung dem richterlichen Ermessen anheimgestellt wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

Heine kein französischer Schriftsteller. — Wenn Heine von dem scharfsinnigen Kritiker Hennequin „un écrivain francisé" genannt wird, so ist nicht unmittelbar zu erkennen, ob damit gemeint ist, Heine habe sich an das französische Milieu leicht accommodirt und willig französische Anschauungen und Kunstgriffe angenommen, oder ob Hennequin der Ansicht ist, es sei der Halbpariser „Henri Heine" wirklich fähig gewesen, gutes, echtes Französisch zu schreiben. Es lebt noch heute hüben und drüben die Legende von einem französisch schreibenden Heine fort, weil der alte Thiers vor fünfzig Jahren gesagt haben soll, der gewandteste französische Schriftsteller jener Tage sei ein Deutscher, und dieser Deutsche heiße Henri Heine.

In einem sehr gründlichen Werke über Heine in Frankreich hat Louis Betz [1]) endgültig mit dieser von Heine selbst zur Welt gebrachten, ängstlich gehegten und gepflegten Mär aufgeräumt. Aus den von Betz zusammengesuchten Zeugnissen und Urkunden geht zweifellos hervor, daß trotz eines 25jährigen Aufenthalts in Paris unser Lyriker nicht einmal einen correcten französischen Brief zuwege brachte. Die glänzenden französischen Uebersetzungen seiner Werke sind unter Beihülfe sehr geduldiger und selbstloser Freunde und Freundinnen entstanden. Erst gegen Ende seines Lebens scheint Heine hierüber gebeichtet zu haben: „Sie können nicht glauben," erzählte er Alfred Meißner (Erinnerungen, S. 193), „wie schwer es dem Deutschen fällt, in diesen abgezirkelten, bestimmten, unverrückbaren Formen den deutschen Geist wiederzugeben." In der Lebensskizze seines Pariser Stammesgenossen Loève-Weimars, die erst in den nachgelassenen Schriften gedruckt wurde, erkennt Heine die Selbstverleugnung dieses gedenhaften Literaten: „Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaft, so scheinbar erstaunt, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, alles selbst übersetzt zu haben." Aber zeitlebens hat Heine diese Mitarbeiterschaft Anderer sorgfältig verschwiegen.

Saint-René Taillandier ist der erste, welcher über diese Frage sich offen ausgesprochen hat (Ecrivains et poètes modernes, 1861), und dafür hat er von deutscher Seite unfeine Anschuldigungen über sich ergehen lassen, die ein 1877 im dritten Band der Correspondance inédite gedruckter Brief mit einem Schlag zunichte macht. Am entschiedensten hat neuerdings der Lyriker Edouard Grenier die Legende angepackt (Souvenirs littéraires, passim). Beim Uebersetzen des „Atta Troll" hatte er erbitterte Kämpfe mit Heine's schriftstellerischer Selbstgefälligkeit auszufechten: „Heine versteifte sich auf kühne Wortbildungen und -verbindungen, die das Deutsche sich gestatten, aber die französische — cette gueuse fière — nicht zulassen darf. In dieser Beziehung vermochte ich nicht, ihm Raison beizubringen: il tenait à ses mots et s'y cramponnait en désespéré." Und vorher hatte Alex. Weill (Souvenirs intimes, 1883) noch schroffer die Wirklichkeit festgestellt: „H. Heine ne savait pas le français grammaticalement."

Aus den Memoiren der Mouche und anderen Zeugnissen geht ferner hervor, daß Heine's Sprachgefühl nicht über gewisse Finessen und Kniffe des Pariser Conversationsstils hinausging: „J'avais à corriger un texte panaché de barbarismes et de phrases inadmissibles", klagt die Aermste. Heinrich Laube erzählt, Heine habe tagelang geprüft und gefragt, wie man den und den deutschen Begriff französisch ausmünze, und tagelang sich über die geringfügigste Entdeckung gefreut (Gartenlaube, 1868, S. 24). Dabei hatte er die Manie, sich in französischen Neubildungen zu versuchen, die alle recht unglücklich klingen: état de moribondage (Siechthum).

Ueberraschend ist die Schwerfälligkeit, mit welcher er sich im französischen Alexandriner zurechtfand. Nicht einmal richtig zu citiren hat er vermocht. Zwei allbekannte Verse der Voltaire'schen Merope führt er in einem Brief an Christian Sethe in folgender grammatik- und rhythmuswidriger Verzerrung an:

„Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir
La vie est une opprobre et la mort un devoir."

Dagegen war Heine Meister der französischen Redesprache, un causeur alerte. Alle Zeitgenossen stimmen darin überein, daß seine Unterhaltung schlagfertig und espritreich floß. Des deutschen

[1]) Louis P. Betz, Heine in Frankreich, eine literarhistorische Untersuchung. Zürich, Albert Müller, 1895. XII und 464 S. gr. 8⁰.

Accents konnte er sich jedoch nicht entschlagen, und dies mag denjenigen Neu-Philologen ein Trost sein, die trotz aller phonetischen Künste weder sich noch ihren Schülern das vorschriftsmäßige idiomatisch richtige Französischsprechen beizubringen im Stande sind. Vielleicht ist der Satiriker Auguste Barbier etwas zu hart, wenn er geradezu sagt: „Sa parole était empreinte d'un accent germanique très-prononcé et fort désagréable."

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die erhaltenen Briefe und Briefchen des Dichters, soweit sie nicht von anderer Hand überarbeitet sind, in Stil und Rechtschreibung erhebliche Mängel aufweisen. Jules Legras veröffentlichte in der „Deutschen Rundschau" (1894, Heft 8 und 10) eine Anzahl, zu denen Betz noch mehrere hinzufügt. Ganz abgesehen von Nachlässigkeiten wie je ferrai, je serai assi, parmis, sonnore, manuscript, brilliant, on prennait, chevallier u. a. sind schwere Germanismen nicht selten.

In einem Schreiben an den Romantiker-Verleger Eugène Renduel heißt es: „Je serais enchanté si jamais je trouverais l'occasion de vous prouver ma reconnaissance." Ein noch ungedrucktes Briefchen an Balzac vom 10. Januar 1843 lautet in dem von Betz gegebenen Facsimile:

„Mon cher Balzac!

Jai remis à samedi le diner dont je vous ai ecrit hier. J'ai hâte de vous en avertir et de repeter avec empressement que je compte sur vous.

Accusez-moi avec deux mots la reception de ces lignes affin que je sois sûr que vous les ayez reçues

Noubliez pas de venir samedi, 14 Janvier, chez

Votre tout devoué

Henri Heine

Ce 10 Janvier. 46 faub. Poissonière"

Das Fehlen der Accentzeichen auf dîner, écrit, répéter, réception, der Verdoppelung des n in Poissonnière, das gedoppelte f in affin würden von einer gewissen Nachlässigkeit zeugen, wenn nicht der Brief sehr sauber geschrieben und hinter réception ein kleines Wörtchen corrigirt wäre. Aber der schlimme Germanismus accusez-moi avec deux mots la réception beweist klar, wie wenig der Briefschreiber sich die französische Sprachform angeeignet hatte und wie wenig seine Freundin übertreibt, wenn sie von einem „texte panaché de barbarismes" redet. Heine's Biographen werden demnach aufhören müssen, ihn als selbständigen französischen Schriftsteller zu preisen.

Freiburg i. Br. Joseph Sarrazin.

* Den Bemühungen und sorgfältigen Untersuchungen des Hydrographic Office in Washington ist es zu danken, daß in neuerer Zeit die Kenntniß über die Vertheilung und Ausbreitung der Eisberge und Nebel, jener beiden größten Feinde der Schiffahrt im Atlantischen Ocean, sehr wesentlich erweitert worden ist. Während die Eisberge bei Neufundland am häufigsten im Frühjahr auftreten und im allgemeinen im Juni ihre südlichste Grenze erreicht haben, nehmen die Nebel, wie die aus den Reiseberichten zahlloser Schiffe gewonnenen Aufzeichnungen erkennen lassen, in eben jener Gegend vom März bis zum Hochsommer an Häufigkeit und Umfang stetig zu, im Juli ihr Maximum erreichend, vom August an wieder abnehmend und während der Wintermonate zum Zustande der geringsten Ausbreitung zurückkehrend. Im Juli dieses Jahres waren die Nebel besonders stark ausgebreitet. Sie erstreckten sich vom 30. bis 35. Meridian über die ganze Breite des Oceans fast bis zur Küste der Neu-England-Staaten bei nur kurzen Unterbrechungen klaren Wetters. Außerdem wurden außerordentlich reichliche Regenfälle und viel Wasserdampf bei den neufundländischen Bänken angetroffen. Die Untersuchungen der Amerikaner haben nicht nur ein hohes wissenschaftliches Interesse, sondern auch einen hervorragenden praktischen Nutzen, da hauptsächlich nach der Vertheilung der Eis- und Nebelgebiete die regelmäßigen Dampferwege ihre Lage und ihren Lauf über den Ocean zugewiesen erhalten. Um den Weg abzukürzen, beginnen die Dampfer vom 15. Juli ab die um 90 Seemeilen kürzere sogenannte nördliche Route einzuschlagen. Nach den neuesten Veröffentlichungen des „Hydrographic Office" über das Verhalten der Nebel im Ocean aber ist in Schiffahrtskreisen die Frage angeregt worden, ob es aus Gründen der Sicherheit nicht zweckmäßig sei, die südlichen Wege bis zum Ende des September beizubehalten und erst von da ab die nördlichen Routen zu verfolgen.

* **Bonn.** Director Dr. Schede in Hamburg, der als Chirurg an unsrer Universität in die Stelle Trendelenburgs tritt, wird jetzt zum dritten Mal der Nachfolger desselben Vorgängers. Das erste Mal wurde er es als Director der chirurgischen Abtheilung am Krankenhause Friedrichshain in Berlin, dann am Staatskrankenhause in Hamburg. — Dr. jur. Karl Sartorius, Privatdocent für Staats- und Verwaltungsrecht dahier, ist als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen worden.

* **Berlin**, 20. Aug. Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Karl Friedrich Rammelsberg blickt heute auf eine 50jährige Thätigkeit als Universitätsprofessor zurück. Der Gelehrte begeht also dasselbe Jubiläum, welches zu Ostern noch Rudolf v. Gneist und im vergangenen Jahre Ernst Curtius vergönnt war. Rammelsberg ist ein geborener Berliner und hat am 1. April das 82. Lebensjahr vollendet. Ursprünglich Pharmaceut, studirte er hier von 1833 bis 1837 Naturwissenschaften. Seine akademische Laufbahn begann 1841. Die Lehrthätigkeit von Rammelsberg war drei Berliner Anstalten gewidmet: neben der Universität auch von 1850 bis 1883 dem alten Gewerbe-Institut in der Klosterstraße, der späteren Gewerbe-Akademie, die jetzt einen Theil der Technischen Hochschule bildet; ferner gehörte er dem Lehrkörper der Bergakademie seit ihrer Gründung an und ist noch Mitglied des Curatoriums der geologischen Landesanstalt und Bergakademie. An der Universität rückte er am 20. August 1845 zum außerordentlichen Professor auf; ein Ordinariat wurde ihm erst 1874 bei Errichtung eines zweiten Lehrstuhls der Chemie übertragen. Von 1883 bis 1891 stand er an der Spitze des neubegründeten zweiten chemischen Instituts, das jetzt von Landolt geleitet wird. In die Akademie der Wissenschaften trat er vor gerade 40 Jahren ein. Rammelsberg, der seit 1891 seine Vorlesungen eingestellt hat, blickt auf ein Lebenswerk zurück, welchem die Chemie und die Mineralogie hervorragende Fortschritte verdankt.

* **Prag.** An der tschechischen Universität wurde der Privatgelehrte Dr. Joseph Victor Rohon zum außerordentlichen Professor der Histologie ernannt.

* **Zürich.** Am 19. d. M. ist der ordentliche Professor der germanischen Philologie Dr. Ludwig Tobler gestorben. Derselbe war ein älterer Bruder des bekannten Berliner Romanisten Professor Adolf Tobler und am 1. Juni 1827 zu Hirzel im Canton Zürich als Sohn des dortigen, literarisch mehrfach hervorgetretenen Pfarrers Salomon Tobler geboren. Er bekleidete seit 1872 die ordentliche Professur für Germanistik an der Universität Zürich, veröffentlichte außer verschiedenen Abhandlungen ein größeres Werk „Ueber die Wortzusammensetzung" und gab „Schweizerische Volkslieder", sowie mit F. Staub das „Schweizerische Idiotikon" heraus.

* Aus **Paris** wird der Tod des namhaften Historikers Mathieu Auguste Geffroy gemeldet. Geboren 1820 daselbst, erhielt er seine Schulbildung auf dem Collège Charlemagne; seine akademischen Studien machte er auf der Normalschule. Nach ihrer Beendigung war er an verschiedenen Mittelschulen in der Provinz und in Paris Geschichtslehrer. Später wurde er Professor der Geschichte an der philosophischen Facultät zu Bordeaux; von dort kam er in gleicher Eigenschaft an die Normalschule in Paris. Seit 1872 war er Professor an der Sorbonne. Zeitweilig leitete er die französische Schule zu Rom. Zuletzt war er deren Ehrendirector. Geffroy hat in einem halben Jahrhundert eifriger Arbeit die Geschichtswissenschaft und zum Theil auch die Literaturgeschichte durch die Herausgabe von Actenstücken, geschichtlichen Briefen und Berichten und durch zusammenfassende Darstellungen mannichfach und bedeutsam bereichert. In die Wissenschaft führte er sich mit einer Studie über die politischen und religiösen Pamphlete Miltons ein. Ein längerer Aufenthalt in Schweden, vornehmlich auf Archivstudien verwendet, im Anfange der fünfziger Jahre, machte ihn zu einem der besten Kenner der Geschichte der nordischen Reiche. Gemäß dem Auftrage, mit dem er auf die Reise nach Schweden geschickt wurde, beschäftigte er sich besonders mit dem Studium der Beziehungen zwischen Frankreich und Schweden. Die Frucht dieser Arbeit waren zunächst die „Notices et extraits des manuscrits, concernant l'histoire et la littérature de la France, en Suède" (1855), eine Geschichte der skandinavischen Staaten, eine Sammlung ungedruckter Briefe Karls XII. Es folgte 1867 das Buch „Gustave III et la cour de France". In den letzten Jahren ist Geffroy nach langer Pause zu seinem alten Gebiete zurückgekehrt, indem er für die Sammlung der an die französischen Gesandten erlassenen Unterweisungen aus der Zeit

von dem westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution die Bearbeitung der Abtheilung Schweden übernahm. Später beschäftigte sich Geffroy viel mit der französischen Memoiren- und Briefliteratur. Er schrieb 1869 über die Echtheit der Briefe der Maintenon und fertigte auf Grund des echten Briefwechsels ein Bild der Maintenon. Mit Alfred v. Arneth gab er zur Kenntniß der Marie Antoinette den geheimen Briefwechsel Maria Theresia's mit dem Grafen Mercy-d'Argenteau heraus. Zur alten Geschichte steuerte Geffroy 1874 das Buch „Rome et les Barbares, études sur la Germanie de Tacite" bei. Besondere Verdienste hat Geffroy um die französische historische Schule in Rom. Ihrer Geschichte und ihren Leistungen sind zwei Schriften Geffroy's gewidmet.

* **St. Petersburg.** Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften beabsichtigt, die Archiv-Documente, welche für die russische Geschichte des 16.—18. Jahrhunderts von Wichtigkeit sind, herauszugeben. Zu diesem Zwecke ist ihr vom 1. Januar 1896 an eine Unterstützung von 2000 Rubel jährlich auf 3 Jahre auf legislativem Wege bewilligt worden. Von 1884—1887 hat die Akademie bereits zwei Bände Acten des moskowitischen Staates und 4 Bände Berichte und Sentenzen des dirigirenden Senats veröffentlicht. Jetzt sollen diese Veröffentlichungen unter der Redaction des Akademikers Dubrowin fortgesetzt werden. — Der Akademie ist ferner die Summe von 18,000 Rubel zur Errichtung einer eigenen elektrischen Station bewilligt worden. Die Station wird die Akademie mit Elektricität zu diversen wissenschaftlichen Zwecken und gleichzeitig auch mit elektrischer Beleuchtung versorgen.

* Aus **Stockholm** wird geschrieben: Bekanntlich existirt bereits seit vielen Jahren eine Wasserverbindung quer durch Schweden zwischen Gothenburg an der Nordsee und Stockholm am Bottnischen Meerbusen, nämlich der Trollhätta- und Göthacanal. In einflußreichen Kreisen wird nun der Plan erörtert, diesen Canal bedeutend zu erweitern und so zu vertiefen, daß selbst die größten Oceandampfer ihn künftighin bequem benützen könnten. Gleichzeitig wird das Project erwogen, die großen Seen Wenern und Hjelmarn durch einen Canal zu verbinden, so daß die Erz- und Holzerträgnisse der Provinz Nerike einen leichteren Transportweg nach dem Norden erhalten würden. Durch diesen Canal würde auch der Weg zwischen Stockholm und Gothenburg bedeutend abgekürzt werden. Nach der Ansicht der Sachverständigen soll letzterer Plan mit keiner besonderen Schwierigkeit verbunden sein, aber immerhin wird es naturgemäß noch längere Zeit dauern, bis dieses Canalproject, sowie die Erweiterung und Vertiefung des Trollhätta- und Göthacanals verwirklicht werden dürfte.

* Die Zahl der Studenten an den beiden schwedischen Universitäten Lund und Upsala ist in den letzten Jahren in ziemlich bedeutender Abnahme gewesen. Im Frühjahrstermine 1891 waren 1658 Studenten in Upsala, 1893 1476 und 1895 1390. In Lund studirten im Herbsttermine 1890 811 Studenten, im Frühjahrstermine 1894 war die Anzahl auf 638 gesunken und im Frühjahrstermine 1895 auf 605. Als eine der Ursachen dieses Niederganges wird die zunehmende Frequenz auf den sogenannten freien Hochschulen zu Stockholm und Gothenburg genannt.

* Aus Sacramento in Californien wird der „N. Y. H.-Z." gemeldet, daß es nach wiederholten Versuchen gelungen sei, die aus den Wasserkräften des American River gewonnene Elektricität ohne große Einbuße nach dieser Stadt zu leiten, wo sie für industrielle und Verkehrszwecke ausgebeutet werden soll. Die Betriebswerke an den Fällen des American River stehen an Größe und Krafterzeugung den Anlagen der Niagara Power Company im Staate New-York nur wenig nach. Durch Aufdämmung des Flusses in der Nähe der Ortschaft Folsom wurde ein Wasserbehälter hergestellt, dessen Abfluß im Umfange von 85,000 Kubikfuß in der Minute durch vier senkrecht angelegte Stollen auf ebenso viele Turbinenräder fällt, die durch die mechanische Kraft ihrer Umdrehungen zum Betriebe von vier Dynamomaschinen von je 1000 Pferdekräften dienen. Bei der Uebertragung des elektrischen Stromes von den Triebwerken nach der 38 Kilometer entfernten Stadt gehen zwar 20 Procent der gewonnenen Kraft verloren, doch bleibt noch immer ein elektrischer Strom von etwa 10,000 Voltenstärke, was mehr als genügend ist, um die ganze Stadt für alle möglichen Zwecke mit Elektricität zu versorgen. Die Uebertragung erfolgt mittelst einer Oberleitung aus Kupferdrähten. Die Straßenbahnen werden bereits mit der neugewonnenen elektrischen Kraft betrieben, und demnächst sollen die Beleuchtung und der Industriebetrieb mit der hergeleiteten Elektricität bewerkstelligt werden. Viele Bürger sind der Hoffnung, daß dann auch die Privathäuser ihre Beleuchtung und Heizung, sowie die Feuerung für die Kochherde mit geringen Kosten aus jenem unerschöpflichen elektrischen Strome beziehen werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 20. bis 21. August folgende Schriften eingegangen:

Dr. Georg Schanz: Zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung; Untersuchungen. Bamberg, C. C. Buchner 1895. — Anweisung für die praktische Ausbildung der Regierungs-Bauführer des Eisenbahn-, Maschinen-, Hoch- und Wasserbaufaches vom 13. u. 18. Juni 1895. Berlin, Wilh. Ernst u. S. 1895. — X. Bericht über die Verwaltung der Knappschafts-Berufsgenossenschaft für 1894. (Beilage zu „Der Compaß" Nr. 16. Jahrgg. 1895.) Berlin. — Ludwig Keller: Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein; Actenstücke und Erläuterungen. III. Th. 1609—1623. (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven, Bd. 62.) Leipzig, S. Hirzel 1895. — Ernst Frhr. v. Schwind u. Dr. Alphons Dopsch: Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter. Innsbruck, Wagner 1895. — Dr. Christian Meyer: Die Herkunft der Burggrafen von Nürnberg. Eine Replik. — Sedan-Katalog, hggb. vom Sedan-Verlag. Frankenberg i. Sa., Karl Stange.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Ein wittelsbachisches Rococoschloß.

Leichte Nebel wogen über den mächtigen Bäumen des ausgedehnten Parkes. Langsam und allmählich durchdringt die Sonne des Spätherbstes die dunstige Hülle. Ringsum tiefste Morgenruhe, nur unterbrochen von dem leisen Rascheln der zu Boden flatternden welken Blätter und von dem Herabtropfen des reichlich an Zweigen und Aesten glitzernden Thaues. Düster liegt der breite Canal da, dem entlang uns ein schmaler Fußpfad führt. Plötzlich schimmert hinter den Stämmen weißes Gemäuer hervor und bald stehen wir überrascht vor einem einstöckigen Bau, dessen reizvolle Façade mit ihren vornehmen Formen gar wunderbar in das Landschaftsbild sich einfügt. In solcher Spätherbststimmung sah ich das Juwel der Rococoschlösser Deutschlands, die Amalienburg bei München, zum letzten Male. Und diese Stimmung, sie klingt harmonisch zusammen mit der heutigen Vereinsamung des Schlosses, das einst so prunkvolle Tage gesehen. Doch auch jetzt liegt die Amalienburg nicht immer verlassen im Rauschen des Nymphenburger Parkes; zuweilen an schönen Sommerabenden öffnen sich ihre Pforten und ein kunstsinniger Prinz erfreut sich an dem herrlichen Erbe seiner Ahnen.

Man schrieb das Jahr 1734. Kurfürst Karl Albert, ein ebenso großer Freund der Jagd wie prachtvoller Bauten, hatte befohlen, bei dem Schlosse Nymphenburg, das damals nach dem Vorbilde von Versailles zum eigentlichen Herrschersitze der Wittelsbacher geworden war, ein neues Lusthaus zu bauen und dasselbe zu Ehren seiner Gemahlin Amalienburg zu nennen. Wenn Karl Albert einen Bauauftrag gab, so konnte ein hervorragendes Kunstwerk erwartet werden; war ja damals Franz Cuvilliés kurfürstlicher Hofbaumeister, der größte Architekt in Bayerns reichem Kunstleben des 18. Jahrhunderts und einer der genialsten Künstler aller Zeiten.

Mit dem Namen Cuvilliés wird die ganze Kunst des Rococo vor unserm Geiste lebendig. Und doch, wie wenig wußten wir bis jetzt von diesem Manne, dessen Tod noch nicht anderthalb hundert Jahre hinter uns liegt! Es ist ein Verdienst Karl Trautmanns, im heurigen Jahrgange der Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern auf Grund archivalischer und stilkritischer Forschungen das Bild des Meisters in helleres Licht gesetzt zu haben. Trautmann weist nach, daß Cuvilliés am 23. Oct. 1695 in Soignies, einem Landstädtchen im Hennegau, geboren wurde, also ein Angehöriger jenes Großbayern war, von dem Max Emanuel träumte. Um 1706 wurde der Knabe in die Dienste Max Emanuels aufgenommen, und zwar war er, wie wir urkundlich erfahren, bis zum Jahre 1717 Hofzwerg. Leicht begreiflich, daß ein moderner Architekt, der sich um die Werthschätzung des bayerischen Rococo sehr verdient gemacht hat, bei der Nachricht von dieser Entdeckung überrascht ausrief: Der Schöpfer der Reichen Zimmer der Münchener Residenz, der Meister der Amalienburg — ein Zwerg! Der kleine Wuchs begründete indessen das Glück Cuvilliés'. Franz wurde mit den kurfürstlichen Edelknaben erzogen und erlernte, wie sein Sohn in dem nicht mehr im Drucke erschienenen Text zu dem großen Kupferwerke des „Vitruve Bavarois“ mittheilt, die mathematischen Wissenschaften und die Zeichnungskunst. Vom Jahre 1720 an studirte er auf Kosten des Kurfürsten an der Pariser Bauakademie und legte dort unter Lehrern wie Robert de Cotte, François Blondel und Desgodets den Grund zu selbständigem künstlerischen Schaffen. Nach München zurückgekehrt, erhielt er am 15. Sept. 1725 seine Anstellung als Hofbaumeister. Von nun an entfaltete Cuvilliés eine überaus reiche Thätigkeit. Keine aber von allen den Bauten, welche seiner Phantasie entsprangen, trägt das Gepräge so anmuthiger und origineller Kunst wie die Amalienburg.

Welche Geschicklichkeit der Composition steckt allein schon im Grundriß! In der Mitte ein großer runder Hauptsaal, an den sich, etwas zurücktretend, jederseits ein kurzer Tract mit Nebenräumen symmetrisch anschließt. Der Hauptsaal öffnet sich, dem Charakter eines im Garten gelegenen Lusthauses entsprechend, an der Vorder- und Rückseite des Baues durch Thüren direct ins Freie und ist seitlich mit den Nebenräumen verbunden. Dadurch, daß der Saal vorn über die Flucht vortritt, die Rückfaçade aber in der Mitte gegen den Saal zu eingezogen ist, wird eine angenehme Abwechslung der beiden Fronten erreicht. Und mit diesem Linienspiel des Grundrisses harmonirt sehr schön der Aufbau, der vorn mit einem hohen Gesims und einer attikaartigen, in der vorspringenden Mitte von einem Giebel durchbrochenen Brüstung abschließt und auf dessen niederem Dach, genau über der Wölbung des Hauptsaales, ein rundes Belvedere aufsteigt. Was aber sollen wir erst von den decorativen Details und von dem Farbenreiz des Innern sagen? Hier kommt der bestrickende Zauber des Rococo, wie ihn in solchem Maße eben nur dieser Stil entfaltet, in glänzender Weise zum Ausdruck. Silberschlößchen nennt das Volk die Amalienburg. Und in der That, das Silber bedingt in diesen Räumen den Haupteindruck. Während sonst im Rococo an den Stuccaturen Vergoldung angewendet ist, tritt hier ausschließlich Silber auf, entweder auf citronengelbem, blaßblauem oder strohgelbem Grunde.

Die Farbenreize kann man nur im Baue selber genießen; die übrigen Schönheiten aber erschließt uns ein bei L. Werner in München kürzlich erschienenes Werk von Otto Aufleger und Karl Trautmann: „Die Amalienburg im kgl. Schloßgarten zu Nymphenburg.“ Ja, die Einzelheiten der Ornamentik mögen wir auf den 25 Lichtdrucktafeln dieser herzerfreuenden Publication noch viel besser würdigen als am Original, da die wunderbar mannichfaltigen Formen der Stuccaturen in den trefflichen Lichtdrucken leichter überblickt und mit einander verglichen werden können. Wie bei den früheren Veröffentlichungen

Auflegers aus den Klosterkirchen in Ottobeuern, Salem, Fürstenfeld und Diessen, aus der kgl. Residenz in München und dem kgl. Schlosse in Schleißheim, so bewundern wir auch diesmal die Schärfe der photographischen Aufnahmen und die Klarheit des Druckes. Aufleger'sche Blätter zu studiren, schafft immer eine genußreiche Stunde. Nicht minder anregend ist die geschichtliche Einleitung, welche Karl Trautmann zu der Prachtpublication geschrieben hat. In seiner bekannten gründlichen Weise schildert der Verfasser die Baugeschichte mit Hülfe der Archivalien; aber er gibt keine trockene Erzählung, sondern ein abgerundetes, lebens- und gemüthvolles Bild, das sowohl den Laien gut orientirt, als den Forscher auf dem Gebiete des Rococo mit einer Fülle neuer Daten beschenkt. Kein Wunder, daß von dem Werke in Bälde eine zweite Auflage nöthig wurde. Der Text der neuen Auflage ist mit einer Radirung nach einem Portrait Cuvilliés' bereichert, das jüngst vom bayerischen Nationalmuseum erworben worden ist — das erste bekannt gewordene Bildniß des großen Meisters.

Die nächste landschaftliche Umgebung der Amalienburg trägt heute einen ernsten Charakter. Hochgipflige Fichten überschatten den Bau und bilden einen dunklen Hintergrund, von dem sich das blendende Weiß des Mauerwerks scharf abhebt. So kommt es, daß jetzt die Badenburg und die Pagodenburg, Bauten Max Emanuels in dem gleichen Schloßgarten, eine viel freiere und anmuthigere Lage haben als das Lusthaus Karl Alberts. Das war nicht immer so. Statt des englischen Gartens, der seit nahezu hundert Jahren das Schlößchen umgibt, war hier ebenfalls eine französische Anlage zu schauen mit Hainbuchenhecken, Fontänen und herrlichen Blumenbeeten. Da das Lusthaus zugleich als Jagdschlößchen für die Fasanenjagd dienen sollte, so war der freie Raum zwischen dem Gebäude und den Laubwänden des das Ganze umschließenden Achtecks zum Theil als Fasanengehege eingerichtet. Das von einem trefflich geschmiedeten Eisengitter umgebene Belvedere auf dem Dache diente als Standort der fürstlichen Jäger. In der Verbindung von Lust- und Jagdhaus beruht der eigenartige Reiz der Amalienburg.

Als das Schloß allerseits vom vollen ungebrochenen Tageslicht umfluthet war und noch nicht, wie jetzt, in halbem Waldesdunkel lag, mußte der Reichthum und die Feinheit seiner Stucco-Ornamentik noch in höherem Grade zur Bewunderung hinreißen als gegenwärtig. Licht, möglichst viel Licht lautet die Devise des Rococo. Darum enthüllen sich die Reize seiner Bauten am vollsten, wenn blendendes Sonnenlicht die Räume durchfluthet und die mannichfach gegliederten Umrisse der zarten Ornamente umspielt. So können wir uns auch in der Amalienburg bei guter Beleuchtung nicht satt schauen an den abwechslungsreichen feinen Stuccaturen, welche die Meisterhand Johann Zimmermanns von Wessobrunn an die Decken gezaubert hat. Am schönsten soll die Wirkung bei gleißendem Kerzenlicht sein, auf das die Versilberung der Stuccaturen berechnet ist. Bei Tage erscheinen die nackten Theile des Figürlichen in Folge des Silberüberzuges etwas glatt und hart.

Und wie die Stuccaturen, so sind die von dem Hofbildhauer Joachim Dietrich geschnittenen Ornamente an der Wandvertäfelung und an den Thüren mit vollendeter Meisterschaft ausgeführt. Von Joseph Pascalin rühren die trefflich gemalten Chinoiserien her.

Diese ganze Decoration, die von einer wunderbaren Gestaltungskraft der Phantasie zeugt, mag man auf den Aufleger'schen Tafeln Blatt für Blatt mit Muße studiren. Und wer sich dann an den köstlichen Lichtdrucken genug erfreut hat, der mag sich wohl angeregt fühlen, den Bau selber aufzusuchen. Er wird es bestätigt finden, daß die Amalienburg eines der glänzendsten Beispiele des edlen Kunstsinnes ist, der die wittelsbachischen Fürsten von jeher ausgezeichnet hat.

Gg. Hager.

Das internationale Privatrecht nach dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Von Franz Riß.

III.

Mit dem Uebergang zum Familienrecht gelangt man auf ein weniger unklares Gebiet. Die hier bestehenden Gesetze sind großentheils zwingender Natur, der Willkür der Betheiligten entrückt. Das ermöglicht einen Ueberblick über die sich ergebenden Fragen und eine bestimmte Regelung derselben. Die Vorschriften, welche der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch hier gibt, lassen sich in fünf Theile zerlegen. Zuerst kommen die Vorschriften über Eingehung der Ehe, Verhältniß der Gatten zu einander während der Ehe, Auflösung der Ehe; dann die Vorschriften über eheliches Güterrecht; sodann die über das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, einschließlich Legitimation und Adoption; weiter solche über die aus der Verwandtschaft entstammende Unterhaltspflicht; endlich jene über Vormundschaft und Pflegschaft.

Als Personalstatut erscheint hier wieder die lex patriae, das Recht des Heimathstaates. Demgemäß wird die Eingehung der Ehe in Ansehung eines jeden der Verlobten nach den Gesetzen des Staates beurtheilt, dem er angehört (§ 2245). Das hat aber nur für die materielle Seite der Frage (Ehemündigkeit, Ehehindernisse u. s. w.) Bedeutung. Für die Form der Eheschließung besteht in der schon oben erörterten Weise der feste Satz, daß sich dieselbe principiell dem Orte der Eheschließung anzupassen habe. Der in der zweiten Lesung neu hinzugekommene Satz: „Gestattet das Recht dieses Staates (d. h. des Heimathstaates des betreffenden Verlobten), daß der Verlobte die Ehe nach den Gesetzen seines Wohnortes oder nach den Gesetzen des Ortes eingeht, an welchem die Ehe geschlossen wird, so genügt für ihn die Beobachtung dieser Gesetze", hätte wegbleiben können. Er sagt nur Selbstverständliches; denn wenn bestimmt wird, daß die Eingehung der Ehe sich nach den Gesetzen eines bestimmten Staates zu richten habe, diese Gesetze aber selbst in einem bestimmten Fall die Anwendung anderer Gesetze gestatten, so kommt es auf das gleiche hinaus, ob verfügt wird, daß die erstgenannten Gesetze Anwendung zu finden haben oder daß die letztgenannten Gesetze Anwendung finden können. Nach Eingehung der Ehe überwiegt das Personalstatut des Ehemannes; nach ihm werden die persönlichen Verhältnisse der Ehegatten zu einander beurtheilt (§ 2246). Nur wenn der Ehemann die Reichsangehörigkeit verloren, die Ehefrau dieselbe aber behalten hat, richtet sich die Beurtheilung dieser Verhältnisse nach dem Personalstatut der Frau, also nach deutschen Gesetzen (§ 2248). Das gleiche gilt für die Auflösung der Ehe. Für die Ehescheidung und für die Trennung der Ehegatten von Tisch und Bett sind die Gesetze des Staates maßgebend, welchem der Mann zur Zeit der Erhebung der Klage auf Scheidung oder Trennung angehört; hat aber der Ehemann die Reichsangehörigkeit verloren, während die Ehefrau Deutsche geblieben ist, so finden die deutschen Gesetze Anwendung (§§ 2247, 2248). Die Heranziehung ausländischen Rechts ist jedoch eine beschränkte. Auf Scheidung sowie auf beständige oder zeitweilige Trennung von Tisch und Bett kann auf Grund eines ausländischen Gesetzes im Inlande nur erkannt werden, wenn zugleich nach deutschen Gesetzen die Scheidung zulässig sein würde (§ 2249). Es hat den Anschein, als ob hier ein Redactionsfehler vorläge; auf zeitweilige Trennung

wird wohl auch dann erkannt werden dürfen, wenn das deutsche Gesetz in Uebereinstimmung mit dem ausländischen zeitweilige Trennung zuläßt. Das Institut der beständigen Trennung der Ehegatten ist dem deutschen Recht unbekannt. Nach § 77 des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875, die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung betr., haben die deutschen Gerichte in den Fällen, in denen beständige Trennung nach dem anzuwendenden Rechte auszusprechen wäre, statt dessen auf Scheidung zu erkennen. Das wurde bisher auch auf Ausländer ausgedehnt. Durch § 2249 des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch ist die Möglichkeit vorgesehen, bei Ausländern auf beständige Trennung zu erkennen, sofern die Thatsache, auf Grund deren sie verlangt wird, nach ihrem Recht hiezu genügt und zugleich nach deutschem Recht ein Scheidungsgrund ist. Eine Thatsache, die sich ereignet hat, während der Ehemann einem anderen Staate angehörte als demjenigen, dessen Recht für die Scheidung oder Trennung maßgebend ist, kann als Scheidungsgrund oder Trennungsgrund ferner nur dann geltend gemacht werden, wenn sie auch nach den Gesetzen dieses Staates ein Scheidungsgrund oder Trennungsgrund ist (§ 2247). Es kann also unter Umständen nothwendig sein, daß nach den Gesetzen dreier Rechtsgebiete, zweier auswärtiger Staaten und des Deutschen Reichs, eine Thatsache als Scheidungs- oder Trennungsgrund anerkannt wird, um auf dieselbe hin eine Scheidung oder Trennung aussprechen zu können. Scheidung wird in einem solchen Fall aber wohl auch dann ausgesprochen werden können, wenn nach dem Gesetze des Staates, dem der Ehemann zur Zeit des Eintritts der zu Grunde liegenden Thatsache angehörte, diese Thatsache nur zu beständiger Trennung von Tisch und Bett genügt, während die beiden anderen in Betracht kommenden Rechtsgebiete sie als Scheidungsgrund anerkennen. Für die Auflösung der Ehe auf andere Weise als durch Scheidung soll das Gesetz des Staates anwendbar sein, dem der Mann zur Zeit der Verwirklichung des für die Auflösung in Betracht kommenden Thatbestandes angehört hat. Mit diesem in zweiter Lesung neueingefügten Absatz ist wohl auf die Auflösung der Ehe im Falle der Todeserklärung Bezug genommen. Ueber die Vorschrift, daß, wenn das anzuwendende Gesetz weiter auf das am Wohnsitz des Mannes geltende Recht verweist, dieses letztere der Entscheidung zu Grunde zu legen sei, ist dasselbe zu sagen, was oben zu § 2245 schon erörtert wurde. Allerdings kann aus einer solchen Weiterverweisung eine Art juristischer Rundlauf entstehen, wenn etwa das Recht des Wohnsitzes wieder auf das Recht des Heimathstaates zurückverweist. Hier wird an dem Gesetze des Heimathstaates festzuhalten sein, da dieses in der Regel maßzugeben hat und dem Rechte des Wohnsitzes seine Stelle nur einräumt unter der Voraussetzung, daß dieses auch an dieselbe treten will.

Das eheliche Güterrecht soll nach den Gesetzen des Staats beurtheilt werden, welchem der Mann zur Zeit der Eheschließung angehört. Dies soll auch dann gelten, wenn eine Aenderung der Staatsangehörigkeit eingetreten ist (§ 2250). Diese Vorschriften erstrecken sich aber nicht auf Gegenstände, welche in einem anderen Staate sich befinden, als in dem hienach maßgebenden, und welche nach den Gesetzen dieses Staates, in dem sie sich befinden, besonderen Vorschriften unterliegen. Für diese soll das besondere Recht dieses letzteren Staates in Geltung bleiben (§ 2262). Bestimmt sich demzufolge das Güterrecht von Ehegatten, die im Deutschen Reich wohnen, nach ausländischen Gesetzen, so ist das ebenso zu behandeln, als hätten dieselben dieses Güterrecht vertragsmäßig begründet. Gegen Dritte wirkt es nur, wenn es denselben bekannt oder wenn es im Güterregister eingetragen ist; andernfalls treten die Grundsätze des gesetzlichen ehelichen Güterrechts nach dem bürgerlichen Gesetzbuch ein. Die im bürgerlichen Gesetzbuch aufgestellten Rechtsvermuthungen, daß eine innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises handelnde Frau die hiebei sich ergebenden Rechtsgeschäfte im Namen ihres Mannes und mit Wirkung für denselben abschließe und daß die im Besitz der beiden Ehegatten oder eines derselben befindlichen beweglichen Sachen, sofern sie nicht zum ausschließlichen persönlichen Gebrauch der Frau bestimmt sind, dem Manne gehören, sollen bestehen bleiben, sofern das in Anwendung kommende ausländische Recht für dritte Personen ungünstiger ist; andernfalls werden sie durch die betreffenden Bestimmungen des ausländischen Rechts ersetzt (§ 2251). Das Verbot, einen Ehevertrag zu schließen, wie es sich besonders im französischen Recht (für die Zeit nach Eingehung der Ehe) findet, soll seine Kraft verlieren, wenn der Ehemann die Staatsangehörigkeit in einem Staat erwirbt, dessen Gesetze einen solchen Vertragsabschluß gestatten (§ 2250). Alle diese Normen entsprechen völlig der bisherigen Doctrin und Praxis. Der weitere Satz, daß ein Deutscher im Ausland einen Ehevertrag in der Form schließen kann, welche den am Orte des Vertragsschlusses geltenden Gesetzen entspricht, ist überflüssig. Das ergibt sich schon aus der allgemeinen Vorschrift des § 2240.

Das Rechtsverhältniß zwischen Eltern und ehelichen Kindern wird beurtheilt nach dem Personalstatut des Vaters; nach dessen Tod nach dem Personalstatut der Mutter. Hat der maßgebende Elterntheil die Reichsangehörigkeit verloren, das Kind dieselbe aber behalten, so kommen die deutschen Gesetze zur Anwendung. Für die Rechte am Kindervermögen gilt dieselbe Ausnahmebestimmung, wie im ehelichen Güterrecht. Gegenstände, welche zu diesem Vermögen gehören und nach den Gesetzen des Staates, in dem sie sich befinden, einer besonderen Regelung unterworfen sind, werden nach diesen Gesetzen auch dann beurtheilt, wenn für die Rechte am Kindervermögen als Ganzem zufolge der vorstehenden Regel andere Gesetze anzuwenden sind. (§ 2262.) — Das Rechtsverhältniß zwischen einem unehelichen Kinde und seiner Mutter wird beurtheilt nach dem Personalstatut der Mutter; falls diese die Reichsangehörigkeit verloren hat, das Kind aber Deutscher geblieben ist, nach den deutschen Gesetzen. Ob ein Kind ehelich oder unehelich ist, entscheidet sich nach den Gesetzen des Staates, dem der Ehemann der Mutter zur Zeit der Geburt des Kindes angehört, oder, wenn er vor der Geburt des Kindes gestorben ist, zuletzt angehört hat. (§§ 2252, 2255, 2256.)

Für die Legitimation eines unehelichen Kindes, sowie für die Annahme an Kindesstatt haben die Gesetze des Staates, dem der Kindsvater, bezw. bei Kindesannahme der Adoptivvater zur Zeit der vorzunehmenden Handlung angehört, maßzugeben. Ausschließlich nach diesen Gesetzen bestimmt sich die Form der Adoption oder Legitimation, und zwar gilt das für die Erklärungen aller Betheiligten, welche hiebei zu hören sind. Ob zu der Adoption oder Legitimation die Zustimmung des Kindes oder die Einwilligung Dritter erforderlich ist, richtet sich nach dem Personalstatut des Kindes zur Zeit der betreffenden Handlung. Hienach wird wohl auch zu beurtheilen sein, ob die persönlichen Erfordernisse für die Handlung auf Seite des Kindes gegeben sind, wie z. B. das französische Recht für die Adoption vorschreibt, daß das Adoptivkind großjährig sein muß. Ein Kind, dessen Personalstatut das französische Recht ist, wird demgemäß vor seiner Großjährigkeit in einem anderen Staate nicht adoptirt werden können.

Nach demselben Gesetz, welches für die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern maßgebend ist, werden auch die zwischen denselben bestehenden Unterhaltsverpflichtungen

beurtheilt. Für die Unterhaltspflicht des außerehelichen Vaters gegenüber dem Kinde und für seine Verpflichtung, der Mutter diese Unterhaltskosten, sowie die Entbindungskosten zu ersetzen, kommt das Gesetz des Staates, dem die Mutter zur Zeit der Geburt des Kindes angehörte, in Betracht. Diese letztere Vorschrift kam, wie sich aus den verschiedenen Redactionen ergibt, nur nach erheblichen Zweifeln zu Stande. Die erste Redaction lautete: „Ansprüche aus einem außerehelichen Beischlaf werden nach dem Rechte des Staates beurtheilt, welchem die Mutter zur Zeit der Geburt des Kindes angehört. Deutsche können nicht zu etwas Mehrerem angehalten werden, als wozu sie nach deutschem Recht verpflichtet sind." Der letzte Satz war besonders wichtig für den Fall des Zutreffens der sog. exceptio plurium, da hier keine der Personen, welche während der kritischen Zeit mit der Mutter verkehrt haben, als Kindsvater betrachtet werden soll und sie demgemäß auch keine Unterhaltsverpflichtung trifft. (§ 1604 des Entw. zum BGB. II. Lesung.) Die zweite Redaction dagegen lautet: „Die Unterhaltspflicht des unehelichen Vaters wird nach den Gesetzen des Ortes beurtheilt, an welchem der uneheliche Vater zur Zeit der Geburt des Kindes seinen Wohnsitz oder in Ermangelung eines solchen seinen Aufenthalt hatte. Ist jedoch der Wohnsitz oder Aufenthaltsort von dem unehelichen Vater vor der Geburt des Kindes geändert worden, so bleiben die Gesetze vom Orte des früheren Wohnsitzes oder Aufenthalts maßgebend, soweit dieselben für das Kind und die uneheliche Mutter günstiger sind." Hievon ist nunmehr wieder auf die ursprüngliche Fassung zurückgegriffen worden, jedoch unter Aufgebung der dort sich findenden Einschränkung. Es treten eben bei wenigen Rechtsmaterien Rücksichten von so widerspruchsvoller Natur einander gegenüber, wie bei der Frage über die rechtliche Stellung unehelicher Kinder. Die zur Zeit in Deutschland herrschende kolossale Rechtsverschiedenheit auf diesem Gebiete — man bedenke den Zwiespalt zwischen dem französischen Recht, das jeden Anspruch des unehelichen Kindes gegen seinen Vater ausschließt, und dem bayerischen Landrecht, das subsidiär zu den Unterhaltskosten auch die Großeltern heranzieht und für den Fall, daß die Mutter während der Empfängnißzeit mit mehreren Mannspersonen verkehrte, dieselben sämmtlich solidarisch haften läßt — ist hiefür ein deutlicher Beweis. — Die gesetzliche Unterhaltspflicht entfernterer Verwandter wird nach dem Rechte des Staates beurtheilt, welchem dieselben angehören; die Verpflichtung besteht aber nicht, wenn sie nicht gleichzeitig nach den Gesetzen des Staates, dem der sie in Anspruch nehmende Verwandte angehört, begründet ist.

Vormundschaft oder Pflegschaft bei einem Ausländer tritt nur ein, wenn der Staat, dem derselbe angehört, die Fürsorge ablehnt. Bis zur Entscheidung hierüber kann nöthigenfalls das in Betracht kommende deutsche Vormundschaftsgericht vorläufige Maßregeln treffen. Ob Bedürfniß nach Einleitung einer Vormundschaft oder Pflegschaft besteht, ist nach den Gesetzen des Staates zu beurtheilen, dem der Ausländer angehört; Voraussetzung für die Bestellung einer Vormundschaft ist ferner, daß er im Inlande einen Wohnsitz oder Aufenthalt hat. Das Bedürfniß ist nicht näher zu prüfen, vielmehr als gegeben anzunehmen, wenn der Ausländer im Inland entmündigt wurde. (§§ 2259, 2260.) — Die ursprünglichen Fassungen waren weiter und eingehender; sie bestimmten insbesondere auch, wann eine im Ausland ausgesprochene Entmündigung eines Deutschen anzuerkennen sei. Was hier vorgesehen war, ist in der zweiten Lesung wohl als selbstverständlich in Wegfall gekommen; denn es ging nur dahin, daß die von einem ausländischen Gericht ausgesprochene Entmündigung eines Deutschen nicht anzuerkennen sei, wenn nach deutschem Recht die Gerichte des Staates, dem das ausländische Gericht angehörte, unzuständig oder die nach deutschem Recht verlangten Voraussetzungen einer Entmündigung nicht gegeben seien. Das besagte nur, daß die Entmündigung auf ihre Gültigkeit unter Zugrundelegung deutschen Rechts zu prüfen sei; eine Vorschrift, die das Gesetz auch durch sein Schweigen über Anwendung ausländischen Rechts geben konnte.

Die erbrechtlichen Verhältnisse sollen nach den Gesetzen des Staates beurtheilt werden, welchem der Erblasser zur Zeit seines Todes angehört hat. (§ 2261.) Zwischen Immobiliar- und Mobiliarerbfolge wird nicht unterschieden; das österreichische bürgerliche Gesetzbuch, sowie die französische und insbesondere die englische Praxis halten in Erinnerung an feudalistische Grundsätze noch daran fest, daß die Erbfolge in Immobilien sich nach dem Rechte der belegenen Sache zu gestalten habe. Als sachgemäß ist dies nur bei Lehen- und Fideicommißgütern zu erachten, bei denen ja eigentlich auch keine Erbfolge, sondern nur ein Besitzwechsel nach dem dafür geltenden Sonderrecht eintritt. Der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch trägt diesem Umstand Rechnung, indem er auch für das Erbrecht (wie für das eheliche Vermögensrecht und die Rechte der Eltern am Kindervermögen) vorschreibt, daß bei Gegenständen, welche sich nicht in dem Staate befinden, dem der Erblasser zur Zeit seines Todes angehörte, und die in dem Gebiete des Staates, in dem sie sich befinden, besonderen Vorschriften unterliegen, die Rechtsnachfolge von Todeswegen sich nach den Gesetzen des letzteren Staates zu richten habe. (§ 2262.) Trotz ihrer allgemeinen Fassung wird diese Bestimmung wohl nur bei Lehen, Fideicommissen und ähnlichen Rechtsbildungen praktisch werden. — Die Errichtung und Aufhebung einer Verfügung von Todeswegen sollen nach den Gesetzen des Staates beurtheilt werden, dem der Erblasser zur Zeit der Errichtung oder der Aufhebung angehört hat. Das bezieht sich aber nur auf die materielle Seite (Fähigkeit zur Errichtung, Zulässigkeit der gewählten Art der Verfügung, Zulässigkeit des Inhalts u. s. w.). Für die Fähigkeit zur Errichtung ist gleichwie bei der Handlungsfähigkeit bestimmt, daß ein Ausländer, der dieselbe nach den Gesetzen seines Staates einmal erlangt hat, sie mit Erwerb der Reichsangehörigkeit nicht verliert, auch wenn sie ihm nach deutschen Gesetzen nicht zukäme. — Für die Form der Errichtung und Aufhebung ist die allgemeine Regel des § 2240 maßgebend. Die besondere Erwähnung, daß ein Deutscher im Ausland eine Verfügung von Todeswegen auch in der Form errichten oder aufheben kann, welche den am Orte der Errichtung oder Aufhebung geltenden Gesetzen entspricht, ist ebenso wie die gleichlautende Vorschrift bezüglich der Eheverträge im § 2250 überflüssig. Im § 2261 könnte sie zudem das Mißverständniß erwecken, als könne ein Ausländer im Deutschen Reich eine letztwillige Verfügung nicht in der von deutschen Gesetzen vorgeschriebenen Form errichten oder aufheben, sondern nur gemäß dem Rechte seines Heimathstaates. —

Die Bestimmungen des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch über Anwendung ausländischen Rechts sind zwingender Natur. Das ausländische Recht kommt zur Anwendung nicht deshalb, weil die Personen, für deren Rechtsverhältnisse es maßgebend sein soll, sich ihm unterwerfen; sondern es kommt zur Anwendung, weil das deutsche Gesetz es will, soweit das deutsche Gesetz es will und nur soweit das deutsche Gesetz es will. Dem Willen der Personen ist die Möglichkeit, ausländisches Recht heranzuziehen, nur da gegeben, wo das deutsche Gesetz sie gewährt. Das ist im weitesten Umfang der Fall auf dem Gebiete des Obligationenrechts. Die Vertragstheile können hier frei bestimmen, daß ihr Vertrag nicht nach deutschem,

sondern nach einem ausländischen Recht zu beurtheilen sei, sofern damit nicht eine Umgehung zwingender Vorschriften des deutschen Rechts bezweckt wird. So ist es z. B. auch derzeit auf dem Gebiet des gemeinen Rechts, welches Darlehen an Hauskinder für nichtig erklärt, nicht zulässig, bei Gewährung solcher Darlehen vertragsmäßig ein anderes Recht in Anwendung zu bringen, welches dieselben gestattet. Solche Vorschriften sind aber auf dem Gebiete des Obligationenrechts selten und werden im bürgerlichen Gesetzbuch noch seltener sein als gegenwärtig. Sie sind fast ausschließlich verbietender Natur, selten befehlender. Auf den anderen Gebieten des bürgerlichen Rechts kann ebenfalls die Anwendung ausländischer Gesetze durch den Willen der betheiligten Personen herbeigeführt werden, sofern denselben die Regelung ihrer Verhältnisse durch Vertrag oder einseitige Verfügung zugestanden ist. Es kann z. B. vertragsmäßig in einer Ehe als Güterrecht ein ausländisches gesetzliches Güterrecht eingeführt werden; ebenso kann jemand testiren, daß er nach einem ausländischen Recht beerbt werden wolle. Es ist das nur eine Abkürzung der Ausdruckweise; ebenso gut könnten die einzelnen Normen des ausländischen Gesetzes, auf den bestimmten Fall zugerichtet, wiederholt werden und das ausländische Gesetz findet auch nur so weit Anwendung, als diese Wiederholung möglich wäre, d. h. nur so weit, als den betreffenden Normen nicht deutsche Gesetze entgegenstehen. In den früheren Fassungen war das besonders hervorgehoben, ist aber nunmehr als selbstverständlich weggelassen worden. —

Mit der Anwendung ausländischer Gesetze steht in innigstem Zusammenhang die Frage, welche Wirkungen ein im Ausland geführter Proceß und insbesondere ein im Ausland ergangenes Urtheil für das Inland hat. Hiefür enthält zum Theil schon unsre Civilproceßordnung Vorschriften (bes. §§ 660, 661); weitere waren in der ursprünglichen Fassung des sechsten Buches des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch vorgesehen. Dieselben sind durchweg wieder gestrichen worden, nachdem man sich der Anschauung anschloß, daß die Regelung der Civilproceßordnung zukomme. Die darauf bezügliche Ergänzung der Civilproceßordnung soll durch das Einführungsgesetz zum bürgerlichen Gesetzbuch bethätigt werden. Von den hiefür in Aussicht genommenen Normen sind bisher, soweit das eben in Frage stehende Gebiet berührt wird, nur zwei veröffentlicht. Es soll ein § 293f eingeschoben werden, welcher lautet:

„Die Anerkennung des Urtheils eines ausländischen Gerichts ist ausgeschlossen: 1) wenn die Gerichte des Staates, welchem das ausländische Gericht angehört, nach den deutschen Gesetzen nicht zuständig sind; — 2) wenn der unterlegene Beklagte ein Deutscher ist und sich auf den Proceß nicht eingelassen hat, sofern die den Proceß einleitende Ladung oder Verfügung ihm weder in dem Staate des Proceßgerichts in Person, noch durch Gewährung deutscher Rechtshülfe zugestellt ist; — 3) wenn die Anerkennung des Urtheils gegen die guten Sitten oder gegen den Zweck eines deutschen Gesetzes verstoßen würde oder wenn das Urtheil auf einem ausländischen Gesetze beruht, das die Rechte der Fremden in unbilliger Weise beeinträchtigt; — 4) wenn in dem Urtheile zum Nachtheile einer deutschen Partei von den Vorschriften der §§ 2245 (Eheschließung), 2247 (Eheauflösung), 2252 bis 2254 (Ehelichkeit eines Kindes, Legitimation und Adoption) oder des auf den § 2248 des bürgerlichen Gesetzbuches (?sic) abgewichen ist; — 5) wenn die Gegenseitigkeit nicht verbürgt ist.

Aus den Gründen, welche hier angeführt sind (Ziff. 4 ausgenommen), kann derzeit nach der Civilproceßordnung die Erlassung eines Vollstreckungsurtheils, ohne welches ein ausländisches Urtheil im Inlande nicht vollstreckt werden kann, verweigert werden. (§ 661 Absatz 2.) Von einer Anerkennung ausländischer Urtheile enthält die Civilproceßordnung nichts. Das wurde gelegentlich, insbesondere in familienrechtlichen Streitsachen als Lücke empfunden. Durch die Neueinführung dieses Instituts wird der bisherige § 661 Absatz 2 einfacher gefaßt werden können. Derselbe soll lauten:

„Das Vollstreckungsurtheil ist erst zu erlassen, wenn das Urtheil des ausländischen Gerichts nach dem für dieses Gericht geltenden Rechte die Rechtskraft erlangt hat. Es ist nicht zu erlassen, wenn die Anerkennung des Urtheils nach § 293f ausgeschlossen ist."

Ob noch weitere Fragen aus dem internationalen Proceßrecht im Einführungsgesetz zum bürgerlichen Gesetzbuch zur Regelung kommen, wird abzuwarten sein. Angezeigt wäre eine solche Regelung bezüglich der Wirkungen des Proceßbeginns und des Proceßabschlusses. Die ursprüngliche Fassung der bezüglichen Bestimmungen im Entwurfe zum bürgerlichen Gesetzbuch ging dahin, daß die Wirkungen des Proceßbeginns auf das der gerichtlichen Entscheidung unterstellte Rechtsverhältniß, soweit sie processualer Natur seien, nach den Gesetzen des entscheidenden Gerichts, soweit sie aber dem bürgerlichen Recht angehörten, nach den Gesetzen, welche für das betreffende Rechtsverhältniß in Anwendung kämen, zu beurtheilen seien. Die Wirkungen eines Urtheils dagegen sollten immer nach den Gesetzen des Proceßgerichts bemessen werden, sofern sie nicht weiter gingen, als nach deutschem Recht bestimmt sei. Ausnahmen waren hier wie dort vorgesehen. Andere Arten des Proceßabschlusses, wie Streitabstand, Vergleich u. s. w., waren auch in dieser Fassung nicht berücksichtigt. —

Es wird häufig ausgesprochen, daß der inländische Richter das ausländische Recht nicht zu kennen brauche. In dieser Formulirung ist der Satz unrichtig. Wenn das inländische Recht verlangt, daß über eine bestimmte Frage nach ausländischem Recht entschieden werde, so verlangt es damit auch von dem entscheidenden Richter, daß er sich die Kenntniß des in Frage kommenden ausländischen Rechtes aneigne. Die Civilproceßordnung besagt zwar im § 265, daß der Richter, wenn ausländisches Recht zur Anwendung kommen solle, sich auf die von den Parteien hierüber vorgebrachten Nachweise nicht zu beschränken brauche, sondern befugt sei, auch anderweitige Erkenntnißquellen zu benutzen und zum Zwecke einer solchen Benutzung das Erforderliche anzuordnen. Hieraus möchte man, zumal im vorhergehenden Satz ausdrücklich die Möglichkeit angeführt ist, daß dem Gericht das ausländische Recht unbekannt sei, den Schluß ziehen, daß der Richter sich auf die Nachweise der Partei über das ausländische Recht beschränken und, sofern solche Nachweise nicht geliefert werden, nach deutschem Rechte entscheiden könne. Das ist insofern richtig, als der so verfahrende Richter keine derartige Rechtsverletzung begeht, daß auf dieselbe ein Rechtsmittel, insbesondere eine Revision begründet werden könnte. So groß ist das Interesse des deutschen Gesetzes an der Anwendung ausländischen Rechtes, auch wo es dieselbe anordnet, nicht, daß es eine Nichtanwendung oder unrichtige Anwendung der Verletzung deutschen Rechtes gleichstellte. Es verlangt vom Richter zunächst nur, daß er dasselbe anwendet, soweit er es kennt, und daß er weiter im zutreffenden Fall dasselbe erforscht, soweit es ihm nach Lage der Verhältnisse möglich ist; hiezu ist er aber nur dem Gesetze gegenüber verpflichtet und kann wegen Nachlässigkeit von seiner Disciplinarbehörde zur Verantwortung gezogen werden; den Parteien gegenüber besteht für ihn in dieser Richtung keine Pflicht, sondern nur eine Befugniß. Die ursprüngliche Fassung der hier behandelten Bestimmungen des Entwurfs zum bürger=

lichen Gesetzbuch hätte es dem Richter leichter gemacht. Soweit ihm das ausländische Recht unbekannt war, sollte ihm die Annahme gestattet sein, daß es mit dem deutschen Recht übereinstimme; Sache der Parteien sollte es sein, das Gegentheil darzuthun, unbeschadet der Befugniß des Richters, selbst sich davon zu überzeugen. Diese Bestimmung ist gestrichen worden. Sie wäre unschädlich und praktisch außerordentlich angenehm gewesen. —

Die Anwendung ausländischer Gesetze kann innerhalb eines Rechtsgebietes nur unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit gestattet werden. Demgemäß bestimmt auch der Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch, daß gegen Angehörige eines ausländischen Staates und deren Rechtsnachfolger die Gültigkeit der Vorschriften über die Anwendung des ausländischen Rechts ganz oder theilweise aufgehoben werden, ja sogar eine Schlechterstellung derselben im Vergleich zu Inländern gegenüber dem inländischen Gesetz angeordnet werden kann. Die Verfügung hat der Reichskanzler unter Zustimmung des Bundesraths zu erlassen. Wann und in welcher Ausdehnung sie zu erlassen sei, ist ganz dem freien Ermessen dieser Organe anheimgegeben.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von P. D. Fischer. 8°, 222 S., Berlin, Verlag von Julius Springer. — Leuten, die reisen — und wer reist heutzutage nicht? — kann das vorliegende Büchlein zum Muster dienen, wie man mit Verstand und mit Nutzen reist; und die, welche es schon verstehen, welche nicht, wie die meisten modernen Reisenden, das „multum, non multa" gerade auf den Kopf stellen, können daraus viel Wissenswerthes lernen und erfahren. Der Verfasser ist in der glücklichen Lage, nicht, wie die meisten anderen Sterblichen, nur einige Wochen des Jahres sich auf Reisen begeben zu können, er ist auch kein müßiger, von seinen Renten lebender Vergnügungsreisender, sondern hat durch seinen Beruf — nicht etwa als Handlungsreisender, sondern als Verkehrsbeamter, offenbar in höherer Stellung — die beneidenswerthe Pflicht, alljährlich größere Reisen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands zu machen und hat, wie er glaubwürdig versichert, im Laufe seiner langjährigen Berufsthätigkeit nahezu sämmtliche Gebiete des Deutschen Reichs durch wiederholte und eingehende Bereisung kennen gelernt. Doch auch im Ausland hat er sich vielfach umgesehen, und da er ein Mann mit offenen Augen, vielseitigen Interessen, praktischem und doch idealem Sinn, warmem Gefühl und namentlich einer innigen Liebe zum deutschen Vaterlande ist, so hat er gerechten Anspruch darauf, von seinen Landsleuten gehört und gelesen zu werden, wenn er hier seine mannichfaltigen Beobachtungen über die einzelnen Erscheinungen des culturellen Lebens in Deutschland mittheilt. Einen höheren literarischen Genuß, wie ihn die Lectüre der Reiseschilderungen eines Goethe, Heine oder K. J. Weber gewährt, dessen „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" der wohlbelesene Verfasser mit warmer Bewunderung erwähnt, bereitet das Büchlein wohl nicht, und manchmal stört darin die Neigung zu rein praktischen, allzu nüchternen Erörterungen, so, wenn der Verfasser locale Mißstände auf bestimmten deutschen Bahnhöfen oder gewisse schlechte Verkehrsverbindungen tadelt; aber im ganzen hat er seinen Blick auf das Typische, Charakteristische gerichtet und sein Buch culturhistorisch angelegt. Seine Behauptungen mögen manchmal irrthümlich, seine Urtheile anfechtbar sein, aber er bietet fast immer Anregung und Interessantes, und in manchen Abschnitten, besonders wenn er die Natur schildert oder auf das deutsche Geistesleben zu sprechen kommt, gelangt auch ein lebendiges poetisches Empfinden zum Durchbruch. Nord- und Westdeutschland scheint der Verfasser am besten zu kennen, dorther stammen die meisten Beobachtungen, die er mittheilt; Süddeutschland, besonders Altbayern ist stiefmütterlich behandelt, und verdiente doch mit seinem reichen urwüchsigen Volksleben ebensowohl einige Beachtung wie im besonderen die bayerische Hauptstadt als Centrale des deutschen Kunstlebens, welch letzteres dem Ideenkreise des Verfassers überhaupt etwas fern zu liegen scheint. Doch er mag hierin zum Theil damit entschuldigt sein, daß etwas Vollständiges zu bieten nicht in seiner Absicht lag und überhaupt im Rahmen eines solchen Büchleins nicht möglich ist. Besonders charakteristisch für das kleine Werk und von anmuthender Wirkung ist die frische Lebensfreudigkeit des Verfassers; er hat sich, trotzdem er schon auf ein langes Leben zurücksieht, ein jugendkräftiges Empfinden bewahrt, er ist kein grämlicher laudator temporis acti, sondern läßt der Gegenwart mit ihren großen Errungenschaften ihr volles Recht werden und sieht als ein entschiedener Feind des modernen Pessimismus, gegen den er sich wiederholt nachdrücklich ausspricht, hoffnungsfroh und vertrauensvoll in die Zukunft.

* Griechische Ausgrabungen und Funde. — Bei den Ausgrabungen in Epidauros wurde vor kurzem das Stadion des Asklepios freigelegt. Wie nun jetzt beobachtet worden ist, bildet die Umbiegung des Stadions eine gerade Linie, welche senkrecht zu den gegenüberliegenden Seiten steht, so daß das ganze Stadion ein vollkommenes Rechteck darstellt. Diese Thatsache verdient um so mehr Beachtung, als die bisher aufgedeckten Stadien, wie dasjenige zu Olympia und Athen, eine gekrümmte Form zeigen. Die Länge des Stadions zu Epidauros beträgt 180 Meter und weicht auch hierin beträchtlich von ähnlichen Anlagen ab. — Die Ausgrabungen der französischen Schule in Delphi legen immer mehr Zeugniß davon ab, daß jenes altgriechische Heiligthum eine Fundgrube von allererster Bedeutung ist. Nachdem früher zwei außerordentlich interessante Hymnen auf Apollo gefunden worden sind, hat sich soeben ein Hymnus auf Dionysos dazu gesellt. Dieser bedeutsame Fund geht bis in das letzte Drittel des 4. Jahrhunderts v. Chr. zurück, übertrifft somit an Alter jene vorerwähnten Hymnen, die aus der Zeit nach 146 v. Chr. stammen, beträchtlich. Dazu kommt, daß der neue Hymnus neben jenen ziemlich farblosen Compositionen ein nicht geringes historisches Interesse beanspruchen darf; leider aber fehlt ihm das, was jenen den Hauptwerth verleiht, die Bezeichnung der musikalischen Begleitung. Die ersten Strophen des Hymnus behandeln einige Scenen aus dem Thatenkreis des Gottes, die folgenden geben eine Anzahl historischer Fingerzeige. Wie noch andere soeben aufgedeckte historische Urkunden beweisen, arbeitete man während des ganzen vierten Jahrhunderts an der Wiederaufrichtung des Tempels zu Delphi. Diese Arbeiten erhielten einen kräftigeren Anstoß nach Beendigung des heiligen Krieges gegen die Phokier, welche die Schätze des Tempels geplündert hatten. Der Dichter des Hymnus sieht bereits den Tag voraus, wo das Heiligthum, strahlend in lauterem Golde und sicher vor Entweihungen, den Gläubigen seine Pforten erschließen wird, und er preist das Geschlecht glücklich, das dies Werk zum Abschluß bringen wird. Im Sinne der delphischen Priester und des Amphiktyonen-Bundes, der damals durch die Könige von Makedonien geleitet wurde, vertritt er die panhellenische Idee und die Politik der neuen Oberherren von Griechenland. Der Hymnus soll mit den Ergänzungen und Erklärungen von Professor Henri Weil im „Bulletin de Correspondance Hellénique" veröffentlicht werden. — Eine interessante Bronze-Statuette der Athena in archaischem Stil, die jüngst in der Nähe der Dardanellen entdeckt und vom Museum in Konstantinopel erworben wurde, legte Professor Salomon Reinach in der letzten Sitzung der Académie des Inscriptions zu Paris vor. Diese Statuette zeigt einen Typus, von dem wir kein Beispiel kennen, entspricht aber jenem Bronze-Koloß der Athena, von welchem der byzantinische Geschichtschreiber Niketas eine eingehende Beschreibung gibt und welcher im Jahre 1203 in Konstantinopel zerstört wurde. Jedenfalls stellte dieser Koloß die Athena des berühmten Tempels zu Lindos (auf Rhodos) dar. Dieser Typus erfuhr zwar in späterer Zeit eine Umwandlung, ohne daß jedoch seine Tradition unterbrochen wurde. Das Meisterwerk des Phidias, die Athena Promachos auf der Akropolis, dürfte zum großen Theil eine Nachbildung jenes Kolossalbildes der Göttin sein, von dem jetzt in der Bronze-Statuette eine Copie vorliegt. — Der Architekt Cavaliere Pietro di Magnifico aus Smyrna hat auf der etwa zehn Kilometer von Rhodos entfernten Insel Chalke im Juni 1894 bei den Grundaushebungen zum Baue eines Glockenthurmes der griechischen Kirche eine giebelförmig zugespitzte Marmortafel gefunden, die sich als ein Weihgeschenk für die ägyptischen Gottheiten Serapis und Isis darstellt, die hier wie in Athen, Delos, Smyrna und anderwärts als Heilgötter verehrt wurden und deren Cult sich oft auch räumlich an den des Asklepios und der Hygieia anschließt. Es ist ein gewisser Timokrates, der Sohn des Aristagoras, dem die gnädigen, hülfreichen Heilgötter aus Aegypten im Traume erschienen sind und denen er nun

in frommem Wahne auf ihren Befehl jene Marmortafel errichtet hat. Vielleicht war diese Tafel die Bekrönung einer Reliefplatte, die eine Darstellung der Heilgottheiten oder des von ihnen geheilten Gliedes enthielt. Die Veröffentlichung dieser Inschrift hat dem Gelehrten, der die sonst sehr wenig besuchte Insel zuletzt (im Sommer 1892) bereist hat, dem Frhrn. Hiller v. Gärtringen Gelegenheit gegeben, im ersten Heft des Jahrgangs 1895 der Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich über die antiken Reste auf Chalke zu berichten, nicht ohne die Hinzufügung zweier nach seinen wohlgelungenen Photographien gemachter Abbildungen. Die erste Abbildung gibt ein Stück der Befestigungsmauer der etwa dreiviertel Stunden westlich vom Hafen auf einer schmalen Höhe gelegenen Burg. Die zweite zeigt uns einen auf einer Terrasse derselben Burg befindlichen, in den Fels gehauenen doppelten Marmorthron, zu dem eine Stufe hinaufführt. Dieser Thron ist nach einer in späten, rohen Zügen eingehauenen Inschrift dem Zeus und der Hekate geweiht. Schon Ludwig Roß hatte hier den Architravblock eines Tempels des Asklepios gefunden, und da sich noch heute zwei antike Cisternen hier befinden, die das einzige gute Trinkwasser auf der öden Insel enthalten, so werden wir hier einen großen Heilbezirk des Asklepios vorauszusehen haben; in dies Heiligthum sind dann später, in der Zeit der Ptolemäer, die beiden genannten ägyptischen Gottheiten als Gäste eingezogen. — Nachdem die Restaurationsarbeiten in der Klosterkirche von Daphni ihrer Vollendung nahe gebracht sind, werden jetzt auch zur Erhaltung der byzantinischen Denkmäler in Mistra bei Sparta Anstalten getroffen. Seit mehreren Monaten sind namentlich von zwei Mitgliedern der französischen Archäologischen Schule, den HH. Millet und Eustache, an Ort und Stelle Untersuchungen über den Erhaltungszustand der Gebäude und der im Innern der Kirchen noch erhaltenen Malereien angestellt worden. Von den acht aus fränkisch-byzantinischer Zeit stammenden Kirchen in Mistra hat die Aphentikon-Kirche besonders starken Schaden dadurch erlitten, daß vor 15 Jahren die Säulen aus ihrem Innern fortgenommen sind, um zum Bau der neuen Metropolis in Sparta verwendet zu werden. Dadurch ist das Dach seiner Stützen beraubt worden und eingestürzt. Wie hier, so sind auch in den übrigen Kirchen die Bilder durch das einströmende Regenwasser stark beschädigt. Die meisten sind in ihrem Verband mit der Wand locker geworden und drohen herabzufallen. Der kunstgeschichtliche Werth der Gemälde, die aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen und unter denen auch historisch bedeutende Darstellungen, wie die Bildnisse der letzten byzantinischen Kaiser enthalten sind, macht ihre Erhaltung dringend wünschenswerth. Im Anschluß an die Untersuchungen sind auch Ausgrabungen von Gräbern innerhalb der Kirchen vorgenommen, die einzelne kleine Funde ergeben haben.

* Es ist eine bekannte Thatsache, daß die optische Industrie in Oesterreich seit einigen Decennien in einzelnen Richtungen statt eines zeitgemäßen Fortschrittes nur einen Stillstand oder sogar leider einen Rückschritt aufzuweisen hat. Während in Deutschland und Frankreich dieses Industriegebiet fortwährend an Ausdehnung und Bedeutung gewinnt, herrscht in dieser Richtung in Oesterreich nur auf beschränkten Gebieten eine erfreuliche Thätigkeit. Der Import von optischen Apparaten ist im stetigen Steigen begriffen, denn nicht nur wissenschaftliche Instrumente, sondern auch Operngucker und Brillengläser werden massenhaft aus dem Auslande bezogen. Mit besonderer Freude kann daher die Errichtung der höheren Fachschule für angewandte Physik am Technologischen Gewerbe-Museum in Wien begrüßt werden, die ihren Besuchern in drei Jahrgängen eine gründliche Ausbildung in Elektrotechnik, Optik und Mechanik oder Heizung und Ventilation ertheilt. Da zur Aufnahme in den ersten Jahrgang die Absolvirung von sechs Mittelschulclassen oder von vier Classen einer Staatsgewerbeschule mechanisch-technischer oder chemisch-technischer Richtung verlangt wird, so ist für eine gute Vorbildung des Schülermaterials gesorgt. Der Unterricht erfolgt, wie aus dem Programm der Schüler erhellt, theoretisch und praktisch in gleichwerthiger Weise und die Annahme ist berechtigt, daß die in ihrem Fache gründlich ausgebildeten Absolventen nicht nur sich selbst ein gutes Fortkommen sichern, sondern auch zur Hebung der Industrie, namentlich der optischen, in maßgebender Weise beitragen werden.

* Wie alljährlich, hat L. N. Pawlenkow im „Istor. Westn." eine statistische Abhandlung über die Bücherproduction in Rußland im vorigen Jahre veröffentlicht, der die „St. Petersburger Zeitung" folgende Daten entnimmt. Charakteristisch ist, daß die Zahl der Werke im Verhältniß zum Jahre 1893 bedeutend gestiegen war, und zwar von 10,242 auf 10,651, während die Zahl der Exemplare von 33¾ Mill. auf 32¼ Mill. sank. In russischer Sprache waren gedruckt 8082 Bücher in 25 Mill. Exemplaren, im Polnischen 894 in 2½ Mill. Exemplaren, im Hebräischen 519 Bücher (resp. 1⅓ Mill.), im Deutschen 315 (resp. ½ Mill.), im Lettischen 219 (resp. ¾ Mill.), im Estnischen 172 (resp. ⅔ Mill.), im Armenischen 124 (resp. ⅙ Mill.), im Grusinischen 74 (resp. 1/9 Mill.), im Türkischen 70 (resp. ⅓ Mill.), im Französischen 61 in 40,000 Exemplaren u. s. w.; der Rest entfällt auf 29 weitere Gruppen. Hinsichtlich der Zahl der Werke ist die Bücherproduction in der russischen, polnischen, hebräischen und armenischen Sprache im steten Steigen begriffen, und zwar im Russischen um 4 Proc. (im Vorjahre um 8 Proc.), im Polnischen um 16 Proc. (gegen 1 Proc. im Vorjahre), im Hebräischen um 17 Proc. (gegen 18 Proc.) und im Armenischen um 8 Proc. (gegen 2 Proc.); im steten Niedergang begriffen sind die deutsche (— 3 Proc. gegen — 16 Proc. im Vorjahre) und die grusinische Sprache (11 Procent gegen — 27 Procent); ein Umschwung ist eingetreten im Lettischen (— 14 Proc. gegen + 27 Proc. im Vorjahre) und im Französischen (— 1 Proc. gegen + 29 Proc.); im Estnischen wurden im Jahre 1894 ebenso viel Bücher gedruckt wie 1893. Von den in russischer Sprache gedruckten Büchern nehmen die erste Stelle stets die Bücher religiösen Inhalts ein; im Jahre 1894 entfielen auf diese Gruppe 1058 Bücher in 8½ Mill. Exemplaren (im Vorjahre 1058 Bücher in gegen 6 Mill. Exemplaren); die zweite Stelle nimmt mit 719 Nummern die Belletristik ein (1893: 629); dann folgen Lehrbücher mit 695 (1893: 675), Nachschlagebücher mit 644 (701), Medicin mit 544 (618), Rechenschaftsberichte mit 342 (346), Geschichte und Biographie mit 505 (464), Volksbücher mit 326 (233), Kinderbücher mit 325 (241), Statistik mit 282 (209), Rechtswissenschaft mit 278 (254), Landwirthschaft mit 262 (238), Drama mit 245 (229), Naturwissenschaften mit 234 (189) u. s. w. Auf fast allen übrigen Gebieten läßt sich ein Rückgang constatiren. Im Verhältniß zum Jahre 1887 haben am meisten zugenommen die Bücher religiösen (+ 361), belletristischen (+ 182), juristischen (+ 174), naturwissenschaftlichen (+ 165) und landwirthschaftlichen Inhalts (+ 109) und die Volksbücher und billigen Ausgaben (+ 180), während politische Oekonomie (— 122), Mathematik (— 66) und Geschichte (— 31) einen starken Rückgang zu verzeichnen haben. Die Zahl der Bücher über politische Oekonomie nimmt ganz besonders seit dem Jahre 1891 ab; betrug sie 1890 noch 146, so war sie 1894 bereits auf 25 gesunken. Die historische Literatur ist seit 1892 wieder im Steigen begriffen. Fast die gesammte Masse der im Jahre 1894 in Rußland erschienenen Bücher ist in 13 Städten gedruckt worden, nur etwa 850 Bücher entfallen auf 152 weitere Plätze. Diese 13 Centren sind St. Petersburg mit 3581 (167 in fremden Sprachen), Moskau mit 2513 (32 in fremden Sprachen), Warschau 1203 (davon nur 95 in russischer Sprache), Odessa 510 (30 in fremden Sprachen), Kiew 391 (resp. 9), Kasan 286 (resp. 93), Riga 267 (50 in russischer Sprache), Tiflis 256 (99 in russischer Sprache), Wilno 241 (62 in russischer Sprache), Charkow 169 (1 in einer fremden Sprache), Dorpat 162 (davon 42 in russischer Sprache), Reval 108 (resp. 11), Mitau 100 (nur 2 in russischer Sprache). Gestiegen ist die Bücherproduction im Verhältniß zu 1893 in Moskau (+ 251), Odessa (199), Warschau (148), Charkow (82), Wilno (35), Mitau (5) und Tiflis (2), zurückgegangen in St. Petersburg (— 108), Kiew (97), Kasan (69), Riga (35), Reval (9) und Dorpat (8). Die größte Zahl der Typographien befand sich in St. Petersburg (185), dann folgen Moskau (159), Warschau (103), Odessa (39), Riga (34), Tiflis (27), Kiew (20), Wilna (19), Charkow (15), Reval (13), Ssaratow, Kasan (10), Ssamara, Orel, Kowno, Woronesh, Baku (9), Dorpat, Perm (8) u. s. w. Die größte Anzahl Bücher ist bei Ssytin in Moskau gedruckt worden — 393; im Jahre 1893 nahm noch die Typographie der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mit 246 die erste Stelle ein, während Ssytin nur 228 producirte. 1894 nahm die Akademie mit 224 Büchern die zweite Stelle ein; es folgen Kuschnarew (199) und Snegirew (192) in Moskau, Obschtschestwennaja Polsa in St. Petersburg (182), die Moskau'sche und die Kasan'sche Universitätstypographie (175, resp. 169) u. s. w.; Stassjulewitsch und Ssuworin in St. Petersburg sind zurückgegangen, ersterer von 177 auf 151 und letzterer gar von 172 auf 116. Die größte Anzahl Exemplare, und zwar 5,555,710, zog die Moskauer Typographie von Ssytin ab; schon im Jahre 1893 nahm sie in dieser Hinsicht mit 2,337,980 Exemplaren die erste Stelle ein.

* **Straßburg.** Die Meldung, daß Prof. Dr. Rudolf Reuß einen Lehrstuhl für elsässische Geschichte an der Pariser Sorbonne besteigen werde, wird nunmehr von der „Straßb. Post" für unbegründet erklärt.

* **Jena.** Die Feriencurse, welche hiesige Professoren seit einigen Jahren für akademisch gebildete Lehrer und Seminarlehrer eingerichtet haben, waren in diesem Jahre stark besucht. Der Pädagog Prof. Rein hatte allein 60 Zuhörer, von denen 24 aus Deutschland, die übrigen aus dem Auslande, Schweden, England, Frankreich, der Schweiz und Amerika, stammten. Es soll der Versuch gemacht werden, künftighin auch Volksschullehrern diese Curse zugänglich zu machen.

* **Berlin.** Der bisherige Leiter des Staatsarchivs der Provinz Westfalen in Münster, Archivrath Dr. Keller, ist als Geh. Staatsarchivar nach Berlin berufen und wird seine Amtsgeschäfte am 29. d. M. übernehmen. Dr. Keller ist in weiteren Kreisen bekannt durch seine von Enthusiasmus getragenen Arbeiten zur Geschichte der protestantischen Secten (Wiedertäufer u. dgl.), sowie durch die damit zusammenhängende Agitation für den Comenius-Cultus.

A. **Rostock**, 20. Aug. Der Oberkirchenrath Bard in Schwerin ist von der theologischen Facultät der hiesigen Universität in Anerkennung seiner Verdienste um das kirchliche Leben in Mecklenburg zum Doctor theologiae honoris causa ernannt worden.

A. **Schwerin**, 20. Aug. Das Schliemann-Denkmal ist so weit fertig gestellt, daß es morgen von dem Comité der Stadt übergeben werden kann. Das Denkmal besteht aus der Büste Schliemanns, welche auf einem Postament aus polirtem schwedischen Granit ruht. Es steht am Pfaffenteich in der unmittelbaren Nähe des Gymnasiums.

* **Wien.** Akademie der Wissenschaften. Der Kaiser hat die Wahl des Hrn. Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este zum Ehrenmitgliede der Gesammtakademie bestätigt. Ferner wurden ernannt zu wirklichen Mitgliedern der Akademie, und zwar in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe, der ordentliche Professor der Physik an der Universität Wien, Hofrath Dr. Ludwig Boltzmann, und der ordentliche Professor der Zoologie an der Wiener Universität, Dr. Karl Grobben. Genehmigt ward die Wahl des Geheimraths Prof. Dr. Ernst Curtius in Berlin und des russischen Akademikers Geheimrath Otto Böhtlingk zu Ehrenmitgliedern der philosophisch-historischen Classe und des Professors der Mathematik an der Universität Berlin, Dr. Karl Weierstraß, zum Ehrenmitgliede der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Akademie im Auslande; bestätigt die weiteren von der Akademie vollzogenen Wahlen von correspondirenden Mitgliedern im In- und Auslande, und zwar: in der philosophisch-historischen Classe: des ordentlichen Professors der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Graz, Regierungsrath Dr. Anton Schönbach, und des ordentlichen Professors des Römischen Rechts an der Universität Wien, Dr. Ludwig Mitteis, zu correspondirenden Mitgliedern im Inlande; ferner der Professoren Geh. Justizrath Dr. Heinrich Brunner in Berlin, J. de Goeje in Leyden und Gaston Maspero in Paris zu correspondirenden Mitgliedern im Auslande; — in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe: des ordentlichen Professors der systematischen Botanik an der deutschen Universität in Prag Dr. Richard Ritter Wettstein v. Westersheim, und des außerordentlichen Professors der Mathematik an der Universität Innsbruck Dr. Wilhelm Wirtinger zu correspondirenden Mitgliedern im Inlande, endlich des Professors am Collège de France und Secretärs der Académie des sciences in Paris Dr. Marcellin Berthelot, des Generaldirectors der Geological Survey of the United Kingdom Dr. Archibald Geikie in London, des Professors der Physiologie an der Universität in Utrecht Dr. Wilhelm Engelmann, sowie des Professors und Directors der Sternwarte in München Dr. Hugo Seeliger zu correspondirenden Mitgliedern im Auslande.

Wien, 21. Aug. Auf seinem Landgute Plevna bei Cilli ist gestern nach kurzer Krankheit der gewesene langjährige Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, zugleich Director der kaiserlichen „Wiener Zeitung", Herrenhausmitglied Hofrath Dr. Anton Ritter v. Beck, im 84. Lebensjahre verschieden. Geboren am 6. Januar 1812 zu Butsch in Mähren, absolvirte er die Gymnasialstudien in Znaim und Brünn, die juridischen in Wien und wurde hier zum Doctor der Rechte promovirt. Später war er einige Zeit Hofmeister im Hause des Fürsten Schwarzenberg. Um jene Zeit machte er sich auch in der böhmischen Literatur durch Beiträge in verschiedene Zeitschriften, insbesondere in den „Musejnik" (1843 bis 1847) und in die „Květy" bekannt. 1848 wurde er von dem böhmischen Wahlbezirke Wittingau in den constituirenden Reichstag gewählt, wo er in den Reihen der conservativen slavischen Rechten Platz nahm. Später war er Redacteur der böhmischen Ausgabe des Reichsgesetzblattes in Wien und Mitglied der Commission zur Zusammenstellung der tschechischen juridisch-politischen Terminologie. Anfang der sechziger Jahre fungirte er als Sectionsrath im vormaligen Staatsministerium. Am 13. Oct. 1866 wurde er zum Director der Hof- und Staatsdruckerei berufen und auf diesem Posten am 18. Februar 1867 zum Hofrath ernannt. Unter seiner Leitung hat die Hof- und Staatsdruckerei einen Aufschwung genommen, der die Erhaltung ihrer Stellung als anerkanntes Musterinstitut auf die Dauer verbürgt. Auf seinen Antrag wurde das neue Gebäude auf dem Rennweg erbaut und die Stabilisirung des Beamten- und Arbeitspersonals der k. k. Hof- und Staatsdruckerei durchgeführt. Er hatte während seiner Directionsführung insbesondere auf die finanzielle Hebung der Staatsdruckerei einen wesentlichen Einfluß genommen und die technischen Organe der Anstalt bei fortschrittlichen Einführungen im technischen Dienste in jeder Beziehung kräftigst unterstützt, wodurch es möglich wurde, das Staats-Institut stets auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wegen seiner vielfachen Verdienste um das genannte Institut wurde ihm am 16. Juli 1877 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens verliehen, was seine Erhebung in den Ritterstand zur Folge hatte. Seit 15. September 1885 gehörte er dem Herrenhause als lebenslängliches Mitglied an. Er war außerdem Mitglied der Staatsschulden-Control-Commission, Beirath des Postsparcassenamtes und correspondirendes Mitglied der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.

* **In Brüssel** ist, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, im Jahre 1894 unter dem Schutze der belgischen Regierung ein Office international de Bibliographie gegründet worden, das alle auf die bibliographische Classeneintheilung und auf die Ausarbeitung eines allgemeinen Repertoriums bezüglichen Fragen studiren soll. Dieses neue Office hat bereits 200,000 bibliographische Notizen classificirt, die auf die Hauptgruppen der Wissenschaft, besonders auf das Recht, auf die Statistik, auf die Volkswirthschaft, auf die Philologie und Literatur Bezug haben. Gegenwärtig soll zur Fortführung des Unternehmens ein internationales Einvernehmen hergestellt werden; in Folge dessen hat das genannte Brüsseler Office auf den 2. bis 7. September dieses Jahres eine internationale bibliographische Conferenz nach Brüssel einberufen. Auf der Tagesordnung stehen vier Punkte: 1) Gründung eines internationalen Instituts für Bibliographie, das alle Fragen studiren soll, die auf die Bibliographie Bezug haben und den bibliographischen Interessen eine ständige Vertretung geben soll. 2) Annahme einer allgemeinen und internationalen bibliographischen Classificirung. 3) Veröffentlichung eines universellen bibliographischen Repertoriums auf Bücherzetteln, der angenommenen Classificirung gemäß und mit Vermittelung eines internationalen bibliographischen Office, das besonders damit beauftragt ist, die Mitwirkung aller bestehenden bibliographischen Gruppen einzurichten. 4) Antrag an die Regierungen, zur Erleichterung der Veröffentlichung dieses Repertoriums eine internationale bibliographische Vereinigung zu bilden.

* Aus Schweden kommt die Nachricht vom Tode des Majors Thure Brandt. Als Militär hat er wohl nie von sich reden gemacht, aber in alle Culturländer ist sein Name als der des Erfinders einer neuen Heilmethode gelangt. Brandt schuf eine mechanische Behandlungsmethode für Frauenleiden, die im wesentlichen als eine modificirte Form der Massage betrachtet werden kann. Die Erfolge, welche er erzielte, erregten bald die Aufmerksamkeit der Aerzte und in den letzten Jahrzehnten sind Hunderte nach Stockholm gezogen, um von dem Laien die neue Kunst zu erlernen. Noch im vorigen Jahre erschien eine genaue Darstellung derselben in deutscher Sprache von Dr. Dolega in Leipzig. Zum großen Theile beruhen Brandts Erfolge in manueller Geschicklichkeit, und darin ist vielleicht der Grund zu suchen, daß seine Heilmethode keinen allgemeinen Eingang in die ärztliche Praxis gefunden hat. Gerade in Deutschland ist von autorativer Seite Widerspruch gegen dieselbe erhoben worden. Jedenfalls hat Thure Brandts Heilverfahren, der übrigens selbst eine große internationale Praxis hatte, obwohl er ein schlechter Arzt gewesen sein soll, das Gute gehabt, daß das mechanische Princip in der Therapie auf einem neuen Gebiete zur Geltung gekommen ist.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Zwei Wochen im nördlichen Daghestan.

Von C. Hahn (Tiflis).

I.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich meine heurige Sommerreise mit der ungarischen Expedition des Grafen Eugen v. Zichy[1]) ausführen konnte. In der Gesellschaft von Männern zu reisen, welche nicht als einfache Touristen ohne bestimmten Zweck von Ort zu Ort eilen, um „auch dagewesen zu sein", sondern welche eine bestimmte wissenschaftliche Aufgabe sich vorgesteckt haben, ist immer anregend auch für den, der auf seinen Reisen vielleicht andere Zwecke verfolgt. So nahm ich denn die Einladung des Grafen mit Vergnügen an, um so eher, als ich mir bewußt war, als langjähriger Bewohner und Bereiser des Kaukasus den Herren von einigem Nutzen sein zu können. Ueber die von der Expedition erreichten Resultate ein Urtheil zu fällen, ist noch verfrüht, steht mir auch nicht zu; dieselben werden in einem von dem Grafen beabsichtigten, reich ausgestatteten Werke in nicht allzu ferner Zeit dem Publicum dargeboten werden, wie auch auf der zur Feier des tausendjährigen Bestehens des ungarischen Königthums im nächsten Jahre in Budapest zu veranstaltenden Ausstellung eine Menge auf der Reise gekaufter Gegenstände und anschaulicher Modelle dem Besucher vor Augen geführt werden soll. Bis dahin lade ich den Leser ein, mit der schlichten Erzählung meiner Reise ins Daghestan fürlieb zu nehmen.

Wer von Tiflis aus eine solche Reise unternimmt, dem stehen drei Hauptwege offen. Wir können den mächtigen Gebirgswall des Kaukasus, der uns von unserm Objecte trennt, umgehen, indem wir die Bahn nach Baku benützen und von dort mit dem Dampfer nach Petrowsk fahren; fast ebenso bequem ist die Route nach Wladikawkas über den Gudaurpaß (unter 8000′) und von dort aus per Bahn nach Petrowsk oder dem näher gelegenen Chassaw-Jurt. Ein guter Fußgänger und sicherer Reiter wird aber entschieden den Weg durch das schöne Kachetien und über einen der Päſſe über den Hauptkamm vorziehen. Unter diesen Päſſen ist der bequemste der Kodorpaß oberhalb Telaw (9292′); da übrigens, wie bekannt, die Schneelinie im östlichen Theile des Kaukasus sehr hoch liegt (zwischen 11—12,000′), so bieten auch die andern Päſſe, wie der Sazchenissi, der Gudurpaß (10,118′) oberhalb Ssakatali und der Ssalawatpaß, der nach Achti am Ssamur führt, keine zu großen Schwierigkeiten. Ueber diese Päſſe gelangen wir in die wildesten Theile des Daghestan, in Gegenden, wo selten der Fuß eines Europäers geweilt hat, in die furchtbar schönen Hochthäler der Flüsse, welche fast alle (mit Ausnahme des Ssamur, der sich der Richtung der Bergketten anschmiegt) mit urwüchsig unbändiger Kraft die vorliegenden gewaltigen Ketten des daghestanischen Gebirgsstocks perpendiculär durchbrechen und, in wilde Schluchten tief eingebettet, raschen Laufs der Ebene zueilen. Da die ungarische Expedition ihre Reise ins Daghestan im Anschluß an ihren Ausflug nach Transkaspien und Bochara geplant hatte, so war uns die erstgenannte Route gewissermaßen vorgezeichnet. In der wenig angenehmen Stadt Baku, wo Luft, Erde und Wasser mit Petroleum geschwängert sind, fanden wir uns[1]) und traten nach wenigen Stunden auf dem Dampfer „Alexander III." die Reise an. Die Passagierschiffe auf dem Kaspischen Meer sind fast alle Raddampfer von mäßiger Größe mit eleganter Ausstattung und elektrischer Beleuchtung. Die Cabinen sind sauber und bequem, die Verpflegung ist gut. Die Dampfer werden mit Massuth geheizt, welcher, durch ein Gebläse zerstäubt, eine sehr intensive Flamme gibt. Diese Heizung stellt sich auf den lächerlich billigen Preis von 2½ Rubel pro Stunde. Unser Schiff hatte eine große Anzahl von Passagieren, namentlich dritter Classe, an Bord, welche in malerischen Gruppen mit ihrem Gepäck, das oft ihre ganze Habe ausmachte, auf dem Deck herum saßen und lagen, durch große Schutzdächer aus Segeltuch vor den Strahlen der heißen Sonne geschützt. Eine Menge deutscher Colonisten von der Wolga waren auch darunter; sie kamen vom Jahrmarkt zu Baku.

Das Kaspische Meer ist seiner Stürme wegen sehr verrufen. Wir hatten glücklicherweise das schönste Wetter. Ruhig durchschnitt unser Schiff die grünliche Salzfluth, meilenweit eine breite Bahn hinter sich lassend. Selten belebte ein Segel oder der Rauch eines Dampfers die öde Wasserfläche. Das wenig entwickelte Ufer bleibt beständig in Sicht, aber in so großer Entfernung, daß man die Einzelheiten ohne Fernglas nicht unterscheiden kann. Hinter dem Uferstreifen, der bei einer zwischen 10—30 Werst wechselnden Breite doch aus der Ferne sehr schmal erscheint, thürmt sich das daghestanische Gebirge auf, zuerst nur in Erhebungen zwischen 2000 und 3000′, wenig oder gar nicht bewaldet, hinter denen bei klarem Wetter die Schneegipfel des Schach-Dagh (13,950′), Schalbus-Dagh (13,700′), Alachun-Dagh (12,700′), Djulti-Dagh (12,400′) und anderer hervorblicken. Die Uferlinie bildet die eine, ca. 350 Werst lange Seite eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Spitze etwa in Petrowsk liegt und dessen Basis eine dem Hauptkamm des großen Kaukasus entsprechende Linie vom Gudberg südlich vom Kasbek bis zur Halbinsel Apscheron oder Baku ausmacht. In dieses Dreieck zeichnet sich eine Unmasse ungemein steil aufsteigender Bergketten mit scharfen Graten ein, welche in der Hauptrichtung von Südwest nach Nordost vorstoßend durch sehr enge, tief ausgewaschene Schluchten von einander getrennt sind. Die größten Erhebungen dieses „Landes der Berge", was der Name Daghestan besagen will, haben wir in der Nähe der Basis, d. i. des Hauptkammes, zu suchen; sie sind demselben in nächster Nähe nördlich vorgelagert und überragen ihn um 4000 bis

[1]) Zweck der Expedition war, die Heimath der Ungarn zu suchen und etwaige Spuren der Hunnen im Kaukasus zu finden.

[1]) Die Strecke Tiflis—Baku habe ich an anderem Ort beschrieben: vgl. A. E. Seibert, Zeitschrift für Schul-Geographie. Jahrg. XIV 1893), Heft VI.

6000 Fuß. Diese zum Himmel emporragenden Zinken und Zacken, deren kalte, nackte und starre Formen durch das vorwiegende Gestein, Thonschiefer und Kalk — mit Ausschluß vulcanischer Gebilde — bestimmt sind, bilden ein gräßlich schauerliches Gewirr, so daß dem Beschauer unwillkürlich der Gedanke sich aufdrängt, daß nicht ein gütiger Schöpfer solches geschaffen, sondern ein Teufel in seiner schlimmsten Laune das Daghestan auf den Erdball herabgeworfen habe. Der Aberglaube des Volkes bezeichnet noch bis auf den heutigen Tag eines der größten Bergmassive im nördlichen Daghestan als Sitz der Teufel. Wüst, wild und schauerlich, grau in grau und schwarz in schwarz ist der Charakter dieses kleineren Theiles des kaukasischen Gebirges, dem in seinem größeren Theile bei imponirender Großartigkeit und Wildheit doch immer wieder versöhnend das Liebliche und Anmuthige sich beigesellt; ich erinnere hier von vielen nur an die Hochthäler des Rion, Ingur, Zcheni-Zkale, des Kuban, der Teberda, des Baksan 2c. Dort kommt neben der mit dem Leichentuch des ewigen Schnees und Eises bedeckten Alpenwelt und den todten Steinmassen auch eine wunderbare, das frischeste Leben hauchende Vegetation zu ihrem Recht; auf den smaragdgrünen Alpenwiesen mit ihrem reichen Blüthenschmuck, auf den herrlichen Wäldern mit ihrem mannichfaltigen Grün, auf den lieblichen, in leichten Duft gehüllten Thälern kann das Auge ausruhen, das vom Glanze des ewigen Schnees geblendet und ermattet war, und Herz und Gemüth erholen sich von den Schrecken der Alpenwelt. Nach dem „Reiche der Schatten" thun sich da „liebliche Gelände hervor, wo der Herbst und der Frühling sich gatten"....

Wir kehren auf das Schiff zurück. Nach einer wunderbaren Mondnacht, welche wir zum größten Theile auf Deck verbrachten, hielt der Dampfer 4 Uhr Morgens gegenüber Derbent, das sich in der Ferne mit seiner Citadelle recht malerisch und originell anschaut. Nach kurzem Aufenthalt setzen sich die Räder wieder in Bewegung und wir steuern auf Petrowsk zu, das wir um 2 Uhr Mittags erreichen. Diese Stadt ist in den statistischen Tabellen mit etwas über 4000 Einwohnern verzeichnet, wird aber dank ihrer günstigen Lage gewiß bald alle andern Städtchen des Daghestan überflügeln; als Endpunkt der ciskaukasischen Eisenbahn und als Hafenstadt am Kaspischen Meer mit sehr geschütztem Hafen, sowie als Seebad mit sehr angenehmem Grund hat der Ort eine bedeutende Zukunft. Wie sich leicht errathen läßt, erhielt die Stadt ihren Namen von Peter dem Großen, nicht etwa deßhalb, weil er sie gegründet hätte, sondern weil er im Jahre 1722 während des Feldzugs gegen Persien hier im Lager stand. Die Befestigung, welche zur Zeit der kaukasischen Kriege im Jahre 1844 hier erbaut wurde, wurde ihm zu Ehren Petrowsk genannt. Die benachbarten Kumyken dagegen gaben der Festung den Namen Andschi-Kala, d. i. Mehlfestung, weil der Proviant für die russische Armee von der Wolga kommend hier ausgeladen und aufgestapelt wurde. An der Stelle der Festung steht jetzt ein sauberes, regelmäßig angelegtes Städtchen mit breiten Straßen und guten Trottoirs. In der Mitte der Stadt spenden die Bäume eines Parks wohlthuenden Schatten. Nahe bei Petrowsk, einige Werst südlich an den Abhängen des Tarku-Tau, liegt ein uralter Ort Tarku, auch Tarki (d. i. das ausgebreitete), von Kumyken und Hebräern bewohnt. Hier soll einst die große Chasarenstadt Semender gestanden haben; seit dem 15. Jahrhundert war sie die Residenz der Schamkale oder Schewkale (d. i. daghestanischer Könige). Der Ort selbst und die von General Jermolow (1821) oberhalb der Stadt angelegte Festung Burnoi spielen eine hervorragende Rolle in der kaukasischen Kriegsgeschichte. Tarku wurde von den Russen zum öfteren eingenommen und zerstört, bis der Schamchal 1718 russischer Unterthan wurde; vor Burnoi und der später unterhalb Tarku's am Meer angelegten kleinen Festung haben die Bergvölker unter Kasi-Mulla und Schamyl stets heldenmüthigen Widerstand gefunden und große Verluste erlitten.

Die Straße von Petrowsk nach Temirchan-Schura führt in südwestlicher Richtung. Die Entfernung beträgt 44 Werst. Der Weg durchläuft zuerst die Ebene, in schnurgerader Linie sich den Bergen nähernd. Wiesen mit spärlichem Buschwerk (Paliurus caucasicus, Hippophae rhamnoides, seltener Tamarix) fassen ihn ein. Bald verlassen wir die Ebene und steigen in kahlen, spärlich bewachsenen Schieferfelsen von pittoresken Formen in langgestreckten Zickzacken aufwärts. Auf halber Höhe des Berges liegt der Aul Atli-Bujun malerisch an den felsigen Abhängen angeklebt. Die grauen Häuser mit ihren flachen Dächern nehmen sich in der Ferne aus wie große Steinwürfel, und nur einige kleine Oeffnungen und die Rauchfänge weisen darauf hin, daß sie den Menschen als Behausung dienen. Der nahegelegene Kirchhof mit seiner Unmasse von aufrechtstehenden Steinsäulen läßt uns vermuthen, daß die Zahl der Bewohner des Auls keine geringe ist. Weiter oben fahren wir durch weite Strecken von Unterholz, dessen Hauptbestand die Eiche bildet. Hier mag einst schöner Wald gewesen sein, ausgehauen kann er nicht mehr gehörig nachwachsen, weil das Vieh dorthin zur Weide getrieben wird, wie solches allenthalben im Kaukasus üblich ist. Vom ersten Paß im Vorgelände des Daghestan geht es wieder tief hinunter in einen ausgedehnten Thalkessel, der einst Meeresgrund gewesen sein muß. Das läßt sich an den Salzpfützen und Salzseen, sowie an der Flora leicht erkennen. Die Landschaft trägt ganz den Charakter der Salzsteppe; verschiedene Halophyten, silbergraue Artemisien, die strahlenförmig sich ausbreitende Kapper mit ihren leuchtend grünen Blättern und großen weißen, manchmal ins Röthliche spielenden Blüthenkelchen, die graugrünen Stengel der Homala mit weißen Blumen und grünem Stern in der Mitte sind zahlreich vertreten. Munter tummelt sich im Sonnenschein die Zieselmaus (spermophilus). Da und dort tauchen in der Ebene Kurgane auf. Einige Gersten- und Maisfelder kündigen uns bald die Nähe eines Dorfes an. Es ist der Aul Kafir-Kumuch, d. i. ein Aul „ungläubiger" Kumyken. Das Wort kafir will sagen, daß sie spät den Islam angenommen haben im Unterschied von den Kasi (Gasi)-Kumyken, d. i. den „gläubigen", oder „für den Glauben kämpfenden" Kumyken. Terrassenförmig an zwei Bergabhängen über einem Flüßchen und üppigen Gärten aufgebaut, gewährt das Dorf einen hübschen Anblick, eine zackige, dünne Felswand scheidet den Ort in zwei Theile. In dieser Gegend ist das Holz rar, die Steine taugen wohl wenig zum Bau der Häuser oder sind schwer zu bearbeiten, daher dienen als Baumaterial an der Luft getrocknete Ziegel, aus Lehm und Häcksel geknetet.

Ganz nahe bei dem Aul liegt auch schon Temirchan-Schura, ein unscheinbares Städtchen mit dem Sitz des Militärgouverneurs vom Daghestan. Fürst N. Tschawtschawadse, einem alten grusinischen Adelsgeschlecht entstammend, der seit vielen Jahren diese Stelle einnimmt, nahm die Expedition mit der größten Liebenswürdigkeit auf und traf auch für unsre weitere Reise durch sein Gebiet alle mögliche Vorsorge. Da unsre Gesellschaft aus acht Personen bestand, so mußten für unsern schweren Wagen überall die nöthigen sechs Pferde vorbereitet, resp. requirirt werden; auch mußten überall Vorreiter mitkommen, um sich von dem Zustand der Wege zu überzeugen. Die Straßen sind zwar, soweit solche vorhanden, mit großer Kunst angelegt und machen den russischen Ingenieuren alle Ehre, in Folge starker Regengüsse aber waren die Wege, welche fast durchweg an

jähen Abgründen hinführen, vielfach verdorben, stellenweise abgerutscht, oder durch Geröll, das die Bäche aus engen Schluchten in großen Massen auf die Straße geschwemmt, unpassierbar gemacht. An solchen Stellen mußte ausgestiegen werden und der leere Wagen wurde mit Hülfe von Arbeitern herübergeschafft. An den scharfen Wendungen beugten die Vorreiter einem etwaigen Zusammenstoß mit entgegenkommenden Wagen oder Arben vor.

Von Temirchan-Schura zum Gunib sind's auf der Poststraße 117 Werst. Wir legten sie in zwei Tagen bequem zurück. Große Aule mit reichen Gärten, schöne Wiesen und fruchtbare Felder, weiter oben saftige Weideplätze, in der Ferne die Berge des Daghestan, höher und höher ansteigend — das ist das Bild der Landschaft. Wir berühren die großen, von Kumyken (Tataren) bewohnten Aule Bugden, Groß- und Klein Dschengutai, Kulezma, Urma, Lewaschi. Viermal an einem Tage müssen wir bis gegen 4000 Fuß hohe Pässe ersteigen, um dann in unendlichen Schlangenwindungen uns wieder tief hinabzulassen. Dieses ewige Auf und Ab ist durch das ungemein coupirte Terrain der daghestanischen Berge bedingt. In Chodschalamachi, nicht weit vom kasi-kumyk'schen Koissu, in einer Gartenlandschaft mit schönen Obstbäumen gelegen, kommen wir so zeitig an, daß wir uns im Ort ein wenig umsehen können. Oberhalb des Auls thürmen sich fast senkrecht mächtige Kalkfelsen auf, von einer alten Festung gekrönt, die ein persischer Schach gebaut haben soll. Der Kalk enthält hier eine Menge von Versteinerungen, was dem Reisenden um so mehr auffällt, als er solche im Kaukasus äußerst selten zu sehen bekommt. Die Dorfjugend schleppte sogleich nach unsrer Ankunft eine Menge hübscher Ammoniten von allen Größen herbei, seltener waren Belemiten und die bei Gunib häufigen Terebratulen (biplicata, rhinchonella), ebenso Ostreen und Pentacriniten. Vergeblich suchten wir in der großen Kinderschaar nach einem bestimmten Typus; die meisten hatten weiße Hautfarbe, die Haare der älteren Kinder waren fast alle dunkel und schwarz, die Augen hellbraun und graublau, selten schwarz. Die ganz kleinen Kinder, die noch getragen wurden, hatten alle die kurzgeschorenen Haare mit „kinah" feuerroth gefärbt und die Gesichter mit dem hier allgemein vorkommenden Talcum beschmiert, was ihnen mit dem noch reichlich anklebenden Schmutz ein ganz schreckliches Aussehen verlieh. Die Bevölkerung ist hier sehr gemischt. Hier sind Abkommen von Arabern, Persern, Grusinern, Tataren, Juden, Awaren, Russen bunt durcheinander gemischt. Die Frauen gehen zwar nicht verschleiert, halten sich aber „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl" sehr zurück. Sie haben scheuen, sklavischen Blick. Man sieht es ihnen an, daß sie schwere Arbeit verrichten müssen. In ärmliche Kleidung meist von schwarzer Farbe gehüllt, mit häßlichen abgemagerten Gesichtern schleppten sie in großen Metallkrügen auf gekrümmtem Rücken aus weiter Ferne Wasser herbei, mit dicken farbigen Wollstricken, die über die Schultern herabhängen, die Krüge festhaltend. Ihr Gang ist schwer und schleppend, was theilweise von den großen Stiefeln herkommen mag, in welchen die großen Füße stecken. Bei der ärmlichen Kleidung darf aber der Schmuck doch nicht fehlen. Derselbe besteht in silbernen Ohrreifen von 1½ bis 2 Zoll Durchmesser, an denen unten eine durchbrochene Kugel von der Größe einer Haselnuß angebracht ist. Solche Ohrringe trägt das schöne Geschlecht im ganzen Daghestan. Da diese Ohrgehänge sehr schwer sind und die Ohren zerren würden, so wird noch ein Band, an dessen Enden die Ringe angeknüpft sind, als Träger über den Scheitel gelegt. Armbänder von eigenthümlicher Form, zwei, drei dicke Silberstäbe um einander gewunden und ein Hals-, resp. Brustschmuck mit Kettchen in dreieckiger Form sind seltener zu sehen. Jene Ohrgehänge verdienen deßhalb ganz besondere Beachtung, weil Abt M. Woscinsky bei seinen Ausgrabungen im Tolnaer Comitat in Ungarn auf einem aus dem 5. Jahrhundert stammenden Gräberfeld ganz die gleichen in größerer Anzahl gefunden hat. Solche Schmucksachen und eine Menge anderer Dinge brachte man uns zum Verkauf und es entwickelte sich vor der Poststation ein belebter Basar. Die meisten Dinge hatten keinen Werth, dagegen waren die von den Frauen gewobenen Tuche aus Wolle, Ziegen- und Kamelshaaren von seltener Güte, das Stück dieser unter dem Namen „lesghisches Tuch" bekannten Gewebe (ca. 16 Ellen lang bei ¾ Elle Breite) gilt je nach der Qualität 20—100 Rubel und darüber. Weniger werthvoll waren die Teppiche, ebenfalls Hausarbeiten. Unter den verschiedenen Geräthen lenkten unsre besondere Aufmerksamkeit auf sich die Oellämpchen aus Thon, selten aus Eisen, welche dieselbe Form haben, wie die in den Cabinetten der Museen von Neapel und Pompeji ausgestellten. Wie der Phalluscultus in diese Gegenden gekommen (ich habe Aehnliches nirgends im Kaukasus gesehen) wäre interessant nachzuweisen. Ebensolche Form hat auch der Hals eines Krugs, dessen Körper durch drei Füße gestützt ist. In der Nähe von Chodschalamachi hat man beim Pflügen vor längeren Jahren Dolmen entdeckt. Auf den in denselben gefundenen Gefäßen waren Darstellungen aus der biblischen Geschichte zu erkennen, was auf einstige christliche Bevölkerung hinweist. Es läßt sich auch geschichtlich nachweisen, daß in dieser Gegend grusinische Niederlassungen waren. Jetzt sind die Bewohner des Daghestans und auch dieser Gegend fast ohne Ausnahme sunnitische Mohammedaner, was an dem gänzlich geschorenen Kopf zu erkennen ist (die Schiiten, z. B. die Perser, rasiren sich den Kopf zwar auch, lassen aber zu beiden Seiten lange Haare stehen, ähnlich den Peißen der Juden).

Wir haben etwa ein Viertelstündchen zu gehen, um von unsrer Station zum kasi-kumuch'schen Koissu zu gelangen. Beim Blick auf die Karte bemerken wir verschiedene solche Koissu, da ist der kasi-kumuch'sche, der Kara-Koissu, der awarische und der andische Koissu, welche später vereint den Ssulak bilden. Ssu bedeutet Wasser.[1]) Wenn nun das koi vorgesetzt wird, so will man damit sagen, daß ein solches Wasser für Schafe nicht passirbar ist. Dieser kasi-kumuch'sche Koissu nun verschwindet bei Tasch-kopur, wohin wir uns zu Fuß begaben, nachdem er sich vorerst zwischen hohen Felsen durchgearbeitet, in einer wohl 100 Fuß tiefen Felsenspalte von etwa 60 Schritt Länge. Oben ist diese Spalte so eng, daß ein Kind über sie hinschreiten kann, aber unten erweitert sich dieselbe, vom Wasser muldenförmig ausgenagt. Wie das Kunststück eines großen Zauberers sieht sich das plötzliche Verschwinden eines wasserreichen Flusses an. Durch wildes Tosen gibt er übrigens da unten zu erkennen, daß er noch existirt. Bei Hochwasser füllt sich die Spalte bis oben und das Wasser geht mannshoch in wilden Wirbeln darüber hin. Etwas unterhalb der natürlichen Brücke führt eine schöne steinerne Brücke in drei großen Bogen über den Fluß. Der kasi-kumuch'sche Koissu, dessen Länge ca. 90 Werst beträgt, hat 12 Werst oberhalb Tasch-kopur bei Zudachara ein gewaltiges Felsenthor von 6 Meter Breite und 100 Meter Länge gebildet. Er vereinigt sich später bei dem hübsch gelegenen Aul Gergebil mit dem Kara-Koissu (dem schwarzen Koissu), und bald darauf mit dem awarischen Koissu. Ein kleiner Zufluß des kasi-kumuch'schen Koissu bildet beim Aul Kuppa zwischen 2—300 Fuß hohen Felsen, die mit Mauern und Häusern gekrönt sind, ein ebensolches Thor, das sich im Halbkreis über 100 Meter erstreckt und durch welches die Straße nach Gunib führt. Solche von senkrecht an-

[1]) Andere Benennungen für einen größeren Fluß im Daghestan sind ór und tschai, für einen kleineren Fluß hár.

steigenden und überhängenden Felsmassen umrahmten Engpässe finden wir aber nicht nur in den Thalsohlen, sondern öfters auch oben auf den Pässen, wo sich vielleicht einmal in undenklicher Vorzeit Gletscher durchgezwängt haben, wie z. B. das sogenannte Wolfsthor zwischen Dschengutai und Kisil-Jar.

In Chodschala-machi sind wir dem Gunib bis auf 40 Werst nahegerückt. Wir können die Strecke in 4—5 Stunden zurücklegen. Wieder müssen wir über einen Grat, der die Gewässer des kasikumuch'schen Koissu vom Kara-Koissu trennt. Der Paß liegt 4552 Fuß über dem Meeresspiegel. In blendend weißen Kreide- und Kalkfelsen führen die langgezogenen Zickzacke der Straße hinab zur Station Salti und zur Salti-Brücke, welche neuerdings zu Ehren des russischen Thronfolgers „Georgs-Brücke" genannt wird. Diese Brücke war in den daghestanischen Kriegen viel umstritten. Auf den ersten Blick wird es uns klar, daß hier der Schlüssel liegt für das obere Thal des Kara-Koissu und zum Gunib, ebenso wie zur Feste Karabach am awarischen Koissu und weiterhin zu Chunsach und Botlich, d. h. zu Awarien. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß im eigentlichen Daghestan von einer Thalbildung der Flüsse fast nicht gesprochen werden kann, und wenn sich einmal die Thalsohle auf kurze Zeit etwas erweitert, so folgen darauf sogleich wieder um so engere Schluchten, so eng, daß der wilde Fluß kaum selbst darin Platz hat und die Straße hoch oben in den Felsen eingehauen werden muß. So steht auch von der Station Salti aus gesehen eine hohe, steil abfallende Felswand vor uns und wir wissen nicht, wie wir da hinüberkommen sollten. Wenn wir uns aber nähern, so stellt sich uns eine 8—10 Meter breite Felsenspalte dar, über welche die Georgs-Brücke, durch Brückenköpfe beiderseitig geschützt, ihren Bogen spannt. Diese Brücke hat auf den beiden Langseiten Brustwehren aus dickem Eisenblech und ein eisernes Dach, in den Thürmen des Kopfs stehen Geschütze. Wir machen einige Augenblicke Halt und betreten die Brücke. Die mit Eisenblech beschlagenen großen Thorflügel stehen offen. Wir bemerken in der Brustwehr und auf dem Dache die Spuren von Flintenkugeln und Granaten; auch die das Dach tragenden schmiedeisernen Bänder sind an mehreren Stellen durchgeschlagen. Während des letzten Türkenkriegs hatten die aufständischen Daghestaner sich der Brücke bemächtigt, so daß sie von den Russen in heißem Kampfe wieder erobert werden mußte. Unten am Fluß bemerken wir einen zerstörten Aul.

Wir lassen die Brücke nun rechts liegen und fahren auf dem in die Felsen eingehauenen Weg auf dem rechten Ufer des Kara-Koissu aufwärts. Ueber uns thürmen sich, oftmals überhängend, die steilen Felswände zum blauen Aether empor, neben uns gähnt der Abgrund; vor uns steigt das gewaltige Massiv des Gunib auf; auf einem Vorsprung winkt uns das weiße Haus des Kreischefs, wo wir absteigen sollen, freundlich entgegen. Drüben auf dem andern Ufer, in gleicher Höhe mit uns, liegen einige Aule, unter ihnen ist der bedeutendste Chindach, d. i. der „warme, heiße", eine Colonie des großen Auls Tschoch. Chindach ist durch seinen Obstbau berühmt. Von dort geht ein eigenthümlicher Artikel alljährlich in ganzen Wagenladungen nach Rußland, nämlich Steine von Aprikosen und Kirschen, aus deren Kernen Liqueure bereitet werden. Nach einer Stunde etwa sind wir an der befestigten Brücke über den Kara-Koissu angelangt, über welcher sich die erste Terrasse des Gunib senkrecht erhebt. Die Straße zieht sich nun in Schlangenlinien langsam bergan. Krystallklare Bächlein rieseln längs dem Wege und benetzen den Fuß uralter Nußbäume, sie kommen, hübsche Cascaden und Wasserfälle bildend, von den höheren Terrassen herab. Bald sind wir an den Thoren der Feste. Als „gut Freund" werden wir eingelassen, noch ein, zwei Windungen und unser Wagen hält vor dem stattlichen Hause des Kreischefs, eines grusinischen Fürsten, der uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit aufnimmt. Wir befinden uns 3922 Fuß über dem Meer, wohl 2000 Fuß über der Thalsohle des Kara-Koissu, müßten aber, wenn wir den höchsten Punkt des Gunib erreichen wollten, noch ca. 4000 Fuß steigen. Hier auf der unteren Terrasse, etwas tiefer als unser Haus, liegt der Ort Gunib, die Casernen und Wohnungen der Officiere und Beamten und einige wenige Privatgebäude.

Der Gunib[1]) — oder richtiger Guni-Meer, d. i. der Berg, welcher die Form eines Heuhaufens hat, wurde in Verbindung mit dem Namen Schamyls seinerzeit so oft genannt, daß es sich wohl lohnt, einige Augenblicke bei demselben zu verweilen. Ich bin überzeugt, daß die meisten Leser sich keine richtige Vorstellung von dieser letzten Zufluchtsstätte Schamyls machen können. Auch Bilder und Photographien können da wenig helfen. Man stelle sich ein nach allen Seiten hin von steil abfallenden Felsen begrenztes, in seinem höchsten Punkte bis 7718 Fuß über dem Meere sich erhebendes Hochplateau vor, dessen Flächeninhalt etwa 40 Quadratkilometer beträgt, also etwa $1/3$ des Fürstenthums Liechtenstein oder das Dreifache des Fürstenthums Monaco. Als im Jahre 1851 Schamyl sich in der Tschetschnja von den Russen bedrängt sah, befahl er, ihm auf diesem von Natur so vorzüglich befestigten Berg ein Haus zu bauen. Aber erst 8 Jahre später zog er sich dahin zurück, sprengte mit Pulver diejenigen Stellen, welche ihm zugänglich schienen, oder verlegte sie mit Felsstücken und ließ eine Menge Steine aufhäufen zur Abwehr gegen den anrückenden Feind. Hier auf diesem Plateau konnte er sich um so eher halten, als dort Getreidefelder, Weiden für das Vieh und ein Birkenwald vorhanden waren. Ein wasserreicher, klarer Bach fließt außerdem in einer Einsenkung des Plateaus. Aber die Schaar der Getreuen war zusammengeschmolzen und die Kühnheit und Tapferkeit, sowie die Uebermacht der russischen Soldaten war zu groß, so daß Schamyl am Morgen des 6. September 1859 sich in seinem Aul von allen Seiten umgeben sah und nach kurzen Verhandlungen dem Fürsten Barjatinsky seinen Säbel übergab. Auf der Stelle, wo solches geschah, inmitten eines jungen Birkenwaldes, ist ein besch.'denes Denkmal errichtet. Schamyls Aul wurde zerstört, er selbst in Kaluga internirt, seine Getreuen aber bei Temirchan-schura in der Ebene angesiedelt. Schamyl starb 1871 auf einer Wallfahrt in Medina. Von seinen Söhnen steht einer in russischen, ein zweiter in türkischen Diensten. Das Haus, wo der Imam gewohnt, wird erhalten und ist von einem Waldaufseher bewohnt. In nächster Nähe des Hauses wird ein unterirdisches Gelaß gezeigt, in welchem Schamyl die Verbrecher und Gefangenen schmachten ließ. Derselbe führte überhaupt ein schrecklich despotisches Regiment; die geringste Verfehlung gegen die Vorschriften des Alkoran wurde mit dem Tode bestraft, die Schuldigen in den Abgrund gestürzt. Diese eiserne Strenge stieß zuletzt viele seiner Anhänger ab, so daß sie ihn verließen.

Vom Balcon unsres Hauses, das in schwindelnder Höhe am Rand des Abgrundes auf senkrecht abfallenden Felsen steht, bietet sich eine hübsche Aussicht dar. Nach Norden können wir tief unten die Straße fast bis zu dem Felsenthor an der Georgsbrücke verfolgen; nach Süden hin eröffnet sich der Blick auf ein kleines Plateau, das sich über dem Ufer des Kara-Koissu erhebt. Es hat den Namen Gudul-Maidan (gudul = hebräisch gadol = groß), d. i. soviel als großer Versammlungsplatz. Dort standen früher

[1]) Die Endung b ist von den Russen fälschlicherweise angehängt. Gunib heißt „ein Mann von Guni".

große Bäume, unter welchen sich die Bewohner der umliegenden jüdischen Aule, welche eine demokratische Verfassung hatten, zu Berathung ihrer Angelegenheiten versammelten; erst zu Zeiten des Muridismus hörten diese Versammlungen auf. Noch heute wohnen in den nahen Aulen Socratl[1]) und Rugsch die Nachkommen jener Hebräer. Die Rugscher Juden waren dereinst ein streitbares Völklein und der Schrecken der Nachbarn, welche sich zum Schutze vor ihnen in dem großen Aul Tschoch (tschoch bedeutet „viel") zusammenthaten. Dort wohnten sie, Heiden und Christen, miteinander. Als nun der erste Schamchal aus Kasi-Kumuch in diese Gegend kam, lieferte er 3000 Rugschern eine Schlacht, besiegte sie und nöthigte die Juden, den Islam anzunehmen. An hohen Festtagen aber tragen sie bis auf den heutigen Tag althebräische Costüme. Die Bewohner von Tschoch stammen nach einigen aus Grusien, nach anderen aus Armenien; sie selbst geben an, daß sie aus Arabien gekommen seien und sind so stolz auf ihre Abkunft, daß sie keine Ehen mit Angehörigen anderer Aule eingehen wollen. Hinter Tschoch erhebt sich der fast 8000 Fuß hohe Turtschi-Dagh (der „Türkenberg"); er hat den Namen davon, daß von dort die Araber kamen, als sie ins Land einfielen. Dort oben stand auch Fürst Argutinsky lange Zeit mit seinen Truppen und beobachtete die Bewegungen Schamyls. Nach Norden und Nordosten schließen die breiten Bergrücken des Sochtala und der kikuns'schen Höhen den Horizont ab, nach Westen thürmen sich die überhängenden Felsen des oberen Gunib, stark zerklüftet, auf, beständig mit Absturz drohend; über kurz oder lang ist hier eine Katastrophe zu erwarten.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Gunib verabschiedeten wir uns von unserm liebenswürdigen Wirth. Wir mußten jetzt, um nach Chunsach, dem eigentlichen Ziel unsrer daghestanischen Reise, zu gelangen, zunächst in das Thal des awarischen Koissu zu kommen suchen. Das konnten wir auf zweierlei Wegen bewerkstelligen. Der nächste Weg führt durch einen künstlichen Tunnel auf dem Gunib-Plateau von gegen 100 Meter Länge, geht dann steil an dem Nordabhang des Berges hinab und mündet in einer Entfernung von drei Werst von Karadach in die sogen. Schieferschlucht oder Schieferspalte. Diese Spalte ist ein enger Gang zwischen hohen Schieferfelsen (80—100 Meter hoch). Seine Länge beträgt ca. 150 Meter, die Breite 2—4 Meter. Durch diesen Corridor fließt ein kleiner Bach, der bei Regen in wenigen Augenblicken zum wilden Bergstrom anschwillt und die enge Spalte mehrere Meter hoch ausfüllt, so daß der Wanderer, der etwa darin ereilt würde, den sicheren Tod fände. Die anstehenden Felsen fallen so steil zur Schlucht ab, daß kaum ein Tropfen unterwegs verloren geht und das Wasser mit ungeheurer Eile in die Spalte hinabstürzt. Der hier vorkommende Schiefer ist sehr bituminös und brennt stellenweise so gut, daß er anderwärts gewiß zu industriellen Zwecken verwendet würde. Der gerade Weg ist, wie wir sehen, nicht immer der beste. Davon, daß unsre schwere Equipage hier durchgekommen wäre, konnte gar nicht die Rede sein. So mußten wir uns bequemen, die 13 Werst betragende Strecke zur Georgsbrücke zurückzufahren, um von da über den Paß von Murada nach Karadach zu kommen. Hinauf ging alles gut, der Abstieg war nicht ohne Gefahr, da die Straße an vielen Stellen durch Regengüsse sehr verdorben war. Schon waren wir glücklich unten angelangt und dem Ziel unsrer heutigen Fahrt nahe, als uns der obengenannte, aus der Schieferschlucht hervorkommende Bach ein unerwartetes Hinderniß in den Weg setzte. Er war durch ein eben niedergegangenes Gewitter zum reißenden Strom geworden; blitzschnell wie er gekommen, war er allerdings auch wieder verlaufen, schwarze Schlammmassen und Geröll zurücklassend, es war jetzt wieder ein kleiner Bach; aber an der einzigen Stelle, wo die Ufer weniger steil waren und die Ueberfahrt bewerkstelligt werden konnte, stak mitten im schwärzlichen Wasser ein Postwagen, den Weg versperrend. Wir benützten denselben als Brücke und kletterten mit einiger Gewandtheit hinüber, worauf der leere Wagen mit großer Anstrengung herübergezogen wurde. Im Hause des Naib (Polizeibeamten) von Karadach fanden wir ein gutes Unterkommen.

Die kleine Befestigung von Karadach beherrscht die Brücke über den awarischen Koissu. Von hier aus führt, in dem Thal des Stromes und seines Zuflusses Beschito aufsteigend, ein gegen 200 Werst langer Reitweg über den Kodor- und Sanzchenisi-Paß nach Kachetien, während die Poststraße auf dem entgegengesetzten linken Ufer sich in langgezogenen Bögen zum Hochplateau von Chunsach emporwindet. 17 Werst weit fahren wir auf schmaler Straße fast beständig am Rande des Abgrundes, der zuletzt über 3000 Fuß tief uns entgegengähnt. Drüben steigen die Berge aus der Thalsohle zu gleicher Höhe auf, an den steilen, kahlen Abhängen ist da und dort ein Aul angeklebt, zu welchen auf schmalen Graten in mannichfach geschlungenen Schlangenlinien gefährliche Fußpfade führen. Auf dem awarischen Hochplateau angelangt, müssen wir bis zur Festung Chunsach noch etwa 12 Werst zurücklegen. Diese Festung, umgeben von einigen Häusern, liegt auf den steil abfallenden Ufern des Flüßchens Tokita, welches hier in zwei Wasserfällen von mehr als 300 Fuß Höhe in eine enge Felsenschlucht hinabstürzt. Die Citadelle wurde 1837 von den Russen erbaut, zeitweise verlassen und gesprengt, im Jahre 1859 neu aufgebaut und dient gegenwärtig einem Bataillon Kosaken zu Fuß als Garnisonsort. Der eigentliche Aul Chunsach liegt 6 Werst weiter südlich, 5544 Fuß über dem Meer, malerisch an den zu einem Flüßchen abfallenden Abhängen aufgebaut. Auf dem chunsachischen Plateau zählen wir 16 Aule, welche stets treu zu einander gestanden sind. Chunsach selbst wurde zu Zeiten des Muridismus von Schamyl zerstört, weil es sich ihm nicht anschließen wollte. Als im letzten Türkenkrieg (1877) ein Theil des Daghestans, wie die benachbarten Kasi-Kumyken, die Lewascher und einige Aule des Bezirks Gunib sich gegen die russische Herrschaft erhoben, blieben die Chunsacher Awaren dem Zaren treu und fochten gegen die Abtrünnigen. Zum Lohne erhielten sie eine Fahne und ein Rescript von Kaiser Alexander II. — Da wir uns in Chunsach, dem Mittelpunkt des Awarenlandes, einige Tage aufhielten, so hatten wir Gelegenheit, uns mit dem Leben und Treiben der Bewohner, ihrer Beschäftigung, ihren Wohnungen u. dgl. einigermaßen bekannt zu machen.

Neues von den delphischen Hymnen.

Cr. Als Dichter und Componist der vielgenannten delphischen Hymnen wurde vor Jahresfrist den Lesern dieser Blätter „Kleochares, Sohn des Bion, aus Athen" vorgestellt.[1]) Das letzte Heft des „Bulletin de Correspondance Hellénique" bringt neue überraschende Funde aus der ‚musikalischen Steinbibliothek' von Delphi, wiederum in sachkundiger Bearbeitung von Weil und Reinach.[2]) Ob der wackere Kleochares die Ehre beanspruchen kann, „der älteste Componist zu sein, von dem wir verständliche Schöpfungen besitzen", ist danach doch wieder recht zweifelhaft geworden. Der wichtigste Anhaltspunkt war folgender. Die Inschrift zu Ehren des Kleochares

---

[1]) Die Endung tl, welche wir in daghestanischen Dorfnamen so häufig finden, ist wohl verkürzt aus itla = Dorf.

[1]) Allg. Ztg. 1894 Nr. 250, Beilage Nr. 208.

[2]) Bulletin de Correspondance Hellénique XVIII, S. 345 ff., auch separat erschienen.

nennt drei für delphische Knabenchöre bestimmte Dichtungen; und ohne von dieser Inschrift zu wissen, hatten Weil und Reinach aus den an derselben Stelle gefundenen Trümmern die Umrisse von drei apollinischen Hymnen hergestellt. Auf Grund der neuesten Funde haben sie aber ihre Vermuthungen in einem Hauptpunkte zurückgenommen: sie vereinigen Fragmente, die sie früher zwei verschiedenen Liedern zuschrieben, zu einem großen Hymnus. Dazu kommt, daß in den neuen Fragmenten wiederholt von „dionysischen Techniten" aus Athen die Rede ist; für eine solche wandernde Künstlertruppe waren die Lieder also nach Weil und Reinach bestimmt, während Kleochares Chöre für die delphischen Knaben dichtete und componirte. Die von Couve mit vielem Geschick ausgeführte Hypothese, daß Kleochares der Verfasser der drei musikalischen Hymnen sei, wäre damit in ihren Grundlagen erschüttert. Sie ist, wie Weil sagt, nicht absolument impossible, mais rien ne le prouve.

Die neue Dichtung, die wir so gewinnen, ist ein genaues Gegenstück zu dem bekannten großen Hymnus; es ist hieratische Dutzendpoesie, doch nicht ohne glückliche Einzelheiten. Der typische Musenanruf wird uns auch hier nicht erlassen; angesichts der „zweigipfligen Parnasseshöh'n" nimmt er eine lebhaftere, individuelle Form an. Der Geburtsmythus liefert das erste Motiv. Die Ausführung des alten, schönen Gedankens, wie die ganze Schöpfung des jungen Gottes sich freut, zeigt einige hübsche neue Züge:

„Rings des Himmels weite Wölbung lachte in heiterm Sonnenglanz,
In der Luft die Winde hemmten staunend ihren flücht'gen Lauf,
Und des Nereus dumpfe Brandung legte sich. . . ."

Von Athene geleitet, betritt der Gott den geheiligten Boden Attika's[1]); der Ton der Flöte und Kithara geleitet ihn süßstimmig mit bunten Liedern (der Künstler projicirt die reiche Tonkunst seiner Tage in die mythische Urzeit), und aus den Felsen ertönt geheimnißvoll der Heilruf Päan — es ist die segnende Stimme des Vaters Zeus, die der Sohn freudevoll erkennt — die leider lückenhaft erhaltene Stelle erinnert an eine uns allen gegenwärtige Scene aus einer andern Religion. Seitdem feiert ihn das erdgeborne attische Volk und die thyrsostragende heilige Schaar der dionysischen Künstler als Päan. Das zweite Motiv ist die Tempelgründung und der Kampf mit dem Drachen. Lorberbekränzt, wie bei einem Feste, bringt der Gott selbst mit unsterblicher Hand die gewaltigen Werkstücke zum Bau des Heiligthums herbei; da naht die Schlange, die furchtbare Tochter der Erde — eine Lücke hat, bis auf wenige charakteristische Worte, die Schilderung des Kampfes verschlungen. Der Schluß kann besonderes Interesse beanspruchen: „Und treu hieltest du Wacht" — heißt es — „am heiligen Mittelpunkt der Erde, als der barbarische Heerhaufe, der deinen Orakelsitz plündern wollte, im Schneesturm vernichtet wurde." Der Hymnus ist danach geschrieben zu einer Zeit, der die Einfälle der Gallier noch in lebendiger Erinnerung standen, und der die Galliergefahr noch nicht gar zu fern gerückt war, also nicht um 40, sondern noch im zweiten Jahrhundert v. Chr.[2]) Nach der Herstellung von Weil beginnt dann, in anderm Versmaß, der Epilog des Gedichtes. „Schütze, Phöbos, die göttliche Stadt der Pallas, und du, bogengewaltige Artemis. . . . Schirmt auch die Einwohner Delphi's, mit Weib und Kind, Hab und Gut; seid gnädig gegenwärtig den Dienern des Bakchos, den Wettkämpfern am heiligen Agon; und mehret das speergewaltige Reich der Römer, daß es blühend schreite von Sieg zu Sieg."[3]) Mit diesem Bückling vor den neuen Gewalthabern schließt der Hymnus. Damit ist der terminus post quem gewonnen. Das Gedicht wird am Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. verfaßt sein.

Der Schlußtheil ist leider stark verstümmelt, so daß der Sinn und die Zusammengehörigkeit der Stücke immerhin nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Der Umschlag des Rhythmus, den Weil und Reinach annehmen (erst Kretiker —́ ⏑ —, dann Glykoneen —́ — — ⏑ ⏑ — ⏑ —), wäre eine höchst merkwürdige, in solcher Art in antiker Poesie sonst kaum nachweisbare Erscheinung.[1]) Wir wissen aber von der lyrischen Dichtung der Griechen in dieser Zeit bislang so gut wie nichts, da es von ihren Poeten nicht ein einziger zum Range einer literarischen Größe gebracht hat. Daß die Nachwelt mit ihrer ablehnenden Haltung im Unrecht gewesen sei, wird man nach diesen Proben, so lehrreich sie uns sind, nicht behaupten wollen.

Die Musik des zweiten Hymnus erscheint uns ebenso fremdartig, wie die des ersten. Wirken kann sie auf einen modernen Hörer schwerlich, wenn er nicht historische Bildung und eine gewisse archäologische Neugier mitbringt. Auf die technischen Einzelfragen, die Reinach kundig und klar besprochen hat, können wir hier nicht eingehen. Glänzend bestätigt sich das Grundgesetz der Melodienbildung, das in diesen Blättern zuerst formulirt wurde (a. O. S. 5): die Melodie richtet sich streng nach dem Sprachaccent, dergestalt, daß die accentuirte Silbe meist höher und nie tiefer liegt, als die nicht accentuirten Nachbarsilben. So ist der Stimme „durch den Accent von vornherein die Richtung vorgeschrieben, nach der sie sich zu bewegen hat". Die Motive können nicht frei aus musikalischer Phantasie heraus geschaffen und entwickelt werden; eine gewisse Dürftigkeit und Einförmigkeit des Melos — schlimmer noch als in unserm Recitativ — ist die natürliche Folge. Daß die Griechen auch einen andern, unserm Empfinden näherliegenden Melodienstil gekannt haben, zeigt u. a. das Seikiloslied (Philol. LII 173). Jener einfache Sprechgesang aber hat geschichtlich die allergrößte Bedeutung: er fand Eingang in die altchristliche Kirche und lebt im griechischen und römisch-katholischen Ritual noch heute fort. Kein Geringerer als H. v. Helmholtz (Tonempfindungen [3] 1870, S. 375), hat das zuerst vermuthet. Wir haben es dann (a. O. und Philol. LIII Suppl.) an der Hand der Urkunden nachgewiesen; in weiterm Zusammenhange behandelt die wichtige Frage eben der gelehrte Musiker und Musikhistoriker A. Gevaert, dessen Buch (La mélopée antique dans le chant de l'église, Gand 1895) heute den Lesern dieser Blätter nur kurz signalisirt werden möge. Das Vorurtheil Kiesewetters, daß die christliche Musik etwas im Princip völlig Neues gewesen sei, darf wohl als endgültig überwunden angesehn werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

m. gr. **Die Nachtigall von Sesenheim.** Goethe's Frühlingstraum. Ein heiter-ernster Sang vom Rhein. Von **Gustav Ad. Müller.** Leipzig, Verlag von Walther Fiedler, 1895. — Nicht unvorbereitet hat der Dichter diesen zur poetischen Behandlung auffordernden Stoff ergriffen; er hatte sich vielmehr in denselben förmlich hineingelebt als Begründer des Friderike-Museums in Sesenheim und als Verfasser eines Führers durch die genannte Oertlichkeit, welcher sein inniges Vertrautsein mit ihr und allem, was mit ihr in Beziehung steht, auf das deutlichste bezeugt. So war sei e Seele schon gestimmt zu dem Gesang, den er zur Ehre dieser uns aus Goethe's Selbstbiographie so wohl bekannten ersten Liebe des großen Dichters aus voller Brust erhoben hat. In melodischer Sprache, die sich meist in dem Rhythmus ungereimter Trochäen be-

---

1) Z. 15 f. wird man anders ergänzen müssen, als Weil.

2) Vgl. Philolog. 1894, Suppl.-H. S. 140.

3) Die Vermuthung Weils, daß sich der Schluß des Hymnus an die Römer wende, ist durch die neuen Fragmente Thatsache geworden.

1) Man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Kretiker und Glykoneen zusammen in der Kleochares-Inschrift mit dem „Prosodion und (τε και eng verbindend) Päan" gemeint seien: so daß das Schlußgebet als Päan bezeichnet wäre. Wahrscheinlich wird sich das kaum machen lassen.

wegt, ergießt sich dieser, anhebend mit dem von Goethe aus Straßburg an der Seite eines kundigen Freundes unternommenen Entdeckungsritt dahin und endigend mit dem einsamen, herzensbangen Abschied von der Geliebten und der theuren Stätte seines kurzen, aber seligen Frühlingstraumes. Den lieblichen Inhalt der 19 durch sinnigen Bilderschmuck auch äußerlich verdeutlichten Capitel, in welche die idyllische Dichtung zerfällt, näher aufzuweisen, wäre Ueberfluß, weil er sich treu der Ueberlieferung anschließt, die wir in des Dichters eigenen Worten besitzen. Man könnte daher auch fragen, ob eine Schilderung dieses intimen Herzensverhältnisses von fremder Hand überhaupt berechtigt sei, aber bei näherer Ueberlegung läßt sich dies doch durchaus bejahen. Dem unbetheiligten Darsteller stehen die Mittel der objectiven Beschreibung, was das Aeußere wie Innere anlangt, und nicht in minderem Maße die der psychologischen Beleuchtung näher zu Gebot; ihm, dem nachfühlenden Epigonen, konnte daher auch manches auszusprechen gelingen, was Goethe, wenn er gleich erst in einer späten Zeit seines langen Lebens die Geschichte dieser Episode daraus entwarf, übersehen oder absichtlich verschwiegen hat. Aber wenn man dies auch bei einem so großen Herzenskündiger nicht zugeben wollte, so kann doch dem pietätvollen Nachdichter ein freieres und unbefangeneres Urtheil in mancher Hinsicht nach der Sachlage wohl zugetraut werden, als sich selbst in dem berühmten Selbstbekenntniß des Verfassers von Wahrheit und Dichtung kundgibt. Die für das herrliche Mädchen so unglücklich endende Herzensgeschichte wird, auch wenn wir alle für die Auflösung des Verhältnisses sprechenden Gründe, die in der von ihm geahnten großen Bestimmung des Dichters gipfeln, in Anschlag bringen, doch stets unser Bedauern wachrufen, und unser Gefühl wird sich von einem gewissen Aerger über den immerhin ungetreuen Musensohn nicht befreien können. Aber durch diese gerechte Verstimmung wird der unsägliche Zauber der vorangegangenen Liebesidylle nicht aufgehoben, wie wir ja auch über einen regnerischen Abend einen vollgenossenen heiteren Sonnentag nicht vergessen.

* Vor kurzem ist ein Werk von großer wissenschaftlicher Bedeutung zum Abschluß gediehen. Unter dem Titel „Die anatomische Nomenclatur“ (Nomina anatomica) hat Professor Wilhelm His, der Director des anatomischen Instituts in Leipzig, im Auftrage der Versammlung der Deutschen Anatomischen Gesellschaft die Resultate einer achtjährigen Arbeit unsrer bedeutendsten Anatomen der Oeffentlichkeit übergeben. Gleich nach ihrer Begründung, auf ihrer ersten Versammlung zu Leipzig 1887, hatte die Anatomische Gesellschaft, die gegenwärtig etwa dreihundert Anatomen, darunter fast die Hälfte Ausländer, zu ihren Mitgliedern zählt, die Regelung der gesammten anatomischen Bezeichnung als dringendste Aufgabe bezeichnet und eine Commission hiefür erwählt. Es herrscht zur Zeit in der anatomischen Kunstsprache eine große Willkür und Verwilderung, die den anatomischen Unterricht und die anatomische Forschung in gleichem Maße schädigt. Ansätze zu einer Besserung dieser Verhältnisse, wie sie zum Beispiel Henle versuchte, verliefen im Sande; der eine anatomische Lehrer brauchte für dieselben Körpertheile ganz andere Bezeichnungen als der andere, wie denn die Jahrhunderte lang allmählich angehäufte Masse anatomischer Namen eine Musterkarte absonderlicher, doppelter und mehrfacher Bezeichnungen enthält. Durch die mühsame Arbeit von Anatomen, wie W. His, Waldeyer, O. Hertwig, Kollmann, Köllicker, Toldt, Schwalbe, K. v. Bardeleben u. A., die in dem Göttinger Professor W. Krause als Redacteur für die Nomenclatur-Arbeiten eine treffliche Stütze fanden und durch Fragebogen die gesammten Anatomen zur Entscheidung heranzogen, ist es nun gelungen, eine gemeinsame, rationelle und einfache Sprache für die wissenschaftliche Anatomie zu schaffen, die bisher allerdings nur von den deutschen Anatomen (und von den Ausländern der Anatomischen Gesellschaft) angenommen ist, jedoch auch von den übrigen Nationen als Muster betrachtet werden dürfte. Nicht weniger als etwa 30,000 Namen waren zu prüfen, die durch die Arbeiten der Commission auf 4500 beschränkt worden sind, dabei sind wissenschaftliche Gebiete, die noch mitten in ihrer Gestaltung sind, wie Entwicklungsgeschichte und mikroskopische Anatomie, außer Betracht gelassen worden. In einem stattlichen, mit einer Anzahl Abbildungen geschmückten Bande legt Prof. W. His im Namen des Redactionsausschusses (His, Waldeyer, Krause) die endgültigen Resultate der Nomenclatur nieder und gibt zugleich die Principien an, nach denen verfahren worden ist. Zu der Durchführung des Unternehmens haben außer der Anatomischen Gesellschaft die Akademien zu Berlin (3000 M.) Wien, Budapest, sowie die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig beigetragen; die Kosten des Unternehmens haben den Betrag von 10,000 M., der in Aussicht genommen war, nicht erheblich überschritten.

* Im Jahre 1883 regte Arthur Wilke in Hannover die Idee an, die Reibung der Locomotivräder auf den Schienen durch Magnetisirung zu erhöhen; er gab damals schon eine ganz bestimmte und günstigste Form der Ausführung an. Dieser Gedanke ist in Deutschland in der Zwischenzeit mehrfach erörtert worden; zu einer praktischen Ausführung kam es aber nicht. Nunmehr bemüht sich die Baltimore-Ohio-Bahn bei ihren Dampflocomotiven praktisch und erfolgreich um diese Anordnung. Sie hat auf ihrer kürzlich eröffneten Strecke Camden-Baltimore in einem 2.8 Kilometer langen Tunnel den „gemischten“ Betrieb eingeführt, indem sie in der Tunnelstrecke die Personenzüge durchwegs mittelst elektrischer Locomotiven befördert, bei den Güterzügen hingegen eine Dampflocomotive als Zugmaschine und eine elektrische Locomotive als Nachschiebemaschine in Verwendung bringt; sie benützt an einer größeren Zahl ihrer für die Gebirgsstrecken bestimmten Dampflocomotiven elektrische Ströme ausschließlich zu dem Zwecke, um die Reibung zwischen den Locomotivrädern und den Eisenbahnschienen zu vermehren und sonach das Gleiten der Räder zu verhindern und das Sandstreuen zu ersparen. Zu diesem Zwecke befindet sich auf der Locomotive eine kleine Dynamomaschine, die nur im Bedarfsfalle mit Hülfe eines besonderen Antriebs in Thätigkeit gesetzt wird und deren Strom keine weitere Aufgabe hat, als die Locomotivräder zu magnetisiren. Nach den bisherigen Erfahrungen vermag eine mit dieser Einrichtung versehene Locomotive jeden schweren Güterzug auf Strecken mit Steigungen von 1 : 40 auch bei feuchtglatten Schienen ohne besonderen Nachlaß in der Fahrgeschwindigkeit zu befördern.

* Ueber die russische Expedition zur Sammlung von Volksliedern, welche von der kaiserl. Geographischen Gesellschaft ins Innere des Reichs abcommandirt wurde, liegen in der Presse einige nähere Daten vor. Die Expedition, an deren Spitze sich der Secretär der Ethnographischen Section der Gesellschaft, Th. M. Istomin, und der Künstler J. W. Nekrassow befinden, verließ Ende Juni die Residenz und hat bisher die Gouvernements Rjäsan und Wladimir und die jenseit der Wolga liegenden Kreise des Gouvernements Nishni Nowgorod bereist. Sie sammelt unter der Landbevölkerung russische Volkslieder und fixirt Text und Melodie. Im Gouvernement Rjäsan besuchte sie bereits die Kreise Dankow, Ranenburg, Skopin und Kassimow, wo unter fördernder Theilnahme des Senators P. P. Ssemenow und seiner Gemahlin, der HH. A. W. und E. N. Polowzew, S. N. Chudekow, Fürsten W. P. Golizyn und der HH. A. A., A. P. und N. P. Olenin über 70 Volkslieder aufgezeichnet wurden. Im Gouvernement Wladimir sind circa 30 Lieder aufgezeichnet; im ganzen hat die Expedition bisher über 100 Lieder gesammelt, unter welchen sich sehr viele uralte Volkslieder befinden, die sowohl in musikalischer als in literarischer Beziehung hochinteressant sind. Des weiteren wird die Expedition die Kreise Nishni Nowgorod, Arsamaß und Ardatow und das Gouvernement Tambow bereisen, wo ihre Forschungen vorläufig den Abschluß finden sollen.

* **Braunschweig.** In der Werkstätte des hiesigen Hofgürtlers F. Hoese ist, wie die „Magdeb. Ztg.“ erfährt, jetzt ein Prachtstück altdeutscher Waffenschmiedekunst restaurirt worden. Es ist eine Partisane und zugleich Feuerwaffe, die, aus dem alten fürstlichen Zeughause in Wolfenbüttel stammend, sich jetzt im gräflich Veltheim'schen Schlosse zu Harbke bei Helmstedt befindet und ursprünglich dem Helden des 30jährigen Krieges, Herzog Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, angehörte. Sie ist das Werk eines Augsburger Meisters des 16. Jahrhunderts und mit der sogenannten Beschaumarke der Waffenschmiede zu Augsburg, einem Pinienapfel, bezeichnet. Die in einer schlanken Spitze auslaufende Hellebarde ist an allen Theilen mit geätzten, theilweise vergoldeten Ornamenten bedeckt, der mit Leder und goldenen Nägeln beschlagene Schaft kann bis auf eine gewisse Länge abgeschraubt werden, wenn die Hellebarde als Feuerwaffe gebraucht werden soll. Das zweiläufige Doppelpistol befindet sich oben an der Hellebarde und hat zwei äußerst kunstvoll gearbeitete Radschlösser. Diese prächtige Waffe gehört zu der ebenso prächtigen Rüstung Christians, des „tollen Halberstädters“, die sich gleichfalls im Besitz des Grafen Veltheim in Harbke befindet. In dieser tiefschwarzen, mit goldenen Rändern und Schienenknöpfen besetzten Rüstung ist der Herzog auf dem Originalgemälde von Peter Moreelse

dargestellt, das vor einigen Jahren für die Galerie des herzoglichen Museums angekauft wurde.

* Nach einer Mittheilung aus **Göttingen** ist das dort bestehende Blumenbach'sche Stipendium auf 1980 M. angewachsen; es soll ungetheilt an einen jungen Doctor der Medicin zu einer mindestens ein Jahr währenden wissenschaftlichen Reise vergeben werden. Bewerbungen darum sind an die medicinische Facultät Göttingen zu richten. Den Gesuchen sind beizugeben die Doctordissertation, sonstige gedruckte Arbeiten des Bewerbers und ein Ausweis über seinen Mangel an Vermögen.

* **Berlin.** Der Bericht über die Thätigkeit des königl. preußischen Meteorologischen Instituts im Jahre 1894 läßt die große Ausdehnung erkennen, die die Thätigkeit des Instituts durch die jetzt beendigte Reorganisation erlangt hat. Das Centralinstitut in Berlin ist in drei Abtheilungen getheilt, von denen die erste, deren Vorsteher Prof. Dr. Kremser ist, die allgemeinen Angelegenheiten und die Klimatologie bearbeitet; der zweiten (Vorsteher Prof. Dr. Hellmann) ist die Bearbeitung der Niederschläge und die Bibliothek übertragen; die dritte (Prof. Dr. Aßmann) beschäftigt sich mit den Gewittern und den außergewöhnlichen atmosphärischen Ereignissen und hat die Instrumente unter sich. Das Observatorium in Potsdam (Vorsteher Prof. Dr. Sprung) zerfällt in eine meteorologische und eine magnetische Abtheilung. Das Stationsnetz umfaßt 117 Stationen II., 58 III. und 12 IV. Ordnung, zusammen also 187, von denen 150 in Preußen liegen. Die Gesammtzahl der Regenstationen beträgt 1798; da auch die 187 Stationen höherer Ordnung Niederschläge messen, stehen dem Institut die Niederschlagsbeobachtungen an 1985 Stationen zur Verfügung. Die Zahl der Stationen mit Sonnenscheinautographen hat sich auf 26 erhöht; die Schneedichtigkeit wird auf 20 Stationen gemessen. An den Gewitterbeobachtungen betheiligten sich am Jahresschluß 1383 Stationen, die 30,855 Meldekarten einsandten. Die Zahl der wissenschaftlichen Ballonfahrten betrug 25, die an 18 verschiedenen Tagen stattfanden. Sechsmal überstieg der bemannte Ballon die Höhe von 5000 Meter und erzielte am 4. Dec. die größte je von Menschen erreichte Höhe von 9150 Meter.

* **Berlin.** An dem neu einzurichtenden Pharmaceutischen Laboratorium wird Privatdocent Dr. Hermann Thoms die Lehrthätigkeit mit Beginn des Winterhalbjahrs beginnen und aus diesem Grunde die Leitung der „Apothekerzeitung" niederlegen. Die preußische Unterrichtsverwaltung will nach Verlauf weniger Jahre ein pharmaceutisches Institut begründen. Bis zur endgültigen Begründung wird, um vorläufig den Mißständen zu begegnen, eine Abtheilung des chemischen Laboratoriums der Landwirthschaftlichen Hochschule für speciell pharmaceutische Zwecke den Studirenden bereit gestellt, damit sie eine zweckmäßige praktische Ausbildung in pharmaceutischer, gerichtlicher und Nahrungsmittel-Chemie erhalten.

* **Bern.** Die Anmeldungen zu dem vom 9. bis 13. Sept. hierselbst stattfindenden dritten internationalen Physiologencongreß können als geschlossen betrachtet werden. Wenn sich auch noch im letzten Moment Congreßtheilnehmer einfinden sollten, so ist auf jeden Fall das Arbeitsprogramm kaum mehr einer Vermehrung fähig. Während der vier Congreßtage werden von 8—12 und von 2—5 Uhr Sitzungen abgehalten und es sind im ganzen 70 Mittheilungen angemeldet; von diesen sind 59 mit Demonstrationen verbunden und bewegen sich zumeist auf dem Gebiete der Sinnesphysiologie. Von aller Herren Ländern kommen die Gelehrten nach Bern zusammen und nächst Deutschland stellt England das größte Contingent. Die Theilnehmerzahl dürfte sich voraussichtlich, die Nachzügler und Einheimischen mitgerechnet, auf 130 bis 150 belaufen.

* **St. Petersburg.** Die Uniform für die Studenten der hiesigen Geistlichen Akademie, die zu Beginn des kommenden Lehrjahres eingeführt werden soll, wird von der „Now. Wr." folgendermaßen beschrieben: schwarzer doppeltbortiger Rock mit versilberten Knöpfen und dunkelblauem Sammetkragen; auf den Knöpfen befindet sich das Wappen der Beamten des Ressorts des Heil. Synods. Die Aufschläge der Aermel, der obere Rand des Kragens und Taschen-Aufschläge der Rockschöße sind mit blauer Kante benäht. Der Paletot ist schwarz und hat gleichfalls versilberte Knöpfe und blaue Kanten. Die schwarze Mütze hat einen dunkelblauen Rand und eine blaue Kante.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 23. August folgende Schriften eingegangen:

Dr. v. Freydorf: Autorrecht und Rechtssystem; literarische und kritische Studie. Mannheim, J. Bensheimer 1894. — Bulletin de l'institut international de Statistique. Tome VIII, première livraison. Rome, imprimerie nationale 1895. — Bericht über Industrie, Handel und Verkehrsverhältnisse in Niederösterreich w. d. J. 1894, erstattet von der Handels- und Gewerbekammer in Wien. Wien, Verlag der Kammer 1895. — J. H. Franke: Die Grundgesetze der sittlichen Weltordnung in ihren Beziehungen zur Religion, sowie zum Staats- und Rechtsleben; Eingabe an das preußische Justizministerium. Zürich und Säckingen, Selbstverlag. — Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins. Zehnt IV, Heft 1—10. Magdeburg, Heinrichshofen 1894—95. — Prof. Dr. Dürr, Prof. Dr. Th. Klett, Prof. Dr. O. Teuber: Lehrbuch der Weltgeschichte für obere Classen der Gymnasien und Realschulen. I. Alterthum: Ausgabe für Gymnasien; Ausgabe für Realschulen. (Sammlung von Lehrmitteln für höhere Unterrichtsanstalten.) Stuttgart, Paul Neff 1895. — Dr. Karl Reiser: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Heft 3. Kempten, Jos. Kösel. — München. Seine geschichtliche, örtliche und monumentale Entwicklung unter den Wittelsbachern, nebst einem Führer durch die Stadt. Mit 54 Ansichten und einem Stadtplan. München, A. Bruckmann 1895. — Hermine Proschko: Jugendlaube; Bibliothek für die Jugend. XII. Bändchen. Graz, Leykam 1895. — Münchener Kikeriki-Kalender 1896. München, Verlag des N. Münch. Tagblatts 1895.

Vorstehende Bibliographie verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Zwei Wochen im nördlichen Daghestan.

Von C. Hahn (Tiflis).

II.

Der Aul Chunsach war einst die Residenz der awarischen Chane oder „Nuzale". Das ehemalige Schloß der früheren Herrscher steht in Trümmern, nur ein ganz kleiner Theil ist wieder hergerichtet und dient einem Nachkommen des letzten „Nuzal" als Wohnung. Auf dem Hof zeugt noch das Fragment einer Säule von verschwundener Pracht. Freilich ist die Säule nicht hoch und die Pracht wird ja so groß auch nicht gewesen sein. Denn auch der sogen. Thron des Chans, welcher auf dem Kirchhof gezeigt wird, ist sehr primitiv aus Stein gehauen, und der Nuzal mag auf demselben, auch wenn er wenig oder gar keine Regierungssorgen hatte, nicht sehr weich gesessen haben. Besagte Säule steigt aus einer würfelartigen Basis auf, auf den vier Feldern lassen sich die primitiven Figuren (Hautrelief) eines Pfaus, eines Greifen, eines Elephanten und des Georgsritters mit dem Drachen sehr leicht erkennen. Der abgebrochene Schaft der Säule ist mit Arabesken geziert. Jene Figuren weisen auf auswärtige Künstler hin, ebenso ein alter Grabstein, welcher eben hier gefunden worden ist und eine Chruzuli-Aufschrift hat. Diese Schrift hat ein armenischer Bischof Mesrop, wenn ich nicht irre, im 6. Jahrhundert n. Chr. als Compilation des grusinischen und armenischen Alphabets erfunden.

Also auch hier in dieser Abgeschlossenheit sehen wir fremden Einfluß und fremde Culturelemente. Ein solcher Einfluß war gewiß auch vorhanden bei der Bildung und Entwickelung der daghestanischen Sprachen, über deren Sonderung und Classification noch lange nicht die gewünschte Klarheit herrscht, trotz der epochemachenden Arbeiten des Barons Uslar. Auch das verdienstvolle, mit bemerkenswerthem Fleiß und Verständniß verfaßte Werk des Generals v. Erkert („Die Sprachen des Kaukasus") gibt wohl eine Menge Material, erlaubt aber noch nicht, ganz bestimmte, sichere Urtheile über diese und jene Sprache zu fällen. Ein einzelner Mann ist nicht im Stande, diese Riesenaufgabe zu bewältigen. Die Dialekte, in welche die Hauptsprachen zerfallen, erschweren die Sache ungemein. Hier muß noch von Vielen sehr vieles gearbeitet werden. Da die awarische Sprache die am weitesten verbreitete ist, so verdient sie ganz besonders eingehendes Studium.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Name „Aware" ursprünglich ein Schimpfname war, welchen die Kumyken diesem unruhigen, streitbaren und streitsüchtigen Volk gegeben haben; auar, awar, awarala bedeutet im Türkischen unruhig, zänkisch, Landstreicher. Später freilich ist dieser Schimpfname sozusagen ein Ehrenname geworden. Da die Awaren als mächtig und tapfer galten, so gab es Liebhaber genug, welche sich diesen Namen anmaßten. Ursprünglich nannten sich die Awaren einfach nach den Aulen, von welchen sie stammten, z. B. Nakbakau, Chunsakeu, Gidatleu rc., später faßten sie sich unter dem Namen Maarulal (Bergbewohner) zusammen und nannten ihre Sprache maarulal-maz, d. i. Bergsprache, welche zeitweise auch von nichtawarischen Völkern gesprochen wurde. Die awarische Sprache umfaßt ein Gebiet, welches sich etwa von Tschir-Jurt im Norden bis Ssakatali im Süden in einem bis zu 70 Werst breiten Streifen 160 Werst weit durch das Daghestan hinzieht; in etwa 400 Ortschaften spricht man awarisch. Nach neueren Forschungen zerfällt die awarische Sprache in zwei Hauptdialekte; alle awarischen Gesellschaften, welche nördlich von Chunsach wohnen, sprechen den Chunsacher Dialekt[1]), während die südlich gelegenen Aule unter dem Einfluß des Anzuch-Dialekts stehen und von den eigentlichen Maarulal mit dem Spitznamen „Bagualal", d. i. grobe, arme Leute, welche rohes Fleisch essen, beehrt werden. Dank der politischen Bedeutung des Ortes Chunsach, der lange Zeit eine Art Hegemonie im Daghestan ausübte, verbreitete sich diese Sprache und war eine Zeit lang sozusagen die officielle Sprache des Daghestan. So verstehen sie auch solche Gemeinden, deren Sprache nichts gemein hat mit der awarischen Sprache, wie Ratlu, Beschito, Dljadal.

Wann die Awaren in das Daghestan gekommen, wird mit Gewißheit wohl nie entschieden werden können; daß sie nicht Autochthonen sind, sondern einst nomadisirten, glaubt man auf Grund linguistischer Forschungen Uslars und Anderer mit Sicherheit annehmen zu dürfen. Schriftliche Ueberlieferungen sind natürlich nicht vorhanden. Die mündliche im Volk lebende Tradition geht zurück bis ins 9. Jahrhundert, als die Araber ins Daghestan einfielen und die Völker desselben zum Islam bekehrten. Damals herrschte im Aul Tanus, etwa 10 Werst nördlich von Chunsach, der mächtige Nuzal Surakat, dessen Herrschaft sich über die Länder von Schemacha bis zur Kabarda erstreckte. Dieser Nuzal leistete den Arabern kräftigen Widerstand. Wie lange die Awaren damals schon ansässig waren, wissen wir nicht. Wenn sie wirklich als Nomaden früher in der Ebene lebten, so können sie nur durch ein stärkeres Nomadenvolk, welches aus Centralasien nach Europa zog und sich längere Zeit in jener Ebene aufhielt, in die Berge verdrängt worden sein. Nur die Noth konnte sie zwingen, in diese öden, kahlen und rauhen Berge zu ziehen; freiwillig geht da Niemand hin. Jedenfalls steht aber eines, glaube ich, fest, daß die kaukasischen Awaren nichts Gemeinschaftschaftliches mit jenem Volke haben, welches vom 5.—9. Jahrhundert Europa in Schrecken setzte und endlich dem Schwert Karls des Großen erlag. Jene geschichtlichen Awaren waren ural-altaischer Abstammung, was sich bei ihren kaukasischen Namensbrüdern nicht nachweisen läßt, wie auch deren Sprache mit den Sprachen jener Familie nichts Gemeinsames zu haben scheint. Wie weit Klaproth

1) Diesen Dialekt finden wir auch in einigen Aulen im Bezirk von Temirchan-Schura, im Dargo und Kasikumucher Land, sowie in Technuzal und Unkratl, deren Bewohner aus Chunsach ausgewandert sind.

zu glauben ist, welcher eine Verwandtschaft der kaukasischen Awaren mit den Hunnen, resp. Madjaren vermuthet, das bleibt einstweilen noch dahingestellt.

Ich möchte mir hier eine kleine Abschweifung erlauben. Wenn man den Kaukasus durchreist, wo Völker und Sprachen so bunt durcheinander gewürfelt sind, so kommt man zum öfteren zu der Ueberzeugung, daß die Sprache durchaus nicht immer ein sicheres Merkmal für die Verwandtschaft der Völker unter einander ist. Die Sprache des kleineren schwächeren Volks geht oftmals gänzlich unter in der Sprache des mächtigeren, um so eher, je mehr es mit demselben in lebhaftem Verkehr lebt, der natürlich auch wesentlich durch das Terrain bedingt ist. Dabei wirkt gewöhnlich auch die veränderte Religion auf die Annahme einer anderen Sprache ein. Wir hören im Kaukasus solche Stämme awarisch sprechen, welche durchaus keine Awaren sind, wir haben da Armenier, die nur die grusinische Sprache kennen, Juden sprechen grusinisch und neupersisch, Grusiner türkisch, die Taten neupersisch, die Adscharen grusinisch. Die Udinen von Wartaschen und Nisch im Kreise Nucha hatten einst viel mehr Stammesgenossen, welche udinisch sprachen; auch sie werden bald ihre Sprache vergessen und die in jenen Gegenden übliche armenische annehmen. Zuverlässigere Merkmale für die Verwandtschaft der Völker bilden, so glaube ich, anthropometrische Messungen, das eingehende Studium der Wohnungen, ihrer Eintheilung und Dimensionen, das Hausgeräthe, Gegenstände des Schmucks, Musikinstrumente 2c. Gar nicht zu verachten sind auch Volkssagen[1]) und Sprichwörter.

Kehren wir zu den Awaren zurück und wollen wir uns in ihren Häusern etwas umsehen. Die meist einstöckigen Häuser haben im großen und ganzen alle die gleiche Form, wie im ganzen Daghestan, sie sind je nach der Oertlichkeit und dem zu Gebot stehenden Material aus Stein oder ungebrannten, an der Luft getrockneten und mit Häcksel versetzten Ziegeln gebaut. Sie nehmen sich von weitem aus wie Würfel, bald regelmäßiger, bald verlängerter Form. Das Dach ist flach, von einem zierlichen Rauchfang überragt. Auf jedem Dach liegt eine mittelgroße Steinwalze, mittelst deren es beständig geebnet und festgewalzt wird, was namentlich nach Regen geschieht. Zur Straße resp. Gasse hin ist außer der in den Hof führenden Thüre in der Regel keine Oeffnung zu erblicken. Ueber eine kleine schmale Galerie gelangen wir zur niedrigen Hausthür, über welcher oft ein Spruch aus dem Koran oder einfach arabische Zahlen als Talisman stehen. Wir müssen uns bücken und die Füße hoch heben, um an der Schwelle oder am oberen Querbalken nicht anzustoßen und treten nun in einen mäßig großen Raum von ca. 3 bis 4 Meter im Geviert, neben welchem wir ein ebensolches Gemach bemerken; durch kleine Fensteröffnungen (sehr oft ohne Scheiben und durch Laden zu schließen) fällt spärliches Licht. Eine dünne Wand trennt das Familienzimmer vom Gastzimmer. Ein in der Mitte des Wohnraums stehender Holzpfeiler trägt einen dicken Balken, der, in seiner ganzen Länge sichtbar, entweder glatt gehobelt oder mit Einschnitten verziert ist. Auf diesem Balken ruht das Dach. Auf die Mauern und diesen Balken werden dünnere Balken gelegt und auf diese wieder Schilf oder dünne Stangen, welche dann mit Lehm und Sand bedeckt werden; so entsteht eine Art Tenne. Der Fußboden besteht ebenfalls aus festgestampftem Lehm mit Sand vermengt. Auf der Langseite des Zimmers ist das Kamin angebracht, in der Regel mit einer großen Haube zum Abzug des Rauches versehen. Das hindert aber nicht, daß dennoch viel Rauch im Zimmer bleibt und Decke und Wände schwärzt, auch vielfach Augenkrankheiten verursacht. Das geschieht namentlich da, wo mit „kisjak", d. i. getrocknetem Mist, geheizt wird. Das Holz ist ja selten im Daghestan und beispielsweise in Chunsach kostet eine Klafter desselben 50—60 Rubel. Die in der Nähe von Botlich vorkommenden Torflager werden noch nicht ausgebeutet, ebenso wenig die an vielen Stellen des Daghestan zu Tage tretende Steinkohle. An den Wänden des Familienzimmers liegen auf Wandbrettern die Betten und Teppiche, welche zur Nacht auf dem Boden aufgemacht werden; sie machen meist einen reinlichen Eindruck, was man von der Kleidung der Männer und Frauen nicht gerade sagen kann. Von den Brettern hängen noch Teppiche oder Stoffe vorhangartig herab, mit solchen ist auch manchmal die Wand bekleidet; in der Ecke steht ein bunt angestrichener Koffer mit Blechbeschlägen, in demselben ruhen die besseren Kleider und andere Habseligkeiten der Familie, daneben Kessel und große Tassen aus Kupfer. Von Möbeln ist meist nichts zu bemerken, die Herrschaften sitzen in der Regel auf dem Boden; selten sieht man plumpe, niedrige Stühle, deren Sitz ein gleichseitiges Dreieck bildet und dessen Lehne aus einer etwa 1½ Meter hohen Stange besteht, welche man mit dem König im Kegelspiel vergleichen könnte. Diese Stühle zeigen grobe Schnitzereien oder sie sind mit Roth und Blau bemalt. Noch seltener trifft man den halbkreisförmigen Lehnsessel auf drei Beinen mit plumper Lehne, eine Art Familienthron, und den plumpgeschnitzten Divan. Alle diese Gegenstände sind in der Regel aus massivem Nußholz gearbeitet. Das Gastzimmer des Awaren ist in den meisten Fällen ein wahres Raritätenmuseum, auf welches er sich nicht wenig einbildet; auf den an den Wänden angebrachten Brettern steht eine Unmasse von allen möglichen Tellern, Schüsseln, Tassen, Krügen aus Kupfer, Blech und Thon, eine Menge von Dingen, deren Gebrauch den Leuten nicht einmal klar ist. Die in feineren Häusern Europa's seit einigen Jahren wieder aufgekommene Mode, die Wände mit Tellern und Thon- oder Porcellanmedaillons zu schmücken, war bei den Awaren schon längst im Brauch. Teppiche, Stücke bunten Stoffs, Waffen 2c. vollenden die Ausstattung des Museums. Ein Geräth fehlt wohl in keinem Haus, es ist der primitive Webstuhl, der auf dem Balcon steht. An demselben arbeiten die Frauen auf der Erde niedergekauert und fertigen Tuche und Teppiche.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht in einem Schafpelz, das Fell nach außen, welcher fast das ganze Jahr durch getragen wird; er ist meist ohne Aermel und hat einen bis zum Gürtel reichenden Kragen, die Kopfbedeckung ist die zottige Pelzmütze; die Kinder sind in alle möglichen Lappen und alte Pelze gehüllt; die Frauen tragen ebenfalls die ärmlichste, abgerissenste Kleidung und bedecken das Gesicht nicht (nur zu Zeiten des Muridismus war die Bedeckung des Gesichts bei strenger Strafe geboten). Alles macht den Eindruck der größten Armuth und Unreinlichkeit, und trotz der durch die Religion vorgeschriebenen Waschungen scheint man hier vom Wasser wenig Gebrauch zu machen. Die Männer sind zu faul, die Frauen haben keine Zeit dazu.

Diese letzteren haben kein beneidenswerthes Loos, sie sind die richtigen Sklavinnen, man sieht sie nicht anders an, denn als Arbeitsthiere. Ja die Männer behaupten sogar, daß die Weiber mehr aushalten und arbeiten müssen und können, als das Vieh; denn das Weib esse reines Brod, das Kräfte verleiht, während das Vieh nur Häcksel zu fressen bekomme. Bei der Wahl einer Frau[1]) gibt weder

---

[1]) Mir stehen zufällig eine Menge awarischer Sagen und Sprichwörter zur Verfügung, die ich bei anderer Gelegenheit zu veröffentlichen gedenke.

[1]) Die Mädchen heirathen in der Regel mit 15 Jahren. Die junge Frau tritt ins Elternhaus des Mannes ein und wird hier als Arbeiterin von Anfang an mißbraucht; die Schwiegermutter ladet alle ihre Arbeit auf sie ab.

Schönheit — die wohl selten zu finden ist — noch Liebe den Ausschlag, sondern die kräftige Gestalt. Wer heirathet, heirathet nur, um eine tüchtige Arbeiterin im Hause zu haben. Nur mit Mitleid und Bedauern kann man diese gebeugten Gestalten ansehen. Was muß nur eine solche Frau nicht alles leisten! Früh Morgens schleppt sie im großen schweren Kruge Wasser herbei, sammelt den Mist auf der Straße und bereitet aus demselben Kisjak, sie kocht das Mahl, geht in den Wald nach Holz, sammelt mit den Händen das Gras da, wo man mit der Sichel nicht ankommen kann, und trocknet es auf dem Dache, bäckt das Brod, webt Tuch und Teppiche, hilft dem Mann bei Bestellung des Feldes, scheert die Schafe rc. Mit einem Wort, sie trägt die ganze Arbeit auf ihren Schultern bei spärlicher Nahrung. Diese besteht aus schlechtem schwarzen Brod, das aus einer Mischung von Gerstenmehl und dem Mehl von gerösteten Buffbohnen bereitet wird, etwas Zwiebel und Käse. Fleisch wird selten gegessen. Die tägliche Hauptspeise, das Mittagsmahl, ist der sogenannte „Chinkal", eine sehr grobe und wenig nahrhafte Speise. Er wird aus ungesäuertem Teig aus Mais, Hirse, Bohnen oder Gerstenmehl bereitet, in Stücke zerschnitten und in Wasser abgesotten. Nachdem er gar gekocht ist, werden die Stücke herausgenommen und mit Molken oder Essig, Knoblauch und etwas salzigem Käse angemacht. Das Wasser wird von einigen getrunken, meistens aber dem Vieh gegeben. Als Getränk dienen Wasser und Milch, bei besonderen Festlichkeiten werden Schnaps (selten busa = Bier) und Wein, dieser gewöhnlich gekocht, getrunken.

Während die Frauen fast alle Arbeiten verrichten, sind die Männer in der Mehrzahl die größten Tagediebe von der Welt. Man darf aber nicht glauben, daß sie wenig befähigt wären. Es gibt unter ihnen nicht wenige, welche ganz selbständig ohne Lehrer mehrere Handwerke erlernt haben und sehr hübsche Arbeiten machen. Wir hatten in Chunsach Gelegenheit, sehr brave Schreiner- und Drechslerarbeiten solcher Autodidakten zu sehen. Auch brachte man uns Stöcke, Pfeifen, Holzlöffel, Kästchen und dergleichen, welche kunstvoll mit Metallstäbchen ausgelegt waren, sehr feine und hübsche Arbeit. Das sind nun freilich Ausnahmen; die Andern sitzen und stehen unthätig vor ihren Häusern oder am liebsten vor der Moschee, um zu schwatzen, nicht aber, um zu beten, denn das ist namentlich bei den jungen Leuten längst aus der Mode gekommen, wie mir ein alter Mann klagte. Umsonst ruft der „Budun" (= Mueddsin) fünf Mal am Tage den Gläubigen zu: Kommt zum Gebet! kommt zum Glück, das Gebet ist nützlicher als der Schlaf! Die männliche Jugend treibt sich auf der Straße herum oder sie beschäftigen sich tagelang mit Steinwerfen, wobei einige aufeinandergethürmte Steine das Ziel bilden, auf welches mit einem 12—15 Pfund schweren Steine aus bestimmter Entfernung geworfen wird.

In Chunsach wurden zu Ehren des Grafen Zichy die besten Sänger und Tänzer herbeigerufen, welche uns den ganzen Abend unterhielten. Auf dem geräumigen Hofe vor unserm gastlichen Hause versammelten sich die Männer, während auf den flachen Dächern der Nachbarhäuser die Frauen und Kinder eine bunte Staffage abgaben. Bald ertönte die übliche Trommel und eine Art Clarinette, sowie das rhythmische Klatschen der Hände, zum Tanze einladend. Ein Mann in der kleidsamen Tscherkessentracht trat hervor, und langsam sich im Kreise drehend mit ausgestreckten Armen, forderte er durch Mimik eine Tänzerin auf, die sich nicht lange bitten ließ und mit leichten Schritten über die Erde hinschwebend sich um ihn drehte, bald näher kommend, bald entfliehend. Es ist die sogenannte Lesghinka, die in verschiedenen Modificationen im ganzen Kaukasus, besonders graziös und leidenschaftlich aber von Georgiern getanzt wird. Der Tanz stellt das sich Suchen und Meiden der beiden Geschlechter in rhythmischer Bewegung dar. Oftmals wird übrigens die Lesghinka auch solo getanzt zwischen scharfgeschliffenen Kinschalen (Dolchen), welche in die Erde gesteckt werden, oder aber der Tänzer hält diese in den Händen und führt während des Tanzes verschiedene gefährliche Manipulationen mit denselben aus. Das ärmliche Costüm und die kurzen Röcke der Frauen ließen in Chunsach das anmuthige Hinschweben nicht recht zur Geltung kommen, die Männer tanzten durchweg besser als die Frauen. In den Pausen wurden Sologesänge, auch Duette vorgetragen. Es waren awarische Lieder, den Inhalt eines derselben habe ich mir aufgeschrieben. Daß der Gesang schön war, kann man nicht sagen, die ins Ohr schmetternden, schneidend gutturalen und gedehnten nasalen Laute stimmen wenig zu unsern musikalischen Begriffen. Begleitet wird der Gesang von der Thara, einem dreisaitigen Instrument nach Art der Guitarre. Merkwürdigerweise schlossen die Sängerinnen während des Gesangs die Augen. Hier gebe ich ein awarisches Liebeslied in wörtlicher Uebersetzung.

1. Abends leg' ich mich
Und denke in der Nacht nur daran,
Wie ich dir begegne.
Morgens geh' ich zum Wasser
Um dir zu begegnen,
Mein Herz ist zerrissen,
Mein Auge weint,
Ohne dich kann ich nicht leben.

2. Nachts leg' ich mich schlafen
Auf goldgesticktem Bette,
Nachdem ich mein Gebet gesprochen,
Die schwarzen Augen mach' ich zu.
Ich hoffe dich im Traum zu sehen.
Ich wache auf
Und finde meine Zöpfe
Zwischen den Zähnen.

3. Wenn es soll so weiter gehn,
Magst du mich lieber tödten.
Ich würde den Grabstein umarmend
Ruhig und fest schlafen.
Und wenn ich wüßte,
Daß du mich nicht liebest,
So würde ich die Erde,
Die feuchte lieben. . . .

Chunsach liegt in der Einsenkung eines Hochplateaus, so daß sich nur nach Süden und Südosten ein etwas weiterer Blick darbietet. Nach Süden hin zieht die eigenthümliche Gestalt des langgestreckten Tlili-Meer (=Sattelberg) unsre Aufmerksamkeit auf sich, hinter demselben tritt im Südosten das Massiv des Gunib hervor. Nach den anderen Himmelsrichtungen hin schweift der Blick über grüne Wiesen und Felder und auf die nahen Höhen des Tinow-Tau. Ein schöner Aufenthalt ist Chunsach keineswegs und wir schieden trotz der großen Gastfreundschaft, die uns dort geworden, nicht ungern von dem Orte. Wir schlugen zunächst bis Lewaschi-kunt denselben Weg ein, auf dem wir gekommen, von da aus wendeten wir uns aber direct nach Osten und gelangten über das freundlich gelegene, von Gärten umgebene Stabsquartier Deschlagar bei Kaja-kent wieder an die Ebene, welche sich an das Westufer des Kaspischen Meeres anschließt. Ich möchte diese Ebene eine „historische" nennen, weil viele Völker, die in der Geschichte eine Rolle spielen, dieselbe durchzogen. Südlich von Kaja-kent fuhren wir in der Abenddämmerung durch einen mächtigen Eichenwald, den ersten und einzigen, den wir auf der ganzen Reise gesehen. Die Poststraße führt in ziemlicher Entfernung vom Meer über mehrere, zur Regenzeit sehr wasserreiche und reißende Flüßchen, vorüber an großen Dörfern, deren Obstgärten und Felder üppiges Wachsthum aufweisen. Da jene Gewässer nicht überbrückt sind, da außerdem die Straße stellenweise durch sumpfiges Terrain führt, so geht die Reise nicht immer glatt ab und ist manchmal mit Gefahr verbunden; es kommt vor, daß die angeschwollenen Flüßchen den Verkehr gänzlich unterbrechen. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellen sich noch Myriaden von Stechmücken, welche unser Nachtlager stören und den Menschen zur Verzweiflung bringen können. Bewohnt wird dieser

Landstrich von Kumyken und Tataren. Bei der eiligen Durchfahrt war es nicht möglich, irgend welche Notizen über dieselben zu sammeln. Ich begnüge mich deßhalb, zum Schluß noch einiges über die interessante Stadt Derbent zu erzählen, wo wir uns einen Tag aufhielten.

Derbent ist mit ca. 15,000 Einwohnern (Tataren, Juden, Armenier) die bedeutendste Stadt des Daghestan und war früher der Sitz eines Gouverneurs, als das Daghestan noch in zwei Verwaltungsgebiete getheilt war. Die Stadt wird schon sehr früh als wichtige Handelsstadt und Festung erwähnt. So berichtet der arabische Schriftsteller Abu el Cassim: „Der Hafen (?) wird besucht von Chasaren, von den Serir, von den Schiffen Taberistans, von Dschurdjan (Georgien), von Deilem, sowie den umliegenden Völkern. Man verfertigt in der „Stadt der Thore“ viele Seidenstoffe; der Safran (wohl Verwechselung mit Krapp (Rubia tinctorum) wächst in Unmasse in dieser Gegend, derselbe geht per Schiff nach Georgien und von dort mit Karawanen nach Indien.“ Ebn Haoucal erzählt von einem sehr besuchten Sklavenmarkt in der Stadt, wo sich Kaufleute aus den mohammedanischen Provinzen, aus den Gebieten der Römer, aus Armenien, aus Caschakien (Circassien) und anderen Gegenden treffen. Die Stadt ist viel größer als Tiflis, sagt er. In neuerer Zeit hat Derbent durch den Wegzug der höheren Behörden viel verloren, noch mehr aber durch das Aufhören des Handels mit Krapp, welcher durch die Anilinfarben leider gänzlich vom Markt verdrängt worden ist. So bietet der Ort jetzt das Bild einer gefallenen Größe dar. Zu allem Unglück hat die Stadt keinen Hafen und die Schiffe müssen 2—3 Werst vom Ufer stehen. Bei hohem Seegang ist an ein Ein- und Ausladen gar nicht zu denken.

Derbent ist mit Ausnahme des Judenquartiers, das südlich von der Mauer liegt, zwischen zwei fast parallel laufenden Mauern aufgebaut, welche sich vom Meer bis hinauf zur Citadelle etwa zwei Kilometer weit hinziehen. Die Mauern sind ca. 40′ hoch und 4—7′ dick (nach Abu el Cassim 120′ hoch und 9′ dick), von vorspringenden Bastionen flankirt, aus großen Quadern ohne Mörtelverbindung aufgebaut. Der weiteste Zwischenraum zwischen den beiden Mauern beträgt 2100′. Von den einstigen 12 Thoren sind noch 7 erhalten. Das größte und schönste ist das Doppelthor auf der Südseite in der Nähe der Citadelle. Dasselbe erinnert mit seinem arabischen Stil, den schön geformten Säulen und maurischen Bögen an die Bauart der Alhambra. Von diesem Hauptthor gelangen wir durch enge Gäßchen, in welche kleine vergitterte Fensterchen herabschauen, aufwärts steigend zur Moschee. Sie liegt in einem von großen Platanen beschatteten und von Arkaden umgebenen Hof. Wir treten in das Heiligthum, welches aus zwei langen und hohen Gewölben besteht, in deren Mitte sich eine Kuppel erhebt. Die Sage behauptet, daß hier einst eine griechische Kathedrale gestanden habe.

Schlagen wir einige Blätter aus der Geschichte der Stadt auf. Die Anfänge derselben liegen im Dunkel. Armenische und arabische Schriftsteller schreiben den Bau der Stadt und Festung dem gewaltigen Eroberer aus dem Sassanidengeschlecht Chosru I Nuschirwan zu, wir aber wissen aus den alten Schriftstellern, daß die Mauern und Thore lange vor dieser Zeit bestanden haben müssen. Während bei Strabo (XI, 15, 4) nicht erhellt, was er unter Portae caspiae versteht, erwähnt Plinius (Hist. nat. V, 12, 1 und VI, 1) dieselben im Unterschied von den Portae caucasicae, ebenso Tacitus (Annal. VI, 33, Hist. I, 6), auch Josephus Flavius (Antiquit. jud. XVIII, 4, 4). Bei den byzantinischen Schriftstellern werden die Portae caspiae ebenfalls öfters genannt.

Die oben genannten arabischen und armenischen Schriftsteller wollen möglicherweise nur sagen, daß Chosru I die Festung neu aufgebaut und bedeutend verstärkt habe. Jedenfalls hat er mit sicherem Blick die strategische Bedeutung des Orts erkannt, der an der Stelle liegt, wo zwischen dem Meer und den tabassaranischen Bergen ein schmaler Landstreifen übrig bleibt. Im Derbend-Name wird die Erbauung der Stadt Alexander d. Gr. zugeschrieben, was auf einer Verwechselung des großen Makedoniers mit einem andern Iskander mit dem Beinamen „der Zweihörnige“ beruhen mag. Dieselbe Sage behauptet, daß die Mauern sich über den ganzen Kaukasus erstreckt haben. Dieser Irrthum hat sich dahin aufgeklärt, daß die Mauer sich wirklich einige Meilen ins Land hinein gezogen hat, bald zu den Höhen aufsteigend, bald sich in die Thäler hinablassend. Noch heute kann man in großer Entfernung von der Stadt die Ruinen der Thürme und Mauern verfolgen.

Um den Besitz dieser Stadt wurde in den ersten Jahrhunderten nach Christus und später zur Zeit der Araber heftig gestritten. Perser, Georgier, Hunnen, Türken, Araber, Armenier ꝛc. suchten sich dieses Schlüssels, je nachdem zu Asien oder Europa, zu bemächtigen. Da das Meer bedeutend zurückgegangen ist und der Engpaß früher noch viel schmäler war, so war er auch leichter zu vertheidigen und schwerer einzunehmen. In neuerer Zeit erkannte auch Peter d. Gr. die Bedeutung des Platzes und besetzte auf seinem Feldzug gegen Persien die Stadt am 23. August 1722. Mangel an Proviant nöthigte ihn aber, den Feldzug aufzugeben, er kehrte nach St. Petersburg zurück, nicht ohne eine Garnison in der Citadelle zu lassen. Noch heute zeigt man das Haus, wo Peter gewohnt haben soll, und das Fenster auf der Citadelle, durch welches er auf seine Flotte hinabschaute. Die russische Garnison verließ 1736 die Stadt, als die von Rußland eroberten Gebiete den Persern zurückgegeben wurden. Im Jahre 1796 wurde Derbent wieder von den Russen genommen und 1806 endgültig mit Rußland vereinigt. Während der kaukasischen Kriege wurde es 1832 von dem Imam Kasi-Mulla belagert, aber ohne Erfolg.

Ich kann meinen Aufsatz nicht schließen, ohne noch kurz auf die Frage des „kaukasischen“ und „kaspischen“ Thors zurückzukommen. Es herrscht darüber einige Unklarheit. Unter dem „kaukasischen“ Thor, glaube ich, darf man einzig und allein die Darjal-Schlucht verstehen. Unter dem kaspischen Thor wird man hauptsächlich Derbent zu verstehen haben. Da dasselbe aber als Thor der Thore bezeichnet wird (bab-ul-abwâb), so könnte man daraus den Schluß ziehen, daß wohl noch andere Thore existirt haben. Es läßt sich auch leicht denken, daß auf dieser Landenge, auf welcher sich so viele Kämpfe abgespielt, noch andere Befestigungen, gewissermaßen als weit vorgeschobene Vorwerke vorhanden waren. Und daher mache ich im Einklang mit armenischen Schriftstellern den Vorschlag, wenigstens drei Thore am kaspischen Meer zu unterscheiden: nämlich südlich von Derbent das albanische, dann das „Thor der Thore“ in Derbent (bei den Armeniern: „Dschor“) und das sogenannte „Hunnenthor“ bei Kajakent.

Leider war es mir auf meiner diesjährigen Reise nicht vergönnt, die südlich von Derbent an verschiedenen Stellen erhaltenen Ruinen zu besichtigen, da die Expedition anstatt des beschwerlichen Postwegs über Kuba nach Baku oder Schemacha es vorzog, den Dampfer nach Baku zu benützen und von da wieder nach Tiflis zu reisen, wo wir am dritten Tage eintrafen.

Zur schwäbischen Dialektdichtung.

Es sind nun mehr als zwei Jahre, seitdem wir in diesen Blättern eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiet schwäbischer Dialektdichtung, Michel Bucks „Bagenga“ aus-

führlich besprachen. Was seitdem auf diesem literarischen Gebiet Neues oder Neuaufgelegtes erschienen ist, ist nur wenig, und unter diesem wenigen ist leider Gottes nicht viel Gutes. Man kann heutzutage der Dialektdichtung ihre Berechtigung wohl kaum mehr streitig machen, bestreiten kann man nur, ob wohl jeder, dem einmal ein guter Vers gelungen, daraus auch das Recht ableiten darf, nun seine Dialektdichtungen zu sammeln und sich dem verehrlichen Publicum als berufener Vertreter hiefür vorzustellen. Und es will uns bedünken, als ob gerade in unserm Schwabenlande und bei unsrer schwäbischen Dialektdichtung derartige Ansichten mehr und mehr um sich greifen. Der Grund hiefür ist unschwer zu erkennen. Der schwäbische Dialekt ist in seiner unverfälschten Gestalt durchaus nicht landläufig im Schwabenland; es ruht ein eigenartiges Verhängniß auf ihm: wer ihn spricht, der dichtet nicht — und wer in ihm dichtet, der hat zumeist keine blasse Ahnung von ihm; das heißt, es versteht selbiger Dichter ja wohl da und dort einen schwäbischen Ausdruck zu verwerthen, und manches, was er sagt, klingt ganz hübsch nach Dialekt; aber der Dialekt ist etwa nicht bloß eine äußerliche Form, er ist nur das Gewand für eine geistige Eigenart, die sich nicht in oberflächlichem Erfassen etlicher sprachlicher Eigenthümlichkeiten, sondern vor allen Dingen in der getreuen und unverfälschten Wiedergabe des Volkscharakters äußert. Und gerade gegen dieses, so einfache und selbstverständliche Grundgesetz für jede Dialektdichtung wird besonders in Schwaben schwer und oft gesündigt. Es hält freilich nicht so leicht, den schwäbischen Volkscharakter zu erfassen und zu ergründen, und zumal da, wo sich unter unsrer ländlichen Bevölkerung auch noch eine gewisse Eigenart für Sprache und Leben frisch erhalten hat, stößt der Beobachter gar oft auf scheinbar harte und schroffe Gegensätze. Die schwäbische Gemüthlichkeit erscheint in manchen Fällen als ein recht problematischer Vorzug unsres Stammes, die herbe Unzugänglichkeit und die manchmal schroffe Ablehnung alles Neuen und Andersartigen, das offenbar nur schwer auszurottende Mißtrauen gegen den Norden, und die gar häufige Schwerfälligkeit in Gedanken und Worten, die namentlich unsrer Landbevölkerung eignet, das alles im Verein mit einer gewissen Derbheit, um nicht zu sagen Roheit im Umgang, die freilich oft nur das Bewußtsein der eigenen Unbeholfenheit verdecken soll, reimt sich dem oberflächlichen Beobachter nur schwer zusammen mit der so viel gerühmten Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit unsrer Schwaben. Und doch wird Niemand dieselbe bestreiten, wird Niemand behaupten wollen, daß unsre schwäbische Volkspoesie, soweit dieselbe wirklich unter diesem Namen begriffen werden darf, nicht auch einen Schatz von Gemüth und Innigkeit, sowie von naivem Humor enthalte, wie er nicht leicht anderswo angetroffen wird. Dabei ist denn die Thatsache hervorzuheben, daß eben an unsrer Volks- und Dialektpoesie weit mehr unsre katholische, als unsre protestantische Bevölkerung Theil hat. Zwei unsrer bekanntesten und auch heute noch beliebtesten Dialektdichter, Sebastian Sailer und Karl Waitzmann sind Katholiken, und auch Michel Buck, seines Standes kgl. Oberamtsarzt, hat ursprünglich die Laufbahn des katholischen Theologen eingeschlagen. Eine Erklärung hiefür läßt sich wohl unschwer finden. Das volksthümliche Element steckt viel mehr in dem katholischen als dem protestantischen Geistlichen; die Aufgabe des katholischen Pfarrers ist seiner ganzen Stellung und seinem ganzen Lebensgang nach der Umgang mit und unter dem Volk, diejenige seines protestantischen Collegen beruht weit mehr in einer geistlichen Beaufsichtigung, die schon an und für sich eine engere Annäherung, ein eigentliches Zusammenleben weit schwieriger macht. Hiezu kommt bei letzterem der weitere Umstand, daß ihn seine ganze Vorbildung auf Schule und Universität weit mehr von den volksthümlichen Bahnen hinweg zu allerhand wissenschaftlichen Nebenbeschäftigungen treibt, die ja wohl ihren akademischen Werth haben mögen, aber mit der geistlichen Praxis doch sehr wenig zu thun haben. Indessen genug hievon, und Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen gibt es ja, dafür spricht in unsrer schwäbischen Dialektdichtung schon der Name eines Richard Weitbrecht. Er mag jedoch in unsrer heutigen Uebersicht einem älteren Collegen, dem schon oben erwähnten Sebastian Sailer, den Vorrang lassen.

Dieser Dichter gehört seinem äußeren Leben nach freilich noch dem vergangenen Jahrhundert an, er starb am 7. März 1777, allein seine Gedichte, ursprünglich und in Abschriften und fliegenden Blättern verbreitet, und erst später, erstmals 1819 gesammelt, haben ihre Frische und Volksthümlichkeit bis auf den heutigen Tag erhalten, und als im Jahre 1849 Oberstudienrath Dr. Haßler dieselben gesammelt mit einer werthvollen Einleitung herausgab, durfte er damit auf den Dank seiner Landsleute rechnen. Man bemißt ein solches Buch nicht nach der Zahl seiner Auflagen, sonst kämen Sailers Schriften, die seit dem Jahre 1849 erst in vierter Auflage erschienen sind, in der literarischen Werthschätzung nicht besonders gut weg, sondern man bemißt es nach seiner Verbreitung und nach seiner Beliebtheit, und da können Sailers Schriften es getrost mit jeder anderen neuzeitlichen Dialektdichtung aufnehmen. Sailer hatte und hat auch heute noch mancherlei Anfechtung auszustehen wegen der Art und Weise, wie er das Heilige und die biblischen Erzählungen als Stoffe für seine Dichtungen verwerthete, ja die theologische Tübinger Quartalschrift vom Jahre 1819 warf ihm geradezu Gemeinheit vor, während wiederum die Hallische Literaturzeitung vom Jahre 1820 seines Lobes voll ist, indem sie in Sailers Gedichten wirklich genialen Kunstsinn und einen das Leben und seine Erscheinungen mit heiterer, wenn auch oft derber Satire ergreifenden Geist findet. Dort wie auch sonst so oft ist schon mannichfach auf die Aehnlichkeit Sailers mit Abraham a Sancta Clara hingewiesen worden, und im Hinblick auf seine angeblichen Roheiten macht sein Herausgeber Haßler mit Recht auf den Unterschied zwischen Derbheiten und Zweideutigkeiten aufmerksam. Haßler bezeichnet aber auch zugleich Sailers Gedichte als einen Beitrag zur Geschichte, nicht allein des schwäbischen Bauernstandes, sondern namentlich der katholischen Geistlichkeit am Ende des vorigen Jahrhunderts, und weist sodann noch auf zwei wesentlich schwäbische Züge in seinen Gedichten hin, einerseits die echt schwäbische Selbstverhöhnung der Schwaben, welche nicht am wenigsten zu der Sage von den Schwabenstreichen beitrug, andrerseits das echt deutsche gegenseitige Hänseln des einen Volksstammes durch den andern. Ueber den von dem Verfasser dabei ausgesprochenen Wunsch, daß mit der sich weiter ausbreitenden Gemeinsprache auch der deutsche Gemeinsinn Schritt halte, sind nun mehr als 50 Jahre hingegangen. Ob und wie etwa dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, möchten wir an dieser Stelle nicht entscheiden. Zu der Zeit, da Haßler seine Einleitung zu Sailers Gedichten schrieb, lag ein solcher Wunsch wohl so manchem Deutschen auf Herz und Zunge. Das bekannte Wort, daß man den Dichter erst dann recht verstehe, wenn man in Dichters Lande gehe, findet in vollstem Maße auf Sailer Anwendung. Er ist mit seiner ganzen Behäbigkeit ein Oberschwabe, sein Humor entbehrt nicht der Pointe, aber diese ist nicht so scharf, nicht so persönlich, wie anderswo im Schwabenlande; und wenn er für die Form seiner Dichtungen meistens die dramatische wählte, so läßt sich auch hierin unschwer ein eigenartiger Zug erkennen. Doch soll hier nicht weiter darauf eingegangen werden; es mag ge-

nügen, die neue Auflage des alten Sailer hiemit besprochen zu haben.

Wir haben bereits oben unter den protestantischen Geistlichen Richard Weitbrecht als eine rühmliche Ausnahme unter den schwäbischen Dialektdichtern genannt. Schon die mit seinem Bruder Karl gemeinsam herausgegebenen „Schwobagschichta", sowie seine späteren Dialekterzählungen zeigen ihn als einen Mann, der es in der That verstanden hat, das schwäbische Volksgemüth in seiner echtesten und vortheilhaftesten Gestalt zu erfassen. Dessen sind namentlich auch seine neueren Leistungen auf diesem Gebiet, seine einzeln erscheinenden Volksbücher: „D' Pfarrmagd", „No g'stät" und „A Goischt" rühmliche Zeugen. Weitbrecht ist als Mann und als Schriftsteller ein Schwabe von echtem Schrot und Korn, er hat ein warmes Herz für das Denken, Fühlen und Handeln unsrer Landbevölkerung und ist weitherzig genug, um auch da, wo unserm freilich so vielfach verbildeten ethischen Bewußtsein manches nicht nur roh, sondern unbegreiflich erscheinen will, menschliche Milde und Nachsicht walten zu lassen! Der schwäbische Humor findet in ihm einen seiner berufensten Vertreter; und zu loben ist an ihm besonders, daß er der Neigung zu einer falschen Sentimentalität, die man so oft dem Schwabencharakter aufzwingen will, geflissentlich aus dem Wege geht. Im Gegentheil — es fehlt ihm da und dort nicht an gewissen Derbheiten, die zwar nicht ganz salonfähig in ihrem Ausdruck, dafür aber wenigstens echt schwäbisch sind.

Ein Lob, das man einem anderen — hier müssen wir freilich sagen „sogenannten" — schwäbischen Dichter nur in sehr beschränktem Maße zuertheilen kann. Es ist etwas eigenthümliches um Adolf Grimminger und seine Poesien. Der Mann hatte seinerzeit, das ist nun freilich schon viele Jahre her, mit zwei schwäbisch sein sollenden Gedichtsammlungen „Mei Derhoim" und „Luginsland" eine gewisse Berühmtheit erlangt, die er freilich in erster Linie einer sehr stark betriebenen persönlichen Reclame und dann erst dem eigentlich poetischen Gehalt seiner Dichtungen zu verdanken hat. Indessen er bot in seinen Gedichten, deren Titel freilich schon so unschwäbisch wie möglich sind, etwas Neues — das Schwäbische war bis jetzt, dank dem in ihm vorherrschenden derben Element, nicht salonfähig gewesen. Hr. Adolf Grimminger hat das freilich nicht einwandfreie Verdienst, ihm den Eintritt in die Gesellschaft ermöglicht zu haben. Dabei ging allerdings das eigentlich schwäbische Element in Geist und Sprache vollständig verloren, und es blieb jene zuckersüß-ländliche Poesie, die mit Dialektdichtung am allerwenigsten zu thun hat. Hr. Grimminger machte sich aber auch die Sache sehr bequem — er „schwäbelte" drauf los in der ungezwungensten Art, d. h. er sprach da und dort so etwas wie Dialekt, aber hinter diesem Dialekt sah der modern gebildete und auch etwas verbildete Gesellschaftsmensch so deutlich hervor, daß seine Verse schon dadurch ein unschwäbisches Colorit erhielten. Wohl verstand er etliche Pointen ganz wirkungsvoll herauszuarbeiten — da und dort findet man bei ihm auch so etwas wie Naivetät — aber sein Dichterruhm stieg ihm zu Kopfe. Hr. Grimminger dichtete nun drauf los, schwäbisch und hochdeutsch durch einander, und unglückseligerweise stellte er im Laufe der Jahre seine bescheidene Muse auch noch in den Dienst einer Gelegenheits- und persönlichen und gesellschaftlichen Huldigungsdichterei, die wohl dem Dichter und dem Angesungenen Freude macht, sonst aber Niemandem. Zeugniß dessen ist seine neueste Sammlung von Gedichten in schwäbischer Mundart „Aus 'em Lerche-Nescht". Die Berechtigung eines solchen Titels wird außer dem Dichter selbst ja wohl Niemand verstehen, nach einem Einblick in das Büchlein selbst aber wird man das herbe Urtheil über derartige Versemachereien nicht unbillig finden. Ich sage nicht, daß sich nicht hier auch einige hübsche Sächelchen finden — warum denn nicht? — aber ich sage, daß der Dichter seinem Ruhme weit mehr genützt hätte, wenn er den größten Theil seiner Reimereien hübsch ruhig in seinem Pult hätte liegen lassen. Es ist hier nicht der Platz, sich auf die sprachlichen und psychologischen Unmöglichkeiten in diesen Gedichten des näheren einzulassen; ganz nachdrücklich ist aber zu betonen, daß, wer einmal schon Dialektdichter sein will, sich auch mit den elementarsten Forderungen für die Aufgabe desselben vertraut machen muß, um Vollgültiges auf diesem Gebiete zu schaffen. Hr. Grimminger mag sich dabei mit der Thatsache zurechtfinden, daß ihm eine schwäbische Dichterin, Mathilde Frank, mit ihrer Sammlung „Schwäbisch Gmüeth" (Stuttgart, A. Bonz u. Cie.) weit überlegen ist. Wir begegnen der Dichterin zum ersten Male, allein der Eindruck, den wir von ihrer Dichterpersönlichkeit bekommen, ist der denkbar beste. Zwar auch bei ihr noch hie und da sprachliche Mängel und Halbheiten, aber dafür wenigstens Poesie, echte und wirkliche Poesie, ein harmloser Humor, eine feine, aber gemüthliche Satire, und vor allen Dingen der richtige Blick für das Gebiet, auf dem sich die Dialektdichtung zu bewegen hat. Derartige Bücher erfreuen nach einer so wenig erfreulichen Lecture wie derjenigen Grimmingers, doppelt, und es sei hier zum Schlusse dieser Uebersicht noch einmal betont, daß ihr Buch ein gutes ist, das ihr eine sichere Stelle in der schwäbischen Dialektdichtung einräumt.

Th. Ebner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Im Anschluß an die in Nr. 191 der Beilage gegebene Darlegung von Jos. Sarrazin: „Heine kein französischer Schriftsteller", theilt man uns gütig den nachstehenden Brief von des Dichters Bruder, dem Staatsrath Maximilian v. Heine, im Original mit:

„St. Petersburg, am 24. März 1869.

Herrn H. J...

Mein Herr,

Auf Ihre Anfrage die ergebene Erwiderung, daß alle von meinem Bruder Heinrich in der Campe'schen Ausgabe veröffentlichten Schriften ursprünglich deutsch abgefaßt worden sind, mit Ausnahme einiger kritischer Aufsätze in einigen französischen Journalen, z. B. Revue des deux Mondes.

Achtungsvoll

Maximilian v. Heine."

* Der Schutz der Denkmäler wird den vom 15. bis 18. September in Konstanz tagenden Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine beschäftigen. Die Referenten sind Archivrath Dr. Grotefend-Schwerin und Architekt Peter Wallé-Berlin. Hr. Wallé hat folgende Sätze aufgestellt: 1) Zur wirksamen Durchführung des Denkmalschutzes gegenüber einer willkürlichen Veränderung oder Beseitigung oder Veräußerung von Monumenten und Kunstgegenständen ist die Ertheilung des unbedingten Anspruchsrechts an die Conservatoren eine unerläßliche Forderung. Wie ist dieses Recht in den einzelnen Staaten geordnet? 2) Im Interesse der vaterländischen Denkmäler und ihrer Pflege ist es wünschenswerth, daß die Thätigkeit der Conservatoren keine nebenamtliche sei, daß vielmehr überall dort, wo die Verhältnisse dies erfordern und gestatten, jener wichtigen Aufgabe die ganze Kraft der berufenen Persönlichkeiten gewidmet werde.

* Ueber die noch immer unentschiedene Frage des Vorkommens norwegischer Runeninschriften in Amerika dürften in kurzer Zeit nähere Aufschlüsse zu erwarten sein. Die vor einiger Zeit auf einem Felsen, genannt „The Northmens Rock" bei Mount Hope, Massachusetts, gefundene Inschrift hat Dr. William C. Canfield genaueren Studien unterworfen. Er fand, daß sie von den Bilderinschriften der Indianer völlig abwich, weßhalb er Photographien davon dem Smithsonian Institut in Washington einsandte, deren Gelehrte gleichfalls erkannten, daß die Zeichen denen der Indianer nicht glichen. Darauf hat Dr. Canfield Photographien der Inschrift an die nordischen Alterthumsgesellschaften in Kopenhagen und Christiania gesandt, um sie deuten zu lassen. Er

hielt es nicht für ausgeschlossen, daß die räthselhafte Inschrift des Felsens von dem Norweger Leif Erikson, der ums Jahr 1000 in Winland, dem heutigen Massachusetts, landete, oder von anderen Wikinger Häuptlingen herrühre. Schon 1825 wurde bekanntlich ebenfalls in Massachusetts am östlichen Ufer des Taunton-River der sog. Dighton Rock gefunden. Auch die Inschrift dieses Steines, der sich in „The Old Colony Historical Society“ in Taunton befindet, ist von den gewöhnlichen Bilderinschriften der Indianer verschieden. Andrerseits gilt sowohl von dieser wie von der vorhin erwähnten Inschrift, daß sie auch von den nordischen Steininschriften („Helleristninger“) abweichen. Eine gute Abbildung des Dighton Rock findet sich in Rafns Antiquitates Americanae von 1830. Rafn und Finn Magnusson glaubten entdeckt zu haben, daß sich in der Inschrift Runen fänden und daß diese über die Reise des Wikings Thorfinn Karlsevne, eines Zeitgenossen Leif Erikssons, nach Winland handelten. Diese Deutung ist jedoch von der späteren Kritik nicht für stichhaltig befunden worden. Auch Photographien der Dighton-Inschrift hat nun Dr. Canfield nach Norwegen und Dänemark gesandt, so daß jetzt möglicherweise eine Entscheidung darüber zu erwarten ist, ob die beiden Inschriften Runen oder doch andere Zeichen, die den Nordmännern eigenthümlich sind, enthalten.

* Eine artige Parodie moderner medicinischer Bestrebungen liefert ein Freund der „Köln. Volksztg.“ mit folgender Zuschrift: „Die geschätzten Leser Ihrer Zeitung hörten gewiß von der Tsetse-Fliege in Afrika, welche durch ihren giftigen Stich so viele Thiere tödtet. Bis jetzt hat man noch kein Gegenmittel gegen ihr gefährliches Gift gefunden. Da nun die Jesuitenmission Zumbo am Zambesi ihre 40 voriges Jahr gekauften Kühe vor diesem gefährlichen Feinde retten will, gerieth P. Hiller auf den Gedanken, den Kühen die Fliege selbst als Gegenmittel einzugeben. Er hat deßhalb mit einem Häuptling einen Tausch abgeschlossen. Gegen einige Meter Tuch hat ihm derselbe 4000 lebendige Tsetse-Fliegen gebracht. Also kamen auf jede Kuh 100 Fliegen. Man erzielte die besten Erfolge. Jede Kuh verspeiste mit ihrem Heu die 100 giftigen Fliegen — und seitdem ist, wie man sagt, der Stich der giftigen Tsetse gegen sie wirkungslos.“

* Unter den 29,107 Studenten, die in diesem Sommer an den deutschen Universitäten immatriculirt waren, befanden sich nach einer Rechnung des „Schwäb. Merk.“ 1152 Württemberger, gegenüber 1249 im vorigen Winter und 1140 im vorjährigen Sommer. Davon trafen auf die evang. Theologen 245 (gegen 257 und 253 in den beiden letzten Semestern), auf die kathol. Theologen 175 (gegen 181 und 173), auf die Juristen, einschließlich der Kameralisten, Regiminalisten und Forstwissenschaftler, 347 (gegen 389 und 320), auf die Mediciner 236 (gegen 258 und 255), auf die Philologen und Historiker 37 (gegen 47 und 37), auf die Mathematiker und Naturwissenschaftler 61 (gegen 63 und 62), auf die Pharmaceuten 39 (gegen 39 und 25) — diese Zahlen der Pharmaceuten aber sind ungenau, da die letzteren in Tübingen nicht wie an den übrigen Universitäten immatriculirt, sondern nur als Hospitanten zugelassen werden. Von den 1152 württemb. Studenten studirten 804 oder 70 Proc. an der Landesuniversität Tübingen, 168 oder 15 Proc. an den bayer. Universitäten (120 in München, 29 in Würzburg und 19 in Erlangen), 80 an den 10 preuß. Universitäten (davon 51 allein in Berlin), 32 in Straßburg, 27 in Leipzig, 20 in Freiburg, 12 in Heidelberg, 4 in Jena und 1 in Rostock.

* An die Mittheilung, daß als Privatdocent in der philosophischen Facultät der Universität München Dr. Albrecht Conon Graf v. d. Schulenburg zugelassen worden, knüpft die „Magd. Ztg.“ folgende an dieser Stelle überraschende aristokratisch-genealogische Betrachtung: Graf v. d. Schulenburg ist 1865 auf Nordsteimke im Herzogthum Braunschweig als Sohn des dortigen Hof-Jägermeisters Grafen Gebhard geboren und gehört der Linie Wolfsburg (deren Stammsitz im Kreise Gardelegen liegt) seiner weit verbreiteten Familie an. Bisher sind aus unsern Grafenfamilien nur selten akademische Lehrer hervorgegangen. Außer dem Grafen Schulenburg gibt es an deutschen Universitäten zur Zeit noch vier. In Straßburg lehrt als ordentlicher Professor der Botanik Graf Hermann zu Solms-Laubach, in Marburg als ordentlicher Professor der Theologie Graf Wolf v. Baudissin, in Kiel als außerordentlicher Professor der Medicin Graf Ferdinand v. Spee und in Heidelberg seit kurzem als Privatdocent der Geschichte Graf Richard du Moulin-Eckardt.

* Ergebnisse der technischen Staatsprüfungen in Preußen 1894—95. — Vor den königlichen technischen Prüfungsämtern in Berlin, Hannover und Aachen haben im Laufe des Jahres vom 1. April 1894 bis dahin 1895 im ganzen die Vor- und die erste Hauptprüfung für den Staatsdienst im Baufache abgelegt: a. die Vorprüfung: in Berlin 333, in Hannover 59 und in Aachen 14, zusammen 406 Candidaten (im Vorjahre 354); b. die erste Hauptprüfung: in Berlin 163, in Hannover 20 und in Aachen 11, zusammen 194 Candidaten (im Vorjahre 122). Von den 406 Candidaten zu a. sind 114 für das Hochbaufach, 144 für das Ingenieurbaufach und 148 für das Maschinenbaufach geprüft worden; es haben 259, also 63.8 Proc. (im Vorjahre von 354 Candidaten 243 oder 68.6 Proc.) die Prüfung bestanden, darunter 14 „mit Auszeichnung“. Von den in die erste Hauptprüfung eingetretenen 194 Candidaten sind 52 für das Hochbaufach, 87 für das Ingenieurbaufach und 55 für das Maschinenbaufach geprüft worden; es haben 170, also 87.6 Proc. (im Vorjahre von 122 Candidaten 101 oder 82.8 Proc.) die Prüfung bestanden, darunter 24 „mit Auszeichnung“. Bei dem kgl. technischen Prüfungsamt in Berlin haben sich außerdem 23 Candidaten der Vorprüfung und 14 der ersten Hauptprüfung im Schiffsbau- und Schiffsmaschinenbaufache der kaiserlichen Marine unterzogen (im Vorjahre 20 und 12 Candidaten). Hievon haben bestanden: die Vorprüfung 16 Candidaten, also 69.6 Proc. (im Vorjahre von 20 Candidaten 14 oder 70 Proc.), die erste Hauptprüfung 13 Candidaten, also 92.9 Proc. (im Vorjahre sämmtliche 12 Candidaten), darunter 2 „mit Auszeichnung“. Vor dem kgl. technischen Oberprüfungsamt in Berlin haben während des Zeitraums vom 1. April 1894 bis dahin 1895 im ganzen 92 Candidaten die zweite Hauptprüfung für den Staatsdienst im Baufache abgelegt. Von diesen Candidaten haben 82 die Prüfung bestanden, und zwar 67 als Baumeister für das Hoch- und Ingenieurbaufach und 15 als Baumeister für das Maschinenbaufach; von diesen sind 81 zu k. Regierungsbaumeistern ernannt worden. Nach den Vorschriften vom 27. Juni 1876 sind ein Candidat für das Hochbaufach, nach den Vorschriften vom 6. Juli 1886: 90 Candidaten, und zwar 25 für das Hochbaufach, 46 für das Ingenieurbaufach und 19 für das Maschinenbaufach, und nach den Uebergangsbestimmungen vom 21. Februar 1887 ein Candidat für das Hochbaufach geprüft worden. Von den 82 Candidaten, welche die Prüfung mit Erfolg abgelegt haben, haben sechs das Prädicat „mit Auszeichnung“ zuerkannt erhalten.

* **München.** Aus Anlaß des 60. Geburtstags, den der Chemiker Professor Adolf v. Baeyer am 31. October d. J. begeht, lassen, wie Berliner Blätter melden, Freunde und Verehrer dessen Bildniß durch Lenbach malen, um es später der Neuen Pinakothek zu überweisen. Es handelt sich dabei nicht um das gegenwärtig im Glaspalast ausgestellte Gemälde, sondern um eine neue Aufnahme von Seiten des Meisters. Ein aus hervorragenden Chemikern Deutschlands und Directoren von chemischen Fabriken bestehendes Comité beabsichtigt, nach dem Bilde Heliogravüren von künstlerischem Werthe herstellen zu lassen, welche allen Schülern Baeyers eine bleibende Erinnerung sein sollen.

* **Erlangen.** Die durch Prof. Selenka's Rücktritt erledigte Professur der Zoologie wird vorläufig noch nicht wieder besetzt. Für das nächste Halbjahr ist Privatdocent Dr. Fleischmann, Selenka's Arbeitsgenosse, mit den Vorlesungen über Zoologie betraut worden. Er übernimmt auch einstweilen die Leitung der zoologischen Universitätsanstalten.

* **Heidelberg.** Noch kurz vor Schluß des Semesters unterzog sich in der naturwissenschaftlichen Facultät wieder eine Dame dem Doctor-Examen und bestand es. Es war Frl. Marie Gernet aus Karlsruhe. Ihre Dissertation behandelte die hyperelliptischen Integrale und die Gegenstände der Prüfung waren Mathematik, Physik und Mechanik.

* **Marburg.** Dr. Rudolf Leonhard, ordentlicher Professor des römischen Rechts, hat einen Ruf an die Universität Breslau als Nachfolger Wlassaks erhalten.

* **Göttingen**, im August 1895. Begründung eines Rectorenseminars. Wie allgemein anerkannt wird, erfordert der gegenwärtige Stand des Volksschulwesens eine gründliche Vorbereitung der künftigen Geistlichen für das Schulaufsichtsamt, das den meisten unter ihnen zugleich mit dem Pfarramte übertragen wird. Durch die Uebernahme eines Schuldienstes an einer öffentlichen Schule können sich die jungen Theologen nach den jetzt geltenden Grundsätzen der preußischen Unterrichtsverwaltung eine solche Vorbereitung nur dann verschaffen, wenn sie sich die Berechtigung

zum Eintritt in den öffentlichen Schuldienst durch die Ableistung der Prüfungen für Volksschullehrer, bezw. der Lehrer für Mittelschulen erworben haben; ihre Anstellung als Rectoren setzt außerdem das Bestandensein in der Rectoratsprüfung voraus. Nach der Prüfungsordnung für Volksschullehrer 2c. vom 15. October 1872 durften nun aber nur solche Candidaten der Theologie zur Rectoratsprüfung zugelassen werden, welche das Examen der Lehrer an Mittelschulen oder dasjenige für das höhere Lehramt bereits bestanden hatten und wenigstens drei Jahre im öffentlichen Schuldienste thätig gewesen waren. Durch Verfügung des Ministers der geistlichen 2c. Angelegenheiten vom 5. Mai 1893 (abgedruckt im Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen. 1893, S. 522) ist in letzterer Beziehung eine wesentlich günstigere Position für die Theologen geschaffen. Nach dieser Verfügung ist nämlich gestattet, daß die pro ministerio geprüften Candidaten der Theologie von der Mittelschullehrerprüfung dispensirt und — ohne die Prüfung für das höhere Lehramt bestanden und eine dreijährige Thätigkeit im öffentlichen Schuldienste nachgewiesen zu haben — zur Rectoratsprüfung zugelassen werden können.

Wer überzeugt ist, daß es für die weitere gedeihliche Entwicklung unsres Volksschulwesens von entscheidender Bedeutung ist, wenn sich nach wie vor eine genügende Anzahl akademisch gebildeter Männer dem niederen Schuldienste widmet, wird den Erlaß jener Verfügung mit Freuden begrüßen; durch ihn wird den Theologen unter diesen Männern der Zugang zu diesem Dienste wesentlich erleichtert. Im Hinblick auf die Ueberfülle von jungen Theologen, welche nach dem Abschluß ihrer Studien ohne rechte berufliche Beschäftigung Jahre hindurch auf Anstellung im Kirchendienste warten müssen, ist zu hoffen, daß recht viele unter ihnen von der Vergünstigung, die ihnen die angeführte Verfügung gewährt, Gebrauch machen und sich der Rectoratsprüfung unterziehen werden.

Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse und in der Erwägung, daß solchen Candidaten, welche sich zu dieser Prüfung melden wollen, eine zweckmäßige Vorbereitung auf dieselbe erwünscht sein muß, habe ich mich entschlossen, im Vereine mit einer Anzahl von Männern, welche durch ihren Beruf auf die fortgesetzte Beschäftigung mit den einschlägigen pädagogischen und schulkundlichen Fragen angewiesen sind, am hiesigen Orte ein Rectorenseminar einzurichten, und nicht versäumt, vor allen weiteren Verhandlungen Sr. Excellenz dem Hrn. Minister Dr. Bosse Kenntniß von diesem Plane zu geben. Durch Verfügung vom 19. März d. J. hat der Hr. Minister mir darauf eröffnet, daß er von den in meiner Zuschrift und in meiner Abhandlung „Ueber die pädagogische Vorbereitung der Theologen für das Schulaufsichtsamt" (abgedruckt in der Neuen kirchlichen Zeitschrift 1894 S. 888 ff.) erörterten Bestrebungen „mit Interesse Kenntniß genommen habe und eine weitere Ausbildung der Theologiestudierenden nach Seite des Schulamtes auch an sich nicht für unerwünscht halten würde. Die Vorbereitung für den Seminar- und Volksschuldienst liege aber außerhalb der Aufgaben der Universität, und er trage Bedenken, eine Erweiterung der letzteren in der angedeuteten Richtung zur Zeit für statthaft zu erachten oder Mittel für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Er müsse es daher mir überlassen, die Förderung meiner Ziele lediglich auf privatem Wege anzustreben". Da ich in meinem Berichte nur von diesem Wege gesprochen und eine finanzielle Unterstützung aus Staatsmitteln bestimmt außer Rechnung gestellt hatte, so durfte ich in dieser Verfügung eine Ermuthigung zur Verwirklichung meines Planes von berufenster Seite her erblicken, und trete daher mit diesem Plan nunmehr hiedurch an die Oeffentlichkeit.

Das Rectorenseminar wird zunächst für das kommende Wintersemester als ein lediglich privates Unternehmen in hiesiger Stadt eröffnet, um solche Candidaten, welche sich auf Grund der angeführten Ministerialverfügung vom 5. Mai 1893 der Rectoratsprüfung unterziehen wollen, für diese Prüfung zweckmäßig vorzubereiten. Als Theilnehmer an dem Seminar werden solche Candidaten der Theologie zugelassen, welche die Prüfung pro ministerio bestanden haben und während des Wintersemesters 1895/96 bei der hiesigen theologischen Facultät inscribirt sind. Die folgenden Vorlesungen, je 2—3stündig, werden gehalten werden: Geschichte der Pädagogik seit dem Zeitalter des Humanismus von Prof. D. Knoke; Einführung in die pädagogische Psychologie oder Anwendung der Psychologie auf Pädagogik von Geheimrath Prof. Dr. Baumann, wobei Voraussetzung der Theilnahme ist, daß die Candidaten Psychologie früher gehört haben oder gleichzeitig hören; Methodik des Religionsunterrichts von Superintendent Kayser; Methodik des Unterrichts im Deutschen von Prof. D. Knoke; Methodik des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes von Gymnasialoberlehrer Dr. Goetting; Methodik der Geschichte, der Geographie und der technischen Unterrichtsfächer von Superintendent Kayser; Schulgesetzkunde von demselben; Schulkunde im engeren Sinne des Wortes Schuldirector Dr. Morgenstern. Außerdem wird den Theilnehmern Gelegenheit zum Hospitiren im Unterrichte und zu eigenen Lehrproben in den verschiedenen Disciplinen geboten. Das Honorar für sämmtliche Vorlesungen beträgt für jeden Theilnehmer 100 M., ermäßigt sich jedoch auf 80 M., sobald die Zahl der Mitglieder des Seminars 15 übersteigt.

Die Vorlesungen beginnen in der letzten Woche des Octobers und schließen in der ersten Woche des März. Zur Ertheilung weiterer Auskunft, sowie zur Entgegennahme von Anmeldungen für das Seminar bin ich nach Beendigung meiner Ferienreise, d. h. vom 15. September d. J. an, gern bereit.

D. K. Knoke, o. Prof. d. Theol.

* Aus **Göttingen** erhält die „Magdeb. Ztg." über das dort mehr und mehr einreißende Damenstudium folgende nähere Aufschlüsse: Während die medicinische Facultät die bei ihr nachgesuchte Zulassung von Damen zum ärztlichen Studium noch abgelehnt hat, erfreut sich die Facultät der Philosophen schon seit längerer Zeit einer Reihe weiblicher Schüler. Begonnen hat das Studium von Damen an unsrer Hochschule im Herbst 1893. Damals waren drei Damen um Zulassung zu den philosophischen Studien eingekommen. Zwei von ihnen hatten sich an amerikanischen Hochschulen schon einen akademischen Grad erworben, die dritte war eine Engländerin, die am Girton College in Cambridge Mathematik studirt und die geforderten Examina bestanden hatte. Alle drei beabsichtigten Mathematik und Physik hier zu studiren. Die Zulassung stieß anfänglich auf Schwierigkeiten, da aber die betreffenden Docenten sich persönlich beim Unterrichtsminister verwendeten, wurde die Erlaubniß ertheilt, jedoch wurde ein eingehender Bericht über die bisherigen Arbeiten der Damen, sowie ein Urtheil der akademischen Lehrer, bei denen sie bisher studirt hatten, eingefordert. Erst auf Grund dieser Schriftstücke wurden die Damen als Hospitantinnen zugelassen. Das Beispiel fand rasche Nachfolge. Schon im Sommersemester 1894 wuchs die Zahl der studirenden Damen auf 12 und im darauffolgenden Wintersemester auf 15. Da nun aber diese Damen sich auch den deutschen Doctorgrad erwerben wollten, mußte die Philosophenfacultät auch darüber schlüssig werden, ob sie die Damen promoviren wolle. Sie entschied dahin, das Examen den Frauen nicht versagen zu wollen, wohl aber sich freie Hand zu behalten, ob sie das an den Minister einzureichende Gesuch befürworten wolle oder nicht. Im letzten Sommer studirten nun zwanzig Damen hierselbst, und von diesen hat eine, wie mehrfach erwähnt, eine junge Engländerin, das Doctorexamen bestanden und ist, da Dorothee Schlözer ihrerzeit nicht diplomirt wurde, somit die erste Dame geworden, die das Göttinger Doctordiplom erworben hat. Jede Dame, die zum Examen zugelassen werden will, hat selbstverständlich die vorschriftsmäßigen Bedingungen zuvor zu erfüllen. Sie muß ein triennium academicum nachweisen an einer deutschen Universität oder einer solchen, die auf gleicher Höhe steht; das letzte Studienjahr wenigstens muß auf einer deutschen Hochschule verbracht sein. Ferner muß sie eine selbständige Dissertation einreichen, die wissenschaftlichen Werth hat, so daß sie veröffentlicht werden kann. Endlich muß sie sich einer mündlichen Prüfung in ihrem Hauptfache und zwei Nebenfächern unterziehen, von deren genügendem Ausfall das Bestehen des Examens abhängt. Die Studentinnen sind bis jetzt meist Ausländerinnen, aus Amerika und England, doch befindet sich unter ihnen jetzt schon eine deutsche Dame. Sie wird gewiß bald Nachfolgerinnen haben.

* **Halle.** Stadtbaurath Genzmer hierselbst hat einen Ruf als Professor bei der technischen Hochschule in Aachen erhalten. Er tritt dort in die Stelle des Professor Mehrtens, jetzt in Dresden.

* **Breslau.** Die leidige Angelegenheit der so oft fehlgeschlagenen Berufung eines Lehrers der Ohrenheilkunde an unsre Universität hat nun doch eine günstige Wendung genommen. Der außerordentliche Professor Dr. Adolf Barth in Marburg, der früher als praktischer Ohrenarzt in Berlin thätig war und sich dort eines vielseitigen Vertrauens erfreute, wird der an ihn ergangenen Berufung nach Breslau Folge leisten und dort auch eine Universitätsklinik erhalten, an deren Mangel die bisherigen Berufungen gescheitert sind.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Heinrich Voß über Schiller und Goethe.[1]

Von Ludwig Geiger.

„Ich stoße dich nicht aus dem Paradiese, ich stoße dich in das Paradies hinein." Mit diesen Worten entließ der alte Joh. Heinr. Voß, der Dichter der „Luise" und der Homer-Uebersetzer, den man sich bisweilen, aber mit Unrecht, als trockenen Pedanten und Neidhammel vorstellt, der weder für die Dichterbedeutung, noch für die Menschengröße Schillers und Goethe's den rechten Begriff gehabt habe, seinen Sohn Heinrich Voß, als dieser aus dem elterlichen Hause in Jena nach Weimar zog. (April 1804.) Heinrich Voß wurde hier Lehrer des Griechischen am Gymnasium, ein beliebter Lehrer, der seine Begeisterung für das Griechische auf seine Schüler übertrug, durch sein mildes, freundliches Wesen die Liebe der Zöglinge gewann, die sich an ihn, den Junggesellen, auch persönlich anschlossen. Er brachte den Schülern nicht bloß Fachkenntnisse bei, sondern wünschte auch sein literarisches Urtheil in der Schule zur Geltung zu bringen. Uns will es freilich seltsam bedünken, daß ein Lehrer des Gymnasiums, nicht etwa beim deutschen Unterricht, seine jungen Freude vor Kotzebue's „Die Hussiten vor Naumburg" und Falks „Prometheus" warnt, zwei damals erschienenen Werken — das ist ungefähr so, als wenn heute ein Gymnasiallehrer von Hartleben und Tovote zu sprechen gedächte. Dieses Warnen jedoch geschah nicht bloß aus ästhetischem Eifer, sondern war hervorgerufen dadurch, daß die Genannten Theilnehmer einer Clique waren, welche die Weimarer Großen befehdete.

In den Augen von Heinrich Voß war aber Jeder, der gegen Schiller und Goethe auftrat, ein Verbrecher. Während er nun in der rein literarischen Werthschätzung der Großen damals zahlreiche Genossen fand, stand er in ihrer persönlichen Verehrung, in einer an Schwärmerei grenzenden Liebe derzeit ziemlich allein. Diese Liebe war nicht ausschließlich Erbtheil aus dem väterlichen Hause, sondern größtentheils selbstgewonnenes und erworbenes Gut. Ja Voß hatte einigen äußeren und inneren Widerspruch zu besiegen. Der äußere kam von seinem Onkel, dem alten Boie, dem Klopstockianer und Vertreter der alten Richtung, dem die goldene Zeit der Literatur in seinen Jugendtagen zu liegen und mit diesen Jugendtagen unwiederbringlich vorbei zu sein schien und dem Weimar wie eine Löwenhöhle vorkam, vor deren Betreten er den jungen Neffen warnen zu müssen glaubte. Der innere kam theils von den mancherlei entmuthigenden Bemerkungen her, die ihm über Goethe und den Verkehr mit den Weimaranern zugeflüstert worden waren, theils aus einer bei seiner Bangigkeit und Jugend leicht erklärbaren Furcht, er möge den an ihn gestellten Anforderungen nicht genügen und in der Gemeinschaft der Großen gar zu sehr zurückstehen. Die Art und Weise, wie er persönlich von Goethe und Schiller begrüßt und dauernd gehegt wurde, benahm ihm bald jede Bangigkeit.

Voß, ein Kinderfreund, war der Spielkamerad von Schillers Kindern und der gern gesehene Gast des Schiller'schen Hauses. Zwanzig Jahre jünger als der Dichter, seiner Gattin ungefähr gleichalterig, wurde er beiden ein vertrauter Genosse. 1800 hatte er ihr Haus zum ersten Male betreten und gleich von dem Dichter den schönsten Eindruck erhalten. „Denke dir," so schrieb er damals einem Freunde, „einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, solange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Thätigkeit gesetzt, herzlich und liebevoll ist. O! der Mann ist freundlich und gut, wie wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheirathet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegenstände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Theilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen, wie Schiller. Er weiß es und ist mir deßhalb gut geworden. Es sei so selten, hat er sich geäußert, daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten, als einen berühmten Mann anstaunen. Ich darf nun zu ihm kommen, so oft ich will."

Von dieser Erlaubniß machte Voß häufigen Gebrauch. In den vielfachen Unterhaltungen des Dichters und des begeisterten Jüngers war von Literatur wenig und von den Werken des Dichters, wie es scheint, gar nicht die Rede. Schiller gab sich als Mensch und wollte frohe Menschen um sich sehen. Denn das Charakteristische seines Verkehrs war eben der Frohsinn. Er machte gern in seinem Hause den

---

[1] Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mittheilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit, Gymnasial-Oberlehrer. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1895. 250 S. 3 M. — Den Grundstock zu diesem Neudruck bilden die in H. Voß' Briefen, hgg. von Abr. Voß 1834, einem längst vergriffenen Buche, enthaltenen „Mittheilungen", bei deren Wiedergabe anderwärts gegebene Berichtigungen benutzt wurden. Dazu kamen zwei im „Archiv für Literaturgeschichte" gedruckte Briefe und einzelnes Andere, worüber der Herausgeber S. 39 fg. genaue Mittheilung macht. Die Einleitung ist ziemlich lang, von sehr großer Breite, ebenso wie die Erläuterungen; sie hätten recht wohl gekürzt werden können. Ebenso wäre es besser gewesen, die biographischen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten viel kürzer zu halten; der Leser, der über Goethe und Schiller durch den Mund eines jenen Nahestehenden unterrichtet sein will, hat ein geringes Interesse daran, zu erfahren, wer der Empfänger dieser Berichte ist. Da das Interesse am Inhalt der Berichte das hauptsächliche, wenn nicht das einzige ist, so wäre es weit rathsamer gewesen, die Briefe, da eine sachliche Ordnung nicht möglich ist, chronologisch, statt, wie es geschehen, nach den Adressaten zu ordnen. Bei der vom Herausgeber beliebten Anordnung sind manche Wiederholungen unvermeidlich; die Zeitfolge wird beständig verrückt. In den Briefen selbst hätte manches Ungehörige gestrichen werden können, was bloß über Heinrichs persönliche Schicksale und literarische Thätigkeit handelt, mit dem Hauptinhalt des Buches also in keinem directen Zusammenhang steht. — Einleitung und Erläuterungen legen Zeugniß ab von fleißiger Benutzung eines umfangreichen Quellenmaterials.

liebenswürdigen, heitern Wirth und war ein froher Gesellschafter in den öffentlichen Redouten. Man hat Mühe, sich ihn vorzustellen, wie Voß ihn uns schildert, Champagner trinkend im Weimarischen Stadthaussaale mit den jungen Gefährten, und man ist erstaunt zu hören, wie Voß, den Besuch Schillers erwartend, die paar Laubthaler, die er sich von der nicht übermäßigen Besoldung erspart hat, zu Champagner bestimmt. Wie er selbst froh war, so wünschte er Andere heiter zu sehen; noch von seinem letzten Schmerzenslager aus hätte er am liebsten den treuen Pfleger zur Maskerade geschickt, die dieser, wie er wußte, liebte; der kranke Dichter scherzte, er werde den in Uebermuth und Frohsinn Versammelten als Geist erscheinen.

Am heitersten war er aber mit seinen Kindern und mit ihnen erscheint er am liebenswürdigsten. Bei Tische saß er zwischen zweien seiner Kinder und tändelte beständig mit ihnen; in gesunden Tagen spielte er mit ihnen gern wilde Spiele, die Heiterkeitsausbrüche der Kleinen hervorriefen. „Er erlaubte," so schildert Voß eine Scene, „der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm schmarotzen. Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte."

Dieser Herrliche wurde bald der Welt, die er liebte, entrissen. Voß war der Pfleger, der ihn in seiner letzten Krankheit nicht verließ; er gehörte zu denen, die ihn zu Grabe trugen, den Körper des Geliebten den Handwerkern abnehmend, deren Amt es gewesen wäre; er war der, den Goethe nach dem Tode des Freundes zu sehen fürchtete, weil ihn dieser Anblick zu sehr an den unersetzlichen Verlust gemahnte.

Die Stimmung, die nach Schillers Tode in Weimar herrschte, wird von Voß folgendermaßen geschildert: „Es war, als ob wir alle einen gemeinschaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in seinem Hause Ruhe. Wir irrten alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordischen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geschicke hinweggerafft, so zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit schwand und es herrschte Trauer und Verzweiflung."

Vielleicht ist dies im ersten Schmerz gebrauchte Bild falsch, auch der Ausdruck rhetorischer, als er dem Trauernden zukommt. Die Empfindung aber war echt und der Schmerz ein nachhaltiger. Eine Gesammtcharakteristik des Heimgegangenen gab Voß nicht; die folgenden Bemerkungen mögen an deren Stelle hier stehen:

„Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth und Würde gesellt" war sein Charakter. . . . Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender, als die Verehrung, und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verleugnete. Es ist keine Dichterfiction, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!", sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an und mochte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen."

Man kann diese und ähnliche Stellen — denn es wären Seiten zu füllen, wenn jede derartige Aeußerung gebucht werden sollte — nicht ohne innige Rührung lesen. Den wirklich empfindenden Leser ergreift bei der Kenntnißnahme solcher Stellen, ganz ebenso wie bei der Lectüre des herrlichen leider viel zu wenig gekannten Buches: „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde"[1]) die Empfindung, einen persönlichen Freund verloren zu haben; der Schmerz erneut sich bei der Aeußerung jedes mitfühlenden Correspondenten.

Dem sinnigen Betrachter von Goethe's Leben wird oft Bewunderung, Verehrung, Liebe erzeugt durch die Geistesgröße, Gemüthstiefe seines Helden; Schwächere mag manchmal ein Gefühl des Neides anwandeln darüber, wie unvergleichlich herrlich dieser Mann begabt war und wie mühelos er des Lebens höchste Stufen erstieg; Rührung aber macht sich selten geltend und Mitleid nie, denn wann bedürfte jener gewaltige Mann, der selbst da, wo ihm nicht alles zum Glücke ausschlug, das Schicksal eher zu zwingen schien, als daß er von ihm bezwungen wurde, des Mitleids? Für Schiller dagegen, der sich alles mühsam erkämpfen mußte, der selbst bei seinen größten Erfolgen das Gefühl der Schwäche und Ohnmacht nicht los wurde, und dem in jedem Glücksbecher ein Tropfen Wermuth beigemischt war, hegen die meisten ein lebhafteres menschliches Mitgefühl. Dies erklärt sich daraus, daß die meisten mit dem Kämpfenden, Leidenden, fast Unterliegenden sich näher verwandt glauben, als mit dem Glücklichen, Verwöhnten, Triumphirenden.

Während eine solche Empfindung den Nachgeborenen natürlich ist und bei ihnen gelegentlich eine Verkennung Goethe's, ja geradezu eine Feindschaft gegen Goethe hervorrief, war manchen Zeitgenossen, denen der Anblick des Glückes lieber war, als das Anschauen des Leides, das Mitleben mit Goethe erwünschter. Zu diesen gehörte auch Heinrich Voß.

So sehr Voß nun Schiller ehrte, sein Gedächtniß heiligte und den Hinterbliebenen, der Frau und den Kindern die Treue wahrte, innigere persönliche Zuneigung empfand er für Goethe. Denn, so heißt es einmal: „Schiller kömmt mir vor wie unsereins und ich bin oft bei ihm und spreche mit ihm, wo er mir nichts weiter als ein liebenswürdiger Mensch, nicht Schiller erscheint", und „Ich will ihm sein Recht und seine Ansprüche auf meine Liebe nicht vorenthalten, obgleich ich die Ehrfurcht nicht für ihn habe, die ich gegen Goethe fühle." Eine gewisse Superiorität des Letzteren erkennt er dadurch an, daß er von Schillers Rückkehr zur Natur, durch die dieser erst gesundet sei, sagt: „Und wem verdankt er das anders als Goethen und seinen durch Goethe erweckten besseren Einsichten?"

So wurde ihm nun Goethe der geistige Vater, er das Kind, das ehrfurchtsvoll und vertrauend zum Vater emporsah. Ja seine Schwärmerei für ihn hat etwas vom Verlangen und von der Seligkeit des Liebenden oder von dem Fanatismus des Gläubigen. So schrieb er nach der Ablehnung des nach Würzburg ergangenen Rufes: „Mit Goethe gelebt haben zu dürfen und dies nicht gethan zu haben, das wäre nach meiner Denkweise ein Leichtsinn, der mir unendliche Reue für die Zukunft bereiten würde."

Er war fast zwei Jahre mit Goethe in intimem Verkehr, in intimerem als irgend ein Jüngerer vor ihm. Er war Goethe's Tischgenosse, sein Begleiter auf Spazierfahrten, sein Gefährte im traulichen Gespräche, sein Zuhörer bei ernsten Belehrungen, gewissermaßen auch sein Mitarbeiter, wenigstens bei Goethe's berühmter Recension über die Gedichte des alten Voß.

Bei derartig häufigem, fast täglichem Zusammensein gab sich Goethe natürlich wie er war, um so mehr, als er

---

[1]) Von Urlichs, Stuttgart, Cotta 1862—65. 3 Bände.

auf die Uninteressirtheit, Unbefangenheit und Unschuld seines jungen Freundes rechnen konnte. Voß hatte nichts von der, man möchte sagen, berechnenden Klugheit eines Riemer oder Eckermann an sich. Er baute auf dieses Zusammensein keine Zukunft, sondern gab sich früh dem Genuß der Gegenwart hin. Wenn jene eifrig buchten, was sie im Verkehr mit Goethe erlauscht hatten, natürlich auch in der Absicht, der Welt die Anschauungen dieses Universalgeistes mitzutheilen, aber auch mit dem Nebengedanken, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen und ihr liebes Persönchen aus dem Hintergrund, in dem sie standen und zu bleiben verdienten, sachte in den Vordergrund zu schieben — so vertraute Voß das von ihm Erlauschte keinem Tagebuche und keiner zur etwaigen Veröffentlichung bestimmten Gesprächsammlung an. Nur in Briefen an Freunde sprach er von seinem Glück, aber auch da hielt er sich mehr in Allgemeinheiten und ging nicht auf Einzelnes ein. Daher ist aus Voß' Mittheilungen nur eine geringe Ausbeute von Goethe's Aeußerungen über specielle Gegenstände und Personen zu holen. Es wird mehr der Eindruck von Goethe's Gesprächen constatirt als ihr Inhalt. Nur gelegentlich werden merkwürdige Bemerkungen angedeutet über Luther und die Reformation, oder es heißt, Goethe habe über die Unsterblichkeit „mit unendlicher Bewegung",[1]) oder es wird ein andermal gesagt, Goethe habe über seinen Faust und Götz gesprochen. „Er fühlte die Größe dieser Stücke mit unendlicher Seelenerhebung. Aber wahrhaftig, er dachte nicht daran, daß sein Individuum der Verfasser sei; was ihn begeisterte, war die Idee, die jenen Stücken zu Grunde liegt, und ihm galt es in dem Augenblicke völlig gleich, in wessen Gehirne sie entsprungen sei."

Wenn nun aber auch Voß in der Mittheilung von Einzelheiten sparsam ist, so wird er nicht müde, im allgemeinen den großen Eindruck zu schildern und die Bedeutsamkeit von Goethe's Wesen und Person hervorzuheben. Er betont auch bei ihm, wie bei Schiller, das Liebenswürdige, echt Menschliche, seine Lust und Kunst, Andere zum Guten und Schönen zu lenken, seine Hinwendung zum Allgemeinen, die auch dem Speciellen zu Grunde liegt, seine Art der Menschenanschauung, die der des contemplativen Naturforschers ähnelt, nur dem Charakterlosen gegenüber lebhafter wird. „Ich habe ihn zornig gesehen über Efeleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein schneidender kraftvoller Unwille, nicht zügellose Leidenschaft und Ereiferung."

Zur Charakteristik von Goethe's Wesen und von der Art, in der Voß dieses Wesen zu schildern suchte, mag folgende Stelle dienen: „Es ist kein Gegenstand, der seiner Aufmerksamkeit entgeht; in alles bringt er Geist und Leben und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er gerade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem so erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, aber wenn er gewisse Gegenstände fixirt, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wohl gar stille und stemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische gerade entgegen zu sitzen und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne. (Goethe sagt selbst einmal etwas Aehnliches in seinem Götz.)[1]) Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viele Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht oder auf dem Sopha sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist. Dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Goethe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren."

Noch eine andere Stelle mag angeführt werden. Sie lautet: „Ja, dieser Mann spricht nicht bloß mit dem Organ der Zunge, sondern zugleich mit hundert anderen, die bei gewöhnlichen Menschen stumm sind; und aus seinen Augen strahlt das seelenvollste Feuer. Bei ruhigen Gesprächen ist sein Körper auch ruhig. So geschah es einmal bei Vorlesung eines Herbstliedes von meinem Vater „über Gott und Unsterblichkeit" und kein Glied rührte sich an seinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Ueberirdische suche. In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte."

Es klingt vielleicht paradox, wenn man sagt, daß solche Schwärmerei nicht lange dauern konnte, daß sie einer ruhigeren Empfindung Platz machen, oder daß gar die allzu zärtliche Zuneigung einer Abneigung weichen mußte. Aber wer das Leben selbst großer Männer mit seinen Nothwendigkeiten und kleinen Unannehmlichkeiten kennt, wird den Satz richtig finden. Voß konnte nicht stets in seiner gesteigerten Empfindung bleiben und Goethe that vielleicht einiges, um ihn zu ernüchtern. Er war recht ärgerlich gewesen über Voß', des Vaters, Weggang nach Heidelberg. Er war verstimmt, da er nun einmal an gewisse Hülfeleistungen des jungen Voß gewöhnt war, daß dieser, an seinem alten Lippenübel bedenklich erkrankt, ein stummer und mißlauniger Gefährte wurde. Vielleicht mochte er, der Gesunde, Normale, nichts Krankhaftes um sich leiden. Wahrscheinlich aber merkte er, noch ehe Voß es ihm und sich gestand, daß dieser fern von seinen Eltern nicht leben konnte. Zwar gab der Sohn den Eltern in der ersten Zeit zu verstehen, „daß für jedes Menschen Bedürfniß ein apartes Paradies existire" und daß er nichts Schlimmes verbrochen habe, um sich gleichgültig aus dem seinigen heraustreiben zu lassen, aber er unterschätzte die Lockung des Vaterhauses. Dann erkannte er ihre Gewalt, als er im August die Seinigen in Heidelberg besuchte. Dazu kam die Fortdauer seines alten Uebels, Goethe's kühleres Verhalten, — auch die traurigen Verhältnisse, die über Weimar hereinbrachen, mochten ihm einen Wechsel des Wohnorts, wogegen er sich zuerst gesträubt hatte, rathsam erscheinen lassen. Am 3. November 1806 zog er von Weimar fort, sein Aufenthalt im Paradiese hatte nur 2½ Jahre gedauert.

Seitdem schrieb Voß an den alten Freund Briefe, doch kann man von einer Correspondenz kaum sprechen, da bisher nur ein einziger Brief Goethe's (vom 17. März 1807) bekannt geworden ist. Auch die Briefe Heinrichs, die in der ersten Zeit sehr herzlich waren und häufig eintrafen, wurden kühler und seltener; die immer stärker werdende Entfremdung des Vaters von Goethe blieb nicht ohne Einwirkung auf den Sohn. So löste sich ein Verhältniß, das so glückverheißend

[1]) S. 138. In der Stelle: „Ich habe Goethe über Unsterblichkeit reden hören mit unendlicher Bewegung, mit unnennbaren Gefühlen" bezieht sich nach Interpunktion und Sinn das erste „mit" doch wohl auf Goethe, das letztere „mit" auf Voß. — (Schwerlich. Der Herausgeber.)

[1]) Gemeint ist wohl die Stelle: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu seh'n." Das Eigentliche, worauf es Voß ankommt, nämlich das große feurige Auge, wird freilich in dieser Stelle des Dramas nicht berührt.

begonnen hatte und allen Stürmen der Zeit zu trotzen schien. Als ein Nachklang jener schönen Zeit mögen folgende Sätze aus Heinrichs erstem Briefe an Goethe (Heidelberg, 7. Dec. 1806) hier stehen: „Ich kann an die dritthalb Jahre, die ich in Weimar verlebt habe, nicht anders als mit inniger Rührung denken; nicht allein in Ihrem Hause, sondern überall fand ich eine herzliche Aufnahme; mir ward ein Vaterhaus auf fremdem Boden, durch die Liebe vieler Herzlichgesinnten! ... Sie haben mir durch Ihr Zutrauen, durch Ihre Liebe ein unschätzbares Geschenk gemacht; erhalten Sie mir dieses auch, nachdem das Schicksal mich aus Ihrer Nähe gerückt hat. Bleiben Sie freundlich gegen mich gesinnt, so lange ich durch eifriges Streben es zu verdienen suchen werde; Ihre Güte, Ihr freundliches Zutrauen wird für mich das Gute warm erhalten!"

Wer dieses herzliche Bekenntniß und wer die schönen Briefe liest, in denen Voß den Freunden von den Weimarer Zeiten Bericht abstattete, der wird den Abbruch dieser Lebensbeziehung, der durch die Entfernung nothwendig gemacht wurde, schmerzlich bedauern. Für Voß ward er verhängnißvoll, weil der in schönster Entwicklung stehende junge Mann durch seine Verpflanzung aus der Weite in die Enge gerieth und zu der allseitigen Entfaltung seiner Kräfte, die ihm in Goethe's Nähe möglich gewesen wäre, nicht gelangte. Für Goethe blieb es schmerzlich, weil er einen so zärtlich ergebenen, wissenschaftlich tüchtigen, sittlich edlen und nie auf den eigenen Vortheil erpichten jugendlichen Genossen und Mitarbeiter nicht wieder fand.

Voß' Schilderungen aus seinem „Paradiese" ehren ihn. Es ist zu wünschen, daß sein Buch eine weite Verbreitung finde, damit die von ihm vertretene Auffassung überall Eingang erhalte und manche noch herrschenden Vorurtheile zerstöre.

Zur Geschichte der christlichen Kirche in Süddeutschland.[1]

H. K. Verschiedene Umstände haben die Anzeige des unten angeführten bedeutsamen Werkes lange verzögert. Wir glauben jedoch den Dank der Leser auch heute noch zu verdienen, wenn wir sie auf das genannte Werk hinweisen, einmal deßhalb, weil dasselbe mehr gibt, als der Titel verheißt, nämlich nicht bloß die Geschichte der württembergischen Kirche, sondern — dies gilt besonders von den ersten sechs Büchern — die Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gebiete des heutigen Württemberg und den angrenzenden Gebieten, sodann weil die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Württemberg des Eigenartigen genug bietet, um das Interesse auch weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Das gilt von der katholischen Kirche in Württemberg ebenso wie von der evangelischen. Auf die letztere sind die Blicke vor nicht langer Zeit durch den „Fall Schrempf" gelenkt worden. Die verschiedenartige Beurtheilung, welche derselbe auswärts erfahren hat, liefert den Beweis, daß man das Verhalten Schrempfs selbst und die Stellung, welche die kirchlichen Behörden in Württemberg dazu eingenommen haben, doch nur dann in zutreffender Weise zu würdigen vermag, wenn man mit der Gestaltung des kirchlichen Lebens in Württemberg, mit dem Ton, auf welchen das religiöse Empfinden gestimmt ist, vertraut ist. Nur dann wird es Einem verständlich, wie das kirchliche Bewußtsein auf der einen Seite der individuellen Eigenart und Auffassung den weitesten Spielraum läßt, in dogmatischer Hinsicht eine Freiheit und Mannichfaltigkeit verträgt, die dem nicht-schwäbischen Theologen zuweilen unbegreiflich erscheint, auf der andern Seite aber mit einem Male schroff sich auflehnt, wenn die individuelle Eigenart die ihr gesetzte Schranke überspringt und das in den gottesdienstlichen Büchern niedergelegte evangelische Gemeingut anzutasten wagt. Die schwäbische Frömmigkeit, die von jeher sich in erster Linie an der Bibel orientirt hat, war es nie gewöhnt, in den sog. Bekenntnißschriften den buchstäblich genauen Ausdruck für die das fromme Leben bewegenden und bestimmenden Ueberzeugungen zu sehen; sie behält sich den Bekenntnißschriften gegenüber, in denen sie gewissermaßen nur den Ausdruck des christlichen, beziehungsweise evangelischen common sense erblickt, immer noch ihre Privatansichten vor, welch letztere in den Erbauungsstunden der sogenannten Gemeinschaften oft nur zu sehr die Hauptrolle spielen. Eben darum aber setzt die schwäbische Frömmigkeit bei dem Geistlichen gar nicht voraus und muthet es ihm gar nicht zu, daß seine theologischen Ansichten, wenn sie sich nur im großen und ganzen im Rahmen des christlich-evangelischen Gemeindebewußtseins bewegen, sich genau mit den Ausdrücken der gottesdienstlichen Bücher, deren Gebrauch ihm vorgeschrieben ist, decke. In letzteren repräsentirt sich der durch die Jahrhunderte erworbene und bewährte Gemeinbesitz; für diesen verlangt das schwäbische Empfinden mit Recht Pietät und Schonung, und wer die Geschichte der evangelischen Kirche Württembergs im vorigen Jahrhundert kennt, wird dieses Empfinden verstehen und ihm Recht geben. Es läßt dem Theologen alle Freiheit der Bewegung, aber es duldet nicht, daß er sich zum Herrn des Glaubens der Gemeinde mache, das Besitzthum der Gemeinde antaste.

Auch was die Verhältnisse der katholischen Kirche in Württemberg betrifft, so verdienen dieselben das Interesse der Fernerstehenden. Ganz abgesehen von den Fragen, welche gegenwärtig im Ausblick auf eine nicht zu ferne Perspective die Gemüther der Evangelischen in Württemberg lebhaft bewegen und in weiten Kreisen der Laienschaft das Interesse für kirchliche Dinge wachgerufen haben, ist schon die Stellung, welche der württembergische officielle Katholicismus zum Culturkampf und zur altkatholischen Bewegung eingenommen hat, eine so eigenartige, daß es sich wohl lohnt, der Entwicklung der katholischen Kirche in Württemberg nachzugehen, die von der Staatsregierung in Behandlung der katholischen Kirche befolgten Grundsätze, das diesen gegenüber von den Bischöfen eingehaltene — man wird zugeben müssen: vorsichtige und geschickte — Verhalten genauer kennen zu lernen. Kurz, es ist mit Dank zu begrüßen, daß hier ein Buch geboten ist, das gestattet, die kirchliche Entwicklung auf begrenztem Gebiet zu verfolgen, die Wirkung der welt- und kirchengeschichtlichen Bewegungen auf die concreten Verhältnisse zu beobachten und so die kirchliche Gegenwart verstehen zu lernen. Diesen Dienst leistet das Buch, weil es von historischem Weitblick geleitet ist. So genau das Detail gegeben wird, so pietätvoll die Verfasser das, was ihre engere Heimath angeht, verzeichnen und würdigen — der Blick ist immer aufs Ganze gerichtet und dies verleiht dem Buche eine über das Gebiet, welches es behandelt, hinausgehende Bedeutung; es faßt die Entwicklung der Kirche in Württemberg in die Geschichte der Kirche überhaupt ein, läßt uns durch das sorgsam ausgeführte Einzelbild immer den Gang der Dinge im großen schauen, und dies ist, wenn nur das Besondere und Einzelne dabei zu voller Geltung kommt, gewiß nur zu loben. Gerade der nächste Zweck, dem schwäbischen Leser das Verständniß seiner kirchlichen Gegenwart durch die genaue Kenntniß der Vergangenheit zu erschließen, wird gewiß am besten dadurch gefördert, daß die Ereignisse, welche die Physiognomie der heimathlichen Kirche bestimmen, stets in lebendige Beziehung zu den großen Fragen, welche die Zeit bewegen, gesetzt werden und so das Leben der Territorialkirche und ihre Eigenart im Zusammenhang mit der Gesammtentwicklung begriffen wird.

[1] Württembergische Kirchen-Geschichte. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Calw und Stuttgart 1893.

Am meisten trifft das Letztgesagte bei den ersten fünf Büchern zu, welche der als Localforscher in Fachkreisen längst bewährte Gustav Bossert bearbeitete. Er zeichnet die Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gebiete des jetzigen Württemberg von den ersten Anfängen des Christenthums, von welchen die Uffkirche in Cannstatt und die Kirche in Lorch zeugen, bis zum Zerfall der mittelalterlichen Kirche um 1304 ff. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, die Entwicklung nachzuzeichnen, oder derselben kritisch zu folgen. Wollten wir uns dabei auf das Allgemeine beschränken, so müßten wir längst Bekanntes wiederholen; wollten wir aber ins Einzelne eingehen, so müßten wir zu viel Raum in Anspruch nehmen. Der Reiz und wohl auch die Bedeutung dieser Darstellung liegt gerade darin, daß sie die Ergebnisse der Einzelforschung, die in den letzten Jahrzehnten fleißig gearbeitet hat, sorgsam zusammenordnet, den Gang der kirchengeschichtlichen Entwicklung durch eine Fülle interessanter Einzelzüge belegt und illustrirt und diese wieder in das Licht der großen Entwicklungen rückt und so in ihrer Bedeutung fürs Ganze erkennen läßt. Vielleicht durfte der sehr gründlich verfahrende Verfasser in der Entwerfung der geschichtlichen Perspectiven, in der Zeichnung der die Entwicklung bestimmenden Gesichtspunkte und der die Bewegung tragenden Gedanken mit Rücksicht auf die Leser aus der Laienwelt etwas mehr thun. Wir erkennen die Zurückhaltung und Sparsamkeit des Verfassers, der oft nur in die Ueberschrift eines Abschnitts legt, was in einer längeren Ausführung gesagt werden dürfte, gern an, glauben aber, daß für Nichttheologen öfters zu viel kirchengeschichtliche Kenntnisse vorausgesetzt sind. Der reiche Stoff gliedert sich in vier Bücher: I. Die Anfänge der christlichen Kirche in Württemberg; II. Alamannien im Gottesreich der Karolinger, d. i. als Theil des karolingischen Weltreiches; III. Das Deutsche Reich und die Kirche in Schwaben; IV. Die Weltherrschaft der Kirche. Für den heimischen Leser bietet gerade das Detail besonderen Reiz; die baulichen Denkmale, in welchen sich sozusagen die einzelnen Schichten der Entwicklung abgelagert haben, die Kirchen und Klöster der Heimath, werden dem Leser unter der kundigen Führung des Verfassers zu beredten Zeugen bestimmter Geschichtsperioden, sie rücken unter den Gesichtspunkt eines kirchengeschichtlichen Anschauungsunterrichts. Das schärft die Beobachtung, reizt zur Localforschung an, stärkt die Pietät gegen die oft vom Unverstand mißhandelten Alterthumsreste. Für den weiteren Kreis der Leser ist von besonderem Interesse, was über das kirchliche Leben, über die praktische Auswirkung der Frömmigkeit berichtet wird. Es gewährt einen hohen Reiz, den das Mittelalter bewegenden Kampf gleichsam von einem Punkte des Schlachtfeldes aus zu verfolgen, die eigenthümliche Brechung zu beobachten, in welcher sich die Wirkungen desselben an diesem Punkte spiegeln, zu sehen, wie sie in das concrete Leben eingreifen, es zersetzen und bestimmen. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, wie das starke Stammesgefühl der Schwaben, das späterhin der Reformation, dann der württembergischen Landeskirche ein specifisches Gepräge aufgedrückt hat, schon früh sich geltend macht, wie in der Auflehnung des alamannischen Christenthums gegen das fränkische Reichschristenthum; wie der charakteristische Zug der schwäbischen Frömmigkeit, das officielle Kirchenthum an seinen Früchten und am Christenthum selbst zu messen, lange vor der Reformation sich geltend macht, nicht bloß in dem immer wieder laut werdenden Verlangen nach Reformation, sondern im praktischen Verhalten des Volkes gegen die Klöster, gegen das specifisch römische Kirchenwesen.

Dies tritt besonders in der Periode zu Tage, deren Bearbeitung Friedrich Keidel unternommen und mit sachlicher Umsicht durchgeführt hat, der Periode des Verfalls der mittelalterlichen Kirche und der Anbahnung der Reformation. Der ganze Abschnitt (V. Buch) ist ein sprechendes Zeugniß gegen die Geschichtschreibung Janssens. Bis ins Einzelne hinein bestätigt es sich, wie wenig die Herrschaft der Kirche eine Hebung des Volkes in sittlicher und intellectueller Hinsicht bedeutete. Wohl blühte das äußerliche Kirchenthum; der Kirchenbau nahm einen mächtigen Aufschwung; der fleißige Kirchenbesuch, der eifrige Heiligen- und Reliquiendienst, die Betheiligung an frommen Bruderschaften, zahlreiche Meßstiftungen, der Umfang, den das Wallfahrtswesen gewann, zeugten von dem Ernst, mit welchem das Volk das Heil bei der Kirche suchte und die von ihr dargebotenen Heilsmittel sich zunutze machte. Aber die furchtbare sittliche Verwilderung, die daneben sich zeigte, bewies, wie wenig dieses äußerliche Kirchenthum das Volk in der Tiefe zu fassen vermochte. Die ernstlich Suchenden wandten sich den Vertretern einer innerlichen Frömmigkeit, den Mystikern (Heinrich Suso von Ulm) oder den Vertretern eines der officiellen Kirche abgewandten Christenthums, so den Waldensern, die in drei Orten Niederlassungen hatten (Dischingen, Schwaigern, Ochsenbach), den Hussiten, welchen besonders die Bauern ihr Ohr liehen, zu und entfremdeten sich der officiellen Kirche, welche ihre Bedürfnisse nicht befriedigen konnte, ihren Eifer vielmehr in offener oder heimlicher Begünstigung der Judenhetzen und der Hexenprocesse — in und um Ravensburg wurden binnen fünf Jahren um 1487 etwa 48 Personen wegen Hexerei verbrannt — bethätigte. Schon jetzt — also lange vor Luther — griff die Obrigkeit ein und nahm sich der kirchlichen Leitung an, selbstverständlich nicht immer in der selbstlosesten Absicht, aber durch die Noth der Zeit dazu gedrängt.

Die Geschichte der Reformation behandelt wieder Bossert in der an ihm gewohnten Exactheit und Bündigkeit. Er liefert durch seine Darstellung den stricten Beweis, daß die Reformation im Volke auf einen dankbaren Boden fiel und dem Bedürfniß desselben entgegenkam, daß nur die Gewalt sie aufhalten konnte und es, wenn es ja auch im einzelnen nicht ohne Härten abgehen konnte, nicht der Gewalt bedurfte, das Volk evangelisch zu machen.

Mit der grundlegenden Thätigkeit des Herzogs Christoph beginnt die Ausgestaltung der württembergischen Landeskirche. Von hier ab tritt der als hervorragender Kenner des schwäbischen Wesens besonders hiezu ausgerüstete, um die Geschichtsforschung in Württemberg hochverdiente Professor Julius Hartmann in die Arbeit ein. Die Geschichte des Protestantismus, leider nicht immer erfreulich, spiegelt sich auch auf schwäbischem Boden, ganz besonders in der Geschichte der Universität wieder. Aber der verhängnißvollen Streitsucht der Theologen und dem engherzigen Scholasticismus der Zunft treten auf diesem Boden Männer entgegen, wie Johann Valentin Andreae, in welchen schwäbische Gottinnigkeit mit gesundem Weitblick und praktischer Liebesenergie sich verbindet. Er darf als Typus der specifisch schwäbischen Frömmigkeit bezeichnet werden, die lieber in der praktischen Bethätigung des Evangeliums, in Schöpfungen zum Dienst des Nächsten sich auswirkt, als im Kampf der theologischen Meinungen sich verzehrt. Ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte der württembergischen Kirche bildet sodann deren Verhalten zu der pietistischen Bewegung. Der Aufnahme des Gesunden, Aechten, Lebenskräftigen, das der Pietismus brachte, in das kirchliche Leben, der Reinigung und Vertiefung des Pietismus durch eine wissenschaftlich wohl fundamentirte Schrifttheologie, wie sie in Johann Albrecht Bengel und seiner Schule uns entgegentritt, verdankt die württembergische Kirche bis in die neueste Zeit ihre kräftige Eigenart und ihre besten kirchlichen Charaktere. Hartmann führt dies in liebevoll eingehender Weise aus,

ohne blind zu sein gegen die bedenklichen Gefahren, mit welchen die einseitige Herrschaft des pietistischen Geistes die Gesundheit und Nüchternheit des kirchlichen Lebens bedroht; er läßt die Grenzen erkennen, welche der Einfluß des Pietismus nicht ohne Schaden für diesen selbst und die Kirche überschreiten darf. Den Württembergern, welche im Ausland für den Aufbau der Reformation (S. 403) wirkten, wäre der im Jahre 1501 zu Cannstatt geborene Marburger Professor M. Kaspar Rudolphi beizufügen, der das dortige Pädagogium 1530—1537 geleitet, 1547, einem Rufe folgend, das Pädagogium in Friedberg organisirt hat, und 1561 zu Marburg gestorben ist, nachdem er zweimal das Rectorat der Universität begleitet hatte (vgl. Strieder, Hess. Gelehrt. Gesch. XII, S. 132 ff., XIII S. 373; Windhaus, Gesch. der Lateinschule zu Friedberg, S. 26).

Das 19. Jahrhundert behandelt Christoph Kolb. Die Aufgabe, welche dem Bearbeiter dieses Abschnittes gestellt war, ist keine leichte. Die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit steht uns Lebenden äußerlich und innerlich zu nah, um sie mit voller Objectivität — das Wort im strengsten Sinne genommen — beurtheilen zu können. Doch haben wir den Eindruck, es sei dem Verfasser gelungen, in seiner Beurtheilung der Dinge — ich erinnere besonders an das Concordat und die Rottenburger Wirren, an die Würdigung des Pietismus — diejenige Auffassung wiederzugeben, welche von den kirchlich interessirten Kreisen der evangelischen und, was die katholische Kirche angeht, auch der katholischen Bevölkerung getheilt wird. Zwar drängt sich, wie es scheint, auf katholischer Seite eine Strömung an die Oberfläche, welche mit allen Erinnerungen an die Zeiten eines v. Wessenberg, Hirscher, Schott u. a. bricht, und demgemäß die im Ganzen doch gewiß milde, jedenfalls sehr geschickte Haltung der ersten Bischöfe, welche den Rottenburger Bischofsstuhl innegehabt haben, nicht so unbedingt zustimmend beurtheilt. Aber der gesunde Sinn der katholischen Bevölkerung steht noch auf Seiten seiner bischöflichen Leitung und wehrt sich zur Zeit noch gegen das manchmal ungestüm werdende Drängen nach größerer Schneidigkeit und Entschiedenheit; ob noch lange, wird die nächste Zukunft lehren. Auch auf protestantischem Boden macht sich ein dem württembergischen Wesen fremder herb confessionalistischer Zug mehr als bisher bemerkbar. Die nervöse Empfindlichkeit auf beiden Seiten, wie sie für die Gegenwart charakteristisch ist, hat ja freilich hier noch besondere Gründe. Um so mehr thut der Blick auf die Vergangenheit noth; das Studium derselben wird klärend und beruhigend wirken. Der Gründlichkeit, Weitherzigkeit und Gelehrsamkeit des geistlichen Standes in Württemberg — die Verfasser gehören demselben an, drei sind active Geistliche, Hartmann ist es lange gewesen — stellt das Buch ein ehrendes Zeugniß aus.

Mittheilungen und Nachrichten.

m.gr. **Deutsches Waldbuch** von Heinrich Noë, München, J. Lindauer, 1894. — Es ist schwer, den eigenthümlichen Reiz dieses Buches zu beschreiben, da er besondere Empfänglichkeit für dessen Inhalt beim Leser voraussetzt. Aber für denjenigen, der solche besitzt, genügt auch wohl eine Andeutung desselben, und diese geben die Worte des Nebentitels im Grunde schon sattsam an, denn dieser lautet: „Erinnerungen aus grüner Einsamkeit, aus dem Leben des Waldes und seiner Insassen." Für den, der dazu die Gedanken- und Gefühlswelt des fleißigen Verfassers genugsam kennt, sagen sie in der That mehr als jede weitere Erläuterung es vermöchte. Und wer kennt nicht Heinrich Noë, den unermüdlichen Schilderer der Alpennatur und beredten Verkünder ihrer erhabenen Schönheit? Sie finden wir denn auch vornehmlich in dieser fast endlosen Galerie landschaftlicher Gemälde geschildert, wenn auch das Hauptthema der von ihrem Dasein unzertrennliche Wald bildet. In seiner stets wechselnden und dabei doch im ganzen unveränderlichen Gestalt wird er uns nach dem Laufe der Jahreszeiten gemalt, die mit gleicher Liebe behandelt sind, der eisige Winter wie der blumige Sommer, der früchtebietende Herbst wie der knospende Frühling. Dazu die zahlreichen Zwischenstufen und für das gewöhnliche Auge kaum bemerkbaren Uebergänge: kurz es tritt uns der ganze Reigen des Jahres im Wandelbilde des Waldes entgegen. Aber nicht nur die Thier- und Pflanzenwelt in all ihrem Leben und Weben sammt den einwirkenden atmosphärischen und siderischen Erscheinungen gelangen zu bedeutsamer Beobachtung, sondern auch, und diese Eigenthümlichkeit scheint uns allen übrigen voran zu stehen, auch der Mensch in seinem Zusammenhang mit der übrigen Natur fehlt ebenso wenig, und zwar erscheint er nicht bloß als Staffage in dem jeweiligen Landschaftsbilde, sondern er gibt den geistigen Mittelpunkt insofern auch überall ab, als die uns umgebende sinnliche Welt in ihrer symbolischen Bedeutung und in ihrem beziehungsvollen Reflex auf unser Gemüthsleben durchgängig dargestellt und beleuchtet wird. Und gerade in diesem Stück leistet unser schildernder Dichter, denn dieser gute Name gebührt ihm mit Recht, das denkbar Höchste. Es ist als ob sein Blick durch die Hülle der Erscheinung in ihr Wesen selbst eindringe und daher auch den Zusammenhang, ja mehr, die Einheit aller Dinge, die Welt als Spiegel der Gottheit erkenne. Das Vergängliche wird zum Beweis des Ewigen.

* Die von den Akademien der Wissenschaften zu Berlin, München und Wien, sowie von den gleichwerthigen Gesellschaften zu Göttingen und Leipzig gemeinsam eingesetzte **Commission für die Herstellung eines Thesaurus linguae Latinae**, bestehend aus den Professoren Bücheler, Diels, v. Hartel, Leo, Ribbeck und Wölfflin, hat über ihre am 3. und 4. Juni d. J. zu München abgehaltene Pfingstconferenz folgenden Bericht erstattet:

„Nachdem Hr. Ribbeck als Revisor die statutenmäßige Revision der Thesaurus-Casse vorgenommen und dem Vorsitzenden und dem Directorium Decharge ertheilt hatte, schritt man zur Wahl der beiden Secretäre. Es wurden die bisher commissarisch beschäftigten Herren Dr. Oskar Hey in München und Dr. Paul Sakolowski in Göttingen definitiv ernannt. Dann berichtete der Vorsitzende über den Stand der Finanzen. Für das verflossene Etatsjahr 1. April 1894/95 betrugen: die Einnahmen M. 29,203.05, die Ausgaben M. 13,711.90, Rest 15,491.15; Einnahmen aus den Beiträgen der fünf Akademien pro 1895/96 M. 25,000. Somit stehen voraussichtlich zur Verfügung M. 40,491.15. Daß die im Voranschlage 1894 für Verzettelung und Excerption in Aussicht genommene Summe von M. 10,000 nur theilweise verausgabt wurde, erklärt sich einmal daraus, daß die Arbeiten noch nicht sofort in vollem Umfange aufgenommen werden konnten und die Vorarbeiten geraume Zeit in Anspruch nahmen, sodann aber auch daraus, daß sich die Kosten der autographischen Verzettelung (System Meusel), die sich technisch bewährt hat, im großen um etwa 1/5 billiger stellen, als veranschlagt war.

Es konnten im verflossenen Jahre außer der Verzettelung von Zeitschriften und Monographien, welche die Secretäre in München und Göttingen in Angriff genommen haben, folgende Autoren verzettelt werden: A) Dichter. Vollständig verzettelt (System Meusel) wurden: Plautus (Amphitruo bis Mercator), Terenz (Andria. Heautont. Eun. Phorm.), Varro (Menippea), Catull, Vergil (Aeneis I—III, VI—VIII, Bucolica, Culex, Copa, Moretum), Tibull, Phaedrus, Seneca (tragoed.), Lucan, Calpurnius, laus Pisonis, Buc. Einsidl., Incerti c. contra paganos. Excerpirt wurden von Hrn. Sakolowski: Corippus, Rutilius Namatianus, Disticha Catonis, Aegritudo Perdicae, Lactantius de ave Phoenice und Anderes aus PLM. III und V. Dies sind im ganzen ungefähr 53,000 Verse. Die Lemmatisirung, Controle und Alphabetisirung der Zettel ist erst theilweise ausgeführt worden. — B) Prosaiker. Vollständig verzettelt liegen vor: Historicorum et oratorum fragmenta, Ciceronis Epistulae (16 Bücher), Varro l. l. (3 B.), Livius I—V, XXI—XXXI, Seneca Suasorien.

Excerpt-Indices wurden dem Thesaurus von Fachgelehrten zur Verfügung gestellt: Regula Benedicti (nach seiner Ausgabe L. 1895, fast vollständig) von Hrn. v. Wölfflin, Ammian von Hrn. M. Petschenig in Graz (fertig A—E), Martianus Capella von Hrn. A. Dick in St. Gallen (fertig I—VII). Angeboten sind Indices omnium verborum zu Sulpicius Severus von Hrn. J. Fürtner in München, zu Sidonius Apollinaris von Hrn. P. Mohr in Bremerhaven und zu Pomponius Mela von Hrn. A. Zimmermann in Dresden. Die Revision der Texte, welche der Verzettelung vorausgehen mußte, haben außer dem Directorium namentlich die

folgenden Herren in dankenswerther Weise ausgeführt: O. Brugmann (Publilius Syrus), R. Ehwald (Ovid e. P., Ibis), Götz (Varro l. l.), W. v. Hartel (Phaedrus), E. Hauler (Cato de agric.), M. Hertz (Horaz Sat. Ep.), C. Hosius (Lucan), A. Köhler (Seneca Suas.), M. Krohn (Statius Silvae), Fr. Luterbacher (Livius), L. Mendelssohn (Ciceronis Epistulae), E. Norden (Varro Menipp., Vergil Aen.), H. Peter (Historic. et orat. fragm.), M. Rothstein (Tibull), K. Schenkl (Seneca Trag.), H. Schenkl (Calpurnius, Buc. Eins., laus Pis.), L. Schwabe (Catull), F. Skutsch (Terenz) und A. Zingerle (Livius). Durch die in uneigennützigster Weise gewährte Unterstützung dieser bewährten Fachleute erscheint der Text auf unsern Zettelindices in möglichster Correctheit und Urkundlichkeit.

Von sonstigen Zuwendungen ist der seinerzeit für das Archiv für lat. Lexikographie gesammelte Zettelapparat zu erwähnen, den Hr. v. Wölfflin der Thesaurus-Bibliothek geschenkt hat. Er umfaßt die Zettel zu den Wörtern A—Adhaeresco und den im Archive ausgeschriebenen grammatischen Fragen in 80 Kästen, sammt der zugehörigen Correspondenz (103 Mappen und 5 Bände Journal). Der Munificenz desselben Mitglieds verdanken wir ferner den werthvollen Besitz von Rönsch' Itala und Vulgata (Handexemplar des Verf. in 3 durchschossenen Bänden). Die Commission hat alle diese Arbeiten, Geschenke und Anerbieten dankbar entgegengenommen und hofft, daß die Liste der Wohlthäter künftig sich noch vergrößern wird. Ein Aufruf nach handschriftlich vorhandenen Speciallexica für die nachtaciteische Zeit wird im Archiv und den sonstigen Fachzeitschriften veröffentlicht werden.

Die Vertheilung des Arbeitspensums für 1895/96 wurde in der Directorialconferenz vom 3. Juni im einzelnen bestimmt. Es sind hauptsächlich folgende Arbeiten auszuführen: 1. Fortsetzung der Revision der zu verzettelnden Texte (Mustereditionen). 2. Fortsetzung der vollständigen Verzettelung (System Meusel) in der früher bestimmten Ausdehnung. 3. Fortsetzung der Controle und alphabetischen Ordnung der lemmatisirten Zettel. 4. Verzettelung einiger Speciallexica (Cicero's Reden und Philosophica, Caesar nebst Fortsetzern, Tacitus). 5. Fortsetzung der Excerption der späteren Literatur. 6. Fortsetzung der Excerption der modernen Fachliteratur.

Auf Grund dieses Arbeitsplanes wurde folgender Anschlag für 1895/96 entworfen: 1. Verwaltungskosten M. 9691.15, 2. Betriebsfonds des Directoriums (dabei M. 800 für die oben genannten Speciallexica, M. 650 als ev. Zuschuß zu projectirten Ausgaben des Celsus, Manilius, Appuleius de virt. herb.) M. 24,800, 3. Reservefonds für die Druckperiode M. 6000, zusammen M. 40,491.15.

Zum Schlusse wurde ein Vorschlag des Hrn. K. Brugmann, Mitgl. d. Sächs. Ges. d. W. in Leipzig, die Betheiligung der Sprachvergleichung an dem Thesaurus betreffend, von Hrn. Ribbeck vorgelegt und nach eingehender Berathung das Directorium mit den weiteren Schritten in dieser Angelegenheit betraut. Mit der Berichterstattung über den Thesaurus auf der Philologenversammlung in Köln wurde der Vorsitzende beauftragt. Der Ort der nächsten Conferenz (Leipzig oder Wien) blieb noch unbestimmt."

* Ausgrabungen. Prähistorische. — Wie in der Nähe von Syrakus und in anderen Gegenden Siciliens, so ist neuerdings auch in der Provinz Girgenti (Agrigent), und zwar auf dem Monte Sara in der Nähe der Stadt Cattolica Eraclea, wie P. Orsi im „Bullettino di paleontologia italiana" berichtet, eine Grabstätte aus vorhellenischer Zeit gefunden, die einer alten Niederlassung der einheimischen Bevölkerung, der Sikaner, angehört. In dem Grabmal, das eine Höhe von einem, einen Umfang von zwei Meter hatte, befanden sich außer einer großen Anzahl von menschlichen Gebeinen acht Thongefäße von verschiedener Größe und Form, von denen drei zerbrochen, die übrigen fünf gut erhalten sind. Von diesen Gefäßen sind drei von besonderem Interesse. Das eine ist ein Doppelbecher mit dem Boden in der Mitte, der von beiden Seiten benutzt werden kann; an jeder Seite befindet sich ein Henkel, der von der Mitte der einen Becherhälfte zu der der andern reicht. Der Mantel des Gefäßes zeigt reichen ornamentalen Schmuck; besonders bemerkenswerth sind die gitterförmigen Ornamente, welche die Mittelstücke beider Hälften zieren. Das Gefäß hat in Größe und Form Aehnlichkeit mit den Metallbechern der mykenischen Periode. Kleinere Gefäße von dieser Gestalt, in den Homerischen Gedichten oft erwähnt, wurden als Trinkbecher benutzt und sind schon mehrfach auf Sicilien in Gräbern der ältesten Zeit gefunden worden; eine solche Verwendung ist bei diesem Gefäße aber seiner Größe wegen ausgeschlossen. Durch ihre vielfachen und bunten Ornamente zeichnet sich auch eine große, doppelhenklige Amphora aus, die zum Aufbewahren von Flüssigkeiten in größeren Mengen diente. Sie trägt oben und unten Querstreifen und ist seitwärts durch verschiedene Linien in eine Anzahl von Feldern getheilt, die theils gitterförmig, theils schachbrettförmig, fensterartig u. s. w., alle aber verschieden gegliedert sind. Die Arbeit zeugt von großer Ausbildung der Technik und einem eigenartigen Geschmack. Das dritte Gefäß ist ein kegelförmiger Becher, der auf einem cylindrischen, unten in Tubaform auslaufenden Fuße steht. Die Ornamente sind einfacher und bestehen aus gleichseitigen Dreiecken; der obere Rand ist durch vier buckelartige Auswüchse geschmückt.

* **Bonn.** Der Bergreferendar Behaghel, zum hiesigen Oberbergamtsbezirk gehörig, z. Z. in Heidelberg, reist mit zweijährigem Urlaub Anfang September nach Transvaal.

* **Halle.** Bei den Vorschlägen der Adjuncten der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie deutscher Naturforscher für die durch die Fachsectionsvorstände vorzunehmende Präsidentenwahl an Stelle des verstorbenen Geheimrath Knoblauch erhielten die meisten Stimmen Geheimrath Professor der Geologie Frhr. v. Fritsch und Prof. der Mathematik Wangerin, beide hierselbst. Man erinnert sich, daß durch eine einheimische Wahl zugleich der Verbleib der Bibliothek der Akademie in Halle gesichert wird.

* **Leipzig.** Der seitherige ordentliche Honorarprofessor der Universität, Geh. Bergrath Professor Dr. phil. Hermann Credner ist zum ordentlichen Professor der historischen Geologie und Paläontologie mit Sitz und Stimme in der philosophischen Facultät ernannt worden.

* **Berlin.** Oberbaudirector Spicker vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten ist von der hiesigen Universität zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt worden. Spicker hat viele der neueren wissenschaftlichen Anstalten in Preußen erbaut.

* **Breslau.** Prof. Dr. R. Leonhard, Romanist in Marburg, hat den Ruf als Nachfolger Wlassaks an unsre Universität angenommen. — Prof. Dr. Bruck, Docent für Zahnheilkunde dahier, stellt seine Lehrthätigkeit ein. Zu seinem Nachfolger ist Zahnarzt Dr. Riegner hierselbst berufen worden. — Dem Privatdocenten in der medicinischen Facultät, Sanitätsrath und Bezirksphysikus Dr. Jacobi ward das Prädicat Professor beigelegt.

K. **Luxemburg.** Am 3. September feiert die historische Section des großherzoglichen Instituts ihr fünfzigjähriges Jubiläum. An diesem Tage findet auch eine öffentliche Sitzung im großen Saale des Athenäums statt. Die wissenschaftlichen Gesellschaften, welche seit den siebziger Jahren ein Ganzes unter dem Titel Großherzogliches Institut bilden, sind die historische Section, die naturhistorische und die medicinische Gesellschaft. Die erstere derselben hieß früher Archäologische Gesellschaft, bezw. Gesellschaft zur Aufbewahrung historischer Denkmale. Sie zählt etwa 20 wirkliche, 60 correspondirende und 170 Ehrenmitglieder und steht mit etwa 150 wissenschaftlichen Gesellschaften in Verbindung. Sie veröffentlicht jedes Jahr einen circa 200 Seiten starken Quartband mit Beiträgen über die Geschichte des Landes in französischer, zum Theil auch in deutscher Sprache. Die Naturhistorische Gesellschaft wurde 1850 gegründet.

* Die Schweizerische naturforschende Gesellschaft wird heuer am 8.—11. September in **Zermatt** tagen. Das Programm sieht eine Sitzung des vorberathenden Comités für 8. Sept. vor, eine Vereinigung der Sectionen für 10. Sept. und allgemeine Versammlungen für 9. und 11. Sept. Ferner sind geplant Ausflüge nach dem Gornergrat und Findelen und für den letzten Tag ein Marsch auf die Ryffelalp, den Ryffelberg und an den Schwarzsee.

* **Paris.** Am 15. September wird auf dem Marsfeld in 15 Sälen die Ausstellung des Steindruckes seit seiner Erfindung stattfinden. Außer Frankreich werden Deutschland, Oesterreich, England, Dänemark, Holland und Italien durch ihre Kunst vertreten sein. Vierzig Maschinen werden arbeiten und besonders farbige Steindrucke herstellen. Die Ausstellung wird die ganze Geschichte dieser Kunst umfassen.

* **London.** Prof. Dr. G. Schweinfurth veröffentlicht in der „Times" eine leider nur zu berechtigte Klage über „Vandalismus bei ägyptischen Ausgrabungen". Auf dem Feld der ägyptischen Alterthumsforschung bleiben trotz aller Fortschritte der Neuzeit große Gebiete so gut wie unberührt. Insbesondere vom Standpunkt des Naturforschers aus müssen Aegyptologen den Ausführungen des Berliner Gelehrten zufolge den Vorwurf über

sich ergeben lassen, die Wissenschaft mehr zu hemmen als zu fördern. Es scheint, als ob unser Zeitalter des Dampfes mit allen Denkmälern des alten Aegyptens „tabula rasa" machen wolle, um kommenden Geschlechtern nichts mehr zum Erforschen übrig zu lassen. Diese kommenden Geschlechter werden aber ganz andere Ansprüche an Forschungsmethoden stellen, sie werden Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken, von denen unsre Schulweisheit sich heute noch nichts träumen läßt, und dann werden sie unsre Zeit des Vandalismus unter der Maske der wissenschaftlichen Forschung zeihen und uns für den Verlust an all dem Studienmaterial verantwortlich machen, das bei den gegenwärtigen Zerstörungsarbeiten zu Grunde geht. Ist denn das bisher zu Tage geförderte Material schon derart erschöpfend wissenschaftlich bearbeitet worden, um die Uebereilung bei der Veranstaltung neuer Ausgrabungen zu rechtfertigen? Keineswegs; und in letzter Linie könnte Aegypten solche Gründe ins Feld führen, wo das große ägyptische Museum selbst noch keinen brauchbaren Katalog besitzt und Tausende von Gegenständen ganz ungenügend bezeichnet, ja stellenweise ohne jede Ursprungsbezeichnung aufbewahrt und damit ihres wissenschaftlichen Werthes beraubt werden. Die Nachlässigkeit früherer Directoren des Museums hat, wie Professor Schweinfurth beklagt, ein Zeitalter mündlicher Ueberlieferung wieder herbeigeführt. Eine Besserung steht erst zu erwarten, wenn einmal ein neuer Museumsleiter einzig zu dem Zweck, die Sammlungen in Ordnung zu bringen, ernannt wird, ohne daß er sich um Ausgrabungen zu kümmern hätte. Wie kann gegenwärtig ein solcher Director die hohen Ansprüche befriedigen, die die Wissenschaft an ihn zu stellen berechtigt ist, wenn er die Winter mit Ausgrabungen, die Sommer mit Urlaub in Europa verbringt? Die wichtigere Hälfte seiner Pflichten muß er Untergebenen überlassen, während Ausgrabungen auf Ausgrabungen — Abschlachtungen nennt sie Professor Schweinfurth — so schnell auf einander folgen, daß die Zeit zur Abfassung ordentlicher Berichte über die erzielten Ergebnisse mangelt und man sich schließlich nur noch mit kurzen Zeitungsnotizen begnügt. Bevor das alte Material genügend erforscht und wissenschaftlich bestimmt ist, beginnt die Jagd nach neuem, wobei dann, wie leicht zu verstehen ist, in erster Linie Werth auf sogenannte „schöne Stücke" gelegt wird. Früher beschwerte man sich über die Engherzigkeit und Eigensucht der Museumsverwaltung, die Fremden nur mit Widerstreben Erlaubniß zu Ausgrabungen ertheilte; jetzt ist eine zu große Freigebigkeit bei Ertheilung von diesen Erlaubnißscheinen getreten. In den letzten Jahren hat man Leute ohne genügende Schulung und ohne hinreichende wissenschaftliche Ausrüstung Ausgrabungen machen lassen. Werthvolle Gräberfelder bei Fayum, Heliopolis und anderwärts hat man derart von Nichtfachleuten plündern und die Funde in Kairo wie gewöhnliche Marktwaare verschleudern lassen. Besonders beklagenswerth ist die unwissende und verächtliche Zerstörung von Material für botanische und zoologische Forschungen, ein Material, das um so leichter verloren geht, als seine Sammlung besondere Sorgfalt und viel Zeit erfordert. Die Leiter von Ausgrabungen trauen sich ein Urtheil und eine Fähigkeit, über den Werth oder Unwerth von ausgegrabenen organischen Ueberresten zu entscheiden, und damit einen Blick über Fragen zu, deren weitreichende Bedeutung heute noch gar nicht erkannt werden kann. Viele Gegenstände, deren Bedeutung und Werth gegenwärtig mißverstanden und unterschätzt werden, können uns später aber den Schlüssel zur Lösung vieler der wichtigsten Fragen liefern. Steinwerkzeuge, Knochen von Haus- und Jagdthieren sind auf diese Weise gedankenlos vernichtet worden, obwohl gerade das Studium dieser Gegenstände viel Licht auf die frühesten Wanderungen und Stammesbeziehungen zur Zeit vor Beginn der landwirthschaftlichen Periode hätte werfen können. Noch schlimmer ist von den Ausgräbern gegen pflanzliche Ueberreste gesündigt worden. Es erfordert nur Sorgfalt, um solche zu sammeln, aber gewöhnlich wird der Boden der verschiedenen Schichten der alten Niederlassungen nicht sorgfältig untersucht, weil die Leute sich einfach nicht die Zeit dazu nehmen wollen, trotzdem daß durch solche Untersuchungen die wichtigsten Fragen über Racenursprung und Verkehr zwischen verschiedenen Völkern urkundlich gelöst werden könnten. Bei der Jagd nach großen und hübschen Sachen, nach Inschriften, Statuetten, Schmuckgegenständen, Scarabäen, Bildern und Papyrusrollen werden diese unscheinbaren, aber darum nicht minder werthvollen Materialien mit Füßen getreten und vernichtet. Selbst unter Aegyptologen — so schließt Professor Schweinfurth seine beachtenswerthen Warnungsrufe — ist die Entrüstung über die gegenwärtige Wirthschaft in Aegypten weit verbreitet, denn andere Wissenschaften kommen gerade so gut zu kurz wie Botanik und Zoologie. Die Nothwendigkeit einer Reform wird sich früher oder später nicht mehr abweisen lassen.

* **Santiago** (Chile). Der Professor der Metallurgie und Chemie an der hiesigen Universität C. Malsch, früher Assistent an der Clausthaler Bergakademie, wurde zum Präsidenten der deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft hierselbst gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 24. bis 26. August folgende Schriften eingegangen:

Dr. Eduard Reich: Gesammte Werke. I. Abth. 1. Bd. Politik der Bevölkerung und Gesellschaft. Leipzig, August Dieckmann 1896. — R. Petzer: Der moderne Staat; was er will und was er soll. Prag, H. Dominicus 1895. — Dr. F. V. Pfeifer: Volkswirthschaftliches Jahrbuch des Königreichs Serbien. Berlin, Hermann Walther 1894. — Mittheilungen des Statistischen Amts der Stadt München. XIV. Bd. Hft. 1. München, J. Lindauer 1895. — J. F. Peyer im Hof: Neue Studien über die Währungsfrage (Sonderabdruck). Frauenfeld, J. Huber 1895. — *Le Cte. de Labry:* Les conversions des emprunts Russes. Paris, Guillaumin et Cie., A. Charles 1895. — Th. Lindner: Der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands. Mit Bildern und Karten. Berlin, A. Asher u. Co. 1895. — Deutschlands Ruhmestage 1870/71; in Schilderungen von Mitstreitenden. 1. Liefg. Rathenow, Max Babenzien. — Karl Koch: Stimmungsbilder aus dem großen Kriege 1870/71. 3. Aufl. Mit Illustrationen. Minden, Wilhelm Köhler 1895. — C. W. Allers: Unser Bismarck; Text von Hans Krämer. Liefg. 11. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union. — Roessel: Oesterreichische Truppen in den Herbstmanövern 1894. Berlin, Liebel 1895. — R. v. B.: Der Officier; Rathgeber für den jungen Lieutenant. Ebd. 1895. — v. Müller: Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95. III. (Schluß-)Theil. Ebd. 1895. — Paul Blaschke: Anleitung zur Selbsterlernung der französischen Sprache. Ebd. 1895. — Dr. Fr. Dürr, Prof.: Heilbronner Chronik; mit Abbildungen. Liefg. 1. Heilbronn, Eugen Salzer 1895. — Dr. Karl Ackermann: Bibliotheca Hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Literatur für den Regierungsbezirk Kassel; 6. Nachtrag und Autorenregister. Kassel, Selbstverlag 1895. — Anton v. Perfall: Licht; Erzählung. 2. Aufl. Jena, Hermann Costenoble. — Derselbe: Todtenröschen; Erzählung. 2. Aufl. Ebd. — Derselbe: Die Sünde; Novelle. Berlin, Rich. Eckstein. — Peter Boborykin: Kitai-Gorod; Roman. Aus dem Russischen von Erwin Bauer. 2 Bde. Leipzig, A. Bleier 1895. — Fritz Lienhard: Lieder eines Elsässers. Berlin, Hans Lüstenöder 1895. — Arnold Ott: Festact zur Enthüllung des Tell-Denkmals in Altdorf; Dichtung. Altdorf, Gisler.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die große sibirische Eisenbahn.

Von W. Berdrow.

Der Thronwechsel in Rußland und die große Energie, mit welcher Nikolaus II. in der kurzen Zeit seiner Regierung an alle, die Wehrkraft seines Reiches betreffenden Reformen oder Ausgestaltungen herangegangen ist, läßt vermuthen, daß nunmehr auch der Bau der sibirischen Schienenstraße mit der denkbar größten Beschleunigung betrieben werden wird. Der Zar ist selbst Vorsitzender des Comités für die Erbauung dieser für Rußlands Weltstellung so wichtigen Bahn, er hat sich durch eigene Reisen in Asien einen persönlichen Einblick in die Dringlichkeit der dortigen Verkehrsfragen verschafft, er besitzt in den ostasiatischen Gewässern bereits eine Flotte von 32 Kriegsschiffen, welche auf Wladiwostok sich stützen und für welche die Eisenbahnverbindung dieses Hafens mit Rußland von großer Wichtigkeit ist. Ob alle diese Umstände den 1891 begonnenen Bahnbau so weit beschleunigen können, daß der Vollendungstermin, der von der ursprünglichen Feststellung auf 1907 schon vor zwei Jahren auf 1901 gerückt wurde, in der That noch einmal nähergesetzt werden kann, bleibt zweifelhaft, aber gewiß ist, daß alles Mögliche geschehen wird, um die Bauzeit zu verkürzen. In fünf, spätestens in sechs Jahren wird man bestimmt den Erdtheil, dessen Inneres vor kurzem noch zum großen Theil unerreichbar war, in zehn bis vierzehn Tagen auf der Schienenstraße durchfahren können, und die Erde wird damit um ein Werk des Verkehrs bereichert sein, welches selbst die nordamerikanischen Pacificbahnen verdunkelt. Von den 360 Längengraden des Erdballes wird dann 200 die Schiene umgürtet haben, nur 160 bleiben für den Weltreisenden noch auf dem Meere übrig, und es wird auch die Zeit der schnellsten „Reise um die Welt", welche England vor zwei Jahren mit 66 Tagen ankündigte, sich um weitere 20 Tage verkürzen.

Als die Entwürfe der sibirischen Eisenbahn-Commission den Anfang des Schienenweges in Tscheljabinsk festlegten, wichen sie sowohl von dem Beginn der bisherigen sibirischen Poststraße, als von der am weitesten in den Osten vorgeschobenen russischen Eisenbahnstation ab. Beide liegen am bisherigen Endpunkt der in Perm an der Kama beginnenden transuralischen Eisenbahn, durch welche schon vor längerer Zeit eine gewisse Verknüpfung der Stromsysteme Wolga und Ob-Irtysch angebahnt werden sollte, in Tjumen nämlich. Fast fünf Längengrade östlicher als Tscheljabinsk, hätte Tjumen wohl auch den natürlichen Anfangspunkt für die sibirische Bahn gegeben, wenn es nicht in seiner Verbindung nach Westen schlechter als der wirklich gewählte Ausgangspunkt gestellt gewesen wäre. Während nämlich von Tscheljabinsk aus bereits ein fertiges Schienennetz über Ufa und Samara nach Petersburg führt, hätte ein solches von Perm aus, in geraderer Richtung allerdings, erst geschaffen werden müssen. So wird der Reisende von Petersburg aus über Moskau und Samara an die Uralkette gelangen, über welche die Bahn in dem niedrigen Paß von Slatoust hinwegsteigt, um dann, etwa auf dem Breitengrad von Königsberg, nach dreitägiger Reise von Petersburg aus (2700 km) asiatischen Boden zu betreten.

Hier wird man zunächst auf dem ersten Abschnitt der Reise, während der Fahrt über die 1400 km lange „westsibirische Eisenbahn", lediglich einförmige Bilder erschauen. Während einer zwei- bis dreitägigen Reise durchschneidet die Bahn ununterbrochen ein flaches, fruchtbares, aber eintöniges Gefilde, in dem die Ueberschreitungen des Tobol, Ischym, Irtysch und Ob die einzige Abwechselung bedeuten. Die Baukosten sind hier hinter dem veranschlagten Durchschnittspreis der ganzen Route nicht unbedeutend zurückgeblieben, und die Arbeiten ließen sich so schnell fördern, daß die Theilstrecke von Tscheljabinsk bis Omsk am Irtysch schon zum Beginn des laufenden Jahres dem Verkehr übergeben werden konnte. Nur die bedeutenden Eisenüberbrückungen der breiten Ströme sind noch unvollendet, so daß die Züge vorläufig noch auf hölzernen Provisorien über dieselben geleitet werden. Noch in diesem Jahre wird es jedenfalls gelingen, die Bahn bis an den Ob zu führen, und alsdann wird die alte Welt zwischen London oder Paris und Kolywan ein ununterbrochenes Eisenbahngeleise besitzen, das die längste amerikanische Ueberlandbahn um 1500 km Ausdehnung übertrifft und vom Atlantischen Ocean in neun Tagen bis ins Herz von Asien führt.

Schwieriger als die Ausführung der westsibirischen Strecke gestaltete sich der Bau zwischen dem Ob und der Stadt Irkutsk in der Nähe des Baikal-Sees. Indessen wurde auch auf dieser, der centralsibirischen Strecke, welche das vorhergehende Stück um 450 km an Länge übertrifft, bereits seit 1893 rüstig gearbeitet. Wie die westliche Strecke ihren Verwaltungssitz in Tscheljabinsk besitzt, so liegt derselbe für die centrale Strecke in der Universitätsstadt Tomsk am Tom, obwohl letztere gar nicht direct an der Eisenbahn, sondern etwas nördlich von ihr liegt und durch eine Zweigbahn mit der Hauptroute verbunden wird. Tomsk ist, ebenso wie das vorher passirte Omsk, bereits ein Ort von besonders für den Handel ausgeprägter Bedeutung. Omsk zählt 55,000, Tomsk 42,000 Einwohner; die von mehreren hundert Studirenden, meist geistlichen Standes, besuchte Universität mit ihrem Museum und einer umfänglichen Bibliothek, reiche und besuchte Schulen und die Stiftungen des Moskauer Kaufmannes Sibirjakow haben indeß Tomsk zu der angesehensten Stadt des westlichen Sibirien gemacht.

Was die Bauarbeiten auf der centralsibirischen Strecke angeht, so boten sie schon auf den ersten Blick mehr Schwierigkeiten, als diejenigen der ersten Abtheilung. Sobald der Ob bei Kolywan durch eine etwa 850 Meter lange Brücke gekreuzt ist, beginnt der Anstieg über eine kurze Wasserscheide, an deren östlichem Abfall eine Brücke von abermals bedeutender Länge den Tom überschreitet. Ueber ein beständig fallendes oder steigendes Terrain,

nördliche Ausläufer des Altai sowie des langgestreckten Sajanischen Gebirges, zieht sich dann die Bahn, an Krasnojarsk und Nishne Udinsk vorüber, bis Irkutsk. Neben dem Auf und Ab sind es auch die vielen unruhigen Flüsse, welche hier den Bau erschweren und vertheuern; bei Krasnojarsk erfordert der Jenissei eine Brücke von 960 Meter Länge, während eine Menge kleinerer Bergwässer immerhin in Breiten von 200 bis 400 Meter überbrückt werden müssen. Auch die Heranschaffung der Materialien ist hier, im Herzen von Sibirien, naturgemäß schwieriger als in der Nähe des russischen Eisenbahnnetzes. Holz und Gestein gibt es freilich auf diesem Theil der Strecke im Ueberfluß, während in der Steppenlandschaft der westsibirischen Abtheilung beides schwer zu haben war, doch muß das gesammte Eisenmaterial von Rußland herangeschafft werden. Hätte man mit diesen Transporten warten müssen, bis die ganze westsibirische Strecke bis zum Ob vollendet war, so würde heute noch keine Schiene in Centralsibirien liegen, aber glücklicherweise gab es für die seit 1893 unaufhörlich geförderten Materialien noch andere Wege. Sibirien besitzt ja in seinen großen Strömen, besonders dem Ob und Irtysch, dem Jenissei und dem Amur mit der mächtigen Schilka ein Wassernetz, wie kaum ein anderes Land, und nur die Ausmündung aller Ströme mit Ausnahme des Amur ins unwirthliche Eismeer und der Mangel einer Verbindung zwischen den einzelnen Strömen hatten dieses ungeheure Verkehrsnetz, das auf mindestens 15,000 km sogar für Dampfer befahrbar ist, von der Benützung abgeschnitten. Nun führt aber durch die Perm-Tjumener Eisenbahn und einen noch später erbauten Canal zwischen dem Ob und Jenissei eine Straße, wenn auch mit mehrfacher Umladung, aus dem Wolgagebiet bis in den oberen Jenissei, und ebendahin hat in den 70er Jahren ein kühner Seemann, der englische Capitän Wiggins, noch einen andern Weg gezeigt, nämlich den Seeweg durchs Eismeer und Karische Meer zur Jenissei-Mündung. Auf diesem früher für unmöglich gehaltenen Wege gelangte 1887 unter Wiggins' Führung ein eiserner 400 Tonnen-Dampfer in den Jenissei und auf ihm fast 2000 km aufwärts bis Jenisseisk. Auch bis Krasnojarsk an dem oberen Jenissei und bis Irkutsk am Hauptquellstrom des Systems, der reißenden Angara, läßt sich die Schiffahrt fortsetzen, und damit war denn die Möglichkeit gegeben, auch von der Mitte der sibirischen Bahn aus nach Westen zu bauen, so daß im nächsten Jahre wohl schon bis Krasnojarsk eine zusammenhängende Linie geschaffen werden wird. Das ist freilich immer erst ein Drittel der gesammten sibirischen Eisenbahn. Die Fertigstellung bis Irkutsk war ursprünglich bis zum Jahre 1900 geplant, doch wird bei der allgemeinen Verkürzung der Bauzeit die Vollendung der Strecke bis hierher wohl schon in zwei bis drei Jahren zu erwarten sein.

Irkutsk liegt auf dem rechten oder nördlichen Ufer der Angara, deren reißender Lauf durch ein sehr steiles Gefälle — 400 Fuß auf der 71 km langen Strecke vom Baikalsee bis Irkutsk — verursacht wird. Trotzdem gehen Dampfer zwischen der Stadt und dem See hin und her, welche stromauf in 6 bis 8, stromab in 2 Stunden gelangen. Dampfer vermitteln auch den Postverkehr von Irkutsk nach Transbaikalien; denn wenn auch eine Fahrstraße, der landschaftliche Glanzpunkt Sibiriens, die Südspitze des Baikalsees über steile Felsgrate und an schwindelnden Abhängen umgeht, so ist sie doch nicht jederzeit ohne Gefahr passirbar und außerdem ein bedeutender Umweg. Irkutsk besaß vor 10 Jahren 36,000, 1894 aber schon 50,000 Einwohner, zahlreiche Schulen, ein gutes Theater, eine Bibliothek und eine Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft. Der Handel ist ziemlich bedeutend, und die ungeheure Feuersbrunst von 1879, welche 15,000 Menschen obdachlos machte, hat bewirkt, daß Irkutsk heute einen modernen, ziemlich langweiligen Eindruck auf den Besucher macht, während sie von ihrem früheren orientalischen Charakter viel eingebüßt hat. Wie in allen bisher erwähnten Städten, so spielen auch hier die Verbanntengefängnisse und -Transporte eine bedeutende Rolle, und zu den ersten Aufgaben der sibirischen Bahn wird es gehören, jene berüchtigten Fußtransporte der Sträflinge über die ungeheuren Entfernungen Sibiriens endlich aufzuheben und die Verbannten wenigstens auf der Reise vor der körperlichen Zerrüttung zu bewahren.

In Irkutsk werden übrigens die Arbeiten zur Fortsetzung der Bahn einstweilen stocken, denn die Strecke, welche von hier bis Myssowskaja am gegenüberliegenden Rande des Baikalbeckens führen soll und trotz ihrer geringen Länge von 312 km einen besonderen Bauabschnitt bildet, soll erst in Angriff genommen werden, wenn sowohl östlich als westlich davon die ganze Bahnstrecke vollendet ist. Die Veranlassung dazu gab einerseits die Schwierigkeit, vor der Fertigstellung beider Flügel die Materialtransporte in diese entlegenen und trotz der Nähe von Irkutsk menschenarmen Districte zu leiten, dann aber auch der Umstand, daß dem Bahnbau hier, in schroffer Gebirgsgegend, Schwierigkeiten drohen, denen man am besten zu begegnen hofft, nachdem auf den übrigen Strecken umfangreiche Erfahrungen gesammelt worden sind. Endlich ist hier ein vorläufiges Abbrechen des Schienenconductes am ersten zulässig, da ja die Dampfer der Angara und des Baikal die Weiterbeförderung übernehmen können. Die Hindernisse der Baikalstrecke bestehen in dem steilen Absturz der Felsen gegen den See, in den Schluchten des umgebenden Gebirges und der Kammhöhe der zu überschreitenden Zyrkyzunsk-Kette; enge Curven, ein beständiges Auf und Nieder, zahlreiche Futtermauern und endlich ein fast 4 km langer Tunnel durch den Kamm des Gebirges werden erforderlich sein, um Myssowskaja zu erreichen. Die Baukosten sind für diese kurze Strecke auf 47 Millionen Mark veranschlagt, pro Kilometer mehr als das doppelte der auf der westlichen Linie erforderten Kosten.

Die Gegend, welche jenseit des Baikalsees von der sibirischen Bahn wird durchzogen werden, ist unter dem Namen Transbaikalien, in ihrem südlichen Theile Daurien, bekannt. Ein unabsehbarer Blumenteppich, die Steppenlandschaft des südlichen Dauriens. Ein wolkenloser Himmel, und dort, wo sein Azurgewölbe sich zur Erde senkt, violett und grün gefärbte Gebirgsketten, wie ein Geschmeide aus Amethyst und Saphir, das Himmel und Erde verband — so schildert ein Kenner Sibiriens das südliche Transbaikalien. Die Colonien der mongolischen Lamaklöster, ein Hauch südlichen Orients, das zweihöckerige Kamel, hin und wieder auch als gefürchteter Gruß aus dem heißeren Süden Tibets ein versprengter Tiger, — alles gibt im Sommer denselben Gegenden ein südliches Aussehen, die im Winter von der ganzen Wuth continentaler Abkühlung monatelang in Eis gehüllt werden. Auch die Bahnbauten haben unter diesen Wechseln der Natur zu leiden, zumal sie in ziemlich nördlicher Route liegen werden, wo an vielen Stellen nur drei sehr heiße Monate mit einem ewig langen, bitterkalten Winter wechseln. Kaum von der gebirgigen Umgebung des Baikal herabgestiegen, muß die Linie sich schon wieder über neue, lang gereihte Bergketten erheben, um in dem Jablonoi-Gebirge, auf mehr als 1000 Meter hohem Paß, die Wasserscheide zwischen dem Eismeer und der Südsee zu überschreiten. Zahlreiche Flußüberbrückungen thun hier ebenfalls das Ihrige, um den Bau zu vertheuern, der für die 1088 Kilometer vom Baikalsee bis Sstretensk an der Schilka auf rund 110 Millionen Mark einschließlich des

rollenden Materials veranschlagt ist. Werchne Udinsk mit einem neuen großen Gefängniß, Tschita und Nertschinsk sind die bedeutenderen Städte an dieser Gebirgsstrecke, welche die Länge der Eisenbahn von Berlin nach Paris hat, aber in dem sibirischen Geleise nur eine unbedeutende Theilstrecke ausmacht. Tschita, die Haupt- und Gouvernementsstadt von Transbaikalien, beschreibt G. Kennan in seinen Schilderungen des sibirischen Verbanntenlebens als „eine große, weitläufige Provincialstadt, die sich nicht wesentlich von anderen sibirischen Städten ihrer Art unterscheidet. Es hat 4000 Einwohner, eine öffentliche Bibliothek und sehr gute Schulen. . . . Nach Tschita wurden zwischen 1825 und 1828 die meisten der jungen Edelleute verbannt, die beim Regierungsantritt Nikolaus' im December 1825 den vergeblichen Versuch gemacht hatten, die russische Selbstherrschaft zu stürzen und eine constitutionelle Regierungsform einzuführen." Nertschinsk dagegen ist berüchtigt als „todteste Stadt von Sibirien". In der Nähe der furchtbaren Goldminen von Kara, rings umgeben von Silberbergwerken in theilweise unterfrorenem Boden, in denen zu arbeiten eine der schwersten Strafen Sibiriens ist, hat Nertschinsk einen bösen Ruf in Transbaikalien, während die zahlreichen Heilquellen der Umgegend allerdings in ganz Sibirien gepriesen werden. Landschaftlich soll es nicht übel liegen. „Das fruchtbare Transbaikalien, die Kornkammer Sibiriens, hat es links, das Märchengebiet des Amur rechts, Ssretensk, den ‚Vorhof des Paradieses', in fast greifbarer Nähe vor sich. Aus Südwesten wehen die milderen Lüfte der Mongolei; blumige Thäler mit gesundem Alpenklima verheißen Erholung, Genesung."[1] Aber dabei darf man nicht vergessen, daß in nächster Nachbarschaft auf den Bergen das Thermometer im Juli von 25° C. bei Tage auf 5° Kälte bei Nacht sinkt, und daß unter gleicher Breite, in Irkutsk, die Durchschnittstemperatur zwar im Juli 2° über derjenigen von München steht, im Januar aber 19° unter sie fällt, — auf 21° unter Null.

Ssretensk, der unbedeutende Endpunkt der transbaikalischen Strecke, liegt bereits am Unterlauf der mächtigen Schilka, die, obwohl nur ein Nebenfluß des Amur, doch den Rhein oder die Elbe an Länge und Wasser weit übertrifft. Man würde sie zweifellos hier mit Dampfern befahren können, wenn das nöthig wäre, aber es fehlt dazu jede Veranlassung: die Gegenden der Schilka und weiterhin diejenigen des mittleren Amur, sind so gottverlassen, daß sie nicht einmal geregelte Poststraßen besitzen. Jeder Nagel für die sibirische Eisenbahn wird hierher auf dem Schiffswege um Asien gebracht werden müssen, und selbst um die Arbeitskräfte wird es schlecht aussehen, da nur halbwilde Nomadenstämme, dem Namen nach Christen, diese Gegend spärlich bewohnen. Wahrscheinlich werden hier die verbannten Sträflinge oder die Zwangsansiedler der wenigen Ortschaften zum Bahnbau gezwungen werden. Uebrigens sollen die Arbeiten hier, sowie an der nun folgenden Amur-Strecke erst begonnen werden, wenn die Eisenbahn sowohl im Westen bis Irkutsk, als im Osten vom Endpunkt der ganzen Linie, von Wladiwostok bis zum Eintritt ins Amur-Thal bei Chabarowka, vollendet ist.

Die Abtheilung von Ssretensk bis Chabarowka wird zu den schönsten, aber einsamsten Strecken der ganzen Bahn gehören, wenn sie dem ursprünglichen Plane gemäß ganz im Thale der Schilka und des Amur geführt wird. Erst 500 km zwischen den unerklimmbaren Steilufern der Schilka, dann 1400 km weit eine dreitägige Fahrt am Amur selbst, der schon beim Eintritt der Schilka 600 m, beim Eintritt der Zeja 1600 m breit ist und dessen Ufer von einer wilden Bergwelt eingefaßt sind, die an Großartigkeit ihresgleichen sucht. Vollständig schiffbar für Dampfer, sollte auf dieser Strecke ursprünglich der Strom selbst den ganzen Verkehr übernehmen, während die Bahn ihren Endpunkt in Nertschinsk erreicht haben würde: erst spät entschloß sich die Commission, die Frage der geringsten Kosten ganz den Vortheilen einer undurchbrochenen Schienenstraße zu opfern. Uebrigens bietet die Amur-Strecke auch insofern Anlaß zu Bedenken, als sie, wenn auch überall am linken (nördlichen) Stromufer gelegen, doch den Ueberfällen der chinesischen Grenznachbarn sehr ausgesetzt ist. Der Amur bildet, wie der Ussuri weiterhin, zum Theil die Grenze zwischen Russisch-Asien und der Mandschurei, und wessen sich die Erbauer der Bahn von jenen theilweise noch nomadisirenden Räuberstämmen zu versehen haben, lehrten bereits einige blutige Angriffe auf die Arbeiter der Ussuri-Strecke. Es ist deßhalb bereits der Gedanke laut geworden, die Amur-Strecke gar nicht am Strom entlang, sondern durch die nördlich von ihm sich ausdehnenden Wälder in gerader Richtung auf Chabarowka zu führen. Freilich würde dabei die Linie in demselben Umfang, wie sie der Grenze entzogen würde, auch aufhören, sie zu beherrschen, weßhalb es viel eher glaublich scheint, daß Rußland die erst 1889 von den Chinesen erzwungene Grenzlinie, welche es bereits durch mehrere Forts befestigt hat, vor der Ausführung der Amur-Bahn abermals eine Strecke südlich zu verrücken suchen wird. Die Abweichung vom Amurthale würde dem Eisenbahnbau in völlig unerforschter, theils vom Urwald, theils von hohen Gebirgen erfüllter Gegend wahrscheinlich sehr große Schwierigkeiten machen, und außerdem den Vortheil, den der Strom bei der Anfahrt der Materialien bieten würde, ganz aufheben. Es ist also wohl anzunehmen, daß man bei der ursprünglichen Absicht einer Amur-Eisenbahn schließlich doch stehen bleiben wird.

Chabarowka am Einfluß des Ussuri in den Amur und Blagoweschtschensk auf der Hälfte der Amur-Strecke sind die einzigen namhaften Orte des Amurgebietes, das die ersten Entdecker, hingerissen von seinen landschaftlichen Schönheiten, für ein Märchenland der Zukunft erklärten und dessen sich Rußland in 200jährigem Kampfe mit großen Opfern bemächtigt hat. In Wirklichkeit ist das Land am Amur nur durch seinen Wald und sein Wild, durch das reiche Fischleben der Ströme und etwa noch zur Viehzucht von Werth; ob die Berge Erz und, wie man wohl glaubt, Gold führen, wird erst nach der Erschließung durch die Bahn untersucht werden können, sicher aber ist es, daß der Getreidebau am Amur niemals eine Stätte finden wird. Starrende Gebirge, im Westen die Jablonoi- und Schingankette, im Süden die senkrechten Kämme der chinesischen Mandschugebirge, die den Amur von seinen Quellen an begleiten, im Osten der eisstarrende Hingan, halten ebenso Wärme wie Feuchtigkeit ab und machen das Amur-Gebiet unter dem Breitengrade von Frankfurt a. M. zu einer arktischen Gegend. „An einer einzigen Stelle, in der Nähe der Stadt Blagoweschtschensk, dort, wo sich das Gebirge Hingan als Fortsetzung an die Gebirgskämme der chinesischen Grenze schließt, sieht man eine Lücke zwischen den gewaltigen Felsmassen. Der warme Südwind benutzt die offene Thürspalte, drängt sich durch und mildert das Klima." Die Nordwinde haben noch den leichtesten Zutritt zum Amurgebiete, aber auch sie lassen ihre Feuchtigkeit hinter vorgelagerten Bergen fallen und bringen nur Kälte ins Land. Und um dieses Land mit einer Eisenbahn zu durchschneiden, sind (zwischen Ssretensk und Chabarowka) etwa 220 Millionen Mark aufzuwenden.

Von Chabarowka hätte man in gerader Richtung kaum 300 km zurückzulegen, um, gerade der Nordspitze von Yezo gegenüber, den Ocean zu erreichen. Doch das wäre ein Weg durch Wildnisse und Felsen und ohne Ziel, denn von

[1] Sibirische Erzählungen von O. O. Duncker u. Humblot 1894.

den beiden russischen Häfen am Stillen Ocean liegt der eine 800 km nordöstlich, der andere und wichtigere fast ebenso viel südwestlich von Chabarowka. In der letzteren Richtung führt die letzte Strecke der Eisenbahn, die 780 km lange Ussuri-Bahn, nach Wladiwostok, wo sich jetzt, nach dem eigenthümlichen Ausgang des Krieges in Ostasien, so brennende Interessen für das russische Reich concentriren. Wladiwostok, mit etwa 18,000 Bewohnern ein nicht unwichtiger Platz für den sibirischen Transithandel von Amerika aus, vor allem aber die Operationsbasis für die starke Kriegsflotte Rußlands in Ostasien, war im Mai 1891 der Schauplatz der Grundsteinlegung zu dem großen Werke, das seit dreißig Jahren Volk und Regierung in Rußland beschäftigt hatte. Nikolaus II., der damalige Thronfolger und heutige Zar, war es selbst, der damals, nach seiner Orientreise wieder russischen Boden betretend, den ersten Hammerschlag zur sibirischen Eisenbahn that. Der Bau wurde sofort vom Stillen Meere aus mit derselben Energie wie vom Ural aus begonnen, und wenn auch hier, wo jede Schiene erst nach einer 16,000 Meilen langen Seefahrt eintrifft, die Fortschritte nothwendig hinter denen im Westen zurückbleiben mußten, so war doch die 500 km lange südliche Strecke von Wladiwostok nach Grafskaja schon am Beginn dieses Jahres vollendet. Der Rest bis Chabarowka wird wohl binnen kurzer Zeit ebenfalls gebaut worden sein, so daß alsdann die Transporte auf dem Amur im Osten und auf dem Jenissei im Westen ganz nahe an den Baikalsee herangeführt werden können. Der zweite russische Hafen im Amurgebiete, Nikolajewsk, ist von Chabarowka aus zu Schiff zu erreichen, da er an der freilich sehr versandeten Mündung des Amur liegt, als Eingangspforte gleichsam zur nahen Insel Sachalin.

Soviel über den Verlauf der Schienenstraße, welche in fünf oder spätestens sechs Jahren die kürzeste Verbindung zwischen den zwei großen Weltmeeren vorstellen und das Eisenbahnnetz von Asien gegen 1890 um 25 Procent vermehren wird. Die ununterbrochene Eisenbahn zwischen Paris und Wladiwostok wird dann fast dreimal so lang sein als die größte Durchkreuzung der neuen Welt, 13,000 km gegen 4650 zwischen Montreal und Vancouver, und in 19 Tagen wird man eine Reise zurücklegen können, die jetzt auf dem Seewege über Suez 45 Tage, über New-York und San Francisco aber etwa 30 Tage erfordert. Daß die Abkürzung nicht noch bedeutender ist, liegt an der geringen für die sibirischen Züge in Aussicht genommenen Geschwindigkeit, welche wiederum von der durch die Kosten dictirten Bauart des Eisenbahnkörpers eingeschränkt wird. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Züge nimmt mit dem Vorrücken nach Osten beständig ab, so daß der Reisende zwischen London und Petersburg durchschnittlich 45 km in der Stunde zurücklegt, von dort bis zum Uralgebirge 35 km und in Sibirien 25 km. Wer von London nach Wladiwostok oder Japan über Sibirien reisen will, wird also die erste Hälfte des Weges in 7, die andere in 13 bis 14 Tagen zurücklegen, — ganz entsprechend dem Tempo, welches hier und dort das Leben einschlägt. Der Vortheil, den die sibirische Bahn gegenüber den bisherigen Orientwegen über Suez oder die amerikanischen Ueberlandbahnen besitzt, wird sich übrigens beim Güterverkehr aus China und Japan nach Europa bedeutend größer erweisen als beim Personenverkehr, denn die europäisch-chinesischen Frachten, Thee und Seide besonders, gelangen auf den alten Wegen erst in 60 bis 80 Tagen an ihr Ziel. Natürlich ist die Eisenbahnfracht theurer als diejenige zu Schiffe, aber bei werthvolleren Exporten, sei es Seide, Thee, Gewürze, Manufacturen aus dem Orient oder Maschinen aus Europa, wird die Differenz der Frachtsätze denn doch durch die Unterschiede in der Weglänge mehr als ausgeglichen. Letztere beträgt, um es noch einmal in den kürzesten Zahlen auszudrücken, zwischen London und Yokohama 14,500 km, wenn man über Wladiwostok und Petersburg, 18,500 km, wenn man über Vancouver und Montreal, 21,500 km aber, wenn man über Hongkong und Suez fährt.

Was die technische Ausführung und die innere Organisation der sibirischen Bahn angeht, so werden beide möglichst einfach und den Bedingungen des Landes angemessen sein. Etwa 200 Stationen, deren Abstand höchstens 50 Werst betragen soll, werden längs der Strecke errichtet, aber nur dort mit Empfangs- und Unterkunftsgebäuden verbunden, wo die Unterbringung der Reisenden in Privathäusern nicht möglich erscheint und dennoch ein lebhafter Verkehr zu erwarten ist, z. B. an der Einmündung einer Zweigbahn in die Stammlinie, an welche sich ein Netz von Seitenlinien wohl bald angliedern wird. Die Ueberwachung der Bahn wird, wenn man sie überhaupt für nöthig erachtet, in derselben einfachen Weise geschehen, wie sie auf der transkaspischen Eisenbahn erprobt ist. Die größten Schwierigkeiten werden wohl besonders in den Gebirgsstrecken die Schneewehen des Winters bereiten, denen gegenüber die Züge wohl in den schlimmsten Fällen einfach versagen werden. Das rollende Material ist mit 2000 vierachsigen Locomotiven, 3000 drei- bis vierachsigen Personen- und 36,000 zweiachsigen Güterwagen in Aussicht genommen. Der Personenverkehr soll nur (besondere Ausnahmen abgerechnet) in Wagen dritter und vierter Classe geschehen, wofür der Fahrpreis auf der bereits im Betrieb stehenden Strecke im Westen sehr mäßig angesetzt ist. Die ganze Strecke von Tscheljabinsk bis Omsk kostet 10.8 Rubel in der dritten, 5.4 Rubel in der vierten Classe, von Station zu Station (42 Kilometer im Durchschnitt) ist der Tarif auf 60 und 30 Kopeken angesetzt. Danach würde man denn Asien für 100 Rubel von einem Ende zum anderen durchfahren können. Für die Beköstigung sind, um die Stationen nicht mit der Restauration zu belasten, überall Speisewagen vorgesehen. Die Geschwindigkeit dürfte sich übrigens später für Personenzüge allmählich erhöhen; soll doch auf der transkaspischen Bahn, die ebenfalls mit den einfachsten Mitteln sehr schnell gebaut worden ist, streckenweise fast mit Schnellzugsgeschwindigkeit gefahren werden.

Die Gesammtkosten des ganzen Werkes werden sich erst nach der vielleicht im einzelnen noch viele Abweichungen von den ursprünglichen Entwürfen mit sich bringenden Ausführung genau berechnen lassen. Die Veranschlagungen bewegten sich zwischen 300 und 360 Millionen Rubel, eine Summe, über deren Aufbringung in einer so beschränkten Bauzeit, neben anderen kolossalen Ausgaben für Rüstung und Schiffsbau, man sich wundern muß. Nur die autokratische Regierung des Zarenreichs dürfte fähig sein, ein notorisch armes Land mit der erforderlichen Rücksichtslosigkeit zu solchen Opfern zu zwingen. Rußlands politische Geltung wird sich im Orient nach der Vollendung der asiatischen Pacificbahn bedeutend heben; ob die wirthschaftlichen Erfolge den Kosten entsprechend das vorwiegend kriegerische Werk belohnen werden, muß abgewartet werden. Die Aussichten, welche sich an die sibirische Bahn knüpfen, sind in handels- und wirthschaftspolitischer Richtung nicht gering, doch würde es den Rahmen dieser Darstellung überschreiten, sie, wie den Bau, ebenfalls ins Einzelne zu verfolgen.

Eine Neu-Ausgabe von Franz Stelzhamers Werken.

Von Karl Werner.

Jüngst wurde ich auf eine kleine Broschüre aufmerksam gemacht, in der sich Heinrich Dieters Vortrag über Franz Stelzhamer befand. Die Wärme und aufrichtige Liebe, mit welcher der Verfasser seinen Stoff behandelte und der

Zweck, den er mit seinem Vortrage verband, machen es wünschenswerth, auch weitere Kreise für die Persönlichkeit des oberösterreichischen Dialektdichters zu interessiren, um es zu ermöglichen, eine Neu-Ausgabe seiner Werke ins Leben zu rufen. Der Ertrag des kleinen Büchleins, das nun bereits die siebente Auflage erlebte, fließt nämlich dem in Linz befindlichen „Stelzhamer-Bund" zu, der sich damit beschäftigt, die Dichter Oberösterreichs durch würdige Veröffentlichung ihrer Werke zu ehren, und der nun auch daran geht, dem bedeutendsten Poeten seiner Heimath gerecht zu werden.

Was bisher von Stelzhamer publicirt wurde, war entweder bei verschiedenen Verlegern in verschiedenen Formaten zerstreut erschienen, oder, wie die letzte von Rosegger besorgte vierbändige Ausgabe, nur „auserwählte Dichtungen" enthaltend, so daß man über das Gesammtbild des urwüchsigen Franz v. Piesenham um so weniger ein richtiges Urtheil erhielt, je wichtigere Theile seiner poetischen Thätigkeit fehlten. Nur wenige von seinen Prosadichtungen und fast gar keine Gedichte in hochdeutscher Sprache waren aufgenommen worden, übrigens ist auch der Dialekt selbst nicht immer richtig gegeben. Das soll kein Vorwurf für Rosegger sein, dem durch verschiedene Umstände die Hände gebunden waren und der mit großer Pietät daran ging, das Charakteristischste aufzunehmen und überhaupt einen Verleger für die Auswahl zu finden.

Freilich wird Stelzhamer auch dann, wenn uns seine hochdeutschen Schöpfungen zugänglich gemacht werden, doch immer vorherrschend Dialektdichter bleiben. Wer dem deutschen Publicum zuerst in der Mundart entgegentrat und als solcher einen Namen sich machte, der wird immerhin Mühe haben, wenn er mit hochdeutschen, wenn auch noch so bedeutenden Productionen erscheint, durchzudringen; man wird sich gar nicht die Mühe geben, die letzteren kennen zu lernen; man wird gegen den Dichter ungerecht, weil man zu bequem ist, eine vorgefaßte Meinung aufzugeben und ein Vorurtheil zu bekämpfen, das den Poeten selbst mit Bitterkeit erfüllen muß. Wir brauchen nur auf den tiefsten und gehaltvollsten Dialektdichter, auf Klaus Groth hinzuweisen, um diesen Erfahrungssatz bestätigt zu finden.

Nun handelt es sich aber um eine andere Frage: Hat der Dialekt eine Berechtigung? Ist er nicht eine abgethane, seit der Bibelübersetzung Luthers auf den Aussterbeetat gesetzte Ausdrucksweise, die nur schädlich wirkt, da sie die mindestens auf dem Gebiete der Sprache errungene Einheit des deutschen Volkes wieder zu zersplittern und dasselbe in seine früheren Elemente aufzulösen droht? Diese Macht wird wohl kaum Jemand im Ernste der Mundart zuschreiben. Und wenn, wie nicht zu zweifeln, Hebbel ganz Recht hat, wenn er behauptet, daß etwas Großes, Weltbezwingendes gewiß nicht im Dialekt geschrieben werden kann, so muß man es denn doch für sehr werthvoll halten, wenn der in alle Schichten und Verhältnisse eingreifende Nivellirungsgeist einigermaßen eingeschränkt und alterthümliche Laute und Constructionen geschätzt und bewahrt werden. Es ist nicht zu fürchten, daß die Stammeseigenthümlichkeiten wie in den Zeiten des Mittelalters zu Reibungen und Spaltungen führen werden, so wenig die einzelnen Volkstrachten, die sich noch erhalten haben, als Friedensstörer zwischen den Nachbarn angesehen werden können.

Und dann! Was dringt tiefer in die Herzen des Volkes ein, als dasjenige, was ihm in seinen heimischen Lauten, in seiner Muttersprache gegeben wird? Die Klänge mögen noch so rauh, die Ausdrücke noch so entfernt vom Hochdeutschen und für den Städter oft unverständlich sein — sie schlingen sich wie die weichen Mutterarme um ein geliebtes Kind und rufen verwandte Töne wach und Gefühle und Stimmungen, wie sie der Poet nur immer wünschen mag. Das richtige Verständniß bei dem Volke wird durch den Dialekt leichter und sicherer hergestellt, als durch die schönsten und besten hochdeutschen Dichtungen. Aber auch der Gebildete wird aus den mundartlichen poetischen Erzeugnissen einen Genuß schöpfen können, da ihm die Volksseele in diesem Kleide klarer und einfacher entgegentritt, als im Salongewande. Der frische Hauch, der aus dem Volksgesange dringt, wirkt mit unwiderstehlichem Zauber auf Jeden ein, der offenen Sinnes ist und ein Ohr hat für die Leiden und Freuden des Landvolkes. Diese Poesie hat ihren Freibrief und ihre Berechtigung in vollstem Maße, und es darf Niemand meinen, er müsse von der Höhe seiner Bildung huldvoll herabsteigen, um ihr seine Anerkennung auszusprechen: im Gegentheil; wie jede echte Poesie erhebt auch die Dialectpoesie sein Herz und seinen Geist — wenn sie echt ist.

Freilich aber muß sie echt sein, d. h. auch wirklich echt künstlerischen Werth besitzen und nicht nur etwa die pure hausbackene Prosa in bäurisch klingende Reime bringen wollen. Der Dialektdichter muß demnach ebenso gut wie der hochdeutsche Poet den vollen Inhalt seiner Zeit in seinem Innern tragen und ihn auch voll und ganz zum Ausdruck bringen; keine von den Kräften, die in seinem Volke schlummern, darf ihm entgehen, keine Anschauung, kein Ideal, aber auch kein Fehler und keine Irrthümer seiner engeren Landsleute dürfen ihm verborgen bleiben. Allerdings ist der Ideenkreis der Bauern weder so mannichfaltig, noch so tief wie jener in den höheren Gesellschaftsschichten, allein was sich etwa der Reflexion für den Dichter entzieht, das muß durch die Naivität paralysirt werden, die eine Hauptbedingung aller Dialektdichtung ist. So bewegt sich der Dichter der Mundart in viel engeren Kreisen und hat um so mehr Schwierigkeiten zu überwinden, je mehr er sich bewußt ist, daß er nicht bloß für das Volk, sondern auch für die Gebildeten dichtet.

Solch ein Dichter aber ist Stelzhamer, dessen Bildungsgang ihn befähigte, nach allen Seiten hin seiner selbstgestellten Aufgabe gerecht zu werden. Auf dem „Siebengütel" zu Piesenham im Innviertel saß unsres Poeten Vater, ein emsiger, betriebsamer Mann, der es durch rastlosen Fleiß dahin brachte, seine drei Söhne alle „studiren" zu lassen. So kam der junge Franz nach Salzburg ins Gymnasium und Lyceum und ging dann — allerdings gegen den Willen des Vaters, der ihn gern als Priester gesehen hätte — nach Graz und Wien, um die juridischen Vorlesungen zu besuchen und sich den Prüfungen zu unterziehen. Dadurch erhielt er einen höheren Grad von Bildung, der durch seine Stellung als Erzieher in angesehenen Häusern und dann durch den Besuch der Malerakademie in Wien noch erhöht wurde. Stelzhamer aber hatte unruhig Blut; die Beamtenlaufbahn sagte ihm nicht zu; er wollte frei sein und das Recht haben, sein Leben selbst zu bestimmen. Aber indem er mit allem brach, was ihm philisterhaft zu sein dünkte, hatte er auch die Nothwendigkeit vergessen, ohne eigenen Lebensberuf sein Dasein fristen zu können. Bald trat die Noth an ihn heran, die er später in dem Gedichte „Königin Noth" so interessant und ergreifend besang. Und da beschloß er, des Vaters Wunsch zu erfüllen und Priester zu werden.

Allein nur zwei Jahre lang hielt er es bei der theologischen Facultät aus, dann warf er dieses Studium, das ihm auch keine Befriedigung geben konnte, über Bord und suchte ins Vaterhaus zurückzukehren. Allein nun war der Vater über den ungerathenen Sohn doppelt erzürnt, verbot ihm das Haus und wollte auch brieflich nichts mehr von ihm wissen. Seine Mutter jedoch:

„Besteckt' ihm Koffer und Kleidertaschen
Mit allem, was sie konnt' erhaschen,
Ach und verweinte dazu
All ihres Herzens Trost und Ruh."

So griff denn der Franz von Piesenham zum Wanderstabe und gerieth unter die Komödianten, mit dem Ideale im Busen, ein Theaterdichter zu werden, der das Volk mit sich fortreißen, es belehren und weiter fördern könne! Allein es kam anders. Die Truppe, bei der er sich befand, stob auseinander, als der Director fallirte, und dem enthusiastischen Oberösterreicher hatte die Kunst statt des Lorberkranzes den Bettelstab in die Hand gegeben. Und das war vielleicht sein Glück. Während ihm die Mutterliebe mit dem mühsam Ersparten über die größte materielle Noth hinüberhalf, trug er als fahrender Poet seine Lieder vor und sammelte Subscribenten, um die Herausgabe derselben zu ermöglichen. In der That fand er für seine frischen und lebendigen Gesänge bald einen Verleger, und als er den Contract in der Tasche hatte, versöhnte sich auch sein Vater, dem großer Respect vor allem Gedruckten innewohnte, mit dem Sohne, der nun kein verlorener, kein ehrloser Vagabund mehr war, sondern ein Mensch, der sich auf eigene Füße gestellt hatte, wenn er auch nicht die herkömmlichen Pfade wandelte, sondern einen ganz sonderbaren Lebensweg einschlug. Seine weiteren Schicksale enthalten wenig allgemein Interessantes, aber sie setzten ihn in den Stand, sich ganz der Poesie widmen zu können. Seine mehr oder weniger intime Bekanntschaft mit den österreichischen Dichter- und Künstlerkreisen, welche damals im „silbernen Kaffeehause" in der Plankengasse in Wien eine Art literarischen Salon bildeten, gaben ihm willkommene geistige Anregung und die Kritik verhielt sich ihm gegenüber wohlwollend und aufmunternd. Vor allem war es Feuchtersleben, der den Werth des Dichters in seinem vollen Umfang zu würdigen wußte.

„Ein tiefer verborgener Ernst," so drückt er sich aus, „weht bald mild, bald scharf durch diese naiv tändelnden Gesänge, und es ist merkwürdig, zu sehen, wie der Dichter das Allgemeinste aus Localste unmittelbar zu knüpfen, das Tiefste mit Bauernausdruck auszusprechen, den bittern und dunkeln Ernst mit naiver Ironie zu bringen, zu verbergen versteht. Nie geht er zu weit und oft, wo man deutlich sieht, daß seinem Talente manche Pointe nahe und leicht gewesen wäre, mäßigt er sich und zieht den einfachen Gedanken vor, der für den Bauer die echte Pointe ist..... Seine Welt ist (mit der Zeit) breiter geworden, aber nur die innere; die äußere bleibt das Innviertel, dem er in Räumlichkeit und Idiom bis zur Scrupulosität treu bleibt. Sein Stoff bleibt das volle warme Leben in seiner nationalsten Charakteristik."

Und dies ist ein ganz vorzügliches Lob; er legt eben weder Gefühle noch Anschauungen in seine engeren Landsleute hinein; er gibt nur, was er findet. Und das ist ein knorriger, wetterharter Stamm, dem nicht so leicht die Rührung kommt, dieser Innviertler-Stamm: Leute, gewohnt, hart zu arbeiten, aber auch wieder heiter und fröhlich, ja ausgelassen zu sein. Leidenschaftlich, besonders wenn sie durch den Trunk des heimischen Obstmostes aufgeregt sind, sucht sich ihre Kraft auszutoben und ein Kirchtag, an dem nicht gerauft wird, bietet keine Unterhaltung; leider spielt hiebei zuweilen das Messer eine Rolle.

Und keine von den schlimmen Eigenschaften verschweigt unser Dichter, wie er auch die guten gebührend hervorhebt; in all seinen Gesängen stellt er uns sein Volk dar, wie es ist, nicht wie es vielleicht sein sollte, und wenn wir uns zuweilen an dem rauhen Wesen und derben Ausdrücken stoßen, so versöhnt uns die Naturwahrheit und Treue und der unverwüstliche Humor, der über alles gebreitet ist, mit der Gesinnungsweise und Denkart eines gesunden und kräftigen, von keinerlei Sentimentalität angekränkelten Stammes. Das ist aber auch Stelzhamer selbst nicht; er ist selbst ein Innviertler, der sich von seinen einmal gefaßten Meinungen nicht abbringen läßt, ein eiserner Kopf, der sich weigert, dem bayerischen König seine Gedichte vorzulesen, weil er erfährt, daß dieser die Gewohnheit habe, dem Vorleser in das Buch zu blicken, was er nicht zu ertragen vermag; ein Mann mit stark ausgeprägtem Selbstbewußtsein, der von sich sagt:

„— Noch steht manch' urwüchsiger Stamm
Im Wald zu Kobemanssen,
Doch wie der Franz von Piesenham,
Ich sag' es ohne Scheu und Scham
Ein solcher, nein! steht keiner!"

In der That hatte er sich Ehre und Ruhm erworben, und es war ihm saurer geworden, als manchem andern, denn er wurde in seiner Heimath lange Zeit mißtrauisch als eine Art von Vagabund betrachtet, als eine Art Schaude für die Gemeinde,

„Denn gwiß nie, daß da Pofel
Der mitn Oellbognan denkt
An sinieraden (nachdenkenden) Kopf
Ehr' und Achtung häd g'schenkt."

Um so höher mußte er aber dann, als er überall, auch bei seinen Landsleuten, Anerkennung fand, sich gehoben fühlen. Und er verdiente es auch und verdient die Verbreitung in den weitesten Kreisen, wozu die projectirte Neu-Ausgabe seiner sämmtlichen Werke durch den Stelzhamer-Bund das meiste beitragen dürfte. Möge dieselbe nur recht bald erscheinen!

Mittheilungen und Nachrichten.

w. **München. Seine geschichtliche, örtliche und monumentale Entwicklung unter den Wittelsbachern, nebst einem Führer durch die Stadt.** — Unter diesem Titel erschien im Verlage von A. Bruckmann soeben eine 168 Seiten starke, mit 54 Ansichten und einem Stadtplan ausgestattete Schrift, welche im Auftrag des Localcomités für die in München tagende 42. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands von einem jüngeren bayerischen Gelehrten in kurzer Frist fertiggestellt wurde. Der Verfasser, der seinen Namen nicht genannt hat und deßhalb auch hier seiner Anonymität nicht entrissen werden darf, hat, wie schon aus dem Titel hervorgeht, mehr Gewicht auf die historische als auf die periegetische Seite seiner Arbeit gelegt. Die Schilderung der geschichtlichen, örtlichen und monumentalen Entwicklung unsrer Stadt von Heinrich dem Löwen bis auf die Gegenwart umfaßt über 100 Seiten, der „Rundgang durch die Stadt" weniger als die Hälfte. Allein man würde dem Verfasser schweres Unrecht zufügen, wenn man ihn der Vernachlässigung seiner „Führerpflichten" bezichtigte. Denn alle Sehenswürdigkeiten Münchens gelangen in der von warmem persönlichen Interesse getragenen historischen Skizze, welcher reichliche Literaturnachweise eine über den nächsten Zweck der Publication hinausreichende Bedeutung verleihen, zur Besprechung, so daß an den betreffenden Stellen des „Rundganges" einfach auf die Ausführungen des ersten Theiles verwiesen werden kann, und nur bei Gebäuden, wie der Residenz, den Pinakotheken u. dgl. detaillirte „Inhaltsangaben" nachgetragen zu werden brauchen. Referent ist überzeugt, daß nicht bloß die auswärtigen Besucher des Katholikentages (für deren leibliches Wohl die von Sachkenntniß zeugenden „allgemeinen Notizen" (S. 153 ff.) Sorge tragen), sondern auch die eingesessenen Münchener aus der hübschen Schrift Nutzen ziehen werden. Denn auch die letzteren werden manches in derselben finden, was sie nicht oder mindestens nicht genau gewußt haben, und ihre tägliche Umgebung noch lieber gewinnen, wenn sie dieselbe geschichtlich betrachten.

* **Römische Ausgrabungen.** Die Ausgrabungen am **Colosseum** in Rom haben, wie die „Post" dem Mai- und Juniheft der Notizie degli scavi entnimmt, zu der Aufdeckung einer

großen Anlage von 6 mit Halbsäulen verzierten und ursprünglich durch Bogen verbundenen Pfeilern geführt, in denen Reste der Thermen des Titus erkannt worden sind. Die Thermen sind nach der Vollendung des Colosseums rasch gebaut, und es ist bemerkenswerth, daß die Maße und Verhältnisse der Architekturglieder des Colosseums genau entsprechend in der neu aufgefundenen Anlage wiederkehren. Von einem im vierten oder fünften Jahrhundert vorgenommenen Umbau haben sich neben den Pfeilern und Halbsäulen Mauerreste erhalten, die mit Mustern imitirter Marmorincrustation bemalt sind. Aus ungefähr derselben Zeit stammt die Anlage eines Friedhofs nahe bei dem Säulenbau. Es sind mehr als 50 Gräber über einen Flächenraum von 150 Quadratmeter hin und in verschiedener Tiefe geöffnet worden. Die Ausstattung war dürftig; in 10 Gräbern fand sich je eine kleine Vase aus Thon; an einem Grabe war eine christliche Inschrift noch erhalten. Unter den Einzelfunden, die während der Ausgrabung gemacht sind, befinden sich neben vielen Architekturstücken auch zahlreiche Fragmente von Sculptur; das meiste, wie es scheint, geringwerthig, aber nicht alles; so ist in einem alterthümlichen weiblichen Torso eine Replik der berühmten sogenannten Hestia Giustiniani des Museo Torlonia zum Vorschein gekommen. — Bei Nemi sind vor kurzem Ausgrabungen im Tempelbezirk der Diana Nemorensis aufgestellt worden, welche eine Anzahl wichtiger Funde ergeben haben. Außer einigen Inschriften wurden entdeckt eine Büste der Diana, welche mit einem Kranze geschmückt ist und in der linken Hand den Bogen und in der rechten den Köcher trägt; ferner ein kleines Capitäl aus albanischem Marmor von griechischer Arbeit, eine Statue der dei fundilii, Büsten mehrerer Personen, deren Namen Staja Quinta, C. Aninius Rufus, Q. Hostius Capito (eines bekannten Redners) beigeschrieben sind, drei Stücke von „aes rude", drei Asse mit der Darstellung des Janus bifrons und eines Schiffsvordertheils, eine Münze campanischer Prägung, ein Silberdenar des Augustus mit der Aufschrift: Asia recepta und einer Darstellung der Victoria, die Kranz und Palme in den Händen hält, sechs kleine Bronzebüsten des Augustus, eine von Germanicus, eine solche des Domitian, letztere sehr verstümmelt erhalten, verschiedene Vasen aus Thon in Form von Spindeln, eine Fibel in Form eines Nachens und vieles andere mehr. — In Florenz haben die Straßenarbeiten von neuem zur Aufdeckung antiker Anlagen geführt. Es ist u. a. zwischen San Giovanni und dem bischöflichen Palast ein römisches Thor aufgefunden worden, das aus vier starken Steinpfeilern bestand. — Bei Ausgrabungen, die zwischen Louviers und Pont de l'Arche (südlich von Rouen) vorgenommen worden sind, ist ein römisches Heiligthum aufgedeckt worden. Der Bau besteht aus einer Cella von $4^1/_2$ Meter und einer umlaufenden Säulenhalle von 13 Meter Seitenlänge. Von den ursprünglich vier Säulen der Frontseite, deren Schäfte anscheinend aus Holz gearbeitet waren, ist die Basis der einen an der Nordostecke noch vorhanden. Zahlreiche Reste von bemalter Stuckverkleidung haben sich an den in ihren unteren Theilen noch aufrecht stehenden Mauern erhalten. Einzelfunde sind im Innern des Gebäudes gemacht worden, darunter außer Geräthen von verschiedener Art Münzen, deren älteste in die Augusteische Zeit heraufreichen. — Ueber den oft erwähnten Schatz von Bosco Reale, den der Louvre vom Baron Rothschild zum Geschenk erhalten hat, werden noch folgende Einzelheiten berichtet: Eines der prächtigsten Stücke ist eine große flache Schale, eine sogenannte Patera, die reich mit feinciselirtem Blattwerk verziert ist und in der Mitte die Reliefbüste einer „Afrika" trägt, ein leicht bekleidetes junges Weib, dessen Haupt ein Elephantenfell derart bedeckt, daß sich die gewaltigen Stoßzähne nach Art eines zunehmenden Halbmondes um die Stirn legen. Das ist der Typus, der auf allen antiken Denkmälern die allegorische Figur Afrika's kennzeichnet. Um die Büste sind allerlei Embleme gruppirt, die sich auf die Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens und auf religiöse Ueberlieferungen des Landes beziehen. Diese Schale ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Eine zweite, ebenso große Patera ist in der Mitte mit der Reliefbüste eines unbärtigen Mannes geschmückt. Die außerordentlich sorgfältige Behandlung des Antlitzes läßt auf ein Portrait, vielleicht das des Besitzers, schließen. Auf einem Kantharos (Trinkgefäß mit Henkel) von unbeschreiblich zarter Arbeit sehen wir einen von Soldaten umgebenen Imperator, dem sich Gefangene zu Füßen werfen, während ihm auf der anderen Seite drei Göttinnen nahen, von denen die vorderste eine Statuette der Victoria überreicht. Ein zweiter Kantharos von nicht minder auserlesener Arbeit, das Pendant zu jenem, ist mit einer Opferscene, einem Stieropfer vor dem Tempel des Jupiter Capitolinus, geschmückt. Die Verzierung zweier Trinkbecher behandelt ein sehr merkwürdiges Motiv: eine Anzahl Skelette in lebhafter Unterhaltung mit einander. Beigegebene Attribute und griechische Inschriften besagen, daß der Künstler die berühmtesten Dichter und Philosophen Griechenlands darstellen wollte. Rosenguirlanden, die sich ringsum schlingen, bilden einen starken Gegensatz zu jenen Skeletten. Vom archäologischen Standpunkt nehmen diese beiden Becher das größte Interesse in Anspruch, auch mag immerhin die Frage angeregt sein, ob nicht die unter der Bezeichnung „Todtentänze" viel erörterten Bilder aus dem Mittelalter und der Renaissance auf classische Vorbilder wie diese zurückzuführen sind. Für uns ist dieser Fund ein Unicum. Zwei reizende kleine Vasen sind mit der Darstellung von allerlei Nahrungsmitteln und Tischgeräth geschmückt. In malerischem Durcheinander sieht man dort Eber, Gänse, Hasen, Granatäpfel, Trauben und andere Früchte nebst Vasen von allen Formen. Heute nennt man das ein Stillleben. Was diesen Vasen, abgesehen von der köstlichen Arbeit, besonderen Werth leiht, ist ihre Bezeichnung mit dem Namen des Künstlers, Sabaïnos. Noch seien zwei mit Traubenrelief verzierte Salzfässer erwähnt, die auf Löwenklauen ruhen, mehrere elegante, mit Störchen verzierte kleine Vasen, zwei mit Olivenzweigen geschmückt, zwei Pateren mit schön geschweifter Randverzierung, und zwei kleine Tafeln, die wahrscheinlich zum Verbrennen von Parfum dienten. Außer den Vasen enthält der Schatz auch eine Anzahl Schöpflöffel mit sehr geschickt ciselirtem Griff. Uebrigens sind wieder eine große Zahl schöner Gegenstände aus Bronze, die in den Ausgrabungen gefunden worden sind, nach Rom geschafft worden, darunter namentlich zwei große Badewannen aus Bronze, von denen die eine einfache Formen zeigt und ohne Schmuck oder Henkel ist, während die andere vier als bewegliche Ringe gestaltete Henkel aufweist, zwei an jeder Seite. Jeder Ring ist in einem wunderschön ciselirten massiven Löwenkopf befestigt, und sie sind sämmtlich so wohl erhalten, als ob sie eben erst aus der Werkstätte des Künstlers hervorgegangen wären. Ein anderer bemerkenswerther Gegenstand ist ein runder Bronzetisch, der auf drei als Löwenklauen gestalteten Füßen steht; rings um den Rand der Platte zieht sich ein lesbisches Wellenornament. Außerdem sind noch andere große und kleine Gefäße dazwischen, die wohl als Oinochoen, als Krüge zum Einschenken des Weins zu bezeichnen sind, sie tragen vielfach eingelegte Ornamente aus Silber. Besonderes Interesse erregt eine Bronzelampe, die zum Herumtragen in der Hand diente, wegen ihrer eigenthümlichen Form. Sie besteht aus einem Teller, der ein Gefäß für das Oel oder eine Kerze trägt, dies hängt an Kettchen, an denen ein Deckel zum Auffangen des Rauches auf- und abbewegt werden kann. Aber als das Schönste von allen gilt doch die oben beschriebene Badewanne aus Bronze, deren Form ganz einzig dasteht. — Im Louvre sind in der Sammlung der antiken Sculpturen kürzlich noch zwei neue Erwerbungen zur Aufstellung gelangt, ein als Artemis gedeuteter weiblicher Marmorkopf und eine Portraitbüste aus den Ausgrabungen von Hammam Kira (dem antiken Aquae Calidae) in Algerien. Der Dargestellte wird als ein König von Mauretanien bezeichnet. Er trägt einen kurz geschorenen Bart und das Haar mit einer Binde geschmückt.

* Die Chemie hat nunmehr den Beweis für die bisher nicht unwiderlegliche Vermuthung erbracht, daß zwischen der Ostsee und dem Schwarzen und Adriatischen Meer in alter Zeit Handelsverbindungen über das Festland bestanden haben. Der Chemiker Otto Helm hat seit 12 Jahren die vorgeschichtlichen Bronzen und Kupferlegirungen, welche in der Provinz Westpreußen gefunden wurden, analysirt und dabei, wie die „Schl. Ztg." mittheilt, festgestellt, daß diese einen bedeutend reicheren Gehalt an Antimon haben als die Bronzen und Kupferlegirungen in anderen Ländern. Dieser Antimongehalt beträgt bis zu 3.87 Proc. Nur die Bronzen, die aus Ungarn stammen, haben denselben Antimongehalt. In Westpreußen gibt es keine Erze, also auch keine Antimonerze. Dagegen sind die Fahlerze und das Räderz, aus denen in Ungarn und Siebenbürgen noch heute das Kupfer gewonnen wird, als stark antimonhaltig bekannt. Helm zieht daraus den Schluß, daß die in Westpreußen gefundenen vorhistorischen Bronzen aus Ungarn stammen. Andrerseits beförderte man in Ungarn vielfach Bernsteinperlen aus prähistorischer Zeit ans Tageslicht. Diese aber konnten nach Ungarn wiederum nur aus dem bernsteinliefernden Preußen gelangen. Damit ist der Beweis er-

bracht, daß zwischen Ungarn und Siebenbürgen einerseits und der westpreußischen Bernsteinküste andrerseits in ganz alter Zeit ein reger und directer Tauschverkehr stattgefunden hat; und diese Annahme wird noch durch den Umstand erklärlicher, daß der Weichsel-Strom den natürlichen Verbindungsweg für diesen Tauschverkehr von Land zu Land hergab.

* Prof. Heinrich Kayser in Bonn hat das bisher nur in einigen Mineralien vorgefundene Helium in freier Form in der Natur nachgewiesen. In den Quellen von Wildbad im Schwarzwald steigen Gasblasen auf, die nach einer alten Analyse von Fehling etwa 96 v. H. Stickstoff enthalten sollen. Da in allen solchen Fällen die Möglichkeit vorliegt, daß größere Mengen von Argon gefunden werden, so unterwarf Kayser, wie er in der „Deutsch. med. Wochenschrift" berichtet, das Gas einer Analyse. Etwa 430 Kbctm. wurden mit Sauerstoff gemischt und bei Gegenwart von Kalilauge Funken durchgeschickt, der überschüssige Sauerstoff wurde dann durch pyrogallussaures Kali entfernt. Es blieben dann nach dem Trocknen neun Kubikcentim. übrig. Damit wurden einige Geißler-Röhren gefüllt, um das Gas spectroskopisch zu prüfen. Das Gas zeigt im Spectrum die Linien von Argon und Helium, und zwar kann die Menge des Heliums darin nicht ganz gering sein, da seine Linien sehr hell auftraten und sich leicht photographiren ließen. Besonders interessant ist an diesem Ergebniß, daß damit zum ersten Male eine Stelle entdeckt ist, wo die beiden unter dem Namen Helium zusammengefaßten Gase frei werden und in die Atmosphäre ausströmen. Es muß sich, so schloß Kayser, danach auch in der Luft freies Helium neben dem Argon finden. Thatsächlich hat Kayser auch in der Bonner Luft die Anwesenheit von Helium nachweisen können; freilich gewann er bei der spectroskopischen Untersuchung den Eindruck, daß seine Menge sehr gering ist.

* Hr. Swift jun. auf der neuen Sternwarte bei Los Angelos in Californien hat in den letzten Tagen einen neuen, nur in den stärksten Fernrohren sichtbaren Kometen entdeckt. Seine Position war am 21. d. 7 Grad 32 Minuten gerade Auffsteigung bei 5 Grad 39 Minuten nördlicher Declination. Der Komet wurde auch in Wien beobachtet und erschien in dem von Baron A. Rothschild der Wiener Sternwarte gespendeten Aequatoreal Condé als ein blasser, hauchartiger Nebelfleck.

* **Wien.** Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 10. Juli 1895. Der Secretär übergibt eine Abhandlung des Hrn. Dr. Leopold v. Schroeder, Prof. an der Universität Innsbruck: „Zwei neuerworbene Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, mit Fragmenten des Kâthaka". Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung übergeben.

Sitzung der mathemathisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 11. Juli 1895. Der Vorsitzende, Vicepräsident Prof. E. Sueß, gedenkt des Verlustes, welchen die Classe durch das am 8. Juli l. J. erfolgte Ableben des w. M. Hrn. emerit. Universitätsprofessors Dr. Joseph Loschmidt in Wien erlitten hat. — Das c. M. Regierungsrath Prof. C. Frhr. v. Ettingshausen in Graz übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Ueber die Nervation der Blätter bei der Gattung Quercus mit besonderer Berücksichtigung ihrer vorweltlichen Arten". — Das c. M. Prof. Franz Exner in Wien übersendet eine von ihm in Gemeinschaft mit Hrn. stud. phil. E. Haschek ausgeführte Arbeit, betitelt: „Ueber die ultravioletten Funkenspectra der Elemente". I. Mittheilung. — Ferner übersendet Prof. Franz Exner eine im physikalisch-chemischen Institute der Wiener Universität ausgeführte Arbeit von Hrn. Hans Benndorf, betitelt: „Ueber den Druck in Seifenblasen". — Das c. M. Prof. H. Molisch übersendet eine Arbeit: „Die Ernährung der Algen". (Süßwasseralgen, I. Abhandlung.) — Das w. M. Hofrath Director F. Steindachner überreicht eine „Vorläufige Mittheilung über einige neue Fischarten aus der ichthyologischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien". — Das w. M. Intendant Hofrath Fr. Ritter v. Hauer legt eine Abhandlung vor unter dem Titel: „Nautileen und Ammoniten mit ceratitischen Loben aus dem Muschelkalk von Haliluci bei Sarajevo in Bosnien". — Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang überreicht folgende drei Abhandlungen aus dem physikalischen Institute der k. k. Universität zu Innsbruck: 1. „Ueber das magnetische Kraftfeld einer von elektrischen Schwingungen durchflossenen Spirale", von Prof. Dr. Ernst Lecher. 2. „Ueber den Sahulka'schen Gleichstrom im Wechselstrom-Lichtbogen Eisen—Kohle", von Franz Gold. 3. „Ueber die Bestimmung der Frequenz von Wechselströmen", von Theodor Wulf, S. J. — Das w. M. Hofrath Prof. C. Toldt überreicht eine Abhandlung von Dr. Joseph Lartschneider, emerit. Assistent des anatomischen Instituts der Universität in Wien, betitelt: „Zur vergleichenden Anatomie des Diaphragma pelvis". — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht folgende drei Arbeiten aus dem I. chemischen Laboratorium der k. k. Universität in Wien: I. „Ueber die Bildung von Thiazolderivaten aus Harnsäure", von H. Weidel und L. Niemiłowicz. — II. „Zur Kenntniß einiger Nitroverbindungen der Pyridinreihe", von H. Weidel und E. Murmann. III. „Ueber die directe Einführung von Hydroxylgruppen in Oxychinoline", von Julius Diamant. — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine in seinem Laboratorium ausgeführte Arbeit: „Elektrolytische Bestimmung der Halogene", von Dr. G. Vortmann. — Ferner überreicht Hofrath Lieben eine Arbeit von Dr. Adolf Jolles in Wien: „Ueber eine einfache und empfindliche Methode zum qualitativen und quantitativen Nachweis von Quecksilber in Harn". — Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Ebner überreicht eine Abhandlung: „Ueber den feineren Bau der Chorda dorsalis von Acipenser". — Das c. M. Custos E. v. Marenzeller überreicht eine für die Berichte der Commission zur Erforschung des östlichen Mittelmeeres bestimmte Abhandlung mit dem Titel: „Echinodermen", gesammelt 1893 und 1894. — Ferner überreicht Hr. Custos v. Marenzeller eine Beschreibung unter dem Titel: „Ueber eine neue Echinaster-Art von den Salomonsinseln". — Schließlich übergibt Hr. Custos v. Marenzeller die vorläufige Beschreibung einer neuen Polychäten-Gattung und Art aus der Familie der Goldkröndchen, unter dem Titel: „Phalacrostemma cidariophilum, eine neue Gattung und Art der Hermelliden". — Prof. Dr. Ed. Lippmann überreicht eine Arbeit aus dem III. chemischen Laboratorium der Universität Wien von Dr. Paul Cohn: „Ueber Tetraalkyldiamidoazonaphthalin".

v. M. **Bern**, 25. Aug. Die V. Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts, welches zuletzt in Chicago im Jahre 1893 getagt hatte, wird morgen im Saale des Nationalraths im Bundespalast eröffnet werden Die Mitglieder des Instituts sind anscheinend in großer Zahl hier eingetroffen. Bei der heutigen zwanglosen Abendversammlung waren dieselben bereits in stattlicher Zahl vertreten. Aus Deutschland waren anwesend die Professoren Schmoller und A. Wagner aus Berlin, Lexis aus Göttingen, v. Mayr aus Straßburg, aus Oesterreich Sectionschef v. Inama-Sternegg, Dr. Rauchberg aus Wien, Dr. Bauer (Brünn), ferner Erben (Prag), Pilat (Lemberg). Die Franzosen sind in ziemlicher Anzahl erschienen, außer Levasseur insbesondere Cheysson, Yvernès, Juglar, Coste, Bertillon. Von den Engländern sei außer dem würdigen Präsidenten des Instituts, Sir Rawson W. Rawson der Handelsstatistiker Bateman genannt. Rußland ist durch den Chef des statistischen Centralcomités, Troinitzky, vertreten. Auch aus Skandinavien und den Niederlanden und einigen anderen europäischen Ländern sind Mitglieder erschienen, von denen hier der Veteran statistischer Congreßarbeit, Kiaer, der Leiter der norwegischen amtlichen Statistik, erwähnt sei. Von den Schweizern fanden sich zwei vormalige Directoren des eidgenössischen Statistischen Bureaus (Milliet und Kummer) und dessen gegenwärtiger Chef (Guillaume) ein, auch die Professoren Oncken (Bern) und Wolf (Zürich). Aus Italien ist außer den Professoren Ferraris (Padua) und Favero (Rom) der unermüdliche und liebenswürdige Generalsecretär des Instituts, Generaldirector Bodio, anwesend.

* **Paris**, 25. Aug. Homolle machte der Akademie der Inschriften interessante Mittheilungen über eine in Delphi gefundene Inschrift des 5. Jahrhunderts, welche eine Reihe von Vorschriften für die Phratrie (Genossenschaft) der Halyaden enthält. Sie wirft auf die Organisation der Phratrien des alten Griechenlands ein neues Licht.

* **Stockholm.** Oberingenieur Andrée hat für den für seine geplante Nordpol-Expedition zu erbauenden Luftballon eine Reihe Zeugproben von deutschen, französischen und englischen Ballonfabricanten erhalten. Diese Proben werden mittelst einer Reihe eigens bestellter Apparate auf ihre Dichtigkeit geprüft und die Prüfung erfolgt mit solcher Sorgfalt, daß Monate dazu erforderlich sind. Von dem Ausfall dieser Prüfung hängt es ab, in welchem Lande Andrée seinen Luftballon bestellt; die bisherigen Mittheilungen, daß der Nordpol-Ballon in Frankreich angefertigt werde, sind also nicht zutreffend, der Aufenthalt Andrée's dort hatte nur den Zweck, mit französischen Ballonverfertigern und Fachleuten persönlich sich zu besprechen, wie dies auch in Deutschland geschah.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Zur ältesten Geschichte der Culturpflanzen und Hausthiere.

Von Prof. Dr. Fritz Hommel.

Absichtlich knüpfen die folgenden Zeilen und Ausführungen an den Titel des bekannten culturgeschichtlichen Werkes des verstorbenen Victor Hehn, das vor Jahresfrist in einer Neubearbeitung erschienen ist,[1]) an. Heuer können wir das 25jährige Jubiläum dieses epochemachenden und reizvollen Buches feiern, denn es erschien zum ersten Male im Jahre 1870. Es verdient aber auch nicht leicht ein Buch eine solche Feier mehr als gerade Hehns „Culturpflanzen und Hausthiere“. Mit Recht sagt der Herausgeber im Vorwort, daß es zu dem nicht allzureichen Hausschatz der deutschen wissenschaftlichen Literatur an bahnbrechenden und zugleich geschmackvollen Werken gehört, und (an anderer Stelle) daß es längst zum Gemeingut aller Gebildeten geworden sei. Ja man darf es unbedenklich aussprechen, daß die Lectüre desselben oder auch nur ein Lesen einzelner Abschnitte auch heute noch, wo doch einiges darin veraltet, zu den erlesensten geistigen Genüssen eines literarischen Feinschmeckers der classisch gebildeten Kreise gerechnet werden muß. So war es denn auch ein nur zu billigender Gedanke des Verlegers wie des Herausgebers, den Text auch in dieser Neubearbeitung dem Leser völlig unverändert darzubieten. Alles, was Prof. Schrader, der verdiente und bekannte Vorkämpfer der „indogermanischen Alterthumskunde“, hinzugefügt und gebessert hat, gab er in Form kleingedruckter Excurse am Schluß der einzelnen Capitel, und ebenso wurde es mit den pflanzengeschichtlichen Beiträgen des Berliner Botanikers A. Engler gehalten.

Schon nach Erscheinen der ersten Auflage wurde Hehns Buche von Botanikern und Zoologen der Vorwurf gemacht, daß gegenüber gewissen Ergebnissen prähistorischer naturwissenschaftlicher Funde sprachlichen und geschichtlichen Kriterien vom Verfasser zu viel Beweiskraft zugeschrieben worden sei.

Niemand hat der Eigenart der italienischen Landschaft, wie sie uns schon seit der augusteischen Zeit entgegentritt, classischeren Ausdruck verliehen, als der Altmeister Goethe zu Anfang des 3. Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, in den unvergleichlich schönen und so oft citirten Versen Mignons:

> „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
> Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorber steht,
> Kennst du es wohl?
> Dahin! Dahin
> Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!“

Hehn versuchte nun, durch linguistische und historische Gründe zu beweisen, daß all diese prächtigen Culturpflanzen, ohne die wir uns Italien gar nicht vorzustellen vermögen, erst in historischer Zeit von Griechenland und vorher dorthin vom vorderen Orient aus eingeführt worden seien. Die Botaniker aber belehren uns, daß in Italien schon seit frühen geologischen Epochen (Tertiär- und Diluvial-Zeit) Myrte und Lorber heimisch gewesen sei. Und ein ähnlicher Gegensatz besteht zwischen manchen andern der Resultate Hehns und denen der Naturforscher.

Es bleibt zwar auch dann immer noch eine stattliche Reihe von Hehns Ausführungen, und somit ist der Grundgedanke seines Buches nicht als umgestoßen zu betrachten, aber modificirt würde doch vieles, wenn die Botaniker überall Recht behielten. So dankenswerth die vortrefflichen Excurse Prof. Englers sind und so sehr ihnen auch von Seite der Linguisten alle Beachtung geschenkt werden muß, so muß doch den Leser dieser neuen Auflage, der sich natürlich dem bestrickenden Zauber von Hehns Darstellungen nicht entziehen kann, oft ein unerquickliches Gefühl beschleichen; denn er erfährt nun auf einmal nachträglich, daß so manche südeuropäischen Pflanzen, die aus scheinbar besten, ja oft fast zwingenden linguistischen Gründen aus dem Orient hergeleitet wurden, dennoch seit der Tertiärzeit in Europa existirten und sich daselbst über die Eiszeit hinüberretteten bis ins historische Alterthum und bis zu unsern Tagen. Es wirken die Excurse Englers auf diese Weise in einigen Fällen wie ein Guß kalten Wassers, und eine gewisse Ernüchterung und Unbefriedigung bleibt, wie es bei allen unausgeglichenen Gegensätzen der Fall ist, dem Leser zurück, wenn er das prächtige Buch, aus dem er doch so viel Belehrung geschöpft, aus der Hand legt. Freilich weist Engler selbst in seiner Vorrede schon darauf hin, daß die Geschichte der Cultur einer Pflanzenart, insbesondere ihrer Racen, und die Geschichte der Verbreitung einer Art nicht zusammenfallen. Es hätte das nur noch viel nachdrücklicher geschehen sollen, um viele Leser nicht zu verwirren. Hehn will ja, schon dem Titel seines Werkes nach, nur die Culturgeschichte der Pflanzen und nicht die ihrer Verbreitung von halbwilden Formen an oder von bloß geologischen Perioden her, schildern. Und dann ist eben meinem Gefühle nach doch nicht immer von den Botanikern der Beweis erbracht, daß von der Tertiärepoche bis in die historische Zeit eine ungestörte Continuität für die Pflanzen der von der Eiszeit nicht direct betroffenen Gegenden und Länder Europa's bestanden habe. Einen solchen Beweis (daß nämlich „von den ältesten Tuffen des Aetna oder den diluvialen Travertinen Toscana's in der That ein ununterbrochener vegetativer Zusammenhang bis auf die Zeit geht, wo die geschichtlichen Zeugnisse beginnen“) verlangte seinerzeit Hehn selbst (Vorrede zur 2. Aufl., 1874, S. VIII) von den Naturforschern, und

[1]) Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen von Victor Hehn. 6. Aufl., neu herausgegeben von Otto Schrader. Mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin (Bornträger) 1894.

fügte noch bei: „Kann er (Prof. O. Heer in Zürich) diesen Nachweis führen, so will ich gern einräumen, daß mich meine historischen Mittel an diesem Punkt falsch berathen haben."

Engler betont dagegen, daß die Eiszeit keine Unterbrechung der Vegetation Südeuropa's, wie man wohl früher annahm, darstelle. Es steht nach ihm „als eines der wesentlichsten Resultate fest, daß selbst zur Zeit der weitgehendsten Vergletscherung in Europa ein großer Theil von Mittel- und Süddeutschland, der größte Theil von Frankreich, das südliche England, fast ganz Spanien und Italien, sowie die Balkanhalbinsel eisfrei waren, daß also die Mediterranpflanzen, welche vor der Eiszeit in Europa vegetirten, während derselben wohl ihre Nordgrenze weiter nach Süden verschieben, aber nun und nimmermehr aus Europa weichen mußten." Gegen diese Auffassung möchte ich aber Folgendes zu bedenken geben. Jedermann weiß, welchen Einfluß eine geringe Veränderung der Eisverhältnisse im Norden des Atlantischen Oceans auf unser mittleres europäisches Klima ausübt. Dieser Einfluß erstreckt sich sogar, wenn auch nur in schwächerem Maßstab, bis nach Süditalien und Sicilien hin, wie uns deutlich die meteorologischen Verhältnisse der letzten Winter gezeigt haben. Bei uns zu Lande genügt ja ein einziger kühler Sommer, um gewisse Früchte, die sonst in günstiger Lage gar wohl zur vollen Reife kommen, im Wachsthum zurückbleiben zu lassen. Würden sich derartige Fälle eine Reihe von Jahren unmittelbar nach einander wiederholen, was zum Glück nicht der Fall zu sein pflegt, dann wären die Folgen für den Obstbauer und Gärtner noch greifbarere und von manchen Pflanzen wäre die Weitercultur in Frage gestellt. Nun denke man sich aber die Einwirkung einer derartigen, vielleicht tausendjährigen Periode, wie es die Eiszeit in Mittel- und Nordeuropa war, auf das Klima der von ihr nicht direct betroffenen Gegenden unsres Erdtheils. Wenn die Vergletscherungen auch weit weniger Ausdehnung besaßen, als man das früher annahm, so genügt doch das thatsächlich nachgewiesene Verbreitungsgebiet dieser Eismassen, um eine weitgehende klimatische Abkühlung bis nach Sicilien hin als die einzig natürliche Folge erscheinen zu lassen. Und da soll sich die Pflanzendecke Südeuropa's nicht von Grund aus verändert haben? Die von V. Hehn aus dem classischen Alterthum beigebrachten Nachrichten, „daß Italien noch zur Zeit der Griechen und der römischen Erinnerung dichte dunkle Wälder von ungeheurem Umfang besaß und daß diese Wälder später durch eine allgemeine Gartencultur verdrängt waren", werden nun erst recht verständlich.

Ich glaube also, man braucht sich durch die ja an und für sich sehr interessanten pflanzengeschichtlichen Excurse des berühmten Berliner Botanikers, da wo sie mit den Ausführungen Hehns in diametralem Widerspruch zu stehen scheinen, nicht allzusehr beunruhigen zu lassen. In vielen Fällen führt eben keine Brücke von ihren den früheren geologischen Epochen entnommenen Resultaten zu den frühhistorischen und historischen Zeiten. Was gerade den obenerwähnten **Lorber** anlangt (lat. laurus aus davrus, griech. δάφνη und dial. δαύχνη), so dürfte das in assyrischen Inschriften für Syrien schon für das erste vorchristliche Jahrtausend bezeugte daprânu (arab. diflay), wozu vielleicht noch das altbabylonische zabanu gehört, deutlich die Geschichte der Wanderung dieses immergrünen Baumes von Asien nach Europa vorzeichnen.

Etwas ganz anderes ist es mit den sprachgeschichtlichen Excursen O. Schraders. Es ist gewiß, daß, wenn Hehn die neue Auflage selbst noch erlebt hätte, er das viele Neue, was unterdeß an linguistischen Resultaten, die seinen erweiternd und ergänzend, hie und da auch modificirend, durch die unermüdlich weiterschreitende Wissenschaft, besonders die Archäologie und Orientalistik, hinzugekommen, in seinen Text eingearbeitet oder wenigstens in Anmerkungen verwerthet haben würde. Das letztere ist nun nach Hehns Tode geschehen, und eine Fülle von neuem Stoff, von neuen anregenden Notizen ist von O. Schrader am Schluß jedes Capitels zusammengetragen worden. Die reichste Ausbeute gab (und wird hier noch lange hinaus geben) der semitische Orient. Schrader hat auch hier gewissenhaft das meiste, was an diesbezüglichen Forschungsresultaten gedruckt vorlag, herbeigezogen. Manches zerstreut in Zeitschriften veröffentlichte hat er als Nichtorientalist freilich doch übersehen. Und wie vieles, die bisherigen Anschauungen zum Theil wesentlich erweiterndes hätte nicht ein Semitist, der für solche Untersuchungen Interesse und Verständniß hat, noch durch directe Originalquellen dazufügen können! Den Herausgeber der neuen Auflage, Prof. O. Schrader, trifft natürlich hierin keine Schuld, zumal er mich, der ich mich schon viel mit diesen Dingen beschäftigt habe, vor einigen Jahren direct zu einer Art Mitarbeiterschaft an seinen Excursen aufgefordert hatte. Aber ich selbst mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich jener Bitte nicht in irgend einer Form Folge geleistet. Nur den Anfang dazu machte ich im dritten Abschnitt meiner „Aufsätze und Abhandlungen",[1]) welcher denn auch von Schrader noch benutzt werden konnte. Der Mensch ist dazu da, jedes Versäumniß, das er im Lauf seines Lebens und Arbeitens beging, wieder gut zu machen, und so soll denn gleich in den folgenden Spalten damit begonnen werden. Möge das, was ich neues bringe, falls es sich als stichhaltig erprobt, der siebenten Auflage zu gute kommen.

Was zunächst das **Pferd** anlangt, (urindog. ekwa mit weichem, der Sibilirung ausgesetztem k, vgl. pers. asp), so habe ich bereits 1879 in meinen „Säugethiernamen" die Vermuthung ausgesprochen, daß dasselbe den Semiten von Anfang an bekannt war. Jedenfalls kannten die semitischen Babylonier von den ältesten Zeiten her das Pferd, und zwar unter dem Namen sisû, dessen Grundform wahrscheinlich siswu lautete; die Aramäer sagten susjā und die Hebräer sûs. Auch die Araber haben noch eine Erinnerung an dieses Wort in ihrem Ausdruck sâ'is Lenker (ursprünglich Rosselenker) bewahrt, während sie das Roß selbst faras nennen, ein Wort, das die Hebräer speciell für Reitpferd, Reiter (parasch) verwenden. Doch muß bemerkt werden, daß manches dafür spricht, daß den Semiten das Thier selbst, wie auch der alte Ausdruck siswu, doch ursprünglich von außen, und dann am ehesten von den östlich an Babylonien angrenzenden Bergländern zugekommen ist. Sowohl die Lautverhältnisse legen dies nahe, als auch der Umstand, daß die vor den Semiten in Babylonien eingedrungenen Sumerier das Pferd umschreibend „Esel des Ostlands" (bezw. des Berges) nennen. Dann aber wird eine Annahme sehr wahrscheinlich, die mein lieber Freund und College A. Ludwig in Prag seit Jahren vertritt, nämlich, daß indog. ekwa, bezw. eçva (griech. hippos aus hiçvo-s, mit vielleicht ursprünglichem aus s entstandenen h) und semitisch sisvu[2]) irgendwie von einander abhängen, oder beide von einer dritten, bei den ältesten Bewohnern des medisch-elamitischen Berglandes gebräuchlichen Benennung herstammen. Auch wäre es nicht unmöglich, daß die Semiten ihr siswu erst durch Reduplicirung aus einem älteren isvu sich zurecht gemacht hätten. Wer endlich daran Anstand nimmt, daß im Indogermanischen ein Guttural (wenn auch der palatale Guttural kj oder ç)

---

[1]) Erste Hälfte (S. 1—128), München 1892 (daselbst S. 97 ff. über den Granatapfel, Oelbaum, Weinstock, Feigen- und Apfelbaum).

[2]) Ludwig war noch dazu nur das hebr. sûs bekannt, nicht die Grundform sisvu.

dem semitischen s gegenübersteht, der sei daran erinnert, daß wir Aehnliches bei einem andern und zwar germanischen Lehnwort aus dem Babylonischen finden; nach Johannes Schmidt stammt nämlich unser Schock („sechzig Stück") direct vom babyl. shussu Sechzigzahl, letzteres aber ist ursprünglich nichts anderes als das semitisch-babylonische shudsu „Sechstel" (der großen astronomischen Grundzahl 360).

Die Verwandtschaft des urindogermanischen Wortes für Pferd, ekwa (eçva), mit semitischem siswu ist nun aber von der größten Tragweite für diejenige Anschauung von der ältesten Heimath der Indogermanen, welche V. Hehn trotz vielseitigen Widerspruches von jeher aufs eifrigste verfochten hat. Daß ihre ursprünglichen Wohnsitze in Asien, und nicht in Europa, zu suchen sind, hat er an verschiedenen Stellen seines Buches mit großem Nachdruck behauptet. Wenn ekwa und siswu auf eine gemeinsame Form zurückgehen, dann hätten wir hier den ersten wirklich zwingenden Beweis, daß die Ursitze der Indogermanen irgendwo in der Nähe des Kaspischen Meeres, zwischen Babylonien und Turan, gelegen gewesen sein müssen.

Auf das gleiche Resultat führt auch eine Untersuchung über die Namen des Esels bei den Indogermanen. Dieses den Semiten seit ältester Zeit bekannte Thier (semitisch chimâru, Eselin atânu, und zwar im Unterschied von ʿairu, para'u Wildesel), welches auch schon den Sumeriern unter den Namen anschu und anschi (bezw. ansu, ansi) bekannt war, hat natürlich seine Heimath in Asien und nicht in Europa. Nach Südeuropa kam der Esel erst von Asien aus, wie das zwei sehr alte Lehnwörter darthun: das lateinische asinus und das griechische, schon bei Homer (in Abbildungen auch schon vorher in Mykenä) begegnende ὄνος (aus osno-s). Wie ich im Jahre 1885 herausfand, ist nämlich das griechische osno- und das lateinische asino- nur durch eine bei Lehnwörtern häufig vorkommende Versetzung des Nasals entstanden aus dem sumerischen ansu, letzteres aber hat wiederum im mongolischen elsi-gen (aus ensi-gen) und im altaischen eschek (aus ensche-k) seine nächsten Verwandten. Meiner Ansicht nach brachten nun bereits die (noch vereinigten westlichen) Indogermanen das Wort aus ihren asiatischen Wohnsitzen nach Europa mit. In Gegenden, wo sich keine Esel fanden, ging dann natürlich auch die alte Bezeichnung dafür verloren, in Südeuropa dagegen, wo wahrscheinlich schon die alte vorindogermanische Bevölkerung Esel hatte, konnte sich der Name halten.[1]) Auch das Wort für Maulesel (griech. μυχλός, lat. mūlus), dessen Züchtung natürlich die Bekanntschaft mit dem Esel voraussetzt, ist ein altes, schon in die gräco-italische Zeit zurückgehendes asiatisches (wahrscheinlich genauer: kleinasiatisches) Lehnwort; der gleichen Quelle entstammt die arabische Bezeichnung des Maulesels, baghl. Die Heimath der Maulthier-Züchtung ist, wie das Alte Testament und die assyrischen Inschriften lehren, Armenien (Togarma) und Medien. Noch ist zu erwähnen, daß der Stammsitz des berühmten Perserkönigs Kyros, die schon in den ältesten Keilinschriften vorkommende medisch-elamitische Landschaft Anschan ursprünglich wohl nichts anderes als „Eselland" bezeichnete. Diesen Namen gaben ihr die Sumerier, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie das wegen der dort geübten Maulthier-Züchterei thaten.

Eine überaus weite Verbreitung und eine interessante Geschichte hat das älteste Wort für Gans. Die indogermanische Grundform scheint gansa (vgl. germ. ganta, lat. anser, griech. chan, chēn, Sanskrit hansa ꝛc.), die turko-tatarische kaz (mit weichem s, und ohne Nasalirung), die sumerische guz oder gaz, woraus später waz und us wurde. Die semitischen Babylonier nannten die Gans mit einem sumerischen Lehnwort, ebenso die alten Aegypter; den Hebräern und alten Arabern blieb, wie es scheint, der Vogel ganz fremd, weßhalb sich auch im Alten Testament keine Erwähnung desselben findet. Das aramäische (dann auch zu den Arabern gedrungene) Wort für Gans, iwazz, wuzz (wie englisch z, also weiches s, zu sprechen) ist ebenfalls erst babylonisches Lehnwort. Hier haben wir also ein ähnliches Verhältniß wie bei dem Wort für Esel: Sumerier, Turko-Tataren und Indogermanen participiren an dem gleichen Ausdruck, der vielleicht ursprünglich allgemein Wasservogel (Gans und Ente, vgl. auch Sanskrit hansa Schwan oder Flamingo) bedeutet hat, aber doch wohl schon in uralter Zeit mit Vorliebe auf die Gans, zumal in deren babylonischer (bezw. centralasiatischer) Heimath angewendet wurde.[1]) Genau das gleiche können wir übrigens auch beim Rind und beim Schaf, diesen urältesten Hausthieren, beobachten: sumerisch gud, gu „Rind", turko-tatarisch üt, öt (lautgesetzlich aus gut), indog. gu, bu (vgl. z. B. unser „Kuh", das lat. bos, das griechische βοῦ-ς, Sanskrit gau-s ꝛc.), und die Wörter für Schaf, nämlich sumerisch ugug (neusumerisch udub, udu, woneben aber auch ein uvug, uvu existirt haben muß), turko-tatarisch kuju-n (aus gugun) und indogermanisch ovi-s (lat. ovis, griech. ὄϊς ꝛc.).

All diese Uebereinstimmungen weisen meines Erachtens unwiderleglich auf eine centralasiatische Heimath der ältesten Indogermanen hin. Auch wer meine mir sich immer mehr bestätigende Ansicht von einer entfernten Verwandtschaft des Sumerischen, dieser ältesten Sprache der Welt, mit dem Turko-Tatarischen und zugleich auch Indogermanischen noch nicht annehmen zu können glaubt, wird sich doch kaum der Beweiskraft der oben besprochenen Thiernamen entziehen können. So oder so kommen wir nicht mehr um die Thatsache herum, die Ursitze der Indogermanen in Centralasien, nicht allzuweit vom babylonischen Culturreich entfernt, suchen zu müssen. Die besonders von Anthropologen so oft und vielfach vertretene Europäer-Hypothese ist als definitiv begraben anzusehen, und es bleibt nun eben doch der Grundgedanke von Hehns Buche in alle Wege bestehen, daß unser kleines Europa immer und immer wieder von Asien aus befruchtet wurde: zuerst wohl schon durch die Einwanderung vorarischer Völker, deren letzte Reste die Basken und Etrusker darstellen, dann der Indogermanen oder Arier, und endlich, wenn auch nicht durch Einwanderung, so doch durch Culturübertragungen von den Semiten, welch letztere wiederum in vielem von den vorsemitischen Sumeriern als ihren Lehrmeistern abhängig waren. Auch unser geistreicher und gelehrter Landsmann F. Max Müller in Oxford formulirte in seinem reizenden kleinen Buch „Biographies of words and the home of the Aryas" seinen Eindruck trotz ihm noch mangelnder directer Beweisgründe und trotz des Einspruchs so mancher gewichtiger Gegenaufstellungen in die Worte: But if an answer must be given as to the place where our Aryan ancestors dwelt before their separation, whether in large swarms of millions, or in a few scattered tents and huts, I should still say, as I said forty years ago „Some where in Asia" and no more.

Wenden wir uns zum Schluß von der Geschichte der Hausthiere noch einmal zu der der Culturpflanzen zurück, von welch letzteren eigentlich nur der Lorber oben von mir näher besprochen wurde. Seit dem Erscheinen der sechsten Auflage von Hehns Buche ist nun noch ein sehr nützliches kleineres

[1]) Die germanischen und slavischen Wörter (asil, osil) scheinen erst Lehnwörter aus dem lat. asellus.

[1]) Ein weiteres culturgeschichtlich bedeutsames Beispiel ist das Wort für „Gold": indog. etwa golᵹom (so nach Joh. Schmidt), turko-tatarisch altyn, sum. gusgin, woraus neusumerisch nach zahlreichen Analogien guldin, vuldin werden mußte.

Werk ans Licht getreten,[1]) welches in erster Linie, insofern alle prähistorischen Pflanzenfunde Europa's darin registrirt und beschrieben werden, eine dankenswerthe Art Ergänzung und Erweiterung von Englers Excursen darstellt. Daneben aber trägt Buschan auch all das mit großem Fleiß zusammen, was bis jetzt von nur vorderasiatischen und insbesondere auch ägyptischen Pflanzen[2]) aus Ausgrabungen, alten bildlichen Darstellungen und alten Namen bekannt geworden ist, wobei freilich das Antiquarische und Philologische oft ziemliche Lücken aufweist und dem Prähistorischen und rein Botanischen gegenüber durch kritiklose Aufnahme veralteter und falscher Aufstellungen sich wenig vortheilhaft abhebt. Leider fehlt ein Wortindex, der den Gebrauch des Buches sehr erleichtern würde,[3]) auch wäre es für Nichtbotaniker (bloß Culturforscher, die doch das Werkchen in erster Linie benutzen werden) angenehm, wenn in dem vorgesetzten Inhaltsverzeichniß (S. IX—XII) auch die deutschen Namen, wie im Text selbst, beigeschrieben worden wären. Auf alle Fälle bleibt Buschans Schrift eine werthvolle Ergänzung zur neuen Auflage von Hehns Culturpflanzen und wird besonders solchen, welche die vorgeschichtlichen Pflanzenreste der neolithischen, der Bronze- und der Eisenperiode Europa's[4]) übersichtlich überschauen wollen, ausgezeichnete Dienste leisten.

Sowohl bei Hehn als auch bei Buschan findet sich ein größerer Abschnitt über die **Dattelpalme.** Wenn bei Goethe die Citrone und Orange, die Myrte und der Lorber speciell für Italien als eigenthümlich gelten, und weiter der Oelbaum, der Feigenbaum und Weinstock, zumal die beiden ersteren, als die eigentlichen Charaktergewächse der nördlichen Mittelmeer-Gestade, Italiens, Griechenlands und Syriens anzusehen sind, so ist dagegen die Dattelpalme mehr den südlichen Mittelmeer-Ländern eigen, Nordafrika und Aegypten und ferner Arabien, Babylonien und Persien. In Süditalien, der Riviera, in Palästina und an der syrischen Küste kommt sie zwar noch vor, aber sie dient dort mehr als Decoration der Landschaft, ihre eigentliche Cultur gehört der subtropischen Zone an. Was das ursprüngliche Verbreitungsgebiet der veredelten Dattelpalme anlangt, so schließt sich Hehn hier Ritter an, nach welchem zuerst in den Ebenen am unteren Euphrat und Tigris die Kunst der Dattelveredelung erfunden und geübt wurde. Buschan dagegen kommt nach allerlei Erwägungen zu der Ansicht Th. Fischers, wonach die centralafrikanische Phoenix spinosa sich nördlich vom Aequator zur dactilyfera, der eigentlichen Dattelpalme, umgebildet hätte. Die Bewohner der arabischen Halbinsel hätten dann schon sehr frühzeitig die Dattelpalme als Culturpflanze kennen gelernt und für ihre Verbreitung in den Niederungen des Euphrat und Tigris Sorge getragen; ebenso hätten auch die alten Aegypter, etwa zur Zeit der 11. Dynastie, auf ihren Punt-Expeditionen[5]) die Dattelpalme kennen gelernt und nach dem Nil-Delta eingeführt. Lassen wir die Verwandtschaft mit Phoenix spinosa als prähistorische Hypothese ganz beiseite, so ergibt sich vor allem Eines nach dem Angeführten als ziemlich sicher, daß nämlich nur entweder Arabien oder aber Südbabylonien als Ausgangspunkt der Dattelcultur angesehen werden kann.

Hier ist nun wiederum die orientalische Sprach- und Alterthumskunde die zuverlässigste Führerin. Ob das ägyptische Wort ba'unirit (daraus dann auch ba'unit, baune, womit wahrscheinlich das schon bei Homer begegnende φοίνιξ, phoenix, zusammenhängt) auf das babylonische pinnaru zurückgeht, ist allerdings nicht ganz gewiß; nur wenn meine Vermuthung, daß pinnaru ursprünglich „Dattelkern" hieß, sich durch weitere Gründe bestätigen ließe, dann wäre die Herleitung von baunirit (od. ähnlich, gewöhnlich nur consonantisch bnr-t geschrieben) aus pinnaru als gesichert anzusehen. Aber etwas anderes ist jetzt durch meine neuesten Untersuchungen als feststehend zu betrachten; daß nämlich nach den ältesten sumerischen Inschriften die Dattelpalme aus Arabien nach Babylonien eingeführt wurde. Der uralte König Ur-channa (nach Andern irrig Ur-Nina) sagt in einer seiner Weihinschriften: „Aus dem Lande Magan (d. i. Ostarabien) den ugin-Baum habe ich gebracht." Das ist aber derselbe Baum, den die Babylonier und Assyrer musukkan (aus mus „Baum" und ugin) und mit volksetymologischer Umformung mismakan (d. i. Baum von Magan) später nannten, und in welchem schon der englische Assyriologe George Smith die Dattelpalme richtig erkannt hatte. Deutlicher kann die Einführung aus Arabien nicht ausgesprochen sein.

Daß das griechische Wort für die Dattelpalme, phoinix, von den Aegyptern stammt, und daß ferner die Griechen von dem gleichen Wort ihren Namen für die kanaanäische Küste, nämlich Phönizien, schufen, gibt viel zu denken, zumal wenn man dabei sich erinnert, daß schon die mykenische Cultur, die auch sonst viel Aegyptisches sich von den Mittelmeerküsten holte, die Palmen wenigstens in Abbildungen verwerthete. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „holte", denn das Asiatische in der mykenischen Cultur ist wahrscheinlich weit weniger durch seefahrende Phönizier, als durch die sog. Seevölker, jene halbcivilisirten, griechisch-kleinasiatischen Barbaren (Sardinier, Tyrsener, Jonier 2c.), die in der zweiten Hälfte des 2. vorchristl. Jahrtausends nach Syrien, Phönizien und Aegypten Einfälle machten, nach dem Abendland gebracht worden. So wird gewiß auch auf diesem Wege der **Granatapfelbaum,** der gerade vom neuen Reich an in Aegypten mit solcher Vorliebe cultivirt wurde, nach Griechenland gekommen sein; so gut die ägyptische Benennung, erman, vom semitischen rummân stammt, wird auch das griechische schon in der Odyssee begegnende ῥοιά eben doch, trotz O. Schraders Einspruch, auf die gleiche Quelle zurückgehen. Auch das ägyptische Wort für den Granatapfelwein, shidchi, welches semitisch klingt, weist darauf hin, da es im griechischen σίδη, einem Synonym von ῥοιά, wiederkehrt.

Noch ist es nicht gelungen, für die ebenfalls schon bei Homer genannte **Cypresse** (κυπάρισσος, cupressus), die doch offenbar aus Vorderasien stammt, eine befriedigende semitische Herleitung aufzufinden. In Aegypten ist sie nicht nachgewiesen, wohl aber in Syrien und Cilicien, wie auch auf Kreta, Cypern und Rhodus. Die Semiten nannten sie burâsch, unter welchem Namen sie schon den Babyloniern und Assyriern, in deren Lande sie doch nicht wuchs, bekannt war; ja sogar die Sumerier hatten schon eine Bezeichnung für sie, nämlich shim (Wohlduft)-gub. Dies

---

[1]) **Georg Buschan**, Vorgeschichtliche Botanik der Cultur- und Nutzpflanzen der alten Welt auf Grund prähistorischer Funde. Breslau, Kern, 1895. XII u. 268 S. in Octav.

[2]) Hier sind wir allerdings besonders gut daran durch die vorzüglichen Arbeiten Georg Schweinfurths und durch die gute Zusammenstellung des Aegyptologen V. Loret, „La flore pharaonique", 2. éd., Lyon 1892, von welch letzterem Buschan leider nur die 1. Auflage benutzte.

[3]) So steht z. B. die Akazie S. 190 ff., der Apfel auf S. 166 bis 173, die Ceder S. 100, die Citrone S. 230, die Dattelpalme S. 85—90, die Feige S. 111—114, der Granatbaum S. 155 bis 159, Henna S. 162 ff., der Oelbaum S. 127—135, der Papyrus S. 74—79, Sesam S. 124 ff., der Weinstock S. 220—230, um nur einiges Wichtigere zur Orientirung hervorzuheben; Lorber, Rose und Lilie sind merkwürdigerweise gar nicht behandelt.

[4]) Nach diesen drei Perioden gruppirt Buschan durchweg die prähistorischen Funde.

[5]) Punt (eigentlich Pa'un-t) ist die Somaliküste und die gegenüberliegenden Theile Südarabiens. Auf der bekannten Abbildung aus dem neuen Reich erscheinen Dattelpalmen und Weihrauchbäume als Charakteristika der Gegend von Punt; doch war damals die Dattel längst in Aegypten heimisch.

führt darauf hin, daß es einen einheimischen (nichtsemitischen) Namen für die Cypresse in Cilicien gab, welcher etwa gubur (mit cilicischer Nominativendung guburusch oder gubu-rasch) lautete, und wovon sowohl die Griechen ihr kyparissos (die Namen auf -issos, -assos ꝛc. sind ja meist kleinasiatischen Ursprungs) entlehnten, als auch die Sumerier ihr gub, die Semiten ihr burâsch verkürzten.

Es ließe sich noch manches Andere aus dem semitischen Culturkreis zu Hehns Buche anführen, aber es ist Zeit, daß wir abbrechen. Nur eine Bitte möchte ich für die nächste, hoffentlich recht bald nothwendig werdende Auflage hier anführen. Schon Hehn theilte die vielen griechischen Schriftsteller-Citate in deutscher Uebersetzung mit, während er die aus römischen Autoren lateinisch gab; O. Schrader dagegen gab in seinen Excursen auch die neu von ihm beigebrachten griechischen (und oft gerade recht interessante) nur im Original. Da aber das Buch doch nicht nur für classische Philologen geschrieben ist und auch begeisterte Freunde des Alterthums und der classischen Bildung nicht immer ihr Griechisch, ja nicht einmal das Lateinische so gut mehr beherrschen, daß sie solche Citate ohne Lexikon vom Blatt lesen und verstehen können, so würde es die Verbreitung des Werkes gewiß erheblich vermehren, wenn künftig alle Citate deutsch (die lateinischen auch im Original daneben, vielleicht auch die wichtigsten griechischen) gegeben würden. Dann werden Hehns „Culturpflanzen und Hausthiere" erst recht ein Volksbuch im edelsten Sinn des Wortes werden und mehr als manches Andere dazu beitragen, die Liebe zum classischen Alterthum in den weitesten Kreisen zu wecken und neu zu beleben.

München, 17. Aug. 1895.

Internationale criminalistische Vereinigung.

I.

f.m. In Linz, der am Donau-Ufer malerisch gelegenen Hauptstadt des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns, fand vom 11.—15. Aug. d. J. die 6. Hauptversammlung der Internationalen criminalistischen Vereinigung statt. Trotz ihres verhältnißmäßig kurzen Bestehens zählt jene Vereinigung schon über 700 Mitglieder und hat so den Beweis erbracht, wie mächtig sich die Bewegung für eine Reform der Strafgesetzgebung und des Strafvollzuges in allen Culturstaaten regt.

Leider war die diesjährige Zusammenkunft weniger besucht als die früheren in Brüssel, Bern, Paris, Christiania und Antwerpen. Es mochte daran die Wahl des Ortes die Schuld tragen, dessen landschaftliche Vorzüge die ihm fehlende Eigenschaft eines geistigen Centralpunktes nicht zu ersetzen vermochten. Vielleicht hielt auch die Thatsache viele zurück, daß die deutsche Landesgruppe jener Vereinigung erst kurz vorher in Gießen getagt hatte; endlich mochten auch andere zu gleicher Zeit stattfindende Congresse einen Theil der Mitglieder angezogen haben, obwohl die interessanten zur Berathung stehenden Fragen durchaus dem in § 2 der Satzungen aufgestellten Arbeitsprogramm der Vereinigung entsprachen. Denn dieser erblickt die Aufgabe der Strafe in der Bekämpfung des Verbrechens als socialer Erscheinung, will daher die Ergebnisse der anthropologischen und sociologischen Forschung von der Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzgebung mehr berücksichtigt wissen und betont unter anderem, daß die Unterscheidung von Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrechen in theoretischer und praktischer Beziehung grundlegende Bedeutung besitzt.

Das Präsidium führte am Begrüßungsabend Professor Léveillé (Paris), am ersten Sitzungstage Prof. Dr. Vešnitch (Belgrad), am zweiten Prof. Dr. Benneke (Breslau) und am dritten Prof. Dr. Foinitsky (Petersburg). Die erste Frage, welche auf der Tagesordnung stand, betraf die praktische Ausbildung der Criminalisten. Hier herrschte nahezu Einverständniß darüber, daß die bisherige Schulung für den Beruf nicht genüge, daß die Sammlung rein theoretischer Kenntnisse auf der Hochschule, die Ausnutzung zu mechanischer Arbeit im Vorbereitungsdienst keine Praktiker zu erziehen vermöge; nur darin gingen die Meinungen auseinander, in welcher Art, in welchem Umfange und an welcher Stelle die erforderliche Vorbildung zu erlangen sei. Drei Gutachten waren eingegangen. Der Verfasser des einen war der Landgerichtsrath Hans Groß zu Graz, welcher durch sein „Handbuch für Untersuchungsrichter" die Aufmerksamkeit weiterer Kreise gerade auf diesen Gegenstand gelenkt hat. Derselbe führte aus, daß die naturwissenschaftliche Methode auch der Jurisprudenz dienstbar gemacht werden müsse. Wie der Mediciner in den Kliniken selbst operiren lerne, wie die Physik mit dem Experiment erst zur Wissenschaft geworden und die Psychophysik von Fechner, Lotze und Wundt die Philosophie neu belebt habe, so dürfe sich das Studium der Rechte nicht auf die Kenntniß der Gesetze und ihrer Commentare beschränken. Ohnmächtig stehe sonst der junge Criminalist den Anforderungen seines Berufes gegenüber, wisse nicht, wie er eine Fußspur behandeln, eine Waffe erkennen, ein Gaunerzeichen verstehen, einem Aberglauben Rechnung tragen, ein Diebswerkzeug rasch beurtheilen, eine Skizze des Thatortes aufnehmen solle u. dgl. Immer aber hänge von den Mißgriffen des Praktikers Ehre und Freiheit seiner Mitbürger ab. Es solle daher nach der Ansicht des Vortragenden ein eigener Lehrstuhl der Criminalistik geschaffen werden. Das Studium solle beginnen mit einer Lehre von dem Strafrichter im allgemeinen, einem Abschnitt der gerichtlichen Psychologie auf moderner physiologischer Basis, einem Excurs über die Verwendung von Sachverständigen, damit der Richter zu beurtheilen wisse, wen, wann und was er zu frage habe. Daran solle sich eine Erörterung des Localaugenscheins unter Vorbereitung zu auswärtigen Amtshandlungen reihen, sowie ein Unterricht in den besonderen, dem Untersuchungsrichter nothwendigen Fertigkeiten, wie Skizziren, Croquiren, Abformen, Abklatschen, Netzzeichnen, Modelliren, dem Behandeln, Sichern und Verwahren von Fußspuren, und in der Dechiffrirkunde. Den Schluß solle ein Capitel über die Werthberechnung bilden. Dies alles müsse auf der Universität den Studenten docirt werden, weil man dem Beamten nach den anstrengenden Berufsarbeiten am Tage nicht zumuthen könne, sich Abends auf die Schulbank zu setzen, andrerseits aber auch die nöthigen Lehrkräfte mangeln würden, um solche Curse an den verschiedenen Gerichten abzuhalten und die Zusammenberufung der Praktiker an einen bestimmten Centralpunkt eine zu lange Entziehung aus ihrem Wirkungskreise zur Folge haben würde. Sei auch eine Anzahl der Bestandtheile jener Criminalistik anderen Disciplinen entnommen, so bilde doch die Verwerthung und Zusammenstellung des gesammten Materials zu einem ganzen System den wissenschaftlich legitimirenden Theil der Arbeit.

Der zweite Referent Prof. Foinitsky (Petersburg) wies in seinem Gutachten darauf hin, daß unmöglich alle diejenigen Kenntnisse, deren der Criminalist bedürfe, um ein Verbrechen aufzuspüren, dasselbe zu verhüten und angemessen zu bestrafen, sich in einem einzigen Unterrichtsfach vereinen können. Alle Wissenschaften und Künste könnten der Auffindung von Strafthaten dienen. Ein tiefes Verständniß für alle Lebensbedingungen, Sitten, Gewohnheiten der verschiedenen Berufsclassen sei erforderlich, um dem Verbrechen vorzubeugen, und die Verhängung einer gerechten Strafe über den Angeklagten verlange pädagogisches, psycho-

logisches und anthropologisches Wissen. Zur richtigen Beschäftigung der Gefangenen in der Strafanstalt gehöre endlich eine sachverständige Kenntniß der verschiedenen Gewerbe. Es müsse daher genügen, wenn die Lehrer des Straf- und Verwaltungsrechts mehr als bisher die Forderungen der modernen Sociologie und Anthropologie berücksichtigen. Alles übrige sei den Erfahrungen und dem gesunden Menschenverstand des Criminalisten zu überlassen. In dem Verfahren selbst müsse jedoch mehr als früher das Verbrechen in allen seinen äußeren Bedingungen mit Hülfe derjenigen Objecte, welche zu seiner Ausführung gedient hätten, vor dem Richter reconstruirt werden. Das Vertrauen auf Zeugenaussagen und die eigenen Angaben des Angeschuldigten stützt sich nach der Ansicht des Referenten auf außerhalb der Sache liegende Dinge und prägt der Beweiswürdigung einen subjectiven Charakter auf. Professor Foinitsky bemerkt, daß in Rußland die Gefängnißwissenschaft schon längst von den Strafrechtslehrern docirt werde und in Petersburg bereits ein Criminalmuseum bestehe.

Ein drittes Gutachten lag sodann im Text von dem Strafanstaltscontroleur Bohuš P. Lepař in Jičin (Böhmen) vor, welcher selbst nicht anwesend war. Dieser will die Studenten auf der Universität mit den Elementen der Biologie, Sociologie, Criminal-Anthropologie und Psychiatrie entsprechend dem Vorschlag von Lombroso in Gefängniß-Kliniken vertraut machen; denn wie er statistisch nachzuweisen sich bemüht, seien die Angeschuldigten viel häufiger geisteskrank, als gewöhnlich angenommen werde. Der Richter müsse genügende Kenntnisse von den Seelenkrankheiten besitzen, um sich in entsprechenden Fällen sofort an die Sachverständigen zu wenden und bei der Meinungsverschiedenheit der Experten das Für und Wider der differirenden Ansichten richtig abwägen zu können. Außerdem aber müsse der praktische Criminalist auch die materiellen Verhältnisse genau kennen, aus denen die Delinquenten hervorgegangen seien. Man solle daher den unpersönlichen und symbolischen, nach starren Formen judicirenden Gerichtshof durch einen ortsansässigen Richter ersetzen, welcher die Sitten und Gewohnheiten des kleinen organischen Kreises, in dem er lebe, und den mehr oder weniger antisocialen Charakter des Schuldigen kenne. Auch das Gefängnißwesen müsse dem Richter, welcher über Ehre, Freiheit und Leben seiner Mitmenschen entscheide, vertraut sein.

In der lebhaften Debatte näherten sich Prof. Dr. Rosenblatt (Krakau), Advocat Dr. Benedict (Wien), Landgerichtsrath Brunner (Linz) den Ausführungen des Prof. Foinitsky — Landgerichtsrath Brunner hielt die Criminalistik überhaupt für überflüssig —, während Landgerichtsrath Dr. Uppstroem (Stockholm) vorläufig nur die Criminal-Anthropologie und Prof. Léveillé (Paris) facultative Curse in der Sociologie und Anthropologie auf der Universität gelehrt wissen wollten. Prof. v. Liszt (Halle) trat im wesentlichen den Ausführungen des Dr. Groß bei, meinte aber in Uebereinstimmung mit Lepař, daß die Gefängnißkunde einen Theil der „Criminalistik“ bilden solle. Der Unterricht sei auf der Universität in Verbindung mit einem criminalistischen Institut oder Museum zu ertheilen. Unerheblich erscheint es ihm, ob die Hörer Studenten oder Praktiker seien. Die Professoren Lentner (Innsbruck), Bennecke (Breslau), Silovič (Agram), Landgerichtsrath Felisch (Berlin) und Physicus Dr. Leppmann (Berlin-Moabit) sprachen sich dafür aus, daß die Criminalistik ein Studium für Praktiker bilden müsse; nur gingen die Ansichten darüber auseinander, ob vor oder nach Absolvirung der großen Staatsprüfung. Es wurde auf das Beispiel des Großherzogthums Baden aufmerksam gemacht, in welchem die Juristen, sobald sie das zweite Examen bestanden haben, in Freiburg einige Wochen als Gefängnißbeamte beschäftigt würden, um den Anstaltsdienst praktisch kennen zu lernen. Prof. Hiller (Czernowitz) suchte die widerstreitenden Ansichten zu vereinigen, indem er sowohl ein Colleg der Criminalistik für die Studenten auf der Universität, als auch die Ausbildung nach dem Muster Badens für Praktiker mit der Maßgabe empfahl, daß den letzteren die von Dr. Groß für den Untersuchungsrichter als erforderlich bezeichneten Lehrgegenstände in den Gefängnissen vorgetragen würden.

Die Versammlung nahm folgende Resolution an: „Damit die Criminalisten besser ausgebildet, und insbesondere für den praktischen Beruf besser vorbereitet werden, erscheint es wünschenswerth, daß sie nicht nur mit dem Text des Strafgesetzes vertraut gemacht werden. Es empfiehlt sich, ihnen, sei es auf der Universität durch facultative Curse für die Studenten, sei es durch besonders für die praktischen Juristen bestimmte Curse ausgedehntere und gründlichere Kenntnisse beizubringen, die sich hauptsächlich auf die allgemeinen Ursachen der Verbrechen, auf die Eigenart der Verbrecherwelt und auf die beste Art des Strafvollzuges zu erstrecken hätten. Der geschäftsführende Ausschuß wird beauftragt, über die Einrichtung des criminalistischen Unterrichts in den verschiedenen Staaten und über die Mittel zu seiner Vervollkommnung Bericht zu erstatten.“

Mittheilungen und Nachrichten.

ϱ. *Gregory Kupčanko*, Bukowina i jei russki žiteli. (Die Bukowina und ihre russischen Bewohner.) Wien, 1895; im Selbstverlag. — Eine kleine Anzahl von Abbildungen ruthenischer Volkstypen und Volkstrachten, wie man sie in der Bukowina und gar nicht verändert auch bei den Kleinrussen im Zarenreiche findet, macht das Heftchen interessant. Weniger gut und lehrreich sind auf anderen Bildern die Wohnhäuser der Ruthenen abgezeichnet, ganz schlecht ist eine im Hefte enthaltene ethnographische Karte der Bukowina. Der Text wendet sich in einer aus Russisch und Ruthenisch combinirten Sprache an die ruthenischen Bauern, um sie über ihre Nationalität zu belehren. Dazu wird etwas Geschichte, Geographie und Statistik zusammengetragen und am Ende in recht kindlicher Weise definirt, was Nationalität, nationale Sprache und Religion bedeutet. Merkwürdig ist, daß bei den Lesern der Broschüre, den österreichisch-ungarischen Ruthenen, mehr Verständniß für die russische Schriftsprache vorausgesetzt wird, als ihre Stammesbrüder in Rußland besitzen; der gebildete Ruthene wird sicher diese Schrift nicht studiren, die zu den bekannten groß- und kleinrussischen Zielen und Hoffnungen der Ruthenen keine bestimmte Stellung nimmt. Das Heft erschien als Jahresprämie für die Abonnenten der vom Verfasser herausgegebenen ruthenischen Zeitschrift „Proswjeschtschenije“ („Die Aufklärung“), die nach dieser Talentprobe herzlich unbedeutend sein muß. Sie ist auch nicht einmal in Rußland verboten.

* Wie bereits gemeldet, findet nach dem Beschlusse des im August 1894 zu Stockholm abgehaltenen X. Americanisten-Congresses vom 15. bis zum 20. October d. J. in Mexico der XI. Internationale Americanisten-Congreß statt. Das Patronat des Congresses hat der Präsident der Vereinigten Staaten von Mexico, General Porfirio Diaz, das Protectorat der Stadtrath der Hauptstadt Mexico übernommen. In den Vorsitz theilen sich die HH. Lic. Joaquin Baranda, Secretär der Justiz und des öffentlichen Unterrichts, als erster und José M. Vigil als Vicepräsident. Außer diesen Herren gehören zum Organisationscomité die HH. Trinidad Sánchez Santos als 1., Julio Zárate als 2. Secretär, Francisco Sosa als Schatzmeister, ferner 7 Stimmführer, endlich eine größere Anzahl von höheren mexicanischen Beamten und die diplomatischen Vertreter der größeren auswärtigen Staaten als Ehren-Präsidenten oder -Vicepräsidenten. Das wissenschaftliche Programm des Congresses umfaßt in 4 Sectionen 32 zum Theil schon auf dem Stockholmer Congreß festgestellte Gegenstände, und zwar: A. Aus Geschichte und Geographie: Chronologie und Geographie der historischen Perioden Amerika's; die Beziehungen zwischen den amerikanischen Völkern vor 1492; die militärische Organisation der amerikanischen Völker vor dem 16. Jahrhundert; die Seekarten des Großen und des Atlantischen Oceans aus dem

16. Jahrhundert; Geographie ꝛc. von Chicomoztoc; Geographie des mexicanischen Gebiets zur Zeit Ahuitzotls; die medicinische Wissenschaft bei den alten Mexicanern; Sociologie und öffentliches Recht bei denselben; Handel, Münzwesen und Tauschmittel bei denselben; die Belagerung von Mexico durch Cortez; der öffentliche Unterricht in Mexico bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts; Bergwerke und Metallurgie vor der Eroberung; die Einwanderung in Amerika; die symbolischen Tänze der Azteken. B. Aus Anthropologie und Ethnographie: Die Kariben in Amerika; Formen und Gebrauch der Pfeile in Central-Amerika; die ornamentale Kunst bei den Indianern in Süd-Amerika; das erste Auftauchen des Menschen in Amerika; die Eskimos und anderen Eingeborenen Nord-Amerika's; der prähistorische Mensch in Mexico. C. Aus der Archäologie: Die steinernen Sculpturen in Central-Amerika; die Töpferei in Nicaragua und Costa-Rica; chronologische Classification der Architekturen in Central-Amerika und Mexico; die Höhlenwohnungen bei den Indianern; die Wohnungen der verschiedenen Völker auf dem Gebiet des heutigen Mexico. D. Aus Linguistik und Paläographie: Indianische Hieroglyphen; die Sprachen der Eingeborenen in Central-Amerika und ihre Verwandtschaft mit den Sprachen Mexico's und Süd-Amerika's; Thiernamen in den Sprachen Central-Amerika's; die Sprachen der Indianer in Costa-Rica und Nicaragua; die Hieroglyphen der alten mexicanischen Völker; die Sprachen und Dialekte der alten Bewohner des heutigen Mexico; die Anwendung der Hieroglyphenschrift seit der Eroberung. An die auswärtigen Americanisten ergeht von Seite des Comités die Bitte, ihre Subscriptionsbeiträge zu dem Congreß den ihrem Wohnort zunächst befindlichen mexicanischen Consuln zu übermitteln und dem Secretär des Organisationscomités davon Mittheilung zu machen. Bei den Schiffsgesellschaften, sowie den amerikanischen und mexicanischen Eisenbahngesellschaften sind von Seiten des Comités Schritte gethan, um eine Herabsetzung der Fahrpreise für die am Congreß theilnehmenden Americanisten zu erwirken. Nach Beendigung der Sitzungen finden wissenschaftliche Excursionen nach Téotihuacán, Mitla und anderen interessanten Punkten statt. Empfangscommissionen für die von auswärts kommenden Americanisten sind in Veracruz, Paso del Norte und Nuevo Laredo stationirt; sie werden den eintreffenden Congreßmitgliedern alle wünschenswerthen, zu ihrer Bequemlichkeit beitragenden Dienste erweisen. Zur Legitimation dienen die Einschreibungskarten; Gesuche um letztere sind für Süddeutschland an das Consulat der Vereinigten Staaten von Mexico zu Karlsruhe zu richten.

* Englisches Zeitungswesen. Selbst in England ist das innere Getriebe der großen Londoner Zeitungen ziemlich unbekannt. Auch die bedeutendsten Mitarbeiter derselben wandeln fast unbekannt durch das Leben. Die „Engl. Corr." gibt einige Notizen. Bei der „Times" ist Chefredacteur G. E. Buckle. Er ist 41 Jahre alt und gehört der Redaction des Blattes seit 1880 an. Der Chefredacteur der „Times" schreibt keine Zeile für das Blatt. Er gibt nur die Gedanken an und überwacht die Leistungen der anderen Redacteure. Ihm zur Seite stehen die HH. Capper und Moneypenny. Beide sind Schotten. Auch diese beiden schreiben selbst keine Zeile für die „Times". Ihre Hauptaufgabe ist, die europäische Presse zu studiren. Die Leitartikelschreiber sind die HH. Wilson, Flannigan und Roß. Außerdem aber hat die „Times" eine Menge Specialisten. So schreibt der Pastor R. H. Hadden die Kirchenartikel, James R. Thursfield die literarischen Kritiken, John Macdonell die juristischen Aufsätze. Für die auswärtige Politik besitzt die „Times" in Sir Donald Mackenzie Wallace eine Kraft ersten Ranges. Wallace ist der Verfasser des Buches über Rußland, welches seinerzeit so viel Aufsehen erregte. Wenn die „Times" die schwere Krisis, in welche sie durch die Parnell-Enthüllungen gerieth, überwunden hat, so ist das vornehmlich der gewaltigen Energie des Betriebsdirectors Moberly Bell zu verdanken. Trotz aller Geschäftsflauheit hat die „Times" mehr Annoncen als je. Was die Gehälter anbetrifft, so bezieht der Chefredacteur 3000 Pfd. Sterling, jeder Leitartikelschreiber 1200—1500 Pfd. St. — Der „Daily Telegraph", welcher sich rühmt, die größte Verbreitung von allen Zeitungen der Welt zu besitzen, ist aus sehr kleinen Anfängen in die Höhe gekommen. Vor vierzig Jahren kauften die HH. J. M. Levy und Lionel Lawson das Blatt für 500 Pfd. St. Als Lawson vor einigen Jahren starb, hinterließ er ein Vermögen von 2,000,000 Pfd. St. Sein Antheil am „Daily Telegraph" mochte die gleiche Summe werth sein. Zum Druck des „Telegraph" werden acht Hoe'sche Pressen verwandt. Sie können 192,000 Exemplare in einer Stunde drucken. Ein Leitartikel von 1500 Worten wird in dreizehn Minuten gesetzt und corrigirt. Der „Telegraph" hat seine eigene Papierfabrik. Das Redactionspersonal des Blattes besteht zur Zeit aus etwa fünfzig Herren. Der Hauptbesitzer des „Daily Telegraph", Sir Edward Lawson, ist nominell auch Chefredacteur. Die politischen Artikel verfaßt meistens H. J. Traill, während W. L. Courtney die literarischen Kritiken bringt. Einer der ältesten Mitarbeiter ist G. A. Sala, einer der bekanntesten Journalisten Londons. Seit dreißig Jahren hat er wöchentlich sechs Leitartikel für den „Daily Telegraph" geschrieben. W. Beatty-Kingston vertritt die Zeitung meistens in großen continentalen Kriegen. Er ist der Verfasser der Correspondenzen aus dem deutschen Hauptquartier, welche 1870 großes Aufsehen erregten.

* Man berichtet aus Paris: Nach einer in der „Revue Encyclopédique" veröffentlichten Statistik haben folgende Werke französischer Autoren in den letzten Jahren die höchsten Auflagen erreicht: Von Zola's Romanen steht „La Débacle" mit 187,000 Exemplaren an der Spitze; dann folgt „Nana" mit 171,000, „L'Assommoir" und „Lourdes" mit je 132,000, „La Terre" mit 113,000. Am wenigsten Absatz fand von der Serie der „Rougon-Macquart" der Roman „Son Excellence Eugène Rougon", der aber immerhin noch die ansehnliche Ziffer von 28,000 erreichte. Von den Werken Alphonse Daudets fand „Sappho" beim Publicum die beste Aufnahme, es wurden 100,000 Exemplare von diesem Roman verkauft; nach ihm kommen „Nabab" mit 97,000, „Fromont jeune et Risler ainé" mit 95,000 und „L'Immortel" mit 77,000. Der gegenwärtige Absatz der Werke Georges Ohnets variirt zwischen 40,000 und 50,000 Exemplaren per Roman; dieselben Ziffern weisen die Werke Pierre Loti's auf. Marcel Prévost hat seinen größten Erfolg mit den „Demi-Vierges" erzielt und hat eine der stärksten Verkaufsziffern dieser Saison aufzuweisen: der Verleger hat zur Zeit 50,000 Exemplare dieses Werkes verkauft. Bisher hatte Marcel Prévost mit seinen Romanen nur eine Durchschnittsziffer von 30,000 erreicht. Die gleiche weist Paul Bourget auf, dessen Roman „Mensonges" 50,000 überschritten hat. „En famille" von Hector Malot war gleichfalls einer der größten Buchhändler-Erfolge dieses Jahres; es sind bereits 40,000 Exemplare davon verkauft worden. „Sans famille" desselben Schriftstellers, im Jahre 1877 erschienen, hat jetzt die Ziffer von 118,000 erreicht. „Sous-Offs" von Lucien Déscaves, das bei seinem Erscheinen so viel Aufsehen erregt hatte und dem Verfasser einen Proceß eintrug, wurde in 42,000 Exemplaren der gewöhnlichen und in 38,000 der illustrirten Octavausgabe verkauft. Die Romane der Frau Henry Gréville, deren größter Erfolg „Dosia" mit 70,000 Exemplaren war, erzielten eine Durchschnittsziffer von 18,000, die André Theuriets von 12,000 bis 15,000. Der Verkauf der Werke François Coppée's variirt natürlich nach dem Genre; für die Romane übersteigt die Durchschnittsziffer 30,000. Die gleichen Schwankungen finden sich bei den Werken Catulle Mendès', von denen einzelne, wie „Zo har" und „La première Maitresse" 25,000 Exemplare erreichten. Der letzte Roman Huysmans, „En route", ist auch der erfolgreichste gewesen; er hat 14,000 Abnehmer gefunden. Unter den jungen Schriftstellern ist Paul Hervieu einer der beliebtesten. Sein vor wenigen Monaten erschienener Roman „L'armature" hat bereits die Ziffer von 20,000 überschritten. Ein anderer junger Schriftsteller, der Humorist Georges Courteline, ist gleichfalls sehr im Fortschritt und erreicht bereits Ausgaben von 10,000 und darüber. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das so traurige Ende Guy de Maupassants dem Absatz seiner Werke keinen Eintrag gethan hat.

* **Tübingen.** Der Privatdocent und Prosector an der Anatomie der Universität Göttingen Dr. Erich Kallius hat den Ruf als Professor an die hiesige Universität abgelehnt, weil er inzwischen in Göttingen zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden ist.

* **Straßburg.** Eines der Prachtstücke der Sonderausstellung für Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen, die in dem Orangeriegebäude innerhalb unsrer Industrie- und Gewerbeausstellung untergebracht ist, bildet der von der königlichen Schatzkammer in München hergeliehene Prachtpocal. Dieser ist aus Silber hergestellt, das in den Minen von Markirch gewonnen wurde, und schwer vergoldet, von gegossener und ciselirter Arbeit. Nachweislich wurde der Pocal zum ersten Male ausgestellt 1543 bei der Hochzeit Georgs von Rappoltstein mit Elisabeth von Helffenstein. Mit großer Mühe gelang es, ihn während der französischen Revolution vor dem Einschmelzen zu retten und dem rechtmäßigen Besitzer, dem Kronprinzen von Bayern, Sohn des Prinzen Max

von Pfalz-Zweibrücken, Hrn. von Rappoltstein, zu erhalten. Die Arbeit an dem ohne Deckel 0.52 Meter hohen Pocal ist ungemein fein und kunstvoll. Der Pocal ist überreich verziert mit Bildern, Medaillons und Ornamentik. Vielfach ist Emaille angewandt, und zahlreiche Sprüche sind angebracht. Das kostbare Stück ist erst einmal im Jahre 1878 öffentlich ausgestellt worden, und zwar auf der Münchener Kunstausstellung. Der besonderen Gnade des Prinz-Regenten Luitpold ist es zu danken, daß das werthvolle Kunstwerk auf der Straßburger Ausstellung der allgemeinen Anschauung zugänglich gemacht worden ist.

* **Köln.** Am 23. August feierte der hier seit einer Reihe von Jahren lebende Professor Adolf Ebeling sein 50jähriges Doctorjubiläum. Von der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg traf das Erneuerungsdiplom ein. Es bezeichnet den Jubilar als wohlverdienten Mann, der deutsches Wissen im Auslande, speciell in Frankreich und im Orient, zu Ansehen gebracht, von jenen Ländern werthvolle Schilderungen geliefert, ferner in zahlreichen selbständigen Werken sich allgemeine Anerkennung erworben, und schließlich als Vorkämpfer für die Abschaffung der Sklaverei eine muthige Lanze gebrochen habe. Auch die Schiller-Stiftung hat sich mit einer ansehnlichen Ehrengabe an der Feier betheiligt.

* **Gotha.** Wie bereits telegraphisch gemeldet worden, starb hierselbst in der Stadt seiner Geburt, fast 90 Jahre alt, am 27. August der bekannte Lexikograph Professor Karl Ernst Georges. Jeder Deutsche, der noch Latein gelernt hat, weiß um seinen Namen Bescheid: der „kleine Georges“ half dem Schüler, der „große“ dem Lehrer bei der Präparation für so manche liebe oder leidige Stunde. Georges begann 1828 mit der Besorgung neuer Auflagen des alten Scheller'schen Wörterbuchs, das die Ernesti'sche Tradition aus dem 18. Jahrhundert ins 19. hinüberleitete. Allmählich aber schritt er zu eigener Arbeit fort, als deren Vorzüge besonders klare Disposition des gesammten Stoffs, sowie einleuchtende Darlegung des Bedeutungswechsels der Wörter in seinem logischen Zusammenhange zu rühmen sind. In Etymologie und physischer Linguistik überhaupt beschränkte er sich auf das Nothwendige und Sichere. Er besaß, was seine Aufgabe verlangte: gesunden Verstand in der Theorie, praktischen Blick, Fleiß und Arbeitskraft. Mit der verschwundenen Zeit tüchtiger lateinischer Schulung wird sein Andenken dauernd verknüpft bleiben.

* **Bremen.** Am 25. August starb hierselbst der Richter Dr. Herm. Alb. Post. Der Verstorbene, einer altbremischen Familie entstammend, in Bremen geboren, ist durch seine literarische Thätigkeit in vielen Kreisen wohlbekannt gewesen. Seine ältesten Arbeiten betrafen juristische Gegenstände, so das eheliche Güterrecht in Bremen. Später wandte er sich einem sehr wenig beackerten Felde zu, den Anfängen der Rechtsbildung bei uncivilisirten Völkern, überhaupt der Verbindung zwischen Ethnographie und Jurisprudenz. Er veröffentlichte mehrere gelehrte Werke über dieses Thema und genoß bei den Collegen dieses Faches im In- und Auslande großes Ansehen. Post erreichte ein Alter von 56 Jahren. Richter war er seit Februar 1874; vorher war er Advocat und Gerichtssecretär gewesen.

* **Berlin.** Sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum beging am 26. August der frühere Ministerialrath im Ministerium von Elsaß-Lothringen, Generalarzt Dr. Hermann Wasserfuhr, einer der verdientesten Hygieniker. Wasserfuhr wurde 1823 zu Stettin geboren, studirte in Halle, Bonn und Berlin und promovirte hier 1845. Nach Absolvirung der Staatsprüfung 1846 unternahm er eine Studienreise nach Wien und Prag und ließ sich alsdann in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Hier trat er als Kreiswundarzt in den Dienst der Medicinalverwaltung und war in den Cholerajahren 1856—1857 und 1866 in der öffentlichen Krankenpflege namhaft thätig. Während des Krieges 1870/71 leitete er einen Eisenbahn-Lazarethzug und leistete Hervorragendes beim Transport der Verwundeten und Kranken aus Frankreich nach Deutschland. In Anerkennung dieser Thätigkeit wurde Wasserfuhr im Herbst 1871 nach Straßburg zur Organisation des Medicinalwesens der Reichslande berufen und fand hier, zuerst als Regierungs-Medicinalrath für Unter-Elsaß und seit 1879 als Ministerialrath, ein großes Feld zur Ordnung und Organisirung der öffentlichen Gesundheitspflege. Was er dort geleistet, ist vielfach vorbildlich geworden für die sanitären Verwaltungen im Reiche und den einzelnen Bundesstaaten. Als Wasserfuhr im Jahre 1885 aus dem Dienste der Reichslande schied und nach Berlin übersiedelte, bemühte sich die städtische Verwaltung, seine großen Erfahrungen und sein reiches Wissen auf hygienischem Gebiete für die Stadt Berlin nutzbar zu machen. Er übernahm als unbesoldeter Stadtrath die Leitung des städtischen Gesundheitswesens und hat, obwohl nur wenige Jahre darin thätig, doch manche Einrichtungen von dauerndem Werthe geschaffen. In den letzten Jahren beschränkte er sich ganz auf wissenschaftliche Arbeiten, die verschiedene Fragen der Hygiene betreffen.

* **Wien.** Der protestantische Militär-Superintendent, zugleich ordentlicher Professor an der evangelisch-theologischen Facultät in Wien, Dr. Johann Seberiny, der am 16. Februar sein siebzigstes Lebensjahr vollendet hat, tritt nunmehr in den Ruhestand, nachdem er 35 Jahre lang in der evangelischen Militär-Seelsorge und 32 Jahre lang im Lehramte an der Wiener Facultät der protestantischen Theologie höchst verdienstvoll gewirkt hat. Er stammt aus einer angesehenen Familie, die der evangelischen Kirche Ungarns schon vor ihm mehrere hervorragende Leiter und Führer in den Zeiten der Bedrängniß gegeben hat. Der Kaiser hat ihm bei seinem jetzigen Rücktritt die allerhöchste Zufriedenheit mit seinem Wirken ausdrücken lassen. — Am österreichischen Museum für Kunst und Industrie sind die Custosadjuncten Dr. Karl Masner und Dr. Eduard Leisching zu Custoden dieses Museums ernannt worden, während dem Bibliotheksscriptor Franz Ritter der Titel eines solchen verliehen ward.

* **Prag,** 27. Aug. In Bartenberg bei Niemes in Böhmen ist gestern der pensionirte Professor der hiesigen Universität, der Botaniker Dr. Moritz Willkomm im 74. Lebensjahre gestorben. Willkomm, Sachse von Geburt, war einer der besten Kenner der europäischen Flora, die er auf weiten Reisen durch persönliche Erfahrung kennen gelernt hatte. Viele Jahre eine Zierde der deutschen Universität Prag, trat er 1892 in den Ruhestand. Die Flora Spaniens, der Pyrenäen, der Balearen und des ganzen westlichen Mittelmeergebietes wurde von ihm auf wiederholten Wanderungen erforscht. Er hatte auch für Land und Leute ein offenes Auge und schilderte ebenso anschaulich wie populär. Die Wissenschaft zu popularisiren war überhaupt eines seiner Lieblingsziele. Er war ein begeisterter Freund des Böhmerwaldes. Willkomms Abgang bedeutete einen schweren Verlust für die deutsche Universität Prag. Sie wird um den schlichten und kenntnißreichen Mann aufrichtig trauern.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 239. München, Donnerstag, 29. August. Beilage-Nummer 198.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Burgenkunde.

Ein Zauber romantischer Reize verklärt in den Augen jene Jahrhunderte der Vergangenheit, welche chronologisch als das Mittelalter bezeichnet werden. Zu einem guten Theile beruht derselbe auf den glorreichen Erinnerungen, die sich an unsre großen Kaisergeschlechter und an die damalige politische Rolle Deutschlands, sowie historisch und socialpolitisch an das Ritterthum knüpfen; mehr als jede andere Volksschicht ist ja dieses zum typischen culturgeschichtlichen Vertreter jener Zeiten geworden und in gleicher Weise ist mit ihm in landläufigem Sinne eine Romantik verbunden, die vor dem nüchtern blickenden Auge freilich nicht immer und in allen Dingen Stand hält. Die nämlichen romantischen Reize umkleiden auch die Wohnsitze, in denen die Ritter hausten, die Burgen; und weil diese heutzutage, entweder in schmucke herrschaftliche Schlösser umgewandelt oder in Ruinen zerfallen, der Landschaft zu malerisch gestalteter Zier gereichen, durch ihre geschichtliche Vergangenheit und durch das sie umspinnende Rankenwerk der Sage die Phantasie der Wanderer und der Besucher mächtig entflammen, darum sind sie zu einem Inventarstück in der Gedankenwelt aller nicht gar zu nüchtern-prosaisch veranlagten Gemüther geworden, vor allem der Dichter und der Romanschreiber. Nicht einem jeden dieser Schwärmer ist es zwar vom Geschicke gegönnt, seine Liebhaberei in solcher Weise praktisch zu bethätigen, wie dem als Münchener Original einst wohlbekannten „Quastlmayer“, dem seine in emsiger bürgerlicher Thätigkeit erworbenen reichen Mittel erlaubten, auf einer Reihe von Burgen als „Herr“ zu sitzen, vom modernen Schwaneck an der Isar bis zum hochthronenden Karneid im reichen Burgenkranze am Eisack und an der Etsch, bis zur merovingischen Meersburg am blauen Bodensee und dem geborstenen Gemäuer in einem entlegenen Theile Tirols, dessen Name längst verschollen ist und das er, aller geschichtlichen Onomatologie Hohn sprechend, „Mayerfels“ taufte.

Weit weniger als die Romantiker von Beruf oder aus Neigung haben sich die wissenschaftlichen Forscher mit den Burgen beschäftigt, wiewohl sie, zugleich Wohn- und Wehrbauten, nach Tausenden über alle Länder zerstreut sind, wo das abendländische Feudalwesen gedieh; von den brittischen Küsten bis zum griechischen Archipel und dem syrischen Festland, das bergumgürtete Siebenbürgen mit eingeschlossen, in dem allerdings keine adeligen Geschlechter, sondern die sächsischen Bauern die festen Burgen bauten, an deren Mauern Magyaren und Osmanen sich die Köpfe zerschellten. Nach dem Vortritte der Franzosen und der Engländer haben sich erst seit einem halben Jahrhundert deutsche Forscher und Gelehrte dem Studium des Burgenbaues gewidmet, anfänglich nur in geringer, dann in den letzten Decennien in stets wachsender Zahl; auch in den Zeitschriften für Unterhaltung und populäre Belehrung nehmen die Burgenbeschreibungen einen ansehnlichen Raum ein. Leider muß man aber sagen, daß wohl kaum auf einem anderen Gebiete der Dilettantismus eine größere Rolle spielt als auf jenem der Burgenkunde und des Burgenbaues, ein Vorwurf, von dem selbst bewährte Alterthumsforscher von Fach nicht freizusprechen sind. Um auf diesem Felde Gediegenes leisten zu können, was die Prüfung der sachverständigen Kritik und den wissenschaftlichen Anforderungen gegenüber bestehen kann, bedarf es solcher Vorstudien und Kenntnisse, die nicht ausschließlich am Pulte aus Büchern erworben werden können; technisches Wissen, die Fähigkeit das Gelände zu beurtheilen, Verständniß des mittelalterlichen Kriegswesens sind unbedingt erforderlich und nicht in letzter Linie kommt die Mühsal des Burgenstudiums in Betracht; denn dieses, das ohne Rücksicht auf Wanderlust und Wetter betrieben werden muß, ist „freilich weniger lohnend und vor allem viel weniger bequem als das von unsern Baukunst-Schriftstellern fast ausschließlich noch immer wiederholt betriebene der Kirchen, die, wenige Schritte von Bahnstation und Gasthaus entfernt, zugleich ein gegen Hitze und Regen schützendes Obdach zu bieten pflegen“. Das ist eine vollkommen zutreffende Bemerkung, welche neben so vielen andern ebenfalls richtigen Dr. Otto Piper in seinem so eben veröffentlichten vorzüglichen Werke „Burgenkunde“[1]) macht.

Wir stehen nicht an, dieses vom Verleger vortrefflich ausgestattete Buch als eine der hervorragendsten Erscheinungen in der neueren deutschen Geschichtsliteratur zu bezeichnen, obwohl der Verfasser zu gewärtigen hat, daß unser Urtheil vielleicht nicht von allen Seiten in diesem Maße anerkannt wird. Doch darüber mag er sich leicht beruhigen, denn die objectiven Sachverständigen werden in den Hauptsachen seinen Darlegungen zustimmen, wenn auch über einzelne unwesentliche Punkte Meinungsverschiedenheiten begründet sind. Zwei Vorzüge kommen vor allem dem Werke zu statten. Der Verfasser ist im Besitze aller hier einschlägigen und nöthigen Vorkenntnisse und steht durchaus auf eigenen Füßen. Jahrzehnte durch ist er gewandert, hat gezeichnet, verglichen und geprüft, ist der gesammten, ungewöhnlich zerstreuten Fachliteratur nachgegangen und bietet nun auf Grund seiner eigenen gründlichen Beobachtungen und Studien ein Werk, welches sich vor den meisten dieses Gebietes zunächst dadurch auszeichnet, daß hierin den zahllosen haltlosen, irrigen Behauptungen und Meinungen, die von den übrigen einander stets ohne Kritik und Prüfung nachschreibenden Fachschriftstellern „wie eine ew'ge Krankheit fortgeschleppt“ wurden, entschieden ein Ziel gesetzt wird. Ohne die großen Verdienste des Generals Krieg v. Hochfelden, der vor bald 50 Jahren als Bahnbrecher voranging, zu schmälern, berichtigt er dessen falsche Theorien und wendet sich in corrigirender Polemik gegen die neueren, wirklichen und verdienstreichen Forscher: General

[1]) Burgenkunde. Forschungen über gesammtes Bauwesen und Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebietes von Otto Piper. Mit zahlreichen eingedruckten Abbildungen. München, Theodor Ackermann. 1895.

Köhler, Oberst v. Cohausen, Director v. Essenwein und Inspector Näher. Daß er auch Dr. P. Salvisbergs „Deutsche Kriegsarchitektur“ ernst genommen hat, ist jedoch zu viel Ehre für diese Schrift, die deren Verfasser fast nur von v. Cohausen, v. Krieg und Näher compilirt hat.

Ein großer Theil dieser Berichtigungen bezieht sich auf die sogenannte „Römerfrage“, d. i. auf den seit Jahrhunderten fortgesponnenen Streit über den römischen Ursprung unserer Burgen, und „auf die von den meisten Fachschriftstellern spielend gelöste, in Wirklichkeit aber sehr schwer und zumeist gar nicht zu lösende Aufgabe, aus der Mauertechnik, der Gesammtanlage einer Burg und der Gestaltung ihrer Einzelheiten auf die Erbauungszeit zu schließen“. Allein der Verfasser reißt nicht bloß nieder, sondern baut auch auf durch Vervollständigung der bisherigen Aufstellungen. In dieser Beziehung ging sein Ziel im wesentlichen etwa dahin, daß dem aufmerksamen Besucher unsrer Burgwerke keine irgendwie berechtigte Frage solle aufstoßen dürfen, über welche er nicht ausreichende Belehrung fände. Das hat, wie der Verfasser selbst sich äußert, allerdings dazu geführt, daß er manche Materie eingehender behandeln mußte, als ihr anscheinend lockerer Zusammenhang mit Bau und Geschichte unsrer Burgen erforderte; z. B. die Steinmetz- und alten Zahlzeichen, das Belagerungs- und Waffenwesen, die rechtlichen Verhältnisse mehrerer Eigenthümer (Ganerben) bezüglich einer Burg. Die Vervollständigung greift auch insofern Platz, als der Verfasser bei Streitfragen eine erschöpfende und unparteiische Prüfung der entgegenstehenden Meinungen vornimmt und dabei in der Regel zu dem Ergebnisse gelangt, die Wahrheit liege ungefähr in der bisher von Niemand vertretenen Mitte.

Stofflich hat es das Werk im wesentlichen nur mit der „Ritterburg“ zu thun; römische, altgermanische und slavische Befestigungen kommen nur als Vorläufer späterer Burgen in Betracht. Hiebei wurde allerdings der römischen Befestigungs- und Mauerweise im Vergleich mit den mittelalterlichen eine umfassendere Untersuchung und Darstellung zutheil, als sie anderwärts gefunden haben. Zeitlich schließt das Werk vor den Schlössern und bastionirten Festungen der Renaissancezeit, etwa mit dem Jahre 1550. Räumlich umfaßt es das deutsche Sprachgebiet, weil dieses auch in Bezug auf die Entwicklung des Burgenbaues als ein einheitliches, mehrfach sogar scharf abgegrenztes erscheint. — Eine sehr glückliche formelle Anordnung ist die Sonderung des Buches in zwei Theile: in einen systematischen und kritischen, der die oben bezeichneten Aufgaben in zusammenhängender Darstellung löst, und in einen lexikalischen, in welchem der Versuch gemacht wird, ein möglichst vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller innerhalb des deutschen Sprachgebietes noch in nennenswerthen Resten vorhandenen Burgen unter kurzer Angabe ihrer Lage, Geschichte und Literatur zu liefern. Beide Theile stehen miteinander im innigsten Zusammenhange, indem der lexikalische Theil die in gedachten Beziehungen wünschenswerthe nähere Auskunft auch über die im systematischen Theile zahlreich angeführten und behandelten Burgen gibt, während die Beschreibung derselben im zweiten Theil durch Verweisung auf ihr Vorkommen im ersten ergänzt wird. — Die beigegebenen Zeichnungen, 621 an der Zahl und Grundrisse, Pläne und Ansichten darstellend, sind äußerst instructiv und lassen nicht erkennen, daß der Verfasser „weder Architekt, noch Zeichner von Fach“ ist.

Auf den außerordentlich reichen Inhalt des Werkes in allen seinen Einzelheiten einzugehen, ist im Raume dieser Spalten nicht möglich, weßhalb wir nur besonders wichtige und interessante Punkte hervorheben wollen.

Ueber die Zugehörigkeit des Wortes „Burg“ zum indogermanischen Sprachschatze besteht wohl kein Zweifel; ob aber das lateinische burgus nach der Meinung des Verfassers aus dem Griechischen und nicht aus dem Deutschen übernommen ist, wie gewöhnlich geglaubt wird, darüber mögen die Sprachforscher entscheiden. Der Schreiber dieser Zeilen theilt eher die letztere Ansicht und findet sie durch die zu allen Zeiten des römischen Kaiserreichs stattgehabte Aufnahme zahlreicher germanischer Elemente in das römische Heer erklärlich. Unter einer „Burg“ ist hauptsächlich der befestigte Einzelwohnsitz eines Grundherrn zu verstehen, der baulich zur Bewohnung und zur Vertheidigung eingerichtet ist. Die Befestigung war stets zugleich eine natürliche und eine künstliche; die erstere bestand in der Wahl eines die Umgebung überhöhenden Platzes mit möglichst steil abfallenden Wänden oder einer von Wasser umgebenen Oertlichkeit, woher die allgemein gebräuchliche Eintheilung in Höhen- oder Wasserburgen stammt. Mit Recht wendet sich der Verfasser gegen die schablonenmäßig gewordene Behauptung, daß jede Burg an baulichen Bestandtheilen wenigstens enthalten müsse: 1) eine Ringmauer, 2) einen Palas (Saalbau), 3) eine Kemenate (Familien- und Frauenwohnung), 4) eine Küche und 5) einen Bergfrid (Thurm); denn richtig ist nur, daß jede Burg wenigstens ein bewohnbares wehrhaftes Gebäude und eine Ringmauer enthalten muß, wobei sogar letztere bei einem besonders beschränkten, ringsum sturmfreien Burgplatze entbehrt werden kann — alles Uebrige kann unter einem Dache vereinigt sein. Andrerseits hatte eine einigermaßen vollständige Burganlage auch mehr Bauwerke: Thorbauten, Mauerthürme, eine Capelle, einen Brunnen, die Wirthschaftsgebäude. Ferner lagen vor der eigentlichen Hauptburg eine oder mehrere Vorburgen und die Ringmauer war von dem Zwinger umschlossen. Für die Gestaltung der Burganlage ist das Gelände, und, wie nicht vergessen werden darf, wohl auch der Geldbeutel des Burgherrn maß- und ausschlaggebend gewesen, weßhalb bei den in diesen Beziehungen obwaltenden Verschiedenheiten sich trotz der principiellen Gleichheit fast für jede Burg ein anderes Bild ergibt.

Auf einen recht interessanten Umstand macht unsrer Erinnerung nach der Verfasser zuerst aufmerksam: hinsichtlich der Befestigung einer Burg sei wohl zu berücksichtigen, daß zur Zeit des Burgenbaues für Angriff und Vertheidigung nicht, wie im heutigen Festungskriege, die wagrechte, sondern die senkrechte Linie maßgebend war. Die hochaufstrebenden Burgenbauten zeigen unverkennbar, daß es damals vor allem galt, die Höhe über dem Feinde zu gewinnen, während unsre heutigen Befestigungen lieber in die Erde eingegraben werden, um vor der rasanten Wirkung der Geschütze gesichert zu sein. Auf diese Weise vollzieht sich gewissermaßen ein Kreislauf, da die des Steinbaues unkundigen Ureinwohner unsres Landes einst gleichfalls hinter niedrigen Wällen Schutz suchten. Zwischen die Deckung durch niedrige Wallgürtel als Anfangs- und Endpunkt schiebt sich somit — etwa vom 10. bis zum 16. Jahrhundert — die Periode der hohen Burgbauten.

Für die Entwicklungsgeschichte der Burgen nimmt der Verfasser drei Perioden an: I. vom Vorkommen gemauerter Burgen bis zur Einführung der Armbrust aus Anlaß der Kreuzzüge, vom Ausgang des ersten Jahrtausends bis ungefähr 1200 und zum Uebergang vom romanischen zum gothischen Stil, II. von da bis zur Einführung wirksamer Feuerwaffen um das Jahr 1400, III. bis zum Ende der eigentlichen Burgenzeit gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Anbruch der Renaissance.

Hinsichtlich des Inhalts der einzelnen Capitel des Buches sind als die wichtigsten jene zu bezeichnen, welche sich mit dem Ursprung der Burgen und der Entwicklung des Mauerbaues im Mittelalter befassen. Betreffs dieser Fragen scheiden sich die Forscher bekanntlich in zwei schroff

einander gegenüberstehende Lager. Die Einen, die Romanisten, leiten den deutschen Burgenbau von den Römern her und wollen eine ganze Reihe von Burgen und Thürmen, auch außerhalb der Grenzen des römischen Imperiums, z. B. den fünfeckigen und den Heidenthurm auf der Nürnberger Burg oder gar den „schwarzen Thurm“ auf der Vohburg zu Eger, durch römische Baumeister oder wenigstens über römischen Bauten errichtet sein lassen, während die Gegner jeden Einfluß römischer Bauweise auf unsern Burgenbau unbedingt ableugnen und die altgermanischen und sogar auch altslavischen Wall- und Bauernburgen als die Vorläufer und Väter der mittelalterlichen Burgen bezeichnen.

Auf Grund sorgfältigster Untersuchungen gelangt nun der Verfasser zu folgenden, wesentlich zwischen diesen beiden Anschauungen vermittelnden Ergebnissen, denen wir auf der Basis langjähriger eigener Studien beipflichten. Die älteren, bei der Besitznahme unsrer Lande von den Römern angelegten Castelle haben in der Regel eine von Natur aus so wenig feste Lage, daß sie für Höhenburgen sich nicht eigneten; je höher und unzugänglicher der Punkt ist, desto unwahrscheinlicher ist es, daß an der Stelle der Burg ein Castell gestanden habe. Dagegen haben die Römer während der letzten Zeit ihre Herrschaft, besonders westlich vom Rhein, auch Befestigungen auf Plätzen angelegt, die von Natur aus fest sind. Die charakteristische Form der Castelle — Rechteck mit abgerundeten Ecken — kommt ausnahmsweise auch bei Burgen vor (mehr noch, wie wir einschalten wollen, bei Städten, die im 12. und 13. Jahrhundert gegründet wurden, z. B. Neustadt a. D., Weilheim). Doch ist jene Form der Castelle und dergleichen nicht die ausschließliche, indem in Anschmiegung an das Gelände sich auch unregelmäßige Polygone oder Rundungen zeigen. Schildmauern, Zwinger, Vorburgen und innere Abschnitte kommen nur bei Burgen, letztere bei den späteren linksrheinischen Befestigungen der Römer vor. (Hiezu bemerken wir, daß in den namenlosen Römercastellen bei Aislingen an der Donau ein innerer Abschnitt und bei Echt östlich von Oberdorf im Algäu eine Vorburg vorhanden ist; das sogenante Prätorium im Castell Abusina bei Eining an der Donau — vergl. Beilage Nr. 131 vom 9. Juni 1890 — möchten wir für einen „burgus“ erklären.) Auf Oertlichkeiten derselben Lage, wie sie für mittelalterliche Höhenburgen gewählt wurden, legten die Römer speculae an, Wart- und Signalthürme, die bei zu geringer Mauerstärke durch einen Mauermantel verstärkt wurden und recht wohl als Kern eines Bergfrids dienen konnten. Die Behauptung, daß auf der Stelle römischer Befestigungen niemals Burgen errichtet worden seien, läßt sich nicht festhalten, da der Verfasser das Gegentheil in einer Reihe von Fällen sicher nachweist. (Wir möchten denselben noch die Burg von Druisheim, einst der Sitz eines gleichnamigen Geschlechts, im Lechthale südlich von Donauwörth, aufügen; sie ist in ein Castell eingebaut, wahrscheinlich das Drusomagus des Ptolemäus.) Der römische Ursprung darf jedoch nur dann angenommen werden, wenn die triftigsten, sich speciell auf den Einzelfall beziehenden Beweisgründe vorliegen, unter welche der so oft zu vernehmende nicht zählt: die Römer hätten den betreffenden dominirenden Punkt gewiß aus militärischen Gründen besetzt! Auch römische Funde auf einer Burgstelle sind nur dann von Belang, wenn sie auf eine dauernde Niederlassung deuten und der Oertlichkeit nach diese einen nicht bürgerlichen Charakter trägt.

In wahrhaft glänzender Weise führt der Verfasser endlich den erschöpfenden Nachweis, daß in zweifelhaften Fällen die Mauertechnik und die Art des Mörtels und Steinmaterials nur ausnahmsweise als Stützen für den römischen Ursprung dienen können, weil der sehr verschiedenartige mittelalterliche Mauerbau sich auf Grundlage des römischen entwickelt hat. In der Frage der Buckelquadern mit Randschlag, betreffs deren schon so viel Druckerschwärze aufgewendet worden ist, läßt sich nach den Funden in den letzten Jahren nicht mehr in Abrede stellen, daß die Römer sie auch bei uns zu Lande angewendet haben; allein sie liefern kein Kennzeichen für römischen Ursprung, da sie das ganze Mittelalter hindurch zur Verwendung kamen. Die Trefflichkeit des Mauerwerks endlich ist kein Beweis für römischen Ursprung.

Für die Entwicklung vieler ritterlichen Burgen aus vorgeschichtlichen Wall- und Bauernburgen, den Uebergängen von Erdwerken zur gemauerten Burg, liefert der Verfasser verschiedene sehr lehrreiche Beispiele. Dagegen vermag er der in neuester Zeit gang und gäbe gewordenen These von der Entwicklung der Ritterburg aus der motte, dem künstlichen Hügel und abgeplatteten „Spitzwall“, nicht beizustimmen; wir deßgleichen nicht, da wir in den einschlägigen Fällen bloß natürliche Hügel mit Burgen gekrönt sahen (z. B. Fischen am Südende des Ammersees, Surberg bei Traunstein) und den Ausdruck „Spitzwall“ als ganz unzutreffend erklären.

Aus dem weiteren überreichen Material wollen wir bloß die Rettung des „Bergfrids“ herausgreifen. Die Richtigkeit dieser Benennung für den Hauptthurm der Burg wurde in neuester Zeit vielfach angefochten, Dr. Piper bringt aber die urkundlichen Belege dafür bei, daß sie bereits zur Burgenzeit im Gebrauche war und darum mit Fug und Recht für die „turris“ fortbesteht.

Im 21. Capitel „Höhlen- und Ausgehauene Burgen“ hätten wir gern die nähere Beschreibung der Burg Stein an der Traun, nördlich von Traunstein, gefunden. Dort besteht nämlich die Höhlenburg des sagenumrankten Blaubarts und Raubritters Heinz von Stein mit Felsengemächern in zwei Stockwerken und weiten Felsengängen, darüber auf der Höhe eine Burg, etwa aus dem 15. Jahrhundert, und zu Füßen derselben ein Schloß der Barockzeit: die dreifache Wandlung der alten Veste.

Wirklich vermißt haben wir nur in Bezug auf die Gesammtanlage der Burg eine eingehende Erörterung des Grundrisses, die Gestaltung der Zwinger und der Vorburgen, die nach unserm Erachten viel zu kurz abgethan worden sind. Sie sind überall vorhanden, wo sie das Gelände erfordert, und zwar in der Form, wie sie dieses bedingt. Dadurch erscheinen sie ebenso mannichfaltig wie die übrigen Theile der Burgen und ihre Betrachtung wird nicht minder instructiv. Heranzuziehen wären dafür allerdings nicht bloß die noch im Mauerwerk erhaltenen Burgen, sondern auch jene, bei denen nur mehr Gräben und Erdwälle vorhanden sind.

Ganz außer Acht gelassen hat der Verfasser ferner das strategische Verhältniß, in dem viele Burgen stehen. So liegen unweit Münchens die Burgen der Wittelsbacher Grafen und Herzoge, Karlsburg an der Würm und Bayerbrunn, jenen der Andechser Grafen, Starnberg und Wolfrathshausen, an der Grenze der betreffenden Gebiete direct gegenüber. Die wie Kilometermarken sich reihenden Burgen an den nach Italien führenden Straßen über den Brenner und den Splügen und im Etschthale, sowie die Kette von Burgen durch das Elsaß, den Wasgau und die Pfalz an der altfranzösischen Grenze verdanken doch sicher militärischen Erwägungen ihre Entstehung.

Das Burgenlexikon endlich wird bestimmt noch eine bedeutende Erweiterung erfahren. Wir nennen an bayerischen Burgen und Ruinen folgende, wie sie uns gerade in die Feder kommen: Amerang, Haltenberg, Schönstett, Tengling, Törring, Tittmoning, Jettenbach, Trübenbach, Vachenlueg, Kronwinkel, Rishofen, Rügland, Irmelshausen, Wässerndorf, Rothenburg ob der Tauber und den Kaiserstuhl

dortselbst, Oberschönegg, Tegelstein, Senftenau, Gwiggen, Langeneck, Haunsheim, das Schloß zu Dillingen.

So möge denn dieses der deutschen Forschung zur Zierde dienende Werk seinen Gang in die Welt machen. Es wird, davon sind wir fest überzeugt, für lange Zeit maßgebend sein. Das k. preußische Cultusministerium hat seine Bedeutung in dankenswerther Weise durch Bestellung einer größeren Anzahl von Exemplaren gewürdigt. Möge ferner dadurch das noch sehr im Argen liegende Verständniß und Interesse für unsre Burgruinen sowohl beim Publicum, wie an den maßgebenden Verwaltungsstellen und Behörden geweckt und gefördert werden, da es leider nicht in wünschenswerther Weise vorhanden ist. Bei der Inventarisirung der Kunst- und Geschichtsdenkmale, die jetzt durch ganz Deutschland in eifrigster Weise, rühmlichst auch in Bayern, betrieben wird, sind z. B. die Burgen oft gänzlich ausgeschlossen, und uns selbst ist begegnet, als wir bei Aufstellung des Programms für die betreffenden heimathlichen Arbeiten zu Rathe gezogen wurden, daß unser Vorschlag, den vorgeschichtlichen Befestigungen und den Burgen entsprechenden Raum in dem Programm zu gewähren, kurzer Hand als zu weitgehend und undurchführbar abgewiesen wurde. Möge das herrliche Buch zu einer Wendung beitragen und sich, abgesehen von den Staaten, wenigstens die historischen Vereine der „Burgenkunde" in höherem Grade widmen als bisher! Darin würde der Verfasser den höchsten und schönsten Lohn für die Mühen seiner Lebensarbeit finden.

Hugo Arnold.

Internationale criminalistische Vereinigung.

II.

f. m. Am zweiten Sitzungstage berichtete Prof. v. Sury (Basel) unter Vorlegung der betreffenden Instrumente über das von Dr. Bertillon (Paris) im Jahre 1879 erfundene System der Körpermessung, welches darauf beruht, daß die Größenverhältnisse zweier Menschen sich nie vollkommen decken. Gemessen werden hauptsächlich die Länge und Breite des Schädels, die Armspannweite, die Länge der Mittelfinger, des linken Fußes, die Ohren, deren Maße besonders für Personen unter 21 Jahren wichtig sind, die Körperhöhe 2c. Eine fernere genaue Personalbeschreibung, dabei die Farbe der Augen und der Vermerk etwa noch vorhandener besonderer Kennzeichen, wird hinzugefügt. Diese „anthropometrischen Signalements", welche in einem Centralpunkt gesammelt werden, sind in Gruppen und Unterabtheilungen zerlegt, um die schnelle Auffindung der entsprechenden Karte zu ermöglichen. Die in Rede stehende Methode bietet augenfällige Vortheile gegenüber den früheren Steckbriefbeschreibungen, Brandmarkungen und Photographien, nicht nur zur Identification, sondern auch zur Aufspürung eines Verbrechers, da der Sicherheitsbeamte sich aus dem anthropometrischen Signalement ein Gedächtnißbild des flüchtigen Delinquenten construiren kann. In Frankreich, Rußland, Amerika, Belgien, der Schweiz ist die Bertillonage mit gutem Erfolge eingeführt, und der diesjährige internationale Gefängnißcongreß zu Paris hat sich für Verallgemeinerung des Systems ausgesprochen. Dr. Köbner (Berlin) beantragte, die Regierungen zu ersuchen, in die Strafregister auch das anthropometrische Signalement und eine Photographie des Verbrechers aufzunehmen. Die Versammlung hielt es jedoch nicht für erforderlich, einen bestimmten Beschluß hierüber zu fassen, da die große Bedeutung der Bertillonage bereits allgemein anerkannt und ihre allmähliche Internationalisirung nicht fraglich sei. Das Lehrbuch der Identification von Bertillon ist seitens des Professor Dr. Sury ins Deutsche übertragen worden. Sodann folgte der durch Diction und Inhalt fesselnde Vortrag des bekannten Psychiaters Physikus Dr. Leppmann (Berlin-Moabit) über den Lustmord. Der Redner betonte die criminal-anthropologische und criminal-sociologische Bedeutung dieses Verbrechens, indem er bemerkte, daß keineswegs immer eine Geisteskrankheit zu dem beregten Delicte führe, wenn auch vielfach geistig minderwerthige, anormal veranlagte oder in seniler Decadence befindliche Personen sich unter den Thätern befänden. Die scheinbare und doch nicht allzugroße Häufigkeit, die leichte Abgrenzbarkeit des Verbrechens von den anderen Sittlichkeitsdelicten, endlich die besondere Gefährlichkeit desselben, machen es für die Untersuchung besonders geeignet. Verschiedene Arten desselben ließen sich unterscheiden, je nachdem die Tödtung dem Genusse voraufgehe oder ihr folge, je nachdem sie von vornherein beabsichtigt oder erst im Sinnenrausch verübt werde. Eine besondere Gattung bilde der reine Lustmord ohne Befriedigung des sinnlichen Triebes. Die Ursachen zu dem in Rede stehenden Verbrechen lägen zunächst in der Erfahrungsthatsache der Vereinigung von Wollust und Grausamkeit, welche nach den Romanen des Marquis de Sade „Sadismus" genannt wird. Insbesondere führen zur Verübung solcher Thaten ausschweifender Lebenswandel mit überreizter Phantasie oder eine freiwillige, beziehungsweise erzwungene Enthaltsamkeit, endlich die den Gewohnheitsverbrecher ohne moralische Bremsvorrichtung erzeugende allgemeine Entsittlichung. Der Vortragende war aber selbst der Ansicht, daß das ihm vorliegende und von ihm mitgetheilte Material aus 26 Actenstücken kein abschließendes Urtheil ermögliche; daher beschloß die Versammlung, seinem Antrage gemäß, durch den geschäftsführenden Ausschuß nach einem, von Dr. Leppmann vorgelegten Fragebogen eine Sammelforschung über die bisher verübten Fälle des Lustmords, die Motive und die socialen Verhältnisse der Thäter zu veranstalten.

Den nächsten Punkt der Tagesordnung bildete die juristisch so umstrittene Frage über den Einfluß der neueren strafrechtlichen Anschauungen auf die gesetzgeberische Behandlung des Versuchs und der Theilnahme. Es lagen Gutachten des Hof- und Gerichtsadvocaten Alexander Nicoladoni (Linz) und des Oberreichsanwaltes Getz (Christiania) vor. Nicoladoni fand das Merkmal der neueren strafrechtlichen Richtung darin, daß sie das ganze Strafrecht unter dem Gesichtspunkt des Zweckes auffasse, die antisocialen Handlungen möglichst zu beschränken, und zur Erreichung dieses Zieles in der Strafe ein Mittel erblicke, um einen psychischen Zwang auf den Willen des Thäters auszuüben. Daher könne nur der psychische Zustand des Thäters zur Zeit der Versuchshandlung den Grund ihrer Strafbarkeit bilden und dürften die objectiven Thatbestandsmomente einzig in so weit Berücksichtigung finden, als sie einen Schluß auf diesen Seelenzustand gestatten. Beweise die im Stadium des Versuches gebliebene Handlung, daß die obenerwähnte, durch das Strafgesetz beabsichtigte Generalprävention dem Handelnden gegenüber sich als wirkungslos dargestellt habe, es also neuer Motive bedürfe, um den Delinquenten von weiteren Strafthaten abzuhalten, so müsse der Versuch bestraft werden. Da die physische Seite der Versuchshandlung durch den Gebrauch untauglicher Mittel oder durch die Wahl eines untauglichen Objectes nicht geändert werde, so liege in diesen Momenten auch kein Grund für die Straflosigkeit. Das Wahnverbrechen will jedoch der Referent straflos lassen, weil hier die Handlungsweise des Thäters nicht darthue, daß er auch die nöthige Willensenergie besitze, um sich zur Herbeiführung des gewünschten Erfolges wirksamer Mittel zu bedienen. Dr. Nicoladoni gelangt demnach zu folgenden Vorschlägen:

1) Jede Versuchshandlung wird mit der gleichen Strafe bedroht, wie das vollendete Verbrechen, wenn der Verbrecher alles gethan hat, was er für nöthig hielt, um den

gewollten Erfolg herbeizuführen oder aber, wenn aus seiner Persönlichkeit oder dem Umstande, unter dem die That verübt wurde, geschlossen werden muß, daß er von der Ausführung nur dadurch abgehalten wurde, daß Umstände eingetreten sind, welche abzuwenden er nicht die Macht hatte. 2) Bildet ein auch noch nicht beendigter Versuch den Thatbestand eines anderen, als des geplanten Verbrechens, so ist der Thäter mit der auf dieses Verbrechen gesetzten Strafe zu bedrohen.

Während von der älteren Schule die Theilnahme, d. h. die Beihülfe und Anstiftung im Gegensatz zur Urheberschaft als Mitschuld an dem Vergehen des Thäters aufgefaßt und der in dem Thäter, sowie in dem Theilnehmer bestehende Dolus als ein einheitlicher aufgefaßt werde, stelle sich nach den neueren strafrechtlichen Anschauungen die Handlung des Theilnehmers wesentlich anders dar, als diejenige des Urhebers. Der verbrecherische Vorsatz des ersteren richte sich nur auf die Herbeiführung des Erfolges seines eigenen Handelns, und so falle mit der Einheit des Vorsatzes auch die Einheit der Schuld. Dennoch bilde jede vorsätzliche Anstiftung zur Begehung einer strafbaren Handlung, sowie jede vorsätzliche Beihülfe ein den gesetzlichen Bestimmungen über die Strafthaten im allgemeinen unterliegendes selbständiges Delict, dessen Strafe sich allerdings in Art und Ausmessung nach der Schwere jener That richten müsse, zu welcher es mitgewirkt habe.

Das Gutachten des Reichsanwalts Dr. Getz (Christiania), welches, weil dieser nicht erschienen war, von Assessor Dr. Rosenfeld (Halle) vorgetragen wurde, gibt die Ansichten wieder, welche der genannte Verfasser bereits seit 20 Jahren verfochten und in dem Entwurf eines norwegischen Strafgesetzbuches zur Geltung gebracht hat. Er geht davon aus, daß zuverlässige Unterscheidungsmerkmale zwischen Thäterschaft und Theilnahme sich nicht finden ließen, und nur aus Gründen der Strafzumessung ein Unterschied zwischen den beiden Begriffen von den vorhandenen Strafgesetzbüchern gemacht worden zu sein scheine. Indessen sei nicht nur die objective Seite der Sache, sondern auch die subjective Schuld des Einzelnen für die Strafzumessung in Betracht zu ziehen. Demgemäß empfiehlt er den norwegischen Entwurf, welcher vorschreibt, daß, wenn mehrere zu einem strafbaren Zwecke mitgewirkt haben, die Strafe für diejenigen herabgesetzt werden kann, deren Mitwirkung wesentlich durch ihre abhängige Stellung veranlaßt worden oder von verhältnißmäßig geringem Belang gewesen ist, Den speciellen Strafbestimmungen sei daher eine solche Fassung zu geben, daß sie auch die mittelbare Thäterschaft in sich schlössen. Zu besonderem Ausdruck müsse gebracht werden, wenn das Gesetz die Strafbarkeit eines Mitwirkenden mindern wolle, wie z. B. bei Verbrechen, deren unmittelbarer Thäter eine in besonderer Vertrauensstellung befindliche Person sein müsse.

Es schien anfänglich, als ob sich in der Debatte ein Kampf zwischen Deterministen und Indeterministen entspinnen wollte, nachdem Advocat Dr. Benedict (Wien) die Behauptung aufgestellt hatte, daß das österreichische Strafgesetzbuch auf deterministischer Basis beruhe, was Professor Hiller (Czernowitz) auf das lebhafteste bestritt. Indessen drang die Meinung durch, daß die zur Erwägung stehenden Fragen völlig unabhängig von dem Standpunkt zu lösen seien, welchen man gegenüber der Lehre von der Willensfreiheit einnehme. Professor v. Liszt (Halle) trat für die Ansichten des Reichsanwalts Getz ein, indem auch er die Unterscheidung zwischen Theilnahme und Urheberschaft verwarf, die Theilnahme aber nicht als ein Verbrechen sui generis angesehen wissen wollte, wie Nicoladoni es annehme, sondern ausführte, daß derjenige, welcher bei der Begehung einer Strafthat mitgewirkt, auch diese Strafthat selbst verübt habe. Der Theilnehmer an einem Morde sei selbst ein Mörder. Staatsanwalt Högel (Graz) und Professor Lentner (Innsbruck) schlossen sich im Princip diesen Deductionen an, während Professor Frank (Gießen) die angefeindete „Begriffsjurisprudenz“ vertheidigte und auch von dem Boden der sogenannten „classischen Schule“ aus zu befriedigenden Resultaten gelangen zu können glaubte, da von einer irrigen Interpretation vieles in das Gesetz hineingetragen worden sei, was die geltende Theilnahme-Lehre verwirrt habe. Auch Professor Benneke (Breslau) wollte nur dort eine Verurtheilung der Begriffsjurisprudenz zulassen, wo die Rechtswissenschaft mit der begrifflichen Construction Mißbrauch treibe. Professor Foinitsky (Petersburg) meinte, daß die zur Discussion stehenden Fragen nur im Zusammenhang mit der Lehre von der strafrechtlichen Verantwortlichkeit gelöst werden könnten, und schlug vor, das Thema in Verbindung zugleich mit einer Erörterung über die strafrechtliche Verantwortlichkeit auf die Tagesordnung eines späteren Congresses zu setzen. Die Versammlung lehnte es ab, eine bestimmte Resolution zu fassen. Dabei war wohl die Ansicht maßgebend, daß es sich hier um rein wissenschaftliche Probleme handle, welche in einer Versammlung der Vereinigung doch nicht zum Austrag gebracht werden könnten.

Man trat darauf in den letzten Gegenstand der Tagesordnung ein, welcher sich mit der Erwägung beschäftigte, inwiefern eine Erweiterung des summarischen Strafverfahrens mit der Unterscheidung von Rückfälligen und Erstlingsverbrechern verträglich sei. Die Wahl dieses Gegenstandes entsprach der starken Strömung, welche sich gegenwärtig und besonders auch in Deutschland für die Beschleunigung des Strafverfahrens geltend macht. Von dem Landrichter Dr. Aschrott (Berlin) waren einige kurze Thesen ohne Begründung eingegangen, welche die Ausdehnung des summarischen Strafverfahrens von dem Gesichtspunkte einer energischen Strafjustiz und mit Rücksicht auf die Kostenersparniß empfahlen, auch die Erweiterung des summarischen Verfahrens mit einer Unterscheidung von Rückfälligen und Erstlingsverbrechern an sich nicht im Widerspruch erachteten, diese Proceßform jedoch nur zur Anwendung kommen lassen wollten bei leichteren Delicten, wo eine Gewohnheits- oder gewerbsmäßige Begehung nicht in Frage stehe, oder in Fällen, wo die Feststellung der Vorstrafen entweder unwesentlich oder bis zur Hauptverhandlung zu ermöglichen sei. Zu einem ähnlichen Resultat gelangte Prof. Garçon (Lille) in seinem ausführlichen Gutachten. Denn vermöge der Strafregister und der Bertillonage könne mit Hülfe des Telegraphen auch in beschleunigtem Verfahren festgestellt werden, ob man es mit einem Rückfälligen zu thun habe; hingegen sei es nicht möglich, das ganze Vorleben eines Menschen in wenigen Tagen zu ermitteln und so in kürzester Frist die Voraussetzung des gewohnheits- oder gewerbsmäßigen Verbrechens festzustellen. An Stelle des Landrichters Dr. Aschrott und Prof. Dr. Garçon übernahm Landgerichtsrath Dr. Felisch (Berlin) noch in letzter Stunde das Referat. Er unterschied zunächst vier Arten des abgekürzten Verfahrens, je nachdem der Angeklagte, wie beim Strafbefehl des deutschen Rechts, gar nicht, oder wie im Falle des § 211 der deutschen Strafproceßordnung, indem der Amtsrichter ohne Zuziehung der Schöffen urtheile, nicht von seinem ordentlichen Richter, oder wie beim flagrant délit des französischen Rechts, ohne die Garantie des ordentlichen Verfahrens gehört werde, oder wenn, wie bei der summary conviction der Jugendlichen in England, andere Straffolgen eintreten. Ein solches schleuniges Verfahren ließe zwar Raum, um die Rückfälligkeit festzustellen, allein es scheine nicht für alle Strafthaten geeignet. Die politischen und Preßdelicte seien auszuscheiden, ebenso die Schwurgerichtssachen und für die Vertretungen ließe sich schon um deßwillen nach dieser Richtung hin kein einheit-

liches Princip aufstellen, weil der Begriff der genannten strafbaren Handlungen in den verschiedenen Gesetzgebungen ein zu schwankender sei. Er beantragte daher, die Frage nach der begrifflichen Begrenzung, der Bestrafung und Strafverfolgung der Uebertretungen auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung zu setzen. Die Versammlung entsprach diesem Vorschlage und beendete damit ihre Arbeiten. Die nächste Hauptversammlung findet vermuthlich in St. Petersburg im Jahre 1897 statt. Doch liegen auch noch Einladungen aus Holland und Portugal vor.

Daß neben dem wissenschaftlichen Theile auch die Geselligkeit in ihre Rechte trat und zwischen den einzelnen Festtheilnehmern anregende persönliche Beziehungen knüpfen half, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Nicht nur Straf- und Besserungsanstalten wurden in Augenschein genommen, sondern auch das durch seine prähistorischen Funde ausgezeichnete, von dem Berliner Architekten Bruno Schmitz erbaute Linzer Museum unter sachkundiger Führung besichtigt. Ein eigenes Schiff führte die Mitglieder der Versammlung nach dem romantisch gelegenen Kloster Villhering an der Donau, wo sich die Fröhlichkeit sogar bis zum Tanze steigerte; ein Separatzug brachte sie an dem herrlichen Traunfall vorüber nach Gmunden, dem Hauptort des schönen, nur zu regenreichen Salzkammergutes, wo trotz des wenig freundlichen Wetters zum Abschied eine fröhliche Rundfahrt auf dem Traunsee unternommen wurde. Daneben wechselten Festessen mit Commersen und Concerten; überall suchte der Linzer Orts-Ausschuß mit dem Landgerichtspräsidenten Derleth und dem in der Sorge um die Gäste unermüdlichen Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Nicoladoni an der Spitze den Aufenthalt in der schönen Donaustadt so genußreich wie möglich für die Fremden zu gestalten, so daß die Letzteren gewiß dauernd eine freundliche Erinnerung an Linz bewahren werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Der Krieg gegen Frankreich** und die **Einigung Deutschlands.** Zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage von 1870/71. Von **Th. Lindner**, ord. Prof. der Geschichte an der Universität Halle. Mit 20 Vollbildern, zahlreichen Abbildungen im Text und 5 Kartentafeln. Berlin, A. Asher u. Co. 1895. — Das bereits mit einiger Spannung erwartete, vom preußischen Unterrichtsministerium bestellte, vermuthlich besonders für Schulprämien bestimmte Prachtwerk! Prof. Lindner hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Von neuer Forschung kann natürlich nicht die Rede sein; aber es macht doch einen gewaltigen Unterschied, ob ein wissenschaftlicher Historiker oder ein gewöhnlicher Schriftsteller eine derart zusammenfassende Arbeit übernimmt. Disposition und Darstellung sind klar und kräftig, das Urtheil gesund und frei von nationaler Ueberhebung; der Stil verräth einen Mann, der über eindrucksvolle mündliche Rede gebietet. Besonderen Dank verdienen die knappen, aber zahlreichen persönlichen Charakterbilder und die anschaulichen Schilderungen der menschlichen Seite des Krieges, des Lebens im Felde, Lager, Quartier u. s. w. Die Auswahl hübscher und fein ausgeführter Bilder und Karten zeugt von Tact und Geschmack. Nicht häufig sind populäre Unternehmungen von officieller Stelle aus so wohl gelungen.

* Mit den **Ursachen der Eiszeit** beschäftigt sich in zum Theil neuer und eigenartiger Weise eine italienische Preisschrift von **Luigi de Mardi**, von der der bekannte Astronom Schiaparelli einen Auszug in der Mailänder „Perseveranza" veröffentlicht hat. Er lehnt zunächst die Annahme ab, welche das Vorrücken der quaternären Gletscher aus einer Erhebung der von ihnen bedeckten Flächen ableitet, ebenso die Annahme, welche dieses Vorrücken auf Rechnung einer höheren Temperatur der Luft und einer damit verbundenen stärkeren Verdunstung setzt. Die wahre Ursache könne vielmehr nur in einer Erniedrigung der Temperatur und einer damit verknüpften Erhöhung der Feuchtigkeit und der Niederschläge liegen. Eine Bestätigung dieser Ansicht findet der Verfasser in den Untersuchungen über die gegenwärtigen periodischen Schwankungen der Gletscher und ihren Zusammenhang mit den durch Brückners Untersuchungen außer Frage gestellten periodischen Klimaschwankungen, bei denen eine Vermehrung der Feuchtigkeit und der Niederschläge ebenfalls nicht von einer Erhöhung, sondern von einer Erniedrigung der Temperatur hervorgerufen wird. Wodurch kann nun die mittlere Temperatur und, was damit zusammenhängt, ihre jährliche Schwankung vermindert werden? Zum ersten Male ist dieses Problem vom Verfasser in einer mathematischen Form behandelt worden, welche den Einfluß der einzelnen hier in Frage kommenden Factoren zahlenmäßig festzustellen oder wenigstens abzuschätzen gestattet. Darnach erscheinen Veränderungen in der Stärke der Sonnenstrahlung, in der Schiefe der Ekliptik oder in der Excentricität der Erdbahn allesammt zur Erklärung der in Rede stehenden Erscheinungen nicht hinreichend, wenn auch dem letztgenannten, besonders von Croll betonten Umstande eine gewisse Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Auch eine ehemalige andere Vertheilung von Wasser und Land kann auf keinen über das Maß einer gewissen Mitwirkung hinausgehenden Einfluß Anspruch erheben. Die Hypothese des Verfassers besteht in der Annahme einer geringeren Durchsichtigkeit der Atmosphäre, veranlaßt durch einen stärkeren Gehalt an Wasserdampf. Diese Verminderung der Durchsichtigkeit soll vom Aequator bis zum 70. Breitengrade zugenommen, von da nach den Polen wieder abgenommen haben. Die letztere Annahme würde die Entdeckungen Heers über die höheren Temperaturen der Polargegenden während eines Theiles der Tertiärzeit erklären.

* Ein neues Verfahren zur **fabrikmäßigen Herstellung von Kindermilch** ist, wie die „Post" berichtet, jüngst dem Professor Dr. Alexander **Backhaus** in Göttingen patentirt worden. Backhaus geht zunächst von dem Standpunkt aus, daß einer fabrikmäßigen Herstellung trinkfertiger Säuglingsnahrung gegenüber der hausweisen Verarbeitung der Kuhmilch für gedachte Zwecke der Vorzug gebührt, weil es in dem Fall viel leichter ist, Fütterung, Pflege und Haltung der Kühe, sowie die Behandlung der Milch nach dem Melken bis zur Verarbeitung zu controliren. Außerdem kann nach dem Centrifugiren und der damit verbundenen mechanischen Reinigung die Sterilisation in frischerem Zustande vorgenommen werden. Durch eine zweckentsprechende Veränderung der chemischen Zusammensetzung soll bei der weiteren Verarbeitung die Milch der Frauenmilch möglichst ähnlich gemacht werden. Beide Gesichtspunkte sind schon von Anderen hinreichend gewürdigt worden; namentlich in Bezug auf den zweiten hat vor etwa zwei Jahren der Chemiker Rieth sehr anerkennenswerthe Fortschritte verzeichnet. Kuhmilch und Frauenmilch unterscheiden sich am wesentlichsten in dem Kaseïngehalt, von dem erstere 3.00 Proc. enthält, letztere dagegen nur 0.5 Proc. Gerade das Kaseïn ist aber das Schwerverdauliche an der Kuhmilch. Im Fett- und Wassergehalt stimmen beide ziemlich überein, dagegen enthält Kuhmilch nur 0.5 Proc. Albumin und 4.8 Proc. Milchzucker, und Frauenmilch 1.25 Proc. Albumin und 6.25 Proc. Milchzucker. Rieth suchte die Annäherung an Frauenmilch durch Verdünnung der Kuhmilch, bis 1 Proc. Kaseïn darin ist, zu erreichen und darauf folgenden Zusatz von Milchzucker, Rahm und Albumose, einem angeblich auf 130 Grad erhitzten Hühnereiweiß, das abgekühlt nicht gerinnen soll. Backhaus schlägt den entgegengesetzten Weg ein. Zur Beseitigung des für den Säuglingsmagen so schwer verdaulichen Kuhkaseïns versetzt er die Milch unter Beachtung einer bestimmten Temperatur, der Einwirkungszeit, der Labmenge und der Bewegung der Milch mit gewöhnlichem Labferment, wodurch das Kaseïn in sogenanntes Parakaseïn, das sich in dickem Gerinnsel ausscheidet, und in leicht lösliches Molkenproteïn gespalten wird. Ersteres wird entfernt, und durch Wärmeentziehung, Eindampfen unter vermindertem Druck auf $^4/_5$ des Volumens erreicht man ein Milchserum, das 1.25 Proc. Albumin und 6.25 Proc. Milchzucker enthält. Ein Zusatz von Rahm hat endlich noch 0.5 Proc. Kaseïn und 3—3.5 Procent Fett zu ergänzen, um der Flüssigkeit annähernd die chemische Zusammensetzung der Frauenmilch zu verleihen. Das Verfahren ist in der Praxis leicht durchzuführen und hat in der Theorie viel für sich. Es erübrigt nur noch, eingehende Erfahrungen darüber zu sammeln, mit welchem Erfolg das neue Milchserum von den Kindern genommen wird. Eine Reihe derartiger Versuche, die in der Göttinger Universitätsklinik angestellt sind, scheint ja für die Brauchbarkeit des Präparats zu sprechen. Jedenfalls ist jeder Fortschritt auf diesem Gebiete mit dankbarer Anerkennung zu begrüßen.

* Der Verband deutscher Architekten und Ingenieurvereine hat sich in Gemeinschaft mit dem Oesterreichischen und dem Schweizerischen Architekten- und Ingenieurverein die Aufgabe gestellt, eine

Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses zu bearbeiten. Nach längeren Vorverhandlungen hat die Ausführung des Unternehmens inzwischen festere Gestalt angenommen. Die Vertreter des deutschen Verbandes haben es sich, wie das „Centralbl. der Bauverw." schreibt, zunächst angelegen sein lassen, in den Einzelvereinen Interesse für die Sache zu erwecken und dahin zu wirken, daß nach bestimmten Grundsätzen überall mit der Sammlung des Materials und mit der Ausmessung und Aufzeichnung bemerkenswerther Grundformen der Bauernhäuser vorgegangen werde. Am 10. August trat der für die Leitung des Unternehmens eingesetzte Gesammtausschuß zu einer ersten Berathung in dem durch seine charaktervollen Holzbauten ausgezeichneten Orte Garmisch zusammen, um auf Grund der Vorarbeiten über den Umfang des Werkes, die Art der Veröffentlichung und die Aufbringung der Geldmittel Vereinbarungen zu treffen. Die Vertreter der drei betheiligten Körperschaften waren vollzählig versammelt, und zwar für den österreichischen Verein der Baurath Alexander v. Wilemans und der Chef-Architekt der Wiener Baugesellschaft Karl Theodor Bach aus Wien, für den schweizerischen Verein der Architekt J. Gros aus Zürich, für den deutschen Verband Architekt K. E. O. Fritsch und Geh. Baurath Hinckeldeyn aus Berlin, Provincialconservator Landbauinspector Lutsch aus Breslau und Oberbaurath Prof. K. Schäfer aus Karlsruhe. Von den österreichischen Vertretern wurde die Mittheilung gemacht, daß das Unternehmen in Oesterreich-Ungarn allgemein große Sympathie finde, daß für seine Durchführung eine Organisation ähnlich der im deutschen Verbande geschaffenen ins Leben gerufen und eine große Zahl von Vereinen und einzelnen Sachverständigen als Mitarbeiter gewonnen sei. In den Kreisen der schweizerischen Architekten darf, wie Hr. Gros berichtete, ebenfalls auf volle Bereitwilligkeit, aus dem reichen Schatz dieses Landes an typischen Bauernhäusern Beiträge zu liefern, gerechnet werden. Eine Organisation für die Sammlung des Materials unter Mitwirkung der einzelnen Vereine ist zwar noch nicht durchgeführt, steht aber in Bälde zu erhoffen. Von den dem deutschen Verband angehörenden Vereinen haben einzelne bereits fleißig gesammelt, so daß dem Ausschuß eine ansehnliche Zahl von Aufnahmezeichnungen vorgelegt werden konnte. Man einigte sich dahin, daß der Titel des Werkes lauten solle: „Das deutsche Bauernhaus im Deutschen Reich, in Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz und in den Grenzgebieten dieser Länder." Die Herausgabe soll in vier Abschnitte gegliedert werden, und zwar wird der I. Abschnitt eine allgemeine systematische Abhandlung mit Skizzen im Text enthalten, während der II., III. und IV. Abschnitt die eigentlichen Aufnahmen der typischen Bauernhäuser in den drei genannten Ländern nebst ihren Grenzgebieten auf Tafeln zur Darstellung bringen und mit erläuterndem Text begleiten sollen. Die Zeichnungen werden allgemein im Maßstab 1 : 100 wiedergegeben, nur für einzelne besonders charakteristische Beispiele wird der Maßstab 1 : 50 gewählt werden. Die Ausstattung des Werkes soll würdig sein, ohne indessen den Anspruch an ein Prachtwerk zu erheben. Zu den Herstellungskosten soll die Beihülfe der Staatsregierungen in der Weise erbeten werden, daß die Behörden sich bereit erklären, eine bestimmte Anzahl von Exemplaren abzunehmen. Der Ausschuß hält es für dringend nothwendig, daß die Aufnahmen überall möglichst beschleunigt werden, weil dem Bestande an alten Bauernhäusern täglich Gefahr droht. Die Herausgabe des Werkes soll deßhalb aber nicht überstürzt, auf die Sichtung und Verarbeitung des voraussichtlich sehr umfangreichen Materials vielmehr die größte Sorgfalt mit Muße verwandt werden. Als letzte Frist für die Einlieferung der Aufnahmen seitens der einzelnen Mitarbeiter ist der 1. Juli 1897 in Aussicht genommen. Der Ausschuß beschloß endlich, im nächsten Jahre bei Gelegenheit der Wanderversammlung des deutschen Verbandes in Berlin wieder zu einer mündlichen Berathung zusammenzutreten.

* Dem französischen Chemiker G. Bertrand ist es, der „Magd. Ztg." zufolge, neuerdings gelungen, die Entstehungsweise des berühmten Lacks der Chinesen und Japaner genau zu ermitteln. Er wird durch den Milchsaft geliefert, der aus Einschnitten in die Rinde mehrerer Sumachbäume ausfließt. G. Bertrand erhielt aus Tongking eine gewisse Menge des ziemlich reinen Milchsaftes, der sich als eine dicke Sahne von hellbrauner, fast weißer Farbe und schwachem, an Buttersäure erinnernden Geruch darstellte. In vollen und gut zugepfropften Flaschen bleibt der Saft lange unverändert; sobald er aber mit der Luft in Berührung kommt, oxydirt er rasch, bräunt sich und bedeckt sich in einigen Minuten mit einer tiefschwarzen Haut, die in den gewöhnlichen Lösungsmitteln unlöslich ist. Dieser eigenthümlichen Eigenschaft verdankt der Milchsaft seine Verwendung. Bertrand hat nun ermittelt, daß die Lackbildung nicht bloß auf einer Oxydirung beruht, sondern auch auf der Gährung eines in dem Milchsaft fein vertheilten Körpers, den er Laccol nannte; das Laccol ist ein scharfer Körper, mit dem man nur unter Vorsichtsmaßregeln umgehen darf; Spuren von ihm genügen, um im Gesicht, an den Armen und Händen eine lebhafte Röthung hervorzurufen, auf die bald ein Frieselausschlag folgt.

* **Berlin**, 29. Aug. Der königl. Amtsrichter in Frankfurt a. M. und bisherige Privatdocent an der Universität Marburg Dr. Crome ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin ernannt worden. — Anzur ben Naffur Lamari, der seit vier Jahren als Lector für Kisuaheli am hiesigen Orientalienischen Seminar fungirte, hat dem Auswärtigen Amt in Folge von Urlaubsverweigerung seine Stellung aufgekündigt und kehrt in seine Heimath zurück. Er ist von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft als Dragoman für Tanga angestellt worden.

v. M. **Bern**, 26. Aug. Die heutige erste Plenarversammlung des Internationalen Statistischen Instituts wurde im Nationalrathssaal vom Präsidenten des Instituts, Rawson W. Rawson eröffnet. Zunächst begrüßte Bundesrath Ruffy die Versammlung im Namen des Bundesraths, indem er in sympathischer Ansprache nicht nur das allgemeine Interesse der Verwaltung an den Ergebnissen der Statistik, sondern insbesondere die Thatsache hervorhob, daß gerade die Schweiz es sich zur Aufgabe gesetzt habe, die internationalen Annäherungen zu schaffen und zu erleichtern. Darauf gab der Präsident Rawson in einem ausführlichen Vortrag eine Uebersicht der Ziele, welche das Institut verfolgt, und einen Rückblick auf dessen bisherige zehnjährige Wirksamkeit. Er benützte diesen Anlaß, um der Versammlung seinen mit Rücksicht auf sein Alter bevorstehenden Rücktritt vom Präsidium des Instituts anzukündigen. Wenn Rawson dabei auch die bisherige Arbeit des Instituts in den verschiedenen von ihm eingesetzten Comités als durchweg fruchtbar bezeichnete, so ist diese Auffassung ziemlich optimistisch; denn schon die Sectionsverhandlungen des heutigen Nachmittags zeigten, daß ein ernstliches Arbeiten der Comités in der Zwischenzeit zwischen den Tagungen des Institus nicht durchführbar ist. Ungetheilte Billigung verdient dagegen das treffliche Zeugniß, welches der Präsident dem vom Institut herausgegebenen Bulletin und dem unermüdlichen Herausgeber desselben, dem Generaldirector Bodio ausstellen konnte. Nachdem alsdann die Wahlen von neun Mitgliedern vollzogen waren, und Bodio über den Inhalt des soeben erschienenen neuesten Heftes des Bulletins mit einer umfassenden Arbeit des Altmeisters E. Engel über das Budget der Arbeiterfamilien berichtet hatte, hielt Cheysson (Paris) einen Vortrag über die „Krisis des Capitals". Er schilderte die Verluste, welche die mittleren Volksclassen durch die Verminderung der Capitalrenten erfahren, und befürwortete die genauere typische Feststellung dieser Verluste für ein Land, eine Provinz, eine Stadt oder eine Familie. Dabei unterließ er es nicht, die landwirthschaftliche Depression besonders hervorzuheben. Schließlich stellte er den von der Versammlung sympathisch aufgenommenen Antrag, ein specielles Comité niederzusetzen, welches den Plan der Ermittelung der Krisis in den Einkommensverhältnissen entwerfen solle.

Als die bedeutendste Leistung in der heutigen Plenarversammlung ist der darauffolgende hochinteressante Vortrag von Schmoller (Berlin) über die Einkommensverhältnisse in älterer und neuerer Zeit anzusehen. Zunächst berührte Schmoller die allgemeine Frage, wie sich in großen Zügen im Laufe der Geschichte die Einkommensvertheilung gestaltet habe. Er hob hervor, wie sich hier zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen gegenüberstehen. Auf der einen Seite stehen die Optimisten; diese sind die Freihändler und Vertheidiger der bestehenden Gesellschaftsordnung, welche in der wirthschaftlichen Freiheit an sich die Garantie einer immer gleichheitlicher sich gestaltenden Einkommensvertheilung finden. Ihnen stehen als Pessimisten Historiker und Socialisten gegenüber, welche auf das Verschwinden des Mittelstandes hinweisen. Beweise werden von beiden Seiten in der Regel mit Zahlen geführt, die als „typisch" gelten sollen, und meist nur auf kurze Zeiträume, oft nur auf wenige Jahre sich beziehen. Dem gegenüber fragt Schmoller, ob nicht die Geschichte eine Antwort auf die aufgeworfene Frage gebe? Er greift zunächst zurück auf die Verhältnisse im Alterthum und im späteren Mittelalter, und meint, daß viele Notizen über Zunahme der Latifundien und über Anhäufung einzelner außer-

ordentlicher Reichthümer für die Ansicht der Pessimisten zu sprechen schienen. Dann aber hebt er hervor, daß in diesen Notizen doch kein entscheidender Beweis liege; denn sie enthielten eine Aussage nur über eine kleine Minorität, über die oberste Schicht der Gesellschaft, und enthielten nichts über die bedeutungsvolle Gestaltung aller übrigen Einkommensverhältnisse. Deßhalb hat Schmoller den Versuch gemacht, in einigen — der Versammlung gedruckt zur Verfügung gestellten — Tabellen ein Bild der allgemeinen Einkommensvertheilung in früheren Jahrhunderten und eine Vergleichung mit der Neuzeit zu geben. Es handelt sich um Baseler und Frankfurter Einkommens-, bezw. Vermögensstatistik aus dem 15. Jahrhundert (nach Schönberg und Bücher), sowie um Augsburger Einkommensteuerstatistik aus dem 15. und 16. Jahrhundert (nach Hartung), um englische Nachweise aus dem 17. Jahrhundert, und um vergleichende Heranziehung der neueren oldenburgischen und sächsischen Einkommensteuerstatistik.

Der Einzelbetrachtung der Zahlenergebnisse schickte Schmoller einige allgemeine Bemerkungen voraus. Die Einkommensvertheilung ist auch von sittlichen Ideen und rechtlichen Institutionen abhängig, im übrigen aber Folge des großen socialen Differenzirungsprocesses. In diesen Proceß der Differenzirung der Menschen und der Einkommen greifen zeitweise Unrecht, Gewalt, Uebervortheilung tief ein, aber gerade nach diesen Richtungen machen sich dann Gegenbewegungen geltend. Man kann die Epochen des Aufschwungs, des Stillstands, des Rückgangs unterscheiden. In Zeiten des Aufschwungs stellt sich der Eintritt großer Unterschiede der Einkommen als Nothwendigkeit heraus. Aus dem sittlichen Zusammenhang der Volksgenossen entstehen allmählich Gegenströmungen, namentlich gegen die Söhne der zuerst in der Periode des Aufschwungs ökonomisch siegreich Vordringenden. Die Epoche des Rückgangs bringt eine ausgleichende Tendenz der Einkommensgestaltung, in der Zeit der Stagnation scheint wiederum Neigung der großen Einkommen zu stärkerem Anwachsen vorhanden. Daher kommt es, daß die Pessimisten mit Vorliebe auf die Periode 1860 bis 1875, die Optimisten auf jene von 1873 bis 1885/86 sich berufen. Die historische Vergleichung älterer und heutiger Einkommensverhältnisse hat Schmoller in seinen Tabellen in der Art durchgeführt, daß vier Classen unterschieden sind, die sich bezeichnen lassen als: Arme, unterer Mittelstand, oberer Mittelstand, Reiche. Aus der Vergleichung der Ergebnisse stellt sich heraus, daß die Zahl der Armen heute verhältnißmäßig höher ist, aber im großen und ganzen ist man doch überrascht, daß nicht größere Gegensätze zwischen heute und den spätmittelalterlichen Verhältnissen bestehen.

Das Gesammtergebniß seiner Forschungen zog Schmoller zum Schluß in folgender Weise zusammen. Mit steigender wirthschaftlicher und technischer Cultur ergibt sich eine immer zunehmende Verschiedenheit der Menschen, der socialen Classen, des Einkommens. Die Einkommensdifferenz geht aber leicht über die Differenzirung der Person hinaus (Lebensschicksale, Erbrecht, Unrecht, Ausbeutung). Keine der Ursachen wirkt zu allen Zeiten gleich; im ganzen ergibt sich eine constante Zunahme der Gegensätze in den Einkommensverhältnissen als Tendenz. Als Gegenwirkung kommen in Betracht: erstens die Aufreibung der obersten und der untersten Classen mit Rücksicht auf deren geringere Widerstandskraft, zweitens die Einschränkungen in der Bethätigung der Uebermacht, die ihrerseits im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der allgemeinen Volksbildung stehen. Thatsächlich wechseln Epochen stark fortschreitender Differenzirung ab mit solchen der Milderung und Ausgleichung der Gegensätze in den Einkommensverhältnissen. Höhere Cultur ist ohne größere Differenzirung nicht denkbar. Der neuzeitliche volkswirthschaftliche Fortschritt kam zunächst den fähigsten Führern zu gute; damit wurde der wirthschaftliche Kampf entfesselt, die elementare Raubthiernatur des Menschen kam zum Durchbruch. Zudem erwiesen sich als Sieger nicht bloß die Fähigsten, sondern auch die Rücksichtslosesten und Unanständigsten. Der Mittelstand ging zurück, die unteren Classen kamen unter schweren Druck. Daraus entstand alsdann eine lebendige Gegenbewegung gegen diese Mißstände. In dieser Epoche des allmählichen Durchdringens eines gesunden moralischen Volksgefühls sind wir jetzt. Das große Schlußergebniß der historischen Forschung bleibt: Die Folgen einer und derselben großen wirthschaftlichen Veränderung sind nach Bildung, Gesittung, Institutionen und Verfassung eines Landes verschieden.

Dem höchst anregenden Vortrage Schmollers sollte nach dem Antrage von Prof. Wolf (Zürich) eine eingehende Discussion folgen. Die Versammlung entschied aber gegen die Aufnahme einer Discussion in der richtigen Erkenntniß, daß gegenüber dem wohldurchdachten Vortrage mit gelegentlichen Gegenbemerkungen in einer durch die Geschäftslage bedingten nur kurz währenden Discussion Ernstliches nicht erreicht werden könne. Zweifellos wird Schmollers Vortrag weit über den Berner Nationalrathssaal hinaus die größte Beachtung finden. Unter den Kritikern werden sich gerade aus den Kreisen der Statistiker heraus gewiß auch Manche finden, die bei aller Anerkennung der meisterhaften Verwerthung der einkommensteuerstatistischen Nachweise zur Entwicklung allgemeiner Evolutionsgesetze des wirthschaftlichen Lebens erhebliche Bedenken bezüglich der Vergleichbarkeit der Daten aus einzelnen mittelalterlichen Städten mit jenen für neuzeitliche staatliche Gemeinwesen im ganzen, wie auch gegen die Art der Gruppenbildung bei den vier Wohlstandskategorien nicht unterdrücken können. Das hindert aber nicht, daß auch solchen kritisch veranlagten Statistikern der Schmoller'sche Vortrag, der einen würdigen Abschluß der ersten Plenarsitzung des Instituts bildete, hohen Genuß bereitete.

Riga. Das Polytechnikum veröffentlichte dieser Tage sein Programm für das bevorstehende Studienjahr, dessen Anhang die „Rig. Rundsch." zur Chronik und Statistik des verflossenen Studienjahres Folgendes entnimmt: Der Lehrkörper besteht zur Zeit aus 52 Personen. Darunter befinden sich 18 ordentliche Lehrkräfte (17 Professoren und 1 Zeichenlehrer) und 34 außerordentliche (14 Docenten, 4 Lectoren und 16 Assistenten, darunter 3 stellvertretende Assistenten, 2 Vorlesungs-Assistenten und 1 Kalligraph). Das Polytechnikum wurde im I. Semester 1894/95 von 1049 (gegen 897 im vorigen Jahre), im II. Semester dagegen von 1081 Studirenden (gegen 942) besucht. Nach den Abtheilungen geordnet, zählte das Polytechnikum im I. Semester 153 Landwirthe, 287 Chemiker, 112 Ingenieure, 278 Maschinen-Ingenieure, 25 Architekten und 194 Kaufleute, im II. Semester aber 154 Landwirthe, 300 Chemiker, 119 Ingenieure, 283 Maschinen-Ingenieure, 26 Architekten und 119 Kaufleute. Von diesen waren im II. Semester aus Riga 92, aus den Ostseeprovinzen 202, aus anderen Gouvernements 740, Ausländer 47. Als Hospitanten wurden im I. und im II. Semester je 5 Personen zugelassen. Die Diplomprüfungen des Jahres 1893/94 haben 88 Studirende bestanden. Von diesen haben 73 das Diplom nebst Belobigungsattestat erhalten. Die übrigen 15 erhielten das Diplom ohne Belobigungsattestat. Der mündlichen Diplomprüfung im April, resp. Juni 1894 unterzogen sich 106 Aspiranten, von welchen 103 die Prüfung bestanden haben. Von diesen gehören 8 der landwirthschaftlichen, 48 der chemisch-technischen, 3 der Ingenieur-, 19 der Maschinen-Ingenieur-, 3 der Architekten- und 22 der Handels-Abtheilung an. Die chemische Versuchsstation erledigte im Geschäftsjahre 1893/94 674 Aufträge, darunter 534 quantitative Analysen. Als Assistenten fungirten die Herren Nikolai Pohrt und Alfred Baron Schultz-Ascheraden. Die Bibliothek enthielt 12,961 Werke in 33,781 Bänden. Die Capitalsumme der Stiftungen betrug am 1. September vorigen Jahres 77,263 Rbl. 90 Kop., während die sämmtlichen Freistellen und Stipendien, mit Einschluß der v. Freimann-Ostaniewicz-Stipendien und der vom Technischen Verein gestifteten, gleichzeitig eine Summe von 6200 Rbl. jährlich repräsentiren. Die Gesammtausgaben des Studienjahres 1893/94 betrugen 177,065 Rbl. 19 Kop., wovon der Gagen-Etat allein 100,048 Rbl. in Anspruch nahm. Das Ausgabe-Budget des laufenden Jahres beträgt 172,114 Rbl. 50 Kop., wovon auf den Gagen-Etat 104,259 Rbl. 50 Kop. entfallen. Der Pensionsfonds der definitiv angestellten Docenten belief sich am 1. September 1894 auf 167,187 Rbl. 97 Kop., das Capital der Ssuworow-Stiftung (Wittwen- und Waisen-Casse der Docenten) auf 107,626 Rbl. 47 Kop.

* **Tokyo.** Dr. Graßmann, Professor an der kaiserlichen Universität hierselbst, wurde am 6. Juli vom Mikado in Audienz empfangen. Er hat sodann die Heimreise angetreten, da sein Contract mit der Universität abgelaufen ist.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 240. München, Freitag, 30. August. Beilage-Nummer 199.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Ueber die Geschichte der englischen Landwirthschaft.

Eine Studie von Dr. L. O. Brandt.

Man kann gar manches lernen, wenn man den Blick von Zeit zu Zeit von den Verhältnissen, unter denen man lebt, ablenkt und vergleichende Betrachtungen mit denen anderer Länder anstellt. Und ganz besonders drängen sich solche auf, wenn man sich mit England beschäftigt, dem Lande, in dem die Einseitigkeit der modernen Entwicklung auf die Spitze getrieben erscheint. Freilich haben Vergleiche, die man ganz unwillkürlich zieht, nur eine bedingte Geltung, aber sie genügen doch, so manche, vielleicht heute nicht unnützliche, Schlußfolgerung zu ziehen. In Bezug auf die Landwirthschaft hat England einen besonders eigenartigen Entwicklungsgang genommen, den ich im Folgenden in großen Zügen darzustellen unternommen habe.

Die Vertheilung des in einem Lande verfügbaren Flächenraums in Beziehung zu der Bodenbenützung gibt uns von vornherein ein Bild, wenn auch nur ein oberflächliches, von den wirthschaftlichen Verhältnissen, die in ihm herrschen. Leider ist es nun unmöglich, die Gliederung des Flächenraums von England, 37,106,000 Acres,[1]) und dessen von Deutschland, 54,025,000 Hektar,[2]) einander gegenüberzustellen, da die officiellen Berichte den Boden nach verschieden angenommenen und zusammengefaßten Gruppen auftheilen; daß die beiden Länder aber große Unterschiede aufweisen, erkennen wir schon aus folgender kleiner Aufstellung: Es waren von der Gesammtfläche 1878[3])

	Ackerland	Wiesen und Weide	Holzland	Weinberge
in Deutschland	47.8 v. H.	19.5 v. H.	25.7 v. H.	0.25 v. H.
in Großbritannien und Irland	29.8 „ „	30.9 „ „	3.2 „ „	—

Es fällt uns sofort auf, daß Deutschland ein Mehr an Ackerland, England ein Mehr an Wiesen und Weideland aufzuweisen hat.

Fragen wir nach der Benutzung der Bodenflächen und ihrer Veränderung, so ist folgende Tafel geeignet, uns Aufschluß zu geben. Für die angegebenen Culturarten betrug die Anbaufläche in englischen Ackern:

	1874	1890	1892
Körnerbau	9,431,490	8,033,133	7,808,031
Brachland	660,206	508,119	457,162
Klee- und Grasland	4,310,742	4,808,819	4,672,802
Dauerweiden	13,178,412	16,017,492	16,358,150.

Aus der Zusammenstellung ergibt sich, daß 1) die Weideländer bedeutend zugenommen haben und das größte Areal beanspruchen, 2) die Flächen des Körnerbaues dem gegenüber zurückstehen und außerdem noch abnehmen.

[1]) Census of England and Wales, 1891.

[2]) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1886.

[3]) Publicationen des Statistischen Amtes: Die Bodenbenutzung im Deutschen Reich nach den Aufnahmen von 1878.

Am meisten wird uns ferner die Vertheilung des Ackerlandes interessiren. Wir finden, daß die Anbauflächen der wichtigsten Brodfrüchte in England in 1000 Acres sich, wie folgt, zu einander verhielten:

	Weizen	Gerste	Hafer	Roggen
1866/70	3801	2458	4453	66
1885	2553	2446	4283	59
1887	2388	2255	4418	66
1889	2544	2316	4140	85
1892	2220	2039	2998	?

Die Schlüsse, die uns diese Zahlen erlauben, sind einleuchtend. Die Anbauflächen dieser sämmtlichen Brodfrüchte sind stetig zurückgegangen (am meisten die des Hafers). Wir sehen ferner, daß der Anbau von Roggen in England ganz unverhältnißmäßig hinter dem der anderen Getreidearten zurücksteht.

Welchen Einfluß diese Verhältnisse haben, wie zugleich die einheimische Erzeugung und die Einfuhr in inniger Wechselbeziehung stehen, wird uns klar, wenn wir die für England wichtigste Brodfrucht, den Weizen, herausgreifen. Es betrugen durchschnittlich in den angegebenen Jahren und in 1000 Quarters (= 290 Liter) vom Weizen[1])

	der Ernteertrag	die Einfuhr	zusammen
1852/59	13,160	4,653	17,813
1887/88	8,856	17,929	26,785
1889/90	8,770	19,268	28,038.

Die englische Weizenerzeugung geht also stark zurück, die Einfuhr aber steigt noch viel stärker.

Das Ergebniß unsrer bisherigen Betrachtungen ist kurz folgendes. Die Anbauflächen für Brodfrüchte vermindern sich in England ständig, das Pflugland allein hat von 1871—1891 um 1.7 Millionen Acres abgenommen; die Dauerweiden nehmen fast in gleichem Maße zu, d. h. der Körnerbau muß der Viehzucht weichen. Bemerkenswerth ist dabei, daß trotzdem von 1868—1881 der Bestand an Schafen in England um 26.50 v. H., in Wales um 7.53 v. H. abgenommen, der des Rindviehs in England um 10.00 v. H., in Wales um 10.45 v. H. zugenommen hat, d. h. der Viehstand ist in England um 7.49 v. H. zurückgegangen und hat in Wales eine Zunahme von 2.74 v. H. erfahren. Der Vorgang der Verminderung der Ackerflächen, der, wie ich nachher ausführen werde, in längst vergangener Zeit begann, ist neuerdings durch die überlegene nordamerikanische Getreideproduction noch schärfer angetrieben worden und die Thatsache des Rückganges auch der Viehzucht in Verbindung mit der einer steigenden Einfuhr von Vieh und Fleisch aus eben diesen Staaten zeigt, daß die Einführung der Dauerweide keinen Ersatz für den ausfallenden Körnerbau schafft, ganz abgesehen davon, daß die Zahl der beschäftigten landwirthschaftlichen Arbeiter und Kleinbesitzer sich nothwendig vermindert.

In England spielt sicher die ganze Art der Ernährung der Bevölkerung eine große Rolle bei dem Anwachsen der Viehzucht und hat einen Rückgang der Wollviehzucht durch

[1]) Handwörterbuch für Staatswissenschaften von Konrad und Lexis, Artikel Getreideproduction.

den Preisdruck, den australische und andere Erzeugnisse ausübten, ausgeglichen, indem man Mastvieh züchtete. In Deutschland ist ebenfalls die Schafzucht bedeutend zurückgegangen; theilweise, wie in Thüringen, vor nicht gar zu langer Zeit, denn man kann auf Wanderungen noch häufig die wohlerhaltenen, aber jetzt längst unbenutzten Schafställe auf den Gütern stehen sehen. Die Schafzucht hatte bei uns allerdings einen ganz anderen Charakter als in England. Sie änderte nichts an den landwirthschaftlichen Betriebsverhältnissen, sondern fügte sich großentheils der Ackerwirthschaft zwanglos ein. Nur in Nord- und Nordostdeutschland griff man nothwendigerweise zur Koppel- und Weidewirthschaft. Ueber den Rückgang der Schafzucht finde ich bei Roscher [1]) einige Notizen. Die Anzahl der Thiere betrug

in Rheinpreußen		im Königreich Sachsen	
1822	613,000	1768	etwa 1,000,000
1849	536,000	1837	685,000
1873	392,000	1867	304,087
1883	331,359	1873	206,833.

Die tiefgreifenden Unterschiede der landwirthschaftlichen Betriebssysteme in England und Deutschland erhellen schon aus der Thatsache, daß beide Länder an der mittleren Getreideproduction der Erde im Durchschnitt der betreffenden Jahre folgendermaßen betheiligt waren:

	in den Jahren	Weizen u.	Roggen	Gerste	Hafer
		in Millionen		Hektoliter	
Deutsches Reich [2])	1878/87	38.4	80.6	35.0	95.6
Großbritannien und Irland .	1884/87	27.4	0.6	28.5	58.3.

Es geht daraus, was schon erwähnt, deutlich hervor, daß die wichtigste Brodfrucht für England der Weizen ist, wogegen Roggen (im Gegensatz zu Deutschland) fast ganz außer Betracht fällt. Nach Mucke war 1878 das Verhältniß Folgendes. Es besaßen an Ackerland das Deutsche Reich 257,672 Quadratkilometer (= 47.8 v. H. der Gesammtfläche), Großbritannien 94,138 Quadratkilometer (= 29.8 v. H. der Gesammtfläche). Hievon waren Weizenland in Deutschland 18,138 Quadratkilometer (7.0 v. H. der Ackerfläche), in Großbritannien 13,686 (14.5 v. H. der Ackerfläche); mit Roggen waren bebaut in Deutschland 59,349 Quadratkilometer (22.8 v. H. der Ackerfläche), in Großbritannien 288 Quadratkilometer (0.3 v. H. der Ackerfläche). Die Anbauflächen für Weizen sind in England von 1866—1892 von 3,801,000 Acres auf 2,220,000 Acres gesunken. Demgemäß müssen auch die Ernten bei übrigens gleich intensivem landwirthschaftlichen Betriebe geringere Erträge geben; das Land ist also bei steigender Volkszahl und bei wachsendem Weizenverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung mehr und mehr auf die Einfuhr von Weizen angewiesen. Sowohl dies Ergebniß einer nachher zu erörternden Entwicklung in England, als auch die Erkenntniß der wesentlich anderen Lage Deutschlands stellen sich in folgender Aufstellung dar:

Werthe für Getreide und Mehl in Millionen Mark: [3])

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehreinfuhr
Deutschland . . .	211.8	34.8	177.0
Großbritannien . .	1047.2	14.8	1032.4

Professor Conrad äußert sich in seiner Abhandlung über die Landwirthschaft [4]) über England in der neuesten Zeit wie folgt: „Noch in den 40er und 50er Jahren lieferte Deutschland am meisten Weizen nach England; obgleich die Quantität in den 60er Jahren noch stieg, wurde es aber bereits von Rußland überflügelt, und auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika lieferten in diesem Decennium schon ebenso viel für Rußland. In den 70er Jahren verminderte sich die Einfuhr aus Deutschland, während sie in Rußland auf demselben Niveau blieb, aus dem übrigen Europa allmählich auf ein Minimum herabsank. Die hauptsächlichste Bezugsquelle wird nun mehr und mehr Amerika, welches 1872 noch nicht 9 Mill. Centner lieferte, 1874 bereits 23 Millionen, 1879—1882 über 36 Millionen jährlich. Gerade in den letzten Jahren ist das Brittische Indien mit bedeutenden Lieferungen aufgetreten, welche im Jahre 1883 11 Millionen Centner umfaßten, das ist fast das Dreifache von dem, was Europa excl. Rußland an England abgab. Der gesammte Bedarf Englands an ausländischem Weizen allein, der in den 40er Jahren nicht ganz 10 Millionen Centner betrug, in den 50er Jahren auf $16^1/_2$ Millionen stieg, in den 60er Jahren bereits 30 Millionen umfaßte, belief sich in den letzten Jahren auf über 64 Millionen. Dazu kommt noch eine wachsende Quantität von Mehl, welches von 2.3 Mill. in der ersten Periode auf 16.3 Millionen im Jahre 1883 gestiegen ist. Die Gesammtlieferungen von Getreide und Mehl nach England erhoben sich 1888 auf 144 Millionen Centner (in den 40er Jahren betrugen sie nur $20^1/_2$ Mill.)."

Wenn aus den Angaben, die ich bisher machte, hervorgeht, daß England in Bezug auf die heimische Brodfruchterzeugung sehr ungünstig gestellt ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß auch in Deutschland die gleiche Entwicklung einsetzt, die uns vom Ausland wirthschaftlich abhängig macht, indem die Einfuhr der Brodfrüchte stetig wächst [1]) und die Ausfuhr abnimmt.

Es betrug:

Deutschlands von Brodfrüchten	Einfuhr 1880	Einfuhr 1891	Ausfuhr 1880	Ausfuhr 1891	Einfuhrüberschuß 1880	Einfuhrüberschuß 1891
Roggen .	689,563	842,654	26,587	134	662,976	842,520
Weizen .	227,553	905,332	178,170	337	49,383	904,995
Hafer .	161,686	119,884	43,564	373	118,122	119,511
Gerste .	222,271	725,519	154,409	3,899	67,862	721,620
Mehl, Graupen	67,875	15,981	80,576	104,187	— 12,701	— 88,206

Auch für Deutschland faßt Professor Conrad die Ergebnisse der Statistik kurz zusammen: „Während noch in den 40er und 50er Jahren $4^1/_2$ Millionen Centner Weizen aus Deutschland mehr aus- als eingeführt wurden und noch in den 60er Jahren die Ziffer sich auf 3.7 Millionen belief, war Anfang der 70er Jahre jener Ueberschuß fast auf Null reducirt und von 1875—1879 überwog umgekehrt der Import den Export um über 4 Millionen; und trotz der Erhöhung der Zölle hat sich dieser Betrag von 1880—1884 mehr als verdoppelt (9 Millionen). In den 40er Jahren vermochte das Zollgebiet noch über 9 Millionen Roggen zu entbehren, seitdem aber änderte sich das Verhältniß; schon in den 50er Jahren bedurfte es eines Zuschusses von 2.3 Millionen, von 1875—1879 18.7 Millionen, seit Einführung des Zolles, also seit 1880, hat sich der Betrag zunächst ermäßigt, ist aber im letzten Jahre (1889) noch über das frühere Maß hinaus gestiegen. Ganz ähnlich stellt sich das Verhältniß bei Gerste, Hafer, Hülsenfrüchten und anderen Getreidearten." [2])

Eine weitere Frage von durchaus nicht untergeordneter Bedeutung ist die, ob es volkswirthschaftlich richtig ist, eine so große Menge Landes zum Anbau von Zuckerrüben und von Kartoffeln zum Branntweinbrennen seiner eigentlichen Bestimmung, der Getreideerzeugung, zu entziehen,

[1]) Roscher, System der Volkswirthschaft, Band II, Cap. 2, Anmerkung S. 652.

[2]) Buchenberger, Agrarwesen, S. 73.

[3]) Buchenberger, Agrarwesen, S. 74.

[4]) Schönbergs Handbuch, Band II, S. 219.

[1]) Für die Einfuhr fremden Weizens nach England hat Dalhousie Roß eine übersichtliche graphische Darstellung in seiner Schrift: „Der Niedergang der Landwirthschaft und des Handels" gegeben.

[2]) Schönbergs Handbuch, Bd. II, S. 219, 223.

wie dies bei uns geschieht. Im Jahre 1883 waren 333,380 Hektar in Zuckerrübencultur, d. h. der 79. Theil des gesammten Ackerbodens. Es will auch mir nicht ganz ungefährlich erscheinen, wenn wir auf unserm eigenen Boden für die Ausfuhr Spiritus und Zucker erzeugen, dagegen mehr und mehr Getreide einführen. Jedenfalls hat Dr. Rudolf Meyer schon vor einem Jahrzehnt mit allem Ernste darauf hingewiesen, daß die Gefahr, die, wie ich später kurz ausführen werde, England droht, auch für uns eintreten könnte: „Wenn Deutschland die Zufuhr in einem mehrjährigen Kriege von Osten und Westen abgeschnitten werden sollte, so würde es einer Festung mit mehr Bevölkerung als Lebensmitteln gleichen." [1]) Doch ist bei Beurtheilung dieser Verhältnisse allerdings nicht außer Acht zu lassen, daß im nordöstlichen Deutschland die Bodenverhältnisse vielfach zum Rübenbau drängen. Der Uebergang vom Körnerbau zur Feldgraswirthschaft ist eine bedeutungsvolle Wandlung und ein typisches Moment der englischen Wirthschaftsgeschichte. Sie ist bedeutungsvoll, weil sich uns „bei solchen Vorgängen Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer starke Erschütterungen des landwirthschaftlichen Berufslebens fernhaltenden oberen Staatspolitik fast von selber aufdrängen".

Wir haben hier die Folgen einer Jahrhunderte dauernden inneren Entwicklung vor uns. Schon im 14. Jahrhundert begann man in England aus nachher zu erörternden Gründen [2]) auf den Gütern statt des Körnerbaues die Weidewirthschaft, vor allem die Schafzucht einzuführen. Im Mittelalter [3]) stand der landwirthschaftliche Betrieb in England noch nicht auf einer hohen Stufe. Es bestanden nach Ochenowsky die Zwei- und die Dreifelderwirthschaft nebeneinander, und zwar überstieg die Weide, einschließlich der Waldweide, beträchtlich den Umfang der Wiesen und Aecker. Die Bodenaufbereitung war eine mangelhafte, die Düngerwirthschaft schlecht, so daß durch den Getreidebau der Boden ausgesaugt wurde. Bemerkenswerth ist, daß die englische Landwirthschaft dieser Zeit keineswegs eine reine Naturalwirthschaft war, sondern im Domesday-Book werden für die liberi tenentes neben Naturalleistungen auch jährliche Geldabgaben von den Grundherren gefordert, und schon im 14. Jahrhundert sind in der Landwirthschaft der Geldlohn und die Geldabgabe Regel. — Was das Abhängigkeitsverhältniß der niederen Volksschichten anlangt, so zeigt sich, daß es selbst bei den Sklaven und Leibeigenen ein drückendes nicht genannt werden kann, sonst hätte man das schon früh beginnende, starke Wachsthum der Löhne für landwirthschaftliche Arbeiter, das man schon 1349 durch Gesetze zu bekämpfen suchte, sicher durch das Uebergewicht der Stellung der Herren verhindern können. [4])

Was die Vertheilung des Grund und Bodens in ältester Zeit anlangt, so kommt Frederic Seebohm [5]) auf Grund der Angaben im Domesday-Book zu folgendem Ergebniß:

Es befanden sich in den Händen der 101,407 villani (das Gut zu 20 Acres gerechnet) 2¼ Millionen Acres;
es befanden sich in den Händen der bordarii und der 6—7000 übrigen Häusler (das Gut zu 3 Acres gerechnet) ¼ Million Acres;
es befanden sich in den Händen der 23,000 socchomanni und der 12,000 liberi homines (das Gut zu 30 Acres gerechnet) 1 Mill. Acres;
es befanden sich in den Händen der Grundherren 1½ Millionen Acres.

Demnach war etwas weniger als die Hälfte jener 12,000,000 Acres Land der Grafschaften 1879 in Cultur, die für jene Zeit vom Domesday-Book berücksichtigt werden.

Ein Ereigniß, das nach der Ansicht gewiegter Kenner der damaligen Verhältnisse scharf in die weitere Entwicklung der Landwirthschaft eingriff, war die 1349 auftretende Pest, die England entvölkerte. Das Arbeitsangebot sinkt, die Löhne steigen in Folge dessen. Thornton dagegen weist den entscheidenden Einfluß der Pest auf die Lohngestaltung ab, indem er bemerkt, daß nach jener Seuche die Löhne noch nicht einmal am höchsten gestanden hätten. Nach seiner Ansicht sind andere Gründe maßgebend gewesen. Der Handel, die Manufactur und der Ackerbau nahmen am Ende des 14. und im 15. Jahrhundert großen Aufschwung, da mit Flandern und vor allem mit Italien rege Handelsbeziehungen angeknüpft worden waren. Außerdem wurde die Stellung der Leibeigenen, die, wie gesagt, nie eine sehr drückende gewesen zu sein scheint, immer freier, bis endlich allmählich die leibeigenen Bauern (villains) zu Lastbauern (copyholders) wurden, die mit ihrer Nachkommenschaft frei waren. Aber auch schon vorher, als die Gebundenheit an die Scholle noch fester war, bereitete es wenig Schwierigkeiten, daß die Kinder der Leibeigenen, die bei der Bestellung des Landes auf dem Herrengute überflüssig waren, von dem Herrn, dem sie mehr ein Hemmniß, als eine Hülfe waren, ihre Freilassung erhielten. Auch wurde die Freilassung von Sklaven häufig von der Kirche als Sühne eines Gewissensdruckes gefordert. Alle diese verschiedenen Ursachen wirkten unmerklich während des 15. Jahrhunderts und führten den bei regem Handel aufblühenden Städten Arbeiter zu, wodurch auf dem Lande die Löhne naturgemäß steigen mußten. War bei der Technik, mit der der Getreidebau betrieben wurde, schon der Ertrag der Grundstücke ein geringer, so mußte er bei dem Zwange, höhere Löhne zu zahlen, noch weiter zurückgehen, und wenn auch die Gesetzgebung zu Gunsten der Landwirthschaft einzugreifen suchte und die Grundbesitzer Anstrengungen machten, die alten Naturalleistungen und in ihrem Gefolge die alte Unfreiheit der Bevölkerung wieder einzuführen, so blieb dies Alles wirkungslos. Auch das Mittel, ihre Güter in Pacht zu geben, entsprach nicht den Wünschen der Grundbesitzer, da die Getreidepreise nicht stiegen, also ein höherer Ertrag dennoch nicht erzielt wurde. Unter diesen Umständen und bei Berücksichtigung der eigenartigen Landvertheilung, daß neben den ungenügend ertragsfähigen Aeckern die Weideflächen den Hauptbestandtheil der englischen Landwirthschaft ausmachten, war es natürlich, daß die Grundbesitzer dem Zuge der geldwirthschaftlichen Entwicklung, welche die socialen Bande zwischen Arbeit und Boden löste, folgten, und zur Weidewirthschaft übergingen. (Dem Steigen der Wollpreise am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts schreibt Ochenowsky keinen so großen Einfluß zu, doch scheint mir dies nicht richtig zu sein.) Unterstützt wurde dieser Vorgang dadurch, daß die Grundherren praktisch, wenn auch nicht rechtlich ein individuelles Eigenthum am Grund und Boden hatten und demgemäß unangefochten die Grundholden verdrängen konnten. Die Bedingung für diese, aus ihren Pachtbetrieben eine Rente übehaupt zahlen zu können, war die Weidenutzung. Da die Weideländer von den Grundherren kraft des von ihnen geltend gemachten individuellen Eigenthums eingehegt wurden, so fiel mit der Bedingung auch die weitere Daseinsmöglichkeit auf dem so

[1]) Dr. R. Meyer: Der Emancipationskampf des vierten Standes. 2. Aufl., I. Bd., S. 463 ff.

[2]) Siehe auch *Thorold E. Rogers:* Six Centuries of Work and Wages.

[3]) Ich folge hier in der Hauptsache der Darstellung, die Dr. W. v. Ochenowsky in seinem Buche: „Englands wirthschaftliche Entwicklung im Ausgange des Mittelalters", gegeben hat. Vergl. ferner: Hartpole Lecky: Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Bd. I. S. 6/7. — *Macaulay:* The History of England. Vol. 1, p. 329. — Dr. Ed. Fischel: Die Verfassung Englands. S. 271 ff. — *Thornton:* Overpopulation and its Remedy, London 1846.

[4]) *Thornton:* Overpopulation, S. 172 ff.

[5]) Frederic Seebohm: Die englische Dorfgemeinde, übersetzt von Th. v. Bunsen.

beschnittenen Pachtgrunde weg, und die Pächter mußten ihn verlassen.[1]) Noch härter und schroffer trat die gleiche Wandlung in Irland im 17. Jahrhundert auf, wie es Hartpole Lecky anschaulich geschildert hat. (Bd. II, Seite 263 ff.; Bd. VI, S. 330 ff.) Es muß ferner in Betracht gezogen werden, daß mit den kleinen Landeigenthümern vor allem mit den Yeomans, deren Zahl Macaulay noch nach der Restauration auf 160,000 schätzte, so daß sie mit ihren Familien ein Siebentel der Bevölkerung ausmachten — daß mit der Abnahme dieser Bevölkerungsclasse, die Lecky „das wichtigste Element der englischen Freiheit" nennt, ein starkes Gegengewicht gegen den Adel schwand. Ohne auf den Gang der Dinge hier weiter einzugehen, hebe ich nur nochmals hervor: Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an bewirthschafteten die Lords ihre Güter schon nicht mehr selbst, womit derselbe Uebelstand eintritt, den Justus Möser so scharf an dem deutschen Landadel beklagt, nämlich, daß er seine socialen Pflichten über seinen socialen Rechten vergessen habe. Diese verhängnißvolle Wandlung machte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in schrofferer Weise geltend. Sie war die Ursache, daß viele Tausende von Kleinbauern und ländlichen Arbeitern in England brod- und heimathlos wurden, aus deren Reihen die Vagabunden hervorgingen, deren Arbeitsangebot die Nachfrage überstieg, so daß die Löhne zum Sinken kamen. Eine Reihe hervorragender Staatsmänner erkannte die Gefahr und warnte vor dem Abgrunde, auf den man lossteuerte, More, Roger, Strafford, Sir Francis Bacon und Andere, doch alle Versuche zur Abwehr halfen nichts. Auch ein Dichter, der mit der heimischen Scholle und dem Volke, das sie bebaute, seinem ganzen Denken und Fühlen nach verwachsen war, sah auf seinen Wanderungen die Zerstörung, die angerichtet wurde. Oliver Goldsmith schrieb im Jahre 1770 sein Gedicht: „The Deserted Village".

Goldsmith schildert die Entvölkerung des platten Landes an einem Dorfe, das er in blühendem Zustande verlassen hat, um es öde und leer wiederzufinden.

„Sweet smiling village, loveliest of the lawn,
Thy sports are fled and all thy charms with drawn;
Admidst thy bowers the tyrants hand is seen,
And desolation saddens all thy green:
One only master grasps the whole domain,
And half a tillage stints thy smiling plain.
Ill fares the land, to hastening ills a prey,
Where wealth accumulates, and men decay.
Ye friends to truth, ye statesmen who survey
The rich man's joys increase, the poors' decay,
'T is your's to judge, how wide the limits stand
Between a splendid and a happy land.
— — — — — The man of wealth and pride
Takes up a space that many poor supplied;
Space for his lake, his park's extended bounds,
Space for his horses, equipage, and hounds.
His seat, where solitary sports are seen,
Indignant spurns the cottage from the green.
— — — — — — — — — — — — —
E' en now the devastation is begun,
And half the business of destruction done;
E' en now, methinks, as pondering here J stand,
I see the rural virtues leave the land."

Die Mahnungen Goldsmiths verhallten ebenfalls ungehört, seine Prophezeiung aber traf ein.

Am Schlusse des 17. Jahrhunderts hatte die Zahl der auf eigener Scholle sitzenden Bauern noch die derer überwogen, die fremdes Land bestellten,[2]) aber im 18. Jahrhundert sind allein 9 Millionen Acker Gemeindeland (über ein Achtel des gesammten englischen Landes) in den Besitz Einzelner übergegangen. Die Zusammenlegung des Grundbesitzes in die Hände Weniger nahm reißend zu, und dabei sind diese Wenigen nicht mit der Scholle verwachsen, sie sind nicht Land-, sondern Geldaristokraten — eine ominöse Erinnerung an die Geschichte der alten römischen Landwirthschaft. Die Angaben über die heutige Vertheilung des Bodenbesitzes in England schwanken erheblich; ich gebe hier die günstigste Berechnung wieder, die Nasse auf Grund der Berechnungen des englischen Statistikers John Bateman anführt. Danach kommen auf den Besitz der todten Hand 4.4 v. H. der Gesammtfläche; auf 4217 private Großgrundbesitzer, von denen jeder mindestens 1000 Acres hat, 56.2 v. H.; auf 33,997 Eigenthümer von 100—1000 Acres 27.05 v. H. der Gesammtfläche. Dieser Angabe stehen aber eine große Reihe anderer gegenüber, die bedeutend ungünstiger aussagen. Der ganze Bodenbesitz des Vereinigten Königreichs zählt 77 Millionen Acres, von denen nur 46 Millionen bebaut sind, der übrige Theil aber brach liegt.[1]) Bedenkt man ferner, daß Großbritannien auf 1000 Hektar Land 349 Hektar unproductiven Boden (Deutschland 53) und nur 188 Hektar Ackerland (Deutschland 484, Preußen 503) hat, so ist es erklärlich, daß wir oben einen solchen Unterschied in der Brodfruchterzeugung der beiden Länder feststellen konnten derart, daß, während Deutschland immerhin noch vier Fünftel seines Getreides baut, England dagegen nur noch ein Drittel erzeugt.[2]) Gleich ungünstig bleibt das Verhältniß zu Deutschland, wenn man die Zahl der landwirthschaftlichen Betriebe in England in Vergleich zu den unsern setzt. Es stellt sich heraus, daß Deutschland an solchen überhaupt und an solchen vom Umfange einer Bauernwirthschaft absolut viermal, im Verhältniß ungefähr drei Mal so viel hat, als Großbritannien.[3]) Auf die Größe der ländlichen Bevölkerung gehe ich später ein, hier möchte ich als bezeichnend nur feststellen, daß die Zahl der in der Landwirthschaft erwerbsthätigen Personen in England zurückgegangen ist von 2,010,454 (1861) auf 1,383,184 (1881).[4]) Ein besseres Verständniß noch gewinnt man aus folgender Aufstellung, der ich die entsprechenden Zahlen für Deutschland aus dem Jahre 1882 beifüge.

	England und Wales[5])		Deutschland
	1881	1891	1882
Gesammtzahl der landwirthschaftlichen Bevölkerung	—	1,336,945	18,840,818
Gesammtzahl der Pächter (Farmer)	223,943	223,610	8,913,278[6])
Verwandte dieser	75,197	67,287	2,032,035
Landwirthschaftliche Arbeiter . .	870,798	780,707	7,755,303

Demgemäß kommen von der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung auf den Quadratkilometer der Gesammtfläche des Landes in England (1891) 4.2 Köpfe, in Deutschland 34.8; auf den Quadratkilometer der Fläche des Ackerlandes aber in England (1891) 11.7, in Deutschland 71.6. Der Ausfall in der Zahl der Pächter von 1881—91 erscheint gering; das richtige Bild erhalten wir aber erst, wenn wir die Anzahl der Pächtersöhne und anderer Verwandter, die mit in der betreffenden Wirthschaft leben und in ihr beschäftigt sind, betrachten; diese fiel in den letzten zehn Jahren um 10 v. H. und einen ähnlichen Rückgang zeigt die Zahl der landwirthschaftlichen Arbeiter einschließlich der Schäfer und Kärrner. Es mag hier die Anziehungskraft der Städte Einfluß haben, wo höhere Löhne winken und ein

1) Daß die hier kurz geschilderte Umwandlung schon sehr früh einsetzte, beweist der Umstand, daß diese Verhältnisse schon 1487 Gegenstand der Parlamentsberathungen waren.

2) *Macaulay*, History of England, Bd. I, Cap. 3.

1) *D. Campbell*, The Puritan in Holland, England and Amerika, London 1892.

2) Karl Jentsch, Weder Communismus noch Capitalismus, Leipzig 1893, Seite X.

3) Karl Jentsch, a. a. O. Seite 11/12.

4) Buchenberger, Agrarwesen u. s. w., Seite 23.

5) Censusbericht, Seite 43.

6) Selbständige Landwirthe.

abwechselungsreicheres Leben. Auch sucht der Landwirth dem steten Preisfalle seiner Erzeugnisse dadurch zu begegnen, daß er seinen Betrieb einschränkt, und schließlich wird in Folge der Umwandlung von Ackerland in Weideland die Nachfrage nach landwirthschaftlichen Arbeitern immer geringer.[1])

Die Thatsachen der modernen Verkehrsentwicklung, die in der neuesten Zeit einen so kolossalen Preissturz des Getreides hervorgerufen haben, wirkten auf England mit ganz ursprünglicher Wucht, aber sie haben sich mehr oder weniger in anderen Ländern auch gezeigt und das hervorgerufen, was man Agrarkrisis zu nennen pflegt. Ende der sechziger Jahre tritt eine riesenhafte Steigerung der Getreideeinfuhr ein. Zunächst wird 1869 der Suezcanal dem Verkehr übergeben, damit ist die Verbindung mit Amerika und Asien bedeutend abgekürzt, die Frachtsätze sinken; 1865 war der Bürgerkrieg in Nordamerika beendet; durch die großen Eisenbahnen, die nun entstehen, gelangen die Colonisten aus dem Urwaldgebiet in die Steppen, wo kraft der Unterstützung der Regierung und der Eisenbahngesellschaften schnell große Ansiedelungen entstehen, die bei der leichteren Bearbeitung des Steppenbodens gegenüber der langsam fortschreitenden und mühseligen Brandwirthschaft des Urwaldes schnell bedeutende Vorräthe von Getreide auszuführen im Stande waren. — In Indien waren durch Bahn-, Wege- und Canalbauten die Verkehrsmittel gehoben worden, große Bewässerungsanlagen hoben die Culturfähigkeit des Landes, die Arbeitslöhne sind erstaunlich gering, in neuester Zeit begünstigt noch die Silberkrisis die Ausfuhrfähigkeit, kurz auch Indien tritt in die Reihe der Getreide ausführenden Länder. — Schließlich können auch durch den Ausbau, vor allem des südrussischen Bahnnetzes, die Getreidemassen dieses Landes bequem befördert werden und erscheinen gleichfalls auf den Märkten. — Gegen diese Entwicklung war England ebenso wie jeder andere Staat völlig machtlos.

Das charakteristische Zeichen der modernen englischen Landwirthschaft ist jedenfalls heute die Pachtwirthschaft, und es muß zugestanden werden, daß bei dem herrschenden System der Grundbesitzer sich nicht völlig von dem Boden losgelöst hat insofern, als die größeren Bauten und Bodenaufbesserungen von ihm getragen werden. Die Pachtverträge laufen meist von Jahr zu Jahr (yearly tenancy), ein Rechtszustand, der, selbst wenn die Grundeigenthümer wohlwollende Herren sind, ein bedeutendes Hemmniß für gesunde, gleichmäßige Entwicklung der ihm unterworfenen Wirthschaften darstellt, zumal in einer kritischen Zeit, wie sie England seit 1875 in Folge schlechter Ernten hat durchmachen müssen. Ich kann hier nicht auf die Beziehungen zwischen Production nach Umfang und Kosten-Einfuhr von außen (Amerika! Rußland!) und der Gestaltung der Getreidepreise eingehen,[2]) den Einfluß aber, den schlechte Ernten

[1]) Es ist selbstverständlich, daß alle von England und Deutschland angeführten Verhältnisse für die Allgemeinheit gelten; daß in den einzelnen Districten beider Länder unter Umständen beträchtliche Abweichungen von diesem allgemeinen Bilde stattfinden; daß sich in England auch noch Bezirke finden mit ausgedehnterem Ackerbau und daß in Deutschland ein beträchtlicher Unterschied in den landwirthschaftlichen Betriebssystemen des Nordens und des Südwestens festzustellen ist, wie nachfolgende Zusammenstellung zeigt:

Von der Gesammtfläche des deutschen Acker- und Gartenlandes (citirt nach Schönbergs Handbuch, Band II, Seite 59) nahmen in Anspruch (in Procenten):

	Hackfrüchte und Gemüse	Handelsgewächse	Ackerweide
in Schleswig-Holstein	3.87	0.97	34.48
in Ostpreußen	8.93	1.29	8.73
im Großherzogthum Hessen . .	26.99	1.30	0.49
im Großherzogthum Baden . .	19.24	3.29	4.72

[2]) Siehe Erwin Nasse, Agrarische Zustände in England, Schriften des Vereins für Socialpolitik, Band 27, Seite 144—48.

und erhöhte Productionskosten ausgeübt haben, kann man ohne weiteres aus der Thatsache feststellen, daß England 1868—81 26.5 v. H. seines Bestandes an Schafen verloren hat und eine Fläche von 41,998 Acres Ackerland 1881 keine Verpachtung und Bestellung finden konnte.[1]) Und so kommt denn Nasse zu dem Ergebniß: „Es wird unter allen Umständen, wie sich auch die internationalen Concurrenzverhältnisse und die Entwicklung der englischen Landwirthschaft weiter gestalten mögen, lange dauern, ehe der ehemals so tüchtige englische Pächterstand sich von diesen Schlägen erholt haben wird. An Capitalkraft sehr geschädigt und mit gelähmter Unternehmungslust hat die englische Landwirthschaft den Concurrenzkampf mit den transatlantischen Gebieten zu führen, die ihre unter günstigeren Verhältnissen erzielten Producte in erster Linie auf den englischen Markt werfen."

Angesichts dieser Gegenüberstellungen dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß die deutsche Landwirthschaft noch im 17. Jahrhundert ein ziemlich trostloses Bild darbot, das ich aber wohl ebenso als bekannt voraussetzen darf, wie das energische Eingreifen der einzelnen Regierungen und hervorragender Männer, denen ein großartiger Aufschwung zu danken ist.[2]) Für die Vergleichung mit englischen Verhältnissen bemerke ich nur eines, daß wir auch in Deutschland eine nicht unerhebliche Zusammenlegung des Grundbesitzes in einzelne Hände finden. Die Zahl der Fideicommisse ist in Preußen in den sieben östlichen Provinzen von 153 im Anfange des Jahrhunderts auf 548 gestiegen, die einen Grundbesitz von 1,408,860 Hektaren umfassen. 1888 besaßen in Preußen 154 Personen 1830 Güter mit 1,768,646 Hektaren Land. Deutschland aber besitzt noch immer einen lebensfähigen großen Bauernstand, wovon in England kaum mehr die Rede ist.[3]) England trieb die Bauern aus und setzte Pächter an ihre Stelle. Fürwahr, ein schlechter Tausch! Die Landwirthschaft führt der Bevölkerung Saft und Kraft zu, zieht zufriedene und glückliche Menschen; aus dem Bauernstande muß sich ein Volk, wenn anders das Princip der Zuchtwahl richtig ist, stets erneuern und lebensfrisch erhalten; das echte und beste Volkseinkommen fließt aus dem eigenen Grund und Boden, und deßhalb hat, glaube ich, Jentsch recht, wenn er sagt: „Als Nation weit ärmer als England, sind wir als Volk viel reicher, und unser Reichthum ruht auf einer weit gesunderen Grundlage. Unmittelbar im väterlichen Boden wurzelt die große Mehrzahl unsres Volkes mit ihrer Arbeit und ihrer Existenz, die Wurzeln des englischen Lebens schwimmen im Wasser, schmarotzen in aller Welt; bekommen es die ausgebeuteten Völker und Colonisten satt, so genügt ein Ruck, diese Wurzeln zu zerreißen, und das englische Volk ist zum Tode des Verschmachtens verurtheilt."

Schließlich möchte ich noch im Vorbeigehen darauf hinweisen, daß die einseitige Entwicklungstendenz der englischen Landwirthschaft eine einschneidende Wirkung auf die englische Verfassung, die, wie wenig andere auf den landwirthschaftlichen Einrichtungen beruht, haben könnte, falls es nicht gelingt, durch energische Landgesetze der Zersetzung Einhalt zu thun.

[1]) Nasse, a. a. O., Seite 149.

[2]) Die zur Aufklärung nothwendige Literatur ist angegeben bei Joh. Richard Mucke, Deutschlands Getreide-Ertrag, Greifswald 1883, Seite 2.

[3]) Ueber das Vorkommen kleiner, selbständiger Grundeigenthümer siehe Nasse a. a. O., Seite 135 ff.

Roseggers Dialektdichtungen.[1])

bm. Vor 26 Jahren, im Spätsommer 1869, ging ein schlankes Heft von Gedichten in obersteirischer Mundart in die Welt, eingeführt durch ein Fürwort von Robert Hamerling, verfaßt von einem jungen Gesellen, Namens Roßecker, der in Alpl bei Krieglach in bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, hernach als Schneiderlehrling jahrelang umhergewandert, endlich, dank dem verdienten Herausgeber der „Grazer Tagespost", Dr. Adalbert Svoboda, in der steirischen Hauptstadt von Gönnern und Lehrern in literarische Zucht genommen worden war. Die Sammlung machte Glück; zunächst bei den engeren Landsleuten; die Scherz- und Trutzliedeln zumal fanden Anklang bei Schützen und Almerinnen, Holzknechten und Salzarbeitern; die muntere Weise „Därf ih 's Dirndl liab'n" nahm Anzengruber in sein meistgespieltes Volksstück auf; 1874 erschien eine zweite Auflage; im „Heimgarten", bei Dialektvorlesungen und festlichen Anlässen gab Rosegger neue Stücklein in der Mundart zum Besten, die mit dem alten Wohlwollen aufgenommen wurden, und heute legt er uns 27 Bogen „Dichtungen in gebundener Rede ernster und heiterer Art" unter dem ursprünglichen Titel „Zither und Hackbrett" vor, denen ein II. Band Humoresken und ein III. Band Vortragsstücke im Dialekt („Tannenharz und Fichtennadeln" und „Stoansteirisch") folgen werden.

Wie weit Rosegger in diesen Poesien der vielgestaltigen Mundart seiner engeren Heimath gerecht geworden, muß ich, so manchen Sommer ich auch in der grünen Steiermark verlebt, Kundigeren, wie Hans Grasberger, dem Schilderer und Richter der Dialekte dieses Kronlandes in dem Kronprinzen-Werke, zu beurtheilen überlassen. Rosegger selbst bemerkte im Vorwort zur zweiten Auflage, daß fast in jedem Theile seines Berglandes die Mundart der Bewohner ihre Eigenthümlichkeit hat; daß es ihm vorwiegend darum zu thun war, diese geheimsten Reize der Mundart vorwiegend im Satzbau zu suchen und zu finden; daß manche scheinbaren Inconsequenzen in der Behandlung von Wort und Accent auf sehr verschiedene Zeiten und Orte weisen, in denen die Dichtungen entstanden. So wie sie vorliegen, bekräftigen die Erstlinge wiederum Hamerlings vor einem Vierteljahrhundert gefälltes Urtheil: „Es ist undenkbar, daß nicht jeder Leser in dieser Sammlung auf Lieder stoße, die ihm zu den frischesten und lieblichsten Blüthen volksthümlicher Alpenlandspoesie zu gehören scheinen." Die neu hinzugekommenen Gaben charakterisirt das jüngste Geleitwort des „Alm-Peterls":

„A wenk singn, an wenk blosn, a wenk zithernschlogn kon ih
A wenk Gschichtn dazähln, wia's is und wia's wa;
Und hanti kon ih dreinschaun wia da Pforra, — däs kon ih
Und siah ih a schöns Dirndl: a wenk bussln kon ih ah."

Frische Sinnlichkeit, Schalkhaftigkeit, echter und selbstparodirender Stolz auf die Vorzüge der Landsmannschaft, warme Liebe für Vater und Mutter, genrehaft reiche Erzählung von der Werbung des Erzherzogs Johann um die Postmeisterstochter von Aussee, fröhlicher Frauencult und derbe Frauenverspottung, wabernde Liebesgluth (zumal in „unglückli'n Buab'n seini Liada" S. 100: „Dirndl, 's Alloansein"), mutterwitzige Schnadahüpfeln, schnurrige Anekdoten und flotte Gelegenheitsgedichte zu Ehren von Helfern, Lieblingen, Freunden und Krieglacher Tanzlustbarkeiten: das und anderes mehr bringt die reiche — ab und an nur allzu reiche — und, wie die stetig wachsende Zahl von Auflagen und Versen zeigt, in und außerhalb der Steiermark immer willkommenere Sammlung. Die classische, das Universum ernst und scherzhaft verbauernde Ueberlegenheit der Alemannischen Gedichte, Hebels Rundung und Reife begehrt kein Billiger von diesen, in der Hauptmasse doch aus Roseggers Jugendzeit stammenden Poesien; kommende Auflagen können und sollen wohl auch da und dort schärfer gesichtet werden; ist doch Rosegger in seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit in der neidenswerthen Lage, Schwächeres auszuscheiden und jede neue Ausgabe seiner Erstlinge durch Neues, Gelungeneres zu bereichern; uns wenigstens erscheinen die jüngst entstandenen Beigaben („Mei letzti Bitt", „Mir setzt's auf mei Rua a jungs Bamerl" S. 142—144, „'s Lebn, däs is a großi Kunst", „'s g'hört viel dazua" S. 222—223) mit das Beste, was Rosegger je gedichtet. Die unverwüstliche Herzensfreudigkeit des deutschen Aelplers, die Selbstbescheidung der echten Leute aus dem Volke, wie sie Treitschke mit Recht in Raimunds Valentin entzückt, diese milden, reinen Züge demüthiger und zugleich starker Mannhaftigkeit haben selten gewinnenderen Ausdruck gefunden als in dieser anspruchslosen Lebensweisheit Roseggers, die trotz oder just wegen des Ibsen- und Nietzsche-Taumels unsrer Neu'sten nicht verächtliches Zeugniß gibt für die gesunde Gesinnung unsrer Bauernnaturen.

[1]) Peter Rosegger: Schriften in steirischer Mundart. Gesammtausgabe in drei Bänden: I. Band: „Zither und Hackbrett". Gedichte. Vierte sehr vermehrte und neubearbeitete Auflage. Graz 1895, Leykam.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von **Konrad Ferdinand Meyers Schriften** werden zum 12. October d. J., dem 70. Geburtstag des Dichters, folgende Bände seiner Schriften in neuen Auflagen im Verlag von H. Haessel (Leipzig) erscheinen: Novellen, 2 Bände, 7. Aufl., „Jürg Jenatsch", 21. Aufl., „Der Heilige", 13. Aufl., „Angela Borgia", 6. Aufl., Gedichte, 7. Aufl.

∞ Die **Umwallung der alten Papststadt Avignon**, jedem Wanderer in der Provence so werth, wie die Nürnberger Thürme und Ringmauern den Gästen der Pegnitz-Stadt, soll nach dem Willen des dortigen Gemeinderathes fallen. Diese thörichten Stadtväter wollten zuerst nur eines der alten Stadtthore erweitern und als dagegen die Commission der historischen Baudenkmale Einspruch erhob, beschlossen die gereizten Gemeindevertreter, gleich die Wälle um die halbe Stadt von der Porte Saint-Roche bis zur Porte Saint-Lazare schleifen zu lassen. Freilich haben die Herren — die Rücksichten des Verkehrs und der Erhöhung des städtischen Vermögens durch die Veräußerung der neu zu schaffenden Baugründe vorschützen — nicht allein die Entscheidung zu treffen. Immerhin bleibt es jedoch fraglich, ob die Kunst- und Geschichtsfreunde das letzte Wort behalten werden. Angesichts der modernen Belagerungskunst praktisch völlig zwecklos, haben diese (auch von Mérimée trefflich beschriebenen) Ringmauern allerdings nur den antiquarischen Reiz einer leeren Ritterrüstung in einer modernen Waffenkammer: neben der Stadtkirche von Aigues-Mortes ist aber Avignon das besterhaltene Exemplar südfranzösischer Festen.

* In den wasserarmen **Steppen der Krim** hat man seit einer Reihe von Jahren verschiedene Versuche gemacht, um mehr und auch leichter Wasser zu gewinnen, wie für den täglichen Bedarf, so auch für die Bewässerung der Gemüse- und Obstgärten. Da das Wasser sich gewöhnlich sehr tief befindet, so sind Brunnen von 30 bis 50 Faden Tiefe angelegt worden. Aus so tiefen Brunnen Wasser zu schöpfen, ist eine schwere Arbeit und es kann nur durch eine besondere Vorrichtung bewerkstelligt werden. Bei so tiefen Brunnen konnte man an die Bewässerung der Gärten wenig denken. Deßhalb wurden in vielen Ortschaften, namentlich in Vertiefungen, Bassins angelegt, um in denselben Schnee- und Regenwasser zu sammeln für die Bewässerung der Gärten. Aber auch das auf diese Weise gewonnene Wasser reichte lange nicht hin, um die Gärten auch nur in den Frühlingsmonaten genügend zu bewässern. In vielen Ortschaften ist der Boden gar nicht geeignet für irgend welche Wasserbassins. Da, vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren, fing man in den Steppen an, artesische Brunnen zu bohren. Es mußte tief gebohrt werden, beispielsweise 50 bis 80 Faden und noch tiefer, bevor man größere unterirdische Wasserbassins erreichte, welche täglich ein bedeutendes Quantum Wasser liefern konnten. In einigen Ortschaften konnte kein unterirdisches Wasserbassin erreicht werden, wiewohl man sehr tief bohrte. Das ist ein recht kostspieliges Unternehmen, insbesondere

in dem Fall, wo kein günstiges Resultat erzielt werden kann, weil ein artesischer Brunnen in jenen Steppen in den meisten Fällen mehrere tausend Rubel kostet. Glücklicherweise sind einstweilen beim Bohren dieser Brunnen zum größten Theil recht günstige Resultate erzielt worden, indem man in mehreren Ortschaften so wasserreiche Brunnen bekommen hat, welche täglich gegen 20,000 Eimer Wasser lieferten. Bei einem so großen Wasserreichthum war es ganz natürlich, daß man hie und da Gärten anlegte und pflegte. Es schien die Möglichkeit vorhanden zu sein, in mehreren Ortschaften die Wasserarmuth der Steppe zu beseitigen, wenn auch bei bedeutenden Ausgaben. Es schien dem nur eine Zeit lang so zu sein, in der That ist es aber doch anders gekommen. Hie und da fingen die wasserreichen Brunnen bald an, wenn auch allmählich, weniger Wasser zu liefern. So mancher unter ihnen, welcher in der ersten Zeit 20,000 Eimer Wasser täglich lieferte, gibt gegenwärtig kaum 2000 Eimer in derselben Zeit. So lieferte beispielsweise in Paki, bei der Mineral-Schlammbäderanstalt, ein artesischer Brunnen, 70 Faden tief, in der ersten Zeit seiner Existenz über 20,000 Eimer Wasser täglich. Als aber in der Umgegend 10 Brunnen gebohrt wurden, welche in der ersten Zeit auch viel Wasser gaben, ging das Quantum allmählich zurück bis auf 4000 und noch weniger Eimer täglich, weßhalb ein neuer Brunnen gebohrt werden mußte, und zwar noch tiefer. In verhältnißmäßig kurzer Zeit nahm der Wasservorrath auch in dem neuen, noch tieferen unterirdischen Bassin ab. Gegenwärtig wird daselbst ein dritter Brunnen gebohrt. Man hat die Absicht, bis 150 Faden tief zu bohren, um ein größeres unterirdisches Bassin zu erreichen. Ob dieser Zweck erreicht werden kann, das dürfte noch fraglich sein. Also auch an unterirdischen Wasservorräthen sind jene Steppen nicht besonders reich.

* **Berlin.** Der durch den Tod Zupitza's erledigte Lehrstuhl für englische Philologie an der Berliner Universität ist, wie bereits gemeldet, mit dem Straßburger Professor Dr. Alois Brandl besetzt worden. Professor Dr. Alois Brandl, ein gebürtiger Oesterreicher — er wurde am 21. Juni 1855 zu Innsbruck geboren — verbrachte den größten Theil seiner Studienzeit in der österreichischen Reichshauptstadt, in welcher er sich auch den philosophischen Doctorhut erwarb. Kaum 25 Jahre alt, veröffentlichte er bereits eine umfangreiche gelehrte Arbeit, eine Biographie und Würdigung des vergessenen deutschen Dichters B. H. Brockes (Innsbruck 1878), in welcher er namentlich seine Forschungen über die Quellen und Vorbilder des Hauptwerkes dieses Dichters, des „Irdischen Vergnügens in Gott", verwerthete. Seither hat sich Brandl beinahe ausschließlich der englischen Philologie zugewendet; schon im Jahre 1880 erschien als zweiter Band der von Zupitza begründeten „Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben" seine Ausgabe des Thomas of Erceldoure. Im Jahre 1881 habilitirte er sich an der Wiener Universität. 1884 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor in Prag, 1888 seine Berufung als ordentlicher Professor nach Göttingen, von wo er im Jahre 1892 an die Universität Straßburg übersiedelte. Sein hauptsächliches Arbeitsfeld wurde in diesen Jahren die englische Literaturgeschichte. Neben seiner regen Mitarbeit an den „Englischen Studien", an der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte u. a. sind hier namentlich das Werk: „Sam. Taylor Coleridge und die englische Romantik" (Berlin 1886), die Biographie Shakespeare's in der von Anton Bettelheim herausgegebenen biographischen Sammlung „Führende Geister", die Fortführung der für die Geschichte der englischen Literatur wichtigen Werke von Hettner (5. Aufl., Thl. 1, Braunschw. 1894) und Ten Brink (2. Band, 2. Hälfte, Straßb. 1893) hervorzuheben. Brandl ist gegenwärtig auch mit Martin und Erich Schmidt Herausgeber der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker".

* **Hannover.** Dr. Johannes Schlange, dirigirender Arzt an der chirurgischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses zu Hannover, hat den Professortitel erhalten. Professor Schlange, am 17. November 1856 zu Schwaneberg in der Uckermark geboren, promovirte 1880 zu Göttingen und habilitirte sich im Jahre 1891 in Berlin, wo er als Assistenzarzt in der chirurgischen Klinik des Professors Bergmann thätig war. Im Herbste 1894 übersiedelte er nach Hannover. Schlange hat viele Mittheilungen und Aufsätze in Fachzeitschriften, namentlich über den Ileus, publicirt und auch zu der Festschrift zur Feier des 70. Geburtstages Friedrichs v. Esmarch (Kiel 1893) einen „Beitrag zur anatomischen und klinischen Kenntniß der Cysten in den langen Röhrenknochen" beigesteuert.

v. M. **Bern**, 27. Aug. Internationales Statistisches Institut. Der ganze heutige Tag wurde von Verhandlungen im Plenum in Anspruch genommen. Zunächst gelangten Vorschläge der Sectionen über eine Verbesserung des internationalen Austausches des über die Fremden anfallenden Zählungsmaterials und über die Vorbereitung einer Statistik der durch das Sinken des Zinsfußes eingetretenen Rentenverluste zur Annahme. Alsdann berichtete Bodio in anregender Weise über die im Druck befindliche von ihm als Generalsecretär des Instituts hergestellte internationale Statistik der Sterbfälle, welche die Fortsetzung der im Vorjahr erschienenen internationalen Statistik der Geburten und Eheschließungen bildet. Bodio betonte dabei u. a. die für die Neuzeit im allgemeinen ersichtliche Abnahme der Sterblichkeit. Dr. Vacher (Paris) hielt einen Vortrag über die Langlebigkeit in einzelnen Familien. Handelt es sich auch bei der Ausnützung vereinzelter Familienregister nicht um Statistik im eigentlichen Sinne — weil das Erforderniß der erschöpfenden Massenbeobachtung fehlt —, so sind solche Studien doch immerhin als Vorbereitungen künftiger vollstatistischer Ermittelungen schätzbar. Bodio hatte in seiner Auseinandersetzung u. a. auch die internationale Statistik der Selbstmorde gestreift. Diese gab dem Leiter der eidgenössischen Statistik Anlaß, die Schweiz, die in der Scala der Selbstmordfrequenz hoch, wenn auch nicht so hoch wie Sachsen, steht, gegen die Meinung, als liege darin ein Symptom weit verbreiteter socialer Krankheit, zu vertheidigen. Dabei betonte er namentlich auch den Umstand, daß in der Schweiz die Registrirung der Selbstmorde mit ganz außerordentlicher Sorgfalt geschehe. Dadurch wurde wider Erwarten eine eingehende Erörterung über die Bedeutung der internationalen Selbstmordstatistik hervorgerufen, an welcher sich Wagner (Berlin), Mayr (Straßburg), Troinitzky (St. Petersburg), Bodio (Rom), Cheysson und Tarde (Paris) betheiligten. v. Mayr konnte hervorheben, daß die von Guillaume bezüglich der Schweiz angeführten Erwägungen in gleicher Weise für Sachsen gelten. Wagner hob u. a. mit Recht die Nothwendigkeit genauerer geographischer Differenzirung hervor und beleuchtete eine Reihe anderer für die internationale Selbstmordstatistik in Betracht kommender Gesichtspunkte in trefflicher Weise. Dazu war er um so mehr berechtigt, als er in seiner vor mehr als 30 Jahren erschienenen Statistik der Selbstmorde in classischer Weise zuerst ein Muster wissenschaftlicher Behandlung dieses Zweigs der Moralstatistik gegeben hat. Im übrigen lag das Schwergewicht der geistigen Nahrung bei der heutigen Vormittagssitzung in dem Vortrag von Lexis (Göttingen) über die Ursachen der statistischen Regelmäßigkeit. Der außerordentlich feine und geistreiche Vortrag eignet sich nach seinem Inhalt nicht zu eingehender Wiedergabe an dieser Stelle. Einige Andeutungen über den Gedankengang desselben aber mögen gestattet sein. Die statistischen Regelmäßigkeiten als Ausdruck von Naturgesetzen anzusehen, ist unzutreffend. Wäre dies richtig, dann wäre die Frage nach den Ursachen überhaupt überflüssig; denn bei diesen Gesetzen gibt es überhaupt keine Fragen nach den Ursachen, man hat sich bei den Thatsachen zu beruhigen. Bei den statistischen Ergebnissen liegt das Auffallende darin, wie die Regelmäßigkeit in der Wirkung der mannichfaltigen maßgebenden Ursachen zu Stande kommt. Zunächst dient zur Erklärung die als allgemeine Erfahrung auftretende Grundthatsache, daß die für die Gestaltung der Grundursachen maßgebenden Gruppenbildungen der Gesellschaft im großen und ganzen in annähernden Verhältnissen verbleiben. Immerhin aber sind die wirklichen Oscillationen doch noch kleiner, als man erwarten sollte. Je nach der Natur der Ermittlungen ist es gegebenenfalls möglich, die verändernden Ursachen direct zu ermitteln. Im übrigen aber bleibt noch immer die Frage, warum die Ursachen constant wirken. Der einzige Erklärungsweg, der darüber hinausführt, liegt dann vor, wenn wir nachweisen können, daß die beobachteten neu eingetretenen Einzelfälle gewissermaßen Wiederholungen sind, wenn man es also mit solchen Erscheinungen zu thun hat, bei denen die Natur gewissermaßen die Absicht hat, einen gewissen Typus herzustellen. So zeigen sich insbesondere bei den demographischen Thatsachen physiologische, biologische und andere Momente bei geeigneter Würdigung der Nachweisungen in verschiedenen Fällen in ersichtlicher Weise als wirksam, wenn auch mit Fehlern und Abweichungen. So findet man z. B. für ein gewisses Lebensalter die Normalität des Absterbens durch entschiedene Anhäufung der Fälle in diesem Alter und regelmäßigen Verlauf des An- und Absteigens zu dieser Culmination ausgedrückt. Ebenso zeigen sich bei den Heirathen, bei der Fruchtbarkeit in solcher Weise

gewisse Verhältnisse von der Natur als normal vorgezeichnet. Solche erklärbare Regelmäßigkeiten finden sich, allgemein ausgedrückt, überall da, wo es gelingt, die Einzelfälle auf die nämliche physiologische Norm zurückzuführen. Die Sitzung schloß mit der Vorführung einer großen, aus Anlaß der Erbauung der transsibirischen Bahn hergestellten Karte durch den russischen Statistiker Troinitzky.

In der heutigen Nachmittagssitzung wurden zunächst verschiedene Commissionsvorschläge aus dem Gebiete der Medicinalstatistik angenommen, über welche Bertillon (Paris) Bericht erstattete. In Bezug auf die Statistik der Unfälle wurde die einfache Uebernahme des Schemas der deutschen Unfallstatistik beschlossen. Ferner wurden Beschlüsse über die statistische Gliederung der Gebrechen gefaßt, sowie über eine Auswahl von 50 bedeutungsvollen Berufsarten, welche in den verschiedenen nationalen Berufsstatistiken jedenfalls gesonderte Berücksichtigung finden sollten. Darauf folgte ein lehrreicher und von der Versammlung mit großem Interesse entgegengenommener Vortrag von Dr. Rauchberg (Wien) über die mit der elektrischen Zählung bei der Ausbeutung des österreichischen Volkszählungsmaterials gemachten Erfahrungen. Diese Erfahrungen stellen sich als durchaus günstig heraus. Man kann es hiernach nur um so mehr bedauern, daß auf die Benützung dieses Hülfsmittels für die Bearbeitung unsrer deutschen Berufs- und Gewerbezählung verzichtet ist. Rauchberg ging auch auf einzelne Fragen der technischen Verbesserung der elektrischen Zählmaschine ein, insbesondere in der Richtung, daß durch Vereinfachung des Umschaltungsverfahrens die Arbeitspausen beim Uebergang von einer Ausbeutungsweise zur andern möglichst abgekürzt werden. Zum Schluß seiner Mittheilung erörterte Rauchberg die große allgemeine Bedeutung der elektrischen Auszählung, welche darin liegt, daß auch auf dem Gebiet der statistischen Technik der Umfang der Handarbeit immer mehr vermindert und damit immer mehr Platz für die geistige Arbeit ernsthafter socialer Forschung geschaffen wird. Daran knüpfte der in der Versammlung anwesende Erfinder der elektrischen Zählmaschine, der Amerikaner Holluith, einige Bemerkungen über weitere Verbesserungen des Apparats. Nach einer Mittheilung von Bateman (London) über die Einrichtung des englischen Labour Department begründete der Chef des französischen office du travail, Moron, einen Antrag, nach welchem eine Commission erwägen solle, in welcher Weise eine internationale Statistik der Arbeitslosigkeit hergestellt werden könne. Auf Vorschlag Bodio's wird mit Rücksicht auf die im allgemeinen mäßige Leistungsfähigkeit der zahlreichen bisher vom Institut aufgestellten Commissionen nicht eine Commission, sondern der Berichterstatter Moron mit dieser Aufgabe betraut und ihm anheimgestellt, sich behufs Raths- und Auskunftsertheilung an andere Mitglieder der Commission zu wenden. Das gleiche Verfahren wurde bei dem nächsten Verhandlungsgegenstand angenommen, zu welchem Rasp (München) die Annahme eines von der Section nach seinem Antrag festgestellten Schemas der Berufsstatistik der Spareinleger und die Berufung einer Commission zur Verwerthung der Erhebungsergebnisse, sowie zur Sammlung der in den verschiedenen Ländern maßgebenden Normen vorgeschlagen hatte. Ueber die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Gliederung des Berufsschemas hatte sich eine längere Discussion erhoben, an der namentlich v. Inama-Sternegg (Wien), Schmoller (Berlin) und Ferraris (Padua) theilnahmen.

* **Paris**, im Aug. Der Louvre verfügt nach der „Voss. Ztg." nur über 156,000 Frcs. jährlich zu Ankäufen. Angesichts seines Reichthums auf allen Gebieten und der vielen und großartigen Geschenke kann er auch mit dieser bescheidenen Summe auskommen. Genau dasselbe könnte man auch von der Nationalbücherei sagen, die ebenfalls großartig durch freigebige Zuwendungen bereichert wird. Aber trotzdem ist ihr Zuschuß von 336,500 (1876) auf 416,000 Frcs. erhöht worden. Dies ist mehr als das Doppelte dessen, was in Berlin für die königliche Bibliothek aufgewendet wird, die nur mit 150,000 M. im Staatshaushalte steht. Deßhalb hört man auch selten von bedeutenden Erwerbungen durch sie. Und doch fehlt es nicht an Gelegenheiten zu solchen. So wurden z. B. letzter Tage in London (bei Christie Manson-Woods) versteigert: Eine deutsch-lateinische, in Wittenberg gedruckte Bibel mit Vorrede von Luther, dem Herzog von Sachsen gewidmet. Freilich, die Luther-Bibel ist in Berlin gut vertreten. Aber eine 1477 zu Köln gedruckte niederdeutsche Bibel wurde zu 50 Pfd. St. verkauft, gewiß ein mäßiger Preis für eine solche Seltenheit. Eine prächtig mit Kleinbildern verzierte Bibel aus dem 13. Jahrhundert, die dem Pfalzgrafen gehörte, erreichte 490 Pfd. St., eine Armen- (**d. h. Bilder-**) **Bibel** 355 Pfd. St.; ein Psalter aus dem 10. Jahrhundert 300 Pfd. St., eine von Mentelin 1466 in Straßburg gedruckte Bibel 200 Pfd. St. u. s. w. — Herr Emile Biais hat das 1668 amtlich durch den Notar Filhon aufgenommene Verzeichniß der Einrichtung des Schlosses Jarnac (unweit Angers) veröffentlicht, das einen guten Ueberblick über den damaligen Aufwand gewährt. Das Schloß gehörte dem Grafen Louis de Chabot et Jarnac, der auf fürstlichem Fuße lebte. Das Verzeichniß umfaßt, unter 483 Nummern, einige Tausend Gegenstände. Merkwürdig für uns sind hauptsächlich die als bewundernswerth schön bezeichneten Cabinets d'Allemagne, die das Zimmer der Schloßherrin zieren. Es sind dies Schmuckkästchen aus Eben- und Olivenholz, fein eingelegt, mit Silber beschlagen. Der Ursprung ist nicht näher angegeben, wahrscheinlich stammten sie aus Augsburg oder Nürnberg. Im Waffensaal ist ein Gewehr vorhanden, un fuzil quy tire quatre coups, wahrscheinlich also ein Vorläufer der heutigen Revolver. Es gibt in mehreren Waffensammlungen (z. B. im Zeughaus zu Wien) auch Hinterlader aus dem sechzehnten Jahrhundert. Alle Erfindungen haben ihre Ahnen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Volkssage und Volkslied.

Von H. Schurtz.

Das Volk in seiner Mehrzahl kennt ursprünglich nur zwei Arten dichterischer Schöpfungen, die es selbst schafft, die es in Folge dessen wirklich versteht und an denen es sich unbefangen erfreut, — die Sage und das Lied. Lange genug blieben diese Erzeugnisse der frischen, unverdorbenen Phantasie des Volkes unbeachtet, bis sie plötzlich in ihrem Werthe erkannt und aus ihrer dunkeln Verborgenheit in den Lichtkreis ästhetischer und wissenschaftlicher Betrachtung emporgehoben wurden. Die mattgewordene kunstmäßige Poesie erfrischte sich an ihnen von neuem, nachdem Goethe zuerst, wie Uhland es in seinem herrlichen Gedichte schildert, durch dichte Hecken den Weg zu Dornröschens Schloß gefunden hatte; zugleich aber entdeckte die Wissenschaft, die der Vorzeit des Volkes nachforschte, daß in diesen schlichten Ueberlieferungen reiche Schätze der Erinnerung an uralte Zustände, vor allem an die altheidnischen Vorstellungen verborgen ruhten. Ist es doch nur mit Hülfe dieser unschätzbaren Reste gelungen, die deutsche Mythologie in ihren Grundzügen wieder aufzufinden, ja mancherlei landschaftliche Besonderheiten nachzuweisen! Alles dies ist schon oft und ausführlich geschildert worden, — aber vielleicht läßt sich noch ein Gesichtspunkt gewinnen, der wenig beachtet worden ist und doch auf das Wesen des Liedes und der Sage und auf den tiefen Unterschied, der zwischen beiden waltet, ein helles Licht wirft. Gehen wir von den Versuchen der Wissenschaft aus, in den Liedern und Sagen die ältesten Erinnerungen des Volkes wiederzufinden! Beide Arten der volksmäßigen Dichtung, die lyrische wie die epische, scheinen auf den ersten Blick für den Forscher mindestens gleich werthvoll, ja man möchte annehmen, daß dem Volksliede eine größere Dauer eigen sein müßte als der Sage oder dem Märchen, und daß es deßhalb die Ueberlieferung treuer bewahre. Denn das Lied, festgehalten in seiner Form durch Rhythmus und Reim, getragen von einer sangbaren Melodie, ist scheinbar unzerstörbar, — es gleicht einem Tranke, der in ein krystallenes Gefäß gegossen ist und sicher von Hand zu Hand gehen kann, während die Sage in ihrer Eigenart als formlose Erzählung dem vorüberrauschenden Waldbach ähnlich scheint. Auch daran darf man erinnern, daß fast alle Völker, sobald sie Werth darauf zu legen begannen, ihre Traditionen treu den Nachkommen zu überliefern, sie in Versform brachten; die ersten Geschichtsquellen, die ersten heiligen Bücher erscheinen überall in poetischer Gestalt, und selbst die Reimchroniken unsres Mittelalters sind ein Beweis für diese Neigung. Das Volk aber kennt ja keine entwickelte Geschichtschreibung, es bleibt bei den Anfängen stehen, — unstreitig also muß uns das Volkslied die beste Kunde von der Gefühls- und Gedankenwelt unsrer Vorzeit geben!

Aber wenden wir uns nun der Fülle herrlicher Volkslieder zu, wie sie im „Wunderhorn" und anderen Sammlungen festgehalten sind, dann erleben wir eine gewaltige Enttäuschung. Die Gegenstände, die das Volkslied fast ausschließlich behandelt, sind freilich alt, aber auch ewig neu: es sind die Regungen des menschlichen Gemüthes, die immer widerkehrenden Ereignisse des Menschenlebens, — Liebe und Haß, Scheiden und Wiedersehen, Frühlingswonne und Winterklage. Das aber, was wir suchen, finden wir nicht. Lassen wir zunächst die graue Vergangenheit beiseite und forschen wir nach den Klängen aus historischer Zeit, suchen wir nach Liedern, die von den Thaten und Schmerzen des Dreißigjährigen Krieges, ja auch nur von den geschichtlichen Ereignissen des vorigen Jahrhunderts berichten, so entdecken wir nur geringe und unsichere Spuren, — das Volk hat die uns so groß und wichtig erscheinenden Geschehnisse einfach vergessen und sich immer wieder den kleinen, aber für sein ganzes Wesen bedeutsameren Erlebnissen seines engen Daseins zugewendet. Wohl singt es in politisch erregten Zeiten auch einmal Lieder, die sich auf die großen Ereignisse der Gegenwart beziehen, allein sie haben so wenig Dauer wie alle anderen, sie können dem Verhängniß nicht entgehen, daß die Volkslieder sterben und immer wieder durch neue ersetzt werden. In neuerer Zeit freilich sind diese fast gesetzmäßig verlaufenden Vorgänge gestört und in ihrer alten Einfachheit nicht mehr zu beobachten; wir haben, seitdem die Volksdichtungen und -Melodien schriftlich festgelegt sind, künstlich am Leben erhaltene Lieder, die nur dadurch immer wieder ins Volk dringen, daß der Schulgesang sich ihrer bemächtigt hat. Ueberblicken wir aber die Ergebnisse der Nachforschung nach dem Alter der meisten jener Lieder und der untrennbar mit ihnen verbundenen Sangesweisen, wie sie z. B. in Ercks „Liederhort" niedergelegt sind, so stellt sich heraus, daß die meisten unter ihnen auffallend jung sind und kaum weit über die Zeit zurückgehen, in der man zum ersten Male begann, Volkslieder zu sammeln und zu bewahren.

Den Mangel an geschichtlicher oder mythologischer Ueberlieferung zeigen nicht nur die deutschen Lieder. Fast noch auffallender lassen diese Eigenschaft, um nur ein Beispiel anzuführen, die von Haupt und Schmaler gesammelten wendischen Volkslieder erkennen, unter denen neben zahllosen Liebesliedern nur eine einzige Dichtung zu finden ist, die von den Kämpfen der alten Wendenkönige erzählt und also vielleicht aus älterer Zeit stammt, wahrscheinlich aber nur ihren Stoff einer Sage entnommen hat und nicht älter ist wie alle anderen.

Wird in der Gegenwart das Wachsen und Sterben der Volkslieder durch ihre Fesselung in Noten und Schrift schon gestört, so noch mehr durch den Einfluß der unglückseligen Operetten- und Tingeltangellieder, die sich in Folge des gesteigerten Verkehrs mit unheimlicher Schnelligkeit über das Land verbreiten und die schlichten Blumen der Volksdichtung gleich wucherndem Unkraut ersticken. Immerhin zeigen auch diese unerquicklichen Erzeugnisse die geringe Lebenskraft der Lieder, die im Volke Aufnahme finden, ja ihre Dauer ist wegen ihrer inneren Hohlheit noch viel unbedeutender, als die der echten Volksschöpfungen. Wer Gedächtniß

für diese Dinge hat, kennt ihrer sicher eine Menge, die kurze Zeit in Aller Munde waren, um dann beiseite geworfen und durch neue ersetzt zu werden; ein ganzes Museum solcher Liedermumien ließe sich mühelos zusammenstellen.

Aber wir brauchen diese Vorgänge nicht zu beobachten, wenn wir Beispiele für das Werden und Vergehen des Liedes suchen. Wir kennen noch einen Bruchtheil unsres Volkes, der sich eine unverwüstliche Liederfreudigkeit bewahrt, der sich seine Gesänge zum Theil selbst schafft und dabei doch guten Geschmack genug besitzt, um alle Gassenhauer abzulehnen, das ist die deutsche Studentenschaft. Es ist noch keine allzulange Zeit verflossen, seit man begonnen hat, die Studentenlieder ihren Sängern in Form von „Commersbüchern" gesammelt in die Hände zu geben, und doch sind die älteren unter diesen Commersbüchern bereits classische Zeugen für die Vergänglichkeit des Liedes. Gesänge, die vor dreißig, vierzig Jahren bei keiner Kneiptafel fehlen durften, fristen jetzt nur noch das Schattendasein historischer Reliquien, und von den Liedern, die jetzt erschallen, findet man in den älteren Sammlungen kaum ein einziges. Am rascheſten wechseln eigenthümlicherweise die Melodien, während sonst die Weise lebenskräftiger zu sein pflegt als der Text. Die Ursache liegt wohl darin, daß sich der musikalische Geschmack der Studentenwelt geändert und, wie man nicht leugnen kann, veredelt hat; die neueren Melodien sind künstlerisch vornehmer als die alten. Diese Umbildung des Geschmacks geht parallel mit vielen anderen Wandlungen, die das deutsche Studententhum, ja in gewissem Sinne das ganze deutsche Volk durchgemacht hat. Die Derbheit und Roheit tritt zurück, aber mit ihr schwindet auch Manches von der alten Tüchtigkeit und Unbefangenheit.

Aber wie erklärt sich das Verschwinden und Sterben des Volksliedes? Man sollte meinen, keine dieser reizvollen Dichtungen mit ihren herzerfrischenden Melodien könne sich aus dem Gedächtniß des Volkes verlieren, das sie doch geschaffen und ein Stück seines innersten herzlichsten Lebens, seiner Daseinsfreude oder seines Schmerzes, hineinverschmolzen hat! Und doch ist es gerade die Schönheit des Liedes, die ihm verderblich wird, — es ist vergänglich, wie alle Kunstwerke vergänglich sind, die nur im Gedächtniß der einzelnen Menschen leben und nicht, in Marmor und Erz gebildet oder in Schriftzügen niedergelegt, wirkliche oder scheinbare Dauer gewonnen haben.

Das Volkslied, diese kleine Schöpfung des Menschengeistes, gleicht allen organischen Gebilden der großen Schöpfung, denen mit der Geburt zugleich das Siegel des einstigen Dahinsterbens aufgedrückt ist. Die geistige Kraft eines Einzelnen schließt ein Gefühl oder einen Gedanken in metrische Form und erzeugt so ein Kunstwerk, das im Gedächtniß vieler Anderer nun ein eigenthümliches Dasein führt. Ist das Lied wohlgelungen, ist die Melodie sangbar und spricht sie zum Herzen, dann wird die neue Schöpfung mit Begeisterung aufgenommen, wandert von Ort zu Ort, und Unzählige lernen sie auswendig und singen sie nach. Diese Wanderung aber geht nicht ohne Abenteuer vor sich: Die erste Form des Liedes erleidet allerlei Veränderungen und zuletzt haben wir eine ganze Anzahl verschiedener Texte. Dies rührt daher, daß Jedermann das Lied seinem Vorstellungskreise und seinem Empfindungsleben etwas anzupassen sucht. Es erhält auf diese Weise neue Strophen, einzelne Worte werden durch andere mundgerechtere ersetzt, zuweilen Bruchstücke anderer Lieder eingeschoben oder angeflickt. Wenn Arnim und Brentano in ihrem „Wunderhorn", dessen Verdienst im übrigen unbestritten bleiben wird, viele Lieder in derselben Art behandelt und nach ihrer Ansicht „verbessert" haben, so ist das zu beklagen, aber sie haben damit nur die Umbildung fortgesetzt, der die Lieder im Volksmunde ohnehin unterworfen sind; der Dichter war mächtiger in ihnen als der kritische Sammler. Dem Wachsthum steht andrerseits ein Verfall gegenüber: da das Lied ungeschrieben von Mund zu Mund geht, bleibt es nur Wenigen ganz treu im Gedächtniß, während Andere es unwillkürlich abkürzen oder versuchen, die entstehenden Lücken schlecht und recht durch eigene Erfindungen auszufüllen. Das kann unter Umständen einmal dem Liede von Vortheil sein, in der Regel aber wird es auf diese Weise verarmen und verkrüppeln, bis es schließlich seine Schönheit verliert und Niemand sich mehr für die Mißgeburt begeistert. Das ist sicher ein Grund, der das Absterben des Volksliedes erklärt, aber es ist keinesfalls der Hauptgrund.

Jedes Lied wendet sich an eine bestimmte Seite des menschlichen Empfindens, weckt sie aus ihrem Schlummer zu lebendigem Bewußtsein, gibt ihr Ton und Sprache und erfüllt den Sänger wie die Zuhörer mit reizenden Phantasien. Aber die Empfindungen des Menschen haben mit seinen Kräften eine wichtige Eigenschaft gemein — sie ermüden! Je lebhafter sie nach einer bestimmten Richtung angeregt werden, desto rascher tritt eine Abspannung ein, der allzu lang anhaltende Reiz wird nach und nach unwirksam und ein anderer, vielleicht an und für sich schwächerer und weniger angenehmer, ist willkommen. Die alte wahre Rede, daß das Glück schwer zu ertragen ist, deutet auf diese Neigung des übersättigten Menschen, instinctiv nach neuen, vielleicht verderblichen Reizmitteln zu suchen. Betrachten wir auf Grund dieser Erkenntniß das Schicksal des Volksliedes! Bei seinem ersten Erscheinen wird es mit Jubel begrüßt, der um so größer ist, je stärker es gewisse, Allen gemeinsame Gefühlsreihen anregt. Alle Welt singt es, pfeift es, spielt es, bis es auf der Höhe seines Glanzes steht und Niemand mehr zu finden ist, der es nicht gehört und nachzusingen versucht hätte. Dann aber beginnt der Niedergang; die Empfindung ist überreizt und übersättigt. Seltener und seltener erklingt die Weise, Einer nach dem Andern hat sie sich zum Ueberdruß gesungen und endlich stirbt das Lied dahin und verschwindet spurlos, wenn nicht ein eifriger Sammler noch rechtzeitig das welkende Pflänzchen in sein Herbarium legt.

Manche Lieder scheinen freilich diesem Schicksale nicht zu unterliegen, aber das ist den besonders günstigen Umständen zuzuschreiben, vor allem dem Einfluß der Schule, die immer wieder gerade dem jüngsten, frischesten Geschlecht die alten Lieder einprägt und damit deren natürlichen Untergang aufhält. Aus ähnlichen Gründen gibt es Soldatenlieder aus verhältnißmäßig älterer Zeit, die noch heute im Munde des deutschen Heeres leben, — es findet sich eben immer eine junge Generation, der diese Gesänge noch nicht zum Ueberdruß geworden sind, während die älteren Jahrgänge, bei denen dies der Fall ist, ausscheiden; dazu kommt, daß die historisch gewordenen Lieder von oben her mit Bewußtsein begünstigt werden. Diese Ausnahmen bestätigen in ihrer Art doch nur die Regel.

Warum ist nun das Schicksal der Märchen und Sagen so ganz anders? Warum erhalten sich in ihnen so treu und schön, wenn auch oft in seltsamen Vermummungen, die alten Gestalten der deutschen Götterwelt und jene Mythen, die einst das Volk geschaffen und geglaubt, während jetzt nur noch die Kinder mit athemloser Spannung ihnen lauschen? Diese Frage ist schon halb beantwortet, wenn wir uns den einen Grundunterschied zwischen Lied und Sage vergegenwärtigen: Das Lied ist ein Erzeugniß der Dichtung, das nicht geglaubt, sondern empfunden sein will, die Sage dagegen, obwohl auch eine Schöpfung der Phantasie, verlangt nur gläubige Hörer und sucht nicht, wie das Lied, durch die Schönheit der Form zu wirken. So entgeht sie dem Schicksal, bis zur Ermüdung wieder=

holt zu werden. Aber noch mehr: Die Sagen und Märchen werden auch von ganz anderen Personen bewahrt und überliefert und wenden sich an andere Zuhörer als die Lieder. Es ist in der Regel die älteste Generation, welche die Märchen erzählt, und sie findet immer neue, dankbare, unermüdliche Zuhörer — die Kinder. Sagen und Märchen bleiben jung mit der Jugend, die sich beständig erneut und nach jener unersetzlichen Nahrung der Phantasie, wie sie in den Märchen enthalten ist, ebenso dringend verlangt, wie nach der Nahrung des Körpers. Sie ist es, welche die Mütter und Großeltern zwingt, ihre Kindheitserinnerungen zu durchsuchen und die halbvergessenen Geschichten wieder aufzufrischen, die sie von ihren eigenen Müttern gehört haben. So wandert die Sage unzerstörbar von Geschlecht zu Geschlecht, — sterben aber kann sie nur zugleich mit dem harmlosen Glauben des Kindes und seiner unschuldigen Freude an den bunten Gestalten der Phantasie. Mag der Himmel uns noch lange vor Kindern im amerikanischen Stile bewahren, die für das „dumme Zeug", das die Eltern ihnen aufbinden wollen, nur ein verächtliches Lächeln haben!

Wenn wir den Unterschied zwischen Lied und Sage feststellen wollen, dürfen wir nicht vergessen, daß es auch gereimte oder doch metrisch geformte Sagen gibt, die natürlich scharf von den wirklichen Liedern zu trennen sind. Sie erhalten sich ganz wie die formlosen Ueberlieferungen, ja sie haben noch längere Dauer, weil ihr metrisches Gewand dem Gedächtniß einen festen Anhalt gibt. Solche Gesänge sind die Heldenlieder der Finnen und Tataren, die spanischen Cid-Romanzen, die Edda; aber diese Erzeugnisse der Volksdichtung sind eben nicht lyrisch, sind keine Volkslieder im rechten Sinn, so wenig wie man die Ilias oder das Nibelungenlied als „Volkslieder" bezeichnen darf.

Gegenwärtig sind es nicht allein das Volk und die Kinder mehr, deren Aufmerksamkeit den Sagen sich zuwendet; das Studium der volksthümlichen Ueberlieferung ist von unberechenbarem Werthe für die Wissenschaft. Dennoch darf nicht jeder Vertreter der im weiteren Sinne des Wortes „geschichtlichen" Forschung hoffen, in ihnen gleich günstigen Stoff zu finden, und es lohnt sich wohl, da hier eine Quelle verhängnißvoller Irrthümer liegt, dieser Erscheinung noch mit einigen Worten zu gedenken.

Immer wieder taucht die zweifelnde Frage auf, ob eine Sage ganz oder theilweise der mythologischen oder ob sie vor allem der geschichtlichen Ueberlieferung angehört. Wie gerade die Sage am ersten diesen Zweifel erweckt, während man im Märchen schon an und für sich viel weniger den Abglanz historischer Ereignisse sucht, erklärt sich aus dem Wesen dieser beiden Arten der Volksüberlieferung leicht genug. Liegt ja doch der Unterschied zwischen Sage und Märchen darin, daß die erstere örtlich und oft auch zeitlich bestimmte Dinge berichtet oder zu berichten vorgibt, während das Märchen mit seinem charakteristischen Anfang „Es war einmal" uns gleich in eine traumhafte Welt versetzt, die Niemand im Ernste auf dieser Erde suchen wird. Niemand wird nachforschen, wann und wo Schneewittchen oder Rothkäppchen gelebt haben; wenn wir dagegen über eine bestimmte Burgruine, von deren Ursprung und Schicksal die geschichtlichen Documente schweigen, eine nicht allzu unwahrscheinliche Sage erzählen hören, warum sollen wir nicht diese Ueberlieferung mit einem gewissen Vertrauen hinnehmen?

Manchmal, freilich im ganzen recht selten, hat man zu diesem Vertrauen einige Berechtigung; es ist ja in der That nicht ausgeschlossen, daß sich ein wichtiges Ereigniß im Gedächtniß von mehreren auf einander folgenden Geschlechtern erhält. Aber wenn wir einmal genauer zusehen, wie seltsam das Volk mit den geschichtlichen Ueberlieferungen spielt, wie es sie mit rein mythologischen Sagen mischt und durch Sagen ersetzt, dann geht uns das geringe Zutrauen zu der neuen oder vielmehr recht alten Geschichtsquelle — die meisten Chroniken beginnen ja mit sagenhaften Erzählungen — bald ganz verloren.

Das Gedächtniß der einfachen Leute aus dem Volke hält im allgemeinen die größeren Ereignisse, die scharf in das alltägliche Leben eingreifen, recht gut fest; aber die einzelnen Lichtpunkte ordnen sich zu keinem Gesammtbild, da der große Ueberblick fehlt, und damit ist schon allen möglichen Verwechslungen und Verschiebungen Thür und Thor geöffnet. Ist es doch selbst mit der Erinnerung an die eigenen Vorfahren übel bestellt, denn wenn nicht besondere Umstände dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, kennt der Einzelne nur seine Großeltern, die er noch persönlich gesehen hat, darüber hinaus aber so gut wie nichts. Das Gesammtgedächtniß des Volkes endlich, wenn wir als „Volk" die Zahl der vergangenen und gegenwärtigen Geschlechter zusammenfassen, ist auffallend schwach. Für manche Theile Deutschlands hat es z. B. gewiß keine furchtbarere Zeit gegeben, als die der Hussitenkriege — das beweist schon die Zahl der „Wüstungen", der zerstörten und nicht wieder aufgebauten Dörfer — aus jenen Tagen, die weit größer ist als die der Trümmerstätten aus dem Dreißigjährigen Kriege. Im Volke aber ist die Erinnerung daran nahezu vollständig erloschen, und ob selbst an den Dreißigjährigen Krieg noch leidlich bestimmte Berichte erinnern würden, wenn die Schule nicht etwas für die Auffrischung des Gedächtnisses sorgte, ist recht zweifelhaft. Die neueren Ereignisse mit ihren Gefahren und Nöthen verschleiern völlig die älteren; so hat in Tirol der Aufstand unter Hofer alle Erinnerungen an frühere, in ihrer Art nicht minder glorreiche Kämpfe des Volkes gänzlich verwischt.

Diese Gedächtnißschwäche führt zu einem eigenthümlichen Vorgang. Das Volk ist geneigt, auch seine rein mythologischen Sagen zeitlich und örtlich festzulegen; da aber die Erinnerung an ältere geschichtliche Ereignisse schwindet, während die Sage unzerstörbar bleibt, so verlegt man nothgedrungen die Sagen immer wieder in eine der Gegenwart nähere Periode, aus der Zeit des Dreißigjährigen in die des Siebenjährigen Krieges, aus dieser in die Jahre der Freiheitskriege. Zuweilen bestehen noch mehrere sich gegenseitig widersprechende Zeitangaben nebeneinander, was denn auch den Gläubigsten in seinem Zutrauen zur geschichtlichen Wahrheit der Erzählung irre machen muß. In anderer Weise können wir feststellen, daß auch die Angaben über bestimmte Oertlichkeiten, an denen sich sagenhafte Ereignisse abgespielt haben sollen, höchst unzuverlässig sind; es stellt sich nämlich heraus, daß oft eine und dieselbe Sage mit unbedeutenden Abweichungen von einer ganzen Reihe verschiedener Orte erzählt wird. So erkennen wir klar, daß die meisten Sagen nichts sind, als localisirte Mythen. Die Erinnerungen an Wodan z. B. knüpfen sich meist an bestimmte Oertlichkeiten, wie denn Scheffel in seinem Cyklus vom Rodensteiner auch nichts anderes behandelt hat, als eine im Odenwald localisirte Ueberlieferung von diesem alten deutschen Himmels- und Sturmgott.

Dieses Festlegen der Sagen entspringt im Grunde demselben Bedürfniß des Volksgeistes, das die Mythen überhaupt erst geschaffen hat, nämlich dem Wunsche nach einer Erklärung seltsamer oder unverständlich gewordener Dinge. Eine zerfallene Ruine, ein wunderlich geformter Fels beschäftigt die Phantasie des Volkes, bis sich irgend eine Erzählung bildet, die dem Fragenden eine anscheinend befriedigende Antwort gibt. Auf diese Weise können Sagen aus dem Nichts entstehen; die Bezeichnung vieler vorgeschichtlicher Grabhügel als Schweden- oder Franzosen-

schanzen läßt die Anfänge dieser Entwicklung deutlich erkennen. Aber die völlig willkürlichen Erfindungen sind im ganzen selten — viel lieber paßt man einen Mythus den Umständen an, fesselt ihn damit an den festen Boden und wandelt ihn in einen scheinbar geschichtlichen Bericht um. So geschieht es, daß die lustigen Mythen sich endlich auf bestimmten Oertlichkeiten niederlassen, wie Seevögel auf den Klippen des Meeres.

Eine andere Erscheinung ist nicht weniger merkwürdig. Zuweilen haften im Gedächtnisse des Volkes gewisse Namen der Geschichte, aber das, was von ihnen erzählt wird, deckt sich durchaus nicht mit den historischen Thatsachen, ja widerspricht ihnen unter Umständen vollständig. Aus einem ziemlich unbedeutenden Gefolgsmann Karls des Großen ist der wunderbare Held Roland geworden, um den sich schließlich ein bunter Sagenkreis gebildet hat, bis Ariost diese ganze anscheinend aus dem Nichts geborene Sagenwelt in eine reizvolle Form goß und ihr ewige Dauer verlieh. In Wahrheit werden von Roland und seinen Genossen nur die alten Götterkämpfe ausgefochten, die freilich durch fremde Einflüsse seltsam entstellt und durch die Phantasie der Dichter bis ins Unendliche vervielfältigt und verändert sind. Es gibt Völker, bei denen Sagen dieser Art die Geschichte geradezu vertreten. Was uns Firdusi als persische Geschichte erzählt, ist ein Gewebe mythologischer Erzählungen, wie sie die Landschaften Irans in unerschöpflicher Fülle erzeugten; vergebens suchen wir dagegen nach den bekannten Persönlichkeiten unsrer Ueberlieferungen, nach Darius und Xerxes, Alexander dem Großen und den Seleukiden. Die Könige Persiens, die uns Firdusi nennt, haben mit Ausnahme der letzten zwei oder drei niemals gelebt, sie sind durch und durch sagenhaft. Von der Geschichtschreibung der mit den Iraniern engverwandten Inder gilt ganz dasselbe — die Mythologie ist im Gedächtniß des Volkes mächtiger als die Geschichte.

Im Grunde ist das nicht wunderbar. Die Gestalten der Mythologie, mit anderen Worten die beseelten Naturkräfte, haben eben ein zäheres Leben als die Menschen, mögen diese auch noch so titanenhaft ihr Haupt erheben und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen. Ein Attila oder ein Dschingiskhan rast einmal wie ein verheerender Sturm über die Welt, um dann machtlos ins Grab zu sinken; Tag für Tag aber wandert die Sonne über den Himmel und taucht in die Gluth der Abendröthe hinab, wehen die Winde und rauschen die Flüsse durch das Land. Zuweilen bleibt eine historische Figur scheinbar lange am Horizont der Volksüberlieferung stehen. Aber unmerklich ändert sie sich und wandelt sich in seltsame und riesenhafte Formen um, wie das Gewölk am abendlichen Himmel, und statt eines Barbarossa, eines Karls des Großen steht uns die gewaltige Gestalt eines Wodan oder eines Donar gegenüber. Was ist Barbarossa's Schlaf im Berge anders, als die Winterruhe des Lichtgottes, der auf den Frühling harrt? Noch tragen ihm seine Raben Botschaft zu, und um ihn lagert sein treues Heer, gewärtig des letzten Kampfes.

Dieser letzte, schwerste Kampf der freundlichen Götter des Germanenthums, die Götterdämmerung, deren immer neue Vorbilder der Sonnenuntergang und der Kampf des Winters mit dem Frühling sind, soll noch immer geschlagen werden. Noch gehen Sagen im Volke, wie jene vom Birnbaum auf dem Walserfeld und der letzten Schlacht gegen den Antichrist, ja noch in neuester Zeit ereignete es sich, daß die Sage von der Götterdämmerung als eine „alte Prophezeiung" auf den gegenwärtigen Kaiser und seine zukünftigen Kämpfe mit Frankreich angewendet wurde und in dieser Form durch die Blätter ging! Ueberall ist die Sage jetzt localisirt, ja in Tirol erwartet man noch heute, daß die letzten Kämpfe vor dem jüngsten Gericht mit einem Einfall der Schweizer ins Tiroler Land beginnen werden. Indeß verlegt man nicht immer mehr den Kampf in die Zukunft, sondern zuweilen tritt die Götterdämmerung auch als ein längstvergangenes Ereigniß auf, das mit geschichtlichen Ueberlieferungen zusammengeworfen wird, aber noch an manchen Einzelheiten kenntlich ist. Ist doch auch das Horn Rolands, das er beim Kampfe in den Pyrenäenpässen bläst, nichts Anderes, als Heimdalls, des Himmelswächters, Horn, dessen gellender Klang die Götter und die Geister der Tapferen zu den Waffen gegen die dunkeln Mächte ruft, und ebenso ist der blutige Untergang der Burgunder im Hunnenlande nichts Anderes, als das in historische Zeit verlegte Ende der lichten Himmelsgötter.

Vor dem prüfenden Blick des Forschers hat sich noch manche anscheinend geschichtliche Gestalt als mythische Figur erwiesen, so vor allem Wilhelm Tell, der Befreier der Urcantone. Die neue Erkenntniß wurde von den Bewohnern der Schweiz nicht eben mit Jubel begrüßt, denn in der That nimmt man einem Volke mit seinen großen geschichtlichen Erinnerungen eine Quelle der Begeisterung und Kraft. Aber die Wahrheit steht höher, als Erwägungen dieser Art, und sie hat schließlich gesiegt, obgleich das Volk von Uri in seinem Zorn einen unglücklichen Journalisten, der das Dasein Tells geleugnet hatte, in aller Form öffentlich auspeitschen ließ. Tell ist — das steht jetzt zweifellos fest — nur ein Nachkomme des sagenhaften Orendel und gehört zu jener Gruppe mythischer Schützen, zu der wir aus der griechischen Sagenwelt Herakles und Odysseus rechnen müssen.

Wenn wir also weniger von einem geschichtlichen Kern als von einer geschichtlichen Hülle der Sagen reden dürfen, und wenn wir ihnen damit nach einer Seite hin fast jede tiefere Bedeutung abzusprechen haben, so werden wir sie um so vertrauensvoller als die beste Quelle der mythologischen Erinnerungen des Volkes benutzen. In ihnen lebt und webt noch die alte Götterwelt, aber sie ist ganz dem alltäglichen Leben entrückt, ganz Dichtung geworden, und eben darum so schön und so harmlos.

Zur Kritik der Lehren von Karl Marx.

Ein grundlegender Glaubenssatz des modernen, sogenannten wissenschaftlichen Socialismus ist die Unmöglichkeit und Unfähigkeit der bürgerlichen Nationalökonomie, die Lehren von Karl Marx' „Capital" zu widerlegen. Vor den unwiderleglichen Wahrheiten des socialistischen Apostels muß die Wissenschaft ihre Waffen strecken, weil ihre dem Arsenal des Capitalismus abgeborgten Kampfmittel an der Unverwundbarkeit des marxistischen Evangeliums abprallen. Für den Socialisten ist eben das „Capital" der Weisheit letzter Schluß, die materialistische Geschichtsauffassung das Ferment für die Neugestaltung der ökonomischen Verhältnisse der Zukunft und die Pforte, durch welche die leidende Menschheit, die Schaaren der Enterbten zum Himmel auf Erden gelangen. Aus dieser Weltanschauung heraus werden alle socialen Probleme betrachtet, alle Gegenstände als der Ausfluß capitalistischer Verbohrtheit abgewiesen. Da sich der Socialismus auf diesen Standpunkt stellt, so wird jeder geistige Kampf mit ihm ohne Ausgang bleiben, es ist eine unfruchtbare Mühe, mit ihm zu rechten. Denn nur da ist Ersprießliches aus litterarischen Fehden zu erwarten, wo ein Gegner nicht von vornherein von seiner dogmatischen Unfehlbarkeit durchdrungen ist. Und dennoch hat Karl Marx seine Achilles-Ferse, wo er verwundbar ist. Sein System der ökonomischen Wissenschaft entbehrt der realistischen Grundlegung. Seine zu philosophischer Speculation hinneigende Begabung, sein ungewöhnlicher Scharfsinn, sein streng logisches Denken haben ein festgeschlossenes Lehrgebäude

entwickelt, welches aber nicht auf gewissenhafter Empirie, auf unermüdlicher und unparteilicher Sammlung eines ausgedehnten Thatsachenmaterials beruht, aus unzähligen concreten Erscheinungen allgemeine Grundlehren zieht, sondern aus lückenhaften Beweisen aprioristische Resultate zieht. Als den Typus eines speculirenden Büchergelehrten ohne eigene Beobachtung charakterisirt ihn Gustav Schmoller mit vollem Rechte, als einen Mann ohne Welt- und Menschenkenntniß; mathematische Spielereien waren seine Lieblingsbeschäftigung; sie verbinden sich bei ihm mit ganz abstracten Begriffen und mit allgemeinen, geschichtsphilosophischen Bildern. Er ist durch diese Eigenschaften trotz aller Studien in den englischen Blaubüchern von dem Erforderniß empirischer, zuverlässiger Forschung, wie sie heute verlangt wird, vielleicht weiter entfernt als irgend ein anderer bedeutender nationalökonomischer Denker.[1])

Mit der Kritik der marxischen Lehren hat sich die Wissenschaft schon vielfach beschäftigt, vielleicht mehr als der Stellung angemessen ist, welche der Autor des „Capitals" dereinst in der Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts einnehmen wird. Allein der Marxismus wurde von einer großen socialistischen Partei als Dogma angenommen und das Werk des Vaters der Socialdemokratie befindet sich häufig in den Händen von Leuten, welche Karl Marx zwar lesen, aber nach ihrem Bildungsgrade trotz aller Vulgarisationen nicht verstehen können. Aber vielleicht ist es gerade die Unverständlichkeit seiner Ausführungen und die Schwerfälligkeit seiner Sprache, sind es die geheimnißvollen mathematischen Zauberformeln, die so manchen schlichten Arbeiter zur Lecture des Schriftwerkes reizen. Immerhin aber hat sich die Mehrzahl der wissenschaftlichen Widerlegungen auf die principielle Seite seiner Lehre concentrirt. Noch viel verdienstlicher aber ist eine Kritik, welche gerade da einsetzt, wo die eigentliche Schwäche der marxistischen Weltanschauung sitzt, und die Unzulänglichkeit und Irrthümer seines Beobachtungsmaterials beleuchtet. Jeder kleine Beitrag, welcher uns in dieser Richtung Aufhellung bringt, ist ein werthvoller Baustein für das kritische Gebäude zum Schutze gegen die Irrlehren des sog. wissenschaftlichen Socialismus. In dieses Gebiet dürfen wir daher das vor kurzem erschienene Schriftchen eines Schweizer Großindustriellen rechnen, welches an der Hand der thatsächlichen Entwicklungserscheinungen die marxische Theorie als eine Entwicklungstheorie zu prüfen versucht.[2]) Das Schriftchen bildet in gewisser Hinsicht eine Fortsetzung zu den Studien von Julius Wolf über „Socialismus und capitalistische Gesellschaftsordnung", durch welche es ja auch angeregt ist. Der Verfasser, im praktischen Leben als Großindustrieller stehend, scheint denn auch eine sehr berufene Persönlichkeit zu sein, um den von Karl Marx angeführten Entwicklungserscheinungen auf den Grund zu gehen, zumal seine Berufssphäre selbst die Großindustrie ist und er in der Lage sein kann, die einschlägigen Thatsachen zu überblicken. Allerdings ist er kein zünftiger Fachschriftsteller und deßhalb wird er vermuthlich von gewisser Seite heftig befehdet werden. Da er aber noch außerdem das Unglück hat, selbst ein Fabricant zu sein, also der Classe der „Exploiteurs" anzugehören, so dürfte die socialistische Kritik des Büchleins ihn der Entstellung und Vergewaltigung der Thatsachen zeihen. Doch genug! Lassen wir lieber den Autor selbst und seine Ausführungen reden!

Bertheau hat seine Darlegungen in das Gewand von fünf Briefen gekleidet, welche an Prof. Dr. Julius Wolf in Zürich gerichtet sind. Seiner Lebensstellung nach ist der Verfasser seit vierzig Jahren Baumwollenindustrieller und hatte diese Zeit hindurch fortwährend Gelegenheit, die Verhältnisse dieser Industrie sowohl in seiner zweiten Heimath, der Schweiz, als auch gerade in England kennen zu lernen. Zudem hat sich in der Zeit seiner Wirksamkeit ein großes Stück technischer, wie wirthschaftlicher Entwicklung in der Baumwollefabrication abgespielt und der Verfasser hat in Folge dessen alle jene Veränderungen, die sich in dieser Zeit vollzogen haben, nicht nur selbst miterlebt, sondern hat alle diese Neuerungen im Geschäftsbetriebe als Unternehmer selbst verspürt. Im ersten Briefe gibt Bertheau eine kurze Charakteristik des „Capitals" von Karl Marx, wie der Persönlichkeit desselben in kurzen markigen Zügen. Er erkennt darin die hervorragende geistige Fähigkeit des Apostels des modernen Socialismus voll an, er gibt auch zu, daß ein gewisses Maß von Wahrheit seinen Darbietungen zu Grunde liegt, er verhehlt aber nicht, daß er das den Thatsachen Widersprechende gleichwohl bei seiner aprioristischen Doctrin unterdrückt, die Widersprüche gegen seine Anschauungen dem Leser vorenthält. Der zweite Brief zeigt eine Reihe von Mißverständnissen, welchen Marx bei seinen Angaben über den technischen Productionsproceß der Spinnerei unterworfen ist. Er hellt uns aber auch insbesondere darüber auf, wie einseitig und wie lückenhaft Marx sein Material beschafft, wie unvollständig und von den Thatsachen abirrend seine Angaben sind, die sich nicht auf Massenbeobachtungen stützen, sondern auf die Angaben eines einzigen Fabricanten aufgebaut sind. Eine weitere Fortführung der statistischen und positiven Irrthümer, Leichtfertigkeiten und Oberflächlichkeiten, seiner Vergewaltigung der Thatsachen bringt der dritte Brief. Der vierte Brief behandelt die bei Marx so wichtige Unterscheidung des Capitals in constantes und variables, sowie die Consequenzen, welche aus diesen Voraussetzungen erwachsen. Der fünfte und letzte Brief endlich wendet sich gegen zwei grundlegende Sätze von Karl Marx' „Capital": 1) Die Capitalisten werden immer reicher, das Capital concentrirt sich durch die Concurrenz der Capitalisten unter einander in den Händen von immer weniger Capitalisten und 2) die „industrielle Reserve-Armee" gewährt dem capitalistischen Unternehmer in stets zunehmendem Grade die Mittel zur Vergewaltigung des Arbeiters, weil er dadurch in der Lage ist, denselben zu zwingen, ihm zum niedrigsten möglichen Lohnsatz seine Arbeitsleistung zu verkaufen. Die erste dieser beiden Fragen stellt in der That eine wichtige Erscheinung des volkswirthschaftlichen Lebens dar, welche aufs engste mit der Neigung der modernen Industrie zum Großbetrieb zusammenhängt. Daß dieselbe völlig in Abrede zu stellen sei, läßt sich entschieden nicht behaupten. Allein auch hier trifft wiederum das zu, was wir in Marx' Deductionen stets finden: typische Phänomene, die völlig zu leugnen noch Niemandem beigefallen ist, werden als aus einer allein wirksamen Kraft hervorgehend hingestellt, eine Entwicklungstendenz wird betrachtet als eine abgeschlossene Evolution, der gegenüber alle volkswirthschaftlichen Gegenkräfte als macht- und haltlos bezeichnet werden. Und gerade darin tritt immer wieder die Schwäche marxischer Anschauungsweise klar zu Tage. Es ist unzweifelhaft, daß ein reißender Bergstrom niemals auf den Berg, von dem er herabstürzt, zurückkehren wird und kann. Aber sein Lauf braucht um deßwillen noch lange kein völlig freier zu sein, seine Fluthen brauchen noch lange nicht die Gefilde fruchtbarer Thäler rettungslos zu überschwemmen. Vielmehr kann sein Ungestüm durch Canäle und Dammbauten gedämpft, ja seine Kraft für die Menschen zu fruchtbringender Benutzung ausgewerthet werden. Ebenso verhält es sich mit diesen Entwicklungstendenzen der Volkswirthschaft. Wäre die Capitalconcentrirung überhaupt die einzige Möglichkeit des ökonomischen Processes, dann hätte

[1]) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Artikel „Volkswirthschaft, Volkswirthschaftslehre und Methode". Band VI. S. 540.

[2]) Friedrich Bertheau, Baumwollspinner in Zürich, Fünf Briefe über Marx an Herrn Dr. Julius Wolf, Professor der Nationalökonomie in Zürich. Jena, Gustav Fischer 1895, gr. 8°, 60 S.

Marx unzweifelhaft Recht. Indessen stehen der technischen Concentrirung doch auch die Vertheilungsmodalitäten des Wirthschafts- und Rechtslebens gegenüber, welche auf der sich entfaltenden Ausgestaltung der Rechtsformen der Unternehmungen beruhen und die Vertheilung der Capitalmassen beeinflussen. Sie stellen der einen Potenz eine andere gegenüber. Darum ist Bertheau gegenüber Marx entschieden beizupflichten, daß aus der Conglomeration allmählich die Diffusion des Capitals hervorgehen kann und hervorgeht, wie in der englischen Baumwollindustrie, insonderheit seit 1878, die „Spinnerfürsten" verschwinden, um den Actienspinnereien Platz zu machen. Damit aber wird in den Concentrationsproceß eine Bresche gelegt, welche denselben zwar keineswegs aufhebt oder völlig beseitigt, seine Wirkungen aber abschwächt, weil er auch dem Mittelstand ermöglicht, Unternehmer zu werden, sich an den Unternehmungen als Capitalist zu betheiligen. Denn die Actiengesellschaften stellen damit zwar eine Concentration des Capitals dar, aber keinen Fortschritt derselben in wenigen Händen, sondern eine Vertheilung der Capitalkraft auf eine Mehrzahl von Capitalbesitzern. Was aber von der Actiengesellschaft gilt, das wird auch durch die übrigen gesellschaftlichen Unternehmungsformen mehr oder weniger erreicht.

Weniger glücklich wollen mir des Verfassers Ausführungen über die Stellung der industriellen Reservearmee zur modernen Volkswirthschaft erscheinen. Wir Praktiker, sagt Bertheau, wissen, daß es eine industrielle Reservearmee nicht gibt. Die schweizerischen Baumwollspinner haben heute 25 Proc. weniger Arbeiter als etwa 1876; sie können aus Erfahrung bezeugen, daß sie in der Regel auf ein knappes Arbeitsangebot beschränkt sind; ebenso ist bekannt, daß auf die Errichtung mancher Fabrik verzichtet wurde, weil man voraussah, man werde keine Arbeiter oder nicht in genügender Zahl finden. Bertheau ist der Meinung, daß Marx Zweierlei mit einander verwechsle: die industrielle Reservearmee eines ganzen oder größeren Wirthschaftsgebietes mit den Arbeitslosen einer Großstadt oder eines einzelnen Industriecentrums. Damit glaubt er, die Aufstellung des „Capitals" zu entkräften, daß die Verdammung eines Theils der Arbeiterclasse zu erzwungenem Müßiggang durch Ueberarbeit der andern ein Bereicherungsmittel einzelner Fabricanten werde. Die vom Verfasser angezogenen Schweizer Arbeiterverhältnisse mögen hier außer Betracht bleiben. Keinesfalls können sie als typisch und maßgebend gelten. Aber selbst gesetzt, es sei richtig, daß eine bestimmte Industrie nur auf ein beschränktes Angebot angewiesen sei, daß eventuell die Errichtung neuer Fabriken aus diesem Grunde unterbleibe, so ist damit noch keineswegs die m. E. unleugbare Thatsache einer chronischen Arbeitslosigkeit in der heutigen Volkswirthschaft widerlegt. Man könnte allenfalls nur von einer bestimmten Richtungstendenz des Arbeiterstromes sprechen. Andrerseits mag es vielleicht richtig sein, daß Marx für seine Zeit den Beweis für die Existenz der Reservearmee nicht erbracht hat durch seine Belege aus den verschiedenen Krisen des Jahres 1863. Für heute aber müssen wir die Arbeitslosigkeit als Thatsache annehmen, nicht bloß für einzelne Großstädte, sondern als allgemeine Erscheinung. Wenn auch auf diese Weise die industrielle Reservearmee nicht als solche in Abrede zu stellen ist, so bleibt es immerhin aber noch sehr fraglich, ob die von Marx daraus gezogene Folgerung der Wahrheit entspricht, ob auch wirklich aus dem unfreiwilligen Müßiggang eines Theils der Arbeiter sich für den capitalistischen Unternehmer durch die sinkenden Löhne, welche durch das vermehrte Angebot entstehen, eine Bereicherung ergibt. Dies wäre doch nur dann richtig, wenn sich zwischen zunehmender Arbeitslosigkeit und abnehmenden Lohnsätzen ein sicheres und unmittelbares Causalverhältniß construiren und statistisch ermitteln ließe. Dies ist aber doch keineswegs allgemein wahrzunehmen. Mit einfachen Behauptungen läßt sich diese Frage, wie es Karl Marx thut, keineswegs beweisen. Und bis heute ist der Socialismus diesen Beweis schuldig geblieben.

Der Standpunkt, welchen der Verfasser vertritt, ist gemäßigt, wenn er auch die volkswirthschaftlichen Probleme mit dem Auge des capitalistischen Unternehmers betrachtet. Dies ist aber kein Unglück. Denn nur durch die Beleuchtung einer Frage von verschiedenen Seiten vermögen wir der Wahrheit näher zu kommen. Ebenso verdient die schlichte Darstellung gegen den Schwulst der Rede bei Karl Marx Anerkennung. Daß die Verknüpfung des Büchleins mit dem Namen Julius Wolf schon von vornherein für gewisse Leute ein durchschlagender Grund für dessen Verurtheilung sein wird, ist vorauszusehen. Ist ja der Verfasser, wie er selbst sagt, durch die Lectüre von Wolfs System der Socialpolitik zum Studium von Karl Marx' „Capital" angeregt worden. Vielleicht werden die fünf Briefe über Marx auch als von dem Verfasser des Systems der Socialpolitik bestellte Arbeit bezeichnet. Darüber mag sich der Verfasser trösten. Solche Angriffe werden dem Autor keineswegs das Verdienst zu schmälern vermögen, daß sein Schriftchen einen, wenn auch kleinen, so doch schätzenswerthen Beitrag zur Kritik von Marx' „Capital" bildet.

M. v. H.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Im weiteren Verlauf der 36. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure zu Aachen am 19. August (s. Nr. 235 Morgenbl.) brachte die zweite Sitzung die Erledigung des größten Theiles der Tagesordnung. Für weitere Kreise dürfte von Interesse sein die Bewilligung der Geldmittel für ein Denkmal Franz Grashofs auf einem öffentlichen Platz in Karlsruhe, ferner der Beschluß, auf dem bereits vom Verein erworbenen Grundstück an der Ecke der Charlotten- und Mittelstraße in Berlin ein eigenes Haus ungesäumt zu errichten, schließlich eine Resolution, betreffend die Einrichtung und den Ausbau von Ingenieurlaboratorien an technischen Hochschulen, sowie damit zusammenhängende Fragen des Unterrichts an diesen Lehranstalten. Die letzte geschäftliche Sitzung am 21. August brachte nach Erledigung der Tagesordnung einen Vortrag des Hrn. Dr. Polis-Aachen über Acetylen und dessen Verwendung zu Beleuchtungszwecken. Acetylen, derjenige Körper, dem die Gasflamme ihre Helligkeit verdankt, wird neuerdings auf einem Wege hergestellt, der so einfach ist, daß die Verwendung des Acetylens als solches zu Beleuchtungszwecken eine aussichtsreiche Zukunft hat. Es wird nämlich durch Zusammenschmelzen von Kalk und Kohle das sogen. Calciumcarbid erzeugt, aus dem sich durch einfaches Uebergießen mit Wasser Acetylengas entwickelt, während gelöschter Kalk zurückbleibt. Acetylen gibt, in geeigneten Brennern und vornehmlich mit einem bestimmten Luftzusatz verbrannt, eine Flamme, die das gewöhnliche Leuchtgas an Intensität und Weiße ganz bedeutend übertrifft. Es wird sich zunächst ein Gebiet erobern, das durch Gasanstalten nicht beherrscht wird, also vornehmlich Waggonbeleuchtung, Seebeleuchtung u. dergl.; aber auch die Zeit dürfte vielleicht nicht mehr fern sein, wo es den Gasanstalten einen ernstlichen Wettbewerb aufnöthigt. Die Ausführungen des Redners waren durch eine Reihe höchst interessanter Experimente unterstützt. Nachdem darauf Professor Schulz-Aachen in kurzen Zügen — als Erläuterung zu den am Nachmittag vorzunehmenden technischen Ausflügen in die Umgegend von Aachen — das Aachener Berg- und Hüttenwesen geschildert hatte, wurde die 36. Hauptversammlung geschlossen.

* **Hermannstadt**, 29. Aug. Dem Bericht über die Arbeiten des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, mitgetheilt in der 47. Generalversammlung in Hermannstadt am 19. Aug., wie ihn das „Siebenb. D. Tgbl." veröffentlicht, entnehmen wir Nachstehendes: Das Bedürfniß nach zusammenfassender Darstellung der Arbeiten des Vereins für siebenbürgische Landeskunde ist die Veranlassung, diesmal den Versuch einer solchen zu machen, einmal, um auch den weiten Kreisen der Vereinsmitglieder Rechenschaft

über die Ziele und Strebungen des Vereins abzulegen, umfassender als es durch die Auszüge aus den Protokollen geschehen kann, die im Jahresbericht veröffentlicht werden, dann, um vielleicht auf diese Art in den Kreisen der wissenschaftlichen Arbeiter hie und da Fingerzeige zu geben, wo eine Arbeit einsetzen könnte. Der Verein hat zunächst fortlaufend das Archiv herausgegeben — im Jahre 1893/94: 1. Heft des 25. Bandes. Inhalt: Fr. W. Seraphin: „Aus den Briefen der Familie v. Heydendorff (1737—1805)." 1. Heft des 26. Bandes. Inhalt: G. D. Teutsch: „Abriß der Geschichte Siebenbürgens (1526—1699)." Fr. W. Seraphin: „Ein Kronstädter lateinisch-deutsches Glossar aus dem 15. Jahrhundert." Fr. Schuller: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte Siebenbürgens von der Schlacht bei Mohacs bis zum Frieden von Großwardein." Selbständig: L. Reissenberger: „Die Kerzer Abtei." Hermannstadt, Franz Michaelis. 1894/95: 2. Heft des 26. Bandes. Dr. Friedr. Teutsch: „Denkrede auf D. G. D. Teutsch." 2. Heft des 25. Bandes. Fr. W. Seraphin: Fortsetzung der „Heydendorff'schen Briefe". Selbständig: „Gedichte in siebenb.-sächs. Mundart" von V. Kästner, 2. Aufl., mit einer Einleitung von Dr. A. Schullerus. Hermannstadt, W. Krafft. Eingelaufen sind folgende Arbeiten, die, zum Theil schon begutachtet, der Veröffentlichung harren: O. Wittstock: „J. Marlin, ein Beitrag zur Literaturgeschichte der vierziger Jahre." J. Höchsmann: „Zur Geschichte der Gegenreformation in Ungarn und Siebenbürgen." I und II. L. Reissenberger: „Die Flora Hermannstadts und Umgebung." J. Duldner: „Zur Geschichte Siebenbürgens 1686." H. Herbert: „Die Rechtspflege in Hermannstadt zur Zeit Karls VI." (Aus den Hermannstädter Magistratsprotokollen.) Dr. R. Schuller: „Das Patriciergeschlecht der Polnar." Jul. Römer: „Beiträge zur Flora von Kovaßna." W. Wenrich: „Großau in seinen Namensformen." Dr. A. Schullerus: „Michael Albert." In Vorbereitung befindet sich die Herausgabe der „Rosenauer Burg". Die Absicht ist, unsre Burgen in größerer Anzahl in Bild und Wort zu allgemeiner Kenntniß zu bringen. Ebenso ist bis zum Druck die Herausgabe einer großen numismatischen Arbeit gediehen, A. Resch: „Die siebenbürgischen Münzen vom Großwardeiner Frieden an", die auf 85 Tafeln die Abbildung der Münzen und die dazu gehörige Beschreibung bringen wird. In beiden Jahren erschien das „Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde", das unter der Redaction von Dr. A. Schullerus in erfreulicher Weise unsre Wissenschaft fördernd und vielfach wegeweisend zur Seite geht; aber einige Bemerkungen mögen sich daran schließen, zunächst darüber, was wir vermissen, dann, was wir vielleicht erreicht haben. Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß die älteste Geschichte Siebenbürgens in den Abhandlungen nicht vertreten ist. Seit dem Tode C. Gooß' (1881) vermissen wir schwer in unsern Reihen Arbeiten über die römische und vorrömische Zeit, über prähistorische Zustände. Was publicirt worden ist, beschränkt sich auf Münzen. Andere sind in diese Lücke eingerückt: es ist fraglich, ob es uns gelingen wird, auf diesem Gebiet wieder in die erste Stelle einzutreten, die wir lange innehatten. Aber gerade der rege Eifer magyarischer Wissenschaft und ihrer Jünger fordert dringend dazu auf, das Feld nicht weiter brach zu lassen. Je mehr jene darauf arbeiten, um so dringender thut es noth, daß Jemand auch unter uns sich derselben annehme, schon um die Vermittlung der gefundenen Resultate für die deutsche Wissenschaft. Das Ziel muß sein, daß wir für Gooß einen Ersatz finden; vielleicht ist ein Fingerzeig für jüngere Kräfte hier nicht überflüssig. Was das Volkskundliche anbetrifft, so sind gerade diese Forschungen vom Verein direct unterstützt worden. Das Ziel ist: eine vollständige, nach modernen wissenschaftlichen Anforderungen geschriebene Volkskunde, wir rechnen dazu auch das sächsische Wörterbuch. Fast möchte man mit des alten Sängers Worten klagen: Infandum jubes renovare dolorem. Aber da hier kein Klagen hilft, so meinte der Ausschuß, Zugreifen sei gerathener, und hat denn zunächst O. Wittstock und Dr. A. Scheiner zu einer Forschungsfahrt ins Burzenland, Rösnerland und Mühlbach unterstützt, deren Resultate zum Theil schon in den Publicationen der Centralcommission für deutsche Landeskunde vorliegen. Im Zusammenhange damit steht, daß der Verein von Dr. A. Schullerus und O. Wittstock verfaßte Fragebogen ausgeschickt hat, die den Zweck haben, die Sammlungen für ein abschließendes Werk über unsre Volkskunde einzuleiten. Eine Musterantwort aus Draas hat das „Corr.-Bl." 1894, Nr. 7—8 veröffentlicht. Es zeigt sich leider bei allen Gelegenheiten, wo unter uns Fragebogen ausgesendet werden, daß sie den Vögeln gleichen, die aus dem Käfig fliegen gelassen werden; sie flattern hinaus, aber den Rückweg findet nur selten einer. Die Empfänger vergessen so leicht, daß es sich hier nicht um eine Liebhaberei handelt, die man durch Belästigung Anderer befriedigen will, sondern um ihre Mithülfe bei einem ernsten wissenschaftlichen Werk, das ohne diese unmöglich ist. Nach den bisherigen Erfahrungen wird die persönliche Einsammlung des Materials eine größere Rolle übernehmen müssen. Zu unsrer Volkskunde gehört unsre Mundart, zu deren wissenschaftlicher Kenntniß Grammatik und Wörterbuch noch immer ausstehen. Daß die Arbeit nicht ruht, dafür liefern mehrere selbständig erschienene Arbeiten und das „Correspondenzblatt" den erfreulichen Beweis. Aber auch hier muß zu einem Abschluß gedrängt werden. Seit dem Tode Haltrichs, besser schon seit er 1877 seine Sammlungen an J. Wolff in Mühlbach übergeben, erwartete man von diesem das Wörterbuch. Ein tragisches Schicksal hat ihn und uns darum gebracht. Sofort nach dem Tode Wolffs gelang es dem Ausschuß des Landeskunde-Vereins, die gesammten Vorarbeiten für das Wörterbuch in seine Verwahrung zu nehmen, sie von Dr. A. Schullerus und Dr. Roth durchsehen zu lassen, um zu erkennen, wo die weitere Arbeit einzusetzen habe. Auf Grund eines Berichts hierüber hat der Ausschuß eine Commission eingesetzt, die nun weitere Vorschläge für die Wiederaufnahme und den Fortgang der Arbeiten machen wird. Schon diese Generalversammlung wird in die Lage gesetzt werden, Näheres darüber zu erfahren. Auf Eines kann jetzt schon die Aufmerksamkeit des Vereins gelenkt werden, auf die Geldfrage. Die Herausgabe des Wörterbuches, wie es die Gegenwart fordert, ist eine kostspielige Sache, die mit den laufenden Einnahmen des Vereins nicht bestritten werden kann; auch nach dieser Richtung wird es Aufgabe der Generalversammlung sein, seinerzeit für die Schaffung der Mittel Sorge tragen zu helfen.

v. M. Bern, 28. Aug. Internationales Statistisches Institut. Der heutige Tag war vorzugsweise dem Abschluß der Sectionsarbeiten gewidmet. In der Plenarsitzung, welche dem Beginn dieser Arbeiten am Vormittag vorherging, berichtete zunächst Guillaume über die Frage der Annahme einer den Berechnungen der Sterblichkeitsziffern zu Grunde zu legenden Normalvertheilung der Altersclassen (Standardbevölkerung). Man entschied sich in dieser Beziehung dafür, die schwedische Altersclassenvertheilung für die Standardbevölkerung maßgebend sein zu lassen, und weiterhin die Berechnung der Sterbeziffer nicht bloß für die Gesammtbevölkerung, sondern auch für fünf einzelne Altersgruppen zu empfehlen. An der Discussion betheiligten sich Bertillon (Paris), Graf (Bern) und v. Mayr (Straßburg). Danach erstattete Levasseur (Paris) Namens des Comités für Statistik des Primärunterrichts seinen Bericht. Derselbe enthielt eigentlich nichts über die Thätigkeit dieses Comités, sondern beschäftigte sich einerseits mit einer Darlegung der Ausgestaltung der Unterrichtsstatistik in Frankreich, andererseits mit einer Mittheilung darüber, in welcher Weise Levasseur durch Mitarbeit seines Collegen das Material über die Statistik des Elementarunterrichts in 55 Staaten und Colonialgebieten zusammengebracht hat, welches im Bulletin des Instituts (Verhandlungen der Versammlung zu Chicago) abgedruckt ist. Außerdem verbreitete er sich über die principiellen Bedenken, welche der internationalen statistischen Vergleichung gerade auf diesem Gebiete gegenüberstehen und versuchte dieselben auf das richtige Maß zurückzuführen. Ferraris (Padua) erstattete Bericht über die Sectionsbeschlüsse, betreffend die internationale Statistik der Edelmetalle. Alle Nachweisungen über 1) Production der Edelmetalle nach Menge und Werth, 2) die internationale Bewegung der Edelmetalle, 3) den Verbrauch derselben sollen an einem Punkte vereinigt werden, und zwar wird gemäß dem heutigen Beschluß des Instituts die französische Regierung gebeten, ihre einschlägige Verwaltung (den Münzdirector de Foville) zur Herstellung und Veröffentlichung dieser Statistik zu veranlassen. De Foville, selbst ein hervorragendes Mitglied der internationalen statistischen Vereinigung, hatte nicht bloß persönlich zur Uebernahme der Arbeit sich bereit erklärt, sondern auch einen die Zustimmung des französischen Finanzministers enthaltenden und vom Präsidenten zur Verlesung gebrachten Brief überreicht. Denis (Brüssel) verbreitete sich in eingehendem Vortrag über die Nützlichkeit einer internationalen Organisation der Arbeitsstatistik, in der Art, daß eine internationale mit persönlichem Zusammentritt zu Conferenzen verbundene Verbindung der verschiedenen arbeitsstatistischen Bureaux hergestellt würde. Als Muster könnte nach Ansicht des Redners die wissenschaftliche Föderation der nordamerikanischen Bureaux dienen. Der Vorschlag wurde der

IV. Section zur Berathung überwiesen. Craigie (London) erstattete Namens des abwesenden Billings Vortrag über den Stand der internationalen Militär-Medicinal-Statistik, insbesondere über die in dieser Beziehung von einer Commission speciell Sachverständiger bei dem Demographischen Congreß in Budapest im Jahre 1894 gefaßten Beschlüsse. Bodio (Rom) bemerkte, daß diese Beschlüsse doch von gar zu großer elementarer Einfachheit seien und einer Ergänzung unter verschiedenen Gesichtspunkten bedürften, insbesondere hinsichtlich der Beschaffung richtiger Vergleichszahlen (Bestand der Untersuchten, bezw. der Wehrpflichtigen, Präsenzstand der Armee). Nach einer Debatte darüber, ob die Mittheilung von Craigie nur zur Kenntniß zu nehmen, oder ob in eine Berathung derselben und zwar zunächst in der zuständigen Section einzutreten sei, entschied sich die Versammlung für den letzteren Weg. Zum Schluß legte Bodio ein sehr interessantes Werk vor, welches in umfassender Verarbeitung die Ergebnisse einer in Italien gelegentlich des Ersatzgeschäftes veranstalteten anthropometrischen und sanitären Enquete enthält, dabei auf Einzelheiten dieser Ergebnisse näher eingehend. Unter diesen dürften die in anderen Ländern ziemlich vernachlässigten Nachweise über die Augen- und Haarfarbe der Untersuchten besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

— 29. Aug. Das Institut hat es sich nicht nehmen lassen, noch in den Morgenstunden vor dem heutigen Ausflug nach Langnau im Emmenthal eine Plenarversammlung abzuhalten. Als bemerkenswerth ist zunächst der eingehende Bericht von Pilat (Lemberg) über die landwirthschaftliche Anbaustatistik hervorzuheben. Das Comité und mit ihm die Plenarversammlung ist principiell für die Durchführung jährlicher Erhebungen, da hingegen, wo der Bildungsstand der Besitzer eine correcte active Antwortertheilung seitens derselben nicht gestattet und eine weitgehende Mitwirkung der Zählungsbehörden nöthig ist, soll man sich mit zehnjährigen Gesammtermittelungen und fortlaufenden jährlichen Ergänzungserhebungen begnügen. Zu einer eingehenderen Debatte führte der von Nicolai (Brüssel) erstattete Bericht der I. Section, welcher dahin geht, es solle ein Comité eingesetzt werden, um die Frage der allgemeinen Einrichtung der Bevölkerungsregister in den verschiedenen Ländern zu prüfen. Ueber die große principielle Bedeutung richtig geführter Bevölkerungsregister für die statistische Erkenntniß der Wanderungen, insbesondere auch der so interessanten und doch so schwer zu erfassenden inneren Wanderungen, war Niemand im Zweifel. Dagegen wurden solche Zweifel in sehr eingehender Weise bezüglich der Möglichkeit der praktischen Handhabung des Registerwesens zum Ausdruck gebracht. Insbesondere brachte Bodio (Rom) sehr entmuthigende Mittheilungen über den allmählichen Verfall der vor längerer Zeit in Italien versuchten Durchführung dieser Register, indem er nachwies, daß es sich, insbesondere auch in Rom, als durchaus unmöglich herausgestellt habe, die flottirende Bevölkerung zu erfassen. Kiaer (Christiania) theilt im allgemeinen Bodio's Ansicht, meint aber, die Anlegungung und Durchführung eines nach seiner Ansicht speciell interessanten Registers, nämlich der Leute, die 80 und mehr Jahre alt sind, werde sich als durchführbar herausstellen. Zweifel wurden auch von Troinitzky (St. Petersburg) geäußert, welcher zugleich Anlaß nahm, die Gestaltung der verschiedenen in Rußland bestehenden Registerführung auf dem Gebiete des Bevölkerungswesens darzulegen. Yvernès (Paris) berichtete alsdann über den von der Versammlung auch angenommenen Vorschlag, ein internationales Comité zu bilden, welches die Aufgabe haben soll, umfassendes internationales Material über die Statistik der Ehescheidungen zusammenzubringen. Weiter wurde auf Vorschlag von Nikolai (Brüssel) auch ein Comité zum Studium der Frage des internationalen Austauschs der statistischen Veröffentlichungen niedergesetzt. Vorher hatte Troinitzky eine interessante statistische Bibliographie für Rußland in französischer Sprache vorgelegt und vertheilt und in eingehender Weise über die bevorstehende große Volkszählung — die erste allgemeinen und modernen Charakters — in Rußland berichtet, für welche, wenn auch noch nicht definitiv, der Zählungstermin vom 1. Januar 1897 in Aussicht genommen ist. Er berichtete dabei über die Mängel der bisherigen polizeilichen Revisionen und über die Schwierigkeiten, welche der im größten Theile des russischen Gebiets bestehende Mangel geschlossener Communaleinheiten für die Durchführung der Vorbereitung und Ausführung der bevorstehenden Zählung bereitete. Man hat den Ausweg gewählt, Zählbezirke ad hoc zu bilden und zur administrativen Leitung des Verfahrens in denselben die Friedensrichter zu berufen. Schließlich überreichte der französische General-Zolldirector Pallain der Versammlung eine sehr dankenswerthe Sammlung der auf die Herstellung der französischen handels- und schiffahrtsstatistischen Nachweise bezüglichen Vorschriften (Instruction concernant l'établissement des relevés statistiques des douanes. Commerce et navigation. Paris. Impr. nat. 1894).

* **Aus Stockholm**, 26. Aug., wird der „Voss. Ztg." geschrieben: Für den Beitritt Schwedens zur Berner Convention scheint vor der Hand wenig Aussicht zu sein. Der schwedische Schriftstellerverein hatte sich im December mit einer Eingabe an den König gewandt, in der um Maßregeln zum Anschluß Schwedens an die im Jahre 1886 in Bern abgeschlossene Convention zum gegenseitigen Schutz der literarischen und künstlerischen Arbeiten ersucht wird. Daraufhin hatte der Justizminister von Interessenten Gutachten eingefordert, die zum größten Theil jetzt eingelaufen sind. Es haben sich geäußert der Journalistenverein, der Verlegerverein, die Leiter der königl. Oper und des Dramatischen Theaters und jetzt neuerdings der Neue Verlegerverein; alle nahmen gegen den Anschluß Schwedens an die Berner Convention Stellung. Uebrig bleibt nur noch das Gutachten der Musikakademie.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 30. August folgende Schriften eingegangen:

Die preußischen Strafgesetze. Erläutert von A. Groschuff, E. Eichhorn und Dr. H. Delius. Berlin. Otto Liebmann 1894. — Sigmund Reich: Das österr.-ungar. Versicherungswesen i. J. 1894. (Sep.-Abdr.) Wien, R. v. Waldheim 1895. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Zittau für 1894. Zittau, R. Menzel 1895. — Ch. F. Maurer. Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Mit Illustrationen. 2. Aufl. Leipzig, G. Fock 1895. — Dr. C. A. Zakrzewski. Zur Schuldentlastung der landwirthschaftlichen Betriebe. Berlin, Wilh. Möller 1895. — Bombards u. Stadelmanns Briefwechsel; Amor u. Psyche u. 6 Grimm'sche Märchen. Hggb. v. H. Rubner. Ansbach, C. Brügel u. S. 1895. — Der Curort Bex. Mit 12 Ill. u. 1 Karte. Zürich, Orell Füßli. (Europ. Wanderbilder Nr. 242.) — Dr. Paul Römers Reichs-Medicinalkalender 1896. Ausgabe A. Leipzig, G. Thieme. — Münchener Kalender für das Jahr 1896. München-Regensburg, Nationale Verlagsanstalt A.-G. — L. v. Graß-Klanin: Kornhaus contra Kanitz. Berlin, Paul Parey 1895. — *Il Codice Atlantico di Leonardo da Vinci* nella bibl. Ambrosiana; riprodotto e pubblicato dalla R. Accademia dei Lincei. Fascic. II. tav. 41—80. Milano, Ulrico Hoepli. — *Rigutini-Bulle:* Nuovo dizionario Italiano-tedesco e Tedesco-italiano. Fascic. III. Leipzig, Bernh. Tauchnitz; Mailand, Ulr. Hoepli 1895.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1)]

III.

... Non vanno i lor pensieri a Nazzarette,
Là dove Gabriello aperse l'ali.
Paradiso IX, 137 f.

Berlin, 20. August. — Unsre Rundschau führt uns, von Deutschland und Preußen, zunächst gen Osten, nach Oesterreich. Es ist uns im Jahre 1866 vom Leibe weggeschnitten worden, nicht vom Herzen, und nichts könnte uns mehr freuen, als wenn die Betrachtungen des „Spectator" einiges dazu beitragen könnten, die alten und starken Fäden wieder zu festigen, welche einst die Allg. Ztg. mit der Osthut europäischer Cultur verbanden und welche glücklicherweise nie abgerissen wurden.

Auch in kirchenpolitischer Hinsicht sind die österreichischen Verhältnisse der Gegenwart eine wahre Komödie der Irrungen. Wer klar in dieselben hineinschaut, darf sich — in Dingen der Politik — jedenfalls zu den Glücklichen dieser Erde zählen. Wir wagen uns dessen nicht ganz zu rühmen, und es sollte uns freuen, wenn man in der Wiener Hofburg besser daran ist.

Der Sturz des Metternich'schen Systems hatte die Katholiken Oesterreichs in einen eigenthümlichen Zustand versetzt. Als die Wasser der Revolution verlaufen waren, wagte man nicht mehr zu demselben einfach zurückzukehren, weil man trotz dem Geiste äußerster Reaction noch zu viel Josephinismus in der Metternich'schen Maschine gefunden hatte. Die Concordatspolitik wurde als Mot d'ordre ausgegeben. Sie hat eine Zeit lang Oesterreich erschreckt und die reactionären Ministerien Württembergs und Badens auf den heute gänzlich ungangbaren Weg der Concordate geführt. Sie ist zerfallen und begraben. Das Regime Metternichs und dasjenige des Concordats hatten so trefflich gearbeitet, daß Oesterreich auch in kirchlicher Hinsicht nach dem Jahre 1866 einem Kirchhof glich. Die Kirche Oesterreichs besaß trotz ihrer unermeßlichen Ressourcen kaum eine Handvoll nennenswerther Gelehrter, im Parlament hatte sie keinen Vertreter von Geist und Beredsamkeit. Die kirchlichen Interessen kamen vor lauter Nationalitätenhader zunächst gar nicht zu Wort. Der Streit um die Schule schob sie endlich wieder etwas in den Vordergrund. In den letzten zwei Jahren hatte Ungarn das mehr als zweifelhafte Verdienst, mit seiner Ehegesetzvorlage einen kirchenpolitischen Brand ersten Ranges angefacht zu haben; der Antisemitismus hat mit der Schaffung der christlich-socialen Partei das Seine gethan, um den Köpfen an der Donau den letzten Rest von Ruhe und Kälte zu nehmen und Bewegungen zu erzeugen, welche nachgerade bereits die Sicherheit und den Bestand des Reiches gefährden.

[1)] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 175 vom 1. August d. J.

Es ist jedenfalls ein sehr merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie Ungarn eine Frage zum Anlaß eines großartigen Streites nimmt und vor einem tiefgehenden Conflict mit der Krone um solcher Dinge willen nicht zurückscheut, welche man im alten Stammlande gar nicht einmal zu berühren wagt. Cisleithanien bewahrt einstweilen ganz ruhig seine dem kanonischen Gesetze entsprechende Ehegesetzgebung, selbst ohne irgend nennenswerthen Widerspruch der liberalen Partei; während dieselbe liberale Partei es in Ungarn unternimmt, für ein viel weniger entwickeltes Volk das kanonische Ehegesetz über Bord zu werfen. Mehr als einmal hat die Allg. Ztg. auf das Bedenkliche dieses Vorgehens hingewiesen. In der That wird es schwer sein, sich der Ansicht zu verschließen, daß das Aufwerfen dieser Frage andere als sachliche Gründe hatte. Die liberale Partei ist von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, daß sie in das Horn des magyarischen Größenwahns eingestoßen hat und daß sie aus der Civilehe einen Prüfstein ihrer Macht der Krone gegenüber zu machen beliebte. Es ist möglich, nicht gewiß, daß sie in diesem Spiel die Oberhand gewinnt und den König matt setzt. Gelingt ihr das, so war das Spiel ein unsinniges und ein verbrecherisches: denn es wird der Anfang vom Ende sein, es wird die Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie einleiten und das jetzt aller Freiheiten reichlich genießende, die dem Königreich Ungarn angegliederten Nationalitäten rücksichtslos niedertretende Magyarenthum für die russische Knechtschaft reif machen.

Andrerseits hat sich aber auch die Vertretung der kirchlichen Interessen in eine sehr gewagte und exponirte Stellung versetzt. Es wird dem modernen Gefühl schwer verständlich sein, weßhalb die Curie hier in Ungarn eine Einrichtung wie die Civilehe absolut verdammt und in der schärfsten Weise ablehnt, welche anderwärts — seit hundert Jahren in Frankreich und den Rheinlanden — sich vollkommen eingelebt hat, ohne daß die Kirche dabei einen nennenswerthen Nachtheil empfunden hat. Man wird auch in theologisch und historisch gebildeten Kreisen kein rechtes Verständniß dafür haben, daß die heutige Kirche die Civilehe als etwas durchaus Unsittliches und Teuflisches erklärt, während bis zum Trienter Concil die clandestine Ehe als gültig — und unter Christen als sacramental — galt und während die nicht vom Parochus proprius vor zwei Zeugen eingesegnete, sondern nur durch den Consens der Nupturienten eingegangene Ehe auch heute noch überall da als kirchlich gültig dasteht, wo das Tridentinum nicht publicirt ist. Daß hier für das sittliche Bewußtsein der ungebildeten Menge verwirrende Verhältnisse obwalten, daß eine solche Discrepanz des geltenden Rechts heute, bei der Herabsetzung aller Entfernungen, auf die Dauer unhaltbar geworden ist, wird man auch vom strengsten kirchlichen Standpunkt nicht leugnen können. Eine Neuregelung dieser gesammten Materie ist zweifellos nothwendig. Die Curie scheint anzunehmen, daß eine solche Neuregelung nur im Sinne der tridentinischen Ehevorschrift denkbar sei. Das scheint uns sehr zweifelhaft, in einer Zeit, wo die confessionslosen Elemente der Gesellschaft in so erschreckendem

Maße zunehmen und das Beharren auf der seit den letzten drei Jahrhunderten bestehenden kanonischen Ehegesetzgebung sehr bald einer großen Anzahl von Personen überhaupt das Eingehen einer Ehe unmöglich machen wird. In derselben Situation ist für den modernen Staat die Unmöglichkeit gegeben, das kanonische Gesetz auf die Dauer auch als staatliches anzusehen, d. h. auf die Einführung der Civilehe zu verzichten. Viele hochconservative Kreise mögen das, von ihrem Standpunkte aus gewiß mit Recht, als ein großes Unglück betrachten. Deßhalb, weil es ein Unglück ist, wird es nichtsdestoweniger bald überall eine Thatsache sein, und es ist immer gut, mit Thatsachen zu rechnen, welche unabwendbar und dicht vor der Thüre stehen. Uns scheint nicht, daß es weise war, aus dieser Frage eine Machtprobe zu machen, wie es auch ihrerseits die Curie und ein Theil der Magnatenpartei und des Episkopats in Ungarn gethan hat.[1])

Wir sagen „ein Theil des Episkopats", denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die einsichtsvollere Richtung unter diesem Episkopat, wie sie der Fürstprimas vertritt, recht gut weiß, wo die Glocken hangen und was fürderhin zu den möglichen und unmöglichen Dingen in diesem Punkte gehört. Unter diesen Umständen kann man für die Mission und das Auftreten des Nuntius Agliardi in Ungarn nur den schärfsten Tadel finden, und wenn es wahr wäre, daß dieses Unternehmen im geheimen Einverständniß mit dem Grafen Kalnoky geplant und ausgeführt wurde, so müßte man das schon zu den wunderbarsten Mirabilien unter den vielen Mirabilia urbis Viennae rechnen. Wenige Ereignisse der neuesten Zeit haben so klar und unverhüllt, wie dieses Auftreten des Nuntius, gezeigt, wie die Kirche sich mehr und mehr zur politischen Partei umgestaltet hat. Eine derartige directe Einmischung der päpstlichen Legaten in die Politik ist diesseit der Alpen seit dem 13. Jahrhundert vielleicht nicht mehr vorgekommen; die Ultramontanen haben sie ganz in der Ordnung gefunden und sich nicht geschämt, die Regierung wegen Beschränkung der kirchlichen Action vor dem Reichstag zu verklagen. Das war ein sehr erbauliches Stück fin de siècle. Es gehört derselben Kategorie höchst bedenklicher Thatsachen an, wenn jetzt, den An- und Absichten des Fürstprimas entgegen, die extreme Mehrheit es durchsetzt, daß den Lehrern denn doch die Führung der Civilstandsregister kirchlicherseits verboten werden soll. Geht das durch, so möge man nur auch consequent sein und die französischen Maires und die deutschen Civilstandesbeamten mit der Excommunication belegen. Da kann man nun wirklich nur sagen: quos Deus perdere vult u. s. f.

Sind die ungarischen Dinge ernst, so sind es die cisleithanischen nicht minder. Die christlich-sociale Partei und der Antisemitismus haben sich zu Richtungen entwickelt, welche sowohl in Ansehung ihres Gebahrens als ihrer declassirten Führer so widerwärtig als möglich sind. Wir sind keine Freunde des mesopotamischen Elements, an dessen Ueberwucherung Wien und so manche Provinz der schönen Austria leidet. Aber man müßte mit Blindheit geschlagen sein, wollte man nicht sehen, daß sich hinter der antisemitischen Bewegung der Ansturm gegen das Capital und gegen die bestehende Gesellschaftsordnung versteckt. Wer einigermaßen Witterung hat, fühlt hier die gefährlichsten revolutionären Instincte heraus, welche hinter anscheinend durch die Verhältnisse nur zu erklärlichen, in mancher Hinsicht gewiß auch berechtigten Agitationen verborgen sind. Es war klar, daß die österreichischen Conservativen und in erster Linie die aus solchen zusammengesetzte Mehrheit des Episkopats das Gefährliche dieser Agitation erkennen und Stellung dagegen nehmen mußte. Unbegreiflich aber bleibt, daß man dagegen Hülfe in Rom suchte. Ein Landesepiskopat, der in einer so klaren und durchsichtigen Sache nicht mehr im Stande ist, sich selbst zu helfen und die Geister zur Ordnung zu verweisen, stellt sich selbst ein Armuthszeugniß aus und verräth eine Hülflosigkeit, welche die empörten Elemente nur zu den zügellosesten Ausschreitungen versuchen muß. Es war ein weiterer Irrthum, zu glauben, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge von der Curie eine Unterstützung der conservativen Interessen zu erwarten sei. Die Agitation der Christlich-Socialen paßt dem herrschenden Systeme und seinen auf die völlige Auflösung der bisher maßgebenden Elemente ausgehenden Tendenzen zu sehr in die Rechnung, als daß für den österreichischen Episkopat hier etwas anderes als eine Niederlage zu holen war. Dieser österreichische Episkopat verdiente in den Augen der Curie auch noch aus einem andern Grunde eine Züchtigung. Nach den Ereignissen der letzten dreißig Jahre war er, durch seine staatliche Stellung und seinen Reichthum gestützt, noch der letzte Rest des einst so mächtigen und selbstbewußten ordo geblieben, dessen Lahmlegung und völlige Beugung unter Rom zu den ersten Paragraphen des jesuitischen Programms zählten. Jetzt bot sich ein höchst erwünschter Anlaß dar, um diesen Herren den letzten Rest des Rückgrates zu brechen. Das Fiasco, welches der Cardinal Schönborn und seine hochwürdigsten Collegen in Rom machten, war darum ein sofortiges und glänzendes. Diese Thatsache ist sehr beredt, sie spricht aus, was ein ganzes Buch sagen kann. Sie kann uns nur mit Trauer erfüllen; aber sie kann auch ihre guten Früchte tragen. Man weiß an höchster Stelle vollkommen, daß der kaiserlichen Regierung von gewisser Seite nur deßhalb alle Schwierigkeiten gemacht werden, weil der Kaiser der Verbündete Deutschlands ist. Deutschland wird darum Oesterreich ein um so treuerer Genosse sein und die Tripelallianz wird dadurch nur gewinnen können, daß sich das älteste, dem Katholicismus treueste und am innigsten verbundene Haus den Rampolla'schen Eintagsfliegen zuliebe von derjenigen Macht verlassen sieht, welche alle Ursache hätte, ihm am treuesten anzuhängen.

Den zweifelhaften Vorzug, nächst Oesterreich das kirchenpolitisch interessanteste Land zu sein, genießt in diesem Augenblicke Belgien.

Die Verfassung, welche sich dies Land vor zwei Menschenaltern gegeben, war die reifste Frucht des französischen Doctrinarismus. Sie galt lange Zeit als eine Musterconstitution, und die Regierungskunst Leopolds I. hielt die Sache einige Jahrzehnte über Wasser. Jetzt muß Jedermann klar sein, was es mit plötzlich aufoctroyirten Verfassungen auf sich hat, die nicht aus der Vergangenheit eines Landes und auf natürlich gewachsenen Verhältnissen und Rechten beruhen. Man hatte wunders geglaubt, was man Großes mit dieser „freien Kirche im freien Staat" geschaffen. Und nun zeigte sich, daß diese doctrinäre Phrase zwei Völker in derselben Nation auferzogen: eines, welches in völliger religiöser Gleichgültigkeit, bald in ausgesprochener Gottlosigkeit aufwuchs und den Staat nur als Betriebsmaschine für die Absichten der Loge zu gebrauchen dachte; und ein anderes, welches in ausgesprochenster Bigotterie erzogen war, den Staat haßte und von ihm dasjenige am allerwenigsten anzunehmen geneigt war, ohne das alle religiösen Genossenschaften schließlich das Gleichgewicht verlieren: nämlich den durch das weltlich-bürgerliche Element

[1]) Man sagt uns, der hartnäckige Widerstand gegen die Civilehe beruhe zum guten Theil auf der Besorgniß, daß mit derselben dem Einfließen des jüdischen Elements in die christliche Gesellschaft Thor und Thür geöffnet werde. Das ist sehr denkbar; aber wenn diese Besorgniß so groß ist, wie erklärt sich dann die Leichtigkeit, mit welcher die Curie neuestens (d. h. unter dem jetzigen Pontificat) von dem Impedimentum der Disparitas Cultus dispensirt, d. h. die Mischehen mit Juden, bezw. reichen Jüdinnen auch ohne irgendwelchen zwingenden Grund — geradezu sine causa — zuläßt?

repräsentirten gesunden Menschenverstand. Eine Zeitlang hat unser verstorbener Freund de Nothomb es versucht, eine die Extravaganzen der beiden Parteien vermeidende Mittelpartei zu gründen. Der Versuch schlug fehl, und es blieb dem König nichts übrig, als die „Liberalen" und „Katholiken" abwechselnd zur Herrschaft gelangen zu lassen. Was ein Ministerium aufbaute, riß das andere nieder; aber in einem Punkte waren beide Parteien gleicher Meinung. Beide hervorgegangen aus einer reichen und üppigen Bourgeoisie, nutzen beide die Arbeiterclasse aufs rücksichtsloseste aus, ohne bis auf den heutigen Tag etwas Nennenwerthes in der Bekämpfung des Elendes gethan zu haben. Darum ist nun auch die sociale Frage nirgend brennender als hier, und darum ist der Boden, auf dem die Gesellschaft lebt, nirgend in so bedrohlicher Weise von der Revolution unterminirt wie hier. Es war eine selbstverständliche Frucht dieser Saat, daß der Socialismus nun auch innerhalb der Reihen der Katholiken starke Verbreitung fand und sich eine demokratisch-katholische Association bildete, gegen welche wir neulich die Bischöfe auftreten und sich klagend nach Rom wenden sahen. Leo XIII. hatte bereits vor einigen Jahren in der Encyklica „Rerum novarum" in dieser Angelegenheit zu den Belgiern geredet. Das päpstliche Rundschreiben hatte in beredten und kräftigen Worten die Verpflichtung der besitzenden Classen gegen den leidenden Theil der Menschheit betont. Es hatte im übrigen nichts Neues gesagt, wofür man ja unter Umständen nur dankbar sein kann; auch der Papst hat für diese große Krankheit kein Specificum zu verschreiben. Die Frage, in wie weit man den Forderungen der Socialisten entgegenkommen solle oder dürfe, fuhr indessen fort, den Klerus und die Gläubigen Belgiens zu entzweien, und die Sache kam ins Rollen, seit die letzten Wahlen der bestehenden „katholischen" Regierung anstatt der fast aufgeriebenen Liberalen die sociale Revolution als nächsten Anwärter auf die Portefeuilles des belgischen Ministeriums setzten. Warum auch nicht? Die breiten Volksmassen sind von dem Ultramontanismus lange genug als Bundesgenosse gegen den verhaßten Liberalismus gebraucht worden. Jetzt will der Mohr nicht gehen, sondern seinen Antheil an den erbeuteten Knochen haben. Sein ungeberdiges Auftreten hat innerhalb der „katholischen Partei" eine Spaltung hervorgerufen, deren bedrohlicher Charakter von den erschreckten Bischöfen nach Rom gemeldet wurde. Hatte die „katholische Partei" bisher, auch selbst im Besitze des gouvernementalen Steuerruders, sich gleichwohl stets aus Haß gegen den Staat geweigert, zur Bewältigung der socialen Mißstände irgend welche staatliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, so war jetzt eine Schule aufgetreten, welche da meinte, die sociale Revolution zu bekämpfen, indem man der Socialdemokratie staatlicherseits möglichst entgegenkomme. Die beiden Führer dieser Partei — sie nennt sich Union démocratique chrétienne — und der sie allem Anschein nach patronirende Bischof von Lüttich, Doutreloux, sind ad audiendum verbum nach Rom berufen worden, oder es ist ihnen doch Gelegenheit gegeben worden, ihre Ansichten zu begründen. Das Resultat dieser Verhandlung war zunächst das Sendschreiben, welches der Bischof an die genannte Union démocratique und die ihr entgegengesetzte (conservative) Union catholique richtete und dem er noch einen Erlaß an den Klerus seiner Diöcese anfügte (abgedruckt im „Univers" 3. Juli). Der Bischof sucht in beiden Schreiben die kämpfenden Parteien zum Frieden und zum Zusammenhalten auf dem Boden der katholischen Lehre zu bewegen. Im übrigen spricht er sich über die Streitpunkte gar nicht aus, meint, dieselben seien nach Ausweis der allein in Betracht kommenden officiellen Programme nicht sehr zahlreich („Ces divergences sont du reste peu nombreuses, comme on peut le constater par la comparaison des programmes de vos associations, seuls documents sur lesquels on peut légitimement asseoir son jugement lorsqu'il s'agit d'établir une entente officielle") und meint, manche dieser Streitpunkte seien durch die seitens des Papstes an „eminente Sociologen" erlassenen Aufklärungen klargestellt. Der „Univers" wird nicht irre gehen, wenn er diese Aeußerung des Bischofs auf die päpstlichen Schreiben an die HH. De Mun, Harmel, Abbé Pottier und den Schweizer Nationalrath Dr. Decurtins bezieht. Diese Anschreiben haben ihrerzeit Aufsehen genug gemacht und alle conservativen Kreise der Schweiz waren verstimmt und betrübt, einen im wesentlichen ganz auf dem Bebel'schen Standpunkt angelangten, in allen verständigen politischen Kreisen höchst anrüchigen Agitator wie Decurtins mit solchen Beweisen päpstlichen Vertrauens beehrt zu sehen.

Wichtiger noch als die Expectorationen des Bischofs von Lüttich erscheint die von dem „Osservatore Romano" zuerst am 22. Juli veröffentlichte Encyklica des Papstes „Permoti", durch welche die belgischen Bischöfe angewiesen werden, zur Besprechung dieser Controverse demnächst eine Zusammenkunft (Congressio — warum nicht ein Concilium?) zu halten. Unterdessen sollen sich Kleriker und Laien in Predigten, Zeitungen u. s. f. (sive per conciones sive per ephemerides similiaque scripta) aller Controverse über den Gegenstand enthalten. Auch werde der Klerus daran erinnert, daß er vor allem neuen Ansichten gegenüber sich vorsichtig zu verhalten (Clerus, cujus maxime est ad novitates opinionum se habere caute) und den Gläubigen das Beispiel versöhnlicher Gesinnung zu geben habe. Am Schlusse der Encyklica wird darauf hingewiesen, daß Gottes Rathschluß bestimmte Classenunterschiede unter den Menschen einmal eingerichtet und daß die verschiedenen Classen sich zu vertragen hätten. Endlich werden alle Gläubigen aufgefordert, ihre Kräfte gegen den Socialismus und die mit ihm drohenden Uebel (adversus socialismi pravitatem convertant, a quo mala et damna maxima impendere perspicuum est) zu vereinigen.

Man hat aus diesem Anschreiben die stärkste Verdammung der Socialdemokratie herausgelesen, welche Leo XIII. bisher ausgesprochen habe. Die Führer der Christlich-Socialen in Belgien, die Abbés Daens und Pottier, scheinen sich aber durch diese Encyklica gar nicht für geschlagen zu erachten — ihr Organ, das „Bien Publique" in Gent, scheint mit „Permoti" sogar sehr zufrieden zu sein, und andrerseits beobachtet die conservative Partei eine bezeichnende Reserve. In der That liegt auf der Hand, daß hinsichtlich der zwischen den beiden „Unions" schwebenden Controverse durch die Encyklica nichts entschieden ist. Der Papst wirft die Verantwortung für eine Entscheidung offenbar den Bischöfen zu, und der Bischof von Lüttich thut, als ob angesichts der „officiellen" Programme überhaupt kein sonderlicher Grund zum Zanke sei. Offenbar läuft die ganze Sorge dieses hochwürdigsten Herrn und der Curie nur darauf hinaus, den Riß in der katholischen Partei zu verkleistern und den äußeren Frieden zu erhalten. Daß dabei ein großartiges Versteckenspiel gespielt wird, läßt die Haltung der „Gazette de France" und der Blätter der „Union Catholique" schon vermuthen; es wird zur Gewißheit, wenn man das „geheime" Programm des Abbé Daens kennt, welches der Bischof von Lüttich mit einem so eleganten Federstrich bei Seite schiebt und das, wie es scheint, durch eine Indiscretion erst soeben (in der „Perseveranza", 25. Juli) bekannt geworden ist. Dieses, wie man wohl annehmen muß, nur für die Eingeweihten lithographirte Actenstück enthält als Ziele der Bewegung u. a. die progressive Renten- und Erbschaftssteuer; einen Maximalansatz für die Arbeitszeit und einen Minimalsatz für den Lohn; Freiheit des kleinen Eigenthums von jeder Steuer und Zulegung des dadurch bedingten Ausfalls auf die Steuer der Begüterten.

Also die verschleierte Bodenverstaatlichung nach den Recepten Henry George's und gewisser deutscher Kathedersocialisten. In diesen Punkten haben wir also den Commentar zu dem sehr allgemein gehaltenen Programm, welches die „Union démocratique chrétienne“ zu Lüttich in ihrem Antwortschreiben an den Bischof Doutreloux entwickelt hat (7. Juli 1895, abgedruckt im „Univers“, 11. Juli). Da heißt es: „la démocratie que nous servons, c'est la démocratie chrétienne; c'est-à-dire que, dans l'abolition des abus dont le peuple souffre, dans la répartition plus équitable des biens temporels qu'il réclame (!), dans l'élévation politique et sociale à laquelle il aspire, cette démocratie s'inspire toujours des principes du Christ Notre Seigneur et accepte avec plénitude et sincérité de coeur l'autorité constituée par Dieu lui-même pour sauvegarder l'intégrité de ces principes et en poursuivre pratiquement les applications.“ In dieser Art von Demokratie soll das Hauptheilmittel gegen den antichristlichen Einfluß des volkswirthschaftlichen und politischen Liberalismus und gegen den aus diesem hervorgegangenen (!) Socialismus liegen. Die „Union catholique“ ihrerseits verhandelte, der Aufforderung des Bischofs gemäß, über ein Zusammengehen mit der „Union démocratique chrétienne“, doch wurde der Demoulin'sche Antrag auf Abschluß einer Allianz mit der letzteren vorläufig ad acta gelegt und schließlich ein Antrag der HH. Locht und Framotte angenommen, der dahin geht: „il y a lieu à une union. La question d'alliance est réservée.“ Man wird das wohl also ins Deutsche übersetzen dürfen: „Wir werden unsre Gegner ausschließlich so behandeln, wie Gläubige derselben Kirche das zu thun pflegen; in Hinsicht der schwebenden Streitfrage werden wir zunächst abwarten, ob dieselben aus ihrem Programm dasjenige streichen werden, was einen positiv socialistischen Charakter hat.“

In der That ist dies das punctum saliens und man kann gespannt darauf sein, zu welchen Beschlüssen die bevorstehende Bischofsconferenz gelangen und wie sich der hl. Stuhl zu derselben verhalten wird. Bis jetzt ist man in dieser Sache wie die Katze um den heißen Brei herumgegangen, und ist es nicht wahrscheinlich, daß man durch eine scharfe klare Entscheidung und eine entschiedene Haltung einer so viel versprechenden und jetzt schon so mächtigen Partei wie die „Union démocratique chrétienne“ mit ihren Verzweigungen in Frankreich, Oesterreich und Deutschland es ist, an den Kopf stoßen werde. Der „Univers“ hat es längst ganz gut herausgefühlt, daß hier „Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein“ ist. Noch vor wenigen Wochen (7. Juli) hat er in dieser Bewegung die Erfüllung dessen gepriesen, was sein ehemaliger Leiter Louis Veuillot 1868 (11. Juli) bei Besprechung der vaticanischen Convocationsbulle vorausgesagt hatte: „... si l'on ose jeter les yeux plus loin dans l'avenir, par delà des longues fumées du combat et de l'écroulement, on entrevoit une construction gigantesque et inouïe, œuvre de l'église qui répondra par des créations plus belles et plus merveilleuses au génie infernal de la déstruction. On entrevoit l'organisation chrétienne et catholique de la démocratie. Sur les débris des empires infidèles, on voit renaître plus nombreuse la multitude des nations, égales entre elles, libres, formant une confédération universelle dans l'unité de la foi, sous la présidence du Pontife romain, également protégé et protecteur de tout le monde, un peuple saint comme il y eut un saint Empire. Et cette démocratie baptisée et sacrée fera ce que les monarchies n'ont pas su et n'ont pas voulu faire; elle abolira partout les idoles, elle fera régner universellement le Christ—et fiet unum ovile et unus Pastor.“

Die starke Organisation der vom „Accusateur des frères“, wie Dupanloup Hrn. Veuillot einst betitelte, mitbegründeten Partei wird sie voraussichtlich vor einem Verdammungsurtheil ebensowohl schützen, wie die politische Macht des Jesuitenordens unter Paul V. die Censurirung seiner Gnadenlehre gehindert hat. Der Gang der Weltgeschichte ward nicht aufgehalten an dem Problem des Molinismus, und die Kirche konnte ruhig zusehen, wie sich Thomisten und Molinisten vertrugen. Hier aber wird sie schwerlich an der Stunde vorbeikommen, wo die moderne Gesellschaft ihr sagen wird: dic de tribus capellis — wir wollen eine Antwort haben auf die Frage: ob man das Programm des Socialismus im wesentlichen annehmen und doch dabei Katholik bleiben kann?

Aber Belgien hat noch einen andern, nicht minder bösen Handel. Es ist das Schulgesetz, über dessen Schicksal eben die Würfel gefallen sind.

Das erste Schulgesetz, welches sich der neuconstituirte Staat gab (1842), war wesentlich ein Compromiß der beiden Parteien, welche sich in der Regierung des Landes ablösten. Es war durch administrative Maßregeln schon mehrfach modificirt, als das liberale Ministerium das Schulgesetz von 1879 durchsetzte, welches Hr. Woeste neulich als ein „œuvre d'exclusivisme politique et de centralisation gouvernementale“ bezeichnete. Es trug nicht wenig zum Sturz des liberalen Cabinets und der wachsenden Majorität der „katholischen Partei“ bei, welche, zur Regierung gelangt, nun am 20. Sept. 1884 das Gesetz von 1879 aufhob und durch ein neues ersetzte. Man sah sich, wie der Bericht des Hrn. Woeste ausdrücklich betonte, genöthigt, den durch das liberale Gesetz geschaffenen Zuständen immerhin gewisse Rücksichten zu tragen. Immerhin war von der katholischen Partei, wie derselbe Rapporteur an seinem eigenen Werke zu rühmen weiß, erreicht worden, daß die Zahl der freien (d. i. klerikalen) Schulen um 1500 zunahm, 250 Gemeinden von der Verpflichtung, eine „officielle“ Schule zu halten, entbunden wurden. Die Hälfte der „officiellen“ Normalschulen verschwand, viele „freie“ Normalschulen entstanden. Die Gemeinden waren hinsichtlich der Schule vom Staat ganz unabhängig geworden. Der heute von Hrn. Schollaert vorgelegte Gesetzentwurf beabsichtigt den Ausbau dieses Systems durch staatliche Unterstützung der den Religionsunterricht in ihren Lehrplan aufnehmenden freien Schulen, durch Zuweisung der Ueberwachung der Schulbücher an die Bischöfe, durch Verbesserung der Lage der Schullehrer und Anerkennung der an den freien Schulen angestellten und bisher gewissermaßen vollständig in der Luft schwebenden Lehrer und Lehrerinnen. Die starke Opposition, welche der Entwurf bei der liberalen und socialistischen Partei fand, erschreckte auch im katholischen Heerlager, wo die früheren Minister Beernaert und Landtscheere das gemäßigte Element darstellen und nun mit den klerikalen Repräsentanten Brüssels auch der Herzog von Ursel und der Baron de Nothomb eine Abschwächung des ursprünglichen Entwurfs verlangten. Die Allg. Ztg. hat (Nr. 196, II) schon hervorgehoben, daß die liberale Opposition sich wesentlich gegen die drei Grundtendenzen der Vorlage richte, nämlich gegen die Schaffung der officiellen, confessionellen Schule, gegen die Ersetzung der öffentlichen Volksschulen durch die geistlichen Congregationsschulen und gegen die Beaufsichtigung des Schulwesens durch Bischöfe und Geistlichkeit. Der Unterrichtsminister konnte in der Sitzung vom 1. August erklären, daß der der Discussion unterworfene Gesetzentwurf nicht mehr derjenige sei, auf welchen sich der Bericht des Hrn. Woeste und die diesem zutheil gewordene Kritik beziehe. Diese Kritik ist u. E. in der That vielfach zu weit gegangen. Sie hat ignorirt, was die Schollaert'sche Vorlage Gutes und Brauchbares in sich schloß. Sie hat andrerseits wesentliche Gesichtspunkte übersehen und sie hat, soweit

sie in den Kammerverhandlungen zu Tage trat, durch die Mittelmäßigkeit und Mattigkeit ihrer Vertretung überrascht. Der belgische Liberalismus, der hier ziemlich hülflos hinter der Socialdemokratie daherzog, hat sich in dieser Angelegenheit keine Lorbern geholt. Wie weit liegen auch die glänzenden Schlachttage zurück, wo die Beredsamkeit Frère-Orbans sich mit derjenigen Dechamps und Dumortiers maß!

Ich habe auch hinsichtlich des belgischen Schulstreites meine eigene Ansicht. Wer in Belgien gelebt hat, mußte betroffen sein, einmal von der dreister und herausfordernder als irgendwo anderwärts sich hier zeigenden Irreligiosität, andrerseits von der ausnehmenden Unwissenheit und dem rohen Fanatismus des Klerus. Man muß wenig von der Psychologie der Völker verstehen, um nicht zu wissen, daß derartige Erscheinungen, wo sie neben einander auftreten, sich gegenseitig bedingen. Hätte Belgien einen gebildeten, geistig hochstehenden Klerus, so wäre die Zahl derjenigen, welche der herrschenden Kirche todfeind sind, geringer. Hier rächt sich und hier zeigt sich die ganze Ungesundheit der Phrase von der „freien Kirche im freien Staat“. Der kranke Punkt in der Schollaert'schen Vorlage ist nicht das Verlangen, die „gottlose“ Schule zu beseitigen und an ihre Stelle eine solche zu setzen, welche dem religiösen Element volle Rechnung trägt. Vielmehr liegt das, was instinctmäßig als etwas Unerträgliches empfunden wird, darin, daß der dominirende Einfluß des Klerus auf alle Schulen ausgedehnt werden soll, während die Oberhoheit des Staates über die Schule und die Ausübung der höchsten staatlichen Aufsicht als eines unveräußerlichen, in der Idee des Staates gegebenen Rechtes immer noch geleugnet oder umgangen wird, und während die beinahe unbeschränkte Herrschaft über die Schule in die Hände eines an Bildung und Wissenschaft sehr tief stehenden Klerus vergeben werden soll.

Die Schulfrage wird in Belgien am allerwenigsten von rein sachlichen, pädagogischen und administrativen Gesichtspunkten aus behandelt. Sie ist jetzt in erster Linie eine politische Frage geworden. Es wird allgemein behauptet, daß die Bestätigung der Schollaert'schen Vorlage den Preis für die Willigkeit des Ministeriums in Sachen des Königs bilde. Ich weiß nicht, ob die Verlegenheiten der Krone so groß sind, daß sie sich zu diesem Handel genöthigt sieht. Jedenfalls ist es politisch unklug, die liberale Partei durch die Schulgesetzgebung der Socialdemokratie in die Arme zu treiben. Das Ministerium de Burlet hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Ministerium Polignac, und es ist wohl möglich, daß die Vorlage für das Schicksal der Dynastie und des Landes verhängnißvoll wird. Man weiß, welche Absichten Napoleon III. nach Sedan auf Belgien hatte; damals war Bismarck gar nicht abgeneigt, Belgien als Compensationsobject ins Auge zu fassen. In dieser schweren Stunde hat der Baron de Nothomb den Bestand seines Vaterlandes gerettet, indem er die Heirath des Grafen von Flandern mit der hohenzollernschen Prinzessin erfand. Auch 1870 hat Bismarck, den uns durch Busch mitgetheilten Gesprächen nach, angesichts der Sympathien der Belgier für Frankreich, den Ausspruch gethan: „Den Leuten kann ja geholfen werden.“ Fahren die Belgier so fort, sich gegenseitig zu zerfleischen, so werden sie früher oder später sicher ihre Unabhängigkeit einbüßen. Haben wir Antwerpen und die Maas-Linie, so können wir den Rest ganz gut den Franzosen gönnen; mit diesem Stein im Magen werden sie uns nicht mehr gefährlich sein.

Vor dreißig Jahren meinte mir gegenüber ein belgischer Staatsmann: „Die größte Thorheit, welche wir begangen haben, war die, uns 1830 von Holland zu trennen.“ Damals wagte das kaum noch Jemand zwischen den vier Wänden zu flüstern, heute singen es alle Spatzen vom Dache. —

Nur flüchtig können wir in diesem Briefe noch andere Länder berühren. Der Betrachtung der italienischen, französischen, amerikanischen Zustände werden wir seinerzeit je einen eigenen Brief widmen. Heute wollen wir nur noch auf zwei bemerkenswerthe Erscheinungen hinweisen. Die eine ist die starke Zunahme der Symptome, welche die Materialisirung, die Zunahme einer rein weltlichen und irdischen Zielen zugewandten Richtung der kirchlichen Bewegung documentiren; die andere ist die unzweifelhaft künstlich producirte Häufung der sog. katholischen, eucharistischen, marianischen Congresse. Von letzteren soll in unserm nächsten Brief die Rede sein, den wir speciell dem Münchener Katholiken-Congreß zu widmen gedenken. Sprechen wir heute von dem ersten Punkte.

Es soll da zunächst nicht auf die „kirchliche Frage“ in Frankreich im allgemeinen, noch auf die seltsame Zuspitzung eingegangen werden, welche dieselbe gegenwärtig in der Steuerfrage erlebt hat. Alles das stellen wir heute zurück. Wir möchten jetzt nur die Aufmerksamkeit auf gewisse ökonomische Tendenzen lenken. Interessant sind da jedenfalls die in Frankreich, Italien, Amerika hervortretenden Bestrebungen, Arbeitersyndikate und Berufsgenossenschaften zu bilden, welche sehr materielle Zwecke verfolgen, daneben aber, wie das von dem hl. Vater angeblich gebilligte und gesegnete Programm der beiden Hauptführer der christlich-socialen Bewegung in Frankreich, Léon Harmel und Féron Vran, entwickelt, den Arbeitern die Ueberzeugung beibringen sollen, „daß jede Freiheit, Würde und Wohlfahrt der Arbeiter von Christus dem Herrn und den Statthaltern Christi stamme“ („Germania“ 1895, 9. Juli). Der diesjährige Verbandtag der Christlich-Socialen bezeichnet die Frage der Organisation der christlichen Berufsstände, das Gewerkvereinswesen, die Bildung von Productiv- und Consumvereinen, auf allen Punkten die Rückkehr zum (confessionell gefärbten) corporativen Leben als anzustrebende Ziele der Bewegung („Köln. Volksztg“, 5. Juli). Zwischendurch nimmt es sich recht amüsant aus, wenn die „katholischen Blätter“ über die Einweihung der neuen Bauten der „Distillerie de la Liqueur Bénédictine de l'Abbaye de Fécamp“ wie über ein kirchliches Ereigniß berichten (30. Juni). Es ist ganz in der Ordnung, daß der Vorstand dieses großen, viele Millionen abwerfenden Geschäftes bei dieser Gelegenheit das Comthurkreuz des St. Gregorius-Ordens erhielt. Die Organisation des Bauernstandes nach Pfarreien und die Einrichtung von unter Aufsicht des Klerus stehenden Bauernsyndikaten und Raiffeisen'schen Darlehenscassen hat bereits namhafte Fortschritte, besonders im Südwesten Frankreichs, gemacht. Dabei wird starke Opposition gegen staatliche Unfalls- und Altersversicherung wie überhaupt gegen jeden Staatssocialismus getrieben.

Noch merkwürdiger sind die Vorgänge in Italien. Die „katholischen“ Darlehenscassen (casse rurali) schließen principiell jeden von der Benützung des Instituts aus, der nicht als Katholik „prakticirt“, d. h. Geld wird nur gewissermaßen gegen den Beichtzettel geliehen. Diese Einrichtung hat kürzlich zu sonderbaren Auseinandersetzungen Anlaß gegeben. Die Turiner „Riforma Sociale“ frug, wie sich dieselbe mit der Vorschrift des Evangeliums „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ vertrage, und ob laue Katholiken, Heterodoxe, Irrende von nun an nicht mehr zu der Kategorie der Leidenden gehören, welchen gegenüber der Christ die Pflicht der Erbarmung zu erfüllen habe. Von Seite der „Unità cattolica“, des Hauptorgans des Ultramontanismus in Oberitalien, wurde die Antwort gegeben, die Casse rurali bildeten eine Familie; Niemand könne der Familie zumuthen, Mitglieder aufzunehmen, welche den Grundbedingungen des christlichen Lebens nicht entsprechen. So gut wie jeder Club könnten sie durch ihre

Statuten frei bestimmen, wer Zutritt zu ihnen habe oder nicht. Dazu meinte Hr. Vittorio Gottardi freilich, dieser „katholische Socialismus", der weit abliege von der Selbstentäußerung der alten Asceten, werde demnächst nicht mehr Ergebene in Gottes Willen, sondern Rebellen gegen die gesellschaftliche Ordnung erzeugen (vgl. „Corriere della Sera", Nr. 285).

Die Folgen einer derartigen Materialisirung des kirchlich-religiösen Princips treten uns bereits in Amerika entgegen, dessen Zustände in so mancher Hinsicht der europäischen Entwicklung vorauseilen und deren Studium darum so unbedingt lehrreich ist. Das Vereinswesen hat nirgends eine stärkere Ausbildung als in den Vereinigten Staaten gewonnen. Aber nicht bloß unter den Katholiken, sondern in allen Kreisen; namentlich scheint sich in den letzten Jahren die Neigung zu geheimen Gesellschaften sehr entwickelt zu haben. Daß die Tendenzen dieser geheimen Vereine durchweg tadelnswerth und bedenklich sind, braucht kaum gesagt zu werden. Wären ihre Absichten gesund, so brauchten sie das Licht nicht zu scheuen. Es war daher gewiß am Platze, wenn die jüngste päpstliche Encyklica an den amerikanischen Episkopat in eingehender Weise sich mit diesen Gesellschaften beschäftigte und vor dem Eintritt in dieselben warnte. Kurz vor dieser Encyklica scheint auch das „Sant' Uffizio" ein Decret gegen die geheimen Vereine erlassen zu haben, durch welches man namentlich die Gläubigen von der Betheiligung an Associationen wie den „Sons of Temperance", den „Knights of Pythias", den „Odd Fellows" abzuhalten sucht. Es ist uns nicht bekannt, inwiefern diese Vereine eine aggressive Haltung gegen die katholische Kirche einnehmen; im höchsten Grade aber ist das der Fall bei der sich rasch, auch in Canada verbreitenden, bereits über 100,000 Mitglieder zählenden „American Protective Association", welche am 8. Mai in Milwaukee ihre diesjährige Jahressitzung gehalten und welche ihre Spitze geradezu gegen die in den letzten Jahren stärker hervortretende Geltendmachung römischer Einflüsse in Washington richtet. Aus einem ihrer Organe, dem „Buffalo American", sind Zusammenstellungen über Ziel und Wesen des Bundes gemacht worden, welche ihren Weg auch in die deutsche Presse gefunden haben („Köln. Volkszeitung" 1895, Nr. 482). Er will also nach seinen eigenen Erklärungen den „politischen Einfluß Roms und den priesterlichen Despotismus des Papstthums" bekämpfen. Er sieht in letzterem ein großes System der Abgötterei, aus welchem die Vernunft verbannt ist, und erwartet, daß „die Zeit nicht fern sei, wo in Amerika geborene römisch-katholische Knaben (!) und Mädchen (!) ihre Unabhängigkeit behaupten und ihre eigene, von ausländischen Einflüssen freie Kirche gründen oder aber die despotische Hierarchie verlassen und dem Leben und dem Lichte, wie es Christus gelehrt, anhängen. Die Zeit nähert sich rasch, wo die in Amerika geborenen Katholiken ihr Recht beanspruchen und sagen werden: kein ausländischer Papst, Cardinal, Bischof oder Priester soll uns vorschreiben, was wir zu thun haben. Wir werden uns nur der Leitung eines in Amerika geborenen Bürgers unterordnen." Wichtiger ist das Statut, wonach die Mitglieder der Association sich verpflichten, „die Interessen aller Protestanten zu fördern, wo immer in der Welt sie sein mögen; keinem römischen Katholiken in irgend einem Fache Arbeit zu geben, in keiner Weise zum Bau einer römisch-katholischen Kirche oder zur Erhaltung einer solchen beizutragen, mit Römischkatholischen zusammen keine Strikes zu organisiren, bei welchen Protestanten ersetzt werden könnten; die Ernennung keines Katholiken zu irgend einem von dem amerikanischen Volke zu vergebenden Amte zu unterstützen, für keinen Katholiken zu stimmen, alles zu thun, um die politischen Aemter in die Hände von Protestanten zu legen."

Das ist gewiß ein prächtiger Codex confessionellen Hasses; katholische Blätter haben ihn mit Recht als eine Schmach Nordamerika's bezeichnet. Aber als Symptom der Zeit ist er von großem Interesse. Die zahlreichen wohlorganisirten katholischen Vereine der Union, welche die materielle gegenseitige Unterstützung der Katholiken zum Zweck haben und unter denen der „Deutsch-Römische Centralverein" den ersten Rang einnimmt, sind weit entfernt von einem solchen, von Fanatismus und Haß gegen Andersgläubige strotzenden Programm. Aber es ist doch auch nicht zu leugnen, daß sie alle die Gewährung materieller Unterstützungen oder die Zulassung zum Genuß von solchen von dem katholischen Glaubensbekenntniß abhängig machen. Sehr belehrend ist in dieser Hinsicht der von dem Ehrenpräsidenten des genannten Centralvereins zu Ende Mai in Rock Island, Ill., gehaltene Festvortrag; wir lernen aus demselben z. B., daß es allein sechzehn Lebensversicherungen gibt, welche sich alle katholisch nennen, von den Bischöfen mit Empfehlungen ausgestattet sind und welche allein nur Katholiken aufnehmen. So gibt es auch eine Menge ausschließlich confessioneller Kranken- und Sterbecassen, Wittwen- und Waisenfonds u. s. f.

Es ist nicht unsre Absicht, diese Verhältnisse einer Kritik zu unterziehen; sie sind zum guten Theil die Frucht specifisch-amerikanischer Verhältnisse und der von der unsern gänzlich verschiedenen Auffassung, welche man jenseit des Oceans von den Aufgaben des Staates hat. Aber der Vergleich mit den ganz verwandten Erscheinungen Frankreichs, Italiens u. s. f., wie sie oben geschildert, liefert doch den Beweis, daß das Auftreten dieser confessionell gefärbten Caritas auf allgemeineren und tieferen Ursachen beruht.

Unerquickt und trauernd zieht sich der Menschenfreund von der Betrachtung dieser Dinge zurück. Ihm und dem wahren Christen stand bisher wie ein Dogma fest, daß es nur eine wahre Nächstenliebe, wie es nur ein Elend und einen Hunger gibt. Die Caritas, welche auf etwas anderes sieht, als auf die Noth des Nächsten und, ob sie die Hand zur Hülfe aufthut, von der confessionellen oder politischen Gesinnung des Hungernden abhängig sein läßt, das ist keine Caritas mehr. Das ist eine Auffassung, für die wir auf den Seiten des Evangeliums vergebens eine Bestätigung suchen und die von dem erbarmungsvollen Geiste des Erlösers keinen Anhauch verspürt hat.

Aber die Schriftgelehrten wissen das ohne Zweifel besser. Sie werden uns gewiß entgegenhalten, daß wir von den Forderungen der Zeit nichts verstehen und dem, was man die „katholische Bewegung" nennt, zu fern geblieben sind, um noch mitreden zu dürfen. Vielleicht beweisen sie uns auch, wie verkehrt es sei, aus jenem alten, heiligen Buch etwas darüber lernen zu wollen, was es ist um jene „Liebe, die umschwinget Sonn' und Sterne" — „l'Amor che muove il sole e l'altre stelle" (Par. XXXIII, 145).

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin**, 29. Aug. Der außerordentliche Professor Dr. **Barth** zu Marburg ist in gleicher Eigenschaft in die medicinische Facultät der Universität zu Breslau versetzt worden.

* **Berlin**, 31. Aug. Heute feierte der Geh. Bergrath Professor Dr. Ernst **Beyrich**, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Lehrer an der Berliner Universität und der Berg-Akademie und Director der Geologischen Landesanstalt, seinen 80. Geburtstag. Beyrich ist ein geborener Berliner. Er hat hier studirt und wurde durch Professor Weiß in das Studium der Geognosie und Mineralogie eingeführt, in das Gebiet der Paläontologie durch Leopold v. Buch. Letztere wurde das specielle Forschungsgebiet Beyrichs. Er brachte neue Beiträge zur Kenntniß der Versteine-

rungen des rheinischen Uebergangsgebirges, der norddeutschen Tertiärbildung und anderes mehr. Durch Beyrichs Bemühen errang die Paläontologie die Stellung einer selbständigen Wissenschaft, der er viele Schüler zuführte und das Interesse des großen Publicums gewann. Beyrich lehrte aus der Lagerstätte der fossilen Lebewesen ihr Alter beurtheilen und hat auch eine chronische Entwicklung der vorgeschichtlichen Flora und Fauna nach den Gesteinsbefunden reconstruirt. Auf dem Gebiete der Geologie hat sich Beyrich hauptsächlich Verdienste durch die Herstellung der geologischen Karten von Preußen und der thüringischen Staaten erworben, welche die auf seine Initiative 1875 geschaffene geologische Landesanstalt herausgegeben hat. Er selbst hat sich zeitweise sehr eifrig an der Aufnahme betheiligt. Nach dem Muster dieses Unternehmens wurde dann in eben dieser Anstalt die unter Bearbeitung von Geologen aller Länder hergestellte geologische Karte von Europa zum Abschluß gebracht. Beyrich leitete anfangs die paläontologische Sammlung des mineralogischen Museums der Berliner Universität, übernahm aber 1873 nach dem Tode Gustav Rose's die Leitung des letzteren selbst. Seit 1853 gehört er der preußischen Akademie der Wissenschaften an, deren ältestes Mitglied er nächst du Bois-Reymond ist. Beyrichs Gattin hat unter dem Namen Clementine Helm sich als Jugendschriftstellerin bei unsrer weiblichen Jugend sehr beliebt gemacht. Ihre „Backfischchens Leiden und Freuden" haben eine weite Verbreitung gefunden.

* **Berlin**, 1. Sept. Die Gymnasialcurse für Frauen in Berlin, denen vor kurzem durch Frl. Hertha v. Siemens ein Geschenk von 7000 Mark zur Begründung einer Freistelle zufloß, haben neuerdings eine Zuwendung von 20,000 M. erhalten, um aus den Zinsen derselben ein Universitätsstipendium für unbemittelte, besonders tüchtige Schülerinnen der Curse zu begründen. Die Geberin ist Frau Dr. Lucie Meßner in München, die mit der Schenkung ein Vermächtniß ihrer in Berlin verstorbenen Mutter, Frau Emma Levin, geb. Petag, ausführte, die ihr zu Händen die Summe zur Unterstützung der Frauenbestrebungen vermacht hatte. Die Gymnasialcurse beginnen zu Michaelis einen neuen Cursus; Meldungen sind noch im September an die Leiterin derselben, Frl. Helene Lange, Berlin W., Derfflingerstraße 23II, zu richten.

* **Halle**, 29. Aug. Der bisherige Privatdocent Professor Dr. Eberhard zu Königsberg i. Pr. ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Halle ernannt worden.

v. M. **Bern**, 30. Aug. Internationales Statistisches Institut. In der heutigen Vormittagssitzung berichtete zuerst Guillaume (Bern) über seinen Antrag, eine Commission niederzusetzen, welche die Frage der Vornahme einer Volkszählung in allen civilisirten Ländern im Jahre 1898 zu möglichst gleicher Zeit studiren solle. Dabei wäre nicht nur die möglichste Annäherung der Zählungstermine, sondern auch die Auswahl einiger weniger ganz wesentlicher Erhebungsmomente, die in keinem Staate fehlen sollten, ins Auge zu fassen. Ferner sollte durch genaue Begriffsbestimmung die Gleichartigkeit der bei der Erhebung maßgebenden Bezeichnungen gewährleistet werden. Wie v. Mayr (Straßburg) bei Verhandlung dieser Frage in der I. Section hervorgehoben hat, wird allerdings das Abweichen vom gewöhnlichen Zählungstermin für jene Länder, welche herkömmlich im December der runden Kalenderjahre keine Zählung haben, große Schwierigkeiten bereiten; als klares Beispiel dient der Vorgang in Deutschland, wo die Sommer-Volkszählung von 1895 (Berufs- und Gewerbezählung) nicht als befriedigender Ersatz für die herkömmliche Winter-Volkszählung anzusehen und deßhalb zweimal in einem Jahre zur namentlichen Zählung der gesammten Bevölkerung geschritten wird. Gegen die Niedersetzung des Comités, welches auf Herbeiführung einer völkerrechtlichen Verständigung der verschiedenen Staaten bis zum Jahre 1898 hinwirken soll, machte sich in der Versammlung von keiner Seite Widerspruch geltend. Den zweiten Bericht erstattete gleichfalls Namens der I. Section v. Mayr (Straßburg) über seine in einer besonderen Denkschrift niedergelegten Vorschläge über die Veröffentlichung internationaler Jahresberichte über die Bevölkerungsbewegung (Geburten, Sterbefälle, Eheschließungen, Ein- und Auswanderungen). Danach ist für eine spätere Zukunft eine völkerrechtliche Uebereinkunft der verschiedenen Regierungen und die Errichtung eines speciellen internationalen Bureaus für die Statistik der Bevölkerungsbewegung in Aussicht genommen. Zunächst, und zwar womöglich schon von der Bevölkerungsbewegung des Jahres 1894 ab, sollen die Jahresberichte vom Generaldirector Bodio (Rom) auf Grund eines gleichmäßigen, von den verschiedenen Ländern auszufüllenden Formulars hergestellt und im Bulletin des Instituts veröffentlicht werden. Um den Jahresbericht für diese provisorische Gestaltung der Dinge möglichst knapp zu gestalten, wurden an den vorgeschlagenen Tabellenformen nach Sentenz v. Mayrs verschiedene Vereinfachungen angenommen. Andrerseits aber wurde der Wunsch nach Berücksichtigung der Sterbefälle an einigen der wichtigsten Krankheiten und Todesursachen beigefügt. Wenn es gelingt, die regelmäßige Erstattung dieser internationalen Jahresberichte in Gang zu bringen, so wird der Socialpolitik wie der Wissenschaft ein außerordentlich werthvolles Studienmaterial, hervorgegangen aus der geordneten Buchführung über die Bewegungsmassen der menschlichen Gesellschaft, zur Verfügung stehen. Darauf folgte, geführt von Bateman (London) und Pallain (Paris), eine nicht ganz klare Discussion über vergleichende Handelsstatistik, wobei Pallain, unterstützt von Yves-Guyot (Paris) sich für die ausschließliche Berücksichtigung der Gewichtsmengen bei der internationalen Statistik des Waarenverkehrs aussprach. v. Inama-Sternegg (Wien) berichtete über eine von der vierten Section als „Comité du travail" beschlossene Revision der Wiener Beschlüsse über Lohnstatistik im Sinne einer Vervollständigung der lohnstatistischen Ermittlungen mittelst Veranstaltung allgemeiner Untersuchungen über die industriellen Verhältnisse an einzelnen Orten, in größeren Bezirken und in ganzen Ländern. Cheysson (Paris) berichtete über eine von der IV. Section beschlossene Abschwächung eines Antrags von Denis, welcher sich auf die internationale Organisation der arbeitsstatistischen Aemter bezog. Diese sollten nach dem Vorschlag von Denis nicht nur regelmäßige Conferenzen abhalten, sondern in eine förmliche wechselseitige Föderation eintreten. Man begnügte sich damit, denselben einen regen Verkehr und sorgsamen Austausch der Veröffentlichungen zu empfehlen. Danach zeigte Bertillon (Paris) eine neue Additionsmaschine Hollaiths vor und Juglar (Paris) hielt einen beredten Vortrag über das von ihm mit Vorliebe behandelte Thema des zeitlichen Verlaufs der Handelskrisen und der dabei auftretenden Schwankungserscheinungen in den Hausse- und Baissebewegungen. Zum Schluß der Sitzung kam aus Anlaß eines Referats von Kiaer (Christiania) der in der Versammlung schlummernde Gegensatz zwischen den Vertretern der strengen wissenschaftlichen Statistik auf der einen Seite und den Vertretern einer anderen Richtung, welche die sociale Erkenntniß durch andere Mittel als durch Statistik mehr glaubt fördern zu können, zu entschiedenem Ausdruck. Kiaer hatte unter der etwas eigenthümlichen Bezeichnung „denombrements représentatifs" die Methode, welche als Stichprobenmethode bezeichnet werden kann und deren Wesen darin besteht, daß pars pro toto numerisch untersucht wird, in den Vordergrund der Betrachtung gestellt und deren sorgsame Ausbildung empfohlen. Daraus nahm v. Mayr (Straßburg) Anlaß, auf die Gefahr hinzuweisen, welche darin liege, wenn die Empfehlung der Stichprobenmethode durch einen Berichterstatter des Instituts ohne Widerspruch in die Welt gehe. Gewiß könne auch eine partielle numerische Beobachtung werthvolle Ergebnisse bieten, aber doch immer nur im Sinne der Aufhellung des unter Beobachtung gestellten Gebietes, und ohne daß der Schluß berechtigt sei, daß die Verhältnisse in dem nicht untersuchten Gebiet dieselben seien. Diese erschöpfende Belehrung gebe nur die erschöpfende Massenbeobachtung der Statistik. Die Statistiker hätten keinen Anlaß, sich für die Ausbildung einer minderwerthigen Methode zu interessiren. Es sei um so nöthiger, an der richtigen Auffassung der statistischen Ermittelung festzuhalten, als sich in den Reihen der theoretischen Statistiker selbst bedenkliche Auffassungen zeigten, so insbesondere das Streben Westergaards, Beobachtungen, die man machen kann, gleichwohl nicht zu machen und sie durch interpolirende Berechnung zu ersetzen. v. Mayr wurde auf das lebhafteste von Bodio, Milliet, Rauchberg, drei hervorragenden Vertretern der statistischen Verwaltung und Wissenschaft, unterstützt. Dagegen glaubte Schmoller gegen die „fanatischen Statistiker" mit Entschiedenheit auftreten und die Berechtigung und gegebenenfalls die Superiorität feingegliederter monographischer Betrachtung, bei welcher Zählen und Messen vielfach gar nicht möglich sei, gegenüber der groben Massenbeobachtung der Statistik hervorheben zu sollen, nicht ohne dabei in seinen Angriffen gegen die Vertreter der strengen statistischen Forschung weiter zu gehen, als es wohl durch die Sachlage geboten war. v. Mayr konnte gegen Schmoller hervorheben, daß er weit davon entfernt sei, die Berechtigung der monographischen Betrachtungsweise für sociale Forschung zu verkennen, insbesondere in dem von Schmoller angeführten Falle, wenn

es sich um Dinge handle, die man überhaupt nicht zählen und messen könne, bei denen also die statistische Ermittlung selbstverständlich ausgeschlossen sei. Hier aber handle es sich nicht um den Fall der Monographie, sondern um jenen Fall, in welchem die statistische Gesammtbeobachtung an sich möglich wäre, aus äußeren Gründen aber nur in der Verkrüppelung als Partialbeobachtung zu Tage kommt. In diesem Falle den Verzicht auf die Massenbeobachtung zu befürworten, könne nicht Aufgabe des Statistikers sein. Zu Verwaltungszwecken möchten solche Ermittelungen — wie es z. B. bei den bisherigen Arbeiten der deutschen Commission für Arbeiterstatistik der Fall war — gelegentlich informatorisch von Nutzen sein; sie vom statistischen Standpunkte zu empfehlen, sei bedenklich. v. Mayr erklärt deßhalb, da Rauchberg beantragt hatte, auf die Ueberweisung der Sache zur weiteren Untersuchung an eine Commission des Instituts sich nicht einzulassen, daß er in erster Linie für den Antrag Rauchberg stimmen, aber auch nicht unglücklich sein werde, falls die Ueberweisung an die Commission — deren Fassung zudem von Kiaer selbst abgeschwächt worden war — angenommen werde, da er bei der Wichtigkeit der Sache es für gut hielte, daß in der nächsten Session nach allseitiger Vorbereitung über die Sache nochmals recht gründlich discutirt werden könne. Dies wird hoffentlich geschehen, nachdem die Versammlung mit Mehrheit, wie zu erwarten stand, die Ueberweisung beschlossen hat. In der vorhergehenden Discussion hatte auch Cheysson (Paris) sich der von ihm besonders gepflegten, von v. Mayr aber auch gar nicht angegriffenen „Monographie" lebhaft angenommen, und Levasseur hatte einen vermittelnden Standpunkt eingenommen, indem er betonte, man müsse Dreierlei unterscheiden: 1) Statistik, 2) Monographie, 3) statistische Erforschung auf begrenztem Gebiete, die nur specielle Resultate gebe. Diese wäre ganz zutreffend, wenn Levasseur unter 3) das Wort „statistische" hätte streichen wollen, sofern dabei in der That die als Stichproben bezeichneten Partialermittelungen, die als Ausdruck des Ganzen betrachtet sein wollen, in Frage kommen. Was heute im lebhaften, aber knappen Gedankenaustausch in dieser Beziehung zur Sprache gekommen ist, wird wohl in der nächsten Zeit eine allgemein bedeutsame Controverse auf dem Gebiete der Methodenlehre socialer und speciell der statistischen Forschung bilden.

— 31. Aug. Die gestrige Nachmittagssitzung wurde mit zwei Mittheilungen eröffnet, in welchen zwei bewährte Forscher die Aufmerksamkeit der Versammlung auf eigene Specialarbeiten lenkten, um damit die Thätigkeit der Fachgenossen auf gleichem Gebiete anzuregen. Cheysson (Paris) that dies bezüglich einer Arbeit über einen Plan der monographischen Arbeiten auf dem Gebiete der Betriebs- und Communalmonographien; v. Inama-Sternegg (Wien) legte eine erste Bearbeitung der Erhebungen vor, welche über landwirthschaftliche Lohnverhältnisse in Oesterreich im Jahre 1894 durch die Landesculturräthe und Landwirthschaftsgesellschaften durchgeführt worden sind. Milliet (Bern) berichtete sodann Namens der vierten Section über die von dieser auf seinen Antrag angenommenen Vorschläge über die Erstellung einer internationalen Statistik des Alkoholverbrauchs. Dabei betonte er u. a. sehr mit Recht, daß das Institut nicht ein Institut für internationale Statistik, sondern ein internationales Institut für Statistik sei, und deßhalb nicht die Aufgabe habe, sich nur mit der Sammlung internationaler statistischer Notizen zu begnügen, sondern vor allem die Methoden, die im einzelnen bei der nationalen Statistik obwalten, zu gewähren haben. Milliet geht von der Ueberzeugung aus, daß die verschiedenen Angaben über den Alkoholconsum in den verschiedenen Ländern durchaus lückenhaft und von so incongruentem Inhalt sind, daß eine Vergleichung verschiedener Zeitabschnitte in demselben Beobachtungsgebiet oder verschiedene Beobachtungsgebiete in demselben Zeitabschnitt nicht oder nur unter Vorbehalten möglich sei, welche den Werth einer Vergleichung überhaupt illusorisch machen. Auch weist er darauf hin, daß zwei internationale Alkoholcongresse (Haag 1893 und Basel 1895) das Internationale Statistische Institut um Erstellung einer vertrauenswürdigen internationalen Alkoholstatistik angegangen haben. Jeder Versuch zur Verbesserung setzt nothwendig die eingehende Kenntniß des vorhandenen Materials voraus. Demgemäß wird beantragt, durch das Institut für jedes Land einen Berichterstatter zu ernennen, welche Berichterstatter zusammen eine Commission bilden. Jeder Berichterstatter hat dem Institut nach einem von der Commission entworfenen Schema — für das gleichzeitig ein Entwurf vorgelegt ist — über den Umfang und den statistischen Werth der für sein Land vorhandenen Angaben über den Alkoholconsum zu referiren und Vorschläge zur geeigneten Erhebung oder Verarbeitung derselben einzureichen; nach Eingang der Referate soll das Institut über das weitere Vorgehen entscheiden. Diese Vorschläge fanden den einmüthigen Beifall der Versammlung. Von den weiteren Verhandlungen ist noch zu bemerken, daß Bodio (Rom) einige Mittheilungen über eine mit internationalen Zusammenstellungen versehene Arbeit von Raseri (Rom) über die Statistik der Findelkinder machte und daß Bertillon (Paris) den von v. Mayr (Straßburg) lebhaft unterstützten Vorschlag machte, eine Enquete über die in den verschiedenen Großstädten durchgeführten Versuche zur socialen Schichtung der Bevölkerung zu veranstalten. Dabei gab er einleitend interessante Erörterungen über die verschiedenen hiefür in Paris in Anwendung gebrachten „Thermometer" und über die allgemeinen Grundlagen für Messung des Wohlstandes und der socialen Schichtung. Der Präsident Rawson schloß die Verhandlungen mit kurzem, befriedigtem Rückblick auf die Arbeiten des Instituts bei seiner diesmaligen Tagung. Am Abend fand im Großrathssaal im Rathhaus der öffentliche Vortrag von Levasseur (Paris) über die Geschichte der Demographie statt. In der heutigen Schlußsitzung wurden zunächst zwei Statutenänderungen beschlossen. Statt zwei sollen drei Vicepräsidenten gewählt werden, und der zurücktretende Präsident soll als Ehrenpräsident im Bureau verbleiben. Zur praktischen Anwendung der letzteren Aenderung, welche mit Rücksicht auf die bestimmte Rücktrittserklärung von Rawson erfolgt war, kam es jedoch nicht. Sir Rawson, der bei der diesmaligen Tagung ununterbrochen den Vorsitz geführt hatte, entschloß sich, entgegen der Erklärung in seiner Eröffnungsrede, auf das an ihn gerichtete Ersuchen zahlreicher Mitglieder, eine Wiederwahl anzunehmen. Demgemäß wurde das gesammte bisherige Bureau wiedergewählt und demselben als dritter Präsident der nordamerikanische Statistiker Walker beigefügt. Das Bureau besteht hienach aus Sir Rawson W. Rawson (London) Präsident; Levasseur (Paris), Lexis (Göttingen) und Walker (Boston) Vicepräsidenten; Bodio (Rom) Generalsecretär und Martin (London) Schatzmeister. Rawson brachte seinen Dank in kurzen gerührten Worten zum Ausdruck. Nachdem Guillaume (Bern) noch auf die wünschenswerthe lebhafte Thätigkeit der Commissionen hingewiesen und zu diesem Zwecke eine entschiedene Initiative namentlich der verschiedenen Berichterstatter empfohlen hatte, brachte Troinitzky (St. Petersburg), gestützt auf eine auf kaiserliche Genehmigung gegründete Entscheidung des russischen Ministers des Innern, den Antrag, das Institut wolle beschließen, seine nächste, im Jahre 1897 stattfindende Versammlung in St. Petersburg, wo es den besten Empfang finden werde, abzuhalten. Einstimmig wurde in diesem Sinne Beschluß gefaßt. v. Mayr (Straßburg) nahm noch unter allseitigem Beifall Anlaß, den Dank der Versammlung an den Präsidenten für die Leitung der Versammlung, an das Bureau und insbesondere an die drei Berner Organisatoren des Congresses, Kummer, Milliet und Guillaume, zum Ausdruck zu bringen, dann wurden die Verhandlungen der diesmaligen Tagung des Internationalen Statistischen Instituts geschlossen.

Ihr Berichterstatter hat sich darauf beschränkt, über die Verhandlungen in den Plenarversammlungen zu referiren. Ueber die Einzelheiten der Verhandlungen in den Sectionen Mittheilungen hier folgen zu lassen, glaubt er sich einerseits mit Rücksicht auf den ihm anklebenden Mangel der Allgegenwärtigkeit, andrerseits aber auch deßhalb versagen zu müssen, weil er befürchtet, bei dem Versuche einer solchen Erweiterung der Berichterstattung die statistische Geduld der Leser über Gebühr in Anspruch zu nehmen. Nur die allgemeine Bemerkung sei ihm noch gestattet, daß die Versammlung fleißig gearbeitet hat, und daß sich dabei mancher interessante Gedankenaustausch ergeben hat. Daß gelegentlich auch Minderwerthiges und Dilettantenhaftes unterläuft, ist bei der Zusammensetzung einer solchen Versammlung nicht zu vermeiden. Neben der Spreu bleibt doch manches Weizenkorn, das hoffentlich zu guter Ernte führt.

1895. Nr. 244. München, Dienstag, 3. September. Beilage-Nummer 202.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die statistischen Gesetze.[1]

Von Georg v. Mayr.

I.

Der Ausdruck „Gesetz“ ist doppelsinnig. Man kann dabei an irgend eine Zwangsabsicht eines autoritativen Willens denken, welche auf die Herbeiführung gewisser Zustände und Erscheinungen im positiven oder negativen Sinne gerichtet ist. Es soll mittelst der Zwangmittel jenes Willens erreicht werden, daß gewisse Dinge geschehen oder nicht geschehen. Soweit dieser Urzweck des Willens nicht erreichbar erscheint, soll grundsätzlich mindestens für das jenem Willen widrige Verhalten Sühne durch Zufügung von Schaden oder Leid erfolgen. Daß weder die erste noch die zweite Stufe der Absichten des Gesetzes in diesem Sinne voll erreicht wird, wissen wir Alle. Das ändert aber nichts am Wesen dieser Art von Gesetzen, die wir kurzweg als die Gesetze des Sollens bezeichnen können. Stark tritt bei diesen Gesetzen das subjective Element des grundlegenden autoritativen Willens zu Tage. Die Gesetze dieser Art haben, je weiter die Civilisation fortschreitet, einen bestimmten, wohlerkennbaren Vater, den Gesetzgeber, möge dieser ein einzelner Mensch oder möge es eine organische Zusammenfassung einer kleineren oder größeren Menschenmasse sein. Charakteristisch für diese Art von Gesetzen ist weiter das Ueberwiegen des formalen Elements. Der Gesetzgeber schafft in der Regel die Verhältnisse, über die er Bestimmung trifft, nicht erst selbst. Den materiellen Inhalt der Lebensbeziehungen, die er erfaßt, findet er in der Hauptsache gegeben vor. Was er seinerseits dazu bringt, das ist theils Sicherung der freien gesellschaftlichen Entwicklung im Rahmen der tausendfältigen Wechselbeziehungen der Menschen, theils Einengung, Eindämmung des Einzelwillens zu Gunsten der Entwicklung der Gesammtheit. Bei dieser ganzen Action ist das formale Element gegenüber dem materiellen überwiegend. In der staatlichen Organisation im weitesten Sinn hat diese Art von Gesetzen die ausgedehnteste Verwirklichung gefunden. Auch bei anderen socialen Gebilden, so z. B. bei den Religionsgemeinschaften, sind solche formal scharf gefaßte Gesetze des Sollens entwickelt. Den Ausläufern dieser Art von Gesetzen, bei denen ein bestimmter persönlicher Gesetzgeber erkennbar ist, begegnen wir in den Satzungen der vielgestaltigen gesellschaftlichen Vereinigungen geringerer Bedeutung, bis herunter zu den Statuten einer lediglich Vergnügungszwecke verfolgenden Gesellschaft. Eine andere Gattung von Gesetzen des Sollens sind die nicht von einem formal vorgehenden Gesetzgeber eines bestimmten socialen Gebildes erfaßten, sondern allgemein in der Empfindung der Gesellschaft als solcher waltenden Sittengesetze. Das Sollen, nicht weil der Befehl eines Gesetzgebers, sondern weil das eigene Gewissen es heischt, macht das Wesen des Sittengesetzes aus, dessen Anforderungen übrigens zu erheblichem Theil gleichzeitig in die positive Gesetzgebung der staatlichen und religiösen Gemeinschaften übernommen sind.

Von solchen Gesetzen des Sollens wird nicht die Rede sein, wenn weiterhin die „statistischen Gesetze“ zum Gegenstand der Betrachtung gewählt werden. Nur im Vorbeigehen sei übrigens erwähnt, daß es statistische Gesetze auch dieses Sinnes gibt, und daß gerade die neueste Zeit eine beachtenswerthe Entwicklung in dieser Richtung zeigt. Je mehr die statistische Verwaltung ausgedehnt und zugleich verselbständigt wird, um so mehr ringt sich allmählich die Anerkennung des Bedürfnisses durch, für die Thätigkeit der statistischen Verwaltung, insbesondere für die großartigen statistischen Erhebungen, welche die Mitwirkung des großen Publicums erheischen, eine sichere Grundlage durch eine gut entwickelte statistische Gesetzgebung zu schaffen. Genaue Regelung des statistischen Fragerechts und der statistischen Antwortpflicht macht den Hauptinhalt dieses modernen Zweigs der Gesetzgebung aus. Die staatlichen Gesetze, welche in dieser Richtung sich bewegen, werden mit Recht als „statistische Gesetze“ bezeichnet. Von diesen aber soll, wie erwähnt, weiterhin nicht die Rede sein, sondern von statistischen Gesetzen in einem ganz andern Sinn.

Man kann nämlich auch von Gesetz in ganz anderm Sinn als dem Gesetz des Sollens sprechen, nämlich von dem Gesetz des Seins und Werdens. In diesem Sinne spricht man von Gesetz auf dem Gebiete der Natur wie des Gesellschaftslebens immer dann, wenn es gelingt, die unbegrenzte Mannichfaltigkeit der thatsächlichen Zustände und Erscheinungen in wissenschaftlicher Zusammenfassung auf einheitliche Grundregeln zurückzuführen. Gemeinsam ist es dabei dem Natur- und Gesellschaftsgebiete, daß es sich um Erkennung typischer Regelmäßigkeiten, sei es in der Structur der einzelnen Complexe von Natur- oder Gesellschaftsgebilden oder um die Erkennung constanter Wechselwirkungen je zwischen natürlichen und socialen Erscheinungen oder auch um solche zwischen socialen Erscheinungen einerseits und natürlichen Erscheinungen andrerseits handelt. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist in weitem Umfange die volle Isolirung der zu beobachtenden Zustände und Vorgänge und die Anwendung des Experiments zur Erkenntniß der Structur der Naturkörper und ihrer Wechselwirkungen möglich. Doch fehlen auch auf dem Naturgebiete Zustände und Erscheinungen nicht, welche gegenüber diesem grundlegenden naturwissenschaftlichen Forschungsmittel sich spröde verhalten, und bei denen zusammengesetzte Erscheinungen verwickelterer Art in Frage kommen, die nur durch historische Beobachtung erkannt, keineswegs aber durch das Experiment willkürlich hervorgerufen werden können. Es genügt, auf das Gesammtgebiet der Erscheinungen hinzuweisen, welche der Gegenstand der meteorologischen Forschung sind.

Das Gesellschaftsleben ist überhaupt nur der Beobachtung des thatsächlichen Zustands und der thatsächlichen Erscheinung zugänglich. Exact ist die wissenschaftliche Beob-

[1] Oeffentlicher Vortrag, gehalten zu Bern gelegentlich der Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts.

achtung des Gesellschaftslebens dann, wenn sie als die erschöpfende Massenbeobachtung mittelst Zählens und Messens, das ist statistisch, auftritt. Alles Gesellschaftsleben setzt sich aus Massen socialer Elemente, seien es Bestandsmassen oder Bewegungsmassen, zusammen. Die Masse aber ist in ihrer Eigenheit nur durch die Massenbeobachtung erkennbar; daher rührt die hohe Bedeutung der statistischen Beobachtung für die wissenschaftliche Erkenntniß des Gesellschaftslebens. Die statistische Beobachtung des Gesellschaftslebens liefert für die Erkenntniß dieses Lebens zunächst wissenschaftlichen Rohstoff, welcher weiterer geistiger Verarbeitung bedarf, um zu den höheren wissenschaftlichen Ergebnissen zu führen, welche den Grundstock der Wissenschaft der Statistik ausmachen. Das Endziel dieser geistigen Arbeit ist die Ergründung constanter Regelmäßigkeiten in der socialen Structur und in den socialen, gegebenenfalls auch den natürlichen Wechselbeziehungen, insbesondere im Sinne des Nachweises der Verursachungen von Zuständen und Erscheinungen. Je nach dem Maße der praktischen statistischen Erprobung, welche bisher doch nur einen recht kleinen Ausschnitt des gesammten menschlichen Gesellschaftslebens umfaßt, ist das Maß der wissenschaftlichen Ueberzeugung von der Feststellung der in Frage stehenden Regelmäßigkeiten ein sehr verschiedenes. Alle Formen, von der zweifellosesten bis zu der zweifelhaftesten, kaum mehr nach vereinzelten Symptomen zu vermuthenden Gesetzmäßigkeit sind vertreten. Es wäre aber eine einseitige Meinung, zu glauben, es knüpfe sich wissenschaftliches Interesse nur an das voll, ganz und zweifellos erkannte Regelmäßige im Gesellschaftsleben. Oft genug ist gerade das noch Ungewisse, nur als wahrscheinlich, noch nicht als gewiß Erkannte das Interessantere. Die Fülle der Hypothesen ist wie die Fülle der reichen Blüthe am Baume der Wissenschaft. Daß nicht jede Blüthe zur Frucht wird, soll unsre Freude an derselben nicht stören. Ohne Blüthenfülle keine reiche Ernte; ohne vorgängige Fülle der Hypothesen keine Durcharbeitung zu den letzten wissenschaftlichen Wahrheiten.

Die Gesammtheit der in wissenschaftlich befriedigender Weise anerkannten statistischen Regelmäßigkeiten aller Art stellt eine ganze Reihenfolge aufsteigender Formen solcher Regelmäßigkeiten dar. Als unterste Stufe ist der einfache Befund gleichartiger Gestaltung, d. i. von Typen gegebener Zustands- und Bewegungserscheinungen ohne Einbeziehung von Verursachungsmomenten anzusehen. Ich nenne als Beispiel die statistische Erkenntniß des typischen Altersaufbaues der Bevölkerung in den verschiedenartigsten natürlichsten und socialen Differenzirungen, so u. a als Erkenntniß des Typus des Altersaufbaues der großstädtischen und der bäuerlichen, der eingeborenen und der zugewanderten Bevölkerung, der Bevölkerung gegebener Racen, Nationalitäten, Stämme u. s. w. An oberster Stelle finden sich jene Fälle der Regelmäßigkeiten, in welchen eine feste, auf klar gelegte Verursachungen begründete und in regelmäßiger Form zu Tage tretende Verbindung zwischen einem Grundstock socialer Massen — als der Grundlage überhaupt möglicher Fälle — und einem besonderen Bestand socialer Vorgänge — als dem Ereigniß wirklich eingetreter Fälle — nachgewiesen ist. Als Beispiele solcher Art seien die Feststellungen über die Regelmäßigkeiten im Geschlechtsverhältniß der Geborenen, in der Verbrechens- und Selbstmordhäufigkeit nach dem Alter, in der Gestaltung der Absterbeordnung u. s. w. angeführt.

Je nach der Stärke des inductiven Nachweises über Verursachungsverhältnisse als Erklärungsgrund der zunächst nur empirisch als Thatsache festgestellten Regelmäßigkeiten tritt die Berechtigung ein, diese Regelmäßigkeiten mit dem höheren Namen der Gesetzmäßigkeit und — in dem besonderen Falle voller Klarlegung der Causalitäten mit dem Namen der Gesetze statistischen Charakters oder der Gesetze statistischer Gesetze zu belegen. Bei dem Nachweis der Causalitäten wird von dem empirisch gefundenen Parallelismus oder Antagonismus gegebener Zustände und Erscheinungen ausgegangen. Ist in solcher Weise das „daß“ gewisser Beziehungen festgestellt, so wird die Wahrscheinlichkeit innerer motivirender Verhältnisse zwischen beiden geprüft. Dabei überwiegen die physiologischen Momente, wenn man es mit Erscheinungen zu thun hat, in welchen die natürliche Seite des Gesellschaftslebens überwiegt, so z. B. bei den Geburts- und Sterblichkeitsverhältnissen. Dagegen sind die psychologischen Momente die überwiegenden, und zwar die einzelpsychologischen wie die völkerpsychologischen, wenn solche Erscheinungen in Frage sind, bei denen das sociale Element bedeutender ist als das rein natürliche, wie dies bei allen Verhältnissen der bewußten menschlichen Handlungen der Fall ist. Findet man Regelmäßigkeiten solcher Handlungen gegenüber bestimmten Zuständen und Erscheinungen der Natur und des Gesellschaftslebens vor, so hat man zu erproben, ob die empirische Regelmäßigkeit auch psychologisch, einzel- wie völkerpsychologisch erklärbar ist. Dabei besteht allerdings eine gewisse Wechselwirkung zwischen statistischer und psychologischer Erwägung insofern, als constante empirische Regelmäßigkeiten ihrerseits selbst Quell der genaueren Erkenntnisse gewisser völkerpsychologisch sonst überhaupt schwer erkennbarer Veranlagungen und Reizzustände sein können.

Wichtig ist es bei der Klarlegung aller statistischen Causalitätsbeziehungen insbesondere, nicht bloß die nächsten äußeren Veranlassungen, sondern auch die entfernteren als Grundkräfte auftretenden Causalitäten klarzulegen. Gelingt letzteres, dann mag man vom statistischen Gesetz im strengen und engen Sinn reden. Allerdings wird es nach dem bescheidenen Stand unsres statistischen Wissens vom Gesellschaftsleben recht schwer sein, eine Anzahl von Gesetzen zusammenzubringen, welche diesen strengsten Anforderungen genügt. Auch die Heranziehung eines besonderen Gesichtspunktes, nämlich der Erwägung, daß jene Regelmäßigkeiten von potenzirter Bedeutung seien, welche in ihren Erscheinungsformen den mathematischen Probabilitätsgesetzen sich nähern, nützt nicht viel. Der Bestand gerade an solchen Regelmäßigkeiten ist nicht groß, und zudem liegen sie mehr auf dem natürlich-statistischen, insbesondere dem anthropometrischen, als auf dem social-statistischen Gebiet engeren Sinns, auf welchem für Eingreifen des Probalitäts-Calculs wenig Gelegenheit geboten ist. Ich halte es aber überhaupt nicht mit den Puritanern, die da meinen, sie feierten einen ganz besonderen Triumph, wenn sie uns entgegenhalten, es gebe eigentlich gar kein statistisches Gesetz, weil es auch bei den bestnachgewiesenen Regelmäßigkeiten in dem Nachweis des letzten zwingenden Urgrundes der Erscheinung noch hapere. Diese puritanische Auffassung beruht auf einer Verwechslung des Wesens gewisser einfacher fundamentaler Naturgesetze mit dem Wesen des wissenschaftlichen Gesetzes überhaupt. Es gibt allerdings fundamentale Naturgesetze, deren empirische Feststellung auch noch specifisch wissenschaftlich, insbesondere mathematisch bis in den letzten Urgrund verfolgt werden kann. Ohne ein letztes Schlußräthsel über das Warum geht es aber bei schärferem Zusehen auch bei den schönsten Naturgesetzen nicht aus, und oft genug bildet nur das „Daß“, nicht die Antwort auf das „Warum“, das Schlußglied der Kette wissenschaftlicher Erkenntniß. Sobald verwickeltere, dem Wechsel in der Zeiten Lauf unterworfene Naturerscheinungen, wie z. B. klimatische Vorgänge in Frage sind, stellen sich die meisten wissenschaftlichen Errungenschaften auch nicht als einfache Gesetze absoluter Fassung dar.

Ganz besonders aber ist solches der Fall bei den vielverwickelten und der socialen Evolution unterstehenden

Gesetzmäßigkeiten im gesellschaftlichen menschlichen Leben. Hier gibt es kein starres Einerlei der Wechselwirkungen, aber deßhalb doch auch nicht ein regelloses Chaos, sondern, wie ich zum Schluß noch betonen will, Gesetzmäßigkeiten von relativer, nach Zeit und Ort wechselnder Bedeutung. Auch diese relativen Gesetzmäßigkeiten dürfen, sofern ein hoher Grad in der Gesetzmäßigkeit der gegebenen Erscheinungen gefunden und durch weitere Forschung als auf constanten Typen und Causalitäten beruhend erkannt ist, als statistische Gesetze im allgemeineren Sinn bezeichnet werden. Statistische Gesetze in diesem Sinne sind demnach alle durch Massenbeobachtung und Erkenntniß der Typen und Causalitäten genügend geklärten und dargelegten Regelmäßigkeiten socialer Zustände und Erscheinungen. —

Nach der allgemeinen Feststellung des Wesens der statistischen Gesetze erübrigt nun, im einzelnen das Gebiet und die Erscheinungsformen dieser Gesetze näher zu betrachten. Das Gebiet, auf welchem die Auffindung statistischer Gesetze möglich und in gewissem Umfang auch bereits thatsächlich gelungen ist, wird durch die Gesammtheit der zählbaren Elemente des menschlichen Gesellschaftslebens gebildet, handle es sich dabei um das menschliche Individuum selbst oder um bestimmte einzelne Handlungen dieses Individuums oder endlich um Effecte der menschlichen Handlungen. Dabei haben wir es in allen Fällen mit zwei großen Hauptgruppen der socialen Elemente zu thun, nämlich mit Bestandsmassen oder mit Bewegungsmassen. Die statistische Beobachtung einer Bestandsmasse gibt ein Augenblicksbild eines bestimmten socialen Zustandes. Solche statistische Augenblicksbilder werden beispielsweise durch Volks- und Berufszählungen, durch die Ermittlung der Besitz-, Vermögens- und Einkommensverhältnisse in einem gegebenen Augenblick, durch Schülerzählungen, Gefangenenzählungen u. s. w. geliefert. Das Eingreifen statistischer Gesetze zeigt sich auf diesem Gebiete vorzugsweise in der Erkenntniß der Typen des Aufbaues der Bestandsmassen aus ihren qualitativ verschiedenen Elementen. Die statistische Beobachtung einer Bewegungsmasse gibt dagegen das genaue Bild des zeitlichen Eintritts socialer Erscheinungen, wobei nur mit Rücksicht auf die Schwäche des menschlichen Erkenntnißvermögens Abschwächungen der Wirklichkeit insofern stattfinden, als innerhalb gewisser Zeitrahmen auf die Festhaltung des individuellen wirklichen Zeiteintritts eines Ereignisses verzichtet und eine Zusammenwerfung zeitlich in Wahrheit differenzirter Erscheinungen in eine gegebene Zeitstrecke vorgenommen wird. Nirgends werden z. B. die Geburten oder Sterbfälle nach Secunden oder Minuten, nirgends nach den historisch verlaufenen Stunden, hie und da aber allerdings nach Kalendertagen, häufiger nach Wochen, noch häufiger nach Monaten und überall, wo es eine Statistik der Geburten und Sterbfälle überhaupt gibt, nach Kalenderjahren statistisch registrirt. Auch auf diesem Gebiete führt die statistische Forschung zur Erkenntniß typischer Erscheinungsformen, z. B. der abstracten jahreszeitlichen Erscheinung von socialen Vorgängen, und nicht zum wenigsten von menschlichen Willenshandlungen. Ich erinnere nur an die Gesetzmäßigkeiten des jahrzeitlichen Verlaufs, die wir bei den Geburten und Sterbfällen, den Verbrechen und den Selbstmorden finden.

Eine besonders fruchtbare Entwicklung nimmt die Suche nach statistischen Gesetzen dadurch, daß Bestandsmassen mit anderen Bestandsmassen verglichen, und daß Bewegungsmassen zu den geeigneten Bestandsmassen in rechnerische Beziehung gesetzt werden. Bevor die daraus sich ergebenden Hauptgruppen der statistischen Gesetze im einzelnen noch näher betrachtet werden, sei nur noch auf die höhere Einheit des socialen Wesens hingewiesen, unter welcher die ihrer Natur nach zunächst grundverschiedenen Massen des Bestands einerseits und der Bewegung andrerseits sich wiederum zusammensinden. Diese höhere Einheit der gesammten, das Beobachtungsgebiet der Statistik bildenden socialen Masse liegt darin, daß alle Bestandsmassen socialer Art nichts anderes sind, als das Product von Bewegungsmassen und daß alle Bewegungsmassen die Grundlage von Bestandsmassen voraussetzen, als deren Entwicklungsproduct sie sich darstellen. Dies gilt für die menschlichen Individuen, für deren Handlungen und für die Effecte ihrer Handlungen. Ein gegebener Menschenbestand ist das Entwicklungsproduct vorhergegangener Bewegungsmassen von Geburten und Sterbfällen und — sofern wir nicht die Erdbevölkerung im ganzen im Sinn haben — auch von Wanderungen. Umgekehrt sind die fortlaufend eintretenden Geburten, Sterbfälle, Wanderungen ihrerseits nichts anderes als ein Entwicklungsproduct der Grundmasse des Menschenbestands.

Die menschlichen Handlungen können künstlich durch Nivellirung ihres Vorkommens innerhalb gewisser Zeitstrecken behandelt werden, wie wenn sie auch als Bestandsmassen aufträten. So z. B. die Jahreszusammenfassung von Verbrechen, Selbstmorden, Schiffsreisen, Zahlungen indirecter Steuern u. s. w. In Wahrheit aber ist das Charakteristische für die Handlungen, daß sie als Bewegungsmassen uns entgegentreten. Dabei sind aber diese Bewegungsmassen ihrerseits Entwicklungsproducte der Grundmasse, welche in dem Bestand der zur fraglichen Handlung Fähigen gegeben ist. Die fortlaufenden Verbrechensmassen sind Product der Verbrechensfähigen, wobei zudem mannichfache Abstufungen der mit der Fähigkeit noch weiter Hand in Hand gehenden objectiven und subjectiven Disposition zum Verbrechen in Frage kommen. Die Masseneffecte menschlicher Handlungen können sich darstellen als Augenblickswirkungen, die kein dauerbares, der statistischen Beobachtung zugängliches Object zurücklassen. Dies gilt namentlich von Vernichtungs- und Schädigungsacten der Menschen aller Art, z. B. von Tödtungen, Beleidigungen, aber auch von der wirthschaftlichen Consumtionsthätigkeit. Insoweit man es mit solchen Effecten menschlicher Handlungen zu thun hat, ist eine Aufspeicherung derselben zu selbständigen Bestandsmassen ausgeschlossen. Diese Effecte haben statistisch keine besondere Bedeutung, sondern gehen in der Statistik der veranlassenden Handlungen als einer Statistik von Bewegungsmassen unter.

Es gibt aber auch eine große Anzahl menschlicher Handlungen, welche wesentlich andere Wirkungen hervorrufen, die man kurzweg als Dauerwirkungen bezeichnen kann. Es handelt sich hier um solche Effecte menschlicher Handlungen, welche als verselbständigte und sichtbare, im verschiedenen Grade dauerbare Krystallisationsproducte menschlicher Handlungen, insbesondere der wirthschaftlichen Arbeit sich darstellen. Solche Effecte menschlicher Handlungen sind der Aufspeicherung zugänglich, in weitem Umfange sogar ausdrücklich um dieser willen veranlaßt. So kommt es, daß gerade in der Wirthschaftsstatistik die statistischen Bestandsmassen neben den Bewegungsmassen zu großer Bedeutung kommen. Die Ermittlung des Bestandes an Land, Capital und Arbeitskraft mittelst statistischer Forschung ist geradezu eine Grundaufgabe der wirthschaftlichen Statistik. Daneben hat diese — theoretisch allerdings bisher noch recht vernachlässigte — Abtheilung der Statistik es auch reichlich mit Bewegungsmassen, d. i. mit Ermittlung von Güterzugang und Güterabgang, zu thun. Ich erinnere nur an die bergbaulichen, forst- und landwirthschaftlichen und die — bis jetzt noch recht schwach entwickelten — industriellen Productionsstatistiken und an die im ganzen noch mehr vernachlässigten, aber einer künftigen großen Entwicklung fähigen Consumtionsstatistiken.

Die Ehrenrettung des Prinzen Eugen von Beauharnais.

H. Bl. Im October des Jahres 1836, zwölf Jahre nach dem Tode des Vicekönigs von Italien, Eugen von Beauharnais, ward seine Wittwe Auguste in ihrer Zurückgezogenheit in Ismaning, wo sie allein dem Andenken ihres innigstgeliebten, in der Blüthe seiner Jahre verschiedenen Gatten lebte, durch einen Brief von dessen ehemaligem Adjutanten Planat de la Faye aufs schmerzlichste gestört. Darin hieß es nämlich, daß die verleumderischen Gerüchte, welche seit längerer Zeit schon über des Vicekönigs Verhalten gegenüber Napoleon im Jahre 1814 allenthalben herumschwirrten, sich nunmehr zur veritablen Anklage krystallisirt hätten in dem bedeutsamen Werke, welches der als kriegswissenschaftlicher Schriftsteller im höchsten Ansehen stehende Fähnrich Koch über den Feldzug des Jahres 1814 herauszugeben sich anschickte. Planat de la Faye, ein guter Freund und alter Waffengenosse Kochs, durfte in dessen Manuscript Einsicht nehmen; als er die Eugen compromittirenden Stellen gelesen hatte, erhob er sofort Einsprache gegen die grundlose Verurtheilung seines allezeit tadellosen Herrn. Allein Koch beharrte bei seiner Behauptung, die sich ihm, wie er sagte, aus officiellen Documenten ergeben habe. Auf das entschiedene Drängen de la Faye's, die Quelle doch namhaft zu machen, nannte Koch nach längerem Sträuben die in dem Archiv des französischen Kriegsministeriums unter strengstem Verschluß bewahrten Memoiren des Generals Danthouard, der gleichfalls Adjutant des Prinzen Eugen gewesen.

Ehe ich auf die Maßnahmen, die zur Abwehr des gegen das Andenken und die Ehre des Prinzen Eugen gerichteten Angriffs getroffen wurden, näher eingehe, wird es nothwendig sein, die Gründe darzulegen, die den General Danthouard zu der Behauptung bestimmt haben, daß Eugen im Einvernehmen mit seiner Frau, der Prinzessin Auguste, in verrätherischer Weise im Jahre 1814 mit den Alliirten unterhandelt hätte und als Frucht seines Verraths sein Vermögen nach Napoleons Sturz genießen durfte! Pulitzer[1]) findet den Beweggrund von Danthouards perfidem Vorgehen im gemeinsten Eigennutz.[2]) Der Vicekönig hatte nämlich seinen Adjutanten aus seiner Privatschatulle jährlich das Gehalt um je 6000 Franken erhöht. Im Jahre 1814, zur Zeit von Napoleons erster Abdication, hatte er sechs Adjutanten, von denen alle bis auf den General Danthouard treu zu ihm hielten; nach wie vor bezogen sie ihre Subvention von ihm, während sie Danthouard, der sich in den Dienst der Restauration gestellt hatte, vorenthalten wurde. Und da sie ihm trotz seiner wiederholten Mahnungen und Urgenzen nicht wiederbewilligt ward, nahm er in der niedrigsten Weise an seinem Herrn dadurch Rache, daß er dessen Andenken verunglimpfte. Planat de la Faye ersuchte in seinem erwähnten Briefe die Prinzessin Auguste, sie möge den schriftlichen Nachlaß ihres verewigten Gatten und die Briefe, die er an sie während jener kritischen Epoche gerichtet hatte, einer genauen Sichtung und Prüfung unterziehen lassen, um dem Fähnrich Koch den documentarischen Nachweis zu erbringen, daß er einer falschen Quelle gefolgt sei, um ihn dadurch zur Berichtigung seiner wahrheitswidrigen Behauptung, solange dies noch möglich sei, zu bestimmen.

Man kann sich den Schmerz und die Indignation der Prinzessin Auguste vorstellen, die ein Biederweib im vollsten Sinn des Wortes war und ihrem geliebten Gatten übers Grab hinaus die Treue bewahrte, als sie de la Faye's Bericht gelesen hatte. Trotz ihrer schwer angegriffenen Gesundheit reiste sie in kurzer Zeit zweimal nach München, um die erforderlichen Beweisstücke aus dem umfangreichen schriftlichen Nachlaß Eugens herbeizuschaffen. Sie wußte es, daß die Unterhandlungen, welche der Gesandte ihres Vaters, des Königs Max I. von Bayern, der Fürst von Thurn-Taxis mit dem Vicekönig im Namen der Alliirten gepflogen hatte, die Grundlage jener Verleumdung bildeten. Ungesäumt erbat sie sich darum von ihrem Bruder, der inzwischen den bayerischen Thron bestiegen hatte, die Erlaubniß, sich an den Fürsten von Thurn-Taxis wenden zu dürfen, damit er ihr wahrheitsgetreu den Verlauf jenes historisch wichtigen Zwischenfalles schildere. Ihre Bitte ward ohne weiteres bewilligt und der Fürst von Thurn-Taxis sandte ihr mit der größten Zuvorkommenheit den gewünschten authentischen Bericht über seine Mission und deren vollständigen Mißerfolg. Die eingehende Darstellung des Fürsten enthielt eine vollkommene Ehrenrettung des Prinzen Eugen und die entschiedene Desavouirung von Danthouards lügenhaften Ausstreuungen. Auguste sandte sofort eine Abschrift von des Fürsten Bericht an de la Faye; sie gab sich jedoch damit nicht zufrieden, sondern sichtete und ordnete mit der größten Emsigkeit die Papiere ihres heimgegangenen Gatten, um auch aus ihnen den unumstößlichen Beweis für Eugens Biedersinn und Edelmuth zu erbringen und mit ihrer Hülfe die Bodenlosigkeit jener Anklage darzuthun. Ihr einziger Helfer bei der schweren Arbeit war ihr Sohn Max. Eigenhändig copirte sie die Unzahl der oft schwer leserlichen Schriftstücke, die später bekanntlich von du Casse in zehn Bänden herausgegeben wurden. Da fanden sich nun Documente, die des Vicekönigs felsenfesten Charakter, seine unter keinen Umständen wankende Treue zu seinem Adoptivvater Jedem, der die Augen nicht absichtlich schloß, deutlich und klar bezeugen. Wie groß mochte Augustens Freude sein, als sie während der Sichtung der Papiere auf ein eigenhändiges Schreiben des ehrvergessenen, rachsüchtigen Verleumders Danthouard stieß, welches er eben zur Zeit, da er den Vicekönig zu verlassen sich anschickte, geschrieben hatte; darin hieß es nun unter anderem: „Unglückliches Frankreich! Welches Geschick ist dir bestimmt! Doch hoffe ich, daß die Zukunft Ew. kaiserlichen Hoheit gesichert ist, so wie Sie es verdienen, und daß Sie im Frieden die Werthschätzung genießen werden, die Sie Jedermann abgerungen haben, und den Lohn Ihres bewunderungswerthen Verhaltens, das Sie stets an den Tag gelegt haben, welches zu allen Zeiten ein Beispiel sein wird den Herrschern, den Großen und den Privatleuten."

In ihrer Umsicht und stetigen Bereitschaft zur Vertheidigung des guten Namens und des ihr heiligen Andenkens ihres frühzeitig heimgegangenen Gatten erfreute sie sich der selbstlosen Mithülfe de la Faye's. Als man im Jahre 1840 mit der größten Spannung dem Erscheinen eines neuen Bandes von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" entgegensah, machte de la Faye die Prinzessin Auguste darauf aufmerksam, daß das Urtheil Thiers' über Eugen von unermeßlicher Tragweite sein

---

1) Le roman du Prince Eugen par *Albert Pulitzer*. Paris, Firmin-Didot 1895. gr. 8°. VIII u. 422 S. Pulitzer ist ein Bewunderer und Lobredner seines Helden. Sein auf dem Briefwechsel Eugens und Augustens — dieser ist in den von du Casse veröffentlichten Memoiren und in der Correspondenz Eugens enthalten — und auf den im ganzen in 25 Exemplaren erschienenen, heute kaum aufzufindenden „Notices historiques sur S. A. R. le Prince Eugène" des Barons Darnay beruhendes Buch verfolgt den Zweck, das schöne Verhältniß Eugens zu Auguste — daher der Nebentitel „Une idylie sons Napoléon I." — im einzelnen zu schildern. Es ist jedoch zu einer Biographie Eugens angewachsen.

2) In einem Briefe Augustens an de la Faye heißt es in dieser Beziehung: „Ich bin über die Verleumdungen des Generals Danthouard entrüstet, allein sie überraschen mich nicht, denn er hat sich dem Prinzen gegenüber, dem er so viel zu verdanken hatte, undankbar gezeigt, und hat es mir niemals verziehen, daß ich mich von seinen Intriguen nicht habe dupiren lassen, und dem Prinzen nicht, daß er ihm einen Monat lang den Eintritt in meinen Salon verboten hat. Dies hat seine Eigenliebe verletzt, daher der Haß, der nicht einmal den Tod respectirt."

werde; es käme also sehr darauf an, daß Thiers durch actenmäßige Belege von dem wahren Sachverhalt der Dinge unterrichtet werde, damit seine hohe Autorität das Andenken Eugens schütze. Die Prinzessin ermächtigte ihren treuen Mitarbeiter, Thiers alle jene Documente mitzutheilen, denen er irgend welche Bedeutung beimessen zu sollen glaubte. Es war dies der letzte Brief, den die treue Lebensgefährtin Eugens in dieser Angelegenheit geschrieben hatte. Sie glaubte das Andenken ihres Gatten für alle Zeiten vor jedem weiteren Angriff gesichert zu haben. Diese Ueberzeugung nahm sie mit sich ins Grab. Allein schon fünf Jahre nach ihrem Tode ward Eugens guter Ruf neuerdings geschändet. Im Jahre 1856 erschienen die nachgelassenen Memoiren des Herzogs von Ragusa, des Marschalls Marmont. Darin heißt es bezüglich des fraglichen Verhaltens Eugens: „Eugen spielte die Befehle des Kaisers aus; er handelte auf eigene Faust, er intriguirte in seinem eigenen Interesse. Er nährte die seltsame Hoffnung, daß er als König von Italien das Kaiserreich überleben könne; er vergaß, daß ein Zweig des Baumes nicht leben kann, wenn der Stamm durchschnitten ist. Er trug die größte Schuld an der Katastrophe und gleichwohl ist die Gerechtigkeit der Menschen so eigenthümlich, daß man ihn als den Heros der Treue hinstellt! Ich halte es für eine Gewissenssache, diese Thatsachen festzustellen, deren Wahrheit mir vollkommen bekannt ist, und die nicht ohne Interesse für die Geschichte sind."

„Der Ungehorsam des Prinzen Eugen gegenüber den bestimmten Befehlen Napoleons hatte so traurige, solch directe Folgen und seine Freunde haben sein Benehmen derart bemäntelt, daß der wahrheitsliebende und aufrichtige Geschichtschreiber darauf bestehen muß, die Thatsachen derart festzustellen, wie sie sich zugetragen haben. Eugen hat nicht nur nichts davon, was ihm befohlen wurde, ausgeführt, ja er hatte niemals die Absicht, es zu thun. Er war immer bestrebt, sich den Gehorsam unmöglich zu machen, oder wenigstens einen Vorwand zu schaffen, um sich von ihm zu dispensiren." Marmont ging noch weiter in seiner schonungslosen Verurtheilung Eugens; er behauptet, der General Danthouard — man kennt die Glaubwürdigkeit dieses Zeugen — hätte ihm erzählt, er habe bald nach der Rückkehr der Bourbonen gemeinschaftlich mit dem Prinzen in München dessen Papiere geordnet und bei dieser Gelegenheit jenen, Eugen compromittirenden Befehl Napoleons, den der Vicekönig absichtlich nicht befolgt hatte, gefunden, ihn Eugen gezeigt, der ihn sofort ins Feuer warf. Was von dieser Beschuldigung zu halten ist, ergibt sich aus der bestimmten amtlichen Erklärung des Polizeichefs von München (1857), der General Danthouard sei nach dem Jahre 1814 überhaupt nicht mehr in München gewesen, ferner daraus, daß der angeblich verbrannte kaiserliche Befehl noch heute im herzoglich Leuchtenberg'schen Archive vorhanden ist und Eugens correctes Gebahren vollinhaltlich bezeugt.

Man kann sich vorstellen, welches Aufsehen die mit solcher Entschiedenheit gemachte Behauptung Marmonts allenthalben hervorrief. Es fehlte jedoch nicht an Stimmen, die sofort für Eugens Ehre laut wurden. Der bewährte Vertheidiger seines Herrn, de la Faye, protestirte in mehreren Journalen gegen die niedrige Verleumdung Marmonts. Der achtzigjährige Fürst von Thurn-Taxis, der in völliger Zurückgezogenheit lebte, brach eine Lanze für die Wahrheit und erzählte in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" eingehend die Geschichte und den Erfolg seiner Mission bei Eugen im Jahre 1814; die drei noch lebenden Töchter des Vicekönigs: die Königin von Schweden, die verwittwete Kaiserin von Brasilien und die Prinzessin von Württemberg forderten zu Beginn des Jahres 1857 das Civilgericht von Paris auf, den Verleger von Marmonts Memoiren, Perrotin, dazu zu verurtheilen, daß er am Ende des 6. Bandes von Marmonts Memoiren all jene Briefe und Documente, welche die Prinzessin Auguste gesammelt und de la Faye collationirt hatte, und aus denen sich mit aller Sicherheit die Grundlosigkeit von Marmonts Anschuldigung ergebe, veröffentliche. Der Proceß ward erst am 24. Juli 1857 durch das Urtheil des genannten Gerichtshofes entschieden, das die Forderung der Klägerinnen gewährleistete. Allein der Verleger appellirte an den kaiserlichen Gerichtshof zu Paris, so daß der Proceß erst am 17. April des Jahres 1858 durch das endgültige Urtheil abgeschlossen wurde, welches mit dem erstrichterlichen identisch lautete.

Was war jedoch der Grund, der Marmont zu seiner boshaften Verleumdung des Todten veranlaßt hat? Es war kein anderer, als jener, von dem sich Danthouard hatte leiten lassen: die persönliche Rache. Marmont war zur Zeit, als Eugen Vicekönig von Italien gewesen, Commandant der Stadt Idria in Dalmatien und der dortigen sehr ergiebigen Quecksilberbergwerke. Im Jahre 1806 bemerkte nun Eugen, daß die Einkünfte dieses Bergwerkes in unverantwortlicher Weise zum Schaden des Fiscus verschwendet würden; er theilte seine Wahrnehmungen sofort dem Kaiser Napoleon mit, der die Administration Idria's Eugen übertrug und ihn mit der Untersuchung dieser schmutzigen Angelegenheit betraute. Es ergab sich alsbald, daß Marmont in diese Affaire mitverwickelt war, er hatte sich einen Betrag von 240,000 Franken unrechtmäßig angeeignet. Eugen mußte, wie es seine Pflicht war, das Ergebniß seiner Untersuchung dem Kaiser mittheilen, doch erbat er sich von diesem als persönliche Gnade, er möge über die Sache mit Stillschweigen hinweggehen, umsomehr als er (Eugen) sich verpflichtete, innerhalb dreier Tage den Fehlbetrag der Staatscasse zuzuführen. Napoleon erfüllte vorerst die Bitte seines Stiefsohnes, nach wenigen Tagen jedoch richtete er einen streng gehaltenen Brief an Eugen, in welchem er seiner schärfsten Mißbilligung der unredlichen Handlungsweise Marmonts Ausdruck verlieh und Eugen beauftragte, von Marmont die unrechtmäßig angeeignete Summe einzutreiben; und ob es auch dem Vice-König gelungen war, die Verlautbarung dieser häßlichen Geschichte zu verhindern, konnte Marmont es ihm gleichwohl nicht vergessen, daß er ihn auf einer so unredlichen That ertappt hatte, daher sein Zorn, daher sein Haß, daher seine niedrige Rache.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. v. S. **Hartlebens Goethe-Brevier**[1]. — Eine chronologisch geordnete Auswahl aus Goethe's Gedichten, die bereits heftigen Widerspruch von Seiten der Goethe-Verehrer strenger Observanz erfahren hat, aber ihren Zweck, Goethe dem heutigen Geschlecht wieder näher zu bringen, sicherlich zu einem guten Theil erreichen wird. Denn die beiden Thesen des Herausgebers sind nicht wohl zu bestreiten: daß eine beträchtliche Zahl der Goethe'schen Gedichte für unser Empfinden ungenießbar geworden ist, und daß die einzige unserm Bedürfniß ganz entsprechende Art der Anordnung seiner Gedichte die chronologische sei. Freilich wäre es besser gewesen, wenn der Herausgeber sich nicht auf den einseitigen jugendlichen Standpunkt gestellt, also sich weniger von seiner Vorliebe für das Erotische hätte leiten lassen, dagegen den Erzeugnissen der Spätzeit des Dichters vorurtheilsfreier begegnet wäre; ebenso wenn er bei seiner Auswahl einer festen Richtschnur — die er leicht in dem wahrhaft Erlebten gegenüber dem bloß Erdachten hätte finden können — gefolgt wäre, statt seinem rein subjectiven Belieben: dies alles, sowie eine sorgfältigere Berücksichtigung der Forschungsergebnisse wird noch nachzuholen sein, sei es von dem Herausgeber selbst, sei es von einem Nachfolger. Was aber schon

[1] Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten, herausgegeben von Otto Erich Hartleben. München, Karl Schüler, Maximilianstraße 2, 1895.

jetzt durch diese Auswahl erreicht ist, das ist ein reiches und wahrhaft ergreifendes Bild von der lebendigen Persönlichkeit des Dichters, dem jedes Erlebniß dank seinem unaufhaltsamen Schaffensdrange sich zu einem Gedicht gestaltete; es ist der junge Goethe, wie er sich behauptet, bis ins Alter hinein, gegen den alten Goethe, der sich vergeblich abmühte, das Dämonische, das Göttliche in sich zu Gunsten des Menschlichen, Abgeklärten zu unterdrücken. Den ganzen Goethe, einschließlich dessen, was er erst selbst aus sich gemacht hat, haben wir also nicht in dieser Sammlung; wohl aber den bessern, den Goethe, der von jeher war. Dieser unserm jetzigen Empfinden entsprechenden Auffassung gegenüber der noch herrschenden, überkommenen zur Geltung zu verhelfen, ist das Streben Hartlebens. Daraus erklärt es sich, daß er aus der Frühzeit verhältnißmäßig viel Gedichte, darunter manche, die gar nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren und mehr den Charakter einer Improvisation in Briefform tragen, aufgenommen hat. Deßhalb hätten aber die Zueignung von 1784, der Epilog zu Schillers Glocke von 1805, die Trilogie der Leidenschaft von 1823 nicht fehlen sollen. Der Platz dazu hätte durch das Fortlassen des Tagebuches, das nicht in eine solche Sammlung gehört, sowie durch den Ausfall derjenigen Balladen, die zu dem persönlichen Leben des Dichters keine nähere Beziehung haben, gewonnen werden können. Auch aus den Müllerliedern wären einige erwünscht gewesen. Unter den Liedern aus Wilhelm Meister fehlt das der Philine. An der Stelle mancher der kleinen Lieder, die nicht einmal alle Goethe angehören, hätten andere gleichfalls durchaus auf persönlichem Erlebniß beruhende, wie der Abschied und An die Erwählte von 1770, An Lottchen (1773), An die Entfernte (1778?), Für ewig (1784), Erster Verlust (1785), Nachgefühl (1797), stehen können.

-r.) Atlas der österreichischen Alpenseen. Mit Unterstützung des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von Dr. Albrecht Penck, Professor der Geographie an der Universität Wien, und Dr. Eduard Richter, Professor an der Universität Graz. I. Lieferung: Die Seen des Salzkammergutes, 18 Karten und 100 Profile auf 12 Tafeln. Hauptsächlich nach den Lothungen von Hofrath Dr. Friedrich Simony, em. Professor der Geographie an der Universität Wien. Entworfen und gezeichnet von Dr. Johann Müllner. (Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Dr. Albrecht Penck in Wien. Band VI., Heft I.) Wien, Ed. Hölzel. 1895. — Daß wir es hier mit einem vortrefflichen Originalwerk zu thun haben, dafür bürgen die weltbekannten Namen der Herausgeber, Verfasser und Zeichner. Wir lassen zunächst den reichen Inhalt der I. Lieferung folgen: Tafel I und II. Der Gmundner See (mit 7 Profilen) 1:25,000. Der Fuschlsee-See (mit 2 Profilen) 1:25,000. Tafel III. Der Hallstädter See (mit 8 Profilen) 1:25,000. Tafel IV. Der Grundl- und Toplitzsee (mit 6 Profilen) 1:25,000. Tafel V. Die Gosauseen (mit 6 Profilen) 1:25,000. — Der Hintere Gosausee (mit 3 Profilen) 1:10,000. — Der Altausseer See (mit 4 Profilen) 1:25,000. Tafel VI und VII. Der Attersee (mit 8 Profilen) 1:25,000. Tafel VIII und IX. Der St. Wolfgangsee (mit 8 Profilen) 1:25,000. — Der Schwarzensee (mit 2 Profilen) 1:25,000. — Der Münichsee 1:25,000. — Der Mittersee 1:25,000. — Der Krottensee (mit 2 Profilen) 1:25,000. Tafel X. Der Mondsee (mit 7 Profilen) 1:25,000. Tafel XI. Der Zeller See (mit 7 Profilen) 1:25,000. — Der Almsee 1:25,000. — Der Offensee (mit 4 Profilen) 1:25,000. Tafel XII. Der Toplitzsee (mit 8 Profilen) 1:10,000. — Der Vordere Lahngangsee (mit 9 Profilen) 1:10,000. — Der Laudachsee (mit 2 Profilen) 1:10,000. — Der Nussensee (mit 3 Profilen) 1:10,000. Auf den Karten sind Seegrund und Landoberfläche durch äquidistante Niveaucurven, auf den Meeresspiegel bezogen, angegeben. In den Seen sind diese Curven im Abstand von 10 zu 10 Meter eingetragen, jene von 50 zu 50 Meter sind kräftiger gezogen. Weitere Curven, namentlich solche von 2 Meter Tiefe, wurden punktirt. Auf dem Lande sind die Niveaucurven nach den Originalaufnahmen des k. und k. militärgeographischen Instituts gezeichnet; im Abstande von 100 zu 100 Meter in kräftigen Linien, im Abstande von 20 zu 20 Meter fein und bezw. punktirt. Die Seen sind in blauer Farbe, die tieferen Schichtenpartien dunkler gehalten ausgeführt, das diese umgebende Terrain ist in einer hiezu complementären braungelben Farbe, nach oben hin an Dunkelheit zunehmend, behandelt. Die in den Seen neben die Punkte gedruckten Zahlen geben die Tiefen des Sees an den betreffenden Stellen in Metern an, die in die kräftig gezeichneten Curven gesetzten Zahlen die Meereshöhe dieser Curven. Die auf dem angrenzenden Terrain befindlichen Coten geben Meereshöhen in Metern. Aus dem Voranstehenden geht hervor, daß die Tiefen der Seen und die Höhen des sich anschließenden Terrains so von einander abgehoben sind, daß die Bodengestaltung der Wanne und ihrer Umgebung scharf hervortreten. Es sind also nicht bestimmte Höhen auf allen Karten gleichmäßig unterschieden. Für sämmtliche Profile sind Abscissen und Ordinaten in gleichem Maße, und zwar in dem der zugehörigen Karten dargestellt. Wir müssen gestehen, daß uns eine kleine Verzerrung lieber gewesen wäre, vielleicht nur fünfmal größere Ordinaten. Diese Methode ist sehr beliebt und gibt ein besseres Bild der Bodenlinie. Für Wassermessungen zeichnet man ja ohnedies die Profile viel größer und für jeden Fall besonders. Die Profile — gebrauchen wir hier lieber das Wort: Querschnitte, bezw. Längenschnitte — sind zart blau angelegt, ein zarter brauner Rand an der Bodenlinie oder Sohle wäre uns erwünscht gewesen; derselbe war ohne große Kosten herstellbar, da ja braune Drucke ohnedies verwendet wurden. Das bei der Construction befolgte Verfahren — es gibt deren mehrere und sehr zweckmäßige — soll zugleich mit der geographischen Beschreibung der Seen in einer Arbeit von Dr. Johann Müller, betitelt: „Die Seen des Salzkammergutes und die österreichische Traun" (gegen Schluß des Jahres 1895 im Umfang von ca. 10 Bogen Lex.-Form. bei Ed. Hölzel in Wien) mitgetheilt werden. Wir sind sehr gespannt darauf. Die eben genannte Schrift wird als zweites Heft des sechsten Bandes der „Geographischen Abhandlungen", herausgegeben von Prof. Dr. Albrecht Penck, in Wien bei Ed. Hölzel erscheinen. — Was den vorliegenden Atlas betrifft, so werden sich die einzelnen Tafeln — ganz abgesehen von der weitgehenden Anwendung dieses außerordentlich hervorragenden Werkes — insbesondere zum Unterricht im topographischen Zeichnen an den Technischen Hochschulen sowohl, als an den Militär-Bildungsanstalten durch ihre Behandlung und das noble Arrangement bald einbürgern; wir heben dies besonders hervor, weil die Curvendarstellung sich immer mehr Bahn brechen muß. Die zweite Lieferung des Seen-Atlas, der wir außer Stellung eines äußerst günstigen Prognostikons mit wahrer Freude entgegensehen, soll enthalten: Die Seen von Kärnten, Krain und Südtirol. Hauptsächlich nach eigenen Lothungen von Professor Dr. E. Richter gezeichnet. Diese Lieferung wird 1896 erscheinen. Möchten die Herren Verfasser doch die herrliche Aufgabe einer ähnlichen Darstellung des kobaltblauen reizenden Garda-Sees, nebst dem Monte Brione, dem Ponale, der Sta. Margarita, dem nahen Lago di Ledro ꝛc. unternehmen! Am Erfolge kann es nicht fehlen!

* Die öffentlichen Bibliotheken Deutschlands. In den „Nachrichten aus dem Buchhandel" werden Zahlen und Daten mitgetheilt, die auch für ein größeres Publicum Interesse haben. Die deutschen, zur wissenschaftlichen Benutzung bestimmten Bibliotheken erfreuen sich weder der Fürsorge des zahlenden noch der des lesenden Publicums. Jener nicht, da im Vergleich zu fremden Ländern, namentlich Amerika, ihnen kaum nennenswerthe Geschenke zufließen, während dort sicherlich Millionen zur Begründung und Unterstützung von Bibliotheken gegeben werden. Dieser nicht, weil sie nicht so viel benutzt werden, wie sie benutzt werden könnten und sollten. Die Berliner Universitätsbibliothek mit 440,000 Bänden hat 72,600 Benutzungen; die Stadtbibliothek in Chicago mit 20,000 Bänden etwa 2 Millionen Benutzungen und Entleihungen. Freilich ist dabei der wesentlich verschiedene Charakter der Bibliotheken in Betracht zu ziehen. Die Berliner ist für Studirende, die amerikanische für sämmtliche Bürger bestimmt. In jener werden ausschließlich Studien gemacht, in dieser das große allgemeine Lesebedürfniß der Menge befriedigt. Aber es ist eben sehr zu bedauern, daß in Deutschland solche große Lesehallen und Volksbibliotheken, d. h. solche mit zugänglichen Leseräumen, so wenig existiren. Ein Institut, wie die in Frankfurt a. M. bestehende, großen Nutzen stiftende Rothschild-Bibliothek, gibt es sonst wohl nicht wieder in Deutschland. Wie wichtig, ja unentbehrlich derartige Einrichtungen für Berlin wären, zeigt die von der „Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur" eingerichtete Volkslesehalle, die in den ersten vier Monaten ihres Bestehens von über 20,000 Personen besucht wurde. Ueberhaupt hat Berlin trotz seiner massenhaften Bibliotheken der Vereine, Corporationen, Ministerien, Gerichte, Gymnasien keine allen Volksclassen zugängliche große Stadtbibliothek; die sogenannte städtische Bibliothek, Werk und Schenkung eines opferwilligen Bürgers, unterstützt hauptsächlich geschichtliche oder literarhistorische Studien. — Als Gesammtbedürfniß

einer Universitätsbibliothek ist neuerdings von competenter Seite die Summe von 51,000 M. festgestellt worden. Diese Summe wird nur von der Straßburger erreicht (um 4000 M. übertroffen); denn die Hof- und Staatsbibliothek in München, die einen Etat von 75,000 M., und die königl. Bibliothek, die einen solchen von 150,000 M. hat, sind Landesbibliotheken, die andere Aufgaben haben, als Universitätsbibliotheken. Die letzteren, zu denen auch die größeren Hof-, Stadt- und kgl. Bibliotheken zu rechnen sind, wie zu Darmstadt, Hamburg und Dresden — über die Frankfurter Stadtbibliothek meldet meine Quelle nichts — schwanken in ihren Jahreseinnahmen zwischen 40,110 (Göttingen) und 9000 (Münchener Universitätsbibliothek). Durchschnittlich dürften 20,000 Mark die Summe sein, die eine deutsche Universität für ihre Bibliothek aufwendet. Diese Summe ist verschwindend klein, wenn man sie mit den übrigen Aufwendungen für Universitätszwecke vergleicht. Im Jahre 1892/93 wurden in Preußen für sämmtliche Universitätszwecke und Sammlungen 5,188,630 Mark verwendet. Davon entfielen auf die Bibliotheken 454,986 M.; jene erstere Gesammtsumme hatte sich im Vergleich zu der vor 20 Jahren gebrauchten um das Vierfache vermehrt, der Bibliotheksaufwand in demselben Zeitraum kaum verdoppelt! Auch in anderen Beziehungen sind die für Preußen gewonnenen Zahlen sehr ungünstig. Auf Preußen entfallen (wenn man sämmtliche öffentliche Bibliotheken rechnet) 929 mit 12,105,287 Druckbänden und einem Vermehrungsetat von 1,190,306 M.; auf das übrige Deutschland 680 Bibliotheken mit 14,986,001 Drucken und einem Etat von 1,132,795 M., so daß in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung für Bibliothekszwecke 3.97 Pfg., in Bayern dagegen 5.5, in Baden 5.58 und in Sachsen sogar 5.99 Pfg. entfallen. Noch schlimmer steht es — so wird der „Frkf. Ztg." geschrieben — mit Preußen, wenn man die Zahl seiner eigentlichen staatlichen Bibliotheken mit denen der kleineren, namentlich süddeutschen Bibliotheken vergleicht. Wobei denn freilich zu bedenken ist, daß Süddeutschland mit seiner um Jahrhunderte älteren Cultur, seinen zahlreichen ehemaligen Klosterbibliotheken seinem nördlichen Nachbar überlegen sein muß. Gewiß verdient Einzelnes großes Lob. Die Art und Weise, wie die Königliche Bibliothek in Berlin verwaltet und der öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht wird, ist ganz vortrefflich. Wohl kaum eine Bibliothek der Welt ist so wie sie täglich von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends geöffnet, und Tausende von Benutzern bekennen dankbar die Dienstwilligkeit der Beamten und die schier unerschöpfliche Fülle der Bücherschätze. Aber aus den wenigen mitgetheilten Zahlen erkennt man, wie unendlich viel noch für die Bibliotheken gethan werden muß, wenn Preußen und Deutschland sich ihrer Culturaufgaben bewußt sein wollen.

* Römische Ausgrabungen. In der Nähe des Fleckens Détrier in Savoyen ist, wie J. Delamaire in der „Revue Archéologique" berichtet, vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Straßenbaues außer einigen anderen römischen Alterthümern, wie Münzen, Thongefäßen u. dgl., ein Bleisarg entdeckt worden, der neben den Ueberresten des Bestatteten noch zwei Vasen, eine aus Glas, die andere aus Terracotta, zwei goldene Ringe und eine Bronzestatuette von unzweifelhaft altgriechischer Herkunft enthielt. Der Sarg, der eine Länge von 1.40 Meter und eine Breite von 40 Centimeter hat, stand in einer Felsenhöhle in einer Tiefe von 1.90 Meter und war in der Richtung von Westen nach Osten aufgestellt; der Leichnam war bei der Oeffnung noch völlig unversehrt, zerfiel aber unter dem Einflusse der Luft bald in Staub. Die Bronzestatuette, die durch Oxydation etwas gelitten hat, stellt Aphrodite dar in der Gestalt eines jungen Mädchens, völlig unbekleidet, in stehender Haltung, das linke Knie ein wenig vorwärts geneigt. Mit der rechten Hand hält sie eine lange Strähne ihres Haares, welche über die rechte Schulter auf die Brust herabfällt; die linke Hand stützt sie gegen die Hüfte. Das Haar, das die Schläfe und die Ohren bedeckt, ist in zwei volle Strähnen getheilt, von denen die eine wellenförmig über die linke Schulter fällt, während die andere von der rechten Hand über die Brust herabgezogen wird. Das Gesicht zeigt den ruhigen Ausdruck kindlicher Unbefangenheit, mit dem sich auch die ganze Körperhaltung und die jugendlichen Formen in Uebereinstimmung befinden. Die Behandlung des Haares erinnert an das Vorbild des Apollos, der die Aphrodite Anadyomene darstellte, wie sie dem Meere entsteigt und aus dem feuchten Haupthaar das Wasser auspreßt. Diesen Vorwurf haben dann Maler wie Bildhauer mehrfach theils nachgeahmt, theils in veränderter Form benutzt, indem sie die Göttin mit der Ordnung ihrer Haare beschäftigt darstellten. Dadurch wurde gleichzeitig eine Hand frei, die hier gegen die Hüfte gestemmt ist, eine Haltung, die der Schule des Praxiteles eigenthümlich ist. Ihr dürfte daher auch diese Aphrodite-Statue zuzuschreiben sein, die im Museum von Chambéry Aufstellung gefunden hat. — Die Hauptthätigkeit des Provincial-Museums zu Trier war in der letzten Zeit der weiteren Untersuchung der römischen Stadtbefestigung von Trier gewidmet. Die Untersuchung galt vornehmlich dem nördlichen und westlichen Theil der Stadtmauer. Es stellte sich heraus, daß die römische Mauer von der porta nigra an nach Westen der mittelalterlichen Befestigung als Unterlage diente. Die Nordmauer geht in stumpfen Winkeln ganz allmählich in die Richtung der Westmauer über, welche, um etwa 30—40 Meter vom Ufer der Mosel entfernt, dieser entlang läuft und bereits bis nahe zur Moselbrücke festgestellt werden konnte. Die Bauart der Mauer ist im wesentlichen dieselbe, wie sie auch im Süden beobachtet wurde: Mauerwerk aus ziemlich rohen Bruchsteinen, nach den beiden Ansichtsflächen sauber mit gut zugerichteten Kalksteinen verkleidet. Während aber für die Füllung im Süden und Osten Schieferbruchstein benutzt worden war, besteht im Westen die Füllung meist aus rothem Sandstein. Wie auch bisher sonst beobachtet wurde, setzt das aufgehende Mauerwerk gegen die Grundmauer mit einer schrägen und etwas gewölbten Abdachung ab. Die Grundmauer hat auch hier eine Breite von 3.60 Meter. Neu ist die Beobachtung, daß die Fugen der Kalksteinverkleidung mit einem rothen Fugenstrich ausgezogen waren. Ein wohlerhaltenes Stück der Kalksteinverkleidung, woran dies zu sehen ist, wurde losgelöst und im Museum aufbewahrt. Bisher sind auf der Westseite zwei Stadtthürme entdeckt worden, die in Größe und Bauart mit denen des südlichen Mauertheils übereinstimmen. Die Entfernung zwischen den beiden Thürmen ist so groß (ca. 500 Mtr.), daß daraus für die Beurtheilung des gewöhnlichen Thurmabstandes auf dieser Strecke kein Anhaltspunkt gewonnen wurde. Versuche, auf der Zwischenstrecke noch mehr Thürme aufzufinden, haben bisher zu keinem Ergebnisse geführt. Der eine der beiden Thürme gewährte noch ein besonderes Interesse durch den Umstand, daß er im 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts zu einem Versenk für ein darüber errichtetes Gebäude benutzt wurde und in Folge dessen mit einer Menge von Gefäßen und Gefäßresten der damaligen Zeit angefüllt war. Die Scherben wurden sorgfältig gesammelt und es ließen sich einige schöne Stücke rheinischen Steinzeugs fast vollständig wieder zusammensetzen. Es besteht die Absicht, den Thurm theilweise zu erhalten. — Aus Oedenburg (Ungarn) wird dem „Pester Lloyd" geschrieben: In unsrer Stadt vergeht kaum ein Tag, ohne daß Denkmäler der alten Zeit aus dem Schoße der Erde heraufbefördert werden. Besonders reich an Funden aus der Römerzeit sind der hiesige Deakplatz und die Csengery-Gasse. Auf dem Deakplatz wurden mehrere Gräber aufgedeckt, unter denen eines eine Steintruhe enthielt, in der zwei Skelette bestattet lagen. Das Interessanteste an diesem Funde war die Steintruhe selbst, deren zwei Längsseiten aus den beiden Hälften einer römischen Gedenktafel bestanden, die mit der Schriftseite dem Innern des Grabes zugestellt waren. In diesem Umstande finden hiesige Archäologen wieder einen Beleg für jene Annahme, daß unsre Stadt von Barbaren zerstört und durch die Römer wieder hergestellt wurde. Diese Zerstörung Scarbantia's muß in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus stattgefunden haben. Man findet an verschiedenen Orten Nachbestattungen, die der Römer sonst auf das sorgfältigste vermied. Nur so ist es zu erklären, daß zur Herstellung von Steintruhen alte Gedenksteine verwendet wurden und Gräber auf Gräber geführt erscheinen. Die obenerwähnten Längsseiten der Steintruhe geben zusammengestellt eine 16 Centimeter hohe und 84 Centimeter breite Gedenktafel. Am Kopfe der Tafel ist eine Rose nebst zwei zweihenkeligen Krügen ausgehauen, die Inschrift selbst, die aus elf Zeilen besteht, sagt uns, daß sie von einem gewissen Flaccus zum Andenken an seine Eltern, und zwar seinen neunzigjährigen Vater Hilarus aus dem Geschlecht der Sempronier und seine siebzigjährige Mutter Sassa, eine geborene Dacierin, gesetzt wurde. Bei einem Neubau wurden gleichfalls römische Gräber aufgedeckt, im ganzen neun, hiervon waren drei Brandgräber und sechs Skelettgräber. Die zerbrochene große Aschenurne eines Grabes wurde ganz kunstgerecht zusammengesetzt. Sie enthielt einen Metallspiegel. Bei einem Skelett wurde auch das Skelett eines Hundes mitbestattet aufgefunden. Vergangene Woche wurden hier weitere fünf Gräber erschlossen, so daß sich die Zahl der bisherigen Gräberfunde auf 33 beläuft. Auch wurden die Reste einer römischen Mauer und zwei Steinkisten aufgedeckt. Die zuerst gefundene

viereckige Steinkiste enthielt bloß die verbrannten Knochen des Todten, doch wurden unmittelbar auch viele Lampen aus Thon gefunden, von denen eine den Stempel LVCJ, die andere aber den häufiger vorkommenden Stempel Fortis aufweist. Die zweite Steinkiste enthielt das Skelett eines Kindes, das als Obolus eine schön erhaltene Münze des Kaisers Hadrian und eine Lampe mit dem Stempel „Fortis" hatte. Zu Füßen des Kindes befanden sich die verbrannten Knochen einer erwachsenen Person; in der Asche wurden zwei überaus fein gedrechselte beinerne Endstücke eines Perlenstabes und eine ebenfalls gedrechselte, durchbohrte Scheibe aus Elfenbein gefunden. Eine beinerne Nadel mit einem Oehr berechtigt zur Annahme, daß die verbrannten Knochen von einer Frau herstammen, und so wären in dem Sarge Mutter und Kind beigesetzt worden. Es ist jedenfalls eine seltenere Erscheinung, daß man in einem und demselben Grabe beide Arten von Bestattung — die Skelett- und Feuerbestattung — antrifft.

* Von der **Lehrfreiheit an den amerikanischen Universitäten** gibt folgende Thatsache ein Beispiel: Professor Bemis von der Chicago-University, welcher Vorlesungen über Nationalökonomie hielt, ist seines Amtes entbunden worden, weil er gegen die verderblichen Wirkungen des Trustes und der Monopole, sowie gegen die Anhäufung des Capitals in einzelnen Händen gesprochen hatte. Dies hatte den Standard-Oil-Millionär Rockefeller, welcher die Universität gegründet hat, veranlaßt, dem Professor seine höchste Mißbilligung auszusprechen. Die Lehrfreiheit an den amerikanischen Universitäten, welche fast alle Privatinstitute sind, ist überhaupt sehr beschränkt, weil sie einerseits darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß zahlreiche Studirende herbeigelockt werden, andrerseits die Wünsche ihrer Gründer und Curatoren berücksichtigen müssen.

* **Meteorologische Stationen auf Formosa.** Eine sehr wichtige und erfreuliche Folge des Besitzwechsels von Formosa wird die Errichtung von ordentlichen meteorologischen Stationen auf dieser Insel, sowie auf den Pescadores sein. Die Japaner haben dies mit gewohnter Thatkraft sofort ins Auge gefaßt, während man es von den indolenten Chinesen stets vergebens verlangt hat. Der brittische Astronom in Hongkong, Dr. Doberck, sowie Pater Chevalier, der Director des den Jesuiten gehörenden Observatoriums bei Shanghai, haben sich wiederholt bitter darüber beklagt, daß sie bei herannahenden Taifunen den Mangel telegraphischer Nachrichten aus Formosa als eine sehr bedauerliche Lücke empfänden, welche die Sicherheit ihrer Sturmwarnungen oft stark beeinflußte. Besonders die Pescadores haben eine an Wichtigkeit gar nicht zu übertreffende Lage, weil die meisten dieser Wirbelstürme die Straße von Formosa hinaufgehen. Als vor drei Jahren der englische Postdampfer „Bokhara" bei den Pescadores unterging, sagte der Director des Observatoriums bei Shanghai geradezu, das Schiff würde wahrscheinlich nicht verloren gegangen sein, wenn er damals von den Pescadores ein Telegramm über das Herannahen eines Taifuns erhalten hätte. Die Japaner werden sich also durch baldige Errichtung meteorologischer Stationen auf ihren neuen Besitzungen ein großes und allgemeines Verdienst erwerben. Hiebei sei bemerkt, daß sich diese Taifune, deren Entstehung noch ziemlich räthselhaft ist, ausnahmslos umgekehrt wie die Zeiger einer Uhr drehen. Dies ist für die Seeleute eine sehr wichtige Regel. Denn erhalten sie im Chinesischen Meere bei stark fallendem Barometer starken Wind aus Südwesten, so wissen sie, daß das gefürchtete Centrum des gewaltigen Wirbels im Nordwesten liegt und daß sie daher nach Osten zu entkommen suchen müssen. Weht der Wind während eines Taifuns dagegen aus Nordosten, so liegt das Centrum südöstlich, und die Schiffe müssen dann in westlicher Richtung steuern. Ein Schiff, das in das Centrum eines solchen Wirbels geräth, ist fast immer verloren, weil die See dort nach den verschiedensten Richtungen hin aufs furchtbarste aufgewühlt wird.

* **Berlin**, 1. Sept. Zur Enthüllung der **Gedenktafel** an dem Geburtshause des verstorbenen Professors H. v. Helmholtz, die am Sonnabend Vormittag, dem Geburtstage des großen Gelehrten, in Potsdam, Hoditzstraße 8, stattfand, hatte sich dort eine kleine, auserlesene Gesellschaft eingefunden. Die k. Regierung, die städtischen Behörden Potsdams, das Polizeipräsidium und das Victoria-Gymnasium, dessen Schüler Helmholtz war, hatten Vertreter entsandt. Nach einer Ansprache des Oberbürgermeisters Boie, in der er die Verdienste des großen Gelehrten pries, fiel die Hülle. Die durch den stellvertretenden Stadtbaurath Wieprecht entworfene Gedenktafel besteht aus einer reich gegliederten Sandsteinverdachung, die durch Säulen auf Consolen getragen wird und im Dache auf mattgoldenem Grund einen Eichenzweig aufweist. In dieser Umrahmung ist auf farbigem Hintergrunde die aus schwarz polirtem Granit hergestellte Gedenktafel mit dem wohlgetroffenen, von dem Bildhauer Ginsberg modellirten und von der Firma F. Kahle u. Sohn in Potsdam in Bronze gegossenen Reliefmedaillon Helmholtz' und der Inschrift: „In diesem Hause erblickte am 31. August 1821 H. v. Helmholtz das Licht der Welt."

* **Halle a. S.**, 30. Aug. Die kais. Leopoldinische Karolinische Akademie der Naturforscher verlieh die große Goldene Cothenius-medaille, den höchsten Preis, den sie zu vergeben hat, dem Geh. Bergrath Prof. Dr. Ernst Beyrich in Berlin aus Anlaß seines 80. Geburtstages.

* **Jena**, 30. Aug. Der Privatdocent der Physiologie Dr. M. Verworn, Assistent am Physiologischen Institute der Universität, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Wien**, 1. Sept. Eine geborene Münchnerin, Frau Ida v. Fleischl-Marxow, erreicht am 5. September ihr siebzigstes Lebensjahr. In der Oeffentlichkeit selten genannt, desto mehr verehrt von dem auserlesenen Kreise ihrer Freunde, zählt Ida v. Fleischl-Marxow mit Iduna Laube und Auguste v. Litrow-Bischoff zu den Frauen, die in das geistige Leben Wiens wirksam und doch wahrhaft weiblich eingegriffen haben, zu den geborenen Wohlthäterinnen, die ihre Herzenspflicht freigebig und thatkräftig durch Begründung und Leitung von Vereinen der Selbsthülfe still und unablässig erfüllen. Als junge Frau auf Wiener Boden verpflanzt, blieb Ida v. Fleischl ihren wissenschaftlichen Neigungen treu: Philosophie und Religionswissenschaft pflegt sie bis zur Stunde mit entschiedener Vorliebe; auf diesem Gebiet entgeht ihr selten ein bemerkenswerthes Buch. Mit gleichem Antheil folgt sie der Entwicklung unsrer Kunst und Literatur: sie hat Grillparzer gekannt, zu den Stammgästen des Salons Laube gehört; Saar und Heyse, Graf Wickenburg und Gräfin Louise Schönfeld-Neumann zählen zu den Freunden ihres Hauses, in dessen Frieden jahrzehntelang Betty Paoli geweilt und geschaffen hat. Und seit einem Menschenalter verbindet sie innigste Gemeinschaft des Denkens und Fühlens — wie das römische Recht sagt: consortium totius vitae — mit Marie v. Ebner-Eschenbach; während des Winters in Wien, zur Sommerszeit in Sanct Gilgen, vergeht kein Tag, an dem die beiden Damen nicht zusammen wären, und kaum ein Blatt der großen Erzählerin geht in die Welt, bevor es Ida v. Fleischl gesehen und gebilligt hätte. Von den vier Söhnen der trefflichen Frau hat sich der leider viel zu früh geschiedene Universitätsprofessor Ernst v. Fleischl-Marxow als Physiologe einen bedeutenden Namen gemacht; ein anderer, Dr. Otto v. Fleischl, wirkt als deutscher Arzt in Rom.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 245. München, Mittwoch, 4. September. Beilage-Nummer 203.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Pflege der alten Denkmäler in Aegypten.

Von Dr. Joseph Strzygowski.

Kein Land thut es Italien und Aegypten gleich an Großartigkeit und Mannichfaltigkeit der Denkmäler. Die Kunst der Pharaonen und die der Cäsaren auf der einen Seite, jene der Renaissancepäpste und der Khalifen auf der anderen, dazwischen die christliche Kunst des Ueberganges — eine so reiche Folge von Kunstbewegung mit zwei Höhepunkten, die Jahrtausende auseinander liegen, hat kein anderes der alten Culturländer des Mittelmeerbeckens aufzuweisen; Griechenland nicht; denn neben der edlen Schönheit der reinen classischen Blüthe kommen die wenigen Zeugen mittelgriechischer Kunst kaum auf. Konstantinopel mit seinen byzantinischen und türkischen Denkmälern nicht, weil beide Kunstbewegungen solche des Verfalles sind. In Athen empfindet man über kurz oder lang das tägliche Einerlei, den Mangel an Abwechslung und kräftigen Contrasten. In Konstantinopel wird man, von der unvergleichlichen Natur abgesehen, überhaupt nur der Sophien-Kirche und ihren Copien gegenüber warm.

Anders in Rom und Aegypten. Hier steht der Reisende einem ewigen Ringen, dem immer aufs neue durchbrechenden Streben gegenüber, das Unmögliche möglich zu machen, sei es nun in Form der Pyramiden oder der des Colosseums, in einem Riesenbau, wie dem der Peterskirche oder jenem der Sultan Hassan-Moschee. Der Beschauer wird mit hereingezogen in dieses Werden, Blühen und Verfallen, unermüdlich steigt er die durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennten Culturschichten auf und ab, sicher, immer wieder etwas für eine andere Zeit und Cultur Symptomatisches zu finden.

Der Europäer erhält natürlich in Rom in weit höherem Grade Anregung, als in Aegypten, weil das Interesse für die ewige Stadt auf das innigste mit unserm ganzen geistigen Sein und Werden verknüpft ist. Es ist die hohe Schule für die Erkenntniß der Fundamente unsrer abendländischen Cultur. Aegypten muß da natürlich weit zurücktreten. Den mystischen Zauber eines räthselhaften Wunderlandes hat es mit der Lösung der Hieroglyphenschrift verloren. Seit ein und einem Viertel Jahrtausend dem Islam verfallen, hat sich das Nilthal, einst die Hochburg des Mönchthums und die Rivalin von Konstantinopel um die tonangebende Stellung in der Kirche, unserm antik-christlichen Culturkreise derart entfremdet, daß wir kaum noch anders als bei einem Ausblick nach den historischen Zusammenhängen unsrer Existenz darauf zurückkommen. Wir fühlen uns dort als Fremde einem fernliegenden Kreise gegenüber. Für den Orientalen dagegen müßte Aegypten ein Stück Italien sein. Freilich, solange man auf dem fatalistischen Standpunkte steht: wozu die Vergangenheit, sie vergehe wie das Leben — solange nicht der Sinn für historische Entwicklung geweckt ist, bleibt alle Denkmälerwelt Ruine und Schutthaufen, die man als Steinbruch oder um des Werthes willen, den ihr die Franken beilegen, ausbeutet. Die Regierung hat da einen schweren Stand. Sie verfügt über keinen moralischen Grund, den sie darlegen könnte, wenn gefragt wird, wozu man eigentlich Geld für das alte, zum Theil sogar irreligiöse Zeug ausgebe.

In Italien und Griechenland ist der Sinn für die Zeugen nationalen Werdens längst erwacht. In Italien glomm der Funke empor mit den Keimen, die zur Renaissance führten, also seit dem 13. Jahrhundert. Zunächst war es die Familie, dann die Stadt, in der man lebte, für die man Patriot war. Allmählich wurde das Nationalgefühl umfassender, heute dehnt es sich über die ganze Halbinsel aus. Und damit zugleich wuchs auch die moralische Werthschätzung der Zeugen nationaler Größe und Geschichte. Schon im 13. Jahrhundert erkannte man die Schönheit der antiken Form, im 15. Jahrhundert maß man in ihrem Spiegel die Natur und erreichte so eine ideale Höhe. Zugleich begannen Gelehrte und Fürsten zu sammeln, ein Raffael wurde Aufseher über die antiken Denkmäler Roms. Es entstanden die riesigen Museen, es entwickelte sich ein akademischer Eifer im Studium der Denkmäler. Heute aber hat der Staat leichtes Spiel. Die Nation wacht eifersüchtig über ihre Schätze, opferwillig tritt sie dafür ein, und der Staat hat es in seiner Hand, ein Kunstwerk gegen alle Willkür zu schützen, indem er es mit dem stolzen Namen eines Nationaldenkmals belegt.

Aehnlich im freien Griechenland. Seit der nationale Geist aufflammte, beugt man sich auch wieder vor den alten Heiligthümern der Kunst. Alle civilisirten Länder haben dort Institute errichtet oder Gelehrte zum Studium der Alterthümer entsandt und dadurch den heimischen Eifer entfacht. Man kann wohl sagen, daß Griechenland heute mit eifersüchtiger Strenge über Allem wacht, was seine Denkmälerwelt angeht, unbeschadet, ob es sich um die Zeit nationaler Größe, d. i. die Antike, die des Verfalles, d. i. die byzantinische Periode, oder endlich um die Zeit der Knechtschaft und endlichen Befreiung handelt. Und das geschieht von Seiten der Regierung wie Privater unter großen materiellen Opfern, ohne irgend andere als moralische Vortheile.

Die Türkei weiß von allen solchen Bestrebungen nichts. Für sie sind die erhaltenen Denkmäler ein unangenehmer Ballast, der die zudringlichen Fremden ins Land lockt, mit denen man dann ewige Scherereien hat. Dazu ist das Nationalgefühl vollkommen steril, weil es nicht über den Koran herausgeht. Es gleicht einer todten Sprache. Man hat ein Ausfuhrverbot für Kunstwerke geschaffen und im Tschinili Kjöschk eine Sammlung eingerichtet, die kürzlich sogar durch Erwerbung der Sarkophage von Sidon Bedeutung gewonnen hat. In Wirklichkeit aber sind beide Institutionen Siebe: Das Grobe bleibt zurück, die guten Sachen gehen bei rührigem Schütteln durch. Ist es in Aegypten anders?

Die Pflege der altägyptischen Denkmäler begann auf die Initiative keines Geringeren hin, als Napoleons. Bis

auf den heutigen Tag hat denn auch seine Nation auf diesem Gebiete die Oberhand; sie ist daher aber auch für all die Uebelstände, die früher, wie insbesondere seit Maspero's Abgang herrschen, verantwortlich. Das Museum von Gizeh ist ein Muster schlechter Verwaltung. Bevor man an die Errichtung des dringend nothwendigen Neubaues und die Uebersiedlung geht, sollte der Beamtenkörper den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechend reorganisirt werden. Die eminente Feuersgefahr, welcher die kostbaren Schätze in dem zum guten Theil aus Nilschlamm und Holz erbauten Prachtpalaste heute ausgesetzt sind, wetteifert mit der Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Denkmäler von Seiten der Beamten behandelt werden. Die Leiter der durch die Opferfreudigkeit fremder Nationen durchgeführten Ausgrabungen wissen davon zu erzählen. Doch diese Uebelstände sind ja allgemein bekannt.

Für die griechisch-römische Periode hat Alexandria sein Vorrecht, ein dahinzielendes Museum zu besitzen, geltend gemacht. Die Anregung dazu ging von der Gesellschaft Athenäum aus. Municipalität und Regierung einigten sich, und so kam eine Sammlung zu Stande, die, von Gizeh aus durch Zuweisung einer Anzahl Objecte in 90 Kisten gefördert, heute, nach dreijährigem Bestande, ein Heim von entsprechender Neuanlage beziehen konnte. Zur Förderung der überaus schwierigen heimischen Forschung hat sich ferner eine archäologische Gesellschaft gebildet, die ca. 80 Pfd. Sterl. jährlich aufbringt und dem Museumsdirector für Ausgrabungen zur Verfügung stellt. So sind durch den Eifer opferwilliger Bürger Einrichtungen getroffen worden, welche mit der Zeit gewiß zu jenem Resultat führen werden, welches die classische Archäologie so sehr herbeiwünschen muß: Aufschluß zu erhalten über die Topographie der alten Stadt und durch wachsames Sammeln der auf ihrem Boden gemachten Funde unwiderlegbare Beweise für die Rolle zu erhalten, welche Alexandria in der hellenistischen Periode auf dem Gebiete der Kunst gespielt hat. Geschieht dies, dann wird dieses einst so bedeutende Culturcentrum vom modernen Reisenden bald nicht mehr so stiefmütterlich behandelt werden, wie dies jetzt der Fall ist. Für das Museum aber sollte als Richtschnur gelten: eine strenge Scheidung der in Alexandria gemachten Funde von allen übrigen und innerhalb dieser Gruppe wieder die Trennung nach einheimischem und importirtem Material.

In grellem Contrast zu den Bestrebungen der Alexandriner steht Kairo. Bei der großen Seltenheit hellenistischer und römischer Denkmäler auf ägyptischem Boden sollte man erwarten, daß denselben am Centrum der Kunstpflege des Landes ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werde. Aber gerade in Kairo hat man Gelegenheit, sich vom Gegentheil zu überzeugen. Vor den Thoren der Stadt, an einer Stelle, wo täglich an hundert Züge passiren und halten, steht der wichtigste Römerbau Aegyptens, Kasr esch-Schama'a, gewöhnlich S. Georges genannt. Es ist dies zugleich die älteste erhaltene Ansiedelung auf Kairiner Boden. Wie im Diocletianspalaste zu Spalato, so suchten einst auch in dieser alten Festung die Christen Schutz. Mit Ausnahme eines kleinen Theiles, in dem sich heute das griechische Armen- und Krankenhaus von Kairo befindet, ist Alles im Besitz der Kopten, die sich darin wie in ihren Klöstern eingenistet haben. Diesen Griechen und Kopten nun ist der Römerbau vogelfrei ausgeliefert. Die bauen daran herum und reißen nieder, was ihnen gefällt. In den letzten Jahren sind zwei der Riesenthürme, welche die alten Mauern schützten, dem Boden gleichgemacht worden. Eben will man auch daran gehen, einen der gigantischen Freithürme, welche offenbar einst das alte Eingangsthor nach der Nilseite zu flankirten, vom Erdboden verschwinden zu lassen, — natürlich, wo findet man denn auch so prachtvolles Quadermaterial wie an diesen Fundamenten eines einzig dastehenden Zeugen römischer Befestigungsbaukunst, der Jahrtausenden getrotzt hat! Kein Mensch kümmert sich darum, was man dort draußen treibt, und findet sich ein Mal ein Forscher, der mit dem Ferman der Regierung in der Hand Studien anstellen will, dann sieht man in Kairo ruhig zu, wie ihn die Kopten mit Gewalt daran verhindern.

Für die byzantinische Periode ist nicht viel Fürsorge nöthig, denn die Reste sind über alle Erwartung spärlich. Auch sorgen die Griechen selbst einigermaßen für die Conservirung des etwa Vorhandenen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß im Patriarchat zu Kairo ein kleines Museum für die alten Ikonen eingerichtet ist.

Umsomehr wäre es Pflicht der Behörden, die koptischen Denkmäler zu pflegen. Maspero ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen, indem er im ägyptischen Museum eine Sammlung von Grabstelen anlegte, die neuerdings durch die Funde von Abuas wesentlich bereichert wurde. In diesen Grabstelen aber, die zumeist von wahrhaft erschreckender Roheit sind, liegt doch nicht das einzige und ausschließliche Material koptischer Kunstäußerung, das einer Fürsorge werth wäre! In Kairo scheint man keine Ahnung davon zu haben, welchen kunsthistorischen Werth die koptischen Klöster Oberägyptens haben, von denen einige, wie etwa das Weiße und Rothe Kloster bei Sohag an Größe und Reichthum des architektonischen Schmuckes ihresgleichen suchen. Wie Kasr esch-Schama'a überläßt man auch diese Anlagen ganz den in ihnen mit Weib, Kind und Vieh hausenden Kopten. Man denke sich Heiligenkreuz oder sonst ein ehrwürdiges und kunstreiches Kloster in Bauernhänden! Und unter den ägyptischen Anlagen dieser Art gibt es solche aus dem 5. und 6. Jahrhundert, die von der Wissenschaft noch kaum beachtet, geschweige denn verwerthet worden sind! Die Regierung möge in dem einen freistehenden Rundthurm von S. Georges ein koptisches Museum einrichten und dasselbe unter eigener Oberaufsicht der patriotischen Fürsorge der Kopten überlassen, und in Oberägypten sollten die amtlichen Organe der Kunstpflege den Klöstern mindestens ebenso viel Fürsorge widmen, wie den alten Tempeln.

Wir wenden uns nun dem Kernpunkt unsrer Besprechung, der Pflege der arabischen Denkmäler zu. Hier kommt die Nation ins Spiel, hier darf man patriotischen Eifer erwarten, hier könnte man mit Recht annehmen, daß über der warmen Fürsorge für die Erzeugnisse des herrschenden Volksstammes zu Ungunsten aller anderen Perioden gewirthschaftet wird. Und in der That besteht ein arabisches Museum ebensogut, wie ein Comité de conservation des monuments de l'art arabe, beide seit über zehn Jahren. Wie aber soll diese Institutionen der rechte Geist beseelen, wenn man ihnen von oben herab kein Verständniß entgegenbringt, wenn ein hoher Würdenträger, nachdem man ihm die Schätze des Museums gezeigt hat, geringschätzig fragt: Wozu das Alles? Das Comité führt einen so schönen, vielversprechenden Titel. Seine ausschließliche Aufgabe sollte die Erhaltung des Vorhandenen sein. Es sollte die Amr-Moschee ganz vom Schutt säubern und für die Aufnahme der Funde in Alt-Kairo herrichten. Es sollte Vorsorge treffen, daß die der Raumanlage nach so großartig gedachte Tulun-Moschee, deren Holz- und Stuckornamente das Fundament für alles Studium der altarabischen Kunst abgeben, sorgfältiger gepflegt werde, und sich endlich auch daran machen, sämmtliche Ornamente gewissenhaft zu veröffentlichen. Es sollte chronologisch fortschreitend die kleineren, aber um so werthvolleren Fatimidenmoscheen vor dem Verfall retten, besonders die ganz einzig dastehende Façade der Moschee el-Akmar freilegen. Es sollte die aus jüngerer Zeit stammende Merdani-Moschee endlich einmal so herrichten, daß der Besucher nicht in fortwährender Lebensgefahr schwebt u. s. f.

Treten wir nun gar vor die Stadt, so begegnet der Verfall auf Schritt und Tritt. In den Khalifen- und Mamlukken-Gräbern, die an Formenreichthum und Schönheit zu den Cimelien Aegyptens gehören, bringt jeder Tag den Verlust eines werthvollen Details, eines Ornamentmotivs, einer Kuppel, eines Minarets, ja einer ganzen Bauanlage. Den Forscher, dem der Werth dieser Denkmäler von Stunde zu Stunde bewußter wird, ergreift allmählich eine geradezu empörte Stimmung gegen das Comité, welches für diese in ihrem Gesammtbilde ganz einzigen Baugruppen zu sorgen hätte. Was thut nämlich das Comité inzwischen?

Es wirft das Geld mit vollen Händen hinaus, indem es die Rolle des Volksbeglückers spielt. Es macht den Leuten hübsche Thürmchen auf die Minarets der Bab-Zuwele, es steckt seine Gelder in die Mosaiken, Plafonds und Vergoldungen, mit denen es die jüngsten der arabischen Moscheen, wie die Abu-Bakr-Mazhar, die Stismas-el-Isbaki und vor allem die Moajed neu ausstattet. Gewiß, das Volk merkt auf diese Art freilich die Thätigkeit des Comités; die alten Denkmäler aber gehen dabei zu Grunde. Das, was das Comité leistet, ist zum größten Theile Sache einer den modernen Bedürfnissen Rechnung tragenden Bauverwaltung. Das Comité hat sich nicht um die Anerkennung der Massen zu kümmern, sondern es hat sich in selbstloser Hingabe den alten Denkmälern zu widmen, nicht zu restauriren und für das Auge zu arbeiten, sondern zu conserviren.

Was das arabische Museum anlangt, so wurde dasselbe im Jahre 1880 durch einen Erlaß des Chedive Tewfik ins Leben gerufen, worin die Administration des Wakf beauftragt wurde, alle in den Moscheen vorhandenen Kunstwerke in einem Museum zu vereinigen. Die stehen gebliebenen Bogen des Hauptliwand der Fatimiden-Moschee el-Hakem wurden dafür hergerichtet und der Wiesbadener Franz-Pascha, damals Vorstand des Technischen Bureaus im Wakf, wurde Director. Hätte man mit der Sammlung Jahrzehnte früher begonnen, bevor noch in Europa durch Errichtung der Kunstgewerbe-Museen der Sammeleifer gerade für die Erzeugnisse der arabischen Kleinkünste angeregt wurde, dann wäre manch werthvolles Stück für das Museum gerettet worden. Wenn trotzdem wahre Schätze zusammenkamen, so ist dies wohl nur dem unbestechlichen Eifer des Directors zu danken. Es ist daher sehr zu bedauern, daß derselbe 1887 mit dem Eintritt in den Ruhestand auch von der officiellen Leitung des Museums zurücktrat und im Grunde niemand persönlich für dasselbe verantwortlich blieb, bis man im Jahre 1892 Max Herz, einen Wiener und Architekten des Comité de conservation, mit der Ueberwachung des Museums beauftragte. Das damit geschaffene Provisorium dauert bis auf den heutigen Tag fort. Es ist die höchste Zeit, daß dem ein Ende gemacht werde. Schon ist der Neubau für das Museum und die Bibliothek begonnen; wer anders als ein ausschließlich und hingebend im Sinne des Museums wirksamer und mit den Sammlungen genau vertrauter Leiter wird die schwierige Aufgabe lösen können, aus einer rein nur nach dem Material geordneten Sammlung ein der historischen Entwicklung Rechnung tragendes Museum zu machen? Man muß deßhalb den Director so stellen, daß er ganz in seiner schwierigen Aufgabe aufgehen kann, nicht daß man ihm ein Dutzend Aemter überträgt, unter denen die Museumsdirection das letzte ist. Er soll auch eine wesentliche Stimme im Comité haben. Inzwischen ist ein gedruckter Katalog des Museums erschienen, der den jetzigen Conservator zum Verfasser hat.[1]) Darin wird die Sammlung saalweise und in jener nur nach dem Material getroffenen Anordnung vorgeführt, die auch der bisher aufliegende, geschriebene Katalog hatte. Einen besonderen Werth hat ihm Herz erst dadurch verliehen, daß er den Versuch wagte, außer einer historischen Einleitung über die Entwicklung der arabischen Architektur in Kairo auch Ursprung und Werden einzelner Kunstzweige darzustellen. Er hat damit bewußt oder unbewußt die leitenden Gesichtspunkte für die Neuaufstellung der Sammlung gegeben. Ein Gesammtüberblick über die Entwicklung der arabischen Kunst läßt sich nur im Anschluß an die Architektur liefern, so wenig diese selbst sich jemals zur Alleinherrschaft der architektonischen Form wie etwa in der Antike oder im italienischen Barock aufgeschwungen hat. Aber gerade weil sie mit wenigen Ausnahmen nur als Träger einer überaus reichen Ornamentik auftritt, muß sie als Ausgangspunkt für die glänzend entwickelten Kleinkünste gelten, und nur an der Hand der datirten Bauwerke läßt sich mit einiger Sicherheit die Geschichte der arabischen Ornamentik bis auf den Zeitpunkt ihrer Blüthe geben. Max van Berchem hat dafür in mustergültiger Weise die Vorarbeiten begonnen. Herz hat bei seinem mehr praktischen Versuche zu oft an seine eigenen im Dienste des Comité de Conservation gesammelten Erfahrungen anknüpfen können, als daß seine Untersuchungen nicht auch wissenschaftlichen Werth hätten. Möchte sein Katalog der Vorläufer geordneter Zustände auf dem Gebiete des Museums und des Comités werden!

Der Verfasser hat hier vorgebracht, was ihm während eines fast halbjährigen Aufenthalts in Aegypten als der Besserung bedürftig aufgefallen war. Die im Lande Ansässigen kennen die Schäden viel genauer, aber sie haben Grund zu schweigen. Pflicht der zu Forschungszwecken Reisenden ist es, zu reden. Aegypten ist das einzige Europa naheliegende Land, welches sich von den altorientalischen Culturstätten noch auf einer gewissen Höhe erhalten hat. Um so größer ist daher auch seine Ehrenpflicht, in umfassender und hingebender Weise für die Pflege der alten Denkmäler zu sorgen.

1) *Max Herz*, Catalogue sommaire des monuments exposés dans le Musée national de l'art arabe. Le Caire 1895. 8⁰. LXV et 187 p. XX Tafeln.

Die statistischen Gesetze.

Von Georg v. Mayr.

II.

Treten wir nunmehr den einzelnen Erscheinungsformen der statistischen Gesetze näher, so können wir meines Erachtens folgende vier Hauptgruppen unterscheiden: 1. Zustandsgesetze; 2. Ereignißgesetze; 3. Entwicklungsgesetze; 4. Causalitätsgesetze. Es sei gestattet, auf diese einzelnen Gruppen der statistischen Gesetze noch etwas näher einzugehen und damit zugleich eine Fortführung und theilweise Umarbeitung der Studie zu versuchen, welche hierüber in meiner kürzlich erschienenen „Theoretischen Statistik"[1]) enthalten ist.

Zustandsgesetze sind diejenigen, welche aus dem Nachweis der Gesetzmäßigkeit in der Zusammensetzung einer Masse aus ihren qualitativ abgestuften Elementen sich ergeben. Die Masse ist entweder eine eigentliche, in Ruhe befindliche Bestandsmasse, oder sie ist eine aus Bewegungselementen, die in Ruhe gedacht sind, gewissermaßen künstlich gebildete Bestandsmasse, z. B. die Summen der Verbrechen und der Verbrecher eines Jahres oder einer ganzen Reihe von Jahren, untersucht auf die Differenzirung nach Arten der Verbrechen und nach persönlichen Verhältnissen der Verbrecher. Bei allen diesen Gesetzen, welche als die elementarsten statistischen Gesetze anzusprechen sind, kommt es darauf an, das Typische in der Structur der beobachteten

1) Statistik und Gesellschaftslehre. I. Band. Freiburg und Leipzig 1895, J. C. B. Mohr. S. 121.

socialen Massen herauszufinden. Wählen wir als Beispiel zunächst den Altersaufbau der Bevölkerung, wie er aus den Ergebnissen der Volkszählungen zu entnehmen ist. Daß dieser Aufbau so beschaffen ist, daß bei normalem Gang der Dinge die unterste jüngste Schicht am breitesten und die oberste älteste Schicht die schmalste ist, wissen wir auch ohne Statistik auf deductivem Wege. Wie nun aber thatsächlich die Alterscurven je nach den Menschengruppen, die man in Betracht zieht, etwa einen besonderen typischen Verlauf zeigen, das vermag nur die sorgsame Durcharbeitung des darüber gesammelten statistischen Materials zu lehren. So klein auch bisher das Beobachtungsgebiet und die Summe der Altersermittelungen ist — gewisse Typen des Altersaufbaues heben sich doch recht deutlich hervor. Dies gilt, um Beispiele anzuführen, sowohl von den Typen des Altersaufbaues nach Nationalitäten und Volksstämmen, wie von jenen des Altersaufbaues nach Agglomerationsgruppen der Bevölkerung. Es genügt, in ersterer Beziehung den Gegensatz hervorzuheben, welcher zwischen dem typischen Aufbau der deutschen und der französischen Bevölkerung besteht. Dort die ziemlich regelrecht aufgebaute, auf breiter Basis ruhende Pyramide mit relativ mäßiger Besetzung der mittleren und der höheren Altersclassen. Hier bei Frankreich ein ganz anderes Bild: starke Abweichung von der regelmäßigen Pyramide, schmale Basis des Kinderbestandes und starke Besetzung der mittleren und der höheren Altersclassen, so daß man hier wohl von dem Typus des glockenförmigen Altersaufbaues der Bevölkerung reden darf. Und wenden wir uns nun zu den Agglomerationsgruppen der Bevölkerung und studiren wir beispielsweise den Altersaufbau der städtischen und namentlich der großstädtischen Bevölkerung, so finden wir wieder einen eigenartigen Typus, den man als den zwiebelförmigen Altersaufbau bezeichnen kann. Auf verhältnißmäßig nicht unbedeutender Kinderbasis, welche bis zum productiven Alter eine normale Abschrägung zeigt, erhebt sich eine starke Ausbauchung der productiven Altersclassen mit starker und rascher Abnahme in den höheren Altersclassen. Das Gegenstück ist der Typus der agrarischen Bezirke, welche Menschen auf Vorrath und Verzehr für Industrie und Großstadt liefern, und bei denen der städtischen zwiebelförmigen Ausbauchung des Altersaufbaues das Bild einer ausgedehnten Einschnürung oder verwitterten Aushöhlung der Alterspyramide in den kritischen Jahren höchster Productivität entspricht. In ähnlicher Weise kann auf allen Gebieten, für welche Differenzirungen von Bestandsmassen statistisch festgelegt sind, mit mehr oder weniger Erfolg nach solchen Zustandsgesetzen, welche den Typus der Zustandsverhältnisse bieten, gefahndet werden.

Ereignißgesetze sind jene Gesetze, welche sich aus der statistisch geklärten Regelmäßigkeit der Beziehungen zwischen einer gegebenen socialen Masse und der in derselben innerhalb äußerlich festbegrenzter Frist eingetretenen Ereignisse ergeben. Man kann diese Gesetze auch Häufigkeits- oder Frequenzgesetze nennen. Die Ereignisse, deren im Laufe der Zeit erfolgendes Eintreten in Beziehung zu einer Masse gesetzt wird, können den Bestand dieser Masse selbst verändern, z. B. Geburten, Sterbefälle, Wanderungen; sie können aber auch den Bestand quantitativ gar nicht ändern, sondern nur dauernde oder zeitweise qualitative Veränderungen herbeiführen, z. B. Eheschließungen, Scheidungen, Erkrankungen, Berufsänderungen, Eintritt in den Verbrecherstand u. s. w. Bedeutungsvoll ist bei den Ereignißgesetzen, ob man es nur mit objectiver Inbeziehungsetzung von Ereignissen mit einer zu solcher Inbeziehungsetzung geeigneten socialen Masse zu thun hat, oder ob mit der Inbeziehungsetzung zugleich eine weitergreifende subjective Betheiligung der fraglichen Masse oder gewisser Bestandtheile derselben ermittelt werden soll. Die erstere Art der Vergleichung ist die einfachere; in gewissem Sinne oberflächliche. Sie nimmt gegebenenfalls keine Rücksicht darauf, ob sämmtliche Elemente der Beziehungsmasse überhaupt an den Ereignissen theilnehmen können, oder ob sie, sofern dies der Fall ist, erfahrungsgemäß mit gleicher Betheiligungserwartung auftreten. So liegt die Sache beispielsweise, wenn die in einem gegebenen Zeitraum innerhalb einer gegebenen Bevölkerung vorgekommenen Verbrechen oder Sterbefälle auf den mittleren Stand dieser gesammten Bevölkerung bezogen werden. An den Verbrechen können gewisse, insbesondere die jüngsten Bevölkerungsschichten sich überhaupt nicht betheiligen. Am Sterben betheiligen sich zwar alle Schichten, aber erfahrungsgemäß nach Maßgabe ihrer Differenzirung, insbesondere gemäß jener nach dem Alter in sehr verschiedenem Maße. Eine ähnliche Abstufung zeigt sich auch bezüglich der Verbrechen bei den verschiedenen Altersclassen der Criminalfähigen. Einen befriedigenden Aufschluß über die relative Höhe der Criminalität und der Sterblichkeit gibt hienach der allgemeine grobe Vergleich von Verbrechen und Sterbefällen mit dem Bevölkerungsstand nach der Richtung nicht, daß daraus das wirkliche Maß der Entwicklung des verbrecherischen Hanges und der Sterbensgefahr im Sinne der subjectiven Betheiligung, bezw. individuellen Gefährdung der Bevölkerungsangehörigen entnommen werden könnte.

Dieser Umstand hat Anlaß zu einer grundsätzlichen Geringschätzung solcher allgemeiner durch Vergleichung mit dem gesammten Bevölkerungsstand gefundenen Häufigkeitszahlen gegeben. Sofern man die Frage der subjectiven Antheilnahme der Bevölkerung an den Ereignissen im Auge hat, ist diese Geringschätzung berechtigt. Dagegen ist sie nicht begründet, insofern man weiter beachtet, daß nicht bloß das Moment der subjectiven Betheiligung und — soweit bewußte Handlungen in Frage stehen — der subjectiven Verantwortung von Bedeutung ist, sondern außerdem auch die objective Belastung (im guten oder schlechten Sinn) der gesammten Gesellschaft durch die Ereignisse. Die Verbrechen haben ein statistisches Interesse nicht bloß unter dem Gesichtspunkt der subjectiven Betheiligung der einzelnen Bevölkerungsschichten, sondern auch als eine bedauerliche objective Belästigung der gesammten Bevölkerung, der Criminalfähigen wie der Criminalunfähigen. Unter demselben Gesichtspunkte können auch die Geburten und Sterbefälle aufgefaßt werden. Sie sind interessant nicht bloß unter dem Gesichtspunkt der bevölkerungsmehrenden Action der Zeugungs- und Gebärfähigen, beziehungsweise der Lebensbedrohung der einzelnen Volksschichten, sondern sie sind auch social und insbesondere wirthschaftlich in ihrem Verhältniß zum Gesammtbestand der Bevölkerung bedeutungsvoll. Der Jahresumsatz an Geburten und Sterbefällen, bemessen nach dem Gesammtbestand der Bevölkerung, welche diesen Umsatz leistet, beziehungsweise erleidet, ist mit Recht Gegenstand socialwissenschaftlichen Interesses. Unter diesem Gesichtspunkte, welcher freilich von der ganz anderen subjectiven Betrachtungsweise gewöhnlich nicht genügend abgesondert wird, haben auch die groben, allgemeinen Häufigkeitszahlen ihre Berechtigung. Außerdem haben diese den gewaltigen Vorzug höchster Einfachheit und großer Gemeinverständlichkeit. Für die große Masse der allgemein Gebildeten ist deßhalb eine besondere Vorliebe für solche einfache statistische Verhältnißzahlen wohl erklärlich. Auch darf als mildernder Umstand bei einer etwas zu weitgehenden Werthschätzung solcher Zahlen die Thatsache in die Wagschale geworfen werden, daß die Differenzirungen der Vergleichsmassen, welche bei diesen allgemeinen Häufigkeitszahlen ignorirt werden, von geringerer Bedeutung sind, wenn der zeitliche Verlauf der Ereignisse an derselben, nur geringeren Veränderungen unterliegenden Masse verglichen wird. Darum

mag die allgemeine Sterbeziffer in ihrem zeitlichen Verlauf logisch unrichtig, aber praktisch zutreffend auch als Nährungsausdruck für das Maß der subjectiven Lebensbedrohung der Bevölkerung einer gegebenen Stadt oder eines gegebenen Landes angesehen werden. Wenn aber Häufigkeitszahlen, die aus verschiedenen Vergleichsmassen berechnet sind, einander gegenübergestellt werden, dann ist allerdings größte Vorsicht und insbesondere eine erprobende Rücksichtnahme auch auf die entscheidenden Differenzirungen jener Massen nöthig. Deßhalb ist die einfache Vergleichung beispielsweise der allgemeinen Sterbeziffern verschiedener Länder und insbesondere verschiedener Städte von geringerem Werthe und gegebenenfalls — bei großer Abweichung im Aufbau der betheiligten Bevölkerungen — gefährlich und irreführend.

Die Entwicklungsgesetze sind jene statistischen Gesetze, welche die statistisch geklärten Regelmäßigkeiten im Zusammenhang darlegen, die sich bei den im Laufe der Zeit eintretenden Veränderungen einer der Entwicklung unterworfenen Grundmasse — gegebenenfalls bis zu deren Erschöpfung — ergeben. Die in der Gesammtfolge ihrer Geschicke statistisch zu verfolgende Grundmasse muß räumlich, und sofern sie aus der Zusammenfassung von Bewegungserscheinungen besteht, innerhalb bestimmter Zeitrahmen, andernfalls durch Fixirung eines Zeitpunktes zeitlich scharf abgegrenzt sein. Nicht minder muß die sachliche Abgrenzung der Masse sorgsam erfolgen. In dieser Beziehung ergibt sich eine zweifache Möglichkeit. Man kann es mit einer in ihrem Urbestand in dem Sinne unveränderlichen Masse zu thun haben, daß nicht nachträglich gleichwerthige Elemente als neuer Zugang sich ergeben, oder mit einem Grundbestand, bei dem nicht bloß Abgänge, sondern auch Zugänge gleichwerthiger Elemente nachträglich möglich sind. Ein Geborenencontingent eines bestimmten Kalenderjahres auf der ganzen Erde ist in seinem Betrag unabänderlich feststehend — nur leider bis jetzt statistisch nicht erkennbar. Auch die Geburtencontingente einzelner Länder und Gebiete sind an sich feste Größen; will man aber deren Lebensschicksale in ihrer Entwicklung weiter verfolgen, so hat man mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß die Wanderungen nachträglich Veränderungen in dem der correcten Vergleichung zu Grunde zu legenden Geburtencontingent hervorrufen. Noch complicirter stellt sich das Verhältniß der Grundmasse zu den Entwicklungserscheinungen dann dar, wenn eine zeitliche Wiederholung des gleichen Entwicklungsstadiums, also kein unbedingtes gleichartiges Fortschreiten der Entwicklung platzgreift. Man begreift diesen Unterschied, wenn man sich das Wesen einer Absterbe-Ordnung eines Contingents Geborener einerseits und die Unterrichtsentfaltung auf den verschiedenen Lernstufen für eine abgegrenzte elementare Lehrmasse andrerseits vergegenwärtigt. Im ersten Fall hat man es mit einem regelmäßigen Fortschreiten der Entwicklung insofern zu thun, als Keinem gestattet ist, ein soeben zurückgelegtes Lebensjahr nochmals zu durchleben, statt in ein neues Lebensjahr einzutreten, während eine solche Störung des Studienganges sehr zum Bedauern der Betheiligten keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Als Muster einer recht variablen Grundmasse kann die Grundmasse von Verbrechern angesehen werden, für welche durch statistische Forschung die typische Entwicklung der Verbrecherlaufbahn klar gelegt werden soll. Auf diesem Gebiete der statistischen Forschung ist noch viel zu thun; die variablen und insbesondere die mit Entwicklungsstörungen der vorbezeichneten Art bedachten Grundmassen sind noch kaum ernstlich behufs Festlegung ihrer Entwicklungsgesetze in Angriff genommen. Am weitesten hat man es bisher in der Erforschung der einfachen Lebensgeschicke eines Contingents Geborener, bezw. in gegebenem Alter stehender, oder in der Ermittelung des Entwicklungsgesetzes des Absterbens, der sog. Absterbe-Ordnung gebracht.

Bei dem Versuche einer statistischen Verfolgung der Entwicklung einer Grundmasse kann man streng historisch verfahren, d. h. eine wirkliche, zeitlich und räumlich begrenzte Masse in ihren individuell eintretenden Geschicken durch eine wirkliche Zeitfolge, beispielsweise von Jahren, verfolgen. Das ist eigentlich die correcte statistische Beobachtung von Entwicklungserscheinungen. Sie hat nur die Schattenseite, daß sie nicht nur praktisch bezüglich der Festhaltung der Elemente der Masse sehr schwierig ist, sondern auch in allen jenen Fällen, in welchen der Entwicklungsproceß von langer Dauer ist, nur sehr langsam zum Ziele führt, weil der Ablauf des gesammten Entwicklungsprocesses abgewartet werden muß. Dies tritt am deutlichsten bei dem Versuch einer Ermittlung der vollen Absterbeordnung nach der v. Hermann'schen directen Methode der Berechnung von Mortalitäts- und Vitalitätstabellen hervor. Diese wollen unmittelbar auf die historische Verfolgung der Schicksale der einzelnen Geburts-Jahrescontingente die Ermittlung der Absterbeordnung gründen. Ein Gesammtergebniß ist aber bei diesem Verfahren — sofern die praktischen Schwierigkeiten der Wanderungsstörungen überhaupt überwunden werden könnten — erst nach dem Ablauf ungefähr eines Jahrhunderts zu erwarten. Dies hat dazu geführt, daß man an Stelle des streng historischen Entwicklungsprocesses in den heutzutage allgemein angewendeten und auch schon in älterer Zeit erstrebten Absterbeordnungen nicht eine historisch wirkliche Entwicklung festzulegen, sondern eine fictive Entwicklung zu berechnen sucht, wie solche sich gestalten würde, wenn die in einem kürzeren Zeitraum obwaltenden Sterblichkeitsverhältnisse der einzelnen Altersclassen — die aus verschiedenen Geburtscontingenten herrühren — sich im Laufe des Lebensganges einer einzigen Geburtsmasse durch die ganze Dauer dieses Lebensganges hindurch in zeitlicher Reihenfolge allmählich ergeben hätten. Man kann solche Entwicklungsgesetze als abstracte Entwicklungsgesetze den vorher erwähnten historischen Entwicklungsgesetzen gegenüberstellen. Beide Arten von Gesetzen haben ihre Berechtigung; theoretisch sind die historischen meines Erachtens werthvoller; praktisch — sofern es sich um Nutzanwendungen für die Zukunft, z. B. beim Versicherungswesen, handelt — sind die abstracten Entwicklungsgesetze deßhalb werthvoll, weil sie den Typus der Erscheinungen, die in einem kürzeren, der Gegenwart nahe liegenden und deßhalb für die Zukunft besonders bedeutungsvollen Zeitraum sich vollziehen, für die Gesammtgestaltung der ganzen Entwicklung maßgebend sein lassen. Das braucht aber gerade der Praktiker; er kümmert sich wenig darum, wie eine Generation der im Jahre 1800 Geborenen historisch im laufenden Jahrhundert abgestorben ist. Ihn interessirt vielmehr, wie sich das Absterben einer Generation in der Zukunft muthmaßlich unter der Annahme gestalten wird, daß die neuzeitlich beobachteten Sterbeverhältnisse der einzelnen Altersclassen in der Zukunft ungefähr gleich bleiben. Gerade diesen Aufschluß aber bietet die abstracte im Gegensatz zur historischen Absterbeordnung.

Statistische Causalitätsgesetze sind jene Gesetze, welche statistisch geklärte ursächliche Beziehungen vor zwei oder mehr verschiedenen Bestands- oder Bewegungserscheinungen oder auch von solchen Erscheinungen einerseits und von Naturvorgängen andererseits nachweisen. Im Einzelnen kann es sich dabei, soweit die verschiedenen socialen Massen in Betracht kommen, handeln um Vergleichung verschiedener Bestandsmassen unter einander, um Vergleichung von Bewegungsmassen oder um Vergleichung von Bestands- und Bewegungsmassen. Bei der Vergleichung verschiedener Be-

standsmassen unter einander wird die Vermuthung und Feststellung von Causalitäten namentlich dadurch gefördert, daß Theilmassen in ihrem Aufbau mit der Gesammtmasse oder mit anderen Theilmasseu verglichen werden. Man untersucht z. B. den Alters- und Geschlechtsaufbau der Verbrechermassen im Vergleich mit dem entsprechenden Aufbau der Gesammtbevölkerung und gelangt dadurch zur Ueberzeugung, daß die Thatsache, dem männlichen Geschlecht anzugehören, sowie ferner die Thatsache, innerhalb gewisser Altersclassen zu stehen, einen verhältnißmäßig Verbrechen fördernden Einfluß äußert. Man hat es also hier mit Causalitätsgesetzen zu thun, welche aus vergleichenden Bestandsdifferenzirungen Rückschlüsse auf Ereignißverursachungen oder Einflüsse gestatten. Hervorgehoben sei noch, daß außer sachlichen auch räumliche Bestandsdifferenzirungen hiebei in Frage kommen können, z. B. bei Untersuchungen über den Einfluß der Höhenlage auf Körpergröße, oder auf die Alters- und Berufsverhältnisse der Bevölkerung.

Die Vergleichung von verschiedenen Bewegungsmassen ist zur Ergründung von statistischen Causalitätsgesetzen von hervorragender Bedeutung, hier ist dem Forschertalent die weiteste Bahn eröffnet; denn es gibt keine Grenze für die Versuche, Bewegungserscheinungen der verschiedensten Art mit einander in Contact zu bringen und zu sehen, in wie fern sich dabei etwa constante Parallelismen oder Antagonismen der Erscheinung ergeben. Hier wird auch im Eifer der Forschung und — auch dies müssen wir zugeben — gelegentlich aus politischer oder socialpolitischer Tendenz heraus gesündigt, wenn aus zeitlich und räumlich zu eng begrenztem Material und ohne den Versuch sorgsamer objectiver Würdigung der Zahlenreihen, Causalitätsgesetze vorschnell abgeleitet werden. Das hindert aber nicht anzuerkennen, daß wir es gerade bei diesen Gesetzen mit den wissenschaftlich bedeutendsten Ergebnissen der statistischen Forschung zu thun haben. Die Schwierigkeit liegt darin, daß es nicht immer möglich ist, die Wirkung einer zum Vergleich herangezogenen Erscheinung von der Nebenwirkung anderer störender Einflüsse zu isoliren. So kann es kommen, daß etwas, was eine Beobachtung von Jahrzehnten als Gesetz formuliren durfte, vorübergehend von andern Erscheinungs-Eigenthümlichkeiten so überdeckt wird, daß es kaum mehr erkennbar bleibt. So ist es im laufenden Jahrhundert mit dem Gesetz vom Einfluß der Nahrungsmittelpreise auf die Verbrechen im Sinne entgegengesetzter Beeinflussung der verbrecherischen Neigung gegen die Person und gegen das Eigenthum gegangen. Bis über die Mitte des Jahrhunderts schien sich, auch nach den von mir sorgfältig verwertheten bayerischen Ermittlungen, das Gesetz vom Parallelismus der Diebstähle und Getreidepreise und dem Antagonismus der letzteren und der Angriffe gegen die Person klar abzuheben. Seit den sechziger Jahren ließ sich dieses Gesetz nicht mehr erkennen. Wie ich an anderer Stelle[1]) hervorgehoben habe, wurde in der neueren Zeit mit ihren mannichfaltigen wirthschaftlichen und socialen Erscheinungen jenes — gewissermassen einer minder nervösen Zeit angepaßte — Gesetz in der Hauptsache von anderen socialen Evolutionen überdeckt. Daß es aber gleichwohl im Untergrunde der Erscheinungen auch heute noch waltet, haben gerade die neuesten Ergebnisse der deutschen Criminalstatistik klar gelegt.

Die Aufgabe des statistischen Forschers ist es, nicht bloß offen zu Tage liegende Causalitätsbeziehungen zwischen verschiedenen Bewegungsmassen, sondern auch verdecktere Beziehungen solcher Art festzustellen. Dies kann nur durch möglichste Isolirung der in Contact zu bringenden Erscheinungen geschehen. Da das Experiment ausgeschlossen ist, bietet sich als Hülfsmittel möglichster Isolirung eine weitgehende Differenzirung der statistischen Massen in zeitlicher, räumlicher und sachlicher Beziehung. Besteht ein Parallelismus nicht nur lange Zeit, sondern annähernd gleich in den einzelnen Zeitabschnitten, so spricht dies für einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit vermutheter Causalität. Dasselbe gilt von den räumlichen und sachlichen Differenzirungen der Massen. Die sachlichen Differenzirungen können außerdem noch besonders dazu führen, die Schichten, welche für bestimmte Einflüsse zugänglich sind, von jenen zu sondern, welche von den gleichen Einflüssen nicht berührt werden. Hervorragendes ist für die Socialforschung der Zukunft namentlich von der weitgehenden Einführung der Berufsgliederung in die verschiedensten Arten statistischer Massen zu erwarten. Daß die Millionäre beim Steigen der Getreidepreise nicht sofort zum Diebstahl greifen, ist begreiflich; man thut deßhalb nicht genug, die Gesammtcriminalität mit dem Gang der Getreidepreise zu vergleichen. Will man gründlich unterrichtet sein, so muß man dabei die Criminalität der verschiedenenen socialen Schichten gesondert in Betracht ziehen. Als dritte Unterart der statistischen Causalitätsgesetze seien schließlich noch jene erwähnt, bei welchen es sich um Ursachen klärende Vergleichung von Bestandsmassen einerseits und von Bewegungsmassen andrerseits handelt. Ein solcher Fall ist beispielsweise gegeben, wenn der Gang der Sterblichkeit in seinem Zusammenhang mit den Abstufungen der Bevölkerungsdichtigkeit und Bevölkerungsanhäufung typisch dargelegt wird. —

Die Betrachtung über Wesen und Formen der statistischen Gesetze schließe ich mit einem Hinweis auf eine bereits gestreifte durchgreifende Eigenart derselben. Die statistischen Gesetze sind die aus der exacten Massenbeobachtung des Gesellschaftslebens sich ergebenden concentrirten Ausdrücke der Gesetzmäßigkeiten dieses Gesellschaftslebens. Man kann sie kurzweg als die socialen Massengesetze bezeichnen. Als solche sind sie eine Unterart der Gesammtheit jener empirischen Gesetze, welche durch die socialen Gesetze im allgemeinen gebildet werden. Alle diese Gesetze mit Einschluß derjenigen, welche uns als statistische entgegentreten, tragen einen durch räumliche und zeitliche Verhältnisse mehr oder minder bedingten relativen Charakter. Die Typen und die Parallelismen der gesellschaftlichen Erscheinungen sind nicht durchweg allezeit und überall die gleichen, sondern sie sind in der Hauptsache zeitlichen Wandlungen und räumlichen Verschiedenheiten unterworfen. Die sorgsame und räumliche Klarlegung einer gegebenen statistischen Gesetzmäßigkeit, auf deren weitgehende Durchführung zu dringen ich als einen Theil meiner Lebensaufgabe ansehe, führt zur Erkenntniß der socialen Geographie der in Frage stehenden Massenerscheinung des Gesellschaftslebens. Die genaue zeitliche Klarlegung der statistischen Gesetzmäßigkeiten einer gesellschaftlichen Massenerscheinung gibt einen Einblick in deren historische Gestaltung oder, kurz ausgedrückt, die Erkenntniß der socialen Evolution.

Je mehr es gelingt, durch emsige Forscherarbeit den bisher noch mäßigen Schatz der statistischen Gesetze zu vermehren und zugleich die Verläßigkeit der einschlägigen Feststellungen durch die weiteste räumliche und zeitliche Erstreckung der Beobachtungen zu festigen, um so mehr wird sich in der Zukunft der Wissenschaft der Statistik voraussichtlich in zwei Lager sondern. Auf der einen Seite wird ein Grundstock von statistischen Gesetzen sich finden, bei welchen trotz gewisser historischer und geographischer Varianten eine Grundgesetzmäßigkeit allgemeiner Art festgestellt werden kann. Bisher ist unser Beobachtungsgebiet noch zu klein und die Zeit unsrer statistischen Beobachtung noch zu kurz,

[1]) Beilage zur Allg. Zeitung v. 8. Januar 1895, S. 5. (Der Zug des Verbrechens im Jahre 1893. II.)

als daß in dieser Hinsicht schon endgültige Ergebnisse vorliegen könnten. So weit sich bis jetzt eine Prophezeiung wagen läßt, hat es den Anschein, als würden solche in geringerer Abhängigkeit von geographischen und historischen Verschiedenheiten stehende Gesetze vorzugsweise auf jenen Gebieten zur Feststellung kommen, auf welchen die natürlichen Factoren im Menschenleben gegenüber den socialen im engeren Sinne von überwiegender Bedeutung sind. Als den hervorragendsten der Fälle, bei welchen man annähernd von muthmaßlicher Feststellung einer solchen wesentlich auf Natureinflüsse zurückzuführenden Grundgesetzmäßigkeit sprechen kann, nenne ich die Constanz im Ueberschuß der Knabengeburten über die Mädchengeburten und den relativ geringen Rahmen der Unterschiede, welche sich dabei im Maße dieses Knabenüberschusses der Geborenen zeigen. Eine ähnliche, wenn auch minder scharf ausgeprägte Beziehung zeigt sich in der Abhängigkeit gesellschaftlicher Vorgänge der verschiedensten Art vom Kreislauf der Jahreszeiten. Auch hier tritt der Naturfactor Klima, mit welchem allerdings sociale, insbesondere wirthschaftliche Factoren vielfach zusammenhängen, erkennbar in den Vordergrund. Ungemein reichgestaltig ist das Gebiet jener Gesetzmäßigkeiten, welche — weil sie in vollem Maße Product des Gesellschaftslebens sind — der geographischen Differenzirung und der historischen Evolution unterliegen. Im besonderen ist dies bei den Gesetzmäßigkeiten der Fall, welche im Bereich menschlicher Handlungen und der Dauerwirkungen solcher Handlungen hervortreten. Hier ist es, wo die Relativität der statistischen Gesetze am meisten zu Tage tritt.

Einer späteren Epoche der statistischen Forschung wird es vorbehalten bleiben, auch die Gesetzmäßigkeiten höherer Art zu entschleiern, welche über dieser Relativität der Gesetze walten. Dabei werden sich drei Hauptgruppen der socialen Evolution ergeben. Man wird sociale Erscheinungen finden, welche in langen statistisch controlirten Perioden eine aufsteigende Richtung finden. Ihnen werden andere mit constant absteigender Bewegung gegenüber stehen. Am stärksten wird muthmaßlich die dritte Gruppe vertreten sein, in welcher auf- und absteigende Bewegungen sich ablösen, wobei ein unbeschadet der Schwankungen im ganzen sich ergebendes Auf- oder Absteigen der Erscheinungen sich ergeben kann. Ein ununterbrochenes sociales Aufsteigen kann nur der Idealist verlangen; der Realist wird zufrieden sein, wenn durch die unvermeidlichen socialen Schwankungen der Grundton eines im ganzen maßgebenden Aufsteigens erkennbar bleibt. Bis die Statistik uns diese großen Züge der gesellschaftlichen Entwicklung klar legt, muß noch viel gearbeitet und durch Klärung einzelner Fragen der Unterbau für das künftige Gebäude der abschließenden exacten Gesellschaftslehre geschaffen werden. Nur aus einer reichen Fülle von Einzelheiten statistischer Natur werden die glücklicheren Forscher der Zukunft zur exacten Erkenntniß der Gesammtentwicklung der menschlichen Gesellschaft gelangen können. Zum Trost mag es uns gereichen, daß die einzelnen Gesetze, zu deren Erkenntniß wir durch die Arbeit von heute und der nächsten Zukunft gelangen, nicht bloß als Bausteine für die zusammenfassende geistige Arbeit der Zukunft, sondern auch für sich von Werth sind und Befriedigung gewähren; denn auch die Einzelblicke in die Gesetzmäßigkeiten des Gesellschaftslebens, die sich uns dadurch eröffnen, sind uns ersehnte Bereicherung unsres Wissens. Die heutige statistische Verwaltung liefert unausgesetzt statistischen Rohstoff in großen Massen; ihn weiter zu verarbeiten und für die Erkenntniß der statistischen Gesetze nutzbar zu machen, ist eine gewaltige, aber auch lohnende Aufgabe des ernsthaften Socialforschers.

Mittheilungen und Nachrichten.

ρ Das Buch von **Ludwig Steub**, „**Drei Sommer in Tirol**", hat lange schon seinen geachteten Platz in unsrer Literatur, zwei Generationen kennen und schätzen es. 1846 erschien es zum ersten Male; Steub war von einem Karlsruher Verleger aufgefordert worden, für ein großes Sammelwerk Tirol zu beschreiben, das Unternehmen kam aber nicht zu Stande, und Steub veröffentlichte sein Buch besonders, nachdem zuvor in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung die wichtigsten Capitel erschienen waren. Wie viel diese und andere Schriften Steubs dem Lande nützten, wie gern die Sommergäste seinen Spuren folgten, weiß man in Tirol. Nach 25 Jahren (1871) folgte eine zweite Auflage des Buches, um viele neue Capitel vermehrt, und die alten waren zum Theil umgearbeitet.

Inzwischen ist der alte Herr dahingegangen, Niemand lebt auch jetzt, der so wie er das Land liebte und zu schildern wüßte, und darum hat sich nach abermals 25 Jahren der Wunsch nach einer neuen Auflage[1] geltend gemacht. Der Consul Ludwig Steub, Sohn des Verfassers, ist der Herausgeber. Zum zweiten Male hat er das Buch nicht modernisirt, es ist nun das alte geblieben, nur kurze Hinweise sollen den Leser daran erinnern, daß so Vieles anders geworden ist in Tirol.

Doch was ist anders geworden? Der Fremdenverkehr ist ungeheuer gestiegen, Eisenbahnen und Hotels sind gebaut, und ununterbrochen werden die Bergspitzen erklettert. Gleich blieb sich das Volksthum, gleich das Land und gleich die Erinnerung an die Vergangenheit. Und an diese Dinge muß man wieder anknüpfen, und zwar an der Hand von Steubs Buch, das so gar nichts bringt über die Bergspitzen und die Technik des Kletterns, das aber das Land selber und die Leute systematisch und gründlich, mit Liebe und mit Humor beschreibt. Das deutsche Tirol wird fast allein geschildert: der Norden von Bayerisch-Zell und Kufstein bis zum Lech-Thal und Paznaun, die die großen Querthäler und deren Seitenthäler. Nachher verweilt der Verfasser zu Bozen und Meran und besucht von dort aus Passeier, Sarnthal, Pusterthal rc. Zuletzt zieht es den Verfasser der „Rhätischen Ethnologie" nach Gröden, Enneberg und Buchenstein und zur deutschen Sprachinsel Luserna an der Grenze Italiens.

Steub sah die Anfänge unsrer sommerlichen Tirol-Fahrten. Man kann bei ihm nachlesen, wie die ersten Wirthshäuser und Sommergäste am Achensee sich aufthaten, wie Dr. Friedrich Lentner sich 1843 in Meran ansäßig gemacht hat. Damals waren auch die großen Ereignisse von 1809 noch in lebendiger Erinnerung. Steub konnte noch directe Kunde erhalten von Hofer, von Speckbacher, vom rothen Capuciner Peter Haspinger und Peter Maier, dem Wirth an der Mahr, und im Zillerthal wie in Meran hörte er noch beim Aufzug der Schützencompagnien mit Schwegelpfeife und Trommel den hüpfenden Kriegsmarsch von Anno Neun aufspielen. Im Wirthshause am Sand zu Passeier hörte Steub auch noch ein wehmüthiges Gedicht auf Andreas Hofer, das Friedrich Lentner auf einige Blätter des Fremdenbuches geschrieben, die der Landrichter aber herausgeschnitten und nach Innsbruck geschickt hat.

In die Vergangenheit des Landes geht der Verfasser aber viel weiter zurück; mit Vorliebe folgt er den Spuren der Bayern im Pusterthale, er verweilt bei der Geschichte der Freisingischen Hofmark Innichen, einer Gründung des Herzogs Tassilo, und pietätvoll erwähnt er das Crucifix über dem Hochaltar daselbst, eines der wenigen Denkmäler aus den Tagen der Agilolfinger. Weiter folgt Steub den Werken von Beda Weber und Staffler und beschreibt die Geschichte manches Thales, schildert die Vergangenheit mancher Burg, und wo die neuere Zeit beginnt, kommen eigens von ihm hervorgezogene Chroniken und Berichte nicht selten zum Wort.

Kurzweilig wird der Autor dann am meisten, wenn er dem lebenden Volksthum nahe tritt, seine Vorzüge hervorhebt und seine Besonderheiten geißelt. Da sieht man den alten Herrn oft im Geiste wieder, wie er unter den Honoratioren am Wirthstische sitzt und sie mit ihm plaudern; und es gab dann bisweilen keinen kleinen Schreck, wenn einiges beim Weine Gesprochene nachher gedruckt zu lesen war; so erzählte mir noch zu Alpbach ein geistlicher Herr. Man schalt ihn dann einen Dichter, womit man Recht hat, denn als Novellist zeigt sich auch Steub in diesem Buch; man sieht es an der Vorliebe, mit welcher er romanhafte oder novellistische Ge-

[1] München, Verlag von H. Hugendubel.

stalten hervorhebt, das „Moidele" von Lannersbach, den „Nußbaumseppl" vom Zillerthal und aus älterer Zeit den Peter Prosch, den „kurbayerischen verwittweten Hoftiroler".

Die Liebe zur Heimath berechtigt Steub, eine Wahrheit auszusprechen, die auch heute noch nachdrücklich wiederholt zu werden verdient: im Vergleich zum behaglichen Leben selbst in den fernen Hochthälern Tirols tadelt er scharf die niedere Stufe, auf der man im bayerischen Gebirge steht. „Wer im bayerischen Gebirge gut leben will," sagt Steub, „muß eigentlich nach Tirol gehen", und der Spruch gilt noch heute, da man in Partenkirchen und Hohenschwangau zu Schweizer Hotelpreisen primitive Münchener Bewirthung ersteht. „Doch erwäge, Schriftsteller, was du schreibst!" sagt der alte Herr. „Es ist vielleicht schon zu viel gesagt — zu viel für die guten alten Bayerherzen, die nichts Schöneres kennen, als eine ‚gefüllte Brust' zu Starnberg am See mit all dem feinen Reiz der Höflichkeit, der dort die Bedienung verklärt — zu viel auch für die kleine Zunft der Adepten, die ihre Herbstfreuden bereits verstohlens in den rhätischen Thälern zu finden wissen — jene werden es tadeln, daß mir der Sinn für altbayerische Stammeseigenthümlichkeiten so ganz verloren gegangen, diese, daß ich Geheimnisse auszuplaudern beginne, über deren Bewahrung man sich endlich einmal fest verständigen dürfte."

Die neue Auflage ist hübsch gedruckt und gebunden, aber der Herausgeber hat nicht mit fachmännischer Kenntniß und Atribie zu arbeiten vermocht. Wir wollen nicht bei kleinen Fehlern [1]) verweilen, auch nicht darauf Nachdruck legen, daß es störend ist, im Text alle Höhenangaben in Fuß zu lesen, auf der beigegebenen Karte aber in Metern. Schlimmer ist, daß die Zusätze von fremder Hand gar nicht immer als solche gekennzeichnet sind; man trifft in Kapiteln aus den Jahren 1842/43 und 1869/70 unvermittelt Zusätze aus dem Jahre 1895.

* **Helmholtz** hat in seiner „Lehre von den Tonempfindungen" als **tiefsten noch wahrnehmbaren Ton** das Subcontra-A bezeichnet, das in der Secunde 28 Schwingungen macht. Neuerdings ist diese Angabe des öfteren angezweifelt und behauptet worden, daß die untere Tongrenze noch etwa anderthalb Octaven tiefer liege. Zur Feststellung dieser Streitfrage hat Dr. W. C. L. van **Schaik** in Rotterdam Experimente mit einer schwingenden Stahlfeder von Millimeter Dicke und 26 Millimeter Breite gemacht, die in einen Schraubstock eingeklemmt und an deren oberem Rande eine Platte von 8 Centimeter Breite befestigt wurde. Durch Weiterschieben der Platte konnten die von der schwingenden Feder erzeugten und der Subcontra-Octave angehörigen Töne immer tiefer gestimmt werden. Diese Versuche zeigten, daß Helmholtz mit seiner Angabe Recht hat. Das Subcontra-A ist thatsächlich der tiefste, ohne Einschränkung wahrnehmbare Ton. Der nächsttiefere Ton, Subcontra-G, war nur noch ab und zu, unter besonders günstigen Umständen hörbar. Dieser thatsächlich tiefste allenfalls noch wahrnehmbare Ton hat etwa 25 Schwingungen in der Secunde. Bei noch tieferen Tönen verschwand der Grundton gänzlich, und nur die oberen Töne konnten gehört werden. So z. B. wurde, als die Stahlfeder auf den Ton Subcontra-Dis eingestellt wurde, nicht mehr dieser Ton gehört, sondern die eine resp. anderthalb Octaven höher liegenden Nebentöne Contra-Dis und Contra-Ais. Daß der Grundton Subcontra-Dis thatsächlich noch vorhanden war, wenn er auch nicht mehr gehört werden konnte, ließ sich durch die den Augen wahrnehmbar gemachten Luftschwingungen beweisen. Dieser Ton war also in Wirklichkeit nicht mehr zu hören, sondern nur noch zu sehen. Dasselbe Resultat hatten Versuche mit mächtigen gedeckten Lippenpfeifen von 10 Meter Länge. Auch hier war das Subcontra-A noch gerade hörbar, wenn auch schon viel schwächer, als der Ton, der nur um ein halbes Intervall höher ist, nämlich Subcontra-B; das Subcontra-G war nur noch ab und zu und das Subcontra-Fis gar nicht mehr hörbar. — Die obere Grenze der wahrnehmbaren Töne schwankt. Im allgemeinen kann man sagen, daß der höchste für das Menschenohr hörbare Ton das siebengestrichene C mit 16,896 Schwingungen ist. Demnach umfaßt das menschliche Ohr etwa 10 Octaven.

* **Berlin**, 2. Sept. Dr. phil. Bernhard **Weinstein** von der Universität Berlin, der zum Professor ernannt worden ist, ist, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, 1852 zu Kowno in Rußland geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Insterburg. Die akademischen Studien machte er in Breslau und Berlin. Sie galten zuerst ein Jahr lang der Medicin und Physik, später fünf Jahre hindurch der Physik und Mathematik. Besonderen Einfluß hatten auf Weinstein O. E. Meyer in Breslau, Helmholtz, Kirchhoff, Weierstraß und Wilhelm Foerster in Berlin. Nach Beendigung seiner Studien wurde Weinstein von seinem Lehrer Foerster für den Dienst bei der damals von Foerster geleiteten Normal-Aichungscommission angeworben. Zuerst Assistent, wurde er hier später ständiger Hülfsarbeiter. Gegenwärtig ist er mit dem Titel als Regierungsrath Mitglied der Normal-Aichungscommission. Seit 1885 ist er Privatdocent für Physik und Geophysik an der Universität Berlin. Bei seinem Eintritt bei der Aichungscommission wurde Weinstein zugleich mit Thiesen, Grunmach und Wiebe mit umfangreichen Forschungen zur Wärmemessung betraut. Seinen Arbeitsantheil legte Weinstein 1881 in der Schrift „Ueber die Reduction der Angaben von Gasthermometern auf absolute Temperaturen" nieder, auf Grund deren er 1881 von der Universität Berlin zum Doctor promovirte. In der Folge veröffentlichte Weinstein in den „Metronom. Beitr.", in Wiedemanns „Annalen", im „Arch. f. Mathem." und in der „Elektrotechn. Zeitschr." die Einzelstudien: „Ueber die Bewegungsgleichungen von Lagrange", „Zur Integration der totalen linearen Differential-Gleichungen", „Ueber die Erdströme", „Ueber die Berechnung des Potentials von Rollen", „Untersuchungen über die Capillarität", „Ueber Bestimmung von Aräometern". Selbständig veröffentlichte Weinstein ein „Handbuch der physikalischen Maßbestimmungen (2 Bde. 1886—1888) und ein Hülfsbuch für Zoll- und Steuerbeamte (1894). Anzuschließen sind noch Weinsteins deutsche Ausgaben von Werken Maxwells, Fouriers und Thomsons.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 3. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. phil. S. **Mandl**, Kritische Beiträge zur Metaphysik Lotze's. Bern, K. J. Wyß 1895. — **Buddha's Leben und Wirken.** Nach der chinesischen Bearbeitung aus dem Englischen von Th. Schultze. Leipzig, Ph. Reclam jun. — **Allgemeine Deutsche Biographie.** 39. Band. (Tunner—de Vins.) Leipzig, Duncker u. Humblot. — **Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.** Herausg. von der Bad. Hist. Commission. Band X, Heft 3. — **Zeitschrift für österreichische Volkskunde.** I. Jahrg., 5. u. 6. Heft. Wien, Temsky. — **Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets.** Herausg. vom Kaiserl. Statistischen Amt. Juli 1895. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. — **Die Frau im Handel und Gewerbe.** Von J. Meyer und A. Silbermann. („Der Existenzkampf der Frau." Heft 7.) Berlin, R. Tändler. — **Die wahren Ursachen vom Tode Ferdinand Lassalle's.** Von ***. Leipzig, K. F. Pfau 1895. — Dr. Gustav **Sommerfeldt.** Nationalstaat oder Demokratie? Ueber das Woher und Wohin der Reichspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. Königsberg, B. Teichert 1895. — Dr. Oscar **Lenz.** Ueber Geld bei Naturvölkern. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1895. — Dr. Georg **Steinhausen.** Der Wandel deutschen Gefühlslebens. (Ebenda.) — **Verhandlungen, Mittheilungen und Berichte des Centralverbandes deutscher Industrieller.** Nr. 66. August 1895. Berlin, Nordd. Buchdruckerei u. Verlagsanstalt. — **Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerischen Sprache.** (XXIX. Heft.) Frauenfeld, J. Huber. — v. **Kretschmann.** Unser Heer in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71. Berlin, K. Siegismund. — **Humoristisches Kriegsalbum** in Federzeichnungen von Chr. Förster. Hamburg, H. Leippel. — **Französische Kriegsberichte.** Herausg. von Baron de Münchhouse. (Ebenda.) — **Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Böhmen. 32. Heft. Wien, Staatsdruckerei. — *F. C. Spitzka.* The dégéneration Chimera, on answer to Nordau. Chicago 1895. — *Charles Hipman.* La Nation Tchèque. Sa mission et son rôle en Europe. Prague, Jos. R. Villmek 1895.

---

1) „Freisingen" und „Otto von Freisingen" sind falsche Schreibungen, für welche die norddeutschen Historiker ein Privilegium haben, sehr bedauerlich ist, daß sich beides noch bei Steub findet.

1895. Nr. 246. München, Donnerstag, 5. September. Beilage-Nummer 204.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Zur Geschichte der Regierung Alexanders II.

I.

An den Regierungswechsel in Rußland im Jahre 1855 knüpften sich ähnliche Hoffnungen wie an denjenigen zu Ende 1894. Sie gingen nur zum Theil in Erfüllung. Allerdings wurde dank der persönlichen Initiative des hochsinnigen Kaisers Alexander II. die allerwichtigste Reform, die Emancipation der Bauern, durchgesetzt. In mancher andern Hinsicht aber blieb es beim Alten. Der Kritik des Bestehenden sind die Briefe einiger russischer Patrioten gewidmet, welche vor kurzem im vierten Bande der von Th. Schiemann herausgegebenen „Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten“ (Stuttgart, Cotta Nachf., 1894) erschienen. Unmittelbarer, als Memoiren es vermögen, führen uns diese Briefe in die politische Atmosphäre ein, welche vor etwa einem Menschenalter in Rußland herrschte. Die Verfasser dieser Briefe sind edle Menschen, hervorragende Schriftsteller, aber Dilettanten auf dem Gebiete der Politik. Wir haben es hier mit Zuschauern, nicht mit Schauspielern zu thun, aber diese Zuschauer gehören zu der Elite des Publicums, welches den politischen Ereignissen folgt. Ihre Kritik der Zustände, der Regierungsmaßregeln gehört zu den wichtigsten historischen Vorgängen; mit ihrem innersten Wesen, von Idealen erfüllt, wünschen diese echten Patrioten ihrer Heimath allen gedeihlichen Fortschritt. Innige Freundschaftsbande und ein allgemeines politisches Interesse veranlassen diese Meinungsäußerungen, ohne daß wir es hier mit irgend einer politischen Partei zu thun hätten. Im Gegentheil treten uns in den Briefen dieser Männer so grundverschiedene Schattirungen entgegen, daß die Mißhelligkeiten, welche zwischen den Correspondenten entstehen, uns weniger in Erstaunen setzen als die Thatsache der innigen und dauernden Freundschaft dieser russischen Publicisten untereinander.

Die Briefe sind an Alexander Herzen gerichtet, welcher zu Ende der Regierung Nikolaus' I. nach England auswanderte und von dort aus in zahlreichen Schriften und insbesondere in den Zeitschriften „Poljarnaja Swjesda“ (Polarstern) und „Kolokol“ (Glocke) schonungslose Kritik an den russischen Zuständen übte. Die nationale und freisinnige, gelegentlich radicale Tendenz der Publicationen „Iskanders“ (so nannte sich Herzen als Schriftsteller) sicherte demselben trotz der strengen Censurverbote in Rußland die allergrößte Verbreitung; sie übten einen starken Einfluß selbst auf die Regierung. Dazu trug das ungewöhnliche schriftstellerische Talent Herzens sehr viel bei. Auch als Belletrist nimmt er eine hohe Stellung ein, und sein Roman „Wer trägt die Schuld?“ (Kto winowat) gehört zu dem Hervorragendsten, was die neueste realistische Richtung der russischen Romanliteratur aufzuweisen hat. Jahre lang im Auslande lebend, unterhielt Herzen durch geheime Correspondenzen die lebhaftesten Beziehungen zu der Heimath. Von Personen der verschiedensten Kreise der russischen Gesellschaft erhielt er das werthvolle Thatsachenmaterial, welches die leidigen Zustände Rußlands einer scharfen Kritik unterwarf und in sehr geschickter Weise von Herzen in der „Glocke“ verwerthet wurde. Der Natur der Sache entsprechend, wußte man bisher nur sehr wenig von den Quellen, aus denen der schonungslose Publicist seine Informationen schöpfte. Die vorliegende Edition Schiemanns oder eigentlich Dragomanows, welcher ebenfalls zu den russischen Emigranten zählt, gewährt nun einen tiefen Einblick in die Werkstätte des Herzen'schen „Kolokol“; wir erfahren, auf welche Weise der die russische Regierung und deren Organe scharf geißelnde Publicist über die Vorgänge in Rußland unterrichtet wurde. Zu den Mitarbeitern an dem radicalen Blatte gehörten zum Theil Männer in officiellen Stellungen, hohe Beamte, berühmte Leute, gemäßigt-Liberale, welche durch die heimlich nach London übermittelten Nachrichten ihrem Vaterlande wesentliche Dienste zu leisten hofften. So erscheint denn die Veröffentlichung dieser Geschichtsquelle als eine Indiscretion. Allerdings sind alle diese Mitarbeiter Herzens nicht mehr am Leben. Immerhin dürften manche ihrer Angehörigen und Freunde durch einige Details der neuen Publication peinlich berührt werden. Man wird überhaupt in Rußland erstaunt gewesen sein, von so intimen Beziehungen solcher Männer wie Kawelin, Turgenjew, Aksakow u. A. zu Herzen zu erfahren. Betrachten wir diese Persönlichkeiten etwas näher.

Kawelin, Professor der Rechtsgeschichte, nahm in der russischen Gelehrtenwelt eine sehr hervorragende Stellung ein. Seine eingehenden Studien zur älteren Geschichte Rußlands, seine genaue Kenntniß der Bauernverhältnisse, eine ungewöhnlich umfassende Bildung und ein durchaus lauterer Charakter, eine besondere Gabe zu reden, machten ihn in sehr weiten Kreisen populär, insbesondere bei der Studentenwelt, wo er die größte Verehrung genoß. Er erschien häufig bei der Großfürstin Helene Pawlowna, welche sich gern mit Gelehrten und Schriftstellern umgab und die fortschrittlichen Ideen unterstützte. Eine Zeitlang trug er dem Thronfolger Nikolai, welcher bald darauf an der Schwindsucht starb, Rechtsencyklopädie vor, doch erschien er den Hofkreisen zu liberal und wurde aus dieser Stellung entfernt. Eine Denkschrift über die Bauernbefreiung, worin er verlangte, daß die Bauern Land erhalten sollten, erregte Mißfallen. Verglichen mit Herzen, Ogarjew und Bakunin konnte Kawelin als gemäßigt-liberal oder als conservativ gelten. Gleichwohl sympathisirte er mit der Richtung des „Kolokol“, weil ihm wesentlich daran lag, die Nichtsnutzigkeit des bureaukratischen Systems zu enthüllen, welches Rußland so unermeßlich viel Schaden zugefügt hatte. Mochte Kawelin auch die Vorzüge der russischen Bauerngemeindeverfassung überschätzen, ohne ausreichenden Grund für die Erhaltung des Gemeindebesitzes eintreten und auch sonst das nationale Princip hochhalten, so kann er doch als ein „Sapodnik“, d. h. als ein Anhänger der west-

europäischen Cultur gelten. Er lebte wiederholt im Auslande, wußte die Vorzüge deutschen Universitätslebens zu schätzen und war vielseitiger gebildet als die meisten russischen Gelehrten.

Der geniale Belletrist Turgenjew ist in deutschen Kreisen zu bekannt, als daß eine Charakteristik seiner Persönlichkeit erforderlich wäre. Auch in seinen Briefen an Herzen, wie schon sonst erscheint er als liebenswürdiger Vertreter allgemeiner Humanität; er ist Richter und nicht Staatsmann; gelegentlich schwankend und unklar in seinen Anschauungen, nicht durchweg zuverlässig in seinen Grundsätzen. Daß Männer wie Kawelin und Turgenjew zu den Förderern des Herzen'schen „Kolokol" gehören konnten, ist charakteristisch für die russischen Verhältnisse; aber wir begegnen da noch anderen Nuancen. Nach dem Abgange des Ministers der Volksaufklärung Putjabin wurde ein Vertrauter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, ein hervorragender Beamter des Seeministeriums, Golownin, für diesen Posten ernannt. Er gehört zu den interessantesten Illustrationen der Reformepoche Alexanders II. Auch er lieferte gelegentlich Material für die im officiellen Rußland streng verpönte „Glocke". In einer von Golownin zusammengestellten Actensammlung, welche wohl gedruckt, aber nicht herausgegeben wurde, findet sich eine Fülle von Angaben für die Geschichte des Unsinns der Präventivcensur in Rußland. Die Rolle eines solchen Mannes in hoher officieller Stellung konnte nicht von Dauer sein.

Es war nicht zu vermeiden, daß es unter den Persönlichkeiten, welche mit dem „Kolokol" zusammenhingen, Mißhelligkeiten gab. Gelegentlich kamen Zerwürfnisse, Proteste, Manifestationen, Federkriege vor. Tschitscherin, ein bedeutender Gelehrter in Moskau, polemisirte gegen Herzen; Kawelin nahm für den letzteren Partei und erfreute sich dabei der Zustimmung einer Anzahl sehr hervorragender russischer Gelehrter und Schriftsteller (s. S. 40 der Edition Schiemanns). Dann aber gab es arge Differenzen auch zwischen Herzen und Kawelin. Ebenso verunreinigten sich nach sehr inniger Freundschaft Turgenjew und Herzen. Oft stellte sich eine principielle Meinungsverschiedenheit heraus, und dieselbe gewann häufig den Charakter persönlicher Gereiztheit, welche, wie vieles Andere, von einer gewissen politischen Unreife zeugt. Eine Episode mag diese Verhältnisse veranschaulichen. Turgenjews Roman „Väter und Söhne" hatte Herzens Unwillen erregt. Auch sonst war Herzen mit seinem Freunde unzufrieden. Im „Kolokol" erschien eine bissige Bemerkung „über die grauhaarige Magdalena unter den Männern, der aus Reue die Zähne und Haare ausfielen" u. s. w. In einem Schreiben Turgenjews an Herzen ist zu lesen: „Ich glaubte nicht, daß du einen Menschen, den du seit zwanzig Jahren kennst, mit Koth bewerfen würdest, nur weil er deine Ueberzeugungen nicht mehr theilt. Du stehst also nicht viel über weiland (Kaiser) Nikolai Pawlowitsch, der mich auch verurtheilte ohne mich zu fragen, ob ich wirklich schuldig sei" (S. 143—145). Es gab Auseinandersetzungen zwischen den so grundverschiedenen Männern. So schrieb Turgenjew an Herzen: „In deiner so oft wiederholten Antithese zwischen dem äußerlich schönen und innerlich häßlichen Westen und dem umgekehrt äußerlich häßlichen und nach innen schönen Osten liegt etwas Falsches." Oder ein andermal: „Ein Feind des Mysticismus und Absolutismus, kniest du nuptisch vor dem russischen Schafpelz und erblickst in ihm den Segen, die Neuheit und Originalität der künftigen gesellschaftlichen Formen." Dagegen stellte Turgenjew folgende Behauptungen auf: „Wir Russen gehören der Sprache und Art nach zur europäischen Familie und müssen daher nach dem unverrückbaren Gesetze der Physiologie denselben Weg gehen. Ich hörte noch nicht von einer Ente, die nach Art der Fische durch Kiemen athmete. Aber an solchen Thatsachen liegt euch nichts. Was sind euch Geschichte, Philologie, Statistik? Ihr, die ihr in Folge eurer Herzkrankheit, eurer Mattigkeit und eures Durstes nach einer frischen Schneeflocke lechzt, die eure trockene Zunge kühlen soll, ihr verdammt Alles, was jedem Europäer und folglich auch uns theuer sein sollte, so die Civilisation, die Gesetzlichkeit, die Revolution selbst." Und weiter: „Ich bin ein Europäus, ich liebe das Banner, unter welchem ich seit meiner Jugend stehe, und glaube an dasselbe. Du aber zerschmetterst es mit der einen Hand und mit der andern greifst du nach einem für uns noch unsichtbaren" u. s. w. (S. 134—138.) Prächtig ist auch folgender Ausspruch Turgenjews: „Der sich selbst überlassene Russe artet unvermeidlich zum Altgläubigen aus. Was nun thun? Greifet zur Wissenschaft, zur Civilisation, und heilt allmählich mit dieser Homöopathie; sonst wirst du dahin kommen mit Iw. Aksakow Europa den Rath zu geben zur Orthodoxie überzugehen, damit es völlig geheilt werde." Man sieht, es ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: der slawophile Aksakow, der fanatische Herzen, der radicale Bakunin, der „Europäer" Turgenjew — sie alle, durch Freundschaft verbunden, begegneten einander in dem Streben, dem Vaterlande zu nützen, die leidigen Zustände Rußlands zu bessern.

Die Kritik des Bestehenden, die Klage über die jämmerlichen Verhältnisse nehmen einen bedeutenden Theil in diesen Briefen ein. So rückhaltlos durfte man nur durch besondere „Occasionen" aus Rußland schreiben, oder aber man war im Auslande und konnte ungestraft auch freimüthigere Aeußerungen der Post anvertrauen.

Kawelin schreibt 1857: „Eine unruhige, aber ohnmächtige Erwartung lastet auf Allen; alle Anzeichen weisen auf einen schrecklichen Zusammensturz in nächster Zukunft hin. Unter solchen Verhältnissen macht sich ein Bedürfniß lebhaft fühlbar; es ist das Bedürfniß nach Oeffentlichkeit. Die gährenden Elemente suchen einen Ausgang" u. s. w. Kawelin wünscht, daß Herzen eine Zeitung gründe, „die sich ausschließlich die Kritik unsrer Gesetzgebung und Administration vom gemäßigtsten Standpunkte aus zur Aufgabe machte, die aber unter dieser Flagge schonungslos, wenn auch ruhig, alle Ungereimtheiten, allen Unsinn und alle administrativen und gerichtlichen Verbrechen, unter denen wir ersticken, verfolgen würde. Die Wirkung einer solchen Zeitung wäre eine schreckliche. Sie wäre ein lästiger Zeuge, ein über den Häuptern der Beamten schwebendes Damoklesschwert." Von der russischen Gesetzsammlung schreibt Kawelin, der Jurist: „Im Codex ist eine solche Menge von Ungereimtheiten aufgespeichert, er ist ein solcher Behälter der naivsten Verbrechen an Rußland, Wahrheit und Gerechtigkeit, daß, wenn du auch nur den zehnten Theil daraus entnommen haben wirst, man dich aus Rußland mit Mittheilungen über ganz frische, noch viel abscheulichere Abgeschmacktheiten als die im Codex enthaltenen überhäufen wird."

Kein Wunder, daß die großen Erfolge des „Kolokol" Kawelin mit hoher Freude erfüllten: „Nicht ich allein," schrieb er an Herzen, „viele sehen in dir einen großen Mann, aber ich bin vielleicht der einzige unter den dir Nahestehenden, der sich entschließt, es dir zu sagen; dir, dem Repräsentanten des freien russischen Gedankens, dem eine Größe und eine unermeßliche Zukunft bevorsteht, dir gebührt ein Lorberkranz." Indem Kawelin seine Freunde Herzen und Ogarjew aufforderte, nur muthig in der Geißelung der in Rußland bestehenden Schäden fortzufahren, schrieb er (1859): „Nikolai Pawlowitsch hat in Rußland Leutchen und Mittelmäßigkeiten gezüchtet, die nicht im Stande sind, die ganze Tragweite der Frage (von Reformen) zu begreifen. Es ärgert Einen zu sehen, wie flach und niederträchtig solche

Charaktere, wie mittelmäßig ihre Begriffe sind, wie beschränkt ihre Denkweise ist und wie sie, sich an Kleinigkeiten klammernd, die Hauptsache aus den Augen verlieren. Was für Rathgeber sind das! Hundert Jahre sind nöthig, damit dieses Alles sich ändere. Vorläufig sehe ich keine Spur zum Bessern."

Es gefiel Kawelin sehr wohl, wenn Herzen in der „Glocke" die Inconsequenz, die schwankende Haltung Alexanders II. auf das schärfste verurtheilte. Da hieß es u. a.: „Wir finden keine Einheitlichkeit in der Handlungsweise Alexanders II. Bald tritt er als Befreier der Bauern, als Reformator auf, bald ergreift er den Nikolaitischen Zugriemen und droht, die kaum emporgeschossenen Sprossen zu zerstampfen. Wie reimt sich die Lockerung der Censurfesseln mit dem Verbot, von der Befreiung der Bauern mit Landzutheilung zu sprechen? Wie reimt sich die so häufig erlassene Amnestie, der Wunsch nach Oeffentlichkeit mit dem Project Rostowzews, mit der Macht Panins?" u. s. w. Kawelin war, wie bereits oben bemerkt wurde, vom Unterricht des Thronfolgers entfernt worden, weil er in der russischen Zeitschrift „Sowremennik" (Der Zeitgenosse) eine Denkschrift über die Befreiung der Bauern mit Landzutheilung veröffentlicht hatte; Panin dagegen galt allgemein als Gegner der Emancipation der Bauern in liberalem Sinne.

Sogar Tschitscherin, welcher Herzens publicistische Thätigkeit auf das allerentschiedenste verurtheilte und in einem offenen Briefe an denselben ihm die schädlichen Folgen der agitatorischen, leidenschaftlichen Tonart der Artikel der „Glocke" vorhielt, äußert sich unumwunden über die Nothwendigkeit, mit dem früheren System zu brechen. Er schreibt u. a.: „Nach der Zerstörung Sewastopols, nach den Drangsalen des letzten Krieges stürzte das alte Verwaltungssystem von selbst. Es wurde klar, daß man den früheren Weg nicht gehen konnte, daß die militärische Ordnung und der bureaukratische Formalismus allein nicht im Stande seien, eine gesunde Staatsorganisation zu sichern, daß man bei der allgemeinen Sache die Mitwirkung aller lebendigen Kräfte des Volkes nicht entbehren könne. Indessen kann sich die Regierung noch nicht entschließen, geradeaus und offen den neuen Weg zu betreten; weder in ihrer Mitte, noch in der Gesellschaft findet sie dazu eine genügende Stütze; sie geht gleichsam tastend, schwankend vor, einen Schritt vorwärts und einen rückwärts machend" u. s. w. Zugleich aber meinte Tschitscherin, daß die Heftigkeit der Angriffe der „Glocke" leicht der Reaction Vorschub leisten könnten, indem er sagt: „Alles Ungebildete, Zurückgebliebene, in Vorurtheilen Verknöcherte, in kleinlichen Interessen Versumpfte in Rußland — alles das weist triumphirend auf sie hin und sagt: das sind die Folgen der liberalen Richtung, das erzeugt das von den Fesseln befreite Wort." Auch fürchtete Tschitscherin eine allzu große Aufregung in der russischen Gesellschaft. Er sagte: „Bei uns muß die Gesellschaft durch vernünftige Selbstbeherrschung das Recht auf Freiheit erkaufen, und woran gewöhnen Sie dieselbe? An Gereiztheit, an Ungeduld, an eigensinnige Forderungen, an Gleichgültigkeit gegenüber der Wahl der Mittel" (19—27). Mit den letzteren Ausführungen erregte Tschitscherin den Widerspruch nicht nur Herzens, sondern auch der Freunde desselben, der Mitarbeiter an dem „Kolokol", in welchem Kawelins Replik abgedruckt wurde. Hier wurde darauf hingewiesen, daß es die allerhöchste Zeit sei, Reformen durchzusetzen, daß man darauf nicht länger warten dürfe, daß namentlich bei der Lösung der Bauernfrage jeder Aufschub verderblich sei, daß man aller Willkür und Brutalität der Regierungsorgane schnellmöglichst ein Ziel setzen müsse. „Ueberlegen und untersuchen Sie nur," schrieb Kawelin in der „Glocke" (natürlich ohne Namennennung), „aber denken Sie daran, daß durch Ihr Ueberlegen und Untersuchen Tausende und Abertausende unvermeidlich die Tortur der Peitschen und Stöcke erdulden und, mit den Ketten klirrend, sich nach Sibirien schleppen müssen; und diese Tausende und Abertausende sind die Blüthe des russischen Volkes" (37).

In der Diagnose stimmten also Männer verschiedenster Abstufungen überein; aber in der Therapie gingen Tschitscherin, Kawelin, Herzen in ihren Meinungen auseinander. Es handelte sich darum, ob schneller oder langsamer entscheidende Maßregeln ergriffen werden sollten. Daher mußte es zu argen Zerwürfnissen kommen. Die Ereignisse gaben vollauf Anlaß zur leidenschaftlichen Discussion. Es gab Studentenunruhen, zuerst in Moskau, sodann in Petersburg; das Gesetz über die Bauernemancipation wurde veröffentlicht. Im Publicum hatte man Anlaß, über die Haltung der Regierung zu urtheilen, zu den Maßnahmen derselben Stellung zu nehmen. Jetzt konnte man erkennen, wer entschlossen liberal und nur zum Temporisiren geneigt war. Opportunisten und Fortschrittliche mußten Farbe bekennen.

Als einige Professoren der Moskauer Universität, Solowjew, Bodianski, Leontjew, Seschewski und Tschitscherin, dem Curator des Moskauer Lehrbezirks eine in vorsichtig tastendem, opportunistischem Sinne verfaßte Denkschrift über die Studentenunruhen überreichten, schrieb Kawelin an Herzen im April 1862 voll Entrüstung: „Ich bin dir unendlich dankbar dafür, daß du das niederträchtige Schriftstück der Moskauer Professoren abgedruckt hast. Daß die Katze wußte, wessen Fleisch sie gefressen hatte,[1]) ist daraus zu ersehen, daß sie dieses niederträchtige Document im größten Geheimniß hielten und es nicht circuliren ließen. Sie hatten nicht den Muth, es der Oeffentlichkeit zu übergeben; folglich mangelte es ihnen auch an Ueberzeugung. Ich habe mich von ihnen gänzlich losgesagt und gehe nicht nach Moskau zurück. Es ist dort nichts zu thun. Du hast Recht: Moskau ist für uns ein Begräbnißplatz."

Kawelin hat später Mancherlei über das Mißlingen der Bauernemancipation geschrieben und u. a. für dasselbe die Halbheit und Widerwilligkeit mancher Staatsmänner, u. A. Victor Panins, verantwortlich gemacht. Er hatte eine hohe, vielleicht allzu hohe Meinung von den Fähigkeiten des Volkes, der Bauern, von den Vorzügen der Dorfgemeinde. Dagegen wußte er, daß der russische Adel, dessen Lebensbedingungen durch die Aufhebung der Leibeigenschaft sich total änderten, der großen Reform sich schwerlich gewachsen zeigen würde. In einer Denkschrift, welche Kawelin Anfang 1862 in russischer Sprache in Berlin unter dem Titel „Der Adel und die Bauernbefreiung" veröffentlichte, lesen wir folgende Sätze: „Nicht in fruchtlosen Träumereien von repräsentativen Regierungsformen hat der Adel einen Ausweg aus seiner jetzigen schwierigen Lage zu suchen. Vor allem muß er sich von Grund aus ändern; er muß mit den Gewohnheiten des unmäßigen Luxus brechen und muß aufhören, umsonst Geld von den Bauern und von der Regierung, sowie für Staatsämter zu erhalten: er muß das Schlaraffenleben aufgeben; er muß aufhören, nur an seine momentanen Vortheile und an seinen Nutzen zu denken, sondern ernsthaft den Vortheil der andern Stände des Landes und Staates selbst ins Auge fassen; er muß viel arbeiten, sich gehörig bilden, sich angewöhnen, im täglichen Leben nach den Grundsätzen der strengen Gerechtigkeit und Parteilosigkeit zu handeln, in der Ueberzeugung, daß nur Arbeit, Kenntnisse und bedingungslose Gewissenhaftigkeit diesen Stand in der Meinung des Volkes erheben und ihm Einfluß und Macht verschaffen können. Nachdem sich der Adel moralisch gänzlich verändert und seine ökonomischen Verhältnisse verbessert hat, wird er in Provinzen und Gouvernements ein weites und würdiges Feld bürgerlicher

[1]) Russische Redensart, im Sinne von schlechtem Gewissen.

Thätigkeit finden." Weiter schreibt Kawelin: „Rußland ist noch in jeder Beziehung eine traurige Wüste; man muß es zuerst cultiviren und dabei nicht von oben, sondern von unten beginnen. Wenn sich das Leben von den Hauptstädten und Hauptcentren allmählich nach der Provinz zieht, dann wird auch die von Allen gewünschte administrative Decentralisation stattfinden. Jedenfalls kann sich die Selbstverwaltung, dieser Lieblingsgedanke aller Gebildeten und Liberalen in Rußland, zuerst nur in der Provinz unter der thätigen Mitwirkung des Adels zu realisiren beginnen. In dieser fruchtbringenden Schule wird sich der letztere gebührend zu einer weiteren umfangreichen politischen Thätigkeit vorbereiten, welche ohnedies für immer eine unerfüllte Phantasie bleiben wird. Die Erfahrung lehrt, daß sogar in kleinen Staaten die bürgerliche und politische Freiheit ohne eine starke Entwicklung der localen Interessen und des localen Lebens unmöglich ist; wie soll nun aber in einem so großen Reiche wie Rußland diese Freiheit ohne jene Bedingung möglich sein? Seien wir also vernünftig und befassen wir uns, ohne unsre Kräfte umsonst auf Ideale zu vergenden, mit demjenigen, was wir brauchen und was jeder von uns leicht in Angriff nehmen kann. Die Zeit wird schon das ihrige thun, wenn wir bereit sind. Von uns hängt es ab, ihren Lauf zu beschleunigen oder zu hemmen" (S. 47—48).

Ein Menschenalter ist verstrichen seit der Veröffentlichung von Kawelins Broschüre. Der Optimismus des warmherzigen Patrioten hat Schiffbruch gelitten. Weder hat sich der Adel den ihm gestellten Aufgaben gewachsen gezeigt, noch hat die Regierung jene Selbstverwaltung zu fördern gesucht, welche Kawelin als eine Bedingung des Fortschritts bezeichnete. Der Adel ist moralisch und ökonomisch ruinirt; von irgend einer führenden Rolle, von irgend einer politischen Mission des Adels ist ebenso wenig die Rede wie von einer Verbesserung seiner wirthschaftlichen Lage. Russische Publicisten haben diese Misère der Zustände in den stärksten Ausdrücken gegeißelt, und in der deutschen Presse ist nicht ohne Grund von einer „Verlumpung" des russischen Adels geredet worden. Von einer Entwickelung des localen, provinciellen Lebens ist nichts zu spüren. Die bureaukratische Centralisation hat im Gegentheil über die bald nach jener Denkschrift Kawelins ins Leben gerufenen Semstwo-Institutionen den Sieg davongetragen, und heute wie vor 33 Jahren steht Rußland vor dem Problem, wie man wohl dem weiten Reiche, den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft zu einer gedeihlicheren Entwicklung verhelfen könne.

Friedrich Gottlob Schulze-Gävernitz,

der Begründer der Landwirthschaftswissenschaft.

Für die Universität Jena, insonderheit für das mit derselben organisch verbundene landwirthschaftliche Institut, war der 28. Januar d. J. ein Tag der Erinnerung an einen Mann, welcher sich nicht bloß um die Stätte seines Wirkens und um einen engeren Kreis von Berufs- und Fachgenossen, sondern weit über die Grenzen des Heimathbezirks hinaus durch seine wissenschaftliche, organisatorische und praktische Thätigkeit um die gesammte deutsche Landwirthschaft noch heute anerkannte Verdienste erworben hat. Sein Andenken ist daher auch nicht an ein einzelnes Datum gebunden.

Friedrich Gottlob Schulze, am genannten Tage des Jahres 1795 auf dem bei Meißen an der Elbe gelegenen Gute Gävernitz als einziger Sohn eines begüterten Landwirths geboren, widmete sich nach einer streng wissenschaftlichen Vorbereitung auf der Pfortner Fürstenschule zunächst in Leipzig juristischen Studien, wendete sich aber bald den ihm mehr zusagenden cameralistischen Fächern zu und beschäftigte sich namentlich auch angelegentlich mit Mathematik und Naturwissenschaften. Seiner Neigung zum Landleben folgend, machte er eine strenge Lehrzeit unter Leitung seines mit diesem Berufswechsel anfänglich nicht einverstandenen Vaters auf dem bei Großenhain unter Wantowitz gelegenen Gute Gävernitz durch und siedelte nach Tiefurt bei Weimar über, um unter der Leitung des Cameralisten Sturm den landwirthschaftlichen Beruf auch nach der wissenschaftlichen Seite hin kennen und begründen zu lernen. Nach einer unter den Augen des geistvollen Großherzogs Karl August verbrachten mehrjährigen Thätigkeit als „Oberverwalter" dreier bei der thüringischen Residenzstadt gelegenen fürstlichen Domänen ließ sich Schulze 1819 an der Universität Jena nach einem vor der philosophischen Facultät glänzend bestandenen Examen rigorosum und nach erfolgter Promotion als Privatdocent nieder. Seine Probevorlesung über den wissenschaftlichen Betrieb der Landwirthschaft und seine unter dem Titel: „Antiquitates rusticae. Particula prima: de aratri Romani forma et compositione" erschienene Dissertationsschrift bezeichneten schon die Richtung, welche der aus der Praxis hervorgegangene junge Gelehrte zu nehmen gedachte.

Zwei wohl selten in einem Manne vereinigte Eigenschaften: eine streng philologische Durchbildung und eine jahrelange Beschäftigung mit dem praktischen Detail und allen Handgriffen der Landwirthschaft, befähigten ihn, auf diesem Gebiete Ausgezeichnetes zu leisten und als reformatorischer Geist auf dem Felde der Wirthschaftswissenschaften zum ersten nationalökonomischen Begründer der Landwirthschaftslehre und zum Schöpfer des akademischen Studiums der Landwirthschaft auf deutschen Universitäten zu werden. Seine eigentliche culturgeschichtliche Mission bestand nicht in der ausschließlichen Vorbereitung und Ausbildung tüchtiger Staatsbeamter, er hatte sich noch eine andere tiefergreifende Lebensaufgabe gestellt. Während bis dahin die Universitäten wesentlich nur Bildungsstätten künftiger Staats- und Kirchendiener gewesen waren, hielt es Schulze für ein dringendes Zeitbedürfniß, auch die Landwirthe in den Kreis der akademischen Bildung hereinzuziehen. In ihnen erkannte er den Stand, der nicht nur das Brod zu bauen habe, sondern welcher durch seinen Wohlstand und seine Selbständigkeit das wirkliche Ferment unsrer nationalen Entwicklung, die Grundsäule einer künftigen echtgermanischen Selbstregierung in Staat und Gemeinde werden müsse, welcher vor allem durch seinen Einfluß auf die zahlreichste Classe des Volkes, die abhängige, dienende Landbevölkerung, geistig aufklärend und sittlich veredelnd wirken könne. In diesem Sinne wollte er die Landwirthe und die Landwirthschaft in den Organismus des akademischen Gesammtlebens einschließen. Dies ist Schulze's leitender Gedanke in der Bildungsgeschichte der deutschen Landwirthschaft. Während selbst noch der große Albrecht Thaer in dem Leben auf der Universität etwas Heterogenes für die Landwirthschaft erblickte und deßhalb seine „Akademie des Landbaues" nach dem einsamen Möglin verlegte, hielt Schulze dagegen allein die Universität für geeignet, dem Landwirthe eine höhere menschliche Gesammtbildung zu geben.

Nach reiflicher Ueberlegung und gründlicher Vorbildung trat er mit der vollen Sicherheit eines Reformators für die Verwirklichung seiner Ideen auf. Das in diese Zeit fallende Werk „über Wesen und Studium der Wirthschafts- und Cameralwissenschaften", welches die leitenden Grundgedanken seines ganzen Strebens mit meisterhafter Klarheit darlegt, ist gewissermaßen das Programm seines ganzen wissenschaftlichen Lebens. Alles, was er später dachte, lehrte und verwirklichte, ist nur die folgerichtige Ausführung dieser

bedeutungsvollen Schrift. Zuerst evident dargethan zu haben, daß die Nationalökonomie nicht bloß Grundwissenschaft der Staatswirthschaft, sondern auch aller Privatwirthschaft, besonders auch der Landwirthschaftslehre sei, daß somit eine ganze Seite derselben nationalökonomisch begründet werden müsse, ist Schulze's bleibendes Verdienst in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaften — ein Gedanke von solcher Tragweite, daß Schulze mit Recht als „Reformator der Landwirthschaftslehre" bezeichnet wird.

Der 2. Mai 1826, der Tag der Eröffnung des ohne alle staatliche Beihülfe gegründeten landwirthschaftlichen Instituts, an welchem Männer wie der Botaniker Langethal, der Philosoph Scheidler, der Agriculturchemiker Reichardt, der Mathematiker J. Schäffer und Andere willkommene und tüchtige Mitarbeiter waren, wird für immer epochemachend in der Geschichte des höheren landwirthschaftlichen Studiums auf deutschen Hochschulen bleiben. Schulze war der Erste, welcher eine landwirthschaftliche Anstalt nicht bloß äußerlich an einem Universitätsorte errichtete, sondern dieselbe organisch mit dem wissenschaftlichen Universitätsgeiste verknüpfte, er war der Erste, welcher für die höchste Bildungsstufe des Landwirths, in Bezug auf Wissen und Wollen, auf Geist und Charakter grundsätzlich die Universität forderte. Seine folgerichtig durchgeführte Anstaltsorganisation, sein tiefdurchdachter Lehrplan ist unverkennbar die Grundlage aller deutschen landwirthschaftlichen Akademien geworden, welche seit dieser Zeit errichtet worden sind. Das schnelle Aufblühen dieser für Gründungen ähnlicher Art an andern deutschen Hochschulen mustergültig gewordenen Anstalt war auch auswärtigen Regierungen nicht entgangen, und Schulze erhielt von Preußen nach Greifswald, von Sachsen für das neu zu errichtende landwirthschaftliche Institut Tharandt und von Rußland nach Dorpat ebenso ehrende, wie aussichtsvolle Aufforderungen, von denen allen er der Berufung des preußischen Staatsministers Frhrn. v. Altenstein nach längeren Verhandlungen den Vorzug gab, weil sich ihm dadurch Gelegenheit bot, seine Ideen an einer größeren, mit den erforderlichen Mitteln ausgestatteten Hochschule innerhalb Deutschlands zur Durchführung zu bringen. Die von ihm am Ostseestrande ins Leben gerufene und zur Blüthe gebrachte Akademie Eldena leitete Schulze von 1834 bis 1839, in welchem Jahre er nach der ihm mehr zusagenden thüringischen Universitätsstadt zurückkehrte, wo die von ihm wieder eröffnete, von nah und fern zahlreich besuchte landwirthschaftliche Lehranstalt zu einem seltenen Glanze sich entwickelte.

Am Tage der in das Jahr 1851 fallenden 25jährigen Jubelfeier seines Instituts wurde Schulze unter vielen ihm zutheil gewordenen Auszeichnungen auch durch eine Stiftung erfreut, welche es ihm ermöglichte, einen Lieblingswunsch zu erfüllen, nämlich eine die unteren und mittleren landwirthschaftlichen Volksclassen nach dem Vorgange der philanthropischen Schweizer v. Fellenberg und Wehrli ins Auge fassende Ackerbauschule in Zwätzen bei Jena zu errichten, die neben der beruflichen Ausbildung auch eine erziehende, den Charakter bildende Aufgabe zu erfüllen hatte und die Erhaltung der Lebenseinfachheit mit der Entwicklung des Gemeinsinns harmonisch zu verbinden suchte. So recht aus den Bedürfnissen des Volkslebens hervorgewachsen, hat auch diese für andere deutsche Staaten und selbst für das culturelle Ausland vorbildlich gewordene Anstalt auf die Hebung und Veredlung des Bauernstandes in ihrer Art ebenso segensreich eingewirkt, wie die von Schulze begründeten beiden Akademien auf den höheren landwirthschaftlichen Berufskreis in und über Deutschland hinaus ihren Einfluß geübt haben.

Aber auch um Entwicklung und Förderung des landwirthschaftlichen Vereinswesens hat sich Schulze große Verdienste erworben. Einen weitgreifenden Einfluß gewann er in der bezeichneten Richtung dadurch, daß er, nach Okens Vorgange für die Naturwissenschaften, im Jahre 1837 Mitbegründer der großen Wanderversammlungen deutscher Landwirthe wurde, deren erste in Dresden stattfand und die mit einem schwungvollen Vortrage Schulze's über „die wahre Wissenschaftlichkeit des Landwirths" passend eröffnet ward. Ueber die Einheit der großen Wanderversammlungen, welche sich in der Neuzeit in eine deutsche Landwirthschaftsgesellschaft, bezw. in einen deutschen Landwirthschaftsrath umgewandelt haben, forderte und förderte er zugleich die organische Gliederung landwirthschaftlicher Vereine für die einzelnen Theile und Stämme Deutschlands, welche in kleinen Kreisen dieselbe Aufgabe erfüllen sollten, wie die großen deutschen Versammlungen im Gesammtverbande. Sein praktischer Blick führte ihn auch auf die Verbindung dieser Versammlungen mit regelmäßigen Ausstellungen von Haus- und Zuchtthieren und landwirthschaftlichen Maschinen und Producten und auf die Prämiirung nicht nur hervorragender Leistungen der Gutsherrn, sondern auch der langjährigen treuen Dienste der landwirthschaftlichen Arbeiter und Dienstboten.

Unter allen seinen Schriften ragt das im Jahre 1856 erschienene Lehrbuch der Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre hervor, welches die Aufgabe eines Lehrbuchs darauf beschränkte und dahin ausdehnte, daß es lernen lehren solle. Es ist ein Buch von viel zu wenig anerkannter, von eminenter Bedeutung; es dürfte eine Zeit kommen, wo dieses Urtheil sich Bahn bricht. Die meisten landwirthschaftlichen Schriftsteller, welche das Gebiet der allgemeinen Landwirthschaft, nach Schulze's wissenschaftlichem Auftreten, bearbeitet oder in ihren Schriften wenigstens berührt haben, haben Schulze's Grundansichten, Eintheilungen und Definitionen angenommen und man kann sagen, daß er in dieser Beziehung geradezu Schule gemacht hat.

Seine fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit als Schriftsteller zeigte sich, außer in seinen zahlreichen Schriften, auch in der Abgabe von ihm vielfach erbetener Gutachten in wichtigen Staats- und landwirthschaftlichen Fragen, von denen mehrere auf den Gang der Landesgesetzgebung unverkennbaren Einfluß gehabt haben. Schulze hatte an der Universität, deren Prorector er zweimal gewesen ist, das Ordinariat der Staats- und Volkswirthschaft inne. Seine Thätigkeit war in all den Jahren bis zu seinem am 3. Juli 1860 erfolgten Tode ebenso umfänglich, wie anregend und nutzbringend. Staatsminister v. Watzdorf sprach im weimarischen Landtag aus, daß Schulze sich unzweifelhaft ein Denkmal gesetzt habe, welches die späteren Generationen in seinen Folgen noch mit innigem Danke würden erkennen müssen.

Am 10. August 1867 wurde das dem durch reiches Wissen wie edle Herzens- und Charaktereigenschaften hervorragenden Gelehrten Friedrich Schulze von Verehrern, Schülern und Freunden in der thüringischen Musenstadt errichtete eherne Denkmal enthüllt. Der vor wenigen Jahren in Heidelberg gestorbene, auf einem andern Wissensgebiete bewährte Geheimrath Prof. Dr. Hermann v. Schulze-Gävernitz legte am Fuße dieses Denkmals ein als Manuscript gedrucktes „Lebensbild" seines unvergeßlichen Vaters nieder, worin es zutreffend heißt: „Er hat die landwirthschaftliche Wissenschaft zuerst organisch mit der Universität verbunden und neue Bahnen gebrochen in der Wissenschaft, wie im Leben. Tausenden von Jünglingen hat er eine höhere wissenschaftliche Richtung, einen bleibenden sittlichen Impuls für ihre ganze Lebenszeit gegeben. Sein Bild wird fortleben in tausend Herzen von Männern, denen er Lehrer, Berather und väterlicher Freund gewesen ist, sein Name wird in der Geschichte der deutschen Landwirthschaft

unvergessen sein und so lange unter ihren besten Förderern und Führern mit dankbarer Anerkennung genannt werden, als es eine vorwärts schreitende landwirthschaftliche Wissenschaft in Deutschland gibt." Dr. Br. Rr.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. A. Baumeister. Erster Band, 1. Abtheilung. Geschichte der Pädagogik von Professor Dr. Theobald Ziegler. (LXVIII und 361 Seiten. München 1895.) — Die Beck'sche Verlagsbuchhandlung gab ihrem neuesten Unternehmen dasselbe Format und die gleiche Ausstattung wie dem Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. Theobald Ziegler ist den Lesern dieser Zeitschrift als alter Mitarbeiter wohl bekannt. Er steht der freisinnigen protestantischen Theologie sehr nahe und hat sich durch mehrere Arbeiten als objectiven Beurtheiler der pädagogischen Tagesströmungen erwiesen. Beide Richtungen seiner Forschungsweise spiegeln sich in dieser geschichtlichen Darstellung wieder, die als Werk aus einem Guß einen einheitlichen Eindruck macht. Gleichzeitig ist aber damit auch schon gesagt, daß es ihm nicht an zahlreichen Gegnern fehlen werde. Die knappe Behandlung des Mittelalters, obgleich sie Raumer gegenüber einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet, und sein Urtheil über die Jesuitenschulen werden ihm die Einen zum Vorwurf machen, während Herbartianer strenger Observanz gegen den letzten Theil des Buches mancherlei Ausstellungen erhoben werden. Doch wird ihnen ein unparteiischer Kritiker nicht beipflichten können. Ziegler gesteht ja offen ein, daß sich noch heute die gesammte Pädagogik um Herbart drehen muß. Er verwahrt den Meister vor dem Vorwurf, daß er ein Pedant sei und entwirft von ihm ein äußerst gelungenes und sympathisches Bild. Die einzelnen pädagogischen Doctrinen werden stets aus dem culturhistorischen Hintergrund erklärt. Mit großem Fleiß sind die literarhistorischen Anmerkungen zusammengetragen. Es wäre ein billiges Vergnügen, mit einigen unbedeutenden Nachträgen zu kommen, da alles Wesentliche im Buche verzeichnet ist. Der classischen Bildung und der historischen Entwicklung unsrer Mittelschulen steht Ziegler viel freundlicher gegenüber als Paulsen. Seinem Werke fehlt überhaupt jede bestimmt ausgesprochene Tendenz. Referent steht nicht an, diese Geschichte der Pädagogik als die beste Leistung auf diesem Gebiete zu bezeichnen. Nur hat er für die zweite Auflage, die wohl bald nöthig sein wird, in seiner Eigenschaft als Oesterreicher einen Wunsch. Die Schulen des Donau-Staates werden nur an drei Stellen (S. 235 f., 333 f., 344) ganz kurz erwähnt, und die hohe Bedeutung des Piaristen-Ordens für die österreichischen Mittelschulen scheint dem Verfasser nach S. 122 entgangen zu sein. An literarischen Hülfsmitteln fehlt es nicht. Vgl. die Zusammenstellung in Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Oesterreich. I. Theil. Wien 1894. S. 137, die durch des Ref. Aufsatz in der Beilage vom 21. April 1893 nicht unbeträchtlich ergänzt wird. Doch soll der hohe Werth des Buches durch diese Bemerkung nicht herabgesetzt werden. — Jetzt noch einige Worte über Baumeisters Aufsatz, der „Zur allgemeinen Einleitung" überschrieben ist. Es wird dem Herausgeber heute wohl Jedermann zugestehen, daß ein guter Lehrer ohne theoretische pädagogische Bildung unmöglich sei. Doch warum er wissenschaftlich thätige Philologen als die Gegner dieser Ansicht bezeichnet ist, Ref. unerfindlich. Baumeister versucht den Beweis in extenso, daß ein solcher Mann als Lehrer gar nichts taugen könne, der gesammte wissenschaftliche Betrieb der Philologie muß sich eine Verurtheilung in Bausch und Bogen gefallen zu lassen. Nun ist aber zunächst nicht einzusehen, warum nur Philologie einen solchen verderblichen Einfluß ausüben soll, während von den anderen Disciplinen derartiges nicht behauptet wird. Referent steht in pädagogischen Fragen ganz auf modernem Standpunkt, wenn er auch nicht zu Baumeisters streng herbartianischer Observanz gehört. Da ihn aber auch das Unglück getroffen hat, einige philologische Abhandlungen verfaßt zu haben, so ist er nach Baumeisters Urtheil unbedingt ein schlechter Lehrer. Und dieses Verdict schmerzte ihn sehr. Und in gleicher Lage werden sich wohl zahlreiche Mittelschullehrer Deutschlands und Oesterreichs befinden. Bonitz, Classen, Meinecke 2c. galten bisher trotz ihrer wissenschaftlichen Arbeiten für Musterlehrer. Und H. Baumeister ist ja selbst bis in sein hohes Alter wissenschaftlich thätig. Hält er sich deßhalb für einen untauglichen Lehrer? Wenn er meint, man könne nicht die Thätigkeit für die Schule wegen Mangels an Zeit mit wissenschaftlichen Untersuchungen vereinen, so kann man ihn leicht widerlegen. Während andere wiederholte Ausflüge machen und anderen Vergnügungen nachgehen, bleibt man hübsch bei seiner Arbeit zu Hause sitzen. Daß es so möglich sei, werden ihm Hunderte bestätigen können. Warum bevorzugten bisher die Behörden zu Baumeisters Aerger solche Männer? Sie wußten wohl, daß nur derjenige für sein Fach begeistern kann, der es selbst ist. Und dies gilt doch in erster Linie von einem wissenschaftlich thätigen Lehrer. Ja, aber die unteren Classen? Auch hier braucht man vor allem Liebe zu seinem Gegenstand und ein warmes Herz für die Jugend. Wer diese beiden Eigenschaften nicht besitzt, der bleibe der Schule fern. Wie sagt doch Ritschl (op. V p. 30)? „Keine Klugheit und selbst keine Weisheit erzielt, was allein ein warmes Menschenherz zu Stande bringt: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist und für die Menschen, denen sie gelehrt werden soll." In gleichem Sinne äußerte sich auf dem II. österreichischen Mittelschultage der greise und hochverehrte Landesschulinspector Niederösterreichs, der mit großer Wärme für wissenschaftliche Thätigkeit des Lehrers eintrat. Hr. Baumeister beruft sich auf seine Erfahrungen als Schulrath in den Reichslanden. Doch was er S. XXXVII erzählt, beweist nur, daß der Director nichts taugte. Mit Philologie und Pädagogik hat eine derartige Ungezogenheit der Jungen nichts zu thun. Ref. möchte nicht gern in den entgegengesetzten Fehler verfallen und Männern, die nicht wissenschaftlich arbeiten, die Fähigkeit absprechen, gute Lehrer sein zu können. Aber B.'s Ansicht ist entschieden höchst einseitig. Ref. polemisirte nur mit innerem Widerwillen gegen einen Mann, aus dessen Schriften er bisher sehr viel gelernt hat, deßhalb verweist er mit Vergnügen auf zahlreiche Goldkörner in der Einleitung. Ist doch Baumeister ein sehr scharfsinniger und gerechter Beurtheiler, wo die Philologie nicht in Betracht kommt. Jüngeren Lehrern sei besonders der Abschnitt über die Matura und die Ueberschätzung der Schularbeiten warm empfohlen. Ein Oesterreicher wird natürlich B.'s Eintreten für philosophische Propädeutik mit Freuden begrüßen und für die Anmerkung 2. S. 4 V sehr dankbar sein; ferner gibt es Stellen in dieser Einleitung, die Jeden packen und für den warm fühlenden und selten ideal angelegten Schreiber mit Bewunderung erfüllen. Er hat sich bis in sein hohes Alter ein warmes Herz für die Jugend und ihre Bedürfnisse bewahrt. Das ist das uns alle Lehrer einigende Band. Deßhalb wünschen wir dem Unternehmen den besten Erfolg. Möchte es Hrn. Baumeister gelingen, in den Herzen aller seiner Leser gleich aufopfernde Hingabe an den Unterricht der Kleinen und der Großen zu erwecken!

* Skizzen aus dem Süden von Baron N. v. Rothschild (Wien 1894). — Den Inhalt dieser „Skizzen aus dem Süden" bildet die Darstellung einer zehnwöchigen Reise, welche der Verfasser auf seiner Yacht „Aurora", von Livorno ausgehend, über Corsica, Sardinien zur afrikanischen Küste mit Abstechern ins Innere, schließlich über Cartagena und die Balearischen Inseln nach Barcelona im Winter 1893 ausgeführt hat. Der Verfasser gibt uns diese Reise in einer nicht gewöhnlichen Form: es ist weder eine pedantische Reisebeschreibung noch eine elegante Darstellung, wie sie z. B. auf dem „Sunbeam" niedergeschrieben wurde. Es ist die liebenswürdige Plauderei des Weltmannes, der sich unbefangen zu geben versteht. Mit freundlicher Zurückhaltung betont der Verfasser selbst, daß das begleitende Wort nichts weiter als eine Art Führer durch die Reihe bildlicher Darstellungen sein soll, welche er auf seiner Reise als Liebhaberphotograph gewonnen hat. Das sieht wohl der Kundige, daß nicht gerade die Freude am seemännischen Berufe den Verfasser auf seine „Aurora" geführt hat. Aber er sieht auch, daß die in kurzer Zeit rasch wechselnden Eindrücke hier von einer wirklich künstlerisch veranlagten Natur festgehalten worden sind. Nicht nur im Gebrauch der Camera ist der Verfasser Künstler, mehr noch durch seine Fähigkeit, die Stimmung der Landschaft und der Situation zu erfassen. Es sind nicht zufällige Ausschnitte aus der Natur, sondern geschlossene Bilder; zu einem anderen Theile, besonders unter den Vignetten treffen wir auf Augenblicksbilder, welche rasche Bewegungen merkwürdig verständnißvoll wiedergeben. Selbst die strahlende Sonne des Südens weiß des Verfassers Apparat zu bewältigen. Die Heliogravüren haben vielfach etwas erstaunlich Farbiges. Wenn wir die Summe der künstlerischen Leistung überschlagen, so kommt uns wohl ein Bedauern an, daß das Werk nicht bestimmt ist, weiteren Kreisen zugänglich zu werden. Denn ähnlich wie von den kostbaren Büchern des Bibliophilen M joli kann man von diesem Buche sagen: „Rothschildi et amicorum."

* Bewilligungen für die Limes-Forschung. Der Etat des Reichsamts des Innern für das Jahr 1896/97 wird, wie in den vier vorhergehenden Jahren, auch eine Position zur wissenschaftlichen Erforschung und Aufdeckung des römischen Grenzwalls enthalten, jedoch dürfte die nächstjährige Rate, wenn nicht besondere Ausgaben sich noch nöthig machen, was sich erst später genau übersehen lassen könnte, die letzte sein, welche für den genannten Zweck gefordert wird. Officiös wird hiezu geschrieben: „Es handelt sich bei dieser Ausgabe bekanntlich um die Erforschung des römisch-germanischen Limes, der die beiden römischen Provinzen Rätien und Obergermanien gegen das freie Deutschland in einer Gesammtlänge von rund 550 km abschloß. Am 28. Dec. 1890 traten Abgesandte der fünf betheiligten Regierungen von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, zu denen sich noch Vertreter der beiden Akademien von Berlin und München gesellten, in Heidelberg zu einer Conferenz zusammen, in welcher der Plan der Erforschung des Limes sowohl als auch die voraussichtliche Höhe der Kosten festgesetzt wurden. Damals wurde zur Erforschung ein Zeitraum von fünf Jahren für nöthig gefunden. Die Kostensumme wurde auf 130,000 Mark veranschlagt. In den Etat für 1892/93 wurde die erste Rate für diesen Zweck eingestellt, jedoch wurden mit Rücksicht auf die Unsicherheit des Kostenanschlags der Conferenz, sowie auf die in jene Veranschlagung nicht eingeschlossenen Aufwendungen für Gehälter und Drucklegungen die Gesammtkosten auf 200,000 M. festgesetzt. Von diesen sind im Laufe der vier Jahre von 1892/93 bis 1895/96 160,000 M. bewilligt. Es würde sich also jetzt um die Restforderung handeln. Wie die jedes Jahr erstatteten Berichte erkennen lassen, ist die Erforschung bereits weit gediehen. Ein Gesammtüberblick wird sich allerdings erst nach dem Abschlusse sämmtlicher Einzelberichte gewinnen lassen. Nach der Beendigung der Arbeiten sind übrigens Veröffentlichungen über den gesammten Limes geplant, und dabei sollen nicht bloß die einzelnen Strecken, sondern auch der militärische und administrative Zweck der ganzen Anlage und deren Geschichte, soweit möglich, beschrieben werden."

* Dem Arbeits- und Festplan für den XVII. Congreß der Association Littéraire et Artistique Internationale in Dresden (vom 21. bis 28. Sept. 1895), der uns zur Veröffentlichung zugeht, entnehmen wir Nachstehendes: Der Allerhöchste Protector ist Se. Maj. König Albert. Die Ehrenpräsidenten des Dresdener Congresses sind: Johannes Brahms, Eduard Brockhaus, Paul Heyse, Adolf Menzel, Johannes Schilling und Paul Wallot. Die Geschäftsstelle des Congresses befindet sich vom 16. Sept. an in den Räumen der Harmonie-Gesellschaft, Landhausstraße Nr. 11. Für alle auswärtigen Congreßtheilnehmer werden besondere Fahrscheine (grün) ausgegeben, welche dem Inhaber des Ausweisheftes freie Fahrt auf allen Linien der Straßenbahngesellschaften (gelbe und rothe Wagen) während der Congreßwoche gewähren. Für die Congreßtheilnehmer ist auch an den Wochentagen gegen Vorzeigung des Ausweisheftes der Besuch der königlichen, städtischen und privaten Museen und Sammlungen während der ganzen Congreßwoche unentgeltlich. An allen Tagen der Congreßwoche finden nach Schluß der Sitzungen, des Theaters und der Ausflüge zwanglose Zusammenkünfte statt. Dem eigentlichen Arbeits- und Festplan, der in deutscher und französischer Sprache vorliegt, entnehmen wir folgende Bestimmungen: Sonnabend, 21. Sept., Mittags 12 Uhr: Feierliche Eröffnung des Congresses in Gegenwart Sr. Maj. des Königs — im Saale des Gewerbehauses, Ostra-Allee 13. 7½ Uhr: Galavorstellung im k. Hoftheater (Altstadt). Nach Schluß der Vorstellung: Zwanglose Vereinigungen. Sonntag, 22. Sept., Vormittags 9 bis 11 Uhr: Besuch der k. Gemäldegalerie, der k. Sculpturensammlung, des Grünen Gewölbes, des Stadt- und des Körner-Museums, des Schilling-Museums und des Museums des k. sächs. Alterthumsvereins, unter Führung der Museumsvorstände. Ausflug nach Meißen. Montag, 23. Sept., Arbeitstag. Vormittags: Beginn der Berathungen im Saale der Harmonie-Gesellschaft, Landhausstraße 11. Nachmittags: Empfang der Spitzen des Congresses durch den Allerhöchsten Protector des Congresses, Se. Maj. den König. In den Abendstunden: Zwanglose Vereinigungen. Dienstag, 24. Sept. Arbeitstag. Vor- und Nachmittags. Fortgesetzte Berathungen im Saale der Harmonie-Gesellschaft. 6 Uhr: Festmahl im Saale des Gewerbehauses, Ostra-Allee 13. Mittwoch, 25. Sept. Arbeitstag. Vor- und Nachmittags: Fortgesetzte Berathungen im Saale der Harmonie-Gesellschaft. Abends 7½ Uhr: Literarische Festsitzung (Vorträge in mehreren Sprachen). Gewerbehaussaal, Ostra-Allee 13. In den Abendstunden: Zwanglose Vereinigungen. Donnerstag, 26. Sept. Ausflug nach der Sächsischen Schweiz. Freitag, 27. Sept. Arbeitstag. Vormittags: Fortgesetzte Berathungen im Saale der Harmonie-Gesellschaft. Nachmittags: Schluß des Congresses. In den Abendstunden (jedoch nur bei günstigem Wetter): Promenaden-Concert auf der Brühl'schen Terrasse. Sonnabend, 28. Sept. Ausflug nach Leipzig mittelst Sonderzugs über Döbeln. Abends 11 Uhr 20 Min.: Rückfahrt nach Dresden. Die Tagesordnung: 1. Berner Convention. A. Der gegenwärtige Stand der Vorarbeiten für die Abänderung der Berner Convention. B. Eigenthumsübertragung an Kunstwerken. Berichterstatter: Albert Vaunois-Bern. C. Maßnahmen zur Herbeiführung des Beitrittes weiterer Staaten zur Berner Convention. a) Nord-, Mittel- und Südamerika. Berichterstatter: Alcide Darras und Ernst Eisenmann-Paris. b) Oesterreich-Ungarn; Berichterstatter: Heinrich Schuster-Prag. c) Rußland; Berichterstatter: Halpérine-Kaminsky-Paris. d) Schweden; Berichterstatter: Karl Snoilsky-Stockholm. e) Norwegen; Berichterstatter: Karl Baetzmann-Christiania. f) Dänemark; Berichterstatter Karl Torp-Kopenhagen. g) Niederlande; Berichterstatter: J. H. Hora-Siccama-Haag. 2. Die Vereinigung zur Vertheidigung des Urheberrechtes. Berichterstatter: Emilio Daura-Barcelona. 3. Die Begründung einer internationalen Eintragsstelle. Berichterstatter: Jules Lermina-Paris. 4. Grundzüge zu einer einheitlichen Ueberrechts-Gesetzgebung in den Staaten der Berner Union. Berichterstatter: Georges Maillard-Paris. 5. Die Abweichungen der Gesetze in den Unionsstaaten von den Bestimmungen der Berner Convention. Berichterstatter: Rechtsanwalt Dr. Paul Schmidt-Leipzig und Prof. Dr. Ernst Röthlisberger-Bern. 6. A. Die Anwendung der Grundsätze des internationalen Privatrechts auf das Urheberrecht. Berichterstatter: Dr. Albert Osterrieth-Heidelberg. B. Der jetzige Stand der zwischen den deutschen Einzelstaaten und Frankreich geschlossenen Literarconventionen. Berichterstatter: Alcide Darras-Paris. 7. Das Rechtsverhältniß zwischen Urheber und Verleger. A. Historische Uebersicht über die Arbeiten der Association. Berichterstatter: Armand Ocampo-Paris. B. Standpunkt der Schriftsteller. Berichterstatter: Martin Hildebrandt-Berlin, Schriftsteller. C. Standpunkt der Verleger. Berichterstatter: Robert Voigtländer-Leipzig, Verlagsbuchhändler. D. Schlußfolgerungen. Berichterstatter: Ernst Eisenmann-Paris, Rechtsanwalt. 8. Der unlautere Wettbewerb auf dem Gebiete des Urheber- und Verlagsrechtes. Berichterstatter: Oscar v. Haase-Leipzig, Musikalienverleger. 9. Anonyme Werke. Berichterstatter: Frédéric Mettetal-Paris. 10. Nachgelassene Werke. Berichterstatter: Frédéric Mettetal-Paris. 11. Sammelwerke. Berichterstatter: Maurice Maunoury-Paris. 12. Miturheberschaft. Berichterstatter: Georges Harmand-Paris. 13. Die Berechtigung zum Copiren der in öffentlichen Sammlungen befindlichen Kunstwerke. Berichterstatter: Lucien Layus-Paris, und Louis Maeterlinck-Anvers. 14. Verschiedenes.

⊖ **Dresden**, 3. Sept. Die sächsische Staatsregierung hat wie schon telegraphisch kurz angezeigt, in Anbetracht der Bedeutung, welche die Verhandlungen auf dem in diesem Monat hier stattfindenden 17. Congreß des Internationalen Verbands zum Schutze des geistigen Eigenthums an Schrift- und Kunstwerken haben werden, beschlossen, sich in officieller Form an diesem Congresse zu betheiligen. In Folge dessen werden der im Beisein des Königs Albert erfolgenden feierlichen Eröffnung (am 21. Sept. im Saale des Gewerbehauses) der Justizminister Dr. Schurig, der Minister des Innern v. Metzsch und der Cultusminister Dr. v. Seydewitz beiwohnen und wird sich die Regierung behufs Kenntnißnahme der Berathungen und Beschlüsse des Congresses in dessen Arbeitssitzungen durch fachmännische höhere Staatsbeamte vertreten lassen.

* **Karlsruhe.** Oberregierungsrath Dr. August Lydtin in Karlsruhe, der in den Ruhestand tritt, ist einer der hervorragendsten Pfleger der Thierheilkunde in der Gegenwart. Er hat nicht nur namhafte wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, sondern er hat auch seit Jahrzehnten durch seinen Antheil an den Berathungen über die Veterinärpolizei und Thierseuchen-Abwehr auf die deutsche öffentliche Gesundheitspflege nachhaltig und wohlthätig eingewirkt. 1834 im Baden'schen geboren, erlernte Lydtin, wie der „Voss. Ztg." mitgetheilt wird, zuerst das Apotheker-Handwerk, um sodann auf der inzwischen eingegangenen Thierarzneischule zu Karlsruhe Thierheilkunde zu studiren. 1855 als Thierarzt approbirt, übte er zuerst zehn Jahre lang an verschiedenen Orten in Baden und in Lothringen die Praxis aus. 1865 wurde er Bezirksthierarzt in Baden-Baden

und 1871, nachdem er den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatte, Hofthierarzt in Karlsruhe. 1875 erhielt er die Stelle als Landesthierarzt und später wurde er Referent für Thierzucht beim Ministerium des Innern. Nebenamtlich ist Lydtin Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes und des Deutschen Veterinärrathes. Ein hervorragendes Verdienst hat Lydtin um die Neuordnung des thierärztlichen Dienstes und die Organisation der Fleischbeschau in Baden. Weiteren Kreisen hat Lydtin in seine organisatorische Arbeit durch die Schriften „Das badische Veterinärwesen" und „Mittheilungen über das badische Veterinärwesen" einen Einblick gestattet. Praktisch wichtig geworden ist die von Lydtin erdachte Methode zur Beurtheilung des Zuchtviehes, die auf einer Verbindung der aus der Erfahrung als am wichtigsten erkannten Hauptmasse beruht. Gemeinsam mit M. Schotelius stellte Lydtin umfangreiche Untersuchungen über den Rothlauf der Schweine an. Insbesondere unterzog er die Pasteur'sche Schutzimpfung einer Nachprüfung. Zusammen mit Beißwänger verfaßte er im Auftrage des Veterinärrathes eine „Denkschrift über die Maul- und Klauenseuche und ihre Bekämpfung". Zu erwähnen sind noch zwei Schriften Lydtins: „Reisebeobachtungen über Ungarns Pferdezucht" (1870) und „Die Bekämpfung der ansteckenden Thierkrankheiten im Deutschen Reiche" (1875).

* **Wien**, 3. Sept. **Von der Universität.** Der Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht, Dr. Rittner, hat den Beschlüssen der betreffenden Professoren-Collegien auf Zulassung des Dr. Fritz Obermayer als Privatdocenten für interne Medicin an der medicinischen Facultät der Universität in Wien, des Gerichtsadjuncten Dr. Ernst Demelius als Privatdocenten für österreichisches civilgerichtliches Verfahren an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Universität in Wien, des k. und k. Custos an der Gemälde-Galerie des a. h. Kaiserhauses, Dr. Hermann Dollmayr, als Privatdocenten für neuere Kunstgeschichte, des Dr. Milan Ritter v. Resetar als Privatdocenten für slavische Philologie mit besonderer Berücksichtigung des Serbo-Croatischen und des Gymnasialprofessors Dr. Hugo Jurenka als Privatdocenten für classische Philologie an der philosophischen Facultät der Universität in Wien, des Dr. Rudolf v. Frey als Privatdocenten für allgemeine und specielle Chirurgie an der medicinischen Facultät der deutschen Universität in Prag und des Dr. Victor Czermak als Privatdocenten für allgemeine Geschichte an der philosophischen Facultät der Universität in Krakau die Bestätigung ertheilt. — Der Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht hat ferner im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern für die im Studienjahre 1895/96 an der Universität in Wien abzuhaltenden Rigorosen nachbenannte Functionäre ernannt, und zwar: zu Regierungscommissaren den Sanitätsreferenten im Ministerium des Innern, Ministerialrath Dr. Emanuel Ritter v. Kusy, den Landessanitätsreferenten Statthaltereirath Dr. Ludwig Ritter v. Karajan, den Sectionsrath im Ministerium des Innern, Dr. Joseph Daimer, und den Director des allgemeinen Krankenhauses in Wien, Hofrath Dr. Karl v. Böhm; zu Coexaminatoren beim zweiten medicinischen Rigorosum die ordentlichen Universitätsprofessoren Hofrath Dr. Hermann Frhrn. v. Widerhofer und Hofrath Dr. Richard Frhrn. v. Krafft-Ebing und zu deren Stellvertretern die titulirten ordentlichen Universitätsprofessoren Dr. Karl Stoerk, beziehungsweise Dr. Adam Politzer, zu Coexaminatoren beim dritten medicinischen Rigorosum den ordentlichen Universitätsprofessor Hofrath Dr. Isidor Neumann und den außerordentlichen Universitätsprofessor Dr. Joseph Weinlechner und zu deren Stellvertretern den ordentlichen Universitätsprofessor Dr. Moritz Kaposi, bezw. den außerordentlichen Universitätsprofessor Dr. Johann Hofmokl. — In Brody starb am 1. ds. nach langer Krankheit im 81. Lebensjahre der bekannte Hebräist und Alterthumsforscher Hr. Osias Schorr. Er vermachte sein gesammtes, etwa 140,000 fl. betragendes Vermögen in Ermangelung directer Erben dem Rabbiner-Seminar in Wien. Die werthvolle Bibliothek und die zahlreichen Handschriften des Verstorbenen fallen ebenfalls dem Seminar zu. Mit der Testamentsvollstreckung sind die Gemeinde Wien und Hr. Ignaz v. Ephrussi betraut.

* **Wien.** Eduard Hanslicks auf den 11. September fallender 70. Geburtstag wird hier von Schriftsteller- und Künstlerkreisen wohl beachtet werden. Die literarischen Verdienste des vielberufenen Mannes würdigt eine den Kämpfer weder unbedingt verherrlichende, noch ungemessen begeisernde Charakteristik (in der letzten Nummer der „Deutschen Rundschau") von C. Krebs wohlwollend und gerecht.

* **Paris.** Zola's „Lourdes" ist kürzlich, wie die „Autorité" meldet, einem fleißigen Schuljungen als Prämium verehrt worden — selbstverständlich von freigeistischen Aufsichtsbehörden. Ueber die Geschmacklosigkeit dieser Wahl wird unter Ultramontanen und maßvollen Libre-penseurs kein Zweifel bestehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 5. September folgende Schriften eingegangen:

A. Seidel. Handbuch der Shambala-Sprache. Dresden-Leipzig, Alex. Köhler 1895. — Dr. Carl Peters. Aequatorial- und Süd-Afrika nach einer Darstellung von 1719. Der Kongo und der „Große Wald". Ophir und die portugiesischen Goldminen am Sambesi (mit 1 Karte). Berlin, Dietr. Reimer 1895. — Dr. Conrad Keller. Das Leben des Meeres. (Liefgg. 14—16.) Leipzig, Weigel Nachf. — Uebersichtskarte der Eisenbahnen Deutschlands mit den neuen Directionsbezirken der k. preußischen Eisenbahnen. (6 Blatt. Maßstab 1 : 1,000,000. 1895.) Bearbeitet im Reichseisenbahnamt. Berlin, Max Pasch. — Kieperts Großer Hand-Atlas. Neue Liefg.-Ausg. 8. Lfg. Berlin, Dietr. Reimer 1895. — Dr. Theodor P. Zurunič. Die bosnische Pflaume. Eine Handelsstudie. Wien, Verlag der bosn.-herzeg. Landesregierung. — Die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Wanderlehrer im Jahre 1894. (Separatabdruck der „Land- und forstwirthschaftlichen Unterrichts-Zeitung" des Ackerbauministeriums Wien. IX. Jahrg. 1895.) — Johannes Trojan und Julius Lohmeyer. Ein Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderadatsch. Breslau, S. T. Wiskott. — Dr. F. W. Behrens. Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwicklung durch Philosophen und Dichter. (1600—1815.) Leipzig, Gustav Fock 1891. — Der gute Kamerad. Kalender für das Jahr 1896. Verlag von Kasemann in Danzig.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die schweizerische Neutralität.

Von Johannes Dierauer.

I.

Als im Jahre 1291 nach dem Tode Rudolfs von Habsburg die Stadt Zürich sich dem großen offensiven Bunde anschloß, den süddeutsche Herren gegen den Sohn des verstorbenen Königs, Herzog Albrecht von Oesterreich, errichteten, ließen sich am 16. October auch die Waldstätte Schwyz und Uri zu einem Bündniß mit Zürich herbei. Sie übernahmen die Verpflichtung, die Stadt gegen Ueberfälle zu decken, aber sie lehnten es ab, auf die weit ausschauenden Angriffspläne jenes Bundes einzugehen, und behaupteten mit der klugen Umsicht bäuerlicher Politiker eine abwartende, rein defensive Stellung, so daß sie nicht in die herbe Katastrophe hineingerissen wurden, die das zürcherische Heer vor Winterthur im folgenden Jahre traf.

Eben am 1. August 1291 hatten die Waldstätte unter einander ein ewiges Bündniß als Grundlage ihrer föderativen Gemeinschaft abgeschlossen, und so begegnet uns die merkwürdige Thatsache, daß schon die kaum ins Leben getretene Eidgenossenschaft die vorsichtige, allen ausgedehnteren Verbindungen und Kriegsunternehmungen abgeneigte Politik ergriffen hat, die in den folgenden Jahrhunderten ihr festes Princip geworden ist.

Es dauerte freilich längere Zeit, bis der Grundsatz einer reinen Neutralität nach außen hin unter den Gliedern der Eidgenossenschaft zu voller Geltung kam. Solange sie es nicht lassen konnten, Bündnisse mit fremden, einander oft entgegenstehenden Mächten abzuschließen und ihnen auf ihrem Gebiete Truppenwerbungen zu gestatten, durfte von einer strengen Neutralität und einer selbständigen Bewegung des eidgenössischen Staatswesens nicht wohl die Rede sein. Indessen erhob sich doch schon vor Ende des 15. Jahrhunderts unter ernsten Männern eine starke, echt republicanische Opposition gegen die Verbindungen mit fremden Fürsten, und der Reformator Zwingli, der mit seiner ganzen Kraft für eine sittliche Regeneration des Vaterlandes eintrat, vermochte im Jahre 1521 wenigstens Zürich, die Stadt und ihr Gebiet, von einem Bündniß mit Frankreich abzuhalten. Damals sprachen sich die Bewohner einer Landgemeinde kurz und bündig dahin aus, man möge „die weltschen und tütschen Franzosen" entfernen, „dann si weder französisch noch kaiserisch, sondern guot Züricher und Eidgenossen wellind sin." Zwingli's politische Tradition wurde in der Folge von den meisten Staatsmännern Zürichs festgehalten; sie ging in Fleisch und Blut des schweizerischen Volkes über. Trotz aller Trübungen und Rückschläge, trotz der sich oft durchkreuzenden confessionellen und politischen Sonderinteressen gewann die Ueberzeugung immer breiteren Boden, daß die Eidgenossenschaft nicht nur alle fremden Bündnisse verpönen, sondern sich auch jeder Theilnahme an den Kriegen benachbarter Völker, jeder Begünstigung der einen oder anderen Kriegspartei enthalten und bei allen Verwicklungen des Auslandes stets nur die Friedensordnung im eigenen Gebiet behaupten müsse. Die wiederholte Verletzung dieses Princips im Dreißigjährigen Kriege und während des Kampfes um die spanische Erbfolge stellte nur die Gefahren vor aller Augen, die der Schweiz aus jeder Inconsequenz erwachsen mußten. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts stand das Princip einer regelmäßigen und permanenten oder einer „vollständigen und exacten" Neutralität außer aller Frage und wurde von der Tagsatzung mit größter Sicherheit und Klarheit gegenüber den fremden kriegerischen Actionen angewendet.

Die Ausbildung einer principiellen Neutralität inmitten des europäischen Staatensystems hing mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung in der Schweiz zusammen; sie beruhte auf der Erkenntniß, daß ihre Handhabung das Heil der Eidgenossenschaft bedinge; sie ging aus eigener freier Entschließung hervor und wurde schon lange vor ihrer internationalen Anerkennung wie eine völkerrechtliche Pflicht geübt.

Es ist das Verdienst Paul Schweizers, diese Thatsache in den beiden ersten, 1893 erschienenen Theilen seiner „Geschichte der schweizerischen Neutralität" auf Grund eines umfassenden und sorgfältig verarbeiteten Materials im einzelnen nachgewiesen zu haben. Der dritte und abschließende Theil seines wahrhaft bedeutenden Werkes[1]) führt uns nun in die neueren und neuesten Zeiten ein und darf wiederum die ernste Aufmerksamkeit der Historiker wie der Lehrer des Völkerrechts in Anspruch nehmen.

Fast wie eine politische Geschichte der Eidgenossenschaft erscheint die Geschichte der schweizerischen Neutralität vom Jahre 1798 an. Sie berührt sich mit allen inneren und äußeren Ereignissen von Bedeutung; sie folgt den Phasen der Verfassungskämpfe bis zur Gegenwart und kann mit Genugthuung die Fortschritte constatiren, die nach der Umbildung des lockeren Staatenbundes in einen kräftigen Bundesstaat sowohl in der theoretischen Auffassung als in der praktischen Durchführung der Neutralitätspolitik eingetreten sind.

Mit einem der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werkes, mit der „Aufhebung, Scheinexistenz und Wiederherstellung der schweizerischen Neutralität" in den Jahren 1798 bis 1815, beginnt die Darstellung. Es ist allgemein bekannt, daß die Neutralität und Selbständigkeit der Schweiz zur Zeit der von den Franzosen begründeten helvetischen Republik nur dem Namen nach existirte, daß sie während der napoleonischen Kriege nur insoweit geachtet wurde, als es dem mächtigen Eroberer gefiel, daß dann aber unter der Einwirkung der großen, den Sturz Napoleons herbeiführenden Ereignisse die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft und damit auch ihr historisches Princip neutraler Haltung förmliche Anerkennung fand.

[1]) Geschichte der schweizerischen Neutralität von Dr. P. Schweizer, a.-o. Professor der Universität Zürich. 3. Theil, S. 529—1032. Frauenfeld, J. Hubers Verlag. — Vergl. „Beilage zur Allg. Ztg." 1893, Nr. 69 vom 22. März und 1894, Nr. 89 vom 18. April.

Ueberaus schwierig war die Lage der Schweiz, als sich gegen Ende des Jahres 1813 die Heere der alliirten Mächte ihren Grenzen näherten. Sie hatte, wie die außerordentliche Tagsatzung am 15. November erklärte, den festen Willen, sich aller Theilnahme an dem ausgebrochenen Krieg zu enthalten und gegen alle Mächte „die vollkommenste Neutralität" zu beobachten. Allein die Alliirten verlangten aus politischen und militärischen Gründen den Durchmarsch durch die Schweiz und wurden in ihrem Vorhaben — was ihnen einigermaßen zur Entschuldigung dienen mag — von Bern aus durch die landesverrätherischen Umtriebe einer reactionären Partei bestärkt. Ohne eine vorausgehende officielle Erklärung und Anfrage brachen sie die Neutralität und ließen am 20. und 21. December an 130,000 Mann zwischen Schaffhausen und Basel über die Grenze rücken. Dem General Rudolf von Wattenwil blieb nichts Anderes übrig, als der Instruction des Landammanns Reinhard entsprechend mit seiner zehnmal kleineren Milizarmee vor den mächtigen österreichischen und russischen Colonnen den demüthigenden Rückzug anzutreten. Gleichzeitig mit der flagranten Verletzung der schweizerischen Neutralität, die sie im Hinblick auf die Mediationszeit nicht ohne eine gewisse Berechtigung als bloßen Schein erklärten, nahmen aber die verbündeten Mächte ihre Wiederherstellung in bestimmte Aussicht. Am 21. December übergaben die in Zürich weilenden politischen Agenten von Rußland und Oesterreich dem Landammann eine Note, in der die Alliirten sich verpflichteten, die alte Neutralität der Schweiz anzuerkennen, sobald diese wieder wahrhaft frei und unabhängig sein werde. Sie haben auf dem Wiener Congreß und in Paris diese Zusicherungen loyal erfüllt, wenngleich sie zwischenhinein die Schweiz verleiteten, sich ihnen im erneuten Kampf gegen Napoleon anzuschließen und ihr „kostbarstes von den Vätern ererbtes Kleinod" durch die unglückliche Convention vom 20. Mai 1815 noch einmal preiszugeben.

Wohlerwogen war die Instruction für die schweizerische Gesandtschaft zum Wiener Congreß. Sie nannte als erste Aufgabe, „die feierliche Anerkennung der schweizerischen Eidgenossenschaft als eines freien, unabhängigen, durch seine eigene Verfassung regierten Staates zu begehren, wobei aber die Erwähnung irgend einer Garantie sorgfältig zu vermeiden sei", und als zweitwichtigsten Gegenstand die Anerkennung der durch drei Jahrhunderte hindurch getreulich verwahrten Neutralität, „deren unerläßliche Nothwendigkeit die Ereignisse der letzten 16 Jahre sattsam bewiesen haben". Sie begründete diese Forderung durch den Hinweis auf die Gefahren, die dem Volke drohen würden, wenn seine Neutralität zweifelhaft, oder wenn sie lediglich dem Wechsel der Politik und des Krieges überlassen bliebe. „Aber", führte sie weiter aus, „nicht die Wohlfahrt der Schweiz allein kommt hiebei in Betracht; diese Neutralität wirkt auch entscheidend auf die Ruhe von Deutschland, Italien und Frankreich, für welche das am höchsten liegende Land in Europa zu gleicher Zeit die stärkste Vertheidigungsposition und der gefährlichste Angriffspunkt ist. Jede große Macht, welche militärisch die Schweiz zu beherrschen trachtet, deckt, indem sie ins Herz ihres Feindes dringen will, gerade den Punkt auf, wo sie selbst schwach und verwundbar ist; dahingegen ganz Europa in der neutralen und friedlichen Schweiz ein Unterpfand seiner Sicherheit und eine der ersten Bedingungen des politischen Gleichgewichts findet, welches durch den Wiener Congreß hergestellt werden soll... Sind einmal durch das Wohlwollen der Mächte die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz gesichert, so sollte die Schweiz in sich selbst für Aufrechthaltung derselben eine doppelte Bürgschaft haben. Die erste entspringt aus den Militäreinrichtungen, die zweite steht mit der Wiederherstellung unsrer Grenzen im Zusammenhang."

Diese Gesichtspunkte waren bei den entscheidenden Verhandlungen maßgebend und wurden von den schweizerischen Gesandten, an ihrer Spitze Reinhard, mit großem Geschick zur Geltung gebracht. Durch die Erklärung vom 20. März 1815 erkannte der Congreß die immerwährende Neutralität der Schweiz unter der Bedingung an, daß sie seinen Vergleichsbestimmungen über die Integrität der neuen, aus früheren Unterthanenländern hervorgegangenen Cantone, über die Zutheilung der von Frankreich abzutretenden Gebiete (Wallis, Neuenburg und Genf) und über einige finanzielle Fragen beitrete. Das war noch keine definitive Urkunde, wie bisweilen angenommen wird; aber nachdem im Laufe des Sommers die Tagsatzung und die Cantone die darin ausgesprochene Bedingung erfüllt hatten, stand der endgültigen Redaction der Anerkennungsacte ein wesentliches Hinderniß nicht mehr im Wege. Immerhin verfolgt man mit dem lebhaftesten Interesse die umsichtige Thätigkeit, die der gewandte Genfer Diplomat Charles Pictet de Rochemont[1]) als Bevollmächtigter der Tagsatzung im Spätjahr 1815 in Paris entfaltete, um die gestellte Aufgabe in möglichst glücklicher Form und unabhängig vom Friedensvertrag mit Frankreich zu lösen. Ihm übertrugen die Vertreter der Großmächte in vollem Vertrauen die Abfassung der Urkunde, und er hielt sich keineswegs an den Wortlaut der Wiener Declaration, sondern scheute sich nicht, sie völlig umzuarbeiten, so wie es den Interessen der Schweiz am besten zu entsprechen schien. Entwurf und definitive Form der Urkunde sind das Werk eines Schweizers, und schon aus diesem Grunde kann sie keine für die Schweiz ungünstigen Bestimmungen und Fallstricke der fremden Diplomatie enthalten. „Die völkerrechtliche Anerkennung der schweizerischen Neutralität durch die Mächte ist in ihrem Wortlaut ebenso ein echt schweizerisches Product, wie diese Neutralitätspolitik selbst sich als eine alte Tradition der Eidgenossenschaft darstellt." Die Acte wurde dem Pariser Friedensprotokoll vom 20. November 1815 einverleibt und erhielt im Jahre 1816 von Großbritannien, Preußen, Frankreich, Rußland und Oesterreich, 1817 und 1818 auch von Spanien, Portugal und Schweden in separaten Ausfertigungen — denn eine collective Unterzeichnung des Originals war in Paris bei der raschen Abreise der Diplomaten versäumt worden — die formelle Zustimmung.

Gegenüber abweichenden deutschen und französischen Versionen, die früh, z. B. von Klüber und Martens, verbreitet worden sind, stellt Schweizer nach den officiellen Documenten und Publicationen den authentischen Text der Urkunde fest. Sie ist ausführlicher gehalten als die Wiener Declaration und erscheint überhaupt als ein ganz neues Werk. Durch ihre entscheidenden Bestimmungen wurde die ewige Neutralität der Schweiz von den Mächten förmlich anerkannt („les Puissances . . . font par le présent acte . . . une reconnaissance formelle et authentique de la neutralité perpétuelle de la Suisse"), die Unantastbarkeit und Unverletzlichkeit ihres Gebietes („l'intégrité et l'inviolabilité de son territoire") in den neuen, durch den Wiener Congreß und den zweiten Pariser Frieden fixirten Grenzen garantirt, das nordsavoyische Territorium in die schweizerische Neutralitätssphäre einbezogen und der Satz aufgenommen, daß die Neutralität der Schweiz, ihre Unverletzlichkeit und ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß im wahren Interesse von ganz Europa liegen.

---

1) Neben dem „Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David v. Wyß, Vater und Sohn", geschildert von Friedrich v. Wyß (Zürich, 1884—1886), gehört die „Biographie, travaux et correspondance diplomatique de C. Pictet de Rochemont", par *Edmond Pictet* (Genève 1892), zu den aufschlußreichsten Werken über die neuere Geschichte der Schweiz und ihrer Neutralität.

Es lohnt sich wohl der Mühe, unter der Führung Schweizers sich diese Bestimmungen genau anzusehen und vor allem den Umfang der darin ausgesprochenen Garantie klarzustellen. Da finden wir nun, daß sich die Garantie nur auf die Unantastbarkeit des schweizerischen Territoriums in seinen neuen Grenzen bezieht und den Zweck hat, der Schweiz die ihr zurückgestellten oder neu zugetheilten Grenzgebiete gegen allfällige Ansprüche der früheren Eigenthümer — Sardinien, Frankreich, Oesterreich 2c. — zu sichern. Sie bezieht sich nicht auf die innere politische Organisation, welche die schweizerischen Staatsmänner aus guten Gründen durchaus selbst bestimmen wollten, und welche in der That, wenn nicht ohne fremde Einwirkung, so doch ohne fremde Bürgschaft neu geordnet wurde. Aber ebenso wenig bezieht sie sich auf die Neutralität. Es kommt hier nicht in Betracht, daß die Wiener Erklärung vom 20. März von der „Anerkennung und Garantie der ewigen Neutralität der Schweiz in ihren neuen Grenzen" spricht; denn diese Erklärung hatte ja überhaupt nur vorbereitenden Charakter, und der betreffende Passus ist zudem, wie Schweizer überzeugend nachweist, aus einer ungenauen Zusammenziehung zweier verschiedenen Begriffe („reconnaissance de la neutralité .. et garantie du territoire dans ses nouvelles limites") hervorgegangen. Es kann der Sache auch keinen Eintrag thun, wenn die gleiche Redaction Aufnahme in den Ingreß der Pariser Acte vom 20. November gefunden hat. Das Entscheidende bleibt immer, daß die Mächte in den dispositiven Bestimmungen dieser alle früheren Verhandlungen abschließenden Urkunde die schweizerische Neutralität nicht garantiren, sondern einfach anerkennen. Und es ist gut so! Eine Garantie wäre ebenso werthlos als gefährlich für die Schweiz. Sie würde ihr, nach allen Erfahrungen, im Falle der Noth nichts helfen und bei wirklicher Anwendung ihre Unabhängigkeit bedrohen. Sie würde die Neutralität in die Gnade der fremden Mächte stellen und dadurch den einfachen Grundsatz des Völkerrechts verdunkeln und verfälschen, daß jeder Staat das unbedingte und uneingeschränkte Recht hat, allen äußeren Kriegen gegenüber sich neutral zu halten. Es lag dann auch den Mächten damals fern, die freie Bewegung der Schweiz zu beeinträchtigen, und um jedem Zweifel zu begegnen, stimmten sie rückhaltlos dem von Pictet de Rochemont vorgeschlagenen, auf eine dreihundertjährige Erfahrung gegründeten Satze bei, daß ganz Europa ein Interesse nicht nur an der Neutralität der Schweiz, sondern auch an ihrer politischen Unabhängigkeit und ihrem unverletzlichen Bestande habe. Es war im Grunde dasselbe Princip, das die Tagsatzung in der erwähnten Instruction für den Wiener Congreß und die Mächte ihrerseits in einem der wichtigsten Momente der Geschichte (Dec. 1813) auf publicistischem Wege ausgesprochen hatten: die vollkommenste Unabhängigkeit des Landes sei „die erste Bedingung seiner eigenen glücklichen Existenz und zu gleicher Zeit eines der ersten politischen Bedürfnisse des ganzen europäischen Staatenvereins".

Verpflichtungen irgendwelcher Art wurden der Schweiz durch die Pariser Acte nicht ausdrücklich überbunden. Ohne weiteres nahm man an, daß sie die anerkannte Neutralität stets mit bewaffneter Hand nach eigenen Kräften wahren könne, und hielt sich auch im Hinblick auf ihre Geschichte überzeugt, daß sie ihr Kriegsrecht niemals zu aggressiven Zwecken mißbrauchen werde. „Wie berechtigt dieses Vertrauen war," so schließt Schweizer seine Darstellung der wichtigen Uebergangszeit von 1813—1815, „sollte die folgende Periode zeigen, da selbst die weitgreifendsten Veränderungen in der Verfassung und dem Regierungssystem der Schweiz, wie auch der europäische Kampf zwischen Republik und Monarchie die schweizerische Neutralitätspolitik nicht zu erschüttern, vielmehr noch strenger und reiner zu entwickeln vermochten."

Zur Geschichte der Regierung Alexanders II.

II.

Es ist neuerdings von der Möglichkeit einer Verfassung in Rußland die Rede gewesen. Im Hinblick auf die Vorgänge der allerjüngsten Zeit ist folgende Aeußerung Kawelins in seinem Schreiben an Herzen vom 10./22. Mai 1862 von Interesse: „Meine Brochüre ist im Mai 1861 verfaßt worden, als der russische Adel aus vollem Halse nach einer Constitution schrie, indem er darunter die Aufhebung der Verordnung vom 19. Februar verstand." Am Schlusse desselben Schreibens heißt es: „Im Jahre 1859 haben wir miteinander über die Lage gesprochen. Meine Gesinnung hat sich seitdem nur wenig verändert; die Regierung ist aber inzwischen noch dummer, das Publicum noch abgeschmackter geworden. Alles geht aus den Fugen, fault und stürzt. Ein mit Worten nicht wiederzugebender und kaum denkbarer Unsinn greift um sich. Gut ist nur das einfache Volk, welches seine Arbeit verrichtet, ohne sich um unser Geschwätz zu kümmern. Das Volk ist für den Zaren. Mit seinem Instinct fühlt es, daß es bei einer Constitution oder Umwälzung nur verlieren, nichts gewinnen kann. Wollte ich meine Eindrücke mit zwei Worten definiren, so ließe sich die Frage auf Folgendes zurückführen: auf die Ersetzung eines byzantinisch-tatarisch-französisch-grundherrlichen Ideals eines russischen Zaren durch das slavische Volksideal, mit Hülfe einer möglichst weiten administrativen Reform in allen Theilen. Alles übrige sind europäische Fiorituren. Ob wir diese Aufgabe in Frieden bewältigen werden oder durch einen Zusammenbruch, das weiß ich nicht; der letztere Weg ist kürzer, der erstere sicherer."

Man sieht, daß Kawelins Ideen sich nicht gerade durch Klarheit auszeichnen. Wir erfahren nicht, wie er sich die Verwirklichung des „slavischen Volksideals" gedacht habe. Was aber die Aufgabe einer Reform anbetrifft, so ist dieselbe heute zu lösen wie damals. In den Jahrzehnten, welche seit jenem Schreiben Kawelins verstrichen sind, geschah kaum etwas, um eine durchgreifende Besserung der Zustände anzubahnen; am wenigsten ist von der Wahrscheinlichkeit eines Zusammenbruchs zu reden, und ob der letztere Weg der kürzere wäre, wie Kawelin meint, erscheint fraglich.

Kawelin weilte im Jahr 1862 im Auslande. Von Paris aus schrieb er an Herzen: „Irgend einen activen Posten bei einer so sinnlosen Regierung kann und will ich nicht. In der Universität bin ich unmöglich, weil ich dort zwischen zwei Feuern stehen würde, — den Studenten und der nach rechts und links schwankenden Regierung, die durch irgend eine Dummheit in einem Nu das zerstört, was man lange und mit Mühe aufgebaut hat." Aber Kawelins Verstimmung war nicht nur gegen die Regierung gerichtet, sondern auch gegen Herzen, dessen Angriffe im „Kolokol" immer maßloser wurden. Es hatte in Rußland Unruhen gegeben, und Herzen tadelte die in dieser Veranlassung getroffenen Maßnahmen. Kawelin schrieb an Herzen: „Die Verhaftungen wundern mich nicht; ich gestehe dir, sie erscheinen mir meist empörend. Die revolutionäre Partei findet alle Mittel für gut, um die Regierung zu stürzen, und die letztere wehrt sich mit allen Mitteln. Anders waren die Verhaftungen und Verbannungen unter dem niederträchtigen Nikolaus. Menschen gingen zu Grunde für ihre Gedanken, Ueberzeugungen, Glauben und Worte. Ich wollte, du wärest die Regierung, und ich möchte dann sehen, wie du gegen Parteien handeln würdest, welche im geheimen und offen gegen dich arbeiteten." (S. 65—66.)

Höchst fesselnd ist die Mittelstellung, welche auch Turgenjew zwischen dem officiellen Rußland und Herzen einnahm. So z. B. schrieb er an den Letzteren Anfang 1858: „Bitte, schimpfe nicht über Alexander Nikolajewitsch, da ohnehin alle Rückschrittler in Petersburg über ihn herziehen. Wozu ihn von beiden Seiten puffen? Er kann dann noch den Muth verlieren." Und etwas später: „Ich hoffe auf Alexander Nikolajewitsch, obwohl leider wahrscheinlich seine Umgebung noch schlimmer ist, als wir dachten" (90). Im Jahr 1860: „Der chaotische Zustand in unserm Vaterland ist rührend" (99). Am 1. Januar 1861: „Du wirst gebeten, den Großfürsten Constantin Nikolajewitsch in deinem Blatte zu schonen, da er, wie man sagt, u. a. in der Sache der Bauernemancipation wie ein Löwe gegen die Adelspartei kämpft, und jedes deiner ungnädigen Worte in seinem empfindsamen Herzen einen schmerzlichen Widerhall findet" (S. 103). Wie Kawelin, so sprach auch Turgenjew in höchster Entrüstung über den russischen Adel, welcher sich der Maßregel der Bauernemancipation nur murrend fügte. Der geniale Belletrist hatte mit seinen Novellen in dem „Tagebuche eines Jägers" den Unfug der Leibeigenschaft aufdecken helfen; jetzt hatte die Sache der Geknechteten den Sieg errungen, und Turgenjew triumphirte: „Die hiesigen Russen," schrieb er an Herzen aus Paris, „haben lange Gesichter gemacht, aber sich bereits beruhigt. Die „Times" spricht von haughty und factious noblesse! Dreck ist diese noblesse, und Gott sei Dank dafür!" In großer Freude meldete Turgenjew seinem Freunde, die Grundgedanken bei dem Werke der Emancipation seien angenommen: „Die Pflanzer in Petersburg und hier befinden sich in einer unbeschreiblichen Wuth; hier schreien sie, das Project sei nicht liberal, unklar u. s. w. In manchen Punkten befand sich der Kaiser in der Minorität von 9 gegen 37 Stimmen. Am liberalsten erwiesen sich in dieser Angelegenheit: der Großfürst Constantin Nikolajewitsch, Bludow, Lanskoi, Boltin und Tschewkin."

Turgenjews freundschaftliche Beziehungen zu Herzen und seine indirecte Mitarbeiterschaft an dem „Kolokol" konnten ihm leicht verderblich werden. Man hatte in Petersburg davon erfahren, wußte vielleicht auch von einem Besuche, welchen Turgenjew in London dem radicalen Publicisten gemacht hatte. Genug, Turgenjew erhielt eine officiöse Mahnung, nie etwas in der „Glocke" zu veröffentlichen. Ja noch mehr, die sogenannte „dritte Abtheilung", d. h. die Behörde der geheimen Polizei, forderte ihn auf, nach Rußland zurückzukehren. Man drohte ihm, falls er nicht komme, mit der Confiscation seines Vermögens. Turgenjew nannte das sehr lustig in einem Schreiben an Herzen vom 12. Februar 1863 den „allerhöchsten Humor". „Ich habe," schrieb er, „mit einem Brief an den Kaiser geantwortet, worin ich ihn bat zu befehlen, daß man mich schriftlich verhöre. Sind sie dann mit meinen Antworten zufrieden, um so besser; wenn nicht, so fahre ich nicht, und mögen sie sich dann blamiren und mich meines Ranges verlustig erklären" u. s. w. (S. 141—142). Die Angelegenheit lief übrigens glücklich ab, und Turgenjew wurde nicht verfolgt. Indessen mögen die Mißhelligkeiten, welche bald darauf zwischen ihm und Herzen entstanden, zum Theil auf diese Episode zurückzuführen sein. Noch im Jahre 1862 hatte Turgenjew seinem Freunde die rückhaltloseste Bewunderung ausgedrückt. Etwas später tadelt er ihn wegen zu radicaler Tendenzen, mißbilligt die große Rolle, welche Ogarjew in dem „Kolokol" spielte, und sprach seine Unzufriedenheit mit einer Adresse aus, welche man dem Kaiser vorlegen wollte, um ihn zur Verleihung einer Verfassung aufzufordern. In dem Tadel des Bestehenden, in der Kritik der Schäden des bureaukratischen Absolutismus hatte man leicht gemeinsamen Boden gefunden. Wenn es aber galt, Neues zu schaffen, für ein politisches Programm einzutreten, fehlte die Möglichkeit einer Einigung unter so heterogenen Elementen wie Turgenjew und Herzen.

Noch auffallender als die intimen Beziehungen Turgenjews zu Herzen sind diejenigen Aksakows zu dem agitatorischen Emigranten. In dem Schreiben des Moskauer Slavophilen begegnet uns eine arge Gereiztheit über die Haltung der Regierung. Auch er spricht in ähnlicher Weise wie Kawelin und Turgenjew voll Entrüstung von der schwankenden, inconsequenten Art Alexanders II. und erzählt mancherlei Anekdoten von dem schädlichen Einfluß, welchen Hofleute und reactionäre Würdenträger auf den Kaiser übten. „In der Verwaltung herrscht wie früher eine Reihe von Anomalien," bemerkt Aksakow in einem Schreiben im Jahre 1857, „bald weht hier der Liberalismus, bald geht es nikolaitisch her. Ueberhaupt ist es garstig. Man wird Ihnen gewiß schon die hiesige Universitätsaffaire ausführlich geschildert und Sie werden bereits erfahren haben, wie die Studenten von den Policisten mit Säbeln und Kantschus fast todtgeschlagen wurden" (S. 164). Die letztere Episode ist typisch. Unzählige Male haben sich in den letzten vierzig Jahren Studentenunruhen auf verschiedenen Universitäten ganz in derselben Weise abgespielt, wobei jedesmal die Gebildeten, insbesondere Vertreter der Professorenkreise, die Brutalität verurtheilten, mit welcher die Polizei die Studenten mißhandelte. In dem Anhange des vorliegenden Buches (S. 198) ist Kawelins Denkschrift über die Unruhen in der Petersburger Universität vom Jahre 1862 abgedruckt. Die hier geäußerten Ansichten enthalten reichliches Material über die Frage, wie es kam, daß die studirende Jugend nihilistischen Umtrieben so leicht zugänglich ist. Kawelin verlangt eine Reorganisation der Universitäten, welche in der Zeit der Regierung Nikolai's I. nach militärischem Muster gewissermaßen Cadettenhäuser geworden waren. Man erinnert sich unwillkürlich eines Ausspruchs Pirogows, welcher als Curator des Lehrbezirks von Odessa und später von Kijew eine Reform der Universitäten in liberalem Sinne anstrebte, aber mit seinen humanen, fortschrittlichen Ansichten nicht durchdrang. „Ich bin überzeugt," schrieb Pirogow, „daß wenn über unsern Studenten nicht fünfzig Jahre lang, von 1826 ab, der systematische Druck all der Curatoren, Inspectoren u. s. w. gelastet hätte, unsre Jugend die Strömungen einer neuen Zeit in ganz anderer Weise aufgenommen hätte. Dieser ging crescendo, und währte lange genug, um lege artis die jungen Naturen verkrüppeln, die Sitten verrohen und viele Hunderte und Tausende von Seelen verderben und verkommen zu lassen."[1]) Wenn edel gesinnte Männer, wie Aksakow, Kawelin und Pirogow, Gelehrte und Schriftsteller, auf welche alle Russen mit Recht stolz sind, Persönlichkeiten, welche ebenso ausgezeichnet sind durch ihre Gaben und Kenntnisse, wie durch ihren Charakter, in übereinstimmender Weise den auf der akademischen Jugend in Rußland lastenden, dem Regime Nikolai's I. entstammenden Druck verurtheilen, so sollte das hinreichen, um sich auf die Nothwendigkeit einer Wandlung auf diesem Gebiete zu besinnen. Dagegen ist in den letzten Zeiten in dieser Hinsicht Alles beim Alten geblieben, und auch die Universitäten bleiben ein bedenkliches Element in der modernen socialen Ordnung Rußlands. Es wiederholen sich da Excesse wie die oben erwähnten, und aus den Studenten werden politische Agitatoren und Nihilisten. Sehr entschieden verurtheilt Kawelin in seiner Denkschrift das Universitätsstatut, welches „die Studenten auf eine Stufe stellt mit Gymnasiasten und einem Polizeibeamten, dem Inspector, eine ungeheure Gewalt über sie einräumt, die Pro-

---

[1]) Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Bd. III. S. 251.

fessoren von den Studenten **trennt**" u. s. w. Kawelin beklagt, „daß die übermäßige Strenge der Criminalgesetze und die ihnen innewohnende Neigung, solchen Vergehen der Jugend, welche im Grunde nur jugendliche Fieberphantasien sind, den Charakter von Staatsverbrechen zu verleihen, der strengen und gewissenhaften Beaufsichtigung der Studenten hinderlich" seien. Es ist schwer zu begreifen, wie solche Mahnungen immer wieder ungehört verhallen, wo doch unzählige Vorgänge und deren ruhige, objective Beobachtung die Urtheile Aksakows, Kawelins, Pirogows u. A. bestätigen.

An der Loyalität und dem Patriotismus solcher nicht bloß geistig, sondern auch ethisch hochstehender Russen ist nicht zu zweifeln; ihre Autorität in politischen und socialen Fragen ist denn doch eine ganz andere, als die Extravaganzen der Heißsporne und Emigranten, wie Herzen, Ogarjew und Bakunin. Um so werthvoller ist es, aus den Briefen Aksakows mancherlei über seine Ansichten zu erfahren. Indem er den „Wirrwarr" der ersten Jahre der Regierung Alexanders II. schildert, bemerkt er u. a.: „Der einzige Ausweg aus dieser Lage ist die Gestattung der Urtheils- und Preßfreiheit. Die Presse würde schon der Wahrheit den Sieg verschaffen."

Aksakow folgte mit der größten Spannung dem Werk der Bauernemancipation. Er nahm wahr, daß diese Reform, nicht einheitlich durchgeführt, ohne Zusammenhang mit anderen Neuerungen, welche unerläßlich waren, aber nicht gewagt wurden, nicht gelingen werde. Pessimistisch äußert sich Aksakow über den Mangel an Enthusiasmus für die große Maßregel der Bauernbefreiung: „Sind wir denn so alt geworden," fragt er, „so vom nikolaitischen Quas (Dünnbier, russisches Nationalgetränk) durchsäuert, daß uns Alles säuerlich-salzig erscheint? . . . Man sagt sich beständig, daß eine der größten socialen Revolutionen stattfindet, aber man spürt sie nicht; allerdings hat ein frischerer Wind zu wehen begonnen, aber er ist durch so stinkende Körper filtrirt, daß man ihn nur mit Mühe empfinden kann." Aksakow fragt, ob das Gesetz der Bauernbefreiung nur „eine Bresche in die Festungsmauer geschossen habe", und fährt fort: „Wir müssen zuvörderst den Lug und Trug überstehen; die ganze Abscheulichkeit, die in unserm Organismus genistet hat, muß hervortreten (Rußland wird schön aussehen mit diesem Aussatz), dann trocknen und abfallen" u. s. w. (S. 175).

Zu den Reformen Alexanders II. gehören die Organe der Localverwaltung, welche unabhängig von der Bureaukratie und der Centralisation dem provinciellen Leben eine gewisse Selbständigkeit verleihen sollten. Die Entwicklung dieser Institute ist leider gehemmt worden, und auch neuerdings scheint das entgegengesetzte Institut der „Landeshauptleute", welches unter Alexander III. entstand, noch weiter entwickelt werden zu sollen. Im Hinblick auf diese Vorgänge sind manche Aussprüche russischer Patrioten von Interesse. Kawelin schrieb u. a.: „Von dem Erfolge der Selbstverwaltungsinstitute, des Semstwo, hängt unsre nächste Zukunft ab, und von ihrem Fortschritt wird es abhängen, ob wir für eine Verfassung reif sind und ob wir eine solche bald erhalten werden" (S. XI). Ebenso schrieb er an Herzen 1862 aus Paris: „Aus der gegenwärtigen falschen Situation kann sich leicht eine Militärdictatur entpuppen, eine Constitution nicht, wenigstens keine solche, von der die ordentlichen Leute träumen. Ich sage: Leget in der Selbstverwaltung den Grund zu einer wahren und sicheren politischen Freiheit. Das Uebrige wird sich von selbst machen" (S. 57). Im Grunde hat selbst Katkow diese Ansichten getheilt, Katkow, dessen späterer Einfluß für so unendlich verderblich gehalten und dessen Haltung in ethischer wie politischer Beziehung auf das allerentschiedenste verurtheilt wird. Im Jahre 1862 forderte Katkow, daß der russische Staat eine mächtige Landschaftsvertretung heranbilde (S. 218), eine Forderung, welche leider unerfüllt geblieben ist. Im Mittelpunkt der Klagen über die leidigen Zustände, der Reformvorschläge, welche zu Anfang der Regierung Alexanders II. gemacht wurden, steht immer wieder der Wunsch der Gesellschaft, der russischen Intelligenz einen gewissen Antheil an der Verwaltung zu sichern und Mittel zu finden, die Regierung über das, was Noth thut, zu informiren. In dem Briefwechsel Herzens mit dessen Freunden ist von einer an den Kaiser Alexander II. zu richtenden Adresse die Rede, in welcher um die Verleihung einer Verfassung gebeten wurde. In Betreff der Erfüllung dieses Wunsches konnte man verschiedener Ansicht sein. Der Motivirung der Bitte aber mußte man beistimmen. Da heißt es u. a.: „Unentschlossen schweigt das Volk. Niemand weiß, was es will; es vermag nicht, sich über die eigenen Bedürfnisse klar zu werden, weil ihm die Mittel zu gegenseitiger Verständigung genommen sind. Es hat kein Recht, sich zu versammeln, um über seine Bedürfnisse zu berathen und seine Stimme hören zu lassen. Niemand fragt es nach seinen Wünschen; ein von ihm laut geäußertes Wort würde von der Regierung Ew. Majestät selbst als ein Verbrechen gegen die Staatsgewalt angesehen werden" u. s. w. (S. 123).

Diese Briefe und Denkschriften, welche vor einem Menschenalter geschrieben wurden, können nicht bloß als Quellen bei der Erforschung der Geschichte Rußlands unter Alexander II. dienen. Sie enthalten auch lehrreiche Winke für die Beurtheilung der gegenwärtigen Lage dieses Reiches.

Wasserkraftanlagen.

* **Ueber größere Wasserkraftanlagen** in Deutschland, in der Schweiz und in Oesterreich hielt Prof. Intze, gegenwärtig Rector der Technischen Hochschule zu Aachen, auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure einen Vortrag, der kurz schon (im Hauptblatt vom 25. Aug.) erwähnt worden und der nach der „Köln. Ztg." im wesentlichen lautete: Die Bedeutung der Wasserkräfte ist in der neuesten Zeit dadurch wesentlich gestiegen, daß es nach den Erfolgen der elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M. und den inzwischen gemachten wesentlichen Fortschritten gelungen ist, durch Zuhülfenahme der Elektrotechnik diese Kräfte auf größere Entfernungen nutzbringend zu übertragen, und daß im Betriebe die hierzu erforderlichen Einrichtungen bereits seit längerer Zeit sich bewährt haben. Die Leistung einer Wasserkraft hängt in erster Linie von dem Product aus dem Gewicht der in der Zeiteinheit zufließenden Wassermenge und dem Gefälle ab. Dieses Product in der ungünstigsten Zeit möglichst groß zu machen, ist die Aufgabe des Technikers. Die örtlich oft großen Schwankungen in den secundlichen Zuflußmengen der meisten Wasserläufe drücken naturgemäß den Werth der Wasserkraft wesentlich herab. Ein Beispiel dieser gewaltigen Schwankungen sind die Erscheinungen der Hochfluth vom November 1890 in einzelnen Seitenthälern des Rheins. In wenigen Stunden erfolgen gewaltige Anschwellungen, die oft das Tausendfache des kleinsten Wasserquantums in trockener Zeit erreichen. Die Nutzleistungen der Wasserläufe bei Motorenanlagen für Fabriken könnte man wesentlich dadurch erhöhen, daß man den Zufluß- und Abflußcanälen, die eine größere Länge besitzen, das vortheilhafteste Querprofil gibt. An einigen Fällen, wie sie häufig in der Praxis vorkommen, wird nachgewiesen, daß z. B. für Canäle von 2000 Meter Länge, etwa 10 Meter Breite, bei einem Sohlengefälle von 1 : 2000 bereits durch eine verhältnißmäßig geringfügige Vertiefung von etwa 50 Centimeter und fortlaufende Erhaltung dieser Profile eine Vergrößerung der Nutzleistung erzielt werden kann, deren Werth sich auf mehrere tausend Mark jährlich berechnet, während die Zinsen der hierfür aufzuwendenden Kosten fast verschwindend sind. Als Beispiel größerer Wasserkraftanlagen der Neuzeit wurde zunächst angeführt die jetzt unter Leitung des Vortragenden in der Ausführung begriffene große Wasserkraftanlage bei Rheinfelden oberhalb Basel, wo für normale Wassermengen eine Leistung von 15,000 Nutzpferden geschaffen

werden soll, für welche eine Gesammt-Capitalanlage zur Schaffung der Wasserkraft von vier Millionen Mark, und für die elektrische Uebertragung dieser Kräfte nach Baden und nach der Schweiz bis auf etwa 30 Kilometer Entfernung nochmals etwa drei Millionen Mark in Aussicht genommen sind. Diese Anlage wird in etwa zwei Jahren betriebsfähig sein. Durch eine geringfügige Verbesserung des früher geplanten Canalprofils würde bei der bedeutenden Wassermenge, die hier zur Verfügung steht (als Minimum 300 Kubikmeter in der Secunde), eine Mehrleistung von über 1000 Nutzpferden erzielt werden. Nach den Concessionen, welche die beiden Uferstaaten Baden und die Schweiz ertheilt haben, wird das Rheinwasser in einem Canal von 50 Meter Breite am badischen Ufer auf etwa 900 Meter Länge abgeleitet und dann in 19 Turbinenanlagen nutzbar gemacht, deren jede 840 Nutzpferde bei 55 Touren der betreffenden Welle leistet. Direct auf der Welle dieser Turbinen werden Dynamos von 6.7 Meter Durchmesser die Abnahme der Kraft und die Weiterleitung derselben durch Drähte nach Baden und der Schweiz vermitteln, um diese Kraft in den dort vorhandenen und neu zu schaffenden Etablissements nutzbar zu machen.

Redner erläutert nun an den Zeichnungen die früheren Projecte und die Verbesserungen, die an denselben von ihm vorgenommen worden sind, ebenso gibt er einen Ueberblick über die Kosten, welche durch die Fernleitung der Kraft auf elektrischem Wege dadurch erwachsen, daß einerseits durch die Fernleitung ein Kraftverlust entsteht, und ferner dadurch, daß die Anlagekosten dieser Fernleitung verzinst und getilgt werden müssen. Eine vorgeführte graphische Darstellung gibt an, in welcher einfachen Weise sonst verwickelte Formeln für diesen Fall zur Anwendung gebracht werden können, derart, daß man sofort aus dieser Darstellung ablesen kann, welche Kosten erwachsen, wenn eine bestimmte Kraft, die zu einem bestimmten Preise am Gewinnungsort zur Verfügung steht, auf eine bestimmte Entfernung hin elektrisch übertragen werden soll. Es wird hienach auf Grund der abgeschlossenen Verträge für die Ausführung der Kraftanlage in Rheinfelden angegeben, daß man im Stande ist, im Mittel eine Nutzpferdekraft innerhalb der angegebenen Grenzen der Uferstaaten Baden und Schweiz etwa zu dem Selbstkostenpreise von 60 M. für jede Pferdekraft, die Tag und Nacht hindurch zur Verfügung steht, zu schaffen. Einen Vergleich hiemit bietet gegenwärtig in Berlin die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft, die bereits auf elektrischem Wege außer der Beleuchtung Berlins eine Kraftübertragung von etwa 2000 Nutzpferden besorgt, wobei diese Kraft erst durch Dampf an einigen Centralstellen geschaffen werden mußte, und für eine Nutzpferdekraft am Verbrauchsorte rund 420 M. jährlich einnimmt, wenn diese Kraft 12 Stunden hindurch an 300 Arbeitstagen im Jahre benützt wird. Daß dieser hohe Preis noch im Stande ist, daselbst mit der durch Kleinmotoren erzielten Kraft in Wettbewerb zu treten, ist durch statistische Erhebungen darauf zurückgeführt, daß diese Kleinmotoren nie voll, sondern höchstens bis zu 40 Proc. ihrer vollen, bezahlt zu rechnenden Leistungsfähigkeit im allgemeinen benützt worden sind, während man bei der elektrischen Kraftübertragung nur so viel zu bezahlen hat, als wirklich der Leitung entnommen wird.

Prof. Intze erläuterte sodann im Vergleich zu der Kraftanlage in Rheinfelden an der Hand von Plänen ein Concurrenzproject von Vicarino für die Wasserkraftanlagen Augst-Birsfelden und wies darauf hin, daß diese Anlage im Verhältniß zu derjenigen von Rheinfelden viel zu theuer ist. Im Princip sollte hier durch eine erste Turbinen-Anlage ein Theil des Rheinwassers in einen etwa 8 Meter höher gelegenen Canal gepumpt, durch denselben von Augst bis Birsfelden weitergeleitet und dann in Birsfelden mit etwa 16 Meter Gefälle nutzbar gemacht werden, um von hier durch elektrische Uebertragung wiederum diese Kräfte, besonders in Basel, nutzbar zu machen. Die hohen Kosten hiefür, die für die Nutzpferdekraft, Tag und Nacht hindurch zur Verfügung stehend gerechnet, in Basel etwa 250 M. für die Nutzpferdekraft jährlich bei voller Ausnutzung der Anlage ergeben würden, machen die ganze Anlage zu wenig ertragsfähig, als daß Capitalisten sich entschließen würden, diese, auch in den Anlagekosten sehr theure Kraftanlage auszuführen. Eine Concession ist für das Project nicht ertheilt. Es wird auf eine ähnliche, allerdings mit wesentlich höherem Druck von 140 Meter ausgeführte Wasserversorgung und Wasserkraftanlage in Genf verwiesen, die, unter besonders günstigen Verhältnissen ausgeführt, allerdings der Stadt Genf wesentlichen Nutzen geleistet hat. Nach einer Mittheilung des Oberingenieurs P. Schmick in Frankfurt a. M., unter dessen Leitung gegenwärtig eine Wasserkraftanlage von 3000 Nutzpferden an der Aare bei Oberwynau in Ausführung begriffen ist, soll hier durch vier Turbinen zu je 750 Nutzpferden mit direct auf die Wellen gesetzten Dynamos, ganz wie in Rheinfelden, die Kraft gewonnen und übertragen werden. Die elektrische Anlage wird hier von Siemens und Halske ausgeführt, bei derselben sollen ebenso wie bei der von Rheinfelden Drehstrom-Dynamos zur Anwendung kommen. Escher, Wyß u. Cie. in Zürich haben mit einigen anderen Firmen in Zürich sich selbst eine Wasserkraftanlage geschaffen und auf etwa 30 Kilom. Entfernung elektrisch in ihre Fabriken übertragen; sie hoffen, bei einem Preise von 135 Frcs. für die Nutzpferdekraft jährlich in etwa zehn Jahren die Gesammtanlagekosten, die etwa eine Million Francs betragen sollen, zu tilgen. Vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus sind Wasserkraftanlagen insofern noch von größerer Bedeutung, als die wesentlichsten Kosten, welche dieselben veranlassen, fast verschwinden oder auf ein Minimum herabgedrückt werden, sobald die Anlagekosten getilgt sind, was bei anderen Kraftanlagen nicht oder nur in wesentlich geringerem Maße der Fall ist. Am Lech bei Augsburg ist eine Wasserkraftanlage von der Elektricitäts-Actiengesellschaft, früher Lahmeyer u. Cie. in Frankfurt a. M., in Aussicht genommen, und die vorläufige Erwerbung der Grundstücke und der Concession ist bereits bewirkt. Eine wesentliche Verbesserung dieser Anlage kann dadurch erzielt werden, daß ein größerer Ausgleichweiher von 500 Millionen Kubikmeter Inhalt es zuläßt, wesentliche Schwankungen, wie sie für Kraft- und Lichtbedürfniß im Laufe von 24 Stunden eintreten, auszugleichen, und daß ein größerer Verlust, wie er für Flößereizwecke in trockener Zeit eingetreten sein würde, sich dadurch vermeiden läßt, daß für diese Zeit die Flößerei durch den Canal und durch eine besondere Floßschleuse hindurch stattfindet. In sehr schwieriger Weise mußte in diesem Falle die Ermittelung der fließenden Wassermengen vorgenommen werden, da der Lech in dem angreifbaren Gerölle sich in jedem Jahre während der letzten Jahrzehnte fast um 20 Centimeter in seiner Sohle gesenkt hatte. Die Gesammtkosten dieser Anlage ergeben, daß die Nutzpferdekraft, elektrisch übertragen, in Augsburg abgegeben und während 12 Stunden an jedem Tage ausgenutzt, jährlich etwa 70 Mark kosten wird. In der Wasserkraftanlage bei Lend-Gastein soll mit einem großen Gefälle von 92 Meter bei Lend das Wasser der Gasteiner Ache durch Hochdruck-Turbinen ausgenutzt werden. Zum Ausgleich des Mangels, der in der trockenen Zeit, etwa während dreier Monate, in der Gasteiner Ache sich zeigt, ist die Ausnutzung eines hochgelegenen Sees, des Bockhardtsees, vorgesehen, indem einerseits dieser sehr tiefe See in 35 Meter Tiefe unter Wasserspiegel durch einen etwa 200 Meter langen Stollen angezapft werden und durch eine etwa 15 Meter hohe Thalsperre noch entsprechend aufgestaut werden soll, um durch Schaffung eines Reservoirs von 12 Millionen Kubikmeter Inhalt die erforderliche Ausgleichmenge zu liefern. Das erforderliche Wasser zur Füllung dieses Beckens kann durch Benutzung vorhandener Stollen, die bereits von den Römern zur Gewinnung von Silber-Erzen angelegt wurden, aus Seitenthälern gewonnen, beziehungsweise ergänzt werden, wenn eine geringfügige Erweiterung dieser Stollen vorgenommen wird. Auf diese Weise wird es möglich sein, diese Wasserkraftanlage auf 4500 Pferde als Minimum und bei der nach der Concession zulässigen Entnahme von 8 Kubikmeter Wasser in der Secunde aus der Ache bis auf 7000 Nutzpferde zu steigern. Die Schwankung im Tagesverbrauch soll ebenfalls durch einen Weiher von etwa 100,000 Kubikmeter Inhalt ausgeglichen werden.

Große Seen in stark bewaldeten Gebieten ergeben einen vorzüglichen Ausgleich der Abflußmengen, wie eine nach einem Entwurfe Intze's bei Fridafors in Schweden hergestellte Wasserkraftanlage von 1200 Pferden beweist. Hier gedachte Professor Intze noch besonders der Wasserkräfte, die aus den hochgelegenen Seen Ostpreußens, vornehmlich aus den masurischen Seen gewonnen werden können, wozu jetzt um so mehr Aussicht vorhanden ist, als der längst geplante masurische Schiffahrtscanal von Angerburg nach der Alle zur Ausnutzung dieser Kräfte an seinen geplanten sechs geneigten Ebenen die vorzüglichste Gelegenheit bieten wird; man wird dann nämlich im Stande sein, die jetzt aus dem Spirdingsee ungenutzt nach der Weichsel, bezw. nach Rußland hin abfließenden Wassermassen nach der preußischen Seite hin abzuleiten und mit etwa drei Millionen Mark Anlagecapital einschließlich der Motorenanlage 13,000 Nutzpferdekräfte, die Tag und Nacht verfügbar sind, zu schaffen. Die Selbstkosten für eine Nutzpferdekraft dieser Anlage würden sich auf nur rund 18 M. jährlich stellen und ergeben

hiemit einen so niedrigen Preis, wie er kaum, selbst bei den vortheilhaftesten Anlagen, in Amerika erzielt werden dürfte.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die maschinellen Hülfsmittel der chemischen Technik hat A. Parnicke in einem im Verlage von H. Bechhold in Frankfurt a. M. erschienenen Buche in sehr übersichtlicher und klarer Darstellung bearbeitet. Es läßt sich nicht leugnen, daß mit einem solchen Werke eine Lücke in der chemisch-technischen Literatur ausgefüllt ist; eine solche dürften wohl am meisten diejenigen jungen Chemiker empfunden haben, welche unmittelbar nach dem Verlassen der Universität oder Technischen Hochschule sich an die selbständige Einrichtung oder Leitung kleiner Betriebe herangetraut haben. Derartige Unternehmungen sind ja nicht selten; ob sie zu billigen oder zu mißbilligen sind, soll hier nicht erörtert werden; jedenfalls aber können sie unter so günstigen äußeren Bedingungen begonnen werden, daß Erfolg sehr wohl auch solches Manchem kühn erscheinendes Beginnen eines jungen Chemikers krönen kann, wenn er die nöthige Energie und praktischen Blick besitzt. Betont muß jedoch werden, daß das Studium der Chemie, wie es an den deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen getrieben wird und wohl auch zum Theil der chemischen Wissenschaft im wesentlichen nicht anders getrieben werden kann, im großen Ganzen keine genügende Vorbereitung ist zum unmittelbaren, selbständigen Uebertritt in die Praxis. In der That streben auch die meisten jungen Chemiker dahin, zunächst in abhängigen Stellungen in größeren Betrieben und Laboratorien das Gebiet ihrer Erfahrungen zu erweitern. Wie dem aber auch sei, ein Jeder, welcher sich für einen besonderen Betrieb einrichten will, oder wer in umfassenderer Weise über den Betrieb, in welchen ihn gerade das Geschick verschlagen hat, hinaus die Mittel kennen lernen will, deren sich die chemische Großpraxis statt der für die Ausführung von Laboratoriumsversuchen im Kleinen angewendeten Apparate bedient, jeder solcher Chemiker wird in dem Parnicke'schen Buche einen zuverlässigen Führer erblicken dürfen und wird sich ihm um so vertrauensvoller anschließen, als es Professor C. Häußermann in Stuttgart ist, welcher dem Buche in einer kurzen Vorrede anerkennende Worte mit auf den Weg gibt. Die Aufgabe des Verfassers, die so mannichfaltig gestaltete und sich immer mannichfaltiger entwickelnde Ausrüstung chemischer Fabriken mit Apparaten in zusammenfassender Weise darzustellen, ist keine leichte; aber der Verfasser erscheint ihr gewachsen, denn als Oberingenieur hat er in der chemischen Fabrik Griesheim reichliche Gelegenheit gehabt, werthvolle Erfahrungen zu sammeln. Mit Recht darf man es als einen Vorzug des Parnicke'schen Buches bezeichnen, daß es die trefflichen Werke über chemische Technologie nur ergänzen will. In diesen tritt ja gegenüber der Darlegung der zu den einzelnen besonderen Zwecken ersonnenen Betriebsanwendungen meist die Beschreibung der allgemein zu gewissen Operationen dienenden Apparate in den Hintergrund. Dagegen finden wir in dem vorliegenden Werke Angaben über das Abdichten von Rohrleitungen, das Schmieren von Maschinentheilen, über Hähne, Ventile und Schieber, ferner werden die wichtigsten Dinge, welche bei der Anlage von Dampfkesseln in Betracht kommen, erwähnt und die durch Dampfdruck, hydraulischen Druck, Druckluft oder durch verbrennendes Gas, Petroleum, Benzin, oder durch den elektrischen Strom angetriebenen Kraftmaschinen in ihrer Wirkungsweise kurz geschildert. Weiter finden Transportvorrichtungen, unter ihnen die verschiedensten Pumpen und Ventilatoren, Zerkleinerungs- und Mischmaschinen, Vorrichtungen zum Schmelzen, Auflösen, Auslaugen, Concentriren, Filtriren, Centrifugiren, Krystallisiren, Destilliren und Trocknen eingehende Besprechung und auch der Abschnitt über Wagen, Aräometer, Thermometer, Manometer, Zugmesser u. s. f. enthält beachtenswerthe Hinweise auf mancherlei werthvolle Instrumente. Während alle diese Dinge allgemeinhin in den verschiedenartigsten chemischen Fabriken Anwendung finden können, enthält andrerseits das in Rede stehende Buch auf Grund seines Planes z. B. nichts über die verschiedenen, den besonderen Zwecken der Metallurgie oder der Keramik angepaßten Ofenformen, oder der Colonnenapparate der Spiritusbrennereien und Aehnliches. Ein recht werthvoller Abschnitt des Parnicke'schen Buches ist der letzte, welcher die für die Sicherstellung der Betriebe und ihrer Angestellten wichtigen gesetzlichen Verordnungen enthält. Fügen wir zu dem Allen die Bemerkung, daß die Abbildungen, deren das Buch 337 enthält, fast ausnahmslos sehr zweckmäßig sind und von guter Ausführung, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß man von dem Parnicke'schen Buch nur sagen kann: **es wird gar Manchem recht nützlich sein können.**

α Der heilige Berg Andechs in seiner Geschichte, seinen Merkwürdigkeiten und Heiligthümern, geschildert von P. Emeram Heindl, O. S. B., Wallfahrtspriester daselbst. (Mit 41 Abbildungen und 1 Plan.) München, Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl jun.) 1895. — Mit sehr gemischten Gefühlen legen wir diese Schrift aus der Hand. Einerseits zollen wir dem großen Fleiße des Verfassers alle Anerkennung, da er die sämmtlichen ihm zugänglichen Nachrichten über den „heiligen Berg" (so heißt Andechs im Volksmunde) gesammelt und sich mit peinlichster Sorgfalt bemüht hat, die wechselvollen Geschicke des Klosters und seines Vorgängers, der alten Grafenburg, bis in die graueste Vorzeit hinauf und bis in die Gegenwart herab zu verfolgen. Andrerseits überstieg diese Aufgabe seine Kräfte, indem der Verfasser in der wissenschaftlichen Kritik nicht bewandert und als Stiftsangehöriger wohl auch nicht unbefangen genug ist, um aus dem Wuste von Fabeleien und Märlein, mit denen die Altvordern und gerade die Mönche von Andechs selbst die Anfänge des Grafengeschlechtes von Diessen-Andechs, der Burg und des Klosters umsponnen haben, das Richtige herauszufinden. Wozu soll es dienen, wenn z. B. die Karolinger oder die niemals existirenden Grafen v. Tann und Hohenwart als Ahnen der Andechser aufgeführt werden; wenn er über Burgenbau spricht, ohne irgend eine Kenntniß des mittelalterlichen Fortificationswesens zu besitzen, und angesichts der umfangreichen Literatur über die Burgen und ihren Bau Hrn. Dr. Knitls „Scheyern" als Autorität citirt, wenn er „die berüchtigte Fälschung der Diessener Chorherren über die Stiftung einer Capelle auf der Burg Andechs" oder die naiven Chroniken von Dall' Abaco und Kellertshofer gegen die mustergültige „Geschichte der Grafen von Andechs" des Frhrn. v. Oefele ins Treffen führt? Es thut uns unsagbar leid, dem sehr geehrten Hrn. Verfasser aus diesen Gründen und in dieser Beziehung kein Lob spenden zu können; wir stellen uns ihm aber gern zur Verfügung, wenn er seine errata in der 2. Auflage verbessern und wenn er bei der in Aussicht gestellten Herausgabe einer Schrift über das Andechs zu Füßen liegende Dorf Erling unsern Beistand nicht verschmäht. Wir schätzen ihn ja persönlich sehr hoch und möchten unsre Hochhaltung des „Heiligen Berges" praktisch bethätigen. Diese Motive veranlassen uns auch zu dem Rathe, dem Capitel „Kunstgeschichte" bei der anziehenden Barockkirche und bei dem ganz merkwürdige Stücke enthaltenden „Heiligen Schatze" größere Berücksichtigung zuzuwenden.

* Inschriftenfund in Altenberg. Bei Bauarbeiten im Altenberger Münster, das als Perle gothischer Baukunst im bergischen Lande weithin bekannt ist, stieß man vor wenigen Tagen in einem gemauerten Grabe auf eine bemerkenswerthe Inschrift aus dem 14. Jahrhundert. Dabei liegt der sehr seltene Fall einer auf eine Schieferplatte eingeritzten Inschrift vor; das Material ist diejenige Schieferart, die von jeher bis auf unsre Zeit zur Anfertigung von Schultafeln Verwendung fand. Die erhaltene Platte zeigt eine unregelmäßige, etwas elliptische Form (41 × 29 cm), während der Charakter der Schrift auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hinweist. Im wesentlichen besagt die Inschrift, daß man am Vorabend von Mariä Verkündigung des Jahres 1339 in einem gemeinschaftlichen Grabe vereinigte die Ueberreste des Grafen Heinrich von Limburg, seiner Gemahlin Irmgard und mehrerer Familienmitglieder, darunter namentlich des bekannten Grafen Heinrich von Windeck (Windecken) und Irmgards, einer Tocher des Grafen von Cleve. Unter Namhaftmachung des Baumeisters Heinrich von Erdlens heißt es schließlich, daß in das Massengrab auch die Ueberreste vieler anderer unbekannten Persönlichkeiten gelegt worden seien (ossa aliorum plurimorum, quorum nomina ignorantur). Welche Gründe die Anlage des gemeinschaftlichen Grabes veranlaßten, wird nicht gesagt. Soll die merkwürdige Inschrift dauernd erhalten und eine genaue Veröffentlichung und Besprechung ermöglicht werden, so gehört die Schieferplatte, wie die „Köln. Ztg." verlangt, nicht mehr in die demnächst wieder zu vermauernde Gruft, sondern an eine passendere Stelle, sei es im Altenberger Münster, sei es in einem Museum. Hierauf wurde bereits an Ort und Stelle bei der von einem unsrer hervorragendsten Forscher vorgenommenen Besichtigung der Inschrift ausdrücklich hingewiesen.

* Der zweite Congreß für Thalassotherapie (die Balneotherapie auf das Meer beschränkt, also ärztliche Behandlung

durch Seebäder) ist am 29. August in Ostende eröffnet worden. Den Vorsitz führt Dr. Casse, der Director des Orthopädischen Instituts von Middelkerke. Außer Belgien sind Frankreich, Holland, England, die Schweiz, Rußland und Deutschland vertreten. Von deutschen Aerzten nehmen an dem Congresse theil die Doctoren Keller-Berlin, Tode-Norderney und Friedrich-Dresden.

* **Leipzig**, 3. Sept. Der seitherige Privatdocent an hiesiger Universität Hr. Licentiat D. theol. Dalman wurde zum außerordentlichen Professor der Theologie an unsrer Universität ernannt. Er hieß ursprünglich Marx. Den Namen Dalman führt er nach seinem Großvater mütterlicherseits seit 1886. Er wurde 1855 zu Niesky in der Oberlausitz als der Sproß einer der Brüderkirche angehörigen Familie geboren. Auf dem Pädagogium zu Niesky vorgebildet, machte er seine theologischen Studien von 1874 bis 1877 auf dem Seminar der Brüderkirche zu Gnadenfeld. Nach Beendigung der Studien wurde er Erzieher in den Pensionen der Brüderkirche zu Kleinwelten und Gnadenfrei. Später erhielt er eine Docentenstelle am Seminar zu Gnadenfeld. 1883 erwarb er nach einem halbjährigen Besuch der Universität Leipzig mit der Arbeit „Traditio rabbinorum veterrima de librorum veteris testamenti ordine atque origine“ bei der Leipziger theologischen Facultät den Licentiatengrad. 1887 wurde er auf Grund der Schrift „Der leidende und sterbende Messias der Synagoge im ersten nachschriftlichen Jahrtausend“ in Leipzig zum Doctor der Philosophie promovirt. 1891 habilitirte er sich dort für alttestamentliche Exegese. Von Dalmans Schriften sind noch zu nennen: „Die Tödtung Abtrünniger“ (1885), Jüdisches Fremdenrecht“ (1886), „Der Gottesname Adonaj“ (1889), „Jüdisch-Deutsche Volkslieder aus Galizien“ (1888), „Das Prophetenwort vom Sühnleiden“ (1891), „Handbuch der Mission unter Israel“ (1893), „Grammatik des südpalästinischen Aramaeisch“ (1894).

Halle, 4. Sept. Prof. Dr. Konrad Burdach hatte einen Ruf nach Kiel erhalten, wird aber, wie es heißt, der Hallischen Universität erhalten. Burdach ist ein beliebter Docent, seine Vorträge über Goethe's Faust haben großen Beifall gefunden. Auf dem Gebiete der Goethe-Forschung hat dieser Gelehrte schon seit Jahren Tüchtiges geleistet. — Der Verein für Erdkunde, der unter dem Vorsitz des Professors Alfred Kirchhoff schon seit langer Zeit sich einer lebhaften Betheiligung von Seiten des Hallischen Publicums erfreut, hat für das Jahr 1895 seine Mittheilungen erscheinen lassen. Von den darin enthaltenen Abhandlungen heben wir hervor: Alfr. Kirchhoff über die Lagenverhältnisse von Erfurt; Wilh. Dittenberger: Zur Bestimmung der mittleren Höhe eines Gebirges, angewandt auf das Harzgebirge (mit zwei Tafeln); Hermann Töpfer: Die Wald- und Wasserverhältnisse des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen; Ed. Darmköhler: Zur Sprachgrenze um Aschersleben u. a. Besonders interessant ist der Literaturbericht: Zur Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen nebst den angrenzenden Landestheilen.

* **London**, 4. Sept. Dem Reuter'schen Bureau wird ein Brief des amerikanischen Forschungsreisenden Glave mitgetheilt, welchen derselbe kurz vor seinem Tode geschrieben hat. Glave hatte den dunklen Erdtheil von Sansibar nach dem Congo durchmessen. Am Ziel der Reise angelangt, ereilte ihn der jähe Tod in Matadi Anfang Mai, eben als er die Reise nach England antreten wollte. Der vorliegende Brief ist von Sambu am Südende des Sees Tanganyika datirt. Dem Briefe sind Karten und Zeichnungen beigefügt. Eine Zeichnung stellt den Baum dar, unter welchem Livingstone's Herz begraben wurde.

* **Stockholm.** Sven Ludwig Lovén, Professor der Zoologie in Stockholm, ist, 86 Jahre alt, gestorben. Ueber ihn geben der „Voss. Ztg.“ nachstehende Daten zu. Lovén wurde 1809 in Stockholm geboren, wo sein Vater eine leitende Stelle in der Stadtverwaltung inne hatte. Er machte seine akademischen Studien auf der Universität Lund und erwarb 1829 den Doctorgrad. Im Jahre darauf wurde er Docent für Zoologie an der Universität Stockholm. Zu Anfang der dreißiger Jahre wandte er sich nach Berlin, um unter Ehrenberg sich in der Zoologie weiter fortzubilden und unter Karl Ritter sich mit der Erdkunde vertraut zu machen. Von dieser Zeit an unterhielt Lovén dauernd freundschaftliche Beziehungen zu seinen deutschen Fachgenossen. Er veröffentlichte einen beträchtlichen Theil seiner wissenschaftlichen Arbeiten in Wiegmanns „Archiv“. Nach dem Vorgange von Michael Sars machte Lovén das Studium der Meeresfauna zu seiner Sonderarbeit. Er unternahm zu diesem Zwecke ausgedehnte Forschungsreisen nach Norwegen, der schwedischen Westküste und Finmarken. 1837 leitete er die erste wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen. 1840 erfolgte seine Ernennung zum Professor. Im Jahre darauf wurde er Intendant des naturgeschichtlichen Reichsmuseums zu Stockholm. Die wissenschaftliche Arbeit Lovéns war einmal auf die Anatomie und Physiologie der Meeresfauna, sodann aber noch ganz wesentlich auf die Entwicklungsgeschichte einzelner Arten gerichtet. Mit besonderer Vorliebe pflegte Lovén noch Untersuchungen über die geographische Verbreitung der Thiere in den nördlichen Bezirken. Was seinen Forschungen besonderen Werth verleiht, das ist der Umstand, daß zu jener Zeit Arbeiten, wie sie Lovén betrieb und insbesondere in dem großen Maßstabe, nach dem Lovén sie anlegte, damals sehr selten durchgeführt wurden. Abseits von dem gekennzeichneten Hauptarbeitsgebiete Lovéns liegt seine Erstlingsschrift über die geographische Verbreitung der Vögel, die 1837 erschien. Von seinen größeren Arbeiten sind zu nennen: „Index molluscorum litora Scandinaviae occidentalis habitantium“ (1846), „Malakologische Mittheilungen“, „Ueber die Entwicklung der Mollusken“ (1839), „Ueber Pourtalesia“ (1883), „Echinologica“ (1892). Anzureihen sind Einzelmittheilungen über Evadne Nordmanni, über Campalaria und Syncoryne, Myzostoma cirriferum, über die schwedischen Trilobiten, über Cirripedia, südafrikanische Süßwasser-Crustaceen, über die Entwicklung der Muschelthiere, über Chiton, verschiedene Galatea-Arten u. a. m. Lovén war seit 1875 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und gehörte zu den auswärtigen Rittern der Friedensclasse des Ordens pour le mérite. Er war trotz seines hohen Alters noch bis in die letzte Lebenszeit wissenschaftlich thätig.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Stellung der modernen Philosophie.

Von Dr. Rudolf Eisler.

Der Geist der Zeit, in welcher wir leben, ist ein ganz eigenthümliches Gemisch von hastig pulsirendem und vorwärtstreibendem, um die Existenz und die Erreichung der ihr dienlichen Mittel eifrigst bekümmertem Ringen und von mitten aus demselben sich erhebender, in sich Einkehr haltender und nach den Zwecken des eigenen und der Welt Daseins forschender Reflexion. Stärker als je bekundet sich die praktische Auffassung des Lebens und fast allenthalben scheint es an Zeit zu einem ruhigen Besinnen zu gebrechen. Aber die tief in der menschlichen Natur wurzelnde Begierde nach dem Wissen, nach der so fernen und doch so heiß ersehnten Wahrheit, sie ist wohl eine Zeit lang eingeschlummert, zurückgedrängt worden, ist aber bei jeder sich bietenden Gelegenheit bereit, aufzuwachen. Die Interessen des täglichen Lebens, die den Forschungen der Einzelwissenschaften zugewandte Aufmerksamkeit, die schlimmen Erfahrungen, die man mit einigen Auswüchsen der Philosophie gemacht, hatten in den letzten Decennien den „metaphysischen Trieb" gehemmt; nun aber — die verschiedensten Anzeichen sprechen dafür — scheint die Philosophie verjüngt und erstarkt, ihre Arbeit wieder aufzunehmen und das verloren gegangene Vertrauen des Publicums von neuem zu gewinnen. Es ist kein Zweifel, wir nähern uns mit Riesenschritten einer Periode der Entwicklung menschlicher Erkenntniß, in welcher das Interesse für die philosophische Forschung und ihrer Ergebnisse in immer weiteren Kreisen Platz greift. Der Hauptgrund für diese Wendung der Dinge ist nicht unschwer zu erkennen: er wurzelt in dem Maße relativer vorläufiger Vollendung, welchem die einzelnen Disciplinen gegenwärtig sich nähern. Nach einem Jahrhundert eifrigsten Sammelns von Thatsachen, eifrigsten Beobachtens und Experimentirens ist die Fülle der gewonnenen Resultate auf den Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften zu einem so großen Umfange gediehen, daß man nun auch darangehen kann, die allgemeinen Gesetze des Geschehens, die allen Wissenszweigen gemeinsamen Principien näher ins Auge zu fassen und in Zusammenhang zu bringen, eine Aufgabe, mit der sich eben die Philosophie befaßt. Die Periode der Einzelforschung wird, ohne daß diese etwa aussetzt, von einer Periode der systematischen Verarbeitung und einheitlichen Verbindung des Erkenntnißmaterials zum Zwecke einer in sich geschlossenen und harmonischen, theoretisch-praktischen abgelöst.

Nun gibt es aber eine Richtung, welche behauptet, die letzten Principien der Dinge, Stoff, Kraft, Leben, Seele u. s. w., seien für uns Menschen wegen der Begrenztheit und Subjectivität unsres Erkenntnißvermögens durchaus unerforschbar. Es sei hier nur an den berühmten Ausspruch „Ignorabimus" Dubois-Reymonds erinnert. Ein ewiges Nichtwissen soll, nach der Ansicht dieser Richtung, die Paulsen treffend als „Agnosticismus" bezeichnet hat, das Loos der Menschheit sein. Die Vertreter derselben stützen größtentheils ihre Behauptung auf die Autorität Kants, auf seine Lehre, daß wegen der Schranken unsrer Erkenntniß und ihres Eingeschlossenseins in den Formen der sinnlichen und begrifflichen Wahrnehmung uns nur die Erscheinungen der Dinge, nicht diese selbst, in ihrer wirklichen Beschaffenheit gegeben seien; die Folge davon ist, daß wir im Grunde genommen nur die Gesetzmäßigkeit unsres eigenen Bewußtseins aus den Erkenntnißobjecten herauslesen und, da dieselbe nur in den Grenzen der Erfahrung gilt, diese nicht überschreiten können. Während nun die nachkantischen Systeme eines Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer den Apriorismus Kants weiterbildeten, der Agnosticismus die Unerkennbarkeit der Dinge an sich betonte, trat in jüngster Zeit den „Neu-Kantianern" in der Gestalt des modernen kritischen Empirismus eine Richtung entgegen, die mit Anerkennung der bleibenden Verdienste Kants und Beibehaltung seiner kritischen Methode nach genauer Prüfung die Grundlehren seiner Vernunftkritik als unhaltbar erwies. Damit erledigt sich aber großentheils die Frage nach der Berechtigung des erwähnten Agnosticismus, da ihm durch den Nachweis der Fehlerhaftigkeit der Kant'schen Voraussetzungen seine Hauptstütze entzogen wird.

Weiß der kritische Empirismus das Haltbare in den Lehren Kants zu würdigen und zu verwerthen, so behauptet dafür eine andere philosophische Richtung entschieden den gänzlichen Unwerth der Kant'schen Theorie und erklärt aus dem Einflusse derselben auf die Weitergestaltung des philosophischen Denkens dessen Verfall und Entartung. Zu den Hauptvertretern dieser Richtung zählt Franz Brentano, der bis vor kurzem in Wien docirende Philosoph. Er hat kürzlich einen im November vorigen Jahres vor der Wiener „Literarischen Gesellschaft" gehaltenen Vortrag veröffentlicht, in dem er bemüht ist, zu zeigen, daß die Entwicklung der Philosophie gegenwärtig in der Bildung einer neuen Periode begriffen ist.[1]) Durch die geistreiche Gliederung der Philosophie-Geschichte, die Stellungnahme Brentano's zur Kant'schen Philosophie und die Charakterisirung der gegenwärtigen philosophischen Epoche ist die Abhandlung von allgemeinem Interesse, um so mehr, da Brentano die Philosophie im Zusammenhange mit den theoretischen und praktischen Tendenzen der Gegenwart betrachtet und ihrer Aufgabe eine möglichst breite Basis zu geben sucht. Er knüpft dabei an ein jüngst erschienenes Werk des österreichischen Dichters und Denkers Hieronymus Lorm an, „Der grundlose Optimismus", da er, in manch wichtiger Beziehung mit den Ausführungen desselben übereinstimmend, durch seine eigenen Ausführungen eine ad absurdum-Führung der pessimistischen Grundanschauung Lorms bezweckt.

Brentano findet eine gewisse Analogie der Geschichte der Philosophie mit der Entwicklung der Kunst, beide zeigen je eine Periode des Aufblühens und des Verfalles, der

[1]) Franz Brentano, Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895.

Decadence, die unter verwandten Umständen regelmäßig auf einander folgen. Demgemäß zerfällt jede der drei großen philosophischen Perioden, Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, in vier Abschnitte, deren erster die Phase der aufsteigenden Entwicklung repräsentirt, während die andern Phasen sich in absteigender Linie bewegen. Charakterisirt wird die Entwicklung des philosophischen Denkens durch die verschiedenartige Gestaltung zweier Momente: des Interesses und der Methode. Besteht in der Blüthezeit der Philosophie ein reines Streben nach der Wahrheit um ihrer selbst willen, wobei das Denken mit frischer Kraft mittelst einer naturgemäßen Methode sich bethätigt, so zeigt sich in der Periode des Verfalles das Interesse durch rein praktische Motive getrübt, die Denkkraft geschwächt und die Methode des Forschens gekünstelt und erschlichen. Die Stadien des Verfalles, welche in jeder Periode wiederkehren, sind das des Nachlassens des reinen Wissenstriebes, das der Skepsis und das der Reaction auf dieselbe, des unnatürlichen oder mystischen Denkens. „Zu den natürlichen Mitteln, mit welchen die erste Phase gearbeitet, erdichtet man sich ganz unnatürliche Erkenntnißweisen, Principien, die ohne alle Einsicht sind, geniale, unmittelbar intuitive Kräfte, mystische Steigerungen des intellectuellen Lebens, und bald schwelgt man in dem vermeinten Besitz der erhabensten, alles menschliche Vermögen weit übersteigenden Wahrheiten." „Hiermit ist das Aeußerste des Verfalles gegeben."

Zunächst wird nun die Periode der antiken Philosophie nach den angeführten Momenten gegliedert. Die jonischen Naturphilosophen, mit ihrer naiven Auffassung des Geschehens, ihrem naturgemäßen, die Fülle der Erscheinungen analysirenden und auf ein gemeinsames Princip zurückführenden Verfahren, in welchem sich ihr reiner Forschungstrieb bethätigt, eröffnen die Phase der aufsteigenden Entwicklung, die in dem Systeme des Aristoteles ihren Höhepunkt erreicht. Unmittelbar nach Aristoteles tritt schon mit der beginnenden Auflösung des griechischen Lebens eine Zeit des Verfalles ein. Die Philosophie wird bloß als ein willkommener Ersatz der ersetzten Religion und Moral, sowie des verloren gegangenen politischen Bewußtseins betrachtet, und so unterstellen denn die Schulen der Stoa und des Epikureismus die Logik und Physik völlig praktischen, ethischen Zwecken; zugleich verliert das philosophische Denken an Tiefe und geht in die Breite. Die natürliche Folge davon ist das Stadium der Skepsis, des Zweifels an der Sicherheit der bisher erzielten Resultate, an der Möglichkeit des Wissens überhaupt, zuerst in der milderen Form der Neueren Akademie, welche die Erreichung von Wahrscheinlichkeit für das einzige Ziel des Erkennens erklärt, dann in dem Alles negirenden Pyrrhonismus. Daneben macht sich der Eklekticismus (Cicero) mit seiner Alles nivellirenden und zusammenwürfelnden Weisheit breit; die Zweifelsucht, meint Brentano, steckt in dieser Zeit alle Schichten der Gesellschaft an. „Wenn Jesus, vor Pilatus stehend, ihm erklärt, er sei in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, so entgegnet dieser ihm skeptisch mit der Frage: Wahrheit, was ist Wahrheit?" — Die quälende Unruhe, die der Skepticismus für Geist und Gemüth mitbringt, verleiht seiner Herrschaft kein langes Bestehen, es erfolgte im Alterthum eine starke Reaction in der Gestalt phantastisch-mystischer Systeme, des Neupythagoreismus und des Neuplatonismus, welche statt des begrifflichen Denkens und der rationellen Beobachtung der Thatsachen sich in künstlich aufgebauten Systemen ergehen, in welchen es von Dämonen und mystischen Kräften wimmelt.

Die zweite große Periode der Philosophie, das Mittelalter, zeigt analoge Erscheinungen. Der jugendfrische Sinn der germanischen Völker erkennt bald den Werth der antiken, besonders der aristotelischen Philosophie, was ohne eine „gewisse congeniale Denkweise" nicht hätte stattfinden können; bald aber überwiegen praktische Interessen, die Macht der Kirche, die Streitigkeiten zwischen Dominicanern und Franciscanern, den ursprünglichen Wissensdrang. Die Philosophie artet in Disputirkunst und spitzfindige Begriffstüftelei aus und wird in der Scholastik zur „Magd der Theologie". Ein Anhänger der scotistischen Schule, Franz v. Maironis, begründet auf der Pariser Sorbonne den großen Act, in welchem ein Disputant zwölf geschlagene Stunden lang seine Thesen gegen jeden beliebigen Angreifer zu vertheidigen hatte. Dieses erste Stadium des Verfalles hat zur unmittelbaren Folge die Skepsis; sie wird vertreten durch die Richtung des scholastischen Nominalismus, welcher lehrt, die „Universalien", die Gattungen der Dinge hätten nur ein subjectives, begriffliches Dasein, und unsre Vorstellungen seien nur Zeichen von dem wirklich Existirenden. Mit dieser Anschauung verbindet sich zugleich die Lehre von den doppelten Wahrheiten, nach welcher eine philosophische Wahrheit theologisch falsch und umgekehrt sein kann. Und wiederum erhebt sich eine Reaction gegen die Skepsis, die mittelalterliche Mystik eines Eckhardt, Tauler, Suso u. A., zu der noch die phantasievollen Speculationen des Raymundus Lullus, der mit seiner „großen Kunst", einer bildlichen Combination von Begriffen, den Schlüssel zu allen Räthseln des Himmels und der Natur gefunden zu haben glaubt, und des Nicolaus von Cusa, dessen „gelehrte Unwissenheit" in kühnem Schwunge den Satz des Widerspruchs für metaphysisch ungültig erklärt, indem alle Gegensätze in der Gottheit zusammenfielen, hinzukommen.

Die Neuzeit beginnt mit den reformatorischen Bestrebungen Bacons von Verulam, die Wissenschaft und die Philosophie streng auf Erfahrung basiren und eine planvolle, auf Beobachtung und Experiment sich stützende Methode einführen, welche ungeachtet seines Nationalismus auch Descartes, der eigentliche Begründer der neueren Philosophie, festhält. Durch Locke und Leibniz, der „manchen guten psychologischen Blick that", erfährt die philosophische Betrachtungsweise eine gedeihliche Fortbildung. Bald aber naht nach Brentano eine neue Zeit der Decadence, entsprechend der Zersetzung des religiösen und politischen Lebens; die französische und die deutsche Aufklärung repräsentirt das erste Stadium des Verfalls, die Verflachung der Philosophie und ihre Nutzbarmachung für das praktische Leben. Wieder ist die natürliche Folge das Aufkommen der Skepsis, die in David Hume ihren Hauptvertreter findet. Die höchsten und allgemeinsten Probleme werden von diesem Denker auf Grund der Schranken der menschlichen Natur für unlösbar erklärt, die Berechtigung der Metaphysik angefochten. Und da ist auch schon die Reaction da, welche „mittelst unerhörter und unnatürlicher Mittel die Erkenntniß zu retten, ja in weiterer Fortbildung, in überschwänglicher Weise zu erweitern sucht", in England die schottische Schule (Thomas Reid) mit ihrer Lehre von den im Bewußtsein liegenden ursprünglichen Urtheilen des gesunden Menschenverstandes, des „common sense", mittelst welcher die Grundwahrheiten erkannt würden, in Deutschland aber Kant, der „sich die Aufgabe stellte, das Wissen gegenüber der Hume'schen Skepsis zu retten". Brentano übt an den Lehren Kants eine äußerst scharfe Kritik, er wirft ihm vor die Anwendung eines „unsinnigen Verfahrens", erklärt die Annahme Kants, daß Erkenntniß nur darum möglich sei, weil die Gegenstände sich nach den apriorischen Formen des Bewußtseins richten, für eine „widernatürlich kecke Behauptung" und eine „logische Unzulässigkeit", und behauptet dann, Kant habe doch „den besten und erhabensten Theil der Erkenntniß den Skeptikern preisgeben müssen". Die Ansicht Kants, daß wir die Wahrheit der höchsten Principien (Willensfreiheit, Unsterblichkeit,

Gottheit) zwar durchaus nicht zu erkennen im Stande sind, sie aber dennoch postuliren müßten, weil die sittliche Ueberzeugung der „praktischen Vernunft“ dies bedinge, ist für Brentano ein „unglaublicher Glauben“ und „so widernatürlich verschroben, wie es jedesmal in der Zeit der Reaction gegen das Stadium des Verfalls der Fall zu sein pflegt“. Wir führen absichtlich die eigenen Worte des Verfassers an, um seine Ansichten im richtigsten Lichte erscheinen zu lassen. Selbstredend gestaltet sich ihm dann die nachkantische Philosophie zu einer unglücklichen Weiterführung eines beklagenswerthen, wenn auch großen Irrthums, bis zu dem Zeitpunkte, da das Hegel'sche System, „die äußerste Entartung menschlichen Denkens“ seinen verdienten Zusammenbruch erfährt.

Zwar hat die Gegenwart den Versuch gemacht, auf Kant zurückzugehen, aber, meint Brentano, ohne rechten Erfolg, so daß keine der vielen auf Kant basirenden Systembildungen sich erhalten konnte. Abgesehen davon, daß die Lehren der „praktischen Vernunft“ auch von den Anhängern Kants meist für minderwerthig gehalten werden, bleiben auch die theoretischen Anschauungen der Kant'schen Philosophie nicht unmodificirt, wobei aber der Fehler begangen wird, Kant'sche Principien mit Lehrsätzen der modernen Naturwissenschaft für identisch zu halten. Weder Johannes Müllers Lehre von den specifischen Sinneselementen, noch die vererbten Vorstellungen Ernst Häckels, noch auch die Begrenzung unsrer Erkenntniß von Seiten Dubois-Reymonds haben ihre einzige Quelle in Kant; sie sind schon durch den antiken Empirismus (Demokrit) und Locke's Lehre von der Subjectivität der Empfindungsqualitäten vorgebildet. „Man rechnet Kant oft als ursprüngliches Verdienst an, was er thatsächlich von Anderen überkommen und nur gewöhnlich durch mancherlei Zuthaten verunreinigt hat.“

Und das Resultat, zu dem Brentano gelangt? Er spricht es selbst aus, indem er der heutigen Philosophie den Weg weist: „Zurück also zu den eigentlichen, lauteren Quellen! Da finden wir treffliche Vorarbeiten. Und da finden wir auch jene gesunde Methode, die es uns möglich macht, die Arbeiten erfolgreich weiter zu führen.“ Vieles könne die moderne Philosophie von den Alten, besonders von Aristoteles, einiges von der aufsteigenden Periode des Mittelalters und der Neuzeit lernen, ihre Hauptstütze muß sie aber in den Errungenschaften der verschiedenen Wissenszweige, besonders der Mathematik und der Naturwissenschaften suchen. So wird die Philosophie, ausgerüstet mit einer gesunden wissenschaftlichen Methode, im Stande sein, die natürlichen Schranken menschlicher Erkenntniß in immer größere Fernen hinauszuschieben und sich der Wahrheit stetig zu nähern. Wir sind zwar noch nicht in das tiefste Wesen der Seins-Principien eingedrungen, aber wir entdecken immer mehr Beziehungen an denselben, die uns das Verständniß der in der Welt herrschenden Gesetzmäßigkeit mehr und mehr eröffnen. Die Unzerstörbarkeit des Stoffes, die Constanz der Kraft, der Bestand geistiger Erzeugnisse, die zweckmäßige und vernünftige Einrichtung des Universums sind solche Beziehungen, welche von den Einzelwissenschaften der Philosophie überliefert werden. Ein stetiger Fortschritt unsrer Erkenntniß läßt sich constatiren, der nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Weltanschauung ist, deren Grundzug in einem geläuterten Optimismus besteht. Optimisten waren die bedeutendsten philosophischen Denker, und nur seiner optimistischen Lehre, daß Gott Alles zum Besten ordne, verdankt das Christenthum seine große Macht über die Gemüther. Schön bekundet Brentano seinen optimistischen Standpunkt in einigen Versen, die er in den Anmerkungen zu seiner Schrift mittheilt:

„Ist denn die Welt? — Nein, werdend überschreitet
Sie jedes Guten Maß, und, endlos fern
Strebt sie von Aehnlichkeit zu Aehnlichkeit
Zum unerreichbar hohen Bild des Herrn.“

Brentano glaubt mit seinen Ausführungen gezeigt zu haben, daß der wissenschaftliche Pessimismus, wie er u. a. bei H. Lorm auftritt, der aus dem Mißverhältniß entspringt „zwischen dem intellectuellen Bedürfen des Menschen und seiner Kraft, dieses Bedürfen zu befriedigen, wie es als Ergebniß von Kants Kritik der reinen Vernunft hervorzutreten schien“, keine Berechtigung mehr habe.

Wir glauben, daß Brentano die Sachlage im ganzen und großen richtig beurtheilt, und erklären uns insbesondere mit seiner optimistischen Auffassung der Philosophie und ihrer Bestrebungen einverstanden. Seit der kurzen Zeit, da die Philosophie es aufgegeben hat, mit stolzer Ueberhebung in willkürlichen Begriffsconstructionen oder in phantastischer Dichtung eine erträumte, mit den Thatsachen der übrigen Forschung nicht im Einklang stehende Welt aufzubauen, hat sie durch ihren innigen Anschluß an die Einzelwissenschaften den einzig richtigen Weg eingeschlagen, um das zu werden, was sie sein soll: die allgemeine Wissenschaft, welche die Principien der Erkenntniß untersucht und aus den Ergebnissen der Einzelforschung heraus zu einer Geist und Gemüth befriedigenden Weltanschauung führt. Brentano verleiht daher nur einer feststehenden Thatsache Ausdruck, wenn er bemerkt, die Philosophie stehe am Beginne einer neuen aufsteigenden Entwicklung. Brentano's Gliederung der Geschichte der Philosophie ist, gewisse Einzelheiten abgerechnet, als eine glückliche zu bezeichnen, besonders, wenn man beachtet, daß eine jede Entwicklung sich in Zickzacklinien bewegt. Wir können hier nicht die Stellungnahme Brentano's zu den Leistungen Hume's und Kants eingehend kritisiren, müssen jedoch betonen, daß er dieselben allzusehr unterschätzt. Ist auch die Kant'sche Lehre heute nicht mehr von actueller Bedeutung, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß ihr (wie der Hume's) das Verdienst gebührt, die Nothwendigkeit einer Erfahrungstheorie und -Philosophie auf das entschiedenste betont zu haben. Außerdem findet sich bei Kant eine nicht geringe Anzahl von Erkenntnissen, die manches Gesunde enthalten und wohl geeignet sind, als Ferment für die Weiterentwicklung der Philosophie zu wirken, ein Umstand, der von Seiten des modernen kritischen Empirismus (A. Riehl, W. Wundt) seine Berücksichtigung erfahren hat. Wenn wir einen Hauptvorzug der gegenwärtigen philosophischen Epoche hervorheben wollen, dann ist es vor allem der, daß, mehr als je, die Philosophie mit festem und klarem Bewußtsein auf ihr Ziel losgeht, daß sie weiß, was sie erreichen kann und will. Unbeeinflußt von jedem Autoritätsglauben, unbeirrt durch praktische Interessen irgend welcher Art, tritt sie an ihre hohe Aufgabe heran, welche in letzter Linie darin besteht, die allgemeine Gesetzmäßigkeit des Geschehens dem Menschen begreiflich zu machen und ihn über seine eigene Stellung in der Natur zu belehren.

Die schweizerische Neutralität.

Von Johannes Dierauer.

II.

Es lag im Sinne der Pariser Acte, der Neutralität und völkerrechtlichen Stellung der Schweiz den Charakter der Unantastbarkeit zu verleihen. Aber die reine, strenge Bewahrung dieser äußeren Errungenschaft wurde ihr in der Folge nicht eben leicht gemacht; Schritt für Schritt mußte sie gegen drohende Eingriffe vertheidigt werden. Vollkommen zutreffend bezeichnete der Luzerner Schultheiß Vincenz Rüttimann die Lage, als er bei der Eröffnung der Tagsatzung im Jahre 1820 sprach: „Selbständigkeit und immer-

währende Neutralität, die wohl von auswärtigen Mächten bekundet, doch nie als Geschenk des Auslandes empfangen werden konnten, besitzen wir erst, wenn wir sie mit eigener Kraft behaupten können; denn ohne innere Gewährleistung, welche jeder Staat in sich selbst finden soll, gibt es für ihn keine unverletzliche äußere Garantie."

Schweizer geht in einem umfangreichen, sorgfältig ausgearbeiteten Capitel den „Protectionsansprüchen der Mächte auf Grund falscher Interpretation der Neutralitätsacte" von 1816—1848 im einzelnen nach. Er bespricht die Einmischungen des Auslandes in der Flüchtlingsfrage und nimmt dabei Gelegenheit, das Asylrecht und seine Ausübung in der alten Eidgenossenschaft vom 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zu erörtern. Er verfolgt die reactionären Einwirkungen der heiligen Allianz und der monarchischen Congresse, deren sich die republicanische Schweiz nur mit Mühe zu erwehren wußte; dann die zahllosen Plackereien, die sich an die auf Schweizer Boden entwichenen, vornehmlich deutschen Demagogen knüpften; die Reclamationen wegen der italienischen, polnischen und französischen Flüchtlinge, die im Laufe der dreißiger Jahre die Gastfreundschaft der Schweiz in Anspruch nahmen; die Beschwerden gegen die bewaffnete Neutralität, welche die Tagsatzung nach der Juli-Revolution nachdrücklich und correct behaupten wollte u. s. f. Er beleuchtet auf Grund eines reichen gedruckten und archivalischen Materials mit aller Schärfe die dem Sinn und Geist der Neutralitätsacte widersprechenden Zumuthungen der Mächte und ihre bisweilen unwürdigen, von Spionen betriebenen Machinationen. Aber ebenso freimüthig spricht er sich auch über diejenigen Fälle aus, in denen die Schweiz es an der strengen Erfüllung ihrer Pflichten fehlen ließ und den Mächten Anlaß zu begründeten Beschwerden gab. Den Savoyerzug, d. h. den bewaffneten Einfall polnischer Flüchtlinge in Savoyen am 1. Februar 1834, verurtheilt er rückhaltlos und erspart der radicalen Schnell'schen Regierung Berns den harten Vorwurf nicht, daß sie durch ihre ungeschickte, das Völkerrecht und die Bundespflichten verletzende Haltung die Hauptschuld an dem unglücklichen Verlauf dieses schmählichen Ereignisses getragen habe.

Allmählich, im Zusammenhang mit den inneren Kämpfen um die Revision der mangelhaften Bundesverfassung, vermochte die Schweiz die fremde Protection zu überwinden. Den zum Theil berechtigten Warnungen der Mächte zur Zeit der Freischaarenzüge gab die Tagsatzung keine andere Folge, als daß sie sie zu Herzen nahm und, wie schon das eigene Interesse an der Herstellung öffentlicher Ordnung es erheischte, dem Unwesen der Freischaaren ein Ende machte. Vollends entscheidend für die Abklärung der Verhältnisse zum Ausland wurde aber der Verlauf des Sonderbundskrieges. Die Tagsatzung führte diesen unvermeidlich gewordenen politisch-confessionellen Kampf nach dem umsichtigen Plane Dufours ebenso rasch als human durch und wies hierauf sowohl die Interventionsgelüste als die verspäteten Vermittlungsversuche Frankreichs, Oesterreichs und Preußens mit der selbstbewußten Erklärung zurück, daß sie soeben Willen und Kraft gezeigt habe, vorübergehenden Störungen des inneren Friedens von sich aus erfolgreich zu begegnen, und daß die von den schweizerischen Behörden bewiesene Energie für die Nachbarstaaten und ganz Europa die beste Garantie gegen Gefahren sei, an welche man nur auf Grund ungenauer Berichte habe glauben können. Die Mächte sahen sich einer vollendeten Thatsache gegenüber und mußten sich diese Zurechtweisung um so mehr gefallen lassen, als sie von England bei ihren diplomatischen Actionen im Stiche gelassen wurden. Aber noch eine andere, seit 1815 wiederholt aufgeworfene und immer wieder bestrittene Frage kam damals zu factischer Erledigung.

Schon zu Anfang der dreißiger Jahre arbeiteten die einsichtigen, von föderalistischen und reactionären Vorurtheilen unbeirrten schweizerischen Staatsmänner an einer Revision des Bundesvertrages vom 7. August 1815. Sie erkannten, daß die allzu sehr betonte Cantonalsouveränetät die gesunde innere Entwicklung hemmte und zugleich einer kräftigen äußern Politik im Wege stand. Aber als sie nun die Herstellung einer stärkeren Bundesgewalt erstrebten, hielten ihnen die Mächte, die sich sonst bei jeder Gelegenheit über die Schwäche der Eidgenossenschaft in der Behandlung internationaler Fragen beschwerten, die sonderbare Behauptung entgegen, daß die Schweiz durch ihre Neutralitätsacte an die im Jahre 1815 vereinbarte Verfassung gebunden sei und daß jede Aenderung die Mächte von der Beobachtung der schweizerischen Neutralität befreien würde. Diese Behauptung konnte sich weder auf mündliche, noch auf schriftliche Aeußerungen der Diplomaten, weder auf den Geist, noch auf den Wortlaut der Wiener und Pariser Transactionen stützen; sie war, dem Charakter der Alles beherrschenden Metternich'schen Politik entsprechend, nur darauf berechnet, jede freie Fortentwicklung des Verfassungslebens zu unterdrücken und die Schweiz in einem Protectionsverhältniß zu erhalten. Aber der Heidelberger Professor K. S. Zachariä trat zu Gunsten der österreichisch-preußischen Auffassung von der Unabänderlichkeit des schweizerischen Bundesvertrages mit wissenschaftlich zubereiteten Beweisen in die Schranken, und so augenscheinlich tendenziös und unzutreffend seine Argumente waren, so klar sie der Luzerner Kasimir Pfyffer widerlegte: sie erhielten fast dogmatische Geltung und wurden, nachdem das Revisionswerk 1833 aus inneren Gründen für einmal zu Fall gekommen war, im folgenden Jahrzehnt von der Diplomatie wieder aufgenommen. Zur Zeit der Freischaarenzüge ging von Preußen, das im Hinblick auf Neuenburg allerdings jede Revision zu fürchten hatte, die Erklärung ein: nur auf Grund der Bundesverfassung von 1815 seien die 22 souveränen Cantone von Europa als integrirender Theil seines Systems anerkannt und nur diesem Bund seien die Wohlthaten der Unverletzlichkeit und ewigen Neutralität garantirt worden. Nach dem Sonderbundskriege vereinigten sich Frankreich, Oesterreich und Preußen unterm 18. Januar 1848 in einer Collectivnote zu der Forderung, daß die Souveränetät der 22 Cantone als der oberste Grundsatz, auf welchem der Schweizerbund beruhe, erhalten bleibe, und daß keine Veränderung in der Bundesacte gültig sein könne, wenn sie nicht unter einstimmiger Genehmigung aller Cantone geschehe. Das Recht zu dieser Einmischung leiteten sie aus den Verträgen ab, welche die Stellung der Schweiz in Europa ein für allemal geregelt hätten.

Jetzt endlich war der Moment zu entschiedener und principieller Zurückweisung einer solchen Theorie gekommen. Der Zürcher Bürgermeister Jonas Furrer von Winterthur, nachmals der erste Präsident der neuen Eidgenossenschaft — seine Vaterstadt hat ihm jüngst ein würdiges Denkmal errichtet — entwarf im Auftrage der Tagsatzung die ebenso gründliche als maßvolle Erwiderung auf jene Note (15. Februar 1848, im wesentlichen abgedruckt bei Oechsli, Quellenbuch zur Schweizergeschichte, 1886, S. 520). Schweizer nennt sie das bedeutendste Actenstück, welches von der schweizerischen Diplomatie zur Interpretation der Neutralitätsacte geliefert wurde. In historischen Ausführungen und an der Hand des Wortlautes der Verträge widerlegte sie die Auffassung der Mächte, als ob sie durch ihre Mitwirkung bei der Reconstituirung der Schweiz in den Jahren 1814 und 1815 die Grundlagen der schweizerischen Bundesorganisation in ihren Schutz genommen und jede Aenderung von ihrer Zustimmung abhängig gemacht hätten. Dann fuhr sie fort: „Aus diesen Ereignissen und dem

klaren Wortlaut der angeführten Acten schöpft demnach die Tagsatzung die vollendete Ueberzeugung, daß die Bundesverfassung selbst niemals garantirt und somit die der Schweiz zugesicherte Neutralität nie an die Bedingung gewisser Formen der Bundeseinrichtungen geknüpft wurde." Sie erklärte: die Eidgenossenschaft sei im Bewußtsein ihrer Geschichte und ihrer Interessen weit entfernt, eine Bundesverfassung anzustreben, in welcher die Souveränetät der Cantone und der föderative Charakter der Schweiz beseitigt würden; aber sie glaube das jedem Staate inhärirende freie Constituirungsrecht als die Grundbedingung nationaler Selbständigkeit wahren und jedes specielle Schutzverhältniß, welches in der Note in Bezug auf einzelne Cantone oder die Organisation des Bundes geltend gemacht werden wolle, entschieden ablehnen zu müssen. Sie sei denn auch in der Fortbildung ihrer Bundeseinrichtungen durch keine Staatsverträge beschränkt worden, und die Tagsatzung halte sich überzeugt, es werde ihr die von den Mächten gewünschte Herstellung des Friedens und die Erneuerung des innigen Verbandes zwischen den Cantonen um so besser gelingen, „je mehr die Unabhängigkeit der Schweiz nach den Worten der Neutralitätsacte vom 20. November 1815 als Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß ihre volle Anerkennung finden" werde.

Diese höfliche, aber von dem Gefühl des eigenen Rechtes und der eigenen Kraft getragene Zurückweisung machte der diplomatischen Fehde und zugleich dem Protectionsanspruch ein Ende. Der jähe Ausbruch der Februar-Revolution und der Sturz Metternichs vereitelten ohnehin alle weiteren Pläne der Großmächte gegenüber den schweizerischen Angelegenheiten. In voller Unabhängigkeit konnte die Schweiz ihre Bundesrevision vollziehen, die ohne Zerstörung des föderativen Princips den lockern Staatenbund in einen kräftigeren Bundesstaat umwandelte.

Die innere Regeneration der Schweiz durch die Bundesverfassung des Jahres 1848 bezeichnete auch den Beginn einer neuen Aera in ihrer Neutralitätspolitik. Die Mächte hatten bei ihrem Widerstande gegen eine Revision des überlieferten Bundesvertrags die Befürchtung gehegt, es möchte die neue stärkere Regierung ihre Gewalt mißbrauchen, um unter Preisgebung der Neutralität in die inneren Kämpfe der Nachbarstaaten zu Gunsten republicanischer und demokratischer Umwälzungen einzugreifen. Aber wie wenig begründet waren doch solche Besorgnisse! Die sonst so radicale vorörtliche Regierung Berns, an deren Spitze der Freischaarenführer Ochsenbein stand, schwankte noch vor der Einführung der neuen Verfassung keinen Augenblick in ihren Pflichten gegenüber dem Auslande und sprach sich auf die Nachricht vom Sturze des Julikönigthums in einem Kreisschreiben an die Cantone sehr entschieden für die altbewährte neutrale Haltung aus: „Wie immer die Zukunft sich gestalten möge, wird es in der Aufgabe der Eidgenossenschaft liegen, die von ihr in Anspruch genommene Neutralität unter allen Umständen und mit allen Kräften aufrecht zu erhalten. Wie die Schweiz die Ordnung und Feststellung ihrer inneren Verhältnisse als eine Aufgabe betrachtete, über welche ihr allein ein maßgebender Entscheid zustehe, so soll sie andrerseits ihre Neutralität bei den Conflicten der auswärtigen Staaten unentwegt aufrecht zu erhalten suchen und auch in dieser Hinsicht die bestehenden Verträge gewissenhaft erfüllen." Zugleich wurden die Cantone ermahnt, darüber zu wachen, daß das den Flüchtlingen zugestandene Asyl nicht zu Umtrieben gegen die benachbarten Staaten mißbraucht werde. Einen lockenden Allianzantrag des Königs von Sardinien zur Herstellung der italienischen Einheit und Freiheit und zum gemeinsamen Kampfe gegen die österreichische Herrschaft in der Lombardei wies noch die alte Tagsatzung principiell zurück.

So zeigten sich auch die neuen Bundesbehörden entschlossen, die Neutralitätspolitik der Schweiz immer reiner auszubilden. Und es fehlte wahrlich nicht an Gelegenheiten zu ernster Erprobung ihres Willens und ihrer Kraft. In den Jahren 1848 und 1849 waren Neutralitätsmaßregeln gegenüber dem lombardischen Revolutionskrieg zu ergreifen und die südlichen Grenzen gegen Einfälle bewaffneter und zersprengter Schaaren österreichischer wie lombardischer Flüchtlinge zu schützen. Gleichzeitig erheischten der badische Aufstand und der Uebertritt zahlreicher deutscher Flüchtlinge auf schweizerisches Gebiet die rasche und sichere Lösung schwieriger Fragen der äußeren Politik. Sowohl die Zumuthungen der reactionären Kreise als die bisweilen unverschämten Forderungen der revolutionären Propaganda mußten mit strenger Unparteilichkeit abgewiesen werden. Es folgten die „Neuenburger Frage", die eine um so glücklichere Lösung fand, als die vermittelnden Mächte in einer geschlossenen, vertheidigungsfähigen Grenze der Schweiz gegen Frankreich ein europäisches Interesse erblickten — und die „Savoyer Frage", die in dem Sinne zu erfreulichem Austrag kam, daß die wesentlichen in den Jahren 1814—1816 für die Neutralisirung Nordsavoyens aufgestellten Bestimmungen bestehen blieben, die Eidgenossenschaft aber einer so lästigen wie gefährlichen Occupationspflicht enthoben wurde. Dann hatte die Schweiz mit Aufbietung aller Kräfte ihre Neutralitätspflichten während der rasch auf einander folgenden großen Kriege von 1859—1871 zu erfüllen, und es steht zum Theil noch in lebendiger Erinnerung, wie gewissenhaft und erfolgreich sie gegenüber Italienern und Oesterreichern, Deutschen und Franzosen diese Pflichten übte. Denn das Wehrwesen der Schweiz hing nicht mehr, wie in der napoleonischen Zeit, von dem Belieben eines fremden Potentaten ab, der zudem ihre beste Kraft für eigene Zwecke in Anspruch nahm; es war auch nicht mehr vorwiegend den Cantonen überlassen, die ihre Sonderrechte auch auf diesem Gebiete eifersüchtig gewahrt hatten: der neue Bund verfügte in voller Freiheit über das gleichmäßig organisirte Volksheer und konnte jeweilen die exponirten Grenzen mit einer für alle Eventualitäten hinreichenden Truppenmacht beschützen. Schweizer verweilt, wie man wohl erwarten darf, mit besonderer Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit bei den Vorgängen während des deutsch-französischen Krieges, der der Schweiz die schwersten Aufgaben stellte, die an ein neutrales Land herantreten können. Und sie ging aus dem Kriege ohne jede Verletzung ihrer Neutralität hervor. „Diese war," wie der Verfasser bemerkt, „durch die strenge Beobachtung der Neutralitätspflichten seitens der schweizerischen Behörden, aber auch durch die ebenso genaue Respectirung der Neutralitätsrechte seitens der beiden kriegführenden Armeen, welche den Damm der schweizerischen Friedensordnung in ihren strategischen Plänen von Anfang an in Rechnung zogen und das Schweizergebiet als einen zuverlässigen, nicht umgehbaren Anlehnungspunkt benutzten, neu gestärkt und bekräftigt worden. In Zukunft müssen die Kriegführenden noch mehr mit dieser Neutralität rechnen und können sich noch sicherer auf sie verlassen."

Aber eben die großen Kriege der modernen Zeit brachten eine ganze Reihe neuer Fragen des Völker- und Neutralitätsrechts zur Sprache, an deren Lösung unablässig gearbeitet werden mußte. Nun darf man sagen, daß die schweizerische Praxis für die Ausbildung der völkerrechtlichen Theorie maßgebend wurde. Seit 1848 beschränkte sich die Schweiz nicht auf die bloße Ablehnung von Protectionsansprüchen und auf die Wahrung der Neutralität in fremden Kriegen; sie suchte ihre Neutralität zu vervollkommnen, die Mittel für ihre Ausübung zu verstärken und alle ihrer reinen Durchführung entgegenstehenden

inneren Einrichtungen, wie alle Streitfragen, die Conflicte mit dem Ausland heraufbeschwören konnten, gründlich zu beseitigen. Sie verbot die fremden Solddienste und Militärcapitulationen, die nach dem geläuterten Rechtsgefühl der neueren Zeit sich weder mit der Neutralität noch mit den Pflichten gegen das eigene Vaterland vertrugen. Sie zog in der Ausschließung des Durchmarsches fremder Truppen noch schärfere Consequenzen als die alte Eidgenossenschaft. Sie entwickelte auf Grund und nach Analogie ihres Asylrechts die Internirung flüchtiger Truppen weit bestimmter als andere Staaten, muß aber nach den Erfahrungen des Jahres 1871 die Frage einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, ob in Zukunft massenhafte Uebertritte, die auf alle Fälle die Vertheidigung der Neutralität erschweren, nicht gewaltsam zu verhindern seien. Endlich nahm sie Stellung zu den Fragen über die Lieferung und den Durchpaß von Waffen und Kriegsmaterial, über die Benutzung von Eisenbahnen und Schiffen, Posten und Telegraphen; sie bemühte sich, die neuen Errungenschaften der Technik mit der Neutralität in Einklang zu bringen, und ging auf diesem Gebiete für das moderne Neutralitätsrecht mit schöpferischen Ideen vor. Fortwährend erblickt sie in der möglichst unanfechtbaren Ausgestaltung ihres traditionellen völkerrechtlichen Princips ihre Pflicht und ihre Ehre.

Nur in dürftigen Umrissen habe ich hier auf den reichen Inhalt der „Geschichte der schweizerischen Neutralität“ hinweisen können. Aber meine Ausführungen mögen genügen, um den wissenschaftlichen und zugleich praktischen Werth eines Werkes erkennen zu lassen, das nicht nur specifisch schweizerischen Interessen dient, sondern einem Gegenstand von internationaler Bedeutung gewidmet ist. Ich kann mich nicht enthalten, noch einige Stellen aus der schönen Schlußbemerkung des Zürcher Gelehrten anzuführen. Er kommt noch einmal auf die vierhundertjährige Entwicklung der schweizerischen Neutralität zu sprechen. Er erinnert daran, daß das schweizerische Volk gegenüber Kriegen jeder Art und Ausdehnung in der Neutralitätspolitik sein wohlverstandenes Interesse gefunden und allmählich auch die anderen Völker daran gewöhnt habe, diese „als die dauernde, unverrückbare und zuverlässige Haltung der Schweiz anzusehen“; daß die thatsächliche Erfahrung und der eigene Wille der Schweiz hiebei wichtiger erscheine, als die papierne europäische Anerkennung von 1815, und daß die Verletzung ihrer Neutralität beinahe unmöglich sei, wenn sie „mit Einigkeit, festem Willen und Aufbietung der ihr zu Gebote stehenden beträchtlichen Mittel“ vertheidigt werde. Dann weist er auf die Vortheile hin, die den kriegführenden Mächten aus einer kräftigen Handhabung der Neutralität erwachsen, indem jede Partei die schweizerische Grenze bei ihren strategischen Plänen in Berechnung ziehen und als eine starke Mauer betrachten kann, an der sich Umgehungsversuche des Gegners brechen müssen. Aber, so schließt er, „noch größer ist der Nutzen, welchen die schweizerische Neutralität den Werken und Bestrebungen des Friedens und der Humanität bringt. Hier finden die um ihrer Ideen willen verfolgten Männer aller Parteien und Völker, wie die vom Feind verfolgten Truppen und die vor den Schrecken des Krieges fliehenden Privaten ein sicheres Asyl; hier haben die gemeinsamen Einrichtungen der Staaten im Verkehrswesen, in Bestrebungen für die Förderung des Völkerrechts und Linderung der Kriegsübel wie der socialen Uebelstände ein natürliches, unabhängiges, über nationale Rivalitäten erhabenes Centrum. Darum liegt die schweizerische Neutralität jetzt noch, wie 1815, und heute noch viel mehr als damals, im allgemeinen Interesse Europa's und der ganzen civilisirten Welt.“

Mittheilungen und Nachrichten.

S. Deutschland. Von Arthur Stein. (Breslau, Verlagsanstalt vorm. Schottländer.) — Die hübsche Reiseplauderei: Deutschland, ein Sommermärchen von Arthur Stein, hat vor allem eins gegen sich, den Titel, der allzu sehr zu Vergleichen mit dem Heine'schen Wintermärchen reizt. Hätten sich die ganz an Heine anklingenden glatten Verse unter dem Titel: „Eine Sommerfahrt“ oder „Deutsche Reise-Eindrücke“ gegeben, so wären sie anspruchsloser aufgetreten. Das hübsch ausgestattete, 84 Seiten starke Bändchen beginnt in Berlin:

„Gelangweilt saß ich um Mitternacht
Im Kaffeehaus unter den Linden;
Ich hatte gehofft, einen alten Freund
Und neue Journale zu finden.“

Dort lernt er ein seltsames, exotisches Ehepaar kennen, das sich Deutschland ansehen will und ihn zur Begleitung auffordert. Berlin, Dresden, Weimar, Frankfurt, Mainz, München und andere deutsche Städte werden durchstreift und von jeder weiß der scharfblickende Afrikaner und sein freiwilliger Begleiter manch kluges Wort zu sagen. Recht hübsch sind seine Bemerkungen über das Heine-Denkmal:

„Nicht braucht der Marmor seinen Ruhm
Nicht Inschrift zu verkünden;
Sein Name lebt am Rheinesstrand,
Er waltet in Lüften und Winden.
Des Stromes Wellen flüstern ihn,
Ihn duften Berg und Halde;
Das Vöglein zwitschert ihn im Busch,
Ihn rauschen die Blätter im Walde.

Wohl wahr, nicht uns zum sanften Klang
Der Liebe rührt' er die Saiten;
Auch mit des Spottes scharfem Stahl,
Dem spitz'gen, mocht' er streiten.

— — — — — — — —

Wohl traf er tief — vergessen heut
Sind, die er schlug, die Wunden;
Die Weisen, die sein Mund uns sang,
Sie leben durch alle Stunden.

Denn nicht den Kämpfer kennt das Volk,
Den Dichter hört es singen;
Erst mit dem letzten deutschen Lied
Werden die seinen verklingen.“

Auch was er über Musik sagt:

„Ich sprach: Wenn träger das Blut mir kreist,
Wenn Herz und Sinne erkalten,
Dann lausch' ich dem düster berauschenden Klang
Der Vorzeit-Sagengestalten.
Wenn Sorg' und Mißmuth die Stirn mir umwölkt
Auf dornigem Lebenspfade,
Dann labt des Ermatteten Aug' und Ohr
Menuet und Serenade.

Doch wenn in Daseins Klagen und Pein
Mir Wunsch und Hoffen entschwanden,
Und wenn ich in Schmerzen und Zweifeln mich sehn'
Aus Lebens leidvollen Banden:
Dann träufeln mir Balsam ins wunde Herz
Fidelio's himmlische Klänge,
Mit Trost und Hoffnung rühren die Brust
Elysische Freudengesänge.“

ist tief empfunden. Wenn auch ein eigentlicher Zusammenhang dem Büchlein fehlt, es sich vielmehr nur um lose an einander gereihte Skizzen handelt, so ist doch der Verfasser unverkennbar ein Mann von dichterischer Begabung, von dem man sich vielleicht noch Tüchtiges versprechen darf.

* Wer hat das Telephon erfunden? Die „Revue Universelle“ veröffentlicht in einer ihrer letzten Nummern einen Vortrag, den Clyde Jones vor der „Electrical Association“ zu Chicago über die Geschichte des Telephons gehalten hat. Wir entnehmen den interessanten Ausführungen, die Karl Müllers „Natur“ im wesentlichen wiedergibt, Folgendes:

Im Jahre 1819 machte Oersted in Kopenhagen die Entdeckung, daß eine Magnetnadel, wenn man sie neben einem vom

elektrischen Strome durchflossenen Draht aufstellt, von ihrer Richtung abgelenkt wird. Damit war der Elektromagnetismus entdeckt. Hierauf zeigte William Surgeon, daß die Elektricität selbst in Magnetismus übergeführt werden könne. Er hatte durch einen spiralförmigen Draht den elektrischen Strom fließen lassen, und es ergab sich, daß der Draht hiemit die Eigenschaften eines Magneten annehme. Dies war der Keim, aus dem Telegraph und Telephon hervorwachsen sollten! Surgeon hatte die Elektricität in Magnetismus verwandelt; sollte sich nicht der Magnetismus wieder in Elektricität umwandeln lassen? In der That bewirkten dies im Jahre 1831 Henry und Faraday, indem sie einen geschlossenen Conductor unter den Einfluß eines magnetischen Feldes brachten, welches sie sich verändern ließen. Erst hiemit gelangte man zur Kenntniß der elektromagnetischen Gesetze für Theorie und Praxis. Die Zeit des Telegraphen war gekommen. Um 1830 schuf Morse sein System und gab ihm im Laufe von zehn Jahren eine praktische Form, indem er den Magneten von Surgeon an die Spitze einer Linie stellte und den Umkreis mittelst eines Schlüssels verschloß. Nun hatte der Elektro-Magnet seine Armatur bekommen und der Operateur an der Spitze der Linie empfing die conventionellen Zeichen. Der Morse'sche Telegraph erweckte natürlich die Idee einer Möglichkeit, auch die Stimme in die Ferne zu senden. In der That verkündigte im Jahre 1854 Charles Bourseul diese Möglichkeit mit den historischen Worten: „Ich fragte mich, ob nicht selbst das Wort mittelst Elektricität in die Ferne geleitet werden könne, mit anderen Worten: ob man nicht in Wien sprechen und in Paris damit hören könnte. Denken wir uns, daß man gegen eine bewegliche und biegsame Platte spreche, um keine der durch die Stimme erzeugten Schwingungen zu verlieren, daß aber diese Platte fest sei und nach und nach die Mittheilung mit einem Auslöser unterbreche, so wird man in der Entfernung eine andere Platte haben können, welche dieselben Schwingungen gleichzeitig ausführen wird."

Bourseul war jedoch im Irrthum, indem er annahm, daß die Stimme durch Oeffnen und Schließen eines Kreises fortgeleitet werden könne; er deutete so auf einen Weg, auf welchem die Wissenschaft seine Angaben zwanzig Jahre lang bis auf Bell verfolgte, und zwar durch seine Theorie elektrischer Wellenbewegungen. Wahrscheinlich hiedurch inspirirt, verfertigte Philipp Reis in Frankfurt a. M. im Jahre 1861 das erste Telephon, welches als Leiter ein Diaphragma enthielt, durch dessen Schwingungen er einen Kreis schließen und öffnen konnte. Auf der Empfangsstation war ein Elektromagnet angebracht, welcher die allmählich durch den Leiter auf die Linien gesandten Bewegungen des Stromes aufnahm und abwechselnd seiner Armatur mittheilte. Diese Armatur war versehen mit einer kleinen Platte, welche durch ihre Vibrationen die dem Ohre das Gefühl eines Tones gebenden Lufttheilchen in Bewegung setzte. Vergleicht man das Telephon von Reis mit dem Telegraphen von Morse, so wird man bemerken, daß sich die Instrumente der Leitung nur darin unterscheiden, daß Morse einen beweglichen Schlüssel anbrachte, um den Kreis mit der Hand zu öffnen und zu schließen, während Reis sich eines Diaphragmas (also einer schwingenden Platte) bediente, welches man als einen Schlüssel betrachten könnte, dazu bestimmt, nicht mehr durch die Hand, sondern durch das Sprachorgan in Thätigkeit gesetzt zu werden. Noch mehr: der einzige wesentliche Unterschied zwischen den Empfangsinstrumenten war, daß Reis an der Armatur des Morse'schen Apparates ein kleines Blech zu dem Zweck anbrachte, die Lufttheilchen in Bewegung zu setzen. Reis konnte, indem er den Kreis öffnete und schloß, aber den Complex von Schwingungen des Stromes, von denen die Wiedergabe des articulirten Wortes abhängt, nicht fortleiten, sein Apparat vermochte nur einfache musikalische Töne wiederzugeben. Man hat gesagt, daß Reis sich zur Wiedergabe der Stimme der nothwendigen Bedingungen bewußt gewesen sei, und daß er wirklich articulirte Worte fort geleitet habe, indem er die Contacter (Berührungen) seines Leiters so einrichtete, daß der betreffende Kreis geschlossen blieb. Im Gegentheil hatte Reis nicht die Nothwendigkeit eines undulirenden Stromes begriffen; und daß er niemals im Stande war, ein Wort fortzuleiten, geht aus der Thatsache hervor, daß die Construction seines letzten Apparates, den er als die Vervollkommnung seines ersten betrachtete, nicht das beständige Geschlossensein des Kreises erlaubte. Man wird bemerken, daß es eine frappante Aehnlichkeit zwischen dem Empfänger von Reis und dem magnetischen Telephon von Bell gibt. Der Unterschied besteht nur darin, daß Bell das kleine Blech durch seine Ränder und die Armatur im Centrum befestigte, während Reis dasselbe auf eine wagrechte Achse brachte und die Armatur am Ende anbrachte. In beiden Apparaten haben die Platten (Diaphragmen) die Luft in Bewegung zu setzen, beide haben die Aufgabe, dies auf elektromagnetischem Wege durch Bewegung der Platte zu thun. Man sieht folglich, daß Reis einen Empfänger hatte, der wirklich fähig war, articulirte Töne fortzupflanzen, und daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, einen articulirten Leiter gehabt haben würde, wenn er sich Rechenschaft darüber gegeben hätte, daß die Contacte nicht aufhörten sich zu berühren, so würde auch sein Leiter ein articulirender gewesen sein. Ja, hätte er zwei seiner Empfänger verbunden und den einen als Leiter benutzt, so würde er das Wort in der That fortgesendet haben. Es ist merkwürdig, daß die einfache Thatsache, keine Schraube mit einem Umgange angewendet oder nicht zwei besondere Grenzen durch einen Faden verknüpft zu haben, Reis die Ehre geraubt hat, der Erste gewesen zu sein, welcher das articulirte Wort in die Ferne telegraphisch leitete.

Nach dem Jahre 1870 arbeitete Alexander Bell an einem harmonischen Telegraphen, welcher in seinen wesentlichen Theilen aus einem stetigen Magneten bestand, um welchen eine gewisse Zahl von Stäben angebracht war, von denen jeder zu einer verschiedenen Schwingung eingerichtet wurde. Um den Magneten hatte er eine Spule gerollt, die mit der Spule eines ähnlichen Apparates in einer Entfernung verbunden war. Sobald der eine der Stäbe in Bewegung gesetzt wurde, ergab er eine bestimmte Anzahl von Schwingungen, welche ihm eigenthümlich waren und jedesmal veränderte er die Kraft des Magneten, wenn sein Ende sich dem letzteren näherte, und brachte in der Spule einen Inductionsstrom zuwege, der, die Spule der Empfangsstation durchlaufend, die Kraft des Magneten änderte, den sie einhüllte und zur Anziehung eines Stabes bestimmte, welcher im Einklange mit dem ersteren vibrirte. Keiner der Stäbe der Empfangsstation vibrirte so unbeschadet derjenigen, welche den Stäben der Station von gleicher charakteristischer Vibration entsprachen; und ließ man eine gewisse Zahl von Stäben dieser letzteren Station schwingen, so correspondirten die Stäbe der Empfangsstation gleichmäßig damit. Von da ab, wo Toncomplexe so durch mehrere einfache übereinander gelegte Töne gebildet waren, schloß Bell daraus, daß, wenn die Stäbe beweglich genug montirt wären, um unter der Thätigkeit von Tonwellen zu vibriren, und wenn sie in hinreichender Zahl vorhanden seien, so würde eine Person, welche in der Nähe solcher Stäbe spricht, deren gleichzeitige Vibrationen Toncomplexe erzeugen, sie vibriren lassen und würde die Vibration der correspondirenden Stäbe bestimmen, dieselben Töne zu erzeugen. Von dieser Auffassung ging Bell aus und gelangte zu der eines Diaphragmas, welches nicht eine charakteristische Vibration besitzt, die einen eigenen Ton erzeugt, sondern im Stande ist, alle Töne hervorzubringen. Aus dieser Idee entsprang sein magnetisches Telephon. Elisha Gray arbeitete zu gleicher Zeit an einem harmonischen Telegraphen, und gelangte ebenfalls zu einem System der Wortleitung. Sein Empfänger beruht auf demselben Princip, wie Bells Telephon, aber sein Leiter war auf die Abänderungen des Widerstandes eines elektrischen Kreises begründet, welche durch Immersion einer an einem Diaphragma befestigten Nadel in Quecksilber erhalten werden, wodurch Nadel und Quecksilber an dem Kreise theilnehmen. Es erwies sich bald als klar, daß das elektrodynamische Telephon oder das Telephon mit veränderlichem Widerstande von Gray das bessere war für die Leitung von Tönen. Die Vervollkommnungen von Berliner, Edison und Blake knüpfen sich bald darauf an die früheren Errungenschaften. Nach einer Untersuchung des Patent-Office wurde es bekannt, daß Berliner der Erste war, der die Anwendung von zwei Elektroden in beständigem Contacte benutzte, um den Widerstand veränderlich zu machen, daß ferner Edison der Erste gewesen, welcher sich der Elektroden in Kohle bediente, und daß schließlich Blake als der Erste die Elektroden auf Triebfedern montirte, um den Bruch des Kreises zu verhindern, wobei er eine Elektrode aus Platin verwendete. Die soliden Elektroden bieten keine ausreichende Biegsamkeit. In Folge dessen vervollkommnete Hunning den Leiter dahin, daß er Kohle in Körnern anwendete, die er zwischen eine feste Platte und ein vibrirendes Diaphragma brachte. So erhielt er eine größere Veränderlichkeit von Widerstand für eine vom Diaphragma gegebene Bewegung. Dieser Transmitteur Hunning bezeichnet den Culminationspunkt aller Fortschritte in der telephonischen Praxis. So machte Morse nichts, als einen Schlüssel aus dem Elektro-Magneten von Surgeon; Reis machte nichts Anderes, als daß er dem Handschlüssel Morse's einen anderen empfindlicheren unterschob, indem er ihn aus dem Sprachorgane herstellte. Bell machte nicht viel mehr, als daß er

die Platte von Reis in Form eines Diaphragmas montirte, um einen nothwendigen Wellenstrom zu erzeugen. Wir, die wir heute diese Dinge in der Entfernung der Vergangenheit betrachten, können die Wahrheit der folgenden Worte bestätigen: Die Wissenschaft schreitet nur sehr langsam vorwärts, Schritt für Schritt; und alle Diejenigen, welche an der Schöpfung des Telephones sich betheiligten, seit Oersted bis Hunning, haben ein Recht auf unsere Verehrung und Dankbarkeit.

* **Halle**, 5. Sept. Der bisherige ordentliche Professor an der Universität zu Innsbruck Dr. Roux ist zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität Halle-Wittenberg Allerhöchst ernannt worden. — Der bisherige Privatdocent Professor Dr. van Calker zu Halle a. S. ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

* Aus **Graz** wird gemeldet: Der fünfte Deutsche Dermatologen-Congreß wird in der Zeit vom 23. bis 25. ds. Mts. in Graz abgehalten werden. Die Zahl der bereits angemeldeten Vorträge beträgt bereits mehr als 50. Am ersten Tage werden die Professoren Kaposi (Wien) und Rosenthal (Berlin) sprechen, und zwar „Ueber den gegenwärtigen Stand der Lehre vom Pemphigus", am zweiten Tage werden von den Professoren Neisser (Breslau) und Caspary (Königsberg) über „Die Beziehung der tertiären Lues zur Therapie in der früheren Periode" Vorträge gehalten werden.

* In **Zürich** haben wiederum zwei Damen von jenseit des Weltmeeres an der Hochschule den Titel eines Doctors der Philosophie erworben. Frl. Donolda Mc Fee aus Montreal (Canada) und Frl. Julie Bulkley aus Chicago. Die Dissertation der ersteren handelt von Berkeley's Theorie des Sehens, die der letzteren über das Verhältniß von Pestalozzi und Herbart. Frl. Bulkley bekleidet ein Lehramt an der Universität Chicago.

* In **Kopenhagen** ist nach längerem Siechthum die dramatische Dichterin Clara Andersen, 67 Jahre alt, gestorben. Sie entstammte einer bekannten Künstlerfamilie, der Vater war königl. Capellmusiker, die Mutter Schauspielerin am Nationaltheater. Früh schon begann Clara Andersen für die Bühne zu schreiben, aber trotz ihrer bedeutenden Erfolge blieb sie dem großen Publicum unbekannt, da sie mit ängstlicher Sorgfalt ihre Anonymität bewahrte. Fast 20 Jahre lang schrieb sie für die Nationalbühne und sie ist wohl die fruchtbarste dramatische Dichterin Dänemarks gewesen; zu den besten ihrer Werke zählt das graziöse Lustspiel „Rosa und Rosita", das auch in Wien, Berlin, Breslau und Christiania sehr freundlich aufgenommen wurde. Die liebenswürdige, bescheidene Verfasserin wird nicht vergessen werden in Dänemark, noch viele Jahre werden „Rosa und Rosita" und „Gröns Geburtstag" von ihrem feinen, literarischen Talent, ihrem milden, heiteren echt dänischen Naturell zeugen.

* **Paris**, 2. Sept. Das Cluny-Museum hat vor kurzem ein bedeutendes Werk der französischen Goldschmiederei und Schmelzarbeit erworben. Es ist der Schrein der heiligen Valera, der in Spanien aufgefunden und anfänglich für eine byzantinische Arbeit gehalten wurde. Die nähere Untersuchung aber ergab, wie der „Voss. Ztg." geschrieben wird, daß der Schrein unzweifelhaft Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in Limoges angefertigt wurde. Die heilige Valera ist nebst dem heiligen Martial Beschützerin der Stadt Limoges. Der Schrein, aus vergoldetem Kupfer, ist 26 Centimeter hoch und 15 Centimeter breit. Die Heilige sitzt auf einem Thron, trägt einen die Arme bedeckenden Mantel und ein mit gefaßten rothen und grünen Steinen verziertes Kleid. Sie ist enthauptet und hält ihren abgeschlagenen Kopf mit den Händen. Der Kopf ist sehr fein gemeißelt, die schwarzen Augen sind aus Schmelz, der Ausdruck ist kindlich fromm und anmuthig. Der Thron, mit den Buchstaben S V in rothem Schmelz, ist von einem durch viele Säulchen gestützten Himmel überragt. Ueberall sind reiche Verzierungen in Schmelz angebracht. — Dem keramischen Museum in Sèvres haben Herr und Frau Grandon eine 811 Stücke zählende Sammlung alten chinesischen Porcellans geschenkt, die auf 327,500 Fr. geschätzt wird. — Der Louvre erwarb 1861, bei Versteigerung der Soltikow'schen Sammlung, eine mittelalterliche Elfenbeinschnitzerei, die Krönung der heiligen Jungfrau darstellend, für 27,000 Fr. Bei der Ausstellung alter Kunstwerke im Trocadero 1878 wurden zwei vom Museum zu Chambery eingesandte knieende Engel als Theile dieses Kunstwerkes erkannt, ebenso eine vom Baron Gustav v. Rothschild ausgestellte kleine knieende Gestalt aus Elfenbein. Das Museum zu Chambery hat nun den ihm gehörigen Theil gegen einige Bilder und Porcellane umgetauscht. Die Krönung der heiligen Jungfrau ist französische Arbeit des 13. Jahrhunderts, wahrscheinlich die im Verzeichniß der Karl V. gehörigen Kunstwerke vorgeführte Darstellung.

* In **Genua** ist im Alter von 86 Jahren der hervorragende Orientalist Dr. Giuseppe Sapeto, dessen Reisen durch Afrika und Asien seinerzeit Aufsehen machten, gestorben. 1857 erschien von ihm „Viaggio e missione cattolica nei Bogos, Mensa ed Habab, 1879 „Assab ed i suoi critici, Prodromi alla studio della Cussitide Abissina"; eine Anzahl von Studien und wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm den Ruhm eines gelehrten Orientalisten schufen, ist in Zeitschriften enthalten.

* **Neapel.** Dr. med. Schönlein von der zoologischen Station zu Neapel ist zum Professor ernannt worden. Karl Schönlein, 1850 zu Sangershausen geboren, erhielt seine Schulbildung auf der lateinischen Schule zu Halle. Seine medicinischen Studien machte er von 1875 bis 1881 zu Halle, Tübingen und Leipzig. Bereits als Student gewann er, von Julius Bernstein in Halle und Vierordt in Tübingen beeinflußt, ein besonderes Interesse für die Physiologie, der er sich ganz zuwandte. Noch vor der Promotion nahm ihn Bernstein 1879 zu seinem Assistenten bei der Halle'schen physiologischen Universitätsanstalt. 1881 promovirte Schönlein in Halle zum Doctor. Zwei Jahre darauf habilitirte er sich als Privatdocent bei der Universität Halle-Wittenberg. Von hier trat er an das Breslauer physiologische Institut unter Heidenhain über. Später wurde er Assistent für experimentelle Physiologie bei der physiologischen Universitätsanstalt unter Fick. Sowohl in Breslau als auch in Würzburg übte Schönlein als Privatdocent die Lehrthätigkeit aus. 1890 folgte er einem Rufe als Docent für Physiologie bei der Universität zu San Jago. Seit 1892 wirkt er in seiner jetzigen Stellung in Neapel. In seiner wissenschaftlichen Arbeit folgte Schönlein ganz den Spuren seines Lehrers Bernstein. Er beschäftigt sich ausschließlich mit der allgemeinen Physiologie der Nerven und Muskeln, einem Wissenszweige, den im wesentlichen Emil du Bois-Reymond, Bernsteins Lehrer, begründet hat. Einzelne der einschlägigen Arbeiten fertigte Schönlein gemeinsam mit Bernstein. Von den Studien, die er selbständig betrieb, sind, nach der „Voss. Ztg.", an erster Stelle die Versuche über secundären Tetanus bei verschiedener Reizfrequenz zu erwähnen, die Schönlein 1881 bei seiner Promotion veröffentlichte. In engster Beziehung dazu stehen die Untersuchungen „Zur Frage nach der Anfangszuckung" und „Ueber rhythmische Contractionen quergestreifter Muskeln auf tetanische Reizung", die Schönlein alsbald auf die Doctorschrift folgen ließ. Bei seinem Eintritt in das akademische Lehramt schrieb Schönlein 1883 die Abhandlung „Ueber das Verhalten der Wärme-Entwicklung beim Tetanus verschiedener Reizfrequenz". Zu erwähnen sind noch Schönleins „Versuche über den zeitlichen Verlauf des Muskelstroms beim Tetanus" und „Ueber die Summation der negativen Schwankungen".

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Nikolaus Lenau.

Ein pathologisches Lebensbild von Dr. J. Sadger.

I.

„Den geliebtesten Dichter Deutschlands" nennt Nikolaus Lenau sein biederer Schwäher, und fürwahr, mehr Fug und Anrecht auf dieses Wort hat kein Poet in deutschen Landen. Aber treffender, dünkt mich, als der „geliebteste Dichter" hieße er wohl „der allerunglücklichste", den diese Erde jemals getragen. Denn unglücklich fühlte er sich zu allermeist, sterbensunglücklich, ob er gleich Noth und Elend niemals erfahren, obschon ihm Ruhm und Ehren zuströmten in beglückender Fülle, obwohl ihm endlich Liebe geworden, wie vor und nach ihm selten einem Sterblichen. Gleichwohl war die vorwaltende Grundstimmung seines Herzens eine todtraurige Schwermuth, ein sterbensdüsteres Wehgefühl, das schon den Siebzehnjährigen in dem Werdejubel seines Leibes grundlos erfaßte, von da ab seine stete Begleiterin wurde durch das ganze Leben und selbst den Wahnsinnigen noch umfangen hielt, der mählig absterbend seinen Geist verlor, doch niemals die Schwermuth. „Ich bin ein Melancholiker," schrieb er einst an Sophie Löwenthal, „der Compaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens!" Unter diesem „Schmerze des Lebens" ist natürlich nichts anderes zu verstehen, als Lenau's eigener individueller, in der angeborenen Veranlagung gründender Seelenschmerz, denn der Mensch ist so gerne geneigt, sein allerpersönlichstes Weh- und Leidensgefühl als Weltschmerz und Weltelend auszugeben. Diese leidende Grundempfindung aber, die die ganze Natur wie mit einem schwarzen Trauerflor zu umspinnen liebte, sie hat ihm allerdings das Leben vergällt und jede Freude verdüstert, ihn aber auch zur klagenden Nachtigall gemacht, die das tiefste Weh des Menschengemüthes in unsterblichen Liedern zu besingen vermochte.

Wann diese Seelenwehmuth sich zum ersten Male geltend gemacht, ist bei der Dürftigkeit der Jugendberichte nicht mehr mit Sicherheit zu eruiren. Glaubhaft verbürgt aber ist uns, daß Nikolaus Lenau schon in seinem 17. Lebensjahre der ewig Düsterschauende gewesen, daß er etwa um die gleiche Zeit oder ein Geringes später seinen Freund Fritz Kleyle zu besuchen sich weigerte, einzig aus Besorgniß, es möchte bei diesem zu gesellig, zu störend laut, zu heiter zugehen, und daß er endlich mit 20 Jahren in einem Briefe an seine Mutter es schmerzhaft beklagte, er könne keinem Ding mehr ein freudiges Genießen abgewinnen. Das ist ein bedeutungsschwerer Fingerzeig für das lösende Verständniß seiner innersten Räthselnatur. Denn in diesen herrlichen Jugendglücksjahren, da es in allen Muskeln schwillt, in allen Adern braust, wo Leib und Seele himmelsjubeln von Werdenswonne und Wachsenslust, ist bei einem gesund veranlagten Kinde andauernde Schwermuth platterdings ausgeschlossen. Das schwerste Ungemach, wie die härtesten Schicksalsschläge, die drückendste Lebensnoth und die schlimmste Daseinssorge, sie werden in diesem Alter spielend überwunden, ehe der Hahn zum dritten Male wieder gekräht hat. Es gibt ja kein größer Glück auf Erden, als kaum erst 17 Jahre zu zählen! Wenn gleichwohl ein Jüngling sich dauernd unglücklich fühlt, wenn diese Leidempfindung höchstens für Augenblicke von seiner Seele weicht, dann beweist dies unbedingt, daß ein solcher Jüngling von Hause aus krank und im Keime vergiftet ist. Dies ist der Fall bei unserm Dichter. Der Schlüssel zu dem Räthselhaftesten in seiner Erscheinung ist augenblicks gegeben, wenn wir uns erinnern, daß Nikolaus Lenau ein Hereditarier ist. Ein Hereditarier, das heißt ein Mensch, der von Eltern oder Großeltern, mitunter auch nur von Seitenverwandten her erblich belastet ist, zeigt häufig solch auffällige Besonderheiten in Charakter, Trieben und Geistesentwicklung, daß jedes fachmännisch geschulte Auge ihn aus Hunderten von normal Entwickelten unfehlbar herauserkennen wird. Zwar besitzen wir annoch statt einer erschöpfenden Schilderung des Hereditariers nur verstreute Bruchstücke ganz weniger Autoren, zwar herrscht selbst über den entscheidenden Punkt, was nämlich an Einzelsymptomen der Heredität und was der Entartung zuzurechnen sei, noch Uneinigkeit und Zwietracht, und mangelt es endlich insbesondere an dem scharfen Grenzstriche, der das erblich belastete Genie von dem dégénéré supérieur, wie ihn Morel und Magnan gedacht, differenziren und unterscheiden möchte; aber gleichwohl begegnen uns bei Nikolaus Lenau so reichlich typische, ja geradezu pathognostisch zu heißende Züge, so viele ausschließlich und einzig nur bei Belasteten vorkommende Symptome, daß wir an der Diagnose des Hereditarierthums keinen Augenblick mehr zweifeln können.

Da können wir vorerst den Ursprung der Belastung bis in das dritte Glied der Ascendenz, bis zu den Großeltern väterlicherseits hinauf verfolgen. Die Großmutter war nach allen Berichten eine sehr heftige, reizbare, emotionelle Natur, ihr Gatte, der Oberst Niembsch, nicht weniger als 52 Jahre im kaiserlichen Heeresdienste thätig. Wenn wir nun bedenken, daß sich der Beruf des Soldaten insbesondere zu Kriegszeiten, wie sie der Oberst ja reichlich durchmachen mußte, für das Gesammtnervensystem von schädigendem, ja nicht selten von geradezu verhängnißvollem Einflusse erweist, so werden wir diesen letzteren Punkt nicht gering veranschlagen. Und thatsächlich berichtet uns Emma Niendorf, daß jener, nachdem er in den Türkenkriegen und 1792 gegen Frankreich ruhmvoll gefochten und sich insbesondere bei Valenciennes ausgezeichnet, dann aber durch die Ungerechtigkeit seines Obersten mit dem wohlverdienten Theresienorden übergangen worden, um dessenwillen sowohl, als wegen seiner durch den Krieg zerrütteten Gesundheit, den activen Heeresdienst aufgegeben habe. Sein Sohn, der Vater unsres Dichters, der natürlich die gleiche ominöse Laufbahn einschlagen mußte, zeigt schon deutliche Zeichen der erblichen Belastung. Er hat schon in jungen Jahren ein hochnervöses, überreizbares Temperament, sowie ein

allzufrüherwachendes Triebleben; der Sohn von ehrenfesten Biederleuten wird ein Saufaus und Lüstling, ein Hochstapler und Tollspieler, der in der Aufregung der Leidenschaft Weib und Kind vergißt und selbst das Leben seines Töchterleins unbedenklich in die Schanze schlägt, wenn ihm der Spielteufel seine Krallen in den Nacken schlägt. Wie muß sein armes Weib an der Seite dieses Liederhanses gelitten haben! War die ganze Ehe doch nichts Anderes für sie als eine unendliche Kette von Jammer und Elend, von Aufregung und Kummer, von Empörung und tiefinnerlichstem Ekelgefühl! Wohl hatte Liebe die Beiden zusammengeführt, aber den raschen Abschluß des Ehebundes hatte nicht sie gefördert, sondern ein böser Auftritt, in welchem Frau Therese sich drohend ihres Lebens verschwor, wenn sie Mutter würde, ehe sie Gattin geworden. Wie so häufig bei der Nachkommenschaft von Säufern wird auch hier das erste Kind bald von einer entzündlichen Gehirnaffection hinweggerafft. Aber die begleitenden Todesumstände: wie der um den Arzt entsandte Vater im tollwüthigen Glücksspiel sein sterbenskrankes Töchterlein vergißt und die an der Bahre desselben zusammengebrochene Mutter den räuberischen Spießgesellen auch noch Bürgschaft leisten muß, um den nichtswürdigen Gatten vor dem Schuldthurm zu retten, das ist von einer wahrhaft erschütternden Tragik. Nicht minder betrübsam, aber noch folgenhafter und verhängnißvoller waren jene Umstände, die der Geburt unsres Dichters unmittelbar vorhergegangen. Durch seine ungezügelte Lebensweise, sowie durch seine grenzenlose Spielwuth, der er in dem benachbarten Temesvar nach Herzenslust fröhnen konnte, war der Vater immer mehr in einen abgrundtiefen Schuldensumpf gerathen und hatte Noth und Elend über seine ganze Familie gebracht. Aber was die Mutter, die Lenau's werdendes Leben unter dem Herzen trug, noch tiefer kränken, ja unheilbar verletzen mußte, war, daß ihr Gelegenheit wurde, sich mit eigenen Augen von des Gatten Untreue und Liebeleien zu überzeugen. Man kann sich denken, wie nachtheilig solch anhaltender Kummer nicht bloß auf das Nervensystem der Schwangeren, sondern, von dieser übergehend, auch auf das des noch Ungeborenen wirken mußte. Von der Mutter selber ist uns zuverlässig überliefert, daß sie leidenschaftlich und leicht erregbar, „leichtblütig und gallsüchtig" gewesen sei. Wir wissen, daß ihr Mißtrauen und ihre quälende Zweifelsucht auf den Sohn übergingen, und endlich begegnen wir an beiden Eltern noch einem Zuge, der dann als hereditäres Symptom bei unserm Dichter in noch weit verstärkterem Maße wiederkehrt, dem Hang zur steten Veränderung des Wohnsitzes und zu zigeunerhaftem Umherziehen.

Wenn wir nunmehr aus dem bisher Gesagten die nothwendigen Schlußfolgerungen ziehen wollen, so können wir es mit aller Bestimmtheit aussprechen: Es sind bei den nächsten vier Ascendenten, den beiden Eltern und beiden Großeltern, alle jene Bedingungen zu finden, die für eine erbliche Belastung der Nachkommenschaft nothwendig und unerläßlich sind.

Zu dieser verhängnißvollen Anlage kam dann weiter eine durchaus verfehlte Erziehung hinzu. Statt einer Eisenfaust, die dieselbe von erster Kindheit strenge und unerbittlich leiten und bestimmen mußte, fand der Knabe allezeit nur die unendliche Liebe der Mutter, deren Abgott und Augapfel er war, die um seinetwillen jeden Augenblick bereit gewesen, den Gatten und die übrigen Kinder zu verlassen, und die endlich förmlich den Gedanken in ihm großzüchtete, daß er vor seinen übrigen Geschwistern nothwendig einen Vorzug voraushaben müsse. „Ihrer blinden Nachgiebigkeit," meint Anton Schurz, „und ihrer übertriebenen Vergötterung ist es wohl zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweise selbstsüchtig ward."[1]) Aber der in unsern Dichter ordentlich verliebte Schurz, der den Schwager immer nur „Bruder" titulirte und sich gern in dem Ruhme des Berühmten sonnte, hebt zwar die Ursache richtig hervor, ist aber viel zu mild in der Anführung von Lenau's Schwächen. In Wirklichkeit war dieser, wie der unbefangenere Ludwig August Frankl berichtet, geradezu „hochmüthig. Es ist dies keine individuelle Erfahrung; Alle, die ihn näher kannten, haben sie gemacht. Er hatte freundliches, oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die, ohne der Literatur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen Alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Obergeordnete Naturen — wenn sie Poeten waren — suchte er oft durch die herbste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen. Bei dem stolzen und wahrlich auch berechtigten Selbstbewußtsein, war es doch psychologisch merkwürdig, wie er auf das leiseste Wort des Lobes oder Tadels im kleinsten Winkelblättchen hinhorchte, wie es ihn stunden-, oft tagelang heiter oder melancholisch, meist zornig stimmen konnte. Für Huldigungen war er sehr empfänglich," andrerseits aber auch sehr empfindlich gegen vermeintliche Kränkung. Als Pfizer einst Grüße von Uhland an Schwab, aber nicht an ihn brachte, schrieb er tief verletzt an Karl Mayer: „Das fiel mir auf und ich gestehe Dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr. Diesen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen." Es ist bezeichnend, daß Frankl solche Züge schon im Jahre 1855 nicht mehr in Erziehungssünden allein begründet erklärt, sondern dieselben geradezu als „pathologisch" bezeichnet.

Noch mehr in das Reich des Pathologischen und der erblichen Belastung spielen zwei andere körperliche Symptome hinein. Vorerst der wie bei allen Hereditariern viel zu früh erwachende Sexualtrieb, der natürlich bei so jungen Menschen immer auf das Gebiet des nervenschädigenden Lasters führt. Sodann der Schlundkrampf, der wohlbekannte Laryngismus der Neurastheniker, Hysterischen und erblich Belasteten, der bei unserm Dichter zum ersten Male aus Anlaß eines überstandenen Halsübels auftritt, um ihn von da ab wahrscheinlich das ganze Leben hindurch zu verfolgen.[2])

---

[1]) „Seine Mutter bewies ihm stets unbegrenzte Verehrung. Er bekam immer die besten Bissen und wurde selbst dann bevorzugt, wenn die Noth am größten war im Hause, und da in der Kost selbst besser gestellt als die Mutter." Späterhin zwang die letztere ihren zweiten Gatten, trotz der Schwierigkeit, immer einen neuen, ärztlichen Wirkungskreis zu finden, doch häufig genug, dem geliebten Sohne nachzufolgen. „Konnte sich seine Mutter," fragt unser Schurz, „von ihm wohl auch trennen? Eher von ihrem Augapfel! Und wenn sie auch zehn Gatten gehabt hätte, — eher, als ihren Herzenssohn, hätte sie all ihre zehn Gatten verlassen!" Eine ähnliche Liebe und Bevorzugung fand Lenau auch bei seinen Geschwistern. Anton Schurz erzählt, wie einst, als der Schreibfaule auf seiner Amerikareise lange nichts von sich hören ließ, sein Weib Therese, die Schwester des Dichters, ihm allen Ernstes zumuthete, sein glänzendes Staatsamt aufzugeben und mit ihr und den fünf Kindern Lenau in die Urwälder nachzureisen. Auch späterhin gelang es diesem spielend, nicht bloß bei Frauen glühende Liebe zu wecken, sondern auch bei kühlen, scharf und kritisch urtheilenden Männern. Man braucht da bloß an die Neigung zu denken, die Uhland, Kerner, Schwab und Pfizer ihm entgegenbrachten. Der Dichter Karl Mayer hatte nach Lenau's eigenem Zeugnisse eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt, und vom Grafen Auersperg berichtet Schurz: „Er ist ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen sein, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Theil des Tages beisammen." Auch Emma Niendorf erzählt uns in ihrem Büchlein: „Es war stets Lenau's Loos, Eifersucht unter seinen Freunden zu entzünden."

[2]) Die letzte Erwähnung desselben geschieht in einem Schreiben vom 17. Juli 1843. Da Lenau ein Jahr darauf in Wahnsinn verfiel und da nichts Schriftliches mehr von sich gab, fehlen begreiflicherweise alle weiteren Nachrichten über dieses rein subjective Symptom.

Exquisit hereditär ist endlich sein Herumvagabundiren von einer Wissenschaft zur anderen, ohne daß er bei irgend einer die nöthige Ausdauer zur Vollendung seiner Studien gefunden hätte, sowie weiter der rastlose Reisedrang und das unwiderstehliche Verlangen, seinen Wohnsitz in kurzen Pausen immer wieder zu verändern. Man höre nur einmal seinen Studiengang! Zuerst auf Verlangen seines Großvaters die deutschen Rechte, die er aber der kürzeren Studienzeit halber sehr rasch mit dem ungarischen vertauschen möchte, hierauf die Philosophie, wo er eine Professur zu erreichen hoffte, dann plötzlich ohne inneren Beruf oder Neigung die Landwirthschaft, rascher Ueberdruß, Gedanke an die Medicin, dann doch wieder Rückkehr zu den philosophischen Fleischtöpfen, wo er den dritten Jahrgang machte, bald aber neuerdings Jurisprudenz und endlich die Medicin. Er studirt eifrig zum letzten medicinischen Rigorosum, da hinterläßt ihm seine Großmutter eine mäßige Erbschaft, und augenblicks ist es mit allem Studiren völlig zu Ende. Sich selber und seine Freunde täuscht er mit dem Gedanken, er werde schon später zu Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, sein Doctorexamen nachholen können. Solch haltloses Herumzigeunern, so ständig wechselndes, immer wieder abspringendes Studiren, das trotz reicher Talente ewig fruchtlos bleibt, gehört unter die zuverlässigen Charaktersymptome belasteter Individuen. In noch höherem, man kann sagen: unverkennbarem Grade ist es der unbezähmbare Reise- und Veränderungsdrang, der unserm Dichter allezeit innewohnte. „Er hatte keine bleibende Stätte auf Erden", erzählt sein Biograph und Schwager Schurz. In Wien führte er ein wahres Nomadenleben und wohnte bald hier, bald dort, dabei sich stets in den schärfsten Contrasten bewegend, einmal in ein prächtiges Luxusquartier, ein andermal plötzlich in ein Mansardenstübchen eingemiethet. „Er sagte es selbst, daß er nach einer abgemachten Lebensperiode oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derselben Stube aushalten könnte." Noch weniger litt es ihn begreiflicherweise längere Zeit an einem und demselben Orte. Insbesondere den Weg zwischen Wien und Stuttgart, in welch beiden Städten ihm liebe Freunde und heiße Neigung erblüht und entgegengekommen waren, hat er wohl zu vielen hundert Malen zurückgelegt. Natürlich war ihm auch die gewöhnliche Verbindung viel zu langsam, und da es damals noch keine Eisenbahnen und Expreßzüge gab, so mußte ihn wenigstens die Eilpost oder noch lieber eine Extrafahrgelegenheit mit möglichster Beschleunigung an sein Reiseziel führen. Man kann sich denken, wie schädlich solch übermäßig gehäufte Strapazen, die mangelhafte Nachtruhe, die vielen körperlichen Erschütterungen auf sein ohnehin überempfindliches Nervensystem einwirken mußten. Auch an den abenteuerlichsten Reiseplänen ließ es seine nimmermüde Phantasie nicht fehlen. So ging ihm beispielsweise einmal in seinem 29. Lebensjahre die Augenblickslaune durch den Kopf, als Cholera-Arzt nach Frankreich oder England zu reisen. Später beschäftigte ihn gar der Gedanke, auf eigene Faust nach Florida zu gehen, ein andermal mit dem Oceandampfer mit nach Baltimore und Ostindien zu fahren, vielleicht selbst nach Java oder St. Helena vorzudringen. Während aber all diese Pläne müßige Träumereien blieben, hat er ein einzig Mal in der bekannten Amerikafahrt solch abenteuerlichem Reisedrange zu seinem schweren Schaden Folge gegeben. Denn während der künstlerische Nutzen derselben so ziemlich gleich Null zu veranschlagen ist, hat er hiebei nicht bloß den größten Theil seines Vermögens zugesetzt, sondern obendrein zwei höchst ominöse Krankheiten davongetragen: den Scorbut und, was noch viel bedenklicher, die Gicht. Als er zurückkam, schien er Allen gealtert, das Auge hatte jeden Glanz verloren, das Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen. Aber damit war die Wirkung dieser beiden Krankheiten noch lange nicht zu Ende. Mit ihren Complicationen vergällten sie ihm auch nach seiner Rückkehr aus Amerika durch viele Monate noch Dasein und Lebensgenuß. Sie haben seine schon von Hause aus nicht allzu starke Constitution noch wesentlich untergraben und so den Boden vorgeackert für eine Reihe von Krankheiten, die ihn kurz darauf befielen.[1]) Von den Complicationen wäre zunächst das schon aus Amerika mitgebrachte und durch viele Monate anhaltende Seitenstechen hervorzuheben, ein Leiden, das bei den geringsten Anstrengungen allsogleich auftrat, der Nächte Schlaf von seinen Augen scheuchte und kaum zu lindern war durch Pulver, Thee und locale Blutentziehungen. Wahrscheinlich haben wir in diesem Seitenstechen den Ausdruck einer begleitenden Rippenfellentzündung zu erblicken. Noch ernster war eine acute Endocarditis (Herzentzündung), die ihn 1835 befiel und als deren Rest bei der Section ein blumenkohlartiger derber Auswuchs von $1/3$ Zoll Durchmesser gefunden wurde. Endlich gälte es noch, an eine in das Jahr 1834 fallende Magenaffection zu erinnern, deren ursächlicher Zusammenhang mit der Gicht bei der Dürftigkeit der Quellen allerdings nicht mit Sicherheit zu erheben ist.

Aber ein anderes Moment stellen diese Berichte außer Zweifel, ein Moment, das gerade bei der Amerikafahrt am stärksten in die Augen springt und für mich deßhalb von so außerordentlichem Belang ist, weil es an sich allein schon die Diagnose des Hereditarierthums absolut sicher stellt. Magnan hat uns als untrügliches Symptom desselben die Desequilibration, den Mangel an Gleichgewicht, sei es nun zwischen den intellectuellen und moralischen Fähigkeiten, sei es zwischen den intellectuellen Fähigkeiten unter einander, kennen gelehrt. Und nun höre man, was über unsern Dichter erzählt und berichtet wird. Derselbe Lenau, der als Lyriker und Epiker eine weit über das Mittelmaß hinausragende Geistesgröße bekundet, der durch die Schärfe und Zutreffendheit seiner Urtheile alle Freunde und Bekannten besticht, bleibt auf der anderen Seite in einer fast infantilen Erkenntnißstufe befangen, wenn seine Phantasie nur mächtig genug zu Gaukelträumen angeregt wurde. Ich will gar nicht davon sprechen, daß Karl Evers glaubwürdig versichert, es sei ebenso leicht gewesen, ihm etwas einzureden, als den eben Ueberzeugten wieder davon abzubringen. Aber wenn ich mir das ganze amerikanische Reiseabenteuer schärfer überdenke, so muß ich sagen: Ein zwölfjähriger Schulknabe, dessen Einbildungskraft durch grell colorirte Indianergeschichten bis zur Siedehitze entflammt ist, hätte kaum unvorsichtiger, phantastischer, blauer und und unvernünftiger handeln können, als der doch sonst so scharfäugige Dichter. Das richtigste Wort hat Justinus Kerner hierüber ausgesprochen: „Unser Niembsch ist von Amerika ganz besessen!" Auf Grund eines Prospectes und der Lecture eines alten Schmökers, der die in Amerika zu erwartenden Herrlichkeiten mit grellen Tinten hervorgehoben, hatte seine Phantasie die Vorstellung ausgearbeitet von einem freudenreichen, sorgenbaren und leidentrückten Paradiese, das man nicht eifrig, nicht schleunig, nicht rapid genug aufsuchen und erreichen könne. Der Freunde wohlmeinende Bedenken und Einwände fielen auf durchaus steinigen Boden. Denn seine Einbildungskraft war, wie bei so vielen Hereditariern, überhitzbar und ließ, einmal

[1]) Wenn die Stelle im Sectionsbefunde: die Arterien des Gehirns seien völlig normal gewesen, thatsächlich richtig ist, d. h. wenn alle Gefäße wirklich mit der nöthigen Gewissenhaftigkeit untersucht und durchforscht wurden, dann hat die Gicht bei Lenau nicht, wie so häufig, auch an den Gehirnarterien Veränderungen gesetzt, und kann somit nicht als accessorische Ursache des später ausgebrochenen Wahnsinns angesehen werden.

entflammt, keinen anderen Gedanken mehr in ihm aufkommen. Erzählt doch Kerner, wie Lenau ihm damals bis zum Kopfzerspringen Tag und Nacht von den Herrlichkeiten in den Urwäldern Amerika's gesprochen, von den großen Jagdfreuden, die ihn da erwarteten, den riesengroßen Leuchtkäfern und schwarzen Affen mit den ellenlangen Wickelschwänzen. Vor allem aber freute er sich kindisch darauf, einmal Opossums jagen zu können, von welchen Thieren er gelesen, daß sie sich todt stellten, wenn man ihnen auf die Kappe rückte. Unterscheiden sich solche Phantastereien qualitativ noch von den Plänen grüner Jungen, die darauf brennen, den Tomahawk zu schwingen und im Wigwam mit Rothhäuten ein gräßliches Indianerdeutsch zu plaudern?! Und solch unglaubliche Träumereien nährt ein gereifter Mann von 30 Jahren, der ein Dichter und Denker ist und an der Schwelle unvergänglichen Ruhmes steht! Beinahe noch bezeichnender für das Pathologische solcher Schwärmereien ist ferner der ewige Wechsel, dem seine Phantasien unterworfen sind. Alle Stunden lang hatte er einen andern Plan. „Es ist völlig wahr," meint der geisterschauende Justinus Kerner, „daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert." Man beachte z. B. wie häufig er die Reisedispositionen ändert. In einem Briefe an Karl Mayer gibt er seine Absicht kund, am 1. Mai 1832 abzureisen, vielleicht aber auch schon zu Beginn des April, kurz darauf will er, plötzlich umschlagend, schon am 24. März in die See stechen, entscheidet sich aber schließlich doch, lieber bis zum Mai zu warten. Am 19. dieses letzteren Monats heißt es dann wieder: „In drei Tagen reise ich ab." Aus diesen drei Tagen werden natürlich drei volle Wochen, worauf er dann neuerdings die Abreise nach Amsterdam auf den dritten Tag, d. i. den 12. Juni 1832, ansetzt. Aber damit hatte es noch gute Wege, denn was zunächst erfolgt, war nicht die Abreise, sondern eine neuerliche Verschiebung bis zum 25. Juni und als dann Lenau thatsächlich den Dampfer bestieg, da war auch dieser Monat schon zu Ende und der Kalender wies bereits den 1. des folgenden Monats. In Amsterdam währte es wiederum geraume Weile, bis er sich anschickte, den Ocean zu überqueren. Freilich schrieb er schon am 25. Juli in nicht weniger als drei Briefen, er reise bestimmt am nächsten Morgen, meldet natürlich aber zwei Tage darauf einen neuerlichen Aufschub, diesmal angeblich bloß um 24 Stunden, abgedampft aber wurde nicht eher als am 1. August. Die Dauer seines Aufenthaltes in Amerika hatte er anfangs auf 5 Jahre berechnet, später auf Monate, endlich gar auf Wochen reducirt, in Wirklichkeit blieb er etwa zehn Monate aus. Seiner Abreise thürmten sich Hindernisse und Gründe von solcher Stärke entgegen, daß jeder Andere seine Absicht dauernd aufgegeben hätte. Seine geliebteste Schwester Therese, die mit tausend Herzensfasern an ihm hing, beschwor ihn flehentlich, von derselben abzustehen, der bloße Gedanke schon mache sie trostlos, sie habe nur wenig Hoffnung, den einzig geliebten Bruder jemals wieder zu sehen, und so weiter fort in dem gleichen Tone. Der berechnende Schurz mahnt in ebenso dringender Weise ab. Er hält die Nordamerikaner für die eingefleischtesten Krämerseelen auf Gottes weiter Erde. Die württembergische Regierung ließ nach eingehender Prüfung der Pläne unsrer Auswanderungsgesellschaft eine öffentliche Warnung gegen dieselbe ergehen. Von allen Seiten wird ihm die Hölle heiß gemacht, er meint selber: „Mit der Actiengesellschaft stinkt es, ist allerlei Gesindel dabei", er fühlt sich einen Augenblick in seinem Vorhaben heillos erschüttert, und doch siegt schließlich im Augenblick der Entscheidung der Dämon, der in seinem Innern haust, der pathologische Reisedrang und die hypertrophische Einbildungskraft. „Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch!" Und wie zur Entschuldigung fügt er bei: „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück."

Auch andere pathologische Züge, die nur dem Hereditarier zu eigen sind, weist diese Amerikafahrt in überreichlicher Fülle auf. Eine Zeit lang übt das Wörtchen „Niagara" auf unsern Dichter fast allübertönende Fetischwirkung aus, es drängt sich wie eine Zwangsvorstellung immer wieder in den Vordergrund seines Denkens: „den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen!" Ein ander Mal: „Ich fühle etwas in mir schlummern, ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gewesen; vielleicht wird das Unbekannte aufgeweckt von dem donnernden Rufe des Niagara." Dann schwärmt er wieder: „Wie schön ist schon der Name! Niagara! Niagara! Niagara!" Am erstaunlichsten, aber eben dadurch außerordentlich charakteristisch ist seine geradezu phänomenale Leichtgläubigkeit und Phantasterei in Geldsachen, Verzinsung und Creditgewähren. Er hatte kaum den Gedanken gefaßt, nach Amerika zu gehen, so schrieb er sich gleich mit 5000 fl., dem größten Theile seines Vermögens, in eine Gesellschaft ein, von der er nicht die geringste Bürgschaft hatte, ob sie ihre Versprechungen auch wirklich einlösen könnte. Trotz aller ungünstigen Nachrichten, die er in der Zwischenzeit über dieselbe erfahren hatte — ich erinnere zum Beispiel an die oben erwähnte Warnung der Regierung — will er doch schon vier Monate später sich 1000 Morgen Acker kaufen, seinen Diener Philipp als Pächter draufsetzen und den Zimmermeister Ludwig H. mit der Oberaufsicht über das ganze Anwesen betrauen. „In 3—4 Jahren", schwärmt er munter drauf los, „hat sich dann der Werth meines Eigenthums auf das Sechsfache gesteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen sichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von 1000 Morgen 3000 Gulden. In 4 Jahren ist Alles cultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 Gulden jährlich tragen." (!) Also vom vierten Jahre ab eine Verzinsung des Capitals mit 100%, und das Alles ohne die geringste eigene Mühe und Anstrengung! Welch üppige, beinahe Jules Verne'sche Phantasie! Und unser Dichter ist seiner Sache durchaus sicher. „Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen und gute Ernte in Oesterreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang keine Rente schickten." Der Gedanke, daß man bei solchen Speculationen auch sein Capital selber einbüßen kann, scheint ihm also nicht einmal zu Sinn gekommen zu sein. Damit stimmt auch eine andere Briefstelle: „Die Idee, in Amerika Land zu kaufen und durch einen Pächter bearbeiten zu lassen, habe ich nicht aufgegeben; es ist dies auf jeden Fall eine sichere Art, sein Geld anzulegen und sehr gut zu verzinsen." Wie sicher die Anlage und wie glänzend die Verzinsung, erhellt am besten der Umstand, daß er sein Vermögen nicht nur nicht versechsfacht, daß er ferner niemals einen Kreuzer Zinsen erhalten hat, sondern daß er es überhaupt nur der Treue Philipps zu danken hatte, wenn nicht sein ganzes Eigenthum verloren gegangen. Wenn seine Phantasie einmal mächtig angeregt wurde, dann verließen ihn stets Besonnenheit und Menschenkenntniß. So nannte er beispielsweise den obenerwähnten Zimmermeister „den rechtschaffensten, tüchtigsten Mann, den er jemals aus derlei Ständen kennen gelernt", und schloß mit ihm einen vom finanziellen Standpunkt zum mindesten sonderbaren Vertrag, worauf der „rechtschaffenste Mann" natürlich, ohne die mindeste Verpflichtung zu erfüllen, mit dem erhaltenen Gelde nach Canada durchging.

Zur Religions- und Kriegs-Geschichte Altbayerns. [1])

‡ Wer zeitlebens alle Erscheinungen und Phasen der Weltgeschichte, alle Religionssysteme und culturhistorischen Thatsachen unausgesetzt studirte und im harmonischen Einklange verfolgte, muß wie kein Anderer die Berechtigung genießen, den gleichen Maßstab vom Allgemeinen an das Besondere der eigenen Heimath zu legen und die aus dem nächstliegenden Boden erhobenen Traditionen der ganzen großen Kette von Errungenschaften und Resultaten sachgemäß einzuverleiben. Das hat unser Autor in einer ganzen Reihe von Schriften mit unverdrossener Mühe und Kennerblick ausgeführt und auch neuerdings wieder bewährt. Er hat, wie ehedem unser Aventin-Turmair von sich rühmte, nicht allein als Quellenforscher die alten Chronisten durchstöbert und die Monumenta Boica durchforscht, das eigentliche Bayerland auf langen Wanderungen ausgekundschaftet, alten Straßenzügen und verrauschten Flußfeldern nachfolgend, vorhistorische Erdbauten durchsucht und mit dem Hammer der Forschung an Fels und Gestein geschlagen, mit der Wünschelruthe der Combination die alten, heute noch florirenden Sagen und Mären eingeheimst und durchsichtet, und somit nicht nur eine Fundgrube von historischen Reminiscenzen aufgedeckt, sondern auch die Resultate in sein Archiv und Museum gebracht zu bleibendem Schutze und weiterer Kenntniß für die Nachwelt.

Voraus stehen sachgemäß die Findlinge und Nachklänge aus der altgermanischen Vor- und Heidenzeit: der ganze baiwarische Naturcult mit seinen heiligen Bäumen, Sonnenwendtänzen und Rosengärten, mit dem Nornencult und der sog. Kümmerniß, mit den in anderer, bäuerlicher Gestaltung noch fortspukenden und umgehenden Heiligen, mit den Umritten und Wagenfahrten, Schimmelcapellen und anderen Heilthümern. Dann kommen die Glaubensprediger von Süden und Westen und dazu die Irishmen aus Irland und Schottland, die in ihrer energischen, rastlosen Thätigkeit an die heute mit gleichen Aufgaben civilisatorisch in Ostafrika waltenden Trappistenbrüder erinnern; wir hören von den ersten Klosterstiftern, von den Hof-, Reichs- und Kirchentagen der Karolinger-Periode, von zahlreichen berühmten Männern im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Mit Recht vergleicht Heinrich Heine die Weltgeschichte mit einer runden Walze: die Menschen sind einzelne Stiftchen darauf, scheinbar arglos zerstreut; aber die Walze dreht sich, die Stifte stoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die anderen selten, das gibt eine wunderbar complicirte Musik. Und diese ist nur ein Miniaturbild der Sphärenharmonie, in welcher unsre Erde wieder nur mit etlichen Accorden eingreift. Solche baiwarische Stifte, welche in der Symphonie des Mittelalters mehr oder minder wohl- oder harttönig mitspielten, waren beispielsweise der weise Otloh von Tegernsee, der Zukunftsseher Gerhard von Polling, der gewaltsame Paulus von Bernried und die edle Herluka, deren nur mit einem Kreuze und nicht einmal mit ihrem Namen bezeichneter Leichenstein in der Pfarrkirche zu Bernried keinem Touristen erkennbar wäre, hätte nicht der treffliche Dr. Gsell-Fels in seinem gründlichen Führer durch das „Bayerische Hochland“ (München bei Bruckmann) neuerdings darauf verwiesen. Herr Prof. Sepp, welcher nie bezichtet werden kann, schöngeistigen Damen mit besonderer Courtoisie gedient zu haben, ist auch gegen die mit energischem Willen auftretende arme Herluka unartig, indem er sie wie eine Venus barbara und bigotte Virago abkonterfeit, weil sie im Streit um die Reformen Gregors VII. auf ihrer eigenen Erfahrung und Meinung bestand, daß die ganze Männerwelt mit und ohne Tonsur kaum einen Schuß Pulver werth sei. Unter der Führung unsres Autors besuchen wir die alten Fürstengräber in den Kirchen des bayerischen Hochlandes, lassen uns die „Carmina Burana“ ausdeutschen, was gerade nicht nach klösterlichem Minnesang klingt, ebenso wie die Sprüche Walthers von der Vogelweide, welcher zu Tegernsee wohl längere Zeit gegastet haben mag und, in seinen Erwartungen als „Fahrender“ von der „Milde“ seiner Herberggeber etwas enttäuscht, verdrossen weiterzog. Man kann aber mit diesen Poeten nicht rechten, auch Walther war oft in einem „zwîvellîchen wân gesezzen“ und schwankte wie alle Dichter nicht allein in minniglichen, sondern auch in politischen Dingen und Ansichten; ihre Lob- und ihre Scheltrede blieb immer subjectiv angehaucht und von allerlei Rücksichten geleitet und befangen. Welch überraschendes Mosaik ließe sich aus den Reden eines alten Parlamentariers aus Frankfurt, München und Berlin zusammengruppiren! In Altbayern gab es damals eine Menge Charakterköpfe, welche unser Autor in scharfgeschnittenen Silhouetten vorführt, darunter Bischof Konrad der Tölzer und die streitbaren Kämpen, welche gegen die französische Politik sich um den ritterlichen Kaiser Ludwig gruppirten. Wie das Parteileben in alle Verhältnisse einschnitt und die Geister trennte, beweist das Schicksal des bekannten Mystikers Heinrich von Nördlingen, welcher als Gegner Kaiser Ludwigs 1338 seine Heimath verlassen mußte, indeß seine Seelenschwester Margaretha Ebner, die sanfte Nachtigall der Gottesminne, ihrem Landesherrn in Treuen blieb.[1]) — Auf dem Concil zu Konstanz und Basel machten sich auch aus dem Bayeroberlande etliche mannhafte Theologen bemerklich, so Peter von Rosenheim, welchen Papst Martin V. vor der ganzen Versammlung umarmte, der Tegernseer Prior Johannes Keck, Johannes Schlittbacher von Weilheim und Ulrich Stöckl von Rottach, der als 37. Abt zu Wessobrunn 1438—1443 waltete und als einer der fruchtbarsten Dichter des späteren Mittelalters sich hervorthat, so daß G. Dreves (Lpz. 1889) einen ganzen Band seiner Lieder in neuhochdeutscher Translation veröffentlichte. Als eines der interessantesten Portraitbilder erscheint Dr. Johannes Grünwalder, der, ca. 1390 geboren, einer Liaison des Herzogs Johann von Bayern mit einer Bürgerstochter entstammte, zu Grünwald erzogen wurde, sich dem geistlichen Stand zuwendete, als Pfarrherr und Dekan von St. Peter zu München eine große Rolle auf dem Concil zu Basel spielte, von Felix V. zum Cardinal in Montibus Bavariae (1440) und Bischof von Freising (1443) promovirt wurde, als Generalvisitator der bayerischen Klöster selbe von vielem Unrath reinigte und am 2. December 1452 zu Wien seine vielseitige, segensreiche Thätigkeit beschloß.[2])

So rollen in farbenbreiten Skizzen die Zeiten an uns vorüber: der Hussiten-Rummel, die Wiedertäufer, die Stürme der Reformation und Gegenreformation, die sich zu Tölz und im Isarwinkel, auf Hohenwaldeck und Maxlrain bemerkbar machten. Mit feuriger Begeisterung wird das Gedächtniß des Eusebius Amort erhoben (geboren am 15. November 1692 auf der schon 1280 urkundlich genannten Bibermühle bei Tölz, gestorben 5. Februar 1775), des größten und universellsten Gelehrten im 18. Jahrhundert. Den Schluß bilden sine ira et studio die Mysterien der Klosteraufhebung und „Säcularisation“ und wie selbe von dienstwilligen Creaturen zum Schaden von Kirche und Staat inscenirt wurden.

Eine Ergänzung zu dem vorbesprochenen Werke bietet das jetzt in zweiter Auflage vorliegende Buch desselben Verfassers über die „Kriegsthaten der Oberländer“. Die Dedication trägt den Namen Sr. kgl. Hoheit Adolf von Nassau, Großherzog von Luxemburg, Herrn auf Hohenburg. Eingeleitet ist dasselbe mit einer Abhandlung über die Herkunft dieser alten Kernbayern aus dem Kaukasus, wozu sich auch kriegsgefangene Tolenzer aus der Windischen Mark unter Herzog Tassilo II. (763) gesellten. Dann hören wir über die Stammsagen der Karolinger und die Mythe von Karls des Großen Geburt auf der Reismühle, wo die Frau Bertha mit dem breiten Fuße in der Würm als Wasserfrau dieselbe Rolle spielt, wie der Meermann Merowic in der Stammsage Hlodwigs; von dem berühmten Geschlecht der Andechser und dem Hunnen- oder Ungar-Lager bei Tölz. Nach der Ebersberger Chronik stund das Volk auf wider die Ungarn, schlug sie todt und warf sie in Brunnen: damit stimmt wörtlich, daß zu Haching ein verschütteter Brunnen aufgedeckt wurde, woraus wirkliche Hunnenschädel in Vorschein kamen. Alle Ortsnamen, wie Hünnebrunn, Hunbichl (neuestens in Hundsbichl corrumpirt), Hundsdorf datiren auf die Zeit der Völkerwanderung und Lechfeldschlacht zurück; der ziemlich unbekannte Dichter des „Schlegel“, Ruediger der Hunthover, gehört wahrscheinlich als Nachkomme in dieselbe Genealogie und ein wackerer Münchener Hundsdorfer zeigt heute noch, wohl nicht durch Zufall, einen abschreckend mongolischen Racenkopf! Jeden Charfreitag reitet beim ersten Gebetläuten ein seinen Kopf in den Händen tragender Hunne über den Staffelsee. Auffällig gering sind die Erinnerungen an die Staufer und Welfen, trotzdem daß

---

[1]) Prof. Dr. Joh. Sepp: „Religionsgeschichte von Oberbayern in der Heidenzeit, Periode der Reformation und Epoche der Klosteraufhebung.“ München 1895, bei Dr. M. Huttler (Haas), 309 S. 8⁰, und „Kriegsthaten der Oberländer.“ München 1895 bei Lindauer (Schöpping). 270 S. 8⁰.

[1]) Vgl. Philipp Strauch. 1882. S. 43.

[2]) Vgl. Geiß, Gesch. von St. Peter. 1868. S. 30 ff. und Kein;, Index zu den Mon. Boica, 1887. S. 235. Leider fehlt sein Name in der „Allg. Deutschen Biographie“.

Heinrich der Löwe die Stadt München gründete. Dagegen kennt man viele Namen von Rittern und Grafen, welche in den Kreuzzügen nach Palästina zogen; die vor Jerusalem Gefallenen wurden auf dem Blutacker Hakeldama begraben. Die Rückkehrenden mögen wohl allerlei Andenken mitgebracht haben; damit reimt sich zusammen, daß ein persischer Dolch bei Längriß in der Isar, ein byzantinisches Schnitzwerk in der Schloßcapelle zu Hohenburg, eine arabische Münze bei Moorenwies gefunden wurden. Auch die Tannhäuser-Sage und ein Venus-Hof ist durch den ausgezeichneten Historienmaler Max Fürst[1]) bei Bergen im Innviertel zu Tage getreten, sogar eine schwere Steinplatte, welche der irrende Büßer um den Hals getragen haben soll, und ein ganzer darauf bezüglicher Frescobilder-Cyklus! In Tölz hat sich ein Fragment von „Barlaam und Josaphat" auf Pergament gefunden, vielleicht aus Kaspar Winzers Bibliothek oder aus dem benachbarten Benedictbeuern verschleppt; daß die buddhistische Legende vom armen Bettler „Alexius" auch im Bayeroberlande bekannt war, zeigen die Bilder des Malers Breymayr in der Spitalkirche zu Tölz. Auch Bruchstücke aus dem „Buch der Väter" haben sich als Umschläge über Rechnungsbücher erhalten. Der feinfühlige, leider schon am 17. Decbr. 1893 verstorbene Historiker Georg Westermaier wollte sogar auf Spuren gerathen sein, daß hier herum die „Gudrun" gepflegt worden oder gar ihre Heimath zu suchen sei. Das Buch von „Herzog Ernst" wird zuerst in Tegernsee genannt; daher stammt Froumunds preiswürdige Dichtung „Ruodlieb" und die „Quirinalia" des Metellus, woraus Uhland die Legende des „Waller" schöpfte! Der Münchener Stadtaufruhr von 1398 spielt bis nach Tölz, da Bürgermeister Katzmair dahin seine Zuflucht nahm. Vielfach mit Tölz in Fühlung kamen auch die Ritter von Pinzenau, deren einer Namens Werner in der furchtbaren Schlacht von Nikopolis am 26. Septbr. 1396 gegen Bajazet mit vier anderen „Payrherren" erschlagen wurde. Einen unvergänglichen Ehrenkranz errang, neuestens auch durch ein Denkmal ausgezeichnet, der „goldene Ritter" Kaspar von Winzer, der Held von Pavia. Noch merkwürdiger erscheint die weitversippte Familie der Hörwarth auf Hohenburg, die schon im XIV. Jahrhundert als Handelsherren ihre Geschäfte bis nach Ostindien ausdehnten, ihren Reichthum in Gütern anlegten und zu allen Gebieten in Wissenschaft und Politik die besten Gewährsmänner stellten. Martin von Hörwarth schlug 1556 als kaiserlicher Commandant die Türken von der Veste Szigeth zurück; Hans Georg (geb. 1553) erwarb als Chronolog, Geschichtsforscher und Astronom hohen Ruhm, galt als Erfinder der Logarithmen und correspondirte mit Kepler, wirkte als bayerischer Staatskanzler, erbaute das Schloß Berg am Starnberger See; er starb 15. Januar 1622 und wurde in Austirchen begraben; nach anderer Version aber bei den Augustinern zu München. Sein Steindenkmal in der Münchener Frauenkirche zeigt ihn in ganzer Figur und spanischem Costüm. Ein jüngerer Bruder, Hans Friedrich, diente bei Herzog Ferdinand, dem Gründer der Wartenberger Linie, als Kämmerer und Stallmeister und verfaßte das Prachtwerk „Ueber die hochberümpte adelige und ritterliche Kunst der Reitterey", welches mit vielen Holzschnitten zuerst 1572 (1578) zu Tegernsee im Druck erschien; als Richter in Schongau führte er 1589—91 leider eine Reihe berüchtigter Hexenprocesse, wobei 63 Weiber justificirt wurden! Mit neunundzwanzig Schlössern, Hofmarken und Dörfern war die Familie eine der reichsten des Bayerlandes.

Nun kommen Relationen aus der Schweden-Zeit, wie die Feinde mit „Straiffen, morden, rauben und prennen großen schaden gethan" — kein Wunder, daß heute noch böse Buben mit ihrem Namen geschreckt werden, wie die Knäblein zu Rom mit Hannibal. Sie hausten in Altbayern, wie die Gallier in Rom. Das aufs äußerste gebrachte Volk übte an den „Mordskerlen" blutige Repressalien. Der durch Fr. Xav. Stöger edirte Jammerbericht über die Leiden der aus München abgeführten Geiseln (München, 1836) ist schauerlich genug zu lesen, ebenso die Chronik des Prälaten Maurus Friesenegger von Andechs! Und so erging es überall in himmelschreiender Weise — im kaiserlichen Stift zu Etal, Polling, Raitenbuch, Wessobrunn, Schlehdorf, zu Landsberg, Schongau, Peiting, Aibling, Holzkirchen, Wolfratshausen, Weilheim u. s. w. Und dazu wütheten Hunger und Pest, als ob die vier Reiter der Offenbarung mit Schwert, Sense, Pfeil und Bogen über ganz Deutschland bis ins Bayeroberland stürmten! Das Gelöbniß der Ammergauer, ihre herkömmliche Passion in zehnjähriger Folge zur Aufführung zu bringen, hängt gleichfalls mit dem großen Sterben von 1634 zusammen. — Auch die Prophetie des von den Schweden am 19. Mai 1632 schmachvollst zu Tode gemarterten Simon Speer (er soll König Ludwigs II. Tod im Wasser vorhergesagt haben) wird hier berührt und der Selbstmord des Herzogs Don Feria, welcher sich am 12. Januar 1634 zu Reichersbeuern vollzog; sein spanischer Commandostab gelangte neuerlich erst nach München.

Nun kommen die Türken-Kriege unter Max Emanuel, mit dem riesigen Schmied Balthes „am Hammer in Joch", der dann im bayerischen Bauernkrieg wieder auflebte; die Tiroler Feldzüge (der Jäger Schöttl von Fall), die „Mordweihnacht von Sendling", der Pandurenkrieg unter Oberst Trenck, die „Condéer" und die ersten Revolutionstruppen. Dann geht es rasch durch die neuere und neueste Zeit. Dabei berichtet unser Autor nicht allein aus seinen eigenen Erfahrungen, Erlebnissen und Zwiegesprächen mit gewiegten Parlamentariern und den höchsten Diplomaten und Staatsmännern, sondern greift auch bisweilen zur Harfe und singt in bewegten Weisen die Ehre des Vaterlandes. Das Buch bietet eine Unzahl von Ideen, Bemerkungen, linguistischen Fingerzeigen und archäologischen Funden. Jeder kann nach seinem Fach und Gelegenheit daraus Neues schöpfen, erbauliche Belehrung und pikante Unterhaltung. Sehr förderlich zur weitesten Verbreitung ist auch der billige Preis der beiden Bücher.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. Olaus Magnus och hans framställning of Nordens Geografi. Studier i Geografiens Historia. Akademisk Afhandling af *Karl Ahlenius.* Upsala 1895. Almqvist Wiksells Boktryckeri-Aktiebolag. X. 434 S. 2 Karten. gr. 8⁰. — Die vorliegende Schrift eines jungen schwedischen Akademikers, Privatdocenten an der Universität Upsala, muß als ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte der Erdkunde im XVI. Jahrhundert bezeichnet werden. Als Olaus Magnus seine schriftstellerische Thätigkeit begann, lag noch tiefes Dunkel über dem Norden Europa's, und nur wenige, allerdings sehr anerkennenswerthe Versuche zur Aufhellung dieses Dunkels waren gemacht worden. Außer den beiden Nordländern Saxo Grammaticus und Claudius Clavus, mit welch letzterem wir durch eine Studie des trefflichen Philologen Storm bekannt gemacht worden sind, müssen wesentlich zwei Deutsche als Beförderer skandinavischer Länder- und Völkerkunde genannt werden: Adam von Bremen und Jakob Ziegler, ein etwas älterer Zeitgenosse des Olaus. Hr. Ahlenius läßt (S. 35) den zweitgenannten in Landshut geboren sein, was jedoch nicht richtig ist, indem eine Verwechslung der niederbayerischen Hauptstadt mit Landau a. J. vorliegt, indessen ist dieser Irrthum ein nahezu allgemeiner; er kommt u. a. auch in A. E. v. Nordenskiölds „Facsimile-Atlas" vor und geht anscheinend auf Bayle's bekanntes Lexikon zurück. Zieglers „Schondia" ist ein in seiner Art vorzügliches geographisches Werk, welches um so höher geschätzt zu werden verdient, wenn man bedenkt, daß sein Autor niemals skandinavischen Boden betreten, sondern sich lediglich auf Mittheilungen schwedischer und norwegischer Gelehrter, mit denen ihn sein Aufenthalt in Rom zusammengeführt hatte, stützen konnte. Schreiber dieser Zeilen, welcher soeben eine ausführlichere Monographie über einen viel zu wenig bekannten Landsmann vorbereitet, konnte aus dem Buche des Hrn. Ahlenius sehr vieles für seine Zwecke lernen, weil in demselben der Leistungen Zieglers fortlaufend und mit wohlwollender Würdigung seiner Originalität gedacht worden ist. Nachdem die Zustände, welche Olaus Magnus bei seinem ersten Auftreten vorfand, geschildert sind, wendet sich der Verfasser zunächst den Lebensumständen seines Helden (geboren 1490, gestorben 1557) zu, dessen um zwei Jahre älterer Bruder Johannes, nachmals Erzbischof von Upsala, gleichfalls in der nordischen Literaturgeschichte einen geachteten Namen hat. Ersterer trat, wie es bei einem höher strebenden Menschen jener Zeit sich von selbst verstand, in den Dienst der Kirche und bereiste von 1518 an, im Auftrage des päpstlichen Legaten, als Ablaßcommissar sein Vaterland, wobei er nach eigener Aussage manche Fährlichkeiten zu bestehen hatte. Später wurde er, wiederum als kirchlicher Diplomat, zu viel weiteren Reisen veranlaßt, welche ihn nach Polen, Holland, Deutschland und endlich auch nach Italien führten, und welche insbesondere auch den Erfolg hatten, die in ihm schlummernde Neigung zu geographischen Studien zu wecken

---

[1]) Vortrag im Historischen Verein für Oberbayern, abgedruckt in Nr. 58 des Augsburger „Sammler" vom 14. Mai 1891.

und mächtig zu fördern. Im Jahre 1524 begegnen wir ihm in Rom, 1527 in den Niederlanden, um dort Verhandlungen wegen eines Handelsvertrages mit Schweden zu pflegen. Welschland hat er nachmals noch wiederholt besucht, theilweise in Begleitung seines älteren Bruders, wie denn Beide 1538 dem sogenannten „Concil von Vicenza" anwohnten und von dort aus sich nach Venedig begaben. Der Aufenthalt in der Metropole des Welthandels ist den kartographischen Arbeiten des Olaus direct zu gute gekommen, wie die „Carta marina" von 1539 beweist. Italien hielt ihn zuletzt gänzlich fest, was bei seiner Anhänglichkeit an der alten Kirche, nachdem Schweden zur Reformation übergegangen war, ganz verständlich ist. In Rom vollendete er, neben anderen uns hier weniger nahe berührenden Werken, seine verdienstvolle „Historia de gentibus septentrionalibus", hier endigte er auch sein Leben. Den gebührenden Platz unter den Geographen des Renaissance-Zeitalters hat ihm erst die gegenwärtige Schrift angewiesen. Die in Venedig erschienene Karte ist erst durch den Germanisten Professor Brenner, damals in München, nunmehr in Würzburg, wieder aufgefunden und mit den nothwendigen Erläuterungen bekannt gemacht worden. Dr. Ahlenius widmet ihr ein selbständiges Capitel, welches mehrere neue Gesichtspunkte über den Zweck, zu welchem die Karte vornehmlich bestimmt war, darbietet und auch als ein interessanter Beitrag zur Kartenprojectionslehre sich darstellt. Es wird gezeigt, daß Olaus neben anderem Materiale auch Segelanweisungen (Läskartböcker) für die nordischen Meere zu seiner Karte heranzog, welche Angaben über die Richtung der Compaßnadel enthielten, und so war denn der Verf. auch in den Stand gesetzt, ein neues Isogonen-Diagramm Skandinaviens für die Epoche 1539 zu entwerfen. Jedenfalls, das geht aus allem hervor, waren für die erwähnte Karte alle Hülfsquellen nutzbar gemacht worden, welche eben überhaupt eröffnet werden konnten. Nächstdem werden die einzelnen Abschnitte des geographischen Hauptwerkes einer gründlichen Analyse unterzogen, über welche an diesem Orte natürlich nur ein summarischer Bericht erstattet werden kann. Olaus war mit Grönland verhältnißmäßig wohl bekannt, kannte die Nordfahrten der Portugiesen und Franzosen (Cortereal u. s. w.) und wußte auch, daß die Ostküste von „Gruntlantia" eine „Pygmäen"- (d. h. eben Eskimo-) Bevölkerung besitze. Auch über Island weiß er Besseres als seine Vorläufer, Adam, Saxo u. s. w., auszusagen, und wenn auch in seine Schilderung der physischen Beschaffenheit dieser Insel noch manch abenteuerliche Behauptung Eingang gefunden hat, so steht dieselbe doch schon auf einem unverkennbar höheren Standpunkte. Insonderheit dünken uns einige Bemerkungen über den isländischen Vulcanismus beachtenswerth. Wie sich von selbst versteht, weiß Olaus auch mit den zwischen Island und Großbritannien gelegenen Inselgruppen Bescheid, wie er auch unter den Fär-Oer acht einzelne Eilande unterscheidet. Die Begrenzung der skandinavischen Halbinsel, deren wahre Achsenrichtung erstmalig Ziegler richtig erkannt hatte, beschreibt der schwedische Geograph in der Hauptsache zutreffend, und die Ueberlegenheit des mit Land und Leuten bekannten Mannes über diejenigen, welche ausschließlich auf Hörensagen angewiesen waren, ist eine unverkennbare. Ueber die mathematisch-geographischen und klimatologischen Eigenthümlichkeiten der polaren und subpolaren Gegenden wird gleichfalls in einer sowohl Belesenheit in den Fachautoren wie auch eigenes klares Urtheil bekundenden Weise referirt, während bei der Beschreibung der Thierwelt das fabulose Element so wenig, wie bei irgend einem anderen Schriftsteller auch noch späterer Zeit, ganz verbannt werden konnte; so gehört der schlechte Leumund, welcher dem armen „Vielfraß" ausgestellt wird, zu dem eisernen Bestande der Zoologie im 16. Jahrhundert. In dem Maße, wie sich die Länderkunde vom Polarkreise entfernt, im gleichen Maße wird sie auch sicherer und exacter, denn schon bald sind ja Landestheile erreicht, mit welchen sich der Beschreiber auf seinen Amtsreisen durch eigene Anschauung hatte vertraut machen können, und so darf also die Charakteristik Schwedens, über welche sich Dr. Ahlenius gründlich verbreitet, als der an zuverlässigen Angaben reichhaltigste und für die Culturgeschichte wichtigste Theil der „Historia" angesehen werden. Indessen werden auch Dänemark und Norwegen nicht vernachläßigt, wobei allerdings die Abneigung des für sein Vaterland begeisterten Schweden gegen das Nachbarland und dessen Politik — man denke nur an das „Stockholmer Blutbad" Christierns II. — sich nicht verleugnet. Die Fjorde der Westküste Norwegens werden sorgfältig verzeichnet, und auch Finmarken nebst den Lofoten ist für Olaus kein unbekanntes Land. Sogar Lappland kommt in seiner Darstellung zu einigem Recht, während vor ihm „Scrisfinnia" stets nur in sehr mysteriöser Beleuchtung hatte erscheinen können. Das Buch von Ahlenius verdient wegen seiner liebevollen Hingabe an den behandelten Gegenstand, sowie wegen der strengen quellenkritischen Methode, welche darin zur Anwendung gelangt, den Fachmännern warm empfohlen zu werden. Zu bedauern wäre es, wenn sich seiner Verbreitung der Umstand hinderlich erwiese, daß es in einer nur einem kleineren Leserkreise — auch dem Berichterstatter nur bedingt — zugänglichen Sprache abgefaßt ist, und vielleicht wäre es gut, wenn der Verfasser sich entschlösse, seine wichtigsten Ergebnisse durch Veröffentlichung derselben in einer deutschen geographischen Zeitschrift allgemeiner bekannt zu machen.

* Der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung hat die Einladung zur XXVI. Jahresversammlung des Vereins und zur Versammlung des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Konstanz (vom 15. bis 18. Sept. 1895) erlassen, der wir Nachstehendes aus der Tagesordnung entnehmen: Sonntag, den 15. Sept., Abends 6 Uhr: Versammlung der Mitglieder des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung im großen Saale des Vereinshauses St. Johann zur Besprechung von Vereinsangelegenheiten. Von Abends 8 Uhr an: Gesellige Vereinigung der Mitglieder und Freunde des Bodenseevereins und des Gesammtvereins im großen Saale des Insel-Hotels; Begrüßung der auswärtigen Festgäste durch den Vereinspräsidenten. Auch Damen sind zu dieser Vereinigung, sowie zu den Vorträgen und den sonstigen allgemeinen Festveranstaltungen an folgenden Tagen freundlichst eingeladen. Montag, den 16. Sept., Morgens 9 Uhr: Oeffentliche Hauptversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung und erste Hauptversammlung des Gesammtvereins im Theatersaale. Eröffnung durch den Vorsitzenden; Begrüßungsreden; geschäftliche Berichte des Gesammtvereins. Vortrag I: „Aus der Geschichte der Stadt Konstanz" von Msgr. Theod. Martin, fürstl. Fürstenberg'schem Hofcaplan in Heiligenberg. Vortrag II: „Ueber Bischof Gebhard III. von Konstanz" von Hrn. Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau in Zürich. Hienach Delegirten- und Sectionssitzungen des Gesammtvereins in Räumen des Museums. Für diejenigen, welche an diesen Sitzungen nicht theilnehmen, ist — übrigens auch schon zwischen 8 und 9 Uhr Morgens — Gelegenheit zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Konstanz (und Kreuzlingen) geboten. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Festmahl beider Vereine und ihrer Gäste im großen Saale des Insel-Hotels. Abends von $7\frac{1}{2}$ Uhr an: Seitens der Konstanzer Stadtbehörde veranstaltetes Fest (Concert) im Stadtgarten und Kaufhaus-(Conciliums-)Saal unter gefälliger Mitwirkung von Ortsvereinen. (Restauration im Saal.) Dienstag, den 17. Sept., Morgens 8 Uhr: Sectionssitzungen des Gesammtvereins; Besichtigung der Sehenswürdigkeiten wie am 16. $9\frac{1}{2}$ Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung des Gesammtvereins im Theatersaale. Vortrag III: „Ueber die Hohenzollern und das Konstanzer Concil" von Hrn. Prof. Dr. Brecher aus Berlin. Vortrag IV: „Ueber Alter und Ursprung der Runenschrift" von Hrn. Dr. Ludwig Wilser aus Karlsruhe. Nachmittags $12\frac{1}{2}$ Uhr: Abfahrt vom Hafen mittelst gemietheten Rheindampfbootes nach Reichenau-Mittelzell. Besichtigung und Erklärung des dortigen Münsters und seines Kirchenschatzes (letztere durch Hrn. Dompfarrer Schober von Freiburg). Punkt $3\frac{1}{2}$ Uhr: Abfahrt nach Stein a. Rhein; Besichtigung dieses alterthümlichen Städtchens und insbesondere der mittelalterlichen Ausstellung im Kloster St. Georgen daselbst. Wer vorzieht, auf Reichenau die Kirche St. Georgen in Ober-Zell mit ihren alten Fresken, oder die Kirche zu St. Peter und Paul in Unterzell mit ihrer reizenden Rococodecke und Aussicht zu besuchen, hat Gelegenheit, mit dem Cursschiff um 4 Uhr 40 Min. nach Stein abzufahren und um 5 Uhr 50 Min. daselbst einzutreffen. Für einen Vespertrunk wird auf Reichenau der „Mohr" neben dem Denkstein für den verst. Vorstand des Deutschen Fischereivereins, Dr. Felix Frhrn. v. Behr-Schmodow, und dem Kriegerdenkmal empfohlen. Rüstige Fußgänger können in Stein auch die alte Burg Hohen-Klingen ($\frac{1}{2}$ Stunde Steigens) mit ihrer großartigen Alpenaussicht vor Sonnenuntergang besuchen; auf der Burg ist eine Wirthschaft. Abendessen in Stein; Rückfahrt nach Konstanz mit der Eisenbahn um 6 Uhr 34 Min. oder 8 Uhr 58 Min. und Ankunft in Konstanz um 7 Uhr 33 Min. oder 9 Uhr 57 Min. Weitere Mittheilungen wegen des Besuches der Ausstellung in Stein u. s. w. bleiben vorbehalten. Mittwoch, den 18. September. Morgens 8 Uhr: Sectionssitzungen des Gesammtvereins. 9 Uhr: Allgemeine Schlußsitzung im Theatersaale;

Bericht über das Ergebniß der Sections- und Delegirtensitzungen. 11 Uhr: Gemeinsames Frühstück an noch bekannt zu gebendem Ort. Nachmittags 12½ Uhr: Festfahrt auf einem vom großherzogl. Ministerium der Justiz, des Cultus und Unterrichts gütigst zur Verfügung gestellten Salondampfer in den Ueberlinger See. Gnädiger Einladung S. k. H. des Großherzogs entsprechend Besuch der Insel Mainau. Nach Umfahrt bis ans Ende des Sees (Bodman) Besuch der Stadt Ueberlingen. Dank dem freundlichen Entgegenkommen der verehrlichen Stadtbehörde von Ueberlingen ist den Theilnehmern Gelegenheit zu kostenfreier Besichtigung der dortigen Sehenswürdigkeiten (Münster, Rathhaus u. s. w.) geboten. Danach gesellige Vereinigung im Badhotel (Abendessen). Abends 7½ Uhr: Abfahrt von Ueberlingen. Beleuchtung der Seeufer um Konstanz.

* **Das metrische Maß.** In Sèvres wird die zweite der in der Meterconvention erwähnten allgemeinen Meter-Conferenzen abgehalten. Zu dieser Versammlung, die in dem dortigen internationalen Bureau für Maß und Gewicht stattfindet, sind die an der Meterconvention betheiligten Staaten eingeladen. Gegenstand der Verhandlung wird u. a. die Herausgabe einer internationalen Veröffentlichung sein, in welcher die das metrische Maß- und Gewichtssystem betreffenden Gesetze und Verordnungen aller Länder gesammelt werden sollen. Ferner soll ein Reservefonds zur Sicherung des dauernden Bestandes des unter Aufsicht der Metercommission stehenden internationalen Bureaus und der künftigen Versorgung des bei dem Bureau angestellten Personals zur Erörterung kommen. Zu den Ländern, die das metrische Maß- und Gewichtssystem noch nicht durchgeführt haben, gehört England, doch hat eine vom Unterhause in dieser Frage ernannte Commission empfohlen, das Metersystem sofort gesetzlich zu gestatten und nach Ablauf von zwei Jahren als zwangsmäßig einzuführen. England wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika brauchen bisher Yards (914.39 mm); das gleiche Maß ist auch in Ostindien unter dem Namen „Göß" in Gebrauch. Das metrische Maß wird jetzt in Belgien, Bulgarien, Deutschland, Finland, Frankreich, Griechenland, Italien, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Schweiz, Serbien, Spanien, Schweden, Türkei, Argentinien, Brasilien, Chile, Peru, Centralamerika und Aegypten angewandt; übrig bleiben noch Großbritannien und Irland, Dänemark, Rußland, die Vereinigten Staaten, Ostindien, China und Japan. Dänemark hält an seiner Elle fest, China braucht „Tschi" (0.318 m), Japan „Schaku" (0.303 m) und Rußland „Arschin" (0.711 m). Nimmt England das metrische Maß an, so hat dies eine große Bedeutung und vereinfacht die Verhältnisse in der kaufmännischen und seemännischen Welt, in der englisches Maß angewandt wird, ganz erheblich. In manchen Staaten wird die Größe der Schiffe noch immer in englischem Maß angegeben, und in der Sportswelt würde endlich die traditionelle „englische Meile" verschwinden können. Außer dem Metermaße wird auch das auf metrischer Grundlage beruhende Gewicht seinen Einzug halten müssen. Leider tauchen in manchen Ländern neben dem gesetzlich eingeführten Metersystem auch noch die alten Maße auf; so findet man auch in deutschen Angaben oft noch Fuß oder Morgen.

* **Berlin,** 8. Sept. Seinen 70. Geburtstag feiert heute Prof. Karl Christian Heinrich Plath, Professor in der theologischen Facultät der Universität Berlin. Plath, der Theologie und Philologie studirt hat, stand, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, erst im Schuldienste. Er war längere Zeit Oberlehrer an der Lateinschule der Francke'schen Stiftungen. Später wandte er sich dem geistlichen Amte zu und übernahm die Predigerstelle an der Kirche zu St. Georgen in Glaucha. Schließlich verlegte er seine ganze Kraft auf den Missionsdienst. Seit der Mitte der sechziger Jahre lebt er als Missionsinspector in Berlin. Im Jahre 1869 wurde er als Privatdocent für Missionswissenschaft, Evangelistik und Diakonik bei der Universität Berlin zugelassen. Er liest über Missionswesen, Religionswissenschaft, einzelne Hauptstücke der Kirchengeschichte und über das Verhältniß der christlichen Kirche zum Judenthum. Im Interesse seiner Missionsgesellschaft unternahm Plath wiederholt bis in sein hohes Alter hinein ausgedehnte Reisen; insbesondere machte er die Mission in Indien zu seiner Lebensarbeit. Seine Veröffentlichungen beziehen sich durchweg auf das Missionswesen. Eine eigene Schrift widmete Plath 1887 der deutschen Colonial-Mission. Auch in dieser bringt er Geschichtliches über die Mission und deren Förderung durch die erste hohenzollernsche überseeische Colonisation bei. Eine Frucht der Missionsreisen Plaths sind mehrere Reisebeschreibungen. Mehrfach nahm Plath zur Judenfrage das Wort, so in den Schriften „Was machen die Christen mit unseren Juden" und „Shakespeare's Kaufmann von Venedig" (1882). Besonders zu vermerken ist die geschichtliche Untersuchung Plaths „Was bedeutet die Entdeckung Amerika's für die christliche Kirche" (1892).

* **Jena,** 6. Sept. Der Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Langenbeck beging, wie erst nachträglich hier bekannt wird, am 3. d. Mts. sein 50jähriges Dienstjubiläum. Prof. Langenbeck ist ordentlicher Honorarprofessor für sächsisches Privatrecht an der Universität Jena. Er trat erst spät, mit 35 Jahren, in die akademische Laufbahn ein. Zuvor stand er im Justizdienst seines Heimathlandes Hannover, zuletzt als Obergerichtsassessor. 1856 promovirte er in Göttingen mit der Schrift „De notoriis" zum Doctor. Bei seiner Habilitation im Jahre 1857 veröffentlichte er die Untersuchung „De juris peregrini principiis probandis". Von seinen späteren selbständigen Schriften sind zu vermerken: „Die Lehre von der Theilnahme am Verbrechen" (1868), „Die Beweisführung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten" (1858/61), „Rechtsfälle für die Civilproceßpraxis" (1869). Anzuschließen sind Aufsätze Langenbecks in der „Hannov. jurist. Zeit", in dem „Arch. f. civilist. Praxis" und in der „Zeitschr. f. Proceßr."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ein Aufruf „An das deutsche Volk“ aus dem Jahre 1813.

Mitgetheilt von Hans Elverfeldt.

Einem deutschen Gelehrten, dem bekannten Herausgeber der Werke E. M. Arndts, Herrn Dr. H. Meisner, kgl. Oberbibliothekar zu Berlin, ist es zu verdanken, daß als der Verfasser dieses anonymen, datumlosen, auch ohne Angabe des Druckortes erschienenen und der jetzigen literarischen Welt wohl ganz unbekannten Aufrufes Ernst Moritz Arndt erkannt ist. Wie mir Herr Dr. Meisner in seinem erstmaligen Schreiben, vom 4. Juli 1894, meldet, habe Arndt das von mir eingesandte Flugblatt, den Aufruf, im Winter 1813 zu Königsberg auf Anordnung Steins geschrieben. Zugleich sei von ihm noch ein anderer Aufruf, „An die Preußen“, ebenfalls im Auftrage Steins, zur selben Zeit verfaßt, welcher in damaligen Zeitschriften wiederholt gedruckt worden, aber ohne Angabe des Verfassers. Arndt als Verfasser festgestellt zu haben, ist gleichfalls das Verdienst Hrn. Dr. Meisner's. Bevor der Wortlaut des Aufrufs den Lesern mitgetheilt wird, sei es gestattet, einige einleitende Zeilen vorauszuschicken vor allem darüber, wie und wann der Aufruf mir und darauf Hrn. Dr. Meisner bekannt wurde.

Vor einer Reihe von Jahren griff ich eines Abends in einer freien Stunde nach einigen schweren Folianten aus dem Nachlaß meines Großvaters. Dabei glitt ein Band zu Boden, und aus demselben fiel ein vergilbter Bogen heraus, der auf seiner ersten Seite allein die Aufschrift „An das deutsche Volk“ trug. Es war ein patriotischer Aufruf aus der Franzosenzeit, jedoch ohne Unterschrift und Datum, seine Sprache aber kernig, markig, voll glühenden Hasses. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf, wer der Verfasser sein könne. Auf Arndt, dessen „Wanderungen und Wandelungen 2c.“ ich, allerdings vor sehr langer Zeit, gelesen hatte und von dessen Freiheitsliedern nicht wenige in meinem Gedächtniß noch hafteten, verfiel ich keineswegs. Bald darauf fuhr ich nach unserer Provincialhauptstadt Mitau hinüber und legte den Aufruf einem gelehrten Herrn vor und dann einem Universitätsfreunde, welcher Historiker war. Ersterer nahm in das Flugblatt ein wenig Einsicht, erging sich aber nur in Vermuthungen über die Person des Verfassers wie den Ort der Veröffentlichung und konnte mir somit nichts Gewisses angeben. Das Resultat der Rücksprache mit letzterem war ein gleiches, — ich erfuhr auch von ihm nichts Bestimmtes. So blieb die Sache vorläufig unaufgeklärt. Fünf und sechs Jahre später mußte ich mich in Niedersachsen aufhalten. Von dort aus schickte ich, nach vorausgegangener resultatloser Correspondenz mit jenem Mitauer gelehrten Herrn, ihm den Aufruf zu und erhielt nach einigen Monaten eine Antwort, in der es hieß: „Ich habe Ihnen nicht geantwortet, theils weil ich sehr beschäftigt war, theils weil ich zuerst weitere Nachforschungen machen wollte. Rambachs Aufruf“ — Professor Fr. El. Rambach, gest. 1826 zu Reval, folgte dem russischen Heere mit einer Felddruckerei und verfaßte gleichfalls einen Aufruf — „habe ich endlich im Museum aufgefunden. Es ist der, den ich früher nannte, aber von dem Ihrigem ist er ganz verschieden. Ueber diesen ist es mir bisher nicht gelungen etwas Genaueres festzustellen. Doch braucht man die Hoffnung nicht aufzugeben, ein glücklicher Zufall kann die gewünschte Aufklärung bringen. Vielleicht läßt sich doch noch feststellen, wo Ihr Aufruf gedruckt ist.“

Als ich mich wieder in Kurland befand, war die Angelegenheit noch immer um keinen Schritt weiter gefördert und blieb so bis ins vergangene Jahr, 1894, hinein. Da endlich wandte ich mich am 1./13. Juni auf mir ertheilten Rath an den Vorstand der Bücherabtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin mit dem Gesuch, mir, wenn möglich, Auskünfte darüber gütigst zu ertheilen: auf wessen Anordnung der beifolgende Aufruf erlassen, wer ihn verfaßt habe, wo er gedruckt sei und aus welchem Jahr und von welchem Datum er stamme. Und diese Anfragen hatten, dank dem Umstande, daß ein Beamter gerade dieser Bibliothek, der Eingangs genannte kgl. Oberbibliothekar Hr. Dr. Meisner, sich mit Arndt speciell beschäftigt, endlich den lange vergeblich gewünschten Erfolg! In seinem, im Auftrage des General-Directors an mich gerichteten Antwortschreiben vom 4. Juli v. J., dessen Inhalt ich oben theilweise wiedergegeben, theilte mir Herr Dr. Meisner auch mit, daß die kgl. Bibliothek zu Berlin kein Exemplar dieses Aufrufes besitze und Werth darauf lege, ein solches in irgend einer Form zu erwerben. Auf den in Folge dessen an ihn ergangenen Brief meldete mir Herr Dr. Meisner den von der kgl. Bibliothek für die Erwerbung des Aufrufes gebotenen Preis und, auf meine besondere Anfrage, daß das Recht der Veröffentlichung mir bleibe. Ich ging auf den Preis ein, sandte den Aufruf wieder nach der deutschen Reichshauptstadt, und so ist derselbe seit August v. J. Eigenthum der kgl. Bibliothek zu Berlin. Zugleich mit der Uebersendung des Geldes schrieb mir Herr Dr. Meisner auf meine darauf bezüglichen Anfragen, resp. Bitten: „Was die Veröffentlichung des Aufrufs Arndts betrifft, so werde ich denselben in den von mir herausgegebenen Werken Arndts natürlich erscheinen lassen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß Sie ihn vorher in einer Zeitschrift herausgeben. Material zu der Herausgabe finden Sie in Pertz' „Aus Steins Leben“ und in jeder Darstellung der napoleonischen Kriege, besonders von russischem Standpunkt aus. Material bringen auch die politischen Zeitschriften aus jener Zeit, deren Titel ich Ihnen aber nicht erst herzähle, da Sie dieselben doch wohl nicht zur Einsicht sich verschaffen können.“ Das war Ende August vorigen Jahres. Und erst im Frühling d. J. konnte ich daran denken, mich allmählich an die Herausgabe des Aufrufs zu machen. Doch da so viel Zeit unterdessen verflossen, mußte ich zuvor darüber Gewißheit haben, ob in der Zwischenzeit der einschlägige Band

der Arndt'schen Werke von Meisner erschienen sei oder nicht. In den Hinrichs'schen Vierteljahrs-Katalogen stand nichts davon. Aber der vollen Sicherheit halber schrieb ich an Herrn Dr. Meisner selbst und erhielt die für mich erfreuliche Antwort: „Der betreffende Band der Werke Arndts wird vor Jahresfrist sicher nicht erscheinen, deßhalb steht Ihrer Publication nichts im Wege." Aber noch fiel mir zur rechten Zeit ein, Herrn Dr. Meisner um gefällige Auskunft auch darüber zu bitten, wann er Arndt als den Verfasser dieses Aufrufs festgestellt, ob schon vor meiner Einsendung desselben an die kgl. Bibliothek oder erst in Folge desselben. Und siehe da! Indem seine Antwort meine stille Vermuthung bestätigte, ist aus derselben zugleich zu entnehmen, daß meine Wenigkeit einer der, wenn überhaupt noch existirenden, so doch wohl äußerst wenigen jetzigen Besitzer dieses, einst gewiß wie ein Funke in einem Pulverfaß wirkenden Aufrufes sei, bezw. gewesen sei. Herr Dr. Meisner erwiderte mir unterm 9. Mai folgendermaßen: „Während des Sammelns von Material zur Herausgabe der Werke Arndts 1893 fand ich in Journalen des Jahres 1813 Andeutungen, daß Arndt den betreffenden Aufruf verfaßt habe. Ein Exemplar desselben ist mir aber erst durch Ihr damaliges Anerbieten" — irrthümlich für: damalige Einsendung — „an die kgl. Bibliothek hierselbst bekannt geworden, indem ich das damals in Ihrem Besitz befindliche Exemplar als das vorher vergebens gesuchte erkannte."

Von Material zur Herausgabe des Aufrufs habe ich genauer durchsehen können: G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Frhrn. vom Stein, 3. Bd.: 1812—1814; E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich v. Stein; A. Michailowsky-Danilewsky, russ. kaiserl. Generallieutenant und Senateur, Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813, aus dem Russischen übersetzt von Karl Goldhammer, und schließlich fast sämmtliche Freiheitslieder Arndts. Direct auf den Aufruf Hinweisendes findet sich in den genannten Quellen nicht. Wohl aber indirect Bezügliches, und zwar bei Pertz, mehr noch in Arndts „Wanderungen", wogegen Michailowsky-Danilewsky als russischer General sich um Arndt gar nicht bekümmert. Arndts Freiheitslieder habe ich durchgesehen, um den Unterschied der Sprache dieser und des Aufrufs festzustellen. Auffallend ist dabei jedoch nur, — abgesehen davon, daß im Aufruf die Zornessprache Arndts gegen den Feind wohl zur höchsten Potenz gesteigert ist — daß der Dichter in seinen Liedern vom Feinde immer als von „Welschen" oder einfach von „Franzosen" spricht, während er sie im Aufruf mit dem Völkernamen nur „Franschen", nie aber „Welsche", geschweige denn „Franzosen" nennt. — Im Ton erinnert noch am meisten das Vaterlandslied („Der Gott, der Eisen wachsen ließ") an den des Aufrufs. Bekannt ist, daß damals sowohl Stein, als auch Arndt von Napoleon geächtet waren. Daher mußte der Aufruf ohne Nennung der Namen des Veranlassers und des Verfassers, wie natürlich auch ohne Angabe des Druckortes und des Datums erscheinen. Bekannt ist ferner, daß zu Beginn des Jahres 1813 Stein vom Kaiser Alexander zu seinem Bevollmächtigten in allen preußischen Administrativ-Angelegenheiten, welche Bezug auf den Krieg und die russische Armee hatten, ernannt wurde; sowie daß im December 1812 die russischen Truppen bei Verfolgung der Franzosen in das Gebiet des ihnen officiell noch feindlichen Preußens rückten; und endlich, daß, als Stein in Begleitung Arndts Januar 1813 nach Königsberg kam, hier der Anfang des deutschen Volkskrieges sich eröffnete, hier bei Allen durch die Ankunft Steins und sein energisches und freudiges Handeln und Schaffen die Begeisterung den höchsten Grad erreichte.

Der indirecte Hinweis bei Pertz auf Arndt als den Verfasser des Aufrufes findet sich im angeführten Bande allein auf S. 294 unten, wo er sagt, daß „Stein, als er schon am 7. Februar zum Kaiser Alexander zurückkehrte, in Königsberg Arndt, „seines Geistes Verkünder", zurückließ, damit dieser durch Wort und Schrift die heilige Flamme schüre, welche den Preußenherzen entströmte. Das Buch über Landwehr und Landsturm trat als eine That in die Zeitgeschichte, es begann seinen Lauf in Königsberg, um später in Tausenden von Abdrücken die deutschen Lande zu erregen." Aehnlich wird es auch gewiß seinem Aufruf „An das deutsche Volk" ergangen sein. — Weiter habe ich bei Pertz, trotz genauer Durchsicht, nichts gefunden, was auf die Entstehung des Aufrufs zu beziehen wäre. Ein nicht mißzuverstehender indirecter, fast schon directer Hinweis darauf findet sich bei Arndt selber, in seinen „Wanderungen und Wandelungen", wo es auf S. 135 unten und auf der folgenden oben heißt: „Unsereinem waren allerlei kleine Geschäfte in Königsberg zu besorgen von Stein aufgetragen. Ich saß nun freilich nicht mit in den großen Berathungen und Arbeiten, aber ich saß doch sehr mit daran. Ich schrieb unter andern fliegenden Blättern und Blättchen, wie sie der geschwind fliegende Tag und das geschwind fortmarschirende Glück verlangte, in Steins Sinn und Befehl mein Büchlein Was bedeutet Landwehr und Landsturm? und meinen Deutschen Soldatenkatechismus." Aber auch die folgenden Stellen, S. 141 und S. 147/148, wo Arndt in ersterer seine angestrengte Thätigkeit und in letzterer die allgemein hoffnungsfrohe Stimmung in Königsberg schildert, die ihn bei seinen Arbeiten gewiß unterstützt und gehoben hat, gehören hierher: „Stein war also weiter nach Süden weg, ich mußte in Königsberg ungewöhnlich rasch und frisch sein, so viel ward von allen Seiten her von mir verlangt, so viel rissen mich nicht nur anbefohlene Aufträge und Arbeiten, sondern viel mehr noch die Menschen hin und her" — und „Das waren Tage, ja das waren herrliche Tage, die junge Lebens- und Ehren-Hoffnung sang und klang durch alle Herzen, sie klang und sang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht und der goldne Blüthenstaub des fröhlichen Maientages der Hoffnung und des Muthes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte; auch die Kältesten wurden warm, auch die Steifsten wurden gelenkig, sie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort." Erwähnt sei noch, daß die Aehnlichkeit in einem vielfach nicht angewandten Satzzeichen, dem Komma, und auch im Stil beider Schriften, des Aufrufs und der 1858 erschienenen „Wanderungen und Wandelungen", auffällig ist.

Und nun endlich zum Aufruf selber! Ehe ich mich von demselben trennte, habe ich ihn sorgfältig abgeschrieben und die Abschrift mit dem Original genau verglichen, so daß ich hoffe, in der Rechtschreibung und den Satzzeichen Arndts keinen Fehler gemacht zu haben.

Der Aufruf lautet:

* * *

An das
deutsche Volk.

„Deutsche Männer! Frisch auf! Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilts Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Glück und Freiheit. Eins thut Noth! Allgemeiner Rachekrieg wider den Erzfeind; allgemeine Treibjagd auf die französischen Ungeheuer. Nur keinen Augenblick versäumt, gleich muthig dran und drauf, fromm, tapfer und faustvest. Wohl begonnen ist gewonnen.

Nun und jetzt, so wir wollen, können wir die vorige glückliche Zeit zurück erobern, das Fest der Wiedergeburt des deutschen Volkes feiern, und das Blutgericht über den Leuteplager, Länderräuber und Völkertilger halten. Auftrete nun, wer zu klagen hat, Unbille zu rügen und Frevelthaten; ungerichtet und ungestraft bleibt ferner kein Bubenstück. — Es weine nun der verschlossenen Seelenwunde[1]) — solche Thränen werden Nachegeister vor des Weltenrichters Thron bringen. Trauer lindere den Schmerz verlorner Glückseligkeit, es grinset kein Franscher mehr mit Schadenfreude in unsere Qualen.

Mittheilung leichtere Gram und Leiden; kein Siegerhohn macht sie zur Lebensfolter. Es bleibe keine Schandthat der Franschen verschwiegen, keine Bosheit, keine Niederträchtigkeit und kein Gräuel. Verschweigen ist nunmehr Verbrechen, Sanftmuth Sünde, und Vergebung Hochverrath. In der Duldenszeit galt das Verstummen, das Hoffen und Harren; jetzt beim Erwachen des Volks, wo die alte Männlichkeit wiederkehrt, bleibt nur Recht die Offenbarung der Volksschmach, der laute Zorn, der rege Ingrimm und die heilige Rache!

Konnten wir bisher sagen, was noch unser geblieben? Nichts gehört uns an, nicht Haus und Hof, nicht Weib noch Kind, nicht Grund und Boden, nicht das Erbe der Väter; nicht der Arbeit Lohn, noch der Aernte Segen; nicht die Gesetze und die heilige Sprache.

Unser Haus war eine Polterkammer, wo böse Geister spukten; Weiber und Töchter rechneten die franschen Unholde für erbeutetes Spielzeug ihrer viehischen Lüste und ihrer teuflischen Wollust; die junge Mannschaft war überall vogelfrei, um zur großen Völkerhetze ausgeloset und eingetrillt und abgerichtet zu werden, das ganze Vaterland war zur Räuberhöle und Mördergrube worden.

Unsere Wagen liehen den Raubheeren die Flügel, mit denen sie Deutschland von einem Ende zum andern durchraseten. Scheuern und Vorrathskammern waren die Speicher, woraus sie wohllebten, unsere Betten blieben ihre Zelte.

Wir empfingen die Zerstörer unsres Glücks gleich lang ersehnten Gästen mit herzlichem Willkommen und geleiteten sie als Freunde durch alle Gefahren. Wir bedauerten jener Hetzheere Kriegerloos und behandelten jeden einzelnen Schergen mit Nachsicht und Schonung, ja ließen überall Gnade für Recht ergehen. Als hätten wir Deutsche kein Recht ein Volk zu seyn und nur die Henkerspflicht uns selber für die Franschen zu morden, schwuren wir wider das Vaterland einen hochverrätherischen Meineid, sammelten uns in Rotten und Banden zu Schaaren und Garden und Reisigen, und beschirmten sie gegen die rechten Rächer, bewachten sie zu Wasser und Land, in Feld und Wald, in Hart und Luch, in Loh und Tann, wenn sie von ihren Unthaten ausruhten. Wir pflegten sie, daß sie neue Kraft zu Schandthaten gewannen; sicherten ihren Schlummer, daß sie mit neuen Plagen danksagten. Sie schwelgten was wir darbten; und was die arglistigen Quäler aus Mißgunst, Büberei und Zerstörungswuth unbrauchbar machten, wäre hinreichend gewesen, uns auf lange Zeit zu beglücken. Und dann rühmten sich die eingeteufelten Ungeheuer, daß sie uns noch großmüthig die Augen gelassen, um über unser Unglück zu weinen.

Ihre Siege über uns mußten wir mit Festen, Aufzügen, Gelagen und Erleuchtungen im Frohndienst feiern, auf Schutthaufen und Trümmern unserer Wohnungen, auf den Leichen unserer Ehrlich- und Wehrlichgebliebenen und auf dem Grabe des Vaterlandes. Der Geburtstag, die Menschwerdung des Satans ward durch Gotteslästerung, durch Fluchgebete an heiliger Statt, durch Höllenpredigten unsere größte Volksschmach. Und so tief waren wir in Ruhe, Geduld und Demuth verknechtet, daß wir uns dem blutdürstigen Ungeheuer anschmiegten und anschmeichelten, um nur unsre eignen Frohnknechte, Schergen, Büttel und Henker zu werden. Dumpfsinnig, verblüfft und behext priesen wir sogar die hohe Schurkenehre für deutsch-gesinnte Brudervölker verhetzt und verschändet zu werden.

Unter lauter glücklichen Vorzeichen beginnen wir den Rachekrieg. Wir haben durch die Leiden in langen Gräueljahren die alten Sünden der Volkszersplitterung abgebüßt; wir kennen unsre ärgsten innerlichen Feinde; Ein Bruderherz schlägt in dem großen Volke und überall, wo die deutsche Zunge redet, sehnt man sich nach Einheit und Freiheit. Unsere Sieger waren noch vor wenigen Jahren feldflüchtige Horden. Alle Zeit haben unsre Altvordern sie mit Schmach in ihre Grenzen zurückgeschlagen. Die Birs, Andernach, Murten, Krefeld, Hochstädt, Minden und Rosbach dröhnen wie Donnerworte und Weissagungen.

Noth lehrte die Franschen siegen, als wir die Wehrkunst verlernt hatten; darum sind sie sich der wahren Ursachen nie bewußt worden. Geläutert, entsündigt, männlicher und deutscher, Eines Herzens und Sinnes müssen wir aus ihren Höllenfoltern hervorgehen. Wir sind ins Tiefste hinabgesunken, sie aufs Höchste emporgestiegen; so müssen sie hinunter und wir hinauf — denn die ewige Weltordnung duldet keinen Stillstand. Die Franschen sind siegberauscht, das endet mit Niederlagen. Sie verachten uns, und wer seinen Gegner gering schätzt, ist schon vorher geschlagen. Sie glauben an kein fremdes Verdienst und machen sich dadurch selbst klein. Ihre großen Erfolge berechnen sie nach Eigenliebe und Eitelkeit, schreiben sie sämmtlich ihrer Ueberlegenheit an Geist und Muth zu, nehmen den Zufall für Plan und die sonstigen entdeutschten Heerführer, meingesandten Hauptleute und Machthaber gelten ihnen für unser Volk, das doch jetzt erst entfesselt zum ersten Mal in die Schranken tritt. Sie wähnen sich den ewigen Siegesbesitz durch unübertreffbare Vertrautheit mit allen Kriegskünsten, durch weltposaunte Thaten und böslistig verbreitete Scheinschrecken. Sie rechnen nicht ab, daß ihre Arglist unsrer Rechtlichkeit Ehre macht; ihre großen Thatendinge durch unser menschliches Vergessen möglich wurden; daß wir eher den Einfall des Himmels geglaubt hätten als den Einbruch der Hölle auf Erden. Unser schlichter gerader Sinn konnte im Eidschwur nicht Lug und Trug ahnen, im Frieden nicht Meuchelmord. Sie kennen nicht ihre wirkliche Macht, nur deren trügerischen Strahlenschein, und dachten doch niemals an unsere weit überlegenen, nichtgebrauchten oder gemißbrauchten Kräfte. Ihr Wahn- und Aberwitz schließt von unsrer sonstigen Opferthiersgeduld auf solche knechtische Fortdauer; baut neue Reiche auf Sorglosigkeit, Nichtsthun, Hindämmern und das ruhige Erwarten des Todesstreichs. Ihre Vermessenheit sieht keine Hindernisse zur Welteroberung und weitern Völkerknechtung, weil wir gutmüthig vergaßen sie in den Weg zu legen. Im rasenden Uebermuth gebieten sie uns im Voraus die Feier von Schmachfesten, nennen unsern heiligen Krieg Aufruhr und Empörung und ächten und verbannen die begeisterten Vaterlandsfreunde als nichtswürdige Verbrecher. Sie halten den beginnenden Volkskrieg für ein Spiel, weil wir vormals in langen Jahren nicht gethan haben, was wir doch alle Augenblicke thun können. Sie trauen uns gar nichts zu — das liefert sie in unser Volksgericht. — In unserm Willen liegt unser Sieg. Was haben die selbstgepriesenen Unüberwindlichen voraus? Nichts als Wahn, und den Uebermuth und die Sünde und das böse Gewissen, den Wirrwarr im Kopf und die Hölle im Herzen. Wir haben die

[1]) sic! Statt: Seelen Wunde.

nämlichen Sinne und Gliedmassen, und schärfer und stärker. Sie können nicht fliegen, nicht vom Winde leben, nicht ohne Schlaf seyn, und ein Athem belebt sie, die Kleidung wächst ihnen nicht auf der Haut, die Waffen werden ihnen nicht angeboren. Sie schwitzen in der Hitze, erstarren vor Frost, verkümmern vor Hunger, verschmachten vor Durst, vergehen ohne Schlaf, erkranken an Seuchen, ertrinken im Wasser, verbrennen im Feuer, ersticken ohne Luft, verbluten an Wunden.

Es gilt jetzt die Wahl: ob wir umkommen wollen mit dem Fluche aller Zeiten und Völker für den allgemeinen Feind der Menschheit wider uns selbst und das Vaterland; — oder mit Heldenmuth zu den Waffen greifen wider den Allesverderber, zum eignen Wohl und allgemeinem Besten."

* * *

Nikolaus Lenau.

Ein pathologisches Lebensbild von Dr. J. Sadger.

II.

Ich habe als das Grundübel in Lenau's Dasein angeführt, er sei Hereditarier gewesen. Wenn wir auch gegenwärtig nichts Genaueres über die anatomischen Grundlagen dieses Begriffes anzugeben wissen, so dürfen wir doch eine angeborene Minderfähigkeit, Schädlichkeiten für das Nervensystem zu widerstehen, als feststehend und zweifellos ungescheut annehmen. Dies äußert sich bei Lenau vornehmlich in einer geistigen Frühermüdbarkeit und einer hochgradigen Impressionabilität. Als er beispielsweise mit voller Dampfkraft zum letzten medicinischen Rigorosum studirte, wandelte ihn richtig nach vier Wochen ein furchtbarer Ekel vor dem Lernen an, er bekam nervöses Fieber, cerebrales Erbrechen und fühlte sich an Leib und Seele derart zerschlagen, daß er schleunigst eine Erholungsreise antreten mußte. Die Redactionsarbeiten am Musenalmanach verstimmten ihn ungemein und die Correctur des Bürstenabzuges seines „Savonarola" nannte er eine „heillose, geistlose, erbärmliche Nuselei", die ihn derart verstimmte, daß ihm Alles verleidet war und ihm sein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, sein Schicksal wie ein besoffener Setzer und er selbst in seinem verdrießlichen unrasirten und vernachlässigten Zustande wie ein schmutziger Bürstenabzug. Von seiner Impressionabilität sind uns mehrere Züge überliefert erhalten. So wurde ihm einmal in einem amerikanischen Spinnhause unter all den Rädern und Spindeln förmlich krank und übel zu Muthe. Ein andermal erfaßte ihn bei einem Diner, das Cotta gab, im Anblick der vielen Gedecke für zahlreiche Gäste eine derart furchtbare Menschenscheu, daß er, mit einer Indisposition sich entschuldigend, spornstreichs davonlief. Eine Todtenkerze, die er durch Zufall zum Anzünden seiner Cigarre erhielt, erschien ihm wie ein böses Omen. Ein schwarzes Kleid, das Sophie einst angelegt, als er sie besuchte, genügte, um ihn für diesen Tag gründlich zu verstimmen. Und endlich konnte er manchmal aus ganz unbegreiflich kleinen Anlässen in einen wahren Berserkerzorn gerathen, was Gustav Schwab seine „wilde Husarenlaune" nannte.

Auf dieser hochgradigen Impressionabilität beruht ferner auch die außerordentlich tiefe und weit über das Normale hinausgehende Reaction, die die Liebe zu einer Unwürdigen in ihm hervorgerufen. Was thut ein gesunder Mensch, der erkennt, daß seine Geliebte eine Dirne ist? Er wird das Verhältniß unverzüglich abbrechen und, wenn er auch eine Zeitlang an der erlittenen Herzenswunde schwer zu tragen hat, doch über kurz oder lang sein seelisches Gleichgewicht wieder erlangt haben. Ganz anders der erblich belastete Lenau! Wohl hat auch er das Verhältniß abgebrochen, aber in seiner Brust blieb eine nie verharschende Wunde zurück, die von Zeit zu Zeit immer wieder aufbrach und heftig blutete. So klagte er z. B. 1834, also sechs Jahre nach völliger Lösung, seinem Schwager bitterlich, wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth mische, und selbst bei seinem Brautlauf im Jahre 1844 störte ihn noch das stete Gedenken an jenes böse, leidige Verhältniß. Am verhängnißvollsten aber wirkte es wohl dadurch, daß es die Verbindung mit dem „Schilflottchen" unmöglich machte. Das tiefe Interesse, das dieses letztere augenscheinlich an ihm nahm, hatte auch Lenau im Innersten gerührt, wenn es ihm auch bezeichnenderweise „schmerzlich" durch die Seele fuhr. Die ganze Nacht schwebt ihm ihr Bild beständig vor, er heißt sie mit hoher Anerkennung „ein sehr liebes Mädchen", aber flugs setzt der Dämon in seiner Brust hinzu: „Ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann." Immer wieder drängt sich die Erinnerung an jene Bertha mit schneidender Schärfe in sein Bewußtsein. „Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerrissen, nie wieder ganz werden." — „Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt." Und Lottchens Anblick weckt zwar stets von neuem heftige Liebe, aber dieser Empfindung folgt immer wieder zage, muthlose, willensschlaffe Resignation. „Mein liebes Lottchen!" ruft er aus. „O, daß ich ihr nicht entsagen müßte! So gibt es kein Mädchen mehr! Sie ist anbetungswürdig! Genug! Ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe!" Am klarsten endlich ist der Wechselstreit der Empfindungen in folgender Briefstelle niedergelegt: „Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst. Aber ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst, tief verletzt und scheint mir darin eine Sehne gerissen zu sein, die wohl nimmer ganz wird. Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften." Wer denkt da nicht an die hohe Aehnlichkeit mit dem gleichfalls schwer belasteten Grillparzer, der sich nicht getraut, seine Kathi Fröhlich heimzuführen?

Unter den trennenden Gründen ist uns in obiger Briefstelle jene angeborene Schwermuth und mangelnde Lebensfreudigkeit wieder begegnet, von der im Eingang dieser Zeilen die Rede war. Die tiefe Verstimmung und Melancholie, die seit früher Jugend die eigentliche Grundstimmung seines Gemüthes ist, während Frohsinn und heitere Laune stets nur lucide Intervalle vorstellen, wäre an und für sich selbst bei dem Mangel jedes anderen Moments für die erbliche Belastung unsers Dichters absolut beweisend. Wüßte ich von Lenau gar nichts anderes als nur dieses eine, einzige Symptom, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, ihn darum allein als Hereditarier zu erklären. So pathognostisch und beweisend ist dasselbe für jene Diagnose. Vollauf bezeichnend ist der Eindruck, den die Persönlichkeit des Dichters auf jeden Unbefangenen machte. So schildert uns Marie v. Hünersdorff, wie seine ganze Erscheinung tiefe Seelentrauer ausdrückte, in seinem Auge eine Welt der schmerzlichsten, unergründlichsten Gefühle lag und selbst sein Lächeln ihr immer nur erschien wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne. Nicht minder charakteristisch ist ferner der nicht seltene Wechsel zwischen tiefster Melancholie und ausgelassenster Lustigkeit, sowie endlich der Umstand, daß die Hypochondrie ihn mitunter plötzlich ohne eigentliche Ver-

anlassung überfallen konnte, was er am besten mit den Worten kennzeichnete: „Plötzlich hat mich der traurige Wind angeweht.“ Für diese Schwermuth erst noch Belege anzuführen, hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen wollen. Begegnen uns doch in jeder Lebensbeschreibung, z. B. in der so umfangreichen Arbeit seines Schwagers Schurz, gehäufte Beweisstellen in leider nur allzu reichlicher Fülle. Mehr als einmal drohte die höchste Gefahr, daß das im Verborgenen schwälende Wahnsinnsflämmchen zu verzehrendem Feuer auflohen könne. So namentlich im Winter 1831/32, da der Dichter seinem Lottchen entsagte, noch mehr im Jahre 1839, wo nur die Ischler Reise und der anschließende Verkehr mit Sophie Löwenthal und Karoline Unger ihn vor dem Aeußersten bewahrte, bis endlich 1844 das schon seit langem dräuende Unheil mit unabwendbarer Macht sein Opfer fällte.

Von Belang und Wichtigkeit für die Genesis des Wahnsinns dünken mich endlich noch zwei weitere Momente, die bisher noch viel zu wenig Würdigung gefunden: Lenau's Berufs- und Beschäftigungslosigkeit auf der einen Seite, sowie die durchaus verkehrte und unvernünftige Lebensweise auf der anderen. Die ewige Unrast, die unserm Dichter zeitlebens anhaftete, die ihn kein Studium beenden ließ und dadurch von jedem praktischen Berufe ausschloß, sie hat allerdings ihre Wurzel in der angeborenen Veranlagung, ist aber zweifellos auch mit eine Ursache des endlich ausgebrochenen Wahnsinns. So lästig sicherlich dem Hochflug des Genius die stete Gedankentretmühle eines Amtes ist, so sehr „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr“ ihm Unbehagen und Widerstreben weckt, im innersten Grunde ist sie gerade für den Gehirnarbeiter, der just dieses subtilste und empfindlichste Organ gewissermaßen physiologisch am stärksten abnützen muß, ein wahres Glück und häufig auch Rettung. Franz Grillparzer, von Hause aus kaum minder belastet wie Nikolaus Lenau, hat es nebst mehreren anderen Gunstumständen gewiß vornehmlich seinem durch das Staatsamt geregelten Lebensgange zuzuschreiben, wenn er der drohenden Geistesumnachtung glücklich entronnen ist. „Wenn Jemand machen kann, was er will, so macht er sicherlich Dummheiten.“ Und wenn Jemand täglich 24 Stunden Zeit hat, über sich und seine Nervenzustände nachzudenken, so mag man getrost den Kopf zum Pfande setzen, daß dem Selbstbeobachter die Hypochondrie und die Grillenfängerei nicht allzulange fern bleiben werden. Dies war der Fall bei unserm Lenau. Man muß aber auch zugeben, daß man kaum je einen großen Menschen finden wird, der so methodisch durch eine auf den Kopf gestellte Lebensweise sein Nervensystem untergraben und seine Gesundheit zernichtet hat. Es möchte noch hingehen, daß er in düsteren, kleinen Stuben mit der Aussicht in einen engen, dunklen Hofraum zu wohnen liebte. Viel schwerer fällt schon ins Gewicht, daß er höchst selten spazieren zu gehen pflegte. Am ungünstigsten wirkte aber wohl die unregelmäßige Lebensführung, die ihn die Nächte meist lesend und schreibend verbringen ließ, so daß er den Schlaf am nächsten Vormittag nachholen mußte. „Meist konnte man Lenau“, erzählt uns Frankl, „noch gegen Mittag im Bette finden, vor dem giftstarker Kaffee dampfte, während ihn die stärksten Cigarren in jene „duftige Narkose“ versetzten.“ Mit den Genußmitteln, wie Wein, Kaffee und Tabak, trieb er überhaupt den ärgsten Mißbrauch. Der Wein konnte ihm nicht schwer und feurig, die Cigarren nicht stark, der Kaffee nicht concentrirt genug geboten werden. Dem Aufwärter pflegte er zuzurufen: „Nehmen Sie viermal so viel Kaffee für eine Tasse als für andere Leute!“ Für Rickele, die Frau seines Freundes Justinus Kerner, war es blanke Unmöglichkeit, ihm seinen Lieblingstrank genügend stark zurecht zu brauen, und selbst das Schwesterchen Therese, das den Geschmack des Bruders so vortrefflich kannte, hatte seine liebe Noth damit, in diesem Punkte seinen Dank zu verdienen.[1])

Es wurde schon weiter oben erwähnt, daß ihn der Verkehr mit Sophie Löwenthal einmal vor dem Wahnsinn gerettet habe. Noch mehr: wenn ich zwei Stellen der Briefe richtig verstanden, so hat ihn gleich ihre erste Bekanntschaft vor der drohenden Verzweiflung bewahrt und der Welt, der er verloren, wiedergegeben.[2]) Und gleichwohl muß ich, das Verhältniß zwischen Beiden und dessen Folgen in toto erwägend, es unumwunden aussprechen: So heilsam sich diese und noch viel andere Male Sophiens Einfluß auf Lenau erwiesen, so sehr sie Licht und Wärme und Farbe brachte in sein verdüstert-freudloses Dasein, am Ende ward der Verkehr mit ihr doch ein Quell des Unheils und ein Born des Verderbens! Sophie Löwenthal muß intellectuell eine ganz ungewöhnlich hervorragende Frau gewesen sein. Nicht Lenau's Liebe zwingt mir diesen Gedanken auf, denn wie häufig haben selbst die größten Dichter sich Frauen erkoren, die geistig ihnen ganz unebenbürtig! Auch jene herrlichen Sätze nicht, die in fast psalmistischer Ueppigkeit und orientalischem Bilderschwunge die Gluth und Tiefe seiner Liebe besingen.[3]) Denn so schreibt mehr oder weniger ein jeder Liebhaber, nur höchstens in minder blühenden Worten. Wohl aber dünkt mich dafür beweisend, daß Nikolaus Lenau nach zwölf Jahren des regsten Gedankenaustausches und der intimsten Wechselbeziehungen dann endlich zu dem Schlusse kommt: es habe nichts gegeben, worin sie ihm nicht ebenbürtig gewesen, worüber er mit ihr nicht habe sprechen können. „Wie versteht sie mich!“ ruft er begeistert aus, „eilt mir nicht selten voraus. Sie ist mehr als die Sand!“ Wenn ein Lenau nach zwölf Jahren innigsten Beisammenseins ein solches Urtheil zu fällen sich bemüßigt sieht, dann muß man nothwendig dieser Frau ganz außerordentliche Geistesgaben zuerkennen. Nun hatte Lenau der geistreichen Frauen zwar genug gefunden auf seinem Lebenspfade, aber keine einzige hatte auch nur annähernd so viel gesundes und richtiges Empfinden, so viel Geschmack und treffendes Urtheil in allen ästhetischen Dingen bekundet, so viel liebevolle Einsicht endlich in sein innerstes Wesen, wie gerade die Gattin seines brüderlichen Freundes. „Kein Mensch auf Erden versteht mich so wie Sie!“ schrieb er einmal rund heraus in einem Briefe und ein andermal: „Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturme aufblicke!“ Sophie Löwenthals Charakter war eine ganz außerordentlich seltene Mischung von feiner Bildung und richtigem Herzenstacte, von mäch-

---

[1]) Ein großes Gewicht wird von den Biographen auf Lenau's Eigenthümlichkeit gelegt, in seinen Schriften das Dämonische zu lieben und in dessen Schauern zu schwelgen. Es machte ihm häufig sichtliches Vergnügen, sich Geister- und Gespenstergeschichten erzählen zu lassen, und andrerseits gab er in angeregter Laune wohl selbst auch gern lustige Anekdoten zum Besten, in denen oft der Wahnsinn eine Rolle spielte oder doch das Barocke, das wie Wahnsinn aussah. Wie gern er mit dem Letzteren tändelte, und wie sehr es ihm manchmal Vergnügen machte, den Wahnsinnigen zum Schrecken seiner Umgebung trefflich zu spielen, wird von allen Autoren gern hervorgehoben. All diese Symptome finden sich zwar häufig bei Hereditariern, es ist aber mehr als fraglich, ob sie nur diesen eigenthümlich, also als pathognostisch zu betrachten seien.

[2]) Diese beiden Stellen lauten: „Meine Schuld an Dich ist unermeßlich, wie die Welt, die einst verlorene, die Du meinem Herzen wieder geschenkt“ und: „Ich habe Dir's manchmal gesagt und werde Dir's noch manchmal wiederholen, daß Deine Liebe versöhnend und wahrhaft rettend auf mich gewirkt. Gleich in der ersten Zeit unsres Bundes war der Gedanke, mich zu heilen von meinen trostlos nächtlichen Grübeleien, der herrschende in Deiner Seele.“

[3]) „Wenn Gott Dich mir nimmt, so nimmt er meinem Herzen Speis' und Trank, er nimmt mir die Luft, in der ich athme, er will nicht mehr, daß ich lebe!“ Klingt das nicht wie uralttestamentarische Sangesweise, wie halbverschollener Lobgesang aus dem Munde des Psalmisten.

tiger Selbstzucht und hoher Frauenklugheit. Sie besaß die wunderbare Feenkunst, wieder und immer wieder zu geben, ohne ihr Herz je völlig zu verausgaben, und ferner Weisheit genug, sich dem überstolzen Dichter willig unterzuordnen und dabei doch stets seine Führerin zu bleiben. Sie konnte sich versagen und doch in einem Athem ihn völlig glücklich machen, sie verstand, sein Gefühl stets rothglühend zu erhalten und ihm, je länger er sie kannte, desto reizender zu erscheinen. „Hätte ich Dich nicht gefunden", fließt es in preisender Begeisterung aus seiner Feder, „so hätte ich auch nie erfahren, was es heißt, von einem Weibe geliebt zu werden, die es werth ist, daß mir mein Unglück das Liebste ist, was ich habe. Ich habe mir nie das Glück geträumt, wogegen ich dieses Unglück vertauschen möchte!" Wer das Verhältniß zwischen beiden vom Grunde aus durchblicken will, der lese die von Frankl publicirten Tagebuchblätter und Briefe Lenau's, und er wird in denselben das herrlichste Hohelied der Liebe entdecken, das je in Prosa geschrieben worden. Nicht umsonst hat der Dichter selber von ihnen geurtheilt, sie wären ihm das Liebste, was er je geschrieben, und wer ihn kennen wolle, müsse vorerst diese Zettel lesen. Es lodert und flammt darin eine Leidenschaft, der ich in ihrer elementaren Urgewalt und brünstigen Innigkeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wüßte. Aber eben diese ungeheure, von Tag zu Tag immer stärker anspringende Liebesempfindung, der es verstattet wurde, bis hart zum Ziele vorzudringen, um dann vor der heißersehnten Wonne immer wieder umkehren zu müssen, dieses ganze peinliche und erschöpfende Verhältniß, das man am besten vielleicht als „psychische Onanie" bezeichnen darf, es war mit seinem ständigen Reizen und der ewigen Unbefriedigung gewiß von höchst verderblichem Einfluß auf Lenau's überkrankes Nervensystem. Hiezu kam noch, daß Sophie Löwenthal zwar den Geliebten niemals völlig besitzen wollte, ihn aber auch nicht leicht einer Anderen zu gönnen vermochte. „Du bist mir verfallen", hatte sie einst in vorahnender Weise geschrieben, und als es dann Ernst wurde mit Marie Behrends, da fiel gar das grause und verhängnißvolle Wort: „Eines von uns Beiden muß wahnsinnig werden!" Und der Wahnsinn, den ein zürnender Frauenmund gerufen, er regte schon rauschend die schwarzen Schwingen; nur daß nicht das unbelastete, von Haus aus gesunde Weib sein Opfer ward, sondern der erblich belastete, wurzelvergiftete Nikolaus Lenau.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welche vom 15. bis 18. September in Konstanz stattfindet, wird sich wohl eines starken Besuchs erfreuen, da mit derselben auch die Jahresversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung verbunden sein wird. Das bereits veröffentlichte Programm weist eine stattliche Reihe von Vorträgen auf: 1) Ueber die Geschichte von Konstanz von dem fürstenbergischen Hofcaplan Martin in Heiligenberg. 2) Ueber Bischof Gebhard III. von Konstanz von Meyer von Knonau aus Zürich. 3) Ueber die Hohenzollern und das Konstanzer Concil von Prof. Becher aus Berlin. 4) Ueber Alter und Ursprung der Runenschrift von Dr. Wilser aus Karlsruhe. Unter den Thesen und Anfragen für die Generalversammlung finden sich mehrere von größerer und zum Theil principieller Bedeutung. So bezüglich der wirksamen Durchführung des Denkmalschutzes und des Grundsatzes, daß die Thätigkeit der Conservatoren keine nebenamtliche sein solle. Dann werden die auf der dritten, zu Ostern d. J. zu Frankfurt a. M. gehaltenen Historikerversammlung theils beschlossenen, theils in Berathung gezogenen Grundsätze bezüglich der Herausgabe von Actenstücken zur neueren Geschichte erörtert werden, da dieselben die Thätigkeit der historischen Vereine aufs innigste berühren. Außer den bereits durch den Verwaltungsausschuß des Gesammtvereins bekannt gegebenen Anträgen werden noch mehrere Anfragen von Seiten einiger Theilnehmer an der Versammlung gestellt werden. So: In welchen Städten Deutschlands sind noch Spuren von Straßenabsperrungen durch Ketten vorhanden, zu welchem Zwecke dienten dieselben und bis zu welchen Zeiten waren sie im Gebrauch? Endlich wäre eine befriedigende Antwort auf die Frage: Auf welche Weise befestigt man am besten Papieretiketten auf Steindenkmälern in Museen? von großer praktischer Bedeutung.

* Ueber das Petersburger medicinische Institut für Frauen wird berichtet, daß zum Director der Wirkl. Staatsrath Dr. med. v. Anrep ernannt worden ist. Die Anstalt ist im wesentlichen dazu bestimmt, für ländliche Bezirke ärztliche Hülfe zu beschaffen. In den Landkrankenhäusern stehen den Aerztinnen alle Stellen offen; sonst aber sollen sie sich nur mit der Behandlung von Frauen und Kindern befassen. Im einzelnen bestimmen die Satzungen: Das medicinische Institut für Frauen hat den Zweck, Personen weiblichen Geschlechts eine medicinische Fachbildung zugänglich zu machen, die vornehmlich auf die Heilung von Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie auf die Ausübung der Geburtshülfe abzielt. An der Anstalt wird ein Internat für diejenigen Hörerinnen errichtet, die nicht bei ihren Eltern wohnen können oder sonst kein Unterkommen haben, das der Verwaltung geeignet erscheint. Mit der unmittelbaren Beaufsichtigung der Hörerinnen und des Internats wird eine „Inspectrice" betraut. Ihre Wahl liegt dem Director ob. Ihr stehen Gehülfinnen zur Seite. Die klinische Unterweisung übernehmen die Hospital-Oberärzte; alle Docenten der Anstalt müssen die nämlichen Fähigkeiten wie die Universitäts- oder Akademie-Lehrer haben. Es werden nur Christinnen als Hörerinnen angenommen. Von Ausnahmen abgesehen, sollen sie nicht bei der Aufnahme jünger als 20 Jahre und nicht älter als 35 Jahre sein. Ohne weitere Reifeprüfung werden die Abiturientinnen der berechtigten Mädchen-Gymnasien und diejenigen Mädchen und Frauen, welche die höheren Frauencurse in Petersburg durchgemacht und dort die Prüfung im Lateinischen bestanden haben, aufgenommen. Von den andern wird zunächst der Nachweis verlangt, daß sie das Gymnasium ganz mit Erfolg besucht haben; außerdem aber müssen sie sich noch an dem ihrem Wohnorte zunächst gelegenen Knabengymnasium einer Prüfung im Lateinischen unterziehen. Innerhalb der Anstalt und bei den praktischen Arbeiten haben die Hörerinnen Uniform zu tragen. Die einzelnen Lehrfächer sind: Anatomie, Gewebelehre und Entwicklungsgeschichte, Physiologie, allgemeine Pathologie, specielle Pathologie, Therapie, Diagnostik und medicinische Chemie, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie, Arzneimittellehre, Arzneibereitung, Giftkunde, Lehre von den Mineralwässern und Wasserbehandlung, pathologische Anatomie, Geburtshülfe, Frauenkrankheiten, Kinderkrankheiten, Gesundheitspflege, Chirurgie und Verbandslehre, operative Geburtshülfe, Haut- und verwandte Krankheiten, Augenheilkunde, Geistes- und Nervenkrankheiten. Die Dauer des Studiums ist auf fünf Jahre berechnet. In Aussicht genommen ist die Begründung einer pharmaceutischen Schule im Anschluß an das medicinische Institut für Frauen.

-i- Ein polnisches Nationalmuseum. Das Herz Thaddäus Kosciuszko's, dessen Leichnam in der Königsgruft auf dem heiligen Berge Wavel bei Krakau ruht, wurde bis jetzt in einer den venetianischen Grafen Morosini gehörigen Capelle in Lugano aufbewahrt. Nunmehr soll es von da im Laufe des Septembers nach dem polnischen Nationalmuseum in Rapperschwyl am Ufer des Zürcher Sees übergeführt werden, wo bereits ein ganzer Saal den Reliquien des unglücklichen Helden geweiht ist. Dieses, den Besuchern der Schweiz wohlbekannte Museum in der Burg der Grafen von Rapperschwyl ist eine Schöpfung des im Jahre 1889 verstorbenen polnischen Emigranten Grafen Wladislaw Plater, des Gatten der vor einigen Jahren durch die Veröffentlichung ihrer Memoiren wieder in Erinnerung gebrachten Schauspielerin Karoline Bauer. Graf Plater hatte zu Ende der sechziger Jahre die im Besitz der Gemeinde Rapperschwyl befindliche, damals äußerst verwahrloste und ruinenhafte Burg gegen den rein nominellen Zins von jährlich 100 Francs auf 99 Jahre mit der Verpflichtung gepachtet, dieselbe auf seine Kosten wiederherzustellen und zu unterhalten. Unter Aufwendung eines großen Theils seines Vermögens ließ er das alte Grafenschloß auf das sorgfältigste und getreueste in seinem ursprünglichen Charakter erneuern, so daß es jetzt eines der sehenswerthesten mittelalterlichen Bauwerke der Schweiz ist. Durch gerichtliche Festsetzung vom 23. September 1870 bestimmte Graf Plater die Burg auf die Dauer seines Pachtvertrags zur Errichtung eines der gesammten polnischen Nation gehörigen Museums. Der Gedanke fand überall

im Polenthum begeisterten Anklang und es strömten bald von allen Seiten Erinnerungsstücke jeder Art aus der Geschichte des polnischen Volkes herbei, Gemälde, Zeichnungen, Waffen, Costüme, Münzen, Autographen, Bücher u. s. w. Das Museum besitzt bereits eine Bibliothek von nahezu 40,000 Bänden. Unter den Sälen ist einer ausschließlich dem von den Polen bekanntlich nur mit sehr zweifelhaftem Recht in Anspruch genommenen Kopernikus, ein anderer, wie schon erwähnt, Kosciuszko gewidmet; ein dritter soll dem Andenken des Dichters Adam Mickiewicz geweiht werden. Die beim Tode des Grafen Plater nicht besonders günstigen finanziellen Verhältnisse der Stiftung sind durch den jetzigen Verwaltungsrath so gehoben worden, daß auch ziemlich reiche Mittel zur Unterstützung polnischer Studirender übrig bleiben; im Jahre 1894 wurden für diesen Zweck 14,000 Francs verausgabt. Alljährlich vereinigen sich Hunderte von Polen in der Burg zu einem gemeinsamen Mahl, um sich in der Hoffnung auf Wiederherstellung ihrer Nation zu kräftigen.

* Am Internationalen Wandercongreß der Festigkeitstechniker und Material-Interessenten in Zürich, der vom 9. bis 11. September dauert, nehmen besonders aus Oesterreich sehr viele officielle Delegirte theil. Regierungsrath Professor Kick von der Wiener technischen Hochschule wird die Gedenkrede auf den Begründer dieser Conferenzen, den verewigten Professor Bauschinger, halten. Hofrath Exner, der Director des Technologischen Gewerbe-Museums, wird als Obmann der ersten Unter-Commission das Referat über die der internationalen Vereinbarung zuzuführenden Industrie-Producten-Prüfungen erstatten. Die General-Direction der Staatsbahnen, die Oesterreichisch-Ungarische Staatsbahn, die Commune Wien (Baudirector Berger), das Reichs-Kriegsministerium, das Ministerium des Innern, die Alpine-Montan-Gesellschaft, das Technologische Gewerbe-Museum und die forstliche Versuchsanstalt Mariabrunn werden durch amtliche Delegirte vertreten sein.

* Vlamische Akademie. Es ist erfreulich zu beobachten, wie die Vlamen neben der ruhigen Thatkraft, die sie daran setzen, ihre berechtigten politischen Forderungen durchzusetzen, auch die ethischen Ziele in der Wiedergeburt und dem Aufschwung ihres Volksthums nicht aus dem Auge verlieren. Das Herz des Volkes ist seine Sprache. Ihrer Erforschung und Reinigung widmet vornehmlich die Vlamische Akademie ihre Thätigkeit, wie aus folgenden für das Jahr 1896 gestellten Preisaufgaben hervorgeht: 1) Erklärung der altfriesischen Verbformen; 2) Erklärung der von Kilian als vetus Flandricum bezeichneten Worte und Angabe der Werke und Handschriften oder der Ortschaften Flanderns, wo diese Worte noch heute gebraucht werden; 3) Aufstellung der Neologismen, die sich ins Vlamische eingeschlichen haben, und ihrer richtigen Ersatzwörter; 4) eine populäre Geschichte Belgiens von 1792—1814. Für 1898 sind als Preisaufgaben u. a. eine historische Studie über die Aenderungen in der Pluralbildung des Vlamischen seit dem Mittelalter bis auf die Gegenwart und ein Idioticon Antwerpiense gestellt. Die Vlamische Akademie bietet in dieser Thätigkeit ein auch für uns Hochdeutsche beachtenswerthes und wissenschaftlich verwerthbares Gegenstück zu den Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins.

* Das Seume-Denkmal in Teplitz. Sonntag, den 15. d., findet in Teplitz die feierliche Enthüllung des im Seume-Park errichteten Seume-Denkmals statt. Die Festrede hält Professor Dr. August Sauer. Der Obmann des Denkmalcomités, Director Laube, wird das Denkmal der Stadt Teplitz-Schönau ins Eigenthum übergeben und Bürgermeister Stöhr wird den Dank der Stadt zum Ausdruck bringen. In einem Festzuge werden sich die Vereine, die an der Feier theilnehmen, vom Marktplatz zum Denkmal begeben und Kränze an demselben niederlegen.

* Expedition zur Untersuchung der hydrographischen Verhältnisse im Arktischen Meere. Der Kreuzer „Ingolf", der am 5. Mai nach den isländischen und grönländischen Gewässern abgegangen war, kehrte, wie der „Köln. Ztg." geschrieben wird, vor einigen Tagen nach Kopenhagen zurück. „Ingolf" hatte eine aus den HH. Dr. Jürgensen, Dr. Hansen, cand. mag. Knudsen, Lundbeck und Ostenfeldt bestehende Expedition, deren Zweck die Untersuchung der hydrographischen Verhältnisse, besonders der Thierwelt in den Tiefen der arktischen Meere war, an Bord. Die mit der Expedition verbundenen Ausgaben bestritt, in Folge einer Bewilligung des Reichstags, die Staatscasse. Für die beiden kommenden Jahre sind noch zwei ähnliche Expeditionen in Aussicht genommen, die sich hauptsächlich mit der Erforschung der Tiefen um Island, und West-Indien zu beschäftigen haben, während die diesjährige ihre Wirksamkeit auf Grönland, die Danmark- und Davis-Straße richtete. Die späteren Forschungsreisen werden hoffentlich und wahrscheinlich unter günstigeren Verhältnissen arbeiten können als die diesjährige, der Eis, Nebel und Widrigkeiten mancher Art große Hindernisse bereiteten. Immerhin sind die Ergebnisse als sehr befriedigend zu bezeichnen, wenn auch vorläufig, während der gesammelte Stoff noch ungeordnet vorliegt, kein klarer Ueberblick über dieselben gegeben werden kann. Die Ausfahrt ging vorzüglich von statten. Auf dem Wege nach Island bezeichnete man im ganzen 45 „Stationen", das heißt astronomisch genau bestimmte Punkte, an denen Untersuchungen vorgenommen wurden, die später mit Leichtigkeit wiedergefunden und Schauplatz neuer Untersuchungen werden können. Die Untersuchungen werden mittelst eines sehr großen Schleppnetzes gemacht, das, nachdem die Meerestiefe festgestellt, auf den Meerboden gesenkt und weitergeschleppt wird. Es gehören zu dieser Art der Untersuchung der Tiefen außerordentlich starke Apparate. Bloß zum Aufwinden der Lothleine selbst, nachdem das Loth abgefallen ist, bedarf es einer Dampfmaschine, so stark ist der Gegendruck in jenen ungeheuren Tiefen; die größte Tiefe, in der „Ingolf" gearbeitet hat, beträgt gegen 3600 Meter. In der Danmark-Straße begann im Juni der Umschlag des Wetters, Nebel und besonders heftige Stürme verhinderten alle Arbeit, die ganz ruhiges Wetter erfordert. In der Davis-Straße begegnete die Expedition einem undurchdringlichen Nebel und ungewöhnlich vielen Eisbergen, wodurch die Lage der Reisenden zeitweise sehr bedenklich wurde. Die Reise nach Nord-Grönland mußte aufgegeben werden, da mit dem im Juni untergegangenen „Hoidbjörn" die erwarteten Kohlen vernichtet worden waren. Das zur genaueren Forschung mitgebrachte reiche Material besteht aus zahlreichen merkwürdigen, zum Theil ganz unbekannten Thierformen, merkwürdig durch ihre seltsame Gestalt oder ihre prachtvollen Farben.

E. Karlsruhe, 9. Sept. Die Elektrische Ausstellung. Als im vorigen Jahre die Stadt Pforzheim, hauptsächlich zum Betrieb ihrer Bijouterie-Fabriken, ein Elektricitätswerk eröffnete, geschah es namentlich auf Anregung des badischen Landtagsabgeordneten Gesell, daß zugleich die Frage einer elektrischen Ausstellung in Karlsruhe lebhaft erörtert wurde. Man hatte dabei keineswegs die Absicht, der Frankfurter Ausstellung vom Jahre 1891 Concurrenz zu machen; in engerem Rahmen wollte man namentlich die Anwendung der Elektricität zur Vorstellung bringen, und nachdem einmal der Gedanke an maßgebender Stelle beifällig aufgenommen war, schritt man auch sofort zur Ausführung desselben, so daß die Elektrische Ausstellung in Karlsruhe letzten Sonntag, den 1. September, eröffnet werden konnte. Es hatte zuletzt freilich einer Arbeit bei Tag und Nacht bedurft, um ein fertiges Werk herzustellen, indessen, soviel auch an dem Gelingen gezweifelt wurde, die Ausstellung wurde bis zu dem bestimmten Termin fertig, und wenn der fachmännisch gebildete Besucher auch da und dort manche Lücke sieht, manchen Namen von gutem Klang vermißt, so darf im großen Ganzen der Ausstellung doch das Lob eines einheitlichen Arrangements und einer zweckmäßigen Gruppirung der ausgestellten Gegenstände nicht vorenthalten bleiben. Freilich das für sie in Anspruch genommene Charakteristicum, die Einwirkung der Elektricität auf das Kleingewerbe und auf die Haushaltung, tritt nur in beschränktem Maße zu Tage, und wenn nicht die in Aussicht genommenen Vorträge mit praktischen Demonstrationen diesem Mangel abhelfen, so ist zu fürchten, daß Kleingewerbe und Haushaltung den geringsten Nutzen von dieser Ausstellung haben; doch mag das immerhin noch besser kommen. Die Stadt hatte der Commission einen Ausstellungsraum von rund 3000 qm zur Verfügung gestellt, und da sich aus 47 Orten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz 86 Aussteller gemeldet hatten, so reichte der Platz gerade hin für die von diesen gemachten Ansprüche. Wir finden vertreten: Augsburg, Berlin, Braunschweig, Breslau, Cannstatt, Darmstadt, Dresden, Durlach, Ensheim, Erfurt, Eßlingen, Ettlingen, Frankfurt a. M., Frankenthal, Freiburg, St. Georgen, Göppingen, Grafenstaden, Grevenbroich, Hagen, Hannover, Immendingen, Kaiserslautern, Karlsruhe, Kassel, Klingenberg, Köln-Deutz, Landshut, Leipzig, Mainz, Mannheim, Mönchenstein, Mülhausen i. E., Nürnberg, Offenbach, Pforzheim, Ravensburg, Rapperswyl, Stettin, Straßburg, Stuttgart, Villingen, Wien, Wiesbaden, Winterthur, Wurzen, Zweibrücken. Darunter ist Karlsruhe am stärksten mit 10 Firmen vertreten, ihm folgte Berlin mit 8, Stuttgart und Frankfurt mit 6 und die übrigen mit vier, drei und zwei Aus-

stellern. Das Programm der Ausstellung betont neben dem Kleingewerbe, dem die handliche motorische Kraft für die Zukunft besonders dienlich sein wird, namentlich auch die Einbeziehung der Wärme- und Wasserkraftmaschinen, soweit sie zur Lieferung des Stromes für die Motoren und andere Ausstellungsgegenstände, sowie zur Beleuchtung der Ausstellung nöthig sind. Dagegen sind Telegraphie und Eisenbahnsignalwesen von der Ausstellung ausgeschlossen geblieben, da ja hievon nur bestimmte Fachkreise berührt werden, und da bei diesen die Einführung von Neuerungen nur von wenigen Stellen ausgeht. Es muß ja wohl in einer kurzen, die ganze Ausstellung umfassenden Besprechung darauf verzichtet werden, alle einzelnen Firmen der Ausstellung eingehend zu erwähnen. Elektricität und Elektrotechnik haben sich dank ihren Fortschritten gerade in den letzten Jahren nachgerade zu einer in so viele Zweige auslaufenden Wissenschaft entwickelt, daß wohl kein Gebiet maschineller, kunst- und hausgewerblicher Technik von ihnen unberührt geblieben ist. Demgemäß ist auch eine elektrische Ausstellung ein Bild von eigenartigem Reiz. Die dem Laien immer noch mehr oder weniger geheimnißvolle Kraft des elektrischen Funkens, für dessen Wirkung die Wissenschaft immer wieder neue Formeln findet, erscheint nachgerade als die Beherrscherin unsres ganzen Lebens, und das Bestreben, den weitesten Kreisen seine Bedeutung und seine steten Fortschritte klar und verständlich zu machen, bedarf deßhalb wohl nicht erst eines besonderen Beweises für seine Berechtigung. Die Commission der Karlsruher Ausstellung hat sich denn auch bemüht, die Vielseitigkeit möglichst anschaulich zu machen, und damit dem Manne des Kleingewerbes sowohl, als dem der Wissenschaft bei Erweiterung seiner Kenntnisse an die Hand zu gehen. Es zeigen deßwegen auch die verschiedenen Classen, in welche die Ausstellung eingetheilt ist, eine erstaunliche Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit. In der ersten Classe, welche die Dampf-, Gas-, Petroleum-, Benzin- und Wassermotoren umfaßt, sind es namentlich die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft Berlin, die Gasmotoren-Fabrik Köln-Deutz, G. Kuhn in Stuttgart und die Elektricitäts-Actiengesellschaft, vorm. W. Lahmeyer u. Co., Frankfurt a. M., die Interesse erregen. Die Dynamomaschinen und Transformatoren der zweiten Classe werden hauptsächlich durch die Firma der Elektricitäts-Actiengesellschaft vorm. Schuckert u. Co. in Nürnberg repräsentirt, und ebenso zeigt die dritte Classe, „Elektromotoren zum Betrieb kleinerer Werkstätten oder einzelner Arbeitsmaschinen", neben den genannten Firmen aus Berlin, Frankfurt und Nürnberg namentlich auch noch die Elektricitätsgesellschaft Union in Berlin mit einer Reihe von Elektromotoren. Die meisten Firmen sind wohl in der vierten Classe, „elektrisch betriebene Hebezeuge, Werkzeug- und Arbeitsmaschinen, insbesondere auch Vorführung von elektrisch betriebenen Werkstätten des Kleingewerbes", vertreten. Hier ist die reichste und dankbarste Gelegenheit geboten, das Capitel „Elektricität und Kleingewerbe" in allen seinen Einzelheiten zu studiren, die von der Nudelschneidmaschine aufwärts bis zum Personenaufzug und von der Universal-Buchdruckschnellpresse abwärts bis zur einfachen Bohr- und Hobelmaschine reichen. Die Batterien, Accumulatoren, Thermosäulen und galvanoplastischen Werkstätten, welche die fünfte Classe umfaßt, zeigen dagegen nur wenig Nennenswerthes, und ebenso weist Classe 6, „Leitungen, Sicherheits- und Blitzschutzvorrichtungen", wobei freilich Blitzableiter und Installationswerkzeuge ausgeschlossen sind, weder hervorragende Firmen, noch solche Erfindungen auf. Auch die 7. Classe, „Meßinstrumente, Controlapparate, Anlaß- und Regulirungsapparate für Elektromotoren", hat außer den schon genannten Firmen aus Berlin und Nürnberg, zu denen noch die Maschinenfabrik Eßlingen und etliche Karlsruher Firmen kommen, keine besonders nennenswerthen Maschinen, während sie gegen die 8. Classe, „Beleuchtungsgegenstände", eine große Reichhaltigkeit zeigt und namentlich auch dem Kunstgewerbe mancherlei Anregung bietet. Es sind hier besonders etliche Augsburger und eine Mainzer Firma, die prächtige Gegenstände ausgestellt haben, und neben ihnen ist es der von der Firma Schuckert u. Co. auf dem Lauterberg im Stadtgarten aufgestellte Scheinwerfer, der bei dem Publicum wegen der Intensität und Annehmlichkeit seines Lichtes Bewunderung und Anerkennung findet. Haustelegraphie und Haustelephonie wird durch Classe 9 repräsentirt, wobei namentlich die Firmen Fütterer und Grund und Oehmichen in Karlsruhe Aufmerksamkeit erregen, während Classe 10, Anwendung der Elektricität in der Heilkunde, eine Operationszimmereinrichtung für Zahnärzte aus dem Atelier letzterer Firma Beachtung und Durchsicht verdient. Die 11. Classe, „Demonstrationen elektrischer Schulapparate", ist wiederum eine für das größere Publicum interessante Abtheilung, deren zahlreiche Ausstellungsfirmen aus allen Gegenden Deutschlands es sich haben angelegen sein lassen, die Bedeutung der Elektricität im Dienste des Schulunterrichts möglichst anschaulich für den Besucher der Ausstellung zu machen. Man darf trotz der im Eingang berührten Mängel, deren sich ja bei jeder Ausstellung etliche finden, der Karlsruher Elektrischen Ausstellung doch nachsagen, daß sie ihrer Aufgabe im großen und ganzen gerecht geworden ist. Ein genaues und lückenloses Bild über eine erst in der Ausbildung begriffene technische Wissenschaft, wie die Elektricität und Elektrotechnik, läßt sich ja ohnedem nicht geben, auch wenn die Grenzen noch so weit gesteckt und der Ausstellungsraum ein noch so großer ist. Und zu beachten ist dabei immer, daß ja derartige Veranstaltungen nicht sowohl einen speciell wissenschaftlichen, als vielmehr einen allgemein bildenden und deßwegen auch dem Laienverständniß mehr oder weniger angepaßten Charakter tragen sollen. Hiefür hat die Karlsruher Ausstellung in dem ihr zu Gebote stehenden Rahmen geleistet, was erreichbar war.

* **Bern**, 9. Sept. Internationaler Physiologen-Congreß. Sehr zahlreich sind die Herren Physiologen gestern Abend zum Congreß eingetroffen. Es waren 168 Anmeldungen eingegangen, 82 Vorträge werden gehalten; um dieses Pensum bewältigen zu können, sind jedem Referenten bloß 15 Minuten eingeräumt. 18 Vorträge sind aus der Schweiz angemeldet, dann folgen Deutschland, England, Frankreich u. s. f. Das physiologische Institut ist für den Anlaß hübsch und reich geschmückt und mit Orientirungstafeln versehen worden. Die Stadt hat die Pflanzen zur Verfügung gestellt. Die Ausstellung physiologischer Instrumente ist sehr bedeutend und erregt allgemeines Interesse. Gestern Abend war Vereinigung in den oberen Sälen des Gesellschaftshauses Museum. Das Stadtorchester spielte. Die illustre Gesellschaft — es sind die Gelehrten allerersten Rufes gekommen und aus allen Ländern — war durch einen reichen und eleganten Damenflor auf das schönste belebt. Es herrschte eine gehobene Stimmung, die beste Vorbereitung für die wichtigen Verhandlungen, die heute mit der ersten officiellen Sitzung ihren Anfang nehmen.

* **Genua.** Guiseppe Sapeto, der, wie bereits gemeldet, 86 Jahre alt in Genua gestorben ist, bereiste in den Jahren 1838 bis 1880 wiederholt Aethiopien, zuerst als Missionar, später aus eigenem Willen als italienischer Bürger. Insgesammt hat er viel länger als ein Jahrzehnt auf abessynischem Boden sich aufgehalten. Dabei nimmt es nicht wunder, daß er mit allem und jedem, das auf Abessynien sich bezieht, gut Bescheid wußte. Er studirte Land und Leute, Sprache und Geschichte, Cultur, Handel und Verfassung. Von Sapeto's Schriften sind zu nennen: „Viaggio e missione cattolica fra i Mensa i Bogos e gli Habab con piccolo vocabolario della lingua italiana, Bileno Bogos, Batze, Tigre Amhara" (1857), „L'Italia e l'Istmo di Suez" (1867), „Grammatica della lingua araba volgare" (1867), „Intorno allo studio della Cussitide delle lingue Gheez" (1869), „Ambasciata mandata di Napoleone III. nel 1860 a Negussié", „Assab e suoi critici" (1879), „Della storia dei Cussiti" (1868), „Arti liberali e manuali in Abissinia" (1877), „Spedizione inglese in Abissinia" (1880), „Etiopia" (1890). Unveröffentlicht sind noch Berichte Sapeto's, die von dem italienischen Ministerium des Aeußern und des Krieges angekauft wurden.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Westasiens Vergangenheit im Lichte der Funde von El Amarna.

Nach einer akademischen Rectoratsrede von Prof. Dr. Tiele in Leiden.

I.

G. G. Im Anfange des Winters 1887 fanden einige Fellahs unter den Trümmern der Residenz des ägyptischen Königs Amenothes IV. eine große Anzahl Täfelchen von gebranntem Thon, unter einander verschieden nach Art und Farbe, aber alle mit der bekannten, schon etwas modificirten babylonischen Cursivkeilschrift beschrieben. Es gelang, sie vor allzu großer Zerstreuung zu bewahren. Mehr als 300 ruhen jetzt sicher in den Museen von Berlin, London und Bulaq. Nur einige gelangten in den Besitz von Privatpersonen, unter denen zwei, der berühmte Aegyptologe Maspero und der russische Gelehrte Golenischeff, die ihrigen den Berliner Editoren zur Verfügung stellten. Sie sind nun, soweit sie zu öffentlichen Sammlungen gehören, alle herausgegeben und somit zugänglich für jeden, der die Sprache versteht, aber die Originale nicht studiren kann. Es versteht sich von selbst, daß verschiedene Gelehrte, welche Einsicht in sie nehmen konnten, nicht mit der — bisweilen wohl etwas voreiligen — Publicirung der Ergebnisse ihrer Untersuchungen gezögert haben. Sehr bald wußte man daher, was dieses Räthsel bedeutete: babylonische Keilschrifttäfelchen in einer ägyptischen Ruine, und bemerkte man, welch seltenen Schatz man erworben hatte. Nichts Geringeres, als das diplomatische Archiv des Königs Amenothes IV. und seines Vaters Amenothes III., eine Sammlung von Briefen, welche befreundete Könige an den Ufern des Euphrat und Tigris, sowie die Aegypten unterstellten Fürsten und Statthalter von Syrien, Phönicien und Kanaan an den Pharao gerichtet hatten. Mit Ausnahme von einigen in drei uns noch unbekannten Sprachen verfaßten Briefen sind sie alle im sogenannten Assyrischen, der Sprache Babels und Assurs, geschrieben. Selbst der ägyptische König bedient sich dieser Sprache, wenn er an seinen Bruder zu Babel schreibt. Er hatte mithin an seinem Hofe Beamte, welche des Babylonischen kundig waren, und einige mythologische Texte, die bei den Briefen gefunden wurden, scheinen zum Studium desselben gedient zu haben. Denn nicht immer werden die fremden Fürsten, wie einer von ihnen berichtet, einen Dolmetscher, targumannu — ein Wort, das in dem heutigen „Dragoman“ noch fortlebt — ihrer Gesandschaft beigegeben haben.

An der Echtheit der Stücke ist kein Zweifel möglich. Sowohl die Eigenheiten von Schrift und Sprache als der Inhalt schließen alle Gedanken an Fälschung aus. Daß sie so lange in relativ unversehrtem Zustande erhalten blieben, ist dem Umstande zu danken, daß die Residenz Amenothes' IV. schon bald nach seinem Tode verlassen und dann als der ehemalige Wohnsitz eines Erzketzers sicherlich von Allen gemieden wurde.

Die große, Alles beherrschende Thatsache, welche sogleich die Aufmerksamkeit auf sich zog, und auf welche bereits mehrfach hingewiesen wurde, ist diese: daß der diplomatische Briefwechsel zwischen dem ägyptischen Oberkönige und seinen Bundesgenossen und Vasallen nicht in der Sprache des Oberlehnsherrn stattfand, auch nicht — mit wenigen schon genannten Ausnahmen — in der Sprache der befreundeten Staaten und botmäßigen Provinzen, sondern in derjenigen der Babylonier und Assyrer, so daß diese Völker allein regelmäßig ihre eigene Sprache gebrauchen konnten; zudem in einer Schrift, welche, ursprünglich für ganz andere Idiome bestimmt, sich wegen ihrer Weitschweifigkeit und Schwierigkeit nur sehr wenig für den internationalen Verkehr eignete. Was folgt daraus? Nicht, daß das so viel brauchbarere aramäisch-phönicische Alphabet noch nicht erfunden war, sondern nur, daß der Gebrauch desselben noch nicht so allgemein war, wie später. Jedenfalls gehörte die Schrift zu der Sprache.

Aber eine andere Frage ist: Wie ist die Sprache des alten Babel — denn Assyrien war erst im Aufsteigen begriffen und konnte daher noch keinen bestimmenden Einfluß ausüben — die officielle Sprache der Höfe ganz Westasiens geworden, und wie ist dieser Brauch so eingewurzelt, daß selbst die Aegypter keinen Versuch gemacht zu haben scheinen, sie durch eine andere zu ersetzen? In der Zeit, die uns beschäftigt (Ende des 15. und Anfang des 14. Jahrhunderts v. Chr.) bedeutete Babel wenig: sein Gebiet war auf die Tiefländer am Euphrat und Tigris beschränkt und es wurde obendrein von einer fremden, kassitischen Dynastie regiert. Nun ist zweierlei möglich: entweder hat Babel in früheren Jahrhunderten bis an das Mittelländische Meer geherrscht, oder es hat als Sitz einer uralten Cultur und als Mittelpunkt des Handels auf die weniger entwickelten Völker Vorderasiens einen moralischen Druck ausgeübt und sie genöthigt, auch im Interesse ihres eigenen Handels sich Sprache und Schrift der Babylonier anzueignen. Die erste Hypothese hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Eine officielle Verkehrssprache wird in der Regel durch politisches Uebergewicht aufgezwungen. Auch ist bei den Babyloniern die Erinnerung an ihre einstige Macht und Größe nicht erloschen, sondern lebt bis in späte Zeit in den Berichten von den Eroberungen ihrer ältesten Könige fort, welche also, wie nun offenbar ist, nicht Prahlerei und Legende waren. Mag man zur Vertheidigung der zweiten Vermuthung anführen, daß auch Elamiter und Perser für ihre Schrift das Babylonische zum Muster nahmen, und daß die alten Armenier anfangs das Assyrische gänzlich acceptirten, um es später zu modificiren — so handelte es sich doch dabei nur um die Schrift, nicht um die Sprache. Man könnte auf das Französische verweisen — eine Weltsprache, ohne daß eine französische Weltherrschaft voraufging. Aber den Verkehr der christlichen Völker der Neuzeit kann man nicht mit dem der semitischen Staaten im 14. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung in eine Linie stellen. Ein besseres

Beispiel ist das Lateinische, die Sprache der Höfe und der Diplomatie im mittelalterlichen Europa, weil es die Sprache des alten römischen Weltreiches war. Indessen wie man auch jenes merkwürdige Factum zu erklären haben mag, es bleibt jedenfalls ein vollgültiger Beweis sowohl für Babels ehemalige Herrschaft über seine westlichen Nachbarn — möge diese nun eine materielle oder eine geistige gewesen sein, als für das Uebergewicht seiner Cultur, deren Alter uns schon aus anderen Quellen bekannt war.

Wir kommen nun zu der Zeit, aus welcher unsre Urkunden datiren — ich gebrauche dieses Wort im übertragenen Sinne, denn leider fehlen die Datirungen, so daß wir bei der chronologischen Anordnung der Documente nicht selten auf Schwierigkeiten stoßen. Ich beginne damit, den allgemeinen politischen Zustand zu skizziren. Aegypten, dessen Cultur im Alterthum mit der babylonischen wetteiferte, hatte nach langer Bedrückung seit ein paar Jahrhunderten wieder sein Haupt erhoben und sich nicht damit begnügt, seine Tyrannen nach Asien zurückzutreiben, sondern seit Thutmes I. durch wiederholte siegreiche Feldzüge die erlittene Scharte ausgewetzt. Es hatte die kanaanäischen, die phönicischen und einige aramäische Staaten als Provinzen dem Reiche einverleibt, herrschte als Suzeränin bis an den Euphrat und hielt die Kleinstaaten am jenseitigen Ufer des Stromes in Schach. Es war jedoch ein unruhiger Besitz. Wiederholt mußten ernstliche Aufstände gedämpft werden. Doch als Amenothes III. den Thron seiner Väter bestieg, war die Ordnung wieder hergestellt, und er konnte während seiner langen Regierung die Waffen ruhen lassen, ja selbst in Frieden alle die unterworfenen Länder durchreisen, um an den Ufern des Euphrat Elephanten zu jagen. In seinen besten Jahren stand er mit den benachbarten Fürsten, dem mächtigen Könige der Chatti im Norden von Syrien und den mesopotamischen Königen jenseit des Flusses auf ausgezeichnetem Fuße. Alle rühmen nach seinem Tode die Freigebigkeit, mit welcher er ihre Geschenke durch reichliche Goldsendungen erwiderte, und halten ihn seinem Nachfolger als Muster vor. „Niemals", so schreibt Tuschratta von Mitana an Amenothes IV., „niemals hat Nimmuriya, dein Vater, seine Zusage gebrochen. Ich habe ihn tief betrauert und, als er starb, gewünscht, selbst zu sterben. Möge er, den ich lieb gehabt habe, leben mit Gott."

Die Könige dieser Länder reden den ägyptischen als ihren Bruder an und nennen sich selbst, wie ihn, šarru rabû, „der große König". Doch fühlen sie offenbar die Ueberlegenheit des letzteren, und wenn sie diese einmal vergaßen, ließ Se. Majestät der Sohn der Sonne sie dieselbe wohl empfinden. Ein treffendes Beispiel hiefür liefert der Briefwechsel von Amenothes III. mit einem bisher unbekannten, diesmal semitischen Könige von Babel, seinem Schwager, dessen Schwester ihm früher zur Ehe gegeben war und dessen Tochter er nunmehr zur Frau begehrte. Der Babylonier macht dabei Schwierigkeiten. Viele Jahre hindurch hat er nichts von seiner Schwester gehört. Lebt sie noch, geht es ihr gut? — Man hat seinen Gesandten wohl eine Palastfrau gezeigt unter dem Vorgeben, daß diese die babylonische Prinzessin sei, aber Niemand hat sie wiedererkannt. Obendrein scheint Amenothes' Vater, Thutmes IV., seinen Versprechungen bei der ersten Heirath nicht nachgekommen zu sein; er will daher Sicherheit und hat auch noch andere Klagen, u. a. darüber, daß seine Geschenke in Aegypten nicht geachtet werden. Die Könige in seiner Nachbarschaft, denen er seine Töchter zur Ehe gibt, handeln ganz anders! Amenothes sucht diese Beschwerden zu entkräften. Die Gesandten, welche die Fürstin nicht wiedererkannten, waren ja junge Leute — sein Bruder möge einen alten Diener schicken, der würde sie sofort wiedererkennen. Alle seine Klagen sind natürlich aus der Luft gegriffen, und soweit sie nicht einfach geleugnet werden können, werden sie nach auch heute nicht ungewöhnlichem diplomatischen Brauch der Ungeschicklichkeit und Unehrlichkeit der Gesandten zur Last gelegt. Wenn sein Vater zu kurz gekommen sei, so will er das gut machen, und wenn kleine mesopotamische Könige schöne Geschenke geben, so ist von ihm, dem großen Könige, nichts Geringeres zu erwarten. Der schlaue Babylonier ist in Wahrheit gar nicht gesonnen, sich zu weigern; er will nur die vortheilhaftesten Bedingungen erzielen und kommt nun mit einer neuen Forderung. Gut! er will das Töchterlein (suharti) hergeben, aber dann muß er auch eine Tochter von Amenothes zur Frau haben. Das ist dem stolzen Aegypter zu viel! „Die Töchter des ägyptischen Königs werden Niemandem gegeben," so lautet seine Antwort, Niemandem außerhalb Aegyptens nämlich. Asiatische Prinzessinnen mochten es für eine Ehre halten, in die Hofhaltung zu Theben aufgenommen zu werden; ägyptische Prinzessinnen dagegen standen zu hoch, um eine untergeordnete Rolle an einem asiatischen Hofe zu spielen. Risch-kulimma-Sin, so heißt der babylonische Fürst, fühlt, daß er zu weit gegangen ist. Aber er gibt sein Spiel nicht verloren. In einem schmeichelhaften Schreiben an seinen Bruder in Aegypten heißt es nunmehr: „Wenn es denn keine Prinzessin sein kann, so sende doch nur eine andere ägyptische Dame; Niemand hier braucht ja zu wissen, daß es keine Fürstin ist." Man sieht, wenn er nur in seinem Lande und bei den Nachbarfürsten als Schwiegersohn des ägyptischen Königs gilt, so ist er zufrieden und sein Ehrgeiz gestillt. Hierauf besteht er denn auch. Verweigere Amenothes auch dies, so möge er selbst 3000 Talente Gold senden — sie sollen nicht angenommen werden, und er soll die babylonische Königstochter nicht zum Weibe erhalten. Ob der Wunsch des Königs von Babel erfüllt wurde, ist zweifelhaft. Erst fünf Jahre später werden die Unterhandlungen wieder angeknüpft, und die Prinzessin Jotabi geht nach Aegypten, nachdem ihr Vater 30 Minen Gold als Brautschatz empfangen hat. Aber in dem Briefe, in welchem er dafür dankt, ist von keiner ägyptischen Dame die Rede. Er scheint seinen Charakter als erster Kaufmann Babels nicht verleugnet und sich nur ein wenig überfordert zu haben.

Inniger war das Verhältniß zwischen dem Hause von Mitana und der ägyptischen Dynastie. Schon Thutmes IV. und Amenothes III. waren mit Prinzessinnen aus diesem Hause vermählt gewesen; der letztere mit einer Schwester des jetzt regierenden Fürsten von Mitana, Tuschratta, der sich beeilt, dem Schwager seine Thronbesteigung anzuzeigen. Der junge Fürst fühlt sich geehrt, als seine Huldigung mit einem neuen Heirathsantrage des alten Königs beantwortet wird, und macht kein Hehl daraus. Er freut sich, als der ägyptische Gesandte die junge Prinzessin schön findet, und stellt sofort seine Bedingungen. Beiläufig gesagt, meinen alle die asiatischen Könige, daß das Gold in Aegypten so massenhaft sei wie der Sand. Merkwürdig ist, daß man nach Aegypten immer kostbare Steine, Kupfer, Pferde und Wagen, Kunst- und Industriegegenstände, selbst solche aus Gold, sendet, aber umgekehrt von dort in der Regel gewogenes und abgestempeltes Gold erwartet und auch empfängt. So fordert auch Tuschratta viel Gold, um die Kriegs- und Jagdbedürfnisse zu bezahlen, die sein Schwager von ihm verlangt, und zugleich als Brautschatz. Sobald er dessen sicher ist, will er seine Tochter senden, und beide Länder werden sich freuen. Das geschieht auch schließlich. Im 4. Monat des 36. Regierungsjahres des alten Königs, wahrscheinlich seines letzten, trifft die schöne Mitanierin in Aegypten ein, doch nicht um die Gattin des sterbenden Vaters, sondern um die seines Sohnes und Nachfolgers zu werden. Es berührt wohlthuend, nach all dem Markten und Feilschen zu bemerken, daß der junge Vater um das

Schicksal seines Kindes besorgt ist. In die Obhut des Königs befiehlt er die Göttin, welche sie beschützen soll, und durch ein freundliches Schreiben an die Königin, die Herrin von Aegypten, sucht er ihr auch im Frauenpalaste eine gute Aufnahme zu sichern.

Wie Amenothes III. mit seinen östlichen Nachbarn in gutem Einvernehmen lebte und selbst von den Chatti wenig Last hatte, so scheint es auch in den Vasallenstaaten und Provinzen, wenigstens in den ersten Jahren seiner Regierung, ziemlich ruhig geblieben zu sein. Wohl begann es am Ende seiner Regierung in einigen Ländern zu gähren, aber zu einem offenen Aufstande kam es damals noch nicht.

Kaum war jedoch die Regierung auf seinen Sohn Amenothes IV., den Naphuriya (Neb-ḫopr-Rê) der Briefe, übergegangen, als die Unruhen anfingen. Die mesopotamischen Könige hatten ihm sämmtlich anläßlich seiner Thronbesteigung geschrieben und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die guten Beziehungen, welche zwischen ihren Vätern und und ihnen selbst einerseits und dem Vater des neuen ägyptischen Königs andrerseits bestanden hatten, fortdauern würden. Selbst der König der Chatti schreibt in diesem Sinne und sendet ein Begrüßungsgeschenk, vorsichtigerweise noch von geringem Werthe. Doch hat auch er noch nicht die Absicht, den Thronwechsel zu benutzen, um seine Macht auf Kosten des neuen Regenten zu erweitern. Bald aber enthalten die Briefe seiner östlichen Brüder nichts als Klagen. Zuerst über seinen Geiz. Sie sind ihren Verpflichtungen, die sie im Tempel — zweifellos in Gegenwart der ägyptischen Gesandten — feierlich beschworen haben, getreu nachgekommen und beabsichtigen das auch in Zukunft zu thun. Aber sie empfangen nichts oder so gut wie nichts. Burraburiyasch, dem es gelungen war, die Hand einer ägyptischen Königstochter für seinen Sohn zu erhalten, und der bei dieser Gelegenheit seiner künftigen Schwiegertochter einen reichen Brautschatz gesendet hatte, dessen kostbarste Bestandtheile er namhaft macht, klagt, daß die ägyptischen Boten bereits dreimal sein Land besucht hätten, ohne irgendwelche Geschenke mitzubringen, so daß er vermuthen muß, daß sie das ihnen anvertraute Gold in ihrem eigenen Interesse verwendet haben. Endlich kommen sie mit 2 Minen Gold, und nun ist das Gold, welches sie bringen, von so schlechtem Gehalte, daß er sich weigert, es anzunehmen. Es mangelt also an der nöthigen Controle in Aegypten, und der König dort hat sich nicht darüber vergewissert, daß das Wägen und Stempeln ordnungsmäßig geschehen ist. „Wenn du nicht soviel senden kannst, als dein Vater, so sende wenigstens die Hälfte," heißt es. Der Assyrer hält es für angebracht, daran zu erinnern, daß sein Vater von Amenothes III. 20 Talente Gold bekommen hat. Und damit sind die Beispiele dieser Art noch nicht erschöpft.

Aber man hatte noch mehr Beschwerden als die über den unköniglichen Geiz des neuen Herrschers. Sie betreffen die Unordnung und Anarchie in den ihm unterstehenden Ländern Asiens. Daß die Gesandten Assyriens durch mesopotamische Nomaden gefangen genommen und beraubt wurden, konnte man ihm vielleicht nicht zum Vorwurf machen. Aber nicht ohne Grund beklagt sich der König von Babel darüber, daß seine Gesandtschaften von ägyptischen Vasallen geplündert, ja noch schmählicher behandelt worden waren; und dringend fordert er Schadenersatz, Bestrafung der Schuldigen und Befreiung der Unglücklichen.

Kein Wunder, daß sich der Ton der Briefe jetzt ändert. Die alten Höflichkeitsformen werden stets beobachtet, Versicherungen der Treue gegen die übernommenen Verpflichtungen und die stehende Formel: „Alles, was mein Bruder begehrt, möge er nur sagen — es soll ihm gesendet werden", kehren noch immer wieder. Aber der Inhalt mancher Briefe stimmt schlecht damit überein. Einer davon ist höchst merkwürdig. Burraburiyasch hat sich zuletzt geweigert, die ägyptischen Gesandten zu empfangen. Weder bei Tafel, noch überhaupt in seiner Gegenwart wurden sie zugelassen. Und wie beantwortet er nun die Klagen, welche deßhalb aus Aegypten laut werden? Mit allerlei Ausflüchten, in einem Schreiben, das einer Verhöhnung außerordentlich ähnlich sieht. Er ist die ganze Zeit hindurch krank gewesen, deßhalb hat er die Boten seines Bruders nicht an seinem Tisch sehen können. Und eigentlich ist er selbst der Gekränkte. Hätte Amenothes nicht seine Theilnahme bezeigen und sich nach dem Befinden seines Bruders erkundigen können? Sein Zorn ist nun aber gestillt, denn man hat ihm gesagt, daß die Entfernung zwischen seinem Lande und Aegypten so groß sei, daß der König von Aegypten von seiner Krankheit vielleicht nichts wußte. So treibt der alte Babylonier, der natürlich sehr genau wußte, wie weit es von Aegypten nach Babel war, seinen Spott mit dem jugendlichen „Bruder". Aber alle Beziehungen abzubrechen war nicht angängig, aus Rücksicht auf das Handelsinteresse, eines der theuersten Interessen Babels. Der junge ägyptische Fürst war dazu geneigt. „In Deinem Lande fehlt nichts, in meinem Lande entbehre ich nichts", so hatte er an Burraburiyasch geschrieben. Ihm waren alle Schätze Babels gleichgültig; sein Herz hing, wie wir sehen werden, an ganz anderen Dingen. Doch so weit wollte der Fürst von Babel nicht gehen. Die guten Beziehungen der Vergangenheit mußten wieder angeknüpft werden. Das einzige Mittel war, einige Kostbarkeiten nach Aegypten zu senden, um so wieder etwas ägyptisches Geld loszubekommen. Er thut das auch, aber mit weiser Vorsicht. Der bekannte Geiz des neuen Pharao läßt es gerathen erscheinen, nicht zu viel zu wagen. Fünf Gespanne Pferde, vier Minen Lapislazuli: das war Alles, was er sendete — nebst splendiden Versprechungen. Die Jahreszeit, so entschuldigt er sich, war so heiß, die Gegenden, durch welche der Weg lief, so arm an Wasser; aber sobald das Wetter günstiger würde, solle eine prächtige Sendung folgen. Es ist aller Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß Burraburiyasch sich mit einem kleinen Verluste befreunden mußte und keine neue Karawane mehr auszurüsten brauchte.

So begannen Aegyptens Name und Uebergewicht bei den östlichen Nachbarn schnell abzunehmen, aber in den botmäßigen Ländern des Westens trugen der Geiz des Königs und sein Mangel an Herrscherkraft und politischem Scharfblick noch verhängnißvollere Früchte. Hier nehmen Unruhe, Verwirrung, Blutvergießen, Anarchie mit jedem Tage zu. Von den endlosen Fehden zwischen den kleinen Stadtkönigen, die wie mittelalterliche Raubritter jede Gelegenheit benutzten, sich gegenseitig zu überfallen, will ich nicht einmal reden, wennschon daraus hervorgeht, daß Aegypten nicht mehr im Stande war, den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Noch schlimmere Gefahren zeigten sich. Einige Statthalter machen auf die Haltung aufmerksam, welche der König der Chatti annimmt, und fürchten zugleich für Mitana und Alaschga. Ersterer hat thatsächlich zu den Waffen gegriffen und einen Theil Syriens erobert, namentlich die Stadt Tunig und ihr Gebiet. Tunig, unfern des heutigen Aleppo gelegen, war seit der Zeit des Urgroßvaters Amenothes' IV. eine der treuesten Provinzen Aegyptens und hatte sogar den ägyptischen Cultus acceptirt. Es nützte ihm nichts. Unter den Briefen befindet sich ein pathetisches Schreiben der städtischen Regierung, in welchem sie dringend um Hülfe bittet und versichert, dies schon zwanzig Mal vergebens gethan zu haben. Sie fürchtete damals einen Ueberfall von anderer Seite, von dem Landvogte des Amoriterlandes, der dann auch später die Stadt dem Chattikönige wieder entriß. Aber weder gegen den einen, noch gegen den andern Feind beschirmte sie der

König und hielt sogar den Mann, den sie an ihre Spitze hatte stellen wollen, in Aegypten zurück.

Geraume Zeit hindurch verhielt er sich ebenso passiv gegenüber jenem Landvogt der Amoriter, der jetzt als Hauptperson in den Vordergrund unsrer Betrachtung tritt. Eigentlich müßte ich von zwei Hauptpersonen sprechen: Abd-Aschirti und Aziru, Vater und Sohn, beide Regenten des ganzen Amoriterlandes unter dem ägyptischen Oberlandvogt, von denen aber der erstere, der schon unter der vorigen Regierung Unruhen gestiftet hatte, jetzt vor dem Sohne etwas zurücktritt. Beide sind gleichwohl vollkommen einig und streben nach demselben Ziel: Aeußerlich unterwerfen sie sich noch der ägyptischen Herrschaft; die Briefe, welche sie an den König selbst oder dessen Bevollmächtigte richten, fließen über von Bezeugungen ihrer Unterwürfigkeit und ihres Gehorsams. Die endlosen Klagen über ihn und seinen Vater, die mit trister Eintönigkeit in den Depeschen einiger Stadtvögte wiederkehren, beweisen, daß jene Versicherungen nicht aufrichtig gemeint sind. Eine Stadt nach der anderen, Königsstädte, welche unmittelbar unter der ägyptischen Krone standen, und andere, wo die einheimischen Fürsten oder ägyptische Gouverneure regierten, nahm er ein und tödtete ihre Häupter. Mehr östlich gelegene Orte fühlten sich zwischen zwei Feuern, auf der einen Seite von den Amoritern, auf der anderen von den Hethitern bedrängt, die zwar einander bekämpften, aber gerade deßhalb die Länder des Königs mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Lange Zeit verhallten alle Klagen ungehört. Geld und Truppen! — Das war der immer wiederkehrende Refrain. Aber Geld hatte Amenothes nicht, oder er verwendete es für heiligere Dinge als die Macht und Größe des Reiches, und Truppen erschienen nicht, oder wenn sie kamen, so waren sie zu schwach, um dem mächtigen Feinde zu widerstehen. Nun hört man denn auch Verzweiflungsschreie. Rib-adda, der Stadtvogt von Byblos, steht allein; sein Volk, seine nächsten Verwandten drängen ihn zum Abfall. Wenn keine Hülfe kommt, so muß er flüchten und die Stadt preisgeben.

Zuletzt scheint man doch in Aegypten die Augen aufgethan zu haben. Als Dudu, der ägyptische Statthalter, sich unfähig zeigte, der Willkür des Amoriterfürsten ein Ende zu machen, wird ein gewisser Chani damit beauftragt, wahrscheinlich auf seiner Gesandtschaftsreise nach Mitana, die Ordnung an der Nordgrenze Kanaans wiederherzustellen. Sein Beglaubigungsschreiben ist in unserm Besitz. Es ist an Aziru gerichtet und enthält eine regelrechte Klageacte gegen ihn. Er wird zur Rechenschaft aufgefordert über seine Thaten gegen den Statthalter von Byblos und angewiesen, diesem Satisfaction zu geben. Weßhalb hat er nicht geachtet auf die Klagen wegen Unterdrückung und Vertreibung, welche bei ihm einliefen, und weßhalb hat er sie nicht dem König übermittelt? Weßhalb die Gefangenen des Königs und andere gefährliche Personen nicht ausgeliefert? Sie waren schon früher eingefordert, nun möge er dafür Sorge tragen, sie gefesselt nach Aegypten zu senden. „Du bist untreu deinem Könige", so heißt es, und mit schweren Strafen wird er bedroht. Er selbst, seine Stadt und all das Seine sollen mit Feuer verbrannt und ihm jeder Ausweg abgeschnitten werden. Will er jedoch gehorsam sein, so ist der König zur Vergebung geneigt. Noch ein Jahr will er Geduld haben, aber dann ist sie zu Ende. In diesem Jahr soll er selbst mit seinem Sohne oder wenigstens dieser allein vor dem Angesicht des Königs erscheinen, um sich zu rechtfertigen. Und dann schließt der Brief mit gewisser Feierlichkeit: „Der König ist in Sicherheit wie die Sonne am Himmel. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang herrscht er mit seinen Soldaten und Waffen!"

Aber Aziru läßt sich durch diese großen Worte nicht irre machen. Von der Zahl und der Tapferkeit der Soldaten und Wagen des Königs hatte er bislang wenig verspürt, und sich in die Höhle des Löwen zu begeben, fiel ihm nicht ein. Er sucht nach Ausflüchten; vor allem macht er geltend, daß er das Land nicht verlassen dürfe, nun der Chattikönig schon in das Kupferland von Aram vorgedrungen sei und Tunig bedrohe. Daß sich dies augenscheinlich so verhielt, und Tunig wirklich von dem Könige der Chatti genommen war, wissen wir bereits. Und als dann Chani wiederum dorthin gesandt wird, läßt er ihn zwar durch seine Brüder gastfreundlich empfangen, aber ist selbst absichtlich nicht anwesend; und obwohl er ihm auf dem Weg nach Aegypten begegnet, ihm auch viele Reisebedürfnisse liefert, geht er doch selbst nicht mit. Strafe hat er ja nicht zu fürchten; die Ohnmacht des Oberkönigs war deutlich zu Tage getreten, und die Herrschaft Aegyptens in Asien neigte sich schnell ihrem Ende zu.

Das sah man auch im eigentlichen Kanaan. Der Zustand, welcher hier herrschte, war nicht verschieden von demjenigen im Norden. Wir lernen ihn hauptsächlich kennen aus fünf Briefen, die schon früher Vieler Aufmerksamkeit auf sich zogen. Kein Wunder, denn sie kommen aus Jerusalem, das also damals schon unter diesem Namen Uruschalime („die Stadt des Heils" oder „Stadt des Gottes Salim", aber das Determinativum vor Gott fehlt) existirte und eine alte kanaanäische Stadt war. Hier herrschte damals unter königlicher Oberhoheit ein Mann von höherem Rang als ein gewöhnlicher Statthalter, Abdi-chibu (Arad-chibu, auch Arad-gibu, möglicherweise Abdi-tabu), der zwar seinem Vater als Erbe folgte, aber von dem König eingesetzt war. Obgleich man auch ihn bei Hofe verdächtigte und als einen Verräther bezeichnete, wird er nicht müde, seine Treue zu versichern, wenn er sich auch dann und wann wegen verkehrter Handlungen, welche seine Hülfstruppen oder Soldtruppen verübten, entschuldigen muß. Aber er ist dem anschwellenden Strom nicht gewachsen und nicht im Stande, ihn abzudämmen.

Was ihn vor allem beunruhigt, ist der Einfall eines fremden Volkes, der Chabiri, welche, von dem Norden Jerusalems nach dem Südwesten — auf dem gewöhnlichen Kriegspfade — vordringend, von bekannten kanaanäischen Städten mit Lebensmitteln versehen, von Statthaltern mit Truppen unterstützt, sich mehr und mehr Jerusalem näherten und das ganze Land in Besitz nahmen. Nur die Hauptstadt war noch frei. Aber wie ein Vogel in seinem Käfig, sagt Abdi-Chiba, bin ich hier eingeschlossen. Deine Statthalter sind getödtet oder treulos, ruft er dem König zu; Dein Land ist verloren. Schleunige Hülfe kann vielleicht noch Rettung bringen; aber die Lage erscheint verzweifelt.

Hat der bedrängte Jerusalemer Gehör gefunden? Diese Frage ist für uns weniger von Belang, als die: Wer waren diese Chabiri? Der Name bedeutet: die Verbündeten, die Conföderirten, sagt der Eine; aber die Schreibweise macht diese Erklärung unmöglich. Die Hebräer, sagen Andere, was sprachlich wenig Schwierigkeiten bietet. Andere Hypothesen stehen auf schwächeren Füßen. Dürfen wir thatsächlich in diesen Eroberern Hebräer erblicken, dann werfen die Briefe aus Jerusalem ein überraschendes Licht auf die Eroberung Kanaans. Daß diese nicht mit einem Male, sondern allmählich erfolgte, darüber sind seit langem alle Sachkundigen einig. Aber daß sie schon so früh unter der 18. ägyptischen Dynastie begonnen habe, hatte Niemand gedacht. Indessen bewiesen ist die Identification von Chabiri und Hebräern noch nicht, und es würde in jedem Falle unvorsichtig und voreilig sein, auf so unsicherem Grund belangreiche historische Hypothesen zu bauen. Aber was sicher ist — was nicht, wie man versucht hat, durch allerlei

exegetische Künsteleien aus dem Texte eliminirt werden kann, ist dies: Aziru spricht in einem Briefe aus Tunig wiederholt von den Soldaten von Juda oder den Männern von Juda, welche er nach dem Wunsche des Königs aus der Stadt verjagt hat. Und dieses Factum ist sowohl an sich merkwürdig, als zugleich für die andere Hypothese eine Stütze.

Nikolaus Lenau.

Ein pathologisches Lebensbild von Dr. J. Sadger.

III.

Man pflegt gewöhnlich den Ausbruch des Wahnsinns bei Lenau erst in den October 1844 zu versetzen. Aber das Prodromalstadium des Wahnsinns hebt sicherlich nicht erst zu diesem Termin an, es beherrscht ohne Frage nicht allein das ganze obgenannte Jahr, sondern man darf es, ohne der Wahrheit die Ehre zu rauben, ganz kühnlich aussprechen, daß der wirkliche Beginn der Psychose noch um viele Monate früher anzusetzen sei. Seine immer mehr zunehmende Leutscheu, seine Neigung, den harmlosesten Dingen, wie zum Beispiel der Besserung seines Appetits und seiner Gesundheit, eine ominöse Seite abzugewinnen, die völlige Aenderung seines Wesens endlich, die seine Umgebung mit Befremden erfüllte, sie gehören gewiß schon zu den Vorläufern der erst später manifest gewordenen Geisteskrankheit. Gegen alle sonstige Gewohnheit ward er oft seltsam weichmüthig und zu Thränen geneigt, und stellte sich häufig, zumal bei Nacht, ganz unwillkürlich heftiges, anhaltendes Weinen ein. In bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen überfiel ihn ferner unversehens eine fürchterlich gedrückte und deprimirte Gemüthsstimmung. Zu anderen Zeiten erschien er seinen Freunden wieder von krankhaftem Frohsinn und unnatürlicher Heiterkeit erfüllt und, was ihnen am allerbedenklichsten vorkam, er konnte oft ganz plötzlich und unmotivirt von übermäßiger Freude zur tiefsten Trauer überspringen. In fast allen Briefen aus jener Zeit beschwert er sich endlich über Kopfschmerz, Schlaflosigkeit und profuse Nachtschweiße, die ihn mitunter noch im Bette zum Wechseln seines Hemdes zwängen, und obendrein über eine ganz außerordentliche Erschöpfung seiner Kräfte, so daß er, der rüstige Bergsteiger von ehedem, selbst niedrige Hügel nur mit äußerster Kraftanstrengung zu besteigen vermöchte. Nehmen wir außerdem noch dazu, daß alle ihm zu dieser Zeit begegnenden Freunde sich nicht entbrechen konnten, seinen seelischen Zustand als gestört und pathologisch zu empfinden, daß sie den nahen Ausbruch einer Krisis fürchteten und an eine drohende Krankheit dachten, so werden wir sämmtliche vorerwähnten Symptome als solche des schon bestandenen Wahnsinns ansehen müssen. Solch schwerwiegenden Krankheitsäußerungen gegenüber kann man allen anderen Ursachen, die gelegentlich als wirklich schuldtragend hingestellt werden, wie etwa den materiellen Sorgen um seine Zukunft, den Verdrießlichkeiten auf der Reise oder Sophiens Briefen, nur die höchst untergeordnete Bedeutung von Gelegenheitsursachen zuerkennen.

Noch ein Symptom aber, das dem ersten Tobsuchtsanfall um 14 Tage vorausgegangen, verdient etwas einläßlicher besprochen zu werden: ich meine die rechtsseitige Gesichtslähmung, von der unser Lenau am 29. September 1844 nach schwerer Gemüthssorge plötzlich befallen wurde. Der behandelnde Arzt muß dieselbe anfangs für eine harmlose rheumatische, also periphere Lähmung angesehen haben, sonst hätte er gewiß nicht ein Leinentuch um das Gesicht und ein Spanisch-Fliegenpflaster hinter das Ohr verordnet. Es scheint jedoch, daß er selbst bald von seinem Irrthum zurückgekommen, und heute bei unsrer gewachsenen Einsicht können wir es mit aller Bestimmtheit aussprechen, daß diese Gesichtsnervenlähmung keine rheumatische und periphere gewesen, sondern ganz zuverlässig in einem Gehirnprocesse ihren Ursprung hatte. Beweisend hiefür sind das ursächliche Moment des Gemüthsaffectes beim Fehlen jeglicher Erkältung, das Freibleiben des obersten Gesichtsnervenastes, die acute Besserung, die schon nach vier Tagen auftritt und nach zwei Wochen fast vollendet ist, endlich noch die Betheiligung des Unterzungennerven (nervus hypoglossus), die sich in den Paraphasien (Verwechslungen der Worte), sowie auch darin aussprach, daß Lenau gewisse schwere Worte, zum Beispiel Scrupel, nur nach wiederholten Bemühungen aussprechen konnte. Wenn ich nun die Steigerung des Blutdrucks durch den Gemüthsaffect erwäge und weiterhin bedenke, daß Lenau von seiner Herzentzündung her einen durch die Section aufgedeckten Auswuchs am Herzmuskel hatte, so erscheint es mir im höchsten Grade wahrscheinlich, daß ein Stückchen von diesem durch den kreisenden Blutstrom losgelöst und fortgetragen wurde, um dann als Pfropf eine Gehirnarterie zu verstopfen. Die klinische Diagnose wäre also: Embolie (Verstopfung) einer Gehirnarterie. Noch mehr! Wir sind heute bereits in der Lage, den Herd der Gehirnerkrankung in das untere Ende der vorderen linken Centralwindung localisiren zu können. Daß die Lähmung endlich so außerordentlich rapid zurückgegangen, beweist mit Nothwendigkeit, daß sich sehr rasch ein Seitenkreislauf etablirt haben müsse, und daß somit der angerichtete Schaden ein sehr geringfügiger gewesen ist. Wenn wir uns dann noch vor Augen halten, daß bei der Section ein ganz außerordentlicher Schwund der grauen Großhirnrinde gefunden wurde, so wird auch der scheinbare Widerspruch verschwinden, daß bei der Nekropsie — die keineswegs erwiesene Gründlichkeit der Untersuchung immer vorausgesetzt — so gar nichts von örtlichen Veränderungen gefunden wurde. Für den Wahnsinn als solchen war die Embolie der Arterie völlig belanglos. Man kann sie weder als Symptom der schon bestehenden Geisteskrankheit, noch irgendwie als Förderung derselben auffassen. Höchstens indirect wäre eine Beziehung herzustellen, indem Lenau, der eine specifische Scheu vor einem Schlaganfall hatte, nunmehr von einem solchen getroffen zu sein wähnte und die Furcht vor Wiederholung ihn noch mehr verdüsterte.

Was war dies nun für eine Psychose, die unsern Lenau befallen hatte? Ehe ich an die Entwicklung meiner Diagnose schreite, werden einige anatomisch-physiologische Vorbemerkungen vielleicht nicht unwillkommen sein.

Die Blutgefäße unsres Körpers, unter denen im folgenden bloß die Arterien, die Schlagadern, verstanden sind, besitzen in ihrer Wandung Muskeln, die von eigenen Nerven zur Contraction gebracht werden können. Diese Nerven aber sind durchaus nicht unabhängig, sondern stehen vielmehr unter der Herrschaft des sogenannten Gefäßcentrums im verlängerten Marke.[1]) Gesetzt nun, es gehe aus irgendeinem Grunde von diesem Centrum ein stärkerer Reiz an die Gefäßnerven ab, so wird ein solcher von den letzteren dann an die Muskeln geleitet und löst auf diesem Wege eine beträchtliche Zusammenziehung, eine mächtige Verengerung der Gefäße aus, so daß in denselben nur eine verminderte Blutmenge zu fließen vermag. Dies bewirkt aber fernerhin, daß jedes Organ, zu dem diese verengerten Arterien ziehen, um Vieles schlechter mit der Ernährungsflüssigkeit gespeist wird, daß es sich somit im Zustande der Blutverarmung oder Anämie befindet. Umgekehrt liegt natürlich der Fall, wenn die Nerven vom Gefäßcentrum einen verminderten Impuls erfahren. Dann

[1]) Das verlängerte Mark ist die Fortsetzung des Rückenmarks gegen das Gehirn zu.

werden auch die Muskeln mangelhafter innervirt, sie erschlaffen also, die Spannung der Gefäße nimmt um ein Beträchtliches ab, worauf sich die Arterien in Folge ihrer natürlichen Elasticität erweitern, so daß mehr Blut in ihnen zu den Organen fließen kann. In den letzteren muß dann naturgemäß ein Zustand der Blutüberfüllung oder Hyperämie eintreten. In diesem hyperämischen Zustand befindet sich nun jedes Organ, das functionirt, befindet sich der Muskel, wenn er arbeitet, der Darm, wenn er verdaut, unser Gehirn, wenn es denkt. Setzen wir nun den Fall, vom Gefäßcentrum erfolge ein intensiver Reiz, der alle Arterien, darunter auch die des Gehirns, zu einer mächtigen Contraction zu veranlassen geeignet sei. Hiedurch wird eine schlechtere Ernährung des Denkorganes gesetzt, was zur Erschwerung aller Gedankenprocesse und zur Unterbindung der Geistesthätigkeit führen muß, also zu Vorgängen, die vom Bewußtsein schmerzhaft und angstvoll empfunden werden. Das ist das anatomische Substrat der Melancholie. Von der allgemeinen Gefäßcontraction werden nachgerade aber auch jene Arterien befallen, die das Gefäßcentrum selber zu versorgen haben, und dieses letztere wird demgemäß ungenügend ernährt, was natürlich zur Folge hat, daß es keine gesteigerten Impulse mehr abzugeben im Stande ist. So stellt sich mählig die normale Spannung der Gehirnarterien wieder her und damit die Genesung. Dauert aber die Unterernährung des Gefäßcentrums durch längere Zeit an, so kann dieses seiner physiologischen Function, die ja in einer gewissen Normalcontraction der Gefäße besteht, nicht weiter mehr nachkommen, die Arterien müssen sich erweitern, also den Organen, darunter auch dem Gehirn, mehr Blut zuführen, als es in normalen Zeitläuften der Fall gewesen. Mit dieser besseren Ernährung des Denkorgans geht wieder Hand in Hand eine erleichterte Ideenverbindung, eine regere Geistesthätigkeit und eine erhöhte Gemüthsstimmung. Hiemit ist aber das Bild des exaltirten Wahnsinns, der Manie gegeben. Der Wechsel in der Blutversorgung des Gehirns erklärt uns also, wie Melancholie, Normalbefinden und Manie nach und auseinander hervorgehen können. Von Melancholikern und Manischen wird aber noch weiter ein psychologischer Fehlschluß geleistet. Im Volke ist man gern geneigt, dem Verbrecher eine gedrückte und peinliche, dem Reichen und Hochstehenden aber eine frohe und heitere Stimmung zuzuschreiben. Wenn nun ein Geisteskranker, ohne sich der inneren Ursachen bewußt zu werden, von peinlicher Verstimmung gedrückt und gemartert wird, so entwickelt er dann umgekehrt daraus die Folgerung, er müsse wohl ein schwerer Verbrecher sein. Und da er thatsächlich nichts Sträfliches begangen, so werden die nichtigsten Dinge, wie z. B. geringere Andacht in der Kirche oder kleine Unachtsamkeiten zu Sünden gestempelt, für die er kaum je eine mindere Sühne kennt, als gleich die härteste: die Todesstrafe. Auf der anderen Seite wiederum erweckt eine grundlos empfundene Freudenstimmung in dem Manischen die in einem ähnlichen Fehlschluß wurzelnde Ueberzeugung, er müsse reich, besonders glücklich, eine hochstehende Persönlichkeit sein, was ihn dann weiter dazu führt, seine Umgebung, zumal wenn sie seinen erhöhten Anforderungen nicht rasch genug zu entsprechen vermag, verächtlich, rauh und zornig zu behandeln. Die Blutüberfüllung im Gehirn bedingt endlich erleichterte Gedankenassociationen, und so erscheint der Manische anfangs als redselig, witzig und gedankensprühend, bis die Ueberthätigkeit des Gehirns schließlich in solch wilde Ideenflucht ausartet, daß sie selbst dem Laien als krankhaft erscheinen muß.

All diese Erscheinungsreihen zu beobachten, wird in Lenau's Wahnsinn reichlich Gelegenheit. Nur darf man nicht wähnen, daß derselbe unter die typischen Schulfälle einzureihen sei. Wir können uns alle Einzelerscheinungen vollständig erklären; wir begreifen ihr Werden und Entstehen, ihre Folgen und Consequenzen, aber wir sind auch heute noch außer Stande, eine scharf präcisirte Diagnose zu stellen. Am ehesten dürfte die Geisteskrankheit noch als eine von melancholieartigen Episoden unterbrochene Manie mit secundärem Blödsinn zu definiren sein. Im Prodromalstadium ist uns eine Reihe von vasomotorischen Störungen begegnet, das heißt von solchen, die auf die veränderte Innervation der Gefäßnerven Bezug haben. Hieher gehört der anhaltende Kopfschmerz, die Schlaflosigkeit und die überreichen Nachtschweiße, Symptome von allgemeiner Gefäßerweiterung, insonderheit von Ueberfüllung der Gehirnarterien. Tritt aber umgekehrt in letzteren ein Krampf ein mit nachfolgender mangelhafter Blutspeisung des Gehirns, die ja nach dem oben Gesagten stets peinlich empfunden wird, so ist damit die thränenselige Stimmung in verständnißgebende Beleuchtung gerückt. Mit allen anderen Organen wird aber andrerseits auch das Gefäßcentrum selber unterernährt und dadurch functionsuntüchtig. Demgemäß erweitern sich nun alle Arterien, auch die des Gehirns, und die Consequenz hievon ist rascher Umschwung zu übermäßigem Frohsinn, ein Vorgang, der natürlich mutatis mutandis auch umgekehrt ablaufen kann. Die außerordentliche Erschöpfbarkeit der Körperkräfte endlich ist ein rein cerebrales Ermüdungsphänomen und durch die reizbare Schwäche des Gehirns hervorgerufen.

Noch durchsichtiger ist der Ablauf der einzelnen Wahnsinnsphasen. Nach einer Reihe von verstimmten und trüben Tagen erfolgt endlich in der Nacht vom 12. zum 13. October 1844 der erste Anfall von melancholischem Rasen. „Die Dienstboten," erzählt uns Emilie Reinbeck, „machten eine schreckliche Beschreibung von dem unausgesetzten Rumor, den er gemacht mit Laufen, Herumwerfen von Möbeln und Büchern, Zersprengen der Waschschüssel und dergleichen mehr." Unsrer Gewährsmännin schildert er am nächsten Morgen, er sei in einem furchtbaren Zustand von Verzweiflung gewesen und mit Selbstmordgedanken umgegangen. Schon die Erinnerung an die Ereignisse dieser Nacht sei so gräßlich, daß er ohnmächtig würde, wenn er sie erzählen sollte. Er äußerte auch große Furcht vor einer Wiederholung dieses Anfalles, ließ sich aber von dem Arzte bald wieder beruhigen. Dies ist ein Umstand, der Beachtung verdient. Ein echter Melancholiker hält mit aller Zähigkeit an seinen Wahnideen fest und läßt sich durch gar nichts von denselben mehr abbringen. Nikolaus Lenau aber ist in diesen und den folgenden Anfällen von scheinbarer Melancholie immer wieder sehr rasch herumzukriegen. Auf den ersten Anfall folgt nach kurzem Normalbefinden sofort ein echt manischer Zustand. „Nach Tisch verlangte er einen Wagen zum Spazierenfahren," berichtet Emilie Reinbeck uns weiter, „da war ihm aber Alles ärgerlich, der Weg, den wir fuhren, der Kutscher, ich; er sprach seinen Unmuth in heftigen Worten aus, drohte den Kutscher zu prügeln, und ich dankte Gott, als ich ihn wieder zu Hause hatte." Noch bezeichnender für die manische Exaltation war Lenau's Benehmen am selben Abend, worüber uns eine Augenzeugin, Emma Niendorf, einen geradezu classischen Bericht überliefert. „Niembsch war heute Abend zum ersten Male wieder unter uns so gesprächig, so mittheilsam; aber man konnte sich nicht darüber freuen. Es war Gewitterschwüle; die Ruhe vor Ausbruch des Sturmes. Er verrieth viel innere Aufregung. Wie im Fieber. So hastig, solche Sprünge. Verhältnißmäßig kindisch. Manches fast, als sage er es noch mehr vor sich her, als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geist wieder durch.... Er las viel vor, zum Beispiel den

größten Unsinn: Sterns Gedichte — ein Preßburger — in den zwanziger Jahrgängen erschienen, unreife Erstlinge. Wir lachten alle sehr." Daneben freilich auch die prächtigsten Gedankenfunken über Heine und Beethoven. Anton Schurz hat uns auch über die nächsten Tage bis zur Einlieferung in die Irrenanstalt einen sehr detaillirten Bericht geliefert. Wir finden in demselben eine Aufeinanderfolge von lichten, ruhigen Stunden, manischen Erregungen und mehr melancholischen Episoden mit Selbstmordversuchen und Selbstanklagewahn, die breit und einzeln zu erläutern wohl nunmehr überflüssig ist. Ein ganz ähnlicher Symptomenverlauf in der Irrenanstalt ließ die Aerzte daselbst noch lange Zeit auf völlige Genesung hoffen. Lenau's körperlicher Zustand gedieh zusehends, er wurde dick und feist, die Runzeln seines Gesichtes schwanden völlig, auf dem kahlen und grau werdenden Schädel wuchs neues, volles, schwarzes Haar. Mählich traten die intellectuellen Ausfallssymptome der Verblödung immer stärker hervor, zu denen sich vom Frühjahr 1849 auch schwere körperliche Zeichen beigesellten. Das Sprechen wurde immer unarticulirter und schließlich fast unmöglich, in den Extremitäten traten Lähmung und Contracturen ein, der Kranke nahm immer seltener Nahrung zu sich, so daß er bald gänzlich gefüttert werden mußte. Das Schlußstadium endlich steht unter dem Zeichen einer floriden Tuberculose mit begleitender Rippenfellentzündung und Lungenbrande, bis zuletzt der rettende Tod dem Schwergeprüften Erlösung brachte.

Fassen wir nochmals alles Pathologische in Kürze zusammen, so kommen wir zu folgendem Endresultate: Nikolaus Lenau war ein Hereditarier, das ist das Wesentlichste und Wichtigste am ganzen Bilde. Alle übrigen Schädlichkeiten spielen höchstens die Rolle von Hülfsursachen. Die erbliche Belastung aber ist die tiefste Wurzel seiner lebenslangen Schwermuth, sie verschuldet das ewig fruchtlose Studium und den unbezähmbaren Reisedrang, seine Impressionabilität und seine geistige Frühermüdbarkeit, und sie hat vor allem den Ausbruch des Wahnsinns auf ihrem Kerbholz, der als Manie mit secundärem Blödsinn betrachtet werden darf.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ueber das Rectoren-Seminar** wird der „Köln. Ztg." geschrieben: Durch die Verfügung des preußischen Cultusministers vom 5. Mai 1893 ist gestattet worden, daß die pro ministerio geprüften Candidaten der Theologie von der Mittelschullehrer-Prüfung dispensirt und — ohne die Prüfung für das höhere Lehramt bestanden und eine dreijährige Thätigkeit im öffentlichen Schuldienst nachgewiesen zu haben — zur Rectoratsprüfung zugelassen werden können. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse und in der Erwägung, daß solchen Candidaten, die sich zu dieser Prüfung melden wollen, eine zweckmäßige Vorbereitung darauf erwünscht sein muß, beabsichtigt der Professor der Theologie D. **Knoke** in **Göttingen** jetzt (wie bereits kurz gemeldet) ein Rectoren-Seminar zu begründen. Der Cultusminister hat sich mit diesem Plan bereits einverstanden erklärt. Das Rectoren-Seminar wird zunächst für das kommende Wintersemester als ein lediglich privates Unternehmen eröffnet. Als Theilnehmer werden solche Candidaten der Theologie zugelassen, welche die Prüfung pro ministerio bestanden haben und während des Wintersemesters 1895/96 bei der Göttinger theologischen Facultät eingeschrieben sind. Es werden Vorlesungen gehalten über Geschichte der Pädagogik, Psychologie, Methodik und Schulgesetzkunde. Außerdem wird den Theilnehmern Gelegenheit geboten zum Hospitiren im Unterricht und zu eigenen Lehrproben in den verschiedenen Disciplinen. Ihren Anlaß hat diese neue Einrichtung einestheils in dem Bestreben, den Ueberfluß an Theologen auf die Volksschule, natürlich soweit sie eine erträgliche Dotation aufweist, zu leiten, und anderntheils in der Absicht, die Herrschaft der Kirche über die Schule zu befestigen. Sie erregt uns daher Bedenken, sowohl im Interesse der Volksschullehrer als auch der Volksschule, und somit des Staates. Die besten Kräfte werden es nicht sein, die sich nun dem „niederen Schuldienst", um mit Professor Knoke zu reden, widmen werden. Die „Ueberfülle von jungen Theologen, welche nach dem Abschluß ihrer Studien ohne rechte berufliche Beschäftigung Jahre hindurch auf Anstellung im Kirchendienst warten müssen", in die Bahnen des niederen Schuldienstes als annehmbarer Durchgangsstellung zu lenken, ist nur geeignet, den Schulkarren noch mehr zu verfahren. Die Einführung der fachmännischen Schulaufsicht, wonach die Volksschullehrer schon jahrelang ringen und noch werden ringen müssen, wird dadurch leider nur noch weiter hinausgeschoben. Denn als Fachmänner kann man solche Theologen, wenn sie auch, nachdem sie einen halbjährigen Vorbereitungscursus abgemacht haben, das Rector-Examen ablegen, ohne längere Zeit praktisch in der Schule thätig gewesen zu sein, nicht anerkennen. Das aber können die Volksschullehrer mit Recht verlangen, daß sie statt der Aufsicht im Nebenamt allgemein eine solche im Hauptamt erhalten, und daß ihnen als Aufsichtsbeamte Männer vorgesetzt werden, welche die Schule aus eigener praktischer Erfahrung kennen gelernt haben. Dem preußischen Volksschullehrerstande fehlt es nicht an Männern, die diesen Vorbedingungen entsprechen und die durch Ablegung des Mittelschul- und Rectorats-Examens auch ihre wissenschaftliche Befähigung zu leitenden Stellungen dargethan haben. Diesen nehme man nicht die Aussicht auf Beförderung. Die Kraft, die im heutigen Volksschullehrerstande steckt, darf nicht beschnitten und eingeengt werden. Mögen die Theologen mit den Volksschullehrern als Recruten in die Volksschule eintreten, mögen sie hier zeigen, daß sie tüchtige Lehrer sind, und mag man sie dann in entsprechendem Alter, falls sie sich auszeichnen, auch zu Rectoren befördern. Jedes andere System führt zum Verderben. Und wohin es führt, wenn die Theologen, wozu ihnen ja die beabsichtigte Einrichtung des Professors Knoke auch die Hand bieten soll, die Herrschaft über die Schule erlangen, das haben wir ja an unserm Nachbarstaate Belgien zur Genüge erfahren. Unsres Erachtens bleibt dem Minister Dr. Bosse nichts weiter übrig, als zu den früheren Bestimmungen, wonach die Theologen das Rectorexamen nur dann ablegen konnten, wenn sie vorher die Mittelschullehrerprüfung bestanden hatten und wenigstens drei Jahre im öffentlichen Schuldienst thätig gewesen waren, zurückzukehren oder, was noch sachgemäßer wäre, auch für die Volksschullehrer die Mittelschullehrerprüfung als Vorbedingung für die Rectorenprüfung fallen zu lassen und außerdem die endgültige wie die vorläufige Anstellung als Rector von einer nicht zu kurzen Schulpraxis abhängig zu machen. Dann ist die Schule geschützt gegen unerprobte Rectoratsrecruten, und die Bevorzugung der Geistlichen ist beseitigt, es bleibt aber jedem jungen Manne mit entsprechender wissenschaftlicher Bildung, auch dem Theologen, die Möglichkeit, seine Kraft im Volksschuldienst zu bewähren und es darin zu Ehre und Ansehen zu bringen.

* Dem Vernehmen nach erhalten die zahlreichen Freunde des heimgegangenen Sängers von „Dreizehnlinden" aus dessen **Nachlasse** noch eine poetische Gabe; es sind theils in den letzten Jahren entstandene Dichtungen, theils solche aus früherer Zeit, die einen Einblick in die Entwicklung des Dichters gewähren, uns mit seinem Denken und Empfinden in jüngeren Jahren bekannt machen und in einem Bande vereinigt unter dem Titel „**Herbstblätter**" vor Weihnachten (im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn) erscheinen werden.

© **Stuttgart**, 10. Sept. **20. Congreß des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege.** Zum zweiten Male seit seinem Bestande (das erste Mal 1879) tagt die Generalversammlung dieses Vereins in den Mauern Stuttgarts. Die Begrüßung der fremden Gäste, unter welchen sich die Stadtvorstände sämmtlicher größerer Städte Deutschlands, ferner viele Aerzte, Geheimräthe, Professoren verschiedener Universitäten &c. befanden, erfolgte heute Abend im festlich beleuchteten Stadtgarten. Hier wurde auch den Gästen seitens der Stadt ein Imbiß geboten. Oberbürgermeister Rümelin hieß die Versammlung herzlich willkommen und hob besonders hervor, wie sehr sich Stuttgart seit der letzten Versammlung in hygieinischer Beziehung emporgearbeitet habe. Wenn es sich um sanitäre Maßregeln handle, betonte der Redner unter großem Beifall, spiele bei ihm die Finanzfrage nicht die erste Rolle. Sein Hoch galt dem ferneren Blühen und Gedeihen des Vereins. Alsbald erhob sich der Geh. Med.-Rath und vortragende Rath im Ministerium Dr. Pistor-Berlin, um in beredten Worten dem Danke des Vereins für den freundlichen Empfang Ausdruck zu geben. Ein wonniges Gefühl überkomme diejenigen, welche vor 16 Jahren aus gleichem Anlaß hier gewesen seien, wenn sie jetzt die großen Fortschritte

sehen, die gerade Stuttgart seit jener Zeit gemacht hat. Der Redner leerte sein Glas auf das Wohl Stuttgarts und seines Oberhauptes. Der übrige Theil des Abends wurde durch die Vorträge der Capelle des 29. Art.-Regts. verschönert. Die geschäftlichen Sitzungen beginnen an den drei folgenden Tagen je Vormittags 9 Uhr. Der erste Gegenstand der Tagesordnung wird eine Weiterentwicklung der in Würzburg 1893 begonnenen und im vorigen Jahr in Magdeburg fortgeführten so überaus wichtigen Bau- und Wohnungshygiene bringen, und zwar unter der Bezeichnung als „Maßnahmen zur Herbeiführung eines gesundheitlich zweckmäßigen Ausbaues der Städte", wofür die HH. Oberbürgermeister Küchler-Worms und Baurath Stübben-Köln die einleitenden Referate übernommen haben. Die Gesichtspunkte, die in diesem Jahre besonders erörtert werden sollen, beziehen sich auf den Bebauungsplan, die Umlegung und Zusammenlegung von Grundstücken, das Enteignungsrecht und die abgestufte Bauordnung. Gleichsam als Einleitung hierzu wird der Behandlung dieses Themas vorangehen: ein kurzer Bericht des Hrn. Oberbauraths Prof. Baumeister-Karlsruhe über die in Folge einer Anfrage des Vereinsausschusses aus zahlreichen deutschen Städten eingegangenen Mittheilungen betr. Neuerungen auf dem Gebiete der Baupolizei. Ferner steht wieder auf der Tagesordnung die „Hygienische Beurtheilung von Trink- und Nutzwasser", wofür Hr. Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Flügge-Breslau das Referat wieder übernommen hat. Am zweiten Tage wird zunächst die Erbauung von Heilstätten für Lungenkranke durch Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten, Krankencassen und Communalverbände, eingeleitet durch Referate der HH. Director der hanseatischen Versicherungsanstalt für Invaliditäts- und Altersversicherung, Gebhard-Lübeck, und Physicus Dr. Hampe-Helmstedt, zur Verhandlung kommen und sich hieran ein Vortrag des Hrn. Hofrath Prof. Dr. Meidinger-Karlsruhe über Gasheizung im Vergleich zu anderen Einzelheizsystemen anschließen. Der dritte Tag wird, wie der erste, an die vorjährigen Magdeburger Verhandlungen anknüpfen, und zwar an die Mittheilungen des Ingenieurs Hrn. Röchling über die technischen Einrichtungen für Wasserversorgung und Canalisation in England. Es soll dieses Jahr vom vorwiegend deutschen Standpunkt aus die Frage, betr. Schädlichkeit der Canalgase und Sicherung unsrer Wohnräume gegen dieselben, erörtert werden; das Referat hat Hr. Stadtbaurath Lindley-Frankfurt a. M. übernommen. Außerdem wird mit der Versammlung im gleichen Local eine Ausstellung von Plänen, Modellen und Schriften über Einrichtungen und Anstalten zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege in Württemberg verbunden sein. An die Versammlung schließt sich am letzten Tag ein gemeinsamer Ausflug nach Tübingen und dem kgl. Jagdschloß, ehemaligen Kloster Bebenhausen. Theilnehmen an den Versammlungen des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege kann bekanntlich Jeder, der Interesse für öffentliche Gesundheitspflege hat und den Jahresbeitrag von 6 M. zahlt, wofür er dann den Bericht über die Versammlung zugeschickt erhält. Beitrittserklärungen zu dem Verein nimmt der ständige Secretär Geh. Sanitätsrath Dr. Spieß in Frankfurt a. M. entgegen.

* **Wien**, 10. Sept. Der Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht hat den Professor der Akademie der bildenden Künste in Wien, Oberbaurath Otto Wagner und den Professor der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, Rudolf Ribarz, in die ständige Kunstcommission dieses Ministeriums als Mitglieder der Section der bildenden Kunst berufen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 5. bis 10. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. F. H. Ritter v. Arneth. Das classische Heidenthum und die christliche Religion. 2 Bde. Wien, Konegen 1895. — Dr. Herm. Staub. Commentar zum Allg. Deutschen Handelsgesetzbuch. V. Liefg. Berlin, Heine 1895. — Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches. Herausg. vom Kaiserl. Statistischen Amt 1895. III. Heft. — Dr. Justus Ichenhaeuser. Finanzielle Zeit- und Streitfragen. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase) 1895. — Dr. L. Lönholm. Japan. Erwiderung auf Hrn. v. Brandts Schrift „Die Zukunft Ostasiens". Tokyo. Selbstverlag. — Dr. jur. Wilh. Gewallig. Die gesetzlichen Bestrebungen des Deutschen Reiches zur Bekämpfung unlauteren Wettbewerbs. München, J. Schweitzer. — *Pasquale Villari.* La Sicilia e il Socialismo. Roma 1895. — Karl Heinemann. Goethe. Mit vielen Abbildungen. II. Halbband. Leipzig, Seemann 1895.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Randbemerkungen zu Goedeke's „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung".

L. G. Berlin. Goedeke's „Grundriß" ist der Haupt- und Eckstein für unsre Literaturforschung. Es ist nicht möglich, irgend eine kleine oder große kritische oder bibliographische Arbeit auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte zu unternehmen, ohne dieses Handbuch, ein Document deutschen Gelehrtenfleißes und deutscher Gründlichkeit, sorgfältig zu beachten.

Karl Goedeke begann die Arbeit am „Grundriß" im August 1854, also jetzt vor mehr als vierzig Jahren, zu einer Zeit also, da auf keiner deutschen Universität eine Vorlesung über neuere deutsche Literaturgeschichte gehalten wurde, das Fach nur von Lehrern und Liebhabern bearbeitet wurde. Er dachte damals an einen einzigen Band, so daß 1857 eine starke Lieferung als „erste Hälfte" kurzweg bezeichnet werden konnte. Dieser Plan wurde bald sehr wesentlich verändert. Der Ende 1858 fertige (mit der Jahreszahl 1859 bezeichnete) Band, weit davon entfernt, die Gesammtgeschichte der deutschen Dichtung zu geben, schloß mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ab. Die Hoffnung, die Goedeke noch bei der 2. Lieferung ausgesprochen hatte, das Ganze werde mit ca. 40 Bogen vollständig sein, erfüllte sich in keiner Weise. Jener erste Band enthielt zwar nur 27 Bogen (432 S.); aber mit 13 weiteren Bogen auch nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu kommen, war selbstverständlich eine völlige Unmöglichkeit.

Daher steckte Goedeke sich die Grenzen weiter. Ohne bestimmte Verpflichtungen über Zeit des Erscheinens und Umfang des Ganzen zu übernehmen, ließ er, je nachdem die angemessene Bogenzahl vollendet war, eine Lieferung erscheinen, so daß am Anfang der sechziger Jahre sechs Bücher, die Zeit bis zum Weltkriege umfassend, vorlagen. Das Ganze war mit durchgehender Paginirung versehen, S. 1—1202, so daß der zweite Band, ohne besonderes Vorwort nur mit einer Inhaltsübersicht eingeleitet, bei S. 433 begann und das am Ende des sogen. zweiten Bandes stehende Register, dem 24 Seiten Nachträge vorangingen, sich gleichmäßig auf beide Bände bezog, ohne irgend welche äußerliche Unterscheidungen zu machen. Diese zwei ersten Bände, in Wirklichkeit der erste Band, wurden nun, nachdem sie fertig waren, in einer Bandausgabe dem Publicum vorgelegt, die als „zweite Ausgabe" bezeichnet wurde. (Dresden 1862.) In Wirklichkeit war dies aber nur ein neuer Titel der ersten Ausgabe und der ganze Unterschied zwischen der sogenannten ersten und zweiten Ausgabe bestand darin, daß jene in Lieferungen, diese in Bänden erschienen war.

Unmittelbar nach der Vollendung dieses Haupttheils machte sich Goedeke an die Bearbeitung des Grundrisses für die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts. Dieser Band begann mit der Romantik; das 8. Buch führt den Titel: „Vom Weltfrieden bis zur Gegenwart". Aber dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Eine bestimmte Endgrenze kann man nicht angeben, denn das Jahr 1830 bildet nicht eigentlich die Grenze; das Ganze wird etwa bis 1840 fortgeführt. Auch der dritte Band erschien in Lieferungen. Sie begannen unmittelbar nach Vollendung des ersten Haupttheils zu erscheinen; die Vorrede zur letzten (12.) Lieferung ist vom October 1881 datirt. Demgemäß erschien der dritte Band in zwei Abtheilungen (zusammen 1427 S.), Dresden bei Ehlermann 1881.

Eine wohl beabsichtigte Weiterführung des Buches gab Goedeke auf. Die verschiedensten Gründe hinderten ihn daran. Er gab sein Alter, den Tod seines Sohnes an, den er zu seinem Mitarbeiter und Fortsetzer bestimmt hatte; vielleicht waren noch andere Gründe vorhanden, die ihn zum Aufhören veranlaßten: die starke Verstimmung über die Zurücksetzung, die er erleiden mußte. Sein mit außerordentlichem Fleiß und größter Entsagung gearbeitetes Werk wurde viel benutzt, aber selten mit gebührendem Lobe, und gar mancher Gernegroß, der die zahllosen Hinweisungen verschwieg, die er dem „Grundriß" verdankte, dünkte sich etwas Besonderes, wenn er einer von ihm erwähnten Monographie oder Einzelausgabe das schmückende Beiwort: „Fehlt bei Goedeke" beifügen konnte. Zu diesem übelangebrachten Tadel fügte sich die schwerere ebenso unberechtigte Kränkung, daß dieser entsagungsvolle Arbeiter, der den größten Theil seiner Arbeitszeit einem derartigen Handbuch widmete, sehen mußte, daß die Wissenschaft, die er hatte mitgründen helfen, nun ihre berechtigten Pfleger, ordentliche Professoren an deutschen Universitäten, erhielt, während er sich mit einer außerordentlichen Professur, viele Jahre lang ohne Gehalt, begnügen mußte. Wenn einer das deutsche Gelehrtenelend voll und ganz auskostete und, trotz aller Kränkungen durch liebe Fachgenossen und Collegen, trotz aller Hintansetzungen durch die Behörden, sich den idealen Sinn bewahrte, mit unzerstörbarem Mannesmuth und stets erneuter Rüstigkeit seine Arbeit pflegte, so war es Goedeke.

Denn wenn er auch die Fortsetzung seiner großangelegten Arbeit aufgab, so wollte er doch das, was er geschaffen, in einer erneuten Form vorlegen, die den gesteigerten Ansprüchen, der vermehrten Kenntniß entsprach. Die 25 Jahre, die zwischen dem Erscheinen der ersten Lieferung und dem Abschluß der ersten Bearbeitung lagen, waren gerade auf diesem Felde außerordentlich fruchtbar und ertragsreich geworden. So wurde die zweite Auflage ein völlig neues Werk. Nur die Anlage blieb dieselbe: die Mischung von Bibliographie und Darstellung, so freilich, daß auf die erstere der Hauptnachdruck gelegt wurde. Die Andeutungen aber, an denen die erste Auflage reich war, wurden ausgeführt, die zahlreichen Lücken ergänzt und eine mustergültige Vollständigkeit angestrebt.

So wuchs das Werk zu einem im Vergleich mit dem ursprünglichen Plan ungeheuren Umfang. Die drei Bände, welche Goedeke selbst noch vollenden und herausgeben

konnte, umfassen 1500 Seiten größeren Umfangs, aber auch etwas splendideren Drucks, als in der ersten Auflage, so daß in beiden der Inhalt der Seiten einander wohl ziemlich entspricht. Diese drei Bände, die — jeder Band in Lieferungen — in rascher Folge erschienen, mit den Jahreszahlen: 1884, 1886, 1887, umfassen die Zeit von der ältesten Periode an bis zum siebenjährigen Kriege: 1500 Seiten der zweiten entsprechen 550 Seiten der ersten Bearbeitung; der Umfang hat sich also verdreifacht. Eine derartige Ausdehnung wird kein Verständiger beklagen: ein solches Unternehmen, ein Wegweiser und zugleich ein Verzeichniß einer schier unübersehbaren Literatur muß ausführlich sein. Zudem waren ja die ersten Abschnitte in der ersten Bearbeitung kürzer gerathen, als sie es hätten sein sollen; große neue Abschnitte, z. B. über die lateinische Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts, wurden erst in der zweiten eingefügt.

Doch lag eine Ausdehnung des ganzen Werkes in einem solchen Umfang nicht in Goedeke's Plan; denn der Zeit Goethe's und Schillers hatte er schon bei der ersten Bearbeitung eine ziemlich eingehende Behandlung zutheil werden lassen. Aber diese neue Bearbeitung selbst auszuführen war, ihm nicht mehr vergönnt. Goedeke starb am 28. October 1887. Er hinterließ kein fertiges Manuscript, aber zahlreiche Notizen, einzelne gut ausgearbeitete, andere ziemlich weit geförderte Abschnitte. An seiner Stelle übernahm die Herausgabe Edmund Götze, der sich bis dahin hauptsächlich als Hans Sachs-Forscher bewährt hatte. Die Wahl scheint eine mehr zufällige gewesen zu sein, mitbestimmt dadurch, daß der neue Herausgeber an dem Orte (Dresden) lebte, in welchem das Werk gedruckt und verlegt wurde und dadurch, daß er vom 8. Bogen des ersten Bandes an als Corrector thätig gewesen war. Ich will gegen die bibliographischen und allgemeinen literarhistorischen Kenntnisse des neuen Herausgebers, eines hochverdienten Specialforschers, nichts sagen. Nur könnte ich mir denken, daß es näher gelegen hätte, einen Mann mit der Redaction zu betrauen, der vorher schon selbständige bibliographische Arbeiten geliefert, oder einen, der sich nicht nur auf einem Specialgebiet, sondern auf verschiedenen Gebieten gleichmäßig bewegt hätte. Philipp Strauch auf der einen, Michael Bernays auf der andern Seite, das wären etwa die Tauglichsten gewesen, die ich mir zur Leitung eines solchen Geschäfts als die Berufensten gedacht hätte.

Denn es handelt sich natürlich nur um die Leitung, nicht um die alleinige Arbeit. Jeder von uns ist Specialist und besitzt weder die Entsagung noch die allgemein umfassende Kenntniß, über die Goedeke gebot. Daher konnte der neue Herausgeber sein Werk nur vollenden, wenn er sich mit einer Anzahl Mitarbeiter umgab. Als solche sind auf dem Titel des 4. Bandes D. Jacoby, K. Justi, M. Koch, K. Müller-Fraureuth, Fr. Muncker, K. Ch. Redlich, A. Sauer, B. Suphan genannt, zu diesen sind im 5. Bande noch K. Vorländer und A. v. Weilen getreten; eine große Anzahl Anderer hat gelegentliche Dienste geleistet. Einen ziemlich großen Theil der Arbeit übernahm der Herausgeber.

Band 4 und 5 liegen fertig vor. Sie behandeln die Zeit von Gottsched bis zu Schillers Tod, oder wie es heißt, „bis zu dem Weltkrieg". Die Bezeichnung ist nicht eigentlich richtig; denn wenn man den Weltkrieg als den von 1813 bis 1815 bezeichnet, so müßte die Romantik noch in den Abschnitt hinein; versteht man aber unter „Weltkrieg" den Kampf Frankreichs mit den europäischen Völkern überhaupt, so müßte Schiller aus dem Capitel heraus, Schiller, dessen hauptsächliche epische und dramatische Werke der Zeit des „Weltkrieges" angehören. Beiläufig darf man wohl bemerken, daß Eintheilung und Capitelbezeichnung Goedeke's Stärke eben nicht war. Das fünfte Buch, das eben den neuen 4. und 5. Band füllt, führt die Ueberschrift: „Vom siebenjährigen Krieg bis zum Weltkrieg. Nationale Dichtung." Diese Ueberschrift ist chronologisch und inhaltlich vollkommen falsch. Die Zeit Goethe's und Schillers als die der „nationalen Dichtung" zu bezeichnen, ist mindestens irreführend. Diese Bezeichnung soll doch wohl hier bedeuten: Zeit der größten Literaturblüthe, classische Periode, denn das Wort „national" im engen Sinn aufgefaßt, kann weder auf die Zeit, noch auf die Dichtung Goethe's und Schillers bezogen werden. Aber auch die Zeitgrenze ist falsch. Wie wenig „Weltkrieg" paßt, ist bereits gezeigt. Aber ist denn der siebenjährige Krieg wirklich der Anfang? Er beginnt 1756, d. h. zu einer Zeit, da das Wirken Gottscheds und der Schweizer abgeschlossen vorlag, Klopstocks bedeutendstes Werk Deutschland schon erobert hatte und einzelne Perioden in Wielands entwicklungsreichem Leben vollendet vorlagen; trotzdem umfaßt unser Buch alle die genannten Schriftsteller außer Gottsched in ihrer gesammten Entwicklung. Auch die Eintheilung in einzelne Capitel ist nicht immer zutreffend. Daß die Schweizer ihr Capitel haben, ist selbstverständlich; daß aber Gottsched nicht mit ihnen zusammen, sondern im vorhergehenden Paragraphen behandelt wird, mitten unter Dramatikern, weil auch er Dramen geschrieben hat, ist gänzlich verkehrt; denn die, wenn auch auf das Drama sich beziehende, ästhetische Theorie kann doch nur im Verein mit den Schweizern verstanden werden. Klopstock, Lessing, Wieland müssen ihr Capitel haben; zu Klopstock gehören die Barden und die geistlichen Dichter, aber wirklich auch Ramler? Ist nicht er ein „preußischer", Klopstock ein „deutscher" Dichter, was in jener Zeit doch ein Gegensatz, aber keine Ergänzung war? Zu Lessing gehören die Popularphilosophen, aber passen sie in ein Capitel, das die Ueberschrift „Kunstidealismus" führt? Und sind sie wirklich in demselben Capitel mit Winckelmann zu behandeln, dem zuliebe jene Ueberschrift gewählt ist? — denn Lessings Wesen kann sie doch nicht genugsam bezeichnen, geschweige denn erschöpfen. Zu Wieland, dem ein besonderes Capitel mit Recht gewidmet ist, müssen die Komiker gerechnet werden; die Romane mögen an ihn angeschlossen werden, ebenso die Weimaraner, die er ja als erster Classiker vorfand und anregte; aber ist es wirklich sinnvoll, an ihn, der Alles war, nur kein Dramatiker: Schröder und Eckhof, Gotter und Großmann anzuschließen? Ein Capitel behandelt das Geniewesen: Haman und Herder die Stürmer und Dränger, die Göttinger. Goethe und Schiller werden zusammen in ein einziges Capitel gepackt, — in der neuen Ausgabe (Inhaltsverzeichniß) fehlt sogar die Nummer, so daß Geniewesen, Goethe und Schiller Alles zusammen ein Capitel ausmachen. Dadurch wird eine unerträgliche, freilich nur äußere Ungleichmäßigkeit hervorgerufen. 565 Seiten — so viel nehmen Goethe und Schiller ein — bilden ein einziges Capitel und zwar eins, das die zweite Hälfte des einen und die erste des andern Bandes ausmacht, gegenüber den 54 Seiten, die ein anderes, den Lyrikern gewidmetes Capitel einnimmt.

Doch diese Ungleichmäßigkeiten, Mängel der Eintheilung, die nicht bloß äußerlich, sondern innerlich sind, müssen auf Goedeke's Conto, nicht auf das der Mitarbeiter gesetzt werden. Sie und der an ihrer Spitze stehende Herausgeber durften in dieser Beziehung nichts ändern. Innerhalb des vorgezeichneten Rahmens haben sie ihre Aufgabe trefflich gelöst. Ich habe an anderer Stelle (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, Bd. II, 2. Abth., S. 166 fg.) über den Abschnitt „Goethe" einige Ausstellungen gemacht, die vom Verfasser ziemlich tragisch genommen worden sind, obwohl sie sein Verdienst

durchaus nicht schmälern wollten; ich freue mich, den von demselben Bearbeiter (M. Koch) herrührenden Abschnitt „Schiller“ ganz uneingeschränkt loben zu können; er hat mir bei Universitätsvorlesungen treffliche Dienste gethan und ist gewiß jedem Bearbeiter der betreffenden Periode unentbehrlich. Die genaue Inhaltsangabe der von Schiller herausgegebenen Zeitschriften, die Nachweisung jedes einzelnen Briefes ist froh zu begrüßen. Natürlich haben noch die Abschnitte über Lessing, Herder u. A. in Folge der vielfachen Forschungs- und Editionsthätigkeit, die sich ihnen zugewendet hat, außerordentlich an Inhalt und Gehalt gewonnen; trotzdem ist die Ausdehnung nicht eine so ungeheure, wie bei den ersten Bänden; der Umfang hat sich nicht verdreifacht, sondern nur verdoppelt.

Vor wenigen Tagen nun ist ein neues Heft (das 14.) des Goedeke'schen „Grundrisses“ erschienen (Dresden, L. Ehlermann), das den eigentlichen Anlaß zu diesen Bemerkungen bietet. Es behandelt die Romantiker. In der Beurtheilung der classischen Periode nahm Goedeke im ganzen und großen den Standpunkt ein, den auch die heutigen Herausgeber theilen; im allgemeinen herrscht also da Uebereinstimmung, während wohl in der Beurtheilung dieses oder jenes Werkes Verschiedenheiten vorkommen.

Ganz anders ist es bei den Romantikern. Goedeke, der temperamentvoll war, der zu lieben und zu hassen verstand, hatte seine Lieblinge, die er zu loben wußte und seine Feinde, die er tadelte — man denke an Heine. Als Bibliograph ging er den Spuren dieses oder jenes mit großer Treue nach, daran hinderte seine Verurtheilung nicht; aber seine persönliche Meinung hielt er nicht zurück. Zu denen nun, gegen die er sich wandte, gehörten Bettina und Clemens Brentano. Ueber Bettinens „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ schrieb er: „Sie dichtete ihren Briefwechsel, der ein schöner Roman wurde und über alle Anfechtung erhaben sein würde, wenn es nicht Bettina selbst wäre, die sich als Liebhaberin und Geliebte schilderte“, nannte ihre übrigen Werke „nur einen poetischen Abglanz der Wahrheit, nicht die Wirklichkeit“; und erläuterte seine Ansicht in folgender Stelle der Vorrede: „Wird ja noch immer, wenn auch mit Vorbehalten, an die Phantastereien Bettinens geglaubt, während doch feststeht, daß sie da, wo ihre Darstellung sich mit Goethe's Worten berührt, nicht Original, sondern Copie gewesen.“ Dagegen sagt die neue Auflage: „Goethe hatte nicht ohne ihre Mitwirkung sein Leben geschrieben.... So hat sie aus ihrer wirklichen Correspondenz, die Form des Briefes beibehaltend, ein Kunstwerk geschaffen.... Das Wort („das Buch werde sich nicht der Unsterblichkeit entziehen können“) ist wahr geworden, trotz aller ‚Kritiker‘ und ‚Forscher‘, die in letzter Linie allmählich nur noch von ‚Erfindungen‘ Bettinens zu reden wußten“. Der Abschnitt über Clemens Brentano ist in der ersten Bearbeitung kühl, in der zweiten ein Dithyrambus. Ueber Godwi heißt es in der ersten: Es sei ein verwilderter Roman, wo das muthwillige Versteckenspielen um das chaotische Durcheinander sich zeige; in der zweiten: Der Roman enthalte „neben jugendlich Unausgereiftem Stellen von der größten dichterischen Schönheit“. Ueber Brentano's Aufzeichnungen von Visionären und Nonnen wurde gesagt: „Wie sehr er auf diesem Wege verdummte, davon geben seine Aufzeichnungen aus dem Munde der krankhaften Visionäre traurige Beweise“; in der zweiten Auflage heißt es „die Nonne K. Emmerich, deren Gespräche er als Ergüsse höherer Offenbarung niederschrieb“. Die erste Auflage bucht correct die „Zeichen der verschrobensten Verrücktheit“, die Brentano in seinen letzten Jahren kundgab; die zweite weiß davon kein Wort zu melden. Ueber Arnims „Kronenwächter“ hieß es früher: „Wo die höchsten Ideen gestaltet werden sollen, wie in den Kronenwächtern die Kaiseridee, verliert sich der schaffende Geist in phantastisch-allegorische Luftschichten“; jetzt werden wir belehrt: „In seinen Kronenwächtern erhob er sich zu der großen originalen That eines historisch-poetischen Aufbaues der deutschen Reformationswelt.“

Man sieht an diesen drei Beispielen: Der härteste unüberbrückbare Gegensatz besteht zwischen der ersten und zweiten Bearbeitung. Ist das gerechtfertigt? Hier steht Privatansicht gegen Privatansicht, nicht etwa allgemein richtiger wissenschaftlicher Standpunkt gegen einen verfehlten; der Bearbeiter der Brentano-Artikel möchte zwar glauben machen, daß er im Namen Aller oder Vieler spräche, aber er verkündet nur die Ansicht eines winzigen Kreises, dessen Sprecher meinen, daß sie durch Schreien und beständige Wiederholung ihrer Meinung die Gegner zum Schweigen bringen. Man könnte vielleicht sagen: Goedeke liest sich wie die Schrift eines Staatsanwalts, die neue Auflage wie das Plaidoyer eines Vertheidigers; ich und mit mir sehr Viele stehen in diesem Falle auf Seiten des Staatsanwalts. Ist das neue Buch wirklich Goedeke's Grundriß? In diesen Partien sicherlich nicht, wohl aber in einer andern. Goedeke's Art war es nämlich, den meisten Capiteln, die so viele Persönlichkeiten und zahllose Einzelheiten zu behandeln hatten, Uebersichten zu allgemeiner Orientirung voranzustellen; Schlagworte, die in der Hauptdarstellung ihre Ausführung fanden. Und so stand vor den Arnim und Brentano behandelnden Paragraphen zu lesen: „Vielseitiger zeigten sich Brentano und Arnim. Der erste suchte in verworrenen Gestaltungen das sinnliche Sittlichkeitsprincip geltend zu machen und spielte dann mit seinem reichen Talent willkürlich, bis er aus der weltlichen Phantastik in die religiöse gerieth und darin unterging. Kräftiger und gehaltener zeigte sich Arnim, dessen realistischer Zug in anderen Verhältnissen zu großen festen Gestaltungen hätte gelangen können, im Wetteifer mit den Tollheiten der Schule sich nun verzerrte.“ (Alte Ausg. III, S. 4.) Wörtlich so — nur statt „sich nun verzerrte“ steht „nun zum Zerrbilde wurde“ — heißt es auch in der neuen Ausgabe (Bd. VI, S. 5). Während nun aber im „alten“ Goedeke die Einzelabschnitte über Arnim und Brentano nur weitere Ausführungen dieses Grundgedankens sind (vergl. z. B. S. 33 die Auseinandersetzung über das sinnliche Sittlichkeitsprincip), wird in der neuen die Einzelbehandlung zum geraden Gegensatz der einleitenden allgemeinen Betrachtung.

Die Beibehaltung eines solchen Satzes, mit dem das Uebrige in Widerspruch steht, ist ein Fehler der Redaction; aber das Uebel geht tiefer. Goedeke's Werk war etwas durch und durch Persönliches, es hatte einen bestimmten Charakter; dieses Persönliche, dieser Charakter wird durch die Mitarbeit Vieler, zumal bei der Unmöglichkeit einer einheitlichen Redaction, völlig verwischt. Hier läßt sich nur ein Auskunftsmittel wählen. Da man von Redactionswegen die freie Meinungsäußerung der Mitarbeiter nicht verwehren kann, für das benutzende Gelehrtenpublicum es aber völlig werthlos ist, die Privatansicht des Hrn. X oder Y über den oder jenen Dichter zu vernehmen, so beschränke man die Abschnitte rein auf das äußerlich Biographische und Bibliographische, worin der Hauptwerth des Goedeke'schen Buches immer gelegen hat.

Ein anderer Wunsch, der leicht erfüllt werden könnte, ist der, die Bearbeiter der einzelnen Abschnitte gleich bei dem Erscheinen jeder Lieferung mitzutheilen. Da bis zum Erscheinen eines ganzen Bandes immer ein paar Jahre vergehen (Bd. 4 trägt die Jahreszahl 1891, Bd. 5: 1893), so möchte man gern vor Abschluß eines Bandes wissen, wem man die neue Kunde verdankt, oder wem manche Verunglimpfung zuzuschreiben ist. So z. B. wäre es interessant,

authentisch zu erfahren, wer die Arnim- und Brentano-Artikel geschrieben hat; der Verfasser gibt sich freilich durch seine Kenntniß des Arnim'schen Nachlasses, durch seine übergroße Berücksichtigung auch unbedeutender Familienmitglieder, durch seine besondere Zärtlichkeit gegen Hrn. R. Steig und durch absichtliche Zurücksetzung meiner Arbeiten kund. Wo letztere nicht verschwiegen werden können — meine Veröffentlichung Arnim'scher Aufsätze (Berliner Neudr. III, 1), mein Buch über Karoline v. Günderode — werden sofort Steig'sche Recensionen dazu notirt, obwohl die eine höchst unbedeutend, die andere kleinlich und von empörender Ungerechtigkeit ist. Drei Veröffentlichungen von mir werden einfach verschwiegen: die Briefe Arnims an Moritz Itzig, sowie die Antwort des letzteren („Frankf. Ztg.", 8. Febr. 1895) — obwohl sonst Nachträge aus Juni 1895 sich finden; meine Veröffentlichung der „Fidelio"-Recension Clemens Brentano's (Allg. Ztg. 1891; vgl. Berliner Neudr. III, 1, S. 130—133, sowie die daselbst S. XII fg. erwähnten Beiträge zum „Preuß. Hausfreund") und endlich meine gleichfalls in der Allg. Ztg. (14. Juni 1894) veröffentlichte Studie: „Wann ist Bettina v. Arnim geboren?" Sie wies gegen Steig'sche Irreführungen, den 4. April 1785 unter Mittheilung der Eintragung in das Kirchenbuch als Bettina's Geburtstag nach. Die mit großem Aplomb von Steig an verschiedenen Stellen vorgetragene Behauptung, Bettina sei 1788 geboren, wird zwar aufgegeben, aber, wie es heißt, nach dem „von Kreiten in den Stimmen aus Maria-Laach 19, 476 urkundlich aufgestellten Stammbaum der Familie Brentano". Denn dieser 1880 mitgetheilte „Stammbaum", richtiger eine Zusammenstellung der 20 Kinder von Peter Anton Brentano, — der bisher Hrn. Steig völlig unbekannt war — ist gänzlich irrelevant gegen die von mir wörtlich mitgetheilten urkundlichen Eintragungen.

Es wäre zu wünschen, daß die im Vorstehenden ausgedrückten Betrachtungen bei der Fortführung des Werkes beherzigt würden. Parteilichkeit muß bei einem solchen Werke ausgeschlossen sein. Das Werk ist aber für unsre Studien so durchaus nöthig, die Einzelleistungen der neuen Bearbeitung im ganzen so tüchtig und erfreulich, daß seine gedeihliche Entwicklung zu wünschen und jede neue Lieferung froh zu begrüßen ist.

Westasiens Vergangenheit im Lichte der Funde von El Amarna.

Nach einer akademischen Rectoratsrede von Prof. Dr. Tiele in Leiden.

II.

Fassen wir zusammen, was die El Amarna-Briefe uns über die politischen Verhältnisse Westasiens unter der Regierung der letzten beiden Amenothesse lehrten, so sehen wir unter der des Vaters Aegypten noch reich und mächtig, fähig, seinen Rang unter den Mächten und sein Ansehen auf dem eigenen Gebiete zu behaupten, gefürchtet, wenigstens respectirt von den Feinden, in Frieden mit den Nachbarn, von den Unterthanen geachtet; unter der Regierung des Sohnes dagegen eine karge und unentschlossene Verwaltung, Ohnmacht gegenüber dem emporlodernden Aufruhr, den Feinden und den angriffslustigen Barbaren, mit einem Worte: einem Zustand tiefen Verfalls. Ueber die Ursache dieser plötzlichen Veränderung brauchen wir nicht im Unklaren zu bleiben. Die Briefe geben zwar hierüber keinen Aufschluß, aber sie bestätigen vollkommen dasjenige, was wir sonst, besonders aus ägyptischen Quellen, schon wußten.

Amenothes IV. ist uns kein Unbekannter. Schon als Prinz mit der Priesterwürde des uralten On oder Heliopolis bekleidet und vielleicht dort schon zu Eifersucht und Haß gegen die mächtigen thebanischen Päpste, die Priester des Amun-Rê, aufgestachelt, war er ein fanatischer Verehrer einer Gestalt des heliopolitanischen Sonnengottes geworden, der sich in der Sonnenscheibe, Atin-Rê, den Menschen offenbarte. Kaum auf den Thron gelangt, versuchte er zuerst, den Cultus dieses Gottes neben dem des Amun von Theben zu befestigen, darauf ihn zu dem einzigen in ganz Aegypten zu erheben. Theben hörte auf Residenz zu sein; eine neue Königsstadt, Chu-t-atin, wurde dort erbaut, wo jetzt El Amarna liegt, der Amundienst und die Verehrung aller Götter, die nicht Gestalten des Sonnengottes waren, abgeschafft, die Priester und Alle, die dem Herkommen treu blieben, verfolgt, der Name Amuns überall getilgt und selbst der des Königs aus Amun-hotep in Chu-n-atin, „Lichtseele der Sonnenscheibe", verwandelt. Die Geschichte seiner mißlungenen Reformation, mißlungen, weil sie mit ihm zu Grabe ging und lediglich dazu diente, eine gewaltige Reaction ins Leben zu rufen und die Amun-Priester mächtiger und stolzer zu machen als zuvor, diese Geschichte ist sehr wichtig für die Religionswissenschaft. Denn was kann bezeichnender sein, als der Gegensatz zwischen dem unbeschränkten Polytheismus Aegyptens mit seinen therianthropischen Bildern, seiner Idololatrie und Magie, und einer religiösen Revolution, welche bezweckte, einen einzigen Gott, ohne thierisches oder menschliches Bild, nur durch ein Lichtsymbol veranschaulicht, mit Blumen, Räucherwerk und wahrlich schönen Hymnen zu verehren? Aber wir wollen uns jetzt nicht weiter damit beschäftigen. Ich erwähne es nur, um zu erklären, wie in so kurzer Zeit das schöne, von den Thutmessen und Amenothessen begründete und vergrößerte Reich so sehr verfallen konnte. Die Ursache hievon war nicht, daß Chu-n-atin eine reinere Religion einführen wollte — wenn er als ihr Prophet aufgetreten wäre und bei den Besten seines Volkes Begeisterung für sie geweckt hätte, so würde sie dieses Volk zu großen, mächtigen Thaten angefeuert haben —, sondern daß er dies that als absoluter Herrscher, mit roher Gewalt, wenigstens mit äußerlicher Autorität eine neue Lehre und einen neuen Cultus einem Volke aufzwingend, das für diese nicht reif war und sie sicherlich der Mehrzahl nach als Gottlosigkeit verabscheute. Solch ein unverständiger Fanatiker — einen Reformator darf man ihn eigentlich nicht nennen — war am wenigsten dazu im Stande, ein Reich zu regieren, das selbst aus zwei rivalisirenden Theilen zusammengesetzt war und nun noch von unruhigen Provinzen und unbotmäßigen Vasallen behelligt wurde. Doch was kümmerten ihn alle diese weltlichen Angelegenheiten? Wie konnte er, gewohnt, mit seinen Gedanken in anderen Sphären zu weilen, ein Herz haben für die Interessen endlos streitender Lehnsfürsten und jammernder Statthalter, die immer mehr Gold und Soldaten verlangten? Wie konnte er sich auf eine Untersuchung einlassen, ob das Gold, mit welchem die aus Asien gebrachten Waaren bezahlt werden mußten, echt und gut gestempelt war? Er ist kein Krämer, wie sein Bruder von Babel; was sein Land ihm liefert, genügt ihm, möge man in Babel zufrieden sein mit dem Nothwendigen, das man auch dort nicht zu entbehren braucht! Kurzum, es könnte uns wundern, daß das Reich mit solch' einem Fürsten auf dem Throne nicht bereits gänzlich zu Grunde gegangen war, wenn man nicht Grund zu der Vermuthung hätte, daß schon unter seiner Regierung die königliche Macht factisch von dem Reichskanzler Choremhebi ausgeübt wurde. Dieser, anfangs ein Verehrer des Atin-Rê, wurde nach einer kurzen Zeit der Verwirrung, in welcher die Schwiegersöhne Chu-n-atins wenigstens dem Namen nach regierten, von den Amun-Priestern zum König gesalbt und von da an Patron und Restaurator der alten Staatsreligion.

Es bleibt uns nun noch übrig, nach der Betrachtung der politischen Verhältnisse, wie wir sie aus den El Amarna-

Briefen kennen lernten, einen Blick auf die in ihnen hervortretenden religiösen Verhältnisse Westasiens zu werfen. Auch für die Culturgeschichte liefern diese Briefe reiches Material. Doch würde uns ein näheres Eingehen hierauf zu weit führen. Nur Einiges soll herausgegriffen werden, was für die einzelnen Völker charakteristisch ist.

Die Kanaanäer standen vielleicht an materieller Cultur, in der sie übrigens nur die Schüler ihrer östlichen Nachbarn waren, relativ hoch. Aber ihre Sitten waren noch roh und barbarisch. Kriege im eigenen Lande, Raub- und Plünderzüge waren an der Tagesordnung. Gesandtschaften, selbst von mächtigen Fürsten, wurden aufgehalten, die Boten gefangen genommen und auf die gräulichste Weise verstümmelt, ihre Schätze ganz oder theilweise confiscirt. Wenn wir hier von Schumodda von Akko lesen, der einem Diener des babylonischen Königs die Füße abhacken ließ, so erinnern wir uns an die Erzählung aus Richt. 1. V. 6 f. von dem kanaanäischen Könige Adoni-Bezek, welcher 70 unterworfenen Königen die Daumen von Händen und Füßen abgeschnitten hatte, und auf den die Israeliten den alten Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" anwendeten. Diese Gräuelthat stand also nicht allein, sondern scheint ein nationaler Brauch gewesen zu sein, dessen man sich sogar rühmte, und der leider von den Kindern Israel nachgeahmt wurde. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß mit dieser Roheit eine gewisse Klugheit verbunden war und ein freier Sinn, der das fremde Joch nur mit Unwillen trug.

Der Aegypter dagegen war feiner civilisirt, übertrieben höflich, stolz wie ein Spanier selbst wo seine Macht nicht ausreichte, und tief durchdrungen von dem göttlichen Recht der Könige. Schon öfter wurde auf die sklavischen Ausdrücke hingewiesen, mit welchen die Landärzte den König anreden mußten. Der eine war damit etwas sparsamer als der andere. Vielleicht war es für die Aegypter leichter, als für diese noch rohen Semiten. Doch gab es auch unter ihnen solche, die schmeichelhafte Wendungen nicht sparten. Abimilki von Tyrus vor allem ist ein Virtuose in dieser Beziehung. Man höre nur, wie er einen seiner Briefe beginnt: „Ich werfe mich nieder zu den Füßen des Königs, meines Herrn, siebenmal siebenmal; ich bin der Staub unter den Füßen meines Königs, meines Herrn, der Sonne, die täglich auf Befehl des Sonnengottes, ihres geliebten Vaters, über der Welt aufgeht, die ihr Leben bringt durch ihre Freudenbotschaft, die bis in dieses Nordland scheint und alle Länder in Frieden, Stärke und Ueberfluß leben läßt; dessen Stimme im Himmel gehört wird wie die des Donnergottes, und alle Völker werden von Furcht verzehrt, wenn sie erschallt." Nicht so wortreich, aber noch feiner schmeichelt der Aegypter Jabitiri, der Gouverneur von Geza und Jogge gewesen war und einen Befehlshaberposten im Heere bekleidete: „Ich sehe hierhin und dorthin," so schreibt er, „und es ist dunkel; ich sehe auf den König, meinen Herrn, und es ist licht. Mag auch ein Ziegelstein weichen, auf den man tritt, ich werde nicht weichen, auch wenn du mich mit Füßen trittst." Kein Wunder, daß diese Höflinge sich unter den Lorbern und den Bauernfürsten Kanaans nicht recht zu Hause fühlten. Sie schmachteten nach ihrer sonnigen Heimath. Der soeben genannte Statthalter und Feldherr will gern seine hohen Beziehungen aufgeben, um in der Nähe seines Königs zu sein und ein Diener seines Hofes zu werden, und bittet den Pharao, ihn zurückzurufen. Die Begründung einer einigermaßen dauerhaften Weltherrschaft lag thatsächlich nicht in der Art der Aegypter. Sie vermochten uncultivirte Völker Afrika's sich zu unterwerfen und, im Interesse des Friedens ihrer Grenzen als Eroberer aufzutreten genöthigt, die Semiten Asiens eine Zeit lang im Zaum zu halten; doch das war nur durch die größte Anstrengung und nur vorübergehend möglich. Als sie es Jahrhunderte später noch einmal versuchten, genügte eine verlorene Schlacht, um diesem Bestreben sofort und definitiv ein Ende zu machen. Das „regere imperio populos" war ihnen nicht gegeben. Die Römer Asiens, die Assyrer, verstanden das anders!

Was nun die religiösen Verhältnisse im westlichen Asien anlangt zu der Zeit, als diese Briefe verfaßt wurden, so lernen wir neue Götter durch sie nicht kennen. Denn der einzige, dessen Name fremd klingt, ist ein guter Bekannter, und auch seinen Namen hören wir nicht zuerst.

Sehr bemerkenswerth ist, daß für „Gott" ein Plural ilâni gebraucht wird, den die Israeliten später mit ihrem Wort elohîm nachahmten, so daß man nicht mehr berechtigt ist, hieraus auf früheren Polytheismus bei ihnen zu schließen.

Wie zu erwarten war, finden wir auch hier die im Alterthum allgemein vertretene Ueberzeugung, daß jeder Ort, jede Stadt, jeder Stamm, jedes große Land seine eigene Schutzgottheit habe, die nicht ungestraft vernachlässigt und nicht geraubt werden könne, ohne daß ihr Land oder ihre Stadt von allerlei Unglücksfällen heimgesucht würde; die aber nur von den Einwohnern des Ortes oder Landes verehrt zu werden brauchte, wenn auch Fremde verpflichtet waren, sie zu achten und zu respectiren. Aegypten unterthan, blieb man dennoch seinen eigenen Göttern treu. Aus Höflichkeit erwähnte man dann und wann Amun, den großen Gott von Theben, natürlich nicht in Briefen an Amenothes IV., aber man setzt hinzu: ilu sabrû abiya, „der Gott Schöpfer", oder lieber „Lebensursprung meines Bruders". Umgekehrt fordert man Achtung für eine asiatische Gottheit, wenn sie mit einer babylonischen oder mitanischen Prinzessin nach Aegypten gesandt wurde. „Ischtar von Nineve ist zwar eine Göttin für mich und nicht für meinen Bruder", so schreibt Tuschratta an den alten Amenothes, aber er will doch nicht, daß sie vernachlässigt werde.

Jedoch ziehe man aus dieser tiefgewurzelten Vorstellung des Alterthums nicht die Schlußfolgerung, daß namentlich die Religionen Westasiens nichts Anderes gewesen seien als eine bunte, unzusammenhängende Vielheit von Localculten, und daß hieraus ihre Entstehung erklärt werden müsse. Das ist zwar heutzutage die Theorie par excellence, aber, obwohl sie eine unerkennbare und doch bisweilen verkannte Wahrheit enthält: sie ist einseitig, denn sie trägt andern unleugbaren Thatsachen nicht Rechnung. Der Particularismus herrschte in allen alten Religionen, ohne Zweifel, aber er fand sein Correctiv in einer andern Anschauung, welche nicht, wie man behauptet, erst die späte Frucht der synkretistischen Speculation aus der Epoche des Hellenismus ist, sondern bis in das höchste Alterthum hinaufreicht und auch aus unsern Urkunden redet. Ich meine nicht, daß man Localgötter übernahm, wie hier die Ischtar von Ninеve die Patronin der Prinzessinnen von Mitana war, und manche Städte, wie Tunig und Qatna (wahrscheinlich Qana in Galiläa), den ägyptischen Sonnendienst pflegten. Das hatte lauter politische Gründe und in diesem Fall keinen andern Zweck als den, diese Orte zum speciellen Eigenthum des ägyptischen Königs zu stempeln, womöglich für einen Theil des eigentlichen ägyptischen Landes selbst zu erklären. Deßhalb gerade raubte der Hethiterkönig diesen Gott aus Qatna, um die Stadt seinem eigenen Reiche einzuverleiben, und drang der Statthalter Akizzi darauf, der König möge ihm ein Lösegeld senden, um den Gott zurückzukaufen, und so sein Recht auf die Stadt geltend machen. Ich meine etwas Anderes: die allgemeine Verehrung desselben Gottes unter verschiedenen Namen bei allen semitischen Völkern, wobei man das klare Bewußtsein

hatte, daß dieser Gott, obschon der eine Stamm, das eine Volk ihn nicht wie das andere benannte, und obschon er hier ganz anders verehrt wurde als dort, doch ein und derselbe war. Zwei sprechende Belege dafür liefern unsre Briefe, um von der allgemein verbreiteten Ischtar zu schweigen. Zuerst Schamasch, der Sonnengott, von dem bestimmt gesagt wird, daß er auch der Gott des Königs sei, wenn er auch in Aegypten einen andern Namen trage. Aber vor allem muß der donnernde Himmelsgott erwähnt werden. Ueberall, wo er verehrt wurde — und das geschah in ganz Westasien, denn Kanaanäer und Aramäer hießen nach ihm ebenso wie Babylonier und Assyrer — trug er verschiedene Namen nach seinen verschiedenen Wirkungen, Raman, der zornige Brüller, Hadad, der laute Rufer, Birqu, der Blitzgott, Martu, der Westgott, und noch andere. Aber wenn dem auch so war, und wenn man ihn auch bei den Nomaden und in Mitana Tischsub, bei den Kassiten Buriyasch, bei den Elamitern wieder anders nannte, so wußte man doch — die babylonischen Götterlisten beweisen es — daß es sich überall um ein und denselben Gott handelte. Unsre Briefe sind nicht das einzige, aber doch ein neues Zeugniß dafür. Mag er auch hier und dort localisirt, d. h. zum Schutzgott eines bestimmten Ortes erwählt sein, ursprünglich war er kein Localgott, sondern der große, allgemeine, nationale Gott aller Westsemiten, derselbe, auf welchen die mosaischen Reformatoren und wahrscheinlich Moses selbst unter dem Namen Jahve ihre reineren ethisch-religiösen Vorstellungen übertrugen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Am 27. und 28. September wird der Verein schweizerischer analytischer Chemiker seine Jahresversammlung in Neuenburg abhalten. Die Verhandlungen werden hauptsächlich fachtechnischen Charakter annehmen, d. h. aus einer Reihe fachlicher Vorträge bestehen. Es sollen Vereinbarungen getroffen werden betreffend Untersuchung und Beurtheilung von Speisefetten und Speiseölen (Referent der vorberathenden Commission Dr. Kreis), Seifen (Referent Prof. Meister), Kaffee und Thee (Referent Dr. Pfister). Ferner wird discutirt über die Untersuchung und Beurtheilung des Trinkwassers (Referent Dr. Bertschinger), der Milch (Referent Laubi), Extractbestimmungen bei Wein und Bier (Referent Dr. Ackermann). Hr. Dr. Schaffer wird referiren über den Stand des Codex alimentarius. Nebst den Verhandlungen sind vorgesehen der Besuch und die Besichtigung der Chocoladefabrik Suchard in Serrières, der Wasserwerke von La Chaux-de-Fonds, der Gorges de l'Areuse und des Neuenburger Elektricitätswerkes.

* Zur wissenschaftlichen Thätigkeit der Amerikaner in der alten Welt. Unter diesem Titel wird der „Köln. Ztg." geschrieben: Die im letzten Winter auf dem Congreß der Philologen und Archäologen in Philadelphia gegebene Anregung, in Rom eine in ihren wesentlichen Zielen der Amerikanischen Schule für classische Studien in Athen ähnliche Anstalt zu schaffen, hat dankenswerthen Erfolg gehabt. Es wurde ein Ausschuß unter Leitung der Professoren Hale, Warren und Frothingham gebildet und ein Aufruf zu finanzieller Unterstützung des Unternehmens erlassen. Alsbald gingen so reiche Beiträge ein, daß der Ausschuß schon in seiner ersten Sitzung, die im Mai zu Philadelphia stattfand, in der Lage war, die Eröffnung des neuen Instituts für den Herbst dieses Jahres vorzubereiten. Prof. William G. Hale in Chicago wird als Director, und Prof. A. L. Frothingham jun. von Princeton als Unterdirector für das Studienjahr 1895/96 eintreten. Als Zweck der Anstalt bezeichnen die Satzungen die Förderung des Studiums des Folgenden: Lateinische Literatur, soweit sie sich auf Bräuche und Einrichtungen bezieht; Inschriften in lateinischer Sprache und in den italischen Mundarten; lateinische Paläographie; die Topographie und die Alterthümer von Rom selbst; die Archäologie des alten Italien (italische, etruskische und römische) und der frühchristlichen, mittelalterlichen und Renaissance-Periode. Das Institut wird in mehreren von diesen Gebieten oder in allen regelmäßigen Unterricht geben, selbständige Forschungen ermuthigen und mit dem Archaeological Institute of America, mit dem es verbunden ist, zusammenwirken. Sein Heim sollen Räume im Casino dell'Aurora der Villa Ludovisi sein, die an diejenigen der unlängst dort eingerichteten Amerikanischen Schule für Architektur anstoßen. Die Errichtung einer American School of classical studies zu Rom wird von Allen, die mit den bewunderswerthen Leistungen der seit zwölf Jahren in Athen thätigen Schwesterschule vertraut sind, freudig begrüßt werden. Das Archaeological Institute hat jeder der beiden Schulen ein Stipendium von 600 Dollars bewilligt, und jede hat aus eigenen Mitteln ein zweites in gleicher Höhe gestiftet, auch ist die neue Schule in Rom von ihren Gönnern mit einem besonderen Stipendium von 500 Dollars für das Studium der christlichen Archäologie bedacht worden. Diese Stipendien sind den „Baccalaureen der Künste" an den Universitäten der Vereinigten Staaten und den anderen amerikanischen Studirenden der einschlagenden Richtung zugänglich.

© Stuttgart, 11. Sept. 20. Congreß für öffentliche Gesundheitspflege. Zu dem Congreß, dessen Verhandlungen im oberen Museum stattfinden, hatten sich etwa 2—300 Herren aus ganz Deutschland, aus der Schweiz und England eingefunden. Von Stuttgart waren anwesend Präsident v. Leibbrand und Ober-Med.-Rath Dr. v. Burckhardt. Der Geh. Medicinalrath Pistor-Berlin eröffnete die Versammlung und verlas ein Cabinetschreiben, in welchem Se. Maj. der König bedauert, den Verhandlungen nicht anwohnen zu können. Reg.-Director v. Fleischhauer begrüßte sodann die Versammlung Namens des Ministers des Innern und Oberbürgermeister Rümelin Namens der Stadt Stuttgart. Hr. Rümelin ward darauf zum ersten, Med.-Rath Dr. v. Koch zum zweiten Vertreter des Vorsitzenden berufen. Aus dem Rechenschaftsbericht ist zu entnehmen, daß der Verein zur Zeit 1370 Mitglieder zählt. Baurath Stübben-Köln referirte sodann über das Thema: Maßnahmen zur Herbeiführung eines gesundheitlich zweckmäßigen Ausbaues der Städte. Er verlangte in erster Linie die Aufstellung eines den gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Bebauungsplans auf Grund eines geeigneten Fluchtliniengesetzes, dann Trockenheit des Untergrunds, Reinhaltung der Wasserläufe, geeignete Straßenbreiten, Vermeidung der Hintergebäude, Begünstigung kleinerer Wohnhäuser u. s. w., ferner sei nothwendung die gesetzliche Feststellung eines amtlichen Verfahrens zur Umlegung unbebauter städtischer Grundstücke, um eine gesundheitlich und wirthschaftlich unzweckmäßige Bebauung zu verhindern, und endlich die Feststellung eines amtlichen Verfahrens zur Zusammenlegung unbebauter städtischer Grundstücke behufs genossenschaftlicher Verwaltung. Oberbürgermeister Küchler-Worms bezeichnete die Wohnungsfrage als den wichtigsten Theil der socialen Frage. Nur wenn auch für die ärmeren Classen menschenwürdige Wohngelasse hergestellt werden, sei an eine Hebung des Familienlebens zu denken. Man müsse den Bau von Miethscasernen verhindern. Wir leisten der Socialdemokratie Vorschub, wenn wir die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter vernachlässigen. Redner verlangt die Ausdehnung des communalen Enteignungsrechts und die unterschiedliche Feststellung der baupolizeilichen Vorschriften für die inneren und die äußeren Stadttheile, wie dies schon in manchen Städten mit Erfolg geschehen sei. Bei der Discussion über den Gegenstand ergaben sich nicht unwesentliche Meinungsverschiedenheiten. Auf Antrag von Adickes stimmte die Versammlung sodann den Vorschlägen der Referenten bis auf denjenigen betr. das Umlageverfahren zu. — Der zweite Hauptvortrag über „Hygienische Beurtheilung von Trink- und Nutzwasser" konnte nicht gehalten werden, da der Referent Dr. Flügge-Breslau noch nicht in Stuttgart anwesend war. Nach Schluß der Verhandlungen, die bis gegen 4 Uhr dauerten, wurde das Stuttgarter Schwimmbad besichtigt. — Abends um 7 Uhr war Festessen im Königsbau. Die ersten Toaste galten dem Kaiser und dem König. — Mit dem Congreß ist eine sehr interessante Ausstellung von Plänen &c. über Einrichtungen zur Förderung der Gesundheitspflege in Württemberg verbunden.

* In Köln ist, wie bereits telegraphisch gemeldet, der Afrikaforscher Ernst Baumann gestorben. Er ist der vierte deutsche Reisende, der innerhalb weniger Jahre dem mörderischen Klima unsres Togo-Gebiets zum Opfer gefallen ist. Nachdem der verdienstvolle Ludwig Wolf, der unerschrockene Erforscher des Sankurru, dem Klima des Hinterlandes von Togo, seinem neuen Arbeitsgebiete, am 26. Juni 1889 erlegen, war das nächste Opfer der lebensfrohe, jugendfrische Emil Küster, den schon nach wenig Monden freudiger Thätigkeit auf afrikanischem Boden ein grausames Geschick in Akroso am Volta am 24. April 1892 jäh ereilte.

Schon wenige Monate darauf folgte ihm der treffliche Kling, dessen Ableben unter Umständen erfolgte, die eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des jüngsten Opfers des dunklen Continents aufweisen. Kling verließ schon schwer krank die Sklavenküste und starb, ohne sich erholt zu haben, am 15. Sept. 1892 in Berlin, Baumann dagegen hat den Ort seiner mehr als zweijährigen Thätigkeit in völliger geistiger und körperlicher Frische verlassen und ist erst auf dem europäischen Festlande von jener verderblichen Form der Malaria befallen worden, gegen welche die Kunst der Aerzte immer noch machtlos ist. Baumann theilt damit das tragische Geschick G. A. Fischers, der vor acht Jahren, soeben aus dem tiefen Innern Ostafrika's in voller Rüstigkeit zurückgekehrt, nach kaum tagelangem Kranksein dahingerafft wurde. Der verstorbene junge Forscher war wie wenige Reisende für seinen schweren Beruf vorgebildet. Auf dem Orientalischen Seminar, dessen Realclasse er im Wintersemester 1892/93 angehörte, genoß er wegen der Lauterkeit seines Charakters und der Bescheidenheit seines Wesens nicht nur die Liebe und Achtung aller Commilitonen, sondern er erregte auch allgemeine Bewunderung wegen seiner gründlichen Kenntnisse in den Naturwissenschaften und wegen seiner erstaunlichen technischen Fertigkeit im Präpariren und Beobachten, Fähigkeiten, in denen keiner seiner Kameraden ihm auch nur annähernd gleichkam. Groß waren deßhalb auch die Hoffnungen, die die königlichen Museen bei seiner Abreise im Anfang des Jahres 1893 auf ihn setzten, und er hat diesen Erwartungen im vollsten Maße entsprochen. Von Haus aus Botaniker, hat er seine Sammelthätigkeit keineswegs auf die Flora seines Bezirks Misahöhe, in dem er den größten Theil seines afrikanischen Aufenthalts verlebt hat, beschränkt, sondern hat auch mit regem Interesse, nie ermüdendem Fleiß und seltener Sachkenntniß die Fauna jenes Gebiets studirt und in reichen Sammlungen zusammengetragen. Auch das **Museum für Völkerkunde** verdankt dem rastlosen Manne viel, hat er doch die aus dem Togo-Gebiet herrührenden Bestände dieses großen Institutes in einem Maße bereichert, das in Anbetracht der ihm zu Gebote stehenden Mittel wahrhaft bewunderungswürdig zu nennen ist. Seine ethnographischen Sammlungen imponiren weniger durch Massenhaftigkeit, als durch sorgfältige Auswahl und die überaus gründlichen Angaben, mit denen er auch den unscheinbarsten Gegenstand zu versehen gewohnt war. Gestützt auf eine ungemein schnell erworbene Kenntniß der Landessprache, vermochte er tief in das Geistesleben der Eingeborenen einzudringen, und wenn wir jetzt im Stande sind, uns ein einigermaßen richtiges Bild des Cultus und der Sitten der Ewe zu entwerfen, so ist das zum nicht geringen Theil ein Verdienst Baumanns. Seine Stellung als Stationsassistent, resp. stellvertretender Stationschef von Misahöhe brachte es mit sich, daß er sein Augenmerk in erster Linie auf die nächstgelegenen Gebiete richten mußte. Diese hat er denn auch um so gründlicher durchforscht und seine floristischen, faunistischen und ethnographischen Sammlungen besonders auf die Landschaften Agotime, Atakpame, Kpandu und Avatime beschränkt. Aus dieser friedlichen Thätigkeit wurde er, von einem Marsch nach Salaga abgesehen, nur einmal herausgerissen bei Gelegenheit des Aufstandes der Toweleute im März dieses Jahres, den er energisch niederschlagen half und aus dem er den schönsten Theil seiner ethnographischen Sammlung mit heimbrachte. Imponirt solche Thätigkeit auf engem Raume der großen Menge auch weniger, als das Durcheilen gewaltiger Länderstrecken, so ist es dennoch für die Wissenschaft oftmals ersprießlicher und nutzbringender als jenes, und so wird auch die wissenschaftliche Welt die Verdienste Ernst Baumanns getrost neben diejenigen mancher Großen stellen, die Länder und Continente durchquert haben. In dem jugendlichen Alter von 24 Jahren, am Beginn einer gewiß glänzenden Laufbahn dahingerafft, ist Ernst Baumann eine Erscheinung, von der schwer zu sagen ist, ob ihr Verlust größer ist für die aufstrebende Colonialmacht Deutschlands oder für die Wissenschaft. („Voss. Ztg.")

* **Bonn.** Der Consistorialrath Siegfried **Göbel** in Münster ist als ordentlicher Professor für neutestamentliche Exegese in die evangelisch-theologische Facultät der Universität Bonn berufen worden. Göbel hat durch zwei Werke die Aufmerksamkeit seiner Fachgenossen auf sich gezogen; zunächst durch seine drei Abhandlungen: „Die Parabeln Jesu methodisch ausgelegt", die 1879 und 1880 erschienen, sodann durch seine Ausgaben „Neutestamentlicher Schriften griechisch mit kurzer Erklärung". Göbel hat seine Ausgabe so eingerichtet, daß er die Auslegung in der Form von Anmerkungen unter dem fortlaufenden Texte vermerkt. Er vermeidet jede Polemik. Seine Grundauffassung ist die traditionelle. Bearbeitet hat er von diesen Gesichtspunkten aus 1889 die Briefe an die Thessalonicher, den Brief an die Galater, den 1. und 2. Korintherbrief, den Brief an die Römer und 1893 die Briefe des Petrus und des Johannes. Göbel, ein Sohn des in Posen verstorbenen Oberconsistorialraths Dr. phil. Göbel, war in Posen früher Diaconus an der Petri-Kirche, dann Hofprediger an der reformirten Kirche in Halberstadt. Zum Dr. theol. ist er honoris causa zum Weihnachtsfest 1894 von der Universität Greifswald ernannt worden. Im vorigen Jahre war Göbel in Amerika, um dort auf Einladung einer reformirten Synode einen Vortrag zu halten.

* **Kiel.** Prof. **Friedrich Kauffmann**, der, wie kurz mitgetheilt wurde, als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur nach Kiel berufen worden ist, steht seit 1887 im akademischen Lehrberufe. Er habilitirte sich damals, erst 24 Jahre alt, als Privatdocent in Marburg. 1892 wurde er zum außerordentlichen Professor in Halle ernannt. Im Jahre darauf erhielt er eine ordentliche Professur in Jena. Kauffmann ist in verschiedenen Gebieten der Germanistik thätig. Trotz seiner jungen Jahre hat er schon ein beträchtliches literarisches Schaffen hinter sich. Am ausgiebigsten beschäftigt er sich mit der Dialektforschung. Die beiden größeren selbständigen Schriften Kauffmanns, „Der Vocalismus des Schwäbischen" (1887) und „Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit" (1890) haben die Dialektkunde zum Gegenstande. Kauffmann studirte zuerst eingehend die Mundart eines engeren Bezirks. Sodann ging er zu allgemeiner gehaltenen Studien über. Diese sind zugleich der allgemeinen Sprachwissenschaft zu gute gekommen. Die Bedeutung der deutschen Dialektforschung im allgemeinen stellte Kauffmann 1889 in Kirchhoffs „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung" dar. Ausführlicher schildert er die Eigenheiten der deutschen Dialektkunde noch zum Theil in Pauls „Grundriß". Angereiht seien hier Kauffmanns Studien „Zur Geschichte des germanischen Consonantismus" (1887), „Ueber Behaghels Argument über eine mittelhochdeutsche Schriftsprache" (1888). Mannichfach hat Kauffmann auch die Kenntniß des Niederdeutschen gefördert, insbesondere durch Studien über den Heliand. Ein anderes besonderes Arbeitsfeld Kauffmanns ist die deutsche Mythologie. Seine sich allzu sehr auf das Eddische beschränkende „Deutsche Mythologie" ist vielfach angefochten worden. Beifall hingegen fanden seine sich jetzt schon über eine Reihe von Jahren erstreckenden Forschungen über „Mythologische Zeugnisse aus römischen Inschriften". Volkskundlicher Art ist seine Studie über den Matronencultus in Germanien.

* **London,** 9. Sept. In Italien ist der amerikanische Journalist und frühere Zeitungsbesitzer **William Henry Hurlbert**, 68 Jahre alt, gestorben. Hurlbert hat ein abenteuerliches Leben geführt. Nachdem er seine Studien auf der Universität Harvard vollendet hatte, trat er in die Redaction der „Times" ein, für welche er 1861 Kriegscorrespondent wurde. Auf dieser Fahrt wurde er von den Conföderirten in Atalanta gefangen genommen. Es glückte ihm jedoch die Flucht. 1862 trat er zur „New York World" über und 1864 kaufte er den „Commercial Advertiser" an, gab das Blatt jedoch bald wieder auf. Das Jahr 1866 sah ihn wieder auf Reisen für die „New-York World" in Mexico. Diese Zeitung vertrat Hurlbert auch auf der Pariser Weltausstellung 1867. Von 1876—1883 war er Chefredacteur der „World". Dann siedelte er nach Europa über. Sein Buch über die irische Verwaltung Arthur Balfours zeugte von feiner Beobachtung und unabhängigem Urtheil. Hurlbert hätte sein Leben wahrscheinlich in England beschlossen, wenn er nicht in einem Processe wegen Eheversprechung einen Meineid begangen hätte. Um deßwegen nicht belangt zu werden, flüchtete er nach Italien.

* Aus **Turin** wird der „Voss. Ztg." geschrieben: Der Mineningenieur Georges **Rolland** hat im Anschluß an seine „Geologie der Saharischen Zone vom Atlantischen Ocean bis zum Rothen Meer" eine „**Hydrologie der algerischen Sahara**" erscheinen lassen; ein zu beiden Werken gehöriger Atlas ist schon mit dem ersten Bande erschienen. An der Hand fünfzehnjähriger Erfahrung bespricht er die über- und unterirdischen Flußläufe, die verschiedenen Typen saharischer Oasen und ihre Bewässerung, am ausführlichsten das artesische Becken der tiefen Sahara, südlich der Provinzen Constantine und Tunis, eines der wichtigsten auf der ganzen Erde mit seinen Hunderten von Quellen und artesischen Brunnen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 12. September folgende Schriften eingegangen:

Konrad Telmann. Dunkle Tiefen. Geschichten. München, Carl Rupprechts Verlag 1895. — Heinrich Mann. In einer Familie. Roman. II. Auflage (ebenda). — Joseph Ruederer. Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Acten (ebenda). — Ernst Ziel. Das Princip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung (ebenda). — Karl Spitteler. Balladen. Zürich, Alb. Müller 1896. — Olga Wohlbrück. Vater Chaïm und Pater Benedictus. Das Recht auf Glück. Wiesbaden, M. Richters Verlag 1895. — Ludwig v. Zitkovszky. Die Kaiserin. Drama. Wien, Konegen 1895. — Robert Seidel. Aus Kampfgewühl und Einsamkeit. Gedichte. Stuttgart, J. H. W. Dietz 1895. — Fritz Haßelmann. Neuburg a. D. und seine Umgebung mit seinen Mineralien ꝛc. VI. Aufl. Neuburg a. D. 1895. — Reiseeindrücke aus dem Elsaß von einem Mitgliede des englischen Unterhauses. Straßburg, Vomhoff 1895. — Lutschs Führer für die österreichischen Südbahn-Routen. Mit Illustr. und 1 Karte. — Dr. med. Herm. Reimer. Klimatische Wintercurorte. 4. Aufl. Berlin, Reimer 1895. — Programm der großherzoglich hessischen Technischen Hochschule zu Darmstadt für das Studienjahr 1895—1896. — Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Leipzig, O. Spamer. (1. Heft.) — Ludwig Keller. Comenius und die Akademie der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Berlin, Verlag der Comenius-Gesellschaft 1895. — Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Jahresausgabe 1895. München, J. B. Obernetter. — Dr. M. Bierweg. Die Arbeitseinstellungen in Großbritannien 1890—1894. Jena, G. Fischer 1895. — Die Münchener Bauordnung vom 29. Juli 1895. Herausg. von Dr. F. Englert. München, J. Lindauer. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Herausg. vom Vereinsausschuß. 26. Band. 3. Heft. Hermannstadt 1895. — Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Vereinsjahr 1894/95. Hermannstadt, W. Kraft.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Luis Coloma,

Jesuitenpater und Romanschriftsteller.

Von Dr. S. Gräfenberg (Frankfurt a. M.).

Als vor etwa vier Jahren der Pater Luis Coloma seinen Roman „Pequeñeces ..." veröffentlichte, konnte ein spanischer Kritiker noch mit Recht behaupten, das lesende Publicum, selbst diejenigen nicht ausgeschlossen, welche die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur mit Aufmerksamkeit zu verfolgen pflegten, hätten bislang so gut wie nichts von dem Verfasser dieses Romans gehört. Den meisten waren seine früheren Arbeiten, größere und kleinere Novellen, unbekannt geblieben, viele kannten ihn nicht einmal dem Namen nach. Das Erscheinen von „Pequeñeces" änderte die Sachlage mit einem Male und verhalf dem Verfasser in kürzester Zeit zur Berühmtheit.

In Jerez de la Frontera, der durch ihren Wein und ihre historische Vergangenheit gleich berühmten Stadt Andalusiens, wurde Luis Coloma am 9. Januar 1851 geboren. Der Vater, einer der hervorragendsten Aerzte von Jerez, ließ seinem Sohne eine sorgfältige Erziehung zutheil werden. Mit zwölf Jahren schickte er ihn nach San Fernando, wo sich damals eine Marineschule befand. Da sich Luis aber nicht für den Beruf eines Seemanns geschaffen fühlte, verließ er San Fernando und ging nach Sevilla, um Jurisprudenz zu studiren. Der Aufenthalt in dieser Stadt war von großer Bedeutung für den jungen Mann, der schon damals eine besondere Vorliebe für die Literatur an den Tag legte. Hier hatte er, als Sohn eines bekannten Arztes, Zutritt zu den besten Häusern, und überall wurde er wegen seines bei aller Offenheit zurückhaltenden Wesens gern gesehen. Besonders häufig verkehrte er im Hause der auch in Deutschland bekannten Schriftstellerin Cecilia Böhl de Faber (Fernán Caballero). Die schon Siebzigjährige schloß den Jüngling in ihr Herz, ersetzte ihm in der Fremde die Heimath und übte auf die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, insbesondere seiner schriftstellerischen Thätigkeit, einen unverkennbaren Einfluß aus. Auch im Hause der cubanischen Dichterin Gertrudis Gómez Avellaneda fand Coloma freundliche Aufnahme und mannichfache Anregung. Zwei Damen sind es also, welche die ersten Schritte des jungen Schriftstellers begleitet haben. In Folge dessen zeigen seine ersten Arbeiten ein gewisses weibliches Gepräge, so daß Fernán Caballero, die doch als echt weibliche Schriftstellerin genugsam bekannt ist, sagen konnte: „Dieser Junge gleicht, wenn er schreibt, dem Weibe, und ich dem Manne."

Nach Beendigung seiner Studien begab sich Coloma nach Madrid. Er ließ sich hier zwar für ein Jahr als Rechtsanwalt einschreiben, kam aber fast gar nicht dazu, seine juristischen Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Zweierlei hinderte ihn daran: die Literatur und die Politik. Sein Aufenthalt in Madrid fiel in eine sehr bewegte Zeit, in jene Periode politischer Stürme, welche das Land durchpeitschten und in einen Zustand versetzten, aus dem es sich bis heute noch nicht wieder hat erheben können. Isabella II. hatte Spanien verlassen; ein General löste den andern in der Regentschaft ab; Amadeo von Aosta kam und ging, und der Regierungswechsel begann von neuem. Fügt man dazu die Kämpfe mit den Carlisten in Nordspanien, so ist das Bild von der Zerfahrenheit der spanischen Verhältnisse vollständig. Endlich kam die Restauration. Alfons XII. saß auf dem Throne, von dem man seine Mutter verjagt hatte, und die Spanier hatten wieder einen König, wenn auch damit die Ruhe im Lande noch lange nicht wiederhergestellt war. Wie Alarcón, mit dem man mit Recht Coloma in mancher Beziehung verglichen hat, so hatte auch der Verfasser von „Pequeñeces" der Restaurationspolitik eifrig das Wort geredet. Als Mitarbeiter der beiden Zeitschriften „El Tiempo" (Madrid) und „El Porvenir" (Jerez) trat er mit so großem Eifer für die alfonsinische Sache ein, daß er den Behörden verdächtig erschien und daher eine Haussuchung bei ihm vorgenommen wurde. Coloma hatte indessen Sorge getragen, daß nichts von Belang bei ihm vorgefunden werden konnte.

Da gab eine Revolverkugel, die ihm in die Brust fuhr, seinem Leben eine andere Wendung. Wie Coloma zu dieser Verwundung gekommen ist, weiß wohl nur er allein. Die Einen behaupten, die Kugel sei beim Reinigen des Revolvers herausgefahren, Andere meinten, dieser Unglücksfall sei nicht ganz ohne sein Zuthun eingetreten. Wie dem auch sei, die Verwundung war so gefährlich, daß die Aerzte ihn aufgaben. Da, in unmittelbarer Nähe des Todes, rechnete er mit sich ab, und als er, wie durch ein Wunder gerettet, wieder aufstand, entschloß er sich — ein zweiter Loyola — der Welt Lebewohl zu sagen, und trat, 23 Jahre alt, in die Gesellschaft Jesu ein.

Schon vor seinem Eintritt in den Jesuitenorden hatte Coloma einige kleine Novellen veröffentlicht, die meisten aber erst nachher. Sie erschienen fast alle in der Zeitschrift „El Mensajero del Corazón de Jesús" (Bote des Herzens Jesu) und hatten in Folge dessen einen ziemlich beschränkten Kreis von Lesern. Erst 1887 hat Coloma seine bis dahin erschienenen Novellen in einem besonderen Bande[1]) veröffentlicht und dadurch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. In allen diesen Erzählungen tritt des Verfassers Absicht, „die Menschen zu bessern und zu bekehren", ganz deutlich zu Tage. Wie er von der Kanzel herab Gottes Gebote denen verkündet, die in die Kirche gehen, so spricht er in seinen Erzählungen (Relaciones) auch zu denjenigen, die seine Stimme nicht erreichen kann. „Gerade für diese lauen, frivolen oder vom rechten Wege gerathenen Seelen," so heißt es in der Vorrede, „sind die vorliegenden Erzählungen geschrieben. Damit sie ohne Widerwillen, ohne Furcht, ohne Voreingenommenheit, fast ohne daß sie es merken, die heiligen Lehren des göttlichen Herzens genießen,

[1]) Colección de lecturas recreativas por el P. *Luis Coloma.* Bilbao 1887.

habe ich gesunde sittliche und religiöse Grundsätze in diese Geschichten verflochten, wie gewisse Blumenmacher in eine aus armseligen Lappen verfertigte Rose den herrlichen Brillanten setzen, der einen Thautropfen darstellen soll."

Coloma hat, wie er behauptet, seine Novellen nach wirklichen Begebenheiten erzählt, nur die erste der Sammlung, „Der erste Ball", ist ganz und gar ein Product seiner Phantasie. Nach unserm Geschmack sind seine Erzählungen nicht immer, denn wir sind in Anschauungen groß geworden, die von den seinigen in wesentlichen Punkten abweichen. So hat die Idee, welche „Der erste Ball" enthält, entschieden ihre Bedenken. Eine Marquise, eine ganz weltlich gesinnte Dame, hat ihre Tochter in einem Kloster erziehen lassen, allem Anschein nach, um während ihrer Abwesenheit selbst noch ihre Jugend genießen zu können. Noch ganz unter dem Einfluß ihrer geistlichen Berather stehend, weigert sich das junge Mädchen, mit der Mutter auf den Gesandtschaftsball zu gehen; doch schließlich gibt sie nach, weil sie ja ihrer Mutter Gehorsam schuldig ist. Auf dem Heimwege klagt sie über Kopf- und Seitenschmerzen; das sind die Vorboten einer Lungenentzündung, die das junge Mädchen ans Krankenlager fesselt und aus der blühenden Jungfrau in drei Tagen eine Leiche macht. Die ohnehin recht klare Tendenz dieser Novelle beleuchtet Coloma noch ausdrücklich in einer Vorrede, wo er auf das Gefährliche und Sündhafte vieler Bälle hinweist. Zur Unterstützung seiner Behauptungen beruft er sich auf die Worte, „die Goethe, der unmoralische Dichter, der Sänger selbstmörderischer Helden und unreiner Liebe, seinen Werther, nachdem er mit Charlotte getanzt hat, an Wilhelm schreiben läßt".

Rührend ist die Geschichte von „Nanoque", einem achtjährigen Knaben, der von seiner Rabenmutter und ihrem Bruder in der öden Sierra schändlich zurückgelassen wird. Doch das Glück ist ihm hold. Eine Wittwe, die in der Cholerazeit ihren Mann und zwei Söhne verloren hat, nimmt ihn auf und läßt ihn ein Handwerk lernen. Da hört er eines Tages, daß seine Mutter am folgenden Tage als Verbrecherin hingerichtet werden soll. Nach einer entsetzlichen Nacht, in der die Kindespflicht, die Achtung vor dem vierten Gebot mit der Achtung in den Augen der Menschen einen harten Kampf zu bestehen hat, entschließt sich Nanoque, seine Mutter nicht zu verleugnen. Er begleitet sie auf dem Wege zum Schaffot und sorgt dafür, daß die Sünderin reuig diese Welt verläßt.

In „Staub und Schmutz" (Polvos y Lodos) lesen wir die Geschichte eines jungen Lebemannes, der in Folge seines Leichtsinns allmählich sein ganzes Vermögen verliert und an den Schmucksachen einer mit ihm verwandten edlen Dame zum Dieb wird. Da er die rettende Hand, welche ihm gereicht wird, nicht festzuhalten vermag, sinkt er tiefer und tiefer, wird Falschspieler und Falschmünzer und stirbt unbekannt und unbeweint in einer elenden Dachstube zu Monaco. — Diese Erzählung fesselt durch Form und Inhalt das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende. Recht gelungen ist der am Eingange gegebene Bericht eines Stierkämpfers über seine Erlebnisse am Hofe Napoleons III.

„Cairo" führt uns ein ergreifendes Familiendrama vor, dessen Milieu schon der Titel kennzeichnet. „Verleumdung" (Maledicencia) geißelt den Klatsch, der trotz aller Bemühungen rechtlich denkender Menschen sein Opfer nicht loslassen will. In einigen seiner Erzählungen zeigt uns Coloma Gestalten aus der spanischen Geschichte, die durch Gottesfurcht und Opfermuth zu großen Thaten geleitet werden, in anderen preist er die Mildthätigkeit, so in „Charfreitag" (Viernes de dolores), das ein Erlebniß Fernán Caballero's erzählt. „Ostersonntag und Fastenzeit" (La Pascua Florida y el Cuarto Ayunar) ist eine Episode aus dem Revolutionsjahr 1868, das seine Schatten bis in die Schule wirft. Der Lehrer und seine Frau, die wegen ihrer Körpergestalt mit den im Titel enthaltenen Feiertagen verglichen werden, sind köstliche Figuren; die Schüler, die nach dem Beispiele der Alten für die Freiheit schwärmen, sind treu nach dem Leben gezeichnet. Recht charakteristisch für die Anschauungen des Verfassers ist eine der größeren Novellen der Sammlung, „Pilatillo". Diesen Beinamen hat Gabriel, ein hübscher, etwas zur Eitelkeit neigender junger Bursche, von einem seiner Erzieher, dem Pater Velasco, erhalten, weil dieser die Ueberzeugung gewonnen hat, daß Gabriel, wie Pontius Pilatus, einst Christus verrathen wird. Der Jesuit hat allerdings schließlich Recht, aber wir müssen doch zugeben, daß Gabriel seinen Fehltritt ohne rechte Ueberlegung gethan hat. Er verlebt in lustiger Gesellschaft zwei vergnügte Tage und folgt seinen Gefährten überallhin, wenn auch mit sichtbarem Widerwillen. Aber gerade darin besteht seine Schuld, daß er lieber gegen die Gebote der Religion und gegen seine bessere Ueberzeugung handelt, als daß er vor seinen zum Theil recht fragwürdigen Gefährten lächerlich erscheinen will.

In der letzten und größten Erzählung der Sammlung, „Die Spätzin" (La Gorriona), greift Coloma wieder auf das Thema zurück, das er schon in „Der erste Ball" behandelt hat. Die Gräfin von Santa Maria, die ihren Gemahl und ihr einziges Kind früh verloren hat, dafür aber eine stattliche Reihe von erwachsenen Neffen und Nichten besitzt, macht ihren Verwandten zuliebe ein Haus und veranstaltet von Zeit zu Zeit einen Ball. So geschieht es auch am Fastnachtsdienstag. Am folgenden Tage, als gerade drei ihrer Nichten bei ihr sind, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erscheint der Pater Rufino und versucht der Gräfin klar zu machen, daß der Ball ein Vergnügen sei, bei dem der Teufel die Hauptrolle spiele. Er habe zwar selbst nie einen Ball mitgemacht, aber im Beichtstuhl Dinge gehört, die eine solche Warnung berechtigt erscheinen ließen. Die Gräfin ist außer sich darüber, daß ihr im eigenen Hause derartige Predigten gehalten werden, und willigt nun um so leichter in den Vorschlag ihrer Nichten ein, recht bald wieder einen Ball zu geben. Während dieses Balles macht sie nun der Zufall zum Ohrenzeugen eines Gespräches, das die Schwarzmalerei des Paters nur allzusehr rechtfertigt. Sie hört sogar, wie ihr im Nebenzimmer der Name Gorriona beigelegt wird. Die Bedeutung dieses Wortes ist ihr anfangs unklar; schließlich erfährt sie durch die Zeitung, daß ein zweideutiges Haus polizeilich geschlossen und die Herrin desselben, bekannt unter dem Namen Gorriona, verhaftet ist. Es haben sich nun allerdings einige von den jungen Leuten auf den Bällen ein Rendez-vous geben können; wenn aber die 35jährige, feurige Rita gegen Mitternacht mit ihrem etwa zehn Jahre jüngeren Liebhaber davongeht, so ist das ein Streich, den das schon nicht mehr junge Fräulein auch ohne den Ball zu Stande gebracht hätte. Und wenn die jungen Leute, um noch länger als bis zwölf Uhr fröhlich sein zu können, auf dem ersten der beiden Bälle die Uhren um zwei Stunden zurückgestellt haben (ohne daß die Gräfin es merkt!!) und den Onkel Recaredo, der das zweite Mal von diesem Manöver nichts wissen will, durch eine List entfernen, so ist das allerdings nicht schön gehandelt; aber man wird aus dieser Handlungsweise nicht so weitgehende Consequenzen ziehen dürfen wie Coloma, der die Bälle als eine Erfindung des Teufels hinstellt. — Wenn somit auch der Verfasser von „La Gorriona" in Bezug auf seine Anschauungen noch auf demselben Standpunkte steht, wie der Autor von „Der erste Ball", so hat doch der Novellist Coloma in den Jahren, welche zwischen den beiden Erzählungen liegen, bedeutende Fortschritte gemacht.

Ich übergehe eine Reihe von kleineren Erzählungen, die nicht in der genannten Sammlung enthalten sind, und wende mich zu dem Werke, zu welchem „La Gorriona“ den natürlichsten Uebergang bildet, zu des Verfassers Hauptwerk „Pequeñeces . . .“ („Kleinigkeiten“).[1] Eine Entlassungsfeier im Jesuitencollegium bei Madrid leitet wie ein sanftes Adagio den Roman ein. Die Zöglinge, welche sich während der Schulzeit durch Fleiß und gutes Betragen ausgezeichnet haben, werden mit Prämien bedacht und wechseln Blicke der Freude und des Glückes mit ihren Eltern, die es sich nicht haben nehmen lassen, ihre Kinder selbst abzuholen. Nur ein Knabe, dem ganz besondere Zeichen der Anerkennung zutheil geworden sind, wartet vergeblich. Seine Eltern haben keine Zeit für ihn übrig. Sein Vater, der Marquis v. Villamélon, ist ein Mann, der in der Befriedigung seines sehr regen Appetits die einzige Aufgabe seines Lebens sieht, die Mutter Currita Albornoz ist eine Dame von Geist und Anmuth, aber nicht ganz tadellosem Rufe. Sie hat einen großen Kreis von Gleichgesinnten um sich versammelt, und in diesem herrscht natürlich ein recht frivoler Ton. Nun hat der Marquis durch Vermittlung einflußreicher Freunde erreicht, daß Currita Hofdame J. M. der Königin Maria Victoria, Gemahlin Amadeo's wird, aber die Gräfin lehnt die Annahme dieser Würde ab, nachdem sie gesehen, welchen Eindruck das bloße Gerücht von ihrer Ernennung auf ihre Freunde macht, die, wie sie, Anhänger Alfonso's sind. Um sich nun recht interessant zu machen und ganz Madrid zu verkünden, welcher politischen Partei sie angehört, denuncirt die eitle Gräfin sich selbst in einem anonymen Briefe an den Gouverneur von Madrid, und in Folge dessen findet, wie sie vorausgesehen, am nächsten Tage eine Haussuchung bei ihr statt. Selbstverständlich hatte sie alles Compromittirende beseitigt, dabei aber zweierlei übersehen: den Zettel, auf dem sie die Schriftproben zu dem anonymen Briefe gemacht hatte, und ein mit blauen Bändchen umwickeltes Bündel Briefe, das sich in einem geheimen Schubfach ihres Schreibtisches befand. Beides wird dem Gouverneur überbracht. Der Zettel beweist ihm, daß Currita ihn zum besten gehabt hat, und aus den Briefen ersieht er, daß die Gräfin vor einigen Jahren ein Verhältniß mit einem Artillerie-Officier gehabt hat. Er läßt die Briefe dem Gatten einhändigen, der indessen die Angelegenheit auf sich beruhen läßt. Einige Tage später, nachdem die meisten Zeitungen auf das Unpassende einer Haussuchung hingewiesen hatten, deren Erfolglosigkeit von vornherein zweifellos gewesen sei, findet sich in einer officiösen Zeitung eine Anspielung auf die Briefe. Currita ist außer sich und ruht nicht eher, als bis ihr jetziger Verehrer, Juan Velarde, den Redacteur jener Zeitung auf Pistolen gefordert hat. Am Abend vor dem Duell, zu dem sich Velarde — schon der eigenartigen Veranlassung wegen — nur mit Widerwillen bereit erklärt, schreibt er einen rührenden Brief an seine alte Mutter, deren ganze Hoffnung er ist, und stellt ihr seinen baldigen Besuch in Aussicht. Am folgenden Morgen wird er erschossen. Currita ist nicht allzu unglücklich über diesen Vorfall; sie cassirt noch den Betrag von 15,000 Duros, der als Gewinn auf ein in Velarde's Besitz gefundenes Loos gefallen ist, ein und deponirt das Geld für seine Mutter, der gegenüber sie mit dreister Stirn die Wohlthäterin herauskehrt. Die unglückliche Mutter ahnt natürlich nicht, daß ihr das Geld von Rechtswegen gehört, und weist die Gabe der Mörderin ihres Sohnes entrüstet zurück. Noch an demselben Abend läßt sich Currita von einer Freundin überreden, mit in die Oper zu gehen, zieht aber in der Eile einen weißen und einen schwarzen Handschuh an. In den nächsten Tagen hat die Madrider Damenwelt dies Versehen als Mode adoptirt. So hat, wie es am Schlusse des ersten Buches heißt, die Ernennung Currita's zur Hofdame drei Kleinigkeiten im Gefolge: Eine untröstliche Mutter, eine Seele in der Hölle und die Mode verschiedenfarbiger Handschuhe.

In Paris treffen wir bald darauf Currita und ihre Anhänger wieder. Zu ihnen gesellt sich Jacobo de Tellez Ponce, der von seiner tugendhaften Gattin schon zehn Jahre getrennt lebt, eben seinen Gesandtenposten in Konstantinopel aufgegeben hat und sich mit Briefen an König Amadeo auf dem Wege nach Madrid befindet. Nun hat aber Amadeo inzwischen Spanien den Rücken gekehrt, und Jacobo veranlaßt jetzt die Neugierde, von den ihm anvertrauten Briefen die Siegel abzulösen und sich mit dem Inhalte der Schriftstücke bekannt zu machen. Unter diesen Siegeln befinden sich auch drei mit den Abzeichen der Freimaurer, und gerade diese schenkt er unvorsichtigerweise einem alten Bekannten, der nach der Art gewissenhafter Sammler auf der Rückseite den Namen des Spenders verzeichnet. Als nach der Proclamation Alfonso's XII. die Flüchtlinge wieder nach Madrid zurückgekehrt waren, ist Jacobo als Nachfolger Velarde's täglich im Hause des Marquis von Villamelon. Er beherrscht Currita und damit das ganze Haus. Nur die Kinder wollen ihn nicht anerkennen, dafür werden sie einfach in Pensionen geschickt. Die stolze Currita muß bald Jacobo, dessen Schulden sie bezahlt, Rechenschaft über ihre eigenen Ausgaben ablegen. Ein willenloses Geschöpf in der Hand dieses Mannes steht sie vor der Welt noch groß da wie zuvor. Da wird von einer Vereinigung, die den im Bruderkampfe streitenden Söhnen des Vaterlandes Hülfe und Linderung verschaffen will, die alte Marquise von Villasis, in jeder Beziehung das Gegentheil von Currita, zur Präsidentin gewählt, und die stolze Currita muß sich mit dem Amte der Vicepräsidentin begnügen. Nun folgt Schlag auf Schlag. Die alte Marquise richtet einen Empfangsabend für ehrbare Leute ein und legt ihn auf denselben Tag wie Currita, deren Säle von nun an eine bedenkliche Leere zeigen.

Der Leichtsinn, mit welchem Jacobo die drei Siegel verschenkt hat, soll ihm zum Verderben gereichen. Eines Tages wird ihm eins der Siegel anonym zugesandt, und bald darauf wieder eins. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß sie seinem Bekannten entwendet sind, bittet er den Herrn, in dessen Besitz sie sein müssen, um ein Stelldichein. Der Brief, welcher ihm die Zusage bringt, wird, da Jacobo gerade nicht zu Hause ist, seinen Anordnungen gemäß, in Currita's Palast getragen. Da die Frauenhandschrift auf dem Couvert die Eifersucht der Gräfin erregt, öffnet sie den Brief vorsichtig, liest ihn und geht Nachts an den vereinbarten Ort. Dort findet sie aber Niemanden als Jacobo, der vergeblich gewartet hat. Auf dem Heimwege, den die beiden gemeinschaftlich antreten, werden sie von zwei Subjecten (Freimaurern!) überfallen. Jacobo wird erstochen, und Currita flieht eiligst nach Hause, verliert aber am Thatorte ein Stück Pelzbesatz, das an ihr zum Verräther wird. Obgleich sie an dem Morde unschuldig ist, weist ganz Madrid mit Fingern auf sie, und so soll sie jetzt den Lohn empfangen, den sie schon lange verdient hat. Aber noch gibt sie ihre Sache nicht verloren; wird sie doch, wenn sie als Hofdame mit der jungen Königin Mercedes durch die Straßen fährt, der Menge zeigen können, daß sie immer noch die Achtung der Großen genießt. Jedoch auch diese Hoffnung wird zu Schanden: die Königin verzichtet auf ihre Begleitung. Was das schon lange schlummernde Gewissen nicht vermocht hat, das bringt jetzt die Verletzung ihrer Eitelkeit zu Stande. Currita fühlt plötzlich das Bedürfniß, ihre Tochter im Kloster zu besuchen, und beichtet

[1] Pequeñeces . . . por el P. *Luis Coloma*. Quinta edición. Bilbao 1892.

dort. Die Predigt eines Jesuiten bringt sie vollends zur Umkehr. In den kräftigen Worten des Paters hört sie eine laute Anschuldigung gegen ihre Person, unter deren Last sie gebrochen zusammensinkt. Der Zufall will es, daß Jacobo's Gattin, die letzte in der Kirche, schließlich die einzige Zeugin ihrer Zerknirschung ist. Beide erheben sich fast gleichzeitig und treffen am Ausgange bei dem Weihwasserbecken zusammen. Currita will ausweichen, aber ihre Rivalin „machte eine einzige Bewegung, eine bloße Kleinigkeit, eine von denen, welche die Menschen in Erstaunen setzen und die Engel erfreuen: Sie tauchte die Hand in das Weihwasser und bot es ihr mit den Fingerspitzen dar."

Dies ist im wesentlichen der Inhalt des Romans, dessen Bedeutung selbst durch diese ausführliche Wiedergabe nur angedeutet werden konnte. Denn nicht die Geschichte einer Frau wie Currita Albornoz zu schreiben, hatte sich Coloma vorgenommen. Nein, seine Absicht ging weiter. Er wollte die aristokratische Gesellschaft von Madrid schildern, wie sie sich in ihren Cercles gibt, und von der aristokratischen Gesellschaft wiederum hatte er besonders die alfonsistisch gesinnte im Auge. Auf sie fällt die Geißel seiner Satire unbarmherzig nieder. Böse Zustände herrschen in jenen Schichten der Gesellschaft, wo Eitelkeit und die Sucht zu glänzen neben dem Bestreben, sich das Leben angenehm zu verkürzen, jegliches idealere Streben in den Hintergrund gedrängt haben. Neben den Hauptpersonen des Stückes, welche etwa ein halbes Dutzend sein mögen, treten noch eine Menge Nebenfiguren auf, die fast alle sorgfältig charakterisirt und für die möglichst vielseitige Beleuchtung der Madrider Gesellschaft von Werth sind. Der Verfasser geht aber weiter, als er vielleicht selbst gewollt hat. Nicht „etwas ist faul im Staate Dänemark", wie das Motto des Romans sagt, sondern fast Alles, wenn man seinen Ausführungen Glauben schenken darf. Nur einige Jesuiten und mehrere Damen und Kinder, die unter dem Einflusse der Jesuiten stehen, bilden die Lichtpunkte in der Nacht allgemeiner Sittenverderbniß.

Obgleich sich Coloma energisch dagegen verwahrt hat, daß er bestimmte Personen habe zeichnen wollen, so wollte man doch bald diese, bald jene bekannte Persönlichkeit erkennen, und damit wuchs die Neugier des Publicums ungemein. Nachdem der Roman 1891 zuerst im „Mensajero" gedruckt war, erschien er noch in demselben Jahre in Buchform und wurde bis 1892 schon in fünfter Auflage gedruckt. Der Theilnahme des Publicums entsprechend beschäftigte sich die Kritik eingehender mit ihm als mit irgend einem anderen Romane der neueren Zeit. Die Einen, wie die Zeitung „El Siglo futuro", hoben den Verfasser in den Himmel und proclamirten ihn als König der spanischen Novelle. Die bedeutendsten spanischen Kritiker, wie Valart, Luis Alfonso und Castelar, widmeten dem Romane ausführliche Besprechungen, Andere, wie z. B. Juan Valera und Emilia Pardo Bazán, haben in besonderen Broschüren auf die Vorzüge und Mängel des Romans hingewiesen; kurz eine ganze Literatur für und wider „Pequeñeces" entstand im Nu.

Wie kann ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, so hat man dem Verfasser vorgeworfen, der alljährlich viele vornehme Madrider ihre Kinder zur Erziehung übergeben, ein solches Bild von der Madrider Aristokratie entwerfen? Verspottet er damit nicht die Saat, die er selbst ausstreuen geholfen hat? Nun, es sei zur Ehre der Madrider Gesellschaft gesagt, daß Coloma recht schwarz sieht. Oder sollte man es wirklich für möglich halten, daß Currita und ihre Begleiter einen Gefährten, der auf einer gemeinsamen Reise schwer krank wird, ohne jegliche Hülfe, ja ohne ein Wort des Mitleids, in einem Gasthause bei fremden Menschen zurücklassen? Schwerlich. Aber Coloma geißelt nicht allein die Gesellschaft, indem er ihre Fehler unbarmherzig aufdeckt, er hat auch ein Mittel ersonnen, diese Gesellschaft zu bessern. Dieses Mittel ist aber wiederum nicht ganz einwandsfrei. Die Marquise v. Villasis will ihre Salons nur ehrbaren Leuten öffnen. Wird nicht gern Jedermann auf dieses Prädicat Anspruch erheben, und wer soll dann entscheiden, wem es zukommt und wem nicht? Wer wird, so wendet Emilia Pardo Bazán ein, wenn der spanische Gesandte am Petersburger Hofe, später nach Madrid zurückkehrt und seine junge Frau, eine Russin, mitbringt und in die Salons einführen will, über die moralische Vergangenheit der jungen Dame die nöthige Auskunft geben können? Und wer nun gar über die Herren? Soll man diesen das vom Herkommen nun einmal anerkannte Vorrecht größerer Freiheit auch in diesem Fall zubilligen?

Ganz besonders läßt es sich Coloma angelegen sein, die Freimaurer, denen auch eine seiner kleinen Novellen (Chist!!) gewidmet ist, in ein schlechtes Licht zu stellen. Ihnen mißt er die Schuld an der Ermordung Prims bei, und auch den Tod Jacobo's schiebt er ihnen in die Schuhe. Man darf eben nicht vergessen, welches Gewand der Verfasser trägt. Er ist, wie er selbst sagt, Missionar, und so darf es uns nicht wundern, wenn der Missionar zuweilen über den Romanschriftsteller den Sieg davonträgt. Als Novellist hat Coloma aber auch noch aus einem anderen Grunde die Freimaurer in seinen Roman hineingezogen: er verleiht dadurch dem Ganzen einen Reiz, wie er stets dem Geheimnißvollen anhaftet. Um nicht auf Einzelheiten einzugehen, erinnere ich nur an das mysteriöse Einlaufen der Siegel und an den räthselhaften Brief, der Jacobo zum Stelldichein auffordert. Diese und ähnliche Züge, die den Stempel des Uebernatürlichen, Unerklärlichen tragen, sollen wiederum auf die unerforschlichen Wege der Vorsehung hinweisen. Auch der Tod Velarde's und Jacobo's ist von der Vorsehung dazu ausersehen, auf Currita zu wirken. Und diese Ereignisse haben, wenn auch nicht direct, die Umkehr der Gräfin zur Folge. So erweist sich schließlich die Religion doch als die letzte Zuflucht für den Menschen, der auf der Fahrt durchs Leben Schiffbruch gelitten hat. Diese Wandlung, die in Currita vorgeht, hat auf den ersten Blick etwas Unwahrscheinliches, weil der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt wie eine unüberwindliche Kluft aussieht; aber die Sünderin ist mürbe geworden, die schweren Schicksalsschläge, deren Zielscheibe sie gewesen, haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

Coloma ist Realist. Er geht den Fehlern seiner Zeit, namentlich der Gesellschaft, in der er früher verkehrt hat, auf den Grund und stellte sie unbarmherzig an den Pranger: aber nicht um zu unterhalten, sondern um ein abschreckendes Beispiel zu geben. Dabei ist er der Gefahr, in die breitgetretenen Spuren moderner französischer Schriftsteller zu treten, glücklich entgangen. Seine Schilderungen der vornehmen spanischen Gesellschaft sind, von manchen Uebertreibungen und von der bereits berührten Einseitigkeit des Standpunktes abgesehen, so naturgetreu, daß ihn die spanische Kritik mit den besten modernen Romanschriftstellern in eine Linie stellt. Daß er auch in die unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft einzudringen verstanden hat, das zeigen seine kleineren Novellen zur Genüge. Ueber die Tendenz der Schriften Coloma's mag man denken wie man will, immer wird man seine Erzählungskunst als hervorragend, die Schilderung der Charaktere, selbst der Caricaturen, als meisterhaft anerkennen müssen. Mit „Pequeñeces" steht Coloma am Beginn seiner Laufbahn als Romanschriftsteller. Hoffentlich entspricht der Verfasser in seinen weiteren Schöpfungen den Erwartungen, die wir nach diesem vielverheißenden Anfang zu hegen berechtigt sind.

Neue Pariser Schlüsselromane.

bm. Wer den französischen romans à clef gerecht werden wollte, müßte ein langes Buch, nicht einen kurzen Aufsatz schreiben; empfindsame und satirische Erzähler, Meister und Handwerker von Rabelais bis auf Diderot und Balzac, von Madame de Lafayette bis auf die Staël und die Sand haben fast jederzeit an lebendige Vorbilder gedacht. Und kein Geringerer als Schiller hat diesen Reiz selbst der mittelmäßigen Pariser Romanschreiber erkannt und in dem Briefwechsel mit Goethe, wie bei den Vorarbeiten zu seinem dramatischen Entwurf aus den Zeiten der französischen Revolution „Die Polizei" anerkannt. Mercier und Ratif de la Bretonne erregten den Antheil der bedeutendsten Deutschen unter ihren Zeitgenossen, ab und an vielleicht über ihr Verdienst. Die Enge der Zwergstaaterei im 18. Jahrhundert, der Mangel großstädtischen Lebens machte sich selbst bei den Großen von Weimar gelegentlich so empfindlich fühlbar, daß sie gern und rasch nach feinen und häßlichen Bildern langten, die ihnen weltstädtische Art und Unart vor Augen stellten. Wiederholt hat Goethe Rohmaterial derart in selbständige Kunstwerke umgewandelt; seine „Natürliche Tochter" ähnelt der zweifelhaften Heldin der Memoiren von Stephanie Louise Bourbon de Conti nicht viel mehr als sein Clavigo und Beaumarchais den abenteuerlichen geschichtlichen Charakteren dieses Namens gleichen. Die Jungdeutschen zogen die lebendige Anschauung französischer Zustände dem bequemeren Blättern in Pariser Bilderbogen vor: Heine und Börne, Gutzkow und Laube hielten zur Vollendung ihrer Persönlichkeit eine Wallfahrt in die Heimath Voltaire's, Lamenais' und Saint-Simons für so unerläßlich, wie ehedem junge, vornehme Amerikanerinnen die Weihe ihrer accomplishments in dem (selbstverständlich legendarischen) Lehnstuhl Shakespeare's in seinem Stratforder Wohnhaus zu holen pflegten. An dem guten Willen, es in der Schilderung modernen Weltlebens den meistgelesenen Franzosen ihrer Tage (Eugène Sue eingeschlossen) gleichzuthun, hat es dem Schöpfer des Romans des Nebeneinander und seinen Leuten nicht gefehlt: das Herz der Nation ist aber nicht ihnen, sondern den eigenständigen Darstellern provincialen deutschen Lebens, dem Mecklenburger Reuter, dem Schwaben Auerbach, dem Schlesier Freytag, dem Schweizer Keller und dem Badenser Scheffel zugefallen. Scott und Dickens erscheinen diesen deutschen Erzählern der letzten Generation wahlverwandter als Flaubert und Turgenjew. Und die Lebendigen unter den Jüngeren wurzeln mit ihren besten Schöpfungen wiederum im engeren Heimathsgau: Anzengruber und Rosegger, Saar und die Ebner in Deutsch-Oesterreich, wie Fontane in der Mark; Sudermann gefällt uns am besten in Ostpreußen, Hauptmann in Schlesien. Für die deutsche Erzählungskunst gibt es bis zur Stunde keinen Alles überherrschenden Vorort — unsres Erachtens nicht zum Schaden unsrer Literatur.

Unsre französischen Nachbarn pflegen indessen mit alter Vorliebe die Schilderung ihrer großstädtischen Zustände. Zeiten und Menschen des Bürgerkönigthums und des zweiten Kaiserreichs folgen die Tage und Leute der dritten Republik; neue Typen, neue Schichten, neue Kämpfe, neue Caricaturen drängen einander; der parlamentarische und journalistische Bravo, verewigt in Maupassants denkwürdigem Bel-Ami; die hysterischen Messalinen Bourgets; die Proletarier Zola's; die Südländer Daudets; die amerikanischen und jüdischen Einwanderer; die politisch und praktisch ausgeschalteten und mehr mit Geldheirathen und Athletensport beschäftigten Adeligen von France, Hervieu und Anderen: sie Alle zeugen für den Eifer, mit dem Künstler und Schnellphotographen dem Zeitbedürfniß der Lesewelt entgegen- und zuvorkommen. Neben diesem echten Zeitroman gedeiht leider auch der falsche, exotische. Begabte und unbegabte Literaten, Künstler, die nach dem höchsten Kranz streben, und Speculanten, die mit den niedrigsten Instincten der Neugier, des Klatsches, der Verleumdung rechnen, wetteifern, geschichtliche Katastrophen, dunkle oder scandalöse Vorgänge an Fürstenhöfen in den Mittelpunkt ihrer Bücher zu rücken. Weil es Daudet und Zola nicht verwehrt war, Morny und Rouher fast mit vollen Namen in ihre Romane einzuführen, hielt es Jules Lemaître nicht für unrecht, in „Les rois" mit dem (ganz willkürlich und phantastisch umgestalteten) Schicksal und Ende von Kronprinz Rudolf und Erzherzog Johann überlegen zu spielen. Sein bedenkliches Beispiel erweckte bedenklichere Nachfolge. Der „König von Slavonien", der gegen einen Cheque von 50,000 Francs in jedem Jobbersalon als Ehrengast erscheint, sein Ehezwist ꝛc. gefällt uns in Sensationsbüchern nicht besser, als in der Wirklichkeit. Und der Roman der „bessarabischen" Hofdame, die mit Zustimmung der Königin auf ein Haar den Thronfolger von „Bessarabien" geheirathet hätte, liegt in einem, übrigens mit unleugbarem Talent geschriebenen Bande von Abul Hermant: Le frisson de Paris (Ollendorff 1895) vor. Selten, wenn überhaupt je zuvor, ist der Kreis von Pariser Hochstaplern beiderlei Geschlechts aus den Balkanländern mit solcher Härte und — Glaubwürdigkeit vergegenwärtigt worden, als in Hermants lesenswerthen Blättern; ein bischen mehr Humor hätte diesen Männlein, die nach dem Ausspruch unsres Gewährsmannes die Frauenwelt nur wie einen Harem ansehen, so wenig geschadet, wie diesen Weiblein, die wiederum nach Hermants Wort die Männerwelt nur als ein Gestüt betrachten; trotz all dem Zuviel und Zuwenig hätte seine so scharfsichtige und ergiebige Sittenschilderung des faulen Zaubers pamphletistischer Schlüsselromane nicht bedurft. Die zweifelhaften Liebschaften des gealterten „Duc de Nevers"; allerhand harmlose, galante Anekdötchen und widerwärtige Ehescheidungsgeschichten aus den Kreisen der Orleanisten; die Figuren eines Erzmillionärs, der als Sportsman der Held aller Volksspiele wird, die scheußlichen Fratzen der fünfzigjährigen Maitresse des Herzogs, des legitimistischen gleißnerischen Chefredacteurs, der gräuliche greise (als divin marquis de Sade's Lastern nacheifernde) Muster-Weltmann: all das und mehr gibt sich nicht als satirische Charakteristik, sondern als unverkennbarer Steckbrief. Hier vermag auch der Fernstehende den einen und den andern echten Namen unter die Leih- und Ekelnamen des Buches zu setzen. Dasselbe Verfahren hat Daudets Sohn Léon in seinen zwei letzten Bänden beliebt: in der blutigen Satire auf die Pariser Aerzte (Les morticoles) und in der Verhöhnung der Pariser „Kaffern" — mit diesem Studentenausdruck läßt sich vielleicht am ehesten der Spitzname Les Kamtschadales übersetzen, der Generalnenner für eine Gruppe närrischer, vom Ibsen-Taumel und Tolstoi-Fieber erfaßter, Richard Wagner-toller, im Grunde aber von allen Musen verlassener Kunstschwindler und Lärmmacher, in deren Mitte als Tischgast ein Deutsch-Ungar, „Hillebrand", als Kritiker der modernen Entartung so sinnfällig aufmarschirt, daß Einem die Augen beißen. Reines Wohlgefallen, ja selbst nur zustimmende, ehrliche sittliche Entrüstung erregt solche Art der Censur sicherlich nicht. Ein Moralist, der den Muth hat, die Verderbniß der Zeit aufzudecken, soll entweder alle seine Gegner Mann für Mann vornehmen, oder nur die Mißstände selbst anfechten; wer aber ganze Bände hindurch, Blatt für Blatt Persönlichkeiten mit der Deutlichkeit eines Polizeiberichtes angibt, der Oeffentlichkeit gegenüber aber durch Verschweigen der eigentlichen Namen und theilweise Verschleierung der wirklichen Vorgänge nicht die volle Verantwortung für seine Anklage tragen will, hält Bosheit, nicht Seelenadel für die wesentliche Eigenschaft des Sittenrichters.

Mittheilungen und Nachrichten.

Z. Selam, Skizzen und Novellen aus dem bosnischen Volksleben von Milena Mrazović. Verlag der d. Schriftsteller-Genossenschaft, Berlin. 1894. — Der glänzend verlaufene Anthropologencongreß des vorigen Sommers in Serajevo, auf dessen uneingeschränktes Lob österreichischer Verwaltung Finanzminister Kallay sogar in den Delegationen zu Budapest jüngst Bezug genommen hat, mußte die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt von neuem auf den politischen Wetterwinkel am Balkan und die ethnographisch hochanziehende Völkermosaik an der Bosna und Narenta lenken. Dieser gesteigerten Theilnahme des für den Orient eingenommenen Leserpublicums kommt die sprachgewandte und psychologisch treffsichere Redacteurin der „Bosnischen Post" mit ihrer in deutscher und englischer Sprache geschriebenen Schilderung mohammedanischen Lebens des serbocroatischen Volksstammes auf halbem Wege entgegen. Was die geistreiche Verfasserin in dramatisch bewegten Scenen und temperamentsvollen, oft leidenschaftlichen Zügen uns von einem Theile ihres Volkes erzählt, das jetzt seit der Occupation 1878 friedlichen Geschäften obliegt, trägt den Stempel der Wahrheit, des Selbsterlebten und Geschauten; wo keines Mannes Schritt hintreten durfte, standen der Frau Thüre und Thore offen, und so konnte sie uns ein höchst intimes, farbiges Spiegelbild orientalischen Frauenlebens, freilich theilweise auch Frauenelends, offenbaren. Wenn aber die warmherzige Patriotin meint, daß durch ihre völkerpsychologisch so belehrenden, bald stofflich spannenden und fesselnden, bald wieder philosophisch durchdachten, bald humoristisch reizvollen Erzählungen unsre „Sympathien für ein vielverkanntes Volk" erweckt oder vermehrt werden würden, scheint sie doch den für europäische „Cultur" oft abstoßenden Zug orientalischer Härte, ja Grausamkeit, Weibertücke und Weibesknechtung, der uns aus manchem Blatt entgegenweht, zu unterschätzen.

μ Eduard Grisebachs Ausgabe von Schopenhauers sämmtlichen Werken (Leipzig, Ph. Reclam jun.) liegt nunmehr in zweiter, mehrfach berichtigter Auflage vor. Kuno Fischer hat im achten Bande seiner „Geschichte der neueren Philosophie", der Arthur Schopenhauer gewidmet ist, die Grisebach'sche Ausgabe, deren Erscheinen wir an dieser Stelle mit Befriedigung verfolgt haben, wiederholt mit Recht die beste genannt und sein Urtheil auch begründet. Gleichwohl enthielt diese erste Ausgabe so viele und zum Theil schlimme Druckversehen, daß die Verehrer des Frankfurter Philosophen mit Genugthuung vernehmen werden, daß schon jetzt eine zweite Auflage nothwendig geworden, in welcher, der peinlichen Accuratesse des Herausgebers entsprechend, der Schopenhauer'sche Text mit völliger diplomatischer Treue wiederhergestellt ist. Die stolz-bescheidene Erklärung dieses Schopenhauer-Jüngers: „Die vorliegende Gesammtausgabe ist die erste, welche sich das Ziel gesteckt hat, den Forderungen des Meisters durchweg nachzukommen und alle seine Werke nach der von ihm festgestellten Reihenfolge ‚in genauem, unverkümmertem und unverfälschtem Abdruck' wiederzugeben, ‚ohne irgend etwas daran zu ändern, sei es eine Periode oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunctionszeichen'" — tritt also nunmehr erst in ihr volles Recht. Die Berichtigungen der vorliegenden zweiten Auflage betreffen namentlich die ersten zwei Bände, die das Hauptwerk enthalten. Im dritten Bande war weniger zu corrigiren. Vom vierten ist ein theilweise berichtigter Abdruck erschienen, doch ist derselbe als solcher durch ein Versehen nicht auf dem Titelblatt ersichtlich. Auch der fünfte Band ist „hie und da berichtigt". Eingreifender sind die Veränderungen und Verbesserungen im sechsten und letzten Band, insbesondere im „biographisch-bibliographischen Anhang" des Herausgebers, von dem man übrigens von Anfang an sagen konnte, daß er ganz besonders ein wahres Meisterstück in der Beschränkung sei. Auch der zweite Band der vier Nachlaßbände liegt bereits in einem „zweiten, hie und da berichtigten Abdruck" vor.

* Vandalen auf Spitzbergen. In den Gebäuden, die Frhr. v. Nordenskiöld bei seinen Nordpol-Expeditionen in Mitterhuk auf Spitzbergen in den siebziger Jahren angelegt, haben rohe Patrone, wie norwegische Spitzbergenfahrer berichten, unglaubliche Verwüstungen angerichtet. Nordenskiöld ließ dort unter großen Kosten Niederlagen, Gebäude zu Werkstätten u. s. w., im ganzen etwa 10 Bauten, errichten, in denen sich noch große Proviantvorräthe, Werkzeuge aller Art, Betten u. s. w. befanden, Alles Dinge, die im Nothfalle für Fangschiffer oder Expeditionen, die genöthigt sind, auf Spitzbergen unfreiwillig zu überwintern, von größtem Nutzen sein können. Jetzt sind von unbekannter Hand, wie man vermuthet, von Norwegern, alle Räume aufgebrochen, manche der Bauten arg verwüstet, von einem der Häuschen ist nur eine Thür übrig geblieben, der große Vorrath an Lebensmitteln, Betten und Werkzeugen bis auf den großen Amboß gestohlen. Von der kleinen Eisenbahn, die Nordenskiöld zwischen dem Meeresstrand und den Niederlagen anlegen ließ, ist nur noch eine einzige Schiene übrig. In einem besonderen verschlossenen Raume war eine große Decimalwage untergebracht, um sie gegen Feuchtigkeit und Rost zu schützen, aber selbst dieses Gebäude ist zerstört worden. Ein Gebäude, in dem sich Dynamit befindet, war von Kugeln durchbohrt. Wahrscheinlich hatten die Vandalen die Absicht, es in die Luft zu sprengen, indessen war dies mißglückt, da die Kugeln über das Dynamit hinweggegangen waren.

* Ueber die Insel Robinsons berichten die „Deutsch. Nachr." in Valparaiso: Die chilenische Regierung sandte vor kurzem eine Commission nach der etwa 700 Kilometer von Valparaiso liegenden Insel Juan Fernandez, um die Verhältnisse dort zu untersuchen und zu prüfen, wie die Insel, wo Alexander Selkirk, der wirkliche Robinson, im vorigen Jahrhundert lebte, nutzbar zu machen sei. Diese Commission hat vor allem festgestellt, daß die Bevölkerung, die schon einmal 159 Personen betrug, auf 29 Köpfe zurückgegangen ist. Die Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse und der Verdienste hat die Colonisten zur Auswanderung gebracht. Die Insel wurde früher weit öfter von Schiffen angelaufen und besonders waren ihre Gewässer ein sehr besuchter Jagdgrund für die Walfischfänger. Mit dem allgemeinen Rückgang dieses Erwerbszweiges sind für die Bewohner der Insel mancherlei Vortheile weggefallen. Sie verkauften sonst an die Schiffe die Producte der Insel oder vertauschten sie gegen Kleider, Wäsche, Werkzeug u. s. w. Der einzige Weg, um die beabsichtigte Colonisation erfolgreich zu machen, wäre die Herstellung einer regelmäßigen Dampferverbindung mit dem Festlande, die ebenso sehr dem Absatz der Erzeugnisse der Insel an Natur- und Culturproducten, wie der Versorgung der Inselbewohner mit den mannichfaltigen Gebrauchsgegenständen, deren Bezug ihnen jetzt sehr erschwert ist, dienen würde. Auf der Insel hat die Firma Fonck u. Co. eine Conservenfabrik errichtet. Diese wäre einer bedeutenden Vergrößerung fähig, da Früchte in Masse gedeihen. Die Insel hat nur einen Hafen, San Juan Bautista, von welchem man eine Fahrstraße nach der entgegengesetzten Seite, wo sich ackerbaufähiges Land befindet, zu bauen gedachte. Nun ist aber das Terrain vom Hafen aus durchweg bergig, die Abhänge der sich bis zu 700 Meter erhebenden Berge sind außerordentlich steil, von tiefen Schluchten und Rinnen durchfurcht und mit beinahe undurchdringlichem Busch bedeckt. Der Bau der Straße wäre also mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Die zum Ackerbau geeigneten Ländereien sind zunächst bei der geringen Bedeutung der Colonie noch nicht werthvoll genug, um solche Ausgaben zu rechtfertigen. Einen anderen Gesichtspunkt für die Nutzbarmachung der Insel stellt dagegen der Bericht auf, indem er diese als wichtigen strategischen Punkt für die Vertheidigung der Küste Chile's bezeichnet. In der That könnte eine feindliche Flotte, die die Küste blockirt, Juan Fernandez als Stützpunkt für ihre Actionen, als Kohlenstation, Lazareth, Proviantlager u. s. w. sehr vortheilhaft benützen. Deßhalb soll also die Insel befestigt werden. Die Robinson-Insel ist somit zum Helgoland Chile's geworden. Auf dem vielleicht am meisten poesieumwobenen, weltverlorenen Stückchen dieser prosaischen Erde, von dem man buchstäblich sagen kann, daß „es jedes Kind kennt", werden sich daher in nicht zu langer Zeit drohende Batterien erheben als charakteristisches Zeichen modernster Cultur und der Herrschaft der Krankheit des Militarismus im freien Südamerika.

© **Stuttgart**, 12. Sept. 20. Congreß für öffentliche Gesundheitspflege. Die Zahl der Theilnehmer des Congresses ist auf 336 gestiegen. „Die Erbauung von Heilstätten für Lungenkranke durch Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten, Krankencassen und Communalverbände" war das Thema eines von Director Gebhard-Lübeck gehaltenen Vortrags. Die Forderungen, welche der Redner aufstellte, gingen u. a. dahin, daß es Aufgabe der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten sein müsse, in Anwendung des § 12 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht geeignete Maßregeln zu ergreifen. Allein die Behandlung in Heilstätten habe Erfolge aufzuweisen. Die Bestrebungen der staatlichen und communalen Or-

ganisationen sind deßhalb auf Beschaffung solcher Heilstätten namentlich für die unbemittelte Bevölkerung zu richten. Der Correferent Sanitätsrath Dr. Hampe-Helmstädt sprach sich dahin aus, daß die an Lungentuberculose Leidenden möglichst früh in Obhut zu nehmen sind und daß in den Sanatorien insbesondere die Auswurfstoffe vernichtet werden müssen. Bei der sich über die Frage entspinnenden Discussion ergriff zunächst der Director im kaiserlichen Gesundheitsamt, Köhler, das Wort, um zu constatiren, daß von 1000 Todesfällen im Deutschen Reiche 105 bis 107 auf Lungentuberculose kommen. Diese Krankheit hat denselben erschreckenden Charakter angenommen, wie vor der Schutzpockenimpfung die Blattern, ja, im erwerbsfähigen Alter von 15—60 Jahren stirbt in Deutschland schon der dritte Mann an Tuberculose. — Prof. Dr. Gaffky-Gießen hält dafür, daß, so lange wir keine besseren Heilmittel besitzen, die allgemeine Errichtung von Heilstätten keine große Bedeutung habe. — Geh. Rath Dr. Ziemssen-München steht dagegen auf dem Standpunkt des Referenten. Das erwünschte Ziel wäre am ehesten zu erreichen, wenn sich die Krankencassen mit den Privatunternehmungen ins Benehmen setzten. Am besten nehme das Reich die Sache in die Hand, um die Arbeitskraft des Volkes zu schützen. — Apotheker Rößner-Dresden meint, die Arbeiter würden sich nicht gern in den Heilstätten unterbringen lassen. Man nahm schließlich auf Antrag des O.-B.-M. Küchler-Worms eine Resolution an, die auf Einführung einer Statistik über die Heilpflegeresultate in den Anstalten für unbemittelte Lungenkranke abzielt. — Ueber das Thema „Gasheizung im Vergleich zu anderen Einzelheizsystemen“ hielt Prof. Meidinger-Karlsruhe einen Vortrag. Er hob die Reinlichkeit der allerdings etwas theureren Gasheizung und ihre sonstigen Vorzüge hervor. An der Debatte über diesen Gegenstand betheiligten sich noch Rector Krell-Nürnberg, Rößner-Dresden und Ingenieur Mößlin-Stuttgart. — Nachmittags gab Oberbürgermeister Rümelin den Ausschußmitgliedern ein Essen und später machte man eine gemeinsame Wagenfahrt zur Besichtigung hygienischer Einrichtungen der Stadt.

* **Berlin**, 12. Sept. Seinen 70. Geburtstag feiert morgen der Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Ernst Julius Gurlt in Berlin, der sich auf verschiedenen Gebieten der medicinischen Wissenschaft Verdienste erworben hat. Er hat hauptsächlich zwei Gebiete davon gepflegt und mit Erfolg bearbeitet: die Chirurgie, insbesondere die Kriegschirurgie und die medicinische Statistik und Geschichte. Gerade auf letzterem Gebiete gilt er als Autorität, er ist auf ihm einer der fruchtbarsten Schriftsteller gewesen, wie denn überhaupt seine literarische Thätigkeit eine äußerst umfangreiche gewesen ist. Er ist Mitherausgeber des Biographischen Lexikons berühmter Aerzte und der Virchow-Hirsch'schen Jahresberichte über die Fortschritte der Medicin, einer der Begründer des Archivs für klinische Chirurgie und Redacteur des Organs der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz, deren Zwecke er stets lebhaft fördern half. Er ist auch Herausgeber der Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Chirurgie, in deren Vorstand er seit vielen Jahren als Schriftführer sitzt. Im Auftrage dieser Gesellschaft hat er die Ergebnisse der großen Sammelforschung über die Narkosen zusammengestellt, die er noch alljährlich fortsetzt. Auch an dem großen Sammelwerk „Die allgemeine deutsche Chirurgie“, das von Billroth begründet worden ist, hat Gurlt durch mehrere Aufsätze Antheil gehabt. Von seinen medicinisch-geschichtlichen Arbeiten erwähnt die „Post“ „Die Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege“ und „Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen“. Zum Capitel der Kriegschirurgie selbst lieferte Gurlt, der die Feldzüge von 1848, 1864, 1866 und 1870/71 mitgemacht hat, mehrfach Beiträge: Die Gelenkresectionen nach Schußverletzungen, der Transport Schwerverwundeter und Kranker im Kriege u. a. m. Gurlt ist in Berlin als Sohn des um die Thier-Arzneikunde hochverdienten Anatomen Friedrich Gurlt geboren, hat hier Medicin studirt, war 1852 bis 1856 Assistent von Langenbeck an der chirurgischen Klinik, habilitirte sich 1853 für Chirurgie und ist seit 1862 außerordentlicher Professor. In Stellvertretung hat er mehrfach der ärztlichen Prüfungscommission angehört. Sein eigenes Lehrgebiet war die Lehre von den Knochenbrüchen, und er hielt auch viele Jahre hindurch Operationsübungen an der Leiche ab. — Sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Universitätsprofessor feiert jetzt Alfred Pernice, Ordinarius für römisches Recht an der Universität Berlin. Der Jubilar entstammt einem aus Ober-Italien nach Deutschland eingewanderten Gelehrtengeschlechte. Die Glieder dieses haben sich besonders um die Rechtswissenschaft verdient gemacht. Ein Pernice ist aber auch als Mediciner zu Ansehen gelangt; er ist Professor der Frauenheilkunde und Senior der medicinischen Facultät in Greifswald. Dessen Sohn weiterhin hat neuerdings durch Studien zur classischen Alterthumskunde, insbesondere über Realien sich einen Namen gemacht. Alfred Pernice ist 1841 zu Halle als der Sohn des dortigen Professors der Rechte und Universitätscurators Ludwig Wilhelm Anton Pernice geboren. Pernice der Vater war ein eifriger Vorkämpfer der Fürsten- und Adelsrechte. Er stellte sein ungewöhnliches juristisches und geschichtliches Wissen in den Dienst der Mediatisirten. Ueberhaupt ließ er sich die Vertretung der feudalen Anschauungen jederzeit angelegen sein. In seine Fußtapfen trat hierin sein ältester Sohn Victor Pernice, der, ein unerschütterlicher Anhänger des Legitimitätsprincips, nach den Ereignissen von 1866 seine Göttinger Professur niederlegte. Alfred Pernice hat mit dem Vater und Bruder eines gemein: ein frühes reges Interesse für die Kenntniß des classischen Alterthums. Bei allen drei Pernice gehen von den Studentenjahren an rechtswissenschaftliche und altphilologische Studien Hand in Hand. Alfred Pernice, der jetzige Berliner Romanist, führte sich mit einer Studie über den Historiker Vellejus Paterculus 1862 in die Wissenschaft ein. Im Jahre darauf erwarb er mit einer in glänzendem Latein geschriebenen Untersuchung über die Geschichte des Pfalzgrafenthums in Halle den juristischen Doctorgrad. Die Schrift zeichnet sich — das ist ein Zeichen von Pernice's nicht gewöhnlichem mannichfaltigen Können — zugleich durch einen im Verhältniß reichen Gestalt an historisch-kritischer Untersuchung aus. Seinen Ruf unter den Juristen begründete Pernice durch seine 1867 erschienene Schrift „Zur Lehre von den Sachbeschädigungen nach römischem Recht“. In ihr tritt bereits Pernice's Eigenheit deutlich zu Tage. Er hat es sich zu der besonderen Aufgabe gemacht, durch genaues Quellenstudium das römische Recht in allen seinen Einzelheiten, so wie es seinerzeit war, darzustellen. Er legt dabei den Schwerpunkt darauf, die einzelnen Materien in dem ganzen Bereiche der Geltung des römischen Rechtes auszukunden. Er meint, daß nur bei der universellen Auffassung des römischen Rechtes dessen Wesen und Bedeutung richtig erkannt werden kann. In diesem Sinne hat Pernice die Darstellung des römischen Privatrechtes im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit unter wesentlicher Zurückführung auf M. Antisthius Labeo unternommen. Diese weitschichtig angelegte, juristische, philologische und antiquarische Forschung von schwer abzuschätzender Breite und Tiefe verlangende Arbeit beschäftigt Pernice länger als ein Vierteljahrhundert. Die Ergebnisse, die er bisher veröffentlicht hat, zählen zu den hervorragendsten Erzeugnissen in dem Schriftthume zum römischen Rechte in unsrer Zeit. Diese Studien veranlaßten die Berliner Akademie der Wissenschaften, Pernice 1884 zugleich mit dem Germanisten Brunner zum ordentlichen Mitgliede zu wählen. In der Antwort auf Pernice's Antrittsrede betonte Theodor Mommsen, daß die Akademie in Pernice gerade den Historiker schätzt. Von kleineren Arbeiten Pernice's nennt die „Voss. Ztg.“ die kritischen Beiträge zur Lehre von den Rechtsgeschäften, die Studien über die ersten römischen Kaiser, den Adel und die Staatsverwaltung, über Ulpian als Schriftsteller, über römische Sacral-Alterthümer, über die Lex Aquilia, die Beiträge zu Holtzendorffs Encyklopädie u. a. m. Die Ernennung Pernice's zum Professor erfolgte jetzt vor 25 Jahren in Halle, wo Pernice seit 1867 Privatdocent war. Zuerst außerordentlicher Professor, wurde er 1871 Ordinarius. 1872 folgte er einem Rufe nach Greifswald, er kehrte aber 1877 wieder nach Halle zurück. In Berlin lehrt Pernice seit 1881.

* **Breslau**, 12. Sept. Privatdocent Dr. Alfred Schultze von der Universität Breslau ist zum außerordentlichen Professor an der Universität Halle ernannt worden. Schultze, dessen Lehrgebiet hauptsächlich Civilproceß und Privatrecht ist, ist 1864 zu Breslau geboren. Noch nicht 17 Jahre alt, begann er 1880 das akademische Studium. Er besuchte die Universitäten Breslau, Genf und Heidelberg. Besonderen Einfluß übte während seiner Studienzeit auf ihn Lothar Seuffert (jetzt in Würzburg) aus. 1883 legte Schultze die erste juristische Prüfung ab. 1886 erwarb er bei der Breslauer rechtswissenschaftlichen Facultät den Doctorgrad. 1891 habilitirte er sich bei dieser, nachdem er zuvor Gerichtsassessor geworden war, als Privatdocent. Er unterstützt in seiner Lehrthätigkeit wesentlich Prof. O. Fischer, mit dem er gemeinsam Uebungen zum Civilproceß hält. In die Wissenschaft führte sich Schultze mit „Erörterungen zur Lehre von den Veräußerungen der in Streit befangenen Sache und der Cession des geltend gemachten Anspruches“ ein, die er zugleich als Doctorschrift benutzte. Bei seinem Eintritt

in das akademische Lehramt veröffentlichte er die Studie „Die Vollstreckbarkeit der Schuldtitel für und gegen den Rechtsnachfolger". Für Unterrichtszwecke ist Schultze's gleichfalls 1891 erschienenes Buch „Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen" bestimmt. Es hat sich als Hülfsbuch zur Einführung in die Praxis bewährt. Neuerdings ließ Schultze eine rechtsgeschichtliche Untersuchung „Die longobardische Treuhand und ihre Umbildung zur Testamentsvollstreckung" erscheinen.

* **Wien**, 12. Sept. Der Kaiser ernannte den Privatdocenten an der Wiener Universität, Dr. Friedrich Dimmer, zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde an der Universität in Innsbruck. (Prof. Dimmer ist in Prag geboren und steht jetzt im 39. Lebensjahre.)

* In **Amsterdam** starb am 9. ds. der Maler, Geschichts- und Alterthumsforscher und bekannte Kunstkritiker David van der Kellen. Geboren 2. Januar 1827 als Sohn eines verdienstvollen Kupferstechers hatte er die Maler Hoevenaer und Kruseman, heute beinahe vollständig vergessene Namen, zu seinen Lehrern; als Maler hat van der Kellen auch nur eine sehr bescheidene Thätigkeit entwickelt, eigentlich bekannt von ihm ist nur das im Reichsmuseum befindliche Gemälde, das Innere einer Wohnung, die in altholländischer Weise möblirt ist, darstellend. Dagegen entwickelte er als Kunsthistoriker eine sehr umfassende Thätigkeit, zusammen mit Hofdyk schrieb er „Niederländische Antiquitäten", eine Fundgrube für das Studium der niederländischen Kunstgeschichte, außerdem erschienen in zahlreichen Zeitschriften und Zeitungen geschätzte Beiträge von ihm. Er ist einer der Stifter des kgl. Ondheidkundig „Genootschap" und bekleidete seit 1876 den Posten eines Directors des Niederländischen Museums für Geschichte und Kunst, in welcher Eigenschaft er jedem mit freundlicher Bereitwilligkeit zu Diensten stand. Eines seiner ersten Werke ist „De Kloosterorden in Nederland", in welcher sämmtliche männliche und weibliche Klosterorden, sowie ihre Geschichte nebst ihrem Einfluß auf Literatur und Kunst beschrieben sind. Als Kritiker war er bei aller Strenge, die er ohne Ansehen der Person und des Namens rücksichtslos walten ließ, doch eine humane, wohlwollende Natur, weßhalb er persönlich auch allgemein beliebt war.

* **London**, 11. Sept. Wie das „Bur. Reut." erfährt, hat Arthur Montefiore, der Ehrensecretär der Jackson-Harmsworth'schen Nordpolexpedition, ein Telegramm erhalten, wonach die Yacht „Windward" wohlbehalten in Vardoe eingetroffen ist, nachdem der Eisgürtel zwischen Franz-Josephland und dem südlichen Barentsmeer durchbrochen war.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. September folgende Schriften eingegangen:

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1896. Herausg. von Otto Braun. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachf. — José Echegaray. Mathilde oder „Flecken, der reinigt". Trauerspiel. Deutsch von Lili Lauser. Als Manuscript gedruckt. — Arthur Achleitner. Fröhlich Gejaid. Jagdgeschichten. Berlin, Verein der Bücherfreunde. — Heinrich Keppler. Lebenserinnerungen eines Frühvollendeten. München, J. A. Ackermann 1895. — Lina Morgenstern. Erinnerungsblätter aus dem Kriegsjahr 1870/71. Berlin, Verlag der „Deutschen Hausfrauenzeitung". — Eduard Pfeiffer. Eigenes Heim und billige Wohnungen. Mit 8 lithograph. Tafeln. Stuttgart, K. Wittwer 1896. — Die Milchwirthschaft im bayerischen Allgäu. Würzburg 1895. — Gustav Ruhr. Menschenworte an Menschen. Karlsruhe, F. Gutsch 1895. — Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950. Von einem Alldeutschen. II. Aufl. Berlin 1895. — Jahresbericht über die Kunstgewerbeschule zu München. Für das Schuljahr 1894/95. — „Zum Rhein mich zieht's mit Allgewalt", Gedicht von Berthold Roy. In Musik gesetzt von Willy Boehme. (op. rub.) Berlin, Karl Paez. — Der deutsche Michel. Bayerischer Volkskalender für 1896.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ein Capitel aus der Geschichte der Mode.

„Thöricht, auf Beff'rung der Thoren zu harren“, so begann vor siebzehn Jahren Friedrich Theodor Vischer seinen im derbsten Stil der Satiriker des 16. Jahrhunderts geschriebenen Tractat über die Mode. Er selbst war nicht so thöricht, weder im Jahre 1859, als er zum ersten Male, gravitätisch, wie weiland Christian Wolff, „vernünftige Gedanken über die jetzige Mode“ zum Besten gab, noch 1878, als er „wieder einmal über die Mode“ schrieb; vielmehr war er sich der Nutzlosigkeit seines Unterfangens wohl bewußt und gab sich keiner Täuschung darüber hin, welche Aufnahme seinem ingrimmigen Protest zutheil werden würde. Und es kam denn auch, was kommen mußte. Entrüstet zeterten die Einen über des Verfassers Cynismus, ironisch lächelten die Anderen über seine lustige Capucinade, während die launische Göttin selbst gelassen dem Spectakel zusah und unbekümmert um den Weheruf eines griesgrämigen Aesthetikers ihren Siegeslauf fortsetzte. Aber, wie gesagt, der Mann, der da mit grimmigem Humor gemeint hatte, daß vom Hutmacher eine vernünftige Hutform und von der Schneiderin ein vernünftiger Kleiderschnitt nur mit dem Revolver in der Hand zu erzwingen sei, der Mann hatte sich natürlich auch nicht eingebildet, daß sein Wort einen Wandel zum Vernünftigen hervorbringen werde, sondern es war für ihn lediglich eine innere Nöthigung, seinen sittlichen und ästhetischen Ingrimm loszuwerden, und das Bedürfniß, späteren Generationen sowohl ein getreues Bild der zeitgenössischen Modenarreteien zu überliefern, als auch ihnen zu beweisen, daß doch nicht Alle der Selbsterkenntniß bar waren, sondern daß es wenigstens den Einen und den Andern gab, der nicht blindlings dem „Leithammel Modeton“ zu folgen willens war. Und dieses historische Verdienst der vielgescholtenen Schrift wird auch der willig anerkennen, dem im übrigen ihr drastischer „Dreschflegelstil“ nicht eben sympathisch ist.

Es ist eine lange Ahnenreihe, die diesem Strafprediger unsrer Tage vorangeht. Neben dem Kameel — ich citire nochmals Vischers Worte — neben dem Kameel mit dem Affen auf dem Höcker, genannt Mode, ist, solange es durch die Welt trabt, auch die Satire hergetrabt, bald als Hanswurst in bunter Jacke, bald als Bußprediger in schwarzem Rock und Mantel. Die Schatten Juvenals und Martials beschwor Vischer herauf; er erinnerte an die Satiriker des 16. und 17. Jahrhunderts[1]) und meinte, Stein und Bein könne man darauf schwören, daß schon die Aegypter, die Assyrer, die Perser, die Inder in Olims Zeiten ihren Juvenal oder Rabelais gehabt hätten, wer nur wisse ihre Namen? Und man kann wohl ohne weiteres hinzufügen, daß es ihnen allen mit ihren Bußpredigten oder Spottreden damals nicht anders ergangen sein wird, wie in unsern Tagen dem berühmten Stuttgarter Aesthetiker. Prüde Seelen werden auch sie des Cynismus bezichtigt haben; auch über ihre Capucinaden werden die Zeitgenossen lachend zur Tagesordnung übergegangen sein. Aber diese selben Capucinaden sind uns, den Nachkommen, werthvolle sittengeschichtliche Documente, aus denen die Culturgeschichte reiche Belehrung schöpft, und zwar keineswegs nur über die Kleidermode, sondern auch über die Sittenmode der jeweiligen Zeitläufte, da beide aufs engste mit einander verbunden sind. Denn es gilt auch hier das Wort: es ist der Geist, der sich den Körper baut, so daß sich in der Mode, die scheinbar in souveräner Laune den Schustern und Schneidern ihre Gesetze dictirt, mehr oder minder die Stimmung eines Volkes wiederspiegelt; auch sie ist ein Reflex seiner Sittlichkeit, seiner nationalen Selbstachtung, ja selbst seiner geistigen Tendenzen. Auch die Literaturgeschichte hat deßhalb guten Grund, dem Wechsel und Wandel der Mode in Tracht und Geräth ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Formensprache, in der hier der Geist eines Volkes zu uns spricht, nicht zu unterschätzen.

In Deutschland reicht die literarische Opposition gegen Mode- und Putzsucht bis weit ins Mittelalter zurück, doch werden die Klagen erst allgemeiner und eindringlicher vom 14. Jahrhundert ab, seitdem die Obrigkeit den Kampf gegen Luxus und Ueppigkeit aufgenommen hatte. Während des 15. Jahrhunderts schwoll die Zahl der Kleiderordnungen ins Ungemessene, aber gegen die ausschweifenden Launen der Mode erwies sich der Polizeibüttel als ebenso ohnmächtig, wie der Spott der Satiriker und die Scheltreden der Geistlichen. Im Gegentheil wurde das Uebel während des 16. Jahrhunderts nur immer noch schlimmer, da in den Kämpfen und Wirren jener wundersam bewegten Zeit selbst die absonderlichsten Moden leichtes Spiel hatten und aller obrigkeitlichen Maßregelungen, sowie aller eifernden Strafpredigten spotteten. So tauchte denn auch eben jetzt, um die Mitte dieses Jahrhunderts, eine der seltsamsten Ausgeburten der Mode, die Tracht der Pluderhosen, auf, die sich mit überraschender Schnelligkeit in Deutschland einbürgerte und sich bald als allgewaltige Herrscherin geberdete. Entstanden war sie aus dem Bestreben, sich von der unbequemen Enge des früheren Beinkleides zu befreien, was sich leicht durch Schlitze in der straff anliegenden Gewandung erreichen ließ; die frumben Landsknechte übertrieben diese Erleichterung, indem sie die Beinkleider in lauter schmale Streifen zerschnitzelten, denen Unmassen von Futterstoff untergelegt wurden, von dem sie, wie berichtet wird, bis zu 130 Ellen für ein Paar solcher Beinkleider benöthigten. Bald wurde natürlich das Tuch als Futterstoff zu schwer und so griff man zu leichterem Material, zu Rasch, der von dem ursprünglichen Fabricationsorte Arras seinen Namen erhalten hat, oder gar zu Seide, so daß nun diese abenteuerliche Tracht auch ganz ungeheure Summen verschlang und den ohnehin in jenen Tagen vorwaltenden Hang zur Verschwendung aufs verhängnißvollste förderte.

---

[1]) Ueber ihren „Kampf gegen die Mode“ vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken. Berlin 1886. S. 63 fg.

Ueber den eigentlichen Ursprung dieser ungeheuerlichen, phantastischen und farbenbunten Pludertracht gehen die zeitgenössischen literarischen Zeugnisse auseinander. Nach einer oft citirten Nürnberger Chronik wäre sie 1553 im Lager des Kurfürsten Moritz vor Magdeburg erfunden worden, während sie Fischart 1554, der Hildesheimer Chronist Johann Oldecop gar erst 1555 auftauchen läßt; wir werden jedoch ihre erste Erfindung weiter zurückverlegen müssen, da, wenn nicht Alles täuscht, diese Mode bereits um 1550 weit und breit im Schwange war. Die meines Wissens erste Erwähnung dieser „landsknechtischen Tracht" finden wir in des Erasmus Alberus „Dialogus vom Interim" vom Jahre 1548, in dem der Verfasser einen Sohn Ulrichs von Hutten sich mit einem Geistlichen, Albertus Christianus, über der Deutschen Modenarreteien unterhalten läßt. Während jener darüber klagt, daß Polacken, Türken, Reußen ihre eigene Kleidung hätten, wir fürwitzigen Deutschen dagegen immer fremden Mustern nachäffen müßten, bemerkt dieser, daß jetzt Jedermann „landsknechtische Kleider" tragen und kriegerische Schwüre thun müßte und daß selbst die Gelehrten sich nicht schämten, bei solch phantastischer Mode mitzuthun. „Und dieweil uns", so fügt er hinzu, „der Krieger Weise so wohl gefällt, so giebt uns Gott Kriegs genug und büßt uns unsere Lust." Der jüngere Hutten seinerseits bekräftigt diesen Stoßseufzer und sieht auch in diesem unsinnigen Kleiderluxus ein Zeichen des bevorstehenden jüngsten Tages. Heute dürfe Einer ein Paar Hosen machen lassen für 500 Gulden, „damit beweisen sie ihre Mannheit und nur selten noch siehet man ein rechtschaffen Kleid, da heutiges Tages Alles verschnitzelt und vernarret ist". Daß mit diesen bekümmerten Aeußerungen nur die Pludertracht gemeint sein kann, liegt auf der Hand, so daß wir also ihre Entstehung noch vor die Zeit der Belagerung Magdeburgs zurückzuverlegen berechtigt sind.

Und daß nunmehr dieser phantastischen landsknechtlichen Kleidung ein so rascher Siegeslauf beschieden war, dafür dürfen wir zwei Momente nicht außer Acht lassen. Zunächst war diese Pludertracht eine in den gesammten Tendenzen des 16. Jahrhunderts wurzelnde demokratische Bewegung, die mit rapider Schnelligkeit von unten nach oben ging, nach den Landsknechten Bauern und Bürgerthum verschlang, die zu Modeneuerungen allzeit besonders geneigten Studenten mit sich fortriß und endlich auch den Adel und die Höfe widerstandslos in ihre Kreise zog. Schon zu Beginn des Jahrhunderts waren mehr und mehr die Schranken gefallen, die bisher die einzelnen Stände von einander getrennt hatten, und alle Verordnungen der Obrigkeiten, sowie alles Eifern der Geistlichkeit hatten sich gegen diese demokratische Ausgleichung als ohnmächtig erwiesen. Der reiche Handelsherr that es an Pracht und Luxus dem Adel womöglich noch zuvor; der Bürgerstand wollte nicht zurückbleiben und auch die Bauern stolzirten in Sammet und Seide und spielten, wenn sie in die Stadt kamen, gern die protzigen Verschwender. Bekümmert klagte 1561 der Mansfelder Pastor Cyriacus Spangenberg in seinem „Ehespiegel": „Man übertreibt es jetzt mit der Kleidung, mit Sammet, Seide und Damast und wie die Phantasei mehr heißt, daß es Niemand erreichen kann, und ist doch alles verloren Geld, und kommen darnach die Schneider, zerhacken und zerflammen die Kleider, daß Einer aussieht, als hätten die Säue aus ihm gefressen und henken die Lodden umher, als hätte Einer eine Woche oder vier am Galgen gehangen. Es ist jetzt eine unzüchtige und sehr prächtige Kleidung in der Welt; Einer will immer über den Andern: die Bäuerin will der Bürgersfrau gleich gehen, die Bürgerweiber dem Adel, die Edlen den Herren." Und die gleiche Klage über diese demokratische Ausgleichung hören wir aus dem deutschen Süden, aus dem Munde des am Münchener Hofe lebenden Aegidius Albertinus: „Die Handwerksgesellen, Schneider, Maler und Goldschmiede gehen jetzund ebenso stattlich gekleidet als vorzeiten die jungen Edelleute; die Herren Schreiber wissen sich ebensowohl, ja besser in die Hoffart zu schicken als ihre Herren; die Stadtjunker completiren diesfalls mit den Hofjunkern und weichen ihnen nicht um ein Härlein; der Adel thut's dem freiherrlichen und gräflichen Stande gleich und die Grafen halten's wie Fürsten und die Fürsten wie Könige."

Zu jener demokratischen Tendenz kam jedoch auch noch ein Anderes. Denn es ist charakteristisch, daß sich die Pludertracht nur in Deutschland in völlig freier, zwangloser Art entwickelte, und zwar vorzugsweise in den Landesstrichen, die sich der Reformation angeschlossen hatten, so daß ein gewisser innerer Zusammenhang dieser phantastischen, der subjectiven Willkür den freiesten Spielraum lassenden Mode mit der großen reformatorischen Freiheitsbewegung unverkennbar ist. Diese auffallende Erscheinung war schon dem ersten und eifrigsten protestantischen Hosenbekämpfer, dem Frankfurter Doctor der Theologie Andreas Musculus, nicht entgangen, vielmehr hatte er in seinem noch des Näheren zu besprechenden Tractat gerade diese betrübsame Thatsache nachdrücklich hervorgehoben. „Es möcht' sich billig ein Christ hoch darüber verwundern," — so schrieb er hier — „wie es doch immer mehr komme, daß solche unzüchtige und unehrliche Kleidung sonst bei keinem Volke erfunden, als allein bei den Christen, und nirgend in keinem Lande so gemein und erschrecklich, als eben in den Ländern und Städten, in denen Gott seine Gnade ausgegossen und die reine Lehre des Evangelii hat predigen lassen. Denn wer Lust hat, solche unfläthige, bübische und unzüchtige Pluderteufel zu sehen, der suche sie nicht unter dem Papstthum, sondern gehe in die Städte und Länder, die jetzund lutherisch oder evangelisch genennet werden." Kein Wunder daher, daß auch die Pludertracht den Papisten zu heftigen antilutherischen Ausfällen den willkommenen Anlaß bot, wie denn beispielsweise der Hildesheimer Prälat Johann Oldecop in seiner Chronik schrieb, er wisse ganz genau, woher der Hosenteufel mit seiner Hoffart gekommen sei. Er sei einst selber in Wittenberg gewesen und gebe das Zeugniß und wolle darauf sterben, daß Same, Geburt und das ganze Geschlecht des Hosenteufels nirgends anderswoher gekommen sei, denn allein aus der Lehre, die Doctor Martin Luther zu Wittenberg gepredigt hat. „Auf, ihr Gelehrten und Ungelehrten," so schloß er, „jaget ihn in der Elbe und der Hölle Grund und wendet euch wieder zu Gottes Wort, so wie es in der heiligen christlichen katholischen Kirche verkündigt wird."

Aber zugleich mit dieser Mode wuchs auch die Zahl ihrer Feinde, die sie bald mit Spott und Hohn, bald mit polternden Scheltreden befehdeten. In seinem prächtigen Schwank „Der Teufel läßt keinen Landsknecht mehr in die Hölle fahren" erzählt Hans Sachs, wie Belzebock von Lucifer abgesandt wird, um die leer gewordene Hölle mit gottlosen Kriegsknechten neu zu füllen, wie dieser aber voll Grausen ob des Anblickes dieser wüsten Gesellen bebend wieder heimkehrt, und ganz ähnlich wie hier heißt es in einer Flugschrift „Ein Gespräch des Herrn mit S. Petro" von den Landsknechten: „Bis auf die Füße hingen ihnen die Hosen. Ich glaub' ohn' allen Zweifel, daß in der Hölle sei kein Teufel, der da hätt' solche Gestalt und Manier." Weitverbreitet ist in der zeitgenössischen Literatur die Anekdote, die der Magdeburger Domprediger Siegfried Sack seinen andächtigen Zuhörern in dieser Form zum Besten gab: „Man sagt, daß der Teufel einen Maler geschlagen, da er ja mit zötigten Hosen gemalet und gesagt, er sei so scheußlich nicht wie ein zötigter Landsknecht." Bekannt ist ferner die drastische Schilderung, die Fischart von den Pluderhosen

seines Helden Gargantua entwarf, und nicht minder bekannt, wie auch die bildende Kunst in diesem Kampfe nicht zurückblieb, indem sie jetzt gern die Schergen auf Golgatha oder die beiden Schächer in die moderne landsknechtliche Tracht kleidete.

Doch die erbittertste und hartnäckigste Gegnerschaft erstand dieser neuen Mode in der evangelischen Geistlichkeit: in allen Kirchen donnerten die Pastoren auf den Kanzeln wider die unzüchtige Tracht und riefen ihr Wehe über den teuflischen Geist, der diese Hosenungethüme erschaffen hatte. Unendlich viel ist damals in diesem Sinne gepredigt, geschrieben und gedruckt worden, aber das Alles wurde in den Schatten gestellt durch die wuchtige Strafpredigt des Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, Andreas Musculus, die uns sowohl in zahlreichen Einzeldrucken, wie in dem dickleibigen „Theatrum diabolorum" erhalten und unlängst auch durch einen von Max Osborn besorgten, sorgfältigen und mit einer lehrreichen Einleitung versehenen Neudruck[1]) weiteren Kreisen zugänglich geworden ist.

Ihr Anlaß entbehrt nicht einer gewissen Komik. An einem Sonntag des Jahres 1555 nämlich hatte in Frankfurt a. O. der Diakonus der Oberkirche, Licentiat Melchior Dreger, eine erbauliche Predigt wider die Pluderhosen gehalten und darin seine Hörer beweglich ermahnt, von dieser sündhaften Mode abzulassen. Als er am nächsten Sonntag abermals die Kanzel betrat, da — o Entsetzen! — sah er dieser gegenüber hoch oben an einem Pfeiler ein Paar der verschrienen Beinkleider, die irgend ein Schalk, vermuthlich ein Student, dort oben mit vieler Mühe befestigt hatte. Musculus, der Generalsuperintendent und zugleich Professor an der Frankfurter Universität, dessen ganzes Leben Kampf und Streit war, war nicht der Mann, einen solchen Schimpf ruhig einzustecken, vielmehr setzte er Himmel und Hölle in Bewegung, um den Schuldigen zu ermitteln und ihn den Behörden zu empfindlicher Bestrafung auszuliefern. Als jedoch alle diese Bemühungen erfolglos blieben, da bestieg er am Tage der Himmelfahrt Mariä selber die Kanzel und predigte mit der ganzen Wucht seiner robusten Polemik „vom zerluderten, zucht- und ehr erwegnen, Pluderichten Hosenteufel", womit er diesen neuen Specialteufel in die lutherische Teufelliteratur jener Tage einführte, nachdem er kurz zuvor bereits allen frommen Christen zur Lehre und Warnung den Eheteufel in seiner ganzen Furchtbarkeit aufs erbaulichste geschildert hatte. Bekanntlich hat Wilibald Alexis in seinem Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow" jene Frankfurter Episode — allerdings mit großer dichterischer Freiheit — ergötzlich wiedererzählt, und auch Achim v. Arnim, der kundigste und lebendigste Schilderer des 16. Jahrhunderts, hat in seinem gegen die neue Mode eifernden Hofprediger Martin Martir unsern Musculus abkonterfeit und so auch seinerseits die Erinnerung an jenen amusanten Krieg wider den Hosenteufel lebendig erhalten.

In der im „Theatrum diabolorum" vereinigten massenhaften Teufelliteratur nimmt dieser Hosenteufel nicht den letzten Rang ein. Die kleine Schrift ist in der That, wie sie der Herausgeber des Neudrucks treffend charakterisirt hat, ein köstliches Unicum der homiletischen Literatur und darf geradezu als ein kleines Meisterstück grobianischer Kunst bezeichnet werden. Da ist Alles voller Leben und Bewegung; die Sprache bunt und mannichfaltig voll schlagender Wendungen und treffender Bilder und bis zum Ende von einer unermüdlichen Begeisterung der Wuth und einem ingrimmigen Humor erfüllt, die wahrhaft erstaunlich wirken. Es steckte eben in diesem Frankfurter Volksprediger eine ganz ungewöhnliche volksthümliche Beredsamkeit; er besaß einen freien offenen Blick für die Welt der Wirklichkeit, einen gesunden Sinn für das Rechte und einen frischen Realismus der Schilderung — lauter Eigenschaften, die auch diesem grobianischen Tractat, trotz allem Geschimpfe und Gepolter, einen unverwüstlichen Reiz verleihen und ihn hoch über die meisten der übrigen Teufelschriften hinausheben, die in den beiden riesigen Folianten des „Theatrum diabolorum" vereinigt sind.

Acht Sünden hat nach Musculus der Hosenteufel auf dem Gewissen. Zunächst ist er wider die Scham, Zucht und Ehrbarkeit, zum andern wider Gottes Ordnung, zum dritten wider den Bund der heiligen Taufe. „Du sollst wissen," — so heißt es hier — „daß dir viel besser wäre, daß du nie geboren wärest oder dir ein Mühlstein am Hals hinge und lägest im Meere, da es am tiefsten ist, mit deinen teuflischen, lumpichten Hosen, damit du so freventlich und bübisch die jungen unschuldigen Maidlein, Jungfrauen und Frauen ärgerst und zum Bösen anreizest. Denn du sollst erfahren, daß dir's einst übler als Andern ergehen wird, da dich die Hosenteufel vor dem Angesichte Gottes und aller lieben Engel zerreißen und dir die Schenkel mit höllischen Flammen anzünden und unaufhörlich verbrennen werden." Ferner wird durch die „greulich zerflammte und zerhackte" Kleidung die einfache, ehrliche Tracht der Vorfahren verhöhnt, wird das Ebenbild Gottes geschändet und die Ehre der deutschen Nation herabgesetzt. Denn „alle Nation, Wahlen, Spanier, Franzosen, Polen, Ungern, Tattern, Türken haben ihre Kleider und gewöhnliche Zudeckung des Leibes, wie sie es von ihren Eltern empfangen, behalten; allein Teutschland hat der unverschämte Teufel gar besessen und eingenommen, daß jetzunder mehr Zucht, Scham und Ehrbarkeit im Venusberg ist als bei uns Teutschen, die wir uns doch alle jetzunder Ehrbar, Ehrsam und Ehrnveste schreiben und nennen, und nicht so viel Ehrbarkeit, Ehr und Zucht haben, als eine Mücke auf dem Schwanze wegtragen mag."

Vor allem aber weist Musculus auf die fürchterliche Verschwendung hin, die diese Mode in Folge ihres maßlosen Stoffbedarfs mit sich brachte. „Wo Teutschland," so ruft er warnend aus, „noch länger stehen soll, so wird kein Pfennig darin bleiben, nachdem es die Krämer und Kaufleute mit Wagen und Schiffen hinausführen und bringen uns Hosenlappen, Karthek, Seiden und andere Dinge mehr herwieder, so daß man wohl sagen darf, Frankfurt am Main sei jetziger Zeit das Thor, durch welches alles Geld aus Teutschland in fremde Nationen geführet wird." Er eifert heftig darüber, daß „jetzunder ein junger Rotzlöffel, ehe er noch das Gele vom Schnabel gar abwüschet, mehr Geld zu einem Paar Hosen haben muß, als sein Vater zum Hochzeitskleide", und wiederholt mit grimmigem Humor die bekannte Anekdote, daß ein Landsknecht sich neunundneunzig Ellen zum Futter genommen und auf die Frage, warum er nicht lieber gleich das Hundert voll gemacht, geantwortet habe: „Neunundneunzig sei ein lang Wort und gut landsknechtisch; hundert aber sei kurz und nicht so prächtig zu reden."

Natürlich erwartete auch Musculus als echtes Kind seiner Zeit alles Heil von der Obrigkeit. „Mit uns Predigern," so meinte er resignirt, „ist es umsonst; wir sind diesem Teufel allein zu schwach, wo die weltlichen Obrigkeiten nicht ihre Hand mit anlegen. Denn es ist ein starker Teufel, hat viel hart und verstockt Hofgesind; er muß mit Gewalt angegriffen werden. Der Prediger Warnung, Drohung und Vermahnung schlägt er in den Wind oder treibt" — wie der Frankfurter Geistliche in Erinnerung an den Schabernack in seiner eigenen Kirche wehleidig hinzufügt — „nur sein

[1]) Andreas Musculus, Vom Hosenteufel. (1555.) Herausgegeben von Max Osborn. Halle a. S. Max Niemeyer. 1894. — Eine hübsche Charakteristik der Schrift gab Osborn bereits in seiner Studie über „die Teufelliteratur des 16. Jahrhunderts". Berlin 1893. S. 95 fg.

Gespött damit." Energisch ruft er daher den Polizeibüttel auf, daß er dem Uebel steuere; er lobt die bereits erlassenen Kleiderordnungen und empfiehlt insbesondere zur Nachahmung die in einigen Orten verfügte Maßregel, wonach den Henkern das modische Kleid als Amtstracht zudictirt worden war. Jedenfalls müsse bald etwas geschehen, denn diese unmenschliche und teuflische Kleidung sei der Art, „daß nicht allein Gott, die lieben Engel und alle frommen, ehrbaren Leute, sondern auch die Teufel selber einen Ekel und Greuel dafür tragen."

Jene Resignation des märkischen Generalsuperintendenten war nur zu berechtigt, denn auch seine donnernde Strafpredigt blieb wirkungslos und vermochte die schrankenlose Herrschaft des Hosenteufels nicht einzudämmen. „Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren." Zwar die Obrigkeiten gingen seitdem noch energischer als zuvor der Pludertracht mit Polizeiverordnungen zu Leibe und schrieben jedem einzelnen Stande genau die Zahl der Ellen vor, die er für diese Monstra von Beinkleidern verwenden durfte — aber die Tracht selbst blieb noch geraume Zeit hindurch die herrschende Mode und die Klagen über die unsinnigsten Ausschreitungen wollten noch immer kein Ende nehmen. Und, bezeichnend genug, entstand schließlich dieser Tracht ihr übermächtiger Gegner in demselben Lande, aus dem auch die kirchliche Reaction nach Deutschland kam, nämlich in Spanien. Jene bunte und zerschlitzte Kleidung, als deren grotesker Ausläufer die Pluderhose sich darstellt, war so recht ein Ausdruck ihrer frischen tumultuarischen Zeit gewesen, einer sturmbewegten, von den wunderlichsten Gegensätzen erfüllten, rauhen und derben Zeit, die dem ästhetischen Empfinden und der Anmuth der Lebensformen nur wenig Spielraum ließ; der Ausdruck einer Zeit, in der St. Grobian im Leben wie in der Literatur eine fast schrankenlose Herrschaft ausübte und die entfesselte Subjectivität, das neu erwachte Freiheitsgefühl und zugleich auch die Narrheit und Phantasterei, der unverwüstliche Studentenhumor des Menschengeschlechts auf allen Lebensgebieten nur zu oft über das Ziel schossen. Nun aber war der erste große geistige Aufschwung erlahmt, so daß ein Rückschlag unvermeidlich geworden war. Und schon hatte die phantasiereiche Tracht des 16. Jahrhunderts in Spanien jene höfische Einziehung und Verengung erfahren, in der sich der in diesem Lande herrschende politische und hierarchische Despotismus aufs getreueste wiederspiegelte, worauf nun mit der kirchlichen Reaction auch diese steife und enge Tracht über Deutschland hereinbrach und die im Grunde völlig deutsche Pludertracht siegreich aus dem Felde schlug. „Ueber die Kleidung der zügellosen Freiheit", so schildert Max Osborn diese Wandlung, „siegte die gemessene Grandezza, über die lang wallende Schaube der gestutzte Mantel, über das schmucke lose Federbarett der steife spanische Hut, und die Pluderhose ward verdrängt von der aus festen Pferdehaarpolstern bestehenden Pumphose." Und während vordem jene Pludertracht als Ausdruck der demokratischen Bewegung der Zeit von unten nach oben siegreich vorgedrungen war, vollzog sich jetzt der Einbürgerungsproceß der spanischen Tracht grade umgekehrt: von den Höfen nahm sie ihren Ausgang und drang von hier aus in immer weitere und breitere Schichten, bis endlich ihre Herrschaft in ganz Deutschland, den katholischen wie den evangelischen Landstrichen, unbestritten war. Und mit ihr zugleich die spanische, pedantisch bis ins kleinste geregelte Etikette, die gleichzeitig gewissermaßen aus Nothwehr gegen die plumpe Formlosigkeit des herrschenden Grobianismus entstanden war und ebenfalls mit überraschender Schnelligkeit in allen Kreisen des Volkes sich einbürgerte. Trug der deutsche Bürger nunmehr spanisches Wams und spanische Halskrause, so war es nur folgerichtig, daß er auch alle Empfindungen in spanische Stiefel einschnürte und sich einer wunderlichen Mode der Titulatur und Unterhaltung anbequemte, die Alles bis ins kleinste regelte und jede frische Unmittelbarkeit in Bande schlug. Ganz zu geschweigen der aus diesem Nachäffen fremder Sitten der Muttersprache drohenden Gefahren, indem fortan mit dem alamodischen Kleidernarren der alamodische Sprachverderber brüderlich Hand in Hand ging, so daß wackere Patrioten bald genug mit Schrecken gewahr wurden, daß man wieder einmal den Teufel, d. h. in diesem Falle den Hosenteufel, durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, ausgetrieben hatte.

Um die Wende des Jahrhunderts, als das alte Landsknechtswesen mit seiner romantischen Zuchtlosigkeit ein Ende nahm, war die Pluderhose verschwunden, so daß Anno 1607 der in Fischarts Spuren wandelnde Satiriker Johann Sommer sie nunmehr als eine Mode von gestern bezeichnen konnte. In seiner Ethographia Mundi hielt er ihr einen ergötzlichen Nachruf, in dem noch einmal alle Motive aus des Musculus „Hosenteufel" vereinigt sind. „Vor wenig Jahren", so schrieb er, „waren sehr gemein, sonderlich in Meißen und Sachsen, die pauschenden und rauschenden durchgezogenen Hosen, daran die Schnitte aufs kunstvollste mit seidenen Lilien gesteppt und 20 oder 30 Ellen Kartecken, Damast oder Taffet durchgezogen, welcher Durchzug unten zwischen jedem Schnitte mit Baumwollen ausgefüllet, so daß es rauschte, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn das Elbwasser durch die Brücke oder über ein Wehr liefe. Und oben über dem Hosendegen einen großen dicken mit Lumpen ausgefüllten Latz, mit zweien Nesteln fest und stark angefesselt, in der Form eines Taubennestes. . . . Es war ein so ungeheuer monstrosisch Kleid, daß es einem Henker besser als einem ehrlichen Biedermann anstünde. . . ." Freilich fand die neue Mode, die jene Pludertracht verdrängt hatte, ebenso wenig Gnade vor seinen Augen, vielmehr schalt und höhnte er über diese neue „Zier und Manier" nicht minder derb und drastisch, wie fünfzig Jahre zuvor Andreas Musculus über den Hosenteufel. Und die gleiche Erscheinung wiederholte sich noch in jeder Periode der deutschen Costümgeschichte, daß nämlich die zürnende Geistlichkeit jede neue Mode verwarf und in allen ihren Auswüchsen Werke des leibhaftigen Satanas witterte. Wir müssen deßhalb von vornherein von ihren Strafpredigten wie von den carikirenden Schilderungen der Satiriker mancherlei Uebertreibungen abstreichen, aber gleichwohl bleiben beide überaus werthvolle Documente, aus denen die Sittengeschichte reichste Belehrung zu schöpfen im Stande ist. Und zwar, ich wiederhole es, nicht nur über Schnitt und Farbe von Rock und Beinkleid, sondern auch über den Menschen, der darin steckte, in unserm Falle also nicht bloß über die grotesken Monstra der Pluderhosen selbst, sondern auch über den Geist, die Stimmungen und Tendenzen, aus denen diese scheinbar so ungeheuerliche Mode erwachsen war. Die Mode ist, nach einem bekannten Worte, beständig nur in der Unbeständigkeit, aber was den Zeitgenossen lediglich als Laune und Willkür erscheinen mag, verliert für die historische Betrachtung mehr und mehr den Charakter des Zufälligen; wir erkennen vielmehr auch in diesen Aeußerlichkeiten ein Spiegelbild der Zeit und den Ausdruck desselben Geistes, der gleichzeitig im staatlichen und kirchlichen, wie im gesammten künstlerischen Leben wirksam ist. Es sind, um nochmals ein Wort Vischers zu citiren, stille, starke culturgeschichtliche Gesetze, die hinter der scheinbaren Willkür verborgen walten und jegliches Geschlecht unbewußt nöthigen, seine politischen, geselligen, sittlichen und gemüthlichen Zustände in seinem Kleide symbolisch abzuspiegeln.

Waldemar Kawerau.

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches.[1]

In kurzer Frist nach der ersten Lieferung, der wir in diesen Spalten (Nr. 136 vom 15. Juni l. J.) ein eingehendes Referat widmeten, erscheint die mit großer Spannung erwartete zweite, welche ein ganz besonderes Interesse hervorzurufen geeignet ist. Sie behandelt das Castell Osterburken, an dem schon seit langem sehr viele unheilvolle Grabungen von Dilettanten vorgenommen worden waren, für die Wissenschaft ergebnißreiche nur vom Mannheimer Alterthumsverein; mancherlei Funde waren von hervorragendem Werthe. Ueber die früheren Arbeiten und die im August 1892 begonnenen Reichsgrabungen durch den Streckencommissar Professor K. Schumacher berichtet nun die vorliegende Lieferung im Zusammenhange; aus ihr ergibt sich, daß das Castell Osterburken sowohl wegen seiner Gesammtanlage, als wegen der vielen technisch merkwürdigen Einzelheiten und wegen zahlreicher bedeutsamer Funde zu den anziehendsten Objecten des römischen Deutschlands zählt. Dieser Bedeutung wird auch die Darstellung, die textliche wie die illustrative (Ansichten in vorzüglichem Lichtdruck, Situationspläne, Abbildungen von Funden) vollkommen gerecht, weßhalb der Schrift die wärmste Anerkennung gespendet sei. Allerdings konnten die Ausgrabungen nicht in der wünschenswerthen Ausdehnung vorgenommen werden, zum Theil weil die Geldmittel nicht reichten, zum Theil da die Ueberbauung des betreffenden Grundstückes hinderte; allein dessenungeachtet wurden die wichtigsten Partien untersucht und das Gesammtbild des Objectes ist gewonnen.

Das Castell Osterburken liegt an dem Arme des obergermanischen Limes, der sich fast in gerader Linie vom Main bis zum Remsthal erstreckt, ungefähr 500 m hinter dem Grenzwall und hart hinter dem gleichnamigen Städtchen, gegenüber vom Bahnhofe. Strategisch dient es als Sperre des Kirnachthales, des einzigen schärferen Einschnittes, welcher in dem welligen Hügellande vor dem badischen Odenwalde und dem Neckargelände in der Richtung von Nordost nach Südwest und in Verbindung mit dem Seckach- und Elzthal eine natürliche Zugangsstraße zwischen dem freien Germanien und dem Neckar-Rheingebiete öffnet und aus dem gleichen Grunde in moderner Zeit für die Trace der Würzburg-Heidelberger Bahn gewählt wurde. Taktisch ist die Lage des Castells insofern sehr ungünstig, als es von dem ziemlich schroff ansteigenden Hange des vor der rechten Flanke angrenzenden „Hundsrücks“ auf 80 bis 85 m Entfernung um 15 m bedenklich überhöht wird und zwei nordöstlich vorliegende Höhen, der Salz- und der Kirchberg, den Ausblick in das germanische Gebiet wehren; nur drei Limesthürme sind deutlich zu sehen.

Das Bollwerk zerfällt in zwei Theile, in ein älteres Kastell und einen späteren Anbau. Ersteres liegt auf dem äußersten Ausläufer des „Hundsrücks“, wendet die Front gegen Nordosten und zeigt die regelmäßige Form eines langgestreckten Vierecks mit abgerundeten Ecken bei Langseiten von 185.50, bezw. 187.75 m und Schmalseiten von 114.50, bezw. 115.10 m, so daß es unter die größeren Limescastelle gehört und Groß-Kotzenburg und Wiesbaden gleichkommt; der Innenraum steigt ziemlich gleichmäßig von Norden gegen Süden mit höchstens 13—14 Proc. an. Die vier Thore liegen an den gewohnten Stellen, die porta decumana war einthorig, die übrigen doppelthorig. Der zweite Durchgang zeigte sich als in späterer Zeit zugemauert, augenscheinlich aus Sicherheitsgründen. Außer den Thor- und Eckthürmen verstärkten noch auf jeder Langseite je zwei Zwischenthürme hinter den Flankenthoren die Umfassung, so daß im ganzen 16 Thürme vorhanden waren. Der Wallumgang ist noch streckenweise in einer Breite von 10—11 m bei einer Höhe von 1.50 m erhalten. Vor der Wallmauer läuft eine Berme mit 0.80 m Breite und vor dieser zieht ein einfacher Spitzgraben von 7 m Breite und 2 m ursprünglicher Tiefe, der vor den Thoren überbrückt gewesen zu sein scheint. Das in der Mitte gelegene Prätorium bildet ein Rechteck von 38.80 m Länge bei 45.80 m Breite; es hat Exercirhallen, wie gewöhnlich, und an der Rückseite ein unterkellertes sacellum. Ein größeres Gebäude unweit der Nordecke wurde früher entdeckt; Lehmfachwerkbauten und Baracken waren über den ganzen Innenraum vertheilt; Brunnen, Cisternen, Canäle wurden nicht entdeckt.

Um die dominirende Erhöhung vor der Südostfront einzuschließen, wurde der rechten Flankenseite des älteren Castells ein Anbau angefügt. Er hat die Gestalt eines unregelmäßigen Trapezes mit Diagonalen von 195,20 bezw. 134 m Länge, wobei die Ostmauer unter einem spitzen, die Südwestmauer unter einem stumpfen Winkel ansetzt; die 86 m lange Südwestmauer erklimmt eine Steigung von 20 m, die Ostmauer (143 m) von 22 m, die Südostmauer (99 m) von 6 m. Die Mauer der rechten Flanke des älteren Castells wurde bei der Erweiterung nicht abgebrochen, wie man erwarten sollte, sondern beibehalten, wahrscheinlich in bewußter Absicht zur Bildung eines innern Abschnittes, wiewohl eine derartige Einrichtung dem Schema der römischen Fortification eigentlich fremd ist; nur die Zwischenthürme hinter der porta principalis dextra wurden zur Erleichterung der Communication mit weiteren Durchgängen versehen. Der Anbau hat in jeder seiner Außenfronten je ein Thor mit je einer schmalen Oeffnung; das Thor der rechten Flanke liegt auf dem höchsten Punkte des Castells und gewährt weiten Ausblick in das Kirnachthal und auf den Grenzwall. Außer den Thor- und Eckthürmen wurde auf der rechten Flanke zwischen Thor und Südostecke ein Zwischenthurm festgestellt, ferner in der Mitte der Nordhälfte der Ostmauer eine 6 m lange und 2.50 m über die Mauer vorspringende Verstärkung, augenscheinlich eine Batterie-Platform für Geschütze. Der Wallumgang ist auf einzelnen Stellen noch vorhanden, die Breite läßt sich auf 7 m bestimmen, die Höhe auf 2 m. Die Wallmauer umschloß eine 0.85—1 m breite Berme, vor der ein einfacher trockener Spitzgraben von 6 m Breite und 1.70 m Tiefe lag. Größere Gebäude waren im Innern des Anbaues von vornherein durch die Bodengestaltung ausgeschlossen. Bemerkenswerth ist eine runde, 1,40 m tiefe Grube von 7 m Durchmesser, die etwa eine halbunterirdische Wohnung gewesen sein könnte.

In der ganzen Umgebung des Castells sind reichliche Spuren von öffentlichen und privaten Gebäuden vorhanden; die eigentliche bürgerliche Niederlassung ist allen Anzeichen nach im Umfange des heutigen Städtchens zu suchen, ungeachtet deren exponirte Lage unmittelbar vor der Prätorialfront des Castells und hinter dem Grenzwall auffällig ist. Der Verfasser des Textes zeigt zwar die Neigung, hier wie in Osterburken ein zweites Castell zu suchen, und stützt sich dabei auf die Aehnlichkeit der Geländebildung und auf die regelmäßig rechteckige Gestalt des alten Ortes Osterburken. Allein diese Form liefert keinen Beweis, weil sie bei einer sehr großen Anzahl von Städten vorkommt, die im 13. oder 14. Jahrhundert mit Mauern umfangen wurden.

Unter den Funden nimmt die erste Stelle das wegen seiner Größe und seiner zahlreichen Einzeldarstellungen hervorragende berühmte, im Jahre 1861 entdeckte Mithras-Relief ein, von welchem Fr. Cumont eine in den Text auf-

[1] Im Auftrage der Reichs-Limes-Commission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten O. v. Sarwey, Generallieutenant z. D., und F. Hettner, Museumsdirector. Lieferung II enthält: Aus Band IV, Abtheilung B, Nr. 40 Castell Osterburken. Heidelberg, Verlag von Otto Petters 1895.

genommene und sehr eingehende Beschreibung liefert. Bemerkenswerth ist dabei für das Speläum das Vorhandensein einer Apsis, die an den bis jetzt bekannten Mithräen mangelt, und einer starken Quelle. Das Monument des Gottes ist aus buntem Sandstein und hat eine nahezu quadratische Fläche von 1.70 m Breite und Höhe und eine Tiefe von 0.20 m; die Erhaltung ist im allgemeinen gut. Das Hauptbild in einer Nische stellt in großen Dimensionen den stiertödtenden Mithras dar, darüber bildet der Thierkreis einen Fries und über diesem nimmt die Mitte des Raumes eine zweigliedrige Versammlung der olympischen Götter ein, während die oberen Ecken Sol und Luna füllen. Die über einander gereihten Scenen auf dem linken Pfeiler geben einen Ueberblick über die Theogonie, die Scenen des rechten Pfeilers beziehen sich auf die Geburt und die Thaten des Mithras.

Das Gräberfeld ist noch nicht gefunden, wohl aber Reste von großartigen Grabmonumenten, die reichen Großgrundbesitzern oder Officieren gewidmet und in fanatischer Zerstörungswuth zerschlagen worden waren. Auch die Straßen in und aus dem Castell harren noch der Untersuchung.

Die Besatzung des Castells bildete die Cohors III Aquitanorum, deren ununterbrochene Anwesenheit in Obergermanien vom Jahre 74 n. Chr. bis in die Regierungszeit des Kaisers Philippus Arabs (244—249) durch Militärdiplome nachgewiesen ist, sie bildete also wahrscheinlich von der Gründung bis zur Zerstörung des Castells dessen Besatzung. Für die Erbauungszeit des älteren Castells und des Anbaues ergeben sich keine Anhaltspunkte, dagegen bezeichnen die Münzen und die Fibeln den Zeitpunkt der Aufgabe. Münzen des Kaisers Trebonianus (251—254) sind die letzten der gefundenen, und die jüngsten in Osterburken auftretenden Fibeln gehören in jene Classe, welche zu Regensburg mit Münzen aus den Jahren 240—260 gefunden wird. Unter den Geschirren treten namentlich die Formen des 2. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts hervor. Unter den gefundenen Waffen sind zu nennen: 80 Pfeil- und 110 Lanzenspitzen, von denen vermuthlich ein großer Theil germanisch ist, dann der Eisenhelm eines Reiters in gestreckter Form mit aufrechtstehendem Stirnschild.

Zum Schlusse sei noch eine Mittheilung der Verlagshandlung angefügt, welche den weitesten Kreisen willkommen sein wird. Danach sind nämlich die Beschreibungen der Castelle auch einzeln zu entsprechenden Preisen zu haben, es wird somit unser früher ausgesprochener, sehr berechtigter Wunsch erfüllt.

Hugo Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. **Vom Monte Cassino.** Klosternovellen von **Max Schlesinger.** (Berlin, S. Fischers Verlag.) — Der Fischer'sche Verlag, der vorwiegend moderne und modernste Literatur bei uns einbürgert, hat in vorliegendem Büchlein einige kleine Dichtungen in Prosa veröffentlicht, die keinerlei Berührungspunkte mit der neuen Richtung haben, sondern ganz an die Zeiten der Romantik anklingen. Der Verfasser erzählt von seinen Studien in dem ehrwürdigen Klosterarchiv von Monte Cassino und fährt dann fort: „War es mir zu schwül geworden zwischen den alten Pergamenten, so suchte ich mein Lieblingsplätzchen auf in einer Rosenlaube am Ufer des leise plätschernden Garigliano. Dort pflegte ich vor der Bottiglia süß duftenden Klosterweines den allzeit durstigen Bruder Johannes zu treffen, die lebendige Chronik von Monte Cassino. Was ich daselbst gelesen, gehört und vielleicht auch geträumt habe, schicke ich dir mit herzlichen Wandergrüßen in die Heimath." Ungemein reiche Phantasie zeigt die erste Geschichte: Mortuus a. D. MCCCCCX oder die Entdeckung der blauen Grotte auf Capri. Fein erfunden und sehr flott erzählt sind die beiden anderen: Der letzte Cassinenser im Kloster zu Capua und Die Medizäische Aphrodite. Namentlich in dieser ist der treuherzige Chronikenton sehr gut getroffen. Das kleine Büchlein ist eine fesselnde und beachtenswerthe Lecture.

* Dem „Correspondant" entnehmen wir folgende bemerkenswerthe Einzelheiten über die **protestantischen und katholischen Missionen auf Madagascar.** Zu Anfang unsres Jahrhunderts gab es auf Madagascar keine einheimischen Christen. Die Bekehrungsversuche, welche im 16. Jahrhundert von französischen und portugiesischen Priestern gemacht worden waren, hatten keine Spur zurückgelassen. Um das Jahr 1820 kamen die ersten englischen Missionare nach Tananarivo. Der Gouverneur der Mauritius-Insel, Sir Robert Farquhar, hatte sie herbeigerufen, um womöglich dem brittischen Einfluß ein Wirkungsfeld zu verschaffen, und soll sie den Howas-Häuptlingen so vorgestellt haben: „Da sind unsre Missionare, sie bringen euch die Bibel, die englische Religion und Bildung. Wenn ihr ihnen Gehör schenkt, so werdet ihr ein mächtiges und civilisirtes Volk werden und mit England wetteifern können." Der damalige Herrscher Radama I. begünstigte die Missionare, gestattete ihnen aber zunächst nur, Schulen zu gründen und die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten; das Predigtamt durften sie bloß nebenbei ausüben. Sechs Jahre nach ihrer Ankunft konnten die Missionare bei einer Jahresprüfung, der Radama vorstand, schon 2000 Schüler aufweisen, im Jahre 1830 das Doppelte und 1835 zählte man 35,000 protestantische Howas. Radama I. war gestorben und seine Nachfolgerin und erste Gemahlin Ranavalona, ein böses, herrschsüchtiges Weib, das die Mutter und alle näheren Verwandten Radama's hatte tödten lassen und den alten Zauberkünsten anhing, ordnete die Ausweisung aller Engländer mitsammt den Hausthieren, die sie eingeführt hatten, Schweinen und Katzen, an und fand dann Gefallen an einer blutigen Christenverfolgung, neben der sie übrigens auch ihrer heidnischen Feinde nicht schonte. Wie schon Ida Pfeiffer erzählt hat, fielen der Grausamkeit Ranavalona's I. jährlich 20,000 bis 30,000 Personen zum Opfer: die einen wurden hingerichtet, andere vergiftet oder durch Frohndienst zu Tode gemartert. Nach dem P. Jouen hat dieser weibliche Caligula wenigstens 200,000 Morde auf dem Gewissen. Sie starb 1861 und nun brach unter ihrem Sohne Rakoto, der als Radama II. regierte, für die Christen, die unter Ranavalona eine geheime Secte, die „Betenden", gebildet hatten, wieder eine bessere Zeit an. Auch nachdem Radama II. auf Anstiften der Althowas ermordet worden war, durften die Missionare offen predigen und unterrichten. Seine Wittwe, die Königin Rasoherina, scheint eine sehr kluge Frau gewesen zu sein, der hauptsächlich darum zu thun war, den Volksunterricht zu verbreiten, und welche in dieser Absicht auch die seit kurzem aus La-Réunion und Sainte-Marie herübergekommenen Jesuiten gern duldete. Einen Augenblick hatte es sogar den Anschein, als wollte sie diesen den Vorzug geben und selbst katholisch werden. Sie schickte ihre Pflegetochter mit deren Gespielinnen und Ehrenfräulein zu den barmherzigen Schwestern in die Schule und gab den Jesuiten auf ihren Missionsfahrten durch die Insel eine Escorte. Wahrscheinlich machte das Gepränge, mit dem diese das Kreuz aufpflanzten, auf die Einbildungskraft der Menge mehr Eindruck als die Predigtweise der Methodisten-Quäker. „Sie führten eine tragbare Capelle, eine Apotheke, ein Orchestrion und einen Ballen Heiligenbilder mit sich. War die Capelle zusammengestellt und die Messe gelesen, so wurde eine Ansprache gehalten, die mit Gesang und Orchestrionspiel abwechselte. Die Howas sind große Musikfreunde und liefen von allen Seiten herbei. Sobald viele Zuhörer beisammen waren, wurden die Kranken untersucht und Arzneimittel unentgeltlich ausgetheilt. Der Rest des Tages verstrich unter Plaudereien über Religion und europäische Zustände, wobei Abbildungen den Erzählern zu Hülfe kamen. Des Abends war eine Station fest gegründet." Die Jesuiten ergingen sich in den schönsten Hoffnungen, als ein Streit zwischen der Howasregierung und dem französischen Minister des Aeußern wegen einer Concession, die einem französischen Bürger von Radama II. gewährt, von seiner Nachfolgerin aber wieder entzogen worden war, dieselben vereitelte. Die Regierung Napoleons III. verlangte einen Schadenersatz von 1,200,000 Fr., und darüber war man am Hofe von Emyrna so entrüstet, daß die Königin ihre Pflegetochter aus dem Kloster zurückzog, die Großen ihr Beispiel mit ihren eigenen Kindern befolgten und im Januar 1867 die meisten Würdenträger öffentlich Methodisten wurden. Die Königin Rasoherina blieb insofern neutral, als sie sich nicht taufen ließ; aber als sie starb und der Premierminister Rainilaiarivouy ihre Cousine Ranavalona II. auf den Thron berief, da wurde der Protestantismus gewissermaßen bei der

Krönungsfeier als officielle Religion anerkannt, denn die Bibel lag zur Rechten der Königin, wo sonst ein Götzenbild glotzte. Die Krönung hatte am 3. September 1869 stattgefunden; am 28. October wurde im Palaste ein Hausgottesdienst eingerichtet und am 21. Februar 1870 ließen Rainilaiarivony und Ranavalona II. sich öffentlich taufen. Damit ging Hand in Hand die Organisirung der protestantischen Howaskirche nach dem Vorbilde der englischen Hochkirche, wonach der Herrscher oder die Herrscherin das Oberhaupt der Kirche ist. Im September des gleichen Jahres erging der Befehl, alle Götzenbilder zu verbrennen, und nun mehrten die Capellen und Kirchen, wie die Bekenner der officiellen Religion sich zusehends. Im Jahre 1867 gab es auf Madagascar hundert Prediger, sämmtlich Europäer, im Jahre 1869 153 Pastoren und 925 Einheimische, die das Lehr- und Predigtamt versahen. Während des gleichen Zeitraums war die Zahl der Gläubigen von 37,000 auf 153,000 und die der Schüler von 1735 auf 5270 gestiegen. Nach dem letztjährigen Berichte der englischen Missionsgesellschaft zählt man jetzt 373,000 Gläubige, nahezu 100,000 Schüler, 38 europäische Methodistenmissionen und 6854 einheimische Pastoren oder Lehrer, 1200 Schulen und 1333 Kirchen. Die Kosten für den Gottesdienst belaufen sich auf 650,000 Frcs. und werden theils durch freiwillige Spenden, theils durch einen Beitrag der Londoner Missionsgesellschaft gedeckt. Auch die Zahl der Katholiken ist im Wachsen begriffen. Wie dem letztjährigen Berichte des apostolischen Vicars, Msgr. Cazet, zu entnehmen ist, gibt es bei den Howas und anderen Stämmen 443 Stationen mit 83 Kirchen, 277 Capellen, 136,775 Gläubigen, 26,739 Zöglingen und mehreren Hospitälern, worunter zwei für Aussätzige. Trotz alledem scheinen die Howas arge Heiden geblieben zu sein. Der Fetischdienst ist abgesetzt, aber der Hexenglaube spukt noch immer, und neben ihm wuchert die gröbste Unsittlichkeit. Der Verfasser der Abhandlung weist der französischen Eroberung eine hehre Aufgabe an: zu verrichten, was die Methodisten und die Hochkirche nicht vermocht haben, und den sittlichen Zustand des Howas-Volks zu heben. Das ist sehr schön gesagt, aber doch wohl zu viel gehofft.

* Vom Internationalen Congreß der Versuchstechniker wird der „Neuen Freien Presse" aus Zürich, 10. d., geschrieben: Heute war der Hauptarbeitstag. Am Beginn der Versammlung gab der geschäftsführende Obmann des Localausschusses, Professor v. Tetmajer, dem tiefen Bedauern über den Unfall auf der Uetlibergbahn, bei welchem bekanntlich Professor Hanisch aus Wien einen Beinbruch erlitten hat, Ausdruck. Der heutige Verhandlungstag gestaltete sich ungemein interessant und wichtig. Jedem Referate folgte eine Debatte, an der sich überwiegend Oesterreicher und Franzosen betheiligten. Geh. Rath. Wedding, der berühmte Berliner Hüttentechniker, und der österreichische Chemiker Frhr. v. Jüptner referirten über Werth, Zuverlässigkeit und Bedeutung der chemisch-technischen Untersuchung der Eisensorten. Professor Steiner (Technische Hochschule Prag) berichtete über seine im Vereine mit Professor Gollner und Director Ludwig in Prag durchgeführten Untersuchungen über das Verhalten von Eisensorten bei niedrigen Temperaturen. Dieser Bericht rief eine sehr eingehende Erörterung der Frage hervor, in noch höherem Maße der Commissions-Bericht des Dr. Erdmann (Hamburg) über die Zuverlässigkeit des Flußeisens. Den beiden Berichten wurde große Anerkennung gezollt und die Fortsetzung der Studien auf Andrängen der Franzosen, welche auf ihre Arbeiten hinwiesen, beschlossen. Die Referate wurden von Züricher Fachleuten in französischer Sprache wiederholt, während die Debatte deutsch und französisch, vom Vorsitzenden, Hofrath Exner, resumirt, sehr umsichtig und energisch geleitet wurde. Nach einstündiger Unterbrechung der Berathung übernahm vorübergehend der ungarische Sectionsrath Banoszt den Vorsitz, da Hofrath Exner zum Referate gelangte, auf Grund dessen international die Vereinbarung der technischen Untersuchung von Papier, Garnen, Gezwirnen, Geweben, Hanf- und Drahtseilen in Angriff genommen werden wird. An der Debatte betheiligten sich Professor Rejtö (Budapest), Haußner (Brünn), Martens (Berlin) und Belelubski (Petersburg). Eine gleichfalls eingehende Erörterung fanden die Vorschläge der Untercommission für die Biegsamkeitsproben, vertreten durch Prof. Kirsch in Wien, woran wieder Belelubski, Directionsrath v. Leber, Polonceau und Andere theilnahmen. Abends wurde ein Ausflug auf den Dolder unternommen. — Ueber die Gedächtnißrede, die Prof. Dr. Kick aus Wien auf den verstorbenen Professor Bauschinger, den Begründer und bisherigen Leiter dieser Congresse, hielt, schreibt die „N. Z. Ztg.": Der Redner entrollt ein lebendiges Bild von Bauschingers Lebensgang und Thätigkeit mit besonderer Hervorhebung seiner Leistungen und Bestrebungen im Versuchswesen. Im Jahre 1868 als Professor der technischen Mechanik an die technische Hochschule in München berufen, konnte er dort das von Director Bauernfeind geplante bautechnische Laboratorium einrichten, welchem auf seine Anregung schon 1871 ein mechanisch-technisches Laboratorium folgte. Das letztere wurde bald nach seinen Angaben erweitert und von Bauschinger zu der ersten mechanisch-technischen Versuchsanstalt ausgebildet. Es gebührt also Bayern die Ehre, auf diesem Gebiete unter Bauschingers Führung bahnbrechend vorgegangen zu sein. Der Vortragende verfolgte Schritt für Schritt den Weg, den Bauschinger zurückgelegt hat bei seinen Untersuchungen über die künstlichen und natürlichen Baumaterialien, über Eisen in seiner mannichfachen Verwendung zu Bauzwecken, über Holz und manche andere im Baufach und technischen Betrieb vorkommenden Materialien, und zeigte, welche äußerst fruchtbare Thätigkeit Bauschinger entfaltet hat. Er zeichnete ihn als einen unermüdlichen Forscher, trefflichen Lehrer, als einen für weite Kreise erfolgreich wirkenden und die Wissenschaft popularisirenden Schriftsteller, als warmen Freund und trefflichen Gatten und Vater. Der inhaltreiche, wissenschaftlich sehr werthvolle Vortrag lag am zweiten Tage gedruckt vor und soll in der „Schweiz. Bauztg." erscheinen.

⊙ **Stuttgart**, 13. Sept. 20. Congreß für öffentliche Gesundheitspflege. (Schlußsitzung.) Dieselbe begann um $9^1/_4$ Uhr wiederum unter dem Vorsitz des Geh. Medicinalraths Pistor. Die Präsenzliste weist jetzt 360 Namen auf. Das Thema des heutigen Hauptvortrags lautete: „Schädlichkeit der Canalgase und Sicherung unsrer Wohnräume gegen dieselben. Die beiden Referenten Dr. Kirchner-Hannover und Baurath Lindley-Frankfurt a. M. stellten darüber eine Anzahl Thesen auf, die u. a. besagen, daß epidemische Krankheiten (Cholera, Typhus, Diphtherie) durch Canalgase allerdings nicht verbreitet werden, dagegen sind die Fäulnißgase bei dauernder Einwirkung schädlich, indem sie besonders die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Krankheiten herabsetzen. Durch Spülung und Reinigung lasse sich übrigens die Bildung derartiger Gase auf ein sehr geringes Maß herabmindern. Nach längerer Discussion über diese Frage nahm man die Wahl des Ausschusses vor, in welchen u. A. auch Oberbürgermeister Rümelin-Stuttgart gewählt wurde; hierauf hielt noch Prof. Dr. Flügge-Breslau einen Vortrag über „Hygienische Beurtheilung von Trink- und Nutzwasser". Redner verwarf die gegenwärtig üblichen Untersuchungen und trat besonders für sachverständige Untersuchung der Entnahmestelle und der Betriebsanlage ein. Zu diesem Gegenstand nahm Niemand mehr das Wort und der Congreß wurde geschlossen mit dem Dank für die freundliche Aufnahme, die ihm hier geworden. Die Theilnehmer am Congreß folgten heute Nachmittag mit ihren Damen einer Einladung S. M. des Königs zur Besichtigung der königlichen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma. Es war für 400 Personen Vorsorge getroffen. Um $4^1/_2$ Uhr traf S. M. der König mit Flügeladjutant Major Bieber im Garten ein und wurde vom Geh. Med.-Rath Pistor mit einer Ansprache empfangen, worauf der König in freundlichen Worten dankte. Mit verschiedenen Personen unterhielt sich der König aufs leutseligste und fuhr nach einstündigem Aufenthalt unter seinen Gästen nach Marienwahl zurück. Morgen unternehmen etwa 120 Congreßtheilnehmer einen Ausflug nach Tübingen und Bebenhausen.

■ **Halle**, 12. Sept. Das Amt des Universitätsrichters, welches der nach Würzburg berufene Prof. Schollmeyer bis jetzt verwaltete, ist dem hiesigen Landgerichtsrath Ebbecke übertragen worden. — Mit dem Beginn des Wintersemesters tritt der von Marburg an die hiesige Universität berufene Dr. Wissowa ein, er übernimmt die Leitung des philologischen Proseminars, hält Vorlesungen über die Germania des Tacitus und erklärt ausgewählte Chorlieder des Sophokles, um die Zuhörer in die griechische Tragödie einzuführen. Prof. Bechtel, der von Göttingen nach Halle übersiedelt, liest ein publicum über die Geschichte und Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft und hält eine Privatvorlesung über vergleichende Grammatik des Gothischen.

* **Berlin**, 13. Sept. Im Orientalischen Seminar sind neben den sprachlichen Studien seit einigen Jahren eine Anzahl von wissenschaftlichen Vorlesungen und praktischen Uebungen eingeführt worden, die für Tropen-Reisende von Bedeutung sind. Einem Bedürfnisse, das sich nach und nach immer fühlbarer machte, helfen die Vorlesungen des Prof. Dr. Güßfeldt ab über „Mathematische Grundbegriffe und Principien der Mechanik", sowie über „Ein-

führung in das Studium der sphärischen Astronomie und Erdphysik". Daran schließen sich praktische Uebungen mit Instrumenten an, die den astronomischen Ortsbestimmungen und topographischen Messungen auf Reisen dienen. Diese Vorlesungen erleiden indessen jedes Jahr eine Unterbrechung, da Professor Dr. Güßfeldt den Kaiser auf seinen Sommerreisen gewöhnlich begleitet; in diesen Zeiten pflegten die Hörer die Sternwarte in Potsdam zu besuchen und ihre Studien dort aufzunehmen oder fortzusetzen. Den Officieren ist es neuerdings jedoch, wie die „Voss. Ztg." erfährt, aus unbekannten Gründen untersagt worden, zu diesem Zwecke Potsdam zu besuchen, und die betreffenden Hörer sind gezwungen, nach auswärtigen Sternwarten zu gehen; so haben sich jetzt Lieutenant Troost, früher bei der südwestafrikanischen Schutztruppe, und Premierlieutenant v. Carnap nach Göttingen wenden müssen, um die nöthige Vorbereitung in den astronomischen Kenntnissen zu erlangen. — Der Consul Dr. **Zimmermann** setzt im nächsten Wintersemester seine Vorlesungen über die allgemeine Geschichte der Colonialpolitik fort, und zwar wird er die portugiesische und spanische Colonialgeschichte bis zur Neuzeit entwickeln. Stabsarzt Dr. **Kohlstock** lehrt über Tropen-Hygiene, verbunden mit Demonstrationen und praktischen Uebungen. Von nicht minderem praktischen Werthe sind die Vorlesungen des Dr. **Warburg** über die wichtigsten tropischen Nutzpflanzen und deren Verwendung. Er ist namentlich ein Kenner der Kaffeecultur. Prof. Dr. **Hartmann**, Lehrer des Neu-Arabischen nach syrischem Dialekt, wird auch Vorlesungen über kurdische Grammatik und Uebungen im Interpretiren kurdischer Texte unentgeltlich halten. Dr. Hartmann war mehrere Jahre Dolmetscher bei dem kais. Generalconsulat in Beyrut und ist daher sowohl mit den Kurden, wie mit den Armeniern in vielfache Beziehungen gekommen.

* **London**, 12. Sept. Gestern wurde die 65. **Jahresversammlung der brittischen Gesellschaft zur Förderung der Naturwissenschaften in Ipswich** eröffnet. Sir Douglas Galton hielt die Einleitungsrede. Er hat volle 46 Jahre der Gesellschaft angehört. Es war deßhalb verständlich, wenn er in seiner Ansprache Rückschau auf die in dem letzten Jahrhundert erzielten Fortschritte hielt. Der Eingang seiner Rede gipfelte in dem Satz, daß die Autorität jetzt nicht mehr in der Wissenschaft gelte. Wenn es eine politische Ursache gäbe — und diese ist doch mit allem menschlichen Fortschritt so eng verbunden —, so sei es die französische Revolution gewesen. Dann ging Sir Douglas Galton die einzelnen Wissenschaften durch. Der Astronomie ist das Spektroskop entstanden. In der Physik hat natürlich die Elektricität die größten Fortschritte zu verzeichnen. Der große Whewell hat die Zukunft vorausgeahnt. Er beschrieb im Geiste die Ueberbrückung des Raumes. Von der anorganischen Natur ging Sir Douglas dann zum Organischen über. Was den mitfühlenden Menschen wohl am meisten anginge, die Erblichkeit von Krankheit und Verbrechen, so habe unsre heutige Wissenschaft sicherlich einen großen Vorstoß gegen den Aberglauben früherer Jahrhunderte gemacht. Die heutige Bakteriologie sei ein Triumph des menschlichen Geistes, dessen Folgen auch dem gewöhnlichen Verstande nur zu sichtbar wären. Die Siege der Ingenieure und der Militärs fanden ihre beiläufige Erwähnung. Der Präsident der Versammlung schloß seine Ansprache mit der Mahnung, daß der Staat, d. h. der brittische, wohlberathen wäre, wenn er den Männern der Wissenschaft etwas mehr Anerkennung und Ermuthigung gönne. Dann ereignete sich ein peinlicher Zwischenfall. Die Ansprache war fast zu Ende, als Sir Douglas Galton ohnmächtig hinfiel. Er erholte sich jedoch bald wieder. Er fiel aber zum zweiten Male nieder. Als er aufs neue anheben wollte, verhinderte ihn die Versammlung, fortzufahren. Sir Douglas Galton hatte sich schließlich so weit erholt, daß er seinen Dank aussprechen konnte. — Die Schotten beabsichtigen den **100jährigen Geburtstag** ihres großen Landsmannes **Thomas Carlyle**, welcher auf den 4. December d. J. fällt, würdig zu begehen. Die verschiedenen literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Vereine Schottlands haben sich deßhalb schon mit einander in Verbindung gesetzt.

* In **Brüssel** starb am 10. ds., 76 Jahre alt, der Vorsitzende der Gesellschaft für wallonische Literatur, der Notar **Joseph Dejardin**, eine der volksthümlichsten Persönlichkeiten des wallonischen Landes. Er hatte im Jahre 1856 diese literarische Gesellschaft in Lüttich gegründet und ihren wissenschaftlichen Bestrebungen einen großen Aufschwung gegeben. Die wallonische Sprache wurde sorgfam in allen ihren Mundarten studirt; es wurden Wörterbücher für jeden Bezirk herausgegeben, dramatische Stücke veröffentlicht und die Volkssagen festgestellt. Dejardin selbst, ein feingebildeter Mann und tiefer Kenner des Wallonischen, hat selbst eine Sammlung prächtiger Dichtungen, ein Wörterbuch der wallonischen Sprichwörter und eine sehr sorgsam angefertigte kritische Prüfung aller wallonisch-französischen Wörterbücher veröffentlicht. Durch seine Bemühungen hat die wallonische Literatur einen großen bleibenden Aufschwung genommen.

* **St. Petersburg**, 10. Sept. Wie die „St. Petersburger Zeitung" mittheilt, wurde die Einberufung eines **Syphilidologen-Congresses** zum November 1896 nach St. Petersburg Allerhöchst genehmigt. Die große Bedeutung eines Congresses zum Kampfe gegen eine Krankheit, die man noch vor wenigen Jahren sich zu nennen scheute und die heute mit jedem Tage innerhalb der Stadt- und Landbevölkerung größere Dimensionen annimmt, dürfte um so mehr in die Augen springen, als bisher in Rußland ein besonderes System zur Bekämpfung der Syphilis nicht existirte. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß ein solches Centrum wie St. Petersburg nicht einmal ein Specialkrankenhaus für Syphilitiker hat, während die Residenz nach statistischen Ausweisen in Bezug auf die Verbreitung der Seuche die erste Stelle im Reiche einnimmt. Die „Birsh. Wed." sind in der Lage, das detaillirte Programm für den bevorstehenden Congreß mittheilen zu können. Den Mittheilungen des Börsenblattes entnehmen wir Nachstehendes. Der Congreß wird sich beschäftigen: 1) Mit der Verbreitung der Syphilis unter der Landbevölkerung, wobei folgende Fragen berathen und entschieden werden sollen: a. die Zahl der syphilitischen Erkrankungen in den letzten fünf Jahren, geordnet nach Gouvernements, Kreisen, Dörfern und einzelnen Ansiedelungen; b. die Ansteckungsgefahr, die Herde der Krankheit und ihre Uebertragungsweise; c. Daten über das Erscheinen der Syphilis in den einzelnen Gegenden und die Momente, durch welche ihr Auftreten und ihre Verbreitung begünstigt wurden; d. Registrirung der Syphilitiker und Maßnahmen zur Entdeckung derjenigen Personen, die mit dieser Krankheit behaftet sind; e. Maßnahmen gegen die Verbreitung der Syphilis, Aufnahme der Syphilitiker in ein Hospital und die Bedingungen, unter welchen sie aus den Hospitälern entlassen werden dürfen. Ambulatorische Behandlung der Kranken. 2) Mit der Verbreitung der Syphilis in den Städten; hiebei soll festgestellt werden: a. die Zahl der syphilitischen Erkrankungen in den Städten mit Berücksichtigung des Alters und Geschlechts der Kranken. Die Syphilis in den Schulen; b. und c. wie oben; d. Beaufsichtigung der Fabriken, der Bedienung in den Gasthäusern, Tractiren, Badestuben, Handlungen mit Lebensmitteln und des Dienstpersonals in Privathäusern, Beaufsichtigung der Ammen; e. die Syphilis in den Erziehungsanstalten und Findelhäusern. 3) Mit der Verbreitung der Syphilis in der Armee und Flotte. 4) Mit dem Bestande und der Ausbildung des ärztlichen Personals zum Kampfe gegen die Syphilis. 5) Mit der Beaufsichtigung der Prostitution, und zwar sollen eruirt werden: a. die Zahl der tolerirten Häuser und Prostituirten in den einzelnen Städten. Die Zahl der im Laufe der letzten fünf Jahre an Syphilis erkrankten Prostituirten nebst Angabe der Krankheitserscheinungen. Die Prostitution auf dem Lande. b. Die Internirung der syphilitischen Prostituirten in Krankenhäusern.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Agrarreformen in Rußland.

I.

An Rußlands Machtstellung kann man nicht zweifeln. Eine Abschätzung der Machtmittel dieses Reiches indessen bietet nicht unerhebliche Schwierigkeiten dar. Rußlands Volksreichthum stellt sich, wie aus manchen Anzeichen geschlossen werden kann, sehr viel geringer heraus, als man anzunehmen pflegt. Die ökonomische Lage des Adels und der Bauern erscheint als in hohem Grade bedenklich und gefährdet. Die Frage von der Nothwendigkeit der Hebung der Volkswohlfahrt durch Reformen auf dem Gebiete der Landwirthschaft wird immer dringlicher.

Um so beachtenswerther ist die Gründung eines Ministeriums der Landwirthschaft in Rußland. Und zwar ist dieser Posten einem Manne anvertraut worden, welcher kurz vor seiner Ernennung ein hochinteressantes Werk, „Die Hungersnoth und das Volkselend“, veröffentlichte. Ohne daß der Name Jermolows auf dem Titel des Buches angegeben wäre, unterliegt seine Autorschaft keinem Zweifel. Das Buch enthält ein Reformprogramm, eine Erörterung der Hauptschäden der russischen Landwirthschaft. Es kommen da zur Sprache: die Unbill des Klimas, die Extensität des landwirthschaftlichen Betriebes, der Raubbau, die Unbildung des Volkes, die Frage vom Gemeindebesitz, der Hinweis auf den Unsinn der vielen Feiertage in Rußland und endlich die Frage von Centralisation und Selbstverwaltung.

Es mag von Interesse sein, auf diese Erörterungen hinzuweisen und die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer durchgreifenden Reform, welche unerläßlich erscheint und Rettung aus großer Gefahr bringen kann, zu erwägen.

* * *

Haben der Wiener Professor der Geographie A. Penck und der Verfasser des Buches von den „Klimaschwankungen“, E. Brückner,[1] Recht, so stehen für Rußland nach der letzten Noth von 1891 noch andere Mißernten in Aussicht. Die Trockenperiode wird nicht so bald überstanden sein. Es wäre für den Verfasser des Buches „Die Mißernte und das Volkselend“ nützlich gewesen, diesem Problem näher zu treten. Je wahrscheinlicher aber die Wiederkehr regenarmer Jahre ist, desto ernster tritt die Aufgabe an die Regierung heran, Maßregeln zu ergreifen, um dem Verderben vorzubeugen.

Der Kampf gegen die Unbill des Klimas bietet in Rußland größere Schwierigkeiten dar als in Westeuropa. Die Ungleichmäßigkeit der Vertheilung der Niederschläge von Monat zu Monat, wie von Jahr zu Jahr ist in Rußland auffallend stark. In Europa verhält sich der trockenste Monat zu dem feuchtesten wie 3 zu 1, im Süden und Osten Asiens wie 50—60 zu 1. In den Steppen wechselt die Regenmenge von Jahr zu Jahr, wie 1 zu 10. Ein Beobachter sah im Dnjepr-Kreise des Taurischen Gouvernements während 20 Monaten keinen Tropfen fallen. Es gibt Weizensorten, welche sehr wenig Feuchtigkeit zum Keimen und Reifen brauchen; es sind Fälle vorgekommen, wo Weizen ohne einen Tropfen Regen geerntet wurde. Graf Gasparin meint, daß das Bedürfniß der Feuchtigkeit je nach der Bodenbeschaffenheit wechsle. Furchtbar ist die Wirkung der glühend heißen Winde in Zeiten der Dürre. Pallas beobachtete in den Wolga-Gegenden einen solchen Wind, welcher, heiß wie aus einem Backofen, u. a. eine Menge Schafe ganz plötzlich tödtete. Man stelle sich die Wirkung auf die Pflanzenwelt vor. Dem Schreiber dieser Zeilen wurde in Odessa erzählt, wie ein ungeheures Leinsaatfeld in einer halben Stunde total verdorrte. In Woronesch, in Kijew sind solche Katastrophen wiederholt beobachtet worden.

Die Frage, ob im allgemeinen das Klima in Rußland in historischer Zeit sich verändert habe, ist mit Nein zu beantworten. Viele meinen, die Steppen seien bewaldet gewesen und durch die Entwaldung habe sich das Klima verändert. Sie stützen sich größtentheils auf den Umstand, daß auch jetzt noch die Waldoasen abnehmen; diese Meinung vertreten z. B. Demol, Ancrow, Palimpsestow, Strukow, Knjashewitsch, Neumann. Viel gewichtigere Autoritäten sind der Ansicht, daß die Steppe stets unbewaldet gewesen sei, wenn sie auch zugeben, daß es mehr und größere Waldoasen darin gegeben habe. So Leplay, Kirjaleow, Nordmann, K. E. v. Baer, Skalkowski, Th. Köppen u. A. Die Grenze der Steppen gegen Norden hat sich in historischer Zeit nicht nachweislich verändert. Die Steppen werden schon von Ovid als baumlos geschildert; Constantin Porphyrogenneta bemerkt, daß der Perekop mit Wald bedeckt gewesen sei, aber er fügt hinzu, daß der Norden der Halbinsel Krym eine baumlose Steppe darstelle; ebenso Rubruquis und andere Schriftsteller. So weit die Nachrichten reichen, hat sich die mittlere Zeit des Auf- und Zugehens der Flüsse nicht verändert; diese Nachrichten reichen bei der Düna bis 1530 zurück, bei der Dwina bis 1734, bei der Newa bis 1719 u. dgl. m. Auch die Temperaturbeobachtungen zeigen Stabilität, nur in einzelnen Localen, z. B. in den großen Städten, ist es wärmer geworden. So die Ergebnisse der Forschungen Wesselowski's, welcher das Verdienst hat, die das Klima Rußlands betreffenden Fragen in seinem großen (1857 erschienenen) Werke im Zusammenhange mit der Agrarproduction erforscht zu haben. Auch Wild bemerkt in seinem Werke „Die Temperaturverhältnisse des russischen Reiches“, über den säcularen Gang der Temperatur in Petersburg lasse sich nur das sagen, daß die Mitteltemperatur in den letzten 128 Jahren sich nicht bleibend einseitig verändert habe, daß aber längere Reihen durchschnittlich kälterer Jahre mit wärmeren abwechseln und daß außerdem die durchschnittliche Mitteltemperatur von 5 Jahren in Perioden von ungefähr 23 Jahren zu- und abnimmt, wobei aber die Amplitude dieser periodischen Schwankung von 1—2 Grad variirt.

[1] Brückners Buch erschien in Wien 1890 bei Hölzel, Pencks Besprechung desselben bald darauf in einem Tagesblatte.

Wir haben hier also die Erwähnung derselben Klimaschwankungen, welche den Gegenstand des Brückner'schen Werkes über diesen Gegenstand (Wien 1890) bilden. Der jetzige Minister der Landwirthschaft in Rußland, Jermolow, welchem diese Studien unbekannt geblieben sind, ist geneigt, der Entwaldung, deren Zunahme nicht geleugnet werden kann, einen starken und nachtheiligen Einfluß auf das Klima Rußlands zuzuschreiben. Er zweifelt nicht an einer Verschlechterung des Klimas, d. h. an einer Abnahme der Niederschläge in Folge von Waldverwüstung. Wenn auch im wesentlichen für das ganze Gebiet des Reiches die Hauptbedingungen des Klimas sich nicht geändert haben dürften, so etwa, daß die Menge der Niederschläge überhaupt in Jahrhunderten dieselbe blieb, so ist denn doch vielleicht zuzugeben, daß das Verschwinden großer Waldcomplexe in der Nähe der Steppe die Bedingungen der Agrarproduction ungünstig beeinflußt haben könne. Arnold bemerkt in seinem Buche „Der russische Wald": „Im Gouvernement Astrachan gab es vor etwa 40 Jahren einen ungeheuren Waldcomplex von gegen 500,000 preuß. Morgen (120,000 Deßjatinen), von welchem jetzt nur ganz geringe Ueberreste vorhanden sind. Dort weidet das Vieh, lockert den sandigen Boden auf und der Flugsand bedroht die ganze Umgegend mit Versandung." Professor Anutschin, welcher im Jahre 1890 die Quellen der Wolga und des Dnjepr besuchte, fand dort eine arge Waldverwüstung, welche sich in den allerletzten Jahren zugetragen hatte; daher hat sich der eigentliche Ursprung dieser Flüsse um einige Kilometer abwärts verändert. Mühlen, welche oberhalb der jetzigen Quellen standen, haben ihre Arbeit eingestellt. Es lassen sich Beispiele des Versiegens mancher Flüsse anführen; ebenso sind manche Seen verschwunden; nach dem Verschwinden der Wälder kann das Frühlingshochwasser rascher als früher abfließen und führt jedesmal viel Humus mit sich fort u. dgl. m.

Es ist kein Zweifel, daß die Waldverwüstung, eine der schlimmen Folgen der Bauernemancipation, schädlich wirkt und die Agrarproduction nachtheilig beeinflußt. Ob aber der Wassermangel nicht sowohl dem Verschwinden der Forsten als der Trockenperiode zuzuschreiben ist, bliebe doch zu erwägen. Haben die Einen eine continuirliche Abnahme des Wassers in den Quellen und Flüssen in Folge von Entwaldung nachweisen zu können gemeint, so führen Andere diese Erscheinung auf allgemeinere Ursachen, auf jene Klimaschwankungen zurück, welche Perioden des Steigens und Fallens des Niveaus der Seen und Flüsse veranlassen, ohne daß der Wald dabei so viel bedeutet, wie man annahm.[1])

Wie dem auch sein mag, Jermolow hat nicht ohne Grund den Wunsch ausgesprochen, daß den meteorologischen Beobachtungen in Rußland mehr Mittel zur Verfügung gestellt würden, als es bisher der Fall war. Es gilt die Zahl der meteorologischen Stationen beträchtlich zu vermehren, die der Landwirthschaft so verhängnißvollen Nachtfröste zu registriren, den Kampf gegen die Unbill des Klimas energisch aufzunehmen. So z. B. könnten Studien über die Widerstandsfähigkeit der verschiedenen Gewächse und ihrer Gattungen, der verschiedenen Sorten Getreide gegen die Dürre oder gegen die Kälte u. dgl. m. von großem Nutzen sein. Besonders der Süden, die Gegend der Schwarzerde, ist der Schauplatz eines starken Einflusses des Wetters auf die Landwirthschaft; man ist dort für den Erfolg der Agrarproduction besonders abhängig von den Niederschlägen. Waldanpflanzungen in der Steppe sind besonders da zu empfehlen, wo die Gefahr der Verwüstung durch Flugsand droht; man darf die Abhänge nicht bepflügen, um die obere Erdschicht nicht zu arg zu lockern; an den Abhängen der Flüsse ist die Anlegung von Faschinen erforderlich. Die Gesetzgebung in Betreff der Wasserbenutzung verlangt die größte Sorgfalt und ist bisher vernachlässigt worden. Man muß Tiefbohrungen machen, bei der Anlage von artesischen Brunnen mit mehr Sachverständniß verfahren als bisher und die vorgängigen geologischen und hydrographischen Studien gründlicher betreiben. Gilt es ferner bei der Landwirthschaft diejenigen Pflanzen zu cultiviren, welche weniger Feuchtigkeit brauchen, so ist dazu die Anlage einer großen Anzahl von Versuchsstationen, Musterfarmen u. s. w. nöthig. Zu alldem sind nicht bloß Millionen erforderlich, sondern die Kraft und Einsicht der Regierungsorgane, Initiative, Einfluß, Volksunterricht in großem Stil.

In Jermolows Buche wird mit Recht davor gewarnt, der Unbill des Klimas einen allzu großen Antheil an der Calamität zuzuschreiben. Auch unabhängig vom Klima haben die Menschen von sich aus sehr viel dazu beigetragen, daß die Volkswirthschaft zurückging. Raubbau und Extensität der Landwirthschaft, Leichtsinn und Unbildung haben unvergleichlich mehr Schaden angerichtet als die Unbill des Klimas. So lange das Volk so weiter wirthschaftet wie bisher, ist keine Besserung zu hoffen. Man geht dem Ruin entgegen, wenn keine Aenderung in der Art des Betriebes stattfindet.

Man hat bisher geglaubt, die Schwarzerde sei unerschöpflich als Reichthumsquelle. Die Ansicht, daß man dort nicht zu düngen brauche, hat sich als ein Vorurtheil herausgestellt. Schon vor Jahren haben erfahrene Praktiker, wie z. B. Matthäi, prophezeit, daß das Gebiet der Schwarzerde in Folge des Raubbaues früher oder später veröden müsse; man werde von dort aus in andere Gegenden auswandern müssen, weil der Boden keine Erträge mehr liefern werde. Der Reichthum des Schwarzerdegebietes hat sich immer klarer als eine Fabel herausgestellt. Es war ein Grundirrthum, wenn der Bauer in diesen Gegenden ohne Vieh, ohne Dünger auskommen zu können meinte, während hier wie anderswo die Combination von Ackerbau und Viehzucht nützlich ist. Man hat durch Ausbeutung der Ackerkrume das Volksvermögen angegriffen und trägt nun die Folgen.

Der schlimmste Feind des Bauern ist die Routine, die Macht der Tradition, die Abneigung des Volkes gegen das Düngen, der Aberglaube, daß der liebe Gott auch ohne Düngung eine gute Ernte bescheeren könne. Die Mennoniten (deutsche Colonisten) an der Wolga bestellen ihr Land vortrefflich, düngen reichlich und haben in Folge dessen große Ernte-Erträge. Die benachbarten russischen Bauern wirthschaften in alter Weise, pflügen nachlässig, düngen nie und haben daher fortwährend über Mißernten zu klagen. Der Dünger wird in die Flüsse und Schluchten geworfen, aber nicht nutzbringend verwandt. Das mit den glänzendsten Resultaten gekrönte Beispiel der Mennoniten hat auch den Großgrundbesitz jener Gegenden nicht aus dem Schlendrian aufgerüttelt; auch hier wird nicht gedüngt, vielmehr der Dünger als hindernde Last beiseite geschafft.[1]) In Gegenden, wo Steinkohle gewonnen wird, heizen die Bauern mit Dünger, wie Schultze-Gävernitz noch neuerdings constatirt hat. Die Compostbereitung, vielen Landwirthen kaum dem Namen nach bekannt, gelangt nur selten zur Ausführung und vor der Anwendung der menschlichen Fäcalien zur Düngung schrecken noch viele Landwirthe aus reinem Vorurtheil zurück. Asche, Gyps, Kalk, Mergel, Phosphate, Taubenmist, technische Abfälle haben nur eine äußerst seltene und beschränkte Anwendung. Knochen werden in Massen exportirt, statt daraus Knochenmehl für die russische Landwirthschaft zu bereiten. Es gibt mächtige Strecken Landes, welche reich sind an Phosphoriten, aber sie werden fast gar nicht ausgebeutet.

[1]) S. **Ed. Brückner**, Klimaschwankungen. S. 13—29.

[1]) Keußler, Der Gemeindebesitz in Rußland, III, S. 223.

Allen Beobachtern ist ferner die Schlechtigkeit der Werkzeuge der russischen Landwirthschaft aufgefallen. Der Bauernpflug, die „Ssochà“, mit ihren wenigen Eisenbestandtheilen pflügt nicht tief genug. Immer wieder ist auch in der russischen Presse auf die Nothwendigkeit der Verdrängung der „Ssochà“ hingewiesen worden, aber daran hat sich im wesentlichen nichts geändert. Nur etwa die Moskauer „Semstwo“ hat die Sache mit mehr Energie in die Hand genommen und auch wohl bei den Bauern eine sehr beachtenswerthe Willigkeit für Annahme dieser Aenderung gefunden. Es wurden Gelder zur Anschaffung von besseren Pflügen, Sortirmaschinen, eisernen Eggen angewiesen. Diese Werkzeuge verbreiteten sich verhältnißmäßig rasch. In einigen Kreisen des Moskauer Gouvernements gelangten in den Jahren 1887 bis 1889 einige Tausend besserer Pflüge zur Verwendung. Es ist das ein Beispiel des Nutzens der Landschaftsbehörden als Lehrer des Volkes, als Commissionäre des Volkes. Aber dieses Beispiel steht vereinzelt da, und das ganze Institut der „Semstwo“ ist durch manche Maßnahmen der letzten Jahre in Frage gestellt. Es ist ferner vielfach als ein Mißgriff der Regierung beurtheilt worden, daß sie in der letzten Zeit die Einfuhr landwirthschaftlicher Maschinen und Werkzeuge durch exorbitant hohe Zölle erschwerte, während es sich doch viel mehr darum handelt, die Agrarproduction zu fördern, als die wenigen Fabriken landwirthschaftlicher Maschinen durch Prohibitivzölle zu schützen.

Die Routine hindert den Uebergang zu besseren Wirthschaftssystemen. Nur ein Viertel der Oberfläche Rußlands ist für den Ackerbau verwendet. Davon liegt, weil die Dreifelderwirthschaft, also das System mit Brache, fast überall vorherrscht, ein ungeheurer Theil von 30 bis 40 Millionen Deßjatinen (d. h. 100 bis 120 Millionen preußischer Morgen) brach. Nur etwa in einem Theil der Steppe, in Polen und in den Ostseeprovinzen besteht die Fruchtwechselwirthschaft.

Es käme also in erster Linie darauf an, durch Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse in den Massen gegen die Routine anzukämpfen. Hierin ist bisher fast nichts geschehen. Während Dutzende von Millionen Menschen die Landwirthschaft betreiben, zählt man im ganzen Reiche so wenig landwirthschaftliche Schulen, daß die Zahl der Schüler aller derartigen Anstalten eher Hunderte als Tausende beträgt. Daß die Volksschule bisher für die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse so gut wie nichts hat thun können, ist daraus zu ersehen, daß sie überhaupt nur sehr schwach entwickelt ist und es durchschnittlich über 60 Procent Analphabeten geben soll. Kann es da wundernehmen, wenn der Ackerbau in Rußland, wie einmal von einem Beobachter bemerkt wurde,[1]) wie bei halbwilden Völkern ohne alle Kenntniß der Sache betrieben wird, und daß die Errungenschaften der Agriculturchemie, der landwirthschaftlichen Mechanik, der modernen Technik überhaupt dem Reiche im ganzen und großen nicht zu gute gekommen sind? Man hat gelegentlich von der Nothwendigkeit gesprochen, die Dorfschullehrer landwirthschaftlich vorzubilden, die Volksschulen mit Land zu versehen, landwirthschaftliche Wandermuseen zu errichten, aber es ist bei den lobenswerthen Vorsätzen geblieben. Vergleicht man die Stagnation in Rußland auf diesem Gebiete mit der Betriebsamkeit in Finland, so stellt sich heraus, daß, wenn das erstere ebenso viel für den landwirthschaftlichen Unterricht thun wollte, als im letzteren thatsächlich geschieht, es, wie neuerdings berechnet wurde, etwa 50 landwirthschaftliche Akademien und über 2000 andere landwirthschaftliche Schulen geben müßte, während die Zahl aller Anstalten dieser Art in Rußland nicht viel über ein Dutzend beträgt. Mag nun die Differenz dieser Ziffern auch übertrieben sein, so ist sie, auch wenn viel geringer, groß genug, um die neue Regierung zu sehr durchgreifenden Maßregeln in dieser Hinsicht anzuspornen. Der Vergleich mit Finland ist auch darum besonders lehrreich, weil in dem letzteren Ländchen, wie noch neuerdings von Elise Baranius in verschiedenen Abhandlungen gezeigt wurde, der gewerbliche Unterricht der Frauen in einem so hohen Grade entwickelt ist, daß auch in Deutschland dergleichen nicht besteht. In den in jedem Län (Gouvernement) Finlands vorhandenen Meiereischulen werden außer vielen jungen Männern auch Bauernmädchen ausgebildet; man lernt dort außer der Technik des Betriebes Buchhalterei. Aber freilich gibt es in Finland noch nicht 1 Procent Analphabeten, und die Grundlagen der Cultur sind andere als in Rußland.

Gegenüber solchen Defecten der Intelligenz in der Landwirthschaft Rußlands, angesichts des fast überall in unverantwortlicher Weise betriebenen Raubbaues, bei der allgemein herrschenden Routine, ist die Klage über Mangel an Land, welche sich vielfach vernehmen läßt, recht verwunderlich. Mag man auch zugeben, daß bei der Emancipation der Bauern in manchen Gegenden der „Nadjel“ zu knapp bemessen worden sei, daß namentlich in Folge der Vermehrung der Bevölkerung dieser den Bauern zugewiesene Landantheil nicht ausreiche, so wird denn doch im allgemeinen die Extensität der Landwirthschaft den geringen Ertrag der Arbeit viel deutlicher erklären als der Mangel an Land. Die Ansicht, daß es an Land fehle, vertrat übrigens u. A. auch der namhafte Statistiker Jansson (ehem. Professor der St. Petersburger Universität), während u. A. K. Th. Golowin in seinen im „Rußkij Wjestnik“ erschienenen Abhandlungen: „Die neue Bauernfrage“, „Ablösungszahlungen“ und „Was ist bäuerlicher Credit?“ die Ansicht ausspricht, daß es dem Bauern nicht so sehr an Land fehle als an den erforderlichen Eigenschaften und Mitteln, dasselbe rationell zu bewirthschaften. Er sieht in der Einführung intensiverer Cultur und in der Hebung der gewerblichen Production das Hauptmittel, die wirthschaftliche Krisis zu überwinden. Es ist zu beachten, daß in manchen Gebieten des Reiches das Ackerland vermehrt werden kann, wie das in der letzten Zeit, allerdings leider auf Kosten des Waldes, geschehen ist. Freilich beträgt in dem Gebiete der Schwarzerde die Ackerfläche schon jetzt 50—70 Procent des Areals überhaupt, und man hat hier viel weniger Spielraum als in anderen Gegenden. Aber daß eine großartige Organisation einer Auswanderung etwa nach Sibirien, von welcher geredet worden ist, erforderlich wäre, um der Verarmung abzuhelfen, wird von unbefangeneren Beobachtern nicht zugegeben. Der Hang zum Nomadenleben, welcher die Bauern zur Auswanderung treibt, muß durch Institutionen und Unterricht eher eingeschränkt als dadurch gefördert werden, daß man, wie neulich geschehen ist, Vereine zur Unterstützung von nach Sibirien auswandernden Bauern gründet.

Nicht um Auswanderung in entlegene Gegenden, etwa nach Sibirien, wo der Raubbau von neuem beginnt und zu ähnlichen Ergebnissen führen muß, handelt es sich, sondern um Ansiedelung der in großen Dörfern lebenden Bauern in einzelne Gehöfte: eine Reform, welche sehr schwer durchzuführen ist, aber von allen Seiten als dringend bezeichnet wird. Das Zusammenwohnen von Tausenden von Bauern in den Dörfern, in großer Entfernung von den zu bebauenden Feldern ist eine Folge der früheren Unsicherheit, der Gefahr feindlicher Ueberfälle, ein Umstand, welcher heutzutage wegfällt. Der damit verbundene Zeitverlust bei der Bewirthschaftung der Felder ist ein Unheil und auch Jermolow macht auf diesen Uebelstand aufmerk-

[1]) Allgemeine Zeitung 1892, Beilage Nr. 30.

sam. Man solle doch nicht, bemerkt der Minister in seinem Buche, von der Nothwendigkeit der Auswanderung reden und diese nicht begünstigen, wenn leider auch da, wo den Bauern 8—9 Deßjatinen (oder Hektar) für den Kopf zur Verfügung stehen, über Mangel an Land geklagt werde; dagegen sei es ein Unding, daß die Felder der Bauern sehr oft 15—25 Kilometer von ihrem Wohnort entfernt sind, so daß viel Zeit und Kraft mit dem Hin- und Herfahren verloren geht. Jermolow macht darauf aufmerksam, daß die Versuche, Bauern gehöftweise inmitten ihrer Felder anzusiedeln, in den Gouvernements Pensa, Saratow, Taurien, Jekaterinoslaw guten Erfolg gehabt hätten. Er hebt die Verdienste hervor, welche sich zwei Großgrundbesitzer, Stolypin und Korolenko, bei dieser Gelegenheit durch Förderung der Reform erworben hätten, und weist darauf hin, daß in Polen und in den Ostsee-Provinzen das Wohnen der Bauern in einzelnen Gehöften statt der großen Dörfer die allergrößten Vortheile darbiete.

Die Auflösung der Dörfer in einzelne Gehöfte gehört zu den schwierigsten Problemen der Verwaltung und Gesetzgebung. Damit hinge dann die Umwandlung der Dorfgemeindeverhältnisse, des „Mir“, zusammen und die allmähliche Abschaffung des Gemeindebesitzes. Es kann hier auf diese Dinge nicht näher eingegangen werden, und wir verweisen auf manche Ausführungen in den Werken Keußlers, Samson v. Himmelstjerna's, Lauins u. dgl. m. Es gilt, den ungebildeten, unselbständigen, jeden Augenblick der Gefahr des Hungertodes ausgesetzten Bauer vor dem „Gemeindefresser“ („Mirojed“), dem Wucherer („Kulak“), mit einem Worte vor seinesgleichen zu schützen. Diese Aufgabe erfordert Zeit, und das Hauptmittel der Lösung besteht in der Hebung der Intelligenz der Bauern. Mit der Abhängigkeit vom „Mir“, mit dem Spielraum, welchen der „Kulak“ gewonnen hat, ist eine neue Form der Leibeigenschaft entstanden, welche vielfach für schlimmer gilt als die frühere. Hier hat sich das Maß der Gefahr gezeigt, welche für den Bauern in dem Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft lag. Während er durch die letztere in die Weltwirthschaft hineingezogen wurde, blieben seine Wirthschaftsweise und sein psychologischer Zustand auf dem früheren niedrigen Niveau. Dazu stieg der Steuerdruck und das Geldbedürfniß brachte den Bauern in Abhängigkeit von den Wucherern, deren Treiben dadurch charakterisirt wird, daß in einzelnen Fällen der Zinsfuß 2400 Procent betragen soll. Hier ist eine schwierige Aufgabe zu lösen, wie in jenen Zeiten, wo die Seisachthie in Athen oder durchgreifende Agrargesetze der Volkstribunen bei den Römern dergleichen Probleme zu lösen unternahmen. Ueber das Wesen und die Bedeutung der „Kulaki“ in Rußland gibt es widersprechende Ansichten. Golowin ist davon überzeugt, daß, wenn überhaupt Rußland die große Wirthschaftskrisis überstehe, es seine Rettung lediglich dem „Kulak“, d. h. der Capitalbildung, zu danken haben werde. In ähnlicher Weise äußert sich Schultze-Gävernitz, wenn er bemerkt, daß die Differenzirung der Gesellschaft, die Ausbildung des Gegensatzes von Arm und Reich den Russen Rettung bringen könne. Wie dem auch sein möge, es fehlt an Volkstribunen, welche die Interessen der Massen vertreten. Ob der neue Minister Jermolow als Volkstribun etwas ausrichten kann, das hängt von dem Maße seines politischen Einflusses und von den ihm für durchgreifende Reformen zur Verfügung zu stellenden Mitteln ab. Daß er ein Gegner der gegenwärtig bestehenden Bauerngemeindeverfassung ist, daß er die Nachtheile des Gemeindebesitzes einsieht, kann nur dann von Bedeutung werden, wenn dieses Ministerium, in gewissem Sinne bei den Verhältnissen Rußlands das wichtigste, die Stellung einnimmt, welche ihm gebührt. Daß es demnächst dazu kommen werde, ist nicht wahrscheinlich. Aber vorläufig ist es doch von Werth, daß der Leiter dieses Ministeriums zugleich der Verfasser jenes Buches ist, welches ein Programm der Agrarreform, wenn nicht ausführt, so doch andeutet. Möge es ihm beschieden sein, den russischen Bauernbestand durch Bildungsmittel und durch die Emancipation vom „Mir“, von dem Gemeindebesitz, vor noch größerem Elend zu bewahren und die wirthschaftlichen Verhältnisse der Massen auf eine solidere Basis zu stellen.

Es gilt, den Anschauungen der Slavophilen entgegenzutreten, welche, wie Aksakow, Ssamarin, Koschelew u. A., auf Grund historischer Unkenntniß den Gemeindebesitz idealisirten, in ihm den Eckstein der Organisation des russischen Bauernstandes erblickten und die Ansicht vertraten, daß der Gemeindebesitz der Natur des Volkes entspreche. Während man ganz unnöthigerweise von dieser Institution als einer slavischen Eigenthümlichkeit geredet hat und noch redet, ist schon längst, auch in Keußlers vierbändigem Werke, gezeigt worden, daß bei allen Völkern auf niederen Culturstufen unter gewissen Bedingungen derartige Einrichtungen vorzukommen pflegen. Das ältere Rußland kannte den Gemeindebesitz; aber die Entwicklung des neueren Gemeindebesitzes hängt mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung, mit der Zusammendrängung der letzteren in große Dörfer, mit dem gesteigerten Bedarf an Land, mit den gesteigerten Steuern und Lasten zusammen. Die Einführung der Leibeigenschaft bewirkte eine Umwandlung des Gemeindebesitzes. Von da ab haben die periodischen Umtheilungen des Gemeindelandes ihren Anfang genommen; von da ab stammt die bis auf den heutigen Tag herrschende Ueberzeugung im Volke, daß einem jeden Gemeindegenossen ein Recht auf einen Landantheil gebühre. Verwaltungs-, insbesondere Finanzmaßregeln der Centralgewalt haben diese leidige Institution weiter entwickeln helfen, indem die solidarische Haftpflicht der Gemeinde entstand. Namentlich seit der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde die Schädlichkeit dieser Institutionen mehr und mehr erkannt, aber die Discussion in der Presse und in den Verwaltungsorganen hat bisher zu keinem Ergebniß geführt. Namhafte Kenner der wirthschaftlichen Verhältnisse des Reiches, wie Butowski, Thörner, Tschitscherin, Buschen, haben sich gegen eine zwangsweise Abschaffung des Gemeindebesitzes ausgesprochen. Man beantragte von der einen Seite, die häufigen Umtheilungen des Gemeindelandes zu verbieten, während Andere vor Vielregiererei warnten und alles dem natürlichen Gang der Dinge überlassen wollten. Mit der Verordnung, daß den Gemeinden anheimgegeben wurde, auf Grund eines Beschlusses einer Zweidrittel-Majorität den Gemeindebesitz abzuschaffen, war die Beibehaltung desselben entschieden. Obgleich die Walujew'sche Enquete von 1873 eine Fülle von Angaben zum Beweise der nachtheiligen Wirkungen des Gemeindebesitzes sammelte, entschloß man sich nicht zu irgend entscheidenden Schritten. Es blieb alles beim Alten. Allenfalls hat sich die Administration hier und da nicht ohne Erfolg bemüht, den Bauern das Unstatthafte einer Neueintheilung des Landes darzulegen. Hier und da hat man von allgemeinen Umtheilungen des Ackerlandes abgesehen, um besser und intensiver bestelltes Land nicht zu schädigen, die Früchte erhöhter Arbeits- und Capitalverwendung bleibend zu erhalten; hier und da erhebt sich die Opposition betriebsamer Wirthe gegen Neutheilungen; gelegentlich, wenn auch selten, ist wohl auch die erforderliche Zweidrittel-Majorität für den Uebergang zum individuellen Besitz zu Stande gebracht worden, wobei dann wohl die Opponenten mit Geld entschädigt wurden. Aber im ganzen und großen steht alles wie zuvor. Ganz neuerdings ist ein Gesetz betreffs Rege-

lung der Umtheilungen erlassen worden, kraft dessen die letzteren nicht häufiger als in Zwischenräumen von zwölf Jahren stattfinden dürfen; auch soll demjenigen Bauern, welcher seinen Grundbesitz meliorirt hat, derselbe belassen werden; falls dieses unmöglich erscheint, soll ihm ein Landantheil von gleicher Beschaffenheit angewiesen oder eine Entschädigung für die Meliorationen gewährt werden. Man sieht, daß dieses Gesetz die eigentlichen Schäden des Gemeindebesitzes nicht berührt; die Bestimmungen desselben scheinen anzuerkennen, daß Meliorationen zu den Ausnahmen gehören. Als Regel gilt, daß die Extensität des Betriebs sich nicht ändert. Wie von sachverständiger Seite befürchtet wird, werden die Umtheilungen gerade auf Grund des neuen Gesetzes häufiger erfolgen als bisher, denn diejenigen Wirthe, welche ein Interesse an einer Neuvertheilung haben, werden die Frist von 12 Jahren, wenngleich diese kein Gebot einer Neuumtheilung in sich schließt, mit Hinweis auf das Gesetz ins Feld führen, um den Beschluß zu einer allgemeinen Umtheilung in der Gemeindeversammlung herbeizuführen.[1])

Zur Statistik der deutschen Kunst.

h. Die Verzeichnung der Alterthums- und Kunstdenkmale, der man nunmehr seit 25 Jahren allenthalben im Reiche obliegt und wofür man nun eigentlich auch ein Gedenkjahr feiern könnte — denn 1870 erschien der erste Band, wann freilich der letzte erscheinen wird, mag Gott wissen! — diese Verzeichnung der Kunst- und Alterthumsdenkmale ist gleich anfangs von warmen Wünschen und von der Hoffnung begleitet gewesen, es werde nicht nur für die wissenschaftliche Erkenntniß, sondern auch für die Werthschätzung, Schonung und Erhaltung des Bestandes selbst gute Frucht ersprießen. Es scheint, als ob diese Erwartung und Hoffnung nur ganz theilweise in Erfüllung gehen solle. Die Verzeichnisse veralten nicht nur den Erwerbern der Veröffentlichungen unter den Händen, sie veralten schon den Bearbeitern unter der Feder, und gar viele Bilder und Beschreibungen der Gegenstände, die sie darstellen, wie sie soeben gewesen sind, werden von uns mit demselben wehmüthigen Antheil betrachtet, mit dem wir Alten in der Jugendzeit die 200jährigen Bilder Merians betrachtet haben. Denn immer schneller geht's mit den Erinnerungen an unsre Vorzeit zu Ende. Wie im Elsaß im Jahr der Befreiung vom wälschen Wesen auch zugleich das Zeichen zur Zerstörung so vieler Reste altdeutscher Vergangenheit gegeben worden ist, die sich aus den Zeiten des heiligen Reiches in die des neuen hinüber gerettet hatten, so scheint es fast, als sei im Vaterlande mit der großartigen systematischen Inventarisirung der Denkmäler das Zeichen gegeben zu einem allgemeinen Ansturm gegen zahllose in Bescheidenheit und friedlicher Ungestörtheit lebendig gebliebene Zeugen der Geschichte und des Lebens unsres Volkes aus seiner Vergangenheit.

In jenem ersten Bande, den Lotz und v. Dehn-Rothfelser bearbeitet haben, spielt die Reichsstadt Gelnhausen in der Wetterau eine wichtige, wenn auch ihrer Bedeutung noch nicht einmal genügend entsprechende Rolle und nimmt einen ziemlich breiten Raum ein. Aber wer sie heute besucht, wird sie mächtig verwandelt finden und in einem Uebergange begriffen, der sich schon lange angebahnt hat, aber jetzt erst recht deutlich wird. Das Ziel ist, aus dem reizend am Bergabhange gelegenen Städtchen — mit engen Gassen und ragenden Zinken und Thürmen verschiedenster Gestalt, schön eingefriedet und umhegt von schützendem Mauerringe und voll Erinnerungen an große und größte Zeiten des Mittelalters, nicht nur in öffentlichen, sondern auch in Privatbauten der mannichfachsten Art — eine jener neumodischen offenen Städte zu machen, wie man sie überall hat. Die ganze, einst so reizende, durch Stadtmauer und Zwinger scharf gegen die Kinzigniederung begrenzte Südseite ist entstellt; der Mauerzug fast ganz zerstört, häßliche Häuser, vielfach aus rohen Russensteinen, während allenthalben die Berge den herrlichsten, edelsten rothen Sandstein darreichen und die Brüche sich bis an die Stadt selbst heranschieben, liegen regellos und unordentlich zwischen dem alten Stadtbereich und der Kinzig. Mitten aus ihnen ragt, ein Fremdling in der Umgebung, die dicke Schifferpforte empor, und fast ebenso vereinsamt erhebt sich am Ende der Brücke das Brückthor. Im Thorweg ist die Treppe weggehackt, die hinaufführte, und zur Linken, wo fromme Hand im 14. Jahrhundert, heute kaum mehr für geschulte Augen sichtbar und auch von Lotz nicht bemerkt, eine Kreuzgruppe an die Wand der Durchfahrt gemalt hat, pappt man Placate an.

Man ist wohl gewohnt, hier, wie allenthalben, einzelne als bedeutend erkannte Werke zu ehren, um ihrer selbst willen vielleicht weniger, als weil sie dem Fremden gefallen und ihn heranzuziehen geeignet scheinen, und man setzt sie auch wohl gern durch die beliebte „Freilegung" auf den Präsentirteller. Für die Großmuth, die er damit beweist, entschädigt sich jedoch der Geist der „Jetztzeit" dadurch, daß er für ein geschontes Werk zehn andere dahinschlachtet. Gelnhausen hat seit zehn Jahren sein Reiß gewidmetes Denkmal auf dem Untermarkt, eine etwas einsame Büste des Erfinders der Fernsprecherei, und hoch darüber ragt die vielgethürmte und vielgepriesene Kirche St. Marien in unverwüstlicher Schönheit empor, mit Liebe und Aufwand erneuert; daneben das neuerdings hergestellte und aus der Ummantelung nachzeitiger Bauten geschälte romanische Wohnhaus. Auch auf die Kaiserburg ist die Stadt stolz und freut sich der Erinnerung an den Rothbart, ihren Erbauer und Förderer. Aber was hat man aus der Burg gemacht! Das schöne Thor, das den Besucher vor dem Eingang des Palastes gastlich aufnahm und so schön auf das, was kommen sollte, vorbereitete, es ist verschwunden, gleich dem anderen, das den hinteren Ausgang bildete. Die Burggemeinde, einst in schönem Ring reizend umfangen und zusammengefaßt, liegt kahl und platt da, und doch so schmutzig wie je, vor dem Lattenthore, das das Innere des Kaiserschlosses zuschließt. Wer sich des Vorigen erinnert — das dritte Thor ist schon vor 30 Jahren zerstört —, ja vielleicht gar der Zeit, als man in Friedrichs Burgcapelle über dem Thorweg der eigentlichen Burg noch Gottesdienst hielt, der kann doch nur mit Wehmuth das ansehen und zweifelt, daß die Welt schöner wird mit jedem Tag. Was hat sie uns zum Ersatze dafür gegeben?

Daß in der Stadt die Petrikirche seit zwei Menschenaltern Tabakfabrik und Wohnhaus ist, haben wir mit allen Guten stets beklagt. Doch stand zu theilweisem Ersatze noch in der Unterstadt, in der Rödergasse, eine andere Kirche, weniger schmuck und hoch, aber dem Anschein nach eines der alterthümlichsten Gebäude, das auf weit und breit zu finden. Es war die Johanniter- oder Hospitalkirche. Sie diente seit langem als Poststall und erinnerte, wenn an nichts anderes, an jene kurze glänzende Zeit Gelnhausens, als der Gelnhäuser Posthalter 44 Pferde für den Dienst hielt. Sie war außen getüncht und innen ausgeraubt, die Oeffnungen verschlossen; aber das schöne Quaderwerk war gesund und fest; eine halbrunde Apsis schmückte charakteristisch den thurmlosen rechteckigen Bau. Nun ist das auch dahin; in diesem Jahre freut sich der Gelnhäuser, an Stelle des ihm unnütz dünkenden Bauwerkes, das den die Stadt Betretenden bereits den Vorgeschmack der übrigen mittelalterlichen Genüsse fühlen ließ und ihr sogleich das Gepräge

---

[1]) Siehe die Flugschrift „Rußland vor einem Regime-Wechsel". Von A. Westländer. Stuttgart 1894. S. 22—24.

des Alterthümlichen ausdrückte, ein neumodisches Kaufhaus mit Laden und Speichern errichtet zu sehen. Allerdings ist ein Theil der Südmauer, der Straße abgewandt, erhalten geblieben; noch entdeckt das schärfere Auge die uralte Sonnenuhr, an einer Quader, und am Grund- und Eckstein eine halbleserliche Majuskelschrift — aber der ehrwürdige Bau des Johanniterordens, so alt wie die Stadt, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts schon mehrere Kirchen zählte, er ist dahin, zerstört anno 1893. Im selben Jahre ist denn auch die „Halle" am Obermarkte verschwunden, das malerische gothische Gebäu; und ein weiterer Theil des alten Franciscanerklosters, dessen Reste den spätromanischen Stil der Stadtkirche zeigen, ist zu Gunsten einer Turnhalle abgerissen.

Verwahrlost und verfallend steht noch nahe dabei das Johanniterhaus, und weiter die schöne Holzpforte mit der Hommay und davor in der Bleiche die Gela-Capelle — wie lange noch? Bereits im 16. Jahrhundert klagt Coronäus in gereimten lateinischen Hexametern:

„Haben die Alten dem Herrn einst Kirchen gebauet zu Ehren,
Streben die Jungen sie nun ohn Lieb' und Treu zu verheeren.
Welch hochheiliges Haus anbetend die Väter errichtet,
Wird von der Nachwelt nun gleich wüthenden Wölfen vernichtet."

Das Inventar des Regierungsbezirks Kassel ist allerdings gerade in der Behandlung Gelnhausens unbegreiflich lückenhaft, und von dem hier Besprochenen und leider nun Vermißten behandelt es mehreres gar nicht. So könnte man denken, daß, so unwahrscheinlich dies ist, den zur Hütung und zum Schutze der Denkmäler Berufenen einiges entgangen wäre, worauf man sonst geachtet hätte.

Der benachbarte Theil der darmstädtischen Provinz Oberhessen hat vor mehreren Jahren eine entsprechende Bearbeitung gefunden, die an Glanz der äußeren Ausstattung die zu stellenden Anforderungen weit übertrifft, an Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit preiswürdig ist und an Vollständigkeit fast nichts zu wünschen läßt. Steht es da nun viel besser?

Jenes Wandbild in der Gelnhäuser Mühlpforte erscheint werthvoll und anziehend auch deßhalb, weil es, soweit bekannt, in der Gegend fast die einzige gothische Malerei ist. Die Bilder unter der Tünche der Marienkirche ruhen noch und harren der Zeit, die sie aufdeckt.

Aber vier Meilen nördlich, am Vogelsberg, liegt eine alte Klosterkirche, die zu Hirzenhain, erbaut von Chorherren des Augustiner-Ordens in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie war lange geschlossen, seit sich im 16. Jahrhundert die weltliche Hand auf das geistliche Gut gelegt hatte, und nachdem man auch die zunächst mit einem Rest von Gefühl für das sich Gebührende von dem Kirchengut gegründete Schule wieder aufgehoben hatte. Nur der Chor diente nachher dem Gottesdienst. Im Schiffe sah man noch zu unseren Zeiten zu mehrerem Verdienste der Kirchencasse aus den Gießereien der Brüder Buderus zu Hirzenhain die Oefen und andere Gegenstände aufgestellt. Das hat nun schon seit Jahren aufgehört. Man war stets geneigt, die profane Verwendung als Speicher zu tadeln, doch gereichte diese der Erhaltung von Ueberbleibseln, die sonst längst dem Quast des Tünchers oder gar dem Hammer des Maurers und dem gefräßigen Ofen zum Opfer gefallen wären, zur Erhaltung. Der reizende Bau gab in seiner Spätgothik, mit vier schlanken Pfeilern im Schiff, mit den Weihwasserbecken neben den Portalen, dem herrlichen reichgeschmückten Lettner, mehreren Altären und Altaraufsätzen immer noch das genaue Bild dessen, was er hatte sein sollen: eine bedeutende und werthvolle Vorstellung der damaligen Kunstübung in diesem Winkel des Landes, deren Ueberlieferungen sonst selten sind, und denen vielfach die Einführung des reformirten Cultus besonders verderblich geworden ist. Und hier waren auch die Wandmalereien erhalten, beachtenswerth durch das, was sie darstellten, und beachtenswerth durch die Beschränkung, die sie sich auferlegten, die Wände nicht ganz bedeckend, sondern in kreisrunde Umrahmungen gefaßt. „Eine weitere Aufdeckung, neben Schonung und Erhaltung ist dringend zu empfehlen", sagt der verdienstvolle Bearbeiter der Kunstdenkmäler im Kreise Büdingen, Heinrich Wagner, am Schlusse der Beschreibung, in der er auch eins der Bilder wiedergibt, das Judas Thaddäus darstellt.

Jetzt ist nichts mehr davon zu sehen und bei dem Zustand der Malerei auch für alle Folgezeit deren Wiederaufdeckung ausgeschlossen. Seit kurzem strahlt, jetzt eben kaum vollendet, die Kirche in ganz neuem Glanze, die Decken und Wände neu angestrichen, alle Reste des Alten zugeputzt. Neuartige Ornamente, irgend einer anderen Kirche abgesehen, schmücken statt der landesüblichen Flammen, von denen an einer abgelegenen Ecke ein übersehenes Restchen noch zu erblicken ist, die Gewölbe. Die Wände sind kahl, getüncht, unten mit den bekannten gemalten Teppichen. Selbst die reizenden Sculpturen am Lettner haben in neuen abscheulich stumpfen Farben, die den Staub förmlich anziehen, Ueberpinselungen sich gefallen lassen müssen. Das Portal ist mit Mörtel geflickt. So geht hin, was uns das gesegnete Unverständniß vergangener Menschenalter noch hatte bis jetzt erhalten müssen.

Nicht weit davon, zu Büdingen selbst, der durch ihre herrlichen Stadtmauern und andere Profanbauten weitbekannten Stadt, steht eine Stadtkirche, jener gleichartig und gleichzeitig. Ihr Inneres ist gekalkt, doch ist nicht zweifelhaft, daß unter der Tünche noch die Bemalung ruht. Reste der Bemalung sind sonst an den zahllosen, mit Wappen und Bildern geschmückten Schildern der Rippenkreuzungen noch erhalten. Auch dieser Kirche steht eine Restauration bevor. Es ist ein kühner Wunsch, aber ein berechtigter, daß, wenn es zur Restauration kommen soll, diese gut gemacht werde.

Eine andere Sorge gilt dem Bestand der Stadtmauer. Das hübsche Bild, das Wagner von deren malerischstem Theil gibt, paßt auch schon nicht mehr! Vor vier Jahren ist ein abscheulicher Scheunengürtel mitten hineingepflanzt worden, ohne daß es gehindert worden wäre, und zerstörender Pflanzenwuchs auf den steinernen Kegeldächern und Vernachlässigung anderer Art bedroht den übrigen Bestand. Doch ist ein Anfang zum Besseren gemacht, der Hoffnung erweckt; im vorigen Jahre hat der Bürgermeister den Thurm am Oberthor ausbessern lassen. Dauernde Fürsorge könnte hier mit geringen Mitteln der Zeit und Nachwelt einen Besitz von höchstem Werth erhalten, ohne den die Perle der Wetterau, wie man Büdingen genannt hat, ein Edelstein ohne Fassung ist. Hierin ist die Gelnhäuser Stadtverwaltung, wie gegenüber den oben erwähnten Erscheinungen mit Freuden anerkannt werden soll, schon einen Schritt weiter gegangen, indem sie kürzlich auf den Wällen und im Zwinger zwischen Holz- und Oberthor anmuthige Anlagen hergestellt und das Ganze unter sorgsamer Schonung der Mauern und der Bastei — der allmählich auch einige weitere Herstellung und Sicherung gegen Verfall folgen möge — als reizenden, die herrlichsten Aussichten bietenden Garten den Besuchern dargeboten hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Aus **Leipzig** wird gemeldet, daß der auf den durch Hildebrands Tod erledigten Lehrstuhl für Germanistik berufene Prof. Dr. Jakob **Bächtold** in Zürich, der die Berufung nach Leipzig bereits angenommen hatte, nachträglich aus Gesundheitsrücksichten auf die Uebersiedelung nach Leipzig verzichtet hat. Prof. Bächtold

spürt den Anfang eines Herzleidens und befürchtet, den Anforderungen, die auf der Universität Leipzig an ihn gestellt werden, nicht gewachsen zu sein. In Zürich, wo man vielfach versucht hatte, den beliebten Forscher und Lehrer zurückzuhalten, wird die Nachricht lebhafte Befriedigung hervorrufen.

* **Bonn.** Der Director der Universitätsbibliothek, Geh. Regierungsrath Dr. C. Schaarschmidt, außerordentlicher Professor der Philosophie an der hiesigen Universität, ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

* **Berlin.** Zu außerordentlichen Mitgliedern des kaiserlichen Gesundheitsamts sind bis Ende 1896 ernannt worden: der Geh. Medicinalrath und vortragende Rath im Unterrichtsministerium Dr. Schmidtmann zu Berlin, der ordentliche Professor an der Universität Berlin Dr. Rubner und der Geh. Medicinalrath und ordentliche Professor an der Universität Breslau Dr. Flügge. — Prof. du Bois-Reymond hat der Akademie der Wissenschaften eine von einer Dame ausgeführte Untersuchung vorgelegt. Es handelt sich um eine Arbeit von Frl. Else Köttgen, die sie im Verein mit Dr. Georg Abelsdorff gemacht hat. Sie betrifft die Arten des Sehpurpurs in der Wirbelthierreihe. Die Untersuchungen wurden an 16 Species angestellt, an vier Säugethieren, einem Vogel, drei Amphibien und acht Fischen; sie fanden, angeregt von Prof. König, in der physikalischen Abtheilung des Berliner physiologischen Instituts statt. Die Arbeit wird in den Sitzungsberichten der Akademie veröffentlicht. Es hat sich ergeben, daß bei den untersuchten Wirbelthieren zwei Arten von Sehpurpur vorkommen; ein weiteres wichtiges Resultat ist die Uebereinstimmung der Absorption des menschlichen Sehpurpurs mit derjenigen des Sehpurpurs von Säugethieren, Vögeln und Amphibien.

* **Breslau.** Am 11. Sept. ist der Director des Oberkirchencollegiums der außerhalb der evangelischen Landeskirche stehenden lutherischen Gemeinden (Altlutheraner), Kirchenrath Nagel, einem langwierigen Leiden erlegen. Johannes Nagel war am 19. Februar 1839 in Stargard i. P. als Sohn des dortigen Divisionspredigers Nagel geboren. Er studirte in Erlangen und Leipzig und wurde am 4. Januar 1863 ordinirt. Darauf wirkte er als Pastor erst in Bunzlau, dann in Rade vorm Wald (Rheinprovinz), in Rothenburg a. d. Oder und endlich als Superintendent in Berlin. Im Jahre 1886 erfolgte seine Wahl zum Kirchenrath und im Jahre 1892 seine Berufung an die Spitze des Oberkirchencollegiums, dessen Sitz sich in Breslau befindet. Neben seiner amtlichen Wirksamkeit entfaltete der Entschlafene eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Unter seinen größeren Arbeiten sind namentlich „die Kämpfe der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen seit Einführung der Union, Stuttgart 1869", die „Errettung der lutherischen Kirche in Preußen" hervorzuheben. Außerdem hat er zahlreiche größere kirchenhistorische Arbeiten in theologischen Zeitschriften veröffentlicht. Gleichzeitig mit seinem letzten Amte hatte Kirchenrath Nagel die schon früher von ihm geleitete Redaction des „Kirchenblattes für die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Preußen" mit übernommen. Der Ausbildung der jungen, für den Dienst in seiner kirchlichen Gemeinschaft bestimmten Theologen hat er sich als Vorsitzender der betreffenden Prüfungscommission stets auf das eifrigste angenommen. Der Heimgegangene war eine in sich fest geschlossene, ihr innerstes Wesen und Empfinden nach außen wenig hervorkehrende Natur. Unermüdlicher Fleiß, unbeugsame Energie und ein scharfer, leidenschaftsloser, alle Verhältnisse des praktischen Lebens schnell erfassender Geist machten ihn in hervorragendem Maße zur obersten Leitung einer weitverzweigten Organisation geeignet. Als Kanzelredner war er hochbedeutend, als Leiter der Organisation, für die er wirkte, unvergleichlich, als Seelsorger und Freund treu und aufopfernd.

* **Hamburg,** 13. Sept. Der 6. deutsche Mechanikertag ist heute hier durch Dr. Krühs-Hamburg eröffnet worden. Prof. Dr. Hagen-Berlin sprach über die Arbeiten der physikalisch-technischen Reichsanstalt, Commercienrath Draffel über die Berliner Gewerbeausstellung, Admiralitätsrath Koldewey über die Prüfung von neuen Instrumenten.

* **Zürich.** Am 11. Sept. beendigte der internationale Congreß der Festigkeitstechniker seine Verhandlungen. In zahlreichen fachwissenschaftlichen Referaten wurden wichtige Mittheilungen gemacht über die Vereinheitlichung der Untersuchungsmethoden des Eisens und der hiefür nöthigen Analysen, über die Eisenprobirkunst und die Erfahrungen der Chemie in dieser Richtung, über die Einflüsse der Kälte auf das Eisen, über den Stand des Unternehmungswesens des Papieres und der Gewebe, über die Unzuverlässigkeit des Flußeisens und über die Festigkeit der Stahlstäbe. Die ständige Commission mit ihren Unterausschüssen werden aufgefordert, die Festigkeitsverhältnisse der verschiedenen Materialien weiter zu prüfen und die Ergebnisse mitzutheilen. Auf die technischen Berathungen folgten noch geschäftliche Verhandlungen. Es wurde unter anderem die Constituirung eines internationalen Verbandes für die Materialprüfungen der Technik beschlossen. Der Zweck dieses Verbandes ist die Entwicklung und Vereinbarung einheitlicher Prüfungsverfahren zur Ermittelung der technisch wichtigen Eigenschaften der Baustoffe und anderer Materialien, sowie der Vervollkommnung der hiezu dienenden Einrichtungen. Die einschlägigen Fragen sollen in einer eigenen Verbandszeitschrift besprochen werden. Alle zwei Jahre wird der Verband eine Wanderversammlung veranstalten.

* **Zürich,** 13. Sept. Gestern starb plötzlich nach Vollzug eines kirchlichen Actes in Folge eines Schlaganfalls Pfarrer Friedrich Hemmann in Herrliberg, bekannt als gemüthlicher Volksschriftsteller und Biograph Sealsfields.

* **Paris,** 13. Sept. Im Feuilleton der „Débats" sucht Dr. Daremberg, auf Experimente gestützt, die im städtischen Laboratorium gemacht worden sind, nachzuweisen, daß die natürlichen Branntweine, Rum und Kirschwasser, gesundheitsschädlicher sind, als die künstlichen. Je zwei Kaninchen, denen zehn Kubikcentimeter Jamaika und Martinique-Rum ins Ohr eingespritzt worden ist, sind jählings daran gestorben. Zwei anderen Kaninchen, denen man je zehn Kubikcentimeter künstlichen Rum eingespritzt hat, erging es besser, als ihren vier Brüdern: sie bekamen einen starken Rausch, in dem sie besinnungslos dalagen, als man ihnen zehn Kubikcentimeter 38gradigen Fusel eingespritzt hatte, erholten sich aber nach einer Viertelstunde. Aehnliche Resultate ergaben gleichartige Versuche mit reinem und gefälschtem Kirschwasser. Die Kaninchen starben am reinen und erkrankten bloß am anderen; nach einer halben Stunde waren sie wieder munter. Noch Schlimmeres erzählt Dr. Daremberg von den verschiedenen Magenbittern, namentlich von einem auf La Trinidad fabricirten englischen. Dieser brachte die Kaninchen schon mit sieben eingespritzten Kubikcentimeter um. Bei dem Absinth genügten gar zwei, drei oder vier Kubikcentimeter, wobei die berühmtesten Marken sich als die tödtlichsten erwiesen. Das Ende trat hier nicht plötzlich ein; die Thiere verfielen zuerst in Krämpfe, dann stellte sich starker Durchfall und todtenähnlicher Schlaf und erst nach drei oder vier Stunden der Tod ein.

* **Dorpat.** Der Minister für Volksaufklärung hat die kaiserliche Erlaubniß erbeten, Manuscripte Immanuel Kants, die Eigenthum der hiesigen Universität sind, auf einige Zeit nach Berlin zu senden. Die Entsendung erfolgt auf Ansuchen des deutschen Botschafters behufs Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften bei der Herausgabe der vollständigen Sammlung der Werke Kants. — Der außerordentliche Professor des Polizeirechts, Mag. Wladimir Derjushinski, hat die ehrenvolle Berufung zum Redacteur des „Journals des Justizministeriums" erhalten und wird demzufolge seine hiesige Thätigkeit mit einem umfassenden Arbeitsgebiet in der Residenz vertauschen. In der Zeit seines $3^1/_2$jährigen Wirkens an unsrer Universität hat Prof. Derjushinski es verstanden, durch liebenswürdiges Auftreten und mit seinem, bei mancher Gelegenheit bekundeten warmen Sinn für Wissenschaftlichkeit und Aufklärung sich zahlreiche Sympathien inmitten der ihm anfangs fremden Sphäre zu erwerben. Er verläßt bereits in den nächsten Tagen unsre Stadt. — Prof. Dr. Dragendorff von hier, z. Z. in Rostock, ist von der „Académie Royale de Médécine Belgique" in Brüssel zum Ehrenmitglied und von der Pariser Akademie der Medicin zum auswärtigen correspondirenden Mitglied erwählt worden.

* Die von der Smithsonian Institution zu Washington vor zwei Jahren ausgeschriebenen Preisaufgaben aus dem Gebiete der Physik der Atmosphäre sind durch die jüngst stattgefundene Vertheilung der Preise erledigt worden. Einlieferungsschluß war am letzten December 1894. Im ganzen sind 218 Arbeiten eingegangen, über die vier amerikanische Preisrichter: S. P. Langley, der Secretär des Instituts, Brown Goode, J. S. Billings, M. W. Harrington und drei nichtamerikanische zu entscheiden hatten. Zu den letzteren gehörte Professor Helmholtz,

nach dessen Tode Professor v. Bezold in Berlin, der bekannte französische Montblanc-Forscher Janssen und Th. Huxley. Von den ausgesetzten Preisen sind nur zwei zur Vertheilung gelangt und diese beiden auch nicht für Arbeiten, welche sich streng an das aufgegebene Thema hielten. Den Preis von 10,000 Dollars, der für eine wichtige Entdeckung über die Natur oder die Eigenschaften der Atmosphäre bestimmt war, erhielten, wie bereits neulich telegraphisch gemeldet ward, Lord Raileigh und Ramsay für ihre Entdeckung des Argon. Den Preis von 1000 Doll. erhielt der französische Naturforscher Henry de Varigny für eine Arbeit über die Beziehungen der Atmosphäre zum Leben im allgemeinen. Der Preis von 2000 Dollars ist nicht zur Vertheilung gekommen. Dagegen haben die Preisrichter noch eine Anzahl Arbeiten mit ehrenvollen Anerkennungen ausgezeichnet. Eine solche nebst einer silbernen Medaille erhielten A. L. Herrera und Vergara Lopez aus Mexico für eine Arbeit über die Einwirkungen des Höhenklimas auf die Gesundheit, C. L. Madsden und F. A. R. Russell in London für eine Arbeit über die Atmosphäre in ihren Beziehungen zu Gesundheit und Leben. Ehrenvolle Erwähnung und bronzene Medaille erhielten O. Jesse in Berlin für eine Studie über „leuchtende Nachtwolken", A. Loewy in Berlin für seine Untersuchungen über Athmung und Blutkreislauf in sauerstoffreicher und sauerstoffarmer Luft und F. und C. Oppenheimer für eine Arbeit über die Eigenschaften der Luft und ihre Beziehungen zum Leben. Eine ehrenvolle Erwähnung erhielt ferner noch Gieseler in Bonn wegen einer Arbeit über die mittleren täglichen Temperaturen in Bonn, A. Marcuse von der Berliner Sternwarte über die atmosphärische Luft. Außerdem haben noch die in deutscher Sprache abgefaßten Arbeiten von Ilosvay v. Nagy Hoosva aus Budapest über den unmittelbar oxydirenden Bestandtheil der Luft und Magelsen aus Christiania über den Zusammenhang und die Verwandtschaft der biologischen, meteorologischen und kosmischen Erscheinungen ehrenvolle Anerkennung gefunden. Die beiden preisgekrönten Arbeiten werden unter den Bedingungen des Preisausschreibens vom Smithsonian Institution veröffentlicht.

E. Das bekannte New-Yorker Wochenblatt „The Nation" bringt in Nr. 1572 (15. August) eine längere Besprechung von Friedrich Pechts Selbstbiographie „Aus meiner Zeit" und hebt den großen culturgeschichtlichen Werth dieser Lebenserinnerungen besonders hervor. Der ungenannte Recensent lobt die künstlerische Geschicklichkeit, mit welcher der achtzigjährige Verfasser Lebens- und Charakterbilder aus der Vergangenheit der verschiedenen europäischen Städte in die Darstellung der eigenen Erlebnisse einzuflechten, die Schärfe und Sicherheit, womit er die bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen er in näherer Beziehung stand, zu zeichnen versteht. „The Nation" bespricht übrigens mit Vorliebe und Verständniß hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur und hat in der neuesten Zeit u. a. Werke wie Sybels „Begründung des Deutschen Reiches", Allgeyers „Anselm Feuerbach", Michael Bernays' „Schriften zur neueren Literaturgeschichte", Poschingers „Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor v. Unruh" mehr oder weniger eingehend behandelt und kritisch beurtheilt. Von allen amerikanischen Wochenschriften hat „The Nation" die größte Verbreitung und erfreut sich der höchsten Achtung in den gelehrten und gebildeten Kreisen der Vereinigten Staaten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 14. bis 16. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Helfferich. Währung und Landwirthschaft; gemeinfaßlich dargestellt. Stuttgart, A. Bonz 1895. — Joseph Wagner. Handbuch des amtsgerichtlichen Verfahrens in der freiwilligen Rechtspflege für das Königreich Bayern r. Rh. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1895. — Die Viehseuchen-Gesetze des Deutschen Reichs und des Königreichs Bayern; Commentar von Ph. J. Göring. 2. Aufl., ebenda 1895. — Reinhold Pauli. Lebenserinnerungen nach Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von Elisabeth Pauli; als Manuscript gedruckt für Verwandte und Freunde. Halle a. S., Ehrhardt Karres 1895. — Jakob und Wilhelm Grimm. Deutsches Wörterbuch, fortgesetzt von Dr. Moriz Heyne u. s. w. IV. Bd., 1. Abth., II. Hälfte, Liefg. 11: Gesetz—Gestüm; bearbeitet von Dr. R. Hildebrand und Dr. K. Kant. Leipzig, S. Hirzel 1895. — William Wolf. Musik-Aesthetik in kurzer und gemeinfaßlicher Darstellung; mit zahlreichen Notenbeispielen. Bd. I. 2. Aufl. Stuttgart, Karl Grüninger 1896. — Die Ernst Curtius-Büste im Museum zu Olympia. Bericht für die an der Stiftung Betheiligten. (Nicht im Handel.) — Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. 9. Aufl. Heft 2. Leipzig, Otto Spamer. — P. v. Lind. Immanuel Kant und Alexander v. Humboldt. I—III. (Sonderabdruck.) — Kataloge: Th. Kampffmeyer, Berlin, Nr. 358: Rechts- und Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Politik und Revolutionsgeschichte. C. Winter, Dresden. Nr. 63: Cultur- und Sittengeschichte, geheime Wissenschaften, noble Passionen. Leo Liepmannssohn, Berlin: Deutsche Literatur, Lessing, Goethe, Schiller &c.; moderne französische Literatur. Versteigerung 14. October u. f. T.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXCVIII

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Aus der Grafschaft Henneberg.

Von Hans Witte.

I.

Das war eine wackere Fahrt! Die Maschine vorn am Zuge stöhnte und zischte und nicht minder ihre Collegin, welche von hinten die Wagenreihe das Bergthal hinaufschob. Zehn Grad Kälte! Nur mühsames Anhauchen brachte ein kleines Guckloch in den dichtbeeisten Fenstern zuwege zu prachtvoller Ausschau auf die Waldberge in ihrem Wintergewand, die Fichten- und Tannenriesen am Bahndamm und tief unten auf den schäumenden, von Eiskrystallen überglitzerten Gebirgsbach. Und dann kam die Nacht des Tunnels, und als das Tageslicht wieder erglänzte, da waren wir bereits in der terra juris Franconici. Schleusingen war mir als Amtssitz bestimmt. Lange Monate in den Bergen des Thüringer und Frankenlandes, welche Aussicht! Gegen Mittag ward die Bahnstrecke verlassen und ich setzte mich, wohl gewappnet gegen Frost und Wind, hoch oben auf den Postsitz neben den Schwager. Freilich des Posthorns lustiges Halali begleitete uns nicht auf der Schlittenfahrt; es war eingefroren und hing, am Mundstück eisüberglast, traurig zur Seite seines Herrn. Bei dem vollzog sich der Aufthauproceß schnell und mühlos, als wir das erste Dorf erreicht hatten und damit einen wärmenden Trunk. Wenn's dem Alten auch nicht gelang, trotz zahlreicher Fragen neugieriger Fülle das τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν κτλ. seines Nachbarn zu ergründen, so erfuhr der doch bald alles, was er zunächst vom Ziel seiner Fahrt hören wollte. So währte es nicht allzu lange, bis sich, von einem Kranz blauer Waldberge umsäumt, Schleusingen zeigte. Stolz thront auf dem letzten Abhange eines stattlichen Höhenzugs die Oberstadt und als deren würdiger Abschluß thurmüberragt die Stadtkirche und der weite Schloßbau der ehemaligen Henneberger Grafen. An den Burgberg schmiegt sich die Unterstadt, wo das Bergwasser eine Anzahl rauchender Fabrikwerke treibt. Die Gäule zogen das Gefährt die weite Halde des Stadtbergs empor, hinauf durch freundliche Gärten, aus denen hie und da eine schmucke Villa grüßend hervorlugt. Zur Rechten thürmt sich, fast einer Festung vergleichbar, die vormals Hennebergische Oberjägerei, wo sich jetzt an Stelle des grünen Waidwerks eine Garnspinnerei niedergelassen hat. Ein letztes Anziehen und die Höhe war erreicht, und nun ging's in munterem Trabe durch die „Lange Gasse" zum Marktplatz. Nur wenige Städte von gleicher Größe — Schleusingen zählt kaum 4000 Einwohner — können sich eines so stattlichen Marktes rühmen, den weiten Plan beherrscht das hochgiebelige Rathhaus mit seinem säulengetragenen Vorbau. Ihm zur Seite und an der gegenüberliegenden Ecke des Marktes laden die Hauptgasthöfe zu behaglicher Ruhe. Bald dampfte vor mir der duftende Grog.

Die einzige Wohnung, die es gerade noch gab, ward schnell genommen, und am gemüthlichen „runden Tisch" im „Grünen Baum" machte sich leicht die Bekanntschaft mit den Herren am Ort. In ihrer Mitte durfte ich drei Vierteljahre weilen. Die Amtslast war nicht so drückend, um nicht nebenbei noch reichlich Umschau halten zu können. Und es wanderte sich so köstlich im grünen Wald und auf steilem Bergfirst, es lebte sich so behaglich mit den freundlichen, natürlichen Menschen. Herrlich war's in der kleinen Bergstadt. Nun sind bereits zwei Jahre vorübergegangen, seit ich von ihr Abschied nahm. Aber die Schleusinger neun Monate dünken mich bereits wie ein liebliches, waldumrauschtes Idyll. Wenn's der Traumgott mal recht gut mit mir meint, so versetzt er mich zurück in den heiteren Zauber jener Wochen und Monate; und sind Zeit und Geld genügend vorhanden, so wird die Wiederkehr ins Henneberger Land auch gern einmal zu fröhlicher Wirklichkeit gemacht. Doch nicht nur Land und Leute, wie sie jetzt sind, kennen zu lernen, ist erfreulich. Auch eine Umschau in der Vergangenheit der Landschaft lohnt der Mühe. Andrerseits versteht nur der ganz, wie die Leute sind, wer zu erforschen sucht, wie sie geworden sind. Nur dem durch die Kenntniß des geschichtlichen Werdens geschärften Blick erschließt sich das Verständniß der Gegenwart. Ich habe den Versuch gemacht, die Richtigkeit des alten Satzes an der vormaligen Grafschaft Henneberg-Schleusingen, dem Kern des einstigen Henneberger Landes, zu erproben.

Eine der wenigen guten Thaten, deren sich die Herren vom Wiener Congreß berühmen konnten, war es, daß sie an Preußen hier im Thüringer Land einige kleine Zipfelchen im äußersten Süden seiner Interessensphäre gaben. Jedes von ihnen ist gleichsam ein Lug ins Land, ins schöne, weite Süddeutschland hinein. Wir in Schleusingen auf der Südseite des Thüringer Waldkammes mit dem Rennstieg im Norden kamen uns bereits recht süddeutsch vor. Gehörten wir ja doch zum Stammesgebiet der Franken. Die Landschaft, welche jetzt noch von ihnen den Namen hat, war nur durch den schmalen Streifen des Meininger Ländchens von uns getrennt. Und fränkische, zuweilen sogar etwas altfränkische Art fiel auch dem ungenauen Beobachter auf. Zum Beleg für letztere nur ein kurzes Erlebniß des ersten Nachmittags: Ich hatte meine Wohnung gemiethet und ließ zur Vertreibung der tollen Kälte — Réaumur war schon zu einer Versunkenheit von 12 Grad hinabgelangt — gründlich einlegen. Doch wie ich an eines der zahlreichen Fenster herantrete, die, so fest es der Verschluß eben erlaubte, zugemacht waren, fährt mir ein eisiger Lufthauch an die Nase. Und was fand ich da? In der Mitte des Fensterbrettes, am Fuß des Fensterkreuzes war ein großes Loch angebracht, das dem freundnachbarlichen Verkehr der Luft von außen nach innen und umgekehrt im reichsten Maße Vorschub leistete. Auf meine Frage an den Hauswirth, zu welchem Zweck es denn wohl sonst noch dienen solle, entgegnete er mit dem erstauntesten Gesicht von der Welt, das Loch sei doch zum Abfluß des

Regenwassers da. Er wird sich wohl hernach eins gelacht haben über den sonderbaren Fremden, der so etwas fragen könne. Für die nöthige Verstopfung wurde gesorgt. Doch als mit des Lenzes lauen Lüften auch Regengüsse in reichlicher Zahl herabkamen, da wurde der Verkehr wieder freigegeben, um der Gefahr eines plötzlichen Nothstandes durch Ueberschwemmung in der eigenen Behausung vorzubeugen. Aber man ließ sich durch derartige Eigenthümlichkeiten, die ja, wie schon angedeutet, durch die geographische Lage eine gewisse Berechtigung beanspruchen mögen, nicht weiter stören.

Wer in und um Schleusingen die Augen aufthut, dem offenbart sich fränkisches Wesen allerorten. Zunächst schon die Mundart: Man möchte sich bei Bamberg oder Erlangen wähnen, so anders klingen diese Laute an's Ohr wie einige Stunden nordwärts über dem Wald etwa in Ilmenau. — Alsdann die Namen. Unweit von Schleusingen im Erlaugrund hinauf steht, grünes Wiesengelände überragend, ein altersgrauer Bau, die Capelle St. Kilian. Sie ist ein Denkmal des Apostels der Franken, der einst hier zuerst das Evangelium predigte, und dankt vielleicht der Einführung des Christenthums in diesen Gegenden ihre Gründung. Und noch viel bezeichnender: Unter zehn Bauernburschen des Landes heißen sicher zwei oder drei Kilian, und die Bäuerin stößt sich selbst nicht an der Namenbildung Kiliane, nur um an der alten Familiensitte festzuhalten, die in katholischer Zeit die Kinder gern dem besonderen Segen des Landesheiligen empfahl. Die Namenendung auf „rode" oder „roda", welche uns jenseit des Rennstiegs bis an den Harz und noch etwas darüber hinaus so häufig begegnet[1]), ist hier bereits vielfach der Endung auf „reuth" gewichen. Dorfnamen wie „Gerhardtsgereuth, Hechengereuth" erinnern an Ortschaften im Herzen des Frankenlandes wie Bayreuth, Bubenreuth u. a. m. Der Ableitung nach können ihnen beiläufig gesagt Ortsbezeichnungen des Schlesischen Gebirges wie Schreiberhau und Nabishau an die Seite gestellt werden, eine Namengattung, die übrigens auch im Thüringerlande durch Keilhau unweit Rudolstadt vertreten ist. Selbst der Name Schleusingen gemahnt an Gründung von Süddeutschland, von Franken aus. Gewiß gibt es auch im Norden des Thüringer Waldes mehrfach Ortschaften auf „ingen" oder auf das ihm gleichbedeutende „ungen", heimisch sind sie aber im Süden des Mains. Man kann ganz deutlich auf der Karte den Zug der Franken verfolgen, wie sie sich Werra abwärts über Meiningen, Wasungen, Salzungen bis Heringen und Gerstungen ausdehnten, dann ins Wipper- und Helmethal zogen und dort ein zweites Heringen, Heldrungen, Beichlingen und andere Ortschaften gründeten. Ganz ähnlich sind auch Thüringerschaaren vereinzelt über den Rennstieg nach Süden gedrungen und haben sich in der Richtung nach der Fränkischen Saale hin angesiedelt. Das mehrfache Vorkommen von Ortsnamen auf „leben" erinnert dort schon mitten im Frankenlande an die Siedeler aus dem Norden.

Es wäre auch auffällig, wenn die Franken nicht, den Thalrinnen folgend, Ilz aufwärts und dann über die nicht allzu hohe Wasserscheide ins Werra- und Schleusethal gelangt wären. Da kamen sie dann zu einer Stelle, wo sich wie ein mächtiger Fächer vier Bergthäler einen, um ihr schäumendes Wasser in allmählich linderem Gefälle durch die Schleuse der Werra zuzuführen. Gerade da, wo zwei von diesen Bächen zusammenstoßen, fällt der letzte Ausläufer des sie scheidenden Bergwalles plötzlich schroff ab, die ganze Gegend ringsum als weithin sichtbare Warte überschauend. Hier war von der Natur selbst die Anlage einer Burg vorzüglich gezeichnet. Die fränkischen Einwanderer mögen sich hier oben sehr früh schon niedergelassen haben, um von diesem Stützpunkt aus weiter durch die Thäler aufwärts zu dringen. Mehrfache Dorfgründungen oberhalb Schleusingens aus dem 12. Jahrhundert lassen vermuthen, daß dies bereits vor 1235 als Siedelung bestand, wenn es auch in dem genanten Jahr zuerst urkundlich erwähnt wird.

Wie überall, so gingen auch in diesem nördlichsten Winkel des Frankenlandes weltliche und kirchliche Gründungen Hand in Hand. War er doch von den blühendsten geistlichen Stiftungen in Süd und West förmlich umlagert: im Südosten Bamberg, im Südwesten Würzburg, im Westen Winfrids Lieblingsschöpfung Fulda und das nahe Kloster Hersfeld. So waren es denn auch die Benedictiner, welche sich hier im oberen Werrathal zuerst niederließen. Nachdem sie bereits noch im zehnten Jahrhundert über dem Wald in der Gründung von Reinhardsbrunn ihren wirthschaftlichen Scharfblick in glänzendster Weise gezeigt, legten sie hundert Jahr später ein weiteres Kloster im Haselthal südwestlich von Suhl an, Kloster-Rohr. Den Benedictinern folgten die Prämonstratenser, die auf den Ruf Gottwalds von Henneberg auf dem ihnen dazu gestifteten Grunde im unteren Schleusethal das Kloster Veßra gründeten. Das gefährliche Experiment, Mönchen und Nonnen vereint Hausung zu geben, führte bald zu Unzuträglichkeiten. Die bösen Nonnen wurden weit in düstere Bergeinsamkeit gebannt. Sie mußten auf die Höhe des Waldes wandern und im Kloster Frauenwald den Versuch machen, Schirm gegen Wind und Wetter, Bären und Wölfe, und Atzung für sich zu suchen. Ihren weniger schuldhaften Mitnonnen wurde am linken Werraufer ein neues Heim gegründet. Vielleicht deutet der Name des Klosters, Trostadt, darauf hin, daß sie ihr Loos noch rühmten vor dem der armen „Frauen auf dem Walde". Alle diese geistlichen Gründungen wurden im Bauernkriege oder im großen Brand des dreißigjährigen Krieges ein Opfer der Flammen, aber in anderem Gewande als ehedem dauern sie bis heute fort.

Als zu Anfang des 11. Jahrhunderts bei der Zerstückelung der letzten Reste der fränkischen Gauverfassung auch der Grabfeldgau unter die Großen des Landes zertheilt wurde, da nahmen die Grafen von Henneberg den nordöstlichen Zipfel für sich in Anspruch. Die Trümmer ihrer Stammburg gleichen Namens liegen südlich von Meiningen auf einer der Vorhöhen der Rhön. An ihrem Fuße suchte und fand Schiller in Bauerbach bei Henriette v. Wolzogen gastliche Aufnahme und nach der drangvollen Mannheimer Zeit Sammlung zu neuen Entwürfen und Schöpfungen. Die Henneberger legten im 13. Jahrhundert ihren Sitz hinüber nach Schleusingen in richtiger Erkenntniß, daß sie damit den Schlüssel hatten zu dem Gelände ringsum. Da haben sie bis zum Erlöschen ihres Hauses im Jahre 1583 gesessen. Die alten Grafen haben mancherlei Gutes für das Land gethan. Einer von ihnen, Berthold II., hat seinerzeit nicht unwesentlich in die deutschen Geschicke eingegriffen; der Kaiser Heinrich VII. gab ihn seinem Sohn Johann zum Erzieher, für den er dann später um die Hand der böhmischen Prinzessin Elisabeth warb. Seiner Rührigkeit dankten es die Lützelburger, daß sie Herren von Böhmen und Polen wurden; ihm selbst brachte sie den Titel eines Reichsfürsten ein. Und noch ein andermal zog Berthold aus, um einem deutschen Königssohn die Braut zu freien. Er gewann dem Sohne Ludwigs des Bayern eine dänische Prinzessin. Kaiser Ludwig dankte es ihm durch reiche Länderbegabung. Er hat seinen Freund auch selbst in Schleusingen aufgesucht; das Jahr 1337 brachte der kleinen Grafenresidenz den höchsten Glanz, den sie je gesehen.

---

[1]) Werneburg berechnet die Anzahl sämmtlicher Siedlungen mit dieser Endung in Thüringen südlich vom Harz auf 160; dann folgen die Ortsnamen auf „stedt" mit 140, und erst an sechster Stelle kommen diejenigen auf „leben" mit 81 Fällen.

Graf Berthold II. hinterließ seinen Söhnen das Vierfache des Gebietes, das er einst überkommen hatte. Die Grafschaft umfaßte das Land von Salzungen an der mittleren Werra bis nach Coburg. Selbst am Main waren reiche Liegenschaften der Henneberger. Bis tief in die Rhön waren sie angesessen, und über dem Wald im Norden gehörte ihnen Ilmenau, das noch jetzt die Henne im Wappen führt. Leider war die Rührigkeit und der wirthschaftliche Sinn Bertholds nicht auf seine Nachkommen vererbt. Sie brauchten viel Geld, und da ihnen das Land nicht genug brachte, nahmen sie Anleihen auf und verpfändeten eine Stadt nach der anderen. Selbst ihre Residenz Schleusingen war lange Zeit an den Landgrafen von Thüringen zu Pfand gegeben, wenn ihr auch die Schmach erspart blieb, daß der Gläubiger selbst von ihr Besitz nahm. Dazu kamen die wiederholten Theilungen, die das Land in zahlreiche Stücke zerspalteten. Die rauhe Zeit mit ihren mannichfachen Fehden brachte viel Noth. Und wenn auch das schon durch seine Lage wohlgesicherte Schleusingen selbst nie einer Belagerung zum Opfer fiel, so wurden doch die Fluren im Umkreise mehr als einmal verheert. Ganz schlimm wurde es im Bauernkriege. Und dabei saßen die Grafen auf ihrem Schloß und kümmerten sich wenig um das Elend ihrer Unterthanen. Der Chronist meldet von einer Leichenrede auf Bobpo, den Sohn des Grafen Wilhelm, der von etwa 1500 an durch zwei Menschenalter herrschte: „Und obwohl Seine Fürstliche Gnaden bisweilen, doch gar selten und nur fremden Herrn zu Gefallen — wie es denn jetzt die beste Freundschaft unter Fürsten, Herren, denen vom Adel, Bürgern und Bauern ist, daß sie ärger denn die unvernünftigen Thiere saufen — sich mit einem Trunk übernommen, davon denn Seine Fürstliche Gnaden gar schwach und matt wurde und den übel vertragen konnte, so führte doch dieselbe gar ein nüchternes, mäßiges, eingezogenes Leben, Wesen und Wandel."

Georg Ernst, ein Bruder des trunkfesten Bobpo, schließt das Geschlecht der Henneberger Grafen nicht ohne Glanz ab. Er zog mit 1700 Pferden und Fähnlein für Kaiser Ferdinand in den Türkenkrieg und setzte sich ein Denkmal, indem er auf dem Schleusinger Kirchthurm zu dem Kreuz den Halbmond fügte, der noch heute an die Waffenthaten des letzten Hennebergers erinnert. Georg Ernst war es auch, der die Reformation in der Grafschaft einführte und das Barfüßerkloster in eine Schule umwandelte, die noch heute als humanistisches Gymnasium fortblüht und vor nicht allzu langer Zeit ihr dreihundertjähriges Jubelfest beging. Nach dem längst erfolgten Aussterben der anderen Henneberger Linien war Georg Ernst der letzte seines Stammes. Zu Kahla schloß er mit demselben Moritz von Sachsen, dem er in einer Türkenschlacht das Leben gerettet, den Vertrag ab, durch den die Grafschaft Henneberg nach seinem Tode an die Wettiner überging. Unter ihnen theilte dann Schleusingen das Schicksal aller Wettinischen Lande, es war verschiedenen Linien nach einander unterthan, bis es im Jahre 1815 an Preußen kam.

Wie die kleine Waldstadt schon unter den Hennebergern Sitz des Grafenhauses und der Behörden gewesen war, so blieb sie auch in der sächsisch-preußischen Zeit der Mittelpunkt der Landesverwaltung. Die Baulichkeiten waren ja vorhanden, um hinlänglich Raum für die verschiedenen Aemter zu geben. Hoch oben auf dem Schloß hausen jetzt Amtsgericht und Landrathsamt, auch ein Forstmeister hat da seinen Sitz. Der Kreisphysikus wohnt in Schleusingen und selbst den Kreisbauinspector hat man kürzlich den Suhlern wieder genommen und in die Kreisstadt gezogen. Darüber sind die Suhler Herren ärgerlich. Eine Stadt von mehr als 10,000 Einwohnern und noch dazu mit dem Weltruf von Suhl dazu herabgewürdigt, sich von einem Nest von nicht 4000 Seelen commandiren zu lassen, das ist ihnen schon lange über den Spaß gegangen. Sie sind auch bitterböse auf Schleusingen zu sprechen. Nur wenn er muß, geht der Suhler hinüber und dann nennt er es wohl auch gar noch Scheußlingen. Nicht sehen lassen mag er sich dort, und wird er nach dem Grund seiner Abneigung gefragt, so zuckt er mit den Achseln; wenn er sich da auch nur auf der Straße zeige, so komme er ja sofort in die Fremdenliste. So schnöde witzelt er über das Streben der Nachbarstadt, sich zu einem Bade- und Luftcurort zu erheben. Und dabei sind doch bereits Jahre vergangen, seit „der Badegast" von der Schleusinger Straßenjugend umjohlt wurde. Es halten sich jetzt wirklich mehrfach Fremde mit Behagen da auf. Selbst bei dem höchsten Gut der Henneberger, bei den weitgerühmten rohen Kartoffelklößen, will der Suhler es anders haben wie der Schleusinger. In beiden Städten wie ringsum im Land werden sie von der Hausfrau an jedem Sonntag und Donnerstag nach alterprobtem Recept zubereitet und überall mit gleicher Wonne vertilgt. Der Suhler nennt sie „Hütes", er versichert dir aber, daß sie drüben in Schleusingen „Knüller" genannt werden, und wenn du ihn nach dem Unterschied fragst, so sagt er: „Ja, da ist der Friedberg dazwischen." Und in dem Ton geht es weiter. Haben die Schleusinger ja mal etwas verbrochen, das die Kritik der Suhler herausfordert, dann bringen diese sie auch tüchtig an. Man lese nur ihre Localblätter.

Uebrigens fehlt es auch sonst in der Gegend nicht an ähnlichen heiteren Beziehungen. Vor langen Menschenaltern entdeckte ein findiger Kopf gar nicht weit von Stützerbach, das schon damals durch seine Glasindustrie bekannt war, ebenfalls die geeigneten Materialien zur Glasbereitung. Er kam bei der Regierung um die Erlaubniß ein, an dieser Stelle eine Glashütte zu errichten. Es wurde ihm bewilligt und das neue Werk erhielt vermuthlich nach seinem Begründer den Namen „Franzenshütte". Die Stützerbacher ärgerten sich über das Concurrenzunternehmen in solcher Nähe und nannten es spöttisch „Allzunah". Noch jetzt kann man beide Namen auf den Specialkarten der Gegend lesen. Die Leute in Stützerbach haben es eben nicht anders gemacht als die Hamburger, nur daß deren Nachbarstadt den einen Namen „Altona" behielt.

Agrarreformen in Rußland.

II.

Uebrigens hat Keußler in schlagender Weise dargethan, daß die Ursachen der ungünstigen wirthschaftlichen Lage in Rußland viel tiefer liegen, von allgemeinerer Natur sind, als daß man die Institution des Gemeindebesitzes dafür verantwortlich machen könne. Er zeigt u. a., wie auch bei individuellem Besitz nicht zu einem besseren Betriebe übergegangen wird, wenn die Kenntnisse, der Wille und die Mittel dazu fehlen. In manchen Gouvernements pflegen die Großgrundbesitzer ihr Land auf Antheil am Ertrage auf die kürzeste Zeit, gewöhnlich auf ein Jahr oder vielmehr auf eine Ernte in Pacht zu geben. „Die kürzeste Umtheilungsfrist im Gemeindebesitz," sagt Keußler, „kann nicht so schlimm wirken, wie dieses Wirthschaftssystem in einem Landstrich, wo eine sorgfältige Bestellung mit tüchtiger Düngung schon längst geboten ist." Und weiter: „Wenn die gebildete Classe die Schäden des Besitzwechsels, der jährlichen Vergebung nicht erkennt oder nicht über die praktischen Kenntnisse oder die pecuniären Hülfsmittel zur Einführung einer rationellen Wirthschaft verfügt, wie kann man da billigerweise von den erst seit zwei Jahrzehnten aus der Leibeigenschaft befreiten, bis dahin und in viel-

facher Beziehung noch jetzt ökonomisch gedrückten Bauern ein mehreres verlangen?"

Sowohl auf dem Gemeindeland als bei den sogen. Einhöflern (Odnodworzy), sowohl bei den Klein- als auch bei den Großgrundbesitzern, überall begegnen uns im eigentlichen Rußland die gleiche Armuth, die gleich schlechte Wirthschaft, geringe Ernteerträge, der niedrige Stand der geistig-sittlichen Entwicklung aller Classen. Nicht von der Abschaffung des Gemeindebesitzes, sagt Keußler, ist der Fortschritt zu erwarten, sondern von der allgemeinen Hebung des sittlichen und geistigen Niveaus und der ökonomischen Kraft der Massen des Volkes. Epigrammatisch-witzig bemerkt Wallace in seinem Buche „Russia": „Man sagt, die Gemeinde hindere den Bauer, rationell zu wirthschaften. Ebenso kann man sagen: das Nichtvorhandensein von Universitäten in den Prärien hindere die Rothhäute, sich auf dem Gebiete der classischen Philologie auszuzeichnen."

Keußler, Panajew, Kawelin u. A. haben gezeigt, wie auch der Gemeindebesitz die Möglichkeit von Meliorationen darbiete. Man hat Beispiele von Entwässerung von Morästen und von Einführung des Kleebaues durch die Collectiv-Initiative der Bauern. Keußler bemerkt, es gebe Fälle, wo der Gemeindebesitz sogar einen wohlthätigen Einfluß ausübe, insofern mancher faule und nachlässige Bauer bei individuellem Besitz noch schlechter wirthschaften würde, als dieses unter der Aufsicht der Gemeinde geschieht; bisweilen verlangt die Gemeinde, daß gedüngt werde, verhindert Raubbau und erschwert das Zurückfallen des Einzelnen in eine noch primitivere Art der Bewirthschaftung. Die Dreifelderwirthschaft ist besser als die Raubwirthschaft ohne Brachland, wie dieselbe wohl gelegentlich im individuellen Besitz von den sogenannten „Kulaki" betrieben wird.

Man begreift, daß nach Keußlers Anschauungen von einer überstürzten, zwangsweisen Abschaffung des Gemeindebesitzes nicht die Rede sein kann. Andere Forscher, die sich ebenfalls mit dieser Frage beschäftigten, wie z. B. Wallace und Leroy-Beaulieu, haben sich in demselben Sinne ausgesprochen. Auch stellen sich einer solchen zu rasch vollzogenen Reform unübersteigliche technische Schwierigkeiten entgegen. Man muß sich daran genügen lassen, die Schädlichkeit des Gemeindebesitzes durch Reformen zu mildern, die Erwerbung von Privateigenthum durch Gesetze zu erleichtern und die wirthschaftlichen, sittlich-intellectuellen Fähigkeiten des Volkes zu entwickeln.

Neben den immerhin bestehenden Unzukömmlichkeiten des Gemeindebesitzes kommen die ungünstigen Pachtverhältnisse in Betracht, deren bereits oben gedacht wurde. Diesem Gegenstand hat noch vor ganz kurzem Karyschew (eine Zeit lang Professor in Dorpat) eine eingehende Untersuchung gewidmet. Die Bedingungen, unter denen die Bauern, denen ihr „Nadjel" nicht genügt, Grundstücke pachten, sind so ungünstig, daß der Verfasser gesetzliche Maßnahmen zum Schutze der Pächter befürwortet. Auch Jermolow macht auf den Schaden der kurzen Pachttermine aufmerksam. Daß auch hier die allgemeine Unbildung, auch die Unbildung der Großgrundbesitzer, Reformen erschwert, liegt auf der Hand.

Es ist anzuerkennen, daß alle Reformen bei dieser allgemeinen Unbildung auf die größten Schwierigkeiten stoßen. Jermolow befürwortet die Gründung von Arbeitsstellen, welche Auskunft darüber ertheilen, wo und zu welchen Bedingungen für die darauf angewiesenen Bauern Arbeitsgelegenheit zu haben sei. Nur auf diese Weise kann dem unnützen, zweck- und erfolglosen Umherirren der arbeitsuchenden Bauern, welche sich überall durchbetteln müssen, abgeholfen werden. Der Arbeitslohn schwankt zwischen wenigen Pfennigen und 10 Mark, und sowohl Arbeitgeber als Arbeiter sind dabei in der schlimmsten Lage. Will man aber Bureaux und Agenturen errichten, so dürfte es schwer fallen, ein geeignetes Personal zu finden.[1]) Ein Volk, das großentheils aus Analphabeten besteht, wird an die ihm so lange vorenthaltene Publicität sich nicht so schnell gewöhnen können. Es handelt sich auch hier um Anregung der Intelligenz, um Entwicklung zur Selbständigkeit. Die „Semstwos" können dabei unvergleichlich mehr thun, als die in den letzten Jahren eingesetzten „Landeshauptleute", Beamte der Regierung, welche oft nicht genügend von den Localverhältnissen unterrichtet sind und bei dem allgemeinen Fiasco der Bureaukratie kein Vertrauen genießen, nicht auf ein Entgegenkommen der Bevölkerung rechnen können. Ein Beamtenstand, welcher der Situation so wenig gewachsen ist, kann kaum etwas für die Entwicklung der Bauernverhältnisse thun. Es ist ein glücklicher Gedanke, den Jermolow am Schlusse seines Buches ausspricht, man müsse statt der Bauerngemeinde, des „Mir", eine andere Gemeindeverfassung anbahnen, in welcher andere und bessere Elemente, statt der „Gemeindefresser", der „Kulaki" und Wucherer, Einfluß haben dürften, nämlich die Großgrundbesitzer. Allerdings spricht Jermolow dabei sein Bedauern darüber aus, daß die letzteren so wenig wissen und können; indessen ist denn doch u. a. aus Tolstoi's Büchlein „Die Hungersnoth in Rußland" zu ersehen, daß es in dem Gutsbesitzerstande intelligente und altruistische Elemente gibt, daß man hier dem Bauernstande nicht immer feindlich und mißtrauisch gegenübersteht und daß hier manche Bedingungen vorhanden sind, dem entsetzlichen Treiben der Blutsauger unter den Bauern selbst zu steuern. Uns will scheinen, daß Jermolow dem Princip der Selbstverwaltung nicht genug Bedeutung einräumt. Er erwartet immer noch mehr von der Bureaukratie, von der Centralisation, von den „Landeshauptleuten", statt daß man darauf bedacht sein sollte, die Gesellschaft auf eigene Füße zu stellen.

Jermolow berührt ferner die Frage von dem landwirthschaftlichen Credit. Daß die großen Opfer, welche die Regierung gebracht hat, um dem Ruin des Adels vorzubeugen, absolut unnütz waren, ist allgemein bekannt. Aber auch die in den letzten Zeiten gegründeten Bauernbanken haben sehr schlechte Erfolge aufzuweisen. Diese Institute, welche 1883 entstanden, hatten viel Geld ausstehen und die denkbar schlechtesten Schuldner. Die Unwirthschaftlichkeit und der Leichtsinn der Bauern bewirkten, daß die Bauernbank Besitzerin einer Unmasse von Landparcellen wurde und dieselben bewirthschaften lassen mußte. Eine allzugroße Erleichterung bei dem Ankauf von Land durch die Bauern erwies sich als schädlich. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß Bauerngemeinden der Regel nach sehr viel schlechtere Schuldner sind, als die Einzelbauern, was Jermolow durch statistische Angaben darthut, ein Beweis mehr, wie nothwendig es ist, die Gemeindeverfassung zu ändern, die Verwandlung des Gemeindebesitzes in Privatbesitz, wenn auch noch so allmählich anzubahnen und die solidarische Haftpflicht zu beschränken, resp. zu beseitigen.

Von der Entwicklung der Intelligenz bei den Bauern muß es abhängen, ob die Einseitigkeit des Anbaues von Cerealien im Gebiete der Schwarzerde nicht durch eine größere Mannichfaltigkeit der anzubauenden Gewächse ersetzt werden kann. Es müßten neben dem Getreide mehr Kartoffeln, Mais, Hülsenfrüchte wie Bohnen, Linsen u. s. w. angepflanzt werden, schon weil der Mißwachs die verschiedenen Ernten in verschiedenem Grade zu treffen pflegt. Bisher fehlt dem Bauer in dieser Hinsicht alle Initiative und er kauft das Gemüse auf dem Markt, während er es selbst produciren könnte. Durch eine solche größere Mannich-

[1]) So z. B. haben die großen Feuerversicherungsgesellschaften im Reiche an dem Mangel zuverlässiger Beamten und Agenten zu leiden.

faltigkeit der landwirthschaftlichen Arbeiten, insbesondere durch die Entwicklung des Gartenbaues würde die Arbeitskraft und Arbeitszeit besser ausgenutzt werden, was um so dringender erscheint, als seit der Abnahme der Wälder die Arbeiten in den Forsten fast völlig aufgehört haben. Jermolow meint, auch der Betrieb der Handwerke in den Dörfern sei zurückgegangen. In der Zeit der Leibeigenschaft ließen die Gutsherren ihre Bauern Handwerke erlernen; jetzt ist es so weit gekommen, daß die Bauern kaum einen Pflug auszubessern im Stande sind. Dies ist bei der Anstelligkeit der russischen Bauern, welche im Grunde alles können und alles schnell lernen, sehr auffallend.

Wie wenig die Arbeitszeit und Arbeitskraft der Masse ausgenutzt wird, zeigt der Unfug der Unzahl von Feiertagen, ein mit der untergeordneten Art der Religiosität im Volke zusammenhängender Krebsschaden am socialen Organismus. Seit Jahrzehnten wird darüber in der Presse und in der landwirthschaftlichen Literatur geredet, und es bleibt trotzdem alles beim Alten. Man ist sehr conservativ auf diesem Gebiete. Hier zeigt sich, wie unendlich schwach der Cultureinfluß der Kirche ist, welche heidnischen Reminiscenzen nicht zu steuern vermochte und noch dazu ihrerseits mit einer Unzahl von christlichen Feiertagen die Arbeit unterbricht. Es werden Tage gefeiert, deren Bedeutung Niemandem klar ist. Wir führen einige Beispiele an. Im Nowgorod'schen Gouvernement werden 4 bis 5 Freitage gefeiert; ähnliche „Pjatniza" (Freitag) gibt es in Kaluga; in Charkow feiert man die Erneuerung von Byzanz, Halbpetri, Halb-„spass" (Halberlösung); dort und in Poltawa gibt es einen ganz unverständlichen Feiertag „Polikop". Im kaschinskischen Kreise des Gouvernements Twer feiern die Bauern an den Freitagen bis zum Eliastage; in Nishni-Nowgorod gibt es eine Feier des zehnten Freitags, in Minsk eine ganze Reihe rein heidnischer Festtage, ähnlich in Tschernigow einen Russalkentag (Wassernixenfeier); heidnischen Ursprungs sind wohl auch die z. B. in Kursk vorkommenden Tage, an denen man nicht pflügen, andere, an denen man nicht spinnen oder nicht mit dem Beil arbeiten darf; in Poltawa findet sich ein Fest des „Zähnespülens"; in Podolien und Minsk sind unirte und katholische Feste in den Kalender der griechisch-orthodoxen Bauern aufgenommen worden; viele Feste werden gefeiert zur Erinnerung an große Nothstände, Feuersbrünste, Dürre, Hagelschlag u. s. w., theils zu dem Zwecke, um Gott um die Abwendung solcher Uebel zu bitten. Am zahlreichsten sind die localen Kirchenfeste, welche, wie alle anderen, mit Schmausereien und Trinkgelagen verbunden zu sein pflegen. Auch Processionen, wie z. B. die der Waldaischen Mutter Gottes im Nowgorod'schen Gouvernement, werden Veranlassung zu Feiertagen für alle Orte, welche sie berühren. Oft nehmen die Feste an Ausdehnung zu, dauern zwei und mehr Tage, wie das insbesondere mit dem Osterfeste, dem Petri-Pauli-Tage u. s. w. geschehen ist.

Die Folgen für die Arbeit liegen auf der Hand. Die Zahl der Arbeitstage hat sich seit 1861 vermindert. Der Einfluß auf die Production ist unberechenbar schädlich. Während die Protestanten in den Ostseeprovinzen 75 Tage im Jahre feiern, ruht die Arbeit im Gouvernement Pskow 150 Tage, in Podolien sollen die bäuerlichen Wirthschaften 180 Tage im Jahre feiern. Die Zahl der Sommerarbeitstage beträgt in einem Kreise des Gouvernements Jekaterinoslaw nur 60, während man bei kürzerem Sommer in den Ostseeprovinzen 130—140 Sommerarbeitstage zählt. In vielen Gegenden Rußlands besteht das halbe Jahr aus Feiertagen. Namentlich in den selbständigen bäuerlichen Gemeinden und Gebieten ist seit 1861 das Bestreben hervorgetreten, die Zahl der Festtage zu vermehren.

Der Ausfall an Arbeitszeit bedeutet einen Ausfall an Production nicht bloß, sondern beträchtliche Ausgaben, z. B. für Wachskerzen, für die Bewirthung der Geistlichkeit; Trinkgelage, welche die Leistungsfähigkeit der folgenden Tage beeinträchtigen, die physische Arbeitskraft und die moralische, den Willen, schwächen, schädigen den Volkswohlstand. Verschlimmert wird der Mißstand dadurch, daß das einzelne arbeitsamere Individuum durch Beschlüsse der Gemeinde, welche Geldstrafen androhen, vielfach verhindert wird, auch an den selbsterfundenen Feiertagen der Arbeit und dem Erwerb nachzugehen. Wo die Bauern sich entschließen, an Festtagen an die Arbeit zu gehen, nehmen sie meist keinen Geldlohn, dagegen gern eine Bewirthung, die hauptsächlich aus Branntwein besteht, an Zahlungsstatt an. Nicht unbeachtet darf bleiben, daß eine vermehrte Zahl von Festtagen, wegen der damit verbundenen Einnahmen der Kirche, im Interesse der schlecht situirten Landgeistlichen liegen muß, welche auch ihre Grundstücke gegen eine Bewirthung mit Branntwein an Festtagen sehr wohlfeil von den Bauern bearbeiten lassen.

So dringend eine Reform in dieser Hinsicht erscheint, so wenig kann bei derselben auf eine Beihülfe der Geistlichkeit gerechnet werden. Man begreift, wie viel darauf ankommt, daß die Regierung sich reformatorisch zu solchen Fragen stellt. Schon vor mehr als einem Jahrhundert ist in der von Katharina II. berufenen gesetzgebenden Commission der Vorschlag gemacht worden, dem Unfug der zahllosen Feiertage dadurch zu steuern, daß dieselben auf den Sonntag verlegt würden. Es war ein Deputirter aus den Ostseeprovinzen, Major v. Blumen, welcher diesen Antrag stellte, indem er darauf hinwies, daß die vielen Feiertage die Moral schädigen und den Volkswohlstand beeinträchtigen. Seitdem ist es damit nicht besser, sondern eher schlimmer geworden. Ueber einzelne wohlgemeinte Entwürfe, dem Unwesen abzuhelfen, ist die Regierung nicht hinausgekommen, und der Ausfall an Arbeitsertrag beträgt jahraus jahrein viele Millionen. Wird der Minister Jermolow, welcher in seinem Buche auf den Aberwitz der Faulenzerei und der Trinkgelage an solchen Tagen hinweist, in diesem Punkte eine Reform durchsetzen können? Wird der Synod ihm dabei zur Seite stehen? Wird man überhaupt etwas Entscheidendes thun, um das Volk über seine Interessen aufzuklären, dasselbe zu intensiverer Arbeit zu erziehen, dem ferneren Ruin vorzubeugen?

Allem zuvor wird man sich bei den anzubahnenden Reformen darüber klar werden müssen, ob das Heil in einer erhöhten Thätigkeit der Regierungsorgane, in einer gesteigerten Centralisation, in der Vermehrung der „Landeshauptleute" zu suchen sei, oder ob man nicht vielmehr sich entschließen müsse, die Mitarbeit der Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, die Organe der Selbstverwaltung in dem Sinne und Geiste der Reformepoche Alexanders II. weiterzuentwickeln. Es erscheint auffallend, daß Jermolow, indem er auf die Nothwendigkeit durchgreifender Neuerungen hinweist, in seinem Buche den Ausspruch thut, man dürfe nicht auf Selbsthülfe rechnen: das liege nun einmal nicht im Volkscharakter. Er scheint also alles Heil von einer Weiterentwicklung der Bureaukratie zu erwarten, während Andere der Ansicht sind, daß die moralische und politische Leistungsfähigkeit der Beamten nicht ausreicht. Die geringste Enquete erfordert die Mitarbeit der Interessenten, d. h. der Regierten. Will man, um mit Katharina II. zu reden, wissen, „mit wem man es zu thun habe und für wen man sorgen solle", so muß man die Betheiligten fragen, sie zu Worte kommen lassen, die Unabhängigkeit der localen Organe sicherstellen, die Selbstthätigkeit derselben entwickeln. Hier handelt es sich um tiefgreifende, principiell hochwichtige Entscheidungen, welche durch die bisherigen

leidigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Centralisation und der Bureaukratie erleichtert werden. Das Gelingen aller weiteren Reformen ist wesentlich davon abhängig, daß man hier das Richtige wähle und das Volk zur Selbsthülfe erziehe. Es ist das die schwerste Aufgabe, aber zugleich eine Hauptbedingung des Gedeihens.

Alle Reformen sind ferner von einem einheitlichen Zusammenwirken der verschiedenen Ministerien abhängig. Der Minister der Landwirthschaft bedarf für seine Agrarreformen der Zustimmung und der Mitthätigkeit seiner Collegen. Handelt es sich um eine Befreiung der Bauern vom Steuerdruck, welcher die elende Lage der Massen zu einem sehr beträchtlichen Theil veranlaßt, so sind derartige Maßnahmen eines der schwierigsten Probleme der Staatswirthschaft. Die Verwaltung der letzten Minister hat, wie man wiederholt wahrnahm, die finanziellen Interessen stets über die wirthschaftspolitischen gestellt; unbekümmert darum, ob man die Steuerkraft des Volkes schwächt, d. h. ob man selbst die Zukunft des Staatshaushalts compromittirt, hat man erbarmungslos Steuern auch da erhoben, wo das Volksvermögen dadurch geschädigt wurde. Nicht nur in so stark auftragenden Werken, wie Lanins „Russische Zustände“, finden sich derartige Anklagen; auch Jermolow hebt mit Entrüstung hervor, wie unsinnig rücksichtslos übereifrige Beamte bei der Steuererhebung zu verfahren pflegen. Er widmet dieser Frage einen ganzen Abschnitt seines Buches. Er bemerkt, daß die von der Centralregierung gelegentlich empfohlene Nachsicht von den Localbehörden sehr oft nicht geübt wird, daß gewaltsame Erpressungen (das nach dem charakteristischen Volksausdruck „Herausprügeln“ der Steuern) in unzähligen Fällen den Ruin der Bauern herbeiführen und sie den blutsaugerischen Wucherern in die Arme treiben. Solchem Unfug schreibt Jermolow ein Sinken des Niveaus der Volkswirthschaft zu. Er führt eine Bittschrift der Bauern an (S. 170 ff.), in denen derartige Brutalitäten und deren Folgen sehr drastisch geschildert werden. Hier gibt es einmal eine Gelegenheit, tief in das Volkselend zu blicken, weil ausnahmsweise die Gemißhandelten zu Worte kamen. Sollte es so schwer sein, genauere und zahlreichere Angaben über derartige Mißstände zu sammeln? Und sollte da nicht vom Centrum aus gründliche Abhülfe geschafft werden können?

Jermolow hebt auch andere Unzukömmlichkeiten hervor, die zum Ruin des Volkes beitragen und deren Abstellung ebenfalls die Pflicht eines anderen Ministeriums ist, u. a. den Unfug des bestehenden Paßwesens, dessen Schlechtigkeit von Peter dem Großen herdatirt und das die Bauern dadurch schädigt, daß sie außer den finanziellen Opfern noch andere an Zeit bringen müssen und den unleidlichsten Plackereien ausgesetzt sind. Gelegentlich wird dieser wunde Punkt auch in anderen Schriften berührt, wobei geradezu haarsträubende Dinge ans Tageslicht kommen.

Das Ministerium der Volksaufklärung hat bei der Hebung des Schulwesens ein Wort mitzureden, ebenso wie der Synod, insofern die Geistlichkeit mit der Aufsicht über die Volksschulen betraut ist. Allerdings bemerkt Jermolow wunderlicherweise, man dürfe den Einfluß der Schule nicht überschätzen, das Lesen- und Schreibenkönnen bedeute nicht viel; aber man muß hoffen, daß die Einsicht in die Unerläßlichkeit der Hebung des sittlich-intellectuellen Niveaus durch die Schule durchdringt und daß sehr bedeutende Mittel für die Volksbildung in freisinniger Entfaltung angewiesen werden. Weist doch Jermolow selbst darauf hin, daß der Aberglaube der Bauern zu den schlimmsten Resultaten führt, daß sie die Beute von Betrügern werden, weil sie u. a. als Analphabeten falsches Maß und Gewicht nicht zu controliren vermögen, daß die „Kulaki“ mit den unwissenden Bauern leichtes Spiel haben u. s. w. Da muß also in ganz anderem Maßstabe geholfen werden, als bisher, auch wenn Hunderte von Millionen daran gewendet werden müßten.

Es sind bei manchen Reformen Collisionen der Interessen verschiedener Ressorts nicht zu vermeiden. Sollen die Feiertage auf ein vernünftiges Maß reducirt werden, so sehen sich die Dorfkirchen und die Dorfgeistlichen geschädigt. Wird die Trunksucht beschränkt, was zum Theil mit der Abschaffung der vielen unnützen Feiertage zusammenhängt, so kann der Ertrag der Branntweinaccise, welche gegen 600 Millionen Mark beträgt, sich stark vermindern. Aber solche Schwierigkeiten müssen überwunden werden, wenn anders man das Elend nicht noch weiter überhandnehmen lassen will.

Das Hungerjahr (1891) hat die Regierung und auch die Gesellschaft aufgerüttelt, indem die Erkenntniß der Unleidlichkeit der Zustände an Klarheit und Tiefe gewann. Daß es so nicht bleiben kann, sieht und weiß Jedermann; daß bisher nichts Wesentliches geschehen ist, um dem Volke zu helfen, liegt am Tage. Jermolow schließt sein Buch mit den Worten: „Möge dieses schwere Jahr eine Zeit der Einkehr, d. h. eine Zeit der Reue und des Schuldbekenntnisses für uns sein, eine Zeit, da die Summe gezogen wird in Betreff der Irrthümer und Unterlassungssünden der früheren Jahre, eine Zeit aber auch der Erneuerung, eine neue Aera in der Geschichte Rußlands!“

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berichtigung zum Aufruf von 1813.** — Wir erhalten folgende überzeugende Zuschrift:

„Sehr verehrliche Redaction!

Gestatten Sie mir den Hinweis, daß der von H. Elverfeldt in der Beilage Nr. 208 vom 10. September mitgetheilte und Ernst Moritz Arndt zugeschriebene „Aufruf an das deutsche Volk“ aus dem Jahre 1813 durchaus nicht unbekannt ist, vielmehr sich in Friedrich Ludwig Jahns „Neuen Runenblättern“ 1828 unter den Denknissen aus dem Jahre 1813 auf S. 111—117 findet und daraus in Karl Eulers „Leben Jahns“ S. 244—248 und in dessen Ausgabe der Werke Jahns I 381—384 abgedruckt worden ist. Jahn bemerkt darüber in der Vorrede zu den „Neuen Runenblättern“ S. X: „Die Denknisse aus dem Jahr 1813 sind damals häufig gedruckt worden und in wiederholten verschiedenen Auflagen als fliegende Blätter den Heeren vorangeflogen . . . sie finden sich häufig in Sammlungen über die Ereignisse jener Zeit“ und S. XV: „Der Verfasser hat für jetzt nicht Alles in die Denknisse aufgenommen, was von seinen damaligen Arbeiten dahineingehört.“ Die Autorschaft Jahns kann demnach keinem Zweifel unterliegen. Von besonderem Belang für die Würdigung des Aufrufs ist, was Dr. Eduard Dürre, Lehrer in Weinheim, ein Jugendbekannter Leopold v. Ranke's, in seinen „Nachträgen zu Jahns Leben“ („Neue Jahrbücher für die Turnkunst“ 3. Bd. 1857) erzählt hat. Er führt zuerst an, was Jahn „in seinem 1812 gefertigten Aufruf“ über die Entsittlichung im Gefolge der französischen Einquartierung gesagt: „konnten wir bisher sagen“ u. s. w. bis „ihrer teuflischen Wollust“ (S. 27); dann berichtet er S. 147: „Längere Zeit zuvor (d. h. vor Jahns Abreise nach Breslau am Ende des Januars oder in den ersten Tagen des Februars) hatte er mir unter dem Titel „Rede des Arminius an die Deutschen vor der Teutoburger Schlacht“ eine Proclamation, daraus mein voriger Artikel Worte entnahm, mitgetheilt. In einer Declamationsstunde, des Abends zwischen 4 und 5 bei Licht, hatte ich meine Kameraden, welche vor mir die Reihe traf, vermocht, mir diese abzutreten. Es waren ja alle Turner, und sie ahnten, daß ich etwas Besonderes vorzutragen hätte. Professor Giesebrecht (wohl Ludwig Giesebrecht, der Oheim des berühmteren Geschichtschreibers, selbst durch die Wendischen Geschichten und durch Gedichte bekannt, damals im Anfang seiner Lehrthätigkeit stehend) gab mir die Erlaubniß, da es sich von einer Rede handelte, das Katheder besteigen zu dürfen. Mit der mir damals in allen Modulationen zu Gebote stehenden Sprache begann ich sicher und bei der gespanntesten Aufmerksamkeit meiner Mitschüler ‚Deutsche Mannen, frisch auf!

Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilts Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Glück und Freiheit!“ Mein gutmüthiger Professor, der sich auf eine Bank in die Ecke gesetzt, strich sich die langen schlichten Haare aus dem Gesicht, stützte den Kopf auf den Arm, den Arm aufs Knie und betrachtete mich sichtbar bewegt. Als ich dann geendet ‚Es gilt jetzt die Wahl, ob wir umkommen wollen mit dem Fluch aller Zeiten und Völker für den allgemeinen Feind der Menschheit wider uns selbst und das Vaterland — oder mit Heldenmuth zu den Waffen greifen wider den Allesverderber, zum eigenen Wohl und allgemeinen Besten‘, da war eine lange Pause. Als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war, stand Giesebrecht auf: Wir wollen beten, sagte er. Die Stunde war noch nicht zu Ende, aber er entließ uns nach dem Gebet.“

Bemerkenswerth ist vielleicht für die Textkritik, daß statt der Worte um Ehre, Glück und Freiheit bei Dürre und im fliegenden Blatt der Druck in den Neuen Runenblättern „um Ehre, Freiheit und Vaterland“ bietet; ebenso statt „Treibjagd auf die französischen Ungeheuer“: wälschen Unholde. Berichtigung eines Druckfehlers enthält die Stelle „Es weine der verschlossene Seelenwunde“, vulneratus, nicht vulnus, ebenso heißt es richtig „Die Meingesandten“ als Hauptwort, nicht als Beiwort; besser erscheint auch „der Jahrestag von der Menschwerdung des Valands“ als im Flugblatt „der Geburtstag, die Menschwerdung des Satans“. Belanglos ist Völkervertilger statt Völkertilger, mannlicher statt männlicher, eingedrillt statt eingetrillt. Franschen ist im Druck von 1828 durchaus in Wälsche geändert; nach Eiselens Tagebuch („Deutsche Turnzeitung“ 1874, S. 62) gebrauchte Jahn in der Zeit vor seiner Abreise nach Breslau die auffallende Namensform Franschen auch im Umgangston. Bedarf da Jahns Autorschaft noch weiterer Beweise? Verwunderlich bleibt nur, daß all die Einzeldrucke aus dem Jahre 1813 bis auf das eine Stück verloren gegangen sein sollen!

München, 11./16. September 1895.

Dr. F. G. Schultheiß.“

W. **Inwiefern läßt sich beim Massenunterrichte individualisiren?** Von Johann Fetter, k. k. Realschuldirector in Wien. Wien 1894. Verlag von Bermann & Altmann. — Es war damals zu Ostern das fünfte Mal, daß sich die deutschen Mittelschullehrer Oesterreichs in Wien versammelten. Während dieser Zusammenkünfte sind viele Vorträge gehalten worden, doch keiner wurde mit solcher Begeisterung aufgenommen, als der oben angeführte. Woran liegt das? Es ist doch wahrhaftig kein Mangel an pädagogischen Arbeiten. Hier aber lehrte ein wirklicher Lehrer lehren, der als praktischer Erzieher im Kreise der Wiener Mittelschullehrer sich eines hohen Ansehens erfreut; es sprach ein praktischer Schulmann über Fragen der praktischen Pädagogik. So etwas packt ganz anders, als wenn ein Theoretiker, dem die Schulstube ganz fremd ist, seine Lehren aufstellt. Obwohl der Verfasser auf dem Gebiete specieller philologischer Didaktik einen weit über Oesterreich hinausreichenden Namen hat, so hat er hier doch einen Griff mitten ins volle Schulleben hineingethan; er hat nicht Handgriffe hervorgehoben, sondern das, was man das Mark der Schule nennen könnte, das Verhältniß von Schülern und Lehrern behandelt. Er verlangt für beide Freiheit der Entwicklung, rücksichtsvolle Förderung der Individualität. Daß dies nur möglich ist bei schwächer besuchten Classen, liegt auf der Hand, während stärker frequentirte ein derartiges Vorgehen dem Lehrer unmöglich machen. Aber auch das Haus und die Umgebung können hemmend einwirken, das Hauptziel zu erreichen: „Erziehung durch Unterricht“. Freilich sind dazu auch noch andere Eigenschaften von Seite des Lehrers nöthig. Er muß ganz bei der Sache sein, er muß, selbst für seinen Beruf begeistert, zu begeistern verstehen. Daß dies nicht in jeder Stunde in gleicher Weise gelingt, weiß wohl jeder Lehrer aus Erfahrung. Denn eine gut ertheilte Lehrstunde ist ein Kunstwerk, das, wie jedes Kunstwerk, oft oder gar an einem Tage einige Male zu wiederholen uns ganz und gar unmöglich ist. Das Prüfen von Schülern, sonst gefürchtet, wird sehr bald dem jugendlichen Geiste anders erscheinen, sobald er merkt, daß der Lehrer ihm als Freund entgegentritt. Nicht durch Anschreien, sondern durch freundliches Anblicken und freundliches Entgegenkommen muß der Prüfende sich überzeugen, wie der Zögling das in der Stunde Durchgenommene erfaßt hat. So wird das Prüfen des Schülers zugleich zu einer Selbstprüfung des Lehrers. „Verhehlen wir es uns nicht, unsre Schüler sind zugleich unsre besten Lehrmeister und Wegweiser; sie sagen uns deutlich, wie wir nicht lehren sollen. . . .“ (S. 17). Doch wird ein Individualisiren erst recht möglich, wenn die Gegenstände in einander greifen, wenn der Schüler sich gewöhnt, auch in der Lateinstunde über die Geschichte Auskunft geben zu müssen, oder in der Deutschstunde über Physik oder Geographie. Freilich ist das nur möglich, ohne die Kreise eines anderen Fachlehrers zu stören, wenn gegenseitige Hospitirungen stattfinden. Diese Einrichtung ist zwar an der Anstalt Fetters üblich, aber sonst, wenigstens in Oesterreich, ganz ungebräuchlich. Mit Recht hebt der Verfasser die große Wichtigkeit dieser Gepflogenheit hervor. Doch soll dieses Vorhaben vollständig gelingen, dann muß auch der Lehrer sich einer gewissen Freiheit erfreuen. Er wird vielleicht manchmal mit dem todten Buchstaben der Instruction in Collision gerathen, aber er wird so jene Aufmerksamkeit erzielen, die das Product geistiger Mitthätigkeit der Jugend, nicht aber durch Furcht und Schrecken vor dem Lehrer erzwungen ist. Das ist eine äußere Ruhe, die der Grabesruhe nicht unähnlich. Das sind ungefähr die Gedanken, die der Verfasser in zwanzig losen Abschnitten in äußerst kerniger Sprache vorgebracht hat. Diese Zeilen wollten nur anregen, die Schrift selbst in die Hand zu nehmen, ersetzen wollten und könnten sie nie und nimmer deren Lectüre. Die Worte, die der greise Hofrath Lang, der früher langjähriger Landesschulinspector Niederösterreichs war, bei dem Commerse mit Rücksicht auf diesen Vortrag sprach, sind nur zu wahr: „Um unsre Jugend braucht uns nicht zu bangen, solange sie solche Lehrer hat.“

ꝑ Otto Roquette hat bekanntlich mit seinem kleinen reizenden Epos „Waldmeisters Brautfahrt“ einen glänzenden Erfolg erreicht: es liegt in einer mit dem hohen Lebensalter des Dichters wetteifernden Fülle von Auflagen vor! Aber auch seine kleineren Dichtungen erzählenden Inhalts, wie „Herr Heinrich“ oder „Der Tag von St. Jakob“ und der fröhliche „Hans Haidekuckuck“, welch letzterer nun in vierter Auflage erschien (Stuttgart, Cotta Nachfolger, 186 S., 12⁰), erfreuen sich der steten Theilnahme des Publicums. Der leicht historisch angehauchte, novellistische Ton und der wohlklingende Vortrag gewinnen dem Werkchen neue Freunde und Leser. Die Erfindung des Ganzen ist von anziehender Einfachheit. Hans Haidekuckuck, der Sohn eines ehrlichen Schreiners, zählt zu Hans Sachsens ältesten und besten Schülern, bringt aber deßungeachtet durch seine Mitwirkung ein Faschingsspiel seines Meisters zum Durchfall, da der ehrliche Junge über der schönen Els, der Tochter des benachbarten Rathsherrn Sebald Schreyer, den Kopf verloren hat. Entsetzt über sein angerichtetes Unglück verläßt Hans die Stadt Nürnberg, kommt unter Vagabunden und fahrende Komödianten, wird ehrlicher Landsknecht, tritt als „Hans Wolfenstein“ unter die Reiter des Edlen von Grumbach, avancirt zum Hauptmann, tritt in die Dienste des Marggrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach und zuletzt unter die Banner Nürnbergs, welches für die geleistete, hülfreiche Treue dankbar den Wackeren zum Feldobersten der Stadt und Ehrenrathsherrn ausrufen läßt, worauf der Hochzeit mit seiner Erkorenen nichts mehr im Wege steht. Das ist der leichte Fadenschlag der Handlung, welcher der historische Hintergrund mit der Reformation und den Fehden der stolzen, biederen Reichsstadt gut zu statten kommt; dazu die farbenreichen Schilderungen des Vagantenlebens, der Wirthshauspolitik und der bunten Landsknechthaufen, alles in leichtfließender Versification frisch und fröhlich erzählt. Eine sehr nette Episode bildet auch die Beschreibung der Bibliothek des Rathsherrn Schreyer, wo unter den kostbaren, schweren Folianten die munteren Mägdlein walten. Wir wünschen dem Poeten, welcher erst vor Jahresfrist zum 70. Geburtstag seine Autobiographie erscheinen ließ, noch viele weitere Auflagen seiner Erzählungen, dramatischen und idyllischen Dichtungen.

* **Leipzig,** 16. Sept. Wie bereits telegraphisch angezeigt, ist gestern hier der Publicist Dr. Moritz Brasch im Alter von 52 Jahren gestorben. Dr. Brasch hat eine umfangreiche literarische Thätigkeit entfaltet, insbesondere als philosophischer und historisch-literarischer Essayist. Eine seiner ersten selbständigen Schriften betraf Spinoza's System der Philosophie; bald reihten sich hieran die Bearbeitung von Moses Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik, eine „Geschichte der Philosophie“, das vierbändige Werk über „Classiker der Philosophie“, „Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neueren Philosophie und Literatur“, die Herausgabe von Schopenhauers Werken und Aristoteles' „Politeia“ u. a. m. Speciell der Leipziger Gelehrtengeschichte gelten seine Bücher „Geschichte der Leipziger Universität“ (1890) und „Leipziger Philosophen“ (1894). Andere Schriften sind ästhetischen und literar-

historischen Inhalts. Daneben entfaltete der Verstorbene eine ausgedehnte Thätigkeit als Mitarbeiter an Zeitschriften und Zeitungen, wie er auch eine Zeit lang als Redacteur am Brockhaus'schen Lexikon thätig war. Ein Versuch zur Habilitation an der Universität Leipzig blieb dagegen ohne Erfolg. An den Einigungsbestrebungen der deutschen Schriftstellerwelt hat Brasch von Anfang an eifrigen Antheil genommen; lange Jahre war er Vorstandsmitglied des deutschen Schriftsteller-Verbandes. Noch vor wenigen Tagen sah man den thätigen Mann in voller Rüstigkeit.

* **Hamburg**, 14. Sept. Der 6. deutsche Mechanikertag verhandelte in seiner heutigen Sitzung über wirthschaftliche und technische Fragen und wählte in den Vorstand Prof. Abbe-Jena, H. Haensch-Berlin, Dr. Krüß-Hamburg, W. Petzold-Leipzig, L. Tesdorpf-Stuttgart, Prof. Westphal-Berlin.

* **Prag**. Der außerordentliche Professor Dr. Anton Brestal ist zum Ordinarius der Moraltheologie an der tschechischen Universität ernannt worden.

* **Lemberg**. Dr. Stanislaus Glabinski, bisher Extraordinarius, erhielt eine ordentliche Professur der Nationalökonomie an hiesiger Universität.

* **London**, 14. Sept. Die gegenwärtig in Ipswich tagende brittische Naturforscherversammlung, die fast alle Disciplinen der Forschung vor ihr Forum zieht, beschäftigte sich in der ökonomischen und statistischen Section gestern mit einem interessanten Excurs über Löhne in Großbritannien und Nordamerika. Mr. A. L. Bowley theilte eine Statistik des Steigens der Löhne in den beiden verglichenen Staaten während der Periode von 1860—1892 mit. Die Statistik gründet sich auf den 1893 erschienenen Bericht des nordamerikanischen Senats über „Engrospreise, Löhne und Transportwesen" einerseits und auf des Vortragenden eigene Arbeiten andrerseits. Namentlich diente die im Juni 1895 im Journal der kgl. Statistischen Gesellschaft erschienene Monographie über die Durchschnittslöhne im Vereinigten Königreich als Unterlage. Die amerikanischen Angaben erklärte der Vortragende für sehr ungenügend, da auf die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung bei den Betrachtungen der Lohnscala gar keine Rücksicht genommen sei. Trotzdem sei deutlich erkennbar, daß die Löhne in den beiden Ländern genau dieselben Curven zeigten. Ihr Maximum erreichten sie 1873, von da bis 1880 erhält sich eine fallende Tendenz, dann hebt sich die Curve langsam und 1891 sind dieselben Höhen erreicht wie 1873. Die Löhne im Wollhandel zeigen von diesem Gesetz eine Abweichung. In England gingen sie nur langsam hinauf, während sie in Amerika nach 1873 rapide aufschnellten. Im ganzen läßt sich als sicheres Zahlenergebniß festhalten, daß im Vereinigten Königreich eine ununterbrochene langsame Steigerung der Löhne erfolgte, dergestalt, daß 1891 die Löhne mehr als 70 Proc. höher waren als 1860, während in der Union ein lebhaftes Auf- und Niedergleiten erfolgte, bis 1873 allerdings mit Großbritannien in einer steten Aufwärtsbewegung verharrend, dann aber bis 1880 ein unstätes Hinabschnellen in unregelmäßigen Pulsen und dann wieder ein Aufschwung bis 1891, der gegenüber den Sätzen von 1860 eine Erhöhung um 70 Proc. bedeutet. Diese Statistik verliert freilich dadurch erheblich an allgemeinem Werth, daß die landwirthschaftlichen Betriebe dabei gar nicht berücksichtigt worden sind.

* Der Deutsche Kaiser hat in einer interessanten kunsthistorischen Frage eine Untersuchung angeordnet. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um Wandgemälde von Albrecht Dürer. Prof. Cornelius Gurlitt fand kürzlich im Weimarer Staatsarchiv einzelne Posten in den Baurechnungen des Wittenberger Schlosses, aus denen hervorgeht, daß Dürer 1503 in dem Schlosse zwei Säle und in der Kirche die sogenannte kleine Empore und das Gewölbe ausgemalt hat. In den Acten wird ein Saal als die „geschnitzte Stube" bezeichnet. Durch weitere Archivstudien ist festgestellt, daß dieser Saal mindestens bis 1611 mit seinen Malereien erhalten geblieben ist. Das Schloß wurde im dreißigjährigen und siebenjährigen Krieg beschossen; nach den napoleonischen Kriegen wurde es bombensicher eingewölbt. Die Gewölbe der Kirche sind eingestürzt und die Malereien daher vernichtet. Es besteht aber die Möglichkeit, daß die Schloßmalereien sich unter dem Kalkbewurf noch vorfinden. Gurlitt hat dem Großherzog von Weimar einen Vortrag über die Sache gehalten, und dieser hat das Interesse des Kaisers Wilhelm für die Frage angeregt. Der Kaiser hat befohlen, daß die Wände des Schlosses, welches zur Zeit als Caserne benützt wird, nach jener Richtung untersucht werden sollen.

* Die von Berliner Kunstkennern erhobene Beschwerde über das abfällige Urtheil, welches Bädekers „Führer durch Berlin und Umgegend" in Bezug auf die Gemäldegalerie in Sanssouci enthält, hat jetzt nach der Neuordnung dieser Sammlung durch den Director der königl. Privatsammlungen, Hrn. Dr. Paul Seidel, in der That eine gewisse Berechtigung erhalten. Gewiß wird das Reisehandbuch, das in jeder Auflage allen Neuerungen gerecht zu werden sucht, künftig auch dieser ganz veränderten Galerie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Freilich die Hoffnung, daß Rafaels „Ecce homo" dabei wieder zur Geltung kommen könnte, ist wohl ein etwas kühner Traum des Castellans, der den Fremden dieses geringe Machwerk eines Niederländers, für das der Große Kurfürst 10,000 Ducaten ausgegeben hat, wie es heißt, noch immer für ein Wunderwerk Rafaels, das Hunderttausende werth sei, anpreist! Der Werth der Sammlung seit ihrer Neuordnung liegt vielmehr in einer Reihe von guten und selbst trefflichen Werken von Rubens, A. van Dyck und anderen meist niederländischen Meistern, die aus den Magazinen der verschiedenen Schlösser, nach Ausscheidung der zahlreichen schlechten Gemälde der Galerie, mit den guten Werken derselben hier vereinigt worden sind und eine geschmackvolle Aufstellung erhalten haben. Dadurch ist die Sammlung in der That für den Laien wie für den Forscher jetzt von wirklichem Interesse.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Von der deutschen Mission in Japan.

Der politisch wie wirthschaftlich so kräftig, ja fast gefährlich aufstrebende junge Culturstaat draußen im äußersten Osten erweckt in unsrer alten Welt naturgemäß ein so lebendiges Interesse, daß jede Mittheilung, namentlich von vertrauenerweckender Seite, von weiten Kreisen begierig entgegengenommen wird. So hat auch Daltons Buch: „Auf Missionspfaden in Japan“, wie es scheint, weite Verbreitung gefunden, und auch in Nr. 174 dieser Beilage von J. Girgensohn eine sehr anerkennende Besprechung. Kein Wunder, denn Dalton schreibt gut und hat in seiner langen Amtsthätigkeit in Petersburg durch vielseitige und rege, tüchtige Arbeit zur Vertretung der deutsch-evangelischen Interessen dort und in den Ostsee-Provinzen sich einen so bekannten und guten Namen erworben, daß viele seiner Führung sich unbesehen anvertrauen werden. Leider hat er mit obengenannter Schrift auf sich selbst einen tiefen Schatten geworfen. Schon manche haben den Eindruck davon gewonnen, daß es eine reine Parteischrift ist, aus Parteivorurtheilen entstanden und zur Verdächtigung der einzigen in Japan arbeitenden deutschen Missionsgesellschaft geschrieben, die von ihrem Entstehen an nicht nur das Mißtrauen, sondern den Haß sogar und ungerechte Vorwürfe von seiten vieler Missionskreise und manche bittere Kränkung erfahren, aber auch getragen und siegreich überwunden hat. Die Entgegnungen von dem Vorsitzenden der Gesellschaft Dr. Arndt und den beiden früheren Missionaren D. Spinner und Schmiedel im 3. Heft d. J. der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“ (Berlin, A. Haack, jährlich 4 Hefte für 4 M., sehr zu empfehlen), theilweise auch in der „Protest. Kirchenzeitung“ und in der „Christlichen Welt“ abgedruckt, geben die einzelnen Nachweise für die Leichtfertigkeit des Urtheils und für die blinde Voreingenommenheit eines Standpunktes, dem die einfachste Gerechtigkeit unbekannt ist. Aber das mag nachlesen, wer sich dafür interessirt; für die Leser dieses Blattes, die durch den erwähnten Artikel leider nur ein völlig unbegründetes Vorurtheil gegen den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein gewinnen konnten, kommt es auf die principielle von diesem Verein vertretene Stellung zur christlichen Mission in heidnischen Culturländern an. Es ist doch von vornherein thöricht, anzunehmen, daß eine Missionsgesellschaft darauf hinausgehe, wie der Leser der Girgensohn'schen Anzeige leicht glauben kann, den Japanern zu zeigen, daß die Glaubenslehren der „Positiven“ veraltet seien, und ihnen „alles, was die kritische freisinnige Theologie gegen den Glauben vorzubringen pflegt, aufzutischen“. Für diesen Zweck würde kein Groschen aufzubringen sein. Die eine Missionsgesellschaft gründen, wollen das Christenthum verbreiten, und ganz gewiß würden sie das nicht wollen, wenn sie nicht von ganzem Herzen Christen wären und darin ihre Aufgabe, ja eine heilige, von keinem Menschen ihnen auferlegte Pflicht sähen, das Christenthum, christliche Cultur, christlichen Glauben, christliche Seligkeit zu verkünden und zu verbreiten. Negative Tendenzen haben bekanntlich keine positive Kraft und könnten höchstens von der Selbstsucht den Schein der Thatkraft erhalten. Aber die deutsche Mission in Japan (und von derselben Gesellschaft in China) hat Erfolge, sie hat sich eine geachtete Stellung dort erworben und sie übt Einfluß aus, ist ein Factor in der geistigen Entwicklung Japans geworden, mit dem gerechnet werden muß, wie Dalton selbst bezeugt, und das trotz der kläglichen Kärglichkeit der Mittel, mit welchen diese Mission arbeitet, dank der Gleichgültigkeit und dem Hochmuth der Liberalen gegenüber aller kirchlichen Arbeit und dank der in den sog. positiven Kreisen künstlich genährten Abneigung gegen diese Mission.

Da nun aber die Leser dieses Blattes doch gewiß nicht ohne weiteres mit einer oder der anderen dieser beiden Richtungen vereinerleit sein wollen und auch nicht ohne Interesse dafür sein werden, wie Deutschland als geistige Macht in Japan und China vertreten wird, so wollen sie dem Folgenden noch ihre Aufmerksamkeit widmen.

Mission zu treiben ist Pflicht für den, der im Christenthum die höchste Blüthe der Menschheit und das einzig wirksame Mittel für ihre Vollendung sieht, doppelt Pflicht für den, der ein Herz hat für das sittliche und religiöse Elend, die grauenhafte Verkommenheit unter den Heiden, und der bei dem jetzigen Weltverkehr nicht dulden mag, daß die Heiden aus den Christenländern nur das Gift des Schnapses und die Waffen zum Morden erhalten. Wenn wir mit ihnen in Verkehr kommen wollen und von ihnen Nutzen ziehen, so müssen wir um unsrer selbst willen auch das Beste ihnen geben: unsre christliche Bildung. Es ist von der Mission schon viel Segen gestiftet worden und sie hat auch schon segensreich zurückgewirkt. Der pietistische Jargon, der noch in den 60er Jahren die Missionsblätter für Leute allgemeiner und männlicher Weltbildung ungenießbar machte, hat einer nüchternen sachlicheren Darstellung Platz gemacht; ja die heimischen Vorstellungen vom Christenthum sind geläutert, seitdem die Missionare in treuer Arbeit erfahren haben, daß es unmöglich ist, mit der bloßen Katechismuslehre und den heimischen Formen des Gottesdienstes Christen zu bilden, daß unsre abendländischen dogmatischen Vorstellungen sich zum guten Theil gar nicht in die Denkweise der Heiden übertragen lassen.

Aber so Großes auch erreicht worden, bisher waren es nur wilde Völker, unter denen die Mission große, und nur die untersten Schichten der gebildeten Heidenvölker, bei denen sie ansehnliche Erfolge hatte; die gebildeten Heiden halten sich noch fast ganz fern und es wären gar keine Aussichten, daß diese gewonnen werden könnten, die ebenso wie die höher Gebildeten unter uns mit der überlieferten Lehr- und Cultusform der Religion zerfallen sind, und die dieselbe Kritik an die christliche Ueberlieferung anlegen, wie bei uns geschieht, ja denen durch die Sünden der Christenvölker noch viel schärfere Waffen zu Gebote

stehen, als den christlichen Kritikern — wenn ihnen nicht das Christenthum in einer Weise geboten wird, die allen Einwendungen und Angriffen gewachsen ist, die freimüthig die Mängel in den Entwicklungsformen desselben eingestehen kann, weil sie getragen wird von heiliger Begeisterung für das wahre ewige Christenthum, das in sich die Kraft und Gewähr bietet, allen Menschen, den höchsten wie den niedersten, das Heil bringen zu können. Diese Sicherheit aber hat nur die wissenschaftlich freie Richtung unsrer evangelischen Kirche, die nur eine Wahrheit kennt, welche keine wissenschaftlichen Resultate der Natur- oder Geschichtswissenschaft oder der Philosophie zu fürchten braucht, weil diese alle nur die Herrlichkeit der Religion Jesu Christi, der Religion der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, der Religion der Liebesgemeinschaft ins rechte Licht stellen können. Aber eben deßhalb war es auch die Pflicht dieser freien, echt protestantischen und echt evangelischen Richtung, die so lange nur in der Nothwehr gegen die Angriffe eines engherzigen Confessionalismus oder einer diplomatisirenden Hierarchie ihre Kräfte erschöpfte, in der Missionsthätigkeit unter den gebildeten Heiden die Echtheit ihres christlichen Bewußtseins und die Kraft eines durch das Feuer wissenschaftlicher Kritik erhärteten Glaubens zu beweisen. Wer die Arbeiten des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins prüfen will, namentlich auch der theologischen Schule in Japan und in der Zeitschrift Schinri, der wird bald finden, ob sie es auf ruhigen Aufbau christlicher Erkenntniß oder auf das Einreißen alter Glaubensvorstellungen absieht, und er wird erstaunen, wie unverantwortlich leichtfertig Dalton mit dem vorhandenen Stoff umgesprungen ist, ein blinder Parteimann, der nur sieht, was er sehen will, vor dessen Brille keine Missionsarbeit, auch die der von ihm hochgerühmten Gesellschaften nicht, bestehen könnte. Erweisen sich doch alle die Angriffe auch auf den Bestand der deutschen Gemeinde, auf den Gebrauch der Dolmetscher 2c. bei genauerem Zusehen als thöricht. Nichts anderes ist aus dem Dalton'schen Buche bezüglich der deutschen Mission in Japan zu lernen, als welch ein tief eingewurzeltes Mißtrauen, welch kindische Abneigung die sogenannten positiv-kirchlichen Kreise gegen alle Wissenschaft erfüllt, wovon der 8. Mai d. J. einen so traurigen Beleg gegeben hat, mit dem vierfachen Ansturm gegen die theologischen Facultäten. Nur weil der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein die Erträgnisse der theologischen Wissenschaft auch der Mission zu gute kommen läßt, und weil er damit Erfolg hat, muß er vor aller Welt gebrandmarkt werden. Fast will es scheinen, daß Girgensohn sich auf diese Seite stellt, wenn er nach Dalton schreibt: „Schinri wirkt insofern hemmend auf die christliche Mission, als es das, was die älteren Missionsgesellschaften als Hauptinhalt des Christenthums gepredigt haben, als veraltet und als von der europäischen Wissenschaft längst aufgegeben in japanischer Sprache herabsetzt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Japaner, die auch im christlichen Europa die Wahrheiten des Christenthums von hervorragenden Gelehrten verleugnet sehen, an dem Werth des Christenthums zu zweifeln beginnen." Also müßte man versuchen, das, was bereits in Europa nicht mehr zu halten ist, den Japanern auf japanisch als wahres Christenthum aufzutischen; so wie die Gläubigen der „Kreuz-Zeitung" und Luthardts meinen, wenn nur die böse Theologie nicht wäre, könnte das Volk im unverfälschten Lutherthum und am Gängelbande einer orthodoxen Kirchenregierung erhalten und vor allem Zweifel und Abfall bewahrt werden. Wenn unsre Missionare nicht auf die unbefangenen und gründlichen Fragen der japanischen Missionsschüler unverhohlene und unbefangene Antwort gäben, welche die Wahrheiten des Christenthums weit hinaushebt über die Anstöße des zweifelnden Verstandes, dann würden dieselben Japaner, die sogar in Europa und sogar von hervorragenden Gelehrten diese Wahrheiten verleugnet sehen, nicht am Werth des Christenthums zu zweifeln beginnen! — Denn bisher hatten natürlich die heidnischen Japaner nur einen Zweifel, daß das orthodoxe Christenthum die vollkommene Religion sei.

Ja, ist denn diese Empfehlung der altgläubigen Mission und dieser Angriff auf den ersten Versuch, die moderne Wissenschaft auch der Mission dienstbar zu machen, nicht vielleicht eine Ironie? Es tauchen heute auch in der deutsch-evangelischen Kirche wunderliche Erscheinungen auf, wie wir sie sonst nur in der romanisch-katholischen gewohnt waren: eine Stellung zu ihr, eine Betheiligung an den sie bewegenden Angelegenheiten ohne alles persönliche Interesse, als wenn sie einen gar nichts anginge. Und dabei läßt man seine Kinder taufen, schickt sie in einen möglichst orthodoxen Religionsunterricht, läßt sie confirmiren und ein Glaubensbekenntniß ablegen, das man innerlich längst abgeworfen hat, mit der Gewißheit, daß es auch für die Kinder keine innere Bedeutung hat oder behalten wird; man zahlt seine Kirchensteuern und wählt vielleicht sogar auf der „positiven" Seite — weil diese bequemer ist, als die liberale, welche letztere ja Reformen, Herstellung einer Uebereinstimmung zwischen kirchlichem Wesen und der modernen Weltanschauung anstrebt — und man ist ja der eigenen Meinung nach über alles, was zur Kirche gehört, hinaus. Etwa wie Max Schneidewin in Nr. 12 der „Berliner Rundschau" in classischer Weise thut, der selbst von kirchlichen Bedenken, obwohl doch Mitglied der Kirche, völlig frei, in wirklich großartiger Objectivität, damit nicht die evangelischen Prediger an dem kirchlichen Bekenntnisse irre werden, was bei der freien wissenschaftlichen Forschung unausbleiblich sei, die Freiheit der Wissenschaft von dem Gebiete auch der evangelischen Kirche ausgeschlossen wissen will, so daß die Prediger ohne Heuchelei sich auf das alte, wissenschaftlich allerdings unhaltbare kirchliche Bekenntniß verpflichten können.

So auch auf dem Gebiete der Mission. Wissmann, der bewährte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Peters, der kühne Pionier daselbst, beide evangelisch, ziehen die katholische Mission der evangelischen nach kurzer, sehr kritikloser Vergleichung vor. Warum? Weil die katholische größere culturelle Erfolge nicht hat, aber zu haben scheint, und weil sie, die evangelischen Christen, sich nach der eigentlichen Aufgabe der christlichen Mission, der Heranbildung der einzelnen Menschen zu lebendigen Christen, gar nicht fragen. Die Geschichte der Mission gibt ein vollgültiges Zeugniß ab über den Werth der katholischen oder evangelischen Mission. Aber welcher gebildete deutscher Protestant würde sich in den Sinn kommen lassen, einmal Geschichte der Mission zu studiren? Classisch ist dafür der große Weltenbummler Ehlers, der sicher ein vortrefflicher Gesellschafter und kühner, umsichtiger, bedeutender Reisender, so unterhaltend zu erzählen weiß, welch entsetzliche Verwahrlosung in China herrscht, dem Vicekönig Li-Hun-Tschang gegenüber aber die christliche Mission in Ländern so hoher Cultur, wie China eines ist, für ganz überflüssig erklärt. Ja es muß ein wunderbar erhabener Standpunkt sein, von dem man so überlegen auf alle die mühsame, aufopferungsvolle, bescheidene kirchliche Thätigkeit herabblicken kann!

So hat auch die Arbeit der deutschen Mission in Japan und China, die sich an die gebildeten Kreise heranwagt, weil ohne diese das Christenthum seine Segnungen nicht umfassend bringen kann, nur in sehr geringem Maße für sich Theilnahme erweckt, und wenn ein aus thörichtster Parteiverblendung hervorgegangener Angriff auf diese Arbeit erfolgt, findet dieser Angriff die ihm erwünschte Verbreitung.

Jetzt, wo es keinen wissenschaftlichen Theologen mehr gibt, der die alte Inspirationslehre verträte, so daß auch v. Nathusius, Schlatter, Cremer und wie die Häupter der „Positiven" alle heißen, gegen die eigenen Parteigenossen zeugen, wo die Bibelkritik sogar in die Basler Mission, diese alte Hochburg des kritikfeindlichen süddeutschen Pietismus, bleibenden Eingang gefunden hat, wo nur noch die Parteien der „Kreuz-Zeitung" und des „Reichsboten" aus Parteiinteresse, sonst kein Mensch sich für die altkirchliche Tradition interessirt, jetzt, wo bei der Abwendung der Massen von der Kirche das Christenthum nur im Einklang mit den Fortschritten ernster Natur- und Geschichtsforschung sich als Weltmacht ausweisen kann — jetzt werden mit allen den kläglichen Mitteln eines kleinlichen Parteigeistes die angegriffen, um sie unmöglich zu machen, die den Nachweis liefern, daß das evangelische Christenthum, wie es durch das Feuer echter wissenschaftlicher Kritik hindurchgegangen ist, gerade erst die Kraft gewonnen hat, in aller Welt als Sauerteig zu wirken, der die Menschenherzen hebt und veredelt. Nun, Spinner und Schmiedel, die heimgekehrten Missionare, wirken in der Heimath mit nicht verlöschender Begeisterung für ihre Missionsarbeit fort und widerlegen durch die That, was besonders Spinner vorgehalten wird, daß sie an ihrem Werke irre geworden seien und nur zu kritisiren, nicht zu bauen verstünden.

Möchte Daltons Buch wider seinen Willen das Mittel werden, die Aufmerksamkeit der gebildeten Christen auf die deutsche Mission in Japan und China zu richten und dabei zu lernen, wie schön der Einklang zwischen höchster Bildung und echter christlicher Frömmigkeit in der freien Thätigkeit der evangelischen Kirche ist!

W. Ackermann.

Aus der Grafschaft Henneberg.

Von Hans Witte.

II.

Das Land im oberen Werrathal und seinen Seitenläuften ist reich an Wald und Wasser, aber der Boden zu anderem Zweck zumeist wenig ergiebig. Das Volk ist daher mit Ausnahme weniger Ortschaften arm, die Kartoffel seine Hauptnahrung. Aber trotzdem ist man dort in den Bergen im großen und ganzen heiter und zufrieden. Das macht der Wald. Der ständige Kampf mit der Natur hält den Menschen frisch und frei. Fröhlich und guter Dinge sind die Leute hier oben mehr wie anderswo. Es ist ein sangeslustiges Völkchen da in den Bergen. Und nicht nur die Menschen selbst singen gern und freuen sich am Sang von ihresgleichen — ich habe auf meinen Wanderungen durch Deutschland noch nirgends so viel Vogelbauer erblickt wie in jener Gegend. Daß bei den Leuten da zu Lande solch Frohsinn zu finden ist, erklärt sich aber zumal aus dem Zauberwort, das hier schon, so lange Menschen wohnen, die finsteren Geister der Unzufriedenheit und des Zweifels weggebannt hat und hoffentlich auch weiter fernhalten wird: „Tages Arbeit — Abends Gäste, Saure Wochen — frohe Feste". Und wenn auch der abendliche Gast nur das heitere Behagen ist, das sich bei dem Bauer nach vollbrachter Tagesmühe beim Glimmen der Pfeife einstellt!

Dem Waldland mußte der Mensch im Schweiße seines Angesichts die nährende Krume abringen, den Sumpf der Thalgründe mit schwerer Mühe in futterspendende Wiese verwandeln. Aber Mutter Natur gab ihm auch in ihrem Schoße reichen Segen. Eisen- und Erzadern durchziehen noch jetzt die Tiefen des Thüringer Gebirges, und schon früh entstanden an vielen Orten Eisen- und Blechhämmer, in denen das ans Tageslicht geförderte Metall durch Menschenkunst gereinigt und gewerthet wurde. So entwickelte sich denn im Mittelalter zumal am Südostabhang des Waldes eine blühende Industrie, deren Hauptort sehr bald Suhl wurde. In der Mitte des 14. Jahrhunderts stand hier schon Werkstatt an Werkstatt, um das Eisen, das die Gegend grad da herum in besonderer Fülle birgt und das aus zahlreichen Stollen gewonnen wurde, zu Waffen und friedlichem Geräth zu verarbeiten.

Suhl, im schönen Goldlauterthal, am Fuße des felsumpanzerten Domberges gelegen, dankt zwar Namen und Entstehung einer Sohlquelle, die man neuerdings erst wieder entdeckt und gefaßt hat. Seine Bedeutung aber hat es durch die unterirdischen Schätze der Gegend erlangt. Mit den dortigen Eisengruben und jener Sohlquelle wurde schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein Graf Bobpo von Henneberg belehnt. Der Suhler Bergbau gelangte im 16. Jahrhundert zu hoher Blüthe. 1563 entstand die erste Innung der Wehrfabrikanten, die sich in Schlosser, Sporer, Windenmacher und Büchsenschmiede gliederte. War Suhl schon im 15. Jahrhundert das Arsenal der süddeutschen Ritterschaft gewesen, der seine Panzerer, Plattner und Harnischschmiede Rüstungen und Schwerter geliefert hatten, so ward es seit der fehdereichen Zeit nach dem faulen Augsburger Religionsfrieden für 100 Jahre das Zeughaus für halb Europa, dessen Kriegsvölker im dreißigjährigen Kriege unser Vaterland verwüsteten. Von der Großartigkeit von Suhler Handel und Industrie entrollt uns ein Gedicht „De laudibus Sulae" ein lebhaftes Gemälde, das ein Lehrer der dortigen Lateinschule gegen Ende des 16. Jahrhunderts verfaßt hat. Suhler Waffen trugen den Ruhm deutschen Fleißes über die Schweiz nach Burgund und von Venedig nach den Balkanländern; in Polen, Litthauen und Livland focht man mit Klingen aus den Suhler Werken; die deutsche Hansa bezog von daher ihre Waffen und führte sie nach England. Und selbst in Spanien durften Suhler Schwerter mit den in aller Welt gerühmten Toledoklingen in Wettkampf treten. Wenn einmal durch Krieg oder Feuersbrunst arge Noth in die Bergstadt kam, so brachten die reichen Aufträge aus aller Herren Ländern immer wieder Arbeit und Verdienst. Als im Jahre 1590 ein Schadenfeuer die Stadt fast ganz vernichtete, da halfen die umfassenden Waffenbestellungen, die Kaiser Rudolf II. zu rechter Zeit machte, dem Elend schnell wieder ab; und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwarb sich Suhl den stolzen Beinamen „Vulcans Residenz".

Freilich, der große Krieg, der so viel Wohlstand in die Stadt brachte, sollte auch ihr verhängnißvoll werden. Durch ihre Lage bei einem der Hauptpässe im Gebirge war sie häufig der Durchgangsplatz der Heereszüge. Der Brandmeister Isolani nahm bei solcher Gelegenheit furchtbare Rache dafür, daß man ohne Rücksicht auf Glauben und Politik auch seinen Gegnern Waffen geliefert, und zündete die Stadt an allen Ecken an. Von dem Schlag hat Suhl sich erst sehr allmählich zu erholen vermocht. Es ist überhaupt grauenhaft, wie im 30jährigen Krieg gerade hier auf der Südseite des Thüringer Waldes gewüthet worden ist. Wer die Urkunden aus jener Zeit durchgeht — im Schleusinger Schloß sind sie in dichten Haufen aufgespeichert —, gewinnt einen ungefähren Eindruck davon, welch schreckliches Elend damals über Deutschland gebracht wurde. Aus den Rechnungen der gräflich Henneberg'schen Vögte ersieht man, wie gerade in jener Gegend um Schleusingen und Suhl herum der Wohlstand der Bevölkerung, der vor dem Kriege doch wenigstens strichweise vorhanden gewesen war, schon in dessen ersten Jahren erschreckend abnahm und schließlich theilweise gänzlich vernichtet wurde. Im oberen Schleusergrund finden sich in tiefer Waldeinsamkeit versteckt noch heute einzelne Stellen, wo die geängsteten Bewohner damals ihre Zuflucht gesucht haben. Verwilderte Garten-

pflanzen und Bezeichnungen, wie „Fleischbänke, Sauställe“, erinnern noch jetzt an jene schwere Zeit.

Aber der unverwüstlichen Kraft des deutschen Volkes gelang es, auch jene schlimmste Krisis, die ihm je beschieden war, zu überstehen. Selbst in Suhl ging es wieder vorwärts. Die innerdeutschen Fehden und die Eroberungskriege Ludwigs XIV. brachten neue Bestellungen. Zwei Menschenalter später eroberte Friedrich mit Suhler Waffen Schlesien und behauptete es einer Welt von Feinden zum Trutz. In diesem Jahrhundert erhielt Suhl zu dem bereits vorhandenen Bergamt auch eine staatliche Gewehrfabrik. Jetzt ruht zwar schon seit geraumer Zeit der Bergbau. Das Bergamt wurde bereits in den dreißiger Jahren nach Kamsdorf bei Pößneck verlegt. Mit der Begründung der drei großen königlichen Gewehrfabriken in Erfurt, Spandau und Danzig wurde auch die staatliche Gewehrfabrik in Suhl aufgelöst, nachdem kurz vorher noch einmal die dortigen Werke bald nach dem Frankfurter Frieden das deutsche Heer mit Mauser-Gewehren versehen hatten. Fremde Staaten machen auch zur Zeit noch wiederholt Bestellungen, und fremdländische Officiere halten sich fast ständig in Suhl auf. Aber sonst ist an Stelle der Fabrication von Kriegswaffen die Herstellung von Luxusgewehren getreten. Die Suhler Firmen haben es jedoch verstanden, auch da den alten Ruhm ihrer Stadt zu wahren; und wer jetzt ein neues Loblied auf Suhl singen wollte, der könnte damit, wie einst jener alte Magister, deutscher Industrie überhaupt ein rühmendes Denkmal setzen, denn auch an Glas- und Porzellanhütten und anderen Fabriken ist in der gewerbefleißigen Thüringer Bergstadt kein Mangel. Aber nicht nur um Suhl wurde nach edlen Metallen geschürft, ringsum entwickelte sich schon in frühmittelalterlicher Zeit reger Bergbau und rasch zunehmendes Hüttenwesen. Noch jetzt erinnern Schmiedefeld und der stolze Eisenberg unweit davon an dieses Treiben. Besonders reich an Pochwerken und Hämmern war der obere Schleusegrund. Auch Silber fand man mehrfach; der Name Silbach, den man gerade in der Nähe von solch ehemaligen Fundstätten als Bezeichnung für Dörfer und Rinnsale wiederholt antrifft, mag wohl aus Silberbach entstanden sein. Daß selbst das edle Gold vorkam, wird durch den Namen „Goldlauter“ zur Genüge bezeugt. Doch seit mehr als hundert Jahren hat der Thüringer Bergbau aufgehört und ist trotz mehrfacher Belebungsversuche — es sei nur an die Bemühungen von Karl August und Goethe in Ilmenau erinnert — nicht wieder mit Erfolg aufgenommen worden. Nicht als ob etwa die Erzadern abgebaut wären. Aber seit mit der Einführung rationeller Forstwirthschaft die Holzpreise in die Höhe gingen, gebrach es an billiger Feuerung. Steinkohle fehlte im Gebirge fast ganz, und der kostspielige Transport von außen her lohnte die Mühe nicht. Dazu kam die böse Concurrenz, besonders mit Westfalen und Oberschlesien, wo Eisen und Kohle beisammen sind, aber auch mit dem Auslande.

Glücklicherweise wurde Ersatz geschafft. Mährische Brüder, die um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimath vertrieben wurden, fanden in der Grafschaft Henneberg gastliche Aufnahme. Sie entdeckten hier bald große Mengen von Kaolinerde und begannen damit nun, wie einst in Mähren, Porzellan zu brennen. Auch an Stoffen zur Glasfabrication, die sie ebenfalls früher getrieben hatten, fehlte es nicht. So haben sie die reiche Glas- und Porzellanindustrie begründet, deren Werke uns heute zumal in Ost und Südost des Thüringer Landes so häufig begegnen. Auch hier hat der großherzige Sinn, mit dem man vor Zeiten bedrängten Glaubensgenossen eine gastliche Stätte bereitete, reichen Segen über das Land gebracht. Uebrigens gemahnt, auch abgesehen von der Fülle der Glas- und Porzellanhütten, die Tausenden von Arbeitern und Arbeiterinnen Beschäftigung und Verdienst bringen, noch so manches andere an die Brüder aus Mähren. Es war noch bis vor etwa einem Jahrzehnt allgemein frommer Brauch, daß die Hüttenarbeiter, bevor sie an ihr Tagewerk gingen, gemeinsam einen Choral anstimmten. Leider ist, wie so vieles andere, das aus der guten alten Zeit gekommen, auch diese schöne Sitte dem alles gleichformenden Geist des zur Neige gehenden 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen. Vielleicht mag man auch mit einigem Recht den regen kirchlichen Sinn, den man hierzulande findet, den Mährischen Brüdern gutschreiben; gewiß ist, daß das „Bete und arbeite“ ihres stillen Gemeindelebens für lange Zeiten dem Südostgau Thüringens zum Segen ward.

Zu den mannichfachen Schätzen des Landes, die seinen Bewohnern Arbeit und Nahrung bringen, gehören natürlich in erster Linie Holz und Wasser. Die in jeder Bodensenkung rieselnden Quellen bilden zahlreiche stattliche Bäche, deren Wasserkraft der Industrie zu gute kommt. Wenn auch ihr ursprünglicher Fischreichthum mehrfach durch die aus den Fabriken zugeführten unreinen und giftigen Stoffe erheblich zurückgegangen ist, so erhält man doch fast überall die schönsten Forellen und eine Abart davon, die köstlichen Aschen. Freilich muß man jetzt dafür gut zahlen. Die neuerdings angebahnten Versuche, auf künstlichem Wege durch Brutanstalten und andere Mittel die Fischerei zu fördern, sind nicht erfolglos geblieben, und man darf hoffen, daß auch auf diesem Zweige die alten Blüthen wieder getrieben werden. Früher benutzte man einzelne Wasseradern des Landes, wie Schleuse und Werra, dazu, auf Flößen des Waldes Riesen nach auswärts zu führen; jetzt geschieht's mehr durch Pferde- und Dampfkraft.

Seitdem man die Holzvorräthe des Gebirges nicht mehr nach jeweiligem Bedürfniß in dem alten Raubsystem des Rodens und Brennens gewann, sondern zu geregelter Schlagwirthschaft überging, brachte auch der Wald immer mehr zu schaffen und zu verdienen. Mit der gesteigerten Forstwirthschaft zogen die Leute auch zu dauerndem Verbleiben immer höher die Thäler hinauf. Die Ortschaften auf „roda“ sind Zeugen für diese letzte große Siedelungsperiode im Thüringer Wald. Das Holz wurde besonders zum Heizen und Bauen, vielfach auch zur Gewinnung von Kohle verwandt, und da die Holzkohle in gewissen Industriezweigen auch jetzt noch nicht zu entbehren ist, so finden sich, wenn auch sehr verstreut, über den ganzen Wald hin noch einsame Kohlenmeiler, weithin durch den blauen Rauch über den Fichtenwipfeln erkennbar. Auch Kienruß wird gewonnen, und Spielwaarenfabriken hat man an vielen Orten im Gebirge.

Ganz besonders wichtig für die menschlichen Niederlassungen im Wald sind schon in früher Zeit die Straßen gewesen, die einst wie jetzt über seine Höhe führten. Zunächst dienten sie dem Verkehr von Kloster zu Kloster; daraus entwickelte sich dann reger Handel, Waaren aus Süddeutschland wurden über den Wald nach Norden gebracht und umgekehrt. Besonders waren es Weine aus Franken und Erzeugnisse der Nürnberger Industrie, die über die Pässe nach Erfurt und weiter ostwärts nach Leipzig und anderen Orten geführt wurden. Noch jetzt heißen einige Wege beim Volke „Weinstraßen“, früher theilweise auch dadurch ausgezeichnet, daß das edle Rebenblut unter dem Schutz des Krummstabes zollfrei durchging. Eine solche Weinstraße führte von Schleusingen nordostwärts über Frauenwald ins Ilmthal. Noch im Jahre 1833 waren in Hinternah, einem Dorf unweit von Schleusingen im Nahegrund, sechs Weinhändler, und auch jetzt noch ist da eine Weinhandlung, wo man für billiges Geld einen ganz annehmbaren Tropfen erhält. Für den Umfang des dortigen Verkehrs spricht die

Thatsache, daß es in dem genannten Orte noch im ersten Drittel unsres Jahrhunderts nicht weniger als 22 Geschirrhalter gab; und eine Stunde oberhalb in Schleusingen-Neundorf waren weitere sechs Fuhrwerke zu haben. Noch großartiger war der Verkehr auf der Straße von Meiningen über Benshausen ausgebildet, die über den „Oberen Hof" nach Crawinkel führte, um dann in das Straßennetz nördlich vom Wald einzumünden. Nach Entstehung und Bezeichnung kann den „Weinstraßen" die „Eisenstraße" zur Seite gestellt werden, auf der das in Kamsdorf gewonnene Metall nach Suhl transportirt wurde. Den Verkehrswegen der alten Zeit war es eigenthümlich, daß sie nicht wie in unsern Tagen in den Thalrinnen angelegt wurden. Das hätte vielerlei Bauten über das Wildwasser und zum Schutz gegen Ueberrieselung nöthig gemacht. Auch konnten da die Ritter vom Stegreif unvermuthet allerorten aus dem überhängenden Walddickicht hervorbrechen. Da war es doch viel einfacher, auf den Höhen der Wasserscheiden entlang zu ziehen. Der Weg war dauernd trocken, denn das Regenwasser wurde schnell eingesogen oder verlief sich thalwärts. Auch war man auf der Höhe eher gegen plötzlichen Ueberfall gesichert.

Auf den alten Bergstraßen hat sich der Verkehr bis in unser Jahrhundert hinein gehalten. Erst mit der Anlage der modernen Chausseen durch die Thäler wurden die früheren Wege und mit ihnen die Waldorte da oben vereinsamt. Und als nun gar die Schienenstränge nicht nur an den Wald, sondern mit Ueberwindung sehr erheblicher Schwierigkeiten auch durch das Gebirge gelegt wurden, da hörte die alte Fuhrmannsherrlichkeit ganz auf. Aber im Wandel der Zeiten kamen neue Erwerbsquellen. Alljährlich eilen jetzt viele Tausende müder Städter in den Thüringer Wald, um sich im Schatten seiner Fichten und im Grün seiner Wiesen gesund zu athmen und Kraft für neue Arbeit und neues Staubschlucken zu holen. Da heißt's oft: „Je einsamer, je besser". So finden sich an Orten, wo früher alltäglich die Peitsche des Fuhrmanns knallte und dann lange Zeit von dem Getriebe der Welt nichts zu hören war, die Fremden wieder ein und bezahlen gern die bescheidenen Preise, die ihnen die Leute für einfache Unterkunft und kräftige Waldnahrung abfordern. Vom Zauber ungetrübten Volksthums und der Poesie stiller Waldeinsamkeit mag dann umsonst schlürfen, wer Behagen daran hat. Soweit ist's aber mit der Herrschaft des Dampfes noch nicht gekommen, daß er das Posthorn schon aus den Thüringer Thälern verdrängt hätte, das wird hoffentlich noch eine gute Weile lustig weiter hallen.

Es wäre ungerecht, wollte man schließlich nicht auch die geistige Regsamkeit erwähnen, die im Gebiete der ehemaligen Grafschaft Henneberg von altersher heimisch ist. Wo die alten Mönche an der Besiedelung des Landes Theil hatten, da haben sich die Spuren ihrer Geistesthätigkeit auch erhalten. Schon oben war der humanistischen Schule gedacht, die aus dem Franciscanerkloster in Schleusingen entstand. Crotus Rubianus, der mit Ulrich von Hutten in den epistolae obscurorum virorum dem Klerus seiner Zeit ein gepfeffert Mahl vorsetzte, hat hier seinen Lebensabend verbracht. Auch drüben in Suhl gab es eine Lateinschule. Und im Süden im Werrathal wurde Hildburghausen ein Mittelpunkt geistigen Lebens. Es ist noch gar nicht lange her, daß das Bibliographische Institut und damit eine der größten deutschen Verlagsbuchhandlungen von der Wettinischen Residenz an der Werra nach Leipzig verlegt wurde. Aber Gymnasium und Technikum sorgen dort auch jetzt noch dafür, daß sich des Landes Söhne an Ort und Stelle reiche Bildung des Geistes holen können. Und schließlich: wer das Zeug hat, auf dem Gebiete der realen Wissenschaften etwas zu leisten, dessen Talent wird bei dem Anblick der allerwärts surrenden und rasselnden Maschinen schon geweckt werden. Es muß doch auch besondere Veranlagung dazu im Volke stecken, wenn die Industrie sich so mächtig aufzuschwingen vermochte, wie dies zumal in dem letzten Menschenalter hier in den Thüringer Bergen geschehen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

(**) Die Ausstellung von Kunst und Alterthum in Straßburg. Im Anschluß an die Industrie- und Gewerbeausstellung ist im Orangeriegebäude der Stadt Straßburg eine Sonderausstellung von Kunstgegenständen aus der Vergangenheit Elsaß-Lothringens veranstaltet worden, deren reiche Schätze eine besondere Anziehungskraft auf Laien wie auf Sachverständige ausüben. Die staatlichen Sammlungen in Preußen, Bayern, Württemberg und Baden und die Schatzkammer des bayerischen Königshauses haben auf die Bitte des Comités bereitwillig aus ihrem Besitz mitgetheilt, und es würde an Raum fehlen, alle Namen derer aufzuzählen, die aus ihrem Privatbesitz ihre kostbarsten Werke der Ausstellung zur Verfügung stellten. Schon aus dieser kurzen Angabe läßt sich erkennen, wie mannichfaltig und verschieden die eingelieferten Werke sind und welcher eingehenden Sichtung und Ueberlegung bei der Aufstellung es bedurfte, um ein einheitliches Bild von der Entwicklung der Kunst in Elsaß-Lothringen zu gewähren. Es ist im großen und ganzen die Ordnung durchgeführt worden, daß alles, was mit dem Buch- und Schriftwesen zusammenhängt, in dem geräumigen Oberlichtsaal im ersten Stockwerk der Orangerie untergebracht wurde, während für die Werke aus der Zeit des Mittelalters im rechten Seitenflügel ein besonderer Raum geschaffen worden ist, der einen würdigen Rahmen für diese größten Werke mittelalterlicher Kunst bietet; im linken Flügel ist alles, was mit dem Kunstgewerbe in näherer Beziehung steht, ferner kleinere Gegenstände, die in Vitrinen aufbewahrt werden müssen, und endlich die Werke Hans Baldungs gen. Grien untergebracht. Hier beginnen wir unsre Wanderung.

Bei den meisten Besuchern erwecken gelegentlich der ersten Betrachtung die historischen Beziehungen, die mit dem Dargebotenen verknüpft sind, vor allem das Interesse, so namentlich der rechts von der Eingangsthür aufgestellte Thronsessel der Kaiserin Josephine, welcher einst bei dem Aufenthalt in der Orangerie im Gebrauch war und dann nach wechselvollem Schicksal aus dem Besitz der Freimaurerloge in private Hände übergegangen ist. Auf der anderen Seite steht das Bett der Kaiserin, und ein daneben hängender Stich zeigt, wie zu damaliger Zeit das Straßburger Orangerie-Gebäude und seine Umgebung wohl ausgesehen haben mag. Nicht weit davon steht ein Schreibtisch, der in seinem Geheimfach einen Brief der Marie Antoinette barg, daneben zieht ein prunkvoller Schrank mit reichem Bronzebeschlag, der von dem berühmten Boule gefertigt ist und aus dem Louvre stammt, die Aufmerksamkeit auf sich. An den Cardinal Rohan erinnert eine alte Schlagzither, die von sehr zierlicher Arbeit ist, und von ihm selbst sind mehrere Portraits dort, die sein lebenslustiges und behäbiges Gesicht zeigen; auch von Marie Antoinette und ihrem Musiklehrer Gluck hängt ein lebensgroßes Bild an der Wand der Eingangsthüre. Andere Erinnerungen weckt das Portrait des Cerf Beer, des ersten Israeliten, dem es gestattet wurde, sich in Straßburg niederzulassen, und dessen Familie mit seinem Gesinde bald die stattliche Zahl von neunzig Personen zählte! Unter den ausgestellten Costümen und Kleidungsstücken seien die zwei Doctorhüte der Universität Straßburg und die puppenhaft kleine Kleidung der Zwerge des Königs Stanislaus von Polen genannt. Am weitesten in die Vergangenheit zurück führen die aus Lothringen stammenden römischen Funde, Münzen, Ringe, Statuetten und Schmuck aller Art. Die bei Merten in den 70er Jahren gefundene Säule mit dem Reiter, der ein Ungeheuer bekämpft, ist hier in einer Nachbildung aufgestellt, ebenso wie die jetzt in Paris befindliche Reiterstatue Karls des Großen. Mit ihm wird, wenn auch mit Unrecht, eine große rothe Casula in Zusammenhang gebracht, die aus dem 12. Jahrhundert stammt und ein prächtiges Werk, vielleicht orientalischer Herkunft ist. Ebenfalls aus Metz rühren die Trümmer eines frühchristlichen Sarkophags her, der dem Kaiser Ludwig dem Frommen als letzte Ruhestätte gedient hat.

In drei großen Schränken sind die aus dem 18. Jahrhundert stammenden Hannong'schen Fayencen und Porcellane aufgestellt. Die Sammlung ist im Besitz des Hohenlohe-Museums. Es ist die Geschichte einer schnell aufblühenden, aber ebenso schnell wieder

zerstörten Industrie, zerstört aber nicht durch eigene Untüchtigkeit oder nichtvorhergesehene geschäftliche Störungen, sondern durch die eigene, damals noch französische Regierung. Sie fürchtete in Hannong einen gefährlichen Nebenbuhler für die Fabriken in Sèvres und suchte sich durch Gewaltthätigkeiten und willkürliche Bestimmungen von dem Concurrenten zu befreien. Es ist interessant, durch einen Vergleich der einzelnen Producte der Fabrik die allmähliche Vervollkommnung der Technik und die Ausbildung des künstlerischen Sinnes zu verfolgen. Die drei Generationen der Familie lassen sich deutlich aus ihren Erzeugnissen erkennen. Einen Ehrenplatz hat man den Rappoltsweiler Pocalen eingeräumt. Die silbernen Gefäße rühren aus jener Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts her, in denen es noch Sitte bei den Herren von Rappoltsweiler war, an den Pfeifertagen durch die Stiftung einer Gabe die Erinnerung an das Patronat über die Spielleute wachzuhalten. Eine ganze Zahl der Becher wird wohl in den Stürmen der Revolution zu Grunde gegangen sein, und die erhaltenen lassen durch ihre kunstvolle Gestaltung jene doppelt schwer vermissen. Wie reich muß der Formensinn jener Zeiten gewesen sein, in denen diese Pocale entstanden sind, die, in ihrer Form stets von einander verschieden, sich doch darin gleichen, daß jeder in seiner Weise im Aufbau und der Verzierung ein harmonisches Bild gibt! Den Mittelplatz nimmt der aus der Schatzkammer des königlichen Hauses in München stammende sogenannte Davids-Pocal ein, der nach vielen Fährnissen — er sollte zur Zeit der Revolution sogar eingeschmolzen werden — durch Erbschaft in den Besitz des bayerischen Herrscherhauses gelangt ist. Sehr bemerkenswerth ist auch ein Schrank mit alten Gläsern, unter denen der berühmte frühchristliche Becher mit den Darstellungen des Opfers Isaaks und des aus dem Felsen Wasser schlagenden Moses steht. Er wurde mit anderen Gläsern bei einer Ausgrabung in Straßburg gefunden und stellt auch in materieller Hinsicht einen großen Werth dar, da Stücke dieser Art höchst selten sind.

Die Gemälde Hans Baldungs füllen zwei Abtheilungen und geben einen guten Ueberblick über die Art des elsässischen Meisters, der innerhalb der Jahre 1475—1486 zu Weyersheim bei Straßburg geboren wurde. Wenn auch nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann, daß er als Schüler in der Werkstätte Albrecht Dürers thätig war, so lassen doch seine ersten Arbeiten deutlich den Einfluß dieses Meisters erkennen. Den Beinamen Grien oder Grün erhielt er wegen seiner Vorliebe für diese Farbe. Auf drei Gebieten der Malerei hat Baldung große Erfolge errungen, in der Portraitirkunst, den Darstellungen religiösen Inhalts und der Schilderung allegorisch-mythologischer Scenen. Von allen diesen sind hier Proben zu sehen. Die städtische Sammlung hat das von Kaiser Wilhelm geschenkte Bild hergeliehen, das einen Humanisten oder Geistlichen, vielleicht den Bischof Erasmus von Limburg darstellt; andere zeigen einen Angehörigen der Familie Baerenfels, den Frhrn. v. Mörsberg, Reichsvogt des Elsasses, und ein großes Votivbild des Markgrafen Christoph von Baden vereinigt die zahlreichen Mitglieder dieses Herrscherhauses. Aus religiösem Gebiet ist vieles vertreten, von der Anbetung der Könige aus der Frühzeit bis zu dem spätesten Bilde, Christen als Hirten vor Maria Magdalena. Man muß mit eigenen Augen sich überzeugen, wie wandlungsfähig das Talent Baldungs ist, der in der Formengebung, noch mehr aber in der Farbe seinem Können stets neue Ziele setzte. Als Kind seiner Zeit hat er sich jener eigenthümlichen, melancholischen Stimmung nicht entziehen können, die damals herrschte, in Zeichnungen und Bildern hat er die Macht des Todes und die Vergänglichkeit des Irdischen geschildert. Die hier aufgelegten Mappen seiner Skizzen und Entwürfe geben einen erschöpfenden Ueberblick über die Arbeit seines Lebens. Es ist dies eine Publication, die mit Unterstützung des kaiserlichen Statthalters und der Stadt Straßburg in letzter Zeit erschienen ist.

Die Werke aus der Zeit des Mittelalters haben in einer gothischen Halle Platz gefunden, die wiederum in mehrere kleine Räume eingetheilt ist. Die ältesten Werke befinden sich in einem besonders angemessenen Abtheil, einer kleinen romanischen Capelle, die durch alte bunte Glasfenster ihr Licht erhält. Auf dem Altar vor dem Abguß des Sarges des Adelochus, dessen Original sich in der Straßburger Thomaskirche befindet, stehen kostbare Reliquiarien aus dem 11. und 12. Jahrhundert, die Mitte nimmt die Büste des heiligen Cyriacus aus Altdorf ein, die, wenn auch das Gesicht des Heiligen neu übermalt ist, doch in ihren übrigen Bestandtheilen aus früher romanischer Zeit stammt. Die sonstige Einrichtung der Capelle besteht aus einem mächtigen Taufbecken, einem hölzernen Opferstock, einem Osterleuchter und dem alten, auf romanischen Capitälen ruhenden Bleisarg, der vor längerer Zeit bei einer Ausgrabung entdeckt wurde. Auf der Umfassungsmauer ist der Abguß eines Reliefs aus dem Kloster auf dem Ottilienberg eingelassen. Die berühmten Aebtissinnen Ottilia, die Gründerin des Klosters, und Herrad, die gelehrte Verfasserin des „hortus deliciarum“, sind darauf dargestellt. Unter den Sculpturen nimmt die Gruppe der vom Straßburger Münster stammenden Originale und Abgüsse das hervorragendste Interesse in Anspruch. Am Ende des breiten Mittelganges sind unter dem Relief „Der Tod der Maria“ die beiden Statuen der Ecclesia und der Synagoge, d. h. die Verkörperungen des Christenthums und des Judenthums, aufgestellt. Sie gehören zusammen mit den vier Evangelisten an der sog. Engelssäule im Innern der Chorschiffe und dem Mann mit der Sonnenuhr von der Südseite des Münsters zu den Meisterwerken der gothischen Sculptur aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sowohl durch die unübertrefflich seine Art der Gewandbehandlung, wie durch die mit den einfachsten Mitteln bewirkte Charakterisirung stehen sie nicht nur den anderen Bildwerken des Münsters, sondern auch denen des übrigen Deutschlands weit voran. Die nur um wenig später entstandenen Gestalten des Verführers und einer thörichten Jungfrau am Eingang der Halle fesseln vor allem durch die scharfe Beobachtungsgabe, die sich in dieser Darstellung sündigen Liebeswerbens und leichtlebiger Gefallsucht kundgibt. Bemerkenswerth durch den Inhalt ihrer Darstellungen wie durch die Art der Ausführung sind die Abgüsse der beiden Friese an der Nord- und Südseite des Thurmbaues. Sie zeigen neben Darstellungen aus dem alten Testament, denen hier ein symbolischer Sinn untergelegt ist, Scenen aus der Thierfabel und dem Sagenkreis des Mittelalters, wie auch Schilderungen aus dem menschlichen täglichen Leben.

In das 15. Jahrhundert fallen die Werke des größten elsässischen Künstlers, Martin Schongauers und seiner Schule. Mit Recht nimmt unter ihnen den Ehrenplatz in der Mitte des Raumes die aus der Martinskirche in Colmar hergeliehene Madonna im Rosenhag ein; ihr gegenüber hängt ein interessantes Gemälde, die Madonna unter den Schneeglöckchen. Wenn auch nicht so bedeutend wie die Madonna im Rosenhag, wird letztere doch auch unter den Bildern der Schongauer'schen Schule in erster Reihe genannt werden müssen. Eine Anzahl Altartafeln aus verschiedenen Kirchen zeugen von dem nachhaltigen Einfluß Schongauers auf die folgenden Generationen; noch deutlicher tritt dies zum Bewußtsein, wenn man die geschnitzten Reliefs des großen Altars aus Kaysersberg mit den Stichen der Schongauer'schen Passion vergleicht, oder den Stich mit den zwölf Aposteln neben die auf dem Reliquiar von St. Pölt dargestellten hält. In der Composition wie im einzelnen herrscht hier die genaueste Uebereinstimmung. Von einem anderen Meister, Albrecht Dürer, sind jene beiden Reliefs der Kirche von Kestenholz beeinflußt, die Geburt der hl. Maria und die Himmelfahrt Mariä, und ebenso das reizvolle Triptychon, auf dem Scenen aus dem Marialeben dargestellt sind.

Vielleicht die schönste aller Holzschnitzereien sind die im Besitz des Stiftes Unser-Frauen-Werk befindlichen Gruppen mit der Anbetung der Könige, der Geburt und der Beschneidung Christi. Die edle Erscheinung der Engelgestalten, die Anmuth der Frauen, die Würde der Männer, alles dies hat hier von dem uns unbekannten Künstler seine vollendete Verkörperung gefunden. Ebenfalls noch unbekannt ist der Urheber des von dem Straßburger Röder v. Diersburg gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Thomas-Kirche gestifteten Oelbergs. Er ist jetzt im Besitz des Münsters und wird dem größten Theil des Publicums wohl unbekannt sein, da er in der fast immer unzugänglichen Martinscapelle aufgestellt ist. Vorn kniet Christus vor dem Engel, der Kreuz und Becher in den Händen hält, die Jünger liegen, halb in Schlaf versunken, am Boden; da werden sie von den unter der Führung des Judas heranrückenden Kriegsknechten geweckt. Petrus richtet sich auf und greift unwillkürlich nach seinem Schwert, während Christus noch nichts von der drohenden Gefahr bemerkt hat. Am bemerkenswerthesten ist hier der Zug der Reisigen und Bewaffneten, der in langer Reihe und buntem Durcheinander von dem Berg herunterzieht. Hier möchte man fast glauben, daß der Künstler manchen seiner Zeitgenossen portraitirt hat. War hiefür doch Gelegenheit genug bei jenen großen Processionen geboten, in denen sämmtliche Zünfte und Handwerke mitwirkten, und ein jeglicher nach seiner Art bei der Darstellung der Scenen und Gruppen aus dem Alten und Neuen Testament verwendet wurde. Von dem nachhaltigen Einfluß der Pro-

cessionen zeugen auch die beiden sogenannten Palmesel aus Kaysersberg und Ammerschweier. Sie zeigen Christus, wie er auf einem Esel reitend in Jerusalem einzog; bei einer Figur sind sogar, um den Eindruck der Lebendigkeit zu erhöhen, die Füße des Heilandes beweglich. Ursprünglich muß es eine ganze Anzahl ähnlicher holzgeschnitzter Statuen und Gruppen gegeben haben, im ganzen Elsaß aber sind nur noch diese beiden Figuren vorhanden. Von überraschender Lebendigkeit sind vier bunt bemalte Brustbilder. Man hat sie auf die Personification der Laster des Geizes, des Neides, der Verleumdung und des Hasses gedeutet. Aus derselben Zeit stammen vier große Reliefs aus Lindenholz, die der Straßburger Holzschnitzer Veit Wagner in den Jahren 1500 und 1501 für einen Altar der Alt-St. Peters-Kirche angefertigt hat. Auf der ersten Tafel ist die Befreiung Petri aus dem Kerker dargestellt. Ein anmuthiger Engel führt den Apostel, der seinen riesengroßen Schlüssel fest in den Händen hält, aus dem Gefängniß, die Wächter sind theils in Schlaf versunken, theils suchen sie vergeblich durch Steinwürfe die Flucht zu verhindern. Auf der nächsten Tafel ist die Erscheinung Christi dargestellt, durch die Petrus veranlaßt wird, wieder umzukehren und sich freiwillig dem Martyrtode darzubieten. Das Martyrium Petri, die Kreuzigung mit dem Kopf nach unten, ist daneben abgebildet. Die dritte Tafel zeigt die Auferweckung des Maternus, die Einweihung der Alt-St. Peters-Kirche in Straßburg und die Zerstörung eines Götzenbildes durch Gebet. Auf der letzten Tafel wird geschildert, wie Petrus den elsässischen Aposteln Eucharius und Valerius seinen Stab übergibt, um den im Elsaß verstorbenen Maternus aufzuwecken. Endlich sei noch von den größeren Werken der Sebastiansaltar erwähnt, der einst der Stiftskirche von St. Peter und Paul in Neuweiler gehört hat. Es ist ein Flügelaltar, der in geöffnetem Zustand in der Mitte in farbiger Holzschnitzerei das Martyrium des heil. Sebastian zeigt, während auf den Außenseiten der heil. Stephanus, Laurentius, Rochus und Papst Sixtus dargestellt sind.

Außer den hier erwähnten hochinteressanten und kostbaren Gegenständen werden dem Beschauer noch eine ganze Menge von Truhen, Osterkerzen, Processionsleuchtern, Vortragekreuzen, Reliquiarien, Monstranzen 2c. vorgeführt; dazu kommen dann noch die kostbaren Gobelins und Tapisserien, die den stimmungsvollen Eindruck der ganzen Sammlung wesentlich erhöhen.

Hellers Kilometercirkel für Generalstabskarten. — Dieser von A. Heller, Major im topographischen Bureau des kgl. bayerischen Generalstabes, erfundene Cirkel dient zum directen Abgreifen von Kilometerlängen auf Generalstabskarten, sowie auch auf anderen Karten und auf Situationsplänen in verschiedenen Maßstäben und ist daher vorzugsweise zum Gebrauch für Militärs, Vermessungs-Ingenieure, Kartographen u. s. w. geeignet. Derselbe besteht aus einem kleinen Federcirkel, der in einer Schutzhülse verschiebbar untergebracht ist. Mit dem Cirkel steht ein geränderter Ring in fester Verbindung. Schiebt man diesen Ring nach abwärts, so treten die Cirkelspitzen aus der cylindrischen Schutzhülse hervor und stellen sich selbstthätig auf eine bestimmte Weite ein. Einen wichtigen Bestandtheil des originell erdachten Apparats bildet eine zweite Hülse, die sich längs der Cylinderachse hin- und herschieben und drehen läßt. Die Einstellhülse hat auf vier einander diametral gegenüberstehenden Seiten rectanguläre Einschnitte von verschiedener Tiefe. Jeder Einschnitt paßt fest auf ein Stahlschräubchen der zuerst genannten Schutzhülse. Ueber den vier Einschnitten stehen die Ziffern: 75, 80, 100, 126; je nach Einstellung auf jeden der Einschnitte ist die Cirkelspannweite eine andere; dieselbe beträgt aber immer genau ein Kilometer für die folgenden vier Kartenmaßstäbe: 1:75,000 Generalstabskarte von Oesterreich — 1: 80,000 Generalstabskarte von Frankreich und Dänemark — 1:100,000 Generalstabskarte von Deutschland, Schweden, Norwegen, Italien und Schweiz — 1:126,000 Generalstabskarte von Rußland. Für den Maßstab 1:50,000, Generalstabskarte von Bayern, gibt der Cirkel bei der Einstellung auf den Einschnitt 100 je ein halbes Kilometer an. Der Apparat ist durch Theodor Riedels Hofbuch- und Landkarten-Handlung zu beziehen und kostet, mit vier Einschnitten versehen, 4 M., mit nur einem Einschnitt, nämlich jenem für 1:100,000, 3 M. Jedem Exemplar wird eine zweckentsprechende Tabelle beigegeben. Des übrigen verweisen wir auf unsre Beschreibung mit Abbildungen in Dinglers polytechn. Journal, Band 295, Heft 10. 1895/I. Ernst Fischer.

* Man schreibt der „Frankf. Ztg.": „In der Zeitschrift „Ethische Cultur" veröffentlicht Geheimrath Wilh. Förster einen längeren Aufsatz, in welchem er sich eingehend mit dem Project der Errichtung einer Akademie für „ethische Cultur" beschäftigt. Danach handelt es sich zunächst um die von der Gesellschaft für ethische Cultur geplante Begründung einer internationalen Centralstelle für die ethische Bewegung und für die ihr verwandten geistig-sittlichen Bewegungen aller Länder; zugleich soll aber auch ein Mittelpunkt für freie reformatorische Geistesarbeit auf dem Gebiete wissenschaftlichen Erkennens und vor allem auf dem Gebiete der Pädagogik geschaffen werden. Zu diesem letzteren Punkte bemerkt Förster: In der Pädagogik wird es sich darum handeln, unter der obersten Führung eines Collegiums und unter Heranziehung der Mitarbeit oder des Rathes der hervorragendsten Männer und Frauen aus der Pädagogik aller Länder, aber weiterhin auch unter gehöriger Mitwirkung bedeutender Leute, welche auf dem Gebiete der pädagogischen Praxis und Theorie Laien sind, sowohl alle Erziehungs- und Unterweisungsfragen, welche jetzt discutirt werden, als auch fundamentale Fragen der Menschenbildung nicht bloß theoretisch zu erörtern, sondern auch durch praktische Erprobungen klären und entscheiden zu helfen. Vor allem aber wird es sich bei den pädagogischen Bethätigungen der Akademie, sowohl in ihren Seminaren, als in ihren Schulen, um die Cultivirung der sorgsamsten Praxis der Charakterbildung von Lehrern und Schülern handeln. Zum Sitze der Akademie dürfte voraussichtlich Zürich gewählt werden. Denn die Hoffnung, die Akademie auf deutschem Boden errichtet zu sehen, mußte aufgegeben werden, „weil man den freigesinnten Bestrebungen der ganzen Menschenwelt nicht zumuthen kann, gemeinsame Institutionen in einem Lande zu errichten, in welchem die polizeiliche und strafgerichtliche Knechtung des Gedankens und der Rede noch von so weiten und einflußreichen Kreisen für zulässig erachtet wird. Zum Domicil solcher Institutionen kann nur ein Land gewählt werden, in welchem die Befreiung der socialen und der geistigen Entwicklung des ganzen Volkes von staatlicher und kirchlicher Bevormundung bereits zur gesicherten Durchführung gelangt ist." Die mit den Vorbereitungen betrauten Persönlichkeiten beabsichtigen, demnächst einen Aufruf zu erlassen, um einen Versuch zu machen, die bedeutenden Geldmittel zu erlangen, welche vor allem erforderlich sind, wenn mit der Begründung der Akademie Ernst gemacht werden soll. Man erwartet eine rege Betheiligung auch aus Amerika, England, Oesterreich und der Schweiz. Von den zur Verfügung stehenden Geldmitteln wird es in erster Linie abhängen, ob und in welcher Gestalt das Project zur Ausführung gelangen kann." — Wir unsrerseits glauben kaum, daß der neue Sarastro, Hr. Förster, die Gelder für seinen Tempel so bald zusammenbringen wird. Immerhin darf es als gutes Zeugniß für den ehrlichen Realismus unsrer Zeit gelten, daß man die Gründung einer Akademie für Phrasen als Bedürfniß empfindet.

* **Konstanz**, 16. Sept. Hier tagt gegenwärtig (vom 15. bis 18.) die (30.) Generalversammlung des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Verbindung mit der Generalversammlung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Schon die überaus herzliche Einladung im Vorjahr in Eisenach hatte vermuthen lassen, daß den Alterthumsfreunden hier ein Empfang zugedacht war, wie er wärmer und herzlicher wohl schwerlich irgendwo geboten wird, daß, was die alte Bodenseestadt einem Alterthumsfreund nur bieten kann — und dessen ist bekanntlich nach allen Richtungen nicht wenig — zu haben sein werde. Dem entsprach das Bild, mit dem die Stadt die Ankommenden seit Sonntag Nachmittag überraschte: überall die Straßen beflaggt und im Schmuck der badischen, Konstanzer und deutschen Fahnen prangend, dazu durch Verwendung der älteren Gymnasialschüler ein trefflich functionirendes Empfangscomité. Nimmt man hinzu, daß auch der Himmel fortwährend das freundlichste Gesicht machte und ein günstiger Ostwind weht, so kann man schon jetzt sagen, daß unter glücklicheren Auspicien nicht leicht irgendwo der Verein getagt haben wird. Nur schade, daß der Besuch durch mancherlei Gründe, vor allem die etwas späte Jahreszeit, hinter den Erwartungen zurückzubleiben scheint, die man hegen durfte. Bis jetzt (Montag Abend, bezw. Dienstag früh) weist die Präsenzliste ca. 120 Theilnehmer auf.

Sonntag Abend von 8 Uhr an fand, nachdem von 6 Uhr an der Bodenseeverein seine Jahressitzung gehalten und dabei seinen bisherigen Vorstand wiedergewählt hatte, in den prächtigen Räumen von St. Johann der officielle Empfang statt. Im Namen des Ortsausschusses und des Bodenseevereins begrüßte der Vorstand des letzteren, Graf v. Zeppelin, die auswärtigen Gäste mit Dank

und Hoffnung auf ein glückliches Gelingen des Ganzen, anknüpfend an das große Interesse des großherzoglichen Hauses, der Staatsregierung wie der Stadt Konstanz. Eine innere Gewähr für das Gelingen dieser Tagung finde er in der Wahlverwandtschaft der beiden Vereine, indem ja auch der Bodenseeverein gleich dem Gesammtverein einen sonst Getrennte verbindenden Charakter habe, gleich dem See selbst, der mehr vereinigt als trennt. Daß wir aber auch auf classischem Boden stehen, daran erinnere schon der Ort der Begrüßung, St. Johann, zweifellos die erste Pfarrkirche der Stadt, und zwar auf römischen Grundlagen erbaut. Zum Schluß noch Hinweis auf die jüngsten Ereignisse, das Einheitswerk von 1870, wodurch auch wir Deutsche gleich Oesterreich und der Schweiz ein einheitliches Vaterland gewonnen, mit einem Hoch auf den Geist der deutschen Wissenschaft. Geh. Archivrath Reuter-Berlin erwidert als Vorstand des Gesammtvereins im Namen desselben, indem er seinem Dank Ausdruck gibt durch Trinken auf alle diejenigen, die sich um das Zustandekommen der diesmaligen Tagung Verdienste erworben haben. Damit sind die officiellen Reden zu Ende. Der übrige Theil des Abends ward durch gemeinsame Gesänge aus dem Lahrer Commersbuch und durch gemüthlichen Austausch von Begrüßungen ausgefüllt. Am meisten Dank erwarb sich dabei Hr. Gewerbeschuldirector Maier durch ein nach der Melodie „'s gibt kein schöneres Leben" gesungenes humorvolles Gedicht auf die Gäste, zumal die Archivare, in dem, nach Archivrath Dr. Grotefends Erwiderung, zumal die Section V (für „Mundarten") sich alsbald erkannt sah, was sie mit Ernennung des Sängers zum Ehrenmitglied lohnte. Schluß der gewöhnliche.

Montag, den 16. Sept., begann, nachdem von 8 Uhr an Geistl. Rath Brugier, das Haupt der Münstergeistlichkeit, in liebenswürdigster Weise den Führer und Erklärer durch das Münster und seine Geschichte abgegeben hatte (in Verbindung mit Rechtsanwalt Dr. Beyerle, dem verdienstvollen Mitglied des Localcomités) Punkt 9 Uhr die erste Hauptversammlung im Theatersaal, beehrt durch die Theilnahme J. k. Hoh. der Frau Großherzogin von Baden mit Gefolge, während der Großherzog leider durch militärische Abhaltungen verhindert war. Nach Eröffnung durch Geh. Archivrath Reuter-Berlin und Erstattung etlicher außergeschäftlicher Mittheilungen — der Jahresbericht des Hauptvereins liegt gottlob gedruckt vor, ebenso der Bericht des Römisch-Germanischen Museums in Mainz —, auch ehrender Erinnerung an die beiden im Laufe des Jahres durch den Tod abgerufenen langjährigen Mitglieder Oberst v. Cohausen-Wiesbaden und Geh. Justizrath Grosse-Altenburg, sowie weiterer Begrüßung durch den Vertreter der großherzoglichen Staatsregierung, Geh. Regierungsrath Engelhorn, der dabei namentlich die Summen aufzählt, welche Baden jährlich in seinem Budget auf den Zweck des Vereins und verwandte Zwecke verwendet, zusammen circa 350,000 M. betragend, ferner durch Oberbürgermeister Weber im Namen der Stadt Konstanz und durch Graf v. Zeppelin im Namen des Bodensee-Vereins, hält den ersten und Hauptvortrag des Tages Msgr. Theod. Martin, fürstl. Fürstenbergischer Hofcaplan in Heiligenberg, „über die Geschichte von Konstanz"; den zweiten Hr. Prof. Dr. Gerold Meyer v. Knonau aus Zürich über „Bischof Gebhard III. von Konstanz". Ueber beide Vorträge, zumal den ersteren, der zur Ueberraschung vieler sich wesentlich um die Persönlichkeit und den Proceß des ersten Konstanzer Namens, Johannes Huß, drehte, sei es uns gestattet, morgen einiges Nähere zu berichten. Dr. J. G.

i. **Weimar**, 17. Sept. Das Goethe-Schiller-Archiv ist nunmehr bis auf die inneren Einrichtungsarbeiten vollendet. Der stattliche Rococobau erfreut, nachdem nunmehr alle Gerüste und Bauzäune gefallen, durch seine edle Ausführung. — Der Archivar am großh. Archiv hierselbst, Dr. Wülcker, ist gestern längerem Leiden erlegen. Er war in seinem Amte als tüchtige Kraft angesehen und geschätzt. Aber auch als Arbeiter auf sprachwissenschaftlichem Gebiete hatte er eine große und rühmenswerthe Thätigkeit entfaltet.

* **Wien.** Medicinische Facultät. Der soeben zur Ausgabe gelangte Lectionskatalog für das Wintersemester 1895/96 kündigt 269 Vorlesungen und Curse an, welche von 29 ordentlichen, 38 außerordentlichen Professoren und 85 Privatdocenten und Assistenten abgehalten werden. Die Facultät war im Sommersemester 1895 von 2213 Hörern (1480 ordentlichen, 351 außerordentlichen und 382 Frequentanten) besucht. Die „Wiener Medicinische Presse" bemerkt hiezu: Während seit Jahren die medicinische Facultät mehr als die Hälfte der Gesammtzahl der Studirenden unsrer Hochschule umfaßte, betrug dieselbe im abgelaufenen Semester bloß 40.5 Procent der letzteren. Die Zahl der Mediciner hat gegenüber dem Sommersemester 1894 eine abermalige, nicht unerhebliche Abnahme erfahren, welche theils auf Rechnung der ordentlichen Hörer, deren Zahl um 104 abgenommen hat, theils auf Rechnung der Frequentanten (— 139) zu setzen ist. Bezüglich der Landes- und Staatsangehörigkeit der Hörer zeigen die statistischen Angaben des Kataloges keinerlei Veränderungen im Vergleiche mit den Vorjahren. — Dr. Julius Mannaberg ist für interne Medicin, Dr. Richard Ritter Braun v. Fernwald für Geburtshülfe und Gynäkologie als Privatdocent bestätigt worden. —

Theologische Facultät. Dem ordentlichen Professor des Bibelstudiums des neuen Testaments, Dr. Franz Pölzl, wurde der Titel eines Hofraths verliehen und der Hofcaplan, Hofburgvicar und Privatdocent Dr. Heinrich Swoboda zum außerordentlichen Professor der Pastoral-Theologie ernannt. Prof. Swoboda ist der Nachfolger des Prof. Anselm Ricker, welcher am Schluß des abgelaufenen Sommersemesters nach absolvirtem Ehrenjahr in Ruhestand getreten. Swoboda wurde am 28. Juni 1861 in Wien geboren, 1889 zum Doctor der Philosophie und 1894 zum Doctor der Theologie an der Wiener Universität promovirt. 1890 habilitirte sich der junge Gelehrte als Privatdocent, seither trat er mit namhaften wissenschaftlichen Arbeiten hervor.

Rechts- und staatswissenschaftliche Facultät. Dr. Eugen Schwiedland erhielt die Bestätigung als Privatdocent für politische Oekonomie.

* **Amsterdam.** Wegen anhaltender Kränklichkeit hat Dr. Allard Pierson (geb. 1828), Professor der Aesthetik und der Literatur an der städtischen Universität, seine Entlassung genommen. Mit ihm scheidet ein vielseitiger Gelehrter aus dem Lehrkörper der Anstalt aus, denn er war Theolog, Historiker, Aesthetiker, Literarhistoriker, Romanschriftsteller, Dichter und Politiker in einer Person. Für seine bedeutendste Leistung gilt das großartig angelegte Werk: „Unsre geistigen Voreltern", dessen erste zwei Bände das alte Hellas behandeln.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

A. H. Post.

Geb. 8. Oct. 1839, gest. 25. Aug. 1895.

Die moderne Sociologie, d. h. die Lehre von der socialen Entwicklung der Menschheit, hat nach ihrer Begründung durch den bekannten Positivisten Aug. Comte schon manche Wandlungen erfahren, obwohl einige Grundgedanken dieselben geblieben sind; die Statistik und Nationalökonomie sind auf ihrem Grunde zu üppiger Blüthe emporgeschossen (es genügt, die Namen Quetelet und Schäffle zu nennen), und auch die Anthropologie hat manchen befruchtenden Keim von jener grundlegenden Wissenschaft, deren Ausbau wohl am umfassendsten von H. Spencer vollendet ist, erhalten (man denke an Quatrefages). Aber am tiefgehendsten ist wohl diese Wirkung an der Völkerkunde zu Tage getreten, vielleicht deßhalb, weil die Geburtsstunde dieser Disciplin gerade geschlagen hatte, als jene sociologische Perspective wirksam wurde. Schon die ersten Werke Bastians athmen diesen Geist socialpsychologischer Anschauung, der seitdem im Gegensatz zu der durch enge ethnographische und culturgeschichtliche Rücksichten eingeschränkten Betrachtung für die vergleichende Ethnologie unsrer Tage maßgebend geblieben ist. Am allerschärfsten hat sich jedoch diese Auffassung, welche das Wachsthum der geistigen Ideen in der Menschheit in stufenmäßiger Entfaltung verfolgt, zugespitzt in der vergleichenden Rechtswissenschaft, wie sie sich eben auf dem weiten Material der Völkerkunde erbaut hat. So jung dieser Zweig an dem astreichen Baume der modernen Sociologie ist, so vielversprechend und hoffnungsvoll scheint er zu gedeihen; trotz aller Anfechtungen, welche die neue Forschung von den verschiedensten Seiten zu erfahren hatte, kann man ihr heutigen Tags gegenüber ihren epochemachenden Leistungen ihre Legitimation in der Republik der Wissenschaften kaum vorenthalten. Einer ihrer Mitbegründer, dessen Schriften geradezu bahnbrechend gewirkt haben, ein scharfsinniger Denker und unermüdlicher Arbeiter bei aller eintönigen Berufsthätigkeit, Landrichter Dr. Post in Bremen, ward in diesen Tagen durch einen plötzlichen Tod seiner Wirksamkeit entrissen, zum tiefen Schmerz seiner zahlreichen Freunde und Verehrer.

Vom Leben eines deutschen Gelehrten kann man meist nichts Sonderliches berichten, wenn es sich um große Staatsactionen handelt oder auch nur um politische Auszeichnungen; so geht es auch dem Biographen von Post, der sich nie an die Oeffentlichkeit gewagt hat und das lärmende Treiben der Parteien grundsätzlich vermied, obschon er aus seiner echt liberalen Gesinnung nie ein Hehl machte. So verfloß denn auch sein Dasein innerhalb der üblichen Etappen und Grenzbezeichnungen: Gymnasium, Universität und Berufsanstellung. Nach Absolvirung der juristischen Studien in Heidelberg und Göttingen erlangte er mit der Würde des Doctor juris utriusque auch zugleich das Recht, zur Advocatur, wie es damals noch in Bremen hieß, zugelassen zu werden, Mai 1863, und functionirte alsdann eine Zeit lang als Gerichtssecretär, um am 21. Februar 1874 Mitglied des Richtercollegiums zu werden, dem er bis zu seinem Tode in unermüdlicher Pflichttreue angehört hat. Es will das in der That viel besagen, wenn man die ausgedehnte wissenschaftliche Thätigkeit des Verstorbenen dazu berücksichtigt, der noch außerdem Zeit und Laune besaß, um sich dem fröhlichen studentischen Treiben jüngerer Kameraden, zu denen er sich hingezogen fühlte, anzuschließen. Schon daraus erhellt die enorme Arbeitskraft des Verstorbenen, der trotz eines nur schwächlichen Körpers, den er freilich von Jugend auf durch eifriges Turnen zu stählen suchte, mit spielender Leichtigkeit den verschiedenartigen Ansprüchen, die er an sich stellte, genügen konnte.

Das ehrwürdige Bild der Weltgeschichte, in welches unsre Voreltern sich die Entwicklung des Menschengeschlechts eingeschlossen dachten, ist durch die moderne Forschung rettungslos zerstört; nach allen Seiten hin dehnt sich ins Unabsehbare die Entfaltung des organischen Lebens auf Erden, und die Geschichte unsrer Race insbesondere hat einerseits durch die anthropologisch-prähistorischen und andrerseits durch die ethnographischen, auf den ganzen Globus ausgedehnten Untersuchungen eine nie geahnte Erweiterung erfahren. Kennen wir doch, schreibt Post in einer seiner ersten Schriften, eine Geschichte des gestirnten Himmels, eine Geschichte unsres Planeten, eine Geschichte der ganzen Pflanzen- und Thierwelt desselben von den primitivsten organischen Formen bis zu ihrer heutigen Gestaltung, eine Geschichte der menschlichen Race von dem unentwickeltsten Protisten bis zu dem heutigen überkunstreichen Menschenorganismus; kennen wir doch schon eine Geschichte der menschlichen Vernunft, welche bis dahin gewohnt war, als ewig gleiche jungfräuliche Göttin in der Luft zu schweben und dem Strome der Weltgeschichte lächelnd von oben herab zuzuschauen, sehen wir sie doch aus einem dunklen Empfindungsleben hervordämmern, welches wir gezwungen sind auch jedem andern kosmischen Organismus zuzuschreiben. Und nicht allein, daß wir in einem so unendlichen Strome des Werdens uns befinden, hat die Wissenschaft unsrer Tage uns erschlossen; sie hat uns das weit gewaltigere Geheimniß enthüllt, daß diese ganze Welt mit ihrer unendlichen Geschichte gebunden ist an das menschliche Bewußtsein, an die Sinnes- und Centralorgane, wie sie im Laufe der Entwicklung der menschlichen Race aus den primitivsten Anfängen sich langsam zu ihrer jetzigen Vollkommenheit entwickelt haben, daß die Geschichte der Welt mit der Geschichte des Bewußtseins Hand in Hand geht. So erscheint uns denn die Geschichte der Menschenseele und der Menschenwelt, oder wie man auch sagen könnte, die Geschichte menschlichen Empfindungs- und Bewegungslebens lediglich als die Entwicklungsgeschichte des im Menschen schaffenden ewigen Geistes, welcher dem Denker in der letzten Tiefe seines Bewußtseins und in der Unendlichkeit des gestirnten Himmels entgegentritt. Da hat denn auch die von einer kurzsichtigen Philosophie vielgeschmähte Welt der Erfahrung eine ganz

andere Bedeutung erhalten; ist sie doch zu einem Bilde des im Menschen schaffenden Geistes geworden, von ihm hinausgeworfen in die Unendlichkeit, um sich selbst daraus zu erkennen und zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen, und lehrt sie doch den denkenden Menschen, welcher sie um Auskunft fragt, daß er nichts sein kann als ein geistiges Wesen, welches sich auf einer untergeordneten Entwicklungsstufe befindet, noch gebannt in die angeborene Doppelvorstellung von Ich und Welt, aber gerade im Begriffe, eine neue Staffel im unendlichen Weltreiche zu erklimmen, von dem uns unsre zeitigen Sinnes- und Centralorgane nur den geringsten Theil erkennen lassen. (Ursprung des Rechts, S. 1.) Das mag auf den ersten Blick phantastisch erscheinen, aber doch erkennen wir darin einen hohen idealen Flug, eine tiefe, umfassende Weltanschauung, welche die Ergebnisse naturwissenschaftlicher und philosophischer Untersuchungen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden strebt. Was nun insbesondere die sociologische Aufgabe anlangt, so sehen wir in dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Formen, das uns die sociale Entwicklung überall auf Erden zeigt, das Walten großer Gesetze, welche uns erst ein psychologisches Verständniß ermöglichen, und zwar wesentlich aus dem durchschlagenden Grunde, weil das Gesammtbild der Organisation der menschlichen Race, wie es uns die ethnologische Forschung unsrer Tage verschafft hat, zugleich eine Geschichte des Entwicklungsverlaufes enthält, der sich auf und in diesen einzelnen Stufen vollzogen hat. Denn, wie unser Gewährsmann fortfährt, wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unsres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend einer Pflanze oder eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Racenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geigers interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so gibt uns auch das Gesammtbild der menschlichen Race und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Race und des einzelnen Organismus.

Dieser biogenetische Grundsatz, wie er in der Naturwissenschaft meist genannt wird, hat sich nun vollauf in der Völkerkunde bewährt; für den psychologisch geschulten Blick des ethnologischen Forschers enthüllen sich dieselben Stufen der geistigen Entwicklung bei den Völkern niederer Gesittung, die auch als Elemente und Anfänge unsrer Cultur zu Grunde liegen und von denen vielfach nur noch bedeutsame Rudimente oder, wie Tylor sagt, Ueberlebsel eine lange, prähistorische Vergangenheit errathen lassen. Um diese richtig zu deuten und ihnen die zutreffende Stellung in der Reihe der einzelnen Entwicklungsphasen angedeihen zu lassen, bedarf es selbstredend eines ungeheuren Materials, wie es eben nur der modernen Völkerkunde zu Gebote steht. Diese mühselige und langwierige Sammelarbeit war aber andrerseits nicht zu umgehen, sollten die maßgebenden Vergleiche und Rückschlüsse, welche ihrerseits wieder manche unvollständige Beobachtungen und Berichte höchst glücklich ergänzen konnten, nicht völlig in der Luft schweben oder in haltlose Vermuthungen auslaufen, mit denen der echten Wissenschaft nicht gedient ist. Im übrigen hat Post auch den Zusammenhang seiner Forschung mit der bisherigen Auffassung, soweit sich derselbe feststellen läßt, rückhaltlos zugestanden; in seinem letzten umfassenden Werke, dem Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz (2 Bände 1894/95), wo es ihm noch erfreulicherweise vergönnt war, gleichsam das Facit aller früheren monographischen Untersuchungen zu ziehen, sagt er: Der Boden für die Einwirkung der Ethnologie auf die Rechtswissenschaft war durch die allmähliche Ausdehnung der rechtshistorischen Studien auf fremde Rechtsgebiete gegeben. Vor allem hatte die Ausdehnung der philologischen Wissenschaften auf die Rechtswissenschaft zurückgewirkt, insbesondere die Sprachwissenschaft. Mit der Zurückführung der indogermanischen Sprachen auf eine gemeinsame arische Ursprache war zugleich der Anlaß gegeben, die Gebiete des gräco-italischen, germanischen, slavischen, celtischen, iranischen und indischen Rechts auf ihren Stammeszusammenhang zu untersuchen. Eine Reihe anderer Rechtsgebiete hatte sich angelehnt an theologische und andere philologische Disciplinen. So hatte die Bibelforschung Veranlassung zur Bearbeitung des israelitischen Rechts gegeben, das Studium des Arabischen zur Bearbeitung des islamitischen Rechts. Aus der Entzifferung der hieroglyphischen Inschriften erwuchs eine Disciplin der altägyptischen Rechtsgeschichte, aus der Entzifferung der Keilschrifturkunden eine Disciplin der sumerischen und assyrisch-babylonischen. Die Sinologie führte dahin, auch das chinesische Recht in den Kreis wissenschaftlicher Behandlung zu ziehen. Nachdem sich in dieser Weise der Blick des Juristen erweitert hatte, war es nur noch ein naturgemäßer Schritt, wenn die ethnologische Jurisprudenz die Rechte aller Völker der Erde in die rechtswissenschaftliche Forschung einbezog. Trotzdem wird dieser Schritt vielleicht noch bedeutsamer und folgenreicher für die Rechtswissenschaft werden, als die Begründung der historischen Rechtsschule. Denn unter den bis dahin rechtswissenschaftlich noch nicht behandelten Völkern befand sich die ganze Masse der uncultivirten Völker, deren Rechte einer rechtshistorischen Behandlung nur in geringem Maße zugänglich sind, und welche nur nach einer bisher im Rechtsgebiete noch nicht angewendeten Methode, der vergleichend-ethnologischen, bearbeitet werden können (a. a. O. I, S. 3). Es würde uns begreiflicherweise viel zu weit führen, wollten wir hier diese Methodik und Kritik ausführlich besprechen, — die bisherigen Andeutungen über den streng empirischen Charakter unsrer Forschung, sowie über das außerordentlich fruchtbare Mittel der möglichst ausgedehnten Vergleichung der gleichartigen Erscheinungen des Völkerlebens und der damit eng zusammenhängenden Ergründung der treibenden Ursachen müssen nothgedrungen genügen —, nur an einem Punkt können wir nicht gleichgültig vorübergehen, weil gerade hierdurch, fast bis in die Gegenwart hinein, die verhängnißvollsten Mißverständnisse und Irrthümer erzeugt sind, das betrifft die völlige Vernachlässigung der für unsre gewöhnliche weltgeschichtliche Auffassung schlechterdings unentbehrlichen Chronologie. Es ist dies in der That auch gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß das altgewohnte Princip völlig fallen gelassen wird und dafür ein ganz anderer, ja entgegengesetzter Gedankengang an die Stelle tritt. Handelt es sich für allgemeine Rechtswissenschaft nun wesentlich um die Erkenntniß der Grundzüge und Normen des socialen Lebens im weitesten Sinne, der überall, bei allen Unterschieden der Race und des Wohnortes wiederkehrenden Typen in der Structur der menschlichen Organisationsformen und der ihnen zu Grunde liegenden großen Rechtsideen, so spielt in dieser umfassenden Perspective offenbar der für bestimmte einzelne Völkergruppen und Culturabschnitte zutreffende Leit-

faden zeitlicher Abfolge nach irgend einem willkürlich gewählten Ansatzpunkt gar keine Rolle. Es liegt mir daran, so vertheidigt sich Post gegen die Angriffe, die besonders von den Historikern gegen sein Verfahren gerichtet wurden, gewisse Erscheinungen zu constatiren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur überall gleichmäßig sich zeigen. Hierfür sind Race, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig ganz gleichgültig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnographischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustriren, welche, obgleich sämmtlich nach Race, Volk und Stamm individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprincip zum Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgültig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Entwicklung in einem einzelnen ethnischen Gebiet eine Bedeutung hat, nicht aber für das Gesammtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwicklungsstufen neben einander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer andern ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt. (Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf ethnol. Basis I, 17.)

Wenn wir endlich die Methode der vergleichenden Rechtswissenschaft eine streng inductive, empirische nannten, so war damit der beschränkte Antheil der Speculation an der Bildung einer zusammenhängenden Weltanschauung, nach der letzten Endes jeder selbständige Denker verlangt, nicht ausgeschlossen. Dieses Recht hat sich auch unser Gewährsmann bei aller Opposition gegen eine voreilige Generalisirung aus ungenügenden Prämissen und eine erfahrungsfeindliche Metaphysik nicht nehmen lassen; man kann umgekehrt sagen, daß überall der Anschluß an eine philosophische Behandlung der betreffenden Streitfragen gesucht wird, namentlich wo es sich um Probleme handelt, die an der Grenze menschlicher Erkenntniß liegen. So ist auch in dem „Grundriß" der bedeutsamen Veränderung, welche durch die Anwendung der Ethnologie auf die Rechtswissenschaft die Beurtheilung des Menschen in seiner Stellung zur Welt und Natur erfahren hat, eine längere Betrachtung gewidmet, aus der wir zur Charakteristik folgenden Abschnitt herausnehmen möchten: Die stolze Theorie vom vernunftbegabten Menschen mit seinem Reiche der Freiheit und des Geistes,[1] durch welche das Volksleben aus dem Rahmen der Natur ausgeschieden und ihm eine besondere lichte Region angewiesen wurde, hat auch in der Rechtswissenschaft die sonderbarsten Auswüchse zu Tage gefördert und noch heutzutage beherrscht sie die weitesten Kreise der juristischen Welt. Erst die großen naturgesetzlichen Entwicklungsgänge, welche die Ethnologie auch für die Geschichte des Rechts erschlossen hat, machen sie unmöglich. Sie haben den Menschen aus seinen erträumten Himmeln hinabgestoßen und ihn wieder dahin gestellt, wohin er gehört, in den Rahmen der allumfassenden schaffenden Natur, deren geheimnißvollen Wegen mit kindlichem Schauer nachzugehen die alleinige Aufgabe wahrer Wissenschaft ist. Es ist hoffnungslos, die Natur belehren zu wollen, wir können nur von ihr lernen, und ihr Schaffen im Volksleben ist ebenso gesetzmäßig, wie in irgend einem sonstigen Gebiet unsrer Welt. Es ist auch keine Erniedrigung des Menschen, welche aus einer derartigen Weltanschauung hervorgeht. Es ist befriedigender, sich als Glied eines Weltganzen zu empfinden, als sich im Kampfe mit fremden elementaren Gewalten zu wissen, welche lediglich die Vernichtung wollen, oder gar auch noch die Mitmenschen als solche feindliche Gewalten zu betrachten.

Wenden wir uns nunmehr der Schilderung der Aufgaben zu, deren Lösung die allgemeine Rechtswissenschaft sich gesteckt hat, so dürfen wir wohl auf Nachsicht rechnen, wenn wir uns hier auf einige Andeutungen beschränken. In erster Linie kommt es auf eine möglichst lückenlose Sammlung aller wesentlichen Rechtserscheinungen an, die wir bei allen Völkern der Erde überhaupt antreffen. Schon dieser eine Umstand bedingt die weitreichendsten Consequenzen; denn zunächst zeigt es sich, wie früher schon angedeutet, daß sich im socialen Leben bei den stammfremdesten, weder räumlich noch culturhistorisch zusammenhängenden Völkern die seltsamsten, bis ins Detail sich erstreckenden Uebereinstimmungen finden, welche eben ein Ausfluß der allgemein menschlichen Natur des Homo sapiens sind. Dadurch erhält andrerseits der socialpsychologische Standpunkt der Völkerkunde, welche in ihrer vergleichenden Untersuchung nothgedrungen über den beschränkt geschichtlichen und geographischen Rahmen hinausgreift, eine sehr schwerwiegende Bestätigung. Sodann wird es mindestens sehr wahrscheinlich, daß diese Parallelen nicht den zufälligen Launen einzelner, sei es noch so hervorragender Individuen zu verdanken sind, sondern eben dem in seinen Grundzügen gleichartigen Volks- und Menschengeist. Damit berühren wir die zweite, äußerst schwierige psychologische Aufgabe der vergleichenden Rechtswissenschaft, nämlich die Rückführung der socialen Erscheinungen auf ihre Ursachen, also letzten Endes die Erklärung der Entstehung des individuellen Rechtsbewußtseins. Muß man auch dieses als die letzte Quelle dieses ganzen Processes betrachten, würde es selbstverständlich ohne diesen allzeit lebendigen Factor nie eine sociale Entwicklung, nie ein Völkerleben geben, so haben wir doch mit diesem Satz noch nicht viel gewonnen, wenn wir nicht im einzelnen nachweisen können, wie sich dies Rechtsbewußtsein des Einzelnen mit bestimmten concreten Anschauungen füllt. Denn schwerlich würde man heutzutage noch der kategorischen Behauptung einer schwärmenden Philosophie Beifall schenken, daß der Mensch von vornherein mit vollständig entwickelten rechtlichen und sittlichen Anschauungen geboren wird. Davon kann so wenig die Rede sein, daß wir vielmehr überall das Individuum in die sociale Atmosphäre hineinwachsen sehen, die es unausweichlich umgibt. Damit hängt es denn zusammen, daß das Recht durchaus, wie schon hervorgehoben wurde, ein sociales Product ist, deßhalb ins Unendliche variirend nach der specifischen ethnischen Structur. Was die eine Stufe der socialen Entwicklung fordert oder wenigstens nicht untersagt, wird auf der anderen mit den schwersten Strafen belegt; die Blutrache, eine der wesentlichsten Stützen der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft, wird in der Phase staatlicher Organisation ein Unding. Zur Veranschaulichung dieses ethnologisch unzweifelhaften Satzes möge folgende Schilderung dienen: Der individuelle Mensch wird als verantwortlich gedacht für Rechtsbrüche, die von ihm persönlich ausgehen, und er wird nur als persönlich verantwortlich für dieselben angesehen. Dieser Grundsatz gilt sowohl nach der criminellen wie nach der civilen Seite. Als Basis für diese Verantwortlichkeit wird im Anschluß an die individuelle Persönlichkeit das individuelle Verschulden angesehen. In dieser Anschauung liegt ein scharfer Gegensatz der gesellschaftlichen Organisation gegenüber anderen Organi-

[1] Nur beiläufig, um falschen Schlüssen vorzubeugen, sei bemerkt, daß P. aber durchaus kein Anhänger des blinden Mechanismus war, wie ihn der landläufige Darwinismus repräsentirt; vielmehr betonte er bei aller Anerkennung eines gesetzlichen Verlaufes der socialen Ereignisse die für den Menschen maßgebende psychische Kehrseite des Bildes; die psychophysische Thatsache der menschlichen Existenz, diese Grundvoraussetzung jeder auf einen befriedigenden Abschluß abzielenden Welterklärung, galt auch für ihn bei allen rechtsvergleichenden und ethischen Studien in voller Schärfe.

sationsformen, vor allem aber gegenüber der geschlechterrechtlichen. Während nach Geschlechterrecht ein von einem Blutsfreund begangener Rechtsbruch das ganze Geschlecht verantwortlich macht und andrerseits ein gegen einen Blutsfreund begangener Rechtsbruch von seinem ganzen Geschlecht gerächt wird und als Rechtsbruch jeder objective Eingriff in die Rechtssphäre des verletzten Geschlechts angesehen wird, gleichviel ob dieser Eingriff auf irgend ein individuelles Verschulden zurückzuführen ist oder nicht, kennt die gesellschaftliche Organisationsform als Regel überhaupt keine Haftung Dritter für Rechtsbrüche, die ein einzelner Mensch begangen hat, sondern dieser haftet allein. Er haftet auch nicht für jeden von seiner Person objectiv ausgehenden Eingriff in die Rechtssphäre einer anderen Person, sondern er haftet nur dann, wenn ihn ein Verschulden trifft, d. h. wenn die Handlung auf ihn als bewußtes Individuum zurückzuführen ist. (Grundriß I, 428.) Trotz dieser völligen Relativität aller Rechtsanschauungen wäre es nun falsch, das Rechtsgefühl als die bloß formale Empfindung, je nach den gegebenen Umständen Recht von Unrecht unterscheiden zu können, auch als ein Product dieser maßgebenden socialen Einwirkung zu betrachten. Die tabula rasa Locke's, die Gott sei Dank ja ziemlich überwunden ist, läßt sich auch nicht für die vergleichende Rechtswissenschaft verwerthen; aber mehr als dieses apriorische, rein formale Gefühl vermag die unbefangene Forschung nicht zuzugestehen, und es wäre nicht weniger verkehrt, hier schon bestimmte concrete Anschauungen vorauszusetzen, die eben überall nur in dem lebendigen geselligen Zusammenleben der Menschen sich bilden können. Als einen für eine inductive Ethik sehr wichtigen Gewinn dürfen wir es endlich noch bezeichnen, daß die Ethnologie durchweg für die Anfänge der socialen Organisation, soweit eben menschlicher Scharfsinn reicht, eine völlige Identität von Recht und Sitte constatirt. Gerade hierin liegt nicht zum wenigsten der scharfe und unversöhnliche Gegensatz zu der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts, daß diese völlig ungeschichtlich und erfahrungsfeindlich verfuhr und, nur den trügerischen Eingebungen ihrer phantastischen Speculation folgend, das Recht lediglich aus einem ad hoc mit planmäßiger Ueberlegung geschlossenen Vertrag ableitete. Dadurch war auch der organische Zusammenhang zwischen Recht und Sitte gelockert, der erst durch die moderne Völkerkunde wiederhergestellt wurde. Erst auf späteren Stufen der Entwicklung tritt die verhängnißvolle Entzweiung von Recht und Sitte ein, an der jede höhere Cultur krankt, und die uns die Fülle der herzbrechenden Collisionen beschecrt, die schon, bei tieferen Naturen vor allen, so manches tragische Opfer gefordert haben.

Wie wir nun das Recht überall auf Erden als organisches Product socialer Entwicklung finden, so ergibt sich eben von selbst, daß wir auch allerwärts Associationen menschlicher Individuen antreffen, und seien diese noch so dürftig und locker, wie z. B. die primitive Geschlechtsgenossenschaft. Der bekannte herrenlos, in ungebundener Freiheit umherstreifende „Wilde", diese Lieblingsfigur von Rousseau und anderen erfindungsreichen Phantasten, existirt für die nüchterne ethnologische Untersuchung nicht, trotzdem noch manche populäre Handbücher sich mit dieser romanhaften Dichtung abgeben. Post hat nun diese ganze fast unübersehbare Fülle der Organisationsformen, um nur einen einigermaßen befriedigenden Ueberblick zu gewinnen, folgendermaßen eingetheilt: Die socialen Verbände der Menschheit beruhen auf einer vierfachen Grundlage. Ihre Organisation kann sein eine geschlechterrechtliche, eine territorialgenossenschaftliche, eine herrschaftliche und eine gesellschaftliche. Die geschlechterrechtliche Organisation stützt sich auf Ehe- und Blutsgemeinschaft, die territorialgenossenschaftliche auf das gemeinsame Bewohnen eines Bezirks, die herrschaftliche auf das Schutz- oder Treuverhältniß zwischen Herren und Hörigen, die gesellschaftliche auf einen vertragsmäßigen Zusammenschluß einzelner menschlicher Individuen. Jede dieser Organisationsformen hat ihre charakteristischen Rechtsinstitute, durch welche sie sich von den anderen klar unterscheidet. (Grundriß I, 14.) Es darf nicht überraschen, wenn noch im einzelnen manche Fragen strittig sind, besonders wenn wir uns den sogen. Urzeiten, oder, ethnologisch gesprochen, den primitiven Organisationsstufen nähern; dahin gehören die Controversen über den Ursprung der Ehe, über die verschiedenen Classenverwandtschaften (das descriptive und classificatorische System 2c.). Ueber die entscheidenden Grundzüge aber besteht, dank dem sich immer mehr ergänzenden Material, kein Zweifel mehr. Wir, auf der letzten Entwicklungsstufe begriffen, haben schon viele Spuren unsrer Vergangenheit abgestreift; die Hausgenossenschaft, einst von so hervorragender socialer Bedeutung und in China und Japan noch heutigentags ein wichtiger Factor, ist zu der politisch völlig indifferenten Form der modernen Familie verblaßt. Die Territorialgenossenschaft findet sich nur noch in der Gestalt der Gemeinde, die feudale Organisation mit ihren verschiedenen Schichten und Ständen ist zwar noch nicht von dem nivellirenden demokratischen Zuge unsrer Zeit absorbirt, aber ihrer früheren dominirenden Stellung beraubt, wenn es sich auch wohl gar zu sehr als mitleidiger Hohn ausnimmt, wenn Post sagt: Nur das Königthum als letzte Ruine einer untergegangenen Entwicklungsperiode bewahrt sich noch einige Kraft.

Und welchen Anblick gewährt uns ganz im allgemeinen unser heutiges staatliches Leben, wenn wir es mit den Augen des Ethnologen anschauen? Es ist alles verfallen (antwortet Post etwas resignirt), was bis dahin vom Volksgeist klar und fest organisirt war. Statt dessen sehen wir in ein gährendes Chaos kämpfender socialer Strömungen, welche nur sehr nebelhaft den Weg erkennen lassen, den die Völkergeister einschlagen werden. In einer abgeschlossenen Entwicklungsperiode, welche einige Stabilität voraussehen ließe, befinden wir uns jedenfalls nicht, aber es scheint, daß sich die Neubildungen langsam und sicher vollziehen. Jede Ueberstürzung würde ja auch zweifellos nur vorübergehendes Unheil anrichten, und der in den Verhältnissen liegende Entwicklungsgang würde immer da wieder einsetzen, wo er gestört ist. Es würde gewiß von Nutzen sein, wenn unsre allzu schwärmerischen Tagespolitiker an diesen gewaltigen, streng gesetzmäßigen Vorgängen sich etwas ernüchtern wollten. Das Volksleben wächst organisch, es läßt sich durch Majoritätsbeschlüsse und Gesetze so wenig dirigiren, wie das Wachsthum der Pflanzen oder der Lauf der Sterne. (Grundriß I, 470.) Aber wichtiger noch als dieser immerhin zweifelhafte Ausblick ist die Erkenntniß des treibenden Grundgedankens, welcher die ethnologische Jurisprudenz beherrscht, wie sie nach dem Entwurf ihres Meisters gedacht ist. Sie will (so heißt es in einem älteren Werk) das Wesen des menschlichen Rechtsbewußtseins ergründen aus den Niederschlägen desselben in den Rechtsanschauungen und Rechtsinstituten aller Völker der Erde. Sie liegt damit in einem großen wissenschaftlichen Strome, welcher in unserm Jahrhundert immer mächtiger anschwillt. Das sociale Leben der Menschheit ist bis jetzt im wesentlichen lediglich instinctiv gelebt, aber noch kaum wissenschaftlich beobachtet. Die einzelnen Gebiete des socialen Lebens beruhen auf einer Tradition, welche sich über ihre Ursachen keine Rechenschaft gibt. Die wirthschaftlichen Erwerbszweige werden praktisch erlernt und geübt; weßhalb sich die wirthschaftliche Sitte in den üblichen Formen bewegt, das wird erst eine noch auf den ersten Stufen befindliche Wirthschaftsgeschichte uns

erschließen. Der Jurist lernt selbst auf Universitäten nichts von den Ursachen des Rechts, sondern nur das, was Rechtens war oder noch Rechtens ist, oder eher noch, was nach den Marotten speculirender Philosophen Recht sein soll. Unsre Geistlichen üben die Religion, aber sie wissen über ihre Ursachen nichts, als daß sie auf göttlicher Eingebung beruhe, also mit anderen Worten überhaupt nichts. Die Sprache wird den Kindern von Eltern und Lehrern beigebracht; weßhalb sie sich in den Formen entwickelt hat, in denen sie sich bewegt, das ist selbst für die hochentwickelte Sprachwissenschaft unsrer Tage noch ein unnahbares Problem. Die sämmtlichen Künste vererben sich schulmäßig; weßhalb diese oder jene Kunstformen angewendet werden, das weiß kein Künstler. Selbst in der Wissenschaft wirken lediglich instinctive sociale Factoren, und diejenigen Philosophen, welche ihre Lehren für unumstößlich halten, pflegen die beschränktesten zu sein. Die vergleichende Sociologie, vor allem die vergleichende anthropologische Sociologie oder Ethnologie, wird dereinst einmal im Stande sein, alle diese Räthsel zu lösen. Eine vergleichende Wirthschaftslehre aller Völker der Erde wird die Basis liefern können für eine wirklich objective Volkswirthschaftslehre. Eine allgemeine vergleichende Rechtswissenschaft wird uns die realen Grundlagen aller Rechtsanschauungen und rechtlichen Einrichtungen klarlegen, welche zur Zeit nur leben, weil sie ererbt oder zu Gesetzen erhoben sind. Eine allgemeine vergleichende Religionswissenschaft wird uns eine Entwicklungsgeschichte des religiösen Bewußtseins erschließen, und wir werden dereinst einmal staunend erfahren, weßhalb sich heilige Bücher, Gottessöhne, Heilige, Dogmen und Culthandlungen gebildet haben. Eine allgemeine vergleichende Sprach- und Kunstwissenschaft werden uns dereinst einmal die socialen Gesetze klarlegen, nach denen diese Gebiete sich entwickeln, und endlich wird eine vergleichende Erkenntnißlehre uns jenen Einblick in die geheimnißvolle Werkstätte des Völkerlebens eröffnen, von welcher auch die Fäden unsrer eigenen wissenschaftlichen Denkarbeit ausgehen. So ist denn die Sociologie der Zukunft recht eigentlich die Wissenschaft, welche dazu bestimmt ist, dasjenige, was bis dahin im Menschenleben nur noch unbewußt gelebt wurde, uns zum Bewußtsein zu bringen.[1]) Uns aber zum Bewußtsein zu bringen, was frühere Jahrhunderte geglaubt, geahnt und gedichtet haben, das ist der Grundzug, welcher unser Jahrhundert beherrscht. (Grundlagen des Rechts S. 481.) Einer der unermüdlichsten Arbeiter aber, welcher unentwegt diesem hehren Ideal nachgestrebt hat, ist Post gewesen, der in heißem Ringen um die Wahrheit seine besten Kräfte eingesetzt und eine neue, großartige Weltanschauung mit hat begründen helfen.

Ehre sei seinem Gedächtniß!

Th. Achelis.

Aus Alt-Meran.

N. Unter dem Titel „Erinnerungen aus Alt-Meran" ist bei C. Jandl in Meran ein Büchlein erschienen, auf welches ich die Aufmerksamkeit der Wanderer lenken möchte, welche dermalen zu den Rebengärten des Etschlandes pilgern. Der Verfasser Robert Maurer ist selbst ein Alt-Meraner und einer der besten Kenner seines herrlichen Heimathortes. Das jüngere Geschlecht kennt Meran nur in der Ausstattung, wie wir sie in der Hauptsache noch heute vor uns sehen, in einer Mengung von Tiroler Besonderheiten mit eingedrungenem internationalem Wesen von der Art, wie es einem allenthalben — glücklicherweise in Tirol verhältnißmäßig am wenigsten — entgegentritt. Aber auch abgesehen von der Anziehungskraft, die das frisch geschriebene Büchlein des Hrn. Maurer auf den Gast Merans ausüben muß, ergötzt es den Leser durch so manche treffende Schilderung längst verschwundener Bräuche und Zustände. Es weht aus ihm der Hauch der guten alten Zeit, und nicht ohne eigenthümliche Empfindung können wir an jene Umgebung denken. Wer heute in die Räume des Meraner Postamtes tritt, lächelt, wenn er vom damaligen Verkehr vernimmt: „Ein Postexpeditor bewältigte den ganzen Postverkehr des heutigen Weltcurortes Meran und dem vor wenigen Wochen erst verstorbenen ‚Post-Wastele', der mit dem Lesen der ‚verzwickten' Briefadressen auf etwas gespanntem Fuße stand, war die Zustellung der ganzen Post anvertraut. Nebenher mußte er sämmtlichen Passanten des Postwirthshauses die Stiefel putzen, und wenn irgend ein Fremder einmal per Esel ausreiten wollte, wanderte wieder der Wastele als Eseltreiber mit.

„Der Personenverkehr zwischen Bozen und Meran wurde unter der stets durftigen Leitung des ‚Stellwagen-Michel' von einem einzigen Omnibus besorgt und bewältigt. Dieser verließ bereits um fünf Uhr früh Meran und kam um sieben Uhr Abends von Bozen zurück. Man betrachtete eine Reise nach Bozen mindestens als so viel, als wenn man heute nach München fahren müßte, und sprach davon, ehe man abreiste, wie von einem Ereigniß, nahm gefälligkeitshalber oft Briefe, Schachteln und Packete zur Besorgung von und an Vettern und Basen mit und dankte seinem Schöpfer, wenn man wieder hier war.

„Der Eilwagen besorgte den durchlaufenden Post- und auch Personenverkehr und kam Ende der vierziger Jahre nur zweimal in der Woche mit Fahrpostsendungen hier an. Einen Passagier, der aus dem Eilwagen ausstieg, betrachtete man schon als einen Weltumsegler und ein Eilwagenconducteur schien uns mindestens von der Wichtigkeit eines Linienschiffscapitäns."

Die Schilderungen des Hrn. Maurer greifen nicht gar weit zurück, etwa in den Anfang der fünfziger Jahre. Damals sah man viele bäuerische Gäste, welche in der Stadt zu thun hatten, noch mit römischen Ziffern rechnen. Kamen z. B. die Passeyrer „Tragerinnen" mit Eiern ins Haus und hatten auszurechnen, was 70 Stück Eier kosten, wenn sie 3 Eier um 2 Kreuzer gaben, dann schrieben sie manchmal mit der Kreide eine ganze Stiegenstufe voll römischer Zehner, Fünfer und Einser, bis sie endlich nach gewaltigem Kopfzerbrechen, Auswischen und Aufschreiben das Resultat herausbrachten.

Ging nun so ein Passeyrer einmal gar nach Bozen, wo er sich außer der „Conventionsmünze" und Reichswährung noch in den „Abusivgulden" hineinzufinden hatte, der mit 1 Gulden 15 Kreuzer gehandelt wurde, und trieb er dann seine in Bozen unverkaufte Waare z. B. in Blumau wieder über die Tierserbachbrücke auf der Landstraße nordwärts weiter, um wieder ins Gebiet zu gerathen, wo der Conventionsgulden nur 1 Gulden 12 Kreuzer hatte, so war der Mann der reinste Adam Riese, wenn er sich dabei zurechtfand.

Kam aber so ein wandernder „Böcketreiber" auf seinem Wege von Ungarn gar einmal über Wien, dann mußte sich dieser Arbitragenkünstler am Ende gar noch ins „Scheingeld" hineinleben, und wenn er dies nun alles „ausg'studirt" hatte, fiel plötzlich wie eine Sternschnuppe auf sein Rechentalent gar noch der heutige hundertkreuzerige Gulden vom Himmel, dem diese vielgeplagten Köpfe daher natürlicherweise auch lange gram blieben.

---

[1]) Anm. des Herausgebers: Wir theilen diese hochfliegenden Erwartungen nicht. Uns scheint die sogenannte Sociologie mehr mit neuen Namen, als mit neuen Begriffen zu operiren. Auch die vergleichende Rechtswissenschaft, wie sie Post betrieb, bedeutet doch wohl nur eine Ausdehnung der alten Tendenz des Esprit des lois von dem sicheren historischen Boden auf den ethnologischen.

Der den Alt-Meranern innewohnende, so frühzeitig erwachte Sinn für Verschönerung und Verbesserung ihrer Stadt und deren Umgebung war es vornehmlich und ursprünglich, der schon vor Jahrzehnten die ersten Anfänge der heutigen Unternehmungen zu gründen verstand, und der die an ihn von auswärts herantretenden Anregungen schnell aufzufassen und zu pflegen wußte. Daher sehen wir auch im Gegensatze zu anderen, ebenfalls klimatisch und landschaftlich bevorzugten Plätzen Südtirols, wie von allwärts zuströmender Unternehmungsgeist sich in Tirol zuerst dem heimischen Bürgersinn Merans anvertraute, und wie dieses Bemühen durch die Gunst und Liebe unzähliger Freunde und Förderer Merans belohnt wurde.

Hr. Maurer ist einer der eifrigsten Tiroler Journalisten, einer der fleißigsten Mitarbeiter des in Meran erscheinenden „Burggräfler", welches Blatt, das sich durch Reichthum an örtlichen Nachrichten auszeichnet, ihm vielfache schätzbare Beiträge zu verdanken hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die strafrechtliche Bekämpfung von Bettel, Landstreicherei und Arbeitsscheu. Eine Darstellung des heutigen Deutschen Rechtszustandes nebst Reformvorschlägen von Dr. Robert v. Hippel, Prof. der Rechte an der Universität Straßburg i. E. Berlin, Otto Liebmann 1895. — Im Anschluß an eine klare und fesselnde Untersuchung über die Begriffe von Bettel, Landstreicherei und die Mißbräuche der Armenpflege, wie sie im Reichsstrafgesetzbuch angeführt sind, stellt der Verfasser auf Grund eines umfangreichen und übersichtlich gruppirten Materials die derzeitige Praxis der Gerichte bei Bestrafung dieser Delicte, insbesondere bezüglich der Ueberweisung an die Landespolizeibehörde dar und geht alsdann auf das eigentliche Thema des Werkes, das Wesen, die Durchführung, die Wirkung und die nothwendige Reform der correctionellen Nachhaft über. Nach der herrschenden Meinung, die auch der Verfasser theilt, ist die Nachhaft eine Nebenstrafe, die allerdings die Seltsamkeit aufweist, daß sie viel einschneidender ist als die Hauptstrafe; denn während die Haft, neben welcher auf Ueberweisung an die Landespolizeibehörde erkannt werden kann, in ihrer längsten Dauer auf sechs Wochen bemessen ist und in der Regel nur in Freiheitsentziehung besteht — in den Fällen, in welchen auf Ueberweisung an die Landespolizeibehörde erkannt werden kann, darf allerdings auch eine Heranziehung der zur Haftstrafe verurtheilten Personen während der Dauer der Strafvollstreckung zu Arbeiten, welche ihren Fähigkeiten und Verhältnissen angemessen sind, erfolgen — wird die correctionelle Nachhaft in der Dauer von sechs Monaten bis zu zwei Jahren verhängt und steht dieselbe an Strenge der Durchführung der Zuchthausstrafe in keiner Weise nach. Hierin kommt der polizeiliche Charakter dieser Strafe, wenn er auch nicht genügend hervortritt, um sie als eine ausschließlich polizeiliche Maßregel zu bezeichnen, zu scharfem Ausdruck. Die Untersuchung über den Zweck dieser Strafe, über die derzeit zur Erreichung dieses Zweckes angewendeten Methoden und über die nachgewiesenen Ergebnisse dieser Methoden führt den Verfasser zu eingehenden Reformvorschlägen, die insbesondere verlangen: Einschränkung der correctionellen Nachhaft auf arbeitsfähige Personen und Ausschluß derselben bei Personen unter 18 Jahren; Ausdehnung auf den Fall des Bettels aus Arbeitsscheu, dagegen Nichtanwendung im Falle des Bettels mit Waffen oder unter Drohungen; Verhängung der Strafe auch bei Ausländern; Umgestaltung der correctionellen Nachhaft zur Hauptstrafe in der Weise, daß die vorgängige, als nutzlos erwiesene Haftstrafe wegfällt, die Verhängung der Nachhaft nicht in das Ermessen der Polizeibehörden gestellt ist, sondern vom Gericht zu bethätigen ist, die Fälle, in denen das zu geschehen hat, aber vom Gesetz genau festgelegt werden, so daß dem Richter nur die Bestimmung der Dauer der Detention zukommt; Einführung des in Sachsen bereits üblichen Beurlaubungssystems und gleichheitliche Regelung der Durchführung der Arbeitshausstrafe für das ganze Deutsche Reich. Es verräth sich in dem Buche ein klarer, praktischer Blick und erscheinen die eingehenden Vorschläge, welche darin gemacht werden, der Beachtung durch die gesetzgebenden Factoren vollkommen werth.

* Ausgrabungen. — Orientalische. Im vergangenen Jahre wurde in der Nähe von Hilleh am Euphrat eine Dioritstele des Königs Nabonid von Babylon entdeckt, die eine in historischer Beziehung äußerst wichtige Inschrift enthält. Die Stele hat eine Höhe von ½ Meter und ist oben verstümmelt; ungefähr die Hälfte scheint dadurch verloren gegangen zu sein. Die Inschrift zerfällt in sieben Columnen. Die erste bezieht sich auf die Eroberung Babylons durch den assyrischen König Sanherib und die Gefangenschaft Marduks von Babylon in Assur; sie berichtet ferner die Ermordung Sanheribs durch seinen Sohn, eine Nachricht, die bisher inschriftlich nicht beglaubigt war, sich aber in Uebereinstimmung mit den Berichten des Berossus und des Alten Testamentes befindet. Die zweite Columne erzählt den Untergang des assyrischen Reiches, worüber wir bisher ebenfalls keine inschriftlichen Nachrichten haben; als Zerstörer werden Nabopolassar von Babylon und Triba-Tukte, König der Umman-manda (Cyaxares von Medien?) angegeben. Die dritte und vierte Columne behandelt die Ueberführung von Götterbildern unter Nabopolassar und den Tod Neriglissars, die letzten drei die Regierungszeit Nabonids. Das wichtige Denkmal ist nach Konstantinopel übergeführt und im dortigen Museum aufgestellt worden. — Unter den in jüngster Zeit von P. Delattre bei den Ausgrabungen in Carthago gefundenen Gegenständen ist eine ganz unversehrte, etwa 13 Ctm. hohe Elfenbein-Statuette besonders bemerkenswerth. Sie stellt eine Frau dar, die das Haar nach ägyptischer Weise trägt und in ein langes Gewand gekleidet ist. Den Hals schmückt ein Halsband. Die Arme liegen dicht am Körper an, und die über der Brust zusammengelegten Hände unterstützen den Busen. Von hier ab fällt das Gewand glatt bis zu den nicht sichtbaren Füßen hinab und weist drei breite carrirte Streifen auf, je einen hinten und an den beiden Seiten. Oberhalb dieser Streifen ist ein Gürtel um die Lenden geschlungen, dessen beide Enden kreuzweis übereinander gelegt sind und vorn herabhängen. Unten ist die Robe mit einer Franse verziert. Die Art, wie diese Frau oder Göttin gekleidet ist, gibt eines der seltenen Beispiele der Tracht der Carthager. Diese Statuette gleicht in mehrfacher Beziehung einer im Louvre befindlichen von Cypern, die ebenfalls aus Elfenbein gefertigt ist, und scheint der Handgriff eines Spiegels gewesen zu sein. — Aus Buluwayo am Witwatersrand in Südafrika kommt die Nachricht von Entdeckungen vieler antiker Goldgeräthschaften. Ueber 200 Unzen sollen bereits zu Tage gefördert worden sein und weitere Funde stehen in Aussicht. Man erinnert sich, daß vor wenig Jahren die Kunde von der Auffindung zahlreicher römischer Münzen, die in der Capcolonie entdeckt wurden, durch die Blätter ging. Die Daten — vorausgesetzt, daß sie auf Wahrheit beruhen — sind geeignet, die Nachrichten der Alten über die Umschiffung Afrika's zu bestätigen und zu illustriren.

* Die Meterconferenz hat einen wichtigen Antrag angenommen. Sie beschloß, im Jahre 1899 die periodischen Vergleichungen der Generalgrundmaße mit den internationalen Prototypen zu beginnen. Diese sollen mit der Verification der Gleichungen und der Feststellung, respective Revision der nationalen Kilogrammprototypen beginnen, dann soll die der Thermometer folgen. Zuletzt wird man an die Verification der Meter gehen, bei denen Abweichungen kaum vorhergesehen werden. Der Ausschuß wurde wie folgt zusammengesetzt. Vorsitz: Director des Berliner Observatoriums Förster; Secretariat: Director des Neuchateler Observatoriums Hirsch; Beisitzer: HH. Arndtsen (Norwegen), de Macedo (Madrid, Portugiese), Gould (Cambridge U. St.), Ferrari (Turin), Meneeleïef (Petersburg), d'Arillaga (Spanien), de Bodola (Pest), Chaney (England), Epites (Rumänien), Bertrand (Paris), v. Lang (Wien), Thalen (Upsala).

* Als gelehrter Scherz verdient die Speisekarte des heurigen Juristentages vom Festmahl im Künstlerverein zu Bremen weitere Verbreitung. Dieselbe lautet: Speisenfolge: l. 16. D. serv. pr. arb. 8. 2: Paulus ait: prospectus ex inferiore loco est, lumen ex inferiore loco esse non potest. (Pauli sagt: Der Speiseprospect ist vom Unter-Ortsausschuß, ein Lumen kann ein Unter-Ortsausschuß nicht sein.) — Legirte Suppe. Ulpianus l. 5. § 7. D. de admin. tut. 26. 7. Nemo jus legitimum remittere potest. (Niemand darf die legirte Suppe zurückschicken.) — Garnirter Haidschnuckenrücken. Ulpianus: l. 1. § 2. D. de abigeis 47. 14: Qui porcum vel vervicem abducunt, non tam graviter, quam qui maiora animalia abigunt, plecti debent. (Wer sich ein Spanferkel oder einen Haidschnucken zu Gemüthe führt, soll nicht so schwer büßen, als der, welcher ein größeres

Vieh wegputzt.) — Steinbutt mit holländischer Sauce. Hermogenianus de jure fisci 49. 14: Fiscus est semper locuples. (Fisch iß immer reichlich.) Ulpianus I. 1. § 18. D. 36. 3: Fiscus non solet satisdare. (Fisch pflegt nicht zu sättigen.) — Perlbohnen mit Kalbsschnitzeln. Erbsen mit geräuchertem Weserlachs. Papinianus 1. 14. D. de acquir. her. 29. 2: Portio semper cum suo onere accrescit. (Wer eine Portion Gemüse nimmt, soll auch die dazu gehörige Beilage nehmen.) — Helgoländer Hummer. Gaius: I. 57. D. de R. J. 50. 17: Bona fides non patitur, ut bis idem exigatur. (Es ist nicht gut, diesen Gang zweimal zu verlangen.) — Feldhühner. Salat und eingemachte Früchte. C. 6. de R. J. in 6to 5. 12: Nemo potest ad impossibile obligari. (Wer genug gegessen, darf aufhören.) — Eis mit Waffeln. L. et C. de confessis 7. 59: Confessos pro judicatis haberi placet. (Daß man Confect für die Juristen hat, gefällt mir.) — Butter und Käse. I. 1. § 4. de O. et A. 44. 7.: Gaius ait: Maior casus [est], cui humana infirmitas resistere non potest. (Gajus sagt: Es gibt ganz großen Käse, welchem die menschliche Schwäche nicht widerstehen kann.) — Nachtisch. C. 12. de R. in 6to 5. 12: Non facit fraudem, qui facit, quod debet. (Kein Unrecht begeht, wer mitnimmt, was er bezahlen muß.) Ulpianus: I. 118. D. de R. J. 50. 17: Qui in servitute est, usucapere non potest. (Wer zur Bedienung gehört, darf nichts mitnehmen.) — Gaius: I. 13. pr. D. 29. 3: Finito officio cessant onera officii. (Nach beendigtem Mahl hört die Arbeit des Essens auf.) — Gaius: I. 107. D. de R. J. 50. 17: Cum servo nulla actio est. (Ueber die Bedienung soll Niemand Klage führen.)

* **Tübingen.** Prof. Dr. Hans Flach, Redacteur des „Hamburger General-Anzeigers“, bekanntlich früher als Privatdocent an der hiesigen Universität thätig, ist am 16. ds. Mts. nach längerem Leiden gestorben. Flach war zu Pillau 1845 geboren; in seinen zahlreichen Pamphleten hat er sich, wie bekannt, besonders mit angeblichen Gebrechen des Universitätswesens beschäftigt.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdocent an der hiesigen Universität, Dr. Adolf Heydweiller, ist zum außerordentlichen Professor der Physik in der philosophischen Facultät der Universität Breslau ernannt worden.

* **Berlin.** Wie ein Telegramm aus Helgoland gemeldet hat, ist daselbst nach kurzem Unwohlsein der Bibliothekar der kaiserlichen Hausbibliothek, Dr. Walter-Robert-tornow, gestorben. Er hat nur ein Alter von 43 Jahren erreicht und war am 14. Juli 1852 in Runow in Pommern geboren. Sein Vater war ein hervorragender Kunstsammler, der seine bedeutende Kunst- und kunstgewerbliche Sammlung bei seinem Tode der Kronprinzessin Victoria, welche wiederholt ihr lebhaftes Interesse für dieselbe kundgegeben, zum Geschenk gemacht hat. Der Sohn, der wohl in Folge dieser Beziehungen die kaiserliche Bibliothekarstelle erhielt, schrieb über Goethe in Heine's Werken, über Abels deutsche Namen, gab Lessings Leben von Adolf Stahr heraus ꝛc. 1884 übernahm Robert-tornow nach Büchmanns Tode die neue Bearbeitung seiner „Geflügelten Worte“ und hat von der 14. Auflage ab mit Geschick die Herausgabe des bekannten Werkes besorgt, das freilich dabei mehr und mehr aus einem Lese- zum Nachschlagebuch werden mußte. Eigenartig ist Robert-tornows letzte Schrift „De apium mellisque apud veteres significatione et symbolica et mythologica“ von 1893. In seinen Jünglingsjahren sammelte Robert-tornow auf dem elterlichen Gute Runow in Pommern unter der Leitung des Ortspfarrers, des Bienenzüchters August Bentz, aus der altclassischen Literatur Nachrichten über die Bienen, insbesondere über die Sagen, in denen von den Bienen die Rede ist. Daraus formte er eine Studie, die er im Laufe der Jahre immer weiter ausgestaltete. Erst 20 Jahre nach der ersten Fassung, nach dem Tode Bentz', gab er zur Erinnerung an diesen das Buch in Druck.

* **Lübeck,** 16. Sept. Nachdem gestern Abend in den prächtigen, reichgeschmückten und glänzend erleuchteten Sälen des altehrwürdigen Rathhauses die gegenseitige Begrüßung der bereits zahlreich erschienenen Theilnehmer stattgefunden hatte, begann heute Vormittag 11 Uhr in der Hauptturnhalle die erste öffentliche Sitzung der 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Der erste Geschäftsführer, Senator Brehmer, eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache über die Entwicklung der Stadt Lübeck, namentlich hinsichtlich ihrer gesundheitlichen Einrichtungen. Die Ansprache schloß mit einem Hoch auf den Kaiser; es wurde die Absendung eines Huldigungstelegramms beschlossen. Sodann begrüßte Bürgermeister Dr. Behn die Versammlung Namens der Stadt, Dr. Hammerich Namens des Aerztevereins, Dr. Küstermann Namens des Naturwissenschaftlichen Vereins. Von Seiten dieser beiden Vereine ist der Versammlung eine Festschrift gewidmet und den Theilnehmern überreicht worden, in der namentlich die Eigenart der Natur um Lübeck beschrieben ist; nebenher gehen geschäftliche, hygienische und andere Mittheilungen.

Der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Geh. Hofrath Prof. Dr. Wislicenus-Leipzig, gab hierauf ein Bild vom gegenwärtigen Stande der Gesellschaft. Bei Erwähnung der Mitgliederzahl, die Anfang des Monats 992 betrug und die sich nur während der Versammlungen selbst vorübergehend steigert, beklagte Redner die mangelhafte Betheiligung der deutschen Naturforscher und Aerzte an den Bestrebungen der Gesellschaft, die zum Theil nicht verstanden, zum Theil für unausführbar gehalten werden. Viele können sich nicht entschließen, sich mit der neuen Organisation der Gesellschaft zu befreunden, trotzdem diese Organisation von vielen Einsichtigen für unbedingt erforderlich erachtet wurde, um einem allmählichen Verfalle der früher ganz frei zusammentretenden und wieder auseinander gehenden Versammlungen vorzubeugen, und trotzdem in der Thätigkeit der Gesellschaft eigentlich kaum eine Aenderung eingetreten ist. Mit einem Aufrufe für die seit der letzten Versammlung verstorbenen hervorragenden Naturforscher und Aerzte — den Physiologen Karl Ludwig, den Chirurgen Thiersch, die Physiker Franz Neumann und Knoblauch — schloß die Rede, und nach einer Erfrischungspause begannen die Vorträge.

Der erste, gehalten von Prof. Georg Klebs-Basel, betraf einige Probleme aus der Physiologie der Fortpflanzung. Redner hat in den letzten Jahren zahlreiche Versuche angestellt, aus denen hervorgeht, daß die anscheinend so geheimnißvollen Vorgänge der Fortpflanzung der methodischen physiologischen Forschung nicht so unzugänglich sind, wie man vielfach annehme, denn auch hier sind bekannte äußere Kräfte mit thätig, deren nächsten Wirkungen man auf dem Wege chemischer und physikalischer Methoden nachforschen kann. Des Redners Versuche beweisen zunächst, daß die ungeschlechtliche Fortpflanzung, die bei den niederen Pflanzen, Algen, Pilzen, Moosen, Farnen in überaus großer Mannichfaltigkeit vorkommt, in strenger Abhängigkeit von bestimmten äußeren Bedingungen steht, deren Kenntniß dem Physiologen die Macht verleiht, diese Pflanzen jederzeit zu ihrer ungeschlechtlichen Fortpflanzung zu zwingen. Licht, Wärme, viele organische und anorganische Stoffe u. a. m. spielen dabei eine Rolle. Auch bezw. der geschlechtlichen Fortpflanzung gelang es, nachzuweisen, daß die Bildung der Geschlechtsorgane bei niederen Pflanzen nothwendig von bestimmten Bedingungen der Außenwelt abhängt, so daß auch die geschlechtliche Fortpflanzung willkürlich hervorgerufen oder unterdrückt werden kann. So ist beispielsweise das Wachsthum ein Vorgang, der mit dem Zeugungsvorgang im Zusammenhang steht, und zwar so, daß jeder von beiden den anderen ausschließt, weil jeder von beiden die ganze Summe der Lebensenergie in Anspruch nimmt. Künstlich hervorgerufene Wachsthumshemmungen begünstigen also die Fortpflanzung, wie man so oft an Obstbäumen sieht, die reich zu tragen beginnen, nachdem man ihr Wachsthum durch Verminderung des Wurzelbestandes zum Stillstande gebracht hat. Bei der Mehrzahl der niederen Pflanzen muß ferner helles Licht bei den Geschlechtsvorgängen mitwirken. Im schwachen Lichte geht die Ernährung, das Wachsthum vor sich, nicht aber die Bildung der Geschlechtsorgane, so daß sich die Pflanzen lange Zeit im unfruchtbaren Zustande erhalten lassen. Damit stimmen die Untersuchungen Vöchtings überein, denen zufolge auch bei den höheren Pflanzen die Ausbildung der Blüthen nur im hellen Lichte vor sich geht. Angesichts der Thatsache, daß die ungeschlechtliche Fortpflanzung besonders für niedere Pflanzen und Thiere Bedeutung hat, während die geschlechtliche um so mehr in den Vordergrund tritt, je höher das betreffende Lebewesen steht, bis sie schließlich bei den höchsten Thieren alleinherrschend wird, ist die Frage berechtigt, weßhalb denn die so viel einfachere, rascher Vermehrung ungleich günstigere ungeschlechtliche Fortpflanzung von der geschlechtlichen mit der höheren Entwicklung der Lebewesen verdrängt ist. Man kann diese Frage dahin beantworten, daß die geschlechtliche Fortpflanzung doch wohl große Vortheile anderer Art bieten muß, namentlich den, daß durch die Vereinigung von zwei gesonderten, in ihrer Organisation individuell abweichenden Geschlechtszellen die Möglichkeit dafür gegeben ist, daß die elterlichen Eigenschaften bei den Nachkommen in neuen, eigenartigen Mischungen auftreten und daß dadurch die ersten Anfänge für die Bildung neuer Spielarten ge-

geben sind. Die geschlechtliche Fortpflanzung hat daher, entsprechend der Lehre Darwins, die wichtigste Rolle bei der Entstehung und Umbildung der Arten gespielt. Die Ansicht mancher Zoologen, daß die geschlechtliche Zeugung eine primäre Function des Organismus sei, sei nicht zu begründen. Denn die für diese Ansicht ins Feld geführten Versuche von Maupas sprächen nur scheinbar für dieselbe. Diese Versuche sollen darthun, daß bei manchen Wesen, so bei Infusorien, die ungeschlechtliche Vermehrung von Zeit zu Zeit durch die geschlechtliche ersetzt werden muß, wenn nicht eine greisenhafte Degeneration erfolgen soll. Auch betreffs der Culturpflanzen sind ähnliche Ansichten schon vielfach ausgesprochen. Indeß wird z. B. die Banane, die Feige und manche andere Pflanze schon seit sehr langer Zeit, jede der beiden genannten seit Jahrtausenden auf ungeschlechtlichem Wege vermehrt, ohne daß dadurch ein nachtheiliger Einfluß hervorgetreten wäre.

Sodann sprach Professor Dr. Emil Behring-Marburg über die Heil-Serum-Frage. An der Hand eines reichen statistischen Materials legte Redner dar, daß durch die Anwendung des Heil-Serums Tausende von Menschen vom Tode an Diphtheritis gerettet seien. Würde das Heil-Serum in genügender Menge und in allen Fällen zur Anwendung kommen, so würde die Sterblichkeit unter den Diphtheritis-Kranken um $^3/_4$ bis $^4/_5$ verringert werden. In den früheren Jahren seien in Deutschland 60,000 Menschen an der heimtückischen Krankheit gestorben. Nachdem das Heil-Serum zur Anwendung gekommen sei, sei die Sterblichkeitsziffer auf 40,000 herabgesunken. Der interessante Vortrag wurde mit allseitiger Spannung verfolgt.

* **Plön**, 16. Sept. Bei seiner heutigen Anwesenheit am hiesigen Orte stattete der Cultusminister Dr. Bosse auch der Biologischen Station einen Besuch ab. Dr. Zacharias nahm hiebei Gelegenheit, dem Minister einige Planktonproben unterm Mikroskop zu demonstriren, während Dr. Strodtmann dem mitanwesenden Geheimrath Dr. Köpke verschiedene mikroskopische Sehenswürdigkeiten aus unsern Seen vorführte. Mit besonderem Interesse nahm der Cultusminister Kenntniß von einigen Riesenexemplaren des Süßwasser-Schwammes (Spongilla lacustris), welche dem Kleinen Plöner See entstammten. Nach einem Rundgange durch das Stationsgebäude, wobei noch die verschiedenen Fangwerkzeuge und die im Erdgeschoß aufgestellten Aquarien besichtigt wurden, verabschiedete sich der Minister vom Stationsleiter mit der Versicherung, daß er die Wichtigkeit einer systematischen Durchforschung der süßen Gewässer voll anerkenne und nicht verfehlen werde, dem Finanzminister das Plöner Forschungsinstitut angelegentlichst zur Berücksichtigung bei Aufstellung des nächsten Etats zu empfehlen.

* **Budapest**. Bei der Eröffnungsfeier der Universität am 14. d. M. hielt der Dekan der philosophischen Facultät, Ponor-Thewrewk, eine bemerkenswerthe, von den Studenten mit lautem Beifall aufgenommene Rede. Er betonte zunächst, man kenne in der Aula keinen Unterschied der Geburt, der Confession oder der Nationalität. Die Ideen der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit seien nirgends so verkörpert als in der Republik der Wissenschaft. Nur Talent und treue Pflichterfüllung stellen den einen über den anderen. Der Redner kam dann auch auf den Werth der auswärtigen Tagesliteratur zu sprechen und erklärte, daß in dieser Beziehung die deutsche Literatur obenan stehe. Deßhalb möchten sich die Studenten fern von chauvinistischen Ideen halten und fleißig die deutsche Sprache lernen.

* **Klausenburg**. An der hiesigen Universität wurde mit Beginn des neuen Schuljahres eine reformirte theologische Facultät eröffnet. Nach einem vom Bischof Dominik Szaß in der Kirche verrichteten Gebete fand in der theologischen Anstalt die feierliche Eröffnung statt. Bischof Szaß erörterte in längerer Rede, in welcher er die Entstehungsgeschichte der Facultät schilderte, ihre Ziele. Sodann verlas Prof. Karl Nagy die Gesetze des Instituts, worauf der dirigirende Professor Bela Kecskemethy mit einem Gebete schloß.

* **Krakau**. Dr. Ladislaus Leopold Jaworski erhielt die Zulassung als Privatdocent für allgemeines österreichisches Civilrecht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der hiesigen Universität.

* **Lemberg**. Die von dem Privatdocenten Dr. Alexander Kolessa an der philosophischen Facultät der Universität in Czernowitz erworbene Venia docendi für ruthenische Sprache und Literatur ist für die philosophische Facultät der hiesigen Universität als gültig anerkannt worden.

* **Czernowitz**. Dr. Wladimir Milkowicz ward als Privatdocent für allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der philosophischen Facultät der hiesigen Universität bestätigt. — Der Lemberger Universitätsprofessor und Publicist P. Skatchowski ist soeben hier gestorben.

* **London**, 16. Sept. Das älteste Herbarium der Welt befindet sich im ägyptologischen Museum in Kairo. Es besteht aus einer Menge in altägyptischen Gräbern aufgefundener Kränze und Guirlanden. Sie sind sämmtlich noch wohlerhalten. Die meisten Blumen sind in Folge ihres Ueberzuges trotz ihrer Zartheit intact. Sogar ihre Farbe hat wenig gelitten. Die Wassermelonen, welche man in den Gräbern fand, hatten, wenn man sie in das Wasser tauchte, noch ihren grünen Farbstoff. Die aufgefundenen Pflanzen sind theilweise über 4000 Jahre alt. Der Klee von der Ziegelpyramide in Dahschur, die Gerstenähren und die Wachholderbeeren aus einem Grabe in Sakkara haben sicherlich dieses Alter und nicht jünger sind die Blumen, welche man bei einer Mumie in Deir el Baheri fand, und die reiche, in den Gräbern Ahmes' I. und Ramses' II. erzielte Ausbeute. Unter den gefundenen Blumen befinden sich: blauer und weißer Lotos, rother Mohn, orientalischer Rittersporn, Stechpalme, verschiedene Arten Chrysanthemum, Weidenblätter und verschiedene Gräser und Sellerien.

* **Bibliographie**. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 19. September folgende Schriften eingegangen:

Frhr. v. Danckelmann: Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. VIII. Bd., Heft 3. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1895. — Landwirthschaftlicher Verein in Bayern; Jahresbericht des Generalcomités für 1894. München, Franz u. Mühlthaler. — J. G. Findel: Der innere Zerfall der Socialdemokratie. 3. Aufl. Leipzig, J. G. Findel 1895. — H. v. R.: Kaiserin Eugenie u. Bismarck. Berlin, E. Pelschus u. Co. 1895. — Theodor Goebel: Die graphischen Künste der Gegenwart; ein Führer durch das Buchgewerbe. Herausgegeben von Felix Krais. (Prachtwerk.) Stuttgart, Felix Krais 1895. — Jakob v. Falke: Aus alter und neuer Zeit. Neue Studien zu Cultur und Kunst. Berlin, Allg. Verein für deutsche Literatur 1895. — Emil Capitaine, Civilingenieur: Das Wesen des Erfindens. Leipzig, Gustav Fock 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Lfg. 236. Böhmen. Heft 33. Wien, Alfred Hölder. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Lfg. 11—15. Wien, A. Hartleben. — Otto Aufleger u. Karl Treumann: Alt-München in Bild und Wort. Liefg. 3—4. München, L. Werner. — Katalog der Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publicationen der kgl. Nationalgalerie. Nachtrag. Berlin. — Hesba Stretton: Der große Leidensweg am Ende des 19. Jahrhunderts (Roman); mit Vorwort von Otto Funcke. Bremen, C. Ed. Müller; New-York, Ernst Kaufmann 1896. — Baltische Monatsschrift. 36. Jahrgg. Bd. 42, Heft 8 u. 9. — Baconiana edited by a Subcommittee of the Bacon Society. Vol. III new series, Nr. 11. London, Robert Banks a. son 1895. — Edwin Bormann: Neue Shakespeare-Enthüllungen. Heft. 1. Leipzig, Selbstverlag, 1895.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Amerikanische Nationalsünden.

x. Es ist eine peinliche Pflicht zu berichten, wie „Racenhaß und Classenhaß und Massenhaß und derlei Teufelswerke“ sich in dieser Republik nachgerade mit einer Intensität breit machen, welche individuelle, religiöse und politische Freiheit in Frage zu stellen drohen. Der Nativismus beginnt langsam an dem Mark der Nation zu nagen, und wenn auch das deutsche Element, wegen seiner gewaltigen Stimmkraft, die jetzt 10 Millionen Seelen repräsentirt, noch nicht mit der vollen, offenkundigen Wuth angegriffen wird, so sind doch die Zeiten vorüber, wo Deutsche eigens hervorgesucht wurden, um verantwortliche Stellungen zu bekleiden und Arbeiten zu leisten, die sie eben allein leisten konnten. Nunmehr ist ein stillschweigendes Uebereinkommen getroffen, einem Deutschen keine verantwortliche Stellung oder Arbeit anzuvertrauen, solange ein Stockamerikaner gefunden werden kann, der sie, wenn auch nur halbwegs, ausfüllen kann. Die ungeheuren Verdienste, die sich das Deutschthum um diese Republik in Krieg und Frieden, in Stadt und Land, mit Karst und Feder erworben, sind vergessen oder todtgeschwiegen. Washingtons mißverstandene Parole: „put Americans on guard“, während Männer wie Steuben und Lafayette an der Wiege der Republik Wache hielten, wird bis zu den letzten Consequenzen ausgebeutet. Dabei werden die Errungenschaften deutschen Geisteslebens, besonders in Schule und Universität mit einer geradezu sklavischen Gründlichkeit entlehnt, ohne der Nation Credit dafür zu geben: man liebt die Gabe und haßt nur zu oft den Geber: Goethe's feinsinnige, im „Faust“ ausgesprochene Ironie: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern“, ist hier eingestandenermaßen zur Wahrheit geworden.

Wer die deutsch-amerikanische Presse, die trotz mannichfacher Schäden, besonders in der Form, doch als ein Pfeiler für Recht und individuelle Freiheit, politische Reinheit und Gesinnungstüchtigkeit dasteht, — wenn auch oft genug bei falschen Zielen, was bei dem chaotischen Stande unsrer Interessen nur natürlich ist — einigermaßen kennt, der wird finden, daß ein großer Theil ihrer Arbeitsleistung eine Abwehr ist gegen Vergewaltigung deutscher Interessen, Eingriffe in persönliche Rechte, gegen heuchlerische Sonntagsmuckerei und eine brutale „öffentliche Meinung“, die nicht von der Intelligenz gebildet wird und uns bald in die Zeit der „blue laws“, eines engherzigen, die Gewissensfreiheit bedrohenden Puritanismus zurückversetzen würde. Was nun die „öffentliche Meinung“ betrifft, so ist es erstaunlich, daß es noch Leute gibt, welche dieselbe als einen gerechten Richter, als eine das Unrecht rügende, für Recht und gute Sitte eintretende vox populi, vox dei betrachten. Die öffentliche Meinung wechselt mit dem unter allen Umständen tiefen Bildungsstande der Massen und ist absolut verschieden in Alabama und Massachusetts, in New-York und California; aber unter allen Umständen ist sie brutal und tyrannisch, das Hohe wie das Niedrige nivellirend. Man kann mit vollster Wahrheit behaupten, daß sie nicht von den Besten und Intelligentesten ausgeht, daß aber die, welche die Besten sein könnten und sollten, fast immer bestrebt sind, einer stupiden „öffentlichen Meinung“, die sie hassen und verachten, nachzuleben; sie werden ihre Sklaven, opfern Männlichkeit und Wahrheit, um sich nicht mit diesem gefürchteten Tyrannen in Widerspruch zu setzen. Wer dieses Land und Volk liebt, sich mit demselben identificirt hat und zu ihm gehört, möchte bittere Thränen weinen, wenn er sieht, wie die Heuchelei die besten Classen durchdringt, eine Heuchelei, deren Enkelschaft von der öffentlichen Meinung direct und apodiktisch zu erweisen ist. Das freie deutsche Manneswort, das sprichwörtlich geworden ist — zu sagen, was man denkt, und es unter allen Umständen zu sagen, komme was da will, wenn es nur die Sittlichkeit erfordert — der kategorische Imperativ, das fiat justitia, pereat mundus, das Zielbewußtsein beim Guten, das bei dem Deutschen an Altrömerthum erinnert:

„si fractus illabatur orbis,
impavidum ferient ruinae“

ist hier beinah unbekannt. Man kann dreist behaupten, daß in dem politischen Leben gegenwärtig nur ein Mann dieser deutschen Tugend huldigt, oder vielmehr, daß dieselbe dessen angeborener Charakterzug ist: ich meine den Präsidenten Grover Cleveland. Mag die politische Constellation noch so sehr gegen ein freimüthiges Aussprechen gewisser Ueberzeugungen sein, mögen sich die Politiker noch so sehr winden und dagegen stemmen, Farbe zu bekennen, mag die Zeit noch so kritisch sein und alles von diplomatischem Schweigen abhängen, Hr. Cleveland schreibt seinen „offenen Brief“, und Jedermann weiß, woran er mit ihm ist. Er mag Recht oder Unrecht haben, aber er ist wenigstens ein überzeugungstreuer, ehrlicher und tapferer Mann. Man vergleiche damit die elende Rolle, welche andere jetzige Präsidentschaftscandidaten spielen, wie sie sich drehen und winden, um nicht in der jetzt alles bedeutenden Währungsfrage nach einer oder der anderen Seite durch ein offenes Bekenntniß anzustoßen.

Und dasselbe Schauspiel bietet sich überall. Kirchenbesuch und Temperenz, Frömmigkeit und Mildherzigkeit wird oft nur erheuchelt, weil eine ebenso heuchlerische „öffentliche Meinung“ es so verlangt. Es ist noch frisch in dem Gedächtniß aller, wie der als Congreßmitglied überaus tüchtige „silberzungige Redner von Kentucky“, der auch als Tugendspiegel und Sonntagsschullehrer glänzende Triumphe gefeiert, sein Privatleben mit seinen Lehren total in Widerspruch gesetzt. Er wurde bei der Neubewerbung um sein Mandat in Kentucky politisch vernichtet, nicht weil sein Privatleben mit den monogamen Landesgesetzen nicht im Einklang stand, sondern weil er das elfte Gesetz übertreten und sich hatte fangen lassen. — Unzählige Leute schließen sich einer religiösen Congregation nur deßhalb an, um sie für ihre Geschäftszwecke zu benutzen, und wenn eine andere ersprießlicher scheint, flugs ist der Uebertritt bewerkstelligt. —

Hinter verschlossenen Thüren wird dem Alkoholteufel zugesprochen, und nicht selten gerade von solchen Heuchlern ein Kreuzzug gegen die deutschen Biermenschen gepredigt, die nach alter guter Art „Tages Arbeit, Abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste“ feiern. Man sehe sich in New-York gegenwärtig unter dem früheren Civildienst-Commissar Theodor Roosevelt, jetzt Chef der Polizeicommission in New-York, den Kreuzzug gegen die Gastwirthe an, welche Sonntags ihre Locale wider das Gesetz offen halten. Himmel und Hölle werden in Bewegung gesetzt, um dem Gesetze Nachdruck zu verschaffen, während die Schlemmerei in den Clubs und vornehmen Hotels unerhörte Dimensionen erreicht. Mit Polizeimaßregeln sucht der große (!) Reformer — dem zum Leidwesen jedes ehrlichen Deutschen der vordem so verdienstvolle Karl Schurz, der mit Stolz als der erste Deutsche Amerika's geliebt und verehrt wurde, assistirt — das idyllische goldene Zeitalter wässriger Nüchternheit herbeizuführen, indem er dem armen Manne seinen Club verschließt, um ihn bei 97° Temperatur in dem berüchtigten New-York-Tenementhaus abzusperren. Fürwahr, wenn die Sache nicht so traurig wäre, wäre es schwierig, nicht eine Satire zu schreiben!

An zwei verwandten Uebeln krankt die große amerikanische Republik: an einem crassen, rohen, mitleidlos gierigen Utilitarismus, dem bereits die fremdgeborenen Bürger, welche ihre Freiheit haben gewinnen helfen und seitdem mit Blut und Schweiß an ihrer Civilisation gearbeitet haben, zur Last geworden sind, und einer lügenhaften, demoralisirenden, von der „öffentlichen Meinung“ genährten Heuchelei, die bereits nicht allein die politischen, sondern auch die erstehenden akademischen Elemente zu durchseuchen begonnen hat.

Aus der Grafschaft Henneberg.

Von Hans Witte.

III. (Schluß.[1])

Im alten Mittelpunkte des Landes saß ich nun neun Monate; da kann schon, wer will, Land und Leute studiren. Kam ich doch täglich auf dem Amt mit den Bauern und Stadtbewohnern zur Genüge zusammen. Da fiel mir bald mancherlei Absonderliches auf. Wer aus der Ebene oder vom Hügellande kommt, auf den können diese ausgeprägten Bauerngestalten da oben ihren Eindruck nicht verfehlen. Was kann man da für Charakterköpfe darunter finden! Zuweilen möchte man fast glauben, man hätte einen alten Nürnberger Holzschnitt vor sich. Aber nicht nur die Leute selbst, auch ihre Namen rufen mitunter gerechtes Erstaunen wach. Im ersten Actenstück, das mir in die Hände kam, las ich gleich auf einer der ersten Seiten den Vornamen „Kolodiene“, und ein paar Blätter weiter fand sich als würdiges Gegenstück der Name „Subtilie“, in einer anderen Lesart „Sullilie“. Das gab mir Veranlassung, solche Namenungeheuerlichkeiten aufzunotiren. Die Sammlung ist stattlich fortgeschritten, auch aus benachbarten Bezirken ist einiges beigefügt. Hier seien die wunderlichsten Namen zusammengestellt:

Adeline	Amandus	Diliga
Adelinde	Amôr	Dina
Adolphine	Andorine	Eddeline
Ador	Apollonia	Egbert
Agnese	Arda	Egidius
Alexis	Amo	Ehrenfriedt
Ali	Blumine	Ehrhardt
Alinde	Brunhilde	Elna
Aline	Constant	Elwine
Allemande	Constanze	Emmeline
Alma	Cordula	Emmerentia
Amalius	Dilia	Erdmuthe
Famigel	Irna	Reinhilde
Friedoline	Jubilaeus	Rosalie
Georgine	Kilian	Rosalinde
Gottgetreu	Kiliane	Rosette
Gottgetreue	Kolodiene	Rudolphine
Gottliebine	Liberta	Rufine
Gottlobine	Linette	Subtilie, Sullilie
Gottreich	Lucinde	Tassilo
Güntherine	Lorian Luzian Lybian Lauterbach	Theolinde
Guido		Valesca
Heribert	Magnus	Valtin
Hernado	Meranda	Wendelie (ml.)
Hilmar	Merida	Wendeline (wbl.)
Holdemar	Natalie	Wigo
Huldreich	Osmin	Willigardt
Idor	Regine	Zilla.

Abgesehen von den beiden schon oben angeführten Namen, welche die Veranlassung zur Sammlung abgaben, sind daraus besonders noch die Vornamen Ador und Idor zu erwähnen, die sich bei zwei Brüdern im fürstlich schwarzburgischen Amtsgerichtsbezirk Königssee finden. Die Krone vom ganzen bildet aber mit seinem alliterirenden Stabreim der Name des Bauern Lorian Luzian Lybian Lauterbach aus Liebringen bei Stadtilm. Eigenthümlich ist bei all diesen Namen, daß sie sämmtlich bei dem unteren Volke vorkommen. Auch sind es nicht etwa Kosenamen, wie sie nur im engeren Kreis von Haus und Sippe gebräuchlich sein mögen — ich habe sie mit einigen wenigen, übrigens auch sicher verbürgten Ausnahmen selbst actenmäßig aufgezeichnet gefunden oder doch durch Vermittlung Dritter aus Acten entnommen. Die romanische Form dieser Namen deutet auf eine frühe Vergangenheit. Sie stammen jedenfalls noch aus katholischer Zeit und sind von Geschlecht zu Geschlecht auf unsre Tage weitergeerbt. Von genauen Kennern des Thüringer Volkes ist mir versichert worden, daß sie zum großen Theil in sehr frühe Zeit zurückzulegen sind. Je mehr man nach Süden ins Werrathal und darüber hinaus in die Rhön kommt, um so auffallender und häufiger werden die seltsamen Namenbildungen. Wie schon oben Kilian und Kiliane auf den Frankenapostel dieses Namens gedeutet wurden, so ist wohl anzunehmen, daß auch andere dieser Personenbezeichnungen bis in die Zeit der Christianisirung des Landes zurückreichen. Die Gottesboten, welche von Fulda, Hersfeld, Würzburg und Bamberg aus das Evangelium mit Gefahr ihres Lebens zu den Waldbewohnern in Ost und Nord trugen, mögen bei Benennung ihrer Täuflinge, wenn ihnen ihre Heiligennamen ausgegangen waren, zu dem einen oder andern jener Namen ihre Zuflucht genommen haben. Das Volk hat sich dann aus den ihm gegebenen Wurzeln neue Benennungen für seine Söhne und Töchter gebildet.

Eine Erscheinung haben die Dörfer des Thüringer Waldes mit denen anderer Gebirgsgegenden gemein, daß an einem Ort oder in benachbarten Ortschaften dieselben Namen sehr häufig vorkommen. So habe ich in einem Dorfe bei Suhl den Namen „Triebel“ fünf- und sechsfach vertreten gefunden. In Waldau bei Schleusingen heißt fast jeder dritte Bauer nicht Geyer, die beiden andern sind unfehlbar so getauft. In Suhl selbst bilden die Träger der Namen Schilling, Schlegelmilch und Klett einen ganz stattlichen Bruchtheil der Gemeinde. Fast die ganze Dorfschaft in Gethles und Rappelsdorf hört auf den Namen „Frühauf“, und wer Oberhof kennt, der weiß, daß es da oben so viele Hollands gibt, daß man wirklich beinahe mit Holland in Noth kommen kann. Die Leute heirathen eben immer wieder unter sich, und Fremde sind zumal in früherer Zeit wenig zugezogen. Das Wiederkehren des nämlichen Namens macht aber nicht nur den Bewohnern selbst Schwierigkeiten: die armen Behörden wissen auch nicht aus und ein, und der Grundbuchrichter vollends kommt in größte Bedrängniß, wenn er auf einer Dorfflur 7 oder 8 Geyers

---

[1]) Vergl. Beilage Nr. 215.

oder Hollands als Eigenthümer eintragen soll. Da wird denn oft zu den sonderbarsten Hülfsmitteln gegriffen, um einigermaßen Ordnung und Möglichkeit zu schaffen, die Namensvetterschaft auseinander zu halten. So fand ich gelegentlich einen Bauer als „Hartleb den Husar“ ausgezeichnet. Er betrieb schon seit langer Zeit seine kleine Acker- und Viehwirthschaft, hatte aber früher bei den Husaren gedient und sich davon zeitlebens den stolzen, nun auch grundbuchamtlich verwertheten Namen erworben.

Da einmal vom Grundbuch die Rede ist, so mag gleich hier die ungeheure Zersplitterung von Grund und Boden erwähnt werden. Wer in Nord und Süd die weiten gleichfarbigen Felder gewohnt ist, dessen Auge muß sich erst in das bunte Nebeneinander auf der Feldflur finden, das ihm hier fast noch mehr als sonst im vielgetheilten Thüringen begegnet. Daneben gibt's wieder zahlreiche Hufen, die — an sich oft von unbedeutendem Umfange — einer ganzen Sippschaft zu ungetheiltem Miteigenthum gehören. Da kommt's wohl vor, daß ein Bäuerlein über $^1/_{68}$ oder ein noch kleineres gedachtes Bruchstück eines Grundstückes Herr ist. Aber was bringt ihm der Besitz ein, wo der Boden meist wenig ergiebig und dazu noch oft mit Schulden belastet ist? Fast noch verwickelter werden die Dinge, wenn die Gemeinde als solche Grundeigenthümerin ist. Diese Gemeinde ist aber dann sehr häufig nicht die politische Genossenschaft, sondern die sog. Realgemeinde, welche neben jener besteht. Nur wer einen Hof sein eigen nennt, gehört ihr an und hat Antheil am Gemeindebesitz, an Acker, Wiese oder Wald; die „Nachbarn“ sind allein berechtigt. Sehr rationell ist freilich die Wirthschaft von solchem Gemeindeland zumeist nicht; aber es wird noch viel Wasser zu Thal fließen, ehe von den zuständigen Behörden die erforderlichen Auftheilungen gemacht sind zur Einführung der Privatwirthschaft. — Es möchte übrigens fast in Erstaunen setzen, wie die Bauernschädel sich in diese rechtlich höchst complicirten Verhältnisse hineinfinden, denn neben der politischen und der Realgemeinde besteht natürlich auch noch die kirchliche, und der Bauer gehört dann gleichzeitig allen drei Gemeinden an. Die Erklärung gibt wie bei so vielem anderen die uralte Gewöhnung; so war's bereits bei Vater und Großvater; die Leute kennen's nicht anders.

Wenn nun auch in den Thalgeländen um Schleusingen Acker und Wiese vorherrscht, so offenbart sich doch bei weiterer Umschau alsbald der Charakter des Waldlandes. Sieben Achtel des Schleusinger Kreises sind mit Forst bestanden, kein anderer Kreis im weiten Preußenland weist solchen Reichthum auf. Der Wald nährt die Bewohner, der Wald gibt ihnen oft selbst das Aussehen von Waldmenschen, an deren Kinn auch am Sonnabend nicht immer die Scheere des Baders kommt. Wenn die Leute nicht ihren Wald hätten, es stünde schlimm um sie. Er bietet ihnen Streu für das Vieh und Holz zum Brennen. Mehr als in anderen Gegenden ist dem Bauer im Henneberger Land die Nutzung des Waldes gewährleistet. Darf er doch selbst mit der Axt in der Hand in den Forst gehen und damit die unteren Zweige der Fichten für sich nehmen. Freilich die alte Freiheit von Wald, Wild und Wasser klingt immer noch wie eine Sage bei den Waldbewohnern fort; sie halten es nicht für Unrecht, auch einmal über ihre Befugniß hinaus auf Kosten des Forstfiscus für sich zu nehmen. Daher kommt es denn auch, daß in den Schöffengerichtsterminen der Gegend oft mehr als die Hälfte der anberaumten Sachen Forstdiebstähle sind. Und wenn da die Leute nach Vorschrift des Gesetzes zu genauer Feststellung des Acteninhalts noch ausdrücklich nach ihren bereits wohl verzeichneten Vorstrafen gefragt werden, so schütteln sie wohl verneinend den Kopf. Hält ihnen aber der Richter vor, daß sie erst vor einigen Wochen wegen Forstdiebstahls gesessen hätten, so nicken sie zustimmend und sagen: „Ach ja, nur so.“ — „Nur so“, bezeichnender ließe sich die Stellung des Volkes zu den Waldgerechtsamen des Staates gar nicht wiedergeben.

Es sind nicht nur in Preußen, sondern auch in anderen deutschen Staaten besondere Forstdiebstahlsgesetze erlassen, die den Forstdiebstahl im Wald mit linderer Strafe bedrohen als den gewöhnlichen Diebstahl des Strafgesetzbuchs. Wenn aber der Gesetzgeber da mildere Gesichtspunkte obwalten läßt, so kann er doch nur zur Geldstrafe greifen, und erst im Falle ihrer Nichtbeitreibung die Leute ins Gefängniß stecken. Da jedoch bei ihnen das baare Geld meist sehr rar ist und oft nicht zur Bezahlung der recht hohen Bußen ausreicht, so müssen sie doch ins Gefängniß wandern. Damit aber ist beiden, dem Staat wie ihnen, nicht viel geholfen. Wenn sie wieder frei sind, so fallen sie doch bald in die alte Gewohnheit zurück und holen bei erster Gelegenheit von neuem Holz. Die Gelegenheit macht Diebe, hier noch mehr als sonst. Das Gesetz hat zwar bei den leichteren Fällen des Forstdiebstahls die Möglichkeit offen gelassen, die verhängte Strafe mit Arbeit im Forst abzubüßen; es wird aber davon nur selten Gebrauch gemacht. Das Gesetz selbst ist da, und auch bei einer Umformung könnten seine Grundsätze kaum aufgegeben werden. Es kommt hier vor allen Dingen auf vernünftige Handhabung an. Die Förster und Waldaufseher sollen versuchen, den Leuten nicht immer als Polizei gegenüberzutreten; nur, wo wirklich eingegriffen werden muß, sollen sie einschreiten. Es ist ja nicht ganz leicht, aber bei einigem guten Willen läßt sich doch ein richtiges Maß und, wenn möglich, Schonung der Leute mit dem ernstlichen Interesse verbinden. Sie sollen sich doch sagen, wie oft den Bauer oder Arbeiter die bittere Noth in den Wald treibt, um in kalter Winterszeit für Weib und Kind, die vielleicht krank daheim in der Hütte darben, etwas Holz zur Wärmung zu holen. Schon mancher im Dienst ergraute Forstmann hat mir versichert: wenn sie's nicht zu toll treiben, dann werden gern einmal die Augen zugedrückt.

Die Sache hat auch ihre Kehrseite. Wer die Leute nicht chikanirt, wer Schneid im Dienst mit warmem Herzen für das Volk und seine kleinen Interessen vereint, der wird auch gern gesehen. Wer freilich nicht danach thut, sondern bei jeder kleinen Gelegenheit die Zähne weist, den behandelt man auch danach. Die Leute wissen sehr bald, wessen sie sich von den Forstbeamten zu versehen haben, und wer bei ihnen den Aufpasser macht und sie immer wieder angibt, dem begegnen sie dafür wohl mit starrem Trutz. In einzelnen Strichen des Gebirges hat sich leider schon seit alter Zeit Mißtrauen und theilweise bitterer Haß gegen alles, was Forstmann ist, gebildet, und da haben die Beamten oft trotz bester Absicht eine schwere Stellung. So ist's z. B. oben auf der Höhe im Bezirk der Oberförsterei Schmiedefeld. Schönere Jagdgründe kann sich der Jäger kaum wünschen; nach allen Seiten dehnt sich prächtiger Hochwald viele Stunden weit über Berg und Thal; aus allen Gründen schallt im Herbst zur Brunstzeit das Röhren der Hirsche, und zur Auerhahnbalz kommen die Waidgenossen von fernher gezogen. Aber trotzdem bleibt kein Forstmann lange da oben. Als ich gelegentlich in einer Oberförsterei auf der Höhe des Waldes gastliche Aufnahme fand, da entschuldigte sich mein liebenswürdiger Wirth nach Tisch, daß er mich nicht zum Schützenfest führen könne, das grad an dem Sonntag am Ort gefeiert wurde und zu dem er natürlich geladen war. Er könne es nicht riskiren, in seiner Uniform da unter die Leute zu gehen, denn er sei trotz seiner officiellen Stellung als Beamter und Ehrengast nicht vor den Insulten des Volkes sicher. Dem brauche ich nichts hinzuzufügen. So unerfreulich an sich schon oft das Verhältniß von Forstbeamten und Volk geworden ist, vielfach

wird es noch zugespitzter und feindseliger durch die aneinandergrenzenden Wildbahnen von Förstern und Bauern. Die Dorfgemeinden verpachten die Jagd auf ihren vielfach sehr ausgedehnten Waldstrecken an Ortseingesessene, und das gibt dann ewige Grenzreibereien. Der Förster, der einmal bei den Leuten verhaßt ist, mag sich wohl vorsehen, daß ihn nicht einmal eine Kugel über den Haufen wirft. Ich habe selbst einen erschütternden Fall bei Schleusingen miterlebt, der viel zu denken gibt.

Ein Stündchen von der Stadt, drüben im Schleusethal liegt freundlich an den Einfürst geschmiegt, das Dorf Waldau. Der Weg nach Schleusingen führt durch einen lauschigen Grund zur Höhe. Rechts und links an den Thalwänden haben die Bauern ihre Jagd; drunten die Wiese, wo das Wild am Morgen und Abend zum Wasser heraustritt, ist fiscalisch. Die Bauern sind schon lange ergrimmt auf den Förster, der ihnen die schönsten Rehböcke wegschießt. Es ist Anfang Mai, der Waldauer Förster will sich sein Gehalt in Schleusingen holen. Er wirft sich die ungeladene Flinte über die Schulter. Seine sorgende Frau, die sich Mutter fühlt, bittet ihn, er möchte doch auf alle Fälle die Kugel hineinthun, aber mit einem Scherzwort weist er ihr Ansuchen zurück. — Er hat sich in der Oberförsterei sein Geld geholt. Fröhlich steigt er im Glanz der Abendsonne vom Einfürst zum Thal hinab. Auf den Feldern am Abhang sind die Bauern bei der Arbeit, im Wald über der Wiese liegen andere auf Anstand. Der Hund des Försters springt über den Bach und tritt an den Rand des Waldes, durch einen Schuß wird er zurückgescheucht. Als er bei seinem Herrn ist, knallt's wieder, und der Förster selbst bricht, in die Kniescheibe getroffen zusammen. Die beiden Burschen springen nun hinzu, sie entschuldigen den angeblichen Fehlschuß, und während der Förster selbst, von dem rasenden Schmerz halb ohnmächtig, zu Boden gesunken ist, machen sie aus: der eine von ihnen, der Schulzensohn aus Waldau, soll ins Dorf gehen und Leute holen zum Hinabtragen des Verwundeten; der andere, der den Schuß gethan, soll einstweilen bei ihm bleiben. Der Schulzensohn eilt, was er eilen kann, hinab. Nach einigen Minuten hört er plötzlich hinter sich zwei Schüsse; er macht Kehrt und gleich darauf kommt ihm schon der andere Bursche verstört entgegengerannt und raunt ihm nur die Worte zu: „Ich hab' ihm noch eins gegeben." Dann jagte er wie ein scheues Wild davon. Und wie der Schulzensohn zur Stelle kommt, wo er soeben noch den Verwundeten gelassen, da findet er ihn in seinem Blute. Zwei Kugeln hatte ihm der Mörder noch gegeben, jede tödtlich, eine in die Schläfe, eine andere ins Herz. Das geschah am Abend zwischen 6 und 7 Uhr. Die Leute, die in der Nähe gearbeitet und die Schüsse gehört, wußten, daß dort gejagt wurde, und hatten sich nichts weiter dabei gedacht. Am Abend war im ganzen Dorfe bekannt, was geschehen. In der Nacht war der Mörder noch bei seinem Weib. Und erst am andern Morgen, als er sich glücklich davongemacht hatte, erfuhr der Amtsvorsteher in Schleusingen von dem schauderhaften Verbrechen. Und dabei war Telephonverbindung hinüber, und bei rechtzeitiger Meldung hätte man des Thäters sofort habhaft werden können. Nun gab der Draht sofort allen Polizeibehörden nah und fern Nachricht. Die Hafenbeamten der wichtigsten Seestädte wurden in Kenntniß gesetzt und es begann die Jagd auf den Mörder. Der ist noch 24 Stunden in den Wäldern herumgehetzt. Als der nächste Tag zur Neige ging, da fand man ihn an der nämlichen Stelle, wo er die Mordthat begangen, an einer Fichte erhängt. Und dann kam das Nachspiel. Zur Beerdigung des Försters waren die Forstbeamten von ringsum erschienen, und selbst der Oberforstmeister aus Erfurt war herübergekommen, um dem Ermordeten das letzte Geleit zu geben. Aber aus dem Dorf war Niemand zur Stelle. Als jedoch einige Tage darauf der Leiche des Mörders die Grube bereitet wurde, da hatte sich ostentativ die ganze Gegend versammelt, um den Herren vom grünen Tuche einmüthig ihren Haß kundzuthun. Für die Wittwe des Försters wurde gesorgt, und auch der Schulze aus Waldau ist gemaßregelt worden.

Ein wenig Licht wird in das Dunkel dieser Vorgänge dadurch gebracht, daß sich der Ermordete durch übertriebenes Nachspüren bei den Leuten nicht sonderlich beliebt gemacht hatte. Dazu kommt das oben schon angedeutete ungünstige Neben- und Durcheinander der Jagd von Bauern und Fiscus. Welcher Jäger wird sich nicht darüber erbosen, wenn ihm die schönsten Wildstücke regelmäßig vom Nachbar weggeschossen werden? Aber das alles gibt keinen Freibrief für das gemeine Verbrechen, und es wirft ein trübes Licht auf die Volksmoral, wenn den Leuten der Blick für Recht und Unrecht allmählich in dem Maße verloren gehen konnte, wie es die geschilderten Vorgänge bezeugen. — Daß neben dem Holzdiebstahl auch die Wilddieberei gründlich getrieben wird, bedarf kaum der Hervorhebung. Und auch sie wird nimmer ausgerottet werden, so lange noch der Forst Wild birgt und der Bauer seine Flinte unter der Diele versteckt hält. Aber nicht allein die Lust zur Jagd, vielmehr noch die Aussicht auf Gelderwerb lockt die Leute zum Wildern hinaus. Für ihre Beute finden sie immer Abnehmer. Die Erkenntniß davon lehrt nüchtern denken und streift ein gut Stück Romantik ab, mit der man wohl die Wilderer umgibt.

Aber soweit der Wald und seine Interessen nicht ins Spiel kommen, ist das Volk doch durchaus gutartig. Verlockt er zu gesetzloser Beute, so erhält er in ihm andrerseits die frische Natürlichkeit und die naive Freude am Dasein, welche den Fremden so anheimelt. Die Verbrecherstatistik muß sich ihre Zahlen draußen in den Städten suchen —, in der freien Luft der Berge wird sie niemals viel holen können. Denn auch solche Geschichten wie die Ermordung des Waldauer Försters gehören doch gottlob zu den Seltenheiten. —

Ja, die freie Luft der Berge! Glücklich, wem es beschieden ist, über die kurze Spanne eines Sommerurlaubs hinaus da zu weilen und Leib und Seele in Wald und Wiesenduft gesund zu baden! Glücklich auch, wer den Wald nicht nur im Mittag seines Lebens schaut, wo sein Gewand von der Sonne gedunkelt ist und man fast nur Laub- und Nadelholz zu scheiden vermag. Welch farbenprächtiges Bild beim Erwachen der Natur in Forst und Wiesen, wenn das zarte Grün der jungen Buche sich zu den gelben Blüthen des Ahorns und dem goldigen Schleier der Birke anmuthig gesellt und dazwischendurch ein einsamer Tannenriese sein struppiges Haupt wie ein Hüne aus grauer Vorzeit zum Himmel emporreckt! Und im Fichtenwald, welch strotzende Fülle grünender Triebe, die aus dem Dunkel des Stamms rings in der Runde leuchtend hervorquellen! Dazwischen im Glanz der frischgrünen Nadeln die Boten des Frühlings, die schmucken Lärchen. Auf dem Boden breitet sich grüner Moosteppich und vom feuchten Grunde nicken die zierlichen Wedel der zarten Farrne, die sich eben erst entfaltet haben oder noch in Schlummer eingerollt des Sonnenstrahls harren, dessen flüchtiger Kuß sie zu vollem Leben erwecken soll. Und auf den Wiesen in allen Farben der Flora liebliche Töchter, des Hahnenfußes gelbe Blüthen, die üppigen Goldkugeln der Trollblume und rothe und gelbe Teufelskralle und blaue Malve, Maßliebchen und Vergißmeinnicht, alle reicher entwickelt und farbensatter als ihre Schwestern weiter unten in der Ebene; dazwischen das Riedgras mit feinen Härchen, die ihren duftigen Blüthenstaub beim leisesten Hauch des Windes verstreuen. Und mit der Flora die Fauna lieblich gepaart! Ueber den Blüthen gaukelnde

Schmetterlinge und die ganze Schaar der summenden und surrenden Käfer und Insecten, und in den Lüften der fröhliche Reigen der gefiederten Sänger.

Das alles und noch vieles andere mehr findet sich nur im Lenz. Sind erst die Wiesen einmal geschnitten, dann prangen sie nicht wiederum in gleicher Fülle und nur zu bald dörrt die Sonne die frischen Farben der Bäume aus. Aber dann der Herbst mit dem Zauber seiner duftigen Ruhe, wenn sich in immer gleicher Pracht der blaue Himmel über dem Thal wölbt! Die Marienfäden spinnen einsam in der Luft und die Natur scheint zu träumen. Ende September beginnt's von neuem in allen Farbentönen zu schillern. Die Buchenblätter sind braun geworden, in allen Schattirungen zwischen gelb, roth, grün und braun erstrahlt das Laubholz. Ist die Grummet noch nicht geerntet, dann sind die Farben der Wiesenblumen fast noch gesättigter als im Frühling. Und wenn sie eingeheimst wird, so ist's doch ein fröhliches Sterben beim heiteren Juchzen der Mäher und Mäherinnen, die deinen Ruf von der Höhe des Berggipfels lustig erwidern. Auf baumlosen Hängen decken ganze Schaaren von Weidenröschen den Boden; weiter unten lugen noch ihre blauen Blüthenaugen, drüber wallt bereits die Schotenfrucht mit ihren zarten Federn. Und dazwischen der rothe Fingerhut, oft zu stattlicher Höhe emporgewachsen. Welch andere Waldblume möchte sich mit der Farbenpracht seiner roth und weiß gesprenkelten Blüthen messen! Schaust du genau zu Boden, so fällt dein Blick wohl auf sonderbar struppiges Gesindel, das sich in langen Ranken weithin spannt und mit seinen dunkelgrünen Köpfchen erstaunt in die sonst so anders geartete Welt blickt. Sie sind fast unheimlich, die dunkeln Gesellen, die letzten Urenkel jener riesigen Schuppengewächse, die in einem früheren Zeitalter unsrer Mutter Erde den Ichthyosauren, und wie die sagenhafte Drachenbrut von den gelehrten Nachgeborenen sonst benamst worden ist, Unterschluf gewährten. Das Volk empfand das auch und nannte sie „Drudenfüße", der alten Drudenfrauen eingedenk, zu denen sich der Bauer nur bei mondfinsterer Nacht schlich, um auf einsamer Berghöhe mit ihnen den alten Göttern zu opfern oder heilende Wurzeln für krankes Vieh zu holen. Auch „Bärlappen" werden sie genannt oder in Uebertragung der botanischen Bezeichnung („lycopodium") „Wolfsfüße" und führen uns in ein späteres, zwar nun auch schon geraume Zeit überwundenes Zeitalter zurück, wo das Raubthier noch in den Schluchten des Gebirges hauste und sich seinen Braten aus den Hürden im Dorf holte. Wie wenige kennen auch den Wald im Winter, wenn der Rauhreif die Fichten mit schimmerndem Krystallgewand umhängt, oder wenn sie sich unter der Last der Schneemassen beugen! Der felsige Hang strahlt eisumpanzert und die zart eingedrückten Spuren weisen den Lauf des flüchtigen Rehs. Es hat eigenen Reiz, so eine Wintertour durch Dick und Dünn. Man muß sich nur recht dazu kleiden. Der Forstmann hat ja zumal im Winter draußen zu schaffen. Neuerdings macht man Versuche, auf dem nordischen Schneeschuh den Wald zu durcheilen.

Die echte, rechte Waldeinsamkeit trifft man auch ungesucht im Gebiet der alten Grafschaft Henneberg. Leise nur flüstern die Fichten, im Waldthal murmelt das Wasser. Selten nur unterbricht die feierliche Stille der Schrei des Hähers, oder du erkennst am unbeholfen schlürfenden Flug den Auerhahn, der auf dem Kamm des Waldes und auch weiter südlich nach Schleuse und Werra zu nicht selten ist. An bestimmten Stellen kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, bei ruhiger Annäherung Auerwild zu Gesicht zu bekommen. Noch liegt das Land dort abseits vom großen Strom der Touristen, der sich vorwiegend von Oberdorf über Stutenhaus und Ilmenau und ins Schwarzathal zieht. In dem Gelände, das sich südlich davor lagert, mag man noch stundenlang wandern, ohne auf Menschen zu treffen, und selbst Holzhauer begegnen dir selten. Aber an Naturschönheiten steht es vor anderen besuchteren Strichen nicht zurück. Das Gebirge da unten nimmt schon allmählich den Charakter des Plateaus an, der Thüringer Wald geht in den Frankenwald über. Weiter nach Westen ein schmaler Kamm und ein lieblicher Grund neben dem anderen; hier in gleicher Höhe ausgedehnte Forsten und stattliche Ortschaften auf dem Rücken des Waldes. Dazwischen in geringerer Anzahl, aber tiefer eingerissen, langgedehnte Thäler, vor anderen obere Schleuse und Schwarza.

Wohl herrscht auch hier das Nadelholz vor, zumal die Fichte, auch die trockene Kiefer an sandigen Stellen; Tannen nur zerstreut und einsam, aber um so malerischer durch ihre Isolirung. Aber auch die Buche hat sich hier noch gehalten. Früher war das ganze Gebirge mit gleichmäßig gemischtem Bestand von Nadelholz und Laubwald bewachsen. Wo jetzt meilenweit fast ausschließlich die Fichte herrscht, war vielfach Laubholz vertreten. Nahe am Schneekopf hat man gegraben und in Tiefe von 6 Meter nur Strünke von Buchen und Haselstauden gefunden, wo jetzt nur Nadelholz wächst. Auch war die Weißtanne vormals häufiger und der Eibenbaum hie und da zu treffen. Aber wo sind jetzt in Thüringen noch Eiben zu finden? Die Buchenbestände nach dem Schleusegrunde suchen im ganzen Gebirge ihresgleichen. Von der „dürren Wiese", einer einsamen Halde auf der Höhe zwischen Nahe- und Schleusethal, sieht man nach Süd und Südost auf ein wogendes Meer grüner Buchenwipfel hinab, und von der Pfarrwiese in Frauenwald schaust du, so weit dein Auge reicht, nur Laubwald. Prächtige Buchenbestände dehnen sich auch in der Nähe des Stutenhauses aus; sie sind der Hauptreiz des Vesserthales. Und wo auf der anderen Seite nach dem Plandergrund die Thalwand steil abfällt und Quelle an Quelle zur Tiefe rieselt, da stehen Buchen — schlank, kerzengerade streben sie zu schwindelnder Höhe und wölben ihr Laubdach zum blauen Himmel. Und zwischen dem Grau und Grün der Buchen ungeheure schwarze Tannen. Verwitterte Stämme liegen am Boden, aber das üppige Grün der Farrne birgt sie fast in modrigem Grabe.

Der Wanderer schaut von der Berge Gipfel hinüber auf die Dächer und Kegel der Rhön und weit in das Grabfeld hinein. Stolz die Landschaft beherrschend, steigen im Vordergrund die Basaltkuppen der beiden Gleichberge empor. Im Südwesten breitet sich das liebliche Frankenland, bei klarem Wetter grüßen die Veste Coburg und vom oberen Main die Klöster Banz und Vierzehnheiligen herüber. Und rechts von der Werra strebt der Hohe Dolmar empor und bildet das Bindeglied zwischen Rhön und Thüringer Wald.

Wo nun der Wald sich noch in solcher Weite dehnt, da bringt er dem Staat schöne Summen. Freilich muß so mancher Baum dem Beile zum Opfer fallen, dem man früher noch langes Leben gegönnt hätte. Die rationelle Wirthschaft unsrer Tage erzielt höheren Gewinn als ehedem. Aber wo früher im Weinberg die Rebe regelloser emporrankte und ein wechselvolles Durcheinander der Stämme den freien Wald kennzeichnete, da folgen sich jetzt in ewiger Wiederholung langweilige gerade Linien. Aesthetik und Musterwirthschaft haben nichts mit einander gemein. Aber zuweilen greift die Natur mit stürmender Hand dazwischen und sucht sich ihre Rechte zu wahren. Ich war Zeuge von einem Windbruch, wie ihn selbst die berühmten „ältesten Leute" nicht gesehen hatten. Der Schnee lag klafterhoch im Wald und die Fichten senkten ihre Zweige unter der weißen Last fast erdrückt zu Boden.

„Der Thauwind kam vom Mittagsmeer" und wandelte sich in der Märznacht plötzlich in orkanartigen Sturm. Die Ziegel lagen am Morgen vor den Häusern auf der Erde; ungeheure Linden waren herausgerissen und überspannten die Straße. Die Post mußte im Wald wenden, da die Bäume in wildem Durcheinander über den Weg geschleudert waren und die Bahn sperrten. Und wie schaute es im Forst aus! An einer einzigen Stelle von kaum tausend Metern im Geviert lagen nicht weniger als viertausend Raummeter danieder. Von einem Forstmann geführt, besahen wir die wilde Verwüstung. Der Sturm mußte sich in rasendem Wirbel gerade auf einen Fleck geworfen haben, wo die stolzesten Fichten weit und breit standen. In regelmäßigen Linien waren sie voreinst gepflanzt. Zu Riesen erwachsen waren sie nun in ihren geraden Reihen von dem furchtbaren Feinde niedergeschmettert und lagen Stamm an Stamm zu Boden, die weite Strecke des wilden Jägers. Andere waren in Zweidrittel-Höhe gekappt, die herrlichen Baumkronen weit zur Seite geworfen. Kahl und traurig starrten die weißen Strünke über dem Leichenfeld in die wieder ruhig gewordene Luft. Dicht daneben lagen die nur theilweise aus dem Boden gelockerten Stämme haushoch über einander. An einer anderen Stelle waren die Riesenwurzeln herausgerissen und das Erdreich in seinen Tiefen durchwühlt. Es war ein tolles Tohuwabohu, und jahrelange Mühe erwuchs dem Staat, die Folgen jener einzigen Nacht einigermaßen wieder zu entfernen; denn auch sonst hatte der Sturm furchtbar gewüthet, wir waren nur an der schlimmsten Stelle gewesen.

Aber auch die strengste und geregeltste Forstwirthschaft kann dem Wald seinen Reiz nicht nehmen. Wo der Boden sich urwüchsig hebt und senkt, dort eine tiefe Thalrinne das Gelände spaltet, hier ein steiles Felsenhaupt emporstrebt, da kann der Mensch der Natur das Scepter nicht aus der Hand winden, sie bleibt Herrin. Darum aber zieht es die ruhebedürftigen, müdegewordenen Menschen immer wieder in die Thüringer Berge. Mit ihrem Waldesgrün, mit den duftigen Wiesen und rieselnden Bächen ihrer Thäler, mit dem ewig wechselnden Geschiebe ihrer Thalcoulissen, vor allem mit dem Zauber ihrer stillen Einsamkeit haben sie schon Tausenden Erquickung und Gesundheit gebracht. Und je größer der Zug aus den Städten in den Wald wird, um so mehr zerstreuen sich die Sommerfrischler und kommen dann auch in Gebirgsstriche, die bisher noch seitab von dem großen Fremdenzug gelegen waren. So ist auch das Waldland, wo die Henneberger Grafen einst den Wildbann führten, allmählich mehr und mehr ein lockendes Ziel zu behaglicher Rast geworden.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Bekämpfung des Gewohnheitsverbrechens. Von A. Bozi, Landrichter. Berlin, Otto Liebmann, 1895. — Unsre Gesetzgebung straft gewisse Handlungen nur, wenn sie gewohnheitsmäßig verübt werden (z. B. Kuppelei ohne Gewinnabsicht) und setzt für andere eine erhöhte Strafe fest, wenn die Verübung gewohnheitsmäßig erfolgte (z. B. Diebstahl, Hehlerei, Wucher). Betrachtet man die Strafe lediglich als Vergeltung für den in der Handlung zum Ausdruck gebrachten bösen Willen, eine Auffassung, die jedem modernen Strafgesetz zu Grunde liegen muß, wenn auch neben ihr noch andere Rücksichten zur Geltung kommen, so ist ein derartiges Vorgehen unrichtig zu nennen. Wer eine Handlung, gleichgültig ob erlaubt oder verboten, vorzunehmen gewohnt ist, braucht bei der einzelnen Vornahme ein viel geringeres Maß von Willensthätigkeit aufzuweisen als jener, der sie vereinzelt vornimmt; dem geringeren Maße des bösen Willens entsprechend sollte daher auch die Bestrafung des Gewohnheitsdelicts eine geringere sein. Auf diesem, hauptsächlich von Psychologen vertretenen Standpunkt steht auch die vorliegende, sehr klar und ansprechend gehaltene Studie. Dem Interesse des Staates, die Gewohnheitsverbrecher unschädlich zu machen und zu bessern, soll nach Anschauung des Verfassers durch polizeiliche Internirung derselben in Verbrechercolonien Genüge gethan werden.

Ausgrabungen. Griechische. — Die heurigen Arbeiten in Mykenae sind vor wenigen Tagen abgeschlossen worden. Bei den Arbeiten auf der Akropolis, deren völlige Freilegung nach einer abermaligen Ausgrabungscampagne zu erwarten ist, ist — wie früher erwähnt — u. a. ein Metopenbruchstück vom alten Tempel zu Tage gekommen. Größere Mengen von Funden haben die Gräber ergeben, von denen 15 geöffnet worden sind. Sie waren besonders reich an Thongefäßen, enthielten aber außerdem Waffen und Schmucksachen, unter letzteren mehrere goldene Ringe und eine Anzahl kleiner goldener Plättchen, die zur Verzierung der Gewänder dienten. — In einer der letzten Sitzungen der Académie des Inscriptions legte M. Homolle (der Leiter der Ausgrabungen in Delphi) die von den HH. Tournaire und Blot ausgeführten Aufnahmen des Tempels von Delphi vor und stellte die Zeit seiner Erbauung und die Art seines Wiederaufbaues nach einem zerstörenden Erdbeben fest. Der Unterbau der Westfaçade und der südwestlichen Ecke weist Spuren dieses Erdbebens auf, das den Bau des 6. Jahrhunderts, das Werk der Alkmäoniden, zerstört hat, denn mehrere Steinschichten in diesen Mauern sind aus Werkstücken von seinem Sims hergestellt, auch enthalten sie ein Triglyphenbruchstück von seiner Ostfaçade, die, wie man weiß, aus Marmor gebaut war. Diese Seite des Tempels war also zusammengestürzt, worauf die Trümmer als Baumaterial Verwendung gefunden haben. Auf der Westseite ist die Zerstörung noch schlimmer gewesen, und sogar der Unterbau, wie bemerkt, stark mitgenommen worden. Der Bodenbelag des Tempels weist von einem Ende bis zum anderen vollkommene Einheitlichkeit auf, und dies thut dar, daß diese Arbeit hintereinander weg, in ein und derselben Periode, ausgeführt worden ist. Abgesehen von den vorerwähnten Resten aus dem sechsten Jahrhundert können die auf der Baustelle zu Tage gekommenen Architekturstücke einer früheren Zeit als dem vierten Jahrhundert nicht zugeschrieben werden, und daraus folgt, daß der gegen Ende des fünften Jahrhunderts zerstörte Tempel zu Anfang des vierten wieder aufgebaut worden ist. Bestätigt wird dies durch eine athenische Inschrift und eine Stelle bei Xenophon, wonach für diesen Neubau in den Jahren 371 und 368 v. Chr. in ganz Griechenland gesammelt worden ist. — Der neue Ausbau des antiken Stadions in Athen für die internationalen gymnastischen Spiele, die im nächsten Jahre zum ersten Mal in Athen abgehalten werden sollen, hat zu Ausgrabungen in verschiedenen Theilen des Gebäudes Veranlassung gegeben, deren Ergebnisse das durch die Ausgrabungen von 1869 und 1870 gewonnene Bild der alten Anlage in manchen Punkten vervollständigen. So ist an einer der zu den Sitzreihen hinaufführenden Treppen in Höhe der 26. Stufe ein Umgang aufgedeckt, der um das ganze Rund des Zuschauerraumes herumlief und vor wenigen Tagen an der Außenseite des Gebäudes nach dem Ilissos zu eine Mauer, die anscheinend als Stützmauer gedient hat, und hart an ihrem Fuße ein alter Weg von ungefähr 3 Meter Breite freigelegt worden. Durch die Restaurationsarbeiten, die bereits weit vorgeschritten sind, beabsichtigt man den Raum ebenso wiederherzustellen, wie er im Alterthum nach dem glänzenden in Marmor ausgeführten Neubau des Herodes Atticus eingerichtet gewesen war. — Die griechischen Zeitungen melden, daß soeben im Dionysos-Theater zu Athen auf dem Fußboden der Bühne ein dort eingekratzter Plan gefunden sei, nach dem die Architekten das Theater gebaut hätten. Es ist das aber eine irrige Ansicht. Denn die angebliche Skizze des alten Theaters befindet sich auf dem römischen Fußboden und ist lediglich eine den meisten Besuchern bekannte Kritzelei; an derartigen Spielereien, welche die Alten zum Zeitvertreib machten, sind bekanntlich fast alle römischen und griechischen Bauten außerordentlich reich. Man braucht nur auf dem römischen Forum einmal herumzuwandern, um derartiges zu beobachten. — Aus Lykosura in Arkadien, wo vor mehreren Jahren die großen Bruchstücke der kolossalen Cultgruppe des Damophon von Messene im Tempel der Despoina gefunden worden sind, kommt die Nachricht, daß der Entdecker dieses Monuments, von dessen gut erhaltenen Köpfen sich bereits seit langer Zeit Gypsabgüsse im Berliner Museum befinden, Hr. Leonardos, zahlreiche neue kleine Bruchstücke, als Nasen, Hände, Füße gefunden hat, die an die schon vorhandenen Figuren genau anpassen. Es ist zu hoffen, daß man

allmählich die ganze aus Demeter, ihrer Tochter Despoina, der Artemis und dem Titanen Anytos bestehende Gruppe wird zusammensetzen können. Die Stücke sind zum Theil so kolossal, daß man sie wegen der schlechten Wege im arkadischen Hochland nicht nach Athen überführen kann. Im Centralmuseum zu Athen befinden sich nur die Köpfe des Anytos, der Artemis und der Demeter, sowie das Stück eines Gewandes, während fast alles andere in Lykosura in einem nothdürftigen Localmuseum geblieben ist.

* **Nordpolar-Expeditionen.** — Der Polarforscher Martin Ekroll, der im vorigen Jahre nach Spitzbergen gefahren war, dort überwintert und diesen Sommer die dortigen Eisverhältnisse untersucht hatte, ist in Hammerfest eingetroffen, von wo aus er einen Bericht über seine Reise sendet. Diese Fahrt war eine Art Vorexpedition, im nächsten Jahre gedenkt er seine schon längst geplante Expedition zum Nordpol auszuführen, die von der östlichen Seite Spitzbergens aus zum mystischen Gilles-Land gehen soll. Die nöthigen Mittel hofft er in Deutschland auftreiben zu können. Ekroll fuhr mit seinem Schiffe „Willem Barentz" zu den Anderson-Inseln im Storfjord, Ostseite von Spitzbergen, wo ein Gebäude errichtet und vier Mann zurückgelassen wurden, während das Schiff nach Whales Point segelte und in einem auf der Karte nicht angegebenen Hafen ankerte. Auf der Ostseite war im Herbst 1894 wenig Eis, so daß man bis zur Ostküste des Nordostlands fahren konnte. Vom 17. October bis Juli dieses Jahres lag das Schiff im Eise eingefroren. Zwischen den Inseln lag das Eis ununterbrochen, aber im Storfjord selbst und in den Meerestheilen bei den Tausend Inseln öffneten sich ständig Wuhnen, bei den Tausend Inseln trieb das Eis zum Theil aus Gesichtsweite. Die Kälte war mitunter sehr streng; einige Male zeigte das Thermometer —40 Gr. C., sonst war die niedrigste Temperatur —30—36 Gr. C., was bei Windstille keine Unannehmlichkeiten im Gefolge hatte, doch erfror man das Gesicht bei —14 bis —17 Gr. C., wenn es windig war. Das Nordlicht, das beobachtet worden war, entsprach nicht den Erwartungen, die man auf dies Naturschauspiel gesetzt. Der Niederschlag war unerheblich und erfolgte nur im Frühling. Der Wind war vorwiegend nordöstlich, Sturm selten. Unangenehm bemerkbar machte sich die außerordentlich große Trockenheit der Luft während des Winters. Als eine Merkwürdigkeit wird erwähnt, daß man bei südöstlichen Winden und steigender Temperatur an Uebelkeit mit malariaartigen Symptomen, wie starkem Blutandrang zu den Augen und von heftigen Schmerzen, Lichtscheu u. s. w. begleitet, litt. Mit Umschlag des Wetters hörte die Uebelkeit auf. Im Laufe des Winters wurden Bären in großer Zahl gesehen und 63 erlegt, ebenso eine Anzahl Robben. Verschiedene Anzeichen lassen darauf schließen, daß das Eis, das die Ostküste von Nowaja Semlja erreicht, auch nach der Südostküste von Spitzbergen kommt. Die Gletscherformationen, besonders auf Ostspitzbergen, schienen Ekroll im Rückgang begriffen zu sein. Nach der Ueberwinterung fuhr die Expedition zunächst zur Anderson-Insel, dann zur Westküste. In der Recherchebai nahm gerade ein englisches Uebungsgeschwader genaue Lothungen und Kartenaufnahmen der Umgebung vor. Da die Nordseite von schwerem Eis belagert war, fuhr man wieder zum Storfjord zurück, wo Ekroll den Engländer Mr. Pike mit seiner Dampfyacht „Victoria" traf. Pike, der ursprünglich nach Franz Joseph-Land wollte, erzählte, daß auch die Ostseite von Spitzbergen von der Hope-Insel ab durch Eis gesperrt sei. Die Pike'sche Expedition ist gleichfalls dieser Tage in Norwegen eingetroffen. Obgleich eine Ueberwinterung für die Gesundheit kaum nachtheilig ist, hält Ekroll eine eventuelle Schlittenreise vor der Ueberwinterung doch für vortheilhafter. Eine Passage über das feste Eis war im Laufe des Winters unmöglich. — Die Jackson'sche Nordpol-Expedition hat der von Vardö eingetroffenen Meldung zufolge im vorigen Herbst den Eisgürtel, der die südliche Küste von Franz Joseph-Land zu blockiren pflegt, glücklich durchbrochen, hat auf Franz Joseph-Land überwintert und am 3. März mit ihrer Schlittenexpedition die Reise gegen Norden angetreten. Diese Nachricht wird in allen an der Polarforschung interessirten Kreisen Freude erwecken, insbesondere aber in England, wo man auf diese vorzüglich ausgerüstete Expedition außerordentlich große Hoffnungen setzt. Nach den bis jetzt vorliegenden kärglichen Meldungen hatte die Mannschaft des „Windward", der dieser Tage in Vardö eingetroffen war, an Scorbut, dem ärgsten Feind der Polarexpeditionen, zu leiden. Drei Mann starben unterwegs, zwei heftig von der Krankheit angegriffene sind in Vardö ins Krankenhaus gebracht worden. Im übrigen war die ganze Mannschaft, auch der Capitän, mehr oder minder vom Scorbut befallen. Die Expedition hatte reichlich Cognac und Portwein mitgenommen, in denen man ein gutes Mittel gegen Scorbut zu haben glaubte; Nansen hat in dieser Beziehung gerade das Hauptgewicht auf die Zusammensetzung der Nahrung und auf entsprechende Bewegung während der Ueberwinterung gelegt. Für den „Windward" scheint die Ankunft in Vardö gerade die höchste Zeit gewesen zu sein, denn sowohl Kohlenvorrath wie Proviant waren völlig erschöpft. Auf alle Fälle scheint indessen die Expedition selbst intact zu sein. Die Jackson'sche Expedition wurde von einem reichen Engländer Namens Harmsworth unter Aufwand von mehr als einer halben Million Mark ausgerüstet und steht unter Leitung Frederik Jacksons, der die arktischen Gebiete wiederholt besucht hat. Sofern sich Franz Joseph-Land weit gegen den Nordpol erstreckt, hat die Expedition die besten Aussichten, da sie zunächst unabhängig vom Meere ist, dessen Eisdecke nach den vielfachen Erfahrungen fast zu allen Jahreszeiten eine gleich schwierige, geradezu unpassirbare Fahrbahn bildet. Am 5. August v. J. war der „Windward" von Archangelsk abgesegelt, wo er zwei Holzgebäude an Bord nahm, in denen er auf Franz Joseph-Land überwintert hat. Dann hatte das Schiff noch Chabarowa an der Jugor'schen Straße angelaufen, um einige dreißig Eskimohunde für die Schlittenexpedition an Bord zu nehmen. Später war das Schiff südlich von Franz Joseph-Land von Fangschiffen bemerkt worden, worauf man bis jetzt nichts hörte. Der „Windward" sollte im selben Jahre zurückkehren, er wurde jedoch vom Eise zurückgehalten und das Schiff mußte gleichfalls die Ueberwinterung durchmachen. Wie erwähnt, hat Jackson Anfang März das Winterquartier verlassen und ist nordwärts gegangen, ganz wie es im Plane lag. Jackson wird bei seiner Reise gegen den Nordpol in gewissen Abständen Depots anlegen und sich dadurch einen sicheren Rückweg schaffen. Im übrigen bietet der Wildstand auf Franz Joseph-Land der Expedition eine werthvolle Hülfe in der Verpflegung. Die Besatzung des „Windward" hat seit einem Monat von Vögeln, Eisbären und sonstigen Raubthieren gelebt, da alle Nahrungsmittel aufgezehrt waren. Auch Wasser und Kohlen waren nicht mehr vorhanden. Die Besatzung ist verpflichtet, bis fünf Jahre nach der Rückkehr Stillschweigen über die Fahrt zu bewahren, aus welchem Grunde noch keine Mittheilungen über dieselbe vorliegen.

* **Nürnberg.** Durch den in Wiesbaden erfolgten Tod Johann Siegmund Schuckerts hat die deutsche Technik einen ihrer hervorragendsten zeitgenössischen Vertreter verloren. Sein Name ist mit der Entwicklung der Elektrotechnik eng verbunden. Er war am 18. October 1846 in Nürnberg geboren und trat nach Absolvirung der Schulen in eine mechanische Werkstatt seiner Vaterstadt als Lehrling ein. 1869 reiste er nach Nordamerika, wo er ein Jahr blieb. Nach seiner Rückkehr errichtete er in Nürnberg eine kleine mechanische Werkstatt, wo er zunächst Vermessungsinstrumente herstellte, dann aber dem Bau von elektrischen Maschinen sich widmete. 1875 konnte er in Nürnberg die ersten elektrischen Lampen entzünden. Vier Jahre später baute er eine größere Fabrik, in der er etwa 100 Arbeiter beschäftigte. Die Beleuchtungstechnik verdankt ihm die bedeutendsten Fortschritte. In seiner Fabrik entstanden die besten Bogenlampen, die wir haben, er führte zuerst den Gleichstrom ein und erwarb sich großen Ruhm mit seinen Scheinwerfern. Sein Werk wuchs gewaltig, die Zahl der Arbeiter, die es in Nürnberg beschäftigt, beträgt jetzt etwa 2000. Vor einigen Jahren sah er sich durch ein Nervenleiden, das er sich durch Ueberarbeitung zugezogen, gezwungen, seine Fabriken einer Actiengesellschaft abzutreten, die sich namentlich mit der Errichtung von Beleuchtungsanlagen für ganze Städte und mit der Anlage elektrischer Eisenbahnen befaßt und eine der größten Unternehmungen Deutschlands auf dem Gebiete der Elektrotechnik darstellt.

* **Heidelberg.** Am 15. d. M. verstarb hierselbst der Geschichtsforscher Prof. Theodor Süpfle im Alter von 62 Jahren, in weiteren Kreisen durch seine in den Jahren 1888 bis 1892 in drei Bänden erschienene „Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich" bekannt. Das Werk ist die Frucht langjähriger Arbeit und hat manche vergessene Beziehung zwischen dem geistigen Deutschland und Frankreich, zumal aus dem 18. Jahrhundert, ans Licht gezogen. Süpfle stammte aus Karlsruhe.

* **Wiesbaden.** Das hiesige chemische Laboratorium des Geh. Hofraths Prof. Dr. R. Fresenius war während des Sommersemesters 1895 von 54 Studirenden besucht. Davon waren 34 aus dem Deutschen Reich, 4 aus England, 4 aus Nor-

wegen, je 2 aus Oesterreich-Ungarn, aus Holland, aus Belgien und aus Australien, je 1 aus der Schweiz, aus Italien, aus Rußland und aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Assistenten waren im Unterrichtslaboratorium 3 und in den Versuchsstationen (Untersuchungslaboratorien) 20 thätig. An die Stelle des am 5. April verstorbenen verdienstvollen Prof. Dr. E. Borgmann ist Hr. Dr. Leo Grünhut als Docent für Technologie berufen worden. Sonstige Veränderungen sind in dem bewährten Lehrkörper der Anstalt nicht vorgekommen. Außer dem Director gehören demselben jetzt an die Herren: Prof. Dr. H. Fresenius, Dr. W. Fresenius, Dr. E. Hintz, Dr. med. G. Frank, Dr. W. Lenz, Dr. L. Grünhut und Architekt Brahm. Das nächste Semester beginnt am 15. October ds. Js. — Der mit dem Laboratorium verbundenen Versuchsstation ist durch Erlaß des Hrn. Unterrichtsministers die Berechtigung zur praktischen Ausbildung für die Hauptprüfung der Nahrungsmittelchemiker verliehen worden. — Außer wissenschaftlichen Arbeiten wurden auch im Sommersemester 1895 zahlreiche Untersuchungen im Interesse des Handels, der Industrie, des Bergbaues, der Landwirthschaft, der Gesundheitspflege, der Justiz und der Verwaltung in den Versuchsstationen (Untersuchungslaboratorien) ausgeführt.

* **Köln.** Die Vorbereitungen zu der vom 25. bis 28. Sept. stattfindenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sind zum großen Theil beendet. Die Anmeldungen laufen so zahlreich ein, daß auf einen ebenso großen Besuch zu schließen ist, wie seinerzeit in München und Wien. Besonders stark sind bis jetzt die österreichischen Länder vertreten. Im Interesse der Theilnehmer liegt es, daß die Anmeldungen möglichst bald an das Empfangsbureau des Philologentages in der Lesegesellschaft, Langgasse 6, gerichtet werden. In dankenswerther Weise hat Theaterdirector Hofmann eine Festvorstellung vorbereitet, in der zum ersten Male „Frauenherrschaft", nach des Aristophanes Ekklesiazusen und Lysistrate, von A. Wilbrandt für die deutsche Bühne bearbeitet, zur Aufführung gelangen wird.

* **Berlin.** Die Grabplatte aus Sakkara, die das Grab von Heinrich Brugsch schmücken soll, ist hier eingetroffen. Die Platte ist aus dem Jahre 4000 vor Christi Geburt und schloß das Grab einer königlichen Prinzessin ab. Die mächtige Granitplatte im Gewicht von etwa 30 Centnern ist der Marmorwaarenfabrik von Camillo Stoevesandt übergeben worden. Der Stein, der in zwei runden Zapfen hing und das Grabgewölbe thürenartig verschloß, ist marmorirter rosafarbiger Granit, 2.30 Meter lang, 93 Centimeter breit und 26 Centimeter hoch. Die obere Seite wird polirt, auf ihr werden Inschriften und das Medaillonbild des verstorbenen Brugsch-Pascha nach seiner letzten Photographie eingravirt; auch kommen Messingplatten mit ägyptischen Inschriften hinzu. Als Unterlage dient ein Marmorsockel.

* **Budapest.** Der Docent Primarius der Gynäkologie an der hiesigen medicinischen Facultät, Dr. Joseph Elischer, hat den Titel eines öffentlichen außerordentlichen Professors erhalten.

* **Paris,** 19. Sept. Hier ist gestern der Schriftsteller Alfred Marchand im 50. Lebensjahre gestorben. Marchand hat sich um die Bekanntmachung fremder Literaturen in Frankreich große Verdienste erworben. Sein Hauptwerk über die lyrischen Dichter Oesterreichs ward von der Pariser Akademie preisgekrönt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 20. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. E. List: Die Weinproduction Bayerns und die zukünftigen Aufgaben dieser Industrie. (Sonderabdruck.) München 1895. — Bericht über Handel und Industrie der Schweiz im Jahre 1894; erstattet vom Vorort des schweizerischen Handels- und Industrievereins. Zürich 1895. — M. J. Lehner: Mittelfrankens Burgen und Herrensitze. Nürnberg, Franz Büching (Comm.) 1895. — Joseph Hafner: Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft; an Eduard v. Hartmann. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1895. — Alexander Dumas: Die drei Musketiere; illustrirt von Maurice Leloir. Stuttgart 2c., Deutsche Verlagsanstalt. — Emile Dürer: Pariser Leben; Roman. Berlin, Karl Duncker. — H. Albrecht: Auf der Wiesen! Das Octoberfest in München. München, Piloty u. Loehle. — Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten für 1896. Lahr, J. G. Geiger. — H. Fernbach: Was habe ich bei Bestellung meiner Clichés zu berücksichtigen? Mit 26 Beispieltafeln. Bunzlau, L. Fernbach.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 262. München, Samstag, 21. September. Beilage-Nummer 218.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Das Französische in Lothringen.

T. K. In Lothringen ist noch heute die Frage des Französischen ebenso actuell wie im Jahre 1871. In Französisch-Lothringen hat die deutsche Sprache erst viel geringere Fortschritte aufzuweisen als im Elsaß, und jetzt, nachdem diese Gegend seit 25 Jahren zum Deutschen Reich gehört, erheben sich Stimmen, welche den Rückschritt predigen. Man sagt, das Deutsche dringe doch nicht in den Gegenden französischer Zunge durch und man solle deßhalb, um die Kinder nicht geistig verkümmern zu lassen, den deutschen Unterricht möglichst einschränken und sie im Französischen gehörig ausbilden. Diese Forderung wird in einem soeben in Metz erschienenen Werke[1]) von einem Lehrer der dortigen Mittelschule, Namens Mayaux, aufgestellt, der übrigens auch des Deutschen mächtig ist, da er 1892 in Mainz ein Werk herausgegeben hat unter dem Titel: „Die Volksschulreform, ein Hauptmittel zur Bekämpfung der Socialdemokratie." Es lohnt sich wohl, etwas näher auf jene Forderung und die von dem Verfasser vorgebrachten Gründe einzugehen.

Der Verfasser sagt, er habe sich dadurch ermuthigt gefühlt, daß der Kaiser ihm für sein voriges Werk, dessen Anhang bereits einiges über die französische Sprache in Lothringen enthält, eine „Belohnung" zuerkannt habe. Welcher Art diese Auszeichnung ist, weiß ich nicht, aber ich glaube nicht, daß der Kaiser mit den in dem neuesten Werke Mayaux' gemachten Vorschlägen einverstanden sein würde.. Auch muß man sein Erstaunen darüber ausdrücken, daß die officiöse „Gazette de Lorraine" in Metz dieselben rückhaltlos billigt. Wenn die Vertreter der Regierung selbst die Vernachlässigung der deutschen Sprache in Lothringen befürworten, so braucht man allerdings nicht zu hoffen, daß in absehbarer Zeit die Bevölkerung, die bis jetzt französisch oder einen romanischen Dialekt gesprochen hat, deutsch reden wird. Mayaux erwähnt vorerst ein Gesuch, das der lothringische Bezirkstag am 15. November 1894 an die Regierung gerichtet hat, um eine weitere Ausdehnung des französischen Unterrichts in der Volksschule zu erreichen. Der Bezirkstag führt unter anderen Gründen auch den an, daß das Französische in Deutschland in den höheren Schulen gelehrt wird und daß die bessere Gesellschaft es sich zur Ehre anrechne, französisch zu verstehen. Ferner meint er, die Verschiedenheit der Sprachen in einem Reiche sei ein Beweis der Größe desselben. Wer allerdings die Grundsätze der Nationalität so auffaßt, wird wohl nie und nimmer zu einer Ansicht kommen, der man vom deutschnationalen Standpunkte aus beipflichten könnte.

Gegenwärtig ist in Lothringen in den hier in Betracht kommenden Gegenden französischer Zunge noch kein einheitlicher Lehrplan aufgestellt. Die Zahl der französischen Unterrichtsstunden variirt von einer Classe, einer Schule und einer Ortschaft zur andern. Im allgemeinen ist das Französische nur aus den oberen Classen verbannt. Daß dieses den Schülern wie den Eltern unangenehm ist, mag ja zugegeben werden. Mayaux erklärt übrigens, daß das Französische in Lothringen bereits bedeutende Verluste zu verzeichnen hat. Die deutsche Regierung kann sich also schon deßhalb nicht veranlaßt sehen, dem französischen Unterricht wieder neue Zugeständnisse zu machen.

Mayaux faßt die Frage vollständig falsch auf. Er sagt z. B.: „Um bei der Beseitigung des Französischen consequent zu sein, müßte man dasselbe auch in den höheren Schulen unterdrücken, man müßte die deutschen Officiere in Metz verhindern, französische Unterrichtsstunden zu nehmen, die Specialcurse in der Stadt schließen, welche die eingewanderten Altdeutschen (Civil und Militär) in großer Zahl besuchen, und schließlich auch im ganzen Deutschen Reiche, von Metz und dem Schloß Urville bis zum Kaiserpalast in Berlin und zur diplomatischen Welt, in welcher das Französische sehr in Ehren steht, den Gebrauch dieser Sprache verbieten. Jawohl, wenn man das Französische an einer Stelle verdrängt, muß man es überall verdrängen! Ist es aber unmöglich, es überall zu beseitigen, so muß man es auch in unsern Volksschulen lassen."

Eine solche Argumentation ist natürlich lächerlich. Der Gebrauch des Französischen in der diplomatischen Welt, das Erlernen dieser Sprache durch die Officiere hat selbstverständlich nichts mit den lothringischen Volksschulen zu thun. Hier, in der Westmark des Deutschen Reiches, handelt es sich eben darum, zu verdeutschen, die Bevölkerung zu veranlassen, sich der deutschen Sprache zu bedienen und das Französische möglichst beiseite zu lassen, damit der französische Einfluß auf sie aufhört und sie sich dem Deutschthum zuwendet. Allerdings mögen Einzelne, obschon sie nur des Französischen mächtig sind, gut deutsch gesinnt sein, allein Männer wie Abbé Jacot sind nicht bloß unter der Geistlichkeit, sondern auch unter der lothringischen Bevölkerung überhaupt seltene Ausnahmen. Solange die deutsche Sprache in Lothringen nicht große Fortschritte zu verzeichnen hat, solange wird auch die deutsche Gesinnung, die durch jene getragen wird, nicht um sich greifen.

Mayaux will so viel Beweise zu Gunsten seiner Ansicht herbeiziehen, daß er sich sogar auf Frankreich beruft, in dem es ja verschiedene Dialekte gäbe, was aber die Franzosen nicht verhindere, gute Patrioten zu sein. Dem Autor scheint es wohl unbekannt zu sein, daß es auch in Deutschland verschiedene Dialekte gibt. Das alles hat aber mit der Sprachenfrage in Lothringen nichts gemein. Auch der Einwand ist nichtig, die Deutschen müßten zuerst die Herzen der Elsaß-Lothringer zu gewinnen suchen, bevor sie ihnen die deutsche Sprache aufdrängen. Die Deutschen sollten also Französisch lernen und dann abwarten, bis es den Einheimischen gefallen würde, auch Deutsch zu lernen. Das wäre doch wohl eine starke Zumuthung, denn dann würden jene Gegenden wohl nie germanisirt werden. Das

[1]) Les deux langues dans les écoles de la Lorraine. Par un instituteur d'Alsace-Lorraine. Metz, Imprimerie Lorraine 1895.

Deutschthum, la chose allemande, wie Mayaux im Französischen sagt, wird immer nur einzelne Anhänger haben, solange die deutsche Sprache nicht allgemein gebraucht wird.

Sobald die Bevölkerung sich willig zeigt, ist es ihr gar nicht unmöglich, sich eine genügende Kenntniß des Deutschen anzueignen. Aber leider setzt sie noch vielfach allem, was deutsch ist, Widerstand entgegen. Unter der französischen Herrschaft hat sie es sich gefallen lassen, daß die Mundart verdrängt wurde, ein altfranzösisches Patois, das noch jetzt nicht ganz verschwunden ist. Weßhalb soll sie nicht endgültig darauf verzichten und zugleich das Französische aufgeben, so weit sie es überhaupt beherrscht? Denn Mayaux berichtet selbst, daß das Schriftfranzösische erst in der letzten Zeit der französischen Herrschaft angefangen hatte, Fortschritte zu machen. Weßhalb soll das Deutsche nicht ebenso gut wie das Französische eine „langue civilisatrice“ sein?

Es ist ja unausbleiblich, daß auf eine gewisse Zeit noch beide Sprachen nebeneinander bestehen müssen, allein es tritt nicht bloß in Metz, sondern auch in kleineren Ortschaften Lothringens deutlicher hervor, daß das Französische mit der Zeit verschwinden wird.

Der Verfasser erwähnt einen angeblichen Ausspruch Kaiser Karls V.: „So viele Sprachen ein Mensch spricht, so viele Male ist er ein Mensch.“ Die Kenntniß mehrerer Sprachen hat ja einen sehr großen Werth, allein hier kommt doch nur die Hauptmasse des Volkes in Betracht, und für diese genügt im allgemeinen eine Sprache. Für die Bauern hat es keinen Zweck, mehrere Sprachen zu beherrschen. Die Geschäftsleute und die anderen Personen, denen die Kenntniß zweier Sprachen von Werth ist, haben genug Gelegenheit, diese zu lernen. In der Volksschule wird man mit der Doppelsprachigkeit nie ein günstiges Ergebniß erzielen, und deßhalb befürworten schon sehr viele lothringische Lehrer die Einsprachigkeit; sie haben nämlich zur Genüge eingesehen, daß die Zweisprachigkeit der geistigen Entwicklung der Kinder ein Hinderniß ist.

An und für sich ist ja die Einheit der Sprache nicht unbedingt zur politischen Einheit erforderlich. Aber man kann Deutschland doch nicht etwa mit der Schweiz vergleichen. Die Gegenden französischer Zunge in Elsaß-Lothringen und in Preußen (Malmedy) sind doch der Ausdehnung nach im Verhältniß zum ganzen Deutschen Reich so gering, daß von einer gleichen Berücksichtigung des Französischen und des Deutschen keine Rede sein kann. Das Französische kann keinen Anspruch darauf erheben, dauernd gepflegt zu werden; es ist zum Verschwinden verurtheilt. Die Beispiele, die Mayaux aus dem Alterthum herholt, sind für moderne Verhältnisse ohne jeden Belang. Die alte Eroberungspolitik hatte doch von den Nationalitätsprincipien unsrer Zeit keine Ahnung.

Es ist zur Genüge bekannt, daß, abgesehen von den französischen Zeitungen, auch lothringische und elsässische Blätter sich in Bezug auf die Sprachenverhältnisse nicht immer der Wahrheit befleißigen. So brachte vor einiger Zeit der „Lorrain“ eine Mittheilung, in welcher an einem Beispiel gezeigt wurde, daß in Lothringen Kinder in die deutsche Abtheilung der Schule herübergenommen werden, ohne irgendwie deutsch zu verstehen. Daraufhin erhielt das Blatt folgende Berichtigung seitens des Bezirkspräsidenten Frhrn. v. Hammerstein:

„Ihr Blatt berichtete in Nr. 149 vom 28. Juni d. J. unter dem Titel: Actualité. L'étude de la religion dans nos écoles primaires de la partie française, von einem Schüler, der französisch als Muttersprache spreche, aber in dieser Sprache nichts lesen und schreiben könne, der andrerseits deutsch lese und schreibe, aber hievon nichts verstehe und deßhalb dem Religionsunterrichte in keiner der beiden Sprachen folgen könne. Nach den angestellten Erhebungen hat der Lehrer Mayaux der hiesigen Mittelschule zugestandenermaßen den Artikel veranlaßt. Er hat dabei den achtjährigen im 3. Schuljahre stehenden Schüler Leske der Mittelschule im Auge gehabt. Eine nähere Prüfung der Sache hat aber ergeben, daß die einzelnen Angaben des Artikels, welche geeignet sind, die öffentliche Meinung irre zu leiten, der Wahrheit nicht entsprechen. Der Knabe, dessen deutsch redender Vater erst seit zwei Monaten verstorben ist, versteht, spricht und liest deutsch, wie andere mäßig begabte Kinder seines Alters und ist zur Theilnahme am Religionsunterrichte hinreichend befähigt.“

Es ist merkwürdig, daß gerade der Lehrer Mayaux, der doch durchaus unparteiisch zu sein vorgibt, jenen Artikel veranlaßt hat. Man kann daraus schließen, daß er es auch mit andern seiner „Beobachtungen“ nicht allzu genau genommen hat. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß, wie die „Gazette de Lorraine“ zu verstehen gegeben hat, den Reformvorschlägen Mayaux' höheren Orts eine besondere Beachtung geschenkt werden wird. Die Ausführungen des Autors, in dem was sie wahres und falsches enthalten, sind besonders auswärts als Stimmungsmesser bemerkenswerth.

Abgesehen von den hier geltend gemachten Bedenken enthält das Mayaux'sche Werk auch manche zutreffende Bemerkungen. Der Verfasser wünscht, daß in den Schulen, wo die Kinder von Haus aus französisch sprechen, zuerst im Französischen und erst später im Deutschen unterrichtet werde, und umgekehrt, daß in den deutschen Schulen zuerst deutsch und später erst französisch gelernt werde. Solange überhaupt an der Zweisprachigkeit festgehalten wird, ist diese Methode offenbar empfehlenswerther als das jetzige Verfahren, nach welchem meistens gleichzeitig mit beiden Sprachen begonnen wird. Aber in den deutschen Sprachgegenden die Schüler auch im Französischen zu unterrichten, ist doch zum mindesten überflüssig und wäre dem Deutschthum sehr schädlich. Es kann nur zugegeben werden, daß in den französischen Sprachgegenden das Französische soweit als Hülfsmittel benutzt wird, als es zum Unterricht im Deutschen erfordert ist. Mayaux kommt nebenbei auch auf eine Idee zurück, die seinerzeit der frühere Reichstagsabgeordnete Schneegans im Reichstag entwickelt hatte und die jetzt A. H. Fried in der Broschüre „Elsaß-Lothringen und der Krieg“ wieder auffrischt. Dieser Plan zielt dahin, aus dem nunmehrigen Reichslande ein geistiges Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich zu machen. Das ist ein Gedanke, der sich sehr schön ausnähme, wenn er keine Utopie wäre. Uebrigens ist es nicht recht begreiflich, wie Mayaux mit seinen Vorschlägen betreffend die Doppelsprachigkeit in den lothringischen Volksschulen einen solchen Plan verwirklichen zu können glaubt. Nichts ist in der Volksschule der geistigen Entwicklung der Kinder hinderlicher als das gleichzeitige Erlernen zweier Sprachen. Die traurigen Resultate dieses Systems kann man jetzt täglich im Reichslande sehen: junge Elsässer und Lothringer, die sogar Jahre lang auf der Straßburger Hochschule studirt haben, beherrschen weder das Deutsche noch das Französische vollkommen. Mit der Doppelsprachigkeit in der Volksschule erzielt man — von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen — nur ein Zwittergeschlecht und um dieses zu vermeiden, soll im Reichslande thunlichst dahin gewirkt werden, daß das Deutsche so bald wie möglich allein zur Geltung kommt.

Neue Romane.

-tt. Es ist keine sehr erquickende und auch keine besonders lohnende Arbeit, die Erzeugnisse der neuesten Romanliteratur durchzulesen, um diejenigen Bücher heraus-

zufinden, welche einer Besprechung werth sind. Immerhin ist unser letzter Streifzug nicht ganz fruchtlos gewesen, und aus der ziemlich großen Anzahl von Einläufen können wir heute drei Bücher behandeln, zwei ganz moderne und ein etwas altmodisches.

„Im Gnadenwalde", Roman von Marie Conrad-Ramlo,[1]) ist eine Künstlergeschichte. Die Heldin, die Malerin Mary Greve, Tochter eines Farmers in Indiana und Gattin eines deutschen Philosophieprofessors, ist von der Verfasserin mit sichtlicher Liebe gezeichnet. Frau Mary Greve hat es früh gelernt, sich auf eigene Füße zu stellen; im Verkehr mit den Männern hat sie die freien Manieren der Tochter Amerika's und der schaffenden Künstlerin. Sie bewegt sich sogar in burschikoser Weise, sie turnt eifrig und sie theilt ihr Atelier mit dem Künstler Otto Bull, einem frivolen fin de siècle-Menschen. Aber dieser vergißt ganz das Weib in ihr, er sieht nur den guten Kameraden neben sich, dessen Freundschaft und Achtung ihm geradezu Lebensbedürfniß geworden ist. Frau Mary, eine gesunde, warmblütige Natur, hat vielleicht manche Züge von dem Laura Marholm'schen Ideal der „Weibhaftigkeit", doch spielt das Geschlechtsleben für sie keine die ganze Persönlichkeit ausfüllende Rolle. Sie weiß sich gegen alle Anfechtungen sicher und ihr Gatte kann ihrer unerschütterlichen Treue, ihrer hingebenden Liebe voll vertrauen. Sie fühlt sich dem etwas steifen Gelehrten in allen Dingen, welche praktischen Sinn und Weltklugheit erfordern, weitaus überlegen, und in der Art, wie sie den Gatten behandelt, liegt etwas von jener mütterlichen Zärtlichkeit, die bedeutende kernige Frauennaturen gar oft dem geliebten Mann gegenüber entwickeln, der in den kleinen Dingen ungeschickt oder unbeholfen ist. Greve liebt sein Weib leidenschaftlich und ist von ihrem Werthe durchdrungen. Er ist nicht eifersüchtig, aber die freie Art, in der sie sich bewegt, genirt ihn, der auf äußere Formen achten und mannichfache Rücksichten nehmen muß, gar oft. Den Groll und Aerger, den ihr Auftreten bei ihm hervorruft, drängt er häufig zurück, zuweilen kann er's aber nicht überwinden, ihm Luft zu machen. „Im Gnadenwalde" verleben sie idyllische Tage, Mary, Greve, der Malgenosse und größere Künstler Otto Bull, der amüsante Roman Birkenfeld, dem die Gattin Hulda entlaufen ist und Greve's Nichte Genoveva... Mary hatte sich heimlich die zwanzigtausend Mark aus dem Erlöse ihrer Bilder zusammengespart, die zum Kauf einer Villa, eines Märchenheims „Mary's Ruh" dienen sollten. Dort soll ihr Bub Walt heranwachsen, wie ihr hochverehrter Landsmann Walt Whitmann, „dieses gigantische Naturkind, dieser einzige Poet, der für die übercivilisirte Welt so viel Lächerliches, Aergerliches, Formloses hat, und den sie mit Rührung und Zärtlichkeit liebte."

Aber das ersehnte Ideal sollte ihr nicht werden. Lange schon hatte sie bemerkt, daß den geliebten Gatten etwas drückt, daß er ihr gegenüber nicht frei zu athmen wagt. Als sie dann auf Umwegen erfährt, daß er aus der Zeit kurz vor seiner Vermählung eine Kette in die Ehe nachschleift, daß eine Person Bertha Stoppel, von der Bull sagt, daß ihr Gesicht „mit einem Stich ins Gegentheil von seelischem Adel" behaftet ist, eine Schuldverschreibung über zwanzigtausend Mark von ihm besitzt, da ist Mary rasch entschlossen, „Mary's Ruh" für Johnny's, wie sie den Gatten nennt, Ruhe zu opfern, und was sie sich vorgenommen, führt sie resolut aus. Greve hatte verschiedene Anläufe genommen, ihr sein Geheimniß zu enthüllen, aber sie wußte sie geschickt abzuwehren, denn sie wollte ihm die Beschämung einer Beichte ersparen und erst von der Sache reden, wenn sie einmal gründlich aus der Welt geschafft sein würde. Aber als sie mit dem durch die Hülfe ihres treuen Bull eroberten „Glückszettel" heimkam, hatte sich ihr Gatte in eine tief verbitterte Stimmung gegen sie hineingeredet. Oft schon hatten ihre ungebundenen Manieren ihn verdrossen, ein Erlebniß im Gnadenwalde schlug dem Faß den Boden aus. Ein stattlicher Bauernbursch und Zitherspieler, Vestl, war von ihr mit Begeisterung zum Modell für einen Baldur entdeckt worden. Er verliebte sich regelrecht in die schöne Stadtfrau, und das gab dann Anlaß zu einer ärgerlichen Scene, die seine Braut und seine Schwester der Malerin machten. Professor Greve kam dazu und das Gespräch beraubte ihn fast seiner Sinne. Sie war dann einige Tage abwesend, um den zu seinem Pathen, dem Laienbruder Gregor geflüchteten Vestl aufzufinden und den ihr aufsässig gewordenen Bauern zu beweisen, daß er sich kein Leid angethan. Bis sie zurückkam, hatte Greve sich zu einem Entschlusse durchgekämpft und er sagte ihr, „daß er es nicht ertragen könne, statt einer Frau einen Cowboy geheirathet zu haben". Bewegungslos saß sie ihm gegenüber; das Kind, das erst der Mutter seine Bilder zeigen wollte, schleppte sie, da diese verloren vor sich hinstarrte, dem Vater zu, und unter ihnen befand sich der erlösende Schein, der Mary in ihrem Weh aus der Hand entglitten war. Nun erkannte Greve, was sein starkes Weib für ihn gethan, ohne viel Aufhebens davon zu machen; und seine Selbstanklage wehrt sie mit den Worten ab: „Jeder Mensch zahlt dem Häßlichen in der Welt seinen Tribut. Das ist so unvermeidlich, wie der Schmerz und wie der Tod." Auf ihre Frage: „Ist denn nun wirklich alles gut?" antwortet er: „Wie bei Lustspielfiguren? Nein, Mary. Wir müssen uns erst noch etwas erringen. Weißt Du was?" Ja wohl, wußte sie es: Das Vertrauen! Unbegrenztes Vertrauen. — Neben diesem Theil der Geschichte spielt die Liebe Otto Bulls zu der bildschönen Genoveva, die von einer Tante Kleber gleichsam zur Ertödtung des Fleisches erzogen war und die Mary zum rechten Weibe heranbildet. Sehr hübsch geschildert ist es, wie sie bebt und sich dagegen wehrt, einen Blumenstrauß, den ihr der kleine Walt gibt, an die Brust zu stecken, charakteristisch auch ihr Entsetzen, als sie erfahren, daß Monika, das Hausmädchen, ein Kind hat. „Wenn ich das früher gewußt, kein Wort hätt' ich mit ihr geredet. Ein Kind! Sie ist ja ledig. Die Sünderin!" Nun fing Mary an, zu verstehen. Ein unbändiger Zorn brauste in ihr auf. Sie hätte das Mädchen auf der Stelle exemplarisch züchtigen mögen. Fest umklammerte sie Genoveva's Arm. Langsam, mit wuchtigem Nachdruck sprach sie zu ihr, ihr fest ins Auge sehend: „Ich wollte, du hättest ein Kind, du Unmensch, dann wärst du vielleicht menschlich, wie jenes arme Weib." Wenn die erwachte Genoveva dann in der Ehe mit Bull sich so rasch entwickelt, daß dieser die Freundin bittet, sie möge seiner Frau doch zureden, etwas einfacher zu leben, so ist das vielleicht etwas romanhaft. Im übrigen aber sind die Figuren mit großem Wirklichkeitssinn geschaut und ohne besonderen Aufwand von Schilderungen lebendig dargestellt. Es sind Individualitäten, keine Typen. Die Sprache ist recht flott und gut, nur Seite 147 finden wir ein unrichtig angewandtes „würde", ein Fehler, über den Schopenhauer sich immer, wo er ihn fand, sehr aufregte.

Noch „moderner" als das Buch der Frau Conrad-Ramlo ist „Ein Narr", Roman von Hans v. Kahlenberg.[1]) Die Bezeichnung Roman ist für diese juvenalische Anklageschrift gegen die heutige Gesellschaftsordnung wohl nicht zutreffend. Ueberhaupt ist das Buch kein geschlossenes Kunstwerk, aber unstreitig eine beachtenswerthe Erscheinung.

[1]) Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner 1895.

[1]) Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner 1895.

Die Erfindung ist dürftig, die Figuren sind uns zum Theil schon früher ähnlich begegnet, so der reiche Fabrikherr mit seiner Umgebung, der „Narr" selbst, der asketische idealistische Schwärmer, der die Menschen trotz aller Enttäuschungen lieb behält, der bärbeißige Doctor, mit der bitteren Zunge und dem weichen Herzen, die schöne, stolze Weltdame, die den Stiefbruder mit einem Gemisch von scheuem Befremden und eifersuchtsvoller Zuneigung betrachtet, und endlich das liebliche Arbeiterkind, das Johannes gerettet und für sich gerettet zu haben glaubt, und das dann dem leichtfertigen Lebemann zur Beute wird. . . . Johannes Lindemann, der Sohn des reichen Fabrikanten, hat, seiner Neigung folgend, Theologie studirt und sucht in dem Wirken für die Armen und Leidenden die Mission zu erfüllen, die er in seinem geistlichen Beruf erblickt. Aber er kann nicht helfen, nicht allgemein und nicht im Einzelfalle. — Der Verfasser, dessen Name uns mit diesem Buche zum ersten Male begegnet, ist vielleicht noch ein ganz junger Mann, der die Noth und das Elend in grellen Farben schildert. Er zeigt das Schlimme, aber nicht den Weg zur Heilung. Den socialdemokratischen Anschauungen tritt er entgegen, eher scheint er es mit Nietzsche zu halten, auch schimmert vielleicht ein leichter Anflug von antisemitischer Denkart durch. Der Sybarit Sigismund Bertoni ist wohl diejenige Figur, welche dem Herzen des Autors am nächsten steht. Nicht übel klingt es, wenn dieser müde Genußmensch, dessen Paradoxen allerdings sehr anfechtbar sind, einmal sagt: „Ueber die hungrige Armuth apitoyirt sich Jeder. Selbst unsre Commercienräthinnen schluchzen in den „Webern". Es sollte mal einer die Tragödie der Sattheit schreiben. Ein Rentier, den der Schlag rührt nach dem zehnten Gange, ist genau so tragisch, wie ein Bettler, der hinter der Scheune verhungert. Noch dazu hat der andere die Anwartschaft auf den Himmel, während der arme reiche Mann in der Hölle schwitzt, nur weil er sich satt aß und gut angezogen ging. . . . Eine verflucht socialdemokratische Geschichte! . . . Auch eine Ausgeburt des Hungers. . . . Wäre Jesus Christus Latifundienbesitzer gewesen . . . oder hätt' man Sanct Paulen ein Bisthum gegeben . . . Du kennst ja den alten Goethe . . . Nur der Hunger hat Ideen — der Hunger erfindet Religionen und erobert Königreiche. . . . Nehmt ihn aus der Welt, und Ihr unterbindet der Menschheit die Lebensader! Sie stirbt an Unverdaulichkeit. Sie verwest bei lebendigem Leibe. . . . Ihr seid die allerniederträchtigsten Menschenfeinde, die wahre Umstürzler- und Anarchistenbande, Ihr Socialisten, Christen, Apostel der allgemeinen Sattheit, die ihr jedes Goldstück in schnöde Bettelpfennige wechselt und dem Fortschritt spanische Stiefel anzwängt, um des Hinkefußes irgend einer alten Vettel willen. . . . Was nicht lebensfähig ist, soll sterben. Das ist seine Bestimmung, ein urgesunder Naturproceß. Es künstlich großpäppeln ist Unsinn, höhere Thierquälerei, Sünde wider den heiligen Geist der Natur. . . ." Kühn wie diese Betrachtung ist auch die trotzige Antwort des alten Arbeiters, der Johannes Lindemanns Zuspruch und Mahnung zur Ergebung in den Willen Gottes mit den Worten zurückweist: „Bei uns armen Leuten verfängt das nich mehr — Herr Pfarr'; für die Reichen mag's schön und wahr sind" . . . und darnach das Elend der Armen schildernd mit den Worten schließt: „Un wenn da droben Einer sitzt, der das so gemacht hat, daß der Eine 'n Herz un 'nen Magen hat wie der Andre, und der findet nichts zu fressen, und das Herz wird ihm zerrissen un zertreten im Leibe, denn fluch' ick Ihm, denn verfluch' ick Ihn, wie ick die da verfluche!" Die Räthselfragen, die das Buch behandelt, sind so alt, wie die Gesellschaft und das Eigenthum. Weder das radicale Recept des rauhen Doctors: „Ein Kopf für die ganze Schwefelbande und dann runter damit. Das ist die einzig wahre Menschenfreundschaft" —, noch die milde und weiche Behandlungsweise des Johannes Lindemann vermag die Lösung zu bringen. Wenn der Leser das Buch zuklappt, dann wird er wohl noch eine Zeit lang über seinen Gedankeninhalt nachsinnen und vielleicht auch an das Heine-Wort erinnert werden: „Ein Narr wartet auf Antwort."

Auch ohne die Jahreszahl würde wohl jeder einigermaßen aufmerksame Leser der bisher besprochenen Bücher darauf kommen, daß sie in der jetzigen Zeit entstanden sind. Gar keine solche Kennzeichen trägt das Buch „Eigene Wege. Eine Geschichte nach Ueberlieferungen erzählt von Ludwig Meinardus"[1], das ganz so, wie es vorliegt, auch vor sechzig oder siebzig Jahren geschrieben sein könnte. Der Verfasser hat sich als Componist und durch seine Schriften über Musik in der Welt der Tonkunst einen weitbekannten Namen gemacht. Neben seinem Lebenswerke hat er sich auch der erzählenden Literatur gewidmet, doch ist von seinen derartigen Schriften unsres Wissens nur „Ein Jugendleben" unter seinem Namen erschienen. Das Buch „Eigene Wege" ist in schlichtem, treuherzigem Erzählerton ohne viel Reflexionen gehalten. Als wir diese Geschichte einer viele Jahrzehnte hindurch mit großer Willenskraft und eiserner Consequenz fortgesetzten Täuschung zu Ende gelesen hatten, da war es uns, als hätten wir schon einmal von dem Soldaten gehört, der mit so meisterhaftem Geschick die Rolle seines adeligen Officiers zu spielen wußte. In der That beruht die Fabel des Buches auf historischer Grundlage.

Der Held, hier Hans Volkmar genannt, hat es in der erborgten Persönlichkeit bis nahe zum Generalsrange gebracht und wird von Zeitgenossen als „ein vornehmer Mann und imponirender Vorgesetzter geschildert. Seine Rolle hat er mit vollendetstem Anstande gespielt, wobei ihm ein ungewöhnlich stattliches Aeußere zu Hülfe kam". Den Verfasser reizte der Versuch, das sittliche Problem zu lösen, das einer viele Jahre hindurch so glücklich ausgeführten Darstellung einer fremden Individualität nothwendig zu Grunde gelegen haben mußte, doch hat er das psychologische Problem nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt.

Am Nachmittag des 18. October 1813 sehen wir bei Beginn des Buches den schwerverwundeten Rittmeister Frhrn. Kurt v. Saaleck Schenk von Vargula, begleitet von seinem Sergeanten Hans Volkmar. Beide glichen sich an Gestalt, Gesichtsbildung, Klang der Stimme und sogar in hervortretenden Charakterzügen fast zum Verwechseln. Volkmar hatte den Schwerverwundeten aus dem Schlachtgetümmel entfernt, um ihn irgendwo in Sicherheit zu bringen, das Stoßen des Leiterwagens auf den unebenen Straßen bereitete dem wie im Starrkrampf Liegenden entsetzliche Pein, doch löste es den Bann, von dem seine Lebensgeister gebunden waren. In einer einsamen Bauernhütte, die von den Bewohnern verlassen ist, bettet Volkmar seinen Rittmeister, und während dieser schwerathmend daliegt, läßt er selbst vor seinem inneren Auge die eigene Vergangenheit Revue passiren, erinnert sich der Verachtung, mit der Saaleck ihn empfangen hatte, als er sich um die Gunst bewarb, als Freiwilliger in das Regiment Prinz Klemens-Ulanen aufgenommen zu werden, und dabei arglos erzählte, daß er Schauspieler gewesen. Er durchlebt aufs neue die Strenge, mit der sein Rittmeister ihn behandelte, die Scenen, in denen seine geringe Abkunft und seine Vergangenheit seinem Ehrgeiz im Wege standen, die Rettung einer adeligen Dame, Gräfin Sasch, bei der er seinem ihm so ähnlichen Rittmeister zuvorgekommen ist. . . . Saaleck stirbt in der einsamen Hütte. Kurz vor seinem Tode sagte er Volkmar, daß er ihn als Freund betrachte, daß er ihm vieles zu

[1] Bremen, M. Heinsius Nachfolger 1895.

danken habe und ihn zum Erben seines ganzen Nachlasses bestimme, der Volkmars freies Eigenthum sein werde. In diesem Nachlaß befinden sich chronikartige Aufzeichnungen über das ganze Vorleben Saalecks, dessen Handschrift der Volkmars ähnlich ist und die dieser täuschend nachahmen kann. Die Andeutung über ein Familiengeheimniß, das Saaleck ihm anvertrauen wollte, nahm dieser mit sich hinüber und während Volkmar, glaubend, daß er schliefe und in einem Augenblick der erhitzten und verwirten Sinne, seine Uniform mit der des Freiherrn wechselte, war dieser verschieden. Nun durchlebt Volkmar einen kurzen inneren Kampf und kommt zu dem Entschluß, fortab sein eigenes Selbst mit dem des Verstorbenen zu vertauschen, nur noch als Frhr. v. Saaleck zu leben. In einer Art von Trotz des geschmähten und verachteten Komödianten, der dem bürgerlichen Kastensystem nach wie vor um nichts besser, als dem Brahminen der Paria gilt, will er durch die Macht der Illusion wirken und die Menschen am Narrenseile führen. „Dem berufenen Meister der Kunst versagt ihr eure Achtung und Anerkennung wohlberechtigter menschlicher Ansprüche auf Lebensziele, nach denen zu trachten ihr euch wie ein ausschließendes Vorrecht anmaßt. So habt ihr dem Verfehmten den Fehdehandschuh hingeworfen. Wohl! Der fluchbeladene Komödiant nimmt den Kampf an. Der Darsteller soll in der Bahn laufen, die dem ehrlichen Soldaten trotz aller geübten Selbstverleugnung, Pflichttreue und Bravour hartherzig auf immer versagt bleiben würde. Mag sich denn die Kunst der Illusion an euch und euren angemaßten Privilegien versuchen. Und ihr sollt nicht einmal ahnen, daß es ein Komödiant ist, der sich für die ihm selbst und seinem Beruf zugefügte Schmach rächt, indem er euch alle am Narrenseil führt." Durch das sorgfältige Studium der Memoiren Saalecks hat er sich ganz in dessen Vergangenheit hineingelebt und nun sehen wir ihn in einer Reihe von Episoden bis zum Greisenalter die Rolle durchführen, die er sich vorgenommen. Er rettet den Herzog Friedrich von einem räuberischen Ueberfalle und bekommt von diesem die Zusage, daß er als Rittmeister in das in Hünenburg neugebildete Ulanenregiment eintreten dürfe. (Die Orts- und anderen Namen sind vom Autor verschleiert worden.) In Hünenburg lernt er die liebliche Renata Kruthof kennen, die er selbst als Hans Volkmar sieben Jahre vorher in Magdeburg aus Feuersgefahr gerettet hatte. Das Kind nahm sein ganzes Herz gefangen und sie wird später sein treues Weib. Schon der Dreizehnjährigen gegenüber gibt er den Entschluß kund, sie dereinst heimzuführen; auch diese romantische Verlobung beruht auf Ueberlieferungen. Im Officiercorps hatte der fremde Eindringling, der auf stramme Mannszucht hielt, manche Neider und Feinde. Er bestand verschiedene Fährlichkeiten: so als ihm die Kisten mit der Schauspielergarderobe Hans Volkmars von dessen Verwandten zugeschickt wurden und sich dadurch das Gerede verbreitete, der Rittmeister Saaleck sei Seiltänzer oder gar Komödiant gewesen; so als St. Priest, der als Schauspieler Volkmars Nachfolger gewesen, mit seinem später übernommenen Circus in Hünenburg gastirte; so als der Rittmeister bei einer großen Hoffestlichkeit den Tellheim spielte, Anlässe, durch die immer der Verdacht, daß etwas in seiner Vergangenheit nicht rein sei, erweckt wurde. Immer wußte er sich aber herauszureden, indem er an die frappante Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Sergeanten erinnerte. Erst im Greisenalter wird die Täuschung durch eine Wiederbegegnung mit der Gräfin Sasch, die dem gewandten und ritterlichen Sergeanten immer eine warme Erinnerung bewahrt und den Gegensatz zwischen ihm und dem steifen Saaleck in treuem Gedächtniß behalten hatte, enthüllt. Auch dieser Theil der Geschichte beruht auf Ueberlieferung; es wird erzählt, daß bei der Hoftafel ein sächsischer Chargé d'affaires dem Großherzog erklärt habe, der Oberst sei keineswegs sein alter Freund und Kriegskamerad, sondern dessen Sergeant, der diesem eine Zeitlang als Officiersbursche seine Kleider geputzt habe. Auch der Schluß, daß der Landesfürst, Großherzog Paul, Sohn des Herzogs Friedrich (das Land war inzwischen Großherzogthum geworden), eingedenk der treuen Dienste, die der vermeinte Saaleck ihm, seinem Hause und seiner Familie Jahre hindurch geleistet, nach der Enthüllung das Geständniß der öffentlichen Kritik und einer richterlichen Procedur entzog, ihm ein Privatgut in der Pfalz als Wohnsitz anwies, schließt sich an die historische Ueberlieferung an. Um den Eindruck des verübten Betrugs zu mildern, hat der Verfasser hinzugedichtet, daß der Sergeant Hans Volkmar der richtige Vetter des Rittmeisters ist und daß der Großherzog ihm für sein Lebensende die Führung der vereinigten beiden Namen: Hans Konrad Volkmar v. Roßleben, Frhr. v. Saaleck Schenk v. Vargula verleiht.

Es ist also eine abenteuerliche Geschichte, die aber fesselnd wirkt. Als ein Mangel muß es empfunden werden, daß wir die seelischen Kämpfe und Conflicte des Helden nicht miterleben und entstehen sehen, sondern daß sie uns nur erzählt werden. Ein Seelenanatom wie Bourget oder Dostojewsky würde aus dem bedeutenden Stoffe mehr gemacht haben; doch auch so, wie das Buch vorliegt, ist es immerhin lesenswerth und würde von der älteren Generation des Lesepublicums zweifellos zu den „schönen Büchern" gezählt worden sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Prutz, Hans. Die Kgl. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im 19. Jahrhundert. Zur Feier ihres 350jährigen Bestehens. Königsberg. Hartung'sche Verlagsdruckerei. 1894. — Die Universitäten spielen im geistigen, sittlichen und nationalen Leben Deutschlands eine überaus mächtige Rolle. Und zwar hat jede unsrer Universitäten mehr oder minder ihre eigenartigen Schicksale und ein besonderes Gepräge. Die an der äußersten Nord-Ostecke Deutschlands gelegene Universität Königsberg ist 1544 von dem ersten weltlichen Herzog von Preußen, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zur Förderung der Reformation und zugleich als Bildungsstätte für seine Beamten gegründet worden. Sie trat später vor allem durch Kants Lehrthätigkeit in den Vordergrund. Von dieser Zeit ab schildert uns der als Historiker bekannte Verfasser die Geschichte seiner Hochschule. Er gibt uns nicht eine trockene statistische oder chronikenartige Zusammenstellung dessen, was sich in der genannten Periode Merkwürdiges ereignet; er gewährt uns einen Einblick in das innerste Leben und Streben. Besonders interessant sind die Mittheilungen über das Wirken hervorragender Persönlichkeiten wie Fichte, Herbart, Rosenkranz u. A. Da wird uns zum Beispiel Seite 26 bis 27 durch einen Augenzeugen ein anschauliches Bild von Fichte's erster Vorlesung an der Albertina am 5. Januar 1807 entworfen. „Fichte erschien und imponirte uns allen durch sein markirtes, tüchtiges, geistiges Gesicht mit dem festen muthvollen Blick; vor sich hatte er einen Tisch stehen, darauf 2 Lichter. Todtenstille herrschte, man konnte jeden Athemzug hören. Fichte putzte das erste Licht aus, steckte es wieder an, dann machte er es mit dem zweiten ebenso, lehnte sich mit beiden Händen auf den Tisch und schaute sich gleich wie ein Magier stumm und still, wohl zehn Minuten in der Gesellschaft um, als wolle er die geheimsten Gedanken derselben erforschen. Dann begann er ungefähr Folgendes zu sagen: „Meine Herren! Wollen Sie das, was ich sagen werde, verstehen, wollen Sie mit Nutzen meine Vorträge anhören, so müssen Sie die Ueberzeugung haben, daß Sie noch gar nichts wissen" 2c. Wenn wir sehen, wie schwer auch Königsberg durch das Metternich'sche System zu leiden hatte, so freuen wir uns um so mehr der nachdem gewonnenen Freiheit im Leben und in der Wissenschaft, im Lehren und Lernen. Auch die Universität Königsberg ist in den letzten 30 Jahren entsprechend dem Fortschritte der Wissenschaft in ihrem Lehrpersonal und ihren einzelnen Instituten bedeutend ausgestaltet worden. Daß die Geschichte dieser Zeit weniger ausführlich behandelt ist, als die der früheren Jahre, ist in der Natur der Sache

begründet. Der Historiker zeigt sich durchweg in der freimüthigen und objectiven Darstellung der Verhältnisse. Sind gewisse Sachen mehr von localem Interesse, so können sehr viele andere Theile des Buches auf das allgemeine, wenigstens das Interesse aller derjenigen Anspruch erheben, die entweder selbst an einer unsrer Hochschulen thätig sind oder doch für die geistige Entwicklung des deutschen Volkes Sinn und Verständniß haben. Gelegentlich kommen auch verschiedene der allgemeinen Fragen zur Sprache, wie die über die Stellung und die Bedeutung der Privatdocenten, über den Einfluß der mehr realistischen Geistesrichtung unsrer Zeit auf die Universitäten, über die Zulassung der Frauen zum Studium.

Chr. R.

fr. Handbuch der internationalen Nachlaßbehandlung mit besonderer Rücksicht auf das Deutsche Reich und die einzelnen Bundesstaaten. Von Ferdinand Böhm, kgl. Oberlandesgerichtsrath in Nürnberg. Zweite durchgearbeitete Auflage. Verlag von Gebrüder Reichel, Augsburg. — Aus dem schwierigen Gebiet des internationalen Privatrechts ist die Nachlaßbehandlung eine der schwersten Materien. Ein Werk hierüber muß von vornherein als dankenswerthes Unternehmen erscheinen; um so mehr trifft das zu, wenn dasselbe, auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage fußend, hauptsächlich durch klare Verarbeitung des umfangreichen Materials der Praxis die Lösung der hier sich ergebenden Fragen zu erleichtern sucht. Böhms Handbuch der internationalen Nachlaßbehandlung hat einem lebhaft empfundenen Bedürfniß Rechnung getragen und ist darum auch dankbar aufgenommen worden. Daß die in demselben niedergelegten allgemeinen Ausführungen auch für die Theorie des internationalen Privatrechts Bedeutung haben, ist bereits unumwunden anerkannt.

fr. Beiträge zur Kritik des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs. Von Dr. Moriz Wittelshöfer, Rechtsanwalt in Fürth. München. J. Schweitzers Verlag. — Die Gedanken eines Praktikers beim Vergleich des Entwurfs zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich in erster und zweiter Lesung. Von weitgehenden und principiellen Vorschlägen sieht das Büchlein ab; es ist nur der eine oder andere Paragraph herausgegriffen und kurz, aber meist treffend, kritisirt.

* **Konstanz**, 18. Sept. Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Wir versprachen, über die beiden Vorträge des ersten Tags noch einiges nachzutragen. Von diesen war der zweite, der des Hrn. Prof. Dr. Gerold Meyer v. Knonau in Zürich über „Bischof Gebhard III. von Konstanz" (um 1100) mehr eine gelehrte Auseinandersetzung über die Bedeutung dieses Bischofs, der neben Salomon III. (um 900) den Konstanzer Bischofsstuhl über den Rahmen eines gewöhnlichen Bisthums hinaushob und ihn zum Mittelpunkt der päpstlich-antikaiserlichen Politik in Südwest-Deutschland gegenüber Heinrich IV., nicht aber auch gegen Heinrich V., machte. Denn obgleich letzterer, seines vielbefehdeten Vaters gefährlichster Gegner und schließlich Ueberwinder, zum Throne gelangt im wesentlichen dieselbe Politik einschlug, wie der von der Kirche so grimmig bekämpfte Heinrich IV., nur daß er sich als ein noch gefährlicherer Feind der Curie auswies, sehen wir doch den als Vertreter der päpstlichen Politik zu einer ausschlaggebenden Bedeutung in Südwest-Deutschland gelangten Gebhard III. Heinrich V. gegenüber keineswegs in der alten Hitze weiterkämpfen; vielmehr ist es ihm alsbald so deutlich um Aussöhnung mit dem neuen Kaiser und damit den endgültigen Frieden des Landes zu thun (vgl. vor allem die Gesandtschaft seines Bruders Berthold II. von Zähringen im Auftrag des Kaisers an den französischen König, welche auf den Ausfall der Synode von Troyes 1105 so wesentlich eingewirkt hat), daß dies nicht der letzte Grund ist für die Erkaltung der Beziehungen zwischen dem Bischof und seinem hohen Auftraggeber Papst Paschalis II. Wie diese Schwenkung zu erklären sei (alte und in der Schule der päpstlichen Politik gewonnene Erfahrung einerseits, dann wirkliche Ueberzeugung, daß dem Reiche wie der Kirche durch einen endlichen Frieden, ob auch im Sinne Heinrichs V., am besten gedient sei, andrerseits), darüber gab der Redner eine Reihe von, wie uns scheinen will, durchweg zutreffenden Winken. Die Rede gipfelte in dem Wunsche nach Berichtigung eines kleinen Mißverständnisses in den Konstanzer Denkmälern, indem auf der Rheinbrücke unter den dort aufgestellten Bischofsstatuen auch ein Gebhard sich befindet, Gebhard I. betitelt; offenbar irrthümlich, da es Gebhard II. heißen soll, † 990, der Stifter von Kl. Petershausen. Gebhard III., der 1110 starb, hat, obgleich der Bedeutendste unter ihnen, noch kein Denkmal gefunden.

War dieser zweite Vortrag mehr für die gelehrten Freunde der Konstanzer Localforschung berechnet, so bot der andere, erste von Hofcaplan Martin in Heiligenberg über die Geschichte von Konstanz schon durch die äußere Vortragsweise wie durch seinen Inhalt ein ungleich größeres Interesse. Denn in einem dreigliedrigen Schema Konstanz' Geschichte zusammenfassend, indem Konstanz als Kirchen-, als Musen- und als Fremdenstadt vorgestellt wurde, drehte sich doch die ganze Rede in ihrem Hauptinhalt thatsächlich eben um diejenige Figur, die man von dieser Tagung ausgeschlossen glaubte: Johannes Hus, und war nichts anderes als ein Versuch, die Stellung der katholischen Kirche gegenüber jenem Manne darzulegen und in gewissem Sinn zu vertheidigen. Trat dabei auch der katholische Standpunkt des Redners unverhüllt hervor, schon indem er von „Irrlehren" u. dgl. sprach, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß er doch auch einem allgemeineren Empfinden nachzukommen suchte, nämlich nicht nur dem allgemein menschlichen — so indem er den Scheiterhaufen von 1413 unverhohlen bedauerte und ihn auf veraltete Gesetze zurückführte, auch für die Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit des Mannes ein gewisses Maß von Bewunderung äußerte —, sondern auch für das nationale Bewußtsein schöne und wohl aufrichtig empfundene Worte fand. Blieb trotzdem die Gesammtauffassung hinter dem zurück, was die menschliche Gerechtigkeit gegenüber den Manen eines solchen Mannes verlangt — so indem gegen einen „Cultus" des böhmischen Reformators nicht nur vom „nationalen" Standpunkt aus, sondern auch im Namen des Rechts (?) protestirt wurde —, nun so war damit dem Empfinden des, wie es scheint, überwiegenden Theils der Zuhörerschaft nur um so mehr das Recht gegeben, auch seinerseits zu reagiren und jene andere Auffassung, eben die der uneingeschränkten Bewunderung und, wenn man so will, des Cultus eines solchen Märtyrers seines Gewissens zum Ausdruck zu bringen.

Letzteres geschah in dem ersten der Vorträge des folgenden Tages, der zweiten Hauptversammlung, von Prof. Dr. Brecher-Berlin über die „Hohenzollern und das Konstanzer Concil". Es sei uns gestattet, von dieser ebenso durch Feinheit der Vortragsweise wie durch wissenschaftliche Gründlichkeit ausgezeichneten Rede, die man ohne Widerspruch als die Hauptleistung dieser Tagung wird bezeichnen dürfen, eine kleine Skizze zu geben. Einleitend bemerkt der Redner, daß sein Vortrag wohl an Bekanntes anknüpfe. Aber für ihn als Preußen und zumal für Bewohner der Mark Brandenburg habe es einen eigenen Reiz, an der Stelle der Ereignisse die Vorgänge genauer zu verfolgen, welche das Hohenzollerngeschlecht auf den Platz riefen, von wo es seinen hohen Flug genommen hat. Dabei seien mancherlei Traditionen kritisch zu behandeln. Nun wird in einigen schlagenden Zügen ein Gemälde jener Zeit entworfen. Hervorzuheben ist, daß Friedrich von Hohenzollern nicht gern in den Norden gegangen ist. Aber er war dazu genötigt, weil er der einzige Mann war, der an jener gefährdeten Stelle noch helfen konnte. Denn nicht groß genug können wir uns die allgemeine, zumal die sittliche Versumpftheit jener Zeit vorstellen, des 14. und 15. Jahrhunderts. Wo man hinsieht, überall Genußsucht, Müßiggang, Faulheit. Friedrich erscheint als einer der wenigen, die in dieser Zeit arbeiteten. Nicht alle waren freilich gleich schlimm. Sigismund war wenigstens von hohem Flug durchdrungen, wenn er auch die Gebrechen seiner Zeit, zumal den Leichtsinn, theilt. Anders Friedrich, dessen Bild schon dadurch ausgezeichnet ist, daß es in den Scandalosa jener Zeit wenig erscheint im Unterschied von Sigismund: „Während Sigismund genoß, arbeitete Friedrich." Das muß er schon am Hofe von Ofen-Pest gezeigt haben und so wurde er von Sigismund nach Kaiser Ruprechts Tod (1410) mit Erwerbung der deutschen Krone für ihn beauftragt. Meisterhaft legt er hier seine politische Befähigung an den Tag und macht sich schon dadurch aufs höchste um Sigismund verdient. Die Sache hatte aber noch eine höhere Seite. Sollte der halb tschechische Jost von Mähren, der nie etwas that und den Dingen ihren Lauf ließ, an die Spitze des deutschen Volkes treten? Freilich war die Sache schwierig wegen Ungunst des Haupts der Luxemburger, König Wenzels von Böhmen. Mit dem Tode Josts fällt die Schwierigkeit weg und so liegen für Sigismund und damit für Friedrich die Wege frei. Und da kommt nun der Hülferuf aus Brandenburg. Treffend wird dessen schwere Nothlage in kurzen Strichen gezeichnet. Mit der Niederlage von Tannenburg ist der Deutsche Orden, der bisherige Hauptträger des Deutschthums im Osten, zu Boden geworfen. Unaufhaltsam dringen die Slaven vor. Schon sind die Grenzen des Polenthums bis zur Oder vorgeschoben und es ist nur eine

Frage der Zeit, wann die Mark Brandenburg, mit so viel deutschem Blut durch vier Jahrhunderte erkauft, wieder in slavischen Händen sein wird. Kummervoll sinnt der König, ohne Geld und ohne Heer, der Frage nach, wie helfen? Ich will euch Friedrich schicken, ist sein Resultat. Aber innerlich ist er doch dabei voll Unruhe. Die Mark gehört zum luxemburgischen Hausbesitz. Haupt des Hauses ist aber nicht er, sondern Wenzel von Böhmen. Dennoch überträgt er 1413 Friedrich die Verwaltung und Vorstehung des Landes. Er solle sich des Landes in allem annehmen wie ein Fürst, ausgenommen die Kurwürde und das Erzkämmereramt. Als Belohnung überwies er ihm 100,000 ungarische Gulden, die aber Friedrich vorschießen muß und die ihm bei Rückgabe der Mark ersetzt werden sollen. Indeß ist Friedrich noch weit entfernt, in die Mark gehen zu können. Die Reichsangelegenheiten halten ihn fest. Zunächst ist ein Reichstag nach Speyer ausgeschrieben. Aber um das Reich kümmert man sich so wenig mehr, daß Niemand kommt. Sigismund ist dadurch so tief betroffen, daß er die Krone niederlegen und nach Ungarn zurückgehen will. Der ihn festhält, ist Friedrich. Er führt den König in das allezeit gut reichsgesinnte Nürnberg und hier wird Sigismund umgestimmt. Indessen ermahnt Friedrich durch Briefe und Boten die Fürsten, doch zu kommen, und allmählich findet sich einer nach dem andern ein, und so kommt nach zwei Monaten die Krönung in Aachen zu Stande. Von da an zeigt sich Sigismund ernstlich entschlossen, dem Reiche zu helfen, und Friedrich ist sein guter Genius dabei. Und so kommt er auch an die kirchlichen Dinge, den Hauptfactor seiner Zeit. Nicht groß genug läßt sich da das Chaos jener Zeit denken: schon Männer, wie Marsilius von Padua, Occam, Dante setzten die letzte Hoffnung auf den Eingriff des Kaisers. Als charakteristisch, wie kaum etwas, wird hier der Brief Giovanni's von Ragusa, ein ironischer Brief des Satans aus der Hölle an Papst Gregor XII., angeführt, ihm für seine Thätigkeit im Namen der Hölle dankend und deren höchste Belohnung in Aussicht stellend. In Deutschland nimmt man die Sache ernster, aber auch tiefer. So tritt Heinrich v. Langenstein zuerst hervor mit dem Gedanken, ein Papst sei ganz unnöthig, man könne das eben halten nach Belieben, ob 1 oder 12, Hauptsache seien die Bischöfe. Christus hat nicht einem Papst, sondern der Kirche seinen Segen gegeben. Diese Ideen gehen nach Frankreich über und finden dort in Paris, zumal an der Universität, großen Anklang. Pierre d'Ailly verlangt nachdrücklich einen sittlichen Papst, sonst sei er ein Nichts. In Deutschland steht in dieser Richtung Dietrich v. Nieheim zwar vereinzelt, aber in großem Einfluß durch seine Einwirkung auf das Concil zu Konstanz. Sein besonderer Standpunkt ist, daß er den Willen Gottes in den Vordergrund stellt. Dieser sei in erster Linie maßgebend und daher zu beobachten, und da zeige sich, daß Gott eine Spaltung nicht nur zuzulassen, sondern zu wollen scheine. Dem dürfe man nicht widerstreben, sondern müsse denken, daß die Kirche die Hauptsache sei, die Gemeinschaft der Gläubigen, die auch einen Papst richten und absetzen könne, wie sie wolle. Die Lage erfordere jedes Mittel, und so kommt ein Mann, der durchaus ernsthaft gesinnt und in der Schule der päpstlichen Kanzlei groß geworden ist, dazu, machiavellistische Ideen zu empfehlen: ein Symptom von weitreichender Bedeutung. Können wir uns wundern über die Stimmung des Concils, und sollte da nicht ein Sigismund und Friedrich ähnliches gedacht haben? In dieser Stimmung tritt Friedrich mit Sigismund in das Concil ein. Bekanntlich ist dem Papst Konstanz nur abgerungen worden, er wollte durchaus einen italienischen Ort, oder doch im Süden bleiben. Man dachte auch an andere Orte, so Kempten. Schließlich blieb man bei Konstanz wegen dessen günstiger Lage. Und nun kommen die husitischen Dinge. Hier kommt für uns vor allem in Betracht, daß den Freibrief für Hus Friedrich in keinem Falle gekannt hat, da er damals abwesend vom kaiserlichen Hofe war und erst nach Hus in Konstanz eintraf. Wie er kommt, war alles schon entschieden und so Sigismunds Rücknahme seines Geleitsbriefes in keinem Fall auf Friedrich zurückzuführen. Sigismunds Entschluß selbst ist in der Hauptsache aus seiner kritischen Lage zu erklären. Er beugt sich nur, um das Concil zu retten, weil sonst alles auseinanderging. Zu dieser Stellung, bei der freilich auch seine sittliche Gleichgültigkeit in Betracht kommt, bekennt sich dann allerdings auch Friedrich. In der entscheidenden Sitzung im Dominicaner-Kloster (dem jetzigen Insel-Hotel) nahm dann Sigismund Veranlassung, Hus als Ketzer ernstlich zu verwarnen; wenn er dabei beharre, werde er ihn als Erster mitrichten und entscheidend eingreifen (5. Juni). Am 7. Juni findet die Fortsetzung des Verhörs statt und dabei wird Hus von Pierre d'Ailly und Gerson gepackt wegen seiner Behauptung, daß ein unsittlicher Papst oder Kaiser seines Amtes unfähig sei „quoad meritum, non ad officium". Darüber wird Sigismund herbeigerufen, der sich kurz mit der Sache abfindet und entdeckt, daß Hus doch ein „schlimmer Ketzer" sei. Offenbar ist Hus nicht recht verstanden worden, sonst hätte man seinen Worten unmöglich solche Tragweite geben können. Nun trachten die Väter danach, Hus so rasch als möglich zu beseitigen. Aber Sigismund, hier durch Friedrich beredet, will eine rechtlich unanfechtbare Erledigung. So kommt ein wochenlanger Aufschub zu Stande, ohne daß damit jene widerwärtige Scene der Ketzerdegradirung vermieden worden wäre. Für unsre Frage von Bedeutung ist hiebei vor allem, daß offenbar Friedrich es gewesen ist, auf den jenes letzte Angebot von Gnade um den Preis des Widerrufs durch den Marschall v. Pappenheim erfolgte. Er ahnte wohl, wie der Kaiser sagte, daß „darüber die Krone in Böheim in Stücke gehen werde". Es gelang nicht, Hus blieb standhaft. Dafür ist eine andere Sache hier endgültig entschieden worden, die Uebertragung der Mark Brandenburg an den Zoller Friedrich. Dreierlei Gründe waren es, die den Kaiser hier bestimmten: 1) daß die Zahl der Kurfürsten damit wieder voll werden solle; 2) die Verdienste Friedrichs um das Reich; 3) die Lage der Mark Brandenburg selbst, die gebieterisch nach einem Mann schreie. Bei der Uebertragung wurde nun wohl das Rückkaufsrecht des Kaisers oder seiner Erben um die Summe von 400,000 fl. ausbedungen. Trotzdem ist es unrichtig, von nur pfandweiser Uebertragung zu reden. Der Uebertragende ist ja der Kaiser, das Uebertragene die Mark Brandenburg, die 400,000 fl. aber offenbar nur eine formelle Reservation, schon weil das Haus Luxemburg ja im Aussterben war. Offenbar handelte es sich nur darum, das Haupt des Hauses, den mißtrauischen König Wenzel in Prag, zu beruhigen. Mit dessen Absterben war die ganze Sache erledigt. Aber interessant ist, was Friedrich uns nun versichert. Er geht mit hohen Plänen um. Hat er nicht schon bisher thatsächlich das Reich verwaltet? Drei Tage darauf erklärt er sich zur kostenlosen Rückgabe der Mark bereit gegen — Wahl zum römischen König. Die Sache zerschlägt sich aber, denn das wollte der Kaiser nicht. Noch einmal aber kommt Friedrich nach über 1½jähriger Abwesenheit nach Konstanz zur formellen Belehnung Frühjahr 1417. Indessen ist die Lage, zumal die kirchliche, endgültig verschoben worden in Folge der unglückseligen Reise des Kaisers nach Spanien und nachher seiner Parteinahme für den einen der streitenden Päpste, der sonst nur in England gehalten wurde, während Italien, Frankreich und Spanien die Anhängerschaft des andern bilden, und so kommt die neue deutsche Papstwahl zu Stande. Aber das politische Ereigniß, das für die Zukunft so unendlich bedeutungsvoll, die Belehnung wird vollzogen, und zwar mit großem Gepränge auf dem freien Marktplatz. Folgt eine malerische Beschreibung der Festlichkeit. Die Belehnungsurkunde ist leider nicht mehr vorhanden, es soll darin ausdrücklich von den Pflichten gegen die Luxemburger die Rede gewesen sein. Genug von der Thatsache, die unter großem Jubel der Bevölkerung mit nachfolgendem Mahl im Rathhause erfolgte. Lang vergangene Dinge werden uns damit wieder gegenwärtig. Das Haus Luxemburg und viele andere Geschlechter, welche in jenen Tagen hervortraten, sind verschwunden. Eine neue Welt hat sich gebildet. Aber eins ist geblieben: das Haus Hohenzollern in der Mark und sein Aufgang zu höchsten Höhen, die es damit dem Reiche und der kaiserlichen Macht wieder erstellt hat.

Der folgende und letzte Vortrag von Hrn. Dr. Ludwig Wilser aus Karlsruhe über „Alter und Ursprung der Runenschrift" war offenbar wissenschaftlich von nicht geringem Werth und mit sorgfältiger Arbeit, auch durch Tabellen vorbereitet, aber schwer verständlich.

* **Leipzig.** Bei der hiesigen Centralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock sind im Wintersemester 1894/95, sowie im Sommersemester 1895 3690 im gleichen Zeitraum an deutschen Universitäten, bezw. höheren Lehranstalten ꝛc. neu erschienene Schriften (Inauguraldissertationen, Habilitationsschriften, Gelegenheitsschriften, Programmabhandlungen ꝛc.) eingeliefert worden. Die Titel derselben sind im VI. Jahrgang des „Bibliographischen Monatsberichtes über neu erschienene Schul- und Universitätsschriften" verzeichnet. Auf die einzelnen Wissenschaften vertheilen sich die 3690 Schriften folgendermaßen: Classische Philologie und Alterthumswissenschaften 251 Abhandlungen, Neuere Philologie (Moderne Sprachen und Literaturgeschichte) 197, Orientalia und Allgemeine Sprachwissenschaft 67, Theologie 39, Philosophie 69, Pädagogik 233, Geschichte mit

Hülfswissenschaften 170, Geographie 23, Rechts- und Staatswissenschaften 316, Medicin 1368, Beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie 2c.) 195, Exacte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie, Meteorologie 2c.) 222, Chemie 410, Bildende Künste 19, Musik 5, Land- und Forstwirthschaft 15, Verschiedenes (Bibliothekswesen, Reden 2c.) 91.

* **Halle.** Das Archäologische Museum der Universität trat, wie die „Magdeb. Ztg." erfährt, im verflossenen Etatsjahr zum ersten Mal in den Genuß der hochherzigen Zuwendung des 1892 verstorbenen Rentiers Johann Albert Schmidt. Für das verflossene Rechnungsjahr stand ein doppelter Jahresbetrag des Legats, also 1000 M., zur Verfügung, wofür die galvanoplastischen Nachbildungen der Goldbecher aus Vaphio (Amyklae), die Gypsabgüsse von 14 Reliefplatten von dem Tempel zu Assos aus der Formerei des Louvre und 23 Gypsabgüsse aus der Formerei der Berliner Museen erworben wurden. Weitere Ankäufe für die Gypssammlung wurden aus den etatsmäßigen Mitteln gemacht. Die Sammlung von Photographien erhielt einen Zuwachs von 194 Nummern, meist Aufnahmen antiker Ruinen und Sculpturen. Von Geschenken sind zu erwähnen eine Anzahl kleinerer Antiken aus dem Nachlaß des Prof. Roß und ein antikes Papyrusblatt von Prof. Blaß.

* **Berlin.** Den königlichen Hauptpreis der hiesigen theologischen Facultät hat, wie der „Rhein.-Westf. Ztg." mitgetheilt wird, der israelitische Lehrer Coblenz aus Bielefeld, der seit drei Jahren in Berlin studirt, für die Preisaufgabe über „Das betende „Ich" in den Psalmen" erhalten.

* **Hamburg.** Die an der deutschen Seewarte abgehaltene 18. Concurrenzprüfung von Marinechronometern ist äußerst günstig verlaufen. Sie legt ein glänzendes Zeugniß für die hervorragenden Leistungen ab, deren die deutsche Chronometerfabrication gegenwärtig fähig ist. Von den 30 Instrumenten, die von 6 deutschen Fabricanten zur Verfügung gestellt waren, konnten 7 verschiedene Chronometer, und zwar Uhren der HH. W. Bröcking-Hamburg, A. Kittel-Altona, C. Bröcking-Hamburg, W. G. Ehrlich-Bremerhaven, H. Diedrich-Geestemünde als erstclassig bezeichnet und durch das Prädicat „Vorzüglich" ausgezeichnet werden. In die zweite Classe mit dem Prädicat „Sehr gut" wurden 14 Instrumente, fast die Hälfte aller zur Prüfung gestellten Chronometer, eingereiht, so daß auf die beiden letzten Classen nur 9 Chronometer entfallen, von denen 7 der dritten Classe (Gut) und nur 2 der vierten Classe (Genügend) angehören. Der hohe Procentsatz, den die diesjährige Prüfung an erstclassigen Instrumenten aufweist, bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt im Vergleich zu dem Ergebniß früherer Prüfungen.

* **Wien**, 17. Sept. Der Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht, Dr. Rittner, hat an die Dekanate der katholisch-theologischen Facultäten nachstehenden Erlaß gerichtet: „Behufs Erzielung eines einheitlichen Vorganges bei Festsetzung der Bedingungen für die nach Maßgabe der Bestimmungen des hierortigen Erlasses vom 6. Juni 1850 vorzunehmende Nostrification von an den päpstlichen Universitäten und Collegien in Rom erworbenen theologischen Doctordiplomen finde ich Nachstehendes zu erlassen: Die theologischen Facultäten sind ermächtigt, die an der Gregorianischen Universität, am römischen Seminar bei St. Apollinar und an dem Collegium Urbanum de propaganda fide erworbenen Doctordiplome ohne Einholung der gemäß § 5 des obcitirten Erlasses vorgeschriebenen hierortigen Genehmigung zu nostrificiren, wenn die Bewerber 1) das Gymnasium ordnungsmäßig absolvirt und ein staatsgültiges Maturitätszeugniß vorgelegt, 2) die theologischen Studien entweder an einer österreichischen theologischen Facultät oder an einer der obgenannten theologischen Anstalten in Rom ordnungsmäßig zurückgelegt haben und 3) sich an jener theologischen Facultät, an welcher sie die Nostrification anstreben, nach Maßgabe der geltenden theologischen Rigorosenordnung einer strengen Prüfung aus dem Kirchenrechte und der Kirchengeschichte oder, sofern sie das Doctorat oder Licentiat des Kirchenrechts nachweisen, lediglich aus Kirchengeschichte mit gutem Erfolge unterziehen. Im Falle des Vorhandenseins der unter 1 und 2 angeführten Voraussetzungen wird Candidaten, welche an dem Dominicaner-Collegium bei Santa Maria sopra Minerva den theologischen Doctorgrad erlangt haben, das Rigorosum aus der Fundamental-Theologie und Dogmatik und jenen, welche an der juridischen Facultät bei St. Apollinar oder an der Gregorianischen Universität das Doctorat juris canonici erworben haben, die strenge Prüfung aus dem Kirchenrechte erlassen. In besonders rücksichtswerthen Fällen, wie insbesondere bei Nachweis hervorragender wissenschaftlicher Leistungen, können weitergehende Begünstigungen hierorts in Antrag gebracht werden. Ueber die von den theologischen Facultäten hienach vollzogenen Nostrificationen ist am Schlusse eines jeden Studienjahres anher zu berichten."

* **Rom.** Die öffentlichen Sitzungen des Deutschen Archäologischen Instituts werden mit der Winckelmann-Feier beginnen und bis zur Palilienſitzung an jedem zweiten Freitag stattfinden. Der I. Secretär, Hr. Petersen, wird von December bis April in und außer den Museen die Werke alter Kunst, insbesondere auch der römischen, besprechen. Der II. Secretär, Hr. Hülsen, wird vom 15. November bis Weihnachten ungefähr 20 Vorträge über Topographie von Rom halten und vom Januar bis April zweimal wöchentlich epigraphische Uebungen leiten. Im Juli wird Hr. Mau, wie bisher, einen achttägigen Cursus in Pompeji abhalten, über dessen Zeit später genauere Auskunft vom Römischen Secretariat zu erhalten sein wird.

* **Athen.** Die öffentlichen Sitzungen des Deutschen Archäologischen Instituts beginnen am 11. December und werden bis Ostern jeden zweiten Mittwoch abgehalten werden. Der I. Secretär, Hr. Dörpfeld, wird seine Vorträge über die antiken Bauwerke und die Topographie von Athen, Piräeus und Eleusis in der Zeit vom 1. November bis 1. April halten. Der II. Secretär, Hr. Wolters, wird vom 1. December bis April Vorträge in den Antikensammlungen Athens halten. Die gewöhnliche Reise des Instituts durch den Peloponnes nach Olympia soll am 14. April angetreten werden. Wie in diesem Jahre, soll auf dieser Reise auch Delphi besucht werden. Die zweite, nach mehreren Inseln und Küstenplätzen des Aegäischen Meeres gerichtete Reise soll am 6. Mai beginnen und wird sich nicht nur, wie in diesem Jahre, auf Troja, sondern auch auf Samothrake erstrecken. Meldungen sind, da die Zahl der Theilnehmer, besonders bei der Peloponnes-Reise, beschränkt sein muß, möglichst früh an das Secretariat in Athen zu richten.

1895. Nr. 264. München, Montag, 23. September. Beilage-Nummer 219.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Geheimwissenschaften.

Von K. Sudhoff.

I.

Die Bahn des menschlichen Geisteslebens ist theilweise rückläufig geworden. Nach scharfer Abkehr vom krassen Materialismus fliegen wir den Gebieten des Mysticismus mit wachsender Geschwindigkeit zu. Allerlei Spuk vergangener Zeiten wagt sich wieder augenreibend ans Tageslicht. Der Spiritismus feiert seine Triumphe nicht allein. Auch Alchemie und Astrologie warten schon an der Thür, um wieder in weiteren Kreisen salonfähig zu werden. Da kann es uns nicht wundernehmen und wir können es als Nebenwirkung sogar freundlich begrüßen, daß man die Geschichte der Geheimwissenschaften vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende einer erneuten Durchsicht unterzieht. Als Historiker des Occultismus hat sich der jüngst in den besten Jahren verschiedene Karl Kiesewetter einen Namen erworben, namentlich in geistesverwandten Kreisen, Kiesewetter, der an der Hand historischer Studien in Sachen des Spiritismus eine besondere Stellung einnimmt. Sein „Faust“ ist in diesen Blättern bei seinem Erscheinen eingehender besprochen worden.[1]) Im sachlichen Theile, welcher der Theurgie und Nekromantie gewidmet ist, bildet das Faust-Buch eigentlich einen vorweggenommenen Bestandtheil von Kiesewetters letztem umfangreichen Werk, den „Geheimwissenschaften“, welche eine Geschichte der Alchemie, der Astrologie und Mantik und des Hexenwesens bieten, die weiße Magie, die Theurgie und Nekromantie aber nur kurz berühren.[2])

Eingehend wird zunächst die Alchemie in ihrer geschichtlichen Entwicklung besprochen. Abweichend von allen modernen Autoren hält Kiesewetter an der Ableitung von *χύω χυμός* fest und schreibt darum durchgehends Alchymie. Es lohnt sich nicht, näher auf diese Marotte einzugehen. Leider stehen die Darlegungen über den Ursprung der Alchemie, welche sich fast ganz auf die trefflichen „Beiträge zur Geschichte der Chemie“ von Hermann Kopp stützen (1869—1875), nicht auf der Höhe der Zeit; denn die neuesten vorzüglichen Forschungen des französischen Chemikers und zeitweiligen Ministers Berthelot sind gänzlich übersehen, während sie aller Beachtung werth sind.[3]) Erst durch Berthelots Untersuchungen sind feste Grundlagen gewonnen für eine positive Darstellung des ägyptischen Ursprungs dieser Disciplin, welche früher als rein chimärische Geistesverirrung gedeutet wurde; sie ist hervorgegangen aus den Kunstgeheimnissen der Gold- und Silberschmiede. Eine Sammlung solcher Vorschriften für Metallkünstler stellt der Leidener Papyrus X aus dem 3. Jahrhundert nach Christo dar, welchem Berthelot eine Uebersetzung und einen ausführlichen Commentar gewidmet hat. Die Darstellung von Metalllegirungen, wie des Asem oder Elektron oder anderer gold- und silberähnlicher minderwerthiger Mischungen, mit der Absicht der Fälschung vorgenommen, weckte in den Metallbearbeitern die Hoffnung, wirkliches Gold auf künstlichem Wege gewinnen zu können, „dupes de sa propre industrie“. Daß man sich zur Erreichung dieses ersehnten Zieles auch der Beihülfe übernatürlicher Gewalten zu versichern suchte, lag in der Natur der ägyptischen und babylonischen Cultur. Später haben die Gnostiker die technischen Handgriffe der Werkleute mit mystischen Philosophemen umsponnen. Auch die Neuplatoniker traten in Beziehung zur Alchemie und blieben nicht ohne Einfluß auf ihre weitere Entwicklung. Die Platonische Lehre von der materia prima, welche allen Körpern gemeinsam war, gab den Speculationen einen scheinbar festen Boden.

Aus Berthelots Untersuchungen hätte sich auch für die ältesten griechischen Alchemisten manch bessere Zeitbestimmung gewinnen lassen und manche von Kiesewetter noch als rein sagenhaft hingestellte Persönlichkeit Fleisch und Blut erhalten können. Wenn Kiesewetter die tabula smaragdina als zur „gnostischen Mystik“ gehörig ganz von der Alchemie scheiden will, so übersieht er eben den Zusammenhang, welcher zwischen Alchemie und Gnosticismus besteht. Daß der griechische Text des Alexandriners Stephanos von Ideler in den „Physici et medici graeci minores“, Berlin 1841—1842 herausgegeben worden ist, hat Kiesewetter nicht beachtet.

Die ersten Abschnitte des Werkes bis zu Basilius Valentinus sind, wie gesagt, hauptsächlich nach Karl Christoph Schmieders Geschichte der Alchemie (Halle 1832) und Hermann Kopp gearbeitet, Eigenes nur wenig hinzugethan. Das Spätere ist wesentlich selbständiger. Durchaus irrig sind die Angaben über Isaak und Johann Isaak Hollandus, besonders die Behauptung, daß die Schriften derselben erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts auftauchen und Fälschungen des Johann Thölde sind. Die erste urkundliche Erwähnung eines Alchemisten Isaak Hollandus findet sich in den Acten des Processes gegen die betrügerischen Laboranten in Wolfenbüttel,[1]) namentlich Philipp Sömmering aus Tambach im Thüringer Walde. Unter den „Kunstbüchern“, welche dieser dem Herzog Julius von Braunschweig verschaffte, befand sich nach einer Angabe vom 9. Juli 1574 auch „der Isaac Hollandus“. Der in einer Abhandlung vom 25. August 1573 genannte

---

[1]) Beilage Nr. 298 vom 23. December 1893.

[2]) Geschichte des Occultismus. II. Theil. Die Geheimwissenschaften. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1895. 8⁰, VI, 749 S. — Den ersten Theil des „Occultismus des Alterthums“ von Kiesewetter bringt der Verleger eben zum Versand, ohne eine Mittheilung, wieweit der Verstorbene in der Ausarbeitung dieses Werkes noch gediehen ist.

[3]) Les origines de l'Alchimie. 1885. 8⁰; Collection des anciens Alchimistes grecs, texte et traduction avec la collaboration de *M. C. E. Ruelle*, 1887—1888, 3 vol. 4⁰; Introduction à l'étude de la chimie des anciens et du moyen âge. 1889. 8⁰; alle bei Georges Steinheil in Paris erschienen. Auch H. W. Schaefer, Die Alchemie. Ihr ägyptisch-griechischer Ursprung und ihre weitere historische Entwicklung, Flensburger Programm 1887, hätte Beachtung verdient.

[1]) Die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig. Nach den Proceßacten dargestellt von A. Rhamm, Amtsrichter. Wolfenbüttel 1883. 8⁰.

„Isaacus" dürfte dieselbe Person sein. Also zu Anfang der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts war dieser jedenfalls pseudonyme Autor schon in Adeptenkreisen bekannt, obgleich es uns nicht gelungen ist, unter den vielen durch unsre Hände gegangenen alchemistischen Handschriften vor dem Ende des 16. Jahrhunderts von diesem oder diesen Holländern etwas zu entdecken. Der erste Druck Holland'scher Artikel begegnet uns 1582. Bernhard G. Penot de Ste. Marie gab in diesem Jahre bei Johannes Lertout die dem Paracelsus zugeschriebenen „Centumquindecim curationes" heraus und im Anhang dazu S. 122—165 „Ex Theoriis Jo. Isaaci Hollandi Fragmentum" und „Ex Jo. Isaaci Hollandi Libello de opere vegetabili et de opere animali collectanea". Die „Opera mineralia de lapide philosophorum" erschienen zuerst 1600 zu Middelburg in 8°. Mit der Herausgabe dieser frühesten Holland'schen Schriften hat Thölde jedenfalls nicht das mindeste zu thun, ebenso wenig mit der großen Zahl späterer Veröffentlichungen, welche unter dem Sammelnamen der Holländer laufen, mit alleiniger Ausnahme des „Opus Saturni", welches er 1604 im Anhang zum Triumphwagen veröffentlichte. Entstanden sind auch die frühesten Schriften der Holländer nicht vor der Mitte des 16. Jahrhunderts. Sie stehen durchaus auf den Schultern Theophrasts von Hohenheim, den man des Plagiats an ihnen zu verdächtigen wagte. Daß sie sämmtlich nur „alberne Sudelköchereien" enthalten, wie Kiesewetter will, entspricht nicht dem Thatbestand.

Ausführlich berichtet Kiesewetter über den für einen der größten Alchemisten verschrieenen angeblichen Benedictinermönch Basilius Valentinus. Leider ist auch hier die bibliographische Grundlage nicht gut; die zu Ende gegebene Uebersicht über die Basilianischen Schriften ist in recht trostloser Verwirrung und vielfach falsch. Johann Thölde, der Erfinder des Basilius, hat folgende 7 Schriften erscheinen lassen: 1) „Von dem grossen Stein der Vralten", Eißleben Bartholom. Hornigk, 1599 (Vorrede datirt: „Franckenhausen 28. Junij im Jahr 99). In der zweiten Auflage, welche 1602 „gedruckt zu Zerbst durch Johann Schleern in vorlegung Jacob Apels Buch. in Leipzig" erschienen ist, sind beigefügt: „Kurzer Anhang und klare repetition oder Widerholunge über den grossen Stein der Uralten; der Tractat de Microcosmo oder der kleinen Welt des Menschen; Von der grossen heimlichkeit der Welt und ihrer Artzney" und das Gedicht „Von der Meisterschaft der sieben Planeten" (Vorrede, Franckenhausen den 4. Januar 1602). 2) „De Occulta Philosophia, Oder Von der heimlichen Wundergeburt der sieben Planeten und Metallen", Leipzig, Jacob Apel 1603 (Vorrede, Franckenhausen den 20. August 1602). 3) „Von den Natürlichen vnnd vbernatürlichen Dingen. Auch von der ersten Tinctur, Wurtzel vnd Geiste der Metallen vnd Mineralien", Leipzig, Jacob Apel 1603 (Vorrede, Leipzig den 20. Dezember 1602). 4) „Haligraphia, das ist, gründliche vnd eigendliche Beschreibung aller Saltz Mineralien", Leipzig Jacob Apel 1603 (Vorrede, Franckenhausen 1. Januar 1603). 5) „Triumph Wagen Antimonii", Leipzig, Jacob Apel 1604 (Vorrede, Leipzig, den 1. Mai 1604), mit vielen angefügten Abhandlungen anderer genannter und ungenannter Autoren. 6) „Antimonii Mysteria Gemina Alexandri von Suchten mit Commentar", Leipzig Jacob Apel 1607 (Vorrede, Leipzig, den 29. September 1604). 7) „Theophrasti Paracelsi Kleine Handbibel", Lych, Wolfgang Ketzel 1605 (Vorrede, Lych 24. December 1604).

Als Verfasser nennt sich Thölde nur bei der „Haligraphia" (Nr. 4), außerdem bekennt er sich zu dem ausführlichen Commentar, welcher der Suchten'schen Antimonschrift angehängt ist. Die in beiden Schriften bewiesenen chemisch-alchemistischen Kenntnisse lassen ihn zu Fälschungen auf diesem Gebiete wohl befähigt erscheinen. Zweifellos untergeschoben ist die angeblich Paracelsische „Handbibel" (Nr. 7); in der großen Zahl Hohenheim'scher theologischer Handschriften findet sich keine Spur eines ähnlichen Werkes. Wenn wir Thölde auch als den Verfasser dieses religiösen Erbauungsbuches betrachten dürfen, so wäre die allezeit in den „echten" Basilianischen Schriften hervorgehobene Verquickung von Theologie und Alchemie nicht weiter verwunderlich. Die Nummern 1, 2, 3 und 5 stellen die ursprünglich Basilianischen Schriften dar; der Herausgeber Thölde hat sie einem Benedictiner Basilius Valentinus zugeschrieben, von dem die Geschichte seines Ordens nichts weiß,[1]) in dessen Namen aber ein königlicher Gewaltiger, ein großer Alchemist steckt, wie in noch manchem Pseudonym jener Zeit.[2]) Der ganze Inhalt der Schriften, die Masse chemischer Detailkenntnisse, welche Paracelsus und Alexander von Suchten als Voraussetzung verlangen (von ersterem ist auch die Terminologie vielfach entnommen), beweist, daß diese Elaborate nicht früher entstanden sein können, als um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert, oder man müßte alle historische Entwicklung auf den Kopf stellen.

Da Thölde in der Vorrede zum Triumphwagen, also dem Letzten, was er unter Basilius' Namen veröffentlichte, noch weitere Schriften desselben verspricht, so kann es nicht wundernehmen, daß später noch eine ganze Reihe von Werken unter seinem Namen herausgegeben wurden, welche durchaus nicht den Geist dieser ersten Schriften athmen; wir brauchen dieselben hier nicht weiter zu besprechen, auch ihre Bibliographie liegt bei Kiesewetter sehr im Argen. Erwähnen will ich noch, daß auch mir keine Handschriften von Werken des Valentinus vorgekommen sind, welche vor den Anfang des 17. Jahrhunderts fallen. Die von Schmieder und Kiesewetter erwähnte Basiliushandschrift der Kirchenbibliothek zu Neustadt a. d. Aisch, welche einen unsicheren Eigenthumsvermerk vom Jahre 1525 tragen soll, konnte ich nicht selbst nachsehen, da sie sich nicht mehr auf der genannten Bibliothek befindet, wie dort von befreundeter Seite gütigst angestellte Nachforschungen ergeben haben.

Der erste, welcher auf die Holländer (und Basilius) gründend, dem großen Schweizer Theophrast von Hohenheim den Schmachstempel des Plagiators öffentlich auf die Stirn drückte, war der oben genannte, ins Elend gerathene Penot in seinem denarius medicus 1608. Daß dies eine böswillige Verleumdung ist, habe ich schon mehrfach nachgewiesen. Auch Kiesewetter kommt zu dem richtigen Ergebniß, daß die Basilianischen Schriften auf Hohenheim beruhen und ins 17. Jahrhundert fallen. Verwunderlich bleibt es aber, daß er trotzdem den Valentinus nach alter Manier im 15. Jahrhundert vor Bernhard von der Mark, Ficinus, Pico, Augurelli, Rigley, Norton, Trithemius und Paracelsus abhandelt, also nicht auch äußerlich die Consequenz aus seiner richtigen historischen Erkenntniß zieht. Wie wenig er übrigens in die wirkliche Kenntniß der Schriften des Basilius, über welche er mit dem Scheine so überlegenen Unterrichtetseins verhandelt, eingedrungen ist, zeigt der von ihm vorgebrachte, „bisher übersehene schlagende Beweis für die Fälschung der Basilianischen Schriften". Derselbe soll sich in dem 5. Buche des „bisher allgemein für echt gehaltenen"[3]) Basilianischen Letzten Testamentes finden, worin das Salz der „Nicotiana Petum genannt oder Tabacum"

[1]) Daß ihn M. Ziegelbauer in seiner Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti, Aug. Vind. 1754, bespricht, beweist nichts gegen das Fehlen aller Urkunden.

[2]) Vgl. den 1. Band meiner Paracelsus-Kritik, Berlin 1894. S. 71.

[3]) Das stimmt durchaus nicht; z. B. erklärt es schon Hermann Fictuld im 2. Theile seines Probier-Steins, 1753. S. 35 und 47 f. für unecht, für eine „Ertz-Sophistische Muckenfängerey".

besprochen wird, während Jean Nicot erst 1560 den Tabak aus Portugal nach Frankreich brachte. Nun ist es mit dem „Letzten Testament“ eine eigene Sache. Die beiden ersten Bücher ließ Georg Claromontanus (Hellberger) Silesius Leznicensis 1626 in Jena drucken (Widmung aus Krepitz in Polen vom Januar 1622), nennt aber auf dem Titel schon 5 Bücher und gibt auf der Kehrseite desselben schon deren Inhalt an. Im Jahre 1645 gab der Straßburger Buchhändler Kaspar Ditzel zum ersten Mal alle fünf Bücher mit anderen Schriften des Basilius heraus (neue Auflagen ebenda 1651, 1667 und 1712). Hier fehlt überall ein großer Theil des 5. Buches, wie es Petraus später in den Gesammtausgaben des Basilius gibt. In der vermehrten Gestalt findet sich das Werk zuerst gedruckt in Joh. Hiskia Kardiluks Magnalia medico-chymica continuata, Nürnberg 1680, 8° S. 711 ff. Aber woher stammten denn nun diese großen Zusätze, welche Kardiluk „von Wort zu Wort aus einem geheimen manuscripto“ entnommen haben will? Sie sind sammt und sonders der obengenannten Haligraphia entlehnt, welche Thölde 1603 als sein eigenes Werk hatte in die Welt gehen lassen, weil er als Pfannenherr eine in sein Fach schlagende Schrift über die Salze nicht zu scheuen brauchte. Die von Kiesewetter für so beweiskräftig gehaltene Stelle findet sich in der Originalausgabe der Haligraphia auf Seite 290, beweist also gar nichts von dem, was sie beweisen soll. Uebrigens dient uns der kleine Excurs auch als Beleg, wie später Basilianische Schriften interpolirt wurden und — wie man Thölde und Valentinus munter in einen Topf warf!

Etwas verwunderlich muthet es uns an, wenn Kiesewetter im weiteren Verlaufe seiner Darstellung den Marsilio Ficino einen berühmten Alchemisten nennt; als solcher hat der berühmte Platoniker kaum eine große Rolle gespielt, Schmieder gibt ihn auch keineswegs als solchen aus. Gut ist die Abfuhr, welche dem von „Theosophen“ Franz Hartmann'schen Schlages heute trotz allen Schwindels verhimmelten H. P. Blavatsky gelegentlich zu theil wird. Dagegen sieht es mit Salomon Trismosinus etwas arg fadenscheinig aus; daß dieser eigentlich Pfeifer geheißen habe und in Sachsen geboren sei, ist recht vorschnell angenommen. Die Ausgaben des „Aureum vellus“ sind nicht richtig angegeben. Den Titel desselben kann Kiesewetter nicht selbst gesehen haben; denn es soll darauf nach ihm nur heißen „Salomonis Trismosini, So des großen Philosophi und Medici Praeceptor gewesen“ und „aus diesem großen Unbekannten“ Paracelsus gemacht worden sein, während doch schon auf dem Titel der 1. Rorschacher Ausgabe von 1598 ausdrücklich gesagt wird „so deß grossen Philosophi und Medici Theophrasti Paracelsi Praeceptor gewesen“. Solch vage Behauptungen ins Blaue hinein, wie sie leider öfters vorkommen, machen auch andere Angaben, welche man nicht jederzeit controlliren mag, nur zu sehr verdächtig.

Dem Paracelsus ist ein besonderes Capitel gewidmet, aber auch hier ist jede Kritik gänzlich zu vermissen. Er wird mehrfach „der Widerspruchsvolle“ genannt, was aber einzig darauf zurückzuführen ist, daß Verfasser alles unter Hohenheims Namen Ueberlieferte kurzweg für echt nimmt. Theophrastus sagt in seinen echten Schriften mit dürren Worten, daß er die Alchemie nur zur Darstellung von wirksameren Arzneien verwende, also als pharmaceutische Chemie; die Goldmacherei läßt er ausdrücklich bei Seite und urtheilt vielfach recht abfällig über dieselbe. Alles andere ist unecht, namentlich auch die seit 1570 so oft aufgelegte Schrift De Tinctura Physicorum. Die Stellen, wo er sich mit der Frage der Möglichkeit der Umwandlung eines Metalles in das andere, namentlich des Eisens in Kupfer, wissenschaftlich beschäftigt und dabei der chemischen Wahrheit ahnend nahe kommt, stehen in ganz anderen Schriften und sind bisher nie beachtet. Die jämmerliche Bibliographie der Paracelsischen Alchemistica am Ende des Capitels ist, wie vieles andere, einfach aus Schmieder abgeschrieben. Die neuere Literatur ist auch auf diesem Gebiete für Kiesewetter ein verschlossenes Buch.

Die weitere Schilderung des Ganges der Alchemie bis auf unsre Tage herab beruht zwar auch zum großen Theil auf Schmieders Darstellung, bringt aber doch manch selbständige Ergänzung und Erweiterung, wie denn Kiesewetter in den letzten Jahrhunderten überhaupt besser zu Hause ist. Aus der jüngsten Zeit ist ihm die Collection d'ouvrages rélatifs aux sciences Hermétiques entgangen, welche, eingeleitet durch Jules Lermina, seit 1889 in Paris bei H. Chacornac erscheint, mit dem ausgespochenen Bestreben, der Erneuerung der Versuche der Metallverwandlung oder der Umwandlung der chemischen Elemente zu dienen.[1] Von culturhistorischem Interesse ist Kiesewetters Mittheilung, daß er seit einer Reihe von Jahren zahlreiche Zuschriften alchemistischen Inhalts aus Deutschland, der Schweiz, Oesterreich und Ungarn erhalten habe aus allen Gesellschaftsclassen, ein Beweis, daß es auch in der Gegenwart noch viele Alchemisten gibt, die sich noch nicht recht ans Tageslicht trauen.

Wie stellt sich denn nun Kiesewetter selbst zum Verwandlungsproblem der Alchemie? wird der Leser mit Recht fragen. Vorsichtigerweise bemerkt er ausdrücklich, daß er alchemistische Processe nur als historisch erläuternd anführe und sie praktisch in ihrem Werth oder Unwerth lasse. Daneben gesteht er, daß er sich von seinen Knabenjahren her mit Alchemie beschäftigt habe, macht jedoch über die Art dieser Beschäftigung keine näheren Mittheilungen. Auf die absprechenden Urtheile moderner Chemiker über diese Kunst, von der sie nur vom Hörensagen wüßten, ist er schlecht zu sprechen und tadelt Kopp als inconsequent, weil er die Transmutation des Helmont und Helvetius als historisch unanfechtbar erklärt und doch der Alchemie allen Werth abspricht. Thatsachen werfen alle entgegenstehenden Theorien über den Haufen. Solche Thatsachen, gegen welche auch die strengste historische Kritik nichts einwenden könne, sieht er auch in einigen anderen Transmutationsgeschichten. Er hält es durchaus nicht für unmöglich, daß der Zufall einzelnen Alchemisten bei ihren zahllosen Versuchen mit den buntscheckigsten Präparaten bei den verschiedensten Temperaturgraden Einheiten höheren Grades in die Hand spielte, aus welchen doch die neueste Chemie die bisherigen Elemente bestehend annehmen müsse, weil deren Unzerlegbarkeit sich theoretisch nicht mehr halten lasse. Die alchemistische Tinctur, welche die Zerlegung der Metalle bewirke, müsse ein Stoff von der größten chemischen Energie sein, doch ließen sich über die Zerlegungsvorgänge heute nur Vermuthungen hegen. So werden denn auch die Versuche Tiffereau's aus den 40er Jahren besprochen, welche in der obengenannten französischen Bibliothek neuerdings wieder abgedruckt wurden. Auch die Darlegungen Ernst Sasse's über die ellipsoiden Schraubenbahnen der Atome und die Wiederauferstehung der Alchemie (1875) werden kurz wiedergegeben. Verfasser ist also durchaus geneigt zuzugeben, daß die Alchemie nicht gänzlich auf einem Irrwege war. —

Eine ziemlich ausführliche, wenn auch lange nicht so umfangreiche Darstellung der Geschichte der Astrologie läßt

[1] Albert Poisson will in dieser Collection eine „Encyclopédie alchimique“ erscheinen lassen, umfassend Theorie und Praxis, Geschichte, Bibliographie und Chronologie und Texte; der Plan ist im letzten Bande gegeben, und mit einer Abhandlung über Théories et Symboles des Alchimistes (1891) und einer Monographie über Nicolas Flamel (1893) der Anfang gemacht. Die anderen bisher erschienenen Bände der Collection enthalten: L'or et la transmutation des métaux par *T. Tiffereau* (1889); A. Bruler, conte astral par *Jules Lermina;* Cinq traités d'Alchimie traduits du Latin en Français par *A. Poisson* (1890).

Kiesewetter sodann folgen. In dieser Weise ist der Gegenstand bisher nicht behandelt worden. Vorausgeschickt wird eine Abhandlung über das Sachliche der Astrologie. Zuerst werden die Grundgedanken der Sterndeuter im Laufe der Jahrhunderte dargelegt, wobei es unklar bleibt, wieweit Kiesewetter eigene Ansichten vorträgt, wenn er z. B. die bei der Wirkung der Sterne thätigen inneren, occulten Gesetze und Kräfte als die an sich mächtigeren bezeichnet, im Gegensatze zu den äußeren Gesetzen, von welchen Gravitation, Wechsel der Jahres- und Tageszeiten u. s. w. abhängen, oder wenn er die neu entdeckten Planeten und Asteroiden, welche den Alten unbekannt waren, für astrologisch bedeutungslos erklärt. Er geht dann zu einer knappen Darlegung der Grundregeln, bezw. Grundelemente der Astrologie über, welche zur Gewinnung eines allgemeinen Ueberblicks wohl genügen möchte. Vielleicht wäre ein Hinweis auf etwas eingehendere populäre Darstellungen, wie Adolf Drechslers astrologische Vorträge, dem Leser erwünscht gewesen. Die anschließende Geschichte der Astrologie ist im wesentlichen literaturgeschichtlich gehalten, aber keineswegs erschöpfend. Als Quelle dient vielfach das „Speculum astrologiae" des Franz Junctinus. Von der indischen astrologischen Weisheit ist Kiesewetter im Gegensatz zu unsern modernen Theosophen wenig erbaut und tadelt ihr geflissentliches Einhüllen auch der einfachsten Dinge in ein mystisches Gewand. Interessant ist es, daß er das von einem modernen Inder, „einem der drei alten Vorstände der theosophischen Gesellschaft", berechnete Horoskop nachrechnend geprüft und alle Planetenorte u. s. w. des Inders falsch fand. Höchst zweifelhaft dürfte es sein, ob Petosiris, der Leibarzt des Königs Necepso, wirklich der erste war, welcher die Astrologie in die Medicin einführte, wie Verfasser angibt. Eine gute Wiedergabe der Cirkel des Petosiris nach einer griechischen Pariser Handschrift und ein hübscher Excurs über die alten „Jatromathematiker" genannten astrologischen Aerzte findet sich in Berthelots obengenannter „Introduction à l'étude de la chimie". Uebrigens übergeht Kiesewetter die späteren Jatromathematiker namentlich im 16. Jahrhundert zu sehr; bei Georg Tanstetter erwähnt er dessen „Artificium de applicatione astrologiae ad medicinam" nicht (Straßburg 1531), ebenso wenig Samuel Siderocrates, den eifrigen Kämpfer für diese Lehre, und manchen andern. Freilich werden dann wieder ganz unvermittelt Jakob Milich und seine angeblichen Schüler als Apostel dieser Lehre gepriesen. Von einem geschichtlichen Zusammenhang ist so keine Rede.

Die räthselhaften Abraxasgemmen erklärt Verfasser für astrologische Bilder, Talismane und Amulete und fährt dabei sehr scharf über die Philologen her, welche hierüber „nicht so viel dummes Zeug geschrieben hätten, wenn sie ihre gelehrten Nasen in die astrologischen Schriften von Albumassar, Petrus von Abano, Agrippa von Nettesheim u. a. m. gesteckt hätten". Die Prophezeiung einer Sintfluth für Februar 1524 durch Johannes Stöfler von Justingen wird eingehender besprochen; dabei wäre nachzutragen, daß auch der bekannte Anhänger und Vertheidiger der Astrologie Lorenz Fries von Kolmar eine Schrift gegen diese Prophezeiung geschrieben hat. Daß die bibliographischen Angaben über die astrologischen Schriften Hohenheims wieder in der traurigsten Verfassung sind, kann nach früher Bemerktem nicht wundernehmen. Doch hat es keinen Zweck, weiter auf solche noch öfter zu machende Ausstellungen einzugehen. Trotz seiner vielseitigen Kenntnisse klebt Kiesewetters Geschichtschreibung noch viel Dilettantismus an.

Der Verfasser tritt zwar nicht direct als Apologet der Astrologie auf (er überrascht uns einmal mit der Hypothese, daß der Ursprung der ganzen Astrologie auf Hellsehen zurückzuführen sei), aber seine Neigung für dieses Geheimwissen ist doch unverkennbar, wenn er das Copernicanische Weltsystem mit der Astrologie wohl verträglich hält, oder sich darauf steift, daß Peter von Ailly und Carion die französische Revolution, Liechtenberger die Schlacht bei Jena vorausgesagt habe, oder wenn er die Hohenheim'schen Voraussagungen auf die beiden Napoleon und deren Sturz bis ins Einzelne auszudeuten sucht. Er schließt mit Weissagungen des Münchener Tischlergesellen Johannes Karl Vogt über Deutschlands Einigung und das Ende Napoleons III.

Von der Sterndeutung schreitet die Darstellung zu den andern Divinationsgattungen. Zuerst werden die auf (angeblichem) Hellsehen beruhenden Wahrsagekünste besprochen, hervorgerufen durch Betrachtung glänzender oder spiegelnder Gegenstände. Daß sich auf diese Weise Hypnose hervorrufen läßt, ist eine alte geschichtliche Thatsache. So wenigstens lassen sich die Weissagungen durch Betrachten von Edelsteinen erklären. Bei der Weissagung durch Ringe spielt auch allerhand Astrologisches und Magisches mit hinein, wie die Anweisung zur Verfertigung aus bestimmten Metallen und Legirungen (Elektron) unter bestimmten Constellationen und die Ausschmückung mit bestimmten Charakteren darthun. Die Weissagung aus glänzenden Metallbechern und Spiegeln u. s. w. soll gleichfalls auf Hellsehen beruhen, entwickelt durch anhaltendes Hinstarren, aber auch hier finden sich Beschwörungen der Spiegel und Herstellungsvorschriften mit allerlei Brimborium. Verfasser will selbst vor wissenschaftlich gebildeten Zeugen in ähnlicher Weise Hellsehen bewirkt haben und hält es nicht für unmöglich, daß auch die Metallmischung bei der Herstellung der Spiegel von Einfluß sei, gibt jedoch keine Erklärung für diese Möglichkeit. Auch die Lekanomantie, die Wahrsagung aus mit Wasser gefüllten Becken wird durch Hypnose und Hellsehen erklärt. Für diese und die Hydromantie wird Pictorius (Maler) von Villingen als Zeuge angeführt, wobei Kiesewetter das Malheur passirt, daß er auf dessen Tractat „De rebus non naturalibus" verweist. Er denkt dabei an übernatürliche Dinge im heutigen Sinne, während der gute Pictorius in der betreffenden Schrift von den Fundamenten der Heilkunde handelt, zu welchen die scholastische Medicin neben den sieben natürlichen und drei widernatürlichen Dingen (Krankheit, Krankheitsursache und Krankheitszufälle) auch die sechs nicht natürlichen Dinge rechnet (Luft, Nahrung, Bewegung u. s. w.). Ueber Weissagungsarten handelt Pictorius in „De speciebus magiae ceremonialis, quam Goëtiam vocant, epitome", welche Schrift sich im 1. Bande der Lyoner Ausgabe der Werke Agrippa's von Nettesheim abgedruckt findet.[1] Bei der Gastromantie (Wasser in bauchigen Gefäßen) sollen auch „physikalische Manifestationen" vorgekommen sein, wie beim Spiritismus, bei der uralten Krystallomantie sogar „dramatische Spaltung des transscendentalen Subjects" und Geisterverkehr. Geduldig wird auch das Märchen nacherzählt, daß fast alle magi speculares im späteren Alter das Augenlicht verloren hätten.

Es folgen die auf magischer Bewegung beruhenden Wahrsagekünste, bei deren Besprechung Kiesewetter darauf ausgeht, historisches Material für die spiritistischen Bewegungsphänomene zu erbringen und deren übersinnliche Ursachen. Neben Axinomantie (Beilwahrsagung), Sieblaufen, Schlüsseldrehen, Becherklingen wird das Historische des Tischrückens und besonders der Wünschelruthe ausführlicher besprochen, wobei die „Mediumität" eine große Rolle spielt. Den Schluß macht das Geisterklopfen, das bei unsern modernen Spiritisten im Schwang ist und vom

[1] Vgl. übrigens die Monographie über Georg Pictorius, welche Ernst Georg Kürz vor wenigen Monaten erscheinen ließ; Freiburg i. B., Mohr'scher Verlag.

Verfasser bis in die ältesten Zeiten zurückgeführt wird als eine oft auftretende Erscheinung bei allen Spuk- und Besessenheitsvorgängen. Bei der Looswahrsagung erklärt er von vornherein: „Es bleibt sich gleich, ob man Karten legt, ob man Blei gießt, punktirt, würfelt, Loose zieht, Verse aufschlägt, Pfeile abschießt u. s. w. Nie bringt der Zufall die Entscheidung, sondern das unbewußte magische Schauen, welches sich in eine magische Bewegung umsetzt, spricht das prophetische Wort.“ Mehr kann man nicht verlangen. Daher wurden auch früher diesen Maßnahmen allerorten Ceremonien vorausgeschickt zur Erhöhung der magischen Seelenthätigkeit. Die verschiedenen Sparten dieser Divinationsgattung werden kurz berührt und nur bei der berühmten Kartenlegerin Maria Anna Lenormand länger verweilt. Die sogenannten „Gespensterschlachten“ werden als räumliche und zeitliche Ferngesichte behandelt und ein eigenes Erlebniß aus der Gymnasiastenzeit mit voller Naivetät erzählt und gedeutet. Auch die in der „organisirenden Thätigkeit des transscendentalen Subjects“ begründeten Wahrsagungskünste, Chiromantie, Physiognomik, Metoposkopie und Traumdeutung sind nur in Kürze abgehandelt und mit der Du Prel'schen Annahme eines transscendentalen Subjects als Bildner und Träger des Organismus „ohne weiteres die Möglichkeit und Realität“ dieser Dinge behauptet. Auf das von Hieronymus Cardanus erweiterte Werk des Bischofs Synesius von Ptolemais über die Oneirokritik verweist Kiesewetter die Freunde des Occultismus mit allem Nachdruck.

Gemeindechroniken.

In den Wissenschaften von der menschlichen Gesellschaft werden vielfach Analogien zu den Naturwissenschaften gefunden. Mag man auch über das Verfahren derer, die in der Gesellschaft einen in den einzelsten Theilen mit dem animalischen zu vergleichenden Organismus erblicken und naturwissenschaftliche Kunstsprache und Anschauungsweise ohne weiteres in die Sociologie hinübernehmen, denken wie man will: von der naturwissenschaftlichen Methode ist jedenfalls für die Gesellschaftswissenschaft vieles zu lernen. Allerdings ist auch über die Art der Modification dieser Methode zu sociologischer Verwendbarkeit in der Wissenschaft selbst lebhafte Controverse — es sei hier nur an die Frage erinnert, ob das Experiment des Naturforschers in der Gesellschaftswissenschaft überhaupt möglich, und wenn nicht, durch welche Art von Beobachtung der vollkommenste Ersatz dafür geboten sei —, aber jedenfalls schauen die Sociologen insofern mit begierdevollen Augen auf die in den Naturwissenschaften vorliegenden Arbeiten, als hier jedes einzelne und dem Laien unbedeutend scheinende Gebilde, jede von andern auch noch so wenig differenzirte oder selten vorkommende Form sich ihrer Monographen erfreut. Die letzten Unterabtheilungen der Gesellschaft, Gemeinden und Familien, genießen leider noch nicht eine gleich eingehende Behandlung, und fast zagenden Gemüthes möchte der Sociolog auf das ungeheure Arbeitsfeld blicken, das sich ihm hier zur Bebauung öffnet.

Allerdings fehlt es nicht an Geschichten und Beschreibungen von Städten und Gemeinden, und wenige Gemeinwesen unsres Landes wird es geben, die nicht in älterer oder neuerer oder in älterer und neuerer Zeit ihren Chronisten gefunden hätten. Die Chroniken aus älterer Zeit sind Geschichtsbücher, welche die Begebenheiten lediglich der Zeitfolge nach ohne Rücksicht auf den ursächlichen Zusammenhang einfach aneinanderreihen. Sie sind anschauliche Beispiele jenes mannichfach zu beobachtenden Ganges der menschlichen Erkenntniß, daß zuerst das Abnorme, Seltene und momentan Gewaltige auffällt, und erst allmählich der menschliche Geist seine Aufmerksamkeit von diesem weg zum Normalen und Wichtigeren lenkt und dessen ursächliche Zusammenhänge zu ergründen sucht. Nicht als ob jene alte Geschichtschreibung ohne Interesse wäre: sie liefert der Geschichtswissenschaft mitunter werthvolle Beiträge, sie befriedigt in bevorzugter Weise das Bedürfniß nach Erzählungen über längst vergangene Ereignisse in der Heimath, das naturgemäß in der ansässigen Bevölkerung herrscht, für welche die Chroniken doch größtentheils geschaffen sind, und sie berichtet uns von der Berührung lieber Orte und Gegenden durch gewaltige geschichtliche Ereignisse, die wir in frühester Jugend bewundern gelernt haben. Allein mit den modernen, immer mehr demokratisirenden Staatseinrichtungen ist ein Bedürfniß entstanden, dessen Befriedigung eine weitere und die wichtigste Aufgabe künftiger Gemeindegeschichtschreibung ist: kennen zu lernen, wie die gegenwärtigen Verhältnisse geworden sind, zur Nutzanwendung dafür, mit welchen Mitteln die so erkannte Entwicklung zu Gewünschtem und Gutem weitergeführt werden könne. Und wie so der Gemeindegeschichtschreibung eine wichtige praktische Aufgabe zufällt, so ist sie andrerseits berufen, wichtige Bausteine zu liefern für das Fundament einer allgemeinen Gesellschaftswissenschaft.

Die Abfassung von Chroniken ist von den Insassen der Klöster schon seit Jahrhunderten übergegangen auf Pfarrer, Beamte und geistig hervorragende Bürger überhaupt. Da ein großer Theil dieser Chronisten akademische Bildung genossen hat, so ist zu erwarten, daß die fortgeschrittene wissenschaftliche Methode der allgemeinen Geschichtschreibung auch bald jene Einzelbeschreibungen erfassen werde. Da ferner in der Regel nur Leute, die bereits in höherem Alter stehen, die materiell undankbare Mühe der Gemeindegeschichtschreibung auf sich nehmen, so erfaßt der Strom der neuzeitlichen Geschichtschreibung nur allmählich jene Ausläufer der geschichtsforschenden Arbeit; und das Bestreben, zur Erzielung größeren Absatzes die nicht wissenschaftlich gebildeten Volkskreise für derartige Bücher zu interessiren, mag diesen Proceß noch mehr verlangsamen. Für den Bücherkundigen entsteht dadurch die interessante Aufgabe, zu verfolgen, welche neu erscheinenden Stadt- und Gemeindegeschichten bereits neuen Geist athmen und in welchen Stücken sie noch am meisten den alten Chronikenstil bewahrt haben.

Vor uns liegt in geschmackvoller Ausstattung und genießbarem Umfang eine der neuestens erschienenen Stadtgeschichten: „Chronik der unmittelbaren Stadt Günzburg von F. X. Edlhard, kgl. Bezirksamtmann a. D. Günzburg a. D. 1894.“ Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß mit den Anfangsparagraphen: „1) Lage und geologische Verhältnisse. 2) Klima. 3) Bewohner . . .“ läßt uns die schönsten Hoffnungen hegen. Aber die wirthschaftliche Thätigkeit der Günzburger wird ohne geschichtliche Entwicklung mit der für den Gegendkundigen wegen ihrer Allgemeinheit sehr uninteressanten Bemerkung abgethan: „Die Mannichfaltigkeit der erwähnten Gesteins- und Erdarten begründet auch die große Bedeutung der Benützung des Bodens als Acker-, Wies- und Waldland bei uns und die allerorts übliche Verwendung von Kies, Geröll, Sand und Lehm zu gewöhnlichem Straßenbau, zur Mörtelbereitung und zur Ziegelfabrication. Von ungeheurem Werth ist die Gewinnung von Torf im Donauried zwischen der Donau und der württembergischen Landesgrenze, welcher in vielen Millionen Stücken gestochen wird.“ (S. 4.) Dagegen scheint ungleich zu viel Raum Bemerkungen wie nachstehenden gewidmet zu sein, zu deren richtigem Verständniß überdies noch manchmal historische Vorkenntnisse nöthig sind:

„Im Jahre 1419 gab Herzog Friedrich der Stadt das Recht, von den Forensen sechs Haller vom Pfund Steuer zu erheben, und 1452 bestätigte Herzog Sigmund dem Ritter Burghart von Elrbach dieses Steuerrecht.

Laut einem Ulmer Protokoll vom Jahre 1505 mußten die Ulmer Schiffer zu Günzburg einen Pflasterzoll entrichten.

Nach einer Urkunde vom Jahre 1419 sichert Herzog Friedrich mit der leeren Tasche den Bürgern von Günzburg freies Geleit durch ganz Oesterreich für sich und ihre Güter zu.

Im Jahre 1423 stiftet die Gemeinde das Benefiz zum hl. Kreuz und zu St. Anna.

Von demselben Jahre stammt eine Erklärung, daß die von Günzburg Niemand zu strafen haben, der von ihrem Vogt gestraft sei, und daß sie auch nicht die zwölf von der Gemeinde in den Rath zu setzen, noch das Amtmanns- oder Büttelamt zu besetzen haben, sondern nur ihre Obrigkeit.

1433 vermachte die Bürgerstochter Margaretha Böck ihr Haus bei der Frauenkirche zu einer Wohnung andächtiger Jungfrauen und eine andere Bürgerstochter Margaretha Bader gab dazu ihr Hab und Gut.

1446 schloß Günzburg mit Leipheim einen Vertrag wegen Viehtriebes." (S. 31.)

So werden die Hoffnungen, mit welchen man an das Buch herantritt, durch das Buch selbst leider nicht ganz erfüllt. Daß es indeß nicht gänzlich außerhalb der Absicht des Verfassers der Günzburger Chronik war, „culturgeschichtliches" Material zu bieten, beweist das verhältnißmäßig genaue Eingehen auf die Entwicklung des Günzburger Kirchen- und Schulwesens. In der vorliegenden Gestalt aber liefert die besonders wegen der schwierigen Beschaffung des Materials anzuerkennende Arbeit wie die alten Chroniken nur etwas der Anatomie Analoges, nicht aber zeigt sie uns den lebendigen Lauf der Entwicklung der Stadt Günzburg, so daß die vorgeführten Ergebnisse Einblicken in die Physiologie oder Biologie zu vergleichen wären.

Den Zustand eines Gemeinwesens in gegebenen Zeitabschnitten kundzuthun, ist heutzutage Aufgabe der Statistik; uns den Gang der Entwicklung des Gemeinwesens aufzuzeigen, ist Sache der Geschichtschreibung. Möglichst genaue Kenntniß großer und außergewöhnlicher Ereignisse ist nicht nur für die allgemeine Geschichtswissenschaft von unerläßlicher Nothwendigkeit, sondern auch für die Gemeindegeschichtschreibung; aber genaue Kenntniß des normalen und nach den ursächlichen Gesetzen zu vermuthenden Ganges der Entwicklung ist vonnöthen, damit der Grad der Ablenkung von der stetigen Entwicklung durch solche außergewöhnliche Ereignisse und ihr günstiger oder hemmender Einfluß gewürdigt werden kann.

Zur Erforschung der Geschichte größerer und bedeutender Gemeinwesen wird vieles gethan, und allenthalben bestehen eigens zu diesem Zweck gegründete Vereine, wie dies z. B. in besonders hervorragender Weise von der Stadt Hamburg bekannt ist. Um ein Beispiel anzuführen, wie wir die Geschichtschreibung für kleine und unbedeutend scheinende Gemeinden ausgeführt wissen möchten, ist es nöthig, auf eine bis jetzt einzig dastehende Veröffentlichung des Vereins für Socialpolitik die Aufmerksamkeit wiederum hinzulenken[1]): „Gottlieb Schnapper-Arndt, Fünf Dorfgemeinden aus dem hohen Taunus". Diese Schrift möchten wir jeder Gemeinde als Beilage zu ihrem der Geschichtsforschung dienenden Actenmaterial wünschen, damit seine Durchforscher in nächster Nähe das Beispiel haben, wie diese Geschichtsquellen für eine Arbeit dienlich sein können, aus der gleich werthvoller Nutzen für die Theorie wie für die Praxis entspringt. Durch die in dem Schnapper-Arndt'schen Werk beobachtete Methode wird allerdings eine ohnehin schwierige Arbeit, wie die einfache Erforschung geschichtlicher Ereignisse und deren chronologische Aneinanderreihung, noch wesentlich erschwert; aber es wäre zu wünschen, daß jedes Gemeinwesen mit der Zeit einen Mann finde, der zu ihrer Ausführung befähigt und gewillt ist. Gleichgültig ist dabei der Zweifel, ob man archaistischer Liebhaberei den Namen Chroniken für die neuen Werke nachsehen kann, oder ob antiquarische Orthodoxie, in der Methode ein wesentliches Merkmal erblickend, für die neuen Schöpfungen auch neuen Namen erfordert: durch den beschriebenen thatsächlichen Ersatz der alten Chronistenthätigkeit wird nicht unnütz die Zahl der Bücher gemehrt, sondern dem behandelten Gemeinwesen und der Gesammtheit ein wichtiger Dienst erwiesen. Und die Arbeit kann ohne Schaden auf einen auch noch so kleinen Bezirk beschränkt werden; denn wenn je, so gilt es hier, daß es das beste ist, weniges zu bieten, das Wenige aber gut.

Leutkirch. J. Pfahl.

[1]) Auf der 5. Versammlung des „Internationalen Statistischen Instituts" wurde von Cheysson (Paris) eine Arbeit über einen Plan der monographischen Arbeiten auf dem Gebiete der Betriebs- und Communalmonographien vorgelegt. Vergl. Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 201 vom 2. Sept. 1895, S. 8.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. Die diesjährige Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland wird am 2. und 3. October in Fulda stattfinden; voraus geht derselben die statutenmäßige ordentliche Vorstandssitzung am 1. October. Die Tagesordnung der letzteren besteht in der Ergänzung des Vorstandes und Neuwahl des Verwaltungsausschusses, in der Behandlung der Verhältnisse des Historischen Jahrbuchs, des Philosophischen Jahrbuchs und des Historischen Instituts der Gesellschaft in Rom; auch werden die Bewilligung eines Privatdocenten-Stipendiums und sonstige Anträge Gegenstand der Berathung sein. In den Sectionssitzungen der Generalversammlung, welche durch den Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses, Frhrn. v. Hertling aus München, geleitet wird, werden Vorträge der Professoren Ehrhard aus Würzburg, Gutberlet aus Fulda, G. Hüffer aus Breslau, Bimbach aus Fulda und Westermaier aus Freising gehalten werden. Die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, unter denen der karolingische Bau der Michaelskirche von Abt Eigil von ganz besonderem Interesse ist, sowie ein gemeinsames Mittagessen gewähren Erholung für die Theilnehmer an der Versammlung.

* **München.** Der Zoolog Dr. Emil Selenka, vormals ordentlicher Professor an der Universität Erlangen, wurde zum Honorarprofessor in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt.

* **Tübingen.** Die durch Professor Nagels Tod erledigte Professur der Augenheilkunde an der hiesigen Universität ist dem Professor Schleich in Stuttgart übertragen worden. Schleich ist ein Schüler Nagels. Er war lange Zeit dessen Assistent und hat bis zu seiner Berufung nach Stuttgart an der Universität Tübingen gelehrt.

* **Bonn**, 21. Sept. Die „Köln. Ztg." bringt einen langen Artikel, überschrieben „Das Ministerium Bosse und die evangelisch-theologischen Facultäten", in welchem mit der gewohnten Leidenschaftlichkeit kirchenparteilicher Discussionen beklagt wird, daß der Consistorialrath D. Göbel aus Münster als ordentlicher Professor für neutestamentliche Exegese und Theologie hieher berufen worden ist, mit dem Nebenauftrag, gebotenenfalls auch Vorlesungen aus dem Gebiete der systematischen und praktischen Theologie abzuhalten. Deßgleichen wisse man, daß Prof. Volck aus Dorpat einen Ruf nach Bonn, als Vertreter der alttestamentlichen Theologie und Exegese, vor kurzem dankend abgelehnt habe. „Vielleicht," heißt es weiter, „erinnern sich unsre Leser auch noch, daß gleich nach den bekannten Angriffen, die von orthodoxen Blättern und Pastoren auf den Bonner Feriencursus des Jahres 1894 gerichtet wurden, sich die Kunde verbreitete, das Ministerium habe die Absicht, die theologische Facultät in Bonn mit zwei Strafprofessoren auszustatten. Diese Nachricht wurde

zwar, als die nichtorthodoxen Blätter und Parteien einhellig ihre Stimme gegen solche Vergewaltigung erhoben, durch Ableugnungen zunächst todtgemacht; wie sehr sie aber begründet war, beweisen jetzt die Thatsachen." Es wird dann ferner ausgeführt, wie eine ähnliche Begünstigung rechtgläubiger Interessen auch an anderen preußischen Universitäten theils im Werke, theils im Plane sei. Was nun diese materielle Seite der Frage betrifft, so darf man wohl billigerweise nicht übersehen, daß theologische Facultäten eben einmal die doppelte, theoretisch-praktische Bestimmung haben, zugleich der Wissenschaft und der Kirche ihrer Zeit zu dienen. Unsre Unterrichtsverwaltung entnimmt hieraus für sich die Aufforderung zu einer regelmäßigen Schaukelpolitik. Dieselben Räthe, welche jetzt Hrn. Bosse die Hand führen, haben einst dessen Vorgänger dahin bestärkt, den rücksichtslosen Forscher Harnack in seiner, von sehr mächtigen Angriffen bedrohten Position an der Berliner Universität zur Ehre freier Wissenschaft standhaft zu beschützen. Wenn dagegen bei jetzigen Ernennungen das Hauptgewicht wieder auf die unwissenschaftliche Festigkeit der Bekenntnißtreue gelegt wird, so ist das eben erklärlich als ein zeitgemäßer Rückschlag des ministerialen Pendels, und die Freunde der modernen Wissenschaft werden sich bis zur nächsten entgegengesetzten Schwingung in Geduld fassen müssen.

Ernstere Bedeutung hat die formelle Seite der gerügten Erscheinung, das einseitige Vorgehen der Behörde ohne die mindeste Rücksicht auf Wunsch und Willen der betreffenden Facultät. Mit Bezug darauf erhebt sich der erwähnte Artikel der „Köln. Ztg." am Schlusse zu folgender allgemeiner, das gesammte Gebiet der staatlichen Wissenschaftspflege berührender Beschwerde: „Uebrigens steht diese Vergewaltigung der theologischen Facultäten, die an die besten Zeiten des Absolutismus erinnert, nicht vereinzelt da. Es ist ja zu bekannt, als daß es nicht schon in die weitesten Kreise gedrungen wäre, daß die Universitäten den Namen von Gelehrtenrepubliken nicht mehr auf sich anwenden können. Zu oft nur ist man in rücksichtslosester Weise über die nöthigsten und berechtigtsten Forderungen zur Tagesordnung übergegangen — angeblich aus Geldmangel, während man ja, was gewiß für unsre Landtagsabgeordneten von Interesse sein dürfte, für orthodoxe Strafprofessuren Geld in Hülle und Fülle zu haben scheint. Urtheile und Vorschläge von Sachverständigen werden vielfach gar nicht eingeholt, selten befolgt, während man auf dem Wege der Hintertreppenpolitik leichter zum Ziel kommt. So hat allmählich ein Gefühl tiefster Erbitterung und größten Mißtrauens unsre Universitäten ergriffen, was für das Vaterland gewiß nicht heilsam ist. Unter diesen Umständen erscheint das harte Wort des bekannten Theologen Beyschlag nicht unerklärlich, daß es ein Mißbrauch der Amtsgewalt sei, wenn der Cultusminister, falls eine Facultät nicht ganz verkommen und vertrauensunwürdig sei, einen Professor unter Nichtachtung der Facultätsvorschläge zu ernennen für gut befinde." Ein starker Ausspruch fürwahr, der von dem „Gefühl tiefster Erbitterung und größten Mißtrauens, welches die preußischen Universitäten allmählich ergriffen" habe! Beruht er ganz auf Wahrheit? Leider nein! Nur so viel ist richtig, daß sich gerade der tüchtigsten Professoren der älteren Generation eine gründliche Abneigung bemächtigt hat gegen das System, nach welchem die Universitäten in Preußen seit zwei Jahrzehnten regiert werden. Wir fangen bereits an, unsre besten Männer darüber an auswärtige Stellen zu verlieren. Was aber der Gewährsmann der „K. Ztg." übersieht: es wächst daneben auch schon ein jüngeres Geschlecht heran, dem das persönliche Regiment maßgebender Räthe mit seinem ganzen Apparat von unhergebrachten, außergeschäftlichen Mitteln und Wegen als etwas völlig selbstverständliches erscheint und das sich dabei ganz behaglich fühlt. Sollte das so fortgehen, so wird man bald auch auf die preußischen Facultäten den alten Satz anwenden dürfen, daß jedes Volk genau die Regierung besitzt, die es verdient. Denn wo sonst ließe sich Abhülfe suchen und finden, als im Charakter der Regierten? Nicht auf das Lärmschlagen in der Presse kommt es an, sondern auf mannhaften, bis zur Aufopferung des eigenen Amts bereiten Widerstand.

* **Jena**, 20. Sept. Der ordentliche Professor Dr. W. Biedermann, Director des physiologischen Instituts der hiesigen Universität, hat einen ehrenvollen Doppelruf nach Oesterreich erhalten. Es sind ihm gleichzeitig die erledigten ordentlichen Professuren in Graz und an der deutschen Universität in Prag angetragen worden, wobei ihm überlassen wurde, für welche von beiden er sich entscheiden wolle. Dem Vernehmen nach hat er sich entschlossen, abzulehnen und in seinem hiesigen Lehramte zu verbleiben. — Der Germanist Prof. Kauffmann dahier hat dagegen den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Kiel angenommen.

* **Leipzig**, 20. Sept. Der als Nachfolger Thierschs an unsre Universität und zugleich zum Dirigenten der chirurgischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses berufene Prof. Trendelenburg aus Bonn hatte die Annahme seiner Berufung davon abhängig gemacht, daß die Zahl der Sitzplätze im klinischen Hörsaal eine Vermehrung erfahre. Das Stadtverordnetencollegium unsrer großen Seestadt Leipzig lehnte jedoch in einer während der Ferien vorgenommenen Circularabstimmung den hiefür erforderlichen Betrag von ganzen 3500 M. ab. Nach Verhandlungen mit dem Ministerium des Unterrichts hat darauf das hiesige Universitätsrentamt den nothwendigen Einbau auf staatliche Kosten bewirken lassen.

* **Berlin**, 21. Sept. Die „Volks-Ztg." theilt mit, daß vom Cultusministerium beabsichtigt wird, im Anschluß an die Verlegung des botanischen Gartens bei Steglitz ein besonderes pharmaceutisches Institut zu errichten, weil die Studirenden der Pharmacie den botanischen Garten verhältnißmäßig am meisten benutzen.

* **Breslau**. Der Physiker, außerordentlicher Professor Dr. Philipp Lenard (geb. 1862 zu Posgony in Ungarn, früher Privatdocent in Bonn) ist von unsrer Universität an die Technische Hochschule zu Aachen versetzt worden.

* **Görlitz**, 21. Sept. Dr. v. Rabenau in New-York ist zum Custos der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz hierselbst gewählt worden.

* **Lübeck**, 18. Sept. Die heutige zweite allgemeine Sitzung der Naturforscher-Versammlung eröffnete nach einigen geschäftlichen Mittheilungen ein Vortrag des Hofraths Prof. Riedel (Jena) über Operationen im Gehirn. Das Hirn sei keine gleichwerthige, gleichmäßige Masse, wie etwa die Lunge 2c., es bestehe aus einer Anzahl Centralstationen mit besonderen Functionen; Stationen für Athmung 2c. sind schon längst bekannt gewesen. Erst in der neuesten Zeit war es der deutschen Forschung vorbehalten, nachzuweisen, daß sich auch die ganze Oberfläche des Gehirns aus lauter Centralstationen mit besonderen Functionen zusammensetzt. Die Gehirnoberfläche zerfällt in zwei Abschnitte, der vordere enthält die Centralstationen für die Bewegungsthätigkeit, der hintere die für die Sensibilität, einschließlich der für die Organe des Gesichts, Gehörs 2c. Die Centralstationen entsprechen immer bestimmten Körpertheilen, ihre Bedeutung ist auf experimentellem Wege festgesetzt worden. An diesem complicirten Organismus operative Eingriffe zu machen, bedeute daher eine besonders schwierige Aufgabe. Zweifellos sei von Anfang an bei uncultivirten ebenso wie bei cultivirten Völkern der Versuch gemacht worden, Leuten, die durch Verletzungen Schädeleindrücke erhalten hatten, eine operative Hülfe zu bringen. Die Ausstellung von tausend von einem peruanischen Arzte gesammelten Inka-Schädeln zeigte 19, welche Spuren von Operationen hatten, man hatte unter anderem mit Steinen tiefe Rinnen in den Schädel gezogen. Bei einigen Schädeln war ersichtlich, daß die Patienten während der Operation gestorben waren, andere aber bewiesen, daß die Operation geglückt war. Bei einem Schädel war der Defect durch eine Silberplatte geschlossen. Auch von den römischen Aerzten sind derartige Versuche bekannt geworden. Die Gewalteinwirkung (Verletzung) auf den Schädel bildet auch heute noch den Hauptanlaß zur Operation. Bei einer zweckmäßigen Behandlung habe die Schädelverletzung durch Maschinen, Wagen 2c. heute einen weit geringeren Schrecken. Freilich müsse jede Schädelverletzung sofort sorgfältig und exact untersucht werden. Selbst die schwersten Fälle (Verletzungen durch den sog. Todtschläger u. a.) geben, wenn sie von Anfang an mit der größten Peinlichkeit behandelt werden, eine günstige Prognose. Weit größer ist das Interesse aber bei den Fällen, wo der Arzt bei intacten Hautdecken den Schädel öffnen muß. Dieser Schritt konnte erst versucht werden, nachdem die physiologischen Grundlagen wissenschaftlich festgelegt waren. Eine Operation werde vorgenommen werden müssen, wo ein durch Bluterguß hervorgerufener Gehirndruck vorhanden ist. Dieselbe sei aber so schwierig, daß bisher die Mehrzahl der Kranken gestorben ist. Einen zweiten Anlaß zur Operation geben Eiterungsprocesse, die schon in Folge einer leichten Wunde entstehen können. Der Arzt muß von der Ansicht ausgehen, daß die scheinbar unbedeutendste Verletzung die größten Gefahren zeitigen könne. Er (Redner) habe einen Studenten, der seinen Schmiß verbummelt hatte, so zu Grunde

gehen sehen. Redner geht dann näher auf die Krankheitserscheinungen und Heilungsversuche durch Operationen ein. Bei rechtzeitigem Eingriff sei schon vielen Rettung gebracht worden; bei Gehirntumor haben bisher nicht mehr als 3 Proc. der Kranken Aussicht auf Heilung. Schließlich beschäftigt sich Redner noch mit den Operationsversuchen bei Epileptischen, wenn die Epilepsie eingetreten war in Folge von Verletzungen der Centren. Er hat bei seinen Operationen vielfache Erfolge aufzuweisen und bezeichnet das Gebiet als ein solches, auf dem die Forschung noch nicht abgeschlossen ist. Der Redner erntete für seine Ausführungen lebhaften Beifall.

Auf ein theoretisches Gebiet führte der folgende Vortrag des Geh. Rath Prof. Victor Meyer (Heidelberg) über Probleme der Atomistik. Wir kennen gegenwärtig 70 chemische Elemente, die bislang noch auf keine Weise weiter zerlegt werden konnten. Sie gelten als die letzten Bausteine der physischen Welt. Unter einander sind sie alle völlig selbständig. Unter den lebenden Chemikern hat indeß die Mehrzahl die Ueberzeugung, daß diese Elemente keine Urstoffe sind, sondern zum großen Theil Verbindungen mehrerer Körper darstellen. Der Grundstoffe gäbe es wahrscheinlich nur sehr wenige. Indeß ist für diese Annahme bisher kein Beweis erbracht. Schon im Anfang dieses Jahrhunderts behauptete Prout die Zusammengehörigkeit der Elementaratome. Die Elemente stellten nur verschiedenartige Verdichtungen des Wasserstoffs dar, der als Urmaterie zu denken sei. Die Atomzahlen geben nur das Multiplum der Verdichtung an. Sauerstoff bestehe aus 16, Silber aus 108 Atomen Wasserstoff u. s. w. Diese Annahme hat sich als irrig erwiesen. Denn genauere Bestimmungen ergaben, daß z. B. das Atomgewicht des Silbers gar nicht 108, sondern $107^2/_3$ ist. In jüngster Zeit ist die Prout'sche Hypotheje nun doch wieder aufgenommen worden und hat in modificirter Form einen sehr großen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt. Die Elemente bilden unter sich natürliche Familiengruppen zu je drei, sog. Triaden, wie z. B. Lithium, Kalium und Natrium, deren Atomgewichte 7, 23 und 39 um je 16 differiren. Es besteht also zwischen ihnen ein constantes Verhältniß. Die beiden letzteren Elemente enthalten das Atomgewicht des Lithium plus einem unbekannten Etwas = 16 oder dem Doppelten davon. Aehnliche Triaden bilden Schwefel, Selen, Tellur, ferner Chlor, Brom, Jod u. s. w. Derselbe Urstoff scheint also in allen verwandten Substanzen enthalten zu sein. Dementsprechend gibt es auch homologe Säuren, z. B. Ameisensäure, Essigsäure, Propionsäure, deren Moleculargewichte 46—60—74 betragen. Auch hier eine constante Differenz von 14. Bei diesen Säuren ist ihre Ursache nun genau erforscht. Die Zahl 14 ist die Summe der Atomgewichte von einem Atom Kohlenstoff und zwei Wasserstoff. Aus diesem Verhältniß kann man auf die Triadenelemente den Rückschluß machen, daß auch sie keine Urstoffe sind. Die große Zahl der Elemente ist nun vor einigen Jahren durch Mendelejeff und Lothar Meyer in ein periodisches System gebracht worden, welches der Eckstein für die neuere anorganische Chemie geworden ist. Die Eigenschaft der Elemente ist dadurch als eine periodische Function ihrer Atomgewichte aufgeklärt. Die Elemente stehen zu einander in wohlgeordneten Gefügen. Die jüngst neu entdeckten Elemente Argon und Helium haben sich in diesem System noch nicht unterbringen lassen. Die Erkenntniß der Zusammengehörigkeit der Elemente hat bei den Chemikern allgemein die Ueberzeugung verbreitet, daß sie alle ein gemeinsames Etwas in sich haben, und deßhalb erscheint die Analyse der Elemente als eine Hauptaufgabe, ein scharf gestecktes Ziel für die chemische Forschung. Für die zusammengesetzte Natur der Elemente spricht auch die Mannichfaltigkeit ihrer Farbenstreifen im Spectrum. Doch besteht keine Hoffnung, auf diesem Wege eine Zerlegung der Elemente in ihre Theile durchführen zu können. Hiezu bietet sich ein ganz anderer experimenteller Weg, den der Vortragende selbst in den letzten Jahren mit bestem Erfolge betreten hat, nämlich mit Hülfe der Pyrochemie, mit anderen Worten durch die Bestimmung der Dampfdichte der Elemente. Vortragender hat eine ganze Reihe von ihnen der Einwirkung sehr großer Hitzegrade ausgesetzt und geprüft, wie weit in Folge dessen Veränderungen und Zersetzungen der Elemente eintreten. Da die Dampfdichte sich proportional dem Moleculargewicht verhält, so ist dieses aus den Zahlen jener Größe leicht zu berechnen. Die classische Methode der Dampfdichtebestimmung hat sich als unbrauchbar erwiesen, weil sie von der Widerstandsfähigkeit der Gefäße, welche für die Dampfdichtebestimmung verwendet werden, abhängig ist. Meyer hat nun eine Weißgluthhitze bis nahe an 1700 Grad in Gefäßen von schwarzem Porzellan und Platin erreicht. Dabei erwiesen sich Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Quecksilber, Zinn und andere Elemente als unveränderlich. Ganz anders dagegen verhielten sich die Halogene, besonders das Jod. Es war nicht feuerbeständig, sondern spaltete sich in seine zwei Moleküle. Bei Brom und Chlor tritt die Halbirung erst bei noch höherer Hitze ein und ist noch nicht vollständig erreicht. Bei diesen Versuchen handelt es sich nun allerdings noch nicht um die Zerlegung von Atomen, sondern nur um die atomistische Spaltung eines Moleküls. Doch macht ihre Durchführung auch das Gelingen der ersteren auf diesem Wege wahrscheinlich. Bisher halten die Gefäße die höchsten Temperaturen noch nicht aus, die über dem Schmelzpunkt des Platins liegen. Vortragender ist mit Versuchen beschäftigt, das Iridium und den Graphit zu Gefäßen verarbeiten zu lassen, welche Hitze bis zu 3000 Grad aushalten. Letzteres hat nur den Nachtheil der Porosität, die noch zu beseitigen sein wird. Im kleinen Maßstabe sind bereits gasdichte Graphitgefäße, auch solche aus Legirungen von Platin und Iridium hergestellt worden. Die Pyrochemie berechtigt deßhalb noch zu großen Hoffnungen und wird vielleicht das Problem der Analyse der Elemente lösen.

Sodann sprach Hofrath Prof. v. Rindfleisch (Würzburg) über den Neo-Vitalismus, indem er die seit 50 Jahren zurückgedrängte Annahme einer besonderen „Lebenskraft", und zwar für die Zelle, in metaphysischer Betrachtung zu vertheidigen suchte. —

In der Geschäftssitzung, die den Schluß des Tages bildete, theilte Geh. Rath Wislicenus mit, daß der Vorstand am Denkmal Emanuel Geibels einen Lorberkranz niedergelegt habe. Für die nächstjährige Naturforscherversammlung war als Ort Darmstadt ausersehen. Doch ist von dort in letzter Stunde eine Absage erfolgt, weil der ärztliche Verein daselbst seine Betheiligung abgelehnt hat. Es wurde nunmehr Frankfurt a. M. für 1896 gewählt, dessen Oberbürgermeister, Hr. Adickes, telegraphisch die Gesellschaft willkommen geheißen hat. Die Neuwahlen zum Vorstand hatten das Ergebniß, daß zum ersten Vorsitzenden Geh. Rath v. Ziemssen (München) gewählt wurde, neu in den Vorstand kam Geh. Rath Waldeyer (Berlin) als dritter Vorsitzender, sowie die Geheimräthe v. Recklinghausen (Straßburg) und Neumayer (Hamburg).

* **Zürich.** Der Jurist Prof. Dr. F. Meili, der wegen äußerer Differenzen mit der Behörde sein Lehramt aufzugeben entschlossen war, nimmt in Folge Aenderung der Anstellungsbedingungen die ihm übertragene ordentliche Professur an der hiesigen Hochschule nunmehr wieder an.

* **Basel,** 20. Sept. Zur 50. Jahresversammlung der Schweizer Geschichtsforschenden Gesellschaft waren neben den Basler Geschichtsfreunden noch etwa 60 auswärtige Historiker erschienen. In der Vorversammlung am Mittwoch wurden geschäftliche Dinge erledigt. Die kostspielige Gesellschaftsbibliothek wurde aus finanziellen Gründen der Stadtbibliothek Bern überwiesen; die Durchforschung österreichischer Archive nach Urkunden, die auf die schweizerische Geschichte Bezug haben, nimmt ihren erfreulichen Fortgang. Die Publicationen sind bis 1403 fortgeschritten und enthalten zur Illustration der Schweizer Geschichte manche interessante Einzelheiten. Zu Ehrenmitgliedern des Vereins wurden Theodor Mommsen und P. Ehrle, Präfect der Vaticanischen Archive in Rom ernannt. Die nächstjährige Jahresversammlung findet in Sitten statt.

* Unweit **Genua** starb am 12. ds. Mts. 75jährig der italienische Philosoph Antonio Franchi. Aus dem Priesterthum rang er sich zu einer freien Weltanschauung heraus, die er, auf Giordano Bruno zurückgreifend, als national-italienische, mit dem Katholicismus unvereinbare Philosophie in wirksamen Schriften („La filosofia delle scuole Italiane" u. a. m.) entwickelte und verfocht. An der Schwelle der Siebzig aber leistete er in dem Buche „Ultima critica" nach neuen inneren Kämpfen Widerruf und fand seinen Frieden als Mönch.

* Wie aus **Paris** mitgetheilt wird, ist das Befinden Pasteurs, ungeachtet des Schlaganfalls, den er erlitten hat, nicht beunruhigend.

* **Stockholm.** Am 21. September ist hier der Archäolog, Professor an der Universität und Mitglied der schwedischen Akademie Victor Rydberg im Alter von 66 Jahren gestorben. Nachdem er bis 1876 publicistisch thätig gewesen und sich einen großen Ruf als Feuilletonist erworben, hielt er in Göteborg Vorlesungen über Philosophie und Culturgeschichte und wurde 1884 als Professor der Culturgeschichte an die Stockholmer Universität berufen, wo er sich hauptsächlich mit mythologischen Arbeiten beschäftigte. Schweden verdankt ihm eine geschickte Uebertragung von Goethe's „Faust".

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Ein alter Vorkämpfer für ein deutsches Ostafrika.

Carl Claus von der Decken † 25. September 1865.

H. S. Ein Menschenalter ist vergangen, seit der hannöversche Baron Carl Claus von der Decken auf seiner Entdeckungsfahrt den Dschuba aufwärts in der Stadt Bardera im Somalilande Mörderhänden erlag. Das Galla- und Somaliland hat seitdem eine nicht geringe Zahl von Opfern unter den kühnen Pionieren gefordert, die das Osthorn Afrika's zu entschleiern versuchten oder im Interesse europäischer Coloniengründungen dort eindringen wollten. Auch Deutsche gehörten zu diesen Opfern; Decken und seine Begleiter waren die ersten derselben. Wer aber kennt heute noch den Namen dieses Mannes, den das „treue Unglück“ sechs Jahre hindurch auf seinen Wanderungen an der weiten ostafrikanischen Küste von Kiloa bis zum Dschuba begleitete? Zum wenigsten war und wird Decken sehr oft unterschätzt, selbst von manchem seiner vielen deutschen Nachfolger, und recht gering dürfte die Zahl derer sein, denen es bekannt ist, was der Mann mit Einsetzung seines ganzen großen Vermögens dort für die Wissenschaft erreicht hat, oder die den von seinem Begleiter Kersten herausgegebenen Reisebericht gelesen haben — ein Prachtwerk im besten Sinne, das man jetzt für baare 6 oder 7 Mark bei jedem Antiquar erstehen kann! Deckens Reisewerk theilt dieses Schicksal mit den Büchern zahlreicher anderen deutschen Forscher früherer Jahrzehnte.

Es ist aber nicht nur lohnend und interessant, sondern mit Rücksicht auf eine gerechte Geschichtschreibung der Entschleierung Afrika's auch durchaus wünschenswerth und nothwendig, auf die Berichte der älteren Forscher zurückzugehen, selbst wenn es den übrigens oft recht falschen Anschein hat, als seien ihre Resultate schon längst durch die neuerer überholt. Und zu diesen arg unterschätzten und verdienstvollen Forschern gehört auch von der Decken, zu diesen Berichten auch sein großes vor 25 Jahren erschienenes Reisewerk[1]). Beiden, dem Reisenden und seinem Buche, gedenken wir im folgenden gerecht zu werden; wir verbinden damit gleichzeitig eine Würdigung der Motive, die jenen neben der Förderung der Wissenschaft — vornehmlich der Erdkunde — auf seinen Reisen leiteten: Decken hatte schon frühzeitig die Bedeutung und den Werth dieser Länder für europäische Colonisation erkannt, und sein heißester Wunsch war es, sie möchten dereinst in deutschen Besitz übergehen. In der That ein kühner, ja vermessener Wunsch, eine Utopie, damals vor 30 oder 35 Jahren!

Decken war ein junger hannöverscher Edelmann, der seine Thatkraft und seine großen pecuniären Mittel in den Dienst der Afrikaforschung zu stellen gedachte. Ihn lockte der Ruhm eines Heinrich Barth, den er sich zum leuchtenden Vorbild nahm. Die deutschen Afrikaforscher der älteren, classischen Zeit, die fast schon vergessen und doch nicht so weit zurückliegt, waren in der Regel die ärmsten Leute, die den afrikanischen Continent durchzogen. Sie pflegten, von ihrer Heimath aus vielleicht durch ein paar winzige Reisestipendien unterstützt, sich dort lange Jahre mühsam und unter Demüthigungen durchzuschlagen und dann nach ihrer Heimkehr ohne jede Reclame die Welt durch ihre glänzenden Resultate in die höchste Bewunderung zu versetzen: eine Bewunderung, die so weit ging, als der — Geldbeutel nicht in Frage kam. So hatte Barth den deutschen Forschergeist und die deutsche Thatkraft in einer Weise zu Ehren und Ansehen gebracht, die selbst Livingstone's Ruhm bedeutend überstrahlte, und doch kämpften später seine deutschen Landsleute und Nachfolger Rohlfs, Mauch, Nachtigal mit denselben pecuniären Schwierigkeiten wie er. Es fand sich eben trotz des erfolgreichen Beginns der deutschen Forschungsära im dunkeln Welttheil kein deutscher Mäcen, der eine genügende Summe geopfert hätte; was aber wollten gegen die Mittel englischer Reisender die paar Thaler bedeuten, mit denen der König von Preußen und der Bremer Senat Rohlfs unterstützten, was die winzige Summe, die Petermann mühsam aufbringen und dem verdienten Mauch, der der deutschen Forschung auch in Südafrika zu Ansehen verhalf, nach und nach zuwenden konnte? Und Nachtigal, dazu außerordentlicher Gesandter des preußischen Königs, lebte sechs Jahre lang in der denkbar traurigsten Lage im Sudan. Die Summen, die diesen Heroen der Afrikaforschung zur Verfügung standen, reichten nur gerade aus, sie nothdürftig vor dem Verhungern zu schützen. In welch günstiger Lage war dagegen Decken, der über unbeschränkte Mittel gebot und sie auch gebrauchte! Zwar waren Geld und Erfolg vor 30 Jahren in Afrika noch nicht so gleichbedeutend wie heute; man scheute sich damals, seine Machtmittel rücksichtslos zu gebrauchen, die Technik des Reisens war noch nicht so entwickelt wie jetzt, auch fehlte das vorzügliche Träger- und Soldatenmaterial, das die Küstenbevölkerung heute nach langer Bekanntschaft mit den europäischen Reisenden diesen stellt: aber Geld war doch auch in jener Zeit eine wesentliche Vorbedingung des Erfolges.

Der unternehmungslustige Baron wandte sich im Jahre 1859 an Heinrich Barth um einen Rath. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß vor kurzem, Herbst 1858, der vortrefflich vorgebildete deutsche Reisende Dr. Roscher mit Unterstützung des Königs von Bayern nach Ostafrika gegangen war; wenn Decken seine großen Mittel mit den bedeutenden wissenschaftlichen Fähigkeiten Roschers verbände, so könnten sie vereint wohl Großes für die Entschleierung Afrika's leisten. Decken benutzte diesen Fingerzeig, traf seine Vorbereitungen und kam Juli 1860 nach Sansibar. Hier hörte er, daß Roscher inzwischen nach dem Süden der Suaheli-Küste abgegangen sei, um von dort aus einen Vorstoß ins Innere zu wagen. Auch hier erreichte Decken ihn nicht mehr; er folgte landeinwärts Roschers Spuren, als

[1]) Carl Claus von der Deckens Reisen in Ostafrika. Erzählender Theil, herausgegeben von Dr. O. Kersten. Leipzig und Heidelberg 1869—1871. Der rein wissenschaftliche Theil erschien in mehreren Bänden etwa gleichzeitig und später, der letzte Band desselben erst 1879.

ihn die Nachricht traf, daß der junge Forscher am Nyassa, den er einen Monat später als dessen Entdecker Livingstone erreicht hatte, ermordet worden war. Deckens erste Hoffnungen waren also vernichtet und er entschloß sich zur Rückkehr; immerhin durchmaß er dort zwischen Küste und Nyassa beträchtliche Strecken unbekannten Landes, machte sich mit afrikanischem Reiseleben vertraut und veranlaßte die Bestrafung der Mörder Roschers. Einen wissenschaftlichen Begleiter fand Decken dann in Sansibar in der Person des englischen Geologen Thornton, der zur Livingstone'schen Sambesi-Expedition gehört hatte und aus ihrem Verbande persönlicher Differenzen wegen ausgeschieden war. In Thorntons Begleitung wandte sich der Baron nunmehr im Juni 1861 dem Kilimandscharo-Gebiete zu.

Der Klimandscharo war im Mai des Jahres 1848 von dem deutschen Missionar Rebmann entdeckt worden. Rebmann behauptete nach seiner Heimkehr, der Berg sei mit einer Kappe ewigen Schnees bedeckt, fand jedoch wenig Glauben. Er unternahm dann im nächsten Jahre eine zweite Tour zum Berge und wiederholte seine Behauptung, bald unterstützt von seinem Collegen Krapf, der etwas später wie Rebmann ebenfalls den Berg und seinen schneeigen Gipfel gesehen hatte. Allein die Berichte der schlichten Missionare erregten in „maßgebenden“ Kreisen nur mitleidiges Kopfschütteln. Nicht nur der englische Geograph Desborough Cooley, der bedeutendste Kenner der Geschichte der Afrikaforschung, bekämpfte als Theoretiker die Behauptungen der deutschen Missionare in seiner bekannten leidenschaftlichen Manier: auch Barth, der Praktiker, der bedeutendste Afrikaforscher aller Zeiten, glaubte nicht an Schneeberge unter dem Aequator. Man war also bald über die Sache zur Tagesordnung übergegangen. Nur August Petermann, der keineswegs zu den übel berufenen „Schaukelstuhlgeographen“ gehörte, der vielmehr stets geneigt war, den Afrikareisenden auch das Unglaublichste zu glauben, und damit schließlich immer Recht behielt, zweifelte damals nicht an der Richtigkeit von Rebmanns und Krapfs Beobachtungen. Die Unternehmungen Burtons und Speke's hatten die Frage nicht entschieden, denn der Schauplatz ihrer Wanderungen war ein anderer; es winkte also hier Decken die Lösung eines großartigen Problems. — Ohne besondere Schwierigkeiten gelangte der Reisende Juli 1861 an den Fuß des afrikanischen Bergriesen, den er mit Thornton freilich nur bis zur Höhe von 8000 Fuß erklimmen konnte. Deckens Berichte lauteten nun aber viel bestimmter als die der Missionare; er schreibt (Deckens Reisen in Ostafrika I, S. 250): „Unterwegs bekamen wir zum ersten Male den Kilimandscharo zu Gesicht: so hoch wie vier Vollmonde über einander ragte der Riesenberg empor, einem mächtigen Dome gleich, bedeckt von blendend weißem Schnee, welcher den hellen Sonnenschein noch heller zurückstrahlt — solch großartigem Anblick gegenüber können die Trugschlüsse des englischen Stubengelehrten Cooley, daß es in Afrika keine Schneeberge gebe, ‚weil sie nicht in seinem berühmten Buche stehen‘, nicht Stand halten.“ Und weiterhin berichtet Decken (a. a. O., S. 290): „Vor uns leuchtete der schneebedeckte Dom des Kilimandscharo in den letzten Strahlen der Sonne.... Der Schnee des Hauptgipfels reichte bei weitem tiefer herab, als wir es von Kilema aus gesehen, offenbar weil der vorherrschend östliche Wind durch seinen erwärmenden Einfluß die Schneelinie an dem dort sichtbaren Theile des Berges weiter nach oben rückt.“

Dieser erste Erfolg befriedigte Decken keineswegs, spornte ihn vielmehr zu einem energischeren Versuch. Er verband sich zu diesem Zwecke mit dem jungen deutschen Gelehrten Dr. Otto Kersten. Auch dieser zweite Vorstoß — October bis December 1862 —, an den sich eine Besteigung des Berges bis zur Höhe von 14,000 Fuß schloß, führte zwar nicht zur Erreichung der Schneelinie, machte aber den Zweifeln, daß der Kilimandscharo ein Schneeberg sei, bei allen vernünftigen Leuten ein Ende. Decken berichtete nach Europa: „Nachts schneite es tüchtig und am andern Morgen sahen wir den Schnee zur Rechten und Linken unterhalb unsres Standpunktes liegen. Somit wird die Schneenatur dieses Berges wohl nicht mehr von dem obstinaten Cooley in Zweifel gezogen werden.“ Weit gefehlt! Barth glaubte nun zwar daran, nicht aber der „obstinate“ Cooley; er hielt mit gewohnter Halsstarrigkeit an seiner vorgefaßten Meinung fest und erwiderte bissig: „Der Baron sagt, es habe in der Nacht tüchtig geschneit; im December, als die Sonne vertical stand! Aber ich glaube eher an die Excentricitäten eines Reisenden, als an solche der Natur.“ Cooley war damals seiner scharfen Zunge wegen ebenso gefürchtet, wie um seiner unbestrittenen Verdienste um die afrikanische Entdeckungsgeschichte willen geschätzt. Aber selbst in seiner Heimath nahm man diese Einwürfe nicht mehr ernst und die Londoner Geographische Gesellschaft ehrte Decken, als er 1863 in Europa weilte, durch die Verleihung ihrer höchsten Auszeichnung, der großen goldenen Medaille „für die Beweisführung, daß es in Ostafrika Schneeberge gibt“.

Deckens Name hatte also schon einen guten Klang in den Kreisen der Geographen, wenn auch seine Reisen, weil räumlich nicht sehr ausgedehnt, dem großen Publicum weniger bekannt wurden, als die etwa gleichzeitigen kühnen und erfolgreichen Märsche eines Burton und Speke tief im Innern. Decken aber war keineswegs „afrikamüde“, sondern plante eine neue großartige Unternehmung. Während sein verdienter Begleiter Kersten die zum Theil wenig bekannte ostafrikanische Inselflur durchstreifte und zur Kenntniß derselben werthvolle Beiträge sammelte, ging Decken im August 1863 nach Europa zurück, um dort eine Anzahl geeigneter Reisegefährten zu gewinnen und den Bau zweier Flußdampfer zu überwachen, mit denen er einen der größeren noch unerforschten ostafrikanischen Flüsse zu befahren gedachte: erst am Endpunkte der Wasserfahrt sollte die Landreise ins Innere beginnen. Decken fand überall Förderung seiner Pläne. Im September 1864 langte die Expedition, zu deren Mitgliedern der österreichische Linienschiffslieutenant v. Schickh, der preußische Militärarzt Dr. Linck, der Maler Trenn, der Forstmann Brenner und noch fünf andere Europäer gehörten, in Sansibar an, wo die Zusammensetzung der Dampfer begann. Die lange Zeit, die der Aufbau des „Welf“ in Anspruch nahm, benutzten die Mitglieder zu Orientirungsfahrten an der Küste nordwärts von Sansibar auf dem kleineren Dampfer, dem „Passepartout“. Am 15. Juni 1865 endlich trat man dann in beiden Dampfern und unter Begleitung des englischen Kanonenbootes „Lyra“ die Fahrt nach Norden an, nachdem Kersten seiner geschwächten Gesundheit wegen sich nach Europa hatte zurückbegeben müssen. Man untersuchte einige Flußmündungen und entschloß sich darauf, den Dschuba zum Vordringen ins Somaliland und eventuell nach Abessinien zu benutzen. Von nun an war die Expedition eine Kette von Unglücksfällen und Mißerfolgen. Schon an der Mündung des Flusses ging der „Passepartout“ mit einem Europäer in der Brandung verloren. Mitte August begann der „Welf“, nun sich selbst überlassen, die Fahrt auf dem in vielen Krümmungen verlaufenden Dschuba; Mitte September erreichte man die Stadt Bardera, wo man von der mohammedanischen Somali-Bevölkerung recht unfreundlich empfangen wurde, und ein paar Tage später gerieth der Dampfer einige Meilen weiter oberhalb auf den Grund. Um die Vorbereitungen zur Landreise zu treffen, ließ Decken den Dampfer räumen und am Ufer ein Lager beziehen; er selber ging dann mit Linck und

einigen Negern nach Bardera zurück, um dort Lebensmittel zu beschaffen und mit den Häuptlingen über die Weiterreise zu unterhandeln. Während Decken damit beschäftigt ist, überfallen Leute aus Bardera das Lager der Expedition, wobei zwei Europäer ihren Tod finden. Der energische Widerstand, den die Somali finden, zwingt sie zum Rückzug; die überlebenden fünf Weißen retten sich auf ein Boot und treten sofort die Reise flußabwärts zur Küste an. In der Nacht kommen sie an Bardera vorüber, ohne den Versuch zu machen, Decken und Linck, deren Schicksal sie nicht kennen, zu retten. Beide waren in jener Nacht noch am Leben. — Als man in Bardera den gelungenen Ueberfall des Lagers erfuhr, zögerte man nicht, auch den verhaßten Decken und seinen Begleiter zu tödten; ersterer wird am 25. September, Abends, in der Nähe des Flusses, wohin man ihn geführt, niedergestoßen, Linck, der sich nach dem Lager begeben und dieses zerstört und verlassen vorgefunden hatte, nach seiner Wiederankunft in Bardera, zwei Tage später. Inzwischen setzten die Ueberlebenden ihre Flucht zur Küste und nach Sansibar fort, das sie am 24. October erreichten. Hier erst unternahm man Schritte, Deckens Schicksal festzustellen, vielleicht ihn zu retten! Ein Rettungsversuch war selbstverständlich aussichtslos, da man im Ernst nicht glauben konnte, der Baron sei noch am Leben; und dann fehlten die Initiative und die Machtmittel: Der Einzelne konnte hier von vornherein nicht auf Erfolg rechnen. Frankreich und England standen der Expedition sehr freundschaftlich gegenüber, solange es nichts kostete; in einen theuern, in seinen Folgen unübersehbaren Nachezug sich einzulassen, fiel ihnen nicht ein, sie waren auch kaum moralisch dazu verpflichtet — und schließlich handelte es sich ja nur um einen Deutschen! Deckens engeres und weiteres Vaterland aber konnte erst recht nicht an Vergeltung denken. So versuchten denn wenigstens Deckens Begleiter im Auftrage seiner Familie dessen Schicksal und Ende festzustellen. Sie hüteten sich jedoch wohl, nach Bardera selbst zu gehen; sie blieben lieber in der Nähe der Küste — ähnlich wie fünf Jahre früher Theodor v. Heuglin, der Vogels Schicksal aufhellen sollte, möglichst weit von der Höhle des Löwen, von Wadai, wegblieb. Immerhin erlangte man wenigstens über Deckens Tod genauere Kunde, da des Reisenden Diener Mabruck aus Bardera an die Küste entkommen war und als Augenzeuge über die traurigen Vorgänge in der Somalistadt Aufschluß geben konnte. Seine Mittheilungen haben wir schon oben kurz wiedergegeben. Die Mörder Deckens blieben also ebenso wie die Anstifter zum Morde unbestraft, und lange Jahre hindurch wagte sich hier kein Europäer mehr tiefer ins Innere.

Das Verhalten der Begleiter Deckens, die ihren Führer im Stich ließen, läßt sich ja mit Rechts- und Zweckmäßigkeitsgründen vertheidigen; die moralische Schuld aber bleibt auf ihnen haften, daß sie nicht wenigstens den Versuch machten, in jener Nacht in Bardera zu landen; vielleicht hätten sich dann die Dinge hier ganz anders entwickelt. Das Unterlassen dieser Landung war ohne Zweifel ein Mangel an kameradschaftlicher Gesinnung.

Berühren wir nun kurz die Gründe, die zur Ermordung Deckens führten, so können wir leider die Thatsache nicht verschweigen, daß der Baron sein tragisches Geschick zum großen Theil selbst verschuldet hat. Der „Tropenkoller" ist eine Krankheitsform, die keineswegs allerneuesten Datums und erst in den letzten Jahren bei den nach Afrika geschickten Europäern in unliebsamer Weise zu Tage getreten ist; auch Decken war davon nicht frei. Seine Rücksichtslosigkeit richtete sich freilich weniger gegen die Neger, mit denen er in Berührung kam, obwohl er auch diesen gegenüber nicht die nöthige Geduld und diplomatische Klugheit an den Tag legte, die bei solchen nicht militärisch organisirten Expeditionen allein zum Ziele führen. Decken ließ es namentlich den Mohammedanern gegenüber an der wünschenswerthen Vorsicht fehlen, er verachtete sie gründlich und war daher an der Küste unter diesen allgemein verhaßt. Wenn er sich aber gegen die Küstenaraber immerhin rücksichtslos benehmen durfte, weil er von ihnen höchstens einen passiven Widerstand zu fürchten hatte, so war den unabhängigen und kriegerisch-stolzen Somalihäuptlingen gegenüber verächtliche Rücksichtslosigkeit durchaus nicht am Platze; wenn er in das unbekannte Osthorn Afrika's mit seiner kräftigen Bevölkerung eindringen wollte, so waren Vorsicht und kluges Rücksichtnehmen hier mehr als anderwärts geboten. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Decken durch totale Vernachlässigung dieser Momente seinen Tod selbst verschuldet hat. — Breiten wir indessen den Schleier der Vergessenheit hierüber; in jedem Fall ist Deckens Untergang neben der Ermordung Vogels und Beurmanns die traurigste und beklagenswertheste Episode in der Geschichte der älteren deutschen Afrikaforschung. Es bleibt uns noch die dankbarere und angenehmere Aufgabe, einerseits des Reisenden Bedeutung und Erfolge für die Erforschung des dunkeln Welttheils, andrerseits seine allerdings vergeblichen Bestrebungen für ein deutsches Ostafrika zu würdigen.

Von der Decken war auch als Einzelreisender mehr als ein kühner Jäger; er besaß im Beobachten und Aufnehmen ausreichende Erfahrung, wie er durch seinen ersten Vorstoß in die Länder zwischen der Küste und dem Nyassa bewiesen hat; sein Tagebuch hierüber, abgedruckt im ersten Bande des großen von Kersten herausgegebenen Reisewerkes, ist nicht nur interessant im Sinne gewöhnlicher afrikanischer Dutzend-Reisebeschreibungen, sondern durch den Gehalt an thatsächlichen Mittheilungen von bleibender wissenschaftlicher Bedeutung. Decken wollte jedoch mehr leisten, als es ihm nach Lage der Verhältnisse auf diesem ersten Vorstoß vergönnt war; seine Reisen sollten durchaus der Erforschung dienen. Da er erkannte, daß er nicht die genügende Vorbildung hatte, seinen großen selbstgestellten Aufgaben im weitesten Umfange gerecht zu werden, so suchte er Männer von wissenschaftlicher Erfahrung als Reisebegleiter zu gewinnen; er für seine Person gedachte nur die äußere Leitung seiner Expeditionen für sich in Anspruch zu nehmen, wozu er auch, trotz der schon berührten Mängel, ohne Zweifel durchaus befähigt war. Sein erster, vielversprechender Plan, sich mit Dr. Roscher zu vereinigen, scheiterte bekanntlich. Er gewann dann den englischen Geologen Thornton, der auf Deckens erster, nur orientirender Kilimandscharo-Reise werthvolle exacte Messungen vornahm und unter anderem als erster die ziemlich bestimmte Vermuthung aussprach, der Kilimandscharo sei vulcanischer Natur. Für eine zweite Reise nach dem afrikanischen Bergriesen, die er sorgsam vorbereitete, engagirte er Dr. Otto Kersten zum wissenschaftlichen Reisebegleiter — eine Wahl, welche die Gelehrtenwelt sicherlich nicht zu beklagen hatte. Was Kersten auf dieser Reise und später auf seiner Tour in die ostafrikanische Inselwelt geleistet, ist erstaunlich und von höchstem Werth. Das Kilimandscharo-Gebiet wurde durch Messungen aller Art so gründlich aufgenommen und vermessen, daß bis auf v. Höhnel und Dr. Hans Meyer Deckens Karte desselben keine wesentliche Berichtigung erfuhr. Daran ändert weder etwas die Thatsache, daß der Engländer New im Jahre 1871 als erster die Schneelinie des Berges erreichte, noch die gehässigen Bemerkungen seines Landsmannes Johnston, der 1884 dort einige Monate sammelte und daraus das Recht herleitete, sich über Deckens naturhistorische Ausbeute geringschätzend auszusprechen. Auch die Reisen Fischers und Thomsons (1883), welch letzterer die schon von Thornton geahnte

vulcanische Bildung des Berges und seine „Lebensgeschichte“ mit scharfem Blick klar und richtig erkannte, haben Thorntons und Kerstens Aufnahmen nur unwesentlich ergänzt. Aber auch in naturwissenschaftlicher Beziehung ist namentlich Kerstens Ausbeute eine überraschend große gewesen und seine Arbeit ist noch heute von grundlegender Bedeutung.

Kersten hat dann, wie schon mehrfach hervorgehoben, auch die meisten ostafrikanischen Inseln, zum Theil allein, zum Theil mit Decken besucht, und zwar die Seschellen, Mauritius, Réunion, Nossibé, die Komoren und das jetzt deutsche Mafia. Noch jetzt nach mehr als dreißig Jahren sind seine fesselnden Reiseberichte nicht nur von Interesse, sondern auch von Werth, namentlich für die beiden Komoren-Inseln. Die Literatur über alle diese Inseln ist ja heute eine sehr reichhaltige, allein sehr unübersichtlich und schwer zugänglich, weil in seltenen, in Europa wenig verbreiteten colonialen Zeitschriften zerstreut. Wer sich über diese Gebiete orientiren will, wird daher noch immer auf das alte Decken'sche Reisewerk zurückgreifen müssen; auch gibt die in letzten Bande desselben abgedruckte Literaturübersicht Fingerzeige, in welcher Richtung der weiter zu suchen hat, der sich eingehender mit diesen Theilen Afrika's beschäftigen will. Die prächtigen Hassenstein'schen Karten über diesen Schauplatz der Decken'schen Reiseunternehmungen — Réunion, Nossibé, Komoren — erfreuen noch heute den Geographen durch ihre relative Zuverlässigkeit. Sansibar selber und die ganze ostafrikanische Küste bis hinauf zum Dschuba ist von Decken und seinen Begleitern die Kreuz und Quer durchstreift worden; und diese Streifzüge führten nicht nur zu einer gründlichen Kenntniß der dortigen naturwissenschaftlichen Verhältnisse, brachten nicht nur schätzenswerthe Sammlungen, sondern auch erhebliche Ergänzungen und Berichtigungen der recht schlechten, auf Owens Aufnahmen (1821—1826) beruhenden englischen Admiralitätskarten; und diese Ergänzungen, namentlich auch die zahlreichen Hafenpläne des Decken'schen Reisewerkes, blieben 20—25 Jahre hindurch maßgebend, bis die deutsche Kriegsmarine hier die längst nothwendig gewordene einheitliche Küstenkarte herstellte. Stadt und Insel Sansibar endlich, heute das Helgoland unsrer ostafrikanischen Colonie, wird im Decken'schen Reisewerke genauer berücksichtigt, als es die meisten europäischen Reisenden, welche die Stadt zum Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen wählten, zu thun in der Lage waren. Die umfangreiche Monographie über dieses Gebiet, von Kersten verfaßt, gibt in anziehender Darstellung ein abgeschlossenes Bild der wichtigsten Kücteninsel Ostafrika's und ihrer bunten Bevölkerung, und stellt sich der großen Arbeit Burtons (Zanzibar city, island, and coast, 2 Bände, London 1872) würdig, ja vortheilhaft an die Seite. Die Insel ist übrigens auch heute noch im Innern wenig bekannt.

Die Stromfahrt Deckens auf dem Dschuba war der erste bedeutendere Vorstoß ins Innere des Somalilandes, des unzugänglichen Osthorns Afrika's und erbrachte den Beweis, daß dieser Strom unter günstigen Voraussetzungen eine beträchtliche Strecke weit schiffbar ist. Das tragische gewaltsame Ende, das Decken in Barbera gefunden hatte, schreckte freilich von Versuchen, seinen Spuren zu folgen, Jahrzehnte hindurch ab; wie auch das traurige Geschick anderer, meist italienischer Expeditionen, die von Norden her in das Innere der Halbinsel eindringen wollten, nicht ermuthigend wirken konnte. So blieb denn das Land lange Jahre hindurch eine terra incognita, und die Kartographen, denen sonst das Material unter den Händen veraltete, zeichneten das Bild dieses Theils von Afrika noch immer nach den Erkundigungen von Léon des Avanchers, d'Abbadie, Guillain und Decken. Der Engländer James durchquerte dann 1885 die östliche Spitze, das Herz des Landes aber blieb verschlossen. Erst in den letzten Jahren gelang es den Versuchen der unermüdlichen Italiener, vom Norden her den oberen Dschuba zu erreichen: Capitän Ugo Ferrandi kam 1892 in die Nähe von Barbera, durfte die Stadt aber nicht betreten; die Capitäne Bottego und Grixoni erreichten von Berbera aus ebenfalls den Dschuba und erforschten seine Quellflüsse, worauf sie umkehrten und bei Brava an den Indischen Ocean gelangten (1893—1894); der Engländer F. G. Dundas endlich befuhr September 1892 mit seinem Schraubendampfer „Kenia“ den Dschuba aufwärts bis zur Stelle, wo Deckens Dampfer vor 27 Jahren Havarie erlitten, und durfte sogar Barbera betreten. Verwundert und mit Achtung empfing man dort den kühnen Engländer, der sogar mit den dortigen Häuptlingen Freundschaft schloß und dann, ohne belästigt zu werden, wieder zur Küste hinabfuhr. Seine im Londoner „Geographical Journal“ (1893) veröffentlichte Karte des Dschubalaufes bestätigt glänzend die Decken'sche Aufnahme, die also noch heute hier maßgebend ist.

Decken leitete auf seinen Reisen nicht nur der ideale Zweck, der Wissenschaft zu dienen, obwohl ihm dieser ja in erster Linie vorschwebte; wir berührten schon mehrfach, daß ihn der Wunsch beseelte, Preußen möchte dereinst auf diese Gebiete Afrika's die Hand legen und sich hier Colonien schaffen; dieser Gedanke kehrt oftmals im Decken'schen Reisewerke wieder. Er ist der erste, der die Vortheile des Kilimandscharogebietes für europäische Colonisation, namentlich für die Anlage von Ackerbaucolonien erkennt; er schreibt darüber in seinem Tagebuche im allgemeinen (a. a. O. I, Seite 272): „Für eine europäische Ansiedlung würde kein Tropenland größere Vortheile bieten, als eben Dschagga[1]): hier findet der Europäer, kommt er als Glaubensbote, Ackerbauer oder Handelsmann, ein herrliches gesundes Klima in allen Abstufungen von der Bananenregion bis zu den Gebieten, wo Weizen und nordische Pflanzen gedeihen.“ Bekanntlich erklärt Dr. Karl Peters in seinem letzten Buche über unsre ostafrikanische Colonie, daß das Kilimandscharogebiet sich für Ackerbauversuche ganz besonders eignen würde. Eine ähnliche Uebereinstimmung des Urtheils läßt sich in Bezug auf Usambara constatiren, das Decken vor allem für Anbau von Zuckerrohr empfiehlt. Ueber Witu, das ja nun für uns Deutsche leider verloren ist, findet sich im Decken'schen Reisewerke (II, Seite 372) die interessante Bemerkung, daß der dortige Sultan Simba sich — freilich vergeblich — durch Brenners Vermittlung um den preußischen Schutz beworben habe. An einer anderen Stelle endlich (II, Seite 192 fg.) werden die Momente zusammengestellt, die die Deutschen zur Coloniengründung veranlassen sollten, und das Schlußurtheil dahin abgegeben, „daß Ostafrika sich für Ansiedlungen aller Art eignet, wenn auch nicht für Massenauswanderungen europäischer Ackerbaufamilien“. Heute urtheilt man, nachdem sich die Ansichten geklärt, genau so. — Der zweite Band des Decken'schen Reisewerkes erschien während des deutsch-französischen Krieges, als es bereits klar war, daß der siegreiche Kampf zur Einigung Deutschlands führen würde. Der Herausgeber des Reiseberichts schöpfte daraus die Hoffnung, daß nun vielleicht auch die Decken'schen Bestrebungen verwirklicht werden könnten; er sagt im Vorwort: „Der an verschiedenen Stellen des Reisewerkes zum Ausdruck gekommene Wunsch, daß so viel Opfer seitens des Reisenden und seiner Begleiter und seitens seiner Familie nicht vergebens gebracht sein mögen, begleite das Buch in die Weite! Möge besonders auch bei der Neugestaltung Deutschlands das Ziel, nach dem von der Decken strebte, nicht aus den Augen gelassen werden!“

---

[1]) Gesammtname für die Kilimandscharolandschaften.

Die Erfüllung eines solchen Wunsches lag aber leider noch in weiter Ferne, und man verlor Ostafrika aus den Augen, wie den verdienten Reisenden selber. So kam es, daß, als ums Jahr 1878 der Ruf nach Colonien lauter erscholl und erhört zu werden schien, kaum jemand an die ostafrikanische Küste dachte. Wie bekannt, hatten damals die Bestrebungen, Samoa zu erwerben, keinen Erfolg, und sechs Jahr später fanden die Flaggenhissungen der Deutschen in Gebieten Westafrika's statt, an deren Erforschung Deutsche nur sehr wenig betheiligt gewesen, die daher auch bis zum Jahre 1884 in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt waren: Togo, Kamerun und Angra Pequena. Da bleibt es Dr. Karl Peters' Verdienst, daß er in Ostafrika mit aller Energie zugriff, solange noch die Engländer vor Staunen starr waren, und namentlich die Hand auf Usambara legte. Heute sind mit Ausnahme von Witu die von Decken in ihrem Werth erkannten Landstriche in deutschem Besitz, und dieser Besitz hat eine so vernünftige Abrundung und — abgesehen von Sansibar — eine so günstige Lage, wie keine zweite deutsch-afrikanische Colonie. Zwanzig Jahre nach dem Tode des alten colonialen Vorkämpfers that Peters die ersten Schritte, um dessen Traum zur Wirklichkeit zu gestalten; heute nach dreißig Jahren ist die Colonie fest gegründet, es scheint für sie nach langem Schwanken nunmehr eine Epoche gedeihlicher Entwicklung anzubrechen — und neben dem praktisch werthvollen Erfolg, den uns der Besitz des Kilimandscharo sichert, bleibt uns auch die nicht minder wichtige ideale Errungenschaft, daß der Bergriese Afrika's selber, mit dem die deutschen Namen eines Rebmann und Decken auf immer verknüpft sind, fortan dem Volke seines Entdeckers und hervorragendsten Erforschers gehört!

Mittheilungen und Nachrichten.

a./D. „Die graphischen Künste der Gegenwart, ein Führer durch das Buchgewerbe", von Theodor Goebel. Herausgegeben von Felix Krais. Stuttgart, Verlag von Felix Krais 1895. — Gewöhnliche „Prachtwerke" machen eigentlich immer einen zwiespältigen Eindruck; Pracht und Werk — Illustration und Text — stehen so gut wie nie im rechten Gleichgewicht, geschweige daß sie eine vollkommene Einheit bildeten. Eben dies aber leistet das vorliegende Buch — in groß Quart, auf herrlichem Papier musterhaft gedruckt, mit zahlreichen Bildtafeln, vornehm gebunden (für 45 Mark) — in wahrhaft einziger Weise. Ganz natürlich, denn die Pracht ist hier eben der Gegenstand des Werkes selbst; die gesammte Ausstattung steht nicht im Dienst einer anderen Idee oder Kunst, ihr Zweck ist vielmehr: sich selber darzustellen. Ein praktischer Kenner des edlen Buchgewerbes der Gegenwart erläutert in wohlgeschriebenem Texte rein sachlich die Herstellung der Erzeugnisse desselben von der Bereitung des Papiers und der Wahl der Lettern an, durch die Stadien des Drucks und jeder Art von Illustration, bis zum Einband. Er wendet sich dabei zunächst an die Unternehmer und Auftraggeber, die Verleger unsrer Bücher; allein wenn der diesen ertheilte Rath als solcher zugleich auch das große Volk der Schriftsteller kaum minder angeht, so wird das ganze Publicum gebildeter Leser auch seinerseits dankbar die Fülle anschaulicher Belehrung begrüßen, die uns hier über den Stand, die Leistungen und Ziele dieser von Haus aus deutschen und auch jetzt wieder vor allem im Vaterland in Blüthe stehenden, dem Geiste am unmittelbarsten dienenden Industrie in Wort und Bilde dargeboten wird. Auch die Tafeln vereinigen in ihrer Erscheinung theoretische und praktische Absicht. Dem genießenden Betrachter führen sie das hohe Maß von Vollendung vor Augen, dessen heute die Künste der Papierfabrication, der Schriftgießerei, des Notenstichs und der Kartographie, der Lithographie, des Holzschnitts, des Licht- und Farbendrucks mit all ihren Wagnissen fähig sind: den Verleger und den Autor aber leiten sie im gegebenen Fall auf dem kürzesten Wege zur Wahl des Besten an. Denn diese Tafeln sind eben nichts anderes als Proben, von den ersten Firmen, zumal Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, zur Wettbewerbung beigesteuert, so daß dem Werke Göbels nach dieser Seite der Charakter einer kritisch erlesenen Mustersammlung zukommt. Mit wahrer Freude vernimmt und sieht man, wie weit das deutsche Gewerbe auf diesem Feld in den letzten Jahrzehnten gediehen ist; doch wird gerechterweise auch niemals verhohlen, wenn und worin es annoch gegen die verwandte Arbeit anderer Länder, wie Frankreich oder England, zurückgeblieben. Daß sich unsre Verlagsbuchhändler das prächtige Werk anschaffen werden, liegt in der Natur der Sache; wir wünschten es jedoch ebenso nicht bloß in den Wartezimmern der Aerzte und auf sonstigen Schautischen verbreitet zu sehen, sondern möchten ihm auch in den Händen privater Sammler begegnen, die an der Ehre der nationalen Arbeit wißbegierigen Antheil nehmen.

∽ „Caritas" heißt der neueste Roman von Emil Marriot (Berlin, Freund u. Jeckel). Sein Held ist ein fein, zu fein genaturter Candidat des Priesterstandes, den strengste Selbstkritik treibt, diesem Beruf zu entsagen. In der meistermäßig geschilderten Misere niedriger Alltagsmenschen findet er sich noch weniger zurecht, so daß sein vorzeitiges Ende — als überspannter Thierfreund wird er, wie Vischers „Auch Einer", das Opfer eines rohen Fuhrknechts — einer Erlösung gleicht. — Die bedeutende Kraft der Erzählerin verleugnet sich in dem merkwürdigen Buch nirgends; einzelne Charaktere, der schwachmüthige Bruder, die nichtswürdige Schwägerin, die egoistische Mutter des Helden, gehören zu den größten und grausamsten Proben des neueren deutschen Realismus. Das Endurtheil über „Caritas" hängt freilich von der Auffassung ab, die man der Hauptfigur entgegenbringt. Nicht Jedermann wird das Uebermaß von Liebe zur Thierwelt mit dem Uebermaß von Härte gegen die Menschenwelt versöhnen können. Und doch: vergessen wird kein Leser den seltsamen Gesellen. Die moderne Emil Marriot bewährt wieder einmal die classische Erfahrung: Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr.

* Das Wetterbureau der Vereinigten Staaten ist z. Z. bemüht, den Sturmwarnungsdienst im Interesse der Schiffahrt und der Küstenbevölkerung umfangreicher und wirksamer auszugestalten. Prof. Willis L. Moore, der Vorsteher des amerikanischen Wetterinstituts, hat kürzlich durch Rundschreiben angeordnet, daß die aus zwei senkrecht übereinander gehißten rothen Flaggen mit schwarzem Viereck in der Mitte bestehenden Orkansignale am Tage auf allen Nebenstellen und Signalstationen des Wetterbureaus längs der ganzen atlantischen Küste und auch sonst, wo es nöthig ist, zur Anwendung kommen. Während der Nacht sollen rothe Meteorraketen, welche 300 bis 400 Fuß hoch aufsteigen und einen rothen, glänzenden Stern auswerfen, abgefeuert werden. Die Raketen sind auf Entfernungen bis zu 20 Seemeilen sichtbar. Ferner sind mit Dampfschiffahrts-Gesellschaften Vereinbarungen getroffen zu dem Zweck, daß auf den Schiffen derselben bei erwarteten Stürmen die Flaggen und Raketensignale gezeigt werden.

* Der norwegische Entdeckungsreisende Karl Lumholtz, der seit mehreren Jahren Mexico bereist und dem verstorbenen Amerika-Reisenden Lieutenant Schwatka die erste Entdeckung lebender mexicanischer Höhlenbewohner streitig macht, befand sich, wie die „Köln. Ztg." berichtet, diesen Sommer bei einem Indianerstamm, der in einer schwer zugänglichen und auch äußerst selten besuchten Gegend hauste. Der Name des Stammes, Vi-rá-ri, dürfte gleichfalls so gut wie unbekannt sein. Er umfaßt etwa 5000 Menschen, deren beinahe einzige Beschäftigung darin besteht, das ganze Jahr hindurch Feste zu feiern. An Göttern haben sie keinen Mangel, und in einigen Höhlen gibt es noch Bildsäulen aus Stein, welche die vornehmsten ihrer Götter darstellen. Die Kleidung dieser Indianer besteht in einer Tunica, die an die römische erinnert. Ihre Feste halten sie in konisch gebauten Holzhäusern, von denen es über ein Dutzend im Lande gibt. Den Aussagen der Mexicaner zufolge sollten diese Indianer Niemand in ihr Gebiet lassen, doch wurde Lumholtz von den sehr abergläubischen Indianern gut aufgenommen, wie er sich auch im übrigen vortrefflich mit ihnen stand.

* Die englische Regierung hat eine wissenschaftliche Mission nach Odessa entsandt, die den Unterschied in den Längengraden zwischen Greenwich und Madras ausfinden soll. Von Odessa geht die Mission nach Batum, Rescht und Teheran. Die russische und die persische Regierung haben ihr allen nöthigen Beistand versprochen.

* Auf Wunsch verbreiten wir nachstehende Notiz: Die deutsche Gesellschaft für ethische Cultur hat einen Preis ausgeschrieben in Höhe von 4000 M. für ein volksthümliches Handbuch

der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage, welches Eltern und Lehrer anleiten soll, einen von trennenden Voraussetzungen religiöser oder metaphysischer (also auch materialistischer) Art freien ethischen (sittlichen) Unterricht zu geben. Die Arbeiten sind bis zum 1. October 1896 spätestens an Hrn. Prof. Dr. Wilhelm Förster in Berlin (SW., Enkeplatz 3a) einzusenden, der auf Anfrage auch bereit ist, jede gewünschte nähere Auskunft zu ertheilen.

* **Konstanz.** Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Wir haben noch über das Ergebniß der Delegirten- und Sectionssitzungen zu berichten. In der ersten Delegirtensitzung ward an Stelle des verstorbenen Geh. Justizraths Grosse von Altenburg zum Revisor der Rechnungen Archivar Dr. Zimmermann-Braunschweig ernannt. Der Geschäftsbericht ergibt einen kleinen Ueberschuß der Einnahmen. Die Zahl der delegirten Vereine beträgt 26. Dann wird gemäß dem oft geäußerten Wunsch des verstorbenen Obersten v. Cohausen beschlossen, zu dem früheren Format des Vereinsorgans (Octav statt Quart) zurückzukehren. Auch eine Mißstimmung über die derzeitige Verlagshandlung (Mittler) kommt zum Ausdruck. Der Verwaltungsausschuß wird deßhalb beauftragt, eine andere geeignete, billigere Druckerei zu suchen. Dann wird über den nächstjährigen Versammlungsort verhandelt und als solcher in erster Stelle Wernigerode, des verdienten Archivraths Dr. Jacobs Heimath, ins Auge gefaßt. Als Zeit wird möglichst ein etwas früherer Termin (zwischen 2. und 10. Sept.) gewünscht, da sich gezeigt, daß nach dem 15. zahlreiche Mitglieder, Lehrer der höheren Schulen und Juristen, abgehalten sind. Die Beiträge der Vereine bleiben dieselben: 10 M. Jahresbeitrag und 5. M. für das Correspondenzblatt. Für das letztere sollen möglichst viele Abonnenten gewonnen werden. Vorort bleibt wieder Berlin.

Von den am selben Abend stattfindenden Sectionssitzungen wohnte Berichterstatter den Arbeiten der 3. und 4. Section an. Hier bildeten das Hauptthema die „Grundkarten" von Prof. v. Thudichum (Tübingen). Derselbe erinnerte zunächst daran, daß vor drei Jahren auf der Generalversammlung zu Sigmaringen der Plan der Herstellung von Grundkarten nicht bloß im Maßstab 1 : 100,000, sondern auch in dem von 1 : 500,000 und 1,500,000 gutgeheißen worden sei, und es an der Zeit erscheine, die Ausführung auch der letzteren Arten von Karten von neuem in Anregung zu bringen, weil sich mit ihrer Hülfe Karten von allgemeinerer Bedeutung, die für den Unterricht auf Universitäten und Gymnasien werthvoll sind, herstellen ließen. Um zu zeigen, wie Karten 1 : 500,000 etwa aussehen sollen, habe er eine Karte über Westdeutschland vom Schwarzwald bis Bar le Duc gezeichnet und drucken lassen, die sich unmittelbar an die bayerische Wasserkarte von 1834 anschließt und nun zusammen mit letzterer die Möglichkeit biete, über ganz Süddeutschland bis nach Böhmen hinein historische Karten der verschiedensten Art zu entwerfen. Als Beispiele dafür waren an den Wänden folgende Karten aufgehängt: über die Völkersitze in der Zeit von 58—50 v. Chr. nach den Angaben Cäsars; über die Völkersitze im Jahre 98 n. Chr. nach Tacitus; über Limes und Römerstraßen, letztere für das linksrheinische Land unter gefälliger Beihülfe von Dr. Lehner in Trier hergestellt; über die Völkersitze im 6. Jahrhundert u. s. w. Die Herstellung dieser Art von Grundkarten für ganz Deutschland könne vorläufig, meinte Thudichum, den Akademien überlassen bleiben; es sei aber zugleich eine Vereinbarung mit Oesterreich, der Schweiz, Frankreich und Italien über einen gemeinsamen Maßstab und gemeinschaftliches Netz ohne Verzug anzustreben. Die Herstellung der Grundkarten 1 : 100,000 sei in gutem Fortgang begriffen; zwar in Sachsen, in Magdeburg, in Lothringen sei den Beschlüssen noch keine That gefolgt, dafür stehe es in anderen Theilen des Reichs um so besser. Die mecklenburgische Regierung habe die Beschaffung der Grundkarten für das ganze Großherzogthum Schwerin angeordnet und in vier Jahren werde das Werk voraussichtlich vollendet sein. (Archivrath Dr. Grotefend aus Schwerin legte der Versammlung die ersten fertigen Blätter vor.) In Schleswig-Holstein habe der Landesausschuß jährlich 900 M. für die Grundkarten bewilligt, ebenso kürzlich der hessische historische Verein zu Kassel vorläufig jährlich 100 M. Zu den bereits gedruckten 8 Sectionen über Wetterau, Oberrheingau und Maingau würden in kurzem die Sectionen Fulda-Schlüchtern und Mainz-Wiesbaden treten, und es sei zu hoffen, daß der historische Verein für Unterfranken recht bald von den 500 M. Gebrauch mache, welche die k. bayer. Akademie der Wissenschaften für die Sectionen Orb-Lohr und Würzburg-Schweinfurt zur Verfügung gestellt. Außerdem konnten Prof. Brecher und Geh. Archivrath Reuter die erfreuliche Mittheilung machen, daß gegründete Aussicht bestehe auf kräftige Förderung des Unternehmens in der Mark Brandenburg mittelst Beihülfe des Landesausschusses. Prof. Thudichum wies zum Schluß darauf hin, wie werthvoll es sein würde, wenn hier am Bodensee, und zwar in Konstanz selbst, ein Anfang mit den Grundkarten gemacht werden wollte, weil das Veranlassung gebe, auch die schweizerischen historischen Vereine zur Mitarbeit heranzuziehen, worauf die Versammlung den Beschluß faßte: den Bodensee-Verein zu ersuchen, recht bald die Beschaffung von Grundkarten in die Hand zu nehmen. Der Präsident des Vereins, Graf Eberhard v. Zeppelin, erklärte seine Bereitwilligkeit, dafür einzutreten und theilte zugleich mit, daß, nach einem Schreiben des Dr. Wartmann zu St. Gallen zu urtheilen, auf eine Mitwirkung der schweizerischen Vereine gehofft werden dürfe. — Aus der sich anschließenden Debatte, geführt vor allem von Prof. Brecher (Berlin) und Archivrath Grotefend (Schwerin), heben wir nur das Ergebniß hervor, daß die Vereine energisch zur Mitwirkung an dieser wichtigen Aufgabe der Geschichtswissenschaft herangezogen und ihnen dazu als Probe des bereits Gelieferten ein besonders geeignetes Blatt zugesandt werden solle.

Die zweite Sectionssitzung fand unter Vorsitz des Archivraths Dr. Ermisch (Dresden) statt. Erster Gegenstand war die Frage: „Wie und wann sind die geschichtlichen Beinamen der deutschen Landesfürsten entstanden?" Referent darüber war der Vorsitzende selbst, indem er eine lithographisch vervielfältigte Tabelle zunächst über die Wettiner ausgearbeitet hatte und an der Hand derselben nun dreierlei Kategorien unterscheidet: 1. uralte, schon durch ihre meist schwer erklärliche Namensform sich als echt legitimirend; 2. gleichfalls wohl in der Hauptsache gleichzeitig entstanden, die Benennungen nach körperlichen Eigenschaften. Die 3. zahlreichste Kategorie aber bilden diejenigen, die sich auf einen geschichtlichen Standpunkt stellen, die Fürsten nach ihrem Leben beurtheilen; diese seien schon der Natur der Sache nach erst später entstanden. Eine nähere Untersuchung ergebe, daß im ganzen Mittelalter so viel wie nichts darüber zu finden. Den ersten Beinamen führt Heinrich der Erlauchte („Illustris"), vor welchem auch sein anderer Beiname der „Milde" (= Freigebige) allmählich verschwindet. Aber woher der dritte Beiname H. „Lomats" oder „Homar"? Aehnliche Schwierigkeiten biete H. „Clem" (wohl = Bedränger der Feinde), aus dem sich später der „Kleine" entwickelt habe, offenbar nur durch Mißverstand eines Schriftfehlers. Von ähnlicher Schwierigkeit sei Friedrich „Tute" (jedenfalls nicht = Stammler), Fr. „Aneland" (= ohne Land) sei ein Beispiel der Uebertragung vom Vater auf den Sohn. Fr. der Freidige, erst ca. 100 Jahr später so genannt in Rothe's thüringischer Chronik, der „Gebissene" (oder mit der gebissenen Wange) ebenfalls erst durch die späteren Historiographen aus einer Eisenacher Localsage gebildet. Friedrich der „Höfische" wurde so genannt, weil er gern tanzte, nachher der „Strenge" genannt, also das gerade Gegentheil. Dagegen wurde Friedrich der „Einfältige" so schon im MA. genannt, Die folgenden von Fr. d. „Streitbaren" stammen dagegen alle erst aus der Zeit vom 16. Jahrhundert an, als mit dem gewaltigen Fortschritt des geistigen Lebens durch den Humanismus auch die Geschichtskenntniß einen neuen Aufschwung nahm. Dazu fangen die Landesherren an, sich selber für ihre Geschichte zu interessiren und so entsteht nun die Hofhistoriographie, deren erster Vertreter in Sachsen Spalatin ist. Ein eigentlicher Hofhistoriograph auch dem Titel nach ist dann Georg Fabricius, dessen Geschichte leider erst von seinem Sohne vollendet wird; noch vor ihm des Peter Albinus meißnische Landeschronik 1580. Bei diesem zuerst finden wir die vollständige Beinamenreihe, so daß vom kritischen Standpunkt aus diese Beinamen von sehr geringem Werth sind. Mit der Mitte dieses Jahrhunderts schließt die Beinamenbildung ab, nachher kommen nur noch wenige vor, so als offenbar aus dem Volk entstanden August der „Starke". Aus „Mutter Anna" gebildet erscheint die Parallele „Vater August"; ganz künstlich seien die folgenden, so „der Gerechte". Es wäre interessant, die Sache auch in den anderen Ländern zu vergleichen. — Prof. Dr. Hartmann aus Stuttgart, Vertreter der württembergischen Regierung, gibt über Württemberg in dieser Hinsicht Aufschluß. Hier finden sich viel weniger solcher Namen wegen Mangels einer Hofhistoriographie. Die sechs vorhandenen, schon von Stälin zusammengestellten sind: 1) Ulrich „mit dem Daumen" oder der „Stifter". Davon ist „mit dem Daumen" gleichzeitig, „der Stifter" bald nach seinem Tode durch die Stuttgarter Stiftsherren ent-

standen. 2) Eberhard der Greiner (= Zänker) ziemlich gleichzeitig. Dagegen 3) Eberhard der „Erlauchte" erst viel später. Wirklich aus dem Volk heraus heißt Ulr. der „Vielgeliebte", auch wieder aus dem Volk heraus Eberh. „im Bart", mit dem die Beinamen 1495 aufhören. (Der „Bärtige" entweder wegen seines langen Barts oder wegen Aufnahme unter die „Bärtlinge", eine Art Laienmönche in Einsiedeln.) — Prof. v. Thudichum hebt als besonders wichtig hervor die Beinamen bei den deutschen Königen und den französischen, von denen erstere vielfach beeinflußt werden. Sehr instructiv hier sei Konrad der „Salige", der auch erst hundert Jahre später so genannt wurde. Von den Chroniken des 14. und 15. Jahrhunderts sei daraus Konr. d. „Salier" gemacht worden, woraus dann gar der „Springer" entstanden sei. Redner wünscht für jedes Land eine Untersuchung zumal auch hinsichtlich der Frage, wie weit hier der französische Einfluß reicht? — Archivar Dr. Zimmermann (Braunschweig): bei den Braunschweigern verhält es sich ähnlich wie bei den Wettinern. In keinem Fall heiße Heinrich der Löwe so bloß als Uebersetzung von „Welf", wie man schon behauptet habe, sondern habe seinen echten uralten Beinamen, den er schon 1151 führt, „de nomine suo" die „Löwenstadt" gründend. — Archivrath Dr. Jacobs (Wernigerode) weist auf die Wappenkunde in dieser Beziehung hin, die manche Aufschlüsse biete. — Hofrath Zingeler aus Sigmaringen bespricht die Beinamen der zollerischen Geschichte: Friedrich der „Löwe" und der „Erlauchte" seien Producte der Hofhistoriographen. Der „Löwe" heißt er, weil er sich des Schildes mit dem Löwen (als letzter) bediente; der „Erlauchte" durch Uebersetzung von „vir illustris". Die übrigen Beinamen dienen nur zur Unterscheidung der verschiedenen Friedriche, gehen dann aber sogar auf die Siegel über. — Schlußergebniß: Antrag der Section, die verbundenen Vereine aufzufordern zu einer Zusammenstellung der Beinamen der Fürsten mit Angabe der Quellen, wann diese Namen zuerst in Chroniken und Urkunden auftreten, und der Fälle, wo die Fürsten selbst sich solcher Namen bedienten.

Ein weiterer Gegenstand ist die Anfrage von Archivrath Dr. Prümers (Posen) über die archivalische Ausstellung. Geh. Archivrath Dr. Reuter erinnert daran, daß die ganze Frage durch Hrn. v. Sybel veranlaßt worden sei. Frage: Was soll ausgestellt werden? Antwort: Vor allem Modelle der Archive, ihre innere Einrichtung u. dgl. darlegend; dann auch die Art, wie Urkunden, Acten u. dgl. aufbewahrt werden. Weiter: Wer soll ausstellen? Zunächst die Staatsregierungen, dann die Städte, aber auch Private. Auch archivalische Materialien sollen dazu kommen. Ergebniß der Antrag an die Hauptversammlung: 2 bis 3 Mitglieder (Prümers, Grotefend, Ermisch) zu beauftragen mit Herstellung eines definitiven Plans für die nächste Versammlung. — Eine weitere Frage von Prümers: Wie sind Siegel am zweckmäßigsten aufzubewahren und vor dem Verderben zu schützen? wird von der Tagesordnung abgesetzt, da dies nur die Archivare angehe. Doch soll im „Corr.-Bl." möglichst darauf Antwort gegeben werden. — Ueber Frage VII: Sind aus dem Mittelalter Wappenverleihungen an Juden bekannt, und welche Siegel von Semiten finden sich aus dieser Zeit in deutschen Archiven? (von Hrn. Prof. Hildebrandt, der selbst nicht anwesend ist) weiß fast Niemand etwas. Grotefend kennt nur Siegel in Form von Sprüchen, die an Juden verliehen worden sind in Frankfurt a. M., Wappensiegel sind unbekannt. Einige weitere Anfragen werden auf das nächste Jahr zurückgesetzt, weil die Antragsteller nicht erschienen sind. — Ueber die Kirchenbücher-Angelegenheit referirt Archivrath Dr. Jacobs (Wernigerode): Das verflossene Jahr hat wieder manches gebracht. Bestand und Alter derselben sind nun festgestellt in Provinz Sachsen, Anhalt, Thüringen, auch Lippe. Das Beste ist die durch Archivrath Grotefend veranstaltete Zusammenstellung der Kirchenbücher in Mecklenburg-Schwerin, zugleich in alphabetischer Ordnung. Auch über Deutschland hinaus hat man in gleicher Richtung angefangen, so in Dänemark schon 1889. Pfarrer Dr. Gmelin-Großaltdorf wollte über die historisch-statistische Verwerthung der Kirchenbücher einige Hauptgesichtspunkte beibringen und hat darüber im verflossenen Jahr aus seinem nächsten Kreis (Oberamt Hall) ein umfangreiches Material zusammengetragen. Da diese Sache aber umfangreicher und aussichtsvoller ist, als daß sie bei der noch übrigen kurzen Zeit verhandelt werden könnte, wird sie für diesmal zurückgestellt und dafür Gmelin beauftragt, auf der nächsten Versammlung ein Hauptreferat darüber zu übernehmen.

Die letzte Arbeit geschah in der Delegirten- und Schlußsitzung vom 18. September. Zunächst wird der Bericht des Rechnungsrevidenten Dr. Zimmermann verlesen, aus dem hervorgeht, daß der Cassenbestand 348 M. beträgt. Dann wird in gemeinsamer Sectionensitzung über den Austausch der Publicationen der einzelnen Vereine durch eine Art Centralisation verhandelt. Gegen die Schaffung eines solchen Centralbureaus erheben sich mancherlei Schwierigkeiten. Einfacher erscheint, dem Correspondenz-Blatte allemal Referate einzusenden oder doch von dem Inhaltsverzeichniß allemal Separatabzüge zu machen und in entsprechender Anzahl einzusenden. Dann kommt die Denkmalschutz-Angelegenheit. Den Bericht darüber trägt Architekt Wallé (Berlin) vor. Dazu liegt ein besonderer Bericht über die Erhaltung der Denkmäler in Schlesien gedruckt vor. Der Stand der Denkmäler-Aufnahme ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden, aber im allgemeinen macht die Sache erfreuliche Fortschritte: in Baden ist ein 5. Band in Vorbereitung; in Württemberg sind zwei Bände vollendet; in Braunschweig erscheint demnächst der erste; am weitesten ist man in Mecklenburg, wo man mit der Sache fertig ist (von Archivrath Dr. Grotefend zur Ansicht mitgebracht, eine offenbar vorbildliche Aufnahme); in Anhalt sind sechs Lieferungen erschienen; von Thüringen 20; über Hessen liegen vier Bände vor. Hohenzollern ist abgeschlossen, erscheint in circa drei Wochen. Ziemlich vorgeschritten sind somit Sachsen, Hessen, Thüringen. Von Preußen ist man am weitesten in Berlin, Brandenburg, Schlesien. Erfreulich ist, daß das Interesse für Denkmäler damit allgemeiner geworden scheint. Von Arbeiten in dieser Richtung wird der Vollendung der Münster von Köln und Ulm gedacht, womit nun um so mehr die Restaurirung der Marienburg in den Vordergrund tritt. Von anderen kommen zumal die Dome von Metz und Worms in Betracht. Auch das Straßburger Münster sieht einer besseren Zukunft entgegen, doch ist, ehe an einen weiteren Ausbau zu denken, eine Reihe schwieriger Fragen vorher zu erledigen. Für die photographische Aufnahme der Denkmäler wird das Dr. Meydenbauer'sche Verfahren (das sogenannte „Meßbildverfahren") empfohlen und an einem Beispiel vorgezeigt. — Dr. Hager, II. Conservator am Nationalmuseum in München, berichtet von ähnlichen Arbeiten in München, wenn man sich dort auch nicht an das Meydenbauer'sche Verfahren gehalten. Pfarrer Rannwald (Lindau) empfiehlt aus diesem Anlaß das Münster in Ueberlingen, dessen Restaurirung eben der Bodensee-Verein plant. — Archivrath Grotefend fügt dem bei eine Musterkarte solcher Veröffentlichungen, die er mitgebracht hat, bittet, 1) bei den Abbildungen nie den Maßstab zu vergessen; 2) nie Abbildungen in irreführender Weise (durch verschiedene Maßstäbe) zu bringen. Es werde viel zu viel Rücksicht auf die landschaftliche Perspective, statt auf die geometrischen Verhältnisse genommen. Profile neben den Grundriß! Vollends mangelhaft seien die Inventare, wo die Abbildungen ganz fehlen. Das sollte gar nicht vorkommen. — Die übrigen zwei Thesen von Architekt Wallé (über Ertheilung des unbedingten Einspruchsrechtes an die Conservatoren gegenüber Veräußerungen oder Veränderungen von Denkmälern, sowie daß es wünschenswerth sei, daß die Thätigkeit der Conservatoren nicht bloß eine nebenamtliche sei) werden auf Grotefends Antrag abgesetzt, zumal letztere Resolution sei doch werthlos. Wallé will mit seinem Antrag auf das Einspruchsrecht der Conservatoren nur eine Anregung gegeben haben, erinnert an Vorgänge der letzten Zeit (so den Abbruch des Linzer Thorthurms in Salzburg) und will die Sache doch auf die Tagesordnung der Zukunft gesetzt wissen. Dr. Hager berichtet über die Zustände in Bayern. Dort besteht kein persönliches Einspruchsrecht für die Conservatoren, man kommt aber auf dasselbe hinaus durch Bericht an das Ministerium. Also die Verhältnisse sind verschieden. Die Versammlung beschließt, auf den Arbeitsplan des Gesammtvereins die Frage zu setzen, wie das Einspruchsrecht der Conservatoren in den verschiedenen Ländern geregelt und etwa zu regeln sei.

Dann bringt Graf v. Zeppelin, der Vorsitzende des Bodensee-Vereins, einen Brief des Hrn. Geistl. Raths Brugier zur Verlesung, in welchem der Gesammtverein um seine Mitwirkung ersucht wird, daß das großherzogliche Aerar für die Wiederherstellung des Münsters in Konstanz herangezogen werden soll. Hr. v. Zeppelin befürwortet warm das Ersuchen, nur daß er Ueberlingen mit einschließt. Auf die Frage, wie restauriren? wird nachdrücklich gegen den vom Director Essenwein herrührenden Plan, der auf eine weitgehende Purificirung hinauskäme, gesprochen. Es soll jedoch hier überhaupt kein einzelnes Gutachten befürwortet, sondern nur ein fester Plan eingeleitet werden. Dabei schließt sich die Versamm-

lung dem Wunsche des Dr. Hager an, daß bei den Restaurationen solcher Monumente auf möglichste Erhaltung des Vorhandenen gesehen werden soll. Bei der Frage, wie diese Wünsche an die Regierungen bringen, hält man es für richtiger, kein förmliches Ersuchen an dieselben zu stellen, sondern nur ins Protokoll aufzunehmen, daß die Generalversammlung sich dafür interessire und es für sehr wünschenswerth halte, daß die nöthigen Mittel dazu bewilligt würden.

Hieran schließt sich die Hauptsitzung und Schlußversammlung. Dabei werden die Ergebnisse der Sectionssitzungen mitgetheilt. Ueber die der gemeinschaftlichen Sectionssitzung (Grundkarten), wie der III. und IV. (unter Archivrath Ermisch) haben wir schon berichtet: es werden sämmtliche Anträge derselben angenommen. So bleibt nur noch der Bericht über die Ergebnisse der I. (und II.) Section, den Geh. Rath Wagner (Karlsruhe) als deren Vorsitzender erstattet. Den Hauptpunkt bildete die Frage über die prähistorischen Cultusstätten und die sogenannten Mardellen. Ueber beide hat Hr. Sanitätsrath Dr. Florschütz (Wiesbaden) berichtet, der über erstere Fragebogen versandt, aber nur ein lückenhaftes Material zur Antwort erhalten hatte, so daß noch mehr Fragebogen auszusenden wären, um zu einer vollständigen Antwort zu gelangen. Wegen des Kostenpunktes hat man sich dahin geeinigt, daß solche Fragebogen von den Einzelvereinen gekauft und beantwortet an Hrn. Sanitätsrath Florschütz eingesandt werden sollen. Geh. Archivrath Reuter betont, wenn der Gesammtverein die Fragebogen beschlossen habe, müsse er sie auch bezahlen. Demgemäß wird beschlossen. — In der Mardellenfrage sei man nicht übermäßig weit gekommen, aber einzelne Punkte treten doch immer deutlicher hervor. Am meisten hilft, wenn, statt sich ins allgemeine zu verlieren, einzelne Punkte genauer untersucht und gemessen werden. Sanitätsrath Dr. Florschütz ist daran, solche Untersuchungen in seinem Bezirk vorzunehmen. Auch Hofrath Dr. Zingeler-Sigmaringen ist in Hohenzollern in dieser Richtung geschäftig, nur handelt es sich um die Kosten. Man beschließt, durch den Gesammtverein die k. Regierung in Sigmaringen zu ersuchen, nach Umständen die Mittel hiezu zu bewilligen.

Den Schluß der Sitzung bildeten zahlreiche gegenseitige Danksagungen.

* **Hohenheim.** Am 22. September verstarb im Alter von 56 Jahren dahier Dr. phil. Friedrich Ries, Professor der Mineralogie und Geologie an der k. landwirthschaftlichen Akademie, beständiger Secretär des oberrheinischen geologischen Vereins.

* **Berlin.** Eine wesentliche Vervollständigung hat die Aegyptische Abtheilung der kgl. Museen durch die Erwerbung eines Obelisken aus der Zeit Ramses' II. (XIX. Dynastie) erfahren. Das stattliche Denkmal, dessen Gattung bisher in der Sammlung nicht vertreten war, ist vor dem Eingang zum Saal der ägyptischen Gypsabgüsse aufgestellt worden.

* **Breslau.** Die außerordentlichen Professoren der Theologie Dr. Arnold und Dr. Wrede sind zu ordentlichen Professoren ernannt worden. Dr. Arnold ist Kirchenhistoriker, Dr. Wrede liest hauptsächlich über neutestamentliche Exegese. Der erstere gehört der positiven Richtung an; mit dem letzteren ist wieder ein ausgeprägter Ritschlianer in einen wichtigen Lehrstuhl berufen.

* In **Liegnitz** starb am 20. d. M. im 77. Lebensjahre der Verwaltungsgerichtsdirector Franz Wilhelm Ehrenthal, der sich durch eine gute Homer-Uebersetzung (1865—1880) und vor allem als Urheber des geistreichen Scherzes von 1870: „Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung" bekannt gemacht hat, jene polyglotte Sammlung von schalkhaft erläuterten Uebersetzungen des Kutschkeliedes, die zum Besten der Invalidenstiftung im Brockhaus'schen Verlag während des Krieges erschien.

* **Klagenfurt.** Der Geschichts-Verein für Kärnten hieselbst feiert am Samstag, 12. October 1895, die Erinnerung an seine vor 50 Jahren erfolgte Stiftung und den hundertjährigen Geburtstag des Geschichtsforschers Gottlieb Frhrn. v. Ankershofen, seines unvergeßlichen Gründers und Directors. Das Festprogramm lautet: I. 10 Uhr V.: Festversammlung im großen Wappensaale des Landhauses. 1) Ansprache des Vereins-Directors Hrn. Max Ritter v. Moro. 2) Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die Wirksamkeit des Vereins von Hrn. Custos Simon Laschitzer. 3) Festrede: Gottlieb Frhr. v. Ankershofen und Zweck und Aufgabe des Geschichts-Vereins, von Prof. Dr. Franz Gustav Hann. — II. 3 Uhr N.: Besuch der Vereins-Sammlungen im Rudolfinum, 2. Stock. — III. 8 Uhr A.: Festmahl im Saale des Hotel „Trömmer" (Schwarzadlergasse).

* **Budapest.** Eine neue Ausgabe des „Corpus Juris Hungarici" wird anläßlich des Milleniums von der rührigen Franklin-Gesellschaft vorbereitet. Sie wird sämmtliche Gesetze Ungarns von Stephan dem Heiligen bis auf die jüngste Zeit umfassen, und zwar die bis 1830 geschaffenen Gesetze in authentischem lateinischen und auch in ungarischem Text, welch letzterer aus der Feder unsrer bewährtesten Fachmänner stammt. Dabei wird die Sammlung derart redigirt, daß bei jedem einzelnen Gesetze, bei jedem Paragraphen, ja bei jedem einzelnen Worte eine etwaige spätere Aenderung oder Abrogirung ersichtlich gemacht erscheint. Die Redaction dieses großangelegten Werkes, das berufen ist, eine längst gefühlte Lücke in unsrer Rechtsliteratur auszufüllen, wurde dem der Codifications-Abtheilung des Justizministeriums zugetheilten Gerichtshofsrichter Dr. Desider Márkus übertragen, dessen Ruf als Codificator und juridischer Schriftsteller ebenso den inneren Werth dieser Sammlung verbürgt, wie der Name der Verlagsgesellschaft die entsprechende Ausstattung sichert. — Gelegentlich des Milleniums soll ferner ein Werk in französischer, ungarischer und deutscher Sprache mit prächtigen Illustrationen erscheinen, dessen erster Theil sich mit der Weinproduction und den Weingattungen Ungarns vom Gesichtspunkte des Exportes befassen wird, während der zweite Theil der Kellerwirthschaft der ungarischen Producenten und Weinhändler gewidmet sein soll. Für die Abfassung des ersten Theiles schreibt die Redaction der „Borászati Lapok" einen Preis von 1000 Kronen aus. Die Preisarbeit kann in ungarischer oder deutscher Sprache verfaßt sein und ist bis 1. Februar an die Redaction des genannten Blattes einzusenden, wo auch die näheren Bedingungen zu erfahren sind.

* **Zürich,** 23. Sept. Gestern starb in Hottingen Professor Dr. Heinrich Fick. Geboren in Kassel am 13. Juli 1821, gehörte er seit 1851 unsrer Hochschule zuerst als außerordentlicher, dann als ordentlicher Lehrer des römischen Rechts, wie des Handels- und Wechselrechtes an und erwarb sich namhaftes Verdienst um die schweizerische Gesetzgebung, besonders durch die Redaction des Eisenbahnfrachtrechts für die Schweiz, wie des Gesetzbuchs über das Obligationenrecht. Längeres schmerzhaftes Leiden nöthigte ihn in diesem Sommer zum Rücktritt vom Lehrstuhl, bei welcher Gelegenheit er lebhafte Beweise der Verehrung empfing, mit der man den würdigen Herrn, einen Mann alten einfachen Stils, einst liberalen Vorkämpfer der Bewegung von 1848 in Kurhessen, nicht in der akademischen Welt allein, sondern auch in bürgerlichen Kreisen des neuen Vaterlandes seiner Wahl betrachtete.

* **Paris.** Der Geolog de Lapparent hat vor kurzem einen Vortrag gehalten, der sich mit der Thatsache beschäftigte, daß die Höhe der Gebirge durch die von den atmosphärischen Niederschlägen, also hauptsächlich Regen und Schnee, bewirkte Abtragung stets abnimmt, während die Tiefebenen der Erde sich durch Aufnahme des von den Bergen abgetragenen Gesteins allmählich erheben. Durch ziemlich complicirte und natürlich nur annähernde Berechnungen hat Lapparent unter Zugrundelegung der Geschwindigkeit dieser Nivellirungsvorgänge herausgefunden, daß die Erde nach Ablauf von fünfthalb Millionen Jahren zu einem vollständig glatten Körper umgestaltet sein müsse.

* **Warschau.** Der „Warsch. Dn." veröffentlicht eine Rede des Rectors der Universität an die Studenten, der wir folgende charakteristische Sätze entnehmen: „Universitäten sind Tempel der Wissenschaft, darum müssen sich deren Jünger vor allen schädlichen äußeren Einflüssen und Einflüsterungen verschließen. Besonders warne ich die jungen Leute davor, sich von der Politik fortreißen zu lassen. Es gibt böse Menschen — und zwar besonders hier an der Grenzmark des Reiches —, die sich ränkevoll mit den verwerflichsten Mitteln bemühen, die Studenten in das Gebiet der Politik hineinzuziehen. Diese Räuber haben die Absicht, die Stellung eines Studenten mit der eines politischen Agitators zu verschmelzen. Diese Einflüsterungen sind unverzeihlich, diese Propaganda ist lügnerisch, diese Versuchungen sind unmenschlich. Dieses Ablenken von der Erfüllung der directen Aufgaben der Studenten zieht eine Vernachlässigung des Studiums nach sich, bewirkt, daß die betreffenden jungen Leute nur unvollkommen für ihren zukünftigen Beruf vorbereitet werden, und was das schlimmste ist — die Politik treibenden Studenten werden oft für das ganze Leben unglücklich und bereiten ihren Eltern schweren Kummer. Ich wiederhole es, die Universität ist ein Tempel der Wissenschaft und hat keinen Raum für die Politik; mit ihr können sich nur Gelehrte und Lehrende beschäftigen."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Japanische Strafen und Strafgesetze.

Von Ferdinand Kurz.

Der letzte Krieg der beiden ostasiatischen Kaiserreiche hat uns bewiesen, daß nicht nur in militärischer Beziehung die Japaner in Ostasien die führende Rolle innehaben, sondern es ist uns eben durch den Krieg hie und da Gelegenheit geworden, auch auf anderen Gebieten den gewaltigen Fortschritt zu bewundern, den in wenig Jahren die Bewohner des Inselreiches gemacht haben. Wenig aber dürfte noch bekannt und darauf hingewiesen worden sein, daß Japan seit einem Decennium auch auf dem weiten Felde des Justizwesens einen Schritt gemacht hat, der fast mehr als alles Andere die gewaltige Energie dieses Volkes verkündet, vor allem deßhalb, weil gerade auf diesem Gebiete Reformen am allerschwierigsten sind. Und in Japan waren sie mehr als anderswo einschneidend, da das Feld, auf das der Pflug gesetzt wurde, noch ganz unbeackert war.

Bis zum Jahre 1882 hat nämlich Japan kein Strafgesetzbuch besessen, sondern es wurde von den Richtern nach Gewohnheitsrecht geurtheilt. Kurz vor dem genannten Jahre nun wurde vom japanischen Justizministerium eine Gesetzgebungscommission eingesetzt, welche den Entwurf eines Strafgesetzbuches und einer Strafproceßordnung ausarbeitete. Diese Entwürfe wurden dann verschiedenen ausländischen Autoritäten der Strafrechtswissenschaft zur Prüfung vorgelegt, wobei als Vertreter Deutschlands der Strafrechtslehrer der Berliner Universität, Dr. A. F. Berner, dieser Ehre theilhaftig wurde. Drei Monate hindurch hat dann dieser Gelehrte in mehrstündigen wöchentlichen Berathungen mit zwei hochgebildeten japanischen Beamten, dem Staatsrath-Secretär Murata und dem Gesandtschafts-Attaché Gurzi Tanahasi, den in französischer Sprache ihm vorgelegten Entwurf durchgearbeitet, worauf derselbe dem japanischen Staatsrath vorgelegt wurde. Der Umstand, daß bei der Bearbeitung Berner beigezogen und gehört wurde, beweist wohl zur Genüge, daß das japanische Strafgesetzbuch die modernsten Errungenschaften der Strafrechtswissenschaft berücksichtigt, wie es sich andrerseits auch an die bedeutendsten Codificationen anderer Staaten anlehnt, in besonderem Maße aber an den Code pénal.

Aus letzterem wurde vor allem die Dreitheilung der Delicte in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen herübergenommen, die überhaupt kein modernes Gesetzbuch entbehren können wird. Daran schließen sich dann für jede Delictsart eigene Strafen — Hauptstrafen, deren Anzahl wegen der Annahme des italienischen Gradsystems im Verhältniß zu unserm Reichsstrafgesetzbuch besonders groß erscheint. Wir zählen nämlich nicht weniger als 14 Hauptstrafen, die wir mit Bezeichnung ihrer besonderen Eigenschaft folgen lassen:

1. Todesstrafe, die wie bei uns auf Mord und Angriff gegen den Regenten und dessen engere Familie, aber auch auf Landesverrath und Brandlegung an bewohnte Gebäude oder Fahrzeuge gesetzt ist und die innerhalb des Gefängnisses durch den Strang nach erholter Bestätigung des Justizministers vollzogen wird. — 2. Zwangsarbeit auf Lebenszeit, 3. Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit (12—15 Jahre), welche Strafen von den Männern auf einer Insel, von den Frauen in einer im Innern des Landes gelegenen Anstalt zu verbüßen sind. — 4. Deportation auf Lebenszeit, 5. Deportation auf bestimmte Zeit (16—20 Jahre), die ohne Arbeitszwang auf einer Insel in besonderem Gefängnisse verbüßt werden, wobei nach 5, bezw. 3 Jahren bei Wohlverhalten der Verurtheilten eine Niederlassung in einem bestimmten Theile der Insel gestattet werden kann. — 6. Schwere Zuchthausstrafe von 9—11 Jahren, 7. Leichte Zuchthausstrafe von 6—8 Jahren, die beide in einer Arbeitsanstalt vollzogen werden. — 8. Schwere Staatsgefängnißstrafe, 9. Leichte Staatsgefängnißstrafe, die je von der Dauer der beiden Zuchthausstrafen ohne Arbeitszwang in einem im Innern des Landes gelegenen Gefängniß zu verbüßen sind. — 10. Schwere Gefängnißstrafe, 11. Leichte Gefängnißstrafe, wovon die erstere mit, die zweite ohne Arbeitszwang in der Dauer von einem Tag bis zu fünf Jahren in einer Besserungsanstalt vollzogen wird. — 12. Geldstrafe für Vergehen von 2 Yen (= 2 Dollars) bis zu unbestimmter Höhe, bezw. für je 1 Yen einen Tag leichtes Gefängniß. — 13. Haftstrafe von 1—10 Tagen in einer besonderen Anstalt. — 14. Geldstrafe für Uebertretungen von 5 Sens bis 1 Yen 95 Sens, d. i. also eine Minimalstrafe von ca. 20 Pfennig deutscher Währung, während unser deutsches Strafgesetzbuch eine solche von 1 Mark normirt.

Was die Nebenstrafen anlangt, so entsprechen diese, besonders der Verlust der staatsbürgerlichen Ehrenrechte mit seinen Wirkungen, fast ganz genau den Bestimmungen unsres Gesetzes, wie selbstverständlich noch eine große Anzahl anderer, nicht nur allgemeiner Normen sich mit denselben decken. Andrerseits gibt es aber auch Bestimmungen, die in unserm Rechte entweder gar nicht enthalten sind oder eine andere Gestalt zeigen, sei es in Folge der Verschiedenheit der beiden Länder und ihrer Bewohner, oder auf Grund anderer Umstände.

So läßt das japanische Gesetz, während es das unzurechnungsfähige Alter gleich dem deutschen Gesetz bis zum 12. Lebensjahre festsetzt, das bedingt zurechnungsfähige Alter nur bis zum 16. Lebensjahre gelten, mindert aber andrerseits die Strafe des für zurechnungsfähig erklärten Thäters zwischen dem 16. und 20. Jahre um einen Grad, ausgenommen bei Uebertretungen, wo diese Wohlthat nur Thätern zwischen 12 und 16 Jahren zu gute kommt. Interessant ist auch die Behandlung des Rückfalls: die Strafe für Verbrechen und Vergehen wird einfach um einen Grad erhöht, die für Uebertretungen nur dann, wenn die That innerhalb desselben Jahres und desselben Gerichtsbezirks begangen ist. Mildernde Umstände läßt das japanische Gesetz für jedes Delict zu, das deutsche nur für gewisse Verbrechen und Vergehen. Derjenige, der sich selbst anzeigt, verschafft sich dadurch eine um einen Grad geringere

Strafe, ausgenommen im Falle des Todtschlags und Mords; und wenn bei Eigenthumsdelicten der Verbrecher das Entwendete auch noch freiwillig ganz zurückerstattet, so hat er gesetzlichen Anspruch auf eine Strafminderung von zwei Graden; ganz straflos dagegen ist der Münzfälscher, der sich vor Benützung des nachgemachten Geldes selbst zur Anzeige bringt.

Eine grundsätzlich verschiedene Behandlung findet im Falle der Realconcurrenz statt. Während das deutsche Gesetz für die von derselben Person verübten Delicte aus den einzelnen Strafen dieser Delicte durch Erhöhung der schwersten Strafe eine Gesammtstrafe bildet, gilt im japanischen Gesetze das bei uns im Falle der Idealconcurrenz übliche „Absorptionsprincip", wonach die schwerste Strafe allein erkannt wird. Voraussetzung für diese Behandlung ist, daß es sich nicht um Uebertretungen handelt, deren verwirkte Strafen cumulirt werden.

Mit der öfter erwähnten Herabsetzung der Strafe um einen oder mehrere Grade operirt das Gesetz auch in den Fällen, wo der Thäter nur als Gehülfe erscheint oder die That im Stadium des Versuchs geblieben ist. Auffallend mild straft das Gesetz den Meineid, für den es selbst im schwersten Falle nur fünf Jahre schweres Gefängniß mit einer Geldstrafe bis zu 50 Yens kennt, während es vielleicht mit Recht die einfache Beleidigung, die bei uns stets Vergehen ist, in das vierte Buch, das von den „Uebertretungen" handelt, verweist und dafür — aber nur bei Beleidigungen an öffentlichen Orten und auf Klage des Verletzten — eine Haftstrafe von 2—5 Tagen oder Geldstrafe von 50 Sens bis höchstens 1 Yen 50 Sens aufstellt.

Bestimmungen, die unser Gesetz nicht trifft, sind auch folgende: Als qualificirter Diebstahl gilt neben den Fällen, die das Reichsstrafgesetzbuch in § 243 anführt, auch der, wo bei einer Feuersbrunst, einer Ueberschwemmung, einem Erdbeben oder ähnlichem Ereignisse sich Jemand an fremdem Eigenthum vergreift; selbst beim leichtesten Diebstahl wird auf Stellung unter Polizeiaufsicht erkannt.

Herbeiführung eines Strikes oder Verleitung zu demselben, wie auch die künstliche Steigerung des Preises der nothwendigsten Nahrungsmittel, wird, wie es einem modernen Gesetze zukommt, unter Strafe gestellt.

Wie sehr die Gesetzgeber bestrebt waren, ihr Land zu einem modernen, auf gesunder Basis ruhenden Culturstaat zu machen, andrerseits aber auch die vom Ausland kommenden schädigenden Einflüsse fernzuhalten, ergibt sich daraus, daß die Sitte des Hasardspieles durch strenge Strafen hintangehalten wird, und vor allem daraus, daß gegen das im nahen China crassirende entnervende Opiumrauchen ein energischer Krieg geführt wird. Demgemäß werden Erzeugung, Einführung, Verkauf von Opium mit zeitlicher Zwangsarbeit bestraft, ja selbst der überführte Raucher erhält schon schweres Gefängniß bis zu drei Jahren und der bloße Besitz von Opium zieht eine Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre nach sich; geradezu drakonische Strafen aber hat ein Bezirksvorsteher zu gewärtigen, wenn er dem Opiumrauchen Vorschub leistet.

Sonderbar muthet an, daß mit einem Tag Haft oder 10 Sens bis zu 1 Yen bestraft wird, wer sich tätowiren läßt oder das Tätowiren gewerbsmäßig betreibt, durch welches Gesetz jedenfalls die Annäherung des gemeinen Volkes an die europäische Civilisation gefördert werden soll.

Schließlich sei noch erwähnt, daß im japanischen Gesetzbuch eine Reihe von Gesetzen sich findet, durch deren Aufnahme eine große Anzahl von Streitfragen erspart bleibt, Streitfragen, die trotz oder vielleicht wegen der geistreichen Forschungen der Strafrechtswissenschaft die deutschen Gerichte oft zu ganz entgegengesetzten Urtheilen gelangen ließen, bis endlich die Judicatur des Reichsgerichts in einiger Beziehung und theilweise wenigstens eine bestimmte grundlegende Entscheidung verkündete. Wir wollen nur erinnern an den Fall der aberratio ictus und des error in persona, wo das japanische Gesetzbuch jeden Zweifel durch die klare Gesetzesbestimmung beseitigt, daß derjenige, welcher eine bestimmte Person morden will, aber durch Zufall eine andere Person tödtet, die Strafe des Mordes verwirke.

Endlich noch die Bemerkung, daß das japanische Strafgesetzbuch in vier Bücher mit 430 Artikeln zerfällt. Das erste Buch enthält allgemeine Bestimmungen, das zweite handelt von den Verbrechen und Vergehen gegen das öffentliche Wohl, das dritte verbreitet sich über Verbrechen und Vergehen gegen die Personen und das Eigenthum Privater, das vierte umfaßt die Uebertretungen.

In kurzen Zügen ist dies der Inhalt eines Gesetzes, das in der Codification eines ostasiatischen Reiches eine hervorragende Stelle einnimmt und das berufen ist, den engsten Anschluß an europäische Gesetzgebung und Wissenschaft nicht nur, sondern überhaupt an die ethischen und wirthschaftlichen Zustände des gebildetsten Erdtheils in wohlthuender Weise immer mehr zu verwirklichen.

Geheimwissenschaften.

Von K. Sudhoff.

II.[1])

Den breitesten Raum in dem umfangreichen Werke Kiesewetters nimmt das Hexenwesen ein, in seiner Geschichte und seinen Erscheinungen geschildert. Daß er Soldans bekanntes Werk reichlich benutzte, gesteht Verfasser selbst zu, hat es aber nicht unwesentlich ergänzt und kommt zu ganz anderen Ergebnissen. Der sachlichen Seite des Hexenwesens ist von Kiesewetter zum ersten Mal eine zusammenhängende, umfassende Berücksichtigung zu theil geworden.

Der Hexenwahn wird als eine universalhistorische Erscheinung aufgefaßt, begründet in der Natur des Menschen, natürlich vielfach modificirt unter dem Drucke der Anschauungen der jeweilig herrschenden Religionssysteme. Die historischen Nachweise gehen auf die Sumero-Akkadier, ihre Landnachfolger und Nachbarn zurück, auf die Inder, Aegypter und Juden. Auch bei den Griechen und besonders ausgebildet bei den Römern finden sich Zauberer und ihre Genossen. Zauberische Phänomene sind auch im Urchristenthum anzutreffen, wurden hier aber ihrer anthropologischen Natur entkleidet und für teuflisch erklärt. Das Reich des Satans tritt in die Erscheinung, die Gesetzgebung gegen die Zauberei wird streng. Tausende von Menschenleben sollen unter Kaiser Valens im Proceß gegen die Zauberei zu Grunde gegangen sein. Auf den Synoden erscheint dieselbe als heidnischer Unfug; das Maleficium, die schädigende Magie, findet sich schon im 4. Jahrhundert. Die Karolinger verboten zwar das Zauberwesen, dachten aber nicht daran, Hexen an Leib und Leben zu strafen. Der Glaube an Teufelszauberei und Hexenfahrt wurde bekämpft. Nur vom Glauben Abgefallene können vom Teufel berückt werden, nur bei ihnen ist dieser Trug der Dämone möglich. Später erklärte Thomas von Aquino es als wahren katholischen Glauben, daß der Teufel mit göttlicher Zulassung Herr eines dämonischen Staates sei und mit Hülfe der Zauberer schädigende Wirkungen auf Mensch und Vieh u. s. w. ausübe. Hexerei und Ketzerei kommen unter einen Gesichtspunkt. Die Feier des Hexensabbaths, Teufelsanbetung und Aehnliches wurde schon den älteren Ketzersecten zugeschoben, aber erst später wurde die Ketzerei mit der Ausübung der schädigenden Magie identificirt. Im 14. Jahrhundert war der specifische Hexenglaube bereits völlig aus-

[1]) Vergl. Beilage Nr. 219.

gebildet, so daß die neue Zeit nur noch unwesentliche Zusätze hinzufügte. Die Hexenprocesse beginnen. Auch beginnen schon Schriften zur Instruction der Hexenrichter zu erscheinen. In einem großen Theile von Europa waren die Hexenverfolgungen schon im vollen Gange vor der Bulle „Summe desiderantes" Innocenz' VIII. (3. December 1484), durch welche in Deutschland der eigentliche Hexenproceß erst zur Einführung gelangte. Für die Rheingegend waren 1480 die Dominicaner Jakob Sprenger und Heinrich Institoris als „Inquisitores haereticae pravitatis" bestallt worden; von diesen beiden ist im Verein mit Johannes Gremper das berüchtigte Gesetzbuch des deutschen Hexenprocesses, der „Hexenhammer" verfaßt worden, der zuerst 1489 zu Köln erschien, „in dem barbarischen Latein der Dunkelmänner geschrieben und mit unfläthigem Mönchswitz gefüllt". Kiesewetter gibt eine eingehende Analyse dieses wichtigen und traurigen Denkmals der Culturgeschichte und geht dann zur Schilderung der Hexenprocesse des 16. Jahrhunderts über. Schon Agrippa von Nettesheim trat gegen dieselben auf, noch entschiedener sein Schüler Johann Weyer, den Verfasser noch immer mit Unrecht Wier nennt, weil ihm wiederum die Kenntniß der neueren Literatur und Binz' trefflicher Arbeiten über Weyer mangelt.[1] Dessen Buch: „De praestigiis daemonum" (zuerst 1563) bildete den Ausgangspunkt des großen literarischen Kampfes, welcher endlich zur Beendigung der Hexenprocesse führte. Diese literarische Fehde wird näher, aber stellenweise lückenhaft geschildert und den Hexenprocessen in den verschiedenen Territorien bis zu ihrem Verfalle nachgegangen. Die Mehrzahl der früheren Bekämpfer des Hexenprocesses nahm zwar, wie Kiesewetter immer wieder betont, die Wirkungen einer schädigenden Zauberei als eine Realität an, „was das Physiologische anlangt", und bekämpfte nur die unsinnige Diabologie oder die barbarische Rechtspflege. Später wurde nur die dogmatische Seite hervorgehoben und das Ganze des Hexenwahnes als geistesbarer Blödsinn aufgefaßt. „An ein anderes übersinnliches Wirken als ein mit Hülfe des Teufels mögliches dachte Niemand auch nur im entferntesten." Wie lange es übrigens währte, bis die Hexenprocesse allenthalben gänzlich ausgerottet wurden, ist leider bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß in Mexico noch in den letzten Decennien von Amtswegen Hexenprocesse geführt und noch 1874 zwei Personen wegen Zauberei verbrannt wurden.

Indem Kiesewetter zum Sachlichen des Hexenwesens übergeht, stellt er sich ausdrücklich auf die Seite der eifrigen Gegner der Hexenprocesse, welche dem Hexenwesen trotzdem einen realen Hintergrund beilegen; „es muß gesagt sein, in so mancherlei Hinsicht beruht der Hexenglaube auf Thatsachen." Zunächst geht er auf die Hexensalbe und die Hexenfahrt ein. Die Annahme Ludwig Mejers, daß dem gesammten Hexenwesen der Stechapfelabsud als Rauschmittel zu Grunde liege, wird zurückgewiesen, ebenso im ganzen Soldans Ansichten. Uebrigens ist der Versuch, gewisse Symptome des Hexenunfuges auf den Gebrauch der Narkotika zurückzuführen, schon älteren Datums. Was Soldan nicht in Betracht zog, ist die vom bewußten Tagesleben abgekehrte magische Seelenthätigkeit und ihr vor allem will der Verfasser zu ihrem Rechte verhelfen. Das Räthsel der Ausfahrt der Hexen ist nach ihm durchaus nicht einfach zu lösen. Zunächst ist die visionäre Hexenfahrt vielfach ein durch Narkotika innerhalb des Kreises der gewohnten Vorstellungen hervorgerufener Traum ohne realen Hintergrund. Für diesen am häufigsten vorkommenden Fall werden zahlreiche Beispiele aus der Geschichte vorgebracht. Seltener als die Hexensalbe, welche über den ganzen Körper, namentlich auf die besonders resorptionsfähige Schleimhaut der Genitalien eingerieben wurde, ist der Hexentrank. In anderen Fällen entsteht eine visionäre Ausfahrt, indem durch den Gebrauch der Narkotika oder andere magische Künste Hellsehen hervorgerufen wird. Im ganzen Verlauf der Geschichte trifft man auf ekstatische Zustände und Hellsehen, verursacht durch narkotische Stoffe, welche geeignet sind, „den Körper künstlich in einen Zustand zu versetzen, in welchem das bewußte Gehirnleben zurückgedrängt wird, die übersinnlichen Fähigkeiten dagegen gekräftigt erscheinen". Kiesewetter hat mit Hexensalben an sich selbst experimentirt und berichtet über seine eigenthümlichen Träume. Wirkliches Hellsehen hat er nicht erzielt, da ihn die Gefährlichkeit der Sache und der folgende Katzenjammer von weiteren Experimenten abhielt, doch bringt er allerlei historisches Material für dies trügerische narkotische Hellsehen herbei, jedoch sei bei den Hexenerscheinungen daneben auch mit der Suggestion zu rechnen.

Er faßt das Hexengesindel als eine irgendwie organisirte Glaubensgemeinschaft, bei welcher uraltheidnischer Aberglaube und die Kenntniß magischer Künste und Mittel fortlebte. Diese Gemeinschaft bezweckte die Ausbildung einer „nach der finstern Seite gerichteten Medium- oder Adeptschaft" und suchte Propaganda zu machen besonders bei mediumistisch veranlagten Mädchen, welchen nach allerhand Hokuspokus die Teufelsbuhlschaft suggerirt wurde. Durch vielfache Wiederholung wird diese Suggestion stabil. Die Mittel und Wege, um nach der Hexenseite hin Adept zu werden, sind natürlich andere, als in der höheren Mystik; es bedarf einfacher Mittel, die rasch zum Ziele führen, und da waren es denn vor allem die Narkotika, welche die derbbesaitete Psyche des Hexenvolkes aus dem normalen Geleise warfen und sie hellsehend machten. Eine vorangehende Askese war bei der Noth und Armuth der niederen Stände, aus welchen sich die überwiegende Mehrheit der Hexen recrutirte, bei den vielen Entbehrungen überflüssig. Der so hervorgerufene Somnambulismus, der mit Fernsehen und Fernwirken verbunden war, soll den Hexensabbath zum größten Theile erklären. Dahin gehört auch das Auftreten der Hexenfahrten als geistiger Epidemien, wo Hunderte gleichzeitig inficirt wurden. Das mythologische Schema des Hexensabbaths hatte im Laufe der Jahrhunderte eine ganz bestimmte Form angenommen. Wenn sich Hexen und Zauberer an bestimmten Abenden salbten, so verfielen sie in somnambulen Schlaf und „kamen sachlich in genau dieselbe Seelenvereinigung, wie die modernen Mystiker auch". Bei den „entwickelten Hexen" konnte zuletzt der Gebrauch des Salbens überflüssig werden. Neben diesen visionären Zusammenkünften nimmt Kiesewetter aber auch thatsächliche Zusammenkünfte der Hexenzunft an, wenn auch nicht auf Besen und Ofengabeln. Diese Versammlungen der lieben Glaubensgenossen mit ihrem abergläubigen Cultus waren natürlich in tiefstes Geheimniß gehüllt. Auch bei diesen machte man von narkotischen Mitteln ausgiebigen Gebrauch und in Folge dessen läßt sich bei den erhaltenen Berichten das Factische vom Visionären nicht trennen.

Aber nicht nur „räumliches Fernsehen" durch Autohypnose und Salbengebrauch wird bei den Hexen beobachtet, sondern auch die willkürliche Aussendung des Astralkörpers oder Doppelgängers mit bestimmt gewollter Thätigkeit des Phantoms und bewahrter Erinnerung an diese vollbrachte Thatsache. Dafür soll schon die bei den gesalbten Hexen beobachtete Katalepsie sprechen; denn diese sei von Doppelgängerei fast unzertrennlich. (!) Es wird nun ein Ueberblick über die Doppelgängerei gegeben, besonders in Lapp-

[1] So berichtet er auch Verkehrtes über den Pariser Paracelsisten Leo Suavius, den er Jean Campan nennt statt Jacques Gohory. Die Behauptung, daß Weyer Katholik gewesen sei, läßt sich nicht aufrecht erhalten, wie Binz kürzlich in diesen Blättern nachgewiesen hat.

land. Auch spiritistische „Levitationen“ findet Verfasser in vielen Hexenprocessen angedeutet.

Nach einer eingehenden Besprechung der verschiedenen Ingredienzien der Hexensalben geht er auf ein anderes Symptom des Hexentreibens über, auf die Thierverwandlung, die Lykanthropie, welche bei Menschen vorkommt, deren geistiger Horizont vom Vieh und dessen schlimmstem Feinde, dem Wolf, ausgefüllt wird. Darunter sind magisch Veranlagte, welche sich gleich den Hexen salben und in einen ekstatischen Zustand gerathen, in welchem sie ihrem Ideenkreise zufolge in Wölfe sich verwandelt glauben. Das durch die Narkotika hervorgerufene Pelzigsein der Haut soll dem Wahn, als wüchsen ihnen Haare, zu Grunde liegen u. s. w. Die Begattung mit den Wölfen soll der Teufelsbuhlschaft parallel stehen. Auch unvollkommenes Hellsehen soll vorgekommen sein, während dessen die Lykanthropen sahen, was Wölfe an anderen Orten ausführten, und nun selbst zu thun glaubten. Ob dabei auch eine Aussendung des Astralkörpers stattfand, ist nicht sicher nachzuweisen, doch würde dadurch die Uebertragung der dem gespenstischen Wolfe beigebrachten Wunden auf den zu Hause befindlichen Lykanthropen „einigermaßen verständlich“ werden. In gewisser Hinsicht analog hierzu wird der Vampyrismus aufgefaßt; der Astralkörper eines verwilderten rohen Menschen soll unter gewissen Umständen längere Zeit an den begrabenen Leichnam gebunden bleiben, der noch fortschwingende Freßtrieb sich in dem Astralleib als Drang zum Blutsaugen äußern und zwischen dem Vampyr und seinem Opfer ein spuk- und traumhafter Wechselverkehr sich entwickeln, welcher den davon Befallenen schließlich erschöpft. Wenn ich endlich noch mittheile, daß die Teufelskinder oder Elben durch Sodomie mit Hunden übertragene Eingeweidewürmer sind, die als Blasenwürmer geboren werden, so dürfte der Leser an diesem Hexensabbath von Hypothesen wohl genug haben.

Wir kommen zum Maleficium, der Zauberei. Zuerst werden uns die in den Körper „hineingezauberten“ Dinge, die „Injecta“, vorgeführt. Der Gedanke, daß durch übersinnliche Kraftäußerung ein Körper so in einen andern hineingebracht werden könne, daß bei einem lebenden Organismus eine Durchdringung des Stoffes stattfinde, wird zwar zunächst als abenteuerlich bezeichnet, allein dennoch ein thatsächlicher Hintergrund für diese über die ganze Welt verbreitete Erscheinung gesucht. Wenn es auch allen „landläufigen physischen und physikalischen Gesetzen“ zu widersprechen scheine, so seien die Vorfälle doch zu grobsinnlich, zu zahlreich und zu gut durch glaubwürdige Zeugen bestätigt, als daß alles Leugnen etwas helfen könnte. Mit der Annahme des Verschluckens dieser Dinge und der Ausscheidung auf den natürlichen Wegen oder durch Eiterung komme man nicht aus, besonders weil in der Regel „mediumistisch-somnambulistische“ Erscheinungen aller Art als Begleiterscheinungen zu beobachten sind. Die gleichzeitig vielfach vorhandene Hysterie könne auch keine ausreichende Begründung ermöglichen. Ein Theil der Injecta (Nadeln, Nägel, Scherben, Knochen, Haare, Schnüre, Garnknäuel, Eidechsen, Frösche u. s. w.) kommen nur scheinbar aus dem Körper und sind in Wirklichkeit „Apporte“ oder spiritistische Bringungen, mögen sie nun an den großen Körperöffnungen erscheinen oder, ohne Spuren zu hinterlassen, aus der unverletzten Haut. Andere Injecta kommen mit Entzündungserscheinungen aus einer Geschwulst, einem Absceß durch Eiterung oder werden operativ entfernt. Daß es sich hiebei um „gegenseitige Durchdringung der Materie“ oder um Phänomene innerhalb der 4. Dimension handelt, mag glauben, wer will. Das Anzaubern von Krankheiten wird mit der angeblich Paracelsischen „Mumie“ oder dem Jäger'schen Anthropin zu erklären gesucht, aus welchem Zaubergifte gewonnen werden (wobei auch die Brunnenvergiftungen durch die Juden gestreift werden). Für angezauberte Krankheiten wird besonders auf Bartholomäus Carrichters Buch „Von heylung zauberischer Schäden“ Bezug genommen, welches Kiesewetter nur aus einer (vielfach fehlerhaften) Abschrift vom Jahre 1768 kennt. Die große Seltenheit des Buches ist Kiesewetter'sche Fabel, ebenso die Ausgabe „Breslau 1551“. Allerdings ist die Vorrede „Preßlaw den 16 Januarii Anno 1551“ datirt.“ Das Buch erschien jedoch erst 1608 in Straßburg bei Paul Lederitz in Octav, herausgegeben von Benedict Figulus mit Hohenheims kleiner Wundarznei und ist vom Referenten auf zwölf Bibliotheken angetroffen worden. Mit drei anderen Schriften Carrichters wurde es 1609 von Figulus bei Antonius Bertram in Straßburg abermals herausgegeben, später von G. A. Mercklin lateinisch mit anderen Schriften ähnlicher Art. Neben Carrichter werden auch zahlreiche andere Autoren für das Anzaubern von Krankheiten durch Bilder u. s. w. angeführt und allerlei andere schädigende Hexerei. Den Schluß bildet das Maleficium taciturnitatis, der Hexenschlaf. Die Unempfindlichkeit durch Ekstase, die Katalepsie werden aus dem Alterthum und den Heiligenlegenden nachgewiesen; das Trutenmal, welches bei den Hexen mittelst Nadelprobe gefunden wurde, wird mit den hysterischen „Stigmata“ verglichen, wie denn die Hysterie im ganzen Hexenwesen sicher eine große Rolle spielte. Daß Hexen auf der Folter einschliefen, wird mit Gehirn- und Rückenmarksläsionen zu erklären gesucht, auch der Wundstarrkrampf bei den zerfolterten wunden Leibern der armen Weiber als mögliche Ursache des Hexenschlafes herangezogen. Der Schmerz allein soll unter Umständen als hypnogenes Mittel gewirkt haben. Daß auch die Fakire und heulenden Derwische als Parallele genannt werden, ist selbstverständlich. Festbannen, Passauer Kunst, Gefrorensein u. s. w. sollen gleichfalls mit Hypnose in Beziehung stehen!

Die Besessenheit wird ebensowohl im Heidenthum, als im Juden- und Christenthum vorhanden erklärt und angenommen, daß sie auf einer Spaltung des Ichs beruht, verbunden mit verschiedenartigen somnambulen und mediumistischen Zuständen; die Hervorrufung der Besessenheit durch böse Mittel wird durch magnetisch-hypnotische Künste plausibel gemacht, ohne daß man Seine höllische Majestät deßhalb zu bemühen brauchte. Zur Symptomatik der Besessenheit werden die Definitionen des protestantischen Theologen Voëtius, des Katholiken Kaspar Schott und Maximilian Perty's angeführt; Perty's Standpunkt macht Kiesewetter zu seinem eigenen. Sodann werden Besessenheitsgeschichten aus Nonnenklöstern und dergleichen berichtet und ausführliche Mittheilungen über die Besessenheitsepidemien in Paderborn und Calw gegeben aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, endlich über eine ähnliche Epidemie im Kloster Unterzell bei Würzburg aus dem 18. Jahrhundert. Er betrachtet diese Vorgänge als durch psychische Ansteckung verbreitete imitatorische Pandemien, die sich, dem Geiste der Zeit folgend, in der Teufels- und Hexensphäre abspielen. Das Elend der Besessenheit trifft meistens Personen geringen Standes, woraus sich die Roheit und Gemeinheit der angeblichen Dämonen erklärt. Fast immer fungiren scheinbar plunderhafte Gegenstände als Träger des magisch fixirten bösen Willens, welcher fernwirkend die psychische Störung hervorruft. Solche imitatorische Pandemien ziehen sich in verschiedener Gestalt durch die ganze Geschichte.

Den Schluß der Darlegungen über das Hexenwesen bildet ein Abschnitt über die Hexenproben, Feuer- und Wasserprobe, Hexenwage und Levitation der Hexen, für welche Beispiele aus der Geschichte des Hexenwesens angeführt werden. Sie alle sollen auf der Wahrnehmung beruhen, daß bei den ekstatisch-mediumistischen Zuständen die für den Organismus geltenden physikalisch-physiologischen Gesetze unter Umständen abgeändert, ja zuweilen zum Theil

aufgehoben werden. Wenn Derartiges früher beobachtet wurde, so konnte nur Gott oder der Teufel die Ursache sein. Die Feuerprobe wurde bei den Gottesurtheilen verwerthet, die Verminderung der Schwere jedoch wie die Unempfindlichkeit gegen Schmerz und die Widerstandsfähigkeit gegen mechanische Schädigung für teuflisch angesehen. Die Versuche, die Feuerfestigkeit natürlich zu erklären, welche vor einigen Jahrzehnten gemacht wurden, werden angeführt. Das ekstatische Schweben der Heiligen wird nur gestreift. Das „magische Schwimmen" der Hexen wird aus ekstatischen Zuständen erklärt; denn auch bei dem Somnambulismus werde es angetroffen, ebenso wie die bei solchen Zuständen eintretende directe Veränderung des Gewichtes. Auch bei Somnambulen ist Gewichtsabnahme angeblich beobachtet, wenn man sie magnetisirte. Die Levitation verliert ihren unglaublichen Charakter, wenn man bedenkt, „daß die Schwere, über deren Wesen Newton vollständig im Dunkeln zu sein sagte, anscheinend eine besondere Elektricitätsthätigkeit ist, und daß somit Umstände denkbar wären, welche diese Thätigkeitsäußerung modificirten." Das magische Schweben ist wie alle magischen Zustände eine universalgeschichtliche Erscheinung.

Kiesewetter hat also den Versuch gemacht, der heutigen Welt das Hexenwesen wie allen occulten Phänomenalismus durch Parallellen aus der Hypnose, dem Mediumismus, dem Somnambulismus und anderen spiritistischen Erscheinungen verständlich zu machen, also aus Gebieten heraus, über welche die Acten der Wissenschaft zum Theil noch nicht geschlossen sind. In mancher Hinsicht sind seine Darlegungen und historischen Nachweise entschieden verdienstlich; vieles ist unbedingt von der Hand zu weisen. —

Zum Schlusse handelt Verfasser noch über die weiße Magie, die Theurgie und die Nekromantie und eröffnet seine Ausführungen mit einem Ausfall gegen die Unwissenheit der heutigen Theosophen in geschichtlichen Dingen, welche sie die weiße Magie als übersinnliches Wirken zu Gunsten anderer, die schwarze Magie als solches zum eigenen Besten definiren läßt.[1]) Das sei grundfalsch. Geschichtlich betrachtet sei die weiße Magie die Entwicklung der intuitiven Kräfte, um zur mystischen Henosis zu gelangen. Die natürliche Magie sei ein für unsre Zeit obsolet gewordenes, schwer definirbares Gemisch rudimentärer physikalisch-chemischer Kenntnisse. Die schwarze Magie begreift das Hexenwesen in sich. Die Theurgie endlich ist nicht, wie die Theosophen faseln, das Wirken durch Gott, sondern die Geisterbeschwörung, zu welcher auch der mittelalterliche Teufelsbann zählt. Eine Abart der Theurgie ist die Nekromantie. Gegen diese Classification, welche Kiesewetter unter Abweisung der dubiösen Autoritäten der Blavatsky, Besant, Olcott aufstellt, ist nichts wesentliches einzuwenden.

Die weiße Magie also erstrebt eine mystische Erkenntniß durch höhere Entwicklung der intuitiven Seelenkräfte, welche er in folgender Steigerung vorführt: Ahnung, zweites Gesicht, sympathetisches Mitempfinden und Antipathie, körperliches und geistiges Durchschauen anderer, Geistersehen, Ekstase, Theophanie. So schafft die Entwicklung der magischen Kräfte Propheten, Heilige und Religionsstifter, wie auf der andern Seite Zauberer und Hexen. Er geht dann in historischer Folge näher ein auf die Wege, welche zur bewußten Herausbildung der magischen Fähigkeiten und Kräfte ohne gewaltsame Störung des Nervensystems (das Streben der edelsten Esoteriker aller Zeiten) von Plato bis Agrippa von Nettesheim eingeschlagen wurden. Der Schlüssel zu dieser Entwicklung der intuitiven Fähigkeiten ist der Seelenfriede (die Ruhe in Gott der christlichen Mystiker), erreichbar

[1]) Vgl. z. B. Franz Hartmann, Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur. Leipzig 1894.

durch die Verbannung aller Leidenschaften. Zum Schlusse wird darauf hingewiesen, daß in der Geschichte ein Ebben und Fluthen in der generellen Entwicklung magischer Fähigkeiten zu beobachten ist; ein solches Anschwellen der mystischen Fähigkeiten sieht Kiesewetter auch in der heutigen Zeit.

Von der Theurgie, dem Geisterbann, wird nur ein kurzer Ueberblick gegeben, da eingehend hierüber schon im Faust-Buche gehandelt war. Ein unermeßlicher Geisterschwarm breitet sich auf- und abwärts um uns aus. Um diese Geisterwelt zu beherrschen, bedarf es der Schulung des magischen Willens durch mystische und dämonische Askese und der „theurgischen Hülfen", damit die Pforte des Uebersinnlichen gesprengt werde. Der theurgische Ritus gilt nur für die jeweilige Weltanschauung; mittelst des mittelalterlichen Ritus ließe sich, wie Kiesewetter zugesteht, heute keine Geisterbeschwörung bewirken, aber wenn wir die Existenz kosmischer Lebewesen zugeben, so werde die Theurgie in ihrem Kern discutirbarer und entwicklungsfähiger als der Spiritismus, der den menschlichen Geist zum Gravitationscentrum der Welt macht. Bei der Nekromantie findet wie bei der Theurgie ein actives Eingreifen des Beschwörers in die übersinnliche Welt statt, während beim Spiritismus das Medium passiv der kommenden Manifestationen harrt. Subject und Object sind bei beiden Bestrebungen die gleichen. Es wird ein kurzer Ueberblick über das Historische der Nekromantie von den Akkadern herab bis auf Schrepfer und Eckartshausen gegeben, mit modern occultistischem Commentar und zum Schluß ein Abschnitt angefügt, welcher eine Vergleichung der spiritistischen Phänomene mit den geheimwissenschaftlichen enthält. Zusammenfassend betont Kiesewetter, was er schon an vielen Orten ausgesprochen hat, daß sämmtliche spiritistische Theorien und Manifestationen in den Geheimwissenschaften vorkommen, von denen der Spiritismus nur ein ziemlich verkrüppelter Zweig ist. Der Irrwahn, daß die spiritistischen Phänomene erst 1848 in Amerika gelungene Offenbarungen der lieben Geister seien, ist endgültig durch ihn beseitigt. Es sind nur Theilwahrheiten des uralten Occultismus. Bisher habe der Spiritismus nichts anderes wahrscheinlich gemacht, als daß es übersinnliche Intelligenzen gibt, durchaus aber nicht den Identitätsnachweis Verstorbener geliefert. Kiesewetter ist nicht im mindesten geneigt zuzugeben, daß es sich bei den spiritistischen Vorgängen in allen Fällen um Menschengeister handle. Der negativen Seite seiner Darlegungen kann man vielfach seine Zustimmung kaum versagen, wer wird aber geneigt sein, den positiven Schluß zu acceptiren und statt der „lieben Geister" der Verstorbenen Elementargeister aller Art, etwa Wassernixen, Hauskobolde u. s. w. einzutauschen? Gern nehmen wir die Versicherung des gründlichen Kenners des Spiritismus entgegen, daß dieser nur einen entarteten Zweig des alten Occultismus darstellt — wesentlich anders hat das Urtheil der Verständigen über diesen modernen Spuk ohnehin nicht gelautet. Der Spiritismus zieht mit unerbittlicher Consequenz den ganzen Wust alten Aberglaubens nach sich und wir haben dessen auch ohnehin schon genug noch zu überwinden in unserm „naturwissenschaftlichen Zeitalter".[1])

[1]) Betonen möchten wir doch, daß uns die „Entartung" des heutigen Spiritismus den alten robusteren Formen des Wahns gegenüber vornehmlich moralischer Natur zu sein scheint. Im „naturwissenschaftlichen Zeitalter" sind zwar die gläubigen Empfänger „gelungener Offenbarungen" noch ebenso naiv wie ihre Vorläufer; unter den Veranstaltern solcher Offenbarungen aber muß sich heut in jedem Falle mindestens ein bewußter Täuscher befinden, was sich von der guten alten Hexenzeit nicht so bestimmt behaupten läßt. (Anm. d. Herausgebers.)

Mittheilungen und Nachrichten.

† **Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg.** Neu bearbeitet von **Wilhelm Hertz.** 2. durchgesehene Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger, 1894. VIII und 564 S. 8⁰. — Unbegreiflicherweise brauchte es fast achtzehn Jahre, bis Gottfrieds „Tristan und Isolde" in der geistreichen Nachdichtung durch Wilhelm Hertz zur zweiten Auflage kam. Und doch leistete Hr. Hertz damit ein Meisterwerk ersten Ranges, eine ganz congeniale, dichterische Arbeit, welche uns das berühmte Epos des dreizehnten Jahrhunderts, völlig unbeschadet und ohne irgend eine Einbuße, in die Sprache unsrer Zeit übertrug. Weder die Zeichnung der Charaktere, noch das feurige Colorit des Vortrags, noch der rauschende Fluß der graziösen Reimpaare hat im mindesten eingebüßt. Dadurch, daß der neue Dichter mit weiser, behutsamer Hand das üppig wuchernde Schlinggewächs der Wiederholungen kürzte und abschnitt, überhaupt mit künstlerischem Tact rundete und zusammenzog, unnöthige Episoden überging, hat das große Epos an plastischer Kraft und packender Wahrheit nur gewonnen.

Alles, was den unmittelbaren Genuß des Ganzen und dessen Oekonomie beeinträchtigen konnte, wurde ausgeschlossen. So ist z. B. der Spielmannsschwank von Gandin, als der Wirkung nachtheilig, entfernt. „Auch die märchenhafte Episode vom Feenhündchen Petitcriu und seinem Zauberglöcklein mußte, so reizend und rührend sein Schluß ist, wegen ihrer unverhältnißmäßigen Länge geopfert werden, ebenso die eingestreuten Sprüche, allerlei Weitschweifigkeiten der Erzählung und Betrachtung, auch alle die Stellen, wo der Dichter sein Verhältniß zu seinen Vorgängern berührt, selbst der berühmte literarische Excurs, worin Gottfried über seine Sangesgenossen Musterung hält und gegen Wolfram von Eschenbach, ohne ihn zu nennen, nicht ganz klare Polemik führt." Zusammengezogen auf geringeren Umfang wurden die Beschreibung der Jagdgebräuche, die Schilderungen von Rüstzeug und Kleidung, die langen Zwischenreden des Dichters, die allegorische, in ihrer spintisirenden Manier beinahe gegen Gottfrieds Urheberschaft sprechende Deutung der Minnegrotte u. s. w. Hr. Hertz spricht dabei die Befürchtung aus „eher zu wenig, als zu viel gethan zu haben". Verzichtend auf die breitgesponnenen Fortsetzungen des Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, hielt sich Hr. Hertz beiläufig an den jüngeren Trouvere Thomas und eilte mit einer aus dem Geiste des Ganzen componirten Façade dem Werke den einzig möglichen Abschluß zu verleihen.

Was Philologie und Poesie im einheitlich verbundenen Wandel zu geben vermögen, ist hier im erfreulichsten Wetteifer geglückt. In den „Anmerkungen" tritt dann der Gelehrte hervor und gestattet uns tiefe Einblicke in die weitverlaufende Genesis der Tristan-Sage. Da merkt dann der Leser und Laie erst, wie der heute so einheitlich scheinende Bau über einem ganz labyrinthischen Grundplan ausgeführt wurde und wie viele excentrische Anhängsel und architektonische Schmarotzertriebe beseitigt und abgebrochen werden mußten. Eine staunenswerthe Fülle von Forschung und Wissen ist hier niedergelegt und untergebracht. Leider haben alle neueren Erhebungen und Combinationen über die Lebensverhältnisse des Gottfried von Straßburg kein bleibendes Resultat ergeben; deßhalb zog es Hr. Hertz vor, das unsichere Gebiet der biographischen Forschung gar nicht zu berühren, so gern wir seine belehrende Ansicht auch in diesem Falle vernommen hätten. Wer mit einem solchen Aufwand von Zeit und Kraft, mit solcher Pietät und vollständiger Beherrschung der eigenen schöpferischen Phantasie, welche wir in dem Dichter Hertz ebenso bewundern wie seinen wirklich classischen Schatz von gelehrter Bildung, alles überhaupt nur Mögliche thut, um eines der eigenthümlichsten und originellsten Dichterwerke des Mittelalters unsrer Zeit näher zu bringen, verdient unsern besten Dank, welcher in dem Wunsche gipfelt, daß die folgenden Auflagen in kürzerer Zeit neue Freunde dem alten Gottfried von Straßburg gewinnen möchten, der die unendliche Melodie von Glück und Wehe der Minne durch alle Phasen mit derselben Virtuosität durchgespielt hat, ebenso wie Richard Wagner in seinen Tondichtungen.

* **München.** „Wilhelm Hertz", schreibt der „Schwäb. Merkur", „feiert am 24. Sept. seinen 60. Geburtstag. Man ist freilich kaum gewöhnt, Hertz zu den schwäbischen Dichtern zu zählen, so ganz und gar ist er mit dem Münchener Dichterkreis verwachsen, und doch ist er ein Stuttgarter Kind und hat auf der Universität Tübingen studirt. Aber die Kunststadt an der Isar hat ihn festzuhalten verstanden, und als Professor an der Münchener Technischen Hochschule und Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften nimmt der Dichter in der bayerischen Residenzstadt eine ehrenvolle Stellung ein. Mit 24 Jahren gab Hertz einen Band Gedichte heraus und legte sich dann auf die Kunst der Uebertragung altfranzösischer und altdeutscher epischer Stoffe; so erschien 1860 „Lancelot und Ginevra", „Das Rolandslied", „Marie de France", „Der Werwolf". Ein Treffer war die reizende kleine, 1862 zuerst im Münchener Dichterbuch erschienene Erzählung „Hugdietrichs Brautfahrt", die Anton v. Werner nachher illustrirt hat. „Aucassin und Nicolette", das poetische Epos „Heinrich von Schwaben", die Arbeiten über deutsche Sage im Elsaß, Nibelungensage, Tristan und Isolt, Parzival und den Gral haben noch nicht die genügende Anerkennung gefunden, so wenig wie sein 1882 erschienener „Bruder Rausch" und sein „Spielmannsbuch" 1886. Als ein Vertreter der Kunstrichtung vornehmen Stils zählt Hertz zu den zwar nicht bekanntesten, aber ersten Namen der Gegenwart." Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß dieser schwäbische Heimathgruß bei uns an der Isar vollen Widerhall findet. Man muß an seinen Landsmann Uhland erinnern, wenn man einen anderen Mann nennen soll, der in dem Maße, wie Wilhelm Hertz, poetische Kraft der Seele mit dem Geist einer auf die Erkenntniß des Wesens und der Geschichte der Poesie gerichteten Wissenschaft vereinigt hat. Jede seiner gelehrten Arbeiten, mag sie der unbewußt dichtenden Sage oder der bewußten Kunst des Einzeldichters gelten, verbindet mit der Fülle des Wissens und der Strenge der Behandlung zugleich die Feinheit und Tiefe echter Mitempfindung jener Schöpferkraft der Phantasie, die in den unscheinbarsten Zügen wie in den vollendetsten Werken der poetischen Welt ihr gesetzmäßiges Spiel treibt. Darum ist er vor allem der größte aller Nachdichter unsres Mittelalters, und nichts willkommeneres konnte er an der Schwelle eines rüstigen Alters unternehmen, als wie vordem Gottfrieds „Tristan", so nun — wovon er schon Proben veröffentlicht hat — Wolframs „Parzival" für uns heutige Leser genießbar neuzuschaffen.

* **Lübeck**, 20. Sept. Die heutige letzte Hauptversammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte begann mit einem Vortrag von Prof. Dr. Rudolf Credner (Greifswald) über „die Ostsee und ihre Entstehung". Wie wenige andere Wasserbecken gibt unsre Ostsee Gelegenheit zu tiefgehenden Erörterungen hinsichtlich ihrer Entstehung und der Gestaltung der sie umschließenden Küstenländer. Und zwar heftet sich diese Erörterung an die ebenso großartige wie räthselhafte urgeschichtliche Thatsache der allgemeinen Vergletscherung, die ganz Skandinavien umfaßte und sich von dort strahlenförmig bis über die russischen Ostseeprovinzen, die norddeutsche Tiefebene und die Rheinmündung ausbreitete. Nach J. Geikie folgten einander vier dieser Eiszeiten, jede von anderer räumlicher Ausdehnung, und jede ihre Spuren in gewaltigen Abtragungen und Aushöhlungen auf der einen, ebenso gewaltigen Ablagerungen und Aufhöhungen auf der anderen Seite hinterlassend. Die Wirkungen dieser Eiszeiten machten sich geltend auf einem Gelände, welches in Folge vielfacher, in senkrechter Richtung vor sich gegangener tektonischer Veränderungen schroff zerklüftet war. Durch Brüche und Verwerfungen, nicht, wie man früher annahm, durch Faltung, hatte die feste Erdrinde des betreffenden Gebiets große grabenartige Eintiefungen erhalten, zwischen denen wall- oder horstartige Erhebungen stehen geblieben oder aufgetrieben waren. In manchen Formen der Küstenbildung lassen sich diese ursprünglichen Vorgänge noch heute erkennen. Nun kamen die neuen Eisbedeckungen mit ihren durch die ungeheure Kraft der vorwärts schiebenden Eismassen bedingten mechanischen Einwirkungen. Da rundeten sich die schroffen, eckigen Formen der Gesteine ab, aufragende, der Fortbewegung des Eises hinderliche Stellen wurden abgestoßen, vertiefte Stellen noch weiter ausgeschabt, Gesteinstrümmer und zu Schlamm geriebener Schutt auf große Entfernungen fortgeschoben und fortgetragen, bis das Eis abschmolz und diese Massen als Moränen von länderfüllender Ausdehnung liegen blieben. Der von Littauen her die Ostsee-Küste entlang bis nach Jütland hinein ziehende uralisch-baltische Höhenrücken ist im wesentlichen die wenn auch an Erhebungen ursprünglichen Gesteines angelehnte Endmoräne der Eiszeit-Gletscher. Auf dem so vorbereiteten Boden entstand nach dem Ablaufe der Eiszeit die Ostsee — auch nicht gleich in heutiger Gestalt, sondern zunächst als ein Eismeer, das von der Nordsee aus über den südlichen Theil Schwedens her gespeist wurde, weil sich das skandinavische Festland gesenkt hatte, und dessen hochnordische Thierwelt sich in Versteinerungen erhalten hat. Einzelne wenige Vertreter dieser Thierwelt sind sogar im Wener- und Wettermeer, die beide in jenem ehemals überschwemmten Theile Schwedens liegen,

auch heute noch lebend anzutreffen. Der Senkung Skandinaviens folgte eine Hebung, und diese Hebung bewirkte den Abschluß des Ostsee-Beckens von der Nordsee. Der Zufluß salzigen Wassers hörte auf, und in Folge des Zuströmens der Flüsse entstand eine Aussüßung des Wasserbeckens. Die Hebung hatte aber auch noch eine andere Wirkung. Ehedem lag der südwestliche Theil der jetzigen Ostsee noch trocken; die jetzige Verbindung zwischen Ost- und Nordsee bestand noch nicht. Nunmehr wurde sie eröffnet. Die Wasser des durch die Hebung Skandinaviens abgeschlossenen Beckens suchten einen Ausweg, überschwemmten die flachen Ufergelände im Südwesten und flossen von da nach der Nordsee ab. Das Spiel wiederholte sich. Abermals erfolgte eine Senkung Skandinaviens, aber diesmal nicht so stark wie damals. Wieder vermochte das Salzwasser der Nordsee, wenn auch nun wohl auf dem neu eröffneten Verbindungswege, in die Ostsee einzudringen und sich mit deren süßem Wasser zu brackiger Mischung zu vereinigen. Das Brackewasser, und mit ihm seine eigenartige Thierwelt, ging bis zum letzten Ende des Bottnischen Meerbusens hinauf, und man findet dort als für diesen Zeitraum bezeichnendes Fossil die Litorina, die jetzt lebend nur noch im Beltsee, dem südwestlichsten Theile der Ostsee, vorkommt, weil dort auch jetzt noch das Wasser in Folge gelegentlichen Eindringens von Nordseewasser salziger ist, als in den übrigen Theilen der Ostsee. Und endlich stieg das skandinavische Festland abermals, eine Wandlung, die auch heute noch nicht ihren Abschluß erreicht hat. Schweden steigt noch immer über den Ostseespiegel hinaus. Und damit ist abermals eine Aussüßungsperiode eingetreten, die zu dem jetzigen Salzgehalte des Ostseewassers geführt hat. Dieser Salzgehalt beträgt zwischen Möen und Bornholm 8, östlich Bornholm nur noch 7 Tausendstel. Die deutsche Ostseeküste hebt sich weder, noch senkt sie sich; sie verändert sich nur durch Abspülung und Anschwemmung. Aber diese Veränderung ist eine unablässige, so daß der jetzige Zustand der Ostsee auch kein dauernder, sondern nur ein Augenblicksbild ist, das vermuthlich auch ein wenig durch die beiden von Menschenhand ausgeführten Werke, den Kaiser Wilhelm- und den Elbe-Trave-Canal, beeinflußt werden wird.

Der letzte Vortrag, von Prof. Dr. Wilhelm Ostwald (Leipzig) über „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus“, wandte sich gegen die atomistische Anschauung und suchte den Nachweis zu erbringen, daß die Ansicht, auf welcher viele Jahrzehnte lang alle unsre naturwissenschaftlichen Vorstellungen beruhten, die Ansicht, daß sich alle Naturerscheinungen auf bewegte Atome zurückführen lassen, falsch sei. Kraft und Stoff, bezw. das bewegte Atom, müsse ersetzt werden durch den Begriff der Energie, der Stoff und Kraft gleichzeitig umfasse. Die schon durch Robert Meyer eingeführte Energetik, die inzwischen mehr und mehr Boden gewonnen hat, sei berufen, an die Stelle der Atomistik zu treten, obschon auch sie nicht alles befriedigend zu erklären vermöge. Auch an ihre Stelle werde seinerzeit eine noch allgemeinere Anschauungsweise treten müssen.

Der Vorsitzende, Geh. Hofrath Prof. Wislicenus, schloß hierauf die 67. Deutsche Naturforscher-Versammlung mit dem Ausdruck des Dankes an alle, die sich um sie verdient gemacht haben, namentlich auch an die städtischen Behörden und die Bürgerschaft von Lübeck.

A. **Rostock**, 23. Sept. An Stelle des nach Würzburg berufenen Professors Dr. Oetker ist der ordentliche Professor Dr. v. Hippel zum Professor für Strafrecht und Civilproceß an der hiesigen Universität designirt worden. Derselbe wird im kommenden Wintersemester folgende Vorlesungen halten: Civilproceß, 7stündig, und Strafrechtspraktikum, 2stündig.

* **Berlin.** Wie der Draht bereits gemeldet, starb hier am 24. Sept. der namhafte Chirurg Geh. Rath Prof. Dr. Heinrich Adolf v. Bardeleben im Alter von 76 Jahren. Geboren in Frankfurt a. O., durch vielseitige medicinische Studien gebildet, wirkte er von 1849—1868 in Greifswald und seitdem in Berlin als ordentlicher Lehrer seines Fachs, das er auch theoretisch durch ein gangbares „Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre“ (in 8. Auflage 1879—1892, 4 Bände) bereichert hat. Seit 1869 wandte er in seiner Klinik Listers antiseptisches Verfahren an, dem er eine vereinfachte Form mit vortrefflicher Wirkung zu geben wußte. Um die Organisation der Wundbehandlung im Felde erwarb er sich in unsern großen Kriegen als Generalarzt ebenfalls Verdienste. 1888 ward er in den letzten Stadien der Krankheit Kaiser Friedrichs zugezogen und 1891 von Kaiser Wilhelm II. in den Adelstand erhoben. Im letzten Sommer ging die Nachricht von seinem bevorstehenden Rücktritt durch die Presse, wovon der lebenskräftige und lebensfrohe Mann jedoch nichts wissen wollte. Nun hat ein rascher und glücklicher Tod die Frage entschieden.

* **Berlin.** Am 1. October tritt, wie der „Magd. Ztg.“ von hier geschrieben wird, der Director der Reichsdruckerei Geh. Oberregierungsrath Karl Busse, in den Ruhestand. Hr. Busse, der in Berlin geboren ist und einer Familie angehört, aus der schon mehrere hervorragende Baubeamte hervorgegangen sind, widmete sich gleichfalls dem Baufache, legte seine Baumeisterprüfung ab und war in mehreren Stellungen im Staatsdienste thätig gewesen, als er 1866 zum Stellvertreter des Directors der preußischen Staatsdruckerei, die seit 1852 bestand, ernannt wurde. Im Jahre 1879 ging die Staatsdruckerei und gleichzeitig die bis dahin im Besitze der Decker'schen Familie befindliche Ober-Hofbuchdruckerei in den Besitz des Reiches über; beide wurden zur Reichsdruckerei verschmolzen und Busse wurde zu ihrem Director ernannt. Die Reichsdruckerei, die zum Ressort des Reichs-Postamts gehört, soll den Zwecken der Reichsverwaltung dienen. Es gehen daher hauptsächlich Reichscassenscheine, Reichsbanknoten, Schuldverschreibungen, Postwerthzeichen, Stempelmarken, sowie amtliche Drucksachen aller Art aus ihr hervor. Sie ist aber nicht bloß eine Druckerei für amtliche Zwecke, sondern auch eine Musteranstalt, welche die Förderung des Druckgewerbes sich angelegen sein lassen soll. Und so hat sie sich denn auch um das Druckgewerbe hochverdient gemacht durch Anstellung von Versuchen in den verschiedenen graphischen Künsten, durch Prüfung neuer Vervielfältigkeitsverfahren, durch Schaffung von Mustern für Schrift und Verzierung, durch Sammlung alter Druck- und Schriftmuster und dergleichen. In früheren Jahren hat das deutsche Buchdruckgewerbe wohl die Concurrenz der Reichsdruckerei empfunden und gegen die Ausführung von Arbeiten für private Besteller durch die Anstalt auch in Form von Petitionen beim Reichstag Einspruch erhoben, später sind aber diese Klagen zurückgetreten vor der Anerkennung der Leistungen der Anstalt zum Besten des ganzen Buchdruckgewerbes. Die Verdienste, die sich die Anstalt erworben, verdankt sie in erster Linie ihrem bisherigen Leiter Busse, der es verstanden hat, hervorragende Künstler, Werkmeister und Arbeiter heranzuziehen und heranzubilden. In der Reichsdruckerei sind zur Zeit 13- bis 1400 Personen beschäftigt. An Stelle Busse's, der etwa 60 Jahre alt ist, tritt der bisherige Postbaurath Wendt in Potsdam.

* **Breslau**, 23. Sept. Gestern entschlief im 78. Lebensjahr der Geh. Regierungsrath Dr. Martin Hertz, ordentlicher Professor der classischen Philologie an der hiesigen Universität, der er seit 1862 länger als 30 Jahre als lebendig wirksamer Lehrer angehört hat, bis ihn vor einiger Zeit gehäufte Leiden zwangen, den Ruhestand aufzusuchen. Geboren in Hamburg, studirte er in Berlin und Bonn und bewahrte an die Tage der Blüthe unsrer Philologie, wie er sie an ersterem Ort unter Böckh, Bekker, Lachmann und Genossen empfänglich miterlebt, allezeit die treueste Erinnerung; wie er denn Lachmann insbesondere biographisch verherrlicht hat. Sein Gebiet war die römische Literatur, deren Pflege und Kenntniß er durch Ausgaben, Abhandlungen und Aufsätze mannichfach gefördert hat; charakteristisch ist, daß er zumal dem wunderlichen, aber für uns unschätzbaren Gellius seine ausdauernde Arbeit zu gute kommen ließ. Denn auch in ihm selber stak ein gellianischer Zug: erstaunlich war seine Belesenheit, genau sein Wissen, stark sein Gedächtniß; aber die Menge seiner Kenntnisse mit der Macht einheitlicher Gedanken zur Production im höheren Stile zusammenzunehmen, war ihm nicht verliehen. Desto mehr hat er angeregt; gutmüthig, umgänglich, mittheilsam wie er war, sind auf zahlreiche Schüler, Collegen, Fachgenossen vielseitige Wirkungen wissenschaftlicher Natur von ihm ausgegangen.

* **Wien.** Bei Bloßlegung eines Gruftgewölbes in der Kathedrale von Angers fand man zwei bleierne Särge mit den Resten des Herzogs René I. von Lothringen (1409—1480), der den Titel eines Königs von Anjou und Jerusalem führte und den Beinamen des „Guten“ erhielt, und seiner Gemahlin Isabella. René ist hauptsächlich durch seine Neigung für die provençalische Troubadour-Poesie, die er neu zu beleben suchte, und durch den romantischen Minnehof bekannt, mit dem er sich umgab. Von ihm ist auch in Schillers „Jungfrau“ die Rede, wo ihn Bastard Dunois verhöhnt, weil er „Schafe hütet“. Er war der zweite Sohn König Ludwigs II. aus dem Hause Anjou und besaß die Provence. Erst durch seine Vermählung mit Isabella, der Erbtochter Herzog Karls I. von Lothringen, erwarb er den Anspruch auf dies Herzogthum, fiel

aber im Kampfe um dasselbe 1431 in Gefangenschaft, aus der er erst 1437 gegen ein hohes Lösegeld befreit wurde. Auch den Besitz von Neapel und Sicilien, der ihm zufiel, konnte er nicht behaupten und zog sich in die Provence zurück, wo er sich ausschließlich der Poesie widmete und selbst als Dichter versuchte. Er starb am 10. Juli 1480 in Aix, wo ihm 1823 ein Denkmal errichtet ward. — Bischof Mathieu von Angers hat über den Fund einen ausführlichen Brief an Cardinal Gruscha geschrieben, mit der Bitte, dem Wiener Hofe davon Mittheilung zu machen, da René und Isabella zu den Ahnen unsres Kaiserhauses zählen.

* **Wien.** Der Custos am Kunsthistorischen Hofmuseum, Privatdocent Dr. Robert Ritter v. Schneider, ist zum außerordentlichen Professor der classischen Archäologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Prag.** Die Privatdocenten Dr. Georg Polivka und Dr. Franz Pastrnek wurden zu außerordentlichen Professoren der slavischen Philologie an der tschechischen Universität befördert.

* **Graz.** Während die „Ethiker" in Deutschland erst mit dem Plane umgehen, eine „Akademie" für ihre Zwecke zu gründen, befindet sich der hiesige Kellnerverein bereits im Besitz einer solchen Anstalt. Nach der soeben bekannt gegebenen Vorleseordnung besitzt die Grazer Kellnerakademie folgende „Lehrkanzeln": Englische Sprache, französische Sprache, ungarische Sprache, Speisekartenschreibart, Calculationsrechnen, Seeverkehr, Kellerwirthschaft und Gastronomie. Professoren sind zumeist Angestellte des Hotels „Daniel". Als Lehrmittel hat Hr. A. Daniel der Fachschule Service, Wäsche und Silberbesteck gespendet.

* Der eben erschienenen Statistik des Unterrichts- und Erziehungswesens im Königreich Württemberg auf das Schuljahr 1893—94, veröffentlicht vom Ministerium des Kirchen- und Schulwesens, entnimmt der „Schwäb. Merkur" u. a. folgende Daten: Die Universität Tübingen zählte im Studienjahr 1893/94 in 7 Facultäten: etatsmäßige Lehrstellen: 53 ordentl., 12 außerordentl., 8 für neuere Sprachen, Künste und Leibesübungen, zusammen 73 Lehrer; ordentl. und außerordentl. Professoren, Hülfslehrer und Privatdocenten, Repetenten, Assistenzärzte zusammen 108; hiezu Lehrer für neuere Sprachen, Künste und Leibesübungen 8, zusammen 116. Vorlesungen wurden an den genannten Facultäten im Wintersemester 1893/94 183, im Sommersemester 1894 180, zusammen 363 gehalten. Studirende waren es im Wintersemester 1893/94 1150, im Sommersemester 1894 1209. Hiezu kommen nicht immatriculirte, zum Besuch von Vorlesungen ermächtigte Personen 27, bezw. 22, so daß sich die Gesammtzahl der Theilnehmer am Universitätsunterricht auf 1177, bezw. 1231 beläuft. — Die landwirthschaftliche Akademie Hohenheim zählte etatsmäßige Lehrstellen 22; Studirende waren es im Wintersemester 1893/94 97, außerdem 1 Hospitant, im Sommersemester 1894 87, außerdem 3 Hospitanten. — Die thierärztliche Hochschule in Stuttgart zählte im Studienjahre 1893/94 an Lehrern: 7 Hauptlehrer, 5 Hülfslehrer, 4 thierärztliche Assistenten, 1 Assistenten für Chemie, Physik und Pharmacie; an Studirenden im Wintersemester 1893/94 90 (worunter 3 Hospitanten), im Sommersemester 1894 89 (worunter 1 Hospitant). — Die Technische Hochschule in Stuttgart zählte im Studienjahre 1893/94 in 6 Abtheilungen an Lehrern: 27 Hauptlehrer, 23 Fach- und Hülfslehrer, 12 Repetenten und Assistenten, 17 Privatdocenten, zusammen 79. Studirende waren es im Wintersemester 1893/94 518, im Sommersemester 1894 438. Unter den Studirenden der allgemein bildenden Abtheilung befanden sich im Wintersemester 23, im Sommersemester 22 Candidaten des höheren Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 24. September folgende Schriften eingegangen:

Eduard Hammer: Grundsätze für die Reform unseres staatlichen Lebens. Wien, Selbstverlag 1895. — Eine Aufgabe für die deutsche Presse; von einem Deutschen. Berlin, Eduard Rentzel 1895. — Dr. K. Müller, Alzey: Genossenschaftlicher Getreideverkauf, speciell die Gründung einer Getreideverkaufsgenossenschaft zu Worms. Offenbach a. M., C. Forger 1895. — Ritters geographisch-statistisches Lexikon. 8. Aufl., redg. v. Johs. Penzler. II. Bd. Lfg. 10—12: Nautus—Sidlaw. Leipzig, Otto Wigand 1895. — Gottfried Albert: Mittheilungen des deutschen Excursionsclubs in Konstantinopel. N. F. Heft II. Konstantinopel, Otto Keil. — Ludwig v. Ammon: Die Gegend von München geologisch geschildert (Sonderabdruck). Mit Karte, Lichtdrucktafeln &c. München, Theodor Ackermann 1894. — Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie. 9. Aufl. von Leop. Pfaundler und Otto Lummer. Bd. II. Abthg. I. Lfg. 2. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1895. — Dr. med. C. Lloyd-Tuckay: Psychotherapie oder Behandlung mittels Hypnotismus und Suggestion. Aus dem Engl. von Dr. med. Tatzel (autoris. dtsch. Ausg.). Berlin, Leipzig, Neuwied, Louis Heuser 1895. — Dr. med. H. Müllner: Ueber den Blick. Eine physikalisch-psychologische Studie (Sonderabdruck). München, Seitz u. Schauer 1895. — Prof. Dr. A. Rubner: Fragen der Liebe; eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Leipzig, Eduard Besold 1895. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge hggb. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 203—204, Aug. u. Sept. 1895. (R. v. Wettstein: Einige bemerkenswerthe Beziehungen zwischen Pflanzen und Thieren. — M. Regel: Ueber englisches Theaterwesen zu Shakespeare's Zeit.) — H. Knackfuß: Künstler-Monographien. V. Dürer. Mit 127 Abbildungen. 3. Aufl. (Liebhaber-Ausgabe.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895. — Gregor Konstantin Wittig: Urkunden und Belege zur Güntherforschung. Striegau, August Hoffmann 1895. — Dr. Otto Weddigen: Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgang des Mittelalters bis auf die Gegenwart. 2. Aufl. Wiesbaden, Heinr. Lützenkirchen 1895. — Julius Duboc: Jenseits vom Wirklichen; eine Studie aus der Gegenwart. Dresden, Hellmuth Hentler 1896. — Karl Knortz: Der Fröbel'sche Kindergarten. Glarus, Babette Vogel 1895. — Victor Herding: Neue Lieder. Ebenda. — Georg Hirschfeld: Der Bergsee. Dresden, Georg Bondi 1896. — Gustav und Ina v. Buchwald: Villa Möhl und mehr. 2. Aufl. Leipzig, Rob. Friese 1895. — L. Camolcone: Der Rufer im Streite; Drama in 3 Acten. Triest, F. H. Schimpff 1895. — William Erwin: Bertran de Born; ein provençalischer Sang. Meran, C. Jandl. — Johanna Ambrosius: Gedichte; hggb. von Karl Schrattenthal. 10. Aufl. Königsberg, Ferd. Beyer 1896. — Des Horatius schönste Lieder; der Antike entrückt und verdeutscht &c.: Dichtungen von Hermann Stegemann. 2. Aufl. Basel, Bruno Schwabe 1895. — Friedrich v. Wickede: Das Lied vom Bismarck; Dithyrambus, gedichtet und in Musik gesetzt (op. 194). Hamburg, Selbstverlag. — Weidmann'sche Buchhandlung: Verzeichniß ausgewählter Lehr- und Schulbücher. Berlin Sept. 1895.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

☞ Dieser Nummer liegt Titel und Inhalt der Beilage für das II. Quartal 1895 bei.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Der Anthropologenbesuch in Bosnien.

Es sind erst siebzehn Jahre vergangen, seit die österreichischen Occupationstruppen nach harten und blutigen Kämpfen in Bosnien und Herzegovina Ruhe schafften, und schon kennt die gesammte gebildete Welt diese früher am meisten verwahrlosten türkischen Provinzen als eines der bestverwalteten Gebiete des Erdtheils. Bosnien besitzt heute bereits musterhafte Sicherheitsverhältnisse, vortreffliche Communicationen, ein gesund fundirtes, kräftig aufstrebendes Schulwesen, eine rasch aufblühende Industrie. Die bebaute Bodenfläche nimmt rapid zu, die Viehzucht entwickelt sich rasch, das Nationalvermögen vermehrt sich in aufsteigender Progression. Und alle diese Errungenschaften verdankt das Land einem einzigen Manne, dem Minister v. Kállay. Was diesen besonders dazu prädestinirt, der Regenerator Bosniens zu werden, das ist seine gründliche Kenntniß von Land und Leuten, sein richtiges Erfassen des Volkscharakters. Er versteht es, das Richtige zur rechten Zeit zu thun und hat einen sicheren Blick in der Wahl seiner Mitarbeiter. Darin liegt das Geheimniß seiner Erfolge. Fast mehr noch aber, als von den politischen, administrativen und wirthschaftlichen Erfolgen des Hrn. v. Kállay spricht und schreibt man in Europa seit einiger Zeit von den wissenschaftlichen, speciell den anthropologischen und archäologischen Forschungen in Bosnien, die in ihm einen thatkräftigen Förderer gefunden. Das bosnisch-herzegovinische Landesmuseum, welches er geschaffen, behauptet heute schon einen Ehrenplatz unter den wissenschaftlichen Instituten seiner Art, und der Director dieses Museums, Regierungsrath Constantin Hörmann, ist allen Archäologen und Anthropologen wohlbekannt. Es dürfte nicht viele Länder in Europa geben, die sich in Bezug auf unentdeckte archäologische Schätze mit Bosnien messen könnten, und ganz gewiß gibt es keines, in welchem für die wissenschaftlichen Untersuchungen auf diesem Gebiete in so kurzer Zeit so viel geschehen wäre.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß unter den zahlreichen Vereinen und Corporationen, welche im Laufe dieses Sommers die occupirten Provinzen besuchten, auch die Wiener anthropologische Gesellschaft sich befand. Was jedoch Befremden erwecken könnte, ist der Umstand, daß an der Excursion des Vereins viermal mehr Ausländer theilnahmen, als Wiener, obwohl diese doch in erster Reihe ein Interesse daran haben sollten an der Entwicklung der Reichslande. Von hervorragenden Wiener Gelehrten kam bloß Regierungsrath Dr. Much. Deutschlands Gelehrtenwelt war vertreten durch den unermüdlichen Virchow, Ghr. Dr. Stiede aus Königsberg i. Pr., Ghr. Gurlt aus Berlin, Prof. Hechinger aus Stuttgart u. a. Aus der Schweiz kamen die Baseler Professoren Schieß und Kollmann, aus England Mr. Balfour, Vorstand des Pitt-Rivers-Museums in Oxford. An der Landesgrenze, in Bosnisch Brod, erwartete Regierungsrath Hörmann die gelehrten Gäste, um sie bis zu ihrer Abreise aus den occupirten Provinzen mit unermüdlicher Aufopferung zu begleiten.

Es war ein herrlicher Spätsommertag, Montag, 2. September, an welchem die Gäste in Sarajevo, der aufstrebenden Hauptstadt des „stolzen und goldenen“ Bosniens, anlangten und sich im „Hotel Europe“, einem allen Anforderungen verwöhnter Culturmenschen entsprechenden Hause, einrichteten. Nach gemeinschaftlichem Diner ging's an die Besichtigung der Stadt. Die landesärarischen kunsttechnischen Ateliers, in denen Knaben von 14—16 Jahren unter der Leitung einheimischer Meister kunstvolle Gravir-, Ciselir-, Incrustations- und Tauschirungsarbeiten ausführen, welche seit mehreren Jahren auf allen europäischen Ausstellungen erste Preise davontragen, wurden höchlich angestaunt. Die angeführten Techniken bildeten früher und bilden zum Theil heute noch in ausschließlich mohammedanischen Familien der Städte Sarajevo, Livno und Fotscha eine Art erblichen Kunstgewerbes. Die blutigen Aufstände der siebziger Jahre bedrohten diese wahrscheinlich aus Persien importirte Industrie mit dem Untergange. Da nahm sich Hr. v. Kállay der Sache an, stellte die geübtesten Meister als Lehrer an und errichtete in Sarajevo eine mit einem Internat verbundene Schule, die nach 4—5jährigem Bestande Großartiges leistet und deren Producte namentlich nach Frankreich in Menge abgesetzt werden. Der jährliche Export kunsttechnischer Erzeugnisse aus dem Atelier in Sarajevo repräsentirt eine bedeutende Summe. In ähnlicher Weise rettete der Minister die einheimische Teppichweberei durch Errichtung eines Teppichwebe-Ateliers, in welchem an 150 einheimische Mädchen, zumeist Mohammedanerinnen und spanische Jüdinnen, lohnenden Erwerb finden. Auch die bosnischen Teppiche, namentlich die „Perser“, genießen im Auslande bereits einen festbegründeten Ruf. Die Gäste beklagten, daß das Programm sie zwang, die Ateliers zu verlassen, fanden jedoch auf einem Rundgang durch das Handelsviertel (Tscharschija) mit seinen Tausenden hölzerner Verkaufsbuden, die zugleich als Werkstätten dienen, reichliche Entschädigung.

Die Tscharschija ist ein Stück unverfälschten Orients mitten in dem sich von Tag zu Tag mehr europäisirenden Sarajevo. Man braucht nicht Ethnolog zu sein, um auf Schritt und Tritt von diesem eigenartigen Leben und bunten Treiben gefesselt zu werden. Da liegen hinter primitiven, schwachen Holzverschlägen Millionen an Werth in Waaren aus aller Herren Ländern aufgestapelt, ohne daß man jemals von einem Einbruch oder Diebstahl gehört hätte; das Eigenthum ist hier heilig. Selbst in den Zeiten des Aufruhrs, in denen ein Menschenleben nichts galt, war dies ohne Ausnahme der Fall. Die Bosnier sind in dieser und auch in manch anderer Richtung bedeutend besser als ihr Ruf. Dies zeigt sich namentlich in dem bereitwilligen Eingehen auf die Intentionen der Regierung. Im Anfang freilich, als das Mißtrauen gegen

alles Neue und Fremde noch überwog, war manches anders, als es sein sollte, aber dies Mißtrauen hat die Verwaltung durch aufopfernden Eifer gründlich gebannt und der „Schwaba" — so heißt im allgemeinen jeder Fremde — begegnet überall herzlicher Zuvorkommenheit.

Nächst der Tscharschija wurde noch die Bejova-Moschee, die größte im Lande, das neue Rathhaus, ein maurischer Prachtbau, und die Scheriatsrichter-Schule besichtigt. Dieses letztere Institut dient zur Heranbildung muhammedanischer Geistlicher, Richter und Religionslehrer und wird von den Söhnen der hervorragendsten Adelsfamilien des Landes besucht, denn der Muhammedaner hegt gegen Wissenschaft, namentlich wenn dieselbe mit der Kenntniß der Religionsgesetze gepaart ist, die größte Achtung. Ein „Effendi", der Titel eines Schriftgelehrten, gilt ihm mehr als das älteste Adelsdiplom. Die Scheriatsrichter-Schule, ein schöner orientalischer Bau mit prachtvollem Säulenhofe, ist ebenfalls eine Kallay'sche Schöpfung, welche ihm die Muhammedaner hoch anrechnen. Bevor sie bestand, mußten die Jünglinge, welche sich dem geistlichen oder richterlichen Berufe widmen wollten, behufs Ausbildung nach dem fernen Konstantinopel wandern, nun können sie in der Heimath das vielbegehrte Ziel erreichen. Die Anstalt ist mit einem Internat verbunden.

Den Beschluß des ersten Tages machte ein Aufstieg nach dem Castell, der auf einem Hügelplateau gelegenen, mit einer alten Festungsmauer umgebenen Altstadt, von wo sich ein unvergleichlich schöner Ausblick auf die Hauptstadt und das im Westen aufragende Gebirgsmassiv des Igman und der Bjelasniza eröffnet. Daß ein türkisches Kaffeehaus besucht und dem würzigen Mokka, den die Türken bekanntlich am besten zu bereiten verstehen, zugesprochen wurde, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Der zweite Tag des Sarajevoer Aufenthalts war ernstem Studium gewidmet. Ihn verbrachten die Gäste im Landesmuseum, welches die archäologischen Funde von Glasinac, Butmir, Jezerine und Debelobrdo, die Reste der Pfahlbauten des Unna-Gebietes, zahlreiche überaus interessante römische und altchristliche Denkmäler, wie auch eine unerreichte Sammlung von Costümen und Handarbeiten aus dem ganzen Balkan-Gebiete enthält.

Spät am Nachmittag wurde das im Juli 1894 eröffnete neue Landesspital, eine nach den neuesten Errungenschaften der Hygiene eingerichtete Anstalt, besucht, welcher die zahlreichen Mediciner unter den Gästen ungetheilte Anerkennung zollten. Auch mit der Errichtung dieses Krankenhauses, welches eine der größten Wohlthaten für die Bevölkerung bedeutet, bleibt der Name des Hrn. v. Kallay immerdar verbunden. Den Abend verbrachten die Gelehrten als Gäste des Ministers in dem nahegelegenen, reizenden, in den letzten Jahren vielgenannten Bade Ilidze bei einem animirten Souper, bei welchem die Gemahlin des Hrn. v. Kallay, eine geborene Gräfin Bethlen, nebst ihrem Gatten in liebenswürdigster Weise die Honneurs machte. Auf einen herzlichen Begrüßungstoast des Hausherrn antwortete Virchow mit einem Hoch auf den Minister, dessen Gemahlin, die namentlich auf das Frauenleben in Bosnien veredelnd einwirkt, und auf die Mitarbeiter des Hrn. v. Kallay bei dem großen Culturwerke.

Mittwoch, den 4. September, verbrachten die Herren mit der Besichtigung der prähistorischen Fundstellen in der Umgebung der Stadt, der Curanlagen in Ilidze und der dortigen römischen Funde, worunter prachtvolle Mosaiken. Den genußreichen Tag beschloß ein ebensolcher Abend im Hause des Bürgermeisters von Sarajevo, eines vornehmen Muhammedaners, welcher die Gäste unter Aufbietung eines wahrhaft orientalischen Luxus mit einem köstlichen „Zijafet", einem Souper alla Turca bewirthete: eine schier endlose Reihe von Speisen in seltsamer, jedoch schmackhafter Zubereitung, dazu feuriger Mostarer Weißwein und Champagner. Das Souper fand in dem elektrisch beleuchteten Konak des Bürgermeisters statt und es nahmen daran auch der Minister, die Spitzen der Behörden und angesehene muhammedanische Notable theil. Die Tafelmusik war echt türkisch, und zum Schlusse producirten sich jugendliche Zigeunerinnen als Tänzerinnen.

In das Reiseprogramm war ein Besuch der prähistorischen Nekropole auf der Hochebene von Glasinac aufgenommen worden. Dorthin begaben sich die Gäste in bequemen Wagen am Morgen des 5. September. Kein Wölkchen trübte den Himmel, als die Colonne um 6 Uhr Morgens aufbrach. Die Schönheit der wilden Miljacka-Schlucht, in welche die Straße fast unmittelbar bei Sarajevo einbiegt, ließ den lästigen Staub vergessen, welcher die Wagen bald einhüllte. Anfangs zieht sich die Straße, stellenweise in den Felsen gesprengt, längs des Wildbaches Miljacka hin, welcher die bosnische Hauptstadt durcheilt, um dann auf kühnen Serpentinen den Berg bis Han Bulag, einer Häusergruppe etwa $1^1/_2$ Stunden ostwärts, zu erklimmen. Hier blicken die Ruinen der uralten Burg Hodidjed, an welche sich noch aus vortürkischer Zeit ein Kranz reizender Volkssagen knüpft, auf das bunte Leben zu ihren Füßen herab; die Straße senkt sich abermals ans Flußufer, um nach etwa einstündiger Fahrt durch eine pittoreske Klamm in ein reizendes Hochthal einzumünden, an dessen Ostrande senkrechte Felswände im Halbkreise aus dem dunklen Grün uralter Tannenwälder emporragen. Es ist die Romanja-Planina, die ihre Felsschroffen bis über 1600 Meter emporsendet, der einst meistberüchtigte Centralherd früherer bosnischer Räuberromantik. „Kein Wald ist ohne Wölfe, nie die Romanja ohne Hajduken" singt ein altes bosnisches Volkslied. Und dieses Lied hatte bis vor etwa acht Jahren Recht. In den unzugänglichen Schluchten des Gebirges hausten unbezwungen die wilden Freibeuter des Waldes, heute gehören sie nur noch der Volkssage an. Die wackere Gendarmerie hat sie ausgerottet, die Etablirung gesitteter Zustände hat ihrer Wirksamkeit den Boden entzogen. In der gefürchteten Romanja ist der Reisende jetzt sicherer, als auf so manchem großstädtischen Boulevard.

Am Fuße des Berges, in dem freundlichen Dorfe Mokro, wurde kurze Rast gehalten und eine Stärkung genommen. Dann ging's mit frischen Kräften die Serpentinen hinan, in welchen die Fahrstraße den 1347 Meter hohen Bergsattel erklimmt. Einige der Excursionstheilnehmer, Virchow selbstverständlich darunter, zogen es vor, geradeaus hinanzusteigen und ihre bequemeren Gefährten oben auf dem Sattel zu erwarten, wo sich ein „Han", ein einsames Wirthshaus, und ein Gendarmerieposten befindet. Nachdem die Pferde ein wenig verschnauft hatten, gings in sausender Fahrt bergab mitten durch den grünen Wald. Tiefe Stille herrschte in der Einsamkeit, bloß vom Aufschlagen der Pferdehufe und dem Knirschen der Wagenräder unterbrochen. Hoch oben in den Lüften zog ein Adler mächtige Kreise und unten in den Wagen gaben landeskundige Herren den Gästen Erzählungen aus dem Räuberleben zum Besten. Mahnt doch hier fast jeder Felsblock an irgend ein blutiges Ereigniß. Unwillkürlich spähte manches Auge forschend nach allen Seiten, ob nicht etwa der lange Lauf einer Hajdukenflinte hinter einer dicken Tanne hervordrohe, als plötzlich lautes Rufen den Reisenden entgegenscholl, untermischt mit Pferdegetrappel und Waffenklirren. Die Straße machte in demselben Augenblick eine Biegung und die Gesellschaft sah sich einer in bunte Nationaltracht gekleideten, bewaffneten Reiterschaar gegenüber.

Der Führer, ein vornehm dreinblickender Türke, sprengte der Wagencolonne entgegen, der Zug hielt, der Reiter

parirte sein schäumendes Thier, sprang elastisch ab und hielt an Virchow eine wohlgesetzte, blumenreiche Anrede in der Landessprache. Die Bevölkerung der Gegend hatte, als sie von dem Besuche der fremden Gelehrten Kenntniß erhielt, ein malerisches Banderium von 170 Reitern zusammengestellt, um die Gäste einzuholen. Der Führer war der Bürgermeister des reizenden Städtchens Rogatiza, Beg Bukvica, ein „Hadschi", der bereits die Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht. Er kannte Virchow von dessen vorjährigem Besuche des Glasinac und begrüßte ihn und seine Gefährten im Namen der Bevölkerung. Die Ansprache, welche gleich der Antwort des Altmeisters Regierungsrath Hörmann verdolmetschte, wurde mit jubelnden Zivios begleitet, der Wagenzug setzte sich in Bewegung, umschwärmt von den Reckengestalten der berittenen Begleiter. Nach kurzer Fahrt gelangten die Reisenden auf die Hochebene von Glasinac, die weißen Mauern der Infanterie-Caserne von Pod-Romanja winkten einladend herüber, denn hier sollte die Gesellschaft untergebracht werden. Und sie wurde vorzüglich untergebracht in den geräumigen Zimmern und Sälen der militärischen Ubication, deren Aufgabe in früheren Zeiten war, die Straße über die Romanja zu sichern, während ihre gegenwärtigen ständigen Bewohner, ein Zug Infanterie unter dem Commando eines Lieutenants, nun ein beschauliches Leben führen können. Es gibt nichts zu sichern mehr, es ist geradezu langweilig ruhig auf diesem isolirten Posten.

Indessen war es Mittag geworden, der Magen begann zu mahnen. Was sollte man aber in einer Caserne am Fuße der wilden bosnischen Romanja erwarten? Es wurde zum Essen gerufen. Ein allgemeines Ah! ertönte, als die Gäste den festlich decorirten Manuschaftssaal betraten. Da stand eine mit blendendem Linnen gedeckte lange Tafel und auf diese wurde ein Diner aufgetragen, wie in einem fürstlichen Jagdschloß. Daß dann der fürsorgliche Reisemarschall Hörmann in Toasten aus allen Tonarten gefeiert wurde, wird jeder begreifen. Nach Tisch begann die Arbeit. Es wurde zuerst ein Bogumilen-Friedhof besucht, dessen kolossale, inschriftlose Grabsteine allgemeine Verwunderung erweckten. Am Rande des Friedhofes, der sich auf dem Plateau eines steil abfallenden Hügels befindet, steht ein Obelisk zum Andenken an die tapferen Soldaten, welche während des Occupationsfeldzuges am 22. September 1878 hier im Kampf gegen die Insurgenten ihr Leben lassen mußten. Das Blut der Wackeren ist nicht vergebens geflossen. Pietätvoll entblößte die Gesellschaft die Häupter beim Anblick des Monuments. Mit der Besichtigung einer alten Wallburg und eines Theiles der prähistorischen Nekropolen war das Programm des Tages erschöpft. Die eingebrochene Nacht versammelte die Herren in der Caserne beim fröhlichen Mahl, während dessen die mannichfachen Eindrücke des Ausflugs ausgetauscht wurden.

Nun wäre es an der Zeit, einiges über den vielgenannten Glasinac zu sagen. Diesen Namen (von „glas" = Laut, Ruf, Stimme) führt ein im südöstlichen Theile Bosniens gelegenes welliges Plateau, über welches in den Römerzeiten die Straße vom heutigen Sarajevo nach dem Drinathale führte. Das heute spärlich bewohnte, fast ganz als Weidestätte benützte Plateau mag voreinst stark besiedelt gewesen sein, worauf die in ungeheurer Menge vorkommenden Nekropolen schließen lassen. Die ganze Hochebene ist nämlich mit Steinhaufen von verschiedener Größe bedeckt. Vor einigen Jahren führte ein Zufall darauf, daß diese Steinhaufen eigentlich prähistorische Grabstätten, tumuli, seien und dies gab Anlaß zu ihrer sorgfältigen Erforschung. Die Tumuli wurden gezählt und ihrer mehr als 20,000, in verschiedene Gruppen getheilt, vorgefunden. Etwa 2000 davon sind bereits fachmännisch durchforscht und es wurden in denselben überraschend viele Fundstücke aus der Bronze- und der frühen Eisenzeit vorgefunden, worunter die durch ihre besondere Construction bekannt gewordene sogen. Glasinac-Fibel. Alle bisher gemachten Funde verwahrt in sorgfältiger Anordnung das Landesmuseum in Sarajevo, welches über dieselben in seinen Publicationen regelmäßig berichtet. Beim vorjährigen archäologischen Congreß in Sarajevo hat Prof. Montelins aus Stockholm das Alter der Nekropolen approximativ in die Zeit um 1700—500 v. Chr. verlegt. Um die Erforschung des Glasinac haben sich außer Regierungsrath Hörmann auch Custos Dr. Truhelka und Adjunct Fiala, zwei strebsame und erfolgreiche Forscher der bosnischen Prähistorie, große Verdienste erworben.

Diesen Nekropolen galt nun der Besuch der Anthropologen. Freitag am 6. September fuhren sie nach dem Gräberfeld von Hokolac, wo einige Probegrabungen mit schönen Resultaten vorgenommen wurden. Doch auch die Ethnologen unter der Gesellschaft fanden reichliche Befriedigung. Der zahlreiche Besuch Fremder in diesem vom Weltgeräusch entlegenen Erdenwinkel hatte die Landbevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, zu Hunderten herangelockt. Sogar der Pope des nächsten Dorfes sammt dem Lehrer und der Schuljugend fand sich zur Begrüßung ein. Der Pope hielt eine herzliche Ansprache, hieß die Gäste willkommen und die Schuljugend sang die österreichische Volkshymne. Die rührende Haydn'sche Composition an dieser Stelle und von solchen Sängern vorgetragen — die Bewohner der Gegend sind Nachkommen von montenegrinischen Emigranten, die sich vor etwa 70 Jahren hier angesiedelt — machte einen tiefen Eindruck, welcher aus den herzlichen Dankesworten Virchows hervorklang. Er beglückwünschte die Bevölkerung zu einer Regierung, die nicht nur väterlich für sie sorgt, die auch bestrebt ist, das Dunkel zu erhellen, das ihre geschichtliche Vergangenheit bedeckt. Im Handumdrehen entwickelte sich ein fröhliches Volksfest. Während die Anthropologen unter improvisirten Laubhütten einen Imbiß einnahmen, traten die Leutchen draußen zum nationalen Reigen, dem „Kolo" an. Ehe man sich dessen versah, standen die Gelehrten mitten unter den Tanzenden und der blaue Himmel des Glasinac lachte auf das seltene Schauspiel herab, wie preußische Geheimräthe mit Glasinacer Bauern in ihren bunten malerischen Trachten mit jugendlichem Eifer Kolo tanzten, was übrigens keine große choreographische Errungenschaft ist, denn der ganze Tanz besteht aus einigen Schritten nach rechts und ebenso vielen nach links. Um Mittag erfolgte die Rückfahrt nach Podromanja und von dort nach dem Diner die Reise nach Sarajevo, wo die Gesellschaft um 8 Uhr Abends eintraf, um sich durch eine Nachtruhe für den eigentlichen Glanzpunkt der Excursion, für den dreitägigen Ausflug nach der alten bosnischen Königsstadt Jajce zu stärken.

Jajce gehört landschaftlich und historisch zu den interessantesten Punkten in Bosnien, seine herrliche Umgebung verdient den ihr allgemein zuerkannten Namen bosnische Schweiz. Die Stadt liegt an dem ziemlich steilen Abhang eines isolirten Bergkegels, dessen Spitze die noch ziemlich gut erhaltenen Reste einer alten Burg krönen, in welcher vor der osmanischen Invasion die bosnischen Könige residirten. Die Burg wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts von dem mächtigen Dynasten Hrvoja erbaut. Nach seinem Tode kam sie in den Besitz der bosnischen Könige, welche sich hieher zurückzogen, als ihnen ihre übrigen Schlösser gegen die sich mehrenden Einfälle der Türken keine Sicherheit mehr boten. Aber auch dieses letzte Bollwerk fiel 1463 in die Gewalt des Sultans Muhammed II., dem es jedoch der heldenmüthige Ungarkönig Mathias Corvinus am Weihnachtstage desselben Jahres nach hartnäckigem Widerstand

entriß. Unter den ersten, welche beim entscheidenden Sturm auf Jajce die Mauern der Burg erstiegen, war ein Herr v. Kállay, ein Ahnherr des heutigen Ministers, welcher Bosnien für die europäische Cultur eroberte.

Tragisch war das Ende des letzten bosnischen Königs Stefan Tomaschewitsch' II. Er hatte sich dem Feldherrn des Sultans unter der Bedingung ergeben, daß sein Leben geschont werde. Trotzdem ließ ihn der Sultan auf einem Berge oberhalb Jajce enthaupten und an der Richtstätte begraben. Das Volk nannte die Stelle „Kraljev grob“, das Königsgrab. Im Jahre 1888 grub Custos Truhelka die letzten Reste des unglücklichen Herrschers aus, welche nun in der Franciscanerkirche von Jajce in einem Glassarge ruhen und Gegenstand pietätvoller Verehrung von Seite der Bevölkerung sind. Mit der Einnahme der Stadt durch König Mathias begann eine Reihe fruchtloser türkischer Versuche, die Ungarn aus derselben zu vertreiben. Schon 1464 traf der Sultan mit 30,000 Mann unter ihren Mauern ein. Als die tapfere Besatzung mehrere Stürme siegreich abschlug, entschloß sich der türkische Herrscher zu einer regelrechten Belagerung. Weil er jedoch kein Belagerungsgeschütz besaß, ließ er solches an Ort und Stelle gießen und begann sogleich die Beschießung. Da meldete man ihm das Herannahen eines ungarischen Entsatzheeres. Auf diese Nachricht wurde die Belagerung aufgehoben und der Sultan ließ die untransportablen Geschütze in den großen Wasserfall versenken, den hier die Sliva bei ihrem Sturz in den Vrbas bildet, damit sie nicht in die Hände des Feindes gelangten. In der Folge wurde Jajce vom kroatischen Banus Berislavic überaus tapfer gegen ein türkisches Belagerungsheer vertheidigt. Eine köstliche Episode aus dieser Belagerung hat die Volkssage aufbewahrt. Die heldenmüthige Besatzung von Jajce war bereits ansehnlich zusammengeschmolzen und der Commandant sah den Augenblick immer näher kommen, in welchem er außer Stande sein würde, einen ernsten Sturm abzuschlagen. Da versammelte er sämmtliche Frauen und Mädchen der Stadt und bewog sie, vor das Thor zu gehen und dort einen Tanz aufzuführen. Als die Türken die Weiberschaar erblickten, ließen sie ihr Lager und ihre Deckungen im Stich, um sich auf die Tanzenden zu stürzen. In diesem Augenblick machte die Besatzung einen Ausfall, brach ins Lager ein, zündete es an, fiel den Feinden in Rücken und Flanke und richtete unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Jajce war noch einmal gerettet, um jedoch schließlich 1528, nach der Schlacht von Mohacs, endgültig in türkische Gewalt zu gelangen. 1878 wurde es nach einem harten Kampfe gegen die Insurgenten am 7. August von den österreichischen Truppen, und zwar von einem kroatischen Regiment, besetzt.

Samstag am 7. September gelangte die Gesellschaft nach angenehmer Fahrt durch die einstigen römischen Gebiete des Lasva-Thales, vorbei an der alten Residenz der bosnischen Vezire, dem am Fuße des Velesch (1919 Meter) sich ausbreitenden Städtchen Travnik, über die Wasserscheide des Komar, der mittelst eines 1347 Meter langen Tunnels durchbohrt ward, in das Thal des Vrbas, eines reißenden Gebirgsflusses, der seine grünen Gewässer zwischen steilen, zerklüfteten Felsen nach der Save wälzt. Die Bahn über den Komar weist Steigungen von 40 pro Mille auf, welche mit Hülfe der Zahnstange überwunden werden, einer Erfindung des Ingenieurs Roman Abt. Auf den größeren Stationen waren überall einheimische Notable erschienen, um die Gäste zu begrüßen; auch in Jajce, wo der Zug um 6 Uhr Abends anlangte, war dies der Fall. Hier hatte sich ein rühriges Empfangscomité gebildet, das die Gäste willkommen hieß und für einen genußreichen Aufenthalt sorgte. Die ganze Gesellschaft wurde im landesärarischen Hotel, welches sich hart an der Vrbasschlucht erhebt, untergebracht, um von hier aus Ausflüge zu unternehmen. Gleich am ersten Abend wurde ihnen das Schauspiel eines bengalisch beleuchteten Wasserfalles geboten. Hart am Hotel stürzt sich die Pliva in einer Höhe von 32 und in einer Breite von 58 Meter in den Vrbas. Die Wassermassen prallen auf einen im Flußbett liegenden colossalen Felsblock auf und zerstäuben hier in Milliarden schimmernder Tropfen, welche die nächste Umgebung mit einem dichten Schleier feinen Wasserstaubes bedecken.

Am nächsten Morgen wurde Jajce besichtigt. Das Städtchen selbst bietet außer seiner höchst malerischen Lage wenig Sehenswerthes. Dafür erweckt die alte Burg sehr viel Interesse. Am Fuße derselben befinden sich die Ruinen einer alten christlichen Kirche, überragt von einem in reinem italienischen Stil gehaltenen Campanile aus dem 14. Jahrhundert. Die Kirche war dem Evangelisten Lucas geweiht und das Campanile wird Lucasthurm genannt. Als Konstantinopel von den Türken erobert worden war, verwahrte man die legendarischen Reste des genannten Evangelisten auf der Insel St. Mauritius in der Burg Rogos. Nach dem Falle der Burg kaufte der serbische Despot Brunkowitsch die Reliquie um 15,000 Ducaten und ließ sie nach Semendria bringen. Von hier gelangte sie nach Bosnien, als Brautschatz der Tochter des Despoten, Maria, die sich mit dem letzten König von Bosnien, Stefan Tomaschewitsch, vermählte. Nach dem Tode des Königs kam sie durch Kauf in den Besitz der Republik Venedig. Zwischen der Lucas-Kirche und der Festungsmauer befindet sich der Eingang zu den vielgenannten Katakomben von Jajce, über deren Bestimmung mannichfache Ansichten laut wurden. Am wahrscheinlichsten waren die in den Felsen gehauenen unterirdischen Räume dazu bestimmt, als Gruft der Familie des Erbauers und ersten Herrn von Jajce, des Dynasten und Herzogs von Spalato, Hrvoja, zu dienen, wurden jedoch dieser ihrer Bestimmung in Folge der eingetretenen Ereignisse niemals übergeben. Das Volk sieht in den ganz wie eine Kirche eingerichteten unterirdischen Räumen Burgverließe und erzählt allerhand Schauerliches über sie. Alle diese Localitäten wurden von den Anthropologen eingehend besichtigt und dann eine Fahrt in die Vrbas-Klamm angetreten, durch welche eine im Vorjahr eröffnete kunstvolle Straße nach Banjaluka, dem Servitium der alten Römer, führt.

Nachmittags unternahm die Gesellschaft auf flaggen- und reisiggeschmückten Booten, gefolgt von drei mit einheimischen Musikbanden besetzten primitiven Kähnen, eine Fahrt auf dem herrlichen See, welchen die Pliva durchfließt, bis nach dem reizenden Dorf Jezero, türkisch Gjulhissar. Es war Sonntag und die Landbevölkerung hatte sich in hellen Haufen am Ufer des Sees versammelt, um das Fest bei Spiel und Tanz zu begehen. Die fremden Gelehrten wurden herzlich begrüßt und ergötzten sich bis fast zum Sonnenuntergang an den mannichfachen urwüchsigen Spielen und Tänzen der Leute.

Am nächsten Morgen fand die Rückfahrt nach Sarajevo statt. Mittwoch Vormittag ward das Museum abermals besucht und um Mittag die Reise nach der Hauptstadt der felsigen Herzegovina, nach Mostar, angetreten, wo die Gesellschaft noch einen Tag verweilte, um die zahlreichen Merkwürdigkeiten der Umgebung, namentlich die herrliche Bunaquelle zu besehen. Diese Quelle wird vielfach mit der blauen Grotte von Capri verglichen. Unter einer 500 Meter hohen, oben überhängenden Felswand quillt ein dunkelgrüner See von großer Tiefe und ansehnlichem Umfang empor. In dem klaren Wasser wimmelt es von Forellen, auf die fleißig Jagd gemacht wird. Neben der Quelle befindet sich das Grabmal eines türkischen Heiligen

und seines getreuen Dieners, von Derwischen bewacht, deren Moschee vor einigen Jahren von einem herabstürzenden Felsblock zertrümmert wurde. Die Derwische dieses von Touristen sehr besuchten Punktes serviren gegen geringe Vergütung duftigen Mokka, welcher auf einer in den See hineinragenden, auf Pfählen ruhenden Terrasse geschlürft wird. Auf der Rückfahrt nach Mostar besuchten die Anthropologen die am Wege liegende landesärarische Weinbaustation, welche einen vortrefflichen Muscat producirt. Mit dem Besuche Mostars war das Programm der Excursion erschöpft. Donnerstag, am 12., Morgens, erfolgte die Abreise nach der Hafenstadt Metkovich, dem alten Narona, und von dort mit einem Dampfer des österreichischen Lloyd über Spalato nach Triest. In Metkovich trennten sich einige Herren von der Gesellschaft, um Ragusa, Cattaro und Montenegro zu besuchen. Sämmtliche Theilnehmer an der genußreichen Expedition sind von dem Gesehenen entzückt aus Bosnien geschieden und die meisten versprachen, bald wiederzukommen.

Sarajevo, Sept. 1895. A. Tausk.

Eine Ehrenrettung der niederländischen Literatur.

„Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland"[1]) betitelt sich ein neues Werk von Dr. Julius Schwering, das auf dem Gebiete der deutschen Literaturhistorie eine gewisse Umwälzung hervorrufen wird. In der Einleitung gibt der Verfasser einen kurzen Ueberblick über die literarischen Zustände in den Niederlanden im 17. Jahrhundert, vornehmlich über die Dramatik, welche der gelehrte Polyhistor und Kieler Professor Daniel Morhof als ebenbürtig der englischen im goldenen Zeitalter der Elisabeth an die Seite stellt. Verfasser bespricht dann des weiteren den Einfluß der niederländischen Dramatik auf die deutsche und bricht eine Lanze für die „niederländischen Thespisjünger", welche dem deutschen Drama ebenso gut neue Impulse gegeben, wie die englischen Komödianten. Die von vielen deutschen Literarhistorikern getheilte Hypothese des Shakespeare-Forschers Joh. Meißner (Wien), der noch vor zehn Jahren diese niederländischen Thespisjünger in das Gebiet der Literaturfabeln verwiesen hat, wird gründlich in der weiteren Abhandlung zersetzt. Daß schon vor mehr als hundert Jahren diese angebliche Literaturfabel Gegenstand einer Erörterung zwischen dem französischen Literarhistoriker Louis Riccoboni und Gottsched war, ist dem Wiener Shakespeare-Forscher unbekannt geblieben. Neben dem Volksliede, das im 14. und 15. Jahrhundert zwischen dem deutschen und niederländisch-vlämischen Volksgeiste vermittelte, besorgten die sprekers (auch zeggers und dichters genannt) den Austausch epischer Stoffe zwischen den beiden Stammesvölkern. Ihr Vortrag war vielfach dramatisch belebt und von scenischer Darstellung begleitet. Die „Spruchsprecher" bildeten im Verlauf der Zeit Genossenschaften, welche sowohl in ihrer Heimath, als auch in den deutschen Landen Vorstellungen gaben (der Verfasser bringt Belege dafür). Die niederländischen Schauspieler, die im 16. Jahrhundert in Deutschland auftraten, waren sogenannte „Rederijker" von den „Kamers van Rhetorica". Selbst Fürsten gehörten diesen literarischen Gilden an. In Deutschland bemächtigte sich die reformatorische Bewegung dieser niederländischen Volksbühnen, um von solcher Stätte aus die Tendenz des Tages wirksam zu machen. Höchst interessant ist der Nachweis, daß einer der Münsterischen Wiedertäufer, Jan Bockelsohn aus Leiden, auch Mitglied der „Rederijker" war, selbst dichterisch producirte und seine Stücke aufführen ließ. Ja, als „König von Zion", noch kurz vor seinem Sturze, ließ er im Dom vor dem hungernden Volke die Parabel vom armen Lazarus und reichen Prasser theatralisch darstellen. Wenn also Robert Hamerling in seinem bekannten Epos seinen „König von Zion" als wandernden Komödianten auftreten läßt, so beruht dies auf den völlig geschichtlichen Thatsachen, und der ihm dieserhalb gemachte Vorwurf fällt der Unwissenheit der Kritiker des österreichischen Dichters zur Last. — Als die 17 vereinigten Provinzen den großen Kampf um ihre religiöse Freiheit kämpften, flüchteten viele niederländische Protestanten vor den Spaniern weit ins deutsche Reich, namentlich nach Hamburg, und fanden überall eine Stätte für das holländische Theater. 1590 traten die Rederijker zuerst in Hamburg auf, 1594 in Ulm, zu gleicher Zeit auch in Nördlingen, 1611 in Frankfurt u. s. w. Alles ist durch Belege glänzend gefestigt.

Den eigentlichen Einfluß übten aber erst die Nachfolger der Rederijker. Anziehend sind die folgenden Erörterungen über die niederländische Wanderbühne im 17. und 18. Jahrhundert und ihre namhaftesten Vertreter, als: Jan Baptista von Forenburg, dessen Possen noch 1740 in Hamburg von niederländischen Schauspielern gegeben wurden; Jakob von Ryndorp, dessen niederländische Wandertruppe die bedeutendste seiner Zeit war und außer in Holland und Deutschland auch in Frankreich und Dänemark auftrat, 1694 in Lübeck u. s. w.; ferner Anthony Spatsier, Leiter der holländisch-französischen Wandertruppe, die 1731 in Frankfurt auftrat, 1740 in Hamburg. Ferdinand Heitmüller versuchte das Repertoire dieser Truppe zu charakterisiren, ist aber dieser Aufgabe durchaus nicht gerecht geworden. Verfasser hat nach nochmaliger gründlicher Prüfung des Repertoirs für sämmtliche von den Niederländern dargestellten Dramen — mit Ausnahme eines einzigen — Herkunft und Bearbeitung festgestellt. Mit treffendem Blick gibt er — hier und später — die niederländischen, resp. spanisch-niederländischen und französisch-niederländischen Originale an.

Interessant und culturgeschichtlich von Bedeutung sind die Ausführungen, wie die Amsterdamer „Schouwburg", das holländische Theater κατ᾽ ἐξοχήν, sich aus einer Bretterbude, ähnlich dem Shakespeare'schen „Globus" zum festgebauten Theater entwickelte, auf welchem die Dramen der niederländischen Classiker, namentlich eines Jost van den Vondel, heimisch wurden. Wichtige Erörterungen über die Theatereinrichtungen und Bühnentechnik werden mit eingeflochten. In der Bühnenausstattung übertraf diese Amsterdamer „Schauburg" damals die vornehmsten Theater Europa's. Die bedeutendsten Schauspieler dieser feststehenden Bühne machten während der Sommerferien Gastspielfahrten, die sich bis tief in Deutschland, ja sogar bis Skandinavien erstreckten. Gleich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges sehen wir sie in Hamburg 1649, in Frankfurt (a./M.) 1651 gastiren, u. s. w. Das IV. Capitel handelt von den niederländischen und spanischen Dramen auf dem Spielplane der deutschen Wanderbühne. Es wird gezeigt, wie die Dramen der Niederländer und Spanier bei uns durch die Bühne, nicht erst auf dem Umwege der Literatur eingebürgert wurden. Auch die Stücke auf dem buntscheckigen Repertoir der deutschen Schauspielertruppen, dessen wenigste Stücke deutschen Ursprungs sind, führt der Verfasser auf die Originale zurück. Das sind besonders: Jost van den Vondel (mit 5 Stücken), Jakob Cats, Jan Vos, Geraert Brandt und verschiedene holländische „Kluchten" (= Possen); andere Stücke leitet er zurück auf Originale von Lope de Vega, Luis Velez de Guevara, Calderon, Alonso del Castillo Solórzano und Miguel de Cervantes Saavedra. Als literarisches Cu-

[1]) Der vollständige Titel lautet: „Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland." Neue Forschungen von Dr. Julius Schwering. Münster (Westf.), Verlag von Coppenrath. 1895.

riosum theilt er noch Text und Composition eines von dem Leipziger Schriftsteller Ritsch (nur Gervinus kennt den Namen) verfaßten Liedes der „Preciosa" mit (gedichtet und componirt 1656), zum Beweise, daß die so reizvolle Gestalt des großen spanischen Dichters, „Preciosa", schon lange vor Karl Maria v. Weber — im 17. Jahrhundert — im Reiche der Tonkunst nicht fremd war.

Im letzten Capitel bespricht der Verfasser den Einfluß des niederländischen Theaters auf die deutsche Bühnentechnik. Während alle anderen Nationen ein eigenes Theater hatten, welches dem Geiste einer jeden entsprach, fehlte der deutschen Bühnentechnik das nationale Gepräge. Die von den englischen Komödianten nach Deutschland verpflanzte Shakespeare-Bühne wurde von den holländischen erweitert und verbessert, namentlich hinsichtlich des schnelleren Decorationswechsels. Echt holländisch ist die Theilung des Bühnenraums in einen inneren und äußeren. Neben der scenischen Einrichtung wurde aber auch die Art des Spieles selbst von den fremdländischen Schauspielern beeinflußt. Gegen die Ansicht Creizenachs, daß der Brauch, vor Beginn eines jeden Actes den Inhalt desselben in einem lebenden Bilde von stummen Personen darzustellen, von den Engländern eingeführt sei, weist der Verfasser diese Sitte als von den Niederländern herrührend nach. Deßgleichen zeigt er, daß die typische Figur des Komischen, der Pickelhäring, durchaus dem niederländischen Theater entlehnt ist, und widerlegt somit die von Creizenach angenommene Loffelt'sche Auffassung, nach welcher dieser „Pickelhäring" umgekehrt von den Niederländern den Deutschen entlehnt sei. Einige andere etymologische Erklärungen des „Peckelharing" werden noch vorher kurz und bündig abgethan. Der Verfasser gibt dann schließlich die allein richtige Erklärung von „Pickelhäring", der seit 1620 auch der bejubelte Herrscher der deutschen Bühne geworden ist.

So liegt uns auf 95 Seiten eine Arbeit vor, welche auf dem Gebiete der deutschen Dramatik im 16., 17. und 18. Jahrhundert das stellenweise sehr dichte Dunkel lichtet. Die Fülle neuer Forschungen und Resultate legt Zeugniß ab, daß der Verfasser, wie mit der deutschen, so auch mit der niederländischen, spanischen und französischen Literatur vollkommen vertraut ist. Wir müssen ihm Dank wissen, daß er unsre blutsverwandten Stammesbrüder am Y aus ihrer untergeordneten Stellung, in welche sie unsre Literaturgeschichte stiefmütterlicherweise verwiesen hat, an die gebührende Stelle setzt und ihnen das berechtigte Verdienst zuerkennt, daß sie für unsre deutsche Literaturentwicklung dieselben Impulse gegeben haben, wie die Komödianten jenseit des Canals.

Karl Menne.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Bamberg. Bearbeitet vom kgl. Bibliothekar Dr. Friedrich Leitschuh (Bamberg, Buchner 1895) liegt nun in seinen zwei ersten Lieferungen vor uns. Die erste Lieferung enthält die Beschreibungen der Bibelhandschriften und Commentare, die zweite Classiker- und Neulateinische Handschriften. Die altberühmten Schätze der Dombibliothek zu Bamberg erscheinen jetzt zum ersten Male in einer Beschreibung, wie sie die moderne Bibliothekwissenschaft fordert. Unter den Bibeln ist die bekannteste die sogenannte Alkuin-Bibel, im Auftrage Alkuins im Kloster St. Martin in Tours entstanden, ihr reiht sich an das Psalterium quadrupartitum episcopi et abbatis Salomonis III., ein ehrwürdiges Denkmal St. Galler Gelehrsamkeit und Schreibkunst mit drei lateinischen Versionen und dem griechischen Text in lateinischen Buchstaben. Unter den Commentatoren befinden sich Autpertus, Beda, Bernhardus Claraevallensis, Hugo de S. Caro, Nikolaus de Lyra, Nikolaus de Gorram, Petrus Lombardus, Odilo v. Cluny, Rhabanus Maurus, Sedulius u. v. a. In der ersten Lieferung sind 192 Handschriftenbände entweder ausführlich beschrieben oder, wenn sie ihrem Hauptinhalte nach zu anderen Abtheilungen gehören, kurz erwähnt. Auf die bildliche Ausschmückung der Handschriften ist mit Recht in eingehendster Weise Rücksicht genommen, denn in Bamberg finden sich bekanntlich die köstlichsten Bilderhandschriften des Mittelalters. — Die zweite Lieferung des Handschriftenkatalogs beschreibt zuerst die römischen Autoren Boethius, Cicero, Rufius Festus (Haupthandschrift), Florus, Horatius, Livius (maßgebende Handschr.), Lucanus, Macrobius, Martianus Capella, Ovid, Plinius (die beste aller Handschriften), Priscian, Quintilian (vorzügliche Handschrift), Seneca (Haupthandschrift), Statius, Terentius, Valerius Maximus, Vergil, Viktorius Aquitanus, Scriptores historiae Augustae u. a. Die griechische Litteratur ist fast nur durch lateinische Uebersetzungen vertreten. Unter den angereihten neulateinischen Handschriften sind namentlich einige Sammelbände aus dem 15. Jahrhundert von hohem Interesse. Es ist überhaupt ein ungemein kostbarer Inhalt, der in dieser Lieferung mit jener Ausführlichkeit beschrieben ist, welche die wissenschaftliche Bedeutung, die Qualität der Bamberger Handschriften erheischt. Es folgt nun die Abtheilung Geschichte und dann soll die Beschreibung der liturgischen Handschriften, auf deren Kostbarkeit bereits Suitbert Bäumer hingewiesen, in den Druck gehen. Es freut uns, gerade angesichts des reichen Bamberger Handschriftenschatzes constatiren zu können, daß durch die liberale Verwaltungspraxis, wie sie das bayerische Cultusministerium eingeführt hat, kein Gelehrter, der irgend eine Handschrift benöthigt, einen langen Instanzenweg einzuschlagen oder gar eine weite Reise zu unternehmen hat: der directe Verkehr von Bibliothek zu Bibliothek gehört mit zu jenen Errungenschaften, die wir hauptsächlich Anregungen von bayerischer Seite zu danken haben.

* Das Dörfchen Sesenheim bei Straßburg, der Schauplatz der Friederiken-Idylle, hat nun auch seine Goethe-Sammlung, deren Katalog, ein Heftchen von 22 Seiten, soeben erschienen ist. Begründet ist dieses aus Handschriften, Bildern, Erinnerungsgegenständen, Büchern und Archivalien bestehende Museum von Gustav Adolf Müller, einem elsässischen Archäologen, der sich auch als Dichter hervorgethan hat. Unter den Förderern des Museums sind mehrere elsässische Lehrer, ferner ein Straßburger Architekt Brion, Nachkomme der Familie Friederikens, sowie die Stiftsdame Ulrike v. Levetzow auf Schloß Triblitz in Böhmen, die als junges Mädchen im Jahre 1823 in Marienbad den 70jährigen Goethe in die leidenschaftlichste Erregung versetzte. Ulrike v. Levetzow ist im Februar d. J. 91 Jahre alt geworden; ihr Bild mit eigenhändiger Widmung schmückt das Sesenheimer Museum. Im übrigen sind hier die „Acten" von Goethe's Liebesepisode vollständig vorhanden: das Pfarrbuch der Gemeinde Sesenheim, des Pfarrers Brion Handschrift, viele Blätter, Unterschriften und Stammbucheintragungen von Friederiken selbst, sowie ihrer als „Olivie" von Goethe gefeierten Schwester Maria Salome, Goethe's Handschriften eigenhändig und in facsimilirten Abdrücken, sowie zahlreiche Schriftstücke des freundschaftlichen und literarischen Kreises, der sich um Goethe in Straßburg und in seinen späteren Jahren gruppirt. Da finden wir einen Brief von Goethe's Jugendfreund Franz Lerse, den der Dichter mit vollem Namen im „Götz von Berlichingen" verewigt hat, Briefe von dem unglücklichen Livländer Poeten Lenz, der ein leidenschaftlicher Anbeter Friederikens war, Schriftstücke von Lavater, Wieland, Merck, Herder, Karl August von Weimar und allen den vertrauten Namen, die wir mit der Kenntniß Goethe's und seiner mannichfaltigen Beziehungen verbinden. Auch die denkwürdigen Stätten in und um Straßburg, in und bei Sesenheim sind hier in authentischen, aus der Zeit stammenden Abbildungen vereinigt, ebenso die Portraits der interessantesten Persönlichkeiten jener denkwürdigen Zeit unsrer Nationalliteratur.

* Schloß Hartenfels in Torgau, jetzt Caserne, scheint einer besseren Zeit entgegenzugehen — wie verlautet, sollen zur Erneuerung des Schlosses 400,000 M. in den nächsten Staatshaushalt eingestellt sein. Den Anstoß zur würdigen Wiederherstellung hat der erste Kirchenbau-Congreß in Berlin gegeben. Er wies auf den bedauernswerthen Zustand der Schloßcapelle, deren Weihe im Jahre 1544 von Luther persönlich vollzogen wurde, hin und forderte den Militärfiskus zur Beseitigung der wenig rühmlichen Zustände in der Capelle auf. Das alte Schloß, in den Jahren 1481—1544 erbaut, gehört zu den größten Renaissance-Schlössern Deutschlands.

* Die HH. Prof. Ramann von der Forstakademie in Eberswalde, Lieutenant Schnackenberg und Landschaftsmaler Fritz Rath hatten, wie bereits gemeldet, vor mehreren Wochen eine

Forschungsreise zur Untersuchung der Eismoore (Tundren) nach Lappland unternommen. Nachdem seit dem Verlassen von Uleåborg in Finland eine Nachricht nicht eingegangen und man im Zweifel war, ob die Expedition den Enare-See überhaupt bereits erreicht haben könnte, traf, dem in Eberswalde erscheinenden „Stadt- u. Landb." zufolge, am letzten Sonntag aus Vadsö eine Drahtnachricht ein, aus der hervorgeht, daß die Forschungsreisenden an genanntem Platze „glücklich und mit gutem Erfolge angekommen" sind. Vadsö liegt am Varanger-Fjord, etwa unter dem 72. Grad nördlicher Breite. Der Weg führte wochenlang durch unwirthliche, von keinem Menschen bewohnte Gegenden, in denen interessante wissenschaftliche Beobachtungen gemacht werden konnten.

* Die meteorologische Station, welche vom 1. October ab auf dem Brocken in Wirksamkeit treten soll, wird ein thurmartiger Ausbau aufnehmen, welcher an der Nordfaçade des Brocken-Hotels errichtet ist. Derselbe umfaßt neben der Wohnung des betreffenden Beamten ein Zimmer für den zeitweisen Aufenthalt von Gelehrten, sowie ein Zimmer für Instrumente rc. Mit Bestimmtheit verlautet, dem „Hamb. Corresp." zufolge, daß der Cultusminister Dr. Bosse und der Geheimrath Althoff der Einweihungsfeier des Observatoriums anwohnen werden. (?)

* **Wiesbaden.** Der Testamentsvollstrecker und Vormund der minderjährigen Erben Gustav Freytags hat folgende nachahmenswerthe Bestimmungen aus dessen Testament veröffentlicht: „Aus meinem literarischen Nachlaß soll nichts veröffentlicht werden, was ich nicht ausdrücklich für den Druck bestimmt habe. Unfertiges und Mißlungenes gehören nicht auf den Markt, und ich wünsche nicht, den Lesern durch Jugendwerke lästig zu werden. Die in meinem Nachlasse befindlichen Briefe Anderer sind, soweit sie in adressirten Convoluten befindlich sind, den Briefschreibern oder deren Rechtsnachfolgern zurückzugeben, damit den Schreibern nicht etwa durch Verzettelung ein Nachtheil erwachse."

* **Leipzig**, 22. Sept. Auf dem (Hrn. v. Kotze, dem Schwiegersohne Leop. v. Ranke's, gehörigen) Schlosse Lodersleben bei Querfurt wurde ein sehr gut erhaltenes Bild von Michael Wohlgemuth — dem Lehrer Albrecht Dürers — aufgefunden. Dasselbe stellt Christus am Kreuze, umgeben von Gruppen der wehklagenden Frauen, Hohenpriester und Kriegsknechte, dar.

* **Dresden**, 23. Sept. XVII. Internationaler Congreß zum Schutze des geistigen Eigenthums an Schrift- und Kunstwerken. (Association littéraire et artistique internationale). Der erste Tag, Samstag 21. d., ward der feierlichen Eröffnung des Congresses in Gegenwart des Königs Albert gewidmet, wobei sich unter den zahlreichen Sprechern der sächsische Justizminister Dr. Schurich durch seine sachlich eingehende Begrüßungsrede, der Präsident der Association, Hr. Pouillet (Paris) durch die Artigkeit seiner Dresden als Culturstätte preisenden Erwiderung hervorthat. Der folgende Sonntag (22.) ward durch einen Ausflug nach Meißen angenehm ausgefüllt. Montag, den 23. früh, begannen die Arbeiten. Außer dem Vorsitzenden Hrn. Pouillet nahmen am Präsidententische Platz die HH. Morel, Dr. Schmidt, Chaumat, Desjardin, Wauwermans, Torp, Hoël, v. Seidlitz, Bonnier, Lenos, Dr. Diercks.

Nachdem die Vertreter der einzelnen Nationen ihre Vollmachten auf den Tisch des Hauses niedergelegt, sprachen die Vertreter der Körperschaften, aus denen die Association sich zusammensetzt, ihre Wünsche und Hoffnungen aus. Zunächst Hr. Souchon für die Schriftsteller Belgiens; hinweisend auf die innigen Beziehungen zwischen Belgien und Frankreich, wünschte er, daß der Dresdner Congreß wesentlich mit zu den Erfolgen beitragen werde, welche die Association von der diplomatischen Vereinigung in Paris im Frühjahre nächsten Jahres erwarte. Weiter trugen ihre Wünsche vor die HH. Zech-Dubiez im Namen der belgischen Buchhändlergesellschaft und Dr. Lothar im Namen der Wiener Schriftsteller und Dichter. Prof. Torp (Kopenhagen) besprach die Verhältnisse in Dänemark: hoffentlich werde, wenn Dänemark sich der Convention angeschlossen habe, dies auch von seiten der anderen nordischen Reiche geschehen. Im Namen der französischen Componisten sprach Hr. Pfeiffer, er hob die gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in musikalischer Hinsicht hervor, die besonders in neuerer Zeit durch Wagner hervorgetreten seien. Als Vertreter von Jules Clère sprach Hr. Zabyer, Mitglied der Schriftstellergesellschaft Paris; im Namen der französischen Architekten Hr. Poupinel, zugleich als Delegirter des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste, Hr. Davanne im Namen der französischen Photographischen Gesellschaft und der Vereinigung der decorativen Künste, für das französische Handelsministerium Max Botton, im Namen der Pariser Buchhändlergesellschaft Hr. Layus, als Abgesandter der Gesellschaft für vergleichende Gesetzgebung Hr. Darras, hindeutend auf das Zusammenwirken dieser Gesellschaft mit der Association littéraire. Für die Historische Gesellschaft in Paris sprach Hr. Vaunois, zugleich im Namen des leider verhinderten Präsidenten. Im Namen der neugegründeten Gesellschaft für die vergleichende Gesetzgebung in England redete Hr. Eisenmann, der sich besonders an die Deutschen wandte und die Hoffnung ausdrückte, durch die Methode, welche die genannte Gesellschaft verfolge, zur Einheit auf dem Gebiete der Gesetzgebung des Urheberrechts zu gelangen. Für Griechenland sprach Consul Lenos; im Namen der Gesellschaft der italienischen Schriftsteller Hr. Ferrari. Hr. Hoël (Norwegen) gab die Hoffnung kund, daß auch Norwegen sich der Convention anschließen werde. Im Namen der Gesellschaft der Künstler von Madrid und des Literarischen Clubs von Barcelona sprach Hr. Huertas, für Schweden Hr. Bonnier, welcher betonte, daß die schwedische Gesetzgebung sich mit der Convention nicht decke. Im Namen Rußlands sprach Hr. Halpérine-Kaminsky, Delegirter der russischen Gesellschaft der Verleger und Buchhändler, außerdem der Wirkl. Staatsrath, Präsident der russischen literarischen Gesellschaft Issakow, welcher die jetzigen Verhältnisse in Rußland als Uebergangszeit charakterisirte und bat, die Verhältnisse in Rußland für den Anschluß an die Convention erst reifen zu lassen. Im Namen des Bureau international sprach Hr. Morel seine lebhafte Freude namentlich auch über die wirksame Betheiligung der Deutschen an den Arbeiten der Convention aus. Für das Institut für internationales Recht in Lausanne sprach Prof. Lehr; dasselbe suche klare Regeln zu schaffen und die Conflicte auf dem Gebiete des Urheberrechts unter den Nationen auszugleichen. Er wies auf die Cambridge-Gesellschaft hin, die gleiche Ziele verfolge. Im Namen der deutschen Schriftsteller, Dichter und Journalisten sprach Dr. Osterrieth, Dr. v. Hase als Vorstand des Vereins der Buchhändler Leipzigs und zugleich für den Vorstand des Börsenvereins; er rief der Versammlung ein herzliches Wiedersehen in Leipzig zu. Im Namen der Verleger für Musikwerke in Leipzig sprach Justizrath Dr. Melly, Hr. v. Schmädel im Namen der Pensionsanstalt der Journalisten und Schriftsteller, dann Hr. Hildebrandt im Namen der deutschen Schriftstellergenossenschaft, Hr. v. Stieler im Namen der deutschen Kunstgenossenschaft, für die Berliner Presse und den Berliner Schriftstellerverein unter Hinweis auf die Lücken des Vertrags Hr. Schweichel. Hindeutend auf die von Prof. Meyer aufgestellten Thesen sprach Hr. Schwier-Weimar für die Interessen der Photographie. Zugleich im Namen des Mitdelegirten Duboc-Waldmüller drückte Staatsrath Rothe Namens der deutschen Schiller-Stiftung deren Theilnahme auch für die internationale Literatur aus. Endlich dankte ein Vertreter Oesterreichs Namens der Collegen der Association, daß sie der österreichisch-ungarischen Regierung ein Memorandum überreicht habe, und hob den guten Willen der Regierung hervor, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die ihrem Eintritt in die Association entgegenstünden.

Mit einem Dank an die soeben gehörten Vertreter, besonders an jene, die Aussicht eröffnet hätten für den Beitritt ihrer Staaten, ging man zur Erledigung der Tagesordnung über. An der Hand seines gedruckten Berichtes über das Urheberrecht an Kunstwerken sprach Hr. Vaunois. Seine Ausführung gipfelte in dem Antrage: „Die Entäußerung eines Kunstwerks an sich soll nicht die Entäußerung des ausschließlichen Nachbildungsrechts in sich schließen, das Eigenthum des Künstlers bleibt. Es ist zu wünschen, daß in allen Unionsstaaten dieser Punkt eine gleichmäßige Lösung erfahre und daß diese Lösung im Text des Vertrages wiedergegeben werde." Es entspann sich eine Debatte im Anschluß an die Worte „Entäußerung des ausschließlichen Nachbildungsrechtes". Prof. Amar (Turin) beantragte, es möge statt „des ausschließlichen Nachbildungsrechtes" gesetzt werden „Urheberrecht". Bei der Abstimmung ward der Antrag Vaunois im Princip angenommen, bezüglich der Wahl der beanstandeten Worte eine endgültige Fassung dem Redactionsausschuß überlassen. Ueber seinen gleichfalls im Druck vorliegenden Bericht, die Bewegung der Urheberrechtsgesetzgebung in Nord-, Mittel- und Südamerika betreffend, ließ sich des weiteren Dr. Darras hören. Sein Mitberichterstatter Eisenmann gab Ergänzungen zu diesem Vortrage, ebenso Hr. Oecker, der auf einige bemerkenswerthe Entscheidungen in New-York und Massachusets hinwies. Es folgte ein Vortrag über die Verhält-

nisse in Oesterreich-Ungarn, den Prof. Dr. Schuster-Prag an der Hand seines gedruckten Berichtes erstattete.

Die zweite Sitzung begann um 3 Uhr Nachm. desselben Tages mit Ansprachen an die Versammlung und zwar von Hrn. Bosiers, zugleich für Hrn. Dumercy im Namen der Kunstgenossenschaft von Antwerpen, ferner Hrn. Botton, den das französische Handelsministerium mit einem Bericht über den Congreß beauftragt, endlich Hrn. Bielefeld im Namen des Deutschen Verlegervereins. Hr. Halpérine-Kaminsky trägt nunmehr seinen über das geistige Eigenthum in Rußland erstatteten Bericht vor. Zu demselben führt ferner, den Ausführungen des Berichterstatters sich anschließend, Staatsrath Issakow aus, daß es nicht böser Wille von Rußland sei, wenn der Anschluß noch nicht erfolgt wäre; dies liege in den besonderen Verhältnissen Rußlands, das als jüngeres Culturvolk der Cultur der älteren Staaten bedürfe. Ueber den Anschluß selbst herrsche volle Klarheit, ja er werde als nothwendig und im Interesse der russischen Autoren liegend erachtet. Redner bittet nur um einen kurzen Aufschub. Der Anschluß an die Internationale Vereinigung werde erfolgen, sobald die nationale Gesetzgebung geregelt sei. (Beifall.) Auf Wunsch des Hrn. Vorsitzenden gibt der Hr. Staatsrath noch einige Erklärungen, wie er sich bei dem Buchcongreß zu St. Petersburg über den Abdruck von Zeitungsartikeln geäußert habe. Zwei Unterschiede bezüglich des geistigen Eigenthums seien zu constatiren: die Ideen und Gedanken wären frei, sie könnten von Jedem ausgenutzt werden, aber sobald Gedanken und Ideen eine Form annehmen, die sie zum Träger eines Gutes machen, sei dieses Gut Eigenthum des Autors und dann zu schützen. Bei der Abstimmung wird der Antrag Kaminsky angenommen. Derselbe lautet wie folgt: „Der Congreß spricht den Wunsch aus, die russische Regierung möge das auf Grund eines Beschlusses des Antwerpener Congresses von der Commission der Association ausgearbeitete Gutachten, welches ihr durch das Internationale Bureau in Bern übermittelt wurde, in wohlwollende Erwägung ziehen. Es ist zu wünschen, daß die Grundsätze des internen und internationalen Urheberrechts in dem neuen russischen Gesetze den modernen Anschauungen über das geistige Eigenthum entsprechend angewendet werden und daß Rußland alsdann der Internationalen Berner Union beitrete."

Prof. Torp (Kopenhagen) sprach hierauf an der Hand seines gedruckt vorliegenden Berichts über den Anschluß Dänemarks und Norwegens an die Berner Convention, die lebhaft von immer weiteren Kreisen gewünscht würde. Die Gegner fänden sich unter den Provincialredacteuren, unter der Bauernpartei und jenen, die die Ausbreitung der Cultur unter dem Volke fürchten. Allein auch unter den Gegnern bräche sich die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Anschlusses mehr und mehr Bahn. Hr. Torp kann nicht bestimmt voraussagen, daß Norwegen und Dänemark sich anschließen werden, er hofft aber, daß dies bald geschehe. Er spricht weiter über den jetzigen Stand der Gesetzgebung in Norwegen, der dadurch verbessert werden solle, daß man die verschiedenen Gelegenheitsgesetze zu einem einzigen mache und eine Ausnahme nur zulasse bezüglich der Uebersetzungen. Würde Norwegen unabhängig von Dänemark in den Bund eintreten, so wäre dies für Dänemark ein Grund mehr zum Eintritt. Das wichtigste aber sei, daß hier eine Frage der Moral, der Ehre vorliege, die nur gelöst werden könne durch Anschluß an den Bund für internationalen Schutz des geistigen Eigenthums.

Wir lassen diesem Berichte gleich die Bemerkungen des Hrn. Hoël (Norwegen) folgen. Nach einem Ueberblick über den Stand der internationalen Gesetzgebung für Norwegen kommt derselbe auf den Vertrag zu sprechen, den Norwegen mit Frankreich abgeschlossen und der auf Gegenseitigkeit beruhe. Wenn Norwegen nicht gleich nach Gründung der Berner Union beitrat, so kam es, weil dies nicht von Seiten der anderen skandinavischen Länder geschah, deren Sprache mit der seinen gemeinsam ist. Die norwegischen Verleger fürchteten daher, durch dänische und schwedische Verleger erdrückt zu werden. Norwegen hatte in seinem Gesetzvorschlage vom 4. Juli 1893 — an dem Hr. Hoël, wie Professor Röthlisberger mittheilte, hervorragend mitgearbeitet — liberale Bestimmungen. Aber auch jetzt war der Storthing dafür, daß man erst dann der Union beitrete, wenn dies von Dänemark geschehe. Redner persönlich theilt diese Anschauung nicht, er glaubt vielmehr, Norwegen könne ohne Rücksicht auf Dänemark eintreten, nur müßte Norwegen zunächst einen Separatvertrag, und zwar mit einem Reiche schließen, mit dem ein lebhafter geistiger Austausch statthabe, um Erfahrungen auf dem Gebiete des gegenseitigen Schutzes zu sammeln.

In Abwesenheit des Berichterstatters für die Niederlande theilt der Vorsitzende mit, daß der Bericht leider nicht günstig laute; beim Lesen werden die Herren sich einer gewissen melancholischen Stimmung nicht erwehren können. Nach Vertheilung der neuesten Nummer von „Le droit d'auteur" gibt der Vorsitzende ferner bekannt, daß die HH. Harmand und Max Nordau sich wegen Krankheit entschuldigen lassen.

Der ständige Secretär der Association, Lermina, gibt nun einen ebenso fesselnden wie klaren Bericht über die „Begründung eines allgemeinen bibliographischen Verzeichnisses für Werke der Wissenschaft, Literatur und Kunst" und begründet folgende Anträge, die er dem Congresse zur Beschlußfassung vorlegt: 1) Der Dresdener Congreß ist der Ansicht, daß es im internationalen Interesse liege, ein Universalverzeichniß der Werke der Wissenschaft, Literatur und Kunst zu begründen, welche in der ganzen Welt erschienen sind und erscheinen werden. — 2) Der Congreß beauftragt die Association littéraire et artistique internationale, bei der demnächst in Paris zusammentretenden diplomatischen Conferenz alle zur Annahme dieses Gedankens erforderlichen Schritte zu unternehmen. — 3) Der Congreß ist der Ansicht, daß die Aufstellung dieses Verzeichnisses dem Internationalen Bureau zu Bern übertragen werden sollte, in der sicheren Voraussicht, daß diese Behörde, sobald ihr der Auftrag seitens der Mächte ertheilt worden sein wird, sich bemühen wird, denselben mit den ihr durch die Convention eingeräumten Mitteln und Befugnissen in Vollzug zu setzen. — Da über die von Hrn. Lermina vorgetragene außerordentlich wichtige Frage eine längere Debatte zu erwarten ist, so wird die Sitzung auf Dienstag früh vertagt.

* **Halle a. S.**, 24. Sept. Zum Präsidenten der kkl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie deutscher Naturforscher wurde an Stelle des verstorbenen Physikers Geh. Rath Prof. Dr. Knoblauch durch die Sectionsvorstände der Akademie der Mineralog und Geolog Geh. Rath Prof. Dr. Frhr. Karl v. Fritsch hierselbst gewählt. Fritsch ist der sechzehnte Präsident der Akademie, an welcher das Beste bekanntlich ihre an den Wohnsitz des Präsidenten gebundene Bibliothek ist, die man durch die neue Wahl für Halle weiter zu sichern verstanden hat.

* **Berlin.** Die außerordentlich reichhaltige historische Bibliothek Heinrich v. Sybels ging soeben durch Kauf an das Antiquariat von W. Weber in Berlin W. 8, Charlottenstraße 48, über. Ein Katalog wird darüber sobald als möglich erscheinen und dann den Interessenten auf Verlangen zu Diensten stehen.

* **Wien.** Der vor kurzem ausgegebene Lections-Katalog der Universität enthält, wie die „N. Fr. Pr." bemerkt, auch diesmal eine Fülle interessanter und bedeutender Vorlesungen, namentlich die juridische Facultät trägt viel zu diesem Reichthum bei. So haben bereits drei Gelehrte das österreichische civilgerichtliche Verfahren mit Berücksichtigung der bevorstehenden Reform zum Gegenstand eines mehrstündigen Collegiums gewählt; sonderbarer Weise fehlt darunter deren Schöpfer, Dr. Franz Klein, der wie alljährlich sein romanistisches Colleg hält. Auch eine Vorlesung über Steuer-Reform finden wir angekündigt. Heuer aber glänzt die Universität nicht weniger, als durch ihre thätigen Lehrer, durch ihre abwesenden. Die Excellenzen Dr. Joseph Unger und Dr. Eugen v. Böhm-Bawerk lesen in diesem Semester nicht. Vielleicht vermag die Beendigung des Ministerprovisoriums den Letzteren doch noch umzustimmen und zu bewegen, eine Vorlesung anzukündigen. Dr. Eugen Burckhard, der Director des Burgtheaters, fehlt heuer völlig unter der Reihe der Docenten. Sollte er seinen Lehrberuf ganz aufgegeben haben? Auch in den philosophischen Fächern finden wir empfindliche Lücken; durch das grausame Gesetz der Altersgrenze wurde Hofrath Hanslick der Universität entzogen, an seine Stelle ist bisher kein Professor ernannt worden. Für den ebenfalls geschiedenen Philosophen Brentano kündigt sein Nachfolger, Prof. Mach, ein physikalisches Colleg an. Der treffliche Kenner der italienischen Kunst, Prof. Wickhoff ist beurlaubt; das weitere Publicum wird namentlich dessen Vorlesung über die italienischen Schulen vermissen, welche er alljährlich im Hofmuseum hielt. Der greise Meister Anton Bruckner liest wie immer sein Colleg über Harmonielehre. Prof. v. Berger liest über „Psychologie und Kunst" und „Das Fundament der Moral". Dr. Emil Reich kündigt eine Studie über Grillparzer an. Mit diesen wenigen Beispielen ist die Reihe der interessanten Vorlesungen aus den verschiedensten Disciplinen noch lange nicht erschöpft.

1895. Nr. 268. München, Freitag, 27. September. Beilage-Nummer 223.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Allgemeine Gesangschule von August Iffert.

Von Max Zenger.

I.

Zu den vielen Kennzeichen des völligen Darniederliegens der Gesangskunst in unserer Zeit gehört unter anderen auch die Erscheinung, daß Bücher über Gesang, welche dem allgemein erkannten Unwesen steuern, eine Erlösung aus demselben bringen wollen, von Jahr zu Jahr sich mehren. Einem löblichen Besserungsdrange des Menschen entspricht es, daß nie über eine Kunst mehr geschrieben wird, als wenn sie sich im Niedergange befindet. So ist auch die theoretische Literatur über Gesang in unserm Jahrhundert reicher, als die des 17. und 18. Jahrhunderts, in denen sich die Blüthe der Gesangskunst entwickelte, zusammen. Im letzten Decennium sind namentlich in Deutschland, das den Verlust des schönen alten Gesanges endlich auch, und zwar nach langem gleichgültigen Zusehen plötzlich um so bitterer zu fühlen scheint, theoretische Gesangswerke in solcher Menge gedruckt worden, daß selbst der am meisten interessirte Fachmann von einer eingehenden Beachtung derselben in der Regel Umgang nehmen muß. Dem Drucke dieser Thatsache mag sogar manches derartige Werk, welches diese oder jene zu verwerthende Aufklärung brachte, erlegen sein; es ist in der Masse minder werthvoller unbeachtet geblieben.

Unter den nicht wenigen Gesangschulen, welche mir in einem Zeitraum von etwa 15 Jahren zu Gesicht gekommen sind, hat keine meine Aufmerksamkeit und mein Interesse so sehr in Anspruch genommen wie die in diesem Jahre bei Breitkopf und Härtel erschienene „Allgemeine Gesangschule“ von August Iffert, und es ist mir ein wahres Bedürfniß, dieses Buch geneigter Beachtung größerer Kreise zu empfehlen.

Der Verfasser beginnt sein Vorwort also: „Italienische Gesangsmethode! Deutsche Gesangsmethode! so schallt es seit langem hin und wider in unsrer Kunst, als wenn es sich um die unversöhnlichsten Gegensätze, um eine unausgleichbare Stammesfeindschaft handelte.“ Hiemit ist schon ein bereits eingewurzelter genereller Irrthum gekennzeichnet, dessen Ausrottung die erste Aufgabe der Gesangspädagogik sein muß, wenn diese zum Heil gelangen soll. Weiter heißt es: „. . . . Wir haben daher vom tonlich technischen Standpunkte aus in dem, was die alte italienische Blüthezeit reifte, unbedingt das Ideal unsrer Kunst für alle Zeiten zu erblicken. Diese Blüthezeit ist eine historische, nicht eine dem Märchenlande angehörende, wie man heute, angesichts unserer jetzigen Verhältnisse in der Gesangskunst, zu glauben nur zu sehr geneigt ist. Nicht eine Sammlung von Wunderrecepten hat sie geschaffen, sondern der Fleiß in der Studirstube. Und darum ist diese alte italienische Schule nicht für immer verloren, denn ihre Vorbedingungen sind lebendig heute wie damals; sie ging von Italien aus, aber, einmal zum Leben erweckt, steht sie, physischen und psychischen Fond vorausgesetzt, allen, die den Ernst und den Fleiß der Alten in sich tragen, gleich nahe.“ Das Wesen der Sache im Kerne fassend, tritt hiemit der Autor dem aus wunderlichster Logik entsprungenen Vorurtheil entgegen, als könne der wahre Gesang ein nach Nationalitäten verschiedener sein, als stehe dem italienischen Kunstgesang ein ganz anders gebildeter und gearteter deutscher Kunstgesang gegenüber. Das Material des Gesanges, der schöne Ton, ist eine Blüthe der Cultur, ist international und muß von Franzosen und Deutschen nach denselben Principien zu erringen versucht werden, wie es der Italiener thut. Eine „deutsche Gesangschule“ hat nur die besondere, allerdings sehr schwere Aufgabe, die Hindernisse, welche unsre viel härtere Sprache mit ihrer Consonantenhäufung dem bel canto, der Cantilene entgegensetzt, nach Thunlichkeit zu beseitigen, die Sprache ohne deren Beeinträchtigung dem schönen Gesang anzupassen. Hierüber sagt Iffert treffend, man sei mit dem Bestreben, eine deutsche Gesangschule zu schaffen, zu einer künstlerisch unmöglichen Einseitigkeit gekommen: „Das sprachliche Element ist über Gebühr in den Vordergrund geschoben, so daß es geradezu aufdringlich, carikirt und abstoßend erscheint, während das tonliche Element in ästhetischer Beziehung ebensowohl als in seiner grundsteinlegenden, stimmerziehenden und -erhaltenden Bedeutung gänzlich in die Brüche gegangen und von der edlen Höhe des künstlerisch Disciplinirten zu der abschreckenden Tiefe des roh Stimmlichen herabgesunken ist.“ Die Berufung dieser neuen „Schule“ auf Richard Wagner entkräftet Iffert mit dem Bemerken: „Man hat sehr Unrecht, wenn man Richard Wagner für das, was diese „deutsche Gesangschule“ zu Stande gebracht, verantwortlich machen will. So wenig sich leugnen läßt, daß Wagner in seinen letzten Werken in qualitativer wie auch in quantitativer Beziehung Aufgaben stellt, welche nur wenige Stimmen, ohne erhebliche Einbuße zu erleiden, für lange bewältigen können, so muß man dagegen besonders betonen, daß er für die gesangliche Ausführung seiner Werke andere Wünsche, eine ganz andere Anschauung hatte, als sie die neue Schule bethätigt. Er will „den Gesangswohlklang der italienischen Schule in der Bildung des deutschen Sängers nicht aufgeopfert“ wissen; „eine Verkümmerung des Gesangswohllautes dürfte nicht aufkommen“; man solle aber „den Gesang mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in das richtige Verhältniß setzen“. „Darin“, fährt Iffert weiter, „liegt ein Programm, und zwar das einzig mögliche.“ Und dieses Programm ist es, welchem der Autor des Buches im wesentlichen Rechnung trägt. Er hofft, daß „auf der Basis der alten italienischen Tonbildung, in welche wir unsere consonantenreiche Sprache in künstlerischer Weise hineinzufügen haben“, ein erneutes Emporblühen der alten Gesangskunst herbeigeführt werde, unter der Voraussetzung, daß „die Sänger wiederum lange Jahre des tief- und weitgehendsten Studiums daransetzen, um jene schlackenfreie, schöne und ge-

sunde Tonbildung, wie sie die Alten als Heiligthum wahrten und pflegten, zu erringen". „Und mit dieser idealen Tonbildung muß eine ebenso ideale Behandlung unsrer Sprache, eine musterhafte Articulation der Consonanten und eine viel genauere, weit mehr als dies bisher fast allgemein geschah, den einfachen und klaren Regeln entsprechende Verbindung von Vocalen und Consonanten angestrebt werden."

Mit dem Ernste, welcher der Wichtigkeit des Gegenstandes entspricht, sucht der Autor in der Einleitung die bereits alle Welt interessirende Frage zu erörtern, wie denn unsre Gesangskunst auf den heutigen Standpunkt, „von dem aus ein Tiefersinken kaum mehr möglich erscheint", herabsinken konnte. Indem er dabei Wahrheiten, welche schon mancher erkannt haben mag, ohne den Muth zu haben, sie offen auszusprechen, mit künstlerischem Freimuth, aber auch ohne Uebertreibung aufdeckt, konnte er nicht verfehlen, im ganzen mehr der maßgebenden Kunst- als der Laienwelt zu Leibe zu rücken. So bemerkt er, ein öffentliches Geheimniß enthüllend, daß ein Theil der Stimmen schon in den Kirchen- und Schulchören, besonders durch gewissenlose Ausnutzung während der Mutation, ein anderer in der Unzahl der Gesangsvereinigungen zu Grunde gerichtet werde. Daß aber junge Leute, die diesen Klippen glücklich entgangen sind, mit ursprünglich unverdorbenen Stimmen doch nicht lauter wahre Gesangskünstler werden, dafür — „liegen die Gründe auf allen Seiten". Zuerst sind es die jungen Sänger selbst, welche ohne Begriff von einem echten Kunststudium, auf hohe Gagen lossteuernd und mit vollem Selbstbewußtsein nach einem unvollständigen und überhasteten Studium vor die Oeffentlichkeit treten und mit ihren ungeschulten Stimmen so lange Mißbrauch treiben, bis sie abgenutzt und verloren sind. In zweiter Linie ist es das große Publicum, dessen Geschmack bei stetig abnehmender Mustergültigkeit der öffentlichen Gesangsleistungen bereits degenerirt ist und welchem aus diesem Grunde jenes verderbliche unkünstlerische Thun noch enthusiastischen Beifall abzulocken vermag.

Zum wundesten Punkt in unsrer gegenwärtigen Misere kommt der Verfasser, indem er nun sagt: „Wenn eine derartige Urtheilslosigkeit bei einem Laienpublicum immerhin noch begreiflich und entschuldbar ist, so wird sie bei Musikern und Künstlern zu einem Räthsel. Wie ist es nur zu erklären, daß diese über die Gesangskunst und besonders über die künstlerische Erziehung des Sängers durchweg die allerschiefste Ansicht haben?" Um auf diese ebenso heikle als leidige Frage eine erschöpfende Antwort zu geben, um im innigsten Zusammenhange damit auch klipp und klar festzustellen, aus welchen wesentlichen Gründen man jetzt „selbst an bedeutenden Bühnen nur wenige Sänger findet, die bei guter Schulung über eine wirklich freie, leicht ansprechende und unverdorbene Stimme verfügen", warum, „wenn an einer Bühne eine Vacanz entsteht, es trotz zahlreicher Gastspiele oft unmöglich ist, dieselbe zu erledigen, obwohl man für einen guten Ersatz außerordentliche Gagen aussetzt" — dazu müßte man ein langes Capitel Theater- und Musikgeschichte durchblättern oder vielmehr, da gerade über diesen Gegenstand ein tiefes Dunkel ausgebreitet ist, mit dem Aufgebot der Kraft eines Menschenalters erst ein solches schreiben. Die Hauptpunkte in demselben müßten sein: der Umschwung, welchen die Romantik in unsrer ganzen Musik- insbesondere gesanglichen Richtung hervorgerufen hat. Kein Vernünftiger wird den glorreichen Sieg Webers und des deutschen Musikdramas über den sinnenkitzelnden Rossinismus beklagen oder gar nach letzterem sich zurücksehnen; aber auch kein Vernünftiger wird leugnen, daß mit der Vertreibung des Wälschthums und des „italienischen Singsangs" auch ein sehr gutes Stück Gesang aus Deutschland hinausgetrieben worden ist. Das war um so verhängnißvoller, als gleichzeitig, nachdem Beethoven die Instrumentalmusik ihrem Gipfelpunkt zugeführt hatte, der Sinn der deutschen Musiker im großen und ganzen sich dem Gesange immer mehr entfremdete. Der deutsche Capellmeister, welcher nach Vertreibung der Wälschen ans Ruder gelangte, war Musiker, aber nicht Sänger. Er ging ganz in Instrumentalmusik auf, seine Erziehung war sogar vornehmlich auf der Basis des Clavierspiels vollzogen. Dieser zweite Punkt ist noch wesentlicher, eingreifender als der erste. Berufen, die Technik der Sänger zu controliren, ihren Geschmack im Vortrag zu leiten und zu läutern, beschränkten sich die Herren aus guten Gründen allmählich darauf, bei den Proben die Partitur (später den Clavierauszug) im Tact zu spielen, die Eintritte zu markiren und allenfalls „piano" oder „forte" zu rufen. Und wie der Mensch nur zu sehr geneigt ist, da zu negiren, wo ihm das Verständniß fehlt, schwand immer mehr die Achtung vor dem schönen Gesang (dessen feinere Nuancen durch ihren Einfluß auf das Tempo den Hrn. Capellmeister ohnedies nur genirten), das Rohmaterial ward maßgebend, Gesangslehre und -Lehrer als Schwindel und Schwindler erklärt. Ich könnte hiefür hervorragendste Beispiele anführen, aber nomina sunt odiosa. Im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert gab es kaum einen Componisten oder Capellmeister, der nicht zugleich ein guter Sänger, und kaum einen Sänger, der nicht zugleich ein mindestens technisch wohlgebildeter Componist gewesen wäre. Die vollständige Trennung beider Thätigkeiten und ihre Isolirung auf zwei besondere Musikergruppen war unserm Jahrhundert beschieden, sie ist die schwer zu überbrückende Kluft zwischen Sonst und Jetzt. Und die letzte Culmination des historisch gezeitigten Wahns aus Unkenntniß und Ueberschätzung ist eben die dem Autor unsres Buches „unverständliche" Erscheinung, daß „manche Instrumentalisten sich sogar dazu aufwerfen, Unterricht im Gesang zu ertheilen." Daß es aber „selbst große Musikinstitute gibt, an welchen der Kunstgesang (!) zum Theil Instrumentalisten übertragen worden ist", diese Ungeheuerlichkeit haben wir hier zu Lande glücklicherweise noch nicht zu registriren. Dagegen mag aber auch die Ausschau nach „Vertretern der echten wahren Gesangskunst unter den Specialfachlehrern" eine nicht besonders trostreiche sein — sei es im kälteren Deutschland oder selbst im Mutterlande des schönen Gesanges, wo dieser wieder aus andern Gründen, ebenfalls degenerirt, zum unausgesetzten Tremolo geworden ist. „Die Factoren des Niederganges unsrer Kunst," sagt Iffert, „gehen eben Hand in Hand; und es ist ganz natürlich, daß dem Sinken in der Qualität der Sänger ein ebensolches in der Qualität der Gesanglehrer unmittelbar auf dem Fuße folgt; die Gesanglehrer recrutiren sich doch durchweg aus den Sängern. Wirklich gute Gesanglehrer können ebenso wie gute Sänger nur auf zwei Wegen erstehen; entweder sind sie so glücklich, aus den Ausläufern der Tradition der alten großen Schule ihr Wissen und Können direct zu schöpfen, oder es muß ihnen ein gütiges Geschick das rechte Bild der Kunst und die Keime ihrer sich ewig gleich bleibenden Natur- und Schönheitsgesetze in die Seele gelegt haben, die ein unbeugsamer Drang, ein nicht rastendes Schaffen und Wirken dann zur vollen Erkenntniß und Entwicklung emporschießen lassen." Indem der Autor aber auch auf diesen beiden Wegen aus verschiedenen Gründen die Möglichkeit einer Abirrung nicht auszuschließen vermag und bekennen muß, daß die Lehrerfrage eine sehr heikle ist, und ihre Erledigung ausschließlich in der individuellen Befähigung findet, kommt er zu dem Schlusse, daß die wenigen Lehrer, welche, vorausgesetzt daß sie bildungsfähige Schüler in die Hände bekommen, geeignet sind, die wahre Gesangskunst zu erhalten und zu fördern,

in ihren Methoden der Hauptsache nach übereinstimmen — gleichwie alle wirklichen Gesangskünstler dieselbe Stimmbehandlung, eine in den Elementen gleiche Tonbildung aufweisen.

Wirkt schon die objective Aussprache all dieser Wahrheiten sympathisch und anregend auf jeden Denkenden, so zeichnet sich der erste, theoretische Theil des Buches bei nicht allzu großer Länge durch klare, gewiß jedem Laien verständliche Darstellung eines erschöpfenden, systematisch geordneten Materials aus, in welchem der Verfasser insbesondere zu allen schwebenden, dringlichsten Fragen der Gegenwart in entschiedener Weise Stellung nimmt. Die einzelnen Capitel sind: „Physiologie. Akustik. Das menschliche Stimmorgan. Die Tonbildung. Die Athmung. Die Halsmuskelthätigkeit. Die Brustresonanz. Die Kopfresonanz. Die Praxis des Unterrichts. Stimmgattungen. Die Register der Stimme. Die Coloratur. Der Triller. Die gehaltenen Töne. Die Laute der deutschen Sprache. Die Aussprache. Das Studium der Consonanten. Das Solfeggiren. Die Anlagen. Das Studium. Die Diätetik der Stimme. Die Ornamentik. Der Vortrag." — Das Capitel über das Solfeggiren, welches (endlich einmal!) mit dem alten gedankenlosen Solmisiren zu Gerichte geht, möchte der Verfasser mit Recht zu besonders liebevollem Entgegenkommen empfohlen haben. Aus ebenso guten Gründen glaubte er nach musikalischer Seite hin der Ornamentik und der Kunst des Vortrags „besondere Aufmerksamkeit zutheil werden lassen zu müssen, da sie in der Gesangspädagogik bis jetzt eine schier unverständliche Zurücksetzung erfahren haben." Das erste dieser beiden Capitel, „Die Ornamentik", welches, sehr umfassend, eine Masse Verzierungsbeispiele von Classikern und neueren Componisten enthält, ist wegen seiner vielfachen Aufklärungen über die aus dem vorigen noch in unser Jahrhundert hereinragende Appoggiatur auch dirigirenden Fachmusikern dringend zu empfehlen, da es ihr bekanntlich lückenhaftes Wissen in diesem Punkte sicher bereichern würde.

Von größter Wichtigkeit in dem Buche ist die wahrlich nicht leichtfertige, sondern augenscheinlich auf gewissenhafter Beobachtung und wirklichem Wissen beruhende, aber aufrichtige Behandlung der anatomisch-physiologischen Frage. Einer Reihe anderer Gesangschulen gegenüber, in welchen das Hereinziehen physiologischer Forschungsresultate zu Nutz und Frommen der wieder zu hebenden Gesangskunst mit großer Emphase in den Vordergrund geschoben ist, erscheint es fast als ein Wagniß, daß der Autor diese Frage im negativen Sinne beantwortet. Es ist aber hoch an der Zeit, gegen jenes dilettantische Scheinwissen, das in gläubigen Köpfen noch mehr Verwirrung, als vordem dagewesen, angerichtet hat, ernsthaft Front zu machen. In der Regel sind Physiologen keine Sänger, und Sänger keine Physiologen. Beide werden sich schwer verstehen, und Versuche zu gegenseitiger Annäherung und Verständigung werden leicht zu Uebergriffen des Einen auf das Gebiet des Andern führen. Wenn ein L. Merkel, der ja nicht ohne Grund das Vertrauen vieler Gesangspädagogen errungen hat, zu dem ungeheuerlichen (von Iffert citirten) Satze sich versteigt: „Ob sich mit der Zeit eine Methode wird ausfindig machen lassen, durch welche man in der Mutationsperiode nach Belieben Tenöre oder Bässe erziehen könne, muß der Zukunft anheimgestellt werden" — so hat hier der Gesangskundige schon ausgeredet. Und welche Bedeutung man in Medicinerkreisen der Anatomie und Physiologie der Gesanglehrer beimißt, und was man dort von der Verwerthung dieser fraglichen Kenntnisse in der Gesangspädagogik hält, habe ich während meiner vieljährigen Lehrthätigkeit wiederholt erfahren. Hatte ich eine Gesangsschülerin wegen eines starken Rachenkatarrhs zu einem Halsspecialisten geschickt, so war dessen erste Frage, ob ihr Lehrer Anatomie treibe, und als dies verneint wurde, die regelmäßige Antwort: „Das ist mir lieb". Es kann ja einmal zutreffen, daß die Kenntnisse eines gelernten Mediciners und eines edlen, ästhetisch mustergültigen Sängers in einer Person vereinigt sind. Als concreter Fall schwebt mir die hochehrwürdige Erscheinung unsres berühmten Dr. Martin Härtinger, des Gesangs-Nestors der Gegenwart, vor Augen. Dieser sagt aber in seiner Broschüre „Das Grundgesetz der Stimmbildung für den Kunstgesang" (Mainz, B. Schotts Söhne 1872) selbst: „Schon im Jahre 1840 habe ich in einem Schriftchen dieselben — nämlich die Untersuchungsresultate des berühmten Physiologen Joh. Müller u. A. — für angehende Sänger behandelt, und so viel Neues auch seitdem im Detail dazukam, praktisch hat es die Sache dennoch nicht weiter gebracht: denn die Kunst einer guten Stimmbildung hat trotzdem sich nicht weiter verbreitet und zugenommen, sondern vielmehr Rückschritte gemacht. Der Grund liegt darin, daß den Singbeflissenen fast ausnahmlos die anatomische Vorkenntniß zur Auffassung und zum Verständniß dieser wissenschaftlichen Arbeiten fehlt, auch nicht zugemuthet werden kann, und daß selbst die vollkommenste theoretische Kenntniß, welche Factoren in Thätigkeit sind, welche Muskel man in Wirksamkeit treten lassen soll rc., nicht hinreicht, zu gleicher Zeit auch die Herrschaft über sie, welche sozusagen von unwillkürlichen zu willkürlichen gemacht werden sollen, zu erringen, ohne praktische Anleitungen und ohne Unterstützung dieser Bemühungen durch Auge und Ohr und Empfindung; und diese kann nur der Lehrer beim praktischen Unterrichte in vollkommenster Weise geben." Deutlicher als hiedurch kann nicht bestätigt werden, daß da, wo Prämissen wie bei Härtinger nicht gegeben sind, Physiologie und Anatomie dem Gesangsunterricht besser fern bleiben sollten — mögen auch alle praktischen, zur Erzeugung eines richtigen, des „Normaltons" nöthigen Mittel, wie sie die alten Italiener (ohne wissenschaftliche Begründung) angewendet haben werden, in letzter Instanz auf später entdeckte physiologische und anatomische Gesetze zurückzubeziehen sein. Bedenklich bleibt immer, selbst bei gleichen Voraussetzungen auf Seite des Lehrers, die unendliche Geduld und Zeit kostende Schwierigkeit, welche selbst dem intelligentesten Schüler die Erreichung der Spontaneität im Gebrauch des gesammten Gesangsapparats und seiner einzelnen, in feinster Wechselwirkung und gegenseitiger Abhängigkeit functionirenden Theile verursacht. Der Weg von der Erkenntniß des Zweckes und der Wirkung all dieser Theile bis zum freien, bewußten Gebrauch derselben beim Acte des Singens ist erschwert durch tausend Mißverständnisse, welche lange Zeit mehr vergebliche als gelungene Versuche zur Folge haben und immer aufs neue gebieten: von vorn anfangen! Das Ende eines solchen Studiums werden aber heutzutage die meisten, selbst die bestsituirten Schüler schon nicht erwarten können; denn unsre Zeit drängt vorwärts, es muß schnell gearbeitet und schnell verdient werden. Die stärkste Warnung — und zwar nicht nur für Laien, sondern sogar für medicinisch Gebildete — liegt aber darin, daß die Physiologie des Kehlkopfes rc. selbst noch keine völlig abgeschlossene, weiterer Entwicklung nicht mehr bedürfende Wissenschaft ist. Lang geglaubte Theorien werden plötzlich umgestoßen, so z. B. die vom Schwingen der Stimmbänder beim Falsetton. Iffert citirt folgende schwerwiegende Aeußerung des Professor Störk: „Alle Combinationen von Verlängerung, Verkürzung, Verbreiterung, Verschmälerung, Verdickung und Verdünnung des Stimmbandes sind nur dann richtig zu deuten, wenn man den jeweiligen Luftdruck, welcher bei der Erzeugung des Tones mitwirkt, berücksichtigt. Nur dadurch sind die controversen Anschauungen verschiedener

Autoren über die Entstehung desselben Tones zu erklären. Wir sehen ja sehr oft gerade beim Falsettton, daß die Stimmbänder durch ungeübte Sänger anders gespannt werden, als durch geübte. Von diesen verschiedenen Möglichkeiten zur Erzeugung des Falsetttones rühren die verschiedenen falschen Ansichten über seine Entstehung her, zu denen gerade auch Joh. Müller, der Begründer der Experimentalphysiologie, dadurch gelangte, daß er nur an todten Kehlköpfen experimentirte. Seine Anschauung, daß bei Kopftönen nur die Stimmbandränder schwingen, wurde gleich von verschiedenen Gesanglehrern aufgegriffen und daraus die Theorie des Stimmbandrandtones construirt, welche entschieden falsch ist. In jüngster Zeit hat Oertel in München das schwingende Stimmband im intermittirenden Lichte untersucht, und da stellte sich heraus, daß beim Falsett das Stimmband der ganzen Breite nach schwingt, und er entdeckte dabei die interessante Thatsache, daß bei diesen Schwingungen sagittale Knotenlinien entstehen." Bei solchem Streite der Gelehrten und solcher Fortentwicklung der Wissenschaft, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist, mag es mir Niemand verübeln, wenn ich dem Verfasser der „Allgemeinen Gesangschule" unbedingt Recht gebe in seiner Warnung, daß wir Gesanglehrer die Beschäftigung mit Dingen, welche Andere auszukochen haben, ein- für allemal lassen sollen. „Es hat sich" (ein Citat aus Mackenzie) „in den letzten Jahren eine neue Schule gebildet, welche verlangt, daß eine genaue Kenntniß der Anatomie und Physiologie des Stimmorgans, gewonnen durch Präparation an der Leiche und laryngoskopische Untersuchung am Lebenden, Vertrautheit mit den Mysterien der Akustik, Pneumatik und Hydrostatik, gewürzt durch einen Schuß Metaphysik, zur Ausrüstung jenes unglücklichen Wesens, das den Leichtsinn begeht, Gesanglehrer werden zu wollen, erforderlich sei. Die alten italienischen Meister, welche von der Wissenschaft wenig wußten und sich noch viel weniger um dieselbe bekümmerten, bildeten die Stimmen ihrer Schüler mit ebenso großem (nach Berichten aus jener Zeit mit sehr viel größerem!) Erfolge, wie unsre modernen Professoren, bewaffnet mit Laryngoskop, Spirometer, Sthetometer und anderen Metern. Die erfahrensten Lehrer und Professoren der Gesangskunst sind darüber einig, daß ein häufiger Gebrauch des Kehlkopfspiegels bei der Erziehung und Ausbildung der Stimme ebenso nutzlos wie schädlich sei." Nachdem Iffert außer einer Reihe gewichtigster Stimmen der Wissenschaft, welche übereinstimmend vor einer Pädagogik auf physiologischer Basis warnen, auch solche von einsichtsvollen Gesanglehrern, wie Delprat, Duprez, Giovanni Duca, Sieber und Rokitansky, welche sich in gleichem Sinne äußern, angeführt, kommt er zu dem Schlusse: „Lassen wir aus der Praxis der Gesangskunst theoretische und wissenschaftliche Sachen, die zur Erlernung der Kunst nicht im geringsten beitragen, sondern nur falsche Vorstellungen, Ablenkungen und Zeitverlust bringen können. . . . Denen, die aufrichtig an eine segensreiche Einwirkung der Wissenschaft auf unsre Kunst glauben, hoffe ich, gerade indem ich die Wissenschaftler selbst sprechen ließ, dadurch ausreichende Gelegenheit zur Prüfung ihrer Ansichten und vielleicht Aufklärung und den Impuls zur Umkehr auf dem betretenen Wege gegeben zu haben. Denen aber, die die Wissenschaft dazu benutzen, um den Laien damit Sand in die Augen zu streuen (leider gibt es solche!), sage ich hiemit, daß es eine Schmach und eine grobe Entwürdigung der Kunst ist, elementare Dinge, die ein Student der Medicin womöglich in einem Semester mit zehnfacher Gründlichkeit lernt, als eine alles beherrschende Kraft, als entscheidend für die Praxis unsrer Kunst hinzustellen, während die ersten wissenschaftlichen Autoritäten von einer Nutzanwendung ihrer Forschungen durchaus abrathen."

Erinnerungen an Friesach.

Von Heinrich Noë.

Ein verwahrlostes Gitter, dessen Zweck Niemand begreift, auf steil abfallendem Felsen — daneben ein verfallenes Mauerwerk, in welchem ein Bruchloch klafft, welches durch ein roth angestrichenes Brett zu verstecken gesucht wird — ein Rittersaal, in welchem es wegen Mangels eines zusammenhängenden Daches vom Regenwasser hineintropft — zur Seite ein anderer Rittersaal, in welchem verblaßte Fresken zu sehen sind, und der bäuerliche Insasse, der sich des Burgfriedens bemächtigt hat, Schafe scheert, an der morschen Wand ein uralter Schrank, hinter welchem eine Henne ihre Eier legt — ein ehemaliger Empfangssaal, auf dessen Boden Farnkräuter gedeihen — die Stimme des Kukuks, die zu den eiförmigen Fenstern des dreizehnten Jahrhunderts hereindringt — das sind Umrisse und Erinnerungen, welche erscheinen, wenn ich mir das Bild des wundersamen Friesach zurückrufen will.

Der Biograph Walter Scotts berichtet uns, daß der Dichter, als er durch die Umgebungen von Rom reiste, um die Ueberreste des Alterthums zu betrachten, sich durch das Schloß von Bracciano, das Muster einer mittelalterlichen Burg, stärker und länger angezogen fühlte, als durch die Trümmer der Tempel und Aquäducte.

Wer in Italien gereist ist, hat öfter den Ausdruck „carantani" gehört, worunter man Geld im allgemeinen versteht. Diese Bezeichnung hängt mit Kärnten zusammen, insbesondere aber mit Friesach, wo die Münzstätte für die südöstlichen Alpenländer sich befand.

Am Bärenwirthshaus sind zwei Frauenköpfe angebracht, denen man, als einem mystischen Wahrzeichen der Stadt, auch an anderen Stellen begegnet. Es wird den Frauen nachgesagt, daß sie aus fernen Landen den Bergbau hierher gebracht haben. Viel mehr Wahres mag nicht daran sein, als an der volksthümlichen Behauptung, ein Friese und ein Sachse hätten die Stadt gegründet, was durch den Namen erwiesen werde. Von dem hochdeutschen Mannsnamen Frizzo und dem Worte Ache, welches Bach bedeutet, hat sich also die Deutung verloren.

Ein sehr merkwürdiges Bauwerk ist die Abtei Virgilienberg, zu der man zwischen Feldern von Mais gelangt, dessen Rispen den Wanderern über dem Kopfe zusammenschlagen. Diese Trümmer werden vom Waldwuchs sehr hart bedrängt. Ueber das Meiste ist er schon Herr geworden, und zwei Fichten sind bereits bis zum Hochaltar vorgedrungen. Es ist die alte Sache. Die Natur pflanzt ihre Triumphfahne dort auf, wo sie vom Werk des Menschen verwüstet worden ist. Die ewige Herrin bezeichnet ihren Sieg. Wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Hände der Frommen lebendige Blumen auf den Altar stellten, so hat es hier die Laune der Natur gethan. Wie das Zittern der Seelen angesichts der geglaubten Geheimnisse, regen sich viele Sträucher und Kelche im Zugwind zwischen den Mauern. Von einem Strebepfeiler schauen noch die rothen Ziegel heraus, sonst ist alles ruinengrau. Oben, neben der elastischen Spannung des Fensters, hängen Brombeeren, und vom Capitäl des mächtigsten Pfeilers nickt eine Geranie herab, gleich der „blauen Blume" der Mystagogen. Im Mauerwerk sind allerlei Petrefacte zu sehen. Da gibt es, wie die Leute sagen, versteinerte „Seeigel" aus einem verwunschenen Backofen — „versteinerte Rehkrickeln", „Steinröseln" und aus den kalten Wassern der Melnitz taucht der Wassermann empor, der schon damals da war, als sich diese märchenhaften Rehe, deren „Krickeln" hier versteinert sind, auf einer verschwundenen Wunderwelt herumtrieben.

Auch die Vesten Rothenthurm und Petersberg werden von Wald umringt, ja die erstere ist völlig in ihm versteckt,

die zweite hebt sich auf Felsgrund über ihn hinaus. Mir wurde jenes Gemälde des Meisters Schwind lebendig, wo der Falkensteiner mit Hülfe des Zwergenkönigs sich die Braut erringt. Sie sollte ihm nur dann werden, wenn er in einer Nacht eine Brücke über den Schlund zum Schlosse würde bauen können. Der König hilft ihm mit den Geistern, jetzt steht der Ritter vor dem Schlosse, die Holde winkt ihm selig entgegen, und um den Felskegel schaffen noch und wimmeln die fleißigen Zwerge. Die Absätze früherer Stockwerke in Rothenthurm erkennt man am Moos, das sich streifenweise in ihnen angesiedelt hat — ebenso auch das Gebälk an den schwarzen Löchern, in die es eingefügt war. Durch ein Loch in der Mauer schlüpfte ich ins Innere und verscheuchte eine Eichkatze, die rasch an der Mauer emporkletterte.

Die Stadt Friesach galt mir immer als Bildwerk, bestimmt, einen jener Romane voll von german horrors zu zieren, wie sie unsre Großväter entzückten. Die Gedankenverknüpfung mit alten Erinnerungen war stets hergestellt. Die Beängstigung, die einst im Knaben durch die abgegriffenen Bücher der Misses Radcliffe und Reyde oder gar durch die schauerliche Geschichte des „Schlosses von Otranto" entstanden war, bemächtigte sich meiner wieder.

Lichterfüllt ist das Wasser im Graben, der die Stadt umgibt. Es kommt selten vor, daß sich in einem solchen Graben die Bewohner tiefer Alpenseen, die Saiblinge, herumtreiben. Man schaut durch glashelle Tiefen bis auf den Grund, den unentwirrbare Dickichte von Algen und Wasserfäden bedecken. Gewiß sind es aufquellende Wasseradern, die den alten Karnern zu Hülfe kamen, als sie sich hier ein Bollwerk errichteten.

Den Mauern hat das Alter eine nußbraune Färbung gegeben und Fliederbäumen gestattet, sich auf der vermittelnden Brüstung anzusiedeln. Auch gelbe Kürbisblüthen hängen über das Mauerwerk gegen das Wasser hin, welches alle diese Dinge wiederspiegelt.

Auf dem Marktplatz quillt Wasser aus einem Brunnen, den man als römisch bezeichnet, obwohl die daran ersichtliche Arbeit nicht über das 16. Jahrhundert hinausreicht. Es ist eben in Friesach alles so alt, daß sich die Uebertreibungen solcher Sagen leicht erklären lassen.

Das merkwürdigste bleibt Petersberg. Dies ist eine Burg von gewaltigem Umfange, in der es monatelang zu malen gäbe. Auf einem Gewölbe in der Kirche wurzelt eine Tanne, die grüne Fahne des Sieges der Natur über das Menschenwerk. An rothen Ziegelschlangenlinien im Gemäuer erkennt man die alten Wendeltreppen. Bauern hausen in vielen Gemächern, an ihren Holzthüren hängen gedruckte Gebete und Stallsegen. Arme Kinder rösten sich in einer Nische, die einst einen Wandschrank voll Juwelen geborgen haben mag, Maiskolben oder verlassen ihre Ziegen, die sie im Waffensaal hüten, um den Eindringling anzubetteln. In allen Gemächern ist üppigster Gartenwuchs von Kohl, Stachelbeeren, Salatstauden. Manchmal haben die Verschönerer späterer Zeit romanische Fenster (wie man sie in Italien an vielen Bauernhäusern sieht) in das Mauerwerk eingebrochen und durch ein solches droht uns jetzt ein stahldunkles Wetter von Westen.

Noch einen Blick auf die tiefe Stadt, um die sich der Wassergraben blau, wie eine Stern-Hyacinthe schlingt, auf die Kirchen und Bauwerke des Abgrundes, dann auf den Friedhof mit den schwarzweißen Kreuzen, auf dem eben die letzten Gräser des Jahres abgemäht werden. Wer weiß, welche Warte der Veste es war, in die man jetzt die Leichen einsenkt? Das gewaltige Gebäude in der Tiefe ist das Haus der deutschen Ritter vom Hospital St. Mariä zu Jerusalem, der weißmanteligen Helden, deren Nachfolger nun zu Verzehrern nutzloser Gnadengaben geworden sind. Jene noch mächtigeren Mauern beherbergen die frommen Frauen des heiligen Dominicus, hier sind uralte Krypten und neben ihnen stehen die verschiedenartig aussehenden Thürme der großen Kirche, die dem Apostel des glücklichen Arabien, dem heiligen Bartholomäus, geweiht ist. Alle diese Denkmäler haben elfjährige Türkenwirthschaft überstanden — denn so lange hauste, um den Maskenball der Gestalten, die sich hier bewegten, noch um eine bunte Erscheinung zu vermehren, ein Pascha auf irgend einer der zerbröckelnden Vesten.

Nun einen Schritt heraus aus jenem Geisterleben, das die Dome gipfelte, in welchem der Geist in sich selbst und seine Nacht hinabstieg und Phantome sah! Auf dem Marktplatz steht ein großer Brunnen und die klare Fluth fällt in ein Becken, das mit schönen heraustretenden Gestalten verziert ist. Man sieht Andromeda und Perseus, den Raub der Europa-Aphrodite auf dem Seethier. Das lebendige Element rauscht seine Bewegung und die Göttergestalten verjagen die modrige Luft, die sich während unsrer Gänge durch die Mauerwerke der Ritter und Mönche ins Gehirn eingesenkt hat. Mich zog die Gewalt, unter deren Bann ich mich fühlte, zu Klöstern und Burgen, zum epheuumsponnenen Gewölbe der alten Abtei, mitten in den Traum, der auf den Höhen zu Stein geworden ist. Bald meinte ich dort oben ein Stück der Stadt Ninfa zu sehen, welche vom Pflanzenwuchs der Volsker-Berge erobert wurde und jetzt völlig todt unter den Wurzeln der Sträucher und Schlingpflanzen liegt, bald Mauern jener Abbeys von Kent oder Sussex, welche um Mitternacht von den gespenstischen Schritten normannischer Eindringlinge widerhallen oder von den Seufzern weiß verschleierter Damen, deren Füße keine Spur im Thau des pappelbeschatteten Rasens zurücklassen.

Wunderlich genug, daß am Fuße des Hanges, über welchen man zur Geiersburg ansteigt, sich eine Bude aufgethan hatte, in welcher man unter vielen Dingen Speik und Allermannsharnisch zum Kaufe anbot. Die heutigen Menschen freilich nehmen diese Pflanzen nur mehr, um Kleider oder Wäsche wohlriechend zu machen und weil sie an Heilwirkung glauben — ich wollte im Stil meiner Stimmung verharren und nahm sie mit, um gegen die bösen Gewalten der Gemäuer mich zu feien.

Unverletzlich gemacht, klomm ich gegen das Trümmerwerk der Geiersburg hinauf. Zu gleicher Zeit bewegte sich ein Raubvogel gegen dieselbe — er hoch oben in den Lüften, ich durch Bohnen- und Kohlgärten. Von der Geiersburg sind ansehnliche Trümmer vorhanden. Hollundersträuche verdecken die Schießscharten und über herabgewetterte Steine hat die Zeit ein grünes Dickicht ausgebreitet. Die waffenklirrende Herrlichkeit des verschwundenen Geschlechtes, der Schall des Harfenklanges und des Minneliedes sind von den Bildern ganz gewöhnlicher Noth verdrängt. In die Hallen hat sich eine Bauernhütte hineingelehnt. Die Mauern sind dort von dem Rauch des Feuers geschwärzt, an welchem die täglichen Erdäpfel gesotten werden. An manchen Fensteröffnungen sind die Ziegel vom Rauch verschont und roth geblieben, aber dafür haben sich Büschel von Kräutern auf dem Gesimse angesiedelt. Im Thurm gedeiht rothe Bohnenblüthe. Wo der Heldendichter des Felsensitzes seine Reim-Chronik schrieb, dort liegen ein Paar durchlöcherte Schuhe auf dem Steinsitz, Leitern, Sägböcke, dürre Aeste, Holzstümpfe, wirr gegen die Mauer gelehnt, aus deren breitester Schießscharte eine Stange herausragt, an der bunte Fetzen trocknen. Im feuchten kühlen Saale entdeckt der Eintretende kein anderes Hausgeräth als einen Waschzuber und einen Rechen. Eine scheue Katze verschleicht sich unter den Blättern von Rüben, die der arme Insasse in einer Ecke des Mauerwerks angepflanzt hat. Einen anderen

Theil, vielleicht den Waffensaal, benützt er als Scheune und nicht minder rücksichtslos ist die Natur selbst vorgegangen, denn nicht nur Sträucher und Waldbäume sind von unten herauf gewandert, sondern sogar Schilf aus dem Sumpf in der Tiefe hat sich hier eine Colonie gegründet zwischen den mit Balconen gezierten Mauern. Die Rispen mit den purpurrothen Blüthen zittern im Zugwind. Es fehlt auch die Capelle nicht, zu der man auf einem halsbrecherischen verwitterten Stege hinübergeht. Das Schloß der Thür ist verrostet und der Feuerdienst des ewigen Lichtes hat aufgehört. Dafür wachsen wilde Rosen und rothbeeriger Sauerdorn an den Mauern und in ihren Oeffnungen. Es wird nicht mehr Wein in Blut verwandelt, aber aus dem Moder entfalten sich brennrothe Kelche, unter denen, trotz der späten Zeit, Nelken sich hervorthun.

Mittheilungen und Nachrichten.

α Mittelfrankens Burgen und Herrensitze von M. J. Lehner, Kreisarchivsfunctionär. Nürnberg, Commissionsverlag von Franz Büchings Buchhandlung (A. Pfadenhauer). Der heutige Kreis Mittelfranken gehört historisch, culturgeschichtlich und ethnographisch zu den anziehendsten Landestheilen; gruppirt sich doch in ihm bajuwarische, fränkische, alamannische und wendische Bevölkerung um die alte Reichsburg Nürnberg, den Sitz der Grafen und der staufischen Herzoge von Rothenburg, die Zollernresidenz Ansbach, den bischöflichen Stuhl von Eichstädt, und entstammen ihm die mächtigen Dynastengeschlechter der Grafen von Abenberg, der Burggrafen von Nürnberg (ob sie nun abenbergischen oder zollerischen Geblütes sein mögen) und der Herren v. Hohenlohe, sowie eine beträchtliche Zahl adeliger Familien, von denen gar manche heute noch blühen und zu hohen Ehren und Würden gediehen sind, z. B. die Fürsten von Schwarzenberg (deren seinsheimische Wurzel allerdings nach Unterfranken reicht), die aus Schwaben übergesiedelten Kalatine, Grafen v. Pappenheim, die Freiherren v. Crailsheim und Leonrod, während freilich über der Gruft gar vieler ritterlicher Häuser längst Schild und Helm gebrochen worden sind. Der Verfasser des vorstehend genannten Büchleins verdient sich daher den vollen Dank aller derer, die sich mit der Kunde der Vorzeit befassen, dafür, daß er diese Studie über die Wohnsitze des mittelfränkischen Adels der Oeffentlichkeit übergeben hat. Sie entspricht zwar nicht durchaus den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit und zeigt eine gewisse Ungewandtheit in der Schöpfung und Behandlung des überreichen Stoffes, bedarf einer Revision des einleitenden Theils und hätte hinsichtlich der alten Mären vom Römerthurm der Burgen und Thürme zu Pappenheim, Rieshofen, Hohentrüdingen, Rassenfels, Kipfenberg u. s. w., die bekanntlich längst als mittelalterliche Vesten und als Bergfride constatirt sind, eine gründliche kritische Prüfung erfahren sollen; auch ist keineswegs das vorhandene Material gleichmäßig verarbeitet, so daß bei der Burg Abenberg z. B. bedeutende Lücken klaffen. Allein wir erkennen trotz dieser Ausstellungen, welche den Fingerzeig für Verbesserungen geben sollen, den nach Bezirksämtern geordneten historisch-statistischen Theil mit den auf das fleißigste zusammengetragenen und verwendeten Angaben als eine sehr beachtenswerthe Arbeit, wissen deren Mühseligkeit wohl zu würdigen und empfehlen sie der Beachtung und dem Wohlwollen aller Forscher auf dem einschlägigen Gebiete. Sie macht in uns den Wunsch rege, daß auch für die übrigen Kreise ähnliche Zusammenstellungen geliefert und dabei die Kennzeichen des Ursprungs (aus einer Wallburg, Wasserburg u. dgl.), sowie der heutige Zustand der betreffenden Burgen berücksichtigt werden möchten. Liegen derartige Arbeiten nicht ohnedies auf dem speciellen Thätigkeitsfelde der historischen Vereine?

* Ausgrabungen. Römische. — In Trier sind, wie Dr. H. Lehner im „Correspondenzbl. d. westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst" mittheilt, bei Anlage einer Wasserleitung wenige Meter hinter dem Gebäude des Provinzial-Museums bedeutende Reste eines mit Bildern und Inschriften ausgestatteten Mosaikfußbodens aus römischer Zeit gefunden worden. Die Darstellung zeigt in der Mitte in einem quadratischen Felde eine weibliche Figur mit Flügeln am Kopfe, wahrscheinlich eine Medusa; darum gruppiren sich vier Achtecke, deren jedes einen siegreichen Wagenlenker auf seinem vierspännigen Rennwagen darstellt. Die Wagenlenker sind reich gekleidet und tragen in den Händen außer einer Peitsche je einen Kranz und einen Palmzweig. Jedem Wagenlenker ist ein Name beigeschrieben; sie heißen Euprepes, Superstes, Fortun(atus) und Phili(nus?). Der Mosaikboden wird gegenwärtig im Museum zusammengesetzt. — Unter Leitung des Prof. Dr. Kohl vom Antiquarisch-historischen Verein in Kreuznach ist soeben auch in Münster bei Bingen ein prachtvoller altrömischer Mosaik-Fußboden ausgegraben worden, der in seiner Art das einzige Stück in Deutschland sein dürfte. Die Nachgrabungen fanden auf einem Privatgrundstück statt, wo bereits in den letztvergangenen Wochen mehrere minder beachtenswerthe Mosaiks, aus nur weißen und schwarzen Steinen zusammengesetzt, bloßgelegt wurden, während dieser neue Boden in schönen bunten Farben ausgeführt und bezüglich der figürlichen Darstellung ein Meisterwerk ist. Es handelt sich im wesentlichen um einen Kreis von 180 Centimeter, worin Phöbus, der Sonnengott, dargestellt ist. Derselbe steht unbekleidet in seinem Wagen, das Haupt von 11 Sonnenstrahlen umgeben, in den Händen die Zügel der Rosse. Diese, vier an der Zahl, bäumen sich in prächtiger Pose hoch auf, je zwei nach rechts und nach links. Der Bildner hat den mythologischen Moment zum Ausdruck bringen wollen, wo Phöbus, nachdem eben die Thore des Himmels geöffnet worden, auf seinem Sonnenwagen hinausstürmt, um der Welt das Licht des Tages zu bringen. Umgeben ist diese Darstellung von den 12 Bildern des Sonnenkreises, die aber nicht sämmtlich erhalten sind. Ein Mosaikboden, auf dem der Sonnengott veranschaulicht ist, hat bisher in Deutschland nicht existirt. Das Mosaik leuchtet in den schönsten Farben und ist in seiner darstellerischen Wirkung, zumal bei den Sonnenpferden, ungewöhnlich genial. Es wird dafür Sorge getragen werden, daß das werthvolle Fundstück der Provinz verbleibt. — Der Limes-Forscher Oberstlieutenant Dahm hat nunmehr sein Arbeitsfeld nach Niederberg bei Ehrenbreitstein, unweit des vielbesuchten Ausflugsortes Arenberg, verlegt. Der bekannte Forscher hatte zu Beginn dieses Jahres in der dortigen Gegend ein Castell vermuthet und auch entdeckt. Bei der jetzigen vollständigen Bloßlegung der Mauern findet sich aber weit mehr, als man zu erhoffen gewagt hat. Die Arbeiten haben zwar erst vergangenen Dienstag früh begonnen und werden wohl noch trotz der verdoppelten Mannschaftszahl mehrere Wochen in Anspruch nehmen. Aber so viel ist bereits zu ersehen, daß der Umfang des neuen Castells ein ungewöhnlicher ist, derart, daß es mit dem „Muster-Castell" der Saalburg im Taunus verglichen werden kann. Ein in der Nähe ausgegrabenes Ziegelbruchstück zeigt den Stempel der 22. Legion. Recht interessant ist es, daß genau derselbe runde Stempel auch in den bloßgelegten römischen Ziegeleien bei Mainz gefunden wurde. Dahm vermuthet daher, daß es sich in Niederberg um „Oberländer" Waare handelt, d. h. daß die Ziegelplatten am Oberrhein fabricirt und dann, wie noch heute, zu Schiff rheinabwärts befördert wurden. Eine gleichfalls dort aufgefundene, vorzüglich erhaltene Silbermünze zeigt einen Kopf mit der Umschrift: „Imp. (erator) Alexander Pius Aug.(ustus)." Die Rückseite trägt einen gewappneten Krieger und die Worte „Mars Ultor". Es handelt sich also um die Zeit etwa 210 n. Chr. Das Silber der Münze besteht, beiläufig bemerkt, aus einer recht minderwerthigen Legirung. Außer den genannten Funden weisen noch Torsi von Statuen u. s. w. darauf hin, daß es sich anscheinend um einen ziemlich wichtigen Centralpunkt des römischen Grenzverkehrs handelt. Dahm beabsichtigt, die durch seine Aufdeckungen gewonnenen Alterthümer demnächst in dem Saale des Ortsvorstehers Nessgen in Niederberg auszustellen. Außer dem Castell sollen auch einige in der Nähe vermuthete römische Gräber bloßgelegt werden. — Seit anderthalb Wochen werden durch die Reichs-Limescommission auf dem rechten Neckarufer ob Sulz, an der sog. Lägenhalde, Grabungen nach Spuren römischer Niederlassungen veranstaltet. Innerhalb einer ausgedehnten Umfassungsmauer sind, wie der „Schw. M." mittheilt, bereits drei Wachtthürme mit 1.40 Meter dicken Mauern, ebenso die Grundmauern mehrerer Gebäude aufgedeckt worden; festgestellt ist, daß neben einer militärischen Niederlassung auch eine bürgerliche Ansiedlung der Römer sich hier befand auf einem Raum von etwa 160 Meter Länge und 100 Meter Breite. Zahlreiche Reste römischer Thongefäße, Lanzenspitzen, auch einige römische Münzen aus der römischen Kaiserzeit sind aufgefunden worden. Man hofft noch auf weitere Entdeckungen, und die Grabungen werden noch einige Zeit fortgesetzt. — Die Grabarbeiten an der Westecke des römischen Castells bei Cannstatt wurden mit kurzer Unterbrechung fortgesetzt und sind nun im

wesentlichen beendigt. Von der in einer Länge von über 60 Meter erhaltenen Mauerflucht ist die Berme, sowie der erste der Doppelgräben wieder vollkommen dem ursprünglichen Zustand entsprechend hergestellt worden, ebenso wurde die Innenseite so weit ausgeräumt, daß die erhaltenen Ueberreste des Eckthurms, des casemattenartigen Einbaues, der in regelmäßigem Abstand von 6 Meter folgenden Sporenpfeiler und des Zwischenthurms völlig frei daliegen. Der Hügel, der durch die ausgeworfene Erde sich bildete, wird nun vollends planirt und für die Anpflanzung mit jungen Tannen und allerlei Heidepflanzen, die zu den Mauerresten passen, hergerichtet. Bei diesen Arbeiten wurden nun wieder allerlei Funde gemacht. So an Steinsculpturen der 30 cm hohe und 29 cm breite obere Theil einer weiblichen Figur, die zu der früher erwähnten sog. Jupitersäule gehört, ferner eine sauber gearbeitete weibliche Gewandfigur in Relief von 25 cm Höhe und 18 cm Breite, sowie der Rumpf nebst Hinterbein eines Pferdes, 20 cm hoch und 25 cm breit, gleichfalls reliefartig behandelt, mit den Hüften und Beinen des Reiters. Die letztere Sculptur entspricht vollkommen der auf den Jupitersäulen üblichen Darstellung, nur daß der unter den Füßen des Pferdes kauernde sog. Gigant mit Schlangenschwanz fehlt. Ebenso wurde eine Anzahl von meist roh bearbeiteten Architekturstücken zu Tage gefördert, sowie das unbedeutende Bruchstück einer Inschrift, das insofern nicht ganz ohne Bedeutung ist, da überhaupt bisher keine Inschrift als sicher vom Canstatter Castell stammend bekannt war. Das Material ist durchweg Sandstein. Von Kleinfunden seien hervorgehoben eine Urne von blaugrauer Farbe mit einer Höhe von 43 cm und einem Umfang von 1.8 m, völlig unversehrt mit Ausnahme des nur in Bruchstücken erhaltenen engen Halses, sowie eine Anzahl ebenfalls gänzlich erhaltener, kleiner Thongefäße, Münzen von Silber und Bronze aus der ersten Kaiserzeit, ein beinernes flötenartiges Musikinstrument und eine niedliche Ampel von Bronze. Unter den zahlreichen terra sigillata-Scherben mit Töpferstempeln sodann befindet sich einer, der zwei Stempel aufweist. Davon ist der eine innerhalb der um den Napf sich herumziehenden Decoration angebracht und gleich dieser im Relief aufgelegt, während der andere, kleinere, oben am Rande des Gefäßes im freien Felde eingedrückt ist. Offenbar enthält der erstere den Namen des Modelleurs, von dem die Formen der Decoration herrühren, während der zweite Name — der merkwürdigerweise an das Gewerbe selbst erinnert, er lautet nämlich Lutaeus (lutum = Thon) — dem Töpfer angehört, der in diesem Falle auch seinem Namen die Unsterblichkeit in den Tabellen der Töpferstempelgelehrten sichern wollte. Also ein Act des Künstlerneids? Auch an der Stätte der bürgerlichen Niederlassung wurden in letzter Zeit wieder einige Funde gemacht, so eine zwölf Centimeter hohe Statuette von Terracotta, eine sitzende Matrone mit zwei Kindern darstellend, und eine Bronzemünze von Konstantin dem Großen (Alleinherrscher 323—337 n. Chr.), die von neuem beweist, daß die bürgerliche Niederlassung den Fall des Castells, dessen Münzen nur bis Alexander Severus (222—235 n. Chr.) reichen, noch lange überdauerte. — Auf dem der Kreisgemeinde Niederbayern eigenthümlich zugehörigen Areal in **Eining** läßt Stadtpfarrer Schreiner heuer wieder ein an die großen Bade-Anlagen anstoßendes größeres römisches Gebäude bloßlegen. Dasselbe zeigt bisher eine Grundfläche von ca. fünfzig Quadratmeter mit zehn verschiedenen mit Hypokausten-Anlagen versehenen Wohnräumen. Das Mauerwerk wechselt in Stärken von 0.80 bis 1.30 Meter. Bisherige Funde sind: ein Kettenpanzer, ähnlich den zwei von Schreiner früher schon gefundenen Kanathenerpanzern, ein Skelett, eingebettet in ein Hypokaustum, Index cc. 72, verschiedene Stempel der dritten Legion, ein bisher unbekannter neuer Stempel: M. D. P. F., verschiedene Hauseinrichtungsgegenstände, Schreibgriffel, eine werthvolle, besterhaltene Münze (Faustina Aug.) u. a. — Die Ausgrabungen bei **Mons** in Belgien, die seit mehreren Jahren vorgenommen werden, fördern immer reichere Schätze für die Alterthumskunde zu Tage. In der Gemeinde Ciply wurde 1893 ein fränkischer Friedhof mit mehr als 1100, in der Gemeinde Spiennes ein belgisch-römischer Friedhof mit etwa 20 Gräbern entdeckt, die eine Menge Urnen, Vasen, Schmucksachen, Schreibtafeln, Griffel u. s. w., sowie Münzen aus der Zeit von 72 bis 160 n. Chr. mit den Bildnissen der Kaiser Titus, Trajan, Hadrianus, Antoninus Pius und Marcus Aurelius enthielten. Neuerdings sind auf einem Bergabhange bei der Eisenbahnstation Hyon-Ciply, an der alten Römerstraße von Bavai (dem Bagacum der Nervier) nach Utrecht, die Grundmauern einer großen römischen Villa freigelegt worden, von denen eine an 35 m lang ist. Die Mauern bestehen aus Kreide und Tuffstein dortiger Gegend und liegen 30 bis 40 cm unter der Erdoberfläche. Der Umstand, daß die Gebäudereste fast nichts mehr von Geräthen enthalten, läßt darauf schließen, daß die Villa entweder von den besonders im 4. und 5. Jahrhundert auf dem linken Ufer der Sambre vorgedrungenen fränkischen Cohorten geplündert und in Brand gesteckt oder auch im 9. Jahrhundert von den Normannen verwüstet worden ist. Vor einigen Monaten stieß man auf einem Hügel in der Gemeinde Mesvin, wo früher schon drei römische Amphoren gefunden wurden, auf Gräber und Gebäudereste, die allem Anschein nach von einem römischen Beobachtungsposten herrühren. Derartige Posten wurden auf hochgelegenen Aussichtspunkten angelegt und Nachts durch ein mächtiges Feuer erleuchtet. Die Bezeichnung Montigny (in Belgien und Nordfrankreich gibt es über zehn Ortschaften dieses Namens) wird auf jene montes ignis zurückgeführt.

* Den neuesten Nachrichten aus **Massaua** zufolge sollte Capitän **Bottego** Anfang September mit seiner neu ausgerüsteten **Expedition** von dort nach Brava aufbrechen, um über Bardera abermals einen Vorstoß gegen die unerforschten Gebiete im Norden des Rudolf-Sees zu unternehmen. Auf dieser Reise wird Capitän Bottego vom Schiffslieutenant Vannutelli und Dr. Maurizio Sacchi begleitet sein, welch letzterer sich bereits seit einiger Zeit in Brava aufhält, um daselbst die Vorbereitungen für den Aufbruch ins Innere zu leiten und die nöthigen Lastthiere zu besorgen. Die für die Expedition angeworbenen Mannschaften sind aus verschiedenen Racen der Erythräischen Colonie zusammengesetzt. Die Ausrüstung mit Lebensmitteln und Schießbedarf geschah für zwei Jahre, auch ist für umfangreiches wissenschaftliches Geräth Sorge getragen worden. Zweierlei sind die Aufgaben, die sich die neue Expedition Bottego's gestellt hat. Die eine besteht darin, den Ganane-Doria (Hauptstrom des Dschuba) stromauswärts zu verfolgen und in Lugh (4° nördl. Breite) eine Station zu gründen. Capitän Ferrandi, der sich gegenwärtig gleichfalls in Brava aufhält, wird die Leitung der in Lugh zu errichtenden Station übernehmen. Die zweite Aufgabe soll in der Erforschung des Omo bestehen, über dessen Zugehörigkeit, sei es zum Gebiet des Weißen Nils (Sobat), sei es zu dem des Victoria-Nyanza oder eines vom Nil-Gebiet unabhängigen Sammelbeckens, noch die größten Zweifel obwalten. Durch Bottego's und des Fürsten Ruspoli Reisen ist die seinerzeit durch v. Flöhnel und durch Borelli vertretene Ansicht der Zugehörigkeit des Omo zum Rudolf-See wieder in ihrer Wahrscheinlichkeit erschüttert worden. Die Lösung dieses geographischen Räthsels ist für die Klarlegung des Kartenbildes von Afrika an einer in die Augen springenden Stelle von großer Bedeutung. Zu dem Ende müssen aber die zwei größten weißen Flecke, welche die Karte von Afrika noch auf der Osthälfte aufzuweisen hat, ausgefüllt werden; nämlich das zwischen dem Dschub und dem Tana gelegene Gebiet des Somal-Landes und dann im Westen des Rudolf-Sees das große Stück zwischen dem Sobat und dem oberen Weißen Nil, die sich beide über je 300,000 Quadratkilometer Flächenraum erstrecken.

* **Berlin.** Der soeben erschienenen vierten Nummer der diesjährigen amtlichen Berichte aus den königlichen **Kunstsammlungen** entnimmt die „Post" einige Daten über die im zweiten Vierteljahr 1895 in den königlichen Museen und in der Nationalgalerie gemachten **neuen Erwerbungen**. Unter dem Verzeichneten ist am hervorragendsten die Bereicherung, die die Abtheilung der **Sculpturen der christlichen Epoche** durch die einem Allerhöchsten Gnadengeschenk und Zuwendungen einiger ungenannten Gönner des Museums verdankte Erwerbung der Sammlung von Mr. Henry Pfungst in London erfahren hat. Die Sammlung enthält eine Anzahl von Renaissancebronzen, darunter als Hauptstücke eine große Büste eines Conte del Negro aus der Mitte des Cinquecento und eine David-Statuette von Donatello, die als ein unretouchirter Vollguß des Wachsmodells die ganze Frische der Skizze bewahrt hat und dadurch besonders werthvoll ist. Außerdem sind der Abtheilung, ebenfalls durch Geschenk, mehrere Sculpturen, darunter ein in feiner alten Bemalung trefflich erhaltenes Madonnen-Relief von Jacopo Sansovino und eine der sogenannten Alfengemmen zugegangen. Unter den Erwerbungen des **Antiquariums** sind eine Anzahl feiner goldener Schmucksachen, zwei griechische Spiegel mit eingravirten Darstellungen und eine schwarzfigurige Vase, ein besonders schönes und stattliches Exemplar der bisher im Museum nicht vertretenen Gattung der sogenannten Caeretaner Hydrien, hervorzuheben. Das

Münzcabinet hat 884 Münzen, darunter einige wegen ihrer Seltenheit wichtige antike Stücke (zwei Kupfermünzen von Kertinitis in der Krim und eine Münze der Kaiserin Titiana, Gemahlin des Pertinax), ferner zahlreiche werthvolle Mittelaltermünzen, eine schöne Reihe mittelalterlicher Siegelstempel, endlich als besonders hervorragendes Stück das Steinmodell der Nürnberger Medaille auf Hieronymus Holzschuher, „ein würdiges Gegenstück zu Dürers Bild in der Gemäldegalerie", erworben. Als Neuerwerbungen des Kupferstichcabinets werden 38 Kupferstiche verschiedener Meister, darunter Altdorfer, Barthel und Hans Sebald Beham, Aldegrever, Lukas van Leyden, Rembrandt, Adriaan v. Ostade, 13 Holzschnitte, davon zwei von Dürer und drei von Lukas Cranach, eine Lithographie von Mouilleron nach dem Gemälde der Nachtwache von Rembrandt, eine Anzahl von Büchern mit Kupferstichen und Holzschnitten, mehrere Zeichnungen und eine aus 369 Blatt bestehende Sammlung von Radirungen italienischer Meister des 16. bis 18. Jahrhunderts genannt. Die ägyptische Abtheilung hat von den durch das Berliner Orientcomité in Sendjirli (Nordsyrien) gemachten Funden wieder mehrere Stücke erworben und Ankäufe in Kairo gemacht, aus denen die Doppelstatue eines Ehepaares aus dem alten Reich, ein Fragment eines Grabreliefs aus der achtzehnten Dynastie, ein stilistisch interessanter Denkstein einer Familie priesterlicher Künstler aus Ptolemäischer Zeit, verschiedenartige Geräthe, dann eine Anzahl von Papyri hervorgehoben werden. Eine Kalksteinfigur aus dem mittleren Reiche und eine Reihe kleiner Alterthümer aus Gräbern des mittleren und neuen Reiches sind durch Geschenke in die Sammlung gekommen. — Das Museum für Völkerkunde hat durch Geschenke und Ankäufe Bereicherungen namentlich in der indischen, afrikanischen und amerikanischen Abtheilung erfahren. Die Sammlung der vorgeschichtlichen Alterthümer verzeichnet gleichfalls eine größere Zahl durch Geschenk und Kauf, zum Theil auch durch Ausgrabungen im Auftrage der Generalverwaltung erworbener Gegenstände vorwiegend aus den preußischen Provinzen. — Unter den Erwerbungen des Kunstgewerbemuseums sind französische Möbel des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, Porzellane aus Sèvres, Wien, Frankenthal, zwei Fayencevasen von Rouen und Moustiers. Sowohl die Sammlung wie die Bibliothek ist durch Geschenke bereichert. Eine Vermehrung um 28 Werke und 645 Einzelblätter hat die Ornamentstichsammlung durch eine Reihe von Ankäufen, namentlich aus der Sammlung des 1893 verstorbenen Architekten H. Destailleur, erfahren. — Die Nationalgalerie hat ein Pastellbildniß von Piglhein, die Marmorstatue der Königin Luise von Hundrieser, einen Bronzeguß der Gruppe „Fischer mit gerettetem Mädchen" von Brütt, von Handzeichnungen ein Portraitalbum von Sam. Diez und 188 Aquarelle und Zeichnungen von Ludwig Richter erworben, als Geschenk ein Oelbild „Marine" und eine Zeichnung von P. Wickenberg, zwei Aquarelle von F. Alt und H. Kaufmann, eine Zeichnung von A. v. Heyden, als Vermächtniß des Commercienraths Borchert zwei Marmorstatuetten, Bacchantin von Alb. Wolff und Schlangentödter von Gilt, erhalten.

* **Berlin.** Dr. med. Friedrich Fehleisen, Chirurg und Bakteriolog, seit 1883 Privatdocent an der hiesigen Universität, hat sein Lehramt niedergelegt und ist nach San Francisco in Californien ausgewandert.

* **Königsberg i. P.** Der ordentl. Professor Dr. Richard Garbe hat einen Ruf als Nachfolger des Sanskritisten Roth an die Universität Tübingen erhalten und angenommen. Er wird bereits zu Beginn des Wintersemesters nach Tübingen übersiedeln.

* **Prag.** Der bisherige ordentliche Professor an der Universität Innsbruck Dr. Ernst Lecher ist zum ordentlichen Professor der Physik an der deutschen Universität hierselbst ernannt worden.

* **Krakau.** Der außerordentliche Professor Dr. Leo Mathias Jakubowski ist zum ordentlichen Professor der Kinderheilkunde an der Universität ernannt worden.

St. **Venedig.** Gelegentlich der Neuordnung der Akademie der schönen Künste und des Archäologischen Museums hat Professor A. Venturi im Dogenpalast einige dankenswerthe Aenderungen vornehmen lassen. In dem prächtigen Gemach, in dem der Doge mit dem Scharlachmantel bekleidet wurde, das ein Kamin der Lombardi ziert und dessen Renaissancedecke Ant. Scarpagnino schuf, wurden einige alte Heiligthümer Venedigs zu einem sehr fesselnden Gesammtbilde vereinigt. Das köstliche Relief des Pietro Lombardo, Leonardo Loredano von Heiligen der Jungfrau empfohlen, blieb an seinem alten Platz über dem Eingang, aber die Wände schmückte man mit den drei berühmten Löwen von S. Marco, Kolossalgemälden der Jacobello de Fiore, Donato Veneziano und Vittore Carpaccio. Dazwischen wurden die Marmorbüsten des Francesco Foscari und des Andrea Vendramin aufgestellt, die erstere jenes berühmte Werk des Bartolomeo Bon, das einst die Porta della Carta schmückte. Einige andere Dogen-Portraits und alte Reliquien aus der Dogenzeit vollenden den Schmuck dieses Zimmers, das durch das Bronzecabinet an Interesse noch weit übertroffen wird. Hier wurde in langer Reihe an den Wänden die reiche Münz- und Medaillensammlung des Dogenpalastes aufgestellt und nach ihrem Stil in sehr origineller Weise in einzelne Gruppen geordnet. Von der mit gelbem Atlas belegten Wand heben sich die dunklen Bronzen prächtig ab, unter denen man vieles zum ersten Mal zu sehen glaubt, so viel vortheilhafter präsentirt es sich in der neuen Ausstellung. An der rechten Wand bildet Tullio Lombardo's Doppelportrait eines jungen Ehepaares, das so treu der Antike nachgebildet war, daß es bis dahin unter den Büsten der alten Römer und Griechen stand, den Mittelpunkt. Rechts und links hängen die Bronze-Arbeiten des Victor Gambello, die einst das Grabmal seines Bruders zierten, und daneben Bruchstücke aus einer Geburt Christi des Andrea Riccio. An der Wand gegenüber sieht man heute die Himmelfahrt und Krönung der Maria angebracht, die einst zum Schmuck des gewaltigen Dogengrabes der Barbarigo in der Carità diente, und daneben schildert Riccio in vier Bronzetafeln die Kreuzfindung. An ihn erinnert auch die Krönung Mariä, während die Himmelfahrt den Lombardi zugewiesen werden muß. Unter den Büsten, die an den Wänden und in der Mitte des Gemachs vertheilt sind, gibt es keine schönere, als das köstliche Bronzebild eines vornehmen Unbekannten, eines alten Mannes mit geistvollen Zügen; wie wir annehmen möchten, gleichfalls ein Werk des Pietro Lombardo. Zwei treffliche Bronzemedaillons schmücken die Fensterwand, eine Menge kleinerer Bronzewerke sind rings vertheilt und einige Copien nach der Antike vollenden den Schmuck dieses Raums, in dem wir nur noch ein sprechendes Selbstportrait des Alessandro Vittoria erwähnen müssen, das zwischen zwei Kolossalbüsten des Tiziano Aspetti seinen Platz gefunden hat. Die sinnvolle Vereinigung so vieler bis dahin fast unbekannter Kunstschätze wird dem alten Dogenpalast neue Anziehungskraft verleihen. Es scheint nur noch ein Wunsch der Erfüllung zu harren. Möchte man doch dem interessanten Fresco Tizians d. h. Christophorus, der so ungesehen über einer kleinen Seitentreppe sein Dasein vertrauert, bald einen würdigeren Platz anweisen!

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 26. September folgende Schriften eingegangen:

X. Y. Z.: Badische Wahlkreis-Arithmetik nebst einigem Nichtarithmetischen, das dazu gehört. Freiburg i. B., G. Ragoczy 1895. — Josef Popowski: Zur politischen Lage Europa's am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Mit einer Karte. Wien, Wilhelm Frick 1895. — Dr. Karl Pietschker jr.: Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris; Schlachtenbilder und biographische Silhouetten. Potsdam, R. Hachfeld 1896. — Alttestamentliche Perikopen. Homiletisches Handbuch für evangel. Geistliche, hggb. v. Lic. theol. Wilh. v. Langsdorff. Lfg. 1. Leipzig, Fr. Richter 1895. — Dr. Oscar Frhr. Lochner v. Hüttenbach: Die Jesuitenkirche zu Dillingen, ihre Geschichte und Beschreibung. Mit 19 Abbildungen. Stuttgart, Paul Neff 1895. — Brockhaus' Conversations-Lexikon. 14. Auflage. Bd. XV. Social—Türken. Leipzig &c., F. A. Brockhaus 1895. — Ungarische Revue, mit Unterstützung der Ungar. Akademie der Wissenschaften hggb. v. Prof. Dr. Karl Heinrich. XV. Jhgg. 1895, H. 5—7 (Mai—Juli). Budapest, Friedrich Kilian 1895. — Martin Greifs gesammelte Werke in 3 Bänden (1. Gedichte, 2. u. 3. Dramen). Lfg. 1. Leipzig, C. F. Amelang. — Studien von Adalbert Stifter; illustrirte Ausgabe in 3 Bänden (Abbildungen von Franz Hein u. Fr. Kallmorgen). Ebenda. — Immanuel Weitbrecht: Adalbert Stifter, ein Bild des Dichters. Ebenda 1887. — Hermine v. Preuschen: Via passionis; Lebenslieder. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1895. — Dr. Brauser: Dr. Eduard Graf † (Sep.-Abdr. a. d. Münch. Med. Wochenschr. 1895). — Quellwasser-Kalender für 1896; hggb. v. Otto Schultze. Leipzig, Georg Wigand. — Hendschels Telegraph. October u. November 1895; kleine Ausgabe. Frankfurt a. M., Expedition Hds. Tel.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Auf Goethe's Schweizer Wanderpfad im Jahre 1797.

Nebst Glossen über Fußreisen heutzutage und ehedem.

Von Dr. F. Arnold Mayer (Wien).

Zu den frühesten Vergnügungsreisen in die Schweiz gehört wohl die Goethe's vom Jahre 1775. Eine zweite, in Gemeinschaft mit dem Herzog unternommene Reise fällt in das Jahr 1779, die dritte und letzte, die nun bald ihr hundertjähriges Jubiläum feiert, in das Jahr 1797. Sie ist am ausführlichsten in Tagebuch- und Briefform in den Werken beschrieben und die bekannteste. Als ich mich heuer zu einer Schweizerreise entschlossen hatte, schien es mir überaus anziehend, Goethe's Wegen so weit als möglich zu folgen und nachzuprüfen, wie und was dieser einzige Mann mit seiner unvergleichlichen Schaukraft gesehen, nicht minder lehrreich auch, worüber er hinweggesehen, ferner zu vergleichen, ob und wie sich die Gegenstände seiner Beobachtung seither verändert.

In Zürich traf ich auf Goethe's Route. Es ist überflüssig, sich hier in die hohe See der „Goethe-Wissenschaft“ zu verlieren und etwa des näheren eine schon anderswo genugsam gegebene Darlegung der äußeren und inneren Bedingungen, unter denen Goethe seine dritte Schweizerreise antrat, wieder vorzutragen. Genug, Goethe brach am 30. Juli 1797 von Weimar auf und ging über Frankfurt, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart, Tübingen, Tuttlingen, Schaffhausen nach Zürich, wo er am 19. September anlangte. Die Reisenden — Goethe war von dem Maler Meyer begleitet — kehrten im „Schwert“ ein. Der Gasthof liegt am linken Limmat-Ufer, und vor hundert Jahren gewiß ersten Ranges, ist er aus dieser Stellung jetzt durch neuere Häuser verdrängt. Die „hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze“, unter denen Goethe den Morgen des 20. September zubrachte, sind ohne Zweifel der sogenannte „Lindenhof“, der als ältester Kern der Stadt gilt. Zürich machte im Jahre 1797, auch wohl zeitgenössischen Besuchern, natürlich nicht den großstädtischen Eindruck wie heute: was sich jetzt als besonderes Charakteristicum ergibt, konnte damals noch nicht so augenfällig sein — nämlich die Vereinigung eines blühenden, an allem modernen Comfort und Luxus reichen städtischen Wesens mit allen Reizen der Ländlichkeit, die der hügel- und bergumgebene große See ganz an die Stadt heranbringt. Am 21. September fuhr man Morgens von Zürich ab und gelangte Mittags nach Herrliberg am linken Ufer des Sees, Abends nach Stäfa, wo Goethe eine Woche blieb, um am 28. nach Richterschwyl überzusetzen. In Stäfa macht nicht leicht ein moderner Tourist überhaupt nur Station: nichts eigentlich Romantisches, einzelne Schneegipfel vielleicht nur ganz in der Ferne bei klarem Wetter erkennbar, überhaupt nichts, unsern auch von Naturschönheiten übersättigten Culturmenschen besonders zu reizen. Und doch, so viel ich vom Dampfschiff aus, das in Stäfa nicht anlegte, sehen konnte, ist Stäfa, an dem schönen, weiten See gelegen, noch heute ein Ort, „welcher von der schönsten und höchsten Cultur einen reizenden und idealen Begriff gibt. Die Gebäude stehen weit auseinander; Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen breiten sich zwischen ihnen aus, und so erstreckt sich der Ort wohl eine Stunde am See hin“; jetzt hat sich auch die specifisch neueste Cultur in den Fabrikschloten, die man von ferne erkennt, Wahrzeichen errichtet.

In $2\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir von Zürich aus Richterschwyl erreicht. „Richterschwyl hat eine sehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort steigen fruchtbare Höhen auf.... Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht.“ Ehedem hatte „Richterschwyl durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang“. Jetzt benützt wohl Niemand mehr, um nach Einsiedeln zu kommen, Goethe's Straße, die über Hütten führt, man fährt mit dem Dampfboot oder der Bahn über Richterschwyl weiter bis Wädenschwyl und von dort mit Bahn nach Schindeleggi, wo die Straße zunächst in der Richtung der Eisenbahn weiterläuft. Ich blieb denn auch ein ziemlich einsamer Fußgänger auf dem Wege nach Hütten. Diesen verfolgend, gewinnt man auf der Höhe „eine herrliche Aussicht“; ein Haus oben an einer Straßenkreuzung heißt denn auch „Zur schönen Aussicht“. „Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen ... doch auch noch schöne Kirschbäume“ (Obstbäume jetzt überhaupt auf dem ganzen Wege). „Rechter Hand liegt der (ziemlich kleine) Hüttner See.... Steht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Züricher See aus.“ Ich ging etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von Richterschwyl nach Hütten; so viel ungefähr auch Goethe und Meyer. Hütten hat ein freundliches Gasthaus, das „Hotel Kreuz“, darin eine Kneipp-Anstalt; ich nahm an einer sehr gemüthlichen Table d'hôte theil, keine Fremden sonst dabei, durchaus Gäste aus der Umgegend. Es wurde viel gelacht, leider nur konnte ich nicht mithalten, da mir das tiefe Alemannisch der Leute wie eine fremde Sprache war. Den Grenzstein zwischen Zürich und Schwyz, den dann Goethe auf dem Wege von Hütten ab fand und von dem er eine artige Anekdote erzählt, habe ich nicht bemerkt. „Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis, sowie nach den freien Aemtern die niederen Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.... Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall (wie Goethe mit glücklichem Ausdruck sagt), hinter dem die Sihl herfließt.“ Vor Schindeleggi kommt man „über die Sihl, über eine hölzerne Brücke“ (die noch sehr wohl die alte sein kann), „der reißende, steinige Sihlfluß bleibt links.... Man ist gleich in einer andern Welt ... auf kahlen Triften....“ Später überschreitet man die Biber; „starker Stieg“ auf der alten Straße, die ich, Goethe folgend, einschlug; „die Gegend bleibt sich ähnlich“, aber bei der Biber-Brücke hat man eine prächtige Ansicht der Schwyz-Glarner Schneeberge vor sich, ist man dann im Thal unten, so sieht man freilich nichts mehr davon. Außer

der alten Straße führt von der Biberbrücke noch eine neue, der Eisenbahn nach, bis Einsiedeln. Das Gasthaus „Zum Pfauen" in Einsiedeln gegenüber der Kirche ist noch immer, wie vor hundert Jahren, als Goethe dort logirte, der erste Gasthof. Einsiedeln sieht nicht so proper und reinlich aus, wie die meisten Orte der deutschen Schweiz; Ursache davon mag neben dem großen Wallfahrtsverkehr auch die zahlreiche Arbeiterbevölkerung sein, die vor allem von den weltberühmten Firmen Benziger beschäftigt wird. Am nächsten Morgen besuchte ich natürlich zuerst die Kirche, „deren Chor unsinnig verziert ist". „In der Bibliothek stehen schöne bunte Glasscheiben in Rahmen an den Fenstern herum." Das „Naturaliencabinet" ist jetzt nicht mehr zu sehen, da es sich bei den Studenten im Klostergymnasium befindet; aber „ein kleiner wilder Schweinskopf ... in Sandstein bei Utznach gefunden", ist noch vorhanden, wie mir P. Gabriel sagte; ich war nämlich glücklicher als Goethe, den herumzuführen der damalige „Bibliothekarius" verhindert war. Von Einsiedeln um 11 Uhr aufgebrochen, ging ich, immer auf Goethe's Weg, durch das Alpthal über den Haken nach Schwyz. Dieser Pfad ist jetzt natürlich auch vereinsamt, da wieder und auf anderer Straße die Bahn führt. „Das Alpthal erschien traurig, besonders weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höheren Alpen weidet. Wir sahen eine Schneidemühle ... eine Kirche und Wirthshaus scheinen sich daran krystallisirt zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebänden heißt selbst Alpthal." Nun gibt es noch ein schönes Schulhaus hier und ein zweites, wie es scheint, besseres Gasthaus „Zum Sternen"; Goethe spricht offenbar von dem mit der Mühle durch einen kleinen Zwischenbau verbundenen Wirthshaus „Zum Rößli", es ist auch das ältere, wie ich erfuhr. Hier ist alles noch recht einfach, Mittags gab es kein Fleisch, dafür in der Suppe Muscaten, die ich gern gemißt hätte. Bevor man dann die Höhe des Schwyzer Hakens erreicht, gelangt man zu einem „Capellchen" und „auf einen Ruheplatz", hierauf „noch ein starker Stieg". Oben war für die Reisenden von 1797 „alle Aussicht ... durch ... Nebel gehindert"; mir eröffnete sich plötzlich, obwohl die Luft nicht völlig klar war, der überraschendste Ausblick: Vierwaldstätter- und Lowerzer-See, dazwischen Pilatus, Rigi und die Berge, die den ersteren noch weiter umgeben. Bei ganz reinem Wetter sei es hier „heillos schön", meinte die Dirne in dem oben stehenden Bauernwirthshaus (Goethe: „wir kehrten in einem einzelnen Hause ein"). Ich sah das Mädchen am Webstuhl sitzen — in der ganzen von mir durchwanderten Gegend ist jetzt nämlich viel Seidenindustrie mit Zürich als Mittelpunkt — und fragte sie, wie viel sie wöchentlich verdiene. „Fünf Franken durchschnittlich", wobei sie von früh bis Abend, allerdings in Folge häuslicher Verpflichtungen nicht ununterbrochen, arbeitet. Der Weg hinunter nach Schwyz ist noch so schlecht wie zu Goethe's Zeiten, zuletzt „gepflastert, aber nicht unterhalten"; freilich ist unser bergsteigendes Zeitalter solche Pfade mehr gewöhnt. „Man ... findet einen bedeckten Ruheplatz." In diesem zweiten „Ruheplatz", der jenseit des Hakens liegt, fand ich unter den unzähligen den Wänden eingeschnittenen Initialen und Daten die Jahreszahlen 1780, 1796, 1803, 1816. Beide Ruheplätzchen sind also wohl noch die alten, und ein geduldiger Sucher würde vielleicht auch die Initialen Goethe's und Meyers entdecken.

In Schwyz kehrte ich im Gasthof „Zum Rößli" ein, einem alten Hause in gediegenem Stil; es liegt auf dem Hauptplatze gegenüber der Kirche und war wohl Goethe's Gasthof; ich fand einen alten, schönen Schrank aus dem 17. Jahrhundert. Gleich neben dem Gasthof liegt das Rathhaus, dessen Außenwände die Schwyzer zur 600jährigen Centennarfeier der Schweiz mit schönen Fresken haben bemalen lassen. Diese Malereien geben dem ganzen Platze ein eigenthümlich belebtes und heiteres Ansehen, aber das Architektonische des Gebäudes selbst, das nun wie ein Gemälde wirkt, geht verloren, und die farbige Decoration stimmt überhaupt nicht zu der Umgebung. Schwyz selbst liegt nicht unmittelbar an der Bahn, ist daher vom Fremdenstrom abseits und ruhig. Die „ernsten" Gipfel der beiden Mythen beherrschen den Ort, wie jeder mit Goethe sogleich findet. Auf der Wanderung nach Brunnen hinunter erwähnt dann Goethe Nußbäume: solche sah ich nur vereinzelt, wohl aber andere Obstbäume. In Brunnen schifften sich die Wanderer ein und fuhren über den Vierwaldstätter See nach Flüelen: sie hatten besseres Wetter als ich auf derselben Fahrt. Von Flüelen benützte ich die Gotthardbahn bis Göschenen und ging nun auf der Gotthardstraße nach Hospenthal. Goethe wanderte mit Meyer von Flüelen nach Altdorf, jetzt 2 km von der Bahn seitwärts gelegen, übernachtete daselbst, kam den andern Tag auf der Gotthardstraße bis Wasen und am dritten nach Hospenthal, wo er im „Goldenen Löwen" — heute gibt es bereits einen zweiten, gleich großen Gasthof neben diesem — blieb. Den Gegensatz des Urserner Thales, in dem Hospenthal liegt, zu den „Schöllenen" (so heißt die Gotthardstraße bis zum „Urner Loch", hinter dem sich das Urserner Thal öffnet) hatte auch ich Gelegenheit lebhaft zu empfinden; denn nachdem ich im trübsten Wetter bis zum „Urner Loch" angestiegen war, hatte ich beim Austritte „das Urserner Thal ganz heiter; die flache, grüne Wiese lag in der Sonne". Andermatt (vor Hospenthal), gegenwärtig eine Fremden- und Touristenstation ersten Ranges, hatte zu Goethe's Zeit offenbar gar keine Bedeutung; er erwähnt nur ganz flüchtig auf dem Rückwege „Ursern an der Matt", wo er in den „Drei Königen", jetzt ein Haus zweiten Ranges, zu Mittag speiste.

Am folgenden Tage gingen Goethe und sein Begleiter zum Hospiz hinauf; nun ist bekanntlich ein Hotel auf der Paßhöhe, das gegenüberliegende alte Hospiz eine Dependance desselben, die ganze Straße seit der Eröffnung der Bahn, die in einem Riesentunnel das Gotthardmassiv durchbohrt, etwas vereinsamt, der Postverkehr über den Gotthard, der zu Goethe's Zeiten in Gestalt eines Postboten eben erst beginnen sollte, eingestellt; anstatt des Pater Lorenz mit seiner Köchin waltet ein Hotelier mit seinen Kellnern. Vom Hospiz trennte sich mein Weg von dem Goethe's. Er wanderte nach Stäfa zurück, meine bescheidene Wenigkeit gelangte nach einigen eingeschobenen Excursionen wieder nach Zürich und von hier über Winterthur nach Schaffhausen; Goethe war von Schaffhausen, in umgekehrter Richtung, aber auf anderem Wege, direct über Jestetten, Rafz und Bülach nach Zürich gekommen. Den Rheinfall sah ich bei niederem Wasserstand; aber ich denke, er wird überhaupt jeden enttäuschen, dem solche Schauspiele nicht ganz fremd sind — er muß denn mit Goethe's Augen sehen, wofür ich den Leser auf die Beobachtungen und Gedanken verweise, zu denen diese Erscheinung dem Dichter Veranlassung gibt.

Eine ästhetische Würdigung dieser Reisebeschreibung hier zu versuchen, liegt mir ganz fern. Aber ich kann mir doch nicht versagen, ganz kurz den feinen Kunstverstand hervorzuheben, mit dem der Dichter schildert: oft nur mit Schlagworten, alles erscheint so unbeabsichtigt und unbewußt gegeben. Dieser Kunstverstand mußte natürlich schon die Beobachtungen, die den Schilderungen zu Grunde liegen, leiten. So beachte man, wie nicht bloß das Wesentliche an den Dingen, das immer Gleichbleibende ergriffen ist: auch das Zufällige ist weise verwerthet zur Colorirung und Belebung des Bildes. Z. B. die Schilderung der Teufelsbrücke — Goethe hat noch die alte, später dann kampfberühmte, überschritten: „Rechts ungeheure Wand, Sturz

des Wassers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandtheile der ungeheuren Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen; die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell u. s. w." Wesentliche und zufällige Merkmale und durch deren Vereinigung die höchste Anschaulichkeit.

Ich möchte aber einige Bemerkungen anderer Art anschließen. Was der großen Masse der Nachlebenden die eigentliche Schweizerreise ausmacht, die Eis- und Gletscherwelt und die sog. „Aussichtspunkte", also für die bequemen Reisenden heutzutage Stationen wie Interlaken und der Rigi, für den Alpensportsman die Hochgipfel, die er „macht", die Schutzhütten, in denen er nächtigt, die Joche, die er „traversirt", das existirt alles für Goethe auf der Höhe seiner Entwicklung [1]) gar nicht oder nur in verhältnißmäßig geringem Grade. Für ihn ist hier das Landschaftliche der Schweiz wesentlich erledigt (wenn man die Hauptpunkte nennt) mit: Zürcher-, Vierwaldstättersee und Gotthard. Freilich ist ja der Alpensport in der Weise, wie er heute auftritt, eine junge Erscheinung; aber man wird überhaupt in Goethe's Reiseaufzeichnungen charakteristisch finden, daß das Landschaftliche ganz allgemein nur als eine Eigenschaft der Objecte neben anderen Geltung erhält und daß Goethe reist mit der allgemeinen Tendenz, „Land und Leute" kennen zu lernen. Diesen Begriff „Land und Leute" ganz in dem weiten Goethe'schen Sinne zu nehmen, wäre allerdings wieder nur einem Reisenden von dem universalen Genie Goethe's möglich. Alle drei Reiche der Natur, nicht zuletzt der feste Grund, auf dem er wandelt und der neben ihm emporsteigt, kommen zu ihrem Rechte; auf volkswirthschaftliche und politische Verhältnisse, auf landwirthschaftliche Besonderheiten wird geachtet, nichts ist der „Andacht zum Unbedeutenden" zu gering, um in dem mit der leichtesten Hand entworfenen Gemälde seine Stelle zu finden: einmal werden „artige Thürschlösser" im Gasthofe angemerkt. Goethe's Reisejournal sollte aber nicht bloß das objectiv Geschaute für die Zukunft vergegenwärtigen, es will auch mit den Objecten die jeweiligen Gedanken und Empfindungen des Beobachters festhalten, mit einem Worte ein möglichst allseitiges Bild der vergangenen Situationen geben. Langsames Reisen, das Gedanken und Empfindungen ausleben läßt, war da natürlich erste Bedingung. Erörterungen über ästhetische Gegenstände, herrliche Gedichte, auf der Reise entstanden, können so in den Briefen erscheinen.

Schon der erwähnte Gesichtspunkt „Land und Leute", der vernünftigerweise der zuerst maßgebende auf Reisen sein sollte, verschwindet den Mitlebenden immer mehr, geschweige denn, daß zur Verarbeitung der Eindrücke entsprechende Zeit bliebe. Zunächst dominirt der landschaftliche Factor — und zwar mit Vorliebe immer in derselben, ganz bestimmten Eigenart — ausschließlich. Im übrigen kommt der große Troß der Reisenden schon durch die Art des Reisens, die von dem einen berühmten Berghotel zum anderen führt, mit gar keinen anderen Elementen als denen der überall identischen internationalen Gesellschaft zusammen; die ganze Entwicklung des modernen Verkehrslebens — 1797 erforderte ein Brief aus der Schweiz nach Thüringen und zurück mehr als zwei Wochen —, die hohe Vervollkommnung technischer Einrichtungen u. s. w. bewirken allerdings, daß man heutzutage erst aufsuchen müßte, was ehedem sich als einzige Möglichkeit darbot; aber der große Strom der Fremden weicht solchen Entdeckungen und Erfahrungen abseits von der Heerstraße und den damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Entsagungen überhaupt aus. Vollends die eigentlichen Bergsteiger beschränken ihren Verkehr und ihr Interesse, wie gesagt und bekannt, auf Spitze, Joche, Hütten, auf Führer und was dazu gehört. Die Ausschließlichkeit, mit der ein solches Interesse die Betheiligten gewöhnlich ergreift, gestaltet das Alpenvergnügen zum Sport. Ich stehe nicht an, diesen — auch gegen den Strom — als eine lächerliche, wohl auch schädliche Verirrung zu bezeichnen. Ohne Bedenken darf man für die Werthschätzung menschlicher Bestrebungen und Tendenzen einen Maßstab aus der Erwägung nehmen, wie sich ein Mann, der sein Leben so vollkommen harmonisch zu gestalten wußte, wie Goethe, dazu stellen würde; in dieser Hinsicht will ich die nähere Ausführung des Themas: „Goethe ein Alpinist?" der Phantasie des Lesers überlassen.

Es ist ja gewiß, daß das eigentlichste Hochgebirge, die Welt des Eises und des ewigen Schnees, ein Element ist, das mit gehört zu den landschaftlichen Reizen des Gebirges, also auch Berücksichtigung verdient bei einer Alpenreise — in Goethe's Reiseschilderung von 1797 fehlt es so gut wie ganz —; aber vergleichsweise ist das eben nur ein Factor neben zahlreichen anderen, und wie mir scheint, nicht der hervorragendste. Ich spreche nicht „wie der Blinde von der Farbe". Ich habe selbst eine ganze Anzahl von Gipfeln „gemacht", besteige noch immer gern ab und zu eine Spitze und glaube meinen Erfahrungen nach es mit dem Durchschnitt unsrer professionsmäßigen Bergsteiger zum mindesten aufnehmen zu können. Ich weiß ferner die unvergleichliche Erhabenheit der ruhigen Gletschereinsamkeit, besonders in klaren Sternnächten, sehr wohl zu würdigen: in der That läßt sich die Stimmung eines empfänglichen Wanderers nicht schildern, der sich da oben den Urthätigkeiten und Urprocessen der schöpferischen Naturkräfte, Urperioden, aus denen die ganze Gletscherwelt gleichsam nur ein Residuum ist, nahegerückt fühlt. Wie mit einem Male bricht auf ihn die „gestaltlose Großheit" der Natur, um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen, furchtbar herein! Das alles weiß und fühle ich ebenso wie ein anderer: aber dennoch muß ich, wie bemerkt, den eigentlichen Alpensport als eine Modethorheit betrachten, welche die dem Culturmenschen so nothwendige Erholung zur Arbeit macht, und es ist für mich kein Zweifel, daß eine Zeit kommen wird, da die Hochgipfel und Gletscher vornehmlich wieder nur zu wissenschaftlichen Zwecken werden besucht werden.

[1]) Eine gewisse Modification erforderte diese Betrachtung für die Reisebriefe von 1779, was hier nicht näher erörtert werden kann.

Allgemeine Gesangschule von August Iffert.

Von Max Zenger.

II.

Mehr Gewicht legt Iffert auf die Beobachtung der Regeln der Akustik, deren für Sänger und Gesanglehrer wissenswertheste er in einer Reihe von Citaten aus Tyndall, Helmholtz und Roßbach wiedergibt. Doch auch von dieser Wissenschaft erwartet er keine unmittelbare Nutzanwendung auf die Gesangspraxis, sondern meint nur, daß „ihre Kenntniß namentlich dem reiferen Künstler bei dem Studium des Tones nach ästhetischer Seite eine nicht zu unterschätzende Unterlage gebe". Ich habe hier einen größeren Glauben. Schon die einzige Lehre Roßbachs, daß die Schwingungen, welche bei dem zwischen den Stimmbändern erzeugten Klang (den noch keines Menschen Ohr vernommen) entstehen, „nicht von denen isolirt werden können, welche in der Luftröhre und in den Ansatzhöhlen, durch sie veranlaßt, sich neu bilden und sich mit ihnen vermählen", scheint mir der Tonbildung eine ganz neue und zwar festere Basis zu geben. Denn wenn der für uns unhörbare Klang der angehauchten Stimmbänder erst, wie es thatsächlich der Fall ist, durch die Resonanz in Luftröhre und Mundhöhle, ungeheuer ver-

größert, zum Tone wird, dann versteht es sich ganz von selbst, daß wir die Resonanz durch Richtigstellen des gesammten Gesangsorganismus behutsam zu leiten haben. Dabei wird uns ein bischen akustisches Bewußtsein wohl dienlich sein. Ein anderer Fall: Da für die Schwingungen der Stimmbänder dieselben Gesetze wie für die der Saiten gelten, also je länger und dicker das Stimmband, desto tiefer der Ton sein muß u. s. w., so hätte Merkel, wenn er bei seinen Untersuchungen nicht die wesentliche Einwirkung der akustischen Gesetze ignorirt hätte, nicht zu der Wahnvorstellung gelangen können, daß man allenfalls ein von der Natur geformtes Tenorstimmband zu einem Baßstimmband „nach Belieben erziehen“ könne.

Aus den folgenden Capiteln, welche manche theils neue, theils noch nicht in so treffender und verständlicher Weise ausgesprochene Gesichtspunkte für Tonbildung, Athmung, Halsmuskelthätigkeit 2c. enthalten, möchte ich, um mir nicht den Vorwurf zuzuziehen, als wollte ich das ganze Buch plagiiren, noch zwei mir besonders sympathische, das über die Stimmregister und das über das Solfeggiren, hervorheben. Im ersteren bringt der Verfasser eine Unterweisung für die Behandlung der weiblichen Stimmregister, wie ich sie auf Grund vieljähriger Wahrnehmung, im Widerspruch fast mit der ganzen mich umgebenden Gesangswelt, meinen Schülerinnen zu predigen nicht ermüde. Es handelt sich um das Festhalten der von der Natur gegebenen Grenzen der drei Register, des Brust-, Mittel- und Kopfregisters. Iffert sagt: „Sowohl für die Sopran- als auch für die Altstimme kann man als obere Grenze der Bruststimme $\bar{d}$, $\bar{es}$, $\bar{e}$ annehmen, und als obere Grenze der Mittelstimme $\bar{\bar{e}}$, $\bar{\bar{f}}$. Im piano verlegen sich die Grenzen noch etwas tiefer; namentlich im Beginn der Studien thut man gut, dieselben möglichst tief anzunehmen.“ Vortrefflich! Man sollte nicht glauben, daß dies auszusprechen nöthig ist oder gar der Vertheidigung bedarf. Aber der Nachahmungssinn, mit dem der Deutsche nun einmal mehr als nöthig ausgestattet ist, hat es zu Stande gebracht, daß man in Deutschland pflichtschuldig zur Norm erhob, was in Italien, noch mehr aber in Frankreich geirrt und gefrevelt wurde. „Das Schlimmste, was über diesen Punkt geschrieben worden ist, finden wir in der am Conservatorium in Paris gebrauchten Schule von Andrade. Dieser läßt die Altstimme bis $\bar{\bar{d}}$ mit Bruststimme gehen und das darüberliegende $\bar{\bar{e}}$, $\bar{\bar{f}}$ sofort mit Kopfstimme nehmen; und der Sopran soll noch auf dem $\bar{a}$ Bruststimmübungen machen. Andrade schreibt: „„Da die Region der Brusttöne klangvoller ist als die Mitteltöne, so suche man jene möglichst zu erweitern; die Mitteltöne sind schwächer als die scharfen (?!) Kopftöne.““ Mit diesem Satze kennzeichnet der Autor selbst die trostlosen Resultate seiner Theorie; solche Lehren geben, heißt die Natur vollständig auf den Kopf stellen.“ Schon Garcia konnte mir mit seinem Heraufziehen der Brusttöne bis $\bar{\bar{g}}$ niemals imponiren. Ich hatte die Wirkung dieses von seiten eines gebildeten Sängers unbegreiflichen Verfahrens zum erstenmal als Junge von 17 Jahren an zwei Almerinnen auf der hohen Salve (als noch kein Hotel oben stand) wahrgenommen und seit der Zeit zu meinem Entsetzen an berühmten, meistens nicht deutschen, Primadonnen, wahrscheinlich lauter Garcianerinnen, wiedergefunden. Es ist dies jenes Ueberschlagen der Stimme, jener häßliche plötzliche Ruck von einem überangestrengten, blökenden Alttone zu einem ganz kernlosen, impotenten Mitteltone, eine Erscheinung, welche, wiewohl sie fast zu einem Charakterismus des gegenwärtigen Gesanges in allen Landen geworden ist, den ästhetischen und gefühlvollen Hörer verletzt, weil sie zu aller Unschönheit auch unweiblich ist. Es gibt nichts süßeres in der Welt als gerade die noch von keinem Gesanglehrer verdorbenen, ich möchte gleichnißweise sagen, jungfräulichen tiefen Mitteltöne (von $\bar{d}$ bis $\bar{\bar{fis}}$) unsrer deutschen Mädchen und Frauen. Ja, das Ewigweibliche zieht uns hinan — beim glücklichen Genuß dieser goldenen Töne! Aber sie können ganz leblos gemacht, ja schließlich ausgerottet werden, indem man sie bei übermäßigem Heraufziehen der Brusttöne außer Uebung und Gebrauch setzt. Die nächste Folge dieser beklagenswerthen Einbuße ist eben jener gewaltsame, meist auch lächerliche Ruck in dem Moment, wo die Bruststimme doch nicht mehr höher steigen kann, wenn nicht die Maschine reißen soll. Iffert citirt für diesen Punkt noch eine Stimme, welche „im Heimathlande der Irrlehre selbst sich gegen dieselbe geißelnd erhebt.“ Delprat schreibt: „Durch das Hinauftreiben der Bruststimme verlieren schlechtberathene Frauen die kostbarsten Eigenschaften der Stimme, das feine Gefühl des Tones, die Frische, die Ausdrucksfähigkeit und den Reiz des p; die Stimmen werden trocken, hart, spröde, unangenehm und unrein und sprechen schwer an. . . . Die Muskeln werden erschöpft und oft tritt ein unverbesserliches Tremoliren ein. Viele Stimmen gehen dadurch für immer verloren.“

Indem ich den fast ebenso wichtigen Passus, die Männerstimmen betreffend, leider übergehen muß, soll hier nur noch ein Wort über das mir sehr wichtig erscheinende Capitel vom Solfeggiren Platz finden. Mit unglaublicher Gedankenlosigkeit wird das Solfeggiren heutzutage noch immer und fast ausnahmslos mittelst der sogenannten Solmisation, der Silben do, re, mi, fa, sol, la, si bewerkstelligt. Dieselben entsprechen heutzutage bekanntlich den Noten c, d, e, f, g, a, h in respectiver Reihenfolge. Sie sind ein historisches Ueberbleibsel aus dem 12. und frühesten 13. Jahrhundert, das seine ursprüngliche Bedeutung völlig verloren und darum jetzt gar keinen Sinn mehr hat. Die Schule des Mönches Guido von Arezzo (nicht er selbst, wie Iffert noch irrthümlich angibt) hat nämlich das griechische (dorische) Tetrachord, welches auf der ersten Stufe einen Halbton hatte, durch Hinzufügen zweier Ganztöne von unten her zu einem Hexachord erweitert, das unsrer Tonreihe von c bis a entspricht. Die zu diesen Tönen gewählten sechs Silben, deren erste bekanntlich ut hieß und erst später wegen ihrer Härte in do umgewandelt wurde, sind die Anfangssilben der Verse eines Hymnus, welchen Paulus Diaconus auf den heiligen Johannes gedichtet hat: Ut queant laxis Resonare fibris Mira gestorum Famuli tuorum, Solve polluti Labii reatum; zu deutsch ungefähr: damit die Schüler die Wunder deiner Thaten auch mit schlaffen Stimmbändern singen können, nimm die Schuld von ihren sündhaften Lippen — also ein frommes Mittel wider die Heiserkeit. Die siebente, dem h entsprechende Silbe si, welche man als S. J. (Sancte Johannes) deutete, konnte erst später hinzukommen, als nämlich die Bedeutung des Hexachords, einer Consequenz des griechischen Tonsystems, von dem sich die mittelalterlichen Mönche nicht losmachen konnten, bereits wackelig geworden war — Italiener, Franzosen und Deutsche sollen sich um die Ehre dieser Errungenschaft gerauft haben. Nun hat dem oben Gesagten entsprechend das Aretinische Hexachord die Fortschreitung eines halben Tones in der Mitte, das Hexachord c—a auf e͡f, mi͡fa. Wie aber dieses Tonverhältniß auch in den Hexachorden f—d (mit dem Halbtonfortschritt a͡b) und g—e (mit h͡c) das gleiche ist, so war auch die Silbenreihe do re mi fa sol la nicht auf c d e f g a fixirt, sondern wurde auch auf die beiden andern Hexachorde übertragen, so daß also das mifa ebenso gut ab und hc wie ef bedeuten, die Note c einmal do, dann sol, dann fa heißen konnte. Man sieht daraus, daß unsre „Solmisation“, wo do stabil c, re stabil d 2c. bedeutet, eine historische Lüge ist. Das wäre kein so großes

Uebel, wenn diese Notenbenennung musikalisch oder gesanglich nutzbringend wäre. Musikalisch ist sie es nun einmal durchaus nicht; sie richtet sogar in unsrer nicht gerade hervorragend musikalischen Zeit bei der Jugend große Verwirrung an und ist das geeignetste Mittel, den Dilettantismus in üppigster Blüthe zu erhalten, darum bei Gesanglehrerinnen so beliebt. Die Rechnung ist einfach: Jeder Stufe des Liniensystems kommen (von den bb und ## nicht zu reden) drei Bedeutungen zu, die ursprüngliche, die Vertiefung und die Erhöhung um einen halben Ton, z. B. ces, c und cis. Man kann sich denken, welch feines Gefühl für Intervallen-Unterschiede herangezogen wird, da für alle drei die einzige Silbe do ausreichen muß. In gesanglicher Richtung nennt es Iffert mit Recht „einen bedeutenden Nachtheil, wenn der Schüler daran gewöhnt wird, den Ton c (nach Obigem freilich auch noch ces und cis, also eine Gruppe von drei Halbtönen) immer mit dem Vocal o und diesen mit dem einleitenden Consonanten d, den Ton d immer mit dem Vocal e und dem vorhergehenden r u. s. w. zu singen." Dann enthalten die Aretinischen Silben, nachdem das ut in do verwandelt wurde, kein u, das seiner Schwäche wegen gerade die meiste und sorgfältigste Uebung brauchte. Was endlich die für die Tonbildung sehr wichtige Einführung der Vocale durch voranstehende Consonanten betrifft, so hält Iffert nicht mit Unrecht f, w, s, m und n für die besteinführenden, den Vocal an die rechte Stelle leitenden Consonanten und schlägt, da er die Umlauter ä, ö und ü ihres häufigen Vorkommens wegen für gleich wichtig wie die fünf reinen Vocale hält, für den Gebrauch beim Solfeggiren folgende Silben vor:

fi, fe, fa, fo, fu, fä, fö, fü;
wi, we, wa, wo, wu, wä, wö, wü;
si, se, sa, so, su, sä, sö, sü;
mi, me, ma, mo, mu, mä, mö, mü;
ni, ne, na, no, nu, nä, nö, nü.

Wie die Beispiele im zweiten, praktischen Theile zeigen, denkt sich der Verfasser die Unterlage dieser Silben nicht ausnahmlos syllabisch, so daß auf jede Note eine Silbe gesungen wird, sondern er verbindet, Cantilene und colorirten Gesang vorbereitend, oft auch kleine Tongruppen, Figuren mit einer Silbe. Ein solches Unterlegen der neuen Silben wird von seiten der Gesanglehrer einigen Geschmack erfordern und ihnen einige Mühe kosten. Ich bin aber überzeugt, daß sich diese Mühe sicher lohnen wird. Die auf diese Weise angestrebte Vocalisation und Consonantenaussprache wird die Tonbildung fördern, es wird, worauf der Verfasser es besonders abgesehen hat, ein loser, lockerer Gesang erzielt werden, vor allem wird die widerspenstige Zunge dadurch, daß sie zur Hervorbringung der gewählten Consonanten ihre Spitze immer wieder nach vorn kehren muß, auf unmerkliche Weise leichter gebändigt, bälder in die zur Leitung des Tones ebendahin nöthige Lage gebracht werden, als es bisher Löffelstiel, Malspachtel und andere drastische Mittel bewerkstelligt haben.

Wie gesagt, konnte ich in dieser Besprechung, die schon manchem zu lang dünken mag, nur einzelne hervortretende Momente, die mich beim Lesen des Buches besonders anmutheten, mir besonders wichtig schienen, berühren — bezüglich des praktischen Theiles bleibt mir ohnedies nur übrig zu sagen, daß ich ihn vorzüglich finde. Wenn es mir in diesen Zeilen gelungen ist, das Interesse für die ausgezeichnete, aus Kenntniß und Fleiß entstandene Arbeit in weiteren Kreisen wachzurufen, so habe ich meinen Zweck erreicht.

Max Zenger.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber einen für die Kunst und die Heilkunde gleich interessanten Fund berichtet. Prof. Roth in Basel im neuesten Heft des Virchow'schen „Archivs". Es handelt sich um die Holzstöcke der Vesal'schen Figuren. Roth, der sich die Erforschung des Lebens und Schaffens des großen Anatomen Andreas Vesalius zur besonderen Aufgabe gemacht hat, stellte lange Zeit vergeblich Nachforschungen nach dem Verbleib der Holzstöcke der Vesal'schen Figuren an. Die Holzstöcke wurden zuerst 1543 zur Herstellung der Originalausgabe der „Fabrica" und „Epitome" und 1555 der „Fabrica" Vesals benutzt. Nach dessen Tode wurden sie von seinen Erben Felix Platter zum Kauf angeboten. Dann hörte man lange Zeit von ihnen nichts. Durch ein „sonderbares Glück-Geschick", wie berichtet wird, gelangte der Buchdrucker Andreas Maschenbauer in Augsburg in ihren Besitz. Er druckte 1706 für Künstler und 1723 für Künstler und Aerzte eine Anzahl davon ab. Dann ging die Kenntniß von den Stöcken abermals verloren. Sie lagen in Augsburg unbeachtet, bis durch ein „glückliches Ungefähr" sie der bayerische Protomedicus Wolter entdeckte. Dieser brachte sie an sich und veranstaltete einen Neudruck. Den Text zu diesem besorgte der Ingolstadter Anatomie-Professor H. P. Leveling. Seine Ausgabe datirt von 1781—1783. Seither waren die Holzstöcke verschollen, bis sie 1893 in der Münchener Universitätsbibliothek aufgefunden wurden. Der Director dieser, Dr. Schnorr v. Carolsfeld, der den Fund machte, überließ sie Roth zur Bearbeitung. Roth und Schnorr nehmen an, daß die Holzstöcke aus Levelings Nachlaß an die Bibliothek zu Ingolstadt kamen und von dort mit der Universität nach Landshut und später nach München wanderten. Vollzählig sind die Stöcke nicht mehr; vorhanden sind insgesammt noch 159. Der größte Theil ist frei von Wurmfraß und zeigt wohl erhaltene Sculptur.

* **Dresden**, 26. Sept. XVII. Internationaler Congreß zum Schutz des geistigen Eigenthums an Schrift- und Kunstwerken. — Sitzung vom 24. Sept. früh. Am Präsidententische hatten noch Platz genommen die HH. Oppert und Baron v. Locella. Zur Debatte standen die erwähnten Anträge bezüglich Schaffung eines allgemeinen bibliographischen Verzeichnisses. Die Berathung wurde eröffnet durch den Hauptgegner Hrn. Grand-Carteret. Derselbe vermißte in den Vorschlägen z. B. die Ikonographie; er begründete dann in außerordentlicher klarer Weise, weßhalb er für unsre Zeit Lermina's Anträge für unnöthig und für undurchführbar halte, einmal mit Rücksicht auf die Masse des zu bewältigenden Materials, sodann wegen der Kosten. Hr. Jules Oppert suchte in lebendiger Rede Grand-Carterets Einwendungen zu entkräften und wünschte dem Congreß den Ruhm, zu diesem wichtigen Werk den Grund gelegt zu haben. Hr. Layus wies auf die Beziehungen hin, die zwischen den Anträgen Lermina's und dem Berner Fragebogen bestehen, und wandte sich gegen die facultative Eintragung, ebenso gegen die Pflichtexemplare (dépôt légal). Hr. Lermina erwiderte hierauf, es handle sich nicht um die Pflichtexemplare, dagegen könne das Dépôt légal national Grundlage sein für das allgemeine bibliographische Verzeichniß. Hiemit dürfe man jedoch das Urheberrecht nicht verquicken. Schließlich wies er darauf hin, daß Verleger und Schriftsteller nicht getrennt, sondern vereint marschirten. An der Hand eines interessanten, auf der Decimaleintheilung beruhenden Zahlenwerkes führte Hr. Lafontaine vor, wie er sich die Ausführung des erstrebten Verzeichnisses denke. Er rief dann jeden wissenschaftlichen Arbeiter zur Mitwirkung auf; denn nicht durch den Staat und wissenschaftliche Gesellschaften allein sei der Verwirklichung des Zieles näher zu kommen. Hiegegen wendete sich Hr. Jahyer damit, daß selbst durch vereinte Thätigkeit bei den hohen Kosten, bei der Verschiedenheit der Mitarbeiter und ihres Eifers ein solches Verzeichniß nicht zu erreichen sei. Hr. Schweichel hielt die Idee nach den Andeutungen Lafontaine's für ausführbar, und erinnernd an das englische Wort „wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg", bat er, jedenfalls im Princip zuzustimmen und die Ausführung einem Comité zu überlassen. Nachdem Prof. Dr. Schuster (Prag) sich ebenfalls im Princip für die Anträge erklärt, bekämpfte noch Hr. Mettetal die Einwendungen des Hrn. Grand-Carteret, indem er fragte, warum nicht in Bern ausgeführt werden könne, was für Belgien möglich gewesen. Hr. v. Hase warnte, die Anträge so anzunehmen, wie sie vorliegen. Das Comité zu Bern könne nicht ausführen, wozu die wissenschaftlichen Kräfte aller Länder gehörten; der Congreß könne nur eine kräftige Anregung geben. Er schlug zu Punkt 3

den Zusatz vor: „die Bibliographie zu beschränken auf neu erscheinende Werke", und einen neuen Punkt 4: Schaffung eines Planes zur Ausführung. Hr. Bielefeld fand Lafontaine's Zahlenwerk nicht so einfach, wünschte Verwirklichung mehr auf dem schon früher angedeuteten Wege der Heranziehung einzelner Körperschaften und Kräfte und wollte endlich Bern nur als Correspondenzbureau benutzt wissen. Hr. Otlet lud die Association zur Mitarbeit an dem Brüsseler nächstjährigen bibliographischen Congreß ein. Vom Standpunkte vielfach gemachter Erfahrung aus warnte Hr. Mühlbrecht vor Annahme der Anträge. Hr. Ricordi schloß sich im ganzen den Ausführungen Schweichels an, während Hr. Maillard noch einmal Lermina's Anträge in allen ihren Theilen zur Annahme empfahl. Im Princip wünschte auch Hr. Dumercy Annahme der Anträge, wollte aber die Entscheidung dem nächsten Congreß zuweisen. Noch einmal bekämpfte Hr. Grand-Carteret, sich stützend auf die Autorität Mühlbrechts und das absprechende Urtheil der größten Verleger Deutschlands, die Ausführung der Ideen Lermina's. Ihm gegenüber erklärte Zech-Dubiez im Namen der von ihm vertretenen Körperschaft, wie des Unterrichtsministeriums in Belgien, daß dort die Ausführung der Lermina'schen Ideen für möglich gehalten würde. Nachdem noch Hr. Eisenmann im Sinne Grand-Carterets gesprochen, erhielt Hr. Lermina das Schlußwort. Hr. Ollendorf (Paris) suchte materiell noch in die Frage einzugreifen, doch ging die Versammlung zur Abstimmung über. Punkt 1 des Antrags Lermina wurde mit 48 gegen 17 Stimmen angenommen. Damit ist die Frage principiell entschieden. Weiter wurde das Amendement Dumercy-Schweichel: „Der Congreß verweist die Untersuchung der Frage, in welcher Weise der soeben angenommene Antrag auszuführen sei, an den nächsten Congreß" mit 40 gegen 25 Stimmen angenommen. —

In der Nachmittagssitzung berichtete Hr. Röthlisberger zugleich im Namen seines Mitarbeiters, Rechtsanwalt Dr. Schmidt (Leipzig), über die gemeinsam verfaßte, gründliche Abhandlung: „Die Abweichungen der Gesetze in den Verbandsstaaten von den Bestimmungen der Berner Uebereinkunft", und faßte seinen Vortrag kurz dahin zusammen: Der Schutz der keinem Verbandslande angehörenden Urheber sollte direct ihrer Person zukommen und einzig von der Veröffentlichung ihrer Werke in einem der Verbandsstaaten abhängig gemacht werden. Folgende Materien sind zur Vereinheitlichung geeignet: Schutz der mündlichen Geisteswerke (Vorträge), der nachgelassenen, der anonymen und pseudonymen Werke, der Werke der Baukunst und der Photographien. Die Freiheit der Wiedergabe von Musikstücken auf mechanischen Instrumenten ist in beschränkendem Sinne auszulegen. Auch die Befugniß freier Wiedergabe von Kunstwerken sollte so eingeschränkt werden, daß der Künstler wirksamer geschützt wird. Das Uebersetzungsrecht kann ausgedehnt werden, ohne daß hinsichtlich der Bestimmungen der Landesgrenze große Hindernisse zu gewärtigen sind. Die Feuilletonromane sollten ausdrücklich als Werke der Literatur erklärt und daher von der den Zeitungsartikeln auferlegten besonderen Verpflichtung zur Wahrung des Reproductionsrechtes ausgenommen, ferner im internationalen Verkehr die Verpflichtung zur Quellenangabe überall sanctionirt werden. In Bezug auf die dramatischen, dramatisch-musikalischen und musikalischen Werke muß unbedingt das Aufführungsrecht vom Recht der Wiedergabe genau geschieden werden; auch ist es wünschenswerth, den Vorbehalt der Untersagung der öffentlichen Aufführung musikalischer Werke fallen zu lassen. Die auf die Adaptation bezügliche Bestimmung ist im Sinne des Verbots der Dramatisation zu vervollständigen. Endlich könnte der Grundsatz der rückwirkenden Kraft der Berner Uebereinkunft ohne Nachtheil nunmehr voll und ganz durchgeführt werden.

Im Anschluß hieran und an der Hand eines gleichfalls umfassenden Berichts gab Hr. Maillard in lebendiger Rede die Principien kund, „die einer einheitlichen Urheberrechts-Gesetzgebung der Staaten der Berner Union als Grundlage dienen könnten". Er findet sie in folgenden Punkten. Die Natur des Urheberrechts: Der Autor eines literarischen oder künstlerischen Werkes hat das ausschließliche Recht, es zum Zwecke der Veröffentlichung zu vervielfältigen oder in beliebiger Weise und Form wiederzugeben. — Gegenstand des Urheberrechts: Bei der Beurtheilung, ob ein Werk Gegenstand des Urheberrechts ist, kommt sein geistiger Werth nicht in Betracht. Als Geisteswerke sind jedenfalls zu betrachten: Schriftwerke, Vorträge, dramatische, musikalische, choreographische und graphische oder plastische Kunstwerke, letztere einschließlich der architektonischen und photographischen Werke. Bei der Beurtheilung des Geisteswerkes sind außerdem weder sein Gebrauchszweck noch seine Bestimmung in Betracht zu ziehen. — Die Dauer des Rechtes: Das Urheberrecht besteht während der Lebenszeit des Autors und 50 Jahre nach seinem Tode zu Gunsten seiner Erben oder Rechtsnachfolger. — Inhalt des Urheberrechts: Jede ganze oder theilweise ohne Zustimmung des Autors vorgenommene Wiedergabe eines Werkes ist civil- und strafrechtlich zu verfolgen. Unter Wiedergabe ist zu verstehen außer der eigentlichen Vervielfältigung die Uebersetzung und die öffentliche Aufführung. Ebenso sind unzulässig die Arten der Wiedergabe, welche Abkürzungen, Zusätze oder Bearbeitungen enthalten, und mittelbare Utilisationen, die verschiedenartig bezeichnet werden, wie Adaptation, Dramatisirung, musikalische Arrangements, Nachbildung in anderer Kunstform u. s. w. Das wörtliche Citat ist nur gestattet, wenn es einem Zweck der Kritik, der Polemik oder der Belehrung dient und nur unter der Bedingung der ausdrücklichen Angabe des Autors und der benützten Quelle. Die Wiedergabe eines literarischen Werkes in einer Chrestomathie, Anthologie oder in einer Sammlung ausgewählter Stücke ist von der vorherigen Zustimmung des Autors oder seiner Rechtsnachfolger abhängig zu machen. Da alle Werke gleichmäßig zu schützen sind, so sind auch keine besonderen Formvorschriften für musikalische Werke angebracht. Die in Zeitungen oder periodischen Zeitschriften erschienenen Schriftwerke sind auch ohne Bemerkung oder Vorbehalt des Autors wie alle anderen Geisteswerke zu schützen. — Die Uebertragung des Urheberrechts: Das Recht der Wiedergabe ist unabhängig von dem Eigenthum an dem körperlichen Gegenstand (Manuscript, — Kunstgegenstand). Die Rechtsübertragung am körperlichen Gegenstande schließt daher an sich die Uebertragung des Rechts der Wiedergabe nicht ein, und umgekehrt. Die Uebertragung der dem Autor zustehenden Rechte (Recht der Veröffentlichung durch Druck, der Aufführung, der Uebersetzung &c.) ist immer einschränkend auszulegen. Der Autor, der sein Recht der Wiedergabe einem anderen übertragen hat, behält, soweit er auf seine Autoreigenschaft nicht verzichtet, das Recht, den Nachdruck zu verfolgen, die Wiedergabe seines Werkes zu überwachen und sich allen Verstümmelungen und Veränderungen, die ohne seine Einwilligung vorgenommen werden, zu widersetzen.

Hr. Torp (Kopenhagen) glaubte, weil sein Staat noch nicht der Convention zugehöre, darauf hinweisen zu dürfen, daß das Uebermaß dessen, was gefordert wurde, die nordischen Länder vielleicht abhalten könnte von einem Anschlusse an die Convention, was Hr. Maillard sofort zu entkräften suchte. Hr. Souchon wünschte die Ansicht seiner deutschen Collegen bezüglich des Vorbehalts (mention de réserve) zu kennen. Seinerseits erbat er von dem Congreß die Aufhebung dieses Vorbehalts, um die Componisten und Musikverleger nicht schlechter zu stellen, als andere Verleger und Schriftsteller. Die Frage selbst sei vom französischen Minister des öffentlichen Unterrichts auf die Tagesordnung des Pariser diplomatischen Congresses gesetzt. Hierauf erwiderte von deutscher Seite Hr. v. Hase. Er sprach sich gegen den Vorbehalt aus, hatte sich auch in diesem Sinne als Sachverständiger im Bundesrathe geäußert. Dagegen sprach Redner im Princip für das vollständige Schutzrecht musikalischer Werke, hielt jedoch dafür, daß jedes Land selbst die Grenzen bestimme, inwieweit dieses Recht Platz greife. —

Sitzung vom 25. Sept. Die gestern abgebrochene Debatte eröffnete Prof. Schuster (Prag), der, hinweisend auf die gründliche Kenntniß v. Hase's auf dem Gebiete des Verlags musikalischer Werke, noch die besonderen Verhältnisse, die bei diesem Verlage obwalten, klarlegte, aber den Schutz seiner Regierung nicht in Aussicht stellen zu können glaubte. Hr. Bock (Leipzig) führte in einer durch vielfachen Beifall unterbrochenen Rede die Gründe an, weßhalb auch er für den Fortfall der „Vorbehaltungsclausel" bei musikalischen Werken sei; sein Hauptgrund wäre, daß alsdann den deutschen Componisten eine besondere Einnahme für ihre Werke erwachsen würde. Hr. Krantz sprach ebenfalls für den Fortfall der Clausel; man würde sich an die kleinen, Niemand drückenden Abgaben gewöhnen, die jetzt schon vereinzelt gezahlt würden. Den Autoren aber würde der Fortfall der Clausel eine wohlverdiente Rente gewähren. Mit einem Appell an den Congreß, das Urheberrecht im Sinne unsrer Zeit nach der internationalen Seite hin auszubauen, schloß Redner. Hr. Wolff (Berlin) stellte sich persönlich für seine musikalischen Unternehmungen auf die Seite des Collegen Bock; er hoffe dies auch von anderen Collegen. Im Namen der italienischen Musikverleger verwahrte sich Hr. Ricordi zunächst dagegen, daß für musikalisch-dramatische Werke ein

anderes Recht gelten sollte. Im Gegensatz zu Hrn. Treves (Mailand) sprach er sich für den allgemeinen Schutz der Uebersetzungen aus. Oberregierungsrath v. Seidlitz dankte Hrn. Maillard für seine lichtvolle Arbeit, die zugleich das praktisch Erreichbare erstrebe. Er machte darauf aufmerksam, daß Hr. Maillard nur fünfzig Jahre Schutz nach dem Tode eines Urhebers festsetze, während der erste der 18 Wünsche des diesjährigen Gesammtberichtes von 80 Jahren spreche. Redner sprach dann im besonderen über Photographie und die Werke der Architektur, die in Deutschland nicht geschützt seien. Man müßte Unterschiede machen zu gunsten künstlerischer Architekturwerke. Zu dem letzten Punkte verlas der Präsident einen Brief von Mothes (Leipzig). Der Delegirte deutscher Photographenvereine, Prof. Dr. Bruno Meyer, bekundete als Wunsch dieser Vereinigung, es möge kein Unterschied gemacht werden zwischen den Werken der Photographie und anderen geistigen Erzeugnissen. Der Congreß möge sich das nächste Mal mit den Details dieser Fragen beschäftigen. Hr. Ferrari erbat Auskunft, warum Hr. Maillard 50 Jahre gewählt habe, statt 80. Er wünschte dann, daß auch der Verleger im Falle der Uebertragung eines Werkes dieses zwar selbst nicht antasten, jedoch Zusätze und Anmerkungen machen dürfe, um die Werke auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Hr. Lehr wünschte einen Unterschied betreffs Schutzes der Werke nach dem Tode des Verfassers, je nachdem das Werk eigenem Geiste entsprungen sei oder sich nur als Bearbeitung herausstelle. Hr. Marteau (Paris) sprach sich, da es hier keine Nationalitäten gebe, als französischer Musiker für das Recht der deutschen Musikverleger aus. Hr. Hamar warf die Frage auf, ob ein Schriftsteller das Recht habe, die Uebersetzungen seiner Werke für immer dem Publicum zu entziehen. Hr. Otlet begründet seine Wünsche, erstens ein internationales Rechtswörterbuch, das seinen Stoff beschränke auf das Urheberrecht, und zweitens eine von Bern autorisirte Uebersetzung der in den verschiedenen Ländern geltenden Gesetze über das Urheberrecht zu haben. Nachdem Hr. v. Hase seinen Standpunkt präcisirt hatte, erhielt Hr. Maillard das Schlußwort, worauf zur Abstimmung geschritten wurde. Auf Vorschlag des Präsidenten wurde Hrn. Maillard der Dank der Versammlung ausgesprochen, und es wurden zugleich dessen Vorschläge angenommen. —

Hierauf trug Dr. Osterrieth seinen Bericht vor über die Anwendung der Grundsätze des internationalen Privatrechtes auf das Urheberrecht und präcisirte seine Forderungen erstens dahin, daß die Bestimmungen der Convention, wonach der Genuß der den Autoren anderer Verbandsländer gewährten Rechte die Dauer der im Ursprungslande geltenden Frist nicht überschreiten kann, aufgehoben werden, und ferner, daß die Forderungen der Erfüllung besonderer Formen, Vorschriften und Bedingungen im internationalen Urheberrecht ganz in Fortfall kommen. Im Gegensatz dazu verlangte er Anerkennung des Grundsatzes der Gleichstellung in- und ausländischer Schriftsteller, wodurch erst eine wahre Reciprocität geschaffen werde. Die Auffassung, daß die Rechte, die einem Autor in den verschiedenen Ländern gewährt würden, gegenseitig abgewogen würden, hieße geistiges Eigenthum als eine Waare hinstellen, über die man gleichwie in einem Handels- oder Zollvertrage verhandle, während es sich hier doch nur um den allgemeinen Rechtsschutz handle, das Mehr oder Weniger der gegenseitigen Leistung nicht in Betracht komme. —

Sitzung vom 26. Sept. Als erster Punkt der Tagesordnung steht zur Berathung der Bericht des Dr. jur. Alcide Darras, Generalsecretär der Association, über die urheberrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, betrachtet mit Rücksicht auf die zwischen beiden Staaten bestehenden Verträge. Da der Bericht rein objectiv nur einen gesetzlichen Thatbestand behandelt, so ertheilt die Versammlung ohne Discussion ihre Zustimmung. — Es folgt nun die auch für deutsche Verhältnisse sehr wichtige Verhandlung über die Beziehungen zwischen Autor und Verleger, an der denn auch die bedeutendsten Vertreter unsres deutschen Buchhandels sich lebhaft und eingehend betheiligten. Es waren drei Berichte erstattet: von dem Vorstand der deutschen Schriftstellergenossenschaft Martin Hildebrandt, dem Verlagsbuchhändler Robert Voigtländer und dem Rechtsanwalt Ernst Eisenmann. Letzterer eröffnete die Verhandlung. Er leitete die allgemeine Aufmerksamkeit namentlich auf die streitigen Punkte und faßte seine Ausführungen dahin zusammen, dem Congreß den Hildebrandt'schen Entwurf einer Verlagsordnung zu empfehlen und zugleich eine Commission mit der Verfolgung alles weiteren zu beauftragen. Hildebrandt besprach nun die einzelnen 20 Paragraphen seines Gesetzentwurfes über den Verlagsvertrag. Diese Paragraphen umfassen: Gegenstand des Verlagsvertrags, Uebertragbarkeit, Theilbarkeit der wirthschaftlichen Nutzung, Form des Verlagsrechtes, Verlagspflicht, wirthschaftliche Nutzung und Berechtigung dazu, Verleger (Unternehmer), Urheber, Miturheberschaft des Verlegers, Urheberpflicht, Obsorge für die Erhaltung eines Geistes- oder Kunstwerkes, vom Angebot, von der Honorirung, der Controle, den Frei- und Beleg-Exemplaren, den Reclame-Exemplaren (neu), redactionelle Aenderungen, Heimfall, widerrechtliche Nutzung. Hatte Hr. Hildebrandt vom Standpunkt des Schriftstellers aus die Frage beleuchtet, so geschah dies nun durch Hrn. Voigtländer vom Standpunkte des Verlegers aus. Punkt für Punkt ging er die einzelnen Paragraphen durch. Er erklärt u. a. gerade die Festsetzung über die Honorirung, die von Hildebrandt für besonders wichtig bezeichnet sei, für nicht so bedeutsam, weil gerade hier der Vertrag am genauesten sei, er weist ferner auf die Schwierigkeiten hin, die sich in der Bestimmung fänden, dem Urheber Einblick in die Geschäftsbücher zu gewähren, spricht ferner gegen die strafrechtliche Verfolgung in § 20, überhaupt bittet er, dem Verleger vertrauensvoll gegenüber zu treten und auch den Verlag nicht mit jedem Gewerbe auf gleiche Stufe zu stellen, schließlich wünscht er vor der endgültigen internationalen Regelung der Frage noch mehr solcher Arbeiten, wie Osterrieths „Ueber das englische Urheberrecht", veröffentlicht zu sehen. Bei dieser Regelung soll die freie Zustimmung aller Betheiligten herrschen. Was auch die Verleger zur Regelung der Frage bestimme, seien nicht materielle Interessen, sondern ein Gebot der Ehre. Ehrenpräsident der Association Dr. Brockhaus (Leipzig): Auch er befürworte, Hildebrandts Entwurf einer Commission zu überweisen und dem nächsten Congreß vorzulegen, denn würde der Antrag angenommen, so wäre damit ausgesprochen, daß der Congreß keine Zweifel hege, daß eine Regelung dieser Aufgabe möglich sei. In Deutschland sind bekanntlich Schritte gethan, um die Angelegenheit unter den Verlegern zu regeln, und das Ergebniß hiervon liege vor in der „Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel". Er trete den Ausführungen Voigtländers und Hildebrandts bei, zeige sich doch in letzterem größeres Entgegenkommen, als früher. Er hofft eine Einigung nach Klarstellung der besonderen Wünsche von einer oder der anderen Seite; doch eine Modification sei erforderlich: der Commission dürfe der Hildebrandt'sche Entwurf allein nicht überreicht werden, sondern auch das erwähnte Gesetz, das sich der deutsche Buchhandel gegeben. Sollten hiegegen Bedenken erfolgen, so wären weder die Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel, noch der Hildebrandt'sche Entwurf der Commission vorzulegen, sondern, ganz allgemein gesagt: es möge dem nächsten Congreß ein Gesetzentwurf in dieser Angelegenheit vorgelegt werden, mit Benutzung des vorhandenen Materials. Er empfiehlt schließlich unter näherer Begründung des Standpunktes, den der Verlagsbuchhandel zu der Frage einnehme, Annahme seines Vorschlages, nicht nur den Hildebrandt'schen Entwurf, sondern auch die Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel der Commission vorzulegen. Hiemit erklärt sich auch Hr. Hildebrandt einverstanden. Hr. Spemann (Stuttgart) betont, wie werthvoll gerade diese Verlagsordnung sei, denn sie beruhe auf Traditionen, die sich im Buchhandel leichter entwickeln könnten, als bei den Autoren; er befürwortet aufs dringendste den Vorschlag des Dr. Brockhaus. Am glücklichsten freilich wäre es, würde man die Frage zunächst in den einzelnen Ländern regeln, wie wir Deutsche damit angefangen, um dann auf Grund solcher Vorarbeiten, die auf nationaler Grundlage ruhen, zu einer endgültigen internationalen Regelung zu gelangen. Nachdem Hr. Oppert (Paris) zu der Frage vom Standpunkt des Mannes der Wissenschaft gesprochen und sich besonders des entgegenkommenden Tones in der Rede des Dr. Brockhaus gefreut, faßt Hr. Maillard die Ergebnisse der Verhandlung in folgendem Antrag zusammen: „Der Congreß dankt den Berichterstattern für die interessanten Arbeiten über die Beziehungen zwischen Autoren und Verlegern; er beschließt, die Berichte der HH. Voigtländer und Hildebrandt den Acten der Association einzuverleiben und verweist die Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel und den Entwurf des Hrn. Hildebrandt an eine Commission aller früheren und jetzigen Berichterstatter über diese Frage. Die Commission wird beauftragt, diese Arbeiten den interessirten Kreisen und Vereinen aller Länder vorzulegen und dem nächsten Congreß über die einlaufenden Urtheile Bericht zu erstatten." Schon während der Debatte hatte Hr. Lays, unter Anerkennung der interessanten Berichte im Hinblick auf einen

Beschluß des Antwerpener Congresses gebeten, nicht darüber zu votiren, welchem Berichte etwa der Vorzug zu geben sei. Er erklärte jetzt unter Beifall sowohl im Namen seiner belgischen Collegen, wie der italienischen, sowie auch der französischen Buchhändler-Genossenschaft, daß er sich dem Antrage Maillard anschließe. Da auch Hr. Eisenmann die gleiche Erklärung des Anschlusses für seine Person abgibt, so wird bei der Schlußabstimmung der Antrag Maillard einmüthig angenommen.

* **Bonn.** Am 1. October d. J. begeht der jetzige Curator unsrer Universität, Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Otto Gandtner — ursprünglich Realschuldirector, dann vortragender Rath für Schulsachen im Cultusministerium, seit 1885 an Stelle des verstorbenen Wilhelm Beseler hieher versetzt — sein 50jähriges Dienstjubiläum. Seit einiger Zeit leidend, gedenkt er alsbald in den Ruhestand zu treten. Als Nachfolger wäre nach der „Neuen Bonner Zeitung" der Unterstaatssecretär im Reichsamt des Innern, Dr. Franz v. Rottenburg, in Aussicht genommen — eine natürlich verfrühte, aber nicht unebene Combination aus den bekannten Thatsachen, daß Hr. v. Rottenburg, schwer überarbeitet, auf längeren Urlaub geht und daß er ehedem wissenschaftlich-literarisch thätig gewesen. Bonn könnte mit der Wahl zufrieden sein.

* **Köln**, 27. Sept. Heute früh gab es in der pädagogischen Section der gegenwärtig hier tagenden Philologen-Versammlung eine große Ueberraschung. Seitens der Regierung wurde mitgetheilt, daß man im preußischen Cultusministerium eingesehen habe, daß das Ziel im Lateinischen mit der bisherigen Stundenzahl nicht erreicht werden könne und dieselbe daher in den drei oberen Classen um je eine Stunde vermehrt werden solle. Und auch für die Realgymnasien solle die entsprechende Consequenz gezogen, d. h. also der dort ganz besonders stiefmütterlich bedachte lateinische Unterricht wieder verstärkt werden. Nicht minder habe sich herausgestellt, daß für die alte Geschichte nicht mehr genügend gesorgt sei; es sollen also künftig auch in Prima Repetitionen in derselben veranstaltet werden. Damit ist zugestanden, was alle Einsichtigen sofort erkannt haben, daß die letzte Schulreform ein Mißgriff gewesen, und es ist wenigstens an zwei besonders schlimmen Punkten die so dringend nothwendige Remedur eingetreten. Der Jubel unter den versammelten Schulmännern war groß und die Sache wird auch sonst in allen Theilen des gebildeten Volkes und Reiches Aufsehen machen. Zu allerlei naheliegenden Bemerkungen, die zu machen wären, wird sich später noch Gelegenheit bieten.

* **Berlin.** Die technische Hochschule in Charlottenburg soll einen ähnlichen Denkmalschmuck erhalten, wie ihn die Universität in den Denkmälern der Brüder Humboldt bereits besitzt. Es wird beabsichtigt, die für Siemens und Helmholtz geplanten Denkmäler auf dem Platz vor der Hochschule zur Aufstellung zu bringen. Der ursprüngliche Plan, den beiden Forschern, die einander auch im Leben nahe standen, ein gemeinschaftliches Denkmal zu errichten, ist zu Gunsten des neueren Gedankens fallen gelassen.

* **Halle**, 26. Sept. Im Universitätsjahr 1894/95 haben hier im ganzen 69 Promotionen stattgefunden und zwar: 1 in der theologischen, 6 in der juristischen, 38 in der medicinischen, 24 in der philosophischen Facultät. Außerdem wurden 43 Ehrenpromotionen, der großen Mehrzahl nach bei der Jubelfeier der Universität, vollzogen, nämlich 10 von der theologischen, 6 von der juristischen, 8 von der medicinischen, 19 von der philosophischen Facultät.

* **Budapest.** Die Ungarische Akademie der Wissenschaften wird ein „Millenniums-Bücher-Verzeichniß" herausgeben, welches sämmtliche im Verlage der Akademie von 1830—1895 erschienenen Werke nebst der Angabe der noch erhältlichen Bücher und des Preises derselben enthalten wird. Gegen Einsendung einer 2 kr.-Briefmarke an das Generalsecretariat wird Jedermann das Heft unentgeltlich erhalten können.

* **St. Petersburg.** Das Project einer Normirung des Besuchs der russischen Universitäten findet, wie zu erwarten war, eine sehr abfällige Beurtheilung. Bekanntlich rief der Umstand, daß die starke Frequenz auf den Universitäten von Petersburg, Moskau und Kijew die Leitung der praktischen Arbeiten und die Veranstaltung der Examina ungünstig beeinflußt, während auf den kleinen Universitäten die Zahl der Studirenden stark zurückgegangen ist, den Gedanken wach, den Besuch der Universitäten zu normiren, indem der Eintritt in dieselben nur den Abiturienten des betreffenden Lehrbezirks gestattet würde. „Bei einer weiteren Ausdehnung dieses Princips," schreibt der „Sjew. West.", „müßte man auch den Eintritt in die einzelnen Facultäten normiren. Bei uns macht sich ein starker Zudrang zu der medicinischen und juristischen Facultät geltend, während die Auditorien der physiko-mathematischen und der historisch-philologischen Facultät verödet sind. Wenn also auf dem ersten Plane eine Beseitigung der „Ueberhäufung" und eine Entlastung der Professoren bei dem Examen stehen sollen, so wäre es doch wohl ganz natürlich, den einzelnen Facultäten eine gleichmäßige Anzahl Zuhörer zuzuweisen, so daß der Universitätsobrigkeit das Recht zustehen würde, die Gesammtheit der sich zum Eintritt Meldenden gleichmäßig unter den Facultäten zu vertheilen. Die Universitäten müssen ihre Schüler anziehen, aber nicht verschreiben! Angenommen den Fall, daß in St. Petersburg die juristische, in Moskau aber die medicinische Facultät einen besonderen Ruf genießt. Dürfte man da wohl einem jungen Manne, der Jurist oder Arzt zu werden wünscht, verbieten, nach St. Petersburg oder Moskau zu gehen? Es ist ganz unstatthaft, die Studenten mechanisch unter den Universitäten zu vertheilen, Sache der Regierung ist es, dafür Sorge zu tragen, daß eine jede Universität die nöthige Anziehungskraft ausübe und wirklich ein geistiges Centrum wäre, nicht aber ein Gymnasium mit dem Programm einer Universität. Es ist wahr: wie das gesammte geistige und culturelle Leben Rußlands, so ist auch der Unterricht auf den Universitäten in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren stark in Verfall gerathen. Formalismus, Pedanterie, Bureaukratismus haben sich auf den Universitäten eingebürgert, wo doch dem lebendigen Worte die Alleinherrschaft gebührte. Besser steht es natürlich auf den größeren Universitäten. Dazu kommen locale Bedingungen, die die Frequenz auf den einzelnen Universitäten heben oder herabdrücken. So ziehen bekanntlich die aus dem Zarthum Polen Stammenden die Universitäten Petersburg und Kijew der eigenen Landesuniversität vor, während die Abiturienten der westlichen Gouvernements überhaupt nicht in Warschau immatriculirt werden dürfen; bekannt ist es auch, daß die Zahl der Studenten auf der Dorpater Universität seit der Reorganisation derselben stark zurückgegangen ist. Zu welchen Resultaten werden wir wohl gelangen, wenn wir den Abiturienten der einzelnen Lehrbezirke nur gestatten wollten, die örtliche Universität zu besuchen? Gewiß doch zu einem starken Rückgang in der Gesammtzahl unsrer Studirenden."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Universität von Chicago.

Die Weltausstellung in Chicago hat neben den großen commerciellen und industriellen Wechselbeziehungen, die durch sie angeknüpft sind, auch den andern Zweck erreicht, die pädagogischen und wissenschaftlichen Institute der Vereinigten Staaten der Welt mehr bekannt zu machen und zu erschließen. Wie sehr das amerikanische Volk für die Hebung der Bildung besorgt ist, geht schon daraus hervor, daß verfassungsmäßig alle grammar und high schools Freischulen sind, für deren Unterhaltung jeder Staat in erster Linie zu sorgen hat. Hervorragendes ist für die Hebung des Universitätsstudiums durch die Thätigkeit Einzelner geschaffen. Harvard College, John Hopkins University, Yale University, Columbia College, Clark University — alles Schöpfungen von Privatleuten — sind zu erstem Range emporgeblüht und auch in Deutschland, der Hochburg wissenschaftlichen Lebens, wendet man diesen Instituten volle Aufmerksamkeit und reges Interesse zu. Zu diesen Universitäten ersten Ranges ist in den allerletzten Jahren eine neue hinzugetreten: die Universität von Chicago. Ihre geographische Lage, die Größe ihrer Fonds und vor allem der rein wissenschaftliche Geist, in dem sie entworfen ist, scheinen ihr für die Zukunft die führende Stellung im Geistesleben des Westens der Vereinigten Staaten zu sichern. Es wird den Leser gewiß interessiren, von diesem jungen und so rasch aufblühenden Institute zu hören, das mehr als jede andere auswärtige Universität nach deutschem Muster gestaltet ist und daher bei unsern Landsleuten drüben in besonderem Maße beliebt ist.

Zunächst die Gründung. Schon seit lange war das Bedürfniß im Westen der Vereinigten Staaten fühlbar, eine Universität ersten Ranges zu begründen und den jungen Leuten, die nach einer gediegeneren und der Neuzeit mehr entsprechenden Bildung verlangten, die Möglichkeit hiezu in größerer Nähe zu gewähren; denn der culturgeschichtlichen Entwicklung entsprechend liegen die großen Universitäten, die vorher erwähnt wurden, alle im östlichen Theile Amerika's. Chicago war vermöge seiner geographischen Lage und seiner täglich mehr hervortretenden commerciellen wie politischen Bedeutung in erster Linie zum Sitz eines solchen Institutes prädestinirt. Merkwürdigerweise war es nicht ein Chicagoer, sondern ein New-Yorker Bürger, der für die Begründung einer großen Universität in Chicago die Mittel darbot. Mr. John D. Rockefeller, bekannt in Deutschland als der Oelkönig, hatte schon im Jahre 1888 mit Mr. W. R. Harper, damals Professor des Hebräischen an der Yale-Universität, und andern Männern der Wissenschaft conferirt, und ihren vereinten Kräften war es zu verdanken, daß schon 1890 die Universität von Chicago als Lehr- und Lerninstitut incorporirt werden konnte. Für die Aufbringung der nothwendigen Fonds und das Zustandekommen des im großen Sinne entworfenen Plans verpflichteten sich außer Mr. Rockefeller eine Anzahl der angesehensten und reichsten Bürger Chicago's. Im südlichen Theile der Stadt, in der unmittelbaren Nähe des Washington- und des Jackson-Parks, welche durch einen dritten Park, die Midway Plaisance, verbunden werden, wurde soviel Grund und Boden erworben, daß auch in ferner Zukunft Raum für Ergänzungsbauten vorhanden sein wird. Es wurde zunächst erst die Begründung der philosophischen und theologischen Facultäten ins Auge gefaßt. Die baulichen Arbeiten waren bis zum October 1892 soweit fertiggestellt worden, daß die Universität am 1. October 1892 eröffnet werden konnte. Trotzdem in jenem Jahre die Vorbereitungen zur Weltausstellung große Anforderungen an die Bürger Chicago's stellten, fand sich doch stets so viel Gemeinsinn, dem jungen Institute genügende Geldmittel an die Hand zu geben. Bis heute sind im ganzen etwa 6 Mill. Dollar, also 25 Mill. Mark, als Betriebsfonds der Universität zusammengekommen, davon fallen allein gegen drei Mill. Dollar auf Mr. Rockefeller.

Die Gebäude der Universität sind durchweg graue Sandsteinbauten, die alle im englisch-gothischen Stile erbaut und durchschnittlich 3 bis 4 Stockwerke hoch sind. Alle modernen Vervollkommnungen sind angewandt, um die Räumlichkeiten mit Licht, Luft und Wärme zu versehen. Da es auf englischen und amerikanischen Universitäten Brauch ist, daß die Studenten in Häusern, die zur Universität gehören, wohnen, so nehmen bei dem großen Zuschnitt, in dem die Universität erbaut ist, diese Häuser — dormitories genannt — viel Raum ein. Die Bauten schließen einen weiten, mit Gartenanlagen versehenen Platz ein, den sogenannten campus der Universität, in dessen Mitte später die Capelle mit dem Hauptsaal für Festlichkeiten erbaut werden soll. Von 42 Gebäuden, die im ganzen errichtet werden sollen, stehen bis jetzt 12; von diesen sind besonders hervorzuheben: das chemische Laboratorium, das geologische Museum, das physikalische Laboratorium, das Museum für orientalische Sprachen- und Völkerstudien. Die Bauten sind je nach ihrem Schenker benannt, wie The Ryerson physical Laboratory; die Cobb Lecture Hall bietet die Räumlichkeiten für die Verwaltung, sowie die Auditorien für sprachliche und socialpolitische Vorlesungen dar. Außer diesen Gebäuden in Chicago selbst gehört noch das neu begründete Yerkes Astronomical Observatory zur Universität, welches in Lake Geneva, einem beliebten Badeorte der Chicagoer, etwa 100 Kilometer nördlich von Chicago erbaut wird. Es ist dieses eine Schenkung von Mr. Yerkes, dem Eigenthümer der Straßenbahnen von Chicago, die Kosten für die Erbauung dieser Sternwarte sollen 500,000 Dollar betragen. Hier wird auch der große 40zöllige Refractor Aufstellung finden, der schon auf der Chicagoer Weltausstellung die Aufmerksamkeit vieler auf sich lenkte.

An der Spitze der Universität steht der Verwaltungsrath, the board of trustees, der aus einer Reihe von besonders um die Universität verdienten Männern besteht. Von diesen wird der Präsident der Universität auf Lebenszeit gewählt;

derselbe beruft die Universitätslehrer nach Rücksprache und im Einvernehmen mit der Facultät. Jede Facultät enthält eine Reihe von Departments, die ganz unabhängig von einander sind, an der Spitze eines jeden steht ein acting professor, der sein Department in der Facultät vertritt und für Auswahl der Vorlesungen in Verbindung mit seinen Special-Collegen sorgt. Die philosophische Facultät hat etwa 25 Departments, z. B. die Departments für lateinische, griechische, deutsche, französische ꝛc. Sprache, für Mathematik, für Astronomie, für Paläontologie ꝛc. . . . Die Departments historischen Charakters werden im besondern noch als die Faculty of Arts and Litterature, diejenigen naturwissenschaftlichen Charakters als Faculty of science in Gruppen zusammengefaßt, die Verwaltung jeder Gruppe geschieht durch einen besonderen Decan, dean. Die theologische Facultät wird bezeichnet als Divinity school und enthält auch eine Reihe von Departments, die natürlich weniger von einander verschieden sind als die der philosophischen Facultät. Die theologische Facultät bestand in Form eines theologischen Seminars schon vor Begründung der Universität und ist dann mit derselben vereinigt worden. Der immer mehr wachsende Sinn der amerikanischen Geistlichen für universellere Durchbildung findet auf einer Universität reichere Befriedigung, als dieses auf einem engeren Priester-Seminar möglich ist. In jeder Facultät finden monatliche Gesammtsitzungen statt, bei der die alle angehenden Fragen unter dem Vorsitz des Präsidenten discutirt werden. Neben den beiden genannten Facultäten besteht noch eine sogenannte University Extension Division, d. h. eine Lehrabtheilung, welche die Ausbreitung des Wissens in denjenigen Kreisen anstrebt, die durch ihre Stellung oder tägliche Beschäftigung verhindert sind, die Universität zu besuchen. Diese Abtheilung hat dieselben Ziele, die in Berlin etwa die Humboldt-Akademie anstrebt, nur kann sie wesentlich weitere Kreise dadurch erreichen, daß sie nicht bloß an einem Orte Vorlesungen arrangirt, sondern im ganzen Staate Illinois und in den Nachbarstaaten kleinere Centren für geistige Mittheilung schafft. Die Vorträge finden stets am Abend statt; bei den elementaren Cursen wird stets dafür gesorgt, daß die Theilnehmer in Schrift und Wort in Verbindung mit dem Vortragenden stehen. Es ist vielleicht von Interesse, eine Reihe von Thesen anzugeben, über die in dieser „Akademie fürs Volk" Vorträge gehalten werden. Aus dem Lectionsverzeichniß für 1894 entnehme ich: Ueber Socialismus; amerikanische Politik; die politische Begründung der modernen Civilisation; Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten; Religionswissenschaft; Studien aus dem griechischen Drama; Geschichte und Structur der englischen Sprache; die Elemente der Elektricität und des Magnetismus mit Experimenten; allgemeine Astronomie; biologische Studien ꝛc. ꝛc. Der Unterricht in der Universität geschieht ebenso wie an deutschen Universitäten in Form von Vorlesungen und Seminarien; gewöhnlich findet am Ende jeder Woche oder alle zwei Wochen eine Art colloquium statt, bei dem Fragen der Studenten aus dem vorher behandelten Material beantwortet und Punkte, die noch nicht genügend verstanden sind, nochmals erläutert werden. Das Lehrjahr wird in vier Vierteljahre getheilt, in jedem derselben dauern die Vorlesungen 11 Wochen. Vorlesungen, die längere Zeit in Anspruch nehmen, werden dann über zwei oder mehr Vierteljahre ausgedehnt. Allgemeine Ferien, in denen die Anstalt ganz geschlossen ist, gibt es nicht, jeder Student kann sich seine Ferien nach eigenem Ermessen in eins der Vierteljahre legen; ebenso ist es auch mit den Universitätslehrern, nach neun Monaten Lehren stehen ihnen drei Monate Ferien zu, welche sie auch zu beliebiger Zeit wählen können — natürlich im Einvernehmen mit ihren Collegen im Department. Durch diese Einrichtung ist es den Lehrern an Colleges und kleinen Universitäten möglich gemacht, in ihren Ferien die Universität von Chicago zur weitern Fortbildung zu besuchen.

Ward vorher gesagt, daß die Universität von Chicago in vielen Richtungen deutschen Einfluß erkennen läßt, so ist sie doch darin typisch amerikanisch, daß zur Universität auch eine Art Vorschule gehört, in der etwa das Lehrpensum der Obersecunda und Prima behandelt wird. Solange der Student diese Curse hört, ist er undergraduate student; hat er dieselben, nach vorbestimmtem Programm, absolvirt und ein Examen darüber abgelegt, so steht ihm das eigentliche Universitätsstudium offen, er wird graduate student. Die Thatsache, daß der junge Amerikaner schon nach Absolvirung der high school, in der er etwa die Bildung eines deutschen Secundaners, nur in abgeschlossenerer Form, erlangt, über seinen Lebenslauf entscheiden muß, erklärt diese besondere Einrichtung der amerikanischen Universitäten. Dieselbe macht die Universität viel größeren Kreisen zugänglich, als dieses in Deutschland der Fall ist. Denn wer in Deutschland sein Abiturientenzeugniß nicht vorweisen kann, ist von den Vorlesungen an einer Universität so gut wie ausgeschlossen, oder es stehen ihm doch wenigstens die durch das Studium zu erreichenden Rechte nicht zu. Das Maturitätsexamen aber nachzumachen, ist für einen Mann über 25 Jahr fast unmöglich. Dieser Uebelstand ist in Amerika vermieden durch die Einrichtung, daß die Universitätscurse an die high school direct anschließen. Die Bildung eines high school-Schülers zu erlangen ist aber viel weiteren Kreisen in den Vereinigten Staaten möglich, weil, wie erwähnt, grammar und high schools wirkliche Freischulen sind. — Die Universität von Chicago ist im Gegensatz zu einigen älteren Lehranstalten, wo nur Männer zugelassen werden, beiden Geschlechtern mit vollkommen gleichen Rechten offen. Der Ernst und emsige Fleiß, mit dem die Damen ihren Studien obliegen, rechtfertigt ganz diese liberale und den modernen Bestrebungen gerecht werdende Institution. Man muß an einer solchen Anstalt gelehrt haben, um sich des Vorurtheils vollkommen bewußt zu werden, das in Deutschland und anderwärts noch immer der Frage der Frauenerziehung entgegengebracht wird.

Wie erwähnt, können die Studirenden der Universität in den dormitories — 3 für Damen, 4 für Herren sind bisher errichtet — wohnen. Je nach Zahl, Größe und Bequemlichkeit sind Räume von 25 M. bis 100 M. monatlich, inclusive Heizung und Beleuchtung, zu vergeben. Um den Anschluß der Studenten, die in demselben Hause wohnen, unter einander zu erleichtern, sind im ersten Stockwerk große Räumlichkeiten, parlors, geschaffen, in denen Besuch empfangen wird und wo man zu gemeinsamer Unterhaltung Abends zusammenkommen kann. In einem der Gebäude sind Speiseräume eingerichtet, wo die Studenten essen können; für 3 Dollar = 12 M. die Woche wird Morgens, Mittags und Abends ein schmackhaftes und reichliches Essen servirt. Aehnlich ist die Einrichtung in den dormitories für Damen. Eine Verpflichtung für den Studirenden, in den dormitories zu wohnen, besteht nicht; viele ziehen es vor, sich in der Umgegend der Universität in Privathäusern in Pension zu geben, wo man oft noch wesentlich billiger leben kann. Die Kosten für die Collegien betragen pro Vierteljahr 40 Dollar; rechnet man, daß jeder Studirende im Jahre ein Vierteljahr Ferien nimmt, so hat er 120 Dollar = 480 M. an Unterrichtsgeldern zu entrichten, gewiß eine hohe Summe nach unsern Begriffen in Deutschland. Da das Durchschnittsalter des eigentlichen Studenten (graduate student) auf den amerikanischen Universitäten ersten Ranges ein relativ hohes ist, betreibt derselbe alle seine Studien mit emsigem Fleiß und tieferem Verständniß. Die Gefahr für

den deutschen Studenten, zu oft und zu anhaltend auf der Bierbank zu sitzen, besteht hier nicht, da das Kneipenleben an den amerikanischen Universitäten eine unbekannte Erscheinung ist. Auch hat der Studirende in Amerika nicht jene freie Sonderstellung im Staat, wie der deutsche Student, er hat gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten wie jeder andere Bürger im Staat. So ist auch der Begriff der besonderen Standesehre mit ihren vielseitigen, von alther ererbten Forderungen dort nicht bekannt. Ich weiß mich sehr wohl noch zu entsinnen, wie verwundert ich war, als ich in einer amerikanischen fein gebildeten Familie beim Essen neben einem Herrn saß, den ich am Abend zuvor auf der Straße gesehen hatte, wie er die Laternen in der Umgegend der Universität ansteckte. Wie ich erfuhr, studirte er Philologie an der Universität — ein Student und Laternenanzünder! Es fiel Niemand ein, etwas besonderes hierin zu finden oder den Herrn anders zu behandeln als einen Gentleman. Wenn irgendwo, so gilt in Amerika das Wort: Arbeit schändet nicht, wohl aber Faulheit. Alle, die die Ausstellung besucht haben, entsinnen sich wohl noch der angenehmen Einrichtung der Rollstühle, die von jungen Leuten in Uniform geschoben wurden, die zugleich als Führer durch die Ausstellung dienten — eine große Anzahl derselben waren theologische Studenten, die die Ferien benutzten, um sich Geld zur Fortsetzung ihrer Studien zu verdienen. An der Universität selbst besteht ein Bureau, das mittellosen Studenten Beschäftigung verschafft; entweder besorgt es Privatstunden oder es vergibt auch rein körperliche Arbeitsbethätigungen innerhalb der Universität. Hier fragt der Leser wohl unwillkürlich: gibt es denn keine Stipendien für arme Studenten? Stipendien im deutschen Sinne, wo der Grad der Bedürftigkeit den Ausschlag gibt, sind allerdings nicht vorhanden, aber sogenannte fellowships, d. h. Auszeichnungen für die besten Studenten. Dieselben gewähren jährlich von 100 Dollar bis zu 500 Dollar Unterstützung. Als Gegenleistung muß der so ausgezeichnete Student entweder als Lehrer in Elementarcursen sich bethätigen, oder in der Bibliothek oder Registratur helfen, doch darf er nur bis zu ⅙ seiner Arbeitszeit mit solchen Arbeiten belastet werden.

Wie an deutschen Universitäten das gemüthliche Leben der Studenten im Vereinsleben besonderen Ausdruck findet, so ist es in Amerika auch der Fall. Diese Vereine sind entweder wissenschaftlicher, musikalischer oder gymnastischer Natur. Das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen, das in Amerika so ganz Volksspiel geworden ist, an dem sich Alt und Jung mit gleicher Lust betheiligt, wird an den Universitäten besonders gepflegt. An den großen patriotischen Festtagen finden Wettkämpfe zwischen den einzelnen Universitäten statt, die stets große Anziehung ausüben. Wo es die Natur erlaubt, wird auch der Ruder- und der Segelsport leidenschaftlich gepflegt.

Bisher bestehen an der Universität von Chicago nur die philosophische und die theologische Facultät, doch werden bereits Vorbereitungen getroffen für die Einrichtung der juristischen Facultät. Zuletzt wird die medicinische begründet werden; auch ein Polytechnikum soll in Verbindung mit der Universität geschaffen werden. Das Ziel ist ein großes; möge der Gemeinsinn in Chicago sich weiter so bethätigen, wie in den vergangenen drei Jahren, dann wird die große Metropole des Westens nicht bloß in Handel und Wandel, sondern auch im Geistesleben die Stellung gewinnen, die ihr nach ihrer geographischen Lage zukommt!

Dr. Kurt Laves.

Die sibyllinischen Bücher.

† Ueber „die sibyllinischen Bücher in Rom" hat Hr. Dr. Karl Schulteß eine, auf strengwissenschaftlicher Forschung aufgebaute, jedoch in populärer Form gehaltene Studie verfaßt.[1]) Allen Völkern gemeinsam ist der Glaube, daß die Gottheit, sei es auf heiligen Bergen oder in ehrwürdigen Höhlen, ihren Willen an begnadete Seher oder überirdisch begabte Frauen und Jungfrauen verkünde. Aussprüche und Mittheilungen gingen jahrhundertelang durch den Volksmund, bis selbe, mehr oder minder bestimmt und verschärft, gerundet, verdorben und überarbeitet, aufgezeichnet wurden und endlich als die sogen. „sibyllinischen Bücher" noch durch neun Jahrhunderte in Rom zu besonderem Ansehen gelangten. Das Wort Sibylle ist, ebenso wie das deutsche „Hexe" oder „Trud", kein Eigenname, sondern der Beisatz oder der Titel einer Prophetin und Priesterin, der später der ganzen Gattung zu eigen kam. Mag er nun phönikischen oder aramäischen Ursprungs sein, die Griechen und Römer nahmen ihn willig an und erklärten denselben honoris causa aus ihren eigenen Sprachen, vorwiegend als „alte, weise Frau", obwohl es immerdar auch junge Hexen und Truden gab, da das Alter nicht als Prärogativ gegen Thorheit galt. Heraklit kannte nur eine Sibylle, „welche mit rasendem Munde, ohne Reiz, Schmuck und Schminke rede". Ihre Sprüche waren schon zu ganzen Sammlungen während des peloponnesischen Krieges angewachsen, aber dem friedlichen attischen Spießbürger verhaßt, weil sie nur von Krieg und Unglück orakelten. — Im achten Jahrhundert wurde die Sibylle der kleinen Stadt Erythrä berühmt, dann, im unverkennbaren Zusammenhange die Prophetin in der durch chalkidische Griechen gegründeten Stadt Cumä bei Neapel. Diese waltete in einer hundertthorigen Grotte und zählte so viele Lebensjahre, als eine Handvoll Sand Körner enthält. So erklärt sich, daß dieselbe Frau zur Zeit des Aeneas und und des hochmüthigen Königs Tarquinius leben konnte. Das ist eine schöne, leicht entzifferbare, geistvolle Hieroglyphe: sind wir auch nicht im Stande, geschichtlich festzustellen, wie die Orakel von Erythrä nach Cumä, von da nach Rom kamen, so haben doch die Ausgrabungen einen Beweis für den frühen Verkehr der Römer mit den campanischen Griechenstädten ergeben. „Wenn Rom von ihnen die Schriftzeichen und die Verehrung Apollo's lernte, so kann auch eine Orakelsammlung von Cumä oder deren Abschrift gegen das Ende der Königszeit nach Rom gelangt sein. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung war sogar der letzte römische König, Tarquinius der Stolze, mit dem Tyrannen Aristodemos von Cumä befreundet und fand nach seiner Vertreibung bei ihm auch eine Zuflucht." Wie die Sage berichtet, kam zu Tarquinius ein fremdes Weib und bot ihm neun Bücher mit Orakeln zum Kaufe an; „da aber Tarquinius den geforderten Preis nicht zahlen wollte, ging sie fort und verbrannte erst drei von ihnen, dann wieder drei und verlangte jedesmal für die noch übrigen den zuerst geforderten Preis. Als sie auch die letzten verbrennen wollte, wurde der König stutzig und kaufte die drei noch übrigen Bücher." Nach dem Empfang des Geldes rieth sie, die Bücher sorgfältig zu bewahren, und verschwand. In Wahrheit wußte Niemand, wer sie nach Rom brachte, ob sie erobert, gekauft oder geschenkt seien, ob eine Copie in Cumä zurückblieb oder ob die römischen Bücher nur eine Abschrift cumanischer Originale waren. Sie wurden nun in einer feuerfesten Steinkiste in das auf dem Capitol befindliche Archiv gebracht und der Aufsicht zweier, zu strengstem Amtsgeheimniß verpflichteter Männer anvertraut; als der eine von diesen, M. Atilius, einem

[1]) Im 216. Heft von Virchow u. Wattenbachs „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge." Hamburg 1895.

Sabiner für Geld das Abschreiben gestattete, ließ Tarquinius denselben, gleich einem Vatermörder, in eine Haut einnähen und ins Meer versenken. Zur Translation des griechischen Textes setzte er ihnen zwei Exegeten und Uebersetzer zur Seite. Die „zwei Männer zur Besorgung der Opfer" bekleideteten ihr Amt lebenslänglich; selbstverständlich blieben sie vom Kriegsdienst und anderen öffentlichen Aemtern befreit. Wie ihr Name besagt, lag ihnen nicht nur ob, im Auftrage des Senats und unter Assistenz der beiden griechischen Dolmetscher die heiligen Bücher zu befragen und die Ergebnisse mitzutheilen und in ihren Tagbüchern zu rescribiren, sondern vor allem die auf den Rath der Bücher eingeführten Opfer „nach griechischer Ordnung" darzubringen und zu überwachen. Dieser neue Cult stand also in einer Art Opposition zu dem vorhergehenden, herkömmlichen, altitalischen Ritus, welcher mit dem etrurischen Sauerteig der Prodigia, libri fatales und tagetici, mit dem Fulgural-Dienst und dergleichen Haarspaltereien und Absurditäten auf das schauerlichste verquickt war. Daß die neue Autorität der Sibyllenbücher auch mit den auftauchenden politisch-liberalen Ideen, mit der Emancipation und Gleichberechtigung der Plebejer zusammenhing, ist leicht begreiflich. Ebenso, daß bei dem steten Anschwellen aller dieser Verpflichtungen die Arbeitskraft zweier Männer nimmermehr ausreichte, weßhalb im Jahre 367 ihre Zahl auf zehn vermehrt wurde, die zur Hälfte aus den Plebejern bestand. Da sich diese unter dem Vorsitze zweier Directoren (magistri) befindliche Körperschaft nach dem Ableben eines Mitgliedes dadurch ergänzte, daß die Ueberlebenden die Wahl in Händen hatten, erlangte sie große Unabhängigkeit. Nur im besonderen Auftrage des Senats stiegen sie, festlich geschmückt, zum Tempel hinauf, ließen sich auf den lorberbekränzten Sitzen nieder und entrollten mit verhüllten Händen ihre vorberathenen Sprüche, welche der Vorsitzende später auch im Senat verlas. Ueber der ganzen Handlung lag ein tiefes Geheimniß, so daß man wohl wichtig thuende Männlein mit den Wächtern und Erklärern dieser heiligen Bücher verglich. Die mit Wachsschnüren hermetisch versiegelten heiligen Bücher und die Protokolle dieser Decemvirn waren ursprünglich auf Baumrinde, dann auf Bast und Palmblätter geschrieben, analog der Sitte, welche seit der ältesten Zeit zu Opferwerkzeugen nur den Gebrauch von Stein- oder Bronze-Messern gestattete. Eine sehr tröstliche Wahrnehmung ist, daß die Orakelmänner es Niemand recht machen konnten; bald waren die Verse zu schlecht und dann bezweifelte man ihren apollinischen Ursprung, während gute Verse den Verdacht künstlicher Berechnung erregten. Es ging also damals wie heute noch bei den Geisterschreibereien, wo Schiller, Körner und Goethe in eigener Person erschienen und solchen Blödsinn zu Papier dictirten, daß unsre großen Dichter sich wohl im Grabe über den Mißbrauch ihrer Namen umwendeten. Damals entschuldigten die Gläubigen liebreich solche Schwächen, weil die göttliche Offenbarung jede Künstelei verschmähe — also tout comme chez nous und in den seligen Tagen der Kahlhammer und Crescentia Wolf! — oder weil die Priester und die Schreiber ungebildete Leute gewesen seien und die Sibylle nach dem Erlöschen der Begeisterung sich ihrer früheren Verse nicht mehr erinnert habe. Wie niedlich und bequem! Um das Einschieben oder Ausmerzen ganzer Stellen, also die Corrumpirung echter oder bekannter Orakel zu verhindern, gebraucht man die Akrostichis oder Parastichis, eine Einrichtung, wodurch die Anfangsbuchstaben der Verse nach einem bestimmten Sinne mit einander verbunden waren, ein geheimnißvolles Wort bildeten u. dergl. — eine Spitzfindigkeit, welche in ihrem Verfahren die Fabrikmarke hinwieder genugsam zeigte. Sie galt nach dem Untergange der alten Sammlung als Kennzeichen der echten Sibyllen-Orakel.

Leider müssen wir hier eines näheren Eingehens uns enthalten und den wißbegierigen Leser auf die interessante Arbeit selbst verweisen. Wir erwähnen nur, daß trotz der steinernen, feuerfesten Archivkasten beim Brande des capitolinischen Jupitertempels am 6. Juli 83 die sibyllinischen Bücher mit all ihren Exegesen und Nachdichtungen rettungslos in die Flammen fielen. Da nun die alte Collection unwiederbringlich verloren war, ging man (als unentbehrlich für den neuen Tempelbau) an die Anlage einer neuen Sammlung, worin Sulla für die Restauration der altrepublicanischen Verfassung einen weiteren Behelf erkannte; überdies herrschte in seiner Familie die Sage, sie stamme direct von einer Sibylla, zu deren Ehren sein Ahnherr schon vor 200 Jahren den Namen Sulla angenommen habe. Diese in ihrer Art deuterokanonische Sunnah zu gebrauchen verbot der große Theodosius als Götzendienst bei schwerer Strafe, und Stilicho verbrannte 404 vor seinem Ausmarsch gegen die germanischen Schaaren unter Radagais den ganzen Trödel.

Außer den genannten Frauen genossen dann noch eine Anzahl anderer Sibyllen die Hochachtung der antiken und der nachfolgenden christlichen Welt, z. B. die Sibylle von Tibur, welche dem Kaiser Augustus den neuen Heiland verkündet haben sollte. Man ehrte sie gleich den alten hebräischen Propheten. Das lateinische Schauspiel des frühesten Mittelalters führte mit Vorliebe diese hoheitvollen Gestalten auf die Bühne oder man stellte ihre wohlgemeißelten Figuren in die Vorhallen der Münsterbauten und Dome, wie jüngst erst Dr. Paul Weber in einer glänzenden Untersuchung nachgewiesen und mit Beispielen belegt und erläutert hat.[1]) Die fleißigen Miniaturisten überbot schließlich Rafael mit seinen anmuthigen Frauengestalten, insbesondere aber Michel Angelo mit seinen titanischen Schöpfungen voll Erhabenheit und Ehrfurcht an der Decke der Sixtinischen Capelle. Seinem heroischen Charakter gemäß faßte er sie in ihrer Grandiosität, wie selbe an der Weltwiege der Menschheit auftauchten. Die Sätze und Gesänge, welche zuerst von den taubenherzigen, gallenlosen Priesterinnen zu Dodona angestimmt wurden, oder wie sie ihnen der alexandrinische Jude in den Mund legte, spiegelten das älteste Gottesbewußtsein. An dessen Stelle legte man ihnen später allen möglichen Kripskraps und Gallimathias unter; als die Philosophie der menschlichen Neugierde, Habsucht und damit dem Zukunfts-Orakel weichen mußte und vieles als Hysteronproteron natürlich wörtlich eingetroffen war, wuchs die Neigung zu anonymen Nachdichtungen. Sie schossen geradezu ins Kraut und wucherten also lustig, daß alle Verfasser von sibyllinischen Orakeln eine ganze Legion bilden könnten, in deren Reihen griechische Bettelpropheten und römische Senatoren, Juden, Christen und Moslims, Männlein und Weiblein, Heilige und Narren gemüthlich nebeneinander marschiren. — Die Orakel hatten durch die Verbreitung fremder Religionen und griechischer Bildung lange Zeit an der Begründung und Erhaltung des römischen Weltreiches mitgewirkt. „Daß dann bei der Menge der Götter die Ehrfurcht vor diesen aus den Herzen verschwand und das Volk sich schließlich dem tollen Schwindel ägyptischer und syrischer Culte hingab, haben sie nicht gewollt, aber doch mit verschuldet, und so haben sie durch ihr Thun den Verfall der römischen Staatsreligion vorbereitet und damit den Untergang des antiken Heidenthums gefördert, dessen Fall auch sie nicht überleben sollten."

---

[1]) Vgl. die lehrreiche kunsthistorische Studie: „Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst, in ihrem Verhältniß erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge." Von Dr. Paul Weber (Stuttgart 1894 bei Ebner u. Seubert) und dazu Dr. v. Lehners Referat in Beil. 77 der „Allg. Ztg." vom 2. April 1895 — wohl die letzte Arbeit dieses feinfühligen, am 3. Juni 1895 zu Stuttgart verstorbenen Gelehrten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Dresden, 28. Sept. XVII. Internationaler Congreß zum Schutz des geistigen Eigenthums. Schlußberathung vom 27. September früh. Mündlich berichtete Dr. v. Hase „über den unlauteren Wettbewerb auf dem Gebiete des Urheber- und Verlagsrechts". Redner machte geltend, daß in Bezug auf grobe Ausschreitungen gesetzliche Abhülfe auch jetzt schon möglich wäre, daß dies aber für die feineren Verschleierungen sehr viel schwieriger sei und es sich deßhalb empfehle, gesetzliche Bestimmungen zu schaffen; vielleicht könne hier das Patent-Gesetz helfen. Wirksamer als dieses erscheine aber die Selbsthülfe der Berufsgenossen (Berufszucht). Mit Erfolg sei dies auf dem Gebiete des Buch- und Sortimentshandels versucht worden. Dieser Erfolg weise auch dem Urheber- und Verlagsrecht den Weg. Eine Reihe von Fällen sei nur durch Ehren- und Schiedsgerichte, die sich aus Berufsgenossen zusammensetzten, zu entscheiden. Er hoffe, der Dresdner Congreß werde die Selbstzucht auf diesem Gebiete fördern. Der Bericht wurde dem Protokoll einverleibt.

H. Mettetal berichtete dann „über das Recht an anonymen Werken", sprach zunächst über den Begriff der Anonymität, wie er in den verschiedenen Gesetzgebungen gefaßt sei, und fragte dann, wie zu verfahren wäre, wenn der Urheber nicht bekannt sei. Das Ergebniß seiner Ausführungen faßte er in folgende Vorschläge zusammen: „Anonyme und pseudonyme Werke sind 50 Jahre lang vom Tage der rechtmäßigen Veröffentlichung an gegen Nachdruck geschützt. Als Inhaber dieses Rechts wird der Herausgeber betrachtet. Wenn der Autor oder ein hiezu bevollmächtigter Rechtsnachfolger die wahre Autorschaft bekanntmacht, treten die gewöhnlichen Bestimmungen in Kraft." Bei der Abstimmung wurden die Vorschläge gegen eine Stimme angenommen. — Weiter berichtete Hr. Mettetal „über das Recht an posthumen Werken". Er faßte seine Erwägungen zusammen in die Vorschläge: „Unter posthumen Werken versteht man diejenigen literarischen, künstlerischen und musikalischen Erzeugnisse, die niemals mit Zustimmung des Eigenthümers veröffentlicht worden sind. Den Eigenthümern eines posthumen Werkes steht während 50 Jahre vom Tage der ersten erlaubten Veröffentlichung des Werkes an ein Urheberrecht daran zu." Prof. Schuster (Prag) führte dazu aus, die Frist sei viel zu lang; es sei möglich, daß Werke von Bach noch jetzt aufgefunden würden und 200 Jahre nach dessen Tode dann eine neue Frist von 50 Jahren zu laufen hätten; es sei daher wünschenswerth, das Recht an posthumen Werken nur dann in Kraft treten zu lassen, wenn nicht eine zu lange Frist zwischen dem Tode des Verfassers und der Auffindung des Werkes liege. An diese Anregung schloß sich eine äußerst rege Debatte. Der strittige Punkt ist folgender; es heißt in Absatz 2 des Antrags Mettetal: „den Eigenthümern eines posthumen Werkes". Wer ist Eigenthümer? Die Erben, die im Besitze des Manuscripts sind, oder solche, die nicht Erben sind und zufällig das Manuscript besitzen? Um also den Ausdruck „Eigenthümer" durch einen entsprechenden Ausdruck zu ersetzen, wurde vorgeschlagen „Veröffentlicher eines Werkes". Es handelte sich nun darum, ob der Eigenthümer identisch mit dem Eigenthümer am Manuscripte sei. In der Debatte wurde einerseits geltend gemacht, daß, wenn es sich um das Recht des Autors handle, ein Widerspruch mit den gewöhnlichen Gesetzesprincipien vorliege, andrerseits ward betont, es handle sich nicht um das Recht des Autors, sondern um das selbständige Recht des Veröffentlichers, d. h. desjenigen, der das Manuscript gefunden, der Mühe und Geld darauf verwendet habe, es zu veröffentlichen. Den Entscheid über diese beiden sich einander gegenüberstehenden Ansichten brachte die Abstimmung. Der Antrag Mettetal wurde mit der Aenderung statt „Eigenthümer" zu setzen: „rechtmäßiger Veröffentlicher" im ganzen angenommen.

Hr. Maunoury sprach über „Sammelwerke" und kam zu dem Vorschlage: „Als Autor eines Sammelwerks wird derjenige angesehen, der die einzelnen Beiträge nach seiner Anleitung ausführen läßt. Doch soll dadurch das Recht der Mitarbeiter, ihre persönliche Arbeit gesondert zu veröffentlichen, nicht beeinträchtigt werden." Eine Debatte entspann sich bezüglich des Rechts der Mitarbeiter. Die Abstimmung ergab die Annahme des ersten Satzes des Vorschlags: „als Autor eines Sammelwerks wird derjenige angesehen, der die einzelnen Beiträge nach seiner Anleitung ausführen läßt". Der zweite Satz wurde mit einem Zusatz genehmigt. Der ganze Satz lautet nunmehr: „Doch soll dadurch das Recht der Mitarbeiter, ihre persönliche Arbeit gesondert zu veröffentlichen, nicht beeinträchtigt werden, unter der Voraussetzung, daß darunter der Vertrieb des gesammten Werkes nicht leide."

Hr. Layus berichtete „über das Recht zum Copiren der den öffentlichen Sammlungen gehörigen Kunstwerke". Sein Antrag ging dahin: „Der Congreß wolle beschließen: 1) Niemand darf ein Kunstwerk, welches einem Museum oder einer öffentlichen Sammlung angehört, ohne Genehmigung des Urhebers oder seines Rechtsnachfolgers copiren oder nachbilden. 2) Der Staat, die Stadtverwaltung oder jede sonstige Corporation, welche bei einem Künstler für ein Museum oder eine öffentliche Sammlung ein Kunstwerk bestellt oder ein solches von ihm erwirbt, soll von ihm eine schriftliche Erklärung darüber verlangen, ob er sein Vervielfältigungsrecht mit überträgt oder sich dasselbe vorbehält." Im Princip stimmten die HH. v. Seidlitz und Ricordi bei, hielten indeß den zweiten Absatz für überflüssig. Denn sei erst das Princip anerkannt, dann sei es unnöthig, eine Erklärung des Künstlers zu verlangen, ob er sich das Vervielfältigungsrecht vorbehalten wolle. Besonders betonte Hr. v. Seidlitz, es sei Sache der Galeriedirection, sich mit dem Künstler hierüber auseinanderzusetzen. Bei schärfster Betonung des Individualismus machte Hr. Grand Carteret geltend, daß ein Werk, das Aufnahme gefunden in die Museen und Galerien, nicht mehr dem Individuum, sondern der Allgemeinheit zugehöre. Diese Anschauungen unterstützend, fügte Hr. Mettetal noch hinzu, daß, wer Werke an die öffentlichen Sammlungen verkaufe, wisse, daß sie der öffentlichen Erziehung wie der Vervielfältigung (dem Copiren) dienten. Bei der Abstimmung wurde der erste Absatz des Antrags angenommen, der zweite einem Vorschlag des Berichterstatters gemäß gestrichen. — Es wurde nunmehr vom Präsidenten bekanntgegeben, daß auf Antrag des Hrn. Dumercy der nächste Congreß gebeten werden soll, auf Grund der von Hrn. Maillard vorgelegten, vom Congreß angenommenen Grundsätze einen Musterentwurf über das Urheberrecht auszuarbeiten. Der gleiche Wunsch wurde ausgesprochen bezüglich des Antrages des Hrn. Otlet in Betreff des juristischen, auf das Urheberrecht bezüglichen mehrsprachlichen Vocabulars. Hr. Bekaert wünschte endlich eine gesetzliche Regelung der auf die Erhaltung des künstlerischen Erbtheils bezüglichen Fragen. Der Präsident sagte zu, diesen Antrag dem Comité zu überreichen.

* **Göttingen**, 26. Sept. Der Privatdocent der Mathematik Dr. E. Ritter, der vor kurzem aus seinem hiesigen Lehramt ausgeschieden war, um einem Ruf als Professor an die Cornell-Universität in Ithaca (V. St.) zu folgen, ist vor einigen Tagen auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsort in New-York, erst 28jährig, dem Typhus erlegen.

* **Berlin**. Die im Interesse der Denkmalpflege erlassenen Bestimmungen sollen nach einem Erlaß des Unterrichtsministers künftig auch im Bereiche der Universitätsverwaltungen beachtet werden. Zu allen Anträgen, die zur Denkmalpflege in Beziehung stehen, ist demgemäß eine gutachtliche Aeußerung des Provincial-Conservators einzuziehen und dem Minister vorzulegen.

* **Paris**. Am Abend des 28. ist im nahen Garges Louis Pasteur im 73. Lebensjahr den Folgen eines vor acht Tagen erlittenen Schlaganfalls erlegen. Geboren in Dôle im Jura, Sohn eines Lohgerbers, studirte er in Paris, wo er 1847 promovirte, und wirkte dann ein Jahrzehnt lang in Dijon und Straßburg als Lehrer der Physik. 1857 kehrte er nach Paris zurück, um die Leitung der höheren Normalschule zu übernehmen, von wo er später zur Ecole des beaux arts übertrat und endlich 1867 eine Kanzel für Chemie an der Sorbonne annahm, die er 8 Jahre inne hatte. Zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften war er schon 1862 erwählt worden. In die Académie française wurde er erst 20 Jahre später aufgenommen. Seine ersten Arbeiten betrafen die Polarisation des Lichts. Vom Studium der Gährungserscheinungen ging er zur Theorie der Infectionskrankheiten über. Für die Praxis gab er höchst werthvolle Methoden zur Verminderung nachtheiliger Zersetzungsprocesse an. Allgemein bekannt ist sein Verfahren, der Tollwuth durch Impfung vorzubeugen. Das Pasteur'sche Institut in Paris, 1886 durch allgemeine Subscription gegründet, hat einen Weltruf erlangt. Fast in allen Staaten wurden nach Pariser Muster Anstalten gegründet, in denen Pasteurs Entdeckung verwerthet wird. Bekannt sind die heftigen Anfeindungen, denen er in Folge seiner Methode ausgesetzt war, aber die energische Beharrlichkeit, mit der er seine Idee vertheidigte, errang ihm den Sieg. Daß er sich politisch als Chauvinist bezeigte, wird auch in Deutschland die Theilnahme an dem Verlust, den die Wissenschaft durch seinen Tod erleidet, nicht vermindern.

Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1895 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. u. Nr. 6.)

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

October, November, December 1895.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

1895. Nr. 272. München, Dienstag, 1. October. Beilage-Nummer 226.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

V.

Garganum mugire putes nemus aut mare Thuscum:
Tanto cum strepitu ludi spectantur et artes
Divitiaeque peregrinae. *Horat.*

Berlin, 20. Sept. 1895. — Daß Dampfschiffe und Eisenbahnen eine teuflische Erfindung seien, war stets die Ansicht meines alten Freundes, der, ohne je solch ein Fahrzeug benützt zu haben, vor vielen Jahren auf seiner stillen Pfarre im Münsterland starb. Er wußte gegen die Erlaubtheit jener Vehikel aus Schrift und Vätern gewichtige Argumente beizubringen. Was hätte er erst gesagt, wäre ihm noch beschieden gewesen, das Zeitalter des Velocipeds zu erleben und Verhandlungen darüber lesen zu müssen, ob Geistliche dies scandalöse Beförderungsmittel benützen dürfen; was hätte er gesagt, hätte er es ansehen müssen, wie man heute ganze Pilgerzüge in Extra-Waggons verlädt und die katholischen Comités Sonderzüge und Freibillette verlangen, um heute da, morgen dorthin zu Versammlungen und Congressen zu fahren!

In der That, dieser ganz neue Factor des kirchlichen Lebens, das Congreßwesen, ist durch die Verwerthung der Dampfkraft erst ermöglicht worden; er ist ganz und gar bedingt durch die ungeheure Umgestaltung des Verkehrswesens, welche sich in diesem Jahrhundert vollzogen hat. Die vielgeschmähten mechanischen Künste des neunzehnten Jahrhunderts haben dem religiösen Leben ein Element hinzugefügt, welches früher fast unbekannt, jedenfalls in diesem Umfang und in solcher Bedeutung ungeahnt war. Die Vereinstage und das Congreßleben sind eine Signatur des heutigen kirchlichen Lebens geworden, und man sollte sagen, die Vertreter des letzteren hätten sich dafür recht herzlich bei den „Materialisten“ zu bedanken.

Die katholische Presse hört nicht auf, diese Congresse als wichtige Ereignisse zu preisen, Bischöfe und Päpste spenden ihnen ihren Segen und treiben zum Besuch derselben an. Was man einst zu Clermont rief: „Gott will es!“, raunte neulich die „Germania“ denjenigen ins Ohr, welche etwa noch säumten, ihr Billet nach München zu lösen.

Der politische Katholicismus hat ganz Recht, wenn er in diesen regelmäßig wiederkehrenden Versammlungen ein mächtiges Mittel erblickt, seine Thätigkeit auszudehnen, neue Provinzen zu gewinnen und alte Mitkämpfer vor dem Einschlafen zu behüten. In den französischen Garnisonstädten wird die Bevölkerung jeden Morgen durch den „Reveil“ (oft sehr unliebsamerweise) daran erinnert, daß die Wächter der Ordnung noch da sind; dafür sorgen jetzt im großen die „Katholikenversammlungen“, die allen Guten eine wahre Freude sind, namentlich, wenn ihr Weg in die gesegneten Länder des Moselweins, oder (was neulich bei der Einladung nach München ausdrücklich von ultramontanen Zeitungen betont wurde) des classischen bayerischen Bieres führt.

Diese schönen Vereinstage sind doch für Viele ein wahrer Segen. Auch der solideste Hausvater hat hier den schönsten Praetextus coloratus zu einer hübschen Herbstreise, gegen welche die fromme Gattin nichts einwenden darf. Man sieht Freunde und Gevattern wieder. Man kommt ohne große Anstrengung des Gehirns mit leichten Mitteln in den Ruf eines vorzüglichen Redners. Ehe man sich umgesehen, ist man auf einmal ein berühmter Mann geworden, dessen Name in einer Reihe gutgesinnter Blätter mit Ehren genannt wird. Die Wirthe verdienen viel Geld, auch die Eisenbahnen machen ganz gute Geschäfte; die Zeitungen finden mitten in der an Neuigkeiten meist armen Periode der Hundstage plötzlich reichen Stoff zur Unterhaltung. So ist Allen oder wenigstens Vielen geholfen, und man müßte einen häßlichen Charakter haben, wollte man so menschenfreundliche Institutionen scheel ansehen.

Auch gegen die „Katholikenversammlungen“, die internationalen kirchlichen Congresse u. s. f. kann man im Princip nichts Vernünftiges einwenden. Niemand hat ein Recht, denen, welche ihre Freude daran haben, diese Freude zu mißgönnen oder zu rauben. Aber es soll uns auch erlaubt sein, zu Hause zu bleiben und hier oben in dem kälteren Norden ruhig über die Frage nachzudenken, ob diese Congresse nun, nachdem sie nahezu ein halbes Jahrhundert übers Land gegangen, dem religiösen Leben wirklich eine bemerkenswerthe Förderung gebracht, oder ob sie nicht mehr und mehr dazu gedient haben, die Elemente der kirchlich-politischen Agitation auf Kosten jenes religiösen Lebens mehr und mehr auszubilden.

Niemand wird in Abrede stellen, wie nützlich und unter Umständen nothwendig es ist, daß verständige und gebildete Männer, auch abgesehen von dem Wirken der gesetzlich geordneten Vertretungs-Organe, sich zuweilen zusammenfinden, um über Wohl und Wehe der Gesellschaft sich auszutauschen. Bedenklicher wird schon die Sache, wenn zu solchen Versammlungen große Massen eingeladen oder aufgeboten werden. Was von dem Urtheil der Agora zu halten ist, wußten schon die Alten sehr gut. Der Verstand der Menge hat seit den Tagen des Perikles im ganzen nicht zugenommen.

Die Grundbedingungen, unter welchen Versammlungen wie die Katholikentage gedeihen und Nutzen stiften können, sind leicht anzugeben. Die erste ist, daß auf solchen Versammlungen diejenigen erscheinen und zu Worte kommen, welchen durch ihre geistige Bedeutung eine führende Rolle zusteht. Als zweite Bedingung müßte man die unanfechtbare Freiheit des Wortes bezeichnen; als dritte die Erhaltung des Interesses an den Verhandlungen, was nur dadurch geschehen kann, daß solche Versammlungen nicht zu oft stattfinden und daß auf ihnen wirklich die wichtigen oder brennenden Tagesfragen zur Verhandlung gelangen.

Wer die Geschichte der deutschen Katholikentage verfolgt, wird sich leicht überzeugen, daß heute keine von

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 201 vom 2. September d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. D. Herausg.

diesen Bedingungen mehr bei ihnen Platz greift. Zunächst ist es eine handgreifliche Erscheinung, daß die katholische Wissenschaft, welche auf den ersten Katholikentagen in den fünfziger, auch noch in den sechziger Jahren regelmäßig oder doch vielfach durch ihre glänzendsten Namen vertreten war, sich mehr und mehr von diesen Versammlungen zurückgezogen hat. Man kann die „Gelehrten", welche jetzt noch diese Versammlungen besuchen, meist an den Fingern abzählen. Diejenigen, welche erscheinen, sind meist (wie diesmal in München) an Ort und Stelle „gepreßt" oder durch besondere Rücksichten herbeigeführt worden. Eine „Repräsentanz der katholischen Wissenschaft" gibt es auf diesen Versammlungen seit Jahren schon nicht mehr. Man könnte das, da die Versammlungen sich nicht sowohl mit wissenschaftlichen als mit praktischen Fragen zu beschäftigen haben, vollkommen verschmerzen, wenn man wenigstens etwas mehr von der Gegenwart anderer bedeutender Leute verspürte. Aber wie viele Jahre muß man hinaufgehen, um noch auf Reden zu stoßen, die sich über das Mittelmaß des Banalen erheben und Zeugniß dafür ablegen, daß hier eine starke und bedeutende Persönlichkeit vor uns aufgetreten ist! Die Definition jenes berühmten Franzosen: „un homme éloquent, c'est quelqu'un qui dit quelquechose", paßt schon längst auf keinen der Redner, welche auf diesen Partei-Versammlungen auftreten.

Und damit kommen wir auf den zweiten Punkt. Das „dire quelquechose" ist nur da möglich, wo Freiheit des Wortes herrscht. Nirgend ist das weniger der Fall als auf den sog. Katholikenversammlungen.[1] Was gesagt werden soll und gesagt werden darf, ist von vornherein festgestellt; ein Redner, der eine andere als die vorgeschriebene und programmmäßige Meinung hegen sollte und es wagen wollte, sie auszusprechen, würde sehr schnell unter den Tisch fallen. Selbst in Dingen, über die zunächst oder nur dem Fachmann ein Urtheil zusteht, hat sich dieser eines solchen zu entäußern und sich dem Feldgeschrei der Partei zu unterwerfen. Wollte er das nicht thun, so würde kein Verdienst und keine Stellung in der Wissenschaft oder im Leben ihn vor Mißhandlung schützen. Ein eclatantes Beispiel dafür lieferte jene Versammlung — ich glaube, es war in Würzburg oder in Frankfurt —, wo zu Anfang der sechziger Jahre über die Gründung einer „katholischen Universität" verhandelt wurde. Man sollte denken, daß über diesen Gegenstand zunächst die Universitätslehrer selbst Recht und Pflicht hatten sich zu äußern, und daß ihre Aeußerung wenigstens mit einiger Achtung und Rücksicht aufgenommen worden wäre. Damals war es Prof. Hergenröther, welcher sich für verpflichtet hielt, den voreiligen Enthusiasmus der Versammlung hinsichtlich dieses Gegenstandes durch einige, zudem noch sehr schüchtern und zaghaft vorgetragene Bedenken über die Schwierigkeiten, welche der Gründung solcher Universitäten in Deutschland entgegenstehen würden, einzudämmen. Er wurde in einer Weise niedergeschrieen, daß er bleich und zitternd die Rednerbühne verließ. Und doch war Hergenröther schon damals bekannt als einer der gesinnungstüchtigsten Ultramontanen, dem es nie etwas kostete, die Forderungen der historischen Wahrheit der Partei zum Opfer zu bringen. Wer einmal in den Organismus dieser Vereinsversammlungen hineingeschaut, weiß, wie vortrefflich seither alles eingerichtet wird, um zu verhindern, daß „unartige Kinder" zu Wort kommen, daß überhaupt ein Thema angeregt wird, dessen Behandlung der „Partei" nicht paßt.

Und das ist der dritte Punkt. Mit Aengstlichkeit werden von den Verhandlungen alle Gegenstände ausgeschlossen, welche der die Kirche terrorisirenden jesuitischen Partei unbequem oder ungelegen sein könnten. Die bedenklichsten Dinge können in der Kirche und in der Leitung der kirchlichen Geschäfte vorgehen, ohne daß eine „Katholikenversammlung" den Muth hätte, daran zu rühren. Eine Versammlung charaktervoller und geistig unabhängiger deutscher Männer hätte z. B. in den letzten Jahren alle Ursache gehabt, sich einmal ernstlich mit der von den vaticanischen Blättern ohn' Unterlaß affichirten Allianz des Katholicismus mit der Demokratie und der französischen Republik zu befassen, oder sich die Frage vorzulegen, ob das Ueberhandnehmen einer die Staatsidee einfach negirenden und die Sicherheit des Staates unterminirenden Agitation unter den deutschen Katholiken den wahren Interessen des Katholicismus förderlich sein könne oder nicht. Aber nein, an solchen Capitalfragen geht man vorsichtig vorbei. Man kommt nicht zusammen, um wirklich und verständig zu berathen, sondern um eine wohlvorbereitete Komödie zu bestellen, bei der alle Rollen von vornherein vertheilt sind.

Die zunehmende Langeweile derartiger Versammlungen ist ihr geringstes Uebel. Viel schlimmer ist, daß sie auf solche Weise ein Hauptmittel geworden sind, um den Schleier der Unterwürfigkeit, der seit Decennien über allen kirchlichen Verhältnissen ruht, zu verdichten und um der hohlen Phrase und der gedankenleeren Declamation, an der unsre katholische Presse und Literatur erkrankt ist, zur vollen Herrschaft zu verhelfen.

Die deutschen Katholikenversammlungen haben seit Jahren Nachahmung im Auslande hervorgerufen. Man kann nicht behaupten, daß die Copien besser seien als das Original. Der theatralische Effect ist in den romanischen Ländern meist größer, die Leistungen durchweg noch geringer.

Der eben abgelaufene Sommer hat an solchen Versammlungen eine ganz besonders reiche Auswahl gebracht. Da gab es in Frankreich einen „Congrès ouvrier chrétien" (6. bis 9. Juli), einen „Congrès franciscain" zu Limoges (22. August), ferner Vereinstage der katholischen Juristen und der „katholischen Jugend"; in der Schweiz eine „siebente Generalversammlung der katholischen Männer- und Arbeitervereine" in Zug (Anfang September); einen „katholischen Congreß" in Holland (Amsterdam, 15. bis 18. September); Italien hatte deßgleichen einen „katholisch-sicilianischen Congreß" in Palermo (11. bis 13. Juli ff. — die „Voce" weiß von einem entusiasmo davvero „etneo" zu erzählen, der der Verlesung des päpstlichen Breves folgte), und einen bedeutenderen, der in Turin (9. bis 13. September) tagte. Am 19. August fand in Padua die 9. Versammlung der „Opera dei Congressi cattolici" statt; zwischen dem 16. und 19. tagte in Livorno ein marianischer und zwischen dem 3. und 5. September in Mailand ein eucharistischer Congreß, welch letzterer von all diesen italienischen Versammlungen die besuchteste und glänzendste gewesen zu sein scheint.

Die beiden letztangeführten Congresse sind weit mehr specifisch kirchlicher als politischer Natur, und wir treten daher in eine nähere Besprechung derselben nicht ein, da wir specifisch theologische Dinge hier keiner Kritik zu unterziehen gedenken. Es ist aber immerhin nicht uninteressant, zu sehen, was hier verhandelt wurde. Da hat z. B. in Livorno der Bischof dieser Stadt über die drei Hauptschlachten zu berichten gewußt, welche Lucifer geliefert hat. Die erste dieser Schlachten trug sich im himmlischen Paradiese zu und brachte ihm dessen Verlust und den Hinabsturz in die Hölle ein. Die zweite lieferte er in Eden,

[1] Es gehört schon erheblicher Muth dazu, wenn der „Osservatore Romano" (14. Sept., Nr. 212) als für die katholischen Congresse charakteristisch folgende drei Punkte hervorzuheben wagt: 1. Vollkommenste Ordnung bei den Verhandlungen. — 2. Die allerunbeschränkteste Freiheit des Wortes und der Discussion. — 3. Die herzlichste Eintracht unter Allen, die an dem Congreß theilnehmen. — Ride, si sapis, sagt Martial.

als er das ganze Menschengeschlecht in sein trauriges Loos hinabzureißen suchte. „Aber da war jene unbefleckte Jungfrau, die ihm das Haupt zertreten sollte, gemäß der göttlichen Verheißung, und die Verheißung ging nicht fehl. Die dritte Schlacht ward von Lucifer eingeleitet, als eben diese Jungfrau, die ihm das Haupt zertreten, gerade aus diesem Grunde von der Kirche in außerordentlicher Weise erhöht ward durch die Proclamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau. Wir selbst waren Zeugen des unabläßigen heftigen Kampfes, den die Hölle seit jenem Tage führte, mittelst einer wahrhaft diabolischen und ruchlosen Secte zu dem Zwecke, Papstthum, Kirche und Religion zu zerstören. Mit unseren eigenen Augen haben wir die titanischen Anstrengungen Satans und seiner Schaar schauen können, um das Ziel zu erreichen." Dieser Excurs höherer christlicher Geschichtsphilosophie ist jedenfalls sehr merkwürdig. Hat der Reverendissimus von Livorno Recht, so ist eigentlich Pius IX. mit seiner Declaration der unbefleckten Empfängniß von 1854 und der dadurch bedingten Provocation an Lucifer Ursache all der entsetzlichen Dinge, die seither geschehen sind. Ich weiß nicht, ob die Manen des hochseligen Papstes für diese Beweisführung des Livorneser Bischofs sehr dankbar sein werden; jedenfalls werden die Zeitgenossen mit Genugthuung davon Kenntniß nehmen, daß sie in einer Zeit leben, welche sich an Bedeutung und Interesse nur mit dem Sturz der Engel aus dem Paradiese und dem Fall unsrer Stammeltern in Eden vergleichen läßt. Das ist immerhin eine Entschädigung dafür, daß es uns nicht vergönnt war, den beiden erstgenannten Ereignissen persönlich beizuwohnen. Es wird unsre Leser auch interessiren zu hören, daß der bischöfliche Redner u. a. die Hoffnung aussprach, es werde in nicht allzu ferner Zeit auch die Himmelfahrt der seligsten Jungfrau als Dogma proclamirt und so das letzte Juwel in Mariens Krone eingefügt werden. In den nun folgenden Sitzungen wurde über den Einfluß Mariens auf die Gesellschaft als Typus der Frau in jedem Stande derselben; über den Verein der christlichen Mütter zur Ausstattung der Neugeborenen armer Familien und Uebernahme des Schutzes derselben; über die erste Erziehung und Unterweisung der Mädchen in religiösen Instituten mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft; über Mittel, den Verein der Marienkinder zu beleben; über Schutzvereine für die zum Ehestand entschlossenen Mädchen; über Vereine der Hausmütter zum Besten der Familien verhandelt. Es wurde u. a. beschlossen, möglichst häufige Anbringung von Nischen mit dem Bilde der seligsten Jungfrau und der Inschrift: Ipsa conteret caput tuum zu empfehlen; die Gewohnheit, Marienbilder zu begrüßen und dabei ein Ave Maria zu beten, zu verbreiten; eine „nach den Normen einer gesunden Kritik zusammengestellte marianische Bibliographie herauszugeben" und die Veröffentlichung localer Monographien zu befördern; den Diöcesankatechismen ein eigenes Capitel über den Cult der seligsten Jungfrau einzufügen u. s. f. Als anmuthigste Episode ist jedenfalls hervorzuheben, daß, wie die ultramontanen Blätter melden, Graf Heinrich Marsily, Professor an der Universität Siena, eine sehr beifällig aufgenommene Rede über die „Frauen der modernen Gesellschaft" hielt und daß die Rede solchen Eindruck machte, daß Cardinal Bausa, die Bischöfe und die Functionäre des Congresses den Grafen umarmten und küßten. Es scheint, der Geist Enea Silvio's geht in Siena noch um.

Der eucharistische Congreß in Mailand, dessen Hauptsitzungen in der weiten und mächtigen Halle der berühmten S. Lorenzokirche stattfanden, scheint sich einer außerordentlichen Betheiligung erfreut zu haben. Man sah über achtzig Bischöfe und Monsignori in ihren violetten Talaren; die Zahl der in jenen Tagen in Mailand anwesenden Priester wurde auf mehr als eintausend berechnet, die eucharistische Ausstellung hatte täglich etwa 10,000 bis 12,000 Besucher. Auch die Berichte der nichtklerikalen Zeitungen, wie der „Perseveranza" und des „Corriere della Sera", bestätigen, daß diese Versammlung ein wahres, von aufrichtiger Begeisterung getragenes Volksfest darstellte und in den Straßen der lombardischen Hauptstadt ein äußerst erregtes und frohes Leben herrschte. Was über die in den Sitzungen gehaltenen Reden berichtet wird, erhebt sich nicht über allgemeine Inhaltsangaben. Der griechische Bischof Schiro sprach über die Union der orientalischen Kirchen; der Arzt Colombo über die religiösen Pflichten des Arztes am Krankenbett; der Barnabit Mauri über den den Emigranten zu spendenden sacramentalen Trost; Cesare Balbo — also der Träger eines großen Namens — über die Eucharistie und die Moral; Nava über das Verhältniß der Kunst zur Religion; Rudini Tedeschi über die armen Landkirchen zuzuwendenden Unterstützungen (sicherlich eines der dankbarsten und wichtigsten Themata, die hier zur Sprache kamen); Alessi über die Eucharistie als Ausdruck des katholischen Glaubens (mit Bezugnahme auf Rafaels Disputa); Olivi über die Eucharistie und das Familienleben; Cardinal Mauri über die sociale Frage; Compagnone über die Erstcommunion der Kinder; mehrere Redner über die Freimaurerei; endlich Vitali über die Eucharistie in der mailändischen Kunst. Dieser Vortrag war jedenfalls von allen auf dem Congreß gehaltenen der werthvollste. Er verbreitete sich über die den Gegenstand betreffenden Denkmäler der Sculptur und Malerei in Mailand; aber auch über die Werke der Poesie und Tonkunst, welche die Verehrung des h. Sacraments in der Lombardei ins Leben gerufen hat. Vor allen wurde hier Manzoni's in würdiger und feinsinniger Weise gedacht. Was dieser Rede ihren besonderen Reiz gab, war jedenfalls, daß sie aus dem Munde desjenigen Priesters kam, der als Freund der Armen und Leidenden weithin in Oberitalien sich unbestrittenster Popularität erfreut. Vitali ist seit vielen Jahren Vorstand des großen, mustergültig eingerichteten und ausgezeichnet geleiteten Blinden-Instituts in Mailand, dessen Besuch Jedem, der diese Stadt passirt, zu rathen ist. Dort kann man den ehrwürdigen Abbate Vitali in seiner Arbeit bewundern, umgeben von der Verehrung und Liebe seiner Pflegbefohlenen; das Bild eines völlig selbstlosen, heiligmäßigen Priesters, dessen Anwesenheit die schönste Illustration des Mailänder Congresses gebildet hat. Das war quelqu'un qui disait quelquechose.[1])

Auf dem Turiner Congreß scheint die politische Erregung einen besonders starken Wärmegrad erreicht zu haben. Darauf läßt schon die Scene schließen, welche sich während und aus Anlaß desselben in der Kirche S. Caterina abspielte, wo die heftige Sprache eines geistlichen Redners die gewiß unstatthafte Störung durch den Abgeordneten Peroni und schließlich dessen Verhaftung herbeiführte. Unter den hier in Turin gehaltenen Reden war, nach den bisher erschienenen Berichten zu urtheilen, keine von irgend welchem besonderen Belang. Zu bemerken ist höchstens diejenige des Comm. Rezzara, welcher sich über die Wahlen zu den Gemeinderäthen aussprach und dabei u. a. forderte: die zu wählenden katholischen Volksvertreter sollten 1) unbefleckten Wandels sein (di vita illibata); 2) sie sollten solche sein, welche an dem katholischen Vereinsleben thätigen Antheil nehmen; d. h., mit anderen Worten,

[1]) Die Rede Vitali's ist seither, vollständiger, als sie auf dem Congreß gehalten werden konnte, in der „Rassegna Nazionale" von Florenz, Vol. LXXXV 336 (16. Sept.) erschienen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um diese vortreffliche, in Deutschland viel zu wenig bekannte Zeitschrift unsern Lesern bestens zu empfehlen.

nicht Katholiken von unabhängiger politischer Gesinnung, sondern solche, welche sich dem ultramontanen Parteiwesen angeschlossen oder unterworfen haben. Da, wo der Redner dann die Pflichten dieser Gewählten aufzählt, heißt es an erster Stelle: siano uomini democratici; für diese offene Aussprache kann man gewiß nur dankbar sein.

Der Turiner Congreß hat eine Adresse an den heiligen Vater gerichtet, in welcher er die Feier des 20. September als einen Triumph des Unglaubens und des freien Gedankens (che la incredulità e il libero pensiero celebrano come loro trionfo) brandmarkt und dem gegenüber auf die nun auch mit fünfundzwanzigjähriger Erinnerung zu feiernde Proclamation der päpstlichen Unfehlbarkeit als einen friedlichen Triumph der übernatürlichen Tugend des Glaubens über den freien Gedanken und die Freimaurerei hinweist, „deren lärmvolle Agitationen nicht ein Zeichen von Lebenskraft, sondern Convulsionen eines Sterbenden seien".

Immer und überall dieselbe Ueberhebung, dieselbe Verkennung der wirklichen Lage der Geister und des Verhältnisses der geistigen Mächte. Diese guten Herren mit ihren wohlgedrehten Declamationen erinnern ganz an die Geschichte des Vogels Strauß, der den Kopf in den Sand steckt und, weil er selbst nichts mehr sieht, auch glaubt, daß die Andern nichts mehr sehen.

Der lebhaftere Ton der Turiner Versammlung hat bereits seinen Widerhall in der Rede gefunden, welche Ruggero Bonghi am Abend des 14. September in Neapel hielt. Man ist erstaunt, in dem Munde eines Politikers, der sonst zu den Gemäßigtesten zählt, Aeußerungen zu finden, wie die: Der Klerikalismus hat gerade so zugenommen wie das Brigantenwesen (il partito clericale è cresciuto di forza, com' è cresciuto il brigantaggio). Bonghi findet diese Zunahme der klerikalen Bewegung gerade in all' diesen Processionen, Festen, Illuminationen, aufregenden Predigten, wie in Turin documentirt. Alles das sei äußerliche Agitation, bei der es sich um Moral und Gemüthsleben gar nicht handle. Mit wenigen Ausnahmen sei der Klerus auch zu unwissend und roh, um auf das Familienleben und die Moral der Bevölkerung einzuwirken. Das jetzt hervortretende angebliche Erwachen des religiösen Elements sei nichts als ein wahnwitziges Streben nach Macht (non è se non una grande smania di potere). Die letzten katholischen Congresse hätten ganz offen die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft verlangt. Diese Propaganda könne so nicht weiter dauern, ohne daß es eines Tages zu einer Katastrophe komme (un cozzo disastroso), bei der auch das „Garantiengesetz" — „sein" Garantiengesetz, sagt Bonghi, da er Referent über dasselbe war — zerplatze. Man werde durch die dem Staate aufgedrungene Lage genöthigt sein, an eine Aenderung desselben zu denken. Die auf Auflösung des italienischen Staates gehenden Machinationen der klerikalen Partei seien um so verderblicher, als sie durch Vorgänge im Ausland (wie in München, in Spanien, in Oesterreich) gestützt würden, und als man es jetzt in Leo XIII. mit einem weit fähigeren, darum weit gefährlicheren Gegner, als mit Pius (mente più piccola e animo eminentemente scettico) zu thun habe. Die Zeit sei vorüber, wo man sich darin gefiel, die Klerikalen bald zu beißen, bald ihnen zu schmeicheln. Die Lage sei ernst, und man müsse sich entscheiden.

Kein Wunder, daß die „Voce della Verità" (18. Sept.) diese Herzensergießung des Exministers mit einem Ausbruch heftigster Wuth beantwortet. Jedenfalls geben diese Vorgänge Stoff zum Nachdenken; auf die italienischen Händel und die „römische Frage" kommen wir ein andermal zurück.

Sehr bemerkenswerth ist sodann, diesen italienischen Versammlungen gegenüber, der Congreß, den die englischen Katholiken vom 9. bis 11. Sept. in Bristol abhielten. Es zeigte sich auch hier sofort, daß die Engländer praktische Menschen sind. Die hier verhandelten Gegenstände hatten durchweg einen actualen Charakter, die Redner verliefen sich nicht in breiten Declamationen, sondern sprachen zur Sache und sagten vernünftige Dinge. Der Cardinal Vaughan äußerte sich über die Frage der Wiedervereinigung der römischen und anglicanischen Kirche nicht anders, als man von einem katholischen Bischof erwarten konnte. Seine Aeußerung, daß von der Erwartung eines „gemeinsamen nationalen Actes der Unterwerfung" so gut wie gänzlich müsse abgesehen werden, mochte an gewisser Stelle unliebsam vermerkt werden, weil sie Wasser in den Wein einer durch nichts gerechtfertigten überspannten Hoffnung goß. Sie traf aber zweifellos das Richtige. Einen vortrefflichen Eindruck mußte es machen, daß auch anglicanischen Geistlichen, wie dem Rector von Clutton, Rev. Boudier, gestattet wurde, seine Meinung über diesen Gegenstand hier auszusprechen. Auch der Vortrag des Benedictiners Dr. Gasquet über die eben im Bau begriffene neue katholische Kathedrale in Westminster entsprach wirklichen Interessen und wurde darum mit großem Dank entgegengenommen. Es wurde auch über die Frage verhandelt, ob Katholiken mit Nichtkatholiken sich an gemeinsamen mildthätigen Anstalten betheiligen sollten, und da ist immerhin beachtenswerth, daß Hr. Chilton Thomas zwar persönlich die Ansicht vertrat, Katholiken sollten sich in der Regel an nichtkatholischen Institutionen nicht betheiligen, indessen nach dieser Richtung eine allgemeine Norm nicht aufzustellen wagte. Man behält schließlich von dieser Bristoler Versammlung einen sehr günstigen Eindruck und kann sich nicht verhehlen, wie vortheilhaft dieselbe sich von denjenigen des Continents und speciell des Südens unterscheidet.

Von allen in den romanischen Ländern gehaltenen Congressen scheint indessen keiner äußerlich glänzender und prunkvoller verlaufen zu sein, als derjenige von Lissabon (Juni). Es war der erste seiner Art, der in der Hauptstadt Portugals sich abspielte, und die katholischen Blätter unterließen nicht darauf hinzuweisen, daß es ein Nachkomme des Jesuitenfeindes Pombal war, der ehemalige Minister Barros-Gomez, der bei dieser Versammlung eine tonangebende Rede hielt. Dieser Congreß galt zunächst der Erinnerung an die Geburt des heil. Antonius von Padua 1195, und scheint erst unter der Hand zu einem eigentlichen Katholikentag für Spanien und Portugal erweitert worden zu sein. Ueber den Verlauf dieser „Feste" sind recht merkwürdige Berichte in die Zeitungen gekommen, so daß selbst die „Kölnische Volkszeitung" in ihrem größtentheils auf den im „Univers" publicirten Briefen G. de Pascals beruhenden Artikel vom 7. Juli zugeben muß, daß der Congreß „einen weltlich-geistlichen Charakter hatte, mit manchen Einzelzügen, in die der kühldenkende Nordländer sich nur schwer hineindenken kann", und daß „die Portugiesen mit weit mehr gutem Willen als Geschick an die Veranstaltung des Congresses herantraten", „es an einem disponirten Programm und mehrfach an lebendiger Fühlung mit dem praktischen Leben fehlen ließen". Demgemäß wird beklagt, daß die hier gehaltenen Reden wie die des P. Anaquim über den Hypnotismus, des Sacerdote Diaz über den Evolutionismus im Grunde nur gelehrte Dissertationen waren. Das hatte auch schon der „Univers" (6. Juli) gesagt. Weitere Indiscretionen haben aber die beiden ultramontanen Blätter nicht gebracht. Es scheinen sich aber nach der „Köln. Ztg." (vgl. auch Allg. Ztg., 11. Juli Nr. 190) noch andere sehr bemerkenswerthe Sachen in Lissabon zugetragen zu haben. Dem Pascal'schen Berichte entnimmt man, daß der Erzbischof von Algarbe einen großen Vortrag über die Nothwendigkeit der Orden, besonders in den Missionen, hielt; daß Hr. de Pascal selbst als Vertreter der „Oeuvres

catholiques sociales de France" unter vielem Beifall über die Heilmittel gegen den Socialismus sprach und ein Professor Toniolo aus Pisa sich über den „Bankerott der Wissenschaft" vernehmen ließ. Ein Dominicaner aus S. Clemente, P. Hickey, sprach über die Nothwendigkeit, Gott wieder in die Schule zurückzuführen, ein Dr. Agostinho verherrlichte das Papstthum als den höchsten Inbegriff religiöser und ethischer Civilisation, wobei er sich zu der Behauptung verstieg, „nirgend in der Welt habe der sittliche und materielle Fortschritt sich so hoch erhoben, wie in dem Rom der Päpste". Auch soll gesagt worden sein: „die Päpste seien stets tugendhaft und demüthig gewesen", was Alexander VI. und Julius II. gewiß freuen wird zu vernehmen; und „daß ein einziges römisches Kloster für die Civilisation mehr gethan habe als die Universitäten von Cambridge und Oxford zusammen". „In dem päpstlichen Rom, welches die civilisirteste Stadt der Welt war, gab es keine Prostitution, keine Bettelei, keine Selbstmorde und keine Trunkenheit." Sind diese schönen Dinge wirklich in Lissabon aufgetischt worden, so kann man nur sagen, daß jenseit der Pyrenäen Don Quixote noch immer umherreitet und hinter ihm Sancho Pansa seinen Grauschimmel treibt. Daß die Schlußprocession durch die Anarchisten unterbrochen wurde und der Fackelzug mißlang, wird bei den Zuständen im Königreich Portugal Niemand wundernehmen. Nicht unerwähnt darf aber bleiben, daß zum Gedächtniß der Meerfahrt des heiligen Antonius die Bischöfe eine splendide Festfahrt auf dem Tajo unternahmen, was sich sehr schön ausgenommen haben soll, und daß dem Heiligen zu Ehren und den anwesenden Gläubigen zur Freude auch ein Stierkampf gegeben wurde. Das ist offenbar das Detail, in welches, wie die „Köln. Volkszeitung" andeutet, sich kühldenkende Nordländer nur schwer hineindenken können. Das Organ der rheinischen Ultramontanen verkennt uns hier gänzlich. Mein alter Nachbar hier in der Ukermark, der von den Zeiten der Brüder Grimm das lebhafteste Interesse für „berechtigte Volkseigenthümlichkeiten" hat, war, als ich ihm jene Lissaboner Neuigkeiten mittheilte, im Gegentheil höchst angenehm berührt und meinte, nun müßten uns doch auch die guten Bayern gelegentlich des Münchener Katholikentages mit einem hübschen Haberfeldtreiben erfreuen; das würde, „als berechtigte Volkseigenthümlichkeit" sich ganz vorzüglich ausnehmen, besonders, wenn man damit etwa die königliche Akademie oder den Prorector der Universität, der sich vor dem Katholikencongreß in die Ostsee verflüchtigt hat, beehren wollte. Ich war freilich nicht dieser Meinung, denn einmal schien mir, daß an Haberfeldtreiben in diesem Jahre mit dem Berchtesgadener bereits genug geleistet sei, und dann meine ich, daß sich doch noch geschmackvollere Verzierungen für hispanische und portugiesische Congresse erdenken lassen. Wie wäre es z. B., wenn man künftighin zum Abschluß derselben so ein kleines Auto-da-Fé feierte? Man brauchte es ja, in Ansehung der Bosheit der Zeiten, vorläufig nicht gleich blutig zu halten und könnte sich darauf beschränken, einige Capitalsünder wie Bismarck, Crispi oder Wekerle in effigie zu verbrennen. Nach den gottlosen Staatsmännern und den Häuptern des Liberalismus könnten die Professoren der deutschen Hochschulen an die Reihe kommen — denn omnes haeresin sapiunt. Die theoretische Begründung sothanen Verfahrens kann in einem Lande nicht schwer sein, das ein so illustres Licht wie Sarda y Salvany (den Verfasser von: „Der Liberalismus ist Sünde") aufzuweisen hat, und wenn es hier noch an etwas fehlen sollte, werden die Gelehrten der „Civiltà cattolica" und der Innsbrucker „Theologischen Zeitschrift" gewiß gern ergänzend beispringen.

Unterdessen müssen wir von den braven Portogalli Abschied nehmen: ihr „katholischer Congreß" mit obligatem Stiergefecht hat hoffentlich dem hl. Antonius nicht mindere Befriedigung gewährt als uns. Wenden wir uns wieder der Heimath zu, vom Tajo zur Isar, und sehen wir in unserm nächsten Briefe, was unsre lieben Landsleute dort in den letzten Tagen des August geleistet haben.

SPECTATOR.

Universitätsreformen in Oesterreich.

Wien, im September 1895. — Wie bekannt, wird in kurzer Zeit das österreichische Unterrichtsportefeuille wieder in die Hände des Frhrn. v. Gautsch gelangen, welcher dasselbe im Ministerium Taaffe bis zum Anbruch der Coalitionsära innegehabt. Wenngleich die österreichische Unterrichtsverwaltung in neuerer und neuester Zeit den Fortschritt in der Entwicklung der Universitäten vielfach angestrebt und gefördert hat, so wird doch der neue Minister auch da noch vieles, vieles für eine rührige Hand übrig finden.

Vor allem drängt die bauliche Ausgestaltung verschiedener Institute, bezw. Lehrkanzeln, namentlich in Wien, Prag, Innsbruck und Lemberg, wozu der votirte Credit von der Regierung nun wohl bald in Anspruch genommen werden wird. In dieser Beziehung ist die seinerzeit gegebene Erklärung der Unterrichtsverwaltung, daß die Bauangelegenheiten der Hochschulen fortan an einer einzigen Centralstelle durch besondere Organe behandelt werden sollen, im Interesse der Beschleunigung mit Freude zu begrüßen.

Sehr reformbedürftig ist dann das Doctorat, welches nur für die theologischen und die philosophischen Facultäten befriedigend geregelt ist. Das medicinische Doctorat krankt einerseits an der erdrückenden Unzahl der Prüfungen (ca. 13) und Gegenstände, andrerseits wieder daran, daß dasselbe schon für sich, ohne längere praktische Erprobung zur Ausübung des ärztlichen Berufes berechtigt, aber auch daran, daß einzelne wirklich wichtige Fächer nicht geprüft zu werden brauchen. Außerdem wären die Prüfungen über die Studienzeit obligat zu vertheilen (ähnlich wie bei den Juristen), so daß die Ablegung gewisser grundlegender Examina die Bedingung wäre für die Möglichkeit, zu den späteren Studienjahren aufsteigen zu können; ist ja doch die akademische Freiheit überhaupt nicht eine absolute, sondern eine Freiheit mit gewissen Schranken!

Das juristische Doctorat dagegen, wie es dermalen besteht, ist fast nichts als eine Wiederholung der juristischen mündlichen Staatsprüfungen, welch letztere seit der kürzlich vollzogenen juristischen Studienreform zum Eintritt in jeden praktischen juristischen Beruf ohnehin erfordert werden. Jeder Candidat, der nur über einigen Fleiß und über — den Taxenbetrag verfügt, wird nunmehr im Juli seines 8. Semesters die judicielle Staatsprüfung und sogleich darauf das judicielle Rigorosum machen, dann im October die politische Staatsprüfung und das politische Rigorosum; und wenn er endlich die Gegenstände der bereits nach dem zweiten Studienjahr abgelegten rechtshistorischen Staatsprüfung in dem rechtshistorischen Rigorosum neuerlich bethätigt hat, kann er ohne besondere Begabung schon vor Weihnachten desselben Jahres Doctor der sämmtlichen Rechte sein! Gewiß wäre da eine Reform sehr wünschenswerth, wenn nicht der Doctorgrad seine ganze Bedeutung verlieren soll; eine wissenschaftliche, gedruckte Dissertation sollte in Zukunft auch in Oesterreich gefordert werden. Eine Schwierigkeit freilich bietet in dieser Hinsicht die Advocatur, indem diese die Erwerbung des Doctorats bei uns voraussetzt; der Advocatenstand selbst hält aber an dem Erfordernisse des Doctorats energisch fest und würde einer Erschwerung desselben entschieden widerstreben, daher auch einer mehr wissenschaftlichen Ausgestaltung desselben entgegenstehen.

Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich, daß die Vielprüferei ein Hauptübel der österreichischen Universitäten ist; der Vorwurf, welcher den Deutschen dahin gemacht wurde, daß die Einen damit beschäftigt seien, die Andern zu prüfen, erfährt eine eigenartige Illustration in den österreichischen juristischen und medicinischen Facultäten. Es ist bekannt, daß an der großen Wiener Universität manchem Gelehrten das Lehramt durch das dermalige Prüfungssystem verleidet wird, weil seine Kraft und Zeit dadurch der Wissenschaft entzogen wird, während ein großer Theil seines Einkommens leider auf die betreffenden Taxen gewiesen ist. Die juristischen Prüfungen haben sich in jüngster Zeit sogar noch vermehrt, indem nach der erwähnten Studienreform die Doctoratsprüfungen nicht mehr an die Stelle von Staatsprüfungen treten können, daher meistens neben den Staatsprüfungen abgelegt werden.

Außer der Vielprüferei ist aber auch eine gewisse Vielschreiberei bemerkbar. In dem Meldungsbuche (index lectionum) der Studirenden, das die inscribirten Collegien für jedes Semester ausweist, muß dermalen noch jeder betreffende Docent durch Einzeichnung am Beginn des Semesters die vollendete Inscription und am Schluß des Semesters den Vorlesungsbesuch der Studirenden bestätigen. Zur Zeit der alten Studienordnung, welche diese Vorschrift eingeführt, waren die akademischen Verhältnisse noch einfacher, so daß der akademische Lehrer seine Hörer leicht persönlich kennen lernen und von deren Besuchsfleiße sich überzeugen konnte. Jetzt aber, wo in Wien mancher Jahrgang einer Facultät 400, ja 500 Hörer umfassen kann, ist jene Testirung zu einer qualvollen Formalität herabgesunken, die den bezüglichen Zeit- und Kraftaufwand nicht rechtfertigt und höchstens eine Controle der — Quästur bedeutet. Der Inhalt der Meldungsbücher wird sodann von den Kanzleiorganen in eigene Facultätsregister und bei Absolvirung der Studien in die vorgeschriebenen Absolutorien nochmals eingetragen, was gleichfalls viel Mühe und Zeit erfordert, obgleich der Inhalt ohnehin bereits aus den von den Studirenden vorzulegenden Meldungsbogen stets erfahren werden könnte. Auch die Decane und Rectoren würden eine Entlastung von gewissen Kanzleigeschäften freudig begrüßen u. s. f.

Noch wichtiger ist die Verbesserung der materiellen Stellung der Universitätsprofessoren. Bekanntlich genießen letztere in Oesterreich nicht den vollen Gehalt, der ihrer Rangclasse entsprechen würde, vielmehr ist ein beträchtlicher Theil ihres Einkommens auf die Collegiengelder und Taxen gewiesen. Offenbar setzt dies voraus, daß die Professoren ein solches beträchtliches Nebeneinkommen wirklich beziehen. Nun trifft aber diese Voraussetzung bekanntlich bei gewissen Lehrfächern schon ihrer Natur nach nicht zu, daher sich denn von Jahr zu Jahr die Beschwerden über das ungenügende Einkommen wiederholen. In anerkennender Weise wurde soeben, wie man in den öffentlichen Blättern liest, vom Ministerium ein Gesetzentwurf vorbereitet, wonach doch den Professoren der philosophischen Facultäten und der technischen Hochschulen mit Rücksicht auf ihr minimales Nebeneinkommen die Differenz zum vollen Gehalt gewährt werden soll. Freilich läßt dies noch manche Fragen offen: Wird die Zulage eine wahre Gehaltsrate sein und daher auch bei der Pensionsbemessung in Betracht kommen? Im bejahenden Falle würden die obigen Professoren in den Ruhegenüssen vor den übrigen Hochschullehrern bevorzugt sein; im verneinenden Falle würden die übrigen Staatsbeamten vor allen Hochschullehrern noch immer bevorzugt sein. Immer fragt es sich, warum diejenigen medicinischen und juristischen Professoren, welche nur unbeträchtliche Nebenbezüge haben, von der Gehaltsaufbesserung ausgeschlossen bleiben. Wir verkennen freilich nicht die Schwierigkeiten, welche eine allgemeine Gehaltsregulirung erzeugt, zumal diese mit der leidigen Collegiengeldfrage in innigem Connexe steht. Wir erinnern uns jedoch, daß der neue Minister bereits in seiner ersten Amtsführung die Geneigtheit geäußert hat, die Collegiengeldfrage in billiger Weise zu lösen.

So sehen wir denn mit Interesse den kommenden Dingen entgegen.

Mittheilungen und Nachrichten.

βλ. Numa Droz: Etudes et portraits politiques. Genève, Ch. Eggimann et Co. 1895. — Unter diesem Titel hat der ehemalige Präsident der Eidgenossenschaft, Numa Droz, Studien zu einem Bande vereinigt, die in der Genfer „Bibliothèque universelle" erschienen waren. Der Verfasser vertritt „einen praktischen Liberalismus" und seine Essays über „Die Demokratie und ihre Zukunft", „Die internationale Rolle der Schweiz" u. s. w. sind von ihm selbst durchgekämpfte politische Probleme. Die Schweiz ist das Versuchsfeld politischer Institutionen; die Erfahrung hat den Genfer Staatsmann vor manchen Illusionen bewahrt. Einem Amerikaner, Mr. Mac Cracan, der das Referendum für die Vereinigten Staaten empfiehlt, antwortet er in den kühlen Worten: „Das Referendum ist an sich eine gute Sache; das Recht der populären Initiative in Bezug auf constitutionelle Revision ist das Fundamentalprincip des demokratischen Staates. Wenn aber seine Ausübung auf solche Weise geregelt ist, daß das Volk sein Leben damit zubringen muß, auf dem Forum für Erhaltung seiner Verfassung zu streiten, wenn beständig alles in Frage gestellt wird, dann liegt zweifellos ein organisches Gebrechen vor, dessen Ursache gehoben werden muß. Wenn eine Demokratie gedeihen soll, muß sie auf stabiler Basis ruhen. . . . Diese Basis ist gegenwärtig sehr erschüttert, da alles von plötzlichen Entschlüssen, von der Apathie der Wählerschaft begünstigt, abhängig gemacht ist. Die Völker haben Fieberanfälle wie die Individuen. Eine weise Constitution muß damit rechnen." Noch muß bemerkt werden, daß Hr. Droz für einen Optimisten gilt und an der Lebensfähigkeit der Demokratien niemals gezweifelt hat.

J. Sz. *Marcel Prévost:* Notre Campagne, Provinciales et Parisiennes, 25. Edition, Paris, Lemerre 1895. — Eine Reihe vorzüglich getroffener und scharf gezeichneter Frauenbilder aus der Feder des bekannten Verfassers der Lettres d'une femme und Nouvelles lettres d'une femme. Unter den zwanzig kurzen Novellen steht wohl am höchsten Ayguenoise und an psychologischer Feinheit vielleicht Les Jumelles. Tröstlich sind diese aus dem französischen Volks- und Gesellschaftsleben mit kecker Hand herausgegriffenen Bilder nicht, aber durchaus echt und wahr: Bäuerinnen, zimpferlich-philiströse Provinzfrauen, Damen aus der hohen Gesellschaft und kleine Confectionösen, Gestalten aus der Demi-Monde hat Marcel Prévost als Modell genommen. Der Stil ist einfach, vornehm und ungekünstelt. Die Tendenz ist die gleiche wie in Dumas' Dramen: das Ewig-Weibliche zieht uns nicht hinan.

* Ein neuer Roman von Miß Braddon ist in England ein literarisches Ereigniß, demnächst wird ein solcher erscheinen. Die dafür gemachte Reclame ist eigenthümlich. Erst kündigte die große Londoner Leihbibliothek von Mudie an, daß die erste Ausgabe einen fast unerschwinglichen Preis haben würde; in einigen Wochen aber würde eine billigere Ausgabe erscheinen. Darauf richtete Miß Braddon selbst eine Zuschrift an die Presse: Der Preis von $1\frac{1}{2}$ Pfd. St. für einen dreibändigen Roman könne kaum unerschwinglich genannt werden; vor sechs Monaten würde keine billigere Ausgabe erscheinen. Das wird ziehen.

* Die kürzlich unternommene Reise des Cultusministers Dr. Bosse nach Helgoland galt, der „Nat.-Ztg." zufolge, vorzugsweise der Besichtigung der biologischen Station und der geplanten Errichtung eines Museums auf Helgoland. Das Museum war ein Lieblingsplan des verstorbenen Botanikers Prof. N. Pringsheim, der im Verein mit dem Geh. Rath Dr. Althoff aus dem Cultusministerium die biologische Anstalt auf Helgoland in die Wege geleitet und dann auch die Gründung eines Nordsee-Museums angeregt hat. In dankbarer Erinnerung an seine ersten Studien, die er auf Helgoland gemacht, hat Pringsheim einen Theil seiner hinterlassenen Sammlungen und seiner Bibliothek für das zu schaffende Museum auf Helgoland vermacht. Ferner hat die Gemeinde Helgoland nach Fertigstellung des neuen Conversationshauses das neben

der Post belegene alte Conversationshaus zur Aufnahme des Museums unentgeltlich zur Verfügung gestellt. In diesem Museum sollen außer den Sammlungen der biologischen Anstalt die Helgoländer Alterthumsfunde, ethnographische Gegenstände, alte Volkstrachten der Helgoländer, sowie alles, was auf die Fauna und Flora der Nordsee, insbesondere Helgolands, Bezug hat, untergebracht werden. Die Leitung des Museums werden Beamte der biologischen Anstalt übernehmen, und die geringen Unterhaltungskosten hofft man aus den zu erhebenden Eintrittsgeldern zu bestreiten.

* Am 27. September waren es 70 Jahre, seit George Stephenson die erste Locomotive vor die Waggons der Eisenbahn von Stockton nach Darlington spannte und so zum ersten Mal Menschen mittelst der Locomotive beförderte. Am 27. September 1825 fuhr die erste Locomotive vor einem Zug von Personenwagen mit der Geschwindigkeit von 15 englischen Meilen (gleich 22.86 km) per Stunde. Heute ist die kleine Stockton-Darlington-Bahn ein Theil der großen North Eastern Railway, welche 1500 Locomotiven und 90,000 Waggons besitzt. In England machte das Eisenbahnwesen rasche Fortschritte, und schon im Jahre 1829 wurde die große Eisenbahn von Liverpool nach Manchester eröffnet. Gegenwärtig hat das Eisenbahnnetz der Erde eine Ausdehnung von 671,170 km erreicht, eine Länge, die dem 16¾-fachen des Erdumfanges am Aequator gleichkommt und die mittlere Entfernung des Monds von der Erde noch um nahezu 300,000 km übertrifft. Mehr als die Hälfte dieser gesammten Eisenbahnlänge — 360,415 km — entfällt auf Amerika, das rund 122,000 km Eisenbahnlänge mehr besitzt, als das mit 238,550 km ausgestattete Europa. In Asien hat das Schienennetz lediglich eine Länge von 38,788 km., es dürfte jedoch schon in den nächsten Jahren durch den Ausbau der sibirischen Eisenbahn eine ansehnliche Vergrößerung erfahren. Weder das Eisenbahnnetz Asiens, noch jenes Afrika's, welches 12,384 km beträgt, steht im Verhältniß zu der gewaltigen Ausdehnung dieser Länder. Dagegen muß das Eisenbahnnetz Australiens, des jüngsten Erdtheils, mit einer Ausdehnung von 21,030 km im Verhältniß zur Fläche als ein nicht unbedeutendes, im Verhältniß zur Bevölkerungszahl als ein stark entwickeltes bezeichnet werden. Auf je 10,000 Einwohner kommen in Australien 50.6, in Europa 6.5 km Eisenbahn, auf je 100 qkm Fläche in Australien 0.3, in Europa 2.4 km.

* Die Ausgrabungen in Schretzheim in Bayrisch-Schwaben, welche vom 13. Juli bis 7. Sept. d. J. vollzogen wurden, haben wieder ein recht günstiges Ergebniß zu Tage gefördert. Die Funde vertheilen sich auf 63 altdeutsche Gräber, von welchen 20 Männer-, 23 Frauen- und 20 Kindergräber waren. Von den Waffen sind einzelne Saxe und Lanzen sehr schön gearbeitet, eine Streitaxt ist die einzige, die in den bis jetzt geöffneten Gräbern gefunden wurde. Die Schmucksachen weisen einzelne schöne Exemplare auf. Besonders erwähnenswerth ist eine Gemme, als erste und einzige unter den Funden. Eine Perlschnur war mit fünf Goldmarken und vier Amethysten geziert, eine goldene Fibula lag nebenbei. Im 187. Grabe, das 3.5 m lang und 1.5 m breit war, lagen in einer Tiefe von 80 cm zwei große männliche Gerippe neben einander, beide ohne Waffen und Schmuck. Ein Meter tiefer (1.8 m) war ein Krieger mit schönem Waffenschmuck gebettet und ihm zwischen die Unterschenkel eine Pferdetrense und Zaum gelegt worden. Dies Grab erweckt die Vermuthung, daß hier Diener oder Sklaven bei ihrem Herrn gleichzeitig oder nachmals ihre Ruhestätte fanden.

* Die Lepra-Expedition, die Anfang Juli d. J. von Kopenhagen nach Island abgegangen war, bestehend aus den HH. Dr. Ehlers (Kopenhagen), Dr. Großmann (Liverpool), Dr. Cahnheim (Dresden) und Dr. Eichmüller (Paris), ist nunmehr zurückgekehrt und hat ein Beobachtungsmaterial heimgebracht, das demnächst bearbeitet und veröffentlicht werden wird. Die vier Aerzte haben etwa 500 Kranke aller Art gesehen und untersucht, darunter etwa 150 Lepra-Kranke in den verschiedensten Stadien. Theilweise mußten die Kranken in den oft Tagereisen weit von einander liegenden Gehöften einzeln aufgesucht werden. Im ganzen wird sich das Verhältniß von ungefähr fünf Lepra-Kranken auf 1000 Einwohner ergeben. (Die Insel hat etwa 75,000 Einwohner.) Gleichzeitig haben die Forscher Gegenden besucht, die bisher noch von keinem Fremden betreten wurden, so das sagenhafte und äußerst schwer zugängliche, im Geitlandsjökull gelegene Gletscherthal Thorisdal, den Hvitárvatn mit seinen im Wasser stehenden Eisbergen u. a. m. An allen Orten wurden viele neue Beobachtungen und zahlreiche photographische Aufnahmen gemacht.

* **Berlin**, 30. Sept. Die allgemeine Conferenz der Internationalen Erdmessung tritt heute hier zu ihrer elften Tagung zusammen. Der Staat Preußen, unter dessen Schutz die mitteleuropäische Gradmessung begründet wurde, in welchem 1886 die Erweiterung zur internationalen Gradmessung ausgesprochen worden ist, soll auch, nachdem die damals zunächst auf 10 Jahre unter den betheiligten Staaten abgeschlossene Convention abgelaufen ist, die Berathungen für die Erneuerung der Convention beschirmen. Der Erneuerung der Convention sind daher in erster Linie die Berathungen der Conferenz gewidmet. Wichtige Abänderungen der bisherigen Convention sind geplant, welche das Interesse der Betheiligten lebhaft in Anspruch nehmen. Es wird beabsichtigt, eine der hauptsächlichsten Arbeiten, welche die Erdmessung bisher unternommen hat, noch wirksamer als bisher zu fördern; es ist dies das Studium der Schwankungen der Erdaxe. Auf Anregung des Prof. W. Foerster u. A. sind vom Centralbureau, bezw. dem Geodätischen Institut, und auf dessen Veranlassung von anderen Sternwarten bereits seit einer Reihe von Jahren Studien über früher nur vermuthete Lagenänderungen der Erdaxe angestellt worden. Im Zusammenhang mit diesen Beobachtungen stellte eine nach Honolulu entsendete Expedition das Vorhandensein merklicher, nahezu periodischer Schwankungen zur Evidenz fest. Es handelt sich nun weiter darum, die Art und die Grenzen dieser Lagenänderungen zu bestimmen. Sobald von den jetzt wahrgenommenen Schwankungen der Erdaxe erwiesen würde, daß sie in einer und derselben Richtung langsam fortschritten, oder wenn sich auch nur eine merkliche Lagenänderung von längerer Periode herausstellte, so würde die hiedurch bewirkte Veränderung der Vertheilung der Massen, zunächst des Standes der Flüssigkeiten, allmählich aber auch der festen Erdrinde, von großer Bedeutung sein. Die Nivellements und hydrologischen Arbeiten, die Untersuchungen über die Gezeiten-Erscheinungen und schließlich auch andere praktische Arbeiten der Erdmessung würden davon betroffen werden. Es ist daher von höchster Bedeutung, daß die Untersuchungen über die Schwankungen der Erdaxe in umfassender Weise und planmäßig weiter verfolgt werden. Neben dieser wichtigen Aufgabe, welche auf gemeinsame und über längere Zeiträume ausgedehnte Breitenbeobachtungen hinauskommt, werden die Inangriffnahme planmäßiger Bestimmungen der Intensität der Schwere und andere Berathungen von hoher wissenschaftlicher Bedeutung die Conferenz beschäftigen.

* **Berlin**, 30. Sept. Die nationalökonomischen und socialpolitischen Feriencurse, die der Verein für Socialpolitik veranstaltet hat, sind heute früh im Auditorium Maximum der Universität eröffnet worden. Erschienen waren 180 Herren, zumeist jüngere Beamte, Geistliche, Lehrer und Studirende; daneben aber auch Kaufleute, Landwirthe und Gewerbetreibende; auch einige Damen hatten sich eingefunden. Prof. Schmoller begrüßte die Versammlung. Sodann sprach Prof. Konrad (Halle) über Bevölkerungslehre. Im zweiten Vortrage begann Prof. v. Miaskowski (Leipzig) seine Erörterungen über Begründung, Erhaltung und Ausbreitung des deutschen Bauernstandes im Nordosten des Deutschen Reiches, sowie die mit diesem Gegenstande zusammenhängenden agrarischen Streitfragen der Gegenwart. Dann nahm nach einer kurzen Pause Prof. v. Philippovich (Wien) das Wort zum ersten Vortrag über die neuere mitteleuropäische Handelspolitik. Endlich sprach Prof. Brentano (München) über den Arbeitsvertrag und die Bestimmungsgründe des Lohnes. Am Nachmittag werden die Vorlesungen des Prof. Knapp (Straßburg) über Geldwesen und Währung und des Prof. Neumann (Tübingen) über die wichtigsten Finanzfragen der Gegenwart beginnen. Allabendlich werden zwanglose Zusammenkünfte der Theilnehmer stattfinden. Für Donnerstag, Freitag und Samstag sind Disputirabende angesetzt, die am ersten Tag von Prof. Konrad, am zweiten von Prof. v. Miaskowski, am dritten Abend von den Professoren Neumann und v. Philippovich geleitet werden. Am 7. October beginnt die zweite Reihe der Vorträge, die der Proff. Sering, Adolf Wagner, Schmoller und Dr. Oldenberg (Berlin), des Prof. Bücher (Leipzig) und Prof. Elster (Breslau). Am 12. October schließen die Curse.

* **Berlin**, 28. Sept. An sämmtliche preußische Universitätscuratoren 2c. ist folgende Verfügung des Ministers ergangen: „In neuerer Zeit sind mehrfach Fälle zu meiner Kenntniß gelangt, in denen die Umschreibung eines Studirenden von einer Facultät zur anderen während des Semesters erfolgt war

und die Anrechnungsfähigkeit des Semesters, in welcher der Uebertritt erfolgt war, bei Zulassung zu den Berufsprüfungen zu Zweifeln Veranlassung gab. Nach § 9 der Vorschriften für die Studirenden vom 1. October 1879 ist der Uebertritt von einer Facultät zu einer anderen nur zu Beginn und am Schluß des Semesters zulässig. Ich lege Werth darauf, daß diese Bestimmung künftig ausnahmlos befolgt wird."

* **Breslau**, 27. Sept. Cardinal Fürstbischof Kopp hat folgende Verordnung erlassen: „Durch den Neubau des theologischen Convicts, welcher gegenwärtig seiner Vollendung entgegengeht, ist das von mir lange ersehnte und, wie ich hoffe, auch von meinen Diöcesanen freudig begrüßte Ziel erreicht worden, den Theologiestudirenden meiner Diöcese ein allen Bedürfnissen entsprechendes Heim zu bieten, in welchem dieselben während der Dauer ihres theologischen Studiums nicht allein eine angemessene körperliche Pflege finden, sondern auch mehr und mehr in den Geist ihres ernsten und wichtigen künftigen Berufes eingeführt werden sollen. Ich ordne demnach hiedurch an, daß alle Angehörigen der Diöcese Breslau, welche sich dem Studium der Theologie widmen und in den Klerus der Diöcese Breslau aufgenommen werden wollen, vom ersten Beginn ihres theologischen Studiums ab ihren Aufenthalt im theologischen Convicte zu Breslau zu nehmen haben."

* **Rom**. Die alte Via Appia ist Gegenstand eines Processes geworden in Folge einer Verfügung, durch die das italienische Unterrichtsministerium, dem die Erhaltung der Nationaldenkmäler obliegt, den bei Rom gelegenen Theil der Straße kürzlich für Lastwagen gesperrt hat. Die dadurch schwer getroffenen Landbesitzer haben auf Grund eines alten Erkenntnisses, durch das die Straße aller öffentlichen Benutzung freigegeben ist, die Verfügung angefochten.

* **Sofia**, 25. Sept. Hier werden große Vorbereitungen zur Feier des 25jährigen Schriftstellerjubiläums des nationalen Dichters Iwan Wazow getroffen. So jung und lückenhaft auch die bulgarische Literatur noch ist, erfreut sich Wazow doch eines europäischen Rufes. Sein Hauptwerk, der Roman „Unter dem Joche", ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden und ebenso mehrere seiner kleineren meisterhaften Skizzen und Erzählungen aus dem Volksleben. Wazow hat auch ein vaterländisches Drama aus der Zeit des Befreiungskampfes geschrieben und mehrere Meisterwerke der Literatur, namentlich von Schiller, seinen Landsleuten zugänglich gemacht.

* **Bibliographie**. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 30. September folgende Schriften eingegangen:

Die gewerblichen Genossenschaften in Oesterreich. Verfaßt u. herausgegeben vom Statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. I. Bd. (Einleitung; Uebersichten; Genossenschaften in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Tirol u. Vorarlberg); II. Bd. (Genossenschaften in Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien u. Bukowina; Genossenschaftsverbände). Wien, k. k. Hof- u. Staatsdruckerei 1895. — *Le Vte. R. Des Coursons:* La rébellion Arménienne, son origine — son but. Paris, Service central de la presse 1895. — Odo Leiter: Zeitbestrebungen zur Umgestaltung des Bildungsziels der Volksschule. Berlin, Aug. Haß 1895. — Dr. Paul Kannengießer: Karl V. u. Maximilian Egmont Graf von Büren; ein Beitrag zur Gesch. des schmalkaldischen Krieges. Freiburg u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1895. — Prof. Dr. W. Martens: Weltgeschichte; ein Handbuch für das deutsche Volk. Lfg. 1. Hannover, Manz u. Lange 1895. — Carl Tanera: Ernste u. heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers i. J. 1870/71; illustrirt von Ernst Zimmer. Lfg. 6—8. München, C. H. Beck. — Gustav Krüger: Was heißt u. zu welchem Ende studirt man Dogmengeschichte? Freiburg, J. C. B. Mohr 1895. — Lic. Dr. Johannes Kunze: Marcus Eremita; ein neuer Zeuge für das altkirchliche Taufbekenntniß. (Mit einer kürzlich entdeckten Schrift des Marcus.) Leipzig, Dörffling u. Franke 1895. — Finsternisse. Die Lehre Jesu im Lichte der Kritik. Von einem Zeitgenossen. Zürich, Verlagsmagazin 1896. — Alwin Schultz: Kunstgeschichte. Lfg. 5. Berlin, G. Grote 1895. — Schillers Werke hggb. v. Ludwig Bellermann; kritisch durchgesehene u. erläuterte Ausgabe. I. Bd. (Meyers Klassiker-ausgabe.) Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut. — Emil Engelmann: Nordland-Sagen; nordisch-germanische Lieder u. Mären. Für das deutsche Haus bearbeitet. Mit vielen Bildern. 1. Lfg. Stuttgart, Paul Neff 1895. — *Léon Riotor:* Le sceptique loyal. Paris, bibliothèque artistique et littéraire 1895. — Frank Wedekind: Der Erdgeist; eine Tragödie. Paris, Leipzig, München, Albert Langen 1895. — Laura Marholm: Zwei Frauenerlebnisse; Novellen. Ebenda 1895. — Pastor Ave in Eutin: Allerlei Sang u. Klang; Erstlingsgedichte. Breklum, Jensen u. Hinrichsen (Comm.) 1895. — P. Stühlen: Ingenieur-Kalender für Maschinen- u. Hüttentechniker 1896; hggb. v. Friedrich Bode. Hiezu als Ergänzung: 1. Bode's Westentaschenbuch, 2. Socialpolitische Gesetze der neuesten Zeit 2c. Essen, G. D. Bädeker. — Deutscher Frauen-Kalender für 1896, hggb. v. R. H. Greinz, München u. Leipzig, August Schupp 1895. — Katalog: Antiquariat von Theodor Ackermann. Nr. 400: Deutsche Belletristik. München 1895.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Arbeiterschutz-Gesetzgebung in Rußland.[1])

I.

♂ Bestrebungen zur Herbeiführung des Arbeiterschutzes begannen in Rußland zu einer Zeit, wo in Deutschland der Gedanke daran noch fern lag. Schon seit der Regierungszeit Peters des Großen können die ersten Keime eines solchen nachgewiesen werden, wenn auch das Motiv weniger in ethischen Anschauungen, als vielmehr darin wird gefunden werden dürfen, daß es den wirthschaftlich-politischen Grundsätzen des Kaisers entsprach, den erst unter seiner Regierung langsam emporwachsenden Fabriken einen Arbeiterstand zu schaffen, der aus allen Gegenden des Reiches und des Auslandes zusammengesetzt werden und deßhalb Verhältnisse vorfinden mußte, die eine gewisse Annehmlichkeit und Sicherheit der Lebensführung verbürgen und in dieser Beziehung vor denen, welche die Leute verließen, Vortheile bieten konnten. Was der Kaiser ihnen bot, war nach heutigen Begriffen noch wenig genug, aber es waren doch feste Normen, die vor Willkür schützen sollten und wohl auch wirklich schützten. Ein Admiralitätsreglement (5. April 1722) bestimmt die Arbeitszeit in den Monaten vom 10. März bis 10. September auf täglich 12½ bis 13½ Stunden; in der übrigen Zeit des Jahres soll die Arbeit eine Stunde vor Aufgang der Sonne beginnen und eine Stunde nach Sonnenuntergang schließen, mit 1—2 Erholungsstunden am Tage. Nach einem Reglement vom 3. December 1723 für das vom Kaiser eingesetzte Manufacturcollegium sollen die Fabrikherren für ihre Arbeiter Sorge tragen, ihnen einen „ordentlichen Unterhalt“ verschaffen. Das Reglement für das Bergbaucollegium (1725) bestimmt, daß um 4 Uhr Morgens zur Arbeit zu läuten, von 11—12 Uhr Mittags Erholung zu gönnen und um 4 Uhr Nachmittags auszuläuten sei. Iwan IV. verordnete für die Tuchwaarenfabriken (1741), daß die Arbeiter in den Arbeitsräumen, die hell und rein sein müssen, vor Kälte und Regen geschützt sein, die Webstühle in genügender Entfernung von einander aufgestellt, neben den Fabriken Arbeitercasernen gebaut werden sollen, damit die Arbeiter nicht einen zu weiten Weg zu ihren Schlafstätten zu machen hätten. Auch sollen Spitäler errichtet und in denselben die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten von den anderen getrennt gehalten werden. Für gute gleichartige Kleidung soll gesorgt werden. Die Arbeitszeit wird für die Sommermonate auf 17 Stunden festgesetzt, mit einer zweistündigen Mittagspause von 10—12 Uhr; für die Wintermonate auf 16 Stunden. Am Sonnabend hört die Arbeit Mittags 12 Uhr auf, an Sonn- und Feiertagen wird überhaupt nicht gearbeitet. Zuspätkommen über ½ Stunde wird mit Verweis, in Wiederholungsfällen mit Lohnabzügen, nicht über einen halben Taglohn bestraft. Der verdiente Lohn muß pünktlich bezahlt werden.

Das sind auf lange Zeit die einzigen nachweisbaren Thaten der russischen Administration und Gesetzgebung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes. Wie sie ausgeführt und im Leben verwirklicht worden waren, hierüber wird schwerlich Sicheres zu ermitteln sein. Es scheint, daß erst unter der Regierung des Kaisers Nikolaus der wahrscheinlich inzwischen abgerissene Faden wieder aufgenommen wurde, und zwar auf eigene Initiative des Monarchen, welcher der immer mehr sich entfaltenden Industrie sein volles Interesse zuwandte, um so mehr, als die alten Vorschriften nicht allgemeiner Natur waren, sondern sich auf einzelne Industriezweige, ja einzelne Fabriken beschränkten. Es war schon früher ein sogen. Manufacturrath eingesetzt worden und diesem wurde zur Beachtung und Ausführung eine Reihe von Grundsätzen über Handhabung des Arbeiterschutzes eingeschärft: „Die Fabrikanten haben zu sorgen für die Reinheit der Luft in den Werkstätten und Arbeitsräumen, sie sollen deßhalb den Arbeitern das Uebernachten in diesen Räumen verbieten und besondere Schlafräume einrichten; Männer und Frauen sollen getrennte Schlafräume haben, die nicht zu eng sein dürfen, auch Kinder sollen geschlechtlich getrennt schlafen, wenn sie nicht mit ihren Eltern leben; bei Fabriken mit 50 Arbeitern soll außer den Schlafstätten ein besonderer Raum mit 2 Betten und allem Zubehör, bei 100 Arbeitern mit mindestens 4 Betten vorhanden sein, um in Krankheitsfällen die Arbeiter bei Ueberfüllung der Spitäler oder auch bei leichteren Fällen aufnehmen zu können — die Arbeitgeber haben überhaupt für Unterkunft und Cur der Kranken zu sorgen; jugendliche Arbeiter dürfen durch zu lange Tagesarbeit nicht erschöpft werden; die Arbeitgeber haben sich um die Bildung der Kinder nach ihrem Stande zu bekümmern und kleine Schulen zu gründen, haben für frische und gute Nahrung zu sorgen und darauf zu achten, daß die Arbeiter sich nicht übermäßig dem Trunke hingeben, vorzüglich an den Zahltagen, und daß das Geld direct den Familien zukomme. Zur Controlirung der Beobachtung dieser Vorschriften hatten Mitglieder des Manufacturrathes, worin schon der Gedanke des später geschaffenen Instituts der Fabrikinspectoren zu erkennen ist, die Fabriken in Moskau und Umgebung halbjährlich zu visitiren und ihre Wahrnehmungen an den Finanzminister zu berichten, der übrigens ermächtigt war, den Geltungsbezirk jener Einschärfungen nach Befinden zu erweitern.

Interessanter noch sind die Projecte, welche von einer für die Untersuchung der Industrie von Petersburg und Umgebung niedergesetzten Commission ausgearbeitet wurden; sie blieben aber unausgeführt, und es ist charakteristisch für die gesetzgeberischen Arbeiten bis in die 80er Jahre hinein, daß eine Commission die andere ablöste und alle erdenklichen Kreise und Organe, die zur Beurtheilung der Industriegesetzgebung überhaupt und der Forderungen des Arbeiterschutzes insbesondere für zuständig erachtet werden konnten, zur Begutachtung der verschiedenen Commissionsarbeiten herbeigezogen wurden, ohne daß es gelang, auch nur für

[1]) Zur Arbeiterschutz-Gesetzgebung in Rußland. Von Dr. G. J. Rosenberg. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot, 1895.

eine derselben die Zustimmung des Reichsraths zu gewinnen. Immerhin können wir nicht unterlassen, aus einem Entwurfe von 1860 mitzutheilen, wie man damals schon den bekanntlich bei uns erst 1884 nach zwei verunglückten Gesetzesvorschlägen verwirklichten Rechtsgedanken der Unfallversicherung in Erwägung gezogen hatte; zumal wir uns nicht erinnern können, daß desselben bei den weitschichtigen Reichstagsverhandlungen jener Zeit irgendwie gedacht worden wäre. Es schien, als habe man mit der Unfallversicherungsgesetzgebung sich bei uns auf ein noch nirgends betretenes Feld begeben. Der Gedanke jenes Entwurfs von 1860 war: Ein Arbeiter, der in der Fabrik bei seiner gewerbsmäßigen Beschäftigung ohne eigenes Verschulden Verletzung erleidet, hat das Recht auf Entschädigung durch den Arbeitgeber für die ganze Zeit, während welcher er arbeitsunfähig ist. Außerdem hat er Anspruch auf Curkostenersatz bis zur vollkommenen Wiederherstellung; im Falle seines Todes treffen den Arbeitgeber die Beerdigungskosten. Wenn in Folge einer solchen Verletzung der Arbeiter für immer arbeitsunfähig wird, so ist der Arbeitgeber, der daran die Schuld trägt, verpflichtet, seine Zukunft zu sichern. Die Entschädigung steigert sich, wenn der Arbeiter Frau und Kinder durch seine Arbeit ernährt hat. Die Höhe der Entschädigung wird durch das Gericht bestimmt. Gewiß ein Gedanke, voll von Gesundheit und fähig, in die Form eines Gesetzes gegossen zu werden. Leider ist die Gesetzgebung, wie wir sehen werden, bis jetzt weit hinter diesen Vorschlägen zurückgeblieben und hat namentlich die Vorstellung nicht überwunden, daß der Arbeitgeber, nur wenn er Schuld am Unfall trage, zu einer Entschädigung verpflichtet sei; eine Vorstellung, die auch bei uns erst dem Gedanken der öffentlich-rechtlichen Natur der Unfallversicherung hat weichen müssen.

Die eigentliche Gesetzgebung über den Schutz der industriellen und der landwirthschaftlichen Arbeiter beginnt unter der Regierung Kaiser Alexanders III. und war veranlaßt theils durch die bedeutende Menge vorliegender Projecte, denen man endlich Leben einhauchen wollte, theils durch die seit Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) eingetretene, tief eingreifende Veränderung in der socialen Lage aller Freigewordenen und endlich durch den gewaltigen Aufschwung der Industrie seit jener Zeit. Sie betrifft die jugendlichen Arbeiter; die weiblichen Arbeiter; Bestimmungen über Einrichtungen zur Verhinderung von Unglücksfällen; über Wohnungen und Fabrikräume; über Schulen und andere Anstalten zum Wohle der Arbeiter; über das Institut der Fabrikinspection; Bestimmungen über den Arbeitsvertrag und über den Schutz aller, nicht nur der minderjährigen Arbeiter; über das Trucksystem; über die Strikes; über die Haftpflicht der Arbeitgeber und über Arbeiterversicherung. Was die vielumstrittene Frage einer gesetzlichen Regulirung der Arbeitszeit betrifft, so ist dieselbe nur für die jugendlichen Arbeiter erfolgt. Indessen ist man dem Gedanken, sie weiter auszubauen, nicht fern geblieben, er ist sogar sehr alten Ursprungs. Schon 1785 wurde ein „Handwerksstatut" erlassen, welches vorschrieb: „Die Handwerksarbeitsstunden sind im Laufe eines Tages von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends mit Ausnahme einer halben Stunde für Frühstück und 1½ Stunden für Mittagessen und Mittagsruhe." Das Statut besteht formell heute noch zu Recht, scheint aber wenig praktische Anwendung gefunden und erst mit dem Gesetz über die Arbeit der Minderjährigen die Aufmerksamkeit der Ortsbehörden wieder auf sich gezogen zu haben und je nach der größeren oder geringeren Energie derselben Anwendung zu finden. Dasselbe ist der Fall bezüglich der weiteren Bestimmung jenes Statuts, welches die Zahl der Arbeitstage für die Woche auf 6 festsetzt und an den 12 hohen Feiertagen der Kirche die Arbeit verbietet. Die beigesetzte Clausel „ohne besondere Nothwendigkeit" nimmt aber der gesetzlichen Vorschrift ihren praktischen Werth. Thatsächlich ist heute die Arbeitszeit in Rußland an den Wochentagen gewöhnlich eine sehr ausgedehnte und beträgt in der Regel 15, ja wohl auch 18 Stunden des Tages.

Der Verfasser des in der Note citirten Buches bespricht die Gegenstände der russischen Arbeiterschutzgesetzgebung je in einzelnen Abschnitten sehr ausführlich, ohne indessen im Einzelnen erschöpfend sein zu können und zu wollen. Er hält es für eine Hauptaufgabe und für die Krone dieser Gesetzgebung, eine Neu-Codificirung aller zerstreuten Einzelbestimmungen herzustellen. Wir wollen versuchen, unter seiner Führung, der wir auch bisher gefolgt sind, ein Bild des Standes jener einzelnen Gesetzgebungsgegenstände wenigstens bezüglich der Hauptpunkte zu entwerfen. An Klarheit freilich wird es hie und da leiden, theils weil den betreffenden Ministerien eine ziemlich weitgehende Dispensationsbefugniß für besondere Fälle eingeräumt ist, wo das persönliche Ermessen des betreffenden Beamten entscheidet, theils weil die gesetzlichen Bestimmungen selbst sich keineswegs durch Uebersichtlichkeit und präcise Fassung auszeichnen. Nach dem Gesetze vom 2. Juni 1882, welches schon 1. Mai 1883 in Kraft treten sollte, aber erst im Jahre 1890 zur Durchführung gelangte, dürfen Kinder unter 12 Jahren überhaupt nicht zur Arbeit in Fabriken oder im Handwerk zugelassen werden, während vorher sehr häufig Kinder schon vom sechsten Jahre an in Fabriken eintraten und 12, 16 bis 17 Stunden zur Arbeit angehalten wurden. Minderjährige von 12—15 Jahren dürfen nur 8 Stunden beschäftigt werden, ununterbrochen nicht länger als 4 Stunden und nie zwischen 9 Uhr Abends und 5 Uhr Morgens. Zu Arbeiten, die schädlich für ihre Gesundheit oder entkräftend sind und die von den Ministerien einzeln verzeichnet und zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden müssen, dürfen sie gar nicht benutzt werden. In ganz besonderen Fällen hat der Gouverneur das Recht, Ausnahmen zu gestatten. In den Fabriken, wo eine 18stündige ununterbrochene Arbeit in zwei Schichten eingeführt ist, dürfen sie 9 Stunden, aber nur 4½ Stunden ununterbrochen, beschäftigt werden. Für die Glasfabrication ist die Ausnahme gestattet, daß sie 6 Stunden Nachts arbeiten dürfen, worauf aber eine Pause von mindestens 12 Stunden folgen muß. Diese ihre Arbeit darf auch an Sonn- und Feiertagen stattfinden, wenn an denselben auch die erwachsenen Arbeiter beschäftigt sind. Von Seiten der Arbeitgeber wurde gegen diese Bestimmungen erst lauter Protest erhoben, dann wurden dieselben auf jede Weise zu umgehen versucht, bis das weiter ausgebildete Institut der Fabrikinspectoren ihnen allgemeine Anwendung verschaffte. Für die landwirthschaftliche Arbeit gilt der Grundsatz, daß den Minderjährigen keine Arbeiten auferlegt werden dürfen, die ihrem Alter und ihren Kräften nicht entsprechen, und daß der Arbeitgeber verpflichtet ist, sie während ihrer freien Zeit am Besuch von Kirche und Schule nicht nur nicht zu hindern, sondern sie dazu anzuhalten. Von diesem Gesetze wird nachher noch besonders die Rede sein. So ungenügend dies augenscheinlich ist, so ist doch die Lage der landwirthschaftlichen Arbeiter an sich viel günstiger, als diejenige der Fabrikarbeiter und Handwerker. Mit dem Arbeiterschutz der Frauen war es in Rußland immer sehr schlecht bestellt, wenn es auch an manchen Projecten, die sie als Mütter und Ammen ins Auge faßten, nicht fehlte. Erst ein Gesetz vom 1. Dec. 1869 schützte sie vor der Arbeit in den Bergwerken zur Nachtzeit. Im Jahre 1885 folgte das Verbot der Nachtarbeit in den Baumwoll-, Woll- und Leinwandwebereien und Spinnereien. Das ist so ziemlich alles, was für die Frauen geschehen ist, und es ist

keine Seltenheit, daß man an den großen Strömen Gruppen von Frauen begegnet, die am Schlepptau die Schiffe ziehen oder anderwärts als Straßenpflasterer arbeiten. Dazu kommt, daß der Procentsatz der weiblichen Arbeiter nahezu 50 im Durchschnitt ist, so daß ein ausgedehnter und wirklicher Schutz für die arbeitende Frau ein dringendes Bedürfniß für das Volkswohl und eine ernste Aufgabe der russischen Gesetzgebung genannt werden muß.

Nicht besser steht es mit den Bestimmungen über Einrichtungen zur Verhinderung von Unglücksfällen, über Wohnungen und Fabrikräume. In ersterer Beziehung fehlen sie fast gänzlich, obgleich namentlich durch Dampfkesselexplosionen verursachte Unglücksfälle nirgends häufiger vorkommen sollen, als in Rußland. Wo Bestimmungen über Untersuchung und Revision von Dampfkesseln getroffen worden sind, liegt die Controle ihrer Durchführung in den Händen unberufener, weil technisch ungebildeter Persönlichkeiten. Erst seit 1891 ist den Fabriken befohlen, Tabellen nach einem von den Behörden ausgearbeiteten Schema über vorgekommene Unglücksfälle zu führen und ein paginirtes Buch zu halten, in welches die Fabrikinspectoren und Gouvernements-Mechaniker ihre Bemerkungen über an den Maschinen nothwendige Maßnahmen eintragen können. Es scheint, als sollten auf diesem Wege die Thatbestände ermittelt werden, auf Grund deren ein strafrechtliches Verfahren an der Hand des russischen Strafprocesses gegen die Schuldigen eingeleitet werden könnte, womit natürlich dem Arbeiter nicht geholfen ist. Das Strafgesetzbuch sagt nämlich weiter nichts als: „Wer ohne Absicht, zu tödten, sich eine Handlung erlaubt, die gegen die Vorschriften, welche die persönliche Sicherheit und allgemeine Ordnung schützen, verstößt und falls sich in Folge dessen auch ganz unerwartet ein Todesfall ereignen sollte, wird zu 2 bis 4 Monaten Gefängniß verurtheilt" (§ 1466). „Wer in Folge einer gleichen Handlung einem anderen mehr oder minder schwere Wunden, Verletzungen oder Schädigung der Gesundheit verursacht, wird je nach der Wichtigkeit der verletzten Vorschriften entweder zu 2 bis 4 Monaten Gefängniß oder zu 7 Tagen bis 3 Monaten Arrest verurtheilt" (§ 1494). Für Handlungen, welche hier nicht vorgesehen sind, die aber auf Unvorsichtigkeit deuten, wodurch jemand Wunden oder Verletzungen erhalten hat, aber kein Tod erfolgt ist — „darf der Friedensrichter eine Strafe von 7 Tagen Arrest oder 25 Rubel verhängen." Der Gedanke ist, daß man meint, was hier von Handlungen gesagt ist, gelte auch von Unterlassungen und die Fabrikherren würden im Hinblick auf jene Strafandrohungen wohl Acht haben, daß in den Einrichtungen der Fabrik kein Grund zu eintretenden Verletzungen der Arbeiter gefunden werden könne. Die Haftpflichtgesetzgebung hat sich überhaupt äußerst ärmlich entwickelt und wir haben oben schon gesagt, daß sie weit hinter den Gedanken zurückgeblieben ist, die in den verschiedenen Entwürfen und Vorschlägen niedergelegt waren. Sie regelt sich heute noch gemäß den Bestimmungen des bürgerlichen Rechts über die Entschädigung wegen erlittenen Schadens und Verlustes. Nur bezüglich der Haftpflicht der Eisenbahnen und Dampfschiffahrtsgesellschaften besteht ein besonderes Gesetz vom Jahre 1878. Die hieher gehörigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs (§§ 684, 647) lauten: „Jeder ist zur Entschädigung für Schaden und Verlust verpflichtet, die in Folge eigener Handlung oder Versäumniß entstehen, sogar wenn letztere keine Verbrechen oder Vergehen sind. Wenn der Betreffende dazu durch die Forderung des Gesetzes oder der Regierung, oder durch Nothwehr oder in Folge des Zusammenwirkens solcher Umstände gezwungen wurde, denen er nicht vorbeugen konnte, fällt die Haftpflicht weg." — „Schaden und Verlust, die durch zufällige Handlungen ohne Absicht und Unvorsichtigkeit eingetreten sind, unterliegen keiner Entschädigung." Daß hiedurch für die in Fabriken verunglückten Arbeiter so gut wie gar nicht gesorgt ist, läßt sich fast aus jedem Worte der angeführten Paragraphen herauslesen. Auch andere, ein Verbrechen oder Vergehen des Arbeitgebers voraussetzende Gesetzesstellen (§§ 644, 645, 657, 660) leisten nichts, denn sie verlangen den Nachweis theils des directen ursächlichen Zusammenhangs der That mit dem eingetretenen Schaden, theils der bösen Absicht des Thäters. In diesem Falle legen sie dem Arbeitgeber die Verpflichtung auf: die Cur- und Verpflegungskosten zu tragen; dem Verletzten, falls er mit seiner Arbeit die Familie ernährt, bis zu seiner Genesung die Unterhaltungkosten der Familie zu ersetzen; die Familie des der Verletzung Erlegenen, wenn er die Stütze der Familie war, so lange zu ernähren, bis sie neuen Erwerb findet, anderenfalls die Eltern bis zu ihrem Tode, die Wittwe bis zur Wiederverheirathung, die Söhne bis zur Volljährigkeit, die Töchter bis zur Verheirathung zu erhalten und endlich, wenn die Verletzung in der Verunstaltung des Gesichts einer Unverheiratheten oder Wittwe besteht, außer für die Curkosten auch für den weiteren Unterhalt derselben zu sorgen — alle diese Bestimmungen stehen zwar auf dem Papier, haben aber bei der Schwierigkeit der Proceßführung und bei dem geduldigen, gedrückten und mehr als bescheidenen Charakter der russischen Arbeiterbevölkerung für das praktische Leben kaum je in einem Falle wirklichen Werth.

Der gegenwärtige Stand der Farbenphotographie.

Ds. Es ist bekannt, daß das vor einigen Jahren von Prof. Lippmann in Paris gefundene Verfahren zur photographischen Wiedergabe der Farben den glänzenden Hoffnungen, die sein erstes Erscheinen geweckt hatte, in der Folge nicht entsprochen hat. Daß der Proceß der Farbenphotographie in seiner ursprünglichen Gestalt zu unempfindlich sei und eine zu lange Aufnahmezeit erfordere, um für andere als leblose Gegenstände dienen zu können, war von vornherein klar gewesen; und wenn es auch inzwischen gelungen ist, die Empfindlichkeit der Platten wesentlich zu steigern, so ist man dennoch von den Anforderungen der heutigen Praxis bezüglich der Kürze der Aufnahmezeit noch immer sehr weit entfernt. Jedes Bild verlangt obendrein eine besondere Aufnahme des Gegenstandes und es fehlt somit den Lippmann'schen Bildern einer der bedeutendsten Vorzüge der gewöhnlichen photographischen Negative, nämlich die Möglichkeit der Vervielfältigung. Endlich — und dies ist der am schwersten wiegende Uebelstand — sind die Farben überhaupt nur unter gewissen Bedingungen und bei Betrachtung der Bilder in einer bestimmten Richtung unverändert sichtbar. Sonach erscheint die Lippmann'sche Entdeckung — deren wissenschaftliches Interesse damit nicht bestritten werden soll — für eine ausgedehnte praktische Verwendung nicht geeignet oder wenigstens noch nicht reif. Aber das einmal aufgeworfene Problem konnte nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden und so suchte man, nachdem die Hoffnung auf eine vollkommene Lösung desselben wieder einmal getäuscht war, die Farben eines Gegenstandes wenigstens auf indirectem Wege unter Zuhülfenahme der Photographie wiederzugeben, indem man gewöhnliche photographische Aufnahmen als Grundlage eines Farbendruckverfahrens benutzte.

Solche Bestrebungen sind zwar keineswegs neu. Schon Ransonnet im Jahre 1865, Cros und die Brüder Ducos du Hauron im Jahre 1869 hatten vorgeschlagen, farbige Objecte gleichzeitig mehrmals hinter verschieden gefärbten Gläsern zu photographiren und jedes der erhaltenen Negative in eine Druckplatte für die entsprechende Farbe umzu-

wandeln. Jede dieser Aufnahmen enthält natürlich nur diejenigen Partien des Objectes, deren Farbe von dem bei der Aufnahme verwendeten Glase ganz oder theilweise durchgelassen wird; bei zweckmäßiger Wahl der Gläser und nachher der Pigmente für den Abdruck der aus den einzelnen Negativen erhaltenen Platten läßt es sich aber erreichen, daß jeder Färbung eines beliebigen Gegenstandes ihre photographische Wirkung und spätere Wiedergabe durch ein Pigment gesichert ist. Die Ausführung bedient sich am besten dreier Gläser, eines rothen, eines gelben und eines blauen, weil unser Auge nur drei Grundempfindungen für Roth, Gelb und Blau hat, aus deren verschiedenen Combinationen alle möglichen Farbenempfindungen hervorgehen, und weil andrerseits gerade in dem von rothen, gelben und blauen Gläsern durchgelassenen oder von solchen Pigmenten zurückgeworfenen Lichte nicht nur die mit diesen Namen bezeichneten einfachen Farben, sondern auch alle übrigen Farben des Sonnenspectrums in genügendem Maße enthalten sind. Theoretisch erscheint es also möglich, durch gemeinsamen Abdruck dreier auf die geschilderte Weise erhaltenen Druckplatten für Blau, Gelb und Roth irgendwelche Farben eines Objectes richtig zu reproduciren; die praktische Ausführung jedoch scheiterte bis vor wenigen Jahren, außer an dem Mangel geeigneter Pigmente für eine wirklich treue Wiedergabe der Originalfarben, an dem Umstande, daß die damals benutzten photographischen Platten für gelbe und rothe Strahlen so gut wie unempfindlich waren. Erst die vor einigen Jahren vornehmlich durch H. W. Vogel in die Praxis eingeführten sog. optischen Sensibilisatoren — Substanzen, deren Gegenwart in der photographischen Schicht die letztere für eine bestimmte, von der Wahl des Sensibilisators abhängige Farbengruppe empfindlich macht — hoben diesen Mangel und lieferten gleichzeitig einen werthvollen Fingerzeig für die Wahl der beim Abdruck jeder Platte zu verwendenden Pigmente. Eine einfache Ueberlegung zeigt nämlich, daß diese Pigmente nicht diejenige Farbe haben dürfen, welche bei der Aufnahme des Negativs für die betreffende Platte photographisch gewirkt hat. Die Verwandlung des Negativs in eine Druckplatte geschieht nämlich ganz in derselben Weise, wie die Herstellung der gewöhnlichen Positivbilder, nur wird hier statt des photographischen Papiers eine Chromgelatineschicht verwendet, welche durch Belichtung die Fähigkeit erwirbt, beim Einwalzen mit Druckfarbe dieselbe festzuhalten. Wird also eine solche Schicht mit einem photographischen Negativ bedeckt, eine Zeit lang dem Tageslicht ausgesetzt und nachher — durch Behandeln mit Wasser, welches die nicht vom Lichte veränderten Theile auflöst — fixirt, so haben die hinter den durchsichtigen Stellen des Negativs befindlich gewesenen Theile die Eigenschaft bekommen, die Druckfarbe anzunehmen. Die durchsichtigen Stellen des Negativs sind aber gerade diejenigen, an welchen bei der Aufnahme desselben das Licht nicht gewirkt hatte; hatte also diese Aufnahme z. B. hinter einem rothen Glase stattgefunden, so entsprechen denjenigen Partien des Originals, welche keine rothen Strahlen aussenden, die durchsichtigen Stellen des Negativs, und wollte man also zum Abdruck der von diesem Negativ gewonnenen Platte eine rothe Farbe verwenden, so würde dieselbe, wie nach dem Gesagten ersichtlich, nur an denjenigen Stellen erscheinen, wo sie im Originale fehlt, und da fehlen, wo sie im Originale vorhanden ist. Anstatt des Roth muß also für diese Platte eine Druckfarbe dienen, welche gewissermaßen das Fehlen des Roth darstellt, also die sog. Complementärfarbe des Roth, d. h. diejenige Farbe, deren Strahlen mit den rothen Strahlen vereinigt weißes Licht ergeben würden.

Der optische Sensibilisator gestattet nun auf die einfachste Weise, in jedem Falle diese Complementärfarbe ausfindig zu machen. Derselbe ist in der Regel ein Anilinfarbstoff und macht die photographische Schicht für diejenigen Farben empfindlich, die er selbst absorbirt. Nun rührt aber die Farbe eines Körpers — soweit derselbe nicht selbstleuchtend ist — wie bekannt, daher, daß er von dem auf ihn fallenden weißen Tageslichte, welches alle Farben enthält, nur gewisse Strahlengattungen zurücksendet, die andern aber absorbirt. Die Complementärfarbe derjenigen Strahlengruppe, für welche eine photographische Platte empfindlich ist, ist also die Farbe des in der Platte vorhandenen Sensibilisators selbst; und nach dem Gesagten kann also für den Abdruck einer jeden der drei Platten ihr eigener Sensibilisator — oder ein mit ihm übereinstimmender Farbstoff — dienen. Das letztere wird in der Regel vorzuziehen sein, weil der Sensibilisator, ein Anilinfarbstoff und als solcher wenig haltbar, sich nicht gut zur Druckfarbe eignet; aber die Wahl eines haltbareren Pigments wird jedenfalls durch den Vergleich mit dem Sensibilisator außerordentlich erleichtert.

Im Vorstehenden haben wir — so weit dies ohne allzu langes Verweilen bei technischen Einzelheiten möglich ist — das Princip des sogenannten Dreifarbendruckes skizzirt; von den Leistungen desselben, die im Ergebniß kaum hinter einer wirklichen Farbenphotographie zurückbleiben, kann sich jeder überzeugen, der die Schaufenster unsrer Kunsthandlungen betrachtet. Natürlich gibt es noch andere Wege, um zu dem gleichen Ziele zu gelangen; doch können wir auf diese ebensowenig näher eingehen, wie auf ein von denselben verschiedenes, unlängst von Professor Jolly in Dublin ersonnenes Verfahren zur photographischen Wiedergabe der Farben. Hinter dem beschriebenen Processe und seinen Verwandten steht dasselbe insofern zurück, als es die Bilder nur zwischen Glasplatten liefert und nicht auf Papier zu übertragen gestattet; dafür ist seine Ausführung ungleich einfacher, die Farben sind ebenfalls sehr treu wiedergegeben, und so dürfte auch dem Jolly'schen Verfahren, so lange das Problem der Farbenphotographie nicht definitiv gelöst ist, eine Reihe nützlicher Anwendungen offen stehen.

Inzwischen ist es, um diese definitive Lösung vorzubereiten, ungemein wichtig, nicht allein neue Versuche anzustellen, sondern auch das vorhandene Thatsachenmaterial immer wieder zu prüfen und einer wissenschaftlichen Discussion zu unterwerfen. Dieser Aufgabe hat sich, mit Bezug auf die älteren farbenphotographischen Versuche, Professor O. Wiener unterzogen. Es ist bekannt, daß es schon lange vor Lippmann, ja bereits vor Daguerre, versucht worden und auch bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, Farben auf chemischem Wege zur Abbildung zu bringen. Goethe beschreibt in seiner Farbenlehre ein dahin zielendes Experiment von Seebeck. Dieser setzte feuchtes, am Lichte grau gewordenes Chlorsilber, das er auf Papier gestrichen hatte, neuerdings dem Lichte aus und bemerkte, daß dasselbe an jeder Stelle gerade die Farbe desjenigen Lichtes annahm, welches auf die betreffende Stelle gewirkt hatte. Später verbanden Becquerel und Poitevin diesen Vorgang mit der Aufnahme von Bildern nach der Erfindung Daguerre's und erhielten die Bilder in Farben, welche denjenigen der Originale wenigstens nahe kamen. Becquerel benützte zu diesem Versuche eine auf chemischem Wege an der Oberfläche mit einer Chlorsilberschicht überzogene Silberplatte, Poitevin ein mit dem gleichen Stoffe durchsetztes Papier. Alle diese Verfahren waren jedoch mit einem schwerwiegenden Mangel behaftet: die Bilder konnten nicht fixirt werden. Wurde die Einwirkung des Lichtes nicht rechtzeitig unterbrochen und die Platte von da ab im Dunkeln aufbewahrt, so dauerte diese Einwirkung bis zur gänzlichen Vernichtung des zuvor geschaffenen Bildes fort. Trotz eifrigen Suchens gelang es nicht, ein für diese Verfahren geeignetes Fixirungs-

verfahren ausfindig zu machen und so gerieth die Farbenphotographie in Vergessenheit, bis sie durch Lippmann zu neuem Leben erweckt wurde. Allein auch dieses Leben wird, wie wir sahen, vielleicht nicht von Dauer sein; dafür aber hat Wiener nunmehr jene alten Verfahren wieder hervorgesucht, um die physikalischen Bedingungen der Farbenentstehung bei denselben genauer festzustellen, als es bis dahin geschehen war. Der Genannte ist kein Neuling auf diesem Gebiete; frühere Untersuchungen von ihm hatten den Weg geebnet, auf welchem Lippmann zu seinem Ziele gelangt ist, und jetzt weist er durch ebenso einfache wie überzeugende Experimente nach, daß die Farben der Becquerel'schen Photographien, ganz wie diejenigen der Lippmann'schen, sogenannte Interferenzfarben sind. Das heißt, sie kommen dadurch zu Stande, daß auf eine durchsichtige Schicht Licht fällt, welches zum Theil an deren Vorderfläche zurückgeworfen wird, zum Theil in die Schicht eindringt und erst an deren Rückfläche die gleiche Zurückwerfung erleidet, und daß aus dem Zusammenwirken dieser beiden Partien, je nach der Differenz der von ihnen zurückgelegten Wege, bald eine Verstärkung, bald eine Schwächung der Lichtwirkung hervorgeht, welche zur Folge hat, daß von dem auf die Schicht gefallenen weißen Lichte gewisse Farben ausgelöscht werden und nur eine bestimmte Farbe erhalten bleibt, deren Zusammensetzung durch die Dicke der durchsichtigen Schicht bedingt ist. Es ist, mit anderen Worten, genau der gleiche Vorgang, dem auch die Seifenblasen und dünnen durchsichtigen Plättchen ihre schillernden Farben verdanken. Wie das Licht selbst bei der Aufnahme eines Bildes die photographische Substanz in eine Serie übereinandergelagerter Schichten spaltet, deren Dicke von der Farbe des an der betreffenden Stelle wirkenden Lichtes abhängt, und wie dann Lippmann der Thätigkeit des Lichtes ein Ende setzt, d. h. das Bild fixirt — das braucht hier nicht des Näheren erörtert zu werden. Für unsern Zweck genügt es, auf die physikalische Identität des Becquerel'schen und des Lippmann'schen Verfahrens hingewiesen zu haben, weil damit gesagt ist, daß die Mängel des letzteren nothwendig auch dem ersteren anhaften und daß weitere Versuche in der gleichen Richtung jedenfalls besser an das technisch vollkommenere Lippmann'sche als an das ältere Becquerel'sche Verfahren anknüpfen.

Im Gegensatz zu den bei diesen beiden Processen entstehenden Farben, welche man als „Scheinfarben" bezeichnen kann, sind die bei den Verfahren von Seebeck und Poitevin auftretenden Farben, wie Wiener nachweist, Körperfarben, das heißt sie beruhen auf der Bildung neuer chemischer Verbindungen, deren jede eine besondere und mit der Farbe des einwirkenden Lichtes mehr oder minder nahe übereinstimmende Färbung besitzt. (Daß auch in den Becquerel'schen Schichten neben den Scheinfarben solche Körperfarben entstehen, ist damit nicht ausgeschlossen, aber jedenfalls spielen sie dort nur eine untergeordnete Rolle.) Wie eine solche Mannichfaltigkeit von Verbindungen durch denselben Proceß aus einer und derselben Substanz hervorgehen könne, das erklärt Wiener auf folgende Weise.

Zunächst sei bemerkt, daß all die verschieden gefärbten Substanzen der Seebeck'schen Photographien Verbindungen der Elemente Chlor und Silber sind und sich chemisch nur durch das quantitative Verhältniß der beiden Elemente von einander unterscheiden. Ferner sei daran erinnert, daß das Licht nur dann auf einen Körper einwirken, in demselben eine chemische Zersetzung hervorrufen kann, wenn er dasselbe absorbirt; andrerseits aber hängt von der Absorption auch die Farbe ab, unter welcher uns ein nicht selbstleuchtender Körper erscheint, denn diese ist dadurch bedingt, daß der Körper aus dem auf ihn fallenden weißen Tageslichte gewissermaßen eine Auswahl trifft, d. h. bestimmte Farben zurückhält, absorbirt, die anderen aber zurückwirft und in unser Auge sendet. Nur die ersteren also können — wofern der Körper überhaupt durch das Licht zersetzbar ist — eine Zersetzung einleiten, an der die übrigen Strahlen unbetheiligt bleiben. Fällt also auf einen Körper, mag derselbe auch noch so zersetzbar sein, Licht von derselben Farbe wie diejenige des Körpers, so kann keine Zersetzung stattfinden, weil die Strahlen überhaupt nicht in den Körper eindringen, sondern von ihm zurückgeworfen werden. Wiener nimmt nun an, daß bei Einwirkung von Lichtstrahlen, gleichviel von welcher Farbe, auf dies Seebeck'sche Präparat zunächst die ganze Serie der verschieden gefärbten Chlorverbindungen des Silbers in gleicher Weise entsteht; ist aber das auffallende Licht z. B. von rother Farbe, so wird es diese sämmtlichen Verbindungen schließlich wieder zerstören, mit Ausnahme der rothen, da nur diese, wie aus dem Gesagten ersichtlich, den rothen Strahlen Widerstand zu leisten vermag. Und ebenso wie aus der Action rother Strahlen eine rothe, so muß aus derjenigen grüner Strahlen eine grüne Verbindung hervorgehen — kurzum, es entsteht allenthalben diejenige Farbe, die an der betreffenden Stelle photographisch gewirkt hat; freilich ist ihre Existenz auch nur so lange gesichert, als keine anders gefärbten Strahlen dieselbe Stelle erreichen. Der ganze Vorgang der Farbenentstehung in dem Seebeck'schen Präparat ist also im Grunde nichts weiter als ein Ueberleben des Stärksten in dem gegen die Moleküle geführten Zersetzungskampfe; er erinnert an das, was man in der organischen Welt Anpassung nennt und Wiener hat ihn deßhalb treffend als „mechanische Anpassung" bezeichnet.

Mit dieser Erklärungsweise ist auch die Richtung angedeutet, in welcher die Möglichkeit einer Vervollkommnung der Photographie durch Körperfarben liegt. Der Seebeck'sche Proceß selbst ist — ganz abgesehen von der mangelnden Haltbarkeit der Farben — noch weit von den Forderungen einer wirklichen Farbenphotographie entfernt, weil keineswegs alle erzeugten Farben den erzeugenden vollkommen identisch sind. Aber Wiener vermag nunmehr auf Grund der Erfahrung wenigstens die physikalischen und chemischen Eigenschaften anzugeben, die ein Körper haben muß, um als photographische Substanz die Farben der Körper richtig abzubilden, oder, wie Wiener sich ausdrückt, farbenempfänglich zu sein. Das Suchen nach einem derartigen Körper hält Wiener keineswegs für aussichtslos, da ja thatsächlich bereits Substanzen bekannt sind, welche die geforderten Eigenschaften zum Theil besitzen. Auch die Möglichkeit einer Fixirung solcher farbigen Photographien ist nach Wiener nicht ausgeschlossen; denn auch die Färberei kennt Mittel, um manche „unechte", d. h. durch Licht zersetzbare Farbstoffe, nachdem ein Gewebe mit denselben gefärbt ist, in gewissem Maße „echt" zu machen, d. h. die Einwirkung des Lichtes zwar nicht aufzuheben, aber doch bedeutend zu verlangsamen.

Wir können dem Verfasser nicht weiter in diesen Theil seiner Ausführungen folgen; dagegen führt der Begriff der „Anpassung" naturgemäß auf die Frage, ob nicht auch die organische Welt mitunter nach denselben Gesetzen verfahre, die wir hier in der unorganischen Welt sich abspielen sehen. Es sei gleich bemerkt, daß hier nicht die biologische Anpassung durch Auslese der vortheilhaft abändernden Lebewesen, sondern eine mechanische, lediglich durch physikalische Factoren bestimmte Anpassung gemeint ist. Die Vermuthung, daß auch in der lebenden Natur eine derartige Anpassung stattfinde, hat nun Wiener bestätigt gefunden; ein interessantes Capitel seiner Arbeit bringt aus Untersuchungen von Semper, von Eimer und namentlich von Poulton eine Anzahl Beispiele für die Entstehung oder Abänderung von Thierfarben durch eine solche mechanische Anpassung.

Eimer, der einer zu weitgehenden Werthschätzung der biologischen Anpassung für die Uebereinstimmung der Färbung eines Thieres mit derjenigen der Umgebung entgegentritt, weist auf die bei raschen Farbenänderungen mögliche chemische Wirkung des Lichtes hin. Eine solche entdeckte im Jahre 1867 T. W. Wood, der im Verpuppen begriffene Raupen in den Sonnenschein brachte und sie mit gefärbten Gegenständen umgab; die Raupen nahmen diese Färbungen an. Am eingehendsten hat neuerdings E. B. Poulton diese Empfänglichkeit von Puppen und Raupen geprüft. Er stellt zunächst fest, daß die Farbenanpassung hier nicht, wie der rasche Farbenwechsel bei Fröschen und Fischen, durch das Auge ausgelöst wird und daß auch die behaarten Dornen kein lichtempfindliches Organ bergen. Die Haut selbst enthält also lichtempfindliche Substanzen und zwar besitzen dieselben in hohem Grade die von Wiener definirten Eigenschaften eines farbenempfänglichen Stoffes. Der Bereich der Farbenanpassung ist ein sehr weiter; er beschränkt sich nicht auf diejenigen Farben, welche in der natürlichen Umgebung dieser Thiere vorkommen, wie Poulton an Raupen, die sich in einem zu zwei Dritteln mit orangefarbenem Papier umgebenen Glascylinder verpuppten und eine der Farbe des Papieres ähnliche Färbung annahmen, gezeigt hat — zugleich ein Beweis, daß wir es auch nicht mit Schutzfärbungen im gewöhnlichen Sinne zu thun haben.

Freilich ist es auch nicht zulässig, die Haut dieser Thiere ohne weiteres einer farbenempfänglichen photographischen Platte gleichzustellen; denn eine solche muß, wenn sie an verschiedenen Stellen von verschiedenfarbigen Strahlen getroffen wird, daselbst auch verschiedene Färbungen annehmen. Eine Beobachtung in diesem Sinne liegt allerdings bei einer Raupenspecies vor; aber sie ist vereinzelt, während andere, unter ähnlichen Bedingungen vorgenommene Versuche als Ergebniß nur eine gleichförmige Mischfarbe lieferten. Es müssen also mindestens neben den physikalischen auch physiologische Factoren im Spiele sein. Immerhin aber machen die vorhandenen Beobachtungen nach Wiener die Annahme wahrscheinlich, daß der Farbstoff gewisser Raupen innerhalb der empfindlichen Stadien der Entwicklung in ziemlichem Maße die Eigenschaft des farbenempfänglichen Stoffes besitzt. Das Vorkommen eines solchen Stoffes in der Natur belebt die Hoffnung, daß es gelingen werde, denselben zu isoliren oder künstlich darzustellen. Aber dies ist eine Aufgabe, mit welcher sich nicht der Physiker zu befassen hat. Nach Wiener ist die Arbeit des Physikers betreffs der mechanischen Farbenanpassung nunmehr im wesentlichen gethan und es hat jetzt die Arbeit des Chemikers und des Photographen einerseits, des Biologen andrerseits zu beginnen, beziehungsweise das physikalische Ergebniß nutzbar zu machen.

Mittheilungen und Nachrichten.

kr. Köln. Die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. I. — Zu der vom 25.—29. September in Köln tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner war eine außergewöhnlich große Zahl von Theilnehmern, über 1000, aus allen Theilen des Reichs und darüber hinaus, besonders aus dem befreundeten Oesterreich, erschienen. Die Männer, denen die Vorbereitung und Leitung der diesjährigen Versammlung oblag — Erster Präsident war der Gymnasialdirector Dr. Oscar Jäger in Köln, zweiter der Geh. Rath Prof. Dr. Franz Bücheler in Bonn — hatten sich von vornherein mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß man in äußerlichen Dingen die Vorgängerin aus dem Jahre 1893 nicht werde erreichen können; der naheliegende Vergleich mit Wien, wo die Bürgerschaft in allen ihren Kreisen, ja der Hof selbst alles aufgeboten hatte, um den Gästen die Tagung so angenehm wie möglich zu gestalten, werde, auch wenn alles nach Wunsch gehe, doch nur zu Ungunsten Kölns ausschlagen. Jetzt, nachdem auf die Tage der unruhigen Erregung die Zeit der kühlen Uebersicht und Abwägung gefolgt ist, darf man es aussprechen, daß der Erfolg der Kölner Versammlung auch die kühnsten Erwartungen noch um ein gutes Stück übertroffen hat. Das hatte ja allerdings zum Theil in gewissen äußeren Umständen und Verhältnissen seinen Grund. Die Metropole des Rheinlandes hat in unserm Jahrhundert, trotzdem sie das Scepter im Reich der Wissenschaften und Künste an die Nachbarstädte Bonn und Düsseldorf abgeben mußte, dennoch auf den verschiedensten Gebieten des modernen Lebens einen derartigen Aufschwung genommen, daß sie für das westliche Deutschland die Bedeutung, die sie das Mittelalter hindurch besaß, zum großen Theil wiedergewonnen hat. Dazu kommt, daß ihr alter Name, die Fülle ihrer Kunstschätze und geschichtlichen Erinnerungen, sowie der gute und wohlbegründete Ruf ihrer gastfreundlichen Bürgerschaft einen Zauber ausüben, dem auch gelehrte Männer nur schwer sich entziehen. Schließlich aber sorgte die Nähe der Universität, wo man in bereitwilliger Weise einen Theil der Vorbereitungen auf sich nahm, dafür, daß neben den Fragen der praktischen Schulpädagogik die rein wissenschaftlichen nicht zu kurz kamen.

Die angeführten Umstände haben neben einigen anderen, die weniger an der Oberfläche ruhen, dazu beigetragen, den Erfolg des diesjährigen Philologen-Tages zu sichern. Mit großer Befriedigung sind die Gäste in ihre Heimath zurückgekehrt und hinterließen die erfreuliche Ueberzeugung, daß sie sich noch oft und gern an die sonnigen und glänzenden Septembertage am Rhein erinnern werden. Wir wollen nun zuerst einen kurzen Ueberblick über den Verlauf der Tagung geben, um dann dasjenige, was eine besondere Bedeutung beansprucht, ausführlicher zu berichten. Am Abend des 24. fand eine vorläufige Begrüßung der Gäste statt, darauf am Vormittag des 25. die feierliche Eröffnung im Gürzenich im Beisein des Oberbürgermeisters von Köln und eines Vertreters des preußischen Cultusministers. An die Eröffnungsfeier schloß sich ein Vortrag des Hrn. Prof. Th. Ziegler aus Straßburg an. Der Nachmittag wurde von der Mehrzahl zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten benutzt, und den Abend füllte eine Festvorstellung im Theater und, daran anschließend, ein allgemeiner Commers aus. An den beiden folgenden Tagen begannen die einzelnen Sectionen ihre Thätigkeit um 8 Uhr, worauf dann jedesmal gegen 10 Uhr eine Plenarversammlung stattfand. Der Nachmittag des 26. war von einem gemeinsamen Mahl auf dem Gürzenich ausgefüllt und der Abend des 27. von dem Fest, welches die Stadt Köln ihren Gästen im Volksgarten gab. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese wie alle übrigen Festlichkeiten auf der classischen Stätte des rheinischen Frohsinns einen in jeder Hinsicht guten Verlauf nahmen. Am 28. fand Vormittags die letzte gemeinsame Versammlung statt, in der die Obmänner der verschiedenen Sectionen ihren Bericht erstatteten, und die Tagung mit den üblichen Dankreden beschlossen wurde. Darauf unternahmen die Theilnehmer auf zwei Dampfern eine Fahrt nach dem Siebengebirge.

Es stand zu erwarten, daß auf der ersten Philologenversammlung, die seit der Durchführung der Schulreform auf preußischem Boden zusammentreten sollte, der Streit um das Gymnasium unter irgend einer Form einen Platz auf der Tagesordnung finden werde. Schon der Name des Ersten Präsidenten, der in dem Kampf für das humanistische Gymnasium seit Jahren unter den vordersten steht, ließ dem einen und anderen darauf hinzielende heftige Erörterungen als fast unausbleiblich erscheinen. Um so mehr verdient es Anerkennung, daß Gymnasialdirector Jäger jeder Neigung nach dieser Richtung hin widerstanden und die ihm übertragenen Obliegenheiten des ersten Präsidenten in durchaus neutraler, nach keiner Seite hin verletzender Weise erfüllt hat. Daß allerdings die schweren Angriffe, denen die altclassische Philologie in Preußen mehrere Jahre hindurch ausgesetzt war, in Köln zur Sprache kommen mußten, war selbstverständlich, denn wenn die Vertreter des altsprachlichen Unterrichts bei dieser Gelegenheit nicht den Mund aufgethan hätten, so hätten sie durch ihr Schweigen in den Augen der übrigen sich selbst gleichsam das Todesurtheil gesprochen.

Wir geben nachfolgend die Hauptsätze aus der Eröffnungsrede Jägers möglichst im Wortlaut wieder: „Irre ich nicht, so ist in dem Ansturm gegen das Lateinische und Griechische in Folge der Concessionen, welche die neue preußische Lehrordnung jener Richtung gemacht hat, ein gewisser Stillstand eingetreten. Das Aufblühen der lateinlosen Realschule, welches wir immer gewünscht haben und jetzt mit Freuden gewahren, wirkt beschwichtigend, und das Experiment der sogenannten Reform- oder Einheitsschule, über dessen Erfolg vernünftigerweise erst nach einem oder zwei Jahrzehnten geurtheilt werden kann, mahnt zum Abwarten. Wir müssen

diese relativ günstige Zeit benützen, um den guten Gründen, mit denen wir die classischen Sprachen vertheidigen und von denen kein einziger widerlegt ist, wieder mehr Gehör zu verschaffen und den vielgestaltigen Dilettantismus zurückzudrängen. — Der Kampf um die Schule wird nicht aufhören, denn stark sind die Mächte die in ihrem besonderen Interesse sie in ihre Hände und Herrschaft bringen wollen. Wir aber, die nicht wollen, daß irgend eine Partei, irgend eine Kameraderie die Jugend habe, sondern daß die Jugend vor allem sich selber habe und selber prüfen, selber die Wahrheit und die Richtschnur für ihr Leben finden lerne, wir werden diesem Kampfe nicht ausweichen dürfen. In diesem Kampfe gegen die Mächte, ich sage nicht der Finsterniß, sondern der Dämmerung müssen wir wieder zum frischen und fröhlichen Angriff übergehen. — Schon diese Versammlung muß uns sagen, daß Universität und Gymnasium hier ein gemeinsames Interesse zu vertheidigen haben. Dieser Gedanke hat die Philologenversammlungen ins Leben gerufen und ihnen ihren Namen gegeben. Ich will keinen Vorwurf erheben, aber ich muß mit der Unumwundenheit, welche die Männer der Wissenschaft und der Jugenderziehung sich schuldig sind, aussprechen, daß die akademische Philologie nachdrücklicher als bisher in diesen Kampf eingreifen muß. — Das Zweite ist, daß wir nichts nachlassen dürfen von der Strenge des Ideals. Was ist denn der λόγος, dem wir Philologen dienen? Kein anderer, als der, von dem das Wort geschrieben steht, das durch die Jahrtausende klingt: ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος. Es ist das weltgestaltende Gotteswort, welchem wir dienen und dessen Spuren wir aufsuchen in den Entwicklungen des menschlichen Sprachgeistes und für dessen Walten wir Sinn und Verständniß schärfen wollen. Auf diesem Standpunkt irrt uns auch der Vorwurf der Kleinlichkeit nicht, den man jetzt so oft gegen uns erhebt. Es ist ein sehr wohlfeiler Spott, zu höhnen, aber an dem Kleinen und Einzelnen arbeitet sich der Mensch in die Höhe, wo er das Große begreift. — Ein dritter Punkt ist neben dem Festhalten an der Strenge des Ideals das Bewußtsein, daß der höhere Unterricht auch ein sehr praktisches Ziel verfolgt, jenes Ziel nämlich, an das Fürst Bismarck gedacht hat, als er am 8. April dieses Jahres die Ueberlegenheit der deutschen Nation auf den verschiedenen Gebieten des Lebens den in der höheren Schule gepflegten Imponderabilien zuschrieb. — Ein letzter, aber nicht der unwichtigste ist der Glaube an die eigene Sache, den die Vertreter der classischen Bildung in dem noch zu führenden Kampfe haben müssen."

* **Bonn.** Die philosophische Facultät unsrer Universität hat ihrem Ehrendoctor Andreas Achenbach zu seinem 80. Geburtstag durch ihren Dekan, Prof. Dr. Jacobi, eine die Bedeutung des Künstlers würdigende Glückwunschadresse überreichen lassen.

* **Leipzig**, 1. Oct. Morgen kann die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, die von Anfang an in Leipzig und Halle ihren Sitz hatte und diese Schwesterstädte auf lange Jahre hinaus zum Mittelpunkt der deutschen orientalistischen Wissenschaft erhob, auf ein halbes Jahrhundert ihres Daseins zurückblicken. Die ersten Vorbereitungen zur Bildung einer solchen Gesellschaft wurden auf der Dresdener Orientalisten-Versammlung von 1844 getroffen; zur Constituirung kam es dann im Anschluß an die Philologen-Versammlung in Darmstadt am 2. October 1845. Auf der vorjährigen 48. Generalversammlung der Gesellschaft in Basel (nur im Jahre 1848 ließen die politischen Unruhen eine Versammlung nicht zu) wurde beschlossen, betreffs des Ortes der nächstjährigen Generalversammlung und der damit zusammenhängenden Feier des 50jährigen Jubiläums der Gesellschaft dem Vorstande die Entscheidung zu überlassen. Der geschäftsführende Vorstand einigte sich zunächst dahin, daß der 2. October 1895 als der eigentliche Jubiläumstag festgehalten werden müsse und daß als Ort Leipzig gewählt werden solle.

Die Gründung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft war der Ausdruck des gewaltigen Aufschwunges, den die orientalische Sprachforschung in Deutschland zu jener Zeit genommen hatte, und sie zeigte zugleich den Beginn einer noch glänzenderen Epoche an. Daß sie ein glücklicher Gedanke war, zeigte sich schon bei der Constituirung, wo ihr sogleich 54 der hervorragendsten Orientalisten beitraten; bis Ende Juni 1847 waren bereits 276 ordentliche Mitglieder beigetreten; als Nr. 276 figurirt H. Brugsch, stud. phil. in Berlin, der spätere, jüngst verstorbene berühmte Aegyptologe. Mit gerechtem Stolz konnten die ersten Geschäftsführer und Gründer der Gesellschaft, die Proff. Rödiger und Pott in Halle, Fleischer und Brodhaus in Leipzig, nach einjährigem Bestehen ausrufen: „Das Wichtigste ist ja schon gelungen: die Vereinigung der edelsten Kräfte des deutschen Orientalismus zu einigem, wetteiferndem Vorwärtsstreben und der Anschluß so mancher wackeren Männer des Auslandes zu gleichem Zweck. Was so begonnen, trägt die Bürgschaft seiner Zukunft in sich selbst."

Von den wenigen lebenden Gründern und ersten Mitgliedern der Gesellschaft sind einige gegenwärtig Ehrenmitglieder derselben, so H. F. Wüstenfeld, Professor in Göttingen, der erst 1894 wegen eines Augenleidens aus dem Vorstande schied, ferner der Senior der noch lehrenden deutschen Professoren, der neunzigjährige J. G. Stickel in Jena, der noch unter Goethe's Augen sein Lehramt antrat, Dr. F. v. Spiegel, jetzt in München, ferner aus der Zeit unmittelbar nach der Darmstädter Versammlung O. Böthlingk, damals Collegienrath und Akademiker in Petersburg, heute als Excellenz im Ruhestand in Leipzig lebend; endlich Max Müller, damals Privatgelehrter aus Dessau, heute weltberühmter Professor in Oxford. Unter den Mitgliedern sind ferner noch von den Stiftern am Leben Prof. Dr. F. G. Dieterici in Berlin, der noch rüstig lehrt, und Geh. Kirchenrath J. Löbe in Rasephas bei Altenburg, ferner von den Mitgliedern des ersten Jahres der damalige junge Privatgelehrte Dr. Christoph Ludolf Krehl, der jüngst seinen 70. Geburtstag feierte, ordentl. Prof. der orientalischen Sprachen in Leipzig, Dr. Moritz Steinschneider, Prof. in Berlin, der noch zu dem letzten Heft der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft einen Beitrag über „Arabische Lapidarien" geliefert hat, und J. J. Ph. Valeton, damals Prof. an der Universität Gröningen, jetzt im Ruhestand zu Amersfoort in den Niederlanden lebend.

Gegenwärtig zählt die deutsche Morgenländische Gesellschaft etwa 500 Mitglieder. Sehr zahlreich sind die Werke, die auf ihre Kosten veröffentlicht worden sind, ihr Verzeichniß füllt in der Zeitschrift sechs Seiten aus; das letzte sind: „Die Inschriften von Tsaghan Baisin, tibetisch-mongolischer Text mit einer Uebersetzung, sowie sprachlichen und historischen Erläuterungen" von Dr. Georg Huth, einem jungen Berliner Docenten. Diese Veröffentlichungen, wie die Zeitschrift der Gesellschaft haben wesentlich zum Gedeihen der orientalischen Studien in Deutschland beigetragen. Die Bibliothek der Gesellschaft, die in Halle ihren Sitz hat und von Prof. Pischel geleitet wird, verfügt über mehr als 10,000 Schriften. Die Gesellschaft besitzt ein Vermögen von 28,000 M. und kann etwa 14,000 M. jährlich ausgeben, theils zur Herausgabe der Zeitschrift und der „Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes", theils zu anderen wissenschaftlichen Zwecken. Die preußische Regierung zahlt jährlich 1500, die sächsische 900, die württembergische 345 M. als Unterstützung. Etwa 10,000 M. des Vermögens bilden das Capital des Fleischer-Stipendiums für Orientalisten.

* **Berlin.** Zu der am 30. September hier zusammengetretenen Generalconferenz der internationalen Erdmessung sind als Vertreter angemeldet: für Baden: Prof. Haid; Bayern: Prof. Seeliger, Generalmajor a. D. v. Orff; Belgien: Oberst Hennequin; Dänemark: Oberst v. Zachariae; Frankreich: Präsident Faye, Oberst Bassot, Prof. Tisserand, Ingenieur Lallemand; Hessen: Geh. Hofrath Prof. Nell; Italien: Astronom Celoria, Director Fergola, Ingenieur Guarducci, Prof. Lorenzoni, Astronom Rajna; Niederlande: Prof. van de Sande-Bakhuyzen, Prof. Schols; Norwegen: Prof. Geelmuyden; Oesterreich-Ungarn: Linienschiffscapitän Ritter v. Kalmár, Oberst v. Sterneck, Hofrath Prof. Tinter; Preußen: Geh. Regierungsrath Prof. Foerster, Geh. Regierungsrath Prof. Helmert, Generallieutenant Oberhoffer, Oberstlieutenant v. Schmidt, Prof. Albrecht, Prof. Löw, Prof. Westphal; Schweden: Prof. Rosén; Schweiz: Director Hirsch; Spanien: Hr. de P. Arrillaga, Excellenz, Director Guzmann; Württemberg: Prof. Koch; Vereinigte Staaten von Amerika: Prof. Dittmann.

* **Königsberg.** Dem Privatdocenten der Ohrenheilkunde in der medicinischen Facultät der hiesigen Universität, Dr. Georg Stetter, ist das Prädikat „Professor" verliehen worden.

* **London**, 30. Sept. Im jüngsten Hefte des „Nineteenth Century" verbreitet sich Lord Playfair über das Thema: Eine große Universität für London. Der Verfasser ist ein competenter Beurtheiler der Frage, hat er doch im Oberhause eine dahin zielende gesetzgeberische Action angeregt. Sein Vorschlag, der die Einsetzung einer Commission zum Zwecke der Vorarbeiten für die Reorganisation der Londoner Universität zum Ziele hatte, war von Lord Herschell, dem Kanzler dieser Hochschule, warm gebilligt worden. Die Resignation des liberalen Cabinets brachte die Sache ins Stocken. Da es sich aber hier um eine alle Parteien in gleichem

Maße sympathisch berührende Frage handelt, wird es auch unter Salisbury an Förderung der Angelegenheit nicht fehlen. Bisher hatte die Londoner Universität nur den Charakter einer Prüfungs-Anstalt, nach dem Plane Lord Playfairs soll dem Institut das Gepräge einer großen und universellen Bildungsstätte gegeben werden. — Nach unerhörten, in seltsamster Art motivirten Verzögerungen hat die Bewegung für die **Zulassung von Frauen an der Universität Dublin** ein negatives, alle Kreise unbefriedigendes Resultat gehabt. Zwischen den verschiedenen Instanzen wurden die widerspruchsvollsten Verhandlungen geführt, die vom März 1892 bis zum Juli ds. Js. her- und hinwogten. Im April ds. Js. erklärte z. B. Dr. Ingram die durchaus negative Entschließung des Collegiums, im Mai verhieß er sympathische Erwägung, und schließlich überwogen wieder die Bedenken, die gegen die Zulassung erhoben wurden.

* **St. Petersburg.** Die orthodoxe Geistlichkeit der Eparchie Archangel hat soeben, dem „Swjet" zufolge, eine **Uebersetzung des Evangeliums** Matthäi in die **karelische Mundart** beendet und gleichzeitig für die nächste Zukunft eine Uebertragung der ganzen hl. Schrift in diese Mundart ins Auge gefaßt. Von dem Bischof der Eparchie Archangel sind wiederum die wichtigsten Gebete und die Glaubensartikel in dieses finnische Idiom übertragen worden, so daß in Ortschaften mit rein karelischer Bevölkerung der Gottesdienst bereits in karelischer Mundart abgehalten werden kann.

* **Konstantinopel.** Eine historische Urkunde von hohem Werth — wenn sie echt ist — wird dieser Tage dem Sultan übergeben werden. Es ist der **Ferman**, welchen der **Chalif Omar I.** dem griechischen Patriarchen Sophronius gab, als die Araber die Stadt **Jerusalem** eroberten. Dieses Document, welches sich seit 12 Jahrhunderten im Besitz der Familie des Patriarchen befand, ist seit einigen Jahren Eigenthum eines gewissen Vassilak Jajtschoglu geworden, welcher ein kleines Dorf der Provinz Koniah bewohnt. Dieser bat den Sultan, er möge ihm gestatten, ihm das Document für die Staatsarchive zum Geschenke zu machen, was der Sultan bewilligte. Von einer Escorte von Gendarmen begleitet, wird der Spender nach Konstantinopel kommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 2. October folgende Schriften eingegangen:

Monatliche Nachweise über den **auswärtigen Handel des deutschen Zollgebietes**; hggb. vom kaiserl. Statistischen Amt; August 1895. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1895. — **Reichs-Cursbuch**; 1895, Ausgabe Nr. 7: October 1895. Berlin, Julius Springer. — **Talmi-Antisemitismus**. Von einem zielbewußten Antisemiten. Großenheim, Herrmann Starke 1895. — **Sonn- u. Festtagspredigten**; eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart, hggb. v. D. **Emil Quandt**. Bd. III. Der Weg des Lebens, Predigten über freie Texte. Leipzig, Fr. Richter 1895. — **Im Reiche der Gnade**. Bd. I. Sammlung von Casualreden. Heft 4. Traureden; hggb. v. **Gustav Leonhardi**. 2. Aufl. Ebenda 1895. — **Wilhelm Sunkel**: Der Weg zum Glück. 2. Aufl. Ebenda 1895. — **Evangelisches Declamatorium**; eine Mustersammlung christlicher Vortragsdichtungen; hggb. v. **Maximilian Bern**. Ebenda. — **Eduard Faber**: Zur Hydrographie des Maingebietes. München, Theodor Ackermann 1895. — **Egbert v. Hoyer**: Kurzes Handbuch der Maschinenkunde; mit Abbildungen. Lfg. 8. Ebenda 1895. — **Emil Pott**: Unsre Ernährungschemie. Ebenda 1895. — **Prof. Dr. F. Knoke**: Die römischen Moorbrücken in Deutschland. Berlin, R. Gärtner 1895. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild**. Lfg. 237. Ungarn IV. Bd. Heft 16. Wien, Alfred Hölder. — **Joseph Dahlmann S. J.**: Das Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch. Berlin, Felix L. Danns 1895. — **Hermann Lübke**: Neugriechische Volks- und Liebeslieder in deutscher Nachdichtung. Berlin, S. Calvary u. Co. 1895. — **Bronislaw Welbeck**: Friedrich Smetana. Prag, H. Dominicus 1895. — **A. Norden**: Aus sturmbewegter Zeit; Roman. 3 Bde. Berlin, Otto Janke 1895. — **Arthur Zapp**: Des Erbprinzen Weltreise; humoristischer Roman. Ebenda 1895. — **M. Jacobi**: Bunte Bilder; Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. — **Johannes Rudolph**: Gedichte. Ebenda. — **Sklaven der Liebe**; eine Dichtung in Prosa von einem Manne. Mit einem musikalischen Vorspiel. Dresden xc., E. Pierson 1895. — **Monatshefte der Comenius-Gesellschaft**; hggb. v. Ludwig Keller. Bd. IV. Heft 7 u. 8. Berlin u. Münster, Verlag der Gesellschaft 1895. — **Comeniusblätter** für Volkserziehung. Jhgg. III. Sept.-Oct. Ebenda 1895. — **Victoria**, illustrirte Zeitschrift für vaterländischen Sport u. kriegsgemäßes Radfahren. I. Jhgg. Heft 1. Berlin, Hacke u. Grützmacher. — **Auswahl-Katalog der Herder'schen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau, reichend bis Ende 1894.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Gerhard Mercator und sein Atlas (1595).

Von F. Sander.

I.

Habent sua fata libelli! Wahres Wort des alten Grammatikers Terentianus Maurus, das der greise Goethe in deutschem Gewande — „Auch Bücher haben ihr Erlebtes!“ — auf seinen Wilhelm Meister und dessen berühmte lyrische Bestandtheile sinnig anwandte. Man kann auch sagen: Habent sua fata vocabula! Worte haben ihre Geschichte. An wie manche einzelne Worte und Begriffe lassen sich culturgeschichtliche Betrachtungen anziehendster Art knüpfen! Endlich darf man, beides zusammenfassend, dem Spruche die Gestalt geben: Auch Büchertitel haben ihr Erlebtes, ihre oft wunderlichen Fata, ihre Geschicke und ihre Geschichte.

Dafür hier ein merkwürdiges Beispiel! Es sind heuer dreihundert Jahr, daß der erste geographische Atlas erschien. Alle geographischen Atlanten sammt ihren zahlreichen Vettern im Gebiete der Kunst, Technologie, Naturkunde u. s. w. haben von diesem s. z. s. Uratlas den Titel entlehnt. Wie kam er selbst zu diesem seither so allgemein gewordenen Namen? — und was hat es überhaupt damit auf sich? Wohl aufzuwerfende Fragen, die um so näher liegen, da gleich anfangs zwei irrige Ansichten und Angaben abzulehnen sind, mit denen man den geheimnißvollen Titel zu erklären versucht hat. Ich entnehme sie der Kürze wegen zwei verbreiteten und sonst meist zuverlässigen Nachschlagewerken: dem Dictionnaire von Littré und Heyse's Fremdwörterbuch. Littré meint, daß man Karten- und Bildersammlungen Atlanten nenne: à cause de la grandeur du format. Er fehlt damit das Ziel ebenso weit wie Heyse, der das Wort Atlas in der hier in Betracht kommenden Verwendung erklärt als: gleichsam Träger des Weltgebäudes. Namentlich diese Deutung scheint in Deutschland unter Kartenzeichnern und Verlegern verbreitet zu sein; denn der Riese Atlas mit der Weltkugel auf lastgebogenem Rücken ist ein beliebtes Titelbild für geographische Atlanten. Auch solche Mißverständnisse gehören zu den fatis des Titels. Aber zunächst fragen wir billig nach dem wirklichen Hergang und dem Gedankenzusammenhang, der dem Namen Atlas diesen ganz neuen Sinn verschafft hat; wobei wir nothwendig den Urheber dieser Neuerung uns näher ansehen müssen.

Vor dem berühmten Geographen und Kartenzeichner Gerhard Mercator (1512—1594) hat — das darf man als feste Thatsache ansehen — Niemand daran gedacht, eine Sammlung von Landkarten als Atlas zu bezeichnen. Auf sein Ansehen hin ist diese Bezeichnung bald allgemein geworden; gewiß ein sprechender Beweis für das hohe Ansehen des Mannes, selbst wenn etwa zweifelhaft bleibt, ob, was man im guten Glauben getreuer Nachfolge gethan, ganz seinem Sinn entspricht. Das Werk, dem er noch persönlich den Titel Atlas bestimmte, erschien im Jahre nach seinem Tode, besorgt von seinen Nachkommen, namentlich von Rumold Mercator, des alten Geographen vertrautem Sohn und Gehülfen. Es sollte offenbar nach des greisen Verfassers Absicht seines Lebens Tagewerk würdig abschließen und krönen.

Ueber Gerhard Mercators Person und Lebensgang belehrt uns ein biographischer Abriß aus der Feder seines Freundes Walther Gymm (Gualterus Ghymmius), herzoglich clevischen Schultheißen (praetoris) der Stadt Duisburg, in der Mercator die letzten vier Jahrzehnte seines arbeitsamen Lebens zugebracht hat. Ergänzt werden Gymms Angaben durch einige gelegentliche Notizen in Mercators Vorreden, eine Anzahl seiner Briefe, besonders an den Schwiegersohn Johannes Molanus in Bremen, und einige aus dem Staatsarchiv zu Brüssel von Pinchart veröffentlichte Nachrichten über Mercators unliebsame Erlebnisse mit den belgischen Glaubensgerichten im Jahre 1544. Was diese Quellen über den großen Geographen ergeben, hat Arthur Breusing, weiland Director der Seefahrtschule zu Bremen, zu einem ansprechenden Lebensbilde verarbeitet in einem 1869 zu Duisburg gehaltenen Vortrag: „Gerhard Kremer genannt Mercator, der deutsche Geograph“ (Duisburg 1869; zweite mit einigen urkundlichen Nachweisen bereicherte Ausgabe 1878) und in dem Aufsatze „Gerhard Mercator“ der Allgemeinen Deutschen Biographie (von 1884). Das Ergebniß ist in der Hauptsache folgendes.

Gerhard Kremer oder Kramer, der selbst später ausschließlich mit dem latinisirten Namen Mercator zeichnete, wurde 5. März 1512 in Rupelmonde, Ostflandern, an der Schelde, dem Einfluß der Rupel gegenüber, geboren. Aber er war — darauf legt er Werth — von seinen jülichschen Eltern Hubert und Emerentiana im jülich'schen Lande erzeugt, die nur während seiner Geburt in Rupelmonde bei Huberts Bruder, dem Geistlichen (Vicecureiten) Gisbert Kramer, zu Besuche weilten. Da Gisbert nachweislich in Gangelt geboren, darf man diesen Ort als Heimath der Familie vermuthen, in der auch Gerhard, der ausdrücklich im Jülich'schen die erste Erziehung genossen zu haben bekennt, seine Kindheit verlebt haben wird. Später zogen die anscheinend armen Eltern dauernd nach Rupelmonde, und der Oheim sorgte für gelehrten Unterricht des begabten Neffen. Dieser besuchte durch dreieinhalb Jahr die Schule der Brüderherren zu Herzogenbusch unter dem berühmten Georg Macropedius oder Langeveld, ebenso tüchtigem Mathematiker wie Humanisten, und demnächst, 29. August 1530 immatriculirt, die Universität Löwen. Mit Schrecken erkannte er, eigenem Geständnisse nach, hier den Widerspruch zwischen Aristoteles' Lehre von der Ewigkeit der Welt und der biblischen Ansicht von deren Schöpfung aus Nichts. Heftiger innerer Kampf — in seiner Seelenangst floh er einsam von Löwen nach Antwerpen — endete mit entschiedenem Festhalten der biblischen Aussagen, an denen ihn fortan nichts mehr zu beirren vermochte. Gegen die Hypothesen menschlicher Weisheit und namentlich heidnischer

Philosophie behielt er seitdem tiefgewurzeltes Mißtrauen. Desto mehr zog ihn das neutrale Gebiet der Mathematik an, auf dem er unter Beirath des Löwener Arztes Rainer Gemma, genannt Frisius, durch Privatstudium sich heimisch machte, und wie dieser mit der rechnenden Theorie bald die technische Praxis in Anfertigung nautischer und astronomischer Geräthe, später auch im Stechen von Landkarten verband. Hauptsächlich scheint er anfangs durch Unterricht seinen Unterhalt erworben zu haben. Schon 1536 konnte er den eigenen Herd gründen und eines Löwener Bürgers Tochter Barbara Schelleken als Hausfrau heimführen. Aus der Zeit seines Aufenthalts in Löwen wissen wir von einer Karte Palästina's, einer solchen von Flandern, von einem großen Erdglobus, den er für den spanischen Siegelbewahrer Granvella, den Aelteren, von allerlei mechanischen Kunstwerken, die er für Kaiser Karl V. selbst anfertigte. Schriftlich ließ er während jener Jahre über die sogenannte lateinische Schrift (1541), über den Gebrauch seiner Globen und Instrumente, über die Lage des von ihm aus nautischen Beobachtungen berechneten magnetischen Nordpols u. a. sich vernehmen. Ich darf in die Einzelheiten hier mich nicht verlieren. Aber gewiß ist, daß Mercator um des Jahrhunderts Mitte bereits ein weitbekannter Mann war und auf seinem geographisch-astronomischen Felde als Meister galt.

Der Ruf, den Gerhard Mercator — und zwar besonders in den höchsten Kreisen seiner zweiten, flandrischen Heimath — genoß, mag wesentlich mitgeholfen haben, ihn 1544 bei dem Einschreiten der Ketzerrichter gegen ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren. Die Statthalterin der burgundisch-habsburgischen Niederlande, Königin-Wittwe Maria von Ungarn, veranlaßte den Generalprocurator von Brabant, gegen die in Löwen unter der Asche glimmenden Ketzereien ernster einzuschreiten. Mercator scheint bereits anrüchig gewesen zu sein. Daß er, eben heimgekehrt von kartographischen Aufnahmen in der Umgegend von Gent, gerade damals von Löwen abreiste, um die Erbschaft des Februar 1544 gestorbenen geistlichen Ohms in Rupelmonde zu ordnen, steigerte den Verdacht. Er wurde dort verhaftet. Seine Gattin erwirkte ein geistliches Zeugniß der Ehrbarkeit und Unbescholtenheit für ihn; die Universität trat wiederholt für ihr Mitglied ein. Dennoch hielt es hart, ihn freizubekommen. Er scheint längere Monate verhaftet geblieben zu sein, und man weiß nicht einmal, wie er schließlich dem Hasse der Verfolger, der damals gerade blutig genug wüthete, entkommen ist. Doch muß er völlig rehabilitirt worden sein. Er selbst erwähnt dieser traurigen Episode seines Lebens nirgend; auch Walther Gymm schweigt davon. Gewiß aber hängt mit der damals erfahrenen Bitterniß Mercators ausgeprägte Abneigung gegen das Polemische in der Theologie, das sein Zeitalter sonst bevorzugt, und seine mißtrauische Furcht vor Verleumdern und Angebern zusammen, die wir in seinen Briefen fast krankhaft ausgebildet finden. Um so achtenswerther dem gegenüber, daß er seine evangelische Ueberzeugung selbst nie verleugnet, sondern immer wieder zu theologischem Studium und theologischer Schriftstellerei im unverkennbar reformatorischen Sinne zurückkehrt.

Welchen Antheil diese Glaubenswirren an Mercators Entschluß hatten, den langjährigen Wohnsitz Löwen mit Duisburg im Kleverlande zu vertauschen, ist nicht bekannt. Genug, er siedelte dorthin Herbst 1552 über und hat Duisburg in den vierzig Jahren, die er bis zu seinem am 2. December 1594 erfolgten Tode dort noch verlebte, nur für kurze Zeiten, wo er auswärts zu vermessen hatte, verlassen. Selbst dazu fehlte in seinem höheren Alter der Anlaß, da er verstand, seine drei Söhne Arnold (1537 bis 1587), Bartholomäus (1540—1568) und Rumold (?—1601), sowie für die letzten Jahre drei Enkel, Arnolds Söhne, sich als Gehülfen heranzuziehen. Unter den Söhnen ist Arnold namentlich bekannt als gelegentlicher Entdecker des gothischen „Codex argenteus“ im Kloster Werden; Rumold, der einzige überlebende, mußte schon oben als Herausgeber des Atlas genannt werden. Außer den Söhnen hatte er ebenso viele Töchter, deren älteste, Emerentia, Gattin des bereits erwähnten Schulmannes Johannes Myle oder Molanus, diesem nach Bremen folgte, während die mittlere, Dorothea, zuerst den Antwerpener Kaufmann Alard. Sir und nach dessen Tode den Kaufmann Tilmann de Neufville zu Wesel, die jüngste, Katharina, den Schulrector Theodor Verhaer heiratheten. Die erste Gattin starb Mercator im Jahre 1586; wenige Monate später heirathete er Ambrosius Moers, weiland Bürgermeisters von Duisburg, Wittwe, die ihn in der Schwäche des Alters, besonders seit er im Mai 1590 durch einen Schlaganfall theilweise gelähmt war, treulich gepflegt zu haben scheint. Sein Haus war bürgerlich, aber wohlhäbig und gastfrei eingerichtet; er selbst ein sehr ernster, arbeitsamer, aber gelegentlich unter Freunden auch heiterer und witziger Mann. Eine Anzahl tüchtiger Gelehrter, als Lehrer, Aerzte u. s. w. in Duisburg ansässig oder dem herzoglichen Hofe zugehörig, schaarte sich um ihn mit steigender Verehrung, und von weit her traten ansehnliche Häupter der Wissenschaft und mehrere Fürsten, die ihr Gebiet vermessen und kartirt zu sehen wünschten, mit ihm in Briefwechsel. Einige Jahre, von 1559 bis 1563, stand Gerhard Mercator im Dienste einer von seinem Freunde, dem Bürgermeister Johannes Gymm, begründeten gelehrten Schule zu Duisburg. Indeß wiederholter Verdruß mit dem Rector Castritius oder Geldorp (Flavus Dorpius), bei dem die übrigen Lehrer der Anstalt, namentlich Johannes Otho oder Oesten und Mercators Schwiegersohn Molanus, auf seiner Seite standen, verleidete dem friedlichen Mann diese Wirksamkeit, sintemal auch Zucht und Ruf der Anstalt durch Castritius' Lauheit bald erheblich litten. Der Rücktritt von der Schule, durch Mercators kartographische Aufträge und stets weiter ausgedehnte technisch-literarische Thätigkeit geboten, wurde dadurch erleichtert.

Diese technisch-literarische Thätigkeit selbst war sehr vielseitig. Die ersten Duisburger Jahre füllte besonders ein neuer Auftrag Kaiser Karls V. aus. Die erstmals von Mercator dem Kaiser gelieferten geographisch-astronomischen Geräthe hatte dieser im sog. schmalkaldischen Kriege mit sich herumgeführt und durch Brand einer Scheuer während der Belagerung Ingolstadts eingebüßt. Der Meister mußte sie nun ersetzen und den Apparat noch durch zwei kleine Globen ergänzen, deren einer, von Glas, den Himmel darstellte und die durch Demant eingeritzten vergoldeten Planeten nebst den hervorragendsten Sternbildern aufwies, während der andere die Erdoberfläche, soweit damals Länder und Meere bekannt waren, sauber wiedergab. Diese Kunstwerke selbst sind verloren; erhalten ist die sie begleitende Schrift: Declaratio insignium utilitatum, quae sunt in globo terrestri, coelesti et annulo astronomico. Auch darin wieder beschäftigt Mercator sich eingehend mit Feststellung des magnetischen Nordpoles. Eine lange Reihe von Kartenwerken entstand während der Duisburger Jahrzehnte, die ich nur in trockener Uebersicht hier aufzählen kann, theilweise aber nachher bei Gelegenheit des Atlas selbst noch wieder berühren muß. In Duisburg erschien 1554 eine neue große Karte von Europa in acht Blättern, die Mercator nochmals in verbesserter Auflage 1572 herausgab. Das Jahr 1569 brachte das folgenreichste Mercator'sche Kartenwerk in der Nova et aucta orbis terrae descriptio ad usum navigantium emendate accommodata; nach Breusings sachkundigem Zeugnisse „in der Geschichte der Nautik Epoche machend und den Weltruf Mercators begründend: die erste wirkliche Seekarte in der nach ihrem

Erfinder benannten Projection, zwei Meter breit und ein einviertel Meter hoch, in acht Blättern". Fast ein Jahrzehnt später folgte (1578) die Vetus Geographia ad mentem Ptolemei restituta, in Köln gedruckt: Europa in zehn, Afrika in drei, Asien in zwölf Tafeln. Auch dieser kühne und sorgfältige Versuch, die Geographie der Alten in deren Sinne wiederherzustellen, behauptet in der Geschichte der Erdkunde und der Kartentechnik einen Ehrenplatz. Weiter veröffentlichte Mercator 1585 in drei Heften mit gesonderten Registern Galliae, Belgii inferioris et Germaniae tabulae geographicae, in Duisburg gearbeitet. Gallien umfaßt in sechzehn Karten das Ländergebiet, das die Alten als Gallien jenseit der Alpen bezeichneten, daher Helvetien und Lothringen eingeschlossen; Belgien ist auf 9, Germanien auf 26 Blätter vertheilt. Unter diesen sind die beiden Karten von Polen und von Ungarn mitgezählt, die in der mir vorliegenden Ausgabe des Atlas von 1602 zwar angekündigt sind, aber fehlen. Diesen Vorgängern reihte sich 1589 eine weitere Serie von Karten an unter dem Titel: Italiae, Sclavoniae et Graeciae tabulae geographicae (Duisburg), nach dem Verzeichnisse 22 Karten enthaltend, von denen indeß die letzte, Kandia, wiederum in meinem — der Waisen- und Schulanstalt zu Bunzlau gehörigen — Exemplare fehlt. Endlich lieferte Gerhard Mercator nach Breusing noch 1590 eine große Karte Deutschlands, die lange als musterhaft gegolten hat. Vieles hatte er noch vorbereitet, was dann mit Hülfe der Neffen sein Sohn Rumold vollendete, unter dem Gesammttitel Atlas ans Licht zu bringen beschloß und 1595, im Jahre nach des Vaters Heimgang, zu bringen begann. Ich komme darauf noch zurück.

Diese Kartensammlungen zeigen jedoch das Streben Gerhard Mercators nur von einer Seite. Die graphische Darstellung der Erdoberfläche, so treuen Fleiß und so heißes Bemühen er ihr gewidmet, hatte für ihn nur den Werth eines vornehmen Mittels für das höhere Ziel, das er sich gesteckt hatte. Um ihn darin zu verstehen und namentlich seine Arbeit letzter Hand recht zu würdigen, muß man sein im engeren Sinne des Wortes literarisches Wirken wohl beachten, das neben dem kartographisch-technischen herlief. Natur und Geschichte umfaßte sein weiter Blick und sein warmes Herz in gleicher Liebe; beide wollte er unter das Licht der höchsten göttlichen Offenbarung in Christo rücken, von diesem alles beherrschenden Gesichtspunkte aus zur Einheit verbinden und damit menschlicher Wissenschaft und Weisheit nach Maß und Art der ihm verliehenen besonderen Gabe und Kraft dienen. In diesem Sinne hörte er auch nach 1544 nicht auf, theologisch fortzuarbeiten; und Theologie war für ihn, der früh entschlossen den widerspruchsvollen Irrwegen menschlicher Philosophie zu Gunsten der einfachen biblischen Wahrheit entsagt hatte, alle Geisteswissenschaft. Obwohl in der religiössittlichen Grundansicht und im Verständnisse der biblischen Lehre an sich Anhänger der Reformation, war er in dieser Voraussetzung, daß die geschlossene Einheit alles Wissens, sobald man es nur vom rechten christlichen Standpunkt auffasse, leicht nachweisbar sei, gleich vielen und nicht den schlechtesten seiner Zeitgenossen folgsamer Schüler der scholastischen Ueberlieferung. Abweichend von der scholastischen Bewunderung des Aristoteles, die schon durch Luthers heftige Ausfälle gegen den blinden Mann von Stageira und Ramus' furchtlose Kritik stark erschüttert war, nahm doch auch Mercator ohne viel kritisches Bedenken aus dem seit einem Jahrhundert glänzend wieder aufgegangenen Alterthum Bausteine für den ihm vorschwebenden geistigen Tempel Gottes — die Kosmographie —, wo er sie brauchbar vorfand. Besonders die tiefsinnigen oder tiefsinnig klingenden Lehren der Neuplatoniker vom stufenweisen Hervorquellen der geistigen und der natürlichen Welt aus der Tiefe des göttlichen Urgrundes in ihrer scholastischen Verquickung mit dem christlichen Dogma einer-, dem Ptolemäischen Weltsystem andrerseits, haben es ihm angethan. Von dieser wissenschaftlichen Grundansicht Gerhard Mercators besitzen wir eine erste Urkunde, die ich jedoch nur aus Breusings Berichte kenne, in der Schrift Breves annotatiunculae in sphaeram, die sein Sohn Bartholomäus 1563 in Köln veröffentlichte. Ihren Inhalt bilden nach Breusing die Vorträge, die Gerhard während seines Lehramtes an der Duisburger Schule gehalten hat. „Sie enthalten zunächst eine Einleitung in die mathematische Geographie, die ganz elementar ist und nichts Besonderes bietet; aber außerdem eine Darstellung von Mercators Ansichten über Kosmogonie oder Weltschöpfung, ein Thema, mit dem der große Mann sich sein ganzes Leben getragen hat."

Denselben Geist bekundet Gerhard Mercators Chronologie, deren Vorrede er am 17. August 1568 unterzeichnete, und die 1569 in Köln erschien. Diese Chronologie war gemeint als Grundlage und Vorarbeit der Staatengeschichte, eines der Haupttheile seiner allumfassenden Kosmographie. Hören wir auch über diese Chronologie Mercators pietätvollen Biographen Breusing. „Die Chronologie," sagt er, „enthält eine fortlaufende Nebeneinanderstellung gleichzeitiger Ereignisse, in Tafeln übersichtlich zusammengestellt, wie man sie auch wohl heute noch zu benutzen pflegt. Die Einleitung bildet eine Abhandlung, in der mit Hülfe astronomischer Rechnung aus den Sonnen- und Mondfinsternissen, die sich bei den Historikern erwähnt finden, bestimmte Zeitpunkte festgestellt werden, um dadurch eine sichere Grundlage für die Geschichtsepochen zu erhalten. Vor allem liegt Mercator die heilige Geschichte am Herzen; er läßt es sich angelegen sein, den Geburts- und Sterbetag unsres Heilandes auf das sorgfältigste zu bestimmen, und stellt zur Begründung seiner Ansichten eine vollständige Evangelienharmonie zusammen. An diese Einleitung schließen sich dann die synchronistischen Geschichtstabellen, angeordnet nach den vier Weltmonarchien (wie bei Melanchthons Ausgabe von Carions Chronik) der Assyrer, Perser, Griechen und Römer, wie man sie in den Geschichten des Propheten Daniel unter dem Bilde der vier Thiere: des Löwen, Bären, Parden und Adlers angedeutet fand, so daß auch die Ueberschriften der einzelnen Seiten im Buche nach einander die Namen dieser Thiere an der Spitze tragen. Das Werk fand bei seinem Erscheinen so großen Beifall, daß es bald darauf (doch erst 1577 und im Auszuge, Octav statt Folio) in Basel nachgedruckt wurde, darf aber auf bleibenden Werth keinen Anspruch machen. Historische Kritik und astronomische Zeitrechnung standen damals noch auf zu niedriger Stufe, um strengeren wissenschaftlichen Ansprüchen genügen zu können. Aber als Glied in der zusammenhängenden Kette von Mercators Arbeiten steht es als glänzendes Zeugniß dafür da, wie großartig er seine Wissenschaft auffaßte." Auf die bereits in der Chronologie enthaltene Evangelienharmonie kam er noch in hohem Alter zurück und gab sie 1592 in Duisburg in Quartform nochmals heraus als Evangelicae historiae quadripartita Monas, sive Harmonia quattuor Evangelistarum.

Inzwischen aber ließ den rastlosen Greis sein alter Plan einer umfassenden Kosmographie nicht ruhen. So vergleicht er in der Widmung seiner Karten von Gallien und Germanien, August 1585, an seinen Landesfürsten, Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg, sich einem verständigen Bürger, der für seine Familie gern ein würdiges und behagliches Haus schaffen will, aber einstweilen nach Maßgabe der beiräthigen Mittel mit geringen Anfängen sich begnügt, nur diese so einrichtet, daß sie nachher in den schon feststehenden Plan des Ganzen, wenn er ausgeführt wird, passen. Er bietet zunächst die kartische Darstellung Frankreichs und Deutschlands dar. Aber was

er zu schaffen vorhat, ist ein weit Größeres, in dem diese Tafeln nur einen bescheidenen Theil bilden werden. Er beabsichtigt eine ganz neue Beschreibung des ganzen Weltkreises. Schon steht das Werk, gegliedert in seine Haupttheile, vor ihm: zuerst wird er handeln vom Bau der Welt und der Anordnung ihrer Theile überhaupt; dann von Ordnung und Bewegung der Himmelskörper; drittens über deren Natur, Strahlung, Zusammenwirken behufs Erforschung einer zuverlässigeren Astrologie (ad veriorem astrologiam inquirendam); viertens von den Elementen; fünftens von der Beschreibung oder bildlichen Darstellung (de descriptione) der einzelnen Reiche und der ganzen Erde; sechstens von Abkunft der Fürsten seit Erschaffung der Welt, um dabei der Völker Wanderungen und erste Wohnsitze auf Erden und der so gefundenen Thatsachen Zeit- und Altersverhältnisse aufzuspüren. Er ist sich wohl bewußt, was es bedeutet, als einzelner Mann — seines hohen Alters gedenkt er nicht dabei — solch ein Werk auf seine Schultern zu nehmen. Helfen kann ihm dabei in der Hauptsache Niemand als nur beim Stiche der Karten. Aber frisch schreitet er ans Werk und bietet die nun fertigen Tafeln als Erstlinge des Ganzen dar, an dem er treufleißig zu arbeiten gelobt, solange er leben wird, und für das er des Landesfürsten Schutz und Gunst erbittet. Er unterscheidet dabei — so scheint es wenigstens — das große Gesammtwerk als Kosmographie und den Theil des Ganzen, zu dem die als Probe dargebotenen Karten gehören, — nach dem Obigen ist's der fünfte Theil — als Geographie (nova Geographia).

Daß der Dreiundsiebziger mit diesem kühnen Unternehmen nicht mehr fertig ward, kann nicht wundernehmen. Was bei seinem Hintritt neun Jahre später druckbereit war oder nur noch der letzten Feile bedurfte, gaben Gerhard Mercators Nachkommen, sein Sohn Rumold an der Spitze, in frommer Scheu vor des Patriarchen eigenen Winken und Wünschen unter dem noch vom Vater herrührenden Titel 1595 zu Duisburg heraus: Atlas sive Cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura. Gerardo Mercatore Rupolmundano, Ill. Ducis Juliae, Cliviae et Montis etc. Cosmographo, Autore.

Arbeiterschutz-Gesetzgebung in Rußland.

II.

♂ Es wäre allerdings ein vorschneller Irrthum, wenn man die frühere, oben kurz gekennzeichnete Strömung für den Gedanken einer rationellen Unfallversicherung in den maßgebenden Kreisen der russischen Monarchie für versiegt halten wollte. Im Jahre 1881 veröffentlichte Fürst Demidow San Donato als Präsident der „Gesellschaft zur Unterstützung der russischen Industrie und des Handels“ eine Denkschrift mit folgenden Grundgedanken: Es ist eine Staatscasse zu schaffen für Versicherung gegen Unfälle und eine Staatspensionscasse, beide für Arbeiter. Die erstere wird gegründet für alle Personen, welche in Fabriken, Bergwerken, bei Eisenbahnen und Bauunternehmungen dienen oder arbeiten. Jeder Arbeitgeber ist verpflichtet, seine Arbeiter und Beamten gegen Unfälle zu versichern, die bei der Ausübung ihrer gewerblichen Thätigkeit vorkommen können. Die Beiträge zu der Casse werden vom Arbeitgeber geleistet und nach der mittleren Zahl der Arbeitstage im Jahre, sowie nach der größeren oder geringeren Gefahr der Arbeit bemessen. Durch die Versicherung wird der Arbeitgeber nicht haftfrei, wenn die Unfälle durch sein Verschulden hervorgerufen worden sind. Gedanken, die der Anschauung der deutschen, erst 3 Jahr später eingeführten Unfallversicherung entsprechen. Die Staatspensionscasse soll für diejenigen Arbeiter bestimmt sein, die bei Erreichung eines gewissen Alters eine Pension ausbezahlt erhalten wollen. Die Theilnahme an der Casse ist eine freiwillige und ist durch gewisse Zahlungen seitens der Eintretenden bedingt; die Staatscasse wird nicht belastet.

Es ist sehr zu beklagen, daß alle diese schönen Vorschläge nicht nur bis jetzt unbefolgt geblieben sind, sondern auch wenig Hoffnung haben, in absehbarer Zeit zum Gesetz erhoben zu werden. Es scheint, als wenn der ökonomische, volkswirthschaftliche, ja der vernunftrechtliche Sinn in Rußland trotz dem besten Willen der Regierung eben doch noch nicht weit genug vorgeschritten und entwickelt, gleichsam der Boden noch nicht genug gepflügt und gedüngt sei, um eine Pflanze, wie jene großen Versicherungsgesetze, aufnehmen und ernähren zu können; denn es steht zu befürchten, daß die Fabrikanten jede auf sie gesetzlich gebürdete Versicherungslast auf die ohnehin nur mit Hungerlöhnen bezahlten Arbeiter durch Herabsetzung derselben wieder abwälzen. Auch scheinen statistische Vorarbeiten noch sehr zu fehlen. Unser Gewährsmann, Dr. Rosenberg, betont diesen Punkt mehrmals in seinem Buche und erwartet Besserung von der immer weiteren Ausbildung des Instituts der Fabrikinspectoren. „Indessen“, ruft er aus, „selbst wenn es dem Gesetze gelingen sollte, sogar die Hausindustrie mit ihren $7\frac{1}{2}$ Millionen Arbeitern und Arbeiterinnen zu schützen, wie vermag es den vielen Tausenden Schutz zu bieten, die aus den inneren Gouvernements jenseit der Wolga durch Hunger getrieben zu diesem Flusse wandern und glücklich sind, für ein spärliches Stück trockenen Brodes und einen Schluck Kwaß die schweren Schiffe an dem Seile vom Kaspischen Meer bis Nischni-Nowgorod hinaufzuschleppen? Keine warme Speise, kein Obdach bei Nacht und Regen, Kälte und Sturm; eine Stromschnelle, das morsche Seil reißt — und Hunderte von Arbeitern zerschlagen ihre Brust an den harten Ufern, und wenn sie nicht gleich sterben, so verkommen sie allmählich.“

Besondere Bestimmungen über „Schadenersatz“ bei Unfällen und über Krankheiten der Arbeiter enthält das Gesetz von 1886, betreffend die Verdingung zu landwirthschaftlichen Arbeiten. Der Gutsbesitzer muß dem erkrankten Arbeiter die nach den vorhandenen Mitteln mögliche häusliche Hülfe leisten und im Nothfalle die Ueberbringung desselben in seine ständige Wohnung oder in ein Spital ermöglichen. Wird „durch seine Schuld“ der Arbeiter an seiner Gesundheit geschädigt, so muß er ihm Schadenersatz leisten. Verliert der Arbeiter durch seine Schädigung die Möglichkeit, sich durch Arbeit zu ernähren oder stirbt er, so ist der Arbeitgeber verpflichtet, denjenigen Mitgliedern der Arbeiterfamilie, für deren Existenz jener gesorgt hat, Ersatz zu leisten. Die Höhe desselben und seine Zeitdauer wird durch freie Vereinbarung bestimmt; kommt eine solche nicht zu Stande, so entscheidet das Gericht.

Jeder Schutz, den der russische Arbeiter wegen erlittener Schäden an Gesundheit und Leben zu verlangen hat, ist, wie die angeführten Gesetze beweisen, von Beweis- und Proceßführungen abhängig, die ihm obliegen. Er hat eine Vertretung nur in den Fabrikinspectoren. Die Gesetzgebung, die dieses in Rußland besonders wichtige Institut geschaffen hat, beging den großen Fehler, die Functionen desselben Mitgliedern des Manufacturrathes, also der vorkommenden Falles zur Zahlung verpflichteten Partei, statt uninteressirten, unparteiischen und intelligenten Dritten zu übertragen. Und als man daran ging, diesen Mißstand abzustellen, zeigte sich auch, ihn gleichsam hell beleuchtend, daß von Seiten der Fabrikherren die heftigste Opposition in Scene gesetzt wurde. Um sie aus dem Wege zu schaffen, bedurfte es einer sehr energischen Zurechtweisung der Herren seitens des Gouverneurs von Twer, des Grafen Baranow, der ihnen die Unhaltbarkeit, ja Heuchelei ihrer Behauptungen schonungslos

nachwies. In Folge dessen trat ein Umschwung insofern ein, als jetzt die Inspectoren von der Regierung aus Technikern, Aerzten, Pädagogen und Juristen gewählt und mit genauer Instruction versehen werden. Ihre Aufgabe bestimmt das Gesetz dahin: Aufsicht über die Erfüllung der Bestimmungen betreffs der Arbeit der jugendlichen Arbeiter und des Besuches der Schulen; Fürsorge für Gründung besonderer Schulen; Aufnahme von Protokollen mit Beihülfe der Ortspolizei bei Verletzung jener Bestimmungen und Ueberweisung dieser Protokolle an die zuständigen Gerichte; Auftreten als Kläger bei Gericht in den Verhandlungen wegen jener Verletzungen. Die Inspectoren haben es also hiernach nur mit dem Schutze der jugendlichen Arbeiter zu thun, die andern genießen ja, abgesehen von den landwirthschaftlichen Arbeitern, ohnehin kaum gesetzlichen Schutzes; auf die Hausindustrie und das Handwerk erstreckt sich ihre Thätigkeit nicht, und selbst der Zustand der Fabrikräume in hygienischer Hinsicht, der Zustand der Maschinen u. dgl. ist ihrer Controle gesetzlich nicht übertragen, nur allenfalls dann Gegenstand ihrer Beobachtung und eventuellen Berichterstattung, wenn ihr persönliches Interesse sie dazu veranlaßt und die Fabrikherren es sich gefallen lassen. Erst durch besondere neben dem Gesetze stehende Anordnungen ist hier der Anfang zur Abhülfe gemacht worden. In Gegenden mit besonders entwickelter Fabrikindustrie sollen nämlich nach dem Plane der Regierung die industriellen Unternehmungen besonderen Bestimmungen unterworfen werden. Die Aufsicht soll der Gouvernementsregierung übertragen und durch eine besondere Behörde für Fabrikangelegenheiten soll die Aufrechterhaltung der Ordnung verbürgt und es sollen besondere Bestimmungen über Maßregeln getroffen werden, die für den Schutz des Lebens, der Gesundheit und der Moral erforderlich sind. Jene Behörde besteht aus dem Gouverneur, Vicegouverneur, dem ersten Staatsanwalt, dem Gendarmeriehauptmann, dem Fabrikbezirksinspector, dem Vorsitzenden der Landschaft, dem Bürgermeister am Sitze der Behörde und einem Mitgliede des Departements für Handel und Manufactur. Auch verschiedene berathende Mitglieder können beigezogen werden. Indessen trotz der hierin liegenden Umsicht der Regierung wird einem raschen Erfolge der Umstand im Wege stehen, daß das ausübende Organ dieser Behörde die Fabrikinspectoren sind, deren es aber leider viel zu wenig gibt. Zur Zeit werden die fünfzig europäischen Gouvernements in neun Bezirke getheilt; jeder derselben ist nur einem Fabrikinspector und dessen Gehülfen unterstellt. Ueber den Bezirksinspectoren steht ein Hauptinspector. Aber die Bezirke sind zu groß; der kleinste, der Warschauer, umfaßt über 100,000 Quadrat-Werst, der Charkower, der fünftgrößte, 400,000 Quadrat-Werst, entspricht also ungefähr dem Umfange des Königreichs Preußen. Im vorigen Jahre wurde die Zahl der Inspectoren erheblich erweitert, und bezeichnend für den der Regierung innewohnenden Sinn in Betreff des Arbeiterschutzes ist der neueste Erlaß des Finanzministers vom Juni v. J., worin den Inspectoren strenge Unparteilichkeit ans Herz gelegt und gesagt wird, daß sie bemüht sein sollen, sich in ihrem Bezirke Vertrauen und Autorität zu verschaffen. Nicht der Buchstabe des Gesetzes, sondern der Sinn solle zur Anwendung kommen. Es wird ihnen, da sie nur aus technisch gebildeten Männern bestehen, zur Pflicht gemacht, den kleineren Unternehmern mit Rath und That beizustehen. Auch haben sie die Pflicht, sofort dem Departement für Handel und Manufactur Anzeige zu erstatten, wenn eine Fabrik die Lohnhöhe ungewöhnlich (20 Proc.) niedriger als die anderen Fabriken ansetzt.

Die gesetzlichen Bestimmungen (1886) über den Schutz aller Arbeiter und die Verdingung zu landwirtschaftlichen Arbeiten, deren einzelne Bestimmungen bei Rosenberg nachgelesen werden mögen, charakterisiren sich dadurch, daß in ihnen ein ausgedehntes Geldstrafsystem fast für alle Uebertretungen geschaffen worden ist, dem Beide, Arbeiter und Arbeitgeber, unterliegen. Dabei ist der Grundsatz aufgestellt, daß die Strafgelder in eine besondere Casse gelegt und nur zu Gunsten der Arbeiter verwendet werden können, und zwar unter Aufsicht des Fabrikinspectors. Ueber das „Wie" dieser Verwendung scheint nicht die Gesetzgebung, sondern nur die Verwaltung zu entscheiden. Die Summe der Strafgelder ist aber so erheblich, daß recht ansehnliche Verwendungen möglich sind. In der Zeit von 1887—1893 betrugen diejenigen der Fabrikanten im Gouvernement Wladimir im Jahre: 1887 3760 Rbl., 1888 2275 Rbl., 1889 1195 Rbl., 1890 2275 Rbl., 1891 2880 Rbl., 1892 3025 Rbl., 1893 1540 Rbl. Die Strafgelder der Arbeiter summiren sich viel höher. Im Laufe eines Jahres gingen im Warschauer Fabrikbezirk gegen 100,000 Rbl., im Gouvernement Wladimir über 80,000 Rbl. ein.

Von besonderem Interesse sind die Gesetze über das Trucksystem und über den Strike, deren noch zum Schlusse mit einigen Worten gedacht werden soll. Das Trucksystem besteht in Rußland schon seit langer Zeit und merkwürdigerweise viel mehr in städtischen als in isolirt gelegenen Fabriken, wo es viel eher als Bedürfniß gelten könnte, wie dort. Die Gesetze verbieten nur, bei namhafter Geldstrafe, daß die Arbeiter vom Fabrikherrn, der fast immer der Inhaber der Fabrikläden ist, gezwungen werden, Waaren, Brod, Getreide und andere Producte in Zahlung statt Lohn anzunehmen. Vor der Uebervortheilung der Arbeiter ohne Zwang, der ohnehin wohl kaum jemals thatsächlich festgestellt werden kann, schützen sie jetzt die Fabrikinspectoren, denen das Recht zusteht, die Gründung und die Schließung von Fabrikläden anzuordnen und die Taxen für die Waaren festzusetzen, so daß sie eine schädliche Wirkung der Läden paralysiren können. Sie dürfen sogar bestimmen, was für Gegenstände daselbst zu führen und welche als nothwendige Nahrungsmittel und unentbehrliche Verbrauchsgegenstände anzusehen sind, denn nur für diese darf der Arbeiter bei der Fabrikverwaltung als Schuldner auf deren Büchern erscheinen.

Der Strike wird, wenn er vor Beendigung der Verdingungszeit verübt wird, von der russischen Strafgesetzgebung als ein Vergehen gegen die öffentliche Ordnung aufgefaßt und ohne Berücksichtigung der verschiedenen Unterscheidungen, die nach unsern Gesetzen auf die Strafbarkeit von Einfluß sind, an den Urhebern und Theilnehmern streng bestraft. Abgesehen von diesem, die civilrechtliche Seite ganz ignorirenden Moment ist aber von Interesse, daß auch der Arbeitgeber als Urheber betrachtet und bestraft werden kann. Der Verwalter einer Fabrik, der sich einer Gesetzesübertretung schuldig gemacht hat, welche die Rechte der Arbeiter verletzt und diese zu einem Strike reizt, kann mit Gefängniß bis zu drei Monaten gestraft und des Rechtes, je wieder eine Fabrik zu verwalten, für verlustig erklärt werden (Ges. v. 3. Jan. 1886). Die in Rußland bis jetzt zu Tage getretenen Strikes scheinen nicht wie in Westeuropa auf Erzwingung höherer Löhne, kürzerer Arbeitszeit u. dgl., sondern gerade darauf zurückgeführt werden zu müssen, daß Fabrikverwalter die Arbeiter durch Brutalität und Gesetzesverletzung zur Desperation gebracht und hierdurch Strikes veranlaßt haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Goethe's Leben und Werke von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1895. — „Shakespeare und kein Ende!" rief einst Goethe aus, als die Literatur über den englischen Dichter in Deutschland immer mehr anschwoll und eine Fluth von Abhandlungen, Büchern und Werken über ihn jeden Büchermarkt zu überschwemmen drohte. „Goethe und kein Ende"

möchte man auch heute ausrufen, wenn wir die Publicationen betrachten, die alljährlich in stattlicher Anzahl erscheinen. Man sollte glauben, es sei jetzt bereits alles gesagt, was zum Verständnisse und zur Auffassung des größten Deutschen vorgebracht werden kann. Bei der Universalität dieses Geistes sind Dichter und Künstler und Gelehrte der verschiedensten Wissenschaften thätig gewesen, um uns die nöthigen Commentare zu vermitteln; Aesthetiker, Philologen und Naturhistoriker haben sich darein getheilt, uns all das reiche Detail, welches sich in Goethe's Schriften vorfindet, klar zu machen, und Bibliotheken sind in diesem Bestreben entstanden. Namentlich ist das Allgemeine, das Verhältniß des Dichters zur Welt, sein eigener Entwicklungsgang, seine Einwirkung auf die Zeitgenossen vielfach erörtert und in zahlreichen Büchern geschildert worden.

Wenn uns demnach neuerdings ein Werk in die Hand kommt, welches, wie das vorliegende Wolff's, den Titel trägt: „Goethe's Leben und Werke", so kann es uns Niemand verargen, wenn wir demselben mit einigem Mißtrauen begegnen und uns denken, daß hier aus 999 Werken ein tausendstes in die Welt gesetzt wurde. Um so angenehmer ist es dann, zu bemerken, daß sich der Verfasser seinem so oft und von so vielen behandelten Stoff gegenüber eine Selbständigkeit der Auffassung bewahrte, welche sein Buch vortheilhaft von den Schriften ähnlichen Inhalts unterscheidet. Er setzte sich vor allem das Ziel, durch ein populär geschriebenes Leben des Dichters zu zeigen, daß er unser Vorbild sein kann und soll, um uns durch Selbsterziehung im Strome der Welt zu immer höherer Vollendung emporzubilden. So wie jener bekannte Sonderling sein Buch „Rembrandt als Erzieher" überschrieb, ebenso gut hätte Wolff seinem Werke den Titel „Goethe als Erzieher" geben können, wenn es ihm gleich nicht direct darum zu thun war, das pädagogische Element hervorzukehren. Indem er aber die Hauptwerke Goethe's erläutert und deren Entwicklungs- und Gestaltungsproceß aus dessen Leben nachzuweisen sucht, fordert er unwillkürlich den Leser auf, in seinem Kreise das gleiche zu thun und dadurch immer weiter Veredlung zu erwerben. Nur von diesem Standpunkte aus kann das Buch beurtheilt werden, weil es nur durch ihn die bestimmte Richtung bekommt, durch welche es sich von ähnlichen Biographien unterscheidet, in denen Neues nicht gebracht werden kann. Und von diesem Standpunkte aus wird es auch den Leser befriedigen, selbst dann, wenn er mit den Erläuterungen über die einzelnen Werke Goethe's nicht immer einverstanden sein würde.

Um seinen Zweck vollkommen zu erreichen, hätte aber Wolff sein Schlußcapitel über die Einwirkung Goethe's auf die Nachwelt tiefer ausarbeiten sollen — es ist nur skizzenhaft behandelt und gibt mehr die Andeutung, wie unsre Literatur immer in dem Altmeister das Licht gewahren muß, auf das sie loszusteuern hat —, als daß diese vollkommen richtige Ansicht energisch durchgeführt worden wäre. Es sieht aus, als ob der Verfasser sein Werk zu rasch zum Abschluß zu bringen getrachtet hätte, und das beeinträchtigt einigermaßen den sonst günstigen Erfolg, den das hübsch ausgestattete Buch überall hervorbringen wird. **Karl Werner.**

kr. **Köln.** Die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. II. — Wenn man sich die Angriffe vergegenwärtigt, die seit einer Reihe von Jahren auf das humanistische Gymnasium erfolgt sind und die in gewissem Sinne durch die preußische Schulreform als berechtigt anerkannt worden waren, so wird man zugeben müssen, daß Director Jäger nicht umhin konnte, in seiner Eröffnungsrede so zu sprechen, wie er es gethan hat. Auch darf nicht übersehen werden, daß seine Worte der Vertheidigung des Gymnasiums galten, wie es nun einmal ist, und zu diesem gehört doch auch als ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil der Betrieb des mathematisch-naturwissenschaftlichen und des neusprachlichen Unterrichts. Wenn der Redner von diesen Aufgaben des Gymnasiums nicht ausdrücklich gesprochen hat, so geschah das offenbar nur aus dem Grunde, weil ihre Bedeutung auf allen Seiten anerkannt wird und keinen Angriffen ausgesetzt ist. Daß im übrigen Jäger den Erziehungswerth der genannten Fächer keineswegs unterschätzt und dem Gymnasium nicht etwa eine Art von Monopol anmaßen will, ergibt sich aus seinen Bemerkungen über die lateinlose Realschule, deren Aufblühen er, wie er selbst sagt, immer gewünscht habe und jetzt mit Freude gewahre. Nichtsdestoweniger glaubten einige Vertreter der oben erwähnten Unterrichtszweige sich durch die Rede verletzt fühlen zu sollen, und in der neusprachlichen Section sowohl wie in der mathematisch-naturwissenschaftlichen wurde eine Resolution angenommen, die hervorhob, daß jeder Unterrichtszweig, nicht bloß der altsprachliche, im Stande sei, den Schüler nach Geist und Gemüth so zu erziehen, daß er als Mann in führender Stellung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens auch für die idealen Güter unsres Volkes mit Begeisterung zu wirken vermöge. Als diese Resolution in der letzten allgemeinen Sitzung von dem Obmann der neusprachlichen Section verlesen wurde, erklärte Director Jäger, daß er ihrem Inhalt, insofern sie den Werth der verschiedenen Fächer betone, aus vollem Herzen zustimme; im übrigen fühle er sich von jeder Absicht, irgendwen oder irgendwas zurückzusetzen, vollständig frei, und er glaube auch nicht, daß sich in seinen Worten etwas finde, wodurch die Vertreter der anderen Fächer sich verletzt fühlen könnten. Wenn das indessen geschehen wäre, so nehme er es offen und feierlich zurück. Der warme Beifall, der dieser Erklärung folgte, bewies dem Ersten Vorsitzenden das Vertrauen der Versammlung. Der Versuch, einen Mißklang in die Harmonie der Tagung zu bringen — ein Versuch, der übrigens sicherlich bona fide gemeint war —, blieb somit ohne weitere Folgen. Erwähnung aber verdient im Zusammenhang mit diesen Vorgängen die Thatsache, daß der preußische Unterrichtsminister durch seinen Vertreter einige beachtenswerthe Erklärungen abgeben ließ, die geeignet sind, die Befürchtungen, die seit mehreren Jahren einen Theil der Gymnasiallehrer in ihrer Schaffensfreude lähmten, vorderhand zu zerstreuen: Geh. Rath Deiters stellte erstens im Auftrage des Ministers die allgemeine Wiedereinführung einer siebenten Lateinstunde auf den oberen Classen des Gymnasiums in Aussicht, weil sich herausgestellt habe, daß bei der gegenwärtigen Stundenzahl das Ziel des altclassischen Unterrichts sich nur schwer und nothdürftig erreichen lasse; ferner werde der Minister die Consequenzen ziehen, die sich daraus für die Realgymnasien ergäben, und drittens seien in den Kenntnissen der Primaner auf dem Gebiet der alten Geschichte derartige Lücken zu Tage getreten, daß man ohne die bis jetzt untersagten Repetitionen nicht werde auskommen können. Ob die letzterwähnte Bestimmung auch auf die Ordnung der Abiturientenprüfung Einfluß haben wird, ist einstweilen nicht gesagt, aber kommen muß es. So wäre denn der Widerstand, der sich in der Lehrerwelt gegen manche Punkte der letzten preußischen Schulreform erhoben hatte, zu einem ersten Erfolg gelangt. Ob es der letzte sein wird?

Nachdem in der ersten Plenarsitzung außer dem Präsidenten auch der Vertreter des preußischen Cultusministers, ferner der Rector der Universität Bonn, Geheimrath Nissen, der Oberbürgermeister von Köln, sowie Beauftragte der rumänischen Regierung und der bosnischen Landesregierung die Versammlung begrüßt hatten, hielt Prof. Th. Ziegler aus Straßburg einen Vortrag über die Philosophie im Schulunterricht, ein Capitel aus der Geschichte der hohen Karlsschule in Stuttgart. Zuerst gab er einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des philosophischen Unterrichts in Deutschland, wobei die Verdienste des Herzogs Karl, den Redner einen Rector ersten Ranges nannte, in die gebührende Beleuchtung gerückt wurden. Bei dieser Betrachtung, die der Redner in lichtvoller Weise zu gestalten wußte, ergab sich, daß der Lehrplan der Hohen Karlsschule allerdings den Geist einer tiefen Einsicht in den Werth und die Bedeutung des philosophischen Unterrichts athmet, ja daß an dieser Schule schon damals Gedanken auftauchten und erörtert wurden, die heute noch in der pädagogischen Welt zur Erörterung stehen. Wer den Geist, der damals auf der Karlsschule wehte, beachte, dem werde es keineswegs als ein bloßer Zufall erscheinen, daß aus dieser Schule Schiller hervorgegangen sei. Auf der Grundlage der Ergebnisse seiner historischen Betrachtung erhebt sodann Ziegler die Frage, ob und in welchem Umfange gegenwärtig die Philosophie in den Lehrplan der höheren Schulen einzuführen sei. Gegenüber dieser Frage stellt er sich auf den Standpunkt, daß eine Unterweisung in der Philosophie als in einem besonderen Lehrfache nicht erwünscht sei, dagegen sei es eine unerläßliche Forderung, die man an jeden Lehrer der oberen Classen stellen müsse, daß er es verstehe und danach trachte, seinen Fachunterricht in philosophischer Auffassung und Durchdringung zu ertheilen.

In der zweiten Plenarsitzung verbreitete sich Professor Hettner aus Trier über die im Auftrage des Deutschen Reiches unternommene Erforschung des Limes. An der Hand einer Uebersichtskarte theilte er die bisherigen Ergebnisse der Nachgrabungen mit und bezeichnete die zu lösenden Aufgaben. Daß über manche Erscheinungen unter den Forschern noch Meinungsverschiedenheiten bestehen, liegt auf der Hand, aber es läßt sich erwarten, daß jede weitere Entdeckung die heute noch vorhandenen Räthsel einer all-

gemein befriedigenden Lösung näher bringen wird. Als Grundsatz könne man schon nach den bisherigen Ergebnissen aussprechen, daß größere Castelle, die eine Besatzung von etwa 1000 Mann aufnehmen konnten, an den Stellen angelegt waren, wo die Straßen mit den Flüssen zusammentrafen. Der Redner zeigt mit Hülfe von Abbildungen die Einrichtungen eines dieser Castelle. Nachdem man dem Redner für seinen lichtvollen Vortrag den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, erstattete Prof. Diels aus Berlin den Bericht über das Unternehmen des thesaurus linguae latinae. Dieses von fünf deutschen Akademien unternommene Werk, das zu seiner Vollendung etwa 600,000 M. erfordern wird, soll nach dem inzwischen festgestellten Plane in den nächsten Jahren so weit gefördert werden, daß man bis zum Jahre 1900 die ersten Hefte vorzulegen hofft. Die Leitung liegt in den bewährten Händen Büchelers, Wölfflins und Leo's, denen als Secretäre Dr. Heil in München und Dr. Sokolowski in Göttingen zur Seite stehen.

Darauf sprach Prof. Dr. Heiberg aus Kopenhagen über die Ueberlieferung der griechischen Mathematik. Die Hauptpflegestätten der Mathematik seien Alexandria und Pergamum gewesen, wo Jahrhunderte hindurch eine Reihe hervorragender Männer mathematische Vorlesungen hielten. Erst im Anfang des 6. Jahrhunderts hätten die genannten Hochschulen ihre Bedeutung an Konstantinopel abgegeben, aber auch hier habe die Mathematik hervorragende Vertreter gehabt. Später seien jedoch in den allgemeinen Verfall der Wissenschaften auch die mathematischen Studien hineingezogen worden, ja im Anfang des 14. Jahrhunderts sei es damit so weit gekommen, daß es weder mathematische Lehrer noch Schüler an der genannten Hochschule gab und daß man Mathematik nur noch als einen Anhang zur Philosophie betrieb. Ein besonderes Verdienst um die Ueberlieferung der Mathematik sei den Arabern zuzusprechen. Durch sie seien jene Studien wieder nach dem Westen gebracht worden. Deßgleichen seien von Konstantinopel aus mathematische Anregungen zu den Normannen gelangt, die sich in Unteritalien und auf Sicilien niedergelassen hatten. Von diesen Normannen sei sodann das Interesse für mathematische Studien zu ihren Stammesgenossen nach England getragen worden. Heute stehe so viel fest, daß selbst der verwöhnteste Mathematiker mit Gewinn und Genuß die Werke der griechischen Mathematiker lesen könne.

In der folgenden Plenarsitzung sprach Bibliothekar Dr. Wenker aus Marburg über den Sprachatlas des Deutschen Reiches. Während im Jahre 1876 von Düsseldorf aus nur in die nördlichen Theile der Rheinprovinz Fragebogen verschickt worden seien, habe im Jahre 1889 die inzwischen auf das ganze Reich ausgedehnte Sammlung der Fragebogen in der stattlichen Zahl von 48,500 Fragebogen vorgelegen. Seitdem sei das Unternehmen rüstig weiter gewachsen, und es sei Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß es in etwa 15 Jahren vollendet sein werde. Aber er wolle gestehen, daß man trotz der langjährigen Arbeit erst so weit gediehen sei, wie ein Baumeister, der zu einem großen Bau das Material beisammen habe. Der Sprachatlas solle unsre heutigen Volksmundarten behandeln; sehr wichtig sei eine gründliche und umfassende Untersuchung der Ortsnamen. Eine Reihe von Thatsachen, die auch für die Geschichtsforschung von Bedeutung sind, würden erst in das rechte Licht treten, wenn eine klare kartographische Darstellung die Uebersicht und die Beobachtung erleichtere.

Der nächste Redner, Prof. Stahl aus Münster, verbreitete sich über den Zusammenhang der ältesten griechischen Geschichtschreibung mit der epischen Dichtung. Man könne eine besondere Art von Epen annehmen, an die die Logographie sich angeschlossen habe; ja sogar im sprachlichen Ausdrucke lasse sich eine Verwandtschaft zwischen beiden Gattungen nachweisen. Der Uebergang von der gebundenen Rede zur Prosa sei seines Erachtens erst eingetreten, als der Gebrauch der Schrift allgemein wurde. Herodot habe zwar die Logographie in der Form von der Hesiodeischen Dichtung abgelöst, aber nichtsdestoweniger sei er dem Grundsatze, das Ueberlieferte einfach weiter zu erzählen, treu geblieben. Immerhin habe Herodot auch in der Wahl und Abgrenzung des Stoffes einen besonderen Weg eingeschlagen, insofern er an die Stelle genealogischer und landschaftlicher Erzählungen geschichtliche Ereignisse setzte, die über jenen Zusammenhang hinweg einen inneren halten. So sei die Logographie aus dem Schoß der Hesiodeischen Dichtung geboren, von Herodot weiter entwickelt und endlich von Thucydides zur Vollendung geführt worden. Ihm trete an die Stelle des Ueberlieferten als ausschlaggebend die geschichtliche Wahrheit, und er habe sich für seine neue Aufgabe auch eine neue Sprache geschaffen.

Prof. Dr. Wolters aus Athen erhielt darauf das Wort zu einem Vortrage über die spartanische Apollostatue, die i. J. 1853 in Pompeji entdeckt wurde. Daß diese Statue nicht Original sein könne, ergebe sich aus mehreren Gründen; auch gebe es noch zwei andere Nachbildungen, die man zur Beurtheilung des nicht erhaltenen Originals heranziehen müsse. Aus einer Reihe von Erwägungen gelangt Redner zu dem Schluß, daß das Original eine alterthümliche, in Sparta aufgestellte, berühmte Apollostatue gewesen sei.

Schließlich sprach Prof. Reisch aus Innsbruck über die Entwicklungsgeschichte des griechischen Theaters. Die Funde der letzten Jahrzehnte hätten unsre Kenntniß von dem Bau des griechischen Theaters wesentlich vervollständigt. Redner verbreitete sich über die Entwicklung des Theaters, über die Einrichtung der Bühne und deren mannichfache Veränderungen und schloß mit einer Darlegung des Verhältnisses, das zwischen der griechischen und der nahe verwandten römischen Bühne bestanden hat.

γσ. **Berlin**, 27. Sept. In der ersten Sitzung nach den Ferien sprach in der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" der Geh. Hofrath Prof. Dr. Ernst Immanuel Bekker (Heidelberg) über „realistische Rechtsbetrachtungen". Durch unser ganzes Jahrhundert, so führte der Redner aus, geht ein Wirklichkeitsdrang, ein Realismus, der namentlich seit 1848 auf allen Gebieten des geistigen Lebens die Dinge selbst ins Auge zu fassen sich bemüht, um durch deren vertiefte Erkenntniß das Können zu steigern. Unverkennbar sind die glänzenden Früchte, welche die realistische Betrachtung in der Philologie, der Geschichte, den Naturwissenschaften und der Technik gezeitigt hat; die großen Wohlthaten, welche die Heilkunde auf vielen Gebieten der Menschheit zu leisten im Stande war, dürfen hiebei nicht vergessen werden. Daneben erscheinen die Resultate der Jurisprudenz keinenfalls so bedeutsam und die deutschen Rechtszustände der Gegenwart sind als unbefriedigend zu bezeichnen. Es fehlt den Juristen an Popularität. Die gewählten Gesetzgeber des deutschen Volkes werden bei ihrer Qualitätsprüfung selten darauf hin betrachtet, ob sie im Stande sind, die zahlreichen privatrechtlichen Aufgaben, die ihrer harren, in befriedigender Weise zu lösen; die Entscheidungen des Reichsgerichts stehen vielfach zurück gegenüber älteren Lübecker, Kasseler, Rostocker und Stuttgarter Erkenntnissen. Es herrscht ein gewisser bon sens in ihnen, dagegen sind sie in ungeheuerlicher Sprache abgefaßt, und viele, deren Ausführung sich nicht erzwingen läßt, fallen deßhalb ins Wasser, wie es bei Gelegenheit der Processe um die rumänischen Eisenbahnen geschah. Das „Bürgerliche Gesetzbuch" ist kein Muster; man begegnet neben den aus einer reinen Begriffsjurisprudenz stammenden Bestimmungen solchen, denen die Anschauung zu Grunde liegt, als gebe es zwar eine Rechtskunst, aber keine Wissenschaft vom Recht; wie man auch lange die Medicin für eine Kunst ausgegeben hat, ohne eine Wissenschaft der Heilkunde anzuerkennen. Eine derartige Anschauung würdigt die Jurisprudenz zum Gewerbe herab, und es ist dringend nothwendig, die realistische, d. h. die wissenschaftliche Erkenntniß strenger zu nehmen. In den Deductionen Savigny's, der die ewige Entwicklung des Rechts als eines charakteristischen nationalen Products erkannt hatte, ist das Moment des Kampfes völlig übersehen worden, den das Recht stets zu führen hat, um sich durchzusetzen, und ferner vermissen wir die Würdigung der Bedeutung von Individualitäten für große Codificationen, wie etwa Suárez' Persönlichkeit und deren Einfluß auf die Schaffung des „Preußischen Landrechts". Der Complex der subjectiven Rechte stellt keine Realität dar und im Streitfalle sind wir genöthigt, uns die brauchbarsten Bestimmungen auszuwählen. Im objectiven Recht finden sich heute vielfach noch Prädicate, die ihm nicht zukommen und die aus einer Verquickung objectiver Rechte mit religiösen Anschauungen stammen, aus der man ehedem das sogenannte jus divinnum, später das „Naturrecht" construirte. Obschon dieses heute längst überwunden, trägt unser positives Recht dennoch die aus ihm stammenden Spuren; denn an sich ist das positive Recht nicht ewig, nicht heilig, als Menschenwerk nicht vollkommen, noch ohne Lücken und Widersprüche. Es kann für uns nicht als das Höchste gelten; denn nach religiösen und sittlichen Ueberzeugungen kann es sehr wohl in manchen Fällen geboten erscheinen, das positive Recht zu brechen. Wie oft ist im Laufe der Geschichte das Nicht-Recht gegenüber dem Recht zum Siege gelangt! Selbst die Macht, falls sie nicht consilii expers war und sittlich sich rechtfertigte, hat das positive Recht in vielen Fällen überwunden. Es ergibt sich deßhalb aus einer

realistischen Betrachtung die Forderung einer großen Vorsicht bei der Aufstellung gesetzlicher Normen; denn weder in die Glaubenssphäre noch in die Familiensphäre darf der Gesetzgeber eingreifen und keine Vorschriften geben, deren Durchführung nicht zu erzwingen ist. Durch die bloße Aufstellung von Rechtsvorschriften verleihen wir diesen noch kein Leben; so ist die erste Novelle zum Actiengesetz, da ihre Ausführung nicht zu erzwingen ist, kein wirkliches Recht. In der Rechtsprechung herrschen heute vielfach noch die Anschauungen Vangerows, der den Richter zu einer bloßen Maschine herabsetzte, die nach den ins einzelne gehenden Bestimmungen des Gesetzgebers arbeite. Daneben findet jedoch des Vortragenden Anschauung schon Durchbruch, daß der Richter objectives Recht schaffe, wie es als ein werdendes, heute noch unvollkommenes Recht in unsern großen Spruchsammlungen uns vorliegt, die mehr als bloße Relationen sind. Die Interpretation reicht bei der schwer zu erkennenden Person des Gesetzgebers in Folge der modernen parlamentarischen Berathung der Gesetze, wie auch schon im römischen Rechte, keinenfalls aus; ebenso wenig genügt die Analogie. Der Richter muß aus der verschieden gearteten Stimmung des Tages, aus der Volksempfindung das aequum, wie es in Rom lebendig war und heute allzu sehr noch verborgen und wenig erkannt ist, in seinen Spruch aufnehmen; er muß das Volksgefühl in Uebereinstimmung zu bringen suchen mit den technisch geformten Gesetzesbestimmungen; denn dieses Volksgefühl ist von unschätzbarem Nutzen für Gesetzgeber und Richter. Daraus ergibt sich als neue Aufgabe für die Rechtswissenschaft die methodische Beobachtung der im Volke lebendigen rechtlichen Anschauungen, damit man zu einer wissenschaftlichen Klarheit darüber gelangt, wie weit das aequum in der Rechtspraxis verwendbar ist. Neben Interpretation und Analogie findet sich in den großen Spruchsammlungen schon viel, das als ein Abklatsch aus der Volksempfindung sich darstellt, und das herauszuschälen ist. Hier finden sich zugleich die Hülfsmittel zu einer Erkenntniß, in welcher Richtung die bildsame Volksempfindung durch die Juristen zu leiten und zu bilden ist. Es thut uns noth, daß unsre Rechtslehrer und Richter wahrhaft populär im besten Sinne werden und, wie es Helmholtz in der Naturwissenschaft verstanden hat, die Laien und ihren Gedankengang zu zwingen lernen. Der „Entwurf für das Bürgerliche Gesetzbuch", das der Redner „ohne Motive" wünscht, muß derart gestaltet werden, daß das 20. Jahrhundert im Stande ist, sich daraus sein lebendiges Recht zu entwickeln. Nur durch Streben nach realistischer Erkenntniß und durch Zuziehung der Volksempfindung in Gesetzgebung und Rechtsprechung kann die Jurisprudenz dem Vaterlande und der Nation von wahrem Nutzen sein. — Aus der lebhaften Debatte, die sich an den Vortrag knüpfte, sei noch erwähnt, daß Prof. Eck in der Aufstellung von Normen, wenn sie auch zur Zeit nicht durchführbar sind, ein Moment für die Fortentwicklung des Rechts erblickt, aus dem beispielsweise die Bestimmungen des Völkerrechts allmählich erwachsen sind, während Amtsrichter Dr. Fehlisch den Begriff realistisch als nicht genügend definirt ansieht. Dr. Bödiker, Präsident des Reichsversicherungsamts, betonte, es käme namentlich darauf an, daß die Juristen in ihren Entscheidungen vom Volke auch verstanden würden.

* Auf dem Brocken wurde am 1. October das neu errichtete staatliche meteorologische Observatorium durch Prof. Aßmann vom meteorologischen Institut in Berlin eröffnet. Hauptzweck der Station ist die Beobachtung der Südgrenze der barometrischen Depressionen, in Ergänzung der durch die Bergstation auf dem Ben Nevis in Schottland erfolgenden Beobachtung ihrer Nordgrenze.

* **Graz**, 2. Oct. In Stuttgart ist vorgestern der Professor der Technischen Hochschule in Graz, Dr. Gustav Wilhelm, gestorben. Mit einem Verwandten, den er dort besuchte, besichtigte er den Neubau des dortigen Landesgewerbemuseums. Durch einen Fehltritt stürzte er hiebei so unglücklich durch eine Spalte des ersten Stockwerks in das Souterrain, daß er schwere Verletzungen erlitt und ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Die Todesnachricht hat in Graz die lebhafteste Theilnahme hervorgerufen. Prof. Wilhelm, der zu Wien am 8. December 1834 geboren und eine Zeit lang auch an der dortigen Technischen Hochschule thätig war, lehrte Landwirthschaft und Botanik. Um das landwirthschaftliche Institut in Graz, das er durch mehrere Jahre leitete, hat er sich große Verdienste erworben. Seiner Feder entstammte eine Reihe von Fachschriften. Im Auftrage des Ackerbauministeriums verfaßte er ein Lehrbuch des Pflanzenbaues.

* **Rom**, 1. Oct. Heute ist nach Ablauf der Ferien die Bibliothek des Vaticans in Anwesenheit einer großen Zahl Gelehrter wieder eröffnet worden. Pater Ehrle führt die Geschäfte des Präfecten der Bibliothek. — Minister Blanc begibt sich nach Venedig, um die Herausgabe der diplomatischen Actenstücke der Republik vom Falle Konstantinopels bis zum Frieden von Campoformio einzuleiten. Die Herausgabe der Actenstücke erfolgt, wie es heißt, aus den privaten Mitteln des Ministers.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 275. München, Freitag, 4. October. Beilage-Nummer 229.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Praktische Wünsche zur Bücherherstellung.

Von Dr. Chr. Ruepprecht.

Auch die Bücherherstellung ist nach Zeit und Ort verschieden. Das Charakteristische unsrer Zeit werden wir, wie in anderen Beziehungen, in der außerordentlichen Massenhaftigkeit und Mannichfaltigkeit zu erkennen haben.

Wenn nun im Folgenden einige betreffende Wünsche zusammengestellt werden, wobei jedoch gleich bemerkt werden soll, daß keinerlei systematische und erschöpfende Darstellung beabsichtigt ist, so liegt uns nichts ferner, als für eine schablonenmäßige Behandlung der Bücher einzutreten. Es hat selbstverständlich auch Jedermann das Recht, seine Bücher zu fertigen, wie er will. Allein es gibt gewisse Punkte, auf die zu achten wohl im allgemeinen Interesse liegt.

Nehmen wir gleich das Format und den Umfang überhaupt, die zunächst ins Auge fallen! Bücher, die dazu bestimmt sind, in der Rocktasche getragen zu werden, müssen selbstverständlich auch in ihrer Größe darauf berechnet sein; solche, welche man oft zum Nachschlagen gebraucht, Handbücher, wie die verschiedenartigen Lexika, müssen handlich sein. Sie dürfen daher nicht zu groß und schwer oder zu dick sein. Dasselbe gilt für alle Lehrbücher und in gewissem Sinne für alle Bücher überhaupt, bei denen nicht andere Gründe, wie es z. B. bei Tafelwerken meist der Fall ist, veranlassen, größeres Format zu wählen. Eine gewisse Handlichkeit sollte man nach Möglichkeit auch bei diesen anstreben, wenn sie nicht durch den Gebrauch zu schnell leiden und der Gebrauch selbst sehr erschwert werden soll. Zu kleines Format ist für viele Zwecke ebenso unpraktisch, weil man da zu wenig Spielraum auf der Seite hat, zu oft umblättern muß u. s. w. Der Umfang des Bandes und die Anzahl der Bände richtet sich nach dem Umfang, Inhalt und Zweck des Werkes, den für die Herstellung verfügbaren Mitteln u. s. w. Die Vertheilung auf 2, 3, 4 Bände ist kostspieliger als die Vereinigung in einem oder 2 Bänden. Um jedoch vollen Erfolg zu erzielen, müssen Format und Umfang des einzelnen Bandes glücklich getroffen sein. Sicher ist, daß manchmal bloß deßwegen ein Werk einem anderen vorgezogen wird, weil es in dieser Hinsicht geschickter ausgestattet ist als das andere. Wenn es möglich ist, sollte das einmal angenommene Format bei späteren Auflagen beibehalten werden.

Wo bei einem größeren Werke viele selbständige Haupt- und Unterabtheilungen, d. h. solche mit eigenem Titelblatte, gemacht werden müssen, reihe man diese im allgemeinen lieber coordinirend aneinander, als daß durch allzu verzweigte Subordinirung die Sache künstlich und schwierig wird. Oder erschwert es etwa nicht die Bestellung im Buchhandel, in der Bibliothek, ja jedes betreffende Citat, wenn ein Werk beispielsweise in Theile, diese in Abtheilungen und diese wiederum in Bücher oder gar weiter in Abschnitte zerfallen? Da können dann Zusammenstellungen vorkommen wie: 1. Abschnitt des 2. Buches von Theil 3 Abtheilung 4. Wir unterlassen es hier, wie sonst, aus naheliegenden Gründen, Beispiele mit Namen vorzuführen. Aber Jedermann wird zugeben, daß es im allgemeinen vorzuziehen ist, sich auf Haupt- und Unterabtheilungen, die man benennen mag, wie man will, zu beschränken und diese fortlaufend zu numeriren. In der Inhaltsübersicht kann man das Verhältniß der einzelnen Abtheilungen zu einander zum Ausdruck bringen. Die Bezeichnung „Band“ sollte man, um Verwechslungen zu vermeiden, nur für Theile wählen, welche als Buchbinder-Bände gedacht sind. Was innerhalb derselben für eine Eintheilung getroffen wird, kommt hier nicht in Frage.

Was die Seitenzählung anlangt, so ist besondere Numerirung einzelner Theile eines Buches gerechtfertigt, wenn z. B. die Vorrede erst nach Abschluß des übrigen Schriftstücks zum Abdruck kommt, oder sonst besondere Umstände dazu veranlassen. Im allgemeinen sollten die Seiten jedes Bandes vom Anfang ab bis zum Schlusse unbedingt fortlaufend numerirt werden; nur allenfalls vorhandene Tafeln von Bildern, Karten und dergleichen oder sonstige Beilagen — nicht Textillustrationen — wären hierbei auszunehmen. Die ersteren müssen aber wenigstens in ihrer Gesammtzahl vorn verzeichnet werden, damit überhaupt eine Controle über die Vollständigkeit des Buches möglich ist. Weit besser ist es, sie einzeln aufzuführen mit Titel und Angabe der Seite, wo sie hingehören und zu suchen sind.

Daß außer dem Inhaltsverzeichniß ein oder mehrere gute Register heutzutage zum nothwendigen Bestand fast jedes Buches gerechnet werden, das nicht bloß zum einfachen Durchlesen bestimmt ist, darf als anerkannt gelten. Der Werth desselben wird dadurch wesentlich erhöht, im anderen Falle verringert.

Von großer Wichtigkeit bleibt immer ein möglichst kurzer und bezeichnender Titel. Was sollen Titel wie: „Winke für Anfänger“ oder „Ein Tischgespräch auf dem Rhein“? Wo zu dem Haupttitel noch ein weiterer hinzugefügt wird, was oft zur näheren Charakteristik angezeigt scheint, muß der erstere als solcher schon äußerlich auf den ersten Blick erkenntlich sein. Sonst kommt es leicht vor, daß ein Buch unter einem falschen Titel aufgeführt wird, wenn nicht der ganze Titel gegeben wird. Und geändert soll der Titel ohne zwingende Gründe bei späteren Auflagen niemals werden.

Was ich aber hier ganz besonders allen Schriftstellern, ob als Gelehrte, Dichter oder sonstwie thätig, nahelegen möchte, wäre: 1. daß sie, wenn sie überhaupt ihren Verfasser-Namen nennen, diesen im allgemeinen immer gleich und mit dem voll ausgeschriebenen oder doch deutlich kenntlichen Vornamen versehen bringen. Das ist für die Bibliothekpraxis viel wichtiger, als es den Meisten scheinen mag, damit die Bücherkatalogisirung und Bestellungen leichter erledigt werden können. Ob weitere Vornamen beigefügt werden, hängt von dem Belieben des Einzelnen ab; für

die Mit- und Nachwelt sind sie in den meisten — nicht in allen — Fällen ohne jedes tiefere Interesse. — 2. Bei jeglichen bibliographischen Angaben und Citaten muß peinliche Genauigkeit beobachtet werden, um so mehr, als wir doch nicht bloß für die Gegenwart schreiben. Was durch falsche und ungenügende Citate für Arbeit und Unannehmlichkeit verursacht werden, ist geradezu entsetzlich. Citate, die häufiger wiederkehren, werden wir stark abkürzen, aber am Anfang des Buches mit bezüglicher Erklärung zusammenstellen; die anderen müssen so weit ausgeschrieben sein, daß man sie ohne größere Schwierigkeit lesen kann. Und zwar sollte man bei allen Werken, die nicht ohne weiteres bekannt sind, wie etwa die Monumenta Germaniae historica, so anführen, daß deren Bestellung an einer ordentlich eingerichteten Bibliothek keine besondere Arbeit macht. Zu diesem Zwecke wäre bei allen Verfassernamen der Vorname wenigstens mit dem Anfangsbuchstaben, bei Aufsätzen die betreffende Zeitschrift, bei anderen nicht selbständig erschienenen Sachen das bezügliche Sammelwerk und möglichst bei allen Büchern das Erscheinungsjahr zu vermerken. Wenn damit nicht zugleich die Auflage bezeichnet wird, ist auch diese noch anzufügen. Bei ganz speciellen Arbeitsgebieten wird es besonders dankbar begrüßt werden, die hauptsächlichste bezügliche Literatur überhaupt an einer Stelle vermerkt zu finden. Derartige kleine Bibliographien machen dem Verfasser wenig Arbeit, kommen aber Anderen sehr oft zu statten. In diesem Falle kann die Angabe eventueller betreffender Abkürzungen passend gleich damit verbunden werden.

Was nicht vollständig für sich gedruckt, sondern Separatabdruck aus einem größeren Sammelwerk, aus einer Zeit- oder Festschrift u. s. w. ist, muß im allgemeinen Interesse auf der Vorderseite des Titelblattes als solcher gekennzeichnet werden. Wenn die Schrift bedeutend ist, wird der Separatabzug überall willkommen sein; dann wird er vielfach selbst dort angeschafft, wo die Schrift bereits in dem Sammelwerk vorliegt. Auf eine Täuschung sollte man dabei nicht ausgehen. Andrerseits ist gar kein Grund vorhanden, daß man Separatabdrücke, die ein gewisses Thema abschließend behandeln, irgendwie minder achtet, als ganz selbständig erschienene Arbeiten; wie z. B. Separatabdrücke in Zeitungen bisweilen grundsätzlich nicht besprochen werden. Aufsätze aber, die bloß mit dem andern Inhalt des betreffenden Druckbogens dem Verfasser in mehreren Exemplaren abgezogen werden, also keine selbständige Seitenzählung, Titelblatt u. s. w. haben, sind keine Separatabdrücke.

Zur äußeren und inneren Ausstattung der Bücher zum Schlusse hier nur Weniges: Wie in der Architektur, bei kunstgewerblichen Gegenständen neben wahrhaft großartigen Leistungen nicht selten durch Ueberladung oder allzusehr gesuchten Schmuck gesündigt wird, so auch bei der Bücherherstellung! Wie würdig nimmt sich dagegen so manches mit bedeutend geringerem Aufwand geschaffene Buch aus, wenn auf schönem Papier schöne Lettern in nicht zu engem Zeilensatz vielleicht mit einigen Initialen, Vignetten oder Randleisten angewendet sind! Die künstlerische Behandlung, die Ornamentik muß der Natur des Buches gemäß nicht etwa von einem architektonischen Bauwerk hergenommen sein. Bildliche Darstellungen sollten auch wirklich ein richtiges Bild der betreffenden Person oder des Gegenstandes bieten. Lieber weniger, aber bessere Bilder — muß hier als Grundsatz gelten.

Daß die fraglichen Wünsche vielfach bereits anerkannt sind und erfüllt werden, weiß Jeder, der viel mit Büchern zu thun hat; daß dies aber in weiterem Maße, im allgemeinen geschehe, dazu möchten diese Ausführungen beitragen.

Gerhard Mercator und sein Atlas (1595).

Von F. Sander.

II.

„Atlas oder kosmographische Studien (Betrachtungen?) über Bau und Gestalt der Welt von Gerhard Mercator aus Rupelmonde, des durchlauchtigsten Herzogs von Jülich, Kleve, Berg ꝛc. Kosmographen" — das also der Titel des vor dreihundert Jahren erschienenen Foliobandes, nach dem alle späteren Atlanten heißen. Noch einmal (1602) nach Rumold Mercators Tode ist dieser Atlas von seines Autors Erben oder für diese von den Vormündern der Kinder Rumolds neu herausgegeben und durch einige ältere Zugaben vervollständigt, die oder deren Kupferplatten noch vorräthig waren. Dann (1604) erwarb den gesammten Vorrath an Kupfern, Blättern u. s. w. sammt dem Verlagsrechte durch Kauf der Amsterdamer Kartograph Hond (Hondius), der und dessen Nachfolger das Werk in zahlreichen — auch deutschen, französischen ꝛc. — Ausgaben im Laufe des 17. Jahrhunderts verbreiteten und dadurch wesentlich mithalfen, das Wort Atlas zu einem landläufigen literarischen Kunstausdrucke zu stempeln.

Für uns kommt hier nur die erste Ausgabe von 1595 und die im Kerne nicht veränderte, sondern nur durch ältere, echt Mercator'sche Kartengruppen erweiterte zweite von 1602 in Betracht. Was bringt sie überhaupt? — und was enthält sie insonders über den Titel Atlas?

Der Atlas von 1595 und 1602 kündet sich zunächst an durch ein reichverziertes Titelblatt, einen Kupferstich, der über der oben wörtlich angeführten Legende in architektonischem Rahmen das Bild eines Greises zeigt, der, nackt, nur lose vom königlichen Purpur umweht, mit zwei Globen, anscheinend Himmels- und Erdglobus, eifrig beschäftigt ist und besonders auf jenem den Abstand eines Punktes nahe am Nordpole — etwa des magnetischen Poles — vom Aequator mit dem Zirkel abmißt. Das zweite Blatt ist ein Epitaphium Gerardi Mercatoris Teutoburgi Clivensium opido sepulti, das in herkömmlichem Prunklatein von seiner Person, seinem Leben, seinen Verdiensten kurze Rechenschaft gibt und mit zwei lateinischen Gedichten, sechs Distichen von Johannes Metellus, einem juristischen Freunde des Verstorbenen, und dreiundzwanzig jambischen Zeilen eines Studiosus der Rechte, Lambertus Lithocomus, schließt. Erst dann kommt Gerhard Mercator selbst zu Worte mit der Zueignung seines übrigens hier nicht eigens genannten Werkes an die beiden Landesherren, Herzoge Wilhelm und Johann Wilhelm, Vater und Sohn. Sie ist kurz und schlicht und geschieht gratitudinis ergo in perpetuam memoriam. Die Kehrseite dieser Widmung ziert das treffliche Bildniß Gerhard Mercators: Kupferstich von F. Vivian nach einem Gemälde, das den rüstigen Greis im zweiundsechzigsten Lebensjahre darstellt, wie er den Zirkel im Polus magneticus eines vor ihm liegenden Erdglobus einsetzt und sinnend darüber hin ins Weite blickt. Darunter ein Carmen in effigiem, zwölf Distichen, welche benevolentiae ergo Bernardus Furmerius Leovardiensis Licentiatus juris moestus scribebat. Die folgenden Blätter füllt der bereits erwähnte Lebenslauf Gerhard Mercators von Walther Gymm, dem nach einem kurzen Epitaphium von Johannes Mercator, Arnolds Sohne, auf den Großvater zwei Briefe vom Hofmedicus Reinhard Solenander aus Düsseldorf an Gerhard Mercator und vom Rechtsgelehrten Jakob Sinsted aus Grevenbroich an Solenander aus dem Sommer 1594 sich anschließen, in denen diese Männer den von ihnen eingesehenen Entwurf des Buches über den Bau der Welt oder der Meditation auf das Sechstagewerk loben und dessen baldigen Abdruck dringend empfehlen. Während den Freunden, unmittelbar

dem Freunde Solenander, der in Aussicht genommene Name Atlas noch verschwiegen worden zu sein scheint, geht Johannes Mercator in einem nochmaligen Gedichte In Atlantem Gerardi Mercatoris avi sui, bestehend aus 19 Distichen, ausdrücklich gerade auf diesen Namen ein und bezeugt, daß sein Großvater den uralten König Atlas von Mauretanien — berühmt gleichzeitig durch Weisheit und Billigkeit als Regent, wie durch mathematische Wissenschaft als Gelehrter — sich zum Vorbild erkoren und in dessen Sinne den Plan einer großartigen Kosmographie gefaßt hatte, dessen wenigstens theilweise Ausführung nun seine Nachkommen der Welt vorlegen. Er sagt vom Ahn Gerhard:

Qui bene Cosmographi perfunctus munere iusti
Et reliquis tutam praestruit arte viam. — — —
Sed gravis impediit morbus, simul ipsa senectus
Et mors postremum multa negavit ei.
Quod potuit fecit, commendat caetera doctis,
Ut patriae et famae consuluisse velint.

Nun erst tritt man gleichsam aus dem Vestibulum ins Atrium, aus dem Vorhof in die Vorhalle des Gebäudes. Gerhard Mercator selbst ergreift das Wort in kurzer Praefatio in Atlantem, dem für unsern besonderen Zweck wichtigsten Theil des ganzen Werkes. Diese Vorrede, in der Hauptsache das vorangegangene Zeugniß des Enkels Johannes bestätigend, bedeckt mit dem angeschlossenen Stammbaume des Atlas (Stemma Atlantis) nur die beiden Seiten eines Folioblattes. Ihr folgt auf 30 Seiten in Prolegomenen (3 Capitel) und Haupttheil (19 Capitel) jene von Gerhard Mercator wenige Monate vor seinem Tode dem Freunde Reinhard Solenander und von diesem weiter an Jakob Sinsted mitgetheilte Arbeit des greisen Kosmographen über Schöpfung und Bau der Welt (De mundi creatione ac fabrica liber). Mit ihr schließt der erste Theil des Atlas. Ein neues Titelblatt mit schmuckem Kupfer zeigt die ehrwürdigen Gestalten des Ptolemäus und Marinus, der Vorgänger Mercators in der kartographischen Projectionslehre, wie Eideshelfer zu beiden Seiten der Legende: Atlantis Pars altera. Geographia nova totius mundi. Authore Gerardo Mercatore Rupelmundano. Illustriss. Ducis Juliae etc. Cosmographo. Duysburgi Clivorum. Was nun unter diesem Titel Rumold Mercator gleichsam Namens seines Vaters als zweiten Theil des Atlas von 1593 der Königin Elisabeth von England in feierlicher Anrede am 1. April 1595 zueignet, besteht aus vierunddreißig Karten mit erläuterndem Texte auf der Rückseite der Bogen, die innen mit der Landkarte bedruckt sind, und angehängten Registern. Die ersten fünf (A—E) stellen die beiden Planigloben — östliche und westliche Halbkugel —, Europa, Asien, Afrika und Amerika dar; auf Grund der Vorarbeiten des alten Mercators sind sie gestochen vom Sohne Rumold und den Enkeln Gerhard und Michael. Von den folgenden (I—XXIX) gibt I einen Ueberblick über die arktische Region unsrer Erde, II zeigt Island in großem Maßstabe, III—XVIII behandeln erst übersichtlich, dann genauer im einzelnen England, Schottland und Irland, XIX führt Schweden und Norwegen vor, XX—XXIII Dänemark mit Holstein, XXIV Preußen (seltsam genug ohne die politische Grenze zwischen herzoglichem und königlichem Preußen anzudeuten), XXV Livland, Estland, Kurland, XXVI Rußland, XXVII Lithauen und seine Nachbarn, XXVIII Siebenbürgen, XXIX die Taurische Chersones (Nostra aetate Przecopsca et Gazara dicitur). Von diesen Karten sind die vier dänischen von Rumold Mercator noch besonders dem dänischen Statthalter (produx) Heinrich Ranzau mit Dank für die wirksame Beihülfe dargebracht, die Ranzau dem Vater für das Zustandekommen der Karten selbst und für den gerade hier besonders ausführlichen geographisch-statistischen Commentar dienstwillig geleistet hatte.

Diesem Bestande des Atlas von 1595 sind in der zweiten Ausgabe von 1602 lediglich die älteren, oben aufgezählten Theile angehängt: 1) Gallien, Belgien, Germanien; 2) Italien, Sklavonien, Gräzien; 3) die nach Ptolemäus Sinne hergestellte alte Geographie; wie gleichfalls bereits angedeutet, in meiner Vorlage mit einigen Ausfällen, die ich bei Breusing nicht erwähnt finde, und von denen ich daher nicht sagen kann, ob sie allgemein sind — etwa wegen Verunglückung der Platten oder dergleichen —, oder auf einem äußerlich freilich durch nichts nahegelegten Mißgeschicke dieses einen Exemplares beruhen. Der Frage weiter nachzuforschen hatte ich keinen Anlaß, da mir die Karten an sich Nebensache sind und meine eingangs aufgeworfenen Fragen, den Titel des Werkes anlangend, allein aus dessen ursprünglichem Bestande von 1595 beantwortet werden müssen und können. Aus demselben Grunde sehe ich von allen späteren Geschicken des Mercator'schen Atlas unter der Mundschaft des Hond'schen Verlages völlig ab.

Desto mehr kommt es hier auf Gerhard Mercators eigene Aussage in der Praefatio in Atlantem an. Damit jeder Leser selbst urtheilen könne, ob ich richtig aus ihr folgere, setze ich sie ihrem gesammten Inhalte nach und an den Hauptstellen wörtlich übersetzt her. „Atlas, König von Mauritanien und aus königlichem Stamme geboren, hatte zum Vater Terrenus oder Eingeboren (indigena) nach Eusebius' aus uralten Geschichtschreibern entnommenem Zeugnisse, der auch Cölus beigenannt ward, und zur Mutter Titea, mit Beinamen Terra, zum väterlichen und zugleich mütterlichen Großvater Elius oder Sol, König von Phönizien, der mit seinem Weibe Beruth in Biblus wohnte. Vater und Großvater waren beide ausgezeichnet vertraut mit Astronomie und Naturwissenschaft (insigniter in Astronomia et naturalibus disciplinis versati), so daß man sie ihrer Gelehrsamkeit halber der Namen Sol und Cölus werth hielt. Und besonders Atlas, wie alte Schriftsteller anführen — Diodorus Buch IV, Cap. 5 — war ein höchst erfahrener Astrolog und hat zuerst unter den Menschen die Kugelgestalt [der Welt] wissenschaftlich erörtert (de sphaera primus inter homines disputavit). Er hatte viele Brüder, die Cölus mit verschiedenen Weibern zeugte, bis zu fünfundvierzig, deren er siebzehn von Titea, einer sehr klugen und den Menschen in vielem wohlthätigen Frau, hatte, die er insgemein nach der Mutter Titanen nannte. Auch Schwestern hatte Atlas, unter denen die vornehmsten waren: Basilia, die alle Brüder der Mutter zu Dank erzog und, sagt man, darum große Mutter (magna mater) genannt ward, und Rhea, die man sonst Pandora nennt." Mercator berichtet weiter, wie nach Cölus' Tode Basilia als Aelteste regierte, ihren Bruder Hyperion heirathete, mit ihm Sol und Luna zeugte, wie aber Sol von eifersüchtigen Oheimen im Eridanus ertränkt ward. „Da theilten Cölus' Söhne, deren edlere Atlas und Saturnus waren, unter sich des Vaters Reiche. Atlas fiel die Gegend neben dem Oceanus und Libyen bis zur Meerenge von Gades zu, wo — in Mauritanien — der Berg Atlas und die Atlantenstämme nach ihm benannt sind. Saturnus ward Sicilien und Libyen zu theil. Doch er machte sich verhaßt wegen der gegen seinen Vater Cölus verübten Tyrannei, floh nach Italien und ward dort von Janus als Mitkönig angenommen. Weil aber Diodorus anführt, zuerst habe bei den Atlanten Cölus geherrscht, und die zuvor im Gefilde versprengten Leute seien erst von ihm zum Gemeinleben und zur Städtegründung veranlaßt, so ist gewiß, daß diese Könige die ältesten gewesen. Denn Atlas' Sohn Atlas war nach Vertreibung seines Bruders Hesperus König von Iberien, später Hispanien genannt, im Jahre 738 nach der Sintfluth (diluvium universale), während Hesperus nach Etrurien floh und dort Janus' Vormund ward. Atlas'

Großvater Elius war in Phönizien König im Jahre nach der Fluth 662. Auch bezeugt Diodorus, daß diese Könige aus der Kunde und Betrachtung der Natur ausgezeichnete Klugheit geschöpft und gleichzeitig an Milde und Frömmigkeit sich gewöhnt haben, so daß Diodorus mit Recht sagt, die Atlantiden hätten vor den übrigen Völkern das Lob der Frömmigkeit wie der Milde gegen Fremdlinge erlangt, zu einer Zeit wo — nach Ablauf von kaum zwei- oder dreiundzwanzig Lebensaltern — viele Theile des Festlandes noch menschenleer waren. Atlas hatte mehrere Söhne, aber einer darunter ragte hervor durch Frömmigkeit wie durch Gerechtigkeit und Milde gegen Untergebene. Er gab ihm den Namen Hesperus. Als dieser einst des Berges Atlas Gipfel zur Erforschung der Gestirnläufe erstiegen hatte, ward er plötzlich vom Winde entführt und den Blicken der Menschen entzogen." Von dieser Version Diodors weicht jedoch Mercator, wie bereits angedeutet, ab, indem er Hesperus zunächst König von Iberien und dann, von dort vertrieben, in Etrurien Vormund des Janus werden läßt; worin ihm später sein Bruder, der jüngere Atlas, nachfolgte. „Diesen Atlas", fährt Mercator fort und meint offenbar den älteren Atlas, von dem er einleitend ausging, „diesen Atlas, einen Mann, so ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Milde und Weisheit, habe ich mir vorgenommen nachzuahmen, solange Geist und Kraft vorhalten, indem ich mich anschicke, die Kosmographie gleichsam von hoher Warte der Vernunft aus zu betrachten, ob ich etwa einen Beitrag zur Wahrheit in noch nicht völlig erkannten Dingen auswittern könne, den man zum Streben nach Weisheit verwenden mag. Und wie der Kosmos (Cosmus) aller Dinge Zahl, Art, Ordnung, Ebenmaß, Verhältniß, Kräfte und Wirkungen umfaßt, so will ich, von der Schöpfung anhebend, alle deren Theile, soweit methodische Theorie es fordert, nach Abfolge der Schöpfung aufzählen und naturkundlich betrachten, damit der Dinge Ursachen erhellen, aus denen [deren Erkenntniß] die Wissenschaft besteht, wie aus der Wissenschaft Weisheit sprießt, die alles zu guten Zielen ordnet, aus der Weisheit Vorsicht, die zu den Zielen einen bequemen Weg bahnt. Das soll mir der höchste Zweck sein. Sodann will ich der Reihe nach behandeln das Himmlische, gleich dahinter das Astromantische, was zur Weissagung aus den Sternen gehört, viertens die Lehre von den Elementen, endlich das Geographische. So will ich die ganze Welt wie in einem Spiegel vorlegen, um für Auffindung der Ursachen wie für Erwerbung von Weisheit und Klugheit einige bescheidene Anfangsgründe zu gewinnen, die den Leser zu tieferem Nachsinnen anleiten können."

Ich kann nicht darauf rechnen, daß meine Leser nach dieser treuherzigen Fabelei des tiefsinnigen Greises von ihm allzu feste Grundlagen für weitere Erforschung der Welt und ihrer Zusammenhänge erwarten werden. Daran wird auch der Einblick in den Stammbaum, das Stemma, des Atlas nichts ändern, das Mercator seiner Vorrede anhängt. Er führt als seine Quelle das siebente Capitel im ersten Buche der Evangelischen Vorbereitung von Eusebius an, das dieser aus dem von Philon Byblios — angeblich — wörtlich übersetzten altphönizischen Geschichtschreiber Sanchoniathon übernommen hat, und theils wiederum den sogenannten Diodorus Siculus. Ich will mich kurz fassen und aus diesem Stemma nur verrathen, daß Atlas neben aller bereits angedeuteter hoher Verwandtschaft unter anderem auch rechter Bruder des aus dem Alten Testamente bekannten Götzen der Philister Dagon, Oheim des olympischen Jupiter von Vater- und Mutterseite und durch seine Tochter Maia Großvater des Merkur ist.

Noch ein Wort über Mercators Quellen, die er übrigens darin frei benutzt, daß er die bei Diodoros und Eusebios vorkommenden Namen, Atlas und wenige andere ausgenommen, einfach latinisirt. Selbstverständlich sprechen Diodor und Philon-Sanchoniathon nicht von Cölus oder Indigena, Saturnus, Jupiter u. s. w., sondern von Uranos, Autochthon, Kronos, Zeus, Helios, Selene. Doch das ist das geringste. Bedenklicher schon, daß Mercator naiv genug ist, die Berichte seiner beiden Gewährsmänner schlechtweg als übereinstimmend und einander harmlos ergänzend aufzufassen. Keinem unbefangenen heutigen Leser beider Mythographen kann entgehen, daß sie kaum etwas mehr als einzelne Namen mit einander gemein haben und im übrigen ganz verschieden die Urgeschichte der Welt und Menschheit darstellen. Der eine verlegt die Anfänge der menschlichen Cultur und des damit als eng verbunden gedachten antiken Polytheismus nach dem in geschichtlich erkennbarer Zeit für die geistige Entwicklung der Menschheit stets völlig sterilen Nordwestafrika; der andere hält Phönizien für die Kinderstube der Menschheit. Es gehört der ganze blinde Starkglaube der Zeit an die Einheit des classischen Alterthums wie der biblischen Ueberlieferung dazu, um über diese Kluft und andere trennende Schranken so leicht hinwegzukommen. In einem Grundzuge freilich sind beide nahe verwandt. Eusebios, der keineswegs etwa die von Philon Byblios aufbewahrte (oder erdichtete?) Kosmogonie des Sanchoniathon mit irgend welcher Billigung anführt, hebt diesen Grundzug an ihm mit den Worten hervor: „Im weiteren Fortgange führt er als Götter nicht den Gott über alles an, noch auch nur die sonst bekannten Himmlischen, sondern sterbliche Männer und Weiber, und nicht einmal von solcher Sittsamkeit, daß es ihrer Tugend halber würdig wäre, sie sich gefallen zu lassen oder in der Liebe zur Weisheit ihnen nachzueifern, sondern getränkt mit aller üblen Schlechtigkeit und Bosheit. Er bezeugt, daß sie die seien, die noch bis heute in Städten und Ländern öffentlich als Götter gelten." Der verwandtschaftliche Zug, der bei allem weiten Auseinandergehen Diodor oder seinen Gewährsmann Dionysios Skythobrachion von Mitylene mit Philon oder dessen Gewährsmann Sanchoniathon verbindet, ist, kurz gesagt, der Euhemerismus des späteren hellenistischen und alexandrinischen Alterthums, dem beide huldigen, d. i. die Sucht, die alten, zu diesem Zweck willkürlich genug zugestutzten Göttermythen aus Ereignissen der menschlichen Urgeschichte zu erklären, die frommer Uebereifer der Nachkommen mit göttlichem Nimbus umkleidete. Nicht erster Erfinder dieser Theorie, aber darin Meister, der Schule machte, war Euhemeros, Hofphilosoph des makedonischen Königs Kassandros (um 300 v. Chr.); und nach ihm pflegt man dies ganze gefährliche Geschlecht rationalistisch-phantastischer Mythographen zu nennen. Mag immerhin in dem von ihnen aufgehäuften Wuste hie und da ein erratischer Block uralter und gesunder Ueberlieferung stecken; im ganzen gibt es im Alterthum keinen schlüpfrigeren Boden als diesen, — freilich auch bis heute für kritiklose Phantasten und leichtgläubige Schwärmer keinen beliebteren und ergiebigeren.

Die Gestalt des Atlas insonders war — so scheint es — für die Euhemeristen schon durch die philosophischen Lehrmythendichter aus dem sophistischen und dem sokratischen Kreise halb zubereitet. Diese Männer liebten es, ihren Lehren ein volksthümlich einschmeichelndes Gewand durch mythische Einkleidung zu geben, die sich mehr oder weniger frei an die alten Göttermythen anlehnte. Man denke an die bekannte Erzählung: Herakles am Scheidewege — des Prodikos von Keos und an die berühmten Mythen des Platonischen Sokrates. Meister in dieser Kunst scheint neben Platon dessen Antagonist Antisthenes, Stifter der kynischen Schule, gewesen zu sein. Neuere Forschungen machen es wahrscheinlich, daß er zuerst, anknüpfend an eine gelegentliche Erwähnung des Atlas im ersten Buche der Odyssee, wo der den Olympiern feindliche

Atlas als Kenner aller Meerestiefen bezeichnet wird, diesen Titanen zum Typos eines theoretischen Grüblers und Forschers stempelte, dem er — als das von ihm empfohlene Vorbild — den Heros der That Herakles gegenüberstellte. Was Antisthenes für minderwerth hielt, und mit ihm Kyniker und Stoiker, das Leben in der Theorie, galt den anderen, Aristoteles an der Spitze, für das bessere Theil. So behielt man den Atlas dieser philosophischen Secte bei, aber pries ihn als Urbild aller Wissenschaft und Weisheit, statt ihn wie jene herabzusetzen. Mit dem Atlas der alten Sage, dem Bergriesen, dessen Fuß — das will wohl Athene in jener Homer-Stelle sagen — tief auf den Meeresgrund hinabreicht und der zugleich die Säulen des Himmels und der Erde hält oder nach Hesiod zur Strafe für seine Auflehnung wider Zeus den Himmel selbst auf Haupt und Händen trägt, hat dieser Atlas der späteren Reflexion kaum noch etwas gemein. Er zuerst, sagt Diodor, lehrte unter den Menschen die Kugelgestalt der Welt. Daher kam die Sage auf, daß der ganze Kosmos auf seinen Schultern ruhte; wobei man zur kritischen Würdigung dieses faden Einfalles nicht außer Acht lassen wolle, daß Kosmos für Welt noch von Xenophon nach 400 v. Chr. als moderner sophistischer Kunstausdruck bezeichnet wird. An diesen Welt- oder Himmelsträger Atlas hat denn auch offenbar Mercator gar nicht gedacht, als er beschloß, seine große Kosmographie Atlas zu nennen. Es war überflüssig, daß Johannes Mercator in seinem Carmen in Atlantem avi sui auch diesen, allerdings bekanntesten Mythos vom Atlas neben allem zur Sache Gehörigen mit heranzog. Es ist irrig, wenn Breusing, befangen in dem Bilde, das wir uns nun einmal aus Homer, Hesiod u. s. w. gebildet haben, meint: „Weßhalb Mercator seinem Werke gerade diesen Titel gegeben hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Vermuthung liegt nahe, daß er mit dem Titanen, der in seinem Uebermuth den Himmel zu stürmen versuchte und dann berufen wurde, seine Stütze zu werden, auf sich selbst und die Geschichte seiner Seelenkämpfe hat hindeuten wollen." Muß er doch selbst einräumen: „In der Vorrede will Mercator unter Atlas den König von Mauretanien verstanden wissen, der wegen seiner astronomischen Kenntnisse berühmt war, und der auf dem Titelblatt abgebildete Atlas ist in der That nicht der Titane, der den Himmel trägt."

Fraglich dagegen kann erscheinen, wie man dasjenige zu begrenzen hat, was eigentlich Mercator mit dem Namen Atlas bezeichnen wollte. In der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hat bei der Feier seines dreihundertjährigen Todestages am 9. December 1894 Dr. P. Dinse nach dem Berichte der Beilage vom 13. December v. J. (Nr. 287) geradezu ausgesprochen: „Der Name Atlas ist fälschlich einer Kartensammlung von Mercators Erben beigelegt worden, Mercator wollte so sein kosmographisches Werk nennen; das neben chronologischen auch genealogische Untersuchungen enthielt." Der genaue Wortlaut des Vortrages liegt mir nicht vor; es ist anzunehmen, daß Dinse das Buch Mercators De fabrica et fabricati figura mundi treffender und eingehender charakterisirt haben wird, als dieses kurze Referat andeutet. Aber wenn seine Ansicht dahin geht, Mercator habe nur dieses Buch und etwa dessen geplante weitere Ausführung und Fortsetzung, nicht aber die kartische Geographia nova unter dem Begriffe des Atlas bezeichnen wollen, so ist das meines Erachtens nicht richtig. Das Gesammtwerk, das der Greis sich vorgesetzt hatte, sollte nach seinem erwählten Heros Atlas heißen. Zu diesem abschließenden Gesammtwerke gehört eins wie das andere: theoretische, theologische, naturkundliche, geschichtliche, mathematische Betrachtung der Welt und praktische bildliche Darstellung von Himmel und Erde auf den entsprechenden Karten. Wäre dem Verfasser vergönnt gewesen, seinen Plan völlig auszuführen, dann hätte freilich der theoretisch-kosmographische Theil, der heute nur als kurze Einleitung zur Kartensammlung auftritt, die überwiegende Hauptsache in dem Ganzen gebildet; und das wenigstens ist zuzugeben, daß wesentlich von diesem Theile nach dem alten Kanon: a potiori parte fit denominatio — der Titel Atlas hergenommen ist. Man kann nicht sagen, daß Rumold Mercator und seine Neffen, die den Atlas des Patriarchen für nicht mehr als einen Torso des ganzen geplanten Werkes ausgeben, diesen Titel irrig oder eigenmächtig anwenden. Dagegen ist es sicher nicht im Sinne Mercators, wenn nachgehends Karten- und Bildersammlungen auch ohne theoretische Betrachtungen, ja oft gerade jene zum Unterschiede von diesen Atlanten genannt werden. Indeß wird man ebensowenig diesen Irrthum nachträglich in der Praxis berichtigen können noch wollen, wie man darum auf den einmal allgemein gewordenen Namen Atlas verzichten darf, weil das unter diesem Namen hochverehrte Vorbild Gerhard Mercators ein durchaus ungeschichtliches und nicht einmal aus wirklich altem naiven Götterglauben geflossenes Nebel- und Trugbild ist. Wer überall Wahrheit und Irrthum altklug und vorwitzig zu scheiden sich unterfängt, wird oft mehr zerstören als bessern. Es gehört zum gottgewollten Geschicke menschlicher Bücher und Worte, kurz aller menschlichen Geistesarbeit, daß in ihnen nirgend volle abstracte Wahrheit vorliegt, sondern eine um ihren vollkommenen Ausdruck ringende, mit manchem Irrthum verflochtene und durchsetzte Wahrheit; und gestehen wir nur: eben diese zwieschlächtige Natur macht ihre Fata uns erst recht anziehend.

In diesem Sinne als echter Mensch, d. h. als rüstiger Kämpfer, zeigt Gerhard Mercator sich noch in seines Lebens letztem und reifstem, obzwar unvollendetem Werke. Treffend bezeugt davon Breusing: Es ist diese theologische Kosmogonie ein eigenthümliches Werk und für die Stellung Mercators zu Wissenschaft und Religion bezeichnend. Weder Naturkunde noch Theologie können heute sich ganz zu ihm bekennen. Er selbst hat sich damit auf Seite jener Heroen gestellt, die wie Kepler, Newton, Euler auf dem höchsten Gipfel der Wissenschaft auch des Glaubens Demuth und Zuversicht sich erhielten. Er hat in der Wissenschaft einen großen Namen erworben. Aber es ist doch auch ein köstlich Ding, daß wir, an seinem Grabe stehend, rühmen können: Er war ein frommer Mann!

Mittheilungen und Nachrichten.

J.Sz. Karl Vogel, Die dritte französische Republik bis 1895 (Band I von „Am Schluß eines Jahrhunderts, allgemeine Rundschau der europäischen Völker- und Staatenkunde mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart"). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1895. XII und 730 S. Preis gebd. M. 8.50. — Die durch 1866 und 1870/71 geschaffenen neuen Verhältnisse in Europa will Karl Vogel in zehn Bänden mäßigen Umfangs darstellen, von denen sechs die sechs Großmächte, vier die übrigen Länder behandeln würden. Daß Frankreich die Reihe beginnt, wird damit begründet, daß es die älteste Großmacht ist, daß mit der großen Umwälzung von 1789 und der Katastrophe von 1870 neue Abschnitte der Weltgeschichte anheben, sowie daß keine Macht im letzten Jahrzehnt ihrem Colonialreich eine so rasche und ungeheure Entwicklung gegeben hat. Der Verfasser hat jedenfalls Jahre lang emsig Stoff gesammelt und an Ort und Stelle Frankreich und die Franzosen aufs sorgfältigste beobachtet. Diese scheinen ihm ein bischen ans Herz gewachsen zu sein, wie unartige Kinder; denn trotz des offenkundigen Strebens, sine ira et studio zu schreiben, kann er nicht umhin, die hitzigen Revancheschreier und Russophilen hin und wieder auszuzanken und zur Vernunft zu mahnen. Eine Zierde des Buches sind die knappen Ueberblicke über Frankreichs Vorzeit und über die stetige territoriale Entwicklung, aus welcher die von den Kapetingern überkommene straffe Centralisation erwuchs. Aber sobald die Gegenwart gestreift wird,

verschwimmen die Umrisse der Darstellung und sind langathmige Excurse da. Mit elegischem Schwung und gleichzeitig mit wissenschaftlicher Genauigkeit legt Vogel die Vorzüge der Naturbeschaffenheit unsres glücklichen Nachbarlandes, Ursprung und Gepräge der Nation dar, verliert sich jedoch in allzu große Detaillirung und nur cum grano salis annehmbare Verallgemeinerungen (S. 57 ff.), die leicht zu tilgen oder zu mildern gewesen wären. Die Vertheilung der zwanzig Capitel ist nicht überall glücklich. An den meisterhaften Ueberblick über Frankreichs historische Entwicklung (Cap. 4) würde sich am besten die Entwicklung der Verfassungen seit 1789 anschließen. Der Verfasser zog aber vor, ein langes Capitel über Parteienhader, Revanche und franco-russisches Bündniß (Cap. 5) und eine sorgfältige und zuverlässige Bevölkerungsstatistik (Cap. 6) dazwischen zu schieben, wodurch der leitende Faden zerrissen wird. Auch sonst könnte man die Ungleichmäßigkeit der Darstellung bemängeln, bald werden sehr viele fesselnde Einzelheiten erzählt, bald befleißt sich der Verfasser, besonders in Capiteln mit vielem statistischen Material, trockener Kürze und Knappheit. „Entstehung, Parteienhader und Krisen der dritten Republik" behandelt er z. B. in einem Capitel von 130 Seiten; Ursprung und Entwicklungsgang des modernen französischen Staatswesens, das allgemeine Stimmrecht, Triebfedern, Geist und Ziele der französischen Demokratie rc. sind zu einem einzigen Capitel von 86 Seiten zusammengedrängt. Die ersten acht Capitel füllen 372 Seiten, die nächsten zwölf etwa 320, einschließlich der Zahlenreihen und Tabellen. Nimmt man indessen das Buch wie es vorliegt, so muß man in erster Reihe die weitumfassende Belesenheit, den großen Sammelfleiß, dann aber auch den loyalen Gerechtigkeitssinn Karl Vogels rückhaltlos anerkennen. Die Stellen, an denen er auf die Sittenzustände und Lebensverhältnisse der Franzosen aus dem Mittelstand genau eingeht, dürften denjenigen Lesern, welche Frankreich mit Paris identificiren und die Sitten der Franzosen nur durch die Brille der Zola-Romane und der Dumas-Dramen anzusehen gewohnt sind, einen völlig entgegengesetzten Begriff von der Hauptmasse unsres Nachbarvolkes beibringen. Daß nur die obere Schicht angefault und der Kern gesund geblieben ist, weiß jeder unbefangene und denkende Beobachter. Noch niemals hat aber ein deutsches Buch ein so zutreffendes Charakterbild der französischen Hausfrau aus dem Mittelstand gegeben, wie Karl Vogel aus selbsteigner Anschauung es gibt: „Wie groß überhaupt in Frankreich die Zahl der Weiber, welche Leichtsinn oder besondere Fähigkeiten von der unmittelbaren Sorge für Familie und Haushaltung abwendig machen, so ist dennoch die der wirklichen Hausfrauen, welche die Erfüllung ihrer Pflichten mit höchster Ehrbarkeit verbinden, bis jetzt — Gott sei Dank — bei weitem überwiegend, namentlich in den mittleren Ständen und in der Provinz. Nirgends gibt es, nebenbei, so viele als eine wahre Vorsehung der Familie erscheinende tüchtige Geschäftsfrauen. In Klugheit und Einsicht, Muth und Entschlossenheit sind sie ihren Gatten sehr oft überlegen, aber in ihrem Nationalgefühl nicht selten noch empfindlicher und leidenschaftlicher. Wahrhaft Außerordentliches leisten in Paris selbst durch Sparsamkeit und Einrichtungssinn Frauen und Töchter der minder wohlhabenden Familien und knapp besoldeten Beamten." (S. 65.) Auf diese sympathischen Zeilen kann sich der Verfasser viel zu gute thun. Hätte ein Franzose jetzt schon so viel Selbstverleugnung, daß er den Siegern von 1870 die gleiche Gerechtigkeit widerfahren ließe?

A. F. v. Löher, Das Canarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den canarischen Inseln. (Aus dem Nachlasse herausgegeben. München, J. Schweitzers Verlag 1895.) — Für die Völkerkunde ist es nicht selten ein schmerzliches Geständniß, wenn sie gegenüber der Racenangehörigkeit einzelner Stämme ihre Unwissenheit gestehen muß: immer noch besser, als mit trügerischen Gründen und kühnen Speculationen eine vorgebliche Wahrheit behaupten zu wollen. So ist es der ethnographischen Forschung mit der Bestimmung der Einwohner gegangen, welche sich die „Inseln der Seligen" zum Wohnsitz auserkoren hatten. Wie das räthselhafte, offenbar uralte Volk der Basken, so bedeckt auch Ursprung und Abstammung der Canarier tiefes Dunkel und wir fürchten fast, daß auch durch die vorliegende umfangreiche Untersuchung Löhers die Streitfrage nicht als gelöst betrachtet werden kann. Zwar sind manche Anzeichen dafür vorhanden, daß die jetzigen Insassen und früheren Eroberer Nachkommen der Germanen sind oder sein können, aber über diesen schwachen hypothetischen Bereich erstreckt sich, genau genommen, die Beweisführung nicht. Der Verfasser ist sich dieses Standes der Dinge bei aller persönlichen Vertrauensseligkeit wohl bewußt, wie aus den folgenden Worten hervorgehen dürfte: „Es müssen von sicherer Hand alle Quellenschriften, deren man habhaft werden kann, gesammelt und veröffentlicht werden, damit jeder selbst prüfe. Das aber reicht nicht hin. Es müssen die handschriftlichen Chroniken von Galindo (lebte um 1632) und Anderen, die noch auf den canarischen Inseln vorhanden, herausgegeben, es muß dort in den Archiven der alten Familien, wie der Klöster und Städte, aber auch in den spanischen Archiven nach den ältesten Nachrichten über die Canarier gesucht und alles Urkundliche durchforscht werden, — endlich muß ein Culturforscher, der auch mit Sprache und Rechtsalterthümern der Germanen wohl vertraut ist, nach den Inseln gehen und die Untersuchungen anstellen, die mir bei kurzem Besuch unmöglich waren (S. 576). Daraus allein dürfte schon erhellen, für wie wenig abgeschlossen das Problem gelten kann, selbst wenn man noch nicht die Beweiskraft der einzelnen Gründe prüft. Von diesen sind manche sehr allgemeiner Natur, so sociale und politische Momente, wie scharfe Trennung der Freien und Hörigen, der Adeligen und Handwerker, Stellung und Werthschätzung der Frau u. a., oder religiöse Anschauungen (Gottesurtheil, gottesdienstliche Gebräuche, Todtencultus rc.), andere, wie die entscheidende etymologische Untersuchung, sind so wenig stichhaltig, daß Löher selbst zu Anfang dieser sprachvergleichenden Studien bekennt: „Ich muß meine Leser einladen, in die dunkle Sprachwaldung einzutreten. Das Dunkel ist freilich öfter darin so arg, daß man die Stämme nur durch Tasten unterscheiden kann; auf manche Stellen aber fällt helleres Licht, und wenn es auch selten besser ist als Dämmerlicht, so reicht es doch hin, daß man sich einigermaßen zurechtfindet." (S. 529.) Das lautet, wie gesagt, nicht sehr verheißungsvoll, und so kann man sich denn auch bei näherer Prüfung des beigebrachten Materials nicht dem Eindruck entziehen, daß an der kritischen Sicherheit des Ergebnisses, daß wir in der Sprache der Wandschen germanische Reste und Bildungen anzunehmen haben, noch viel fehlt. Was endlich die geographische Route anlangt, welche unsre Vorfahren bei der Ansiedelung der von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Eilande etwa eingeschlagen haben, so kommen wir gleichfalls hier nicht über eine recht fadenscheinige Möglichkeit heraus. Unser Gewährsmann glaubt nämlich, daß nach der Zerstörung des Vandalenreiches durch Belisar sich versprengte Haufen dieses Stammes dorthin geworfen und nach mehr oder minder langwierigen Kämpfen daselbst festen Fuß gefaßt hätten, natürlich unter einer gewissen unausbleiblichen Mischung mit den Ureinwohnern. Wenn man dagegen auf den Einfall käme, die mannichfachen, oft aber recht schwachen germanischen Anklänge auf die ja in Spanien längere Zeit seßhaften Vandalen direct zurückzuführen und gerade diese wiederum für die Besiedelung und Eroberung der canarischen Inseln verantwortlich zu machen, so hätte diese Vermuthung fast denselben Anspruch auf Glaubwürdigkeit; es fehlt eben der in allen solchen Fragen Ausschlag gebende exacte ethnographisch-geschichtliche Beweis. Andrerseits entbehrt das Buch aber nicht aller Vorzüge; vor allem rechnen wir dahin die anschauliche Schilderung der verzweifelten, jahrelang sich hinziehenden Kämpfe der heldenmüthigen, freiheitliebenden Insulaner gegen das despotische spanische Joch. Dazu kamen noch alle Gräuel und Schrecken der Inquisition, die auch hier in der bekannten Weise vorging und leider allzu sehr ihren Zweck erreichte. Einzelne Phasen dieses glorreichen Widerstandes sind in der That von einem solchen fast märchenhaften Glanz umflossen, daß Löher völlig Recht hat mit seiner Bemerkung: Noch mehr aber als Sprach- und Culturforscher sind die Poeten zu beneiden; denn sie erhalten in der Eroberungsgeschichte der canarischen Eilande die ergreifendsten wie die herrlichsten Stoffe.

* Ueber die ergebnißlose Polar-Expedition des Lieut. Peary in diesem Jahre liegt nun folgende ausführliche Mittheilung vor: 1894 war auf Hundeschlitten die Independence-Bai, der nördlichste Punkt der Expedition von 1892, glücklich erreicht worden, allein es gelang in Folge massenhaften Schneefalls nicht, die an verschiedenen Punkten der Route über das Polareis durch die Vorexpedition niedergelegten Proviantdepots wieder aufzufinden, wodurch nicht nur alle weiteren Unternehmungen lahmgelegt, sondern auch sogar die Rückkehr zur Station an der Westküste von Grönland ernstlich gefährdet wurde. Nur ein einziges Depot hatte nach langem Suchen ausfindig gemacht werden können; die großen, an verschiedenen Punkten vergrabenen Vorräthe an Bisquit, condensirter Milch, die so sehr geschätzte condensirte Erbsensuppe, ferner

die beliebte präparirte Fleischspeise der Polarfahrer, pemmican, waren nicht zu finden, denn die Schneemassen hatten alle Marken verweht und zerstört. So mußte vom October v. J. an im Winterquartier Vorsorge zur Beschaffung neuer Lebensmittelvorräthe für die Schlittenreisen im Frühjahr 1895 getroffen werden. Rohes Renthierfleisch mußte den Pemmikan ersetzen, Walroßfleisch wurde für die Hunde beschafft, statt Alkohol nahm man als Brennstoff Erdöl; aber für die condensirte Erbssuppe war kein Ersatz, auch waren nur noch wenig Büchsen Conserven vorhanden, für Cakes mußte Schiffszwieback genommen werden. Die Winterzeit wurde mit der Jagd auf Renthiere und Walrosse, mit der Herstellung von Schlitten und deren Transport zum Rande des Inlandseises ausgefüllt. Die Sonne verschwand am 23. October 1894 und erschien am 17. Februar d. J. wieder. Am 1. April d. J. brachen Peary, Lee, der Diener Hanson mit sechs Eskimos, Schlitten und 63 Hunden von der Station Bowdoin Lodge auf. Lee war leider nicht bei guter Gesundheit. Die Eskimos begleiteten die Expedition auf einer Strecke von 100 Miles; es wurde ein Depot gefunden, zu einem anderen an Pemmikan sehr reichen konnte man der überlagernden Schneemassen wegen nicht gelangen. Die Eskimos kehrten zurück. Zu Ende der zweiten Woche hatte die Expedition 200 Miles zurückgelegt, sie befand sich in der Höhe von etwa 7000 Fuß (engl.) ü. M. Es brachen heftige Winde los. Das Thermometer zeigte zwischen 30 und 45° unter Null. Muthig zogen die drei Männer weiter nordwärts. Nach acht Tagen waren weitere 100 Miles zurückgelegt. In der vierten Woche starben in Folge der Strapazen viele Hunde. Die Lasten wurden reducirt und auf zwei Gespanne vertheilt; man vermochte nur noch weitere 122 Miles zurückzulegen. In der Höhe von etwa 8000 Fuß ü. M. angekommen, empfand man Athmungsbeschwerden, die Nasen bluteten. Rohes Fleisch, das zu einer festen Masse gefroren war, diente als einziges Lebensmittel. 500 Miles waren zurückgelegt, da zerbrach einer der Schlitten, er konnte nicht wieder hergestellt werden. 11 Hunde waren noch übrig und diese waren zum Ziehen unbrauchbar. Nun wurde nach kurzer Berathung beschlossen, daß Lee mit den Hunden und den Provisionen halten bliebe, während Peary und Hanson mit Lebensmitteln für vier Tage zu der noch eine Tagereise entfernten Küste ziehen sollten, wo man Moschusochsen zu treffen und durch Jagd auf diese Thiere den Lebensmittelvorrath zu vermehren hoffte. Als die Beiden endlich die Küste erreicht hatten, zeigte sich keine Spur von diesen Thieren; fußwund und stark ermüdet rasteten Peary und Hanson eine kurze Zeit auf der öden Felsenküste von Independencebai und stießen dann wieder zu ihrem Gefährten Lee. Nun galt es die Rückkehr zur Station Bowdoin Lodge. Als Lebensmittel hatte man noch 100 Pfund Walroßfleisch. Vorwärts ging es wieder mühsam, und es gelang endlich, den Rand des Inlandseises zu erreichen. Da brach wiederum ein heftiger Sturm los, der die Expedition zu einer unfreiwilligen Rast von zwei Tagen zwang. Langsam schleppte man sich dann weiter; es gelang, einen Hasen zu tödten, dessen rohes Fleisch die Drei gierig verschlangen. Der letzte Schlitten brach zusammen, aus Schneeschuhen wurde eine Art Ersatz zurechtgezimmert. Auf 21 Meilen Entfernung von der Station wurde der letzte Bissen verzehrt. Am 25. Juni erreichten die Drei die Station wieder, sie hatten sich noch nicht völlig erholt, als die Hülfsexpedition, der Dampfer „Kite", am 31. Juli zu großer Freude eintraf.

* Einige von dem kürzlich verstorbenen Botaniker Baumann aus Misahöhe nach Berlin eingesandte Fliegen haben sich bei einer Untersuchung durch das Institut für Infectionskrankheiten und das naturwissenschaftliche Museum, wie die „Voss. Ztg." erfährt, als Glossina longipalpis Wiedemann, d. h. als eine sehr nahe Verwandte der Glossina morsitans, der berüchtigten Tsetsefliege, herausgestellt. Der Entdecker der in Togo beobachteten Art, Wiedemann, hat dieselbe Gattung am Ende des vorigen Jahrhunderts in Sierra Leone gefunden. Später ist sie auch am Senegal und Congo festgestellt worden. Ob die Glossina longipalpis durch ihre Stiche Pferden und Rindern gefährlich werden kann, ist bisher mit Sicherheit nicht festgestellt, ist aber unwahrscheinlich. Ueber die Natur des Giftes der eigentlichen Tsetsefliege steht übrigens bisher auch noch nichts Bestimmtes fest. Das erwähnte Institut neigt in dieser Hinsicht einer neueren Annahme zu, daß dieses Insect nur durch Uebertragung organisirter Krankheitsgifte, pathogener Mikroorganismen, gefährlich wirkt.

* **Berlin.** Als Nachfolger Heinrich v. Sybels in der Mitgliedschaft der Akademie der Wissenschaften ist gutem Vernehmen nach Heinrich v. Treitschke in Aussicht genommen.

* **Berlin.** Der „Deutsche Sprachverein Berlin" hält bis zum Ende dieses Jahres regelmäßig am 2. und 4. Dienstag jedes Monats Sitzungen ab, in denen folgende Vorträge gehalten werden: 8. Oct.: Hr. Rich. J. Eichberg über Gleichschriften und Gleichklänge. Betrachtungen über Doppel-Lesbarkeit und Doppel-Sinn deutsch geschriebener, bezw. gesprochener Wörter. — 22. Oct.: Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Waldeyer über die verschiedene Ausbildung der Gehörwerkzeuge in der Thierwelt. — 12. Nov.: Besprechung neuer Erscheinungen auf sprachlichem Gebiete. — 26. Nov.: Schulrath Dr. Grabow (Bromberg) über die Aussprache des „g" im Deutschen. — 10. Dec.: Geh. Regierungsrath Prof. Reuleaux über die Einwirkung der deutschen Dichtung auf die Sprache.

* **Breslau.** Zum Leiter der medicinischen Universitätspoliklinik ist Dr. Wilh. Weintraud ernannt worden, bisher Oberarzt an der zweiten medicinischen Klinik der Charité und Assistent Geh. Rath Gerhardts in Berlin. Dr. Weintraud ist nur ein Jahr in dieser Stellung thätig gewesen. Er war zuvor Assistent des Prof. Naunyn an der medicinischen Klinik in Straßburg.

* **Wien.** Die Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale hat erfahren, daß auf dem Dachboden der Pfarrkirche zu Neulerchenfeld „zur schmerzhaften Mutter Gottes" drei Reliefs aus Wachs sich befinden, von denen constatirt wurde, daß sie Arbeiten Rafael Donners sind. Die Commission hat das Ministerium für Cultus und Unterricht ersucht, diese Kunstwerke renoviren und einem öffentlichen Kunst-Institut übergeben zu lassen.

* **Budapest.** Wie aus Konstantinopel gemeldet wird, hat der Director des kais. Antiquitätenmuseums, Hamdi Bey, die Liste der Kunstgegenstände festgestellt, welche aus dem türkischen Schatze zur ungarischen Millenniums-Ausstellung beigesteuert werden. Diese Kunstschätze, welche vorwiegend aus dem 15. bis 18. Jahrhundert stammen, sind hauptsächlich militärischer Natur; es sind zumeist Schwerter, Säbel, Panzer, Helme, Kanonen u. s. w., welche die jeweiligen Sultane aus Ungarn mitnahmen, ferner Galakleider, Pelze, Menten, Kalpaks ungarischer Magnaten, sowie auch Möbel, Fahnen &c. Eine eigene Gruppe von Wachsfiguren wird mit den Anzügen bekleidet, welche die Sultane seit Mohammed dem Eroberer bis Selim III. zu Anfang des 19. Jahrhunderts getragen haben, ferner gelangt eine reiche Sammlung von türkischen Manuscripten und gedruckten Büchern, welche sich auf die Geschichte Ungarns beziehen, sowie in türkischer Sprache abgefaßte Landkarten von Ungarn, verschiedene türkische Bilder mit ungarischen Motiven, endlich auch zahlreiche alte ungarische Bücher und Bilder aus der Serailbibliothek, deren Existenz nur wenigen Gelehrten bekannt ist, zur Ausstellung. Es ist überhaupt der Wunsch des Sultans, daß der türkische Pavillon zu den interessantesten und werthvollsten Theilen der Ausstellung gehöre. Professor Vambery von hier ist übrigens soeben in der türkischen Hauptstadt eingetroffen, um die weitere Besorgung der Angelegenheit in die Hand zu nehmen; ihm folgt dieser Tage der Ministerialsecretär unseres Handelsministeriums Dr. Szendrei.

* **Krakau.** Dr. Joseph Oettinger, emeritirter Professor der Geschichte der Heilkunde an der jagellonischen Universität, ist am 2. Oct. hier im Alter von 77 Jahren gestorben.

* **Brüssel.** Die Congo-Regierung hat auf ihre Kosten den Naturforscher Dewèvre nach Afrika entsendet, um die Flora des Untercongo zu studiren; sein Reisebegleiter Michel ist mit der Aufnahme ethnographischer Lichtbilder betraut. Wie Dewèvre aus Landana meldet, hat die Flora des Bezirks Boma 240 Arten ergeben. Der Gelehrte, der jetzt Mayombe bereist, glaubt, daß die Zahl der Arten in diesem Bezirke sich verdoppeln wird.

HK. **Oxford**, 27. Sept. Ueber ein seltsames Baudenkmal buddhistischen Religionseifers sei uns gestattet, aus einem von Prof. Max Müller verflossenen Sommer hier gehaltenen und im Septemberheft des Londoner „Nineteenth Century" veröffentlichten Vortrag in Kürze Näheres mitzutheilen. Dieses Kuthodaw genannte, bei Mandalay in Birma befindliche Monument ist keineswegs ein antikes, vielmehr erst seit 1857 vom König von Birma errichtet worden und besteht aus einer Gruppe von circa 700 Pagoden oder indischen Tempelbauten. Jede derselben enthält eine weiße Marmorplatte, auf welchen die ganze buddhistische Bibel der sogenannten Tripitaka oder „drei Körbe" in etwa 8 Millionen Silben mit sorgfältiger Inschrift eingegraben ist. Die Schriftzeichen dieser Riesen-Inschrift sind die kreisrunden birmanischen, die Sprache das Pali, d. h. die vermuthlich von Buddha selbst gesprochene Sprache. Dieser Pali-Text soll von 10 gelehrten Buddhisten unter

dem Vorsitz des berühmten Rahan U-Nje-ja, auf Geheiß des birmanischen Königs, mit größter Genauigkeit geprüft und revidirt worden sein. Drei besondere Abschriften auf Palmblättern sollen gleichzeitig mit der Herstellung der Kutho-daw-Tempel-Inschrift drei Bibliotheken Europa's im Jahre 1857 zugesandt worden sein. Wie aus den von dem englischen orts- und sachkundigen Forstbeamten Mr. Ferrars an Prof. Max Müller gütigst gesandten photographischen Abbildungen erhellt, bildet die aus circa 700 Pagoden zusammengesetzte Tempelgruppe ein großes Quadrat, das von einem höheren, weithin sichtbaren Tempel im Mittelpunkt überragt wird. Eine genaue photographische Reproduction des vollständigen Inschriften-Textes soll nach der Ansicht des genannten Berichterstatters, Mr. Ferrars, wohl ausführbar sein, sobald die Regierung oder eine gelehrte Gesellschaft die erforderlichen mäßigen Kosten bestreiten will. Eine tiefere Erforschung und Würdigung der religiösen und sittlichen Lebensregeln, wie sie der große Weise von Kapilavastu, Buddha, der Mit- und Nachwelt vermachte, würde nicht wenig dazu beitragen, worauf Prof. Max Müller am Schlusse seines Vortrages mit Nachdruck hinweist, Buddha unter den weisesten und besten Männern der Welt auf jene Stufe zu erheben, die ihm als anerkanntem Führer und Lehrer von 423 Millionen menschlicher Wesen zukommt. Auch Andersgläubige könnten nicht ohne wirklichen Gewinn für sich selbst die Aussprüche eines Weisen erwägen und beherzigen, dem ein bekannter früherer Sanskritforscher an der hiesigen Hochschule die zweite Stelle als Religionsstifter nach dem Einen einräumte.

* **Stockholm.** Der Amanuensis an der hiesigen Universität, Ekstam, der mit privater Unterstützung eine botanische Forschungsreise nach Nowaja-Semlja antrat, ist wieder in Archangel eingetroffen. Das Ergebniß der Reise ist sehr gut. Ekstam fuhr Anfang Juli von Archangel ab und landete mit seinen Begleitern bei Matotschkin-Schar, wo er in der ersten Zeit schwere Schneestürme auszuhalten hatte. Gegen Ende des Monats und im August wurde das Wetter besser. Am 17. August brachte der russische Kreuzer „Djigij" die Expedition nach Karma-Kola, von wo aus Ekstam eine Reise quer durch das Innere der Insel bis zum Karischen Meere vornahm.

* **St. Petersburg.** Dr. Alexander Dogiel, Professor der Histologie an der Universität Tomsk, ist auf den Lehrstuhl für mikroskopische Anatomie an der hiesigen Universität berufen worden.

* Zur Frage nach der Autorschaft des in Beil. Nr. 208 mitgetheilten Aufrufs an das deutsche Volk aus dem Jahre 1813 beehrt uns Hr. Oberbibliothekar Dr. H. Meisner (Berlin) mit folgender Zuschrift:

„Ganz gegen meinen Willen sind bei Veröffentlichung des „Aufrufs an das deutsche Volk" in der Beilage Nr. 208 Citate aus von mir geschriebenen privaten und amtlichen Briefen mitgetheilt worden. Es geht aus ihnen hervor, daß ich mit meinem Material, welches die Autorschaft Arndts beweisen kann, zurückhalten wollte, da eine Auseinandersetzung darüber besser im Zusammenhang mit Arndts publicistischer Thätigkeit während des Jahres 1813 gemacht werden kann und also in eine Einleitung zur Ausgabe der kleinen politischen Schriften Arndts gehört. Ich gestehe offen, nicht gewußt zu haben, daß der Aufruf unter Jahns Namen geht, halte aber bei der unendlichen Schwierigkeit, welche die Bestimmung der Autorschaft der verschiedenen Proclamationen aus der ersten Zeit der Befreiungskriege bietet, daran fest, daß Arndt der Verfasser des Aufrufes ist. Als solcher wird er in einem Sammelwerke von Ad. Fr. v. Schütz „Alles in einer Nuß", welches 1814 erschien und den Aufruf selbst enthält, ausdrücklich genannt. Mit der Familie v. Schütz hat Arndt 1813 in Berlin intim verkehrt, weßhalb die Angabe in dem bezeichneten Werke von Werth ist. — Ohne dieses zu kennen, macht G. v. Löper im Archiv f. Lit.-Gesch. 1872, S. 549 darauf aufmerksam, daß Arndt möglicherweise der Verfasser des betr. Aufrufes ist."

Wir verhehlen demgegenüber nicht, daß uns durch E. Dürre's Zeugniß (vgl. Beil. Nr. 214) als Verfasser Jahn bestimmt erwiesen zu sein scheint, für den, wie uns Kenner unter unsern Lesern brieflich dargethan, auch stilistische Eigenthümlichkeiten entschiedener sprechen, als für Arndt. D. Herausg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

José Echegaray.

Das Drama in Spanien hatte sich in der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert zu einer Höhe emporgeschwungen, die von keinem anderen Lande Europa's erreicht wurde. Aus einem Boden, welcher sich noch von den Traditionen eines Sophokles und Euripides nährte, wuchsen Erscheinungen wie Lope de Vega, Tirso de Molina, Juan Alarcon und forderten ganz Europa zur Bewunderung und Nachahmung auf. Erst nach Calderon de la Barca und dessen Schülern Rojas, Moreto, Cubillo de Aragon 2c. begann nach und nach jener Verfall, der, durch politische und sociale Ereignisse herbeigeführt, so verhängnißvoll für die spanische Cultur wurde. Aeußere Kriege, innere Kämpfe und religiöser Zwiespalt hatten nicht allein das Land verheert, auch die Bevölkerung war erlahmt und Kunst und Wissenschaft lagen darnieder.

So befand sich das Theater in Spanien im Anfange dieses Jahrhunderts in einem Zustande der Apathie und Indolenz und es zeigte keinen Schatten mehr von jener einstigen Größe. Der Stolz, der Ehrgeiz waren gebrochen, die Eigenliebe geschwächt und die Dichter suchten vergebens nach Stoffen, die sie selbst inspiriren und die Zuschauer fesseln könnten. Es war nicht leicht, bei einem müden Publicum und schlechten Theaterkräften — denn auch die Schauspieler hatten die wirksamsten Bedingungen verloren — etwas Großes zu leisten und zur Geltung zu bringen. Das historische Drama, das man sich nur — weil Besseres fehlte — gefallen ließ, wurde von Hartzenbusch, Gutierrez, Fernandez y Gonzales, Zarate, Zorrilla und Anderen vertreten; das sociale von Tamayo, Hurtado und Nuñez de Arce. Da trat ein Mann auf, der mit Adlerblicken die Situation erschaute und begriff, der es fühlte, daß die Bedürfnisse Spaniens andere geworden seien und daß neue Bahnen zu neuen Idealen führen mußten. Er wußte und verstand es auch, daß jedes Land andere Menschen erzeugt, andere Bedürfnisse hat, andere Lebensentwicklungen kennt, daß die modernen realistischen Dramen, wie sie in Frankreich und Norwegen bereits über die Bühnen gingen, in Spanien ein anderes Gewand tragen mußten.

José Echegaray war bereits 42 Jahre alt, als er sich der Bühne zuwandte und seine erste einactige Komödie: „El libro talonario“ unter dem Pseudonym Jorge Hayaseca am 18. Februar 1874 in Madrid zur Aufführung kam. Er war bis dahin kein producirender Dichter gewesen, sondern ein bedeutender Mathematiker und scharfer Denker, der bereits seit einer Reihe von Jahren als Professor an der Escuela de Caminos in Madrid wirkte.

Wie seine Biographen sagen, wurde José Echegaray am grünen Donnerstag des Jahres 1832 in Madrid geboren. Als er drei Jahre alt war, zog er mit seiner Familie nach Murcia, wo sein Vater Professor der griechischen Sprache an einem bedeutenden Institute wurde. Hier gedieh der Knabe unter dessen sorgfältigster Erziehung und in den strengsten Grundsätzen; er studirte Griechisch bei seinem Vater, Latein bei Soriano, Naturgeschichte bei Angel Girao. Bei seinem großen Talent und immensen Fleiß entwickelten sich seine Kenntnisse rasch. Die Vorliebe für Mathematik trat bald in den Vordergrund und er widmete sich diesem Studium mit einem Eifer und einer Hingabe, die bewunderungswürdig war. Für Literatur und Theater zeigte Echegaray damals nur insofern Interesse, als er leidenschaftlich Romane und romantische Dramen las. Gegen alles Classische hatte er eine unbezwingbare Abneigung, obgleich er dessen Vorzüge niemals verleugnete. Mit 15 Jahren kam er als Studiosus der Philosophie nach Madrid und trat in die Escuela de Caminos. Die Mathematik wurde sein auserwähltes Studium und er hatte das Glück, unter der Leitung des berühmten Professors Dr. Angel Riquelme bald diese schwere Wissenschaft beherrschen zu lernen. Mit dem ernsten Studium wuchs auch sein literarisches Interesse, er besuchte häufig das Theater, las moderne Romane und es begannen sich bei ihm jene psychologischen Anschauungen zu entwickeln, die später seinen Dramen das bedeutende Gepräge gaben. Als er im Jahre 1853 auf das glänzendste promovirt hatte und Madrid verließ, kannte er eine Anzahl Dramen, hatte eine ganze Menge englischer, französischer und italienischer Romane gelesen, alte und moderne, was sich ihm geboten; aber niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß er selbst den kleinsten Vers zu dichten im Stande sein würde. Das Schicksal verschlug ihn nach Granada, Almeria und Palencia, dann kam er zurück nach Madrid und wurde zum Professor der Mathematik an der Escuela de Caminos ernannt, wo er über zwölf Jahre wirkte und glänzende Triumphe feierte. Er docirte: Cálculo infinitesimal, Mecánica racional, Mecánica aplicada, Hidraulica, Construccion, Geometría und anderes. Nebenbei studirte er Nationalökonomie und Philosophie, hielt in der Börse doctrinäre Vorträge, vertheidigte im Ateneo die reine Demokratie und sprach in der Sociedad de Economia politica über verschiedene Gegenstände mit immer gleicher Beredsamkeit. Seine Arbeitskraft war eine phänomenale, denn er veröffentlichte während dieser Zeit: La Teoría de las determinantes, einen Tratado de Termodinámica, Problemas de Geometría y de Analítica, eine Anzahl von Artikeln in der Revista de Obras Públicas etc. Fermin Herran sagt von ihm, daß er der größte Mathematiker Spaniens sei.

Echegaray verdankt die Entstehung seines ersten Dramas, das zwar nie das Lampenlicht erblicken sollte, einem merkwürdigen Zufalle. Es war im Jahre 1864, als sein Bruder Miquel, der fast noch ein Knabe war, einen Einacter in Versen unter dem Titel: „Cara ó cruz“ verfaßte, welcher sehr bewundert wurde. José fand das sehr merkwürdig und er sagte sich, daß, wenn ein so junger Mensch diese leichten und harmonischen Verse schreiben könne, es keine schwierige Sache sein müsse; was brauche es weiter als ein wenig Grammatik, etwas Phantasie und ein einigermaßen musikalisches Gehör? Er setzte sich daher sofort hin, ersann

eine grauenhafte Fabel, die er in Reime brachte, und so entstand sein erstes vieractiges Drama mit nahezu 4000 Versen. Er fand es vorzüglich und verfaßte sofort ein zweites unter dem Titel: „Para tal culpa tal pena", welches nach vielen Schwierigkeiten — der Autorname blieb verschwiegen — im Teatro del Principe gegeben wurde. Ohne sich Ruhe zu gönnen, schrieb er noch ein drittes dreiactiges Drama: „El prólogo de un drama", welches mit der Hinzufügung eines Epiloges in späterer Zeit oft unter dem Titel: „La última noche" („Die letzte Nacht") gegeben wurde.

Dann trat ein merkwürdiger Umschwung in das schaffende Leben des Gelehrten-Dichters. Die Revolution von 1868 zog ihn in die Politik, in welcher er eine brillante Carriere machte und für Jahre hinaus der Literatur und Poesie verloren ging. Einer bedeutenden, geradezu Epoche machenden Rede verdankte er sogar das Ministerportefeuille. Erst im Jahre 1873, nach der Auflösung der Comision permanente der Stände, bei welcher Gelegenheit ihm Castelar das Leben rettete und er nach Frankreich auswanderte, nahm er die Dichterfeder wieder zur Hand, um sie nie mehr niederzulegen. Die spanische vornehme Welt, die ihn vorher als Gelehrten und Staatsmann bewundert hatte, zuckte beinahe die Achseln ob dieser Wandlung, aber als er dann gelegentlich auch in der Fechtkunst excellirte und in einer ausgewählten Gesellschaft eine Kenntniß der deutschen Philosophie entwickelte, die alle, welche zugegen waren, in Erstaunen versetzte, fing man bereits an, etwas Universelles, Phänomenales in diesem Manne zu entdecken, der wenige Jahre später ganz Spanien durch seine Dramen verblüffen sollte.

Das Talent und das Können Echegaray's ist aus allen möglichen Ingredienzien zusammengesetzt — complicirt durch die kolossalen Eigenschaften, die sich bei ihm vereinen. Bei dem genauen Studium seiner vielen Dramen, die sehr ungleich in Stoff und Ausführung sind, kommt man beinahe zu dem Schlusse, daß sein Genie stärker ist, als er selbst, und daß es ihn oft in Bahnen reißt, denen er ungern folgt. Jedenfalls aber tastete er erst in seinem Publicum herum, sondirte dessen Kraft und Geschmack, schrieb eine ganze Reihe romantischer Dramen, voll sympathischer Grazie in tadellosen Versen, und gewann sich seine Leute, bevor er die neue moderne Bahn betrat, Menschen individualisirte und sie mit einer Tiefe und Schärfe schilderte, die in Spanien überraschen mußte. Die Zeit der lyrisch-dramatischen Periode war vorüber, die Ergebnisse der Naturwissenschaften, die industriellen Fortschritte und der wachsende Egoismus hatten andere Menschen erzogen, und was sie brauchten — das wußte und verstand José Echegaray. Vielleicht war ihm bei seinem Aufenthalt in Frankreich manches klar geworden, denn daß er das moderne französische Drama studirt hatte, erkannte man aus seinen Problemen; allein dennoch gründete er in Spanien eine neue Schule, er verstand es, den französischen Einfluß zu verwerthen, ohne ihn nachzuahmen. Echegaray zeigt mehr ethische Kraft und ernstere Folgerung in seinen modernen Dramen, als es bei den französischen Dichtern neuester Schule der Fall ist. Aber er war nicht gleich der große Colon einer neuen Aera, wie ihn die Spanier nennen, er entwickelte sich, wie schon gesagt, bei seiner Arbeit. Es gähnt eine Kluft zwischen seinem ersten Drama bis zu dem Meisterwerk „O Locura ó Santidad" („Wahnsinn oder hoher Sinn"), die nur ein Genie wie er überbrücken konnte. Während das letztere mit allen Mitteln der Kunst ein tiefes Seelenproblem entwickelt, zeigen sich in „El libro talonario" die unverkennbarsten Mängel; es entbehrt jeder Einheit der Composition, der Inhalt ist nicht neu, die Form ungeschickt und die dramatische Bewegung schleppend.

Die Fabel ist nicht originell. Carlos, der seine Frau einst geliebt hat, entflammt sich für eine Dame aus der Gesellschaft. Indessen ist Maria, seine Gattin, nicht gewillt, ihm zu entsagen, obschon sie von ihrem Vetter, der sie liebt, dazu beredet wird. Er sucht sich einen Brief von der Geliebten ihres Mannes zu verschaffen, um sie von dessen Untreue zu überzeugen. Aber Maria ist reinen Herzens und liebt ihren Gatten; sie ersinnt daher ein Mittel, um ihn wiederzugewinnen, und fleht ihren Vetter an, ihr dabei behülflich zu sein. Sie schreibt dann ähnliche Liebesergüsse auf die leere Seite des Briefes an ihren Vetter, indem sie eine Liebe für ihn fingirt. Ein ins Vertrauen gezogener Diener muß dieses Verhältniß an Carlos verrathen. Nach den gehörigen Wuth- und Empörungsscenen des Gemahls, der diesen Brief auf dem Herzen der schlafenden Gattin findet, folgt die Entrüstung Maria's und schließlich die Aussöhnung der beiden Gatten. Daß eine so einfache Handlung unter den wenigen Personen schleppend und monoton sein muß, läßt sich kaum vermeiden; die Rettung des Stückes, dem Publicum gegenüber, verdankt der Dichter wohl nur der kraftvollen Schönheit des letzten Actes. Sentimental wirken die hyperlyrischen Ergüsse Maria's, „vom Meere, dem Azul, dem Himmel, der Sonne", an einer Stelle, wo gesunde Entrüstung am Platze gewesen wäre. Bei anderer Gelegenheit wieder verschwendet der Dichter einen Aufwand von Tragik und dramatischer Kraft, die eines großartigen Stoffes würdig gewesen wären, die aber bei der lose geschürzten Handlung einer Komödie nicht am Platze sind.

Verschiedene literarische Kritiker und Verehrer Echegaray's behaupten, daß der Dichter diese und die folgenden Komödien geschrieben habe, um, bevor er zur Realistik überging, sein Publicum zu gewinnen. Wir glauben, daß sich ein unparteiischer und objectiver Leser dieser Meinung nicht anschließen kann. Es sind neben den eminent genialen Zügen, die sich in jedem seiner Dramen finden, auch Schwächen des Anfängers da, die erst Erfahrung und positive Arbeit abschleifen mußten, und es ist interessant zu verfolgen, wie sehr dies dem großen Spanier nach und nach gelungen ist. Besonders gilt dies da, wo der Stoff ergiebig war und dem großen Können des Dichters entgegenkam.

Die drei folgenden Dramen „La esposa del vengador" („Die Frau des Rächers"), „La ultima noche" und „El puño de la espada" („Der Griff des Degens"), die der Dichter in den Jahren von 1874—1875 verfaßte, gehören dem Stoffe nach der romantischen Schule an. Sie verdanken ihren Erfolg, obschon die Fabeln originell und interessant sind, doch mehr der kolossal dramatischen Wirkung, als der realistischen Ausführung. Der bekannte Kritiker Manuel de la Revilla sagt von dem Drama „La esposa del vengador", das übrigens auch ins Deutsche übertragen wurde, unter anderem: „Ein Werk romantischer Schule, welches bezweckt, in der Seele des Zuschauers jene tiefe Erregung hervorzurufen durch eine Abwechslung von Betrachtung und Aufregung, durch Wonne und Schmerz, wie sie der heftige Kampf der Ideen, der Leidenschaften oder der Interessen, vereint mit einer bewegten fesselnden Handlung voll von Empfindung und Leidenschaft hervorbringt; — und alles dieses verwirklicht mit dem Glanze der poetischen Phantasie, dem Schmuck der Gestaltung und dem Reichthum des Stils." Wir können nicht umhin, hinzuzufügen, daß Echegaray in diesen drei letzten Dramen noch nicht zu der Höhe gelangt ist, die zu einem so überschwänglichen Lobe berechtigt. Er verfällt aus der Höhe der Gedankenlyrik in pomphaftes Pathos und läßt seine Personen Dinge sagen, die weder für die Situation noch zu den Charakteren passen, und darin liegt vorzugsweise das Sprunghafte und Ungebundene der Handlung.

Bedeutender und sich mehr der modernen Schule nähernd, als „La esposa del vengador" ist der in Versen

gedichtete Dreiacter „La ultima noche“, von dem Garcia Cadena nicht mit Unrecht sagt: „Hier fühlt man menschliche Bewegung, hier ist es, wo der Geist des Dichters in die großen Saiten der Seele greift und den grauenhaften Tönen der Leidenschaft begegnet.“ Dieses Drama ist zugleich absurd und großartig, das Ergebniß einer heißen, leidenschaftlichen und ungeordneten Einbildung, bei dem man die Ueberkraft eines Dichters empfindet, dem aber noch die nöthige Ruhe fehlt, in den Saiten Töne zu suchen, die in reinen und mächtigen Accorden austönen würden.

In den folgenden Dramen „Cómo empieza y cómo acaba“ („Wie es anfängt und wie es endet“), und in „Lo que no puede decirse“ („Das, was sich nicht sagen läßt“) nähert sich Echegaray immer mehr und mehr dem großen Wurfe, den er mit dem Gewissensdrama „O locura ó santidad“ ausgeführt hat und mit welchem er sich voll und ohne Rückhalt zu der modernen Schule bekennt. In dem ersteren, „Cómo empieza y cómo acaba“, zeichnet der Dichter in der Heldin „Margaretha“ eine Frau von feinem, subtilem Empfinden und zartem Gewissen, schon analog der edlen Gestalt des Gelehrten Lorenzo, in „O locura ó santidad“, der den Weg des Rechtes und der Wahrheit sucht, jener schon so oft befehdeten Wahrheit, mit welcher er sich und seine Familie vernichtet.

Als im Jahre 1877 dieses Drama zum ersten Mal in Madrid im Teatro Español über die Bretter ging, wurde ihm ein grandioser Erfolg. Der Zeitpunkt war der denkbar günstigste. Spanien hatte seit dem Kriege 1868 andere Menschen gezeitigt, Menschen mit freieren Anschauungen und weiteren Gesichtspunkten; man fing an, das Recht der Persönlichkeit zu achten und eigene Meinung zu dulden. Es war das erste größere Drama, welches Echegaray, wohl berechnet, in Prosa gedichtet hatte, in jener Form, in welcher die Menschen denken und reden und die für sociale Dramen, in welchen der Stoff aus den Empfindungen und Anschauungen der Einzelnen herauswächst, die einzig wirksame ist. Er hatte sich einmal ganz aufgerichtet und seine großen monumentalen Züge kamen hier vollwüchsig zur Geltung. Zu gute kam ihm gerade bei dieser einfachen tragischen Fabel der mathematisch denkende Kopf des Gelehrten, der zu erwägen, zu messen und zu prüfen versteht, der seine Folgerungen aus den feinsten, fast unsichtbaren Phasen der Seelenvorgänge zieht und der wohl berechnen kann, wohin diese Regungen und Grübeleien eines überfein organisirten Menschen, wie es der Held seines Dramas ist, führen müssen.

Es ist eine einfache, glückliche Familie, der es an nichts gebricht, die der Dichter im ersten Acte vor die Rampen führt. Don Lorenzo de Avendaño, ein edler Gelehrter, der sich in die tiefsten Fragen des Lebens versenkt, ein sittliches Genie, dem die einfache Wahrheit als höchstes Recht gilt. Daneben seine Frau Inés, beider Tochter Helena und Dr. Thomas, der Arzt und Freund des Hauses. Helena ist ein zartes, dem Vater nachgeartetes Wesen, mit einer tiefen Liebe zu Eduard, dem Sohne der Herzogin von Almonte, im Herzen. Sie leidet und kränkelt unter derselben, da die Herzogin noch nicht ihre Einwilligung zu dieser Verbindung gab. Der Arzt fürchtet für ihre zarte Gesundheit. Lorenzo hat zu viel studirt und gegrübelt, er hat Cervantes gelesen und erwogen, so sehr, daß er die wirkliche unvollkommene Welt vergißt und Empfindungen und Rechtsbegriffe auf jener Wage wägt, auf der die Atome für Alltagsmenschen nicht mehr erkennbar sind.

Sein Kind ist krank an der Liebe zu dem Sohne einer Herzogin! Sie stirbt vielleicht daran, wie der Arzt vermuthen läßt, und so gibt Lorenzo endlich den Bitten seiner Gemahlin nach und entschließt sich, selbst zur Herzogin zu gehen und ihre Einwilligung zu dieser Vermählung zu erbitten. Es ist das für den Stolz Lorenzo's, der selbst aus reicher und geachteter Familie stammt, ein harter Gang; dem Kampfe, bis er sich dazu entschließt, wird in einer bedeutenden Scene Ausdruck gegeben, in der die ganze vornehme Gesinnung und die tiefe Liebe des Vaters zu seinem einzigen Kinde zum Ausdrucke kommt. Den subtilen Gründen, mit welchen er sich anfänglich weigert, diesen Schritt zu thun, legen der Arzt und Inés krankhafte Motive unter — das viele Studium, das angegriffene Hirn, diese Diagnosen sind ja so zeitgemäß und bequem. Doch bevor dieser Gang zur Ausführung kommt, wünscht die alte sterbende Amme Lorenzo's ihn zu sprechen, weil sie ihm ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen habe. Lorenzo geht zu ihr — und er, der überfein empfindende Mann der Wahrheit, der den strengsten Maßstab an sein Handeln legt, erfährt, daß sein ganzes Leben eine Lüge gewesen, daß sie, diese Kranke — die wegen angeblichen Diebstahls einst im Gefängniß saß — seine eigene Mutter ist, daß sie ihr Kind, um dasselbe glücklich zu machen, ihrer reichen, kinderlosen Herrschaft überließ. Eine Lüge! Er will und kann es nicht glauben, aber sie übergibt ihm einen Brief als unzweideutigen Beweis. Lorenzo ist vernichtet! Und in diese Enthüllungen hinein geschieht das Ungeheuerliche, so lang Ersehnte, — die Herzogin, von der Liebe ihres Sohnes gerührt, kommt selbst und bittet für ihn um die Hand Helene's. Lorenzo kämpft einen furchtbaren Kampf — aber es gibt für ihn keinen Zweifel — er muß die Hand zurückweisen und sein Kind unglücklich machen — er muß. Helene bricht zusammen und erkrankt. Inés, Helene's Mutter, ist verzweifelt — sie geht zu der kranken Amme und beredet sie, sich selbst zu verleugnen und die Beweise, daß Lorenzo ihr Sohn sei, zu vernichten. Die Herzogin, ergriffen von der verzweifelten Liebe des jungen Paares, besucht Helene in ihrer Krankheit und verspricht sogar, ihre Einwilligung zur Vermählung nicht zurückzuziehen, falls man diese Angelegenheit nicht weiter zur Sprache bringen werde. Lorenzo aber bleibt bei seinem Entschlusse, er besteht auf der Enthüllung der Wahrheit — er muß seine unrechtmäßigen Güter zurückgeben und sich mit Frau und Tochter in die Einsamkeit zurückziehen. Seine Frau und der Arzt erklären ihn für geisteskrank; der Director einer Irrenanstalt wird zugezogen — und erscheint mit zwei Wärtern. Man nennt seine Behauptung — Wahnsinn. Lorenzo hofft noch auf den Beweis des Briefes, da sich aber in dem Couvert nichts als ein leeres Blatt vorfindet, wird er trotz seiner verzweiflungsvollen Gegenwehr den Wärtern überliefert. Die Frau, der Freund lassen es geschehen, nur Helene seine Tochter, ist vom Gegentheil überzeugt — in ihrer feinfühlenden Liebe erkennt sie die Verhältnisse und klammert sich jammernd an ihn an. Man löst sie gewaltsam los — und der Vorhang fällt.

Das sind die Umrisse eines der tiefsten modernen Gewissensdramen aus der Feder einer gewaltigen Dichterkraft. Mit unnachahmlicher Feinheit und künstlerischem Material ist Scene um Scene aufgebaut, mit dichterischer Gestaltungskraft sind die Charaktere gezeichnet und zwar in einer leidenschaftlichen Sprache, die fortreißt und fesselt. Mit psychologischem Verständniß ist der gedankenschwere, sich in gewagteste Lebensfragen verirrende Geist Lorenzo's geschildert, seine Liebe zur Tochter in ihrer Qual und Verzweiflung; unendlich innig und zart Helene in ihrer Liebe zu Eduard, — und dieser wieder in seinem Zorn auf deren Vater, weil der zwischen sie und seine Liebe tritt. Hochbedeutend sind auch die Monologe Lorenzo's, sie gewähren einen Einblick in den nach Vollkommenheit ringenden und tastenden Geist dieses Mannes, der an seinem Besten und Höchsten zu Grunde geht. Ein Fehler des Dramas dünkt es uns indessen — und es ist das eine sich wiederholende Schwäche

Echegaray's —, daß die Gedanken sich zu sehr anhäufen und mit sich fortreißen und dadurch die Handlung abschwächen. Auch ist dieses plötzliche Erscheinen der Amme Lorenzo's, die mit so grausamen Consequenzen in eine glückliche Familie tritt, zu wenig vorbereitet, der Zuschauer leidet darunter und kommt nicht mehr zur Ruhe, bis der Vorhang im letzten Acte bei der brutalen Ergreifung Lorenzo's durch die Wärter der Irrenanstalt fällt. Trotz der Größe und Bedeutung des Dramas — oder gerade deßhalb — läßt es sich verstehen, wie sich die spanische Kritik desselben bemächtigte, es verhimmelte und verdammte, die Gedanken und Absichten des Autors willkürlich auslegte und oft das Bedeutendste und Werthvollste im Zergliedern vernichtete. Und doch läßt sich ein solcher Stoff nur durch ein Genie formen, das mit geistigem und dichterischem Verständniß abwägt, austheilt, gestaltet. „Wahnsinn oder Hoher Sinn" ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten Schöpfungen der modernen Zeit, die bedeutendste des Autors selbst, denn auch in socialer Beziehung rüttelt er in dem Drama an ungehörigen Zuständen seines Vaterlandes. Warum dasselbe niemals eine Heimath auf deutschen Bühnen fand, mag vielleicht zum Theil seinen Grund in der großen Schwere des Inhalts haben aber mehr noch in dem crassen, beinahe barbarischen Schlusse. In wirklich feiner und guter Uebersetzung müßte das Stück dennoch, auf alle Fälle, interessiren und wirken.

Unter den weiteren Dramen des Dichters, von denen er oft 3—4 in einem Jahre verfaßte — und zwar meistens in Versen — wie „Para tal culpa tal pena" („Um solche Schuld, solches Leid"), „En el seno de la muerte" („Im Schoße des Todes"), „Mar sin orillas" („Meer ohne Ufer"), heben wir besonders das dreiactige Drama „Algunas veces aqui" („Manchmal schon hier") hervor. Es ist in Prosa gedichtet und das Thema ein allgemein menschliches — ein sociales Problem, in welchem eine vergangene große Schuld, wie es bisweilen geht, schon ihre Sühne hier auf Erden findet. Die Handlung löst sich, trotz aller Kämpfe, wie sie Liebe und Schuld mit sich bringen, zur Rechtfertigung der Schuldlosen und zur Befriedigung der Zuschauer auf.

Den größten Bühnenerfolg errang indessen neben „O locura ó santidad" das dreiactige, mit einem Vorspiel versehene Drama „El gran Galeoto", welches Paul Lindau in guter Uebersetzung auch unsern deutschen Bühnen zugänglich gemacht hat. Der Inhalt desselben, der die Folgen gedankenlosen Klatsches in tragischer und meisterhafter Weise zur Geltung bringt, ist bekannt genug, um hier keiner Erörterung mehr zu bedürfen. Das sociale Problem ist nicht von der geistigen Höhe und tiefen psychologischen Tragweite, wie das in „O locura ó santidad", dahingegen hat „Galeoto" vor diesem den Vortheil voraus, daß die Handlung in ruhigerem Geleise verläuft und der Schluß wenigstens ein befriedigender genannt werden kann. Die Bühnenwirkung ist auch hier eine bedeutende, das muß man besonders bekennen, wenn man das Glück hatte, das Drama auf einem guten spanischen Theater zu sehen. Lindau glaubte anfänglich, wie er in seiner Vorrede zum „Galeoto" sagt, das Stück würde sich für unsre Bühnen wirksamer zeigen, wenn er dasselbe mit den nöthigen Abänderungen nach Deutschland verlegen würde, kam aber dann doch, durch theaterkundige Freunde in Wien und Berlin angeregt, darauf zurück, es möglichst in der alten Gewandung zu lassen.

Die Productionskraft des Dichters ist bewunderungswürdig, denn es vergeht keine Theater-Saison in Madrid, in der nicht ein neues Stück Echegaray's über die Bretter ginge. Je nach Problem und Handlung interessiren sie das Publicum mehr oder weniger, aber eine Premiere des großen Dichters bleibt dort immer ein Ereigniß. Stücke wie: „Mariana", „Un critico incipiente" („Ein kritisirender Anfänger"), „El poder de la impotencia" („Die Macht des Unvermögens"), „Irene de Otranto", „La niña mimada" („Das verzärtelte Mädchen") werden immer dem Theater erhalten bleiben.

Die socialen Probleme, die Echegaray in seinen verschiedenen Dramen und Komödien behandelt, zeugen von einer Menschenkenntniß, Erfahrung und Gestaltungskraft, die an Shakespeare erinnern könnten, selbst in dem Crassen und Grotesken, was bei ihm, besonders in den früheren Stücken, zu Tage tritt. Die Kritik — namentlich in Frankreich — macht ihm, nicht mit Unrecht, den Vorwurf, daß die heftige Leidenschaft seines persönlichen Charakters ihn oft in ein willenloses Rasen seiner Ideen hineintreibe und ihm das Maß abhanden komme; aber bei genauem Prüfen seiner Werke muß man zugestehen, daß gerade hierin auch ein Theil seiner Macht und seines Erfolges beruht.

Man hat sich oft darüber gewundert und gefragt, warum der große Dichter zu seinen meisten Dramen und Komödien, auch wenn sie modernen Inhaltes waren, die Dialoge in Versen schrieb. Das mag wohl einestheils seinen Grund in dem Vollton der spanischen Sprache haben, die sich in rhythmischer Gewandung nicht so sehr verändert und verwandelt, wie es bei anderen Sprachen der Fall ist, anderntheils aber auch in der beispiellosen Leichtigkeit, mit welcher Echegaray die Dichtung zu handhaben versteht. Seine Verse sind von einem Wohllaut und einer Geschmeidigkeit, einer Tonfülle und Kraft, die zur Bewunderung hinreißen müssen. Waren es indessen vorwiegend problematische Stoffe, wie in seinen Gewissensdramen, so wählte er mit richtiger Fühlung die nüchternere Sprache der Prosa, in welcher die Menschen lieben, leiden, sich befehden und versöhnen.

H. Keller-Jordan.

Dr. jur. Heinrich Fick †.

E. H. Am 22. September d. J. verschied in Zürich ein Mann, der in sich aufs reinste und schärfste den Typus eines deutschen Professors alten Schlages darstellte, obgleich der Verlauf seines Lebens ein ganz anderer war als der gewöhnliche Verlauf eines deutschen Professorenlebens.

Heinrich Fick (geb. den 12. Juli 1822) wuchs auf in seiner Geburtsstadt Kassel und widmete sich der Rechtswissenschaft zunächst in Marburg, wo er als flotter Teutone sich am Verbindungsleben eifrig betheiligte, zugleich aber namentlich im römischen Rechte unter Büchel einen guten Grund legte. Er beschloß seine Studien in Berlin. Unter seinen dortigen Lehrern übte den größten Einfluß auf ihn Puchta aus, während er in Stahl hauptsächlich den Meister der Rede verehrte. Einer kurzen Beschäftigung am Kasseler Gerichte folgte 1847 die Promotion und Habilitation in Marburg. Seine Inauguraldissertation statuirte einen grundsätzlichen Unterschied bezüglich der Bedeutung des Zeitablaufs inter exceptionem temporis actionibus perpetuis opponendam et alias, quas dicunt temporales praescriptiones. So war diese nach dem Zeugniß von Brinz (Pand. 2. Aufl. I. S. 389, Anm. 1) „sehr berücksichtigungswerthe, so viel zu sehen aber nirgends berücksichtigte" Abhandlung ein Vorläufer späterer Arbeiten Anderer, die es unternahmen, „Verjährung" und „Rechtsbefristung" als grundsätzlich verschiedene Dinge einander gegenüberzustellen.

In Marburg erfreute sich der junge Docent weit über die Kreise der Universität hinaus großer Beliebtheit, die unter anderem durch seine Wahl zum Oberbürgermeister sich aussprach. Ebensowenig als an eine landesherrliche Bestätigung dieser Wahl war aber an eine anderweitige Beförderung zu denken angesichts der lebhaften Betheiligung Ficks an allen nationalen und freisinnigen Bestrebungen.

Freudig begrüßte er daher 1851 seine Berufung zu einer, wenngleich vorerst außerordentlichen und unbesoldeten Professur an der Universität Zürich. Seine Uebersiedelung dorthin wurde entscheidend für sein ganzes ferneres Leben und Wirken.

Als gründlich geschulter Romanist war Fick in die Schweiz gekommen und ein solcher ist er zeitlebens geblieben. Bis an sein Ende bildeten die Institutionen des römischen Rechtes eine seiner Lieblingsvorlesungen, und wenn ihm seine Geschäfte nicht gestatteten, mit der zeitgenössischen romanistischen Literatur Schritt zu halten, so sind ihm doch sowohl die Quellen als die literarischen Größen seiner Jugendzeit, vor allen Savigny und Puchta, stets vertraut geblieben.

Neben und vor dem römischen Rechte sollte nun aber das moderne, insbesondere das Handels- und Wechselrecht zum Hauptobjecte der Beschäftigung Ficks werden. Seiner Natur nach wesentlich ein Mann der Theorie, wurde er in Zürich zugleich zum Praktiker, sowie, was ihm die größte Freude bereitet und die größten Erfolge verschafft hat, zum Gesetzgeber. Sein Lehramt erstreckte sich von Anfang an namentlich auf Handels- und Wechselrecht, und diesen gehört seine in der ersten Züricher Zeit entstandene literarische Hauptleistung („Der trassirt eigene Wechsel", 1853) an. Fortdauernde praktische Fühlung mit dem Verkehrsrechte der Gegenwart brachte ihm die Advocatur. Als nun in der Eidgenossenschaft das Bestreben der Vereinheitlichung des Verkehrsrechtes um sich griff, da stand von Anfang an der deutsche Professor in der vordersten Reihe der zur Mitwirkung berufenen Sachverständigen, und nach dem 1873 erfolgten Tode seines zuerst mit der Abfassung eines schweizerischen Obligationenrechtes betrauten Berner Collegen Munzinger wurde dieses Werk sofort in Ficks Hände gelegt. 1875 erschien sein Entwurf; 1880 wurde das durch verschiedene Commissionsberathungen hindurchgegangene Gesetz von den eidgenössischen Räthen angenommen.

In der Schweiz hatte Fick, wie schon die ihm übertragene Stellung eines eidgenössischen Gesetzredactors zeigt, sich ganz eingelebt. Ihre Eigenthümlichkeiten wußte er aufs wohlwollendste zu würdigen. Selbst durch und durch Rechtsgelehrter, bezweifelte er doch, ob der in der Schweiz, durch mangelnde Rechtsgelehrsamkeit der Richter gestiftete Schade nicht reichlich aufgewogen werde durch den Schaden, der in Deutschland aus falsch angewendeter Gelehrsamkeit erwachse. Von ganzem Herzen blieb er aber stets der deutschen Heimath zugethan. Am Hessenland und seinen Söhnen innig hängend, glühte er doch vor allem für die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes. Dem Gründer des Deutschen Reiches zollte er unbegrenzte Verehrung, und gern sagte er in Umkehrung eines bekannten Wortes: „Ich kenne die Gründe Bismarcks nicht, aber ich billige sie."

Dem Manne, der in gesunden Tagen kein Ruhebedürfniß kannte, gestattete seit 1880 ein körperliches Leiden, dessen Anfänge weit zurückreichten, größere Arbeiten nicht mehr. Mit einer durch die begeisterte Liebe seiner Schüler erwiderten Begeisterung hing er aber nach wie vor an seinem Lehramte, und daß ihn seine Gesundheit zwang, dieses am Ende des abgelaufenen Sommersemesters aufzugeben, war mit der größte Schmerz seines Lebens. Den bei dieser Gelegenheit ihm gebrachten glänzenden Fackelzug nahm er mit großer Freude und innigem Dank entgegen, aber zugleich mit tiefer Wehmuth. Er fürchtete sich davor, ohne Arbeit weiterzuleben, und ahnte nicht, daß er so bald dem Leben selbst entrissen werden sollte.

Ein rascher, schmerzloser Tod, wie er sich ihn so sehr ersehnt hatte, ward ihm beschieden. Noch am Tage zuvor hatte er auf dem Zürichsee der unvergleichlichen ihm ans Herz gewachsenen Landschaft sich mit seiner Familie erfreut; am folgenden Abend schlief er sanft ein, am anderen Morgen war er ohne Kampf ins Jenseits hinübergeschlummert.

Mit Heinrich Fick ist ein echter deutscher Patriot, ein hervorragender Jurist, ein origineller und treuer Mensch von uns geschieden. Was er seinen Angehörigen und Freunden war, gehört nicht hieher. Blicken wir aber auf das, was er seinem Adoptivvaterlande als Professor, Praktiker und Gesetzgeber gewesen ist, so drängt sich uns der Wunsch auf, es möchte in einer Zeit, in der die Staaten sich immer mehr gegen einander abschließen, auch ferner in der Schweiz nicht an Deutschen fehlen, die gleich ihm es verstehen, unter voller Wahrung ihres Deutschthums sich die volle Sympathie der Schweizer zu erwerben und dadurch die nationale Gemeinschaft zu stets erhöhter Geltung zu bringen, die uns mit den deutschen Schweizern verbindet.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Vorschläge und Materialien zur Codification des internationalen Privatrechts. Von Dr. Theodor Niemeyer, Professor der Rechte an der Universität Kiel. Leipzig, Duncker u. Humblot. — Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist durch tüchtige Vorarbeiten auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts, insbesondere durch eine Zusammenstellung der gegenwärtig in Deutschland gültigen Bestimmungen dieser Materie (erschienen als erster Theil eines größer angelegten Werkes im Jahre 1894) bereits bekannt. Mit seiner neuen Arbeit bezweckte er, Einfluß auf die Ausarbeitung der bezüglichen Bestimmungen im Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich zu gewinnen, eine Absicht, die dadurch vereitelt wurde, daß die Commission ihre Arbeit vor dem Erscheinen des Werkes bereits abgeschlossen hatte. Dem Werthe des Buches thut das keinen Eintrag. Es stellt sich als eine fleißige, jedoch keineswegs in kleinen Zügen sich erschöpfende, vielmehr stets auf Herausprägung der leitenden Gedanken bedachte Bearbeitung des schwierigen Stoffes dar. Da und dort glaubt man wohl Spuren entdecken zu können, daß bei der Fertigstellung eine gewisse Eile obwaltete; gerade die grundlegenden Principien finden sich, wenn auch mehrfach richtig ausgesprochen, doch nicht mit der wünschenswerthen Folgerichtigkeit und Schärfe festgehalten. Auf S. 53 z. B. findet sich der vollkommen zutreffende Satz: „Jede vom Gesetzgeber zu lösende internationalrechtliche Frage setzt sich aus zwei Fragen zusammen, einmal: wann die eigenen Rechtssätze nicht Anwendung finden sollen, und dann: welches fremde Recht in die Lücke treten soll." Jeder Anwendung fremden Rechts muß also ein Verzicht des Gesetzgebers auf die Anwendung des eigenen Rechts vorausgehen. Auf S. 28 dagegen findet sich ein auffallender Widerspruch hiezu, um so auffallender, als unmittelbar vor demselben das richtige Princip nochmals betont wird. Die Stelle lautet: „Der erste Gedanke des Gesetzgebers ist: Habe ich Veranlassung, die Geltung meiner Rechtsvorschriften mit Rücksicht auf die räumlichen (und personalen) Beziehungen der Thatbestände einzuschränken? oder anders ausgedrückt: Auf welche Thatbestände soll, räumlich und persönlich betrachtet, meine Rechtsordnung Anwendung finden?" Hier muß unbedingt die zweite Frage, wenn sie der ersten gleichbedeutend sein soll, negativ gefaßt werden: „auf welche Thatbestände soll meine Rechtsordnung nicht Anwendung finden?" Eine Einschränkung der Geltung der einheimischen Rechtsnormen kann nur in der Weise richtig bethätigt werden, daß man die Thatbestände bezeichnet, welche ihr entzogen sind, nicht jene, welche ihr unterliegen; denn die Präsumtion spricht, obwohl das der Verfasser auf S. 61 als unrichtig bezeichnet, für die Geltung des einheimischen Rechts, eben weil, wie er auf S. 53 selbst zugibt (auch auf S. 89: „es versteht sich von selbst, daß das BGB. auf Ausländer nur soweit nicht Anwendung findet, als das BGB. dies bestimmt"), die Anwendung fremden Rechts eine klare und zweifellose Verzichterklärung des Gesetzgebers auf die Anwendung einheimischen Rechts für den betreffenden Thatbestand voraussetzt. Der Verfasser kennzeichnet sich hier als Theoretiker, dem es schwer wird, von dem schönen Gedanken Savigny's über die Rechtsgemeinschaft der Völker loszukommen und der es als einen der Abhülfe bedürftigen Zustand empfindet, daß „die Organe der Rechtspflege aus menschlichen Gründen dem exclusiv nationalen Standpunkt mehr zuneigen." Diese „menschlichen Gründe" sind die, daß die Praxis, um richtig

vorgehen zu können, eine klare und feste Basis braucht, die sie nur durch Hinneigung zum nationalen Standpunkt, d. h. durch principielle Anwendung inländischen Rechts, soweit keine bestimmte Vorschrift entgegensteht, gewinnt, während bei der Theorie das Bedürfniß nach einer solchen sicheren Grundlage weniger hervortritt.

* **Konstanz.** Für die Wiederherstellung unsres Domes, dessen Ausbau der badischen Regierung durch den letzten Geschichtscongreß empfohlen wurde, liegen aus früherer Zeit bereits mehrere durch Essenwein, Fr. v. Schmidt und Diöcesanbaumeister Bär erstattete Gutachten vor. Von keinem der Sachverständigen ist die große Schwierigkeit verkannt worden, die sich aus einer Instandsetzung dieses interessanten Bauwerks ergeben muß, an dem alle Kunstepochen vom 12. bis 19. Jahrhundert ihre Spuren hinterlassen haben. Die gothischen Baumeister wußten trotz der großen durch sie veranlaßten baulichen Veränderung doch eine gewisse harmonische Erscheinung des Innern zu wahren, und die Künstler der Hochrenaissance gingen bei der Innenausstattung in ihrem Sinne äußerst maßvoll vor. Nur die barocken Zuthaten an Altären, Stuck und Figuren, die im 17. Jahrhundert und nachher noch eingefügt wurden, machen sich etwas störend bemerbar, weßhalb Dombaumeister Schmidt den Zustand vom Ende des 16. Jahrhunderts wieder hergestellt wissen wollte. Die damit bedingte Entfernung des später eingesetzten Gewölbes im Mittelschiff ist auch aus technischen Gründen empfohlen worden, weil über kurz oder lang eine Zerstörung der darüber liegenden Tragebalken zu befürchten steht. Schmidt war demnach für die Wiederherstellung der alten Holzdecke und für die Ausmalung der Kirche, wofür sich genügende Anhaltspunkte finden; ferner befürwortete er die Erneuerung des schönen Orgelschreins und die Aufstellung eines neuen gothischen Altars im Chorraum. Das Gutachten des Bau-Inspectors Bär betrifft die Erneuerung des Maßwerks in den Seitenschiffen, die einheitliche Durchführung der Capelle unter sorgsamster Erhaltung aller vorhandenen Glas- und Wandmalereien, sowie die würdige Ausmalung von Chor und Kreuzschiff, während er die Beseitigung der Gewölbe im Mittelschiff einer besseren Zeit vorbehalten will. Der verstorbene Director des Germanischen Museums, Dr. Essenwein, schlug vor, die Gewölbe im Chor und Kreuzschiff zu erhalten, im Langhaus dagegen die alte Holzdecke wenn möglich wieder herzustellen. Für die Ausmalung des Innern hatte er einen gedankenreichen Plan entworfen, wonach der kirchlichen Bedeutung der einzelnen Theile entsprechend geschlossene Bildercyklen von hervorragenden Malern zur Ausführung kommen sollen. Er befürwortete eine einheitlich durchgeführte farbige künstlerische Verglasung der Fenster, die übrigens inzwischen zum Theil wirklich erfolgt ist und zur Milderung stilistischer Unterschiede wesentlich beiträgt. Essenwein war wie Schmidt ebenfalls für die Erneuerung des Orgelschreins, Beibehaltung der besten Barockaltäre und thunlichste Erhaltung des Chorgestühls. Bevor man nun an die wirklichen Herstellungsarbeiten herangeht, soll ein neuer Plan und ein Kostenüberschlag aufgestellt werden, auf Grund dessen man, nöthigenfalls im Wege einer Lotterie, die erforderlichen Gelder aufzubringen hofft.

* Aus **Heidelberg** schreibt man uns freundlich: „Zu der Mittheilung in Nr. 227 Ihres geschätzten Blattes vom 2. d. M., betreffend den angeblichen Ferman, den der Chalif Omar I. bei der Eroberung der Stadt Jerusalem dem griechischen Patriarchen Sophronios ertheilte, sei Folgendes bemerkt: Die fragliche Urkunde befindet sich thatsächlich im Archiv des griechischen Klosters in Jerusalem; ihre Echtheit wird jedoch (wie ja auch von Ihrem Berichterstatter) aus verschiedenen Gründen mit Recht bezweifelt. Paläographische Merkmale, Anachronismen, sowie sonstige falsche Angaben in diesem Schriftstück lassen es als ein Machwerk erkennen. Diese arabische Urkunde, die wahrscheinlich erst aus dem elften Jahrhundert stammt, wurde bereits in einem vor einigen Jahren in Jerusalem erschienenen Werke eines dortigen griechischen Mönchs über die Geschichte der Stadt Jerusalem veröffentlicht. — Daß der in Rede stehende Ferman „sich seit zwölf Jahrhunderten im Besitz der Familie des Patriarchen befand“, ist gänzlich unbegründet: von der „Familie“ des Patriarchen Sophronios weiß man im Orient, wenigstens in den sachkundigen Kreisen in Jerusalem, schlechterdings nichts. Völlig unbegreiflich ist ferner die Angabe, wonach die mehrerwähnte Urkunde, die im Archiv des griechischen Patriarchats aufbewahrt wird, gleichzeitig „seit einigen Jahren Eigenthum eines gewissen Vassilak Jajtschoglu geworden“ sein soll. Hierin dürfte wohl eine Mystification obwalten. Vielleicht hat man es griechischerseits aus irgend welchen Gründen für dienlich erachtet, neuerdings plötzlich ein „echteres“ Original des besagten Fermans aufzufinden, das nunmehr, insofern die Nachricht sich bestätigt, dem Sultan aufgeschwatzt werden soll. — Uebrigens besitzt das armenische St. Jakobkloster in Jerusalem ebenfalls einen Ferman, ähnlich dem der Griechen, den der Chalif Omar I. dem damaligen armenischen Patriarchen ausgestellt haben soll, dessen Echtheit jedoch ebenso wenig erwiesen ist, als die seiner griechischen Doppelgänger.“

kr. **Köln.** Die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. III. (Schluß.) — Auf dem diesjährigen Philologentag hatten sich acht Sectionen gebildet: eine archäologische, historische, germanistische, alt-philologische, neu-sprachliche, indogermanische, mathematisch-naturwissenschaftliche und pädagogische.[1]) Außerdem war es noch zur Gründung einer historisch-epigraphischen Section gekommen, die jedoch in der Regel mit der archäologischen zu gemeinsamen Sitzungen sich vereinigte. In der archäologischen Section fanden 8 Vorträge, in der germanistischen 6, in der historischen 3, in der neusprachlichen 16, in der altphilologischen 7, in der indogermanischen 4, in der pädagogischen 5 und in der mathematisch-naturwissenschaftlichen, deren Zusammentritt eine Zeit lang fraglich schien, ein Vortrag statt. Bei dieser unübersehbaren Fülle müssen wir uns im allgemeinen auf eine Wiedergabe der Titel beschränken und heben ausführlicher nur einige Vorgänge in der pädagogischen Section hervor, weil diese für weitere Kreise ein erhöhtes Interesse beanspruchen können. In der altphilologischen Section sprach Dr. Simon (Köln) über die Melodik der antiken Poesie, Prof. Dr. Gomperz über Plato's Apologie, Mutzbauer über griechische Modi, Hauler über eine neue Untersuchung der Mailänder Fronto-Reste, Diels über die neuesten Leistungen auf dem Gebiet der antiken Medicin, Norden über das Zeitverhältniß des Minucius Felix und des Tertullian. — In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section erläuterte Prof. Looser aus Essen an einer Reihe von Versuchen ein von ihm erfundenes Differentialthermometer; fernere Vorträge schlossen sich an die Besichtigung der verschiedenen Museen an. — In der historischen Section u. A.: Prof. Soltau über die Zeitangaben der älteren Annalisten in ihrer Bedeutung für die Geschichte der römischen Annalistik, Strack über die Thronfolge der Ptolemäer, ferner fanden Discussionen statt, z. B. über die Stellung der Section zum Historikertag. — In der germanistischen Section sprachen u. A.: Burdach zum Nachleben antiker Dichtung und Kunst im Mittelalter, Kossinna über die deutsche Alterthumskunde und die vorgeschichtliche Archäologie, Seelmann über die germanische Mythologie im Spiegel der altfranzösischen Literatur, ferner die Herren Rötteken (Würzburg), Wrede (Marburg), Jostes (Freiburg i. Schw.) über die Heimath der altsächsischen Literaturdenkmäler. — In der archäologischen Section waren angezeigt Vorträge von Schreiber (Leipzig) über hellenistische und römische Kunst, Böhlau (Kassel) über Ausgrabungen in Samos, Koerte (Rostock) über Mastarna und Caelius Vibenna, Chambalu (Köln) über Pompeji, Tocilesko (Bukarest) über Ausgrabungen bei Adamklissi, v. Duhn (Heidelberg) über die archäologische Durchforschung Italiens im letzten Jahrzehnt u. a. — In der neusprachlichen Section machte Prof. Baist (Freiburg i. B.) Mittheilungen zu Roland-Turpin, Prof. Morsbach (Göttingen) sprach über das Verhältniß zwischen Verfasser und Verleger zur Zeit der Königin Elisabeth, Roßmann (Wiesbaden) über das Thema: Inwiefern unterrichten die französischen Neuphilologen unter günstigeren Bedingungen als die deutschen? Ferner Stürzinger (Würzburg) über Guillaume de Deguilleville, Kellner (Wien) über Goethe und Carlyle, Tendering (Elberfeld) über den Unterricht in der französischen Literatur, Lindner über eine Reform des neusprachlichen Staatsexamens, Seelmann (Bonn) über den Antheil der Kleriker an der altfranzösischen Volksepik, Stengel (Marburg) über die Oxforder Balladensammlung u. a. m. Es mag erwähnt werden, daß in dieser Section namentlich über solche Themata, die sich auf den neusprachlichen Unterricht bezogen und also ein gewisses actuelles Interesse hatten, eine lebhafte Erörterung stattfand. Hinsichtlich des sogenannten Reformunterrichts wurden für die Oberclassen eine Anzahl von Thesen aufgestellt und angenommen, von denen einige hier Platz finden mögen: 1) Die schrift-

---

[1]) Die Verhandlungen der 43. Philologenversammlung werden demnächst bei Teubner in Leipzig erscheinen.

lichen Arbeiten bestehen in Dictaten, Beantwortungen von Fragen und freien Arbeiten; schriftliche Uebersetzungen aus dem Deutschen und ins Deutsche sind zu vermeiden. 2) Bei der Lectüre ist die Fremdsprache die Unterrichtssprache; Uebersetzung ins Deutsche findet nur ausnahmsweise statt. 3) Sprachübungen, bei denen das Deutsche ausgeschlossen ist, knüpfen vorwiegend an die Lectüre an und bereiten auf die freien schriftlichen Arbeiten vor. 4) Für die Abschluß- wie für die Reifeprüfung ist eine freie Arbeit als Ersatz der Uebersetzung zu wünschen. Die Discussion, die sich an den Vortrag Roßmanns anschloß, führte gleichfalls zur Annahme einiger beachtenswerther Thesen: 1) Der Neuphilolog möge nur eine Sprache als Hauptsach studiren. 2) Es ist wünschenswerth, daß er vor seiner Anstellung ein Jahr und auch später in angemessenen Fristen noch einige Monate im Auslande verbringe; die Mittel dazu habe der Staat oder die Schule zu bewilligen. 3) Der Neuphilolog ertheilt wöchentlich höchstens 18 Stunden.

In der pädagogischen Section sprach Jerusalem (Wien) über Psychologie im Dienste des Sprachunterrichts und führte aus, daß sowohl Grammatik wie Interpretation das individuelle Element, das auch im einfachsten Satz enthalten sei, noch mehr als bisher geschehen sei, hervorholen müßten, um die Vertiefung in den Geist des fremden Schriftstellers und des fremden Sprachgeistes zu fördern. Prof. Kehrbach (Berlin) berichtete über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, wobei er u. a. mittheilte, daß die Gesellschaft demnächst an die Herausgabe einer Erziehungsgeschichte der Prinzen und Prinzessinnen aus dem hohenzollerischen und habsburgischen Hause gehen werde. Martinak (Graz) sprach zur Begriffsbestimmung der intellectuellen Gefühle, Hensell (Darmstadt) erläuterte eine Anzahl von Modellen zur Veranschaulichung des antiken Lebens. Das Hauptinteresse fand in dieser Section ein Vortrag des Geheimraths Münch aus Koblenz über „Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen", aus dem wir wegen der Fülle von Anregungen, die er auch dem Nicht-Schulmann bietet, die Hauptsätze hervorheben. Das Werk der öffentlichen Erziehung könne auf die Dauer nicht gedeihen, wenn das Auge des Schulmannes nicht offen bleibe für die Erscheinungen des Lebens, das ihn umgebe, und in dessen Mitte auch seine Zöglinge stünden und stehen würden. Freilich solle er sich nicht jedem Luftzuge des Zeitgeistes beugen, im Gegentheil, öfter gelte es Stand zu halten gegen den breiten Strom des Tages. Aber so einfach sei die Aufgabe doch nicht, als ob es bloß darauf ankomme, das sich Verändernde und Werdende nicht zu beachten. Nicht jedem Auge stelle sich das Bild der Gegenwart gleichartig dar, der Eine sehe, was dem Anderen entgehe, der Eine schaue mehr nach den Schäden als ein Anderer, und im allgemeinen sei es leichter, das zerfallende Alte, als das werdende Neue zu entdecken. Unser Jahrhundert könne man als eine Periode der fortschreitenden äußeren Cultur bezeichnen. Die Wirkung der großen Fortschritte auf den Gebieten der Industrie und des Verkehrs sei eine Beschleunigung des Lebenstempos für jeden Einzelnen, und zwar zeige sich dieses beschleunigte Tempo nicht bloß im öffentlichen und äußeren, sondern auch im inneren Leben. Die Reize folgten rascher aufeinander und mit ihnen erhöhe sich die Reizbedürftigkeit. Das ganze Innenleben befinde sich gewissermaßen in einem flüssigen Zustande. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sei auch in deutschen Landen viel Phlegma, Dumpfheit und Enge besiegt worden, der Blick des Einzelnen sei erweitert, sein Inneres befinde sich in stetigem Rapport zu der rasch dahineilenden Außenwelt, mit einem Wort — allerdings einem Fremdwort —, der moderne Mensch besitze eine größere Impulsivität. Natürlich habe diese Entwicklung auch ihre Schäden, und der bedenklichste sei die Thatsache, daß es bei der allgemeinen Hast und Unruhe dem Einzelnen schwer, ja fast unmöglich werde, sein Innenleben stetig und unabhängig zu gestalten. Die Gegenwart sei stark in Massengefühlen. Wie ein Sturmwind gehe eine Aufwallung der Entrüstung, des Hasses oder der Bewunderung durch Millionen von Herzen, durch endlosen Widerhall sich verstärkend. Aber der Breite und Stärke dieser Empfindungen entspricht nicht immer ihre Dauer und Tiefe. Redner zeigt nun im einzelnen die Einwirkung der hier skizzirten Gegenwartserscheinungen auf das Seelenleben der Menschen. Aber auch in den Gemeinschaften mache dieselbe Reizbarkeit und Impulsivität sich bemerkbar. So sei, um Eines hervorzuheben, das Nationalgefühl reger und erregbarer als früher, aber andrerseits trage es auch die unerfreulichen Züge der modernen Zeit, weil es vielfach nur Rausch und Phrase sei. Ferner sei der alten Scheidung der Stände im wesentlichen die der Berufs- und Interessengemeinschaft gefolgt. Auch die Eintheilung in Gebildete und Volk verwische sich mehr und mehr, denn der Strom der Bildung fließe nicht mehr zwischen festen Ufern dahin, sondern trete zu beiden Seiten über das flache Gestade, um sich als seichtes Wasser weit hinzudehnen. Und wie in den Stand der Gebildeten von unten her immer stärker ein Einstrom sich vollziehe, so trachteten die oberen Schichten sich durch die Pflege bestimmter Formen und Verbindungen von den übrigen abzuheben und erinnerten dadurch vielfach an das Gespreizt-Ceremonielle und Hohle des 17. Jahrhunderts. Inmitten all dieser Erscheinungen sei die Frage nach dem Bildungsideal der Gegenwart eine der wichtigsten, die es gebe. Ihm scheine es, als ob auf dem Wegweiser, auf dem früher das Wort Humanität gestanden habe, gegenwärtig eine andere Inschrift stehe: Hinbildung zum Weltverständniß. In lichtvoller Darlegung zeigt Redner, welche Aufgaben dieses Bildungsideal, das übrigens kein einheitlich aufgefaßtes sein könne, der höheren Schule stelle, deren Zöglinge ja eben die Kinder der Gegenwartsmenschen mit allen ihren Vorzügen und Schwächen seien. Hier ergebe sich nun alsbald die Wahrnehmung, daß man allgemein die erziehenden Mittel der Schule überschätze. Alles Mögliche erwarte man von einer deutlichen und gründlichen Belehrung, ohne zu bedenken, daß der Weg durch den Verstand bis ins Centrum des Wollens lang und zweifelhaft sei. Vaterlandsliebe glaube man beispielshaber durch unausgesetztes Preisen und Rühmen des Vaterländischen zu erzielen oder durch kühle Geringschätzung ausländischer Größe. Dem gegenüber müsse die Schule sich treu bleiben und bei dem beharren, was sie zur Schule mache. Denn gegenüber der inneren Haltlosigkeit und geistigen Schablone, die sich als die schädlichste Folge des modernen Lebens darstelle, sei heute das Ziel der Schule dasselbe wie früher: durch planvolle Einwirkung die jungen Geister in die strenge Zucht bestimmten und zusammenhängenden Denkens zu nehmen und ihnen stets von neuem das, Du sollst! entgegenzuhalten. Als das positive Gesammtziel, das dem Jugendbildner vorschweben müsse, bezeichne er echte Personenbildung, was weniger besage als der oft gehörte Ruf nach Charakteren, die man von der Schule und ihren jugendlichen Zöglingen füglich nicht verlangen könne. Gegenüber den mannichfachen Wahrnehmungen, die geeignet wären, dem Lehrer die Zuversicht seines Schaffens zu erschüttern, gelte es, dem Ziel persönlicher Unterrichtskunst mit erhöhtem Eifer entgegenzustreben, aber er gestehe, daß dem einzelnen Lehrer die Erreichung dieses Zieles nicht durch Vermehrung, sondern durch Verminderung der regelmäßigen Arbeitspflicht ermöglicht werde. —

Zum Schluß erübrigt uns noch eine Aufzählung der Festschriften, die der Versammlung dargebracht worden sind: 1) Festschrift der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von den höheren Lehranstalten Kölns, mit Beiträgen von A. Chambalu, J. Franke, Abeck, Finsterwalder, A. Simon, J. F. Marcks, J. J. Höveler und A. Decker. — 2) Geschichte des höheren Schulwesens der Rheinprovinz unter preußischer Regierung von Fr. Moldenhauer, überreicht im Auftrage des Vereins rheinischer Schulmänner. — 3) Vorlage für pädagogische Besprechungen in preußischen Seminaren, von Osc. Jäger. — 4) Die Bereicherung des Wortschatzes unsrer Muttersprache, von Prof. Dr. H. Dunger. — 5) Eine Festnummer der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, von Dr. M. Koch. — 6) Colonia Agrippinensis, gewidmet vom Verein von Alterthumsforschern im Rheinlande. — 7) Der mittelalterliche Minnedienst in Deutschland, Festschrift der Oberrealschule in Düren, von Dr. R. Becker. — 8) Festschrift des Classisch-philologischen Vereins in Bonn: Philodemi Volumina Rhetorica ed. S. Sudhaus. — 9) Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von K. Kehrbach. — 10) Dionysii Halicarnassei quae fertur ars rhetorica, ed. H. Usener. —

Als Nachtrag verdient noch erwähnt zu werden, daß am 24. September in Köln die Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins stattfand. Nachdem Hr. Geh. Oberregierungsrath Schrader aus Halle die Versammlung mit dem Hinweis eröffnet hatte, daß es eine Pflicht der Gymnasiallehrer sei, ihre Ansichten von den schlimmen Folgen der letzten Schulreform zu den Ohren der Unterrichtsverwaltung gelangen zu lassen, ergriff Prof. Immelmann (Berlin) das Wort zu einem gehaltvollen Vortrag über den deutschen Unterricht. In der Einleitung wies er die oft gehörte Behauptung, daß zwischen den Interessen des deutschen Unterrichts und dem Betrieb der altclassischen Sprachen ein gewisser Gegensatz bestehe, als eine irrige Kampfparole zurück. Sodann betrachtete er die Stellung und die Aufgaben, die dem deut-

schen Unterricht durch die gegenwärtige Lehrordnung in Preußen zugewiesen sind. Von den sogenannten kleinen Ausarbeitungen, die die Lehrpläne auch für die übrigen Fächer vorschreiben, will Redner aus mehreren Gründen nichts wissen, der wichtigste dieser Gegengründe aber sei der, daß man die Schüler gewöhne, in schnellfertigem Denken alles niederzuschreiben, was ihnen in den Kopf komme. Aus demselben Grunde verspricht Redner sich wenig Gutes von den Schülervorträgen. In der Erlernung der Sprache selbst könne dagegen etwas mehr geschehen, und er wünsche, daß den Schülern der obern Classen etwas mehr germanistische Kenntnisse mit auf den Weg gegeben würden. Was die Lectüre anlange, so halte er daran fest, daß Lessing, Schiller und Goethe die Erzieher der deutschen Jugend bleiben müßten, und die Schule handle recht, wenn sie sich davon nicht zu Gunsten der Modernen abdrängen lasse. Zu diesem Referat hatte Dr. Ammon aus München ein ebenso gründliches Correferat ausgearbeitet, welches zwar im allgemeinen den Ansichten Immelmanns zustimmte, aber doch in einigen Punkten abwich. Namentlich gegenüber den ablehnenden Sätzen des Referates über die Unterweisung in der Literaturgeschichte, über die kleinen Ausarbeitungen und die freien Vorträge nimmt Correferent eine andere Haltung ein. Auch war sein Vortrag dadurch von Interesse, daß er namentlich die Lehrordnungen der übrigen deutschen Staaten und Oesterreichs berücksichtigte. In der Erörterung, die sich an die beiden Vorträge anschloß, theilte Prof. Dr. Kropatscheck aus Berlin mit, daß er sich freue, wenn den freien Vorträgen der Abschied gegeben werde; in der Siebener-Commission, die mit der Ausarbeitung der Lehrpläne betraut gewesen sei, habe namentlich Hr. Hinzpeter wiederholt betont, wie wichtig es sei, daß ein junger Mensch über jeden Gegenstand gleichsam aus dem Stegreif 8—10 Minuten sprechen könne. Auch Director Jäger (Köln) will von diesen „freien" Vorträgen nichts wissen. Eine gewisse Sorte von Beredsamkeit sei jetzt schon mehr verbreitet, als ihm gut dünke. Uebrigens verdiene es ausdrücklich festgestellt zu werden, daß sowohl der Referent wie der Correferent, die in der Werthschätzung des deutschen Unterrichtes gewiß hinter keinem zurückstünden, von einer Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden nichts wissen wollten. Man müsse nachdrücklich davor warnen, den Stimmen, die sich für eine solche Vermehrung erhöben, Gehör zu geben; denn gewissermaßen zum täglichen Brode zu werden, das vertrage der deutsche Unterricht ebenso wenig, wie der Religionsunterricht. Daß das Deutsche im Mittelpunkt des Unterrichts stehen müsse, sei eine inhaltlose Phrase, denn es sei unendlich viel mehr: die Luft, in denen unsre Schüler leben. Täglich eine Stunde Deutsch in den oberen Classen, das biete dem Schüler wenig, aber für den Lehrer bedeute es eine Arbeit, der auch der tüchtigste erliegen werde.

* **Halle.** In Merseburg starb am 1. Oct. im Vaterhause Dr. Ernst v. Rebeur-Paschwitz, Privatdocent der Astronomie an der hiesigen Universität, nach längerem schweren Siechthum im Alter von 34 Jahren.

* **Berlin.** Die medicinische Facultät unsrer Universität versendet, wenn sie um die Erneuerung des Doctordiploms zum 50jährigen Jubelfest von Freunden des Jubilars angegangen wird, gedruckte Formulare folgenden Inhalts: „Die Anzahl der bei Gelegenheit des 50jährigen Doctorjubiläums zu erneuernden Diplome hat in dem letzten Jahre in dem Maße zugenommen, daß die Mittel der Facultätscasse bei weitem nicht mehr genügen und durch Beiträge der Facultätsmitglieder ergänzt werden müssen. Die Facultät hat demzufolge beschlossen, die Tragung der zur Zeit 30 M. betragenden Kosten für die Herstellung eines Doctordiploms den Petenten zu überlassen. Nachdem Sie Erneuerung des Diploms für den Jubilar Hrn. . . . beantragt haben, so gebe ich Ihnen von obigem Facultätsbeschlusse Kenntniß und ersuche Sie, falls Sie Ihren Antrag aufrecht erhalten wollen, den genannten Beitrag an mich einzusenden und zugleich Vornamen und Namen, Titel und Orden des Jubilars, sowie Jahr und Tag der Promotion und den Titel der Dissertation baldgefälligst uns mittheilen zu wollen. Der zeitige Dekan der medicinischen Facultät der Friedrich Wilhelms-Universität." Personen, die sich Verdienste um die Wissenschaft erworben haben, wird das Diplom nicht erst auf Antrag, sondern ohne weiteres von der Facultät erneuert und vom Dekan persönlich überreicht. — Hiezu bemerkt die „Nat.-Ztg." treffend: „Ob die Facultät Veranlassung hat, für andere Personen, deren Zahl nicht unerheblich ist, noch Kosten zu übernehmen, ist eine andere Frage. Indessen könnte man hier wohl ein Nobile officium gelten lassen, da es in akademischen Kreisen bekannt ist, daß jedes Mitglied der Berliner medicinischen Facultät aus den Gebühren für Promotionen, Prüfungen 2c. jährliche Revenuen bis zu 8000 Mark bezieht."

* **Berlin.** Der Conferenz der internationalen Erdmessung erstattete Prof. Albrecht Bericht über den gegenwärtigen Stand der Arbeiten über die Schwankungen der Erdaxe. Er legte eine Ableitung der Lagenveränderung des Pols für die Zeit von 1890—1895 vor, nach den Beobachtungen in Kasan, Pulkowa, Wien, Prag, Berlin, Potsdam, Karlsruhe, Straßburg, New-York, Betlehem (Nordamerika), Rockville, San Francisco und Honolulu. Der wahre Verlauf der erst im letzten Jahrzehnt nachgewiesenen Lagenänderungen der Rotationsaxe der Erde hat in ausreichender Weise noch nicht festgestellt werden können. Die Einrichtung eines festorganisirten internationalen Beobachtungsdienstes zur fortlaufenden Bestimmung der geographischen Breite, mit möglichst vervollkommneten Instrumenten und Beobachtungsmethoden und unter einheitlicher Controle, erscheint daher sehr empfehlenswerth. Man würde dadurch allmählich Aufschluß über die Gesetze erlangen, nach welchen sich die periodischen und die nicht periodischen Aenderungen der geographischen Breite (Polhöhe) vollziehen. Redner wies am Schluß noch auf die Vortheile hin, die ein einheitlich organisirter internationaler Polhöhendienst gegenüber dem bisherigen Verfahren der freiwilligen Mitarbeit zur Folge haben würde.

* **Wien.** Wie in Universitätskreisen verlautet, hat der Professor für Zoologie Hofrath Dr. Claus vor vier Monaten beim Ministerium für Cultus und Unterricht sein Entlassungsgesuch überreicht. Eine Erledigung desselben ist bisher noch nicht erfolgt, wird aber für die nächste Zeit erwartet. Im Lectionskatalog hat Hofrath Claus noch zwei Vorlesungen über Zoologie angemeldet. Die Motive, welche den Gelehrten zur Einreichung seines Entlassungsgesuchs veranlaßten, sollen in der geplanten Reform der Studien- und Rigorosenordnung, sowie in der angeblichen Bevorzugung einer jüngeren Lehrkraft zu suchen sein. Hofrath Claus steht im 60. Lebensjahre und könnte somit noch eine Reihe von Jahren seiner Lehrkanzel vorstehen. An der Wiener Universität wirkt er seit dem Jahre 1873.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 5. October folgende Schriften eingegangen:

Dr. W. Reuling: Der unlautere Wettbewerb, und: über den Rechtsschutz von Fabrications- und Geschäftsgeheimnissen. Berlin, R. Gärtner 1895. — Dr. Fr. Guntram Schultheiß: Das Deutschthum im Donaureiche. Berlin, M. Priber 1895. — F. H. Schreyer: Ueber die Erziehung der bäuerlichen Jugend zur Arbeit. Wien, Manz 1895. — *** Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholicismus. Leipzig, Friedrich Jansa 1895. — Prof. Dr. H. Settegast: Woher — wohin? Eine freimaurerische Betrachtung. Berlin, Emil Goldschmidt 1895. — Ethnologisches Notizblatt; hggb. v. d. Direction des k. Museums für Völkerkunde in Berlin. Heft 2. Berlin, A. Haack 1895. — Dr. Ludwig Wilser: Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Bonn, P. Hanstein 1895. — F. v. Thudichum: Gala; Salagau; Lex salica. Tübingen, J. J. Heckenhauer (Comm.) 1895. — Ph. v. Fischer-Treuenfeld: Die Rückeroberung Freiburgs durch die kurbayerische Reichsarmee im Sommer 1644. Leipzig, Emil Stock (Comm.) 1895. — Eduard Strasburger: Streifzüge an der Riviera. Berlin, Gebr. Pätel 1895. — Dr. Siegfried Benignus: Studien über die Anfänge von Dickens. Straßburg, C. d'Oleire (Comm.) 1895. — Dr. Gustav Schneider: Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. II. Th. Irrthum u. Schuld in Sophokles' Antigone. Gera, Theodor Hofmann 1896. — *Giuseppe Rigutini* e *Oscar Bulle:* Nuovo dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. Fasc. IV. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Mailand, Ulrico Hoepli 1895. — Hans H. Busse: Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. (Sonderabdruck.) München, Karl Schüler 1895. — Alexander v. Padberg: Haussprüche u. Inschriften in Deutschland, Oesterreich u. der Schweiz gesammelt. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895. — Moritz Goldschmidt: Neue Sinngedichte, Leipzig u. Frankfurt, Kesselring. — Franz v. Remmersdorf: Aus gährender Zeit; eine Studie aus dem Leben. Stuttgart, Dr. Förster u. Co. — Verein der Musikfreunde. Jahrgg. II, Heft 1. Abthlg. für Claviermusik; Abthlg. für Gesangsmusik. (Dazu: Mittheilungen Nr. 3.) Leipzig, Verlag des Vereins 1895. — Otto Felsing: Streifzüge durch die Theaterwelt. Dresdener Verlagsanstalt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Iskerthalbahn.

Von Paul Leverkühn.

I.

In jenem Lande Süd-Ost-Europa's, das man sich gewöhnt hat als Wetterwinkel zu bezeichnen, in Bulgarien, von wo aus mit elementarer Kraft der Weltbrand entflammen wird — so versichern uns alltäglich schwarzsichtige Penny-a-liner's —, gehen in merkwürdiger Gegensätzlichkeit die verschiedensten Dinge neben einander vor sich. Während Europa um den bescheidenen Katafalk des ermordeten Ministerpräsidenten und einstigen Regenten in Klageliedern sich ergeht, in der zuversichtlichen Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Tohuwabohu's, gewaltiger als des ersten, classischen: pochen an hundert Stellen in einem weltverlassenen Waldthale ebendesselben Landes einige tausend Arbeiter in harten Felsen, um friedlich das charakteristischste Culturwerk des 19. Jahrhunderts zu fördern: eine Eisenbahn. Es dürfte sich der Mühe lohnen, diesem Waldthal genauere Aufmerksamkeit zuzuwenden, von welchem noch vor 13 Jahren der bekannte Reisende Kanitz schrieb: „In das Isker-Defilé ist bis dato noch kein Forscher über Romča hinaus tiefer eingedrungen, und ich beschloß, seinen jungfräulich-mysteriösen Schleier wenige Tage später eingehender zu lüften."[1] Diesen Plan führte Kanitz allerdings nicht aus, denn er drang nur einige Kilometer tief in das Thal vor (bis zum Nebenflüßchen Gabrovica); ebensowenig dürfen wir das Wort „kein Forscher" auf die Goldwage legen, denn zu den Forschern sind gewiß auch die Pioniere im Dienste des Eisens und der Kohle zu rechnen, welche schon vor ihm das schwer zugängliche Thal bereisten, um die Chancen für den Schienenstrang zu erkunden.

Der Isker ist ein rechter Nebenfluß der Donau von ca. 250 km Länge, welcher südwestlich von Samakow aus sieben kleinen Seen (sedem té jézera, türkisch jedigöler) im Rilo-Gebirge entspringt und sich aus drei kleinen Bächen Cerni-Isker, schwarzer Isker, Leva-Reka, linker Fluß, und Beli-Isker, weißer Isker, zusammensetzt; er durchbricht 17 km vor der bulgarischen Hauptstadt in einem 74 km langen Defilé den Balkan und mündet bei Gigen, dem römischen Oescus. Solche Durchquerungen der großen Gebirge in rein transversalem Sinne sind äußerst selten, und es gibt in Europa beispielsweise deren nur zwei: im Thal des Isker, der als einziges Gewässer den 6.3 Längengrade lang streichenden Balkan durchbricht, und im Thal der Aluta, deren Defilé durch den Rothenthurm-Paß in den transsylvanischen Alpen bislang noch keine Bahn begleitet. Eine ähnliche, noch großartigere Bildung findet sich in Klein-Asien, woselbst der Tschorok die armenischen Hochgebirge durcheilt, um sich in das Schwarze Meer zu ergießen. Eine solche Gebirgsdurchquerung bildet an und für sich eine geographische Vorbedingung für eine Verkehrsstraße und mußte bei der Suche nach einer Passage durch den Balkan von Süd nach Nord die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich lenken,[1] obwohl kein Weg, geschweige denn eine große Heerstraße, wie in so vielen anderen Flußthälern Europa's, durch die Iskerschlucht führt und gewissermaßen die Pflegemutter für einen Bahnbau bilden könnte. Durch die wilde Enge windet sich ein ungenügender Saumpfad mit vielen Furten, der nur für Tragthiere, nicht für Gefährte zu benutzen ist; schon Herodot bekannt, blieb dieser Balkandurchgang jahrtausendelang von der Welle des Verkehrs vollständig unberührt.

War es überhaupt möglich, den Schienenpfad durch das wilde Iskerthal zu legen — und vor welcher technischen Großthat schrecken heutige Ingenieure zurück? —, so erscheint unter den verschiedenen Projecten für eine Verbindungsbahn zwischen Nord- und Süd-Bulgarien entschieden dieses als das vortheilhafteste. Bildet doch die zukünftige Strecke Sofia-Roman-Plevna-Sistow-Rustschuk fast geradlinig die Verbindung zwischen den beiden Hauptstädten der Nachbarländer Bulgarien und Rumänien. Um nach Bukarest von Sofia zu reisen, muß man heute noch zwei Tage und zwei Nächte fahren und einen Umweg von 1300 km über Belgrad-Mariatheresiopol machen, falls man nicht die ebenso zeitraubende Dampferfahrt Belgrad-Verciorova-Turn-Severin-Rustschuk oder endlich die Wagenreise von 150 km Sofia-Lompalanka und die folgende auf der Donau bis Rustschuk u. s. w. vorzieht. Außer der Nordlinie Sofia-Bukarest ist bekanntlich auch eine Trace südlich im Bau, von der bis jetzt die 35 km lange Strecke Sofia-Pernik[2]) fertig vorliegt, und welche in ihrer Verlängerung den Anschluß bis an das Aegäische Meer finden wird. Alsdann wird eine mächtige neue Pulsader den Rumpf Europa's durchziehen und als paläarktisch-indische Linie Petersburg mit Saloniki verbinden und den großen Umweg über Konstantinopel, sowie die Dardanellen-Controle ausschließen. In der richtigen Erkenntniß dieser für ihn gefährlichen Aussicht hat der kluge Sultan die Eisenbahn Stambul-Dedeagatsch-Saloniki im Maritzathale ausführen lassen, um von hier via Lagos-Seres seine Truppen auf *seinem* Gebiete zu Lande bis Macedonien transportiren und diese letzte ihm gebliebene, unstreitig schönste türkische Provinz auf europäischem Boden bewachen zu können. Auf dem Seewege könnte ihm irgend ein Kriegsschiff den Transport erschweren, und zum eigenen sicheren Seetraject fehlt dem Ottomanischen Reiche trotz enormer auf das Schiffsconto ausgeworfener Summen das Flottenmaterial. In der Folge davon vermuthlich zeigt die hohe Pforte auch weder Lust noch Eifer, dem Fühlhorn Sofia-Pernik-Küstendil oder -Dubnica ein nachbarliches bis zur türkisch-bulgarischen

[1]) Donau-Bulgarien, 2. Aufl., Band II. 1882. S. 221. (Vgl. auch S. 258.) Romča liegt ganz im Anfange des Thales.

[1]) Kanitz empfahl in der That das Thal auf Grund eingehender Studien und zahlreicher Balkanreisen für eine Bahn. (A. a. O. S. 272.)

[2]) Vgl. darüber einen Aufsatz von mir in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 210, 14. September.

Grenze entgegenzustrecken. Wenn die ägäische Küstenbahn ganz vollendet sein wird, hat die Türkei eine Verbindung mit ihrer südlichen Provinz durch Bulgarien von Norden her nicht mehr nöthig!

Weiter erscheint es von Wichtigkeit, daß die Hauptstadt Sofia der Schwerpunkt der Balkantransversalbahn wird, während bei den anderen Bahnprojecten mehr oder weniger eine andere Landesgroßstadt in den Vordergrund tritt, die, einmal nicht zur Capitale erwählt, nunmehr auch keine Anrechte auf solche Bevorzugung hat. Die Jantrathalbahn mit einem imposanten Tunnel von ca. 2 km, das außerdem am meisten ventilirte Project, endet naturgemäß in Tirnovo und würde ihre Hauptverlängerung südlich über Sliven nach Tirnovo-Seimen (und Adrianopel), nördlich an die Donau und östlich an das Schwarze Meer, im Anschluß an die zwei schon bestehenden Bahnen Schumla-Varna und Jamboli-Burgas gefunden haben; während die lange Strecke im Thale der Tundča, parallel zur bestehenden Hauptstraße Sofia-Konstantinopel, am Fuße des Kodča-Balkan — von Sofia über Pirdop-Kalofer-Kazanlik-Sliven nach Tirnovo — für die thatsächliche Hauptstadt Sofia secundäre Bedeutung gehabt haben und gewissermaßen das geographisch-culturelle Gravitationsgesetz gestört haben würde, trotz der natürlich gegebenen Anschlüsse Kalofer-Philippopel und Sliven-Tirnovo-Seimen, und trotz des allerdings bedeutungsvollen Interesses der bulgarischen Regierung, im eigenen Lande eine eigene Bahn zu besitzen; denn bislang ist man von den Tarifen und Bestimmungen der Ottomanischen Bahn abhängig, deren Actionäre, meist Engländer, keine Veranlassung haben, die kolossalen Frachtsätze herabzumindern. Eine Parallelbahn würde das Monopol vernichten und für Bulgarien von commerciellem und strategischem Nutzen sein.

Welche Aussichten stellten sich denn für die Anlage der Iskerthalbahn der Vorprüfung dar? Die complicirte geologische Formation der Balkankette, über die gerade die Iskerthalwände besten Aufschluß gegeben haben, bereitete keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Zwar glaubte man noch vor ein paar Jahren, eine Bahn in einem Niveau bauen zu sollen, ohne Tunnel, aber mit vierzig Brücken verschiedener Spannung. Reisen wir im Geiste schnell durch das Defilé von S. nach N., von Kurilo bis Ljutibrod, um die Geologie des Ortes kennen zu lernen. Aus dem Alluvium und Diluvium des großen Sofioter Beckens erheben wir uns bei Kurilo in ein Kalkband mit rothen Sandsteinfelsen, aus dem wir bald zu einer großen „Insel" paläozoischer Bildungen (dünnplattige Thonschiefer, mit rothen Sandsteinen und Kalk untermischt) gelangen [bei Sfogia, Cerovo, Osikovo], welcher nach einer kurzen Strecke Triasformation (Trias-Dolomit, Dyas-Sandstein, Diorit-Porphyr) [bei Opletnia] eingesprengte Felsen eruptiven Gesteins und Porphyr folgen [bei Elisena]. Aus verschiedenen Diabas-Porphyriten kommen wir zu den gewaltigen Quarzitschieferlagen und rothen Conglomeraten vor Cerepis, um in jähem Uebergange vor Ljutibrod in Sandstein und petrefactenreichem plattigem Kalkstein zu enden. Summarisch betrachtet, kann man die geologische Bildung als eine sehr verworrene, verworfene, zerklüftete bezeichnen, in welcher selbst für den Fachmann die Orientirung schwer fällt, und die in praxi sich durchaus nicht so systematisch darstellt, wie hier auf dem Papiere. Es würde zu sehr ins Detail führen, wenn die daraus resultirenden Vorzüge und Nachtheile für den Bahnbau genau dargestellt werden sollten; es genüge, daß es möglich erschien, wenn auch große Schwierigkeiten zu überwinden waren, wie z. B. von Kurilo abwärts auf einer Strecke von mehr als 10 Kilometer das Baumaterial für künstliche Constructionen und Mauerarbeiten zu Schiff hergeführt werden mußte. — Die Hauptschwierigkeiten jedoch für den Bau der Bahn lagen in anderen Umständen, nämlich in der höchst bizarren Natur des Flußlaufes, welche eine Menge kunstvoller, schwieriger technischer Arbeiten nöthig machte, und sodann in der gänzlichen Verlassenheit der Gegend. Der Isker durchbricht den Hämus zwischen der Stara Planina und dem Etropol-Balkan in zahllosen mäandrischen Krümmungen, biegt mehreremale im rechten Winkel in scheinbare Nebenthäler und hat durchschnittlich ein so enges Thalbett, daß der Platz für eine Kunststraße nur auf Kosten desselben, d. h. darin, oder in „Fenster" und Felseinschnitte hineingesprengt, gewonnen werden konnte. Es mag aus dem folgenden Abschnitt über den eigentlichen Bahnbau vorweggenommen werden, daß von der Strecke von ca. 100 Kilometer mehr als die Hälfte in Curven läuft von einem Radius bis zu 300 Meter, daß 13 große Brücken über den Fluß, 23 große und kleine Tunnel und etwa 350 künstliche bauliche Anlagen außer den Mauerunterstützungen ausgeführt werden mußten.

Zu diesen natürlichen Schwierigkeiten gesellten sich die „culturellen". Um das Material herbeizuschaffen, mußten im Iskerthale erst Wege angelegt, ja selbst von Sofia bis Kurilo — in der Ebene — eine solidere Chaussee hergestellt werden; um die 10 Locomobilen, welche beim Bau benutzt werden, auf die unwirthlichen Balkanhöhen zu transportiren, waren auf Umwegen von mehr als 100 Kilometer über Orhanie oder Lompalanka besondere Vorkehrungen, Sprengungen zur Erweiterung enger Passagen vorzunehmen, um endlich die Kolosse mit 12 Paar Büffeln heranzuschleppen, natürlich unter enormem Zeitverluste. Im Thal fand man ganz und gar nichts von Cultur vor, in dem verwegensten Sinne des Wortes. Für die Ingenieure, Unternehmer und Arbeiter mußte Obdach geschafft, die Nahrung hergeführt, für den Verkehr ein Estafettendienst eingerichtet werden. Die auf den Karten zum Theil eingetragenen und in der spärlichen Literatur über das Iskerthal genannten Dörfer waren bis vor Anfang des Bahnbaues kleine Ansammlungen elendester Hütten, die auf den schönen Namen „Dorf" gewiß keinen Anspruch erheben konnten. „Lange ritten unsre Zaptiehs von einer Hütte zur anderen! Das Dorf erschien wie ausgestorben, endlich fanden sie ein Quartier, das elend genug war, um alles bisher in dieser Beziehung Gesehene zu übertreffen" — schreibt ein gewiß nicht verwöhnter Forschungsreisender[1]) aus dieser Gegend. Wir werden später bei Betrachtung des an der Linie arbeitenden Menschenmaterials näher auf den Unterschied in den Lebensbedürfnissen eingehen.

Trotz aller dieser Hindernisse übernahmen die unerschrockenen Ingenieure Guilloux und Hagienoff im Jahre 1895 den Bau der Strecke Sofia—Roman auf ihre Rechnung und Gefahr um den Preis von 21 Millionen Francs, d. h. ca. 200,000 Francs per Kilometer. Der veranschlagene Preis ist gering in Anbetracht der zahlreichen Kunstbauten und der skizzirten Schwierigkeiten; die Schwarzwaldbahn, für welche die letzteren wegfallen, kostete auf der Strecke von Hausach bis Villingen, also Gebirgs- und Ebenentracen, 13.8 Millionen Gulden oder 260,000 Gulden per Kilometer, d. h. mehr als das Doppelte. Man nennt die Linie nach ihren Ausgangspunkten Sofia—Roman, doch dürfte man vergeblich auf dem Atlas den Namen Roman suchen; es ist ein kleines bedeutungsloses Dorf (aus Römerzeiten?), das nur die erste Etape auf der Gesammtstrecke Sofia—Plevna—Schumla anzeigt und das erste Viertel ungefähr abschließt (Sofia—Roman 108 Kilometer, Roman—Schumla 340). Sofia liegt 530 Meter über dem Meeresspiegel, Ljutibrod — der Endort am Austritt des Iskers aus dem Defilé — 200 Meter tiefer, also hat die

[1]) Franz Toula, Vorträge d. Ver. z. Verbreitung naturw. Kenntn. Wien, XXX. 16. 1890. S. 28.

Bahn auf einer Länge von etwa 80 Kilometer sich allmählich um diese Differenz zu senken und zwar ohne wechselnde Hebungen und Senkungen, was die bulgarische Regierung ausdrücklich verlangte. Natürlich ist für den Betrieb auf der einmal fertigen Bahn eine fortlaufende Senkung bedeutend bequemer, als gewisse den Bau ungemein erleichternde Niveauwechsel. Diese Bedingung erheischte zahlreiche große Dämme, Einschnitte und künstliche Constructionen, welche andernfalls hätten vermieden werden können. Das Gefälle übersteigt nirgends das Verhältniß von 1 : 10. — Gewisser Schwierigkeiten für die Tracirung wurde schon gedacht; ein kleiner Dampfer aus Argenteuil, demontirt versandt, führte auf 20 Schleppbooten zur Zeit hohen Wasserstandes von Kurilo das Baumaterial abwärts, mußte aber bald seine Thätigkeit einstellen, da das Flußbett zu unregelmäßig und die Wasserhöhe eine zu schwankende ist. Im Sommer trocknet der Fluß dergestalt aus, daß man ihn fast überall durchreiten oder durchwaten kann. Nur an vereinzelten Stellen bleiben tiefe Löcher von 4—8 Meter bestehen, welche ein Buen retiro für die nicht sehr reich vertretenen Fische, z. B. Barbe, bilden. Als ich die Linie einmal passirte, hatten italienische Arbeiter mittelst Dynamitpatrone in einem solchen Loche unweit Elisena einen Wels von 1.60 Meter Länge und über 46 Kilogramm Gewicht gerade getödtet.

Für den Oberbau sind eiserne Längs- und Querschwellen vorgesehen; die letzteren, um etwa 2 Francs per Stück kostspieliger als hölzerne, imprägnirte, würde die Regierung nicht gewählt haben, wenn hölzerne aus dem Lande zu beziehen gewesen wären. Sie werden aus Flußeisen (Bessemer- oder Martin-Eisen, in flüssigem Zustande dargestelltem Schmiedeeisen) [acier doux] hergestellt und aus Workington in Cumberland bezogen; der Transport des von der Fabrik Moßbay-Steel genannten Materials geschieht zu $^{8}/_{10}$ via Burgas, der kleine Rest für die Strecke abwärts bis Roman via Braila—Lompalanka.

Der Reisende, welcher später dies Thal durchfahren wird, muß sich viele Mühe geben, um einen richtigen Eindruck vom Coupéfenster aus über die durcheilte Gegend zu gewinnen. Denn er wird von einem Felseinschnitt zum andern, aus einem Tunnel in den andern geführt, und mehrfach werden ihn geniale Ueberführungen und Bemeisterungen der eigensinnigen Kehren des Flußlaufes an dessen wahrer Natur irre machen. Es würde den Leser ermüden, die vielen Kunstbauten der ganzen Strecke aufzuzählen, zumal wenig Anhaltepunkte in Gestalt von Ortschaften dafür existiren. Die Linie ist in vier Gebirgssectionen eingetheilt, deren Häusercomplexe selbst diese Anhaltepunkte darbieten müssen. Man wird am Anfang des Defilés eine Station machen zum Heile des unscheinbaren Dörfchens Kurilo, am Rande des Sofioter Beckens. Sehr wahrscheinlich bestand hier der Hauptabfluß für den See, welcher dies Becken einstens füllte; der Fluß, hier um ca. 40 Meter tiefer als bei seinem Eintritt in die Ebene, zwängt sich in die steilen Hänge aus rothem Sandstein, welche, öde und kaum mit Grasnarbe bedeckt, einen melancholischen Eindruck gewähren. In beständigen Krümmungen fließt der Isker einige Kilometer nördlich, bis er seitlich von dem nicht am Flusse, sondern in einem Nebenthale liegenden Dörfchen Romča in einem großen Bogen nach Westen und später nach Osten ausweicht, um einen Thonschieferberg zu umkreisen, der sich hemmend in den Weg legt. Die Bahn überschreitet den Fluß vor diesem Berge, tritt in einen Tunnel von 430 Meter Länge, um jenseit desselben sofort wieder über eine Brücke auf hoher Steinaufdämmung sich zum anderen Ufer zu begeben. Reitet man über den erwähnten Berg, so bietet sich oben eine prachtvolle Aussicht in das vielverschlungene Thal, dessen culturlose Einsamkeit erfreulich durch den pulsirenden Rauch der Locomotive belebt werden wird. Bald folgt am linken Thalabhang das Dorf Rebrovo in freundlich bewaldeter Gegend, heute durch Osterien und Trattorien mit italienischen Aufschriften, italienischer Bedienung und sogar italienischen Speisen seltsam umgewandelt. Von Südosten fließt ein Bächlein zu, die Batulischka, welche im Winter sehr reißend und gefährlich werden kann. Manche solcher Zuflüsse, wilde, durch ihre gefährdenden Wasser- und Geröllstürze fast unbezwingbare Torrenten, mußten in tunnelartige Durchlässe gefaßt und unter der Bahn hindurchgeführt werden. So harmlos der Isker selbst im Hochsommer aussieht, so bösartig ist er in den anderen Jahreszeiten oder nach heftigen Regengüssen. Als ich das erste Mal nach dem lieblich auf einer niederen Uferstufe gelegenen Dorfe Sfogia (oder Svodje) kam — Abends nach 11 Uhr bei strömendem Regen und nach einer höchst ungemüthlichen Balkantour via Dobroslavci —, erfuhr ich eine Probe seiner unheimlichen Thätigkeit. Wir hatten unsre Pferde auf dem rechten Ufer untergebracht, um in einer Osteria links zu campiren, und wollten einen schmalen Steg über das hochaufgeschwollene Wasser überschreiten. Meine Reisegefährten waren bereits drüben und riefen mir etwas zu, was ich in Folge des heftigen Getöses des Wassers nicht verstand. In dem Momente, als ich vorsichtig den Fuß auf den Steg setzte, brauste mit großer Schnelligkeit ein mächtiger schwarzer Gegenstand auf die „Brücke" zu und zertrümmerte sie erdröhnend. Es war ein durch die Gewalt des Wassers losgerissenes Rad einer selbstthätigen Mühle, wie man sie hie und da am Isker vorfindet. Ein Schritt weiter und ich wäre in das strudelnde Wasser gefällt worden. — Zwischen Sfogia und Rebrovo ist das Thal meist sehr eng, und der Reitpfad schlängelt sich am rechten Ufer hoch dahin, den Ausblick auf die meist links sich hinziehende Bahnstrecke gut gewährend. In Sfogia endet die erste Section, und die freundlichen Häuser der französischen Beamten und Unternehmer öffnen ihre gastlichen Pforten. Welche Erquickung in einer Gegend, in der sonst kaum Fleisch und Brod zu haben ist, nunmehr einen echten Pernod'schen Wermuth und eine vorzügliche Poularde zu genießen!

Kurz hinter Sfogia mündet der Iskrez und veranlaßt eine Abweichung von der bisherigen Flußrichtung um einen rechten Winkel. Wir passiren einen hohen Bahndamm und sehen aus der Entfernung auf das Kloster Sveti Petka, dem bald auf dem rechten Ufer die Reste einer veritabeln römischen Burg folgen. Auch bei Ljutibrod finden sich, wie wir später genauer sehen werden, Trümmer eines antiken Castells, das mit einem andern jenseits des Flusses, gleichfalls auf vorhängendem Felssporn belegenen, correspondirt; mittelalterliche Bogen, Keulen und andere Waffen sollen, nach Kanitz, hier mehrfach, neuerdings während des Bahnbaues auch eine Sammlung von 500 römischen Münzen bei Mesdra gefunden sein. Wiederum in rein nördlicher Richtung dringen wir auf der beschwerlich zu begehenden Strecke vor, oft durch das Explodiren der Minen, vor oder hinter uns, rechts oder links, oberhalb oder unterhalb unsres Weges erschreckt. Das unendlich dürftige Dorf Cerovo ist in eine kleine italienische Colonie verwandelt und erinnert an manche Plätze in den oberitalischen Alpen. Wir finden guten Wein und Melonen vor und hören, daß der erste Bulgarenfürst einmal hierher in die Wildniß eine Expedition unternommen hat, um die großen Höhlen zu besuchen, welche oberhalb des Ortes aus dem rothen Sandstein in abenteuerlichster Weise herausschauen. Einige dieser Grotten werden von den Bahnarbeitern zum Obdach benutzt. Explorirt sind sie noch nicht. Hier findet man eine kleine türkische Sprachinsel, welche dem Umstande ihre Entstehung verdankt, daß einstmals die Türken ihre Waaren

nach Vraca über den Balkan via Cerovo führten und hier Station machten. An einem in wilde Zacken und Spitzen zerklüfteten Gehänge bohrt sich die Eisenbahn durch zwei immense Fenster ihren Weg; ein paar Schritt von der Trace fällt der harte rothe Sandsteinfels senkrecht in das Iskerbett herab. Mit selbstzufriedener Miene überblickt der energische Ingenieur, welcher diese Arbeit leitet, sein Werk und begrüßt uns freundlich. Dieser Felsensprenger im Orient heißt Napoleon.

In wild romantischer Weise engt sich das Thal wieder ein, die Berge ragen höher und höher auf, das leicht bewegliche Trümmerwerk der roth und grün gefärbten, seidenartig glänzenden Thonschiefer macht den Weg nicht gerade behaglich. An einer Bergvorschiebung, ähnlich derjenigen bei Kurilo, durchtunnelt die Bahn das Hinderniß, beim Ein- und Austritt auf schlanker Brücke den Isker querend; um einen großen Umweg zu sparen, marschiren wir durch den Tunnel und lassen die Pferde den Umweg führen.

Die Tunnels werden sämmtlich mit der Hacke und mit Minen, nicht mit Bohrmaschinen gearbeitet; sie laufen, wie schon erwähnt, horizontal, manche in Curven. Zu ihrer Herstellung, sowie zu jener der Felseinschnitte, „Fenster“, sind ganz bedeutende Mengen Sprengmaterial erforderlich, das, auf friedlichen Büffelkarren gezogen, vom Sofioter Bahnhof bis an Ort und Stelle per Achse geführt wird. An einem Platze, wo der hier sehr tiefe Fluß sich durch eine enge Passage drängt, bohrte man ein 13 Meter tiefes Bohrloch, führte 3 Kasten Dynamit à 25 Kilo und 2500 Kilo Pulver gleichzeitig ein und sprengte mit einer Riesenexplosion einen Erd- und Steinberg von 3500 Kubikmeter Deplacement. Ein mächtiger Felskoloß flog in den Isker und bildet dort nunmehr eine Insel; er ragt 3 Meter aus dem Wasser und, wie ich schwimmend constatirte, liegt drunten 4 Meter tief auf dem Flußbett. Das Dynamit Nobel wird aus Preßburg, das Minenpulver aus Widin und aus der bulgarischen Pulverfabrik in Philippopel bezogen, und es werden von letzterem ca. 50,000 Kilo, von ersterem 150,000 Kilo für die ganze Gebirgsstrecke verbraucht werden. Bei solchen Zahlen kann man sich schwer etwas vorstellen; veranschaulichen wir uns nur die Pulvermenge an einem Bilde. Aus jenem riesigen Quantum von 1000 Centnern Pulver hätte man 11,100,000 Gewehrpatronen à 4½ Gramm anfertigen und durch 6½ Jahre täglich ein Pelotonfeuer von 5000 Flintenschüssen abgeben können. — Allein das Sprengen ist nicht die einzige Arbeit im Tunnel; um mehr Angriffspunkte zu gewinnen, als die beiden Stollenzugänge, hat man an mehreren Stellen an der Thalseite Stollen vorgetrieben, Schachte abgeteuft, dann wieder horizontale Stollen, bis das alte Fundament erreicht war. Derartige Durchbrüche werden natürlich verbleiben und den Tunnels das Aussehen von Galerien, ähnlich den bekannten an der Axenstraße, verleihen. Um solche Hülfsstollen anzulegen, fehlte manchmal der Grund und Boden zum Daraufstehen; man war genöthigt, die Arbeiter von den Felsen abzuseilen, um sie, in freier Luft über dem Abgrund schwebend, ihr gefährliches Handwerk verrichten zu lassen. Auch auf zahlreichen anderen steilen Plätzen verbanden sich die Arbeiter unter einander mit Stricken, um nicht so leicht abzustürzen.

Die Statistik und die Gesellschaftswissenschaft.

Von Ernst Mischler.

Die Staatsregierungen, insbesondere die Unterrichtsverwaltungen, besitzen mächtige Handhaben, um die Entwicklung von Wissenszweigen zu fördern oder — wenn auch unabsichtlich — zu hemmen. Erlangt ein Wissensgebiet das akademische Bürgerrecht, wird es auf allen hohen Schulen gelehrt und — seien wir ganz offen — geprüft, so wird eine frische Strömung in der Literatur hervorgerufen oder zum mindesten begünstigt, ein Wettstreit der Meinungen und Ansichten entsteht, die Detailfragen werden untersucht und schließlich das Ganze in Systeme zusammengefaßt, sowie in das Gesammtgefüge des Wissens eingefügt. Die Statistik hat diese günstige Zeit — allerdings ohne ihr Verschulden — verpaßt. Ehemals war sie an allen Universitäten zu Hause und besaß einen mächtigen Literaturstrom, nur daß dieser rasch in vollständigster Oede, Trockenheit und Dürre verflachte. Die Universitäten wendeten sich von dem unfruchtbaren Meinungsstreit und den geistlosen glatten Schematisirungen ab; namentlich in Deutschland und Oesterreich verlor die Statistik in den letzten Decennien immer mehr von ihrer diktatischen Stellung, so daß sie jetzt als Lehrzweig zwischen Leben und Sterben mühsam dahinsiecht.

Dafür hat die Statistik in den Amtsstuben und im Volksleben eine ungeahnte und großartige Auferstehung gefeiert. In Hunderten von statistischen Aemtern wird von Zehntausenden emsiger Köpfe und Hände an den unübersehbaren amtlichen statistischen Quellenwerken gearbeitet, deren in jedem einzelnen Jahre hervorgebrachte Masse schon eine kleine Bibliothek für sich darstellt. Ein inniges Band umschließt die Statistiker des ganzen Erdballs, und bei jeder Gesetzvorlage, jeder großen wirthschaftlichen Action ertönt laut der Ruf nach Statistik. So aber sind die hiemit beschäftigten Köpfe durchweg von der gerade vorliegenden Einzelarbeit gebunden, wobei es ihnen schwer, fast unmöglich wird, sich darüber hinaus zu den lichten Höhen der reinen Statistik zu erheben. Die theoretische Statistik findet heute nur ganz vereinzelte Forscher, in jeder Nationalliteratur sind nur 2—3 Werke, in mancher gar keines zu nennen. Es genügt in den gewaltigen Bibliotheken der statistischen Aemter ein einziges Brett, um die gesammten neuzeitlichen Lehr- und Handbücher der theoretischen Statistik aufzunehmen.

Deßhalb begrüßen wir mit aufrichtiger Freude den trefflichen Zuwachs, den uns Georg v. Mayr in seiner „Theoretischen Statistik“ geschenkt hat.[1]) Und zwar ist es ein „echter Georg Mayr“, den wir da vor uns haben, ein Buch, in dem sich die literarisch-liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers treu wiederspiegelt. Die Vorzüge, welche ihn auszeichnen, finden sich alle in dem Werke wieder: eine universelle Kenntniß der Literatur, namentlich jener der letzten Zeit, ungemeine Leichtigkeit und Flüssigkeit der Sprache, größte Leichtverständlichkeit; Georg Mayr ist als Statistiker ein wahrer Mann der Zeit, aus der er hervorgegangen, und die er — was Statistik anbelangt — redlich mitgemacht hat. Nicht nur der Fachstatistiker, sondern auch jeder Interessent für Statistik — und deren Zahl ist ja Legion — wird sich in dem Buche sofort heimisch fühlen. Wir finden in ihm alle die gebräuchlichen Ausdrücke wieder, die wir tagtäglich hören und lesen können, und der Autor versucht mehr, den gegenwärtigen Stand der theoretischen und praktischen Ansichten, Lehren und Bezeichnungen leicht faßlich zu gruppiren, sowie zu erklären, er greift mehr die wichtigsten Gebiete aus dem gesammten Stoffe heraus, behandelt sie je nach seiner Vorliebe mehr oder weniger ausführlich, als daß er ein streng gegliedertes, gleichmäßig ausgebautes und allseitig erschöpfendes Buch über theoretische Statistik bieten wollte.

Es wäre sehr gefehlt, darin Grund zu einem Vorwurfe für den Autor suchen zu wollen. Denn da die Schrift einen Bestandtheil des Einleitungsbandes zum großen

---

[1]) Dr. Georg v. Mayr, kaiserl. Unterstaatssecretär z. D., Privatdocent (jetzt Honorarprofessor) an der Universität Straßburg. I. Band. Theoretische Statistik. (Aus „Handbuch des Oeffentlichen Rechts“. Einleitungsband.) Freiburg i. B. und Leipzig 1895, J. C. B. Mohr. gr. 8°, 202 S.

Sammelwerke über das öffentliche Recht bildet, so hat sie sich mit Recht auf den Standpunkt einer Einführung gestellt. Auch bildet das vorliegende Buch nur einen I. Band, der in einem zweiten, die „Gesellschaftslehre" enthaltenden Band seine Ergänzung finden wird. So ist z. B. die wichtige Lehre von dem Zusammenhange der statistischen Gesetze mit der menschlichen Willensfreiheit, die specielle Methodik und Technik auf den einzelnen Gebieten der Statistik und vieles andere mehr in den II. Band verlegt worden.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste, welcher ebenso wie der dritte zu den Glanzpunkten des Ganzen gehört, die Statistik im Verhältniß zu den verwandten empirischen Verfahrensarten, zur Schätzung, Enquete, Monographie 2c. behandelt. Das Schwergewicht der Darstellung liegt auf dem dritten Abschnitt, welcher ein knappes Compendium der allgemeinen statistischen Theorie, Methodik und Technik darstellt. Allerdings kennt der Verfasser keine „Theorie" der Statistik im Gegensatz zur allgemeinen und speciellen Methodik, sowie zur Technik; vielmehr bildet nach ihm die allgemeine oder theoretische Statistik, also die Theorie der Statistik, den Gegensatz zur praktischen Statistik, als welche nach seiner Auffassung die exacte Gesellschaftslehre erscheint. Manches zur Theorie Gehörige behandelt der Verfasser im zweiten Abschnitt, welcher keinen einheitlichen Gegenstand umfaßt, in den aber ein Kernpunkt der ganzen Darstellung, nämlich die Begriffsbestimmung, verlegt ist. G. v. Mayr geht von einer Zweitheilung der Statistik aus, indem sie ihm einerseits die „Wissenschaft der Statistik" und andrerseits die „statistische Methode" ist. Statistik im materiellen Sinn (Wissenschaft der Statistik) ist, nach seinen Ausführungen, die auf erschöpfende, in Zahl und Maß festgelegte Massenbeobachtungen gegründete Klarlegung der Zustände und Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, soweit solche in den socialen Massen zum Ausdruck kommen. Die Statistik im formellen Sinn dagegen, also die statistische Methode, soll die erschöpfende Massenbeobachtung in Zahl und Maß in der Gesammtheit ihrer Anwendung auf sociale und andere Massen sein. In Folgerung dieser Grundauffassung muß sich der Autor natürlich gegen die, wenn wir nicht irren, weit verbreitete Auffassung wenden, nach welcher die Statistik nur eine Methode ist. Hier ist selbstredend nicht der Ort, um über diese fundamentale Frage zu rechten; nur so viel sei gestattet, zu bemerken, daß der Meinungsstreit über Wesen und Begriff der Statistik, auf den schon Gottfried Achenwall, Lehrer der Weltgeschichte zu Göttingen, im Jahre 1749 hinweist, indem er sagt, daß der Begriff der sogenannten Statistik sehr verschiedentlich angegeben werde, durch diese neueste Begriffsaufstellung auch nicht zu Ende geführt sein dürfte.

Mich, als den Verfasser der „Verwaltungsstatistik", hat dann ferner der vierte Abschnitt, der die statistische Verwaltung behandelt, außerordentlich sympathisch berührt. Die Einführung des Moments der Verwaltung in die Statistik, speciell in die theoretische Statistik, ist das thatsächlich neue Element, welches bestimmt sein dürfte, die Grundauffassung des ganzen Wissensgebietes und seine Angliederung an die Staatswissenschaften gänzlich neu zu gestalten. Wie wichtig dieser Punkt ist, geht daraus hervor, daß der so treffliche dritte Abschnitt des Mayr'schen Buches, der die Methodik und Technik behandelt, eigentlich zum größten Theil Verwaltungsstatistik bietet und großentheils mit dem Inhalte meiner „Grundlagen der Verwaltungsstatistik" parallel geht. Die Betonung der enormen Wichtigkeit der Statistik für die Verwaltung, sowie des innigen Zusammenhangs zwischen beiden, ist die Stufe, auf welche gestützt die Statistik sich wieder auf den akademischen Lehrstuhl aufschwingen wird. Damit aber wird sie das gewinnen, daß die theoretische Forschung neu aufleben wird, und daß dem Studiengange der Jünger des öffentlichen Dienstes ein Tropfen statistischen Oels beigemischt werde.

Im fünften und letzten Abschnitt, der „Zur Geschichte der Statistik" betitelt ist, wird, wie schon seine Ueberschrift besagt, eine aphoristische Ueberschau geboten, in welcher sowohl die Entwicklung in den einzelnen Ländern, als auch die einzelnen Hauptrichtungen der statistischen Forschung und Thätigkeit kurz geschildert werden. Dabei war die Aufgabe, namentlich hinsichtlich der ungemeinen Verbreiterung der statistischen Arbeit in der Gegenwart nicht leicht; man hat gerade deßhalb so recht Gelegenheit, zu bewundern, mit welch richtigem Verständniß der Autor an jeder Stelle alle die Namen nennt, welche als die Baumeister des stattlichen Gebäudes der neuzeitlichen Statistik in Betracht kommen. Nur die lückenlose Beherrschung der gesammten statistischen Literatur, eines der großen Verdienste G. v. Mayrs, vermag zu befähigen, Sachen und Namen auf einem so knappen Raum mit derartiger nie fehlender Sicherheit auszuwählen.

Man kann nun füglich mit großem Interesse dem hoffentlich bald erscheinenden zweiten Bande entgegensehen. Derselbe soll, als ein Abriß der exacten Gesellschaftslehre, die Bevölkerungs-, Moral-, Bildungs-, Wirthschafts- und politische Statistik behandeln. Was wir nach der Anlage des ganzen Planes erwarten dürfen, ist einerseits die specielle Methodik und Technik der Statistik auf diesen einzelnen Gebieten und andrerseits eine vergleichende Darstellung der bisherigen Hauptresultate der statistischen Forschung. Das ist kein kleines Unterfangen und wir wünschen dem Verfasser alles Gelingen zu demselben.

Es steht zu hoffen, daß der Leserkreis der vorliegenden „Theoretischen Statistik" recht ausgedehnt sein werde, um so mehr, als auch ihr Umfang auf das denkbar knappste Maß, welches bei wissenschaftlicher Gründlichkeit noch möglich ist, verdichtet worden ist. Es sollten nicht nur die Leser des großen Sammelwerkes, welchem dieses Buch vorausgeschickt wird, von seinem Inhalt Kenntniß nehmen, sondern auch alle jene, welche kraft ihres Berufes oder ihrer Thätigkeit auf Statistik angewiesen sind; die öffentlichen Beamten, namentlich die jungen Aspiranten des öffentlichen Dienstes, die durch Ehrenamt und Selbstverwaltung mit dem öffentlichen Dienst verbündeten Personen, die Leiter und Functionäre der großen, namentlich wirthschaftlichen Corporationen und Interessenverbindungen und endlich hauptsächlich die akademische Jugend. Allen den Tausenden, welche im statistischen Dienste der Staaten, Länder, Städte, Corporationen und Vereine activ thätig sind, ist es selbstverständlich unentbehrlich.

G. v. Mayrs Bedeutung für die zeitgenössische Statistik darf aber an diesem Buche nicht allein gemessen werden; denn seit mehreren Jahren, ebenso wie schon einmal vor längerer Zeit, ist er ein treibendes Element im Gestaltungsprocesse der Statistik und sein Buch selbst bietet an vielen Stellen nur kurze Auszüge und Skizzen größerer von ihm verfaßter Studien. Hauptsächlich ist es sein „Allgemeines statistisches Archiv", die einzige in der gesammten Weltliteratur bestehende freie oder private Zeitschrift für das Gesammtgebiet der Statistik (Laupp, Tübingen, jetzt im 4. Jahrgang), welches allen Statistikern der wichtigsten Culturstaaten unentbehrlich geworden ist. Jeder der bisherigen sieben Halbbände dieser Zeitschrift gibt aber davon Zeugniß, daß G. v. Mayr sich durchaus nicht damit begnügt, den Fachcollegen der eigenen und der anderen Sprachen ein Feld der Bethätigung und Aussprache zu bieten, sondern daß ein großer Theil des Inhaltes immer wieder aus seiner unermüdlichen Feder stammt.

Mittheilungen und Nachrichten.

‡ Ueber Franz Cüvilliés, den berühmten kurfürstlich bayerischen Baumeister, bringt Hr. Dr. Karl Trautmann eine neue, durchweg auf archivalen Forschungen beruhende Biographie (in Nr. 6—9 der Monatsschrift des Histor. Vereins von Oberbayern, 1895). Derselbe wurde nicht 1688 zu Soissons, sondern am 23. October 1695 zu Soignies in Belgien (Hennegau), also heuer genau vor zweihundert Jahren, geboren, kam (vielleicht seiner zwerghaften Gestalt wegen) schon 1706 in den Hofstaat von Max Emanuel und später zu seiner Ausbildung nach Paris, wo er sich unter den berühmtesten Baumeistern bildete und dann, im Gegensatz zu dem seither beliebten italienischen Barock, den Stil Ludwigs XIV. nach München verpflanzte. Hier schuf derselbe seit 1725 als Hofbaumeister eine Reihe von Palästen, für den Grafen Jos. v. Piosasque de Non, den Grafen von Holnstein (heute erzbischöfliches Palais), für die Gräfin Fugger, die sog. „Chambres de parade" für den Kurfürsten Karl Albrecht und als wahres Meisterwerk die „Amalienburg", ebenso das „Neue Opernhaus" (1750—1753) und, gleichfalls im Auftrag Maximilians III., die Façade der Cajetans-(Theatiner-)Kirche (1765—1768). Dazwischen entstanden eine Fülle von anderen Bauten, sowohl für den hohen Adel, wie in den Klöstern zu Schäftlarn, Dießen, Benedictbeuern u. dergl. Zwischen 1765 und 1766 machte Cüvilliés auch ein ziemlich umfangreiches Project und Modell zu einem Umbau der Residenz. Cüvilliés (dieser Schreibweise bedienten sich Vater und Sohn, doch wurde der Name vielfach und bis zur Unkenntlichkeit verballhornt) war zweimal verheirathet: zuerst mit Maria Barbara Blomaerts, wohl eine Angehörige der „auß Niderlandt" stammenden und in München ansässigen gleichnamigen Bankiersfamilie; sie starb im November 1753. Aus dieser Ehe stammte sein Sohn Franz Cüvilliés (1731, † 1770) der Herausgeber des „Vitruve Bavarois". Mit seiner zweiten Gattin Marie Charlotte (gestorben den 25. Februar 1805), einer Tochter des Regierungsrathes in Landshut Joseph Freinhueber von Dornwang, vermählte sich der Meister 1758. Den beiden Ehen entstammten vierzehn Kinder. Der große Künstler starb, trotz seiner vielseitigen Leistungen ohne Vermögen, am 14. April 1768. Der Ausgang der Familie war recht traurig, denn 1807 lebte von allen seinen Nachkommen nur mehr eine Tochter im Alter von siebenundvierzig Jahren „an Figur und Verstand ein Kind, ohne Hoffnung, je verständig zu werden" — also eine blödsinnige Zwergin! Hr. Prof. Trautmann verfügt über ein außerordentliches, neben dem artistischen Augenschein ganz auf actenmäßigen Erhebungen aufgebautes Wissen, welches demnach durchweg neue Resultate aufweist; die Art und Weise, wie der Autor seine schwergewonnenen Schätze verarbeitet, ist nicht nur höchst belehrend, sondern fesselt auch durch formgewandte Darstellung.

* Wenig bekannt ist, daß sich neben der jüngst eingeweihten Wetterwarte auf dem Brocken noch eine zweite wissenschaftliche Beobachtungsstation befindet, nämlich der botanische Versuchsgarten der Universität Göttingen, der ermitteln will, welche fremde Alpenpflanzen sich auf dem Brocken acclimatisiren lassen. Mit der interessantesten und bekanntesten dieser Pflanzen, dem Edelweiß, ist dieser Versuch noch nicht gelungen. Dieses verliert nämlich auf dem Brocken den kräftigen gedrungenen Habitus und besonders den Filz der Blüthe; es wuchert zwar, wird aber weich und lappig.

* **München.** Wie bereits amtlich gemeldet, ist dem Privatdocenten der Paläontologie in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität Dr. August Rothpletz Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

* **Leipzig.** Am 2. October ward in der Aula des Collegium Juridicum die Festsitzung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft zur Feier ihres 50jährigen Bestehens abgehalten. Unter den Erschienenen konnte man Zierden deutscher Wissenschaft bemerken, so neben den Leipziger Professoren Windisch, Krehl, Sievers, Brugmann und den Hallenser Hochschullehrern Pischel und Prätorius den Altmeister der deutschen Sanskritforschung, Albrecht Weber (Berlin), den ausgezeichneten Assyriologen Jules Oppert (Paris), die Proff. Delbrück (Jena), Erman (Berlin), Kuhn (München), Bühler (Wien) und Sahlemann (Petersburg). Den Vorsitz führte Prof. Windisch (Leipzig). Die Festrede hatte Prätorius (Halle) übernommen, der einen erschöpfenden, an biographischen Reminiscenzen reichen Rückblick auf die Geschichte der Gesellschaft warf und dabei als besonders charakteristisch hervorhob, daß, während in der Gründungszeit die Philologen die Orientalisten über die Achsel ansahen, heute gerade diese, nicht die classischen Philologen, die Lehrämter für alte Geschichte an den Universitäten bekleiden. Mit pietätvollen Worten gedachte Redner namentlich des eigentlichen Begründers der Gesellschaft, Prof. Fleischer (Leipzig), den viele Mitglieder als ihren Lehrer noch in dankbarer Erinnerung halten. In erfreulicher Weise ist von jeher die kostbare Bibliothek der Gesellschaft gepflegt worden, die größere Zuwendungen durch die Vermächtnisse von Gildemeister, Thorbecke und Wenzel erhielt. Besonders hat sich Stähelin durch die Bestreitung der Druckkosten hervorragender Werke verdient gemacht; ebenso die Firma Brockhaus in Leipzig, die am heutigen Festtage der Gesellschaft ihre sämmtlichen Verlagswerke für die Bibliothek zur Verfügung stellte. An die Verkündigung der Wahl verschiedener ausländischer Gelehrter zu Ehrenmitgliedern (ernannt wurden für Frankreich Oppert und Senart, für Holland Kern, für Italien Guidi, für England Cowell, für Dänemark Fausböll und Thomsen, für Rußland Radloff, für Ostindien Bandaschar) schlossen sich Ansprachen und Verlesung von Glückwunschadressen. Prof. Krehl (Leipzig) legte ein Geschenk des halb erblindeten Mitbegründers und Ehrenmitgliedes der Gesellschaft Professor Ferd. Wüstenfeld vor, eine werthvolle arabische Handschrift, die dessen Sohn in Nancy erworben hat. Sodann hielt Prof. Delbrück (Jena) die Gedächtnißrede auf den verstorbenen berühmten Vedaforscher Prof. Rudolf Roth (Tübingen). Roth gehörte zu den ersten Begründern der Gesellschaft und hat sich vielfach um dieselbe verdient gemacht. Nachdem noch verschiedene hervorragende verstorbene Orientalisten in kurzen Nekrologen liebevolle Würdigung gefunden, wurde die Festsitzung geschlossen.

* **Berlin.** Im Museum für Völkerkunde fand ein Versuch der Vorführung fremder Sprachen und Gesänge statt. Prof. Dr. Boas hat Jahre lang zu Forschungszwecken unter den Indianerstämmen Nordwest-Amerika's gelebt. Das Museum verdankt ihm, wie die „N. A. Z." berichtet, eine Reihe werthvoller und namentlich durch die beigegebenen Erklärungen erwünschter Bereicherungen aus jenen Gegenden. Prof. Boas unternahm seine Reisen, ausgerüstet mit allen Erfindungen der Neuzeit. Da durfte auch ein Phonograph nicht fehlen, mit dessen Hülfe er die volksthümlichen Gesänge fixirte. Die Phonogramme sollten nun einem größeren Kreise von Männern der Wissenschaft vorgeführt werden, um darzuthun, in wie weit der Phonograph im Stande wäre, zum Studium exotischer Sprachen beizutragen, ein Versuch, den früher schon Dr. Zintgraff mit wenig Hoffnung bietenden Resultaten für Westafrika ausgeführt hatte. Der Director des Museums, Prof. Bastian, hatte eine Anzahl bekannter Ethnologen und Anthropologen eingeladen, Hr. Spieß von der Urania sich und seinen Apparat für die Wiedergabe der Phonogramme zur Verfügung gestellt. Prof. Boas erläuterte die einzelnen Gesänge und las die Uebersetzungen vor. Die Vorführungen bewiesen aufs neue, daß mit der Fixirung fremder Sprachen auf rein mechanischem Wege wenig zu machen ist, da der Phonograph kaum die Vocale erkennbar wiedergibt, die Consonanten aber, namentlich die Zischlaute, an denen die Sprachen der sog. Wilden so reich sind, zum größten Theil verschluckt. Für die Wiedergabe des Tonfalles der Sprache aber, sowie des Rhythmus und der fremdartigen Melodien eignet er sich ganz ausgezeichnet. Die Melodien der Indianer weisen keinen großen Reichthum an Tönen auf; sie sind meist sehr einfach, der Vortrag der Lieder aber steigert die Wirkung oft zu einer dramatischen, so namentlich in dem Liede des Todtenkopfes.

* **Berlin.** Der Raummangel in unsern großen staatlichen Sammlungen ist ein chronisches Uebel, an das man sich bereits wie an ein unabwendliches Geschick gewöhnt hat. Unter diesen Verhältnissen ist es kein geringes Verdienst unsrer Museumsverwaltung, wenn es ihr gelingt, innerhalb der ihr gesteckten engen Grenzen wenigstens für eine einigermaßen würdige Ausstellung und Ergänzung einzelner Abtheilungen zu sorgen. Ganz besonders gilt dies von der Leitung der Sammlungen aus der Zeit der italienischen Renaissance und des Quattrocento. Dank den unermüdlichen Bestrebungen der HH. Bode und Thieme ist es mit Aufwendung verhältnißmäßig geringer Mittel gelungen, eine derartige Fülle von Kunstwerken der Meister jener Zeit zusammenzubringen, wie man sie außerhalb Italiens sonst nirgend beisammen finden dürfte. Als das neueste Ergebniß dieser Mühwaltung muß die gesonderte Ausstellung aller italienischen Bronzen in einem Compartiment des Neuen Museums angesehen werden. Erst jetzt kann man sich des unvergleichlichen Reichthums an italienischen Bronzen und namentlich an Plaquetten erfreuen. Die hiesige

Sammlung von Bronce-Plaquetten ist die reichste in ganz Europa. Stundenlang kann man vor den mit den zierlichsten Bronzereliefs gefüllten Glaskästen stehen und die unerschöpfliche Darstellungskraft der Meister dieser anmuthenden Kleinkunst bewundern. Mythologische, geschichtliche, religiöse Darstellungen wechseln in buntester Mannichfaltigkeit mit einander ab.

* **Berlin.** Am hiesigen Seminar für orientalische Sprachen werden in diesem Wintersemester folgende Vorlesungen gehalten werden, welche die Colonialpolitik im allgemeinen und die deutschen Colonien, ihre Sprachen 2c. im besonderen betreffen. Ausgewählte Capitel aus der allgemeinen Geschichte der Colonialpolitik: Consul Dr. Zimmermann; Mathematische Grundbegriffe und Principien der Mechanik, Einführung in das Studium der sphärischen Astronomie und Erdphysik: Prof. Güßfeldt; praktische Uebungen mit Instrumenten, welche den astronomischen Ortsbestimmungen und topographischen Messungen auf Reisen dienen: derselbe; über Tropenhygiene, verbunden mit Demonstrationen und praktischen Uebungen: Stabsarzt Dr. Kohlstock; über die wichtigsten tropischen Nutzpflanzen und deren Verwendung, mit Demonstrationen: Dr. Warburg; Ostafrika's Handel und Verkehrswesen: Dr. Neuhaus; Suaheli: derselbe; praktische Uebungen im Suaheli: Hr. Amur Bin Nassur Lomeri; Neuarabisch mit besonderer Berücksichtigung des Dialekts von Sansibar: Dr. Moritz; praktische Uebungen mit besonderer Berücksichtigung des Dialekts von Sansibar: Hr. Amur Bin Nassur Lomeri; Guzerati: Hr. Ardeshir M. Vacha.

* **Kiel.** Zum Nachfolger des im Juni verstorbenen ordentl. Professors der philosophischen Facultät Oskar Erdmann ist der Germanist Prof. Friedrich Kauffmann in Jena ernannt, der sein Amt mit dem Wintersemester antritt.

* **Wien.** Die Tiefseemessungen, welche die hiesige Akademie der Wissenschaften mit Unterstützung der österreichischen Marine in früheren Jahren im Adriatischen und Aegyptischen Meere durchgeführt hat, werden gegenwärtig im Rothen Meere fortgesetzt. Das Schiff „Pola", das auch die früheren Messungen ausgeführt hat, wurde abermals von der Marineleitung zu dem gleichen Zwecke zur Verfügung gestellt und trat seine wissenschaftliche Expedition nach dem Rothen Meere am 2. October von Pola aus an. Der Leiter der aus vier Herren bestehenden Mission ist auch gegenwärtig der Director der zoologischen Abtheilung im naturhistorischen Hofmuseum, Hofrath Steindachner hierselbst.

* **Prag,** 5. Oct. Der Congreß des Vereins für Psychiatrie und Neurologie in Wien hat gestern auf der hiesigen psychiatrischen Klinik des Prof. Dr. Arnold Pick seinen Anfang genommen. Von auswärtigen Psychiatern sind eingetroffen: Hofrath Prof. Frhr. v. Krafft-Ebing (Wien) mit seinen Assistenten Dr. v. Sölder und Dr. Hirschl, ferner die Proff. Obersteiner (Wien), Fritsch (Wien), Anton (Graz), Wernicke (Breslau), Dr. Sachs (Breslau), Dr. Freund (Breslau), Prof. Kahlbaum (Görlitz), Prof. Pierson (Lindenhof) und Prof. Roth (Moskau). Als Vertreter der Prager Universität wohnten die Proff. Maschka, Pribram, Chiari, Pick, R. v. Jaksch, Zaufal, Ganghofner, Singer, Epstein und zahlreiche Docenten, sowie der Director der Irrenanstalt Dr. Czumpelik dem Congreß bei. Unter dem Vorsitz des Prof. Kahlbaum begannen die Verhandlungen, an denen sich Singer, Hirschl und Docent Redlich betheiligten. In der heutigen Berathung sprach Prof. v. Krafft-Ebing über Migräne und acute Geistesstörung, Prof. Anton (Graz) über Störung des Orientirungsvermögens, Prof. Pribram (Prag) über die Prognose der Basedow'schen Krankheit. Weitere Vorträge hielten die Proff. Münzer, Nabel, Sölder, Chiari, Wölfler, Bayer und zum Schluß Dr. Arnold Pick (Prag). Abends wurde der Congreß geschlossen. In der Zeit, während welcher der Congreß nicht tagte, besuchten die fremden Theilnehmer die Prager Landes-Irrenanstalt und die Klinik. Für morgen ist die Besichtigung der Dobraner Landes-Irrenanstalt und der Sehenswürdigkeiten der Stadt in Aussicht genommen.

* **St. Petersburg.** Aus Anlaß der wissenschaftlich archäologischen Expedition nach Turkestan, die unter Führung des Grafen Bobrinski und des Akademikers Wesselowski nach Samarkand abgegangen ist, veröffentlichte ein genauer Kenner Mittelasiens und der dortigen Verhältnisse, der ehemalige Redacteur der „Turk. Wjed.", Hr. Majew, einen interessanten Artikel in den „Nowosti", worin er darauf hinwies, welch bedeutende Funde sich gerade in diesen bisher von der Alterthumsforschung recht stiefmütterlich behandelten Gebieten erwarten lassen. Das Studium der Samarkander architektonischen Alterthümer hat schon im Frühjahr begonnen. Die Architekten Kramarenko-Tscherbina und Pokryschkin haben im Auftrage der Akademie der Künste auf diesem Gebiete gearbeitet. Schon längst war es an der Zeit, sich um die Erhaltung, wenn nicht der mit prächtigen glasirten Kacheln bedeckten Gebäude selbst, der Zeugen der Größe des furchtbaren Tamerlan, so doch wenigstens von Abbildungen dieser Spuren der einstigen Größe Centralasiens zu kümmern. Die genannten Herren haben eine bedeutende Menge Zeichnungen von orientalischen Baulichkeiten, Ornamenten, Schmuck u. s. w. aufgenommen. Zeit und Unwissenheit der Eingeborenen vernichten diese prachtvollen Gebäude erbarmungslos. Die Kuppel des Mausoleums Tamerlans in Samarkand ist durch Erdbeben zur Hälfte eingestürzt und die Lücke häßlich mit grauem Thon, statt der blauen Kacheln, ausgefüllt. Die Moschee Schach-Saida, wo nach mohammedanischer Sage in tiefem Schacht der nicht sterbende Heilige ruht, der auferstehen wird, wenn die Zeit der Weltherrschaft des Islam angebrochen ist, hat noch ärgere Beschädigungen erlitten. Die unwissenden Mullah haben seit 25 Jahren Stücke des Kachelbelags an russische und ausländische Touristen verkauft. Von der Moschee Bibi-chanym sind nur Trümmer und ein vereinzelter Bogen übrig, der noch in seiner halben Zerstörung schön ist. In Schoara (Schachrisjabs), der Heimath Tamerlans, stand bei seinen Lebzeiten ein kolossaler Palast. Jetzt bezeugen nur noch die Ruinen von mächtigen Bogen, wie grandios und schön dieser Bau war. Wie eine elende Hütte sieht der jetzige, daneben errichtete Palast aus, in dem der Emir absteigt, wenn er nach Schachrisjabs kommt. Auf eine noch reichere Ernte kann die archäologische Expedition bei Ausgrabungen in Samarkand auf dem sog. Kala-i-Afrosiab rechnen. Afrosiab hieß ein mythischer Herrscher Turans, nach welchem viele Oertlichkeiten nicht nur in Samarkand, sondern auch in Taschkent benannt wurden. Das heutige Kala-i-Afrosiab sind die Ruinen des alten Mariknod, das zweimal die Phalangen Alexanders d. Gr. in seinen Mauern gesehen hat. Alexander vernichtete die Stadt in Folge eines Aufstandes und die Bevölkerung wurde sicher, wenn nicht getödtet, so doch vertrieben. Die zerstörte Stadt bedeckte sich im Laufe mehr als eines Jahrtausends mit Erde, die von den Steppenwinden angetrieben wurde, so daß sie heute einem mit Hügeln besäten großen Platze gleicht. Wie reich Kala-i-Afrosiab an Denkmälern aus dem tiefsten Alterthum sein muß, geht aus einem Vorfall i. J. 1878 hervor. Damals beabsichtigte man vor dem Berliner Congreß eine Vorwärtsbewegung über Buchara und Afghanistan gegen die indische Grenze. Die Turkestaner Truppen unter General v. Kaufmann wurden in Samarkand zusammengezogen. Oberst Fürst Trubezkoi ritt damals einst gegen Abend aus, um Afrosiab zu besichtigen. Eine Schaar Taglöhner mit ihren eigenthümlich geformten Spaten auf den Schultern kam ihm entgegen. Er schlug ihnen vor, für einen Rubel auf einem beliebigen Punkt aufs Gerathewohl die Erde aufzugraben, ob sich nicht irgend etwas fände. In weniger als einer halben Stunde gruben die Leute eine Bronze-Statuette aus, einen sitzenden Mann, der mit dem linken Arm einen Löwen umfaßt, fraglos griechische Arbeit. Nicht nur Samarkand, auch Taschkent, gleichfalls eine uralte Stadt, und überhaupt alle Culturgebiete Mittelasiens sind nichts als ein einziges Grab voller Alterthümer. Das ganze rechte Syr Darja-Ufer ist mit den Ruinen einst reich bevölkerter und dann von den Mongolen zerstörter Städte bedeckt, und diese Ruinen gehen schnellstem Verfall entgegen, weil die Eingeborenen das Material zum Bau ihrer Masary (Grabdenkmäler) benutzen. Noch größeres wissenschaftliches Interesse erwecken die Spuren einstiger Städte am Amu Darja, sowohl an seinem obern, wie mittlern Lauf, die von Steppensand bedeckt sind. Hier stand einst das berühmte Termes, bei dem Alexander d. Gr. den Amu Darja überschritt, als er gegen Sogdiana vorbrach. Beim Zusammenfluß des Ssuchrab und des Amu Darja liegen die Ruinen einer noch älteren Stadt Tachta-Keikuat, die schon lange vor dem macedonischen Einfall gestanden hat, worauf die dort gefundenen Silbermünzen hinweisen. Heute ist Mittelasien verwüstet und entvölkert. Gestrüpp und Röhricht bedecken die Ufer seiner Flüsse, Fasanen, Eber, bisweilen auch Tiger bilden die Bevölkerung da, wo einst sich Gärten und menschliche Wohnungen so dicht aneinander reihten, daß der Sage nach eine Katze, über die Dächer springend, von Taschkent bis zum Aral-See gelangen konnte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 7. October folgende Schriften eingegangen:

Dr. Ferdinand Regelsberger: Das bayerische Hypothekenrecht. 2. Aufl. u. Mitwkg. v. W. Henle. (Deutsches Hypothekenrecht. Bd. III.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Das

Reich Bismarck'scher Schöpfung u. die deutsche Frage. Hannover, Heinr. Feesche 1895. — Paul Lechler: Nationale Wohnungsreform (mit Sonderabdruck eines Artikels von Albert Schäffle). Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. — J. Pik: Zur Lebensversicherung; Winke u. Rathschläge an Versicherte rc. Leipzig, Adolf Lesimple; Groningen, H. Wristers. — Die österreichische Landwehr; kritische Studie v. e. ehemaligen österr. Officier. Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachf. 1895. — Monatshefte des Budapester Communalstatist. Bureaus, redig. v. Josef Körösi. XIII. Jhgg. Nr. 266 u. 267. Juli u. Aug. 1895. — Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde, hggb. v. Prof. Fr. v. Juraschek. Ausgabe 1895. Frankfurt a. M., H. Keller. — A. Herrlich: Wandkarte des Weltverkehrs (Aequat. Maßst. 1 : 22 Mill.) mit 4 Nebenkarten (Centralamerika, Nordsee u. Canal, Straße v. Suez u. v. Malakka). Glogau, Karl Flemming. — Krieg u. Sieg 1870/71; ein Gedenkbuch, hggb. v. Dr. J. v. Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung von W. Bigge rc. (meist höheren Officieren) mit Abbildungen von G. Bleibtreu rc. Berlin, Schall u. Grund, Verein der Bücherfreunde. — *Charles Chesnelong:* La campagne monarchique d'Octobre 1873. Paris, libr. Plon 1895. — Felix Dahn: Die Könige der Germanen. VII. Bd.: Die Franken unter den Merovingern. 3. Abth. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde u. Geschichtsforschung. Bd. XXVII. 1895. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Co. — Otto Bremer: Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten. (Sammlung kurzer Grammatiken Bd. III.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Dr. Rudolf Arndt: Biologische Studien. II. Art u. Entartung. Greifswald, Julius Abel 1895. — Prof. Dr. Albert Eulenburg: Sexuale Neuropathie. Leipzig, F. C. W. Vogel 1895. — Dr. E. Below: Deutschland voran! Die deutsche Tropenhygiene-Forschung (Sonderabdruck). Berlin, Oscar Coblentz 1895. — H. Siebeck u. J. Volkelt: Zeitschrift für Philosophie u. philosophische Kritik, hggb. von Dr. Richard Falckenberg. Bd. 107. H. 1. Leipzig, C. E. M. Pfeiffer 1895. — Armin Seidl: Goethe's Religion. 2. Aufl. (Das Wort! Heft 4.) Leipzig, Bacmeister. — Th. Ebner: Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie; Dr. Alexander Brandt: Ueber Variationsrichtungen im Thierreich. (Virchow-Wattenbach, S. g. w. Vortr. H. 227, 228.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1895. — Richard Wagner: Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Wilhelm Jensen: Jenseit der Alpen; Novellen. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1895. — M. v. Eschen: Inmitten der Bewegung; socialer Roman. 2 Bde. Ebenda 1895. — Ignaz Kraska: Ein Unglück; sociales Schauspiel aus der Gegenwart. Düsseldorf, Bleifuß u. Comp. 1895. — Kalender des deutschen Schulvereins auf 1896. X. Jhgg., redig. von Hans Grasberger. Wien, A. Pichlers Wwe. u. S. — Illustrirter Wörishofener Kneipp-Kalender 1896. Hggb. von Msgr. Sebastian Kneipp. VI. Jhgg. Kempten, Jos. Kösel. — Index scholarum der Bonner Universität für das Wintersemester 1895; darin: *Anton. Elter:* de Gnomologiorum Graecorum historia atque origine P. IX. — Kataloge: Ferdinand Weigel, Nürnberg (Nürnberger Antiquarius). Nr. 1. 1895. — Theodor Ackermann, München. Nr. 392 Staatswissenschaft rc.; Nr. 393 Philosophie; Nr. 395 Hebraica und Judaica; Nr. 396 Spanien u. Portugal; Nr. 397 Englisches 1895.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Frauengestalten des Wallenstein-Kreises.

Allzu summarisch verfährt die Geschichtschreibung mit den Frauen des Wallensteinischen Kreises, trocken und nüchtern steht der Historiker ihnen gegenüber. Leopold v. Ranke, der in der Schilderung des Hofes Ludwigs XIV. gezeigt hat, daß er Frauengestalten und Frauencharaktere zu zeichnen versteht, gedenkt in seiner „Geschichte Wallensteins" der beiden Vermählungen des Friedländers, der ersten mit der schon älteren Lucrezia Nekyssowa v. Landeck, deren reiche Güter in Mähren er nach ihrem Tode erbte, der zweiten mit einer Tochter aus dem am Hofe Erzherzog Ferdinands in Graz, späteren Kaisers Ferdinand II. einflußreichen und mit dem allmächtigen Minister Fürsten Hans Ulrich v. Eggenberg verschwägerten Geschlechte der Harrach, fast nur mehr von der politischen Seite, wenn er auch nicht unerwähnt läßt, daß Wallenstein zu seiner zweiten Gemahlin, so oft er sich auch von ihr trennen mußte, in einem innigen gegenseitigen Verhältniß geblieben ist. Der Existenz der aus dieser Ehe entsprossenen Tochter wird von dem genannten Geschichtschreiber nur schlechtweg gedacht, ohne daß wir von jener, wie auch bei ihrer Mutter den Namen erführen; die Gemahlin Adam Erdmann Trzka's, eine Schwester der Herzogin von Friedland und also gleichfalls eine geborene Harrach, erwähnt Ranke gar nicht, nur von der Mutter Trzka's heißt es gelegentlich seines gewaltsamen Endes, daß sie in ihrem Herzen nie mit dem Kaiser Frieden gemacht habe.

Und doch verlohnt es sich schon im Hinblick auf das Schiller'sche Drama, die Frauen des Wallenstein-Kreises etwas näher ins Auge zu fassen. Freilich hat nach Classiker-Commentatoren, die vieles besser zu machen wissen, der Dichter in den Liebesscenen zu sehr seinem Herzen nachgegeben und die Einheit der Haupthandlung durch die zu stark überwuchernden Familienscenen gesprengt, und seltsamerweise erklärt auch der Romantiker und Dramaturg Ludwig Tieck die in gewissem Sinne an Lady Macbeth erinnernde und doch so eigenartig erscheinende Gestalt der Gräfin Terzky für überflüssig. Wenn aber der Wunsch des Dichters, „die dürre Staatsaction möglichst in eine menschliche Handlung umzuwandeln", oder, um in der Sprache des Prologs zu reden, „dem Herzen menschlich näher zu bringen", ihn die Gestalt des Max Piccolomini als freies Phantasiegebilde schaffen ließ — von der Existenz des später in einer Schlacht gegen die Schweden gefallenen Neffen Octavio's, des Silvio Piccolomini, soll Schiller nichts gewußt haben —, so werden wir uns auch mit den nicht rein erfundenen Frauengestalten des Dramas zufrieden geben müssen; wie denn der Dichter des „Wallenstein" in der gemeinsam mit Goethe abgefaßten, am 31. März 1799 in der Allgemeinen Zeitung erschienenen Anzeige der ersten Weimarer Vorstellung vom 30. Januar des genannten Jahres die Rolle der Gräfin Terzky als wichtig bezeichnete (A. Z. 1799, Nr. 90, S. 385, Sp. 2).

Betrachten wir nun im Stücke zunächst die Herzogin von Friedland, Elisabeth, wie sie von ihrem Gemahl in der uns mehr anheimelnden Form genannt wird, Isabella, wie sie officiell heißt und sich schreibt, so stoßen wir auf das Bild einer Hausfrau des juste milieu, die an ihrem Gatten und an ihrem Kinde voll Liebe hängt, ihre Freude und die Erfüllung ihres ganzen Ehrgeizes im Kreise der Familie sucht und ihr Lebensglück darin findet, ihren Gemahl als treuen Vasallen seines Kaisers, der ihn doch zu solcher Höhe emporgehoben, bei allem äußeren Glanze innerlich zufrieden, ihre Tochter durch Erlangung des Mannes ihrer Wahl glücklich zu sehen. Sie wird daher ängstlich und geräth sogar außer Fassung, wenn sie von den wider seinen Kaiser und Herrn gerichteten Plänen Wallensteins erfährt, die von einem Ehrgeiz eingegeben sind, der nicht mehr „einem mild erwärmenden Feuer, sondern der verzehrend rasenden Flamme" gleicht. — In einer Art typischen Gegensatzes zur Herzogin steht ihre Schwester, die Gräfin Terzky, welche auch bei Schiller, wie vielfach aus dem Stücke selbst und dem Personenverzeichniß hervorgeht, als die Schwester der Friedländerin und nicht als die Friedlands erscheint, wie etwa Meyers Conversationslexikon unter dem Artikel „Terzka" aus der zeitweiligen, nicht im wörtlichen Sinne gebrauchten Bezeichnung der Terzky als „Schwester" seitens Wallensteins, beziehungsweise des letzteren als „Bruder" seitens der Gräfin zu schließen vermeint. Während nun die Friedland nur ruhiges Familienglück genießen will, ist die Terzky von einem unbändigen politischen Ehrgeiz erfüllt. Sie kann den Moment kaum erwarten, um ihrem Schwager die böhmische Krone aufs Haupt zu drücken. Irrthümlich läßt sie der Dichter dies schon bei dem Pfalzgrafen Friedrich, dem „Winterkönig", gethan haben, indem er sie mit der eingangs erwähnten Mutter ihres Gemahls Adam Erdmann, der Maria Magdalena Trzka von der Lippa, verwechselt, auf die sich wohl das Wort Ranke's von Wallenstein, daß er beides, Leidenschaft und Talent, für Landerwerbung besaß und sich der Gelegenheit mit Habgier und Einsicht bediente, anwenden läßt; denn diese Geschäftsdame par excellence leistete während der Nachwehen der böhmischen Rebellion das Möglichste in Güterankauf und Gütertausch. Deren Schwiegertochter also, die Gräfin Terzky, geht im Drama, Therese daselbst genannt, in ihrem politischen Ehrgeiz so weit, daß sie ihren Schwager, den Herzog von Friedland, fortgesetzt anstachelt und dazu treibt, sich mit den Feinden des Kaisers und der Religion, den protestantischen Schweden, zu verbinden, während ihre gut katholische Schwester, die Herzogin, welche schon in der zeitgenössischen Geschichtschreibung als sehr religiös gilt (princeps religiosissima), darüber entsetzt ist, in lutherischen Landen und unter dem Geleite des kaiserfeindlichen Lauenburgers Schutz finden zu sollen. Sieht diese ferner das innige Liebesverhältniß zwischen Max und Thekla mit den Augen der zärtlichen Mutter an und begünstigt es gern, so will wieder die Gräfin es

politischen Erwägungen unterordnen, ja selbst für die hochfliegenden Pläne ihres herzoglichen Schwagers mißbrauchen. Doch versöhnt uns ihr Ende, da die ehrgeizige Dame, um den Fall und den Untergang ihres Hauses nicht zu überleben, Gift nimmt, mit dieser Frauengestalt des Dichters, der seinerseits nicht Tücke und Schadenfreude zu Hauptzügen ihres Charakters machen wollte. Sie strebt, wie er sich in einem Schreiben an den Recensenten Böttiger vom 1. März 1799 äußert, mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Wahl der Mittel nicht verlegen. Er nehme, heißt es weiter, keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handeln würde. Wohlthuender wirkt jedoch jedenfalls die Charakterzeichnung Thekla's, dieser erst aufkeimenden Knospe, die ihrem Geliebten ganz und bis in den Tod treu ergeben bleibt und als ihres Vaters „starkes Mädchen" Pflicht und Ehre höher stellt als das eigene Glück.

In der Wirklichkeit sehen wir aber die behandelten Frauengestalten, die von dem Dichter nicht frei erfunden, sondern nur nach dem ihm zustehenden Rechte und innerhalb der dem Dramatiker gezogenen Grenzen gestaltet sind, nicht in der von ihm dargestellten Weise enden. Die Trzka, die mit ihrem Vornamen Maximiliana und nicht Therese hieß, nahm nicht Gift, sondern vermählte sich nicht lange nach der Katastrophe von Eger wieder mit Johann Wilhelm v. Scherffenberg, aus der Spielberger Linie, kaiserlichem Kämmerer aus dem Herrenstande der niederösterreichischen Landschaft — der in dem Drama erwähnte ist wohl einer von dessen Vettern Gotthard oder Ernst —, nachdem sie die ihr persönlich zugehörigen, beziehungsweise die ihr von ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter, Adam Erdmann und Maria Magdalena Trzka, geschenkten Kleinodien und Mobilien, sowie ihr Heirathsgut, letzteres im Gesammtbetrage von dreißigtausend Gulden, ausgefolgt erhalten hatte (Allgemeine Acten des Wiener Hofkammerarchivs sub December 1635). In einem der angezogenen Schriftstücke bittet sie (sub 20. October 1634) die römische Kaiserin Eleonore aus dem Hause Mantua-Gonzaga, die Gemahlin Kaiser Ferdinands II., in einer Weise, die in grellem Contrast zu den Worten steht, welche sie der Dichter noch im Todesringen sprechen läßt, daß nämlich die Ihrigen sich nicht zu gering fühlten, die Hand nach einer Königskrone zu erheben, als „unterthänigste Unterthanin" um Intercession bei ihrem kaiserlichen Gemahl wegen Restituirung des ihr von den Regierungscommissären sequestrirten beweglichen Gutes, welcher Bitte, wie schon erwähnt, zum Theil willfahrt wurde. Freilich, das ungeheure Vermögen ihres Gemahls Adam Erdmann Trzka, des Mannes der erfolgreichen Werbungen, wie ihn Ranke nennt, der damals fünf Cürassierregimenter, zwei zu Fuß und ein Dragonerregiment zusammengebracht und commandirt hatte, sowie das ihres Schwiegervaters Johann Rudolf Trzka, des Gemahls der schon mehrfach gedachten Maria Magdalena, ging für sie verloren. Die liegenden Güter und einen ansehnlichen Theil des trzkischen Silbers, die Baarschaft und Schuldforderungen erhielten die Getreuen des Kaisers, vornehmlich die höheren Militärs, theils für ihre Kriegsforderungen, theils als „Gnadenrecompens". — Während Maximiliana Trzka aber, die der Politik durchaus fernstand, sich zur Zeit der Katastrophe in Pilsen und Eger aufhielt, weilten ihre ältere Schwester Isabella, die Herzogin von Friedland, welche der Dichter dort mit dem Tode ringen läßt, und deren Tochter Maria Elisabetha, die Thekla des Dramas, in jenem kritischen Moment gar nicht auf dem Schauplatz der Handlung in Böhmen, sondern in Niederösterreich zu Bruck an der Leitha, das gleich dem benachbarten Rohrau, dem Geburtsort Josef Haydns, alter Stammsitz und altes Stammgut der Harrach ist. In mehreren Schreiben an Kaiser Ferdinand II. (Allgemeine Acten des Wiener Hofkammerarchivs sub 8. Juli und 20. October 1634), die in Bezug auf diesen Monarchen durchaus ehrerbietig und loyal gehalten sind, ja selbst dankbare Anerkennung und Vertrauen athmen, beschwert sich die Herzogin darüber und führt lebhaft Klage, daß ihr die für ihren Lebensunterhalt bestimmte, von den kaiserlichen Commissären sequestrirte Baarsumme noch nicht zurückerstattet worden sei, und erhebt Ansprüche auf die ihr von ihrem verstorbenen Mann ausgeworfenen Geldsummen oder auf Güter, die sie schon bei dessen Lebzeiten besessen habe. Der Kaiser befiehlt, ihr die entzogene Baarsumme, die ihr zugehörigen Mobilien, darunter „achtzehn Faß arrestirten Wein", und, gleichwie bei der Schwester, die ihr eigenthümlichen Kleinodien und Silbergeschmeide zurückzugeben —, der andere Theil der Fahrnisse entfiel auf ihren Bruder Grafen Karl Leonhard Harrach, den Begründer der älteren Linie zu Rohrau, und auf ihren Schwager Max v. Wallenstein, den Gemahl ihrer ältesten Schwester Katharina, geborenen Harrach, einen Sohn des Oberstburggrafen Adam v. Waldstein aus der Lomnitzer, Wartenberger Linie und einen Vetter des Friedländers aus der Arnauer Linie, welcher ihn, da er eines männlichen Sprossen entrieth, seinerzeit zum Erben seines großen Fideicommißbesitzes in Böhmen wie auch des mecklenburgischen Reichslehens eingesetzt hatte. Aus dem gewaltigen liegenden Besitzthum des Friedländers erhielt die Wittwe (Allgemeine Acten des Hofkammerarchivs 17. Juni und 16. September 1636, Herrschaftsacten daselbst 3. Mai 1636 und 4. April 1637) das auf dreihunderttausend Gulden bewerthete Gut Neuschloß sammt einem Theil der Stadt Leipa, das Albrecht v. Waldstein gleich vielen anderen confiscirten Rebellen-Gütern nach einem aus dem alten Geschlechte derer von Wartenberg erkauft hatte. Dieses Gut vererbte die Friedland auf ihre um die Zeit der Vorgänge in Pilsen und Eger erst zehn Jahr alte Tochter Maria Elisabetha, welche sich später mit dem Grafen Rudolf Kaunitz vermählte, der als kaiserlicher Rath, Oberstjägermeister in Böhmen und Herr auf Neuschloß erscheint, erst im Jahre 1689 starb und der böhmischen Linie der Kaunitz, wie Fürst Kaunitz-Rietberg der mährischen, angehörte.

Schließlich wollen wir noch kurz zweier Frauen gedenken, welche uns in dem Schiller'schen Drama nicht begegnen und doch wohl hieher gehören. Die eine ist die Gattin des emigrirten Wilhelm Kinsky, durch dessen Hand die Fäden der Verschwörung mit dem französischen Gesandten Feuquières und dem bekannten Zwischenträger Jaroslav Sesyma Raschin, dem Sesin des Dichters, gingen: eine Schwester Trzka's. Sie hielt sich zur Zeit des Abfalls in Pilsen und Eger auf und wußte, ungleich ihrer Schwägerin, der Gattin Trzka's, „um alle des Herzogs Vorhaben und Machinationen", wie sich der zeitgenössische Geschichtschreiber Graf Franz Christoph Khevenhiller, der Verfasser der „Annales Ferdinandei" ausdrückt, und war laut einem anderen Berichte in der Rebellion ärger als ihr Mann. So gut wir einerseits über die Theilnahme dieser „geborenen Trzkin" an der friedländischen Conspiration, so wenig sind wir andrerseits über sie selbst unterrichtet. Schwanken doch die Genealogen zwischen den Namen Elisabeth und Magdalena und geben an, daß sie sich nach der Ermordung Wilhelm Kinsky's mit dem Grafen Ferdinand Maximilian Trautmannsdorf, der in der Folgezeit beim Entsatze Wiens von der Türkenbelagerung am 12. September 1683 heldenmüthig fiel, wieder vermählt habe; welch letztere Behauptung aber chronologische Bedenken erweckt, da doch der eben Genannte ein Posthumus

der Katastrophe von Eger war, und wohl auf Verwechslung mit einer anderen Kinsky oder einem anderen Maximilian Ferdinand Trautmannsdorf, deren es um diese Zeit zwei gab (vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, sub Trautmannsdorf, und Hübner, Genealogische Tabellen, Band II, Tab. 573, 574 und 577), beruhen mag. Mit der früher erwähnten Haltung der Gräfin Kinsky dürfte es vielleicht auch im Zusammenhange stehen, daß wir in den Acten von einer Befriedigung ihrer Ansprüche auf die Verlassenschaft ihres Gatten Wilhelm im Betrage von fünfzigtausend Schock (Herrschaftsacten des Wiener Hofkammerarchivs, Liste der confiscirten Güter [1634]; 1 Schock meißnisch = $1\frac{1}{6}$ Gulden rheinisch) nichts finden.

Endlich kommt noch die Gattin des wilden, ungestümen Feldmarschalls Christian Frhrn. v. Flow oder Illo, wie er bei Schiller genannt wird, „der sich in seines Kaisers Blut will baden", in Betracht. Sie hieß Albertina, war eine geborene Gräfin Fürstenberg aus der Blombergischen oder Kinzingerthal'schen Linie und stammte mütterlicherseits von den Sternberg ab (vgl. für diese Frage neben Hübner, I, Tab. 261 und Wurzbach sub Fürstenberg auch Wißgrill, Der landsässige Adel in Niederösterreich, III). Auch sie erhielt gleich den Wittwen Friedland und Trzka mit ihrer ledigen Schwester und den Brüdern Wratislav und Friedrich Rudolf, den Begründern der Mößkirchner und Stühlinger Linien, alles mit dem Fürstenbergischen oder Sternbergischen Wappen gezeichnete Silbergeschmeide sammt dem ihnen zugehörigen beweglichen Gute zurück (Allgemeine Acten des Wiener Hofkammerarchivs, 2., 18. und 20. December 1634). Das unbewegliche Gut Illo's, welches überhaupt, namentlich aber im Vergleich zu dem Kinsky's, geschweige denn zu dem Friedlands und Trzka's, recht ärmlich erscheint, wurde gleichwie bei den Anderen zumeist unter die Anhänger des Kaisers vertheilt oder, da Illo nur wenig beim Kaufe angezahlt hatte, den ursprünglichen Eigenthümern restituirt (Allgemeine Acten des Wiener Hofkammerarchivs, 10. Jänner und 20. August 1635, 15. Mai 1636; Herrschaftsacten daselbst, 4. April 1637). Albertina vermählte sich wieder mit dem Obersten Priamont, nach dessen Tode zum dritten Mal mit einem Frhrn. v. Nzitschan und starb zu Prag am 10. März 1673.

Wien. S. Gorge.

Die Iskerthalbahn.

Von Paul Leverkühn.

II.

In einem lieblichen, von hohen Felsen umsäumten Thale gelangen wir zur Section III Milkov, einem Häusercomplex, der sein Entstehen der Bahn verdankt. Kein Mensch bewohnte ehemals dieses herrliche Stückchen Erde. Kurz davor überschreitet die Bahn abermals den Isker auf einer jener Brücken, deren Fundamentirung so große Mühe veranlaßt. Um das untere Fundament herzustellen, werden eiserne Kasten von großem Durchmesser in das Wasser gesetzt; das Innere derselben wird durch Einpumpen gepreßter Luft (dazu die Locomobilen!) von Wasser frei gehalten und durch allmähliches Ausarbeiten des Bodens von innen heraus bis zur nöthigen Tiefe versenkt, wobei sich die Arbeiter in comprimirter Luft befinden. Nach dieser „pneumatischen Gründung" erfolgt dann der Unterbau mit Beton und Cement und darauf der Oberbau, die Pfeiler. Schon bei einer geringen Tiefe wie hier (höchstens 8—9 Meter) und einem Druck von nicht mehr als zwei Atmosphären kommen allerhand Unglücksfälle vor.[1]) Wie erwähnt, überbrückt die Linie den Isker 13 Mal. Daß das aber die allerersten Brücken über den Fluß seien, ist eine falsche Annahme aus dem Satze Jireček's:[1]) „Auf dem Isker gibt es von der Umgegend von Sofia angefangen bis zur Mündung nur Fähren und Furten." Es existirt z. B. unweit Sfogia's eine massive, fast zu großartige Brücke auf vier Pfeilern mit mächtigen Eisbrechern. Ferner besitzt Mesdra eine Brücke, die Orhanier und konstantinopolitanische Chaussee, die Eisenbahn nach Philippopel überschreiten den Isker auf Brücken u. s. w. Die neuen Brücken für die Bahn werden aus Deutschland, von der Maschinenbaugesellschaft in Nürnberg, bezogen.

Jenseit Milkov wird das Defilé sehr eng; man hat große Mühe, im Thale selbst zu gehen oder zu reiten, weßhalb es vorzuziehen ist, die zunächst an der linken Thallehne verbleibende Strecke von rechts oben zu beschauen. Wir gelangen zu saftigen Wiesen in der Höhe, selbst zu Kukuruzfeldern und erfreuen uns im Schatten schlankgewachsener, allerdings gräßlich zugestutzter Eichen. Man schlägt nämlich die Aeste und Zweige in brutalster Weise ab, um damit zu heizen oder sie den Ziegen zum Futter zu geben, diesen bergwuchsfeindlichen Hörnerträgern, die durch ihren nie ruhenden Heißhunger so wie so alle Vegetation bedrohen, außerdem aber oft kleine Steinlawinen in Bewegung setzen, welche dem Wanderer im Thale oder später den Glasscheiben der Züge die Existenz kosten können. Auch Nußbäume, Haselnußsträucher, Kastanien, Buchen, Birken und Oleander trifft man an. Die Bauern benutzen höhere Bäume, z. B. Weiden, hier mit Vorliebe als Getreide- oder Heumagazine — ein sehr wunderlicher Anblick! Die Aeste in der Peripherie bleiben stehen, und in ihre freundlichen Arme wird so viel Heu 2c. als möglich gepreßt, das dort, relativ geschützt gegen Wind, Wetter und hungriges Vieh, ausharrt, bis es der Besitzer benutzen will. Man sieht, die Einwohner des Dorfes Opletnia (d. h. Entwicklung) sind vorgeschrittene, entwickelte Leute! In Wahrheit freilich soll die etymologische Bedeutung des Wortes der Flußentwicklung gelten, welche namentlich an dem folgenden Elisena (oder Ilisena) anschaulich wird. Wiederum biegt der Fluß scharf im rechten Winkel nach Osten und empfängt in der Richtung seines bisherigen Laufes den Nebenfluß Gabrovica. Elisena soll Freudenort (Elysium?) heißen und sich besonderer Mädchenschönheiten erfreuen. Wir konnten davon leider nicht das geringste constatiren, sondern fanden dieselben Schopen (Bauern der Umgebung Sofia's) in den gleichen dürftigen Lehm- und Reisighütten, wie in den vorhergehenden Ortschaften. Die Lage dieser beiden Orte, Elisena und Opletnia, ist auf der Kanitz'schen Karte gerade umgekehrt eingezeichnet!

Der Diabas-Porphyrit, der schon vor Elisena eine lange Strecke weit vorherrscht und jenseit des Ortes bis nach Severino, d. h. Ort der wilden Bestien (auf älteren Karten auch Seronino genannt), vorhält, legt den Kunstbauten durch seine ungemeine Härte und Sprödigkeit besondere Schwierigkeiten in den Weg, andrerseits liefert er für die Dämme ein vorzügliches Material und für die Trace ausgezeichneten Schotter. Das Thal ist breiter geworden und bietet bei Severino einen lieblichen Anblick. Die Bahn durchschneidet das Dorf gerade in der Mitte, wodurch ein Bürgerkrieg entflammt ist. Als wir uns in der Trattoria an einem Glas Bier labten, hörten wir von nächtlichen Vergewaltigungen, die sich besonders auf das im Dorfrayon gefällte — und der Eisenbahn gehörige — Holz bezogen. Ein paar Gendarmen stifteten Frieden. Hier finden sich Kornfelder im Thal und anmuthige Halden in den Nebenthälern, welche Hasen, kleine Rehe und Steinhühner beleben.

[1]) Interessante Angaben über dergleichen findet man in einer Abhandlung meines Freundes, des Frhrn. Dr. med. Haller v. Hallerstein in Speier.

[1]) Das Fürstenthum Bulgarien. 1891. S. 229. Dagegen S. 378 die Eisenbahnbrücke erwähnt.

Aber bald engt sich das Thal ganz gewaltig ein, um in die schmalste Schlucht des ganzen Defilés zu treten. Die rothen Conglomerate und Quarzitschiefer beherrschen die Aussicht; nur hie und da durch einen Thalausschnitt gewahrt man hochaufstrebende schroffe Kalkmassen, die in diesem Theil des Gebirges die höchste Erhebung bezeichnen. Hier befindet man sich in einem Längenthale, das parallel mit der Hauptachse des Gebirges (West—Ost) und mit dem Streichen der Gesteinsschichten verläuft. In großen Windungen, welche wieder complicirte Kunstbauten erforderlich machten, geht es zwischen thurmhohen Felsen weiter zum Kloster Cerepiš, das unmittelbar über dem Fluß förmlich in die Kaprotinenkalke hineingebaut ist. Der Fluß bahnt sich mit zwei gewaltigen S-Krümmungen Weg durch diese Felsen, welche, soweit aus Sandstein bestehend, vielfach und in barockſten Formen durch die Fluthen und die atmosphärischen Niederschläge ausgewaschen sind, während die widerstandsfähigeren Kalkbänke in Form ungeheurer Mauern unverändert gegen den Fluß vorstehen und auf den Höhen hochaufragende Felsriffe bilden. Riesige Höhlen am Abhange waren jetzt im Hochsommer gut sichtbare Zeugen der Erosionsthätigkeit während des Hochwasserstandes. Eine dieser Höhlen soll dem letzten Bulgaren-Zaren Sišman, welcher 1382 Sofia an die Türken verlor und 11 Jahre später nach dem Fall Tirnowo's als Gefangener in Philippopel starb, zur Burg gedient haben; sie zieht sich 100 Meter tief zum Wasser herab und bildet eine Verbindung zwischen den Felshöhen und dem Flußbett. Eine andere hochgelegene Burgruine Sišmans findet sich am Oberlaufe des Iskers unweit der Stadt Samakov, westlich vom Eingang der Iskerschluchten. Beiläufig sei erwähnt, daß hier, im Nilokloster, die einzige altbulgarische Urkunde, von demselben Sišman stammend, ein Pergamentchrysobul vom 21. September 1378, aufbewahrt wird, in dem der Klosterbesitz den Mönchen des hl. Nilo bestätigt wird.

Im Kloster Cerepiš ist die IV. und letzte Gebirgssection der Linie etablirt. Gerade hier am Schluß waren ganz bedeutende Schwierigkeiten zu bekämpfen. Das Flußbett ist so eng, daß kein Weg, auch kein Saumpfad darin führt — die Scenerie erinnert einigermaßen an das Bodethal im Harz zwischen Hexentanzplatz und Roßtrappe —; um das Material für die Bahn zu transportiren, durchtunnelte man eine Strecke in den Felsen, nur um einen Weg zu haben, — aber ein Hochwasser in Folge von Regengüssen zerstörte alles derart, daß man den mühsam gewonnenen Pfad wieder verließ. Die Bahn zieht aus einem Tunnel über einen kurzen Damm in einen zweiten Tunnel, hält sich einige 100 Meter oberhalb des linken Ufers auf ziemlich steiler Böschung hin, um in zwei kleinen Tunnelschnitten, je 8 Meter lang, endlich dem Gebirge Valet zu sagen und der Ljutibroder Ebene sich zuzuwenden. Hier zerstörte leider die neue Cultur einen Rest der ältesten! Die Römer nämlich haben in bekannter Findigkeit natürlicher Terrainvortheile an zwei Stellen vor dem eigentlichen Defilé, woselbst die Kalkwände etwa 80 Schritt von einander abstehen, diese Kalkwände unten hart am Flusse und oben auf dem Plateau der Hügel, geschlossen durch starke, trefflich erhaltene Mauern zu einem Castelle mit zwei riesigen Höfen und Gebäuden, für die Besatzung vermuthlich. Diese traditionell „Korintgrad" genannte Feste wurde bedauerlicherweise durch die Bahn durchquert und dadurch stark beschädigt, so daß sich das Dichterwort buchstäblich erfüllte:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Ljutibrod heißt „schlechte Passage", und den Namen verdient in der That der halsbrecherische Saumpfad, den ehemals die Klosterpilger einschlagen mußten. Von der Höhe der Wand in ödem Steingerölle hat man einen imposanten Blick hier in die enge Schlucht, dort in die fruchtbare Ebene; gegenüber dräuen die zackigen, zerklüfteten Felsen, welche die andere Hälfte dieses eminenten Flußthores ausmachen. An ihren Höhen horstet der weißköpfige Geier, welcher dort ungestört und menschensicher vielleicht jahrtausendelang wohnte. Nun kommt der Culturpflug, die Locomotive, welche sich lärmend und polternd ihren Weg schafft. Bei der ersten Sprengdetonation erhoben sich die mächtigen Raubvögel erschreckt von ihren Sitzen. Aber bald sahen sie ein, daß nichts zu fürchten, und seitdem verlassen sie ihre Plätze nicht mehr, wenn einige hundert Meter tiefer das Dynamit und Pulver seine tausendfach echoerweckende Wirkung thut. Als ich, in den Anblick dieser großartigen Natur verloren, auf den Felsen des rechten Ufers kauerte, schwebte und verweilte senkrecht über mir ein Paar dieser Riesen aus der Vogelwelt, welche heutzutage in Freiheit zu beobachten dem Forscher in Europa so selten vergönnt ist. Ob mein an einer Buche angebundenes Pferd, oder eine weidende Kleinviehherde, oder ich ihre Aufmerksamkeit anzog, weiß ich nicht; mit einem Kugelstutzen hätte man den einen herabholen können. In diesen geierbewohnten Felsen spielten sich vor nicht zu langer Zeit blutige Gräuelscenen ab, die gleichzeitig ein ruhmreiches Blatt in der Geschichte des sich befreienden Bulgariens bilden. Christo Bótjow, geb. 1847, ein Lehrerssohn aus Kalofer, der als Seminarist, Dorfschullehrer, Schauspieler, Dichter,[1]) Corrector, Münzfälscher, Casseneinbrecher und Landstreicher ein abenteuerliches Leben geführt hatte, wurde 1874 von Karavelow in das Revolutionswerk eingeführt; mit dem Vojvoden Panajot constituirte er im folgenden Jahre in Bukarest und später in Giurgevo Umsturzcomités, an denen bekanntlich auch Stambulow schon theilnahm. Nach einigen Mißerfolgen führte er die famose Aufrührer-„Legion" nach Vraca, das den Tscherkessen und Türken abgenommen wurde, bis Hassan Pascha mit Verstärkungen eintraf und Vraca wieder besetzte. Bótjow mußte fliehen und erreichte unsre Iskerdurchbruchstelle, woselbst er sich verbarg; Tags darauf (20. Mai / 1. Juni) fiel er in einem Gefechte unter dem Berge Vol durch die Kugel eines weißbärtigen Tscherkessenhäuptlings. Sein Kopf ward nach Vraca geschleppt; sein Skelett bleichte in der Einöde. In Dankbarkeit setzten ihm seine Landsleute in Vraca eine Bronze-Statue, welche ihn darstellt den Degen in der geballten Faust. Hier am Schauplatze dieser Befreiungskämpfe, am Fuße der bulgarischen Roßtrappe, wird eine Haltestelle errichtet werden, die dem Bädeker-schwingenden Touristen jedenfalls hochwillkommen sein dürfte. Im übrigen sind einstweilen nicht viel Stationen vorgesehen. Kurilo, am Eintritt aus der Ebene, sehr erwünscht für die Sofianer Ausflügler und Badelustigen, Sfogia (33 Kilometer), als angenehmer Rastort für Picknicks, Elisena und zum Schluß Cerepiš. Die Häuser, welche wegen des gänzlichen Mangels an Unterkunftsplätzen während des Baues der Bahn errichtet werden mußten, bleiben stehen und werden wahrscheinlich in den Betrieb übernommen werden als Lagerhäuser, Schuppen, Dienstwohnungen für das Personal. Auch die drei in Barackenstil gebauten Hospitäler dürften passend verbleiben.

Zu den getreuen Begleitern jeder Eisenbahn gehört die Telegraphenleitung, welche meistens nach Vollendung des Bahnbaues angelegt wird, da man dann die Isolatoren überall anbringen kann (z. B. in Tunnels), und ferner, weil man auf den Schienen am bequemsten und billigsten das Material von Telegraphenstangen, Isolatoren, Draht, Glocken 2c. an Ort und Stelle bringen kann. In seltenen Fällen baut man Bahn und Leitung gleichzeitig, so z. B. auf jenen phantastischen Riesenstrecken von Ocean zu Ocean,

[1]) Er gab mit Stambulow zusammen revolutionäre Lieder heraus, die 1880 in zweiter Auflage in Philippopel erschienen.

wo die rauchende Locomotive alles für den Bau heranschleppt und kaum 100 Meter vor der zukünftigen Trace, d. h. inmitten der Prärie Halt macht. Dabei ist natürlich stets nur eine sehr geringe Arbeitsentfaltung möglich. In noch selteneren Fällen geht das eiserne Gespinnst dem eisernen Brautringe voraus. Müssen wir nicht z. B. annehmen, daß eines Tages der imposanten australischen Ueberland-Telegraphenlinie von 3157 Kilometer Gesammtlänge eine Ueberland-Bahn folgen wird? Bei dem damit verglichen bescheidenen Isker-Unternehmen überflügelte ebenfalls die elektrische Leitung den ersten Zug. Aber aus anderen Gründen. Für das Telegraphennetz Bulgariens erschien eine möglichst schnelle Verbindung des Nordens und Südens sehr erwünscht, weßhalb man darauf drang, sobald als ausführbar eine Leitung und zwar für Telephon zu erhalten. Es bedarf nach der Terrainschilderung, welche der freundliche Leser bis dahin verfolgt hat, keiner breiten Auseinandersetzung, um darzuthun, daß eine solche vorzeitige Leitung nur mit außerordentlichen Beschwerden anzulegen war. In den unwirthlichen Balkanthälern mußten schwerfällige Büffel auf Schlitten, dem hier landesüblichen Bergfahrzeug, und Tragthiere die Telegraphenstangen heranführen; in die luftigen Höhen oberhalb zukünftiger und im Bau begriffener Tunnel, Fenster und Einschachtungen schleppten bis zu 8 Mann an einer solchen Stange, um sie oft mit größter Mühe und Gefahr in den felsenharten Boden zu versenken; hiezu waren oftmals Sprengungen erforderlich; mehrfach ereigneten sich Unglücksfälle. Da es sich zunächst um zwei Telephondrähte handelte, mußte man die Abstände zwischen je zwei Stangen vermindern, weil der Telephondraht bei gleichem Querschnitt nur etwa halb so fest ist, als Telegraphendraht (Eisendraht), weßhalb er mehr Unterstützungen bekommen muß. Zum Telephondraht nimmt man gern Kupferdraht, da er die Elektricität etwa 7 Mal besser leitet als Eisendraht; dafür ist er allerdings auch 7 Mal theurer als jener. Für die Tage vom 18. bis 21. August 1895 a. St. war die Weisung von der Regierung an die Direction des Bahnbaues, von dieser an ihre Sectionschefs, von diesen an die Unternehmer, von diesen an die Constructeure, Aufseher und Arbeiter ergangen, alles zu vermeiden, was die Leitung stören könnte, denn in dieser Zeit sollte die Telephonverbindung Tirnograd-Varna, Varna-Schumla, Schumla-Roman, Roman-Sofia amtlich erprobt werden. Mit Genugthuung meldeten die Tageszeitungen das Gelingen des Versuches, bei welchem, wie bei jedem wichtigen Ereigniß in diesem Lande der Orthodoxie, die griechisch-katholische Geistlichkeit feierlich theilgenommen hatte, zusammen mit dem Ministercollegium, den Spitzen der Behörden in den verschiedenen Städten und — als Hauptperson — dem eigentlichen geistigen Vater des ganzen Unternehmens: dem Landesfürsten!

Nach dieser Betrachtung des Bahnbaues und seiner Dependancen erübrigt noch ein Blick auf die Erbauer. Eine nicht sehr individuenreiche, aber sehr wetterfeste, harte Nation hat im Laufe der letzten Decennien das Monopol des Bahnbaues gewissermaßen an sich gerissen; man findet den Italiener im zinkblendegrauen Wasser des Harzstollens, wie an der quecksilbervergifteten Gebirgsstraße in Spanien, unter dem schneeigen Gipfel der Alpen, wie in der glühenden Sonne Algiers und Tunis'. Auch hier im Balkan nistete er sich ein, der fahrende Geselle, welcher sein Obdach so lange bewacht, als die Tagesarbeit ihm Brod einbringt, um kurze Zeit darauf, wie der Zigeuner, sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen. Etwa die Hälfte aller an der Strecke Sofia-Roman beschäftigten Arbeiter in einer Gesammtzahl von über 5000 sind Italiener, namentlich aus Piemont, die andere Hälfte setzt sich zum weitaus größten Theile aus Macedoniern unter türkischer Oberhoheit, Croaten und einigen wenigen Montenegrinern zusammen. Demnach fehlen die Landeskinder bei einem so nationalen Werke? In der That ist der Bulgare auf Grund jahrhundertelang gewohnter, unrationeller Ernährung noch nicht solchen schweren Arbeiten, wie dem Schwingen eines 6 Kilo schweren Minenhammers, dem Fundamentiren in comprimirter Luft unter dem Wasserspiegel, oder dem Tunnelziehen gewachsen. Er lebt von Brod, Bohnen und Paprika und liebt naturgemäß keine große Anstrengung. Vier Bulgaren leisten nicht so viel, als ein italienischer Bahnarbeiter, dessen Lohn auch vierfach höher ist, als jener für einen landesgeborenen Taglöhner. Dafür ißt der Italiener aber auch Fleisch und nahrhafte Kohlehydrate und hat jedenfalls einen der physiologischen Norm weitaus näher stehenden Stoffwechsel als der Bulgare. — Die Macedonier sind geschickte Erdarbeiter und werden hauptsächlich als solche verwendet. Ein verschwindend kleiner Bruchtheil Einheimischer endlich dient zu Botengängen, Transportführen u. dgl.

Die Chefs der ganzen Anlage sind Franzosen, associirt aus Formrücksichten mit einem bulgarischen Ingenieur. Monsieur Guilloux, der verdiente Leiter, studirte schon vor 14 Jahren die Chancen dieser Strecke an Ort und Stelle. Er ist ein bekannter Pionier auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues, wofür die von ihm geschaffenen Linien Eydtkuhnen-Pskow, Predeal-Plojesti, sowie die Gebirgsbahn quer durch die Guadaramakette Zeugniß ablegen. Seine Beamten, meist Franzosen, sind ein munteres, gastfreies Völkchen, welches in den verschiedensten Theilen der Welt gewirkt hat, was in der Unterhaltung in interessanter Weise zu Tage tritt. Dieser vergleicht seine Erlebnisse vom Rande der Sahara, jener berichtet aus Tongking, ein dritter von den Anden u. s. f. Manch einer muß seine Gesundheit und sein Leben im Dienste des Culturwerkes lassen! Theilweise führten wirklich unverschuldete Unglücksfälle, wie Steinlawinen, durch weidendes Vieh in Bewegung gesetzt, vorzeitig oder zu spät explodirende Minen, Abstürze in den reißenden Isker, endlich Sumpffieber und Erkältungen den Tod herbei; theilweise muß man der fabelhaften Sorglosigkeit im Umgang mit schwerem und gefährlichem Handwerkszeug und Maschinen die Schuld an so manchem Unglücksfall zumessen. — Ein Stab von drei (bulgarischen) Aerzten und 10 Lazarethgehülfen, denen zwei Hospitäler zu 20 Betten und drei Ambulanzen zu sechs Betten nebst Instrumentarien und Feldapotheken zur Verfügung stehen, sorgt für das Wohl der Colonie. Die Wohnungen der Beamten sind durchweg neu gebaut, auch die Baracken und Unterkünfte der Arbeiter verhältnißmäßig gut und hygienischen Ansprüchen genügend eingerichtet.

Mit der Vollendung dieser Bahn und ihrer Fortsetzung nach den größeren Centren Nordbulgariens gewinnt der junge aufstrebende Staat ganz bedeutend. Die Truppen von der Donau her können in wenigen Stunden die Landeshauptstadt erreichen und beschützen; die Grenzen nach Norden und Westen hin gewinnen eine erhebliche Befestigung durch die neue Verbindung. Es liegt ferner nahe, an eine Verbindungsbahn Mesdra-Widin zu denken, wodurch eine neue Sicherheit gegen Serbien gewonnen werden würde. — Für den Handel Nordbulgariens und seine reichen Naturschätze, die bisher dem Exporte verschlossen blieben, eröffnet sich eine neue Zukunft. Hat in früheren Zeiten der Bauer das Getreide auf dem Halme verfaulen lassen, weil es sich nicht lohnte, es zu dreschen bei höherem Transportpreise als Eigenwerthe, so wird er jetzt eine Ausfuhrschleuse haben, die seinen und des Landes Reichthum vermehren hilft. In die so schwer von Süden her zugänglichen Balkanthäler wird andrerseits neues Leben, Fortschritt, Cultur, Maschinen, mit dem Dampfe und dem

durch Perniker Kohle gespeisten Eisenrosse vermehrt eindringen. Endlich aber findet der Naturfreund und stille Bewunderer der Schönheiten der Gotteswelt ein Thor geöffnet, das ihm reichlich ungeahnte Herrlichkeiten erschließt; er wird diese Balkangipfel besteigen, welche bisher nicht einmal Namen trugen, er wird in den Buchen-, Birken- und Eichenhainen, am Getöse der Wasserfälle, auf weichen Matten beim Gesange der Ringdrosseln und im Anblick der echt orientalischen Blauracken sich erfreuen und die Zahl der blasirten „Europamüden" vermindern helfen.

Sofia, 31. August / 12. September 1895.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. Georg Hirschfeld. Der Bergsee. Dresden, Georg Bondi, 1896. — Epischer Versuch eines begabten, noch nicht fünfundzwanzigjährigen Neulings, der über den Kreis der Freien Bühne hinaus mit seinem Stück „Die Mütter" in Berlin Aufsehen erregte. Vielfach im Bann von Ibsens Rosmersholm, dessen Fabel sich, in Einzelheiten anders gestaltet, in einem Phantasiedorf abspielt. Der Schauplatz der seltsamen Begebenheiten ist — obwohl einmal „Mariä Worte an den Pilger" aus der Kirche Mariahilf in Mondsee (Salzkammergut) angezogen werden — irgendwo zwischen dem Mälarsee und dem Lago Maggiore, wenn nicht gar in irgend einer von Selenographen noch unerforschten Region: denn als leibhaftige Bauern sind der weise Blinde, Waland, so undenkbar, wie sein zuerst durch einen schurkischen Fabrikdirector entehrtes, hernach durch Waland entsühntes, dann in Gedanken sündiges, zuletzt als Selbstmörderin endendes Weib. Wer hier parodiren wollte, vermöchte in der Regel gegen die Unnatur des Urtextes nicht siegbaft aufzukommen. Hart an die Caricatur streifen auch die beiden Leute, denen, — Ibsenisch analytisch — die Vorgeschichte des bäuerlichen Paares vorerzählt wird: ein berühmter Künstler, Namens Weltmann, und der Milchbart Faber, der nicht weiß, ob ein Poet oder ein Maler in ihm steckt. Und doch — trotz aller mit Händen zu greifenden Unarten und Gebrechen, aller gesuchten und ungesuchten Abhängigkeit zum Trotz, meldet sich in Naturschilderungen und lyrischen Stimmungen, in charakteristischen Zügen und gescheiten Wendungen so viel selbständige Begabung und jugendliche Schöpferkraft, ein so redliches Wollen und poetisches Stammeln, daß „Der Bergsee" verdient, gelesen und wieder gelesen zu werden. An abenteuerlichen Worten darf man sich dabei nicht zu sehr stoßen. Wenn einmal in einem Gleichniß das hohe Lied, wie „Sünde in der Bibel", erwähnt wird, kann man sich darüber noch allerhand Gedanken machen. Dunkler bleibt dem Durchschnitts-Philister, wie Unsereinem, der folgende Aphorismus: „Christus war ein Genie. Das erste Weltgenie vom Abgrund der Schönheit bis hinauf zur Höhe der Häßlichkeit. Wir sind am Rande — bald wenigstens. Das zweite Genie wird erwartet. Von der Höhe der Häßlichkeit — bis zum Abgrund der Liebe." Den Sinn dieses Unsinns werde ich voraussichtlich zeitlebens nicht enträthseln. Die Schuld liegt offenbar an mir.

βλ Joseph Texte: J. J. Rousseau et les Origines du cosmopolitisme littéraire. Etude sur les relations de la France et de l'Angleterre au XVIII siècle. Paris, Hachette 1895. — Dieses überaus fleißig gemachte Buch ist ein lehrreicher Beitrag zur Literargeschichte des 18. Jahrhunderts. In seiner Einleitung sagt der Autor, welcher Zweck ihm dabei vorschwebte: „Der Nachweis, daß J. J. Rousseau am meisten dazu beigetragen hat, uns den Geschmack an den nordischen Literaturen einzuflößen und uns von ihrer Unentbehrlichkeit zu überzeugen, das ist der Entstehungsgrund dieses Buches." Dieser Satz ist nur mit der Einschränkung gültig, die Hrn. Texte sehr wohl bekannt ist: von den nordischen Literaturen hat J. J. Rousseau nur die englische gekannt und „der Genius des Nordens" begann für ihn nicht etwa bei Shakespeare, sondern bei Thomson, Young, Richardson und Sterne. „Die Seele von Clarissa Harlowe," sagt Leslie Stephan, „war ausgewandert in die Seele von Julie", und die Melancholie von Young bezauberte Saint-Preux. Wenn die Romantik, wie Brunetière meint, wirklich „eine Empörung gegen den Geist der latinisirten Racen" gewesen ist, dann, sagt Hr. Texte, gebührt Rousseau die Ehre, zuerst die Fahne der Empörung erhoben zu haben. Allein für die Kenntniß englischer Zustände, Ideen und Schriften hatten Bayle, Voltaire und Prévost die Wege gebahnt und den politischen Geist der Engländer haben wenige so durchaus mißverstanden wie J. J. Rousseau, der Verfasser des Socialcontractes, der Zeitgenosse von Lessing, der unter allen Deutschen nur den Schweizer Geßner kannte.

* Dem neuesten Heft der vortrefflichen „Ungarischen Revue", die Prof. Dr. Karl Heinrich mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgibt (Budapest, Friedrich Kilian), entlehnen wir als von allgemeinem Interesse für unsre Leser den nachstehenden, vom Generalsecretär Koloman v. Szily am 12. Mai d. J. erstatteten Bericht über die Thätigkeit der genannten Akademie i. J. 1894.

„Das Jahr 1895 kann ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte der ungarischen wissenschaftlichen Literatur werden. Am 30. September d. J. läuft der Termin der aus der Spende des Directionsraths- und Ehrenmitglieds Andor Semsey ausgeschriebenen Preisconcurrenzen ab. Wir hoffen nicht, daß alle zehn Preisaufgaben zum ersten Termin glücklich gelöst sein werden. Es wird als ein Ereigniß betrachtet werden können, wenn die ungarische Literatur diesfalls auch nur zwei bis drei wissenschaftliche Handbücher gewinnt. Die Vergangenheit und Gegenwart, das Volk und den Boden, die natürlichen Verhältnisse, die Thier- und Pflanzenwelt unsres Landes betreffend, haben sich seit der Gründung der Akademie so viele Materialien und Daten aufgehäuft, daß eine systematische Aufarbeitung, organische Zusammenfassung derselben, wenn auch nur im Bereiche einiger Wissenschaften, auf die weitere Entwicklung unsrer wissenschaftlichen Literatur von außerordentlicher Wirkung sein wird. Diese Handbücher werden nicht nur Grenzsteine unsres heutigen Wissens, sondern zugleich Wegweiser zur weiteren Material- und Datensammlung sein, welche in der Wissenschaft nie aufhören kann.

Diese Thätigkeit ist in unsrer Akademie auch im abgeflossenen Jahre eifrig vorwärtsgegangen. In der I. Classe ist namentlich die ungarische Sprachwissenschaft, dieser wahre Stolz unsrer Akademie, wieder durch zahlreiche Beiträge vermehrt worden. Besonders interessant und für die ungarische Sprachgeschichte hochwichtig war der Vortrag des c. M. Julius Nagy „Ueber die neuerlich entdeckten Theile des Königsberger Fragments". Aus den Zeiten vor dem 15. Jahrhundert waren im ganzen zwei ungarische Texte bekannt gewesen: die Leichenrede und jene neun Zeilen des Königsberger Fragments, welche auf dem Vorsatzblatt eines dortigen lateinischen Codex 1863 entdeckt wurden. Nun hat im März 1894 der gelehrte Director der Königsberger Universitätsbibliothek, Dr. Schwenke, aus dem Einbande jenes lateinischen Codex fünf Pergamentstreifen ausgeschieden, welche auf beiden Seiten mit ungarischer Schrift von derselben Hand, welche die seit 1863 bekannten neun Zeilen geschrieben, bedeckt sind. Es gehörte eine wahre paläographische Bravour dazu, in die auf diese schmalen Streifen geschriebenen, dies- und jenseits beschnittenen ungarischen Wörter alterthümlicher Form einen zusammenhängenden Sinn hineinzubringen. Und dies hat unser Genosse Julius Nagy gethan und damit unsern Linguisten eine sie noch lange zu beschäftigen berufene Arbeit aufgegeben.

Hier erwähne ich ferner die Sammlung des Wortschatzes der ungarländischen Latinität, jener Sprache, in welcher acht Jahrhunderte hindurch unsre Könige zu ihren Völkern redeten, unsre Reichstage ihre Gesetze schufen, unsre Richter Urtheil sprachen, unsre Vorfahren den Unterricht erhielten, schrieben und untereinander (außerhalb des Kreises der Familie und des gemeinen Volkes) auch conversirten. Die uns als Pflicht obliegende große Aufgabe der Sammlung des Wortschatzes dieser Sprache hat glücklicherweise unser gelehrter Genosse, correspondirendes Mitglied Anton Bartal auf sich genommen und arbeitet, nach abgeschlossener verdienstvoller Lehrthätigkeit, in seiner Dorfeinsamkeit mit solchem Eifer an diesem großen Werke, daß wir von ihm die Vollendung desselben erwarten dürfen.

Ich kann die gegenwärtige Thätigkeit der sprachwissenschaftlichen Classe am besten mit dem Ausdrucke: stille, aber unablässige Thätigkeit charakterisiren, nachdem der große Kampf um die Frage: ob die ungarische Sprache eine ugrische oder türkische Sprache sei, zur Ruhe gelangt ist. Die scharfen Gegensätze haben sich ausgeglichen, unsre Sprachgelehrten erkennen nun einmüthig die ungarische Sprache als eine ihrem Wesen, ihrem ganzen Bau nach ugrische Sprache mit eingesprengten türkischen Elementen. Der Streit dreht sich nur mehr um die Frage, wann und wo diese Volks- und Sprachmischung stattgefunden habe, also eine mehr ethnische und historische

Frage, bei deren Lösung natürlich auch der vergleichenden Sprachwissenschaft eine große Rolle zufallen wird.

In der II. Classe haben sich sowohl die Historiker, als auch die Nationalökonomen und Rechtsgelehrten in ihren Vorträgen zumeist mit Fragen vaterländischen Bezuges beschäftigt. Die Philosophie ging, bis auf zwei Gastvorträge, leer aus.

In den Sitzungen der III., mathematisch-naturwissenschaftlichen, Classe war auch in diesem Jahre die Zahl der Vorträge, weil das Haupterforderniß derselben hier nicht die detaillirte Erörterung, sondern die kurze Formulirung der Ergebnisse ist, weit größer als in der I. und II. Classe zusammengenommen. Von den etwa 50 Vorträgen gehörten 15 in den Kreis der medicinischen Wissenschaft, vornehmlich der Physiologie.

Von den in unsern Sitzungen vorgetragenen Arbeiten erscheint der größte Theil im Selbstverlage der Akademie. Es gibt auf der Welt keine Akademie der Wissenschaften, welche jährlich so viel herausgäbe, wie die unsrige. So haben wir z. B. im verflossenen Jahre nicht weniger als 59 — im ganzen 940 Druckbogen oder etwa 31 gewöhnliche Bände füllende — Werke herausgegeben. Manche mögen vielleicht in diesen 31 Bänden in einem einzigen Jahre einen Ruhm der Akademie erblicken; ich sehe darin bloß die Unentwickeltheit der ungarischen literarischen Verhältnisse. Die ausländischen Akademien geben außer ihrem Anzeiger (Sitzungsberichte, Comptes Rendus, Proceedings) und Abhandlungen (Denkschriften, Memoires, Transactions) keine anderen Werke, höchstens noch im Auftrage der Regierungen Monumenta heraus; das übrige insgesammt der Privatunternehmung (wenn nöthig auch mit materieller Unterstützung) überlassend. Diese unsre jährlichen 20—30 Bände bezeugen nur, daß sich bei uns für die Herausgabe mehr abstract-wissenschaftlicher Werke selbst bei materieller Subvention kein Unternehmer findet und — damit sie dennoch erscheinen können — unsre Akademie selbst für ihre Herausgabe sorgen muß. Wenn sie demnach die Herausgabe solcher wissenschaftlicher Werke, welche auf weitere Verbreitung rechnen können, mit voller Bereitwilligkeit der Privatunternehmung überläßt — da sie nicht die Aufgabe hat, den Verlegern Concurrenz zu machen —, entsagt sie schon im vorhinein der Verbreitung ihrer Publicationen in weiteren Kreisen.

Trotz alledem nimmt das Interesse für die Publicationen unsrer Akademie von Jahr zu Jahr zu, was nicht allein aus der stetigen Zunahme der Abonnenten unsres Büchereditions-Unternehmens, sondern auch aus der jährlichen Zunahme der für die verkauften Publicationen einfließenden Geldsummen erhellt.

Diese neue Form des Interesses für die Akademie wird jene ältere Form, in welcher sich dasselbe traditionell immer wieder und wieder offenbart, nicht verschwinden machen, ja dieselbe gewiß verstärken. Es ist eine seit langem angenommene patriotische Sitte der Besseren der ungarischen Societät, daß sie an bedeutenderen Wendepunkten ihres Lebens oder im ernstesten Augenblick desselben, unsrer öffentlichen Anstalten und darunter auch unsrer Akademie, mit Spenden oder Vermächtnissen gedenken. So wurde das Stiftungscapital der Akademie im verflossenen Jahre durch Moriz Jókai anläßlich seines Autor-Jubiläums mit 1000 fl., durch Fürstprimas Claudius Vaszary mit 5000 fl., durch Bodencreditanstalts-Director Julius Forster im ganzen mit 27,500 fl., durch das Legat weiland B. Joseph Rudics mit 90,000 fl., durch die Stiftung auf den Namen des **Dr.** Heinrich Pollák mit 6000 fl., durch weiland Anastasius Tomori mit 10,000 fl. und durch den gewesenen Vicegespan und Reichstagsabgeordneten Franz Kovács mit 2000 fl., ferner von Alexander Vigyázó de Bojár und Gemahlin geb. Baronin Susanne Podmaniczky durch eine auf den Namen ihres dahingeschiedenen Sohnes Alexander Vigyázó de Bojár jun. gemachte Stiftung von 20,000 fl. ö. W. vermehrt. Anknüpfend an diese Bereicherungen des Stammvermögens der Akademie kann ich nicht umhin, der Ungarischen Bodencredit-Anstalt, welche nun seit fünfundzwanzig Jahren das Vermögen der Akademie nicht nur mit musterhafter Pünktlichkeit, sondern auch mit wahrhaft patriotischer Opferwilligkeit verwaltet, anläßlich der Vierteljahrhundertwende dieser ihrer Thätigkeit den schuldigen Dank der Akademie auch vor der Oeffentlichkeit auszudrücken.

Ich weiß, daß die eben verlesenen Daten am meisten die Aufmerksamkeit eines guten Theils des ungarischen Lesepublicums erregen werden. Siehe da, 140,000 fl. Zunahme des Stiftungscapitals binnen eines Jahres. Diese unsre Akademie ist denn doch steinreich; es gibt vielleicht gar keine reichere als sie! Dieser Gedanke schmeichelt der nationalen Eitelkeit, und was dieser schmeichelt, wie schief es auch sei, davon lassen wir nicht so bald ab. Ich würde umsonst erzählen, daß die Pariser Akademie nach dem Herzog Aumale 20,000,000 Francs, die Wiener Akademie nach einem Wiener Bürger ungarischer Herkunft im Vorjahre 1,200,000 Gulden geerbt hat; ich würde umsonst beweisen, daß das halbe Vermögen der Akademie in den prächtigen Palast hineingebaut ist; ich würde vergebens ausweisen, wie viele nationale und wissenschaftliche Aufgaben ihre Lösung, bis die Reihe an sie kommen kann, von unsrer Akademie erwarten. Ein großer Theil des ungarischen Lesepublicums glaubt die vom Reichthum der Akademie verbreitete Legende, weil es sie gern glaubt; mein schwaches Wort würde diesen Glauben doch nicht ausrotten.

Mit diesem traurigen Bewußtsein gehe ich zum Schlußtheil meines Berichtes: zur Aufzählung der von der Akademie durch den Tod erlittenen Verluste. Kaum eine Woche nach der vorjährigen Jahresversammlung am 14. Mai, verschied Baron Nikolaus Vay, seit 1841 Mitglied unsres Directionsraths. Er war bereits ein 23jähriger Jüngling, als Graf Stephan Szechenyi und seine Genossen (darunter auch ein Vay) die Ungarische Akademie der Wissenschaften gründeten. Die Begeisterung, welche 1825 die ganze Nation für die Akademie erfüllte, prägte sich tief der Seele des Jünglings ein. In keinem Abschnitt seiner langen und glänzenden politischen Laufbahn ermattete in ihm das sorgsame Interesse für die Akademie. Solange es nur sein Alter und seine Gesundheit erlaubte, blieb er nie unsern Directionsrathssitzungen fern. Und von hier (dies war sein Wunsch), aus der Säulenhalle der Akademie begleitete ihn die Verehrung und Dankbarkeit der Akademie an den Ort der ewigen Ruhe. — Außer ihm verlor im Laufe des Jahres die Akademie 7 auswärtige und 9 interne (1 ordentliches und 8 correspondirende) Mitglieder durch den Tod.

Den Platz der hingesunkenen Stämme nehmen frische Schößlinge ein. Ob aber das Verlust- und Gewinnconto nicht eine Abnahme des Bestandes zeigt? Vielleicht noch nicht, aber möglicherweise bald ja! Im ganzen Lande wird an den Mittelschulen über Professorenmangel geklagt und in manchen Fächern auch bereits an den Universitäten. Der Professorenmangel zieht aber natürlicherweise den Gelehrtenmangel nach sich. Denn wenn wir gezwungen sind, die jungen Lehramtscandidaten, sobald sie die formale Qualification erworben haben, auf den Lehrstuhl zu setzen, berauben wir sie in den meisten Fällen der Möglichkeit, in ihrem Fache weiter fortzuschreiten und ihren Gegenstand auch wissenschaftlich zu cultiviren. Die Fürsten Siebenbürgens haben vor Jahrhunderten und der erste Unterrichtsminister Ungarns nach dem Ausgleich in großer Anzahl junge Talente auf ausländische Universitäten geschickt, um sich weiter zu bilden.

Später wollten wir auch auf diesem Gebiete sparsam sein. Jetzt sehen wir bereits die drohenden Gefahren der am unrechten Orte angewendeten Sparsamkeit und möchten die Versäumniß zweier Jahrzehnte gutmachen. Unser Genosse Wilhelm Fraknoi gründet in Rom ein ungarisches Institut für junge Historiker; Julius Forster macht zu demselben Zweck eine größere Stiftung und im Budget des Unterrichtsministeriums ist eine ansehnliche Summe für ausländische Reisestipendien aufgenommen, damit nicht bloß die Lehrer moderner Sprachen, sondern Lehramtscandidaten und junge Professoren aller Fächer sich weiterbilden können. Jünglinge meines Vaterlands, die ihr euch der wissenschaftlichen Laufbahn widmet, begnügt euch nicht mit der ersten Frucht eures Fleißes: dem Diplom; wenn ihr es thun könnt, geht auch auf ausländische Universitäten; lernt dort das echte wissenschaftliche Leben kennen und saugt den echten wissenschaftlichen Geist in euch; euer ungarisches Herz, eure ungarische Seele wandle denselben in ungarischen Geist um, und tretet so an die Stelle der Dahingegangenen und entwickelt so das ungarische wissenschaftliche Leben weiter!" —

* Wie läßt sich der dringende Bedarf unsrer Universitäten an „positiven Professoren" am leichtesten decken? Antwort ertheilt auf diese düster brennende Frage Hr. Superintendent Holzheuer in der „Evang. Kirchenztg." folgendermaßen: „Die Sorge, es würden unter den im geistlichen Amte wirkenden Theologen nicht Persönlichkeiten in ausreichender Anzahl vorhanden sein, die derartig in wissenschaftlicher Arbeit stehen, um die theologische Wissenschaft auf einer Universität vertreten zu können, ist nicht begründet. Um ganz Einwandsfreie zu nennen, verweisen wir nur auf Männer wie Kögel und Stöcker. Würde nicht Kögel, den die zünftige Wissenschaft vielleicht nicht als „Fachmann" in irgend einer theologischen Disciplin gelten lassen wird, seinerzeit nebenamtlich in der neutestamentlichen Exegese und in der Dogmatik akademische Vorlesungen haben halten können, von

denen die Studenten in ganz anderem Maße etwas gehabt hätten, als von diesem oder jenem vollgültig im Ring stehenden Vertreter der betreffenden Fächer? Ist nicht Stöcker zu Vorlesungen über Ethik, um nur die zu erwähnen, in einer Weise befähigt, daß diese Disciplin, von ihm gelehrt, alsbald ein Brennpunkt der gesammten theologischen Ausbildung auf der Universität werden würde, in deren Lehrkörper er, wenn auch ebenfalls nur nebenamtlich, einträte?" Wir stimmen zu, erlauben uns jedoch hinzuzufügen, daß wir das Hauptgewicht auch bei Stöckers künftiger Moralprofessur auf die jetzt so beliebten praktischen Seminarübungen gelegt sehen möchten, etwa wöchentlich zweistündig, die übrige Zeit bleibe der Erholung gewidmet. — Direct reicht indessen ein schwäbischer „Positiver" der sinkenden Hochschule seines Landes die Retterhand. Man liest im Inseratentheil des „Schwäb. Merkur": „Der Unterzeichnete bietet den Studenten der Theologie in Tübingen (ohne die Studenten anderer Facultäten auszuschließen) in dem bevorstehenden Winter am Dienstag Morgens 10 bis 11 und Abends 5 bis 6 und am Mittwoch Morgens 8 bis 9 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung an über die Bedeutung des Gesetzes Moses im Lichte der heiligen Schrift. Das Local wird noch näher bekannt gemacht. Er steht bei diesen Vorlesungen auf dem Boden der völligen Wahrhaftigkeit der heiligen Schrift und dem großen Consensus der reformatorischen Bekenntnisse. Er wird nicht Polemik gegen Tübinger Gelehrte führen, sondern die Ergebnisse seiner theologischen Arbeiten mittheilen, von denen er in aller Bescheidenheit hofft, daß sie dem Studirenden in der Verwirrung und dem Unglauben der Zeit einen klaren Weg zeigen werden, der ihn zu der freudigen Gewißheit leitet, daß er noch heute alle die Verpflichtungen auf sich nehmen kann, die das geistliche Amt von ihm fordert. Er bittet alle die, die die heilige Schrift als wahrhaftiges Wort Gottes ehren, dies sein Bemühen zu unterstützen. Dr. ph. & lic. th. A. Zahn, reformirter Pfarrer."

* **Dorpat einst und Jurjew jetzt!** — „Mit dem Einst und Jetzt unsrer Universitätsstadt," so schreibt die „N. D. Ztg.", „beschäftigt sich der „Rishski Westnik". Das „Einst" schildert das Blatt wie folgt: Einst war die Stadt gewissermaßen der Liebling des ganzen Gebiets, man sprach von ihr in den zärtlichsten Ausdrücken und wie einem verhätschelten Kinde sah man ihr vieles nach, was man keiner anderen Stadt gestattet hätte. Sie galt zu gleicher Zeit für gemüthlich und für groß, für bescheiden und tugendhaft und für feucht-fröhlich, für gelehrt-pedantisch und sorglos-sportsmännisch. Man konnte dort fast alles haben und in nichts stand sie anderen Städten nach — so versicherten ihre begeisterten Verehrer. Eine Quelle der wissenschaftlichen Bildung, wissenschaftliche Institute und Vereine, Zeitungen, Theater und Concerte (keine deutsche Berühmtheit, die nach Rußland kam, überging das „Embach-Athen" — erklärten mit Stolz die echten Dorpatenser), Ausstellungen, öffentliche Vergnügungen, sportsmännische Veranstaltungen — Pferde-Rennen, Regatten, Radfahrer-Rennen, Fechten, Turnen — alles hatte man hier (allerdings in bescheidenem Maßstabe), alles blühte hier.... Und jetzt? Wenn den vom Embachufer kommenden Gerüchten Glauben zu schenken ist, hat sich hier vieles verändert. Die sportsmännischen Veranstaltungen gehen zurück — sogar die Pferderennen, die lange Jahre neben der Ausstellung bestanden haben, sind nicht zu Stande gekommen; zurück gehen die öffentlichen Vergnügungen; die Wohlhabenden und Reichen verlassen die Stadt, siedeln nach anderen Orten über oder leben zurückgezogen, und die Unbegüterten können sich keine Vergnügungen gestatten. Zurück geht der Verdienst der Handwerker, der Handel, der Credit; „Krache" werden eine häufige Erscheinung. Theater und Concerte haben kaum noch Publicum. Zurück geht endlich auch, nach Ansicht dieser Pessimisten, die Bildung selbst. — So spiegelt sich unsre Stadt also auch in Gerüchten wider, die dem „Rishski Westnik" zu Ohren gekommen sind. Der „Rishski Westnik" gibt sich aber mit diesem Bilde nicht ganz zufrieden. Er citirt zwei Jurjewer, und diese entwerfen ein ganz anderes Bild: Einiges sei wahr, einiges übertrieben, manches reine Lüge. Die Stadt habe wohl in den letzten Jahren einen etwas öden Anstrich angenommen, die Vergnügungen seien zurückgegangen, man fühle hier überhaupt in allem eine — um im Börsenjargon zu reden — zurückhaltende und flaue Stimmung. Aber da gebe es eben die landwirthschaftliche Krisis, die sich überall fühlbar mache; Krache seien auch früher vorgekommen &c. Auch über den Stand der Bildung äußern sich die Jurjewer. Sie erklären, daß es mit den Schulanstalten viel besser stehe, als früher. Und die Universität? Nun — die befinde sich eben ganz einfach in einer Uebergangszeit und eine Uebergangszeit sei eine unruhige Zeit und Unruhe sei doch ein ungünstiges Milieu für die Wissenschaft."

* **Braunschweig.** Das Staatsministerium berief den bisherigen Docenten für Kunstgeschichte an der sächsischen Kunstakademie zu Leipzig, Dr. E. Flechsig, als Hülfsbeamten an das hiesige Museum. Dr. Flechsig, der diese Stellung bereits angetreten hat, ist zunächst mit der Wahrnehmung der Geschäfte der Sammlung der Kunstdrucke und Zeichnungen (als Nachfolger des verstorbenen Prof. Wessely) betraut worden.

* **Berlin.** Julius W. Braun, geb. zu Eschwege, Verfasser der Werke über Goethe, Schiller und Lessing im Urtheil ihrer Zeitgenossen, ist am 5. October in Halensee bei Berlin im Alter von 52 Jahren verstorben. Trotz langjährigen Leidens war er in den letzten Jahren emsig bemüht, auch aus der französischen periodischen Literatur alles zusammentragen, was an zeitgenössischen Urtheilen in Bezug auf Lessing geäußert worden ist. Das reiche Material wird demnächst zu einem stattlichen Bande vereinigt erscheinen. Daneben fand er Zeit zu poetischer Schriftstellerei. Noch vor Jahresfrist erschien sein Roman „Umsonst gelebt", und ganz kürzlich erst hat er ein fünfactiges Lustspiel „Schiller in Bauerbach" vollendet, das am 9. November seine erste Aufführung am Hoftheater in Kassel erleben soll.

T. **Innsbruck**, 7. Oct. Gestern Abend ist hier Dr. Rudolf Hochegger, Professor der Philosophie und Pädagogik in Czernowitz, nach längerem Leiden im Alter von 33 Jahren gestorben. Geboren in Wien als Sohn eines Regierungsraths, hat er hier studirt und promovirt und hinterläßt im Kreise zahlreicher Freunde ein liebevolles Andenken, wie in der Wissenschaft einen guten Namen. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes", „Ueber die Sprache", „Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit", „Ueber die platonische Liebe", „Ueber Individual- und Socialpädagogik", „Ueber Entstehung und Bedeutung der Blockbücher".

R. S. **Rom**, 5. Oct. Um die Frage nach dem Verbleib der Reste Giuliano's und Lorenzo's de' Medici, der Söhne und Nachfolger Piero's in der Leitung der florentinischen Republik, von denen der erstere am 26. April 1478 als Opfer der Verschwörung der Pazzi fiel, zu entscheiden, sind vorgestern auf Anordnung des Unterrichtsministers durch die Florentiner Denkmäler-Commission Nachforschungen in der Kirche S. Lorenzo vorgenommen worden, die das erwartete Ergebniß gehabt haben. Im Beisein eines Präfecturraths und eines Vertreters des Bürgermeisters, des Priors von S. Lorenzo, des Senators Villari und anderer Koryphäen der Wissenschaft ließ der Baucommissar Del Moro die Statuen der Madonna mit dem Kinde von Michelangelo, des heil. Damianus von Raffael von Montelupo und des heil. Cosmas von Montorsoli, die sich über den Gräbern in der Sagrestia Nuova befinden, beiseite rücken und die Grabplatte aufheben. Es zeigten sich zwei Holzsärge, einer auf dem anderen ruhend. Der obere kleinere war gut erhalten; er trug auf dem Deckel in roh und flüchtig mit Tinte aufgemalten Buchstaben den Namen „Giuliano di Piero di Cosimo de' Medici". Er enthielt ein Skelett, dessen Beine über den Rumpf gebogen waren. Am wohlerhaltenen Schädel waren deutlich zwei Einschnitte von einer scharfen Waffe erkennbar; auch das eine Schienbein wies die Spur eines Hiebes auf. Offenbar sind es die Spuren der Schwerthiebe, mit denen Giuliano im Dome zu Florenz durch die Verschworenen umgebracht wurde. — Der andere Sarg, auf dem man keine Aufschrift erkennen konnte, war stark zerfallen; ebenso der darin befindliche Körper, von dem nur der Schädel besser erhalten ist. Man fand an ihm unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Bildnisse Lorenzo's, des Bruders Giuliano's; u. a. war eine kleine Knochenerhöhung unterhalb der Nase erkennbar, die eine bekannte Eigenthümlichkeit Lorenzo's bildete. — Beide Schädel sind photographirt worden. Die Gebeine wurden hierauf sorgfältig in zwei neue Holzsärge gelegt, in denen auch die Reste des alten Sarges Lorenzo's Platz fanden. Hinzugefügt wurde ein in eine Glasröhre eingeschlossenes Pergament mit dem von allen Anwesenden unterzeichneten Protokoll über die stattgehabte Auffindung und Besichtigung. Außen wurden Zinkplatten mit dem Datum der Auffindung angebracht. Der Sarg Giuliano's wird im Museum aufbewahrt werden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Gewinnbetheiligung ein Mittel zur Förderung des Classenfriedens.

Von Wilhelm Berdrow.

I.

Die Erkenntniß, daß zur Eindämmung der socialdemokratischen und aller verwandten, von den besitzlosen Classen ausgehenden Bestrebungen jede Politik negativer Mittel unzulänglich geworden sei, bildet einen unverkennbaren, schwerwiegenden Zug unsrer jüngsten Zeit. Nicht nur, daß die Nutzlosigkeit, ja die agitatorische Wirksamkeit einschnürender Gesetze oder erweiterter Polizeigewalten allgemein eingesehen wird: es sträubt sich auch in immer größeren Kreisen, welche keine Partei länger aus ihren Reihen fernhalten kann, ein Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit und objectiver Gerechtigkeit dagegen, mit Gewalt Bestrebungen zu ersticken, denen die besten Geister vieler Zeiten einen berechtigten Kern zuerkannt haben. Mehr und mehr krystallisirt sich aus den unklaren Gährungen der Classengegensätze das Princip heraus, nur noch den brutalen oder illoyalen Auswüchsen der Arbeiterbewegung, und diesen allerdings mit unbeugsamer Strenge, entgegenzutreten, im übrigen aber den Wünschen der Arbeiter, soweit sie sich auf die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen beziehen, gewährend zu begegnen, wo immer das möglich ist. Oder mit anderen Worten, es werden derer schnell mehr, welche einsehen, daß den Bestrebungen der socialdemokratischen Führer durch nichts so schnell der Boden abgegraben wird, als durch ein rechtzeitiges Zufriedenstellen der Massen, die gegenwärtig zum großen Theil nicht ohne Grund der Zufriedenheit entbehren. Es gibt eine große Zahl von positiven Mitteln, Zufriedenheit unter den arbeitenden Classen zu säen, von denen ein mehr ideales, der Achtstundentag, früher in diesen Blättern besprochen wurde;[1] nunmehr möge das Problem der Gewinnbetheiligung eine ähnliche Beleuchtung erfahren.

Der Gedanke, daß sich die Willigkeit, der Fleiß und die Anhänglichkeit eines Arbeiters mit Wahrscheinlichkeit heben werden, wenn man seine Leistung nicht nach Art einer käuflichen Waare ohne jedwede individuelle Berücksichtigung bezahlt, sondern ihn durch die Zusicherung eines Theiles der Geschäftsüberschüsse auch persönlich in eine gewisse Interessengemeinschaft mit dem Geschäft bringt, für welches er arbeitet, ist so einfach und folgerichtig, daß man sich wundern müßte, wenn nicht längst der Versuch gemacht worden wäre, ihn zu verwirklichen. In der That finden sich Versuche, den Lohnarbeitern einen gewissen Antheil vom Werthe dessen, was sie geschaffen haben, zu ihrem üblichen Lohn hinzuzufügen, in deutschen Landen schon in den vierziger, in Frankreich in den fünfziger Jahren, während sie in England 1865 aufzutauchen scheinen. Ja gewisse Formen der Gewinnbetheiligung, z. B. auf dem Lande das Ausdreschen des Getreides gegen einen bestimmten Antheil an dem erdroschenen Gut, sind schon Jahrhunderte alt. Doch muß überall festgehalten werden, daß die Gewinnbetheiligung, wie sie jetzt von ihren Vertheidigern gedacht wird, nicht die Entlohnung des Arbeiters durch einen Theil der von ihm geschaffenen Werthe im Auge hat, sondern einen Antheil an dem beim Jahresabschluß nach Abzug aller Unkosten errechneten Geschäftsgewinn, welcher getrennt vom ortsüblichen Lohn und über ihn hinaus dem Arbeiter zu gute kommt. Ob ein solcher Zuschuß zum gewöhnlichen Lohn, der für den Unternehmer zunächst ohne Zweifel eine Einbuße an Gewinn bedeutet, sich praktisch rechtfertigt und ohne Schädigung vom Arbeitgeber ertragen werden kann, das ließ sich allein durch Versuche feststellen. Wenn bei der Schilderung solcher Versuche fast allein auf französische und englische Verhältnisse eingegangen wird, so erklärt sich das daraus, daß in Deutschland die industriellen Unternehmungen bisher eine große Zurückhaltung gegen derartige Experimente bewiesen.

In Frankreich, wo die Gewinnbetheiligung anscheinend zuerst von dem hochverdienten Bauindustriellen Leclaire eingeführt wurde, machte E. Goffinon, ein theoretischer Anhänger Leclaire's, schon in den fünfziger Jahren vorsichtige Ansätze, das System in größerem Maßstabe, in der Baugesellschaft von Barbas u. Comp., praktisch durchzuführen.[1] Seit 1853 wurde mit verschiedenen Systemen der Prämienvertheilung und Gewinnverschreibung an dem Personal des Geschäftes herumprobirt, aber erst 1872 kam es zur endgültigen Einführung einer, in den nächsten zehn Jahren noch mehrmals geänderten Gewinnbetheiligung. Der Antheil am Reingewinn, zu dessen Voraussetzungen eine dreijährige Beschäftigung in der Firma gehört, belief sich durchschnittlich auf 10 Procent des Jahresverdienstes der Arbeiter, obwohl die Firma nur 5 Procent ihrer Ueberschüsse dafür opferte. Anfangs wurde den Leuten ihr Gewinn baar ausgezahlt, dann behielt die Firma die Hälfte davon zurück, gab dafür Sparbücher aus, deren Betrag gut verzinst wurde, im Geschäft Verwendung fand, aber durch den Reservefonds gedeckt wurde. Dieses Guthaben hatte 1890 bei einigen Leuten bereits 3000 Frcs. überstiegen. Dieses Verfahren, das wir in der Folge noch oft wiederfinden, hat für die Arbeiter den Werth, daß sie gleichzeitig zur Sparsamkeit angeleitet werden und einen kleinen Fonds für die Zeit ihrer Arbeitsunfähigkeit erhalten; aber es sicherte gleichzeitig der Firma Barbas einen ungeheuren Einfluß auf ihr Personal durch die Bestimmung, daß der gesammelte Gewinnantheil, der für gewöhnlich in 20 Jahren auszahlbar wird, beim vorzeitigen, durch den Arbeiter veranlaßten Austritt desselben dem Einzelnen verloren geht, indem er auf das Conto der übrigen verrechnet wird. Eine solche Clausel kann unter Umständen die Gewinnbetheiligung zu einer furchtbaren Waffe in der Hand des Arbeitgebers machen, und ist insofern, als eine Herabsetzung des moralischen

[1] Vergl. Beilage 1895, Nr. 9.

[1] Dieses und die folgenden Beispiele sind der „Deutschen Bauzeitung“, Jahrg. 1891, entnommen.

Werthes der ganzen Maßregel, unbedingt zu verwerfen. Trotzdem konnten die Unternehmer über die Erfolge ihres Systems nur günstig berichten: „Unser Verfahren sichert uns einen Vortheil, auf den wir das größte Gewicht legen, — ein seßhaftes Personal, denn nur ständige Arbeiter sind am Gewinn betheiligt. Der Besitz von Sparbüchern mit allmählich wachsenden Zinsen und Einlagen, das Vorhandensein eines wohleingerichteten Hülfsvereins und einer Gewerbeschule für die Kinder, die Bezahlung von Unfallversicherungsprämien durch die Firma, endlich die Sicherheit, das ganze Jahr Beschäftigung zu haben, alles dies zwingt die Leute zur Stetigkeit." — Die Branche der Bauunternehmer scheint übrigens in der Ausübung der Gewinnbetheiligung besondere Vortheile gefunden zu haben, denn in Paris ist eine ganze Reihe von gleichartigen Firmen dem Beispiel der vorgenannten gefolgt. So vertheilt seit 1885 die Firma Mozet u. Delalonde 10 Procent ihres Reingewinnes — als solcher ist jedesmal der nach Abzug aller Löhne, Unkosten, Abgaben und nach Verzinsung des im Geschäft steckenden Capitals übrig bleibende Rest der Einnahmen zu verstehen — an die seit zwei Jahren im Geschäft befindlichen Leute, zur Hälfte baar, zur andern Hälfte durch allmähliche Aufspeicherung eines Fonds zur Altersversorgung. Seit 1886 führten Monduit Söhne, seit 1887 Gebrüder Thuillier ein ähnliches System ein, und sie nebst vielen anderen sind vom Erfolge befriedigt. Die Arbeiter fühlen sich nicht allein an ihr Geschäft gebunden und bleiben allen Versuchen zum Strike, zur Lohnerhöhung oder zur Erlangung sachlicher Concessionen fern, sondern sie arbeiten auch, da ihnen an der Steigerung der Geschäftseinnahmen liegt, mit mehr Eifer und Ausdauer, wodurch dem Unternehmer wenigstens ein Theil der den Arbeitern gebrachten Opfer reichlich vergolten wird. Wie weit der Capitalist in dieser Hinsicht gehen darf, ohne Schaden zu befürchten, lehrt das von H. Frommer[1]) mitgetheilte Beispiel einer großen Fabrik für Spieluhrenbestandtheile in Genf, Billon u. Isaac gehörig. Seit dem Jahre 1871 vertheilen diese Fabricanten an ihr aus durchschnittlich 100 Leuten bestehendes Personal 50 Procent des Reingewinnes, wobei auf jeden Arbeiter 10 bis 20 Procent seines Jahreslohns fallen. Der Tagelohn steht dabei durchaus auf der ortsüblichen Höhe und beträgt 4.50 bis 5 Frcs. Die Gewinnrate kann in schlechten Jahren ziemlich tief fallen, ist aber auch schon auf 28 Procent des Jahresverdienstes gestiegen. Die Auszahlungen erreichten in dem Jahrzehnt 1871—1881 die Summe von 194,000 Frcs., aber der Erfolg soll für die Unternehmer groß genug gewesen sein, um dieses Opfer aufzuwiegen. Kein Strike, kein Mißverhältniß trübte die Eintracht, die Leistung war weit über das gewöhnliche Maß gesteigert.

Ein abweichendes Beispiel von besonders hohem Interesse bietet die Gewinnbetheiligung, wie sie seit 1877 in der umfangreichen Godin'schen Fabrik für Haus- und Küchengeräthe in Guise (Departement Aisne) durchgeführt worden ist. Die 1500 Arbeiter dieses großen Betriebes arbeiteten schon vorher nach dem Accordsystem, so daß eine Steigerung ihres Fleißes durch die Gewinnbetheiligung nicht mehr zu erreichen war. Man hätte höchstens hoffen können, die Sorgfalt der Arbeiter, welche unter dem Antrieb des Accordlohnes nicht selten leidet, durch die Betheiligung am Geschäftsgewinn zu heben, aber die Absicht des Begründers ging in der That viel weiter; sie bezweckte nicht weniger, als mit der Zeit die ganze Fabrik mit Hülfe der Gewinnbetheiligung in eine den Arbeitern selbst gehörige Productionsgenossenschaft umzuwandeln. Die ziemlich bedeutenden Gewinnantheile werden also den Arbeitern nicht ausgehändigt, sondern sie werden in Form von Antheilscheinen capitalisirt, und in dem Zeitraum bis 1883 hatte diese Anhäufung von Genossenschaftsantheilen bereits solchen Umfang angenommen, daß von dem ganzen, 6 Millionen Francs betragenden Geschäftscapital schon beinahe der dritte Theil in den Händen der Arbeiter war. Dasselbe System soll übrigens auch dann noch fortgesetzt werden, wenn die Fabrik ganz in den Besitz des Personals übergegangen ist, um die Genossenschaftsantheile aus den Händen der alten, austretenden Arbeiter immer wieder in den Besitz der jungen, neu eintretenden Kräfte überzuführen. Hier dürfte also die Arbeit in der That stets im vollen Besitz der von ihr geschaffenen Werthe bleiben, solange die stricte Durchführung der von einem hochherzigen Unternehmer geschaffenen Bestimmungen innegehalten wird. Zugleich aber ist ein neuer Fingerzeig gegeben zur Anbahnung der in England und Belgien schon jetzt ziemlich verbreiteten Productionsform auf genossenschaftlichem Wege, der überall, wo eine intelligente und organisirte Arbeiterschaft existirt, eine bedeutende Zukunft gesichert scheint.

Eine originelle Art der Gewinnbetheiligung, welche zwar der vorerwähnten an Werth nicht vergleichbar, doch die Vielseitigkeit zeigt, in der sich die Praxis bewegt, ist von der Pariser Gasinstallationsfirma Bourreif durchgeführt. Bei allen größeren Aufträgen fertigt diese Firma Voranschläge, welche die Materialien nach Marktpreisen, die Löhne nach den Sätzen des Gemeinderaths in Rechnung zieht und an welche der Käufer gebunden ist. Stellt sich nun die Ausführung, sei es durch die Ersparung von Arbeitszeit oder Material, billiger, so wird die Hälfte der Ermäßigung dem Besteller gutgerechnet, in die andere Hälfte theilen sich Unternehmer und Arbeiter; die Auszahlung erfolgt jedesmal gleich. Es wird versichert, daß besonders der letztere Umstand die Leute in hohem Maße zum Fleiß, zur Gewissenhaftigkeit und Besonnenheit anhält, und daß die Erfolge für alle Theile gleich zufriedenstellend sind. Das erinnert an einen älteren, von Böhmert in seiner fruchtbaren Studie über Gewinnbetheiligung mitgetheilten Fall, in welchem sogar die Arbeiten direct, ohne alle Vermittlung, an die ausführenden Arbeiter verdungen wurden, und in welchem beide Theile sich gut standen. Das geschah in jener künstlerischen Glanzepoche des mecklenburg-schwerinschen Hofes, als unter der Leitung des Hofbauraths G. H. Demmler zwischen 1830 und 1850 die großen Monumentalbauten Schwerins entstanden, der Marstall, das Zeughaus, das Schauspielhaus und vor allem der phantastisch schöne Kolossalbau des Schlosses. Damals wurden sowohl die Maurer- und Zimmerarbeiten, als die Innenausstattungen mit Uebergehung der Meister, welche Demmler durch eine mäßige Entschädigungsquote für die Hergabe ihrer Leute abfand, direct an die Arbeiter gegen mäßige Pauschsummen vergeben. Die Materialien und Werkzeuge lieferte überall die großherzogliche Bauverwaltung, welche auch bei der Materialbeschaffung wiederum möglichst direct mit den Arbeitern abrechnete, z. B. auch die Ziegel nach dem gleichen Verdingungssystem anfertigen ließ. Die Arbeiter bezogen übliche Tagelöhne, während der durch ihren Fleiß im Verlauf der Arbeit entstandene Ueberschuß, der sich aus der Differenz zwischen den veranschlagten und den wirklich gezahlten Löhnen ergab, nach Abschluß der Rechnungen unter die betheiligten Leute floß. Beim Bau des Marstalls und des Zeughauses waren es 4800 Thaler. Böhmert weiß die Erfolge dieses Verdingungssystems, das allerdings näher an den Typus der Genossenschaftsunternehmung als der Arbeitergewinnbetheiligung streift, nicht genug zu loben: „Unter so vielen Arbeitern der verschiedensten Berufsarten herrschte stete Zufriedenheit; niemals erfuhr man in Ausübung seines Berufs persönliche

[1]) H. Frommer, Gewinnbetheiligung, in Schmollers „Staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen", Bd. 6.

Unannehmlichkeiten. Die Baucasse selbst hatte nicht Nachtheil, sondern Vortheil, und die Gediegenheit und künstlerische Ausführung der Arbeiten wurden in keiner Weise beeinträchtigt, vielmehr erhielten dieselben eben in Folge dieses Verfahrens die größtmögliche Vollkommenheit." Später ist über ähnliche Arbeitsausführungen nichts mehr verlautet, obwohl sich bei der Ausführung städtischer und fiscalischer Bauten die Gelegenheit zur Erprobung derselben Methode täglich bietet. Es gehört eben zur Einbürgerung neuer Ideen mehr als ein einzelnes, wenn auch noch so gut gelungenes Experiment, und nur zu oft tritt ein guter Gedanke auf Jahrzehnte in den Hintergrund, weil sein Vater neben der praktischen Durchführung nicht auch die Gabe besaß, ihn weiten Kreisen mitzutheilen.

Einen besonders lehrreichen Fall, für das, was die Gewinnbetheiligung vermag sowohl, als für die Schranken, die ihrer Wirksamkeit gesetzt sind, bietet die Geschichte ihrer Einführung und Aufhebung in den Kohlengruben von H. Briggs Sohn u. Comp. bei Whitwood und Methley, Yorkshire. Die Firma stand in den fünfziger und sechziger Jahren bei der ganzen Bergarbeiterschaft des Bezirks im denkbar schlechtesten Ruf. Ihre Forderung unbedingter Unterwerfung der Leute unter die Autorität der Geschäftsleiter, ihr blinder Haß gegen alles, was Gewerkverein hieß, ihr schroffes Auftreten gegen jede Regung von Selbständigkeit machten den Betrieb der Gruben fast zu einer einzigen Reihe von Strikes und Zerwürfnissen. Auf die Dauer litten die Unternehmer nicht weniger unter diesem Verhältniß als die Arbeiter, und im Jahre 1865 machten die Leiter des Geschäftes den Versuch, die Arbeiter durch ein Gewinnbetheilungssystem enger an das Unternehmen zu fesseln, eine Neuerung, welche von den Leuten mit ungetheiltem Mißtrauen aufgenommen wurde. Mag das System noch so gut sein, sagte man, da es die Briggs einführen wollen, so liegt bestimmt eine Falle darin. — Doch die Jahre brachten keinen Beweis für die Richtigkeit dieses Vorurtheils. Die Firma vertheilte, ohne die Löhne zu kürzen, am Jahresschluß je nach dem Geschäftsgewinn bedeutende Summen — i. J. 1870 = 35,000 M., 1871 sogar 105,000 M. — unter die 1200 Leute, und schnell war jede Spur der früheren unerquicklichen Verhältnisse verschwunden. Die Arbeiter faßten Vertrauen, ihre Leistungen waren bald in dem ganzen District unerreicht, und die Firma hatte trotz ihrer Opfer Gewinn genug, um sogar das Deficit in Jahren sinkender Preise zu decken. Da kam der Besitzer der Gruben auf den unglückseligen Gedanken, das neue System als Handhabe gegen die von ihm aufs äußerste gehaßten Gewerkvereine zu benützen. Er verbot seinen Arbeitern sogar die Theilnahme an einer Jubiläums-Festfeier der Kohlenarbeiter-Gewerkschaft und stellte sie, ungeachtet der Proteste und Vorstellungen der Vereinsvorsitzenden vor die Alternative: Aufgabe der Gewerkvereine oder Aufgabe der diesjährigen Gewinnquote. Die Arbeiter waren keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie sich durch Nachgeben in dieser Frage erstens jeder Sympathie der allmächtigen Gewerkschaften verlustig machen würden und daß sie ferner rettungslos der Tyrannei der Briggs verfallen wären, sobald ihnen jene mächtige Stütze fehlte. Sie trotzten, erlitten die angedrohte Strafe und verloren sofort das Vertrauen zu den ferneren Vornahmen der Firma. Die in den nächsten Jahren noch fortgesetzte Gewinnbetheiligung erwies sich nutzlos, den Eifer der Leute noch ferner anzuregen, und 1875 hörte der Versuch, gewiß nicht zum Vortheil der Unternehmer wieder auf: ein durch die illoyale Haltung des mächtigeren Theiles verfehltes Experiment.

Schöner und nutzbringender erscheint die Art der Arbeiterbetheiligung, wie sie in einigen, von dem amerikanischen Nationalökonomen Prof. Blackmar namhaft gemachten Fabriken geübt wird.[1]) Ohne jegliche Gegenforderung ist hier die Gewinnbetheiligung ein den Arbeitern bedingungslos zugestandenes Recht; der Betrag richtet sich nach der Höhe der Jahreslöhne, wie die Dividende der Actionäre nach der Größe der Actien, der Arbeiter kann über seinen Antheil, 60 bis 100 Doll. jährlich, frei verfügen oder ihn in Actien der Fabrik anlegen, welche sich in hohem Maße verzinsen. Bei der Proctor und Gamble Comp. in Troydale beträgt der den Arbeitern gewährte Gewinn 12 Proc. des Jahreslohns, ein Pensionsfonds wird von den Arbeitern und den Unternehmern zu gleichen Theilen gebildet, und keine Zwangsmaßregel bedroht den abgehenden Arbeiter in Bezug auf seinen Geschäftsgewinn. Seit 1890 befindet sich die Gesellschaft sehr wohl bei diesem Vertrag, Strikes kennt man nicht mehr, und die Sorgfalt und der Eifer der Leute wiegen das Opfer der Gewinnbetheiligung völlig auf. Aehnlich wird von der Nelson Maschinenfabrik in St. Louis berichtet, deren 400 bis 500 Arbeiter seit 1886 Gewinnantheile beziehen. Hier wird der Reingewinn, nachdem ein Viertel davon als Reserve-, Unterstützungs- und Unterrichtsfonds capitalisirt worden, zwischen Geschäftsinhaber und Arbeiter getheilt. Die Arbeiter erhalten Wochenlöhne von 10 bis 15 Doll., und der Gewinnantheil vermehrt den Verdienst je nach dem Jahresausfall um 4 bis 10 Proc. Wenn einmal in schlechten Jahren, wie 1893, kein Gewinn ausgezahlt werden kann, weil Ueberschüsse nicht gemacht worden sind, so ist das, wie auch von anderen Seiten bestätigt wird, weit entfernt einen schlechten Eindruck zu machen. Auch hier können die Arbeiter Geschäftsantheile erwerben, deren Betrag ihnen, wenn sie austreten, voll bezahlt wird, und gegenseitiges Vertrauen, mit hohem Eifer des Personals gepaart, hat auch hier die schönsten Früchte getragen.

Um auch einige Beispiele aus der Heimath anzuführen, sei eines mißglückten Versuches gedacht, die Gewinnbetheiligung einzuführen, welchen im Jahre 1867 die Berliner Messingwerke von Borchert jun. machten. Derselbe scheiterte daran, daß sich als Aequivalent des den Arbeitern geopferten Gewinnantheils eine erheblich gesteigerte Geschäfts-Rentabilität nicht einstellen wollte, und der Grund dieses Mißerfolgs war der, daß gerade in der in Frage stehenden Branche die Erfolge zum allergrößten Theil von den wechselnden Preisen der Rohstoffe und von der allgemeinen Geschäftslage beeinflußt werden, auf welche die Geschicklichkeit des Arbeiters keinen Einfluß hat. In einem anderen, vom „Genossenschaftlichen Wegweiser" mitgetheilten Falle, die Großbuchbinderei und Schreib- und Lederwaarenmanufactur Th. Winkler in Leipzig betreffend, hat sich das Gewinnantheilsprincip im Gegentheil so vortrefflich bewährt, daß es auf die ganze umfangreiche Arbeiterschaft vom letzten Packer bis zu den Reisenden ausgedehnt ist und neuerdings nicht allein die Theilnahme am Productions-, sondern auch am Betriebsgewinn umfaßt. Es ist hier nur eine 11monatliche Zugehörigkeit zum Geschäft nöthig, um an der Gewinnbetheiligung zu profitiren.

Es sind bisher nur Fälle industrieller Gewinnbetheiligung betrachtet worden, und es mag nun, bevor wir uns demselben Princip in der Landwirthschaft zuwenden, die Frage beantwortet werden, ob sich die Betheiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn, ganz abgesehen von ihrer moralischen Bedeutung, praktisch, vom Standpunkt der Actiengesellschaft oder des Fabrikbesitzers, der sie einführt, belohnt. Wir sehen den Unternehmer einen Bruchtheil seines Reingewinns, seien es 5 oder 50 Procent, opfern, um den Verdienst der Arbeiter zu erhöhen. Was leisten die letzteren dafür? Die erste Folge der Gewinneinführung

---

1) Vgl. das Handels-Museum, Bd. 10. Wien, 1895.

scheint überall die zu sein, daß Streitigkeiten, Arbeitseinstellungen, Lohnzerwürfnisse fortan vermieden werden. Die Arbeiter hängen fester an ihrer Firma und letztere ist von allen Schäden und Unbequemlichkeiten eines oft wechselnden, fast immer erst lernenden Personals befreit. Aber das ist eine negative Leistung, welche sich auch wohl durch andere Mittel müßte erzielen lassen und auch in anderen Fabriken durch hohe Lohnsätze, gute Behandlung, Prämien u. s. w. erreicht wird. Der hauptsächlichste Gewinn, welchen die Unternehmer aus dem Antheilsystem ziehen, ist vielmehr die Verkettung der Arbeiterinteressen mit den Unternehmerinteressen. Nur wer selbst im Getriebe großer Fabriken gestanden hat, weiß, wie sehr der gleichgültige oder gar widerwillige Arbeiter die Interessen seines Arbeitgebers trotz der besten Aufsicht schädigen kann. Nicht durch Trägheit — der läßt sich durch den Sporn der Accordlöhnung begegnen —, wohl aber durch Nachlässigkeit, durch schlechte Ausführung der Arbeiten, durch übermäßigen Verschleiß an Maschinen und Werkzeugen, durch Vergeudung von Material und Hülfsstoffen, von Oel, Kohlen, Putzmaterial, kurz durch die Vernachlässigung von hundert kleinen Obliegenheiten, deren peinliche Erfüllung auf dem Zwangswege auch die strengste Beaufsichtigung vergeblich erstrebt. Hier ist es die Gewinnbetheiligung, welche den Arbeiter auf die selbstverständlichste Weise mit den Interessen des Fabricanten verknüpft, der einfache Schluß von der sorgfältigen Beobachtung aller kleinen Vortheile auf den erzielten Reingewinn und von diesem auf den eigenen Antheil daran, der naturgemäß mit der eigenen Pflichttreue wächst und fällt. Vergeblich wendet man ein, daß der Einzelne doch nur wenig zur allgemeinen Beobachtung aller Vortheile beitragen kann, — gerade weil jeder weiß, daß nicht seine eigene, sondern die strenge Pflichterfüllung aller den erstrebten Vortheil bringt, achtet jeder nicht allein auf sich, sondern auf alle anderen auch, spornt einer den anderen an. Daher schreibt es sich, daß, während die Accordarbeit häufig zwar schnell, aber schlecht ausgeführt wird und den Ruf der Werkstatt nicht wenig gefährden kann, die Gewinnbetheiligung neben dem Fleiß vor allem die Sorgfalt und Pflichttreue weckt und nicht nur viel, sondern auch gute Arbeit ermöglicht. Die deutschen Arbeiter der früher erwähnten Genfer Fabrik von Billon u. Isaac schrieben 1877 an den Geh. Rath Böhmert: „Beim Stücklohn sucht der Arbeiter so schnell als eben möglich anzufertigen, um recht viel zu verdienen, und es bedürfte einer sehr scharfen Controle seitens der Meister, damit nicht schlechte Arbeit geliefert und das Geschäft somit in Mißcredit gebracht wird. Bei der hier eingeführten Methode jedoch liegt es im Interesse der Einzelnen, die Arbeit immer mehr zu vervollkommnen, um dem Hause mehr Bestellungen dadurch zu gewinnen, und aus diesem Grunde wird der Arbeiter bemüht sein, die Hülfswerkzeuge zu vervollkommnen, um Zeit zu sparen und die Arbeit besser machen zu können." Die Leiter der seit 1872 mit Gewinnbetheiligung arbeitenden Bauunternehmung Barbas u. Comp. schrieben: „Früher machten Abnutzung und Verlust von Tauwerk, Leitern und Löthrohren jährlich 8000 bis 10,000 Frcs. aus, jetzt nur noch 5000. Da Unfälle den Gewinn schmälern, so wacht hier einer für die Sicherheit des anderen." Natürlich steigern sich diese Vortheile der Gewinnbetheiligung um so mehr, je größer in den Geschäftsunkosten die Rolle der Löhne und der Abnutzungs- und Erneuerungsconti, der Kosten für Kohlen, Oel u. s. w. ist, und je kleiner dagegen die Posten für Rohbezüge, für Leitung, Verzinsung und ähnliche, dem Wirkungskreis des Arbeiters entzogene Elemente sind. Wo fast alles an dem Geschick und Fleiß des Arbeiters liegt, wie im Kohlenbau, da sehen wir die praktischen Erfolge der Gewinnbetheiligung sehr groß; wo wechselnde Conjuncturen, große Materialbezüge den Hauptantheil am Geschäftsgang haben, ist für den Unternehmer mit der Gewinnbetheiligung wenig zu erreichen, womit freilich nicht gesagt ist, daß nicht der Arbeiter ihre Vorzüge trotzdem sehr wohl empfände. Daß im allgemeinen die Erfolge wohl auf beiden Seiten liegen müssen, beweist die rasche Ausbreitung des Gewinnbetheiligungssystems in fast allen Gewerben seit der Mitte der 80er Jahre. In England gab es laut einer Veröffentlichung des Labour Department im Londoner Board of Trade im Jahre 1892 bereits 101 Firmen mit insgesammt 14,000 bis 15,000 Arbeitern, welche, zumeist seit 1889, das Gewinnantheilssystem in irgend einer Form eingeführt hatten, darunter Gesellschaften mit Tausenden von Leuten, wie die Gasgesellschaften von Süd-London, welche 3000 bis 4000 Arbeiter beschäftigen. Bemerkenswerth sind unter diesen Anhängern des sog. Profit Sharing System drei große Druckereien, welche zusammen 2600 Arbeiter besitzen und von denen die eine, die Verleger Cassel u. Comp. mit 1100 Leuten, die Gewinnbetheiligung seit 1878 in ununterbrochenem Gebrauch hat. Leider ist auch bei diesen englischen Firmen das System noch hie und da im Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch, um den Arbeitern anderweite Zugeständnisse abzuzwingen, z. B. seitens der großen Gasanstalten, um sie von der Gasarbeiter-Gewerkschaft fernzuhalten.

Italien und der Vatican vor 25 Jahren.

R. S. Wenn der Papst es nicht für angezeigt gehalten hat, gegen die nun abgeschlossenen römischen Gedenkfeste förmlich zu protestiren, so hat er doch, wie soeben die vaticanischen Blätter triumphirend melden, mit großer Befriedigung die Tausende und aber Tausende von Zuschriften und anderen Kundgebungen aus allen Theilen der katholischen Welt zur Kenntniß genommen, durch welche gegen die Feier der Besetzung Roms und die Entthronung des heiligen Vaters in allen Tonarten protestirt wird. Daß auch Leo XIII. heute wie früher von jeder Aussöhnung mit der ihm aufgezwungenen Lage, von jeder Anerkennung der Rechte Italiens auf Rom und von jedem Gedanken an eine Verständigung mit der nationalen Regierung weit entfernt ist, lassen seine öffentlichen Manifestationen nicht bezweifeln. Mag er mit größerer oder geringerer Ueberzeugung und Freiwilligkeit sich der mächtigen jesuitischen und intransigenten Partei fügen, welche in der Kirchenregierung und am päpstlichen Hofe das Heft in den Händen hat und nach Gefallen durch den Stand des Peterspfennig-Thermometers ihn zu beeinflussen im Stande ist, so ist Thatsache, daß er in der römischen Frage den grundsätzlichen Standpunkt seines Vorgängers durchaus beibehalten hat. Der Wahlspruch lautet auch heute: Kein Einvernehmen mit Italien ohne Rückgabe Roms.

Im passenden Augenblick sind zum Theil bekannte, zum Theil bisher unbekannte diplomatische Actenstücke an die Oeffentlichkeit gebracht worden, welche zeigen, daß einerseits gerade in den ersten Tagen nach dem 20. September 1870 die Geneigtheit zu einer Verständigung weit größer war als später und daß andrerseits die Schuld am Ausbleiben einer solchen nur den Vatican und seine geheimen Inspiratoren, nicht aber die italienischen Staatsmänner trifft, denen mit großem Unrecht von klerikaler Seite der Vorwurf der heuchlerischen Umgarnung und Vergewaltigung des Papstes gemacht worden ist. Nur mit Achtung und Anerkennung kann man wahrnehmen, wie scharfsinnig die Leiter der damaligen italienischen Politik die Entwicklung der Dinge vorausgesehen, wie einsichtig, tactvoll und versöhnlich sie den Schwierigkeiten zu begegnen gesucht, wie

aufrichtig und loyal sie sich bemüht haben, das Unvermeidliche zum größtmöglichen Segen für das Land, die Kirche und die Religion ausschlagen zu lassen.

Wer den Standpunkt des Vaticans nur aus den zahllosen und heftigen Protesten des heiligen Stuhles nach 1870 kennt, wird erstaunt sein, zu sehen, wie entgegenkommend das päpstliche auswärtige Amt, das Staatssecretariat, sich im September 1870 gezeigt, wie es das Wohlwollen und die Unterstützung der königlichen Diplomatie und Commandantur in Anspruch genommen hat.

Zwar Pio Nono antwortete auf den durch den Grafen Ponza di S. Martino am 10. September ihm überreichten Brief des Königs Victor Emanuel, der in schonendster Weise und ehrfurchtsvoller Form ihm die Nothwendigkeit der Besetzung Roms — auch behufs Sicherung des heiligen Stuhles — darlegte, er könne sich auf nichts einlassen und erachte die Forderungen als unwürdig eines Gläubigen und Herrschers. Aber der Cardinalstaatssecretär sprach ganz anders. Er hatte den Jubel der Römer beim Einzug der mit Blumen überschütteten italienischen Truppen gesehen, hatte vernommen, wie die päpstlichen Wappenschilder herabgerissen, die päpstlichen Gendarmen nur mit Mühe durch das königliche Militär gegen die Volkswuth geschützt worden waren, und wußte, daß gerade in dem vertragsmäßig dem Papste vorbehaltenen transtiberinischen Stadttheil, der Città Leonina, die größte Gefahr drohte.

Wie der als diplomatischer Unterhändler gleich nach dem Einzug des Generals Cadorna nach Rom gesandte Baron Blanc, der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, am 25. September an den Minister Visconti-Venosta in Florenz berichtete, hatte er am Tage zuvor auf ausdrücklichen Wunsch des Cardinal-Staatssecretärs sich zu diesem begeben und eine lange durchaus freundschaftliche Unterredung mit ihm gehabt. Der Cardinal Antonelli hatte unter Vorbehalt aller politischen Auseinandersetzungen die Haltung der Occupationstruppen gelobt und den Wunsch ausgesprochen, daß auch die Leo-Stadt besetzt werde, um das daselbst sich einnistende revolutionäre Gesindel im Zaume zu halten; ebenso begehrte er die Besetzung der Engelsburg und die Entfernung der Pulvervorräthe aus den vaticanischen Gärten. Auf den Hinweis, daß, was bezüglich der Leo-Stadt geschehe, nicht im Widerspruch mit den übernommenen Verpflichtungen und Garantien der Regierung sein dürfe, antwortete der Cardinal, er habe nicht etwa die Absicht, die italienische Regierung in Verlegenheit und Widerspruch mit sich selber zu bringen. „S. Heiligkeit und ich wollen die Schwierigkeiten nicht aufs äußerste treiben, noch auch Augen und Ohren gegen die Thatsachen verschließen; unter Vorbehalt aller politischen Fragen behandeln wir diese Angelegenheit vom Gesichtspunkte des augenblicklichen und praktischen Interesses aus."

Baron Blanc benutzte nun die Gelegenheit, um anzudeuten, daß ein unverdientes Mißtrauen gegen die Bevölkerung und die von Ergebenheit gegen den heil. Vater erfüllten Truppen zu erkennen gegeben würde, wenn die Cardinäle sich die gewohnten Ausfahrten versagen sollten; er erhielt die Antwort, es würde allmählich zur alten Gewohnheit zurückgekehrt werden, wenn die Ruhe in der Stadt andauere; auch das Erscheinen der italienischen Offiziere in den päpstlichen Audienzen werde nach einiger Zeit gewiß thunlich sein. Der Cardinal erklärte sich bereit, einen Officier, den der General Cadorna ihm zuschicken werde, zu empfangen und mit den päpstlichen Befehlshabern im Vatican und der Engelsburg in Verbindung zu setzen.

Am 27. stellte der Cardinal-Staatssecretär dem Abgesandten eine Liste der gefangenen Dragoner des päpstlichen Hofdienstes zu, deren Freilassung er wünschte. Blanc begab sich am 28. zu ihm, theilte die Gewährung des Wunsches mit und hatte abermals eine längere Unterredung. Er erwähnte des bedauerlichen Eindrucks, den das Gerücht von einer geplanten Abreise des Papstes gemacht habe, da Bevölkerung und Truppen die Gelegenheit herbeisehnten, ihm öffentlich ihre Verehrung und Liebe zu bezeigen, worauf Antonelli antwortete: „Für jetzt denkt der Papst nicht an die Abreise; für die Zukunft kann man nichts garantiren, denn die Schwierigkeiten können sich steigern; aber wenn er jetzt solchen Gedanken hätte, würde er schon fort sein."

Die im italienischen Staatshaushalte ausgeworfene Summe von 50,000 Scudi monatlich für die Bedürfnisse des päpstlichen Hofhaltes, die später so schroff zurückgewiesen ward, erschien dem Vatican im Anfang ebenfalls nicht als verwerfliches Danaergeschenk. Am 29. September schrieb der Baron Blanc an den vorgesetzten Minister: „Heute notificirte mir der Cardinal Antonelli im Vertrauen, daß er die Anweisungen für die Auszahlung der 50,000 Scudi ausfertigen werde, welche in das Budget des Kirchenstaates für den Unterhalt Sr. Heiligkeit, des heil. Collegiums und den Hof einschließlich der Bewachung, der Schweizermannschaften u. s. w. eingeschrieben sind.... S. Eminenz setzte mich auch davon in Kenntniß, daß sie Anordnung getroffen habe für die Bezahlung der October-Zinsen der consolidirten Schuld im Auslande und zwar unter Benutzung des Peterspfennigs, hinzufügend, daß bei den öffentlichen Cassen in Rom Peterspfennig-Summen deponirt seien, worüber der Cardinal mir die Quittungen vorwies." Am folgenden Tage schreibt der Abgesandte, er habe dem Cardinal erklärt, die Anweisungen desselben würden ohne weiteres honorirt werden. Die Regierung war so entgegenkommend, daß sie dem Papste die freie und uncontrolirte Verfügung über die 50,000 Scudi lassen wollte, obschon ein Theil der bezüglichen Dienstzweige durch die Occupation in Wegfall gekommen war. Das Verhältniß zum Vatican ließ sich so gut an, daß Blanc den Minister darauf aufmerksam machte, eine Mittheilung darüber an die Mächte könne für Italien von Nutzen sein, welchem übrigens alle Mächte ohne Ausnahme bereits erklärt hatten, daß sie keine Einwendungen gegen das Vorgehen in Rom zu machen hätten und der verheißenen Regelung des neuen Verhältnisses zum Papste mit vollem Vertrauen entgegensähen.

Die erste Andeutung eines doppelten Spieles der Curie zeigt sich in einer Mittheilung des preußischen Gesandten v. Arnim an Blanc, dem er am 29. zu wissen that, daß der Vatican sich bemühe, Frankreich für sich zu interessiren. Am 2. October fand das Plebiscit statt, durch welches die Römer sich fast einstimmig für Italien erklärten. In einer am nächsten Tage stattfindenden Unterredung gab der Cardinal-Staatssecretär zu verstehen, daß der hl. Vater doch nicht vergessen könne, daß er gewaltsam entthront worden sei, und am 7. October antwortete er auf die Bemerkung Blancs, es habe überraschen müssen, daß der Papst in einem Schreiben an die Cardinäle sich über mangelnde Freiheit seines brieflichen und telegraphischen Verkehrs mit der katholischen Welt beklagt habe: Es sei für jetzt keine Verletzung der päpstlichen Correspondenz zu beklagen gewesen; aber man habe für die Zukunft keine Sicherheit, und überhaupt könnten alle Garantien durch Ministerwechsel illusorisch gemacht werden. Auf die Bemerkung Blancs, dagegen könne ein Staatsgrundgesetz Vorsorge treffen, warf Antonelli ein, auch das Privilegium der katholischen Religion als Staatsreligion sei durch die Verfassung gewährleistet, und doch lege man die Hand auf das Kirchengut und wolle die religiösen Genossenschaften aufheben; worauf der Gesandte entgegnete, dies fordere die ebenfalls in der Verfassung gewährleistete persönliche Frei-

heit, und es hindere die Kirche nicht an der Ausübung ihrer Aufgabe, wie sich in anderen Staaten zeige. Sehr interessant ist, daß hier der Cardinal den Wunsch nach Trennung von Staat und Kirche durchblicken ließ und Blanc eifrig zustimmte, die Formel Cavours als Grundlage für die geplanten Entscheidungen der Regierung bezeichnend.

Im Vatican machte sich aber bereits jetzt mit schnellen Schritten der Widerstand gegen jeden principiellen Ausgleich mit Italien geltend. Während der Papst in seinem mystischen Vertrauen auf die besondere Gnade der heiligen Jungfrau noch immer eine Art Wunder erhoffte, gewann die Partei die Oberhand, welche nur im starren Festhalten am status quo, wie er vor dem 20. September bestand, ein Heil erblickte, jede Unterhandlung mit den Usurpatoren schon als ein nachtheiliges Präjudiz betrachtete und durch hartnäckigen Widerstand die italienische Regierung zu Schritten zu drängen hoffte, welche die katholische Welt und die auswärtigen Mächte zum Einschreiten veranlassen sollten.

Die letzte Unterredung Antonelli's mit Blanc am 9. October zeigt deutlich, daß die Curie keine Verständigung mehr wollte. Blanc fragte den Cardinal, der die Haltung der Occupationstruppen und den gewährten Schutz im päpstlichen Stadttheil voll anerkannte, welche ferneren Regierungsmaßnahmen zur Gewährleistung der Freiheit des Papstes, die das Schreiben an die Cardinäle für beeinträchtigt erklärte, gewünscht würden. Die Antwort bestand in der Gegenfrage, ob man glauben könne, daß der Papst die moralische Freiheit habe, sich in Rom zu zeigen, wo seine rechtmäßige Oberhoheit beseitigt sei, und ob sein Verbleiben in Rom nicht eine stillschweigende Anerkennung der Ereignisse in sich schließe. Man sieht, daß bereits auch die Möglichkeit einer Abreise Pio Nono's, wo nicht ernstlich ins Auge gefaßt, doch Italien gegenüber als Druckmittel beliebt wurde. Blanc entgegnete, er halte für unmöglich, daß der Papst, der doch seine Eigenschaft als Kirchenoberhaupt weit höher stellen müsse als die des Herrschers über ein kleines Landgebiet, die Interessen des letzteren so hoch anschlagen könne, um die Functionen des ersteren in Rom aufzugeben, wo Bevölkerung und Truppen nichts mehr wünschten, als ihm ihre Verehrung zu bezeigen.

Der später erfundene Vorwand, daß der Papst außerhalb des Vaticans nicht mehr der gebührenden Achtung und Unverletzlichkeit sicher gewesen wäre, war zu jener Zeit noch so weit entfernt, im Geiste des Staatssecretärs aufzutauchen, daß derselbe freiwillig erklärte: „Ich bezweifle nicht, daß S. Heiligkeit bei der Ausfahrt überall vortrefflich empfangen werden würde; aber“ — beeilte er sich hinzuzufügen — „S. Heiligkeit kann nicht passenderweise päpstliche Functionen ausüben, wo ihre Oberhoheit vergewaltigt worden ist.“ Geschickt und vorsichtig gab der italienische Vertreter zu verstehen, daß eine so abnorme und folgenschwere Haltung, wie die Einstellung der Functionen des Kirchenoberhauptes und die Hintansetzung aller religiösen Bedürfnisse aus Gründen rein politischen Interesses, die Regierung nöthigen könnte, das Verhältniß zwischen Staat und Kirche aus ganz neuen Gesichtspunkten zu prüfen. Der Cardinal-Staatssecretär wußte nicht besser zu erwidern, als mit der erneuten Frage, ob nicht die Besetzung des Quirinals und der Consulta geeignet seien, dem Papste die Abreise nahezulegen, jedenfalls ihm das Verlassen des Vaticans zu verbieten, es sei denn, daß auch dieser besetzt werden sollte; worauf Blanc betonte, daß es auffällig sein würde, wenn das Kirchenoberhaupt sich in seiner Thätigkeit als solches durch rein äußerliche und vorübergehende Ereignisse beschränken lassen wolle. Allerdings habe man in ganz Italien den Eindruck, daß der hl. Stuhl trotz der größten und aufrichtigsten Anstrengungen Italiens, ihm eine nie besessene Freiheit und Unabhängigkeit des geistlichen Amtes zu sichern, jede gerechte Würdigung dieser guten Absichten ablehne, was nur den Elementen eine Stärkung verschaffen werde, welche auf die Einstellung jeder entgegenkommenden Unterhandlung hinarbeiteten. „Die Regierung kann handeln, wie sie will,“ entgegnete der Minister des Papstes trocken; „S. Heiligkeit wird ihrerseits beschließen, was sie für gut findet.“ Der Baron Blanc ließ noch nicht ab, sondern versicherte, daß die Regierung alles, was in ihren Kräften stehe, thun werde, um die Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes zu sichern, und daß sie fest darauf rechne, der Papst werde sich in seinen Entschließungen nur durch den religiösen Frieden bestimmen lassen. Auf seine wiederholte Frage, welche Mißstände man abgestellt zu sehen wünsche, antwortete der Cardinal, er habe keine anderen als die schon beklagten (d. h. die Occupation an sich) anzudeuten.

Damit waren die zwei Wochen dauernden Unterhandlungen beendet, da nunmehr die königliche Statthalterschaft in Rom eingesetzt wurde. Die anfängliche Geneigtheit des Vaticans, sich in die Umstände zu schicken und sich bis zu dem erhofften göttlichen Eingriffe zu gedulden, hatte dem Versuche Platz gemacht, durch Drohung mit der Abreise des Papstes und Benutzung der geistlichen Waffen Italien zum Rückzuge zu bewegen. Vor dem Gedanken, den religiösen Frieden im Lande zu stören, schrak zwar nicht die jesuitische Partei, wohl aber Pio Nono persönlich und die Mehrzahl der Cardinäle zurück, die auch an ein Exil nur mit Bangen dachten. Denn wohin sollte man sich wenden? Wie würde man das Exil ertragen und wann würde es ein Ende nehmen? Auch später hat die vaticanische Presse noch hin und wieder versucht, durch Drohungen mit der päpstlichen Abreise Eindruck zu machen; der Popanz erregt aber keine Furcht mehr.

Die 25 Jahre ungestörten Zusammenlebens des Papstes und des Königs in Rom haben der von Anfang an beobachteten italienischen Politik in vollem Umfange Recht gegeben. Wenn noch heute der heil. Stuhl sich für unfrei erklärt, so stehen seine Proteste im Widerspruch mit den jedermann bekannten Thatsachen seines vollkommen freien Verkehrs mit der katholischen Welt und den Mächten, im Widerspruch mit den in Rom selber veranstalteten großartigen religiösen Kundgebungen und mit der laut eigenem klerikalen Bekenntniß nur gestiegenen Autorität des Papstes. Keinem Einsichtigen kann es heute zweifelhaft sein, daß das Papstthum nicht seine heutige Stellung besitzen würde, wenn ihm 1870 ein eigenes Territorium gelassen worden wäre.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin.** Mit der zweiten Woche der Vorträge des Vereins für Socialpolitik ist die Anziehungskraft, welche die Curse üben, noch gewachsen. Die Theilnehmerzahl belief sich am 7. October auf mehr als 600. Prof. Dr. Sering (Berlin) behandelt die Agrarfrage der Gegenwart und legte die sociale Schichtung des Grundbesitzes in Deutschland dar. Prof. Dr. Bücher (Leipzig), dessen Vorträge die Formen des Industriebetriebes zum Gegenstand haben, sprach von der ersten Form der gewerblichen Thätigkeit, der Hauswirthschaft. Geh. Rath Adolf Wagner (Berlin), welcher besonderen Beifall erntete, legte dar, daß unser gegenwärtiges Wirthschaftssystem nur historisch zu verstehen sei, daß wir augenblicklich auf dem Standpunkt des freien Vertragsrechtes ständen, und daß von diesem System alle Verhältnisse bestimmt würden. Prof. Dr. Elster (Breslau) kennzeichnete einleitend die socialen Verhältnisse unsrer Zeit und wies auf ihre socialen Aufgaben hin. Nachmittags sprach Dr. Oldenberg (Berlin) über Geschichte und Theorie der deutschen Socialdemokratie und Prof. Dr. Schmoller über Arbeitstheilung, sociale Classenbildung und sociale Kämpfe.

* **Berlin.** Zum außerordentlichen Professor in der hiesigen juristischen Facultät ist der Landgerichtsrath Dr. Karl Crome zu Frankfurt a. M. ernannt worden. Derselbe wirkte bereits bisher gleichzeitig auch als Privatdocent und Titularprofessor in Marburg. Sein Sonderfach ist das französische Recht. — Dr. phil. Ferdinand Laban ist zum Bibliothekar an den königlichen Kunstmuseen hierselbst ernannt worden.

* **Königsberg.** Dr. jur. Otto Gradenwitz, außerordentlicher Professor an der Berliner Universität ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität versetzt worden. Sein Arbeits- und Lehrgebiet ist das römische Recht.

* **Budapest.** Die Akademie der Wissenschaften hat eine neue Ausgabe des Neuen Testaments in der ungarischen Uebersetzung von Gabriel Pannonius veranstaltet. Die Franklin-Gesellschaft, aus deren Druckerei diese Edition unter dem Titel „Novum Testamentum seu Quattuor evangelioru volumina lingua Hungarica donata Gabriele Pannonio Pesthino interpreti, Wy Testamentum magyar nyelven, Cum gratia et privilegio Romane Regiae Majestatis ad quinquennium 1536" hervorgegangen ist, hat darauf gehalten, die Initialen, Randverzierungen und alterthümlichen Typen mit minutiöser Treue wiederzugeben. Die ausnehmende Sorgfalt, mit welcher die Edition ausgestattet worden, gestaltet diese zu einer Sehenswürdigkeit.

* **London.** Prof. Flinders Petrie hatte kürzlich im University College eine Ausstellung der eigenartigen, aus einer uns noch völlig unbekannten Culturperiode Aegyptens stammenden Funde veranstaltet, die er am Wüstenrand zwischen Ballas und Nagada (etwa 6—7 Meilen nördlich vom alten Theben) gemacht hat. Wie bekannt, ist die Periode, welche die Zeit zwischen der 6. und der 11. Dynastie ausfüllt, in tiefes Dunkel gehüllt. Man weiß nur, daß die erste große Cultur Mittelägyptens unter der 6. Dynastie (3000 v. Chr.) durch das Eindringen einer feindlichen Völkerschaft zerstört wurde, und daß diese Eindringlinge wieder unter der 11. Dynastie von Theben aus besiegt und aus dem Lande vertrieben wurden. Prof. Petrie glaubt nun, daß er auf die Reste dieser vor 5000 Jahren als Sieger in Ober- und Mittelägypten eingedrungenen Race gestoßen sei. Der Forscher wird in seinem Urtheil, wie er in Ipswich der British Association auseinandersetzte, dadurch geleitet, daß er die Begräbnißplätze dieser neuen Race zwischen den eigenthümlichen Mastaba-Pyramiden der 4. Dynastie und unter den Ziegelgräbern der 12. Dynastie fand, welche die Reste einer alten Stadt (und zwar der Ruinen der Stadt der neuen Race) überdecken. Es zeigt dies, daß die neue Race nach der 4. und vor der 12. Dynastie den Platz inne hatte, und daß sie somit die Besiegerin der 6. Dynastie war und dann wieder unter der 11. Dynastie besiegt und vertrieben wurde. Es war eine Race von wahren Riesen; die Durchschnittslänge der Gerippe, von denen 2000 ausgegraben wurden, ist volle sieben Fuß, und besonders auffallend ist die Breite der Hüften. Professor Petrie glaubt auf Grund von Messungen und Beobachtungen sagen zu können, daß dieses Volk libyscher Abstammung war. Es scheint die Aegypter vollständig verdrängt und ausgerottet und auch nicht einen von ihnen unter sich geduldet zu haben; denn auch nicht eine Spur von ägyptischem Gebrauchsschmuck, von Kunstgegenständen, von Sitten und Gebräuchen überhaupt ist zu finden. Mit dem Eindringen der neuen Race war alles verändert. Die Todten wurden nicht länger einbalsamirt und in Felsengräbern, sondern im Sand in Gräbern von 6 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe sitzend, mit dem Gesicht gegen Süden, begraben. An die Stelle monumentaler Bauten traten niedrige Häuser aus ungebrannten Lehmziegeln. Bronze war den Siegern noch unbekannt; sie standen noch in der Steinperiode, und ihre Steinwaffen, Messer, Sägen, Beile, Hämmer und Schmucksachen sind von höchster Vollendung und zeigen in der Form eine merkwürdige Uebereinstimmung mit gewissen in Spanien gemachten Funden. Die neue Race war auch der Schriftsprache vollständig unkundig, und keine einzige hieroglyphische Inschrift findet sich vor. Auf den irdenen Geschirren finden sich nur ab und zu Bildnisse von Straußen, Palmbäumen, dem Halbmond und Löwen, meist aber nur geometrische Figuren (schwarz auf rothgebrannter Erde). Während unter den Aegyptern irdene Gefäße bereits mit der Drehscheibe allgemein angefertigt wurden, sind die Gefäße der neuen Race durchaus nur mit der Hand gemacht, und daraus läßt sich abermals schließen, daß sie die besiegten Aegypter auch nicht einmal als Sklaven im Lande behielten. Ihre thönernen Vasen, dann Aschenkrüge und Becher, sind jedoch von sehr geschmackvoller origineller Form und sehr sorgfältig gearbeitet. Auch kleine Gegenstände von Elfenbein zeigen große Vollendung in der Arbeit. In einem Grabe wurden neun Kegel aus Elfenbein, kleine glasirte Steinkugeln, dann elfenbeinerne Würfel gefunden, Dinge die offenbar zum Spiele dienten und dem Kegel- und Würfelspiel ein sehr ehrwürdiges Alter verleihen. In jedem Grabe finden sich außerdem Gefäße mit Asche von Lebensmitteln, dann Gefäße, die Getränke enthielten, und eine mit Henkeln versehene Vase mit wohlriechendem Fett, das bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Um Arme, Fußgelenke, den Hals und auf den Fingern waren Schmuckgegenstände aus glasirtem Stein und Steinperlen. Die gekreuzten Hände hielten eine mit Malachit bestrichene Schiefertafel, und dies, sowie die stets gleichmäßige Richtung, in welcher die Todten begraben wurden, läßt auf gewisse religiöse Gebräuche schließen, die jedoch keine Aehnlichkeit mit jenen der Aegypter haben. In manchen Gräbern wurden auch Vasen aus Alabaster und Steinfigürchen von Löwen und Hasen, nie aber irgend etwas gefunden, was auf ägyptische Abstammung schließen ließe. Mit der neuen Race war eben die ägyptische Cultur ganz verschwunden. Viele der 2000 Schädel tragen noch die Haare, die meist dunkelbraun und manchmal schwarz, nie aber blond und nicht gekräuselt sind. Die Stirnknochen treten stark hervor, und die Race dürfte, nach dem Nasenbeine zu schließen, scharf geschnittene Adlernasen besessen haben. Es sind zwei Städte und fünf Begräbnißplätze im Umkreis von einer Quadratmeile gefunden worden, und jetzt im Herbst wird Prof. Petrie mit seinem Assistenten, Mr. Quibell, die Ausgrabungen wieder aufnehmen.

* **London.** Die Stelle des Custos der zoologischen Abtheilung des Brittischen Museums wird demnächst frei, da der bisherige Inhaber dieses Postens, Dr. Albert Günther, nach den neuen Bestimmungen für Staatsbeamte mit dem 66. Lebensjahr ausscheiden muß. Dr. Günther trat 1862 in den Dienst und bekleidet die Custosstelle seit Februar 1875. Er leitete auch den Umzug der naturhistorischen Sammlungen von dem Brittischen Museum nach Süd-Kensington. Als Nachfolger wird Sir William Flower, Präsident der Zoologischen Gesellschaft, genannt.

* **Glasgow.** Wie bereits im Sommer gemeldet ward, hat die hiesige Universität im vergangenen Jahr von einem anonymen Gönner der Wissenschaft ein Geschenk von 10,000 Pfd. St. erhalten zur Begründung eines „Adam Smith-Lehrstuhls" für Nationalökonomie. Dieser Tage ist nun zu demselben Zwecke eine Summe von 5000 Pfd. St. an die Verwaltung der Universität gelangt, so daß nunmehr der vorhandene Fonds für die Verwirklichung der Absichten der Spender ausreicht. Schon im kommenden Semester wird die Professur besetzt werden.

St. **Padua.** Die Erinnerung an den siebenhundertjährigen Geburtstag des hl. Antonius, der vor kurzem in Padua mit Blumenschmuck und Lichterglanz aufs festlichste begangen wurde, wird nicht mit diesen zugleich verwelkt und erloschen sein. Dadurch, daß man den Hochaltar, der im 17. Jahrhundert von seiner alten Stätte entfernt und in der Kirche verstreut wurde, wieder mit Donatello's gewaltigem Bronzewerk schmückte, hat man dem Heiligen und dem Künstler ein dauerndes Denkmal gesetzt und dem ehrwürdigen, an Kunstschätzen so unermeßlich reichen Santo die herrlichste Zierde zurückgegeben. Bekanntlich führte Donatello diese Bronzen gelegentlich eines mehrjährigen Aufenthalts in Padua aus, als er nach dem i. J. 1443 erfolgten Tode des Gattamelata dorthin berufen war, um dem Kriegshelden das Reiter-Denkmal zu setzen, das der Fremdling heute neben der Façade des Santo mit Staunen betrachtet. Zahlreiche Gehülfen gingen ihm zur Hand und meistens entdeckt man sie ohne Mühe an einzelnen Reliefs und Statuen des Bronzeschmuckes am Hochaltar.

Fünf breite Stufen, abwechselnd aus rothem und gelbem Marmor, führen heute zum Altar empor, an dessen Vorderwand die köstlichen Hochreliefs jener derben musicirenden Engel prangen, die ihre Instrumente mit so kindlichem Ernst und Eifer handhaben. In der Mitte sehen wir den todten Christus, das Haupt in stummen Schmerz gesenkt, auf dem Sarge sitzen, über dem laut weinende Engel einen Teppich emporhalten. In gleicher Höhe mit der Altarplatte springt nach beiden Seiten die Rückwand noch über die Altarstufen hinaus vor und bildet in ihren Ecken das gefällige Postament für je eine Statue. Auch die etwa 1 Meter über dem Altartisch sich erhebende Hochwand ragt über diesen nach rechts und links ein wenig heraus, wird durch Doppelpilaster in drei Abtheilungen gegliedert und oben durch ein reiches Kranzgesims gekrönt.

Damit war der Rahmen festgestellt, in den es galt, die Fülle der Reliefs harmonisch einzufügen, die so groß war, daß man Vorder- und Rückseite des Altars in gleicher Weise mit ihnen verzieren konnte. Die charaktervollen Symbole der Evangelisten wurden, je zwei einander gegenüber, an der unteren vorspringenden Rückwand in gleicher Höhe mit den musicirenden Engeln angebracht. Die vier großen Platten mit den Wunderthaten des Heiligen, die von allen Reliefs vielleicht am meisten das reine Gepräge ihres Meisters tragen, schmücken zwei vorne, zwei hinten die Rückwand des Altars, während das wildbewegte Thonrelief der Grablegung unten an der Rückseite in gleicher Höhe mit dem Altartisch angebracht wurde. Das Sacramentshäuschen aber in der Mitte der Vorderseite, ebenfalls einen von Engeln betrauerten Christus darstellend, ist Gesellenarbeit und ziemlich roh in der Ausführung.

Wichtiger noch, weil den Charakter des Monuments vorwiegend bestimmend, ist die Anordnung der Freistatuen, die wir auch in ihrer neuen Ausstellung am meisten bewundern. Erscheint doch der prächtige Altar nur als architektonisches Gerüst für die in einer Pyramide sich aufbauenden Statuen, die in dem Crucifix, das sie alle überragt, den Gipfelpunkt findet. Zwei Schülerwerke stehen zu unterst auf den oben genannten Postamenten: der hl. Ludwig und Prosdocimus, der erste Bischof von Padua. Die Schutzheiligen der Stadt, S. Giustina und S. Daniele, erheben sich auf den Ecken der hohen Brüstung über dem Altar, auf deren Mitte Maria thront, umgeben von den Heiligen Franciscus und Antonius. Auf allen diesen Statuen ruht ein Funke von dem Geist des Donatello, der aus den ernsten, großgedachten und tiefempfundenen Statuen der hl. Franciscus und Antonius vielleicht am hellsten hervorleuchtet. Leicht gedämpft, durchglüht er doch auch Maria, deren Sessel zwei Sphinxe tragen und die das Kind nach vorn hält, damit es die Gläubigen segnen könne. Seraphim-Köpfe bilden die Krone, die ihre Locken umschließt, ein Engelsköpfchen hält auch ihren Mantel über der Brust zusammen. Kein Geringerer als Michelangelo fühlte sich von diesem sinnigen Ornament so angezogen, daß er es häufig in seinen Madonnen und noch zuletzt in der Pietà in Florenz wiederholte.

Im Crucifix aber, das mit ausgebreiteten Armen den ganzen Hochaltar überschattet, gibt sich Donatello's Genius am unmittelbarsten kund, es krönt zugleich den ganzen Aufbau in großartig ernster Weise. Wir sehen nicht mehr den „Bauern" am Kreuz, den Brunellesco so herb tadelte — heute in S. Croce in Florenz, sondern den Löwen aus Juda, dem das „es ist vollbracht", auf der Stirn geschrieben steht.

Man versetze sich in die Umgebung, um dies gewaltige Monument, dessen Bestandtheile man aus allen Winkeln der Kirche zusammengesucht hat, recht zu verstehen. Es erhebt sich heute unter einer der lustigen Kuppeln des Santo, eingeschlossen von den hochragenden Pfeilern des Chors. Riccio's weltberühmter Osterleuchter mit seinem köstlichen Bronzeschmuck steht gleich daneben, und ein anderer Schüler Donatello's fertigte die Bronzereliefe für die Chorwand, für welche der Meister noch selbst die Zeichnungen entworfen haben soll. In der That ein Beieinander, wie sich so leicht — nicht einmal in Italien ein ähnliches finden läßt. Lassen wir uns den Genuß desselben nicht trüben durch unerfreuliche Einzelheiten, die vor allem die decorative Einfassung der Reliefs betreffen. Ist doch die Leistung als Ganzes, deren Verdienst dem Mailänder Architekten Boito gebührt, aufs beste gelungen und das gewaltige Werk erhebt sich wieder in seiner Urgestalt vor unsern Augen, durch das sein Meister für ein Jahrhundert fast alle Bildhauer Oberitaliens in seine Bahnen bannte.

* **New-York.** Am Herzschlage starb der erst 47jährige Hjalmar Hjorth Boyesen, Novellist und Professor der deutschen Sprache und Literatur an der hiesigen Columbia-Universität. Zu Frederiksvärn in Norwegen geboren, ging er nach Vollendung seiner Studien nach Amerika, wo er in Folge seiner ausgezeichneten Sprachkenntnisse bald an höheren Lehranstalten Anstellung fand. Daneben war er literarisch thätig und veröffentlichte u. a. in amerikanischen Zeitungen lyrische Gedichte, die ihm die Stütze und Freundschaft Longfellows erwarben. 1874 wurde er Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Cornell-Universität (Ithaka, New-York) und unternahm in den folgenden Jahren in Europa ausgedehnte Studienreisen. Seit 1880 war er Professor am Columbia-College hierselbst und errang sich als Lehrer wie als Schriftsteller einen Platz unter den Ersten in der neuen Welt. Von seinen Werken wurden verschiedene von Spielhagen ins Deutsche, von Turgenjew ins Russische übersetzt. Von seinen literaturhistorischen Werken hat sein Buch „Goethe and Schiller" (1878) auch in Deutschland Aufmerksamkeit erregt, u. a. wegen seines Nachweises der Einflüsse von Spinoza in Goethe's „Faust".

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Moriz Carriere.[1]

Gedächtnißworte gesprochen in der öffentlichen Sitzung der k. bayer. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1895.

Von W. Christ.

Moriz Carriere war geboren am 5. März 1817 zu Griedel, einem Dorfe des Großherzogthums Hessen, als Sohn eines Rentamtmanns der Fürsten von Solms-Braunfels. Er entstammte, wie schon der Name andeutet, aus einer französischen Familie, welche, um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertrieben, in Deutschland an der Dill und Lahn eine neue Heimath gefunden hatte. Seine Gymnasialstudien machte er an dem preußischen Gymnasium in Wetzlar, dessen feingebildeten Nector Axt er in seiner Doctordissertation als praeceptorem doctissimum, amicum carissimum anredet. Nach Absolvirung des Gymnasiums im Jahre 1835 bezog er zunächst die Universität Gießen, um ohne Wahl eines bestimmten Faches philosophische Studien zu betreiben. Schon nach einem Jahr siedelte er nach Göttingen über, wohin ihn der Ruf von Gervinus, dem berühmten Literarhistoriker, und Ottfr. Müller, dem großen Archäologen, zog, wo er aber auch bei den Philosophen Herbart und Krische hörte. Den Abschluß seiner Universitätsstudien fand er in Berlin, wo er sich schon specieller den philosophischen Studien im engeren Sinne zuwandte und von Trendelenburg zu den berühmten philosophischen Uebungen herangezogen wurde. Zum Doctor philosophiae promovirte er den 28. Juli 1838 in Göttingen mit der Abhandlung Theologiae Aristotelicae lineamenta, nachdem er schon ein Jahr zuvor mit der Abhandlung De Aristotele Platonis amico eiusque doctrinae iusto censore (Gött. 1837) die Billigung der Facultät erhalten hatte, aber wegen zu jugendlichen Alters nicht zur Promotion zugelassen worden war. Die beiden Dissertationen behandeln einen Autor des Alterthums und sind in lateinischer Sprache, in überfließendem ciceronischen Stil geschrieben, aber aus ihnen spricht weniger der kritische Philologe, als der werdende Philosoph: die Sätze des Aristoteles sind mit der Lehre Hegels combinirt; Humboldt, Dahlmann, Schlosser sind in Betracht gezogen; in den lateinischen Text sind Verse Goethe's eingelegt; kurzum der junge Doctor fühlte sich nicht wohl in dem abgeschlossenen Kreise des Alterthums, er suchte das Alterthum mit dem frischen Leben der Neuzeit in Verbindung zu bringen, der Erfassung des großen Ganzen zuzustreben.

Nachdem er nach seiner Promotion noch kunsthistorische Reisen in Italien gemacht und in mehreren kleinen Schriften, wie „Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung" (Weilburg 1841), „Schwert- und Handschlag für Franz Baader" (Weilburg 1841), „Achim v. Arnim und die Romantik" (Grünberg 1841), seine lebhafte Theilnahme an religiösen und literarischen Fragen der Gegenwart bekundet hatte, habilitirte er sich 1842 als Docent der Philosophie in Gießen, wo er auch 1849 zum außerordentlichen Professor vorrückte. Seine Gießener Zeit war reich an Erfolg und mannichfacher Anregung. Seine Vorlesungen, wiewohl sie aus dem herkömmlichen Geleise der philosophischen Vorlesungen heraustraten, waren gut besucht; Männer, die später eine hervorragende Rolle in der Literatur und dem öffentlichen Leben spielten, wie unser W. Riehl, K. Hofmann, Bamberger, Büchner, zählte er zu seinen Zuhörern. In der Gesellschaft Sonderbund, in der sich die jüngeren Geister der Gießener Gelehrtenwelt zusammenfanden und von der gelegentlich des Ablebens Carriere's K. Vogt in der Frankfurter Zeitung eine zwar pietätlose, aber farbenreiche Skizze entworfen hat, verkehrte Carriere mit geistreichen Männern verschiedener Richtung, unter denen ihm keiner so lieb in der Erinnerung blieb als Gust. Baur, der hochgebildete Theologe, der „auch in der Kunst und in der Natur eine Offenbarung des göttlichen Geistes suchte und fand". In der Familie des großen Chemikers und Naturforschers Liebig erhielt er neue, die Werkstätte der Natur ihm tiefer erschließende Anregungen, und gewann er als lieb gesehener Gast das Herz der ältesten Tochter Agnes, die er später (1853) zum glücklichen, leider früh durch den Tod gelösten Ehebund heimführte.

Seit dem Jahre 1853 finden wir Carriere hier in unsrer Stadt, nachdem kurz zuvor Liebig von König Maximilian II. zur Neubelebung der wissenschaftlichen Studien nach München berufen worden war. Anfangs hielt er in freier Stellung an der Universität Vorträge über Aesthetik und allgemeine Literaturgeschichte; bald bekam er auch eine feste Anstellung als Schriftführer und Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste. In dem reichen Leben der großen Stadt, im Verkehr mit Künstlern, Dichtern, Gelehrten erhielt sein dem Schöngeistigen von je besonders zugewandter Geist mannichfache Nahrung und reiften die großen Werke, die seinen Namen allhin verbreiteten und seiner literarischen Stellung ein festeres Gepräge gaben. Von der Gnade seines königlichen Herrn wurde er zu den berühmten Symposien in der Residenz zugezogen; in den verschiedenen literarischen Gesellschaften der Stadt war er ein thätiges, selten fehlendes Mitglied; auch an dem politischen Leben nahm er namentlich zur Zeit der nationalen Erhebung, als die Träume seiner Jugend in den Gestalten des Heldenkaisers Wilhelm I. und seines großen Kanzlers Bismarck sich verkörperten, begeisterten Antheil. Im Jahre 1887 erreichte er auch, nach seiner Enthebung von dem Secretariat an der Kunstakademie, das, „was er vor 50 Jahren zu werden gewünscht und lange vergeblich angestrebt hatte, die einfache Stellung eines ordentlichen Universitätsprofessors." Unsrer Akademie gehörte er erst seit 1889 als ordentliches Mitglied an.

[1] Mit gütiger Erlaubniß des Hrn. Verfassers aus den eben erschienenen Sitzungsberichten der Akademie abgedruckt. D. Herausg.

In frohem Schaffen und in heiterer Geselligkeit gelangte er so zur Schwelle des Alters. Freilich auch von herben Verlusten und schweren Schicksalsschlägen blieb sein Leben nicht verschont. Nach 10 Jahren glücklichster Ehe war ihm seine treue Lebensgefährtin entrissen; seine zwei Kinder sah er vor sich in das Grab sinken, das Mädchen Elisabeth in zarter Kindheit, den hoffnungsvollen Sohn Justus in der Blüthe des Mannesalters; seiner eigenen Augen Licht drohte durch den grauen Star zu erlöschen. Aber von dem Augenleiden brachte ihm die kundige Hand seines Collegen und Freundes Rothmund Heilung, und die Schmerzen, welche ihm der Tod seiner Liebsten bereitete, überwand er mit dem Troste der Weisheit. So setzte er mit ungebrochener geistiger Kraft seine Thätigkeit an der Universität, in der Literatur und im geselligen Leben ohne Unterbrechung fort, bis am 18. Januar d. J. ein Herzschlag unerwartet und plötzlich seinem Leben ein Ende machte.

Das sind die äußeren Umrisse des Lebens unsres abgeschiedenen Collegen. Der Inhalt desselben war ein ungemein reicher, nicht durch einflußreiche Lebensstellung und ausgedehnte praktische Thätigkeit, sondern durch die Vielseitigkeit seines geistigen Interesses und die Fruchtbarkeit seiner literarischen Feder. Er hat selbst in seinen letzten Lebensjahren eine Gesammtausgabe seiner Werke in 14 Bänden veranstaltet, aber dieselbe umfaßt lange nicht alles, was er geschrieben; die kleinen Aufsätze und Artikel fehlen ganz, und auch von seinen Jugendschriften vermißt man ungern eine Auswahl.

Von seinen größeren Werken hat er selbst „Die sittliche Weltordnung" (1877. 1891 = XIII. Bd. d. Ges. W.) als dasjenige Buch bezeichnet, welches die wissenschaftliche Entwicklung seiner Ideen über Kunst, Religion und Geschichte und die langsam gereifte Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete enthält, eine in Freude und Leid gewonnene Lebensanschauung. Wenn nun auch andere diesem Buche und den damit in Verbindung stehenden zwei akademischen Abhandlungen „Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt" (1892), und „Erkennen, Erleben, Erschließen" (1893) nicht jene centrale Bedeutung zuerkennen, so werden wir doch dem Winke des Autors selber folgen, zumal die Idee der sittlichen Weltordnung alle Schriften und Reden Carriere's wie ein rother Faden durchzieht. Er fühlte sich eben in erster Linie als Philosoph und Lehrer des Volkes und wollte seine Reden und seine Schriften über Kunst und Literatur nur als Ausflüsse seiner philosophischen Weltanschauung angesehen wissen. Ausgegangen war er in seiner Philosophie von Hegel, den er schon in einer seiner frühesten Schriften als den Aristoteles unsrer Zeit, als das Genie des architektonischen Gedankenbaues preist. Den großen Dialektiker hatte er nicht mehr selbst gehört; denn derselbe war schon vor seinen Universitätsjahren im Jahre 1831 von der Cholera weggerafft worden. Aber in Berlin hörte er die Schüler des Meisters, und schon in Göttingen lag er mit Feuereifer dem Studium seiner Schriften ob. Der Einfluß des bahnbrechenden Denkers zeigt sich auch noch in den späteren Arbeiten Carriere's, in der Vorliebe für systematische Construction, in der Geringschätzung der vom Ganzen losgelösten Einzelforschung, in dem optimistischen Glauben an eine allmählich sich steigernde Entwicklung auf allen Gebieten des Geistes und der Natur. Thatsächlich aber entfernte er sich mit der Zeit immer mehr von der Grundlage des Hegel'schen Idealismus. Angelpunkt seiner ganzen Betrachtung wurde die sittliche Weltordnung, in der zugleich die schöpferische Freiheit des Willens und die Unabänderlichkeit der Naturgesetze, die Kraft des denkenden Subjectes und die Wahrheit der objectiven Erscheinung zur Geltung kommen sollten. Er bezeichnete diese seine Weltanschauung als Real-Idealismus, indem er dabei von der Forderung der Vernunft ausging, welche ein gemeinsames Princip als Grund und Ziel alles Lebens für unsern erkennenden Geist und die Außenwelt der Erscheinungen verlangt und wonach die Denkformen unsres Verstandes sich mit den Gesetzen und Normen decken, nach denen die Welt unterschieden und geordnet ist. Gestützt sodann auf die auch dem Laien sich aufdrängende Beobachtung eines Bildungstriebes in den Geschöpfen des organischen Lebens, findet er auch in der Natur ein Analogon des menschlichen Sittengesetzes, so daß das Streben aufsteigender Lebensentwicklung Natur und Geschichte, das Reich des Bewußten und Unbewußten mit einander verkettet. Und indem er dann schließlich zur Gottesidee aufsteigt, erfaßt er Gott als den das Universum zusammenhaltenden Weltgeist, der als Urgrund der sittlichen Weltordnung in Allem stets und überall gegenwärtig sei. Dabei verwahrte er sich aber gegen den Vorwurf einer pantheistischen Gottesanschauung, indem er seinem Gott zugleich bewußten Willen und den Charakter der Persönlichkeit beilegte. Es ist nicht dieses Ortes noch meines Amtes, an diesen Sätzen Kritik zu üben und zu untersuchen, ob es Carriere gelungen ist, die Begriffe der Persönlichkeit und der Universalität zusammenzuführen, und ob er berechtigt war, aus der Wahrnehmung des Entwicklungstriebes in der organischen Schöpfung auf ein teleologisches Princip in der Weltbewegung zu schließen. Sicherlich hat er selbst unverbrüchlich an jenem Grundsatz der sittlichen Weltordnung festgehalten und in seinen letzten Lebensjahren gegen die Vertreter des Materialismus und der Truglehre blindwirkender Naturgesetze mehr noch als gegen den religiösen Fanatismus und die Beschränktheit eines starren Dogmatismus angekämpft. An das deutsche Volk gewandt rief er aus: „In dem Glauben an die sittliche Weltordnung bist du groß geworden; an ihm halte fest und du wirst menschenwürdig und glücklich leben."

Unter den verschiedenen Zweigen der Philosophie hat Carriere zu seiner speciellen Domäne die Aesthetik oder die Idee des Schönen erkoren; sie zog ihn vor allem an, denn im Schönen, so sprach er in schwärmerischer Begeisterung, wird unser ganzes Wesen, Sein und Seele, Herz und Geist zugleich befriedigt und erhoben, in ihm ist das Reale und Ideale in Eins gebildet, es ist das mangellose Sein, ein wiedergeborenes Paradies und ein Himmel auf Erden. Ueber die Kunst hat er zwei große Werke geschrieben, ein philosophisches und ein historisches, eine Aesthetik und eine Kunstgeschichte.

Die Aesthetik, die in wiederholten Auflagen erschienen ist (1859[1]. 1885[3]. Bd. I u. II d. Ges. W.), umfaßt zwei Theile. In dem ersten handelt der Verfasser im allgemeinen von der Idee des Schönen und ihrer Gestaltung im Kosmos und in der Natur, unter den Aufschriften Schönheit, Welt und Phantasie; in dem zweiten legt er dann die Principien und Grenzen des Schönen in den drei Reichen der bildenden Kunst, der Musik und der Poesie dar. Dem letzten Theile, in dem er selbst nicht bloß betrachtend, sondern auch schöpferisch thätig war, widmete er noch ein besonderes Buch „Das Wesen und die Formen der Poesie, ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst" (1854[1]. 1886[2] = Bd. III d. Ges. W.). Auf seine Aesthetik legte Carriere selbst ein großes Gewicht: es war dasjenige Gebiet, das er speciell als Professor an der Universität vertrat und zu dem er durch seine Stellung an der Kunstakademie und im Verkehr mit Künstlern und Dichtern reichste Anregung erhielt. Auch hat er mit seinen Vorlesungen über Aesthetik und besonders über das Wesen und die Formen der Poesie großen Anklang gefunden; aber es fehlte auch nicht an Ausstellungen und abfälligen Urtheilen. Abgesehen von denjenigen, welche überhaupt auf theoretische Erörte-

rungen im Gebiete der schaffenden Kunst keinen großen Werth legen, wurde auch von Fachmännern die präcise Formulirung der Gedanken und die psychologische Entwicklung vom Empfinden des Schönen vermißt, und Lotze glaubte so weit gehen zu dürfen, in seiner Geschichte der Aesthetik die Leistungen Carriere's einfach zu ignoriren. Es übte eben hier am meisten bei unserm Freunde die Hegel'sche Begriffssystematik ihren Einfluß zu Ungunsten der Sache: dem beliebten Dreiklang zulieb wird nicht bloß in der bildenden Kunst Architektur, Plastik, Malerei, in der Poesie Epos, Lyrik, Drama unterschieden, sondern auch in der Musik zur Instrumental- und Vocalmusik als Drittes die Verbindung von Instrumental- und Vocalmusik gestellt, und in der Lyrik eine Scheidung in Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens durchgeführt. Das schmeckt stark nach Hegel'scher Architektonik und entspricht wenig dem historischen Werden und dem inneren Wesen der Sache; noch weniger, wenn der Unterschied von Ode und Elegie, statt historisch entwickelt und aus dem Versmaß erklärt zu werden, dahin bestimmt wird, daß die Ode den großen Gehalt des Lebens ergreift, die Elegie hingegen einen sanften, schmelzenden Ton hat.

Das historische Werk über das Schöne trägt den Titel „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und der Ideale der Menschheit" (Bd. IV—IX d. Ges. W.) und behandelt in 5 Bänden die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst, das christliche Alterthum und den Islam, das europäische Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft, Renaissance und Reformation in Bidung, Kunst und Literatur, endlich das Weltalter des Geistes im Aufgang, in Literatur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert. Das Ganze ist eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkt der Aesthetik, die man treffend auch eine Geschichte des Idealismus genannt hat. Es ist ein großartig angelegtes, mit staunenswerthem Fleiße durchgeführtes, von tiefen Gedanken erfülltes und in gehobener Sprache geschriebenes Werk. Dem Verfasser kamen hier die Vorzüge seines Geistes und seiner Studienweise ganz besonders zu statten, die warme Begeisterung für das Schöne, die ausgebreitete Lectüre, das treue Gedächtniß, die Leichtigkeit, sich in das Denken und Fühlen verschiedener Zeiten hineinzufinden. Was man in seinen theoretischen Schriften getadelt hat, die Masse der wörtlichen Anführungen, das war in diesem Werk ganz an seinem Platz; man folgt hier gern der Art des Autors, „die einzelnen Männer selbst sich schildern zu lassen und so viel als möglich vom Hauch und Duft des Originals in seine Bearbeitung zu verpflanzen". Dadurch erhielt das Werk die große Mannichfaltigkeit, die den Leser stets frisch erhält und nach den verschiedensten Seiten anregt; freilich thut auch der Autor mit der Unabhängigkeit der geistigen Erfassung und dem sittlichen Adel der Beurtheilung das Nöthige hinzu, um den gebildeten Leser stets in sympathischer Stimmung zu erhalten. So erklärt sich leicht der große Erfolg, den unser Carriere mit diesem Werke in den verschiedenen Schichten des deutschen Volkes, bei Männern und bei Frauen, gefunden hat. Der Specialforscher wird ja auf seinem Gebiet lieber zu Büchern greifen, welche ihn direct zu den Originalen und mitten in die Fragen der Forschung hineinführen, aber auch er wird Carriere's Buch mit Gewinn lesen, um seinen Horizont zu erweitern und vergleichende Gesichtspunkte für die Cultur- und Kunstentwicklung verschiedener Zeiten zu gewinnen. Einem solchen universellen Buch, wie es Carriere geschrieben hat, die Berechtigung abzusprechen, weil man über das Einzelne in Specialwerken Genaueres und Originelleres finden könne, hieße auch die Weltgeschichte Schlossers und den Kosmos Humboldts aus der Liste der wissenschaftlichen Werke und lesenswerthen Bücher streichen.

Mit diesem historischen Hauptwerk Carriere's stehen mehrere andere, welche dasselbe theils vorbereiteten, theils begleiteten, in engem Zusammenhang; insbesondere „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" (1847), „Vier Gedenkreden auf deutsche Dichter", Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul (1862), „Fichte's Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten" (1894), die Herausgabe von Goethe's Faust und Schillers Tell mit Einleitung und Erläuterung in der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die drei Hauptwerke unsres ehemaligen Collegen habe ich hiermit aufgeführt und zu charakterisiren versucht; aber damit habe ich noch lange nicht die Schriftstellerei, geschweige denn die Geistesthätigkeit desselben erschöpft. Carriere war kein Buchgelehrter, der sich in seine Studirstube oder sein Laboratorium einschloß, er nahm an dem geistigen, politischen, religiösen Leben um sich regsten Antheil, und nicht bloß als empfänglicher Leser und Zuhörer, sondern auch in activer Theilnahme als Redner und Schriftsteller. Zwar von der politischen Arena unsrer Volksvertretungen zog er sich nach kurzer Thätigkeit in dem Vorparlament zu Frankfurt im Jahre 1848 bald wieder zurück, nachdem er selbst zur Erkenntniß gekommen war, daß sein Optimismus und sein Streben nach Aussöhnung der Gegensätze zum Streite der Parteien und zur Hitze des Kampfes wenig passe. Aber auch nach den Jahren der Enttäuschung verfolgte er mit patriotischem Eifer den Aufschwung der Nation, bot selbst in den Kämpfen der Jahre 1870/71 als Samariter dem Vaterlande seine Dienste an und stand stets in erster Linie, wenn es galt, die Güter der Freiheit und Vaterlandsliebe zu vertheidigen, das Andenken an die großen Männer und Geistesheroen der Nation zu feiern, das Interesse der Mitbürger für die Culturaufgaben der Zeit durch Wort und Schrift wachzurufen. Den Freunden aber — und er hatte viele in allen Lebensstellungen — wahrte er nicht bloß Treue und Liebe, er setzte vielen auch ein literarisches Denkmal, theils während ihres Lebens, theils nach ihrem Hinscheiden. So kam es, daß er nicht bloß große Bücher schrieb, sondern auch Reden hielt und zahllose Artikel in Zeitungen und Zeitschriften erscheinen ließ. Es entging ihm nicht, daß diese seine Zwitterstellung als Gelehrter und Literat in zünftigen Kreisen Anstoß erregte, aber weit entfernt, dieselbe zu verleugnen, rühmte er sich derselben: „nicht nach deutscher Gelehrten Art," sagte er in einem offenen Briefe an Renan, „will ich bloß für Gelehrte und Bibliotheken die Ergebnisse der Forschung darstellen, sondern für das Leben und das Volk will ich schreiben." Und nicht leicht erfreute ihn eine Anerkennung mehr als die aus dem Munde unsres ehemaligen Collegen Bursian, als derselbe von ihm bei Gelegenheit der Feier seiner 25jährigen Thätigkeit an der Kunstakademie rühmte: „Der Jubilar hat nicht bloß in großen Büchern seine Ideen niedergelegt, sondern steht auch wie ein lebendiges Gewissen der Nation auf der Warte, um ihr in der Geschichte des Tages mahnende und erhebende Worte über die geistigen Lebensfragen der Menschheit zuzurufen."

Das meiste von diesen Reden und Aufsätzen ist zerstreut in den Beilagen der Allgemeinen Zeitung, in Westermanns Monatsheften, der Deutschen Biographie, dem Deutschen Plutarch, dem Deutschen Museum, der Deutschen Rundschau, den Zeitschriften Gegenwart, Nord und Süd, Aula u. a. Das Beste hat der Verfasser selbst in zwei Sammelbänden vereinigt, in den „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk" (1850[1]. 1894[3] = XIV. Bd. d. Ges. W.) und in den „Lebensskizzen" (1890 = XII. Bd. d. Ges. W.). Die erste Sammlung enthält etwa ein Dutzend Reden, dazu kritische Beigaben, zu denen noch die Sonderschrift „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart" zu stellen ist.

Passend wurde das Buch von der Kritik als Erbauungsbuch für Gebildete bezeichnet. Carriere war für diese Art von Literatur besonders geschaffen: entsprossen einer Familie, die viele Geistliche zählte und um des Glaubens willen Schweres erduldet hatte, verband er religiöse Weihe mit Einsicht in die Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik. Er bekämpfte wohl das zähe Festhalten an erstarrten und überlebten Formen vergangener Jahrhunderte, aber die ewigen Grundwahrheiten des Christenthums hielt er unverbrüchlich fest und scheute selbst nicht den Kampf gegen die zersetzende Kritik von Strauß und die romanhaften Phantasien von Renan. Von dem Gebildeten verlangte er wenigstens den Grad von Religion, daß er nicht alles aus blinden Naturkräften hervorgehen lasse, sondern einen Willen der Liebe, der einsichtsvoll alles schafft und lenkt, anerkenne. Eine gottinnige Humanität, eine in Natur und Geschichte das Walten des Ewigen und die Verwirklichung seiner Ideen anschauende Weisheit hielt er für das höchste Ziel unsres Erkennens und Lebens in der Gegenwart.

Von noch allgemeinerem Interesse dürften die gesammelten Lebensbilder sein. Es findet sich in diesem Buche außer einem längeren Essay über Oliver Cromwell, den Zuchtmeister zur Freiheit, eine Anzahl fein gezeichneter und lebensfrisch entworfener Gedenkblätter auf Bettina v. Arnim, Peter Cornelius, Geibel, Liebig, Johannes Huber, Melchior Mayr u. A. Besonders anziehend und voll sprühenden Künstlerhumors sind die „Dreißig Jahre an der Akademie der Künste in München". Von dem politischen Optimismus des Verfassers zeugt das ebenda wieder abgedruckte Sendschreiben an Ernst Renan aus dem Jahre 1888 „Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben". Daß die dargebotene Hand angenommen und auf den offenen Friedensbrief eine offene Antwort erfolgt sei, davon verlautet nichts.

Endlich darf bei einem Ueberblick über Carriere's geistiges Schaffen auch seine poetische Muse nicht übersehen werden. Unser Gelehrter hat nicht bloß über die Poesie und ihre Formen tiefe und geistreiche Gedanken aufgestellt, er hat auch selbst gedichtet und in gehaltvollen, leichtfließenden Versen feine Gefühle und Eindrücke ausgesprochen. Die Gesellschaften, in denen er verkehrte, erfreute er mit poetischen Trinksprüchen und weitere Kreise ließ er in anmuthsvollen Blüthensträußen an den Schöpfungen seiner Muse theilnehmen. Schon als Student dichtete er 1837 zusammen mit seinem Freunde Theodor Creiznach für die Säcularfeier der Universität Göttingen einen Kranz von Sonetten. Später ließ er, gewissermaßen als Ergänzung zu seinen religiösen Reden, ein Gesangbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten folgen (1838[1]. 1862[2]), das in zweiter Auflage unter dem Titel „Gott, Gemüth und Welt" auch das früher gesondert erschienene Gedankenmelodrama „Die letzte Nacht der Girondisten" umfaßt. Aber die eigentlichen Perlen seiner dichterischen Muse enthält das dem Andenken seiner früh verstorbenen Frau gewidmete Büchlein „Agnes, eine Sammlung von Liebesliedern und Gedankendichtungen" (1883).

In unsre Akademie wurde Carriere erst im Jahre 1889 aufgenommen; eine so späte Anerkennung seiner Verdienste von Seiten unsrer Corporation kann auffällig erscheinen und hat auch in der That vielfach Anstoß erregt. Um so mehr dürfte ein aufklärendes Wort über diesen Punkt hier an der Stelle sein. Unsre Akademie ist nicht wie die Pariser für Männer der Wissenschaft und Literatur bestimmt, sie ist vielmehr lediglich zur Förderung der Wissenschaft und zur Erforschung der Ursachen der Dinge gegründet worden. Es fällt uns Mitgliedern der Akademie deßhalb nicht ein, uns für etwas Höheres als die schaffenden Kräfte in Kunst und Literatur zu halten; umgekehrt rechnen wir es uns zur besonderen Ehre an, wenn wir mit der Exactheit der Forschung die Kunst der Rede zu verbinden und aus dem Bücherstaub in den reinen Aether der Poesie uns zu erheben verstehen. Aber zu Mitarbeitern und Mitgliedern können wir nur diejenigen heranziehen, die ihre Kräfte in den Dienst der Forschung, und was davon fast untrennbar ist, in den Dienst des Ausbaues einer einzelnen Wissenschaft gestellt haben. Nun nahm Carriere, wie auch meine Darlegung seiner literarischen Verdienste gezeigt haben wird, eine Mittelstellung zwischen selbständiger Forschung und populärer Verarbeitung und Verbreitung des Erforschten ein, und dieses allein hat seine frühzeitigere Aufnahme in die Akademie gehindert. Immerhin aber hat Carriere in diesem Punkte hier mehr erreicht, als sein Meister Hegel in Berlin, dem zeitlebens die Pforten der Akademie verschlossen blieben. Aber wenn auch erst spät die Bedeutung Carriere's in dem geistigen Leben unsres Volkes die aus jener Doppelstellung entsprungenen Bedenken zurückgedrängt hat, so erfüllt es uns doch mit gerechtem Stolze, heute an dieser Stelle dem fruchtbaren und geistreichen Schriftsteller, dem unerschrockenen Vertheidiger der freien Forschung, dem edlen Bannerträger der idealen Weltanschauung als einem der Unsrigen die Spende dankbarer Erinnerung weihen zu dürfen.

Die Gewinnbetheiligung ein Mittel zur Förderung des Classenfriedens.

Von Wilhelm Berdrow.

II.

Nirgends hängt, nächst der Laune des Himmels, wohl soviel für den Ertrag des Gewerbes vom Fleiß und Willen der Arbeiter ab, als in der Landwirthschaft. Dieselben Leute, denen im Winter überreichlich Zeit zu häuslichen Beschäftigungen jeglicher Art übrig bleibt, müssen im Sommer in 14-, ja 16stündiger Arbeitszeit jede Faser anstrengen, um die rasch drängenden Arbeiten, welche Sonne und Regen dictiren, zu erledigen. Wenige Tage können da über den Ertrag des Jahres entscheiden, und wohl dem Landwirth, der dann für den guten Willen seiner Leute einen besseren Sporn hat, als die oft nur kärgliche Löhnung. Schon im Anfang dieses Ueberblickes wurde des alten Gebrauches Erwähnung gethan, beim Dreschen und anderen ländlichen Arbeiten die Leute mit einem Theil des Productes statt mit Geld zu löhnen. Die Deputatlöhnung, von vielen Gütern noch immer wenigstens gegen ihre ansässigen Taglöhner geübt, stellt ebenfalls eine ursprüngliche, aber noch rohe Art der Gewinnbetheiligung dar, insofern die ländlichen Arbeiter, denen ein Theil ihres Lohnes in so und so viel Scheffel Roggen u. s. w. verabfolgt wird, wohl am Steigen und Fallen der Preise, und insofern auch am Gewinn des Gutes indirect betheiligt sind, ohne jedoch irgend etwas zur Verbesserung dieser Bedingungen beitragen zu können. Wirksamer ist schon jene seit alters und von vielen Landwirthen geübte Form der Gewinnbetheiligung, bei welcher der Gärtner einen kleinen Procentsatz der Erträge aus den von ihm gezogenen Früchten, der Schäfer einen Antheil am Gewinn aus der Wolle, der Kuhhirt einen Lohnzuschlag für jedes glücklich aufgezogene Stück Jungvieh, einen Abzug für jedes gefallene Stück erhält, nebst einer ganzen Reihe ähnlicher Reizmittel für diejenigen Personen, in deren Hand die Pflege eines bestimmten Zweiges der Wirthschaft ausschließlich liegt.

Es sind aber auch Versuche gemacht worden, die ganze Arbeiterschaft einer Landwirthschaft ständig und gleichmäßig an ihrem Ertrage zu interessiren. Auf Tellow in Mecklenburg-Schwerin hat der bekannte Nationalökonom v. Thünen (Verfasser von „Der isolirte Staat") die Gewinnbetheiligung

seit 1847 nicht ohne Geschick durchgeführt, wenngleich uns bei diesem Versuch die Vortheile zu gering erscheinen, um die Arbeiter zu einer Bethätigung besonderen Eifers anzuspornen. v. Thünen übt die Gewinnbetheiligung in der Weise, daß von dem nach Abzug der Löhne, Unkosten, Unterhaltungs- und Erneuerungskosten u. s. w. übrigbleibenden Gutsertrag zunächst 18,000 M. — vermuthlich als Aequivalent für den Capitalwerth des Gutes — abgezogen werden. Von dem dann noch verbleibenden Rest wird ½ Proc. an jede der 22 ständigen, mit dem Gute verbundenen Haushaltungen als Gewinnantheil bezahlt, also im ganzen 11 Proc. des sogenannten Reingewinnes. Je nach dem Jahresertrag ist dieser Antheil natürlich sehr verschieden, steigend bis 185, fallend bis 5 M.; im 30jährigen Durchschnitt waren es 67 M. pro Familie und Jahr. Doch bekommen die Arbeiter in Wirklichkeit nicht den Geldbetrag, sondern nur die Zinsen, da die Gewinnrate selbst ihnen als Sparcasseneinzahlung gutgeschrieben und erst mit dem 60. Jahre ausgezahlt wird. Beim freiwilligen Austritt aus der Gutsgemeinschaft erlischt das Anrecht auf den angesammelten Betrag, nur die Zinsen werden weiter gezahlt. Wer die Menschen kennt, wird zugeben, daß hier die Vortheile trotz der offenbar guten Absicht nur halb erreicht werden können; der Genuß der Früchte des erhöhten Fleißes wird auf diese Weise den Arbeitern denn doch in gar zu weite und nebelhafte Ferne gerückt, um sich auf ihr Verhalten unmittelbar geltend zu machen. Der Begründer erwähnt denn auch nichts von gesteigerten Erträgnissen des Gutes durch die Einrichtung des Gewinnantheilsystems, sondern hebt nur hervor, daß seine Einrichtung die Arbeiter anhänglicher mache, sie von Unordentlichkeit, Diebereien u. s. w. abhalte und ihnen ein sorgenloseres Alter verschaffen könne. Es handelt sich also wesentlich nur um einen einfachen Wohlthätigkeitsact von erziehlicher Wirkung.

Da that im Jahre 1872 ein kleiner Gutsbesitzer des Havellandes, J. Jahnke auf Bredow, einen beherzteren Sprung ins Dunkle, als er mit seinen fünf Taglöhnern ein festes Abkommen traf, wonach von diesem Jahre an nach Abzug gewisser, genau bestimmter Geld- und Naturalienbeträge für Gutsherrn und Leute und nach Deckung der Unkosten der ganze verbleibende Reingewinn zu je 50 Proc. zwischen ihn selbst einer- und die fünf Arbeiter andrerseits getheilt werden sollte. Dafür hatten letztere die pünktliche Bestellung des Gutes zu garantiren und auch die im Sommer nöthigen Hülfskräfte selbst zu stellen. Dieser Versuch gelang glänzend. (Ich folge hier dem Zeugniß eines gewiß unverdächtigen Berichterstatters,[1]) da H. Frommer der Gewinnbetheiligung mit einer, für einen gründlichen Forscher in dieser Frage fast unbegreiflichen Kälte gegenübersteht.) Die Arbeiter, durch die Aussicht auf einen für ihre Verhältnisse so glänzenden Gewinn angeregt, arbeiteten mit einem Eifer, den kein anderes Mittel nur annähernd hervorbringen könnte. Kein Streit trübte das Einverständniß; die Pflege des Viehes, die Besorgung der Saat und Ernte, — alles geschah mit neu erwachter Liebe zur Sache und mit doppeltem Fleiß. Mit zehn Hülfsarbeitern wurde jetzt in der Saison mehr geleistet, als früher mit fünfzehn. Das Resultat ließ sich in Zahlen dahin ausdrücken, daß der durchschnittliche Jahresverdienst der Taglöhnerfamilie in Bredow sich auf 1180 M. steigerte, während die Löhne von der Umgegend etwa 700 M. erreichten. Daneben aber blieb der Reingewinn des Besitzers in der That unvermindert, so daß sich der Ueberschuß des Gutes gerade auf das Doppelte seines früheren Betrages muß gehoben haben. Es ist bezeichnend, daß Jahnke im Jahr 1877 sein Gut verkaufen mußte, um den Anfeindungen zu entgehen, die seine Wirthschaftsweise ihm in der Nachbarschaft, besonders unter den Großgrundbesitzern, zugezogen hatte. Vielleicht erklärt sich diese Gegnerschaft daraus, daß die bessere Lage der Bredow'schen Taglöhner in der Arbeiterschaft der Umgebung den Wunsch nach ähnlichen Reformen wachrief, zu deren Einführung die betreffenden Besitzer weder Lust noch Muth besaßen.

[1]) Vgl. Heinr. Frommer, a. a. Ort.

Ein ähnliches Experiment auf einem großen dänischen Gute mit 100 Tagelöhnern machte im Jahre 1873 und den folgenden Jahren der Großpächter Z. Adeler auf Seeland. Auch hier wurde nach Abzug der Unkosten und einer festgesetzten Rente für den Gutsherrn der verbleibende Reingewinn zur Hälfte unter die Arbeiter aufgetheilt, und wenn auch der Betrag des Einzelnen bei der großen Arbeiterzahl naturgemäß niedriger ausfallen mußte, so war er doch hinreichend, um die Willigkeit, den Fleiß und die Ausdauer der Leute in ungehofftem Maße anzuspornen. Sie leisteten ohne Zwang mehr, als anderwärts unter der schärfsten Aufsicht ermöglicht wurde, und „was es heißen will, frühzeitig mit der Ernte fertig zu werden, welchen Schaden die Saat in acht Tagen nehmen kann, und was es bedeutet, acht Tage zeitiger die Herbstbestellung vornehmen zu können, weiß jeder Landmann". So äußerte sich dieser Unternehmer über die Vortheile des Systems, das ihm je nach dem Ernteausfall einmal 4700, einmal 1500, einmal 6250 und dann auch wohl einmal gar nichts — bei fehlendem Reinertrag — kostete. Daß auch den englischen Landwirthen das Princip der Gewinnbetheiligung nicht mehr ganz fremd ist, lehrt die schon einmal herangezogene Statistik des englischen Arbeitsamtes. In einer Zusammenstellung der für den Vergleich wichtigsten Beispiele von ausgeführter Gewinnbetheiligung finden sich dort auch sieben Landwirthschaftsbetriebe mit zusammen 450 Arbeitern, welche das Vertheilungssystem angenommen haben; der zur Austheilung gekommene Gewinn ist allerdings sehr niedrig bemessen, die betreffende Tabelle gibt die dadurch entstandene Erhöhung des Arbeitereinkommens auf 1 bis 6.5 Proc. des Lohnes an, doch scheint der letztere Fall schon eine seltene Ausnahme zu bilden. Auch zwei landwirthschaftliche Großhandlungen mit etwa 200 Arbeitern sind aufgeführt, ihre Leute beziehen Gewinnantheile in Höhe von 5 bis 10 Procent der Löhnung.

Der nachhaltigste Eindruck einer derartigen Rundschau auf dem Gebiet der Gewinnbetheiligung wird nun der sein, daß die Sache zu einem geschlossenen, runden Urtheil noch lange nicht weit genug gediehen ist. Es fehlt, um abschließend urtheilen zu können, sowohl die Fülle der Beispiele als die Gleichmäßigkeit des Verfahrens. So viel allerdings läßt sich gewiß erkennen, daß die Gewinnbetheiligung auf den Arbeiter nur dann einen nutzbringenden, moralisch stärkenden Eindruck macht, wenn er sie vom Unternehmer ohne Nebengedanken, vor allem bezüglich der strafferen Beherrschung der Untergebenen, ausgeführt sieht. Die uneigennützige Betheiligung der Arbeiter am Reingewinn (der sich im Geiste des ungeschulten Arbeiters ziemlich genau mit dem Marx'schen, so oft als Agitationsmittel mißbrauchten „Mehrwerth" oder „Unternehmerprofit" deckt) wird ihren guten Eindruck auf die arbeitenden Classen fast nie versagen, um so weniger, als hier gerade derjenige Theil der capitalistischen Festung sich ihnen freiwillig öffnet, der ihnen nach den Theorien ihrer Führer, so lange es auf die besitzenden Classen ankommt, ewig verschlossen bleiben soll. Keine Lohnerhöhung, keine gute Behandlung oder Fürsorge kann in dieser Richtung so antisocialdemokratisch wirken, als wenn ein Unternehmer seinen Leuten nicht länger ihre Arbeit einfach abkauft, um, wie der socialdemokratische Agitator sagt, damit seinen Profit zu erschachern, sondern sie freiwillig und aus Ueberzeugung

am Gewinn ihrer Arbeit betheiligt. Ihn wird stets eine vermehrte Arbeitslust und Pflichttreue belohnen und seinen Verlust, in vielen Fällen wenigstens, zum Gewinn machen. Doch lehren alle bisher gesammelten Fälle der praktischen Gewinnbetheiligung, daß hier Sparsamkeit eine übel angebrachte Tugend ist. Der Arbeiter, der am Reingewin seines Chefs — oder wie es in den Augen des Arbeiters stets erscheinen wird: seiner Arbeit — betheiligt ist, will von diesem Vorzug auch etwas sehen und erfahren. Eine Vermehrung seines Einkommens um ein oder zwei Hundertstel, während der Unternehmer 90 oder 95 Proc. des Reingewinnes nach wie vor einsteckt, wird keinen Mann veranlassen, einen Finger schneller als bisher zu rühren, während eine hohe Gewinnquote alle Arbeiter, mit Ausnahme ganz schlechter Elemente, die ein gesunder Organismus mit der Zeit ausstoßen kann, zu ihren höchsten Leistungen anfeuern kann. So erklärt sich das auffällige Vorkommen, daß Unternehmer, welche von ihrem Gewinn 10 Proc. opferten, diese 10 Proc. verloren, während andere 50 Proc. den Arbeitern gaben und noch dabei gewannen.

Ebenso hat es sich gezeigt, daß die Gewinnbetheiligung sofort versagt, wenn sie als Waffe gegen die Arbeiter geschwungen werden soll. Ja es ist meistens nicht einmal durchführbar, die Arbeiter mittelst dieses Systems ihren Vereinen, Corporationen oder Gewerkschaften zu entziehen. In jedem Versuch dazu liegt schon eine Gefahr, und das ist im Grunde kein Wunder. Der Arbeiter ist zu lange gänzlich auf den Stab angewiesen gewesen, den ihm die Gemeinschaft mit seinesgleichen bot, um plötzlich in dem Unternehmer seinen natürlichen Verbündeten zu sehen. Vertrauen heischt freilich Vertrauen, aber altes Mißtrauen kann nur die Zeit heilen.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Gewinnbetheiligung theoretisch zu rechtfertigen ist, ob der Arbeitgeber, der sie einführt, damit einer einfachen Pflicht genügt, oder ob er einen Act der Gnade, gleichsam der Selbstentäußerung übt. Ich glaube, diese Frage kann nicht engherziger beantwortet werden, als es von seiten Frommers in der mehrfach angezogenen Untersuchung in Schmollers staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen geschehen ist. Nach einer sorgfältigen Untersuchung zahlreicher Fälle der Gewinnbetheiligung, in der die fast immer günstigen Folgen freimüthig zugestanden werden, berührt die Schlußfolgerung des Autors doppelt frostig. Nach einer theoretischen Verfechtung der Berechtigung des Unternehmergewinnes, an der die Ironie Marxens ihre Freude gehabt hätte, schreibt der Verfasser: „Die Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn des Arbeitgebers ist da, aber auch nur da, am Platz, wo sie zu einer Steigerung der Güte oder Menge der Arbeitsleistungen oder zu der sonst fehlenden sicheren Verfügung über die gewünschte Anzahl williger Arbeitskräfte führt.“ Also nur als Speculation! Und die Förderung des socialen Friedens, die Entfernung Tausender von der gefährlichen Utopie völligen Umsturzes, die thatsächliche materielle Aufbesserung der gewinnbetheiligten Arbeiter (gleichviel, ob bei gleichzeitiger Einbuße oder Erhöhung am Unternehmergewinn), das ist diesem Forscher alles ohne Bedeutung gegenüber der Wichtigkeit des unverminderten Profits? Und worauf beruht diese Unverletzlichkeit des Unternehmergewinns? Frommer meint, die Arbeiter hätten im Verlauf aller von ihm untersuchten Fälle der Gewinnbetheiligung nirgends die Functionen des Unternehmers zum Theil mit übernommen, was ihm in erster Linie eine Vorbedingung für die Betheiligung am Geschäftsgewinn zu sein scheint. Aber befindet er sich da nicht im Irrthum? Ist nicht die höhere Gewissenhaftigkeit, der Fleiß, welcher die scharfe Beaufsichtigung des Einzelnen unnöthig macht, in hohem Grade geeignet, den Unternehmer zu entlasten? Ist nicht andrerseits die Steigerung der specifischen Functionen des Arbeiters, wie sie durch die Gewinnbetheiligung eingestandenermaßen erreicht wird, für den Ausgang des Geschäftes mindestens so wichtig, als die pünktliche Erfüllung der Obliegenheiten des Unternehmers? Endlich steht aber die ganze Rechtfertigung des sogenannten Unternehmergewinnes noch keineswegs auf unerschütterlicher oder nur einheitlicher Basis. Am gegründetsten ist wohl die Theorie, welche den über die Capitalverzinsung und die Honorirung der eigenen Arbeit erzielten Profit als einen Ausgleich für die Unsicherheit ansieht, welche mehr oder weniger die Einnahmen jedes selbständigen Geschäftsleiters bedroht. Von diesem Standpunkt aber ist die Gewinnbetheiligung des Arbeiters doppelt gerechtfertigt, denn einmal bricht sich endlich, wie es scheint, auch in weiteren Kreisen die sehr einfache Anschauung Bahn, daß an der Unsicherheit der Geschäftslage die Arbeiter (in Form von Lohnreductionen, Entlassungen u. s. w.) mindestens denselben Antheil haben wie die Unternehmer, und dann unterliegt es keinem Zweifel, daß eben diese Unsicherheit der Gewinnaussicht nicht wenig durch den Fleiß und die Pflichttreue der Arbeiter verringert werden kann. Denn auch bei stockendem Absatz werden immer noch diejenigen Fabriken im Vortheil sein, deren Producte vermöge der Gewissenhaftigkeit ihrer Arbeiter die vorzüglichsten sind.

Wenn also Frommer die Gewinnbetheiligung überall, wo sie nicht von einem unmittelbaren Vortheil für den Unternehmer begleitet ist, als eine Maßregel empfindet, die sich „ökonomisch nicht rechtfertigen läßt“, so setze ich ihm ein ökonomisch ebensowohl zu rechtfertigendes, als ethisch gewiß höher zu bewerthendes Wort des alten R. v. Mohl entgegen, der schon 1835 in Rau's „Archiv der pol. Oekonomie“ sich als ein warmer Befürworter der Gewinnbetheiligung aussprach, dahin wirkend, daß „den Arbeitern wirklich und in allen Fällen ein Antheil an dem reinen Gewinn eingeräumt wird, so daß sie ein Steigen der Vortheile des Eigenthümers nur wünschen können und selbst dazu beizutragen Verlangen tragen müssen.“

Mittheilungen und Nachrichten.

v. L. „Ein Roman aus zwei Welten“ von Marie Corelli. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Isabella Hummel. 2 Bde. Stuttgart. Rob. Lutz, 1894. — Die Verfasserin geht in dem von ihr als „Roman“ bezeichneten Werke von dem Grundgedanken aus, daß der heutige Spiritismus „lächerlich, ja verächtlich“ sei, der wahre Spiritismus sei die Mystik des Christenthums, und Mystik somit das wahre Christenthum; und nur im Christenthum und im Glauben könne die Gegenwart genesen. Ein herrlicher Grundgedanke, der durchaus der dichterischen Verklärung fähig gewesen wäre, wenn die Verfasserin etwa an die Innigkeit einer christlichen Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts angeknüpft und den Nachweis der Unentbehrlichkeit des Christenthums für alle Zeiten geliefert hätte. Leider verwendet die Verfasserin indessen die moderne Mystik als Mittel, die Wahrheit ihres Grundgedankens zu illustriren, und wenn sie auch Geisterklopfen und Materialisation verwirft, so acceptirt sie dafür den ganzen übrigen spiritistischen Apparat, Trance, Wahrsagen, Suggestion, Hypnose und den magnetischen Schlaf. Man erkennt den schlimmen Zwiespalt, in welchen die Verfasserin dadurch geräth, daß der reine Grundgedanke in das Gewand des modernen Spiritismus gehüllt wird; so wird weder das Christenthum verherrlicht noch der Spiritismus mehr bekämpft, ja, um den Zwiespalt ganz zu vollenden, benennt die Verfasserin den spiritistischen Magnetismus einfach Elektricität. Die Elektricität ist indessen nicht nur der „erhöhte Zustand“ des Trance, sondern die diese Erhöhung bewirkende göttliche Urkraft, so daß die Verfasserin allen Ernstes von einer elektrischen Glaubenslehre spricht. Abgesehen von der ganz ungeeigneten Bezeichnung und der völligen Unwissenschaftlichkeit ihrer elektrischen Theorie: wo bleibt die keusche Reinheit des großen Grundgedankens, wo die Bekämpfung des ungesunden und krankhaften Spiritismus? —

Gewänne die Verfasserin es über sich, aller modernen Mystik zu entsagen und einzusehen, daß ein einfacher schlichter Glaube die einzig wirksame Waffe gegen Unglauben und gegen den aller Ethik Hohn sprechenden Spiritismus ist, dann würde nicht nur das von ihr mit sittlichem Ernst und Begeisterung vorgetragene Christenthum seine wahre Fassung erhalten, sondern die Verfasserin denjenigen Boden gewinnen, von welchem aus sie, die mit einer hoch poetischen und beredten Empfindung ausgerüstet ist, die richtige dichterische Verwerthung ihrer Grundidee fände, welche an Stelle des Sonderbaren das Einfache, und an Stelle der Schilderung halber Menschen diejenige ganzer Menschen setzte, an deren Leiden und Freuden nun wahrheitsgemäß in dichterischer Verklärung gezeigt würde, wie die Einzelnen sich zu einem wahren und schlichten christlichen Glauben durchringen. Dann fände sich auch die vermißte Charakteristik und psychologische Vertiefung der Persönlichkeiten ein. — Unerwähnt soll nicht bleiben, daß das Corelli'sche Werk vortrefflich übersetzt ist.

* In Bezug auf das (in Beil. Nr. 232 erwähnte) Unternehmen des reformirten Pastors Dr. A. Zahn in Stuttgart, in Tübingen auf eigene Faust „positiv"-theologische Vorlesungen zu halten, wird der „Württ. Volksztg." aus theologischen Kreisen geschrieben: „Zahn ist in Deutschland der eifrigste Verfechter der Theorie von der wörtlichen Eingebung der Hl. Schrift, die bekanntlich auch unter den im übrigen als orthodox geltenden akademischen Theologen keinen Vertreter mehr hat; er ist dabei in seinem Kampf gegen die wissenschaftliche Theologie von einer geradezu erstaunlichen Scrupellosigkeit. Es gilt dies besonders auch von seinem Kampf gegen die derzeitigen Tübinger Professoren, wie er ihn betreibt in einer geschäftigen Broschüren-Fabrication, die kein Mensch mehr ernst nimmt. Er hat zunächst auf Grund seines Titels „Doctor der Theologie" das Recht, Vorlesungen zu halten, in Anspruch genommen. Diesen Titel hat er nämlich in Marburg erlangt, nachdem vorher die theologische Facultät Halle, zu der damals ein Tholuck, bekanntlich einer der bedeutendsten und geistvollsten „positiven" Theologen um die Mitte unsres Jahrhunderts, und Julius Müller gehörten, die vom damaligen Hallenser Domprediger Zahn behufs Erlangung der Licentiatenwürde eingereichte Abhandlung einmüthig als ungenügend beurtheilt und Zahns Bewerbung mit dem Ausdruck der Ueberzeugung abgelehnt hatte, daß er nicht zum theologischen Docenten geeignet sei. Die Tübinger Facultät, der gegenüber sich, wie gesagt, Zahn auf seinen Doctortitel und die damit verbundene venia legendi berufen, verwies ihn mit Recht auf den Weg der ordnungsmäßigen Habilitation als Docent, einen Weg, den Zahn aus begreiflichen Gründen ablehnt. So wird er denn voraussichtlich, da ein Recurs an den Tübinger Senat denselben Erfolg haben wird, sich darauf beschränken müssen, in einem Privathaus Vorträge zu halten, die ihm so lange nicht verboten werden können, als keine Ausschreitungen vorkommen. Irgend welche tiefere Wirkung wird selbstverständlich eine blinde, wissenschaftsfeindliche Erregung des Fanatismus bei den Studenten nicht haben, wenn auch Neugier und Freude an picanten Ausfällen manche Jünglinge für ein paar Stunden zu Zahns Füßen führen mögen."

* Dem vorzüglich eingerichteten meteorologischen Institut zu Tokyo wird es durch die Besitzergreifung Formosa's seitens der Japaner ermöglicht, das Netz seiner Beobachtungsstationen wesentlich zu erweitern und dadurch den praktischen Sturmwarnungsdienst nutzbringender für die Schiffahrt zu gestalten, als es bisher der Fall war. Die schweren Wirbelstürme, von denen Japan so häufig heimgesucht wird, nahen sich fast alle aus südlicher Richtung. Sowohl Dr. Doberck, der Director des meteorologischen Instituts zu Hongkong, als der Jesuitenpater Chevalier, der Vorsteher des Observatoriums bei Shanghai, haben wiederholt beim Herannahen von Teifunen das Fehlen von telegraphischen Nachrichten aus Formosa als einen sehr empfindlichen Mangel bezüglich der Zuverlässigkeit ihrer Sturmwarnungen bezeichnet, da die Wetterberichte aus Formosa und den Pescadores ganz besonders wichtig für die Sturmprognose sind. Man hält es ferner für ausgemacht, daß manche Schiffsverluste der letzten Jahre vermieden sein würden, wenn von Formosa und den Pescadores rechtzeitig Nachrichten über das Herannahen eines Teifuns eingegangen wären. Von den Japanern hofft man jetzt, daß sie die zur Zeit in dem Sturmwarnungsdienst noch bestehenden Lücken sehr bald ausfüllen werden.

* In **Gotha** hielt am 6. October der Thüringer Geschichts- und Alterthumsverein seine aus allen Theilen Thüringens stark beschickte Jahresversammlung ab. Aus den geschäftlichen Mittheilungen ist hervorzuheben, daß die Ausdehnung des Vereins zu einem allgemeinen Verbande über ganz Thüringen durch Angliederung der einzelnen Geschichtsvereine in der erfreulichsten Entwickelung begriffen ist. Die Mitgliederzahl beträgt zur Zeit 403; die Cassaverhältnisse sind dank der Unterstützung durch die einzelnen Regierungen günstig. Es leisten an fortlaufenden jährlichen Beiträgen Weimar 1000 M., Coburg-Gotha, Meiningen und Altenburg je 650 M., Rudolstadt, Sondershausen und Reuß j. L. je 250 M., sowie Reuß ä. L. 150 M. Die Aufgabe, die sich der Verein gestellt, die urkundlichen Quellen der Thüringer Geschichte übersichtlich zu ordnen und zusammenzufassen, ist insoweit gelöst, als 20,000 Regesten, von Dr. Dobenecker (Jena) sorgfältig bearbeitet, in einem Bande druckfertig vorliegen. Hieran werden sich in einem zweiten Bande die Regesten des Mittelalters bis 1247, dem Jahre des Erlöschens des alten Landgrafenhauses, anschließen. Der Verein erblickt ein weiteres Ziel seiner Thätigkeit darin, mit den verschiedenen Staatsregierungen in Verbindung zu treten zum Zweck der Erhaltung der gerade in Thüringen so reich vorhandenen Denkmäler der Vergangenheit. Deßgleichen sollen die ungehobenen Schätze der Thüringer Archive unter Anrufung der betreffenden Staatsregierungen bearbeitet und nutzbar gemacht werden. Im Anschluß daran sprach Dr. Steinhausen (Jena) über „Gustav Freytag als Culturhistoriker", ein Thema, das gerade bei den Beziehungen des durch Wahl zum Thüringer gewordenen Historikers und Dichters zu Gotha und dem Thüringer Lande doppeltes Interesse erwecken mußte und in glänzender Weise vom Redner behandelt wurde. Der Vortrag wird in Kürze im Druck erscheinen. Lebhaftes Interesse erweckte die vom Localverein Gotha veranstaltete Ausstellung prähistorischer und mittelalterlicher Funde (Waffen, Schmucksachen u. s. w.), die bei Mühlberg, bei Luisenthal, Goldbach, auf dem Seeberg und an anderen Orten zu Tage gefördert wurden. Eine reiche Fülle des Interessanten boten die vom Kammerherrn v. Ebart ausgestellte Autographensammlung, in der die besten Namen vertreten waren, und einige mit besonderer Genehmigung des Staatsministeriums ausgelegte Urkunden aus dem herzoglichen Staatsarchiv. Als Tagungsort für das nächste Jahr ist Meiningen in Aussicht genommen.

* Aus **Weimar** wird der „Nat.-Ztg." geschrieben: „Um dem Mangel eines Centrums für systematische Botanik in Thüringen möglichst abzuhelfen, wird der verdienstvolle Vorsitzende des Botanischen Vereins für Thüringen, Prof. Haußknecht, demnächst in Weimar ein Herbarium anlegen und aufstellen, welches zu allgemeinem Nutzen für Jedermann zugänglich sein soll.

* **Berlin**, 8. Oct. In der gestrigen Sitzung der Conferenz der internationalen Erdmessung wurde über die Erneuerung der mit Ende 1896 ablaufenden Convention für internationale Erdmessung im allgemeinen berathen. Nach Verlesung des Entwurfs der neuen Convention schlugen Delegirte Hollands, Frankreichs und Oesterreichs Abweichungen von dem Entwurf der permanenten Commission vor. Prof. Förster hob hervor, daß diese Vorschläge noch nicht hinlänglich formulirt seien, um schon Gegenstand der Abstimmung zu werden. Er bat die erwähnten Vertreter, bis zur nächsten Sitzung untereinander zu berathen und alsdann die in Form von Conventionsartikeln gebrachten Amendements vorzulegen. Der Vorschlag wurde angenommen.

* **Kopenhagen.** Mit Unterstützung durch das dänische Cultusministerium und durch die Gelder des Carlsberg-Fonds bereitet der dänische Premierlieutenant O. Olufsen eine wissenschaftliche Expedition nach Centralasien vor, die Anfang März von hier aufbrechen und durch die Bergkette des Hindukusch ein kleines gebirgiges Land im nordöstlichen Afghanistan, Kafiristan geheißen, zu erreichen suchen soll. Die Expedition, die in wissenschaftlichen Kreisen großes Interesse erregt und zu der sich Hr. Olufsen jahrelang vorbereitet hat, zählt außer ihm zwei andere Theilnehmer: Premierlieutenant O. Philipsen und den Botaniker und Zoologen cand. mag. J. Nielsen. Die Reise geht mit der Eisenbahn durch Rußland und den Kaukasus bis Baku, dann über das Kaspische Meer, mit der transsibirischen Bahn über die Oase Merv, Buchara nach Samarkand. Von Samarkand, wo die Reisenden sich mit dem nöthigen Mundvorrath, mit Führern, Dolmetschern und Lastthieren versehen, beginnt der Ritt auf Pferden gen Osten, den Serasschan entlang, durch die Pässe der Serasschankette, durch die Districte Korategin, Darwas, Roschan, Shugnan, Garan und Badakschan in Pamir, dann endlich über den Hin-

dukusch nach Kafiristan. Was man bis jetzt über Kafiristan weiß, ist nur sehr wenig. Es ist ein gebirgiges Land mit Höhen von 3- bis 4000 Meter, in dessen Thalsenkungen die Einwohner eifrig Ackerbau treiben. Diese letzteren gehören der indogermanischen Race an, sind Monotheisten, aber nicht Mohammedaner, daher der ihnen von diesen gegebene Name Kafire (Ungläubige). Sie haben es verstanden, ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, und nur selten verläßt einer von ihnen die Heimath, um nach Indien zu wandern. Von diesen vereinzelten Auswanderern stammt alles Wissen über ihr Land, dessen Erde noch keines Europäers Fuß betreten hat. Der Zweck der mit den neuesten und besten wissenschaftlichen Instrumenten ausgerüsteten Expedition ist, Genaueres über Land und Leute zu erfahren, barometrische, hypsometrische und magnetische Messungen vorzunehmen, meteorologische Observationen und ethnographische, zoologische und botanische Untersuchungen anzustellen.

* **Kasan.** Auch hier planen die Professoren der Universität unter der in Rußland üblichen Bezeichnung „höhere weibliche Curse" die Gründung einer Hochschule für Frauen und sind bereits mit einem Gesuch bei der Regierung vorstellig geworden. Zunächst wird die Errichtung einer historisch-philosophischen und einer physikalisch-mathematischen Abtheilung geplant. Die Vorlesungen sollen in der Universität, eventuell in den Sälen eines städtischen Gymnasiums stattfinden, die Studienzeit sechs Semester betragen, die Kenntniß der lateinischen Sprache obligatorisch sein, das Institut im übrigen ganz nach dem Muster der „männlichen" Universität organisirt werden.

* **Alexandrien,** 30. Sept. Soeben ist in feierlicher Weise im Beisein des Chedive, sämmtlicher Minister, der englischen Unterstaatssecretäre, der sich hier aufhaltenden diplomatischen Agenten und Consuln, vieler fremden Marineofficiere u. s. w. das neue archäologische Museum eröffnet worden. Das Bauwerk ist einfach aber gefällig, sein einziger Schmuck ist das mit dorischen Säulen geschmückte Peristyl. Es bildet ein Centralgebäude mit zwei Flügeln, so daß, sobald neue Constructionen hinzugefügt werden sollten, ein Parallelogramm mit einem Mittelhof entstehen wird. Wenn die Sammlungen, welche das Museum enthält, bis jetzt auch noch keine Reichhaltigkeit aufweisen, so sind sie nichtsdestoweniger von beträchtlichem Werth. Gleich im Vestibül erhebt sich u. a. die Marmorstatue des Herkules, die in Alexandrien in der Rosettestraße gefunden wurde und das schönste Sculpturwerk ist, welches Aegypten besitzt. Am Tage der Eröffnung machte ein reicher griechischer Privatmann dem Museum seine kostbare Münzsammlung zum Geschenk. Dieselbe enthält 600 Gold-, Silber- und Kupfermünzen aus der Zeit von Alexander d. Gr. bis zur letzten Kleopatra; 2000 Silber-, Kupfer- und Bronzemünzen aus der Zeit der römischen Herrschaft (die Kupfermünzen sind in Alexandrien unter Justinian und seinen Nachfolgern geprägt); 300 Münzen aus der Zeit Alexanders d. Gr.; viele ägyptische und byzantinische Medaillen und Amulette, von denen ein großer Theil einen außerordentlich hohen Werth hat. Es befinden sich in Aegypten im Privatbesitz viele prächtige Sammlungen von Alterthümern. Wenn die Eigenthümer derselben dem eben berichteten Beispiele folgen würden, so wäre das Alexandriner Museum bald im Stande, mit vielen berühmten Museen Europa's zu concurriren. Der Chedive wurde bei seinem Eintreffen vom Gouverneur der Stadt, Emin Pascha Fikri, in arabischer und hierauf von dem italienischen Vicepräsidenten der Municipalität in französischer Sprache begrüßt. Der Chedive selbst antwortete ebenfalls französisch, indem er allen bei dem Zustandekommen des Museums Betheiligten dankte, dem Unternehmen auch für die Zukunft seine Unterstützung und Förderung versprach und das Museum für eröffnet erklärte.

* **Chicago.** Dr. phil. Karl Pietsch aus Stettin (geb. 1860), ein Schüler Toblers, ist als Docent für romanische Sprachen und Literaturen an die hiesige Universität berufen worden. 1890 zum Bibliothekar der Newberry-Library ausersehen, hat er Dankenswerthes für die Neuordnung und Erweiterung der geschichtlichen und philologischen Abtheilung dieser Bibliothek geleistet.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer.

Von A. Beetschen (Zürich).

Zu des Dichters 70. Geburtstag, 11. Oct. 1895.

Es mag nun ungefähr fünf Jahre her sein, als ich mich, von Karl Spitteler dazu ermuntert, nach Kilchberg, dem auf sonniger Höhe des rechten Zürichsee-Ufers gelegenen Wohnsitz C. F. Meyers, aufmachte. Ich würde es wohl nicht gewagt haben, hätte ich mich nicht im Besitze eines Autographs von des verehrten Meisters Hand gefühlt, dessen anerkennende, für einen noch jugendlichen Poeten gar schwer wiegende Worte mich damals das Schuldbewußtsein, zum zweiten Mal ein Liederbuch in die Oeffentlichkeit gebracht zu haben, kaum empfinden ließen. Ueberdies war mir hinlänglich bekannt, daß Dr. Meyer-Ziegler gern erobert sein wollte.

Um sich gewisser Besuche zu erwehren, ließ er sich seine Leute zum voraus in seinem Dichterheim anmelden — und mit Recht. So erzählt man, daß bekannte, in hohem Ansehen stehende Berliner Literatur-Schnorrer, denen es schon geschäftshalber um einen Besuch beim Autor des „Jenatsch“ zu thun war, tage- und wochenlang am Zürichsee Posto gefaßt hatten, ohne den Gesuchten zu Gesicht zu bekommen.

Nun ich meine Audienzbewilligung in der Tasche hatte, dampfte ich an einem schönen Nachmittag dem mir gesteckten Ziele zu. Im Maien war's, — eine unvergeßliche Fahrt. Der Schienenweg nach Bendlikon, auf dessen rebenumsponnener Anhöhe sich das liebliche Kilchberg erhebt, führt dicht am See vorbei. In Weiß und Rosa getaucht standen die Aepfel- und Birnbäume, ein Gewoge von Blüthenschnee schwankte an den Waggonfenstern vorbei — „darüber Licht und Bläue“, kurz: „recht ein Wandertag!“

In Bendlikon-Kilchberg, von Zürich weg die dritte rechtsufrige Bahnstation, stieg ich aus. Mir war, als hätte ich den Boden Roms betreten. Wenig siegesbewußt schaute ich mich in dem traulichen Seewinkel um, befürchtend, Jedermann sähe mir mein Unterfangen an, das ich im Schilde führte. Neue helle Beinkleider, wie damals, als ich in München Paul Heyse aufsuchte, hatte ich glücklicherweise nicht an. So weit hatte ich mich schon gebessert; immerhin hielt ich es für gerathen, mein stark klopfendes Herz durch eine Stärkung zu beschwichtigen. Auch war ja die angegebene Audienzstunde, wo ich den Dichter der „Hochzeit des Mönchs“ sehen sollte, noch nicht gekommen. Ich schaute hinauf zu dem zwischen Rebstöcken sich hinschlängelnden Weg und bewunderte ein paar himmelanstrebende Pappeln, um deren hohe Spitzen ein paar Gewitterwölklein wie lustige Amoretten einen Reigen vollführten. Dann schenkte ich mir meinen schäbigen Rest ein, nahm alle Kraft zusammen und wanderte bergan.

Bald war der stattliche Herrschaftssitz, ein idyllisches Luginsland, erreicht. Am Gartenthor stand ein Täfelchen mit der Aufschrift: „Dr. C. F. Meyer-Ziegler.“ So einfach liest sich das und steckt doch eine ganze Welt dahinter. Eine Fluth von Gedanken, eine Schaar von Gestalten stürmte auf mich ein: Pescara, Ezzelin, Hutten und Jenatsch, „Der Heilige“, Gustav Adolfs Page und wie sie alle heißen die Meyer'schen Prachtgestalten, — alles tollte durcheinander....

Ich klingelte. Eine Frauensperson öffnete, nahm meine Karte ab und führte mich über eine Stiege hoch direct ins Allerheiligste, — ins Arbeitszimmer Conrad Ferdinand Meyers. „Der Herr Doctor wird gleich kommen.“ Wie die Posaunen des jüngsten Gerichts schallte es mir in die Ohren. Also „er“ wird bald kommen! Doch nein, er war ja schon da, wenigstens im Bilde; das dort mußte seine Gemahlin sein und das sein Töchterchen. Und hier sein Schreibtisch mit mächtigem Tintenbehälter, ein Stücklein Manuscript lag auch dabei, ein weißer Bogen, darauf ein paar Zeilen seiner großzügigen Monumentalschrift. An den Wänden schöne Stiche, Bücher, — alles so vornehm und doch so einfach. Es begann mich anzuheimeln. Das hohe Gemach, ein Eckzimmer, ging hinten in den wohlgepflegten Garten hinaus. Durch den geöffneten Fensterflügel drang frischer Landgeruch, und traulich grüßte aus dunkeln Baumgruppen der spitz auslaufende Kirchthurm herüber. An dieser Stelle dürfte wohl das süß-melancholische „Requiem“ entstanden sein:

> „Bei der Abendsonne Wandern
> Wann ein Dorf den Strahl verlor,
> Klagt sein Dunkel es den andern
> Mit vertrauten Tönen vor.
> Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
> Auf der Höhe bis zuletzt, —
> Nun beginnt es sich zu wiegen,
> Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!“

Minuten ... Und ehe ich mich's versah, saß ich dem Schöpfer dieses zartempfundenen Stimmungsbildes gegenüber. Er sah blühend und rundlich aus, fast wie ein Grützner'sches Pfäfflein, und schien in vorzüglicher Laune. Ein schwarzes Sammtjaquet verlieh dem lebhaften Sechziger beinahe ein burschikoses Aussehen. Das volle Gesicht mit der scharf geschnittenen Nase und den durch die Brillengläser ausspähenden, gutmüthigen Augen machte einen ungemein freundlichen, wie der Wiener sagen würde „lieben“ Eindruck. Der kleine alte Herr war wider Erwarten gesprächig. Das sprudelte wie ein Bächlein klar und leicht dahin, daß man nur zuzuhören brauchte. Wie bedauerte ich, nicht einen Geheimapparat bei mir zu haben, der die freimüthig geäußerten Ansichten des großen Poeten — unser Dialog hatte natürlich vorwiegend einen literarischen Anstrich — fixiren und festhalten konnte!

Auch Meyers Verhältniß zu Gottfried Keller wurde gestreift, wobei sich auch für einen Uneingeweihten gut herausfinden ließ, daß diese beiden Dioskuren schweizerischen Schriftthums sich im Leben wie Feuer und Wasser gegenüber standen.

Bitter kränkte es C. F. Meyer, daß ihm, der in seinen Werken so viel Interesse an Deutschlands culturhistorischer Entwicklung offenbarte, der damals aufs neue fällig gewordene Schiller-Preis vorenthalten bleiben sollte. J. V. Widmann hatte damals im Berner „Bund“ darauf hingewiesen, daß sich wohl kein „edleres Haupt“ für den Schiller-Preis geeignet hätte, als eben dasjenige des von der Commission vorgeschlagenen, an höchster Stelle aber nicht acceptirten Schweizers C. F. Meyer. Gleichzeitig machte Dr. Widmann den guten Vorschlag, den Schiller-Preis in Zukunft zu verdoppeln, und zwar in einen idealen Preis (Lorber) und in die ausgesetzte Geldsumme für solche Schriftsteller, die sie wirklich benöthigen. Meyer würde sie wahrscheinlich wieder der Stiftung zugewandt haben, da er zeitlebens in Verhältnissen zu leben das Glück hatte, die jedes Honorar überflüssig erscheinen lassen. Er selbst meinte, als wir auf die Alltagserfordernisse zu gedeihlichem, dichterischem Schaffen zu sprechen kamen, er hätte sein ganzes Paar Stiefel und sein „z'nüni“[1]) freilich stets gehabt.

Dann betonte er, wie enorm viel er aus den Kunstschätzen Italiens geschöpft und wie sehr ein längerer Aufenthalt unter Italiens Sonne dem producirenden Künstler, sei er nun Maler oder Dichter, zu gute komme, ja eigentlich unerläßlich sei. „Auch Ihnen“, meinte er treuherzig, „möchte ich ein paar Jahre Italien gern gönnen.“

Als den Gipfel der Kunst und höchste Kunstgattung überhaupt bezeichnete er das Drama, und fast schien es mir, als ob den Sprechenden Wehmuth beschliche, Wehmuth darüber, daß es ihm wie Meister Gottfried nicht vergönnt gewesen, seiner Muse auch auf diesem Gebiete zu begegnen. (Der Plan zu einem historischen Drama „Kaiser Friedrich“ wurde durch die eingreifende Hand des Schicksals verhindert; auch ist kaum anzunehmen, daß der nach schwerer Krankheit wiedergenesene Dichter der „Angela Borgia“ jemals auf diese dramatische Idee zurückkommen wird.)

Großes, bewunderndes Lob spendete mein Gegenüber dem Fabulirgenie Paul Heyse's. Deutlich erinnere ich mich, wie Meyers Augen aufleuchteten, als er schmunzelnd zugestand, bei der Lectüre Heyse'scher Novellen nicht nur ein geistiges, sondern auch ein physisches Wohlbehagen zu empfinden. Auch von einem Besuch Hermann Linggs, der die solenne Feier seines 70. Geburtstages längst hinter sich hat, war die Rede.

Meine Frage, ob Hr. Dr. Meyer nichts gegen eine musikalisch-dramatische Verwerthung seiner Novellen einzuwenden hätte, schien ihn nichts weniger als zu verblüffen. Im Gegentheil hielt er zum Beispiel „Die Richterin“ als romantische Oper im Wagner'schen Sinne wohl zu einem Libretto geeignet. Wir verweilten längere Zeit bei diesem Thema, das uns gleichermaßen interessirte. Als Autor und Verfüger über seine Werke zeigte er sich äußerst entgegenkommend, ein Gentleman durch und durch — also auch in diesem Punkte der vollendete Gegensatz zu dem polternden Gottfried Keller. Ueber die Art und Weise seines Schaffens theilte er mir mit, daß er seine Stoffe mit Vorliebe aus Beckers Weltgeschichte hole und gewöhnlich zur Schlafenszeit bis zu später Nachtstunde sich in deren Studium vertiefe. Im übrigen gehe er, — dabei wies seine wohlgepflegte, mollige Hand auf das auf dem Schreibtisch liegende Blatt — nach dem Grundsatz: „nulla dies sine linea.“

Schon über eine Stunde hatten wir im traulichen Fensterwinkel geplaudert, als uns die Gemahlin des Dichters zu einem Schälchen Kaffee mit Backwerk abholte. Meyers anmuthiges Töchterchen saß am Tische zwischen Papa und Mama, — ein appetitlicheres Gegenüber hätte ich mir nicht wünschen mögen. Die Fenster des Eckzimmers schauten gegen den See, allerhand grünes Spaliergeranke schien zum Fenster hereinzuwachsen — dazu ein munteres Geplauder und in heller Abendbeleuchtung das markante Profil meines Gastgebers — ein mir unvergeßliches Bild!

Bald schlug mir die Abschiedsstunde! Mit einem Gemisch von angeborener Courtoisie und Ritterlichkeit geleitete mich der Dichter in den Corridor. Als ich ins Freie trat und den Abstieg durch die Reben begann, stand ein Regenbogen purpurglühend am Himmel. In einem kurzen Frühlingsgewitter hatten sich inzwischen meine Wölklein bei den Pappeln verflüchtigt. Sein Finale bot ein farbenprächtiges, entzückendes Landschaftsbild dar, gleichsam eine Illustration zu den Meyer'schen Strophen:

„Von der Kelter nicht zur Kelter
Dreht sich mir des Jahres Schwung,
Nein, in Flammen werd' ich älter
Und in Flammen wieder jung.
Von dem ersten Blitze heuer,
Der aus dunkler Wolke sprang,
Bis zum nächsten Himmelsfeuer
Zähl' ich einen Jahresgang.“

Möge Conrad Ferdinand Meyer, der heute beim friedsamen Glänzen seines Firnelichts ein Siebziger geworden, noch manch „einen Jahrgang“ zählen!

[1]) „z'nüni“: Vesperbrot.

Eine Ausstellung englischer Graphik in Dresden.

Von Dr. Hans W. Singer.

Seit einigen Jahren hat man den Ausstellungen neuen Reiz zu verleihen gesucht, indem man ihnen Sonderausstellungen der Werke irgend eines berühmten Meisters einverleibte. Wer von dem wilden Durcheinander von Gut und Schlecht, von der nicht zusammengehörigen Masse betäubt war, konnte sich nun zurückziehen, um in einem kleineren, ruhigen Raum einen Lenbach, Schindler, Thoma und so weiter zu genießen. Das ist alles recht schön, aber meist war die Sonderausstellung in sich wieder nicht streng genug gehalten. Zum reinen Kunstgenuß kam man nicht, indem neben den vollendeten Schöpfungen des Meisters auch seine Anfangsarbeiten und weniger gelungene Werke hingen.

Eine kleine Ausstellung, die selbst diesem Tadel nicht verfällt, hat zur Zeit die Kunsthandlung Ernst Arnold in Dresden veranstaltet, sie führt uns nämlich die sämmtlichen Zweige der Graphik des heutigen Englands vor. Nur bedeutende originelle Künstler sind vertreten, und von diesen wieder nur ihre besten Leistungen, da sie fast alle persönlich um Beschickung angegangen worden sind. Das Feld der Kunst eines jeden Landes ist groß und mit vielen Kämpen besäet; ich möchte nicht schlechtweg behaupten, daß jeder bedeutende Künstler hier zu finden sei, aber viele werden nicht fehlen. Von den verschiedenen Kunstzweigen werden wohl alle vertreten sein. Fangen wir mit der Originalzeichnung an.

Da begrüßt uns gleich Heywood Sumner — kein Streiter mehr, längst als Sieger anerkannt. Von ihm sind die Originalzeichnungen zu der illustrirten Uebersetzung von „Undine“ da, die 1887 bei Chapman in London erschien. Herrlich sind die beiden großen Figuren „We have no souls and we are gay without a core“ — ohne die geringste Unruhe in der Bewegung ist die bacchantische Stimmung ausgedrückt — und „Now have I a soul, I thank thee for my soul“ — hinter der Demuth schaut der freudige Stolz hervor. Außer diesen „Undine“-Bildern sieht man noch eine Reihe von „Monaten“ Sumners. Sie sind für den Holzschnitt gezeichnet und zeigen ein hoch-

gradiges Verständniß, das an Dürer erinnert, für die einfache wirksame Linie, wie sie dem Schneider am besten gelingen kann.

Einen köstlichen Gegensatz zu den edlen monumentalen Schöpfungen eines Sumner bieten die Zeichnungen des nicht minder berühmten Phil May. Er ist ein ganz eigenartiger Caricaturenzeichner! Bei den meisten seiner Collegen besteht die Kunst darin, einen an und für sich schon zweifelhaften Zug in der Zeichnung um ein leichtes zu übertreiben, bis er ins Lächerliche gesteigert wird. Bei Phil May ist aber gar nichts von Uebertreibung zu sehen. Er scheint die Leute alle just in dem Moment zu zeichnen, wann sie dumm, oder patzig, oder albern, oder blöde dreinschauen. Die Portraitähnlichkeit verletzt er nicht; das Komische besteht nur darin, daß er die Aufnahme gerade zu dem Augenblick macht, wann das Modell aus irgend welchem Grunde drollig aussieht. Prachtvoll ist von den Zeichnungen hier der alte Theaterbaron oder was er sonst sein mag, mit Lackstiefeln und aufdringlichem Cylinder, mit riesigem Protzenpelzmantel, in dessen Tasche die Hand mit dem Spazierstock versenkt ist, mit jugendlich geckenhaftem Schritt und großschnäuzigem Ausdruck.

Einer ganz anderen Schule wieder gehören die Zeichnungen Aubrey Beardsley's an. Aubrey Beardsley, der Meister des „Yellow Book“, der letzte der Decadenten, der Hypermoderne, ist schier unerschöpflich in sonderbaren Einfällen, und er versteht es, wie fast kein anderer, schwarze und weiße Flächen gegen einander in Wirkung zu setzen. Das sind seine zwei starken Momente, künstlerisch genommen. Einigen von den Originalzeichnungen zu der großen Morte d'Arthur-Ausgabe, zu Salome, zu dem Yellow Book steht eine Reihe von Entwürfen für Bucheinbände gegenüber. Beardsley kann man sehr gut mit unserm Sattler vergleichen; doch während dieser meines Erachtens gar keinen ornamentalen Sinn hat, scheint das gerade Beardsley's beste Seite zu sein. Diese Entwürfe sind alle für die Key Note Series geschaffen und beruhen fast ausschließlich auf prachtvoller Stilisirung von Pflanzenformen.

Noch eine andere Schule ist durch Originalzeichnungen vertreten; es ist eine sehr neue, und doch ist sie nie mit dem ominösen Titel „modern“ bedacht worden. Anning-Bells Zeichnungen für Kinderbücher (Dornröschen, Aschenbrödel, Beauty and the Beast, Jack the Giant Killer) gehören zu dem Reizvollsten, was in unsern Tagen geschaffen wurde, und strafen denjenigen Lügen, der behaupten wollte, irgend etwas „Sensationelles“ hafte auch dem Besten an, was unsre Zeit schaffe.

Nach den Zeichnungen, die als Originalwerke den Vorrang beanspruchen, wollen wir zur Betrachtung des vornehmsten Kunstzweiges, der Radirung, schreiten. Von Whistler, dem Magier und — Krakehler, sind über 30 Blatt vorhanden. Einige gehören der älteren Periode an und haben überwiegend einen Sammler- und historischen Werth. Aber die reifen Schöpfungen aus der Folge von Venedig, von London, von Holland! Wer könnte sich daran satt sehen! Wie fabelhaft fein sind doch die Flächen, die die Natur bietet, in Linie umgesetzt!

Whistler hat man ab und zu schon einmal auf dem Continent in mehr oder minder glücklicher Auswahl zu sehen bekommen, wenn auch selten genug. Aber wer hat wohl die Whistler-Schule hierzulande gesehen? Auf dieser Ausstellung lernt man sie kennen. M. Menpes, dem Herkomer glücklich entlaufen, ist derjenige Radirer, der am weitgehendsten den Whistler'schen Principien huldigt. Nicht nur die künstlerische und technische Arbeit, auch die Art und Zuschneidung des Papiers, die Druckfarbe ist ganz dem berühmten Muster nachgeahmt, und auf den ersten Blick wären einige Blätter mit Whistlers zum verwechseln. Bei näherem Zusehen treten die Unterschiede und Eigenheiten schon deutlich genug hervor; z. B. wählt Menpes ganz andere Vorwürfe wie sein Meister. Seine kleinen japanischen Studien sind besonders hervorzuheben. Theodore Roussel schließt sich etwas weniger eng an Whistler an, und noch freier steht Frank Short dem Meister gegenüber, dem er aber in der letzten Zeit doch etwas nacheifert. Das Geheimniß des „Auslassens“, des bloßen Suggerirens hat er ihm abzulauschen versucht. Uebrigens sind von dem vielseitigen Künstler auch Proben seiner Aquatint- und der besonders reizvollen Schabkunst ausgestellt, die mit Whistler nichts gemein haben.

Die Whistler-Schule besteht mehr aus Aposteln als aus Lehrlingen. Umgekehrt die zweite große Schule Londons, die Legros-Schule. Legros, so unfranzösisch in seiner Kunst wie nur möglich, seit Jahr und Tag in London ansässig, soll heute noch kein Wort englisch sprechen. Der große Meister der selbständigen Linie ist mit einigen Prachtstücken vertreten aus den Todtentanz-Bildern, aus der Folge vom Verlorenen Sohn u. s. w. Ein abgeklärter Stil von herber Strenge, geschaffen zum Genuß für den vornehmsten und feingebildetsten Geschmack, zeichnet diese Kunst aus. Von seinem Lieblingsschüler Holroyd befinden sich die Darstellungen zum Ikarusflug ausgestellt; von seinem größten Schüler (auch hier decken sich, wie so oft, die beiden Epitheta nicht) William Strang sehen wir eine Reihe prachtvoller Bildnisse — er ist der zur Zeit gesuchteste Bildnißradirer Englands — und prachtvolle Scenen zu selbstgeschriebenen Balladen und Gruselgeschichten. Ein herrliches Werk ist Death and the Ploughman's Wife mit seinen Radirungen und Mezzotints, die in dem einzig schönen Abendbrod (der vorletzten Platte) gipfeln. In der Kaltnadelarbeit „Das hl. Abendmahl“ interessirt uns die Begegnung mit Uhde's Auffassung, indem auch hier Typen aus den heutigen unteren Classen uns als Apostel entgegentreten. Das Blatt erschien zwei Jahre ehe irgend ein Bild Uhde's in England zur Ausstellung gelangte. Keiner der beiden Künstler hatte von dem anderen gehört, als er seine Werke schuf. Der dritte Legros-Schüler ist Gascoyne. Auch er hat seines Meisters Lehre verstanden, die da lautet: „Erst müßt ihr die Dinge so zeichnen können, wie sie wirklich sind; wenn ihr sie 'mal so zeichnen könnt, dann thut es beileibe nicht, sondern zeichnet sie so, wie ihr sie haben wollt.“ Die Stilisirung muß auf absoluter Beherrschung der Form beruhen. Keine andere Schule hat sich vom Modell so frei gemacht wie diese; aber man merkt auch, daß ihre Kunst, ihr Idealismus auf und über dem Realismus steht, nicht unter ihm.

Dann kommt die Bushey-Schule; glücklicherweise ist nur „der Alte“ selbst vertreten. Herkomer muß man ja zu den allerersten Künstlern rechnen; weniger, weil er's ist, als weil so viele Menschen ihn dafür halten. Selbst die Bildnisse und Landschaften aus seiner besten Periode haben etwas von dem verschönernden, weichlichen Zug, der neben der ernsten Legros'schen Kunst besonders marklos wirkt. In seiner neuen Erfindung, dem Monotype, können wir nur eine arge Verirrung erblicken. Das Ideal der graphischen Kunst ist doch, gerade dem entgegengesetzt, sich möglichst von der Photographie zu entfernen, nicht ihr aufs Haar zu ähneln!

Seymour-Haden hat streng genommen wohl keine Schule gegründet. Doch gibt es jedenfalls Meister, z. B. D. Cameron, die sich in Beziehung zu ihm bringen lassen. In dem Stil, den Rembrandt als das Classischste und Legitimste in der Radirung festgestellt hat, arbeitet Seymour-Haden, wie sich auch aus den hier ausgestellten Proben ergibt. Deßwegen ist er noch lange nicht nur Nachahmer Rembrandts; ebenso wenig wie ein griechischer Tempel als

Nachahmung eines anderen zu betrachten ist, weil sie beide im jonischen Stil erbaut worden sind. Auch Cameron hat sich neuerdings den lauteren Regeln Rembrandt'scher Kunst unterworfen, nachdem er verschiedene andere, übrigens auch nicht zu unterschätzende Stile, z. B. Mérhons, vorgenommen hatte.

Zu diesen Schulen und Richtungen kommen nun noch die „Wilden" hinzu, die keiner Fraction angehören, z. B. der talentvolle Ch. Watson, den ich schlechthin als besten Architekturradirer der Jetztzeit, wenn nicht gar aller Zeiten, bezeichnen möchte; Oberst Goff, mit seinen prachtvollen feuchten Abendstimmungen, auf denen der Zenith noch hell, der Horizont aber schon mit herannahenden düsteren Sturmeswolken bedeckt ist; dann Pennell, Thomas und andere.

Von der Radirung schreiten wir zum Steindruck. Es ist fabelhaft, wie sich diese Technik innerhalb fünf Jahre aus der Versumpfung herausgehoben hat. In Deutschland haben Steinhausen, Thoma, Greiner und viele andere, in Frankreich eine schier endlose Reihe von den besten Meistern, nach einigen wenigen Jahren, uns alle die Sünden vergessen lassen, deren sich der Steindruck früher schuldig machte. In England ist bislang nur ein Künstler ihnen zur Seite zu stellen, so viel ich weiß, Charles Shannon; denn, seitdem er lithographirt, befindet sich Whistler wieder in Paris, der kleine Rothenstein ist unselbständiger Whistlerianer, und Legros endlich hat entweder kaum angefangen, oder überhaupt nur sehr wenig im Steindruck hervorgebracht. Ganz prachtvoll sind die neuen Bildnisse Shannons, mit ihrem feinen, silbergrauen Ton. Seine anderen Arbeiten mit den duftigen luftperspectivischen Zeichnungen sind ja durch die drei bis jetzt erschienenen Nummern des „Dial" — dieser vornehmsten aller Kunstzeitschriften — bekannt. „The Dial" ist eine Schöpfung der jungen Chelsea-Schule, die nächstens sich mit einer öfters und regelmäßig erscheinenden Zeitschrift „The Pageant" befassen wird und die auch die einzige Originalholzschneide-Schule Englands in Ricketts, Shannon, den Pissarro, Sturge Moore 2c. umfaßt. Künstler, die ihre Zeichnungen eigenhändig ins Holz schneiden, gibt es wenige: in Frankreich ist zur Zeit der gelungene Vallotton der bekannteste. Von Ricketts und seinen Collegen finden sich treffliche Probedrucke ausgestellt, auch von den mehrfarbigen Arbeiten, in denen besonders die Pissarro hervorragen.

Die Arbeiten des Anning-Bell, die ich hier anreihe, sind nicht Originalholzschnitte, eigentlich überhaupt keine Holzschnitte, sondern Zinkographien. Doch sind sie ja genau so gezeichnet, wie man für den Holzschneider ehemals zeichnete, der jetzt theilweise durch die photomechanische Reproduction verdrängt worden ist. Anning-Bell ist der beliebteste Ex libris-Zeichner Englands, und das verdienterweise, wie die anmuthigen, reizvollen Blätter, die hier ausgestellt sind, bezeugen. Es herrscht eine Delicatesse des Contour, eine vornehme Behandlung des Faltenwurfs darin, die den besten Erzeugnissen der italienischen Renaissance ebenbürtig sind.

Mit der Vorführung aller dieser Einzelblätter aus den verschiedenen Gebieten der Graphik ist diese Ausstellung aber noch lange nicht erschöpft. Hiezu kommt zunächst noch eine Zusammenstellung aller der besten illustrirten Bücher, sowie der vornehm ausgestatteten Drucke, die in London während der letzten Jahre herausgegeben wurden.

Unter den vornehm ausgestatteten Druckwerken gebührt wohl den Erzeugnissen von William Morris' Kelmscott Press die erste Stelle; einige schöne Werke dieser Officin, ebenso schön wie theuer, liegen auf, z. B. der Beowulf, „Sidonia, the Sorceress" (in pompöser Ausgabe auf Pergament gedruckt), Morris' „Jason" 2c. Illustration ist hier meist auf Rand-, Kopf- und Schlußleisten beschränkt. Der Werth des Buches liegt in der Wahl einer charaktervollen Type, in dem vorzüglichen Handpapier, der wirklich schwarzen Druckerschwärze, und dem fehlerfreien, gleichmäßigen Handpressendruck.

Unter den illustrirten Büchern führe ich zuerst Walter Crane's Arbeiten an. Wohl noch nie sind sie in solcher Vollzähligkeit in Deutschland zu sehen gewesen. Die späteren „nursery books" sind ja allenthalben bekannt, aber hier findet man auch die früheren Werke, die illustrirten Uebersetzungen von Mrs. Molesworth 2c. Die Abbildungen sind einfarbig und diese Arbeiten Crane's zeigen noch nicht die ausgesprochene Manier, die manchem Betrachter jetzt mißfällt, weil er zu viel davon gesehen hat. Ebenfalls einfarbig sind die Illustrationen in Crane's seltenem „Renascence, a boob of verse", diejenigen zu Oscar Wilde's „Happy Prince" und endlich seine neuesten Arbeiten, die Shakespeare-Bilder, wovon schon drei Folgen erschienen sind.

Sehr schön sind die Veröffentlichungen der Chelsea-„In the Vale" Leute. Voran ihr schon genannter „Dial"; dann die Ausgaben von Marlowe's „Hero und Leander", Rusts „Queen of the Fishes" 2c. Diese Drucke, meist mit den Originalholzschnitten von Ricketts oder Pissarro ausgestattet, zeichnen sich auch, wie die Kelmscott Press Series, durch Vornehmheit aus. Gediegenes Handpapier wird benutzt, der Typensatz sitzt geschmackvoll auf der Seite, Unterschriften, Titel, Numerirung, alles ist originell und wohlüberlegt. Allerdings kostet auch so ein kleiner Band manchmal 50 Mark und darüber.

In ersprießlichem Gegensatz hiezu befinden sich die Kinderbücher im Verlage Dents, „The Banbury Cross Series". Diese reizenden Märchenbücher mit den Bildern Anning-Bells, von denen einige unter den Originalzeichnungen oben angeführt wurden, kosten nur 1.20 M. das Stück; allerdings ein seltener Fall bei englischen Sachen, denn jenseit des Canals lassen sie sich die guten Sachen bezahlen.

Von den vielen übrigen illustrirten Werken will ich nur noch die Bücher aus dem Verlage John Lane's erwähnen, des glücklichen Entdeckers Aubrey Beardsley's. „The yellow book", einiges aus der Key Note Series, Oscar Wilde's „Salome" und andere Werke, von diesem Zeichner illustrirt, liegen aus. Zur Zeit als er noch mit Mathews in Verbindung stand, verlegte Lane Oscar Wilde's „Sphinx" mit den Holzschnitten von Ricketts. Er hat es sich ferner zur Aufgabe gemacht, die jüngste Lyrik in guter Ausstattung, immer mit Titelblättern und Randleisten, manchmal mit Bildern, auf den Markt zu bringen, z. B. die Gedichte Binyons, de Tabley's 2c.

Auch nachdem wir mit den Büchern fertig sind, sind wir es noch nicht mit der Ausstellung. Es kommen noch zwei Gebiete, die man bei uns noch gar nicht zu der wirklichen Kunst rechnet, die Tapeten und die Affichen. In England ist das bekanntlich anders, dort beschäftigen sich die berühmtesten Künstler mit solchen Dingen. Ganz recht hat v. Berlepsch neulich wieder darauf hingewiesen, wie die Künstler dortzulande auf dem Boden stehen und nicht im Himmel zu schweben vermuthen. Bezeichnenderweise nennt sich die Verbindung, der alle die jungen frischen Kräfte angehören, eine Vereinigung nicht von Artists, sondern von Art-workers. Kunst und Kunstgewerbe sind nicht getrennt.

Von den Decorationsgeschäften Voysey, Liberty, Green 2c. hängen Proben von Tapeten aus, die Crane, Sumner, E. Mawson, C. A. Voysey 2c. entworfen haben. In England verstehen sie es, den „Repeat" (das Quadrat, das nach allen Richtungen wiederholt werden muß) so zu entwerfen, daß, zusammengesetzt, die Tapete ein organisches

Ganze bildet und nicht nur eine sinnlose Wiederholung in sich abgeschlossener Ornamente bietet. Dann bringen sie die feinsten Farbentönungen an und schließen die Zimmer oben mit prachtvollen Bordüren ein; in Folge dessen sind allerdings die Tapeten auch so theuer.

Frankreich, die Wiege und das Eldorado der Placate, scheint in England und Amerika zwei tüchtige Nebenbuhler zu bekommen. In Frankreich fällt das Auftreten und die Entwicklung der Placatkunst zusammen mit der technischen Vervollkommnung des künstlerischen Farbensteindrucks. So ein Chéret-Placat ist manchmal von 7, 8 und noch mehr Steinen gedruckt. Frische farbenfröhliche Stimmung und kecker Farbenauftrag stechen dort hervor. Ganz anders in England. Dort hat nicht ein gelernter Steindrucker, wie Chéret, die ganze Sache eingefädelt: dort ist diese Technik vielleicht noch nicht so hoch entwickelt. Einfachheit des Druckverfahrens ist wohl die erste Bedingung, die der englische Auftraggeber aus Sparsamkeitsrücksichten den Künstlern auferlegt. Die Placate in England sind zum Theil gar nicht auf Stein gezeichnet, sondern auf Langholz geschnitten. Einfache Farbflächen ohne Modellirung, zwei oder drei Farben, aus denen durch Ueberdruck eine dritte, bezw. vierte erzeugt wird, rufen eine nicht minder frappirende Wirkung hervor, als sie die große Druckerkunst der Franzosen zu Stande bringt. Ganz famos sind die Entwürfe der beiden Freunde J. Pryde und W. P. Nicholson, die sie unter dem Pseudonym „Beggarstaff" veröffentlichten, z. B. „A trip to Chinatown", „Don Quixote", „Kassama", „Hamlet" 2c. Jedweder Contour fehlt. Aubrey Beardsley hat zwei wirkungsvolle Placate geliefert; der treffliche Maler Hardy mehrere, z. B. die lustigen Gaiety Girls, und das große für die Monatsschrift „St. Paul's". Zu den besten gehört Greiffenhagens „Pall Mall Budget"-Anzeige, mit der rothgekleideten lesenden Dame.

Hiemit habe ich einen Begriff von den in dieser Ausstellung zusammengebrachten Schätzen gegeben. Für eine solche Veranstaltung kann man der anfangs genannten Kunsthandlung seinen Dank nicht versagen. Nicht nur wird ein Material geboten, das man sonst nicht so leicht beisammen sieht, sondern es ist mit trefflichem Geschmack ausgewählt worden, und das Gute wird nicht durch die Fülle des nebenherlaufenden Minderwerthigen erdrückt, wie das bei den üblichen derartigen Veranstaltungen seitens des Kunsthandels gewöhnlich geschieht.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. A. Bastian, Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. (2 Theile, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1895). — Den Betrachter der ethnologischen Literatur und insbesondere der nie ermattenden Bastian'schen Productivität kann wohl gelegentlich ein gewisser Schauer, ein Schwindel anwandeln. Schier unabsehbar dehnt sich in der That das Gebiet nach allen Seiten aus; wenn es auch richtig sein mag, daß über die großen elementaren Normen und Grundgedanken in der Entwicklung des Menschengeschlechts kein Zweifel mehr aufkommen kann, so wächst doch begreiflicherweise mit der genaueren Durchforschung einzelner ethnographischer und topographischer Abschnitte das der wissenschaftlichen Verarbeitung harrende Material zusehends. Man muß nämlich, schon aus methodischen Gründen, dies concrete Detail von der späteren Verwendung in der Forschung sorgfältig trennen, und so wenig diese ohne die empirische Basis der Thatsachen bestehen kann, ebensowenig liefert die bloße Anhäufung und Sammlung ethnischer Erscheinungen schon eine Erkenntniß. Es ist deßhalb erfreulich, daß sich durch die angestrengte Arbeit der letzten drei Decennien gewisse leitende Grundzüge ergeben haben, sonst würde in dem Wust des fast sinnverwirrenden Materials schlechterdings nicht durchzukommen sein. Von diesem doppelten Standpunkt (der leider — selbst in Fachkreisen — nicht immer eingehalten wird) wollen auch die zahlreichen Bastian'schen Schriften betrachtet sein; sie sind für eine spätere kritische Darstellung Quellenwerke ersten Ranges, obschon diese eigentliche Verwerthung mit manchen formalen Schwierigkeiten zu kämpfen haben dürfte. Suchen wir uns, soweit das in einer flüchtigen Skizze möglich ist, wenigstens einigermaßen in diesem Labyrinth, das in der Hauptsache das ja auch von Tylor mit so außerordentlichem Erfolge cultivirte Gebiet des Animismus umfaßt, zu orientiren. Auf der einen Seite stehen die über alle ethnographischen und geschichtlichen Grenzen hinausgreifenden Grundzüge — Ideen des menschlichen Geistes, die eben in dieser grandiosen Einfachheit den so häufig verfehlten Bestand des **allgemein** Menschlichen ergeben. Religion, Recht, Sitte und Kunst enthalten, gerade in ihren primitiven, noch durch keinen höheren geschichtlichen Proceß durchzogenen Anfangsstadien diese Gesetze und Formen unsrer geistigen Entwicklung bis auf die ersten unscheinbaren Keime und Ansätze hin. Es ist in der That für eine unbefangene Forschung unmöglich, in diesem schrankenlosen, den ganzen Globus weit über die Sphäre des landläufigen orbis terrarum umfassenden Areal die auffallenden Uebereinstimmungen und Parallelen bei völlig stammfremden und topographisch wie geschichtlich zusammenhanglosen Völkerschaften auf dem gewöhnlichen Wege der Entlehnung und Uebertragung zu erklären; mit bloßen logisch denkbaren Möglichkeiten ist auch der Ethnologie nicht gedient. Demgegenüber steht nun die ganze Fülle der specifischen Nüancirungen, wie es das bunte Völkerleben bietet, ganz besonders, wenn die einzelnen Stämme aus dem Stadium anfänglicher Isolirung in einen mehr oder minder lebhaften Proceß der Wechselwirkung treten. Hier beginnt das schwierige Gebiet des inductiven Nachweises in Betreff der Uebertragungen und Vermischungen einheimischer mit fremden Ideenkreisen; wie gesagt, ein ebenso interessantes, wie die größte kritische Vorsicht erforderndes Feld der ethnographischen oder (wie es nach dem Vorgang von Fr. Ratzel jetzt mehrfach heißt) anthropo-geographischen Untersuchung. Hier bereitet sich schon die Mannichfaltigkeit des Volkslebens vor, die dann auf höheren Phasen der Gesittung zu immer schärferen ethnischen Individualitäten führt, wie sie uns die eigentliche Culturgeschichte schildert. Dieser Standpunkt gilt, wie gesagt, für alle organischen Schöpfungen des Menschengeistes, überall treten uns neben und bei den großen, elementaren Typen des menschlichen Denkens die verschiedenartigsten Abweichungen und Besonderungen entgegen. Auch die Mythologie, um auf unser engeres Thema zu kommen, trägt denselben doppelten Charakter, auf der einen Seite steht der überall wiederkehrende ursprüngliche rein materialistische Typus des Seelenbegriffs, wie er in bedeutsamen Ueberbleibseln sich selbst noch bis in die Zeiten höherer Cultur gerettet hat, auf der anderen die unendlichen Variationen des Grundgedankens auf den verschiedenen Entwicklungsstufen und bei den verschiedenen Völkern. Auch hier sollte man vorsichtig zu Werke gehen und nicht einer Nation als specifisches Gut zuweisen, was sich bei genauerer Prüfung weiter verbreitet zeigt; so, um einen Fall herauszuheben, die berühmte platonische Präexistenz der Seele und ihre Scheidung in eine intelligible, himmlische und eine materiell-irdische Hälfte findet sich genau so (natürlich ohne dialektische Verbrämung) bei Negern an der westafrikanischen Küste — auch hier glaubte man auf Entlehnung, resp. Uebertragung aus christlichen Ideenkreisen rathen zu dürfen, was sich aber als gänzlich unhaltbar erwies. Auch die in letzter Zeit mächtig emporblühende Volkskunde oder Folklore ist im Stande, bis weit in die Schichten einer aufgeklärten und stolzen Civilisation hinein die Wirksamkeit uralter animistischer Ideen zu erkennen. Aber freilich, wie auch Bastian in diesem Werke zu mahnen und zu warnen nicht unterläßt, es wird die höchste Zeit, aus der alles verheerenden Sturmfluth, durch welche die moderne Cultur schonungslos alle ethnischen Originalitäten überschwemmt und vom Erdboden vertilgt, zu retten, was noch echte, ursprüngliche Züge des Menschenthums bewahrt hat. Das viel besprochene Aussterben der Naturvölker hat für die Ethnologie wenigstens gerade den bitteren Beigeschmack, daß damit der unersetzliche Verlust der psychischen Originalitäten eintritt. Dem nach Kräften vorgebeugt zu haben, ist eine der Ruhmesthaten des unermüdlichen Altmeisters der Ethnologie, dem die Jahre (er wird 1896 siebzig Jahr) anscheinend nichts anhaben können.

Paul Bourgets „Outre-Mer". Vor Jahresfrist trat der feine Psychologe Paul Bourget, nunmehr Frankreichs jüngster Académicien [1]), eine Reise übers Weltmeer an. Drüben in Amerika

---

[1]) Paul Bourget ist 1852 geboren. Nach ihm sind die jüngsten Mitglieder der ehrwürdigen Versammlung Pierre Loti, geb. 1850, der strenge Kritiker Brunetière (1849) und der Vicomte Melchior de

hatte sein Roman „Cosmopolis“ als Feuilleton im „New-York Herald“ derart eingeschlagen, daß Mr. James Gordon Bennett den speculativen Gedanken faßte, den scharf beobachtenden Franzosen herüber kommen zu lassen, damit er mit Selbstgeschautem die Spalten des amerikanischen Weltblattes fülle. So ist acht Monate lang Bourget als Vertreter des Old Country gefeiert und gehätschelt worden; so vieles und so vielerlei hat er während dieser kurzen Spanne Zeit gesehen, daß ihm kaum Zeit blieb, die im Fluge aufgenommenen Augenblicksbilder in seiner Mappe zu ordnen. Man wird demnach diese beiden stattlichen Bände nicht als ein durchdachtes und gereiftes Werk ansehen dürfen, sondern als einen Vorrath an Bausteinen zu der künftigen Culturgeschichte jener fieberhaft vorwärts drängenden neuen Welt, welche seit A. de Tocqueville's und Bryce's Werken wieder sich umgestaltet zu haben scheint.

Die ersten Empfindungen Bourgets auf dem transatlantischen Dampfer sind unbehagliche „shocks“: der Dollar tritt an Stelle des Franken als Ausgabe-Einheit, und das amerikanische Bedienungspersonal ist von herablassender Unverschämtheit. Amerika hat eben keine dienende Classe, sondern nur freie Bürger, die „well“ statt „yes“ als Bejahungsformel sagen. Das ist, meint Bourget, eine der Früchte des allgemeinen Stimmrechts, „la tyrannie imbécile du nombre, le règne de la force sous sa forme la plus injuste et la plus aveugle, voilà le régime que la démocratie a établi partout où elle a triomphé. Elle y a joint un furieux réveil des appétits d'en bas, un universel mécontentement du sort et la menace constante d'une révolte de ce quatrième Etat de la misère et de l'envie contre une civilisation qui a promis la liberté, l'égalité et la fraternité, et qui a fait banqueroute à ces irréalisables promesses.“ (S. 6—7.) Eine andere Folge der absoluten Bürgergleichheit in Amerika erblickt Bourget in dem Mangel an kindlicher Ehrfurcht gegen die Eltern, in der Unabhängigkeit der Söhne und namentlich der Töchter dem Elternhause gegenüber, woraus wiederum eine bei uns ungeahnte sociale Selbständigkeit des Weibes und die höhere Werthung weiblicher Arbeit inmitten des allgemeinen Industrialismus sich ergibt. Das Weib gilt drüben als gleichberechtigt: Damen besuchen Gasthäuser allein, haben eigene Clubs, sind Studentinnen, wirken als Anwälte, Aerzte und Prediger, anstatt geduldig der Versorgung durch die Ehe entgegenzureifen oder im häuslichen Kreise zu schalten und zu walten.

Verblüfft stand Bourget angesichts der unablässig hastenden Arbeit und des erbarmungslosen Struggle for life in den rasch emporgeschossenen Großstädten, — „brutal et rapide comme une passe de boxe“. Ebenso fremd berührt ihn die Millionär-Colonie des Badeorts Newport mit ihrem protzigen Luxus und dem von Männlein und Weiblein leidenschaftlich gepflegten athletischen Sport. Dann geht's nach dem jungen Chicago, wo das hard work des echten Nordamerikaners noch unverhüllter zu Tage tritt als im älteren New-York. Hier ist die Schilderung der internationalen Arbeiterviertel und des selbstgeschauten Proletarier-Elends ein kleines Meisterstück Bourget'scher Technik.

Im zweiten Band der Reise-Eindrücke fesselt der Abschnitt über das hochentwickelte Erziehungswesen am meisten. Daß die Stadt Boston über 600 Schulen aller Grade besitzt und jährlich zwei Millionen Dollars aus Gemeindemitteln dafür aufwendet, mag uns Europäer einigermaßen beschämen, nicht minder die Freigebigkeit amerikanischer Krösusse für Universitätszwecke. Aber die amerikanische Unterrichtsart kann trotz des Bestechenden, das die stete Rücksichtnahme auf Erfordernisse der Praxis an sich hat, auf keiner Stufe befriedigen.

Mittlerweile wird es für Bourget Zeit, sich auch im Süden der Vereinigten Staaten umzusehen. Er reist nach Georgia und Florida, nach einer völlig verschiedenen Welt, mit vielen, vielen coloured gentlemen. Dank seinen Empfehlungen wird er mitten ins Volksleben hineingeschleudert, lernt er abenteuerliche Menschen kennen, macht er eine Menschenjagd und eine Hinrichtung mit, dringt er bis Jacksonville, Rockledge, Lake Worth vor. Noch ein vierzehntägiger Aufenthalt in New-York und dann zurück nach der alten Welt, — „et cette sensation que cet autre Monde existe à côté du nôtre, que l'humanité a là-bas ce colossal champ d'expérience où continuer son œuvre, me remplit d'une sorte d'exaltation mystérieuse, comme si un acte de foi dans la volonté humaine se prononçait au moi, presque malgré moi, et j'ouvris mon cœur tout entier à ce grand souffle d'espérance et de courage venu d'outre-Mer.“

Reich an neuen Belehrungen ist Bourgets neues Buch; aber an die Sensations d'Italie reicht es nicht hinan.

Freiburg i. Br. Joseph Sarrazin.

* Eine außerordentlich interessante Anwendung hat die Elektricität schon seit längerer Zeit auf einem Gebiet der Astronomie, der Astrophysik, gefunden, dessen Ausbau wir Kirchhoff und Bunsen, den Begründern der modernen Spectralanalyse, zu verdanken haben. Es ist von vornherein einleuchtend, daß mit dem Lichte, welches uns die am nächtlichen Himmel in so schönem Glanze funkelnden Sterne zusenden, auch Wärme, die stete Begleiterin jener ersten Erscheinung, von ihnen aus zur Erde gelangen muß. Andrerseits ist es unschwer zu erkennen, daß diese Wärmemengen nur außerordentlich klein sein können, so klein, daß erst die letzten Decennien uns ein Instrument gebracht haben, welches empfindlich genug ist, jene minimalen Bewegungen, welche wir als Wärme bezeichnen, uns deutlich erkennen zu lassen. Die Combination einer Thermosäule mit einem empfindlichen Multiplicator ist ein solcher Apparat, dessen sich hauptsächlich Stone und Langley bei ihren difficilen Versuchen über die Wärmestrahlung der Sterne bedient haben. Ersterer beobachtete am großen Refractor der Greenwicher Sternwarte; seine Messungen am Arktur, dem Hauptstern im Sternbild des Bootes, ergaben, daß dieser Stern ebenso viel Wärme uns zukommen läßt bei einer Höhe von 25 Grad über dem Horizont, wie ein mit siedendem Wasser gefüllter Würfel mit einer Kante von 3 Zoll aus einer Entfernung von etwa 370 Meter. Vega, der hellste Stern am Sommerhimmel, zeigte bei einer Höhe von 60 Grad nur drei Viertel der Wärme des Arktur, so daß also der Schluß von gleicher Helligkeit zweier Sterne auf gleiche Wärme nicht berechtigt ist. In allerletzter Zeit hat jedoch die Elektricität zur directen Bestimmung der Lichthelligkeit der Sterne, die bisher entweder auf physiologische Art, d. h. durch directes Beobachten, oder aber mittelst der Photographie bestimmt wurde, herangezogen werden können. Die Herren Wilson und Minchin benützten bei ihren Versuchen eine Eigenschaft der amorphen Form des Selens, bei Belichtung elektrisch, und zwar positiv elektrisch zu werden. Sie construirten sich eine photoelektrische Zelle, die im wesentlichen aus einem Aluminiumstreifen, der das lichtempfindliche Stückchen Selen trägt, und einer Flüssigkeit, Oenanthol, die durch das Licht negativ geladen wird, besteht. Mit diesem Apparat sind die Kräfte gemessen worden, in welche sich das Licht einiger Fixsterne und Planeten umsetzt. Hält man eine gewöhnliche Kerze in einer Entfernung von neun Fuß von der Zelle, ohne ihr Licht zu concentriren, so erhält man eine elektromotorische Kraft von 0.03 Volt; das Licht des Arktur gab nur 0.8 dieser Kraft, Saturn 0.56, während sich bei Vega ein größerer Werth zeigte. Die Empfindlichkeit erstreckt sich über alle Theile des sichtbaren und die angrenzenden des unsichtbaren Spectrums, nur muß die ganze Oberfläche des Selenstückchens von dem Lichte des zu untersuchenden Sternes bedeckt sein. Soviel man aus den spärlichen, bisher zur Verfügung stehenden Zahlenangaben schließen kann, steht die auf photoelektrischem Wege gemessene Helligkeit zu der direct gemessenen in richtigem Verhältniß, so daß diese neue Methode uns zuverlässigere Zahlen liefern wird, als die bisher, theilweise recht ungenauen, in Anwendung gekommenen.

* **Stuttgart.** In die Sammlung des kgl. Lapidarium ist kürzlich durch Kauf ein Denkmal gelangt, welches seiner Größe wie seinem Werthe nach zu den hervorragendsten römischen Steindenkmälern Württembergs gehört. Es ist das Nymphenrelief, welches bisher an der Außenseite der Kirche von Unterheimbach, O.-A. Weinsberg, eingemauert war. Die Reliefplatte aus gelbem Sandstein mißt in der Breite 1,66, in der Höhe 0,895 m und hat ein Gewicht von rund 18 Ctr. Wir sehen auf derselben 3 Nymphen dargestellt in $^3/_4$ Lebensgröße, langgelockt, mit Kränzen im Haar, das Gewand um den Unterkörper leicht geschlungen, in den Händen Schilfstengel tragend, auf Felsblöcken sitzend. Im

---

Vogüé (1848). Zwischen dem ältesten und dem jüngsten Académicien ist ein Abstand von 45 Jahren. Seit Lesseps' Tod ist Senior der Académie E. Legouvé (geb. 1807). Dann folgen Jules Simon (1814), der Jurist Edm. Rousse (1816) und rasch hintereinander der Historiker Herzog von Broglie (1821), der Mathematiker Joseph Bertrand und der Herzog von Aumale (1822), der Altphilologe Boissier und der Herzog von Audiffret-Pasquier (1823), Alex. Dumas (1824), der Vicomte de Bornier und Ollivier, der Mann mit dem leichten Herzen (1825) — im ganzen sind demnach 11 von den 40 „Unsterblichen“ über 70 Jahre alt. Stirbt bis 1896 keiner dieser alten Herren, so steigt die Zahl auf 13, da der Literarhistoriker Mézières und der Nationalökonom Léon Say im Jahre 1826 geboren sind.

Giebel sind zwei gegeneinander gekehrte Seepferdchen angebracht. Die ganze Auffassung und Durchführung der Scene zeigt, daß wir das Werk eines besseren Künstlers vor uns haben. Die erste Erwähnung des Denkmals findet sich bei Hanselmann, Beweis wie weit der Römer Macht 2c. I. 1768, p. 73 und 212, wo es heißt, der Stein sei ohnweit Windischenbach im Walde an einem Bach gefunden, hernach nach Unterheimbach gebracht und an dasiger Kirche eingemauert worden, weil er wegen seiner Größe bequem zu mauern gewesen. Ausführlich handelt über das Denkmal O. Keller in seinem Vicus Aurelius p. 27. Auch die alte Pfarrchronik von Unterheimbach spricht von dem Stein und erzählt, ein Gelehrter, der denselben gesehen, habe in ihm eine Darstellung von Hertha's Badefahrt sehen wollen, eine Annahme, die der Schreiber der Chronik ausführlich widerlegt, indem er das Denkmal dem Kreise des römischen Alterthums zuweist und es ursprünglich an einem Nympheum, einem Brunnen- oder Badegebäude angebracht denkt. Eine unmittelbare Beziehung zu der Kirche, an welcher der Stein eingemauert war, gibt die jetzt noch im Volke dort lebende Erklärung, es seien auf dem Denkmal drei Männer dargestellt, die beim Bau der Kirche vom Dach herabgestürzt seien. Ohne Zweifel hat der alte Chronist mit seiner Erklärung das Richtige getroffen; der Stein stammt wohl von einem Nymphenheiligthum, welche Heiligthümer gewöhnlich mit Brunnen oder Bädern zusammenhängen. Ein anderes den Nymphen geweihtes Denkmal haben wir in dem aus Ennetach, O.-A. Saulgau stammenden, jetzt in der Ulmer Sammlung befindlichen Altar, der dem Apollo Grannus und den Nymphen gewidmet ist. Ersterer wurde als Heilgott namentlich auch an Quellen verehrt, vgl. den Apollo von der Römerquelle bei Niedernau. Eine Reliefdarstellung einer Nymphe mit Wasserurne fand sich im Castell Cannstatt und im Castell Schierenhof bei Gmünd. — Lebhafter Dank gebührt dem Ortsgeistlichen, Pfarrer Hirsching, der bei seinen Bemühungen, das Denkmal der Staatssammlung zuzuführen und so vor allmähligem Untergang zu retten, nicht ohne Anfechtungen in seiner Gemeinde geblieben ist.

(**) **Straßburg**, 9. Oct. Das an der Kaiser Wilhelms-Universität bestehende Seminar für Geschichte des Mittelalters soll künftig zugleich als Seminar für geschichtliche Hülfswissenschaften dienen und dementsprechend erweitert werden. Es wird beabsichtigt, in demselben nach regelmäßigem Turnus in einem zweijährigen Curse Vorlesungen und Uebungen über das gesammte Gebiet der geschichtlichen Hülfswissenschaften zu halten, in ähnlicher Weise, wie das seit einigen Jahren auf Anregung der preußischen Unterrichts- und Archivverwaltung an der Universität Marburg geschieht. Vorzugsweise werden die der Ausbildung von Archivbeamten dienenden wissenschaftlichen Disciplinen gepflegt werden (Paläographie, Diplomatik, Chronologie, Sphragistik, Heraldik und historische Geographie), auch die Archivkunde, theoretisch und praktisch betrieben, soll sich anschließen. Die Professoren Dr. Breßlau und Dr. Wiegand übernehmen die Leitung des geplanten Cursus, der schon in diesem Wintersemester mit einer vierstündigen Vorlesung von Professor Dr. Wiegand über Paläographie eingeleitet wird. Die Theilnahme an diesen Vorlesungen und Uebungen ist nicht auf die immatriculirten Angehörigen der Universität beschränkt. Es können sich vielmehr als Hospitanten alle melden, welche sich berufsmäßig oder aus privatem Interesse mit dem Studium alter Schriften und Urkunden befassen, Geistliche, Lehrer, Juristen u. a. Nun ist hier die lang erwünschte Gelegenheit geboten, sich die dafür erforderlichen Kenntnisse planmäßig und von Grund aus zu erwerben. Bei der regen und lebendigen Theilnahme, welche die historischen Studien im Reichslande finden, steht zu hoffen, daß es dem geplanten Cursus nicht an Besuchern fehlen, und daß derselbe für die Verwerthung der noch zahlreich in öffentlichen und privaten Archiven lagernden geschichtlichen Schätze fruchtbringend wirken wird. (So lobenswerth die getroffene Einrichtung erscheint, so ist sie doch auch mit einer Gefahr verbunden, die man an dem erwähnten Archivseminar in Marburg, wie an der ähnlichen Anstalt für bibliothekarische Ausbildung in Göttingen, bereits deutlich erkannt hat: der Gefahr, sehr viel mehr Techniker für jene speciellen wissenschaftlichen Laufbahnen heranzuziehen, als nährende Stellen vorhanden sind. D. Herausg.)

* **Jena**, 9. Oct. Dr. O. Künnemann, der hieher aus Berlin übergesiedelt war, um an Stelle des nach Berlin berufenen Prof. Eber das Lehramt für Thierheilkunde am landwirthschaftlichen Institut und die Leitung der Thierklinik provisorisch zu übernehmen, ist jetzt fest angestellt worden.

* **Leipzig.** Der zeitherige Sectionsgeolog bei der geologischen Landesanstalt dahier, Dr. Karl Richard Beck, ist zum Professor der Geologie und Lagerstättenlehre an der Bergakademie in Freiberg ernannt worden.

* **Berlin**, 10. Oct. Der Verein für Socialpolitik hat gestern einen Nachtrag zu dem Verzeichniß der Theilnehmer an den von ihm veranstalteten Vorträgen herausgegeben. Danach ist die Zahl auf 791 gestiegen und wird inzwischen noch das achte Hundert überschritten haben. Auch die neue Liste enthält zahlreiche Namen von höheren Beamten, Pädagogen, Pastoren, Fabrikbesitzern und Kaufleuten, Landwirthen, Officieren und Studenten. Die Professoren sind durch Namen wie Förster, v. Richthofen, Hartwig, Lotz (München), Mitscherlich (Berlin), Thomas (Ohrdruf), Neesen (Berlin) vertreten. Die Zahl der Ausländer beträgt jetzt 33, die der weiblichen Theilnehmer über 160.

* **Berlin.** Der ägyptischen Sammlung des kgl. Museums ist ein unlängst erworbener Schatz, eines der besterhaltenen Stücke ägyptischer Portraitirkunst, eingereiht worden. Es ist der Portraitkopf eines kahlköpfigen alten Mannes aus hartem grünen Stein, das hervorragendste Beispiel einer eigenthümlichen Kunstrichtung der späteren Zeit, aus der eine kleine Anzahl vortrefflicher Portraitköpfe bekannt ist. Der Künstler hat mit Liebe und vollem Verständniß die Züge des Gesichts und vor allem mit großer Wahrheit den Bau des Schädels wiedergegeben. Die Größe der Auffassung und die Vollendung der Technik machen das Werk zu einem Hauptstück unsrer Sammlung.

* **Berlin.** Der Verein für Aquarien- und Terrarienkunde „Triton“ hat drei Preisfragen, betr. die Vertilgung schädlicher Ektoparasiten der Fische, des Süßwasserpolypen (Hydra) und des Tubifex rivulorum ausgeschrieben. Bewerbungsschriften sind bis zum 1. Juli 1897 an G. R. Prof. F. E. Schulze, Director des zoologischen Instituts, Berlin, Invalidenstraße 43, einzusenden. Es sind für Aufgabe I zwei Preise zu 700 und 400 M. ausgesetzt, für Aufgabe II und III je 200 M. Außerdem stehen zur freien Verfügung des Preisrichtercollegiums die von dem Landwirthschaftsminister bewilligten 2 Staatsmedaillen, je eine silberne und bronzene, und eine Anzahl Diplome des Vereins. Die Verkündigung der Urtheile des Preisgerichts erfolgt am 1. April 1898. Als Preisrichter werden fungiren Prof. F. E. Schulze, Prof. K. Möbius, Director der zoologischen Sammlung des Museums für Naturkunde in Berlin, Director H. Haack von der kaiserl. Fischzuchtanstalt bei Hüningen, Dr. Bruno Hofer, Privatdocent am zoologischen Institut in München, A. Schillinger, Directorial-Mitglied des bayerischen und deutschen Fischereivereins in München.

* **Berlin.** Der Docent an der königlich Technischen Hochschule Dr. Moritz Meyer, Redacteur des Handelstheils der „Voss. Ztg.“, ist zum Professor ernannt worden.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität waren bisher Damen mit Genehmigung des Ministers nur als „Hospitanten“ zu den Vorlesungen zugelassen. Jetzt erhebt eine regelrecht vorgebildete Dame Anspruch, rite immatriculirt und bei der philosophischen Facultät eingeschrieben zu werden. Sie ist im Besitz eines gehörigen Reifezeugnisses aus Sigmaringen und hat bereits in Zürich einige Semester studirt. Bis jetzt hat die akademische Behörde sich über den Fall noch nicht schlüssig gemacht.

* **Wien**, 10. Oct. Kürzlich wurde die Erkrankung des Strafrechtslehrers Brunnenmeister gemeldet; abermals wird heute die juristische Facultät durch Krankheit eines der hervorragendsten Mitglieder betroffen: Dr. Franz Hofmann mußte seine in diesem Semester angekündigten Vorlesungen über römisches Erbrecht und österreichisches Sachenrecht absagen. Ihn vertreten für die erste Vorlesung Prof. Dr. Mitteis, für die zweite Hofrath Dr. Pfaff.

* **Prag.** Die Erfolge, welche die englischen Universitäten durch Erweiterung ihres Wirkungskreises über die Zahl der sie besuchenden Studirenden hinaus aufzuweisen haben, beginnen auch auf dem Continent zu ähnlichen Unternehmungen anzueifern. Schon im vergangenen Jahre zeigten sich in Wien die Anfänge einer Thätigkeit im Sinne einer University Extension, und nun geht eine derartige Action von den deutschen Hochschulen Prags aus. Das Unternehmen ist um so beachtenswerther, als es direct von Professoren der deutschen Universität und Technik ausgeht. Vorerst wird diese externe Thätigkeit der Hochschulen sich auf das Gebiet der Naturwissenschaften und Medicin erstrecken. Zur Durchführung des Projects wurde der seit nahezu 50 Jahren in Prag bestehende naturhistorische Verein „Lotos“ umgestaltet. Derselbe wird fortan nicht bloß wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern auch eine

Hauptaufgabe in der Veranstaltung von allgemein verständlichen, dem großen Publicum zugänglichen Vorlesungen und Unterrichtscursen in Prag und in Städten Deutschböhmens sehen. Die Vorlesungen und Curse, von Professoren und Docenten der beiden genannten Hochschulen abgehalten, sollen Themen von allgemeinem naturwissenschaftlichen und medicinischen Interesse und insbesondere solche behandeln, welche mit Rücksicht auf locale Industrien, Bodenproduction, Naturereignisse u. dergl. von besonderem Werthe sind. Der Verein beginnt diese Thätigkeit schon im heurigen Herbst mit einem Cyklus von Vorlesungen in Prag, während zwei weitere solche Cyklen für je eine Stadt im nordwestlichen und nordöstlichen Böhmen in Vorbereitung sind. An der Spitze des vielversprechenden Unternehmens stehen derzeit die Hochschul-Professoren Becke, Goldschmidt, Hatschek, Lippich, Meyer, Rabl, Uhlig, Steiner und Wettstein. — An der tschechischen Universität meldeten sich mehrere Absolventinnen des tschechischen Mädchengymnasiums „Minerva" zur Inscription. Die Universität verweigerte jedoch die Aufnahme der jungen Damen als außerordentliche Hörerinnen und will sie bloß als Hospitantinnen zulassen. Die Angelegenheit gelangt vor den akademischen Senat, da mehrere Professoren darauf hinweisen, daß die jungen Damen als Hospitantinnen Disciplinarvorschriften nicht unterliegen würden, was doch nothwendig sei.

* **Paris.** Am 8. d. M. starb Felix Larrey, einer der angesehensten französischen Chirurgen. Geb. 1808 als Sohn des Leibarztes Napoleons I., eines der Schöpfer der neueren französischen Chirurgie, machte er seine Studien in Paris als Schüler seines Vaters und Dupuytrens. 1841 erhielt er eine Professur an den militärärztlichen Bildungsanstalten Val de Grâce. Später wurde er noch außerordentlicher Professor an der medicinischen Facultät, 1858 wurde er zum Inspecteur des gesammten Militärsanitätswesens berufen. Während des deutsch-französischen Krieges leitete Larrey den Sanitätsdienst in dem belagerten Paris. — Dem Vernehmen nach wird Duclaux zum ersten Director und Roux zum zweiten Director des Pasteur'schen Instituts ernannt werden.

Belgrad, 3. Oct. Die Serbische Literarische Gesellschaft wurde in Belgrad vor drei Jahren gegründet. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, durch Herausgabe und Verbreitung nützlicher Bücher den Bildungsgrad in den weitesten Schichten der Bevölkerung zu heben und in der literarischen Auswahl mit gutem Beispiel voranzugehen. Beides erscheint um so löblicher, als bei den Serben, wie es scheint, die Literatur durch die Politik gänzlich verdrängt wurde und der Publicistik den Platz auch dort einräumte, wo nur die Literatur von gediegenem Werthe und eine besonnene Kritik gedeihen sollte. Die Journalistik vermehrte sich dermaßen, daß sie ein offenes Feld für alle und auch für kaum halbgeschulte Individuen wurde, welche eine Unmenge Uebersetzungen ohne Auswahl und von nichtssagendem Werthe lieferten und dadurch den ohnedies verdorbenen Geschmack der serbischen Leser noch mehr verdarben, jedes bessere literarische Unternehmen aber unmöglich machten. Derartigen Uebergriffen Einhalt zu thun, war die Serbische Literarische Gesellschaft wie geschaffen, und man kann sagen, daß sie in der kurzen Zeit ihres Bestandes nur Vorzügliches leistete; denn jedes von ihr ausgegebene Werk, einzeln betrachtet, läßt an Gediegenheit nichts zu wünschen übrig. Nur scheint es, daß die betreffenden Werke mehr durch Zufall als auf Grund eines im vorhinein bestimmten Planes zur Ausgabe gelangen und daß einzelne derselben nicht völlig dem Bedürfniß jener Volksschichten entsprechen, für deren Fortbildung sich die Gesellschaft eingesetzt hat. In der letzten Zeit sind bei den Serben neben den alten auch viele jüngere genügend vorbereitete Literaten aufgetaucht; wenn die Gesellschaft es verstehen sollte, ihnen den wahren Platz in der Literatur anzuweisen, so dürften sie mit Hülfe derselben vieles Nützliche und Schöne bieten. Die Serbische Literarische Gesellschaft zählt über 5000 ordentliche und beitragende Mitglieder, die hinreichen, die Gesellschaft nicht nur vom Untergang zu schützen, sondern auch zu fördern. Im allgemeinen kann bestätigt werden, daß die Gesellschaft eine neue Gewähr für den Fortschritt der serbischen Literatur bietet, welch letztere unter den Literaturen der übrigen südslavischen Völker den ersten Platz einnimmt. Insbesondere gibt sich die Gesellschaft Mühe, die jüngeren Kräfte auf die gediegenen Leistungen der fremden Literaturen zu verweisen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 10. October folgende Schriften eingegangen:

Justus Austriacus: Graf Casimir Badeni und das neue Ministerium. Wien, Selbstverlag 1895. — Graf Leliwa: Russisch-polnische Beziehungen; ein Abriß. Autoris. Uebers. v. Arthur C. Arnold. Leipzig, C. L. Kasprowicz 1895. — Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, Literatur u. Geschichte der Staatswissenschaften hggb. v. Dr. Kuno Frankenstein. VI. Bd. 3. H. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1895. — Bimetallistische Monatsschrift. I. Jhgg. 3. H. Berlin, Hermann Walther 1895. — Zeitschrift für sociale Medicin hggb. v. Dr. A. Oldendorff. Leipzig, Georg Thieme 1895. — Dr. Wilhelm Bode: Das Wirthshaus im Kampfe gegen den Trunk. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg 1895. — H. Griesbach: Energetik u. Hygiene des Nervensystems in der Schule. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1895. — *Alex. B. MacDowall:* Weather and Disease. London, Graphotone Co. 1895. — v. Glasenapp: Handbuch für den Einjährig-Freiwilligen, sowie f. d. Reserve- u. Landwehrofficier der Cavallerie. (7. Aufl. von L. Poten: Militärdienstunterricht ꝛc.) Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. S. 1895. — W. Lange: Der Regiments- u. Bataillons-Tambour; praktischer Leitfaden. Ebenda 1895. — Anni v. Biel: Das Damen-Reiten; Rathschläge u. Winke. Ebenda 1895. — Gerneth: Geschichte des kgl. bayer. 5. Infanterie-Regiments „Großh. Ernst Ludwig v. Hessen". I. Th. 1722—1804. 2. Ausg. umgearb. v. Kießling. Ebenda 1895. — Biographische Blätter. Vierteljahresschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung; hggb. v. Anton Bettelheim. Bd. I. Hft. 3. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. — Karl Faulmann: Geschichte u. Literatur der Stenographie. Wien, Bermann u. Altmann 1895. — Adam Karszniewicz: Ueber die Abstammung u. Bedeutung des Wortes Kmet. Ebenda 1895. — *Jacques Faure:* Dictionnaire minier Sud Africain anglais, français, allemand. Paris, chez l'auteur 1895. — Hermann Harrys: Zehn Madrigale von Torquato Tasso, übersetzt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld Nf. 1895. — W. Friesius: Die Waffen nieder! Schauspiel in 5 Aufzügen (zum 25. Gedenkjahre des großen Krieges). Leipzig-Anger, R. Lindner. — Theodor Herold: Gretchen; ein Sang aus der Zeit der Freiheitskriege. Münster i. W., Heinrich Schöningh 1895. — C. W. Allers: Unser Bismarck. Text von Hans Krämer. Lfg. 12. Stuttgart ꝛc., Union. — Abbé Marcel Hébert: Das religiöse Gefühl im Werke Wagners; übers. v. A. Brunnemann. München u. Leipzig, August Schupp 1895. — Antiquarische Kataloge: Theodor Ackermann, München. Nr. 394: Physik. — Hermann Lazarus, Berlin. Nr. 3: Revolution u. Reaction.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Philosophie in der Schule.

Ein Capitel aus der Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart.[1])

Von Theobald Ziegler.

Nicht ohne Zagen ergreife ich das Wort. Denn ich komme in gewissem Sinne mit leeren Händen: nach Weltrichs und Minors Schiller-Biographien und vor allem nach Julius Klaibers Programm über den Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart (1873) ergibt auch eine Durchsicht der Acten[2]) nichts wesentlich Neues mehr über diese Schule. Und ich komme mit einem pädagogischen Thema: Paedagogica sunt, non curamus — pflegen aber selbst Philologen und Schulmänner wenn nicht zu sagen, so doch zuweilen zu denken. Immerhin habe ich der liebenswürdigen Aufforderung unsres hohen Präsidiums mich nicht entziehen wollen, und so habe ich es doch gewagt, mit einem Capitel aus und zu der Geschichte des deutschen Schulwesens, mit Erinnerungen an den philosophischen Unterricht in der Hohen Karlsschule zu Stuttgart vor Sie zu treten. Zunächst in dem Gedanken, daß doch gerade über diese Schule noch immer etwas vom Glanz und Schimmer unsres deutschen Classicismus ausgebreitet sei und ich so wenigstens bei den Germanisten unter Ihnen um Schillers willen auf einiges Interesse werde rechnen dürfen; und wenn man von den Gegnern unsres classischen Jugendunterrichts noch immer hören muß, daß ja auch Schiller kein Griechisch gelernt habe, was beweisen soll, daß also auch der Durchschnittsdeutsche es nicht zu lernen brauche, so kann man fast hoffen, es wirke wie eine Neuigkeit, wenn man an die bekannte Thatsache erinnert, daß Schiller bei Professor Nast Homer gelesen und gerade im Griechischen einmal den ersten Preis sich erworben hat. Fürs zweite aber will ich ja nicht von dieser Schule im ganzen reden, sondern nur von dem einen Punkt, wo ihre besondere Eigenart zu liegen scheint, von dem einen Unterrichtsfach, das neuerdings auch unter den tausenderlei Schulreformfragen eine gewisse Rolle spielt, von der Philosophie, und will auf Grund der hier zu gewinnenden geschichtlichen Erfahrungen daran die Frage knüpfen, ob denn nicht auch in unsern höheren Schulen die Philosophie mehr als bisher betont und berücksichtigt werden sollte: man weiß, daß Paulsen neben dem deutschen den philosophischen Unterricht als den zweiten Pfeiler einer höheren Schule der Zukunft ansieht, und Rudolf Lehmann sucht in erfreulicher Begeisterung die fast erloschene Flamme wieder wachzublasen und für die Philosophie in der Schule Propaganda zu machen.

Um aber Zukunftsfragen zu entscheiden, thut man immer gut, nicht nach Utopia zu gehen, sondern sich an die Vergangenheit und an die Geschichte zu halten. Nun ist ja die Geschichte des philosophischen Schulunterrichts alt genug: sie zu schreiben ein wirkliches Desiderat, das ich dem verdienten Herausgeber der „Monumenta Germaniae Paedagogica" zu all seinen anderen Lasten hin auch noch auf die Seele legen möchte. Allein die mittelalterliche Dialektik, die hier bis tief in die neue Zeit herein gelehrt wurde, ist wirklich Todtengebein, sie weckt kein Gott mehr zum Leben auf; die Geschichte ihres Betriebes würde uns darum nur zeigen können, wie man es jedenfalls nicht machen soll. Dagegen bietet sich uns in dem Zeitalter, das von der Philosophie seinen Namen erhalten hat, in dem Jahrhundert der Aufklärung ein — soviel ich sehen kann, aber auch nur dieses eine — Beispiel eines energisch durchgeführten philosophischen Unterrichts dar. In Preußen, das seit Friedrich dem Großen und seinem Aufklärungsminister Zedlitz an die Spitze der deutschen Schulentwicklung tritt und durch Wilhelm v. Humboldt auch wirklich die geistige Führung Deutschlands übernimmt und ein Höchstes erreicht, ist doch die Schule nie rein in den Dienst der Aufklärung gestellt worden; in der Volksschule blieb dem Vergangenen, dem durch die Aufklärung überholten Pietismus noch immer eine Stelle, und in der höheren Schule machten sich gleichzeitig mit ihr allerlei neue Zukunftsrichtungen und -Strömungen spürbar und geltend: der Philanthropinismus, der auf den Frhrn. v. Zedlitz einwirkte und selbst eine eigenartige Verbindung von Aufklärung und Rousseau'schem Sturm und Drang darstellt, und daneben seit Gesner der Neuhumanismus, der erst die feineren Geister im Sturm erobert und dann langsam in die Schule eindringt, bis er in Humboldt alle die anderen Mächte siegreich aus dem Felde schlägt. So mischten sich die verschiedenartigsten Richtungen in dieser wunderbaren Zeit allüberall aufs mannichfaltigste; nur in der Enge des Schwabenlandes macht uns durch den einen Herzog Karl die Aufklärung das Experiment einer specifisch aufgeklärten und auf Aufklärungsphilosophie gegründeten Schule vor.

Karl Eugen war unter den Augen Friedrichs des Großen in den Geist der Aufklärung eingeführt worden, für ihn hatte dieser den miroir des princes geschrieben; als Fürst aber hatte er sich als Tyrann im kleinen und als Wüstling und Verschwender im großen Jahrzehnte lang um den Wandel der Zeiten nicht bekümmert, Rousseau war ihm als politischer Revolutionär natürlich ein Gräuel, und so kam es, daß, als Dionys von Syrakus aufhören mußte Tyrann zu sein und ein Schulmeisterlein wurde, er die neueren Strömungen und Phasen der geistigen Entwicklung nicht kannte oder ignorirte, auf den genuinen Aufklärungsgeist seiner Jugend zurückgriff und in diesem Geist seine Karlsschule gründete. Selbst der classische Unterricht, der hier im Gegensatz zu dem württembergischen Landexamensdrill die Lectüre der classischen Autoren zur Hauptsache machte, zeugt nicht sowohl von neuhumanisti-

[1]) Vortrag, gehalten in der ersten Plenarsitzung der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln am 25. Sept. 1895.

[2]) Daß mir diese Acten in bereitwilligster Weise zugänglich gemacht wurden, dafür spreche ich der königl. Archivdirection zu Stuttgart und für seine freundliche Beihülfe speciell Hrn. Archivassessor Dr. Schneider meinen verbindlichsten Dank aus.

schen Einflüssen, als vielmehr von einer gewissen souveränen Behandlung und geistvollen Auffassung auf Seiten der jungen Lehrer und ihres fürstlichen Rectors. Denn das war Karl, ein Rector allerersten Ranges, der der ganzen Anstalt den Stempel seines Geistes aufdrückte und neben der Einheit, die er selbstherrlich erzwang, doch auch der Eigenart der Lehrer freien Spielraum ließ und sie pädagogisch zu erwärmen wußte zur freudigen Mitarbeit an diesem Werk aus einem Guß: namentlich aus den ersten Jahren klingt es aus den Acten heraus noch heute so frisch, so voll pädagogischen Eifers und pädagogischen Verstandes, daß man auf weite Strecken hin den moralischen Drill und Zwang vergißt, der doch als kalte Teufels- und Tyrannenfaust in diese Schöpfung hereinragt.

Die grammatisch-logische Schulung aber, die über der Lesung der Autoren in den unteren Classen der Karlsschule vielleicht etwas zurücktrat — vielleicht; denn wenn hier von 48 Schul- und Arbeitsstunden 24 für den Lateinunterricht bestimmt waren und das Griechische mit 6 und 8 Stunden bedacht war, so fehlte es sicherlich auch an jener nicht so ganz, wie die Klosterpräceptoren Württembergs raunten und klagten —, diese logische Schulung und Disciplinirung des Geistes glaubte Karl in den oberen Classen auf andere, einfachere und ganz directe Weise erreichen zu können — durch die Aufnahme und den intensiven Betrieb der Philosophie in der Schule. Zwar war das nichts so Unerhörtes, wenn man bedenkt, daß auf den alten hohen Schulen die philosophische oder Artisten-Facultät die oberen Gymnasien zu ersetzen hatte, und daß in der Hohen Karlsschule Gymnasium und Universität vereinigt und somit dieser philosophische Unterricht in die Mitte gelegt war zwischen die sprachliche Schulung der Gymnasialclassen und die eigentlichen Fachstudien der „Bestimmungsabtheilungen". Und auch der Einfluß des Tübinger Stifts, aus dem ja die fähigsten Köpfe als Lehrer herbeigeholt wurden, zeigt sich in dieser Einrichtung: noch heute studiren dort die Theologen und Philologen in ihren drei ersten Semestern Philosophie. Aber immerhin, es war doch etwas Neues um diesen durch und durch schulmäßigen Betrieb der Philosophie, die philosophischen Classen gehörten ja in den vorbereitenden Unterricht der Schule, nicht zum Fachstudium der Akademie und ihrer „Lehrlinge".

Wenn wir nun hören, daß für diesen Unterricht in dem Normaljahr von 1778 in der 8. Abtheilung 8, in der 7. und 6. je 14 Stunden angesetzt waren, so setzt uns das freilich zunächst in ein nicht ganz berechtigtes Staunen; denn in diese Stundenzahl war auch die häusliche Arbeit der Vorbereitung und Wiederholung mit eingeschlossen; Schulstunden waren es von den 14 nur je 8, die sechs anderen blieben dem eigenen Nachdenken und Studiren der jungen Leute vorbehalten. Aber gerade hierin zeigt sich die Eigenart der Schule, daß in ihr der eigenen Arbeit des Schülers soviel überlassen und soviel zugemuthet wurde. Ganz planmäßig wurde, je höher die Stufe war, desto mehr die Zahl der Schulstunden verringert, die der Arbeitsstunden vermehrt. Doch war das nicht etwa gleich von Anfang an so: in den Berichten der Lehrer von 1774 wird, nachdem es die Conferenz noch im Februar „für bedenklich gehalten hatte, die Jugend im Studiren bis zu einem höheren Alter sich selbst zu überlassen", einstimmig, also wohl nach Verabredung auf die Nothwendigkeit solcher Stunden „zur Verdauung des Gelernten" hingewiesen; der Gedanke der Concentration und Vertiefung war diesen Männern also lange vor Herbart aufgegangen und dem Uebel der Ueberbürdung, das hier in Wirklichkeit vorhanden war, suchten sie, auch ohne den Druck der öffentlichen Meinung, pflichtgemäß und verständig durch eine Einschränkung der Pensa und des Vielerlei der Fächer zu steuern. Angesichts solcher Fülle von pädagogischer Weisheit vor 100 Jahren ist es doch recht bezeichnend für unsre Zeit, daß in demselben Schwabenlande, das freilich zugleich auch das classische Land aller Sectirereien und Querköpfereien ist, daß in dieser meiner Heimath jüngst eine Bewegung sogar bis über die Schwelle der Gesetzgebung gelangen konnte, die ganz im Gegensatz zu jenem Drängen auf die eigene Arbeit der Schüler Abschaffung aller Hausarbeit anstrebt und nur leider versäumt hat, auf den Tisch des württembergischen Abgeordnetenhauses zugleich auch einen Nürnberger Trichter niederzulegen. Gerade umgekehrt ist ja das der Fluch und Jammer unsres immer mehr zersplitterten und in ein Vielerlei sich zerstreuenden, meinetwegen nothwendig sich zerstreuenden Unterrichts, daß so vieles bloß gelehrt wird, statt in selbstthätiger Arbeit gelernt, angeeignet und verdaut zu werden und daß darum so viele überhaupt nie zu lernen lernen. In der Karlsschule haben die jungen Leute das wirklich gelernt. Den Abiturienten eines deutschen Gymnasiums ist gesagt worden, unsre Zeit sei die Zeit des Pflichtgefühls, dieses aber habe den Menschen des ausgehenden 18. Jahrhunderts gefehlt; und als Bespiel dafür wurde ihnen — Schiller genannt. Auch solche Dinge werden in deutschen Gymnasien gelegentlich gelehrt! Ich möchte das Beispiel Schillers hier auch verwerthen und darauf hinweisen, daß er gerade dort in der Zucht der Hohen Karlsschule arbeiten gelernt hat; arbeiten aber heißt seine Pflicht erfüllen; und diese Arbeit,

„Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht",

sie ist ihm, wie er selbst bezeugt, tröstend und der Seele Sturm beschwörend, von jenen Jugendtagen an zur Seite gestanden und ist ihm treu geblieben bis zum finstern Haus des Todes. Wenn Ihnen aber Schiller als Musterknabe und Mustereleve der Hohen Karlsschule zu groß oder um seiner schlechten Zeugnisse willen — er war gelegentlich der Letzte — zu ungeeignet erscheinen sollte, so nehmen Sie Cuvier mit seinem esprit vaste et organisatoire und Dannecker, der vielleicht nur zu sehr denkender Künstler war, oder nehmen Sie den mittelmäßigen Durchschnitt: bei allen den vielen, tüchtigen Männern, die aus der Hohen Karlsschule hervorgegangen sind, finden wir den weiten, auf das Ganze gerichteten Blick und das durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe dringende Denken, das sie dieser Art des Arbeitens in der Schule verdanken.

Freilich nicht bloß dem Wie dieser Arbeit, sondern auch dem schon genannten Inhalt derselben, der eindringenden Beschäftigung mit der Philosophie. Denn mag man sonst von dieser denken wie man will, philosophiren heißt denken, selbständig denken; und darum ist es so unendlich komisch oder so unendlich traurig, wenn man von ihr auch neuerdings wieder verlangt, daß sie diese ihre Selbständigkeit aufgeben und eine bestimmte Livree, und wäre es auch die höchste und schönste, tragen soll: frei muß sie sein, wie Gottes Licht und Luft frei ist, oder sie ist gar nicht; sint ut sunt aut non sint! galt nicht nur von den Jesuiten, sondern auch von den Philosophen. Und nun also die Philosophie in der Karlsschule! Es haben sich gar manche als Lehrer an ihr versucht, erst Jahn, dem aber der Herzog mit Recht darin so wenig zutraute, daß er sich alle Sonntage seinen Vortrag über die Sittenlehre bogenweise von ihm zur Correctur einreichen ließ, dann die Tübinger Professoren Böck und Ploucquet, Schwab und der wichtigste von allen: Abel. Dieser ist fraglos überhaupt der bedeutendste und einflußreichste Lehrer der Karlsschule gewesen, bei ihm Psychologie hören zu dürfen, erbaten sich auch noch ältere Eleven von Seeger, dem gestrengen Intendanten der Schule, als

eine besondere Vergünstigung. Er war Philosoph genug, um die Systeme seiner Zeit ganz in sich aufnehmen und selbständig verarbeiten zu können, und Pädagoge genug, um sich damit ganz in den Dienst der Schule zu stellen und nicht so sehr an die Förderung der Wissenschaft als vielmehr allein an die Förderung seiner Eleven durch Wissenschaft zu denken; frischen und jugendlichen Geistes, so daß er auf die Jugend belebend, bildend, erfrischend wirken konnte, geschmackvoll, um seine Schüler auch schön denken, ästhetisch fühlen zu lehren, und durch und durch modern, so daß er die Nothwendigkeit eines gründlichen deutschen Unterrichts vor anderen erkannte — „die erste Ursache des langsamen Fortganges in den fremden Sprachen ist die Unwissenheit in der Muttersprache“, sagt er — und daß er gegen den Willen des Herzogs den Zöglingen die Bekanntschaft mit Herder und Shakespeare — das waren ja damals die „modernen“ Dichter des jungen Deutschlands — vermittelte.

Von ihm stammt nun auch die Einrichtung des philosophischen Unterrichts in der Karlsschule. In seinem Schreiben vom 13. December 1773 entwickelt er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit seine neuen Gedanken. „Die Wissenschaften,“ heißt es hier, „werden entweder nach der besonderen Bestimmung eines jedweden oder nur überhaupt nach der Absicht erfordert, aufgeklärte und gesittete Menschen zu bilden. Was in Ansehung der ersteren nöthig ist, lehrt die Natur der Sache. In Ansehung der zweiten wage ich es, eine besondere Meinung zu äußern und noch überdies in jener Absicht einen Plan zu einer neuen Art von Wissenschaft unterthänigst vorzutragen. Meine Meinung ist nämlich folgende: 1) um einen Menschen aufgeklärt zu machen, muß man ihm alle Begriffe beibringen, die seinen Verstand verbessern und die allgemein nützlichen und wichtigen Sachen enthalten, besonders aber demselben alles in ihm und um ihn herum bekannt machen; 2) um ihn gesittet zu machen, muß man ihm solche Begriffe vortragen, die das Herz des Jünglings verfeinern und veredeln; „denn — sagt der naive und jugendliche Aufklärer — „durch Begriffe allein wird es recht veredelt.“ Dabei nimmt er den Mund freilich, wie alle Methodiker, allzu voll und meint, diese neue Art von Wissenschaft, welche die große Absicht habe, einen Menschen aufgeklärt und tugendhaft, d. h. weise, zu machen, mache Physik, Logik, Moral und Metaphysik entbehrlich, indem sie das Brauchbare aus ihnen enthalte und sogar die Historie, Geographie und alle einem jeden gesitteten Menschen nöthigen Wissenschaften in sich schließe; und überdies hofft er mit ihr den Lehrlingen einen Geschmack von dem Wahren und Schönen an geistreichen Schriften beizubringen und ihnen so ein nützliches und edles Vergnügen auf ihr ganzes Leben zu verschaffen.

Und nun entwickelt er zuerst für den Unterricht in Sprachen, Geschichte und Geographie seine neue Methode, um dann zur Hauptsache, zur Philosophie, zu kommen. Hier sei diese neue Art der alten so sehr vorzuziehen, daß durch diese gar kein, durch jene der größte Nutzen komme. Die alte besteht nämlich lediglich aus Definitionen und Destinctionen und bildet leere Schwätzer, nicht weise Menschen. Nach der zweiten dagegen sammelt man zuerst Materialien durch die Historie und besonders die Naturhistorie, ohne welche beide unmöglich die folgenden Theile gelernt werden können; für's zweite hat man auf diese Art der Natur zu folgen, die immer beim Einzelnen, und zwar Sinnlichen, zuerst anfängt; sind hinlängliche Data gesammelt, so abstrahirt man sich daraus eine Philosophie der Natur oder Physik und eine Philosophie des Menschen oder Psychologie und lernt dadurch die Natur und sich selbst kennen. „Kennt man also die Natur, so ist es jetzt erst Zeit, aus der Natur den Schöpfer derselben kennen zu lernen, welches die natürliche Theologie ist. Indem man diese Schritte gemacht hat, hat man zugleich denken lernen, besonders wenn der Lehrer in jedem Fall darauf hinweist, und also eine Logik, ohne es zu wissen; die gewöhnliche Logik hat, wie aus der Erfahrung erhellt, beinahe gar keinen Nutzen. Die Moral und die schönen Wissenschaften nebst der Ontologie sind alle unnütz, wenn sie nicht immer vom Verhältniß gegen den Menschen und aus Grundsätzen der menschlichen Natur hergeleitet werden, daher ich sie alle als Theile von der Lehre vom Menschen betrachte. Ich bin aus der Erfahrung überzeugt worden, daß bloß diese Art der Philosophie wahren Nutzen hat und daß hingegen die andere unnütz ist.“ Und jetzt erst legt er den Entwurf zu einer solchen „Generalwissenschaft der Philosophie des gesunden Verstandes zur Bildung des Geschmacks, des Herzens und der Vernunft“ im einzelnen dar und zeigt, wie dieses Aufsteigen vom Sinnlich-Leichten zum Abstract-Schwierigen zu der Viertheilung: von der Körperwelt, vom Menschen, von der Welt überhaupt und vom Weltschöpfer führe. Weil aber die meisten von den Lehrlingen ihre Ideen noch nicht genug in der Ordnung und im Zusammenhang haben, eine Sache, wozu, wie zu allen Sachen des Verstandes, stilles, langsames und anhaltendes eigenes Nachdenken gehört, so fordert er — sein beständiges ceterum censeo — daß besonders die älteren allemal auf 3 Stunden Lection eine zum eigenen Nachdenken ihrer Lection, bisweilen auch einige Stunden aufeinander frei haben; denn dieses Nachdenken ist nicht in den öffentlichen Lectionen möglich; ja er hält es für nothwendig, daß sie bisweilen mehrere Tage für sich haben, wo sie völlig unbeschäftigt wären, wobei man sich erinnern muß, daß es in der Karlsschule keine Ferien gab; „aus der Erfahrung“, fügt der sinnige Mann hinzu, „und aus der Natur der menschlichen Seele habe ich gelernt, daß eine solche Ruhe dem Menschen neue Stärke durch die ganze Seele gibt, so daß man nach derselbigen einen viel größeren Grad des Nachdenkens lange äußert; diese ungewöhnliche Meinung wagte ich anzubringen, weil ich von beiden gar oft die Erfahrung an mir selbst bestätigt gefunden.“ Und endlich betont er, der freien Bewegung wohl bewußt, die Herzog Karl seinen Lehrern läßt und mit Rücksicht auf die Individualität der Schüler sogar von ihnen fordert, daß dieser Plan nach der Verschiedenheit der Subjecte immer wieder anders abgehandelt werden könne, und also „bei Studirenden nach einer gelehrten systematischen Methode gelehrt und die Physik, Moral, Logik, Metaphysik vollständig enthalten müsse, während bei den übrigen mit Vorübergehung aller unnöthigen Schulgelehrsamkeit bloß überall nach der Absicht gearbeitet werden solle, verständige und brauchbare Männer zu erziehen.“

Nach diesem Entwurf hat Abel doch wohl bis 1777 unterrichtet, jedenfalls zur Freude der Schüler und anfangs sicher auch zur Zufriedenheit des Herzogs. Dagegen meint Klaiber, sein theologischer College Hartmann habe den Herzog zuerst und früh schon bedenklich gemacht, indem er eben mit Beziehung auf die Wirkung dieses Philosophirens in der Schule bei manchen Schülern „vorzüglich dieses desideriret, daß sie im Disputiren und Objiziren über die gehörigen Limites gehen und einen pruritum dubitandi verrathen, der eine Affektation der Gelehrsamkeit zum Grunde hat, und wenn er habituell werden sollte, sie superficiell machen und in einen libertinismum sentiendi ausarten könnte.“ So nahe es liegt, sich auszumalen, wie hier der Theologe dem Philosophen entgegenarbeitet und den Inhaber des Throns vor dem pruritus dubitandi seiner philosophisch gefährdeten Eleven warnt —, schon das Datum will dazu nicht recht stimmen; das Schreiben Hartmann's stammt schon aus dem Jahre 1774, dieses Urtheil käme

also doch wohl etwas verfrüht und vorzeitig an den Herzog. Vor allem aber, dieser Theologe ist kein Fanatiker und kein Zelot gewesen: ausdrücklich erklärt er, daß die zwei obersten, d. h. eben die philosophischen, Abtheilungen, an einer Stunde Religion genug haben; und er ist neben Abel der feinste Pädagoge der Anstalt — als solchen erkennt ihn auch der Herzog an; und darum arbeitet er Abel nicht entgegen, sondern geht mit ihm Hand in Hand, wenn er sich gegen die einseitige Pflege des Gedächtnisses ausspricht; denn „ein Gedächtnißgelehrter, der nichts als ein bloßes Lexikon vorstellt, ist meistens superficiell, einbildisch, kühn und präcipitant in seinen Urtheilen und von einem richtigen Eindringen in das Innere der Wissenschaften wie auch von der rechten Bescheidenheit, als der wahren Zierde eines gründlichen Gelehrten, weit entfernt"; er betont, daß die Gesetze der geistigen Verdauung in Harmonie sein müssen mit den Gesetzen des Studirens und verlangt energisch die so nothwendige Concentration. Mit alledem stellt er sich aber durchaus auf denselben Boden mit Abel, und gewiß hat er diesem liebenswürdigen Collegen auch darin aus der Seele gesprochen, wenn er den Muth faßt und dem Herzog sagt, daß unter den jungen Leuten „eine eingekerkerte Bitterkeit und eine ziemliche Ungeduld mit der zu genauen Aufsicht" herrsche. Und daß er am richtigsten von allen Lehrern über Schiller geurtheilt hat, bestätigt diese unsre günstige Meinung von ihm ohnedies. Nein, nicht von theologischer, sondern von philosophischer Seite kamen diesmal die Bedenken: in Tübingen sah man mit scheelen Augen auf die Blüthe der rivalisirenden Akademie in Stuttgart, und vor allem der alte wunderliche Ploucquet, ein Meister des strengsten logischen Calcüls, mochte finden, daß Abel doch ein arger Dilettant sei. In seinem Brief an den Herzog vom 10. December 1777 versteigt er sich aber sogar zu der Denunciation, daß Abel den Schülern üblen „Materialismus" beibringe. Das war in der Zeit eines Lamettrie, Diderot und Helvetius ein schwerer Vorwurf und machte gewiß auf die Herrschenden jener Tage ungefähr denselben unheimlichen Eindruck, wie heute das Epitheton „atheistisch". Uebrigens versteht man auch das Recht in diesem Vorwurf, wenn man Schillers beide Dissertationen, die über die „Philosophie der Physiologie", soweit wir sie noch haben, und die zweite „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" liest. Abels Stärke lag in der Psychologie, und seine Psychologie war zwar keine materialistische — hat er doch die Unsterblichkeit der Seele eifrig vertheidigt —, aber doch eine empirisch gerichtete, physiologische, also nicht die genuin metaphysische der Wolffischen Schule. Die Classe aber, in der nun Ploucquet, nach Stuttgart berufen, den höheren Standpunkt vertreten und Abels Ketzereien durch die strenge Schulphilosophie Tübingens gut machen sollte, urtheilte anders. Sie wandte sich an Seeger mit der Bitte, daß ihnen Abel nach wie vor einige psychologische Stunden geben möchte; obgleich sie an Ploucquet einen so vorzüglich gelehrten und scharfsinnigen Lehrer hätten, glaubten sie doch einige Ursache zu haben, in Verbindung mit ihm Abel zu hören; „jener werde sie richtig, dieser schön denken lehren"; und „wenn Ploucquet einigen wegen seiner schon ins Große gehenden Lehrart undeutlich sein sollte", so würden diese doch bei Abel einigen Nutzen haben. Das mußte den Universitätsprofessor natürlich baß verdrießen, und so berichtet Seeger im August 1778 an den Herzog, daß Ploucquet nicht länger mehr an der Akademie unterrichten wolle; „und das zwar wegen Gründen, die er aus Politik deswegen nicht angebe, weil man ihm gegen jeden derselben hinlängliche Gegeneinwendungen zu machen und alle und jede gänzlich aus dem Weg zu räumen im stande wäre". Seeger meint, man müsse sich bei diesen „sehr unphilosophischen" Ausflüchten beruhigen, und Ploucquet wurde seines moralisch und — was für ihn eine Hauptsache war — auch ökonomisch undankbaren Lehrauftrags enthoben.

Aber auch Abels Plan mußte sich starke Modificationen gefallen lassen; denn von nun an hielt sich der philosophische Unterricht bestimmter an die sieben Schulfächer der Psychologie, Moral, Ontologie, Kraniologie, natürlichen Theologie, Logik und Geschichte der Philosophie, woran sich noch eine encyklopädische Uebersicht über sämmtliche Wissenschaften anschloß. Uns klingt auch das freilich noch schlimm genug, schlimmer als es in Wirklichkeit war: es sollte eben nicht mehr und nicht weniger sein als eine gründliche philosophische Schulung, nach rückwärts und nach vorwärts der Versuch, das Viele und Vielerlei, das den Schülern geboten wurde, zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten und den gelehrten Stoff mit dem Denken zu durchdringen und innerlich anzueignen. Was man heute in seltsamer Verkennung und Veräußerlichung oft der Geographie zuweist, das hat der Herzog Karl und sein kluges Lehrercollegium in der Philosophie gefunden — das einigende Band für alle anderen Fächer. Und es war — das darf man auch nicht vergessen — eine Schulung in der Philosophie der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der Aufklärungsphilosophie, die auf metaphysische und ethische Fragen mehr Gewicht und Werth legte, als wir es heute noch thun oder doch bis vor kurzem gethan haben. Denn wenn in jüngster Zeit von den Einen die Frage aufgeworfen wird, ob nicht die Ethik die philosophische Wissenschaft selbst, von Andern, ob sie denn überhaupt eine Wissenschaft sei, so bedeutet das für das Zeitbewußtsein im Grunde ein und dasselbe, daß sie im Augenblick diejenige philosophische Disciplin ist, welche die Menschen am meisten interessirt. Aber gerade hier kommt uns heute ein Bedenken. Ethik ist die Codificirung dessen, was uns das Leben, das individuelle, historische und sociale Leben an Erscheinungen und Aufgaben, an Forderungen und Idealen bringt und stellt; sie ist darum so recht eine Disciplin des gereiften Mannesalters, ihr Stoff ist die Erfahrung eines ganzen Menschenlebens; daher sind die moralischen Urtheile der jungen Menschen so schroff und radical, so kategorisch ungerecht, weil sie die unendlich feinen Uebergänge, die unendlich complicirten Verzweigungen und Verästelungen des Guten und Bösen im Menschenherzen noch nicht kennen. Sollte also das der richtige Unterrichtsgegenstand für die Schule, selbst für die Prima eines Gymnasiums sein? Und nicht viel anders ist es mit der Metaphysik: da handelt es sich doch kurz gesagt um das, was wir — Weltanschauung nennen; Weltanschauung aber im Sinne eines systematischen Ganzen ist wiederum nur der Ertrag eines ganzen Menschenlebens, der Abschluß einer ernsten wissenschaftlichen Gedankenarbeit, und darum gilt von ihr immer noch das Wort Fichte's: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist." Und nun fürchte ich wirklich: es geschehe, wenn man Ethik und Metaphysik unter die Unterrichtsfächer der Schule aufnehme, von zwei Dingen eines: entweder nimmt der junge Mensch unbesehen auf und an, was ihm sein Lehrer mittheilt und vorsagt; er lernt eine Lebens- und Weltanschauung, d. h. er lernt etwas, was man nicht lernen kann, und bleibt so sein Leben lang ein Lernkopf, ein geistig Unmündiger; oder aber, das Leben bringt ihm so viel andersartige und neue Erfahrungen und Offenbarungen, daß die erlernte Anschauung nicht Stich hält: was haben wir dann erreicht? Ihm etwas gegeben, was sich als unbrauchbar herausstellt, was nun erst recht als Ballast empfunden wird und als Last mitgeschleppt oder abgeworfen werden muß.

Aber sollten das die Menschen des vorigen Jahrhunderts, so einsichtsvolle Pädagogen wie Abel nicht auch

gesehen und erkannt haben? Ja und nein. Daß er ein Gefühl für diese Schwierigkeit hatte, zeigt eben jenes Schreiben vom December 1773: daß man zuerst aus Natur und Geschichte die Materialien zum Philosophiren und Begriffebilden sammeln müsse, betont er so stark, daß er darauf seinen ganzen Plan gründet. Daß er das aber für eine so einfache Sache hielt, darin lag nicht seine individuelle, sondern die Schwäche seiner Zeit, deren Sohn er war. Von der Naturwissenschaft versteht sich das von selbst, aber auch das Leben! Ein Culturhistoriker wie Riehl könnte uns ein Bild von dem enggebundenen Leben des vorigen Jahrhunderts vor der französischen Revolution in Volk und Staat und Familie geben und uns zeigen, wie nicht nur in der kleinen schwäbischen Hauptstadt jener Tage Welt und Leben noch so einfach, noch so wenig complicirt, noch so verhältnißmäßig harmlos und langsam in altgewohnten Bahnen dahinrollten. Und darum war die Ethik damals in der That nur Individualethik, eine Tugendlehre für den Einzelnen, nicht frei von einer gewissen Sentimentalität und einem nicht immer ganz klaren Enthusiasmus, aber just darum leicht verständlich und leicht auch zu popularisiren, weil ohne Tiefe und ohne schwierige Conflicte; Plutarch war der Lieblingsschriftsteller der besten Männer jener Zeit, er war der Classiker der Aufklärungsmoral. Heute ist das anders; die Ethik ist in erster Linie Güterlehre geworden, die Lehre von der unendlich ausgebreiteten Substanz des Sittlichen in Familie und Haus, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, in Gesellschaft und Verkehr: so hat es uns Schleiermacher gelehrt, wir sind von Kants kategorischem Imperativ hinweg und durch dieses Stahlbad hindurch zu einer wahrhaft socialen Ethik gekommen. Das aber ist keine Wissenschaft für Knaben.

Und in der Metaphysik: wie gut hatten es da doch die Menschen des vorigen Jahrhunderts! Die Seele eine Monade — um dieses Leibniz'sche Dogma gruppirte sich die Weltanschauung so natürlich, so verständlich, so verhältnißmäßig einfach, die präſtabilirte Harmonie benahm auch die letzte Schwierigkeit, löste fast spielend die schwierigsten Räthsel, und höchstens um ein bißchen englischen Sensualismus mehr oder weniger, um ein bißchen Determinismus weniger oder mehr wurde noch gestritten, und das Ganze durch Wolff so hübsch in die Schulform gebracht, daß jedem Schulmeister das Herz im Leibe lachen mußte ob dieser wohl appretirten philosophischen Schulwissenschaft. Da kam der Allzermalmer Kant und machte den bequemen Träumen dieser Geisterseher ein Ende: von der Seele und von Gott, von der Welt als Kosmos und der Substanz des On oder dem Ding an sich wissen wir nichts und können alle Ewigkeit nichts wissen; das war die docta ignorantia, die er den Muth hatte sich selbst zu gestehen und der Welt zu verkünden, und noch heute liegt sie uns trotz des gewaltigen metaphysischen Zwischenspiels von Schelling und Hegel schwer in den Gliedern. Und darum sind wir selbst auf der Hochschule so zaghaft geworden, daß wir kaum noch Metaphysik uns anzukündigen getrauen, weil wir uns des lediglich hypothetischen Charakters dieser Disciplin bewußt sind und nicht mehr Dichtung für Wissenschaft ausgeben mögen. Hypothesen aber in der Schule — ich gehöre wahrlich nicht zu den ängstlichen Gemüthern oder zu den arglistigen Biedermännern, die die Hypothese überhaupt aus der Schule verbannen möchten: wie wollten denn dann die naturwissenschaftlichen Collegen über Gravitation oder Undulation des Lichts, wie die philologischen Collegen über jede beliebige durch Conjectur verständlich gemachte Stelle oder gar über römische Verfassung und Zeitrechnung reden? Aber etwas anderes ist es doch, zu Hypothesen seine Zuflucht nehmen, um einzelnes Gegebene zu erklären, und hypotheses fingere auch da, wo uns längst nichts mehr gegeben ist und wir kühnen Muthes über alles Gegebene weit, weit hinausfliegen? Und darum scheint mir auch die Metaphysik keine Disciplin für die Schule zu sein. Damit sind uns Heutigen aber die Hauptstücke entzogen, die auf der Hohen Karlsschule den philosophischen Unterricht ausmachten. Was bliebe uns also übrig? Die Logik: gewiß eine um so interessantere Disciplin, je mehr man sich von der traditionellen Logik entfernt und dem Zug der logischen Reformen folgt, die, heute noch vielfach in ihren Anfängen begriffen, schließlich zur völligen Umgestaltung dieser Wissenschaft führen müssen; für die Schule aber denkt man an die traditionelle Logik, und da hat, fürchte ich, schon Abel das Richtige gesehen, wenn er sagt: „Die gewöhnliche Logik hat, wie aus der Erfahrung erhellt, beinahe gar keinen Nutzen." Ich will nicht bestreiten, daß einzelne zur Abstraction sich neigende Geister auch für die logischen Subtilitäten interessirt werden können, und ich gebe zu, daß was an der traditionellen Logik noch werthvoll ist, nur durch schulmäßige Uebungen fruchtbar gemacht werden kann; aber auf der andern Seite ist doch die Gefahr bei weitem größer, daß wir durch die Beschäftigung mit Barbara und Celarent, mit Subalternation und Contraposition in den Schülerherzen zum voraus alles philosophische Interesse für die Hochschule knicken und ersticken und ihren Köpfen die verächtliche Meinung beibringen, das sei nun Philosophie. Denkt man aber an Psychologie, diese Abel'sche Grundwissenschaft, so vergesse man nicht, daß unsre modern empirische Psychologie, eine Seelenlehre ohne Seele, getrennt von metaphysischen Hypothesen über die ψυχή, fast nur noch in Personalunion steht mit der alten Philosophie und darum mindestens nicht so ohne weiteres für den philosophischen Schulunterricht fruchtbar gemacht werden kann.

Also was die Hohe Karlsschule konnte, das können wir heute nicht mehr. Soll das aber heißen: folglich ist die Philosophie ausgeschlossen oder, wo sie es nicht ist, folglich sei sie auszuschließen aus der Schule? Nach unsrer heute üblichen Auffassung der Dinge allerdings. Wenn nämlich etwas für die Schule nützlich und werthvoll erscheint, so verlangt alsbald dieselbe öffentliche Meinung, welche beständig über Ueberbürdung klagt und Entlastung fordert, daß dieses Werthvolle als besonderes Unterrichtsfach recipirt und gelehrt werde; das Modernste dieser Art ist, glaube ich, die Hygiene. Davon, daß etwas in der Schule sein kann, ohne auf dem Lehrplan zu stehen und in irgend einer Abschlußprüfung nachgewiesen zu werden, hat dieses papierene und normirende Zeitalter keine Vorstellung. Und doch ist gerade das meine Meinung von der Philosophie in der Schule: natürlich gehört sie herein, natürlich muß in den obersten Classen die Philosophie als Welt- und Lebensanschauung vertreten sein; aber nicht als Fach neben anderen, das ist mir viel zu wenig, nicht vertreten von einem einzelnen Lehrer, das genügt mir bei weitem nicht. Sondern ich verlange mehr — die Allgegenwart der Philosophie mindestens in der Prima und vertreten von allen, die in ihr unterrichten. Natürlich nicht von allen in demselben Umfang und in derselben Weise: der Philologe und der Historiker wird sich vor allem um die moralische und ästhetische Aufklärung der Schüler auf psychologischer Grundlage bemühen, der Mathematiker und Naturwissenschafter über die räumliche Anschauung und Bewegung, über Causalität und Zweck erkenntnißtheoretisch und metaphysisch die Begriffe klären und das Nachdenken wecken müssen. Es wäre unbescheiden, wenn ich hier in dieser Versammlung ausführen wollte, wie die Lectüre eines Plato und Horaz, einer Antigone, eines Wallenstein und Nathan mitten in die Philosophie hineinführt, wie in der griechischen Grammatik die Lehre von den Bedingungssätzen ein unvergleichlich werthvolles Capitel aus der Logik ab=

solviren läßt und wie jedes Experiment in der Physik zum Nachdenken über das post hoc und propter hoc, jede Stunde Zoologie zur Frage nach dem Recht der inductiven Verallgemeinerung Anlaß geben kann. Oder um etwas zu sagen, das meist weniger anerkannt wird: auch im Religionsunterricht der oberen Classen wäre die Bekanntschaft mit den tiefen Gedanken der Schleiermacher'schen und Hegel'schen Religionsphilosophie, natürlich nicht in systematischer Form, weit wichtiger und werthvoller als Mittheilungen über die Streitigkeiten der Monophysiten und Nestorianer; denn darüber täusche man sich doch nicht fast geflissentlich hinweg, daß, je unphilosophischer der religiöse Unterricht den Primanern gegeben wird, desto gefährdeter ihre religiöse Ueberzeugung ist, desto stumpfsinniger oder frivoler sie als Studenten, desto gedankenloser und unklarer, desto äußerlicher und unwahrer sie als Männer den brennenden religiösen Fragen der Zeit gegenüberstehen.

Also auch ich verlange Philosophie in der Schule, und zwar erheblich mehr, als heute darin ist; nur nicht auf dem Lehrplan verzeichnet, nur nicht auf Stunden abgezogen, nur nicht vom Schulrath controlirt und im Abiturientenzeugniß vermerkt. Sondern mehr Philosophie zunächst in den Köpfen, in den Geistern unsrer Lehrer; mehr Philosophie im Studium unsrer jungen Philologen, Germanisten und Mathematiker. Nach unsrer heutigen Art zu denken würde das heißen: wer Deutsch und Griechisch, wer Mathematik und Religion in Prima unterrichten will, der muß zugleich auch die Lehrbefähigung für philosophische Propädeutik nachweisen; und vom Director wäre dieser Unterricht keinem zu übertragen, der sich nicht dadurch als philosophisch gebildeter Mann ausgewiesen hätte. In meine Sprache übersetzt aber heißt das: diese philosophische Bildung muß sich für alle künftigen Lehrer an oberen Classen deßwegen von selbst verstehen, weil es das Studium der Philologie und Mathematik, der Germanistik und Naturwissenschaft für die Schule allein wirklich nicht thut und immer weniger thun wird; und sie muß sich so sehr von selbst verstehen, daß es dazu überhaupt keiner besonderen Prüfung mehr bedarf, wie denn in meiner Heimath Württemberg zwar von allen künftigen Lehrern an oberen Classen Philosophie studirt, aber im Professoratsexamen nicht über Philosophie als allgemeine Bildung examinirt wird.

So denke ich mir die Philosophie in der Schule; dem Charisma des einzelnen, philosophisch gebildeten und pädagogisch sich bildenden Lehrers möge dann ihre Anwendung im einzelnen überlassen bleiben. Die Einführung oder Wiedereinführung eines besonderen philosophischen Unterrichts würde ich aber als eine Art Reserve ansehen und aufsparen bis zur nächsten oder übernächsten Welle der Schulreform. Falls uns diese noch einmal ein Stück vom altbewährten classischen Unterricht wegschwemmen sollte,[1] dann würde ich freilich meinen, daß zur geistigen Schulung die obligatorischen Jugendspiele schwerlich ausreichen, wohl aber ein vernünftiger philosophischer Unterricht etwas wie einen Ersatz würde bieten können.

Jedenfalls aber ist das Beispiel der Hohen Karlsschule zu Stuttgart für uns kein verlorenes, das Beispiel, daß Philosophie in die Schule gehört und hier Großes leistet, indem sie Geist weckt und denken lehrt. Daß aber die Karlsschule trotz solcher Leistungen so kurzen Bestand hatte und mit dem Tod ihres Stifters alsbald wieder ins Nichts zurücksank, daran ist nicht so sehr äußerlich der Widerstand der kleinstaatlichen und klein denkenden Stände gegen die Kostspieligkeit der Anstalt, und auch nicht die in die Zeit ihres Bestehens fallende Umgestaltung der Philosophie durch Kant, als vielmehr der innere Widerspruch Schuld, an dem diese akademische Erziehung von Anfang an krankte. Philosophiren heißt frei denken: das lehrte man die jungen Leute; frei handeln aber war ihnen bis weit herauf ins Jünglingsalter verboten, und frei reden durften sie nur, soweit die Laune ihres fürstlichen Rectors es im einzelnen Fall gestattete. Auch bei uns möchten allerlei Geister Schule und Universität in den Dienst bestimmter Richtungen und Parteimeinungen zwingen. Mutatis mutandis warnt davor das Schicksal der Hohen Karlsschule; schützen aber wird dagegen doch wieder am besten der freie Geist der Philosophie, der das nicht erträgt; auch darum gehört sie in die Schule, als die Höhen-, als die Bergluft, die gesund und frei erhält.

[1] Diese Gefahr scheint für nun nach den amtlichen Mittheilungen in der pädagogischen Section der Kölner Philologenversammlung vorläufig beseitigt und eine rückläufige Bewegung zu Gunsten der classischen Sprachen eingetreten zu sein. So erfreulich das sachlich ist, so beweist diese Concession doch, wie unsicher im Zickzack die gegenwärtige preußische Unterrichtsverwaltung hin und her schwankt, und das ist unerfreulich genug. Eben deßhalb muß nach wie vor mit allen Möglichkeiten gerechnet werden, und so mag auch das Obige stehen bleiben, wie es gesprochen wurde.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Besitzen heißt gesichert sein.** Thema und Beweis von Dr. Anton Heß, Rechtsanwalt in Hamburg. Hamburg, Otto Meißner. — Der Titel des Werkes läßt eine Abhandlung über Besitzesschutz erwarten; er klingt wie eine Uebersetzung des Spruches: Beati possidentes. Der Gegenstand, mit welchem der Verfasser sich beschäftigt, ist jedoch ein anderer; er versucht, das Wesen des Besitzes (genauer gesagt: des juristischen, des rechtlich geschützten Besitzes) festzustellen, und kommt hiebei zu dem, im Titel kurz zusammengefaßten Ergebniß: „Besitz ist die nach Ansicht der Orts- oder Verkehrsgenossen sicher stehende Möglichkeit, den Gegenstand künftig genießen zu können; Besitz ist die sichere Möglichkeit künftigen Genusses." Die angebrochene Frage ist bekanntlich eine vielumstrittene. Herrschend ist derzeit im wesentlichen noch die von Savigny begründete, jedoch von bedeutenden Vertretern der Rechtswissenschaft, insbesondere von Ihering scharf bekämpfte Lehre, daß zum Besitz erforderlich sei die gegenwärtige Möglichkeit, über den Gegenstand zu verfügen (corpus), und der Wille, darüber verfügen zu können (animus). Der Verfasser der vorliegenden Schrift bestreitet die Richtigkeit dieser Lehre in zwei wesentlichen Punkten: als corpus genügt nach seiner Behauptung die sichere künftige Möglichkeit, als animus eine derartige Lage der Umstände, daß ein Wille zum Besitz substernirt, unterstellt werden kann. Zur Begründung dieser Ausführungen ist eine Reihe von Stellen des corpus juris herangezogen; wichtiger ist jedoch der in zahlreichen Beispielen geführte Nachweis, daß eine derartige Auffassung des Besitzbegriffes der praktischen Rechtsanschauung näher liegt, als die in der herrschenden Lehre vertretene. Das tritt besonders hervor bei der vielfach erörterten Frage des Besitzes an Grundstücken. Für eine Besitzübertragung an solchen verlangen die römischen Quellen eine Einweisung an Ort und Stelle oder doch eine bestimmte Zeigung des betreffenden Grundstücks, etwa von einem erhöhten Orte aus. Thatsächlich geschieht dies, auch wo das bestehende Recht eine Besitzübertragung zur Vollendung des Eigenthumsübergangs erfordert, niemals, sondern es erklären lediglich die Vertragstheile, daß die Besitzübertragung als erfolgt anzunehmen sei. Dieses Verfahren, welches die herrschende Lehre als Umgehung lästiger Rechtsvorschriften bezeichnen muß, ist nach dem hier in Rede stehenden Werke ein vollkommen richtiges, eine correcte Besitzübertragung; denn dadurch, daß der bisherige Besitzer erklärt, den neuen Erwerber nicht im Genuß des Grundstücks hindern zu wollen, ist derselbe, nachdem ihn in geordneter Rechtslage niemand sonst darin behindern wird, gesichert, daß er den Genuß üben kann, und ist damit, auch wenn er lange Zeit das Grundstück nicht betritt, Besitzer desselben geworden. Bei vielen anderen Beispielen ergeben sich ebenfalls einfache und klare Lösungen, so daß die Ausführungen im ganzen als richtig und aller Beachtung werth bezeichnet werden müssen. In mancher Hinsicht geht der Verfasser jedoch zu weit in dem Bestreben, seine Theorie als lückenlos und ohne Ausnahme zutreffend darzuthun. So ist die schrankenlose Anwendung der l. 17 D 41, 2 entschieden zu mißbilligen; wenn

jemand sicher ist, einmal in den Besitz zu kommen, ist er noch nicht schon Besitzer. Die Darstellung ist manchmal salopp, verräth aber den geübten, allerdings manchmal zu abstracten Denker, als den sich der Verfasser schon in seinen früheren Schriften „Abhandlungen aus dem Gebiete des Civil- und Strafrechts" und über „Causalzusammenhang und unkörperliche Denksubstrate" erwiesen hat. Das erstgenannte Werk enthält ebenfalls eine Abhandlung über den Besitz, der gegenüber die hier besprochene eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung aufweist.

A. R. „Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze" von Edmund Michael, mit 40 Tafeln. Zwickau i. S. 1895. — Die Pilzkunde erfreut sich dermalen einer lebhaften Pflege. Unter den Werken, die uns in dieselbe einführen, müssen wir dem vorliegenden eine hervorragende Bedeutung zuerkennen, sowohl was den Text als was die Abbildungen anbelangt. Letztere sind nach der Angabe und Zusammenstellung des Verfassers von dem bekannten Maler Albin Schmalfuß naturgetreu gemalt und dann durch ein photomechanisches Verfahren ganz vorzüglich in Farbendruck reproducirt. Der Autor verbreitet sich zunächst über die allgemeine Natur der Pilze, erörtert deren hohen Genuß- und Nahrungswerth und macht uns hierauf mit verschiedenen Recepten zu ihrer Zubereitung und Aufbewahrung bekannt. Ein wichtiges Capitel bildet das von den Pilzvergiftungen, beziehentlich den Vorsichtsmaßregeln zu ihrer Verhütung und den Mitteln, einer stattgefundenen Vergiftung zu begegnen. Als beste Regel erscheint ihm: „Nimm nur gesunde und junge Pilze und hüte dich, sie zu lange und ungereinigt aufzubewahren." Nach seinen Erfahrungen können alle anerkannt guten und eßbaren Pilze Erkrankungen und Vergiftungen herbeiführen, sobald sie alt verspeist werden. Denn bei dem hohen Eiweißgehalt und der überaus schwammigen und wässerigen Beschaffenheit werden die Pilze beim Aelterwerden von mikroskopisch kleinen, sich während wenig Stunden ins Riesenhafte vermehrenden Spaltpilzen durchsetzt und erzeugen dann die lebensgefährlichsten Magen- und Darmentzündungen. Auch die Pilzzüchtung findet eine eingehende Darlegung; wie wichtig dieselbe ist, geht aus dem Umstand hervor, daß der Gesammtertrag aus derselben in Frankreich allein auf über 30 Millionen Mark zu schätzen ist. Hieran schließt sich dann die eingehende Schilderung von 47 Pilzarten, von denen jede in einem hübschen Gruppenbild dargestellt wird.

* Nach Pasteurs Tod hat sich in verschiedenen deutschen Blättern eine Art Prioritätsstreit über die Entdeckung des Milzbrand-Bacillus erhoben. Trotzdem in den verschiedensten Aufzeichnungen über Pasteurs Arbeiten immer der genetische Zusammenhang jener Entdeckung dargestellt wird, glaubte man für Koch die Entdeckung des Milzbrand-Bacillus in Anspruch nehmen zu müssen. In Wahrheit aber war derselbe schon 1849 von Pollender im Blute der an Milzbrand gestorbenen Kühe beobachtet worden. Wahrscheinlich unabhängig von dieser Beobachtung gelangte Davaine 1863 auf experimentellem Wege zur Ueberzeugung, daß die im Blute milzbrandkranker Thiere gefundenen Stäbchen die Ursache der Krankheit seien. 1876 beschrieb dann Robert Koch zum ersten Mal die Fortpflanzung dieser Bacillen durch Sporen. Um dieselbe Zeit ungefähr hat aber auch Pasteur seine künstlichen Culturen von Milzbrand-Bacillen angelegt.

* Das jüngste Heft der Sybel'schen „Historischen Zeitschrift", das mit zwei lesenswerthen Nachrufen auf H. v. Sybel anhebt, bringt zum Schluß die Notiz: „Es wird den Lesern unsrer Zeitschrift zur Befriedigung gereichen, zu erfahren, daß Heinrich v. Treitschke sich bereit erklärt hat, die Leitung der „Historischen Zeitschrift" in Gemeinschaft mit dem bisherigen Redacteur zu übernehmen. Redaction und Verlagsbuchhandlung."

Z. **München**, 12. Oct. Unter den Ehrungen, welche hervorragenden Mitgliedern des Londoner Internationalen Geographen-Congresses zutheil wurden, verdient wohl die dem Kartographen der Royal Geographical Society in London, Henry Scharbau, seitens der deutschen Besucher in Form einer Anerkennungsadresse dargebrachte für das deutsche Publicum besondere Aufmerksamkeit. Unser Landsmann Scharbau ist in Fachkreisen in Folge seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kartographie rühmlichst bekannt. Seine Arbeit, sein Fleiß, sein umfassendes Wissen auf dem Felde der Geographie ruht in den von der altberühmten Geographischen Gesellschaft Englands veröffentlichten Karten. Scharbau war ursprünglich in Diensten der englischen Admiralität, zeichnete sich hier durch seine äußerst zuverlässigen Aufnahmen aus, erhielt als Geodät einen Ruf nach Japan, verweilte hier eine verhältnißmäßig kurze Zeit als Chef der Landesvermessung und steht seit 15 Jahren in Diensten der Royal Geographical Society. Möchten seine Arbeiten auch in England die ihnen gebührende Anerkennung finden!

* **Bonn.** An der hiesigen Universität sind vom 1. April 1894 bis 1. April 1895 in der katholisch-theologischen Facultät 28 Privat- und 7 öffentliche Vorlesungen gehalten worden, außerdem 9 seminaristische Uebungen, an welchen sich beziehungsweise 1748, 591 und 155 Studirende betheiligt haben. Bei den anderen Facultäten stellen sich die bezüglichen Zahlen so: evangelisch-theologische: 27, 9, 13; Anmeldungen: 483, 284, 150; juristische: 45, 10, 7; Anmeldungen: 2718, 846, 150; medicinische: 77, 35, 11; Anmeldungen: 3506, 1751, 37; philosophische: 149, 71, 18; Anmeldungen: 3506, 1751, 37. Im ganzen sind also 362 Privat- und 132 öffentliche Vorlesungen gehalten worden neben 58 seminaristischen Uebungen. — Die Zahl der studentischen Vereine belief sich auf 39 mit einer Gesammtmitgliederzahl von 876. Corps gab es 6, Burschenschaften 2, Landsmannschaften eine. 25 Verbindungen und Vereine huldigen wissenschaftlichen und musikalischen Zwecken, treiben Leibesübungen (Rudern, Turnen u. dergl.) oder widmen sich auch rein geselligen Zwecken, 8 verfolgen vorherrschend religiös-praktische Ziele. — Promotionen auf Grund von Dissertationen und Prüfungen sind im ganzen 74 vorgekommen, und zwar 3 in der evangelisch-theologischen Facultät (Licentiaten), 1 in der juristischen, 53 in der medicinischen, 17 in der philosophischen Facultät. — Das physikalische Institut hat eine photographische Einrichtung erhalten. Das zoologische und vergleichend anatomische Institut erlebte am 1. August v. J. die Wieder-Eröffnung des Museums, durch welche die vor Jahren begonnene Reorganisation seiner Sammlung einen vorläufigen Abschluß fand. Im Grottensaale des mineralogischen Museums erfolgte die Aufstellung der werthvollen Meteoriten-Sammlung, die jetzt 272 Stufen von 98 verschiedenen Fallarten enthält. An der Sternwarte haben einige dringend nöthige Renovirungen und Ergänzungen am älteren Meridiankreise von Pistor und Martius beschafft werden können. Am Repsold'schen Meridiankreise sind 2500 vollständige Ortsbestimmungen von Gestirnen erzielt worden. Die Genauigkeit der Beobachtungen ist sehr befriedigend und kommt der an den besten auswärtigen Sternwarten erreichten gleich. Der umfangreiche Sternkatalog der Zone 40—50⁰ nördl. Declination ist fertiggestellt worden. — Unter den Erwerbungen für die Abguß-Sammlung des Akademischen Kunstmuseums stehen in erster Reihe die prachtvollen galvanoplastischen Nachbildungen der Goldbecher aus Vaphio, der hervorragendsten griechischen Kunstwerke, die sich aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. erhalten haben, ferner die Gypsabgüsse der Statue einer Vestalin in Rom und zahlreicher griechischer und römischer Reliefgefäße aus Athen, Puteoli und Arezzo. — Von den medicinischen Instituten bietet das neue hygienische Institut besonderes Interesse. Dasselbe enthält acht große Säle, von welchen zwei zu bakteriologischen Untersuchungen und ein Cursaal zu bakteriologischem Unterricht dienen; zwei Säle sind für chemische und hygienische Untersuchungen ausgerüstet. — Die Universitäts-Bibliothek wurde im verflossenen Rechnungsjahr noch stärker benützt als in den Vorjahren. Ausgeliehen wurden 21,135 Werke in 29,635 Bänden (gegen 18,010 Werke in 28,482 Bänden des Vorjahres). Vermehrt wurde die Bibliothek um 15,974 Nummern. — Unter den ausgeführten Baulichkeiten der Universität verdient der ziemlich weitgehende Umbau der Frauenklinik besondere Beachtung. Die gynäkologische Abtheilung derselben ist mit einem neuen Operationssaal ausgestaltet, und für die geburtshülfliche Abtheilung sind die Entbindungszimmer den Anforderungen des heutigen Standes der Wissenschaft entsprechend eingerichtet worden.

* **Münster i. W.** Der bisherige Hülfsarbeiter an den kgl. Museen zu Berlin Dr. Winnefeld ist zum außerord. Prof. in der philosophischen Facultät der hiesigen Akademie ernannt worden.

* **Berlin.** Die von der Akademie der Wissenschaften vollzogenen Wahlen des Präsidenten der Physikalisch-technischen Reichsanstalt Prof. Dr. Friedrich Kohlrausch und des ordentlichen Professors der Experimentalphysik an der hiesigen Universität und Directors des Physikalischen Instituts Dr. Emil Warburg zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Classe, sowie des ordentlichen Professors der Geschichte an der hiesigen Universität und Historiographen des preußischen Staates, Geh. Rath Dr. Heinrich v. Treitschke zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Classe der Akademie sind vom Könige bestätigt

worden. Kohlrausch und Warburg nehmen die Sitze von Helmholtz und Kundt ein, Treitschke tritt an die Stelle Sybels. Daß er, der seit 1874 an der hiesigen Universität wirkt, nicht schon längst — nach dem Tode Max Dunckers, Ranke's oder Weizsäckers, oder nach Max Lehmanns Wegzug — zum Akademiker erhoben worden, ist auf politische Abneigung maßgebender Mitglieder der historisch-philosophischen Classe zurückzuführen. In der jetzigen Wahl begrüßt man eine verspätete Besinnung der hohen Körperschaft auf ihre Ehrenpflicht. — Wie verlautet, hat die medicinische Facultät der hiesigen Universität beschlossen, dem Cultusminister als Nachfolger v. Bardelebens in erster Linie Prof. Dr. v. Bramann in Halle vorzuschlagen, den langjährigen Assistenten Prof. v. Bergmanns an der Berliner chirurgischen Universitätsklinik, welcher bekanntlich auch den Luftröhrenschnitt am Kaiser Friedrich ausgeführt hat. Sodann sollen der Prof. der Chirurgie an der Universität Bern Dr. Kocher und der frühere außerord. Prof. an der Berliner Universität Dr. Ernst Küster, zur Zeit ord. Prof. in Marburg, in Vorschlag gebracht sein. — Der vortragende Rath im Cultusministerium und Director der Nationalgalerie, Geh. Rath Dr. Max Jordan hat sein definitives Abschiedsgesuch eingereicht. Zur Zeit weilt Geh. Rath Jordan auf dem Lande bei seinen Verwandten in Sachsen; auf Rath der Aerzte soll er in allernächster Zeit einen Höhencurort in Böhmen aufsuchen.

* **Greifswald.** Der außerord. Prof. W. Müller wurde zum Ordinarius und Director des Zoologischen Instituts ernannt.

* **Wien.** Der Professor am Militär-Thierarznei-Institut, Privatdocent Dr. Johann Csokor, ist zum außerord. Prof. der Veterinärkunde an der hiesigen Universität ernannt worden. — Die Unterrichtsverwaltung hat einen auf zwei Jahre eingerichteten Curs für mathematische Statistik und Versicherungswesen vom Beginn des Studienjahrs 1895/96 an der hiesigen Universität activirt. Im ersten jetzt beginnenden Semester werden für die Theilnehmer vier Stunden Mathematik mit zwei Stunden Uebungen gelesen werden; außerdem steht ihnen der Besuch der Vorlesungen über Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Handels- und Wechselrecht an der juridischen Facultät frei. Der Besuch der Vorlesungen an diesem Curse ist sowohl ordentlichen, als außerordentlichen Hörern der juridischen und philosophischen Facultät gestattet, und da die Aufnahme als außerordentliche Hörer an keinerlei rigorose Bedingungen geknüpft ist, so steht thatsächlich der Zutritt zu denselben den weitesten Kreisen offen. Es ist zu erwarten, daß bei der großen Zukunft, welche sich diesen Berufszweigen eröffnet, von dieser Einrichtung zahlreiche Interessenten Gebrauch machen werden. Mit Rücksicht darauf, daß die Prüfungsordnung für Versicherungstechniker die Zulassung zur Prüfung nur vom Nachweise abhängig macht, daß der Bewerber an einer Hochschule entsprechende mathematische Vorlesungen besucht habe, bestehen an diesem Curse keine Obligatcollegien, sondern es können die Vorlesungen ganz nach Auswahl gehört werden, so daß die Theilnehmer sich auch auf die bloßen Prüfungsgegenstände beschränken können, welche sind: höhere Mathematik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, mathematische Statistik, Versicherungsmathematik, Nationalökonomie, Versicherungsrecht. — Zu gleicher Zeit wird es Ernst mit der Privatuniversität, die der Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen ins Leben ruft. Dienstag, den 15. d., findet im alten Rathhaussaal die Eröffnungsfeier mit folgendem Programm statt; F. Schuberts „Psalm" für Frauenchor; Begrüßung durch den Curator, Hofrath Ritter v. Hartel; Festrede, gehalten von Prof. Alfred Frhrn. v. Berger; Beethovens „Hymne" für gemischten Chor. Die Chöre werden von der Wiener Singakademie unter Leitung des Prof. Hermann Grädener vorgetragen. Für das Executivcomité, welches die Einladungen versendet, zeichnen die HH.: Prof. v. Berger, Custos Dr. Brezina, Docent Dr. Schiff und Dr. Weiser.

* **Budapest.** Fast noch in keinem Jahre hat die Unzulänglichkeit der Localitäten an der hiesigen Universität solche Schwierigkeiten verursacht, als heuer. Insbesondere sind die Lehrsäle an der juridischen Facultät so überfüllt, daß zu den Vorlesungen der Prof. Dr. Emerich Hajnik, Dr. Thomas Vécsey und Dr. Akos Timon, bei welchen mehr als 500 Hörer inscribirt sind, die Hälfte der jungen Leute keinen Platz findet.

* **Paris.** In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften erstattete am 7. d. M. Prof. Janssen Bericht über seine letzte Mont Blanc-Besteigung und über die Arbeiten, die im Laufe des letzten Jahres auf dem Observatorium des Mont Blanc ausgeführt wurden. Bekanntlich hat Professor Janssen einen lahmen Fuß und bewerkstelligt daher den Aufstieg auf den Mont Blanc vermittelst eines Schlittens, der von einer Zahl von Bergführern aus Chamounix gezogen wird. Dieses Jahr war der Aufstieg in Folge des Zustandes des Bossons-Gletschers, dessen Ueberschreitung schon unter gewöhnlichen Verhältnissen Schwierigkeiten bietet, besonders schwer und gefährlich. Die lang andauernde Wärme im letzten Sommer hatte das Gletschereis in außergewöhnlicher Weise zum Schmelzen gebracht, bezüglich den Schnee abgeschmolzen und große Eisflächen frei gelegt, die nur durch Aushauen eines Ganges überschritten werden konnten. Trotzdem überwanden die Führer von Chamounix, die Hrn. Janssen auf den Gipfel des Mont Blanc brachten, alle Hindernisse mit einem gewissen wissenschaftlichen Eifer und mit außerordentlichem Muth. Die Ueberschreitung des Gletschers, der die Grands-Mulets von der Cabane du Rocher Rouge trennt, erforderte nichtsdestoweniger zwölf Stunden. Man legt die Strecke sonst in deren drei zurück. Hr. Janssen wählte in dem Observatorium einen Platz für die Aufstellung des großen Fernrohres aus, welches voriges Jahr hinaufgebracht wurde, und traf Verbesserungen der Unterlage für den selbstschreibenden Meteorographen, der im letzten Winter stehen geblieben war. Hr. Janssen fürchtet trotzdem, daß dieses unangenehme Ereigniß noch wiederholt eintreten wird, bis man endlich so weit kommt, daß das Instrument, welches natürlich der größten Kälte ausgesetzt ist, den ganzen Winter hindurch geht. Die Bedeutung, welche dasselbe jedoch für die Wissenschaft hat, wird schließlich die Mühe fortgesetzter Studien lohnen. Hr. Janssen benutzte überdies die außerordentliche Trockenheit, die er am 28. September auf dem Mont Blanc fand, um Versuche über die Anwesenheit des Wasserdampfes in der Sonnenatmosphäre anzustellen. Wie bekannt, hat Hr. Janssen bereits solche über das Vorhandensein des Sauerstoffs in derselben mit Erfolg gemacht. Er stellte diese zunächst auf den Grands-Mulets bei Chamounix in einer Höhe von 3050 Meter an, und sie wurden die Veranlassung zur Erbauung des Observatoriums auf dem Mont Blanc. Der italienische Gelehrte Secchi hat bereits das Vorkommen von Wasserdampf in gewissen Sonnenflecken nachgewiesen. Deßhalb ist es für Janssen von großem Interesse gewesen, in diese Frage durch Versuche auf dem Mont Blanc neues Licht zu bringen. Am Schlusse seines Vortrags verwahrte sich Hr. Janssen gegen den Vorwurf, bei der Erbauung des Observatoriums auf dem Gipfel des Mont Blanc nur von dem Gedanken geleitet gewesen zu sein, ein Observatorium zu errichten, welches einige 100 Meter höher wäre, als das Vallot'sche Observatorium, welches 300 Meter unterhalb des Gipfels liegt. Er halte die Existenz eines Observatoriums auf dem die europäischen Alpen dominirenden Gipfel des Mont Blanc für nothwendig, sowohl in meteorologischer als in astronomischer Hinsicht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 11. bis 12. October folgende Schriften eingegangen:

Ignotus: Die Kreuzzeitungspolitik und die Aera Hammerstein-Stöcker. (Abdruck aus der Wochenschr. „Nation".) 2. Aufl. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1895. — Johs. Penzler: Bismarcks Dank; Auswahl aus F. B.'s Ansprachen. Leipzig, Otto Wigand 1895. — Colmar Frhr. v. d. Goltz: Kriegführung; kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen. Berlin, R. v. Decker 1895. — Joseph Berger: Unter den modernen Landsknechten; Bilder und Skizzen aus dem Soldatenleben der franz. Fremdenlegion. Braunschweig, Albert Limbach 1895. — Dr. Carl Hochsinger: Gesundheitspflege des Kindes im Elternhause. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1896. — Prof. Joseph Langl: Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung. 2. Aufl. Mit Illustrationen. Wien, Ed. Hölzel. — Prof. Dr. Sepp: Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästina-Fahrt. München, Liter. Instit. Dr. M. Huttler (Comm.) 1896. — Dr. Berthold Riehl: Studien zur Geschichte der bayerischen Malerei des 15. Jahrhunderts. München, in Comm. bei G. Franz 1895. — Max Gg. Zimmermann: Die bildenden Künste am Hofe Herzog Albrechts V. von Bayern. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. H. 5.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1895. — Henryk Sienkiewicz: Das Urtheil des Zeus und andere Novellen; autoris. Uebers. a. d. Poln. von Helena Majdanska. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1895. — Adalbert Schroeter: Lacrimae Christi; Roman. Wiesbaden, Heinr. Lützenkirchen 1895. — Ludwig Jacobowski: Aus Tag und Traum; neue Gedichte. Berlin, S. Calvary u. Comp. 1895. — Allgemeiner deutscher Musiker-Kalender für 1896. 18. Jahrgg. I. Th. Notizbuch; II. Th. Adreßbuch. Berlin, Raabe u. Plothow.

1895. Nr. 285. München, Montag, 14. October. Beilage-Nummer 237.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Die Akademie der schönen Künste in Venedig in ihrer neuen Gestalt.

Von E. Steinmann.

I.

Im Jahre 1807 wurde die älteste Bruderschaft Venedigs von S. Maria della Carità, die sich jahrhundertelang einer segensvollen Thätigkeit und eines außergewöhnlichen Ansehens erfreut hatte, für aufgelöst erklärt. Schon mehr als 30 Jahre vorher wurde das Kloster desselben Namens aufgehoben, und jetzt bestimmte man, daß alle Kunstwerke, die durch das Decret Napoleons, betreffend die Auflösung der kirchlichen Genossenschaften, heimathlos geworden waren, in Kirche, Kloster und Genossenschaftsgebäude — wie man das Wort scuola etwa ins Deutsche übersetzen würde — untergebracht werden sollten. So wurde der Grundstein gelegt für die heutige Accademia delle belle arti und im Centrum der Stadt am Canal Grande in den prächtigen Räumen dieser drei eng aneinander stoßenden Gebäude die würdigste Heimath geschaffen für die farbenglühenden Erzeugnisse einer der kunstfreudigsten Städte Italiens. Es ist eine Stätte, reich an historischen Erinnerungen, ehrwürdig durch jahrhundertelang sich fortpflanzende Traditionen, gesegnet durch das Gedächtniß so vieler frommer Männer, die ihr Leben in den Dienst barmherziger Liebe stellten. Aber auch die Kunst hatte mit ihren fröhlichen Kindern längst Einzug gehalten in die hohen stillen Räume von S. Maria della Carità; ausgezeichnete Bildhauer, berühmte Maler, Goldschmiede und Miniatoren errichteten prunkvolle Grabmäler, fertigten liebliche Madonnenbilder, goldglänzende Reliquienschreine und schmückten die Gebetbücher mit farbenprächtigen Bildern. Francesco Sansovino gibt in seiner Beschreibung Venedigs eine kurze Uebersicht all dieser Herrlichkeiten, die der Anonymus Morellianus in seinen leider oft verstümmelten Aufzeichnungen noch ausführlicher beschreibt. Nach ihm schmückten die Kirche ein Johannes Evangelista des Giovanni Bellini, eine große Madonna des Cima da Conegliano, prächtige Sculpturen des Mailänders Christoforo Gobbo und Bronzearbeiten des Vittore Gambello gen. Camelio. Weit aber wurde alles dies überstrahlt durch ein gewaltiges Grabdenkmal, in dem zwei feindliche Brüder, beide Dogen von Venedig, im Tode friedlich vereinigt schlummerten. Ein im Jahre 1692 erschienener Kupferstich gibt uns heute allein noch einen Begriff von der würdigen Pracht und den harmonischen Verhältnissen dieses Monuments der Barbarigo, dessen geringe, aber hochbedeutende Reste heute im Dogenpalast, in S. Giovanni Evangelista und in S. Maria della Salute zerstreut sind, wo sich auch in einem kleinen Oratorium, den meisten Kunstfreunden völlig unbekannt, der Tympanonschmuck der Kirche der Carità befindet. Das Relief stellt die Krönung Mariä dar und erinnert in der Faltengebung, im Ausdruck der Köpfe an das Urtheil des Salomo über dem westlichen Eckpfeiler des Dogenpalastes, ist aber in jedem Fall der höchsten Beachtung werth. In der Scuola, deren Tympanonrelief sich heute in London befindet, war über der Eingangsthür zur Herberge das Hauptwerk der Schule von Murano, eine thronende Madonna, angebracht; hier hingen die überlebensgroßen Apostel des Jacobello del Fiore und das angeblich von Gentile Bellini gemalte Bildniß des Cardinals Bessarion, der sich in die Genossenschaft hatte aufnehmen lassen und ihr ein hochberühmtes Reliquiar mit Splittern des hl. Kreuzes verehrte. Und hier befand sich endlich auch eines der herrlichsten Werke Tizians: Der Tempelgang der Maria, das wir heute wieder an seinem alten Platz bewundern dürfen.

Wer sich über die älteste Anordnung der im Jahre 1807 neuvereinigten Kunstschätze Rath holen will, mag Moschini's Führer durch Venedig nachlesen, der wenige Jahre später erschien, während die älteren Galeriekataloge von den mannichfachen Veränderungen Kunde geben, denen die Sammlung im Laufe von fast einem Jahrhundert unterworfen war und die mit der jüngsten Aufstellung einen vorläufigen Abschluß gefunden haben. Schon seit langem beschäftigt sich das italienische Unterrichtsministerium mit einer Vorlage, welche die Neuordnung der vornehmsten Galerien ins Auge gefaßt hat. Den Gemäldesammlungen in Mailand, Florenz und Neapel stehen größere Veränderungen bevor, im Palazzo Corsini in Rom, in der Akademie Venedigs ist dieser Gedanke bereits zur Wirklichkeit geworden. Die Ziele, welche man in Venedig bei der vor kurzem erst vollendeten Umstellung verfolgte, werden uns sofort klar, wenn wir mit kurzem Blick das Resultat überschauen. Die historische Entwicklung der venezianischen Malerei sollte durch ihre besten Erzeugnisse in möglichst klarer Weise zur Anschauung gebracht werden, das Gesammtbild der einzelnen Meister sollte sich dem Gedächtniß so treu wie möglich einprägen, jedem Gemälde endlich wünschte man, so weit es thunlich, den seiner Eigenart und Bedeutung am meisten entsprechenden Platz anzuweisen. In überraschend glücklicher Weise sind nun diese Ideale verwirklicht worden, mag man auch einen Theil des Verdienstes dem einzigartigen Material zuschreiben, mit dem man arbeiten durfte. Wo fände sich denn noch einmal eine Galerie in Europa, die in so edler Einseitigkeit ganz der Schilderung einer glänzenden heimathlichen Kunst gewidmet wäre? Wo wäre noch einmal in so leuchtenden Farben, in so behaglicher Breite, in so consequenter Durchführung das einheitliche Bild einer vornehmen Kunstschule gegeben, der nur eine glänzende Schattirung, ein großer Name fehlt? Bekanntlich besitzt die Akademie, besitzt Venedig kein Gemälde des liebenswürdigsten aller seiner Künstler, des großen Giorgione von Castelfranco.[1])

[1]) Der hinreißend schöne Giorgione im Palazzo Giovanelli ist bekanntlich dem Publicum nicht mehr zugänglich; das Bildchen in der Pinakothek Manfredini — wenn es wirklich ein Giorgione — ist doch nur noch eine Ruine.

Wir treten heute, wie schon immer, durch das Bruderschaftsgebäude mit der modernen Façade in die Sammlungen ein und haben die Wanderung in dem mächtigen Saal zu beginnen, der einst den Brüdern der Carità für ihre Versammlungen diente. Der Saal war von jeher berühmt durch seine goldschimmernde Deckendecoration, wie sich keine schönere in Venedig findet. Bekanntlich bestimmte der Name des Stifters das Motiv — Cherubino Aliotti (Achtflügel), der den eigenen Namen nirgends anbringen durfte, ließ in den durch feines gothisches Rankenwerk abgetheilten Feldern der Decke unzählige Engelsköpfchen mit acht Flügeln darstellen, ein Motiv, das so wirkungsvoll und natürlich zugleich erscheint, daß man sich kaum nach seiner Entstehung zu fragen versucht fühlt. Als ein köstliches Erzeugniß später Gothik — nicht, wie der Katalog will, der Renaissance — haben wir diesen Triumph der Holzschnitzkunst zu betrachten, und als solches haben ihn auch die Neuordner der Galerie aufgefaßt, wenn sie die ehrwürdigen gothischen Altarbilder mit ihren reichen goldschimmernden Rahmen an den Wänden aufhingen, wo man früher Werke der alten und neuen Zeit bunt durcheinander sah. So trägt dieser Saal heute einen wunderbar einheitlichen Charakter, der als Gesammtbild das Auge manches Besuchers mehr erfreuen mag, als die Gemälde im einzelnen, aus denen wir nur die bedeutendsten hervorheben wollen.

Jacobello del Fiore, dessen erwähnte, heute verlorene Apostel einst zu den bemerkenswerthesten Schätzen der Genossenschaft gehörten, gibt sich in den drei hier aufgestellten Gemälden doch nur als ein Meister untergeordneten Ranges zu erkennen, der sich nur dann zu einer gewissen Anmuth aufschwingt, wenn er sich unter den Einfluß des Gentile da Fabriano stellt, der bis zum Jahre 1421 im Dogenpalast thätig war. Die Krönung Mariä hat nichts von diesem Reiz, wir entdecken ihn eher in dem 1436 bezeichneten Madonnenbildchen und der thronenden Gerechtigkeit über der Eingangswand. — Michaele Giambono ist durch ein Altarbild mit Einzelfiguren in prächtigem gothischen Rahmen vertreten; wer die Bedeutung dieses Künstlers würdigen will, mag ihn in der Capelle der Madonna dei Mascoli in S. Marco aufsuchen, wo uns seine Deckenmosaiken durch ausgesprochenen Farbensinn, Streben nach Einheit der Composition und scharfe Zeichnung überraschen. — Lorenzo Veneziano's umfangreiches Altarwerk endlich, mit einer kindlich anmuthigen Verkündigung in der Mitte, ist von allen in diesem Saal angebrachten Gemälden das glänzendste, wird aber an künstlerischem Werth von Moranzone's zartsinniger Himmelfahrt Mariä übertroffen, die gleich daneben hängt. — Wir mögen getrost an den schwächlichen Schilderungen der Heilsgeschichte einiger Quattrocentisten an der linken Wand vorübergehen, aber wir dürfen den Saal nicht verlassen, ohne einen Blick auf die große Krönung der Maria zu werfen, welche links in der Ecke hängt. Das Bild, von dem sich eine bessere Wiederholung in einer Seitencapelle von S. Pantaleone befindet, trägt die Namen des Johannes und Antonius da Murano und die Jahreszahl 1440. Von der wundersamen, venezianische, deutsche und altumbrische Elemente verschmelzenden Kunst dieser beiden Meister erzählt ein köstliches kleines Heiligthum in S. Zaccaria, ihr Hauptwerk aber werden wir noch bewundern, ehe wir die Akademie verlassen. Als Schlußstein einer abgeschlossenen Periode und zugleich als Eckstein einer neuen Kunst durfte ein Werk der beiden Muranesen im Saal der Quattrocentisten nicht fehlen.

Durch den hohen Renaissancebogen, der aus dem gothischen Raum in das nächste Gemach hinüberführt, sahen wir schon von weitem Tizians Assunta herüberwinken. Man hat diesen Hymnus in Farben, diesen gewaltigsten Ausdruck, den Seligkeit und Sehnsucht in der auffahrenden Jungfrau, in den zurückbleibenden Aposteln jemals in der bildenden Kunst gefunden haben, an seinem alten Platz gelassen und wir glauben gern, daß es nicht leicht gewesen wäre, einen besseren zu finden. Aber man wird nicht behaupten können, daß die alte Aufstellung der übrigen Gemälde hier ebenso mustergültig wäre, und hätte eine Verbesserung mit Freuden begrüßt. Sind doch in diesem verhältnißmäßig gedrängten Raum Altarbilder Bellini's und Carpaccio's, Cima's und Basaiti's, Tintoretto's und Paolo Veronese's, alles Meisterwerke ersten Ranges, aufgehängt, denen man gerne eine Einzelwirkung zugestanden hätte, und die nun alle von Tizians Uebergewalt erdrückt werden, wie sie andrerseits den vollen Genuß des letzteren beeinträchtigen.

Als Intermezzo einer glänzenden Symphonie, die ewig wechselnde Gedanken und Motive in immer neuen überraschenden Formen uns vorführt und doch den Grundton nicht verliert, gibt sich die Kunst in den zwei nächsten Zimmern kund, die auch architektonisch aus dem vornehmen Rahmen der übrigen Säle herausfallen. Hier versammelt sich heute, was die Akademie an Toscanern, Ferraresen, Bolognesen, Paduanern besitzt, hier sind in einem besonderen Gemach die reichen Handzeichnungenschätze nach ganz neuen Grundsätzen angeordnet. Die Repräsentanten auswärtiger Kunstschulen verdienen wenig Beachtung, nur der hl. Hieronymus des Pier della Francesca, der jetzt gleich links neben der Eingangsthüre so aufgehängt ist, daß man ihn bequem studiren kann, gebietet uns, Halt zu machen. Wie unabhängig erscheint hier der Künstler von jeglicher Tradition, wie rücksichtslos in seinem Realismus, wie fein in seinem Humor! In demüthig knieender Haltung mit betend erhobenen Händen erblicken wir den Stifter vor dem greisen Heiligen, der nur mit einem Hemde bekleidet auf einer Steinbank sitzt und in tiefe Betrachtung und ernstes Studium versunken war. Die Störung ist höchst unwillkommen und Hieronymus gibt sich keine Mühe, es zu verbergen. Das durchdringende Auge überrascht und mißtrauisch auf den knieenden Verehrer gerichtet, äußert er wenig Verständniß für dessen Devotion und schon wendet er mit der Rechten das Blatt seines dickleibigen Buches, um im nächsten Augenblick seine Studien fortzusetzen.

In früheren Jahren war ein Theil dieses Gemaches für die Handzeichnungen reservirt; wie viel besser studiren wir sie heute in dem kleinen Raum nebenan, wo sie unter Glas und Rahmen in ähnlicher Weise aufgestellt sind, wie die köstliche Handzeichnungensammlung in den Uffizien zu Florenz. In der Mitte entfalten sich in langer Reihe die Blätter aus Rafaels berühmtem Skizzenbuch, deren Ursprung mit Sicherheit festzustellen der Kunstgeschichte bis heute noch nicht gelungen ist. Aber sicherlich kann es gelingen, die verschiedenen Hände, die hier gearbeitet haben, zu scheiden, und es wäre dankenswerth gewesen, wenn man sich einer solchen gewiß nicht leichten Mühe unterzogen hätte. Das Studium dieser, fast möchte man sagen berüchtigten Zeichnungen wäre dadurch unendlich erleichtert worden. Besonderen Dank verdient dagegen die Theilung alles dessen, was früher Lionardo hieß, in besondere Gruppen. Die echten Zeichnungen des Meisters — obwohl naturgemäß auch unter ihnen noch nicht alles echt ist — wurden von denen seiner Schüler Cesare da Sesto und Giovanni Boltraffio getrennt und für die „Schule Lionardo's“ ein besonderer Rahmen geschaffen. Auch zwei dem Michelangelo zugeschriebene Zeichnungen kann man jetzt bequem auf beiden Seiten studiren und sich überzeugen, daß die Akademie in der That zwei höchst wichtige Originalstudien des großen Florentiners zur Decke der Sixtina besitzt. Auffallend schwach sind dagegen die Venezianer vertreten, von denen sich in den Uffizien in Florenz so viel Aus-

gezeichnetes findet, während den deutschen Meistern — unter ihnen Studien Dürers und Hans Baldung Griens — gleich am Eingang links ein besonders günstiger Platz zugestanden wurde.

Wer sich in dem Saal, der von Tizians Assunta den Charakter erhält und als der eigentliche Brennpunkt der Sammlung zu betrachten ist, gehörig umgesehen, der wird sich in allen übrigen Räumen schnell zurecht finden. Begegnen ihm doch überall dieselben Meister wieder, um deren jeden sich eine Schaar von Schülern versammelt hat, die den Stilcharakter ihres Lehrers niemals ganz verleugnen. Prangten im Eingangssaal, dem gothischen Geschmack desselben Rechnung tragend, auch die Meister oben an der Wand in gothischen Lettern, so sind im nächsten Raum die Namen der Carpaccio, Basaiti, Montagna, Diana u. s. w. auf zierlich vergoldete Renaissancetafeln geschrieben, wie wir sie häufig in Stein an den Palästen am Canal Grande ausgeführt sehen. Drei schwächere Werke des Vittore Carpaccio hängen der Eingangswand gegenüber. Unter ihnen jenes merkwürdige Processionsbild, dessen gedämpfte Farbenstimmung eigenartig mit der innigen Hingabe der kreuzetragenden Pilger contrastirt, denen der Papst selber vorm Hochaltar stehend den Segen für die weite Wanderschaft ertheilt. Links zur Seite sieht man Madonnenbilder des monotonen Diana, rechts drei Bildchen des Bissolo, dessen Hauptwerk die linke Langwand des Saales ziert. Es stellt die Krönung der h. Caterina dar, die in Gegenwart der Apostelfürsten und einiger Heiligen vor sich geht. Die Darstellung verbindet die monumentale Auffassung von Perugino's Schlüsselübergabe in der Sistina, der es in der Composition verwandt ist, mit all dem liebenswürdigen Reiz, der heiteren Farbenstimmung und der reichen landschaftlichen Umgebung, die nur ein Künstler Venedigs seinen Gemälden zu geben vermochte. — Zwei charakteristische Werke des edlen und ernsten Meisters von Vicenza Bartolomeo Montagna hängen rechts und links daneben. Er hat seine venezianischen Vorbilder in der Leuchtkraft der Farbe, der zarten Verschmelzung der einzelnen Töne niemals erreicht, aber er zeigt sich den meisten unter ihnen durch den Gedankenernst seiner Auffassung und die tiefe Gluth der Empfindung überlegen. — Marco Basaiti steht in der großen Berufung der ersten Jünger im Saal der Assunta noch unter Aloise Vivarini's Einfluß, in dem Gebet auf Golgatha hier nähert er sich in der düster glühenden Landschaft und der ernsten Hoheit einzelner Figuren dem Giovanni Bellini. Er ist noch durch mehrere Bilder in diesem Raum vertreten, in dem auch einzelne Bilder der Carpaccio-Schüler Mansueti und Sebastiani zu sehen sind, denen wir im „Saal der Wunder des h. Kreuzes" noch einmal wieder begegnen werden. — Auch Andrea Previtali und Marco Marziale gelten, der eine als Schüler Bellini's, der andere als Schüler Carpaccio's. Das einzige köstlich erhaltene Bildchen des Previtali, das die Akademie besitzt, muthet uns fast wie ein junger Tizian an, der, wie die Tradition berichtet, für ein Verkündigungsbild des Previtali, das sich heute noch auf seinem alten Platz in Ceneda befindet, eine besondere Verehrung hatte.

Die Darstellung des Nachtmahls in Emmaus scheint von den venezianischen Meistern in die Kunst eingeführt worden zu sein, die bei ihrem Publicum besonderes Verständniß für jede Schilderung voraussetzen durften, die mit einem glänzenden äußeren Apparat eine geschlossene Composition und eine vornehm würdevolle Erscheinung der dargestellten Personen verband. Wir erinnern uns nicht, daß jemals z. B. von Florentiner Meistern dieser Gegenstand behandelt wäre, können dagegen auf mehr als eine Schilderung desselben von Venedigs Künstlern den Finger legen. Das herrliche Bild in S. Salvatore, das stets aufs neue einen geheimnißvollen Zauber auf den Beschauer ausübt, wird heute gemeiniglich dem Carpaccio zuerkannt. Dem Savoldo schreibt man eine nicht minder schöne Darstellung des Abendmahls in Emmaus im Palast Lanckoronski in Wien zu und endlich erinnern wir uns, in den Uffizien ein Gemälde, unter den Zeichnungen der Habich'schen Sammlung in Kassel eine Studie des jüngeren Bonifazio gesehen zu haben, die denselben Gegenstand behandelt. Marco Marziale aber äußert in seinem höchst interessanten Emmausbilde nichts von dem geheimen Reiz, den seine Kunstgenossen gerade dieser Schilderung aus dem Neuen Testament zu geben wußten. Nicht nur in der Wahl der wenig liebenswürdigen Typen, sondern auch in der kalten, bunten Färbung zeigt er sich von deutschen Künstlern beeinflußt, ja er ging in dieser Richtung weiter als jemals ein anderer Künstler seiner Vaterstadt.[1])

Denselben Flächenraum wie der Saal mit den Schülern des Bellini und Carpaccio nehmen drei Gemächer rechts daneben ein. Mit weisem Bedacht sind die zwei kleineren Seitenräume wiederum meist unbedeutenden fremden Meistern eingeräumt, und es genügt, wenn wir rechts auf Jaques Callots Herbstmesse, links auf Gabriel Metsu's schlafendes Mädchen einen Blick werfen. Nur das größere Mittelzimmer setzt die Kunstgeschichte Venedigs fort, die nun einmal das Hauptthema ist, das dieser Galerie durchzuführen obliegt. Die etwas nüchternen Meister von Friaul, die Da Udine und Santa Croce werden den meisten Besuchern geringeres Interesse abnöthigen, aber das Zimmer enthält eine Perle, die in ihrer früheren Umgebung in einem der großen Säle weit weniger zur Geltung kam als heute. Rocco Marconi scheint zu den Meistern zu gehören, denen nur einmal in ihrer Kunst eine große That gelungen ist. Keines seiner übrigen uns bekannten Bilder — auch der farbenglühende Christus mit Heiligen nicht in S. Giovanni e Paolo — reicht entfernt an die Kreuzabnahme in der Akademie heran. Am Fuße des hochragenden Kreuzes sitzt Maria in gefaßter Haltung, das Haupt des todten Sohnes in ihrem Schoß; rechts und links knieen Joseph und Magdalena, der erstere mit den krampfhaft gefalteten Händen und dem gesenkten Blick ein Bild mit eiserner Willensstärke erzwungener Selbstbeherrschung, die letztere bezaubernd schön in ihrem unnennbaren Schmerz, der sich in den ausgebreiteten Armen, dem leise geöffneten Mund, dem Blick der thränenschweren Augen so rührend kundgibt. Das ist nicht mehr eines jener schreienden Weiber, wie sie Donatello und seine Nachfolger um den Leichnam Christi versammelten, aber auch in dieser Magdalena läßt sich noch ein leiser Nachklang seiner hochdramatischen Auffassung erkennen. Endlich stehen Monica und Benedict, zwei ernste, würdige Heiligengestalten, mehr als Zuschauer des tragischen Vorganges im Hintergrunde. Aber das Auge wird nicht einzig und allein durch diese Darstellung höchsten Erdenjammers in Anspruch genommen. Tröstlich und heiter umgibt eine lachende Natur mit ihren ewig neuen Reizen die Trauernden, heller Sonnenschein ruht auf den Bergen, die das Ufer des Sees umkränzen, und ein schlanker Feigenbaum hat seine Zweige bis zu den Armen des Kreuzes emporgestreckt. Wer an die feinsinnige Tendenz älterer venezianischer Meister, durch die Schönheit der Natur die tiefe Bitterkeit des Leidens Christi, zu deren Schilderung sie sich innerlich wenig berufen fühlen mochten, tröstend zu verklären, noch nicht glaubt, der suche Andrea Previtali in

---

[1]) Andere Emmaus-Bilder, alle der venezianischen Schule entstammend, befinden sich in den Museen zu Brescia und Bergamo und in der Brera in Mailand. Hier war auch in der „Esposizione eucharistica" dieses Sommers unter lauter minderwerthigen Bildern ein Nachtmahl zu Emmaus ausgestellt, das wir nicht anstehen gleichfalls dem Savoldo zuzuschreiben.

der Sacristei von S. Redentore auf, wo die Kreuzigung Christi im kühlen Schatten hochstämmiger Bäume geschildert wird. Ein Künstler wie Tintoretto suchte dann später in seinen zahlreichen Kreuzigungsbildern, unter denen das ergreifendste das Herbergsgemach in S. Rocco schmückt, durch allerhand Nebendinge, glänzende Kriegergestalten zu Fuß und zu Pferde, ungeheure Volksmassen, die er dem Schauspiel beiwohnen ließ, sich und seine Zuschauer für die schmerzliche Theilnahme, die ihnen der Hauptgegenstand erwecken mußte, gleichsam zu entschädigen.

Das Nicaragua-Canal-Unternehmen.

Von Emil Deckert.

Daß der traurige Zusammenbruch des Panama-Canal-Unternehmens den allgemeinen Glauben an das Zustandekommen einer interoceanischen Schiffahrtsstraßenverbindung quer durch die mittelamerikanische Landenge vorübergehend stark erschüttern mußte, ist begreiflich. Ebenso begreiflich ist es aber auch, daß dieser Glaube sich nach der Zeit des Schreckens allgemach wieder zu befestigen beginnt, und daß man sich unter unsern Augen langsam anschickt, sowohl bei Panama selbst als auch in Nicaragua von neuem an das Werk zu gehen.

Daß unter der sichtbaren Einwirkung des Panama-Bankerotts auch das Nicaragua-Canal-Unternehmen in eine bedenkliche Krisis gerathen war, ist ja bekannt, und bei ihm durfte die Krisis um so eher als eine über Leben und Tod entscheidende angesehen werden, als es seitens der „Maritime Canal Company“ mit verhältnißmäßig geringen Mitteln in Angriff genommen worden war, die von vornherein erwartete finanzielle Unterstützung seitens der Unionsregierung aber ausblieb.

Bei Panama ist aber der schwierigste Theil der Arbeiten gethan: die Hafenanlagen an den beiden Endpunkten des Canals liegen fertig da, das große Problem der Ablenkung und Bändigung des wilden Chagres-Stromes ist gelöst, der Culebra-Durchstich ist weit vorgeschritten, und von dem Canal selbst ist nur etwa die Hälfte auszugraben übrig geblieben. Sämmtliche zur Weiterführung des Werkes nothwendigen Maschinen aber stehen wohlverwahrt an Ort und Stelle, und daß dieselben dem Vermodern und Verrosten preisgegeben seien, ist eine leere Rede Solcher, denen das Schwarze immer noch nicht schwarz genug ist. Es wird also mit diesem Unternehmen voraussichtlich nicht anders gehen, als es mit manchem großen Eisenbahnunternehmen gegangen ist: eine neubegründete Gesellschaft übernimmt das Erbe der zu Grunde gegangenen alten und führt mit vermindertem Risico und mit vermehrter Aussicht auf Gewinn alles — wenn auch mit gewissen Aenderungen des Planes — zu einem gedeihlichen Ende.

Für das Nicaragua-Canal-Unternehmen aber, das zur Zeit über ein gewisses embryonales Entwicklungsstadium noch nicht hinausgekommen ist, und bei dem daher im Falle seiner Nichtweiterführung ein so furchtbarer Verlust an Capital und Arbeitsleistung nicht zu verschmerzen sein würde — für dieses Unternehmen treten die nordamerikanischen Monroe-Männer von neuem mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ein, und diese Monroe-Männer mit ihrem bekannten Kampfrufe „Amerika für die Amerikaner!“ haben heute auf die öffentliche Meinung, sowie auf die äußere Politik der Vereinigten Staaten einen sehr maßgebenden Einfluß gewonnen. Sie wollen nicht bloß im Interesse der Handels- und Verkehrsbeziehungen der Union, sondern vor allen Dingen im Interesse ihrer unbestrittenen politischen Hegemonie auf der gesammten westlichen Erdhemisphäre einen rein amerikanischen Canal, der kraft eines Schutz- und Trutzvertrages mit der kleinen Zwergrepublik Nicaragua in jeder Hinsicht, und namentlich auch in strategischer, lediglich ihrer Herrschaft untersteht. Und unter dem Drucke der Monroe-Leute, für die der Clayton-Bulwer-Vertrag mit England nicht mehr existirt, hat der Bundessenat zu Washington im vergangenen Frühjahr den Beschluß gefaßt, seinerseits die Regierungsbetheiligung an dem Canal bis zu dem Betrage von 70 Millionen Dollars gutzuheißen, das Repräsentantenhaus aber hat wenigstens eine nochmalige Untersuchung an Ort und Stelle angeordnet („to report upon the feasibility, permanence and expense of the Nicaragua Canal on the route proposed by the Construction Company“ — „über Ausführbarkeit, Dauerhaftigkeit und Kostenaufwand der von der Baugesellschaft vorgeschlagenen Nicaragua-Canal-Route zu berichten“); und da das Gutachten der mit dieser Untersuchung betrauten technischen Commission (der HH. W. Ludlow, U. T. Endicott und A. Noble) im allgemeinen günstig lautet, so steht auch seine Einwilligung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Daß aber der demokratische Unionspräsident dem fraglichen Congreßbeschluß gegenüber von seinem Vetorechte Gebrauch machen werde, ist um so weniger anzunehmen, als seine Amtsthätigkeit ihrem Ende zuneigt, und als sein Nachfolger leicht ein hervorragender Vertreter der Monroe-Doctrin sein könnte.

Liegt es hiernach in keiner Weise außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß die ersten Jahre des nahenden neuen Jahrhunderts die beiden hochbedeutsamen Verkehrspforten doch noch geöffnet sehen werden, so erscheint ein kurzer Ueberblick über das Nicaragua-Canal-Unternehmen, bei dem die vorliegenden neueren Informationen so viel als möglich Berücksichtigung finden, wohl angezeigt.

Die Hauptzüge, durch welche sich der Nicaragua-Canal von dem Panama-Canal unterscheiden soll, sind bekannt. Allerdings handelt es sich bei ihm um eine viel längere Wegstrecke quer durch das Land — um 271 Kilometer gegen nur 75 Kilometer —, aber während bei dem Panama-Canal die ganze Strecke auszugraben, beziehungsweise auszusprengen war, kommen bei dem Nicaragua-Canal 229 Kilometer auf einen bereits vorhandenen Wasserweg, der nur der Regulirung bedarf, und nicht mehr als 42 Kilometer sind auszuheben, diese 42 Kilometer zudem auch in viel geringerer Tiefe und Mächtigkeit. Und während der Panama-Canal nach seinem ursprünglichen Entwurf auf der ganzen Strecke ein Meeresniveau-Canal sein sollte, mit seiner Sohle durchgängig 9 Meter unter dem Meeresspiegel, soll der Nicaragua-Canal dies nur in dem östlichen und westlichen Küstenflachlande (auf einer Strecke von 15, beziehungsweise von 1 Kilometer) sein, indeß die centrale Hauptstrecke (247 Kilometer) von vornherein als Hoch-Niveau-Canal (ungefähr im Niveau des Nicaragua-Sees, 33.5 Meter über dem Meere) in Aussicht genommen ist, und der beiderseitige Auf- und Abstieg durch je drei große Schleusen (mit ihren Abständen von einander, insgesammt 8 Kilometer) vermittelt werden soll. Im übrigen liegen die Verhältnisse bei den beiden großen Unternehmen ähnlich, und mit einer mächtigen Tropennatur — mit miasmengeschwängerter Luft, mit andauernden hohen Hitzegraden, mit sintfluthartigen Regengüssen, mit üppig wucherndem Pflanzenleben, mit umfassender Tiefenverwitterung des Gesteins, mit urplötzlich eintretenden furchtbaren Hochwasserständen der Ströme — haben beide zu rechnen und zu kämpfen; doch wirkt auf die Hochwasserstände des Rio San Juan (oberhalb der San-Carlos-Mündung im Maximum 1.6 Meter) das natürliche Staubecken des Nicaragua-Sees in beträchtlichem Umfang abschwächend und mäßigend ein. Kunsthafenanlagen waren sowohl an dem atlantischen als auch an dem pacifischen Ausgang bei beiden

Canälen nöthig, die natürlichen Voraussetzungen derselben lagen aber bei dem Panama-Canal (an der Limon- und Panama-Bai) ohne Zweifel günstiger, als bei dem Nicaragua-Canal (bei Greytown und Brito). Bei Greytown boten in dieser Beziehung vor allen Dingen die Anschwemmungen des Rio San Juan und die sehr veränderliche Colorado-Barre große Schwierigkeiten.

Von Ocean zu Ocean verfolgt, gestaltet sich der Nicaragua-Canal nach dem Plan der „Nicaragua Canal Construction Company", die unter Contract mit der „Maritime Canal Company" die Arbeiten begonnen hat, wie folgt: Von Greytown bis Ochoa, unterhalb der Mündung des Rio San Carlos in den Rio San Juan, ist auf einer Strecke von 24 Kilometern wirklicher Canal zu graben, zuerst (18 Kilometer weit) durch sumpfiges Niederland, und dann (6 Kilometer) durch einen Felsrücken, der einen im Maximum 90 Meter tiefen Durchstich nöthig macht, und in den die drei östlichen Schleusen mit 9.5, 9.1 und 13.7 Meter Steigung zu liegen kommen, sowie zugleich zwei von dem Rio Deseado und Rio San Francisco gefüllte große Staubecken. Westlich von dem Durchstich wird ein 21 Meter hoher und an seiner Krone 600 Meter langer Steinschuttdamm quer durch den Rio San Juan hergestellt, der den Wasserstand des Stromes oberhalb auf 32.3 Meter über den Meeresspiegel hebt, und der nebenbei dessen Ausbreitung zu einer Reihenfolge größerer und kleinerer Wasserbecken (insbesondere zu dem großen Machado-Becken) bewirkt. Soweit die in dieser Weise gewonnene Schiffahrtsstraße oberhalb des großen Ochoa-Dammes aber Unvollkommenheiten birgt — lästige Krümmungen und gefährliche Klippen —, was namentlich bei den Toro-Schnellen auf einer Strecke von 40 Kilometern der Fall sein wird, haben Sprengungen dieselben zu beseitigen. In dem in seiner Randgegend theilweise sehr seichten Nicaragua-See, bis zu welchem der canalisirte Strom insgesammt 1.3 Meter ansteigt, sind zur Herstellung eines genügend tiefen Fahrwassers Baggerarbeiten vorzunehmen. Westlich von dem See aber erfolgen zwischen der Lajas-Mündung und Brito auf einer Strecke von 18 Kilometern in dem nur 45 Meter hohen pacifischen Landrücken weitere Erdaushebungen und Felssprengungen, sowie die Anlage eines weiteren Staubeckens (des Tola-Beckens), eines weiteren großen Dammes unterhalb des letzteren, und der drei westlichen Schleusen, von denen die beiden oberen je 13 Meter Gefäll, die 2 Kilometer weiter abwärts gelegene untere aber je nach dem Gezeitenstande des Pacifischen Oceans 6.4 bis 8.8 Meter Gefäll hat.

Bei Brito ist außerdem durch Ausgrabungen in jungem Schwemmlande und durch zwei Molen ein reiner Kunsthafen zu schaffen, während die Lagune von Greytown, westlich von der San-Juan-Mündung, durch Baggerung zu vertiefen und durch einen damit Hand in Hand gehenden Molenbau von der sperrenden Colorado-Barre zu befreien ist.

Man kann bei der Prüfung dieses Planes, den der amerikanische Ingenieur A. G. Menocal im Anschlusse an die älteren Pläne von O. W. Childs (1850), von A. A. Humphreys, von W. Mc Farland (1879) und von Anderen entworfen hat, nicht verkennen, daß derselbe eigentlich ein noch genialerer ist, als der Plan des Panama-Canals. Handelt es sich bei ihm doch um die Verknüpfung von einer Reihe viel heterogenerer Elemente und Probleme und zugleich auch um ein viel engeres Anschmiegen an die obwaltenden Naturverhältnisse. Wenn die Kosten der Unternehmung ursprünglich nur auf 50 Millionen Dollars oder gar nur auf 40,910,839 Dollars (!) veranschlagt wurden, so mußte man darin freilich ohne Zweifel eine noch viel sanguinischere Unterschätzung der zu überwindenden Schwierigkeiten erblicken, als bei dem Panama-Canal, wo der Voranschlag bekanntlich auf 780 Millionen Francs (ca. 150 Mill. Dollars) lautete, und wo für die Hälfte des Werkes thatsächlich über 1000 Millionen Francs (rund 200 Mill. Dollars) ausgegeben wurden. Denn wenn auch die in Aussicht genommenen Erd- und Felsaushebungen und die zu grabende wirkliche Canalstrecke viel weniger umfangreich sind wie dort, so ist doch das Werk damit bei weitem nicht vollbracht, und die Regulirung des Rio San Juan, so scharfsinnig und geistreich dieselbe auch erdacht ist, ebenso wie die Vertiefung und Tiefhaltung des den Strom speisenden Nicaragua-Sees muß ebenfalls riesige Summen verschlingen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war aber auch der Kostenanschlag ebenso wie bei dem Panama-Canal gar nicht sehr ernst gemeint, sondern er sollte den Unternehmern — in dem gegebenen Falle der öffentlichen Meinung und dem Congresse der Vereinigten Staaten — nur Muth und Lust einflößen, frisch an die Ausführung zu gehen. Die amerikanischen Sachverständigen konnten natürlich nicht umhin, ihre kritischen Bedenken über den Anschlag zu äußern, und man erhöhte ihn in Folge dessen auch erst auf 65 Millionen Dollars und später sogar auf 88 Millionen (genau auf 87,999,570), so daß er dem ersten Kostenanschlage des Panama-Canals nur noch ungefähr um 40 Procent nachstand.

Was ist nun aber zur Verwirklichung des Planes bisher thatsächlich geschehen? Die im Auftrage der „Maritime Canal Company" handelnde „Nicaragua Canal Construction Company", deren technische Oberleitung in den Händen A. G. Menocals liegt, ging im Sommer des Jahres 1889 zuerst daran, den Hafen von Greytown zu vertiefen und die Barre vor demselben wegzuräumen. Zu diesem Zwecke stellte sie eine das Fortschreiten der Versandung verhindernde 305 Meter lange Mole aus creosotgetränkten nordkarolinischen Kiefernpfählen und Faschinen mit Steinbelastung her und begann mit den Baggerarbeiten. Die letzteren wurden aber wirklich ernstliche erst 1890, nachdem die Baugesellschaft drei große Baggermaschinen erworben hatte, welche an dem Ostende des Panama-Canals benutzt worden waren. In dem Hafen erzielte man dadurch theilweise eine Tiefe von 4.5 Meter, auf der Barre aber wirkte die heftige Brandung der Baggerung so mächtig entgegen, daß man trotz aller Anstrengungen nicht im Stande war, ein dauerndes Fahrwasser von 3.6 Meter zu schaffen. Am Ufer wurde gleichzeitig eine größere Anzahl von Arbeiterwohnungen, sowie von Verwaltungsgebäuden und Werkstätten errichtet, es wurde in der Richtung auf Ochoa ein Durchhau durch den Urwald geschaffen, es wurde eine 18 Kilometer lange Eisenbahn zur Beförderung der Baumaterialien, sowie auch eine Telegraphenlinie quer durch das Küstensumpfland hergestellt, und es wurde endlich in den Alluvionen bei Greytown ein gegen einen Kilometer langes Stück wirklicher Canal gegraben. An der pacifischen Seite beschränkten sich die Arbeiten auf die Herstellung eines 14 Kilometer langen Urwald-Durchhaues.

Man kann nicht sagen, daß das, was in dieser Weise geschehen, viel ist. Wie wir bereits betont haben, blickte die „Maritime Canal Company" aber von Anfang an bei jedem Schritte, den sie vorwärts that, auf die Regierung zu Washington, in der festen Zuversicht, dieselbe werde ihr das Werk bald genug ganz aus der Hand nehmen oder ihr doch die kräftigste finanzielle Unterstützung gewähren, sei es in der Gestalt einer Zinsengarantie oder in Gestalt eines entsprechenden Capitalzuschusses. Unter dem Einflusse des Panama-Bankerotts und der großen nordamerikanischen Geschäftskrisis, sowie unter dem Einflusse der besonnenen und zurückhaltenden inneren und äußeren Politik Clevelands erfüllte sich diese Erwartung freilich nicht, und deßhalb stellte die Gesellschaft die Arbeiten im Jahre 1893 gänzlich ein — günstigere Zeiten abwartend, und in dem Falle,

daß diese Zeiten allzulange ausblieben, bereit, zu liquidiren und sich aufzulösen, keinesfalls aber geneigt, die ganze schwierige Angelegenheit noch fernerweit auf ihren eigenen Schultern zu behalten. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Panama-Unternehmen und dem Nicaragua-Unternehmen war eben in dieser Beziehung der, daß es bei dem ersteren meist kleine Leute waren, die das Geld hergaben, in dem letzteren aber große New-Yorker Finanzmänner. Einige Millionen — bis October 1890 waren 2 Millionen Dollars ausgegeben und bis 1894 angeblich ungefähr 4.5 Millionen — konnten dieselben füglich verschmerzen; alle ihre Capitalien auf das Spiel zu setzen, kam ihnen nicht von fern bei.

Uebrigens hatte die Unionsregierung das hervorragende Interesse, welches sie an dem Nicaragua-Canale nahm, auch von vornherein deutlich und nachdrücklich genug bekundet, und die Voruntersuchungen zu dem Unternehmen waren ihr — abgesehen von den Child-Vanderbilt'schen, die sie nur ermuthigte — beinahe ausschließlich zu verdanken. Ist doch auch A. G. Menocal ein Marine-Ingenieur in ihren Diensten! Der erwähnte Senatsbeschluß, ebenso wie die Entsendung der neuen Untersuchungscommission unter W. Ludlow aber beweisen, daß dieses Interesse noch keineswegs geschwunden ist, und die Begründer der „Maritime Canal Company" sind im Grunde genommen gar keine so schlechten Rechenmeister gewesen. Regierungsmaschinen bewegen sich ja meist langsam und schwerfällig; wenn man aber die leitenden Ideen und Principien kennt, von denen sie beherrscht werden, so kann man mit ziemlicher Sicherheit die Richtung voraussehen, in der die Bewegungen erfolgen werden. Und tritt eine so finanzkräftige und actionsfähige Regierung wie die der Vereinigten Staaten für eine Unternehmung von der Art der in Frage stehenden ein, so kann an ihrem Gelingen nicht gezweifelt werden, gleichviel welches die technischen Schwierigkeiten und die Kosten derselben sind. Gewisse politische Bedenken mag die Washingtoner Regierung angesichts des Clayton-Bulwer-Vertrages, der ihr die ausschließliche Controle und Herrschaft über den Canal, sowie seine militärische Befestigung mit klaren Worten wehrt, ja wohl noch hegen, die Monroe-Männer werden sie aber sicherlich über diese Bedenken hinwegdrängen. Versucht dies in seinem letzten amtlichen Gutachten über das Unternehmen doch sogar der gegenwärtige Kriegssecretär! „Die Befestigung von Greytown und Ochoa, sowie von Brito und Laflor durch die Union ist unbedingt nothwendig, weil der Nicaragua-Canal ein Stück von der vereinsstaatlichen Küste bilden wird, aber der Canal soll und muß gebaut werden", sagt dieser.

Die Ludlow'sche Untersuchungscommission erklärt den Canal auf der beschriebenen Linie und nach den angegebenen Hauptgrundzügen für wohl ausführbar, mit guter Aussicht auf sicheren und dauernden Betrieb bei geeigneten Maßnahmen zu seiner Instandhaltung, und die Kosten veranschlagt dieselbe auf 110 Millionen Dollars, d. i. auf nur 10 Millionen mehr, als man in dem Senate annahm. Sollte dies das bereits halbgewonnene Repräsentantenhaus, in dem die Monroe-Doctrin auch lebendig genug ist, nicht veranlassen, sein Votum ebenfalls zu Gunsten des Unternehmens abzugeben, dergestalt, daß es 80 Millionen oder doch 75 Millionen Dollars für den Canalbau bewilligt? Daß eine neue Privatgesellschaft seine Ausführung in die Hand nehmen und wesentlich weiter betreiben sollte, als es geschehen, ist nicht gut denkbar. Dazu liegen die Erfahrungen von Panama zu klar vor aller Augen. Wenn es also überhaupt weiter betrieben werden soll, so wie es die öffentliche Meinung in der Union will und wie es vor allen Dingen die Monroe-Doctrin fordert, so muß es durch die Unionsregierung, beziehungsweise durch deren Hauptantheilnehmerschaft geschehen. Und was die Regierung dabei wagt, ist im Grunde genommen wenig. Allerdings wird jeder, der einen Einblick in die Tropennatur gewonnen hat, es für möglich, ja sogar für höchst wahrscheinlich halten, daß die technischen Schwierigkeiten und die Kosten der Unternehmung auch von der Ludlow'schen Commission noch erheblich unterschätzt werden. Aber der Staatssäckel der Union kommt dadurch in keine Gefahr, und schließlich ist der Canal für die Interessen der Nation auch mit 200 oder 300 Millionen Dollars nicht zu theuer bezahlt. Dieselbe könnte sich ja füglich mit der bloßen indirecten Verzinsung des angelegten Capitals begnügen, und vor ähnlichen Vergeudungen und Betrügereien, wie sie in Panama vorgekommen sind, wird sie sich wohl zu schützen wissen. Ein bewaffnetes Einschreiten Englands zur Wahrung des Clayton-Bulwer-Vertrages oder eine englische Wieder-Occupation der San-Juan-Mündung aber fürchtet in Nordamerika Niemand.

Daß der Nicaragua-Canal in sechs bis sieben Jahren fertig gestellt werden könnte, wie die Commission meint, ist nicht sehr zu bezweifeln. Es muß dazu nur ein genügend großes Arbeiterheer angestellt werden, und es dürfen keine schlimmeren Fieberepidemien und keine Elementarereignisse ernsterer Art den Fortgang des Werkes stören — in letzterer Hinsicht namentlich keine zu starken Wolkenbrüche auf die halbfertigen Staudämme und keine größeren Erdbeben-Katastrophen.

Die Colorado-Barre vor der Lagune von Greytown hält die Commission für überwindlich, sobald nur ein ausgedehnteres System von Wogenbrechern und umfassendere Baggerungen dagegen aufgeboten werden, sowie zugleich auch ein besseres Baumaterial, das nicht in so kurzer Frist und in so arger Weise von Bohrwürmern beschädigt werden kann, wie es mit den Kiefernpfählen der bereits hergestellten Mole geschehen ist.

Auf andere Punkte des Commissionsberichtes einzugehen, ist zur Zeit noch nicht möglich, da der Bericht in extenso noch nicht veröffentlicht ist. Es sei aber erwähnt, daß er an mehreren Punkten Abweichungen von der durch die „Nicaragua-Canal-Construction Company" in Aussicht genommenen Linie empfiehlt, sowie daß er den atlantischen Canaleingangs-Hafen nicht bei Greytown, sondern dicht bei der Colorado-Barre angelegt sehen will.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber einen stark besuchten Vortrag, den Frhr. Dr. v. Schrenck-Notzing aus München „Ueber Suggestion, ihre verbrecherische und mißbräuchliche Anwendung" im Kaufmänn. Verein zu Stuttgart gehalten, berichtet der „Schwäb. M.", wie folgt: „Redner begann mit der Definition des Begriffs Suggestion und schloß hieran eine Erklärung der hypnotischen Zustände, der psychischen und organischen Vorgänge im Augenblick der Suggestion und der verschiedenen passiven Disposition zur Suggestion bei verschiedenen Individuen und bei verschiedenen Gegenständen der Suggestion. Redner zeigt, daß alles dem menschlichen Fassungsvermögen Fremde leichter suggerirbar sei als das näher Liegende, daß deßhalb auch Ungebildete und Uncivilisirte, überhaupt Individuen mit beschränkterem Horizont meist weit leichter zugänglich sind für Suggestion. Er berührte hierauf den Unterschied zwischen Hypnose, d. i. suggerirter Schlaf, und der eigentlichen Suggestion, und erwähnte, daß er in seiner Praxis von 8705 Fällen der Hypnose nur 1313 Fälle gefunden, die auf weitere Heterosuggestion reagirt. Redner kommt dann auf die Wichtigkeit der sogen. posthypnotischen Suggestion und des Realisationsstrebens der im hypnotischen Zustande empfangenen Idee auch im normalen, wachen Zustande und weist dabei auf die leicht zu erklärende autoritative Macht des Arztes, überhaupt eine leichte Lenkbarkeit suggestionsempfänglicher Individuen hin. Daß hieraus eine gewisse Gefahr für die allgemeine Sicherheit zu befürchten, sei nicht zu leugnen, da man

constatirt, daß ein Mißbrauch des suggestiven Einflusses zu verbrecherischen Zwecken oft sehr wohl möglich ist. Redner zeigte dies an verschiedenen Beispielen aus der experimentellen Praxis verschiedener Autoritäten auf dem betreffenden Gebiete. Daß die Zahl der Verbrechen, die sich auf Suggestion zurückführen lassen, eine ungeheuer viel geringere sei, als sie durch Romane, Broschüren u. s. w. in der Vorstellung des großen Publicums bestehe, sei eine beruhigende Thatsache; dennoch habe man eine Reihe von Fällen in der forensischen Praxis zu verzeichnen. Redner theilt die Arten der Verbrechen auf dem Weg der Hypnose ein in solche an Hypnotisirten und solche durch Hypnotisirte. Zu ersteren gehören Sittlichkeitsverbrechen, auch Diebstähle, Entlockung von Geheimnissen, Kindsunterschiebung bei Geburt u. s. w. Redner kommt dann auf die allerdings noch häufig bestrittene Frage, ob ein Verbrechen suggerirbar sei, die er entschieden bejaht und durch eine Reihe von Beispielen aus der experimentellen Praxis belegt. Es sei jedoch die Gefahr der suggerirten Verbrechen nicht so groß, da erstens zu der Posthypnose, die meist zum Zweck des Verbrechens erforderlich, eine besonders hohe, nicht häufige Empfänglichkeit nöthig sei, und da ferner auch im hypnotischen Zustande meist noch eine starke sittliche Gegenwirkung sich geltend mache. Doch sei dies nicht immer so; vielmehr könne durch häufige Suggestion die sittliche Widerstandskraft geschwächt werden. Ja Forel wisse Fälle, wo die Spuren eines tief associirten Affectes einmal suggerirter Handlungen sich dauernd erhielten. Dennoch bewegten sich die Verbrecher, die sich auf Suggestion stützten, auf unsicherem Boden, da durch Gegensuggestion Unwirksamkeit der ersteren erreichbar, ebenso ein Aussragen des Mediums möglich sei. Weiter berührt dann Redner die Rolle, welche die Suggestion bei den verschiedensten Culten schon in den frühesten Zeiten spielte. Er kommt dann auf die Beziehungen der Suggestion und Liebe zu sprechen, wobei er einen gewissen Zusammenhang nicht leugnet, vielmehr, wie sich aus der Natur der Liebe ergebe, bei einem gewissen Alter die Suggestion in der Liebe einen fruchtbaren Boden finden läßt. Er weist dabei hin auf das Sprichwort: Liebe macht blind. Des längeren geht Redner dann auf den bekannten Fall Czynski ein. Abgesehen von einer nicht zu großen Zahl von Verbrechen ähnlich diesem Münchener Fall und wenigen anderen, habe jedoch die forensische Praxis nicht viel auf Hypnose zurückzuführende Fälle zu verzeichnen; ihre Bedeutung sei noch auf dem Papier größer als in Wirklichkeit. Dennoch sei es bei der nicht zu leugnenden Gefahr für die menschliche Gesellschaft sicher, daß die Gesetzgebung der Zukunft das Moment der Suggestion beim Verbrechen auch berücksichtigen werde. Einen im Leben weit größeren Schaden als durch suggerirte Verbrechen mache der Mißbrauch des Hypnotismus durch Laien, Schwindler und unerfahrene Aerzte. Besonders auf den großen Schwindel der sogenannten Naturärzte, Magnetiseure und wie sie sich alle nennen, weist Redner hin. Ihre Zahl sei ungeheuer; noch größer aber die der Dummen, die auf den Schwindel hereinfallen; so beständen in Paris etwa zwanzig Zeitschriften und 40,000 Anhänger derartiger Heilmethoden. Es sei ein empfindlicher Mangel des Gesetzes, daß man kein Mittel zum Einschreiten gegen die Ausüber einer derartigen Heilpraxis habe, die nur die Wirkung der Suggestion mißbrauchen, um ihren Mitmenschen das Geld abzunehmen. Zu der Gruppe dieser Wunderdoctoren, die mit hypnotischem Wasser, Sonne, Magnetismus u. s. w. die Menschheit beglücken, kommen auch die Kartenschlägerinnen, Geisterbeschwörer u. s. w., die auch ihre Kunst auf die Suggestion stützen. Redner geht dann etwas eingehender auf den spiritistischen Schwindel ein und weist vor allem auf die Gefahr bei solchen Sitzungen für suggestiv leicht empfängliche Individuen hin, da es häufig vorgekommen, daß bei derartigen Sitzungen Fälle von Autosuggestion mit schweren Folgen eingetreten. Vor allem warnt Redner vor dem Mißbrauch der Hypnose in Gesellschaft zur Unterhaltung. Da der Laie nicht im Stande sei, die psychische und physische Resistenzfähigkeit eines Mediums zu durchschauen, könne es leicht geschehen, daß durch dieses Experiment innere latente Störungen in ihrer Entwicklung beschleunigt oder geweckt werden. Durch eine Reihe von Beispielen sucht dies Redner zu beweisen. Bei der Gefahr, die der Hypnotismus für die Medien bei unerfahrener Anwendung biete, solle das Gesetz in noch weiterem Maße gegen den Mißbrauch der Suggestion vorgehen. Der Hypnotismus biete bei sachverständiger Behandlung zum Zweck therapeutischer Anwendung keine erhebliche Gefahr; dennoch könne man nicht absolut leugnen, daß er, wie fast alle therapeutischen Mittel, zwei Seiten habe, Nutzen und Nachtheil. Redner weist dann endlich noch darauf hin, in welcher Weise etwa das Gesetz die Suggestion zu berücksichtigen habe."

wh. **Großfürst Konstantin Konstantinowitsch**, Präsident der russisch-kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und bekannter Dichter, dessen Poesien auch durch Julius Grosse ins Deutsche übertragen wurden, beschäftigt sich gegenwärtig, wie wir aus authentischer Quelle erfahren, mit der Uebersetzung von Shakespeare's „Hamlet" ins Russische.

wh. Im Technologischen Institut von Charkow soll, laut Uebereinkunft des Ministeriums der Finanzen mit dem der Volksaufklärung, vom 1. Januar 1896 an ein Lehrstuhl für landwirthschaftlichen Maschinenbau, verbunden mit einer Prüfungsstation für Werkzeuge und Maschinen, errichtet werden.

* Am 24. und 25. d. M. wird die schottische Universität **Aberdeen** ihr 400jähriges Jubiläum feiern.

* **Dresden.** Der Regierungsbaumeister August Frühling, früher Stadtbaurath in Königsberg, seit 1893 außerordentlicher Professor an der Technischen Hochschule, ist zum Ordinarius befördert worden. Er liest über städtischen Tiefbau und Elemente der Ingenieurwissenschaften.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor an der Universität Halle Dr. Disse ist hieher versetzt worden. Er wird die Stelle eines ersten Prosectors am anatomischen Institut verwalten.

* **Berlin.** In der fünften Sitzung der Conferenz der Internationalen Erdmessung berichtete G. R. Prof. Helmert über die Messungen der Schwerkraft. Während Ende 1891 Messungen dieser Art an 400 Orten vorlagen, war Ende 1894 die Intensität der Schwere bereits auf 871 Stationen gemessen worden; hievon entfallen allein 520 auf österreichische Stationen. Im Jahre 1895 sind wieder über 100 Stationen hinzugekommen. Was die bisher abgeleiteten Resultate betrifft, so ist die Compensation eines wesentlichen Theils der Massen der österreichischen Alpen durch unterirdische Defecte sicher nachgewiesen; dasselbe hat sich für die Alpen der Schweiz gezeigt, und ebenso ergab sich dasselbe Resultat in den Rocky Mountains von Nordamerika. Der Bericht weist auf die Nothwendigkeit hin, die Stationen möglichst zahlreich zu wählen, weil, wie Oberst v. Sterneck nachgewiesen hat, die Schwerkraft auf dem Festlande gewissen regionalen Störungen unterworfen ist, welche von verschiedenen Ursachen herrühren; das tektonische Element scheint hiebei von größerer Bedeutung zu sein als das geologische. Im Anschluß an diesen Bericht machte Prof. Thiesen, Mitglied der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, einige Mittheilungen über Elasticitätsapparate zur Bestimmung der Schwerkraft. Prof. Thiesen hat sich früher mit der Construction solcher Apparate beschäftigt und wird dies demnächst weiter verfolgen. Neuerdings von ihm angestellte Untersuchungen über die Elasticität von Glassorten haben ihm gezeigt, daß sich der Einfluß der Temperatur auf die Elasticität mit der Verbesserung der Glassorten wesentlich vermindert habe; dieser Einfluß betrug zwischen 0° und 100° C. bei den besten Gläsern nur noch 2 Proc., bei Quarzfäden in amorphem Zustande 1 Proc.; neuerdings in Jena gefertigte, alkalifreie Gläser zeigten einen Temperaturcoefficienten, der praktisch gleich Null ist. Redner schließt daraus, daß sich auch andere Körper finden lassen würden, deren Elasticität von der Temperatur unabhängig wäre, und glaubt, daß die Physikalisch-Technische Reichsanstalt auf Wunsch der Internationalen Erdmessung mit dem Studium dieser Frage sich beschäftigen würde. Prof. Tittmann, als Vertreter der Coast and Geodetic Survey der Vereinigten Staaten von Nordamerika, machte die wichtige Mittheilung, daß der große Längengradbogen von der Küste des Atlantischen bis zur Küste des Großen Oceans jetzt vollendet sei; nunmehr soll der große Meridianbogen in der Mitte des nordamerikanischen Continents vom Norden bis zum Meerbusen von Mexico in Angriff genommen werden. — Es folgte eine Reihe von Berichten über den Stand der Erdmessungsarbeiten in verschiedenen anderen Ländern, worauf zum Schluß Prof. Helmert über Lothabweichungen referirte. Zahlreiche Angaben liegen nunmehr für den Streifen von Skandinavien nach Italien vor; ehe indeß die Angaben in ein neues System gebracht werden können, sind noch einige Lücken auszufüllen. Nachdem seitens des Militärgeographischen Instituts in Wien die Wiener Meridiankette publicirt ist, wird man für den Meridianbogen von Sicilien und Dalmatien bis zur Ostsee eine Kette von Lothabweichungen aufstellen können; dieselbe könnte über die Insel Bornholm durch Skandi-

navien weitergeführt werden, wenn erst seitens der schwedischen und dänischen Geodäten diese Insel mit Schweden durch ein Dreiecksnetz verbunden wäre. Um die Construction der Figur der wahren Erdgestalt, des Geoids, zu fördern, empfiehlt Redner, die Construction vieler Meridianprofile aus Breitenmessungen zu bevorzugen und nur so viele Azimuth- und Längenbestimmungen anzustellen, als nöthig sind, um die Verbindung der Meridianprofile zu sichern. Redner weist sodann auf die bemerkenswerthe Thatsache hin, daß in Europa die mittleren Krümmungen in Meridian und Parallel verschiedenen Ellipsoiden entsprechen.

* **Berlin.** Der Senior der Universität, Prof. der Theologie D. Steinmeyer, ist im Thiergarten von einem Schlagfluß betroffen worden. Allmählich kehren die Kräfte wieder, aber an ein Lesen auf der Universität während des kommenden Winters wird nicht zu denken sein. — Dr. Theodor Weyl, Privatdocent an der Technischen Hochschule, ist nach Konstantinopel berufen worden, um Vorschläge zur hygienischen Aufbesserung der Stadt zu machen. — Der Schriftsteller Adolf Streckfuß, Stadtrath a. D., ist am 11. October im 73. Lebensjahre gestorben. Er hat außer zahlreichen Romanen eine Reihe von Geschichtswerken verfaßt, darunter eine Geschichte Berlins unter dem Titel: „Vom Fischerdorf zur Weltstadt", die mehrere Auflagen erlebte. 1848 und in der folgenden Zeit hat Streckfuß, der zu den starrsten Demokraten gehörte, auch eine gewisse politische Rolle gespielt, die ihn mehrfach mit der Behörde in Conflict brachte und die Confiscation seiner ersten Schriften zur Folge hatte. In den Dienst der Stadt Berlin wurde er 1872 als Stadtrath berufen.

* **Budapest.** Der namhafte Sprachforscher, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Gabriel Szarvas, ist am 12. ds. an einem Herzschlag gestorben. Geboren 1832 zu Ada im Bácser Comitat als Sohn eines Schmiedes, gehörte er eine Zeitlang dem Benedictinerorden, dann dem höheren Schulfach an. Seine wissenschaftliche Thätigkeit auf dem Gebiete der ungarischen Sprachforschung hat ihm einen angesehenen Namen gemacht. Gegen die Irrthümer thörichter Sprachneuerer und gegen alles Fremdartige in der ungarischen Literatur führte er einen erfolgreichen Kampf. Seit 1872 redigirte Szarvas mit Unterstützung der Akademie den „Magyar Nyelvör", eine Art Schatzkammer der ungarischen Sprache, seit 1881 das von der Akademie herausgegebene sprachgeschichtliche Lexikon. Szarvas war kgl. Rath und seit 1884 ordentliches Mitglied der Akademie. Vor mehr als zehn Jahren verlor er das Augenlicht. Trotzdem hat er seine eifrige und fruchtbare Thätigkeit bis ans Ende fortgesetzt.

w. b. **Zürich**, 13. Oct. Nicht mit lautem Festgepränge konnte Konrad Ferdinand Meyers Vaterstadt den 70. Geburtstag ihres Sohnes feiern. Fern seinem lieblichen Landsitze Kilchberg am Zürich-See sieht der Halbgenesene unter milderer Sonne an den Gestaden des Leman wieder einen Jahresring sich schließen. Aber in das Wälschland eilen die herzlichen Grüße seiner Landsleute, fliegen die Glückwünsche der deutschen Stammesgenossen dem Sänger von „Huttens letzten Tagen" zu. Verehrung beugt huldigend das Knie vor dem Dichtergreise. Eine einfache, schlichte, aber von warmen Herzenstönen durchklungene Feier zu Ehren des Siebzigjährigen veranstaltete gestern Abend Zürichs vorzüglichste literarische Gesellschaft, der „Lesecirkel Hottingen" (Präsident Dr. phil. Bodmer). Ein dem Gefeierten nahestehender Poet, auf lyrischem Gebiete ein Nachstrebender, Professor Adolf Frey (Aarau), hielt die Festrede, in welcher er ein mit feinen und intimen Zügen ausgestattetes menschliches und literarisches Charakterbild des Meisters der historischen Novelle entwickelte. Auch hier freute es wieder zu hören, daß auf den träumerisch veranlagten Knaben der feinsinnige Geist der Mutter übergegangen war, daß die deutsche „Dichtermutter" mehr ist als eine bloße Legende. Drei Compositionen Meyer'scher Gedichte (von S. Bagge, Friedr. Hegar und R. v. Wilm), vorgetragen von Frau Prof. Wirz-Knispel unter Musikdirector Dr. Friedr. Hegers Clavierbegleitung, führten zum Borne der Poesie Konrad Ferdinands selber, aus dessen sprudelnder Fülle des Abends köstlichste Gabe geschöpft ward, die Recitation dreier Balladen und dreier Lyrika durch den Meisterkünstler des Vortrags Emil Milan (Frankfurt a. M.). Wie schlugen Dichter und Interpret die andächtig lauschende Verehrergemeinde in Bann, welche über ein halbes Tausend stark die prächtige Aula des Schulpalastes am Hirschengraben bis zum letzten Plätzlein füllte! Aber auch Wehmuth rührte mit leisem Flügelschlage die Hörer, wenn sie gedachten, daß vielleicht für immer Konrad Ferdinand Meyers Muse karg ihren Mund verschlossen halten wird. Die dunkeln Schatten, welche in seines Lebens Abendschein gefallen, verflüchtigen sich zwar, ob aber noch etwas zum Lichte reifen wird, zum „Firnenlichte" künstlerischer Vollendung? Doch uns freuend der reichen Fülle, die uns ward, hadern wir nicht mit dem Genius des Dichters. Ludwig Uhlands Spruch möge zum Bescheiden ein Mahner sein:

„Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen."

* Wie alljährlich, veröffentlicht L. N. Pawlenkow im „Istor. Westn." eine statistische Abhandlung über die periodische Presse Rußlands im verflossenen Jahre 1894, der die „St. Petersburger Ztg." die folgenden Daten entnimmt. Dabei hebt sie hervor, daß auch im vorigen Jahre ein gewisser Aufschwung der periodischen Presse zu verzeichnen gewesen ist, denn die Zahl der Zeitungen und Journale stieg von 779 auf 802 (im Jahre 1892 — 742). — 1894 erschienen in russischer Sprache 642, gegen 623 im Vorjahre, und 160, gegen 156, in fremden Sprachen. Täglich erscheinen 112 Organe, 101 mehrere Mal in der Woche, 223 einmal wöchentlich, 105 mehrere Mal im Monat, 175 einmal monatlich, 58 mehrere Mal im Jahre und 28 in zwangloser Weise. Aus der Zahl der Blätter, die im vorigen Jahre ihr Erscheinen eingestellt haben, seien genannt: der „Odesski Westnik", der seit dem Jahre 1826 bestand, die „Russische Revue" in Petersburg, welche durch nicht weniger als 22 Jahre erschien, der „Jelissawetgradski Westnik", der 18 Jahrgänge zählte, der „Dziennik Lodzki", die „Moskowskaja Gaseta", die „Prawda", die „Wssemirnaja Biblioteka", die „Teatralnaja Gaseta" u. s. w. Von den 45 neuen Blättern verdienen Erwähnung: „Russkoje Sslowo" in Moskau (Redacteur A. A. Alexandrow, Herausgeber des Journals „Russkoje Obosrenije"), „Sakaspiiskoje Obosrenije" in Aschabad (Red. A. J. Rodsewitsch), „Jenissei" in Krasnojarsk (Red. E. F. Kudrjawzew), die „Sapisski" und die „Iswestija" der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, die an Stelle der „Mémoires", des „Bulletin de l'Académie", der „Mélanges tirés de Bulletin" und der „Sapisski Akademii" getreten sind, ferner das „Journal" des Justizministeriums (Red. Ssergejewski), die „Literaturnoje Obosrenije" in Petersburg (Red. J. W. Ekworzow), „Posharnoje Djelo" in Petersburg (Red. Fürst A. D. Lwow), „Nasche Shilischtsche" in Petersburg (Red. G. W. Baranowski) u. s. w. In den Ostsee-Provinzen erscheinen 5 neue Organe: der „Windau'sche Anzeiger" (Red. A. Brasholz), das „Kurländische Inseratenblatt" in Libau in drei Sprachen (Red. L. Kaiser), das „Jurjewer Annoncenblatt" in Dorpat (Red. A. Schnackenburg), die „Fanfare", ein musikalisches Journal in Riga (Red. K. Blofeld) und das estnische landwirthschaftliche Blatt „Põllumees" in Dorpat (Red. H. Laas). Mehrere Zeitungen und Journale haben ihre Titel verändert, so u. a. die „Zeitung für Stadt und Land", welche heute „Riga'sche Rundschau" heißt. Auch die Zahl der Blätter, in deren Leitung eine Veränderung eingetreten, ist in diesem Jahre recht bedeutend. Wir nennen von deutschen Blättern folgende: als Chefredacteur der „Baltischen Monatsschrift" wurde Arnold v. Tideböhl bestätigt, des „St. Petersburger Herold" Hermann Clemenz, der mittlerweile umbenannten „Zeitung für Stadt und Land" Paul Kerkovius, der „Lodzer Zeitung" Karl Schmidt, des „Rigaer Handelsarchivs" Max v. Reibnitz und der „Pharmazeutischen Zeitung für Rußland" Karl Krösling. Censurstrafen haben sich 4 Blätter zugezogen: die Herausgabe des „Jug" wurde auf 8 Monate sistirt, der „Petersburgskaja Gaseta", den „Odesskija Nowosti" und der „Russkaja Shisn" wurde das Recht des Einzelverkaufs entzogen und dem letzteren Blatte die Aufnahme privater Annoncen verboten.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 286. München, Dienstag, 15. October. Beilage-Nummer 238.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Reisefrüchte eines Bibliothekars.

I. Von der Straßburger Ausstellung.

x. Es war ein trefflicher Gedanke, im Anschluß an die Industrie- und Gewerbeausstellung auch eine solche für Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen zu veranstalten. Dank dem Zusammenwirken aller Kräfte war eine Sammlung von Erzeugnissen aller Jahrhunderte, beginnend mit den prähistorischen Alterthümern bis in die Zeiten des Empire hinab, vereinigt worden, deren Besuch einen ganz außerordentlichen Genuß bereitete. Bei der strengen Beschränkung auf Elsaß-Lothringen bot die nicht übermäßig große Ausstellung doch Gelegenheit, fast die ganze Vergangenheit, die ganze Cultur des Landes in ihren mannichfachen Lebensäußerungen dem geistigen Auge vorzuführen. Und daß es nicht bloß eine kleine Gemeinde von Sachverständigen und Gelehrten war, die für das leibhaftige Bild verflossener Zeiten Interesse bekundete, daß vielmehr alle Bevölkerungsschichten sich von den Werken längst untergegangener Geschlechter ihrer Heimath angezogen fühlten, das bewies der außerordentlich rege Besuch. Wenn auch der bleibende Nutzen, den eine solche Ausstellung mit sich bringt, nicht immer auffällig ans Licht tritt, so wird sie doch stets eine nachhaltige Wirkung hervorbringen, indem sie den Formensinn und namentlich auch die Pietät gegenüber dem Alten weckte.

Da die Leser der Beilage bereits einen recht guten Bericht über die ins Gebiet der Sculptur, der Tafelmalerei und des Kunsthandwerks gehörigen Gegenstände empfangen haben, so möge es dem Schreiber dieses noch gestattet sein, aus der bibliothekarischen Ausstellung das Wichtigste herauszuheben. Alles, was mit dem Buch- und Schriftwesen zusammenhängt, war in dem geräumigen Oberlichtsaal im ersten Stockwerk der Orangerie untergebracht und gewährte dank der vortrefflichen Anordnung einen mühelosen Ueberblick. Was schon von der ganzen Ausstellung gesagt ist, daß alle Kräfte zusammenwirkten, um diesen Erfolg zu erzielen, gilt namentlich auch von der bibliothekarischen Abtheilung. So hatte das Priesterseminar in Straßburg die Gutahandschrift beigesteuert, die man früher für verschollen hielt. Guta war Klosterfrau zu Schwarzenthann (Gemeinde Sulzmatt in den südlichen Vogesen) und eine tüchtige Kalligraphin, sie schrieb für das Augustiner-Chorherrenstift zu Marbach die nach ihr benannte Handschrift, die ein Kalendarium, ein Evangelistarium und die Augustinerregel enthält. Die bildnerische Ausschmückung übernahm Sintram, Stiftsherr zu Marbach. Wollen und Können des Illustrators offenbaren sich am besten in den dem Kalender beigefügten Monatsbildern, besser als in den vorn befindlichen Vollbildern, die gerade nicht von großer Gestaltungskraft des Künstlers zeugen. Den Schluß der künstlerischen Ausstattung der Handschrift, die im Jahre 1159 vollendet wurde, machen einige Bilderinitialen.

Neben dieser Handschrift, die in der Entwicklung der deutschen Buchmalerei ihren Platz behauptet, wollen wir gleich eine ihr zeitlich nahestehende, jedoch im übrigen nicht zu vergleichende nennen, den Lustgarten der Herrad von Landsberg. Bekanntlich ist das Original dieses für die Miniaturmalerei des 12. Jahrhunderts bedeutendsten Monumentes mit dem Brande der Straßburger Stadtbibliothek am 23. August 1870 zu Grunde gegangen. Von dem Bildercyklus sind aber zu verschiedenen Zeiten Pausen genommen, die sich in großer Zahl im Elsaß und auch zu Paris finden und durch die Gesellschaft für die Erhaltung vaterländischer Alterthümer im Elsaß publicirt werden. Der Vollendung dieser Publication, die, 1873 beschlossen, einen langsamen Verlauf nahm, sieht man für das nächste Jahr entgegen. Die bereits erschienenen Blätter fanden sich nun in einer langen Reihe an den Wänden ausgestellt. Herrad, Klosterfrau in dem weitbekannten Kloster St. Odilien südwestlich von Straßburg, begann ihr Werk noch unter der Aebtissin Relindis c. 1165 und vollendete es, nachdem sie inzwischen selbst zur Würde der Aebtissin emporgestiegen war, 1175. Sie hat darin zum Unterricht ihrer Nonnen das Wissenswürdigste jener Zeit aus den verschiedensten Autoren zusammengetragen, indem von den biblischen Erzählungen ausgegangen wird und im Anschluß daran die profanen Wissenschaften zur Sprache kommen. So gibt z. B. der Durchzug durch das rothe Meer Veranlassung, über Meere, Meerbusen und Flüsse abzuhandeln. Neben den Excerpten finden sich auch eigene Poesien Herrads, welche die lateinische Sprache mit Leichtigkeit beherrschte. Der Hauptwerth der Handschrift beruhte aber in den zahlreichen Illustrationen, welche gewöhnlich die ganze Seite füllten, oft in mehreren durch Striche gesonderten Feldern geordnet. Neben Herkömmlichem findet sich auch vielfach selbständiges eigenes Schaffen, wie auch in der Technik alle Stufen zwischen völliger Deckmalerei und leicht angetuschter Federzeichnung durchlaufen werden und in der Durchführung handwerksmäßige Arbeit neben wahrhaft künstlerischer Gestaltung angetroffen wird. Darnach ist wohl nicht anzunehmen, daß Herrad allein die Illustrationen ausführte, manches wird auf ihre Geistlichen zurückgehen. Am bekanntesten aus dem Lustgarten ist wohl die auf schnaubendem Roß daherstürmende Superbia, eine Gestalt voll Leben und Kraft.

Das Bezirksarchiv zu Metz hatte das Kartularium von St. Glodesindis, dem ältesten Metzer Kloster, ausgestellt. Es ist 1293 durch den Mönch Othin von Byonkourt geschrieben. Interessant ist, daß sich der Schreiber auf der ersten Seite selbst verewigt hat. Ein Geistlicher mit geschorenem Haupte deutet mit den erhobenen Händen, deren eine die Feder, die andere das Messer hält, links gewandt auf den Eingang der Urkunde. So persönlich treten die Schreiber und Illuminatoren des Mittelalters selten hervor.

Viele Beiträge zur Ausstellung hatte auch die Metzer Stadtbibliothek eingesandt. Die Gründung dieser Anstalt

geht auf das Jahr 1789 zurück, indem das Decret der constituirenden Versammlung vom 2. November die aus den unterdrückten Klöstern und Kirchen herrührenden Bibliotheken den Städten zur Verfügung stellte. Von den circa 60,000 Bänden, welche im Jahre 1790 zusammengebracht waren, wurde durch das Brûlement des Nobiliaires jedoch ein Theil der werthvollsten Sachen auf barbarische Weise vernichtet, und damit nicht genug, mußten im Jahre 1802 mehrere der kostbarsten Handschriften des Domschatzes als Geschenk für Napoleon nach Paris wandern. Aus der Metzer Kathedrale stammte das mit schönen Initialen geschmückte Psalterium des 10. Jahrhunderts, sowie die ebenfalls dem 10. Jahrhundert angehörenden Excerpta e commentario veteri super libris Regum, De Templo Salomonis tractatus Bedae etc. Bemerkenswerth ist eine Federzeichnung, das jüngste Gericht vorstellend: oben der Weltenrichter, sitzend auf einem mit Edelsteinen geschmückten Throne, rechts ein Engel mit der Lanze, links mit dem Kreuz. Darunter schleppt ein Teufel die Verdammten, sie an der Kette nach sich ziehend, ab. Der Teufel ist dargestellt mit Hahnenfüßen und mit Flügeln an einem der beiden Füße. Links ist dreimal die Darstellung von Abrahams Schoß und eine mit einer Eisenstange verschlossene Thüre. Die ganze Scene weicht von der sonst jener Zeit eigenen Darstellung des jüngsten Gerichtes erheblich ab, so fehlen namentlich die Apostel, die zwölf Beisitzer. Dem 11. Jahrhundert gehören die Lectiones super Epistolis et Evangeliis dominicis an, mit Illuminationen, die nicht den sonst so gewöhnlichen Goldgrund aufweisen. Durch sehr feingemalte Initialen mit figürlichen Darstellungen, z. B. des Exorcismus zeichnet sich das aus dem 14. Jahrhundert stammende Pontificale Metense aus, durch wappengeschmückte Initialen die Antiquitates Judaicae des Josephus Flavius aus dem 15. Jahrhundert. Schöne Randzeichnungen verzieren auch die Entscheidungen der Rota Romana für die Metzer Kirche, die in einer Pergamenthandschrift des 15. Jahrhunderts zusammengetragen sind.

Sehr kostbare Schätze waren von der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen eingesandt. Zunächst der Liber fratrum Argentinensium. Derselbe enthält ein Verzeichniß derjenigen, welche Stiftungen für das Domcapitel gemacht haben, und zwar rühren diese Einträge aus den achtziger und neunziger Jahren des 12. Jahrhunderts her. Ferner finden sich in dem Bande die Tischordnung und verschiedene andere Bestimmungen, die Hausordnung und den Haushalt des Domstifts betreffend, aus dem 12. und weiterhin aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Daß diese Handschrift für oberrheinische, insbesondere elsässische Personen und Ortsnamen, Güterverhältnisse und Landwirthschaft von größtem Werthe ist, ist einleuchtend. Dann ist vor allem aufmerksam zu machen auf die Parzivalhandschrift, welche auf Geheiß und Kosten Herrn Ulrichs von Nappoltstein 1336 vollendet wurde. Der Codex, welcher der einzige seiner Art in Deutschland ist und nur in der Biblioteca Vittorio-Emmanuele zu Rom einen jedoch unvollständigen Doppelgänger besitzt, umfaßt den Parzival und eine Fortsetzung und Ergänzung, die nach des Franzosen Manessier Buch vom König Artus der Straßburger Goldschmied Philipp Kolin besorgte. Ihm half im „Dichten" Klaus Wisse, und wenn die französische Vorlage Schwierigkeiten bereitete, wurde der Jude Samson Pine als Dolmetsch beigezogen. Ob der Fertigstellung des Buches, bei dem als Schreiber die Elsässer Kalligraphen Hensalin und Oenheim thätig waren, verstrichen fünf Jahre und das Werk kam Herrn Ulrich auf die für damalige Zeiten große Summe von 200 Pfd. zu stehen.

Mit namhaften Werken hatte, wie nicht anders zu erwarten, auch die Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek die Ausstellung beschickt. Wir erwähnen daraus den Ordo perpetuus, d. i. eine Festordnung der berühmten Münsterkirche zu Thann im Oberelsaß, geschrieben 1448. An dem Codex befindet sich eine schwere eiserne Kette, womit er jedenfalls in der Sacristei an die Wand befestigt war. Von Interesse war auch ein Manuscript aus dem 15. Jahrhundert, eine Volksbibel in deutscher Sprache, deren Federzeichnungen Schongauer'schen Einfluß verrathen, ferner Predigten des berühmten Geiler von Kaisersberg, eine Copie aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. An Goethe's Straßburger Aufenthalt erinnerten die von dem Dichter im Elsaß gesammelten und eigenhändig niedergeschriebenen Volkslieder, ferner eine Sammlung Briefe, darunter sein erster Brief an Friederike von Sesenheim. Besondere Aufmerksamkeit erregte auch Goethe's Dissertation zur Erlangung der juristischen Doctorwürde an der Straßburger Universität, den 6. August 1771; gedruckt bei Joh. Henr. Heitz.

Das Stadtarchiv von Straßburg hatte einen Originalabdruck des großen romanischen Stadtsiegels vorgelegt, welches vom 13. bis 18. Jahrhundert in Gebrauch war, sodann höchst interessante Zunftbücher, wie das Artikelbuch der Zunft „zur Möhrin" in Straßburg, geschmückt mit dem Wappen der Zunft und der Zunftschöffen, vom Jahre 1664, und das Artikelbuch der Fleischerzunft „zur Blume", begonnen im Jahre 1753 und mit den Wappen einiger Zunftmeister verziert. Das ebenfalls recht interessante Album der Zunft „zur Stelzen", welche die Maler, Goldarbeiter und Drucker umfaßte, war vom Museum Hohenlohe vorgelegt. Das Album — begonnen 1655 und fortgesetzt bis zum 18. Jahrhundert — enthält eine große Zahl von Zeichnungen und Aquarellmalereien. Das Wappenbuch der Schneiderzunft von Straßburg, 1592—1720, sowie die interessante Stammrolle der jüngeren Straßburger Mannschaft, 1633—1677, hatte die Stadtbibliothek von Schlettstadt eingesandt.

Von den Handschriften leiteten die Acten, die sich auf den Aufenthalt Gutenbergs zu Straßburg beziehen und sich im dortigen Thomas-Archiv befinden, zu den Erzeugnissen des Buchdrucks über. In einer langen Reihe waren die Wiegendrucke der Straßburger, Hagenauer, Metzer, Schlettstadter, Colmarer und Mülhauser Pressen zur Schau gestellt. Eine weitere Abtheilung vereinigte die Werke elsässischer Autoren, eines Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant und Thomas Murner und vervollständigte so das reizende Bild, das hier von dem Denken, Dichten und Trachten des Volkes geboten war.

Die Akademie der schönen Künste in Venedig in ihrer neuen Gestalt.

Von E. Steinmann.

II.

In dem großen Oberlichtsaal, zu dem eine Treppe hinaufführt, stritten sich einst Paolo Veronese's berühmtes Gastmahl des Levi und Carpaccio's farbenfrohe Schilderungen des Lebens der hl. Ursula um den Vorrang. Heute hat der liebenswürdige Legendenerzähler dem glanzvollen Veronese das Feld geräumt, der mit dem wahlverwandten Tintoretto die Ehre dieses Saales theilt. Das Gastmahl des Levi, die vornehmste von unzähligen Schilderungen, in denen die biblischen Personen nur den Vorwand bilden für die glanzvolle Entfaltung des heiteren Daseins lebensfroher, von allen Glücksgütern begünstigter Menschen, jenes Gastmahl des Levi, das den Künstler wegen der Anbringung einer Menge unpassender Persönlichkeiten vor das Tribunal des S. Uffizio brachte, bedeckt noch heute wie früher die ganze

rechte Querwand des Saales, rings umgeben von anderen erlesenen Werken desselben Meisters. Unter ihnen sei nur auf die umfangreiche stürmische Darstellung der Verkündigung hingewiesen, die der Barockkunst den Pfad gewiesen, und die in der neuen Aufstellung wieder mit ihren beiden Flügelbildern, den in chiaroscuro ausgeführten vornehmen Gestalten des Glaubens und der Liebe vereinigt wurde. — Unter den zahlreichen Schilderungen Tintoretto's aus der heiligen Geschichte, die in diesem Saal vereinigt sind, findet sich nichts, was sich an Kühnheit der Composition, an Leuchtkraft der Farbe dem Marcus-Wunder im Saale der Assunta oder den berühmten Bildern des Meisters in S. Cassiano, S. Rocco oder S. Maria della Salute an die Seite stellen ließe. Höchst bemerkenswerth ist dagegen die Verbindung aller Portraits des Meisters zu einem übersichtlichen, ungeheuer fesselnden Gemälde. Nirgends auf der Welt mag man heute den Portraitmaler Tintoretto besser studiren als in der Akademie, und nicht einmal im Dogenpalast erhält man einen so klaren Begriff von der würdevollen Schönheit, der kraftvollen Männlichkeit, die sich die welterfahrenen, lebensfrohen Söhne der Lagunenstadt bis in ihr hohes Alter hinein zu bewahren wußten. Weißbärte und gereifte Männer, alle in die faltenreichen dunkelrothen, pelzbesetzten Sammetmäntel gehüllt, treten sie in mannichfacher Composition allein oder zu zweien auf, oder sie schaaren sich in anbetender Haltung um die Gottesmutter, die sich mit dem Kinde gnädig zu ihnen herniederneigt. Aber auch in der malerischen Durchführung ist Tintoretto niemals derselbe; nur selten überwindet er eine gewisse Kälte in der Färbung, zuweilen verzichtet er ganz auf eine feine Charakteristik seiner Typen und häufig ist er in der Durchführung von Einzelheiten, z. B. der Hände, sehr nachlässig. Wenn er aber will, so leistet er das Höchste, wie in dem charaktervollen Bildniß des greisen Marco Grimani, das durch den leuchtenden Schmelz der Farbe nur noch von den Portraits Andrea Capello's und Jacobo Soranzo's übertroffen wird. Vor allem in dem letzten dieser Gemälde ist Tintoretto dem Tizian unendlich nahe gekommen.

Wäre nicht die Anordnung des Paolo Veronese und des Tintoretto in diesem Saal dadurch geboten worden, daß sich nirgends für das Gastmahl des Levi ein ähnlich passender Platz finden ließ, man würde wahrscheinlich den „Saal der Bonifacio" hierher verlegt und die letzten beiden großen Vertreter der venezianischen Kunst erst im folgenden Raum vereinigt haben. Es hätte sich dann ein wunderbar klares Bild der Entwicklungsgeschichte der Malerei Venedigs ergeben; auf die Schüler des Carpaccio und Bellini wären die Nachfolger Tizians und Palma Vecchio gefolgt, und an diese hätten sich Veronese und Tintoretto historisch angefügt. Die ungeheuren Dimensionen des Gastmahls des Levi machten, wie gesagt, eine solche Anordnung unmöglich, und so finden wir heute die vielen und glänzenden Nachfolger Tizians erst im nächsten Saal. Welch farbenprächtiges Bild, welch eine Fülle von Reichthum, Geschmack und Schönheit entfaltet sich hier vor unsern Augen und wie klar ist die Anordnung der drei einander so eng verwandten Bonifacio getroffen, die diesem Saal den Namen gegeben!

Es gehört zu den mannichfachen Verdiensten Morelli's um die italienische Kunstgeschichte, den Charakter dieser drei Künstler, deren verwandtschaftliche Beziehungen unter einander man nicht einmal feststellen konnte, im einzelnen klargelegt zu haben. Seine Forschungen erscheinen heute in der Akademie zum erstenmal ins Praktische übersetzt. Ein sorgfältig componirtes Gemälde von fast monumentalem Charakter und heiterer Färbung, das die Mitte der linken Wand einnimmt, hat den Ausgangspunkt zu bilden für das Studium des ältesten und zugleich bedeutendsten der Meister. Es stellt Christus als gerechten Richter thronend dar zwischen anbetenden Heiligen, aber schon hier regen sich Bedenken, ob die Heiligen der rechten Seite, ob vor allem St. Marcus eigenhändige Arbeiten des Meisters sind. Eine Einzelgestalt des großen Schutzpatrons der Lagunenstadt ist diesem Gemälde am nächsten verwandt und vielleicht durch den Schmelz der Farbe noch überlegen, während im berühmten Gastmahl des Reichen, der farbenglühendsten Schilderung, die das genußfrohe Dasein eines vornehmen Venezianers wohl überhaupt jemals gefunden, der ältere Bonifacio sich schon dem jüngeren zu nähern beginnt. Vollends scheint in der Anbetung der Könige der Kunstcharakter der beiden Meister in einander überzugehen. Der Katalog gibt wahrscheinlich wegen der Behandlung der Landschaft dieses gleichfalls hochbedeutende Bild dem jüngeren Bonifacio, wir werden durch den Madonnentypus, durch die wunderbare Stoffmalerei der prächtigen Sammet- und Seidengewänder an den älteren erinnert. Für den zweiten Bonifacio scheinen dagegen die kleinen Breitbilder der „santa conversazione" besonders charakteristisch, die sich in fast allen Galerien Europa's finden und von denen auch die Akademie verschiedene Beispiele besitzt. Die einzelnen Heiligengestalten des jüngsten der Schule des Bonifacio Veneziano endlich, die in übersichtlicher Reihe über den eben beschriebenen Werken seiner Namensbrüder aufgehängt sind, verrathen einen bedenklichen Rückgang der künstlerischen Kraft.

Aber mit den Bonifacio ist die Reihe der Künstler, deren Namen wiederum an der Hochwand des Saales prangen und die von Tizian die künstlerische Weihe empfingen, noch keineswegs erschöpft. Der große Lehrmeister dieser ganzen Generation ist selbst durch ein bekanntes Jugendwerk, den Johannes in der Wüste, würdig vertreten, während die Palma Vecchio in diesem Saal das Auge nur wenig befriedigen. — Dagegen hat Paris Bordone niemals wieder ein Werk geschaffen, das sich der Uebergabe des Ringes des Fischers an den Dogen vergleichen ließe. Der Katalog erzählt ausführlich die alte Legende, der einer der talentvollsten Schüler Tizians, dessen Pinsel die ganze Farbenscala mit gleicher Meisterschaft beherrscht zu haben scheint, unsterblichen Ausdruck verlieh. — Mit einem Blick auf zwei düstere, inbrünstig betende Heilige des Savoldo mögen wir den Saal verlassen. Ein hl. Hieronymus, das köstlichste Bild des zu wenig bekannten Meisters in Venedig, wird in nicht allzulanger Frist mit der Sammlung Layard nach England übersiedeln.

Durch den gewaltigen Corridor Palladio's, der früher Kloster und Kirche mit einander verband, würden wir hindurcheilen, geböte uns nicht Tizian, noch einmal stille zu stehen. Seine Kunst erscheint als der Grundton, auf den die meisten übrigen Gemälde gestimmt sind, so passen seine Bilder in jegliche Umgebung. Im Saal der Assunta meistert er seine Lehrer, zwischen den Nachfolgern Bellini's und Carpaccio's behauptet er mit der nicht ganz zweifellosen Heimsuchung seinen Platz, und seinen Schülern zeigt er den Meister in dem Jugendwerk: Johannes der Täufer. Man konnte sehr wohl sein letztes Werk, die Grablegung, das früher im Eingangssaal des ihm besonders nöthigen Lichts entbehrte, mit der Schule des Bassano zusammen aufhängen, an deren liebenswürdigen Erzählungen aus dem Land- und Hirtenleben sich ein Auge erfreuen mag, das der Historien- und Heiligenbilder müde ist. Bekanntlich ist die Grablegung in der Akademie keine so reine Aeußerung des bis ans Ende ungetrübten Genius des größten unter den Venezianern, wie die Geißelung Christi in München. Zwar erkennt man auch in dieser die Spuren eines fremden Pinsels, aber sie machen sich weit weniger geltend als in der Grablegung, die Tizian bekanntlich unvollendet

zurückließ und an die Palma Giovane die letzte Hand legte. Man rufe sich vor diesem Bilde Michelangelo's ebenso unvollendete Gruppe der Pietà in der dämmernden Stille des Florentiner Doms ins Gedächtniß zurück. Muß die Beobachtung nicht nachdenklich stimmen, Theilnahme und Bewegung in unsrer Seele wachrufen, daß die beiden größten Genien der ausklingenden Renaissance, die in Leben und Kunst so verschiedene Wege gewandelt waren, ehe ihnen für immer Meißel und Pinsel aus der nimmerrastenden Hand entsank, sich in der Schilderung des großen Dramas der Heilsgeschichte, der Schmerzensreichen, die den todten Sohn beklagt, zusammenfanden? Aber wir meinen, das ernste Vermächtniß, das sie den kommenden Geschlechtern zurückließen, ist von der Nachwelt nicht verstanden worden.

Dem befreienden Athemzuge, der uns die Brust erweitert, treten wir aus der im düsteren Golde ihrer Mosaiken schimmernden Marcuskirche hinaus auf die luft- und lichtüberfluthete Piazza, mag sich das Gefühl vergleichen, das einen ernsten Besucher der Akademie erfaßt, sucht er nach Tizians Pietà Carpaccio's Legendenschilderungen aus dem Leben der hl. Ursula auf. Welch ein Abgrund trennt die gedämpfte Farbenglut eines späten Tizian von der lichtgetränkten, dem Auge auch die fernsten Gegenstände nahebringenden Atmosphäre, die Carpaccio's Schöpfungen verklärt! Wer die ungetrübte Größe dieses Meisters bewundern will, muß ihn zwar in S. Giorgio degli Schiavoni aufsuchen. Vor dem Kampf Georgs mit dem Drachen und seinem Triumph, vor dem hl. Hieronymus im Arbeitszimmer und seinem so beweglich geschilderten Begräbniß muß man immer wieder fragen: wer that es diesem Künstler gleich an so außerordentlicher Kunst der Perspective, wer verband, wie er, jemals so zarte Empfindung mit so köstlichem Humor, und wer erreichte ihn endlich in der sonnigen Mittagshelle, die auf allen seinen Bildern ruht? Meint man doch vor solchen Schöpfungen, die mit jedem Jahr an Leuchtkraft und Frische zu gewinnen scheinen, der Meister habe die Sonnenstrahlen selbst zu Dienern gehabt und mit ihrem Licht seinen Bildern jenen unvergänglichen Glanz verliehen. Leider sind die gegenständlich noch bedeutenderen Legenden der h. Ursula weniger frisch erhalten; die Ankunft der Heiligen in Köln, ihr Martyrium, und endlich ihr Triumph sind bedenklich übermalt worden. Aber in ihrer heutigen geschlossenen Aufstellung erscheinen sie trotz alledem als ein wahrer Triumph der Kunst Carpaccio's. Wir befinden uns im oberen Stockwerk der alten Kirche, die durch die neue Anordnung der Gemälde dem Cultus und der Kunst zurückgegeben zu sein scheint. Das Langhaus wurde in zwei gleiche polygonale Hälften eingetheilt, in deren erster die Geschichte der hl. Ursula prangt, während in der zweiten die Wunder des hl. Kreuzes, die einst die Schule von S. Giovanni Evangelista zierten, vereinigt wurden. Die Apsis endlich mit einem Temperagemälde Gentile Bellini's in der Mitte scheint nur provisorisch fertig gestellt zu sein, und wenn es gelingt, dem Raum das nöthige Licht zuzuführen, so wird man diesen Ehrenplatz vielleicht einmal für Tizian's Assunta freimachen.

Man macht eine überraschende Entdeckung, tritt man einmal an die Frage heran, was dem Carpaccio mit der Schilderung des Lebens der hl. Ursula, die früher das Oratorium der Heiligen bei S. Giovanni e Paolo schmückte, eigentlich gegenständlich als Aufgabe vorgelegen hatte. Ein holdes Königskind wird von dem Erstgeborenen eines mächtigen Herrschergeschlechts als Braut begehrt. Die Antwort lautet zustimmend, doch muß sich der Bräutigam taufen lassen. Die Bedingung wird erfüllt, schon sind sich die Verlobten begegnet, schon haben sich ihre jungen Herzen in süßester Liebe gefunden, da gebietet ein Engel der Jungfrau, dem Verlobten zu entsagen, mit den Vornehmsten ihres Geschlechtes nach Rom zu pilgern und den Papst um seinen Segen zu bitten für einen Kreuzzug in das Heidenland. Ursula gehorcht der Weisung, die ihr ein glorreiches Martyrium in Aussicht stellt, sie bestimmt den Verlobten, seine Ansprüche aufzugeben, sie wirbt 11,000 Jungfrauen und wandert mit ihnen nach Rom, wo der alte Papst Ciriacus sie mit Freuden aufnimmt und sich selbst dem Kreuzzug anschließt. Der Zug geht zu Schiff nach Köln, das von den Hunnen belagert ist, die über den Papst, sein Gefolge und die Jungfrauen herfallen und ihnen ein tragisches Ende bereiten. Erwägen wir den bitteren Abschied, den die Jungfrau von den Eltern nehmen mußte, ehe sie dem Königssohn verlobt wurde, und den noch weit bittreren Kampf, den es ihr kosten mochte, auch dem Geliebten zu entsagen, stellen wir uns die mühselige Wanderung nach Rom vor Augen und das klägliche Ende, so ist des Erfreulichen nicht viel in diesem kurzen Leben, wohl aber des Tragischen genug. Und doch scheinen die Gemälde Carpaccio's eine Aufeinanderfolge festlicher Ereignisse, fröhlicher Schaustellung königlicher Pracht, liebevoller Schilderung friedlichen Erdenglückes, und nur einmal im Martyrium der Heiligen kann der dramatische Ton nicht ganz vermieden werden, aber er wird sofort gemildert durch das prunkvolle Begräbniß der königlichen Märtyrerin. — Die ersten drei Bilder behandeln mit großer Ausführlichkeit, aber nie ermüdender Abwechslung die Gesandtschaften der Könige unter einander. Das alte fröhliche Venedig gibt den Hintergrund ab und seine lebensfrohen Bewohner die handelnden Personen. Nirgend eine Spur von wohl erwogener Composition — ein jeglicher scheint dort gemalt, wo er gerade stand — und eine Fülle hinreißend anmuthiger Einzelmotive charakterisiren diese Bilder. Die ganze Traurigkeit eines dreifachen Scheidens ist im vierten Bilde zusammengefaßt und von so viel Schönheit im einzelnen begleitet, daß man sich ihrer kaum bewußt wird. Man ließ den historischen Faden fallen, an den auch der Künstler selbst sich wenig genug gehalten, wenn man im nächsten Felde die arg zerstörte Glorie der Heiligen anbrachte, und man nahm ihn in der Schilderung der Jungfrauen vor dem Papst in Rom wieder auf, an die sich endlich der Traum der Jungfrau anschließt. Wir dürfen vor diesem Bilde einen Augenblick verweilen, hat sich doch der Künstler mit ganzer Seele darein versenkt. Ursula schlummert allein in dem von hohem Baldachin überschatteten Brautbett, in dem das Lager für den Gemahl noch immer leer geblieben ist. Vor dem Bett stehen die Pantoffel, zu ihren Füßen liegt die Krone und ein Hündchen hält treue Wacht. Die Prinzessin liebt die Blumen. Ein duftender Nelkenstock steht im offenen Fenster und ein Orangenbaum daneben; aber von ihren ernsten Beschäftigungen zeugen die Bücher im geöffneten Wandschrank und auf dem zierlichen Tischchen. Dort liegt noch aufgeschlagen der ehrwürdige Codex, in dem die fromme Jungfrau vorm Schlafengehen ihr Nachtgebet las. Alles ist so still und heimlich in dem einfachsten Schlafgemach, das je ein Königskind bewohnte, da kommt durch die geöffnete Thür ein Engel schwebend herein. Seine ernste Prophezeiung von schmerzlichem Martyrium aber scheint den Schlummer der Reinen wenig zu stören. Das holde Angesicht, das die sorgfältig aufgesteckten Flechten krönen, in die Linke gestützt, schläft sie so süß, als offenbarten sich ihr im Traum schon alle Seligkeiten des Paradieses. Die Ankunft vor Köln, in der sich der Meister der Perspective vielleicht mehr als in jedem anderen Gemälde zu erkennen gibt, und das Martyrium schließen den Bilderkreis ab, von dem man sagen kann, daß er in der heutigen Anordnung erst überhaupt genossen werden kann. Wer sich in diese Bilder mit Ernst und Liebe versenkt, der wird gestehen, daß kaum jemals ein Renaissancekünstler dem Geist der Antike so nahe gekommen

ist, wie Carpaccio im Leben der hl. Ursula. Die heitere Anmuth und die Freude an der glänzenden Erscheinung, das feinfühlige Beiseitelassen jeglichen Elements, das in der fröhlichen Harmonie wie ein Mißton klingen könnte, endlich das Streben, auch den Schmerz durch die Schönheit zu verklären, alles das scheint diesen Bildern gemeinsam zu sein. So geben sie auch dem Beschauer etwas von ihrem schönen Gleichgewicht und senken in seine Seele das ruhige Gefühl froh genießender Befriedigung, die wachzurufen der Kunst als eine ihrer höchsten Aufgaben immer wieder vorgehalten werden muß.

Vornehmer noch in seiner Ausstattung erscheint das folgende Rundgemach, und die Bilder konnten im einzelnen mehr zur Geltung kommen. Sie schildern die Wunder, die jene berühmte Kreuzreliquie vollbrachte, die Filippo Masseri im Jahre 1369 der Schule von S. Giovanni Evangelista zum Geschenk gemacht hatte, und waren einst in der Herberge der Schule aufgehängt, zu welcher noch heute Pietro Lombardi's reizende Renaissancetreppe emporführt. Auch diese Gemälde erscheinen in der neuen übersichtlichen Aufstellung der Kunstgeschichte wie neu geschenkt und repräsentiren ein Bild von der Kunst Gentile Bellini's und seiner Schule, wie es in der Welt kein zweites gibt. Nichts scheint vergessen, was Verständniß und Genuß der Bilder erhöhen konnte. Ein Auszug aus einer alten, 1540 erschienenen Verherrlichung der Kreuzwunder dient dem Verständniß des Gegenständlichen, das schöne goldene Wahrzeichen der Schule auf tiefblauem Grunde, zwei Engel, welche die Kreuzreliquie emporhalten, ist über der Eingangsthüre angebracht. So bliebe weiter nichts zu wünschen übrig, als daß die Bilder etwas höher aufgestellt worden wären, damit die Kunst der Perspective, die ihnen allen eigen, dem Beschauer mehr zum Bewußtsein gekommen wäre. Die Bedeutung dieses Bilderkreises, an dem Gentile Bellini den Hauptantheil hatte, liegt vor allem in der einzigartigen Schilderung venezianischen Lebens am Ausgang des Quattrocento. Wie farbenprächtig mußten sich die Bilder gestalten, in denen sich die Schilderung eines glänzenden religiösen Cultus mit all dem vornehmen Reichthum verband, den ein freies und stolzes Gemeinwesen gelegentlich seiner höchsten Feste entfalten konnte! Dagegen ist der innere Gehalt dieser Schöpfungen Mansueti's, Sebastiani's, Carpaccio's und Diana's gering, das Gesammtbild löst sich in Einzelheiten auf, das Gedränge der Personen verwirrt das Auge, das vergebens auf den ungeheuren Flächen nach einem Ruhepunkt sucht. Es ist eigentlich nur dem Gentile Bellini gelungen, in der berühmten, leider arg übermalten Procession auf dem Marcusplatz das Auge zu befriedigen und den Sinn zu fesseln; hatte er doch schon in der goldschimmernden Basilica, die er uns mit aller Treue in ihrer ursprünglichen Schönheit schildert, einen monumentalen Hintergrund gefunden.

Das große Schauspiel, das uns die Entwicklung einer Kunst in allen ihren Phasen vom Aufgang bis zum Niedergang verfolgen ließ, scheint hiemit zu Ende. Wenigstens hat man in dem kleinen Saal dem Carpaccio-Tempelchen gegenüber den historischen Faden fallen lassen, wahrscheinlich, um dem Besucher noch ein letztes glänzendes Gesammtbild vorzuführen von dem, was die Malerei Venedigs in ihrer Blüthezeit zu leisten vermochte. Genug der Belehrung, erfreuen wir uns noch einen Augenblick an der reinen Schönheit ohne jede Voraussetzung! Hier hängen Giovanni Bellini's ernste andachtsvolle Madonnenbilder, hier sind in neuer feinsinniger Zusammenstellung seine bekannten allegorischen Bildchen aufgestellt, die noch bis heute ihren geheimnißvollen Reiz bewahrten, weil noch Niemand sie zu deuten vermochte. Hier prangen ferner die köstlichsten Bilder des ernsten Cima und Mantegna's berühmter hl. Georg, dessen kostbares Gegenstück, den hl. Sebastian, wir in Wien bewundern können. Der liebenswürdige Boccaccino ist durch seine liebenswürdigste Schöpfung, die Vermählung der hl. Caterina, vertreten, die einmal ein geistvoller Mann als das schönste Stück der ganzen Sammlung pries, und endlich treten Bartolomeo und Aloise Vivarini hier noch einmal auf und geben den ernsten Grundton an für die heitere Symphonie von Luft und Licht und Farbe.

Aber schon allzulange hielten uns diese Räume fest und wir eilen dem Ausgang zu; da werden unsre Schritte noch einmal festgehalten durch ein Gemälde, das wie eine Offenbarung auf uns wirkt. Bevor wir zum Eingangssaal zurückkehren, müssen wir das alte Herbergszimmer durchschreiten, dessen Charakter durch die alte prunkvolle Renaissancedecke, durch das Getäfel an den Wänden möglichst treu bewahrt wurde. Hier prangt an seinem alten Platz das Hauptwerk der Meister von Murano, jene von den vier Kirchenvätern umgebene majestätisch thronende Madonna, deren von tiefer Empfindung getragene Hoheit selbst einem Giovanni Bellini nachahmungswerth dünkte, hier aber hängt über den Ausgangsthüren gleichfalls an der Stätte, für die es gemalt wurde, Tizians Tempelgang der Maria. Wer an den alten Satz noch nicht glaubt, daß gewisse Bilder nur in ihrer ursprünglichen Umgebung wirken, der rufe sich ins Gedächtniß zurück, was dies Bild früher war, als es noch in einem der großen Säle hing. Alles das, was damals störend wirkte, für das wir vergebens nach einer Motivirung suchten, erscheint heute so selbstverständlich und so wohl durchdacht. Tizian muß das Bild an Ort und Stelle selbst gemalt haben, so wirksam benutzte er das durch die hohen Fenster von links hereinfallende Licht, so geschickt wußte er die berühmte Alte mit dem Eierkorb, die schon bei Carpaccio ihre Ahnin findet, in die Ecke rechts neben eine der Ausgangsthüren zu componiren, so feinfühlig stimmte er selbst das blaue Gewand der kleinen zum Tempel emporschreitenden Maria auf denselben Ton, wie die köstliche Renaissancedecke, die den Raum nach oben abschließt.

Wir dürfen getrost behaupten, daß sich für all' das Schöne, was wir sahen, kein erfreulicherer Abschluß finden ließ; wurde doch eines der größten Kunstwerke aller Zeiten dadurch, daß man es in die alte Umgebung zurückversetzte, der Mit- und Nachwelt gleichsam neugeschenkt. Und wem gebührt der Dank für die mustergültige Aufstellung aller dieser Gemälde, in denen eine vergangene glänzende Cultur ihren höchsten Ausdruck fand? Der Name Adolf Venturi ist unsern Lesern nicht mehr unbekannt, verknüpft er sich doch mit allem, was in den letzten Jahren in Italien für die Pflege und Erhaltung seiner unermeßlichen Kunstschätze geleistet wurde. Er leitete auch in der Hauptsache die Wiedererstehung der Akademie der schönen Künste in Venedig. Und nicht nur seine Landsleute werden ihm dafür Dank wissen, sondern auch alle diejenigen, welche der Ueberzeugung sind, daß die alte Cultur und Kunst Italiens stets eines der edelsten Erziehungsmittel der Nationen sein und bleiben wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

g. Felix Dahn, Erinnerungen, IV. Buch, 2. Abtheilung: 1871—1888. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1895. 8⁰. 766 SS. — Der letzte Band behandelt die Königsberger Zeit; mit der oft gerühmten Anschaulichkeit, mit seinem köstlichen Humor schildert Dahn seine nordischen Eindrücke. Wer so offenes Auge für die deutschen Stammesunterschiede besitzt, der findet hier ein reiches Feld der Darstellung. Sehr launig führt uns der Verfasser die Ostpreußen und die Königsberger Amtsgenossen vor Augen. Wer ähnlich wie Dahn von Würzburg nach Königsberg plötzlich aus dem Süden in

den hohen Norden verschlagen wurde, findet eigene Beobachtungen in diesen Erinnerungen vollauf bestätigt, als hätte er's selber erlebt. Ein großer Theil des Buches ist der Beschreibung von Reisen gewidmet, die sich meistens südwärts erstrecken. Hiebei wird eine denkwürdige fünfstündige Unterredung mit König Ludwig II. erzählt, welcher Dahn im Herbst 1873 auf dem Schachen empfing. Mit überraschender Offenheit enthüllte der König seine Gedanken. Der Zwiespalt, der ihn vom deutschen Kronprinzen trennte, tritt auf das allerschroffste zu Tage, andrerseits aber auch eine gewisse Neigung für Bismarck. Die Unterredung mit Bismarck im April 1892 wird nur in ihren Umrissen ohne Einzelheiten mitgetheilt. Von Poesie ist in diesem Band besonders viel die Rede, fallen doch die meisten von Dahns eigenen Dichtungen in diese Zeit, doch wird nirgends näher auf ihre Entstehungsgeschichte eingegangen. Seine Beziehungen zur Schaubühne, seine eigenen dramatischen Werke und ihre Aufführungen schildert Dahn oft in launiger Weise. Vom „Nibelungenring" in Bayreuth gewann Dahn beim Festspiel 1876 einen großen und tiefen Eindruck; für die anderen Werke Richard Wagners besitzt er aber kein Verständniß. Offenbar wurde auch nie versucht, zu einem tieferen Verständniß vorzudringen; dann sollte aber auch eine Beurtheilung unterbleiben. Der Tristanstoff wird als „keltische Lügenliebschaft" bezeichnet. Die Tristansage aber ist die einzige wahrhaft tragische Schöpfung der mittelalterlichen Ritterromantik. Schon das Verhältniß, das Männer wie H. Kurtz und Wilhelm Hertz zum alten Gedichte gewannen, hätte Dahn vor so rascher Verurtheilung bewahren sollen. Wird schon der Stoff dermaßen verkannt, so kann es nicht verwundern, wenn das darauf begründete Meisterwerk kein Verständniß findet.

Die Erinnerungen sind nun in fünf starken Bänden erzählt. Weitaus am besten gelang die Schilderung der Kinderzeit und der Kriegserlebnisse. Ueberall aber wirkt die Unmittelbarkeit der Darstellung und die ausgezeichnete, von Ernst und Scherz gemüthvoll durchzogene, von echt deutscher Gesinnung gehobene Form der Erzählung.

bm. **Gottfried Kellers** Meisternovelle ist in einer zierlichen Ausgabe auf dem Pariser Büchermarkt erschienen: Roméo et Juliette au village. In einem recht oberflächlichen, als Empfehlung gemeinten Aufsatz der Débats meint Hr. Eduard Rod Heyse's Wort vom Shakespeare der Novelle eher für — Maupassant als für Keller ansprechen zu müssen. Die Romane des Stadtschreibers von Zürich nimmt Hr. Rod ziemlich unsanft mit, beschließt aber seinen Artikel trotzdem mit der absonderlichen Bemerkung: „man darf nicht vergessen, daß Gottfried Keller der einzige Romancier großen Stiles ist, den die deutsche Literatur während des langen Schweigens hervorgebracht, que fut le règne de Guillaume I., ebenso wie der Baseler Böcklin der einzige große Maler war, der die deutsche Kunst in demselben Zeitraum zu Ehren gebracht hat." (Adolf Menzel und Lenbach, Leibl und Uhde sind also für Hrn. Rod nicht vorhanden, obgleich die Genannten unsres Wissens von den Pariser Juroren Ehrenmünzen erster Classe erhalten haben.) Nicht minder fragwürdig ist das Anekdötchen, das Rod von Böcklins und Kellers Trinkgelagen in der Meise beibringt. Danach wären der Dichter und der Maler gleich große Schweiger gewesen. Wenn nach langem, stummem Brüten der eine endlich ein „Ja" hervorbrachte, erwiderte der andere erst nach längerer Pause ebenso einsilbig „Ja." Ein Neffe Kellers soll nun einmal dies Stillleben dadurch gestört haben, daß er einwarf: „Ja, ja, ja, ja." Beim Verlassen der Kneipe habe denn auch Keller Böcklin ins Ohr geflüstert: „Diesen Schwätzer werden wir nie mehr mitbringen." Das Geschichtchen könnte weit besser sein, denn es ist erfunden. Gottfried Keller wußte mindestens eben so gut zu reden, als zu schweigen. Nur mußten die Leute, mit denen er verkehrte, ihm genehm sein. Doch wozu Dinge wiederholen, die Adolf Frey, Bächtold, Brahm, Rodenberg, Adolf Stern und andere aus dem Verkehr mit Keller längst anmuthig und eingehend dargestellt haben? So ist Hrn. Rods Historiette zu ernsthaft für eine Schnurre und zu schnurrig für den Ernstfall.

* **Wandkarte des Weltverkehrs** (im Aequatorial-Maßstab 1:22,000,000), bearbeitet von A. Herrich; Glogau, Karl Flemming. — Die Karte ist in 4 Blatt zerlegt in der Größe von 101:76 cm und enthält noch 4 Nebenkarten, welche dem Beschauer auch dort, wo sich die Verkehrslinien am dichtesten drängen, eine klare und genaue Uebersicht zu bieten bestimmt sind; diese Nebenkarten umfassen Centralamerika (1:11,000,000), die Nordsee mit dem Canal, die Straße von Suez und die Straße von Malakka (letztere drei im Maßstab 1:4,400,000). Die Karte bietet ein überaus klares und lebendiges Bild des gesammten Weltverkehrs, wie er durch überseeische Dampfschiffahrt, oberirdische und submarine Telegraphen, durch Eisenbahnen und Binnenschiffahrt vermittelt wird, und nimmt zugleich nicht minder Rücksicht auf die politische Vertheilung der Erde, wobei auch die Sitze der diplomatischen und consularischen Vertretungen der deutschen Reichsregierung sorgfältig verzeichnet sind. Auch die Vertragshäfen in Ostasien sind eingetragen, ferner die Hauptkarawanenstraßen u. dgl. m. Besonderes Interesse gewährt es, abgesehen von den sonstigen zahllosen überseeischen Verbindungen, die mit unsern Colonien bestehenden und, um noch ein Detail herauszuheben, die Linie der im Entstehen begriffenen Sibirischen Eisenbahn zu verfolgen.

* **Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leizig; Philologisch-historische Classe.** Sitzung vom 2. Februar 1895. Hr. **Böhtlingk** legte vor: „Neuere und ältere Versuche, die Fabel vom Bock und dem Messer zu deuten, nebst einem Excurse." — Hr. **Lamprecht** legte vor: „Mittheilungen aus Urkunden und Handschriften der Universitätsbibliothek zu Leipzig", von Hrn. **E. Förstemann** in Leipzig. I. Fragmente von Acten zweier Provincialcapitel der sächsischen Provinz des Dominicaner-Ordens (zu Soest 1409 bis 1416, zu Marburg 1420). Von den Verhandlungen der Provincialcapitel der Provinz Sachsen des Dominicaner-Ordens, welche 1301 von der Ordensprovinz Teutonia als eigene Provinz abgezweigt wurde und das nördlich von der Linie Wesel-Marburg-Plauen-Freiberg (bezw. Eger-Pirna) gelegene Deutschland und außerdem Holland in sich begriff, war bisher so gut wie nichts bekannt, und erst in neuester Zeit sind von H. Finke in der Röm. Quartalschr. für christliche Alterthumskunde und Kirchengeschichte, Bd. 8, 1894, S. 367 ff. die Fragmente der Protokolle von zwei Capiteln der sächsischen Provinz aus dem 14. Jhdt. veröffentlicht worden, die von ihm in der Bibliothek zu Münster auf einigen als Bucheinbänden benutzten Pergamentblättern aufgefunden worden sind. Zwar sind die hier nach gleichzeitigen Abschriften mitgetheilten Protokolle ebenfalls nur Bruchstücke und betreffen Capitel aus etwas späterer Zeit, aber ihre Veröffentlichung wird doch immerhin von Interesse sein. — Hr. **Brugmann** trug vor: „Zur Geschichte der labiovelaren Verschlußlaute im Griechischen." — Hr. **Ribbeck** trug über die „Benutzung des Posidonius bei Lucan" vor (in den Sitzungsberichten nicht gedruckt).

Sitzung vom 4. Mai 1895. Hr. **H. Berger** trug vor: „Die Zonenlehre des Parmenides." Wenn wir an der Hand der uns erhaltenen Angaben die eigenthümlichen und hervorragenden Leistungen des Parmenides auf diesem Gebiete zu erkennen versuchen, so ergibt sich, daß er den Wirkungen der Wärme nach seiner Kenntniß der Lage und Gestalt der Erde, also der Erdkugel im Mittelpunkte der Welt und der Sternenkreise, nachforschte und daß er sein weltbildendes Princip, die Mischung der Gegensätze, auf der Erde und im Leben der Erde wiederfand. Fragen wir nach dem Stande der kosmischen Vorstellungen in Altgriechenland, so finden wir, daß dort zur Zeit des Parmenides und noch lange nachher die Scheibengestalt der Erde gelehrt und gestützt wird. Zu einer Uebertragung der Himmelszonen auf die Erde gehörte die Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die lange vor Hippokrates von Xenophanes und seinen Zeitgenossen in Italien angenommen und als Ausgangspunkt für eine neue Erdkunde in einem wahrhaft heiligen Eifer entwickelt wurde. Hier that sich eine Aussicht auf, die auch einen Parmenides an die Erde bannen konnte. Die Betrachtung seiner Lehre von den Erdzonen zeigt gleich in der glänzendsten Weise die unerschöpfliche Tiefe und Ausgiebigkeit des Gedankens an das Verhältniß einer Erdkugel zu einer sie concentrisch umschließenden Weltkugel. Die Verfolgung dieser Lehre eröffnet auch uns allein den Weg zur Erkenntniß des wahren Wesens der wissenschaftlichen Geographie der Griechen. Die Länderkunde wurde bei Parmenides zu einem Hülfsmittel für die allgemeine Erdkunde, indem sie ihm die Kunde von den Grenzen der Bewohnbarkeit lieferte. Wie dieses Hülfsmittel in seiner Vervollkommnung aber auch sehr bald wieder zum Prüfstein wurde, an dem sich die theoretisch gefundenen Lehren zu bewähren hatten, läßt sich an einem naheliegenden Beispiele erkennen. Die Kenntniß der afrikanischen Wüste muß der Hauptgrund gewesen sein für die Annahme des Bestehens der heißen, unbewohnbaren Zone. Untersuchungen über die Entfernungen, die zwischen den Mittelmeer-Küsten und dieser Wüste lagen, mußten weiter zur Vergleichung mit der Ausdehnung

des gesegneten Nil-Thales führen. Es ist darum ebenso wahrscheinlich, daß die bald nach Parmenides auftretenden, unter anderen von dem Massilier Euthymenes geförderten Versuche, die Quelle des Nils im Westen, vielleicht vorher im Osten zu suchen, oder ihm einen theilweise unterirdischen Lauf zuzuschreiben, im Zusammenhang mit der parmenideischen Zonenlehre gestanden haben, als es gewiß ist, daß mit Entdeckungen im Nil-Thal und mit Ausbreitung der Kenntniß von dem Oberlauf und der wahren Herkunft des Stromes die Beseitigung der Lehre des alten Philosophen Hand in Hand ging. Ob Parmenides selbst irgendwie für die aus seiner Lehre nothwendig hervorgehenden Folgerungen und Aufgaben thätig gewesen, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, wer etwa den Erdmessungsversuch aufgenommen habe, von wem die Oceanfrage so rasch und so weit entwickelt worden sei, daß schon Aristoteles die Ansicht über das Weltmeer kannte, die erst fünfthalb Jahrhunderte nach ihm Marinus von Tyrus und Ptolemäus wieder vertraten und die in der neuen Zeit so entscheidenden Einfluß auf die Entdeckung Amerika's ausübte. Wir müssen damit zufrieden sein, daß wir in Parmenides den Mann gefunden haben, der, jonische und pythagoreische Anfänge zu einem genialen System vereinend, den festen und ausreichenden Grund für alle diese Lehren der Erdkugelgeographie gelegt hat. — Hr. H. Gelzer trug vor: „Die Anfänge der armenischen Kirche."

Sitzung vom 6. Juli 1895. Hr. Sievers sprach über „Béowulf und Saxo". Gegen die insbesondere von Müllenhoff mit Nachdruck verfochtene Anschauung, daß nicht nur der sog. alte Mythus von Scéaf-Scyld-Béowa angelsächsischer Herkunft, sondern auch die eigentliche Béowulfsage im wesentlichen erst in England ausgebildet sei, ist in neuerer Zeit wiederholt Einspruch erhoben worden. Namentlich haben Bugge und Sarrazin durch Herbeibringung nordischer Parallelen dargethan, daß die beiden in unserm Béowulf verquickten Ueberlieferungsschichten, „Mythus" und „Sage", alter skandinavischer Tradition entnommen sind, die, im einzelnen mannichfach variirt und secundär umgebildet, auch in der alten Heimath, dem Norden, in Liedern umging. Diesen Parallelen reiht der Vortragende noch ein paar weitere Stellen aus Saxo an, die noch nicht genügend betont worden sind. Es ergibt sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, daß die im Béowulf vorliegende oder für die ursprüngliche englische Sage vorauszusetzende ganze Reihe Heremód — Scyld — Béowa (Béowulf) — Healfdene — Hródgár, Hálga — Hródulf auch in der dänischen Sage ausgebildet, und daß die an diese Figuren geknüpften Sagen derart liedmäßig gefestigt waren, daß noch in den Liedern, die Saxo benutzte, selbst in Kleinigkeiten Uebereinstimmungen mit dem Béowulf hervortreten. Die Wichtigkeit dieses Umstandes für die weitere Kritik der Sage wie des Béowulf-Textes liegt auf der Hand. — Hr. Böhtlingk legte vor: „Bemerkungen zum buddhistischen Svajambhûpurâna." — Hr. Socin machte über die von ihm beabsichtigte „Herausgabe einer Sammlung neuerer Gedichte aus Centralarabien" eine vorläufige Mittheilung; die ganze Arbeit, Einleitung und Glossar inbegriffen, wird wohl im Sommer 1896 vorgelegt werden können.

* **Hohenheim.** Wie der „Schwäb. M." hört, ist Aussicht vorhanden, Prof. Dr. Branco als Nachfolger des jüngst verstorbenen Ries für den hiesigen Lehrstuhl für Geologie und Mineralogie zu gewinnen. Branco war 1890 als Nachfolger Quenstedts von Königsberg nach Tübingen berufen worden, kam jedoch wegen leidender Gesundheit um seine Dienstentlassung ein, die ihm im Januar 1895 gewährt wurde. Branco hat sich auf Rügen angekauft; der Aufenthalt dort ist ihm so gut bekommen, daß er die Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen in der Lage ist. Er hat sich während seiner Tübinger Zeit durch mehrere bedeutende geologische Untersuchungen, so insbesondere über Vulcane in Württemberg, um unser Land verdient gemacht. Für die Akademie Hohenheim eignet er sich noch besonders dadurch, daß er, ehe er sich der Wissenschaft zuwandte, mehrere Jahre lang Landwirth war, wie er auch jetzt auf Rügen einem größeren Gute vorstand.

* Aus **Marburg** schreibt man der „Frankf. Ztg." vom 13. d.: „Bei der heutigen Einführung des neuen Rectors hob der scheidende Rector, der Geograph Prof. Theobald Fischer, in seinem Rechenschaftsbericht über das verflossene Rectoratsjahr als „tiefgreifende Neuerung" hervor, daß im Sommersemester zum ersten Male zwei Frauen die Berechtigung zum Hören der Vorlesungen erhalten hätten; es waren dies eine Engländerin und eine Dame aus Croatien, die Leiterin eines Lyceums. Hr. Fischer nahm Gelegenheit, ausdrücklich zu betonen, daß diese tiefgreifende Neuerung gegen seine Wünsche und Anschauungen durchgesetzt worden sei, und er sah die schlimmsten Consequenzen voraus. Mit den zwei Marburger Studentinnen sei es nicht abgethan, ihre Zahl würde sich mehren, bald werde die Frau völlig in den „zügellosen Wettbewerb" gerissen werden, sie werde das Wahlrecht beanspruchen u. s. w. Es sei aber klar, daß diese Erweiterung der Rechte nicht zulässig sein könne ohne die entsprechende Erweiterung der Pflichten und da käme man folgerichtig zu dem Absurdum der allgemeinen Militärdienstpflicht für die Frauen. Diese scherzhafte Aeußerung des Rectors fand vornehmlich bei der jüngeren Zuhörerschaft heiteren Beifall, der es wohl noch nicht bekannt geworden war, daß sehr ernsthafte Leute sich schon mit der Frage beschäftigt haben, ob es nicht angemessen sei, auch für die Frau etwas wie eine allgemeine Dienstpflicht zu körperlicher Stählung, Erlernung der Krankenpflege und socialer Bethätigung einzuführen. Der neue Rector, Prof. Dr. Küster, der Chirurg, der auf der Vorschlagsliste zum Ersatz des Prof. v. Bardeleben steht — nebenbei ein Schwager unsres Finanzministers — widmete seine Antrittsrede der „Krankenpflege". Auch er streifte die Frauenfrage, die man fälschlich als Frauenemancipation bezeichne, und wenn er sich auch, wie die meisten Mediciner, auf den Standpunkt stellte, den jüngst Professor Waldeyer auf dem Casseler Anthropologencongreß einnahm, so meinte er doch, man könne einzelnen hervorragenden Vertretern des weiblichen Geschlechts nicht das Recht verwehren, eine höhere Bildung zu erwerben, dieweil wir nicht in einem mohammedanischen, sondern in einem christlichen Staate lebten. Es ist demzufolge zu hoffen, daß unter dem Rectorat Prof. Küsters den Frauen, die hier studiren wollen, keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden. Und unsre Professoren werden ja wohl allmählich das Problem lösen, das ihnen die beiden ersten Studentinnen aufgaben: wie es mit der Anrede zu halten sei? Während dieser Docent im Sommersemester, trotz der weiblichen Zuhörer, bei dem „Meine Herren" verharrte, fand sich jener mit einem „Meine Herren und Damen" ab, ein besonders höflicher sagte sogar: „Meine Damen und Herren". — Aus dem Jahresbericht sei noch die überaus große Zahl von Berufungen und Versetzungen erwähnt. Fast ein Fünftel unsres jetzt 87 Glieder zählenden Lehrkörpers wurde uns in dem letzten Rectoratsjahr entführt."

* **Halle.** Der Chronik unsrer Universität für 1894/95 entnehmen wir folgende Mittheilungen über die Universitätsbibliothek. Neben den regelmäßigen Arbeiten wurde die Katalogisirung der v. Ponickau'schen Bibliothek vollendet; außerdem ist als ganz außerordentliche Arbeitsleistung die Herausgabe des Albums der Universität Wittenberg für die Jahre 1560—1602 besonders hervorzuheben. Der Gesammtzuwachs der Bibliothek im verflossenen Rechnungsjahr beläuft sich auf 3015 Nummern in 3933 Bänden; dabei sind nicht mitgerechnet 219 Werke, die an die v. Ponickau'sche Bibliothek abgegeben sind, und 209 Sammelbände von Dissertationen und Schulschriften. Die Benutzung der Universitätsbibliothek ist gegen das Vorjahr etwas gewachsen, indem verliehen wurden 20,000 Werke in 26,994 Bänden gegen 19,276 Werke in 26,083 Bänden des Vorjahres. Die mit der Universitätsbibliothek verbundene v. Ponickau'sche Bibliothek hat sich um 327 Nummern vermehrt; die Handbibliothek für Studirende hatte einen Zuwachs von 70 Bänden zu verzeichnen.

* **Berlin.** Die Internationale Erdmessungsconferenz hielt vom 11. bis 13. d. ihre letzten Sitzungen ab. In der sechsten und siebenten ward die Berathung über die Erneuerung der Convention erledigt. Nach dem grundlegenden Art. 2 der nunmehr angenommenen Convention wird wie bisher das oberste leitende Organ der Erdmessung die Generalconferenz der Delegirten der betheiligten Regierungen sein. Die Generalconferenz soll mindestens alle drei Jahre zusammentreten. In der Zwischenzeit zwischen zwei allgemeinen Conferenzen wird die Ausführung der von der Generalconferenz gefaßten Beschlüsse und die administrative Leitung der Angelegenheiten der Internationalen Erdmessung dem Präsidium derselben, bestehend aus dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten, dem Ständigen Secretär und dem Director des Centralbureaus, übertragen. In Verwaltungssachen hat in nicht vorhergesehenen Fällen das Präsidium die Verpflichtung, auf dem Wege der Correspondenz die Ansicht einer berathenden Permanenten Commission einzuholen. Diese Permanente Commission wird aus Delegirten der betheiligten Staaten derart gebildet, daß jeder Staat hiefür einen Delegirten ernennt. — In der siebenten Sitzung theilte der Präsident, Prof. Foerster, mit, daß der Director der Deutschen Seewarte, Prof. Neumayer, an die Allgemeine Conferenz die Mittheilung gerichtet hat, daß das Zu-

standekommen einer für die nächste Zeit geplanten antarktischen Expedition, welche die Untersuchung der magnetischen, meteorologischen und sonstigen geophysischen Verhältnisse am Südpol zum Zweck haben werde, neuerdings der Verwirklichung nähergerückt sei. Es werde beabsichtigt, auch Schweremessungen in das Programm der Expedition aufzunehmen. Prof. Helmert begrüßte diese Aussicht lebhaft, und die Conferenz sprach Hrn. G. R. Neumayer ihre besten Wünsche für das Zustandekommen der hochwichtigen Unternehmung aus. — In der achten, Schlußsitzung war der Bericht über die Erdmessungen in Japan eingegangen, derselbe wird mit den Sitzungsprotokollen veröffentlicht werden. Zum Präsidenten für die neue Convention wurde Faye, zum Vicepräsidenten Ferrero gewählt, als Secretär fungirt Prof. Hirsch.

* **Berlin.** Während noch vor kurzer Zeit die Sammlungen des hiesigen Botanischen Museums aus den deutschen Schutzgebieten Ostafrika's die aus Westafrika an Umfang weit übertrafen, ist das Verhältniß durch die Sendungen der neuesten Zeit ein annähernd gleiches geworden. Aus dem Togo-Gebiet liefen, wie der „Staats-Anzeiger" mittheilt, schöne Sammlungen von Baumann (Misahöhe) ein, welche mit den Collectionen von Lieutenant Kling und Dr. Büttner zusammen schon ein ziemlich anschauliches Bild von der Floren-Zusammensetzung dieser Colonie geben. Noch viel reicher sind jedoch die Sammlungen aus Kamerun, wo an drei Stellen eifrig die Flora erforscht wurde und wird: in Victoria von Dr. Preuß, in Lolodorf von Hrn. Staudt und in Yaunde von Hrn. Zenker. Gerade von Hrn. Zenker, der bekanntlich gegenwärtig in Deutschland weilt, sind in den letzten Tagen wieder 12 Kisten mit vorzüglich erhaltenem Herbarmaterial und Museumsgegenständen hier eingetroffen, welche von dem Fleiß und dem Sammeleifer dieses Herrn beredtes Zeugniß ablegen. Nicht nur, daß wir hier das gesammte Material ausgezeichnet präparirt und jedes Exemplar in großer Reichhaltigkeit aufgelegt vorfinden, ja daß von sehr zahlreichen Arten gut gezeichnete und colorirte Abbildungen beigelegt wurden, verschafft dieser Sammlung ihren großen wissenschaftlichen Werth, sondern besonders der Umstand, daß die Etiketten mit großer Genauigkeit ausgefüllt sind und alles enthalten, was über die Standortsverhältnisse, den Wuchs, den einheimischen Namen und vor allem über den Gebrauch von Pflanzentheilen oder von Früchten in Erfahrung gebracht werden konnte. Eine solche, nach jeder Hinsicht musterhafte Collection ist aber nicht nur von großer wissenschaftlicher Bedeutung, insofern nämlich, als durch sie Aufschluß über die pflanzengeographischen Beziehungen des Kamerunhinterlandes zu anderen Florengebieten Afrika's gewonnen wird; sondern sie besitzt auch hohen praktischen Werth, und zwar dies nach verschiedenen Richtungen hin. Denn einmal läßt ein Florenvergleich meist ziemlich deutlich hervortreten, für welche Culturpflanze das betr. Gebiet besonders geeignet ist — sogar viel deutlicher, als es selbst einem an Ort und Stelle einige Zeit verweilenden ungeschulten Reisenden oder Forscher festzustellen möglich ist —; sodann aber gibt die Zweckbestimmung einer solchen Sammlung Aufschluß darüber, welche aus anderen Theilen Afrika's bekannten Nutzpflanzen auch in dem betreffenden Gebiet vorkommen; und endlich erfahren wir auch, daß viele vielleicht bisher noch unbekannte und wissenschaftlich noch nicht festgelegte Arten von den Eingeborenen in irgend einer Hinsicht gebraucht werden. Daß solche Angaben über die Verwendung der Pflanzen oder Pflanzentheile durch Eingeborene nicht mißachtet werden dürfen, ja oft sehr werthvoll sind, haben die Erfahrungen der letzten Jahre deutlich gezeigt; manche Pflanze ist schon für den Handel von Bedeutung geworden und hat sich in technischer oder medicinischer Hinsicht bewährt, von der man erst vor kurzer Zeit durch die Mittheilung von Reisenden oder Sammlern etwas erfuhr. Solche musterhafte Collectionen wie die von Hrn. Zenker zeigen recht deutlich, wie wichtig in wissenschaftlicher sowohl wie in praktischer Hinsicht Forschungsstationen in unsern Colonien werden können, wenn es gelingt, für sie richtige, d. h. thatkräftige, scharfsichtige Leiter zu gewinnen, welche ihre Aufgabe mit Freude erfüllen. Ganz besonders wichtig sind solche Forschungsstationen für Kamerun, weil man immer und immer wieder erkennt, wie auffallend wechselnd dort von Gegend zu Gegend die klimatischen und Bodenverhältnisse sind, und wie damit Hand in Hand auch tiefeinschneidende Unterschiede in der Flora und Fauna zusammengehen.

* **Paris**, 12. Oct. Die ausführliche Geschichte der Fürsten von Condé im 16. und 17. Jahrhundert, welche der Erbe des letzten Condé, der Herzog von Aumale, schreibt, wird in dem nächstens erscheinenden VII. Bande, aus dem die „Revue de Paris" jetzt längere Auszüge bringt, die glänzende Zeit von 1660 bis 1686 schildern, wo der große Condé, aus der Verbannung zurückgekehrt, in Chantilly mit dem Hofe von Versailles in der Beschützung der Dichter und Künstler wetteiferte. Der jetzige Schloßherr von Chantilly, der, noch weiter gehend als sein großes Vorbild, nicht nur die Literaten und Künstler zu sich ladet, sondern den ganzen Herrschaftssitz seinen Collegen, der Academie Française vermachte, weiß aus dem Condé-Archiv manch interessantes Document hervorzuziehen und in seiner gewissenhaften, wenn auch ziemlich trockenen Darstellung zu verwerthen. Boileau genoß die besondere Gunst des alten Schlachtenlenkers. Er hatte jederzeit in Paris wie in Chantilly freien Zutritt bei Condé. Wenn er krank war, schickte ihm der Fürst seinen eigenen Leibarzt Bourdelet mit einem ermunternden Brief. Boileau führte Racine in Chantilly ein, wo er oft seine Verse recitirte. Im Streite zwischen Pradons und Racine's „Phädra" nahm Condé entschieden für den letzteren Partei und brachte den Herzog von Nevers und seine Drohungen zum Schweigen. Sogar als Corneille und Racine einander für die „Bérénice" gegenüberstanden, entschied sich Condé trotz seiner alten Freundschaft für Corneille, dessen Helden er sich geistesverwandt fühlte, für den jüngeren Dichter. Für Molière war Condé ebenfalls sehr eingenommen. Er beherbergte, sobald er in Chantilly einigermaßen eingerichtet war, die ganze Truppe eine Woche lang, um sich alle bisherigen Werke Molière's bis auf die „Précieuses ridicules" vorspielen zu lassen. Gegen das Verbot des „Tartufe" protestirte Condé dadurch, daß er nach einer Privataufführung bei der Pfalzgräfin in Raincy dem Dichter ein Geschenk von 100 Goldpistolen machte. Er soll auch Molière den Rath gegeben haben, im ersten Act jenen Passus einzufügen, wo die wahren Frommen im Gegensatz zu den Heuchlern, wie Tartufe, gelobt werden. In verbesserter Gestalt ließ hierauf der Fürst „Tartufe" nicht nur in Chantilly, sondern sogar in seinem Palais in Paris aufführen, was der König hätte übelnehmen müssen, wenn er nicht insgeheim selbst für den „Tartufe" gewesen wäre, den er immerhin erst anderthalb Jahre später freigab. Noch größere Unabhängigkeit zeigte Condé nach der verhängnißvollen Aufhebung des Edicts von Nantes im Jahre 1685. Er beschützte die verfolgten Protestanten, von denen sehr viele in seinem Dienste standen, so gut er konnte, und erleichterte ihnen das Fortkommen im Auslande, als er sich von ihnen trennen mußte. Einer der letzten Besuche, die Condé vor seinem Tode empfing, war der des Generaldeputirten der protestantischen Kirchen, Ruvigny, der vor seiner Abreise nach Chantilly kam, um dem Fürsten für sein Wohlwollen gegenüber seinen Glaubensgenossen zu danken.

* Gegen den Andrée'schen Plan, den Nordpol mittelst Luftballons zu erreichen, hat ein erfahrener Fachmann, Hauptmann Moedebeck, nun eine Reihe wichtiger Bedenken geäußert, darunter auch solche, denen man vom meteorologischen Standpunkt aus nur zustimmen kann. Er hält die Erreichung der höchsten arktischen Breiten im Ballon unbedingt für möglich, meint aber, daß Andrée's Ballon zunächst zu klein sei. „Ein solches Unternehmen," sagt er ferner, „muß außerdem durch Probefahrten vorbereitet werden, denn ein Ballon von 6000 und mehr Kubikmeter Inhalt führt sich nicht so leicht wie ein kleiner von 800—1000 Kubikmeter. Wenn Hr. Andrée seine Schleppvorrichtung an seinem Entdeckungsballon vornehmlich im Winter erprobt und vielleicht durch eine Fahrt von Madrid bis nach Rußland beweist, daß es ihm mit seinen Reisegenossen gelingt, ein solches Ungethüm mehrere Tage in der Luft zu erhalten unter den, was Temperaturverhältnisse anbelangt, sehr viel schwierigeren Verhältnissen als am Nordpol, alsdann darf man wohl in das Gelingen seines Planes Hoffnungen setzen. Derartige Vorbereitungen, die selbstverständlich viel Geld kosten, halte ich für um so nothwendiger, als unser Wissen über die meteorologischen Vorgänge in den Nordpolar-Regionen das reinste Stückwerk ist und sich auf allerhand Vermuthungen aufbaut. Auch die großen internationalen Polar-Expeditionen im Jahre 1882 bis 1883 haben unsre Kenntniß über die Winde in der Nordpolarzone nicht wesentlich erweitert. Hier können erst weitere systematische Beobachtungen, vielleicht durch Pilot- und Registrirballons die nöthige Aufklärung verschaffen, die einer Ballonfahrt in jener unwirthlichen Gegend die nöthige Basis geben. Ich halte mit einem Wort unsre heutige Luftschiffahrt noch nicht für genügend vorbereitet zur Lösung so großer Aufgaben."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Arne Garborg.

(„Kolbotten“, „Frieden“, „Der Glaube an das Leben“.)

A.W. Als James Anthony Froude in den Jahren 1881—1885 den Nachlaß Thomas Carlyle's und seine auf diesem beruhende Biographie des Weisen von Chelsea veröffentlichte, erhob sich gegen ihn in ganz England ein Sturm der Entrüstung. Man war empört, daß die allzu menschlichen Schwächen eines Mannes, dessen Schriften einen so tiefen ethischen Gehalt athmeten, so schonungslos vor die Oeffentlichkeit gezerrt worden waren, und wollte in dem biographischen Meisterwerke Froude's nichts als das Product höchst verwerflicher Indiscretion sehen. Man vermochte weder den künstlerischen Charakter noch die psychologische Tiefe dieser merkwürdigen Lebensbilder anzuerkennen, sondern fühlte nur den schreienden Gegensatz zwischen dem Geist von Thomas Carlyle's Schriften und dem unseligen Menschenkinde, das uns in dem Werke Froude's als Thomas Carlyle geschildert wird. Froude steht heute gegenüber all seinen Widersachern gerechtfertigt da, und seine Lebensbeschreibung Carlyle's wird solchen biographischen Meisterwerken wie Boswells Johnson, Southey's Nelson und Lockharts Scott als ebenbürtig an die Seite gestellt. Diese Richtigstellung des Urtheils über Froude's Arbeit hat jedoch nicht allein die alles ausgleichende Zeit bewirkt. Hätte Froude nur noch einige Jahre mit der Veröffentlichung seines Charakterbildes gewartet, so wäre dessen Aufnahme ganz anders ausgefallen. Man hätte es ganz natürlich gefunden, daß Froude von einem Manne, der Wahrhaftigkeit von jedem Manne als erste Pflicht gefordert hatte, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu erzählen sich gedrungen fühlte, und hätte seine Biographie als ein Werk gefeiert, das von dem neuen Geiste, der in der modernen Literatur zum Durchbruch gekommen ist, dictirt ward. Die Naturalisten und noch mehr deren „Ueberwinder“, die Dekadenten, haben das Lesepublicum an viel offenere und schonungslosere Enthüllungen der heimlichsten Gedanken und Empfindungen der Menschen, die sie schildern, gewöhnt, als daß Froude's Schilderungen als tadelnswerthe Indiscretionen verurtheilt worden wären.

Ein Vergleich von Froude's Biographie mit den vier Romanen, in denen Arne Garborg das Leben der norwegischen Bohème schildert,[1] zeigt dies deutlich genug. Es gibt keine menschliche Schwäche in diesem Lebenskreise, die uns Garborg nicht in ihrer nacktesten Unverhülltheit mit schonungslosester Rücksichtslosigkeit in allen ihren Aeußerungen und mit allen ihren Motiven vor Augen führen würde. Es ist kein erhebendes Bild, das er uns da bietet, und er will uns ja auch nicht ein solches bieten. Er will, ganz wie Froude, die Wahrheit und nur die Wahrheit sagen, wie er sie durch sorgfältig angestellte Beobachtungen erkannt und an sich selbst erfahren hat. In den Briefen aus „Kolbotten“, die er auf dem Titel als „ein Stück Dichterleben in Norwegen“ bezeichnet, gibt er uns die Schilderung einer Episode seines eigenen Zigeunerdaseins. Kolbotten ist ein einsames Haus in einer norwegischen Gebirgslandschaft. Es sind im ganzen sechs Briefe, von denen drei geschrieben wurden, als Arne Garborg als Junggeselle in ebensoviel aufeinanderfolgenden Jahren seine Ferien in dem sommerfrischlichen Winterhause zubrachte; die weitern drei Weihnachtsbriefe schildern die ersten drei Jahre von des Dichters Eheleben und die Nachschrift berichtet uns des Dichters Flucht aus dem unwirthlichen Norden nach Diessen am Ammersee in Bayern im August 1889. Man wird durch diese Briefe an Carlyle's siebenjährigen Aufenthalt in Craigenputtok erinnert. Craigenputtok liegt im schottischen Moorlande, wo Carlyle's Gattin ein Landgut von ihrem Vater ererbt hatte. Die Aeußerungen Carlyle's über Craigenputtok bewegen sich in seinen gewohnten übertreibenden Widersprüchen. Einmal nennt er es „diese Teufelshöhle“, ein anderesmal „dürres und unfruchtbares Sibirien“, in seinen „Erinnerungen an Jeffrey“ (1866) spricht er sich hingegen folgendermaßen über seinen Aufenthalt in Craigenputtok aus: „Ich bin geneigt, jenen dürftigen Ort für den besten zu halten, der hätte ausgewählt werden können, um all das Tüchtige in mir zu erwecken und zur Reife zu bringen, was ich in mir fühlte. . . . Und sicherlich habe ich nie einen Ort gesehen in der Welt, der sich so eignet zur ruhigen Arbeit und zu ruhigem Nachdenken.“

In solcher Verklärung wird Kolbotten in der Erinnerung Arne Garborgs wohl nie erscheinen. Carlyle litt hauptsächlich an einem inneren Feinde. Er hatte den Beruf eines Schriftstellers ergriffen — einen Beruf, von dem er wußte, daß er vor allem einen gesunden Körper erfordere. Das machte ihm seine körperlichen Leiden doppelt unerträglich und verleidete ihm sein Leben in Craigenputtok so gut, wie später in London. Arne Garborg hatte in Kolbotten hingegen alle Leiden auszuhalten, die einem Städter aus dem Leben in einer unwirthlichen Gegend erwachsen, noch dazu stellt er sich sowohl wie seine Frau als recht wehleidige Städter vor. Er verhehlt uns gar nichts von seinem und ihrem Verhalten gegenüber den Leiden, die ein rauchender Ofen in grimmig kalter Winterszeit, die Unarten eines verwöhnten Hündchens, die allzufrühen überlauten Weckrufe eines stimmkräftigen Haushahns und anderes dergleichen solchen Menschenkindern verursachen. Wenn Arne Garborg an einer Stelle einen Freund ausrufen läßt: „Er will ein norwegischer Schriftsteller sein und verträgt nicht einmal so viel!“, so bekommen wir gerade keinen hohen Begriff von der Tapferkeit norwegischer Schriftsteller, und wir werden an manchen nichtnorwegischen Schriftsteller erinnert, der sich gedrängt fühlte, solchen und noch empfindlicheren Widrigkeiten des alltäglichen Lebens heroischen Gleichmuth entgegenzusetzen, und in dessen Schriften solche Noth niemals zum Ausdruck kommt. Das waren eben keine Dekadenten, die in dem Bestreben, den Naturalismus

[1] „Bauernstudenten“, „Aus der Männerwelt“, „Bei Mama“ und „Müde Seelen“.

zu überwinden, dazu gelangten, die seelischen Vorgänge, welche ebendieselben Vorgänge des socialen Lebens begleiten, die der Naturalismus zum Gegenstand seines Studiums und seiner Schilderungen gemacht hatte, zum Gegenstande ihres Studiums und zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung zu machen. Die Dekadenten wollen keine Helden sein, die sich von den Mückenstichen des alltäglichen Lebens in einem hohen Gedankenfluge nicht beirren lassen, sondern sie wollen die Wirkung eben dieser kleinen Mückenstiche auf Individuen schildern, die neben einer höheren Begabung und dem Drange, die großen Fragen der Menschheit zu lösen, mit einer besonderen Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Nerven bedacht sind.

Das muß man festhalten, und damit wird der Vergleich zwischen Carlyle's gelegentlichen Aeußerungen über seinen Aufenthalt in Craigenputtok mit den Kolbottenbriefen auf ganz andere Bahnen gelenkt. Carlyle schämt sich seiner Schwächen, vor allem gegenüber den hohen ethischen Anforderungen, die er in seinen Schriften an seine Mitmenschen stellt, während Arne Garborg eben diese Schwächen zum Gegenstande unausgesetzter Beobachtung und eindringlichster Schilderung macht. Ihm sind diese Schwächen Thatsachen, die uns für die Leiden des Daseins nur um so empfindlicher erscheinen lassen, während Carlyle über diese Schwächen zu Gericht sitzt und die Leiden, die sie im Gefolge haben, als gebührende Strafe für den Mangel an Willen, sie zu überwinden, ansieht. So geben uns die Kolbottenbriefe einen tiefen Einblick in die dichterische Werkstätte Arne Garborgs, sie zeigen uns, wie er jedes Eindringen der Außenwelt in sein Inneres belauscht, den Eindruck festhält und möglichst erschöpfend analysirt. Wir sehen hier deutlich, auf welchem Wege er den Stoff zu seinen Romanen gewonnen hat. Wir sehen sein Seelenleben sich kaleidoskopartig vor uns entrollen. Nirgends eine pathetische Pose, eher das Gegentheil: Arne Garborg renommirt ein bischen, indem er gern sein unverfälschtes Zigeunerthum betont, so in der Schilderung seines Hochzeitsfestes, oder wenn er sagt, daß sein Sohn „Tuften kränkelte, weil er der Sohn seines Vaters war". Sogenannte „schöne Stellen", an denen sich schöne Seelen begeistern könnten, gibt es nicht. Er verweilt nie lange bei den Eindrücken, welche die große Schönheit der winterlichen Natur auf ihn ausübt, und kann es auch nicht, da ihm seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit gegenüber den Drangsalen in dieser unwirthlichen Einöde nur wenige Augenblicke der Erhebung gönnt. So lernen wir auf seiner Auma-Tour nur eigentlich die Schrecken und Widerwärtigkeiten dieser nordischen Wintereinsamkeit kennen. Auch wenn er dichtet, macht sich seine Reizbarkeit geltend und wird er den Druck seines Erdenjammers nicht los: „Ich habe einen neuen Roman angefangen," erzählt er, „die Geschichte eines Weibes. Ich laufe hin und her zwischen der Altstube und der Neustube, vom „Buch" zu Tuften, vom Bett zum Tisch. Der Roman packt mich stärker und stärker, bald sitzt er mir im Gehirn und nagt und frißt wie Gift. Ich kann ihn nicht loswerden. Ich schreibe, sowohl wenn ich schreibe als auch wenn ich ruhe; schreibe, wenn ich einen Spaziergang mache; schreibe, wenn ich esse, wenn ich Kindermädchen bin, wenn ich lese, wenn ich schlafe; es schwält und arbeitet unablässig in meinem Hirn, es ist Bild und Gedanke, Wuth und Freude, Vergnügen und Haß in peinvollem Wechsel; mein Kopf ist wie ein Ameisenhaufen; mein Gehirn scheint zu glühen und in Brand gerathen zu wollen." Ebenso charakteristisch ist, wie er sich über seine Lectüre von Lombroso's „Der Verbrecher" äußert: „ . . . ich liege und lese mit Grauen, und es zittert mir im Brustkasten. Vieles davon kann auf mich passen. Ich bin häßlich, ich habe wenig und dünnen Bart; es ist böses Erbtheil in meinem Geschlecht; Leichtsinn und Lockerheit war auch genug da, und die Art ist in mir: . . . wie ich recht mitten drin bin, merke ich, daß ich an der einen Wade fast gar kein Gefühl in der Haut habe. . . . Entsetzen schlägt über mir zusammen, wie ein grünes Meer; Zittern erfaßt mich; der Wille machtlos; jetzt kommt es . . . jetzt. . . . Ich wälze mich aus dem Bett, werfe die Kleider über; hinaus; hinein in die Altstube; nicht länger allein sein . . . Cognac trinken. . . ." Die Rücksicht auf sein Söhnchen veranlaßt Arne Garborg, Kolbotten zu verlassen, es soll „nicht wie sein Vater wie ein Kettenhund an diese norwegischen Berge gebunden sein, die ihre Kinder von sich stoßen". Und so reist er mit seinem Söhnchen und seiner Frau Hulda von Kolbotten ab: „Aber wie wir nun über den Savalsee fahren," so schließt die aus Diessen in Bayern datirte Nachschrift, „und nach unserm kleinen Häuschen zurückblicken, wo wir es so gut und so schlimm gehabt, und die Halde sehen, die ihre seltsamen Lieder uns vorgesaust, und das schöne Einundfjeld und Storhö im Norden auftauchend, und Marsjöfjeld und Savalkleiten und im Osten den Trond, breitbrüstig und sicher . . . da hielt die Hulda sich nicht und fing an zu weinen." Arne Garborg selbst hat bei diesem Scheideblick keine Thräne vergossen.

Ob Arne Garborg am Ammersee gefunden hat, was er suchte, wissen wir nicht, allein wir zweifeln, daß er das an irgend einem Ort der Erde finden kann, solange er die Reizbarkeit seines Empfindungslebens dadurch noch erhöht, daß er die sich ihm aufdrängenden Eindrücke festhält, um sie gründlich beobachten und erschöpfend schildern zu können. Gabriel Gram, der Held von „Müde Seelen", der begabteste der Bohémiens, die uns Arne Garborg in der oben genannten Romanreihe schildert, kommt durch dieses Verfahren schließlich so weit, daß er, wie er sich ausdrückt — „zum Priester" flüchtet. Auch diese Phase scheint Arne Garborg bereits durchgemacht zu haben. Sein Roman „Frieden" läßt wenigstens darauf schließen. Freilich ist der Held dieses Buches kein Bohémien, sondern ein norwegischer Bauer, Namens Enoch Haave, allerdings ein Bauer mit der ganzen seelischen Reizbarkeit eines „Christiania-Literaten". Diese Wahl mag einigermaßen wundernehmen, allein der Leser des Buches begreift bald, was den Dichter hiezu bewog. Es handelte sich ihm um eine tiefgehende Analyse der religiösen Empfindungen, und darum mußte er seinen Helden dort suchen, wo diese durch den „als Wissenschaft verkleideten Mephisto" noch am wenigsten erschüttert worden sind — im Bauernstande. Gabriel Grams religiöse Schwärmereien entbehren zu sehr aller tieferen Grundlage und sind allzu individuell gefärbt, als daß sie sich zu einer erschöpfenden Analyse eignen würden. In Worten wie: „am wohlsten fühle ich mich in der katholischen Kirche, wo die echten, alten Kirchengesänge tönen und wo das ewige Licht brennt vor dem blumengeschmückten Altarfuß der Madonna", spricht sich nicht eine wahrhaft religiöse Seele aus. Diese Begründung seiner Vorliebe für den Katholicismus erscheint denn doch zu äußerlich. Gabriel Gram hat sich „gebeugt, weil er nicht brechen wollte", nicht mehr.

Mit Enoch Haave lernen wir den ganzen Lebenskreis kennen, in dem er sich bewegt, und die Wirkung, die seine religiösen Kämpfe auf seine nähere Umgebung ausüben. Enoch nimmt Antheil an den Angelegenheiten der kleinen Gemeinde an der norwegischen Westküste, in der der Haave-Hof liegt, und was sein Haus anbelangt, so geht er alsbald daran, das Wort Gideons zur Wahrheit zu machen: „Ich, und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." „Das ganze Haus wurde umgeordnet. Seine Frau mußte nachgeben. Schritt für Schritt. Jeder Einfall, mit dem er kam, war Gottes Wille, und jeder Widerlegung ant-

wortete er mit Bibelsprüchen. Enoch hatte immer Scheu eingeflößt; nun war es mehr —: es war Furcht. Sie konnte nichts dafür, aber sie hatte vor ihm Angst. Er war wie verhext. Was er sagte, kam wie aus einer andern Welt; gewöhnliche Idee und Menschenmeinung erreichte ihn nicht mehr. Und unter seinem weißen Auge und starren kalten Gesicht wurde sie ganz wie sprachlos, machtlos und rathlos, als sollte sie zu einer Mauer reden. Manchmal gab sie sich hin und weinte; aber Thränen griffen nicht mehr an als Gründe.“ Arne Garborg schildert ungemein eindringlich, wie sich diese Kluft zwischen ihm und seiner Frau, seinen Kindern und allgemach auch allen andern Mitmenschen immer mehr erweitert. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten dieses „starken und schwerfälligen Volkes“, die uns der Dichter vorführt, ist ungemein scharf und kräftig gerathen, und ein Vergleich mit Garborgs Romanen aus dem norwegischen Zigeunerleben zeigt besonders deutlich, wie mannichfaltig die Gestaltungskraft des Dichters ist. Auf die einzelnen Phasen von Enochs inneren religiösen Kämpfen und deren Aeußerungen und Wirkungen können wir hier nicht eingehen. Je schrecklicher sich die Qual in ihm steigert, die er darob empfindet, daß seine Lebensführung den Forderungen seines religiösen Bewußtseins nicht gerecht wird, um so schmerzlicher empfindet er, daß auch seine Angehörigen den Weg des Unheils wandeln, und um so rücksichtsloser will er sie zwingen, allem weltlichen Sinn zu entsagen. Und so zeigt uns der Dichter immer deutlicher, wo er hinzielt. Enochs Seele ist nicht stark genug, um die Macht seiner religiösen Gefühle zu ertragen, und er sinkt unter deren Last so tief zusammen, daß er schließlich den jammervollen Ruf ausstößt: „Wenn es einen Menschen gäbe auf Erden ... der mich könnte glauben machen, es gebe keinen Gott ...“ Das Ende ist Wahnsinn. In dunkler Nacht sieht er „eine ganze Schaar schreckhafter grauer Gespenster. Blieb er stehen, so standen sie; doch wenn er ging, so gingen sie auch. Es gefiel ihm nicht, dies Lauern.... Und immer mehr und mehrere wurden sie, ein ganzer Kreis von grauen Männern. Sie wollten ihn umringen .. er lief, wie um das Leben. Ein großes Gewässer hielt ihn auf. Und nun kamen sie von allen Seiten.... Er fuchtelte und zappelte, aber sie waren zu viele; plötzlich sah er einen schrecklich Großen, welcher ein Horn trug. Die Augen rollten ihm im Kopf vor Angst; ein gräßliches Lachen brach aus der beklemmten Brust hervor; er machte einen unnatürlich hohen Sprung — geradeaus ins Wasser hinein.“

Was wir von Gabriel Grams, des Helden von „Müde Seelen“, religiöser Entwicklung zu halten haben, das sagt uns Arne Garborg in seinem Essay „Der Glaube an das Leben“. Vielleicht schreibt Arne Garborg noch den Roman, in dem er uns zum Zeugen dieser weiteren Entwicklung Gabriel Grams macht. Wir zweifeln nicht, daß der Gedankengang, den Arne Garborg in dem Essay „Der Glaube an das Leben“ zum Ausdruck bringt, dieses Buch wie ein rother Faden durchziehen wird, und daß die Schlüsse, zu denen Arne Garborg in diesem Essay gelangt, in dem letzten Capitel von Gabriel Grams Bekenntnissen auch als Endresultat des Lebens und Denkens dieser müden Seele erscheinen werden. Einige Stellen aus dem Essay, die wir hier anführen wollen, mögen zeigen, wie dieses Endresultat aussehen wird. „Das Leben steht nun einmal da, ganz unmotivirt, vollkommen vernunftwidrig, ein nacktes, einfaches Postulat — aber ein energisches Postulat, an dem wir nicht vorbei können. Ein Postulat, so überlegen, daß es verschmäht, sich zu begründen; so souverän, daß, selbst wenn wir es verleugnen wollen, wir seinen Gesetzen oder Launen mit jeder Fiber unsres Wesens unterworfen sind... Ueberall, wo sich auch nur so viel wie eine Ritze im Felsen findet, krallt es sich fest, schlägt Wurzel, lebt darauf los, mit Leidenschaft, mit Fanatismus. Es bricht sich Platz, erzwingt sich seine Bedürfnisse, kämpft mit allen seinen Dornen und Klauen, mit all seiner List und Lüge gegen den Tod in allen Gestalten.... Man muß das Leben hinnehmen, wie es ist, „als Postulat“, d. h. man muß einräumen, daß wir da vor einem Mysterium stehen. Und das Mysterium will nicht begriffen werden. Wir haben hier nichts anderes zu thun, als uns zu beugen. Und in resignirter Ironie zu beugen und anzubeten. Das letztere wird sich uns als das natürlichste und würdigste aufdrängen.... Dies Leben muß dennoch einen Grund haben, warum es leben will. Es muß dennoch ein Ziel haben. Dies Ziel, dieser Grund muß, als dem Gedankengang unzugänglich, religiös zu fassen sein.... Und so haben wir die moderne Religiosität,“ — so wie Arne Garborg glaubt, daß man sie begründen muß. Und im Folgenden betont Arne Garborg, daß diese moderne Religiosität viele Gestalten annehmen kann. „Hat man erst das religiöse Princip anerkannt, sich gebeugt — nicht bloß resignirt — vor dem Lebensgeheimniß, so kommt neues Leben in mehr als einen von den alten Göttern. Daher die geradezu kirchenfreundlichen Tendenzen, die theilweise in der Literatur unsrer Zeit sich äußern. Besonders spürt man darin — wie in den älteren romantischen Perioden — einen Zug nach Rom.“ Wir haben auf diesem Zug nach Rom in Gabriel Gram oben hingewiesen und bemerkt, daß in den Worten, in denen dieser zum Ausdruck kommt, sich nicht eine stark empfindende religiöse Seele ausspreche. Gabriel Gram ist eben eine „müde Seele“, die sich an jeden Rettungsanker nur mit halben Kräften anzuklammern vermag und die sicherlich auch in dem Glauben an das Leben keinen Halt finden wird. Allein in all dem Ringen Gabriel Grams sowohl wie in dem der anderen Hauptgestalten von Arne Garborgs Romanen, und schließlich in dem Essay „Der Glaube an das Leben“ spricht sich das leidenschaftliche Streben des Dichters aus, die Tiefen der leidenden Menschenseele zu erforschen, und das muß bei der Beurtheilung des Inhalts seiner Schriften vor allem im Auge behalten werden. Sie sind menschliche Documente von schonungsloser Rücksichtslosigkeit und aufrichtigster Offenheit, und als solche verdienen sie gewiß die Beachtung, die sie insbesondere auch bei deutschen Lesern gefunden haben.

Reisefrüchte eines Bibliothekars.

II. Die Fürstliche Handschriftensammlung zu Donaueschingen.

x. Es ist schon oft hervorgehoben worden, wie dasselbe Deutschland, das durch seine ehemalige Zersplitterung in unzählige Staaten und Stätchen bis zu den Herrschaften der Reichsritter herunter zur politischen Ohnmacht verurtheilt und damit den Uebergriffen seines westlichen Nachbars schonungslos preisgegeben war, doch dieser weitgehenden Decentralisation eine Fülle geistiger Bildung verdankt, deren Quelle bis zur Stunde noch nicht versiegt ist. Was bedeutet nicht der Weimarer Hof für die deutsche Literatur! Was verdanken nicht z. B. die Rheinlande in architektonischer Hinsicht ihren ehemaligen Herrschern! Unter den kleinen deutschen Fürstensitzen, an denen Kunst und Wissenschaft stets eine Heimstätte fanden, steht aber nicht in letzter Linie die Fürstenbergische Residenzstadt Donaueschingen. Zu den mannichfachen Sehenswürdigkeiten des kleinen Städtchens zählt vor allem die Fürstliche Bibliothek, welche mit ihren ca. 110,000 Bänden jedenfalls die größte Privatbibliothek Deutschlands ist, namentlich aber hervorragt durch den Werth ihrer Manuscripte.

Den Grundstock dieser kostbaren Sammlung bildete der Handschriftenschatz des Grafen Wolfgang von Fürstenberg († 1509), des Freundes und Berathers Kaiser Maximilians I. Sein Name findet sich eingetragen in zwei Arznei- und Hausbüchern aus dem 14., bezw. 15. Jahrhundert, sowie einer pseudorudolfischen Bearbeitung der Weltchronik von der Genesis bis zum 1. Buch der Könige. (Auch einige Incunabeln medicinischen, juristischen und geschichtlichen Inhalts waren schon im Besitz des Grafen Wolfgang.)

Ein weiterer nicht unbedeutender Bestandtheil der Manuscripte geht auf die Erwerbung des alten Erbes der Herren von Zimmern, der Herrschaft Meßkirch, zurück. Graf Vratislaus von Fürstenberg, derselbe, der nach Ausweis seiner noch erhaltenen Collegienhefte in den Jahren 1616/17 zu Antwerpen Aristotelische Philosophie studirte und nach seinem Tagebuch 1620/21 Italien bereiste († 1641), brachte die Herrschaft durch seine Heirath mit der Gräfin Eleonora von Helfenstein an sein Haus. Auf diese Weise kam die berühmte Zimmerische Chronik (vollendet 1566), das gemeinsame Werk des Grafen Froben Christoph von Zimmern und seines Secretärs Johannes Müller in die Bibliothek. Bekanntlich ist sie durch Baracks sorgfältige Edition der Oeffentlichkeit erschlossen, nachdem kein geringerer als Ludwig Uhland, der sie für seine Arbeiten zur schwäbischen Sagenkunde benutzte, das größte Interesse für sie wachgerufen hatte. Außer dem reinlichen Text enthält die Handschrift höchst sorgfältig ausgeführte Malereien, vorzugsweise Wappen. Durch viele und gute Malereien zeichnen sich auch des Grafen Wilhelm Wernher von Zimmern († 1570/74), des bekannten Chronisten, Betrachtungen über den Tod aus, die der Graf theils aus anderen Schriftstellern und Dichtern zusammengestellt, theils selbst verfaßt hat. Er ermahnt sich darin:

„O Wilhelm betracht:
Ich leb und waiß nit wie lang;
Ich stürb und waiß nit wann;
Ich fahr und waiß nit wohin;
Ich erschrick darob, das ich so frölich bin."

Die einzelnen Scenen des Todtentanzes, zum Theil dem Holbein'schen entlehnt, sind von packender Wirkung. Leider hüllt sich der Maler dieser Handschrift in dasselbe Dunkel wie der „Meister von Meßkirch". Von desselben Grafen Wilhelm Wernher fünfbändiger Chronik von dem Erzstift Mainz und dessen Suffraganen ist leider nur der zweite Band, enthaltend das Leben und die Geschichte der Bischöfe von Worms, Würzburg und Eichstätt, in die Bibliothek gekommen, während der erste Band sich in Weimar, ein anderer in Wolfenbüttel befindet und die übrigen zwei Bände verschollen sind. Derselben Zimmerischen Provenienz ist auch ein anderes äußerst werthvolles Stück, die Weltchronik des Rudolf von Hohenems, eine prächtige Pergamenthandschrift. Sie wurde 1365 für Ruprecht von der Pfalz geschrieben und war 1626 in der gräflich Helfenstein'schen Bibliothek zu Wiesensteig. Der Zusammenhang ist jedenfalls folgender: Den Pfalzgrafen bei Rhein gehörte die romantisch im oberen Donauthale gelegene, noch jetzt dank der Fürsorge der Fürsten zu Fürstenberg gut erhaltene Veste Wildenstein, welche seit 1398 die Herren von Zimmern zu Lehen trugen. Von Zimmern gelangte aber die Burg an Helfenstein und so ist auch die Wanderung, die die Weltchronik gemacht hat, zu erklären. Sie erzählt nach Rudolf von Hohenems von der Genesis bis zu Salomo's Tode und gibt noch die Fortsetzung eines Ungenannten bis zur Heilung Naeman des Syrers. Dazwischen finden sich namhafte Episoden aus der allgemeinen Erdbeschreibung und parallelen weltlichen Geschichte eingestreut; insbesondere verdient die ausführliche Schilderung Deutschlands und seiner Bestandtheile, Schwaben, Franken, Bayern, Rheinland, Thüringen und Sachsen, Beachtung. Der Werth der Handschrift erhöht sich aber namentlich durch die vielen auf Goldgrund gemalten Miniaturen, charakteristisch durch ihren kecken Realismus und voll köstlicher Naivetät; Bilder, wie z. B. der Thurmbau zu Babel und der Traum des Jakob, prägen sich dauernd dem Gedächtniß ein. Ueberdies zeichnet sich die Handschrift vor ihren Schwestern in St. Gallen, Stuttgart und Wolfenbüttel dadurch aus, daß sie ihren Schreiber bekannt gibt. Es ist Johannes de Spira „heu minimus scriptorum". Aus der Helfenstein'schen Bibliothek zu Wiesensteig stammt auch ein deutsches Gebetbuch, das für den Kurfürsten Johann von Sachsen den Beständigen († 1532) verfertigt ward und 1533 durch Schenkung in den Besitz Gunther Herwagens kam. Es enthält Gebete und Betrachtungen aus Augustinus und ist durch neun Miniaturen von der Hand, bezw. aus der Schule Lukas Kranach des Aelteren ausgezeichnet. Als früheste aus protestantischen Anschauungen heraus geborene Erzeugnisse sind diese Bilder von großem Interesse. Dann ist hier zu nennen die Historia und Beschreibung des uralten Geschlechts der Grafen von Helfenstein, die Oswald Gabelkhover (geb. 1539) im Auftrage des Grafen Rudolf V. verfaßte. Das Gabelkhover'sche Concept befindet sich im kgl. Staatsarchive zu Stuttgart, während die Donaueschinger Handschrift sich als die Reinschrift von anderer Hand darstellt, wozu der Verfasser dann noch eigenhändige Zusätze schrieb.

Ein weiterer Zuwachs wurde der Bibliothek durch die Büchersammlung, die sich im Lauf der Jahre zu Stühlingen aufgespeichert hatte. Die Landgrafschaft Stühlingen kam nebst der Herrschaft Hewen nach Aussterben der Grafen von Lupfen an die Erbmarschälle von Pappenheim und von diesen in Folge der Verheirathung der Maximiliane von Pappenheim mit dem Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg an deren Sohn Maximilian Franz von Fürstenberg († 1681). Als nun unter dem Fürsten Joseph Wilhelm Ernst (1699—1762) die sämmtlichen Fürstenbergischen Lande in einer Hand vereinigt waren, wurde im Jahre 1752 die Stühlinger Bibliothek nach Donaueschingen übergeführt. Aus dieser Stühlinger Bibliothek stammt die älteste vorhandene Handschrift, ein im 8. Jahrhundert in schöner langobardischer Schrift von einer Hand geschriebener Paulus Orosius, Historiae adversus paganos. (Nur die letzte halbe Seite ist von etwas späterer Hand, sie zeigt schon den Uebergang zur karolingischen Minuskel.) Aus Stühlingen kam weiterhin eine Perle der Bibliothek, die Parzivalhandschrift, welche sich auch auf der Straßburger Ausstellung befand und bei dieser Gelegenheit bereits besprochen wurde. Herr Ulrich von Rappoltstein, der die Handschrift anfertigen ließ, war anfangs Domherr zu Basel; später weltlich und Herr zu Rappoltstein und Hoheneck, vermählte er sich in erster Ehe mit der Gräfin Herzelaude von Fürstenberg (in der wälschen Form Loveline), die schon durch ihren aus der Artussage geschöpften Namen anzeigt, wie in ihrem elterlichen Hause Wolfram v. Eschenbachs Werk geschätzt wurde: Herzeloide heißt bekanntlich Parzivals Mutter, die Gemahlin Gamurets, Königin von Waleis. Wer weiß, ob nicht Ulrichs Liebe zur Herzelaude von Fürstenberg den Anstoß zur Herstellung der Handschrift gegeben hat, die dann später in Fürstenbergischen Besitz übergehen sollte? Der Herzelaude gleichnamige Tochter war nämlich in zweiter Ehe mit Hans von Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen, vermählt und damit wird auch der Codex nach Stühlingen und von dort nach Donaueschingen gekommen sein.

Die letzte größere Vermehrung der Manuscripte fand statt, als 1853 der Fürst Karl Egon II. (1796—1854) die Laßberg'schen Sammlungen für 27,000 fl. erwarb.

Joseph Freiherr v. Laßberg, als der Sohn eines fürstlichen Oberjägermeisters am 10. April 1770 zu Donaueschingen geboren, trat 1789 als Jagdjunker in fürstliche Dienste, wurde 1792 Oberforstmeister auf Schloß Heiligenberg und 1804 Landesoberforstmeister in Donaueschingen, 1808 Geheimer Rath und 1813 Oberjägermeister. In den letzten Stellungen namentlich leistete er der Fürstin Elisabeth († 1822), welche als Vormünderin ihres einzigen Sohnes die Geschäfte führte, die wichtigsten Dienste. 1817 nach Beendigung der vormundschaftlichen Regierung zog sich der Freiherr in den Ruhestand zurück und hatte nun volle Muße, seinen wissenschaftlichen Neigungen und germanistischen Studien obzuliegen. Bekanntlich lächelte ihm noch am Abend seines Lebens ein freundliches Geschick, als dem 64jährigen Wittwer eine westfälische Edle, Jenny v. Droste-Hülshoff, Annettens Schwester, die Hand reichte. Wenige Jahre später (1838) verkaufte Laßberg seinen Sitz Eppishausen im Canton Thurgau und siedelte wieder nach Schwaben über auf die alte Meersburg am Bodensee, ehedem Burg der Frankenkönige, später Residenz der Bischöfe von Konstanz, die er zu dem mäßigen Preis von 10,000 fl. von der badischen Domänenkammer erworben hatte. In alterthümlicher Weise schmückte er die Burg mit altdeutschen Glas- und Holzgemälden, Wappen, Waffen und Möbeln, und genoß hier inmitten seiner reichen Bibliothek, die schließlich 273 Handschriftennummern und gegen 12,000 Druckbände umfaßte, neubeglückt im Kreise der Seinigen ein otiūm cum dignitate. Im hohen Alter von über 80 Jahren beschäftigte ihn die Sorge, wie er seinen Töchtern die Last und Mühe, seinen Nachlaß selbst zu verwerthen, durch eine Disposition bei seinen Lebzeiten abnehmen könne. Es wurden ihm Angebote von der preußischen, württembergischen und badischen Regierung gemacht, er gab aber einem Abkommen mit dem Fürsten von Fürstenberg, dem er stets mit Herz und Hand zugethan war, den Vorzug. Am 2. November 1853 wurde der Kaufvertrag abgeschlossen und dabei auf den ausdrücklichen Wunsch des fürstlichen Käufers stipulirt, daß dem alten Herrn bis zu seinem Lebensende die Nutznießung der verkauften Gegenstände belassen werden solle. In Folge dessen kamen sie erst 1855 nach Donaueschingen.

Aus diesem Laßberg'schen Nachlaß stammt eine prachtvolle Pergamenthandschrift des 9. Jahrhunderts, eine Oracio misse secundum beatum Gregorium et Collectarius tocius anni secundum Romanam sedem. Die liturgischen Studien des leider so früh verblichenen P. Suitbert Baeumer († 1894 Aug. 12), der in seltener Weise mit dem größten Wissen die größte Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit vereinte, haben es höchst wahrscheinlich gemacht, daß der Codex in der Reichenau, und zwar in Folge der Verbringung der wirklichen oder vermeintlichen Reliquien des hl. Marcus in dieses Kloster, um das Jahr 830 geschrieben wurde. Das herrliche Pergament, die schöne Tinte, die gleiche, saubere, leserliche Schrift, die mit Gold ausgelegten Initialen, sie tragen auch noch dazu bei, den Werth der Handschrift, der in erster Reihe auf liturgischem Gebiete liegt, zu erhöhen. Weiter sind zu nennen drei aus dem Kloster Ottenbeuren im bayerischen Schwaben stammende Todtenbücher saec. XII, bezw. XIII, der rothe, weiße und braune Codex. Benannt sind sie nach dem Einband. Namentlich der braune Codex ist von Wichtigkeit, weil er die kleinen Ottenbeurer Annalen enthält, Aufzeichnungen von wichtigeren Ereignissen, die den Ostertabellen in Form von Randnoten bei der jeweiligen Jahreszahl hinzugefügt sind. Diese Aufzeichnungen reichen von 1145—1416. Dann ist in diesem Zusammenhang aufzuführen die Nibelungen-Handschrift, diejenige Handschrift, wegen deren Besitz die Donaueschinger Bibliothek wohl am meisten genannt und aufgesucht wird. Ihre Schicksale erinnern so recht an das „Habent sua fata libelli“. Im Jahre 1814 begab sich Laßberg im Gefolge der Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg nach Wien, um Kaiser Franz für die Wiederherstellung der Landeshoheit zu gewinnen. Diese Bestrebungen hatten zwar nicht den gewünschten Erfolg; aber für Laßberg wurde die Reise von der größten Bedeutung. Von einschneidender Wichtigkeit war es, daß er hier den westfälischen Freiherrn Werner v. Haxthausen kennen lernte, eine Bekanntschaft, die Laßberg seine zweite Gemahlin zuführen sollte. Als nämlich 17 Jahre nach Beginn des Wiener Congresses Werner v. Haxthausen auf der Rückkehr aus Italien mit Frau und Tochter und zwei Schwestern in der Schweiz verweilte, und sein Bruder Fritz und die Nichte Jenny v. Droste aus Westfalen ihm entgegenkamen, da suchte man auch den Wiener Bekannten, den Schloßherrn von Eppishausen, auf. Man machte gemeinsame Ausflüge, und nicht lange, da loderte ein jugendliches Feuer für „die liebenswürdigste unter allen, die den Namen Jenny tragen“, in Laßbergs Herzen empor (H. Hüffer, Annette v. Droste-Hülshoff). Ein anderes Ereigniß, das sich an die Wiener Reise knüpfte, berührte Laßbergs literarische Neigungen, es war die Erwerbung der Nibelungen-Handschrift. Dieselbe gehörte nach einem Eintrag auf dem Vorsetzblatt im 15. Jahrhundert Heinrich Durricher, der Chorherr von Roth bei Regensburg war. Später wurde sie bekanntlich von Bodmer gleichzeitig mit der Münchener Handschrift desselben Gedichtes auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz gefunden und literarisch verwerthet. Ueber die weiteren Schicksale hat Barack 1865 auf der Heidelberger Philologenversammlung aus Laßbergs hinterlassenen Papieren Aufschlüsse gegeben, die äußerst interessant sind. Nach Erlöschen des Mannsstammes der Edlen v. Ems wurde die Handschrift von der Erbin gleichzeitig mit der jetzt in München befindlichen Handschrift und des Rudolf v. Ems „Barlaam und Josaphat“, welch letzterer jetzt auch in Donaueschingen ist, in Prag 1807 an den Advocaten Dr. jur. Schuster verschenkt, der sie dann an einen Hrn. Frikart in Wien verkaufte. „Während des Congresses 1814 und 1815 traf ich,“ schreibt Laßberg, „diese Handschrift überall an, bei dem Fürsten von Lippe-Schaumburg, bei der Fürstin von Isenburg, bei Lord Castlereagh, bei Lord Cathcart. Ich vernahm, daß Friedrich Schlegel für seinen Bruder darum unterhandle (auch v. d. Hagen wollte sie durch Kopitar kaufen), und endlich durch einen Herrn Eggstein, ersten Commis in der Schaumburg'schen Buchhandlung, daß er durch den englischen Lord Spencer Marlborough, bekannten Bibliomanen, beauftragt sei, die Handschrift für denselben zu erwerben. Das war ein Donnerschlag für mich. In einen englischen Büchersaal, über dessen Thüre geschrieben steht, was Dante von der Thüre der Hölle berichtet, sollte der Codex kommen, einem brittischen Knochenvergraber sollte er zutheil werden und für Deutschland, für unser Schwabenland auf ewig verloren sein! Nein, dachte ich, ehe ich dies zugebe, verkaufe ich mein letztes Hemd. Ich stellte Herrn Eggstein Himmel und Hölle vor und war so glücklich, sein Herz weich zu machen. Er versprach mir bei meiner Abreise (20. Juni 1815), wenn der Handel zu Stande komme, mir den Vorzug zu geben, und wenn ich ihm binnen drei Wochen den ausgehandelten Preis sende, mir die Handschrift zu übermachen. Es war Ende der Fastenzeit, als Eggstein mir schrieb: Der Handel ist richtig, und wenn Sie mir binnen drei Wochen 250 Speciesducaten übermachen, so ist die Handschrift Ihr Eigenthum. Das war nun gut. Aber die 250 Ducaten hatte ich nicht, und das war nicht gut, denn die Zeit war kurz und der Weg nach Wien ziemlich weit. Indessen steckte ich meinen Brief ein und ging hinab zur trefflichsten der Fürstinnen (Elise zu Fürstenberg), denn es war Frühstückens Zeit. Nach einer Weile hub die beste aller Frauen an und

sagte: Sie haben etwas, das Sie bekümmert, was mag das sein?“ Der Municificenz der Fürstin verdankte dann Laßberg den Erwerb. Diese Handschrift, die sehr schön wie in einem Zuge geschrieben ist, trägt die von Lachmann herrührende Bezeichnung C (in München A, in St. Gallen B); Lachmann stellte sie also an dritte Stelle. Später wurde sie von der Textkritik als die beste Handschrift, die das Nibelungenlied in ältester und echtester Gestalt überliefere, gewerthet. Jetzt ist man jedoch allgemein zu der Ansicht zurückgekehrt, daß die C-Recension nicht die älteste, sondern die jüngste Form des verloren gegangenen Urtextes darstelle. Aus Laßbergs Sammlung stammt ferner der älteste datirte Text (1287) des kaiserlichen Land- und Lehenrechtes oder des sog. Schwabenspiegels, dessen Abfassung nach Rockingers Forschungen wohl kurz nach dem Anfang des Jahres 1259, und zwar nach Bamberg, fällt. Für die Heraldik äußerst werthvoll ist das ca. 1440 entstandene colorirte Wappenbuch mit ursprünglich wohl über 1100 Wappen deutscher Geschlechter. Besondere Beachtung verdient auch die Chronik der Truchsessen von Waldburg, die auf Ansuchen des Truchsessen Jörg, des bekannten Bauernjörg († 1531), der Augsburger Domherr Matthäus v. Pappenheim verfaßte. Aus der Pappenheim'schen Arbeit ließ der Truchseß Jörg ein Prachtwerk herstellen. Auf schönem Pergament sind die einzelnen Biographien in dem Kanzleiductus, wie er sich in den Urkunden Kaiser Karls V. findet, niedergeschrieben. Den Lebensbeschreibungen der einzelnen Persönlichkeiten, die mit „Gebhart dem ersten Truchsessen zu Zeiten Kaiser Konstantini I.“ anheben, sind Bilder in Holzschnitt beigegeben, welche sich nach dem meistens beigesetzten Monogramm als Arbeiten Meister Hans Burgkmairs von Augsburg kennzeichnen. Das erste Bild stellt den Verfasser der Chronik, den Matthäus v. Pappenheim, bei der Arbeit vor. Am Fuß des Schreibtisches liest man die Jahreszahl 1530. Nach Jörgs Vorhaben sollte allweg nach eines jeden Truchsessen Abgang dessen Person gemalt und sein „Wohl- und Uebelhalten“ in das Buch eingetragen werden. Es schließt aber schon mit Truchseß Ulrich, geb. 1519, gest. 1544. Den letzten Biographien fehlen auch die Bilder. Wegen der Persönlichkeiten ist noch eine Handschrift von Interesse, die sich vor dem Erwerb durch Laßberg im Besitze der Fürstin von Gallitzin befand und die zwei Dialoge „Simon ou des facultés de l'âme“ und „Alexis ou de l'âge d'or“ von dem Philosophen Hemsterhuis enthält. Der Dialog Simon war an die Fürstin gerichtet.

Von einer großen Anzahl Handschriften ist leider nicht bekannt, wie und wann sie in die Bibliothek gekommen. Darunter befinden sich Stücke der werthvollsten Art. Zu nennen ist vor allem ein Breviarium mit sehr vielen, reich ausgestatteten Malereien auf Goldgrund, über dessen Entstehung nach Zeit und Ort die Ansichten noch stark auseinander gehen. Den richtigsten Platz hat diesem Breviarum bis jetzt wohl Janitschek angewiesen, der es in das Ende des 12. Jahrhunderts verweist. Die Apostelfiguren erinnern stark an die Malereien des aus der Hamilton-Sammlung stammenden Psalterium 545 im kgl. Kupferstichcabinet zu Berlin. Auch macht Janitschek die treffende Bemerkung, daß die zahlreichen Heiligendarstellungen, welche die Litanei begleiten, den Eindruck erwecken, als ob in der Gewandbehandlung die Motive der Steinplastik ohne jegliches Bedenken entlehnt wurden. Die ersten Bilder sind unvollendet geblieben. Eine eingehende Untersuchung dieses Stückes und der verschiedenen Hände, die an ihm gearbeitet haben, dürfte hoffentlich noch über manche Fragen Aufschluß geben. Nicht darf weiterhin übersehen werden ein Officium s. Crucis aus dem 15. Jahrhundert mit vielen außerordentlich feinen größeren und kleineren Malereien, Initialen und besonders reichen Randverzierungen, welch letztere namentlich eine erstaunliche Naturtreue aufweisen. Der ganze Charakter der Miniaturen erinnert durchaus an das Breviarium Grimani in der Bibliothek des Dogenpalastes in Venedig. Nach genealogischen Einträgen gehörte die Handschrift in den Jahren 1535—1569 den Grafen v. Manderscheid in Blankenheim. Als historisch interessant möge zu guter letzt noch ein schlichtes Gebetbuch (Pergamenthandschrift) Ferdinands von Tirol, des Bruders Kaiser Maximilians II. und Gemahls der Philippine Welser, angeführt werden. Es enthält lateinische Gebete, denen am Schluß noch ein Gebet in deutscher Sprache um Erhöhung der christlichen Kirche hinzugefügt ist. Vorn hat der Fürst Ferdinand eigenhändig die Geburtsdaten seiner Kinder eingetragen, von denen das „Anderle“ 1600 als Cardinalbischof von Konstanz, „Karel“ aber als Landgraf von Nellenburg 1618 zu Ueberlingen starb.

Mittheilungen und Nachrichten.

b. **Leipzig.** Am 13. ds. Mts. in der Mittagsstunde vollzog sich auf dem hiesigen Johannisfriedhof vor einer andächtigen Gemeinde von Freunden und Schülern des etwa vor Jahresfrist heimgegangenen Prof. Dr. Rudolf Hildebrand eine sinnige Feier, die Enthüllung des dem verehrten Lehrer gewidmeten Denkmales. Die Universität war durch die ehemaligen Fachgenossen, die altberühmte Thomasschule, an der Hildebrand zwanzig Jahre als Lehrer gewirkt hatte, durch ihren Rector und die Stadt Leipzig durch den Oberbürgermeister Dr. Georgi, sowie mehrere Herren vom Rathe vertreten. Die Weiherede des Prof. Dr. Burdach (Halle) — Gesang des Thomanerchors ging voran und folgte — war ein Meisterstück tiefdurchdachter, gedankenreicher Charakteristik, die des verewigten Meisters reichbegabte Natur und nachhaltige Wirksamkeit in Wissenschaft und Schule mit feinstem Verständniß zu würdigen verstand. In seiner mächtigen Rede, die nicht nur dem großen Gelehrten und Lehrer, sondern auch dem hohen menschlichen Sinn und dem echt deutschen Wesen des schlichten Mannes gerecht wurde, stellte Burdach das Bild des Verklärten anschaulich, wie in Marmor gemeißelt, vor das geistige Auge der Anwesenden. Das Denkmal, ein hoher Obelisk aus hellolivenfarbenem Syenit, trägt oben Hildebrands wohlgetroffenes Brustbild in Marmor, der durch wirksame Abtönung an Lebenswahrheit und Wärme ungemein gewonnen hat; unten steht die Widmung: „Rudolf Hildebrand | 1824—1894. Zum Danke | für deutsche Gesinnung | Forschung und Lehre. | Errichtet | von Freunden und Schülern.“ | Das Relief ist ein Werk des Leipziger Künstlers K. Seffner, dessen Karl Thiersch-Büste auf der Münchener Ausstellung mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Die zahlreichen Schüler Rudolf Hildebrands in Deutschland und Oesterreich werden es mit Freuden begrüßen, daß der Bildhauer auf einen mehrfach ausgesprochenen Wunsch hin vortreffliche Abgüsse des Medaillons hat herstellen lassen, die zu einem bescheidenen Preise von ihm zu erhalten sind.

* **Jena.** Am 14. d. ist hier der Staatsrechtslehrer Prof. Friedrich Brockhaus gestorben. 1838 in Dresden geboren, habilitirte er sich in Jena und wurde dort außerordentlicher Professor, 1871 ordentlicher Professor in Basel, 1872 in Kiel, 1888 in Marburg, 1889 in Jena. Er veröffentlichte: „Das Legitimitätsprincip“, „Die Briefe des Junius“ und „Das deutsche Heer und die Contingente der Einzelstaaten“ (Leipzig, 1888).

* **Aachen.** Bei der Feier des 25jährigen Jubiläums der Technischen Hochschule am 12. d. M. betonte in seiner Festrede der Rector Prof. Intze, daß es im preußischen Staate nicht üblich sei, 25jährige Jubiläen zu feiern, daher hätten sich auch die Staatsbehörden nur durch schriftliche Glückwünsche betheiligt. In seinen Ausführungen über die Entwicklung der Anstalt gedachte Redner mit Worten lebhaftesten Dankes der Aachener und Münchener Feuerversicherungsgesellschaft und des Aachener Vereins zur Beförderung der Arbeitsamkeit, welche seit einer langen Reihe von Jahren durch wahrhaft fürstliche Schenkungen in hohem Maße zur Errichtung der Hochschule und ihrer weiteren Entwicklung beigetragen. Die Feuerversicherungsgesellschaft hat auch jetzt wieder aus Anlaß des Jubiläums 25,000 M. als Beitrag zum Bau eines Bibliothekgebäudes gestiftet. Die Zahl der etatsmäßigen Professorenstellen sei von 16 im Jahre 1870 auf 25 gestiegen, die Zahl der Docenten und Privatdocenten von 8 auf 26. Der Etat

der Anstalt betrug im Jahre 1870 120,000 M. und ist gegenwärtig mit 369,147 M. jährlich veranschlagt. In Schmaus am 12., Tanz am 13. verlief sich im übrigen diese frühreife Jubelfeier.

γσ **Berlin**, 13. Oct. In der gestrigen ersten Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" nach der Sommerpause gedachte der Vorsitzende Prof. Dr. Karl von den Steinen der dahingeschiedenen Mitglieder und widmete auch dem Andenken des verstorbenen Afrika-Forschers Joseph Thompson und des zu Bremen jüngst verstorbenen Hermann Albert Post, des Begründers einer „ethnologischen Jurisprudenz", ehrende Worte. Er berichtete kurz über den Erfolg des Londoner Internationalen Geographen-Congresses vom Juli dieses Jahres, aus dessen Arbeiten namentlich die Polarforschung für die Gesellschaft in kurzem von Interesse werden soll, und theilte unter anderem mit, daß die zweimaligen Jahreszinsen aus der Karl Ritter-Stiftung einer vom Auswärtigen Amt unterstützten Neu-Guinea-Expedition zufließen sollen. Von Dr. Sven Hedin aus Hochasien sind Briefe eingegangen, die die furchtbaren Leiden schildern, denen seine Expedition fast unterlegen wäre. Unter den eingegangenen Zuwendungen sei namentlich die Südpolarkarte von Vincent v. Haardt erwähnt, deren Vorzüglichkeit Professor Neumayer (Hamburg) bezeugt hat. — Als Redner für den Abend ward Dr. Gruner vorgestellt, der über vorläufige wissenschaftliche Ergebnisse der von ihm geleiteten deutschen Togo-Expedition[1]) sprach. Bei Lome, dem Landungspunkte der Expedition an der afrikanischen Küste herrschen wegen der ewigen Brandung und einer fast zehn Minuten lang zu durchfahrenden Lagune schwierige Landungsverhältnisse. Lome selbst ist ein gesundes und reinliches Städtchen, auf Laterit und zwar von secundärer Formation gebaut, da er nicht jene glasige Structur zeigt, wohl aber Reste von Austernschalen aufweist. Der Boden besteht aus röthlich gefärbtem Lehm und trägt hier an der Küste einen recht intensiven Anbau und niedrigen Busch ohne viel Bäume, selbst für den Export von Nahrungsmitteln wird hier gebaut. Sechs Stunden nördlich der Küste betritt man die Region eines dicht bestandenen Oelpalmenwaldes, dessen dichte, kreuzförmig sich schließende Baumkronen fast einen grünen Dom zu bilden scheinen. Der Wald, der sich auf eine Tagereise von der Küste aus erstreckt, weist nur wenig vereinzelt stehende Hütten auf für die Leute, die mit der Gewinnung der Producte des Waldes, des Palmöls, der Palmkerne und des nur von den Eingeborenen genossenen Palmweins, beschäftigt sind. An den Palmenwald schließt sich weiter nach Norden die Togo-Savanne, die mit zahllosen, äußerlich unsern Zwetschgenbäumen ähnlichen Bäumen bestanden ist, deren Früchte indessen ungenießbar sind. Dichter, scharfschneidender bis zu vier Meter hoher Graswuchs zeigt das Gepräge der Landschaft an, die, wellig gestaltet, an einzelnen Punkten Sümpfe, an anderen den nackten Fels dem Auge bietet. Der Anbau ist hier geringer, der Boden schlechter als an der Küste, namentlich fehlt vielfach Wasser. Das erste Gebirge, dessen durch Erosion gegliederter, aber doch einheitlicher Kamm von Nordost nach Südwest gerichtet ist, liegt drei Tagereisen von der Küste und hat den Agaklu und den Agu in der Höhe von 700 und 800 Meter vorgelagert, die wohl altvulcanischen Ursprungs sind. Der Boden, in der Savanne von grauer Farbe, zeigt hier wieder intensives Roth. An Wasser ist hier kein Mangel. Die Eingeborenen dieser Gegend sind auch wohlhabender, freier, selbstbewußter als die durch Völkerschiebung eingewanderte Bevölkerung der Savanne, die von den Südostabhängen des durch romantische Felspartien und durch imposante, über steilen Fels 100 bis 150 Meter tief herabdonnernde Wasserstürze ausgezeichneten Gebirges herabgekommen ist. In dieser Region befindet sich Misahöhe, deren wissenschaftlicher Station Dr. Krause über zwei Jahre lang vorstand und von wo aus die eigentliche Expedition ihren Anfang nahm. Während die Negerbevölkerung der Küste frech ist, Hosen trägt und dem Schnaps huldigt, sind die Togoleute des Hinterlandes bescheiden, tragen keine Hosen, trinken keinen Wein, sind brauchbare Arbeiter und, falls man ihr Vertrauen gewonnen, treu. Wege halten sie im Stand, bauen Kaffeeplantagen und besitzen eine eigene Industrie, indem sie mit selbstgezogenem Indigo und anderen Farbstoffen gefärbte Gewänder aus Baumwolle herstellen, die sie stets bei Festen anlegen. Die Schmiede sind sehr wohl im Stande, ein Gewehr zu repariren. Mit solchen Leuten, deren moralischer Zustand kaum über den der Kinder hinausgeht, überstieg die Expedition das Akome-Gebirge und gelangte zunächst in das Voltathal, eine völlig anders geartete Landschaft. Hier wohnt das Ebevolk, dessen Sprache neben dem Aschanti und der Geheimsprache hier überall verstanden wird. Kradshi jedoch, der stark besuchte Markt dieses Gebiets, hat neben eigenen Sitten und Gebräuchen noch seine eigene Sprache; namentlich kommt hieher viel Reis zum Verkauf nach der Küste. Je mehr man nordwärts nach Kunja gelangt, desto wildere Stämme trifft man, selbst solche, bei denen bis in die jüngsten Tage noch Menschenopfer herrschten, so daß der Tod durch Schlaganfall jedesmal den Tod einer zweiten Person nach sich zog, die angeblich die Ursache des Todes der ersten gewesen ist. Der aus Thonschiefer gebildete Boden nördlich vom Volta trägt viele Bäume, und namentlich eignet sich sein üppiger Graswuchs zum Viehfutter für das zahlreiche Schlachtvieh, das hier gedeiht und selbst von den Engländern bezogen wird, während weiter südlich zur Küste nur Schafe und Ziegen gedeihen, Rinder und Pferde vermuthlich durch die Tsetsefliege eingehen. Kradshi selbst bildet den südlichsten Posten des muhamedanischen Sudân und ist in Klima und Vegetation schon dem Sudân angenähert, zudem reicht bis dorthin die Schiffbarkeit des Volta, so daß alle Bedingungen für einen Markt gegeben sind. Es liegt zum Bezug europäischer Waaren der Küste nahe; und alle die Muhamedaner aus Mossi Brussi, Dagomba, selbst Haussas besuchen den an Vieh, Hirse, Guinea-Korn und an Pferden reichen Handelsplatz. Die nach dem Kradshi-Fetisch genannte Bevölkerung, die Dente, werden von den Muhamedanern, die alle das Ebe sprechen, wenig beeinflußt. Der Muhamedanismus ist übrigens allen diesen in dem trockenen Sudân wohnenden Schwarzen nur sehr dünn aufgetragen. Nach Dagomba nordwärts zu schwinden die Bäume, aus dem dürren Gestrüpp hebt sich oft nur noch der Boabab heraus. Das Land selbst wird mehr und mehr nach Gurma hin zur reinen Ebene, die wegen mangelnden Wasserabflusses zu Zeiten kaum passirbar wird. Salaga, die alte Fremden- und Handelsstadt in Dagomba, ist in wüthenden Kriegen zerstört worden, und Spuren menschlicher Ueberreste bezeugen heute noch die Wildheit jener Kämpfer. Heute ist es nur noch ein kleiner Markt mit wenig Hütten. In Dagomba ist heute Yendi die Hauptstadt; mitten in dem durch intensiven Anbau hoher Yamsfelder ausgezeichneten Lande gelegen, zählt es etwa 10,000 Hütten, die von einem fleißigen, selbstbewußten und kriegerischen Stamme bewohnt werden. Ueberhaupt sind die Dagomba das staatlich am besten organisirte Volk, das die Reisenden angetroffen haben. Trotz ihres Muhamedanismus huldigen die Dagomba leidenschaftlich dem Schnaps, sie sind fleißige Feldarbeiter, durch Trommeln und Gesang werden die Männer zur Arbeit zusammengerufen, den Dünger führen sie in Körben auf den Acker, zu dessen Bearbeitung sie sich einer Feldhacke gleich den Haussas bedienen, die besser ist, als das Ackergeräth der südlichen Togo-Leute. Sie weben ihre Stoffe selbst und besitzen die Kunst des Löthens, die nicht von der Küste zu ihnen gelangt sein kann. Während in Süd-Togo und bei den Haussas die Aschanti-Bauart, d. h. rechteckiges Haus mit Giebeldach und Veranda, vorherrscht, finden wir in Kradshi und bei den Dagomba nur Rundhütten mit spitzem Dache. Die staatliche Organisation beruht auf der Königsfamilie und auf Eunuchen, solche sind alle hohen Beamten, jedoch darf man diese Thatsache in Yendi selbst nicht erwähnen. Unter dem sich abschließenden König steht der Galadima oder Kanzler, der, wie die Beamten der Grenzplätze, einen Stellvertreter oder Nemá hat. Der Bruder des Königs und der Thronfolger haben gleichfalls politische Bedeutung. Neben den Grenzmeistern an den Orten, wo die Karawanen hindurchgehen, stehen die Befehlshaber der Truppen zu Fuß und zu Pferde in diesen Plätzen. Die Dagomba sind sehr gefürchtet von den zwischen Borgu und Sansanne-Mangu sitzenden Heiden, gegen die sie unablässig im Kriege liegen, den sie oft in grausamster Weise führen, um dann die Unterworfenen tributpflichtig zu machen. Sansanne-Mangu, die Hauptstadt des nördlich von Dagomba gelegenen Mangu, ist von Mandingu-Einwanderern nach Niedermetzelung der Eingeborenen gegründet worden, auch sind aus Süd, aus Ost und West Haussas hinzugekommen in diese schon hydrographisch als am 100—150 Meter breiten Oti, einem Nebenflusse des Volta, günstig gelegene Handelsstadt. Das nördlichere Pama gehört seiner Trockenheit nach schon zum Nigergebiet, in dem die Granithügel aus der Ebene aufsteigen. Hier sind die Gurmaleute zu Hause, die die Filani, die Urbevölkerung, hier verdrängt haben, als sie vom Süden her in diese Gegenden vordrangen. Bei den Gurma ist die durch Einrasiren von Figuren und eingeflochtene Amulette merkwürdige Haartracht zu bemerken,

[1]) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 9. October, Abend-Ausgabe.

Viehzucht und Pferdezucht neben nicht bedeutsamem Ackerbau bildet ihre Beschäftigung; denn da in der Regenzeit das Wasser aus tiefen und weit von einander abliegenden Brunnen geschöpft werden muß, so ist das Land dem Ackerbau wenig günstig. Ist in Gurma der Boden noch lehmig, so findet sich nahe am Niger wegen der Nähe der Sahara schon reiner Sand. In den Nigerstaaten, wie z. B. in Poti, herrscht Anarchie. Diese Staaten bestehen meist aus kriegerischen Stämmen, die den weiter nördlich angesessenen, fleißigen Ackerbauern, den Haussa-Fulani, feindlich sind und mit ihnen in steter Fehde liegen. Auch untereinander stehen die Nigerstaaten im Kampfe; so greifen die heidnischen Saberwas Städte wie Sai, Kirotaschi dauernd an. In dem feuchten Nigerthale findet der Reisende die langentbehrten Oelpalmen und alle Tropenfrüchte wieder; Sai selbst ist eine auf Schlamm gebaute, ungesunde Hüttenstadt. Hier hat einst Heinrich Barth gewohnt und Dr. Gruner hat diese Stätte mit Hülfe eines Eingeborenen wiedergefunden. Er nahm ferner den Flußlauf des in reißender Strömung dahinfließenden, oft mehr als 10 Meter tiefen, an den Ufern bald von reicher Vegetation, bald von Felsen begleiteten Niger auf, der selbst in seinem Bette Felseninseln trägt, die jedoch der Schiffahrt keine Schwierigkeit bieten. Nach siebentägiger Flußfahrt trennte sich die Expedition in Giris, von wo aus Dr. Gruner einen Abstecher östlich nach Gando unternahm, das ebenso angebaut ist, wie das Gebiet diesseit des Niger, nur besitzt Gando weniger Bäume, die jedoch stets in der Nähe von Quellen stehen. Bei Ho, einem größeren Markte, ward der Niger auf der Rückkehr überschritten und in Eilmärschen der Weg durch das kriegerisch tüchtige Borguland zurückgelegt. Die Bewohner haben ihre Dörfer mit einem Palissadenwall umgeben, vor dem noch eine nur an den Thoren offene 50—100 Meter hohe Dornwehr angebracht ist. Hinter jedem Thore befindet sich dann ein freier Platz, dessen beide Seiten rechts und links ebenso durch eine Dornwehr gedeckt sind. Nicht alle Dörfer sind gleich stark befestigt und manche ganz offen. Diese indessen sind am meisten gefürchtet. Das Land ist besser als Gurma und die Bevölkerung treibt Ackerbau und Viehzucht, die reichere Bewässerung durch alle von Süd nach Nord fließenden Flüsse macht die Feldarbeit lohnender, als es in Gurma der Fall ist, jedoch konnte Dr. Gruner nicht feststellen, ob die Flüsse zum Theil in den Niger und den Oti gehen, oder ob sie versiegen. Auf den Bergen und Hügeln findet sich zahlreicher Yam, und selbst Weinpalmen sind nicht selten, überhaupt macht das Land einen wohlhabenden Eindruck. Der Borgumann ist frech gegen den Unterworfenen und kriechend vor dem, den er fürchtet. In dem Berglande zwischen Kuande und Sansanne-Mangu wohnen in Weilern zerstreut Heiden, die sich vor den Angriffen der Muhamedaner in Thürme zurückziehen, die mit Stroh gedeckt und mit Zinnen versehen sind und in die je eine Familie sich flüchtet, während auf ein Trommelsignal von diesen Thürmen aus die übrigen Leute, soweit sie dort nicht Unterkunft gefunden haben, sich im Busch lagern und so die Muhamedaner aus dem Hinterhalte angreifen. Die Haussa-Dolmetscher verstanden die Sprache dieser fast nackten Heiden nicht. Nach drei Tagen war das Gebirge überschritten, nach ferneren zwei Tagen war Sansanne-Mangu wieder erreicht, von wo aus die gleiche Route zur Küste eingeschlagen ward, wie sie für den Heimweg oben beschrieben ist. — Die „Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft" legte einen von ihr ausgearbeiteten Fragebogen vor über die rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Natur- und Halbculturvölker, auf dessen Inhalt und Tendenz wir im besonderen zurückzukommen uns erlauben möchten.

* **Berlin.** Der Philosoph Prof. W. Dilthey hat vom Minister zur Fortführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten einen Urlaub erhalten. Er liest daher in diesem Winter nicht; seine Vorlesung über die allgemeine Geschichte der Philosophie übernimmt Prof. Stumpf.

* **Prag**, 14. Oct. Dr. jur. Jaroslaw Cavalier, der bei seiner Promotion an der tschechischen Universität öffentlich beklagt hatte, daß der Promotionsact an dieser Anstalt zu einer bedeutungslosen Förmlichkeit herabgesunken sei, ist auf die Klage des Rectors Prof. Spina hin heute vom Bezirksgericht wegen Beleidigung einer Behörde zu 120 fl. Geldstrafe oder 24 Stunden Arrest verurtheilt worden.

* **Brüssel**, 15. Oct. Die vor einigen Jahren neu errichtete vlämische Akademie der Wissenschaften hat zum ersten Male eine Schenkung erhalten. Die Schwestern Boury in Brügge haben ihr 10,000 Francs verehrt, deren Zinsen der Verbreitung der vlämischen Sprache dienen sollen. Alljährlich soll die Akademie einen Preis für Dichtung und Composition von „vlämischen Liedern" aussetzen. Die Melodien müssen einfach, leicht und melodiös sein, um weite Verbreitung zu finden.

* **Warschau.** Dem Rechenschaftsbericht für das akademische Jahr 1894/95 der hiesigen Universität entnimmt der „Kraj", daß das Lehrpersonal aus 72 Personen bestand und zwar aus dem Rector, 44 ordentlichen und 15 außerordentlichen Professoren, 2 Docenten, 3 außeretatsmäßigen Professoren, 3 Lectoren, 3 Prosectoren und 1 Privatdocenten. Die Zahl der Lernenden bestand aus 892 immatriculirten Studenten, 103 freien Zuhörern und 93 Pharmaceuten. Die philologische Facultät zählte 27, die physiko-mathematische 40, die naturwissenschaftliche 61, die juristische 310, die medicinische 454 Besucher. Nach der Religion gehörten 167 Studenten zur orthodoxen, 474 zur katholischen und 32 zur protestantischen Kirche, während 192 Studenten mosaischen Bekenntnisses waren. Von der Krone wurde die Warschauer Universität im Lehrjahre 1894/95 mit 293,386 Rbl. unterstützt, die Collegiengelder ergaben eine Einnahme von 169,225 Rbl. Die Ausgaben beliefen sich dagegen auf 399,686 Rbl.

* Der englische Geograph und Statistiker E. G. Ravenstein hat den Zeitpunkt zu berechnen gesucht, wenn die Erde nicht mehr Nahrung genug für ihre Bewohner bieten kann. Der Zeitpunkt tritt nach Ravenstein ein, wenn die Menschheit über 6 Milliarden Köpfe zählt. Er glaubt, daß das nach 284 Jahren der Fall sein wird. Es vermehrt sich in zehn Jahren die Bevölkerung Europa's um 8.7 Procent, die Asiens um 6 Procent, die Afrika's um 10 Procent, die Australiens um 30, die Nord-Amerika's um 22 und die Süd-Amerika's um 15 Procent.

* Münzen der Mahdisten dürften sich bis jetzt erst in wenigen Sammlungen Europa's vorfinden. Schon der Mahdi selbst, dann sein Nachfolger, der Kalif Abdullah, hat Münzen herstellen lassen. Das Gewicht schwankt zwischen 1.1 und 23.55 Gramm, ihr Werth liegt zwischen 1 und 10 Piaster oder 20 Pfg. und 2 M. Die Jahreszahl ist in zweifacher Weise ausgedrückt: einmal mit Bezug auf Mohammeds Flucht von Mekka nach Medina und dann vom Auftreten des Mahdi an gerechnet. Die neuesten Münzen, unter dem Nachfolger geprägt, zeigen die letztere Zahl nicht mehr, offenbar damit das Andenken an den Mahdi erlösche. Namen tragen die Münzen nicht, nur Inschriften, wie: „Auf Befehl des Mahdi" oder „Sein Sieg sei gepriesen". Geprägt sind die meisten zu Omdurman.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Technische Briefe.

XX.[1])

Elektrisches Schweißen und Löthen. — Einige verwandte Anwendungen des Princips. — Ein selbstthätiger Laternen-Anzünder. — Neue Art der Vergasung von Kohle. — Die Kohlenstaubkraftmaschine. — Eine Verbesserung des Gasglühlichtes. — Das elektrische Licht auf der See. — Aluminium-Loth erfunden. — Die großen elektrischen Werke an den Niagara-Fällen eröffnet. — Große Erfolge der Elektrotechnik.

Es ist an dieser Stelle vor längerer Zeit schon von dem eigenthümlichen Schweißverfahren die Rede gewesen, welches die Belgier Lagrange und Hoho sich haben patentiren lassen. Es besteht darin, daß in ein zu drei Viertel seines Inhalts mit Wasser gefülltes Bleigefäß, dessen Wand mit dem positiven Pol einer starken Dynamo-Maschine in leitender Verbindung ist, das mit dem negativen Pol verbundene, durch isolirte Zange gehaltene Werkstück eingetaucht wird, wobei sich, fast im Augenblick des Eintauchens, das unter Wasser befindliche Ende des Metalls bis zur Weißgluth erhitzt und dem Ambos zur weiteren Bearbeitung jedenfalls früher zugeführt werden kann, als dies beim bisherigen Erhitzen im Schmiedefeuer möglich ist. Das Verfahren hat in den letzten Jahren in großen Werkstätten vielfach Anwendung gefunden und sich bewährt. Merkwürdigerweise ist die Welt jedoch über die Natur des Vorganges noch nicht vollständig aufgeklärt. Das Wunderbare daran ist, daß die Weißgluth im Wasser vor sich geht, ohne daß sowohl das Werkstück außerhalb des Wassers, als das Wasser selbst, sich wesentlich erwärmen. Viel Wahrscheinlichkeit hat eine Erklärung für sich, wonach der elektrische Strom im Augenblick des Eintauchens eine Wasserzersetzung bewirkt, somit ein Freiwerden des Wasserstoffes in den Wasserschichten, welche das als Kathode dienende Metall umgeben. An der Oberfläche des Wassers entzündet sich dieser Wasserstoff an dem glühenden Metall, wogegen er unterhalb im unverbrennbaren Zustand eine schützende Gashülle um das eingetauchte Werkstück bildet und dasselbe vor der Berührung mit dem Wasser sichert. Wie immer die Sache sich in Wahrheit verhält, der Vorgang hat vielen denkenden Köpfen Anlaß gegeben, ihn auch auf andere Verfahrungsweisen zu übertragen. Eine besonders hübsche Anwendung davon ist durch Gebrüder Dresler in Creuzthal, Westfalen, in der Drahtfabrication gemacht worden. Hier galt es bisher als ein erheblicher Uebelstand, daß der glühende Draht sich an der Luft mit einer schwachen Hülle von grauem Eisenoxydul-Oxyd überzog, welche durch Poliren wieder entfernt werden mußte. Das war einmal ein Materialverlust und zum andern wegen der benutzten Polirmittel — verdünnte Säuren, saures Bier und dergleichen — eine Belästigung für die Nachbarschaft der Drahtfabriken. Die genannten Erfinder lassen das Glühen des Drahtes mit Hülfe des elektrischen Stromes unter Wasser vor sich gehen, so daß erst keine Oxydation erfolgt und das Poliren überflüssig wird. Ein anderer Erfinder knüpft daran an, um Draht streckenweise zu härten, streckenweise weich zu lassen, was für eine bestimmte Verwendung des Fabricats sehr wichtig ist, nämlich für die Kretzenfabrication. Bei diesem Gebrauch wird der Draht in ganz kurze Stücke geschnitten, die zweimal umgebogen durch Leder oder besonders bereiteten, lederartigen Stoff hindurchgezogen werden. Hiebei ist es erwünscht, daß die spitz zu schleifenden Drahtenden vom härtesten Stahl, dagegen die im Leder sitzenden, umgebogenen Theile so weich und biegsam wie möglich seien. Bisher ließen sich beide Anforderungen unmöglich vereinigen, und man war gezwungen, dem Draht zum Schaden beider Zwecke eine mittlere Härte zu geben. Das neue Verfahren gestattet, die Spitzen so hart, die Kniee so weich als nothwendig zur Erreichung der besten Arbeit und der größten Haltbarkeit zu machen.

Von dem Schweißen, wovon oben die Rede, principiell verschieden ist das Löthen. Ersteres vereinigt Stücke gleichartigen Metalls dadurch, daß man sie schmelzflüssig macht und in diesem Zustande zusammenhämmert. Letzteres vollzieht die Vereinigung dadurch, daß man geschmolzenes Metall, welches nicht dasselbe zu sein braucht, in die Lücke zwischen die beiden zu verbindenden Metalle gießt oder preßt. Das alte Löthverfahren, combinirt mit Schweißung, wird jetzt im großen zur Herstellung eiserner Hohlgefäße angewandt, welche, auf die gewöhnliche Art durch Aneinanderfügen unter sich vernieteter Bleche hergestellt, sehr großen Ansprüchen an Festigkeit nicht genügen würden. Bei Dampfkesseln ist eine Widerstandsfähigkeit bis zu vierzig Atmosphären hinreichend, weil höher als auf zwanzig Atmosphären gespannter Dampf nicht in Anwendung ist. Um comprimirte Gase zu beherbergen, bedarf es dagegen ungleich höherer Widerstandsfähigkeit der Gefäßwände, unter Umständen bis zu einigen hundert Atmosphären. Solche Gefäße werden beispielsweise von der Gasbeleuchtung unsrer Eisenbahnen erfordert; sie dürften dem aufmerksamen Beobachter schon öfters auf Bahnhöfen vor Augen gekommen sein. Es sind große horizontalliegende Cylinder mit kuppelartigen Böden, die zu je zweien nebeneinander auf offenen Eisenbahnwagen gelagert sind, deren ganze Länge sie einnehmen. Auch die kleineren in jedem Personenzug befindlichen Gasgefäße sind von gleichartiger Herstellung. Alle erscheinen äußerlich wie aus einem Guß, nirgends ist eine Naht oder Verbindungsstelle bemerklich. Hierher gehören auch die bekannten Schwimmbojen, im Fall sie zugleich als Leuchtbojen dienen, also comprimirtes Gas aufnehmen sollen. Sämmtliche Gefäße dieser Art werden geschweißt und gelöthet, und zwar ist das Schweißen in Anwendung, um (bei Cylinderform) die walzenartig zusammengebogenen viereckigen Bleche an der Berührungsstelle der Enden, den Stößen, zu verbinden, das Löthen dagegen, um die gewölbten Böden anzufügen und unlösbar mit dem Cylindermantel zu vereinigen. Die für beide Zwecke erforderliche Schmelzhitze wird durch Wassergas, dem durch Wasserzersetzung über glühenden Kohlen im Generator-Ofen erzeugten Gemisch von Wasserstoff und

[1]) Vergl. Beilage Nr. 176.

Kohlenoxydgas, geliefert, das man kurz vor der Gebrauchsstelle noch mit Druckluft mengt. In dem so erzielten mächtigen Schmiedefeuer werden die zu verbindenden Stöße zusammengezwängt und durch Zusammenhämmern unlösbar miteinander verschweißt, während beim Löthen das Loth, also das verbindende Metall, nebst dem Schmelzmittel — Borax — auf die zu verbindenden Nähte gebracht und nun die Stichflamme der combinirten Gasflamme darüber geführt wird, bis die Vereinigung der Metalle vollkommen ist.

Dies im großen angewendete und die befriedigendste Arbeit liefernde Löthverfahren ist neuerdings auch durch Elektricität reformirt worden, wobei sich in der Praxis herausgestellt hat, daß das elektrische Verfahren zwar sehr gut, jedoch nicht geeignet ist, jenes Löthen großer Werkstücke im Schmiedefeuer zu verdrängen. Dafür gewährt die elektrische Löthung aber auf anderer Seite Vortheile, die bisher unerreichbar waren und die ihr dauernd einen Platz in der Metallbearbeitungstechnik sichern. Man macht hier eine Erfahrung, die im stürmischen Fortschritt der Technik auch auf vielen anderen Gebieten hervorgetreten ist: manche Erfindungen führen sich mit dem Anspruch ein, vorhandene ältere Verfahren zu verdrängen, was dann aber nicht in dem angekündigten Maße geschieht, während die Neuerungen Möglichkeiten erschließen, die bisher nicht vorhanden waren. So bleibt das Alte neben dem Neuen in Uebung und das Ergebniß ist eine schätzenswerthe Bereicherung der Technik, ohne Verlust des von alters her Bewährten.

Die elektrische Löthung ist das geistige Eigenthum zweier russischer Erfinder, der Ingenieure Nicolaus de Bernardos und Nicolaus Slawianoff. Jeder der Erfinder hat Patent genommen, der erstere 1887, der letztere 1892. Beide Erfindungen zeigen das Gemeinsame, daß sie die Hitze des elektrischen Flammenbogens zum Schmelzen der zum Löthen verwendeten Metalle verwerthen, die sie abtropfend an die Stellen fallen lassen, wo Verbindung herzustellen ist. Während jedoch Bernardos einfach den zwischen zwei Kohlenspitzen entstehenden Lichtbogen für seine Zwecke benutzt und sich noch eines Flußmittels, in thonhaltigem Sande bestehend, bedient, hat Slawianoff den guten Gedanken gehabt, von den Kohlenspitzen gänzlich abzusehen, zumal sie den Proceß chemisch beeinflussen, und unmittelbar das Loth zur einen, das Werkstück zur andern Elektrode machen. Sein Verfahren gestaltet sich hiernach so, daß man, um beispielsweise zwei Schienenstücke mit einander zu verlöthen, dieselben mit einer muffenförmigen Gußform umkleidet, deren Kernpunkt genau dem zu bildenden Verbindungsstück entspricht, und hierauf die Schienen mit dem einen, das aus einem Eisenstab bestehende Loth mit dem andern Pol einer starken Dynamomaschine in Beziehung setzt. Wird durch einen von Slawianoff erfundenen selbstthätigen Regulator nunmehr das abschmelzende Loth so geführt, daß es zwar immer in nächster Nähe des Werkstückes bleibt, damit der elektrische Flammenbogen keine Unterbrechung erfährt, jedoch niemals dem Werkstück so nahe kommt, daß Kurzschluß und folglich auch Unterbrechung des Flammenbogens entstehen kann, so füllt sich die Gußform allmählich mit dem abtropfenden Metall und dies vereinigt sich mit den Schienenstücken, die, in glühende Holzkohlen gebettet, entsprechend angewärmt werden, so innig, daß das Ergebniß der Löthung ein ganz vollkommenes ist. Es hat sich merkwürdigerweise in der Praxis gezeigt, daß, welches Metall man immer ohne jedes Flußmittel als Loth anwendet, die Verbindung mit dem Werkstück, durch Entstehung von Legirungen in den obersten Schichten der Verbindungsstelle, so genau wird, daß sich die Festigkeit der Löthstelle im Vergleich mit dem Metall im jenseitigen Werkstück eher größer als geringer erweist.

Diese durch die Anwendung des Slawianoff'schen Verfahrens in verschiedenen großen Etablissements erworbenen Erfahrungen gewähren nun Möglichkeiten, an welche noch vor wenigen Jahren nicht zu denken war, nämlich unter anderem die Reparatur beschädigter Maschinentheile aller Art, beispielsweise eines Kammrades, an dem ein oder mehrere Zähne ausgebrochen sind. Es wird thatsächlich hievon schon reichlich Gebrauch gemacht, und es hat sich dabei gegen Erwarten, aber in Uebereinstimmung mit der oben erwähnten Beobachtung herausgestellt, daß keinerlei Spannung oder Druck zwischen dem eingelötheten Theil und seiner Umgebung stattfindet. Die elektrische Flickarbeit gilt in den betheiligten Kreisen für so vorzüglich, daß man ihr zuweilen mehr zutraut, als sie zu leisten vermag. So wurde im letzten Frühjahr einer das elektrische Löthverfahren anwendenden Fabrik eine Kirchenglocke zur Reparatur zugesandt, aus deren Rand ein großes Stück ausgesprungen war. Der Bote hatte den Auftrag, gleich darauf zu warten. Nach der technischen Seite hätte dem ehrenden Vertrauen auf die Allmacht der Elektricität unbedenklich entsprochen werden können; aber die Glocke würde unrein getönt haben.

Aus dem Gesagten wird ohne weiteres klar geworden sein, warum das elektrische Löthverfahren, so überaus nützlich es sich erwiesen hat und zu erweisen fortfährt, doch für sehr große Werkstücke und für Massenarbeit nicht zu verwerthen ist. Nachzutragen ist zu diesem Punkte auch, daß das Verfahren wegen des sonnenähnlichen Glanzes des entstehenden Flammenbogens nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln für die Augen der Arbeiter angewandt werden kann. Sie müssen schwarze Brillen von besonders dickem Glase tragen, und diese Nothwendigkeit bildet ein gewisses Hinderniß für die Verrichtung der Nebenarbeiten.

Die schnell jede neu sich bietende technische Möglichkeit ausnützenden Amerikaner denken bereits daran, etwa in in der Art, wie es oben dargelegt wurde, die Schienen der Straßenbahnen mit einander zu verbinden, so daß jedes Geleise von einem Ende zum andern aus einem einzigen Stück bestehen würde. Damit soll sanftere Fahrt erreicht, nämlich das Klappen der Räder gegen die Schienenstücke beseitigt und zugleich bei Anwendung größerer Schnelligkeit Entgleisungsgefahren vorgebeugt werden, welche aus der Zusammensetzung des Geleises aus so vielen Schienen hervorgehen. Gegen den Einwand, daß die Zerlegung des Geleises in eine Anzahl von Schienenstücken der Ausdehnung durch Wärme und Zusammenziehung durch Kälte halber eine Nothwendigkeit sei, wird geltend gemacht, daß der entsprechende größere Spielraum an den Enden der Strecke gegeben werden würde. Den Hauptgewinn aus der Vereinigung der Schienen zu einem Strange verspricht man sich bei Anwendung elektrischen Betriebes in der Vereinfachung der Stromrückleitung. Diese ist jetzt, wo die Schienen nicht immer eine zusammenhängende Leitung bilden, nicht mit genügender Sicherheit gegeben, so daß man die einzelnen Schienen noch besonders durch starke, locker im Erdreich liegende verzinnte Drähte verbinden muß, um einer zusammenhängenden metallischen Leitung sicher zu sein. Diese Umstände und Kosten denkt man ebenso zu sparen, wie die jetzt zur Schienenverbindung nöthigen Laschen und Schrauben.

Noch sei einer hübschen Anwendung der seit Benutzung des Wassergases so vereinfachten und verbilligten Schweißung und Löthung großer Werkstücke gedacht, d. i. die Herstellung besonders leichter und doch steifer, keiner Verziehung und Durchbiegung unterworfener Walzen aus Eisenblech. Dergleichen werden unter anderem in der Baumwoll- und Wollkrempelei, der Papierfabrication u. s. f. gebraucht. Würde man sie aus Blech durch Zusammenbiegung und

Schweißung der Längsnath bereiten, wie dies oben von den Gasgefäßen berichtet ist, so würden sie selbst bei starkem Blech der Durchbiegung unterliegen, wogegen man recht schwaches Material wählen kann, ohne diese Gefahr zu laufen, wenn man die Bleche in Streifen schneidet und um einen Kern spiralförmig zusammenwindet, so daß die Windungen dicht aneinander kommen und die Ränder sich berühren. Nimmt man nun Schweißung oder Löthung vor, so entsteht eine wie aus einem Guß erscheinende Walze von überraschender Festigkeit und Steifheit. Die mechanische Erklärung dafür liegt in der zur Entfaltung des Maximums ihrer Widerstandskraft günstigsten Lage der Eisenfasern. Eine verwandte Erfahrung hat man vor längerer Zeit bei Anwendung von Wellblechen zu verschiedenen Zwecken gemacht. Solches Blech hat als Gefäßwand oder zu verschiedenen Geräthen verarbeitet eine ungleich größere Widerstandsfähigkeit gegen Verbiegung und Formveränderung, als selbst stärkeres, glattes Blech vom selben Gewicht auf dem Quadratfuß.

In den nachfolgenden Mittheilungen folgen wir zumeist den Spuren des bekannten Patentanwalts Richard Lüders in Görlitz, der es sich zur Aufgabe stellt, die Welt mit den neuesten Erscheinungen der Technik in allen Ländern auf dem Laufenden zu halten.

Es wird seit lange erstrebt, ein einfaches Mittel zu finden, um die öffentlichen Gaslaternen weniger umständlich, als es jetzt geschieht, anzuzünden. Man kennt die bei den Glüh- und Regenerativlampen zu diesem Zweck angewendete Methode, ein winzig kleines Flämmchen aus einer Nebenleitung auch am Tage zu speisen, so daß es nur der Oeffnung des Gashahns der Lichtleitung, welcher auch unten am Laternenständer angebracht sein kann, bedarf, um die Laterne zu entflammen. Diese Lösung der Aufgabe kostet immerhin den Gasverbrauch des ewigen Flämmchens und ist unrationell, weil dessen Dienste nur für einen Augenblick an jedem Tage in Anspruch genommen werden. Der von Duke erfundene Gasbrenner mit selbstthätiger Anzündevorrichtung knüpft an die bekannte, einst in jedem größeren Haushalt zu findende, später durch das Streichhölzchen verdrängte Döbereiner'sche Zündmaschine an. Man verwerthet somit die Eigenschaft des Platinschwamms, Wasserstoff unter Entwicklung von so viel Wärme zu absorbiren, daß das Gas dadurch zum Brennen kommt. Die Einrichtung des Brenners ist sehr sinnreich. An der Seite des Brennerkörpers ist ein kleines, rundes Rohr angebracht, das an seinem oberen Ende durch einen Pflock aus porösem, feuerfestem Material geschlossen ist, auf den mittelst eines besonderen Processes Platinschwarz niedergeschlagen ist. Von der Mitte dieses Rohrverschlusses erstreckt sich ein kurzer, dünner Draht, aus einer Platinlegirung bestehend, bis zur Brenneröffnung, mit welcher er parallel läuft. Wird nun der Gashahn geöffnet, so vergehen höchstens 6 Secunden, bis der poröse Pflock wegen seines Platinbelages zu glühen anfängt, wodurch auch der darüber befindliche dünne Draht glühend wird und das aus der Brenneröffnung ausströmende Gas ansteckt. Wenn diese selbstthätige Anzündevorrichtung auch einen geringen Extraverbrauch von Gas erfordert, nämlich das beständig durch den porösen Pflock austretende minimale Quantum, so ist dieser geringe Bedarf doch auf die Brennzeit beschränkt und hört mit dem Schließen des Gashahnes auf. Die Abnützung des Platinschwammes durch das während des Brennens der Gasflamme ununterbrochen anhaltende Glühen ist erfahrungsmäßig äußerst geringfügig.

An dieser Stelle ist schon von den Vorzügen der Kohlenstaubfeuerung die Rede gewesen, welche immer mehr gewürdigt werden. Indem man von der Schichtung des Brennmaterials auf einem Rost gänzlich absieht und weder große noch kleine Stücke vorlegt, sondern die Kohle in der Form feinsten Staubes in die Feuerung hineinbläst, erlangt man die Gewähr dafür, daß jedem Kohlepartikelchen die zu seiner vollkommenen Verbrennung nöthige Luft zugeführt wird. Die Folge ist die voraussichtlich endliche Lösung der Frage rauchfreier Heizungen und eine ganz erhebliche Kohlenersparniß. Diese Erfahrungen haben Alfred Friedeberg, Inhaber eines der vielen Patente auf Kohlenstaubfeuerung, veranlaßt, das für die Heizung bewährte Princip der feinen Vertheilung des Materials auch auf die Gasbereitung aus Kohle anzuwenden. Er läßt das in eine Staubwolke verwandelte Material den heißen Theil der Retorte passiren, wobei die Kohle fast im Moment entgast wird und ihre festen Bestandtheile, den Cok, auf den Boden der Retorte fallen läßt, wo er wieder zu einer zusammenhängenden Masse zusammenfrittet, während die Gase durch ein Rohr ihrer weiteren Verarbeitung zugeführt werden.

Die Erfolge der Kohlenstaubfeuerung haben auch einen eigenthümlichen erfinderischen Gedanken entstehen lassen, nämlich das Luft- und Kohlenstaub-Gemisch unmittelbar unter, bezw. über den Kolben eines im wesentlichen der Dampfmaschine nachgebildeten Motors zu blasen und hier zu entflammen, wobei die plötzlich sich entwickelnden Verbrennungsgase eine nahezu explosive Wirkung entfalten sollen. Die Felix Pinther in Wilmersdorf bei Berlin patentirte Erfindung der „Kohlenstaubkraftmaschinen" vereinigt in gewissem Sinne Motor und Feuerung, die jetzt getrennt sind, und macht das Mittelglied des Kessels ganz entbehrlich. Das ist fast zu viel an Vereinfachung geleistet, so daß man zunächst über die Sorge nicht hinwegkommt, der von jeder Kohlenverbrennung unzertrennliche Abgang von Flugasche und Schlacke möchte die praktische Durchführung des theoretisch recht bestechenden Gedankens zu einer Unmöglichkeit machen.

Gasglühlicht und kein Ende! Die Bekämpfung der verschiedenen Systeme im Inseratentheil der Zeitungen ist schon nicht mehr schön, weil mit Halbwahrheiten und Scheinbeweisen gestritten wird. Wir haben an dieser Stelle vor einiger Zeit die Bedingungen erörtert, unter denen ein Gasgemisch sich besonders zur Glühlichtbeleuchtung eignet. Im Anschluß daran hat die Erfindung von Eduard Daus Interesse, welche das Gas beim Verlassen des Gasmessers und vor dem Eintritt in die Gasleitung mit einer genau abmeßbaren Menge Luft vermischt. Die entstehende, besonders heiße und entleuchtete Flamme entspricht den Anforderungen an eine Glühkörper zur Weißgluth erhitzende Flamme aufs beste und es handelt sich nur darum, den Glühkörper geeignet zu wählen und die richtige Mischung zu ermitteln, um die höchstmögliche Leuchtkraft mit dem geringsten Gasverbrauch zu vereinigen. Die Erfindung kommt daher, wenn sie sich bewährt, allen Systemen von Glühlicht zu statten. Sie besteht im wesentlichen in einer Schöpfvorrichtung, welche Luft ansaugt, und da sie von der Gasuhr, d. i. von dem dieselbe passirenden Gase betrieben wird, so ist die anzusaugende Luftmenge leicht in ein bestimmtes Verhältniß zur Gasmenge zu setzen.

Während unzweifelhaft die Erfolge des Glühlichtes das elektrische Licht auf dem festen Lande etwas zurückgedrängt haben, kann man dies von der Anwendung des elektrischen Lichtes auf der See nicht sagen. Aus naheliegenden Gründen wird sich in diesem Verhältniß in der Folgezeit auch kaum etwas ändern. Die großen Kriegs- und Handelsschiffe aller Staaten sind gegenwärtig elektrisch erleuchtet. Von 100 den Suez-Canal zur Nacht passirenden Schiffen waren im vorigen Jahre 94 mit dieser Beleuchtung versehen. Sie hatten den Vortheil davon, durchschnittlich nicht mehr als 19 Stunden zum Passiren des Canals zu

gebrauchen, während für die nicht elektrisch erleuchteten Schiffe die Durchschnittszeit 31 Stunden betrug.

Der noch gering entwickelten Aluminium-Industrie — wenn man darunter die Verarbeitung des Metalls zu Gebrauchsgegenständen aller Art versteht, nicht seine zur Zeit den größten Verbrauch bildende Anwendung als Reductionsmittel in den Hochöfen — ist durch die Erfindung von O. Nicolai in Wiesbaden ein großer Vortheil erwachsen. Bisher war es nicht möglich, Aluminium zu löthen, und zahlreiche, angeblich der Aufgabe gerecht werdende Vorschläge haben sich als verfehlt oder doch als ungenügend erwiesen, so daß man begann, die Erfindung des Aluminiumlothes etwa mit den Augen anzusehen, wie die Quadratur des Cirkels. Diese Meinung kann nach den ganz zweifellosen Erfolgen des Nicolai'schen Aluminiumlothes nicht mehr aufrecht erhalten werden. Dieses auf der Wirkung von Cadmiumverbindungen beruhende Loth vereinigt Aluminiumbleche nahezu unlösbar. Bekanntlich hat die technische Anwendung des Aluminiums in den letzten zwei Jahren, nachdem man sich kurz vorher großen Hoffnungen hingegeben, schwere Enttäuschungen erfahren, weil die Eigenschaften des neuen Metalls überschätzt worden waren. Es bleibt abzuwarten, ob die neue Erfindung hierin Aenderung bewirken wird. Die besten Erfolge des Aluminiums liegen bisher auf dem oben bezeichneten Gebiet; auch die Benutzung von Aluminiumspänen zur Bierklärung scheint ein Erfolg zu sein, und sehr brauchbar ist Aluminium ersichtlich zur Herstellung verschiedener Legirungen. Darüber hinaus aber sind die wahrhaft nützlichen Verwendungen des Metalls in ihrem Werthe noch recht fraglich.

Am 28. Juli ist endlich, nachdem der Anfangstermin über Jahr und Tag gegen die ursprüngliche Verheißung hinausgeschoben worden, der Betrieb der großen elektrischen Werke an den Niagara-Fällen eröffnet worden. Es scheint indessen, daß der anfängliche Enthusiasmus für diese Kraftquelle sich etwas abgekühlt hat und daß von dem erhofften Andrang zur Benutzung der billig angebotenen Naturkraft noch nicht viel zu verspüren ist. Zunächst ist es nur ein Aluminiumwerk, das von Pennsylvanien an den Erie-See verlegt worden ist und hier billiger zu produciren denkt, als mitten im Kohlendistrict. Die „Pittsburg Reduction Company" soll einen Lieferungsvertrag auf ein Elektricitätsquantum abgeschlossen haben, das sie als 7000 Ampères in der Stunde unter 160 Volt Spannung empfangen wird. Um den Strom in dieser Stärke und Spannung zu liefern, wird der mit 2000 Volt Spannung auf $1\frac{1}{2}$ km Entfernung übertragene Strom zunächst durch Zweiphasen-Transformator auf 115 Volt umgeformt und dieser Niederspannungswechselstrom alsdann durch Wechselstrom-Gleichstrom-Umschalter in einen Gleichstrom von 160 Volt verwandelt. Der Wirkungsgrad von Umschaltern und Transformatoren ist mit 94.5 Procent, die Spannungsschwankung zwischen Leerlauf und voller Belastung mit 5 Procent gewährleistet. In diesen Verhältnissen liegen großartige Ergebnisse des Fortschritts in der Beherrschung der geheimnißvollen Naturkraft vor, die man vor 15 Jahren noch als Phantasiegebilde bezeichnet haben würde. Uebrigens wird auch die wenige Meilen von den Fällen entfernte, 300,000 Einwohner zählende Stadt Buffalo vom Niagara-Werk aus elektrisch erleuchtet.

Literarisches aus Bosnien und der Hercegovina.

Wir haben an dieser Stelle gelegentlich der Besprechung des I. Bandes der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina" der Hoffnung Raum gegeben, daß in Bälde weitere Bände dieses Werkes das Licht der Welt erblicken werden. Diese Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. Es ist nicht nur der II. Band bereits erschienen, sondern auch der III. Band, gleichfalls wie der erste von Dr. Hoernes redigirt, wurde dem Publicum übergeben. Beide Bände weisen ein erstaunlich reiches wissenschaftliches Material auf und man muß abermals dem zielbewußten Fleiße Anerkennung zollen, mit welchem dasselbe zusammengetragen wurde. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, die in dem Werke enthaltenen wissenschaftlichen Abhandlungen und Berichte vom fachmännischen Standpunkte aus zu beleuchten und zu erörtern; wir müssen uns darauf beschränken, dem Lesepublicum den Umfang und Inhalt dieser neuen literarischen Erscheinungen Bosniens und der Hercegovina in großen Zügen vor Augen zu führen.

Der II. Band enthält 692 Seiten in Groß-Quartformat mit 9 Tafeln und 238 Abbildungen im Text und zerfällt in drei Theile. Auf den ersten, welcher Archäologie und Geschichte zum Gegenstand hat, entfallen 357 Seiten und derselbe erscheint als der am reichhaltigsten behandelte. Wir finden hier Abhandlungen, Berichte und Notizen von dem fleißigen Mitarbeiter des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, dem Berghauptmann W. Radimsky, von dem immer eifrigen Museumsdirector Regierungsrath C. Hörmann, von Dr. Ludwig Thalloczy, vom Custos Dr. Ciro Truhelka u. s. w.

Der zweite Theil, auf den 152 Seiten entfallen, behandelt die Volkskunde. Hier seien als Autoren erwähnt Dr. Glück, der Primarius des Landesspitals in Serajevo, welcher zwei interessante Abhandlungen, „Skizzen aus der Volksmedicin und dem medicinischen Aberglauben in Bosnien und der Hercegovina" und „Die Tätowirung der Haut bei den Katholiken Bosniens und der Hercegovina" bringt; ferner Generalconsul v. Sax, welcher in seiner „Bosnische Musik" betitelten Abhandlung gewissen Vorurtheilen über die slavischen Melodien in anregender Weise entgegentritt. Hervorzuheben ist auch die „Geschichte einer merkwürdigen Fälschung" von Constantin Hörmann und Dr. Ludwig Thalloczy, welche den Fund zweier räthselhafter Broncegruppen aus der Gegend von Sinj (Dalmatien) zum Gegenstand hat. Als Autoren figuriren in diesem Theile noch Dr. Truhelka (die Bosančica), Lilek (Gottesurtheile und Eideshelfer in Bosnien und der Hercegovina), Ippen (Rascien), Dr. Franz Miklosich (Magyarisch in cyrillischem Gewande), Vuletić-Vukasović (Rumänische Aufschrift mit cyrillischen Schriftzeichen auf einem altbosnischen Säbel in Ragusa) u. s. w.

Der dritte Theil mit 186 Seiten ist der Naturwissenschaft gewidmet. Hervorzuheben sind hier vor allem zwei Abhandlungen des Custosadjuncten Victor Apfelbeck, die „Fauna insectorum balcanica" und der Bericht über die im Jahre 1892 ausgeführte entomologische Expedition nach Bulgarien und Ostrumelien. Den Custos Othmor Reiser, rühmlichst bekannt auch außerhalb Bosniens und der Hercegovina auf dem Gebiete der Ornithologie, finden wir hier mit seinen grundlegenden „Materialien zu einer Ornis balcanica" vertreten. Von diesem Autor ist mittlerweile thatsächlich das Werk „Ornis balcanica, II. Theil, Bulgarien" erschienen und wird in der wissenschaftlichen Welt ohne Zweifel seine Würdigung finden.

Zu erwähnen sind noch die Autoren Knotek, Tomasini und Dr. Justin Karlinsky, welch letzterer ein Verzeichniß der bis zum Jahre 1892 in Bosnien und der Hercegovina gesammelten Myriopoden (Tausendfüßler) bringt.

Der III. Band, welcher über dieselbe Materien-Eintheilung wie der erste Band verfügt, enthält 660 Seiten mit 16 Tafeln und 1178 Abbildungen im Text. Wir finden im ersten Theile gute Bekannte, wie C. Hörmann, Radimsky, Fiala, Thalloczy, Truhelka u. s. w. Besonders aufmerksam müssen wir auf zwei Abhandlungen Radimsky's

machen. Die erste betitelt sich „die Nekropole von Jezerine in Pritoka bei Bihać". Nach einer übersichtlichen Darstellung der archäologischen Funde aus der Gegend von Bihać, welche aus vorgeschichtlicher Zeit bis in die ersten Jahrhunderte hinaufreichen, gibt Radimsky eine erschöpfende Darstellung der Nekropole von Jezerine, welche zum ersten Male gelegentlich des Baues einer orientalisch-orthodoxen Kirche in Pritoka im Jahre 1890 bekannt wurde. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit dem prähistorischen Pfahlbau von Nepač bei Bihać und faßt die bezüglichen vorläufig gesammelten Daten übersichtlich zusammen. Im ganzen sind der Archäologie und Geschichte 529 Seiten des III. Bandes gewidmet.

Der zweite Theil „Volkskunde" umfaßt nur 45 Seiten. Hier finden wir an erster Stelle eine Abhandlung „Südslavische Volksschauspiele primitivster Art" aus der Feder des genialen serbischen Dichters Dr. Lazar Kostić, welcher das vorliegende Thema in gewohnter geistreicher Art behandelt. Primarius Glück ist mit einer Abhandlung über die „Volksbehandlung der Tollwuth in Bosnien und der Hercegovina" vertreten. Aus der Sammlung des Schulleiters Delić „Wie unser Volk denkt" wollen wir auf gut Glück einiges herausgreifen, um dem Lesepublicum einige Proben der Denkweise des Volkes in Bosnien und der Hercegovina zu geben:

„Sieht eine schwangere Frau ein Schaf schlachten und hört das Röcheln des Thieres, so wird ihr Kindlein gewiß ein Schnarcher sein. Deßhalb ist es nach dem Volksglauben sicher, daß die Mutter eines Menschen, der schnarcht, zu jener Zeit, als sie ihn unter dem Herzen trug, der Abschlachtung eines Schafes beigewohnt habe." — „Wenn sich deine Kinder nicht aufziehen lassen und nach der Reihe hinsterben, so nimm beim Begräbniß eines derselben die Wiege mit auf den Friedhof und laß sie am Grabe zurück oder zertrümmere sie dort. Dann bleiben deine künftigen Kinder am Leben." — „Will ein Mädchen erfahren, wann es heirathen wird, so soll sie am Vorabend des St. Georgstages im Garten drei Löcher ausheben. Am nächsten Morgen muß sie sehr früh die Löcher besichtigen und nachsehen, ob sich in einem derselben irgend ein lebendes Geschöpf (ein Käfer o. dgl.) befindet. Ist im ersten Loche ein Thier, so heirathet sie noch in demselben Jahre. Findet sie das Thier im zweiten Loche, so wird sie im zweiten, ist es aber im dritten Loche, dann wird sie im dritten Jahre Hochzeit halten."

Nicht minder charakteristisch sind die von dem Lehrer Johann Zevko gesammelten Erzählungen aus dem Volke. Wir wollen hier eine zum Besten geben.

Das trockene Wasser und das nasse Feuer. — Wäre der Antichrist etwas oder würde es nach seinem Willen gehen, er würde das jüngste Gericht lieber heute als morgen haben. Er könnte es übrigens ohne besondere Mühe erzielen, wenn es ihm gelänge, trockenes Wasser und nasses Feuer (suba voda i mokra vatra) zusammenzubringen. Deßhalb ist er Tag und Nacht bestrebt, es zu Stande zu bringen, und nähert deßhalb das trockene Wasser und das nasse Feuer einander immer mehr. Und während er das anstrebt, wird die Welt immer gottloser und schlimmer. Kurz vor dem jüngsten Tage wird man vor lauter Bosheit und Schlechtigkeit gar nicht leben können. Aber was will der Gehörnte? Er kann nicht anders, als wie ihm der Herrgott befohlen, er kann das Wasser und das Feuer nur in so und so viel Zeit zusammenbringen. Daß es einmal geschieht, darüber ist kein Wort zu verlieren, denn Gott gab ihm diese Macht und gegen den göttlichen Willen vermag Niemand etwas. Sei es, wie es will, nur das wolle Gott nicht geben, daß es zur Verdammniß der Seele führt. Auch seine Macht wird nicht ewig währen, wie noch keine von ewiger Dauer war. —

In dem dritten, der Naturwissenschaft gewidmeten Theile finden wir als Autoren: Dr. Justin Karlinsky (Beiträge zur Phänologie der Hercegovina), Joseph Vavrović (Die Vjetrenicahöhle bei Zavala), Dr. M. Kišpatić (Der Meerschaum aus der Ljubićplanina bei Prnjavor), Dr. Alix Zahlbruckner (Materialien zur Flechtenflora Bosniens und der Hercegovina), Franz Fiala (Adnotationes ad Floram Bosnae et Hercegovinae, Eine neue Pflanzenart Bosniens), Apfelbeck (Ein entomologischer Ausflug in die Umgebung von Serajevo; Monographische Bearbeitung der zwölfstreifigen Otiorrhynchus-Arten), Dr. Curt Floericke (Vogelleben am Utovo Blato).

Aus diesen, mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum allerdings nur skizzenhaften Daten kann man ersehen, über welch reiches Material die „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina" verfügen.

Das Jahr 1894 hat für Bosnien und die Hercegovina noch eine literarische Neuheit gebracht. Es ist das eine pädagogische Zeitschrift, „Skolskivjesnik" betitelt, welche sich seither nicht nur in Fachkreisen, sondern auch bei dem Laienpublicum im Lande und auch außerhalb desselben eine hervorragende Stellung errungen hat. Die Redaction ist in den Händen des bei der Landesregierung in Serajevo als Schulreferent fungirenden Regierungssecretärs Ljuboje Dlustuš, eines Fachmannes, dessen reiche Erfahrungen auf dem Gebiete des Schulwesens die beste Gewähr bieten, daß das für die erwähnte Zeitschrift ausgesteckte Programm im vollsten Maße eingehalten werden wird. Die bisher erschienenen Hefte geben hiefür ein beredtes Zeugniß. Allmonatlich erscheint ein Heft von mindestens 2 Druckbogen nebst einer Beilage, in welcher alle das Schulwesen betreffenden Anordnungen und Verordnungen publicirt werden. Der Preis ist mit 2 Gulden jährlich bemessen, auch ein Umstand, welcher diesem Fachorgan eine weite Verbreitung nicht nur in Bosnien und der Hercegovina, sondern auch in den slavischen Nachbarländern sichern wird.

Das Jahr 1895 brachte eine neuerliche Ueberraschung. Schon seit längerer Zeit hatte sich das Bedürfniß gezeigt, die Bevölkerung in Bosnien und der Hercegovina mit einer den gesteigerten culturellen Anforderungen entsprechenden Zeitschrift zu versorgen. Regierungsrath Hörmann, welcher rastlos für das Museum thätig ist, gelang es auch, diese Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Unter der Aegide der Landesregierung schuf er die „Nada" (Hoffnung), welche nach ihren bisherigen Leistungen thatsächlich der Ausgangspunkt einer besseren Belletristik nicht nur in Bosnien und der Hercegovina, sondern bei den Serben und Croaten überhaupt zu werden verspricht. Am Blatte, welches illustrirt zweimal monatlich in doppelter Ausgabe, mit lateinischen und cyrillischen Lettern gedruckt erscheint, arbeiten die anerkanntesten serbischen und croatischen Schriftsteller, und Künstler von Ruf liefern die Illustrationen. Der Preis ferner — 6 Gulden jährlich — ist so niedrig angesetzt, daß es auch der ärmeren Classe der Bevölkerung möglich ist, sich das Blatt zu halten. — Das sind in Kürze geschildert die neuesten Errungenschaften auf literarischem Gebiete in Bosnien und der Hercegovina. Es steht zu erwarten, daß in Bälde neue Erscheinungen zu verzeichnen sein werden.

Bihać. M. v. Gy.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. A. „Tante Eulalia's Romfahrt" von Max Georg Zimmermann. Bildlicher Schmuck von Kunz Meyer. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1895. — Es ist ein uraltes deutsches Bedürfniß, Ernst und Scherz, wie sie sich im Leben durch einander mischen, auch im Kunstwerk wechseln, sich gegenseitig ergänzen zu

lassen. Aus eben diesem Bedürfniß ist, wie der Verfasser selbst in dem kurzen Vorwort ausführt, das vorliegende Werkchen entstanden. So wird denn dasselbe auch den vielen Deutschen, welche Lernbegierde oder Neugier nach Italien führt, ein erwünschter, lustiger Begleiter sein, ein dankenswerther Tröster nach des Sehens mühevoller Tagesarbeit. Vieles, was der arme Pilger an Enttäuschungen oder Verlegenheiten ähnlich oder ebenso selbst erlebt, oder was er von anderen erzählen hört, findet er dort in ergötzlicher Erzählung wieder; und wenn er am Tage vielleicht verstimmt oder gar sittlich entrüstet war über all das Fremde, das sich so ganz und gar nicht mit seinem wohlerzogenen Ordnungssinn vertragen will, so wird er beim Lesen des Büchleins eben darüber lachen müssen. Denn dort spiegelt sich all das in einem höchst possierlichen Seelenspiegel, in Tante Eulalia's prächtigem alten Jungfernherzen; d. h. eigentlich in zwei Spiegeln, denn neben Tante Eulalia ist Tante Minchen nicht zu vergessen, die sanfte Ismene neben der herben Antigone! Wie stolz würde Tante Eulalia über diesen Vergleich werden, denn sie fühlt sich ja beständig selbst als eine wandelnde Antike, während sich Tante Minchens Stellung jenem größten Phänomen der Vergangenheit gegenüber wunderbar in den Worten malt: „Was geht mich schließlich der ganze, halb zerbrochene Kram an?" — Aus einem kleinen Städtchen Ost-Preußens sind beide nach Italien ausgezogen; und den ganzen Reiz der kleinen Erzählungen wird allerdings nur der ganz verstehen, der jene trockenen, in ihrer Begeisterung für die Kunst so tüchtigen Naturen aus Ostpreußen mit ihren geraden Sinnen und ihren harten Stimmen genauer kennt. — Wer wird bei dem Titel und Inhalt des Büchleins nicht an „Buchholzens in Italien" erinnert, trotzdem der Verfasser jeden Hinweis auf jenes ältere, eingebürgerte Buch vermieden hat? Auch wir wollen beide Werke nicht vergleichen, sondern nur auf einen Unterschied hinweisen, welcher in dem Unterschied der beiden Typen der Hauptpersonen begründet ist. Die Buchholz bleibt als echte Berlinerin innerlich unberührt von allem, was sie in Italien sieht und erlebt; Tante Eulalia kommt durch all das, innerlich und äußerlich, vollkommen aus Rand und Band. Der Schreiber dieser Zeilen will wenigstens für seine Person bekennen, daß ihm Naturen der letzteren Art sympathischer sind als die der ersteren. — Ein kleiner Zug ist noch besonders dankenswerth, denn er erweckt in uns eine tiefere Sympathie für das menschliche Herz Eulalia's und bewirkt, daß diese uns nicht bloß eine komische Person bleibt. Es ist der Moment, da die Tanten zum ersten Male den St. Petersplatz betreten und von der Schönheit und Bedeutung des Anblicks gebannt werden. Auch Tante Eulalia's wohlvorbereitete Erläuterungsrede verstummt — und große Thränen rollen langsam über die verwelkten Wangen herab. Die arme Seele, verwelkt wie ihre Wangen, empfindet plötzlich dieser einen ersten großen Freude gegenüber, wie all ihre vergangenen Freuden hiegegen klein und nichtig waren, und das Große überwältigt sie vollkommen. — Köstlich ist auch das Walten der Nemesis, welche bei der Rückkehr unerbittlich den Stolz Eulalia's demüthigt und das gute Minchen zu ungeahnter Höhe erhebt; denn sie kehrt heim als glückliche Braut, und das ist für die zurückgebliebenen Freundinnen denn doch viel wichtiger und beneidenswerther als all die Bildungsschätze, welche ihnen Eulalia bieten kann. Eulalia tröstet sich mit dem Schicksal der Kassandra. — Wie diese beiden Hauptpersonen, sind auch die Nebenfiguren lebendig und wie nach dem Leben geschaffen. An einer stellenweise allzu großen Breite glaube ich erkennen zu können, daß wir es mit einer Erstlingsarbeit zu thun haben. — Durch die Meisterhand Kunz Meyers ist das Büchlein mit reizenden Bildern geschmückt worden, welche zugleich für jeden Italienfahrer liebe Erinnerungszeichen bilden können. Die Ausstattung seitens der Verlagsanstalt ist von gewohnter Eleganz.

* Der **Allgemeine deutsche Sprachverein** wünscht eine Untersuchung darüber angestellt zu sehen, auf welchem Wege eine **einheitliche deutsche Namengebung in der Pflanzenkunde** zu erreichen ist. Es soll in Betracht gezogen werden, welche Pflanzen dabei in Frage kommen und nach welchen Grundsätzen eine Auswahl aus den vorhandenen deutschen Namen zu treffen ist. Das Hauptgewicht ist dabei weniger auf eine erschöpfende Wortliste zu legen, als auf eine gründliche und zugleich gut lesbare und anregende Erörterung der ganzen Frage. Die Preisarbeiten sind mit einem Wahlspruch zu versehen und bis Ende 1896 an den Vorstand des Vereins (Oberstlieutenant a. D. Dr. Max Jähns, Berlin W. 10) einzusenden. Für die besten Bearbeitungen der Aufgabe sind zwei Preise im Betrage von 600 und 400 M. ausgesetzt worden. Das Preisrichteramt haben die Professoren Dr. Behaghel und Hansen in Gießen, Dr. Drude und Prof. Dr. Dunger in Dresden und Prof. Dr. Pietsch in Berlin übernommen.

* Bei den Reparaturarbeiten am **kgl. Schlosse zu Berlin** hat man kürzlich eine interessante Entdeckung gemacht. An der Hof-Façade des **Cosander'schen** Theiles befinden sich nämlich römisch-korinthische Säulen, deren Capitäle mit ihren scharfen Unterschneidungen der Blätter noch vollkommen erhalten sind. Dieser Umstand erregte schon lange Verwunderung, weil sonst Sandstein-Bildhauerarbeiten dem Einflusse der Witterung sehr ausgesetzt sind. Denn alle alten Arbeiten der Art sind uns durch den Zahn der Zeit verstümmelt überkommen. Eine Untersuchung der so vorzüglich erhaltenen Capitäle hat nun die überraschende Thatsache ergeben, daß die vorspringenden Theile der Capitäle, welche der Zerstörung am meisten ausgesetzt sind, aus Eichenholz bestehen. Mitten durch das Holz läuft der steinerne Säulenschaft. Ein Anstrich mit Farbe, auf welchen Sand aufgebracht ist, verleiht den Capitälen in so täuschender Weise das Aussehen der zu den Säulen verwendeten Steinart, daß nur eine sorgfältige Untersuchung die Feststellung der überaus geschickten Arbeit ermöglichen konnte.

* Der **Historische Verein von Schwaben und Neuburg** hat den Gymnasialrector Dr. W. Vogt in Nürnberg, der sich durch seine Forscherarbeiten auf dem Gebiete der Geschichte und Vorgeschichte des Bauernkriegs, durch seine Darstellung der deutschen Geschichte von 1862—1890, sowie durch zahlreiche Monographien einen verdienstvollen Namen erworben hat, zu seinem **Ehrenmitgliede** ernannt.

* **Ausgrabungen in München** — so beginnt ein Aufsatz, den Dr. Friedrich **Hauser** im 3. Heft des X. Bandes des Archäol. Jahrbuches soeben veröffentlicht. Es handelt sich um eine große Sammlung von **Scherben griechischer Thongefäße**, die bis vor kurzem fast vergessen im Keller der Glyptothek lag. Es waren fragmentirte Gefäße, deren Herstellung sich nicht zu lohnen schien, und eine Menge von Scherben, deren Sichtung früher nicht viel versprach. Aber durch die großen, Mitte der achtziger Jahre gemachten Funde von Vasenscherben auf der Burg von Athen, deren Wichtigkeit längst erkannt worden ist, wurde der Blick auf die vergessenen Schätze gelenkt. Dr. Paul **Arndt** hat sich der großen Mühe mit Unterstützung einiger jüngeren Fachgenossen unterzogen und sich dadurch ein großes Verdienst um die Münchener Sammlung und die Wissenschaft erworben. Dr. F. Hauser, der sich an dieser Sichtung auch betheiligt hat, veröffentlicht zunächst drei rothfigurige Schalen, die nach verschiedenen Seiten hin Interesse bieten. Die eine ist eine sogenannte Augenschale, deren Bedeutung für die Geschichte der attischen Vasenmalerei Hauser fein erörtert. Die zweite ist eine Schale aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert mit der Darstellung des Herakles im Kampfe mit der Hydra und einer Schlachtscene auf der Außenseite. Ihr Innenbild erregt ganz besonderes Interesse; leider ist es stark zerstört. Ein Mann, dessen Kopf eine Haube bedeckt, schreitet mit einer Lyra, die über seinem Rücken hängt, auf einen Jüngling zu, der vor ihm zu sitzen scheint. Ein Räthsel gibt der außen am Rande geschriebene Name „Hektor" auf. Die dritte Schale zeigt ein besonders hübsches Beispiel für die sorgfältige Art, mit der heute die Vasenforschung betrieben wird; die Schale ist nämlich durch Hauser zusammengesetzt aus mehreren Münchener Fragmenten und aus einem Stück, das sich seit langem in der Sammlung des Berliner Antiquariums befindet. Dieser glückliche Fund Hausers ist bezeichnend für die Praxis der Antikenhändler in Griechenland und Italien. Was diese zum Zweck des Verkaufs auseinander reißen, muß die mühselige Arbeit des Gelehrten wieder zusammenbringen. Das jetzt wiedergewonnene Innenbild zeigt eine sehr hübsche und eigenartige Darstellung: einem vom Weine berauschten Alten will ein Knabe wieder auf die Beine helfen.

γσ **Berlin**, 15. Oct. Die **Universität** beging heute durch Festactus die **Uebergabe des Rectorats** für das Studienjahr 1895/96. Nachdem der bisherige Rector Prof. Dr. **Pfleiderer** den Jahresbericht erstattet, leistete sein Nachfolger Prof. Dr. **Adolf Wagner** den Eid und hielt eine Rede über die **Entwickelung** der deutschen wissenschaftlichen **Nationalökonomie**, besonders auch als Universitäts-Lehrgegenstand, und über deren **Stellung zum Socialismus**. Je mehr Arbeitstheilung auf allen Gebieten der Wissenschaft vorherrschend wird, so etwa begann der Redner, desto wichtiger wird gerade zur Orientirung über die einzelnen wissenschaftlichen Gebiete eine Vergleichung derselben; denn diese

ist geeignet, die Einheit der wissenschaftlichen Arbeit wie die Gleichartigkeit der Methode zum Bewußtsein zu bringen. Dies ist bei der modernen Nationalökonomie von besonderem Interesse, für die Universität selbst wie für die weiteren Kreise, da diese heute etwa die Centralstellung im wissenschaftlichen Leben einzunehmen beginnt, wie ehemals die speculative Philosophie, zumal auch in ihr Fragen der Erkenntnißtheorie, der Aufgaben und Ziele ihrer wissenschaftlichen Arbeit nicht ohne Bedeutung sind, und Hypothesen, Induction oder Deduction, causale Erklärung, und Darstellung des Seins und Werdens wie Erörterung des „Seinsollens" neben den Grundanschauungen wie Darwinismus und Evolutionstheorie, fermentativ auf sie eingewirkt haben. Somit bewegen die moderne Nationalökonomie die nämlichen Fragen, für die alle Wissenschaften die voraussetzungslose Forschung als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen. Wie sollte sie sich dieses Recht verschränken lassen! Man hat im Interesse bestimmter Classen den sogenannten „Kathedersocialismus" angegriffen und seinen Lehrern, d. h. den akademischen deutschen Nationalökonomen die Schuld daran zugemessen, daß ein Theil der Jugend socialistischen, ja selbst socialdemokratischen Tendenzen huldigt; selbst in die theologische Facultät sind diese Ideen eingedrungen, was der Anlaß zu einem caveant consules wie einst gegen bestimmte Richtungen der Theologie, der Philosophie und Staatslehre, ja gegen bestimmte Richtungen in der Naturwissenschaft, geworden ist. Kein deutscher akademischer Lehrer läßt sich das freie Forscherrecht verschränken, und ihm droht wahrlich keine Gefahr von Seiten einer preußischen Verwaltung. Allein manche Zweifel und Bedenken gegen die moderne Richtung in der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft haben darauf hingedeutet, daß sie dem Socialismus förderlich sei. Darauf ist zu erwidern: Vom Socialismus hat die neuere Nationalökonomie in der Theorie und der Kritik gelernt, allein sie steht zu ihm im Widerspruch in der Forschungsmethode, der Kritik, der Begründung, der Analyse und in ihren Postulaten. Nicht wunderbar ist es bei der das Gemüth ergreifenden Anschauung des Socialismus, aus welcher die Socialdemokratie die praktischen Folgerungen zu ziehen weiß und dessen Lehren sie nach Art von Dogmen ihren Anhängern einprägt, daß er bei der nicht hermetisch abzuschließenden Jugend Anhänger findet. Doch was nützt eine gebundene Marschroute der Wissenschaft? Soll etwa heute wie einst vor 1848 in Oesterreich nach einem ad usum Delphini zugestutzten „Sonnenfels" oder nach einem schutzzöllnerisch aufgestutzten „List" Nationalökonomie im Interesse bestimmter Classen gelehrt werden? — Die heutige Stellung der modernen deutschen Nationalökonomie erklärt sich aus deren Genesis, einem langen Amalgamirungsproceß der alten Cameralistik und Polizeiwissenschaft einerseits, mit der Lehre der Physiokraten und Adam Smiths andrerseits. Die alte Cameralistik des 17. und 18. Jahrhunderts, die darauf ausging, für einen bestimmten concret gegebenen Staat Beamte zur Praxis heranzubilden, war, trotzdem sie zur Ausgestaltung der Finanzlehre nicht unerhebliche Beiträge gab, keine eigentliche Wissenschaft. Dennoch war sie die theoretische Grundlegung für die mercantilistische Staatspraxis, indem ihre Vertreter die Staatswohlfahrt und das Staatsinteresse zum Ziel sich setzten. Dieser Richtung entsprach die aus der Vorstellung des aufgeklärten Despotismus abstrahirte Wolf'sche Philosophie, zu der die Kant'sche später in scharfen Gegensatz trat, da sie nicht in der Wohlfahrt, sondern in der Rechtssicherheit den Staatszweck erkannte und so mit der Forderung der Nachfolger Adam Smiths übereinkam: freie Bewegung für das Individuum auch auf wirthschaftlichem Gebiete innerhalb der Rechtsschranken des Staates! Obwohl nun die brittische Theorie sich zuerst als geschlossene Wissenschaft darstellte, so enthielt sie doch viel der leeren Worte und der falschen Analogien, die zu falschen Postulaten führten, die Wissenschaft aus ihrer nationalen Stellung hoben und so das Verständniß für den geschichtlich gewordenen Staat verschwinden ließen zu gunsten rationalistischer Formeln. Ausgehend von den Lehren der historischen Rechtsschule, erhob die deutsche historische Schule im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts sich hiergegen als Reaction, und als wir unser Wirthschaftsleben mittelst der modernen Technik auf der Grundlage des Zollvereins, später des geeinten Reiches größer zu gestalten begannen, wurden auch für uns die Fragen des Schutzzolls und des Freihandels zu Lebensfragen und hoben die historische Schule in ihrer Entwicklung, für die auch die Volkswirthschaft ein geschichtliches Product ist und die wiederum es wagt, ethische Maßstäbe an das Wirthschaftsleben anzulegen. Sie erkennt den Staat als nothwendig an, um den Concurrenzkampf zu mildern, bringt das Princip der Relativität bei Fragen der Praxis zur Geltung und weiß aus der alten cameralistischen Systematik fruchtbare Anregungen für die Finanzwissenschaft zu gewinnen. Die Umgestaltung des Verkehrs, die fruchtbare moderne deutsche Gesetzgebung seit 1864, endlich die Bildung des privaten Capitalismus und das Heraufkommen des industriellen Arbeiterstandes in Deutschland mit seinen Bedürfnissen und Forderungen, die Anregungen der socialistischen Literatur in ihrer scharfen Kritik, haben die socialpolitische Richtung der neuen Nationalökonomie bedingt und gefördert. Fragen wie die des Pauperismus, der Uebervölkerung, der Krisen haben schon Robert v. Mohl beschäftigt, während Lorenz v. Stein zuerst dem französischen Socialismus näher trat. Diese Kritik erregte den Zweifel. Dazu kommen die älteren deutschen Socialisten, wie Marlo, dann das communistische Manifest von Marx aus dem Jahre 1848 und nicht zuletzt Proudhons Schriften, die die Wissenschaft zwangen, zu diesem kritisch dogmatischen System des Socialismus ihrerseits Stellung zu nehmen. Unbefangene Prüfung verlangte er; denn dem liberalen Optimismus setzte der Socialismus zu starken Pessimismus entgegen. Die Wahrheit lag in der Mitte, allein es war auch nothwendig, die Ursachen und Bedingungen zu prüfen, aus denen die so scharf kritisirten Zustände emporgewachsen waren. Dies führte zur Legung neuer Grundlagen der Wissenschaft und zur Einführung neuer Principien in ihren Betrieb. Das freie Vertragsrecht, Freiheit und Eigenthum, die Grundlagen des Privatrechts, sie wurden als Probleme erkannt, und indem sich die neue Wissenschaft mit dem Socialismus auf gleichen Boden begab, suchte sie diesem antikritisch entgegenzutreten, seiner Kritik und seinen Forderungen durch Prüfung der ethischen, technischen, socialen, politischen und weiteren Voraussetzungen das Richtige abzugewinnen und den Kern aus dessen kritischem Pessimismus reinzuziehen. Als Männer der Wissenschaft verdienen Marx und selbst Lassalle, dessen Verdienste nicht in seiner Agitation für die Arbeiterpartei, sondern auf rechtsphilosophischem Gebiete liegen, unsre höchste Anerkennung; ja, wir können als Deutsche stolz auf diese Denker sein. Das meiste aus dem wissenschaftlichen Socialismus indessen besteht eine scharfe wissenschaftliche Prüfung nicht, geht es doch über die Fragen der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit seiner Postulate nur allzu leichtsinnig hinweg. In Deutschland besteht heute dem Socialismus gegenüber schon eine Communis opinio doctorum. Die Marx'sche Kritik, an sich ein hochwerthvoller Besitz der Wissenschaft, zeigt Lücken, der Ausbau ruht auf unzuverlässigen Thatsachen, die nach wenig sicherer Methode erforscht und zusammengestellt sind; zudem werden die unsichersten Hypothesen über die Entwicklung der Menschheit aus ihren fernsten Epochen an falscher Stelle verwendet und im schroffsten Gegensatze zur Heroenverehrung alle Fortschritte der Masse zugeschrieben; die materialistische Geschichtsauffassung ist zu wenig die geistigen Interessen der Menschheit allseitig zu umfassen geeignet, religiöse und ästhetische Interessen z. B. finden durch sie keine Erklärung; endlich müßten die Menschen, um die Forderungen dieses Socialismus auszuführen, nicht mehr Menschen, sondern wesensandere Naturen sein, so hoch sind die Anforderungen, die in intellectueller und sittlicher Beziehung an sie gestellt werden. Wenn man der modernen Nationalökonomie vorwirft, es fehle ihr an intellectueller Fähigkeit oder an moralischem Muthe, sich dem Socialismus ganz zuzuwenden, so ist dieser Vorwurf falsch. Es ist vielmehr ihre Aufgabe, zwischen Individualismus und Socialismus Compromisse herbeizuführen, wofür die Theorie indessen nur die Vorarbeit liefern kann, die Ausführung jedoch den Staatsmännern überlassen muß, wie es in unsrer Kranken- und Unfallversicherung, in der mäßigen Vermögensbesteuerung geschehen. Diese Gesetzgebung enthält socialistische Ideen, die indessen die gleichen sind, wie sie in der „Kaiserlichen Botschaft" vom 17. November 1881 und in den „Februar-Erlassen" des Jahres 1890 zum Ausdruck gekommen sind. Die deutsche nationalökonomische Wissenschaft steht auf dem nämlichen Boden, den schon der große Stagirit mit den Worten gekennzeichnet: ἡ πόλις γενομένη μὲν τοῦ ζῆν ἕνεκεν, οὖσα δὲ τοῦ εὖ ζῆν ἕνεκεν. Es frommt deßhalb den Gebildeten, die Arbeit, die Quelle alles Wohlstandes, als sittliche Pflicht und als „socialen Dienst" zum Heil der Gesellschaft, nicht bloß zum eigenen Vortheil zu verstehen; denn sie sind befähigt, den inneren Frieden zum Heil unsres Volkes durch solche Arbeit zu heben und zu fördern.

* **Berlin.** Am 20. d. M. wird der Director des Statistischen Amts der Stadt Berlin, Geh. Rath Prof. Dr. Richard Böckh, sein fünfzigjähriges Beamtenjubiläum feiern. Richard Böckh wurde am 24. März 1824 als Sohn des großen Philologen in Berlin geboren. Er studirte hier und in Heidelberg Jura und

Cameralia und trat 1845 in den preußischen Justizdienst. 1852 trat er als Regierungsassessor unter Dieterici ins Statistische Bureau zu Berlin ein, wodurch seine Lebensarbeit bestimmt wurde. Als er 1855 zum Oberpräsidium in Potsdam übergetreten war, erwuchs ihm die Aufgabe, eine Musterstatistik dieses Bezirks festzustellen. Im Jahre 1864 wurde er wieder in das Statistische Bureau berufen, wo er seit der Einrichtung des statistischen Curses die Bevölkerungsstatistik lehrte und als ältestes Mitglied bei der Neugestaltung der deutschen Statistik hauptsächlich mitwirkte. 1871 war er eine Zeit lang bei dem damaligen Oberpräsidium in Straßburg thätig. 1873 übernahm er die Direction des Statistischen Bureaus der Stadt Berlin, in welcher Stellung es ihm gelang, seine Theorien in größerem Umfang in die Praxis einzuführen. Er wurde 1881 zum außerordentlichen Professor der Statistik, 1885 zum Geh. Regierungsrath ernannt und im folgenden Jahre Mitdirector des Staatswissenschaftlich-statistischen Seminars. Auf weitere Leserkreise haben unter seinen Publicationen besonders gewirkt: die Schrift von 1866 über „die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" und das schöne und gediegene Buch von 1870: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet."

* **Zürich.** Die erste Section der philosophischen Facultät an der Hochschule Zürich überreichte ihrem Ehrendoctor Konr. Ferd. Meyer zu seinem 70. Geburtstage eine künstlerisch ausgeführte Adresse, die nach der „N. Z. Z." folgendermaßen lautet: „Hochverehrter Herr! Am heutigen Tage, den die gebildete deutsche Welt festlich begeht, gestatten Sie wohl auch diesem Glückwunsch Einlaß in die stille Dichterclause. Er kommt aus einem Kreise, welcher mit freudigem Stolze Sie und auch Ihren verewigten Vater zu seinen Ehrendoctoren zählt. An unsern Blicken zieht heute der edle Zug Ihrer Gestalten vorüber und mahnt uns zu bewunderndem Danke. Möge „das große stille Leuchten", das rein wie das Firnenlicht unsrer Heimath aus Ihren Schöpfungen geht, auch die kommenden Geschlechter für und für beglücken!" Die Adresse ist von stilvoller Ornamentik farbig umrahmt. Am Fuße des Textes ist ein anmuthiges Landschaftsbild beigefügt, das die Aussicht von Kilchberg auf See und Gebirge darstellt. Die künstlerische Ausführung stammt vom Kunstmaler Sulzberger.

* **Bern.** Prof. Robert Koch ist auf dem jüngst hier abgehaltenen internationalen Thierärztecongreß zum Ehrenmitglied ernannt worden. Diese Auszeichnung verdankt er der Entdeckung des Tuberculins. Während dies Mittel bei Menschen gegenwärtig fast gar nicht mehr zur Anwendung kommt, machen die Thierärzte in allen Ländern ausgedehnten Gebrauch davon und schätzen es äußerst hoch. Zwar hat es auch den Arzneischatz der Thierärzte nicht vermehrt, aber es bewährt beim Rindvieh seinen außerordentlichen diagnostischen Werth, der beim Menschen durch die für diesen empfänglicheren Erdensproß schädlichen Nebenwirkungen des Mittels nicht rein zum Ausdruck kommt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 13. bis 16. October folgende Schriften eingegangen:

Untersuchung der wirthschaftlichen Verhältnisse in 24 Gemeinden des Königreichs Bayern. München, R. Oldenbourg 1895. — Jahresbericht der Handelskammer zu Leipzig 1894. Leipzig, J. C. Hinrichs (Comm.) 1895. — E. V. Zenker: Der Anarchismus; Kritik u. Geschichte. Jena, Gustav Fischer 1895. — C. v. Massow: Reform oder Revolution! 2. Aufl. Berlin, Otto Liebmann 1895. — C. F. Reatz: Die Literatur üb. d. Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs. Leipzig, J. C. Hinrichs 1895. — W. Aßmann: Das Zolltarifgesetz nebst Tarifen in neuester Fassung. Mühlheim-Ruhr, Jul. Bagel 1895. — E. Böschenstein: Fort mit dem Steuerzettel! Vortrag. Zürich, Albert Müller 1895. — Elisabeth Gnauck-Kühne: Die sociale Lage der Frau; Vortrag. Berlin, Otto Liebmann 1895. — *Revue politique et parlementaire;* dir. Marcel Fournier. II. année, t. VI no. 16. Paris, Armand Colin et Cie. 1895. — Freie Liebe und bürgerliche Ehe; Schwurgerichtsverhandlung. Wien, Ignaz Brand. — Dr. Arthur Pfungst: Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur beitreten? Berlin, Ferd. Dümmler 1896. — Denkschrift zur Feier der Enthüllung des Straßburger Denkmals in Basel, hggb. vom Regierungsrath. Basel 1895. — Edmund Friedemann: Friedrich Wilhelm der Vierte; geschichtliche Betrachtung. Berlin, Ferd. Dümmler 1896. — F. W. Battenberg: Erinnerungen aus großer Zeit. Leipzig-Frankfurt, Kesselring. — J. Hermann Baas: Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Berlin, Friedrich Wreden 1896. — Fr. Moldenhauer: Geschichte des höheren Schulwesens der Rheinprovinz. Köln, Paul Neubner 1895. — Dr. James Russell: Die Volkshochschulen in England u. Amerika; deutsch v. O. W. Beyer. Leipzig, R. Voigtländer 1895. — Wilhelm Vogt: Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. N. F. III. Bd. Hft. 5. München, M. Rieger 1895. — Bericht über die XII. Generalversammlung des Vereins von Lehrern an technischen Unterrichtsanstalten Bayerns. April 1895 (Sonderabdr.). — Prof. Dr. Reinhold Biese: Deutsches Lesebuch für die Prima der höheren Lehranstalten. Essen, G. D. Bädeker 1895. — Lorenz Bauer, Architect: Der geheime Rath in Bausachen; mit 30 Tafeln. München, Max Kellerer 1895. — Max Hesdörffer: Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. Lfg. 1. Berlin, Robert Oppenheim 1895. — Gebr. A. u. G. Ortleb: Der Kanarienvogel, sowie die beliebtesten Singvögel; Zucht und Pflege. Oranienburg, Ed. Freyhoff. — Leopold Wurth: Das Wortspiel bei Shakspere. J. Schipper: Grundriß der englischen Metrik. (Wiener Beiträge zur engl. Philologie I. u. II.) Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1895. — Adolf Mussafia u. Theodor Gartner: Altfranzösische Prosalegenden, hgg. I. Th. Ebenda. — A. F. R. Knötel: Homeros der Blinde von Chios und seine Werke. II. Th. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — Julius Meyer: Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst; gesammelte Aufsätze, hggb. von Conrad Fiedler. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — Karl Pröll: Am Seelentelephon; neue Kurzgeschichten. Berlin, Hugo Storm. — Gustav Falke: Landen und Stranden; Hamburger Roman. 2 Bde. Berlin, Verein für freies Schriftthum. — Jules Vallès: Vingtras' junge Leiden; frei bearbeitet v. Karl Schneid. Ebenda. — Carl Busse: Träume. Leipzig, A. G. Liebeskind 1895. — Adalbert Meinhardt: Mimen; moderne Zwiegespräche. Berlin, Gebr. Paetel 1895. — Villamaria: Titellos; Novellen. Ebd. — Wilhelmine v. Hillern: Und sie kommt doch! Erzählung. Ebenda. — H. Wiegand: Der Einjährig-Freiwillige als Badegast; humorist. Soldatenstück in 3 Aufzügen. Meißen, C. H. Krauße. — Arthur Stiehler: Pfarrer Reinhardt; Tragödie in 3 Aufzügen. Stuttgart, Carl Malcomes. — Der Musikführer: Nr. 4, Beethovens IX. Symphonie; Nr. 42—43, Händels Messias, erläutert von Prof. Sittad. Frankfurt a. M., H. Bechtold. — Zum Mitsingen: 1. Sammlung, Liedertexte ꝛc. 29. Aufl. Berlin, Richard Rühle. — Daheim-Kalender für das Deutsche Reich auf 1896. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Carl Stangens Reisebureau: Programme für die Unternehmungen 1896. Berlin. — Antiquar. Katalog: J. Ricker, Gießen 1895. Nr. 18: Theologie.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Material zur Beurtheilung der armenischen Frage.

Von Karl Hron.

I.

Für die Armenier wird in der öffentlichen Meinung Europa's weit mehr mit Gefühlsregungen, als mit geschichtlichen und statistischen Daten gearbeitet, trotzdem doch nur diese letzteren eine zuverlässige Grundlage für die Beurtheilung politischer Fragen bilden. Deßhalb folgen hier einige Beiträge zur Ergänzung dieses Mangels. Ihr geschichtlicher Theil ist aus J. v. Hammers bestbekanntem Quellenwerke „Geschichte des osmanischen Reiches“ (Pest, Hartleben 1834, II. Auflage) zusammengetragen und nach anderen, möglichst zuverlässigen Historikern ergänzt. Für den statistischen Theil wurden zumeist die Zahlen des französischen Forschers Deyrolle und des Russen Tichatscheff benützt, von denen ersterer die betreffenden Gebiete vor 20, letzterer vor 10 Jahren bereist hat; die neueren Ziffern sind eben viel zu sehr einem bestimmten politischen Zweck angepaßt, um vertrauenerweckend zu sein. Vorkommende Hinweisungen auf den Koran beziehen sich auf dessen deutsche Uebersetzung von F. E. Boysen, ergänzt durch Prof. Dr. S. F. G. Wahl (Halle, Gebauer'sche Buchhandlung, 1828), auf die „historisch-kritische Einleitung in den Koran“ des Heidelberger Professors Dr. Gustav Weil (Bielefeld und Leipzig, bei Velhagen und Klasing, 1878) und auf Hammer-Purgstalls „Gemäldesaal rc.“ (Leipzig, bei Leske, 1837).

Die Armenier leiten ihre Geschichte bis in die prähistorische Sagenzeit hinauf. Für den vorliegenden Zweck beginnt sie jedoch erst mit der Eroberung des Landes durch die Osmanen und es genügt aus der früheren Zeit die Erwähnung des Umstandes, daß das von nationalen Dynastien beherrschte armenische Reich schon 190 v. Chr. in zwei von einander unabhängige Gebiete zerfiel (Großarmenien im Kaukasus, Kleinarmenien im Antitaurus), in welchen zwar schon zur Zeit des ersten apostolischen Wirkens die Lehren des Christenthums, sehr bald aber auch die dogmatischen Subtilitäten der ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung wirksame Verbreitung fanden. Die Religionsparteien befehdeten sich sehr grimmig und suchten Anlehnung bei ausländischen Herrschern. Dadurch wurde ihr Vaterland zu einem Zankapfel der Byzantiner, Perser und Seldschuken, bis im Jahre 1442 Timur-Lenk („lahmer Eisenkopf“) Großarmenien eroberte und damit die letzten Reste staatlicher Selbständigkeit endgültig vernichtete. Kleinarmenien war schon 1375 durch den ägyptischen Sultan Schabaan, einen bachritischen Mamluken, unterjocht worden. Die Neugestaltung der Landkarte Asiens nach Timurs Tod machte Großarmenien zur persischen, Kleinarmenien zur osmanischen Provinz; von ersterer eroberte Sultan Selim I. den westlichen, größeren Theil, wogegen um den östlichen Theil seine Nachfolger noch durch Jahrhunderte mit den Persern kämpften.

Die Organisation Armeniens als türkische Provinz wurde gleich nach der Schlacht von Kodschhissar 1515, während die Perser noch einzelne befestigte Orte besetzt hielten, durch den hiefür zum Landcommissar ernannten gelehrten Mollah Idris, einen geborenen Kurden und Vater der osmanischen Geschichtschreibung, durchgeführt. Die Armenier wurden neben den Griechen („Milleti Rumi“) als berechtigte Rajah-Nation gesetzlich anerkannt („Ermeni Milleti“) und erhielten als nationale Oberbehörde drei Patriarchen, von denen jenem des Klosters Edschmiasin (bei Eriwan) die oberste Leitung in dogmatischen Glaubenssachen, dagegen dem von Konstantinopel die Besorgung jener weltlichen Gerichtsbarkeit übertragen wurde, welche die damaligen Verwaltungsprincipien der Osmanen dem autonomen Wirkungskreise der gesetzlich anerkannten Rajah-Nationen überließen; der dritte Patriarch residirte in Sis als Oberhaupt Kleinarmeniens, war jedoch seinen beiden Collegen nicht vollkommen gleichgestellt, sondern innerhalb ihres speciellen Wirkungskreises untergeordnet. Die Patriarchen von Edschmiasin und Sis wurden durch die Mönche der betreffenden Klöster frei gewählt, jener von Konstantinopel, welcher als Beamter der Pforte galt, wurde von dieser ernannt und erhielt 12 armenische Laien als Beiräthe für die Besorgung seiner weltlichen Regierungsgeschäfte. Im übrigen wurde die bisherige nationale Gliederung beibehalten und der Bevölkerung bloß die Entrichtung der im Koran (Sure IX „Die Buße“) vorgeschriebenen mäßigen Kopfsteuer auferlegt. Im Vergleich zu den Verhältnissen der damaligen „leibeigenen Unterthanen“ Europa's war sonach das Unterthanenverhältniß der Armenier zur Pforte ganz unverhältnißmäßig milder und ist dies auch jahrhundertelang geblieben, was wohl am besten durch die Thatsache erwiesen wird, daß sich noch im Jahre 1724 die Armenier Eriwans weigerten, die Waffen gegen die Osmanen zu ergreifen, und der persische Feldherr Mohammed Kulichan nur mit vieler Mühe, gepaart mit glänzenden Versprechungen, deren Neutralität erlangen konnte, wogegen die Armenier vom Ararat unter der Führung ihres Metropoliten eine Ergebenheitsdeputation in das Lager des osmanischen Feldherrn, Serasker Aarifi Achmed, entsendeten. Für die durchgeführte staatliche Organisation der Provinz Armenien wurde der Mollah Idris vom Sultan durch einen belobenden Ferman und ein Geschenk von 2000 venetianischen Ducaten, 8 Ehrenkleidern, sowie einem Säbel mit goldenem Griff und Scheide aus Goldstoff ausgezeichnet.

Dem Abendländer, der die mohammedanischen Staatszustände nur nach den später eingetretenen Entartungen und aus vielfach entstellten Berichten kennt, ist diese Milde der ursprünglichen Einrichtungen des Islam gänzlich unbekannt. Deßhalb dürfte es zweckmäßig sein, hier einige Beweise dafür einzufügen, daß sie sowohl den Vorschriften des Koran, wie auch jenen der Sunna und sonstigen Ueberlieferung entsprechen.

Der Koran unterscheidet die Götzendiener von den Besitzern einer göttlichen Offenbarung und befiehlt bloß hinsichtlich der ersteren die Bekämpfung bis zur Vernichtung

oder Bekehrung, bezüglich der letzteren dagegen nur den Kampf bis zur Anerkennung der Oberherrschaft des Koran durch Erlag eines Tributs an den Herrscher der Gläubigen (Sure IX). In diesem Sinne hat schon Mohammed selbst die von Ali unterworfenen Christen von Nedschran (Jemen) behandelt und ist auch sein, übrigens vielfach als apokryph erklärtes, sog. Testament abgefaßt; überdies rühmen sich viele Christengemeinden des Besitzes von Mohammed persönlich ausgestellter Freibriefe, so z. B. auch die Mönche des Katharinenklosters am Sinai. Thatsache ist, daß der Koran neben vielen, gegen die Lauheit im Glauben der Nicht-Mohammedaner gerichteten, sie verdammenden Stellen auch solche enthält, welche ihnen Schutz auf Erden und selbst die Möglichkeit ewiger Seligkeit zusprechen; z. B. Sure II „Die Kuh", Vers 61: „Hingegen werden die Gläubigen an Gott, Juden, Christen und Sabäer, wenn sie an Gott glauben und an den jüngsten Tag und wenn sie redlich handeln, Belohnung finden beim Allmächtigen; auch im irdischen Leben soll sie weder Furcht noch Traurigkeit quälen; sie haben nichts zu fürchten und werden nicht betrübt werden." Besonders für die Christen sprechen mehrere Stellen des Koran; z. B. in der Sure V „Der Tisch": „Wahrnehmen wirst du, daß die grimmigsten Feinde der Gläubigen die Juden und ihre Genossen, die Götzendiener, sind; und wahrnehmen wirst du, daß die Christen gegen die wahren Gläubigen gütiger gesinnt sind." In der Sure LXXXV „Die Burgvesten" werden sogar die christlichen Märtyrer von Nedschran (gemartert vom mosaisch gewordenen hamjarischen König Abu Nawaas) geradezu verherrlicht. Dieser Sinnesrichtung entspricht auch die Vorschrift der Sure V: „Nur unbillige Menschen richten sich bei Abfassung der Urtheile nicht nach der schriftlichen Offenbarung Gottes. Auf die Propheten haben wir Jesum gesendet, den Sohn Mariens, um das Gesetz zu bestätigen, welches in den Händen der Juden war; wir haben ihm auch das Evangelium anvertraut, eine Verkündigung voll von Anweisung und Licht, die das Gesetz Mosis bekräftigt und den Gottesfürchtigen Lehre und Erinnerung ist. Deßhalb sollen die Bekenner des Evangeliums nach der darin enthaltenen göttlichen Offenbarung richten. Wer aber nicht richtet nach der göttlichen Offenbarung, der ist ein Uebelthäter." Auf diese Stelle des Koran gründet sich die autonome Gerichtsbarkeit der gesetzlich anerkannten Rajah-Nationen in mohammedanischen Staaten, sowie die von Ismail Pascha 1870 veranlaßte, von der Pforte 1873 anerkannte und am 28. Juni 1875 in Thätigkeit gesetzte Reform-Gerichtsbarkeit Aegyptens, in welcher die Urtheile durch eine Vereinigung christlicher mit mohammedanischen Richtern geschöpft werden.

Um einige Belege dafür zu bieten, daß diese Milde des Koran gegen die Christen in der Zeit des mohammedanischen Aufstrebens nicht bloß als todter Buchstabe betrachtet, sondern auch thatsächlich befolgt wurde, sei beispielsweise angeführt, daß nach der Eroberung von Damascus vom Chalifen Omar den Christen gestattet wurde, in der zur Moschee bestimmten Kirche St. Johann ihren Gottesdienst auch fernerhin zu verrichten und daß sich dann durch 70 Jahre thatsächlich die Imame und christlichen Priester in den Gottesdienst unter einem Dache theilten, daß die Glocken der Christen und der Gesang des Muezzin ihre Gläubigen zur Andacht in dasselbe Gotteshaus riefen, in welchem der christliche Hochaltar dem mohammedanischen Michrab, der Predigerstuhl dem Minber durch zwei Menschenalter friedlich gegenüber stand. Allgemein bekannt ist auch, daß Omar nach der Eroberung Jerusalems, um die christlichen Kirchen vor Plünderung zu bewahren, an deren Schwelle das Gebet verrichtete, eine Scene, welche Hammer-Purgstall recht ansprechend schildert: „Als (von der Stelle, an welcher Christus gepredigt hatte) das ‚Gott ist groß! Kommt zum Gebet!' aus dem Munde Belals, des Muezzin Mohammeds, melodisch ertönte, wurden die Gemüther vom religiösen Gefühl tief erschüttert und alle die rauhen Krieger weinten Thränen der Freude und Rührung." Omar, ein durchaus edelgesinnter Mensch und eine der hervorragendsten Herrschergestalten aller Zeiten und Völker, dessen Reich sich vom Gestade des Indischen Oceans bis zum Kaukasus erstreckte, war in seinem gewöhnlichen ärmlichen Kleide in Jerusalem zu Fuß eingezogen, weil auf seinem Kameele ein kranker Diener saß. Aufmerksam gemacht, daß seinem Range diesmal ein Prunkkleid besser entsprechen würde, wies er es mit den Worten zurück: „Gott sieht dem Menschen in das Herz, nicht auf das Kleid." Dieser größte moslimische Herrscher und Begründer der mohammedanischen Weltmacht, sagte vor seinem Tode zu den um ihn Versammelten: „Ich habe eure Besoldung geregelt; habe die Finanzen unsres Gemeinwesens durch Rechenkammern, die Urkunden durch eine Zeitrechnung, die Münzen durch ein Gepräge in Ordnung gebracht; ich habe Städte gegründet, Moscheen gebaut und euch ein Strafgesetz gegeben; aber Niemand kann sagen, Omar habe dem Worte Gottes auch nur einen Buchstaben zugefügt oder weggenommen." Wären seine Gesetze immer befolgt worden, dann gäbe es heute wohl kaum eine „armenische Frage".

Nach dieser Abschweifung, welche beweisen soll, daß dem Koran und den mohammedanischen Religionsbüchern an den gegenwärtigen Zuständen der Türkei ebensowenig ein ursächliches Verschulden beigemessen werden kann, wie etwa dem Evangelium und den christlichen Kirchenvätern an der Zerstörung Magdeburgs, an den Ketzerverbrennungen und dem Hussitengräuel, kehren wir zur Geschichte Armeniens zurück.

Das Bestehen einer „armenischen Frage" als Factor der europäischen Politik kann vom Jahre 1610 an datirt werden, in welchem sich die Jesuiten in die inneren Angelegenheiten der armenischen Nation wegen der katholischen Unions-Propaganda einzumischen begannen.

Schon während des Concils zu Florenz (1439—1442) hatte Papst Eugen IV. die Grundlagen für eine Vereinigung der armenisch-gregorianischen mit der römisch-katholischen Kirche geschaffen, indem er von den Anhängern der ersteren bloß die Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit, der zweifachen Natur Christi und der sieben Sacramente forderte, ihnen aber im übrigen die Beibehaltung ihrer überlieferten rituellen Gebräuche, ja sogar ihrer speciellen, von der katholischen Kirche als Ketzer verdammten Heiligen gestattete. Die Gregorianer sind nämlich hinsichtlich der Lehre von der Wesenheit Christi Monophysiten und haben bloß drei Sacramente: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe. Diese Unionsbestrebungen fanden durch geraume Zeit Anhänger bloß unter den in katholischen Staaten ansässigen armenischen Kaufleuten, welche sich durch deren Annahme mit geringen Gewissensopfern vor den damals rege arbeitenden Ketzerwitterern und vor sonstigen religiösen Anfeindungen ausgiebig zu schützen vermochten. Erst im sechzehnten Jahrhundert gelang es dem Bischof Bartholomäus, einem Dominicaner, in der Gegend von Nachdschiwan eine kleine unistisch-katholische Colonie zu gründen, welche zwölf Dörfer und Weiler umfaßte, mit ihren Nachbarn in Frieden lebte und dem armenischen Patriarchen Abgaben entrichtete.

Dieser Erfolg veranlaßte im Jahre 1583 den damaligen Cardinal Montalto (ursprünglich Felix Peretti, später Sixtus V.), einen Theil seiner reichen Einkünfte auf die Ausrüstung einer Mission zu verwenden, mit deren Leitung der Bischof von Sidon betraut wurde. Derselbe bereiste Klein-Armenien, Mesopotamien und einen Theil Groß-Armeniens, wurde zwar überall freundlich empfangen,

erreichte aber wenig thatsächliche Erfolge. Die dortigen Kirchenhäupter freuten sich über die römische Fürsorge, welcher sogar die Gründung einer armenischen Druckerei in Rom zu danken war und die sich auch in klingenden Freundschaftsbeweisen äußerte, waren aber wenig geneigt, auf ihre bisherige Selbständigkeit zu verzichten. Sie redeten sich auf die türkischen Behörden aus, welche die Verbindung mit einem außerhalb der Türkei residirenden Oberhaupte keinesfalls zulassen würden. Bloß der Patriarch von Sis unterfertigte die Urkunde der Kirchenvereinigung und hätte vermuthlich auch in ihrem Sinne gepredigt, wenn er nicht bald darauf nach Konstantinopel abberufen worden wäre, um sich dort gegen die Anklagen eines untergebenen Bischofs zu verantworten, mit dem er schon lange im Streit lebte. Immerhin war die freundliche Gesinnung der armenischen Kirchenhäupter den Unionsbestrebungen vielfach förderlich. Viele reiche armenische Kaufleute Konstantinopels traten zum unistischen Katholicismus über und auch die kleine Colonie von Nachdschiwan nahm allmählich an Umfang zu.

Diese hoffnungsvolle Entwicklung wurde aber durch das zelotische Eingreifen der Jesuiten bald wieder gehemmt und später vollkommen vernichtet. Durch ihr Verhalten wurde die Unionspropaganda aus einer bloßen Gewissenssache der einzelnen Armenier zu einer politischen Angelegenheit der Nation, des türkischen Staates und der europäischen Mächte, zu einer wachsenden Verlegenheit aller dieser Factoren. Im Weiterschreiten auf solch verfehlter Bahn gab sie dann den Anlaß zu grausamen Verfolgungen, welche viele friedliche Bürger um Leben und Freiheit, um Hab und Gut gebracht haben.

Im Jahre 1610 brachte der französische Botschafter de Breves fünf Jesuiten unter der Führung des P. Canillac S. J. nach Konstantinopel, wo er ihnen die Botschaftskirche St. Benedict einräumte und die Kirche St. Georg von der Pforte erwarb. Bald nach den ersten Predigten der Jesuiten erhob sich gegen sie ein so allgemeiner Entrüstungssturm unter der katholischen und orientalisch-orthodoxen Geistlichkeit, wie auch in der Laienwelt, daß sich der Bischof von Tine veranlaßt sah, vom venetianischen Bailo und dem englischen Gesandten eine Intervention beim Großwesier, dem alten Mustapha Pascha, zu erbitten. Dieser wurde belehrt, daß die Jesuiten überall als Unruhestifter, als Agitatoren gegen die bischöflichen Rechte zu gunsten des Papstes aufträten, weßhalb er den französischen Botschafter ersuchte, auf sie beschwichtigend einzuwirken; wobei er erklärte, er wolle lieber zehn andere Geistliche als noch einen einzigen Jesuiten nach Pera zulassen. Weil diese Mahnung nichts fruchtete und die Jesuiten in ihrer zelotischen Weise beharrten, wurden sie endlich zur Pforte citirt, um sich gegen die auf ihnen lastende Beschuldigung, alles in Verwirrung gebracht zu haben, zu rechtfertigen. Das scheint ihnen nicht gelungen zu sein, denn sie wurden verhaftet, was den Nachfolger des Herrn Breves, Marquis de Solignac, in solche Erregung versetzte, daß er sich in größter Eile, im Schlafrocke, zum Großwesier begab, wo er deren Freilassung erwirkte. Nebenbei sei hier erwähnt, daß ein Jahrhundert später die Jesuiten auch an einem anderen Punkte des europäischen Ostens, nämlich in Belgrad, viel politisches Unheil stifteten und viel dazu beitrugen, daß das Wiener Cabinet dort die Sympathien der Bevölkerung und mittelbar dadurch bald auch das kaum erst gewonnene Serbien wieder verlor. Der große Prinz Eugen hat sich bloß aus solcher Ursache in mehreren, Serbien betreffenden Erlassen schon sehr frühzeitig als entschiedener Gegner der Belgrader Jesuitenwirthschaft gezeigt.

Durch den allgemeinen Unwillen und die Strenge des Großwesiers zur Vorsicht gemahnt, übten die Jesuiten in ihrem öffentlichen Auftreten fortab mehr Vorsicht und trachteten vorerst den Boden für ihr Wirken zu ebnen. Es gelang ihnen, den Vicar des armenischen Patriarchen zu veranlassen, daß er im Interesse einer groß angelegten unistischen Propaganda an den Papst und an den König von Neapel schreibe. Diese von Anfeindungen der Pforte strotzenden Briefe kamen jedoch zur Kenntniß des Großwesiers, der die betheiligten Jesuiten in die „sieben Thürme“ einsperrte, den Vicar aber aufknüpfen ließ. Der französische Gesandte vermochte erst mit vieler Mühe die Jesuiten gegen ein Lösegeld von 30,000 Ducaten aus dem Kerker zu befreien (1615). Viel weniger Mühe kostete es dagegen den Franciscanern, in Verbindung mit dem Bailo von Venedig, die Ausweisung der Jesuiten aus den Kirchen Palästina's zu erwirken.

Solcherart mit ihrem Vorhaben zum zweiten Mal gescheitert, setzten die Jesuiten ihre Hebel an einem anderen Punkte an, indem sie durch unverdächtige Mittelspersonen sowohl bei der Pforte, wie auch im Volke, gegen die ihnen feindlichen Würdenträger der armenischen und griechischen Kirche eine rege Agitation wegen anscheinend ganz anderer Dinge, als der kirchlichen Union, einleiteten, um Jesuitenfreunde an deren Stelle zu bringen. Es gelang ihnen im Jahre 1637 zunächst, den griechischen Patriarchen Cyrillus beim Großwesier zu verdächtigen; er wurde abgesetzt, in die „sieben Thürme“ gesperrt und dort bald darauf erwürgt. An seine Stelle kam der Jesuitenfreund Carfila, welcher für sein Bestallungsdiplom 50,000 spanische Thaler, mehr als das Doppelte des bisher üblichen Betrages, mit Hülfe der Jesuiten erlegte. Nicht so günstig verlief jedoch die gleichzeitige armenische Parallelaction, welche durch einen Spaniolen, Don Juan Menasses, der Pforte verrathen wurde. Durch Jesuitenfreunde beim Großwesier selbst verdächtigt, kam Menasses in die „sieben Thürme“, befreite sich jedoch durch den Uebertritt zum Islam. Seine Enthüllungen hatten auch den österreichischen Internuntius, Baron Greifenklau, in Unannehmlichkeiten verwickelt, weßhalb er von diesem im Mai 1647 im Botschaftspalais erschlagen wurde; auch Greifenklau starb bald darauf eines plötzlichen Todes.

Im Jahre 1650 wurde der Kämmerer Omar nach Armenien entsendet, um die Rückstände von der Steuer „Bedeli Timar“, einer Abgabe von den Reiterlehen, einzutreiben. Er verpachtete die Eintreibung an den Alaibeg von Kastemuni, Schattir, welcher mit solcher Härte vorging, daß sich die mohammedanischen Lehenbesitzer gegen ihn empörten und die christlichen Armenier sich dieser Empörung alsbald anschlossen. Durch den von der Pforte entsandten Mohammed-Aga Dschindi wurde der Aufruhr im Wege friedlicher Verhandlungen gedämpft, denn er war ja vom Anfange ab nicht gegen die osmanische Herrschaft, sondern bloß gegen die Uebergriffe eines untergeordneten Beamten gerichtet. Wie wenig der Sultan an der Loyalität der Armenier trotz dieses Aufruhrs zweifelte, erhellt wohl daraus, daß schon im Jahre 1655 ein Armenier, Sulejman-Pascha, zum Großwesier ernannt wurde und in dieser Stellung durch elf Jahre verblieb. Erwähnt sei hier auch, daß durch die neue Kleiderordnung des Sultans Mohammed IV. ein altes Privilegium der christlichen Armenier, gleich den Mohammedanern rothe Mützen und gelbe Schuhe tragen zu dürfen, aufgehoben und ein armenischer Bräutigam, dessen Hochzeitszug der Sultan in den Straßen Konstantinopels zufällig begegnete, als Uebertreter dieses großherrlichen Befehles vom Flecke weg hingerichtet wurde.

Aus dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts gibt es einige Schilderungen des inneren Zustandes der armenischen Kirche, welche die Bestrebungen fanatischer Glaubenseiferer, hierin Wandel zu schaffen, erklären mögen. Die Christen hatten viele äußere Formen des Islam an-

genommen. Christinnen verehelichten sich regelrecht mit Mohammedanern und umgekehrt, ohne das Religionsbekenntniß zu ändern. Gegen diese Gepflogenheit richtete sich die Thätigkeit der Jesuiten, welche mit Hülfe des außerordentlich einflußreichen Pfortendolmetsch Panajotti wiederholte Absetzungen griechischer Patriarchen erwirkt hatten, bis es ihnen gelang, den „jungfräulichen" Parthenios an die Spitze zu bringen. Dieser verlangte 1672 vom regierenden Mufti Minkarisade Jaja Effendi einen Fetwa (religionsgesetzliche Entscheidung) darüber, „ob es den Moslimen erlaubt, ein Weib zu ehelichen, das Schweinefleisch ißt und Wein trinkt, und ob ein Kind nicht schon in solchem Mutterleibe des Islam unwürdig sei?" Nach langer Berathung mit den Gesetzesgelehrten erklärte der Mufti, daß solche Ehen den Moslimen nicht erlaubt seien, worauf Parthenios nach Vorweisung dieses Fetwa von dem aufgeklärten, milden und menschenfreundlichen Großwesier Köprilisade Achmed Pascha, dessen fünfzehnjährige Herrschaft durch keinen einzigen Justizmord befleckt ist, ein Verbot der Mischehen erlangte; eine Maßregel, welche tief in die Familienverhältnisse, besonders der armenischen Bevölkerung, eingriff, deren Patriarchen sich gegen das Andrängen der Jesuiten, diese Frage aufzurollen, stets ablehnend verhalten hatten.

Daß die Jesuiten das Verbot der Mischehen veranlaßt hatten, war den armenischen Christen bald bekannt geworden und veranlaßte sie, den bisher bloß gegen die ersteren gerichteten Haß nun auch auf deren Anhänger, auf ihre katholischen Volksgenossen überhaupt, zu übertragen. Dadurch trat die armenische Frage in ein neues Stadium, in das der beginnenden allgemeinen Katholikenverfolgungen.

Die Jesuiten hatten in Erserum ein Collegium errichtet und in demselben allmählich etwa 300 Prediger des Unionsgedankens ausgebildet, welche seit einer Reihe von Jahren unter den armenischen Christen der asiatischen Türkei mit allerdings geringem Erfolge wirkten. Die monophysitische Geistlichkeit spürte diese Erfolge trotzdem in der Verminderung ihrer Einkünfte und benützte die durch das Mischehenverbot erzeugte Aufregung zu einem energischen Versuche, die ganze Unionspropaganda sammt der Wurzel auszurotten. Die Katholiken wurden mit dem Kirchenbanne belegt und solcherart auch vom bürgerlichen Verkehre mit ihren Volksgenossen ausgeschlossen, konnten sich aber darüber hinwegsetzen, weil sie immerhin schon zahlreich genug waren, um sich unter einander zu behelfen. Deßhalb wurde alsbald zu schärferen Mitteln, zu Einkerkerungen und Mißhandlungen geschritten, wogegen die Jesuiten beim Großwesier klagten. Dieser ließ nun den monophysitischen Patriarchen von Edschmiazin, Avietis, zur Rechtfertigung nach Konstantinopel bringen und wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse in die „sieben Thürme" sperren, doch gelang es dem Mufti, den Zorn des Großwesiers dadurch auf die Jesuiten abzulenken, daß er die monophysitischen Armenier als Schützlinge des Koran bezeichnete, welche die in der Sure IX vorgeschriebene Kopfsteuer an den Beherrscher der Gläubigen zahlen, während die Jesuiten Sendlinge eines fremden, der Türkei feindlich gesinnten Herrschers, des Papstes, seien. Darauf hin wurde der Patriarch in Freiheit gesetzt und die Häupter der antitürkischer Conspirationen verdächtigen Katholiken, nämlich vier reiche Bankiers, bei gleichzeitiger Einziehung ihres Vermögens an die Galeeren geschmiedet (24. October 1703).

Um beiläufig dieselbe Zeit begab sich eine Deputation monophysitischer Armenier unter Führung des Metropoliten Ephraim zu dem gewöhnlich in Adrianopel residirenden Großwesier, dem ungebildeten, des Lesens und Schreibens unkundigen Serben Daltabanpascha, um eine Beschwerde gegen den Konstantinopeler Patriarchen Supi vorzubringen, weil er den Jesuiten gestattete, in den armenischen Kirchen türkisch zu predigen. Sie erhielten zwar den sonderbaren Toleranzbescheid: „Schwein bleibt Schwein, ob weiß oder schwarz; deßhalb kümmert sich die Pforte nicht um den Unterschied zwischen einem Armenier-Katholiken oder -Monophysiten"; doch wurde bald darauf Supi abgesetzt und an seine Stelle Avedick zum Patriarchen ernannt. Dieser hielt es vor seiner Ernennung heimlich mit den Jesuiten und bekam von ihnen den Betrag der Installationstaxe, begann aber sein neues Amt mit einem Bannfluche gegen die Katholiken, mit der Sperrung des Jesuitencollegiums in Erserum und mit Denunciationen beim Großwesier, welche mehrere einflußreiche armenische Katholiken an den Galgen und auf die Galeeren brachten. Es wurde behauptet, daß die Jesuiten und Katholiken eine Verschwörung angezettelt hätten, um den Venetianern die Insel Chios auszuliefern. Den Jesuiten wurde der Aufenthalt außerhalb Konstantinopels und das Reisen im Lande streng verboten; viele wanderten nach Persien aus.

Die Jesuiten säumten nicht mit der Rache. Unter einem unauffälligen Vorwande wurde Avedick zu einer Inspectionsreise nach Chios gelockt und daselbst dann auf Befehl des französischen Botschafters Ferriol durch Matrosen eines Kriegsschiffes ausgehoben. Das Schiff segelte mit ihm nach Frankreich, wo er in lebenslänglicher Kerkerhaft verblieb. Zu Konstantinopel verbreiteten die Jesuiten Flugschriften gegen die „Türkengräuel" und gegen die „sklavisch gesinnten" monophysitischen Armenier, was die Pforte veranlaßte, das Haus der Jesuiten zu beaufsichtigen und alle katholischen Armenier, welche dort verkehrten, festzunehmen; solcherart kamen binnen wenigen Tagen ihrer sechzig theils an den Galgen, theils auf die Galeeren. Auch zwei armenische Bischöfe, jener zu Jerusalem und einer zu Konstantinopel, welche im Verdachte standen, es heimlich mit den Jesuiten oder eigentlich mit ihrem Gelde zu halten, wurden vom Gottesdienste weg an die Galeeren geschmiedet und dem Obern der Jesuiten ein gleiches Schicksal angedroht, wenn der Patriarch Avedick nicht innerhalb einer gewissen Frist zum Vorschein komme. Die katholischen Priester armenischer Nationalität, nebst ihrem Oberhaupte Sari noch sechs andere, welche in den „sieben Thürmen" schmachteten, wurden vor den Großwesier geführt, um entweder den Islam anzunehmen, oder geköpft zu werden. Bloß einer, der jetzt als armenischer Märtyrer verehrte Komidas, hatte den Muth, seiner Religion treu zu bleiben. „Kennst Du den Unterschied zwischen der katholischen und der monophysitischen Glaubenslehre?" frug er den Großwesier; und als dieser erwiderte, darum bekümmere er sich nicht, sagte Komidas: „Wie kannst Du meine Verurtheilung vor Gott am Tage des Gerichtes verantworten, wenn Du nicht weißt, ob ich schuldig bin?" Der Großwesier entschied: „Nicht wegen Deines Christenglaubens, sondern als Rebell gegen die Staatsgewalt wirst Du sterben und Dein Blut komme über Deine Ankläger, wenn sie mich angelogen haben", worauf der anwesende monophysitische Patriarch Ther Joannes ausrief: „Ja, Dein Blut komme über die Jesuiten, welche unser Volk so unglücklich gemacht haben!" Komidas wurde mit noch zwei Genossen, welche sein heldenmüthiges Beispiel zum Märtyrertode ermuthigt hatte, hinter dem Palaste des Großwesiers geköpft und am armenischen Friedhofe Balikli beerdigt (5. November 1707). Sein Grab ist jetzt ein vielbesuchter Wallfahrtsort.

Ob und inwieweit der gegen Komidas vom Großwesier erhobene Vorwurf des Hochverraths berechtigt war, ist unaufgeklärt. Thatsache ist allerdings, daß ein persischer Armenier-Katholik, Israel Ori, in den Jahren 1698—1705 mit dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz über die Gründung eines armenischen Königreichs verhandelt hat, worüber in der Abhandlung Joseph v. Finks „Ueber die

politischen Verhandlungen des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zur Befreiung der Christenheit in Armenien vom Joche der Ungläubigen von 1698 bis 1705" (München, 1829) Genaueres enthalten ist.[1]) Fraglich ist jedoch, ob von diesen Verhandlungen nebst den Jesuiten auch die katholischen Armenier der Türkei unterrichtet waren. Auch später, im Perserkriege 1724 2c., haben persische Armenier bis 1727 gegen die Pforte gekämpft, wurden aber schließlich aus ihren befestigten Zufluchtstätten vertrieben und strafweise in alle Welt zerstreut.

Den Jesuiten wurde durch einen Chat-i-Scherif (vom Sultan eigenhändig gutgeheißener Erlaß) jede Proselytenmacherei auf türkischem Gebiete bei Todesstrafe untersagt; ihre gänzliche Ausweisung vermochte jedoch der Botschafter Ferriol zu verhindern, weil die Pforte auf die Hülfe, welche ihr seine antihabsburgische Politik gewährte, wegen des eben im Zuge befindlichen Krieges nicht verzichten konnte. Im Laufe der folgenden Jahre besserte sich die Stellung der Jesuiten wieder allmählich; und weil sich auch der kaiserliche Hof um ihre Gunst bewarb, um solcherart der Machination Frankreichs eine scharfe Waffe zu entwinden, gelang es dem kaiserlichen Unterhändler des Poscharewatzer Friedens, Baron Virmont, ihnen sogar die Erlaubniß zur Wiederaufnahme der Missionsthätigkeit von der Pforte zu erwirken.

Diese Erlaubniß benützten sie schlecht. Wenige Monate später legten die Katholiken in Akka an die dortige griechische Kirche Feuer, und in rascher Folge kamen aus verschiedenen Orten Nachrichten über ähnliche Gewaltthätigkeiten, begangen im Vertrauen auf einen von den Jesuiten dem Volke übertrieben dargestellten Schutz seitens auswärtiger Mächte. Selbstverständlich blieb auch der Rückschlag nicht aus. Die Pforte erließ einen Ferman gegen „jene Teufel von fränkischen Mönchen, welche das Land mit schlechten Absichten durchstreifen, die griechische und armenische Rajah mit gleißnerischen Reden bethören und gegen ihre eigenen Brüder aufwiegeln, überallhin Verderben und Mord tragend. Diese, dem Teufel der Zwietracht dienenden Mönche, genannt Jesuiten, sollen sich bei strenger Strafe nicht mehr unterstehen, im Lande zu reisen und sich aus jenen Orten, für welche sie durch besondere Verträge zugelassen wurden, zu entfernen; wenn aber an solchen Orten kein Consul ist, dürfen sie sich darin auch nicht aufhalten und haben sich an den nächsten Consulatssitz oder nach Konstantinopel zu begeben." Weil die Pforte jener Jesuiten nicht habhaft werden konnte, welche an den vorgekommenen Ausschreitungen die Urheberschuld trugen, sich jedoch dann rechtzeitig aus dem Staube gemacht hatten, sie den Capucinern und Franciscanern aber nichts zu Leide thun wollte, hielt sie sich an die Dominicaner, deren vier nebst zehn Scholaren in die „sieben Thürme" gesperrt wurden, bis sie ein Bußgeld von 10,000 Piastern erlegten.

Der armenische Patriarch Konstantinopels benützte die den Katholiken abermals sehr ungünstige Stimmung der Pforte zu neuerlichen Verfolgungen seiner katholischen Volksgenossen, denen er es besonders nachtrug, daß sie sich fortgesetzt weigerten, den auf sie entfallenden Antheil an der Taxe seines Installirungs-Diploms zu entrichten. Als erstes Opfer dieses neuerwachten Verfolgungsgeistes fiel ein reicher persischer Armenier, genannt Gümischendase („Silbermaß"), welcher enthauptet wurde (22. September 1724). Armenischer Pöbel plünderte die Häuser der katholischen Armenier, welchen die Pforte ihren Schutz versagte. Eine Folge dieser zweiten größeren Verfolgung war die Auswanderung vieler nach Venedig, wo sie auf der Insel S. Lazaro eine gastliche Freistätte fanden und eine Pflanzschule nützlicher Studien, eine armenische Presse und eine nationale Bibliothek gründeten. Für die in der Türkei verbliebenen Glaubensgenossen war diese Gastfreundschaft Venedigs ein Grund zu neuerlichen Verfolgungen, weil man sie abermals beschuldigte, mit der Republik gegen die Pforte zu conspiriren. Sowohl der kaiserliche, wie auch der französische Gesandte setzten sich jedoch bei der Pforte zu gunsten der verfolgten armenischen Katholiken energisch ein und erreichten allmählich ihr Ziel. Günstig war diesen letzteren auch der Umstand, daß unter ihren monophysitischen Volksgenossen ein heftiger Zwist wegen einer Neubesetzung des Patriarchenstuhles entstand.

Die letzte durch Uebergriffe der Jesuiten veranlaßte armenische Katholikenverfolgung fand im Frühjahr 1745 statt. Der kaiserliche Gesandte Penkler hatte es verstanden, eine mächtige Partei, deren Haupt der Kislar-Aga und dessen Freund, der erste Imam des Sultans, Pirisade, waren, und welcher auch alle einflußreichen Haremsdamen angehörten, für Maria Theresia zu gewinnen, so daß er für die Katholiken und die Jesuiten Vortheile erzielte, welche selbst der Großbotschafter Virmont nicht erreicht hatte, darunter den Wiederaufbau zerstörter Kirchen auf der Insel Chios. Obwohl in der Ausführung dieses Fermans viele Vorsicht und Bedachtsamkeit geboten war, weil sich die localen Behörden mit Berufung auf einen früheren den Griechen ertheilten Chat-i-Scherif weigerten, die Gültigkeit des Fermans anzuerkennen, glaubten die Jesuiten trotz früherer gegentheiliger Erfahrungen und gegen den Rath des Gesandten, die Sache durch Aufwiegelung ihrer Anhänger in kürzerem Wege erledigen zu können. Der Erfolg war auch diesmal wieder ein negativer: die Tumultuanten wurden hart gestraft und viele ihrer anderwärts ansässigen Glaubensgenossen wurden theils verbannt, theils schutzlos der Wuth des vom armenischen Patriarchen gegen sie neuerdings aufgehetzten Pöbels überlassen. Mit diesem Zelotismus brachten es die Jesuiten dahin, daß sich selbst ihr Beschützer Penkler von ihnen abwendete und die erbetene Intervention zur Erlangung einer Kirche auf der Insel Syra, statt Chios, rundweg verweigerte.

Im Rückblick auf diese Periode des Wirkens der Jesuiten drängt sich die Frage auf, ob damit dem armenischen Volke wohl irgendwie genützt wurde? Die Triebfedern des damaligen jesuitischen Uebereifers verstehen wir Kinder eines anderen Zeitalters, das jeden nach seiner Façon selig werden läßt, schon viel zu wenig, um hierüber vorurtheilslos richten zu können. Doch vermögen wir, selbst wenn wir den Jesuiten eine ideale Lauterkeit ihrer religiösen Ziele zubilligen wollten, ganz unmöglich ihre angewandten Mittel gutzuheißen, denn schließlich haben sie damit jener Sache, welcher sie nützen wollten, nur geschadet: die entwicklungsfähigen Anfänge einer ruhig und stetig vorschreitenden Unionsbewegung haben sie so vollkommen zerstört, daß es im armenischen Stammlande zum Schlusse keinen einzigen katholischen Unirten mehr gab; aber Hunderte brachten sie an den Galgen, auf die Galeeren und in die Verbannung. Freunde wird also den Jesuiten diese Periode armenischer Geschichte kaum gewinnen.

Ein Hofer-Denkmal in Meran.

Andreas Hofer gehört unter die merkwürdigsten und auch von den verschiedenartigsten Anschauungen umstrittenen geschichtlichen Gestalten. Eine Besonderheit durch und durch — gleich der Natur des Berglandes, mit dessen Erinnerungen sein Name immerdar verknüpft sein wird. Wie allenthalben und jederzeit, sowohl bei der Betrachtung der

---

[1]) Seitdem wissenschaftlich erschöpfend behandelt von K. Th. Heigel: „Ueber den Plan des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, die armenische Königskrone zu gewinnen, 1698—1705" (Sitzungsber. der histor. Classe der Akad. der Wissensch. zu München 1893 II, 273ff.).
D. Herausg.

Natur, als bei der des Menschenlebens der Satz gilt, daß der Beschauer dem Geist gleicht, den er begreift, so ist auch dieser Mann je nach der charakterologischen Veranlagung der Beschauer uns in Bildern, welche sich widersprechen, vorgeführt worden. Der Nationalismus schätzt ihn aus einem Gesichtswinkel ab, der sich in diese Berge und ihre Ueberlieferungen nicht einfügen läßt. Der Eine schaut vom religiösen, der Andere von einem soldatischen, wieder ein Anderer vom Standpunkt weiterer oder engerer vaterländischer Begeisterung zu ihm hinauf. Mag dem sein, wie immer — einer natürlichen Weltanschauung wird es auch im Hinblick auf diesen Fall klar, daß das innerste Wesen eines Landes sich zeitweilig in einer hervorragenden Menschenerscheinung verkörpert.

Andreas Hofer war einer von jenen Männern, die auf sich selbst gestellt sind. Rücksichtslos, gottvertrauend, ohne Anzahl und Macht der Feinde zu beachten, nahm er seine Kämpfe auf. Von militärischer Bildung war dabei keine Rede — nicht einmal von dem, was wir heutzutage von der einfachsten Volksbildung beanspruchen. Aber er war ein Mann. Sein Charakterinhalt erscheint uns als ein solcher, wie er in den nachfolgenden Geschlechtern immer seltener und seltener hervortritt und in vielleicht nicht allzu ferner Zeit nicht mehr begriffen wird. Dem Schreiber dieser Zeilen kommt es überaus wahrscheinlich vor, daß unser Schiller, wenn er das Auftreten Hofers erlebt hätte, sich weit eher diesen Mann als den mythischen Wilhelm Tell zum Helden eines unsterblichen Trauerspiels erkoren haben würde. Allerdings fehlt es ihm keineswegs an dichterischer Verherrlichung.

Eine Tragik ganz eigenthümlicher Art liegt in dem Mißverhältniß zwischen der Denkweise derjenigen, für welche er seine Treue bis in den Tod bewies, und seiner eigenen gläubigen Hingebung. Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß in dem schlichten Mann in den letzten Stunden seines Lebens selbst eine Ahnung sich regte, wie der Treue, die er in sich fühlte, von dort aus, wohin sein Denken ging, von jeher nie in gleicher Weise entgegengekommen wurde. Diesen Eindruck machen die ergreifenden Zeilen, welche er ein paar Stunden vor seiner Hinrichtung in Mantua niederschrieb: „In der Welt lebet alle wohl, wiß wir in himel zamkhomen und dortten gott loben on ent, alle Passeirer und Bekhontte sollen mir Einge denkht sein in heilligen ge Beth, und die Wirthin, solle sich nicht so Bekhimmern, ich werde Piden bei gott, fir sie alle. A de, mein schnede Welt, so leicht khombt mir das sterben for, das mir nit die augen nass werdn, gschriben um 5 urr in der frue, und um 9 urr Reißs ich mit der hilfe aller heilig zu gott.“

In einem Tiroler Blatt war dieser Tage zu lesen, daß sich an der Schlichtheit solcher Charaktergröße und der Kühnheit solch todesmuthigen, pflichterkannten Ringens seit Jahrzehnten aus der Nachwelt die Liebe heimathlicher Dankbarkeit emporranke, freudig und stolz auf dies Wahrzeichen der Vaterlandsliebe, des deutschen Mannesmuthes gegenüber einer unter fränkischer Knechtung stöhnenden Welt hinweisen zu können.

Darum will die alte Landeshauptstadt Meran auf den Abhängen des Küchelberges unter dem grauen Schloß Tirol, „umweht vom Schlachtensturm, umklungen von Tiroler Sieg“, dem Manne, dem das Land die denkwürdigsten Blätter seiner Geschichte verdankt, ein großes Denkmal setzen. Monument kommt her von monere, und in diesem Falle mag der Sinn dieser Ableitung besonders bedeutungsvoll sein. Der Nützlichkeitsdienst dieses Geschlechtes soll ermahnt werden, daß es Tage gab, in welchen auch noch Triebfedern anderer Art sich als wirksam erwiesen.

Dort, unter dem Küchelberge, war vor alten Zeiten im dichten Tann der Anger, auf welchem König Laurin seinen duftenden Rosengarten hatte. Diesen Garten friedete ein seidener Faden statt der Mauern ein, doch waren die Thore von eitlem Gold. Ein Held Dietrichs von Bern zerstörte den Rosengarten. Der Gothenkönig selber überwältigte, vom Rathe seines Waffenmeisters Hildebrand von Gart (Garda) unterstützt, zuerst den König der Zwerge und sodann all sein Volk. Von der Zeit an ist der Rosengarten versunken, und den Eingang zu seinen Wundern vermag Niemand mehr aufzufinden.

Auf diesem sagenreichen Hange soll sich das Denkmal erheben. Gegenwärtig ist in Meran eine plastische Skizze ausgestellt, durch welche veranschaulicht wird, wie die beiden heimathlichen Künstler Emanuel Pendl und Prof. Hermann Klotz — beide in Wien schaffend — das zukünftige Monument auszugestalten gedenken. Die Ausführung in der Weise, wie sie den Künstlern vorschwebte, wird bedeutende Opfer erheischen. Wenn auch langsam und nach Jahren, werden sich aber dennoch zweifellos theils in der Heimath, theils unter den Hunderttausenden auswärtiger Freunde Merans die Mittel zur Ausführung des Werkes allmählich zusammenfinden. Deutsche Besucher Merans werden gern ihr Scherflein zu dem Denkmal beitragen, durch welches das Andenken dieser vaterländischen Heldengestalt geehrt wird. H. N.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „**Der neue Gsell Fels**“: Rom und die Campagna. 4. Auflage, ist heraus. — Dr. Gsell Fels will, wie er im Vorwort sagt, das Reisen zu einem besonderen Zweige der allgemeinen Cultur gestalten. Das ist Phrase; in der That aber will er ein Studium, eine Art Hochschule daraus machen, und das gelingt ihm bei Rom in hervorragendem Grade. Sein Werk ist das ausführlichste Reisehandbuch für die Ewige Stadt, wie man schon daraus sieht, daß dieser ansehnliche, 1231 Halbseiten starke, mit 5 Karten, 47 Plänen und Grundrissen, 63 Ansichten — und auch noch, allerdings ein zweifelhafter Vorzug, mit einem dicken Anzeiger zu Meyers Reisebüchern — versehene Octavband Rom und der Campagna allein gewidmet, mit Mittel-Italien nicht vereinigt, sondern einer der vier großen Italien-Führer des Verfassers ist. Er stellt wirklich ein Compendium alles dessen dar, was der Tourist und oft auch der Gelehrte auf seiner Romfahrt wissen will; er ist zuverlässig, praktisch, gegenwärtig auch sachlicher als früher, frei von unpassenden Ausrufen und Privatansichten, und, was die Hauptsache, er ist neu. Die Sterne und die Doppelsterne freilich, die „Prachtblicke“, die „unsäglich schönen Ausblicke“, die unaufhörlichen „herrlich“, „köstlich“, „wundervoll“ und „entzückend“ sind noch Reste von Gefühlsäußerungen, die man besser dem schwelgenden Publicum selber überläßt. Man glaubt mitunter einen Candidaten der Theologie, aber nicht einen Doctor der Medicin zu vernehmen. „Die Kuppel Michelangelo's ist die Verwirklichung des Ideals: die Kuppel zum geistigen Haupt aller Glieder des Kirchenkörpers zu erheben; sie hat der Kirche St. Petri diesen höchsten Gedanken St. Pauli aufgeprägt.“ Seite 525. Der Führer hat sich nicht bloß der Gedanken des hl. Paulus, sondern auch aller eigenen Gedanken zu enthalten. Er hat nur zu zeigen, zu erklären und zu lesen — notabene richtig zu lesen, nicht Exchange statt Seachange zu lesen, wie er dies (Seite 930) in der Grabschrift Shelley's thut. Er hat, nach den Worten des Verfassers, „die echte Liebe für das innerste Wesen der Kunst, des Landes und der Nation“, aber nur durch den Gegenstand, zu wecken, nur für die kundige Führung selbst ist ihm das Publicum dankbar; und nur weil Dr. Gsell Fels wirklich mehr Stoff und Belehrung als irgend ein anderer Cicerone bietet, nur deßhalb kann man allen Denen Glück wünschen, die sich seiner Leitung anvertrauen; sie werden etwas lernen.

Rudolf Kleinpaul.

* **München.** Die ständige Ausstellung von besonders interessanten Handschriften, Autographen und Druckwerken im Fürstensaale der kgl. Hof- und Staatsbibliothek ist auf Anordnung des Directors Dr. v. Laubmann um eine neue Abtheilung, Exlibris, bereichert worden, auf deren Bedeutung einer der eifrigsten deutschen Exlibris-Forscher, Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg, in dem Organ des Exlibris-Vereins zu Berlin (1895,

3. Heft) nachdrücklich aufmerksam macht. Diese Neuerung bietet zum ersten Mal auf deutschem Boden eine besondere Exlibris-Theilausstellung, für welche nicht bloß die Liebhaber und Kenner, sondern auch weitere Kreise der Direction der Bibliothek dankbar sein werden. Denn von den 156 ausgewählten Blättern verdienen nicht nur viele wegen ihres Inhabers oder wegen der feinen, oft wirklich künstlerischen Ausführung Beachtung; die Ausstellung gewährt zugleich auch einen ziemlich klaren Einblick in die Entwicklung dieser Kleinkunst, wenigstens soweit sie in Deutschland und hauptsächlich in Bayern gepflegt wurde. Das Ausland, das übrigens erst nach Deutschlands Vorgange und theilweise viel später die Sitte der Büchermarken aufnahm und sie dann besonders in England [1]) sehr geschmackvoll weiterbildete, ist von der Münchener Auswahl ausgeschlossen geblieben zu gunsten einer größeren Berücksichtigung der bayerischen Sammlung, die namentlich in ihren beiden großen Gruppen der bayerischen Hofbibliotheken und der säcularisirten Klöster sich ziemlich vollständig gestalten ließ. Die meisten Exlibris geben das Wappen und den Namen des Besitzers in irgend welcher mehr oder minder reichen Umrahmung, eine Uebung, die man bei den ersten Anfängen der Bücherzeichen um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts gerade so findet wie bei den modernen Liebhabern, die, den einfachen Stempel verschmähend, zu der geschmackvolleren Sitte früherer Zeiten zurückgekehrt sind. Sehr zahlreich sind Exemplare dieser Art, zum Theil auch in farbiger Ausführung, in der Ausstellung vertreten; außer der prächtigen Auslese der verschiedenen Hofbibliotheken finden sich da die Exlibris von Gregorius Angrer (1521), Wiguleus Hundt (1556), Martin Clostermair (1579) und viele andere, vor allem auch dasjenige des Johannes Stabius, das von Albrecht Dürer herrührt — eine Probe, wie im 16. Jahrhundert selbst Meister ihre Kunst in diesem engen Rahmen zu bewähren nicht für zu gering achteten. Später wurde der Stand oder die Neigung des Besitzers des Buches auch durch allegorische Figuren angedeutet, wie z. B. Gottsched eine Pallas Athene in sein Bücherzimmer setzt. Dieses Motiv wurde im 18. Jahrhundert sehr beliebt, und so sehen wir auf den Exlibris von Zacharias Conrad Uffenbach, Prieser und Jöcher Bibliotheken in äußerst feiner und sorgfältiger Ausführung dargestellt. Ueberhaupt wurde nun öfter ein ganzes Bild auf den Bücherzeichen gegeben, und besonders in der Wiedergabe von Portraits muß man die Kunst des Kupferstechers manchmal bewundern; das Exlibris des Joh. Bapt. Nenz (1697) bietet davon ein hervorragendes Beispiel, während das Bildniß von Georg Hobsinger aus dem 16. Jahrhundert nur in derbem Holzschnitt ausgeführt ist. In der Auffassung und Durchbildung der Bibliothekzeichen offenbart sich eben oft sehr charakteristisch die jeweils herrschende Geschmacksrichtung und Technik der Kunst; so kann das Rococo kaum ein zierlicheres Product des Kunstgewerbes aufweisen als das in rosa Druck hergestellte Exlibris von Phil. Ad. Nader, während Dürers Kraft und Energie sich auch in seiner Zeichnung des Wappens des Stabius nicht verleugnet. Weniger charaktervoll, wenn auch manchmal fein ausgeführt, sind die modernen deutschen Exlibris; doch verdienen die wenigen ausgestellten Stücke aus unserm Jahrhundert Beachtung, weil sie zeigen, daß auch Männer wie Döllinger, Hefner-Alteneck und andere dem nüchternen Bücherstempel das künstlerisch verzierte Bücherzeichen vorzogen; ob das den Namen Schopenhauer tragende Exlibris wirklich dem Frankfurter Philosophen zugehört, ist nicht mit genügender Sicherheit festgestellt. Hervorgehoben zu werden verdient noch ein bemaltes Exlibris des Ingolstädter Professors und Nuntius Dr. Johann Maier, genannt Eck, des bekannten Gegners von Luther. Dies bietet nämlich außer einer Dedication Ecks an das Benedictinerkloster Tegernsee vom Jahre 1533 an seinem einen Rande von Ecks eigener Hand die Auflösung seines bisher falsch erklärten Monogramms in die Zeichen J = Johannes, M = Majoris (d. i. Maier), E = Eckius, T = Theologus. So ergeben sich manchmal interessante kleine historische Züge aus diesen unscheinbaren culturgeschichtlichen Zeugnissen und zeigen, wie sie gelegentlich auch der Gelehrtengeschichte, Wappen- und Bücherkunde dienlich sein können. Abgesehen davon aber ist nur zu wünschen, daß sie dem Kunsthandwerk geschmackbildende Anregungen geben mögen. E. P.

[1]) Namentlich der phantasievolle R. Anning Bell versteht kleine Kunstwerke in der engen Begrenzung der Exlibris zu schaffen. Siehe auch John Vinycomb, On the processes for the production of Exlibris. London. A. & C. Black 1894 und Charles Dexter Allen, American Book-Plates. London, George Bell & Sons. 1895.

* **Berlin.** Mit Beginn des Wintersemesters wird an der Universität das pharmaceutische Laboratorium seiner Bestimmung übergeben werden. Es sind zu diesem Zweck vom chemischen Laboratorium der Landwirthschaftlichen Hochschule, in welchem früher G. R. Dr. Landolt und Prof. Fleischer thätig waren, 12 ganztägige und 48 halbtägige Arbeitsplätze abgetrennt und entsprechend ausgerüstet worden. Im pharmaceutischen Laboratorium werden neben der allgemeinen qualitativen und quantitativen Analyse praktische Uebungen in der Maßanalyse, in der Darstellung pharmaceutisch-chemischer Präparate, in der Prüfung und Werthbestimmung von Arzneimitteln und besonders auch in der Nahrungs- und Genußmittelanalyse abgehalten werden. Die Leitung des Laboratoriums ist dem Privatdocenten Dr. Thoms übertragen, welcher auch die Vorlesungen über pharmaceutische, gerichtliche und Nahrungsmittel-Chemie halten wird. Die ganze Einrichtung ist zunächst nur provisorisch.

* **Hamburg.** Der Director der Kunsthalle, Prof. Dr. Lichtwarck, ist zum Mitglied des Verwaltungsausschusses des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg ernannt worden.

* **Bremen,** 13. Oct. Hier hat man in letzter Zeit allerhand interessante Funde gemacht. Bei den zur Errichtung des Viererthums im Innern des Doms nöthig gewordenen Ausschachtungen wurde, wie die „Magdeb. Ztg." erfährt, vor einigen Tagen an der Südseite des Chors ein Grab aufgedeckt, das eines Bischofs, wie sich aus den Beigaben, die im Sarge lagen und aus Kelch, Schlüssel, Hostienschüssel u. s. w. bestanden, schließen ließ. Nähere Nachforschungen haben ergeben, daß man in den Ueberresten die Leiche des Erzbischofs Liemar von Bremen vor sich hat. Eine zu Häupten der Leiche stehende Bleiplatte trägt nämlich die Inschrift: X. VII. KL. IVNII. Liemarus. Archieps. Obb. Cstructor Hujus Aeclae (17 Tage nach dem Anfang des Juni starb Erzbischof Liemar, Erbauer dieser Kirche). Liemar (gestorben 1101) war der Nachfolger des berühmten Erzbischofs Adalbert von Bremen, selber namhaft durch seinen Widerstand gegen die Hierarchie Papst Gregors VII. Er hatte es auch übernommen, den von Adalbert großartig angelegten Plan des Domes weiter durchzuführen, und die Inschrift der Bleiplatte widerlegt alle anderen hier und dort aufgetauchten Behauptungen, nach denen es Liemar nicht gewesen sein soll, der den Dom erbauen ließ. Die Leiche liegt ohne Sarg in einer Steinnische, die an die Steinsärge der altchristlichen Zeit erinnert. Das Gewand und die Schuhe sind noch erkennbar, zerfallen jedoch bei der leisesten Berührung. Leider kann das Grab nicht erhalten werden, da es wegen der Fundamentirung der neuen Vierungspfeiler weggeräumt werden muß. So sollen denn die Ueberreste in einen nach dem Muster der alten Grabstätte herzustellenden Steinsarg gebettet und nach Fertigstellung der Vierungspfeiler wieder an der früheren Stelle beigesetzt werden. Ein anderes aufgefundenes Grab birgt vielleicht einen noch interessanteren Inhalt. Zuerst schien es mit Sand gefüllt, aber beim Durchsieben des Sandes fand sich auch hier ein silberner Miniaturkelch nebst gravirter Hostienschüssel und Bruchstücke einer Bleiplatte mit sehr alterthümlichen Schriftzeichen. Die Kalktheile an der Platte hindern das Erkennen dieser Zeichen, aber nach sorgfältigster Loslösung des Kalkes muß es sich herausstellen, ob die Annahme zutrifft, daß hier das Grab des Bischofs Willehad, des ersten bremischen Bischofs, gefunden ist. Willehad war von 780—789 in Bremen und wurde in Blexen an der Unterweser bestattet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er später ausgegraben und hieher nach der Stätte seines Wirkens gebracht worden ist. Nähere Aufklärung darüber bleibt abzuwarten.

* **Wien.** Dr. Robert Daublebsky v. Sterneck hat die amtliche Zulassung als Privatdocent für Mathematik an der philosophischen Facultät der hiesigen Universität erhalten.

S. **Washington.** Brasiliens projectirte neue Hauptstadt. Seit Jahren wird in den Vereinigten Staaten die Frage ventilirt, ob Washington noch der geeignete Sitz für die Bundesregierungen sei, nachdem die Republik so ungeheure Dimensionen angenommen hat, daß die Hauptstadt für die westlichen Staaten ganz außer der Welt zu liegen scheint. Aber bei der Schwierigkeit einer Einigung in der Wahl einer centralen Metropole, bei der Unmöglichkeit, die unendlich werthvollen Bundesgebäude, das historische Capitol, die Archive und die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an jeden Zoll des Washingtoner Bodens knüpfen, anderswohin zu verpflanzen, und — mehr als alles andere — bei der Verehrung des Begründers der Stadt und der Republik, George Washington,

dem mit einem wahren und wohlverdienten Heroencultus gehuldigt wird, ist an ein Verlegen der Bundeshauptstadt nicht zu denken. Dagegen ist die jüngste amerikanische Schwesterrepublik Brasilien thatsächlich an eine Versetzung der Hauptstadt Rio de Janeiro nach einem Punkte des Innern herangetreten. Nach der Verfassung vom Jahre 1890 ist eine Reservation von 9000 Quadratmeilen in dem Centralplateau von Brasilien und die Begründung einer neuen Hauptstadt vorgesehen. Die jüngsten Schwierigkeiten mit Frankreich auf Grund der Uebergriffe dieser Macht von Französisch-Guayana aus und mit England wegen der Besitznahme der Insel Trinidad haben besonders die Aufmerksamkeit auf die gefährdete Lage Rio's als einer jedem Seeangriff ausgesetzten Hafenstadt, die zudem von vielen Seiten der großen Republik unzugänglich ist, gelenkt. Im Jahre 1892 entsandte der Minister der öffentlichen Arbeiten eine Abordnung von 21 Gelehrten zur Erforschung jenes Plateaus und zur Bestimmung der Grenzen des Districtes für die Federalregierung. Nunmehr liegen die Resultate der Erforschung in einem Quartbande von 365 Seiten portugiesisch und französisch vor. Der Chef der Abordnung, Dr. Luiz Cruls, beschreibt die Methoden der wissenschaftlichen Untersuchung, die Reisen der verschiedenen Abtheilungen der Commission und die erzielten Resultate. Darauf folgen Einzelberichte über die Geologie, Meteorologie, Botanik und Zoologie des Hochplateaus, ein Atlas mit allen geodätischen Messungen liegt bei. Der District liegt im Staate Goyaz, etwa 750 Meilen von der Küste, nach welcher die Legung einer Eisenbahn projectirt wird. Die wichtigen Flüsse Tocantins, São Francisco und Paraná durchschneiden denselben; die mittlere Temperatur ist 67° Fahr., das Klima höchst gesund, die mittlere Höhe 9600 Fuß. Vorzügliches Wasser, Holzschätze und Steine, sowie eine treffliche topographische Lage für die Erbauung einer großen Stadt ist vorhanden. Reiche industrielle Schätze würden den Ausbau des inneren Landes ebenso begünstigen, da bisher das Wachsthum der Republik sich nur auf das Küstenland und einige südliche Staaten erstreckt hat.

* Von dem Vorhaben des reformirten Pastors Dr. theol. A. **Zahn** in Stuttgart, der schädlichen Wirkung der Tübinger theologischen Universitätsvorlesungen durch eigene unentgeltliche Vorträge über die Bedeutung des Gesetzes Mose im Lichte der h. Schrift bei den dortigen Studenten in „positivem" Sinne Abbruch zu thun, haben wir in Nr. 232 und 234 der Beilage mißfällig Notiz genommen. Wir übernahmen dabei aus der „Württ. Volksztg." eine für Hrn. Dr. Zahn nicht günstige Charakteristik seiner früheren wissenschaftlichen Bestrebungen und verfehlen nicht, nunmehr auf Bitten des Hrn. Pastors auch seine, jenem Blatte eingesandte positive Darstellung des fraglichen Gegenstandes wiederzugeben.

„Freunde haben mich auf einen Artikel in der „Württ. Volkszeitung" (8. October) aufmerksam gemacht. Ich will nur einige Fehler in demselben verbessern. Die Geschichte, wie ich Doctor der Theologie in Marburg wurde, habe ich ausführlich in den Mittheilungen aus meinem Leben erzählt: Aus dem Leben eines ref. Pastors. 2. Aufl. 1885, S. 180 ff. Die Halle'sche Facultät wies mich auf Grund eines Buches zurück: „Wanderung durch die heil. Schrift", und als ich darauf nach dem Recht der Statuten eine lateinische Dissertation einreichte, bezeichnete sie dieselbe nicht als ungenügend (davon steht kein Wort in ihrem Urtheil), sondern sie fand darin einen technischen Fehler, den Mangel an wissenschaftlicher Methode. Prof. Riehm forderte mich trotzdem auf, sie drucken zu lassen. Auf Grund derselben Dissertation, die die Hallenser verwarfen, machte ich den Doctor der Theologie in Marburg, und die Marburger Facultät erklärte, daß sich dieselbe durch wissenschaftliche Methode auszeichne. So stand Facultät gegen Facultät. Man kann die Dissertation ins Deutsche übersetzt in meiner Wanderung durch Schrift und Geschichte lesen. Zödler in Greifswald hat über sie geurtheilt, daß sie für immer einen bleibenden Werth habe. Was meine anderen Arbeiten betrifft, so genügt es vielleicht für unsre Kreise mitzutheilen, daß mir Prof. Kübel sagte: „Auch Prof. Weizsäcker hat sich recht anerkennend über Ihren Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche im brittischen Weltreich in diesem Jahrhundert ausgesprochen." Was meine Verhandlungen mit der theol. Facultät in Tübingen betrifft, so schweige ich darüber. Ich lade meine Gegner freundlich ein, meine Vorlesungen in Tübingen zu besuchen und sich von dem Geist derselben zu überzeugen. Sich zu zanken, ist nicht Sitte in den Gemeinden Christi.

Dr. A. Zahn."

Die „Württ. Volksztg." fügt dieser Auslassung Gegenzeugnisse hinzu, die beweisen sollen, daß Dr. Zahn in seiner früheren literarischen Polemik diesem löblichen Widerwillen gegen Zank in der Gemeinde nicht gerade schwächlich nachgegeben habe; wogegen hinwieder Dr. Zahn in seinem Briefe an uns sich geziemend vertheidigt. Wir ersparen unsern Lesern das eine wie das andere; denn unerquicklicher noch als der einfache Zank über die Sache ist in wie außer der Gemeinde der Zank über den Zank. Was wir an dem Vorgehen des Hrn. Zahn mißbilligen, ist die von ihm gewählte Form. Wer Studenten als solche belehren will, habilitire sich; wen der Geist drängt, seine Lehre frei zu verkünden, wende sich an die Welt überhaupt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 18. October folgende Schriften eingegangen:

Cte. Benedetti: Essais diplomatiques. (L'empereur Guillaume I. et le prince de Bismarck; la triple alliance; la paix armée et ses conséquences; ma mission à Ems.) Paris, E. Plon et Cie. 1895. — *Adolphe François:* Les grands problèmes. (La question du bonheur; le bien social; le beau; la question de l'âme.) Paris, Ch. Noblet 1895. — Bulletin de *l'Institut international de Statistique.* t. IX. 1. livr. Rome, imprim. nat. 1895. — Dr. Friedrich Zimmer: Der evangelische Diakonieverein. Herborn, Vereinsverlag 1895. — Kriegsbriefe eines Feldgeistlichen 1870/71. Berlin, E. S. Mittler u. S. 1895. — Jakob Bilek: Die Gefangenschaft des Johann Augusta, Bischofs der böhm. Brüder; aus d. Böhm. übers. v. Joseph Müller. Leipzig, Friedrich Jansa 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 238: Böhmen. Heft 34. Wien, Alfred Hölder. — Mathematische u. naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn, redig. v. J. Fröhlich. Bd. XII. Oct. 1893 — Dec. 1894. 2. Hälfte. Berlin, R. Friedländer u. S., Budapest, Friedrich Kilian 1895. — Zeitschrift für bildende Kunst, VII. Jhrg. Hft. 1. Octob. 1895. Leipzig, E. A. Seemann. — Der Kunstgewerbe-Gehülfe. Jahrg. 1895/96. Hft. 1. Stuttgart, E. Großmann. — Emil Naumann: Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis Richard Wagner. 6. Aufl. Leipzig, Sist u. Francke 1896. — Gustav Meinecke: Creolische u. märkische Geschichten. (Exotische Novellenbibliothek Nr. I.) Berlin, Deutscher Colonialverlag. — E. A. Rudolph Braune: Comödiant?! Einacter. Roßla (Harz), R. Braune 1896. — Robert Passarge: Gedichte. Königsberg, Hartung 1895. — Gustav Schalk: Der Biedermann u. sein Zögling; Roman. 2. Aufl. Unda Marina; Roman. Stolp i. Pom., W. Delmanzo 1895.

1895. Nr. 290. München, Samstag, 19. October. Beilage-Nummer 242.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Briefe von Mozarts Wittwe.

Ueber Constanze Weber und ihr Verhältniß zu Mozart vor und während ihrer Ehe werden wir aus den Briefen des ewig jungen Meisters selbst am besten unterrichtet.

Um das dem Leser kurz ins Gedächtniß zurückzurufen: Mozart hatte schon 1778 in Mannheim viel in dem Hause des Souffleurs Weber verkehrt, damals heftig verliebt in dessen Tochter Aloysia. Als dann drei Jahre später der Salzburger Erzbischof Hieronymus während eines Aufenthaltes in Wien den schon berühmten Tonkünstler mit den gemeinsten Schimpfworten plötzlich aus seinem Dienst gejagt hatte, siedelte dieser als Pensionär ganz zu der nach Ableben des Vaters gleichfalls dorthin verzogenen Weber'schen Familie über.

Es war hier zunächst eine Regung des Mitleids, welche ihn erst mit der Zeit ein wärmeres Interesse für Constanze, die dritte der vier Töchter, fassen ließ. Nach der von Mozart seinem Vater brieflich gemachten Schilderung war die Mutter eine heftige, dem Trunke ergebene Frau, die älteste Tochter Josepha (für welche die „Königin der Nacht“ geschrieben wurde) „eine faule, grobe, falsche Person, die es dick hinter den Ohren hatte“, die zweite, Aloysia, deren „Narr“ er gewesen war, „eine falsche, schlechtdenkende Person und eine Coquette“ und auch die jüngste, Sophie, schon ein „zu leichtsinniges Geschöpf“. „Die Mittelste aber,“ heißt es in demselben Briefe, „nämlich meine gute liebe Constanze, ist die Marterin darunter, und ebendeßwegen vielleicht die gutherzigste, geschickteste und mit einem Worte die beste darunter. Die nimmt sich um alles im Hause an und kann doch nichts recht thun.“

Als dann der Vater darauf drängt, daß Mozart sich von der nicht gut beleumundeten Familie trenne, wo man ihn nur als Freier einfangen wolle, ja böswillige Nachreden ihn schon mit Constanze „verheirathet“ sein ließen, versichert dieser noch ausdrücklich: „Ich will auch nicht sagen, daß ich im Hause mit der mir schon verheiratheten Mamsell trotzig sei und nichts rede, — aber verliebt auch nicht. Ich narrire und mache Spaß mit ihr, wenn es mir die Zeit zuläßt ... und also weiter nichts. Wenn ich die alle heirathen müßte, mit denen ich gespaßt habe, so müßte ich leicht zweihundert Frauen haben!“

Zu dem wachsenden Interesse für Constanze (die schon in Mannheim seine Clavierschülerin gewesen war) kam dann aber die Sehnsucht und, wie er seinem Vater eingehend darlegt, das praktische Bedürfniß, sich ein eigenes Heim zu begründen, und so überrascht er mit wohlberechtigtem Zagen den Vater im December 1781 durch die sehr unwillkommene Mittheilung, daß er sich doch „mit einer Weberischen“, nämlich mit Constanze, verlobt habe. Er schildert dabei seine Braut wie folgt: „Sie ist nicht häßlich, aber auch nichts weniger als schön. Ihre ganze Schönheit besteht in zwei kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachsthum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als eine Frau und Mutter erfüllen zu können. Sie ist nicht zum Aufwand geneigt, das ist grundfalsch; im Gegentheil ist sie gewohnt, schlecht gekleidet zu sein, denn das wenige, was die Mutter ihren Kindern hat thun können, hat sie den zwei andern gethan, ihr aber niemalen. Das ist wahr, das sie gern nett und reinlich, aber nicht proper gekleidet wäre. Und das Meiste, was ein Frauenzimmer gebraucht, kann sie sich selbst machen, und sie frisirt sich auch alle Tage selbst, versteht die Hauswirthschaft, hat das beste Herz von der Welt, ich liebe sie und sie liebt mich von Herzen, — sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte?“

Bekannt ist, daß die immer hinausgezögerte Zustimmung des Vaters, wie die widerlichen Verhältnisse im Hause seiner Braut Mozart zuletzt veranlaßten, mit Hülfe der Baronin Waldstädten Constanzen fast im Wege einer Entführung zu seiner Frau zu machen, daß ein herzliches Verhältniß derselben zu dem Vater und der Schwester ihres Gatten auch später sich nie hat entwickeln können, daß aber dem letzteren selbst diese Ehe eine Quelle wenn auch zeitweilig quälender materieller Sorgen, so doch auch darüber hinaus eines dauernden reinen Glückes geworden ist.

Constanze konnte ihrem Gatten als dem unsterbliche Werke schaffenden Meister nicht viel sein. Ihre Betheiligung dabei erstreckte sich nicht weiter, als daß sie ihm, wie er es liebte, während mehr mechanischer Schreibarbeit durch Erzählen alter Märchen und Kindergeschichten die Zeit verkürzte, sonst ihm mit liebevoller Sorgfalt Störung jeder Art fernzuhalten suchte. Welch ein zärtliches, an Innigkeit fast noch immer wachsendes Verhältniß aber bis zu dem allzu frühen Tode des Gatten zwischen den beiden herrschte, davon geben uns ja die köstlich naiven Plauderbriefe, welche Mozart von seinen Reisen nach Hause zu richten pflegte, vollgültiges Zeugniß.

Hinlänglich bekannt ist ja endlich auch, daß Constanze nach zehnjähriger Wittwenschaft sich 1809, 45 Jahre alt, mit dem Etatsrath v. Nissen wieder vermählte und, seit 1826 abermals Wittwe, hochbetagt 1842 zu Salzburg starb.

Bezüglich ihrer letzten Lebensepoche schreibt Professor Ludw. Nohl (Neue Bilder, München 1870, S. 95): „Dort (in Salzburg) bildete sie eine mehr heitere als verehrte Erscheinung. Das Bewußtsein, einen Künstler zum Manne gehabt zu haben, dessen Ruhm stets mehr die Welt erfüllte, erfüllte sie selbst mit einer Art Stolz, die ihrem eigenen Wesen und Bedeuten wenig entsprach. Die angenehme Ruhe eines geregelten Daseins, die ihr früher gefehlt, ließ sie andrerseits die Größe ihres ersten Mannes nur zu oft ganz vergessen oder doch dieselbe in Hintergrund stellen. Ja sogar die Todtenmaske des einst so sehr Geliebten, die einzige, die gemacht worden, vermochte sie nicht vor dem Untergange zu bewahren. Ein unvorsichtiger Betrachter hatte sie fallen lassen, und es war ihr nicht der Mühe werth erschienen, nachher die Stücke aufzuheben.“

Der auch bei eigenem Minderwerth gewiß vollberechtigte Stolz darauf, die zärtlich geliebte Gattin eines Mozart gewesen zu sein, dürfte doch mit dem „oft völligen Vergessen der Größe desselben" nicht leicht zu vereinen sein, und so besonders dieser zweite Theil von Nohls (nicht aus eigener Wahrnehmung geschöpfter) Charakteristik einschließlich der Erzählung von der — vielleicht unheilbar zertrümmerten — Todtenmaske auf einer jener übelwollenden Nachreden beruhen, gegen welche, wie wir gesehen haben, schon ihr erster Verlobter sie seinerzeit vertheidigen mußte. Eine Anzahl in meinem Besitz befindlicher, bisher unbekannter Briefe Constanze's aus den letzten Jahrzehnten ihres Lebens lassen jedenfalls, sofern sie aufrichtig und unberechnet das Empfinden der Schreiberin ausdrücken, dieselbe in einem andern Licht erscheinen.

Die Briefe sind an einen Musikdirector Schwaan in Rostock gerichtet, mit welchem die Wittwe anscheinend nur durch einen brieflichen Ausdruck seiner Verehrung für den Genius ihres ersten Gatten in Beziehung gekommen war, und sie erinnern an jene empfindsame Zeit, da man schwärmerische Freundschaftsversicherungen auch mit solchen auszutauschen liebte, die man — auch bei den damals gegen heute sehr erschwerten Reisen — niemals gesehen hatte. So drückt in einem Briefe, d. d. Salzburg, 21. Febr. 1833, die Schreiberin ihre lebhafte Freude darüber aus, daß sie demnächst zum ersten Male seit 27 Jahren ihre beiden Söhne[1]) gleichzeitig bei sich sehen werde, und fährt dann fort: „Wie schön würde es seyn, wenn auch Sie mein so lieber Freund zu der zeit hier sein könnten; ich und meine Söhne würden gewiß alles aufbieden, Ihnen das ohnehin so schöne Salzburg so angenehm als möglich zu machen doch dies bleibt wohl nur ein froher Wunsch da wir gar so weit von einander sind; allein die ide der möglichkeit macht mich schon so unaussprechlich glücklich so zwahr daß ich glaube, daß auch Ihnen diese meine Wünsche nicht unangenehm sind."

Zur weiteren Charakteristik mögen hier der erste und der letzte meiner Briefsammlung vollständig mitgetheilt werden. Jener lautet:

„Hoch Verehrter Herr!

Ueberzeugt daß ein paar Zeilen von mir Ihnen angenehm seyn werden ergreife ich die Feder, und benutzte zugleich die schöne Gelegenheit Ihnen einen glücklichen Ausgang des alten Jahres, und einen noch glücklicheren Eingang zum Neuen Jahr zu wünschen; Möge der liebe Gott Ihnen seynen Segen und zufriedenheit dazu geben. —

Was mich betrift, so lebe ich mit einer meiner liebsten Schwestern,[2]) so wie es meine Lage, ohne Mozart und ohne Nissen zu läßt, so glücklich wie möglich. — — Ich hatte zwey große ausgezeichnete Männer, von denen ich geliebt und geschäßt, ja ich muß sagen, angebethet wurde; auch sie wurden beyde gleich, aufs zärtlichste von mir geliebt, und ich war daher zweymahlen vollkommen glücklich; und daß soll mann ia in dieser irdischen Welt nicht seyn; durch die göttliche Religion aber gestärkt, gebe ich mich in mein Schicksal, und sage mit Haller

Ein Blick in vorig's Leid wird künftig uns entzücken
Wenn unserem Auge sich der Schöpfung Plan wird entdecken
Der itzt vor unseren kühnen Blicken
In heilig's Dunkel sich versteckt. —

So viel von mir, und nun zur Biographie.[3]) — Es freud mich unendlich, daß sie auch Ihren Beyfal hat, und obschon ich bis itzt noch keinen gewinn für meine Söhne geschöpft, so bin ich doch froh, der Welt und besonders den Mozart'schen Verehrern ein Werk in die Händen gelieffert zu haben, welches ihnen Vergnügen verschaft, und so schließe ich mit dem Wunsche, daß mein Schreiben Sie recht bald bey der Besten gesundheit trefe, und Sie immer gütigbleiben Ihrer Freundin Constanza

Salzburg am 5 December 1829. — Etatsräthin von Nissen gewesene Wittwe Mozart."

[1]) Erster Ehe. Karl war Steuerbeamter in Mailand, Wolfgang Amadeus Musiklehrer und bald darauf Theatercapellmeister in Lemberg.

[2]) Die jüngste, Sophie, verwittwete Haibel.

[3]) Jedenfalls ist die von Nissen ausgearbeitete (Leipzig 1828) gemeint.

Der letzte Brief lautet:

„Mein Hochgeschäßter Freund! Salzburg am 3. März 1840.

Unmöglich bin ich imstande Ihnen meine Freude zu beschreiben, die ich gestern als am 3 dieses bei Empfang Ihres mir unschäzbaren Andenkens[1]) hatte. Welch zarte liebevolle aufmerksamkeit von Ihnen liebe, Verehrung und Freundschaft gegen Mozart und seine Gattin spricht nicht aus dieser gefühlvollen That? Ich bin nicht im Stande Ihnen für diese auserordenliche Freude genug danken zu können Gott mein so gütiger Schöpfer lohne Sie dafür ist alles was ich sagen kann. Möge ich doch nur ia alle diese liebe vollen auszeichnungen und Ehren volle beweise mich in Demuth wandlen lassen, daß ich nicht noch am Ende noch Stolz und einbilderisch werde; Sie können nicht glauben, wie Vielle dergleichen Prüfungen ich zubestehen habe und wie sehr ich mich in acht nehme und ich meinen gütig Schöpfer taglich Bitte, mich in meiner Demuth zu erhalten. — Vielleicht haben Sie, lieber Freund auch aus zeitungen ersehen welche Ehren der gütige König von Bäuern mich genüßen ließ, ja ich muste nach München kommen und der Vorstellung des Don giovani beiwohnen die der Mozartischen Familie zu Ehre aufgeführt wurde; den so gütigen Empfang Seiner Majestät des Königs und der Huldreichen Königin die mich beide mit offenen Armen empfingen, die mich mit Ehren Bezeichungen so überhäuften, daß ich for lauter freuden und wohne gefühle weder Essen können noch schlafen könnte. Ach welche hohe Verehrung hat dieser große Monarch noch für Mozart im Grabe, ja seine hohe Verehrung gehet so weit, daß er, da er für Mozart selbst nichts mehr thun kann, alles aufsucht doch noch seine Wittwe so glücklich wie möglich ohne Mozart zu machen. Ach wie viel liebes und gnädiges gegen mich, könnte ich Ihnen noch sagen wenn mich nicht meine kranke Hand daran verhinderte da just an der rechten Hand jetzt im Daumen und dem zeige finger geplagt bin. Ich nehme mir aber for in meinem nächsten Brief mehr zu schreiben, wenn es Gottes wille ist und ich wieder eine gesunde Hand bekome bis dahin leben Sie wohl und Nehmen noch 1000 Dank für alles und bleiben Sie mir so gut als Sie immer waren, wer ist dan glücklicher als Ihre dankbare Freundin Constanza — Etatsräthin von Nissen gewesene Wittwe Mozart.

Ach danken Sie doch noch allen denjenigen die mit gewirkt haben Herzlich für mich besonders Ihrer lieben Gattin und dem H. Musikdirector Weber, der mir durch seinen Namen verwand ist indem ich eine geborene Weber bin. — Heute noch soll der schöne anschlagzettel Plagat, nicht Zettel diese Benennung würde zu gemein sein, also das so schöne Plagat soll Heute noch in einem schönen Goldrahm in meinem Sitzzimmer pariren, und dabei Ihr so seelenvoller Brief, o wie freue ich mich ihn von allen meinen bekannten laut lesen zu hören. Meine gute Schwester die alle meine Freuden mit mir theilt Empfielt sich mit mir aufs zärtlichste und ist Ihnen so dankbar wie ich."

[1]) Anscheinend handelt es sich um das Programm einer Aufführung Mozart'scher Werke.

Rechtschreibung und Stilisirung dieser Briefe erinnern daran, daß Mozart deßwegen schon seine Braut auf ihr besonderes Verlangen vor seinem Vater entschuldigen mußte. In ersterer Beziehung ist indessen ja auch das Zeitalter zu berücksichtigen, in welchem die Schreiberin ihren Unterricht empfing, während die Gewandtheit des Ausdrucks in dem letzten hier mitgetheilten Briefe merklich weniger zu wünschen übrig läßt als in dem ersten. Es scheint fast, als ob eine ausgebreitetere Correspondenz während der Wittwenjahre hier noch fördernd eingewirkt habe.

Bezüglich des Inhalts mag es uns am meisten befremden, wenn Constanze einen v. Nissen als „großen, ausgezeichneten Mann" in gleicher Linie neben einem Mozart und sich selbst von beiden „angebetet" nennt. Dort mochte die noch regere Erinnerung an den zweiten Gatten und die Dankbarkeit dafür mitsprechen, daß derselbe ihr zuerst in ihrem Leben eine sorgenfreie Existenz gesichert hatte, während in Bezug auf den Ausdruck „angebetet" die Neigung jener Zeit zu einer etwas überschwänglichen Ausdrucksweise in Sachen des Gefühls zu berücksichtigen sein wird. Im übrigen läßt — wie auch schon der ständige Zusatz ihrer Unterschrift: gewesene Wittwe Mozart — der letzte Brief keineswegs erkennen, daß diese „die Größe ihres ersten Mannes nur zu oft ganz vergessen habe".

Dr. Otto Piper.

Material zur Beurtheilung der armenischen Frage.

Von Karl Hron.

II.

Die Aufhebung des Jesuitenordens erwies sich auch für die armenische Unionspropaganda als vortheilhaft, denn gegen das Ende des 18. Jahrhunderts entstanden allmählich in Konstantinopel und im Stammlande wieder kleine Unionsgemeinden unter einer klügeren, vorsichtigeren Leitung. Sie wurden trotz vielfacher Anfeindungen durch die monophysitische Geistlichkeit von der Pforte geduldet, weil ihr Verhalten den Verdacht politischer Umtriebe nicht aufkommen ließ. Erst die Haltung der Mächte in der griechischen Frage (Londoner Protokoll vom 6. Juli 1827, Schlacht bei Navarin 2c.) gab den Monophysiten eine Handhabe, sie bei der Pforte zu verdächtigen, welche durch eine Denkschrift Pertef-Effendi's, eines damals sehr einflußreichen türkischen Diplomaten, zu harten Maßregeln gegen sie bewogen wurde. Diese, auch wegen ihrer erstaunlichen Unkenntniß der europäischen Landkarte bemerkenswerthe Denkschrift besagt u. a.: „Die ‚Krals' (Könige) von Deutschland, Polen (!), Venedig (!), Spanien, Frankreich und Sicilien sind, sowie die Unterthanen ihrer Staaten, durchweg der Religion des Papstes unterthan, dem sogenannten Katholicismus. . . . Wenn nun von den dem Papste unterthanen Völkern das eine oder das andere sich im Kriege mit dem osmanischen Reiche befindet, dann thun die katholischen Rajah alles ihnen Mögliche, um den Feinden der Pforte durch Verrath Vortheile zu verschaffen, weil sie sich sonst als Rebellen gegen den Propheten Jesus (über dem Heil sei!) fühlen würden, als dessen Stellvertreter sich der Papst bezeichnet. Die Aufführung der griechischen Nation beweist hinlänglich die Wahrheit dieser Behauptung, während die dem Glauben ihrer Väter treu gebliebenen Armenier der Pforte unzweifelhaft aufrichtig ergeben sind."

Der Sultan Machmud schloß sich diesen Anschauungen an und erließ im Januar 1828 einen Chat-i-Scherif, durch welchen die hervorragendsten armenischen Katholiken Konstantinopels, meist reiche Bankiers, in die Verbannung geschickt wurden. Im Februar befahl ein zweiter Erlaß, daß alle aus der Umgebung Angora's stammenden katholischen Armenier binnen zwölf Tagen in ihre Heimath abzugehen, die übrigen aber nach Stambul, ins Türkenviertel Konstantinopels, überzusiedeln hätten; schon nach wenigen Tagen wurde aber auch diesen letzteren die Verbannung in die ferne Heimath auferlegt, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, auf Krankheit u. dgl. Gegen 12,000 Menschen, darunter 42 Priester, wurden von solch harter Maßregel betroffen; an 400 Kinder sollen während der Reise dem Hunger und der Kälte erlegen sein: ein barbarisches Werk christlichen Sectengeistes, welcher den Verdacht der Pforte auf dieses friedliche Völkchen gelenkt hatte. Diese Verfolgung der armenischen Unirten dauerte ca. 3 Monate, bis der russische Krieg die Aufmerksamkeit von ihnen wieder abzog.

Während des Russenkrieges hatten die Staatsmänner der Pforte reichlich Gelegenheit, sich von der Unrichtigkeit der oben erwähnten Anschauungen Pertef-Effendi's zu überzeugen, weßhalb die Bemühungen Frankreichs, den armenischen Katholiken eine Verfassung als selbständige Rajah-Nation („Millet") zu erwirken, auf fruchtbaren Boden fielen, aber erst im Jahre 1831 zur Ausführung gelangten, als Rußlands Einfluß, welcher sich den Monophysiten zuwandte, durch die polnische Insurrection lahmgelegt war. Sie erhielten durch den Chat-i-Scherif vom 5. Januar 1831 als „Katoluk Milleti" die gleichen Rechte wie die Gregorianer und als nationale Oberbehörde einen Primas für die Leitung der dogmatischen Glaubensangelegenheiten, dagegen für die Besorgung der weltlichen Regierungsgeschäfte und als Vertreter bei der Pforte einen mohammedanischen „Wekil", welchem zwölf freigewählte Beiräthe aus dem Laienstande beigeordnet wurden. Im Jahre 1835 wurde schließlich auch der Wekil durch einen Patriarchen ersetzt, welcher gleich dem gregorianischen in Konstantinopel residirt und gleich diesem als Beamter der Pforte gilt.

Bald nachdem die staatliche Organisation der katholischen Armenier, sehr gegen den Willen des gregorianischen Klerus, solcherart durchgeführt war, erwuchs diesem eine neue Verlegenheit durch das Auftreten der protestantischen Propaganda. Schon seit einer Reihe von Jahren hatten sich nämlich in Konstantinopel und mehreren größeren Städten der Levante amerikanisch-protestantische Presbytermissionen niedergelassen, welche ursprünglich die dortigen Juden für den Protestantismus gewinnen wollten, darin aber keinerlei Erfolge erzielten. Als es für die englische Politik nothwendig geworden war, dem russischen Einflusse auf die gregorianischen Armenier ein Gegengewicht zu schaffen, benützte der gewandte und hervorragend befähigte Secretär des brittischen Gesandten Ponsonby, David Urquhardt, diese Missionen für seine Zwecke und lenkte deren Thätigkeit auf Armenien. Der Erfolg überstieg alle Erwartung. Die Zustände der gregorianischen Kirche waren so unleidlich, daß die neue Lehre bei den Laien und sogar bei einigen höheren Geistlichen rasch Eingang fand und die Zahl der Convertiten binnen kurzem viele Tausende erreichte, weßhalb die russische Politik es nothwendig fand, den Patriarchen von Edschmiasin zum Einschreiten aufzufordern. Daraufhin wurden die Protestanten vor die bischöflichen Ordinariate vorgefordert, um ihr neues Bekenntniß feierlich abzuschwören. Die das nicht thun wollten, wurden entweder, mit Ketten gefesselt, in das armenische Irrenhaus zu Konstantinopel eingesperrt, oder, weil sich dasselbe bald als zu klein erwies, der Pforte als Aufwiegler gegen die von ihr festgestellte Kircheneinrichtung und gegen die osmanische Herrschaft überhaupt angezeigt, trotzdem diese Protestanten ihren bürgerlichen Pflichten sehr pünktlich nachkamen und sogar die kirchlichen Steuern an die gregorianischen Hierarchen ohne Weigerung zahlten. Die türkische Regierung, durch die in allen Theilen des Reiches auftretenden revolutionären Bestrebungen ohnehin geängstigt, schritt daraufhin gegen die Protestanten energisch ein, verbannte sie in entlegene Gegenden und hielt sie überall unter strenger Aufsicht.

Zu diesen staatlichen und kirchlichen Verfolgungen traten auch noch solche durch den armenischen Pöbel. In dem Bannfluche, welchen der Patriarch Mattheos gegen die Protestanten geschleudert hatte, hieß es u. a.: „Wer unter den Protestanten einen Sohn, einen Bruder, einen Geschäftsfreund hat und mit ihm freundschaftlich verkehrt, oder ihm gar ein Stück Brod reicht oder ihn Geld verdienen läßt, der ist selbst ein Judas, ein Feind des heiligen Glaubens an Christo, ein Zerstörer der heiligen gregorianischen Kirche, ein Schandfleck der armenischen Nation. Und auch die Häuser der Protestanten, ihre Kaufläden und Werkstätten sind verflucht; kein gutgesinnter Armenier soll darin aus- und eingehen, keiner sich ihnen nähern, es sei denn, um sie zu zerstören. Diejenigen, welche als Verräther unsres Volkes gegen diese im Namen des allmächtigen Gottes erlassenen Bestimmungen handeln, werde ich erkunden und mit den furchtbaren Anathemen unsrer heiligen Kirche öffentlich namhaft machen.“ Die Protestanten waren damit vom Verkehr ausgeschlossen, ihre Läden wurden gemieden, sie fanden nirgends Arbeit und wurden, wenn sie sich auf der Straße zeigten, vom Pöbel verhöhnt und geprügelt; ihre Häuser wurden gestürmt und geplündert. Ein alter Priester in Nicomedien, Namens Vartan, wurde als Förderer des Protestantismus auf Befehl seiner kirchlichen Oberen halbtodt geprügelt und im Schandaufzuge, verkehrt auf einem Esel reitend, zum abschreckenden Beispiele durch die Straßen geführt.

Diese Maßlosigkeit der gregorianischen Geistlichkeit gab den Gönnern der Protestanten die besten Waffen in die Hände. Der brittische Botschafter, dessen Einfluß durch die Haltung Englands im ägyptischen Zwiste ungemein gestiegen war, bestürmte den Großwesier mit Vorstellungen über die Ausschreitungen des gregorianischen Patriarchen und erlangte 1846 einen Ferman, welcher die Genossenschaft der Protestanten dem Einflusse des Patriarchen entzog, sie dem Iktissab-Agassi (Gewerbe-Minister) unterstellte und es den Provinzialstatthaltern zur Pflicht machte, sich ihrer energisch anzunehmen. Mit diesem ersten Erfolge noch nicht zufriedengestellt, hörte Sir Stratford Canning nicht auf, seinen mächtigen Einfluß zu gunsten der Protestanten immer wieder geltend zu machen, bis sie im November 1850 einen Wekil als speciellen Vertreter bei der Pforte erhielten und endlich mittelst des Chat-i-Scherif vom 6. Juni 1853 gleich den anderen Armeniern als eine selbständige Nation („Millet“) organisirt und mit den gleichen Rechten betheilt wurden.

Wie aus den vorstehenden Ausführungen deutlich genug erhellt, war keine einzige der im Laufe zweier Jahrhunderte so häufigen Christenverfolgungen von der Pforte selbst, sondern ausnahmlos alle von der armenisch-gregorianischen Geistlichkeit ausgegangen, deren Fanatismus und gewaltthätiger Gewissenszwang vor keinem Mittel der Verleumdung zurückscheute, um ihre andersgläubigen christlichen Volksgenossen der Pforte als Hochverräther zu verdächtigen. Die früher erwähnte, allerdings recht sonderbar begründete Duldsamkeitserklärung des einstmaligen Großwesiers Daltaban-Pascha galt der Pforte selbst in jenen Zeiten als Grundsatz, in welchen alle Bande der staatlichen Ordnung gelöst, Empörungen, Absetzungen und Hinrichtungen der Sultane sozusagen alltägliche Vorkommnisse waren. Erst dem ablaufenden Jahrhundert war es vorbehalten, Europa durch einen Act barbarischer Unduldsamkeit, welcher von den Mohammedanern allein ausging, in Aufregung zu versetzen. Ein junger Armenier, Serkis Papas Oglu, war nach einem Familienzwiste aus Trotz gegen seine Verwandten zum Islam übergetreten, bereute aber diesen Schritt später und kehrte wieder zum Christenthum zurück. Den türkischen Behörden verrathen, wurde er im August 1843 vor Gericht gestellt, als Abtrünniger zum Tode verurtheilt und auch thatsächlich enthauptet, trotz der von seinen Verwandten angerufenen Intervention der fremdländischen Vertreter. So wenig sich auch solche Aeußerung eines religiösen Fanatismus entschuldigen läßt, darf eine gerechte Beurtheilung dieser That doch nicht vergessen, daß erst 17 Jahre früher (1826) im katholischen Spanien der Schullehrer Ripoll als „Ketzer“ nicht etwa einfach enthauptet, sondern unter der weit schrecklicheren, qualvollen Procedur des Autodafé hingerichtet worden war, und sogar noch 9 Jahre vorher ein arbeitsames, friedliches Völkchen aus dem Zillerthale Tirols amtlich zur Auswanderung gezwungen wurde, weil es nicht katholisch werden wollte. Uebrigens hatte jene Hinrichtung wenigstens das eine Gute, daß noch im selben Jahre ein Chat-i-Scherif ausgefertigt wurde, welcher die Hinrichtung abtrünniger Mohammedaner fortab verbot; allerdings brauchte es zwei Jahre, ehe es die Pforte wagen durfte, ihn allgemein, über die engsten Beamtenkreise hinaus, zu verlautbaren.

Durch die Organisation der armenischen Katholiken und Protestanten als staatlich anerkannter „Millets“ wurde ihr Verhältniß zur Pforte endgültig geregelt, nicht aber auch ihr Verhältniß zur armenisch-gregorianischen Kirche, deren Hierarchen es bis in die allerjüngste Zeit an verbissener Verfolgung der „Abtrünnigen“ niemals fehlen ließen. War es ihnen auch fürderhin nicht mehr möglich, den Zorn der Pforte gegen die ganzen Genossenschaften zu entfesseln, so verdächtigten sie wenigstens geschäftig deren hervorragendste Mitglieder, deren mehrere erst vor drei Jahren wieder vor Gericht gestellt und zu schweren Strafen verurtheilt, vom menschenfreundlich und mild gesinnten Sultan Abd-ul-Hamid jedoch zur einfachen Verbannung aus dem türkischen Staatsgebiete begnadigt wurden. Seit beiläufig zehn Jahren hat sich, wie Verfasser dieser Abhandlung aus eigener Anschauung weiß, durch Anregung von protestantischer Seite zwischen den einzelnen Secten insofern eine, vielleicht nur ganz äußerliche, Annäherung vollzogen, als die Vertreter der einen Secte den besonderen kirchlichen Feierlichkeiten der anderen beizuwohnen pflegen. Ob aber die gregorianische Hierarchie nach den jahrhundertelangen Verfolgungen ihrer andersgläubigen Volksgenossen sich trotz der Starrheit ihrer Grundsätze jetzt, binnen weniger Jahrzehnte, zu religiöser Duldung auch thatsächlich bekehrt hat, ist damit noch nicht bewiesen. —

Wie schon erwähnt, ist es geradezu unmöglich, über die Kopfzahl und Vertheilung der armenischen Nation zuverlässige statistische Daten zu erlangen, weil sie von den verschiedenen politischen Parteien allzusehr ihren besonderen Zwecken angepaßt werden. Mit einiger Sicherheit kann angenommen werden, daß die Gesammtzahl aller Armenier rund 2½ Millionen beträgt und, wie folgt, vertheilt ist: In Rußland (großarmenisches Stammland, größere geschlossene Colonien in der Krim und bei Astrachan, endlich in allen größeren Städten, namentlich in jenen Russisch-Polens und in Moskau) 35 Proc.; in der europäischen Türkei und in den Balkanstaaten 18 Proc.; im übrigen Europa 12 Proc. (davon eine namhafte Zahl im Osten und Nordosten Oesterreich-Ungarns, wo sie ein unistisch-katholisches Erzbisthum besitzen); in Persien, Arabien, Indien und Afrika 15 Proc.; endlich in der asiatischen Türkei 25 Proc.

Von den auf dieses letztere Gebiet entfallenden circa 600,000 Armeniern wohnen im großarmenischen Stammlande 50 Proc.; in zwei größeren und einigen kleineren geschlossenen Colonien Kleinarmeniens und Karamaniens (Zeitun, Ermenek, Gjaur-Dagh) 10 Proc.; endlich in allen Städten zerstreut: je 15 Proc. im Vilajet Brussa und Smyrna; dann 10 Proc. in den übrigen Landestheilen, namentlich in Syrien und Palästina.

In dem zur Türkei gehörigen Theil des großarmenischen Stammlandes stellen sich die Bevölkerungsverhältnisse so: Armenier 33 Proc.; Kurden und Kisilbasch- („Rothkopf")-Kurden 35 Proc.; Türken und andere Mohammedaner 17 Proc.; nichtarmenische Christen, Juden 2c. 15 Proc. Dabei ist zu berücksichtigen, daß keiner dieser Volkstheile ein geschlossenes Gebiet bewohnt, sondern die einzelnen Besiedlungsgebiete unentwirrbar durcheinandergreifen, und daß die dortigen Armenier selbst auch wieder in drei Gruppen gespalten sind: 75 Proc. Gregorianer, 15 Proc. Protestanten und 10 Proc. Katholiken.

Auf das Schlagwort des Tages: „Autonomie für Türkisch-Armenien" angewendet, ergeben die geschichtlichen und statistischen Daten eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung dessen praktische Durchführbarkeit recht zweifelhaft erscheinen läßt. Vorausgesetzt wird hier natürlich, daß unter dem Begriff „Türkisch-Armenien" nur der türkische Theil des großarmenischen Stammlandes verstanden sein kann, weil außerhalb desselben die Armenier einen viel zu geringen Procentsatz der Bevölkerung bilden, um vernünftigerweise eine territoriale Abgrenzung zu ihren Gunsten überhaupt beanspruchen zu können.

Auf welche politische Macht soll sich die „Autonomie" stützen? Daß jede Einschränkung der bisher bestehenden Staatsgewalt durch die Schaffung einer anderen, zuverlässig functionirenden Macht sofort ersetzt werden muß, wenn das Land nicht in gänzliche Anarchie verfallen soll, bedarf keines langen Beweises. Das Suchen nach einer solchen Macht würde jedoch die Organisatoren der Autonomie in eine arge Verlegenheit bringen. Es soll hier den Armeniern die Fähigkeit, einen zuverlässig functionirenden Verwaltungsapparat herzustellen, durchaus nicht abgesprochen werden, trotzdem sie bisher noch keine Gelegenheit hatten, hiefür einen Nachweis zu erbringen; haben sich ja auch die Griechen, Serben und Bulgaren in die autonome Verwaltung ziemlich bald hineingefunden, und es besteht mindestens kein Grund, an der gleichen Befähigung der Armenier zu zweifeln. In einem entscheidenden Punkte besteht jedoch zwischen jenen Ländern und dem „autonomen" Armenien ein gewaltiger Unterschied: dort waren es homogene Nationen, welche ihre Selbstverwaltung gegen keinerlei innere Feinde zu organisiren hatten, während hier mit dem Widerstreben der an Zahl und kriegerischem Sinn fühlbar überlegenen Kurden naturnothwendig gerechnet werden muß. Mit Tinte und Papier wird man dieses zu Gewaltthaten geneigte, aber auch tapfere Volk nicht im Zaume halten können; dazu braucht's vor allem Bajonette. Man weiß ja, wie lange das mächtige Rußland mit den Kaukasusvölkern nicht fertig werden konnte; und da sollten die Armenier es aus eigener Kraft mit den Kurden aufnehmen können?! An demselben Tage, an welchem die Türkei ihre Bataillone aus Armenien zurückzieht, wird es kein Türkisch-Armenien mehr geben, sondern bloß noch ein herrenloses Kurdenland. Daß aber die Pforte ihre anatolischen Soldaten von den Kurden erschlagen lassen soll, um den Armeniern ihren Abfall zu erleichtern, wird kaum irgendwer von ihr verlangen; und selbst wenn man es von ihr verlangen wollte, würde sie es vermuthlich nicht thun.

Man sagt, das zukünftige „autonome" Armenien könne die innere Ordnung und Sicherheit einem internationalen Gendarmeriecorps anvertrauen. Wie hoch veranschlagt man dessen Gefechtsstand? Als nach dem Frieden von Adrianopel Rußland im neuerworbenen Gebiet die alte persisch-mesopotamische Handelsstraße zum Schwarzen Meer (über Tiflis durch die Thäler des Rion und Kur) durch allerhand chicanöse Maßregeln verlegte und die Waarenzüge sich einen neuen Weg von Trapezunt über Erserum nach Bajasid und Tabris suchen mußten, hat der energische und kriegserfahrene alte Reschid-Pascha 20,000 Mann gebraucht, um den Kurden durch eine scharfe Züchtigung die Lust zur Belästigung der Karawanen für einen längeren Zeitraum zu benehmen; wobei nicht zu übersehen ist, daß ihm, dem Feldherrn des mohammedanischen Glaubensoberhauptes, neben der Waffengewalt auch noch zahlreiche andere Mittel zu Gebote standen, um die mohammedanischen Kurden zur Unterwerfung zu veranlassen. Ein „autonomes" Armenien hätte dagegen ganz zweifellos mit einem „heiligen Glaubenskriege" der Kurden, mit einem Vernichtungskampfe zu rechnen, welcher mindestens 30,000 Soldaten durch einige Jahre in angestrengter Thätigkeit erhalten würde. Wie lange brauchten diese Truppen allein schon dazu, ihre Taktik dem Terrain und der Kampfweise des Gegners anzupassen, sich zu aguerriren! Wer soll nun die Auslagen für diese Kriegsmacht decken? Es ist ziemlich gewiß, daß schließlich doch nur die Armenier allein die Kosten zu tragen hätten. Das gibt auf je 2—3 armenische Familien den Unterhalt je eines fremdländischen Reisläufers, der nicht aus Patriotismus oder aus sonstigen idealen Beweggründen die Waffe führt, sondern einfach nur gut bezahlt sein will. Würde solcherart die jetzige drückende Steuerlast der Armenier etwa vermindert?!

Eine weitere und vielleicht die allerwichtigste Frage betrifft die inneren Verhältnisse der armenischen Nation. Welcher Gruppe soll die politische Führung des Ganzen zufallen? Die Gregorianer sind zwar der weitaus zahlreichste, von der abendländischen Cultur aber noch am allerwenigsten durchsetzte, die Protestanten dagegen der intelligenteste und politisch rührigste, aber auch der am meisten angefeindete Theil des Volkes; die friedfertigen, politisch ziemlich indifferenten Katholiken kommen wegen ihrer geringen Zahl kaum in Betracht. Daß die Gregorianer sich unter die politische Führung der Protestanten unterordnen würden, ist ganz und gar unwahrscheinlich, denn gegen eine solche Annahme sprechen die letzten zwei Jahrhunderte der armenischen Geschichte und die Thatsache, daß für Rußland zwingende Gründe bestehen, ein protestantisch angehauchtes armenisches Staatswesen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft nicht aufkommen zu lassen. Ziemlich sicher ist aber auch, daß sich die Protestanten ihrerseits, als eigentliche Vertreter der abendländischen Cultur, mit der Stagnation des Gregorianerthums auf die Dauer unmöglich abfinden könnten und gewiß alles daransetzen würden, jene führende Stellung zu erringen, welche sie — zwar nicht nach ihrer Masse, wohl aber nach ihrer Intelligenz — mit Recht beanspruchen dürfen. Die Folge dieses unausbleiblichen Ringens, bei welchem sich die Gregorianer naturgemäß auf Rußland, die Protestanten dagegen ebenso naturgemäß auf England stützen würden, wäre die neuerliche Wiederholung jenes alten Kampfes, welcher Armenien schon vor 500 Jahren aus der Reihe der selbständigen Staaten gelöscht und noch vor 50 Jahren zu der früher geschilderten, so gräuelvollen Selbstzerfleischung der armenischen Nation geführt hat. Von allen jenen Verlegenheiten, welche sich Europa solcherart schaffen würde, kann man hier füglich absehen, weil es genügt, einfach die Frage aufzuwerfen: Wäre der armenischen Nation selbst irgendwie genützt, wenn man sie einer Wiederholung der erst halbvergangenen inneren Kämpfe aussetzen wollte, um für bloß 12 Proc. ihrer Gesammtzahl eine zweifelhafte Autonomie mit so ungeheuren Opfern zu schaffen??

Für ein Volk, welches, wie das armenische, nirgends ein nennenswerthes homogenes Besiedlungsgebiet besitzt, sondern überall verstreut lebt, ist keine territoriale, sondern wohl nur eine rein nationale Organisation denkbar, wie sie in den „Millets" der Türkei schon seit vielen Jahr-

hunderten thatsächlich besteht. Das kann man, ohne den türkischen Staatszuständen irgendwie das Wort zu reden, ebenso seelenruhig zugeben, wie die weitere Thatsache, daß der gegenwärtige Umfang dieser Organisation das Product einer den wachsenden Bedürfnissen angepaßten, allmählichen und natürlichen Entwicklung ist. An dieser schon bewährten Organisation zum Schaden von mehr als 600,000 in der europäischen und asiatischen Türkei außerhalb des Stammlandes lebenden Armeniern zu rütteln, um den 300,000 armenischen Bewohnern dieses letzteren eine — übrigens recht zweifelhafte — Wohlthat zu erweisen, wäre gewiß kein Act politischer Klugheit. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Reformen in der Türkei nicht nothwendig wären; aber sie bilden eine allgemeine, nicht bloß eine specifisch armenische Frage; denn was den Armenier drückt, das drückt gleicherweise auch den Serben und Bulgaren, den Griechen und Zinzaren Makedoniens, den Skipetaren Albaniens u. s. w. Die allgemeine Reformfrage muß selbständig behandelt und darf mit der bloß armenischen Angelegenheit nicht verwechselt werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. Schm. Aus Kampfgewühl und Einsamkeit. Gedichte von Robert Seidel, Zürich. (Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1895.) — Es ist keine übertriebene Erwartung, daß neue sociale Bewegungen auch neue Züge in der Kunst hervorrufen, selbst daß sie stilbildend wirken werden. Die socialen Bestrebungen unsrer Zeit würden sich, angesichts ihrer Zusagen von Volksbeglückung u. s. w., kaum ein besseres Zeugniß ausstellen, als wenn sie uns wenigstens Spuren neuer Kunstschöpfungen darböten. In diesem Sinn dürften ja bereits manche moderne Dichtungen — in der Lyrik z. B. die von J. H. Mackay und von K. Henckell — als erste Anläufe zu begrüßen sein. Wenn nun ein Mann wie der Züricher Socialdemokrat Robert Seidel (geboren 1850), der sich unsres Wissens aus einfachsten Arbeiterverhältnissen zu einer geachteten Stellung als socialwissenschaftlicher Schriftsteller, als Lehrer, als Führer seiner Partei und als Volksvertreter emporgerungen hat, mit einer Gedichtsammlung vor uns tritt, der die bekannte sociologische Verlagsfirma in Stuttgart die Empfehlung eines vornehmen Gewandes und eines volksthümlichen Preises mitgegeben hat, dann darf man auf ein solches Werk jene Erwartung gewiß anwenden. Um so mehr, als der Dichter selbst singt: „Ich hasse tief die breite Bahn Und ausgefahrne Gleise." Ist es uns erlaubt, unser Urtheil kurz zusammenzufassen, so scheint uns, als sei die Erwartung künstlerisch neuer Züge nicht erfüllt. Solche Züge haben uns einige moderne Lyriker, die nicht unmittelbar in der socialen Bewegung stehen, mindestens annäherungsweise gebracht; ich erinnere nur an die Versuche der Prosagedichte. Die vorliegenden Leistungen nun machen kaum einen anderen Eindruck als den einer Wiederbefahrung der „ausgefahrnen Gleise" des Freiheitsanges aus der Mitte unsres Jahrhunderts, nur mit anderem geschichtlichen Bezug. Doch entfaltet Seidel einen glücklichen Schwung der Sprache, der an die Sprachkraft eines begeisterten Volksredners erinnert, und der viele seiner Gedichte in willkommener Weise von den schwerfälligen Denk- und Wortbohrungen abhebt, wie sie uns von anderen Tendenzlyrikern unsrer Tage zukommen. Die Gedichte „Tief in der Erde Schoß, Schlagen wir Kohle los" u. s. w., und „Weberbärbel" sind durch ihren einfachen packenden Ton echte Arbeiterlieder. Allerdings steht vieles nicht auf dieser Höhe; und der typische Uebelstand solcher Sammlungen, Stücke zu enthalten, deren Werth nur eben für ihren vereinsfestlichen oder sonstigen Anlaß hinreicht, kehrt auch hier wieder, beispielsweise durch die „episch-lyrische Dichtung" „Der Grütlibund". — Bedauerlich ist, daß der Dichter, der doch zu einer gründlichen Kenntniß der besonderen Thatsachen und der allgemeinen menschlichen Bedürfnisse Gelegenheit haben mußte, den einsichtslosen Agitationston auch künstlerisch zu verwerthen sucht. Daß „Faulheit, wohl geborgen, Sitzt bei Ueberflusses Schmaus" (S. 10), oder die Behauptung: „So lang das Volk zum Himmel trachtet Und suchet dort sein Paradies, So lange bleibt die Welt umnachtet, Wie einer Zwingburg dumpf Verließ" (S. 13); oder: „Der Armen Heiland ist der Arme, Der helfend theilt sein Stückchen Brod" (S. 15); oder die Anpreisung des Internationalen socialistischen Arbeitercongresses 1893: „Seitdem die Sonne kreist in lichter Bahn ... Erblickte nie ein Auge solches Ringen" u. s. w. (S. 22); oder: „Der liebe Gott mit langem Sinn, Läßt alles hübsch beim Alten; So kommt das Schlechte oben hin, Das Gute muß erkalten" (S. 33) — solche, gelinde gesagt, subjective Meinungen sind keine Volksbeglückung, sondern eine Verdunkelung der Einsicht, und um so beklagenswerther, als derartige literarische Schöpfungen bekanntlich mit einer öffentlichen und privaten Gewaltanwendung psychischer Art verbreitet werden, die den nicht sofort Mitbegeisterten als verbohrt und übelwollend hinstellt. — Wo sich der Dichter aus seiner Tendenzpoesie zum naiven Aussprechen seines Eigenen wendet, dort läßt er uns feine, künstlerisch klingende Töne hören, die das herrische Lärmen der Partei-Instrumente vergessen machen. Herbstliche Natureindrücke gelingen ihm überraschend gut; so z. B. ein prächtiges „Waldessterben", in dem leider ein unanschaulicher Vergleich — „Die Buchen purpurn säumen der Eichen bleiches Grün, Wie sich ein junges Träumen Noch schlingt um das Verblühn" — uns wieder merken läßt, daß wir es doch mehr mit einem abstracten Denker als mit einem concreten Dichter zu thun haben. Aehnlich schön an Sprache und netter an Vorstellungen erscheint das Gedicht „Wie kann ein sonnig Lüftchen wenden"; z. B. in den Versen: „Den Wald durchzieht ein mächtig Sehnen Nach Bildung und Vollkommenheit, Ein jeder Baum weint Freudenthränen Ob seiner grünen Herrlichkeit". — Das kleine Versehen: „Und ihr Symbólum soll er sein" (S. 55) wäre gerade innerhalb einer sonst so glatten Verskunst nicht nöthig gewesen.

* Griechische Ausgrabungen. Eine umfangreiche spät-hellenistische Villenanlage ist bei dem alten Phaleronhafen am Cap Kolias von dem Archäologen Dr. Theodor Wiegand in Athen entdeckt und im Auftrage des Deutschen Archäologischen Instituts ausgegraben worden. Der wohlerhaltene Grundriß zeigt eine große Thoranlage, Innenhof, Peristyl, etwa zwanzig Wohnzimmer, eine lange Seitenhalle und ein später angebautes römisches Bad. Die Hausmauern bestanden aus Bruchsteinen mit Lehm als Bindemittel und waren mit einem vortrefflichen bemalten Marmorstuck überzogen. In den Trümmern fand man einige Capitäl- und Säulenreste aus porösem Kalkstein, sowie kolossale Quadern, die einem älteren großen Tempel, der in der Nähe gelegen haben muß, angehören, ferner ein leider stark beschädigtes attisches Grabrelief des 5. Jahrhunderts v. Chr., eine sitzende Frau darstellend, der von einer stehenden Dienerin ein Gewand überreicht wird. — Bei den durch die Archäologische Schule zu Athen in Eleusis veranstalteten Ausgrabungen ist ein breites, beinahe ganz unverletztes Grabmal aufgefunden worden, das einen wahren Schatz enthält: 58 Vasen, deren Form und Herkunft bis jetzt ganz neu und unbekannt sind; ein Paar Ohrringe in vollem Gold und von ungewöhnlicher Größe; eine große Zahl Ringe aus Silber, Kupfer und Eisen, Hefteln aus Kupfer, mehrere ägyptische Skarabäen mit hieroglyphischen Zeichen, sowie eine Statuette der Isis aus Elfenbein, außerordentlich schön gearbeitet. Nach der Ansicht der griechischen und fremden Gelehrten ist das Grabmal sehr alt; es dürfte mindestens dem 8. Jahrhundert v. Chr. angehören. Die Entdeckung deutet abermals darauf hin, daß die eleusinischen Mysterien ägyptischen Ursprungs gewesen sind. Die Funde wurden dem Nationalmuseum überwiesen. — Homolle, der Director des französischen archäologischen Instituts in Athen, theilte der Pariser Akademie der Inschriften mit, daß er seine frühere Hypothese, daß das in Delphi ausgegrabene kleine Schatzhaus der Insel Siphnos zuzuweisen sei, aufgebe und zur Ansicht gelangt sei, daß es das Schatzhaus der Knidier sei. Knidos, die blühende und kunstbeflissene Handelsstadt Kleinasiens, besaß nach dem Zeugniß des Pausanias ein Schatzhaus in Delphi, während von einem solchen der Siphnier sonst nichts bekannt ist. Es wäre auch höchst auffallend, wenn eine so unbedeutende Insel, die im Alterthum die Rolle eines Krähwinkels spielte, ein eigenes Schatzhaus in Delphi besessen hätte. Die Inschrift, in der Siphnos erwähnt wird, scheint also nicht ursprünglich zum Gebäude zu gehören, wo sie gefunden wurde. Auf Knidos deutet das an der Mauer eingegrabene Zeichen des schreitenden Löwen und das in den Inschriften verwendete argivische Alphabet, da Knidos eine Colonie von Argos war. — Die mehrfach erwähnten griechischen Ausgrabungen des Despoinatempels zu Lykosura in Arkadien haben neue Fragmente der kolossalen in Marmor ausgeführten Cultbilder des Heiligthums zu Tage gefördert. Zahlreiche Bruchstücke der Statuen waren schon vor mehreren Jahren gefunden und bis auf die größten, die bei dem Mangel einer Fahrstraße von der hochgelegenen Fundstelle herab

bisher nicht transportirt werden konnten, nach Athen geschafft. Dort im Centralmuseum aufgestellt, haben namentlich die verhältnißmäßig wohl erhaltenen Köpfe der drei Figuren gleich nach ihrem Bekanntwerden das lebhafteste Interesse erregt. Die Statuen sind Werke des Künstlers Damophon von Messene, den man bis dahin nur aus der literarischen Ueberlieferung kannte und auf Grund dieser Ueberlieferung in das vierte vorchristliche Jahrhundert ansetzte. Jetzt, nachdem Originalarbeiten seiner Hand wiedergefunden sind, neigt sich die Meinung dahin, daß er vielmehr einer späteren, nämlich der hellenistischen Zeit angehört habe, da, wie man glaubt, die stilistische Ausführung seiner groß und frei angelegten Werke zu den Schöpfungen der hellenistischen Kunst, namentlich zu den pergamenischen Sculpturen ihre nächsten Beziehungen hat. Außerdem wird ein neuer Fund aus Lykosura gemeldet. Die unter der Leitung des Ephoros Leonardos stehenden Ausgrabungen haben — nach einer Notiz der Zeitung „Asty" — die Fundamente des Heiligthums des Pan bloßgelegt, das Pausanias auf der an das Despoinaheiligthum angrenzenden Höhe des Lykaion nennt. — Auch die von der griechischen Archäologischen Gesellschaft in Messene begonnenen Ausgrabungen haben unter der Leitung von Sophulis gleich zu Anfang der Arbeiten zu einem wichtigen Ergebniß geführt. Es ist der Brunnen der Arsinoe und östlich an ihn anschließend der Gang der Leitung aufgefunden worden, der ihm das Wasser zuführte. Da der Brunnen, wie alte Ueberlieferung berichtet, auf dem Markte der Stadt lag, so ist durch diesen Fund für die weitere Grabung ein sicherer und wichtiger topographischer Ausgangspunkt gewonnen. — Der französische Archäolog Haussoulier hat seit kurzem im Auftrage der französischen Regierung in Didymi, nahe bei Milet, wo sich der berühmte Tempel des didymäischen Apollo befand, Ausgrabungen angestellt. In ihrem Verlauf ist von diesem Heiligthum, dessen Unterbau sieben Stufen hatte, bereits eine ganze Seite freigelegt und ferner eine archaische Statue, die auf einem Throne sitzt, nebst einer Inschrift aufgefunden worden; dazu treten noch einige andere Funde, welche die früheren unvollständigen Ausgrabungen der Engländer sehr wesentlich ergänzen. Die Ausgrabungen werden im nächsten Frühjahr wiederaufgenommen werden. — In Kasr-el-Achri bei Alexandrien, auf dem linken Ufer des Mahmudije-Canals, grub ein Fellache einen Brunnen, als er bei seiner Arbeit in einer Tiefe von 12 Meter plötzlich auf eine Höhlung stieß. Er erweiterte sie, so daß er sich hineinbegeben konnte, und gelangte durch einen theilweise verschütteten Gang zu einem mit Säulen geschmückten Gebäude, welches angeblich ein aus der Ptolemäerzeit stammender Tempel sein soll. Man erwartet den Ausspruch der Sachverständigen. — Eine Notiz der „Academy" berichtet von Ausgrabungen, die Dr. Botti, Director des Museums in Alexandrien, nahe der Pompejussäule im altägyptischen Quartier der Stadt unternommen hat. Die von dem Eparchen Pompeius im Jahre 302 n. Chr. für eine Statue des Diocletian errichtete Säule hat sich als einziger Rest eines großen Säulenhofes erhalten, der eines der ältesten Heiligthümer der Stadt, das noch aus der Zeit vor der griechischen Gründung stammende Serapeion, einschloß. Bei früheren Ausgrabungen sind Reste des Hofes und der Säulen gefunden worden; weitere, darunter auch ein in alten Beschreibungen des Heiligthums erwähnter Brunnen, der neben zwei Obelisken vor der Pompejussäule lag, sind durch die jetzigen Grabungen zu Tage gebracht. Außerdem sind einige Gräber aufgedeckt und in größerer Tiefe lange unterirdische in den Fels geschnittene Gänge aufgefunden worden, die einst von dem Hofe aus zugänglich waren. — Das 17. Heft der „Arte e Storia" berichtet von dem Funde eines dorischen Capitäls auf dem Territorium von Oliveto in der Basilicata. Der Fund gibt zu der Vermuthung Anlaß, daß an der Stelle, wo schon ehedem Reste, die auf eine griechische Ansiedelung hindeuteten, zu Tage gekommen sind, ein griechischer Tempel gestanden habe, allerdings nach Maßgabe der Verhältnisse des Capitäls nur von geringer Größe. Die früheren Funde bestehen aus Bruchstücken von Thonwaare, gleichartig derjenigen, wie man sie in Metapont und Heraklea gefunden hat. Zu diesen Resten kommen andere aus einer älteren Periode hinzu, Scherben von sehr roh geformten und schlecht gebrannten Gefäßen, in denen sich Spuren einer vorgriechischen Ansiedlung erhalten haben. — Auf einen auch in C. Roberts großem Werk nicht erwähnten Sarkophag mit einer Darstellung aus dem Sagenkreise des Achilleus macht Professor v. Duhn in Heidelberg im 3. Heft des „Archäologischen Jahrbuchs" 1895 aufmerksam. Das werthvolle Stück, das in San Fruttuoso als Wasserbehälter Jahrhunderte lang auf dem kleinen, freien Platze vor dem im 13. Jahrhundert von den Doria erbauten großen Dom gedient hat, war bisher nur in der Touristenliteratur erwähnt. Jetzt steht es in der Pfarrkirche in einer dunklen Ecke des südlichen Seitenschiffes, so daß die photographische Aufnahme nur mit Hülfe der Magnesiumlampe erfolgen konnte. Von den Nebenseiten des Sarkophags ist nur die rechte sculpirt: sie zeigt Achills Lehrer, den Kentauren Chiron, mit Lyra und Plektron. Die Hauptseite führt uns Achill unter den Töchtern des Lykomedes vor: es ist der Augenblick dargestellt, da Achill dem Kriegsrufe des Odysseus und Diomedes nach Troja folgt. Unter den vielen Darstellungen dieser Sage ragt die neue dadurch hervor, daß sie sich besonders eng mit der dichterischen Gestaltung durch Statius berührt.

* Das sog. Wetterleuchten, d. h. ein Blitzen ohne Donnern, hat bisher noch wenig genauere Untersuchungen erfahren, da man sich begnügte, es als ein fernes Gewitter aufzufassen, bei welchem nur das Licht der Entladungen, nicht aber der Schall der Explosionen und das Echo, welches das Rollen des Donners erzeugt, zu uns dringt. Herr Wilhelm Meinardus zeigt aber in der „Meteorologischen Zeitschrift", daß die Sache nicht so einfach liegt, daß vielmehr eine akustische Anomalie, eine besondere Beschaffenheit der Luft, wie sie häufig bei den Nebelsignalen der Leuchtthürme festgestellt ist, zu Grunde liegen muß, da die Hörbarkeit des Donners in der Regel 15 km nicht übersteigt. Es folgt dies daraus, daß beim Herannahen eines Gewitters noch kein Donner gehört wird, selbst wenn der Himmel von den grellsten Blitzen erleuchtet wird, und daß, wenn nach dem Blitze 40 bis 50 Secunden verstreichen, ohne daß Donner hörbar wird, überhaupt keiner mehr zu erwarten ist. Es ist nun aus den Untersuchungen Mohns und Anderer über die Hörbarkeit der Nebelsignale bekannt, daß, wenn das Brechungsvermögen der verschiedenen übereinander liegenden Luftschichten stark von einander abweicht, ein in der Höhe erregter Schall selbst bei kleinen Entfernungen nicht zur Erdoberfläche gelangt, sondern total nach oben reflectirt wird. Das tritt nun nach Meinardus sehr leicht bei den Blitzdetonationen in den Wolken ein, weil die Dichtigkeits- und Wärmeverschiedenheiten der Luftschichten bei Gewittern sehr bedeutend sind, und die Hörweite der Gewitter sinkt darum leicht bis auf 12 oder 10 Kilometer herab, während die Blitze immer noch stark, namentlich des Abends oder Nachts, herüberleuchten. Man spricht dann nicht von fernen Nachtgewittern, sondern es heißt: „das Wetter kühlt sich ab." Je höher der Beobachter sich über der Erdoberfläche befindet, desto größer wird die Schallweite; sie kann auf das Doppelte steigen, wenn der Beobachter sich mit der Schallquelle in gleicher Höhe befindet. Von diesem „subjectiven Wetterleuchten", welches wohl den häufigeren Fall darstellt, muß aber ein durch stille elektrische Entladungen hervorgebrachtes objectives Wetterleuchten unterschieden werden.

* Der Gesammtvorstand der Comenius-Gesellschaft hat in seiner kürzlich zu Berlin abgehaltenen Sitzung beschlossen, von 1896 ab mit der Herausgabe einer Reihe größerer wissenschaftlicher Publicationen vorzugehen. Es wird beabsichtigt, zunächst eine neue Ausgabe der philosophischen und theologischen (besonders der irenischen) Schriften des Comenius, die dessen pädagogischen Werken an Bedeutung keineswegs nachstehen, zu veranstalten. Ferner hat der Vorstand beschlossen, die praktischen und gemeinnützigen Aufgaben, die sich die Gesellschaft behufs Bethätigung comenianischer Denkweise gesteckt hat, nachdrücklich zu fördern und zunächst für die Errichtung planmäßiger Vortrags-Curse (Volkshochschulen) weiter durch ihre Zeitschriften Propaganda zu machen.

* **Stuttgart.** Dr. Kurt Kaser, Sohn unsres Hofschauspielers, hat sich an der hiesigen Technischen Hochschule als Privatdocent für Geschichte und Culturgeschichte habilitirt und am 17. d. M. seine Antrittsrede über das „Verhältniß von Staat und Kirche im Mittelalter" gehalten.

* **Marburg.** Als Vertreter des nach Breslau berufenen Prof. Leonhardt ist der bisher in Göttingen thätige Privatdocent Dr. v. Blume interimistisch beauftragt worden, die von jenem angekündigten juristischen Vorlesungen in diesem Semester zu halten.

* In **Dresden** ist, wie telegraphisch gemeldet ward, am 16. d. der Geh. Rath Graf Karl Friedrich Vitzthum v. Eckstädt gestorben. Graf Vitzthum, geboren am 13. Januar 1819, war bis 1866 sächsischer Gesandter in London, trat dann gleich seinem Chef, dem Grafen Beust, in österreichische Dienste und ward später außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Madrid. Graf Vitzthum hat in einer Reihe von Schriften, die sich durch

anschauliche Darstellung und elegante Sprache auszeichnen, nicht unwichtige Beiträge zur Zeitgeschichte geliefert, u. a. über die Wiener Vorgänge von 1848, deren Zeuge er war und über die nächsten Ereignisse dort und in Berlin, vornehmlich aber über die Vorgeschichte des Krieges von 1870. Wenn auch nicht alles, was er geschrieben, ohne Widerspruch geblieben ist, so behalten doch seine Bücher einen Werth als Aufzeichnungen eines wahrheitliebenden Mannes, der viel gesehen und erlebt hat. H. v. Sybel hat in seiner „Begründung des Deutschen Reichs" die Darstellung Vitzthums vielfach als Quelle für die Kunde außerpreußischer diplomatischer Beziehungen und Vorgänge benützt.

* **Münster i. W.** Am 15. October wurde an der hiesigen Akademie das Studienjahr 1895/96 mit der Einführung des neuen Rectors Prof. Dr. Ketteler eröffnet. Dem von dem scheidenden Rector G.-R. Prof. Dr. Niehues erstatteten Bericht über das verflossene Jahr ist zu entnehmen, daß die Akademie im Wintersemester von 409, im Sommersemester von 437 Studirenden besucht war. Von letzteren kamen 295 auf die theologische, 142 auf die philosophische Facultät. Die Antrittsrede des neuen Rectors behandelte die Geschichte der theoretischen Optik.

* **Göttingen.** Unser Chirurg Prof. Dr. Franz König hat die Berufung nach Berlin an Stelle Bardelebens angenommen.

* **Berlin.** Wie der Telegraph bereits gemeldet hat, ist Ernst Curtius vom Kaiser zur Excellenz erhoben; eine Würde, die er nach dem Abscheiden von Helmholtz, Sybel und Gneist als Gelehrter nur noch mit dem Philosophen Zeller theilt.

* Aus dem Jahresbericht des abtretenden Rectors über das verflossene Studienjahr 1894/95 heben wir hervor: Die Universität verlor durch den Tod die ordentlichen Professoren Dr. Tietjen, Zupitza, v. Gneist und v. Bardeleben; die außerordentlichen v. Gizycki und Rubo, den Privatdocenten Dr. Schimmelbusch und den Lector Prof. Michaelis. Durch Berufung nach außerhalb schieden aus dem Lehrkörper die außerordentl. Prof. Kossel und Gradenwitz, die Privatdocenten Hübner, Krauske, Weintraud, Höltzke und Festeisen, durch Niederlegung des Amts der Tanzlehrer Freising. Dagegen traten neu in den Lehrkörper ein die ordentl. Professoren Dr. Bäthgen, Kahl, Brandl und Wartburg, die außerordentlichen Lic. Gunkel, Krome und Schreiner, der Lector Dr. Hecker und der Tanzlehrer Zorn; die Berufung des Prof. Graf Baudissin ist vor Antritt der Stelle rückgängig geworden. Es habilitirten sich außerdem als Privatdocenten ein Jurist, 5 Mediciner und 11 Philosophen. Befördert wurden der außerordentl. Prof. in der medicinischen Facultät Dr. Heubner zum ordentlichen und die Privatdocenten in der philosophischen Facultät Blasius und Fleischer zu außerordentl. Professoren. Es wurden promovirt von der theologischen Facultät ein Licentiat, von der juristischen Facultät 6, von der medicinischen 174 und von der philosophischen Facultät 70 Doctoren, außerdem zwei Personen honoris causa. Es kamen neu zur Immatriculation 373 Theologen, 1350 Juristen, 831 Mediciner und 1067 Philosophen, insgesammt 3621 Studirende; abgegangen sind dagegen 399 Theologen, 1493 Juristen, 904 Mediciner und 1101 Philosophen, insgesammt somit 3897 oder 276 mehr als neu immatriculirt wurden. Acht Studirende verstarben. Vorlesungen wurden 827 private und 522 öffentliche gehalten, an welchen 29,214 bezw. 25,252 Zuhörer theilnahmen. An Legaten sind eingegangen 6000 M. vom Unterstaatssecretär Homeyer, 50,000 M. von Dr. Daniel Müller und 9000 M. von dem verstorbenen Lithographen Rohrbach.

* **Breslau.** Der Director der hiesigen Universitätssternwarte, G. R. Prof. Dr. Galle, ist auf seinen Antrag von seiner amtlichen Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, sowie von der Direction der Universitätssternwarte unter Belassung in der philosophischen Facultät hiesiger Universität mit Beginn des neuen Universitätsjahres entbunden worden.

* **Budapest.** Dem Abgeordnetenhause wurde seinerzeit noch vom Minister Grafen Albin Csáky ein Gesetzentwurf über die einheitliche theoretische juridische Staatsprüfung vorgelegt, welcher Entwurf jedoch bisher im Unterrichtsausschusse nicht zur Verhandlung gelangte. Minister Wlassics will nun diesen Entwurf — wie wir erfahren — als zurückgezogen betrachten und wird an dessen Stelle eine neue Vorlage einbringen, welche sich auf das ganze juridische Prüfungssystem erstreckt. — An der hiesigen Universität nimmt die Zahl der Hörer der Pharmacie von Jahr zu Jahr ab. Noch vor wenigen Jahren hat es im zweiten Jahrgang regelmäßig mehr als hundert solcher Hörer gegeben, während heuer die Zahl sämmtlicher Hörer bloß 110 beträgt.

* **London.** Die „Pharmaceutical Society of Great Britain" hat in ihrer letzten Generalversammlung die Hanbury-Medaille dem Professor an der medicinischen Facultät der Wiener Universität, Hofrath Dr. August E. Vogl, verliehen. Die nach dem englischen Naturforscher Hanbury benannte goldene Medaille wird von der erwähnten Gesellschaft jedes zweite Jahr einem Gelehrten zuerkannt, der sich auf dem Gebiete der Arzneikunde hervorragende Verdienste erworben.

* **St. Petersburg.** Mit der Abänderung des Prüfungsmodus für den Grad eines Arztes durch die Einführung der Staatsexamina (in den besonderen medicinischen Prüfungs-Commissionen) trat, wie der „R. Inv." erfährt, die Nothwendigkeit einer Revision der bestehenden Verordnungen bezüglich der Prüfungen für den Doctor-Grad zu Tage. In Folge dessen wurde vom Ministerium der Volksaufklärung schon vor einigen Jahren das Project eines neuen Prüfungsprogramms für den Grad eines Doctors der Medicin ausgearbeitet. Dieses Project wurde den medicinischen Facultäten der russischen Universitäten und der Kaiserlichen Militär-Medicinischen Akademie zur Begutachtung übergeben. Die gesammten Gutachten der Facultäten und der akademischen Conferenz und das allgemeine Resumé dieser seitens des Staatsministeriums der Volksaufklärung wurden sodann vom Medicinal-Conseil geprüft, welcher nach Berathung dieser Angelegenheit zu nachstehender Schlußmeinung gelangte: 1) der Grad eines Doctors der Medicin, der gegenwärtig als gelehrt-praktischer (Art. 586 des Medicinalstatuts) betrachtet wird, darf nur als gelehrter, nicht aber als praktischer gelten, und 2) erweist sich sodann der gelehrtdienstliche Grad, durch welchen nicht sowohl das wissenschaftliche Niveau, als vielmehr die dienstliche Stellung der betreffenden, von der Administration abhängenden Person bestimmt wird, als überflüssig. Bei einer solchen Anschauung müssen nach der Ansicht des Conseils zur Erwerbung des gelehrten Grades eines Doctors der Medicin nachstehende Anforderungen erfüllt werden. Zur Prüfung für den Grad eines Doctors der Medicin können Personen, die den (in Rußland erworbenen) Grad eines Arztes besitzen, nicht eher als drei Jahre nach Beendigung der Prüfung in der Staatscommission schreiten. Zur Vorlegung und Vertheidigung der Dissertation wird eine fünfjährige Frist vom Zeitpunkte des beendigten Examens an gerechnet. Sämmtliche Prüfungen finden in besonders ernannten Commissionen statt. Erst dann, wenn der Prüfungs-Candidat sich unbestritten im Besitze genügender Kenntnisse der medicinischen Grundwissenschaften (makro- und mikroskopische Anatomie, Physiologie, pathologische Anatomie und Histologie, allgemeine Pathologie, Geschichte der Medicin, allgemeine Hygiene) erweisen, wird er zur Prüfung in seiner Specialität zugelassen. Mit der Einführung der projectirten Abänderungen muß die Bedeutung des Doctorgrades steigen, wobei diesem Grade, der gegenwärtig eine gelehrt-praktische Bedeutung besitzt, in Zukunft nur diejenige eines gelehrten Grades erhalten bleibt, gleich den gelehrten Graden der anderen Facultäten, wo dieser Grad als Bedingung für die Zulässigkeit zur Professur betrachtet wird. — In engstem Zusammenhange mit der bevorstehenden Reform des Doctorexamens, schreibt die „Now. Wr.", steht die Frage über die Einführung eines allgemeinen akademischen Abzeichens für sämmtliche Aerzte des Reiches. Obgleich nämlich die Mediciner, welche mit dem Grade eines Arztes die Universität verlassen haben, die Rechte der Magister der anderen Wissensdisciplinen genießen, so dürfen sie doch nicht ein akademisches Abzeichen tragen. Nach dem Wortlaut der Gesetzsammlung werden die akademischen Brustzeichen den Magistern und Doctoren sämmtlicher Facultäten, mit Ausnahme der medicinischen, verliehen. Gegenwärtig hat man nun die Absicht, das Tragen des akademischen Abzeichens nicht nur wie bisher allein den Doctoren der Medicin, sondern auch den Aerzten zu gestatten, da diese bisher ungerechter Weise hinter den Bergingenieuren, Förstern u. s. w. zurückgesetzt worden waren. Nach dem Charakter seiner Thätigkeit besonders auf dem Lande und inmitten einer ungebildeten Bevölkerung bedarf der Arzt gleich jeder anderen öffentlich wirkenden Persönlichkeit eines Erkennungszeichens, denn sehr häufig steht der Arzt in seiner Pflichterfüllung neben dem Untersuchungsrichter, dem Pristaw, Gemeinde-Aeltesten u. s. w. — und alle diese Personen sind mit einem sichtbaren Symbol ihres Standes und Amtes versehen, nur der Arzt allein macht eine Ausnahme. Sogar die weiblichen Aerzte haben ihre Abzeichen. Wie die „Now. Wr." erfährt, geht die Initiative zur Verleihung eines akademischen Abzeichens an die Aerzte vom Medicinalrath aus.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

C. F. Meyer als Humorist.

Schnaase hat in seiner Geschichte der bildenden Künste einen schönen Abschnitt, in dem er nachweist, wie der Norden vermöge seiner klimatischen Beschaffenheit mehr den malerisch-musikalischen, der Süden mehr den plastischen Sinn auszubilden im Stande ist. Dieser Unterschied läßt sich auch auf dem Gebiete der Poesie nachweisen. Im Norden ist durch die rauhere Natur das Leben viel mehr in das Haus gebannt, als im Süden, und damit eine viel festere Schranke gegeben, die Natur und Cultur, Gesammtleben und Einzelleben trennt. Daher prägt der Norden viel stärkere Individualitäten als der Süden. Daher wird es dem Südländer leichter, in die Sache aufzugehen, dem Nordländer schwerer, aus seiner Persönlichkeit herauszutreten.

Aber dies Gesetz wird von anderen durchkreuzt, z. B. von dem, daß die südliche Phantasie glühender zu sein pflegt als die nordische (was der Individualität mangelt, kann durch lebhafte Phantasie bis zur Lebenswahrheit ergänzt werden); oder von dem anderen, daß bei einer Persönlichkeit die Abstammung eine Rolle spielen kann, die selbst dem gewiegtesten Genealogen eine Erbschaftsregulirung unmöglich macht; daß endlich das Angeborene in alle Ewigkeit eine unmeßbare Größe bleiben wird. Man wird immer im Norden südliche, im Süden nordische Naturen finden und bestimmen können.

Im großen und ganzen aber rechtfertigt sich der Unterschied zwischen nordischer und südlicher Kunst auf allen ihren Gebieten. Der nordische Künstler ist der sentimentalische, der südliche der naive; jener versetzt uns in den Mittelpunkt seiner Persönlichkeit, dieser in den Kern der Sache. Beispielsweise auf den Humor angewandt: Der nordische Humorist vermittelt mir lyrisch seine Seelenstimmung, und nun erscheint mir die ganze Welt in humoristischer Beleuchtung; der südliche hingegen stellt mir auf epische Art diesen bestimmten Schicksalsverlauf, diese bestimmten Charaktere vor Augen, die zwingen mich dann, den Humor als eine augenscheinlich vorliegende Thatsache anzuerkennen. Daher wird dem Nordländer sein Humor viel entschiedener zur ihn beherrschenden Weltanschauung und Stimmung, aus der er nicht herauskann; dem Südländer hingegen wird es viel leichter, den Humor als Kunstmittel anzuwenden, wo sein Stoff es erfordert, und ihn ebenso aus sachlichen Gründen wieder beiseite zu stellen. Diese Regel dürfte wenig Ausnahmen erleiden. Selbst der größte nordische Tragiker, Shakespeare, ist ein glänzendes Beispiel für ihre Richtigkeit. Man versuche einmal, aus seinen größten Tragödien die humoristischen Bestandtheile zu entfernen! Die englischen Humoristen, Jean Paul, Dickens, Raabe können wir uns nicht wohl als Verfasser von objectiven, pathetischen Kunstwerken denken. Fritz Reuter ist sein tragischer Versuch „Kein Hüsung“ übel genug gelungen. Bei Keller und C. F. Meyer hingegen treffen wir pathetische und humoristische Dichtungen von gleich schwer wiegendem Kunstwerth. Bleiben wir bei den Lebenden: Raabe hat unter seinen zahlreichen Werken kein einziges, das nicht humoristisch wäre. Bei C. F. Meyer läßt sich die Trennung unzweifelhaft durchführen. Von seinen elf Prosadichtungen sind zwei rein humoristisch, „Der Schuß von der Kanzel“ und „Plautus im Nonnenkloster“, beide 1883 erschienen. Bei allen übrigen ist nur hie und da vereinzelt ein humoristisches Licht aufgesetzt, in ihrem Grundcharakter sind sie pathetisch, nur etwa „Gustav Adolfs Page“ liegt auf Grenzgebiet.

Meyer ist Historiker, eine inductive Natur, Thatsachenmensch selbst als Lyriker. Seine Kunst besteht nicht in der Verleiblichung der Idee, sondern in der Vergeistigung der Thatsache. Ja er bevorzugt sichtlich die auffallende, ungewöhnliche, leicht dem Gedächtniß sich einprägende Thatsache, das, was Paul Heyse in seiner Novellentheorie den Falken nennt.

Die beiden genannten humoristischen Novellen stehen in einer auffallenden Parallele. Beidemal besteht die Handlung in einem Feldzug gegen eine Lächerlichkeit; im „Schuß von der Kanzel“ handelt es sich um die ungeistliche Jagdleidenschaft eines protestantischen Geistlichen, im „Plautus im Nonnenkloster“ um ein Schein- und Gaukelwunder in einem katholischen Kloster. Beidemal wird eine Lüge zerstört, die Wahrheit in ihr Recht eingesetzt und dadurch den Menschen ihre innere Freiheit zurückgegeben, so daß sie, die unter dem Alp einer inneren Unwahrheit ein athembeklemmendes Leben führten, nunmehr von diesem Druck befreit, ihrer Natur gemäß, nach ihrem Geschmack leben dürfen. Und da die befreiten Menschen zugleich gute Menschen sind, so ist in ihrer Befreiung ein Act der die Welt beherrschenden Gerechtigkeit zu sehen, ein Schauspiel, das der Dichter mit besonderer Vorliebe zeigt. Die Werkzeuge dieser Gerechtigkeit, die Intriganten in ihrem Dienste sind beidemal Ironiker, Menschen, die, frei von verdüsternden selbstsüchtigen Interessen, für sich nichts wollen, die Welt als ein Spiel und als fesselndes Schauspiel betrachten.

„Der Schuß von der Kanzel“ versetzt uns in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an das Ufer des Züricher Sees. Dort weilt auf seinem Landgut urlaubsweise der kaiserliche General Wertmüller, aus „Jürg Jenatsch“ bekannt als Locotenent durch sein den Widerspruch absichtlich reizendes Wesen, durch seine Ausfälle gegen die Geistlichkeit, durch allerlei physikalischen Hocuspocus, der ihn dem Verdacht der Zauberei aussetzt und bei dem gemeinen Manne unheimliche Furcht erweckt. Er ist eine Brennnessel, die keiner ungestraft berührt, ein Rübezahl, dem bei einem Koboldstreich, wenn er gelingt, das Herz aufgehen kann.

Beiläufig, wir lernen den General hier auf Urlaub, als Privatmann, mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, kennen, nicht in Amt und Würden, nicht als öffentlichen Beamten — genau wie bei dem Intriganten des Seitenstücks — genau auch wie bei dem Dichter, der

nur privatim, zur Erholung gleichsam, einmal humoristisch wird, seiner Grundstimmung nach aber pathetisch ist.

In beiden Seitenstücken handelt es sich um die Genesis eines humoristischen Koboldstreiches, von einer italienischen Nacht voll komischer Lichter beleuchtet, unter der Devise: Ein humoristischer Kauz rückt allen zu innerer Unfreiheit gediehenen Wirrwarr wieder ins Rechte, der unpathetische humoristische Gleichmuth bringt alles ins Gleiche und jeden Fisch in sein Wasser.

Der Candidat Pfannenstiel liebt Rahel, die Tochter des Pfarrers Wilpert Wertmüller, des Vetters vom General, aber da er an ihrer Gegenliebe verzagt, will er in des Generals venetianischer Compagnie Feldcaplan werden. Als Lockspeise hat er ihm ein Exemplar seiner Dissertation über die Symbolik der Odyssee zugesandt. Odysseus bedeutet nach seiner Meinung unsern Herrn und Heiland, wenn er kommt zu richten Lebendige und Todte. Der gottlose Freigeist Wertmüller aber meint: „Nein, Candidat, Odysseus bedeutet jede in Knechtesgestalt mißhandelte Wahrheit mitten unter den übermüthigen Freiern, will sagen Pfaffen, denen sie einst in sieghafter Gestalt das Herz durchbohren wird.“ Um diese Metamorphose des Bettlers in den wahren Odysseus handelt es sich in der That in beiden Novellen.

Der General bekommt nun Besuch von seiner Vetterstochter Rahel Wertmüller, die unzufrieden mit ihm ist, er reite den Vater immer tiefer in seine Jagd- und Schießleidenschaft hinein, nächstens werde er noch einmal mit einem geladenen Gewehr die Kanzel besteigen. Der General aber verspricht dem Vetter eine Genugthuung, er will morgen am Sonntag zum Gottesdienst in seine Kirche kommen, und er will schaffen, daß Pfannenstiel Pfarrer und Rahel seine Frau wird. Das Ziel der Handlung wird so vorausbezeichnet und so ein Theil Spannung weggeschafft, die der humoristischen Wirkung so hinderlich ist. Geflissentlich lenkt der Dichter die Aufmerksamkeit des Lesers so von dem „Was?“ auf das „Wie?“, was beim Humor immer die Hauptsache ist.

Wie wird nun der General seinen Streich durchführen? Durch eine Vertauschung, wie Poggio im „Plautus im Nonnenkloster“. Er besitzt ein Pärchen Terzerole aus Gregorio Gozzoli's Büchsenschmiede, das Entzücken des Kenners, eine Zierde jedes Waffenschranks. Mit diesen Pistölchen, will sagen, an seiner eigenen Leidenschaft leitet er den Pfarrer nach seinem Sinn. Er zeigt ihm nur eins, ein ungeladenes, mit schwer spielendem Mechanismus, und vertauscht es dann heimlich mit einem geladenen, das leichtem Federdruck gehorcht. So wird das Seitenstück zum Tellenschuß in greifbare Nähe gerückt. Und die Parallele ist gar nicht so uneben, denn beide Schüsse üben eine befreiende Wirkung, der eine im öffentlichen, der andere im Privatleben.

Nun geht es zur Kirche. „Frisch und flott ging es in die Predigt hinein, und schon war sie über ihr erstes Drittel gediehen. Noch einmal lauerte der General empor, sichtlich enttäuscht, mit einem fast vorwurfsvollen Blick, der sich aber plötzlich erheiterte. Der Pfarrer hatte im Feuer der Action, während seine Linke vor allem Volk gesticulirte, mit der durch die Kanzel gedeckten Rechten instinctiv das geliebte Terzerol wieder hervorgezogen. „Lobet Gott mit großem Schalle!“ rief er aus, und paff! knallte ein kräftiger Schuß. Er stand im Rauch. Als er wieder sichtbar wurde, quoll die blaue Pulverwolke langsam über ihn empor und schwebte wie ein Weihrauch über der Gemeinde.“ Entsetzen, Schreck, Erstaunen, Aerger, Zorn, ersticktes Gelächter bei den Zuhörern. Da sänftigt der General die Wellen der Leidenschaft: „Lieben Brüder, laßt euch den Schuß nicht anfechten. Bedenket: es ist nach menschlicher Voraussicht das letzte Mal, daß ich mich in eurer Mitte erbaue, ehe ich diesen meinen sterblichen Leib den Kugeln preisgebe. — Und Ihr, Herr Pfarrer, zeigt Euch als einen entschlossenen Mann und führt Euern Sermon zu Ende.“ Das thut denn auch der Pfarrer, bis die Umrisse des Pulverwölkchens sich endlich auflösen.

Nach der Kirche muß der General zuerst den Zorn und, was ihm viel schlimmer ist, eine Thräne des Vetters über sich ergehen lassen. Da kommt der Krachhalder, der Dorfschulze, an der Spitze seiner Collegen, der Kirchenältesten. Zuerst aber müssen wir wissen, welche Saite in dem Herzen des Bauern zerrissen ist. Das bewerkstelligt Meyer, indem er mit köstlicher Breite schildert, weßhalb ihm das Mythikoner Kirchlein ans Herz gewachsen ist. „Süß war ihm nach dem Schweiße der Woche der Kirchgang im reinlichen Sonntagsrock und den Schnallenschuhen, süß und nachdenklich Taufe und Bestattung, die den Gottesdienst und das menschliche Leben begrenzen und einrahmen, süß das Angeredetwerden als sterblicher Adam und unsterbliche Seele, süß das Kämpfen mit dem Schlummer, das Uebermanntwerden, das Wiedererwachen, süß das kräftige Amen, süß das Zusammenstehen mit den Aeltesten auf dem Kirchhof und die Begrüßung des Pfarrers, süß das gemüthliche Heimwandeln.“ Das ist nun alles durch ein schweres Aergerniß verstört. Der General aber vermacht der Gemeinde ein Stück Waldung unter der Bedingung, daß der Schuß zu den ungeschehenen Dingen gehört. Das geschieht denn auch. Der Pfarrer wird zum Verwalter von des Generals Jagd eingesetzt, Pfannenstiel wird sein Nachfolger und heirathet Rahel. So wurde der Schuß zum Widerspiel des Tellenschusses, aus Wirklichkeit wurde blasse wesenlose Sage, „die noch heute als ein heimathloses Gespenst an den schönen Ufern unsres Sees herumschwebt“.

Die anmuthige Hänselung einheimischen Philistersinns geht uns hier nichts an. Ist es doch auch dem Nichtschweizer unverwehrt, in dies Speculum moriae einen prüfenden Blick zu werfen. Wie humoristisches Lachen das Herz befreit, das ist und bleibt die Hauptsache. Aber daß die Novelle mit Wertmüllers Tod schließt, läßt vermuthen, daß unter dem burlesken Scherz ein ernster Kern verborgen liegt. Wertmüller sagt einmal spöttisch zum Candidaten: „Aber Ihr habt Recht, Pfannenstiel, was nützt mir die Poesie, wenn nicht eine Moral dahintersteckt?“

Von moralisirender Tendenz ist Meyers Novelle und Meyers Humor frei, obwohl er ebenso sehr ein Beweis für den Satz ist, daß nur ein moralisch hochstehender Mensch ein großer Künstler sein kann. Gewöhnlich hat der Humor einen lyrischen Charakterzug, die Stimmung des humoristischen Dichters tritt gern in den Vordergrund, Reflexionen nehmen einen breiten Raum ein. Hier nichts von alledem. Man kennt den Festungscommandanten von Spitzweg. In solchen unvergeßlichen Bildern objectivirt sich überall bei Meyer die Handlung. Das ist ein charakteristisches Merkmal gerade seines Humors.

Aber ganz kommt man selbst bei dem objectivsten Humor mit dem besten Willen an dem Moralisiren nicht vorbei. Nur handelt es sich nicht um casuistisches Moralisiren. Der Humor ist nach Lazarus die Religion des Geistes. Wie das Gemüth des Menschen sich in der Religion zu Gott und Welt verhält, so der Geist im Humor zur Idee und zur Wirklichkeit. Aller Humor läuft darauf hinaus, die Idee in Bettlergewand und Knechtesgestalt zu zeigen. Die feiert dann entweder den äußeren Sieg, daß sie die Lumpen mit dem ihr zustehenden Königsmantel vertauscht, oder sie ist innerlich siegreich, triumphirt in den Lumpen und geht gar triumphirend in ihnen unter. Das ist aber allemal ein Schauspiel, das den Menschen auch als moralischen Menschen interessirt.

Selbstverständlich wendet sich der Humorist nicht an den Willen, sondern an die Aisthesis. Aber welches ist denn die Natur der humoristischen Katharsis? Einerseits wird über lächerliche Personen und Verhältnisse in uns die Empfindung des Lächerlichen erregt. Daneben tritt aber sogleich die des Wohlgefälligen und der Freude. Wir freuen uns über die im Grunde guten und tüchtigen Menschen, und wir freuen uns nicht minder, wenn sie durch die komische Intrigue an den Platz gerückt werden, wo sie noch viel tüchtiger erscheinen, weil sie dahin gehören, weil nun kein Zwiespalt mehr vorhanden ist zwischen Neigung und Beruf, zwischen Werth und Geltung.

Der Sieg der Idee in der Weltgeschichte ist das erhabenste ethische Schauspiel, das sich denken läßt, da hilft kein Deuteln. Und sofern der Humor es zu seinem eigentlichen Geschäft macht, diesen Odysseus selbst im Bettlergewand mit dem schmutzigen Ranzen auf dem Rücken kenntlich zu machen, sofern ist er ethischer Natur. Daß er seinen ästhetischen Charakter nicht verliere, gibt es nur ein Mittel: er muß ein rechter Priester der Mutter Isis sein, ein unbestechlicher Diener der Wahrheit, der interesselos der Wahrheit den Leib gibt, wie die Menschen in der Sage den Nixen die Seele.

Nicht anders verfährt Meyer in „Plautus im Nonnenkloster". Auch diese Novelle ist nichts anderes als eine Incarnation der Ethik der Weltgeschichte. Poggio, der Skeptiker und Facetiendichter, ist der Erzähler. Und wenn selbst der sich vor dem sittlichen Gehalt der Facetia inedita, die er erzählt, beugt und gefangen gibt, wenn selbst dies skeptische Medium den sittlichen Kern der Handlung nicht in reinen Scherz aufzulösen vermag, dann muß der Gehalt echt sein.

Ort und Zeit: Umgegend von Konstanz während des Concils 1414—1418. Poggio, der Secretär Otto Colonna's, des nachmaligen Martin V., vertreibt sich die Zeit während des Concils mit der Jagd nach einem Plautus-Manuscript in dem Nonnenkloster zu Monasterlingen. Dort soll morgen ein Scheinwunder vor sich gehen. Gertrud, eine junge Bäuerin, soll morgen ihr Gelübde, das sie während einer Krankheit ihrer Mutter abgelegt, lösen, ein schweres Kreuz von Eichenholz mit spielender Leichtigkeit tragen und als Novize eingekleidet werden. Aber sie liebt ihren Hans und verzweifelt schier an dem Leben. Indem nun Poggio das Scheinwunder enthüllt, erhält er als Bestechung, damit er dem Concil keine Anzeige von der Gaukelei erstatte, seinen Plautus, und Gertrud, die ihr Gelübde halten und in den Betrug mit dem Gaukelkreuz nicht willigen will, erhält ihre Freiheit und ihren Hans.

Wiederum sind es die Empfindungen des Lächerlichen und des Wohlgefälligen, die erregt werden, um sich gegenseitig aneinander zu Fülle und Reinheit, zur Harmonie zu läutern. Und wiederum ist die Endwirkung eine ideale, und darum auch ethisch werthvoll. Wie vor dem Sonnenlächeln des unpathetischen, gleichmüthig dreinschauenden Humors alle Nebel menschlichen Truges und menschlicher Unnatur zerstieben, das ist das Schauspiel, dessen Zeugen wir sind.

Poggio belauscht Gertrudens Gebet vor dem wahren, schweren Kreuze: „‚Maria Muttergottes, erbarm' dich mein! Laß mich stürzen unter deinem Kreuz, es ist mir zu schwer! Mir schaudert vor der Zelle!' und sie machte eine Geberde, als risse oder wickelte sie sich eine Schlange vom Leibe los, und dann, in höchster Seelenqual selbst die Scham niedertretend: ‚Was mir taugt', schrie sie, ‚ist Sonne und Wolke, Sichel, Mann und Kind. . . .'"

Poggio lächelt, aber das Lächeln erstirbt ihm, als ihr Gebet leidenschaftlichere Töne anschlägt. Auch er, der Heide, wendet sich an die „jungfräuliche Göttin, welche die Alten als Pallas Athene anriefen und wir Maria nennen", um ihre Sache zu führen. Er eröffnet Gertruden durch drei symbolische Handlungen den Betrug mit dem Gaukelkreuz, weil er — eine Sophisterei — der Aebtissin sein Wort gegeben, mit Gertrud nicht weiter zu verkehren. Schon vorher hatte er ihr gerathen: „Ein behendes und kluges Mädchen zöge sich mit einem Straucheln aus der Sache!" Aber aus ihrer zornmüthigen Weigerung erwächst dem Dichter eine Scene voll gewaltig packenden Humors, die Darstellung, wie das Mädchen das Gaukelkreuz zerschmettert und unter dem echten Kreuz zusammenbricht. Wir empfinden die Freude über die deutsche Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die über Trug und Gaukelei den Sieg davonträgt, als einen Vorboten des Jubels über den Sieg der Reformation. Aber die Freude ist nicht pathetischer, sondern humoristischer Natur, sie hat den Läuterungsproceß durchgemacht, den wir die humoristische Katharsis nennen: Auf der einen Seite Lachen über hohlen Trug, über die Menschen, die, unter diesen Trug gebunden, im Stande der Unfreiheit, hülflose Thoren sind, auf der andern Freude darüber, daß die Fessel der Unfreiheit zerbrochen wird. Das Lachen wird, von Selbstüberhebung und Spott geläutert, zum Lächeln, die Freude zur gelassenen Heiterkeit, der echten humoristischen Schicksalsempfindung, die im Gewande der ehrlichen Thorheit und des frommen Truges die Idee gegen den Widerstand der stumpfen Welt ringen sieht und die als schönes Geschenk aus der Hand des Dichters die frohgemuthe Geduld erhält, die fröhliche Gelassenheit, die auf den endlichen Sieg der Idee warten kann.

Eine andere Rolle spielt der Humor in „Gustav Adolfs Pagen", der Geschichte von der Vertauschung des echten und des falschen Leubelfing. Der junge Nürnberger Kaufmannssohn August Leubelfing soll Gustav Adolfs Page werden. Aber er wie sein Vater haben beide sehr wenig Verständniß für die gefährliche Ehre, und der Humor, in dem die Feigheit von Vater und Sohn schillert, würde in den einfachen Spott verlaufen, wenn nicht dieser schadenfrohe Farbenaccord dazu diente, die fröhliche Heiterkeit zu beleuchten, mit der die Base Auguste es auf sich nimmt, in Jünglingstracht den Vetter zu ersetzen und den gefährlichen Dienst zu übernehmen. Sie ist dem heldenhaften König in schwärmerischer Liebe zugethan, und es galt nun, diese Liebe ihrer Leidenschaftlichkeit zu entkleiden, damit die Reinheit des edlen Mädchencharakters gewahrt bliebe. Auch durfte nicht die Liebe alleiniges Motiv zu der Verkleidung sein, es mußte ein gewisser abenteuerlicher Hang hinzukommen, denn es scheint beinahe, als ob, unbeschadet der Individualität des Falles, doch auch symbolische Nebenabsichten mit untergelaufen wären, als ob in dem Problem des Pagen zugleich das Problem des Verhältnisses von Deutschland zu Gustav Adolf ein leuchtendes Streiflicht hätte erhalten sollen. Auguste Leubelfing ist dem König zugethan wie das deutsche Volk. Sein Tod ist ihr Tod wie Deutschlands Untergang. Ihre Liebe war wie Deutschlands Liebe eine hoffnungslose, denn Gustav Adolf war vermählt mit seiner Königin wie mit seinem Königsgedanken eines großen baltischen Reiches.

Man sieht, hier ist der Humor viel entschiedener Kunstmittel als in den beiden novellistischen Seitenstücken. Das ist auch in den humoristischen Gedichten der Fall, auch wenn sie, wofür der engbegrenzte Rahmen des Gedichts wohl auch kaum Raum böte, von pathetischer Beimischung frei sind. Aber welch leuchtende Perlen auch hier! Bald wirft Meyer mit kecken Strichen einen Don Quixote hin, dem in einem Traumleben heiter zerrinnt, was tausend andere höchst pathetisch stimmen würde: In graziösem Galgenhumor scherzt sich der fromme Lautenschläger Herr René, unser guter Bekannter aus Schillers „Jungfrau von Orleans", über

sein irdisches Mißgeschick hinweg. Bald baut ein Mädchen mit Kinderspielzeug eine kleine Stadt und vor den Thoren derselben ein artiges Landhaus, das sie mit ihrem Liebsten bewohnen will. Als er sie in heißer Empfindung an seine Brust reißt, setzt sie mit komisch überraschender Geistesgegenwart vor die Thüre des Landhauses ein Kirchlein, und daß sie so im Kinderspielzeug den Dämpfer findet, den sie der Leidenschaft ihres Liebsten aufsetzt, das ist ein unbeschreiblich anmuthiger humoristischer Zug. In einem scheinbar so gleichgültigen Erlebniß so viel idealen Gehalt zu zeigen, das dürfte die humoristische Muse nur in seltenen Momenten allerliebenswürdigster Laune ihren Lieblingen gewähren. Man muß „die drei gemalten Ritter", die ein ähnliches Problem behandeln, mit diesem Cabinetstück vergleichen, um seine ganze zarte Lieblichkeit nach Gebühr zu würdigen. Beidemal der in leidenschaftlicher Liebe erglühende Mann, die besonnenere Frau. Hier zartes Mahnen und sanftes Zurückweisen der Leidenschaft in ihre Schranken zum Schutze der eigenen Reinheit, dort Uebertölpelung eines frechen Verführers, der die Heirath mit einem Schwur vor drei gemalten Rittern verspricht, hinter denen sich drei Vettern von Frau Bertha versteckt halten, hier naive Reinheit, dort berechnender Betrug und ein betrogener Betrüger.

In „Don Fadrique" wird der Humor durch den Contrast zwischen Grandezza und geckenhafter Verliebtheit erzielt. Interessant und lehrreich ist es, die Grenze zu sehen, wo das Gebiet der bloßen Komik verlassen und das des Humors betreten wird. Don Fadrique will die Fußspitze seiner Geliebten küssen, Amor spannt den Bogen:

„Nach dem ewigjungen Herzen
Zielt er, doch wer lacht, der zielt schlecht:
In des Ritters alten Rücken
Schießt er einen Hexenschuß."

Sein Diener bringt ihn zu Bett. Soweit die bloße Komik. Aber nun nimmt er seine Thorheit mit in die Beichte und in den Tod:

„‚Frommer Bruder Agostino,
Exorcire mir das freyle
Allerliebste weiße Füßchen,
Das durch meine Beichte tanzt!'

Don Fadrique sucht den Hades,
Zierlich schreitend wie ein Stutzer,
Tänzelnd leuchtet ihm ein weißes
Füßchen durch die Unterwelt."

Vorher erschien die Narrheit als pure, ungetrübte Narrheit. In den beiden letzten Strophen aber wird sie in dichte Verbindung mit dem Heiligen und mit dem uns allen bevorstehenden Tode gebracht. Da vergeht uns das harmlose Lachen, es mildert sich wenigstens in ein Lächeln. Beide Dinge, Beichte und Tod, sind so ernsthaft, daß hier die Reflexion eintritt. Wir werden gezwungen zu verallgemeinern, erinnern uns bei der Beichte, daß wir selber in feierlich-heiligen Momenten von unsern Narrheiten heimgesucht werden, daß wir sie gar auch mit in den Tod nehmen werden. Was anfangs in rein komischem Lichte erschien, wird im Contrast zu dem Heiligen und zu dem großen allgemeinmenschlichen Endschicksal zum Humor. Der Welthumor der Todtentanzstimmung überkommt uns. Lachen und Lust werden zu Lächeln und gelassener Heiterkeit: Wir belächeln in dem Thoren uns selber.

In einem andern Gedicht „Die Narde. (Nach einem venetianischen Bilde.)" wird die humoristische Wirkung nicht durch den Inhalt, sondern rein durch die technische Behandlung erzielt:

„Die brave Marthe that, was sie vermocht',
Sie rupfte, spickte, briet und sott und kocht',
Sie schob dem Herrn die braunsten Kuchen zu.
Und: ‚Diesen,' sagt' sie, ‚Herr, versuche du!'

Maria nahte, die den schlanken Krug,
Gefüllt mit einer seltnen Narde, trug.
Sie neigt' das Knie, den Krug. Die Narde floß.
Sie neigt' das Herz, das strömend sich ergoß.

In der beseelten Hand Mariens ruht'
Der edle Fuß. Drauf quoll der Narde Fluth.
Ihn abzutrocknen, löste sie des Haars
Geschlungnen Knoten. Blond und seiden war's.

Ein spitz Geflüster regte sich am Tisch,
Wie der getretnen Viper scharf Gezisch:
‚Das duftet! Tausend oder mehr Denar
Verduften mit! Ich wollt', wir hätten's baar!

Bei Levi legten wir's auf Zins geschwind
Und draus erzögen wir ein Waisenkind —'
‚Still,' sagt' der Göttliche, ‚laß unentweiht,
Judas! Wer liebt, verschwendet allezeit.'"

Was ist mit dem Stoff geschehen, daß er humoristisch wirkt? Aus zwei biblischen Erzählungen ist eine gemacht, der Verweis des Herrn an Martha fortgefallen. Das kann den Humor nicht verschulden. Nun aber ist die Scene ins Niederländische gemalt. Einzelne realistische Züge sind eingesetzt, zunächst um die Fülle der Liebesbeweise Martha's auszumalen. Bei Maria der Zusatz: „Blond und seiden war's." Bei Judas das Zins- und Waisenkind-Project. Was ist durch diese Zusätze erreicht? — Der Stoff ist uns näher gerückt, aus idealer Ferne in greifbar wirkliche Nähe. Moderne Phrasen wie: „Ich wollt', wir hätten's baar", die vielen Apostrophe der täglichen Umgangssprache verrathen, daß die Scene aus dem täglichen Leben der Gegenwart geschöpft ist, d. h. in demselben sich täglich wiederholt. Das zwingt zur Reflexion: Wir begreifen allmählich, daß wir es mit einem „actuellen" Stoffe zu thun haben.

Nun wird der Gegensatz mit der Schärfe einer Rembrandt'schen Beleuchtung, auch in der Sprache, herausgearbeitet. Welcher sprachliche Gegensatz der zweiten und dritten Strophe und der beiden letzten Verse gegen die übrigen! Nun ist der Contrast scharf ausgeglättet: Mit vollen Händen, aus vollem Herzen geben — sich selber geben — ängstlich engherzig berechnen. Beim Geben ist die Hauptsache das überfließende Herz, nicht die Größe der Gabe und ihre klugkühle Verwendung. Das in der realistischen Art von Uhde's: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" dargestellt, zwingt uns, nahe genug hinzurücken, daß auch ein Strahl der göttlichen Ironie unsre Stirn streife.

Außerhalb des einzigen Bandes seiner Gedichte weilt C. F. Meyer immer in der Vergangenheit, und auch wo seine Gedichte die Gegenwart behandeln, bekommt diese historischen Charakter. Das Anschauen der ewigen, ehernen, großen Gesetze, die in der Geschichte wie im Leben der Gegenwart walten, ist des Dichters liebste Augenweide. Darum hat sein Humor einen historischen Anflug. Es fehlt ihm der subjective Zug, der die starke Seite eines Sterne ist. Wenn er die Herrschaft der Idee in großen historischen Verhältnissen zeigt, so ist er, wenn auch ernst und marmorkühl, doch pathetisch. Zeigt er sie dagegen im historischen Kleinleben, im engen Rahmen des Familienstücks, so wird ihm durch den thatsächlich vorliegenden Contrast des Erhabenen mit dem Kleinen der Humor abgedrungen, und man staunt, mit welcher Meisterschaft er ihn als Kunstmittel zu handhaben und großen Zwecken dienstbar zu machen weiß. Damit steht er in der Geschichte des Humors so einzigartig da, daß ihm kein zweiter an die Seite gesetzt werden kann.

Edmund Sträter.

Klage um Tyrus.

Nicht ohne Wehmuth greife ich zur Feder, um nach eingelaufener Meldung des deutschen General-Consulats von Beiruth über die letzte Zerstörung eines der ältesten Heiligthümer der Menschheit Bericht zu erstatten. Wer noch vor einem Jahre Tyrus (Sur) gesehen und es heute wieder sieht, wird das Relief vom Venedig des Alterthums nicht wieder erkennen. Es gilt die Manara am Tempelplatze des Melkart, welcher seine Stelle als Stadtpatron: Sanct Mochlar, fortbehauptete. Herodot (II, 44) brachte durch die Priester in Erfahrung, daß der Herakles-Tempel bis auf seine Zeit (450 v. Chr.) bereits zweitausenddreihundert Jahre gestanden, und Arrian (II, 15) nennt ihn das älteste Heiligthum, soweit menschliche Kunde reiche. Jetzt liegen noch zwei Riesensäulen von ägyptischem Porphyr nebst den Portalcolonnen am Platze, Bischof Paulinus hat 313—319 noch vor Constantin den Naos, wohin vor der Verwüstung durch den Welteroberer Alexander alle Colonien im Umkreise des Mittelmeeres Geschenke sandten und die Tochterstadt Karthago den Zehent entrichtete, in die stattlichste Kathedrale umgebaut und das Grab des phönizischen Weltkönigs christianisirt. Es war ein wunderbares Gotteshaus, von dessen Herrlichkeit noch die architektonischen Sculpturreste Zeugniß geben, welche 1874 in sechzehn Kisten nach Berlin befördert wurden. Während der Herrschaft der Kreuz-Könige wurde sie durch den Metropoliten Petrus 1158 gründlich restaurirt und der Altar nach Osten verlegt, nach dem Sturze des lateinischen Königreichs aber zur Kreuz- und Krönungskirche erhoben. Hier wurde die Lade mit den Gebeinen Friedrich Barbarossa's in einem Steinkasten beigesetzt, in der Hoffnung, sie später in die heilige Grabkirche nach Jerusalem zu schaffen, aber schon zwölf Jahre danach, 1202, stürzte durch ein Erdbeben das Gewölbe herab und begrub das Kaisergrab. Der große Hohenstaufe war auf seinem Kreuzzuge im Morgenlande ausgeblieben; spätere Jahrhunderte übertrugen auf sein Andenken die Hoffnung auf eine Neugründung des Reichs. Zur Zeit der Erfüllung wollte der Fürst-Reichskanzler die Gebeine aus dem Schutt erhoben und im Triumphe nach Deutschland zurückgebracht sehen — leider waren Haupt und Knochen des einstigen Reichsoberhauptes sammt der Lade aus dem künstlichen Mauerkasten nächst der Sacristei verschwunden, wohl durch einen der ägyptischen Sultane fortgeschafft, damit sie nicht Anziehungskraft zu einem neuen Kreuzzuge ausübten. Wir fanden das Grab leer und hatten nur die Benennung Manara zu beurkunden und zu erklären als „Ort des Lichts", weil der Hochbau statt eines Leuchtthurms diente. Dasselbe besagt der Name Minaret, welcher zuerst dem Pharos von Alexandrien zukam.

In diesen heiligen Räumen fand 335, zehn Jahre nach dem Concil von Nicäa, die Kirchenversammlung statt, welche fast einstimmig das Symbolum mit der Gottheit Christi negirte, auch auf Eusebius' Betrieb den mit vierzig afrikanischen Bischöfen erschienenen Athanasius entsetzte und nach Trier verbannte. Hier fand schon Origenes seine Beisetzung, es hieß lange genug: „das Grab des Orinnos", und bis auf unsre Tage erhielt sich unter den Bewohnern die Tradition: daselbst seien ein Bischof und ein König bestattet. Wir zogen noch die Planken des prächtigen antiken Sarkophags ans Licht und schafften sie nach der Reichshauptstadt als das kostbarste Stück der Ausgrabung. Gefördert wurde diese durch anderthalbhundert Mann (über noch mehr hatte zuvor Renan verfügt), einige schiitische Mentneli vom Libanon, Araber, Griechen und selbst Schwarze aus Darfur waren ein paar Monate beschäftigt.

Ich war doch überrascht, in Tyrus noch die Hauptgestalten des phönizischen Cultus zu entdecken. Brachte die Naturreligion und der jährliche Gottesdienst nicht bei allen Völkern das Auf- und Ableben des Himmelsgottes zur Anschauung? Im Melkarttempel wurde das zu Grabe gehen des Stadtpatrons alljährlich im feierlichen Conduct begangen und beklagt, aber nach drei Tagen die Auferstehung mit Jubel begrüßt, und es hing damit der Glaube an die Unsterblichkeit zusammen. Die Leichenspiele fanden ja selbst am Isthmus von Korinth statt. Ein haut-relief mit der Darstellung des ertrunkenen Melikertes und wie dessen Leichnam dem Wasser enthoben, durch einen anderen Genius aber unter Cymbelklang zur Höhe geführt wird, hatte wohl zum Grabmal eines reichen Tyriers gedient. Die Mythe lehrt: Ino Leukothea, als Gattin des Athamas, Mutter der beiden Knaben Learchos und Melikertes, stürzt mit dem letzteren von der molurischen Klippe ins Meer, worauf er auf Delphins Rücken nach der korinthischen Landenge getragen ward. Der Vater hatte in Raserei den Learchos mit dem Pfeil erschossen — und siehe da, auch dieser, durch das Hirschfell kenntlich, kam in unsre Hand und gelangte nebst einem Apollo-Torso und Herakles-Kopf in das Antikenmuseum der Reichstadt. Leider haben die Mohammedaner allen Bildwerken, als Gegenständen des Götzendienstes, die Köpfe abgeschlagen.

Meine „Meerfahrt nach Tyrus" bildet den Grabgesang über all der untergegangenen Herrlichkeit. Die Manara also wurde jüngst durch die Söhne des mit einem preußischen Orden decorirten Jussuf Aga ibn Mamluk, größten Grundbesitzers und Gebieters der Gegend, bis auf den letzten Stein abgebrochen und aus dem Material Hütten für Fellahs errichtet. Vielleicht liegt dort der Tauftrog von ägyptischem Alabaster mit Stufen zum Untertauchen noch im Grunde. Sic transit gloria mundi! Wie schade, daß wir die noch erhaltene Apsis des Seitenschiffes mit dem Altar nicht zum Kirchendienst neu consecriren ließen und sammt dem Einbau für die Gebeine Barbarossa's den Vätern der Terra Sancta zur Obhut übergaben! Der Reichskanzler hat den vermuthlichen Gedanken, daneben „im ägyptischen Hafen" eine Station für deutsche Schiffe im Mittelmeer zwischen Cypern und dem Suez-Canal zu errichten, nicht weiter verfolgt. Das beispiellose Unglück von Tyrus war im Alterthum sprichwörtlich, und noch Seneca schreibt — Nat. quaest. VI, I —: „Tyrus aliquando infamis ruinis erat." Wurde die weltberühmte Seestadt doch 574 v. Chr. durch Nebukadnezar, 332 vom großen Alexander und 1291 durch Sultan Malek el Aschraf bis auf den Grund zerstört und dabei 60,000 Einwohner niedergemetzelt, so daß Abulfeda, der Mitkämpfer, sie völlig menschenleer nennt. Bezeichnen wir auch den Abbruch der gewaltigen Manara als ein letztes Unglück von Tyrus. Nur der Anschluß an ein asiatisches Bahnsystem kann die einstige Weltstadt auf der Felseninsel im Mittelmeere wieder emporbringen.

Aller Augen sind auf Südostafrika gerichtet, indessen kümmert sich Niemand um den Nachlaß und die Ueberreste aus der Kreuzritterzeit. Kürzlich ist die Burg Tankreds zusammengestürzt, deren Thurm der Seelandschaft von Kaipha und dem Karmel die Signatur gab. Die württembergischen Tempelchristen haben wohl das Städtchen am Fuße des Berges ansehnlich erweitert, hatten aber nicht den Gedanken oder die Mittel, die historisch so denkwürdige Burg zu restauriren. Doch, was sagen wir? Nächstens wird auch das Königsschloß von Tiberias am See Genezaret zusammenstürzen; ich möchte nicht mehr den Fuß auf die Gewölbe setzen oder das Dach besteigen. Und wie denkwürdig ist dieses stattliche Castell und einstige Arsenal Kasr beit Melek oder Seraia! Wurde es doch von Herodes Antipas unter den Augen Christi erbaut, welcher nach Lukas (XIV, 28. 31) die Rüge verlauten ließ: „Welcher Mann, der eine Burg baut, wird nicht zuvor die Kosten überschlagen, ob er nach

der Grundlegung auch der Ausführung gewachsen sei, damit nicht die Zuschauer spotten: 'Seht, der fängt zu bauen an und kommt nicht zu Ende!'" Der Bau dieser Veste zur Anhäufung von Waffen führte zu der weiter gerügten Niederlage und zum endlichen Sturze des Vierfürsten. Augenblicklich werden auch die Stadtmauern von Tiberias niedergerissen, wie bei uns so viele Stadtthore.

Professor Dr. Johannes N. Sepp.

Mittheilungen und Nachrichten.

B. Die Tragödie eines russischen Dorfschullehrers entrollt ein dieser Tage im Verlag von Friedrich Gottheiner in Berlin erscheinendes Buch von E. J. Popow, „Das Leben und Sterben E. N. Droschins, mit einem Vorwort von Leo Tolstoi. Ins Deutsche übertragen von A. v. H." Jewdokim Nikitisch Droschin, ein Dorfschullehrer des Gouvernements Kursk, war ein eifriger Anhänger jenes sogenannten Urchristenthums, als dessen bedeutendster Apostel Graf Leo Tolstoi gilt. Im August 1891 zur Militärpflicht herangezogen, verweigerte er die Ablegung des Fahneneides, weil er es als Sünde betrachtete, seinen Willen dem Machteinfluß anderer unterzuordnen, die möglicherweise von ihm die Verübung unerlaubter Handlungen verlangen könnten, insbesondere die Tödtung eines Mitmenschen. Er wurde zunächst in Charkow ein Jahr lang in Einzelhaft gehalten, dann nach Woronesch ins Strafbataillon versetzt, woselbst er durch körperliche und seelische Peinigungen planmäßig langsam hingemordet wurde. Nach fünfzehn Monaten war der 27jährige Jüngling durch Einzelhaft, Hunger und Kälte derart gebrochen, daß er als rettungslos Schwindsüchtiger für dienstuntauglich erklärt, aus den Militärlisten gestrichen und einer bürgerlichen Strafanstalt überantwortet wurde, in der er noch neun Kerkerjahre verbüßen sollte. Bei der Ueberführung, die an einem bitterkalten Januartag 1894 erfolgte, zog er sich, da man ihm unzureichende Kleidung gegeben hatte, eine Erkältung zu, die dem ohnehin Schwerleidenden den Rest gab, am 27. Januar starb er im Gefängnißhospital zu Woronesch. Dies in kurzen Zügen der Inhalt des Popow'schen Buches, das auf persönlichen Aufzeichnungen, Briefen und mündlichen Mittheilungen Droschins und den Berichten von Freunden und Bekannten des Unglücklichen beruht und in Rußland selbstverständlich sofort verboten wurde, nachdem man bereits die erste Niederschrift am 17. Juni 1894 gelegentlich einer ad hoc bei Popow vorgenommenen polizeilichen Haussuchung confiscirt hatte. Thatsächlich ist das Buch mit seinen ohne jede Emphase vorgetragenen, aber um so wirkungsvolleren Schilderungen des Lebens in den russischen Strafbataillonen wohl dazu angethan, in Rußland aufreizend zu wirken. Aber ich glaube, auch bei uns in Deutschland wird „Das Leben und Sterben Droschins" nicht lange gerichtlicher Verfolgung entgehen, nicht etwa wegen seines eigentlichen Inhalts, sondern vielmehr wegen der Tolstoi'schen Vorrede. Diese Vorrede ist ein anarchistisches Manifest, das auf den einen Gedanken hinausläuft, die Nichtachtung der weltlichen Obrigkeit, die Weigerung, ihr zu gehorchen, sei ein Recht und eine Pflicht jedes wahren Christen. Das stark nach Juchten riechende „Urchristenthum" Tolstoi's tritt da in herausforderndster Form in einen so schroffen Gegensatz gegen alle staatliche und gesetzliche Ordnung, daß die Hüter dieser Ordnung kaum passiv bleiben können, zumal da Tolstoi seine Aufreizung zur Auflehnung gegen alle weltliche Obrigkeit mit dem ganzen blendenden Zauber seiner polemischen Beredsamkeit vorträgt und in nicht ganz reifen, durch Sophismen leicht zu verwirrenden Köpfen schweres Unheil anrichten kann. Das Christuswort „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" deutet er zu einer Aufforderung zum Widerstande gegen die Staatsgewalt um, und aus einer langen Reihe von Citaten aus den Evangelien sucht er zu beweisen, daß der wahre Christ die weltliche Obrigkeit nicht achten dürfe. Zu dem inneren Gegensatz zwischen dem Christenthum und dem Gehorsam, den die weltliche Obrigkeit für sich beanspruche, geselle sich der Umstand, daß es heute unmöglich sei, diesen Gehorsam nicht aus Furcht, sondern aus Gewissenspflicht zu leisten; denn in Folge des allgemeinen aufklärenden Fortschritts sei die Obrigkeit ihres Charakters als etwas besonders Verehrungswürdiges und Erhabenes entkleidet worden. Jene weltliche Obrigkeit, von der Paulus gelehrt, daß man ihr mit gutem Gewissen unterthan sein könne, sei schon längst untergegangen; für eine Obrigkeit in dem Sinne, wie der Begriff früher verstanden wurde, sei kein Platz mehr vorhanden, nur rohe Gewaltthätigkeit und Betrug seien geblieben. Seine schärfsten Pfeile schleudert Tolstoi, an den Inhalt des Popow'schen Buchs anknüpfend, wider die Einrichtung des Heeres. Gäbe es keine Kriegsheere, führt er aus, dann gäbe es auch keine Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die durch die Heere aufrecht erhalten werden; nur mittelst der Heere habe sich eine staatliche Ordnung einführen und erhalten lassen, die es möglich mache, daß fast der gesammte Bodenbesitz in den Händen derer sei, die nicht auf dem Lande arbeiten — Tolstoi kann ersichtlich nicht aus dem engen Gesichtskreise der russischen Verhältnisse heraus —, während diejenigen, die den Boden bestellen, ihn nicht besitzen. Nur durch das Heer könne man den Armen den Ertrag ihrer Arbeit abnehmen und den Reichen geben, nur mit seiner Hülfe das Volk verdummen und der Möglichkeit berauben, sich Aufklärung zu verschaffen. „Das Heer aber besteht aus Soldaten, und die Soldaten — die sind wir selbst. Gäbe es keine Soldaten, so wäre etwas Derartiges unmöglich." Von diesen Banalitäten, die man täglich beinahe wörtlich so in anarchistischen und socialdemokratischen Blättern und Hetzschriften lesen kann, geht Tolstoi zur Prophezeiung einer „neuen Zeit" über, die bereits anbreche und „in der die Menschen nach den Worten Christi eine auf allgemeiner Brüderlichkeit beruhende Gesellschaftsordnung anbahnen, deren Kommen schon vor langer Zeit von den Propheten vorhergesagt worden ist". Die unbefangenen Schätzer Tolstoi's werden seine neueste Kundgebung mit großem Interesse lesen, das aber mit Trauer über die Entwicklung gemischt sein wird, welche dieser seltsame Geist genommen hat. Zum Schluß mag noch betont sein, daß die Uebertragung ins Deutsche trefflich gelungen ist, so daß man in sprachlicher Hinsicht nirgends die Empfindung hat, ein russisches Werk vor sich zu haben.

h. Eine vorgriechische Bilderschrift. Wohl eine der interessantesten und überraschendsten Publicationen, welche seit lange erschienen sind, ist die im „Journal of Hellenic Studies", Vol. XIV (1894), veröffentlichte größere Abhandlung von A. J. Evans: Primitive Pictographs and a prae-phoenician script from Crete and the Peloponnese (103 S. in Groß-Octav mit vielen Abbildungen). Schon vielen, welche sich mit der durch Schliemann aufgedeckten vorhomerischen Cultur in Mykenä, Tiryns, Orchomenos &c. beschäftigt haben, wird es aufgefallen sein, daß sich an den Wänden der mykenischen Paläste und Gräber zwar reiche Sculpturen, aber keinerlei Inschriften gefunden haben. Und daran schloß sich natürlich sofort die Frage: Hatte denn die mykenische Cultur überhaupt keine Schrift? Einige Scherben mit 4—5 cursiven Zeichen, die aber mit den doch später von den Griechen übernommenen phönikischen nicht die geringste Verwandtschaft zu zeigen schienen, vermehrten noch das Räthsel. Dagegen hatten sich ähnliche Scherben in Gurob und Kahun in Unterägypten gefunden. Wie groß war daher das Erstaunen, als man in jüngster Zeit im Peloponnes, vor allem aber in Kreta, eine Menge von sog. Siegelsteinen auffand, welche auf drei, manchmal auch auf vier Flächen kunstvoll eingravirte Bilderzeichen aufwiesen, und zwar immer in Gruppen von 3—5 Zeichen, so daß also ein bloß decorativer Zweck ausgeschlossen war. Evans, der an der Entdeckung selbst einen hervorragenden Antheil hat, stellte nun die sämmtlichen ca. 80 verschiedenen Symbole übersichtlich zusammen. Da finden sich nun sechs dem menschlichen Körper entnommene (z. B. Auge, Hand, Bein), ferner Waffen, Haus- und Trinkgeräthe, Schiffe und Fische, eine ganze Reihe von Thierbildern (Rind, Geis, Schwein, Wolf und verschiedene Vögel), Blumen und Bäume und noch andere, zum Theil der Ornamentik entnommene Zeichen. Daneben fanden sich aber auch noch Fragmente mit den gleichen cursiven Formen, wie die oben erwähnten aus Gurob, die nun keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß sie sich aus den Hieroglyphen der Siegelsteine entwickelt haben. Evans glaubt nun auf Grund zufälliger Aehnlichkeit einiger Formen, die phönikische Schrift damit in Zusammenhang bringen zu dürfen, was die merkwürdige Thatsache zur Folge hätte, daß dieselbe, wie alle aus ihr erwachsenen Schriftarten, auf den griechischen Inseln ihre eigentliche Entstehung hätte. Es läßt sich aber jetzt mehr und mehr erweisen, daß die phönikische Schrift, die wiederum mit der südarabischen aufs engste zusammenhängt, ebenfalls schon im 2. vorchristl. Jahrtausend in Ostarabien, und zwar unter babylonischem Einfluß, entstanden ist. Darum bleibt aber das Problem der kretischen Hieroglyphen und der aus ihnen entstandenen Cursivzeichen nicht minder interessant. Vor allem erhebt sich die Frage, ob wir hier eine autochthone

Bilderschrift vor uns haben oder ob eine Verwandtschaft mit anderen Hieroglyphensystemen, wo zunächst nur zwei, das ägyptische und das sogenannte hethitische, in Betracht kämen, nachzuweisen ist. Meinem Eindruck nach dürfte noch am ehesten eine gewisse Uebereinstimmung mit den hethitischen Hieroglyphen vorliegen, aus welch letzteren sich ja wahrscheinlich (und zwar in Kleinasien und Cypern) eine andere syllabische Cursivschrift, das sog. kyprische Alphabet, entwickelt hat. Und gerade an die kyprischen Zeichen erinnern wieder die ägäischen Cursivzeichen (so nennt Evans diese mykenisch-kyprische Cursivschrift) am meisten. Es wäre dringend zu wünschen, daß die hochinteressante Abhandlung durch eine Separatausgabe bald auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht würde.

* **Tübingen.** Der bisherige Docent in Würzburg Dr. med. Michael v. Lenhossék wurde zum Prosector an unsrer Universität ernannt.

* **Hohenheim.** Prof. Braneo hat die Professur für Geologie und Mineralogie an der Landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim nunmehr endgültig übernommen.

* **Gießen.** Der durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des orientsprachlichen Werkdrucks bekannte Buchdruckereibesitzer Wilhelm Keller hierselbst ist im Alter von 81½ Jahren gestorben.

* **Bonn.** In der Aula der Universität wurde am 18. Oct. die feierliche Uebergabe des Rectorats von Seiten des abtretenden Rectors G. R. Prof. Dr. Nissen an seinen Amtsnachfolger G. R. Prof. Dr. Ritter vollzogen. Prof. Nissen rühmte, wie die „Köln. Ztg." erzählt, im Jahresbericht den neuen Beweis des Vertrauens, den das Herrscherhaus durch die abermalige Entsendung zweier Prinzen an die rheinische Hochschule gegeben. „Daß preußische Prinzen Fleiß und Ausdauer auch spröden Stoffen gegenüber bethätigen, in der Erfüllung übernommener Pflichten ein leuchtendes Vorbild für die übrigen Commilitionen darstellen, wußten wir. Daß die liebenswürdige Bescheidenheit, die vor 40 Jahren dem Vater (der beiden Prinzen, Prinz-Regenten Albrecht von Braunschweig) die Herzen am Rhein gewann, sich auf die Söhne vererbt hatte, erwarteten wir und haben uns nicht getäuscht." Zu den übrigen Studirenden übergehend, berichtete Redner sodann, daß Bonn mit seinen 1775 Studenten unter den Universitäten des Deutschen Reiches die vierte Stelle einnehme und Halle, Breslau, Tübingen, Würzburg überflügelt habe. „Die stattliche Schaar," fuhr er fort, „unter Einem Banner vereinigt zu sehen, ist mir freilich ebenso versagt geblieben, wie den meisten meiner Vorgänger. Neben dem Commers am Vorabend von Kaisers Geburtstag, den die allgemeine Studentenschaft veranstaltete, hat eine ansehnliche Minderheit eine gesonderte Feier abgehalten. Die nämliche Minderheit hielt sich fern von der herzerhebenden Huldigung, welche die Hochschulen des Deutschen Reichs, Lernende und Lehrende, am 1. April in Friedrichsruh vereinigte. Das ist zu beklagen, aber man soll diesen Dingen auch nicht eine Wichtigkeit zuschreiben, die ihnen nicht zukommt. Seinen nationalen Sinn hat der Student vor allem zu bekunden durch rührigen Fleiß und gesetzliche Haltung. Was letztere betrifft, so haben sich Verstöße und Strafen in bescheidenen Grenzen bewegt. Die wissenschaftliche Arbeit dagegen ist vielfach durch den zunehmenden Zeitaufwand, den die Erholung (namentlich bei Stiftungsfesten, die aus Stiftungstagen zu Stiftungswochen angewachsen sind) beansprucht, gestört worden. Dazu kommt, daß in juristischen Kreisen die weitverbreitete Ansicht herrscht, daß für eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben das Wissen unnützer Ballast sei. Von solchen Zeitkrankheiten abgesehen, lautet das Gesammturtheil über den Fleiß der Studirenden günstig." Im weiteren Verlauf seines Berichts widmete Redner dem aus seinem Amte geschiedenen Universitäts-Curator, Geh. Oberregierungsrath Dr. Gandtner, warme Worte der Anerkennung. Zum Schluß sprach er energisch von den äußeren Schäden, die die rheinische Hochschule zu beklagen hat. „Das bureaukratische Regiment, das auf dem höheren Unterrichtswesen lastet, hat auch die Universitäten nicht verschont. Vor einem Vierteljahrhundert machten schon begeisterte Anhänger der preußischen Politik auf die Gefahren aufmerksam, die darin liegen, daß seit 1866 die Hälfte aller deutschen Universitäten einer einzigen Verwaltung unterstellt sei. Die Befürchtungen waren in vielen Stücken übertrieben, in einigen begründet. Wohin die Centralisation führt, sehen wir leibhaftig vor uns. Ich rede nicht von der Verwahrlosung der alten kurfürstlichen Anlagen, über die mancherlei Richtiges und Falsches in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Weit betrübender ist die Verwahrlosung des Kurfürstenschlosses, in welchem die Blüthen der Nation, unsre Prinzen an der Spitze, in die Wissenschaften eingeführt werden — das ganze Gebäude befindet sich in einer geradezu polizeiwidrigen Verfassung —, Abhülfe ist in Aussicht gestellt. Aber für die Zukunft unsrer Hochschule ist und bleibt unter allen Umständen zu wünschen, daß ihren autonomen Kräften ein weiterer Spielraum vergönnt werde, als im letzten Jahrzehnt der Fall war." Der neue Rector G. R. Ritter hielt darauf seine Antrittsrede, in der er „die Geistesentwicklung und die Geschichtschreibung Leopold v. Ranke's" behandelte.

* **Leipzig.** Am 30. ds. Mts. hält der außerordentliche Professor Lic. theol. Dr. phil. Karl Thieme seine Antrittsvorlesung über die „Aufgabe der Dogmatik".

* **Dresden,** 19. Oct. Die Schriftstellerin Claire v. Glümer vollendete gestern in Blasewitz ihr 70. Lebensjahr. Die Dichterin, der erst vor wenigen Monaten von dem Herzog Karl Theodor in Bayern der Staar mit Erfolg operirt worden war, ist in Blankenburg am Harz geboren. Mit ihrem Vater Karl Weddo v. Glümer, der, politisch compromittirt, das Vaterland verlassen hatte, lebte sie lange in der Schweiz und in Frankreich, bis die Ereignisse von 1848 die Rückkehr nach Deutschland ermöglichten. Sie wandten sich nach Frankfurt und der Vater übernahm die parlamentarische Berichterstattung für die „Magdeburgische Zeitung", überließ die Abfassung der Berichte aber ganz seiner Tochter, die denn auch bis zum Tage der Kaiserwahl in der Paulskirche thätig war. Im folgenden Jahre wurde ihr Bruder Bodo wegen Betheiligung am Mai-Aufstande zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Claire v. Glümer war ihm 1851 bei einem Fluchtversuche behülflich und wurde zur Strafe aus Sachsen verwiesen. Sie nahm ihren Wohnsitz in Wolfenbüttel und durfte erst 1859, nachdem auch ihr Bruder begnadigt war, nach Dresden zurückkehren. Seit 1850 hat sie eine große Anzahl Romane und Novellen veröffentlicht, die meist in Buchform, vielfach auch in belletristischen Blättern und politischen Zeitungen erschienen und gern gelesen wurden. Auch als Uebersetzerin, namentlich aus dem Französischen, war sie vielfach thätig.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor der Chemie Heinrich Klinger in Bonn erhielt einen Ruf als Ordinarius an die hiesige Universität, dem er voraussichtlich folgen wird.

* **Wien,** 19. Oct. Heute Mittag fand im reichgeschmückten Festsaale der Technischen Hochschule die feierliche Inauguration des für 1895/96 gewählten Rectors, Regierungsrath Friedrich Kick, Prof. der mechanischen Technologie, statt. Die Feier gestaltete sich diesmal aus Anlaß der Enthüllung der von Prof. Rudolf Weyr ausgeführten überlebensgroßen Kaiserstatue besonders imposant. Zur Feier hatten sich eingefunden: der Minister für Cultus und Unterricht Dr. Paul Gautsch Frhr. v. Frankenthurn, der Statthalter Graf Kielmansegg, Oberbaurath Stadtbaudirector Berger, der Rector der Wiener Universität Prof. Dr. Ant. Menger, der der Hochschule für Bodencultur Prof. Franz Schwackhöfer, zahlreiche Lehrkräfte aller Wiener Hochschulen, die der Technik vollzählig. Außerordentlich stark war die Studentenschaft vertreten. Eingeleitet wurde die Feier durch eine vom technisch-akademischen Gesangverein vorgetragene Cantate, worauf der abtretende Rector und nunmehrige Prorector, Prof. Emanuel Czuber, das Wort ergriff zu einem Rückblick auf die Geschichte der Anstalt, wobei er besonders hervorhob, was diese Hochschule dem Kaiser alles zu verdanken habe. Die Versammlung, die sich von den Sitzen erhob, brachte begeistert ein dreifaches Hoch aus. Der technisch-akademische Gesangverein intonirte, während die studentischen Verbindungen die Schläger zückten, die Volkshymne. Sodann erstattete Professor Czuber den Bericht über das abgelaufene Studienjahr. Seit dem Studienjahr 1889/90 steigert sich die Frequenz anhaltend, was heuer augenfällig in die Erscheinung trat. Die Zahl der ordentlichen Hörer stieg von 946 des Vorjahres auf 1105, also um 159 oder nahezu 17 Procent. Diese Thatsache kann als erfreulich bezeichnet werden, da ein empfindlicher Mangel an ordnungsmäßig absolvirten Technikern herrscht. Die Zunahme war am größten in der Maschinenbauschule. Es gehörten der Ingenieurschule 362, der Bauschule 85, der Maschinenbauschule 487, der chemischen Schule 145 und der allgemeinen Abtheilung 26 ordentliche Hörer an. Mit den 94 außerordentlichen Hörern erreichte die Frequenz die seit dem Studienjahre 1882/83 nicht dagewesene Höhe von 1199, ungerechnet die 62 Gäste, die sich an einzelnen Vorlesungen und Uebungen betheiligten. Redner erwähnte sodann des neu eingeführten Curses für Versicherungstechnik. Diese Institution blieb auch im Auslande nicht unbemerkt. Die technische

Hochschule in Dresden folgte bald mit einer ähnlichen Einrichtung nach und andere Hochschulen stehen im Begriff, sie zu recipiren. Eine werthvolle Ergänzung erfuhr das Lehrprogramm durch die Creirung einer Honorar-Docentur für Feuerungs- und Ventilationstechnik. Schließlich dankte Redner dem Unterrichtsministerium und anderen Staatsbehörden für das entgegengebrachte Wohlwollen, ferner den Förderern der Anstalt, und der Studentenschaft selbst für das wohlthuende Vertrauen, dem er bei ihr begegnet sei. Der neue Rector, Prof. Friedrich Kick, hielt darauf einen Vortrag über die Entwicklung und die Aufgaben der mechanischen Technologie.

* **Prag**, 19. Oct. Ein Wiener Antisemitenblatt hatte den Professor der Anatomie an der hiesigen deutschen Universität, Dr. Rabl, Schwiegersohn Virchows, in der unfläthigsten Weise angegriffen, weil seine Vorlesungen von drei Hörerinnen besucht waren, welche an dem tschechischen Mädchengymnasium studirt hatten. Als Prof. Rabl heute den Hörsaal betrat, wurde er mit stürmischen Zurufen empfangen. Er hielt hierauf eine Ansprache, in welcher er sagte: „Ich bin streng nach dem Gesetz und den Beschlüssen des Professorencollegiums vorgegangen, die Studenten werden mir wohl das Vertrauen schenken, daß ich jederzeit den deutschen Charakter unsrer Universität zu wahren, das Hausrecht geltend zu machen, und falls irgend eine Störung sich ergeben sollte, sofort Abhülfe zu schaffen wissen werde. Was die über meine Person verbreiteten frechen tendenziösen Lügen betrifft, so halte ich es unter meiner Würde, auf dieselben zu erwidern. Das, was ich hier gesagt habe, wird ohnedies zu den Fenstern hinausdringen und den Sch.... zu Gehör kommen, welche vor Verleumdungen nicht zurückschrecken."

* **London.** Im November wird die durchgesehene Ausgabe der Apokryphen erscheinen. Damit ist das große englische Revisionswerk der h. Schrift abgeschlossen. 24 Jahre lang haben die größten englischen und amerikanischen Theologen daran gearbeitet. Der Absatz der neuen Bibelübersetzung war ungeheuer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 20. October folgende Schriften eingegangen:

Die Verfassung des Deutschen Reiches, mit Anmerkungen &c., hggb. v. Dr. Max Proebst. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1895. — Bayerisches Gesetz, die Ausübung der Jagd betreffend, hggb. v. Markus Pollwein. 3. Aufl. Ebd. — Dr. Wilhelm Bernstein: Allgemeine deutsche Wechselordnung; allg. Wechselordnung für die österreichischen Staaten erläutert. Lfg. 1. Breslau, E. Morgenstern 1896. — Die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Königreich Württemberg; Denkschrift zum 50. Jahrestag &c. bearbeitet von Dr. jur. Supper. Mit Abbildungen. Stuttgart, W. Kohlhammer 1895. — Bimetallistische Monatsschrift. Jhg. I. H. 4—5. Berlin, Hermann Walther 1895. — Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Bd. XIV. H. 1—3. Wien, Alfred Hölder 1895. — Ungarn zur Zeit des Millenniums; orientirende Daten veröffentlicht von der Preßsection der Ausstellung. Budapest, Corvina A.-G. — Dr. J. Zimmerli: Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. II. Th. Basel u. Genf, H. Georg 1895. — Dr. Siegfried Passarge: Adamaua; Bericht über die Expedition des Deutschen Kamerun-Comités 1893/94. Berlin, Dietrich Reimer 1895. — Prof. Dr. Melchior Neumayr: Erdgeschichte; 2. Aufl. bearb. v. Prof. Dr. Victor Uhlig. II. Bd. Beschreibende Geologie. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1895. — Dr. Victor Meyer: Probleme der Atomistik; Vortrag. Heidelberg, Carl Winter 1896. — Herm. Jos. Fugger-Glött: Der alte Christusglaube voll und ganz auf der Höhe des 19. Jahrh. Mainz, Franz Kirchheim 1895. — Hermann Grauert: Zur Dante-Forschung. (Sonderabdr.) München, J. G. Weiß 1895. — Moriz Heyne: Deutsches Wörterbuch. III. Bd. R—Z. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Dr. W. v. Seidlitz: Kunstgeschichtliches zur Urheberfrage. (Abdr. aus der Festgabe für den XII. internationalen Congreß.) Dresden 1895. — Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F. Bd. XI. Jahrg. 1895. H. 3—4. Frankfurt, Gebr. Knauer. — Bismarck-Jahrbuch, hggb. von Horst-Kohl. Bd. II. Berlin, O. Häring 1895. — Dr. Hans Blum: Bismarcks Mahnworte an das deutsche Volk; zusammengestellt und erläutert. Erlangen, Palm u. Enke 1895. — John Kells Ingram: Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit; rechtm. deutsche Bearbtg. v. Leopold Katscher. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1895. — Ernst Wichert: Andrer Leute Kinder; 2 Novellen. Ebd. — J. Niemann: Die Ulrichsquelle; Roman. 2 Bde. Ebd. — F. E. Köhler-Haußen: Moderne Dichtung; Anthologie. III. Bd. Leipzig-Reudnitz, Selbstverlag. — J. A. Anderson: Die Seele; ihre Existenz &c. deutsch bearb. v. Ludwig Deinhard. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Die Religionslehre der Buddhisten; aus dem „Evangelium Buddha's" deutsch v. Franz Hartmann. Ebd. — Peter Merwin: Pessimistische Gedichte. II. Bdchn. Ebd. — Detlev v. Liliencron: Kriegsnovellen. Ebd. — Johanna von der Nahmer: Hetärenbriefe. Ebd. — Bundeskalender für 1896; hggb. vom Bund der Landwirthe, redig. v. Max Horn. Berlin, Gustav Schuhr. — Antiquar. Kataloge: K. W. Hiersemann, Leipzig 1895. Nr. 156: Spanisch Südamerika; 157: Brasilien; 158: Mexico, Centralamerika, Westindien.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Karlsbader Thermen und die Maßnahmen zu ihrem Schutze.

Von Professor Dr. Franz Toula.

Wir leben in dem Zeitalter der intensivsten Nutzung aller Schätze, welche die Erde an ihrer Oberfläche und in erreichbaren Tiefen birgt. Mit einer an Gier grenzenden Betriebsamkeit wird diese Nutzung ins Werk gesetzt und in gar vielen Fällen ist man an der Grenze des als zuläßig zu bezeichnenden Maßes der Ausnützung angelangt, in nicht wenigen aber hat man diese Grenzen sogar überschritten und es fehlt nicht an Betrieben, welche der Bergmann als „Raubbau“ bezeichnen würde.

Die materielle Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat eine Großartigkeit erlangt, die noch vor einem halben Jahrhundert für unmöglich gehalten worden wäre, und doch ist der äußerste mögliche Höhepunkt offenbar noch lange nicht erreicht. Dieses „lange“ ist jedoch ein Begriff, der heute sicherlich enger zu fassen ist als etwa am Beginn unsres zur Neige gehenden Jahrhunderts, und ich fürchte, daß die Zeit nicht allzu fern liegen dürfte, in der in gar vielen die Frage aufdämmern wird, wie das in Hinkunft werden soll; ja vielleicht werden schon unsre Enkel an gar harten Nüssen zu nagen haben. Wenn man einst dem Moloch ungezählte Lebewesen opferte, so verschlingt unsre Cultur, ein Moloch ganz eigener Art, die Schätze der Erde als ein wahrer verdauungskräftiger Nimmersatt, dessen Freßbegierde nur immer wächst bei unaufhörlicher Fütterung. Es fehlt nicht an Anzeichen, welche dafür sprechen, daß man in der einen oder anderen Beziehung zu viel des Guten thue oder sogar gethan haben könnte. Unsre Flüsse mit ihren immer greller sich gestaltenden Wasserstandsschwankungen verrathen uns z. B. die ungesunde Waldwirthschaft und rufen uns zu: Schützt den Wald, erhaltet denselben, wo er allein am Platze ist, wenn ihr nicht wollt, daß es immer ärger werde und endlich aller Mühe der Techniker spotte!

Doch ich will ja von den Karlsbader Thermen sprechen und von den Maßnahmen zum Schutze derselben. Ja, sind sie denn in Gefahr? Unter Umständen gewiß! — Wer hätte vor 25 Jahren gedacht, daß der Braunkohlenbergbau von Ossegg den Bestand der Heilquellen von Teplitz in Frage stellen könnte? Und auch als die Riesenquelle bei Dux versiegte, ein „habet Acht!“ der schreiendsten Art, scheint man an eine eigentliche Gefährdung der Teplitzer Quellen nicht gedacht zu haben; ebenso wenig, wie man bei den Wassereinbrüchen in den Julius-Schacht daran dachte, es könnte ein Theil von Brüx durch ein derartiges Ereigniß zum Versinken gebracht werden. Nun, in Teplitz kann man das Wasser schöpfen, Brüx erhält einen seinerzeit gewiß sehenswürdigen Park an Stelle der Einbrüche. Wie aber, wenn die Karlsbader Quellen zu Schaden kämen? Sie stehen förmlich als einzig in ihrer Art da, Tausenden von Leidenden sind sie unentbehrlich geworden. Während sie vor etwa hundert Jahren von nur 400—700 Heilbedürftigen benutzt wurden, hat sich deren Zahl um das mehr als Vierhundertfache vergrößert. In Folge der Verkehrsverhältnisse von heute holen sich selbst unsre Antipoden Heilung oder Linderung ihrer Leiden in Karlsbad. Der Gedanke, es könne auch nur eine Störung der Quellenergiebigkeit, geschweige denn ein Verlust der Quellen in Folge menschlicher Wühlarbeit eintreten, hat etwas unsagbar Unheimliches an sich. Die Möglichkeit eines solchen Verlustes besteht aber, und wenn man auch in neuerer Zeit lange nicht daran dachte, so citirt doch Ingenieur August Rosiwal in einer seiner neuesten trefflichen Arbeiten[1]) über Karlsbad, die auch diese Zeilen veranlaßt haben, einen Gubernialerlaß schon aus dem Jahre 1761, durch welchen Schürfungen auf Kohle in der Nähe von Karlsbad untersagt wurden, „aus Besorgniß, daß der eine oder andere Gang der Karlsbader Gesundbrunnen getroffen und der Zufluß derselben von der Stadt abgewendet werden könnte“. Nach der Teplitzer Quellen-Katastrophe im Jahre 1879, die noch in frischer Erinnerung ist, haben die Behörden sich veranlaßt gesehen, das Nöthige vorzukehren, um eine Gefahr für die heißen Quellen von Karlsbad zu verhüten; es wurde schon im Mai 1880 eine Commission mit der Feststellung eines Schutzgebietes für Karlsbad betraut, eine Commission, zu der auch die berufensten Geologen, der damalige Director der geolog. Reichsanstalt Fr. v. Hauer, Ferd. v. Hochstetter, der die Gegend von Karlsbad geologisch aufgenommen hatte, und Heinr. Wolf, der die Grubenfelder des Gebietes studirt hatte, beigezogen wurden. Um die Verhältnisse, um die es sich dabei handelt, beurtheilen zu können, kann eine kurze Darstellung des geologischen Baues der Gegend nicht entbehrt werden.

Das nordwestliche Böhmen gehört geologisch zu den interessantesten Gebieten Mitteleuropa's. Eine gewaltige Störung hat hier Platz gegriffen. Ein 150 Kilometer langer Streifen des alten Festlandes ist im Mittel um etwa 300 Meter in die Tiefe gebrochen. In der Gegend von Karlsbad wurde davon ein Granitgebirge betroffen, und zwar war es hier, wie v. Hochstetter ausführte, als wäre der Scheitel eines gewaltigen Gewölbes eingestürzt, dessen stehengebliebene Widerlager nun einerseits den Steilabfall des Erzgebirges gegen das Einsturzgebiet und andrerseits die Granitberge von Karlsbad bilden. Dieser großartige Einbruch erfolgte während der Tertiärzeit und so wurden auch die früher schon in höher gelegenen Mulden zur Ablagerung gelangten älteren Braunkohlenbildungen in Mitleidenschaft gezogen. Es war eine tiefgehende Störung, und aus den dabei entstandenen Klüften und Aufbrüchen drangen gewaltige Massen vulcanischer Gesteine zu Tage, welche nun die Basalt- und Phonolithberge bilden, die

[1]) „Ueber neue Maßnahmen zum Schutze der Karlsbader Thermen.“ Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1895. S. 671—783 und: „Ueber die Thermen von Karlsbad und den Schutz derselben.“ Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien 1895. S. 553—671. Beide Abhandlungen mit Tabellen, Ansichten, Profilen, Grundrissen und geologischen Karten reich ausgestattet.

mit ihren zahlreichen Kegeln und Kuppen den eigenartigen Charakter der Landschaft bedingen. Als diese Durchbrüche erfolgten, erfüllten Süßwasserbecken und Sumpflandschaften die Vertiefungen der Einbruchzone und eine üppige, zum Theil auch tropische Charaktere aufweisende Vegetation bedeckte das Land, Veranlassung gebend zur Bildung der Braunkohlenflötze dieses Gebietes. Nach Abschluß der vulcanischen Vorgänge — die erstarrenden Ausbruchsgesteine erfüllten und schlossen die größten der Risse und Spalten — trat Ruhe ein, und es bildeten sich die obersten Braunkohlenlager, die so mächtigen Lignite. In der darauffolgenden kälteren und niederschlagsreichen Diluvialzeit vollzog sich dann erst die Herausmodellirung der Landschaftsformen von heute. Die losen vulcanischen Aufschüttungen wurden vielfach zerstört und abgetragen, die festen Kerne der vulcanischen Berge wurden entblößt, die wasserreichen Flüsse furchten ihre Thalwege aus und entwässerten dabei allmählich auch jene Seen und Sümpfe.

Bei jenem Einbruchsvorgange beschränkte sich die Entstehung von Spalten und Rissen nicht auf die Hauptsenkungszone, sondern Risse und Spalten erstreckten sich auch in die stehengebliebenen Massen hinein. Einem tiefgehenden Querrisse dieser Art, der sich aus Südsüdost nach Nordnordwest erstreckt, entströmen die Heilquellen von Karlsbad. Der Erste, welcher das Auftreten der Quellen auf einer Spalte richtig erkannte, war der wackere Vorläufer Lyells, K. E. A. v. Hoff; und wenn auch seine Vorstellung von einer weiten Kluft, die durch von den Gehängen abgebrochenes Granittrümmerwerk erfüllt worden sei, als nicht zutreffend erkannt wurde, wenn auch ferner durch den Nachweis, daß sowohl einerseits die „Eisenquelle" nahe der Mündung der Tepl in die Eger, als andrerseits die zuletzt in Benützung gezogene Stephanie-Quelle in der Dorotheenau auf derselben Spalte — oder genauer Spaltenzone — liegen, deren Länge verdreifacht wurde, so ist es gewiß nur löblich, wenn Rosiwal die Bezeichnung „v. Hoff'sche Quellenlinie" aufrecht erhält. Rosiwal ist zur Ueberzeugung gelangt, daß man sich ein förmliches System von steil in die Tiefe einfallenden Klüften, eine etwa 150 Meter breite und fast 2000 Meter lange Spaltenzone vorzustellen habe. Diese Spalte bestand schon vor der Ausnagung des im Zickzack verlaufenden Teplthales, welches nur mitten in Karlsbad eine Strecke weit der Spaltenzone folgt. Erst durch das allmähliche Einschneiden des Thales, einen ungeheure Zeiträume umfassenden Proceß, wurden Bedingungen geschaffen, unter welchen die Thermalwasser in Folge des wirkenden hydrostatischen Druckes dem Kluftsysteme entströmen konnten.

Indem ich nur andeutungsweise erwähne, daß wir das Wasser der Quellen der großen Hauptsache nach auf die in die Tiefe eindringenden Niederschläge zurückführen dürfen, daß diese in der Tiefe (von mehr als 2000 Meter) die Wärmequelle finden, wodurch sie ihre hohe Temperatur erlangen, und daß die Salze der Heilquellen aus dem zersetzten granitischen Grundgebirge aufgenommen werden, während z. B. die Kohlensäure auf die vulcanischen Nachwirkungen zurückzuführen sein dürfte; indem ich weiter an die allbekannten Absätze von kohlensaurem Kalk als Aragonit in der Form von Erbsen- und Sprudelsteinen erinnere: führe ich an, daß diese Bildungen, indem sie die Spalte großentheils zuschlossen und sie mit einer Decke überspannten, in Folge der dadurch auftretenden Gasspannungen in den Hohlräumen die bekannten an die Geysirthätigkeit erinnernden Sprudelerscheinungen bedingen. Alle diese Verhältnisse wurden von Rosiwal in erfreulicher Schärfe überzeugend zur Darlegung gebracht.

Wenden wir uns nun der Frage zu, ob für die Quellen aus dem Bergbaubetriebe eine Gefährdung erwachsen könne. Im Bereiche der großen nordböhmischen Einbruchszone liegen, wie erwähnt, große Schätze: vor allen die Braunkohlen der Tertiärzeit, zu welchen sich in der Gegend nördlich von Karlsbad noch ansehnliche Mengen reiner Thonerde, des für die Porzellanfabrication unentbehrlichen Kaolins gesellen. Die in die Tiefe gebrochenen schollenförmig zerstückten granitischen Massengesteine bilden den Untergrund der Braunkohlenmulden, hie und da ragen sie auch inselförmig aus den jüngeren Sedimenten zu Tage. Durch die von außen nach innen fortschreitende Zersetzung und Auslaugung entsteht aus den Feldspathen kieselsaure Thonerde, Kaolin, ein Umwandlungsproceß, den man in den Kaolingruben in allen Stadien zu verfolgen Gelegenheit hat, von der „rohen Porzellanerde", einem Gemenge von Kaolin und Quarzkörnern, wie es aus dem Granit bei seiner Zersetzung hervorgeht, bis zum fast unveränderten Granit.

Während sonach den Braunkohlenbergbau nur die das Grundgebirge überlagernden Sedimentformationen interessiren und derselbe nur ab und zu, wenn es sich um die Verbindung benachbarter, durch trennend aufragende Grundgebirgsmassen geschiedener Mulden handelt, die Granite durchbricht, bewegt sich die Kaolingewinnung im anstehenden granitischen Grundgebirge, dieses wird um seiner selbst willen abgebaut. In diesen auf den Granit gerichteten Angriffen aber liegt die Gefahr für die Karlsbader Thermalwasser, denn es kann nach den eingangs gegebenen Auseinandersetzungen kein Zweifel darüber bestehen, daß die in die Tiefe gebrochenen Schollen, mit dem Karlsbader Gebirge und dem Erzgebirge, Theile einer großen, zerstückten Einheit vorstellen. Auf diese Erkenntniß gestützt, bestimmte jene Commission vom Jahre 1880 die Grenzen eines engeren (den südlich von der Eger gelegenen Theil des Gebirges umfassenden) und eines weiteren, nördlich bis in das Erzgebirge reichenden Schutzrayons. In dem ersteren wurde jeder Schurf- und Bergwerksbetrieb für unbedingt unzulässig erklärt, in dem letzteren wurde unter anderem als Hauptgrundsatz festgesetzt, daß ein Angriff auf das Grundgebirge unterhalb der Höhe des Teplwasserspiegels beim Einflusse in die Eger nicht vorgenommen werden dürfe, damit „die unterirdische Circulation der das Grundgebirge erfüllenden Wasser nicht gelöst und den Thermalwassern Karlsbads nicht ein Aus- oder Abfluß in einem tieferen Niveau als dem gegenwärtigen ermöglicht würde".

Die Annahme, daß thermales Wasser nicht auch in einem höheren Niveau zum Durchbruche gelangen könnte, hat durch Ereignisse und Untersuchungen neuester Zeit eine unliebsame Erschütterung erfahren. Vor allem haben die überaus sorgfältigen chemischen Analysen der Grubenwasser in den Braunkohlen- und Kaolinbergbauen, welche von Dr. Sipöcz in Karlsbad vorgenommen wurden, lehrreiche Fingerzeige geboten und gezeigt, daß sogar die Braunkohlengrubenwasser, wenn die Zerklüftungen des Braunkohlengebirges mit dem die Granite der Tiefe durchsetzenden Spaltennetze in Communication treten, sowie die aus dem Granit stammenden Grubenwässer in chemischer Beziehung geradezu als verdünntes kaltes Sprudelwasser bezeichnet werden können, aus welchen durch Abdampfen „Sprudelsalz" zu gewinnen wäre, das nur der Analytiker von dem echten unterscheiden könnte. Ja im Jahre 1890 erfolgte in einem Kaolinschachte bei Zettlitz, ganz nahe der geradlinigen Verlängerung der v. Hoff'schen Quellenlinie, 16 Meter über jenem Normalniveau und 5 Meter über dem Sprudel von Karlsbad, im Granit, ein Wassereinbruch, welcher schließlich zur „Ersäufung" der betreffenden Grube führte. Das Wasser hatte eine Temperatur von 15° C., war also thermaler Natur, da es die mittlere Jahreswärme des Bodens um einige Grade übertraf; seine Menge betrug 274 Liter pro Minute (mehr als das Dreifache aller der kleinen Quellen Karls-

bads zusammengenommen). Seiner chemischen Zusammensetzung nach ist es als ein schwacher Natronsäuerling, als ein kohlensäurereiches Granitwasser zu bezeichnen. Rosiwal nennt es geradezu eine „Grubentherme" und kommt auf Grund aller dieser Verhältnisse zu dem Schlusse, daß durch die Grundsätze der Schutzbestimmungen vom Jahre 1880 „noch lange nicht ein Zustand thatsächlicher Sicherung der Thermen eingetreten" sei, vielmehr müßte „unterhalb des Niveaus der Sprudelquelle jede Verritzung Granitwasser führender Schichten, ob sie nun dem Grundgebirge oder dem daraufliegenden Flötzgebirge angehören", hintangehalten werden. Daß darin eine Beschränkung der Bergbauthätigkeit läge, ist klar, es fragt sich nur: was dabei ausschlaggebend sei, der Verlust eines gewissen Quantums von Kaolin und Braunkohle, das nur für wenige Jahre Nutzen gäbe, oder die Gefährdung eines immerwährenden Schatzes, der dem Heile der leidenden Menschheit zu dienen hat.

Marschall Ségur.[1])

βλ. Die vorliegende Biographie eines französischen Officiers, der den Marschallstab sich verdiente und sieben Jahre lang Kriegsminister unter Ludwig XVI. war, bietet nichts Sensationelles. Sie liest sich nüchtern genug neben den frivolen Fanfaronaden des Generals Thiébault oder den dramatisirten Abenteuern des Reiterführers Marbot und so manchen anderen Memoirenwerken dieser letzten Jahre, die auf das Unterhaltungsbedürfniß des Publicums berechnet und dementsprechend hergerichtet worden sind. Dagegen bietet die Geschichte des Marschalls Ségur einen wahrheitsgetreuen Einblick in die socialen und militärischen Verhältnisse unter den Regierungen Ludwigs XV. und seines Enkels Ludwig XVI. und verdient die Beachtung des Historikers.

In der französischen Geschichte hat der Name Ségur einen guten Klang. Ohne Männer von ganz hervorragender Bedeutung hervorzubringen, hat das Geschlecht mehrere Jahrhunderte hindurch dem Staate von einer Generation zur andern tüchtige Diener zur Verfügung gestellt und auf dem Felde der Ehre geblutet. Es stammte aus der Guyenne, und der erste des Namens, der eine historische Bedeutung erlangte, François de Ségur, Herr von Sainte-Aulaye, stieg unter Heinrich IV. zu hohen Würden und schwur, gleichzeitig mit dem ersten Bourbon, den reformirten Glauben ab, obwohl sein jüngerer Bruder unter den Augen des Königs während der Bartholomäusnacht niedergemetzelt worden war. Seine eigenen Verluste während der Religionskriege und in Folge der Confiscationen bezifferten sich auf 12 Millionen, und seine Kinder mußten, die Söhne im Heer, die Töchter meist im Kloster, in verhältnißmäßig engen Verhältnissen sich durchzuhelfen suchen. Reich ist das Haus überhaupt nie mehr geworden, aber zu neuem Ansehen brachte es Henri Joseph, ein tapferer Degen, der sein Bein in der Schlacht von la Marsaille verlor. „Der schwarze Musketier", von sanften Sitten und schöner Erscheinung, verdankte einem Liebesabenteuer die spätere glänzende Laufbahn. Er spielte so wundervoll die Laute, daß die Aebtissin von Joye, einer Abtei des Cistercienser-Ordens, seine Schülerin zu werden begehrte. Mit der Musik stahl sich ihr die Liebe ins Herz; sie wurde die Mutter eines Kindes, dem sie auf dem Weg in ein heilkräftiges Bad das Leben gab, und der Herzog von Saint-Aignan, von der Sache unterrichtet, die in der Nähe von Versailles in einem Gasthaus sich zugetragen hatte, erheiterte damit die Morgenstunde des Königs Ludwig XIV. Er kannte den Namen der armen Aebtissin nicht, und erst das Gelächter der Umstehenden machte ihn auf die unliebsame Thatsache aufmerksam, daß er den Ruf der eigenen Tochter preisgegeben hatte, die sich inzwischen, Hülfe suchend, an den Vater gewandt hatte. Sie starb, hochbetagt, im Jahre 1734 in einem Pariser Kloster nach langer Buße. Ihr werden die berühmten Briefe zugeschrieben, die unter dem Namen „Lettres d'une religieuse portugaise" zu den schönsten Liebesbriefen der Welt gezählt werden und neben jenen von Heloïse und Fräulein v. Lespinasse noch heute von Hand zu Hand gehen. Der schöne Ségur wurde nach Versailles berufen, vom König ausgezeichnet und nach hervorragenden Kriegsdiensten zum Gouverneur von Foix ernannt. Er vergaß, heirathete, wurde noch als 80jähriger Greis wegen seines ritterlichen, schönen Aeußern gerühmt, und vom Abenteuer des Jahres 1688 blieb nichts als ein trauerndes Frauenherz und ein Bild, das Ségur hatte malen lassen und welches sie als heilige Cäcilia, die Laute spielend, verewigte. Sehr verschieden von den Schicksalen des Vaters waren die des zweiten Sohnes, Jean Charles. Auch er hatte das Leben als Officier begonnen. Eines schönen Tages zog er seine Uniform aus, ging ins Seminar und wurde Priester. Es war zur Zeit, wo der Streit zwischen Jansenisten und Molinisten durch die Veröffentlichung der Bulle Unigenitus ihren Höhepunkt erreicht hatte. Der junge Ségur gehörte anfänglich zu den Appellanten, die gegen die Verurtheilung der jansenistischen Gnadenlehre durch Rom und den König energisch protestirten. Dann ging er unter dem Einfluß des Bischofs von Laon ins andere Lager über und wurde für seine Orthodoxie durch das Bisthum von Saint-Papoul belohnt, das er, kaum 28jährig, im Jahre 1723 erhielt. Als Bischof schleuderte er unerbittliche Hirtenbriefe gegen die Anhänger der verfolgten Lehre, die seinen Abfall umso bitterer empfanden, als die Reinheit seines Wandels sein Ansehen unter ihren Gegnern erhöhte. Man nannte ihn bereits als muthmaßlichen Nachfolger des Primas von Gallien zu Lyon, als statt dessen etwas ganz Unerwartetes sich ereignete. Seit Jahren war der Bischof von Gewissensbissen in Bezug auf seinen Gesinnungswechsel gefoltert und correspondirte mit den jansenistisch gesinnten Collegen von Senez und Montpellier, Soanen und Colbert. Im Februar 1735 besuchte er zu Toulouse das Grab des hl. Thomas von Aquin und von dort kehrte er mit dem Entschluß zurück, das Aergerniß, das er gegeben hatte, vor aller Welt wieder gut zu machen. Er verfaßte einen Hirtenbrief, in welchem er feierlich erklärte, er vermöge der Stimme seines Gewissens nicht länger zu widerstehen und bitte Gott und die Kirche des bösen Beispiels wegen, das er gegeben, öffentlich und reumüthig um Verzeihung. In der Abgeschiedenheit eines bußfertigen Lebens gedenke er seine Tage zu beschließen; nur die Gnade von oben und kein menschlicher Einfluß habe ihn zu diesem Schritt und zur Niederlegung seines Amtes bestimmt. Dann verließ er, ohne irgend Jemand von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen, seine bischöfliche Residenz, und erst nachdem er in das Haus eines Gesinnungsgenossen sich zurückgezogen hatte, lasen seine Diöcesanen und nach ihnen die Hauptstadt und das Land die Abschiedsworte des Bischofs. Im jansenistischen Lager jubelte man über ein Zeichen und Wunder, und der Herzog von Saint-Simon schreibt in seinen Memoiren, das erhabene Beispiel dieses Heiligen werde vielen Prälaten zum Verdammungsurtheil gereichen. Der König aber ließ den Hirtenbrief durch das Parlament als ein die kirchliche und staatliche Autorität gefährdendes Document unterdrücken und ernannte für Saint-Papoul einen römisch gesinnten Bischof. Ségur hielt Wort. Unbekümmert um die Zustimmung der Einen, wie um die Schmähungen der Anderen lebte er zu Paris als einfacher Priester, gab, was er hatte, den Armen und hinterließ, als er 1748 starb, nicht mehr als das Nöthige für ein schlichtes Begräbniß. Mit der Abschrift seines

[1]) *Le Comte de Ségur:* „Le Maréchal de Ségur, ministre de la guerre sous Louis XVI." Paris, Plon 1895. 1 Vol.

Hirtenbriefes auf der Brust ließ er sich bestatten und wurde vom Volk wie ein Heiliger verehrt.

Sein älterer Bruder, Henri François, Graf von Ségur, diente unterdessen seit seinem zehnten Jahr, zuerst als Page, dann als Officier unter dem Befehl seines Vaters in Flandern und Spanien, wo er sich so tapfer bei der Vertheidigung des festen Schlosses Cusa schlug, daß er, obwohl erst siebenzehnjährig, zum Obersten des Regiments ernannt wurde, das seines Vaters Namen trug. Bis zum Ende der Regierung Ludwigs XIV. betheiligte er sich an allen Feldzügen in Flandern, dann vermählte er sich mit einer Tochter des Regenten und der Schauspielerin Desmares von der Comédie Française, ohne daß die Sitten der Zeit etwas Ungewöhnliches in einer solchen Verbindung gefunden hätten. Das junge Mädchen war vortrefflich erzogen worden und hatte ihre Mutter niemals kennen gelernt. Diese spielte eines Abends Jocaste in „Oedipus", als des Regenten Mutter, Elisabeth Charlotte, von der natürlichen Tochter desselben begleitet, in ihre Loge trat. Fräulein Desmares erkundigte sich nach dem Namen der schönen jungen Dame, erfuhr auf diese Weise, daß diese ihr eigenes Kind sei, und fiel aus Erregung in Ohnmacht, so daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte. Elisabeth Charlotte hatte es bekanntlich Ludwig XIV. nie verziehen, daß er seine illegitimen Kinder versorgt und legitimirt hatte. Sie scheint ihrem Sohne keine Schwierigkeiten gemacht zu haben, als er für die junge Gräfin Ségur, vier Jahre nach ihrer Vermählung, ein gleiches that. Die Ehe war übrigens durchaus glücklich; die Tochter des verrufensten Mannes in seinem Reich wurde eine musterhafte Gattin und Mutter, erreichte das Alter von 85 Jahren und erheiterte noch die Urenkel mit Schilderungen aus den Tagen ihrer Jugend. Weltliche Vortheile brachte die Verbindung mit ihr dem vornehmen Gatten aber doch nicht, obwohl der Regent sich mehr und mehr dieser Tochter anschloß. Er hatte ihr eine große Stellung für Ségur versprochen, und im December 1723, als eine solche durch den Tod seines Oberstallmeisters erledigt war, bestellte er sie eines Abends zu sich, um ihr das Patent einzuhändigen. Sie kam, fand ihn bewußtlos am Boden seines Arbeitszimmers liegend, und als man ihm zu Hülfe eilte, kehrte das Bewußtsein nicht wieder. Zwei Stunden später war Philipp von Orleans todt. Ségur aber, der nach dem 1737 erfolgten Ableben seines Vaters den Titel eines Marquis führte, verdankte von nun an dem Waffenhandwerk allein die Auszeichnungen seines Monarchen. In Folge seiner Theilnahme am Feldzug von 1733—1734 in Italien, unter den Befehlen des alten Villars, war er zum Generalinspector der Cavallerie ernannt worden, als der österreichische Erbfolgekrieg 1740 ausbrach. Er erhielt ein Commando unter dem Marschall Belle-Isle, mit dem Auftrag, nach Bayern zu marschiren.

Sein einziger Sohn Philippe Henri, 1724 geboren, der Gegenstand der vorliegenden Biographie, begleitete ihn, obwohl erst sechzehnjährig, als Adjutant. An den Fahnen der französischen Regimenter waren die bayerischen Farben angebracht, allein die zu gunsten der wittelsbachischen Kaiserwürde aufgebotene Allianz war, man weiß es, nicht dazu bestimmt, auch den Sieg an diese Fahnen zu heften. In Straßburg hatte der junge Ségur deutsch gelernt, was ihm das zweifelhafte Vergnügen verschaffte, den Reibereien und Streitigkeiten zwischen Franzosen und Bayern in beiden Landessprachen zu folgen. Ségur, der Vater, wurde mit dem kurfürstlichen General Grafen Minuzzi nach Linz geschickt und stritt sich mit diesem, wie Marschall Belle-Isle mit dem Marschall Grafen Törring sich stritt, „dessen Ehrlichkeit und tiefe Unkenntniß der Kriegswissenschaft nur durch seinen Eigensinn überboten wurden." Wie Törring von Belle-Isle dachte, haben wir indessen durch andere Quellen erfahren und das Resultat kam der bedrängten Königin zu gute. Das erste größere Kriegsschauspiel, welches der junge Philippe de Ségur mit ansah, war die Vertheidigung und Capitulation von Linz. Vergebens versuchten sein Vater und der in französischen Diensten unter ihm commandirende Irländer Lord Clarc die unhaltbare Stadt gegen die Oesterreicher zu halten. Das Ende, welches sie vorausgesehen hatten, kam nach dreitägigen Gefechten, am 24. Januar 1742. Am selben Tag gaben die Wähler zu Frankfurt dem bayerischen Kurfürsten die deutsche Kaiserkrone und dieser autorisirte jetzt die kleine Armee von Ségur, Linz aufzugeben und nach Passau sich zurückzuziehen. Statt dessen hatte sie unter Bedingung freien Abzugs capitulirt und sich verpflichtet, ein Jahr lang gegen die Kaiserin keine Waffen zu führen.

Der junge Ségur ging nach Prag, wo die Marschälle v. Broglie und Belle-Isle sich gegenseitig in den Haaren lagen. Unter dem Vorwand, daß seine Jugend ihn von den Bedingungen der Capitulation ausschloß, die Ségur der Vater seinerseits zu Donauwörth auf höchst illoyale Weise zu umgehen gesucht hatte, betheiligte sich Philippe de Ségur im August an einem Ausfalle gegen die Belagerer von Prag. Inzwischen hatte Königin Maria Theresia die von seinem Vater nachträglich erbetene Ermächtigung, den jungen Mann von der Capitulation auszunehmen, mit dürren Worten abgelehnt. Belle-Isle, der davon in Kenntniß gesetzt war, ließ ihn rufen: „Wollen Sie im Fall der Gefangennahme gehenkt werden, und welches Recht haben Sie, mich zu compromittiren?" Der Marschall v. Broglie dagegen zankte „nur zum Spaß", und Ségur behielt den Eindruck, daß der Wortbruch in der Meinung seiner Kameraden ihm eher genützt als geschadet habe!

Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er ein Cavallerie-Regiment und wurde im nächsten Jahr 1743 nach Italien geschickt, Der Uebergang über die Alpen kostete seinem Corps allein 300 Mann. Ségur betheiligte sich an den meisten Schlachten und Gefechten des Feldzugs und erhielt 1746 den Befehl, mit seinem Regiment zur Maas-Armee sich zu begeben, die sein Vater commandirte. Zu Rocoux, am 11. October erhielt er einen Schuß durch die Brust, der sein Leben in Gefahr brachte, und kaum wieder hergestellt, traf ihn, am 2. Juli 1747 bei Lawfeld, wo Maurice de Saxe befehligte, eine Kugel so unglücklich, daß der linke Arm amputirt werden mußte. Der junge Oberst hatte sein Regiment fünf Mal zur Attaque geführt und sich so glänzend geschlagen, daß Voltaire im Panegyrikus auf die Opfer der Campagne seiner besonders gedenken zu müssen glaubte. Der aufopfernden Pflege seiner aus Paris herbeigeeilten Mutter verdankte Ségur die Wiederherstellung. Der König ernannte ihn zum Brigadier und unterzeichnete einige Monate später den Heirathscontract des jungen Mannes mit Fräulein v. Vernon, einer reichen und liebenswürdigen Erbin auf San Domingo, wo sie eine Besitzung „munie de nègres, négrillons et autres effets propres à l'exploitation de la dite habitation" ihrem Gatten als Morgengabe mit in die Ehe brachte. Es folgten Jahre der Ruhe bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, dessen Wechselfälle und Niederlagen er miterlebte, ohne daß ihm Gelegenheit für hervorragende Waffenthaten geboten wurde. Zwanzig Jahre des Kriegs hatten aus ihm einen anscheinend rauhen, der Welt und dem Hofdienst wenig geneigten Mann gemacht. Er befehligte im Hennegau als Inspector der Infanterie, und kam nur selten nach Paris, wo seine Frau ihre beiden Söhne erzog und die Celebritäten der Literatur, unter diesen Voltaire, in ihrem Salon vereinigte. Zum Befehlshaber des Lagers von Compiegne 1767 ernannt, nahm Ségur seinen fünfzehnjährigen Sohn als Adjutanten mit sich; „Sie werden glücklich im Krieg sein, junger

Mann," sagte ihm Ludwig XV., den er als Page bediente. „In Ihrer Familie wechselt das Glück. Ihr Urgroßvater verlor sein Bein; ihr Großvater ist niemals verwundet worden; Ihr Vater hat keinen heilen Fleck; alle Chancen sind für Sie." Der Zufall gab dem König Recht. Ségurs Sohn wurde niemals verwundet. Sein Enkel, der enthusiastische Bewunderer und Adjutant Napoleons im russischen Feldzug, kehrte mit Wunden bedeckt wie der Großvater in die Heimath zurück.

Wir greifen den Ereignissen vor. Ségur erhielt, kurz nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI., den Oberbefehl in der Bourgogne. Es wird die Mäßigung und Klugheit gerühmt, mit welcher er die täglich sich mehrenden Streitigkeiten zwischen den Adeligen und Bürgerlichen des Officiercorps in seiner Provinz niederzuhalten wußte. Seine beiden Söhne dienten jetzt gleichfalls unter des Königs Fahnen, aber unter dem Einfluß der Mutter waren sie auch literarisch thätig, schrieben Verse und Theaterstücke und wurden in Versailles ausgezeichnet. Im Jahre 1777 fiel Gräfin Ségur einer tückischen Krankheit zum Opfer. Auf ihrem Sterbebett hatte sie eine letzte Unterredung mit dem soeben nach Paris zurückgekehrten Voltaire. Sie forderte ihn auf, dem Kampf zu entsagen, der, vorgeblich gegen den Fanatismus geführt, seit langen Jahren die Kirche und die Religion selbst mit tödtlichen Streichen traf. Die Herrschaft der Intoleranz sei gebrochen, sagte sie ihm, die Zeit, Frieden zu schließen, gekommen. „Glauben Sie das nicht," entgegnete der Patriarch von Ferney, „diese Tartüffe, diese wüthenden Hunde sind scheinbar gebändigt, aber die Zähne sind ihnen nicht ausgebrochen. So lange das nicht geschieht, werden Sie sehen, ob sie bei der nächsten Gelegenheit zu beißen verstehen." Ein paar Wochen später war der streitbare Abgott der Philosophie selbst nicht mehr unter den Lebenden. Ségur überließ seinen Söhnen das Vermögen der Mutter, hielt mit dem seinigen in Besançon den Haushalt, den seine Stellung verlangte, und dachte dort seine Laufbahn zu beschließen. Da traf ihn unvermuthet die Nachricht, daß die Polignacs und durch sie die Königin ihn zum Kriegsminister ausersehen hatten.

Dieser Entscheidung waren endlose Intriguen vorausgegangen. Ein Abenteurer, der Graf von Saint-Germain, dem der König das Portefeuille des Kriegs übertragen hatte, führte, um die seit dem siebenjährigen Krieg vollständig gelockerte Disciplin in der Armee wieder herzustellen, die Schläge mit plattem Säbel nach preußischem Muster ein. Diese Maßregel rief eine solche Empörung und so heftige Controversen in allen Schichten der Gesellschaft hervor, daß nach zeitgenössischen Zeugnissen „kein Regiment mehr als verläßig galt". Durch den Einfluß der Gattin des achtzigjährigen Ministers Maurepas wurde, mitten in den Complicationen des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes, der unfähige Prinz von Montbarrey sein Nachfolger. Man sagte ihm nach, daß seine Maitresse eine jährliche Summe von 600,000 Livres aus den Fonds des Ministeriums vergeudet habe, während Niederlagen zu Wasser und zu Land die öffentliche Meinung aufregten. Man suchte nach einem anderen Candidaten. Necker, der kürzlich die Controle der Finanzen übernommen hatte, entdeckte ein Deficit von 20 Millionen in den Rechnungen des Marineministers Sartine und bestand auf seinem Rücktritt. Der König bewilligte ihm 70,000 Livres jährlicher Pension und schickte ihn fort; die Königin, von Maurepas und Montbarrey in ihren Wünschen bezüglich der Aemterverleihungen behindert, setzte die Wahl von Ségur durch. „Das Wohl des Staats wird in seinen Händen nicht Schaden leiden", spotteten die Pariser, auf den Verlust seines Armes anspielend. Ueber seine persönliche Integrität bestand kein Zweifel. Er unterstützte die Politik des Ministers des Aeußern, Vergennes, und ergriff Maßregeln, die der Kriegführung Rochambeau's in Amerika zu Statten kamen, aber er konnte neue Niederlagen der Franzosen zur See nicht verhindern, obwohl die Marine den größten Theil der 1400 Millionen verschlang, die der französische Stadt für den überseeischen Krieg verausgabte. Ségurs ältester Sohn schloß sich den jungen Leuten an, den Lauzun, Broglie, Lameth, Montesquieu, und vor allem La Fayette, die unter Washingtons Führung für die Demokratie über den Meeren, wie später in den Reihen der Constituante für die monarchische Demokratie von 1789 kämpften.

Als der Sohn im Mai 1783 nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, erstaunte er mit Recht, den Vater noch im Amt zu finden. Seit Mai 1781 hatte Necker die Controle der Finanzen in des Königs Hände zurückgegeben und auch Ségur wiederholt seine Entlassung angeboten, Statt sie anzunehmen, ernannte ihn Ludwig XVI. in Anerkennung seiner Dienste zum Marschall von Frankreich. Seine Ernennung erfolgte 1783. Am 22. Mai 1781 hatte er die Ordonnanz unterzeichnet, durch welche eine außer Brauch gesetzte Bestimmung Ludwigs XIV. wieder erneuert und für die Verleihung von Officierspatenten Adelsproben bis zur vierten Generation zur Bedingung gemacht wurden. Ségurs Verdienste sind vergessen; sein Name bleibt an diese Ordonnanz geknüpft, in welcher man eine der Ursachen der Revolution zu erkennen glaubte. Zur Entlastung seines Andenkens macht der Enkel geltend, daß sein Ahnherr, weit entfernt, die Maßregel zu empfehlen, sie im Gegentheil im Ministerrath heftig bekämpft und, als der Einfluß des Grafen von Artois zu ihren Gunsten aufgeboten wurde, wenigstens weittragende Ausnahmen durchgesetzt habe. Es gab in Frankreich 26,000 meist verarmte Familien des kleinen Adels, für welche der Heeresdienst und die Kirche seit vielen Generationen die einzige Versorgung der Nachgeborenen bildete. Das erklärt, ohne es zu entschuldigen, das Vorgehen der Regierung, das 1786 für die Marine sich wiederholte und welches der zu Reichthum und Ansehen gelangte Bürgerstand ihr nicht mehr weder vergessen noch verziehen hat.

Die Verwaltung von Ségur verdient dennoch das Lob, eine intacte und reformirende gewesen zu sein. Er befahl sämmtlichen Officieren ohne Ausnahme, wieder in ihren Garnisonen zu leben, was sie in Friedenszeiten nicht thaten, reorganisirte das Leben der Soldaten in den Casernen, wo bis dahin drei Mann in einem Bett zu schlafen pflegten, was übrigens auch in den Spitälern der Fall war, und veranlaßte die Curie, die Fastenvorschrift für die Armee abzuschaffen. Seinen militärischen Reformen hat Audouin in der „Geschichte der Kriegsverwaltung" eine besondere Studie gewidmet. Dem strengen Marschall ist das Lob ertheilt worden, dem Regime, welches das seinige ersetzen sollte, eine kriegstüchtige Armee vorbereitet zu haben. Es soll ihm unvergessen bleiben, daß er 1787 der einzige Minister war, der den Notabeln ein Budget vorlegte, welches 19 Millionen weniger verrechnete, als der damalige Finanzminister Calonne für dasselbe veranschlagt hatte. Ségur verlangte nur 95 Millionen für eine Armee von 160,000 Mann. Er war gegen die Berufung der Notabeln, aber für die Rückkehr Neckers gewesen. Statt dessen unterschrieb die alte Zeit ihr Todesurtheil, indem sie den König zur Wahl des Erzbischofs Loménie de Brienne veranlaßte. Zugleich brach eine innere Krisis in Holland aus, dessen Händel mit Oesterreich den französischen Alliirten schon 1784 in einen Krieg zu verwickeln gedroht hatten. Dieses Mal war Preußen der angreifende Theil, dessen Truppen, um des Königs Schwester, die Gemahlin des Statthalters, zu schützen, der holländischen Grenze sich näherten. Ségur und der Marineminister de Castries beschlossen energische

Maßregeln und als ersten Schritt dazu die Errichtung eines befestigten Lagers an der Grenze, in Givet. Loménie und der schwache Minister des Aeußern, Montmorin, der 1787 das Erbe von Vergennes angetreten hatte, zögerten statt dessen, bis England erklärte, daß es jedes Eingreifen Frankreichs mit bewaffneter Intervention beantworten werde. Damit war die Thatsache der englisch-preußischen Allianz, die man in Paris noch leugnete, vor Europa offenkundig und das Ansehen des französischen Cabinets so empfindlich geschädigt, daß Kaiser Joseph nach dem Einmarsch der Preußen in Holland äußerte: „Frankreich ist gefallen; ich bezweifle, daß es sich jemals wieder erheben werde.“ Ludwig XVI., statt Loménie zu entlassen, gab ihm statt dessen zwar nicht den Titel, aber die Vollmachten eines ersten Ministers, Ségur nahm seine Entlassung, und Frankreich ließ die patriotische Partei Hollands im Stich.

Von dieser Zeit an lebte Ségur, der jetzt fünfundsechzigjährige, auf seiner Besitzung Romainville in der Nähe von Paris. Sein ältester Sohn war Gesandter in Petersburg, die Gemahlin desselben und ihre drei Kinder theilten die Existenz des Großvaters, dem die wohlverdienten Ruhetage nicht beschieden sein sollten. Die Revolution war ihm ein Gräuel von Anfang an. Sie beschuldigte ihn 1790, nach der Veröffentlichung des Livre rouge, sich auf Kosten des Staates bereichert zu haben, was in diesem Fall nicht zutraf, obwohl seine Pension die hohe Summe von 53,000 Livres betrug. Dann bedrohte sie seine Söhne, wovon der ältere eine vermittelnde Stellung zwischen der Assemblée und dem Hof versucht, der zweite der populären Bewegung den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Allein weder sie noch der alte Marschall verließen das Land. Sie wurden 1793 eingekerkert und entgingen merkwürdigerweise alle drei dem Schaffot. Aber sie waren so völlig verarmt, daß die Söhne den alten Vater durch ihre literarischen Arbeiten erhalten mußten. Der Enkel, Philippe de Ségur, trat mit dessen Zustimmung nach dem 18. Brumaire unter die Volontäre Bonaparte's. Dieser entsann sich, daß der Marschall am 22. October 1784 seinen Eintritt in die Pariser Militärschule bewilligt hatte, und verlieh ihm eine Pension von 6000 Livres. Als der Greis sich zur Audienz meldete, um für diese Entscheidung zu danken, erwies ihm die consulare Garde die Ehren, die einem Marschall von Frankreich gebührten, und der erste Consul geleitete ihn bis zur Stiege. Ein Jahr später, am 8. Oct. 1801, hatte der alte Krieger die Augen geschlossen.

Mittheilungen und Nachrichten.

h. **Eduard Glaser**, „Die Abessinier in Arabien und Afrika auf Grund neuentdeckter Inschriften.“ München, Lukaschik (Franz'sche Hofbuchhandlung). — Jetzt, wo sich so vieler Blicke nach dem von den Italienern besetzten afrikanischen Alpenland richten, ist es von doppeltem Interesse, aus der gelehrten Feder des berühmten Arabienreisenden ein anziehendes, durch viele neue sowohl südarabische als abessinische Inschriften gewonnenes Bild der ältesten Geschichte Aethiopiens zu bekommen. Obwohl man schon früher vermuthete, daß die Axumiten (Abessinier) aus Arabien nach Afrika kamen, so entzog sich bisher doch das Wann und Wie dieser Einwanderung unsrer Kenntniß. Nun stellt sich durch Glasers Entdeckungen heraus, daß noch kaum zwei Jahrhunderte vor Chr. dieses späte afrikanische Volk ein blühendes, wenn auch kleines, Reich im arabischen Weihrauchlande hatte, und daß sie erst kurz vor Chr. Geb. den Schwerpunkt ihres staatlichen Lebens nach Ostafrika verlegten. Sehr klar und hier zum ersten Mal setzt Glaser die Beziehungen des römischen und des persischen Weltreiches zu den Axumiten und deren arabischen Rivalen, den Himjaren, auseinander und klärt uns hiebei auch über andere gleichzeitige südarabische Reiche auf. Es seien daher alle Freunde der Alterthumswissenschaft des Orients und Roms auf dieses kleine, aber eine Fülle neuer Belehrung bietende Werk aufs wärmste aufmerksam gemacht.

-r. **Die Signaturen der Generalstabskarten.** Als Hülfsmittel zum Kartenlesen zusammengestellt von J. Spindler, Hauptmann à l. s. des kgl. 5. Infanterie-Regiments und Lehrer an der kgl. Kriegsschule. München, 1895, Literarisch-Artistische Anstalt: Theodor Riedel. — Das zweckmäßig mit Mühe und Fleiß zusammengestellte Heft bringt auf Seite 1 die Zeichnungen der vier wichtigen Maßstäbe, die auch der von uns jüngst an dieser Stelle besprochene Heller'sche Kilometer-Cirkel bietet, nämlich: Karte des Deutschen Reiches 1 : 100,000, Französische Generalstabskarte 1 : 80,000, Oesterreichische Generalstabskarte 1 : 75,000 und Russische Generalstabskarte 1 : 126,000.. Von Seite 2 bis incl. 11 finden sich dann die Signaturen der eben genannten Karten und Seite 12 bis und mit 16 die Erklärungen zur französischen Generalstabskarte. Wir müssen dem Verfasser dafür Dank wissen, weil uns derselbe der großen Unbequemlichkeiten überhebt, bei jedem Kartenblatt erst den Titel oder die Tafel I zur Hand zu nehmen, um irgend eine Signatur, beziehentlich deren Bedeutung, aufzusuchen. Zudem kostet die ganze Zusammenstellung nur 1 M.

α **München.** Anthropologische Gesellschaft. Die erste Sitzung nach den Ferien am 18. October eröffnete Prof. Dr. J. Ranke mit einem kurzen Berichte über den diesjährigen Congreß zu Kassel. Der nächste Congreß findet zu Speyer statt, wo sich das berühmte Kreis-Museum befindet und Rector Ohlenschlager wohnt. Dann gedachte der Vorsitzende des gelungenen Volkstrachtenfestes während der hiesigen Octobertage und der jüngst verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft, des Malers Cäsar Metz und des Prof. Dr. Muggenthaler. — Unter Vorzeigung einer großen Menge von Photographien aus seinem eigenen, wie aus dem Besitze des Museums für Gypsabgüsse sprach darauf Hr. Prof. Dr. Eugen Oberhummer über „die trojanisch-mykenische Culturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes“. Anknüpfend an den Vortrag des Hrn. Prof. Furtwängler in der Festsitzung vom 16. März wies der Redner auf die veränderte Sachlage hin, welche durch die Ergebnisse der archäologischen Forschung für die Beurtheilung der ältesten Zustände Griechenlands geschaffen ist. Während die historische Kritik der Sagengeschichte des sogenannten heroischen Zeitalters früher ziemlich rathlos gegenüberstand, ist jetzt durch die Ausgrabungen ein fester Boden gegeben, von dem aus Geschichte und Völkerkunde vorsichtig weiter operiren können. Das ist hauptsächlich das Verdienst Schliemanns, welcher uns zuerst die wichtigste Cultur der Vorzeit Griechenlands, die mykenische, erschlossen hat. Dieselbe war nicht bloß auf Mykenä, Tiryns beschränkt, sondern erstreckte sich auf dem griechischen Festland von Lakonien und Messenien nach Norden bis Thessalien, auf den Inseln über das südliche Aegeische Meer hin und bis nach Cypern. Ihr Mittelpunkt war Böotien mit Orchomenos und der noch wenig bekannten Burg Gla im Kopaïssee. Von Einzelfunden hob der Redner besonders die mit Jagdscenen in Gold eingelegten Dolche aus Mykenä und die erst vor wenigen Jahren in einem Kuppelgrab zu Vaphio in Lakonien gefundenen Goldbecher hervor, von welchen jetzt das kgl. Antiquarium dahier galvanoplastische Nachbildungen besitzt. Der zu Schliemanns Zeit sich noch ergebende Widerspruch zwischen der mykenischen Culturstufe und der weit primitiveren trojanischen, da doch Homer die Gleichzeitigkeit beider Städte voraussetzt, ist jetzt durch Dörpfelds Ausgrabungen gelöst, welcher das Vorhandensein einer „mykenischen“ Stadt in Troja nachgewiesen hat, wogegen der von Schliemann gefundenen und von ihm für das homerische Troja gehaltenen Stadt ein noch weit höheres, in das 3., vielleicht sogar in das 4. Jahrtausend v. Chr. zurückreichendes Alter zukommt. Ein Bindeglied zwischen beiden Perioden bildet zum Theil die „Inselcultur“ des Aegeischen Meeres, wobei besonders die vulcanische Gruppe von Thera oder Santorin merkwürdig ist; zum Theil ist sie alterthümlicher als die mykenische, aber auch mit den älteren Stufen der letzteren gleichzeitig. Die Zeitbestimmung der mykenischen Periode ist jetzt durch Funde datirbarer ägyptischer Gegenstände in mykenischen Gräbern und mykenischer Formen in Aegypten annähernd gesichert, sie erstreckt sich vom 16. bis zum 12. Jahrhundert v. Chr., in Uebereinstimmung mit den in neuerer Zeit allzusehr unterschätzten Berechnungen der Alten, wonach die Zerstörung Troja's und der Untergang der mykenischen Herrlichkeit in Griechenland durch die Dorische Wanderung etwa in das 12. Jahrhundert zu setzen wäre. Mit letzterer beginnt eine neue Periode, das griechische „Mittelalter“ (E. Meyer), in welcher eine völlige Verschiebung der Bevölkerung stattfindet und sich die Entwicklung der geschichtlichen Staatenwelt von Hellas vorbereitet. Die

Bewohner des „mykenischen" Griechenlands sind theilweise nach Kleinasien hinübergewandert, wo aus den mitgenommenen Ueberlieferungen in Vermengung mit Zuständen und Ereignissen in der neuen Heimath bei den äolischen und jonischen Griechen das homerische Epos erwuchs, der literarische Niederschlag einer Jahrhunderte langen Entwicklung des nationalen Lebens. Dieser Zusammenhang der äolisch-jonischen Cultur mit der mykenischen Zeit, das Fortleben der alten Bevölkerung in einzelnen Landschaften von Arkadien und Attika, die frühzeitige Absonderung von Bestandtheilen derselben über den Archipel hin nach Cypern gestatten uns nicht, für die mykenische Zeit in Griechenland eine Bevölkerung anderer Race vorauszusetzen als für das geschichtliche Hellas. Diese Bevölkerung war aber noch kein „hellenisches Volk". Letzteres ist, wie alle Culturvölker, erst ein Ergebniß des langsamen Zusammenwirkens einer Reihe von Factoren, wodurch sich die verschiedenen Stammeselemente zu einer Nation von scharf ausgeprägter Eigenart zusammenschlossen. Dem natürlichen Hergang widerspricht die herkömmliche Anschauung, als ob ein Urvolk sich in Völkergruppen, diese wieder in einzelne Völker und weiter in Stämme und Geschlechter „gespalten" hätten. So weit wir die Entwicklung zurückzuverfolgen vermögen, ist eine Vielheit von Stämmen das Ursprüngliche und aus ihr sind erst im Laufe der Zeit die größeren Völkereinheiten hervorgegangen. So wanderte eine Anzahl von Stämmen, die nach Sprache und Lebensweise mehr oder weniger nahe verwandt waren, nach und nach durch die Balkanländer in die griechische Halbinsel ein. Erst hier bildete sich unter den außerordentlich günstigen Bedingungen, welche die griechische Landesnatur für Culturentwicklung bot, unter den anregenden Berührungen mit den älteren Culturvölkern des Orients auf dem Wege des Seeverkehrs und unter dem erziehenden Einfluß gemeinsamer Einrichtungen (Amphiktyonieen, Orakel, Festspiele), nicht zum wenigsten endlich durch die gemeinsame Abwehr der Persergefahr das der homerischen Zeit noch fremde „hellenische" Volksthum heraus, das sich nun mehr und mehr als solches zu fühlen begann gegenüber den ursprünglich stammverwandten, aber in der Entwicklung zurückgebliebenen Stämmen Makedoniens, Thrakiens, ja selbst Nordwestgriechenlands. Während nun in der älteren Zeit die Stammesgegensätze innerhalb des Hellenenthums noch kräftig nachwirkten und selbst in der Literatur deutlich hervortreten, sind später auch diese vom Atticismus überwuchert worden, ähnlich wie die italienische Nationalität von Toscana, die spanische von Castilien aus ihre charakteristische Färbung erhielt. In der hellenistischen Zeit endlich tritt das griechische Volksthum in eine neue Phase, die alten Stammesunterschiede sind fast ausgeglichen, die nationale Eigenart ist verwässert, der Kreis hellenischer Sprache und Bildung durch Aufnahme neuer Elemente bis tief nach dem Balkangebiete und Kleinasien hinein mehr und mehr erweitert. Im Vergleich hiermit streifte der Redner zum Schlusse die Ausbreitung der römischen (latinischen) Nationalität über die sehr verschiedenartigen Völker Italiens, sowie die eigenartige Entwickelung des Römerthums in den afrikanischen, spanischen, gallischen Provinzen, endlich die allmähliche Herausbildung der gegenwärtigen europäischen Nationen. Diese genauer zu verfolgen, ist eine Hauptaufgabe der historischen Völkerkunde. In der anschließenden Discussion theilte Dr. **Buller** mit, daß die Insel Gla im Kopaïssee im vorigen Jahre von Dr. Noak erforscht wurde, wobei sich ergab, daß der See bereits in mykenischer Zeit canalisirt war. In Orchomenos, dem Sitze der Minyer-Mykener, sind zwei Burgen, in der Umgebung mehrere kleinere Castelle aus mykenischer Zeit vorhanden. Der Redner hob hervor, daß die jetzigen Funde sich immer mehr mit der historischen Ueberlieferung zusammenschließen. Geh. Rath Prof. v. **Christ** will auf einen klareren Punkt hinüberleiten. Die Gräber von Mykenä dürfen nicht, wie geschehen, mit den Cromlechs in Vergleich gebracht werden, wir haben sicherere Anhaltspunkte. Schliemann fand bei seiner Entdeckung den richtigen Punkt nach der Beschreibung des Pausanias, welcher berichtet, daß auf dem Marktplatze von Mykenä die Gräber der Herrscher sich befänden; die Steine dortselbst sind die Umfassungssteine des Marktes. Die Kuppelgräber befinden sich im Umkreise, außerhalb der Stadt. Ueber das Verhältniß der beiden Gräberarten zu urtheilen, ist sehr schwierig; denn die Kuppelgräber enthalten keine Funde, weil sie ausgeraubt worden sind, jedoch ergibt sich aus ihrem Bau die Wahrscheinlichkeit, daß sie in dieselbe Zeit gehören wie die Mauern von Mykenä. In Bezug auf „mykenische Cultur" entsteht überhaupt die Frage, was sie ist. Sie wird begründet auf Scherben, Mauern und Goldsachen. Die Paar Scherben genügen jedoch zu ihrer Fundirung noch nicht, eine Thatsache, welche den Redner zur Stellungnahme gegen Furtwängler und Oberhummer hinsichtlich des Zusammenhangs von Troja und Mykenä bestimmt. Die Mauern des Dörpfeld'schen Troja haben allerdings Aehnlichkeit mit jenen von Mykenä, aber Goldsachen sind bei diesen Mauern nicht gefunden worden, und solange diese nicht gefunden werden, hegt der Redner Bedenken gegen die Gleichzeitigkeit von Troja und Mykenä. Hinsichtlich des Ursprungs der Mauern von Mykenä besteht ohnedies die Ueberlieferung, daß karische Baumeister sie gebaut hätten. Die Goldsachen reichen weit zurück über die Griechen des 7. und 6. Jahrhunderts, aber woher sie gekommen sind, weiß der Redner nicht anzugeben, das wäre erst im Laufe der Zeit nach weiteren Untersuchungen festzustellen. Ein Theil davon stammt zwar aus Aegypten, wie die Siegel mit ägyptischen Namen aus dem 15. und 14. Jahrhundert beweisen; ob sie aber insgesammt aus Aegypten herrühren, ist sehr fraglich.

* In **Göttingen** hofft man, wie die „Magd. Ztg." erfährt, daß im anhebenden Wintersemester die Zahl der Studenten gegen den Sommer eine Steigerung erfahren wird. Eine neue Anziehungskraft erblickt man vor allem in der Einrichtung des **Seminars für Versicherungswissenschaft** und den damit verbundenen, von den Professoren der Nationalökonomie **Lexis** und **Cohn** zu veranstaltenden Vorlesungen über Versicherungsmathematik, Versicherungs-Oekonomie und -Statistik, über das öffentliche und private Versicherungsrecht, sowie über die Vorbereitungswissenschaften. Da das Versicherungswesen im privaten wie im öffentlichen Leben heutzutage eine sehr wichtige Stelle einnimmt, so ist es erforderlich, für dieses eine wohl vorgebildete Beamtenschaft heranzuziehen, die sowohl den mathematisch-technischen, als auch den juristischen Anforderungen gewachsen ist. Junge Juristen, die ein Studium von 2—3 Semestern auf das Versicherungswesen verwenden und an den Arbeiten des hiesigen Seminars fleißig theilnehmen, können sich dadurch eine besondere Anstellungsfähigkeit im öffentlichen und privaten Versicherungswesen, an Handelskammern und bei anderen wirthschaftlichen Interessevertretungen erwerben. Schon jetzt streben vielfach Referendare danach, an die hiesigen Gerichte versetzt zu werden, um dem neu errichteten Seminar beitreten zu können und die angegebenen Vorlesungen zu hören. Um den Theilnehmern am Seminar über ihre Studien einen Ausweis geben zu können, hat das unter Leitung des Prof. Lexis gestellte Seminar vom Cultusminister die Berechtigung erhalten, Prüfungen abzuhalten und Diplome auszustellen, die die Befähigung der Geprüften als Versicherungsmathematiker oder als administrative Versicherungsbeamte nachweisen. Mitglieder des Seminars können die immatriculirten Studirenden und sonstige zum Hören von Vorlesungen zugelassene Personen werden; auch ist die Direction bevollmächtigt, andere Leute zu dem Seminarcursus zuzulassen, bei denen sie eine genügende Vorbildung voraussetzen kann.

* **Berlin.** Am 17. October ist auf einer wissenschaftlichen Expedition in Deutsch-Ostafrika Dr. phil. F. M. **Stapff**, Privatdocent der Technischen Hochschule in Charlottenburg, gestorben.

A. Rostock, 19. Oct. Der zum Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität ernannte Obermedicinalrath Dr. **Schuchardt** wird zum 1. November von Schwerin nach hier übersiedeln, so daß der Beginn der Vorlesungen in dem neuen Lehrfach noch im laufenden Wintersemester erfolgen wird. Die in dem benachbarten Gehlsdorf neu erbaute Landesirrenheilanstalt wird voraussichtlich schon zum 1. Mai 1896 fertiggestellt werden. Einzelne technische Anlagen werden noch früher in Betrieb gesetzt werden. Für Beleuchtungszwecke wird die Anstalt gegen 600 elektrische Glühlampen und 16 Bogenlichter erhalten.

* **Wien**, 19. Oct. Heute eröffnete Rector magnificus Prof. Dr. Anton **Menger** sein Collegium über „österreichisches civilrechtliches Verfahren mit Rücksicht auf die neue **Civilproceß-Ordnung**". Prof. Menger, bei seinem Eintritt von der Hörerschaft stürmisch acclamirt, äußerte sich über das neue legislatorische Reformwerk nach der „N. F. P." u. a. folgendermaßen: „Sie werden erwarten, daß ich zu dem großen Ereigniß vom 1. August 1895, der neuen Civilproceß-Ordnung, Stellung nehme. Manche Rechtslehrer halten den alten Civilproceß schon für abgethan, so daß beispielsweise Prof. Ott an der Prager Universität nur mehr über den neuen Civilproceß liest, den alten ganz fallen lassend. Ich kann dieses Vorgehen nicht für zweckmäßig erachten, denn fürs erste wird die neue Civilproceß-Ordnung sicher nicht vor dem 1. Januar 1898 in Kraft treten, und dann werden auch die Rigorosen bis auf weiteres sich noch auf den alten Civilproceß erstrecken. Ich habe mich daher, obwohl die Materie hiedurch viel

schwieriger und complicirter wird, entschlossen, über den alten und neuen Civilproceß gleichzeitig zu lesen. Der bisherige Civilproceß, der nun bald verschwinden wird, hat den Rechtsgrundsatz an die Spitze gestellt, daß das private Recht nur auf Einschreiten der Partei zu verfolgen sei. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Der alte Civilproceß hat aber auch den Lauf des Civilprocesses von dem Impulse der Partei abhängig gemacht. Ich war der erste Jurist, der die Gründe gegen diesen Vorgang vorgebracht hat. Es kann wohl einer bestimmten, und zwar der wohlhabenden Classe der Bevölkerung recht sein, wenn der Verlauf des Civilprocesses von dem Willen der Partei abhängig gemacht wird; allein bei den ärmeren Parteien wird ein solches Vorgehen geradezu zur Rechtsverweigerung. Hier muß der Richter eintreten, und in dem neuen Civilprocesse wird hiefür im weitesten Umfange vorgesorgt. Während es bis jetzt bloß den „Strafproceß von Amtswegen" gab, wird nunmehr auch das Civilproceßverfahren von Amtswegen eintreten; der Richter muß, wenn die Klage einmal anhängig gemacht ist, den Proceß von Amtswegen weiter verfolgen. Und darin erblicke ich einen großen Schritt in der Entwicklung des Rechts, daß die Verfolgung des Civilprocesses nicht mehr das Privilegium eines größeren Theiles der Bevölkerung, sondern des großen Volks sein wird."

* **Wien.** Der ordentliche Professor der Botanik an der Hochschule für Bodencultur Dr. Franz Ritter v. Höhnel ward zum ord. Prof. der Botanik, technischen Mikroskopie und Waarenkunde an der Technischen Hochschule, und der Rathssecretärsadjunct des Oberlandesgerichts in Wien, Dr. Robert Ritter v. Neumann-Ettenreich, zum außerord. Prof. für Encyklopädie der Rechtswissenschaften und österreichisches Civilrecht an der Orientalischen Akademie ernannt.

* **Budapest.** Der Unterrichtsminister hat das rumänische Buch „Fragmente din autorii romani vechi si moderni, de C. S. Stoicescu. Bucuresti 1891", als gegen den ungarischen Staat aufreizend, von dem Gebrauche in den ungarischen rumänischen Schulen und in deren Bibliotheken ausgeschlossen. — Dr. Franz Taußk, der des Plagiats beschuldigt wurde, erhielt von Prof. Dr. Rosenbach die folgende Erklärung: „Nach Kenntnißnahme einer zuverlässigen Uebersetzung der von Hrn. Dr. Franz Taußk verfaßten Arbeit „A sziv viszonya az idegbántalmakhoz" erkläre ich, daß Hr. Dr. Taußk darin eine Reihe eigener Ansichten ausgesprochen hat — mit denen ich, beiläufig erwähnt, nicht einmal durchweg übereinstimme — und in seinen Citaten aus meinen Abhandlungen in durchaus loyaler Weise vorgegangen ist, d. h. die in wissenschaftlichen Werken übliche Methode des Citirens befolgt hat. Demnach spreche ich es als meine vollkommene Ueberzeugung aus, daß Hr. Dr. Taußk mit großem Unrecht des Plagiats aus meinen Arbeiten beschuldigt worden ist und hoffe, daß dem genannten Herrn, dessen in deutscher Sprache erschienene Arbeiten ich schätze, aus den unberechtigten Angriffen auf seine wissenschaftliche Persönlichkeit kein Schaden erwachsen möge. Dr. Rosenbach, Prof. an der Universität in Breslau."

* **Paris.** In etwa vierzehn Tagen wird die ägyptische Galerie in den Parterreräumen des Louvre-Museums wieder eröffnet, die fast den ganzen Sommer hindurch wegen Reparaturarbeiten geschlossen war. Bei der Restaurirung machte man einen interessanten Fund. Eine der Bronzestatuen, welche die ägyptische Königin Karomama aus der 22. Dynastie darstellt, und die mit einer dicken Kruste von Grünspan bedeckt war, wurde, da man an einer Stelle goldigen Untergrund durchschimmern sah, einer genaueren Untersuchung unterzogen. Man kratzte den Grünspan vorsichtig ab und fand, daß derselbe eine golden und silbern damascirte Figur verbarg. Nach seiner vollständigen Beseitigung erschien eine Statuette, die an Feinheit der Arbeit alles in dieser Hinsicht bisher Bekannte in Schatten stellen soll.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 22. October folgende Schriften eingegangen:

Lujo Brentano: Ueber Anerbenrecht und Grundeigenthum. Berlin, O. Häring 1895. — Dr. Karl Dieter: Deutsche Siedelung in unsern tropischen Schutzgebieten. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — *Gustavo Tosti:* La delinquenza nell' immigrazione Italiana in Francia (Bollettino del Ministero degli affari esteri, 1895 Agosto). Roma. — Dr. B. Alexander-Katz: Die amtliche Controle der Lebensmittel, spec. der Margarine. Leipzig, Karl Scholtze (Comm.) 1895. — Archiv für Strafrecht, begründet durch Dr. Goltdammer, fortges. v. Mewes, Dalcke u. Mugdan, XLIII. Jhgg. H. 2. Berlin, R. v. Decker 1895. — Steckerts Armee-Eintheilung u. Quartierliste des D. Reichsheeres u. der k. Marine für 1896, bearb. v. Heinze. 37. Jahrgg. Berlin, C. R. Dreher. — Wilhelm Preyer: Darwin, sein Leben u. Wirken. (Geisteshelden. Hggb. v. A. Bettelheim. Bd. 19.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Paul Lindenberg: Kaiser Friedrich als Student; mit Material a. d. Nachlaß. Berlin, Ferd. Dümmler 1896. — Scherr: Illustrirte Geschichte der Weltliteratur. Lfg. 3—14. Stuttgart, Franckh. — Theodor v. Hulden: Der gute Ton bei der Tafel. Wien, Manz 1895. — Graf Leo N. Tolstoi: Grausame Genüsse. A. d. Russ. Berlin, Otto Janke. — O. Gruner: Gesundheit u. Behagen in unsern Wohnhäusern. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1895. — Internationale Medicinisch-photographische Monatsschrift, hggb. v. Dr. Ludwig Jankau. II. Jhgg. H. 8—9. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer 1895. — Oskar Panizza: Der Illusionismus u. die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Julius Petri: Rothe Erde; a. s. Nachlaß hggb. v. Erich Schmidt. Berlin, Gebr. Paetel 1895. — Ilse Frapan: Flügel auf! Novellen. Querköpfe; Hamburger Novellen. Ebd. — Gustav Höft: Wie wird es enden? Episoden aus dem Leben einer Großmutter. Nach dem Holländischen erzählt. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Strauß. — Victor Grünberg: Drei Novellen. Brünn, Karafiat u. S. — Theodor Duimchen: Aus altem Hause; Roman. Leipzig, Robert Friese 1895. — Muster-Atlas für Industrie und Kunstgewerbe, hggb. v. Max Heiden. Bd. I. H. 1. Leipzig, Ed. Wartig 1895. — Die Kunsthalle; Zeitschrift f. d. bildenden Künste u. d. Kunstgewerbe, hggb. v. Dr. Georg Galland. 1. Jhgg. Nr. 1—2. Berlin, Buchhändlerhaus 1895. — Th. Kittelsen: Im Thierstaate; 20 farbige Humoresken. Berlin-Leipzig, M. Bauer u. Co. — Katalog: Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Nr. 43. Oct. 1895.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Ein Augsburger Philosoph.

Von Dr. Heinrich Groß.

Augsburg hatte bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts sehr viel von seiner früheren Bedeutung als Reichsstadt, Emporium des Handels und Stätte der Kunst eingebüßt. Sein Glanz war im Erlöschen. Die Zahl hervorragender Gelehrten war gering. In der Dämmerung, welche über die einst so blühende Stadt hereingebrochen war, leuchtete jedoch ein Stern weit über die Grenzen Augsburgs, ja ganz Deutschlands hinaus. Dieser Stern war unser Augsburger Philosoph Jakob Brucker, der am 22. Januar 1696 in Augsburg geboren, 1724—1744 Rector der Lateinschule und Adjunct des evangelischen Ministeriums in Kaufbeuern, 1744—1757 Pfarrer an der evangelischen Kirche zu Heilig Kreuz und von 1757 bis zu seinem am 26. November 1770 erfolgten Tode Pfarrer und Senior an der Kirche von St. Ulrich in Augsburg gewesen ist. Erschrecke der Leser vor diesen Zahlen nicht. Es liegt mir fern, eine trockene Biographie Bruckers zu entwerfen, nachdem er bereits zwei ausgezeichnete Biographen an seinem Schüler, dem jüngeren Paul v. Stetten (Hausleutner, Schwäbisches Archiv I) und an Veith (Bibliotheca Augustana VIII) gefunden hat. Beide benützten die Aufzeichnungen von Karl Friedrich, dem ältesten, hochbegabten Sohne Bruckers aus zweiter Ehe, der poëta laureatus war und 1772 im 40. Lebensjahre als Pfarrer bei den Baarfüßern in Augsburg gestorben ist.

Man wird erstaunt fragen: „Wie kommt Saul unter die Propheten"? Wie kommt der Pfarrer unter die Philosophen? Darauf antworte ich: Der Pfarrer ging nicht unter die Philosophen, sondern umgekehrt, der Philosoph unter die Pfarrer. Nicht nur die Kunst, sondern auch die Philosophie geht nach Brod. Nicht Jeder besitzt den Cynismus eines Diogenes, der, um philosophiren zu können, sich seinen Lebensunterhalt erbettelt und nur in seinen Mantel gehüllt und seine Tugend in einer Tonne gehaust hat. Man könnte sich allenfalls ein Nachtquartier im Heidelberger Faß gefallen lassen, wenn es zum Theil mit Johannisberger gefüllt wäre. Wenig Nachahmer dürfte der Stoiker Kleanthes finden, der sich Nachts sein Brod durch Wasserschöpfen erworben und am Tage philosophirt hat. Spinoza, der sich von Milchsuppen genährt, hat umgekehrt am Tage für Geld Gläser geschliffen und Nachts studirt. Sixtus Birk, genannt Betulejus, seit 1536 Rector des neugestifteten Gymnasiums St. Anna in Augsburg, ein berühmter Philologe und geschätzter Dichter von Volksdramen, hat in Basel, um daselbst studiren zu können, Tag und Nacht die Dienste eines Pedells versehen. Nicht Jeder besitzt den Reichthum eines Seneca, der an einem goldenen Tische eine Abhandlung über die Armuth geschrieben, oder die Wohlhabenheit eines Schopenhauer, der bei Fasanenbraten und Sect sein System des Pessimismus entworfen hat.

Ein altes Sprichwort sagt: Desperatio facit aut militem aut monachum. Die bedeutendsten Träger der neuen deutschen Philosophie haben ursprünglich Philosophie nur nebenbei aus Neigung studirt, Theologie aber hauptsächlich, um sich einen sicheren Lebensberuf zu gründen. Dahin gehören unter anderen Wolff, Baumgarten und selbst Kant. Für einen philosophisch denkenden Candidaten der protestantischen Theologie war es in Deutschland zu einer Zeit, in der die starre Orthodoxie das Regiment geführt hat, nicht leicht, durchzudringen. Fichte bewarb sich 1787 vergeblich um eine Predigerstelle. Sie wurde ihm wegen seiner freien Denkart versagt und er mußte, wie Kant, viele Jahre als Hauslehrer sein Leben fristen. Hegel erhielt in seinem theologischen Examen das Zeugniß, daß er ein Mensch sei von guten Anlagen, aber mäßigem Fleiße und Wissen, ein schlechter Redner und ein Idiot in der Philosophie. Brucker mußte trotz des glänzenden Erfolges seiner theologischen Studien volle 20 Jahre schulmeistern, bis er, bereits ein berühmter Mann, von seiner Vaterstadt als Pfarrer berufen wurde.

Vielfach sind die Wandlungen seines Lebensganges. Er war der Sohn eines armen, aber ehrsamen Schneiders. Darin liegt nichts Auffallendes. Jean Jacques Rousseau (geb. 1712) hatte einen Uhrmacher, Proudhon (geb. 1809) einen Faßbinder, Wolff einen Lohgerber und Kant einen Sattler zum Vater. Fichte half als Knabe am Webstuhle seines Vaters und hütete die Gänse im Dorfe. Jakob Böhme (geb. 1575), der Sohn eines armen Bauern, war selbst ein Schuhmacher. Brucker wurde zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben, aber sein Körper war zu schwach und sein Geist zu stark für die Arbeit, die von ihm verlangt wurde. Auf die Verwendung eines Gönners, der dessen Fähigkeiten erkannt hatte, wurde er 1710 unter die Alumnen des Gymnasiums St. Anna aufgenommen, wo er unter der Anleitung des vortrefflichen Rectors Crophius, seines späteren Schwiegervaters, solche Fortschritte machte, daß er bereits 1715 die Universität in Jena beziehen konnte. Hier hielt der ehemalige Kaufmannslehrling als Magister der Weltweisheit 1718—20 öffentliche Vorlesungen über Philosophie. 24 Jahre später hat er in Augsburg auf der Kanzel die Gläubigen erbaut.

Hat der Philosoph in dieser neuen Lebensstellung dem Pfarrer vollständig Platz gemacht, oder hielt er sich nur zum Schein im Hintergrunde, so daß er mit Faust ausrufen konnte: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust"? War er Vormittags, wenn er predigte, ein anderer, als Nachmittags, wenn er bei seinen philosophischen Werken saß, so daß man von ihm mit einer Variation sagen konnte, was Voltaire von dem Philosophen von Sanssouci gesagt hat: Il est grand roi tout le matin, après dîner grand écrivain? Hat er es wie jener Anwalt gemacht, der beide Parteien, die klägerische und verklagte, zugleich vertretend, mit den Acten der einen Partei unter dem einen und den Acten der andern Partei unter dem andern

Arme vor Gericht erschien und nun für beide Parteien nacheinander plaidirte? Auf alle diese Fragen gibt es nur eine Antwort. Brucker war immer und in allem einer und derselbe. Was er gedacht, geschrieben, gesprochen und gethan hat, ist aus einer Quelle geflossen, aus einem harmonisch in sich abgeschlossenen Charakter. Sein Leben entsprach dem Satze des deutschen Philosophen Jacobi: „Die wahre Philosophie ist ein inwendiges, gesammeltes Leben, in dem die Seele still wird, zuletzt andächtig.“ Brucker drückt diesen Gedanken in den von Muratori entlehnten Versen aus, mit denen er die Vorrede zu dem 5. Theile seiner Geschichte der Philosophie schließt:

Percurri, fateor, sectas attentius omnes,
Plurima quæsivi, per singula quæque cucurri,
Nec tamen inveni melius quam credere Christo.

Brucker war wegen seines Charakters in Augsburg allgemein beliebt und stand wegen seiner literarischen Verdienste bei den größten Gelehrten des In- und Auslandes in hohem Ansehen. Die Universitäten von Halle und Göttingen boten ihm nacheinander eine Professur der Theologie an, die er abgelehnt hat. Hundert Gelehrte hätten an seiner Stelle auf den Titelblättern ihrer Werke folgende Titulatur angebracht: „Jakob Brucker, Magister der Philosophie, Doctor der Theologie, Pfarrer und Senior an der evangelischen Kirche von St. Ulrich in Augsburg, Mitglied der Akademien der Wissenschaften in München, Berlin, Göttingen, Leipzig und Bologna, der lateinischen Gesellschaft in Jena und der gelehrten Gesellschaften in Duisburg und Roveredo.“

Unser Augsburger Philosoph nannte sich selbst in seiner Bescheidenheit oder im Bewußtsein seiner Würde sehr oft nur kurzweg Jakob Brucker. Wenn ihn Schmeichler lobten, eiferte er dagegen. Kurz vor seinem Tode sagte er zu einem solchen Schmeichler: „Seien Sie stille; dieser große Mann, den Sie hier nennen, ist ein armer Wurm und sonst nichts, der allein in der Gnade seines Heilands etwas sein will.“ Brucker bekundet in seinen Schriften einen riesigen Fleiß und eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Er gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern, die wir kennen. Der Philosoph Epikur, so wird erzählt, hat 300, Aristoteles 400, der Philosoph Chrysipp sogar 705 Schriften verfaßt. Die Werke des Albertus Magnus umfassen 21 Folianten. Brucker hat über 50 kleinere und größere Schriften verfaßt, darunter mehrere starke Folianten und einige, welche 6 oder 7 Bände enthalten. Auffallend ist, woher er bei seiner nicht geringen Amtsthätigkeit, zu der noch ein ausgedehnter Privatunterricht kam, die Zeit zu seinen literarischen Arbeiten und bei seinem mäßigen Einkommen, von dem er eine zahlreiche Familie zu erhalten hatte, die Mittel zur Anschaffung der zu diesen Arbeiten unumgänglich nöthigen Bücher hergenommen hat. Die meisten dieser Bücher hat er sich wohl von seinen hiesigen und auswärtigen Freunden entlehnt, die ihm auch Excerpte aus seltenen Schriften geschickt oder sonst literarische Mittheilungen gemacht haben. In Augsburg gab es damals mehrere reichhaltige Bibliotheken bei St. Anna, St. Ulrich, St. Georg, bei den Jesuiten, sowie anderen Klöstern und geistlichen Stiftern. Einige reiche Augsburger, namentlich Paul v. Stetten, Georg Walther v. Halder und Wolfgang Jakob Sulzer, besaßen sehr ansehnliche Büchersammlungen.

Brucker entfaltete eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit. Von seinen theologischen Arbeiten heben wir hervor seine 6 Bände umfassenden Erklärungen des Neuen Testaments im sogenannten englischen Bibelwerke, welche 1752 bis 1770 in Leipzig erschienen sind. Seine Predigten, deren einige gedruckt sind, zeichnen sich weniger durch eine schöne Diction, als durch den warmen, herzinnigen Ton aus, den er anschlug und der die Zuhörer die sonst ermüdende Länge derselben vergessen ließ. Mit Gottsched, dem viel geschmähten Leipziger Poeten und grausam verkannten Förderer der deutschen Sprache und Literatur, war Brucker innig befreundet. Er gehörte zu den eifrigsten Mitarbeitern der von demselben herausgegebenen Zeitschrift „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ (8 Bände, Leipzig 1732—44). In dieser Zeitschrift hat er zahlreiche Abhandlungen veröffentlicht, unter anderem über das Augsburger Stadtbuch, zu dem er ein vollständiges Glossar geliefert hat, über die deutsche Sprache bei den Rechtsgelehrten vor dem 16. Jahrhundert, über einige alte deutsche Uebersetzungen der heil. Schrift und das von Anton Sorg in Augsburg 1479 edirte Arzneibuch. Dazu kam auch der Versuch einer deutschen Uebersetzung eines griechischen Werkes von Johannes Stobäus. Der Augsburger Pfarrer zeigte sich in seinem theologischen Fache, in der classischen Philologie, in der Geschichte des Rechts und der Medicin, im Hebräischen und Französischen gleich bewandert. Vor allem aber war er ein Deutscher mit Leib und Seele.

„Zur Ehre seines Vaterlandes,“ sagt er selbst, „zur Erweckung der Nacheiferung und zur Beschämung der Neider des deutschen Namens“ schrieb er, offenbar angeregt durch das französische Werk von D'Aubigny „Vies des hommes illustres de France“ (Paris 1739—57), den „Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit“ (Augsburg 1747). Dieses Werk, zu dem er besonders von Gottsched aufgemuntert worden ist, enthält die Biographien von 50 um die schönen und philologischen Wissenschaften verdienten deutschen Gelehrten aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert mit den von dem Augsburger Maler und Kupferstecher Johann Jakob Haid gestochenen Bildnissen. Brucker, der mit der ganzen gelehrten Welt in sehr reger Correspondenz stand, welche 9 starke Bände gefüllt, sich aber bis auf einige wenige Briefe nicht erhalten hat, war doch andrerseits zu universell, als daß er sich in gelehrten Dingen auf Deutschland beschränkt hätte. So verfaßte er den „Bildersaal berühmter zu seiner Zeit lebender Schriftsteller“ aller Länder (Augsburg 1741) und dasselbe Werk in lateinischer Sprache unter dem Titel „Pinacotheca Scriptorum nostra ætate litteris illustrium“ (Augsburg 1747). Dieses Werk enthält 100 Biographien mit den ebenfalls von Haid gestochenen Bildnissen. Dem Verfasser wurde seinerzeit nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß er mitunter das Lob der geschilderten Personen stark übertrieben habe. Gottscheds hochbegabte Gattin zum Beispiel wird über Gebühr verhimmelt. Die protestantische Orthodoxie hat ihm auch die Verherrlichung einiger katholischer Gelehrten übelgenommen.

So universell auch Brucker war, hing er doch mit ganzem Herzen an seiner Vaterstadt, deren Plutarch er genannt werden kann. Sowohl in seinem Ehrentempel als in besonderen ausführlichen Biographien hat er den Männern, welche in Augsburg gelebt haben oder von hier stammten und sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen oder durch ihre Förderung der Wissenschaft ausgezeichnet haben, ehrenvolle Denkmäler gesetzt. Die Localgeschichte derselben hat er durch die „urkundenmäßige Geschichte der evangelischen Kirche zu heil. Kreuz“ bereichert (Augsburg 1753), welche zugleich wichtige Beiträge zur Geschichte der Reformation in Augsburg enthält. Nach seinen Forschungen hat Langenmantel die „Historie des Regiments der Reichsstadt Augsburg“ herausgegeben (Augsburg 1725). Auf seine Anregung hatte sich um 1747 in Augsburg behufs Pflege der Localgeschichte eine Gesellschaft unter dem Namen „Ad insigne pinus“ gebildet, deren Mitglieder wöchentlich zusammenkamen und Vorträge über die Geschichte Augs-

burgs hielten. Zu diesen Mitgliedern gehörten außer Brucker unter anderen der jüngere Paul v. Stetten, der Stadtpfleger Johann Elias Leopold Herwart, Heinrich Metzger, Ephorus des Collegiums von St. Anna, und die Rathsconsulenten Ludwig Barth. v. Hertenstein und Johann v. Zwergern. Sein Freund Bianconi, Leibarzt des hiesigen Bischofs (1744—50), ein sehr geschätzter italienischer Schriftsteller, nannte ihn ultimum Romanorum, „den letzten großen Römer".

Bruckers Leben fällt in die Zeit, in der sich in Deutschland, aufgerüttelt durch die Reformation und erstarkt durch den Humanismus, auf den Trümmern der Scholastik eine neue Philosophie erhoben hat. Ihr Charakter ist der Idealismus und ihr Begründer Leibniz (1646—1716), nach dem das wahrhaft Seiende weder lediglich in dem zu suchen ist, was wir a priori begrifflich denken, noch blos in dem, was in unsre Sinne fällt, sondern in der Vielheit der individuellen thätigen Kräfte, Monaden, welche mit ihren bewußten oder unbewußten, klaren oder verworrenen Vorstellungen alle Dinge bewegen und durch die von der Urmonade, das ist der vollkommensten göttlichen Kraft vorherbestimmte Harmonie nach solchen Principien zusammenwirken, welche den Principien der menschlichen Seele, das ist der sich zur reflexiven Thätigkeit erhebenden Monade des Leibes, den dem Geiste angeborenen Ideen conform sind. Zwei dieser Ideen sind die Principien aller Erkenntniß, der Satz des Widerspruchs, nach dem wir alles für falsch halten, was einen Widerspruch einschließt, und für wahr, was dem Falschen widerspricht, und der Satz des zureichenden Grundes alles Seienden. Dazu kommt der Satz des Endzwecks, das Princip unsres sittlichen Handelns. Wir sollen bei allem, was wir sehen und hören, fragen, warum? und bei allem, was wir thun, wozu? Wir befreunden uns mit Leibnizens Gedanken, wenn wir erwägen, daß dasjenige, was uns Menschen einen sittlichen Werth verleiht, nicht die Trägheit ist, in der wir hinbrüten, sondern die thätige Kraft, wenn wir von den unendlichen, kaum meßbaren anziehenden und abstoßenden Kräften, die selbst dem Sonnenstäubchen nicht fehlen, uns zu den Kräften der Gravitation erheben, welche die Planeten zusammenhalten, und zu der Erkenntniß jener Kraft aufschwingen, welche der zureichende Grund und zugleich der Endzweck aller Kräfte ist. Diese Kraft ist die Einheit und zugleich die Quelle aller Kräfte, sowie der Principien der Ordnung, nach denen sie zusammenwirken, ein nicht mit der Natur zusammenfallendes, sondern über derselben stehendes, mit der höchsten Weisheit und einem schrankenlosen Willen ausgestattetes Wesen, das wir Gott nennen. Das ist der Deismus der Leibnizischen Philosophie. Was Leibniz mit seinem übersprudelnden Geiste aphoristisch ausgesprochen hat, das haben die deutschen Philosophen nach ihm, Christian Wolff an der Spitze, die specifischen Momente der Monadenlehre wesentlich modificirend, syllogistisch fortgebildet und in ein pedantisch abgerundetes System gebracht. „Sie haben", wie Schlosser sagt, „das Gold und Silber eines Leibniz mit ihrem eigenen Kupfer versetzt, in zahlreichen Quartanten in furchtbarem Latein ausgemünzt."

Brucker gehört mit seiner ganzen philosophischen Anschauung, der jede Originalität abgeht, der Leibniz-Wolff'schen Schule an, deren Ideen er sich eklektisch angeeignet hat. Er hatte keine eigenen speculativen Gedanken, war kein selbständiger Philosoph. Was ist Philosophie? Jeder Philosoph gibt eine andere Antwort auf diese Frage. Bekannt sind Rückerts Verse:

„Sie narren Dich herum, um Dir in Räthselworten
Zu sagen, was Du längst gehört an andern Orten.
Wo es verständlich klang, beachtetest Du's nie,
Das Unverstandne nun nennst Du Philosophie."

Diese Verse drängen sich uns auf, wenn wir die Werke Hegels lesen, der die Philosophie als die „Wissenschaft des Absoluten in der Form dialektischer Entwicklung" definirt. Kant bezeichnet sie als die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntniß auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft. Das ist transscendental wie die ganze Philosophie Kants. Die Stoiker definiren sie als das Streben nach der Tugend, das ist der Tüchtigkeit im theoretischen und praktischen Sinne. Das klingt fast unphilosophisch, weil es Jedermann versteht. Aristoteles, der verschiedene Gebiete des Wissens beherrscht hat, bezeichnet sie als die Wissenschaft der Wissenschaften, genauer die Wissenschaft der letzten Gründe der obersten Principien alles Existirenden. Diese Bezeichnung ist zutreffend und dürfte auch uns genügen. Brucker definirt die Philosophie als „die Erkenntniß oder Wissenschaft derjenigen Dinge, welche zur Erlangung, Erhaltung und Vermehrung der wahren, vollkommenen und dauernden Glückseligkeit nöthig und nützlich sind, das ist der Gemüthsruhe in Bezug auf die inneren Seelenkräfte und auf das Vergnügen, das die äußeren Lebensumstände bereiten."

Das ist der Eudämonismus, den die ganze Leibniz-Wolff'sche Schule als den Endzweck alles ideellen und materiellen menschlichen Strebens gesetzt hat. Glückseligkeit des Individuums war das Stichwort der unter dem Einflusse dieser Schule entstandenen deutschen Aufklärung. Die Hauptträger derselben, wie Reimarus, Basedow und Steinbart führten in mehreren Schriften aus, daß alle Weisheit nur darin bestehe, dauerndes Vergnügen zu erlangen. Was wahre Glückseligkeit ist, ist eben so schwer zu bestimmen, wie das wahre Glück, von dem Goethe sagt:

„Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen!"

Epikur suchte die Glückseligkeit in der Lust, der Cyniker in der Bedürfnißlosigkeit, der Platoniker Xenocrates in der Tugend, inwiefern sie uns von den Banden der Sinne freimacht, Spinoza in der höchsten Erkenntniß, Wolff in dem Fortschreiten von Vollkommenheit zu Vollkommenheit, also in einem ruhelosen idealen Streben, Kant in dem Zustande eines vernünftigen Wesens in der Welt, dem alles nach Wunsch und Willen geht. Das ist, wie Kant sagt, ein Ideal der Einbildungskraft. Beausobre, ein bedeutender protestantischer Theologe, der wegen seiner religiösen Ueberzeugung sein Vaterland Frankreich verlassen mußte und als Prediger in Berlin gelebt hat (1695—1738), sagt einmal: „Ich kenne kein größeres Gut als die Freiheit im Denken, keine angenehmere Beschäftigung als das Suchen nach Wahrheit, und kein größeres Vergnügen als sie zu finden und auszusprechen." Das ist die Sprache der Ueberzeugungstreue. Was sich Brucker unter wahrer Glückseligkeit gedacht hat, sprach er in dem folgenden Satze aus: „Aus der Lehre Christi fließt die allerheiligste, vollkommenste und beste Philosophie, welche sich nicht um die theoretische Speculation, sondern um die Gründe der Sittenlehre und der daraus fließenden Verbesserung des Verstandes und Willens bekümmert und, was keine natürliche Philosophie thun kann, die Mittel darreicht, die Seele mit dem allerhöchsten Gut zu vereinigen und ewig glückselig zu machen." Das ist die Sprache der strengkirchlichen Gesinnung. Brucker hat der natürlichen Religion, der die Männer der deutschen Aufklärung ihre Huldigung dargebracht haben, nur eine untergeordnete Stellung neben der geoffenbarten Religion eingeräumt. Er verräth in Bezug auf seine kirchliche Richtung den Einfluß seines Lehrers Buddeus, eines bedeutenden Philosophen und Theologen in Jena, der von seinen Freunden als der Agent des Himmelreichs besungen worden ist.

Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Theologie denkt Brucker ungefähr so wie der Kirchenvater Clemens Alexandrinus, der die heilige Schrift mit Sara, der Herrin, die Philosophie aber mit Hagar, der Magd, vergleicht. Man schenke, sagt Clemens Alexandrinus, der Magd, das ist der Philosophie, keine Aufmerksamkeit auf Kosten der Herrin, das ist der Theologie. „Alle philosophischen Lehrsätze und Systeme", sagt Brucker, „sind eine Thorheit, wenn sie nicht dem Reiche Gottes dienen und zur christlichen Religion, als der vollkommensten Wissenschaft des Wahren und Guten führen. Die elende Gestalt der heidnischen Philosophie verschafft dem vernünftigen Gemüthe kein Genüge. Sie hatte nur die natürliche Erkenntniß, aus der die größten Irrthümer und Ketzereien entstanden sind. Ihre Geschichte hat für uns nur den Werth, daß sie einerseits durch ihre Irrthümer die Größe der Offenbarung in das rechte Licht setzt und andererseits durch die Wahrheiten, welche selbst die Heiden erkannt haben, wie die Unsterblichkeit der Seele, zur Bekräftigung der Offenbarung dient."

Wir werden Brucker, nach allem, was wir von ihm gehört haben, wohl kaum einen Platz unter den großen deutschen Philosophen einräumen. Seine eigentliche Bedeutung ist in seiner Geschichte der Philosophie zu suchen, der er zahlreiche Schriften gewidmet hat. Dieselben sind in lateinischer und nur die folgenden zwei in deutscher Sprache verfaßt, die „Kurzen Fragen aus der philosophischen Historie" in 7 Bänden (Ulm 1731—36) und die „Ersten Anfangsgründe der philosophischen Geschichte" (Ulm 1736 und 1751). Sein „Otium Vindelicum meletematum historiae philosophicae triga" (Augsburg 1729) hat ihm die Aufnahme in die Berliner Akademie verschafft (1731). Seiner großen „Historia critica philosophiae a mundi incunabilis ad nostram usque aetatem deducta in 5 (Leipzig 1742—44) und in neuer Auflage (das. 1767) in 6 starken Quartbänden verdankt er seinen großen Ruhm. Ein Auszug aus diesem Werke, der unter dem Titel „Institutiones historiae philosophiae" in mehreren Auflagen erschienen ist (Leipzig 1747 und öfter) und auch ins Englische übersetzt worden ist (Will. Enfield, London 1791) war lange als Handbuch im Gebrauche.

Brucker war bahnbrechend in der modernen Geschichte der Philosophie und darf als der Begründer derselben angesehen werden. Er ist der erste, der die Philosophie in ihrer Gesammtheit von ihren ersten Anfängen bis zu ihren letzten Ausläufern geschichtlich dargestellt hat. Seine Geschichte ist ausführlich, erschöpfend, klar in der Analyse der einzelnen Systeme und übersichtlich in der Anordnung des weithin zerstreuten Materials. Sie bekundet eine außerordentliche Gründlichkeit in der Erforschung der alten Quellen und die größte Gewissenhaftigkeit in der Benützung der ganzen alten und neuen philosophischen Literatur.

Was wir aber Brucker nicht hoch genug anrechnen können, das ist der Umstand, daß er ebenfalls als der erste seine Geschichte der Philosophie auch deutsch geschrieben hat zu einer Zeit, in der in Deutschland die zünftigen Gelehrten nur lateinisch geschrieben haben, alle Wissensfächer in den Schulen nach lateinischen Handbüchern gelehrt worden sind und die vornehme Welt in der heimischen Sprache nur Triviales, im Französischen dagegen lauter esprit gesehen hat. Der Philosoph Christian Thomasius hat einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, als er in Leipzig 1688 einen Anschlag in deutscher Sprache ans schwarze Brett anheften ließ, daß er eine Vorlesung in deutscher Sprache halten werde. Sein Versuch schien den Leipziger Gelehrten so revolutionär, daß sie die angekündigte Vorlesung vereitelten und den Druck seiner in deutscher Sprache verfaßten Vernunftlehre verhinderten. Ein Menschenalter später haben Wolff und andere deutsche Philosophen in der heimischen Sprache gelehrt und geschrieben und Brucker eine Geschichte der Philosophie in derselben Sprache verfaßt. Das war eine wichtige Neuerung, bei der aber Deutschland keinen Schaden genommen, sondern höchstens da und dort die Perrücke eines alten Professors, der sich vor Staunen kaum fassen konnte, gewackelt hat.

Bruckers Geschichte der Philosophie hat auch ihre Mängel. Der Verfasser reiht die einzelnen Lehrgebäude lediglich chronologisch aneinander, stellt sie aber nicht in ihrem pragmatischen Zusammenhange dar, wie sie sich successive historisch auseinander entwickelt haben. Er ist auch zu wenig Philosoph, um die schwierigen Probleme der älteren Speculation in ihrer Tiefe zu erfassen und kritisch zu beurtheilen. Seine Geschichte beginnt nicht, wie sie dem Begriffe der Philosophie gemäß beginnen sollte, mit den Jonischen Naturphilosophen, die zuerst das Princip, den Urgrund aller Dinge zu erforschen gesucht haben, sondern mit Prometheus und verliert sich schier in weitläufigen Untersuchungen über die griechische Mythologie und die ältesten griechischen Dichter, für die er sich nicht begeistern konnte. „Homer", sagt er, „war ein armer, stellenloser Schulmeister, der, so eine Art unsrer Meistersinger, im Lande herumzog, um sich ein Stück Brod zu erwerben. Er hatte mit seinen Gesängen, die ebenso ungereimt, wie die Gedichte von Hans Sachs einfältig sind, keine andere Absicht verfolgt, als seinen Zuhörern mit einer jämmerlichen Mordgeschichte einige Pfennige aus dem Beutel zu locken."

Brucker zieht den ganzen Orient in seine Geschichte hinein. Manche Gelehrte haben zu seiner Zeit über die Philosophie der Engel, Seligen und Teufel discutirt, welche vor der Schöpfung der Welt existirt haben. Er beginnt mit Adam, den man als den vollkommensten Polyhistor bezeichnet hat. Er nennt ihn den Großvater aller Philosophen und rühmt ihn als guten Dialektiker, da er mit der Schlange disputirt hat. Diese Angabe ist unanfechtbar. Adam, der gelehrteste Mann seiner Zeit, ist unser aller Großvater, der Weisen wie der Thoren. Daß Noah ein großer Mathematiker gewesen sei, bezweifelt Brucker, da derselbe die Arche nur nach dem von Gott entworfenen Risse verfertigt habe. Hingegen gibt er zu, daß dessen Sohn Cham der Erfinder der Chemie gewesen sei, die nach ihm benannt worden ist. Alle nennenswerthen Personen der Bibel werden der Reihe nach visitirt, ob sie nicht etwas Philosophisches an sich haben. Die jüdische Theologie wird eingehend besprochen und die Lehre des Zoroaster untersucht. Der Ursprung des Bösen wird nach derselben in folgender Weise erklärt: „Ormasdus sowohl als Arimanius haben sich Götter gemacht, jener gute, dieser böse. Jener hatte die seinigen in ein Ei eingeschlossen, dieser aber in das Ei ein Loch gemacht und daher sei die Vermischung des Guten und Bösen entstanden." Die alten Inder, Sabäer, Chaldäer, Perser, Phönicier, Aegypter, die Chinesen, Japanesen, Malabaren und Canader werden alle in Reih und Glied gemustert, ob sich unter ihnen ein Philosoph finde.

Was die Griechen betrifft, so erzählt Brucker, dem Diogenes Laertius folgend, mehr die Geschichten der alten Philosophen als die Geschichte der alten Philosophie. Mit behaglicher Breite flicht er pikante Anekdoten seiner Helden alter und neuer Zeit ein und zieht oft den Schleier von deren intimsten Beziehungen weg. Den Frauen Lais und Hipparchia und deren weit ausgeschnittenem Kleide schenkt er zu viel Aufmerksamkeit. Ueber die Allotria, die Abälard mit seiner Schülerin Heloise getrieben hat, hätte er ein wenig discreter berichten können. Der größte Fehler seiner Geschichte besteht darin, daß er, völlig eingenommen von den Ideen seiner Zeit, in den abweichenden philosophischen

Ansichten früherer Zeiten meistens nur Irrthümer und bei den Philosophen selbst größtentheils nur Unverstand und bösen Willen sieht. „Der Alexandriner Philo war nach ihm nur ein Orator und hochmüthig wie seine Glaubensgenossen, die Juden, die sich einbildeten, die griechische Philosophie mit der Bibel in Einklang zu bringen. Philo's böses Beispiel, das Origines nachgeahmt hat, hat in der Kirche viel Unheil gestiftet." Brucker hatte von der Lehre des Logos bei dem geschmähten Orator und dem Evangelisten Johannes offenbar keine völlig klare Vorstellung. Die Kabbalisten waren nach ihm „philosophische Betrüger". Dasselbe gilt von den Pythagoreern. „Demokritos, sonst der lachende Philosoph genannt, war ein Grillenfänger." „Die Epikureer waren Schandbuben, die Cyniker unverschämte Bettelhunde und die Stoiker Erzheuchler." „Die heidnische Philosophie machte keine rechtschaffenen Leute, sondern Heuchler und Betrüger." „Plato bekundet in seinen Schriften, die er ohne Urtheil und Ueberlegung aus himmelweit von einander verschiedenen Systemen zusammengestoppelt und so verdunkelt hat, daß man seine Plagiate nicht merkte, den schlechten Charakter eines philosophischen ingenium." „Aristoteles, der selbst nicht recht gewußt hat, was er geschrieben, bediente sich dunkler Begriffe, um seine Unwissenheit zu verbergen. Sein Lehrgebäude enthält gar nichts Gründliches." Luther hatte früher „den verdammten gottlosen Heiden Aristoteles" geradewegs zum Teufel geworfen, sich's aber auf Veranlassung Melanchthons überlegt und dessen Philosophie gereinigt in die deutschen Universitäten eingeführt.

„Die arabischen Philosophen," sagt Brucker, „gingen nur darauf aus, über die ungereimten Lehrsätze des Islam, dessen Gründer Mohammed ein Erzbetrüger war, eine solche Brühe zu gießen, daß den verständigen Leuten die Augen nicht zu weit aufgehen möchten." „Die Scholastik mit ihren Sophistereien war lediglich auf das kirchliche Staatsinteresse berechnet, sonst aber eine Afterphilosophie, trostloses Gewäsch, unnützer Plunder." Der Papst Gregor der Große hat nach Brucker durch die Verbrennung der palatinischen Bibliothek in Rom zum Verfalle der classischen Studien im Mittelalter besonders beigetragen. Diese Angabe Bruckers hat in katholischen Kreisen um so mehr verstimmt, als sie thatsächlich falsch ist. Daß sich Brucker in diesen Kreisen als Historiker beliebt gemacht hat, könnte man nicht behaupten. Hat er doch über die Heroen der Scholastik die ganze Schale seines Zornes ausgegossen. Er unterschätzt die Verdienste, welche sich die Scholastik dadurch erworben hat, daß sie im Zeitalter der Barbaren den philosophischen Geist rege erhalten hat. Descartes rühmt er nur das Eine nach, daß er die Fesseln der Scholastik gebrochen hat, aber er wirft ihm vor, daß er die Verbesserung der Philosophie gehindert und, von der Begierde geleitet, durch allerlei Ränke und Plagiate einen Ruhm zu erwerben gesucht hat. Nach Brucker liegt die Wahrheit einzig und allein in der Leibniz-Wolffischen Philosophie und in der protestantisch-kirchlichen Orthodoxie. Von diesem Standpunkte aus beurtheilt er alle früheren philosophischen Ansichten. Es fehlt ihm der historische Sinn, sich objectiv in die verschiedenen Zeiten zu versetzen, in denen sich der menschliche Geist unter den mannichfachen Verhältnissen der Cultur in einzelnen speculativen Systemen kundgibt. Diese Systeme sind die Etappen der Bahn, auf welcher der Geist fortschreitet im unabläßigen Suchen der Wahrheit, im unermüdlichen Ringen um die höchsten idealen Güter der Menschheit.

Bruckers Geschichte der Philosophie hat ihre Vorzüge und ihre Mängel. Sie war aber — das Verdienst müssen wir ihr vindiciren — epochemachend. In dem Jahre, in dem Brucker gestorben ist (1770), ist Kant ordentlicher Professor der Philosophie in Königsberg geworden. Mit Kant ist die hellstrahlende Sonne der neuen Philosophie aufgegangen. Alle Sterne, welche bisher am Himmel derselben geleuchtet haben, sind in den Schatten gestellt worden. Die zahlreichen Compendien und Quartanten der Wolffischen Schule wurden beiseite geschoben und fallen allmählich der Vergessenheit anheim. Nur ein Werk, das aus dieser Schule hervorgegangen ist, wird immer seinen Werth behalten, wird eine Fundgrube ernster Forschung, ein herrliches Denkmal deutscher Wissenschaft bleiben, die Geschichte der Philosophie von Jacob Brucker, unserem Augsburger Philosophen.

Gedruckte Katalog-Zettel!

Die Arbeiten an unsern Bibliotheken nehmen, wenn diese nur einigermaßen allen berechtigten Wünschen entsprechen wollen, besonders an Centralstellen, von Jahr zu Jahr zu. Da das Arbeitspersonal bloß in seltenen Fällen im Verhältniß zu diesen Arbeiten vermehrt wird, muß nothwendig immer mehr auf Vereinfachung derselben und Heranziehung von mechanischer Hülfeleistung, wie es auch bei anderen Dingen geschieht, hingestrebt werden. Zu den wichtigsten und zeitraubendsten Bibliothekarbeiten gehören nun die Katalogisirungsarbeiten. Bedenken wir, daß von jeder für die Bibliothek erworbenen halbwegs selbständigen Schrift 1, 2 oder 3 Titelcopien mühsam und genau geschrieben, und daß dasselbe bei bedeutenderen Werken an mehreren hundert, ja tausend Bibliotheken gemacht werden muß: dann möchte man sich eigentlich wundern, daß die gedruckten Katalog-Zettel, durch die die Sache in der halben Zeit und zuverlässiger, sauberer und gleichmäßiger als bei jeder handschriftlichen Ausfertigung erledigt werden könnte, bis jetzt noch keine weitere Ausbildung und Anwendung gefunden haben. Für die deutschen und französischen Universitäts- und die deutschen Schulschriften liegen solche allerdings seit einer Reihe von Jahren vor. Von Akademien oder sonstigen gelehrten Gesellschaften ist uns nur bei der Smithsonian Institution bekannt, daß sie gedruckte Titelcopien ihrer Publicationen verschickt. Es wäre sehr im allgemeinen Interesse gelegen, wenn auch andere ähnliche Institute diesem Beispiele folgen und nicht allein von ihren selbständigen Schriften, sondern auch von den größeren einzelnen Aufsätzen unter Hinweisung auf das Hauptwerk solche Titelcopien herstellen lassen und den einzelnen Heften oder Bänden beilegen wollten. Ebenso wäre dies wünschenswerth bei den Festschriften, an denen Verschiedene mitgearbeitet, und bei allen Sammelwerken, wo von den einzelnen Theilen durchweg Separatabzüge abgegeben werden. Denn diese werden sehr häufig citirt oder in den Bibliotheken bestellt, ohne daß der Titel des Gesammtwerkes bekannt ist. So sind die Bibliotheken eigentlich darauf hingewiesen, von allen derartigen Abhandlungen, wenigstens von all denjenigen Einträge in ihre Kataloge zu machen, welche als Separatabzüge aus vorhandenen Büchern in den Bücherlexiken aufgeführt sind. Im anderen Falle kommen sie so und so oft in die Lage, eine bezügliche Anfrage nicht beantworten zu können, resp. eine Schrift als in ihrem Bestande nicht vorhanden zu erklären, die doch in einem fraglichen Sammelwerk enthalten ist.

Für die große Masse der im Buchhandel erscheinenden Literatur gab es bis jetzt eigentlich keine Gelegenheit, gedruckte Titelcopien für die Kataloge zur Verwendung zu bringen, wenn man nicht die an der Berliner königlichen Bibliothek zunächst für ihre eigenen Zwecke bestimmten heranzog, die wohl die wichtigeren literarischen Erscheinungen auch des Auslandes, selbstverständlich aber nicht die gesammte Fach- und Localliteratur des deutschen Buchhandels

brachten. Da die früher vorgeschlagene Art, daß jeder Verleger gleich für seine Bücher die dazu wünschenswerthen Titelcopien liefere, welche allerdings die einfachste wäre, keine Aussicht auf Erfolg haben dürfte, so mußte auch hiefür eine den bestehenden Verhältnissen angepaßte Centralstelle für Deutschland gesucht werden.

Da hat sich nun der Oberbibliothekar der Münchener Universitätsbibliothek, Dr. H. Schnorr v. Carolsfeld, mit der J. C. Hinrichs'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ins Benehmen gesetzt und in dem neuesten Hefte des „Centralblattes für Bibliothekswesen" vorgeschlagen, daß man die bekannten wöchentlichen Verzeichnisse des obigen Verlages für die fraglichen Katalogisirungszwecke wähle, wenn dieselben einseitig und mit größerem Zwischenraume zwischen den einzelnen Büchertiteln, im übrigen entweder in dem bisher angewendeten Satze oder, was im allgemeinen als entschieden praktischer empfohlen wird, in größerer, klarer Antiqua mit durchschossen gedrucktem Ordnungsworte hergestellt werden. Von beiden Arten sind Proben dem Aufsatze beigegeben. Von der ersteren wird 1 Exemplar des wöchentlichen Verzeichnisses pro Jahrgang auf 18 M., 2 Exemplare auf 30 M., jedes weitere auf 14 M., von der letzteren 1 Exemplar auf 40 M., 2 Exemplare auf 70 M., jedes weitere auf 30 M. berechnet, wobei sich übrigens die Verlagsbuchhandlung bei großem Absatze bereit erklärt hat, die Preise für das folgende Jahr noch billiger zu stellen. Sollte sich für beide Arten eine genügende Anzahl von Abonnenten finden, so könnten natürlich beide Unternehmungen neben einander laufen. Da aber die Sache nur dann am 1. Januar 1896 begonnen werden kann, wenn bis 15. December 1895 mindestens 200 Exemplare bestellt sind, so werden die Collegen dringend ersucht, „direct bei Hinrichs oder durch einen Sortimenter sobald als möglich die Bestellungen aufzugeben, und auch die Bibliotheken, welche aus irgend einem Grunde die Zettel nicht verwenden können, gebeten, probeweise wenigstens ein Exemplar zu bestellen, damit ein Versuch, der unter allen Umständen geboten erscheint, gemacht werden und die Praxis für die weitere Zukunft das ausschlaggebende Wort sprechen kann." Wünsche für die billigere Probe sollten zunächst an den Oberbibliothekar Dr. Schnorr v. Carolsfeld in München gerichtet werden.

Im übrigen muß auf die weiteren Ausführungen im „Centralblatt für Bibliothekswesen" verwiesen werden. Hier galt es nur, auch die gelehrten Kreise, die ja an jeder Verbesserung des Bibliothekwesens directes Interesse haben, von der neuesten Bewegung auf diesem Gebiete in Kenntniß zu setzen und auch unsrerseits für die so förderswerthe Sache Anhänger zu werben. Die Vortheile der gedruckten Katalog-Zettel sind über jeden Zweifel erhaben. Haben doch in der letzten Zeit mehrere deutsche Bibliotheken angefangen, die Zettel für sich drucken zu lassen! Es kann sich überhaupt nur darum handeln, ob die vorgeschlagene Art allen berechtigten Wünschen möglichst entspricht. Wir möchten das im voraus entschieden bejahen; die Erfahrung, die Praxis wird es lehren. Daß Einzelnes später noch modificirt wird, ist wahrscheinlich. Zunächst kommt es nur auf die Hauptsache an, und es dürfte an dem Manuscript des wöchentlichen Verzeichnisses nichts geändert werden, um nicht die Kosten zu erhöhen. Wohlan denn, keine kleinlichen Bedenken und Aussetzungen, sondern vorerst das Augenmerk auf das Große gerichtet und den Versuch gemacht!

R.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Deutsches Wörterbuch" von Moriz Heyne. III. Band, R—Z. Leipzig, S. Hirzel 1895. — So erwünscht, wie vor wenigen Jahren der Anfang dieses Werkes, kommt uns nun seine schnelle und glückliche Vollendung. Seine Vorzüge haben wir früher eingehend gewürdigt. Es zieht für das praktische Bedürfniß der Gebildeten, seien sie Schreiber oder Leser, die Summe der liebevollen wissenschaftlichen Arbeit, welche die deutsche Philologie seit den Tagen der Brüder Grimm an die Erkenntniß unsrer Sprache in Vergangenheit und Gegenwart gewandt. Indem es mit der Erklärung die Beispielsammlung verbindet, ladet es zum Lesen wie zum Nachschlagen ein. An jeder Stelle blickt man in eine reiche historische Entwicklung des Worts nach Form und Gedankengehalt hinein, zugleich aber vermißt man nirgend bestimmte Auskunft über das, was heute Regel und guter Brauch ist oder doch sein sollte. An späteren Auflagen wird es sein, den von uns ausgesprochenen Wunsch nach Heranziehung auch der Classiker unter unsern Naturforschern zu erfüllen und besonders die Winke zu befolgen, welche H. Paul für die beste Weise der Bedeutungsangabe ertheilt hat. Für jetzt nehme das Buch, wie es ist, seinen raschen Lauf in alle Welt zum Heil unsrer lebendigen Sprache!

* Römische Ausgrabungen. Etwa 600 Meter südlich vom Dorfe Rumersheim im Ober-Elsaß gelegen, befindet sich ein kleiner, anscheinend künstlich aufgehäufter Hügel, der den Namen „Burghof" führt und auf dessen Oberfläche letzthin von einem Archäologen viele Reste von römischer Cultur aufgefunden wurden, welcher Umstand Veranlassung gab, die Landesregierung auf die Zweckmäßigkeit einer gründlicheren Untersuchung dieses Hügels aufmerksam zu machen. In der That wurden denn auch darauf die Mittel zur Verfügung gestellt, mit welchen der Conservator der historischen Denkmäler des Elsaß, Baurath Winkler, durch zweckmäßige Gräberöffnung den Hügel bis auf etwa einen Meter tief im Innern untersuchte. Hiedurch wurden massenhafte Dinge aus römischem Culturleben aufgefunden, welche aus nachfolgenden Gegenständen bestehen: Häuserfundamenten, Fundamenten eines Altars (?), römischen Dachziegeln, Geschirrresten aus gewöhnlicher Erde und aus terra sigillata, Geräthen aus Eisen und Bronze, Resten von Hypokaustanlagen, vielen römischen Münzen, Knochen von Thieren (namentlich Wildschweinen und Widdern), Hirschgeweihstücken in Natur und auch künstlich, jedoch roh bearbeitet, und anderem mehr. Kurzum, es steht nach Aussage des Conservators fest, daß wir es hier ganz untrüglich mit einer römischen Niederlassung zu thun haben, welche nach ihrem Untergang nicht mehr, wie z. B. diejenige von Horburg, durch die Franken wieder aufgebaut wurde, sondern anscheinend nach der ersten Zerstörung keinem anderen Volke mehr als Wohnsitz diente. Man darf annehmen, daß nach diesen günstigen Ergebnissen durch weitere Zuwendung von Mitteln die Fortsetzung der begonnenen Untersuchungsarbeiten ermöglicht wird, die von großem Werth für die archäologische Forschung sich zu gestalten scheinen. — Im Gute der Kreuzschwestern bei Bregenz werden gegenwärtig durch den kaiserl. Rath Dr. Jenny Ausgrabungen vorgenommen, welche die Fortsetzung früherer bilden. Es wurden auf der sogen. Plattenwiese bis zum Jahre 1892 156 römische Grabstätten nachgewiesen und nun sind weitere 5 Gräber hinzugekommen. Bei diesen Gräbern wurden außer Knochen und Thonscherben vier Urnen aus Thon ausgehoben und auch eine interessante Gräberbildung mittelst großer Doppelplatten aufgedeckt. Es fand sich eine kleine, gut erhaltene Urne ohne Inhalt, sowie eine hübsche Schale von terra sigillata vor. An Kleinfunden fand man außer den Schalen von Thon und Glas vier Bronzemünzen. — Aus Luxemburg wird ein ähnlicher archäologischer Fund gemeldet. Ein Kilometer von dem Orte Eyschen und zwei Kilometer von der belgischen Grenze entfernt, ist ein großer römischer Friedhof freigelegt worden. Schon im September v. J. hatte man auf Angaben eines Bauern hin an dieser Stelle unter fachmännischer Leitung Nachgrabungen angestellt. Man legte vier römische Gräber frei, darunter das Grab eines Wundarztes, in dem man ein vollständiges wundärztliches Besteck, zwei große silberne Spiegel und andere Merkwürdigkeiten vorfand. Dieser Fund trieb den Secretär des Archäologischen Instituts, Dr. Van Werveke, an, weitere Nachforschungen anzustellen; sie sind von Erfolg gekrönt worden. In den bisher freigelegten Gräbern fanden sich gläserne Thränenkrüge, Armbänder, Ringe, Platten von Degengehenken, Waffen, Vasen und Urnen, wenige Münzen. Die Nachgrabungen werden fortgesetzt. — Ein Beamter des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums fand im August d. J. am linken Ufer der Drina bei Skelani (in der Nähe der alten Bergwerkstadt Domavia) die ausgedehnten Ruinen einer römischen Stadt. Man kann deutlich die Häusercomplexe und dazwischen die Straßen unterscheiden. Die Stelle des Forums ver-

rathen Ehren-Inschriften und die Basen von Statuen der Kaiser und der Stadtwürdenträger. Auch die Lage der Basilica ist durch eine Inschrift festgestellt worden. 3 Kilometer nördlich von der Stadt befand sich ein Tempel der capitolinischen Gottheiten, wo zahlreiche Soldaten Altäre gestiftet haben. Die bosnisch-herzegowinische Landesregierung wird wohl auch hier mit gewohnter Energie eingreifen und systematische Ausgrabungen vornehmen lassen. — Zwischen Reading und Basingstoke, bei Silchester in England sind in diesem Sommer weitere Ausgrabungen vorgenommen worden, die ein für die Archäologie interessantes Ergebniß hatten. Es wurde nämlich auf dem Boden der römischen Ansiedelung eine Fülle werthvoller und culturgeschichtlich bedeutsamer Alterthümer gefunden. Vor allem wichtig ist ein Gebäudecomplex zwischen der früher schon aufgedeckten Basilica und dem Westthor. Beide Paläste haben Räume für Sommer- und Winterzeit, und eine complicirte und wohlerhaltene Heizeinrichtung bezeugt, daß die Heißlufterwärmung von der römischen Technik schon sehr entwickelt war. Das fein gearbeitete, würfelförmige Gestein, das den Fußboden in den Sommerräumen bedeckt, ist vorzüglich erhalten. Bruchstücke von dem Glas der Fenster (?) und Theile von farbigem Estrich wurden ebenfalls gefunden, Hausgeräthe in überreicher Fülle und in hochinteressanten Exemplaren samischer Töpferei, Münzen, Gold- und Silberschmuck, stählerne Maße und Gewichte und eine ganze Sammlung von Ornamenten und Utensilien eines vornehm ausgestatteten Hauses jener Zeit.— In Constantine wurden kürzlich bei Erbauung einer Mädchenschule gegen 400 römische Münzen entdeckt, die aus der Zeit des Maximianus, Constantius Chlorus, Maximinus Daza, Maxentius und Constantinus stammen und wahrscheinlich während der Belagerung des alten Cirta (zerstört 311, von Constantin d. Gr. aber schon wieder aufgebaut) vergraben wurden. Sie tragen die Jahreszahlen von 284 bis 308. — In der durch die Entdeckung unermeßlicher Phosphatlager bekannt gewordenen Gegend von Tebessa an der tunesisch-algerischen Grenze werden unausgesetzt die überraschendsten archäologischen Entdeckungen gemacht. Großartig sind die Ruinen des alten Haïdra, die für spätere Ausgrabungen die schönsten Erfolge versprechen; darauf weisen ein Mausoleum, ein Triumphbogen, ein 10 Mtr. tiefer ausgemauerter und unbedeckter Abzugsgraben, eine Via Triumphalis, eine Nekropolis und unzählige schon aufgefundene Gegenstände und Inschriften hin. Diese sind fast durchgängig wunderbar gut erhalten, die immer offen daliegenden ganz weißen Halbsäulen sehen aus, als wären sie gestern ausgemeißelt worden, die Form der Buchstaben ist die ums Jahr 160 n. Chr. üblich gewesene. Ein Grabmal gibt an, daß der darin Beigesetzte 95, ein anderer 127 Jahre alt wurde. Der Director der Douane hat den Anfang zur Errichtung eines Localmuseums gemacht, das bereits eine werthvolle Sammlung der schönsten Säulenkapitäle aufweist.

* Ueber Münsterbauten im Reichslande berichtet die „Köln. Ztg.": Die Wiederherstellungsarbeiten am Straßburger Münster schreiten rüstig vorwärts. Auf der Nordseite hat man mit dem Abbruch des auf dem Seitenschiff gelegenen Orgelzimmers begonnen; an dieser Stelle wird sodann das Dach in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt werden. Die Erneuerung des Gesimses und des Geländers am südlichen Seitenschiffe ist beendigt. Für die Ausstattung der Südseite mit Figuren sind die Vorarbeiten in vollem Gange; es handelt sich dabei um die Darstellung von Heiligen aus dem 7. bis zum 11. Jahrhundert, deren Leben und Wirken mit dem Elsaß zusammenhängt. In erster Linie kommen dabei die Begründer von Klöstern und Kirchen in Betracht. — In Metz sind seit einiger Zeit die technischen Vorarbeiten für die neue Hauptfaçade an der Kathedrale in Angriff genommen. Dieselben werden etwa noch vier Jahre in Anspruch nehmen, worauf dann der Abbruch des 1764 von Blondel erbauten, ebenso stilwidrigen als geschmacklosen Hauptportals erfolgen wird. Das neue Portal, zu welchem Dombaumeister Baurath Tornow nach jahrelangem Vorstudium die Pläne entworfen hat, zeichnet sich durch edlen Formenreichthum und verständige Anpassung an den Gesammtstil des Bauwerkes aus. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, die Giebelwand an der Hauptfront abzubrechen. Dieselbe war ursprünglich gänzlich schmucklos und mußte nach dem Dachbrand am 7. Mai 1877 gleichzeitig mit dem neuen Dach erhöht werden. Der jetzt herzustellende neue Giebel soll nun mit entsprechenden architektonischen Verzierungen ausgestattet werden.

* Die Fahrt des norwegischen Fangschiffes „Antarctic" ins Südliche Eismeer, die in commercieller Beziehung zwar einen großen Verlust für die betreffenden Rheder, in wissenschaftlicher Beziehung aber nicht wenige wichtige Aufschlüsse brachte, hat bereits jetzt den Plan einer wissenschaftlichen antarktischen Expedition gezeitigt, wie dies auch bald nach der Rückkehr des Schiffes nach Melbourne in diesem Frühjahr von dem commerciellen Leiter der Expedition, H. J. Bull, prophezeit worden war. Mr. Reid, Premierminister in Neu-Südwales, fordert die übrigen Colonien auf, zusammen mit Neu-Südwales die Mittel zu einer Südpol-Expedition aufzubringen. Tasmania hat seine Zustimmung erklärt; von den übrigen Colonien wird gleichfalls eine entgegenkommende Antwort erwartet. In der Geographischen Gesellschaft von Neu-Südwales bemerkte Prof. David in einem Vortrag über die von Borchgrevink, dem wissenschaftlichen Theilnehmer der „Antarctic"-Expedition, auf der Possession-Insel und auf Victoria-Land gefundenen Steine, daß diese Steinarten von besonderem Interesse seien, da sie die Theorie, daß die Gegenden um den Südpol aus einem zusammenhängenden Continent und nicht aus einem Inselmeer beständen, unterstützten. Verschiedene dieser Funde müßten continentalen Ursprungs sein, da sie selten auf den Inseln des Oceans, dagegen häufig auf dem festen Lande vorkämen.

* Ein Jubiläum, zu welchem nur noch das Jahr gesucht wird. Mainz will als Vaterstadt Gutenbergs den 500jährigen Geburtstag des Meisters im größten Stile feiern. Nach der von dem Schriftsteller Hanns N. Fischer gegebenen Anregung wird nicht nur Deutschland, sondern auch das Ausland zur Theilnahme eingeladen werden. Die Hauptfrage ist indessen die des Festjahres, für welches zuletzt 1897 angenommen worden war. Um jedoch allen Einwänden zu begegnen, hat nunmehr Oberbürgermeister Dr. Gaßner die größten Autoritäten des In- und Auslandes gebeten, sich über das zu erwählende Festjahr zu äußern.

* **Würzburg.** Zum Ersatz für den nach Tübingen berufenen Dr. v. Lenhossék ist Dr. Johannes Sobotta, Assistent an der ersten anatomischen Universitätsanstalt in Berlin, als Prosector hieher gezogen worden.

* **Frankfurt a. M.** Das Freie Deutsche Hochstift kündigt soeben seine „Lehrgänge" für das Winterhalbjahr 1895/96 an. Nach dem Lehrplane sollen die Lehrgänge „nicht ein Wissensgebiet untersuchend und forschend mit der Absicht behandeln, den Hörer zur Weiterforschung anzuleiten, also auch nicht eine Vorbereitung für künftigen Universitätsbesuch bilden, womit in die Fachbildung übergegriffen würde, sondern sie sollen auf Grund wissenschaftlicher Forschung und Beherrschung des Gebiets die Ergebnisse der betreffenden Wissenschaft faßlich und geschmackvoll vorführen, so daß der auf diesem Gebiete nicht fachmäßig Gebildete einen Ueberblick über den Stand und die allgemeinen Ergebnisse der betreffenden Wissenschaft gewinnt. Es soll dabei aber nicht dogmatisch verfahren, sondern ein Einblick in die diese besonderen Wissenschaften bewegenden Fragen und die Versuche ihrer Lösungen ermöglicht werden, so daß die besondere Wissenschaft als lebendig fortarbeitende Kraft, nicht als abgeschlossener Codex dogmengewordener Lehrsätze erscheint." Die Lehrgänge werden aus je fünf Vorträgen bestehen, welche sich von Woche zu Woche an entsprechenden Tagen folgen. Als solche sind die Dienstage und die Samstage festgesetzt. Die Vorträge finden Abends von 7 bis 8 Uhr im großen Saale des Dr. Hoch'schen Conservatoriums, Eschersheimer Landstraße 4, statt. Das Programm besteht aus folgenden Darbietungen: I. Geschichte. Dr. R. Froning aus Frankfurt a. M.: Die Reichsstadt Frankfurt a. M. im späteren Mittelalter. 1) Frankfurts Verhältniß zu Reich und Kirche. 2) Frankfurt und seine Nachbarn. 3) Politische und sociale Gliederung der Stadtbevölkerung. 4) Geselliges Leben. 5) Drama und Bildkunst. — II. Literaturgeschichte. Professor E. Schwartz aus Gießen: Der griechische Roman. — Dr. E. Kühnemann aus Marburg: J. G. Herder. — Professor Baldensperger aus Gießen: Aus der modernen französischen Literatur. (In französischer Sprache.) Flaubert, E. Zola, Daudet, Guy de Maupassant, Renan, Rod u. A. — III. Kunstgeschichte. Dr. Karl Neumann aus Heidelberg: Probleme der modernen Malerei. 1) Kunst und Publicum. 2) Die geschichtliche Bildung und die Kunst. 3) Kunst und Naturwissenschaft. 4) Die Vorherrschaft der Landschaftsmalerei. 5) Die Situation. — IV. Staatswissenschaft. Prof. Dr. E. Zitelmann aus Bonn: Die Kunst des Juristen. 1) Das Recht als Gegenstand der Wissenschaft und als Gegenstand der Kunst. 2) Die Thatfrage. 3) Die Diagnose des Rechtsfalles. 4) Die Abmessung der Rechtsfolgen. 5) Die Lücken des Rechts. — V. Volkswirthschaftslehre. Prof. Max Weber aus Freiburg i. Br.: Agrar-

politik. 1) Agrargeschichte. 2) Agrarverfassung. 3) Agrarcredit. 4) Die Landarbeiter. 5) Agrarschutz und positive Agrarpolitik. — VI. Philosophie. Prof. Th. Ziegler aus Straßburg: Pädagogik. 1) Zweck und Motive der Erziehung. 2) Das Erziehungsgeschäft oder die Mittel der Erziehung. 3) Intellectuelle Bildung. 4) Erziehung des Gefühls und des Willens. 5) Organisation des Erziehungswesens.

* **Halle**, 22. Oct. Morgen begeht Geh. Ober-Reg.-Rath Prof. Dr. Julius Kühn, der seit 1862 an hiesiger Universität den Lehrstuhl für Landwirthschaft inne hat, seinen 70. Geburtstag. Sein Werk ist der Ausbau der Organisation des landwirthschaftlichen Studiums gewesen, dessen unsre Hochschule sich mit Stolz rühmen darf. Getragen von dem Gedanken, daß das Studium der Landwirthschaft ein den übrigen Disciplinen gegenüber gleichberechtigter Theil des Universitätsstudiums sei, hat Kühn trotz mancher Widerwärtigkeiten und unter schweren persönlichen Opfern unentwegt das Ziel verfolgt, die Landwirthschaftswissenschaft organisch in die Universität einzuführen, indem er immer aufs neue dafür eintrat, den akademischen Lehrern dieser wesentlich naturwissenschaftlichen Disciplin auch die Möglichkeit exacter Forschung durch ein landwirthschaftliches Institut zu geben nach Art der naturwissenschaftlichen und medicinischen Universitätsinstitute. Dank dem unermüdlichen Streben Kühns darf Halle mit seinem ausgedehnten landwirthschaftlichen Universitätsinstitut, seinen hervorragenden Lehrern der Landwirthschaftswissenschaften und den nach Tausenden zählenden Landwirthen, die im Laufe der Jahre hier ihren Studien obgelegen, sich rühmen, unter den höheren Lehrstätten der Landwirthschaft Deutschlands, ja Europa's, obenan zu stehen.

* **Berlin**, 22. Oct. Der Professor der Chemie, G. R. Dr. Sell, Mitglied des Gesundheitsamts, hat auf ärztliche Anordnung seine angekündigten Vorlesungen über organische Experimentalchemie für dieses Semester ausfallen lassen. — G. R. Prof. Herman Grimm blickt heute auf eine 25jährige Lehrthätigkeit an der hiesigen Universität zurück. Am 22. October 1870 trat er, längst als Kunstgelehrter und geistreicher Schriftsteller namhaft, 42jährig als Privatdocent ein.

* **Berlin.** Nach dem soeben ausgegebenen Jahresbericht der akademischen Hochschule der bildenden Künste zu Berlin über das Lehrjahr 1894/95 wurde diese Anstalt im vorigen Wintersemester von 268 Personen, darunter 193 Malern, 62 Bildhauern und 13 Kupferstechern, Zeichnern, Architekten zc., im Sommersemester von 199 Personen, darunter 144 Malern, 50 Bildhauern und 5 Angehörigen anderer Berufsarten, besucht. Neu immatriculirt wurden im Winter 41, im Sommer 19 Studirende. Aus dem Lehrkörper schied mit Beginn des Sommersemesters der Maler Prof. C. Seiler aus. An seine Stelle trat vertretungsweise Maler R. Warthmüller und nach dessen Tode Prof. Max Koner. Für den verstorbenen Directorial-Assistenten Teschendorff wurde der Portrait- und Historienmaler Dr. Hermann Seeger berufen. Neu eintreten wird mit Beginn dieses Wintersemesters Maler Albert Wirth als Leiter des neu eingeführten technischen Unterrichts über Herstellung, Beschaffenheit und Behandlung der für die verschiedenen Arten der Malerei dienenden Farben und sonstigen Materialien zc. Stipendien erhielten aus der Reichenheim-Stiftung die Maler G. Marschall und S. Lipinsky, aus der Ginsberg-Stiftung Bildhauer Karl Reinert und Maler August v. Brandis, aus der Menzel-Stiftung Maler Max Kurth. Von den Schenkungen, die der Schule zugingen, ist eine von Hugo Händler in Petroleumfarben ausgeführte Copie von Pordenone's Gemälde „Herodias" aus der Galerie Doria zu Rom hervorzuheben.

* **Königsberg.** Der Privatdocent der Ohrenheilkunde Dr. med. Paul Ostmann hierselbst ist zum außerordentlichen Professor bei der Universität Marburg ernannt worden.

* **Wien**, 21. Oct. Heute hielt der Nachfolger Brentano's auf der Lehrkanzel der Philosophie, der aus Prag berufene Prof. Mach, seine Antrittsvorlesung vor einem vollbesetzten Hörsaal, in welchem sich nebst den Studenten beinahe alle Professoren der Facultät versammelt hatten. Mach begann mit einem Gedenkwort für seinen Vorgänger: Das eigene beschränkte und genau abgezirkelte Gebiet gestatte ihm kaum eine umfassende Würdigung der Thätigkeit Brentano's, ebenso wenig sei es ihm möglich, auf die intricaten Umstände einzugehen, welche dessen Abgang von der Universität herbeiführten; aber im Sinne der ganzen Universität spreche er wohl, wenn er dessen Scheiden als einen großen Verlust für die Wissenschaft sowohl wie für die Wiener philosophische Schule bezeichne. Sodann setzte Professor Mach seine eigene wissenschaftliche Stellung auseinander, die er auf den Gedanken begründen wolle, die Philosophie als zusammenfassende Wissenschaft zu betrachten, welche die Special-Doctrinen vereinige; so wolle er vorzüglich vom Gebiete der Physik und der Psychologie den Weg zur umfassenden Naturbetrachtung führen. „Hoffen oder fürchten Sie nicht," fuhr er fort, „daß ich Systeme vor Ihnen bauen werde, ich bleibe Naturforscher; erwarten Sie aber auch nicht, daß ich alle Gebiete der Naturforschung durchstreifen werde, nur auf dem vertrauten Gebiete kann ich bleiben und das Ganze fördern. Wenn es mir gelingt, Ihnen die Gebiete der Psychologie und Physik so klarzulegen, daß Sie Uebersicht und Verständniß gewinnen, so wird meine Arbeit keine vergebliche gewesen sein." Nach diesen beifällig aufgenommenen Worten ging Prof. Mach auf das Thema über, das er zur Eröffnungsvorlesung gewählt, „über den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwicklung von Erfindungen und Entdeckungen", wobei er reiches historisches Material mit eindringlicher Psychologie verband.

* **Budapest.** Prof. Anton Paloczi hat einen detaillirten Plan ausgearbeitet, welcher eine gelungene Lösung der so oft ventilirten Frage ermöglicht, wie die heute in mehreren Privathäusern untergebrachte Universität zu einem eigenen Heim gelangen könnte. Paloczi ist der Ansicht, es könne im inneren Theile der Stadt kein so großes Territorium ausgeschieden werden, als für die Universitätsbauten erforderlich ist. Als das geeignetste Terrain bezeichnet er die Generalwiese, wo die Bauten für die Entwicklung des Straßennetzes nicht hinderlich wären. Durch die Unterbringung der Universität auf diesem Platze würde die ganze Umgebung an Vornehmheit gewinnen; mit Rücksicht auf die demnächst zu schaffenden neuen Verkehrsmittel wäre auch die Entfernung vom Centrum der Stadt nur gering. Die Generalwiese hat eine Ausdehnung von 150,000 bis 160,000 Quadratmetern; ein so großes Terrain ist in einem Complex ist sonst in der ganzen Stadt nicht zu finden. Die Bauten müßten nach dem Pavillonsystem errichtet werden. Den Anfang müßte das Centralgebäude machen, die anderen Pavillons wären dann nach einander aufzuführen, so daß die ganze Universität im Verlaufe von 2—3 Jahren in ihr neues Heim übersiedeln könnte.

* **Paris**, 23. Oct. Gustave Droz, der liebenswürdige Autor von „Monsieur, Madame et Bébé" (1866), das er in keiner seiner späteren ähnlichen Productionen auf dem Gebiete des sittlich-poetischen Genrebildes ganz erreicht, geschweige übertroffen hat, ist gestern Nachmittag im Alter von 63 Jahren gestorben.

* **Paris.** Der Conservator des keramischen Museums in Sèvres, Garnier, hat von seinem Freunde Justus Brinkmann, Director des Museums zu Hamburg, eine Auswahl deutscher Fayencen des 18. Jahrhunderts erhalten, die bisher in der Sammlung nicht vertreten waren. „Der verehrte Hamburger Doctor," schreibt die „Voss. Ztg.", „hat ein Anrecht auf unsre Dankbarkeit, versichert der „Figaro". Voriges Jahr kaufte er für sich mehrere der so seltenen Wachsbildwerke der Renaissance, sandte sie aber nach Sèvres, als er erfahren, sie seien während des Krieges von deutschen Soldaten dort geraubt worden. Die Dankbarkeit des „Figaro" ist anerkennenswerth. Aber warum mahnt er seine Landsleute nicht, gleiches mit gleichem zu vergelten, die sehr zahlreichen Kunstwerke zurückzugeben, die von den napoleonischen Heeren in deutschen Sammlungen geraubt, aber bis jetzt nicht zurückgegeben worden sind? So eine Menge kostbare Münzen, Cameen und Bildwerke aus Berlin, 37 höchst bedeutende Gemälde des Kasseler Museums nebst anderen Kunstwerken." Das Museum in Sèvres hat außerdem eine Sammlung altelsässischer Töpfereien, die auf der eben geschlossenen Ausstellung zu Straßburg sich befanden, von dem Notar Ritleng erhalten. Ebenso andere elsässische Fayencen von dem dortigen Bildhauer Mathieu Meunier.

* **St. Petersburg.** Der Forschungsreisende G. N. Potanin ist dieser Tage aus den kirgisischen Steppen Asiens zurückgekehrt. Er hat, wie die „Russ. Wed." schreiben, eine Menge neuer Märchen und Legenden gesammelt, die seinem projectirten Werk „Die Legenden über die Entstehung des Christenthums" zu Grunde gelegt werden sollen. — Die Archivcommission von Kostroma ist mit der Organisation einer „Romanow'schen Abtheilung von Alterthümern" beschäftigt, in der alle Denkwürdigkeiten, die sich auf den Bojaren-Stamm der Romanows beziehen, gesammelt werden sollen. Bisher sind in der Abtheilung bereits zehn interessante Manuscripte niedergelegt, die in dem historischen Dorfe Domnino aufgefunden wurden und sich auf die bekannte Heldenthat des Iwan Ssussanin beziehen.

1895. Nr. 295. München, Donnerstag, 24. October. Beilage-Nummer 246.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Vor 25 Jahren.

Erinnerungen eines Feldeisenbahn-Ingenieurs.

I. Ausmarsch. Es war im Juli des großen Jahres, dessen Ereignisse heuer nach einem Vierteljahrhundert so besonders wieder in die Erinnerung treten. Der Krieg war erklärt, und bei aller Erregung lag eine ernste, beinahe feierliche Spannung auf dem deutschen Volke. Nicht übermüthige Kampflust, wie sie in den Straßen von Paris durch das Geschrei „à Berlin!" sich äußerte, machte sich lärmend breit; wohl aber herrschte, durch die frivole französische Herausforderung hervorgerufen, eine ernste Kampfesfreudigkeit, die allgemein selbst Männer ergriffen hatte, für welche sonst keine militärische Verpflichtung mehr bestand. Da erging der Ruf, dem Vaterland zu dienen, auch an die Eisenbahn-Ingenieure. Im Kriege vom Jahre 1866 hatte sich gezeigt, welche wichtigen Dienste die bei der preußischen Armee bestehenden Feldeisenbahnabtheilungen zu leisten vermochten, deren Aufgabe in der betriebsfähigen Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnstrecken und der zugehörigen Einrichtungen, in der Neuanlage kürzerer Verbindungslinien, in der Zerstörung von Eisenbahnen und, soweit nöthig, in der ersten Betriebsetzung zerstörter und verlassener Strecken bestand; und der Vortheile dieser Einrichtung wollte man sich in umfassender Weise auch für den bevorstehenden Krieg versichern. In der bayerischen Armee hatte bisher eine ähnliche Einrichtung nicht bestanden, sie mußte daher erst während der Mobilmachung geschaffen werden, was die Schwierigkeit dieser Organisation außerordentlich erhöhte. Dennoch gelang sie in überraschend kurzer Zeit. Die Formation war derart, daß die Feldeisenbahnabtheilung aus dem technischen Eisenbahnpersonale, nämlich 1 Abtheilungschef, welcher als Feldeisenbahndirector fungirte (damals der kgl. Oberingenieur, spätere Eisenbahnbaudirector Gyßling), dann 2 Sectionsingenieuren, 2 Ingenieur-Assistenten, 2 Maschinenmeistern und den nöthigen Materialverwaltern, Bahnmeistern, Bauaufsehern und Vorarbeitern und aus der dem damaligen Genieregiment entnommenen Eisenbahn-Compagnie unter einem Hauptmann (Ulrich), einem Ober- und 2 Unterlieutenants bestand. Die Abtheilung war in 2 Sectionen getheilt, deren technische Führung den beiden mit Rang und Competenzen von Hauptleuten I. Classe eingereihten Sectionsingenieuren oblag, und über welche die Bestimmung getroffen war, daß die eine Section vorzugsweise im taktischen, die andere vorzugsweise im Etappenrayon der Armee zu verwenden war.

Diesen Rahmen mit dem nöthigen Personal auszufüllen, war in kurzer Zeit gelungen, nachdem die gesammten Angehörigen einzelner Eisenbahnbausectionen sich in patriotischer Begeisterung bereit erklärt hatten, dem Vaterland in dem bevorstehenden schweren Kampf ihre Dienste zu weihen. Auch der Verfasser dieser Erinnerungen riß sich von Frau und Kind los, um seine schwache Kraft im heiligen Kriege, der dem deutschen Volk die Abrechnung für lange genug ertragene Unbilden bringen sollte, zur Verfügung zu stellen.

Am 24. Juli wurde das Personal der neugebildeten bayerischen Feldeisenbahnabtheilung nach Ingolstadt einberufen, und unvergeßlich wird mir immer der Eindruck bleiben, den dort der am 27. Juli zur Uebernahme des Commandos der III. Armee durchreisende preußische Kronprinz Friedrich machte, als ich seine männlich schöne, imponirende Persönlichkeit auf dem Perron des dortigen Bahnhofs inmitten der um ihn geschaarten Generalität und des übrigen Officiercorps erblickte, wie er in begeisternder Rede von dem bevorstehenden Kampfe sprach und, auf den Schwertknauf schlagend, weithin hörbar mit den Worten schloß: „Und im übrigen vertrauen wir auf Gott und unser gutes Schwert!" Das war eine herrliche Einleitung zu unsrer Thätigkeit, die mit dem Abrücken ins Feld am 4. August begann.

Ueber diese Thätigkeit sich im gesammten zu verbreiten, würde mehr fachliches, als allgemeines Interesse haben, aber als Befehlshaber jener Feldeisenbahnsection, welcher während des größten Theils des Feldzugs ihre Thätigkeit im taktischen Rayon angewiesen war, habe ich doch manche Episoden von nicht bloß fachlichem Interesse zu verzeichnen, und die Erinnerung an einige dieser Erlebnisse aufzufrischen, möge in Nachfolgendem gestattet sein. —

II. In und vor Orléans. Orléans war am 11. October nach blutigem Kampfe in die Hände des tapferen, mit der 22. Division vereinigten von der Tann'schen Armeecorps gefallen, und unsre nächste Aufgabe war, die Bahn von da gegen Paris bis zu den Punkten, wo unsre Etappenstraßen diese Bahn kreuzten, also bis Juvisy und Ablon in betriebsfähigen Zustand zu setzen und vorläufig zu betreiben. Ersteres hatte keine besonderen Schwierigkeiten, da größere Zerstörungen, namentlich von Kunstbauten, an dieser Bahn nicht stattgefunden hatten. Das Geleise war also bald gebrauchsfähig, viel schlimmer aber sah es mit dem Betriebsmaterial aus. Wagen, wenn auch nur Güterwagen, hatten sich zwar in genügender Menge im Bahnhof Orléans gefunden, aber keine einzige brauchbare Locomotive war unter den vorhandenen; alle waren derart demolirt, daß wir an ihre Wiederherstellung in kurzer Zeit nicht denken konnten, sondern die Evacuirung der Verwundeten von Orléans nach Ablon und über Juvisy nach Corbeil zwar auf der Bahn, aber mit Pferdetransport bewerkstelligten, eine bei der Länge der Bahn von mehr als 100 km sehr mühsame und langwierige Transportart. So machten wir nun doch den Versuch, die am wenigsten demolirte Locomotive, welcher aber doch die Flügelstangen fehlten, durch Aptirung anderer Flügelstangen dienstfähig zu machen, und es war ein großer Triumph unsres Maschinenmeisters (Engelhardt von Kempten), als nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse am Abend des 7. November die Locomotive mit eigenem Dampf aus der Werkstatt gebracht werden konnte und man nach langer Zeit zum ersten Male wieder im Bahnhof Orléans das Pfeifen einer Locomotive hörte, zur nicht geringen Ver-

wunderung der Franzosen, welche die Demolirung so gründlich besorgt hatten. Feierlich wurde die Maschine aus „Bucéphale“ in „v. d. Tann“ umgetauft und folgenden Tages eine Probefahrt mit derselben über Juvisy nach Corbeil unternommen, wobei zugleich die Wassernahmevorrichtungen unterwegs in Ordnung gerichtet werden sollten. Da zeigte die zusammengeflickte Locomotive freilich noch allerlei Untugenden, wodurch ihre Reise so verzögert wurde, daß wir, auch durch die Reparatur der Wassernahmen aufgehalten, nach halsbrecherischer Fahrt auf gänzlich unbewachter Bahn erst um Mitternacht nach Orléans zurückkamen. Das war aber die Nacht vom 8. auf den 9. November, in welcher sich die Schlacht von Coulmiers vorbereitete, und schon bei unsrer von dem Generalstabschef mit Schmerzen erwarteten Rückkunft war General v. d. Tann mit seinem Stab zum blutigen Strauße aus der Stadt abgeritten, und auf den Boulevards waren, von den flackernden Wachtfeuern beleuchtet, die Truppen und Trains aufgestellt, welche ihm in endlosem Zuge auf die Walstatt folgten. Nur das bayerische Leibregiment war noch als Besatzung in der Stadt zurückgeblieben und folgte erst am andern Morgen. Nun erst erfuhren wir, daß der Fall einer Räumung Orléans' ins Auge gefaßt werden mußte und daß hiebei auch unsrer schwer errungenen Locomotive eine Rolle zugedacht war, weßhalb auch der in später Nacht noch am Bahnhof anwesende Stabshauptmann Fuchs beinahe ein Tedeum angestimmt hätte, als er der Locomotive ansichtig wurde.

Eine kleine in der Nacht sich abspielende Episode möge hier noch erwähnt werden. Wir waren unverpflegt mit gewaltigem Hunger und Durst nach Orléans zurückgekommen, und ich begab mich daher noch in der Nacht um 1 Uhr, nachdem im Bahnhof alle nöthigen Anordnungen getroffen waren, in das Hôtel d'Orléans, wo ich einquartiert war. Während dieses bisher voll deutscher Officiere steckte, war es jetzt wie ausgekehrt, nur das Hotelpersonal war trotz der vorgeschrittenen Nacht noch da und zeigte aufgeregte und feindselige Gesichter. Ich speiste auf meinem Zimmer, aber der mich bedienende Kellner, bisher voll Bescheidenheit, leistete mir nicht nur während meines ganzen Mahles ungebetene Gesellschaft, sondern schwadronirte auch in so aufgeregter und lärmender Weise, daß die Situation, da ich mich nach Lage der Sache vor Gewaltmaßregeln hütete, nicht sehr behaglich war. Ein Geräusch vor meiner Thüre, während der Kellner gerade über Napoléon, den er nur mit seinem Spitznamen „Badinguet“ nannte, sich mit der ganzen Wuth ausließ, welche alle Franzosen damals gegen ihn erfüllte, veranlaßte mich, die Thüre zu öffnen, und wer steht draußen? Mein getreuer Bedienter mit besorgter, aber doch entschlossener Miene, das gespannte Gewehr im Anschlag, offenbar bereit, wenn uns Verrath drohte, unser beider Leben und Freiheit theuer verkaufen zu helfen. Seinen Vorstellungen — er hatte unterdessen etwas im Hause herumvigilirt — nachgebend, ging ich mit ihm nach beendigter Mahlzeit noch zum Bahnhof zurück, wo ich in einem Lehnsessel übernachtete. Erst am Morgen sollte ich erfahren, daß ich die Nacht hindurch neben meinem Bedienten doch nicht der einzige Deutsche im Hotel gewesen wäre; denn als ich Morgens dahin zurückkehrte, um zu frühstücken und meinen Koffer abzuholen, traf ich auf dem Gange einen deutschen Herrn in starkem Negligé, der hier übernachtet hatte und sich bei mir nach deutschen Officieren erkundigte, augenscheinlich ohne jede Kenntniß von der Gefährlichkeit der Lage. Ich klärte ihn, nachdem er sich als Dr. Kayßler, Vertreter der Berliner Presse, vorgestellt hatte, über die Sachlage auf und lud ihn ein, mit mir zum Bahnhof zu kommen, wo er vorläufig noch am sichersten sei; er ließ sich aber in seiner Sorglosigkeit nicht stören, und als ich etwa eine Woche später Zeitungen aus Deutschland erhielt, in denen die Ereignisse von Orléans erzählt waren, las ich, daß er richtig an jenem Tage noch in französische Gefangenschaft gerathen war.

Mit grauendem Morgen begannen die Geschütze bei Coulmiers zu spielen, und bald ließ der ununterbrochene Donner der Kanonen auch in Orléans erkennen, wie heftig im Westen der Stadt um den Sieg gerungen wurde. Von der großen Uebermacht der entgegenstehenden französischen Armee hatte man in den uneingeweihten Kreisen keine Ahnung, wohl aber zeigten die freudigen Mienen der gut unterrichteten Einwohner der Stadt und deren plötzlich schroff hervortretendes feindseliges Gebahren gegen die noch anwesenden Deutschen, welchen Hoffnungen sie sich hingaben.

Von dem Generalstabschef v. d. Tanns, Oberstlieutenant v. Heinleth (dem späteren bayer. Kriegsminister), war uns der Befehl übermittelt worden, den ganzen im Bahnhof Orléans vorhandenen Fahrpark zum Rückzug in der Richtung gegen Paris bereit zu halten, und sobald die Meldung erfolge, daß auch die letzte Compagnie des Leibregiments, welche am Vormittag des 9. November noch die Wache in Orléans hielt, abgezogen sei, mit dem ganzen Fahrpark und allem, was in demselben untergebracht werden könnte, den Bahnhof zu verlassen. Hiezu stand aber nur die eine nothdürftig zusammengerichtete Locomotive zu Gebote, und da ihrer Leistungsfähigkeit nicht zu viel zuzumuthen war, und der Ernst der Dinge immer klarer wurde, nachdem schon in den Morgenstunden Gerüchte gingen, es sei in der Stadt auf Deutsche geschossen worden, so theilte ich die sämmtlichen vorhandenen Wagen, etwa 40 an der Zahl, in zwei Theile, um sie nach einander aus Orléans wegzubringen. Um 8½ Uhr Vormittags kam von der Stadtcommandantschaft der Befehl, mit der Abfahrt noch zu warten, bis die ersten Nachrichten vom Schlachtfeld da seien; vor 10½ Uhr traf der Befehl ein, nunmehr alles nach Artenay, der nahezu 20 Kilometer von Orléans gelegenen Station der Pariser Linie, in Sicherheit zu bringen, und kurz nach 10½ Uhr dampfte die Maschine mit dem ersten Zug zum Bahnhof hinaus. Der Führer hatte Befehl, von Artenay sofort mit der Maschine zurückzukehren, um auch den zweiten Zug, für dessen gleichzeitige Fortschaffung die Stärke der Maschine nicht ausgereicht hatte, fortzuführen. Die Ereignisse begannen zu drängen. Um 11½ Uhr zog die Bahnhofwache mit der letzten Compagnie des Leibregiments ab und mit derselben befehlgemäß auch der auf der Straße mit den Rüstwagen sich bewegende Theil unsres Detachements unter Lieutenant Ott. Am Bahnhof befand sich nur noch das kleine Häuflein unsrer Soldaten, welches zur Deckung des Zuges dienen sollte, etwa 30 Mann, und außer mir ein Maschinenmeister und Bahnmeister nebst Hülfspersonal, alle sehnsüchtig der rückkehrenden Maschine harrend, denn die Lage im Bahnhof fing an, höchst ungemüthlich zu werden. Massen von Pöbel, Blousenmänner, deren Orléans als Fabrikstadt viele Tausende zählte, hatten sich, sobald die Stadt von allem deutschen Militär entblößt war, in den Bahnhof hereingedrängt und näherten sich unter Geschrei und Gejohle immer mehr unserm zur Abfahrt bereit stehenden Zuge. Es war bereits 12½ Uhr und von der Locomotive, welche längst zurück sein sollte, war noch immer nichts zu sehen. Wenn nun der nothdürftig geflickten Maschine ein Unfall begegnet wäre, der sie überhaupt an der Rückkehr hinderte? Diese schlimme Eventualität mußte allmählich in Erwägung gezogen werden, und als auch gegen 1 Uhr dem in die Ferne spähenden Auge von der ersehnten Rauchsäule sich nichts zeigte, der Andrang der Volksmenge aber immer stärker wurde, durfte ich die Verantwortung für längeres Zuwarten nicht mehr übernehmen und befahl den Abmarsch. Dieser wurde zu Fuß auf der Bahnlinie bewerkstelligt und

das nothwendigste Gepäck auf kleinen, mit der Hand geschobenen Bahnwagen mitgeführt. Die wenigen von unsern in dem zurückgelassenen Bahnzuge befindlichen Kranken, Verwundeten und Reconvalescenten, welche noch marschfähig waren, schlossen sich an, und mit tiefer Betrübniß unsern Bahnzug im Stiche lassend, kehrten wir als die Letzten der Stadt Orléans den Rücken. Zögernd gingen wir rückwärts, noch war die Hoffnung nicht erloschen, daß die rettende Locomotive sich nahe. Erst als der Bahnhof allmählich außer Sicht kam, schwand alle Hoffnung, unsern zurückgelassenen Zug noch zu retten. So erreichten wir Les Aubrais, den wenige Kilometer von Orléans gelegenen großen Rangirbahnhof, und hier, wo alles noch in tiefer Ruhe und kein Mensch zu sehen war, machten wir nochmals Halt, uns fast die Augen nach unsrer Retterin aus dem Kopfe schauend. Da plötzlich — lieblicher hat noch keine Musik in mein lauschendes Ohr geklungen — der Pfiff einer Locomotive: das konnte nur unser „v. d. Tann" sein; und mit Jubelruf empfangen, dampfte auch schon die Maschine heran. Allerlei kleine Unfälle, Rostverschlackung u. a. m. hatten sie aufgehalten. Nun aber war guter Rath theuer. Nochmals in die Löwenhöhle zurück, wo vermuthlich unser Zug schon gestürmt und demolirt, und das Schicksal der Gefangenschaft, wenn nicht Aergeres, uns beinahe sicher war? Befehlen konnte man das nicht, so rief ich Freiwillige vor, und im Augenblick saßen und standen etwa 20 meiner Geniesoldaten, alle mit Chassepots wohlbewäffnet, auf dem Tender, während ich mit meinem Bahnmeister die Maschine bestiegen hatte; und vorwärts ging es wieder nach Orléans, was die Maschine laufen konnte. Und da stand auch unser Zug noch unangetastet, wenn auch wild umtobt von dem andrängenden Volke. Einzelne deutsche Soldaten, welche erst nach unserm Abmarsch sich noch aus der Stadt an den Bahnhof gerettet hatten, insbesondere mehrere preußische Cürassiere, denen ein paar im Zuge befindliche, mit Liebesgaben aus der Heimath beladene Wagen auf die Seele gebunden waren, hatten mit ihren Waffen die andrängende, zum Glück noch unbewaffnete Menge immer noch im Schach gehalten. Lebhaft steht mir noch in der Erinnerung die Hünengestalt eines Vicefeldwebels dieser Cürassiere, welcher in seiner weißen Uniform, in der Rechten den blanken Säbel, in der Linken den Revolver, wie ein Racheengel sich vor dem Zuge aufgepflanzt hatte und die anstürmende Menge immer wieder in gemessener Entfernung hielt. Im Nu war die Maschine an den Zug angekuppelt, alles schien gewonnen, da — ich glaubte, der Schlag müsse mich treffen — meldet der Locomotivführer ganz phlegmatisch, daß die Maschine kein Wasser mehr habe! Man muß wissen, was eine Locomotive ohne Wasser ist: eine unbehülfliche todte Masse, um meinen ganzen Schrecken zu ermessen. Und die Wassernahmevorrichtungen im Bahnhof unheilbar demolirt! Hatten wir doch auch schon Tags vorher und selben Tages früh die Maschine nur mittelst Schlauches und einer von der Stadt requirirten Feuerspritze mit Wasser versorgen können! Aber die Spritze mußte noch an einem benachbarten Weiher stehen, und richtig, sie zeigte sich noch unberührt, und als, wie auf einem lecken Schiffe, das Commando ertönte: „Alle Mann an die Pumpe!", da wurde die Spritze mit einem Feuereifer bedient, wie vielleicht vorher selten bei der größten Feuersbrunst. Aber so ein Tender ist ein gefräßiges Ungeheuer, und es vergingen peinliche Minuten, bis endlich das Wasser am ersten Probirhahnen sprang. Nun genug! Schon will der Führer Dampf geben, doch halt! wir müssen auch sorgen, daß, wenn unterwegs wieder Wassernoth, die schrecklichste für eine Locomotive, eintritt, wir nicht hülflos sind; also schnell mit vereinten Kräften die Feuerspritze beigefahren, aufgepackt und in einen Bahnwagen hinein und mit ihr die rasch auseinandergeschraubten Schläuche; kein Stück davon wurde zurückgelassen. Nun aber fort! Triumphirend dampft der „v. d. Tann" mit seinem Bahnzuge, theils besetzt von Kranken und Verwundeten, theils beladen mit allen möglichen Utensilien: Ersatzmonturen, namentlich Stiefel und Wäsche, Liebesgaben, Fourage u. s. w., unter dem Wuthgeheul und den Verwünschungen der angesammelten Volkshaufen zum Bahnhof hinaus. Vor dem Bahnhof führte eine Wegbrücke über das Geleise, dicht besetzt von Franzosen, welche bei unserm Abzuge zu Fuß vor einer Stunde ein Hohngeschrei aufgeschlagen hatten, bei unsrer Wiederkehr auf der Maschine uns mit Verwünschungen überschütteten, jetzt aber, als wir den von ihnen schon als gute Beute erachteten Bahnzug davon führten, Miene machten, Steine und was sie sonst zur Hand bekommen konnten, auf uns niederzuschmettern; einzelne von ihnen waren sogar schon mit Waffen versehen. Aber die zwanzig vom Tender aus auf sie gerichteten Chassepots hielten sie doch in Respect, und ihr Verwünschungsgejohle that uns nicht weh; in Les Aubrais luden wir unser Gepäck und die zurückgebliebenen Genossen ein und kamen unbehelligt nach Artenay, wo der erste Zug schon hinterstellt war. Hier erhielten wir gegen Abend die Kunde von dem Ausgang der Schlacht bei Coulmiers und brachten noch den einen der beiden Bahnzüge bis Etampes, einer zwischen Paris und Orléans etwas näher an ersterer Stadt gelegenen Bahnstation, wo die Maschine übernachtete, um anderen Morgens mit Tagesgrauen wieder aufzubrechen und die Sachlage bei Artenay zu erkunden. Wiederum verzögerten kleine Unfälle an der Maschine die Fahrt. Bis dieselbe nach Toury kam — etwa 13 km vor Artenay — wurde uns schon von der Weiterfahrt dringend abgerathen, da Artenay bereits von den deutschen Truppen geräumt sei. Aber auch der dort noch stehende Zug, obwohl zum weitaus größten Theile schon gestern geleert, sollte nicht im Stich gelassen werden, da schon das Wagenmaterial an sich für uns zu werthvoll war. Wir machten uns also trotz aller Warnungen auf den Weg. Zwischen Toury und Artenay zieht die Bahnlinie fortwährend in geringer Entfernung von der Landstraße hin, auf welcher die von Coulmiers herkommenden deutschen Truppenkörper sich gegen Toury bewegten. Alle Augenblicke kamen nun Officiere von der Straße her gegen unsre Maschine herüber gesprengt mit der Warnung, Artenay sei geräumt, wir sollten uns hüten, noch dahin zu fahren. Mit dem oftmaligen Anhalten verloren wir so viel Zeit, daß wir schon beinahe in Artenay hätten sein können. Dagegen bedeutete mir halbwegs Artenay ein Hauptmann des Generalstabs, daß die Abholung des dort stehenden Zuges noch nicht unmöglich sei, und nun war kein Halt mehr. Mit Volldampf sausten wir dahin trotz alles Winkens von der Landstraße mit Taschentüchern und Gewehren, trotzdem ganze Truppenabtheilungen Halt machten vor Verwunderung über das vermeintlich unsinnige Beginnen, im tollen Jagen in Feindesrachen zu rennen. Nichts hielt uns mehr auf, der Bahnhof war in Sicht, von französischem Militär nichts zu bemerken, wir fahren daher mit gemäßigter Geschwindigkeit in den einsam und verlassen daliegenden Bahnhof ein, die Maschine legt sich vor den Zug, kuppelt an, und zurück geht es mit dem Zuge, an den erstaunten Augen der eben noch so besorgten Leute auf der Landstraße vorüber. Nach weniger als einer halben Stunde war auch dieser Zug in Toury in Sicherheit, und wir konnten zufrieden sein, die bei dem Rückzug von Orléans uns zugewiesenen Aufgaben trotz schwieriger Umstände glücklich erledigt zu haben. —

III. Unter den feindlichen Vorposten. Die nächsten Wochen nach dem Tage von Coulmiers waren für das v. d. Tann'sche Armeecorps eine schwere Zeit. Glücklicherweise war zwar Metz noch zur rechten Zeit gefallen,

so daß die dortige Cernirungsarmee des Prinzen Friedrich Karl frei wurde und der Großherzog von Mecklenburg mit 2 Divisionen schon am 11. November in Toury eingetroffen war; aber die Uebermacht der französischen Südarmee war zu groß, als daß diese wieder über die Loire hätte zurückgeworfen werden können, und so begann in fortwährenden Einzelgefechten ein starkes Hin- und Herschieben der kämpfenden Armeen in dem Terrain-Viereck Toury-Artenay-Chateaudun-Bonneval. Als Folge für unsre Abtheilung, deren Aufgabe es auch hier war, den Bahnbetrieb mit den primitiven zur Verfügung stehenden Hülfsmitteln thunlichst in Gang zu bringen und darin zu erhalten, ergab sich, daß wir bald auf der Linie Paris-Etampes, bald auf jener Paris-Chateaudun mit den Bahntransporten der Armee entgegenkommen mußten, seit 7. November aber hauptsächlich letztere Bahn der Schauplatz unsrer Thätigkeit wurde, nachdem dieselbe an diesem Tage telegraphischem Befehl zufolge bis Boise, Bahnstation Santeuil, recognoscirt und benützbar befunden war. Es wurden daher die Magazine bis Santeuil vorgeschoben und war auf Befehl v. d. Tanns am 22. November die Bahnrecognoscirung bis Bonneval, etwa 13 Kilometer vor Chateaudun, auszudehnen. Es war ein äußerst stürmischer Morgen, als nur mit der Locomotive „v. d. Tann“ und 2 Dienstwagen die Recognoscirungsfahrt angetreten wurde. Bei Dourdan verläßt die Bahnlinie Paris-Chateaudun das Thal der Orge, eines Seitenflüßchens der Seine, und ersteigt hinter Auneau eine Hochebene, die Beauce, welche baum- und wasserlos viele Meilen weit bis nach Angerville und Toury an die Paris-Orléans-Bahn sich hinüberzieht, ein Tummelplatz für die Stürme, welche hier oben ihr tolles Wesen treiben. So raste auch uns der Sturm entgegen, als wir, von Santeuil aus vorsichtig weiterfahrend, die Hochebene überkreuzten. Eine melancholische Fahrt! Trotz übergezogener Kapuze drang mir auf der Maschine der eiskalte Sturmwind bis auf die Knochen, peitschte den Regen ins Gesicht und umheulte den Zug so, daß selbst das Geräusch der Maschine kaum mehr hörbar war. Dazu die trostlose Gegend grau in grau, das Sturmgeheul, nur hie und da unterbrochen durch das Aechzen und Stöhnen der Windmühlen, die sich wie Gespenster plötzlich aus dem Nebel heraushoben und wieder verschwanden, und zu diesem melancholischen Eindruck noch die Besorgniß, ob das Gott weiß wie lange nicht mehr befahrene Geleise vor uns in Ordnung sei — all das konnte die Stimmung auf den Gefrierpunkt herunterbringen. Und doch durfte die gespannteste Aufmerksamkeit keinen Augenblick nachlassen, denn nur mit äußerster Anstrengung konnte bei diesem fürchterlichen Wetter das Geleise auf einige hundert Schritte voraus im Auge behalten werden. Das aber war dringend nothwendig, denn da die Bahn bisher in Feindes Gewalt war, konnte sich jeden Augenblick vor den knirschenden Rädern unsrer Locomotive ein Abgrund aufthun, der, nicht rechtzeitig entdeckt, uns alle dem Verderben geweiht hätte. So fuhren wir vorsichtig weiter bis Voves, der vorletzten Station vor unserm Endziel Bonneval. Dort war in der That die Schienenlage demolirt, die Lücke im Geleise wurde aber so rechtzeitig bemerkt, daß wir leicht vorher anhalten konnten. Da sonst nichts beschädigt war, konnte unsre Mannschaft mit den im Wagen mitgeführten Werkzeugen in weniger als einer halben Stunde das Geleise wieder benützbar herstellen. Auf unsrer ganzen Fahrt hatten wir noch keinen einzigen deutschen Soldaten gesehen, erst hier in Voves erblickten wir in einiger Entfernung auf der Straße zwei preußische Cürassiere und durften daher annehmen, daß wir uns noch im Bereich der deutschen Armee befänden. In Gaul St. Denis, der letzten Station vor Bonneval, ließ ich anhalten und stieg ab, weil ich bemerkte, daß die Station nicht wie die meisten andern verlassen war, sondern sich dort noch Bahnbeamte aufhielten. Mit einem derselben suchte ich ein Gespräch anzuknüpfen, fand ihn aber sehr verdrossen und verschlossen. Erst als er klagte, daß sie auch Noth litten und namentlich auch schon seit langem weder Tabak noch Cigarren mehr zu erlangen gewußt hätten, und als wir gutmüthig unsre eigenen schmalen Vorräthe mit ihm theilten, wurde er zutraulicher und meinte mit einem gewissen Ton des Bedauerns, daß ich doch da vornen auf der Maschine „très exposé“ sei. Als ich noch bei meiner hingeworfenen Bemerkung, wir wollten nach Bonneval hineinfahren, einen Blick von ihm erhaschte, der die größte Verwunderung, vielleicht auch einiges menschliche Bedauern ausdrückte, da wußte ich sicher, daß wir vor einer großen Gefahr stünden. Welcher Art diese war, konnte ich nicht wissen, zunächst dachte ich nur an weggerissene Schienen und zerstörte Kunstbauten. Aus dem Mann, den in seinem Patriotismus schon die schwachen Winke, die er mir gegeben, zu reuen schienen, war nichts weiter herauszubringen. Ich überlas nochmals meinen telegraphischen Befehl: „Bahn nach Chateaudun ist bis Bonneval zu recognosciren und gegebenen Falls in Stand zu setzen. v. d. Tann.“ Das war so bestimmt, daß ich nicht zaudern durfte. Ich ließ den mich begleitenden, ganz verlässigen Bahnmeister mit auf die Locomotive steigen und trug ihm auf, den rechten Schienenstrang unverwandt im Auge zu behalten, während ich den linken nicht aus dem Auge ließ; der Heizer hatte Auftrag, rechts und links Ausguck zu halten, während Führer und Bremser Befehl hatten, auf ein von mir gegebenes Zeichen sofort zu halten und ersterer, wenn nöthig, sogleich Gegendampf zu geben. So mit äußerster Vorsicht verfolgten wir unsern Weg. Mit erneuter Wuth raste hinter Gaul St. Denis der Sturm heran und peitschte den Regen ins Gesicht, daß man kaum die Augen offen halten konnte und die Schienenstränge nur auf kurze Entfernung vor den Locomotivrädern sichtbar waren. Vor manchen Häusern und Gehöften, an denen wir vorüberkamen, standen trotz des Wetters Gruppen von Blousenmännern, die lebhaft parlirend und gesticulirend aus ihrem Abscheu, sobald sie uns auf der französischen Maschine als Deutsche erkannt hatten, kein Hehl machten, und es war mir ein ungemüthlicher Gedanke, wie leicht es dieser fanatisch feindseligen Bevölkerung wäre, uns den Rückzug abzuschneiden. Doch kamen wir ungehindert bis in die Nähe von Bonneval, und schon war die Station in Sicht, als plötzlich alle Aufmerksamkeit von den Schienen abgezogen und in Anspruch genommen wurde von dem den Sturm übertönenden Geschrei des Heizers: Franzosen! Franzosen! Und so war es. Seitlich der Bahn kamen ein paar Rothhosen unter einem im Feld stehenden Strohhaufen hervorgekrochen, wo sie Schutz vor dem Unwetter gesucht haben mochten, und auf ihren Allarm wurde es plötzlich lebendig unter allen diesen Strohhaufen; kein Zweifel, wir waren mitten in die feindliche Vorpostenkette hineingerathen. Da galt es freilich kein langes Besinnen. Auf mein Zeichen ertönte das Haltsignal, und fast im Augenblick, wo die Dampfpfeife den Bremsern das Nothsignal zugerufen hatte, war der kleine Bahnzug, dessen zwei Wagen Bremswagen waren, auf kaum 15 Meter Entfernung gestellt und im selben Moment auch schon Rückdampf gegeben; und wie ein Vogel flog unser „v. d. Tann“ zurück aus der gefährlichen Nähe der Rothhosen, die nun in größerer Zahl auch aus einem nahe liegenden Gehöft auftauchten. Unser Glück war, daß unsre Maschine eine französische und als solche weithin kenntlich, und unsre Uniformen durch Mäntel und Capuzen unsichtbar waren. So wußten die Vorposten offenbar im ersten Augenblick nicht, ob sie es mit Freunden oder Feinden zu thun hatten,

und zur Ueberlegung ließen wir ihnen keine Zeit. Sie hatten keine volle halbe Minute, um sich von ihrer Ueberraschung über den plötzlich aus dem Regensturm auftauchenden Bahnzug zu erholen; und ehe sie noch besonnen waren, den auf der Maschine schutzlos Exponirten mit ihren weittragenden Chassepots einen unwillkommenen Morgengruß zuzusenden, war die deutsche Expedition so plötzlich wieder im Sturm und Nebel verschwunden, wie sie erschienen war. Der Zweck unsrer Recognoscirung war auch so erreicht, und wir hielten uns nun nicht mehr auf, die schadenfrohen Gesichter der Blousenmänner zu betrachten, die uns so eilig zurückfliehen sahen. Nur meinem freundlichen Warner in Gaul St. Denis, dessen aufgefangenen Blick ich nun ganz verstehen konnte, winkte ich zu, als wir vorüberflogen, und es kam mir nach seinem Gesichtsausdruck vor, als sei er mehr darob befriedigt, daß die gutmüthigen Tabakspender Leben und Freiheit gerettet hatten, als darüber erbost, daß seine Landesfeinde diesmal mit heiler Haut davongekommen waren. —

IV. Rettung eines Magazins. Bei den fortwährenden Verschiebungen des Kriegsschauplatzes in dem schon erwähnten Terrain-Viereck war es unendlich schwer, mit den Magazinanlagen an den Bahnhöfen in Fühlung mit dem Armeecorps zu bleiben. Seit 20. November wurden nach Anweisung des Generalstabschefs v. Heinleth alle Vorräthe von Etampes auf der Bahn über Bretigny nach der schon erwähnten Bahnstation Santeuil bei Voise gebracht und dort ein umfangreiches Magazin zu Abgaben an die einzelnen Truppenkörper eingerichtet, während unsre einzige Locomotive ihren ständigen Aufenthalt in Etampes behielt. Hieher kam in der Nacht vom 23. zum 24. November die telegraphische Mittheilung, das Magazin in Santeuil sei vom Feinde gefährdet, worauf früh Morgens die Maschine dahin abging. Doch erschien die Gefahr bei näherem Zusehen weniger dringend, als anfänglich vermeint war; immerhin wurde alles, was in Santeuil noch auf Waggons verladen war, bis Auneau zurückgebracht und war man bedacht, die beladenen Waggons so weit als thunlich zu entladen, um leere Wagen zum Wegschaffen des Magazins aus Santeuil zu gewinnen. Auf die Drahtnachricht, der Feind sei im Vorrücken, fuhr ich am frühesten Morgen des 25. November mit der Maschine und den verfügbaren Wagen wieder nach Auneau, wo ich nicht nur meine eigene Mannschaft, sondern auch die in Santeuil stationirt gewesenen Verpflegungsbeamten und die dortige Stationsbesatzung bereits antraf. Auf die von preußischen Ulanen gebrachte Nachricht, der Feind stehe in unmittelbarer Nähe, war das gesammte Personal und die Mannschaften mitten in der Nacht aufgebrochen und unter Preisgebung des Magazins zu Fuß auf dem Bahnkörper die ca. 10 Kilometer nach Auneau zurückgegangen. Nun galt es, wenn immer thunlich, die Vorräthe in Santeuil noch zu retten, und zu diesem Zweck brach ich sofort mit meinem Zug leerer Wagen, und neben dem Zugpersonal mit 18 Mann der Feldeisenbahnabtheilung und 44 Mann der Stationsbesatzung, nach Santeuil auf. Die letzte Höhe vor dieser Station ist mit einem Bahneinschnitt durchbrochen, so daß nicht vom Zug aus, sondern nur von dieser Höhe selbst die Station eingesehen werden konnte. Was der die Bedeckungsmannschaft befehligende Officier von hier aus erblickte, schien ihm so verdächtig, daß er es für zweckmäßig erachtete, mit dem größeren Theil seiner Mannschaft die Wacht auf dieser einen weiten Ausblick gestattenden Anhöhe zu halten, während ich mit dem Reste derselben und mit meiner eigenen Mannschaft vorsichtig weiter fuhr. Nach Passirung des Einschnitts konnte auch vom Zug aus die bereits ganz nahe liegende Station überblickt werden, ohne daß sich etwas Verdächtiges ergab, was auf die Occupation derselben durch die Franzosen hindeutete. So wagte ich es, in die Station einzufahren, und da sofort erkannt wurde, daß es sich um keinen Hinterhalt, wie anfänglich vermuthet werden konnte, handle, wurden noch vier Seitenwachen ausgestellt, um bei feindlicher Annäherung das Alarmzeichen zu geben, und dann mit Aufbietung aller Kraft an das Einladen der noch unberührt angetroffenen Magazinvorräthe gegangen. Alles mußte Hand anlegen, Locomotivführer und Heizer ließen nach Rangirung des Zuges zeitweise ihre Maschine im Stich und halfen beim Einladen, die ganze Bedienungs- und Begleitmannschaft arbeitete fieberhaft, da wir jeden Augenblick einer feindlichen Störung gewärtig sein mußten und die Ungemüthlichkeit unsrer Lage alle Mann zur äußersten Anstrengung spornte. So waren nach kaum einer halben Stunde unsre leeren Waggons bis zum Brechen der Federn vollgeladen, wobei die Verladung allerdings nichts weniger als kunstgerecht stattfand; aber auch das Magazin war vollständig entleert, und nun ging es mit aller Beschleunigung zurück. Auf der erwähnten Höhe, etwa 1—2 Kilometer von der Station entfernt, wurde der dort wachehaltende Theil der Bedeckungsmannschaft wieder in den Zug genommen, und nach einer weiteren halben Stunde war letzterer in Auneau vorläufig in Sicherheit. —

V. Winternachtfahrt. Als mir einmal in Orléans ein dem v. d. Tann'schen Stabe attachirter russischer Officier sagte, er habe niemals in Rußland so gefroren, wie in Frankreich, da war ich, trotzdem ich schon selbst über den französischen Winter einige Erfahrungen hatte, geneigt, an eine kleine Uebertreibung zu glauben, auch wenn ich den Unterschied der Schutzmittel gegen die Kälte in Frankreich und Rußland in Betracht zog. Ich hatte später allen Grund, meinen Zweifel an seiner Behauptung dem Russen abzubitten.

Der 1. December war ein bitter kalter Tag. Ich war in Bretigny, der Station, wo sich die Bahnen von Paris nach Orléans und nach Chateaudun gabeln, und zwischen welcher und Etampes ich noch den günstigsten Standpunkt erkannt hatte, als gleichzeitig an einem Tag (29. November) zwei Depeschen eintrafen, die eine von der Generaletappeninspection in Corbeil, „von Paris her stehe ein großer Ausfall bevor, das Fahrmaterial sei in der Richtung nach Toury in Sicherheit zu bringen", die andere von dem v. d. Tann'schen Generalstab, „die Südarmee sei im Vordringen, der Fahrpark möge zur Sicherheit thunlichst in nördlicher Richtung concentrirt werden". An erwähntem 1. December wurde also die ganze Linie nach Auneau geräumt und alles bis Arpajon zurückgezogen. Von dort kam die Locomotive erst Abends 6 Uhr bei schon eingetretener Finsterniß nach Bretigny zurück, und nun galt es noch, einen Befehl des Generals v. d. Tann auszuführen, wonach ein größerer Transport dringend nöthiger Wollsachen, namentlich auch wollener Socken und Decken, noch am selben Abend nach Toury gebracht werden sollte. Nachdem der Locomotivführer kategorisch erklärte, nicht mehr weiter fahren zu können, da er gar keinen Dampf habe, mußte eine zweistündige Pause gemacht werden, während deren ich Maschine und Führer, welch letzterer allerdings schon den ganzen Tag ohne ausreichende Verpflegung auf der Maschine gestanden hatte und daher ganz deprimirt war, so versorgen ließ, daß es an Dampf nicht mehr gebrach. Es war eine stockfinstere Nacht und, wie gesagt, bitter kalt. Aber der Gedanke, daß die warmen Kleidungs- und Wäschestücke gerade bei dieser Kälte dringend erwartet würden und, wenn das Zusammentreffen in Toury mit den die Wollsachen weitertransportirenden Fuhrwerken versäumt würde, bei dem vielen Hin- und Herziehen der Truppenkörper der Transport auf Tage hinaus mißlingen könnte, bewog mich doch dazu, die Fahrt zu wagen. Von Bretigny

bis Étampes hatte die Sache weniger Schwierigkeiten, denn diese Strecke war bis in die letzte Zeit befahren worden. Ganz anders aber stellte sich das Unternehmen von Étampes aus. Nach Angerville war seit dem 16., bis Toury schon seit dem 13. November keine Maschine mehr gekommen. Zum größten Theil war diese Linie seitdem in Feindeshand gewesen, und kein Mensch konnte heute wissen, in welchem Zustande die Geleiselage sei. Es konnten unterdessen Schienen herausgerissen, Brücken zerstört, in den Stationen Wechsel demolirt oder auf Sackgeleise gestellt sein, was in der finsteren Nacht nicht zu erkennen war; in allen diesen Fällen war uns die Entgleisung sicher, und was mit dieser verbunden sei, durfte man sich nicht ausmalen. Aber es war ja heute nicht das erste Mal, daß wir in die finstere Nacht, wie in einen Sack hinein, auf unbewachter Bahn fuhren; das war immer weitaus die größte Gefahr für uns gewesen, viel größer, als einmal angeschossen oder auch gefangen zu werden, und immer noch war uns das Glück günstig gewesen — so sollte es auch diesmal noch gewagt sein. Bis Étampes ging alles gut, da waren wir, obgleich auch diese Strecke nicht bewacht war, auf bekanntem Wege. Hinter Étampes beginnt zur Hochebene nach Monnerville hinauf eine lange Steigung, öfter schon war unserm Führer in dieser Steigung der Dampf ausgegangen; passirte das heute wieder, so war unsre ganze Mission gescheitert, aber keine Besorgnis! Heute hatte er gehörig Dampf, wir erreichten die Höhe und dahin ging es wieder auf der Hochebene auf gut Glück in die rabenschwarze Nacht hinein. So hatten wir Angerville bereits passirt, wir konnten nicht mehr allzuweit von Toury entfernt sein, da — barmherziger Himmel, was ist das?

Leute, welche ein Erdbeben durchgemacht haben, erzählen, daß es eine schreckliche, fast nicht zu beschreibende Empfindung sei, wenn man fühle, wie die Erde, die man von frühester Kindheit an als das absolut Feste zu betrachten gewöhnt sei, plötzlich ihren Halt verliere und wie die See ins Schwanken gerathe. Ein ähnliches Gefühl ergreift den auf der Eisenbahn Heimischen, dem das Rollen der Räder auf den Eisenbahnschienen zum altgewohnten Rhythmus geworden ist, wenn plötzlich dieses Rollen aufhört, und die feste Unterlage zu verschwinden scheint. Und in diesem Fall waren wir.

Deutlich fühlten wir, wie die Räder das Schienengeleise verloren, es begann ein fürchterliches Hin- und Herstoßen — kein Zweifel mehr, wir waren entgleist, und keiner von uns war, dem nicht der Athem in diesem Augenblick gestockt hätte, denn der nächste konnte, ja mußte Tod und Verderben bringen. Da — wie durch ein Wunder — faßten plötzlich die Räder wieder das Schienengeleise, die Musik des Rollens derselben kehrte wieder, wir jagten auf fester Bahn dahin, für diesmal waren wir gerettet; aber es dauerte einige Zeit, bis uns das Blut ins Gesicht zurückkehrte. Und kaum daß wir uns von dem ersten Schrecken erholt hatten, nochmals dieselbe Katastrophe! Abermals das Abheben der Räder von den Schienen, der entsetzliche Stoß, der uns förmlich in die Höhe warf und auch das Herz eines unerschrockenen Mannes erzittern machen konnte; dann, wie vorhin, plötzlich wieder Schienen unter den Rädern, ein kurzes Dahingleiten auf denselben, dann ein schriller Pfiff der Locomotive, der Zug stand — wir waren in Toury! —

Mitternacht war es geworden, bis wir anlangten, und der zum Tode ermüdete Führer fiel förmlich von der Locomotive herunter und auf ein Strohlager im Wasserhaus, wo er fast augenblicklich einschlief. Ich ließ ihn schlafen und durch Decken gegen die grimmige Kälte schützen, der Mann hatte heute seinen Dienst gethan!

Für uns aber gab es trotz Mitternacht noch keine Ruhe. Zunächst mußte ergründet werden, was die Ursache unsrer letzten Entgleisung, unmittelbar vor dem Bahnhof Toury, war. Mit einigen meiner Leute, versehen mit den im Zuge mitgeführten Windlichtern, ging ich bis zu der gefährlichen Stelle zurück, und da zeigte sich sofort, was es war. Auf einer Straßenüberfahrt waren seit Mitte November auf der unbefahrenen und unbewachten Bahn bei den Truppenbewegungen zahlreiche Vehikel, wahrscheinlich auch Geschütze, über die Bahn hin und her passirt und hatten Massen von Straßenkoth auf das Geleise geschleift, so daß die Schienen davon in der ganzen Breite der Straße wenigstens 10—15 Centimeter hoch vollständig überdeckt waren. Bei der großen Kälte war diese Kruste zu Stein und Bein zusammengefroren und hiedurch die Geleislage für Bahnfahrzeuge thatsächlich unterbrochen. Daß beide Ueberfahrten, an denen uns eine Katastrophe drohte, in der geraden Linie lagen, war unser Glück. So übersprangen Maschinen und Wagen, wenn auch nicht ohne die schrecklichsten Stöße, die eisenfeste Kruste und erreichten beide Male, was immerhin als ein ganz außerordentlicher Glückszufall zu preisen ist, auf der anderen Seite der Straße die Schienen mit allen Rädern so vollständig wieder, daß die Weiterfahrt nicht gehindert war.

Unsre Locomotive war mit nahezu aufgebrauchtem Wasser nach Toury gelangt, und die erste Sorge war daher, Wasser zu beschaffen, um für den Fall, daß wir rasch zurückgehen müßten, gedeckt zu sein. Aber obwohl wir uns an der Maschine des Wasserhauses zwei Stunden abmühten, war sie nicht in Gang zu bringen, und um ½3 Uhr mußten wir die Hoffnung, Wasser zu bekommen, aufgeben, um anderen Morgens abermals unser Glück zu versuchen. Da in dem gänzlich demolirten Stationsgebäude kein Unterkommen zu finden war, übernachteten wir im Bahnzug, aber die Kälte war so grimmig, daß ich trotz aller Schutzmaßregeln andern Morgens förmlich steif gefroren war und längerer Uebung bedurfte, bis ich meine Glieder wieder brauchen konnte. Dann entdeckten wir glücklicherweise einen nicht allzu entfernten Weiher, aus welchem wir nach Aufhauen der Eisdecke mittelst der seit Orléans mitgeführten Feuerspritze das nöthigste Wasser gewinnen konnten, während unsre Waggons auf die von den betheiligten Truppenkörpern nach Toury entsandten Trains entladen wurden.

So war unsre Mission geglückt und befriedigt davon konnten wir den nicht mehr gefährlichen Rückweg, auf dem das Bahngeleise überall, wo es nöthig war, von uns wieder in fahrbaren Stand gesetzt wurde, mit Beruhigung antreten. —

VI. Heimkehr. Aus den mitgetheilten Erinnerungen könnte gefolgert werden, daß die Thätigkeit der Feldeisenbahn-Abtheilung ganz in den Nothbetrieb von Bahnen aufgegangen sei. Dies war aber doch nur theilweise im taktischen Rayon der Fall, im übrigen hat auch die Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnstrecken, insbesondere gesprengter Brücken, die Abtheilung stark beschäftigt, und auch ich war mit meiner Section bei der Wiederherstellung einer bei Condé gesprengten gewölbten Brücke über die Marne durch Aufstellung des Reconstructionsplanes, dann später von Versailles aus bei der Inbetriebsetzung der Bahnlinien Versailles-Dreux und Versailles-Chartres-Le Mans mit der Herstellung der gesprengten Bahnbrücke über die Eure zwischen Marchézais und Dreux und ebenfalls einer Eure-Brücke bei Courville zwischen Chartres und Le Mans, dann später des Viaductes bei Beaugency zwischen Orléans und Tours und sonstiger kleinerer Kunstbauten, ferner mit vielfachen Geleisergänzungen und theilweisen Aenderungen in Stationen umfassend beschäftigt; während die andere Section die Ausführung der Brücke bei Condé, dann, unter unmittelbarer Leitung des

Directors der Feldeisenbahn-Abtheilung, die äußerst umfangreiche und zeitraubende Herstellung einer großen Brücke über die Seine bei Montereau, für die Bahnverbindung Blesme-Chaumont-Montereau-Melun-Paris, sodann die Wiederinstandsetzung der Bahnlinie Montereau-Montargis und verschiedener Brücken an den Bahnlinien Sens-Joigny-Nuits-Chatillon bewerkstelligte, wobei namentlich die gesprengte Brücke über die Yonne bei La Roche, dann eine kleinere Brücke bei Souppes viele Arbeit verursachten. Diese ganze Thätigkeit hat aber mehr sachliches als allgemeines Interesse, und es haben hierüber an anderem Orte[1] bereits früher Veröffentlichungen stattgefunden.

Ein Theil der Feldeisenbahn-Abtheilung kehrte Ende März, der andere erst Ende Mai und Mitte Juni 1871 aus Frankreich in das Vaterland zurück, und alle Angehörigen derselben konnten mit dem erhebenden Bewußtsein heimkehren, auch ihrerseits zur Errichtung des stolzen Baues, welcher sich als Frucht des Feldzuges erhob, mitgeholfen und dabei nach ihren bescheidenen Kräften ihr Bestes gethan zu haben.

Gustav Ebermayer.

[1] „Zeitschrift des bayer. Arch.- u. Ing.-Vereins", Jahrg. 1870, S. 81 und 100; 1871, S. 76 und 91 und 1872, S. 51.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, herausgegeben von Anton Bettelheim." Band I, Heft 1—3. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. — Seien wir ehrlich: eine Zeitschrift empfiehlt die andere nicht gern; wenn wir es nun doch einmal aufs wärmste thun, so ist dies ein Beweis dafür, daß wir eben auch mit dem bösesten Willen „nicht umhin können". Gesetzt selbst, wir hätten, gestützt auf die alte Erfahrung, daß eine wohlgelungene erste Nummer gar selten zur Stammmutter ebenso guter späterer wird, mit der Spannung noch nicht ganz erstickter Schadenfreude bis zum dritten Heft gewartet — auch das hätte uns nichts geholfen: diese „Biographischen Blätter" wachsen fröhlich und stattlich nach; der Wurf ist gelungen, wünschen wir dem Herausgeber und seinen Gefährten Glück! Biographie irrte bis jetzt in historischen und literarischen Zeitschriften ohne feste Heimath umher; daß sie eine solche verdiene, weil sie ein Wesen sei von ganzer Eigenthümlichkeit, hat Bettelheim erkannt und hat durchgesetzt, daß sie diese Stätte finde. Wir schätzen ihn längst als Herausgeber der „Geisteshelden", einer Sammlung populärwissenschaftlicher Musterbiographien; allein mit derlei plutarchischen Unternehmungen war es noch nicht gethan. Was er jetzt bietet, zeigt die Lebensgeschichte von allen Seiten und in allen Stadien, im Werden und Sein, in der Theorie wie der Praxis. Abhandlungen und Essays, Quellen und Darstellungen, Kritiken und Uebersichten treten in einen Kreis zusammen, in dessen Mittelpunkt ein einheitlicher Gedanke herrscht — der Gedanke, daß Persönlichkeit, Individualität, Menschendasein und -Wirken in einzigem Maße erforschens-, wissens- und genießenswerth ist und bleiben wird, so lange Gelehrte, Schriftsteller und Publicum selbst aus lebendigen Menschen bestehen. Wenn es für unsre nationale Geschichtswissenschaft eine der vornehmsten und dankbarsten Aufgaben bildete, uns mit dem Riesenwerk einer „Allgemeinen deutschen Biographie" zu beschenken, das soeben im 39. Bande mit unvermindertem Muth und Glück bis zum Buchstaben V vorgedrungen ist, so ergab sich danach erst recht das Bedürfniß einer sozusagen flüssigen Ergänzung durch eine biographische Zeitschrift, die, nach dem Grundsatze Nihil humani auch auf andere Nationalitäten erstreckt, doch vor allem der weiteren Lebensforschung auf deutschem Gebiet bis zur Forderung des Tages mit seiner rastlosen Nekrologie ihre Spalten offen hält. Mitarbeiter, Leser, Abnehmer stellten sich gerufen und ungerufen ein, und das täglich schwerer fallende Werk der Gründung eines neuen literarischen Gemeinwesens war vollbracht. Man wird nicht erwarten, daß wir unter den zahlreichen Beiträgen das Gute, Bessere und Beste von Minderwerthigem, woran es ja nie und nirgend fehlen kann, absondern und herausheben. Wir begnügen uns mit der Versicherung, daß das Meiste trefflich, Einiges ersten Ranges ist, und theilen zum Beweise der durchdachten und tactvollen Composition des Ganzen den Inhalt der vorliegenden Hefte mit: 1. Heft. Alfred Dove: Ranke's Verhältniß zur Biographie. — Ludwig Stein: Zur Methodik der Biographik. — Anton E. Schönbach: Ueber den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesanges. — Peter Rosegger: Eine Meinung über Autobiographien. — Karl Glossy: Joseph Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staatszeitung. — Michael Bernays: Rede auf Scheffel. — Karl v. Lützow: Anselm Feuerbach. — Friedr. Ratzel: Leonhard Rauwolf aus Augsburg. — G. F. Knapp: Georg Hanssen. — Max Haushofer: Karl v. Haushofer. — Goethe, Lessing, Wieland: Stammbuchblätter. Mit Silhouetten. — Böckh: Vier Briefe an Alexander v. Humboldt. Mit Bildniß. — Ein Brief Grillparzers an Paul Heyse. — R. M. Werner: Biographie der Namenlosen. — Anzeigen: Eug. Guglia, Arneths „Schmerling"; H. Holland, Münchener Künstlernekrologe; Anton Bettelheim, Französische Memoirenliteratur. — Victor Hantzsch, Biographische Bibliographie. I. Deutschland 1894. I. Semester. — Aus dem Stammbuch eines Biographen. I. — 2. Heft. Erich Marcks: Nach den Bismarck-Tagen. Eine biographische Betrachtung. — Hans Kraemer: Aus Bismarcks Schuljahren. Mit Bildniß. — Georg Ebers: Aus der Erinnerung an den Chedîw Isma'il. — Albert Sorel: Rede auf Taine. — Fr. v. Bezold: Ueber die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter. — Alfred Ritter v. Arneth: Ein Besuch in Potsdam im Juli 1809. — Rud. Lehmann: Aus den Erinnerungen eines Künstlers. I. Franz Liszt. Sir William Siemens. — Erich Schmidt: Aus dem Reisejournal eines sächsischen Geistlichen. — Georg Jellinek: Adolf Exner. — Ernst Roth: Natanael Pringsheim. — August Fournier: Stadion über Gentz. — Anzeige: Laue, Chr. G. Ehrenberg. — Adresse der philosophischen Facultät Berlin an Gustav Freytag. Seine Antwort. — Victor Hantzsch: Biographische Bibliographie. I. Deutschland. 1894. II. Semester. — Aus dem Stammbuch eines Biographen. II. — 3. Heft. Konr. Varrentrapp: Gneisenau. — Adolf Fick: Karl Ludwig. — Rob. Tigerstedt: Karl Ludwig. — Malcher: Erzherzog Albrecht. — Franz Muncker: Moriz Carriere. — Rud. Beer: Der Stand der biographischen Frage in Spanien. — O. Frhr. v. Völderndorff: Familiengeschichtliches. — Rud. Lehmann: Aus den Erinnerungen eines Künstlers. II. Pio IX. Robert Browning. Mit Bildniß. — Ottokar Lorenz: Aus dem Briefwechsel von Hermann Orges. — Jakob Minor: „Schillers Briefe". — M. Frhr. v. Waldberg: Rich. M. Meyers „Goethe". — Anzeigen: Heine, Karl Benedict Hase, und Glossy, Grillparzer-Jahrbuch.

* **Jena.** Privatdocent Dr. Victor Michels in Göttingen hat einen Ruf an die hiesige Universität als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an Stelle des Prof. Kauffmann erhalten und angenommen.

* **Wien.** Die Frauen-Emancipation hat in Oesterreich einen starken Schritt vorwärts gethan. Am 20. Oct. hat im Hernalser Officierstöchter-Institut die Beeidigung des ersten staatlich angestellten weiblichen Arztes, des Frl. Dr. v. Roth, stattgefunden. Der Diensteid wurde entgegengenommen von dem Chef der VI. Abtheilung des Kriegsministeriums und in Gegenwart der Vorsteherin des Instituts, Frau v. Arbter, der Präsidentin des Vereins für erweiterte Frauenbildung, Frau Boßhardt v. Demerghel, und sämmtlicher Untervorsteherinnen. Die neue Aerztin, Frl. Dr. Georgine v. Roth, ist die Tochter eines Feldmarschall-Lieutenants, ihre Mutter eine geborne Gräfin Palffy. Das Fräulein maturirte in Wien, studirte an der Berner Universität und erwarb sich dort das Doctordiplom. Die 29jährige Dame kehrte hierauf nach Wien zurück, hospitirte an der Klinik des Prof. Neusser im allgemeinen Krankenhause und wurde schließlich vom Kriegsministerium als Aerztin mit dem Titel einer Untervorsteherin in das Officierstöchter-Institut berufen. Dem Frl. Doctor wird große Tüchtigkeit nachgerühmt. — Nicht minder verdient zur Frauenfrage der Fall verzeichnet zu werden, daß eine Dame mit anerkanntem Erfolge und Verständnisse an der Spitze eines geachteten Zeitungs-Unternehmens steht. Der Chefredacteur der „Bosnischen Post" ist eine junge Dame, Fräulein Milena Mrazovic, die sich als fein beobachtende Kennerin ihrer bosnischen Heimath durch mehrere reizend geschriebene Werke den besten schriftstellerischen Ruf erworben hat. Wer nach Sarajewo kam, hat gewiß von der interessanten Persönlichkeit gehört, welcher alle journalistische Schneidigkeit nichts vom Reiz edler Weiblichkeit nehmen konnte.

* **Wien.** Am 22. d. M. erlag Dr. phil. et chem. Richard Godeffroy, eines der hervorragendsten Mitglieder des trefflichen

Professoren-Collegiums am Technologischen Gewerbe-Museum, einem schweren Leiden. Godeffroy war seit dem Jahre 1881 Lehrer der chemischen Technologie gewesen und glänzte nicht nur durch wissenschaftliche Tüchtigkeit, sondern auch durch ungewöhnliche Gabe populären Vortrags, die ihn zu einem Liebling seiner Hörer machte. Der Verstorbene fungirte als Delegirter Oesterreichs bei den pharmaceutischen Congressen in St. Petersburg, London und Brüssel und als österreichischer Juror bei den größten Ausstellungen.

* **Paris**, 21. Oct. Das letzte Heft der „Revue blanche“ bringt die französische Uebersetzung der Vorrede **Leo Tolstoi's** zu Popows „Leben und Sterben E. N. Droschins“ (vgl. Beil. Nr. 243) mit einem von Vallotton gezeichneten Portrait, das den gräflichen Schriftsteller als Muschik mit dem Ausdruck eines schwermüthigen Grüblers zeigt. Der Uebersetzer K. Tarassow erklärt, der Meister habe die ganze Gluth seiner Seele in das Vorwort gelegt, aber als wahrer Großrusse, der die Rhetorik verachtet, dabei alles verschmäht, was seinen Gedanken zum Schmucke gereichen könnte. „Für Tolstoi ist die Schönheit, auch die literarische, etwas Heidnisches und er demüthigt sich als Künstler, um so den guten, schlichten, bescheidenen Droschin würdiger zu verherrlichen.“ In Frankreich hat Tolstoi nur Anhänger in einem engen literarischen Kreise, wo auf die Originalität, oder noch richtiger, die Absonderlichkeit der Form so viel Werth gelegt wird, daß sie manchmal Hauptsache zu sein scheint. — Der Romanschriftsteller **Gustave Toudouze**, der vor 22 Jahren mit einer warmen Empfehlung Alexandre Dumas' sein Erstlingswerk herausgab und seither zweimal durch akademische Preise ausgezeichnet wurde, ist ein emsiger Arbeiter geblieben. Nachdem er aber früher mehr oder minder gewagte Pariser Sittenbilder lieferte, zieht er es neuerdings vor, durch solidere Eigenschaften zu glänzen. Seine beiden letzten Werke, „L'Apôtre“ und „L'Orgueil du Nom“, dürfen zu den tugendhaften und dennoch interessanten Romanen der Gegenwart gerechnet werden. „L'Apôtre“ ist ein ländlicher Roman, der in der Bretagne spielt, „L'Orgueil du Nom“ die feine Charakterstudie eines jungen Mädchens, das sich nicht darüber trösten kann, daß ihre Mutter, als Wittwe eines berühmten Pariser Tonsetzers auf den „Stolz des Namens“ verzichten und einen zweiten Mann heirathen konnte. Der berühmte Mann war indessen kein Mustergatte, während der unberühmte zweite Mann alle Eigenschaften eines solchen hat; aber aus Zartgefühl verheimlichen Mutter und Stiefvater dem Mädchen diesen Theil der Vergangenheit. Die Versöhnung wird durch die Liebe zu einem Pflegesohn des Stiefvaters herbeigeführt, den die Tochter des Componisten am Clavier bei den Werken ihres Vaters überrascht und der ihr in schonender Weise verständlich macht, daß ihre Mutter zu der Tochter eigenem Besten eine zweite Ehe geschlossen. Die Errichtung eines Monuments für den Vater auf Betreiben des Stiefvaters befriedigt schließlich den Stolz der Künstlertochter.

ρ **Neapel.** Eine bemerkenswerthe Thatsache ist **die Vermehrung der deutschen Schulen in Italien.** Die älteste und bedeutendste ist die deutsche Gemeindeschule in Neapel, jetzt mit einer Schülerzahl von 180. Mädchen und Knaben werden getrennt unterrichtet und an dieser Schule arbeiten unter dem Director F. Kleber jetzt dreizehn Lehrkräfte. Im weiten Gebiet der deutsch-evangelischen Gemeinde Neapels sind ferner deutsche Schulen zu Salerno (50 Kinder mit drei Lehrkräften), außerdem kleinere deutsche Schulen in Siafati und Angri. Während der letzten zehn Jahre sind neu entstanden die Schulen in Venedig, Rom, Florenz, Messina, Palermo. In S. Remo ist eine deutsche Schule im Werden. Am reichsten mit Schulen deutscher Sprache versehen ist Neapel, wo seit 14 Jahren neben der obgenannten Gemeindeschule eine internationale Knabenschule besteht. Neben dem deutschen Director Dr. Voigt hat diese durch Privatmittel begründete Anstalt mehrere deutsche Lehrer. Unter deutscher Leitung steht eine internationale Mädchenschule in Neapel, wo aber die deutsche Sprache nicht die eigentliche Unterrichtssprache ist. Ebenso leitet ein deutscher Director die internationale Schule in Bari. Das Bedürfniß, die deutsche Sprache zu erlernen, wächst in Italien zusehends, vor allen Dingen sind es auch Studenten, die sich mit Eifer auf das Studium jener Sprache legen. An der Universität Neapel nehmen zwei deutsche Professoren eine hervorragende Stellung ein: Prof. Dr. v. Schroen, sowie Prof. A. Holm. Der erstgenannte hat sich seit vielen Jahren eines Auditoriums von circa 800 Studirenden zu erfreuen. Das Deutschthum in Italien wird in nicht geringem Grade auch von deutschen Lehrerinnen gefördert, welche in großer Zahl Anstellung finden, aber größtentheils die Schwierigkeiten nicht vorher kennen, mit denen sie in italienischen Familien meistens zu kämpfen haben. Die Waldenser Italiens haben ihre theologische Hochschule in Florenz, und ein Stipendium macht es möglich, daß einige Schüler jener Hochschule zeitweilig in Deutschland Theologie studiren. Während in Italien die Zahl derjenigen beständig zunimmt, welche sich mit den Werken deutscher Dichter gern beschäftigen, bleibt deutsche Musik im Lande des Südens und der Sirenen bis jetzt ein Buch mit sieben Siegeln. Deutsche Meister sind kaum dem Namen nach bekannt, der deutsche Choral findet in Welschland keine Herberge. Eine solche sucht und findet dort der deutsche Handwerksbursch, wenn auch keine dauernde. Seine Freude ist das in Welschland mit viel Leiden verbundene Wandern, weniger die Arbeit, seine Hoffnung setzt er auf die in Welschland bestehenden deutschen Hülfsvereine, wobei er sich oft arg getäuscht sieht. Das deutsche Handwerk kann in Welschland nur schwer einen Boden finden, am besten vielleicht der deutsche Bäcker. Die Zahl deutscher Aerzte ist in Italien, was die großen Städte betrifft, in der Zunahme begriffen, ebenso aber wächst die Zahl italienischer Aerzte, welche zeitweilig in Deutschland studiren.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Jacob Moleschott.[1]

Von Albrecht Rau.

I.

Von den Forschern, welche in den fünfziger Jahren die Frage nach der Priorität des Geistes oder der Materie von der mehr naturwissenschaftlichen Seite her beleuchteten und dieselbe zu gunsten des Stoffes beantworteten, sind die zwei hervorragendsten nunmehr von uns geschieden: Jacob Moleschott und Karl Vogt. Der Kampf selbst scheint zur Ruhe gebracht, jedenfalls ist die anfängliche Heftigkeit verschwunden und einer nüchternen Betrachtung gewichen. Diese Sachlage ist in erster Linie auf die von Männern wie Henle, Helmholtz und selbst Du Bois-Reymond vertretene Auffassung zurückzuführen, daß Materialismus sowohl als Spiritualismus dogmatische Systeme seien und demgemäß die runde und glatte Entscheidung der Frage nach der Realität der Materie und der Psyche, sowie ihrer Abhängigkeit von einander einen Glauben voraussetze, der mit wissenschaftlichen Mitteln nicht bewiesen, aber auch ebenso wenig widerlegt werden könne. Ob mit dieser resignirten Auffassung es für immer sein Bewenden haben, ob Physiologen und Philosophen auch der kommenden Zeit auf jene Fragen stets nur mit einem Ignorabimus antworten werden, das zu entscheiden wollen wir getrost der Zukunft überlassen. Heute und an dieser Stelle ist es einzig unsre Aufgabe, auf das letzte Vermächtniß eines Forschers aufmerksam zu machen, dem auch erbitterte Gegner hohe Begabung, unerschütterlichen Ueberzeugungsmuth und fleckenlose Reinheit der Gesinnung und Gesittung zuerkennen mußten.

Moleschott war von Geburt ein Holländer und am 9. August 1822 zu Herzogenbusch als der Sohn eines vielbeschäftigten Arztes geboren. Seine Familie bekannte sich zu dem katholischen Glauben, er aber wandte sich später dem protestantischen zu, nicht weil derselbe ihn vollständig befriedigen konnte, sondern weil er seinen Anschauungen viel näher stand als der katholische, wie er selbst bemerkt. Seine Jugend verfloß in ungetrübtem Frohsinn. Schon in der ersten Kindheit machte sich der Einfluß seines Vaters geltend, indem er ihm „die süße Gewohnheit des Fleißes einflößte". Der Vater arbeitete unablässig. Was bei Tag sein Empfangszimmer war, war Abends sein Studirzimmer, ein Heiligthum, in das Niemand eingelassen wurde. Nur Jacob durfte bei ihm sitzen und seine kleinen Arbeiten machen. Das Bedürfniß zu arbeiten wurde diesem so zur zweiten Natur, daß er sich niemals im späteren Leben ein Verdienst daraus machte, und wenn er allenfalls darum gelobt wurde, sich die Anerkennung nur gefallen ließ in dem stillen Bewußtsein oder auch mit der lauten Bemerkung, daß sie seinem Vater gebühre. „Ich habe" — bemerkt der Sohn — „das stille Stübchen in dem Walverhoek in Herzogenbusch in späteren Jahren mit meiner jüngsten Tochter wieder besucht, als mein Vater längst verblichen war — aber ich hätte mich hinknieen mögen, um das Dankgebet, das ich in meiner Elsa Augen las, in Worte zu kleiden." Mit ebenso zärtlichen und dankbaren Gefühlen gedenkt Moleschott seiner Mutter. Den ersten Unterricht empfing er zu Hause, dann in verschiedenen Privaterziehungsanstalten und kam schließlich auf das Gymnasium zu Cleve, dem er ganz besonderes Lob spendet. Es dünkte ihn, als wäre er durch goldene Pforten dort eingeführt worden. „So viel ich auch," sagt er, „seither Schuleinrichtungen in der Welt gesehen oder davon gehört habe, ich kenne keine, an der alles besser in einander griff, jedermann so sehr der rechte Mann an der rechten Stelle war, und alle bewußt, ergeben und doch mit unabhängiger Würde zum Wohle des Ganzen strebten. Zunächst gab es hier Lehrer, keine bloßen Arbeitsaufseher oder Ordnungshüter. Sodann waren diese Lehrer Fachmänner, nicht Classendriller, d. h. es war nicht ein einziger Lehrer damit beauftragt, in allen Fächern eine Classe zu unterweisen. Ich will es nicht in Abrede stellen, daß in ganz besonderen Ausnahmefällen ein hochbegabter Mann durch alleinige Leitung und Lehre mehr leisten kann, als eine Vielheit von Lehrern, die seine Einsicht, seine hohen Gaben nicht besitzen. Aber es erhob das Gefühl unsrer eigenen Würde, zu erleben, daß derselbe tüchtige Mann, der uns so trefflich Griechisch lehrte, nicht für geeignet galt, auch den lateinischen Unterricht zu ertheilen, dieser für den deutschen Aufsatz einem dritten weichen mußte und wieder ein anderer die Größenlehre, ein anderer die Naturgeschichte oder die Naturlehre vertrat. Dazu ist es ein unschätzbarer Vortheil, daß nicht derselbe Mann die ganze Zeit mit denselben Schülern zu thun hat, weil sie sich gegenseitig ermüden, und weil auch Lehrer und Schüler nicht vor den Mißverhältnissen geschützt sind, die aus persönlicher Eingenommenheit oder Abneigung entspringen."

Ostern 1842 bezog Moleschott die Hochschule Heidelberg, wo er Medicin als Fachstudium erwählte. Zunächst hörte er den Physiker Jolly, die Chemiker Delffs und Gmelin, die Anatomen Tiedemann und Bischoff. Im Schoße der „hehren Mutter" glaubte Moleschott, er dürfe nur zugreifen, um ein Eingeweihter zu werden. Aber er erlebte Täuschung über Täuschung. Statt der erwarteten systematisch abgeschlossenen Einheit fand er überall nur Stückwerk. Es verleitete dies ihn selbstverständlich nicht, seine Lehrer zu unterschätzen, wohl aber gewahrte er, daß sich die Wissenschaft nicht in der Schule erschöpfen lasse. In jedem Zweige blieben ganze Abtheilungen unberücksichtigt, Fragen der höchsten Tragweite wurden kaum oder gar nicht berührt, von einer zusammenhängenden, abschließenden, begrifflichen Auffassung war selten die Rede. „Ein abgerundetes Ganze schien gar nicht erstrebt zu werden, und auf den Kern wurde man wie auf ein Luftbild häufiger vertröstet, als wie auf ein greifbares Bild wirklich hingeleitet." So empfand er schon als Student die Wahrheit, daß die beste Frucht

[1] Für meine Freunde. Lebenserinnerungen von Jac. Moleschott. Gießen 1894.

des Forschens darin besteht, daß jede Frage Fragen gebiert. Das eigentliche Geheimniß der wissenschaftlichen Forschung, sagt er, besteht nicht darin, daß sie abschließt, vielmehr darin, daß sie aufschließt.

In die praktischen Fächer wurde er durch Puchelt, Chelius und Fr. Karl Nägele eingeführt. Der letztere erkannte bald in dem jugendlichen Studenten den zukünftigen Forscher und forderte ihn einst mitten in der Vorlesung zur Lösung einer Aufgabe auf, die sich auf seine berühmte Arbeit über das schräg verengte Becken bezog und die sich nur durch eine mikroskopische Untersuchung lösen ließ. Zu diesem Zweck mußte Moleschott Nägele's Werk und die dazu gehörigen Tafeln studiren; es war aber ziemlich theuer und für seine Mittel nicht leicht erschwinglich. In seiner Verlegenheit ging er zu Nägele und dieser schenkte ihm, allerdings nach einigem Zögern, ein schönes Exemplar. Daß Nägele mit der von Moleschott gegebenen Lösung zufrieden war, hat der würdige Mann diesem auf anmuthig freundliche Weise zu erkennen gegeben, indem er ihm das für den praktischen Unterricht bereits erlegte Honorar mit den Worten in die Westentasche schob: „Clericus clericum non decimat“.

Als von der Teyler'schen Gesellschaft in Harlem zur Preisbewerbung eine kritische Betrachtung von Liebigs Theorie der Pflanzenernährung ausgeschrieben ward, machte sich Moleschott auf Zureden seines Lehrers Delffs an die Bearbeitung derselben und es wurde ihm auch der Preis zugesprochen, der in einer goldenen Denkmünze oder einem Ehrensolde von 400 holländischen Gulden bestand. Da die Denkmünze die Preisschrift in einer Abbildung zieren sollte, so wählte er die 400 Gulden und kaufte sich damit sein erstes Mikroskop. In der Schrift selbst wies er mehrfach Lücken und Widersprüche in den logischen Deductionen Liebigs nach, und er trug Sorge, daß dieser die Nachweisungen übel aufnehmen würde. Doch darin hat er sich getäuscht; auf die Zusendung der Schrift antwortete Liebig mit einem verbindlichen Briefe, in dem es heißt: „Weit entfernt, daß ich durch Widerspruch verletzt werden konnte, ist mir derselbe erwünscht, indem er dazu beiträgt, das Korn von der Spreu zu sichten, und wenn dies, wie bei Ihnen, mit Geist und gentlemanlike geschieht, so habe ich Ursache genug, um so zufriedener zu sein.“ Später aber, nachdem der „Kreislauf des Stoffes“ erschienen war und darin eine weitere ziemliche Anzahl Liebig'scher Deductionen als unzuläßig aufgewiesen wurde, erhielt das beiderseitige Verhältniß eine ungemüthliche Färbung. Liebig sprach von den Dilettanten, welche an den Grenzen der Naturwissenschaften spazieren gehen, und Moleschott replicirte mit den „höfischen Gelehrten, welche vor einem Kreise von Höflingen eine ganze Schaar von Denkern zu Geistesleugnern zu stempeln wagen, weil diese Schaar sich unterwunden hat, den Menschen als ein Wesen anzusehen, für das der Geist nichts mehr, nichts minder ist, als eherne Naturnothwendigkeit.“ (S. „Licht und Leben“, 1856, S. 31 und 48.) Selbstverständlich vermochte diese Polemik den Werth von Liebigs Leistungen als Denker und Forscher in Moleschotts Augen nicht dauernd herabzusetzen; dies beweist zur Genüge das letzte Urtheil über ihn in den Lebenserinnerungen, welches also lautet: „Nichts hat mir in meinem Leben eine mächtigere wissenschaftliche Anregung bereitet, als das Lesen der Schriften von Justus Liebig. Allerdings stützt er sich auf Vorgänger und Vorarbeiten. Aber alles Thatsächliche, was Liebig vorgefunden und durch eigene Untersuchungen bereichert hatte, wurde von ihm auf solche Weise verwerthet und durchgeistigt, daß man auf Flügeln des Genius von Gedanken zu Gedanken zu eilen schien. Und dennoch war es leicht, inmitten dieser Anregung bei Liebig Denkfehler zu entdecken, die den Leser vor der Verführung schützen mußten.“

Mit Henle's Berufung, die auf des hochgesinnten Tiedemann Betreiben erfolgt war, „brach ein neuer Zeitraum für Heidelberg, eigentlich für die Wissenschaft an“.[1] „Wir fielen dem Zauber seines Wortes, seiner Gedanken und seiner That anheim.... Henle war nicht bloß ein Seher, er war auch ein Denker. In der damaligen Krankheitslehre schien alles drüber und drunter zu liegen, nicht weil es an Baustoff gefehlt hätte, sondern weil es einem Jeden darüber zu denken beliebte, wie es ihm gerade sein zufälliges Wissen gestattete. Die Pathologen machten es wie die Philosophen, die, mit einem beschränkten Maße von Wissen zufrieden, nicht über ihren Schatten sprangen, hinter dem Schatten das Licht nicht suchten, um die Ursache des Schattens zu erforschen. Je seltsamer eine Annahme war, je geistreicher, wie man zu sagen beliebte, desto begieriger wurde sie aufgegriffen, desto weniger wurde nach ihrem Beweise gefragt. Henle nannte das Kind beim rechten Namen, verwarf alles, was ihm nicht bewiesen schien, verfolgte die Märchen, die für Begriffe gelten sollten, ebenso unerbittlich mit der Schärfe seines Verstandes, als mit dem beißenden Spotte seines attischen Witzes; kurz er vollzog auf medicinischem Gebiete, was Ferdinand Baur, David Strauß, Ludwig Feuerbach auf theologischem ins Werk setzten.“ Die Beförderung zur Doctorwürde erhielt Moleschott am 22. Januar 1845. Henle, der sein „geborener, natürlicher und bereitwilliger Rathgeber“ war, überließ es ihm, als Promotionsarbeit die Lunge oder die Leber zu wählen. „Nachdem ich etwas im Studium der Leber herumgetastet, entschied ich mich für die Lunge, und schrieb meine Dissertation mit Abbildungen, nachdem ich den Bau derselben unter dem Mikroskop und die Geschichte unsrer Kenntnisse dieses Organs nach besten Kräften studirt hatte.“ In seiner Aufrichtigkeit, „um sich nicht für besser zu geben, als er war“, kann Moleschott nicht umhin, mitzutheilen, daß er in der mündlichen Prüfung den „unglaublichen Irrthum“ begangen habe, dem Herzen glatte Muskelfasern zuzuschreiben. Die Promotionskosten wurden aus dem Honorar für die Uebersetzung von Mulders physiologischer Chemie bestritten; und so hatte er das Vergnügen, seinem Vater mit seiner neuen Würde eine große Ueberraschung zu bereiten.

Zunächst ließ sich Moleschott in Utrecht als praktischer Arzt nieder, wo er mit dem Chemiker Mulder in engen Verkehr trat und mit dem später als Augenarzt so berühmten Donders ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. Mulder, berichtet Moleschott, glich Liebig darin, daß man auch nicht das flüchtigste Gespräch mit ihm führen konnte, ohne von dem geistigen Gepräge des Mannes ergriffen und angefeuert zu werden. Aus den gewöhnlichsten Gesprächsgegenständen schlug er Gedankenfunken. Er nahm alles wichtig, eine Blume, wie die Nahrung, ein Kind, wie den weisesten Mann. Unter seinen Schülern war er anregend durch seine eigene Sammlung. Wo der Fortschritt angebahnt wurde, ward er sogleich die Seele davon. Er hatte keine andere Grenze, als die Reizbarkeit seines Gemüthes und die Leidenschaftlichkeit seiner Neigungen für und wider Grundsätze und Menschen. Doch bewirkte die Leidenschaftlichkeit Mulders, daß der Verkehr mit ihm nicht so lange fortgesetzt wurde, als es dem wissenschaftlichen Streben Moleschotts förderlich erschien. Für Mulder ist es bezeichnend, daß er Moleschott in der von ihm selbst verfaßten Lebensskizze nicht einmal nennt, obwohl jener ohne alle Zweifel sich die größten Verdienste um die Verbreitung seiner Werke und damit seines wissenschaftlichen Ruhmes erworben hat. Den Brennpunkt seiner Utrechter

[1] Ueber Henle hat die Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 26. August 1892, Nr. 199, an der Hand des damals erschienenen Werkes von Fr. Merkel ausführlich berichtet.

Jahre fand Moleschott jedoch in Donders. „Begegnet es einem doch nicht oft im Leben“, sagt Moleschott, „daß man mit einem hochbegabten, schöpferisch angelegten Mann, in dem es gährt und braut, zusammentrifft und die Mittheilung ohne Schleusen Herz und Sinn erschließt, so daß aus dem Genuß des beiderseitigen Strebens ohne weiteres Freundschaft erwächst. Ich erfuhr das gleich in der ersten Nacht unsres Zusammenseins.“ Das Leben sonst gestaltete sich für Moleschott in Utrecht ganz erträglich. Wenn die Kranken nicht genug eintrugen, so halfen die Uebersetzungen aus. Und doch wurde es ihm dort nicht recht wohl. Er hatte sich zu sehr an den Flügelschlag des deutschen Geistes gewöhnt, sich zu gern in Strömungen deutscher Literatur und deutscher Weltweisheit gebadet, als daß ihm bei aller Vorzüglichkeit der Menschen dort nicht etwas gefehlt hätte. Zu dem kam noch, daß später die ärztlichen Pflichten die Oberhand zu nehmen drohten, und es befiel ihn eine Bangigkeit, wenn er sich vorstellte, die Zahl der Kranken könne so wachsen, daß er sich für immer in Utrecht einspinnen müsse. Er beschloß, sich in Heidelberg als Privatdocent niederzulassen; sein Gesuch wurde durch die freundliche Vermittlung Henle's günstig aufgenommen.

Die ersten Jahre seiner Lehrthätigkeit waren eine Zeit des Ringens und Kämpfens; die Zuhörer waren nicht zahlreich, die Praxis unbedeutend und die Schriftstellerei mußte aushelfen. Daran fehlte es nun nicht. Sein ehrwürdiger Lehrer Tiedemann forderte ihn auf, den Band seines weitangelegten, aber unvollendet gebliebenen Handbuchs der Physiologie, der von den Nahrungsmitteln handelt, ganz neu zu bearbeiten. Moleschott ergriff die Aufgabe mit Eifer und voll Dankbarkeit für das ihn ehrende Vertrauen, und die ersten Proben, welche er Tiedemann vorlas, erwarben so vollständig dessen Beifall, daß dieser ihn in voller Unabhängigkeit gewähren ließ. Später wurde die Lehre der Nahrungsmittel für das Volk bearbeitet; das Werk hatte, wie man weiß, den größten Erfolg und trug Moleschott unter anderem den vollen Beifall von Alexander v. Humboldt ein; dieser hatte ihm übrigens früher schon einmal geschrieben und ihm mitgetheilt, daß die Harlemer Preisschrift sich auch die Anerkennung von Berzelius erworben habe. Zugleich beschäftigte sich Moleschott damals eingehend mit Georg Forster, auf den er durch Sömmerring und namentlich durch Gervinus, der eine meisterhafte, wenn auch allzu auszeichnende Charakteristik von ihm entworfen hatte, aufmerksam gemacht worden war. Die Ergebnisse wurden dann später in dem enthusiastischen Werke „Georg Forster, der Naturforscher des Volkes“ niedergelegt. In Heidelberg knüpfte sich auch das enge Freundschaftsbündniß mit dem trefflichen Literarhistoriker Hermann Hettner, das nur der Tod zu lösen vermochte und dem Moleschott später in dem Schriftchen „Hermann Hettners Morgenroth“ einen so warmen Ausdruck verliehen hat. „Im Namen Feuerbachs“, schreibt er, „hatte ich Hettner kennen gelernt. Während er dem Studium der Kunst und ich der Naturwissenschaft ergeben war, fühlten wir uns sogleich als Schößlinge einer gemeinsamen Wurzel, als welche wir die allgemeine Wissenschaft, die Weltweisheit erkannten. Dies ging von Anfang an so weit, daß wir tief davon durchdrungen waren, daß wir uns ebenso sehr durch den Gegenstand unsres Hauptstudiums ergänzten, wie wir uns in der Richtung unsres Denkens begegneten.“ Wir müssen hinzufügen, daß Moleschott anfangs der Hegel'schen Philosophie huldigte; von Moritz Fleischer sehr nachdrücklich auf Feuerbach verwiesen, wurde er durch Hettner ganz in die Philosophie desselben eingeführt, deren wärmster Anhänger er dann für sein übriges Leben wurde. Auch in den Lebenserinnerungen gibt er seiner Anhänglichkeit an Feuerbach in den lebhaftesten Worten Ausdruck; er bekennt, daß die Anthropologie, deren Keime schon sein Vater in ihm gelegt, der L. Feuerbach das Ziel gesteckt, ihm als die eigentliche Aufgabe seines Lebens gelte. „Um ihretwillen befleißigte ich mich der Arzneikunde und der Arzneipflege, um ihretwillen studirte ich die Lehre vom Leben, um ihretwillen war ich der Weltweisheit ergeben, die ich nur in ihr erblickte. Also nicht „Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie“, sondern Menschenkunde, nur Menschenkunde nach allen Seiten, ohne Theologie und Teleologie, ohne Gotteswahn und Zweckmäßigkeitslehre, aber mit Religion, mit der Religion, die den Menschen als ein abhängiges, naturbedingtes Wesen betrachtet, das die Aufgabe als Pflicht erfaßt hat, seine Naturbedingtheit immer mehr zu der Culturbedingtheit zu erheben, die ihm mit der Bewunderung der Natur den Trieb und die Kunst, sie zu beherrschen, einflößt.“

Der Ursitz der Hohenzollern?

Von Rudolf Schäfer.

Die durch die Jahrhunderte hindurch als selbstverständlich geltende Anschauung, der mit seiner stolzen Burg bekrönte Zollerberg sei die Wiege des nach ihm benannten Hohenzollern-Geschlechts, ist durch eine Reihe von Entdeckungen der letzten Jahre stark ins Wanken gerathen, ja durch genaue Untersuchungen schwäbischer und hohenzollernscher Geschichtsforscher dahin umgeändert worden, daß mit ziemlicher Sicherheit gar nicht der Zollernberg, sondern der mehrere Stunden südlich gelegene, zum württembergischen Oberamt Balingen gehörige Schalksberg als Ursitz der Hohenzollern zu betrachten sei. Es ist eine der landschaftlich schönsten Gegenden des Schwabenlandes, welche die Bahnlinie Tübingen-Sigmaringen im oberen Laufe des Eyachflüßchens durchschneidet; der Thalgrund so anmuthig wie die bekannten schönen Thäler der mittleren Alb, während im jähen Aufstieg mächtige zerklüftete und zerrissene, bald bewaldete, bald nackte Felsmassen sich zu ansehnlicher Höhe erheben. Dort ragt kühn aus der Tiefe des Eyachthales Hunderte von Metern der Böllatfelsen hervor mit einer Aussicht, die in Süddeutschland kaum ihresgleichen hat, während der Schalksberg, oder wie er jetzt allgemein heißt, die Schalksburg, als ein mächtiger, wie von Riesenhand bearbeiteter Felsklotz mit jäh abfallenden, klaffenden Wänden dem Burgfelder Gebirgsmassiv vorgelagert ist. Nur gegen Norden hängt durch einen schmalen, kaum zwei Männern Platz gebenden Felsgrat die Schalksburg mit dem Gebirgsstock zusammen. Es ist nun zum voraus kaum anzunehmen, dieser zu einer natürlichen Veste, einer Volksburg, wie geschaffene Berg sei in der Zeit, wo die Edelinge sich ihre Burgen und Steinhäuser auf Bergeshöhe erbauten, ohne eine solche Bekrönung gewesen, um so mehr, als das nahe Pfarrdorf mit seinem Namen Burgfelden darauf hinweist, daß dieses Feld zur Burg, nämlich zur Schalksburg gehört habe. So gut wie die anderen isolirten oder vorgelagerten Bergspitzen der Alb, der Staufen, der Neufen, die Teck, die Achalm, der Zollern, ihre mächtigen, berühmten Geschlechtern angehörigen Burgen trugen, wird auch die Schalksburg eine von einem hervorragenden Geschlechte erbaute Veste besessen haben. Scheinbar steht freilich dieser Annahme die Benennung „Schalksburg“ = Burg eines Knechtes, gegenüber. Aber es ist nicht zu übersehen, daß schon vor dem Ende des ersten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung das Wort scalc oder scalch seine erniedrigende Bedeutung verloren hatte, wie z. B. schon unter den Ottonen deutsche Herzoge das Amt eines Marschalk und Seneschalk bekleideten.

Zum ersten Male begegnet uns der Name Schalksberg in der Geschichte im Jahre 1211, von wo an die Ritter

von Schalksburg längere Zeit als Ministerialen und Burgmannen der Zollern erscheinen. Wer aber saß ursprünglich auf diesem uneinnehmbaren Felsensitze oder wer bewohnte, bevor sich auf der Schalksburg eine Steinveste erhob, den Edelhof, der vielleicht in Balingen oder Burgfelden stand? Es ist das Verdienst Dr. Ludwig Schmids, der sich die Erhellung der hohenzollernschen Urgeschichte zur Lebensarbeit bestimmt hat, durch die geistvolle Verwerthung der Namenvererbung nachgewiesen zu haben, daß die Ahnen der Zollern keine anderen waren als die mächtigen Burkhardinger, jenes schwäbische Herzogsgeschlecht, dem im 10. Jahrhundert jener Herzog Burkhard II., der Gatte der durch Scheffels Roman berühmt gewordenen Hadwig, entsproßte. Aber schon ein Jahrhundert vorher, bevor die Burkhardinger den Rang von Herzogen gewonnen hatten, war es ein Mitglied dieses hervorragenden Geschlechtes, der von 874—889 vorkommende Graf des Scherragaues, Adalbert, der durch seine Heirath mit Judith, der Tochter des Markgrafen Eberhard von Friaul, Balingen mit Zubehör erwarb. Jahrhunderte lang übten die Burkhardinger im Scherragau das Amt der Gaugrafen aus, ohne daß es irgendwie zu erweisen wäre, daß der Zollerberg im Besitze ihrer Familie vor dem Jahre 1057 gewesen wäre, denn — und das ist nicht zu übersehen — dieser Zollerberg lag gar nicht im Scherragau, sondern in dem nördlich an ihn stoßenden Gau Hattinhuntare, der erst später zur Grafschaft Zollern geworden ist. Sollte nun wirklich ein so mächtiges Geschlecht wie die Burkhardinger Scherragaugrafen nicht einmal auf ihrem Eigengut einen Sitz gehabt haben? Das ist kaum anzunehmen, sondern es wird das vornehme Geschlecht, noch bevor es in der Mitte des 11. Jahrhunderts den Zollern besaß und von da an in der Geschichte den Namen Zollern führte, in seinem alten Grafengau sich eine feste Burg gebaut haben, und der Platz, wo sich diese Burg erhob, kann kein anderer Berg gewesen sein, als der in ihrem Balinger Besitz wie zur Burganlage geschaffene Schalksberg, auf dem sich ja auch die im bekannten Mittelalter befestigte, den Zollern gehörige Burg erhob. Es ist also eine doppelte, neben einander herlaufende Kette von Schlüssen, die darauf hinweist, daß die Schalksburg die Wiege des Hohenzollerngeschlechtes ist: einmal weil die Burg auf dem Schalksberge einem mächtigen Geschlecht gehören mußte, und dieses Geschlecht kann kein anderes als das der Scherragaugrafen, der Burkhardinger Zollern sein; zweitens werden diese Gaugrafen gewiß auf ihrem Eigengut einen Edelsitz, eine Burg besessen und sich nicht auf fremdem Boden, auf dem zur Hattinhuntare gehörigen Zollerberg angesiedelt haben.

Licht in diese Fragen und Hypothesen sollte eine alte, unscheinbare Kirche bringen, deren Niederlegung wegen ihres lebensgefährdenden Zustandes bereits bestimmt war. Im Sommer 1892 entdeckte man nämlich in der zur evangelischen Pfarrgemeinde Pfeffingen gehörenden Filialkirche des Dorfes Burgfelden unter der Wandtünche Malereien, die seither den Kunsthistorikern und Alterthumsforschern den Stoff zu vielfachen Untersuchungen geliefert haben. Ferner fand man bei der nöthig werdenden Ausgrabung des Kirchenbodens gerade unter dem Altare, also an dem Platze für Ehrengräber, neben anderen Steingräbern ein großes Steingrab mit zwei mächtigen Skeletten. Bis in unsre Zeit herein geht im Volke die Sage um, in diesem dem hl. Michael geweihten Kirchlein sei der Heilige mit einem goldenen Hut begraben; eine Sage, die auch darauf hinweisen kann, daß von alters her diese Michaelskirche als Grablege eines hohen Geschlechts betrachtet wurde. Auffallenderweise fanden sich bei den Skeletten keinerlei Waffen vor, dagegen kam ein kleiner Silberbracteat zum Vorschein, der das alte Zollern'sche Wappen trägt und jetzt in der Stuttgarter Sammlung vaterländischer Alterthümer aufbewahrt wird.

Nicht leicht hat eine Kirche über Nacht so sehr die allgemeine Gleichgültigkeit in das lebhafteste Interesse umgewandelt, wie das Gotteshaus von Burgfelden, einer Gemeinde von 230 Seelen, die mit 910 Meter Meereshöhe den höchsten Wohnort der südwestlichen Alb darstellt. Kurz vorher in der uns vorliegenden officiellen Pfarrbeschreibung mit den Worten abgemacht: „alt, unschön, aber hinreichend geräumig", sah die Kirche nach Bekanntwerdung des Vorhandenseins von Wandgemälden Künstler, Gelehrte und Forscher zu sich pilgern. Nur die Oberamtsbeschreibung von Balingen war ihr noch vor Aufdeckung der Gemälde gerecht geworden und hatte sie „wegen ihrer Festigkeit und der Feinheit der Ausführungen zu den ausgezeichneten Werken des Mittelalters" gezählt. Dieser romanische Bau wurde im 14. Jahrhundert in den gothischen Stil größtentheils umgebaut, wobei die alten romanischen Wandmalereien übertüncht wurden, während die Kirche eine Neubemalung erhielt, die noch jetzt an den Resten eines Christophorus und eines Christus zu erkennen ist. Das Verderben des Mauerwerks war ein unsinnig schwerer Dachstock geworden, der die starken Mauern auseinander trieb, so daß die Kirche wegen ihres baufälligen Zustandes gesperrt werden mußte. Gerade aber dieses über sie verhängte Todesurtheil sollte zu ihrer Rettung führen, denn bei der Untersuchung ihres Zustandes wurden jene Wandmalereien entdeckt, worauf besonders auf Betreiben des hochverdienten Landesconservators Eduard Paulus die Kirche auf Staatskosten angekauft und ihre Erhaltung als vaterländisches Kunstdenkmal beschlossen wurde. Die genaue kunsthistorische Untersuchung der Fresken lieferte zunächst ein hohes ästhetisches Resultat. Zwar ist von der wahrscheinlich über die ganze Kirche sich erstreckenden Ausmalung nur ein Theil erhalten, aber das Erhaltene genügt, um ein Urtheil über den hohen Werth der Bilder und selbst über die Herkunft der Künstler zu fällen. Darüber sind sämmtliche Kritiker einig, daß die Burgfelder Fresken um das Jahr 1050—1070 entstanden sind, daß sie von hervorragenden Künstlern herstammen und daß sich mit ihnen die anderen noch erhaltenen Reste von Fresken aus dem 11. Jahrhundert, in der Stiftskirche zu Essen und der Luciuscapelle zu Werden, nicht messen können. Nur das einzige Denkmal von Wandmalereien innerhalb Deutschlands und aus der Zeit vor dem 11. Jahrhundert, die Wandbilder in der Sanct Georgskirche von Oberzell auf der Reichenau im Bodensee, halten einen Vergleich aus, ja sie ergeben, mit einander verglichen, eine solche überraschende Uebereinstimmung in der Technik, Ornamentik und Formengebung bis hinaus auf die Farben und die Parallelstreifen des Malgrundes, daß an der Schulzusammengehörigkeit der Burgfelder und der Oberzeller Fresken kaum mehr gezweifelt werden kann. Zur leichteren Ermöglichung, die Burgfelder Fresken zu sehen, hat die württembergische Regierung die Mehrzahl der Bilder genau als farbige Copien in der Originalgröße herstellen und in der oben genannten Stuttgarter Alterthümersammlung anbringen lassen. Die Herstellung der Burgfelder Fresken durch Künstler der berühmten Reichenauer Schule wird auch dadurch erklärlich, daß in der Zeit von 1050—1070, während der diese Kirche ausgemalt wurde, für Südwestdeutschland kein anderes Kunstcentrum in Frage kommt — weder Köln, noch Fulda, noch Regensburg —, als die in unendlichen Beziehungen mit diesem Landestheil gestandene Reichenau. Besonders aber ist zu berücksichtigen — und das wird uns weiter unten noch einen wichtigen Wink geben —, daß von alters her die Zollern in engen Beziehungen zu dem berühmten Bodensee-Kloster gestanden sind, gerade wie ihre Ahnen, die Burkhardinger, von denen ja Hadwigs Gemahl, Burkhard II. von Schwaben, auf der Reichenau beigesetzt ist. Auch ist es eine Reichenauer Chronik, die Chronik des zeitgenössischen

Berthold von Konstanz, der das Geschichtswerk Hermanns des Lahmen (Herimannus Contractus) von Reichenau fortsetzte, worin die erste urkundliche Nennung des Hohenzollernhauses vorkommt. Mit der zum Jahre 1061 gehörenden düsteren Notiz: Burkhardus et Wezil de Zolorin occiduntur beginnt bekanntlich die beglaubigte Geschichte des weltberühmten Geschlechtes, das mit Reichenau in so viele Beziehungen trat. So besaß das Kloster im Scherragau, und zwar am Fuße der Schalksburg, mehrere Güter, ferner trugen die Zollern mehrere Reichenauer Besitzungen zu Lehen und versahen die Hohenberger Zollern seit alters das Obermundschenkenamt im Inselkloster. Stehen also die Beziehungen der Burkhardinger und ihrer Nachkommen, der Zollern, zur Reichenau fest und darf ebenso der Charakter und Stil der Burgfelder Fresken zu der sicheren Annahme berechtigen, Reichenauer Künstler seien die Urheber derselben, so sei auch noch die Aufmerksamkeit auf den Inhalt der Wandmalereien gelenkt. Die ganze Breite der Ostseite wird durch eine figurenreiche Darstellung des Weltgerichtes eingenommen, während das Bild der Südwand den Kampf zweier Gewappneter vorstellt. Eine andere Scene, an der Nordseite der Kirche, jedoch ist es, die, vielumstritten, mit der Geschichte der Hohenzollern in Verbindung gebracht wird. Dr. Paul Weber in Degerloch bei Stuttgart, der sich um die Deutung der Burgfelder Wandgemälde verdient gemacht hat und das gesammte Vergleichungsmaterial aus der Kunstgeschichte jener Zeit sammelt, neigt mit dem hohenzollernschen Forscher Hofrath Dr. Zingeler der Ansicht zu, daß diese Kampfesscene nichts anderes als die Illustration jener geschichtlich beglaubigten Tödtung der beiden Zollern im Jahre 1061 bilde. Wir sehen auf jenem Bilde in einem Walde einen waffenlosen Reiter, von drei Fußgängern überfallen und geschlagen, ebenso drei andere Männer zu Fuß, die hinter dem Busche einem zweiten Reiter auflauern. Während nun Prof. Dr. Keppler in diesem Kampfe eine bildliche Darstellung der Parabel vom barmherzigen Samariter erblickt, sieht auch Oberstudienrath Paulus darin nichts anderes als die Darstellung des gewaltsamen Todes jener beiden Hohenzollerngrafen Burkhard und Wezel; Zingeler hinwieder verbindet diese beiden Ansichten, indem er das Bild der Kampfscene nichts anderes als eine fromme Stiftung der Hinterbliebenen sein läßt, die einerseits diese geschichtliche Thatsache feststellen wollten und zugleich ein religiöses Bild schaffen ließen, nämlich die Geschichte des barmherzigen Samariters, weil jene Parabel die einzige Erzählung des Neuen Testaments ist, worin ein Kampf vorkommt. Daraus folgern nun die Forscher weiter: Wäre die Zollernburg schon damals, 1061, die Hauptburg des Geschlechtes gewesen, so wäre die Stiftung dieser auf den Hohenzollern-Todtschlag bezüglichen Fresken doch gewiß in der Michaelscapelle, die damals schon auf dem Zollerberge stand, und nicht in der Michaelskirche von Burgfelden-Schalksburg ausgeführt worden.

Vollends klar wird die Frage nach dem Ursitz der Hohenzollern, wenn man bedenkt, daß das kleine, weltabgelegene Dörflein Burgfelden gewiß keine Kirche und Thurm von mehr als meterdicken Quadern gebaut, keine Künstler ersten Ranges zur Ausmalung seiner Kirche und gewiß auch keine Grablege im heiligen Altarraume gehabt hat. Wer anders kann also die Kirche erbaut und ausgemalt haben, als die mächtigen Burkhardinger, die auf der kühnen Schalksburg saßen? Denn Burgfelden hat, wie schon aus dem 9. Jahrhundert nachweisbar ist, immer zur Schalksburg gehört, und auf der Schalksburg kann nur jenes Geschlecht gesessen sein, dem der Scherragau als Eigenthum gehörte, also die Burkhardinger, die in der Kirche zu Burgfelden ihr Erbbegräbniß hatten.

Unsicher ist dagegen, wie die Burkhardinger auf den Zollern kamen, nach dem sie sich in ihrer Hauptlinie wie in ihren weiter fortbestehenden Nebenlinien nannten. Noch bis ins 11. Jahrhundert gehörte ja der Zollerberg zur Hattinhuntare und damit zur Herrschaft der Sülichgaugrafen. Ludwig Schmid nimmt nun, fußend auf mehrere urkundliche Daten, an, die beiden Scherragrafen hätten ein Auge auf die Hattinhuntare geworfen — die denn auch später ihrem Geschlechte zufiel —, hätten ferner sich in den Besitz des Zollern gesetzt, sich darnach genannt, seien dann im Kampf mit den Sülichgaugrafen erschlagen worden; in der Zeit aber, etwa von 1057—1061, hätten sie um die alte Michaels-Capelle auf dem Zollern eine feste Burg erbaut. Das ist freilich zunächst eine nur auf wenige Daten gestützte Vermuthung, die aber dadurch an Halt gewinnt, daß bald darauf der ganze Gau Hattinhuntare zur Grafschaft Zollern wurde.

Auch ferner muß die Kirche von Burgfelden das Erbbegräbniß der Grafen Zollern gewesen sein, soweit deren Angehörige nicht auf dem Zollerberg mit seiner als Grablege dienenden Michaels-Capelle wohnten, bis die Hauptlinie im Anfang des 13. Jahrhunderts im Kloster Stetten, am Fuße des Zollerberges, ihre große Familiengruft anlegte. Im Jahre 1288 gibt die Schalksburg einem Zweige der Zollern'schen Hauptfamilie den Namen Zollern-Schalksburg, und damit haben sich von den eigentlichen Hohenzollern innerhalb eines Jahrhunderts drei mächtige Linien abgezweigt: die Hohenberger, die Nürnberger und diese Schalksburger Zollern. Nur über den Nürnbergern leuchtete mehr und mehr der Stern des Glückes; in Kämpfen um die Vorherrschaft schwächten sich die beiden anderen Linien. Im Jahre 1403 verkaufte Graf Friedrich das uralte Burkhardinger-Zoller'sche Erbe Schalksburg an den Grafen Eberhard von Württemberg um die Summe von 28,000 Goldgulden, selbst für die damalige Zeit ein Spottgeld. Denn mit der Veste Schalksburg und der dazu gehörigen Herrschaft ging Balingen nebst 18 Dörfern in württembergischen Besitz über. Die Handlung des durchaus nicht verschuldeten Schalksburger Zollern war ganz unverständlich, und Märchen und Sagen knüpften sich an diesen merkwürdigen Handel. Mehrmals hegten die Zollern später den Gedanken, das dem Hause abgekommene Erbgut, die eigentliche Wiege ihres Geschlechtes, wieder an sich zu bringen, so Eitel Friedrich I., dann Eitel Friedrich II., dem dieses Vorhaben als Reichserbkämmerer, Präsident des Reichskammergerichtes und besonders als Freund Kaiser Maximilians und Schwiegersohn des Markgrafen von Brandenburg wohl auch geglückt wäre, hätte der Tod ihn nicht übereilt. Eitel Friedrich benützte nämlich die Geldverlegenheit des Herzogs Ulrich von Württemberg, um die Schalksburg als Pfand zu erhalten. Im Jahre 1512 starb Eitel Friedrich, und obwohl die Pfandschaft auf die Schalksburg stehen blieb, konnte doch 41 Jahre später Württemberg sie wieder ganz in Besitz nehmen. Im Laufe der Zeiten zerfiel die Burg, im dreißigjährigen Kriege spielte sie keine Rolle, sie hieß schon von 1624 „abgegangen“. Noch einmal, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dachte ein Hohenzoller an die Rückerwerbung seines Ahnensitzes, der Fürst Friedrich Ludwig von Hohenzollern-Hechingen; seine Räthe hielten jedoch den aus reiner Pietät hervorgegangenen Wunsch dem württembergischen Herzog gegenüber nicht für ausführbar.

Während die Spitze des Schalksberges verödet lag, wurde der Gipfel seines glücklicheren Rivalen, des Zollerberges, mit der prachtvollen Hohenzollernburg bekrönt; dennoch scheint es der Geschichtsforschung gelingen zu wollen, die Wiege unsres Kaiserhauses von Hohenzollern weg auf die Schalksburg zu stellen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Römische Ausgrabungen. — Das Castell bei Ehrenbreitstein ist nunmehr, wie die „Köln. Ztg." meldet, von Oberstlieutenant Dahm vollständig freigelegt. Die durchschnittlich 1.25 Meter starke Ringmauer bildet ein Rechteck mit abgestumpften Ecken und schließt einen Raum von 175 Meter Länge und 155 Meter Breite, also von 27,125 Quadratmeter Flächeninhalt ein. Das Ehrenbreitsteiner Castell ist somit eines der größten der bisher aufgefundenen Befestigungswerke des römischen Grenzwalls. Um die Mauer zieht sich in einem Abstand von 1.25 Meter ein Doppelgraben, dessen erste Vertiefung 9 Meter, die zweite, etwas flachere, 6 Meter breit ist. Die Sohle des der Mauer zugekehrten tieferen Grabens liegt etwa 2 Meter unter der Oberfläche. Die schmale Front des Werkes, in deren Mitte sich die gleich den übrigen drei Thoren mit zwei thurmartigen Anbauten flankirte Porta praetoria öffnet, ist nach Südost gekehrt. Sie wendet sich dem dort sanft ansteigenden Hang des Westerwaldes zu und bildet so die einzige unmittelbar zugängliche Seite der Feste. Zur rechten Hand fällt nämlich der Berg in das Thal des Eselsbachs und in das sich daran schließende tiefgelegene Mühlbachthal ab, zur linken und zum Theil im Rücken zieht sich die Thalfurche hin, in der das Dorf Niederberg liegt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Castell vornehmlich die Aufgabe hatte, die durch dieses Thal vom Rhein in der Richtung nach Montabaur führende Straße zu decken. Das Vorhandensein dieser Straße wurde schon 1868 von Jak. Schneider nachgewiesen, eine von Archivrath v. Eltester im folgenden Jahre angeregte eingehendere Untersuchung wurde leider durch den Krieg unterbrochen. Im Innern des Castells sind die Grundmauern der einzelnen Gebäulichkeiten vorzüglich erhalten. In der Mitte der der Porta decumana zugewandten Platzhälfte befindet sich das Prätorium, das Wohnhaus des Befehlshabers. Zu beiden Seiten dieses Baues weisen in einiger Entfernung ziemlich deutliche Spuren auf je ein Magazin hin. Vor dem Prätorium liegt ein Brunnen. Das Mauerwerk rechts von dem Brunnen hält Dahm für die Ueberreste eines Exercirhauses. Links befindet sich der Standplatz der bellica tormenta, der Geschütze. Dicht neben diesem Geschützstand stieß Dahm auf die Grundmauern eines weiteren Gebäudes, eine äußerst überraschende Entdeckung, da in den bisher bloßgelegten Castellen an der entsprechenden Stelle keine Mauertrümmer gefunden worden sind. Wegen der an der Stelle vorgefundenen zahlreichen Geschosse und Theile von Ballisten oder Katapulten vermuthet Dahm wohl mit Recht, daß er hier ein Zeughaus ausgegraben hat. Auch Prof. Hettner aus Trier und Prof. Wolf aus Frankfurt a. M. sind seiner Ansicht. Bei den Geschossen sind drei Gattungen zu unterscheiden: 1. Schleudersteine von der Form und Größe eines Eies, 2. Steinkugeln von etwa 1 Decimeter Durchmesser — 1 und 2 sind aus Basalt —, 3. Kugeln aus Tuffstein von weit geringerem Gewicht, die anscheinend, im Gegensatz zu den beiden ersten Arten, zu Uebungszwecken dienten. In der vorderen Hälfte der Feste liegt zur Linken eine Werkstatt, zur Rechten das Officierhaus, das unterkellert ist und mit Schiefer gedeckt war. Soviel über das Innere des Castells. Nicht minder interessant sind die Entdeckungen draußen, in unmittelbarer Nähe der Ringmauer. Vor der Frontseite war schon früher das Vorhandensein eines Ziegelofens festgestellt worden. Dahms emsigem Forschen gelang es nun, einige Ziegel mit dem Stempel Coh(ors) VII Raet(orum) E(quitata) aufzufinden. Demgemäß verdankt also die Anlage ihr Entstehen der Zieglerrotte der hier garnisonirten 7. Cohorte. Es handelt sich somit ferner um eine Herstellung am Platz, während die mit dem Stempel der 22. Legion bezeichneten Ziegel, von denen wir schon berichteten, höchst wahrscheinlich eingeführte Waare der Legionsziegelei bei Nied in der Maingegend waren. Die Stempel-Inschrift der letzteren, übrigens etwas länglicher geformten Steine lautet wörtlich: L(egio) XXII P(rimigenia) P(ia) F(idelis). Für einen längeren Aufenthalt der 7. Cohorte spricht auch der unweit der Südecke der Mauer ausgehobene Altar der Fortuna. Er trägt folgende Widmung: Fortunae Cn. Calpurnius Verus > praefectus Coh. VII Raetorum equitata. Der Haken > ist eine Abkürzung für Centurio. Hier sei gleich auch ein kleinerer Altar erwähnt, der schon früher in der dortigen Gegend gefunden wurde. In seiner schlecht lesbaren Inschrift ist die Rede von der VI. (?) Antoninischen Cohorte, die dem Ortsgotte diesen Altar weihe. Ueberraschend ferner war die Aufdeckung eines großen und reich eingerichteten Bades, dicht bei dem Fundorte des Fortuna-Altars. Der Fußboden besteht aus Opus signinum, Malereien schmücken die Wände. Da die Wände hohl sind, scheint es sich, ähnlich wie z. B. in dem Caldarium des 1824 aufgedeckten und von Overbeck ausführlich beschriebenen pompejanischen Bades, um einen Betrieb mit Luftheizung zu handeln. Die innere Wand wird durch die äußere mit Hülfe horizontal liegender, mit Eisenstäben durchzogener Thonröhren gestützt. Vor der Porta principalis dextra lassen mehrere Anzeichen erkennen, daß auch hier die bei jeder militärischen Niederlassung unvermeidlichen canabae, Kneipen, die Standplätze der Marketender in gebührender Anzahl vertreten waren. Außer den erwähnten Funden enthält die im Saal des Gastwirths Reffgen veranstaltete Ausstellung den Sockel einer lebensgroßen Kaiserstatue aus Bronze, einen Schreibgriffel, einen Bolzen (fibula), mehrere Waffen: Dolche, Spieße, eine Anzahl schon früher an der Stelle gefundener Münzen, endlich Vasen, Töpfe, darunter einen von ungefähr 20 Liter Inhalt, und mehrere Scherben mit dem Töpferstempel. Die bei der Ausgrabung des Castells zu Tage geförderten römischen Alterthümer werden dem Provincialmuseum in Bonn überwiesen. Das bedeutendste Fundstück, der Fortuna-Altar, ist bereits dahin abgegangen. — Oberstlieutenant Dahm hat sodann in Ems seine diesjährigen Nachgrabungen mit der Nachweisung eines römischen Castells in der Nähe des Bahnhofs in glücklicher Weise beendigt. Von dem in Ems wohnenden Alterthumsforscher und Sammler Aug. Vogelsberger war bereits 1873 an den Conservator Obersten v. Cohausen über die Auffindung römischer Mauerreste in der Bahnhofstraße berichtet worden. Auf Grund dieser älteren Funde und mit Unterstützung Vogelsbergers hat vom 4. bis 7. October ds. Js. Oberstlieutenant Dahm die Mauern eines Castells von 65 Meter Länge und 53 Meter Breite aufgefunden. Er verzeichnet dieses Ergebniß mit besonderer Freude, da die Emser Ausgrabungen zu den schwierigsten Aufgaben seiner Forschungen gehörten. Die Ausbeute für die Museen war bei den Ausgrabungen der letzten Tage gering. Das neuentdeckte Castell dürfte eine Besatzung von 500 Mann gehabt haben, während das größere Emser Castell im untern Stadttheil, welches Hr. Dahm im vergangenen Jahre auffand, für etwa 2000 Mann berechnet war. Der verdiente Forscher legte auch den Lauf des Limes zwischen Wintersberg bei Ems, wo ein Aussichtsthurm als Nachbildung einer römischen Warte auf römischen Grundmauern errichtet ist, und dem neuen Castell fest. Der Punkt, wo der Pfahlgraben die Lahn überschreitet, bleibt noch aufzufinden. Hrn. Vogelsberger gelang am 9. October bei Gelegenheit von Wasserleitungsarbeiten am Cursaal die Feststellung einer römischen Straßenanlage von etwa 7 Meter Breite, die ehemals dicht am rechten Ufer der Lahn herlief. Die Richtung des aufgedeckten Theils geht vom Cursaal nach den Vier Thürmen, dieser Straßenzug führt auch jetzt noch den Namen Römerstraße. —

Ueber die im Laufe des Herbstes in Württemberg vorgenommenen Ausgrabungen berichtet der „Schwäb. M.": Von dem bei Sulz a. N. auf der Güldenhalde gelegenen römischen Castell ist bis jetzt der größte Theil der Umfassung des ehemaligen Lagers freigelegt worden. Das Lager ist auf einem der schönsten Aussichtspunkte von Sulz gelegen mit weitem Ueberblick im Hintergrunde nach der Alb und auf der anderen Seite nach dem Neckarthal. Die Form ist ein ziemlich regelmäßiges, an den Spitzen abgerundetes Rechteck, dessen eine Seite etwa 158 Meter, die andere etwa 111 Meter lang ist. Das ganze Lager wird von einer starken Mauer umfaßt, die an manchen Stellen bis zu 2.30 Meter breit ist und die ein tiefer Graben umschließt. Entlang der Mauer erheben sich 28 Thürme. Dieselben sind folgendermaßen vertheilt: an jeder Schmalseite zwei den Eingang flankirende Thürme, rechts und links davon erheben sich je zwei Thürme und an den abgerundeten Ecken wieder je ein Thurm, auf jeder Langseite ebenfalls zwei Thürme, die das Thor bilden, und rechts und links davon je drei Thürme, die sämmtlich in einem Abstand von 12.50 bis 13.95 Meter stehen. An der südöstlichen Seite sind die vier vermutheten Thürme bis jetzt noch nicht aufgefunden. Die Thürme haben eine Länge und Breite von je 4.80 Meter und dienten hauptsächlich zur Aufstellung der Wurfgeschütze. Dieselben springen ungefähr 50 Centimeter über die Mauer vor. Rings um das Castell herum wurden eine große Anzahl Civilwohnungen festgestellt. — In Rottenburg wurden durch Prof. Dr. v. Herzog aus Tübingen aus Mitteln der Reichslimesforschung auf der Altstadt Ausgrabungen nach Spuren römischer Niederlassungen angestellt. Diese waren von Erfolg begleitet, indem man die Umfassungsmauer nebst einem Thor mit den charakteristischen Thorthürmen eines römischen Castells freilegte. — Ferner wurde in der ersten

Woche des October eine römische Station an der Militärstraße Straßburg-Kinzigthal-Rottweil aufgedeckt, das sogenannte Schänzle bei Röthenberg, O.-A. Oberndorf. Es ergab sich ein im Viereck geführtes Mauerwerk 105 Meter lang und 63 Meter breit, sowie zwei nambafte und ein kleineres Gebäude. Das Ganze scheint ein römischer Etappenposten an einer beherrschenden Stelle der wohl um 75 n. Chr. gebauten Occupationsstraße zu sein. Im Jahre 1825 wurden an derselben Stelle der Altar der Abnoba und eine Anzahl schöne Säulen gefunden. — Bei Rottweil endlich sind die von der Reichs-Limes-Commission im Römerlager veranstalteten Ausgrabungen jetzt beendigt. Von einem Gebäude zwischen dem christlichen und israelitischen Friedhof wurde nach drei Seiten ein vollständiger Grundriß gewonnen; gegen Westen scheint es sich in den christlichen Friedhof hineinzuziehen. Die Funde an Legionsstempeln, Münzen, Gefäßen gehören sämmtlich einer frühen Epoche an. Mit dieser frühen Zeit steht die Roheit und Leichtfertigkeit des Mauerwerks in merkwürdigem Widerspruch. Diese Mauern können keinen Monumentalbau, sondern nur Fachwerk getragen haben, worauf u. a. auch die Weite der Thüröffnungen hinweist. Immerhin ist zu bedenken, daß nur die untersten Schichten der Fundamente erhalten sind. Zur Orientirung für eventuell spätere Grabungen wurden an mehreren geeigneten Stellen Einschnitte gemacht. Das Rottweiler Lager hat eine ganz ungewöhnliche Größe. Während die eigentlichen Limescastelle selten mehr als 6—8 Morgen einnehmen, beläuft sich das Rottweiler Areal auf über 100 Morgen, seine genauere Untersuchung würde eine längere Reihe von Jahren und ganz erhebliche Mittel erfordern. Innerhalb des umwallten Lagers, dessen gewaltige Wälle großentheils heute noch vorhanden sind und z. B. bei der Ziegelhütte am Weg nach Altstadt 3 m hoch aufragen, liegt concentrisch ein reducirtes ummauertes Castell. Dessen Frontseite — dem Bahnhof zu — mißt 260 m und ist von einem von zwei großen Thürmen flankirten Thor unterbrochen. Auf dieses führt vom Castellinnern eine im Mittel 7 m breite Straße zu. Das Thor liegt nicht in der Mitte der Frontseite, sondern ist stark östlich verschoben. Mit Hülfe des Grabens wurden auch Stücke der rechten und linken Flanke festgestellt: es konnte die Form des ganzen ummauerten Lagers gewonnen werden. An Fundstücken kamen im ganzen 11 Fragmente von gestempelten Ziegeln der legio XI Claudia pia fidelis, 11 Bronzemünzen, darunter eine halbe, wie sie in der frühen Kaiserzeit im Umlauf waren, 12 Töpferstempel, mehrere Schlüssel, Perlen aus Thon und Glas, Nadeln, Löffel, Nägel, 1 Glöckchen, 1 Messer, 1 Dolchgriff, 1 Lanzenspitze und allerhand Scherben zu Tage. Der werthvollste Fund ist ein Oculistenstempel mit der Inschrift: M. VLPI. THEODORI. CROCODES. Crocodes ist ein nicht selten genanntes Mittel gegen Augenkrankheiten. Theodoros war offenbar ein griechischer Arzt, dessen Bürgerrecht, wie der Name Ulpius zeigt, vom Kaiser Trajan stammt. Es mag hiezu der ägyptische Arzt Harpocras verglichen werden, der den jüngeren Plinius von einer schweren Krankheit heilte und auf dessen Bitte von Trajan das Bürgerrecht erhielt.

γσ **Berlin**, 20. Oct. In der gestrigen ersten Sitzung nach den Ferien, welche die „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" abhielt, wurde in einstimmiger Wahl G. R. Prof. Beyrich zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft ernannt, die HH. Dr. Franz Fiala (Serajewo), Prof. Antonio Sayr (Leyden) und Dr. Nesley (London) zu correspondirenden Mitgliedern gemacht. Die Gesellschaft beklagt neben dem Verlust des G. R. v. Bardeleben den Tod des verdienten Dr. Rudolf Krause (Hamburg). Unter den zahlreichen Arbeiten und Beiträgen, die seit der Juli-Sitzung eingelaufen sind, seien folgende herausgehoben: Dr. Stuhlmann hat in Kilossa gemachte anthropologische Aufnahmen eingesandt, von Dr. Rößlau sind Mittheilungen über seine Funde in den transkaukasischen Gräbern gemacht worden, wo auch seinerzeit bei Schischau die sogenannten von G. R. Virchow bearbeiteten „Gürtelbleche" gefunden wurden. Dr. Reinke hat die Reste der scythischen Alterthümer zusammengestellt, die sich durch fast ganz Mitteleuropa bis Norbungarn einerseits und bis Mitteldeutschland, ja bis nach Baden andrerseits finden. Zur Culturgeschichte des Kaukasus liefert auch die Arbeit von Ostrowskich über die Musikinstrumente der Katschinzen einen Beitrag. Dr. Seeler hat aus Mexico das Manuscript einer bisher nicht publicirten Arbeit von Valentini eingesandt, das genauere Angaben über die mythischen Stätten bei Tulan (Mexico) enthielt. Ein Bericht von Prof. Schedel (Tokyo) enthielt culturhistorisch interessante Aufschlüsse über den Phalluscultus in Japan, während Mr. Chamberlain aus Massachusets Mittheilungen zur Kenntniß indianischer Sprachen des nordamerikanischen Continents liefert. Von Interesse sind auch die Mittheilungen über eine bei Bersovia, einer römischen Colonie Ungarns, belegene Fundstätte, wo ihrer Zeit die vierte Legion Pannoniens stationirt gewesen ist. — Sanitätsrath Dr. Bartels gibt einen Ueberblick über die im Vergleich zu unserm „Volkstrachten-Museum" überreichen Schätze der Museen für „Volkskunde" zu Serajewo, Budapest, Wien und namentlich des Museums Francisco-Carolinum zu Linz, aus dessen Inhalt er photographische Aufnahmen vorlegt. Von Interesse sind die aus Bosnien stammenden Halsketten, die derselbe Redner von seinen Reisen mitgebracht hat, und die dort zum Schmucke muhamedanischer Mädchen dienen. Sie zeigen, wie Reste aus der „Steinzeit" bis in die Gegenwart hineinragen, denn sie sind zumeist aus Obsidian, Achat und Steingut und Steinchen, die aneinandergereiht sind, hergestellt und stellen in ihrer Form „Pfeilspitzen" dar, was zur Abwehr von Krankheiten als Amulet angesehen wird. Prof. Nering legt einen in der berühmten paläolithischen Schicht bei Taubach in der Nähe von Weimar aufgefundenen Zahn vor. Eine genaue Untersuchung dieses Zahnes hat in Folge von dessen Rubosität und den darauf erkennbaren Falten zu der Annahme geführt, daß er der erste Molar (Backzahn) aus dem Unterkiefer eines Affen sei, der mit den Zähnen des Orang-Utang und Chimpanse übereinstimmende Merkmale zeigt. Die Fundstätte, die noch 11 Schichten, davon drei aus ganz hartem Kalktuff bestehende, über sich hat, ist ohne Zweifel als paläolithischer Zeit entsprechend anzunehmen, da der Zahn durch den zu Bausteinen verwendbaren Kalktuff wohl kaum allmählich herabgekommen sein kann. Dr. Rehmann-Nitsche legt ein aus Preußisch-Cujavien stammendes, in jener Gegend sehr selten vorkommendes Kupferbeil vor, dessen Form in Ungarn häufiger angetroffen wird. Dr. Götze spricht über eine durch einen Kolben auf der einen Seite ausgezeichnete, in Litthauen unter dem Namen Besemes vorkommende alterthümliche Wage. Dr. Falk macht auf jene am rechten Ufer der Ilm von ihm aufgedeckte Befestigung aus der Urzeit aufmerksam. Er fand in Thüringen einen längs der Ilm in einer Länge von 130 m und in einer Höhe von 2 m sich ziehenden, aus Schlackenmassen und Kalkablagerungen bestehenden Erdwall, der einst wahrscheinlich durch große Feuer gleichsam festgeschmolzen wurde, eine Methode, deren Spuren man auch sonst gefunden hat, später hat er den Römern (?) als Fundament für Wälle gedient, die dort aufgeworfen wurden. Dr. Karl Lehmann machte Mittheilungen über die sogenannten Chalder, einen Rest der alten Bevölkerung Armeniens, aus der Gegend von Trapezunt. Ihre Sprache ist weder mit der slavischen, noch mit der georgischen verwandt. Sie scheinen die Urbevölkerung Armeniens und mit den älteren Georgiern verwandt zu sein. Sprachliche Reste deuten ihre lange Seßhaftigkeit auf diesem an Völkertrümmern so überreichen Boden an; so bezeichnet in ihrer Sprache die Endung kinis die Herkunft Jemandes aus einem Orte, und schon auf einer griechischen Inschrift aus dem Mittelalter findet sich die Bezeichnung *Γαριγκίνις*, d. h. aus Garin oder Erzerum. Die Bauten der Chalder sind auf Bergspitzen gelegene viereckige Burgen; Bogen kennt ihre Baukunst nicht, am sogenannten Semiramis-Canal führt nicht ein Brückenbogen über den Fluß, sondern der Uebergang geschieht auf Holz. Nur an Befestigungen und an stark exponirten Stellen der Castelle finden wir mehrere Ringmauern nach cyklopischer Art aufgeworfen. Neben steinernen Palästen und Tempeln sind die Privathäuser von Holz. Durch diese als chaldischen Ursprungs erkannten Bauten findet auch die Urgeschichte Armeniens des Moses von Chorene in ihren Angaben die Bestätigung. Die heutigen Reste dieser chaldischen Bevölkerung sind meist arme Metallarbeiter und Kesselflicker. R. Virchow berichtete alsdann über eine Excursion, die er von Kassel aus im Anschluß an den dort tagenden „Deutschen Anthropologencongreß" im letzten Sommer unternommen hatte und die ihn zum Triberg und den sogenannten „Grefken", d. h. Gräben, führte. Dies sind riesige Erdwälle mit tiefen Gruben davor, auf ihnen erhebt sich auf quadratischem Unterbau pyramidenartig ein Aufbau, den man mit Beziehung auf die Berichte des Tacitus als eine ara Drusi bezeichnet hat, die nach Tacitus Germanicus seinem Vater errichtet haben soll, als er dessen Kampfplätze in Germanien besuchte. Die weitere Folge war, daß man hieher auch die Varusschlacht verlegt hat, was natürlich nicht richtig ist. Virchow vermag auch diesen Aufbau nicht als eine ara Drusi anzusprechen, da er mit der von ihm gleichfalls besuchten in der Nähe von Mainz befindlichen ara Drusi keine Aehnlichkeit hat, die aus Bruchsteinen er-

baut ist, welche bei dem Aufbau auf dem Triberg fehlen; zudem finden sich in der Nähe der Mainzer ara Drusi auch noch Knochenreste, Hörner und Waffen. Sanitätsrath Dr. Bartels legte sehr schöne Photographien von Schwälmer Trachten vor, wie sie auf dem Volksfeste bei Gelegenheit des Kasseler Congresses getragen worden waren. Zum Schlusse berichtete G. R. Virchow über seine persönlich in Leyden geführte Untersuchung der Fundstücke, die Dr. Dubois seinerzeit zu der Supposition eines Pithekanthropus erectus geführt hatten und die von ihm aus Indien nach Leyden zum Internationalen Anthropologen-Congreß gebracht worden waren. Die Differenz der Meinungen, die schon beim ersten Bekanntwerden der Auffassung sich offenbart hatte, trat auch in Leyden zu Tage und bedeutende englische, amerikanische und niederländische Anatomen, wie Sir William Floider (London), Mr. March (Amerika) und Professor Martin (Leyden) traten Virchows Ansicht bei, nach dessen mühevollen, vergleichenden Forschungen der mit Steinmasse gefüllte gefundene Schädelrest durchaus pithekoide Merkmale trägt, namentlich wegen der starken Einbiegung nach hinten und seiner mächtigen Protuberanzen. Die Fundschicht der Dubois'schen Stücke, des Schädels, des Oberschenkels und der nunmehr zwei Zähne (vordem war nur von einem Zahn die Rede gewesen) war sehr schwer zu bestimmen, da sie eigentlich nicht als geologische Schicht bezeichnet werden konnte, sondern als eine Mischung mehrerer Schichten zwischen Pleistocän und Pliocän, also von der Quartär- zur Tertiärperiode sich erstrecken konnte. Es bestand die Neigung, sie als ältere Tertiärzeit anzusehen. Die Knochen namentlich des gesundenen Oberschenkels sind hart und schwer und machen einen durchaus fossilen Eindruck. Der Oberschenkel ist 455 Millimeter lang und zeigt neben seiner durchaus gestreckten Form, die gegen die Zugehörigkeit zum Skelett eines Menschen spricht, einen Canal, der wohl durch Eiter, der in dem Knochen chronisch gefressen hat, entstanden sein kann, und der nach Virchow wegen der Länge, die eine solche pathologische Entwicklung beansprucht, zu dem Schlusse führen könnte, als gehöre dies os femoris doch vielleicht einem Menschen, so daß in Bezug auf diesen Oberschenkel nichts Sicheres zu bestimmen ist. Dagegen sind beide Zähne, von denen der eine ein ausgehöhlter Backzahn ist, für einen Menschen zu groß. In dem Pithekanthropus erectus Dubois scheint also das sogenannte missing link in der Entwicklungsstufe zwischen Affen und Menschen noch nicht gefunden zu sein.

* **Bonn.** Dr. Alfred Partheil, Privatdocent der angewandten, besonders pharmaceutischen Chemie an der Universität Marburg, ist zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Wien,** 24. Oct. Durch eine Rauferei zwischen den betheiligten Studentenverbindungen um eine halbe Stunde verzögert, vollzog sich heute Mittag der feierliche Rectoratswechsel an der Universität. Der abtretende Rector, Prof. Dr. Laurenz Müllner, betonte in seiner Ansprache die zunehmende Verbindung der heutigen Wissenschaft mit den Interessen der Gesellschaft und dem öffentlichen Wohl. Nachdem er sodann den Jahresbericht über das verflossene Studienjahr 1894/95 erstattet, ward als neues akademisches Oberhaupt Prof. Dr. Anton Menger eingekleidet und hielt eine Rede „über die socialen Aufgaben der Rechtswissenschaft", auf deren bedeutenden Inhalt wir ausführlich zurückkommen werden.

* **Wien.** Auf Beschluß des Medicinischen Professoren-Collegiums der Universität tritt demnächst ein Comité zusammen, um die grundsätzliche Stellungnahme des Collegiums gegenüber der Frage der Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin vorzubereiten. — In der als Zweigabtheilung der Orientalischen Akademie gegründeten „öffentlichen Lehranstalt für orientalische Sprachen", in welcher von Universitätslehrern die arabische, persische, türkische, serbische und russische Sprache gelehrt wird, eröffnete Prof. Dr. Murko seine diesjährigen Vorlesungen über die russische Sprache mit der Bemerkung, daß nicht nur unter den Deutschen in Wien keine Neigung zur Erlernung dieser Sprache herrsche; vielmehr sei auch auf seine Einladung an sämmtliche slavische Studentenverbindungen kein einziger slavischer Student als Hörer erschienen.

* **Klausenburg.** Der Privatdocent der politischen Oekonomie Dr. Karl Békési ist zum außerordentlichen Professor an unsrer Universität befördert worden. — Die hiesige philosophische Facultät hat den Honorar-Obercustos des ungarischen Nationalmuseums, Directions- und Ehrenmitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Andor Semsey zu Budapest, zum Ehren-Doctor promovirt.

* **London.** Am 22. Oct. starb der Romanschriftsteller Daniel Owen, Schöpfer des wallisischen Nationalromans. Für sein bedeutendstes Werk gilt „Rhys Lewis". Fast alle seine Romane sind ins Englische übersetzt worden.

* **Paris.** Die auf mehrere Tage berechnete Säcularfeier der Neugründung des Institut de France in seiner heutigen, fünf Akademien umschließenden Gestalt begann am 23. October früh durch einen Gottesdienst in der Kirche St.-Germain des Prés, dem beinahe alle Mitglieder des Instituts beiwohnten. Bischof Perraud hielt die Festpredigt. Er zögerte nicht, den versammelten Akademikern zuzurufen: „Man hat glauben können, der gottlose Positivismus habe gesiegt. Pasteurs Begräbniß hat gezeigt, daß dies nicht wahr ist. Aus diesem vom Staatsoberhaupt und einem ganzen Volke umgebenen Sarge stieg ein Glaubensbekenntniß auf, vor dem der die Grabrede haltende Minister selbst sich verneigen mußte." — In der medicinischen Facultät wurde am 21. d. M. der 9. Chirurgencongreß eröffnet. Den Vorsitz führt der Professor der Chirurgie an der Universität Straßburg, Eugen Böckel. Die Zeitungen zählen die auf dem Congresse vertretenen acht fremden Nationen auf. Der deutschen wird dabei nicht gedacht, denn Straßburg wird selbstverständlich zu Frankreich gerechnet.

* **Florenz.** Dem General Ferrero, Chef des militärgeographischen Instituts hierselbst, ist die preußische große goldene Medaille für Wissenschaft verliehen worden. Er gilt als eine Autorität auf geodätischem Gebiet, hat die trigonometrische Landesvermessung Italiens geleitet und sich an den Arbeiten der Internationalen Erdmessung in hervorragendem Maße betheiligt. An der letzten Berliner Erdmessungsconferenz hat er nicht theilnehmen können; seinen für diese ausgearbeiteten Bericht über die Triangulationen hat Ingenieur Guarducci vorgetragen.

* **St. Petersburg.** Wie die „Now. Wr." erfährt, ist die Begründung eines Technologischen Instituts in Tomsk, unabhängig von der dortigen Universität, nunmehr beschlossen worden. — Die hiesige Regierung hat einen Privatdocenten zum Studium der Nationalökonomie an die Universität Göttingen entsandt.

* In der thüringischen Stadt Kahla hat Pfarrer Bergner das älteste Stadtbuch wieder aufgefunden, das fortlaufende Einträge von 1455 bis 1508 enthält. Das Buch birgt eine Fülle von interessantem und werthvollem Material für die Geschichte der Stadt, Innungsstatuten, eine vollständige Städte-Ordnung, Urkunden, Erlasse, Briefe u. a.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 24. October folgende Schriften eingegangen:

Dr. jur. Max Mittelstein: Die Reichsgesetze betr. Binnenschiffahrt u. Flößerei, erläutert. 1. Hälfte. (Meinholds jurist. Handbibl. Bd. 57.) Leipzig, Albert Berger 1895. — Ein offenes Wort an Deutschlands Kaiser; von einem Patrioten. Zürich, Verlagsmagazin 1896. — Bergrath Dr. Gustav Klüpfel: Die Gold- und Silberproduction und ihr Einfluß auf den Geldwerth. (Währungsbibliothek 1. Ser. 4. Heft.) Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1895. — Karl Hron: Aegypten und die ägyptische Frage. Leipzig, Renger 1895. — August Potthast: Bibliotheca historica medii aevi; Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. 2. Aufl. 1. Halbband. Berlin, W. Weber 1895. — J. Wille: Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans; Vortrag. Heidelberg, Gustav Koester 1895. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde. Lfg. 2. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1895. — Johannes Böttner: Gartenbuch für Anfänger. Mit 459 Abbildungen. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn 1895. — Peter Sirius: Kennst Du das Land? Wander- u. Wundertage in Italien und Sicilien. München, Verl. der Illustr. Reiseblätter 1896. — Heinrich Kruse: Nero; Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Cäsar Astfalck: Der Minister; Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1895. — Ernst Eckstein: Kypparissos; Roman. Berlin, G. Grote 1895. — Emil Ertl: Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben. Jena, Hermann Costenoble. — Deutscher Soldatenhort. Illustr. Zeitschrift f. d. dtsch. Heer u. d. Marine, redig. v. H. v. Below. Bd. VI (1895). Berlin, Karl Siegismund. — Illustrirter österreichischer Volkskalender 1896. 52. Jhgg., redig. v. F. Arnim. Wien, Moritz Perles.

1895. Nr. 297. München, Samstag, 26. October. Beilage-Nummer 248.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Mittelalterliche Bibliotheken Spaniens und ihr Bestand an nationaler Literatur.

Von Rudolf Beer.

Im Jahre 1885 veröffentlichte ein Beamter der Bonner Universitäts-Bibliothek, Custos Gustav Becker, eine Sammlung mittelalterlicher Bibliotheks-Kataloge, in welcher dreihundertdreiundvierzig dieser merkwürdigen Zeugnisse für den literarischen Reichthum der Bücherbestände aus fast allen Culturländern Europa's umsichtig zusammengetragen worden waren. Es ist bezeichnend für eine gewisse Richtung der heutigen, namentlich in den deutschen Fachzeitschriften geübten Kritik, daß dieses Werk, welches berufen war, die Grundlage für einen wichtigen und fruchtbaren Zweig nicht bloß bibliothekarischer, sondern auch literarischer Forschung abzugeben, von den meisten Recensenten in ablehnender, ja geradezu feindlicher Weise beurtheilt wurde; bezeichnend ist jedoch auch, daß derjenige, welcher die meisten Nachträge zu Beckers Sammlung zu liefern in der Lage war, nämlich Perlbach, in der Zeitschrift für Bibliothekswesen (Bd. II) auf die hohe Bedeutung dieses für Biographen, Historiker und Philologen gleich werthvollen Werkes aufmerksam machte, und daß die erwähnte Zeitschrift es spontan übernahm, Nachträge und Erweiterungen zu dem durch Becker bekannt gemachten Material zu veröffentlichen. Bis zu welchem Grade diesen löblichen Intentionen Folge geleistet wurde, ist hier zu erörtern nicht der Ort. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß in unerwartet kurzer Frist ein Quellenwerk erschien, welches die Zahl der von dem Begründer der mittelalterlichen Katalogswissenschaft beigebrachten Verzeichnisse vervierfachte, nämlich: Theodor Gottliebs Buch über mittelalterliche Bibliotheken, herausgegeben mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien.[1]) Gottlieb war durch die Fülle des von ihm neu aufgefundenen Materials dazu gezwungen, von dem Princip Beckers abzugehen, wenigstens die älteren Kataloge bis zum 12. Jahrhundert vollinhaltlich mitzutheilen; er hat allerdings in anerkennenswerther Genauigkeit die Fundstätten sämmtlicher von ihm beigebrachter Verzeichnisse angegeben, sich aber zu einer Mittheilung derselben auch dort nicht entschlossen, wo es sich um ganz unbekannte, beziehungsweise unedirte Quellen handelt; daher ist Beckers Buch für denjenigen, welcher die urkundliche Darstellung älterer Bibliotheksbestände untersuchen will, heute noch unentbehrlich, während Gottliebs Buch in erster Linie den Wunsch rege macht, es möchten die von ihm mit so viel Aufwand von Mühe und Sorgfalt zusammengetragenen, aber leider nur angedeuteten Quellen in einem umfassenden Werk vollständig zur Mittheilung gebracht werden. Es kann auch kein Zweifel darüber obwalten, daß zu jenen Aufgaben, welche die erst kürzlich mit so viel Glück und vielversprechendem Erfolg in Aussicht genommene internationale Vereinigung gelehrter Corporationen sich zunächst gestellt hat, zu dem Corpus nummorum und dem Thesaurus latinitatis sich baldmöglichst auch ein Corpus catalogorum werde beigesellen müssen. Handelt es sich ja bei einem solchen keineswegs bloß um die Feststellung der Thatsache, daß an einer bestimmten Sammelstätte, in einem Kloster, in einer Corporation, einer Privatbibliothek zu einer gewissen Zeit eine bestimmte Zahl alter Handschriften sich befunden habe; auch nicht bloß um die Erkenntniß einer mehr oder minder intensiven Schreibthätigkeit der librarii, Kalligraphen und Notare, ja auch nicht bloß um die durch diese Zeugnisse in so eminenter Weise gebotene Aufklärung über die Geschichte unsrer Textzeugnisse als solcher; nein, diese Kataloge sind für uns gleichbedeutend mit Urkunden für die geistige Bethätigung eines bestimmten Kreises zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte, sie sind Marksteine für die Erkenntniß der intellectuellen Bethätigung auf dem ganzen Wissens- und Schaffensgebiete des Mittelalters und als solche Denkmäler der Literatur und Cultur im eminentesten Sinne des Wortes.

Sowohl die eben charakterisirte Bedeutung, wie auch die heute noch fast unabsehbare Fülle dieser Documente wird ein internationales Zusammenarbeiten zu einem sie vereinigenden Gesammtwerk, welches einheitlich sein muß wie die Weltgeschichte selbst, als eine unabweisbare Nothwendigkeit erscheinen lassen, und man darf sich der Hoffnung hingeben, daß jene maßgebenden Factoren, denen die Lösung solcher Fragen anheim gegeben ist, sich dieser Erkenntniß nicht verschließen werden. Hiebei ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, vielmehr durch das Wesen der Arbeit bedingt, daß ganz ähnlich wie bei dem Corpus der lateinischen und griechischen Inschriften eine territoriale, beziehungsweise nationale Auftheilung des Gebietes erfolge.

Auf eines dieser nationalen Gebiete, das spanische nämlich, welches mir durch längere Studien persönlich näher gerückt wurde, möchte ich nun in den folgenden Zeilen hinweisen, wenn auch bei der erstaunlichen Menge des Materials und bei der Mannichfaltigkeit der hier in Frage kommenden Untersuchungen wesentlich nur allgemeine Gesichtspunkte zur Darlegung gelangen können. Es ist mir nämlich trotz zweijähriger Arbeit in etwa 80 verschiedenen Bibliotheken und Archiven Spaniens nicht gelungen, meine Untersuchungen abzuschließen, — zunächst in Folge der Schwierigkeiten, welche die Handschriften-Forschung auf spanischem Boden überhaupt zu bewältigen hat. Denn suchen wir nach den alten Verzeichnissen, so sind die Fundstätten dieser fast ebenso mannichfaltig wie die Handschriften-Denkmäler selbst. Bald finden wir dieselben eingestreut in die Werke der Autoren, wie den merkwürdigen Bericht Alwars von Córdoba über die Handschriften, welche etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts Eulogius in San Zacarias, einem am Fluß Agra am Fuß der Pyrenäen gelegenen Kloster, von Abt Odoarius erhielt, oder die Schenkung an Santiago im Jahre 1134, die sich in der

[1]) Leipzig, Harrassowitz 1890.

Historia Compostelana findet; bald ist es ein Vorsetz- oder Nachsteckblatt eines Codex, auf welchem ein gewissenhafter Frater Bibliothecarius die literarischen Schätze seines Klosters verzeichnete — gar oft mit dem Vermerke, daß dieses oder jenes Werk zur Zeit an diesen oder jenen Abt oder Bruder ausgeliehen sei; bald sind es Urkunden im weitesten Sinne des Wortes, Gründungen, Stiftungen, Testamente, Cessionen, Käufe, Entlehnungsquittungen, welche in dem Urkundenschatze eines jeden Klosters eine so bedeutende Rolle spielen. Diese Urkunden finden sich entweder vereinzelt, häufiger jedoch in großen Sammelbänden, den sogenannten Cartularen vereinigt. Jedermann weiß, welche bedeutende Rolle nicht bloß auf dem Gebiete der Geschichte, sondern auch auf dem Gebiete der Linguistik die französischen Cartulaires spielen, und wir sind um so leichter in der Lage, dieselben, welche allein eine stattliche Bibliothek repräsentiren, zu benützen, als die Mehrzahl derselben in brauchbaren Ausgaben der Oeffentlichkeit übergeben ist. Minder bekannt ist, daß die spanischen Cartulare weder an Zahl noch an Reichhaltigkeit des Inhalts von den französischen übertroffen werden dürften; der Unterschied ist nur der, daß kaum der Anfang zu ihrer Publication gemacht ist, und nur dürftige Auszüge, in den meisten Fällen überhaupt nur kurze Notizen über ihre Existenz vorhanden und auch diese an entlegenen Orten verstreut sind.

Es wäre ein Leichtes, über hundert solcher Urkundensammlungen auf spanischem Boden hier anzuführen, die sich zum größten Theil unversehrt erhalten haben, trotz der zahlreichen Wechselfälle, welchen die literarischen Schätze auf der iberischen Halbinsel unterworfen waren. Bildeten ja doch diese Cartulare die urkundliche Stütze für die Machtstellung der religiösen Gemeinden, für ihre Privilegien, für ihren Besitz, für ihren kirchlichen und außerkirchlichen Einfluß. Der großen Zahl dieser Sammlungen entspricht auch die Mannichfaltigkeit ihrer Bezeichnung; man nennt sie Tumbo, Becero, Cabreo, Libro verde, Libro Amarillo, Lumen domus, Liber antiquitatum u. s. w., doch ist ihre Anlage, welche in der Mehrzahl der Fälle in das 12. und 13. Jahrhundert zurückreicht, im wesentlichen stets die gleiche: eine chronologische Folge sämmtlicher wichtigen, die Corporation und ihre Diöcese betreffenden Urkunden in sorgfältigen Copien, wiederholt bis in das 14., 15. und 16. Jahrhundert herauf ergänzt. Hatten die biederen Mönche auch ein weit größeres Interesse für die Dotationen an Feld, Wald und Wiese, an Fischrechten, Mühlwerken und Zehenten als an Bücherschenkungen, so sind doch auch diese in erfreulicher Anzahl fast stets vertreten. Vor allem aber sind diese Cartulare sprachlich von größtem Interesse. Jules Taihan, welcher speciell die Cartulare der Kirche von León einer eingehenden Prüfung unterzogen hatte, constatirt in einem lehrreichen, im Boletin der Akademie der Geschichte zu Madrid veröffentlichten Aufsatze, daß er in den genannten Cartularen kein einziges Document gefunden habe, welches nicht zwei, drei, ja vier sprachlich merkwürdige Wortformen und hiemit eine Ergänzung zu der mittelalterlichen Latinität dargeboten hätte.

Wie andrerseits diese Cartulare als Quelle für mittelalterliche Katalogkunde benützt werden können, hat uns ein gallegischer Gelehrter, José Villa-Amil y Castro, gezeigt, welcher den Copialbüchern von Lugo jahrelanges selbstloses Studium gewidmet, dafür aber auch durch die erfreulichen Resultate desselben ein höchst anschauliches Bild von den Bücherbeständen und dem literarischen Commercium an dieser kleinen, weltverlassenen Stätte, wie es sich während voller drei Jahrhunderte entfaltete, geliefert hat. Von dem Jahre 1042 an, da Bischof Petrus I. seine Kirche mit den nöthigen liturgischen Werken versah, bis zum Jahre 1326, da der Lucenser Canonicus Juan Escrivano ihr seine Ritualbücher vermachte, finden wir eine geschlossene Reihe von Büchererwerbungen, -Schenkungen und -Entlehnungen, welche die Regsamkeit der Fratres Lucenses auf literarischem Gebiete in hellstes Licht rücken. Da wir den Namen Villa-Amils erwähnt haben, möge hier gleich beigefügt werden, daß er in verdienstlicher Weise den Versuch gemacht hat, eine alphabetisch geordnete Liste der in mittelalterlichen Katalogen vorkommenden Büchertitel zusammenzustellen und die gar oft räthselhaften, ohne Autorenangabe hingeworfenen Bezeichnungen bibliographisch zu erklären. Leider bewegt sich seine Arbeit fast ausschließlich auf dem Gebiete der patristischen, liturgischen und juridischen Literatur, ohne das nationale Schriftthum zu berücksichtigen; wie nothwendig aber eine Ergänzung nach dieser Richtung erscheint, soll noch im Folgenden gezeigt werden.

Außer dem eben charakterisirten Material für die Kenntniß mittelalterlicher Kataloge Spaniens besitzen wir noch eine Fülle mittelbarer Quellen, das heißt Copien von Handschriften und Urkunden, die heute theils verloren oder doch fast unzugänglich geworden sind. Die Behauptung ist wohl nicht zu kühn, daß kaum in irgend einem anderen Culturlande so viel gründliche Quellenarbeiten über Bibliotheken und Archive Manuscript geblieben sind, als eben in Spanien. Unter den von Abad y Lasierra, Burriel, Florez, Jove-Llanos, Morales, Ocampo, Palomares, Perez Bayer, Sáez, Villanueva u. a. aufgespeicherten Sammlungen ist nur der relativ kleinste Theil durch den Druck zugänglich gemacht, und die Richtigkeit dieser Behauptung möge aus dem Umstande ermessen werden, daß die Coleccion Burriel in der Madrider Nationalbibliothek 252 mächtige Foliobände, fast ausschließlich Copien aus Manuscripten und Urkunden umfaßt, und die von Sáez angelegten Kataloge nahe an 60 starke Bände füllen. Die Quintessenz der zu verschiedenen Zeiten gemachten Katalogisirungen aus dem 10. bis 18. Jahrhundert in den verschiedenen Bibliotheken Spaniens enthält ein handschriftlicher Sammelband der Madrider Nationalbibliothek, Varios bibliográficos betitelt, über welchen Ewald in seinem Reisebericht ausführliche Kunde gegeben, ohne jedoch den außerordentlich reichen Inhalt auch nur im entferntesten zu erschöpfen. Unter solchen Umständen ist es wohl selbstverständlich, daß ein Einzelner auch mit Aufwand der besten Arbeitskraft eines so gewaltigen Materials Herr zu werden nicht in der Lage ist. Wenn ich gleichwohl den Versuch wage, hier eine Reihe von spanischen Handschriften-Katalogen vorzuführen und ihren Werth für die Geschichte der Nationalliteratur kurz zu kennzeichnen, so geschieht das in der Ueberzeugung und unter dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß eine systematische Ausbeutung des eben geschilderten Materials meine Sammlung verdoppeln, ja verdreifachen könnte; da aber Morel Fatio, einer der gewiegtesten Kenner der res hispanicae, in seiner letzten Darstellung der catalanischen Literatur unter besonderer Hervorhebung der alten Bibliothekskataloge als der nützlichsten Hülfsmittel für die Erkenntniß mittelalterlicher Schriftwerke sich mit vier oder fünf dieser Verzeichnisse begnügte, um mit diesen, wir dürfen wohl sagen, die wichtigsten Bausteine für seine Darstellung zu beschaffen, so darf wohl eine Studie, welche das von Morel Fatio benützte Material an Zahl und Umfang übertrifft, auf billige Beurtheilung zählen.

Es ist selbstverständlich, daß ich unter den 200 und mehr mittelalterlichen Handschriftenkatalogen, die mir aus spanischen Bibliotheken und Archiven bekannt wurden, nur diejenigen heraushebe, welche Werke der romanischen, speciell der spanischen Literatur in sich schließen. Wenden wir uns zunächst nach Barcelona. Die zahlreichen Privatsammlungen der Mitglieder der aragonischen Dynastie und des aragonischen Adels hätten Henri Omont bei seiner letzten

mustergültigen Publication (Les Manuscrits français des rois d'Angleterre in den Etudes Romanes dédiées à Gaston Paris, Par. 1891, S. 1 ff.), in deren Anfang er die Büchercollectionen der Adeligen Englands und Frankreichs einer Vergleichung unterzieht, Stoff zu einer fruchtbaren Parallele auch auf spanischem Boden geboten. Die Bibliothek des Königs Martin II. von Aragon, deren Katalog uns ein im Archiv der aragonesischen Krone zu Barcelona aufbewahrtes Pergament erhalten hat, umfaßt 285 Stücke und darf sowohl in Folge ihres numerischen Reichthums, wie auch durch den Werth der in ihr vertretenen Werke als eine der bedeutendsten mittelalterlichen Bibliotheken Spaniens gelten. Leider erheben sich gegen die einzige mir bekannt gewordene Publication des Documents (von Manuel Milá y Fontanals, De los Trovadores en España, Barcelona 1861, p. 488—491) gewichtige Bedenken, die namentlich die, wie es scheint, willkürlichen Abkürzungen des Textes betreffen. Daß eine sorgfältige Ausgabe des Katalogs mit eingehender Erläuterung der angeführten Werke zu einer der nothwendigsten Aufgaben der Literaturgeschichte gehört, mögen folgende kurze Bemerkungen darthun. Die Bibliothek enthielt ein Regiment dels princeps und zwar en romans, welche Sprachbezeichnung im Kataloge von Castellano aragonés und Catalá (Plá) geschieden wird; ein merkwürdiges catalanisches Dictionari in derselben Sprache, ein Werk über die proprietat de les planetes, ebenso ein Libre appellat secret, wohl eine Uebersetzung der pseudo-aristotelischen secreta secretorum, datirt aus dem Jahre 1317; ein Libre de la verge Maria en plá, die Uebersetzung des Valerius Maximus, die Chroniken 'de spanya' und andere Historien, sowie noch eine große Zahl anderer Werke der älteren romanischen Literatur, unter denen die juridischen und astronomischen eine auffallend große Rolle spielen. In einer nicht geringen Zahl von Fällen ist die in räthselhafter Kürze gebotene Bezeichnung des Titels ein erheblicher Hemmschuh für die Bestimmung der Werke und wir wiederholen, daß diesem Verzeichniß allein eine specielle Studie gewidmet werden muß, in welcher allerdings auch die urkundlich überlieferten Kataloge der Sammlungen von Martins Vorfahren, nämlich Jaime II. (1291—1327), Pedro IV. (1336—1387) und Juan I. (1387—1397) werden Berücksichtigung finden müssen. Insbesondere Juans I. Bibliothek war schon durch merkwürdige Schriften in romanischen Sprachen ausgezeichnet; im Jahre 1370 erwarb er einen Livius, der in den sicilianischen Dialekt übersetzt war; im Jahre 1374 einen Libro de Troja aus dem Lateinischen übertragen al romance; ferner ein Jagdbuch, verfaßt vom Grafen Foix, das auf seinen Befehl mit prächtigen Miniaturen ausgestattet wurde; ein Breviari de Amor und noch zahlreiche andere kostbare Werke, über deren Geschichte wir interessante urkundliche Belege besitzen. Solche fehlen auch nicht für die Geschichte der Büchererwerbungen seiner Vorgänger, der eben genannten: Jaime II., des Gründers der Universität Lerida, und Pedro IV.; allerdings sind dies bloß kurze Notizen, die den Anspruch auf den Werth von Bücherkatalogen nicht erheben können. Jaime kaufte eine Reihe lateinischer Handschriften, Pedro IV., unter dessen Regierung die Bibliophilie einen bemerkenswerthen Aufschwung nahm, ließ von seinem Caplan Sancho Martin im Jahre 1344 eine versificirte Chronik über sein eigenes Leben abfassen und erwarb 1348 ein Buch der Chroniken, wahrscheinlich in altcastilianischer Sprache, aus dem Besitze des Antonio Descalell. Ganz außerordentliche Bedeutung erhielt der Bücherschatz der aragonischen Krone unter der Regierung Alfons' V., dessen siegreiche Feldzüge in Italien eine Bereicherung seiner Sammlung aus dem classischen Boden der Renaissance mit sich brachten. Alfons besaß seine eigenen Buchhändler und Vertrauensmänner auf dem Gebiete der Literatur, welche die zahlreichen von ihm gewünschten Werke zu erwerben hatten. Die umfangreichen Kataloge der von ihm aus Italien bestellten Werke begreifen zwar nur lateinische Schriften in sich, doch wissen wir andrerseits, daß er schon zu Beginn seiner Regierung um die Beschaffung eines Exemplars der Siete Partidas Alfons' des Weisen bemüht war, und daß im Jahre 1416 seinem Privatsecretär gemeldet wurde, das umfangreiche Werk sei abgeschrieben und für den König fertiggestellt. Die Spuren der aragonesischen Kronbibliothek lassen sich wohl noch in der Sammlung Isabella's der Katholischen verfolgen, und wir kommen noch später auf den Katalog derselben zurück. Hier sei noch des Katalogs der Bücher der Königin Maria von Sicilien und Aragon Erwähnung gethan, welcher 71 Handschriften umfaßt und im Jahre 1458 fertiggestellt wurde; dieses Verzeichniß, welches auch nur flüchtig zu skizziren ich leider verzichten muß, ist eine der wichtigsten Fundgruben für altcatalanische Literatur und als solche auch von Morel Fatio in der erwähnten Darstellung entsprechend verwerthet worden.

Den Sammlungen des königlichen Hauses schließen sich die des aragonesischen Hochadels in würdiger Weise an. Bekannt ist die Bibliothek des unglücklichen Prinzen von Viana, welche zahlreiche Werke der französischen Literatur und auch einige aus der catalanischen enthielt. Interessant ist ferner der Katalog der Bücher, welche die Tochter des „noble Caballero D. Raimundo de Anglerola, baron de Cabrera" 1403 ihrem Gatten Pedro de Beviure zur Aussteuer mitbrachte. Es waren Horen der heil. Maria, ein elucidarius, vielleicht beide catalanisch; ein Boetius, sowohl lateinisch als auch, wie ausdrücklich bemerkt wird, in „romance", sowie andere Werke classischer und liturgischer Literatur, bezüglich deren leider das Verzeichniß keinen Anhaltspunkt gibt, ob sie in der lateinischen oder in der Vulgärsprache verfaßt waren. Fast ganz verloren ist uns die Privatbibliothek von Enrique de Aragon, bekannt unter dem Namen Marques de Villena, jenem interessanten Vertreter der spanischen Dichtkunst und Mystik, welcher 1434 starb. Ein zeitgenössischer Bericht theilt uns mit, daß zwei Wagenladungen von Büchern nach seinem Tode weggeführt und ob ihres anstößigen Inhalts verbrannt wurden. Daß jedoch nicht alle seine Werke dem Autodafé zum Opfer fielen, beweist ein in der Columbus-Ausstellung 1892/93 ausgestelltes Manuscript mit dem Tratado de Astrologia unsres Enrique, welches auf den Einbanddecken Spuren von Wasser und Feuer zeigt. Dieses also, vielleicht noch andere sind der literarischen Justiz entronnen. Dem Beginn der Neuzeit gehört die Sammlung an, welche Don Fernando de Aragon, Duque de Calabria 1550 dem Kloster San Miquel de los Reyes schenkte. Ich führe sie hier an, weil der Katalog fast vollständig erhalten ist und weil in dieser Bibliothek sich kostbare Werke der romanischen Literatur, darunter ein Roman de la Rose und ein herrlich mit Miniaturen geschmücktes Exemplar der Dante-Uebersetzung Febrers befand.

Weniger genau als über die älteren Sammlungen der aragonischen Krone sind wir über die des castilischen Königshauses unterrichtet. Die Fixirung der Bibliothek Alfons' des Weisen, eine der Hauptaufgaben der älteren spanischen Literatur, will uns mit den heute zu Gebote stehenden Mitteln nicht gelingen. Sein Testament erwähnt nur wenige Handschriften, darunter den Espejo istorial und die cantigas en loor de Sancta Maria; jedoch besitzen wir in den Empfangsbestätigungen über Handschriften, welche der König aus den Klöstern Albelda und Najera entlehnte und welchen in letzter Zeit durch einen glücklichen Fund Delisle's noch eine drittte aus Silos beigefügt wurde, wünschenswerthe

Handhaben zur Erkenntniß der vom König bei der Abfassung seiner Werke benützten Literatur. Von Alfons X. angefangen bis auf die sogenannten katholischen Könige scheint weder in Castilien noch in Navarra die Bücherliebhaberei an den Höfen eine besonders hervorragende Stellung eingenommen zu haben. Zum mindesten sind, wenn wir von Carlos III. von Navarra absehen, welcher verschiedene Bibliotheken ankaufte, und dessen Oberstkämmerer einen Roman de Lanzelot und verschiedene andere Romane besaß, keine Verzeichnisse von größerem Umfang bekannt geworden, welche über Bücherbestände an den genannten Stätten Aufschluß geben würden. Eine Art Entschädigung hiefür bietet aber die Bibliothek der Erzherzogin Margarethe (Tochter des Kaisers Maximilian) zu Granada, deren Inventar 1498 abgefaßt wurde und neben schön ausgestatteten horas en romance noch den Yosepet und die Evangelien in demselben Idiom enthielt; besonders aber die Sammlung Isabella der Katholischen, deren wir bereits oben gedachten. In dem Verzeichniß der ihr gehörigen, im königlichen Alcazar zu Segovia aufbewahrten Bücher, welches 1503 verfaßt wurde und nicht weniger als 253 Nummern umfaßt, finden wir die erlesensten Werke der mittelalterlichen Literatur, und zwar zum großen Theil in alt-castilianischer und catalanischer Sprache (Romance catalan). Es sind Uebersetzungen der Bibel, liturgische, patristische, juridische Werke und selbstverständlich auch solche der schönen Literatur. Erhöht wird der Werth des Verzeichnisses dadurch, daß es uns in einer heute noch immer mustergültigen Weise publicirt vorliegt.[1]) Dadurch, daß der Herausgeber nicht nur einen diplomatisch getreuen und übersichtlich geordneten Abdruck des Documents geboten, sondern auch fast jeden einzelnen Artikel sachgemäß und unter Heranziehung der anderen Literaturnachweise erläutert hat, lieferte er uns einen der wichtigsten Beiträge zur Geschichte des spanischen Schriftthums. Unter den Verzeichnissen der Sammlungen castilischer Granden, Kirchenfürsten und Gelehrten ist dasjenige der Bibliothek des Bischofs von Cuenca, Gónzalo Palomeque eines der ältesten (1273 abgefaßt), welches Werke in Vulgärsprache enthält. Hier findet sich das exemplario en romanz, de que fué trasladada con quatro quadernos de Ali Abenrage — es ist das Werk des spanischen Arabers Hali Aben Ragel de iudiciis stellarum. Ferner erwähne ich die beiden ausgezeichneten Burgenser Bibliophilen Pablo de Santa Maria († 1435) und Alvar Garcia de Santa Maria, von denen namentlich der letztere hochinteressante Uebersetzungen, sowohl in romance castellano wie romance catalan besaß; die nicht weniger als 121 Bände umfassende Bibliothek, welche der Graf Don Rodrigo Alfonso Pimentel 1440 in der Festung Benavente, die Herzoge von Bejar etwa um dieselbe Zeit in Plasencia, endlich Don Iñigo Lopez de Mendoza, Marques de Santillana, in Guadalajara vereinigt hatten. Während die Sammlungen der Pimentels und Bejars durch genau abgefaßte Kataloge urkundlich bezeugt sind, muß die Bibliothek Santillana's erst durch Erforschung seiner Werke reconstruirt werden. Dies hat Amador de los Rios sowohl in seiner Literaturgeschichte wie auch in der Ausgabe der Werke des Dichters begonnen, aber nicht zum Abschluß gebracht und daher der spanischen Katalogforschung noch eine wichtige Aufgabe zur Lösung übrig gelassen.

Ich möchte nicht ermüden und hier nur mit kurzen Worten darauf hinweisen, daß auch die Kirchen und Klöster, deren überreicher Bestand an liturgischen, patristischen und classischen Werken ja notorisch und durch eine Fülle von Katalogen aus der ältesten Zeit bestätigt ist, der Schriftwerke in nationalen Idiomen keineswegs entbehren. Die Zähigkeit, mit welcher der katholische Ritus an der lateinischen Sprache festhielt, bot allerdings der Entwicklung des nationalen Schriftthums innerhalb der Kirchen und Klostermauern keinen allzu großen Spielraum; daß aber auch hier die Pflege heimischer Sprache nicht ganz vernachlässigt wurde, beweisen die gleichfalls durch Kataloge bestätigten Sammlungen der Templer zu Daroca (1308), des Klosters Benevivere (zu Beginn des 16. Jahrh.) und Peñafiel (im 15. Jahrh.), der Kathedralen von Barcelona, Sevilla und Toledo (1455), sowie einer Reihe kleinerer Klöster und Stifte.[1])

Es dürfte wohl schon aus dieser kurz gehaltenen Uebersicht über etwa 30 mittelalterliche Bücherkataloge, die insgesammt mehr als 1000 verschiedene Werke umfassen, hervorgehen, daß wir es bei der Sammlung, Erforschung und Erklärung der alten Bibliothekskataloge Spaniens und wohl auch der übrigen Länder romanischer Zunge mit einem der wichtigsten Hülfsmittel für die Geschichte der Literatur, ja geradezu mit dem Gerüste des Gebäudes ihrer Darstellung zu thun haben. Daß auf diesem Gebiete noch außerordentlich viel zu thun ist, liegt auf der Hand. Ich habe eingangs die Quellen angedeutet, aus denen noch geschöpft werden muß; eine Reihe ausgedehnter Forschungen in den spanischen Bibliotheken und Archiven und wirksame Anregung bei den Gelehrten des Landes selbst zum Zwecke einer ersprießlichen Arbeitstheilung wird, wenn wir in die ältere Literatur Spaniens klaren Einblick gewinnen wollen, sich als eine unabweisliche Nothwendigkeit herausstellen. Aber es gibt auch eine Zahl von Arbeiten auf diesem Gebiete, welche allein von der Studirstube aus, dafern sie nur halbwegs gut mit Büchern dotirt ist, gemacht werden können: ich rechne hiezu eine möglichst vollständige Sammlung der in den Katalogen vorkommenden Büchertitel, sowohl derjenigen, bei welchen die Autoren angegeben erscheinen, wie auch der anonymen — unter den letzteren wieder eine Zusammenstellung jener, welche, wie das regimentum principum, die Dialogi, Summae, Lucidarii Collationes u. a., mehreren Autoren zugewiesen werden können; eine Sichtung der vorhandenen Literaturwerke nach localen, beziehungsweise regionalen Gesichtspunkten, endlich einen Vergleich der antiken Kataloge mit dem heutigen Bestande der Bibliotheken. Wenn ich mir erlaube, die Aufmerksamkeit der Mitforscher auf dieses Arbeitsgebiet zu lenken, so bin ich weit entfernt, dasselbe zu überschätzen, andrerseits aber auch überzeugt, daß der Literatur- und Culturgeschichte ein unerwartet reicher Gewinn aus demselben erwachsen werde; zum mindesten kann jeder der Mitarbeiter auf den gedachten Zweigen das Wort: „vestigia posui princeps," hier mit vollem Recht auf sich anwenden.

Jacob Moleschott.

Von Albrecht Rau.

II.

Bei Gelegenheit der „Lehre von den Nahrungsmitteln" macht Moleschott einige kostbare Bemerkungen über wahrhaft volksthümliche Schriftstellerei, an welchen wir nicht achtlos vorübergehen können. Er nennt es einen Irrthum, daß es leichter sei, fürs Volk zu schreiben, als für den Gelehrten. Nur wer den Stoff ganz beherrsche, oder besser gesagt, wer über dem Stoff stehe und ihn so zu sagen spielend zu behandeln wisse, könne ihn dem wenig Vorbereiteten mundgerecht mittheilen. Man müsse es fertig

[1]) Von Diego Clemencin, in seinem Elogio de la Reina Doña Isabel, enthalten im 6. Bande der Memorias de la Real Academia de la Historia, Madrid 1821, p. 435—481.

[1]) Die näheren Angaben über diese, wie auch über sämmtliche vorher erwähnte Verzeichnisse bieten die in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften veröffentlichten „Handschriften-Schätze Spaniens" (1892—1894).

bringen, dem wenig Gebildeten klar und verständlich, dem höchst Gebildeten lesenswerth zu sein und durch Form und Gedanken Neues zu spenden. Es gehöre dazu eine wahre Neigung zum Volk, ein inniges Gelüsten nach der Kunstform, eine unermüdliche Liebe zur Sache, eine unverwelkliche Freude an der wachsenden Klarheit. Denn wer einen durchdachten Gegenstand anderen deutlich machen wolle, dem trete er immer heller und fester umrissen vor den Sinn. Wehe dem, der sich mit Halbwissen oder unsicherem Wissen an die Aufgabe mache! Was ihm selber nicht ganz klar vor der Seele stehe, könne er anderen nur verdunkeln. Irrthum und Geschmacklosigkeit begleiten ihn, und wenn er jenen glücklich vermeide, falle er unbewußt dieser in die Arme. Er sage das Richtige mit Schwulst, das Unrichtige mit kecker Zuversicht, und statt den Blick ins Weite zu führen, banne er seinen Leser nur allzu oft in einen Gesichtskreis, über den hinaus es kein Forschen mehr gebe. Dies ist eine Auffassung, würdig eines Mannes, der sich liebevoll in das Studium der Forster'schen Schriften versenkt hatte. Und von diesen hatte kein geringerer als Gervinus behauptet, daß auch unter dem Geringfügigsten das lautere Gold mit Händen zu greifen sei. Unter den vielen Falschmünzen, die heute auf dem Markte unsrer Literatur im Umlaufe seien, unter dem Rauschgolde, an dem sich die Lesewelt kindisch freue, werde sich dieses edle Metall oben zu halten wissen, und wenn es in dem übrigen Schwalle wieder unterginge, so wäre es eine erneuerte Schande.

Mit den Vorlesungen gestaltete sich nach und nach alles nach Wunsch. Neben Experimentalphysiologie las Moleschott Organologie und Anthropologie. Die anthropologischen Vorlesungen gingen darauf aus, eine gebildete, aber nicht durch Vorstudien vorbereitete Zuhörerschaar, Studenten aus allen Facultäten, die medicinische nicht ausgeschlossen, in das Wesen des Menschen einzuführen. Aber eine Berufung wollte sich nicht einstellen; wohl aber zog sich ein Gewitter über dem Haupte Moleschotts zusammen. Ein Wunder war es gerade nicht, denn vorher schon hatte man Kuno Fischer die venia legendi entzogen und noch früher hatte man sogar Carriere, der sich in Heidelberg als Privatdocent niederlassen wollte, die Aufnahme versagt, weil er als zu gefährlich befunden wurde. Wie hätte unter solchen Zeitläuften Moleschott, der doch viel weiter ging, unbeanstandet durchkommen können! Indeß kam es doch nur zu einer Verwarnung. Am 26. Juli 1854 wurde ihm vom Rector im Namen des engeren Senats bedeutet, daß, falls er fortfahre, durch Schrift und Wort die Jugend zu verderben, ihm die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen werden solle. Diese charakterrührige Verwarnung nahm Moleschott jedoch nicht ruhig hin. Er schrieb sogleich ans Ministerium, um zu erklären, daß er auf seine Lehrthätigkeit an einer Hochschule, an der die Lehrfreiheit nur dem Namen nach bestehe, verzichte. Die Schwachen im Lande sahen in diesem Schritte natürlich eine Selbstüberhebung, ein ruchloses Verspielen einer ein gutes Einkommen verheißenden Laufbahn. Zu seinem Schmerze befanden sich unter diesen Schwachen einige geistig bedeutende und einflußreiche Männer, die Moleschott in allem sich zum Vorbild würde genommen haben, nur nicht in der Schätzung des Charakters. Allein die Zahl der Starken war doch viel größer, als sich Moleschott hätte träumen lassen. In den öffentlichen Blättern brach ein Sturm der Entrüstung los und aus den Reihen seiner Zuhörer ertönte eine warm und energisch gefaßte Erklärung, welche gegen den Vorwurf, daß Moleschotts Wirken an der Universität frivol und unsittlich sei, feierlichst Verwahrung einlegte, und worin der Wunsch ausgesprochen wurde, die Regierung möge auch die Gründe angeben, auf welche der Vorwurf der Unsittlichkeit und Frivolität sich stütze, damit die Welt frei und unparteiisch darüber richten könne. Unter den Unterzeichnern befinden sich manche Namen, welche später Ruhm und Bedeutung in der Wissenschaft erwarben; so vor allem der des stud. jur. Ludwig Knapp, des späteren Verfassers des Systems der Rechtsphilosophie, eines Werkes, dem bei seinem Erscheinen nur wenig Beachtung geschenkt wurde, dem aber in unsrer Zeit ein hoher Werth von Seite sehr bedeutender Rechtsgelehrten zuerkannt wird, ferner der Chemiker Henry Roscoe und Beilstein, des späteren Pharmakologen W. Marmé u. a.

Bei dieser Gelegenheit kann Referent nicht umhin, ein kleines Versehen von Moleschott richtigzustellen. Moleschott behauptet nämlich wiederholt, daß es Spinoza in Heidelberg ähnlich ergangen sei und daß er sich mit dessen Schicksal tröste. Allein das ist nicht zutreffend. Vielmehr ließ Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz im Februar 1673 Spinoza durch Johann Ludwig Fabricius, einen durch Toleranz und Charakter gleich ausgezeichneten Mann, die Professur für Philosophie und Mathematik an der seit 22 Jahren durch ihn wieder eröffneten Universität Heidelberg antragen, wobei er ihm zugleich Lehrfreiheit zugestand. Spinoza zog es jedoch vor, den ehrenvollen Ruf auszuschlagen. In seiner nach damaliger Sitte lateinisch geschriebenen Antwort vom 30. März desselben Jahres betont Spinoza vorwiegend, daß er eine öffentliche Lehrthätigkeit niemals beabsichtigt habe und die Uebernahme einer solchen ihn an der Fortbildung der Philosophie hindern würde, die mit dem Unterricht vom Katheder aus unvereinbar sei. Ferner wisse er nicht, innerhalb welcher Grenzen jene Freiheit zu philosophiren gehalten sein müsse, damit er die von Staatswegen bestehende Religion nicht stören zu wollen scheine u. s. f.[1]) Hier fehlt also jede Analogie und wir müssen mit Bedauern constatiren, daß fast 200 Jahre vor Moleschott in den Regierungskreisen eine reinere und kräftigendere Luft wehte, als zu seiner Zeit. Auch kam der Spinoza Deutschlands, als welchen die Zuhörerschaft L. Feuerbach bei der Eröffnung seiner Vorlesungen auf dem Rathhause zu Heidelberg — wohlverstanden, Rathhaus, nicht Universität, welche zu engherzig war, einen Hörsaal abzutreten — feierte, niemals in die Versuchung, eine Professur in deutschen Landen auszuschlagen!

Nun trat eine anderthalbjährige Muße ein. Zunächst hielten Moleschott seine Schriften über Wasser, wofür er aber lieber dem deutschen Volke, als der badischen Regierung seinen Dank ausspricht, obgleich diese durch die Aufmerksamkeit, die sie für ihn erregte, ohne es zu wollen, wirksam und nachhaltig für ihn gesorgt hatte. Die Zeitschrift „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere" wurde gegründet; sie kam in zwanglosen Heften heraus und erscheint noch heute unter der Redaction von Colasanti und Robini. „Georg Forster" wurde vollendet, Freund Hettner empfing sofort ein Exemplar, las es und „legte es aus den Händen, wie man ein großes Kunstwerk aus den Händen legt; erschüttert und doch erhoben; so die Größe des Helden bewundernd und die Gemüthswärme des Dichters innig liebend. Dein ganzes edles Naturell," schreibt er weiter an Moleschott, „spiegelt sich so klar und erwärmend in diesem Buche ab, und nun die verfluchten L . . . e, die immer von der Kälte und Herzlosigkeit der neuen Weltanschauung Geschrei machen, sie müssen doch endlich beschämt eingestehen, daß hier Humanität in edelstem Sinne ist; eine freudige Hingebung und tiefsinnige Sittlichkeit, wie sie nur wahrhaft classischen Naturen eigen." Zu seiner Beruhigung konnte Moleschott Hettners übersprudelndes

[1]) Vergl. W. Bolin, „Spinoza", 9. Bd. d. „Geisteshelden" von A. Bettelheim, S. 102, 103 u. 171, 1894. —

Lob in gemünzte, ruhige und sehr gegenständliche Sprache übersetzen. Als er sich Forsters Schriften zum täglichen Genuß anschaffte, waren sie um die Hälfte des früher bestimmten Preises zu erstehen; nach dem Erscheinen seiner Schrift trat der frühere Ladenpreis wieder in Geltung, das war eine Brockhaus'sche Beurtheilung, die als ein Urtheil des Marktes gelten konnte. Moleschott trug sich in jener Zeit viel mit dem Gedanken, nach Amsterdam überzusiedeln und sich dort der ärztlichen Thätigkeit zu widmen; dieselbe hatte für ihn immer einen hohen Reiz, und Gelegenheit zu öffentlichen Vorträgen würde sich auch gefunden haben und am Ende auch ein Plätzchen an der Hochschule, wurde ihm doch in späteren Jahren der Lehrstuhl der Physiologie in Amsterdam angetragen. Er überlegte hin und her, da traf der Ruf nach Zürich ein, von wo Ludwig nach Wien berufen worden war. Es gereichte Moleschott zur ganz besonderen Genugthuung, daß er an Stelle des damals schon hochberühmten Ludwig durch Männer wie Kölliker und Hasse empfohlen wurde. Aber auch noch eine weitere wurde ihm zu theil; durch Niederlegung seiner Docentenstelle war eine Lücke in Heidelberg entstanden, die ausgefüllt werden mußte; man sah sich gezwungen, eine Professur für Physiologie zu errichten, auf welche man Helmholtz berief. „War dies auch nur mittelbar der Erfolg von meinem Wirken, Schöneres könnte ich mir in meinem ganzen Leben nicht nachrühmen", schreibt Moleschott. Man denke auch: Helmholtz und Ludwig, die klangvollsten Namen der deutschen Physiologie!

Mit der Berufung nach Zürich endete die Sturm- und Kampfperiode für Moleschott, und damit ist auch unsre Aufgabe erledigt; im übrigen verweisen wir auf das Buch selbst, um so mehr als auch die sorgfältigste Berichterstattung doch nur eine unzureichende Vorstellung von dem lebendig bewegten Inhalt geben kann. Es den Freunden der naturwissenschaftlichen Forschung, wie der Aufklärung überhaupt zu empfehlen, dessen darf ich mich wohl entheben. Aber denen möchte ich es vor Augen legen, welche den naturwissenschaftlichen Realismus mit dem praktischen Materialismus identificiren; sie werden die Wahrnehmung machen, daß das Bild, welches ihnen als das von Vertretern des ersteren entworfen wurde, ein Zerrbild ist, das die Gedankenlosigkeit, wenn nicht gar der böse Wille erzeugt hat. Moleschott ist ein begabter Mensch gewesen, in dessen Herzen strenger Wahrheitssinn und echte Menschenliebe sich zu einer erwärmenden und belebenden Flamme vereinigten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der „Münchener Medicinischen Wochenschrift" (1895, Nr. 42) entlehnen wir nachstehenden allgemein interessanten Bericht des Geh. R. Bäumler über Das deutsche Hospital in London: Am 15. October d. J. waren es 50 Jahre, daß in London ein deutsches Hospital eröffnet wurde. Nicht die politische, sondern die Sprachgemeinschaft war es, welche die Deutschen dort zu diesem wie zu anderen gemeinsamen Zwecken verband und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugte, wie es vor 1870 in der Heimath nicht vorhanden war. Wie die Kranken aus allen Ländern, so weit die deutsche Zunge klingt, sich in diesem deutschen Hospital zusammenfanden, so arbeiteten auch Männer aus allen deutschen Gauen, aus Oesterreich wie aus den russischen Ostseeprovinzen und der Schweiz einmüthig und mit Eifer an diesem gemeinsamen Werke. Und in keiner Großstadt des Auslandes war wohl ein größeres Bedürfniß für ein besonderes Hospital für Deutschsprechende vorhanden, als gerade in London. Ist doch in London schon seit Anfang dieses Jahrhunderts die deutsche Colonie eine besonders große, durch stetigen Zuwachs sich rasch vermehrende gewesen, so daß schon in den vierziger Jahren die Zahl der in London lebenden Deutschen auf etwa 30,000 geschätzt wurde. Andrerseits waren aber gerade in London trotz seiner zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, trotz gastfreundlicher Gesinnung der Engländer gegen Fremde, die Möglichkeiten für die Aufnahme armer oder wenig bemittelter Kranker in englische Krankenanstalten sehr beschränkt. Denn mit Ausnahme von drei großen alten Stiftungsspitälern gab es nur noch eine Anzahl von mittelgroßen und kleineren Krankenhäusern, die lediglich durch alljährlich zu sammelnde freiwillige Beiträge unterhalten wurden. Es war demgemäß der großen Zahl Hülfsbedürftiger gegenüber die Zahl der Betten in den Hospitälern eine ganz ungenügende. Wohl wurden Schwerkranke jeder Nationalität in diese Hospitäler nach Möglichkeit meist ohne Schwierigkeiten aufgenommen, aber leichter oder chronisch Kranke, welche der Aufnahme nicht minder bedürftig gewesen wären, konnten entweder gar keine Aufnahme finden, oder sie mußten wochenlang auf dieselbe warten, oder wurden höchstens in den von Hunderten besuchten Ambulatorien mit ärztlichem Rath und Arznei versehen.

Die der Gemeinde (den Kirchspielen) zur Last fallenden Armen wurden, wenn ihnen nicht durch Privatwohlthätigkeit der Weg zu einem Hospital gebahnt wurde, in die Armenhäuser, die „Workhouse-Infirmaries" aufgenommen, Anstalten, die erst innerhalb der letzten 25 Jahre so eingerichtet worden sind, daß sie den Namen Hospitäler verdienen. Jetzt gibt es an deren Stelle eine Anzahl großer Gemeindekrankenhäuser, dazu noch die vom Local Government Board errichteten Spitäler für Infectionskrankheiten, die allen Bedürfnissen und allen Anforderungen, welche auch in Bezug auf die Pflege der Kranken an solche Anstalten gestellt werden können, genügen. Vor 50 Jahren aber bestand das dringendste Bedürfniß nach einem Hospital, in welchem Deutschsprechende im Erkrankungsfall ohne alle weiteren Umstände Aufnahme finden konnten. Und welche Wohlthat ist es für Kranke, wenn sie von Aerzten und Pflegerinnen, welche ihre Muttersprache sprechen, behandelt und gepflegt werden!

Deutschen Geistlichen, besonders dem Pastor Steinkopff, und einem deutsch-österreichischen Arzt Dr. Freund, welche die Noth der Deutschen aus tagtäglicher Anschauung kannten, gelang es schon i. J. 1843, hervorragende Mitglieder der deutschen Colonie, die wohlhabenden deutschen Kaufmannskreise Londons und der großen Provincialstädte, vor allem den preußischen Gesandten Frhrn. v. Bunsen und durch diesen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen für die Idee der Gründung eines deutschen Hospitals zu gewinnen. Von letzterem und zwei deutschen Kaufleuten in London wurde die Summe zinsfrei geliehen, mit welcher ein passendes Gebäude für das Hospital angekauft werden konnte, und am 15. October 1845 wurde das Hospital in der nordöstlichen Vorstadt Dalston, nicht sehr entfernt von den östlichen Stadttheilen, in welchen die ärmeren Deutschen vorwiegend wohnen, in Gebäuden, die vorher als ein Waisenhaus benützt worden waren, mit 36 Betten eröffnet. In einem als besseres Privathaus erbauten Hause befand sich ein Saal zu ebener Erde für Kinder, in den oberen Stockwerken waren mehrere Zimmer für erwachsene Frauen bestimmt, zwei Zimmer zu einem sogenannten Sanatorium für zahlende Kranke (Erzieherinnen, junge Kaufleute u. dgl.), welche bald in großer Zahl die Wohlthaten dieser damals in London überhaupt neuen Einrichtung sich zunutze machten. In einem weiteren im Garten gelegenen Bau wurden zwei Säle für Männer, der eine speciell für durch Unfälle (Accidents) Verletzte jeder Nationalität (auch Engländer) eingerichtet. Diakonissen aus Kaiserswerth, von denen Frl. Bürger als Vorsteherin (Matron) von der Eröffnung des Hospitals bis 1894 unermüdlich thätig gewesen ist, wurde die Krankenpflege übertragen. Es waren dies die ersten einem Pflege-Orden angehörenden Krankenpflegerinnen, die in England in einem Hospital thätig waren. Seitdem sind zuerst durch die Anregung, welche der Krimkrieg gab, und durch die Bemühungen von Miß Florence Nightingale in London selbst und in den größeren Provincialstädten zahlreiche Pflegegemeinschaften und Pflegerinnenschulen entstanden, und ist dadurch die Krankenpflege in den Hospitälern und der Privatpraxis von Grund aus umgewandelt worden. Mehreren der in London bereits ansässigen deutschen Aerzte wurde die Function ordinirender Aerzte übertragen, englische Aerzte und Chirurgen von Namen wurden als consultirende Aerzte gewonnen. Der Hausarzt mußte ein in Deutschland approbirter Arzt sein. Als 1858 das ärztliche Approbationswesen in England geregelt wurde, erhielten die speciell für Ausländer gegründeten Spitäler durch besonderen Parlamentsbeschluß die Berechtigung, im Ausland approbirte Aerzte ohne ein in England abzulegendes Examen als Hausärzte anstellen zu dürfen.

In Bezug auf alle Aeußerlichkeiten, Organisation u. s. w. war das deutsche Hospital ganz nach dem Muster der englischen, durch freiwillige Beiträge unterhaltenen Krankenhäuser eingerichtet worden. Von Anfang an war es gelungen, die Königin und den Prinzen-Gemahl für dasselbe zu interessiren und das Hospital unter deren

und des Königs von Preußen specielle Protection stellen zu dürfen. Später kamen noch der Kaiser von Oesterreich und der Prinz von Wales als „Protectoren" hinzu. Die große Mehrzahl der deutschen Fürsten, die Senate der freien Städte bekundeten durch alljährliche Beiträge ihr warmes Interesse für dasselbe. Der Herzog von Cambridge wurde Präsident und er, wie auch der gegenwärtige Herzog, hat häufig dem Jahresfestessen präsidirt, bei welchem nach altenglischer Sitte die Hauptsammlung für das Hospital gemacht und veröffentlicht wird. Auch der Prinz von Wales und andere Prinzen des königlichen Hauses haben bei diesen Gelegenheiten den Vorsitz übernommen und durch ihre Gegenwart wesentlich zu dem Glanz und dem finanziellen Erfolg dieser Feste beigetragen. Die Beziehungen, in welche der deutsche Hofprediger am St. James' Palast durch seine Stellung zu dem Hofe gebracht wurde, haben dem Pastor Dr. Walbaum, welcher über 40 Jahre die Ehrenstelle als Secretär des Hospitals bekleidete und bis zu seinem Lebensende, im Jahre 1893, unermüdlich für das Wohl des Hospitals thätig war, die Wege gebahnt, um immer wieder aufs neue hochgestellte und einflußreiche Persönlichkeiten für das Hospital zu interessiren. Außer der Pflege stationärer Kranker wurde in einem Ambulatorium einer großen Zahl von Kranken ärztlicher Rath ertheilt und Arznei unentgeltlich verabreicht. Solche Ambulatorien (Dispensaries) für deutsche Kranke wurden auch im Ostende und Westende Londons eingerichtet und daselbst mehrmals wöchentlich von deutschen Aerzten Kranke gesehen. Das Ambulatorium im Hospital war auch englischen Kranken zugänglich, welche von einem der Subscribenten (Governors) des Hospitals empfohlen waren, und sehr rasch erwarb sich das Hospital durch die wachsende Zahl solcher ambulanter Kranken, ebenso wie durch die Verpflegung von in der Nachbarschaft des Hospitals Verunglückten einen Ruf in immer weiteren Kreisen des betreffenden Stadttheiles. Damit wuchs aber auch die Zahl der Beitragenden, was von größter Wichtigkeit war, da das Hospital für seinen Unterhalt ganz auf freiwillige Beiträge angewiesen war.

Im Laufe der Jahre wurde aber durch Vermächtnisse wohlhabender Deutscher und einzelner Engländer ein Vermögensgrundstock angesammelt, und zu Anfang der sechziger Jahre, nach 15jährigem Bestehen, hatte das Hospital so festen Fuß gefaßt, daß, da die Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten, ernstlich an eine Vergrößerung gedacht werden konnte. Diese wurde, hauptsächlich in Folge einer hochherzigen Schenkung des Schatzmeisters des Hospitals, Fr. Huth, durch Erbauung eines ganz neuen Hospitals bewerkstelligt, welches in dem großen, dem Hospital bereits gehörenden südlich gelegenen Wiesengelände von den Baumeistern Prof. Donaldson und E. Grüning erbaut, am 15. Oct. 1864 eröffnet und im December bezogen wurde. Dieser Neubau besteht aus einem Wirthschaftsbau mit dem Sanatorium und aus dem eigentlichen Hospitalgebäude, einem dreistöckigen, durch einen Gang mit ersterem verbundenen Langbau, in welchem größere und kleinere Krankensäle die ganze Breite des Baues einnehmen, so daß in denselben durch gegenüberliegende Fenster für ausgiebige Ventilation gesorgt werden kann. Durch diesen Neubau war die Bettenzahl von 52 auf 100 gebracht, und mit dieser Vergrößerung war auch die Anstellung eines zweiten Hausarztes nothwendig geworden.

Wiewohl nun seit jener Zeit, wie bereits erwähnt, die Verhältnisse in London in Bezug auf Hospitalverpflegung armer Kranker sich sehr wesentlich geändert haben, und trotzdem in nächster Nähe des deutschen Hospitals ein neues englisches Hospital errichtet wurde, sind doch die Ansprüche, welche an ersteres gemacht werden, keine geringeren geworden. Nicht einmal die Zahl der englischen ambulanten Kranken und die Zahl der im deutschen Hospital zur Aufnahme kommenden Unglücksfälle hat sich verringert, so daß vor einigen Jahren, einmal um mehr Raum für Fälle der letztgenannten Art zu gewinnen, und dann auch, um die Einrichtungen des Ambulatoriums zu verbessern, für letzteres ein Neubau auf dem Platz, auf welchem das alte Hospital gestanden hatte, errichtet wurde. In diesen ist auch die Apotheke verlegt worden. Weiterhin wurde Raum zur Unterbringung Kranker dadurch gewonnen, daß der Betsaal als solcher aufgegeben werden konnte, nachdem eine der deutschen Gemeinden ihre Kirche, die wegen Erbauung einer Eisenbahn aus der City wegverlegt werden mußte, in nächster Nähe des Hospitals neu aufgebaut hatte. Der bisherige Betsaal wurde in einen geräumigen, unmittelbar in den Garten führenden Kindersaal umgewandelt. Seit einigen Jahren ist nun auch noch ein Reconvalescentenhaus in nächster Nähe des Hospitals in einem für diesen Zweck gemietheten Haus mit Garten errichtet worden, so daß die Krankensäle nach Bedarf entlastet werden, Reconvalescenten aber noch längere Zeit unter ärztlicher Aufsicht und guter Pflege gehalten werden können.

So ist aus verhältnißmäßig kleinen Anfängen im Laufe von 50 Jahren ein in seiner Art sehr vollständiges Krankenhaus mit 140 Betten entstanden, das Tausenden armer Deutscher Pflege und Heilung gebracht, den Unheilbaren ihre Leiden und das Sterben erleichtert, einer großen Zahl durch Unglücksfälle verletzter Engländer und zahllosen ambulanten Kranken aller Nationalitäten ärztlichen Rath und Arznei gewährt hat. Im ganzen sind seit der Eröffnung des Hospitals i. J. 1845 über 50,000 Kranke im Hospital behandelt worden, während die Zahl der ambulanten Kranken eine halbe Million weit überschreitet. 1894 betrug die Zahl der im Hospital behandelten Kranken 1446, die der Ambulanten, einschließlich chirurgische, augenärztliche und Zahnkranke, 17,418, während im östlichen Ambulatorium außerdem noch 4440, im westlichen 1604 Kranke sich eingefunden hatten.

Die mit den gesteigerten Ansprüchen an das Hospital vermehrten Ausgaben sind leider in den letzten Jahren durch die Einnahmen nicht gedeckt worden. Das deutsche Hospital hat, gleich den englischen Hospitälern Londons, unter der Ungunst der wirthschaftlichen Lage zu leiden. Trotz neuer Methoden, Mittel für die Hospitäler aufzubringen, wie Sonntags- und Samstags-Collecten, die eine große Summe ertragen, an der auch das deutsche Hospital Antheil hat, sind mehrere der großen englischen Hospitäler genöthigt gewesen, ihren Betrieb einzuschränken. Am deutschen Hospital sind 1894 die Einnahmen trotz eines Ertrages der Festessen-Sammlung von nahezu 50,000 M., welche 1000 M. vom Deutschen Kaiser, 400 M. vom Prinzen Luitpold von Bayern, je 1000 M. von der Stadt Berlin und vom Senat der Stadt Hamburg, 300 M. von der württembergischen Regierung einschlossen, um ca. 28,000 hinter den 185,693 M. betragenden Ausgaben zurückgeblieben. Dies war die Veranlassung, daß das Comité des deutschen Hospitals in diesem Frühjahr sich in einem Aufruf, der in den deutschen Zeitungen erschien, an seine Landsleute in der Heimath um Unterstützung der so wichtigen und segensreichen Anstalt wandte. Möge es an der nöthigen Hülfe aus der Heimath nicht mangeln!

Zur Zeit wirken am Hospital 2 ordinirende innere Aerzte (Physicians) und 2 Chirurgen (Surgeons), 1 Augen- und 1 Zahnarzt, sowie 2 Hausärzte. Eine nicht geringe Zahl junger deutscher Aerzte hat seit der Gründung des Hospitals das Glück gehabt, in der eigenartigen Stellung, welche das Wirken an einem deutschen Hospital im fremden Lande bietet, ihre ärztliche und allgemeine Ausbildung zu vervollständigen, an einem reichen Krankenmaterial in sehr selbständiger Weise thätig zu sein, und auch mit den ärztlichen Anschauungen und Einrichtungen der englischen Weltstadt einigermaßen bekannt zu werden. Einige der früheren Hausärzte haben sich nach mehrjährigem Verbleiben in dieser Stellung in London dauernd niedergelassen; die Mehrzahl ist nach Deutschland zurückgekehrt, und diese haben zum Theil an Universitäten, zum Theil in der Privatpraxis sich geachtete Stellungen errungen.

Von den in London Gebliebenen hat Dr. Hermann Weber am längsten am deutschen Hospital und für dasselbe gewirkt, denn er war zu Anfang der 50er Jahre als Hausarzt eingetreten, und hat erst vor kurzem die Stellung eines ordinirenden mit der eines consultirenden Arztes am Hospital vertauscht. Durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der inneren Medicin, von denen hier nur an die im 25. und 28. Band von Virchows Archiv erschienene Abhandlung über die Nervenstörungen und Lähmungen nach Diphtherie und vor allem an seine Arbeiten und Bemühungen um die Klimatotherapie der Lungenschwindsucht erinnert sei, ist H. Weber in Deutschland ärztlichen Kreisen nicht minder bekannt geworden, als in seinem Adoptivvaterland, in welchem er dem deutschen Namen und der deutschen Wissenschaft Ehre gemacht hat. Den Hausärzten, welchen es vergönnt war, mit ihm zusammen zu arbeiten, ist er durch seine sorgfältige und gründliche Art der Untersuchung ein vortreffliches Vorbild gewesen, im Verkehr mit ihm haben sie mannichfaltige Anregung und vielfache Belehrung aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung erhalten. Den zahlreichen deutschen Aerzten, welche Studien halber nach England kommen, ist er nach wie vor in der entgegenkommendsten Weise Berather und Einführer in englische Aerztekreise.

Möge das deutsche Hospital auch weiterhin in gleich segensreicher Weise wie bisher den zahlreichen Deutschen, die im fremden Lande seiner bedürfen, eine Stätte der Hülfe und des Trostes sein,

und möge der wissenschaftliche Geist, welcher in H. Weber einen so ausgezeichneten Vertreter hatte, auch fernerhin die ärztliche Arbeit in demselben beherrschen!

* Der russische Architekt Hr. Sergius Andrejewitsch Iwanow hat bei seinem Ableben in Rom das deutsche archäologische Institut zum Erben eingesetzt, mit der Bedingung, daß die Zinsen des Capitalvermögens zunächst auf eine würdige Publication der Werke seines vor ihm verstorbenen Bruders, des Historienmalers Alexander Andrejewitsch Iwanow, sodann seiner eigenen architektonischen Studienblätter verwendet werden sollten. Die Erfüllung dieser Bedingung rückt jetzt nahe. Die Darstellungen aus der heiligen Geschichte Alten und Neuen Testaments von Alexander Iwanow liegen, wie der „Staats-Anz." mittheilt, als eine stattliche, meist in Farbendruck ausgeführte Publication von über 200 Tafeln längst fertig vor, begleitet von einer Biographie des eigenartig bedeutenden Künstlers aus der Feder Michael Botkins in St. Petersburg. Von Sergius Iwanows eigenen Arbeiten, Studien antiker Architektur, ist das erste Heft mit einem Text von Richard Bohn 1892 erschienen; es hat griechische, namentlich attische Bauwerke zum Gegenstand. Das zweite Heft ist soeben ausgegeben; es enthält pompejanische Studienblätter, die Erläuterungen hat der beste Kenner Pompeji's, August Mau, geliefert. Es bleibt jetzt noch ein drittes Heft herauszugeben, welches aus den von Iwanow für eine Darstellung der Caracalla-Thermen in Rom vorbereiteten Tafeln bestehen wird. Es ist bereits in Arbeit und dürfte etwa in Jahresfrist erscheinen.

* Im Anschluß an meine Besprechung des inhaltreichen Buches von Karl Vogel, „Die dritte französische Republik bis 1895", theilt Hr. Prof. Dr. Semmig in Leipzig der Redaction in längerer Erklärung mit, daß er seit Jahren damit beschäftigt sei, ein Bild der politisch-socialen Entwicklung Frankreichs von den Anfängen seiner Geschichte an zu entwerfen, und daß K. Vogels Darstellung vom französischen Mittelstand „wie ein Echo von dem klingt", was Semmig in seinem Buche „Französisches Frauenleben" 1883 ausführt. Bei Semmig heißt es u. a.: „Es gibt im Lande Perlen häuslichen Lebens, die allen anderen Völkern zum Muster dienen können; die Pariser Literatur ist schlechter als die Sitten des Volkes im großen. Das französische Volk, das man besonders nach der Provinz — dem eigentlichen Lande! — beurtheilen muß, hat treffliche Anlagen des Geistes wie des Herzens." Es sei demnach Hrn. Prof. Dr. Semmig die Priorität dieser Bemerkung, auf welche er sehr großen Werth legt, ausdrücklich zuerkannt. Wenn zwei langjährige Kenner Frankreichs in der Werthung der Hauptmasse der Franzosen und Französinnen so genau übereinstimmen, dann wird wohl ihre Ansicht zutreffend sein. Aus dieser Uebereinstimmung folgern zu wollen, daß Vogel durch Semmigs Darstellung sich beeinflussen ließ, wäre aber etwas gewagt.

Freiburg i. Br. Jos. Sarrazin.

* **Bonn.** Am 22. d. starb Dr. Philipp Bertkau, außerordentlicher Professor der Zoologie an der Universität, langjähriger Schriftführer der Rheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

* **Wien.** Dem Jahresbericht des aus dem Amte geschiedenen Rectors Prof. Müllner entnehmen wir, daß der Besuch unsrer Universität noch immer im Steigen begriffen ist. Sie zählte im Winter 1893/94 6625, im Winter des abgelaufenen Studienjahres 6714 Hörer, zeigt also eine Zunahme um 89 Hörer, im Sommer 1894 5308, im Sommer 1895 5459, somit einen Zuwachs von 151 Hörern. Auch die Vorlesungen haben demgemäß im letzten Wintersemester eine Vermehrung um 29, im Sommerhalbjahr um 39 erfahren. — Was die Veränderungen in den Lehrkörpern angeht, so trat an der theologischen Facultät der ord. Prof. der Pastoral-Theologie, Dr. Anselm Ricker, in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger wurde der Hofcaplan und Privatdocent für christliche Archäologie, Dr. Heinrich Swoboda, ernannt. Am 14. Januar d. J. verschied das Mitglied der Facultät Titularbischof Dr. Joseph Danko. — An der juristischen Facultät wurde der ord. Prof. des römischen Rechtes an der deutschen Universität in Prag, Dr. Ludwig Mitteis, auf den Lehrstuhl Adolf Exners berufen. Ferner wurde der Ministerial-Concipist, Privatdocent Dr. Max Ritter Hussarek v. Heinlein zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes ernannt. Der Universitäts-Archivar Anton Frhr. v. Hye-Glunek hat von 1834 bis zu seinem am 8. December 1894 erfolgten Tode dieses Amt durch volle 60 Jahre bekleidet. — Die an der medicinischen Facultät durch den Uebertritt des Hofrathes Dr. Karl Stellwag v. Carion in den Ruhestand nothwendig gewordene Besetzung einer Professur der Augenheilkunde nahm die tragische Wendung, daß der für diese Lehrkanzel ernannte Gelehrte Dr. Ludwig Mauthner am Morgen nach seiner am 19. October 1894 vollzogenen Ernennung plötzlich einem schon lange bestehenden Herzleiden erlag. An Stelle Mauthners wurde dann der Prof. an der deutschen Universität in Prag Dr. Isidor Schnabel zum ord. Prof. der Augenheilkunde und Vorstand der ersten Augenklinik ernannt. Am 31. December 1894 verstarb Privatdocent Dr. Marcus Abeles. — An der philosophischen Facultät trat mit Schluß des Studienjahres 1893/94 der ord. Prof. für Geschichte und Aesthetik der Tonkunst, Hofrath Dr. Eduard Hanslick, in den dauernden Ruhestand. Mit ihm schied ein glänzender akademischer Lehrer und bahnbrechender Denker auf dem Gebiete der Aesthetik der Tonkunst. So schmerzlich die Universität einen ihrer anregendsten Lehrer vermissen wird, so bleibt es ein Trost, daß Hanslicks klärender Geist und edler musikalischer Formensinn auch fernerhin für die von ihm so erfolgreich bebaute Disciplin fruchtbar sein wird. Neu ernannt wurden: der ord. Prof. der Physik an der deutschen Universität in Prag, Regierungsrath Dr. Ernst Mach, zum ord. Prof. der Philosophie, ferner der Privatdocent Dr. Gustav Kohn zum außerord. Prof. der Mathematik, und der Custos des Naturhistorischen Hofmuseums, Privatdocent Dr. Günther Ritter Beck v. Mannagetta, zum außerord. Prof. der systematischen Botanik. Durch den am 8. Juli 1895 eingetretenen Tod Ludwig Loschmidts hat die philosophische Facultät eine ihrer stolzesten Ruhmeszierden verloren. Seine glänzendste Leistung, die ihm in der Geschichte der Physik einen unsterblichen Namen sichert, war, wie schon wiederholt erwähnt wurde, die Bestimmung der Größe oder genauer der Anzahl von Molecülen, die auf eine Volumeinheit entfällt. Eine der wichtigsten Naturconstanten ward hiemit in ebenso einfacher als genialer Weise festgestellt.

* **Wien.** Der Kaiser hat den Privatdocenten an der hiesigen Universität, Dr. Casimir Twardowski, zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Lemberg ernannt.

* **London.** Die Verlegung der hiesigen theologischen Facultät nach Cambridge ist auf der diesjährigen Presbyterianersynode in New-Castle beschlossen worden. Die beiden Engländerinnen, welche im vergangenen Jahr das Sinai-Manuscript fanden, haben den Bauplatz und 5000 Pfd. St. für das in Cambridge zu errichtende Gebäude geschenkt. Zweck dieser Neuerung ist das Bestreben, die Studirenden der Theologie in engere Fühlung mit dem Gesammtbetrieb der Wissenschaft zu bringen.

* **Granada.** Am 19. d. M. fand hier auf der von „Freunden des Landes" unterhaltenen Akademie die feierliche Eröffnung des Wintercursus statt, wobei sich ein merkwürdiger Zwischenfall ereignete. Die Eröffnungssitzung leitete der Erzbischof, und die übliche Rede sollte Prof. Torres Campos, Lehrer des Völkerrechts an der hiesigen Universität, halten. Der von ihm gewählte Stoff war die neueste Bewegung zu gunsten der Frauenemancipation. Hr. Torres Campos hatte bereits einen guten Theil seiner Rede vorgetragen, als der Erzbischof mit der Bemerkung, die vorgetragenen Ansichten liefen den Lehren der katholischen Religion zuwider, den Redner unterbrach und ihn höflich ersuchte, seinen Vortrag nicht fortzusetzen; um die Fortsetzung unmöglich zu machen, ergriff der Erzbischof selbst das Wort, um die Anschauungen des Professors zu widerlegen. Torres Campos verließ, im höchsten Grade entrüstet, das Katheder und den Saal. Bald nach Beendigung der Eröffnungsfeier reichte er sein Entlassungsgesuch ein, und es heißt, daß noch mehrere andere Professoren der Akademie seinem Beispiel folgen wollen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 299. München, Montag, 28. October. Beilage-Nummer 249.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die militärischen Schriften des Erzherzogs Karl.

I.

Es ist eine häufig beobachtete Erscheinung in der Geschichte des Kriegswesens, daß große Heerführer neben dem Schwerte auch die Feder zu führen verstanden, daß sie es unternommen haben, theils ihre eigenen Thaten zu schildern, theils die Summe ihrer Erfahrungen zu ziehen, um sie der Nachwelt zugänglich zu machen. Um nur einige der bedeutendsten Namen zu nennen, sei hier auf Cäsar, Moritz von Sachsen, Friedrich den Großen, Napoleon I., Moltke hingewiesen. Unter diese militärischen Classiker zählt man mit vollem Recht auch den Erzherzog Karl von Oesterreich, den Sieger von Caldiero und Aspern. Er ist sogar einer der fruchtbarsten Schriftsteller deutscher Zunge auf militärischem Gebiete und gilt zugleich neben Clausewitz als der hervorragendste aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. In unermüdlicher literarischer Thätigkeit ist er viele Jahre hindurch bestrebt gewesen, die tiefe Kenntniß von den Grundsätzen der Kriegführung, welche er sich in zahlreichen Feldzügen, im Glück und im Unglück erworben hatte, seinen Untergebenen und Schülern zugänglich zu machen. Aehnlich wie Friedrich der Große, den er sich überhaupt in vielem zum Vorbilde genommen, schrieb er weniger für die Nachwelt, als für seine Zeitgenossen. Seine Absicht war vor allem, durch Belebung des echten Soldatengeistes und wissenschaftliche Ausbildung der Officiere auf das österreichische Heer, an dessen Spitze er lange Zeit gestanden hat, einzuwirken. Auf diese Weise ist Erzherzog Karl nicht nur zum Führer seines Volkes im Kriege, sondern auch zum Erzieher im Frieden geworden, und man kann den Einfluß wohl kaum zu hoch schätzen, den er während fast zweier Jahrzehnte sowohl als Soldat und Organisator, wie als Schriftsteller ausgeübt hat.

Leider hat es bisher an einer vollständigen Sammlung der zahlreichen Schriften des Erzherzogs gefehlt, welche uns ein Gesammtbild seines Wirkens gewähren könnte. Viele derselben sind zwar schon zu seinen Lebzeiten (meist ohne Nennung des Verfassers) im Druck erschienen, allein sie waren in letzter Zeit selten geworden und wurden daher nicht mehr genügend gelesen. Einzelne hatten dann allerdings in dem Ende der siebziger Jahre erschienenen Sammelwerke „Militärische Classiker des In- und Auslandes“ (herausgegeben von Oberstlieutenant v. Marcés)[1] Aufnahme gefunden, indeß ihre Zahl war im Vergleich zu der außerordentlich umfangreichen literarischen Thätigkeit des Erzherzogs nur gering zu nennen. Auch befand sich in den österreichischen Staats- und Privatarchiven noch eine ganze Reihe von Aufsätzen und Denkschriften von seiner Hand, die überhaupt noch niemals der Oeffentlichkeit

[1] Berlin, bei Richard Wilhelmi.

übergeben waren. Da mußte es denn jeder gebildete Militär aufs freudigste begrüßen, als sich im Jahre 1893 die — inzwischen leider beide verstorbenen — Söhne des Siegers von Aspern, die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, entschlossen, ihrem Vater ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen, das für alle Zeiten ein Zeugniß von dessen hoher geistiger Bedeutung ablegen sollte. Im Auftrag beider Erzherzoge veranstaltete die Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller (Wien und Leipzig) eine Ausgabe von „Ausgewählten Schriften weiland Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl von Oesterreich“. Das im Frühjahr 1895 abgeschlossene Werk umfaßt sechs starke Bände in Großoctav und ein Heft Karten und Pläne. Die Ausstattung ist, der Bedeutung des Inhalts angemessen, eine so vornehme und reiche, wie sie selten einem so umfangreichen Werke zutheil wird. Auch die — zumeist nach alten Originalen angefertigten — Karten lassen in Bezug auf Sorgfalt und Klarheit nichts zu wünschen übrig.

Eine „Auswahl“ der Schriften des Erzherzogs hat nach dem Vorwort des Werkes allerdings nur insofern stattgefunden, als einige aus seiner Jugendzeit stammende Arbeiten, die wohl kein allgemeines Interesse erweckten, weggeblieben sind. Im übrigen liegt die gesammte literarische Thätigkeit des hohen Verfassers in wohlgeordneter Form vor uns. Sie umfaßt neben den — den Hauptraum einnehmenden — kriegsgeschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Schriften auch solche allgemeinen Inhalts, wie: „Religiöse Betrachtungen“, „Aphorismen“ und das Bruchstück einer „Selbstbiographie“. Auffallend ist es, daß der Erzherzog anscheinend nichts über den größten und lehrreichsten Feldzug, den er geführt, den von 1809, geschrieben hat. Man kann sich kaum denken, daß ein so fruchtbarer Schriftsteller über diesen interessantesten Theil seines militärischen Wirkens nichts hinterlassen haben sollte.

Was nun den Inhalt des Werkes im einzelnen angeht, so ist derselbe nicht chronologisch nach der Entstehungszeit der Aufsätze geordnet, sondern diese sind ihrem Stoffe nach in einzelne Gruppen zusammengefaßt. Man kann das aus sachlichen Gründen nur gerechtfertigt finden, in gewisser Hinsicht aber auch bedauern; denn die literarische Thätigkeit des Erzherzogs Karl hängt mit seinem Lebensgange eng zusammen, seine Schriften verdanken ihre Entstehung größtentheils bestimmten äußeren Anlässen, sie sind also Gelegenheitsschriften im guten Sinne. Es sei daher gestattet, eine kurze Besprechung derselben hier nach diesem Gesichtspunkte vorzunehmen und sie gleichsam in einen knappen Abriß des Lebens und Wirkens unsres Helden einzufügen. Wir werden dabei zugleich Gelegenheit finden, auch seine Bedeutung als Schriftsteller zu würdigen, sowohl vom militärischen, als auch vom allgemein literarischen Standpunkte.[1]

[1] Es möge hier noch darauf hingewiesen werden, daß gleichfalls im Auftrage der Erzherzoge Albrecht und Wilhelm in dem nämlichen Verlag ein sehr breit angelegtes „Lebensbild des Erzherzogs Karl“ von H. Ritter v. Zeißberg im Erscheinen begriffen ist, das auf inhaltreichem archivalischen Material beruht.

Erzherzog Karl wurde 1771 als der dritte Sohn des Erzherzogs Leopold von Oesterreich, der im Jahre 1790 seinem Bruder Joseph II. auf den Thron folgte, geboren; er war also ein Enkel der Kaiserin Maria Theresia und ein Bruder des späteren Kaisers Franz. Von der Natur mit keinem kräftigen Körper begabt (er litt auch in späteren Jahren viel durch Krankheit) sollte er eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt werden, allein bald trat bei dem jungen Prinzen eine besondere Vorliebe für den Beruf des Soldaten hervor. Er wußte es auch durchzusetzen, daß er eine gründliche militärische Erziehung erhielt und schon frühzeitig in das kaiserliche Heer eintreten durfte. Zwanzig Jahr alt ging er nach den österreichischen Niederlanden, wo eine Schwester seines Vaters mit ihrem Gatten, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, die Statthalterschaft innehatte. Die Niederlande befanden sich damals im Aufruhr gegen Oesterreich, doch gelang es dem klugen Verhalten des Kaisers Leopold, die Erregung zu dämpfen. Zum Pfande der endgültigen Versöhnung wurde nun Erzherzog Karl zum Nachfolger des Statthalters bestimmt und von diesem an Kindesstatt angenommen.

Indeß, die Ruhe in den Niederlanden sollte nicht lange dauern und der junge Fürst bald Gelegenheit finden, seine militärische Befähigung durch die That zu beweisen.

Die französische Revolution war ausgebrochen und der Sturm in dem Nachbarlande griff bald auch über die Grenzen des österreichischen und deutschen Gebietes hinüber. 1792 begann der Krieg zwischen Frankreich und dem mit Preußen verbündeten Oesterreich, an welchem Erzherzog Karl thätigen Antheil nahm. Er focht 1792 bei Jemappe und befehligte im folgenden Jahre bereits eine Abtheilung des österreichischen Heeres unter dem Prinzen von Coburg. Zur Erlangung des wichtigen Sieges bei Aldenhoven (1. März 1793) trug er wesentlich bei. In der Schlacht bei Neerwinden (18. März) schlug er den linken Flügel des von Dumouriez geführten französischen Heeres und machte 4000 Gefangene. Am 24. Mai erstürmte er das befestigte Lager auf den Höhen von Femers; den Belagerungen von Condé, Valenciennes und le Quesnois, sowie allen Schlachten und Gefechten dieses Feldzuges wohnte er bei.

Nach der Befreiung der Niederlande von dem eingedrungenen französischen Heer ernannte der Kaiser Franz den jungen Erzherzog zum Generalstatthalter der Provinz. Als solcher befehligte er im Feldzug 1794 einen Theil des österreichischen Heeres bei Landrecies, Tourcoing, Tournay und Fleurus. Bei Tourcoing (18. Mai) hätte der Erzherzog entscheidend eingreifen können, wenn ihn nicht während der Schlacht ein Uebel befallen hätte, welches ihm nach Scharnhorsts Worten „oft eine geraume Zeit das Bewußtsein raubte“ — die Fallsucht. Diese Krankheit des Erzherzogs hat später noch einmal an dem wichtigen Tage von Regensburg (22. April 1809) das Geschick Oesterreichs zu seinen Ungunsten entschieden.

Es ist bekannt, daß der Feldzug von 1794 ohne jedes Ergebniß für Oesterreich endete, nicht weil das Heer unterlegen war, sondern vor allem, weil der Kaiser Franz selbst und sein Minister Thugut die Lust verloren hatten, die Niederlande noch länger energisch zu vertheidigen. Trotz zahlreicher Siege gab man das Land den französischen Truppen preis und wich endlich sogar bis hinter den Rhein zurück. Erzherzog Karl verließ darauf das Heer und zog sich nach Wien zurück, um sich mit erhöhtem Eifer wieder seinen kriegswissenschaftlichen Studien zu widmen. Schon vorher, kurz nach dem Feldzuge 1792, hatte er einen Theil seiner Erlebnisse in den Aufsätzen: „Vorgeschichte des französischen Krieges“, „Le siège de Lille, la bataille de Mons (Jemappe) et la retraite par Aix-la-Chapelle“ und „La bataille de Fleurus“ beschrieben. Jetzt benutzte er seine unfreiwillige Muße zur Niederschrift einer Reihe von Aufsätzen, die er selbst als Studien zu seiner weiteren Ausbildung als Heerführer bezeichnet hat. Die bemerkenswerthesten darunter sind: „Ueber den Krieg mit den Neufranken“ und „Ueber Nationalreichthum“ (nach Adam Smiths großem Werk).

Das Jahr 1796 sollte den erst 26jährigen Prinzen zu entscheidender kriegerischer Thätigkeit führen. Er wurde zum Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres am Niederrhein ernannt. Der deutsche Reichstag fügte die Würde eines „Reichs-Feldmarschalls“ hinzu.

Wir sind über die Ereignisse des Feldzugs 1796 besonders gut unterrichtet durch eine der Schriften des Erzherzogs selbst, die er freilich erst 1813 veröffentlicht hat: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges 1796 in Deutschland“. Um den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dieses Hauptwerkes des Verfassers gewinnen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß das damalige Niveau der Kriegswissenschaften ein verhältnißmäßig niedriges war. Vor allem fehlte es an einer klaren Erkenntniß der Grundsätze für die Heeresleitung im großen. Die Feldherren früherer Zeiten hatten dieselben zwar gekannt und nach ihnen gehandelt, aber mehr aus eigener Erfahrung und angeborenem Scharfblick, als nach theoretischem Ermessen. Macchiavell war der erste, der es versuchte, der Kriegführung eine wissenschaftliche Grundlage zu geben und zugleich ihre Beziehungen zur Politik darzulegen; allein er wurzelt noch in einer Zeit, deren ganze Verhältnisse von den unsrigen zu verschieden sind, um viel mehr als ein historisches Interesse zu bieten. Unter den Feldherren des 18. Jahrhunderts erkannte vor allem Friedrich der Große, daß der Erfolg im Kriege auf gewissen einfachen und natürlichen Grundsätzen beruhe, von denen man nicht abweichen dürfe. Er hat dieser Ueberzeugung auch in seinen Schriften mehrfach Ausdruck gegeben, allein eine systematische, zusammenhängende Darstellung des ganzen Gebäudes der Strategie hat er uns nicht hinterlassen. Hiefür waren auch die Mittel und die Ziele der Kriegskunst des 18. Jahrhunderts zu beschränkte gewesen. Erst der hierin durch die französische Revolution bewirkte Umschwung und das Auftreten hervorragender Führer — unter ihnen vor allem Napoleons I. — löste diese Fesseln und zwang zum Nachdenken über die Ursachen der kriegerischen Erfolge. Bülow schrieb seinen „Geist des neuen Kriegssystems“ und Jomini den „Traité des grandes opérations militaires“. An diese Arbeiten schließen sich die „Grundsätze der Strategie“ des Erzherzogs Karl an. Er darf daher als ein hervorragender Mitbegründer der Wissenschaft vom Kriege betrachtet werden. Freilich hat auch er die durchsichtige Klarheit und Entschiedenheit seines Nachfolgers in der Erforschung des Wesens vom Kriege, Karls v. Clausewitz, noch nicht erreicht. Er wurzelt doch noch vielfach in den Anschauungen seiner Jugend, er legt nach unseren heutigen Begriffen zu viel Werth auf gewisse formale Rücksichten, er neigt zu allzu vorsichtiger Berechnung und warnt vor jedem Wagniß, das nicht die absolut sichere Gewähr des Erfolges in sich trägt. Eine solche Kriegführung, wie sie dem Erzherzog vorschwebt, vermag aber das Höchste nicht zu erreichen; sie kann einem Feldherrn gewöhnlichen Schlages gegenüber siegreich sein und bleiben, aber ein genialer Gegner, der entschieden zugreift und die letzte Kraft an die Erreichung seines Zieles setzt, wird leicht alle klugen Berechnungen mit einem Streiche über den Haufen werfen. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß sich in den Gedanken des Erzherzogs Karl vielfache Berührungspunkte mit den von Clausewitz aufgestellten und noch heute gültigen Grundsätzen vorfinden. Vor allem weisen beide Männer stets auf die eine Wahrheit hin, die der Feldherr niemals aus den Augen verlieren

darf: daß Armeen und ihre Führer immer Menschen bleiben, mit deren Leidenschaften und Schwächen man rechnen müsse, und daß daher das Ideal der Kriegführung überhaupt nicht zu erreichen sei.

Es würde uns zu weit führen, auf die strategische Leitung des Feldzuges 1796 durch den Erzherzog Karl hier näher einzugehen. Man darf nicht übersehen, daß der junge Feldherr damals noch ein halber Schüler war, der sich erst Erfahrungen erwerben und durch Fehler lernen mußte. Wir finden daher in seinem Verhalten neben unerklärlichem Zaudern und übertriebener Vorsicht auch zuweilen Züge von überraschender Thatkraft und Entschlossenheit. Nachdem er sich aus übergroßer Bedenklichkeit anfangs von seinen Gegnern Jourdan und Moreau immer weiter vom Rhein ab und bis halbwegs Wien hatte drängen lassen, raffte er sich plötzlich auf und trieb die Franzosen in raschen Schlägen zurück. Bei Würzburg am 3. Sept. indeß versagte er wieder. Er hätte hier durch rücksichtsloses Draufgehen das ganze feindliche Heer zersprengen können, allein es fehlte ihm dazu die schneidige Schärfe, welche den Kampf bis zur Vernichtung führt. Er war im Grunde eine milde, versöhnliche Natur, immer geneigt, seine Truppen zu schonen und Blutvergießen zu vermeiden, selbst wenn das eigene Interesse es erforderte. Nannte er doch, der größte Feldherr Oesterreichs aus jener Zeit, den Krieg „das größte der Uebel". Man halte hierneben den bekannten Ausspruch des gewiß nicht blutdürstigen Feldmarschalls Moltke: „Der Krieg ist ein Glied in Gottes Weltordnung."

Trotz mancher Mißgriffe im einzelnen war der Feldzug von 1796 in Deutschland für den Feldherrnruhm des Erzherzogs Karl entscheidend. Es gelang ihm, das rechte Rheinufer von der Ueberfluthung der feindlichen Heere zu befreien, so daß wenigstens nichts verloren ging, was man vorher besessen. Er hatte, wenn auch nicht überwältigende Kühnheit, so doch Umsicht und Entschlußkraft bewiesen und sich auch tüchtigen Gegnern gewachsen gezeigt. Mittlerweile aber waren in Italien die österreichischen Waffen dem tollkühnen Wagemuth Bonaparte's unterlegen. Am 2. Febr. 1796 fiel Mantua, das letzte Bollwerk in der Lombardei, in die Hände des Siegers und diesem schien der Weg in das Herz des Kaiserstaates offen zu stehen. Nur von dem jungen Erzherzog Karl erwartete man in Wien jetzt noch Rettung, und der Kaiser zögerte nicht, ihn an die Spitze der Truppen in Italien zu stellen. Allein diese waren derart zusammengeschmolzen und entmuthigt, daß auch der Erzherzog auf einen endgültigen Sieg nicht mehr hoffen konnte. Napoleon selbst soll gesagt haben, als er von der Ernennung des Erzherzogs hörte: „Bisher habe ich Heere ohne Feldherrn besiegt, jetzt stellt man mir einen Feldherrn ohne Heer gegenüber."

Und in der That nahm der Feldzug ein rasches Ende. Im März 1797 begann Napoleon mit weit überlegenen Kräften den Angriff auf den Erzherzog. Zwar gelang es diesem, durch kluges Verhalten einer entscheidenden Niederlage zu entgehen, allein er mußte immer weiter weichen und sah sich bald bis in die Steiermark zurückgedrängt. Der von Napoleon selbst angebotene vorläufige Friede von Leoben beendete glücklicherweise den Feldzug, bevor die Kräfte Oesterreichs ganz erschöpft waren. Aber die Lombardei und die Niederlande gingen verloren, und der Kaiser erkannte insgeheim den Rhein als Frankreichs Grenze an.

Gegen Ende des Jahres 1797 wurde Erzherzog Karl zum Statthalter von Böhmen ernannt. Sein dankbares Vaterland verehrte in ihm mit großer Begeisterung den „Retter Germaniens" und den Feldherrn, der die österreichischen Waffen wieder zu Ruhm und Ansehen gebracht hatte. Er selbst aber fühlte am besten, was ihm noch fehlte, und er ließ die kurze Zeit der Ruhe, die ihm gegönnt war, nicht ungenutzt verstreichen. Eifrige Studien füllten seine Tage aus. Die Frucht seiner Thätigkeit war wiederum eine Reihe von Aufsätzen, unter denen „Ein Entwurf zu einer Defensive am Rhein" und ein „Hauptentwurf zu der inneren und äußeren Vertheidigung der Haupt- und Residenzstadt Wien" als die wichtigsten zu nennen sind.

Das Jahr 1799 berief den Erzherzog von neuem an die Spitze der österreichischen Armee gegen Frankreich. Auch den nun folgenden Krieg in der Schweiz, am Oberrhein und an der Donau hat er in einer „Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz" (erschienen anonym 1819 in Wien) eingehend beschrieben. Der Verfasser will dies Werk als eine Fortsetzung der Arbeit über den Feldzug 1796 angesehen wissen. Im Vorwort läßt er durchblicken, daß zahlreiche politische Einwirkungen die militärischen Erfolge empfindlich beeinträchtigten, doch hat er über die Art derselben nur vorsichtige Andeutungen gemacht. Die Darstellung der kriegerischen Ereignisse ist in der Arbeit stets mit einer kritischen Beurtheilung verknüpft, um so an lebendigen Beispielen eine Anweisung zur Kriegführung zu geben. Der Erzherzog sagt hierüber selbst: „Die Lehrsätze einer Wissenschaft werden nur in dem Maße anschaulich und fruchtbar, als man sie auf ihre Quelle — die Erfahrung — zurückführt und ihre Anwendung in wirklichen Ereignissen nachweist. Ohne Theorie bleibt zwar auch der Erfahrenste unfähig, die vielfältigen Erscheinungen aus dem Gebiete einer praktischen Wissenschaft in ihrem Zusammenhange zu fassen, ihre Ursachen und Folgen zu entwickeln, scheinbare Widersprüche zu lösen, den leitenden Grundsatz in seiner ganzen Reinheit zu erkennen und die That nach ihrem wahren Gehalte zu würdigen. Aber theoretische Kenntnisse allein lehren uns noch nicht die Kluft ausfüllen zwischen Wissen und Handeln."

Auch der Feldzug von 1799 verlief im ganzen ergebnißlos, vor allem wegen der Eifersüchteleien zwischen den deutschen und den russischen Führern. Trotz mancher Erfolge stand man am Schlusse fast auf demselben Fleck, wie vorher: die Franzosen blieben überall im Besitz der Rheinlinie. Tief verstimmt legte Erzherzog Karl im Frühjahr 1800 den Oberbefehl nieder, da seine Gesundheit durch die Anstrengungen und wohl auch den überstandenen Aerger gelitten hatte. Er begab sich nach Prag und widmete sich wieder seinen Studien. Er nahm auch an dem Feldzuge 1800 zunächst nicht theil, bis nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden der Kaiser ihn von neuem an die Spitze der geschlagenen Truppen berief. Der Erzherzog selbst rieth aber seinem kaiserlichen Bruder, nachdem er die Trümmer des Heeres zu Linz gemustert hatte, und bevor es zu weiteren ernstlichen Zusammenstößen gekommen war, zum Friedensschluß. Dieser erfolgte auch zu Luneville am 9. Februar 1801. Der deutsche Kaiser verzichtete dabei förmlich auf das linke Rheinufer und besiegelte so die Schmach des Reiches.

Nach diesen wiederholten Schicksalsschlägen sah man in Wien ein, daß eine Umgestaltung und Verbesserung des ganzen österreichischen Heerwesens unumgänglich nöthig sei. Die Ausführung dieses Reformwerks wurde 1801 dem Erzherzog Karl, als der bewährtesten Kraft, übertragen. Der Kaiser ernannte ihn hiefür zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsraths. Mit rastlosem Eifer und großer Einsicht gab sich der Erzherzog diesem ihm neuen Wirkungskreise hin. Der Geschäftsgang wurde vereinfacht, die Organisation und Ausbildung der Armee verbessert, fähige Leute an die Spitze der Truppen gestellt, das Kriegsmaterial erneuert und vermehrt. Freilich, zu einer wirklich durchgreifenden, auf einer Entfesselung der geistigen und sittlichen Volkskraft ruhenden Neugestaltung des Heerwesens,

wie dieselbe bald darauf unter dem Eindruck der Niederlage von Jena in Preußen stattfand, kam es in Oesterreich nicht. Es fehlte dazu theils an der Zeit, theils aber auch an Einsicht und gutem Willen. Doch lag die Schuld sicherlich nicht bei dem Erzherzog Karl, der in der That alle Kräfte für seine Aufgabe eingesetzt hat. Er sagt hierüber in seiner Selbstbiographie: „Und nun opferte er sich ganz der Erreichung seiner Ideale. Er dachte, handelte, arbeitete bloß für sein Geschäft, welchem er sich ausschließlich widmete, entzog sich allem Umgang, welcher nicht darauf Bezug nahm, bekümmerte sich sonst um nichts, am wenigsten um sich selbst, kurz, er lebte wie ein Mönch in dem strengsten Orden, mit der größten Resignation."

Nur die überaus große Arbeitskraft des Erzherzogs macht es erklärlich, daß er neben seiner Thätigkeit als Organisator auch noch Zeit fand, zahlreiche Denkschriften und literarische Arbeiten zu verfassen. Während er aber bisher nur zu seiner eigenen Vervollkommnung studirt und geschrieben hatte, hielt er es für seine Aufgabe, als Lehrer der Armee aufzutreten. Was er daher in der Zeit von 1801 bis 1809 verfaßt hat, muß von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Seine zahlreichen Arbeiten waren Lehrbehelfe für die Generale und Officiere der österreichischen Armee. Daß sie manches enthalten, was wir heute als selbstverständlich ansehen, darf nicht wundernehmen, denn es gab damals solche Lehrbücher noch fast gar nicht, eine große Breite und Ausführlichkeit mag daher wohl nöthig und zweckentsprechend gewesen sein.

Es würde zu weit führen, alle Schriften des Erzherzogs aus diesem Abschnitt seines Lebens hier aufzuführen. Es seien daher nur die wichtigsten hervorgehoben. 1803 verfaßte er die „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee", ein Werk, welches übrigens erst 1806 mit dem Motto „vis unita fortior" im Druck herausgegeben und durch eine Anzahl von Beispielen zur Anwendung der Grundsätze erweitert wurde.[1]) 1805 erschienen: „Neues verbessertes Reglement für die k. k. Reiterei" und „Neues vereinfachtes Exercir-Reglement für das Fußvolk". Diese beiden Arbeiten sind als eine unmittelbare Frucht der reformatorischen Thätigkeit des Erzherzogs anzusehen. In den Jahren 1806 bis 1808 veröffentlichte er weiterhin „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Officiere der österreichischen Armee", welche, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, den Zweck hatten, „dem denkenden Officier verschiedene Ereignisse des Krieges anschaulich zu machen, seine Aufmerksamkeit auf die Regeln der Vorsicht und einer geprüften, oft theuer erkauften Erfahrung zu leiten, seine Ideen durch Beispiele und Entwürfe zu bereichern und seinem Gedächtniß die gesammten Lehren militärischer Schriftsteller praktisch zu wiederholen."

Bemerkenswerth ist ferner ein Bericht an den Kaiser aus dem Jahre 1807 in lateinischer Sprache, welcher in fünf Abschnitten das Kriegswesen in Ungarn behandelt und den Titel führt: „Relatio ad Majestatem Suam Sacratissimam Imperatorem Franciscum I., Regem Hungariae Apostolicum." Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß auch die heute noch blühende „Oesterreichische militärische Zeitschrift" eine Schöpfung des Erzherzogs aus dem Jahre 1808 ist.

Seine erfolgreiche reformatorische Thätigkeit wurde unterbrochen durch den Feldzug von 1805. Erzherzog Karl hatte hiebei wieder das Mißgeschick, sich an die unrechte Stelle gesetzt zu sehen. Er wurde nämlich zum Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in Oberitalien ernannt, weil man hier den Hauptschlag Napoleons erwartete. In der That aber warf dieser seine ganze Macht an die Donau, und erzwang dort am 20. October die Capitulation von Ulm. Währenddessen hatte Erzherzog Karl in Italien mit Glück gegen Massena gefochten und dessen Angriffe in der dreitägigen Schlacht von Caldiero (29.—31. October) siegreich abgewiesen. Er mußte nun trotz seines Erfolges, um nicht von dem Rest der Monarchie abgeschnitten zu werden, den Rückzug antreten, den er mit vielem Geschick ausführte, bis die Entscheidung bei Austerlitz und der bald darauf abgeschlossene Waffenstillstand dem Kriege ein Ende machten. Oesterreich verlor im Friedensschluß Venezien und Tyrol, aber der Erzherzog durfte sich sagen, daß er an diesem unglücklichen Ausgange schuldlos sei. Den einzigen Sieg in diesem Feldzuge, welchen die österreichischen Waffen davongetragen, hatte er erfochten.

[1]) Diese Beispiele sind jedoch nicht ausschließlich das Werk des Erzherzogs, sondern es haben noch andere Officiere daran mitgearbeitet.

Das römische Brandgräberfeld bei Reichenhall.

Vor mehreren Jahren wurde bekanntlich bei Langacker unweit Reichenhall eine römische Begräbnißstätte entdeckt und regelrecht ausgegraben; über die erste Campagne wurde schon früher an dieser Stelle berichtet.[1]) Zu den damals bekannten 251 Gräbern konnte v. Chlingensperg noch 56 Gräber aufdecken und dazu kommen weitere 19, die schon früher Kaufmann Maurer bloßgelegt hatte, so daß der Friedhof 326 Grabstätten faßt. Nach mitgefundenen Münzen (von Vespasian bis Geta, 69—211 n. Chr.) läßt sich dessen Benützung in einer Dauer von fast 1½ Jahrhunderten constatiren. Für das Hinüberspielen der letzten keltischen in die provincial-römische Cultur ist von besonderer Bedeutung der Fund von zwei silbernen Quinaren, der eine wohlerhalten, der andere vom Feuer des Scheiterhaufens geschmolzen, sowie von zwei eisernen Spätlatènefibeln in Resten. An diesen Typus schließt sich an die „Fibel mit Haken und oberer Sehne", welche einen Wulst am Bügel und einen profilirten Knopf am Ende des Fußes hat. Am häufigsten ist vertreten die sog. „Flügelfibel", jene für Norikum und Pannonien so charakteristische Provincialform; im System immer gleich, zeigen die einzelnen Exemplare doch mannichfache Abweichungen im Detail. Besonders in den jüngeren Gräbern schiebt sich der Kopftheil enger zusammen, Fuß und Nadelscheide werden schlanker, so daß ein graziöser Gesammteindruck entsteht, der in drei Fällen noch dadurch erhöht wird, daß die Fibel statt aus Bronze, aus Silber gefertigt ist. Von anderen Schmuck- und Toilettegeräthen seien erwähnt: goldener Fingerring, eiserner Ring mit Gemme, emaillirte Anhänger, Phallus, Bartkämmchen, Zahnstocher, Ohrlöffelchen, Striegel, zwei große Spiegel u. dgl. m. Interessant ist eine bronzene Gürtelschließe, deren hinterer durchbrochener Theil mit Kerbenornament entschieden römisch ist, während die vordere eigentliche Schließe der Latènezeit angehört und originelle Thierkopfverzierung aufweist. Waffen finden sich bekanntlich in römischen Gräbern selten; so auch hier nur ein paar eiserne Lanzenspitzen. Dagegen sind verhältnißmäßig häufig eiserne Werkzeuge. Und diese Bohrer, Stemmeisen, Maurerkellen, Schöpflöffel 2c. zeigen in ihren ganz modernen Formen die an zahlreichen Einzelfunden wie an hervorragenden Depotfunden (auf der Heidenburg in der Pfalz, in dem sog. Römercastell Grünwald bei München) beobachtete Thatsache, daß unsre moderne Handwerkstechnik fast ganz in der römischen Cultur fußt. Ein sehr seltenes Instrument, das in der Töpferei Verwendung fand, sei kurz beschrieben. An einen starken Griff setzt sich eine viereckige, nach oben etwas convexe Platte, an deren Vorderrand eine 2 Centimeter breite Ausfräsung ist, während die

[1]) Beil. z. Allg. Ztg., Nr. 291, 13. Dec. 1892.

linke Seite drei vorstehende Zacken hat. Wird nun der Vorderrand der Platte an ein auf der Töpferscheibe rotirendes Gefäß gehalten, so entsteht auf letzterem ein Reliefband, entsprechend der angeführten Aussparung. Durch die Zacken werden aber drei Parallelfurchen als Ornament in die Gefäßwand geschnitten. Selten ist auch ein gebogener Feuerstahl, welcher auf einen Bronzegriff montirt ist.

Echte terra-sigillata-Gefäße kommen ganz vereinzelt und fast nur in Scherben vor; desto häufiger trifft man Reste von Schalen und Bechern aus unechter terra sigillata. Die letzteren, einer localen Production und Nachahmung der importirten echten Waare entstammend, haben keinen feingeschlemmten Thon, nur schwachen Brand, in Folge dessen grauen Bruch und dumpfen Klang. Die hellrothe, glänzende Farbe, welche das samische Geschirr auszeichnet, wird erzeugt entweder durch den Brand einer ganz dünnen überfangenen Thonschicht oder durch Firnißfarbe. Die Kochgeschirre sind aus sehr stark mit Graphit durchsetztem Thon hergestellt und an der Außenseite eigens gerauht zur Beschleunigung des Kochprocesses. Die Graburnen, welche die Leichenbrandreste enthalten, haben als Ornament meist die ein- bis siebenfache Wellenlinie. Dieses Decorativ kommt im römischen Gallien und Britannien seltener vor, wird vom Rhein an nach Oesterreich hinein immer häufiger und scheint in Ungarn zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert von den Südslaven übernommen worden zu sein; dann wird es ja für die Keramik der letzten prähistorischen Slaven-Zeit vom baltischen Meer bis zum Balkan, in Rußland vom Dnjestr bis Jaroslav und östlich bis Nischnij-Nowgorod geradezu typisch.

Die Bedeutung des so emsig durchforschten Gräberfeldes ist in mehrfacher Beziehung nicht unwichtig. Die prähistorische Archäologie wird aus der Thatsache, daß die römische Cultur in Reichenhall mehr nach Osten als nach dem Rhein gravitirt, ihre Schlüsse zu ziehen haben und auch das Verhältniß der römischen zur letzten keltischen Zeit ins Auge fassen müssen. Der Kenntniß der Vorzeit Deutschlands ist ebenfalls ein Vortheil erwachsen; denn trotz massenhafter römischer Funde sind regelrechte Ausgrabungen ganzer Friedhöfe bis jetzt nur höchst selten durchgeführt worden. Das Bild der Vorgeschichte Reichenhalls läßt sich nun von der Steinzeit bis herunter in die germanische Periode fast vollständig darstellen und die Annahme einer starken wälschen Bevölkerung im Südostwinkel Bayerns, welche auf die so häufigen Ortsnamen mit der Endung — walchen begründet ist, kann sich nun auf einen unzweifelhaften archäologischen Befund stützen. Auch das bayerische Nationalmuseum, welches die Funde erworben und nunmehr öffentlich ausgestellt hat, darf in denselben einen erfreulichen Zuwachs seiner reichen culturgeschichtlichen Sammlungen erblicken. v. Chlingensperg wird dem Vernehmen nach einen ausführlichen, reich illustrirten Fundbericht erscheinen lassen, von dem weitere interessante Aufschlüsse über die Anlage des Friedhofes und der Einzelgräber zu erwarten sind.

W. M. Schmid.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Gretchen. Ein Sang aus der Zeit der Freiheitskriege von Theodor Herold. Münster i. W., Verlag von Heinrich Schöningh 1895. (219 S.) — Das Erstlingswerk eines jungen, talentvollen Dichters. Wir begrüßen es zunächst mit Freude, daß Herold für seine Dichtung überhaupt einen patriotischen Stoff gewählt und dann noch besonders, daß er nicht, wie so viele vor ihm, ins Mittelalter gegriffen hat, sondern in die neuere Zeit, in die Tage der Freiheitskriege, in denen sich das deutsche Volk wahrhaftig nicht weniger der poetischen Verherrlichung würdig bewiesen. Die Titelheldin ist die Tochter eines armen Försters in den Bergen des Sauerlandes. Nach dem Tode ihrer Eltern hat sie der Graf v. Brondenhorst zu sich auf sein nahes Schloß genommen. Dort ist eine zarte Liebe aufgekeimt zwischen dem anmuthigen Naturkind und dem edlen Grafensohne Ludwig. Der Alte jedoch, welcher für seinen Stammhalter die stolze Tochter des ihm befreundeten Grafen v. Reichenstein ausersehen hat, will von der idealen Neigung seines Sohnes ebenso wenig wissen, wie von dessen hochherzigem Entschluß, mitzustreiten für die Befreiung des geknechteten Vaterlandes. Trotzdem zieht Ludwig fort, zur Schaar der Lützower, in deren Reihen er als der Muthigsten einer wacker kämpft. Ruhmbedeckt kehrt er in seine Heimath zurück, wo der durch mancherlei Mißgeschick umgewandelte Vater voll Besorgniß seiner harrt. Durch einen nächtlichen Sturz vom Pferde verwundet, ist derselbe von Gretchen liebevoll gepflegt worden und hat erkannt, daß die Tugend des Mädchens mehr werth sei, als Reichthum und Adel. Er führt selbst seinem Sohne die Geliebte in die Arme. — Herolds Können wächst sichtlich im Verlaufe seines Werkes. Die ersten Gesänge sind am schwächsten, auch hie und da noch etwas unselbständig. Der Vers: „Die Eltern todt; er in die Welt!" (S. 4) ist wörtlich aus Lenau entnommen (Vgl. „Marie und Wilhelm" Str. 8 V. 1). Der Jagdritt im 3. Gesang ist mittelalterlich aufgefaßt und deßhalb verzeichnet. Gegen den Schluß wird alles besser. So z. B. ist der allmähliche Gesinnungswandel des alten Brondenhorsters meisterhaft durchgeführt. Den Glanzpunkt des Ganzen bildet das 12. Capitel: „Bei den Lützowern". Wir treten mitten in den Kreis der zu fröhlichem Mahle vor blutiger Schlacht versammelten „wilden verwegenen" Schaar, in deren Ruhmeskranz Herold ein frisches Lorbeerreis hineingeflochten hat. Mit besonderer Liebe ist Körners herrliche Jugendgestalt gezeichnet. Die Anmerkungen am Schlusse des Werkes zeugen von den eingehenden historischen Studien, die der Dichter für diese Partien gemacht hat. — Daß Herold die meisten Capitel noch wieder in kleine Abtheilungen, stellenweise mit wechselndem Versmaß, zerrissen hat, kann jedoch mit der heutigen Mode oder dem Vorgange von Redwitz nicht entschuldigt werden. Ich finde darin den Hauptmangel seines Werkes. Ausdrücke wie „wüstgewaltig" (S. 49) und „biergemüthlich" (S. 173) gehören ferner schwerlich in die Dichtung. „Ein scheues Zittern durchrieselte ihr ahnungsvoll die Seele" (S. 5) ist unschön. Auch die Neubildungen „belichtern" (S. 32), „geistern" (S. 41), „wichtigreich" (S. 97) sind wenig glücklich. Von diesen Kleinigkeiten abgesehen, ist indessen die Darstellung einfach und anmuthig, ohne alle Effecthascherei. Unter den zahlreich eingestreuten Liedern sind manche von großer Schönheit. Ueberhaupt verspricht das Ganze von dem jungen Autor künftig das Beste. A. Bömer.

* Die wichtigsten Stellen der für deutsche Leser hoch bedeutenden Wiener Rectoratsrede Prof. Anton Mengers „über die socialen Aufgaben der Rechtswissenschaft" geben wir nach der „N. Fr. Pr." nachstehend im Wortlaut wieder:

„Als 1888 der erste Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich erschien, begegnete er in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes einer sehr ungünstigen Beurtheilung. Die Hauptvorwürfe, die man gegen ihn erhob, bestanden darin, daß er keinen socialen Charakter an sich trage, daß er den Grundsätzen des römischen Rechtes auf Kosten der deutschrechtlichen Anschauungen einen ungebührlichen Spielraum gewährt habe, endlich daß er in Betreff seiner Form nicht volksthümlich genug abgefaßt sei. Die beiden letzteren Vorwürfe, daß in dem Entwurfe das richtige Verhältniß zwischen den römischen und germanischen Elementen unsres Rechtszustandes nicht getroffen und daß ein für das ganze deutsche Volk bestimmtes Gesetzbuch in ein unverständliches Juristendeutsch gekleidet sei — diese beiden Mängel sind mehr technischer Natur und können mit Erfolg nur vor einem juristischen Kreise besprochen werden. Dagegen kann eine Erörterung der socialen Aufgaben der Gesetzgebung und namentlich der Rechtswissenschaft in unsrer Zeit auf Interesse und Verständniß einer ausgedehnten Oeffentlichkeit rechnen. Constatiren wir zunächst, daß der Vorwurf, der Entwurf eines deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches habe den Schutz der Schwachen versäumt und besitze deßhalb keinen socialen Charakter, zwar an sich vollständig richtig, aber im Munde der Juristen, die ihn erheben, doch nur in geringem Maße berechtigt ist. Es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß jedes Gesetzbuch, weil es in seinen wichtigeren Bestandtheilen nothwendig von Fachjuristen abgefaßt wird, die in der Rechtswissenschaft des betreffenden Zeitalters herrschenden Anschauungen und Bestrebungen widerspiegeln muß. Nun kann man aber mit gutem Grunde behaupten, daß die deutsche Rechtswissenschaft bis zur Abfassung des ersten Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuches, die in die Jahre 1874 bis 1887 fällt,

keine Spur von socialen Bestrebungen gezeigt hat. Ueberhaupt dürfte die Anwendung der socialen Ideen auf die Jurisprudenz der Culturvölker schwerlich über meine Schrift „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ zurückreichen, welche im Jahre 1886 zuerst erschien und sich überdies mit den einzelnen Rechtsinstituten des bürgerlichen Rechtes nicht beschäftigt. Wenn nun gar manche Juristen, die ganz im Banne der bisherigen Anschauungen befangen sind und die sich bei ihren eigenen Arbeiten nie auch nur die Frage vorgelegt haben, ob das ganze Privatrechtssystem oder einzelne Theile vorherrschend im Interesse der begünstigten Volkskreise aufgebaut sind, gegen den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches den Vorwurf erheben, daß er keinen socialen Charakter besitze, so konnten die Verfasser darauf mit Recht antworten, daß dies nicht sowohl ein Mangel ihres Entwurfs, als ein solcher der deutschen Rechtswissenschaft, ja der Jurisprudenz aller Culturvölker überhaupt sei. Denn in der That ist die Rechtswissenschaft der hervorragendsten Nationen in socialer Beziehung den Anforderungen der Zeit nicht einmal in dem dürftigsten Maße gerecht geworden.

Die Rechtswissenschaft hat nämlich, wenn sie ihrer Aufgabe vollständig genügen soll, ein dreifaches Ziel zu verfolgen, von welchen das eine in der Gegenwart, das andere in der Vergangenheit, das dritte in der Zukunft liegt. Die erste Aufgabe, die sich auf die Gegenwart bezieht, sucht die dogmatische Rechtswissenschaft zu erfüllen, welche die in jedem Zeitpunkte geltenden Rechtsnormen zu sammeln und in ein wissenschaftliches System zu verarbeiten, ihre Lücken und Widersprüche zu entfernen und überhaupt dem geltenden Rechtsstoff die für die Anwendung tauglichste Form zu geben hat. Die geschichtliche Rechtswissenschaft trachtet dagegen, den Ursprung der einzelnen Rechtsinstitute und Rechtssätze in der Vergangenheit zu ermitteln, ihre allmähliche Entwicklung im Laufe der Zeit zu verfolgen und sie bis zur Gegenwart fortzuführen. Die Aufgabe der legislativ-politischen Jurisprudenz besteht endlich darin, den überlieferten Rechtsstoff mit den Zuständen der Gegenwart zu vergleichen und daraus zu schließen, welche Aenderungen desselben in der Zukunft nothwendig sein werden. Diese legislativ-politische Jurisprudenz kann, wie wir bald sehen werden, bei dem Eintritt gewisser Voraussetzungen sich zur socialen Rechtswissenschaft gestalten. . . .

Den breitesten Raum in der juristischen Literatur aller Culturvölker nimmt die dogmatische Jurisprudenz ein, schon deßhalb, weil sie in erster Reihe dem praktisch wichtigsten Zwecke, nämlich der Rechtsanwendung, dient. In den Ländern, in welchen fremde und in einer fremden Sprache geschriebene Rechtsquellen oder sehr veraltete einheimische Gesetze gelten, hat die dogmatische Rechtswissenschaft gegenüber der Rechtsanwendung eine einflußreiche, ja gebietende Stellung, weil hier Dasein und Inhalt der einzelnen Rechtssätze nur durch ein schwieriges wissenschaftliches Verfahren festgestellt werden kann. Dies ist der Zustand mancher Länder des gemeinen Rechtes; sie haben einen schlechten, oft unerträglichen Rechtszustand, aber eine blühende Rechtswissenschaft. In den meisten modernen Culturstaaten sind die Verhältnisse gerade entgegengesetzt. Hier bestehen regelmäßig über alle wichtigeren Rechtsgebiete außerordentlich specialisirte Gesetze, und die ewig bewegte Gesetzgebungs-Maschine kommt jedem Bedürfniß, ja jeder auftauchenden Strömung durch Schaffung neuer Gesetze entgegen. Unter der Herrschaft solcher Verhältnisse muß sich die Lage der dogmatischen Rechtswissenschaft, wenn man sie vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, nothwendig sehr unbefriedigend gestalten. Eine eigentlich schaffende Thätigkeit kann sie nur in geringem Maße ausüben, ihre Thätigkeit ist vielmehr, ähnlich wie jene der Theologie und der Philologie, hauptsächlich auf die Auslegung bestimmter Texte gerichtet. Während aber die Theologen und Philologen sich mit den Aeußerungen von Religionsstiftern, großen Dichtern und Schriftstellern beschäftigen, hat die dogmatische Rechtswissenschaft im großen und ganzen die Aufgabe, festzustellen, was ein bestimmter Gesetzesverfasser mit seinen Gesetzesbestimmungen festzusetzen beabsichtigt. Daß aber die Personen, welchen in den modernen Staaten die Verfassung der zahllosen Gesetze anvertraut ist, nur in den seltensten Fällen zu den geschichtlichen Männern gehören, die, wie Religionsstifter, große Schriftsteller und Dichter, die Denkweise vieler Zeitalter bestimmen, wird gewiß Niemand bestreiten. Freilich pflegt man zu sagen, daß das Gesetz durch die Kundmachung sich von seinen Urhebern loslöst und ein selbständiges Dasein erlangt, daß das Gesetz klüger sein kann als sein Verfasser u. s. f. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß eine gewisse systematische und constructive Thätigkeit der dogmatischen Rechtswissenschaft durch keinen Zustand der Gesetzgebung entzogen werden kann, und daß ihr durch die Anwendung des geltenden Rechts auf die neuen Erscheinungen des Lebens auch ein gewisses Maß schaffender Thätigkeit erhalten bleibt. Aber das ganze juristische Detail — und auf dieses legt insbesondere die Rechtsanwendung das Hauptgewicht — hängt von der Beantwortung der Frage ab, welchen Sinn die Gesetzesverfasser, die nur allzu häufig durch Zufall in diese Stellung gelangt sind, mit den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes verbunden haben. Der weit überwiegende Theil der dogmatischen Jurisprudenz trägt daher einen rein individuellen, zufälligen Charakter, und es ist deßhalb ganz natürlich, daß die dogmatische Literatur bei einem Wechsel der Gesetzgebung rasch der Vergessenheit anheimfällt.

Weit befriedigender ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, die Aufgabe der geschichtlichen Rechtswissenschaft. Ihr Gegenstand ist der nämliche wie jener der dogmatischen Jurisprudenz; allein indem sie die historische Entwicklung der einzelnen Rechtsinstitute bei ihrem Durchgang durch Zeiten und Völker verfolgt, verlieren diese den zufälligen und vergänglichen Charakter, welcher dem Rechtsgedanken in seiner individuellen Erscheinung so oft anhaftet. Viele Juristen und auch Gelehrte anderer Wissensgebiete sind deßhalb geneigt, die geschichtliche Erforschung des Rechts als die eigentlich wissenschaftliche Form der Jurisprudenz zu betrachten..... Wäre der Gegenstand der rechtsgeschichtlichen Forschung so geartet wie jener der politischen und Culturgeschichte, so könnte man das Wirken der historischen Schule, welche die deutsche Rechtswissenschaft etwa seit dem völligen Abschluß der französischen Revolution durch die Besiegung Napoleons I. beherrscht, mit reiner Freude betrachten. Denn die Masse der geschichtlichen Erkenntniß, welche in diesem Zeitraum durch die europäische und namentlich durch die deutsche Rechtswissenschaft herausgearbeitet wurde, ist außerordentlich groß. Aber das Recht ist nicht wie der geschichtliche Verlauf der politischen und Culturverhältnisse ein abgeschlossenes, der Vergangenheit angehöriges Ganzes; vielmehr ragt das Recht überall in die Gegenwart hinein, sein Hauptzweck ist die Anwendung, die vernünftige Ordnung unsres socialen Lebens, mit einem Worte praktische Bethätigung. Sofern nun die geschichtliche Erforschung des Rechts diese praktische Seite beeinträchtigt und in den Hintergrund drängt, kann sie, obgleich an sich löblich und wünschenswerth, sehr leicht in ein verderbliches Uebermaß ausarten. Und dieser ungünstige Verlauf ist nun in der That eingetreten, insbesondere ist die Entwicklung der Civil- und Strafgesetzgebung, auf welchen Gebieten sich heute der sociale Fortschritt der Menschheit mehr als innerhalb des öffentlichen Rechts vollzieht, durch die vorherrschende Wirksamkeit der historischen Rechtsschule auf das schwerste geschädigt worden. . . .

Die historische Rechtsschule, welche durch politische Triebfedern mindestens in gleichem Maße wie durch die wissenschaftlichen bestimmt wurde, war gleich von allem Anfange zu einer Ueberspannung des Autoritätsprincips geneigt. Schon die Schriften der Gründer der historischen Rechtsschule lehrten eine fast unbedingte Hingabe an die geschichtlich gewordenen Ordnungen der Völker, eine blinde Bewunderung der classischen römischen Jurisprudenz, eine unkritische Unterwerfung unter die geschichtliche und wissenschaftliche Autorität. Noch mehr wurde diese Richtung gesteigert, als eine Juristengeneration auftrat, welche das Naturrecht und die französische Revolution nicht mehr erlebt hatte; hier begegnet man oft einem Autoritätsglauben, der unverkennbar an die wissenschaftlichen Methoden des Mittelalters erinnert. Auch die Regierungen unterstützten aus politischen Gründen diese Entwicklung, indem sie in den Lehrplänen der juristischen Facultäten den historischen Wissenschaften den breitesten Raum gewährten, dagegen die kritischen Rechtsdisciplinen, namentlich die Rechtsphilosophie, entweder ganz strichen oder bis zur Bedeutungslosigkeit zurückdrängten. Und all dies geschah in einer Zeit, wo auf politischem Gebiete durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht, des allgemeinen Stimmrechts und namentlich der allgemeinen Wehrpflicht, auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete dagegen durch die Großindustrie und durch die Ansammlung großer Massen von Industrie-Arbeitern eine völlige Umänderung der Machtverhältnisse eintrat und unabweislich eine Aenderung der socialen Lebensformen erheischte. In der unabsehbaren Rechtsliteratur, welche sich in den nächsten sechs oder sieben Jahrzehnten nach der Gründung der historischen Rechtsschule aufgehäuft hat, wird man schwerlich auch nur eine Andeutung dieser ungeheueren Umwälzung und der daraus sich ergebenden Rückwirkung auf das Rechtssystem finden können. In Beziehung auf diese Frage, welche an wissenschaftlicher und

praktischer Bedeutung alle anderen übertrifft, blickt die Rechtswissenschaft der Culturvölker geradezu auf ein verlorenes Jahrhundert zurück, und der heutige Zustand wäre noch beklagenswerther, wenn nicht die Nationalökonomie jene kritische Aufgabe, freilich in ungenügendem Maß, auf ihre Schultern genommen hätte. Diese unkritische Hingabe an das Autoritätsprincip — nicht die geschichtliche Erforschung des Rechtes, welche vielmehr sehr löblich und wünschenswerth ist — erscheint mir nun als das Moment, welches das Wirken der historischen Rechtsschule zum großen Theile von dem lebendigen Strome moderner wissenschaftlicher Entwicklung ausschließt und in demselben geradezu einen Rückfall in die Befangenheit der wissenschaftlichen Methoden des Mittelalters erkennen läßt. Das Programm der modernen wissenschaftlichen Forschung hat Descartes in seiner bekannten Abhandlung über die Methode geschrieben, deren Grundgedanke darin besteht, daß keine wissenschaftliche Meinung bloß auf die Autorität ihres Urhebers angenommen, sondern daß jedem Lehrsatze, wie fest er auch auf den ersten Blick begründet sein mag, der Zweifel, die kritische Prüfung entgegengesetzt werden müsse. Diese Regel ist nichts als der methodologische Ausdruck für den Erfahrungssatz, daß in allen menschlichen Dingen, namentlich auch in wissenschaftlichen Meinungen und politischen Institutionen, die Unvollkommenheit das Vollkommene weit überwiegt, und daß ihnen gegenüber deßhalb weder ein blinder Autoritätsglaube noch eine oberflächliche Verwerfung, sondern eine gründliche, wohlüberlegte Prüfung am Platze ist. Diesen kritischen Sinn, die erste Voraussetzung jeder echt wissenschaftlichen Thätigkeit, hat nun die historische Rechtsschule in Ansehung der überlieferten Ordnungen nicht nur selbst nicht bewährt, sondern sie hat auch durch einseitige Bekämpfung des Naturrechts verhindert, daß andere wissenschaftliche Richtungen jene unabweisbare kritische Aufgabe zu lösen versuchten. Zwar konnte das Naturrecht des 18. Jahrhunderts in seiner überlieferten Form schwerlich aufrecht erhalten werden, weil es viel zu sehr auf aprioristischen Grundlagen beruhte, um sich in einer Epoche vorherrschender Erfahrungswissenschaft behaupten zu können. Aber bei einigem guten Willen der wissenschaftlichen und auch der Regierungskreise wäre es leicht möglich gewesen, diese Disciplin, die einst die Welt bewegt hatte, durch Hinzufügung empirischer Elemente auch im 19. Jahrhundert lebendig zu erhalten. Dadurch wäre bewirkt worden, daß neben der bewundernden Hingabe an die überlieferten Institutionen auch die nöthige Kritik nicht fehle, und daß über der Erforschung vergangener Rechtszustände nicht die Vorbereitung künftiger Rechtsgestaltungen versäumt werde.

Selten ist ein großer wissenschaftlicher Irrthum so unzweifelhaft klargestellt worden, als jener der historischen Rechtsschule bei der Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Seit mehreren Menschenaltern hatten sich die deutschen Juristen mit der geschichtlichen Erforschung des Rechtes beschäftigt und den Ursprung aller Institutionen bis an ihre Wurzeln verfolgt; Savigny selbst würde wahrscheinlich zugeben, daß die Anforderungen, die er einst an die geschichtliche Rechtswissenschaft gestellt hatte, heute annähernd erfüllt sind. Da machte das politische Bedürfniß des geeinigten Deutschland ein gemeinsames Bürgerliches Gesetzbuch nothwendig, und mit dessen Abfassung wurden naturgemäß ausschließlich Juristen betraut, die in der historischen Rechtsschule aufgewachsen waren. Als aber nach vierzehnjähriger mühevoller Arbeit der erste Entwurf des Gesetzbuches erschien, war die Enttäuschung allgemein; es bot sich dem deutschen Volke ein Gesetzeswerk dar, welches der Form nach abschreckend, dem Inhalte nach völlig ideenlos war. Und doch war die Mißstimmung, welche damals in Deutschland die weitesten Kreise ergriff und bis zum heutigen Tage anhält, nur in geringem Maße begründet. Seit sechzig bis siebzig Jahren herrschte in der deutschen Rechtswissenschaft fast unbedingt das Autoritätsprincip, und war jede Kritik des Bestehenden verstummt; was konnte man von den Verfassern des Bürgerlichen Gesetzbuches erwarten, als ein in Paragraphen gebrachtes Pandekten-Compendium? Der Autoritätsgläubige mag den Anforderungen des wissenschaftlichen Kleinbetriebes genügen; aber zur Lösung großer wissenschaftlicher Aufgaben ist vor allem ein freier kritischer Sinn gegenüber den überlieferten Meinungen und Einrichtungen unerläßlich. Auch der Gesetzgeber, der neue Bahnen eröffnen soll, muß originell, das heißt mit weisem Vorbedacht unhistorisch sein.

Hier ist also zweifellos eine Lücke in der deutschen, ja in der europäischen Rechtswissenschaft vorhanden. An die Seite der dogmatischen und geschichtlichen Rechtswissenschaft muß, wie ich bereits früher hervorgehoben habe, die legislativ-politische Jurisprudenz treten. Der Name, den man diesem dritten Zweige der Rechtswissenschaft beilegen will, ist natürlich gleichgültig; man kann versuchen, das alte Naturrecht auf erfahrungsmäßiger Grundlage wieder zu beleben, man kann jene Aufgabe der vergleichenden Rechtswissenschaft zuweisen oder die Prüfung der bestehenden Rechtszustände mit ihrer dogmatischen und geschichtlichen Darstellung verbinden. Nur muß, unter welchem Namen immer, eine Disciplin bestehen, welche die Aufgabe hat, den überlieferten Rechtsstoff mit den Zuständen der Gegenwart zu vergleichen und daraus zu schließen, welche Aenderungen des geltenden Rechts in der Zukunft nothwendig sein werden. Der wichtigste Theil der legislativ-politischen Jurisprudenz ist jedenfalls die Disciplin, die ich früher die sociale Rechtswissenschaft genannt habe. Eine Umbildung des bestehenden Rechtszustandes, welche dem Gebiete der legislativ-politischen Jurisprudenz anheimfällt, kann nämlich aus den verschiedensten Gründen nothwendig werden; ich nenne nur die Veränderungen in dem Verhältnisse des Staates zu anderen Staaten, die fortschreitende Kenntniß der rechtlichen Institutionen fremder Länder, den Wechsel der religiösen Anschauungen, endlich Aenderungen in den übrigen Theilen der Gesetzgebung und in der juristischen Technik. Aber die bei weitem bedeutsamsten Umgestaltungen der Rechtsordnung sind in unsrer Zeit ohne Zweifel diejenigen, die aus den geänderten Machtverhältnissen der einzelnen Classen der bürgerlichen Gesellschaft entspringen und deßhalb dem eigenthümlichen Gebiete der socialen Rechtswissenschaft angehören. Jede Rechtsordnung ist ein großes System von Machtverhältnissen, die sich innerhalb eines Volkes im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung herausgebildet haben. Die Interessen der herrschenden Classen, wenn sie sich dauernd behaupten, verwandeln sich in Rechte und Rechtsnormen, die von den übrigen Staatsgenossen als etwas objectiv Gegebenes Anerkennung heischen. Aendern sich aber diese Machtverhältnisse für die Dauer, so verlieren die Rechte und Rechtsnormen ihre natürliche Grundlage und sinken wieder in den Zustand der Interessen und der Interessenkämpfe zurück. Es ist nun die Aufgabe der socialen Rechtswissenschaft, dieses Auf- und Abwogen der Machtverhältnisse genau zu beobachten, um daraus ihre Schlüsse für die Rechtsgestaltungen der Zukunft zu ziehen. Sie hat insbesondere die Congruenz zwischen Recht und Macht zu erhalten und den socialen Katastrophen, die aus dem Gegensatze beider so oft entstehen, rechtzeitig vorzubeugen. Erst durch diese Thätigkeit wird die Jurisprudenz, die in ihrem dogmatischen und geschichtlichen Theile bis zu einem gewissen Grade nothwendig an dem Buchstaben und an der Autorität haftet, zu einer freischaffenden Wissenschaft, die mit den höchsten Problemen der Menschheit verknüpft ist. Ja, wenn die Juristen diese vermittelnde Thätigkeit mit voller Unabhängigkeit nach oben und nach unten ausüben, muß ihnen in der Zukunft nothwendig bis zu einem gewissen Grade das Schiedsrichteramt zwischen den verschiedenen Classen der bürgerlichen Gesellschaft zufallen. (Schluß folgt.)

H. Z. **München**, 24. Oct. Selten hat die hiesige **Geographische Gesellschaft** einen so zahlreichen Besuch ihrer ersten Winterversammlung erlebt, wie diesmal in Erwartung des Vortrags, den Oberst **Slatin Pascha** über die Lage im Mahdistenreich und seine Erlebnisse im Sudan angekündigt. Von lebhaftem Beifall begrüßt, trat der jugendlich kräftige, mittelgroße Redner an das Pult und gab einen gedrängten Bericht über seine 18jährigen Erfahrungen in Aegypten und die Leidenszeit einer 11jährigen Gefangenschaft im Sudan. Die Habsucht der ägyptischen Beamten hatte den Boden für den Aufstand wohl vorbereitet. Als daher 1880 der Mahdi Mohammed Wold Achmed aus dem Stamme der Dongolawier als Scheikh einer Tarika in Kordofan die Fahne des Aufruhrs entrollte, seinen Anhängern vier Fünftel der Beute versprechend, da fiel ihm der ganze Sudan zu; Europäer und Aegypter wurden vertrieben, die zu spät gegen ihn ausgesandten Heeresabtheilungen besiegt, ja selbst das 12,000 Mann starke Corps des General Hicks gänzlich vernichtet. Nachdem El Obeid 1883 gefallen, empörte sich auch ganz Darfur, Slatins Provinz, und er selbst fiel dem Mahdi in die Hände; denn Slatins Verluste waren nicht zu ersetzen gewesen, während die Schaaren der Feinde mit jedem neuen Erfolg, gestachelt von Furcht und Hoffnung, sich vermehrten. Anfangs in fast ehrenvoller Gefangenschaft gehalten, da es dem Mahdi schmeichelte, seinen früheren Herrn als Diener um sich zu sehen, wurde Slatin während der Belagerung Chartums durch den Propheten, um jede Verbindung mit Gordon zu vereiteln, in Eisen gelegt, 12 Meter lange Ketten verbanden Fuß und Hals. Nach dem Falle Chartums brachte man ihm triumphirend das bleiche, blutige Haupt Gordon Paschas, seines ehe-

maligen Herrn und Wohlthäters; Slatin ward Zeuge des Gemetzels von Chartum, wie der ferneren Grausamkeiten des Mahdi und seines Nachfolgers Abdallahi ib Mohammed, der 1885 sein Schreckensregiment mit der Ausmordung der Familie seines Vorgängers, der Begünstigung seines Stammes der Taascha und den größten Unmenschlichkeiten gegen zweifelhafte Anhänger, wie den Stamm der Pataschin, begann. Slatins Gefährte Lupton starb in der Gefangenschaft, Ohrwalder entrann. Um so strenger wurde Slatin gehalten. Der erste Mahdi übte an ihm die seltsame „Erziehungskunst", daß er ihn zwei Jahre lang mit bloßen Füßen neben seinem Pferde laufen ließ; der zweite erhob ihn zu seinem Adjutanten, und oft genug büßte der Europäer als Sündenbock für die Unfähigkeit der arabischen Officiere des Chalifa, wenn sie bei den häufigen Manövern Truppen commandiren sollten, deren Zahl, 15,000 mit Remingtongewehren bewaffnete Soldaten, 20,000 Lanzenträger, 2000 Reiter, den strategischen wie taktischen Kenntnissen der Araber nicht angepaßt war. Doch während der Mahdi noch verhältnißmäßig gebildet und des Korans kundig war, zeichneten seinen Chalifa und Nachfolger, einen ehemaligen Viehzüchter und Sklavenjäger, nur Tyrannentugenden aus: Mißtrauen, Wollust und Grausamkeit herrschten am Hofe von Omdurman, ein Harem von 500 öl- und fettduftenden Damen umgab den Herrscher. Obwohl stets neue Heereszüge zum neuen Mahdi stießen und stoßen, geschehen diese doch nicht mehr freiwillig und in der früheren Begeisterung; die Empörung schleicht im Dunkeln, einzelne verfrühte Ausbrüche mußten blutig unterdrückt werden. Nur noch die Familie des Propheten und jene Stämme, die sich als Rädelsführer der Rache der ägyptischen Regierung ausgesetzt glauben, halten sicher und verlässig zu ihm. Selbst seine 10,000 Mann starke Leibwache von Negern und Arabern enthält nur wenig feste Elemente. Man kann sich vorstellen, wie schwierig die Lage des Geprüften war, der Tag und Nacht in unmittelbarer Umgebung eines solchen Herrn mit ihm leben, essen, trinken, wachen und fünfmal — beten mußte. Neun Fluchtversuche mißlangen. Mit unerschütterlicher Geduld, mit einem Fatalismus oder richtiger Gottvertrauen ohnegleichen wartete Rudolf Slatin auf den richtigen Augenblick, wo er die jahrelangen Vorbereitungen seiner Freunde in Assuan und Kairo benützen konnte. Endlich am 20. Febr. 1895 schlug die Stunde der Befreiung. In ununterbrochenem, zwanzigstündigem Ritt wurden 130 Meilen zurückgelegt, dann versagten die Thiere den Dienst. Der Halbverschmachtende barg sich 6 Tage in den Felshöhlen des Gilfgebirges, während seine Verfolger, die Derwische, ihn ringsum suchten. Mit neuen Reitthieren, die ihm seine, mit theurem Gelde erkauften Befreier brachten, überschritt er den Nil bei Berber, doch waren die Kamele jenseit des Nils schon des langen Wartens müde abgezogen. Mit einem müden Kamele, das den einzigen noch übrigen altersschwachen Diener tragen mußte, während Slatin bloßfüßig, wie einst in der Schule des Mahdi, durch die Wüste schritt, nur von Datteln und Durramehl sich nährend, kam er im Schutze der Nacht und dank unsäglicher List, nunmehr in Lumpen gehüllt, am Samstag, den 16. März, bei Assuan zum Nil, von wo er mit dem Postdampfer Kairo glücklich erreichte. Was der Dulder im Sudan wirkte, erlebte und litt, hat er jetzt in einem illustrirten Werke: „Feuer und Schwert im Sudan", niedergelegt, das demnächst bei Brockhaus in Leipzig erscheinen soll. Fast wichtiger erscheinen uns die reichen Erfahrungen des gefangenen Obersten, da er Schwäche und Verfall des Mahdistenreichs mit eigenen Augen geschaut und jetzt die Mittel und Wege kennt, dem fanatischen Gegner beizukommen. Für die ägyptisch-englische Regierung dürfte daher Slatin Pascha, wie dies sein Befreier, der österreichische Ministerresident in Kairo, Baron Heidler-Egeregg, in einem Trinkspruch bei dem auf die Rede folgenden Abendessen hervorhob, in Zukunft noch unschätzbare Dienste zu leisten berufen sein. Nach dem Vortrage überreichte der erste Vorsitzende der Gesellschaft, S. Günther, dem Gefeierten das Diplom der Ehrenmitgliedschaft.

* **Nürnberg.** Der Reichskanzler hat dieser Tage die drei Mitglieder des Verwaltungsausschusses für das Germanische Museum ernannt, deren Ernennung jetzt, wo das Reich gleich dem bayerischen Staate und der Stadt Nürnberg dem Museum zu seiner finanziellen Sicherstellung einen festen Jahresbeitrag leistet, dem Reiche zusteht. Es sind der Oberpräsident für Westpreußen, Dr. v. Goßler in Danzig, Reichstagsabgeordneter Frhr. v. Heereman in Münster und, wie bereits aus Hamburg berichtet ward, der Director der Kunsthalle daselbst, Prof. Lichtwark.

* **Würzburg.** Als Nachfolger des nach Tübingen berufenen Dr. v. Lenhossék wurde Privatdocent M. Heidenhain zum Prosector am anthropotomischen Institut, der aus Berlin herbeigezogene Dr. Sobotta dagegen zum Prosector an der anatomischen Anstalt der hiesigen Hochschule ernannt.

* **Heidelberg.** An der hiesigen Universität ist ein zahnärztliches Institut unter Leitung Dr. Jungs errichtet worden.

* **Berlin.** G. R. Prof. Franz Reuleaux, Docent für Maschinenbau an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, hat sich aus Gesundheitsrücksichten für dieses Halbjahr beurlauben lassen. Mit seiner Vertretung ist Regierungsbaumeister Lynen, Privatdocent an der Technischen Hochschule, betraut worden. — Dr. Johannes Gad, außerordentlicher Professor an der Universität Berlin und Vorsteher der experimentell-physiologischen Abtheilung der hiesigen physiologischen Universitätsanstalt, ist als ordentlicher Professor der Physiologie und Director des physiologischen Instituts an die deutsche Universität zu Prag berufen worden. Er tritt bei dieser an die Stelle Prof. Herings, der den durch Ludwigs Tod erledigten Lehrstuhl der Physiologie in Leipzig übernommen hat.

* **London.** Im 82. Lebensjahre starb hierselbst der Historiker Dr. Henry Reeve, Redacteur des „Edinburgh Review" seit 1855. Der Verstorbene war auch ein fleißiger Mitarbeiter deutscher Zeitschriften.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 26. October folgende Schriften eingegangen:

Dr. Anton Menger: Ueber die socialen Aufgaben der Rechtswissenschaft; Inaugurationsrede. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1895. — Adolf Weißler: Das Notariat in der Preußischen Monarchie. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1896. — Dr. Adolf Stöhr: Die Vieldeutigkeit des Urtheils. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1895. — Arno Fuchs: Der Erziehungsrath; praktischer Vorschlag zur Reform der Erziehung unsrer sittlich unmündigen Jugend. Leipzig, Friedrich Fleischer 1895. — Boris oder Arsen; ein Beitrag zur Lösung der bulgarischen Frage. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — *M. S. Roux:* Voyage au pays des barbares; la vérité sur l'alliance Franco-Russe. Paris, Antony et Cie. 1895. — Prof. Dr. Eduard Rotbert: Karten und Skizzen zur außerdeutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte. Düsseldorf, August Bagel. — Leo Anderlind: Spanische Pferde in den Ställen Salomo's. (Sonderabdr. a. d. Ztschr. d. dtsch. Palästina-Vereins. Bd. XVIII. H. 1.) 1895. — Herman Grimm: Homer. Ilias X. bis letzter Gesang. Berlin, Wilhelm Hertz 1895. — Dr. Siegmar Schultze: Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europa's. Halle a. S., C. A. Kämmerer u. Co. 1895. — A. Brünsicke: Fluth und Ebbe, gemeinfaßlich dargestellt. Norden und Norderney, Herm. Braams 1895. — Volkmar Müller: Der Bau des Reichsgerichts in Leipzig; Schilderung und Führer. Berlin, Georg Siemens 1895. — Hermann Faulhaber: Das goldene Zeitalter der Zukunft; Erzählung aus d. J. 2000 bis 2030. Mit Bildern. Schwäbisch Hall, Buchhdlg. f. Innere Mission 1896. — C. W. Allers: Unser Bismarck; Text von Hans Kraemer. Liefg. 13. Stuttgart &c., Union. — Antiquar. Auctions-Katalog: Leo Liepmannssohn, Berlin: Preußisches Herrscherhaus, Befreiungskriege, Dichter, Musiker &c.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

John Keats.

Zu dessen hundertjährigem Geburtstag.

Von A. v. Ende, Chicago.

Als Shelley's Leiche an die Küste gespült wurde, fand sich in der Tasche des Rockes, aufgeschlagen und zusammengefaltet, als ob er noch im letzten Augenblick darin gelesen hätte, eine Copie von Keats' „Endymion". In seinem „Adonais" hatte er dem vorzeitig Dahingeschiedenen schon früher ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Was ihn, der als Verkörperung des skeptischen Geistes seiner Zeit gilt, zu dem Dichter hinzog, der den Zeitströmungen etwa so fern stand, wie Hölderlin, war der Cultus jener reinen Schönheit, die alles überdauert, jener Schönheit, von der es am Anfang des „Endymion" heißt:

„A thing of beauty
Is a joy forever."

Keats war kein Forscher nach Wahrheit, er war kein Sänger der Freiheit. Er war nichts als ein Hohepriester des Schönen. Während seine Zeitgenossen, die Lakisten, mehr oder weniger mit der französischen Revolution sympathisirten — die einzige geistige Verwandtschaft, die sich in der recht willkürlich zusammengewürfelten Gruppe Wordsworth-Coleridge-Southey nachweisen läßt —, während Byron dem Pessimismus Stimme verlieh, der die Geister ergriff, als auf die Revolution die Reaction folgte, während Shelley sich in philosophisch-sittlichen Abstractionen erging, schwelgte Keats in der Betrachtung des classischen Hellenenthums, der mittelalterlichen Romantik und der Natur, und verstand es, diesen schon unzählige Mal behandelten Stoffen durch den Bilderreichthum und den Wohllaut seiner Sprache einen eigenen Reiz zu verleihen. Er war gleich entfernt von Byron'schem Weltschmerz wie von Shelley's Philanthropie.

Keats kam am 29. October 1795 in London als Kind einfacher Eltern zur Welt. Er verlor den Vater sehr früh und brachte seiner Mutter, einer Frau von tiefernstem Wesen, eine schwärmerische Liebe entgegen. Bis zum fünfzehnten Jahre besuchte er eine Privatschule in Enfield, dann trat er bei einem Wundarzt in Edmonton in die Lehre. Als er sich zwei Jahre später von seinem früheren Lehrer leihweise Spensers „Fairie Queene" ausbat, lächelte man darüber, so wenig ahnte man das Talent, das in dem Jüngling schlummerte. Gerade dieses Werk aber wurde für seine dichterische Entwicklung von höchster Tragweite. Ein englischer Literarhistoriker sagt: „Spenser's Fairie Queene has never ceased to make poets". Die Strophen „In Imitation of Spenser" sind es nicht allein, die den Einfluß desselben auf Keats deutlich erkennen lassen; in manchen anderen seiner ersten Dichtungen tritt derselbe zu Tage. Auch Chaucer blieb nicht ohne Wirkung. Aber eine ganz neue Welt erschloß sich ihm, als er Chapmans Uebersetzung des Homer kennen lernte. Von dem gewaltigen Eindruck, den dieses Werk auf ihn machte, gibt das folgende von Freiligrath übersetzte Sonett Kunde:

„In goldnen Reichen schweift' ich viel; nach alten
Ruchtbaren Königthumen ging mein Pfad.
Manch westlich Eiland sah ich, manchen Staat,
So dem Apollo Dichter treu verwalten.

Ein weit Gebiet — drin soll' Homeros schalten,
Der Brauige — pries mir, wer es betrat,
Doch war ich seiner Heitre nie genaht,
Als bis ich Chapman hörete, den Alten.

Da war gleichwie dem Schauer mir der Sterne,
Der einen neuen plötzlich siehet scheinen,
Sieghaft und hell empor am Himmel steigend;

Da wie dem Cortez, als er sah von ferne
Das stille Meer: wild starreten die Seinen,
Auf einem Bergesgipfel Dariens, schweigend."

Als Keats nach Beendigung seiner Lehrlingszeit nach London kam, um klinische Studien zu machen, trat er in den literarischen Kreis, an dessen Spitze Leigh Hunt stand. Eine innige Freundschaft verband bald diese beiden Männer. Sie lasen mit einander, sie arbeiteten gemeinschaftlich, sie machten zusammen Spaziergänge. Es dauerte nicht lange, da war der Beruf, dessen praktische Ausübung er begonnen hatte, Keats verleidet. Der Erfolg seiner Operationen war ihm unheimlich. Er gelobte sich, kein chirurgisches Instrument mehr anzurühren, und veröffentlichte einen Band Gedichte, die von der Kritik keiner Beachtung gewürdigt wurden. Seine Gesundheit war schon damals sehr schwankend. Selbst in der ländlichen Stille der Insel Wight, wohin er sich zurückgezogen hatte, um seinen „Endymion" zu schreiben, vermochte er wenig an dem Werke zu arbeiten, dessen Vollendung ihm sehr am Herzen lag. Erst im nächsten Jahre wurde es fertig. Vom 10. April 1818 ist die Vorrede datirt, eine seltsame Mischung von Selbsterkenntniß seinen Mängeln gegenüber, und von Selbstvertrauen in die Entwicklungsfähigkeit seines Talents. Er gibt zu, daß das Gedicht Unreife verrathe, daß es zum Theil unfertig sei, daß er es auf Sand gebaut habe, und fährt fort: „Es ist nur gerecht, daß dieser Erstling sterbe: ein trauriger Gedanke für mich, wenn ich nicht hoffte, daß, während er dahingeht, ich bereits Dichtungen plane, die lebensfähiger sein werden." Die Besprechung in „Blackwoods Magazine" und „Edinburgh Review" war eine sehr oberflächliche, ja rohe. Jeffrey rieth dem Dichter, zu seinen Salbentöpfen zurückzukehren, denn ein verhungerter Apotheker sei immer noch besser, als ein verhungerter Dichter. Die männliche Fassung, mit welcher der nun einundzwanzigjährige Dichter die ungünstige Aufnahme seines Werkes ertrug, ist sehr bezeichnend. Während Byron in demselben Falle sich rühmte, ein paar Flaschen Claret getrunken und sofort die satirische Antwort begonnen zu haben, schrieb Keats an seinen Verleger: „Lob oder Tadel haben nur eine vorübergehende Wirkung auf den Menschen, dessen Liebe zur Schönheit an sich ihn zu einem strengen

Beurtheiler seiner eigenen Leistungen macht ..... Im „Endymion“ sprang ich kopfüber in das Meer und wurde dadurch besser bekannt mit den Tiefen, dem Flugsand, und den Felsen, als wenn ich am grünen Strande geblieben wäre, eine einfältige Weise gepfiffen, Thee getrunken und bequeme Rathschläge entgegengenommen hätte.“ Byron macht in seinem „Don Juan“ die Bemerkung:

„'T is strange, the mind, that fiery particle,
Should let itself be snuffed out by an article.“

Nicht der Mißerfolg seines „Endymion“, sondern ein Umschwung in seinen Verhältnissen brachte sein vielleicht ererbtes Lungenübel zur Entwicklung. Der Tod seines Bruders Tom, und die Liebe zu einem Mädchen, mit dem er sich seiner Gesundheit und seiner Verhältnisse halber nie verbinden konnte, dies war es, was sein seelisches Gleichgewicht störte. So tief war der Eindruck, den Fanny Brown auf ihn machte, daß das Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft an seiner geringen Lebenskraft zu zehren begann. Seine glühende Phantasie erhöhte den Druck, mit dem Armuth und Krankheit auf ihm lasteten. Die Liebe, in deren Sonne seine dichterische Individualität zur höchsten Reife gelangen sollte, bot ihm unter diesen Umständen nicht das Glück, dessen er bedurfte, um zu genesen. Er siechte dahin, in Sehnsucht verzehrt, von peinlichen Sorgen um seine Zukunft erfüllt. Um sich aus seiner finanziellen Bedrängniß zu helfen, gab er einen zweiten Band Dichtungen heraus, der ihm wenigstens etwas mehr Würdigung seines Talents einbrachte. Aber sein Zustand verschlimmerte sich derart, daß ihm Italien als einzige Rettung empfohlen wurde. Mit seinem Freunde, dem Maler Severn, reiste er im September des Jahres 1820 ab. Nach kurzem Aufenthalt in Rom ließen sie sich in Neapel nieder, welches Keats, trotz einer herzlichen Einladung Shelley's, nach Pisa zu kommen, bis zu seinem Tode, am 27. Februar 1821, nicht wieder verließ. Er wurde auf dem protestantischen Friedhof in Rom beigesetzt. Auf seinem Grabhügel blühen die Blumen, die er schon in seiner Krankheit „über sich wachsen gefühlt hatte“! Wenige Jahre später wurde das Herz Shelley's nur eine kurze Strecke davon der Erde übergeben. Shelley's Grabstein trägt die Inschrift „Cor cordium“. Auf Keats' Denkmal ist zu lesen: „Here lies one, whose name was writ in water.“

Keats war in einer Selbsttäuschung befangen, als er diese Grabschrift verfaßte. Er hatte seinen Namen nicht in Wasser geschrieben. Seine Poesie ist nicht in die Massen gedrungen, sie ist nicht volksthümlich geworden, und sie wird es nie werden — aber Keats ist ein Dichter für Dichter, viel, viel mehr noch, als sein großes Vorbild Spenser. Er verlangt Leser, die sich in dem Meer von Wohllaut und Farbengluth, mit dem seine Verse uns umwogen, zu berauschen vermögen. Seine ganze feinfühlige Individualität, die Schwermuth, welche die Vorahnung frühen Todes wie einen Schatten auf ihn warf, die Sehnsucht nach ewig Unerreichbarem, das sinnlich-übersinnliche Schwelgen in der Schönheit, das alles ist nur denen verständlich, die es selbst fühlen oder wenigstens nachempfinden können. Keats war einer der größten Wortmaler der englischen Poesie. Was für Bilder zaubern uns seine „lidlosäugigen Planeten“, seine „regenduft'gen wilden Rosen“, und seine „seufzerwarmen Küsse“ vor das Auge. Seine Wortgebilde sind wie die Lichter, die der Künstler seinem Gemälde aufsetzt. Man hat ihm vorgeworfen, daß er dem Wohllaut oft die Klarheit der Sprache opfere, daß Reim und Rhythmus den Sinn seiner Worte beherrschten. Der Vorwurf mag in gewisser Beziehung berechtigt sein; aber er läßt sich durch den Hinweis auf solche Stellen entkräften, in denen gerade der Klang seinen Schilderungen Lebenswärme verleiht, und eine wunderbar prägnante Knappheit des Ausdrucks ermöglicht. Die eine Stelle in seinem „Endymion“:

„And as the year
Grows lush in juicy stalks“,

kennzeichnet Keats als einen Meister der Onomatopoie. Er verkörpert Ton und Farbe im Worte. Eine Sprache von solcher Schönheit büßt ihren Zauber nicht ein, selbst wenn der Inhalt nicht mehr zeitgemäß ist.

Keats war bei aller scheinbaren Beschränkung des Gedankenkreises von einer gewissen Vielseitigkeit. Bewunderns werth ist es, wie er das ganze Gebiet der classischen Mythologie beherrschte! Die alte Götterwelt schien sich neu zu beseelen, schien in seinen Worten wieder aufzuerstehen. Wie eine vom echten Geist der Antike erfüllte Marmorgruppe steigen vor unserm Auge die Gestalten von Saturn und Thea auf, am Anfang seines leider unvollendet gebliebenen „Hyperion“. Sein „Eve of St. Agnes“ ist ein romantisches Liebesidyll von rührender Lieblichkeit. Selbst Gegenstände von abstoßender Häßlichkeit, wie den dem Boccaccio entlehnten Stoff zu „Isabella or the Pot of Basil“ weiß er durch seinen geradezu idealen Schönheitssinn zu verklären, so daß man das Grauen überwindet. In seinen kleineren Gedichten schlug er manchmal einen heiteren Ton an, aber eine gewisse Trauer blieb doch die Grundstimmung. So auch in folgendem neckischen

Lied:

„Still, still, tritt leise, still, still, mein Lieb!
Es schläft das Haus, wir sind ungestört —
Doch gib Acht, daß der neidische Alte nichts hört.
Dämpft die Mütze den Schall auch, mein süßes Lieb!
Ist auch leichter dein Fuß, als der Fuß der Feen
Auf den Wellen des Baches zu nächtiger Zeit,
Tritt leise, mein Lieb, still, still, auf den Zeh'n,
Denn der Eifersucht Ohr auch dem Nichts sich leiht!

Es zittert kein Blatt, es regt auf dem Fluß
Sich keine Welle — 's ist still, und der Nacht
Schläfriges Auge, es schließt sich sacht,
Betäubt von der summenden Käfer Gruß.
Und der Mond, ob verschämt, ob dienstbereit,
Hat versteckt sich, als wüßte er, daß in der Nacht
Keines Lichts, keiner Fackel ich brauch' zum Geleit:
Als Isabels Aug', ihrer Lippen Pracht.

Heb sorgsam den Riegel, mein Lieb, nur leis!
Des Todes sind wir, wenn das Pförtchen klirrt!
Deinen Mund . . . und im Lager von Ranken umwirrt —
Der Alte schläft . . . sieh der Sterne Kreis!
Und die Knospe, sie träume von unserer Lust —
Und erwache als Ros', wenn der Morgen glüht,
Und die Taube girrend ihr Eierpaar brüt' —
Ach, im Kusse durchzuckt wonn'ges Weh mir die Brust!“

In vielen seiner Naturschilderungen ist ein Nachklang Wordsworth'scher Poesie zu spüren, aber Keats bringt uns die Natur näher, weil er sie in Beziehung zum Menschen setzt. Wie innig heimelt uns zum Beispiel das Sonett an:

Heuschreck und Heimchen.

„Der Erde Poesie stirbt nimmermehr.
Wenn alle Vögel matt von Sonnengluth
Sich flüchten in des Schattens kühle Hut,
Da tönt es summend von der Hecke her:

Der Heuschreck ist's und munter führt er an
Des Sommers Reigen — nie versiegt die Fluth
Der Freuden ihm; erlahmt sein Uebermuth,
Dann ruht er müßig aus im grünen Tann.

Der Erde Poesie, sie schweiget nimmer.
In Winternächten, frost'gen, stummen, langen,
Da zirpt's vom Ofen her, so schrill, doch traut:

Des Heimchens Rufen, und es mahnet immer
Den Horcher, der von Träumen halb umfangen,
An Heuschreckfang in blüh'ndem Heidekraut.“

Diese Form hat er mit seltener Meisterschaft beherrscht — in ihr legte er einige seiner schönsten Gedanken nieder. Auch das Sonett „An den Schlaf" ist ein kleines Meisterstück:

„O süßer Balsam stiller Mitternacht!
Mit sorgsam güt'gen Fingern drücktest du
Die müden lichtgeschützten Augen zu,
Bis sich Vergessen ihnen dargebracht.

O sanfter Schlaf — so übe deine Macht,
Und während dies ich singe dir zum Preis,
Schließ da auch meine will'gen Augen leis,
Eh noch die Zauberkraft des Mohns erwacht.

Und daß das Licht des Tages nimmer schein'
Mir auf den Pfühl, erweckend neues Leid,
Errette du mich von Gewissens Pein,

Die Maulwurf gleich wühlt in der Dunkelheit,
Und schließe meine Seele sachte ein
In deinen dunklen stummen Todtenschrein."

Veraltet erscheint Keats nur in seinen Oden, so in der von Pfizer unter dem Titel „Dichters Leben" übersetzten. Etwas von der Didaktik und Formvollendung Pope's scheint in ihm dann aufzutauchen. Aber sonst nimmt Keats allen „Schulen" gegenüber eine Sonderstellung ein und wahrt sich stets seine vornehme Individualität.

Es ist nicht leicht, Keats zu citiren. Wie eine unendliche Melodie fließen seine Strophen dahin. Wie ein Wandelpanorama reiht sich ein entzückendes Bild an das andere. Nicht in den weltbewegenden Ideen seiner Zeit suchte sein Geist Nahrung, sondern in dem Reich des Schönen, das keine Grenzen von Raum und Zeit kennt. Wie der Erde Poesie unsterblich ist, so können auch auf seine Poesie, die Poesie der reinen Schönheit, die Anfangsworte seines „Endymion" Anwendung finden:

„A thing of beauty
Is a joy forever."

Die militärischen Schriften des Erzherzogs Karl.

II.

Nach dem Kriege von 1805 nahm der Erzherzog sein Reformwerk an der Armee mit erhöhtem Eifer auf. Der Kaiser ernannte ihn jetzt zum Generalissimus der Armee und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht. „Von diesem Augenblick an," schreibt ein zeitgenössischer Biograph, „datiren sich seine herrlichsten und kraftvollsten Institutionen für die Regimenter der Armee, für ihre intellectuelle Bildung, für die Vervollkommnung der großen Elemente des Kriegs." Die Armee wurde erheblich vermehrt, eine Reserve für sie geschaffen und die Landwehr eingerichtet. Die Linientruppen zählten bereits 1808 über 300,000, die Reserven und die Landwehr 200,000 Mann. Trotz dieser Verstärkungen war der Erzherzog eifrig bemüht, den mehrfach bedrohten Frieden aufrecht zu erhalten, weil er sein Werk noch nicht für vollendet und die Zeit zum Losschlagen noch nicht für gekommen hielt. Er vermochte indeß der Gewalt der öffentlichen Meinung in seinem Vaterlande, welche die Wiederaufnahme des Kampfes mit Napoleon für eine Ehrensache erklärte, nicht lange zu widerstehen. Im Frühjahr 1809 brach ein neuer Krieg aus, der bedeutendste, den der Erzherzog geführt hat.

Anfang April stand das österreichische Heer bereits kampfbereit südlich der Donau an der bayerischen Grenze, während Napoleon sich noch in Paris befand und seine Streitkräfte in Deutschland noch schwach und arg zersplittert waren. Kaum aber hatte Erzherzog Karl Mitte April den Einmarsch in das mit Frankreich verbündete Bayern begonnen, da eilte Napoleon mit Sturmeseile herbei, vereinigte in kürzester Frist seine getrennten Heerestheile, warf seinen Gegner in wenigen raschen Schlägen zurück und zwang ihn, bei Regensburg auf das linke Donauufer auszuweichen. Wien lag nun fast schutzlos dem Sieger preisgegeben und wurde am 12. Mai von den Franzosen besetzt.

Dem Erzherzog gelang es übrigens, seine Kräfte wieder zu sammeln und sie unterhalb Wiens bei Aspern an der Donau aufzustellen, um Napoleon den Uebergang über den Strom zu verlegen. Hier auf dem schlachtenberühmten Marchfelde gedachte er die Entscheidung herbeizuführen.

Hatte der Erzherzog bisher mit entschiedenem Unglück, zum Theil aus eigener Schuld, gefochten, so sollte nun sein Ehrentag kommen. Napoleon begann am 20. Mai, begünstigt durch die Insel Lobau, im Angesicht der österreichischen Armee den Uebergang über die Donau, um sein Heer am linken Ufer aufzustellen. Der Erzherzog hinderte ihn dabei anfangs nicht; erst als der größte Theil der französischen Truppen den Fluß überschritten hatte, schritt er am 21. Mai 1809 zum Angriff. Unter rauschender Musik und begeistertem Jubel rückte das österreichische Heer in fünf Heersäulen vor. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich um die Dörfer Aspern und Eßling, in welchem von beiden Seiten mit heroischer Tapferkeit zwei Tage lang gerungen wird. Der Erzherzog selbst führt seine Truppen wiederholt persönlich zum Sturm, überall ist er anwesend und feuert die Seinigen zum Aushalten an. Vergebens sind die heftigsten Gegenangriffe der Franzosen, sie scheitern an der unvergleichlichen Zähigkeit und Todesverachtung der österreichischen Soldaten. Am Abend des zweiten Schlachttages muß Napoleon den Befehl zum Rückzuge auf die Lobau-Insel geben. Zum erstenmal in seinem Leben sieht er sich überwunden und bekennt dies selbst, indem er ingrimmig zu seinem Generalstabschef Berthier sagt: „Es ist doch wahrhaftig nichts Merkwürdiges, wenn man einmal eine Schlacht verliert, nachdem man vierzig gewonnen hat."

Gewaltig war die Wirkung des Sieges von Aspern in ganz Deutschland; zum erstenmal wagte man wieder auf den Tag der Erlösung zu hoffen. Wohl durfte Theodor Körner, als er bald nachher das Schlachtfeld besuchte, singen:

„Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur Deutsch die Zunge lallen kann.
Nein, Germania ist nicht gesunken,
Hat noch Einen Tag und Einen Mann!
Und so lang noch deutsche Ströme sausen,
Und so lang noch deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert's im Gesang!"

Trotz der Niederlage von Aspern glückte es übrigens Napoleon einige Tage nachher, in der Nacht vom 4. zum 5. Juli, die Donau an einer unbewachten Stelle zu überschreiten. Sofort griff er das österreichische Heer wieder an (Schlacht bei Wagram am 5. u. 6. Juli 1809), und diesmal gelang es ihm, trotz aller Tapferkeit der Oesterreicher, Herr des Schlachtfeldes zu bleiben. Erzherzog Karl, der selbst verwundet wurde, siegte zwar anfänglich auf dem rechten Flügel, allein sein linker versagte und wurde geworfen; auch traf eine Abtheilung unter Erzherzog Johann, auf deren Unterstützung man gerechnet hatte, zu spät ein. Den Rückzug der Oesterreicher leitete Erzherzog Karl in größter Ordnung, jede Stellung tapfer vertheidigend, allein das Schicksal des Feldzuges war nicht mehr zu wenden. Er bat den Kaiser Napoleon selbst um Waffenstillstand, und dieser, der seine eigenen Kräfte bedenklich schwinden sah, nahm das Anerbieten bereitwillig an.

Dieser eigenmächtige Schritt des österreichischen Feldherrn wurde übrigens in Wien keineswegs gebilligt. Ob-

wohl eine Fortsetzung des Krieges durchaus keinen Erfolg mehr versprach, mußte der Erzherzog sich darüber viele ungerechtfertigte Vorwürfe gefallen lassen. Dieser Umstand und seine zerrüttete Gesundheit veranlaßten ihn, den Oberbefehl niederzulegen und auch von seiner Stellung als Kriegsminister und Generalissimus zurückzutreten.

Mit diesem Ereigniß fand die kriegerische Wirksamkeit des Erzherzogs Karl ihren Abschluß, und er hat sie niemals wieder aufgenommen. Welches die Gründe dafür gewesen sind, daß der einzige Feldherr, der in jener Zeit die österreichischen Heere, wenn auch nicht immer mit Erfolg, so doch stets mit Ehren geführt hatte, fortan zur völligen Thatlosigkeit verurtheilt blieb, darüber sind einstweilen nur Vermuthungen möglich. In acht Feldzügen hatte Erzherzog Karl das Schwert geführt und sich um sein Vaterland aufs höchste verdient gemacht, nun trat er gänzlich vom Schauplatz der Thaten zurück. Auch an den Befreiungskriegen hat er nicht theilgenommen. Er verbrachte den Rest seines Lebens — mit Ausnahme eines kurzen Wirkens als Gouverneur von Mainz — in völliger Zurückgezogenheit und ohne bemerkenswerthe Ereignisse bei seinem Adoptivvater, dem Herzog von Sachsen, in Teschen oder in Wien. 1815 vermählte er sich mit einer Prinzessin von Nassau-Weilburg, aus welcher Ehe ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren wurden. Am 30. April 1847 raffte eine Brustentzündung den 76jährigen Greis dahin.

Fast die ganze Zeit seines Lebens nach der Niederlegung der hohen militärischen Aemter, also vom Jahre 1809 angefangen, hat der Erzherzog mit militärischen Studien ausgefüllt. Ja, er entfaltete in dieser Periode — besonders während der Jahre 1813—1826 — seine fruchtbarste Thätigkeit, die immer der Vervollkommnung der österreichischen Armee gewidmet blieb. Zwei der bedeutendsten Werke aus dieser Zeit sind bereits früher erwähnt: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges 1796 in Deutschland“, und „Geschichte des Feldzuges 1799 in Deutschland und in der Schweiz“. Beide Schriften sollten als praktischer Anhalt für die Leitung eines Krieges im großen dienen, sie sind also in belehrender Absicht geschrieben und müssen von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Aehnlich wie Friedrich der Große es zu thun pflegte, führt sich der Verfasser bei der Darstellung der Ereignisse in der dritten Person ein und rügt mit erstaunlichem Freimuthe diejenigen seiner Entschlüsse und Handlungen, die ihm nicht als einwandfrei erscheinen. Als ein Kind seiner Zeit und seiner Heimath legt er allerdings den geographischen Begriffen bei Veranlagung strategischer Operationen einen höheren Werth bei, als wir heute es zu thun gewohnt sind, aber seine Gedanken über die Kriegführung im großen sind doch so klar und „classisch“, daß ihnen ein bleibender Werth nach Form und Inhalt zugebilligt werden muß. Einzelne Sätze hören sich so an, als ob sie aus dem Munde Moltke's stammten, so z. B.: „Strategische Entwürfe entscheiden über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer zusammenhängenden Operation, eines Feldzuges, eines ganzen Krieges. Sie bestimmen den Moment zur Schlacht; sie führen ihn unter den günstigsten Combinationen herbei; sie bezeichnen im voraus die Resultate des Sieges, sowie die Grenzen widriger Ereignisse. Sie können wohl zuweilen durch taktische Fehler gestört, vielleicht gar vereitelt werden — sie stellen aber noch öfter die Nachtheile taktischer Mißgriffe wieder her.“ Mit Recht sagt daher ein genauer Kenner der Schriften des Erzherzogs[1]): „Die Feststellung der wichtigsten Begriffe und der allgemeinsten Regeln der Strategie wird man auch heute nicht leicht kürzer und einfacher ausgeführt finden. Derart vorbereitet, können die daran anschließenden Werke mit Nutzen und Verständniß gelesen werden, da der Autor die applicatorische Methode, welche in neuester Zeit so sehr zu Ehren gekommen, mit Vorliebe anwendet.“

Im Jahre 1815 verfaßte der Erzherzog eine „Geschichte der ersten Kriege der französischen Revolution vom Jahre 1792 bis 1797 in den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien“. Dieses Werk gibt jedoch nur eine kurze, fortlaufende Darstellung der Ereignisse in großen Zügen, ohne näheres Eingehen auf die Einzelheiten und Beweggründe.

1817 ließ der Erzherzog dann eine „Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel 1808 bis 1814“ folgen. Er weist hierin auf die glänzenden Leistungen der spanischen Bevölkerung für die Erhaltung ihrer nationalen Selbständigkeit hin, vergißt aber auch nicht, der argen moralischen Verwilderung zu gedenken, die während des langen Kampfes bei den Spaniern entstand und auch nach Beendigung desselben nicht wieder verschwand. Die Gründe dafür findet er theils in dem Charakter der Südländer, theils in dem Umstande, daß der Aufstand in den Organen der Regierung keine feste Stütze fand, sondern sich selbst überlassen blieb. Dem gegenüber zeigt er, wie bei den Erhebungen 1809 in Oesterreich und 1813 in Preußen die entfesselten Volkskräfte in geregelte Truppenkörper gegliedert und so der Ordnung und dem gemeinsamen Zwecke dienstbar gemacht werden konnten.

Der Erzherzog schrieb später noch eine „Geschichte des Feldzuges 1812 in Rußland“ und der „Feldzüge 1813, 1814 und 1815 in Deutschland und Italien“. Erstere Arbeit enthält eine sehr interessante Kritik der beiderseitigen Operationspläne und kommt dabei zu Ergebnissen, die mit den heutigen Auffassungen darüber im wesentlichen übereinstimmen. Das an zweiter Stelle genannte Werk gibt nur einen allgemeinen Umriß der Kriegsoperationen in den Befreiungskriegen, ist sehr knapp gehalten und erhebt sich nur bei der Schlacht von Leipzig zu einer kurzen Beurtheilung der Operationen.

Wie man sieht, fehlen in der Reihe der von Erzherzog Karl beschriebenen Kriege leider die von ihm selbst geleiteten von 1805 und 1809. Die Gründe hiefür liegen zweifellos auf politischem Gebiete. Er hielt es wohl nicht für angezeigt, die tieferen Ursachen der österreichischen Niederlagen, die keineswegs allein in den militärischen Maßnahmen und Verhältnissen zu suchen sind, aufzudecken. Für diese Annahme spricht auch die Antwort, die er Gneisenau gab, als dieser ihn im Frühjahr 1812 für einen Kriegsbund gegen den Bedränger Europa's zu gewinnen suchte: „Die Welt kann nur durch einen Mann, der nicht im Fürstenstande geboren ist, gerettet werden.“

Außer den erwähnten kriegsgeschichtlichen Werken hat der Erzherzog in seinem letzten Lebensabschnitt noch eine bedeutende Anzahl von kleineren Aufsätzen und Denkschriften meist militärischen Inhalts verfaßt, welche hier nicht alle aufgezählt werden können. Ein Theil derselben ist bald nach ihrem Entstehen veröffentlicht worden, viele liegen aber jetzt in den „Militärischen Schriften“ zum ersten Mal im Druck vor. Manche dieser Arbeiten haben naturgemäß seit der Zeit ihrer Entstehung an ihrem Werthe für die Jetztzeit Einbuße erlitten, alle aber liefern uns ein vollgültiges Zeugniß für die hohe geistige Bedeutung ihres Schöpfers und sein Streben nach gründlicher Erfassung des Geistes der damaligen Kriegskunst.

Zu leugnen ist es freilich nicht, daß der persönlich bis zur Verwegenheit tapfere Erzherzog bei seinen Unternehmungen als Feldherr meist zu vorsichtig, zu berechnend und zu langsam erscheint, daß er es mehrfach versäumte,

[1]) Frhr. v. Waldstätten in den „Militärischen Classikern“.

seine Uebermacht und seine Siege auszunutzen und, anstatt den Feind zu vernichten, es schon für einen genügenden Erfolg ansah, einen strategisch wichtigen Punkt zu besetzen und zu halten. Der geniale Clausewitz spricht sich über diesen Mangel mehrfach scharf aus und sagt unter anderem: „Erstens fehlte es ihm an Unternehmungsgeist und Siegesdurst; zweitens hat er bei einem sonst treffenden Urtheil doch in der Hauptsache eine irrige Ansicht der Strategie: er nimmt das Mittel für den Zweck, und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, für die im Kriege alles geschehen soll, existirt in seiner Vorstellungreihe als ein eigenthümlicher Gegenstand gar nicht. Sie besteht für ihn nur insoweit, als sie auch Mittel ist, um den Feind von diesem oder jenem Punkt zu vertreiben. Dagegen sieht er den Erfolg einzig und allein in der Gewinnung gewisser Linien und Gegenden, die doch nie etwas anderes sein kann, als ein Mittel zum Siege, d. i. zur Vernichtung der feindlichen physischen und moralischen Kraft."

Mag dieses Urtheil auch begründet sein, so dient doch zur Entschuldigung des erlauchten Feldherrn — abgesehen von seinem schweren körperlichen Leiden, von dem er gerade in der Erregung eines Schlachttages am leichtesten befallen wurde —, daß er, so selbständig seine Stellung auch erschien, doch fast immer das Schicksal aller früheren österreichischen Feldherren theilte: die Abhängigkeit vom Hofkriegsrath in Wien, der ihm gerade oft seine besten Entwürfe durchkreuzte. Dieses macht auch Clausewitz selbst mit den Worten geltend: „Der Degen des Connetable wurde durch den Federkiel des Hofkriegsrathes vertreten, auf dessen Banner der Schlendrian geschrieben stand."

Mag nun der Erzherzog in der Kriegskunst auch nicht das Höchste erreicht haben, so ehrt doch Oesterreich, und mit ihm Deutschland, mit vollem Recht in ihm einen seiner besten Feldherren. Er selbst beginnt sein Werk „Grundsätze der Strategie" mit den Worten: „Ein kluger, erfahrener und entschlossener Feldherr ist der edelste Stein in der Krone seines Monarchen." Und wahrlich, als ein solches Juwel darf Oesterreich den edlen Erzherzog betrachten, denn mehrmals war nur er der Retter seines Vaterlandes.

W. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft.** Schulausgabe mit Anmerkungen. Stuttgart 1895. J. G. Cotta Nachfolger. — Riehls Werke in Schulausgaben zu veröffentlichen, ist unbestreitbar ein glücklicher Gedanke. Der reiche, den Bewegungen des modernen Lebens nahestehende Inhalt eignet sie, wie wenig andere Bücher, dazu, den Wissenskreis der jungen Leute unsrer Mittelschulen zu erweitern, während andrerseits die einfache, stets elegante Form als stilistisches Vorbild nur von bester Wirkung sein kann. Bisher stand einer solchen Verwendung einerseits der ziemlich hohe Preis, andrerseits der Umstand entgegen, daß der Verfasser eben doch viele Thatsachen als dem Leser bekannt voraussetzt, welche erst die, auf Mittelschulen nicht mögliche, nähere Bekanntschaft mit der Geschichte der Gegenwart und letzten Vergangenheit übermittelt. Dem ist durch die neuen Ausgaben glücklich abgeholfen. Der Preis ist sehr mäßig; das Verständniß des Inhalts wird durch eine ausführliche Einleitung und durch kurze, sachliche Anmerkungen erleichtert. Die Bearbeitung rührt her von Dr. Th. Matthias, der bereits eine andere Schrift von Riehl (Land und Leute) in dieser Form mit günstigem Erfolg herausgab.

W. **Ein neues Organ für wissenschaftliches Bibelstudium.** — Wenn der Erfolg der Encyclica „Providentissimus Deus" über das Bibelstudium sich in den Acclamationen erschöpft hätte, mit denen unerleuchtete Eiferer, die aus einigen Sätzen des Papstes die Sanctionirung ihrer rückschrittlichen und forschungsfeindlichen Tendenzen herauslesen zu dürfen wähnten, das Rundschreiben begrüßt haben, so könnten Katholiken, denen die wissenschaftliche Ehre ihrer Theologie am Herzen liegt, bei aller schuldigen Ehrfurcht gegen die Person des hl. Vaters und trotz aller Bewunderung für den reichen Ideengehalt und die edle Form der Encyklica sich des Gedankens nicht erwehren, daß Leo XIII. besser daran gethan hätte, in den — besonders in Deutschland nicht eben fieberhaft lebendigen — Betrieb der katholischen Exegese nicht einzugreifen. Aber, Gott sei Dank, die Schreihälse sind müde geworden, und ernste Männer haben das Wort ergriffen, um es in die That umzusetzen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nur durch solides Arbeiten, nicht durch Declamationen, den Bedürfnissen der Zeit und den Intentionen des Papstes entsprochen werden kann, haben sich die alttestamentlichen Exegeten Fell in Münster, Gerber in Prag, Hoberg in Freiburg (Baden), Peters in Paderborn und Vetter in Tübingen mit ihren neutestamentlichen Collegen Bardenhewer in München, Felten in Bonn und Schäfer in Breslau zur Gründung eines neuen Organs für wissenschaftliches Bibelstudium vereinigt, welches unter dem Titel „**Biblische Studien**" in zwanglos auf einander folgenden, für sich selbständigen Heften erscheinen und „insbesondere auch jüngeren Kräften[1]) die so oft vermißte Gelegenheit zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten bieten" soll. Professor **Bardenhewer** hat die Oberleitung der Redaction übernommen und mit einer Abhandlung aus seiner eigenen Feder über die Geschichte der Deutung des Namens Maria die „Studien" in der denkbar vortheilhaftesten Weise eröffnet.[2]) Schon seit Jahren mit mariologischen Forschungen beschäftigt, hatte er die Arbeit im wesentlichen vollendet, bevor der Rahmen, in den sie so vortrefflich paßte, geschaffen war. Nur dadurch wird es erklärlich, daß er seiner Patrologie schon nach Jahresfrist eine so inhaltsschwere und bis ins kleinste ausgearbeitete Schrift folgen lassen konnte. Wir müssen es uns versagen, ausführlich über den Gang der Untersuchung zu berichten, der den Verfasser „auf völlig ungebahnten Pfaden durch weit von einander abliegende Literaturgebiete" — Bibel, rabbinische und patristische Schriften, lateinische und deutsche Literatur des Mittelalters, orientalistische und exegetische Literatur der neueren und neuesten Zeit — zu den S. 154 f. übersichtlich zusammengefaßten Ergebnissen geführt hat, und uns damit begnügen, von den letzteren folgende hervorzuheben: Die Frage nach der Bedeutung des Namens Maria (Mariam und Maria sind nur verschiedene Formen des nämlichen Wortes) muß anknüpfen an Mirjam, die relativ älteste Form des Wortes. Mirjam ist ein hebräisches Wort, von dessen beiden grammatisch zulässigen Uebersetzungen, „widerspenstig" und „wohlbeleibt" (d. h. nach orientalischer Anschauung „schön"), nur die zweite einen befriedigenden Sinn ergibt.[3]) Die poetische, im Mittelalter überaus beliebte, Deutung „Meeresstern" geht zurück auf die auch sonst häufige Schreibung „stella" (Stern) für „stilla" (Tropfen) in den Handschriften von Hieronymus' Buch über die Bedeutung der hebräischen Namen, der Hauptquelle des abendländischen Mittelalters für die Erklärung der biblischen Eigennamen. Die methodische Behandlung eines Themas wie des von Bardenhewer gewählten ist nicht nur für Theologen, sondern auch für Philologen, Literar- und Culturhistoriker in hohem Grade lehrreich. Denn die Geschichte der Deutung des Namens Maria birgt ein gutes Stück der Geschichte der Marienverehrung in sich, über deren Bedeutung für die Culturgeschichte des Mittelalters man wohl kein Wort zu verlieren braucht. — Wir wünschen den „Biblischen Studien" von Herzen einen gedeihlichen Fortgang!

* **Karl Schrattenthal:** Johanna Ambrosius, eine deutsche Volksdichterin. Preßburg und Leipzig, Drodtleffs Verlag, 1895. — Keine Frau großer Herkunft mit dem Rüstzeug vollendeter Bildung, nein, eine arme, kranke, ostpreußische Bäuerin ist es, deren Gedichte uns hier dargeboten werden. Der Herausgeber, Karl Weiß-Schratten-

[1]) An solchen gebricht es gerade in unserm engeren Vaterlande keineswegs. Aber wie viele Talente verkümmern in jenen — mit den Universitäten rangirenden — Lehranstalten, in denen es vielfach an den nöthigsten Hülfsmitteln gebricht und — was das schlimmste ist — in denen die wichtigsten theologischen Disciplinen oft von Leuten gelehrt werden, die auch nicht das ABC ihrer Wissenschaft innehaben! Wie segensreich könnte da der oberste Leiter des Unterrichtswesens im Verein mit einigen erleuchteten Bischöfen reformiren!

[2]) Biblische Studien. Unter Mitwirkung von Professor Dr. W. Fell &c. herausgegeben von Professor Dr. O. Bardenhewer. 1. Band. 1. Heft. Der Name Maria. Geschichte der Deutung desselben von O. B. Freiburg i. B., Herder 1895. X, 160 S. 8°.

[3]) Einem oder dem anderen Leser wird es vielleicht nicht einleuchten wollen, daß es „so schwierig" sein soll, „einen Frauennamen von der Bedeutung „widerspenstig" befriedigend zu erklären."

thal, ist der literarischen Welt nicht unbekannt, er ist gewissermaßen ein „Frauenlob“ unsrer Zeit. Sein schönes Buch „Die deutsche Frauenlyrik unsrer Tage“ bietet nach Anlage und Ausführung wahre Hülfsquellen der Literaturgeschichte; „jeder künftige Literaturgeschichtsforscher“ — so drückt sich ein Kritiker aus — „wird, wenn er den Antheil der dichtenden deutschen Frauen an der schriftstellerischen Thätigkeit unsrer und früherer Tage erörtern will, Schrattenthals Werk als Grundlage benützen müssen. Er ist ein wirklicher Pfadfinder auf diesem Gebiete . . .“ Ebenso beschäftigt sich seine seit October 1893 erscheinende „Frauenzeitung“, jetzt „Schrattenthals Rundschau“, nur mit Frauenliteratur und arbeitet emsig für dieselbe, indem sie durch prüfende Besprechungen, durch eine fördernde offene Kritik, durch zusammenfassende Mittheilungen, durch Registriren aller in dieses Gebiet einschlagenden Neuigkeiten ein Mittelpunkt für die Leistungen weiblicher Geistesthätigkeit zu werden bestrebt ist.

In seinem umfassenden Spürsinn hat denn Schrattenthal vor wenigen Jahren die Gedichte der niederbayerischen Naturdichterin, der armen Magd Katharina Koch aus Ortenburg bei Passau, entdeckt und herausgegeben. Als „Pfadfinder“ für verborgene Talente gibt er jetzt die Gedichte der ostpreußischen armen und kranken Bäuerin Johanna Ambrosius-Voigt heraus. Und was für „Gedichte“! Wahrlich keine Reimereien, sondern Lieder voll Gedankentiefe, Herzensreichthum und Wohlklang der Form. Auf des Herausgebers Ersuchen nahm die „Gartenlaube“ eines derselben auf. Es ist das innige: „Laßt sie schlafen.“ Ganz merkwürdig an der einfachen Frau ist, daß Form und Inhalt ihrer Gedichte einander genau decken; nie wird sie die erstere falsch treffen, nie wird der letztere leer sein. An den schlichten Geleitspruch schließt sich die Abtheilung „Lied und Leid“; darauf folgen: „Bilder aus dem Leben, der Natur und Heimath“; daran reihen sich: „Bilder vom Lande“; in „Stimmen der Verehrung“ gedenkt die arme Kranke besonders unsres leider so früh heimgegangenen Dichters Karl Stieler. Aus der letzten Abtheilung: „Vermischtes“ lasse ich das Schlußgedicht des ganzen Bändchens hier folgen. Möge es der leidenden Dichterin recht viele Freunde in der Noth gewinnen. Ein Ruf an warme Menschenherzen sollte und wollte mein Hinweis ja auch noch ganz besonders sein.

„Mein Wunsch.

Was ich mir wünsche, ist nicht Ehr' und Ruhm,
Die hochauf bis zu Königsthronen heben,
Auch nicht der Liebe stilles Heiligthum
Soll mich mit Rosenketten lind umweben.

Die Liebe, ach, baut oft ihr Haus auf Sand,
Zum Wehschrei wird ihr zärtlich süßes Raunen,
Läßt uns zurück ein dornenvoll Gewand,
Und Ruhm und Ehre sind nur Menschenlaunen.

Was ich mir wünsche, ist ein Frühlingstag,
An dem mein Sarg zur Tiefe leise schaukelt,
In blauer Luft ein heller Lerchenschlag,
Ein Schmetterling mein Bahrtuch sanft umgaukelt.

Kein Weinen und kein Klagen, nein, o nein!
Ich will solch' nutzlos Opfer niemals haben,
Nur im Nachhausgeh'n soll'n die Nachbarn mein
Still denken: sie war gut, die wir begraben.“

Wer wollte beim Lesen solcher Gedichte dem Herausgeber nicht beistimmen, wenn er wiederholt, was er schon in seinem Vorwort zu den Katharina Koch'schen Gedichten äußerte: „Stolz kann ein Volk sein, aus dessen untern Schichten solch dichterische Stimmen ertönen.“ P. M. R.

* Schluß der Wiener Rectoratsrede Prof. Anton Mengers „über die socialen Aufgaben der Rechtswissenschaft“ (nach der „N. Fr. Pr.“, vgl. Beil. Nr. 249).

„Die Hauptschwierigkeit der socialen Rechtswissenschaft besteht darin, die dauernden Veränderungen in den Machtverhältnissen der verschiedenen Classen der bürgerlichen Gesellschaft gehörig festzustellen. Die thatsächlichen Grundlagen für diese Feststellung wird ein genaues Studium der Staats-, Rechts- und Culturgeschichte jedes Landes bieten, in Verbindung mit den statistischen Aufnahmen über die socialen Zustände der Gegenwart, welche die modernen Culturstaaten in immer steigendem Umfange durch ihre Organe durchführen lassen. Auch die geltende Rechtsordnung, in welcher sich die Machtverhältnisse der Vergangenheit widerspiegeln, wird bei dieser Untersuchung eine bedeutsame, aber keineswegs eine ausschließlich maßgebende Rolle spielen. Vielmehr ist es geradezu die Hauptaufgabe der socialen Rechtswissenschaft, den Gegensatz zwischen dem geschichtlich gewordenen Rechtszustande und den Machtverhältnissen der Gegenwart festzustellen und die daraus sich ergebenden Aenderungen der Rechtsordnung vorzubereiten. Für die Verschiebung der socialen Machtverhältnisse ist natürlich die wirthschaftliche Entwicklung von großer Bedeutung. Wird doch die Krisis, in welcher sich beträchtliche Theile unsres Rechtssystems unleugbar befinden, hauptsächlich durch zwei wirthschaftliche Thatsachen bestimmt, die übrigens in engem Zusammenhange stehen: erstens durch die Entstehung zahlreicher großer Städte in allen Culturländern, ferner durch das Aufkommen der Großindustrie, welche große Massen von Arbeitern an gewissen Punkten vereinigt. Andrerseits wäre es aber gänzlich verfehlt, die wirthschaftlichen Verhältnisse etwa mit Marx und Engels als das für den geschichtlichen Verlauf allein maßgebende Moment zu betrachten, von welchem sich Staat, Recht und Religion als bloße Folge-Erscheinungen darstellen. Diese sogenannte materialistische Geschichtsauffassung ist eine natürliche Reaction gegen die noch in unsrer Zeit vorherrschende rein politische Geschichtschreibung, welche die Geschichte der Völker fast ausschließlich als eine Reihe von diplomatischen, militärischen und parlamentarischen Actionen betrachtet. Allein wenn man erwägt, daß das Schicksal der Staaten, der Rechtsordnungen, ja der socialen Machtverhältnisse selbst noch heute vom Ausgange der Kriege bestimmt wird, so ist eine rein wirthschaftliche Betrachtung des geschichtlichen Verlaufes unmöglich. Dazu kommt noch, daß das Streben nach einem transscendenten Dasein, welches den Kernpunkt aller religiösen Ueberzeugungen bildet, in das Handeln der Einzelnen wie der Nationen ein Element hineinträgt, das nicht wirthschaftlicher Natur ist, ja mit den ökonomischen Triebfedern oft genug geradezu im Widerspruche steht. Die sociale Rechtswissenschaft darf sich deßhalb nicht auf einzelne Elemente in dem großen socialen Umbildungsprocesse unsrer Zeit beschränken, sondern muß alle Seiten desselben in Betracht ziehen. . . .

Unsre Zeit drängt in allen Wissenszweigen auf Specialisirung. Im Gegensatze zu dem allgemeinen Weltlauf, der durch die Entwicklung der Verkehrsmittel und der internationalen Beziehungen immer mehr in das Ferne und Allgemeine strebt, sind die Gelehrten durch Ansammlung eines ungeheuren Erfahrungsstoffes genöthigt, ihre Forschungsgebiete fortwährend zu begrenzen und zu verkleinern. Dadurch entstehen aber auf dem Gebiete der Wissenschaft ähnliche Uebelstände wie in der Volkswirthschaft durch die übermäßige Theilung der Arbeit. Roscher fragt einmal, wie es in der Seele des Arbeiters ausgesehen haben mag, der in einer Fabrik seit vierzig Jahren kein anderes Geschäft trieb, als den Silberfluß zu beobachten, wann derselbe vollständig wäre, der jedoch durch diese Beschäftigung für alle anderen Arbeiten so gut als blind und untauglich wurde. Aber, mag man fragen, muß der höhere wissenschaftliche Sinn nicht auch dadurch Abbruch leiden, wenn ein Gelehrter viele Jahre seines Lebens ausschließlich der Erforschung einer bestimmten Insectenart widmet oder über ein längst verschollenes römisches Rechtsinstitut bändereiche Werke schreibt? Hier ist offenbar die Gefahr vorhanden, daß jede Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Ideen zwischen den Bearbeitern der verschiedenen Wissensgebiete aufhört und der wissenschaftliche Betrieb selbst in eine bloße virtuose Technik ausartet. Bis etwa in die Mitte dieses Jahrhunderts war bekanntlich die Philosophie das einigende Band, welches bis zu einem gewissen Grade eine solche ungünstige Entwicklung verhindert hat. Aber das Interesse an der Philosophie ist in unsrer Epoche der vorherrschenden Erfahrungswissenschaft erheblich in den Hintergrund getreten, und es mag zweifelhaft erscheinen, ob die empirische Ausgestaltung dieser Wissenschaft in der neuesten Zeit das philosophische Interesse wieder beleben wird. Dagegen gibt es einen Gegenstand, welchem in unsrer Epoche alle Culturvölker ein tiefes, ja leidenschaftliches Interesse entgegenbringen, das an die große geistige Bewegung erinnert, aus welcher vor zwei Jahrtausenden das Christenthum hervorgegangen ist: dieser Gegenstand ist das sociale Problem. Hier ist die Grundlage für einen alle Geister vereinigenden Gedankenkreis gegeben, und die Intensität jenes Interesses mag dafür Ersatz bieten, daß die Socialwissenschaft, die in der socialen Rechtswissenschaft ihren Mittelpunkt findet, nicht wie ehedem die Philosophie alle theoretischen und praktischen Probleme, sondern nur die wichtigsten praktischen Fragen des menschlichen Daseins umfaßt.

Die Zeit ist für das Studium der socialen Rechtswissenschaft gerade in Oesterreich besonders günstig. Denn es genügt nicht, die Lösung welthistorischer Probleme zu unternehmen, sie muß auch an dem richtigen Orte und in der richtigen Zeit versucht werden. Die

große geschichtliche Aufgabe, das bürgerliche Recht und damit den wichtigsten Theil unsrer Rechtsordnung umzugestalten, war durch die Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zunächst Deutschland angeboten; aus Gründen, die ich früher dargelegt habe, ist das Problem nicht gelöst worden. Zwar ist seit dem Erscheinen des ersten Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs ein zweiter ausgearbeitet worden, der manche socialpolitische Ideen, die ich und andere vertreten haben, aufgenommen und auch die abschreckende Form jenes ersten Entwurfs bis zu einem gewissen Grade verbessert hat; aber das kann man schon jetzt mit aller Bestimmtheit voraussagen: die Hoffnungen der besten deutschen Patrioten, daß das Deutsche Reich ein nach Form und Inhalt volksthümliches Gesetzbuch erhalten werde, können auch durch diesen zweiten Entwurf niemals erfüllt werden. Dennoch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß dieser zweite Entwurf in Deutschland Gesetzeskraft erlangen wird, weil allzu gewichtige politische Erwägungen auf ein einheitliches bürgerliches Recht für ganz Deutschland hindrängen. Bürgerliche Gesetzbücher haben aber ein sehr zähes Leben, wie überhaupt das Civilrecht zu den conservativsten Elementen des menschlichen Lebens gehört. Welche ungeheuren Veränderungen haben auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seit Erlassung des preußischen, französischen und österreichischen Gesetzbuches am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts stattgefunden, ohne daß die Geltung jener Gesetzeswerke im wesentlichen berührt worden ist! Deßhalb ist es wahrscheinlich, daß die auf eine Reform des bürgerlichen Rechts gerichteten Bestrebungen, wenn einmal der Entwurf Gesetzeskraft erlangt hat, in Deutschland für lange Zeit zurücktreten, und daß die deutsche Rechtswissenschaft sich vorzüglich mit der geistigen Aneignung und Verarbeitung des neuen Rechtsstoffes beschäftigen wird.

Dadurch ist, wenn ich den geschichtlichen Verlauf richtig zu deuten weiß, die große Aufgabe einer volksthümlichen Reform des bürgerlichen Rechts auf uns Oesterreicher übergegangen. Unser Bürgerliches Gesetzbuch, einer der letzten Ausläufer des Naturrechts und der Aufklärungszeit, war wohl für seine Zeit ein großer Fortschritt, ja es ist der socialen Entwicklung jener Epoche in manchen Richtungen sogar vorausgeeilt. Aber das Gesetzbuch steht jetzt seit mehr als 80 Jahren in Wirksamkeit, sein Inhalt ist zum überwiegenden Theile fast 100 Jahre alt; es stammt aus einer Zeit der absoluten Fürstengewalt, in welcher der Einfluß des hohen Adels und Klerus vollständig überwog, die Interessen des Mittelstandes und vollends jene der ärmeren Volksclassen nur wenig Beachtung fanden. Ich erinnere nur daran, daß in unserm Bürgerlichen Gesetzbuche der Dienstvertrag, obgleich die ganze Existenz der überwiegenden Mehrheit des Volkes auf diesen Vertrag gegründet ist, doch nur in einigen wenigen, ziemlich inhaltsleeren Paragraphen behandelt erscheint. Es ist nun gewiß nothwendig, daß die überlieferten Normen jetzt nach 100 Jahren wieder einer Prüfung unterzogen werden, ob sie mit den gegenwärtigen Machtverhältnissen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft noch vereinbar sind und welche Abänderungen in Folge der socialen Umgestaltungen vorgenommen werden müssen. Diese Reformbestrebungen können auf Erfolg hoffen, weil die Grundlage, von der sie auszugehen haben, eine gute ist. Die Reform des bürgerlichen Rechts wird aber nicht bloß durch den allgemeinen geschichtlichen Verlauf, sondern auch durch die besondere Entwicklung unsrer österreichischen Verhältnisse gefordert. In der letzten Zeit ist es gelungen, eine Reform der Civilproceß-Gesetze zu Stande zu bringen, welche manche der Ideen verwirklicht, die ich hier mehr andeuten als ausführen konnte: der Abschluß dieses Reformwerkes steht in naher Aussicht. Der Umgestaltung des formellen Rechts muß die des materiellen Civilrechts mit geschichtlicher Nothwendigkeit folgen. Die Lage ist für uns deßhalb sehr günstig, weil uns zu dieser Reformarbeit ein genügender Zeitraum zur Verfügung steht, da die Rechtseinheit, welche in Deutschland auf einen vorzeitigen Abschluß der legislativen Arbeiten hindrängt, in Oesterreich schon längst erreicht ist. Wenn die österreichische Rechtswissenschaft und Gesetzgebung die unvergleichliche Situation, welche ihnen durch den Lauf der geschichtlichen Entwicklung zugefallen ist, mit Ernst und Einsicht zu benützen wissen, so können sie innerhalb des Kreises der Culturvölker in Beziehung auf die legislative Reformarbeit in gewissem Sinne eine führende Stellung erlangen. . . ."

* Die tiefste Stelle im Weltmeer, die bisher ermittelt worden, wurde kürzlich von dem brittischen Vermessungsschiff „Penguin" unter dem 23. Grad 40 Min. südlicher Breite und 175 Grad 10 Min. westlicher Länge entdeckt. Es wurde ein Bruch in dem Kabel constatirt, als dies 4900 Faden abgelaufen war, ohne den Grund erreicht zu haben. Die Stelle ist 60 Meilen nördlich von der mit dem Senkblei auf 4428 Faden festgestellten Tiefe, die Capitän Aldrich im Jahre 1888 ermittelte. Die bisher für die tiefste Stelle im Ocean angesehene Stelle war die bei Japan gelegene mit 4655 Faden.

* Aus Papier gefertigte Segel werden jetzt in den Vereinigten Staaten häufig für Schiffe mit Erfolg angewendet, da sie viel billiger als solche aus Leinen kommen und durch die eigenartige Präparirung des dazu verwandten Materials angeblich so zäh, unzerreißbar und geschmeidig wie gewebte Stoffsegel werden. Der Papiermasse wird chromsaures Kali, Leim, Alaun, Wasserglaslösung und Talg zugesetzt und daraus auf der Papiermaschine ein ziemlich dickes Papier hergestellt, von diesem zwei Bahnen sofort mit einander verleimt und das Product hierauf durch Walzen geführt, die das Papier bei ganz beträchtlichem Drucke zu einem ganz dünnen, sehr zähen Blatte gestalten; hierauf läuft das endlose Papier durch ein Bad verdünnter Schwefelsäure, wodurch die Oberfläche pergamentartig wird, worauf es mit Natronlösung gewaschen, getrocknet und satinirt wird. Bei der Fabrication wird übrigens darauf geachtet, daß die Ränder der aufeinander geklebten Bahnen frei bleiben, so daß seitlich andere Breiten angefügt und auf diese Weise breite Segelflächen erhalten werden können; das Aneinanderkleben geschieht mit einem Kleister, der ähnliche Zugaben bekommt, wie sie dem Papierstoff beigemengt werden. Die Ränder solcher Papiersegel erhalten Säume aus eingelegten Schnüren oder Bandstreifen.

* **Halle a. S.** Stadtbaurath Genzmer hat einen Ruf als Professor der Ingenieurwissenschaft an der k. Technischen Hochschule zu Aachen erhalten, sich aber noch nicht für die Uebernahme entschieden.

* **Berlin**, 28. Oct. Professor Lazarus, der heute seine Wintervorlesung an der Universität über Psychologie nebst den Grundlinien der Völkerpsychologie beginnen wollte, ist plötzlich daran verhindert. Er hat sich vorgestern durch einen schweren Unfall den rechten Arm ausgerenkt. Prof. Israel hat die Wiedereinrenkung zwar glücklich vollzogen und hofft, daß der Patient seine Lehrthätigkeit bald wieder aufnehmen kann, doch ist er von den ausgestandenen Schmerzen noch sehr angegriffen.

* **Posen.** Das „Pos. Tagebl." berichtet: „Durch eine Verfügung des Unterrichtsministers ist, wie wir hören, angeordnet worden, daß auf der Oberstufe des Gymnasiums eine siebente Latein-, bezw. zweite Grammatik-Stunde dem Lehrplan einverleibt wird. Mit Rücksicht auf den starken Rückgang, der in den schriftlichen Leistungen im Lateinischen auf der Oberstufe zu erwarten stand, war diese Erweiterung des lateinischen Unterrichts von Seiten der Fachmänner immer wieder als nothwendig bezeichnet worden und auf der Kölner Philologenversammlung eine dementsprechende Anordnung seitens der Unterrichtsverwaltung bereits in Aussicht gestellt worden." Die sogenannte Schulreform befände sich hienach wirklich bereits auf schleunigem Rückzug.

* **Paris.** Das Institut de France beging, wie bereits erwähnt, vom 23. bis 26. Oct. seine 100jährige Stiftungsfeier. Es hatte alle seine auswärtigen Associés und Correspondenten dazu eingeladen, und viele stellten sich am Mittwoch zum ersten Empfang ein; wir nennen bloß die Associés. In der Akademie der Inschriften, welche vorzugsweise Philologen beherbergt: Ascoli von Mailand, Helbig aus Rom, Max Müller aus Oxford, Witley-Stokes aus London. Für die Akademie der Wissenschaften: Frankland und Lord Kelvin (W. Thomson) aus England. Für die Akademie der Künste: Alma-Tadema aus London, da Silva aus Lissabon, Gevaërt aus Brüssel, Pradilla aus Madrid. Für die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften: Carlos Calvo aus Buenos Aires. Nach der früher besprochenen kirchlichen Vorfeier fand am Donnerstag die öffentliche Festsitzung, welcher Präsident Felix Faure und das diplomatische Corps sammt ihren Damen beiwohnten, im großen Amphitheater der Sorbonne statt. Da in diesem Jahre der Vorsitz in den Zusammenkünften der fünf Akademien der Akademie der Künste zufällt, deren Präsident der Componist Ambroise Thomas ist, so mußte er auch in der Sorbonne präsidiren, was um so besser paßte, als die Gleichstellung der Akademie der Künste mit den vier anderen das Werk der Revolution war. Der Componist der „Mignon" und des „Hamlet" mißbrauchte übrigens die Situation nicht. Nach einer kurzen Ansprache überließ er das Wort dem redegewandteren Jules Simon, dem ständigen Secretär der moralischen und politischen Wissenschaften und zugleich zweitältesten Mitglied der französischen Aka-

demie. Dieser schilderte in großen Zügen die Geschichte der Akademie und des Instituts, indem er sowohl den Verdiensten der alten Monarchie als denen der Revolution und Napoleons gerecht wurde. Er begann damit, daß Napoleon in Aegypten seine Proclamationen an das Heer als „Mitglied des Instituts“ unterzeichnete, und schloß, indem er die Versammlung von Gelehrten und Schriftstellern, die er vor sich sah, den „wahren Friedenscongreß“ nannte. Nach Jules Simon sprach der Unterrichtsminister Poincaré, der in seiner Rede hervorhob, daß die völlige Freiheit, welche das Institut seinen Mitgliedern lasse, seine Größe begründet habe. Compositionen von Méhul und Gounod, dem ersten und dem letztverstorbenen Tonsetzer des Instituts, wurden in den Pausen ausgeführt. Abends vereinigte ein Bankett im Hotel Continental die Gelehrten, Schriftsteller und Künstler. Hier toastirte Max Müller auf das Institut, verlas Lord Kelvin eine Adresse der Royal Society von London, welche dem Andenken Pasteurs galt, und lief ein von dem Großfürsten Wladimir unterzeichnetes Telegramm der Petersburger Akademie der Wissenschaften ein. Die meisten Institutsmitglieder trafen am nächsten Morgen bei der Einweihung des Meissonier-Denkmals im Garten des Louvre, nahe dem Pont-des-Arts, der zum Institut de France hinüberführt, wieder zusammen. Die Marmorstatue, ein Werk des Bildhauers Mercié, welche den großen Maler in faltigem Gewande sitzend darstellt, ist außerordentlich gelungen und wirkt höchst monumental. Der Unterrichtsminister Poincaré und Ambroise Thomas mußten auch hier wieder das Wort ergreifen. Außerdem widmete der Maler Bonnat als alter Freund Meissoniers dem Gefeierten einen herzlichen Nachruf, und declamirte der Schauspieler Mounet-Sully Verse von Jean Aicard, die wie gewöhnlich etwas meridional-bombastisch waren. Am Freitag Nachmittag gab das Théâtre Français dem Institut und dessen Gästen eine Festvorstellung, Corneille's „Cid“, zur Erinnerung daran, daß die Akademie zu Lebzeiten des Dichters gegen das Stück Verwahrung eingelegt hatte. Mounet-Sully, der den Cid spielte, trug überdies ein wohlgelungenes Festgedicht des Akademikers Sully-Prudhomme, seines Vetters, vor. Des Abends bewirthete Präsident Faure die gelehrte Gesellschaft im Elysée-Palast auf besonders glänzende Weise. Die Säcularfeier beschloß am 26. October ein Gesammtbesuch bei dem Akademiker Herzog von Aumale auf Schloß Chantilly. Ein Extrazug fuhr um 11 Uhr von Paris ab, und brachte die Gäste des Abends wieder zurück. Das „Institut“ hat sich übrigens in den letzten Jahren sehr bereichert. 1887 besaß es zusammen 521,000 Fr. Renten, wovon 200,000 auf die Akademie der Wissenschaften, über 100,000 auf die Académie Française und 70,000 auf die Kunstakademie kamen. Seit 1887 haben sich die Einkünfte so gesteigert, daß jetzt das Institut jährlich 147 Preise im Gesammtbetrage von 725,000 Fr. vertheilen kann. Schon unter Grévy hat der Herzog von Aumale, Mitglied der Académie Française, dem Institut vorbehaltlich lebenslänglicher Nutznießung das Schloßgut Chantilly zum Geschenk gemacht unter der Bedingung, das Schloß mit seinen Kunst- und Bücherschätzen unversehrt zu bewahren. Das Besitzthum mit dem Schloß und seinem Inhalt wird auf 43 Millionen geschätzt und wirft immerhin einen bedeutenden, wenn auch dem Werthe wenig entsprechenden Ertrag ab. Binnen geraumer Zeit wird das Institut auch den Genuß der von Corbay vermachten Million antreten, die durch Zinsenhäufung nicht unbedeutend vermehrt wird. Das Vermögen und die gemeinsamen Angelegenheiten des „Institut“ werden durch einen Ausschuß verwaltet, zu dem jede der fünf Akademien drei Mitglieder entsendet.

. * **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 28. October folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm v. Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit. VI. (Schluß-) Band: Letzte Zeiten Friedrichs des Rothbarts; hggb. u. fortgesetzt von B. v. Simson. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895. — Victor Hantzsch: Deutsche Reisende des 16. Jhrdts. (Lamprecht u. Marcks, Leipziger Studien a. d. Geb. d. Gesch. I, 4.) Ebd. — Theodor Herzl: Das Palais Bourbon; Bilder aus dem französischen Parlamentsleben. Ebd. — Kurt Breysig: Geschichte der brandenburgischen Finanzen v. 1640—1697. Darstellung u. Acten. 1. Bd. (Urkunden u. Actenstücke z. Gesch. d. inneren Politik d. Kurf. Friedr. Wilh. v. Bdbg. 1. Th. 1. Bd.) Ebd. — Dr. Georg Jellinek: Die Erklärung der Menschen- u. Bürgerrechte. (Jellinek u. Meyer, Staats- u. völkerrechtl. Abhdlgn. I, 3.) Ebd. — Dr. Joseph Grunzel: Der internationale Wirthschaftsverkehr u. seine Bilanz. Ebd. — Dr. Albert Weingart: Handbuch für das Untersuchen von Brandstiftungen. Ebd. — Schreiber: Wider die Gleichheit im Wahlrecht. Berlin, Hermann Walther 1895. — Ackermann-Salisch: Der Siloismus u. der Antrag Kanitz. Ebd. — Edmund Klapper: Kornhaus und Kanitz; Antwort. (Sep.-Abdr.) Leipzig, Hugo Voigt 1895. — Karl Reisner Frhr. v. Lichtenstern: Schießausbildung u. Feuer der Infanterie im Gefecht; Vorträge. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1895. — Jakob u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, fortges. v. Moriz Heyne &c. IX. Bd., 5. Lfg. Schloß—Schmecke. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Kuno Fischer: Goethe's Sonettenkranz. (Goethe-Schriften 4.) Heidelberg, Karl Winter 1896. — Fritz Lemmermeyer: Kurzes Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. II. Th. (Breitensteins Repetitorien Nr. 63a.) Leipzig u. Wien, M. Breitenstein. — Dr. Bernhard Templer: Die Unsterblichkeitslehre bei den jüdischen Philosophen des Mittelalters. Ebd. — Schäzl Emilie: Bilder im Wetterleuchten entworfen u. allen Friedensfreunden gewidmet. Ebd. 1895. — Arnold Zweigenthal: Tante Susanne; aus den vergilbten Blättern einer alten Jungfer. Ebd. — Edmondo de Amicis: Herz; ein Buch für die Jugend; autor. Uebers. v. Raimund Wülser: 15.—16. Tausend. Basel, Adolf Geering 1895. — E. Prentliß: Die Perle der Familie; deutsche autor. Ausg. v. Marie Morgenstern. 2. Aufl. Ebd. 1896. — H. E. Coape: Im Netze der Jesuiten; deutsche Ausg. v. E. v. Feilitzsch. Ebd. — „Lehmupp!“ Berichte eines Schwadronsarztes von 1870/71. Berlin, Hugo Steinitz 1896. — Karl Erdm. Edler: Der Kampf um die Kunst; 3 Novellen. Wien, Wilhelm Frick 1895. — Dr. Sascha Anders: Praktisches Hülfs- u. Uebungsbuch für die russische Dolmetscherprüfung. Leipzig, Raimund Gerhard 1895. — Severin Kutner: Die polnische Umgangssprache. 1. Th. Uebungsbuch. 2. Th. Wörterbuch u. Erläuterungen. Ebd. — J. Gräfin Schwerin: Das Recht der Jugend; Roman. Berlin, Otto Janke 1896. — Wilhelm Raabe: Gesammelte Erzählungen. I. Bd. Ebd. — Rudolf Eckart: Aus alter Zeit; Schulmeistergeschichten. Leipzig, Felix Simon. — Dr. Karl Pilz: Die kleinen Reisenden; für 12—13jährige Kinder. I. Th. Natur- u. Landschaftsbilder. Ebd. — Oskar Lenz: Wanderungen in Afrika. Wien, Literar. Gesellschaft 1895. — Dr. Leopold Florian Meißner: Weihnachtsspiele. Hft. I. Aus der Zeit der Babenberger. Ebd. 1896. — C. Markmann: Das Zeitwort aimer u. Anderes; berecht. Uebers. a. d. Dän. v. Agnes v. d. Deken. Hirschberg Schl., August Kruhl. — Das Silberherzchen u. Anderes; Uebersetzungen a. d. skandin. Sprachen v. Agnes v. d. Deken. Ebd. — Dr. Harald Höffding: Geschichte der neueren Philosophie. I. Bd., unter Mitwirkung d. Vfs. a. d. Dän. übs. v. F. Bendixen. Leipzig, O. R. Reisland 1895. — E. Bernhard: Entehrt; Sylvestergeschichte aus dem Postleben. Osnabrück, J. G. Kisling. — Liedersammlung III. Zehn Lieder f. e. hohe Stimme. Leipzig, Siegismund u. Volkening. — Bayerisches Jahrbuch; Kalender für 1896. Hggb. v. J. Seiferth u. W. Probst. VII. Jhg. München, Karl Geiber.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Uebersicht“ (unter „Mittheilungen und Nachrichten“) unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1895. Nr. 301. München, Mittwoch, 30. October. Beilage-Nummer 251.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Inselvölker und Inselstaaten.

Eine politisch-geographische Studie.

Von Friedrich Ratzel.

I.

Die Bildung eines neuen großen Inselstaates ist das Greifbarste und zunächst Entscheidende in dem Hervortreten einer nordpacifischen Macht, mit der die Staatskunst des Abendlandes rechnen muß. Diese Thatsache wird nicht berührt von der Verwirrung des Urtheils, welche die Leistungen Japans in dem Kriege mit China hervorgerufen haben. Japan behält seine Lage, was sonst auch ihm zugeschrieben oder abgesprochen werden möge. Es mag ja wohl sein, daß kommenden Geschichtschreibern diese Veränderung der ostasiatischen Machtverhältnisse vergleichbar erscheinen wird der Bildung des ersten selbständigen modernen amerikanischen Staates vor 110 Jahren. An dem noch lange nicht voll zu ermessenden Einfluß der Vereinigten Staaten von Amerika auf die Politik und Wirthschaft zweier Erdhälften zweifelt allerdings Niemand mehr. Aber der Fall Japans liegt doch anders für uns, die nur den Anfang der neuen Entwicklung sehen. Er liegt ethnographisch ganz anders. Wir haben hier eine andere Rasse und eine andere Cultur, die sich noch nicht im Wettbewerb mit denen des Abendlandes erprobt haben. Das kann von europäischen Beurtheilern nur in einem schwachen Augenblick übersehen werden, daß unsre europäische antik-christliche Cultur doch ganz andere geschichtliche Läuterungskämpfe hinter sich hat als der japanische Zweig der ostasiatischen, und daß es einstweilen noch keine vergleichbaren Größen sind. Das einzige Stück der politischen Rüstung Japans von sicherer Stärke bleiben die geographischen Vortheile des japanischen Archipels. Er hat dieselbe Lage auf der Ostseite des größten Erdtheils wie die, von der aus auf der Westseite England seine Weltmacht ausgebreitet hat. Er hat den Vorzug vor dem brittischen, daß er dem größten Meer der Erde angehört und tiefer gegen die Tropen hinabgerückt ist. Daß diese Inseln großentheils fruchtbarer sind, wiegt vielleicht zum Theil ihren geringeren Kohlen- und Eisenreichthum auf. Die Vorzüge einer solchen Lage sind ein im Laufe der Geschichte oft und in den verschiedensten Meeren erprobtes Gut. Die unbefangene Beurtheilung, die in Japan nur eine junge, werdende Größe sieht, muß die Inselnatur des Landes als eine politisch und wirthschaftlich sehr bedeutsame und möglicherweise auch sehr folgenreiche Eigenschaft bezeichnen. Schon erkennt man die Impulse zur Expansion und Seeherrschaft, durch die in allen Perioden der Geschichte Inselmächte zu unverhältnißmäßig frühen und großen Wirkungen gelangt sind. Wie nun auch die Japaner die Vortheile dieser Lage nützen werden, die Geschichte, die seit dem Niedergang Venedigs nur von einer einzigen, aber übermächtigen Inselmacht zu melden hatte, wird von nun an die Geschicke und das Eingreifen einer zweiten zu verzeichnen haben. In diesem Augenblick mag es passend sein, zusammenzufassen, was die politische Geographie von dem politischen Werth der Inseln überhaupt zu sagen hat.

Allen Anregungen und Eindrücken weit offen und zugleich fähig zu sein, sie im Schutz einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten, darin liegt die Gewähr des Wachsens der Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung. Es gilt von den Organismen, gilt von den Charakteren und gilt von den Völkern, daß sie dort die größte Kraft und Eigenart erreichen, wo diese beiden Eigenschaften ganz zusammenstimmen. Das ist aber nicht in zahlreichen Fällen möglich. Gerade das Mehr oder Weniger der einen oder der anderen ist vielmehr ein Hauptgrund der Mannichfaltigkeit des Lebens auf unsrer Erde. So liegt vor allem im Wesen der Völker ein immer reges Streben auf Ausbreitung, das die Grenzen verwischen und über die Eigenthümlichkeiten wegschreiten will. Ja es müßte endlich zu einem allgemeinen Aus- und Ineinanderfließen führen, wenn nicht äußere Schranken sich entgegenstellten, die dem geschichtlichen Boden und Schauplatz angehören. Es handelt sich dabei durchaus nicht bloß um ein mechanisches Zusammenfassen und -halten, sondern auch um die Oekonomie der Kräfte der Völker und der Staaten. Je leichter die Behauptung des eigenen Gebietes gegen das andrängende Wachsthum der Nachbarn ist, desto mehr innere Wachsthumskräfte werden von der Last peripherischer Leistungen befreit und nach innen hin nutzbar gemacht. Nun kann aber weder Volk noch Staat seinen Beruf in solch fester Abschließung allein erfüllen, denn auch ihr Leben lebt, wie alles Leben, nur in Wechselwirkung und Tausch. Die Schranken sollen abschließen, aber nicht ausschließen. Das vermögen am besten die Meeresgrenzen. Das Meer ist die natürlichste und wirksamste von allen Grenzen und schließt doch zugleich die Länder aufs weiteste für jeglichen friedlichen Verkehr auf. Das gibt jene Vereinigung entgegengesetzter Eigenschaften, wodurch Völker- und Staatsleben der Inseln und Halbinseln zu einem Reichthum und einer Kraft heranwachsen, die von kleinen Bezirken aus fast räthselhaft bis zu fernen Umgebungen wirken. Da taucht aus der tiefsten Abgeschlossenheit der Trieb zur Ausbreitung auf, der friedengewährende Schutz nährt die freche Aggression, und neben dem fortbestehenden Alten und den Spuren frühen Erstarrens grünt eine vorauseilende politische und wirthschaftliche Entwicklung. Kleinasiatische Inseln hellenisiren sich wie niemals das Festland, während die brittischen Inseln die zahlreichsten Reste der Kelten lebendig erhalten. Eine an Hülfsquellen arme Insel wie Gothland wird durch Schutz und Verkehrslage ein bedeutender Umschlage- und Rastplatz der baltischen Schiffahrt und sinkt nach früher in diesem Gebiete beispielloser Blüthe in Vergessenheit zurück. Für Land- und Bergbau, Schiffahrt und Handel wohl ausgestattet, wird das kleine Inselland Samos binnen Jahrzehnten ein wichtiger wirthschaftlicher und politischer Mittelpunkt, eine kleine, aber höchst einflußreiche Welt für sich, und steigt ebenso rasch zur Unbedeutendheit herab.

Daß unter dem Schutze insularer Sicherheit sich Inselstaaten zu überragender Bedeutung in allen Werken des Friedens entwickeln, hindert durchaus nicht die Entfaltung eines kriegerischen Charakters, der nicht bloß in der Abwehr erstarkt, sondern auch zum Angriff bereit ist. Seit den Kämpfen der Athener und Karthager sind die Kriege der Seemächte immer durch ihre lange Dauer ausgezeichnet. Wie viele Kriege führte Venedig und wie lang erwehrte es sich auf seinen Laguneninseln der Angriffe! Daru hebt in seiner Geschichte der Republik Venedig die Zahl und Dauer der Kriege dieser handels- und gewerbreichen Stadt eindringlich hervor und meint, keine Landmacht würde so ausdauernd mit dem türkischen Reich gekämpft haben wie dieser Inselstaat. Aus dieser Eigenschaft heraus entfaltete sich Englands Uebermacht in den Kriegen mit der französischen Republik und Napoleon. Denn als 1815 ganz Europa ermattet die Arme sinken ließ, vollendete es, allein von mehr als 20jährigen Kämpfen nicht im eigenen Lande berührt, rastlos seine See- und Handelsüberlegenheit und baute sein Colonialreich aus. Damals wurde zuerst die gefährliche Lehre gewonnen, die übrigens der Siebenjährige Krieg schon ertheilen konnte, daß auswärtige Kriege der Blüthe des Inselstaates förderlich seien. Die Kehrseite dieser Lehre ist für die continentalen Mächte, daß aus ihren Kämpfen England Vortheil zieht. Das ist für diese mindestens ebenso wichtig, wie der Avers für England selbst. Aber so wie die Erkenntniß der eigenen Interessen bei den Inselstaaten rascher gewonnen wird als in den continentalen, so ist auch diese Lehre bei uns zu spät erkannt worden. Vielleicht wird sie heute noch nicht genug beherzigt. Auch die eng hiermit verknüpfte Lehre, daß in der Seele der Inselvölker ein kräftiges Nationalgefühl sich früh zu einem Element politischer Stärke entwickelt, ist vielen continentalen Beurtheilern fremd. Dafür bietet ein uns noch näher liegendes Inselland, Dänemark, manchen Beleg, das früh aus seiner sicheren Lage heraus die leitende Stellung in der Ostsee anstrebte. Folgte auf die übermäßige Kraftentfaltung ein früher Verfall, aus dem Dänemark nach den durch die Hansa erlittenen Niederlagen sich nicht mehr erhob, so bewahrten sich doch die Dänen in ihren engen, festen Grenzen das große politische Gut eines Nationalgefühls, das seiner schon sicher geworden war, als Lübeck sich vom Reich abwandte, um dänischen Schutz zu finden.

Für den Charakter der Inselbewohner hat Kant das leitende Wort gesagt, indem er dem englischen Volke einen Charakter zuschrieb, „den es sich selbst angeschafft hat". Kein Volk Europa's hat sich so früh seiner inneren Entwicklung ungestört hingeben können. Mit dem Normanneneinfall sind die fremden Einwirkungen großen Stils auf England wesentlich abgeschlossen. Die Verjagung der Fremden im 13. Jahrhundert zeigt schon ein entwickeltes insulares Sonderbewußtsein. Die Größe der Elisabethischen Epoche liegt in der Vollendung dieser Erhebung über continentale Einflüsse, besonders gegen Spanien und Frankreich hin. Als dann durch die Verbindung mit Schottland der politische Vortheil der insularen Lage ganz gewonnen war, führte die selbständige Entwicklung bald zu ungeahnten großen Wirkungen. Weil sie so früh unabhängig wurde, war sie ungebrochen von der angelsächsischen Zeit an. „Alles ist Wachsthum innerhalb desselben Körpers, in keinem Augenblick ist Altes weggeschwemmt und Neues an dessen Stelle gesetzt worden." (Freeman.) Es ist ein ganz anderes Bewußtsein des Volkes, das in so natürlicher, sicherer Umgrenzung sich entwickelt, als das der künstlich auseinander gehaltenen und trotzdem in einander fließenden Völker des festen Landes. Aus ihm heraus hält ja auch der Helgoländer sein Eiland für das beste und schönste Land der Welt. Eine Insel läßt sich geistig und gemüthlich ganz anders erfassen und umfassen als ein natürlich unbegrenztes Stück Festland. Sie bleibt immer dieselbe. Es liegt etwas, das man ein Formelement nennen kann, in dieser Wirkung der Inseln auf ihre Völker. Dasselbe zeigt sich aber auch in der starken Wirkung der Inselvölker auf die continentalen. Der feste Rahmen der Insel gibt allen Aeußerungen jener etwas scharf Umrissenes, Eindrucksvolles und besonders auch Gleichmäßigeres, das dem immer neue Formen annehmenden, ewig angeregten und veränderlichen Wesen der Continentalen naturgemäß überlegen ist.

Wohl schimmert über diese Grenze überall das bewegliche Meer herein, aber die Gefahr des Erstarrens in der Isolirung liegt doch den Inselvölkern nahe. Das Venedig des 17. und 18. Jahrhunderts wird an Versteinerung nur vom Japan des gleichen Zeitalters übertroffen. Wie hat der Peloponnes, der für die Alten einer Insel gleichkam, die Staaten erstarren lassen, die hinter dem Isthmus sich allzu sicher fühlten! Sparta's Politik war die vorurtheilsvollste, particularistischste aller Staaten des alten Hellas, und wie wenig hat es zur griechischen Culturbewegung beigetragen! Insulare Vorurtheile sind sprichwörtlich. Wenn die Lage einer Insel ihre Bewohner von allem Austausch zurückhält, schlägt die Gunst insularer Lage in ihr Gegentheil um. Werthvolle Gebiete werden dann politisch und culturlich lahm gelegt. Das spätere Mittelalter hat in Irland die früh entwickelte Gesittung absterben sehen. Ein langsames Welken bis zum Erlöschen hat Grönland als normännische Ansiedelung untergehen lassen. Island ist Jahrzehnte lang von allem Verkehr mit Europa abgeschnitten gewesen und trat eigentlich erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wieder voll in die europäische Culturbewegung mit ein. Da mochte auch manche Sitte und Anschauung, die ganze Jahrhunderte verschlafen hatte, jugendfrisch aufwachen und aus insularer Abgeschiedenheit heraus ältere Zustände auf die in buntem Wechsel regeren Austausches weitergeschrittene Welt einwirken. Dafür ist Island das lebendigste Beispiel. Mit seinen altnordischen Resten hat es allen Zweigen des germanischen Stammes, vorzüglich den ihm verwandtesten skandinavischen, eine Kräftigung des Volksthums geboten. Die tiefe alte Quelle ergoß sich frisch, wo alle anderen verschüttet waren. Echt insular ist der frische, an bessere Zeiten gemahnende Aufschwung Cyperns unter Euagoras mitten in dem Zerfall des griechischen Wesens im Beginn des 4. Jahrhunderts. Von Ceylon hat der auf diese entfernteste Insel aus Indien zurückgetriebene Buddhismus einen neuen, siegreichen Gang auf östlicheren Wegen durch Asien gemacht. Trotz seines energischen Eingreifens in die Geschicke Europa's und zuletzt aller Länder der Erde, hat England sich die altgermanischen Einrichtungen seiner sächsischen Einwanderer viel reiner bewahrt als Deutschland. So hatten einst die Kelten Britanniens die Römer noch von den Streitwagen der homerischen Helden herab zu bekämpfen gesucht. Bis auf Sitten, Tracht, Hausgeräth und Hausbau herunter äußerte sich dieser Erhaltungstrieb auf den friesischen Inseln Deutschlands und Hollands. Mit seinem Gegensatz, dem oceanisch weiten Blick sich verbindend, gibt er in größeren Verhältnissen jene Combination von Behagen in traulicher heimathlicher Enge und aufgeschlossenem Weltsinn, welche die Stärke des insularen Patriotismus ist.

Am werthvollsten wird aber die Erhaltung einer ethnischen Mannichfaltigkeit sein, die ja gerade auf Inseln gelingt. Da die insulare Verbreitung den Vortheil bietet, die Elemente einer sich vorbereitenden Völkermischung länger getrennt zu halten und von außen neue heranzuführen, bewahrt sie länger das Belebende, Gährung erregende des Aufeinanderwirkens fremder Elemente in nahe bei einander liegenden Räumen. Als die Römer Britannien unterworfen hatten, blieb das kleine Mona (Anglesey) ein nur durch

Stromesbreite getrennter Herd der nationalen und religiösen Gegenwehr. Und als Britannien auffallend früh sich romanisirt hatte, blieb in Irland ein drittes keltisches Land übrig, das römischer Einfluß nur gestreift hat. Das Versinken und Ertrinken kleinerer Volkselemente in einem größeren und die daraus entstehende Einförmigkeit kommt auf Inselgruppen nicht so leicht vor. Es müßte denn ein bewußter Vernichtungskrieg, wie einst gegen die Kariben der Antillen oder die Tasmanier, geführt werden. Indonesien kann nach dem Vorwalten der ostasiatischen, südasiatischen und neuerdings der Einflüsse der verschiedenen europäischen Völker in Gebiete verschiedenen Culturcharakters getheilt werden. Niederländische, englische, spanische und portugiesische Colonisation, die in den Festländern sich verdrängt haben, wirken hier friedlich neben einander. Fidschi und Tonga zeigen, wie zwei Racen neben einander leben und auf einander wirken, und ähnliche Beispiele bieten auch andere Archipele mit Polynesiern auf den einen und Melanesiern auf den anderen Inseln. Wie scharf hebt sich noch immer der Irländer vom Engländer und Schotten, selbst vom Walliser ab! Der südliche Typus im Gesichtsschnitt, in der Lebendigkeit des Denkens und der Raschheit der Bewegungen ist bei den Irländern unverkennbar. Die Frauen haben etwas Graziöses. Man möchte sagen, das Volk passe nicht in diese kalte, feuchte Moorlandschaft, es sei eigentlich für südlichere Breiten bestimmt und habe sich hierher nur verirrt. Genau so ist die Stellung der Japaner in Nippon und Jesso, wo weder ihr Hausbau noch ihre Heiz- und Beleuchtungseinrichtungen dem Klima gewachsen sind. Sie deuten mit den malayischen Racenmerkmalen auf südlichen Ursprung eines Theiles der Bevölkerung, der mit einem nördlichen Element (Aino) hier eine günstige Mischung eingegangen ist.

Nur ein kleiner Theil von der ganzen auf Inseln entfallenden Landfläche von mehr als 5 Millionen Quadrat-Kilometer ist heute politisch selbständig. Die einzigen im eigentlichen Sinne selbständigen Inselreiche der Erde sind Japan mit 416,550 (mit Formosa), Großbritannien und Irland mit 314,628 Quadrat-Kilometer, Hawaii mit 17,008, Tonga mit 997. In die Insel Hayti theilen sich die dominicanische Republik, 48,577, und Hayti, 28,676 Quadrat-Kilometer, die also beide keine echten Inselreiche sind. Endlich kann die kaum noch als unabhängig zu bezeichnende Samoagruppe (2787) und das suzeräne Fürstenthum Samos mit 468 Quadrat-Kilometer angeführt werden. Alle anderen Inseln der Erde sind Bestandtheile von Festlandreichen, und in keinem einzigen von diesen nehmen sie den größeren Theil der Fläche ein. Das Königreich Dänemark besteht zu einem Drittheil aus Inseln, und von Griechenland nehmen die Inseln gegen 15 Proc. ein. Andere Verhältnisse ergeben sich, wenn man die Colonien mit hinzuzieht; denn es ist eine merkwürdige Thatsache, daß der größte Theil der Inseln der Erde im Colonialbesitz fremder Mächte ist, die meist räumlich sehr entfernt liegen. Der ganze Colonialbesitz Dänemarks und Spaniens[1]) besteht aus Inseln, und in dem der Niederlande sind die Inseln 15 Mal größer als der einzige noch übrig gebliebene Festlandbesitz. Von den Inseln Asiens sind vier Fünftel Colonialbesitzungen europäischer Mächte, der inselreichste Theil Amerika's, Westindien, ist mit der einzigen Ausnahme von Hayti in der gleichen Lage, und von den Tausenden von Inseln des Stillen Oceans sind nur die Hawaiische Gruppe und die von Tonga einigermaßen selbständig; alle anderen Inseln des centralen und südlichen Stillen Oceans sind Colonialbesitzungen. Selbst in Europa kommen die einzigen Fälle von colonialartiger Stellung Inseln zu: Malta und den Faröer; früher konnte auch Helgoland dazu gerechnet werden. Es spricht sich darin die Leichtigkeit aus, mit der fremde Staaten vom Meere her Inseln erreichen und festhalten, während die Entwicklung starker Mächte sich lieber auf die weiteren Landflächen der Continente stützt.

Die Richtung der Festlandstaaten auf geschlossene Gebiete ist in Inselgruppen nie durchgesetzt worden. Eine so bunte Durcheinanderwürfelung politischer Gebiete wie in Westindien ist heute auf dem festen Lande nicht mehr denkbar. Auch wo eine Grenze das geschlossene Landgebiet verläßt und Inseln umfaßt, nimmt sie sofort einen freieren, die Leichtigkeit der Expansion in Inselgebieten bezeugenden Charakter an. Man vergleiche die Jonischen Inseln vor dem türkischen, die Canalinseln vor dem französischen, Bornholm zwischen deutschem und schwedischem Gebiet. Cypern hatte für die Athener außer seinem Kupfer und Bauholz den Werth eines Keiles zwischen den Sphären Aegyptens und Persiens, und ebenso trennte für die Macedonier Euböa Athen von den Cykladen. Genau so bedeutet ein Cuba unter nordamerikanischem Einfluß außer vielem anderen auch die Einschiebung zwischen die englischen Hauptstellungen im Antillenmeer: Jamaika und die Bahamagruppe. Eine gewisse Lockerheit des Zusammenhanges begünstigt den häufigen Besitzwechsel der Inseln. Wie oft haben die Besitzer Siciliens, der Jonischen Inseln, Corsica's, Helgolands einander abgelöst! In derselben Richtung die Häufigkeit von Resten alten Besitzes oder Einflusses unter den Inseln. St. Pierre und Miquelon, die letzten Reste französischer Besitzungen in Nordamerika, haben ihr genaues Gegenbild in Spinalunga und Suda, die Venedig aus dem Verluste Kandia's rettete. Die Reihe solcher Trümmer ist auch heute noch groß. Wir erinnern nur an Timor, Macao, die englischen Canalinseln, Cuba und Puertorico, die Bahamagruppe. Daß Inselstaaten ganz andere Entwicklungen durchlaufen als Festlandstaaten, zeigt auch die Schnelligkeit, mit der durch Festsetzung auf Inseln eine Macht ihren Einflußkreis erweitert. Durch die Festsetzung auf den Marschall-Inseln ist Deutschland mitten im Stillen Ocean erschienen. Wie schnell schritt der niederländische Einfluß vom Ende des 16. Jahrhunderts an von Insel zu Insel durch ganze Meere! So wuchs einst der phönicische über Kreta, Malta, Sicilien, Sardinien und die Balearen hin, der der Normannen über die Orkneys, Faröer, Island und Grönland bis Nordamerika. Damit hängt endlich die außerordentliche Ungleichheit der Vertheilung einflußreicher oceanischer Stellungen zusammen. Es ist ein Mißverhältniß, daß die Vereinigten Staaten vom Inselbesitz im Atlantischen Ocean praktisch ausgeschlossen sind, und die daraus entstehende politische Spannung wird nur in geringem Maße durch die Expansion auf der pacifischen Seite gegen Alaska, Hawaii und Samoa zu gemildert. Wo der politische Werth eines Inselbesitzes nicht in der Beschaffenheit des Stückchen Landes — die Zinninseln, Cypern mit seinen Kupfer-, Labuan mit seinen Kohlenlagern u. a. sind oder waren seltene Ausnahmen — sondern nur in dem liegt, was der Verkehr oder eine politische Constellation hineinlegt, ist er sehr veränderlich. Wie oft hat in den Antillen die Bedeutung der einzelnen selbständigen Inseln gewechselt; noch neuerdings sehen wir S. Thomas an Barbadoes verlieren! Früh ist die Bedeutung des einst den Ostseehandel beherrschenden Gothland gesunken, als der Verkehr sich gewöhnt hatte, ohne Zwischenstation die Ost- und Südwestküste der Ostsee zu verknüpfen. Bornholms Lage zwischen dem schwedischen Kriegshafen Karlskrona und Rügen hat viel von ihrer Bedeutung für die Beherrschung der Verbindungen zwischen Schweden und Deutschland mit dem

[1]) Der nicht genau bestimmte spanische Festlandbesitz am Rio do Ouro wird mit den Canarien zu Spanien gerechnet. Der streitige an der Corisco-Bai ist nicht sicher anzugeben. Beide fallen neben Besitzungen wie Cuba, Puertorico oder Luzon nicht ins Gewicht.

politischen Zurücktreten Dänemarks und Schwedens und damit überhaupt an Werth verloren. Wie wichtig war Sardinien in der Zeit, für die das westliche Mittelmeerbecken im Mittelpunkt der Welt lag: eine Tagereise von der französischen, drei von der afrikanischen und spanischen, einige Stunden von der italienischen! Die verschiedensten Völker haben allerdings ihre Spuren in Bauten, Bildwerken, Münzen, Sprachresten, Sitten und Physiognomien hinterlassen, „die wie Erdschichtungen den ethnographischen Charakter der Insel bestimmen" (Gregorovius); aber der politische Werth Sardiniens ist auch nur Rest und Spur wie sie.

Die Vortheile ihrer Stellung suchen Inselmächte zu vervielfältigen, indem sie sich auf Inseln wiederum stützen. Da Mächte mit den Mitteln sich erhalten, durch die sie entstanden sind, ist den Inselmächten dieser Weg klar gewiesen. England hat Tausende von Inseln in seinem Besitz und beherrscht von Inseln aus weite Meere und Länder. Viel wichtiger für die Machtstellung Venedigs als die großentheils später erworbene „Terra Ferma" war der Besitz aller adriatischen Inseln, der Jonischen, Cerigo's, Kandia's, Cyperns und Euböa's. Japan hat Jesso, die Liukiu, die Kurilen, die Bonin zu seinem Archipel hinzuerworben und mehrmals Versuche auf Formosa gemacht, das es endlich sammt den Pescadores erhalten hat. Dänemark besitzt Bornholm, die Faröer, Island, Reste einer einst in der Ostsee und im Ocean ausgedehnteren Herrschaft der Normannen, die auch die Orkney- und Shetland-Gruppen umfaßt hatte. Und als die wendische Küste der Ostsee längst in den Händen der Welfen war, blieb Rügen bei Dänemark, der natürlichen politischen Verwandtschaft der Inseln folgend. Besonders klar zeigt sich diese Anziehung des Aehnlichen durch Aehnliches dort, wo England Inseln erwirbt, wenn andere Mächte sich continental ausdehnen: Rußland erwarb ein Stück Armenien, Oesterreich Bosnien, Frankreich Tunis, England Cypern; Deutschland erwarb Colonien in Südwest- und Ostafrika, England davorliegende Inseln.

Zur Geschichte des Schiller-Körner'schen Briefwechsels.

Christian Gottfried Körner (gestorben am 13. Mai 1831) hatte nicht die Absicht, den von ihm und Schiller geführten Briefwechsel von 1784—1805 herauszugeben. Er hatte zwar 1812 bei der von ihm geschriebenen und den Werken Schillers vorangesetzten biographischen Einleitung „Nachrichten aus Schillers Leben" Schillers Briefe stark benutzt, aber bei den zahlreich angeführten Stellen immer nur erwähnt, daß es Briefe an „einen Freund" seien. Seine Zurückhaltung, die ihn hier an der Nennung seines Namens hinderte, hatte er so weit getrieben, daß er den Grund von Schillers Uebersiedelung nach Leipzig, der ja in der von ihm und den Seinigen ausgehenden Annäherung bestanden hatte, ganz verschwieg, und nach der Bemerkung, Schiller sei im März des Jahres 1785 nach Leipzig gekommen, den nur für die Eingeweihten verständlichen Passus gebrauchte: „Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine früheren Producte gewonnen hatte und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber." Er war zu bescheiden, um sich als Adressaten der über Schillers geistige Entwicklung so inhaltsreichen, für dessen äußeren Lebensgang höchst unterrichtenden Briefe zu nennen, und doch wieder zu einsichtig, um jene ohne seine eigenen Antworten zu veröffentlichen, die durch ihren gediegenen Inhalt und ihr liebevolles Eingehen auf Aeußeres und Inneres eine nothwendige, ja unentbehrliche Ergänzung der Briefe Schillers bilden.

Das Beispiel seines Freundes Humboldt, der die Veröffentlichung eines mit Schiller geführten Briefwechsels unternahm, hätte vielleicht seine pietätvolle Bedenklichkeit zerstreuen können. Selbst dann jedoch, wenn dies der Fall gewesen wäre, hätten Körner seine ganze schwerfällige Art, die ihn zu jeder schriftstellerischen Arbeit ungeeignet machte, seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die ihm verboten haben würde, zahllose Stellen der Oeffentlichkeit zu übergeben, vielleicht auch seine rechtlichen Bedenken, ob er mit Uebergehung der Schiller'schen Erben den Briefwechsel ediren dürfte, an einer Herausgabe gehindert. Seine Gattin Minna, die ja in dem Freundschaftsverhältniß und in dem Briefwechsel eine hervorragende Rolle spielt, war nicht geneigt, sich mit literarischen Arbeiten abzugeben. Daß sie im allgemeinen nicht abgeneigt war, in eine von anderer Seite erfolgende Ausgabe des Briefwechsels zu willigen, ergibt sich aus einem Brief von Karoline Wolzogen an Ernst v. Schiller, Jena 5. Jan. 1840 (vergl. J. Schmidt, „Schillers Sohn Ernst", Paderborn 1893 S. 467), wo es heißt: „Die Körner will die Briefe nicht herausgeben; ihr treuester Freund, Streckfuß in Berlin, wird sie nach ihrem Tode bekommen. Im Jahr 1850, dünkt mir, sollen die Originalbriefe ans Licht kommen, von denen sich Goethe noch großen Gewinn versprach; ich rieth der Körner, bis dahin auch die ihren zu verwahren. Vielleicht kann man dem kleinen Fritz ein Vermögen daraus gründen. Mit einer Cottaischen Speculation darauf lasse dich ja nicht einfangen. Unter dem Vorwande des Heirathsprojectes für den kleinen Fritz würde er gern das Vermögen an sich behalten. Er sprach mir davon in Stuttgart; ich sagte, die Kinder müßten so etwas gar nicht hören, es gebe sonst nur schiefe Verhältnisse; mache es sich von selbst, so sei es gut . . ."

Der an dieser Stelle erwähnte kleine Fritz kann wohl kein anderer sein, als der Sohn von Ernsts Bruder Karl v. Schiller, Friedrich Ludwig Ernst, geboren am 18. Dec. 1826, der also damals im Jahre 1840 recht wohl als „der kleine Fritz" bezeichnet werden konnte. Ob Cotta wirklich im Ernst an eine eheliche Verbindung dieses Knaben mit einer seiner Töchter gedacht haben sollte, wie aus dieser Stelle hervorzugehen scheint, bleibe dahingestellt; jedenfalls geht aus dieser Stelle hervor, daß die Schiller'sche Familie der Ansicht war, ihr gebühren die aus der Veröffentlichung und dem etwaigen Verkauf der Originale zu gewinnenden Summen. Davon konnte jedoch nach dem wirklichen Sachverhalt die Rede nicht sein. Körner hatte nämlich nach Schillers Tode zu den in seinem Besitz befindlichen Schiller'schen Briefen auch seine eigenen zurückerhalten und durfte, da von den Erben die Schiller'schen Briefe nicht reclamirt wurden, auch diese als sein Eigenthum betrachten.

In den unmittelbar auf den eben mitgetheilten Brief folgenden Jahren wurde an eine Veröffentlichung des Briefwechsels nicht gedacht. Minna Körner starb 1842; der von ihr in Aussicht genommene Herausgeber Karl Streckfuß starb 1844. Nach dem Tode der ersteren war das Brief-Manuscript in die Hände eines Hrn. Ulrich übergegangen, eines Pflegesohnes der Körner'schen Familie, wie L. Lehfeldt sagt (Goedeke's Ausgabe des Briefwechsels, Leipzig 1874, Band II, Seite III); des „überlebenden Sohnes eines alten Dieners der Familie", wie Fritz Jonas schreibt (Allg. deutsch. Biogr. XVI, 712, wo übrigens die unrichtige Schreibweise Ullrich vorkommt). Dieser fand sich wohl zunächst aus finanziellen Gründen veranlaßt, eine Herausgabe des für den Druck bereits geordneten Manuscripts vorzunehmen; wodurch er bewogen wurde, sich für dieses Unternehmen gerade an die Buchhandlung von Veit u. Co. zu wenden, ist mir unbekannt.

An der Spitze dieser Buchhandlung stand Moritz Veit,

der früher als Dichter und als Herausgeber thätig gewesen war, eine feine, vielseitige Bildung besaß und, durch verwandtschaftliche Beziehungen den Weimarer Kreisen nahestehend, gern die Gelegenheit ergriff, seine Verehrung für Schiller und für die große Blüthe-Periode unsrer nationalen Dichtung zu bethätigen.

Mit besonderer Liebe förderte er daher den ihm angebotenen Schiller-Körner'schen Briefwechsel (4 Bände, 1847). In seinem Nachlasse wird das Druckmanuscript verwahrt, in dem man oft seine Hand bemerkt. Er ging von dem Grundsatze aus, die stereotypen Schlußformeln, oft wiederkehrende Grüße, eingehende Mittheilungen über Krankheiten, häusliche Besorgungen und Geschäfte zu streichen, das etwa noch lebende Personen Kränkende zu entfernen, auch seltene Fremdwörter in deutsche zu verwandeln. Von ihm rührt wohl auch die Vorrede her, in der die literarische und nationale Bedeutung des Briefwechsels schön auseinander gesetzt wird. Die späteren, nicht mehr von Veit herrührenden Auflagen haben nach den Originalen, soweit diese noch zu beschaffen waren, die absichtlich gelassenen Lücken ergänzt, auch die etwaigen Veränderungen restituirt. Die romantische Geschichte von dem Uebergang der Originalbriefe in den Besitz eines Autographenhändlers hat L. Lehfeldt erzählt (Mag. f. Lit. d. Ausl. 1874, Nr. 30, Goedeke 2. Aufl. d. Briefw. II, S. III fg.). Sie ist richtig. In einem mir vorliegenden Fascikel des Veit'schen Nachlasses findet sich ein Brief Ulrichs vom 31. Dec. 1843, den Contract mit Künzel enthaltend, der perfect werden sollte, sobald Veit u. Co. ihr Vorkaufsrecht innerhalb der ihnen gesetzlich zustehenden Zeit (24 Stunden) nicht ausübten. Diese Zeit verstrich des Neujahrstages wegen, und so wurde K. Künzel für 450 (sage und schreibe: Vierhundertfunfzig) Thaler Besitzer des gesammten Originalmanuscripts, von dem freilich die Jahrgänge 1787, 1788, 1789 fehlten.

Die Originale waren von dem Eigenthümer, Lieutenant und Gutsbesitzer C. Ulrich, nebst einer theils von ihm, theils von dem Pfarrer Höndschker in Wölfickendorf herrührenden Abschrift der Veit'schen Buchhandlung zum Abdruck übergeben. Ulrich steuerte nur wenige Nachrichten über die Körner'sche Familie bei, die eigentliche Herausgabe besorgte M. Veit. Ulrich erhielt ein Honorar von 2000 Thalern und 12 Freiexemplare. Gedruckt wurden 3000 Exemplare; nach dem Verkauf von 2000 sollten Ulrich noch 500 Thaler gezahlt werden. Eine solche Zahlung konnte wenigstens bis 1855 des verhältnißmäßig sehr schlechten Absatzes wegen nicht erfolgen.

Das Verhältniß mit den Schiller'schen Erben machte anfangs keine Schwierigkeiten. Ulrich erklärte schon 19. Febr. 1847, daß er sich niemals zur Veräußerung des Briefwechsels entschließen werde, „insofern mir dadurch die Verpflichtung auferlegt würde, für Ansprüche der Schiller'schen Erben, die ich überhaupt nicht anerkenne, aufzukommen". Auch Veit übernahm das Verlagsrecht ohne Rücksicht auf den rechtlich nicht zu begründenden Anspruch Schiller'scher Erben. Trotzdem hatte er sich an die Erben zur Erlangung einer Erklärung gewandt. Da diese nicht antworteten, so erwirkte er durch Vermittlung von Frl. Edda v. Kalb durch Frau v. Wolzogen die, wie er voraussetzte, von den Erben gutgeheißene Erklärung (14. Juni 1847): „Schillers Kinder glauben gar keinen Anspruch auf ein Honorar für den Schiller-Körner'schen Briefwechsel machen zu können, da die seel. Körner nichts darüber ausgesprochen hat; es ist ihnen nur von Seiten des Gefühls werth, daß die Briefe in verständige Redaction fallen". Die Erben, Frau Emilie v. Gleichen-Rußwurm, ihre Schwester und zwei Brüder erhielten je ein Freiexemplar; das Dankschreiben des Sohnes Karl für den ersten Band (Lorch, 26. Aug. 1847) hat sich erhalten. Auch Emilie v. Gleichen-Rußwurm dankte für sich und ihre Schwester (2. Aug. 1847) für den ersten Band: „und werden uns sehr freuen, noch die folgenden Theile recht bald zu erhalten."

Zu einer Aeußerung der Schiller'schen Erben kam es erst, als Veit bei seinen Bemühungen, einem Nachdruck zu steuern, eine Erklärung jener zu haben wünschte. Schon 1848 fürchtete er einen solchen durch Döring, wurde aber durch die Pierer'sche Buchhandlung beruhigt, daß ein solcher nicht zu besorgen stehe. 1854 aber begann in Berlin die Sammlung „Schillers Briefe mit geschichtlichen Einleitungen", Berlin, Bd. 1, Hempel, Bd. 2, 3 Allg. Deutsche Verlagsanstalt, zu erscheinen, in die auch die Briefe Schillers an Körner aufgenommen wurden; da durch diese billige Ausgabe naturgemäß für manche die Nothwendigkeit fortfiel, sich jene theure Einzelausgabe zu verschaffen, war Veit sehr empört. Er schrieb (an seine Frau, 23. Dec. 1854): „Denke dir nur, daß uns der Schiller-Körner'sche Briefwechsel unter unsern Augen von einem hiesigen Buchhändler nachgedruckt wird. Er gibt die sämmtlichen Briefe Schillers in chronologischer Reihenfolge geordnet heraus und beutet natürlich auch unser Buch aus. Ich habe heute an das Polizeipräsidium geschrieben und die Beschlagnahme des schamlosen Nachdrucks nachgesucht."

Zu solchem Vorgehen bedurfte er nun einer Beglaubigung der früher durch Frau v. Wolzogen abgegebenen Erklärung und wandte sich, um diese zu erlangen, an Frau v. Gleichen-Rußwurm unter Darlegung der ganzen Sachlage (14. April 1855). Diese antwortete (12. Mai 1855), sie sei im Einverständnisse mit ihrem Bruder Karl bereit, eine solche Erklärung abzugeben, „um das durchaus nicht berechtigte Wort unsrer Tante Wolzogen einzulösen", verlange aber dafür von Veit für die Schiller'schen Erben das Recht, den Schiller-Körner'schen Briefwechsel in eine von ihnen zu veranstaltende Sammlung aufzunehmen. Auf diese Bedingung konnte Veit nicht eingehen. In seiner Antwort (14. Mai 1855) machte er geltend, daß Ulrich auf eine Theilung mit den Schiller'schen Erben sich nicht eingelassen, und daß er (Veit) diesen literarischen Schatz für Deutschland gerettet hätte, da bereits Verhandlungen mit einem englischen Käufer im Gang gewesen wären, der die Originale nur unter der Bedingung der Nichtveröffentlichung kaufen wollte. Frau v. Gleichen-Rußwurm, selbst nicht geneigt, ihr, wie sie sagte, „ungerecht vorenthaltenes Eigenthum zurückzukaufen", übernahm die Vermittelung, daß Cotta Verkaufsrecht und Vorräthe übernehmen sollte. In seiner Antwort (19. Juni 1855) erklärte Veit seine Bereitwilligkeit zu dieser Uebertragung an den Verleger der übrigen Schiller'schen Schriften. Aus dieser Antwort ergibt sich, daß von den 3000 gedruckten Exemplaren noch 1300 rohe à 4, 200 gebundene à 5 Thaler vorhanden waren. Im Laufe von 8 Jahren waren also nur 1500 Exemplare verkauft. Für diese und das Verlagsrecht forderte er 3000 Thaler; außerdem sollte Cotta nach dem Verkauf von 2000 Exemplaren die 500 Thaler an Ulrich zahlen. Gewiß ging Cotta darauf nicht ein, denn das Werk blieb Eigenthum der Veit'schen Buchhandlung. Ob diese wirklich einen Nachdrucksproceß gegen Hempel, bezw. die Allg. Deutsche Verlagsanstalt anstrengte, ist nicht bekannt. Wurde der Proceß angestrengt, so wurde nichts durch ihn erreicht, denn die Sammlung „Schillers Briefe" erschien ungestört bis zu Ende. Es dauerte 27 Jahre, bis die Originalausgabe — die Veit'sche Buchhandlung ging 1868 in andere Hände über und wurde nach Leipzig verlegt — in einer neuen, vermehrten Auflage erscheinen konnte.

Ludwig Geiger.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die **Jackson'sche Polar-Expedition** wird der „K. Z." neuerdings aus London geschrieben: Mit der Erschließung der „versiegelten Cabine" an Bord der „Windward", die von Capitän Schloßhauer glücklich wieder in die Themse zurückgebracht worden, gelangt endlich die bisherige Geschichte und das Ergebniß dieser bedeutsamen Expedition zur öffentlichen Kenntniß. Franz Josephs-Land wurde am 7. September bei Cap Grant erreicht. Da der Eira-Hafen, der vor 15 Jahren der Expedition von Leigh Smith Schutz bot, bereits mit Eis bedeckt war, richtete die „Windward" ihren Curs nach Osten und zwang sich durch dichtes Packeis bis zum Cap Flora durch, wo Leigh Smith nach Verlust seines Schiffes überwintert hatte. Jackson landete daselbst und entdeckte in der Nachbarschaft eine Insel, die er nach seinem treuen Schiff „Windward" benannte. Da er keinen günstigeren Platz zur Errichtung des Winterlagers finden konnte, kehrte er nach Cap Flora zurück und begann am 15. September mit der Löschung der Vorräthe. Dies und die Aufrichtung des aus Archangel mitgebrachten hölzernen Wohnhauses nahm 14 Tage in Anspruch. Der Winter war inzwischen ungemein früh mit aller Macht eingebrochen, die „Windward" lag fest eingefroren und die Expedition hatte sich häuslich in ihrem „Schloß Elmwood" (nach dem Wohnsitze des Hrn. Harmsworth in Kent so benannt) eingerichtet. Die Hauptsache war nun, frisches Fleisch zu erlangen, um den Todfeind der Nordpolfahrer, den Scorbut, fernzuhalten. Allein viele Tage hindurch zeigte sich kein „Wild", dann aber kamen Eisbären, zuerst einzeln, dann paar- und schließlich familienweise und umschnüffelten neugierig das Haus, was ihnen jedoch theuer zu stehen kam. Innerhalb der ersten drei Monate erlegte Jackson 33 Bären und 8 Walrosse, die sich in den Eislöchern zeigten. Die Expedition blieb so den ganzen Winter mit frischem Fleisch versorgt, und dies erklärt ihren ausgezeichneten Gesundheitszustand. Nur ein Mann erkrankte und starb am Scorbut; er hatte dies seinem unüberwindlichen Abscheu gegen das Bärenfleisch zu danken. Gemüthlich in „Elmwood" eingerichtet, ging man an die regelmäßige Verrichtung der Winterarbeit, die hauptsächlich in der Verpflegung der von Habarona mitgebrachten 30 Hunde, dann der Renthiere und sibirischen Ponies und im Wegschaufeln der Schneewehen bestand, die das „Schloß" oft zu begraben drohten. Der Astronom der Expedition, Herr Armitage, verbrachte die meiste Zeit in der nahe am Schloß errichteten Sternwarte, und die andern Mitglieder der Expedition machten regelmäßige Ausflüge zur geologischen Durchforschung der Nachbarschaft. „Elmwood" ist unstreitig das comfortabelste Haus, das in so hohen nördlichen Breiten jemals errichtet worden. Es ist 6 Meter im Geviert, hat Doppeldach, Doppelfenster, Doppelthür, ist inwendig ganz mit grünem dickem Filz ausgeschlagen, ist warm und frei von Zug und widerstand mit seinen aus Balken von 30 Ctm. Dicke hergestellten Wänden allen Stürmen und allem Frost. Die Eisbären blickten oft neugierig durch die Fenster in den „Salon", wackelten hin und her, den Kopf an den Scheiben reibend und zerbrachen trotzdem auch nicht eine. Als die Sonne nach der langen Winternacht am 23. Februar wieder erschien, fand sie die ganze Expedition zu ihrer Begrüßung vor dem „Schloß" versammelt, und, dank dem Bärenfleisch und der strengen Lebensordnung, befanden sich alle in bester Gesundheit. Am 10. März brach Jackson, von Armitage und einem Matrosen begleitet, in zwei von je einem Pony gezogenen Schlitten nach Norden auf. Ein furchtbarer Nebel und scharf wehender Schnee verhinderten während der ersten Tage jeden Ausblick; dann aber klärte sich bei starker Kälte das Wetter und die Expedition erreichte Petershead am Eingang zum Markham-Sund. Während dieser ersten kurzen Expedition fand Jackson die während des Winters gemachten Beobachtungen über die Beschaffenheit des Landes bestätigt. Dasselbe ist ein einziges ewiges Eisfeld, das nur in weiten Abständen, namentlich den Ufern entlang, durch hochaufstrebende, malerische Basaltmassen unterbrochen ist. Am Fuße derselben liegt Geröll und zu Erde verwittertes Gestein, und da entwickelt sich im kurzen Sommer ein verhältnißmäßig reiches, in dieser Oede und Todesstarre doppelt schönes Pflanzenleben. Moose, einige Gräser und selbst blühende Alpenblumen führen ein kurzes Dasein. Schloßhauer hat eine Sammlung lebender Pflanzen mitgebracht und den Gärten in Kew übergeben, wo man prüfen wird, ob die Flora des Franz Josephs-Landes auch hier gedeiht. Im allgemeinen bildet das Land ein hochaufsteigendes Plateau mit einer mittlern Seehöhe von 750 Meter. Sehr eigenthümlich ist der weit vom jetzigen Ufer liegende Seestrand, der oft Erhöhungen von 35 Meter über dem jetzigen Gestade zeigt. Jackson vermochte genaue Aufzeichnungen zu machen, welche die Gestaltung des Landes wesentlich anders zeigen, als die von Payer gemachten Aufzeichnungen. Dies gilt namentlich von dem nördlich vom Markham-Sund gelegenen Gebiet und von Zichy-Land. Jackson erreichte 81.20° nördlicher Breite und errichtete hier eine Niederlage mit Zurücklassung von zwei Booten, die er für die Sommer-Expedition zu benutzen gedachte. Alle Felsen waren, wo sie über Schnee und Eis hervorragten, basaltischer Natur. Die zweite Expedition ging Anfang April aus und kehrte Mitte Mai zurück. Das Wetter war beständig stürmisch und die Temperatur sank oft bis —45 Gr. C. Im Mai jedoch machte sich die Sonne geltend; das Eis wurde morsch und war schwer und gefährlich zu passiren. Die Ponies versanken oft bis zum Hals in Eisklüfte und konnten nur mit Mühe wieder herausgehoben werden. Der Gesundheitszustand von Menschen und Thieren war aber ganz vorzüglich. Von den Hunden sind nur zwei eingegangen, und die Ponies haben sich gut bewährt. Die wissenschaftliche Ausbeute soll sehr bedeutend sein. Meteorologische und magnetische Aufnahmen wurden regelmäßig gemacht, und die „Windward" hat außer einer reichen geologischen Sammlung auch Bärenfelle, Walroßzähne und Hunderte von photographischen Aufnahmen überbracht. Der letzte Brief Jacksons, den er Capitän Schloßhauer Anfang Juli übergab, als dieser die Rückfahrt antrat, während Jackson auf seiner Sommer-Expedition nach dem Westen von Franz Josephs-Land aufbrach, spricht sich sehr zuversichtlich aus. Jetzt ist er wohl mit seinen Begleitern wieder in Elmwood von Eisbären beobachtet.

* **Freiburg i. Br.** In der medicinischen Facultät haben sich Prosector Dr. Gaupp für Anatomie und Assistent Dr. Nagel für Physiologie als Privatdocenten habilitirt. Der frühere Assistent am physiologischen Institut, Dr. Metzner, ist als ordentlicher Professor nach Basel berufen worden.

* **Bonn.** Der neue „positive" Theologieprofessor, Consistorialrath Dr. Göbel ist bei seiner Antrittsvorlesung mit negativem Scharren und Pfeifen begrüßt worden.

* **Göttingen.** Der auf den Lehrstuhl des verstorbenen Bardeleben an die Berliner Universität berufene Prof. Dr. König wird, um sein neues Lehramt anzutreten, schon gegen Mitte November seinen hiesigen Wirkungskreis verlassen. Als Nachfolger ist sein ehemaliger Schüler und Assistent Prof. Dr. Riedel in Jena von der hiesigen medicinischen Facultät in Aussicht genommen.

▣ **Halle**, 26. Oct. In den letzten Tagen fand hier eine zahlreich besuchte Versammlung der Freunde der positiven Union in der Provinz Sachsen statt. Der Vortrag des fürstlichen Consistorialraths D. Renner aus Wernigerode, betreffend die kirchliche Vorbildung der künftigen Diener der Kirche, bot ein großes Interesse. Die wohlgemeinten bekannten Vorschläge des Pastors v. Bodelschwingh und die Gründung einzelner positiver Professuren an den Universitäten wurden als ungeeignet verworfen. Um den jungen Theologen immer in Verbindung mit dem Worte Gottes zu erhalten, gibt es, führte Redner aus, nur ein Mittel, das schon Tholuck empfohlen: Convicte! Wir wollen, sagte der Vortragende, den jungen Theologen ernstliche wissenschaftliche Arbeit nicht ersparen, auch nicht den Kampf mit einer zeitgenössischen Wissenschaft, aber die Jünglinge sollen eintreten in diesen Kampf unter Leitung von Männern, die dem lebendigen Glauben über aller Wissenschaft sein Recht werden lassen und zwischen Wissenschaft und Hypothesen zu unterscheiden wissen. Ein obligatorisches Vicariat mit der Parallele des Seminars bleibt die Forderung. Solche Vicariate in mittleren Städten mit billigem Leben und guter Schule würden eine gute Vorbildung für die künftigen Geistlichen. Der Vortrag fand reichen Anklang; es wurde noch hinzugefügt, daß ein Wahlzeugniß den Candidaten erst nach der Vicariatszeit ausgestellt werden solle.

* **Tharand.** Am 24. d. M. starb hierselbst Prof. Dr. Julius v. Schröder, Lehrer der Chemie an der land- und forstwirthschaftlichen Akademie. Er war 1843 in Dorpat geboren und gehörte der Tharander Akademie seit 1869 an, zuerst als Assistent im pflanzenphysiologischen Institut, dann im chemischen Laboratorium, seit 1883 als Professor der Chemie.

* **Berlin.** Es verlautet, daß der vortragende Rath im Cultusministerium v. Moltke die Stelle des ausscheidenden Dr. Max Jordan als Decernent für Kunstangelegenheiten, welche er jetzt nur vertretungsweise inne hat, binnen kurzem dauernd einnehmen werde.

γσ **Berlin**, 26. Oct. Der „Verein für Volkskunde" (folklore) (Vorsitzender G. R. Prof. Dr. K. Weinhold) nahm gestern seine Sitzungen nach der Sommerpause wieder auf. Nach einleitenden und kurz über die Vereinsthätigkeit berichtenden Worten des Vorsitzenden sprach Dr. Paul Kretschmer über die „ältesten Culturzustände der Indogermanen und die linguistische Paläontologie". Seit Adalbert Kuhns Studien zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker, mit denen die linguistische Paläontologie als Wissenschaft zu beginnen suchte, sind heute 50 Jahre verflossen, und eine Kritik der Leistungen dieser Wissenschaft kann nicht zu deren Vortheil ausfallen. Seit William Johns 1786 die gemeinsame Quelle des Griechischen, Lateinischen, Gothischen, Keltischen, Persischen und Lettischen im Sanskrit entdeckte, seit die Kenntniß der ehrwürdigen Literatur Indiens, namentlich durch Wilhelm Schlegels „Weisheit der Inder", weiteren Kreisen zugänglich geworden, seit Bopps Studien zur vergleichenden Grammatik das Sanskrit nur als Schwestersprache, nicht als Muttersprache der europäischen Culturſprachen erwiesen hatten, fiel helles Licht auf die europäische Entwicklung; aus diesem Zusammenhang der Sprachen entstand eine Art von gemeinsamer Nationalität, welche Völker wie die Ungarn, Türken, Finnen von der Gemeinschaft mit den Indogermanen ausschloß, und das Bestreben erwachte, die gemeinsame Ursprache dieser Indogermanen zu finden, Näheres über ihre Cultur und ihre Wohnsitze vor der Trennung in die historischen Stämme zu erforschen. Kuhn erschloß aus der Gleichheit der Verwandtschaftsnamen, selbst solcher wie Schwager und Schwiegervater die Existenz eines Familienzusammenhangs bei dem indogermanischen Urvolk, was eigentlich a priori vorauszusetzen ist, aus den gleichen Worten für manche Hausthiere und Ausdrücke des Ackerbaues eine Seßhaftigkeit und eine Ackerbaucultur, und ihm folgte in der Methode Pictet in seinen allzu unkritischen „Origines indoeuropéennes". Victor Hehn nahm in seinem bedeutsamen Buche „Culturpflanzen und Hausthiere" 1870 nicht den einseitigen linguistischen Standpunkt ein, allein wenn er auch auf die Ergebnisse der Naturforscher einging, so berücksichtigte er fossile Reste von Thieren zu wenig, und ein fossiler Dachs oder Hamster beweist nach Nehring oft mehr, als alle linguistischen Gemeinsamkeiten. Otto Schrader hat in seiner „Sprachvergleichung und Urgeschichte" 1890 auch keine verbesserte Methode angewandt. Die linguistische Paläontologie ist zur Aufhellung der Cultur des indogermanischen Urvolks nicht geeignet, sie ruht auf einem falschen Princip; denn sie läßt eine Reihe von Fehlerquellen zu, die das Resultat bedeutend abschwächen, das sie erreicht. Wo sich gemeinsame Worte in ursprünglicher und selbst übertragener Bedeutung, wie padá (sanskr.) und πούς für Verstheil finden, können sich diese Uebertragungen, wie es bei diesem Beispiel der Fall ist, in beiden Sprachen zeitlich verschieden und von einander innerlich unabhängig entwickelt haben. Aus shurás (sanskr.) ξυρόν = Rasirmesser allein ist noch nicht auf die Bekanntschaft aller Indogermanen mit diesem Instrument zu schließen; jedoch finden wir solche Rasirmesser in der Unterstadt von Mykene, im keltischen und griechischen Italien, in Deutschland, selbst in Skandinavien; dagegen bisher nicht in Illyricum und Dalmatien, wie in Süd- und West-Frankreich. Die Schlüsse ex silentio, so etwa aus dem Fehlen gemeinsamer Worte für pflügen, mahlen 2c. darauf, daß das indogermanische Urvolk den Ackerbau nicht kannte, sind gleichfalls falsch; denn abgesehen davon, daß solche Worte im Laufe der Entwicklung veraltet und dann für uns heute unauffindbar verschwunden sind, ist doch stets die Hauptfrage die, ob alle indogermanischen gemeinsamen Worte auf dasselbe Urvolk zurückgehen. Ist schon die Heimath dieses angenommenen Urvolks, seine Trennung, die sehr langsam erfolgt sein wird, in Nebel gehüllt, so können wir aus Worten allein keinen Anhalt für die Culturentwicklung selbst der Sonderstämme gewinnen; denn diese braucht nicht in allen wesentlichen Theilen derselben Zeit anzugehören; so gehört die Lautverschiebung der indogermanischen Sprachen den 3—4 vorchristlichen Jahrhunderten an, anderes fällt in prähistorische Zeit. Durch Addition der Worte findet man weder eine gemeinsame Cultur der Indogermanen, noch gelangt man bei Ausscheidung der Fehlerquellen zu mehr als zu neuen Hypothesen. Die Culturgeschichte muß wie jede Wissenschaft in sich selbst ihre Begründung suchen, die linguistische Paläontologie kann ihr nur subsidiär zu Hülfe kommen. Die prähistorische Archäologie kann der Culturgeschichte auf ihre Fragen nach der ältesten indogermanischen Cultur vielleicht Antwort geben. War die Heimath der Indogermanen der Pamir, überhaupt Asien, wie bisher noch nicht beweiskräftig nachgewiesen ist, so war das Urvolk Europa's vielleicht eine andere Race; denn die Hypothese von der Heimath in Europa ist zu beweisen schon deßhalb nicht nöthig, weil bis in die neolithische Zeit in Mitteleuropa sich Reste indogermanischer Cultur finden; ob auch schon für die paläolithische Zeit solche indogermanische Cultur anzunehmen ist, das ist heute, wie die sogen. „Hiatusfrage" zeigte, noch zweifelhaft; ist es der Fall gewesen, so würde die paläolithische Cultur kaum ein anderes Bild gewähren, als es uns heute erscheint. Die prähistorische Archäologie hat die Frage gelöst, daß das Pferd, dessen Ursprung Hehn in Mittelasien sucht, von wo es zu den Scythen, dann zum Euphrat und Nil gekommen sei, schon im Diluvium, also in paläolithischer Culturperiode in Europa lebte, wie 40,000 fossile, starkknochige kleine Pferdeskelette beweisen, die in Südfrankreich gefunden worden sind; eine andere, zierlichere Race ist in Württemberg zu Tage getreten; aus dieser europäischen ist durch Kreuzung mit asiatischen Pferden eine veredelte Race entstanden. Auch die Fragen nach der Wirthschaft der Indogermanen sind auf linguistischem Wege nicht zu lösen, da z. B. Iranisch und Indisch andere Bezeichnungen für säen, ernten u. s. w. haben, als Griechisch, Keltisch und Lettisch. Daraus zu schließen, als hätten die Indogermanen keinen Ackerbau gekannt, ist falsch, da Weizen und Gerste in den Pfahlbauten gefunden wurden und bis in die neolithische Zeit der Ackerbau nachgewiesen ist; nur mag er oft zur Zeit der großen keltischen und germanischen Wanderungen, wobei mehr der nomadenartige Zug hervortrat, zurückgedrängt worden sein, wie Cäsars berühmtes Wort „agriculturae non student" zeigt, während er an anderer Stelle ausführlich vom Ackerbau der Sueben spricht. Der Mangel einer Chronologie und die Schwierigkeit, die Funde ethnisch zu fixiren, bilden die bedeutendsten Schwierigkeiten der prähistorischen Archäologie, die indessen eine Zukunft hat, während die linguistische Paläontologie nur eine Vergangenheit besitzt. — Darauf machte Prof. Dr. Andreas Heußler sehr interessante Mittheilungen über das isländische Volksleben, das er auf einer Reise im letzten Sommer eingehender zu beobachten Gelegenheit gefunden hat. Er reiste in Begleitung eines Erwachsenen und zweier eingeborenen Knaben und wohnte stets bei Bauern und Geistlichen als Gast der Familie. In Reykiavik verkehrte er mit dem Landeshauptmann, dem Landesrichter, dem Rector der Lateinschule, auf Dampfern traf er Studenten, so daß er alle Stände — dieser Ausdruck paßt nicht recht, wie wir sehen werden — der 70,000 skandinavo-germanischen Isländer kennen lernen konnte. Der lyrische Dichter Eklingson in Kopenhagen war sein Lehrer des Isländischen, das von den armen Bauern überall gesprochen wird. Der Unterschied zwischen arm und reich, zwischen gebildet und weniger gebildet ist hinsichtlich der socialen Stellung auf Island gering. Nur auf Farör sieht man die prächtigen breithüftigen, graublonden Wickingergestalten, deren blaue Augen, buschige, pfeilartige Augenbrauen sie trotzig erscheinen lassen, sonst machen die Isländer den Eindruck einer gemischten Race. Sie sind schlank, blauäugig, mit kräftiger Gesichtsbildung, bei den Frauen steht das Niedliche hinter dem Herben zurück, so daß sie älter erscheinen, als sie sind. Aus der nationalen Kleidung der Frauen sei die Huba (Haube) für den Alltag, ein weißer Linnenhelm für den Festtag erwähnt. Silberschmuck und Gürtelstickerei sind sehr beliebt, doch ist die Kleidung nicht alte Tradition, sondern ein Product der Gelehrsamkeit und stammt aus den siebziger Jahren. Am Anfang unsres Jahrhunderts herrschte noch die alte nationale Kleidung. Die niedrigen, aus rohen Steinen gebauten Bauernhäuser sind mit Giebeln aus Erdwällen versehen und mit Rasen gedeckt; sie stehen zu 4—8 in einer Reihe; längs des Hauses läuft ein langer Flur, von dem aus man in die Räume gelangt. Die wichtigsten sind die „Badstuwa", die als Schlaf-, Wohn-, Speise-, nur nicht als Baderaum benützt wird; sie liegt meist im ersten Stockwerk. Daneben finden wir die Gaststube für den Reisenden, in der Betten auf dem Boden oder auf Stühlen ausgebreitet werden. Die ganze Cultur Islands steckt noch im 13. Jahrhundert, der Erwerb aus Fischerei und Viehzucht wird nicht genügend ausgebeutet. Von der dünnen Bevölkerung sind zu wenige beim Fischfang der Dorsche und Schellfische thätig, die sie mit Angelschnüren ohne Netze fangen. Die katholischen Länder, namentlich Frankreich, das 200—300 Segelschiffe jährlich nach Island schickt, importiren diese Fische als Fastenspeise. Diese Concurrenz sollten die Isländer bekämpfen. Der Viehstand besteht aus Schafen, kleinen Pferden, dem einzigen Transportmittel — der Isländer reitet beständig —, Kühen und Ziegen Schweine gibt es nicht. Ein reicher Bauer hat 500—600 Schafe, 8—10 Kühe und 15—20 Pferde. Diese ponyartigen Thiere gehen

meist in die schottischen Bergwerke. Eine Entsumpfung und Drainirung der Moore würde die Volkszahl bedeutend heben. Die Eiderdaunen liefern bei dem wenig entwickelten Betriebe schon einen schönen Ertrag, und auch die braunrothen Felle der Polarfüchse könnten gewinnbringend vertrieben werden. Englische Händler und dänische Kaufleute an der Südküste sind die Abnehmer der Producte im Tauschhandel gegen Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, die der Isländer wegen mangelnder Production importiren muß; dieser Umstand drückt naturgemäß den Preis für die Landesproducte. Standesunterschiede gibt es auf Island so wenige, daß der Fremdenführer des Vortragenden, der ein Bruder des Präfecten ist, früher Mädchenschullehrer war und noch heute Fischer ist. Selbst junge Aerzte dienen oft als Fremdenführer und verrichten dabei niedrige Handleistungen. Der Organist in der Domkirche zu Reykiavik ist seines Gewerbes Grobschmied. Die isländischen Gelehrten sind als Bauernsöhne aufgewachsen. Von den zwei kleinen Burschen, die dem Reisenden als Pferdejungen dienten, war der eine Lateinschüler, der zweite Tischlerlehrling und nebenbei in einem Kaufgeschäfte thätig. Die Bildungsgrenzen sind rein individuell. Sehr genau sind die Isländer mit allem vertraut, was im Auslande über ihre Heimath geschrieben worden, und der Münchener Historiker Konrad Maurer ist heute dort allgemein bekannt und geachtet. Das ganze Wesen des Isländers ist nicht bauernhaft, meist weichherzig und neigt zur Melancholie; dabei ist er aufgeweckt und gutmüthig, ihm fehlt jedoch die robuste, nachhaltige Arbeitskraft des echten Bauern und die eigene Initiative. Das zweihundertjährige Handelsmonopol, das Dänemark über die Insel ausgeübt hat, trug zur Umwandlung des alten Volkscharakters bei und hat diesen einst so trotzigen freien Volksstamm gebrochen. Die heutige Politik, die unter anderem Eisenbahnen und eine Universität in der Hauptstadt fordert, ist unfruchtbar. Im Kunsthandwerk steht das heutige Island auf einer sehr primitiven Stufe, dagegen bieten die Isländer das merkwürdige Phänomen eines durch und durch literarisch gebildeten Volkes dar. Die alten Sagen des 12. und 13. Jahrhunderts sind das Eigenthum eines Jeden aus dem Volke, und neben ihnen sind die zahlreichen und formvollendeten Lyriker des 19. Jahrhunderts gut gekannt. Jeder Bauer hat eine in anderen Ländern nicht gekannte Gewandtheit des Ausdrucks sich zu eigen gemacht, und man kann sagen, daß der Isländer als literarisch gebildeter Mensch in seinem Fache ist, während er als Landwirth nur als Dilettant erscheint. — Durch mannichfache Vorlagen wurde der Vortrag in der belehrendsten Weise illustrirt.

* **Utrecht.** Am 25. d. M. fand man hier in einem Canal die Leiche des Philologie-Professors Moltzer von der hiesigen Universität. Ob ein Verbrechen vorliegt, oder ob der Gelehrte freiwillig den Tod gesucht, ist noch nicht ermittelt.

* **London.** Am 26. October starb der Botaniker Dr. Robert Brown. Er hatte weite Reisen in Spitzbergen, Grönland, Südamerika und den Inseln des Stillen Oceans unternommen, manche neue Gewächsart entdeckt und fast 4000 Aufsätze in verschiedenen Sprachen veröffentlicht. Dr. Brown hatte in Rostock promovirt.

ϱ **Neapel.** Vom 15. bis 17. October tagte hier die XV. Conferenz deutsch-ev. Pfarrer Italiens. Dieselbe besteht seit 1880, ihre Gründung geschah in Rom. Letztgenannte Stadt ist wegen ihrer centralen Lage seit einigen Jahren zum ständigen Sitz jener Conferenz erkoren, wenn in diesem Jahre Neapel gewählt wurde, so waren persönliche Gründe maßgebend. Auf der diesjährigen Conferenz waren anwesend: Pfarrer Hartwich (Messina), Trede (Neapel), zugleich dessen Gehülfe Vicar Eißfeldt, Pf. Frommel (Rom), Pf. Diestel (Bologna), Pf. Wettstein (Genua), Pf. Fabri (Venedig), Pf. Hoerstel (S. Remo). Die deutsch-ev. Pfarrer von Mailand, Livorno, Bergamo, Florenz waren verhindert. Seit Gründung der Conferenz hat sich das Gebiet der deutsch-ev. Diaspora Italiens erweitert, das Gemeindeleben vielseitig gehoben, die Zahl der Pfarrer vergrößert, ebenso die der Schulen. Als neues Pfarrgebiet ist S. Remo hinzugetreten, wo eine stattliche Kirche, ein vortreffliches Hospital an die Munificenz des deutschen Kaiserhauses erinnern. Neu ist ebenso die pfarramtliche Arbeit in Bologna-Ancona, neu die allerdings nur für den Winter eingerichtete Versorgung der deutsch-ev. Colonie in Bari und die winterliche evangelische Pfarrstation auf der Insel Capri. Um die Außenstationen seelsorgerisch zu versorgen, wurden sowohl in Messina, als in Neapel kürzlich Gehülfen angestellt. So werden von Messina aus versorgt: die deutsch-ev. Stationen in Palermo und Catania; von Neapel: die bedeutende deutsch-schweizerische Colonie bei Salerno, ferner die zu jenem Zweck vereinigten Colonien der Städte Siafati, Angri, Nocera, wo bedeutende deutsche Fabrikthätigkeit blüht, endlich die weit entfernte Colonie Piedimonte d'Alise, wo gleichfalls schweizerische Fabriken arbeiten. Manche Gemeinden erhalten Unterstützung vom Gust. Adolfs-Verein, so Bologna-Ancona, Bari und Messina. Der deutsche Pfarrer in Rom gehört zur kaiserl. Botschaft, steht also mit seiner Gemeinde unter dem ev. Oberkirchenrath, fast alle übrigen deutsch-ev. Gem. Italiens sind ohne Anschluß an heimathliche Landeskirchen. In Neapel war der Pfarrer bis 1860 Prediger bei der preuß. Gesandtschaft, welche damals aufgehoben ward, worauf die dortige Gemeinde ihr Verhältniß zur preußischen Landeskirche löste und damit auf die Unterstützung seitens des Königshauses verzichtete. Die diesjährige Conferenz beschäftigte sich in erster Linie mit einigen wissenschaftlichen Fragen. Pf. Trede in Neapel (Vorsitzender der Conferenz) lieferte den ersten Abschnitt seines nächstens erscheinenden Werkes über den Mariencultus, Pf. Frommel eine geschichtliche Untersuchung über die Anfänge des Christenthums in Rom, Pf. Diestel eine Arbeit über das Kreuz-Symbol bei den Indern. Die Conferenz nahm von jedem der Anwesenden einen Gemeindebericht entgegen und erörterte auch die Frage der Wittwen- und Emeriten-Versorgung. In beiderlei Hinsicht stehen die deutsch-ev. Pfarrer Italiens vor einer verschlossenen Thüre. Diese Thüre in der Heimath zu öffnen, wird sicherlich der Conferenz gelingen. Der Oberkirchenrath in Berlin hat seither die Conferenz durch einen Beitrag zu den Reisekosten unterstützt, auch diesen Beitrag nunmehr erhöht, wofür dieser Behörde der Dank der Conferenz votirt wurde.

* **St. Petersburg.** Im Mai dieses Jahres hat das Ministerium der Volksaufklärung an die Universitäten zu Petersburg, Kiew und Moskau die Aufforderung gerichtet, ein Gutachten über die etwaige Errichtung von psychologischen Laboratorien an den Universitäten abzugeben. Wie die „Nowosti" erfahren, haben sich die drei Universitäten einstimmig dahin geäußert, daß es allerdings in hohem Grade wünschenswerth ist, an den Lehrstühlen für Psychologie specielle Laboratorien in der Weise zu begründen, wie sie im Westen schon seit längerer Zeit bestehen. Unter dem Vorsitze des Prof. Ssikorski sind nun in den letzten Tagen 8 Professoren der Kiewer Universität zur Berathung dieser Angelegenheit zusammengetreten und haben beschlossen, vom Ministerium die Begründung eines psychologischen Laboratoriums an der Kiewer Universität und dazu 4—5000 Rbl. einmal, 500 Rbl. jährlich zu erbitten.

1895. Nr. 302. München, Donnerstag, 31. October. Beilage-Nummer 252.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Indische Wappen.

Von Kurt Klemm (Berlin).

Das indische Mittelalter, welches bekanntlich schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt seinen Anfang nimmt, bietet eine Reihe überraschender Parallelen zu den Verhältnissen der abendländischen Christenheit. Kloster- und Mönchswesen, Pilgerfahrten, Lehnswesen stehen schon lange vor Beginn unsrer Zeitrechnung in voller Blüthe; nur Bewegungen, welche sich unsern Kreuzzügen vergleichen lassen, scheinen zu fehlen. Ein farbenprächtiges Bild des ritterlichen Lebens dieser fernen und doch der unsern so verwandten Welt entrollen die großen Epen und andere Erzeugnisse der so bald noch nicht erschöpften Literaturen des Sanskrit und der dravidischen Sprachen dem staunenden Auge. Was davon geschichtlich, was spätere Zuthat ist, kann vorläufig noch nicht entschieden werden.

Man hat den arischen Indern jeden historischen Sinn abgesprochen und, mit europäischem Maße gemessen, scheint ihnen derselbe in der That zu fehlen. Jene Behauptung in ihrer ganzen Schärfe aufrecht zu erhalten, wird aber nicht mehr angehen. Zugeben muß man, daß die historischen Anlagen des Volkes durch seine religiösen, der Sinnenwelt abgewandten Neigungen vielfach zurückgedrängt worden sind. Dazu kommt dann noch der durch die Kaste hervorgerufene Mangel an Gemeinsinn, wodurch die Verschmelzung der verschiedenen Völkerschaften zu einer Nation verhindert worden ist. Dagegen beweisen die langen Lehrerlisten in wissenschaftlichen Werken und die Genealogien in den Inschriften eine sorgfältige Pflege der Tradition innerhalb der Schulen und der einzelnen Familien. Die Thatsache allein, daß im 3. Jahrhundert v. Chr. eine Staatskanzlei die vom Himâlaya bis nach Mysore auf Felsen eingemeißelten Edicte des „gottgeliebten" Kaisers Açoka redigirte, läßt auf ein geordnetes Staatsarchiv und auf Annalen schließen, welche freilich unwiederbringlich verloren sind. Wenn wir aus früherer Zeit keine inschriftlichen Nachrichten besitzen, so werden wir doch mit Bühler[1]) annehmen dürfen, daß solche noch unter den Trümmern alter Städte und Tempel vergraben liegen.

Von den Inschriften Açoka's, dessen Bedeutung für Ausbreitung des Buddhismus der Constantins für das Christenthum mindestens gleichkommt, müssen wir hier absehen. Die Urkunden, welche uns die Genealogien und die Abzeichen indischer Dynastien bewahrt haben, gehören der christlichen Zeitrechnung an. Ihr Zweck ist zumeist, Landschenkungen zum Besten von Tempeln und religiösen Genossenschaften zu bekunden. Sie finden sich an Tempelmauern und Palästen, auf Säulen und an Brunnen,

[1]) Im Journal of the Royal Asiatic Society. July 1895, p. 649—660.

häufig auch in Kupferplatten eingegraben. Solche Tafeln wurden dann gewöhnlich in Gebäude eingemauert,[1]) und täglich fördert die archäologische Aufnahme von Indien neue Zeugnisse vergangener Zeiten zu Tage. Fand eine solche Urkunde auf einer Platte nicht Raum, so wurden mehrere derselben durch einen Ring verbunden, auf den man das Siegel des Fürsten löthete. Nicht selten ziert eine allegorische Darstellung die erste Seite einer Tafel dieser Art. So finden wir häufig eine Kuh mit saugendem Kalbe, daneben ein aufgerichtetes zweischneidiges Schwert, darüber Sonne und Mond. Die Kuh gilt als Sinnbild des Landes, ihre Milch als die Frucht des Bodens, das Kalb bezeichnet den neuen Besitzer. Das Schwert bezieht sich auf die königliche Gewalt, welche das Land verliehen hat und die dem Besitzer das Eigenthum daran so lange zusichert, als Sonne und Mond am Himmel stehen![2])

Auf das einleitende Gebet folgt dann Name und Residenz des Ausstellers. Dem Namen werden sämmtliche Beinamen und Titel des Fürsten, welche bisweilen die Zahl hundert überschreiten, beigefügt. Häufig finden sich auch Angaben über die Abzeichen, welche der Herrscher im Siegel und Banner zu führen berechtigt ist. Da jedes rechtskräftige Document Angabe der Namen auch des Vaters und Großvaters des Ausstellers erforderte, so kann es nicht überraschen, wenn wir in solchen Schriftstücken meist lange Geschlechtsreihen bis auf den sagenhaften Ahnherrn finden. Selbstverständlich leitete dieser seinen Ursprung von einem Gotte oder einem Heiligen, auch wohl von einem göttlichen Weibe oder einem Schlangenkönige ab. Nicht selten nimmt eine solche Ahnenreihe, die zumeist auch von den Thaten der Vorfahren berichtet, den größten Theil der Urkunde ein und wird so für uns zur wichtigen Quelle für die Geschichte manches sonst nicht bekannten Geschlechts. Am Schluß werden dann die Zeugen und der Schreiber, mitunter der Sohn eines erblichen Ministers,[3]) namhaft gemacht, und die Unterschrift des Königs oder sein Handzeichen beigefügt. Sehr beliebt ist dann noch ein Schlußvers, welcher jedem, der das vergabte Land wegnehmen wollte, in Aussicht stellt, er werde als Wurm im Koth wiedergeboren sechzigtausend Jahre in solcher Gestalt zubringen müssen. Eine ähnliche Verwünschung findet sich in einer Inschrift aus dem 10. Jahrhundert. Dort wird der Beeinträchtiger einer Stiftung mit der Schuld von siebenhundert Morden, die in der Nähe der Gangâ oder bei Kumari begangen werden, bedroht.

Es fragt sich nun, ob wir in den Bildern auf Bannern und Siegeln Abzeichen erblicken dürfen, welche unsern Wappen gleichwerthig sind. Die vorhandenen Siegel und die Angaben der Inschriften über nicht mehr vorhandene

[1]) Man vergleiche damit unsre Grundsteine.

[2]) S. Bhagvântâl im Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society XIII (1877), p. 1 ff., woselbst auch eine Nachbildung der beschriebenen Darstellung.

[3]) Ja auch der Name des Graveurs wird mitunter verewigt. So geben die Kunigur-Tafeln einen fünf Generationen umfassenden Stammbaum erblicher Hofgraveure. (Ep. Ind. III, 236 ff.)

sollen uns darüber Auskunft verschaffen. Obgleich Hefner[1]) Abzeichen auf Münzen orientalischer Völker als Wappen nicht gelten lassen will, so seien doch hier einige Münzen aus den ersten Jahrhunderten unsrer Aera erwähnt. Die Münzen der Audhrabhritya-Könige[2]) in Südindien zeigen einen Bogen mit aufgelegtem Pfeil, darum Name und Titel des Fürsten. Beachtung verdient, daß die Spitze des Pfeils auf den leeren Raum zwischen Anfang und Ende der Umschrift gerichtet ist; denn nach indischem Gefühl würde die Achtung vor der Majestät verletzt werden, wenn auch nur ein Buchstabe vom Namen oder Titel des Königs durch den Pfeil bedroht würde.

Zu den ältesten Siegeln gehören diejenigen, welche, durch einen Querbalken getheilt, im oberen Felde ein Bild, im untern den Namen des Besitzers zeigen. So erscheint in dem Siegel des Pallava-Königs Çivaskandavarman von Kâñcî (Conjeeveram),[3]) der nach Foulkes[4]) im 2. Jahrhundert lebte, ein Thier (Hindin oder Roß), darunter der Name des Königs. Im Banner führten die Pallavas einen Stier. Die Feldzeichen wurden in der Regel von Elephanten getragen oder auf Wagen aufgepflanzt.[5]) Muschel und Flügel im oberen Felde, einen Namen im unteren zeigt ein Terracotta-Petschaft aus dem 5. Jahrhundert, welches vermuthlich aus dem Besitz eines Königs Matila herrührt.[6]) Vom Jahre 477 stammt, allem Anschein nach, das Siegel eines sonst nicht bekannten nordindischen Mahârâja Lakshmana: kauernder Löwe mit emporgerichtetem Schweif.[7]) Das Siegel Dhruvasena's I. von Valabhî in Gujarât, ca. 526, wurde vermuthlich schon von seinem Vater, dem General Bhatakka, gebraucht, denn unter dem nach rechts gewendeten Stier findet sich der Name Bhatakka.[8])

Bisweilen wurden den Siegeln auch längere Inschriften beigefügt. So dem Kumâragupta's II., der aus der in Nordindien mächtigen Dynastie der kaiserlichen Guptas stammte. Den unteren Theil desselben füllt die vollständige Genealogie seines Hauses, darüber schwebt der mythische Vogel Garuda, der auf seinem Menschenhaupte eine Perrücke trägt, wie heute die englischen Richter.[9])

Eine weitere Stufe der Entwicklung stellt dann eine Reihe von Siegeln dar, welchen der Namenszug fehlt. Da ist vor allem interessant das Abzeichen, welches die Câlukyas in allen ihren Zweigen seit ihrem Auftreten im 6. Jahrhundert führten. Dieses mächtige Haus, welches dem Dekhan mehrere gewaltige Kaiser gab, hatte ein religiöses Abzeichen, den Eber, das Sinnbild Vishnu's. Schon vor bald funfzig Jahren ist, gelegentlich einer Arbeit des späteren Generals Le Grand Jacob darauf hingewiesen worden, welche Bedeutung dem Eber auch bei den alten Angelsachsen zukomme und wie schon im Beóvulf Eberhelme eine große Rolle spielen.[10]) Eine Zusammenstellung von kundiger Hand über den Eber als Wappenthier und Helmzier bei Indern und Germanen dürfte noch manches Neue zu Tage fördern. Das erste erhaltene Siegel der Câlukyas findet sich an einer Urkunde Pulikeçins II. vom Jahre 614; es zeigt den Eber nach links gewandt,[11]) wie

[1]) Grundsätze der Wappenkunst. 1855. S. 5.

[2]) Abbildungen derselben siehe im Journal of the Bombay Br. A. S. XIII, zu S. 303 ff.

[3]) Hrsg. v. G. Bühler, Epigraphia Indica I, p. 2—10.

[4]) Journal of the Royal Asiatic Society 1890, p. 4—24.

[5]) V. Kanakarabhai Pillai, Indian Antiquary 18 (1889), p. 258—265.

[6]) F. S. Growse, Indian Antiquary 18 (1889), p. 289.

[7]) A. Führer, Ep. Ind. II, p. 363—365.

[8]) E. Hultzsch, Ep. Ind. III (1895), p. 319.

[9]) Beschreibung und Abbildung bei V. A. Smith, Journal of the Asiatic Society of Bengal 56, Part I, p. 84 ff.

[10]) P. A. im J. Bombay Br. A. S. III (1851), p. 212.

[11]) K. T. Telang, Ind. Ant. 14 (1885), p. 330 mit Abbildung.

er auch auf den Münzen der Dynastie erscheint. Fast in derselben Gestalt, nur mit Hinzufügung von Sonne und Mond über dem Eber, präsentirt sich das Siegel eines der letzten westlichen Câlukyas von 1260.[1]) Aber schon im Jahre 1078 finden wir bei den östlichen Câlukyas ein Siegel, welches alle Merkmale unsrer entwickelten Wappen aufweist. Damals war ein Sohn des großen Kaisers Kulettunga Vicekönig von Vengi. Dieser, Vishnuvardhana genannt, führte das nachstehend beschriebene Siegel. Im oberen Feld der Eber nach links, umgeben von Sonne, Mond, einem Elefantenstachel, zwei Candelabern, zwei Chauris und einer Muschel; im untern eine Wasserlilie, Trommel, Svastika und ein Sinnbild, dessen Bedeutung noch nicht genügend klar ist. Zwischen beiden Feldern befindet sich der Titel des Fürsten. Die Urkunde, welcher das Siegel beigefügt ist, bezeichnet als die Attribute der Weltherrschaft, welche Vishnuvardhana von seinen Vorfahren ererbt habe: den weißen Schirm, die einfache Muschel, die fünf hohen Titel, das Pâliketana (ein Arrangement von Flaggen in Reihen), die Doppeltrommel, das Eberabzeichen, den Pfauenwedel, den Speer, den Löwensitz (Thron), das goldene Scepter u. s. w.[2])

Auch aus dem Norden läßt sich ein solches vermehrtes Wappen belegen. In Kanauj herrschte 1104—1131 Govindacandra. Die Legende mit seinem Namen theilt auch hier das glockenförmige Siegel in zwei Felder. Im oberen sitzt, in geduckter Stellung, der Vogel Garuda, mit auf der Brust gefalteten Händen, den menschlichen Körper nach vorn, das Vogelgesicht nach rechts gekehrt. Im unteren Halbkreis befindet sich eine Muschel.[3])

Zu den Kadambas von Goa gehörte Shashta II., 1246—1250. Sein Siegel zeigt den Löwen der Kadambas, umgeben von Sonne, Mond, Schwert und Dolch (oder Schirm?). Der Name des Königs ist aber auf dem Siegel selbst nicht vermerkt, findet sich vielmehr am äußeren Rande, wie der Segensspruch auf unsern Thalern.[4]) Verwandt mit den Kadambas von Goa waren die Kadambas von Banavâsi, welche ebenfalls das Löwensiegel führten. Im Banner hatten sie einen Affen, der wohl den göttlichen Hanumân vorstellen sollte.[5])

Zur Familie der Gangas, deren Zeit noch nicht genügend bestimmt ist, gehörte der Mahârâja Satyavarman, dessen Siegel einen ruhenden Stier, darüber den Mond, hinter sich einen Elephantenstachel und darunter einen Blumenschmuck enthält.[6]) Gleichfalls ohne Namen ist das Siegel des Yâdavas von Devagiri aus dem Jahre 1249. Darin ist Garuda knieend mit einem Bogen in der Linken, Sonne und Mond über sich, dargestellt.[7])

Auch die in drei Zweige gespaltenen Silâras in Konkan führten den goldenen Garuda. Bei dem nördlichen Zweig dieser Familie erscheint im Jahre 997 der Vogel als geflügelter Mann mit Vogelkopf und auf der Brust gefalteten Händen.[8]) Wenige Jahre später, 1008, schaut im Siegel der südlichen Silâras unter dem linken Flügel des mit Menschenhaupt versehenen Garuda ein gekrönter Schlangenkopf hervor.[9]) Garuda und Schlange beziehen sich auf die Wappensage des Geschlechts, sofern dieser Ausdruck

[1]) J. F. Fleet, Ind. Ant. 14, p. 140 mit Abbildung.

[2]) J. F. Fleet, Ind. Ant. 19 (1890), p. 423, 434. Die Doppeltrommel, damaruka, hatte die Gestalt eines Stundenglases Fleet, Kanarese dynasties, p. 58.

[3]) R. Hoernle, Ind. Ant. 19 (1890), p. 249.

[4]) J. F. Fleet, Ind. Ant. 14 (1885), p. 288.

[5]) J. F. Fleet, Kanarese dynasties, p. 85.

[6]) J. F. Fleet, Ind. Ant. 14, p. 10.

[7]) K. P. Pathak, Ind. Ant. 14, p. 68.

[8]) F. Kielhorn, Ep. Ind. III (1894), p. 268.

[9]) F. Kielhorn, Ep. Ind. III (1895), p. 293 mit Abbildung.

hier statthaft ist. Den goldenen Garuda im Banner führten die Rattas von Saundatti und Belgaum. Sie hatten das Recht, ihr Nahen durch die Töne der Trivali ankünden zu lassen und mit rothem Blei zu siegeln. Ein Elephant befand sich in ihrem Siegel.[1])

Die Verwendung des Tigers als Wappenthier ist in Indien begreiflich. So siegelten die Siudas von Bâgadage, seit etwa 1070, mit dem Tiger, da der Heros eponymos des Geschlechts, „der langarmige Siuda", von einer Tigerin aufgezogen worden sein soll. Ihr Banner mit den gekrönten Schlangenkönigen Ananta, Vâsuki und Takshaka deutet auf die entferntere Abstammung. Nach der Hauptstadt des Schlangenkönigs Vâsuki heißen die Siudas auch „Herren von Bhegâvatî, der trefflichen Stadt",[2]) wie denn die Mehrzahl der Mitglieder indischer Herrscherhäuser nach ihrer ursprünglichen Heimath in ihre Titel die Bezeichnung „Herr von..." aufnahmen. Der Titel Herr von Bhegâvatî des Someçvara, der um 1210 regierte, in Verbindung mit einigen anderen Birudas, welche den Siudas zukommen, beweist Someçvara's Zugehörigkeit zu diesem Geschlecht. Er dürfte jedoch einen anderen Zweig repräsentiren, denn sein Siegel zeigt Tiger und Kalb.[3]) Des Tigers im Banner rühmen sich die Hoisatas, die etwa im 11. Jahrhundert im heutigen Mysore in die Höhe kommen.[4])

Das große Vasallengeschlecht der Kalacuris, welchem das Recht zukam, die Doppeltrommel vor sich schlagen zu lassen, und welches etwa gleichzeitig mit den Hoisatas auftritt, führte im Banner einen goldenen Stier.[5]) Ueber ihr Siegel konnten wir uns nicht unterrichten. Einen Karpfen zeigte das Banner der Pândyas, vielleicht auch ihr Siegel; denn eine Inschrift des Königs Sundara-Pândya, um 1250, am Vishnutempel zu Çrîranga ist von Karpfen flankirt.[6])

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, ob die dynastischen Abzeichen der indischen Großen auf eine Stufe mit unsern Wappen gestellt werden können. Hefner[7]) bezeichnet als die Merkmale, unter denen ein Bild als Wappen gelten kann: 1) daß jedes solche Bild in einem Schilde stehe, 2) daß dieser Schild mit seinem Bilde als äußeres Kennzeichen irgend eines Rechtstitels, sei es Besitz, Vorrecht oder Körperschaft anerkannt werde, 3) daß ein solcher Schild mit seinen Rechten und seiner Wesenheit, sei es durch Erbschaft, Lehen oder Kauf, an einen Dritten übergehen könne. — Die beiden ersten Merkmale werden für europäische Verhältnisse auch in der ältesten Zeit verlangt werden müssen, das dritte konnte selbstverständlich erst zu einer Zeit zur Geltung gelangen, zu welcher das Wappen allgemein als Zeichen eines Rechtstitels anerkannt war. Wir werden daher für Indien und für eine Zeit, in der es in Europa noch keine Wappen gab, auf Beantwortung der Frage, ob Familienabzeichen veräußert werden durften, verzichten können. Die Forderung, daß jedes Bild in einem Schilde stehe, um als Wappen zu gelten, kann als erfüllt angesehen werden, wenn wir die kreisförmigen Figuren, welche die Abzeichen in den Siegeln meist umrahmen, als Rundschilde betrachten. Wollten wir von dieser Bedingung abgehen, so könnten wir mit Grünwedel[8]) schon von einem Wappen der Maurya sprechen. Hefners Definition verbietet das; aber sicherlich waren die Pfauen, das Sinnbild jener seit 315 v. Chr. herrschenden Dynastie, welcher der im Eingang genannte Açoka angehörte, eine Vorstufe der späteren Wappen. Die zweite Forderung, daß der Schild mit seinem Bilde als äußeres Kennzeichen eines Rechtstitels anerkannt werde, ist erfüllt; denn die Urkunden heben stets nachdrücklich die Berechtigung der betreffenden Familie hervor, das ihr gehörige Abzeichen zu führen. Somit sind wir berechtigt, die Symbole der Herrschaft, welche Indiens Fürsten ihren Urkunden aufdrückten, den Wappen des Abendlandes als gleichwerthig an die Seite zu stellen.

Vorstehende Notizen, welche gelegentlich anderer Studien gesammelt wurden, beanspruchen nicht, ein auch nur annähernd vollständiges Bild der indischen Heraldik zu geben; der Fachmann wird mit Leichtigkeit aus den zahlreichen Dynastien Indiens, vom einfachen Mahârâja bis zum mächtigen Vasallen und zum gewaltigen Kaiser der Dreiwelt, Ergänzungen beibringen. Ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie auf ein unsres Wissens noch wenig angebautes Feld der Forschung aufmerksam gemacht haben.

[1]) Ind. Ant., 19. p. 165. In Europa durften im Mittelalter nur Kaiser und Könige mit rothem Wachs siegeln.
[2]) J. F. Fleet, Ep. Ind. III, p. 231. Vgl. auch ebenda p. 308.
[3]) Krishna Çâstrî, Ep. Ind. III, p. 316.
[4]) Fleet, Kanarese dynasties, p. 65.
[5]) Fleet, Kanarese dynasties, p. 58.
[6]) E. Hultzsch, Ep. Ind. III, p. 7—17.
[7]) A. a. O. S. 5, 6.
[8]) Buddhistische Kunst, 1893. S. 71.

Inselvölker und Inselstaaten.

Eine politisch-geographische Studie.

Von Friedrich Ratzel.

II.

Während die reinen Inselstaaten selten sind, schließt fast jeder ans Meer herantretende Staat auch Inseln ein. In Europa machen nur drei Länder von kleiner Küste, Belgien, Bulgarien, Montenegro, davon eine Ausnahme. Montenegro besitzt aber wenigstens einige kleine Inseln im Skutari-See. In dem Verhältniß dieser Inseln zum Landbesitz ist nicht der Raum ausschlaggebend, wenn es auch wichtig ist festzuhalten, daß von dem Flächenraum Italiens von 286,588 Quadratkilometer 50,185, also fast 18 Proc., von dem Frankreichs von 536,408 Quadratkilometer 9547, also gegen 1.8 Proc. auf die Inseln entfallen, und daß überhaupt in Europa nur vier Staaten mehr als 10 Proc. ihres Areals in Inseln haben: Großbritannien und Irland, Dänemark, Italien und Griechenland. Läßt man das entlegene Corsica beiseite, dann bleibt nur die sehr geringe Zahl von 680 Quadratkilometer für die französischen Inseln übrig. Von Deutschlands Fläche liegt 0.49 Proc. in Inseln. Vergleicht man die Bevölkerung, dann wohnt die größere Hälfte der dänischen (57 Proc.) auf den Inseln, die also fast doppelt so dicht bevölkert sind als das Festland, ebenso wie Sicilien dichter bevölkert ist als Calabrien, und die Jonischen Inseln mehr als dreimal so dicht bevölkert sind als das griechische Festland. Der politische Werth der Inseln ist also nicht nach dem Raum zu schätzen, und ebenso ist auch wichtiger als ihr Raum die Lage der Inseln zu ihrem Lande oder zu Nachbarländern. Viele Inseln sind durch Loslösung von größeren Ländern entstanden. Daher ihre so oft wiederkehrende Lage an der Spitze der Landvorsprünge, und damit also vor und zwischen den Halbinseln, selbst zwischen den Continenten. Typisch sind Lagen wie der Antillen, der Mittelmeer-Inseln, der Inseln des Indischen Oceans und im kleineren Raume Rügens, Helgolands oder Euböa's. Die Annäherung der Continente läßt immer größere und kleinere Inseln hervortreten. Alle Südcontinente sind mit den Nordcontinenten durch Gebiete großen Inselreichthums verbunden: Südamerika mit Nordamerika durch die Antillen, Afrika mit Europa durch die Inseln des Mittelmeeres, Asien mit Australien durch die Sunda-Inseln. Dadurch wird eine Masse beherrschender Stellungen geschaffen, um so mehr, als Weltverkehrsstraßen ersten Ranges gerade durch diese Inselgebiete hindurchführen. Man braucht nur Malta, Perim, Cuba, Singapur

zu nennen, denen einst nach der Durchbrechung der mittelamerikanischen Landenge westindische Inseln sich gesellen werden. Die deutschen Inseln der Ostsee liegen alle sehr wichtigen Punkten gegenüber. Alsen, Fehmarn und Rügen haben das Gemeinsame, daß sie vor Halbinseln liegen, wie abgelöste Trümmer. Vor der Halbinsel zwischen den Einschnitten der Apenrader und Flensburger Föhrde liegt Alsen, vor der Halbinsel Wagrien Fehmarn, vor Vorpommern Rügen. Alsen ist gegen Fünen, Fehmarn gegen Laaland, Rügen gegen Schweden vorgeschoben. Auf dem Wege über Rügen hat Schweden in Deutschland eingegriffen und Pommern erworben und über Fünen führt der Weg von den dänischen Inseln nach Schleswig-Holstein. Die Unterwerfung Alsens hat andrerseits die Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark besiegelt. Plätze wie Fridericia und Stralsund, die in der Geschichte der nordischen Länder eine große Rolle spielten, liegen an diesen Stellen.

Bei den Inseln vor einer Küste kommt natürlich die Natur der Küste mit in Rechnung. Wo in einem weiten Tieflandgebiet natürlich geschützte Lagen selten sind, kommen die Inseln ganz besonders zur Geltung. Das zeigt am besten Dänemarks dem norddeutschen Tiefland voranseilende Entwicklung und vergleichsweise hohe politische Stellung. Salamis, das nicht bloß sich selbst, sondern auch die drei fruchtbaren Ebenen von Megara, Eleusis und Athen schützte, war eine echte Phönicierstation, die auch an anderen Küsten gern gewählt wurde, wo der mit der Zeit immer wünschenswerther werdende Uebergang zum Land leicht bewerkstelligt werden konnte. Die Inseln in Flußmündungen, welche die Jonier mit Vorliebe zu ihren Ansiedelungen wählten, erfüllten diese Bedingungen in vorzüglicher Weise, wie auch in der neueren Geschichte besonders die Inseln in der Mündung des Hudson, in der Chesapeake-Bay und Rhode Island erkennen lassen. Sie spielten alle eine große Rolle in der ersten Besiedelung als leicht zugängliche und zugleich schützende Gebiete.

Sind die Inseln weiter vorgeschoben, dann theilt sich ihre Bedeutung zwischen dem diesseitigen und jenseitigen Gestade. Aegina, von Salamis 11, von Methana 9 Kilometer entfernt, ist ein wahrer Brückenpfeiler zwischen Mittelgriechenland und dem Peloponnes. Im weiteren Raum des Aegäischen Meeres nehmen die Cykladen diese Uebergangsstellung ein, und die Perser hatten wohl erkannt, daß über Samos und Naxos nach Euböa und dem Festland gleichsam Stufen zum bequemen Ueberschreiten des Meeres führten. Für noch weitere Räume übernehmen weit draußen liegende Inseln die Aufgabe, Halt- und Rastplätze zu sein, wie Madeira und S. Helena im Atlantischen, Mauritius im Indischen und der einsame hawaiische Archipel im Stillen Ocean. Eine neue Bedeutung haben sonst kaum geschätzte Inseln durch die untermeerischen Telegraphenkabel erhalten, wie z. B. die einsame unbewohnte Bird-Insel, westlich von der hawaiischen Gruppe, die als Anheftepunkt des Kabels Vancouver-Australien von England begehrt wird. Die Samoa-Inseln sind im Werth gestiegen, seitdem ein interoceanischer Canal wahrscheinlicher geworden ist, der einen Hauptweg nach Australien an ihnen vorbeiführen würde. Der politische Werth des jüngst vielgenannten brasilianischen Trinidad, das England besetzt hat, liegt auch ganz auf diesem Boden der interoceanischen Telegraphie, die unversehens neue politische Werthe geschaffen hat. Im engen Rahmen der Ostsee ist Gothland für solche Lagen typisch. Mitten im breitesten Theile der Ostsee liegt es an einer Stelle, die zum Rastplatz für die nach dem Finnischen und Rigaischen Busen, der Weichselmündung und Kurischen und Frischen Nehrung segeln den Schiffe wie keine andere Insel dieses Meeres geeignet ist. In einer Zeit unvollkommenerer Schiffahrt und kürzerer Fahrten war, ohne Gothland zu berühren, kaum eine weitere Reise in der Ostsee möglich. Diese Bedeutung reicht weit in die vorchristliche Zeit zurück. Von 5000 römischen Münzen im Boden Schwedens sind allein in Gothland 3400 gefunden, und eine ähnliche Ueberzahl byzantinischer und kufischer, angelsächsischer und deutscher Münzen zeigt dieser geschichtlich tief durchfurchte Boden Gothlands. Nirgends sind im Norden die Beweise einst größerer Bevölkerung in verfallenen Kirchen und Höfen zahlreicher als auf Gothland.

Von dem höheren Werthe, den ihnen die Lage verleiht, theilen die Inseln dem gegenüberliegenden Lande mit, das politisch dadurch erhöht wird. Jütland gewinnt durch Seeland, Vorpommern durch Rügen, unsre Nordseeküste durch die friesischen Inseln, Attika durch Euböa. Wie wäre der in einer zusammengedrängten Bewohnerschaft von 3 Millionen und in einer großartigen Welthandelsstellung sich aussprechende Werth der Mündung des Hudson ohne Manhattan denkbar, die Insel New-Yorks? Wie wenig bedeutend wäre Südflorida ohne die vorgelagerte Insel Key West mit ihrem großen Kriegs- und Handelshafen! Durch die Erwerbung Helgolands hat unsre Nordseeküste zwischen Elbe und Eider ebenso gewonnen, wie die Deutsch-Ostafrika's durch die Lostrennung von Sansibar und Pemba verloren hat. Was in der ungeschriebenen Geschichte des Schmuggelhandels so kleine Inseln wie Helgoland oder Key West bedeuteten, wird wohl nie ganz klar werden. Wenn früher durch den Hafen von Key West Millionen an Waaren zwischen Cuba und den Vereinigten Staaten gingen, sind es heute die Waffen und Gelder für die Insurgenten, die ihre Schleichwege über diese wenig bekannten Key-Inseln nehmen. Schon rein wirthschaftlich treten viele Inseln durch die oft klimatisch begünstigte raschere und concentrirte Entwicklung ihrer Hülfsquellen über die nächstgelegenen Festlandstrecken hervor. Die Sea Islands an der Küste Südcarolina's lieferten einst die beste Baumwolle. Ceylon und Sansibar stehen durch Thee- und Nelkencultur hoch über den nachbarlichen Festlandgebieten.

Wer eine Insel oder einen Archipel beherrscht, wird den Wunsch empfinden, über die Meeresstraße hinüber zu greifen, welche die Schranke gegen das Festland, aber auch den Weg zu ihm darstellt. Die Sicherheit der insularen Lage und die durch sie geförderte raschere Entwicklung des politischen Werthes wird diesen Wunsch verstärken, dessen Vater indessen in den meisten Fällen das Streben nach Beherrschung der Meeresstraße sein wird, die man natürlich nur fest in Händen hat, wenn man ihre beiden Ufer besitzt. Deßwegen strebten die Griechen der Inseln einerseits nach dem kleinasiatischen, andrerseits nach dem italienischen Festland. Für die Absichten des Philippos auf Athen war Euböa die beste Angriffsstellung, wie es für Attika die beste Deckung und als solche niemals politisch selbständig geworden war. Die Engländer haben jahrhundertelang Calais und Dünkirchen, die sicilianischen Normannen Apulien, die Dänen Schleswig-Holstein besessen. Von Sansibar und Pemba aus eroberten die Araber einen großen Theil der ostafrikanischen Festlandküste, so wie die Portugiesen und Niederländer von Ceylon nach den indischen Halbinseln, und erst in den letzten Jahren die Engländer von Singapur nach Djohor und den anderen Malayenstaaten der Malakka-Halbinsel vorgeschritten sind.

Sobald die Elemente des Seeverkehrs gegeben waren, bewiesen sich die Wege zu den Inseln leichter für alle mit Floß oder Boot, Stange oder Ruder Ausgerüsteten, als gleich lange Wege im Binnenland. Kein Gebirge, keine Wüste, kein Sumpf trennte den, der einmal den Wasserweg beschritten hatte, von seinem Ziel. So fügt sich die Aufgeschlossenheit der Inseln für alle Schiffahrtkundigen zu der Abschließung, die gegen alle anderen bestehen blieb.

Die Erreichung der Inseln blieb in weite Gebiete ein Monopol der Seevölker, die daher früh eine unerhörte Verbreitung über inselbesäete Meeresräume gewinnen konnten. Noch viel weiter als die Normannen, die von den Lofoten bis Sicilien und vom Jonischen Meer bis Neufundland reichten, wohnen die Malayo-Polynesier, die lange vor dem Vordringen der Europäer in den Stillen Ocean einen Raum von der Osterinsel bis Madagascar und von Neuseeland bis Japan erfüllten, das ist mehr als ein halber Erdkreis zwischen West und Ost und 70 Breitegrade zwischen Nord und Süd.

Inseln werden durch ihre Lage zwischen größeren Verbreitungsgebieten Sammelpunkte verschiedenster Völker. Kleine Inseln verlieren darüber jeden eigenen ethnischen Charakter und damit natürlich auch die politische Selbständigkeit, große erhalten ununterbrochen Zufuhr neuer Elemente, die in dem festen Rahmen meist rasch sich dem Organismus eines größeren Inselvolkes eingliedern, zumal Massenzuwanderungen schon durch die Schwierigkeit der Seefahrt selten sind. Auf der Laurentius-Insel in der Beringstraße treffen Amerikaner und Asiaten zusammen, wie auf den Aru und Key Malayen und Papua. Fast alle melanesischen Inseln sind von einem Gemenge von Melanesiern und Polynesiern bewohnt, und die Polynesier sind zwar culturlich einander sehr ähnlich, zeigen aber Spuren starker Mischung. Madagascar beherbergt Malayen und Neger, und die Bevölkerung des nördlicher gelegenen Sokotra ist ein undefinirbares Gemenge von asiatischen und afrikanischen Volksbruchstücken. Wo Schiffe aller Völker fahren, da sammeln sich auf den oceanischen Inseln auch Trümmer aller Völkerschaften, wie angeschwemmt. 1873 schrieb ein Correspondent der Londoner Anthropologischen Gesellschaft: Die heutige Bevölkerung der Chatam-Inseln umschließt alle Racen. Man findet dort Moriori, Maori, Kanaken, Neger, Chinesen, Spanier, Portugiesen, Dänen, Deutsche, Engländer, Irländer, Schotten, Walliser, Nordamerikaner und Hispano-Amerikaner. Man hat ferner einen Tagalen, einen Lappländer, einen Finnländer und einige Maori-Mestizen. Ein wahres oceanisches Völkerconglomerat waren die Freibeuter oder Flibustier, die zuerst aus Franzosen und Holländern im Kampf mit Spaniern entstanden waren. Die traurige Rolle entlaufener Matrosen und anderer schlechter Subjecte als Träger der Civilisation im jungen Neuseeland, Hawaii, Fidschi ist bekannt. Gleichsam unter den Augen haben wir die politischen Schicksale eines so wichtigen Archipels wie des hawaiischen sich durch die Zunahme der Europäer und die Abnahme der Eingeborenen umgestalten sehen. Wo vor 100 Jahren die Weißen erst einzutreffen begannen, wohnen heute gegen 41,000 Polynesier und Mischlinge, 21,000 Weiße und 28,000 Ostasiaten. Wie rasch blühte ein selbständiges griechisches Tochtervolk in Sicilien auf, dem ja allerdings die vielleicht entfernt verwandten sikulischen Insulaner entgegenkommen mochten! Die dorischen, jonischen und achäischen Colonien mochten auch hier ihre Stammesunterschiede betonen und sich eifersüchtig sogar bekriegen, sie standen doch als Sikelioten den anderen Griechen gegenüber. Der großgriechische Gedanke hat hier rascher, als im Mutterlande, die Schranken des engen Stammesgefühls durchbrochen. Früher wurden die Stämme dessen bewußt, was sie einigte und zugleich des Gegensatzes zum asiatisch-afrikanischen Wesen, das ihnen in den punischen Siedelungen auf der Westseite so nahe war. Deßhalb wurde hier auch früher das beschränkte politische Kleben am Küstensaum überwunden und mit Bewußtsein nach Landmacht gestrebt. Athen, das diese hier veraltete Politik der Küsten- und Inselherrschaft durch seinen Zug nach Sicilien wiederbeleben wollte, fiel diesem Anachronismus zum Opfer.

So treffen nun auch die politischen Mächte auf den Inseln zusammen und legen vor ihnen gleichsam ihren Anspruch auf ein Stück Seeherrschaft vor Anker. Dann werden die Inseln und die ihnen benachbarten Meere zu Kampfplätzen. Der Kampf zwischen Karthago und Rom um Sicilien ist ein Beispiel der Vorgänge und der Wirkungen für immer. Die Ansprüche und Rechte Frankreichs in Neufundland sind ein Rest der alten Kämpfe um den Besitz Nordamerika's. Um den Besitz Sachalins und die Beherrschung der Amurmündung haben Chinesen, Japaner und Russen geworben. Spanien und Frankreich trafen auf S. Domingo zusammen, die Reste davon sind S. Domingo und Hayti, jenes spanisch, dieses französisch. Daß eine Doppelherrschaft sich auf einer Insel erhält, wie die holländisch-portugiesische auf Timor, ist nur denkbar, wenn dieser Insel kein großer politischer Werth mehr innewohnt. Wo der Vortheil einer insularen Stellung gesucht wird, da kann dieser Vortheil nur ganz sein. Erst das durch die Verbindung mit Schottland rückenfreie England stieg politisch mächtig und fand die Kraft, dem ganzen Continent gegenüberzutreten.

Die Inseln sind als schützende Stellungen ungemein sicher, dauerhaft und wirksam. Sie sind die natürlichsten Festungen, und kleine Inseln werden ja auch unmittelbar als solche benützt, wie Helgoland, Governors Island in der Hudson-Mündung, Perim, unter dessen Kanonen das arabische und afrikanische Ufer des Rothen Meeres liegen, Thursday Island in der Torres-Straße und ähnliche. Die Diplomaten des spanischen Erbfolgekriegs verhandelten viel über „Sicherheitsplätze“, als welche England u. a. Port Mahon auf Menorca, Gibraltar, Neufundland von Frankreich forderte. Zahlreiche Städte sind nur der Sicherheit halber ursprünglich auf Inseln angelegt worden: Tyrus, Gades, Malaga, Bombay, Sansibar, Ormuz, Hongkong, New-York u. v. a. Auch das ist nicht selten, daß der Schutz der Inseln wirthschaftlich so ausgenützt wird, wie es die Massalioten thaten, die die Hyerischen Inseln mit Korn bebauten, dessen Ertrag ihnen dort sicherer war, als auf dem festen Land. Und mit der gleichen Grundeigenschaft der Inseln hängt ihre Verwendung als Verbannungsorte und Gefängnisse zusammen. Ganze Inseln werden zu Gefängnissen, wie Neucaledonien oder Port Blair in der Andamanengruppe. Rom verbannte politische Verbrecher auf öde Klippen des Aegäischen Meeres, wie Gyaros und Donussa. So wie einst Diego Garcia, die südlichste der Malediven, dient heute im hawaiischen Archipel ein ödes Eiland als Verbannungsort für Aussätzige.

Die Rolle der Inseln als Zufluchtsorte ist durchaus nicht bloß passiv aufzufassen. Sie führt Kenntnisse, Einsichten, Energie den Inseln zu, an denen die continentalen Länder gleichzeitig verarmen und knüpft neue Verbindungen. 1852 schrieb Gregorovius aus Corsica: „Die Welt ist jetzt voll von Flüchtlingen der Nationen Europa's; besonders sind sie über die Inseln zerstreut, die durch ihre Natur seit alten Zeiten zu Asylen bestimmt sind. Es leben viele Verbannte auf den Jonischen Inseln, auf den Inseln Griechenlands, viele auf Sardinien und Corsica, viele auf den normännischen Inseln, die meisten in Britannien.... Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ehedem Inseln des Mittelmeeres, Samos, Delos, Aegina, Corsica, Lesbos, Rhodus die Asyle der politischen Flüchtlinge Griechenlands gewesen waren, so oft sie Revolutionen aus Athen oder Theben, Korinth oder Sparta vertrieben hatten.“ Es ist bekannt, daß England große Vortheile aus seiner Aufnahme flüchtiger Niederländer und Franzosen in der Zeit der Reformation gezogen hat.

Ganzen Völkern sind diese Vortheile der Inselasyle zu gute gekommen und wichtige Folgen sind aus solchen

Uebersiedlungen entstanden. Formosa, früher nur von Schiffbrüchigen und Seeräubern besucht, wurde 1673 dauernd von China in Besitz genommen, als die vor den Mandschu geflohenen Anhänger der Ming in großer Zahl sich an der Westküste fest niedergelassen hatten. Derselben Umwälzung sollen die Liukiu ihre chinesische Cultur, trotz alter politischer Abhängigkeit von China, verdanken.

Die Fälle von Besiedelung von See- und Flußinseln durch flüchtige Völker sind besonders in Innerafrika häufig. Die Babisa auf den Inseln des Bangweolo, die sie dicht besetzt halten, während ringsumher das Land leer ist, bieten ein besonders gutes Beispiel. Die Sicherheit der Inseln wurde von den Athenern gesucht, als sie Delos zu dem mit einem religiösen Schimmer umgebenen Mittelpunkt ihres jonischen Seebundes machten. Und so wie in den unaufhörlichen Grenzkriegen zwischen Montenegrinern und Albanesen der Verkehr auf der neutralen Insel Vrayna im Skutari-See sein Recht findet, werden Inseln zu Verhandlungsorten der Vertreter feindlicher Heere oder Mächte gewählt.

In der Selbständigkeit der Inseln, die die nächste Nachbarschaft und die engsten Beziehungen nicht ausschließt, liegt es begründet, daß sie mit Vorliebe als Angriffspunkt von Feinden gewählt werden, die von dort aus tiefer ins Land zu dringen streben. Sie benützen zunächst die Abgeschlossenheit der Insel, um sich festzusetzen und zu decken, und gehen bei guter Gelegenheit weiter. Seitdem der spanischen Armada als erste Aufgabe die Wegnahme der Insel Wight gestellt war, ist Wight als Angriffspunkt bei einer Landung in England immer in Aussicht genommen worden. So ist Rügen der Platz für die erste Fußfassung der schwedischen Invasion Deutschlands geworden, wie es einige Jahrhunderte früher der letzte Haltpunkt für die zurückfließende Welle des slavischen Heidenthums gewesen; und von den Küsteninseln vor Südcarolina und an der Mississippi-Mündung aus haben die Nordstaaten 1861 zuerst wieder Theile der abgefallenen Südstaaten unter ihre Macht gebracht.

Die unvergleichlichen Vortheile der Inseln begleitet wie ihr Schatten der von ihrem eigensten Wesen unzertrennliche Nachtheil des engen Raumes. Kommende Geschlechter werden vielleicht den Traum eines Staates Amerika Wirklichkeit werden sehen, der den Erdtheil und damit die zweitgrößte Weltinsel ausfüllt. Der Zusammenschluß der australischen Colonien zu einem Bunde, der den kleinsten Erdtheil, die dritte Weltinsel umfaßt, ist lange vorbereitet. Seit den intercolonialen Conferenzen von Hobarttown im Januar d. Js. kann der in England willkommen geheißene Plan als von den leitenden australischen Staatsmännern begünstigt angesehen werden. Das wären zum ersten Mal Inselstaaten, die eine wahrhaft continentale Weite des Raumes mit den Vorzügen der insularen Lage und Begrenzung verbänden. Die Erfahrung hat uns bisher Inselstaaten kennen gelehrt, die an der Enge ihres Raumes zu Grunde gegangen sind; andere, von kurzem Aufschwung, und wenige, die durch frühere Ausbreitung auf das feste Land sich eine breitere Basis und die Möglichkeit einer dauerhafteren Entwicklung gesichert haben. Das größte Beispiel aller Zeiten ist England, das aus einem zu Deutschland räumlich wie 5 zu 9 sich verhaltenden Inselland die größte Macht der Gegenwart geworden ist. Wie kein anderes Reich hat das brittische die Schranken des Raumes überwunden, indem es von seinen Inseln zu Festländern fortschritt. Wenn seine Politik eine so richtige Schätzung des politischen Werthes des Raumes auszeichnet, wie sie bei anderen europäischen Mächten, wie z. B. Deutschland, noch heute kaum zu finden ist, so liegt auch darin die Anwendung einer insularen Erfahrung. Für Englands intensive Entwicklung sind die Räume, die es in allen Erdtheilen und Meeren besetzt hat, die Ventile eines mit ungeheurer Kraft fahrenden Riesendampfers. Japan wollte diesem Beispiel folgen, als es sich Korea's bemächtigte. Seine Staatsmänner machten die Nothwendigkeit eines Coloniallandes für seine überfließende Bevölkerung dafür geltend. Der Zusammenhang einer Inselmacht mit festländischen Besitzungen bedeutet freilich die Zusammenschmiedung von Gebieten heterogener Bedingungen, zu deren Zusammenhalt die Seemacht allein auf die Dauer nicht genügt. Die englische Politik in Indien zeigt das ganze Unbehagen, womit die See- und Inselmacht die durch Rußlands Annäherung aufgedrängte Ausbreitung nach Centralasien hin auf sich nimmt. Die indische Halbinsel paßte in das englische System, aber die Besetzung von Tschitral ist einer von den aufgezwungenen Schritten vom Meere weg, durch die Rußland das insulare England zwingt, seine indische Rüstung immer continentaler, d. h. schwerer und kostspieliger zu gestalten.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. W. *Mrs. Humphry Ward.* The story of Bessie Costrell. London. Smith, Elder and Co. 1895. — Daß Mrs. Ward sich in das Leben und Treiben der Dorfbewohner vertieft hat, wissen wir bereits aus ihren drei großen Romanen, in denen sie manche kräftig charakterisirte Bauernfigur gestaltet hat. „Robert Elsmere" beginnt mit einer anmuthig vorgetragenen Dorfidylle, „David Grieve" verbringt seine traurige Jugend in Needham Farm, und die ersten Capitel von „Marcella" zeigen uns in dem Schicksal des Wilderers Hurd die verderbliche Wirkung der einseitigen englischen Jagdgesetze. „Bessie Costrells Geschichte" führt uns nicht aus den Grenzen des Dorfes Clinton heraus. Hier bilden die Dorfscenen nicht die Präludien zu einer von den großen Fragen unsrer Zeit durchtränkten Handlung, wie in den oben genannten Romanen. Die wenig umfangreiche Geschichte Bessie Costrells ist von Anfang bis zum Ende eine Dorfgeschichte. Der insbesondere gegen ihren letzten Roman „Marcella" erhobene Vorwurf, daß die hier eingeflochtenen Tendenzen in unkünstlerischer Weise den Gang der Handlung überwuchern, mag die Dichterin vielleicht veranlaßt haben, einen Stoff zu wählen, der sie einer solchen Gefahr von vornherein nicht aussetzen konnte. Bessie Costrells Geschichte schildert uns denn auch das Schicksal eines Menschenkindes, dessen Schuld lediglich aus dessen allzu menschlichen Schwäche erfließt. Bessie Costrell hat von einem entfernten Verwandten Geld zur Aufbewahrung bekommen und kann sich nicht enthalten, diesen fremden Besitz anzugreifen. Als der Diebstahl entdeckt wird, flüchtet sie vor den Folgen ihres Verbrechens in den Tod. Das ist mit wenig Worten der Inhalt der Geschichte Bessie's. Mrs. Ward zeigt hier nicht das geringste Bestreben, das Verbrechen Bessie's auf mit innigem Feuereifer dargelegte Gebrechen der herrschenden socialen Ordnung zurückzuführen, sondern sie bringt nur rein menschliche Motive vor. Allein wir glauben nicht, daß die poetische Gestaltungskraft, die Mrs. Ward hier walten läßt, so stark ist, daß sie das geistige Interesse, das sie mit ihren edlen Tendenzen in ihren Romanen erregt, aufwiegt. So sehr wir das rein künstlerische Streben, das die „Geschichte Bessie Costrells" offenbart, anerkennen müssen, so können wir diesem letzten Werk der Dichterin gegenüber dessen Vorgängern keine höhere Bedeutung zuschreiben. Als Höhepunkt ihres Schaffens ist wohl nach wie vor „David Grieve" zu betrachten, in welchem Roman sie es am besten verstanden hat, ihre Tendenzen mit einer starken, in vollem Zug dahinströmenden Handlung zu verschmelzen.

* „Mittheilungen aus der Bibliothek des Heilbronner Gymnasiums", so lautet der Titel des von Professor Edwin Mayser geordneten und beschriebenen alten Musikschatzes (in Commission bei C. F. Schmidt, Heilbronn), welcher lange Zeit nicht ans Licht gefördert war. Zum ersten Male war in den Monatsheften für Musikgeschichte im Jahre 1869 davon die Rede, als Robert Eitner durch Vermittlung von Immanuel Faißt in Stuttgart seine Bekanntschaft mit dieser Bibliothek als Besitzerin der Forster'schen Liedersammlung aus den Jahren 1552, 1556 und 1560 mitgetheilt hatte. Nun liegt das Verzeichniß dieses seltenen Notenschatzes, wohlgeordnet mit genauer Beschreibung der Titel der Werke,

den Vorreden, der Stimmeneintheilung, der Druckorte und der Herausgeber in philologischer Präcision, da und dorthin aufklärende Bemerkungen einstreuend, mit einer sachlich vorzüglich geschriebenen Vorrede vor uns. Demnach sind es 123 Bände, Sammelwerke, Werke einzelner Tonsetzer und 11 Manuscripte, zum ersten Male chronologisch und alphabetisch zusammengestellt. Die bekanntesten Namen deutscher Meister aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind vertreten; auch unbekannte Tonsetzer und bisher nirgends erwähnte Werke sind in dieser Arbeit nach ihren Titeln mit sichtender Feder beschrieben und es zeigt sich im engen Rahmen einer sonst trockenen Inhaltserklärung, dank der subjectiven Theilnahme des Verfassers an dem Gegenstand, ein lebenswarmes Bild einer der interessantesten Epochen der Musikgeschichte. Für den Musikforscher ist es ein köstlich Ding, die musikalischen Anschauungen und Empfindungen vergangener Zeiten in Sammelwerken von Männern wie Atropius, Berchem, Blantaigne, Champion, Galliculus, Gombert, Othmejer, Wolz u. a. auferstehen zu sehen. Wir führen absichtlich Namen an, welche zum guten Theil noch wenig bekannt sind. Aber auch hervorragende Meister von der Berühmtheit eines Arcadelt, Brumel, Josquin, Isaac, Orlandus Lassus, Cyprian de Rore, Willaert, Senfl u. s. f. sind in diesen Sammelwerken und Originalen reichhaltigst zu finden. Leider wanderten einige werthvolle Stücke, worunter ein Glareanus' Dodecachordon, Basel 1547, im Jahre 1878 gegen Eintausch von Doubletten an die kais. Bibliothek zu Straßburg. Einzelne Sammelwerke, so die fünfstimmigen Carmina vere divina aus dem Jahre 1550, dann vom Jahre 1552 Melodien zu Horazischen Oden in vierstimmiger Harmonie, ferner deutsche Psalmen von Dresseler, Hermann Finkhs berühmte Practica musica, 23 kirchliche Hymnen von Jacobo de Kerle (1559—1560) sind theils nur in der Heilbronner Bibliothek, theils außer in Heilbronn nur an einer Bibliothek noch vorhanden. Wir möchten Jeden, der ein tiefer gehendes Interesse für Musikwissenschaft hat, auf diese Veröffentlichung besonders aufmerksam machen, denn sie bezeichnet eine wesentliche Bereicherung unsrer Kenntnisse von der Geschichte der Musik im Reformationszeitalter.

Tübingen. Dr. E. Kauffmann.

* Während österreichische Verehrer des Aesthetikers Friedrich Vischer am 31. v. M. an seinem Sterbehause zu Gmunden eine Gedenktafel anbringen werden, wird, wie der „Schw. Merk." erfährt, ein anderes mühsames Werk der Pietät in rastloser Arbeit seinem Abschluß immer näher geführt. Friedrich Vischers Sohn Robert, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Göttingen, ist seit Jahren damit beschäftigt, den Wortlaut der Vorlesungen seines Vaters festzustellen, um sie in Druck zu geben. Einzelne Theile sind so gut wie fertig. Noch fehlen aber ausführlichere Nachschriften der eingehenderen Vorträge, die Fr. Vischer im Winter 1886/87 über ältere deutsche Poesie gehalten hat. Auch was über Klopstock, Schubart, Lavater, Wieland, Thümmel, über die Göttinger und über Goethe's und Schillers Jugendperiode zu Gebot steht, ist theilweise ergänzungsbedürftig. Aus den Shakespeare-Vorlesungen wären besonders erwünscht gute Nachschriften über Julius Cäsar, den Kaufmann von Venedig und die Lustspiele. Möchten frühere Hörer oder Hörerinnen des unvergeßlichen Lehrers ihre Hefte zur Einsicht gelangen lassen an Prof. Dr. R. Vischer, Göttingen, oder an Hrn. Schnürle-Schlüren, Stuttgart, Hermannstr. 6. Damit würden dieselben beitragen zum schönsten Denkmal, das dem Meister der Aesthetik noch errichtet werden soll.

∞ Im Sommer haben wir an dieser Stelle des Narrenstreichs der Gemeinderäthe von Avignon gedacht, die den alterthümlichen Ringmauern den Garaus machen wollen. Seither hat der Maire den Plan ausgeheckt, den Palast der Päpste in ein „Musée de la chrétienté" umzuwandeln und alle erforderlichen Millionen durch Weltbettel, Lotterien und Unterstützung aller geistlichen Autoritäten, allen voran Leo's XIII., aufzubringen. Das echt südländische, Tartarins aus Tarascon würdige Project ist in der französischen Presse viel beredet worden. Emil Gebhart hat überlegen, etwa in der Manier von Gregorovius' Gastbesuch beim herabgekommenen Legitimisten unter den provençalischen Municipien, für den Zauber des Avignoner Stadtbildes sich begeistert; Maurice Barrès statt eines christlichen ein historisches Museum der Provence angerathen. Das schönste und klügste Wort zu dem Rummel spricht im „Journal des Débats" jetzt Hallays; er erklärt das Museumsproject für einen Schwindel, der nur den Abderitenstreich der Wall-Zertrümmerung phrasenhaft maskiren soll.

* **Karlsruhe.** Die XIV. Plenarsitzung der Badischen Historischen Commission fand hierselbst am 21. und 22. October statt. Derselben wohnten 9 ordentliche und 3 außerordentliche Mitglieder, sowie als Vertreter der großh. Regierung der Staatsminister Dr. Nokk, G. R. Dr. Arnsperger und Ministerialrath Föhrenbach an. An Stelle des durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Vorstandes der Commission, G. Hfr. Prof. Dr. Winkelmann, führte auf Grund der Bestimmung des Statuts der Secretär derselben, Archivdirector Dr. v. Weech, den Vorsitz.

Seit der vorjährigen Plenarsitzung sind folgende Veröffentlichungen der Commission im Buchhandel erschienen: Ladewig, P., und Müller, Th., Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz. Lieferung 5. (Schluß des I. Bandes und Register.) — Fester, R., Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg. Lieferung 6 bis 8. — Schroeder, R., Oberrheinische Stadtrechte. I. Abtheilung: Fränkische Rechte. 1. und 2. Heft. — Krieger, A., Topographisches Wörterbuch des Großherzogthums Baden. 3. Abtheilung. — Kindler v. Knobloch, J., Oberbadisches Geschlechterbuch. Lieferung 2 und 3. — Badische Neujahrsblätter. 4. Blatt. Gothein, E., Bilder aus der Culturgeschichte der Pfalz nach dem dreißigjährigen Kriege. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge. X. Band. 1. bis 3. Heft nebst den Mittheilungen der Badischen Historischen Commission Nr. 17.

Für die Bearbeitung der Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz sind Archivassessor Dr. Cartellieri und Dr. Werminghoff thätig. Die Veröffentlichung der 2. Lieferung des II. Bandes durch Dr. Cartellieri ist für 1896 in Aussicht genommen, mit den im Generallandesarchiv zu Karlsruhe und in einer Reihe auswärtiger Archive vorzunehmenden Vorarbeiten für weitere Lieferungen sind beide Bearbeiter beschäftigt. — Von den durch Dr. Fester, Privatdocent in München, bearbeiteten Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg wird 1896 die 9. Lieferung, welche Register, Einleitung und Stammbaum enthalten wird, erscheinen. — Geh. Hofrath Prof. Dr. Schröder in Heidelberg, Prof. Dr. Cohn und Dr. Hoppeler in Zürich und (unter Leitung des Prof. Dr. Schulte) Dr. Beyerle in Konstanz bereiten die Herausgabe einer Reihe von Heften der Stadtrechte fränkischer Gebiete, sowie von Ueberlingen und Konstanz vor. — Der mit Unterstützung des Großherzogs und der Badischen Historischen Commission von Archivdirector Dr. v. Weech herausgegebene Codex diplomaticus salemitanus ist mit der Schlußlieferung des III. Bandes, welche das von Dr. Isenbart bearbeitete Register enthält, zum Abschluß gekommen. — Prof. Dr. Schulte in Freiburg wird die von ihm in Deutschland, der Schweiz und Italien gesammelten und noch zu sammelnden Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Handelsverkehrs der oberitalienischen Städte mit den Städten des Oberrheins im Mittelalter im Laufe des nächsten Jahres veröffentlichen.

Der von Archivrath Dr. Obser bearbeitete 4. Band der Politischen Correspondenz Karl Friedrichs von Baden befindet sich unter der Presse. In der Plenarsitzung sprach die Commission Hrn. Dr. Obser ihr volles Vertrauen und die Erwartung aus, daß er auch weiterhin, wie bisher, in bewährter Weise seine Kraft der Vollendung dieses Werkes widmen werde. — Unter der Leitung des Archivdirectors Dr. v. Weech ist Dr. Hauck an der Sammlung und Bearbeitung der Correspondenz des Fürstabtes Martin Gerbert von St. Blasien, Dr. Immich an der Bearbeitung der Nuntiaturberichte aus der Zeit vor Ausbruch des Orleans'schen Krieges thätig. Diese wird wohl im Laufe des Jahres 1896 zum Abschlusse gebracht werden können, während die Arbeiten an der Gerbert'schen Correspondenz auch noch das Jahr 1897 in Anspruch nehmen werden.

Archivrath Dr. Krieger wird im nächsten Jahre die vierte Abtheilung des Topographischen Wörterbuchs des Großherzogthums Baden veröffentlichen. — Von dem Oberbadischen Geschlechterbuche, das Oberstlieutenant a. D. Kindler v. Knobloch in Berlin bearbeitet, werden 2—3 Lieferungen erscheinen. — An den Arbeiten zur Herausgabe der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden ist unter Leitung des Archivdirectors Dr. v. Weech und des Geheimraths Dr. Wagner der Zeichner Fritz Held unausgesetzt thätig, welcher außerdem im Jahre 1895 für 72 badische Gemeinden, die bisher keine oder unrichtig stilisirte Wappen bezw. Siegel besaßen, neue Wappen auf Grundlage der vom Generallandesarchiv festgestellten Angaben entwarf. Für eine große Zahl dieser Gemeinden hat nach Helds Entwürfen Hofgraveur Mayer in Karlsruhe neue Stempel gestochen. — Mit Studien zur Bevölkerungsstatistik in badischen Gebieten ist auf Anregung des Prof. Dr. Bücher in Leipzig Dr. Eulenburg in Berlin beschäftigt. — Unter Leitung der Bezirkspfleger Prof. Dr. Roder, Archivrath Dr. Krieger, Prof.

Maurer und Prof. Dr. Wille waren, wie bisher, zahlreiche Amtspfleger thätig und haben im Laufe des Jahres 1895 die Archive und Registraturen einer größeren Zahl von Gemeinden, Pfarreien u. s. f. verzeichnet. Diese Verzeichnisse wurden und werden auch ferner in den Mittheilungen der Badischen Historischen Commission veröffentlicht.

Ueber den Inhalt der ersten 10 Bände der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", welche Prof. Dr. Schulte redigirt, wird das unter der Presse befindliche 4. Heft des X. Bandes ein ausführliches Register bringen. Gleichzeitig mit diesem ist auch schon das 1. Heft des XI. Bandes der Druckerei übergeben. Die Vollendung des ersten Decenniums der Neuen Folge dieser Zeitschrift gab der Commission Veranlassung, Hrn. Prof. Dr. Schulte ihre besondere Anerkennung für die vortreffliche Leitung derselben und die zuversichtliche Hoffnung auszusprechen, daß er ihr seine bewährte Kraft auch ferner erhalten werde. — Der Druck des von Dr. Fester bearbeiteten Neujahrsblattes für 1896 „Markgraf Bernhard I. und die Anfänge des badischen Territorialstaates" wird demnächst beginnen. Die Bearbeitung des Neujahrsblattes für 1897 hat Prof. Dr. Wille übernommen und als Thema das Schloß zu Bruchsal gewählt, an dessen Geschichte sich Schilderungen der Zustände des kleinen geistlichen Staates anreihen werden, dessen Oberhaupt in diesem Schlosse residirte.

Unter die wissenschaftlichen Unternehmungen der Commission sind die Bearbeitung einer Geschichte des schwäbischen Kreises von 1648 bis 1806 durch Dr. Frhrn. Langwerth v. Simmern, Privatdoc. in Marburg, und die Bearbeitung einer Geschichte der badischen Verwaltung von 1802 bis 1818 durch Dr. Theodor Ludwig aus Emmendingen aufgenommen worden.

* **Leipzig.** Mit einer Probevorlesung über „Reformation und Kunst" habilitirte sich Dr. phil. Walter Goetz, Mitarbeiter der hist. Commission bei der bayer. Akademie der Wissenschaften, für allgemeine Geschichte. — Prof. Dr. Heinrich Simroth hielt seine Antrittsvorlesung als außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät über „die einfachen Farben im Thierreich".

* **Halle.** Nachdem Ende September G.-R. Prof. Dr. Frhr. v. Fritsch hierselbst zum Präsidenten der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie deutscher Naturforscher gewählt worden, ist jetzt zu dessen Stellvertreter Prof. Dr. Wangerin (Halle) ernannt worden, der für den Präsidentensitz mit in der engeren Wahl gewesen war.

* **Berlin.** Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Facultät G. R. Dr. Richard Böckh ist zum ordentlichen Honorarprofessor in derselben Facultät ernannt worden.

* **Kiel.** G.-R. Prof. Esmarch ist auf unbestimmte Zeit beurlaubt; Dr. Bier ist vom Cultusminister mit der Vertretung des Directors der chirurgischen Klinik betraut worden.

* **Wien.** Am 29. v. M. ist hier der Custos der Hofbibliothek, Regierungsrath Wenzel Hartl, im 66. Lebensjahre gestorben. Derselbe (übrigens kein Verwandter des Directors der Hofbibliothek, Hofraths Wilhelm Hartel) wirkte seit vielen Jahren verdienstlich in seiner Stellung.

* **Utrecht.** Der jählings verstorbene Professor der niederländischen Sprache und Literatur Dr. H. E. Moltzer hatte erst vor einigen Wochen das Rectorat der Universität übernommen. Er war in allen auf das Mittelniederländische sich beziehenden Fragen eine anerkannte Autorität, am bekanntesten ist seine „Geschichte des weltlichen Schauspiels in den Niederlanden"; hervorzuheben sind ferner seine Arbeiten über die Dichterin Anna Roemer Visscher, über den Einfluß Shakespeare's auf das niederländische Schauspiel; gemeinschaftlich mit te Winkel gab er die „Bibliographie der mittelniederländischen Literatur" heraus. Moltzer begann seine Laufbahn als untergeordneter Beamter der Niederländischen Bank und wandte sich hier erst dem Studium der niederländischen, namentlich der mittelniederländischen Sprache zu, so daß er nach kurzer Thätigkeit als Lehrer an der höheren Bürgerschule in Haarlem an die Universität Groningen berufen wurde, die er im Jahre 1882 mit derjenigen von Utrecht vertauschte. Da er durch ein äußerst schmerzhaftes Nierenleiden heimgesucht war, nimmt man an, daß er freiwillig in den Tod gegangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 30. October folgende Schriften eingegangen:

Otto Klingelhöffer: Das Reichswahlgesetz; wie ist es entstanden, was soll daraus werden? Darmstadt, Arnold Bergsträßer 1896. — Adolf Wagner: Die akademische Nationalökonomie und der Socialismus; Rede. Berlin 1895. — Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg für 1894. Stuttgart, Carl Grüninger 1895. — Jukichi Inouye: Der japanisch-chinesische Krieg; deutsch von C. Birndt. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1895. — Wie leitet man eine Versammlung? Geschäftlicher Handweiser für Vorsitzende; von einem Reichstagsmitglied. Berlin, J. J. Heine. — Dr. Adolf Harnack: Das Christenthum und die Geschichte; Vortrag. Leipzig, J. C. Hinrichs 1895. — W. K. A. Nippold: Die Regierung der Königin Mary Stuart von England, Gemahlin Wilhelms III. Hamburg, Lucas Gräfe u. Sillem 1895. — Dr. Carl Peters: Das goldene Ophir Salomo's. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1895. — Joh. Paul Priem: Geschichte der Stadt Nürnberg. 2. Aufl. Hggb. v. Dr. Emil Reicke. Mit Illustrationen. 1.—33. (Schluß-) Lfg. Nürnberg, Joh. Phil. Raw 1896. — Hans Sachs-Kalender für 1896. Ebd. — Ottokar Lorenz: Genealogisches Handbuch der europäischen Staatengeschichte (2. Aufl. des „Genealog. Handatlas"). Berlin, Wilhelm Hertz 1895. — Otto Pfülf S. J.: Cardinal v. Geissel; aus s. handschr. Nachlaß geschildert. Bd. I. Freiburg i. Br., Herder 1895. — Dr. Wilhelm Fabricius: Die akademische Deposition; zur Sittengeschichte der Universitäten. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker 1895. — *Charles Waldstein:* The study of art in universities; inaugural lecture. London, Osgood, Mc Ilvaine a. Co. 1896. — G. Dehio: Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben. Straßburg, Karl J. Trübner 1895. — Dr. Gustav Richter: Unterricht und geistige Ermüdung. Halle a. S., Waisenhaus 1895. — Derselbe: Zur Frage der Gymnasialseminare. Ebd. — *Ἰωάννης Ἀργυριάδης: Κριτικαὶ καὶ ἑρμηνευτικαὶ διορθώσεις εἰς Θουκυδίδην. Ἀθήνησιν, ἀδελφ. Πέρρη* 1895. — Robert Voegler: Der Präparator und Conservator; Anleitung zum Ausstopfen rc. Magdeburg, Creutz 1895. — Emil Ertl: Miß Grant und andre Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Anton Renk: Küsse; Novelle. Kufstein, Ed. Lippott 1895. — Franz Lindheimer: Leben, Lieben, Singen; Gedichte. Heidelberg, J. Hörning 1896. — Camille Flammarion: Das Ende der Welt; deutsch von Karl Wenzel. Pforzheim, Ernst Haug. — Edwin Bormann: Neue Shakespeare-Enthüllungen. Heft II. Leipzig, Selbstverlag 1895.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 304. München, Samstag, 2. November. Beilage-Nummer 253.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

V.

Magister, Vous chantez moins clair que de coutume.
Colin d'Harleville, Monsieur de Crac.

Berlin, 20. Oct. 1895. — Die Wasser haben sich, denke ich, jetzt hinreichend verlaufen, um eine ruhige Betrachtung über den Münchener Katholikentag anzustellen und einer solchen, wie sie in guter Meinung vorgebracht wird, freundliches Gehör zu geben oder sie wenigstens mit jenem „compatimento" zu ertragen, dessen sich heilige Leute gegenüber uns armen, irrenden Weltkindern stets befleißigen sollten.

München hat heuer zum dritten Male den Besuch dieses katholischen Congresses gehabt, zum ersten Mal tagte derselbe dort im September 1861 unter dem Präsidium des streitbaren Freiherrn Heinrich v. Andlaw, das zweite Mal 1876 unter dem des Grafen v. Praschma-Falkenberg. Im Jahre 1890 sollte der Congreß wieder nach München kommen, er war aber an gewissen hohen Stellen damals nicht willkommen, und Windthorst erklärte daher in Koblenz: „Wir werden nach München kommen, nicht jetzt, aber später."

Nichts ist begreiflicher, als daß die deutschen Katholiken sich gern in der Hauptstadt Bayerns versammeln. Isar-Athen ist und bleibt von all unsern größeren deutschen Städten doch diejenige, welche stets die meiste Anziehungskraft besitzt. Die bayerische Residenz ist dank ihren kunstsinnigen Fürsten das eigentliche Museum unsres deutschen Vaterlandes: für bildende wie dramatische Kunst heute wie vor sechzig Jahren doch stets noch in einem gewissen Sinne die Hauptstadt. Und dazu eine Stadt, angefüllt mit einer guten und liebenswürdigen Bevölkerung. Ich stelle da manchmal Vergleiche an. Gehe ich durch die Theatiner- oder Maximilianstraße, so denke ich, wie gesittet und anständig die auf diesen Hauptstraßen des Münchener Verkehrs sich bewegende Bevölkerung gegen diejenige unsrer Friedrichsstraße erscheint; und wenn ich meinen Sonntagsspaziergang von Charlottenburg durch den Thiergarten mache und den Tausenden verrohter Gesichter unsres Berliner Mob begegne, so kommt mir das lustige Völkchen, das sich in den Octobertagen soeben wieder auf der Theresienwiese getummelt hat, wie ein Haufen unschuldiger Kinder vor, unter dem man wieder selber heiter und munter wird.

Das Münchener Kindl ist darum ein ganz vortrefflicher Geselle für Congresse jeglicher Art, vorab aber für den Katholikentag, der doch immer auf starke Fühlung mit den großen Massen des Volkes ausgehen muß und der sich unter einer gesunden, kernigen Bevölkerung vorwaltend katholischen Bekenntnisses sehr wohl fühlen muß. Es treten aber auch politische Erwägungen hinzu, welche München als Zielpunkt katholischer Congresse fort und fort empfehlen müssen. Bayern ist dem größeren Theil seiner Bevölkerung nach der vornehmste oder eigentlich der specifisch katholische Staat Deutschlands; es hat ein katholisches Fürstenhaus, welches Erbe ist der seit den Tagen der Liga aufs innigste mit den Geschicken des Katholicismus in Deutschland verflochtenen Hauptlinie der Wittelsbacher: kein Wunder, daß man sich hier wohl fühlt, wenn man über die Interessen der Kirche sich besprechen will.

Die erste Münchener Katholikenversammlung war sehr stark besucht; man sprach von zehntausend Theilnehmern. Diejenige von 1876 zählte dagegen nur einige Hundert Mitglieder. Diesesmal sind nach dem „Festblatt" (Nr. 2) 2700 Mitgliederkarten ausgegeben worden, doch scheinen, nach den Angaben der Blätter zu urtheilen, weit mehr, wohl zwischen 3000—4000 Personen an den öffentlichen Sitzungen theilgenommen zu haben. Quantitativ war also der Besuch ziemlich gut, indessen für eine Stadt wie München mit nahezu 400,000 Einwohnern im Grunde gerade nicht glänzend. Noch weniger qualitativ. Man verstehe mich nicht falsch. Ich halte alle Theilnehmer des Congresses für sehr brave und höchst respectable Leute. Aber der Personen, welche durch Stand und Bedeutung in Welt, Wissenschaft und Literatur hervorragen, waren denn doch verhältnißmäßig nur wenige da. Der Adel war durch zahlreiche alte und schöne Namen vertreten, doch waren nur wenige darunter, welche im öffentlichen Leben stehen, an der Politik thätigen Antheil nehmen oder sich gar herablassen, an den Bestrebungen der Literatur und Wissenschaft sich zu betheiligen. Von den alten Centrumsführern bemerkte man den Fürsten v. Löwenstein und die Herren v. Heereman, Graf Hompesch, v. Hertling, v. Kehler, Porsch; die übrigen schlafen den Schlaf des Gerechten oder sind „beurlaubt". Viele Bischöfe hatten den Zuschriften der Versammlung ihren Segen gespendet und ihre Zustimmung erklärt; in Persona aber waren nur die Erzbischöfe von München-Freising und Bamberg erschienen. C'è poco. Von Universitätsprofessoren sind als Theilnehmer aus München die Herren A. v. Schmid, Bach, Bardenhewer, v. Hertling, Grauert, von Würzburg Göpfert, von Freiburg Hoberg, von Braunsberg Dittrich genannt; das ist, numerisch, sehr, sehr wenig, denn das macht noch nicht ein halbes Procent der ca. 2000 Hochschullehrer Deutschlands; Hr. Schädler zieht gewiß daraus den Schluß, daß die deutsche Intelligenz an den Hochschulen nur in geringem Grad vertreten ist. Um so vollständiger war die sogen. „katholische" Presse in ihren Redacteuren anwesend, und auch das ist charakteristisch genug — es ist nicht die Wissenschaft, nicht der Episkopat, sondern in erster Linie die Presse, welche hier interessirt ist.

Bei allen Vorführungen dieser Art kommt für den Gesammteindruck alles auf die Regie an. Die besten Schau-

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 226 vom 1. October d. J., wo die Ziffer V. in IV. zu verbessern ist. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. D. Herausg.

spieler bringen, wenn es am Regisseur fehlt, kein ordentliches Stück zusammen. In München lag die Regie offenbar in guten Händen. Die Kölner waren mit ihren Erfahrungen und Einflüssen zur Hand, Graf Konrad Preysing hat seine Sache als manager geschickt gemacht; die besonnenen und ruhigen Elemente waren derart vorherrschend, daß die wilderen gar nicht zu Wort kamen. Man behauptet, es hätten sich nicht weniger als zweihundert Redner angemeldet, von denen nur achtzehn auserkoren wurden, und es ist als großes Verdienst der Rednercommission erklärt worden, daß sie „sich jeden Mann erst darauf besah, ob er Frieden oder Uneinigkeit bringen würde", und „daß sie nur Redner ersterer Qualität angenommen habe". Dr. Sigl berichtet in seinem „Vaterland" (Nr. 220), daß diese beim Festmahl gemachte Mittheilung mit eisigstem Schweigen aufgenommen wurde. Kein Wunder, wenn hundertachtzig unzufriedene Gäste am Tische saßen, denen die nicht gehaltenen Reden noch im Magen lagen, und dazu wohl mehrere hundert Gäste, welche aller Wahrscheinlichkeit nach an diesen verhaltenen Reden mehr Unterhaltung als an den gehaltenen würden gefunden haben. Denn, erklärt wieder Hr. Dr. Sigl, „daß das Verfahren der Rednercommission den Wünschen der bayerischen Katholiken auch nur einigermaßen entsprochen habe, können wir nicht behaupten. Dr. Lueger allein hätte mehr Anziehungskraft auf die Münchener und die Bayern überhaupt ausgeübt, als sämmtliche übrigen Redner zusammen". Ich glaube das auch. Und damit kommen wir auf die Thatsache, daß doch in klerikalen Kreisen stellenweise eine starke Verstimmung über den Münchener Katholikentag obzuwalten scheint. Darauf läßt schon die außerordentliche Beflissenheit schließen, mit der die Centrumsorgane, wie die „Germania" und „Kölnische Volkszeitung", die Versicherung geben und oft genug wiederholen, daß unter den Theilnehmern des Congresses durchaus keine Verstimmung geherrscht, sondern „vollste Befriedigung, reine und ungetrübte Freude über den großartigen, durch keinen auch noch so leisen Mißton getrübten Verlauf und Erfolg der Generalversammlung". Die „Frankfurter Zeitung", welche bei ihren zahlreichen Beziehungen zu geistlichen Herren solche Dinge doch wissen kann, hatte freilich ausgeplaudert, daß man die Zurückhaltung des Hofes und die Abwesenheit sämmtlicher bayerischer Minister während des Katholikentages „ziemlich unfreundlich" in klerikalen Kreisen besprochen habe. Daß auf dem Katholikentag jeder Auseinandersetzung über die im Centrum aufgetretenen Differenzen betreffs der wirthschaftlichen Fragen aus dem Wege gegangen wurde, entsprach gewiß der Auffassung der „Kölnischen Volkszeitung" (vgl. deren Nr. 271) und aller derjenigen, welche den Riß verkleistern und über dem Streit zwischen Agrariern und Industriellen die Fraction nicht „aus dem Leim" gehen lassen wollen, wie das jüngst Hr. Majunke als bevorstehend an die Wand gemalt hat. Aber es entsprach um so weniger der Meinung des „Bauernbundes", der sich im „Bayerischen Vaterland" (Nr. 195, 219) in der denkbar schärfsten Weise über die Vernachlässigung seiner Interessen und seiner Führer auf dem Münchener Katholikentag beschwerte. Amönitäten, wie die nachfolgenden, scheinen doch den Beweis einer gewissen „Verstimmung" zu liefern. „Ich erblicke", schreibt ein „Katholik" dem Dr. Sigl (Nr. 195), „den Hauptgrund des Niederganges des Centrums, namentlich in Bayern, darin, daß die Centrumsführer sich mehr und mehr als ‚Preußen' fühlen gelernt und sich uns Bayern gegenüber mit der Zeit denselben hochnäsigen Ton angewöhnt haben, der den ‚Stockpreußen' eigen ist und sie überall so ungenießbar macht"; „das sollte ein Katholikentag sein und war doch nur ein Conventikel zur gedankenlosen Verherrlichung des Centrums!" Es ist begreiflich, daß das Organ des Hrn. Sigl nun kaum ein gutes Haar an dem ganzen Congreß läßt; daß es der Mühe nicht werth findet, auf die vielen Reden einzugehen, „deren Inhalt so confus und weitgehend als möglich war" (Nr. 205); daß es der gesammten Versammlung „an jeder bestimmten, charakteristischen Färbung, jeder Physiognomie und ausgeprägten Haltung" fehlte; daß alle Fragen, die einer Klärung bedürften, vertuscht, allen Problemen die Spitze abgebrochen „und das Ganze zu einem allgemeinen katholischen Brei zusammengerührt wurde, wobei höchstens gegen Liberalismus, Socialismus, moderne Wissenschaft (die aber nie definirt wird) so ins Blaue hinein gewettert wurde". Es wird dann weiter die Freiheit der Discussion vermißt (eb. Nr. 186), die ewige Wiederholung banaler Siegesfanfaren (eb.) und „Aufwärmung des alten Kohls" (! eb. Nr. 219) beklagt, die Aeußerlichkeit der ganzen Veranstaltung und die kraftlose Opportunitätspolitik, namentlich in der Rede v. Hertlings über die römische Frage (eb. Nr. 204, 209, 219), die Machtlosigkeit der Resolutionen und der Unsinn, Resolutionen zu fassen, denen man keinen Nachdruck zu geben im Stande ist (eb. Nr. 204), hervorgehoben. In der norddeutschen katholischen Presse wird nun das Organ des Hrn. Sigl wohl nirgend mehr als ein „katholisches" angesehen und behandelt. Sicher gelten der Herausgeber des „Vaterland" und Hr. Dr. Ratzinger aber nach Ausweis der Abonnements auf das „Bayerische Vaterland" noch zahlreichen bayerischen Curaten als Katholiken und so wird man doch von einem einhelligen höchsten Wohlgefallen an der Katholiken-Versammlung von 1895 wenigstens bei den bayerischen Katholiken nicht sprechen dürfen. Hr. Dr. Cardauns aber wird gut thun, sich das ihm von der Isar her gewidmete Packet von Complimenten doch näher anzusehen; von dem groben Geschütz gar nicht zu reden, welches Hr. Prof. Sepp im „Deutschen Merkur" (Nr. 36 f.) der „römisch-katholischen Generalversammlung" als „Willkomm des Letztlebenden von den Gründern der katholischen Generalversammlungen" dedicirt hat. Dem gegenüber sind die Centrumsorgane nicht säumig gewesen, die guten Eigenschaften und die jetzt schon hervortretenden trefflichen Wirkungen des Münchener Tages ins Licht zu setzen. Die „Kölnische Volkszeitung" insbesondere hat (Nr. 574) herausgestellt, wie schön sich der Norden und Süden Deutschlands zusammen vertragen haben und wie sich in Folge des Congresses die Verhältnisse und die Leistungen der katholischen Vereine Münchens sofort hoben und verbesserten („Germania" Nr. 214), was, wenn man dem Sigl'schen „Vaterland" Nr. 185 glauben dürfte, allerdings außerordentlich noth that.

In liberalen Kreisen hat die Mäßigung und Vorsicht, die der Münchener Congreß, wenn man von der Rede des Hrn. Dr. Orterer absieht, im allgemeinen beobachtet hat, einen günstigen Eindruck gemacht, und die oben erwähnten ultramontanen Parteiorgane ermangeln nicht, diese guten Zeugnisse fleißig zu buchen. Es wird auch Sorge getragen, daß dies im Auslande geschieht, wie man sowohl aus den vaticanischen Blättern, als aus dem „Univers" und namentlich dem „Journal de Bruxelles" (Nr. 244 éd. de nuit) ersehen kann. Es macht fast einen komischen Eindruck, wenn man beobachtet, wie gewisse kleine Leute sich freuen, sobald ihnen einmal schwarz auf weiß gegeben wird, daß sie sich wie gebildete Europäer benommen haben. Indessen fehlt es auch nicht an Gegenstimmen, wie z. B. der energische Einspruch der „Wiener Allgemeinen Zeitung" (Nr. 247) gegen den „internationalen Charakter" des Congresses und dessen Einmischung in die Angelegenheiten Ungarns beweist. Den Generaleindruck in hiesigen liberalen Kreisen hat die Berliner Correspondenz der A. Z. in Nr. 242 im wesentlichen wiedergegeben. Man hat allgemein die Versammlung nicht bedeutend gefunden und nur der Behand-

lung der römischen Frage und der wohlgelungenen Verdeckung der wirthschaftspolitischen Divergenzen einige Aufmerksamkeit geschenkt. Als eine verdienstliche und durchaus erfreuliche Beigabe scheint allerseits die Kunstausstellung aufgenommen worden zu sein; wir müssen es uns leider versagen, auf diese Exposition religiöser Kunstwerke einzugehen, da dies Geschäft unsres Amtes nicht ist und da andrerseits sowohl die A. Z. selbst (Nr. 238 f.), als andere Blätter ausführlich über dieselbe berichtet haben. Es ist auch nicht unsre Absicht, auf all das, was in München geredet worden ist, hier einzugehen; unsre Betrachtung wird sich nur den wichtigeren Reden zuwenden, dann die vorgebrachten, bezw. zur Annahme gelangten Anträge kurz besprechen und endlich versuchen, diesen „Congreß“ in den richtigen Zusammenhang der Dinge zu bringen; denn jeglich Wesen und jeglich Geschehniß will, um zu seinem Rechte zu gelangen, in dem ihm günstigen Lichte gesehen werden.

Aus den Eröffnungsreden der ersten öffentlichen Sitzung ist nichts sonderlich Bemerkenswerthes zu erheben. Die Ansprachen der beiden Erzbischöfe beschränkten sich auf das, was man bei solchem Anlaß sagen kann; das war ganz so in der Ordnung. Der Koblenzer Justizrath Müller erntete als Präsident mit seiner Apostrophe wiederholten stürmischen Beifall, obgleich dieselbe nur Gemeinplätze über die Lebenskraft der Kirche vorbrachte. Sowohl Hr. Müller, wie gleich darauf Dr. Porsch forderten die absolute Freiheit der Ordensthätigkeit, einschließlich derjenigen der Jesuiten, als „ein in den Himmel hineinragendes Recht“. Ich habe vergebens mir klar zu machen gesucht, was Hr. Porsch eigentlich unter einem „in den Himmel hineinragenden Recht“ versteht; mein ukermärkischer Freund, der alte Rittergutsbesitzer, ist denn meiner schwachen Fassungskraft mit dem Nachweise zu Hülfe gekommen, daß die Jesuiten auch noch im Himmel eine eigene Provinz bilden und dort ihr Orden unaufgelöst die Ewigkeit hindurch bestehen werde. Den Verfassern der „Imago“ haben schon ähnliche Erwartungen vorgeschwebt. Der Stadtpfarrer Huhn hat von der Bekämpfung der Angriffe auf den Theismus gesprochen und dabei den katholischen Gelehrten die Werke der Herren Hettinger, Vosen, Pesch, Wingerath als reichste Fundgrube empfohlen. Es läßt das einen eigenthümlichen Schluß auf die theologische Bibliothek des frommen Redners machen; Thomas von Aquin, Pascal, Bossuet, Fénelon scheinen demnach auf dem besten Wege zu sein, bei der modernen Modetheologie rascher Vergessenheit anheimzufallen. Der Herr Graf Konrad Preysing erinnerte an Windthorst und stellte die etwas gewagte Behauptung auf: „sein Geist ist unter uns.“ Daß sich der edle Graf auf Montalemberts Wort auf dem ersten deutschen Katholikentage berief, muß als ein Anachronismus bezeichnet werden. In einer so strengkirchlichen Versammlung sollte der Name des Verfassers von „L'Espagne et la Liberté“ nicht mehr genannt werden. Nur unüberwindlicher „Irrthum“ könnte so sträfliche Inadvertenz einigermaßen entschuldigen.

Der Schule wandten die Herren Dr. Orterer und Wörle ihre Beredsamkeit zu; beiden kam das in Ansehung ihrer Stellung vollkommen zu. Herr Orterer nahm zunächst das staatliche Schulmonopol aufs Korn; er erinnerte an den Ausspruch „Hie Christenthum, hie Atheismus, den ein bedeutender Staatsmann in einem bedeutsamen Momente vielleicht mehr wahr als klug“ gethan habe. Der Graf Caprivi wird für diesen nachträglichen freundschaftlichen Fußtritt recht dankbar gewesen sein. Der Redner ging dann auf die Ertheilung des Religionsunterrichts in Preußen im Staatsauftrage und auf das Zedlitz'sche Schulgesetz über, dessen Fall die Herren vom Centrum offenbar noch heute nicht verschmerzen können, und betonte die Nothwendigkeit, daß auch den Mittelschulen der religiöse Charakter zurückzugeben sei. Sofort wurden die Gottlosigkeit der akademischen Lehrer à la Häckel und die liberalen Professoren der protestantischen Theologie, dann die Doctrinen der „Thier-Ethik“ und Verwandtes vorgenommen. In diesem Vortrage sind manche Vorkommnisse und Verhältnisse gerügt worden, welche auch wir nicht anders als aufrichtig beklagen können. Trotzdem kann man ihn nicht in allweg loben und man muß ihn selbst in einem gewissen Sinne bedauerlich finden, denn er zeugt doch von einer merkwürdigen Unfähigkeit, die wirkliche Lage der Dinge ins Auge zu fassen. Hr. Orterer wollte über das gesammte Schulwesen sprechen. Er reclamirt, wenn nicht offen, so doch versteckt, die uneingeschränkte Herrschaft der Kirche über die Volks- und selbst über die Mittelschule, ja seinen Prämissen nach müßte auch die Hochschule dem Klerus unterstehen. Zur Zeit, wo die Kirche zum Staate geworden war und die meisten staatlichen Culturaufgaben von jener absorbirt und bestritten wurden, war die Schule allerdings in allen ihren Etappen der Kirche unterworfen. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum des Ultramontanismus, sich nicht die Vorstellung aneignen zu können, daß dieses Verhältniß für immer aufgehoben ist und niemals wiederkehren wird. Was für die Kirche erstritten werden kann, das ist erstens das unzweifelhafte Recht des Kindes auf eine religiöse Erziehung; zweitens das ebenso unzweifelhafte Recht der Eltern, diese religiöse Erziehung der confessionellen Leitung, d. h. der Kirche, anzuvertrauen. Darüber hinaus kann und muß eine vernünftige Pädagogik geltend machen, daß dem Geiste und dem Gemüthe des Kindes eine einheitliche Bildung gegeben werden soll, daß es eine Thorheit und ein Unheil ist, den religiösen Conflict frühzeitig in die Seele des Kindes hineinzuwerfen, und daß aus diesem Grunde die confessionelle Schule sich vom Gesichtspunkt der Erziehungslehre allein empfiehlt. Eine andere Frage ist, ob sie bei dem heutigen Zustand der Geister und der gemischten Beschaffenheit der Bevölkerungen thatsächlich durchführbar ist, worüber sich keine allgemeinen Normen aufstellen lassen werden. Innerhalb dieses Rahmens werden sich Staat und Kirche über ein friedliches und sich gegenseitig unterstützendes Verhältniß leicht einigen können. Die Hoheitsrechte über die Schule vermag aber der Staat nicht aufzugeben, ohne seine eigene Idee zu zerstören. Darum hat auch die „Freiheit des Unterrichts“ ihre in der Majestät des Staates gegebene Grenze, die respectirt werden muß, weil es keinem Bürger freisteht, sich von den Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen, solange er Staatsbürger bleiben will, loszusagen, noch dem Staate möglich ist, ihn von solchen zu entbinden, ohne sich selbst zu negiren. Die Kirche in einen Kampf gegen die Oberhoheit des Staates über die Schule hetzen, heißt ein frivoles und völlig aussichtsloses Spiel treiben. Ein solcher Kampf wäre ein unsägliches Unglück, und sein Ergebniß wäre sicher die völlige Austreibung der Kirche aus der Schule; vielleicht aber und wahrscheinlich würden beide, Staat und Kirche, dabei zu Falle kommen. Man sollte sagen, der Anblick der belgischen Zustände müsse Jedem in dieser Hinsicht eine Warnung sein.

Daß ein Staatsbeamter, ein Gymnasialdirector dazu, diese Dinge nicht sieht, ist schon ein Curiosum; würde eine Regierung einen solchen Mann zu ihrem Rathgeber erküren, so wäre das ein noch viel seltsameres Curiosum. Wäre Hr. Orterer nicht ein so viel beschäftigter Parlamentarier, so hätte er übrigens, wenn er von der Schule sprechen wollte, reichen Stoff zu einer ersprießlichen Unterhaltung über diesen Gegenstand aus den mit seinem Berufe zusammenhängenden Dingen entnehmen können. Da war z. B. sehr vieles darüber zu sagen, was im Interesse einer wahrhaft christlichen Erziehung selbst unter der Herrschaft

der gegenwärtigen Zustände (die doch nicht so schlimm sein können, da Hr. Orterer an der Spitze eines königlichen Gymnasiums steht) seitens eines Lehrercollegiums, eines Gymnasialdirectors, eines Religions- und Geschichtslehrers geleistet werden könnte. Es hätte da von der vielfach in pädagogischer Beziehung ganz unzulänglichen Vorbereitung gesprochen werden dürfen, mit welcher unsre Lehramtscandidaten von den Universitäten an die Schulen kommen; es wären zahlreiche Punkte aufzuweisen gewesen, in welchen an unsern Gymnasien ohne Noth das erziehliche Element zurückgesetzt, bezw. gänzlich dem des formalen Unterrichts untergeordnet wird; es hätte hervorgehoben werden können, wie hochwichtig es wäre, für die bessere und den Anforderungen eines so herrlichen Amtes, wie das des Religionslehrers es ist, entsprechendere Heranbildung geeigneter Kräfte endlich Sorge zu tragen — eine Forderung, welche den hochwürdigsten Herren Bischöfen um so mehr ans Herz gelegt werden sollte, als dieselben diesem Gegenstand bisher keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet haben. Kurzum, eine Menge nützlicher und wichtiger Gesichtspunkte hätte ein praktischer Schulmann hier zu besprechen gehabt, und das wäre ersprießlicher gewesen, als eine allgemein gehaltene Declamation, welche keine greifbaren Ziele vor sich hatte. Wollte Hr. Orterer aber über die Universitäten sprechen, so war auch da manches zu sagen, was vorzubringen leicht nützlich gewesen wäre. Der Wunsch der ultramontanen Partei, die Lehrfreiheit der Hochschulen zu brechen, ist ja freilich bekannt und verständlich. Aber, von einzelnen Fällen abgesehen, ist dieser Herzenswunsch der Partei wenigstens bei uns in Deutschland vollkommen aussichtslos, selbst da, wo den Kammern über das Unterrichtsbudget von „sachverständigen" Referenten wie den HH. Orterer und Daller berichtet wird. Auch ist nicht abzusehen, daß der Jammer über die negative Richtung der meisten Professoren der protestantischen Theologie absonderlichen Erfolg haben wird. Dagegen könnte es schon recht erfolgreich sein, wenn einmal ein deutscher Katholikentag seine Stimme erheben wollte, um der in der „Kirche" jetzt beliebten Mißachtung und den Mißhandlungen der katholisch-theologischen Facultäten entgegenzutreten und ihr Mißfallen über Zustände zu bekunden, wie sie z. B. soeben sich wieder in Bonn herausgebildet haben.[1] Aber freilich, dazu gehörte ein Mannesmuth, von dem Diogenes mit der besten Laterne in unsern katholischen Casinos nichts mehr aufzuspüren wüßte.

Lassen wir indessen Hrn. Orterer mit seinem viel applaudirten Primaneraufsatz, der sich immerhin noch gut ausnimmt, wenn man die wohlgemeinte Beredsamkeit des Hrn. Volksschullehrers und Landtagsabgeordneten Wörle damit vergleicht. Was soll man zu Phrasen sagen, wie dieser: „Die Kirche hat ein unveräußerliches Recht auf den Unterricht" — also wohl auch auf den in der Mathematik und Geographie? oder: „erst wenn die Schule wieder vollchristlich ist, wird der Umsturzgefahr gesteuert und das Staatswohl am besten gewahrt werden." So ein Schulmeister weiß natürlich nichts von Geschichte. Im 14. und 15. Jahrhundert war die Kirche allein und unbestritten Herrin aller Schulen; trotzdem boten damals alle großen Städte Italiens, natürlich im kleinen, dasselbe Bild drohenden Umsturzes wie heute, weil ähnliche culturelle und volkswirthschaftliche Uebergangsverhältnisse vorlagen, wie sie sich in unserm Jahrhundert aus der Einführung der Maschine und aus der Agglomeration der Bevölkerung in den großen Capitalen ergeben haben. Die innere Geschichte des sinkenden Freistaates von Siena stellt geradezu ein Pendant zu der Geschichte der französischen Revolutionen von 1789 an bis zur Commune von 1871 dar, und es wäre nicht schwer, Reden anzuführen, welche zwischen 1300 und 1500 auf den öffentlichen Plätzen von Siena und Florenz von den damaligen „Volksmännern" gehalten wurden, und die ebenso in den Mund unsrer Bebel und Liebknecht paßten; ja unsre modernen ultramontanen Agitatoren könnten von jenen ihren Vorgängern noch manches lernen über die Kunst, auch der nichtsnutzigsten Volksverführung den Mantel streng kirchlicher Gesinnung und überfließender Andacht umzuwerfen. Und im 18. Jahrhundert lag z. B. in Frankreich der untere, mittlere und höhere Unterricht fast ganz und ausschließlich in den Händen des Klerus, insbesondere der Jesuiten. Wie wohl der Staat sich dabei befunden hat, zeigt das Jahr 1789. Fast alle Führer der Revolution hatten, was sie überhaupt gelernt hatten, bei den Jesuiten gelernt. Das Recept hat damals versagt, wie es heute versagen würde; nicht allein, weil die jesuitische Erziehung weit mehr äußerliche Dressur als wahre Erziehung und Bildung ist, sondern hauptsächlich deßhalb, weil Magenfragen sich auch nicht mit den besten Theorien und den schönsten religiösen Uebungen allein erledigen lassen. Die sociale Frage aber ist und bleibt in erster Linie eine Magenfrage. Das sagen wir auch Hrn. Bachem, der in seiner Rede gegen die Socialdemokratie diese wieder als eine Frucht des Liberalismus brandmarkte. Das Centrum hätte alle Ursache, auf diesem Thema nicht herumzureiten, denn die liberalen Politiker könnten ihm eine ganze Aehrenlese aus der theologischen Literatur des 13. und 16. bis 17. Jahrhunderts entgegenhalten, wenn sie den Beweis für die ebenso thörichte Behauptung antreten wollten, der Socialismus sei die Frucht der scholastischen und jesuitischen Theologie. Diese gegenseitigen Recriminationen über die Frage, wer die Schuld trägt an der Ausbildung von Verhältnissen und an der Entstehung von Bewegungen, die sich mit Naturnothwendigkeit aus bestimmten ökonomischen Prämissen entwickeln mußten, ist so thöricht wie möglich und kann schließlich nur den Socialdemokraten selbst Vergnügen und Nutzen bringen. Im übrigen hat Hr. Bachem das, was man der socialdemokratischen Volksverführung gegenüber sagen kann, sehr gut und eindringlich zusammengefaßt; man kann ihm dafür nur dankbar sein.

Dem Schlossermeister Schirmer hatte man einige Gemeinplätze über und zu gunsten der Arbeitervereine zurecht gemacht. Was er sagte, nimmt sich immerhin noch recht gut und verständig aus gegenüber den Expectorationen des Hrn. Gröber, der de omnibus possibilibus et quibusdam aliis rebus herumlichterte. Professor Schaepman aus Holland sprach über die Reunionsbestrebungen Leo's XIII., d. h. er beschränkte sich darauf, die Friedensabsichten des Papstes zu preisen, ohne irgendwie auf die einer Union günstigen oder ungünstigen Conjuncturen der Gegenwart einzugehen. Auch das war nichts weniger als ernstliche Arbeit. Und ebenso wenig war das die Rede des Hrn. Grafen Zichy. Das war das Geplauder eines enthusiastischen alten Herrn, in welchem nichts Bemerkenswerthes war als der Ausfall gegen den Fürstbischof Vaszary und die vollkommene Unklarheit über die wirkliche Lage der Geister. Geradezu komisch mußte es wirken, wenn der edle Graf sich zu dem Ausruf verstieg: „Die Kirche muß irdisches

---

[1] Was man darüber hier in Berlin aus bester Quelle erfährt, ist geradezu unglaublich. Die Leitung des erzbischöflichen Convicts macht es den Studirenden der Theologie unmöglich, an den seminaristischen Uebungen der Professoren der Theologie theilzunehmen, und wo sich der Kirchenhistoriker darüber beschwert, antwortet die Curie damit, daß sie denselben beim Cultusminister (!) wegen angeblicher Unkirchlichkeit in seinen Ansichten und Vorträgen verklagt. Und doch ist Prof. Schroers einer der strenggläubigsten und wärmsten Katholiken, der es selbst über sich gebracht haben soll, das Lob der spanischen Inquisition zu singen. Und dieser ganze Zank wird in den Bonner Localblättern ausgefochten!

und himmlisches, weltliches und kirchliches Gesetz scheiden", — das soll man nur thun, so wird der Friede in Ungarn sich leicht, wenigstens in Hinsicht des Civilstandsgesetzes, herstellen lassen. Wenn die ungarischen Katholiken aber keine stärkeren geistigen Potenzen ins Gefecht zu schicken haben, als diesen, der geistigen Bewegung des Jahrhunderts offenbar ganz fremd gegenüberstehenden, juristisch und staatsrechtlich völlig ungeschulten Magnaten, so müssen sie freilich den Kürzeren ziehen. Hat man diese Rede gelesen, so begreift man die Schwierigkeiten, welchen der Primas Vaszary und die Mehrheit des ungarischen Episkopats begegnete.[1])

Ich gehe auf die Schlußreden der HH. Lieber und des Präsidenten Müller nicht ein, um den beiden wichtigsten Vorträgen, welche auf dem Congreß gehalten wurden, noch einigen Raum zu gewähren. Es sind das die Reden der HH. Professoren v. Hertling und Grauert. Beide sind angesehene Lehrer der Münchener Universität, beide verdiente Gelehrte und Männer von ebenso unzweifelhaft ehrlicher Ueberzeugung als gemäßigter Gesinnung. Ihr Auftreten hat, das darf man ruhig annehmen, den ganz bestimmten Zweck gehabt, den Katholikentag in ein günstiges Licht zu setzen und die gemäßigten Elemente als die auf demselben maßgebenden erscheinen zu lassen. Der Reichsrath Frhr. v. Hertling sprach über Rom und den Papst im Jahre 1895, bezw. über die „römische Frage". Er feierte zunächst das Jubiläum der Declaration der päpstlichen Unfehlbarkeit und zugleich mit emphatischer Betonung seiner deutschpatriotischen Gefühle das der deutschen Siege von 1870. Nachdem die Ereignisse des 20. September 1870 erwähnt waren, beklagte er die seither eingetretene Profanirung der Denkmäler des alten Rom, das Verschwinden der Santa atmosfera di Roma. (!) Es heißt dann weiter: „durch die Bresche bei Porta Pia sei der Abschaum von ganz Italien eingezogen; der Papst sei ein Gefangener in seinem Palaste, angesichts der Unmöglichkeit, diesen Raum zu überschreiten. Niemand werde im Ernste behaupten wollen, der heil. Vater könne den Vatican verlassen und sich ungehindert und unbelästigt in der Stadt und, wo immer er wolle, bewegen. Er sei in der Ausübung seiner Hirtenthätigkeit behindert, da er in Rom selbst bei der Spendung des Religionsunterrichts von der Genehmigung weltlicher Behörden und ihrem guten Willen abhängig sei. Geblieben sei aber der historische Charakter der Stadt, Rom sei auch heute noch die Hauptstadt des Katholicismus, der Mittelpunkt der Christenheit; geblieben sei der Papst in seiner ganzen Bedeutung, in dem ganzen Umfang seiner geistigen Herrschaft. Geblieben sei darum aber auch die römische Frage. Die jetzige Lage des Papstes sei eine unwürdige und unerträgliche, der oberste Lehrer, der oberste Hirte und Richter dürfe keinem irdischen Souverän unterworfen sein; es sei das keine bloße innere Angelegenheit des Landes, sondern das Interesse aller Katholiken des Erdkreises." Es folgt ein Passus, den ich bekenne nicht verstanden zu haben, vermuthlich, weil meine Logik nicht so scharf ausgebildet ist wie die eines Professors der Philosophie. „Aber der Kirchenstaat, so wenden abermals die Gegner ein, hat doch nicht immer bestanden. Darauf antworten wir: weil die territoriale Souveränetät eine Nothwendigkeit für das Oberhaupt der Kirche und die volle Entfaltung seiner Thätigkeit bildet, darum, weil jener geschichtliche Proceß, der zur Entstehung des Kirchenstaates führte, mit der Entfaltung dieser Thätigkeit Hand in Hand gegangen ist, und weil wir darum auch in den einzelnen Momenten jenes Processes deutlich die Spuren der göttlichen Leitung erblicken, in der Verlegung der Kaiserresidenz nach Konstantinopel [die Verlegung der Residenz nach dem Orient ging nicht von Konstantin aus, der sie einfach übernahm, sondern von Diocletian, dem grimmigsten Feind der Kirche!], wie in der Verbindung der Päpste mit dem katholischen Frankenkönige. Gewiß, es war ein geschichtlicher Proceß, der zur Entstehung des Kirchenstates hinführte, weil er dazu hinführen sollte(!). Den Papst seiner territorialen Unabhängigkeit berauben, heißt darum (!) sich dieser göttlichen Leitung entgegenstellen, heißt die Kirche Christi von der gewonnenen Weltstellung wieder abdrängen und in ihrer Wirksamkeit hemmen, heißt die Kämpfe und Mühsale vergangener Jahrhunderte wiederum hervorrufen."

Sollte hier dem Hrn. Professor philosophiae v. Hertling nicht so etwas wie eine petitio principii, oder was man einen circulus vitiosus nennt, passirt sein?

Sehr bemerkenswerth ist dagegen der Schluß der Hertling'schen Rede, wo ausgeführt wird, daß man zur Restauration des Papstes keine kriegerischen Verwicklungen heraufzubeschwören gedenke; daß man sich von einer solchen gewaltsamen Restauration keinen längeren Bestand als von derjenigen des Jahres 1849 verspreche; daß man der Wiederherstellung des alten Kirchenstaates auf den Trümmern des heutigen Italiens nicht das Wort rede und die Ueberwindung der Revolution nur von einer innerlichen Gesundung der italienischen Verhältnisse, von einer freiwilligen Rückkehr des italienischen Volkes zum Papste erwarte, also auch keineswegs gegen den Dreibund sei. Diese Erklärungen sind, wie man erzählt, als Ausfluß einer schwächlichen Opportunitätspolitik von einem Theil der Zuhörer „sehr unwirsch" aufgenommen worden (so berichtet Sigls „Vaterland" Nr. 209). Kein Wunder, denn Hr. v. Hertling ist damit so ziemlich auf dem Standpunkt der Döllinger'schen Odeonsvorträge von 1861 angelangt; man denkt unwillkürlich an den berühmten Schluß derselben: „Wir können zuversichtlich erwarten, daß, was auch kommen möge, dem Stuhle Petri sein Delos nicht fehlen werde, und sollte es erst aus dem Meere emporsteigen."

Es ist jedenfalls merkwürdig genug, daß diese Rede mit ihren Schlußsätzen auf dem Katholikentag gehalten werden durfte. Man weiß natürlich nicht, in wie weit sie sich der Billigung der führenden Kreise erfreute und ob sie nicht auf der ganzen Linie desavouirt wird. Geschieht das nicht, so kann man kühnlich behaupten, daß mit der Hertling'schen Rede der Opportunismus seinen Einzug ins Centrum gehalten hat. Sicher ist, daß die Todten heute schneller wie jemals reiten. Auf die Sache selbst gehen wir hier nicht ein, da wir die Absicht haben, unsre nächsten Briefe der Betrachtung des 20. September und der römischen Frage zu widmen.

Aus dem Vortrage des Professor Grauert sprach eine warme Begeisterung für die Wissenschaft und ihr Bündniß mit dem Christenthum. Der Redner ließ sich angelegen sein, der zunehmenden Gottlosigkeit gewisser gelehrter Kreise die Thatsache entgegenzuhalten, daß doch auch heute noch hochangesehene Gelehrte katholischen wie protestantischen Bekenntnisses (hier wurden Curtius und Roscher genannt) auf Seite der gläubigen Auffassung stünden. Das Verzeichniß der hier gegebenen Namen hätte sich vermehren und verbessern lassen. Wohlthuend berührte es, wie Hr. Grauert sich über die Nothwendigkeit, die Zahl der katholischen Professoren an den deutschen Universitäten zu vermehren, geäußert hat. Hier hat er unsern ganzen Beifall, weniger in dem, was er über die Ursachen des Niedergangs der katholischen Wissenschaft gesagt oder vielmehr verschwiegen hat.

[1]) Der ungarische Episkopat hat bekanntlich soeben einen Hirtenbrief in Angelegenheiten der Civilehe ausgegeben, welcher nach der Auffassung der Regierungsorgane „die Loyalität und Friedensliebe desselben mit unverkennbarer Deutlichkeit und Entschiedenheit bekundet". Da der Budapester Correspondent der Allg. Ztg. (Nr. 268) seine Zweifel an der Richtigkeit dieser Annahme ausgedrückt hat, möchte der Spectator seinerseits feststellen, daß er ganz auf dem Standpunkt steht, welcher diesen Hirtenbrief dictirt hat, und daß derselbe seinen vollen Beifall hat.

Ich muß mir hier eine allgemeine Bemerkung erlauben. Wenn man ex professo von Katholicismus und Wissenschaft spricht, so sollte man m. E. doch einmal tiefer in den Gegenstand hinein steigen und klar darlegen, wie jetzt thatsächlich die Lage ist, und um was es sich zwischen Christenthum und Wissenschaft handelt.

Die exacten Wissenschaften glauben die vollkommene Gesetzmäßigkeit alles Geschehenden und alles uns in der Natur entgegentretenden Lebens erwiesen zu haben; die historische Kritik leugnet, daß, soweit die Thatsachen der Vergangenheit controlirbar sind, dieser Annahme widersprochen werden könne. Dieser Weltanschauung, welche keinen Platz für übernatürliche Vorgänge läßt, steht der christliche Glaube schnurstracks entgegen. Wie die Sachen gegenwärtig liegen, ist an einen objectiven Ausgleich der beiden Standpunkte vorläufig nicht zu denken; der Ausgleich existirt nur individuell, d. h. in Gott sei Dank zahlreichen Individuen, denen die inneren Lebenserfahrungen und die nicht wegzudisputirenden Thatsachen des Gemüthes diese Harmonisirung gewonnen haben: für alle, die es trifft, ein unsagbarer Segen, aber weit mehr eine Gnade denn ein Verdienst. Der Allgemeinheit wird dieses Glück erst auf dem Wege eines langen und schmerzlichen Processes wieder zugeführt werden können, und es kann erst eintreten, wenn, in einem ungeheuern Maßstab, die Menschheit abermals die Einsicht gewonnen haben wird, daß sie aus und in sich selbst nicht zu ihrem Ziele kommen kann.

Diese Anschauung lehrt eine ruhige, liebevolle Ertragung des Irrenden. Sie hat keine Injurien für den redlich Strebenden und Forschenden; sie verkehrt mit ihm wie Jesus mit Nikodemus und vergißt nicht, daß geschrieben steht: non misit Deus Filium suum in mundum, ut judicet mundum, sed ut salvetur mundus per ipsum (Joh. 3, 17). Wir meinen, wären alle von dieser Gesinnung durchdrungen und von der Schwierigkeit unterrichtet, mit welcher der suchende Geist des Forschenden heute zu kämpfen hat, so müßte die Discussion eine friedlichere, die Stimmung eine gesündere, das Verhältniß der sich entgegenstehenden Richtungen ein freundlicheres und damit die Chance eines Ausgleiches eine günstigere werden. Nichts könnte uns mehr freuen, als wenn unsre „Briefe" nach dieser Richtung eine vortheilhafte Einwirkung gewinnen könnten. Denn wahrlich, es handelt sich für uns nicht darum niederzureißen, sondern aufzubauen, und wenn unsre Kritik alles Ungesunde und Unwahre scharf unters Messer nimmt, so geschieht es nur, um das Recht zu gewinnen, alles Gesunde und Lebensfähige um so nachhaltiger zu fördern.

Die Anträge, welche auf der Katholikenversammlung zu München eingegangen, bezw. verhandelt worden sind, finden sich in dem Festblatt Nr. 2 und in unsrer Allg. Ztg. Nr. 239 im wesentlichen zusammengestellt. Manche dieser Anträge, wie diejenigen betreffs des Raphael-Schutzvereins, der Abschaffung des Duells, der Beseitigung der übermäßigen Sucht nach Veranstaltung von Festlichkeiten, der Einrichtung von Asylen für Obdachlose, der Förderung der christlichen Kunst (Bach) und der Heranbildung jugendlicher Kräfte für die Hochschulen (A. v. Schmid) werden sich auch bei Nichtkatholiken allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. Das gleiche gilt von dem Bach'schen Antrag, betreffend Unterricht und Erziehung. Von den übrigen Anträgen werden manche auf Widerspruch stoßen, auch in ihrer Begründung. Da ich sie nicht gesehen, muß ich mir ein Urtheil darüber versagen, ob die Münchener Kunstausstellungen dieses Jahres wirklich, wie Hr. Prof. Dittrich in seinem Antrag behauptet, „Sümpfe von Gemeinheit und Prostitution" darstellen. Die Allg. Ztg. setzt dazu ein, wie ich vermuthen darf, nicht unberechtigtes Ausrufungszeichen. Verschiedene Anträge beschäftigen sich sehr angelegentlich mit der „Universität" (?) Freiburg in der Schweiz, der man möglichst viele Unterstützung und bessern Besuch zugewandt sehen möchte, und mit der in Salzburg zu gründenden katholischen Universität für die deutschen Katholiken. Wir erfahren, daß für letzteren Zweck jetzt etwa 700,000 Gulden gesammelt sind. Irre ich nicht, so haben die Sammlungen dazu vor etwa dreißig Jahren begonnen. Das bisher gesammelte Capital übersteigt das durchschnittliche Jahresbudget der mittleren Universitäten und kommt ungefähr demjenigen der größten gleich. Man müßte, um eine concurrenzfähige Hochschule zu gründen, also ein Capital von mindestens 10 Millionen Mark beisammen haben. Sprechen wir nach dreißig Jahren einmal wieder von der Sache.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Versammlung betreffs der römischen Frage einen Antrag Hertling-Lieber (gegen einen anderen inhaltlich identischen des Fürsten Löwenstein) annahm, welcher die in den früheren Generalversammlungen wiederholt gefaßten Anträge einfach wiedergibt; es wird darin die „Wiederherstellung der territorialen Souveränetät des heiligen Stuhles" gefordert. Abgelehnt wurde der Antrag eines Pfarrers Heckner in Neustift, dahin gehend: „der Liberalismus in der kirchlichen Kunst ist ebenso zu bekämpfen wie der Liberalismus in der Presse." Leider erfahren wir nicht, was das für eine neue Ketzerei ist, welche sich der fromme Urheber dieses Antrags unter „Liberalismus in der christlichen Kunst" denkt. —

Hat nun der Münchener Katholikentag seinen Zweck erreicht? Und welches war dieser Zweck?

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man den Beweis antreten, daß die ultramontane Partei seit langen Jahren darnach strebt, sich der Regierungsgewalt in Bayern zu bemächtigen. Weniger bekannt ist, in wie weit sie der Verwirklichung dieser Absicht näher gekommen ist und in wie weit die Regierung die Zügel des Regiments zu gunsten der Partei allmählich und ersichtlich ihren Händen entgleiten ließ.

Die ersten Anzeichen einer Nachgiebigkeit der königlichen Regierung gegen die ultramontanen Tendenzen reichen bis in den Landtag der Jahre 1881—1882 hinauf und treten in zwei bekannten Berufungen an die Universität München hervor. Damals hat sich zuerst die Sitte eingebürgert, durch Concessionen auf dem Gebiete der Verwaltung von der ultramontanen Partei die Bewilligung des Budgets zu erkaufen, ein Verfahren, welches geeignet ist, die monarchische Verfassung allmählich in die parlamentarische Regierungsform hinüberzuleiten. Die Krone hat dabei nichts zu gewinnen, alles zu verlieren; ein Zacken nach dem andern wird ihr bei solchem Spiel unbemerkt ausgebrochen, bis nichts mehr übrig bleibt als der leere Schemen der Majestät.

Im Vatican war man mit diesem Gange der Dinge nicht unzufrieden, und es erfolgte jenes päpstliche Compliment an den bayerischen Gesandten, Hrn. v. Cetto, welches, in München als gutes Leumundszeugniß des Ministeriums v. Lutz mit sichtlicher Freude colportirt, die zornige Entrüstung der „Patrioten" hervorrief und Sr. Heiligkeit eine Verlegenheit bereitete, aus welcher man sich durch die Encyklica vom 22. Dec. 1887 herauszuziehen suchte. Hier wurde die volle Erfüllung des bayerischen Concordats gefordert, ein Vorgehen, welches das Memorandum der Bischöfe von 1888 und den Ministerialerlaß von 1889 hervorrief. Das bayerische Staatsministerium konnte sich in dieser Entschließung der Anschauungsweise der Curie und der Bischöfe nicht anschließen, aber es weigerte sich nicht, Einzelconcessionen an die Stelle des vollen Vollzugs des Concordats zu setzen. Jetzt begann der Sturm auf das Ministerium Lutz. Die liberale Presse, in kirchenpolitischen Dingen fast immer von bemerkenswerther Kurzsichtigkeit, hatte für das Vorgehen

der „patriotischen" Partei nur Hohn und Spott, die liberale Partei sah die Fragen nicht, um die es sich handelte, und meinte alles gethan zu haben, wenn sie das Ministerium v. Lutz stützte und sich erhielte, auch wo dieses bereits gewillt war, sich auf möglichst sanfte Weise in die offenen Arme seiner Gegner zu stürzen. Die Krankheit des Staatsministers v. Lutz im Winter 1889—1890 führte eine entscheidende Wendung herbei. Beim Leichenbegängniß des Frhrn. v. Franckenstein ward der Pact des Ministeriums mit der ultramontanen Partei in liebenswürdigster Weise eingeleitet. Es folgte bald darauf, im Ausschusse des Reichsrathes, die Anregung der Altkatholiken- und der Redemptoristenfrage, die Preisgebung der Altkatholiken durch den Erlaß vom 15. März 1890. Damit wurde das Budget in der Zweiten Kammer erkämpft, in welcher förmlich erklärt wurde, daß die ultramontane Partei nur mit Rücksicht auf die jetzt angenommenen Verwaltungsmaximen in die materielle Prüfung des Budgets eintrete. Uebrigens erscheint unserer schwachen Einsicht eine Verweigerung des Budgets „aus politischen Gründen" für das monarchische Princip viel bedenklicher, als die vergleichsweise harmlose Ertheilung eines Mißtrauensvotums an die Minister.

Seinen Abschluß erhielt dieses Stadium der Incubation durch den Rücktritt des Ministers v. Lutz und die Ernennung des bisherigen Polizeipräsidenten v. Müller zum Cultusminister. Hr. v. Müller hatte im Grunde schon längst von der Weinstraße aus in alle Geschäfte hineinregiert. Eine Zeitlang schien es, als sollte, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, an der Politik König Ludwigs I. festgehalten werden; sehr bald aber gerieth die Müller'sche Politik weit ab von den Pfaden, welche Ludwig I. sowohl dem Landtag als der Kirche gegenüber eingeschlagen hatte, um sich in das Dickicht ultramontaner Parteibestrebungen zu verlieren. Hr. v. Müller besaß in hohem Grade die Eigenschaften eines höheren Polizeibeamten; diejenigen eines Staatsmannes fehlten ihm ganz, weil der Mann, der hinter dem Minister steckte, klein war und sein Charakter sich nicht über das Niveau eines sehr brauchbaren Subalternbeamten erhob. Die außerordentliche Deferenz des neuen Cultusministers gegen die Bischöfe war sehr bald eclatant. Schlimmer war die beständige Rücksichtnahme auf die Herren Daller und Orterer bei zahlreichen Acten der Verwaltung. Nunmehr ward der Referent über das Cultusbudget in der Zweiten Kammer ein maßgebender Factor im Staatsleben: der Ausschuß trat thatsächlich an die Stelle der Kammer und der Referent an die Stelle des Ausschusses. Damit ging die Einführung des ultramontanen Elements in die Erste Kammer wie in die Verwaltung Hand in Hand. Personen, welche einen tieferen Einblick in das Räderwerk der ministeriellen Administration besaßen, äußerten uns gegenüber damals, Hr. v. Müller sei auf dem besten Wege, die bayerische Verfassung in eine klerikale Bauernrepublik zu verwandeln.

Ein günstiges Geschick schien Bayern vor der völligen Capitulation zu bewahren. Wollte der Nachfolger des Hrn. v. Müller die Autorität der Regierung wiederherstellen, so begegnete er gleich von Anfang den größten Schwierigkeiten. Die ultramontane Partei unternahm es sofort und ohne Anstand, Hrn. v. Landmann sein Verhalten zu dictiren. „Einem bayerischen Cultusminister der Gegenwart", schrieb damals (am 4. April) die „Augsb. Postzeitung", „drängen sich Beziehungen zum Ultramontanismus ganz von selbst auf. Das liegt in seinem Amte, das liegt auch in der Richtung, welche von maßgebendster Seite in Bayern gewünscht wird. Und was die Centrumspartei anbelangt, so sagen wir offen heraus: Ein bayerischer Cultusminister kann im Jahre 1895 im offenen Kampfe gegen die große conservativ-katholische Partei im Lande und in der Kammer nicht regieren. Ein liberaler Cultusminister nach Lutz'schem Muster ist heutzutage in Bayern unmöglich." Ein sehr merkwürdiges Licht auf die Verhältnisse warf auch die Rede, welche der Vertreter des Wahlkreises Amberg, Hr. Oberlandesgerichtsrath v. Walter am 19. August d. J. vor seinen Wählern hielt. In mancher Hinsicht interessant waren die Ausführungen des zeitweiligen Landtagspräsidenten, auch durch die Offenheit bemerkenswerth, mit welcher Hr. Walter über den von ihm „hinter den Coulissen" geübten Einfluß berichtete (wobei er ad vocem der von ihm geförderten Bahnlinien doch nicht die Eisenbahn Mühldorf-Altötting-Burghausen hätte vergessen sollen, deren Durchsetzung gegen die ungleich billigere Linie Neuötting allerdings in erster Linie ein Verdienst des P. Cyprian ist). Vor allem aber ist nicht zu übersehen, wie Hr. v. Walter ausdrücklich betont hat: „Unter dem Ministerium Müller hätten sich die Verhältnisse entschieden gebessert. Der frühzeitige Hingang dieses hochverdienten Mannes habe wohl überall in katholischen Kreisen große Bestürzung (sic!) hervorgerufen, aber Redner könne versichern, daß es der allerhöchste Wille und der des Gesammtministeriums sei, daß der neue Minister die Bahnen seines Vorgängers wandle und den religiösen Frieden wahre. Eine Frucht dieser Politik sei die befriedigende Lösung der Münchener Schulrathsfrage." Auch sagte Hr. v. Walter: „Die Vergangenheit zeige den Weg, den das Centrum in der Zukunft gehen müsse. Hätte es nicht in der Culturkampfzeit so tapfer gekämpft, so hätten wir den preußischen Einheitsstaat, wie ihn die Liberalen wollten; daß wir in demselben Heloten wären, können wir bei der Liebenswürdigkeit unsrer norddeutschen Brüder uns an den Fingern abzählen." Als weitere Illustration dieses Gedankenganges müssen die Reden erscheinen, welche der Gymnasiallehrer (!) Dr. Vogelsang und der Dr. Sigl auf dem Commerse der Rhätia während des Katholikentages in München hielten (vgl. „Köln. Zeitung" 1895, 29. Aug.). Jener verglich Bayerns Kampf gegen die protestantische Oberherrschaft mit demjenigen des kleinen Hellas gegen asiatischen Despotismus; dieser erinnerte daran, daß ein katholischer Bayer sein Vaterland (dem Deutschen Reich) voranzustellen habe; die Zeit werde kommen, wo man sich erinnern müsse, daß einem das bayerische Hemd näher liege, als der preußische Rock. „Es gab ein Bayern schon vor anderen großen Reichen, und die bayerischen Grenzen reichten einst bis zur Ostsee [1]) und bis zum Adriatischen Meer. Bayern muß groß und stark bleiben und womöglich noch etwas dazu bekommen; in dieser Hinsicht acceptire er den preußischen Grundsatz." Der große Preußenfresser hat weder gesagt, welchen preußischen Grundsatz er acceptire (wir haben deren mehrere, z. B. suum cuique, auch daß Jeder nach seiner Façon selig werden könne u. dgl.), noch welche Provinzen er für Bayern zu annectiren gedenke.

Im Rahmen dieser Tendenzen hat der Münchener Katholikentag von 1895 selbstverständlich seinen Platz. Es mußte der Beweis geliefert werden, daß die ultramontane Partei sich sanft und gemäßigt zu betragen wisse; daß insbesondere die für die Ministerstühle in Aussicht genommenen Herren nicht extrem, im Gegentheil gewillt seien, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, mit anderen Worten, einem regierungsfähigen Opportunismus zu huldigen. Man sieht, weßhalb die ungebärdigeren Elemente nicht zum Worte zugelassen wurden, weßhalb die Erörterung der agrarischen

[1]) Das ist jedenfalls eine sehr merkwürdige Entdeckung. Die großen Welfen geboten in Norddeutschland nicht als Herzoge von Bayern, sondern von Sachsen. Auch das Haus Wittelsbach war allerdings einmal im Besitz der Mark Brandenburg, aber darum erstreckte sich „Bayern" noch nicht bis zur Ostsee, es sei denn, daß man behaupten wolle, das Herzogthum Coburg erstrecke sich heute bis Ostende und Sofia.

und socialen Divergenzen beiseite geschoben und damit ein Zusammenstoß der demokratischen und der conservativen Richtung unter den Centrumsleuten verhindert wurde: ein solcher Zusammenstoß hätte den Vorhang zerrissen, hinter welchem sich — um mich des Ausdrucks von Taine zu bedienen — das Krokodil der katholisch angestrichenen Socialdemokratie vorläufig noch vor den Augen der Naiven verbirgt; er mußte um jeden Preis hintangehalten werden. Der Veranstalter des ganzen Festes mußte seine Geschicklichkeit als projectirter Ministerpräsident zeigen und Hr. v. Hertling eine „hochpolitische“ Rede halten, die ihn für die Uebernahme des Cultusministeriums möglich machte.

Ein ultramontanes Parteiministerium in Bayern erschreckt viele Leute. Wir hier in dem kälteren Norden, die, Hr. Sigl möge uns dies Unglück verzeihen, mit Spreewasser getauft sind, sehen die Sache kühler an. Wir stellen uns zu einem solchen Ereigniß sogar recht freundlich, denn wir lieben klare Situationen. Ein offenes ultramontanes Regiment wäre ein geringerer Schaden, als die Verschleierungspolitik eines Hrn. v. Müller, bei welcher Stück für Stück, aber vielen unbemerkt, die Hoheitsrechte des Staates zerbrochen wurden. Die Leistungsfähigkeit der „patriotischen Partei“ hätte allen Spielraum, sich zu zeigen, die ultramontane Partei wäre in die Lage, aber auch in die Nothwendigkeit versetzt, der Welt zu beweisen, daß ihr nichts ferner liegt als unersättliche Begehrlichkeit und daß keine Fäden vom Quai d'Orsay über Fiesole zu ihrer Herzenskammer gesponnen werden. Auch die Liberalen hätten sich nicht zu beklagen. Nachdem ihre eigenen Fehler und der jedes staatsmännischen Gedankens bare Doctrinarismus der „Freisinnigen“ ihre Zersplitterung und ihren Niedergang herbeigeführt, würde die Bildung und die erfolgreiche Thätigkeit einer waschechten ultramontanen Regierung sofort ihre Reihen zusammenschließen und dem Nationalliberalismus eine raison d'être geben, die er seit etlicher Zeit vergebens gesucht hat. Uns aber wäre ein reichlicher Stoff zu weiterer Unterhaltung gegeben, was für einen unbetheiligten Zuschauer, namentlich in diesen stillen Zeiten, nur eine Quelle reinster Befriedigung sein könnte. Und damit für heute Gott befohlen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Für eine „germanische Bibel“ und ein germanisches Sittengesetz, so wird der „Köln. Volks-Ztg.“ aus Berlin geschrieben, agitirt der Verband deutsch-liberaler (freisinniger) Antisemiten, der stark von Dühring'schen Ideen beeinflußt wird und mit den Anhängern von Böckel und Ahlwardt gute Nachbarschaft hält. Der Verband veranstaltet in Berlin Vortragsabende, in welchen die sonderbarsten Themata erörtert werden. So lautete das letzte Vortragsthema: „Der deutsche Talmud, die germanische Bibel, oder der Weg zur Weltherrschaft der Germanen und zur Ausrottung der Hebräer“. Von der Ansicht ausgehend, daß die Juden ihre großen wirthschaftlichen Erfolge nur den schon ihrer Jugend eingeimpften talmudischen Geheimgesetzen zu verdanken hätten, machte der Vortragende den Vorschlag, die Lehren des Alten Testaments und des Talmud für die Germanen umzuarbeiten, denen dann der Sieg über die Juden nicht fehlen könne. Dieser deutsche Talmud oder diese germanische Bibel werde in nächster Zeit zusammengestellt und gedruckt werden, um als Ausgangspunkt für ein eigenes germanisches Sittengesetz zu dienen. Weiter hat es keinen Zweck.

* **Straßburg.** In der medicinischen Facultät hat sich Dr. Scheurlen als Privatdocent für Hygiene und Bakteriologie habilitirt.

* **Jena.** Der außerord. Prof. Dr. Wilhelm Cloëtta ist zum Ordinarius für romanische Philologie ernannt worden.

* **Göttingen.** Die Meldung von der Berufung des Prof. Riedel (Jena) auf den Lehrstuhl Königs hierselbst bestätigt sich nicht.

* **Berlin.** Am 31. October beging der Mathematiker Prof. Karl Weierstraß, die letzte Spitze des großen Dreiecks, das er mit Kummer und Kronecker an unsrer Universität gebildet hatte, als Lehrer seit zehn Jahren im Ruhestand, aber noch als Herausgeber thätig, in geistiger Frische unter einer Fülle verdienter Ehrungen den 80. Geburtstag. — Prof. Hirschwald, Docent für Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg, hat sich aus Gesundheitsrücksichten für den Winter beurlauben lassen. Ihn vertritt sein Assistent, Privatdoc. Dr. Müller. Für Prof. Sell, Doc. der Nahrungsmittel-Chemie, der, wie schon erwähnt, aus gleichem Grunde aussetzt, liest Privatdocent Dr. Fränzel.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat in ihrer ersten Gesammtsitzung nach den Sommerferien wiederum eine Reihe von Unterstützungen zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt. Prof. Sachau erhielt zu einer Vorarbeit für die Herausgabe der Urgeschichte des Islams von Ibn Said 700 M., sodann die Verlagsbuchhandlung von Georg Reimer hierselbst zur Herausgabe von Gerhard „Etruskische Spiegel“ Band V, Heft 12/13, 360 M. Von der physikalisch-mathematischen Classe wurden bewilligt: dem Privatdocenten an der Universität Kiel Dr. Hans Lohmann zu einem sechsmonatigen Aufenthalt in Messina behufs Studiums der Appendikularien des Mittelmeeres 1500 M., Prof. Hans Virchow, Prosector am anatomischen Institut hierselbst, zur weiteren Bearbeitung des von dem praktischen Arzt Dr. Füllborn in Nordamerika gesammelten Materials von Ami, Lepidosteas und Necturus 1000 M., endlich dem Privatdocenten Dr. G. Lindau zu Untersuchungen über Bau und Wachsthum der Krustenflechten 350 M.

* **Budapest.** In Großwardein wurde beim Graben die älteste Statue Ladislaus des Heiligen entdeckt. Man hofft, das lange gesuchte Grab des Heiligen ebenfalls zu finden.

* **Sarajevo.** Am 27. Oct. starb hier der Berghauptmann Wenzel Radimsky, Leiter der mineralogisch-geologischen Sammlungen des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums, im 64. Lebensjahre. Er hat sich besonders um die prähistorischen Ausgrabungen in Bosnien ungemeine Verdienste erworben und in der Sarajevoer Museumszeitschrift eine lange Reihe werthvoller Abhandlungen veröffentlicht.

* **London.** Thomas Huxley's Sohn, Hr. Leonard Huxley, beabsichtigt, eine Lebensbeschreibung seines Vaters herauszugeben, und richtet an diejenigen, die Briefe von dem verstorbenen Naturforscher oder andere ihn betreffende Schriftstücke von Interesse besitzen, die Bitte, ihm dieselben nach Charterhouse, Godalming, einzusenden. Die Papiere werden, nachdem eine Abschrift genommen, sorgsam zurückgeschickt werden.

* **Cambridge.** Die jenseitige Sache des Spiritismus hat diesseits wieder einen schweren Verlust erlitten. Eusapia Paladino, eine etwa vierzigjährige Neapolitanerin, die lange Zeit in ihrem Geburtslande, sowie in Frankreich und England für ein außergewöhnlich brauchbares, mit einer neuen psychischen Kraft begabtes Medium gehalten wurde und ernste Männer der Wissenschaft (?) in ihren séances völlig für sich zu gewinnen wußte, ist endlich hier als Schwindlerin entlarvt worden. Sie ließ sich Hände und Füße halten und war doch im Stande, diejenigen, die sie hielten, zu kneipen, sie konnte massive Eichentische tanzen lassen, verstand, einem musikalischen Instrument Töne zu entlocken, ohne es zu berühren, und einen Fenstervorhang von schwerer Seide in Bewegung zu setzen, als ob er einem starken Luftzug ausgesetzt wäre. Eusapia arbeitete nur im Dunkeln, und dieser Umstand allein ermöglichte ihr die Täuschung, die darin bestand, daß sie den rechten Arm und den rechten Fuß, die auch gehalten werden sollten, frei behielt; sie verstand aber den linken Fuß so zu stellen, daß der Eindruck hervorgerufen wurde, daß die Zehen zu einem und die Ferse zu dem anderen Fuß gehörten. Aehnlich wußte sie mit der linken Hand zu manövriren. Wenn nicht der amtliche Bericht der Psychical Research Society diese Erklärung gäbe, würde man es kaum für möglich halten, daß ernste (?) Männer lange Zeit in dieser Weise getäuscht wurden. Das Hauptverdienst an der Aufdeckung des Tricks gebührt Hrn. Dr. Hodgson, der seinerzeit auch an der Entlarvung der Frau Blavatsky hervorragend betheiligt war.

* **St. Petersburg.** Das Technologische Institut in Tomsk soll, den „Now.“ zufolge, nicht vor 1898 eröffnet werden. Da mit der Fertigstellung der Sibirischen Bahn ein Aufschwung des örtlichen Handels und Gewerbes erwartet wird, hat sich das Ministerium der Volksaufklärung indessen schon jetzt die Eröffnung einer Reihe von Special-Lehranstalten vorgemerkt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ruggero Bonghi †.

Der Abgeordnete, Staatsrath und ehemalige Unterrichtsminister Ruggero Bonghi, der nach längerer Krankheit am 22. October, 68 Jahre alt, zu Torre del Greco am Neapeler Golfe dahingeschieden ist, verdient nicht nur wegen seiner ganz hervorragenden Theilnahme am gesammten öffentlichen und geistigen Leben Italiens, sondern auch als unermüdlicher, scharfsinniger und erfolgreicher Publicist einen Nachruf in diesen Blättern, die den geistigen Führern Italiens stets mit Aufmerksamkeit gefolgt und ihrem Wirken gerecht geworden sind. Einstimmig wird die geistige Begabung, die Verstandesschärfe, die phänomenale Arbeitskraft und Arbeitsamkeit, das umfassende, wenn auch vielleicht nicht überall gründliche Wissen, die dialektische und polemische Kraft des Politikers und Schriftstellers anerkannt, der weit mehr Gegner als Anhänger und Freunde gezählt hat und mit ungleich größerer Leidenschaft angegriffen und bekämpft als unterstützt und vertheidigt worden ist — nicht zum mindesten durch Schuld seines widerspruchsvollen Naturells, seiner oft in Sophisterei ausartenden unbarmherzigen Dialektik und der Unbeständigkeit in Neigungen und Urtheilen.

Einer wohlhabenden neapolitanischen Familie entstammend und 1828 in der schönen Griechenstadt am Sebethus geboren, erfreute Bonghi sich einer sehr sorgfältigen Erziehung und vortrefflichen wissenschaftlichen und literarischen Vorbildung, so daß er schon mit 19 Jahren eine commentirte Uebersetzung des platonischen Philebus herausgab. Fast gleichzeitig aber wendete er sich dem öffentlichen Leben und der Tagesschriftstellerei zu, und schon seit 1848 nahm er einen Platz unter den Führern der freiheitlichen Bewegung ein, indem er zuerst in das dem Neapeler Ministerium des 3. April ergebene „Tempo" schrieb, dann, als Gesandtschaftssecretär nach Rom geschickt, daselbst die Gründung der Italienischen Liga betrieb. Durch die bourbonische Reaction von Neapel nach Toscana getrieben, wurde er Mitarbeiter am „Nazionale", mußte aber wegen eines Artikels gegen die Vermählung einer großherzoglichen Prinzessin mit dem Sohne Ferdinands II. auch von hier emigriren und fand nun in dem großen Asyle der politischen Flüchtlinge der Zeit, in Piemont, Aufnahme. Er ließ sich zu Stresa am Lago Maggiore nieder, trat hier in Beziehungen zu Manzoni, Antonio Rosmini und anderen hervorragenden Geistern, die den jungen, im kleinen und schwächlichen Körper eine unermüdliche Lernbegier und Thatkraft bergenden Publicisten hochschätzen lernten, und schrieb an Terenzio Mamiani im Florentiner „Spettatore" die berühmten „Kritischen Briefe über die Ursachen der Unvolksthümlichkeit der italienischen Literatur in Italien". Es folgten philosophische Dialoge, die Vorrede zu den sechs ersten Büchern der aristotelischen Metaphysik, die er auf den Rath Rosmini's übersetzte, und ein Resumé seiner Vorlesungen an der Universität Pavia, an der er 1859 den Lehrstuhl der Philosophie erhielt.

Ebensowenig wie die Feder genügte der Lehrstuhl seinem überschäumenden Drange nach thätigem Eingreifen in die geistige und politische Bewegung. 1860 ließ er sich durch den Wahlkreis Belgiojoso in die piemontesische Kammer wählen, der er, wie später der italienischen, fast ohne Unterbrechung angehört hat. Noch in demselben Jahre ging er auf Aufforderung Cavours nach seiner Vaterstadt Neapel zurück, die soeben vom bourbonischen Joche befreit war, um daselbst gegen die radicalen und reactionären Strömungen und für den monarchischen gemäßigten Liberalismus zu wirken. Er fand Kraft und Zeit, an der Universität zu lehren, den Kern der moderirten Partei zu schaffen, die unter seiner Leitung oder Inspiration in einem Menschenalter zahllose politische und administrative Fehden durchgefochten hat, und in der von ihm gegründeten „Unità Nazionale" mit solcher Wucht für den unbedingten Anschluß Neapels an Piemont einzutreten, daß er sich mit Cavour in den Haß der garibaldinischen und autonomistischen Ultras theilen konnte. Er schonte dabei die nach seiner Meinung allzu lau und leidenschaftslos auftretenden officiellen Kreise so wenig, daß der General-Statthalter Cialdini ihm die gewährte publicistische Unterstützung wieder entzog und ihm schrieb: „Ich ziehe vor, von Ihnen bekämpft zu werden."

Es war dies der Beginn der unversöhnlichen Feindschaft zwischen Bonghi und den Radicalen jeder Schattirung, die ihn trotz mancher Differenzen mit seinen moderirten Parteigenossen doch immer fest an die moderirte Partei gekettet hat — vielleicht mehr als es seine Ueberzeugungen thaten. Es war zugleich die Veranlassung für ihn, sich — soweit es seiner Vielseitigkeit und Unruhe möglich war — vorzugsweise in die journalistische Polemik zu werfen. Er wurde Mitarbeiter fast aller hervorragenden gemäßigtliberalen Blätter der Halbinsel und einer der formidabelsten Gegner der Monarchie- und Einheitsfeinde. In Mailand, wo er seit 1867 alte Geschichte lehrte, nachdem er vorher griechische Literatur in Turin, lateinische Literatur in Florenz gelesen hatte, führte er in der „Perseveranza" fast drei Jahre lang einen maßlos heftigen Kampf mit einem nicht ganz unebenbürtigen Gegner, dem radicalen Republicaner Raffaele Sonzogno, der in der „Gazzetta di Milano" wie ein Löwe focht, aber endlich den wuchtigen Streichen des an Wissen, Dialektik und Kaltblütigkeit ihm überlegenen Bonghi erlag. Er mußte das Feld räumen, setzte aber in Rom in der „Capitale" den Kampf fort, bis der Dolch eines durch politische Gegner abgesandten Meuchelmörders ihn traf. Spielereien waren demgegenüber die Polemiken Bonghi's mit der Cavour'schen Presse in Turin und mit der „Unità Nazionale" in Neapel.

Seit 1871 lehrte er, stets wieder in das Parlament gewählt und mehrmals anläßlich der Incompatibilitäts-Auslosungen den Lehrstuhl zu gunsten des Deputirtenmandats opfernd, in der Hauptstadt. 1874 wurde er durch

Minghetti als Unterrichtsminister in das Cabinet berufen. Es war das letzte Cabinet der Rechten, und er fiel mit demselben am 18. März 1876, ohne beachtenswerthe Werke vollbracht zu haben, obwohl ihm auch Organisationstalent und legislatorische Fähigkeit in hohem Grade eigen waren. Ein legislatorisches Denkmal ersten Ranges hat er sich durch das von ihm entworfene päpstliche Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 gesetzt, das nunmehr seit 25 Jahren die äußerst schwierigen staatlich-kirchlichen Beziehungen in Rom zufriedenstellend geregelt hat. Man wird immerdar sagen müssen, daß das Gesetz sich bewährt hat, auch wenn die kurz vor seinem Tode von Bonghi ausgesprochene Prophezeiung, es werde bald weichen müssen, sich erfüllen sollte. Geschieht es, so wird dies schwerlich die Folge eines in diesem Augenblick unternommenen Sturmlaufes der Radicalen gegen die päpstlichen Garantien, sondern vielmehr des herausfordernden vaterlandsfeindlichen Gebahrens des Vaticans sein, der alsdann bald gewahren dürfte, daß der Urheber des 1870er Gesetzes die Schmähungen nicht verdiente, die man ihm oft hat zutheil werden lassen.

Seit 1877 war Bonghi als professor emeritus in den Ruhestand getreten, was ihn aber nicht verhinderte, auch weiter als Privatdocent zu wirken und daneben eine geradezu erstaunliche Thätigkeit auf den mannichfaltigsten Gebieten zu entfalten. Ohne Unterlaß und ohne Ruhepausen wechselte für ihn die wissenschaftliche Arbeit in seiner mit Büchern, Zeitungen, Briefen, Manuscripten vollgepfropften Studirstube mit der regen Theilnahme an den Parlamentssitzungen, mit Reden in den politischen Vereinen, Briefen an seine Wähler, Abfassung von Artikeln für Tagesblätter und Zeitschriften, Betheiligung an gemeinnützigen Unternehmungen, Verwaltung von Stiftungen, Reisen und Salonbesuch. Noch in den letzten Jahren, in denen seine Körperkräfte stark abgenommen hatten, hat ihn kaum Jemand eine Stunde müßig gesehen. Wenn er nicht an seinem Schreibtische oder im Abgeordnetenhause war, wo trotz seiner schwachen Stimme und seiner undeutlichen, stets den Neapolitaner verrathenden Aussprache seine scharfsinnigen, oft mit kaustischen Bemerkungen gewürzten Reden stets aufmerksam angehört wurden, konnte man sicher sein, daß er einer Vereinssitzung zu präsidiren, einen Congreß zu eröffnen, einer Berathung beizuwohnen, mit einem Verleger zu conferiren, einen administrativen oder legislativen Plan zu entwerfen hatte. Er stand an der Spitze der „Dante-Gesellschaft", des „Preßvereins", der „Cäcilien-Akademie", mehrerer philologischer Cirkel u. s. w., leitete völlig selbständig die großen durch ihn geschaffenen Lehrerwaisen-Collegien in Assisi und Anagni, die auch bezüglich ihrer Fonds großentheils auf seine Thatkraft angewiesen waren, schrieb außer für die angesehensten italienischen Organe auch in ausländische Zeitschriften und fand dabei noch Zeit, bei Hofe zu erscheinen und in den schöngeistigen Salons der Hauptstadt als Liebling der Damen seine große Unterhaltungsgabe und seinen scharfen Witz leuchten zu lassen. Obwohl schwer leidend, arbeitete er fieberhaft an der Organisation der großen Lotterie, welche der Anstalt von Anagni eine gesicherte finanzielle Basis verschaffen sollte, kam er zu den September-Festen nach Rom und führte — es ist kaum ein Monat verflossen — den Vorsitz beim historischen und dem Dante-Congresse.

Politisch gehörte Bonghi, wie schon erwähnt, von Anbeginn bis zu seinem Ende der moderirten Partei oder den Rechtsliberalen an. Doch war er der Letzte, der sich einer Parteidisciplin gebeugt hätte; vielmehr behauptete er nicht nur stets volle Unabhängigkeit des Urtheils und Verhaltens, sondern fand geradezu Geschmack daran, oft auch seinen Parteigenossen herbe Wahrheiten zu sagen, anders als die Partei zu stimmen und rücksichtslos seinen eigenen Weg zu gehen. Schon Manzoni pflegte von ihm zu sagen, er finde Vergnügen daran, so oft er eine große Menge nach einer Richtung gehen sehe, die entgegengesetzte einzuschlagen. Es kam ihm dabei nicht darauf an, daß die Masse ihn niederrannte; war es ihm doch leicht, seinen entgegengesetzten Standpunkt stets scharfsinnig und glänzend zu vertheidigen. Ungleich häufiger stimmte er im Parlament mit der Minderheit als mit der Mehrheit, mochte diese oder jene durch seine Partei vertreten werden. Ja, die Neigung zum Widerspruch und zugleich zur Polemik um ihrer selbst willen war bei ihm so unwiderstehlich, daß er oft seine eigene Meinung von gestern bekämpfte, sobald diese durch andere angenommen und vertreten ward, so daß seine Gegner wenigstens den Trost hatten, ihm zahllose Widersprüche vorhalten und ihn als seinen eigenen überzeugtesten und beredtesten Gegner bezeichnen zu können.

Von einer guten Dosis Sophistik und Skepsis ist der kleine untersetzte, kurzhalsige Mann mit dem wirren schneeweißen Haarkranz, dem blassen, etwas aufgedunsenen Pudelgesicht und den ironisch bewegten Lippen und Aeuglein nicht freizusprechen. Ungerecht aber ist es, ihm seiner Widersprüche halber Mangel an Ueberzeugung vorzuwerfen oder gar, wie ein radicales Mailänder Blatt am offenen Grabe gethan hat, ihn „einen Mann ohne Charakter, ohne Ernst, von ausgebreitetem, aber oberflächlichem Wissen, den größten Schmierer und Schwätzer des Erdballs" zu nennen.

Den wenigen wirklichen Freunden, die er besaß, ist er immer treu geblieben, ebenso wie der politischen Ueberzeugung. Er war seit dem Sturze der Rechten, d. h. fast 20 Jahre lang, durchaus und beharrlich Oppositionsmann, mehr noch als seine Parteichefs Minghetti und Di Rudinì, und er hat die Cabinette der Linken stets nur da unterstützt, wo er sie moderirte Ziele verfolgen und Forderungen erfüllen sah. Er kannte sich selber zu gut, um je nach der Stellung eines Parteihauptes zu streben; Ehrgeiz und Selbstsucht waren ihm so fremd, daß auch die Gewißheit, sich selber zu schaden, ihn nie abhielt, zu verurtheilen und anzugreifen, wo er es als Pflicht ansah. Trotz seiner kolossalen Thätigkeit war er während seines ganzen Lebens auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Er würde noch in den letzten Jahren mit Sorgen zu kämpfen gehabt haben, wenn ihn nicht Di Rudinì in den Staatsrath berufen hätte, dem er durch sein vielseitiges Wissen zur Zierde gereichte. In aller Erinnerung ist der kühne Brief, den er unter dem von ihm als verhängnißvoll erkannten und schonungslos bekämpften Ministerium Giolitti „über die Pflichten des Fürsten", und die vernichtende Kritik des damaligen Regierungssystems, die er in einer französischen Zeitschrift veröffentlichte. Die Machthaber versuchten sich zu rächen, indem sie ihn vor dem Staatsrath anklagten, um ihn wieder brodlos zu machen. Die hohe Körperschaft widerstand jedem Druck, und Bonghi behielt Amt und Gehalt. Bei Hofe triumphirten seine Feinde für einige Zeit, obschon er gerade dort — besonders bei der eine geistreiche Unterhaltung liebenden Königin — sehr wohl gelitten gewesen war. Ihm und seinen Söhnen wurde die übliche Einladung zum Hofball vorenthalten, was ihn veranlaßte, einen neuen offenen Brief zu schreiben, der ein Meisterwerk classischer Würde und Feinheit war.

Bonghi, in welchem sich ein gutes Stück des griechischen Philosophen und des Renaissance-Gelehrten zum modernen Parteimann und Tagesschriftsteller gesellte, hat gelegentlich ohne Schönfärberei auch sich selber kritisirt. Einige Monate vor seiner Verheirathung schrieb er aus Stresa an einen Freund voll Zufriedenheit über das bevorstehende Einlaufen in den Hafen des Glückes und voll Lobes über seine Zukünftige, die er „nicht gelehrt, aber gebildet, nicht schön, aber brav, von äußerst sanfter und liebenswürdiger Ge-

müthsart" nannte, um hinzuzufügen, daß er das Bedürfniß habe, zu lieben und geliebt zu werden, eine treue Zuneigung, die ihn beruhige, zu empfinden und einzuflößen; er hasse das Falsche und Nichtige und hoffe, im Besitze von Gattin und Kindern einen festen Halt und Schatz zu finden. Doch fügt er des weiteren hinzu: „Mein lieber C., Du bist so gut; und Du hast niemals meine Neigung, boshaft zu sein, besessen." Es entging ihm also anscheinend nicht, daß seine herbe, sarkastische, rücksichtslose Beurtheilung von Menschen und Dingen an die Bosheit streifte oder den Eindruck einer solchen machen konnte. — Seine erstaunliche Fähigkeit, alle Züge und Seiten einer Persönlichkeit wie einer Frage zugleich zu erfassen, das Für und Wider mit gleicher Schärfe abzuwägen, erklärt es, daß er oft den Ankläger und Vertheidiger in einem Athem machte, im Verlaufe derselben Rede dieselbe Sache empfehlen und verwerfen konnte, was das Polemisiren mit ihm noch erschwerte. Giuseppe Zanardelli, der in den Kämpfen des Gerichtssaales, der parlamentarischen Tribüne und des Journalismus ergraut ist, verlor die Selbstbeherrschung, wenn Bonghi ihn in der höflichsten Form von der Welt, aber mit einem Hagel wuchtiger Argumente angriff, die ihn nicht hinderten, gleichzeitig dem, was er als Vorzüge des alten Rechtsgelehrten erkannte, gerecht zu werden. — Es war vor mehreren Jahren am Morgen des Tages, an dem die neue Parlamentssession durch den König eröffnet werden sollte. Die Minister, unter denen Zanardelli war, hatten sich zu früher Stunde im Quirinal eingefunden, um dem Monarchen eine formelle Abänderung des vereinbarten Textes der Thronrede zu unterbreiten. Die Königin, welche der Etikette gemäß vor dem König nach Montecitorio zu fahren hatte, empfing bei dieser Gelegenheit die Minister ebenfalls, und Zanardelli drückte ihr seine Verwunderung darüber aus, sie bereits zu so früher Stunde bereit zu finden. Er erhielt die lächelnd gegebene Antwort: „O, Bonghi ist schon dagewesen; wir haben schon eine gute Stunde geplaudert"; und auf ein betretenes „Wirklich" des Ministers fügte die hohe Frau hinzu: „Gewiß, und zwar haben wir auch lange von Ihnen gesprochen. A propos: ich weiß nicht, warum Sie dabei bleiben, daß Bonghi Ihr Feind sei; er hat soeben Ihnen alles nur mögliche Gute nachgesagt." Zanardelli konnte eine Geberde des ungläubigen Staunens nicht unterdrücken, so daß die Königin sagte: „Mein Wort darauf." — Zanardelli zweifelte nicht mehr; aber er zog aus seiner Tasche die eben angelangte letzte Nummer der „Perseveranza" und überreichte sie mit den Worten: „Wollen Ew. Majestät lesen, was Bonghi gestern über mich geschrieben hat?" — Es war eines der unbarmherzigsten Requisitorien, die jemals gegen den ersten Sachwalter der Demokratie gerichtet waren.

Als einer der schreiendsten unter den vielen Widersprüchen, die Bonghi sprichwörtlich machten, könnte es erscheinen, daß er, der moderirte Staatsmann, der Wortführer aller Friedenscongresse und Verbrüderungsligen, der Freund Minghetti's und Anhänger des Dreibundes, der Feind aller radicalen Gelüste wie aller internationalen Abenteuer, eine führende Stellung in den Vereinen zur Erhaltung des Italienerthums in Oesterreich einnahm. Dennoch nehmen die Irredentisten ihn mit Unrecht als einen der Ihrigen in Anspruch; wenigstens war sein Irredentismus nur linguistischer, literarischer, ethnographischer Art. Als 1880 Paolo Fambri seine „militärischen Erinnerungen aus den Julischen Alpen" veröffentlichen wollte, erbat er von Bonghi eine Vorrede. Bonghi schrieb, er werde gehorchen; aber, fragte er sich, „warum hat man gerade an mich gedacht? Gibt es in ganz Italien einen Mann, der in höherem Grade von der Begierde besessen ist, das Gegentheil von einer sogenannten volksthümlichen Ansicht zu vertreten als ich? Gibt es einen, der mehr Gefallen daran hat, beim Schreiben die große Masse vor den Kopf zu stoßen, auf die Gefahr hin, von ihr zu Boden geworfen zu werden?" — Dann aber macht er sich daran, mit einer verblüffenden Originalität und mit einer Unzahl von Argumenten, die noch Niemand vor ihm gebraucht hatte, nachzuweisen, daß „der ganze Südabhang der Alpen, von den Seealpen bis zu den Karnischen, italienisch" sei. — Bei einer anderen Gelegenheit bekannte er, er frage sich, so oft er in Versammlungen zum Reden aufgefordert werde, welche Art der Behandlung des Themas man wohl von ihm erwarte, und er greife dann zu einer ganz anderen.

Als ein glänzendes Monument der Menschenliebe, Aufopferung und Herzensgüte wie des praktischen Sinnes Bonghi's — dem auch der italiensche Journalisten- und Schriftstellerverein seine gesicherte und angesehene Stellung verdankt — stehen die Asyle und Bildungsanstalten in Assisi und Anagni da, in deren jeder einige Hundert Lehrerwaisen Unterhalt, Erziehung und Ausbildung erhalten. Bonghi's rastlose Bemühungen haben die Anstalten aus dem Nichts geschaffen. Es ist genau ein Jahr verflossen, daß ich im Salon der Gräfin Caëtani-Lovatelli mit ihm zusammentraf und ihn an das Versprechen erinnerte, mich gelegentlich die Anstalt in Anagni besichtigen zu lassen. „Es trifft sich gut," sagte er, „ich fahre übermorgen früh hin. Wenn Sie früh aufstehen können und mit einem frugalen Frühstück Sich begnügen wollen, sind Sie eingeladen. Ihre Frau kommt doch auch mit?"

An einem schönen Novembermorgen saßen wir zu dritt im Neapeler Schnellzuge, der uns wie im Fluge durch die thaufrische Campagna di Roma und an den Castellen des Albanergebirges vorbei in kaum anderthalb Stunden an den Fuß der Herniкerberge bringt. Am Bahnhofe wartete bereits eine der Lehrerinnen der Anstalt, die ein paar neue Insassen, rothlockige, verwundert dreinschauende Mägdlein von 6—7 Jahren, dem Asyle zuführte, sowie der Einspänner, den die Majestäten der Anstalt zum Geschenke gemacht haben, nachdem der unverzagte Bittsteller vor dem Könige den Mangel eines Pferdes, vor der Königin den eines Wagens beklagt hatte. — Während der Fahrt nach der hochthronenden Papststadt, die mit uralten Mauern, schwarzen mittelalterlichen Palästen, Kirchen und Thürmen weit über das fruchtbare Saccothal schaut, war Bonghi, den die frische Morgenluft angriff, meist in sich versunken. Er lebte auf, als ihn an der Freitreppe des mit einem hübschen Vorgarten versehenen freundlichen und stattlichen „Collegio Margherita di Savoja" die Vorsteherin und einige der jugendlichen Lehrerinnen mit Zutraulichkeit wie einen Vater begrüßten. Während er sich ohne Verzug im Directionszimmer an die Arbeit machte, die Verwaltungsberichte entgegennahm, die Rechnungen prüfte, Anweisungen ertheilte, führte die Vorsteherin uns durch das auf luftiger, sonniger Gartenhöhe frei gelegene weiträumige Gebäude, durch die hellen, freundlichen Schulsäle, die Schlafräume, die riesige Küche, die auch als Speisesaal dient, die Höfe und Spielplätze, die mannichfachen Arbeitsräume, in denen Maschinenstrickerei und Weberei getrieben, gezeichnet und gemalt wird, künstliche Blumen verfertigt werden u. a. In den großen Wandelgängen sind alle Wände mit von Bonghi selber ausgewählten oder entworfenen religiösen, patriotischen, geschichtlichen und moralischen Sentenzen beschrieben, die für sich allein genügen sollten, in dem Stifter nicht nur den geist- und gemüthvollen, sondern auch den edeldenkenden und tief sittlichen Mann erkennen zu lassen. — Dennoch hat er, namentlich von geistlicher Seite, die schwersten Anfeindungen zu erdulden gehabt. Während des Frühstücks, das in einem kleinen, durch alle Zöglinge zu passirenden Vorraume des

großen Speisesaales gemeinsam mit den beiden Vorsteherinnen — ebenfalls noch jungen, aber gewandten und entschlossenen Damen — eingenommen wurde, las er einen eben empfangenen Schmähartikel eines ultramontanen Blattes vor, der ihn als krassen Materialisten und Atheisten brandmarkte. In der beliebten drastischen Weise und mit viel mehr Humor und Ironie als Unwillen ließ er sich über die unglaublichen Schwierigkeiten aus, mit denen man das menschenfreundliche Werk zu hindern gesucht hatte. „Von den Kanzeln hat man gegen mich gepredigt; schon der Gedanke, daß eine Laienanstalt hier entstehen sollte, verursachte den Schwarzröcken eine Gänsehaut — soweit sie sich derselben nicht dauernd erfreuen. Aber auch die Presse — bin ich doch Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereins — warf mir so viel Steine in den Weg, daß ich eine Menge Asyle hätte bauen können, wenn es mit den Steinen gethan wäre. Viele konnten natürlich an keine andere Absicht glauben, als daß ich mir ein Wahlcollegium und eine Villeggiatur fabriciren wolle. Dafür habe ich aber jetzt die Genugthuung" — und dabei zwinkerten die kleinen, lebhaften Aeuglein, während die vorstehenden Lippen unter dem struppigen weißen Schnurrbart sich schelmisch verzogen — „jeden Tag für 200 Hungrige die Nahrung beschaffen zu müssen. Alles, was die königliche Schatulle, die Regierung, die Provinz, die öffentliche Wohlthätigkeit aufbringt, reicht noch nicht hin. 400 dringende Aufnahmegesuche mußten bis jetzt unberücksichtigt bleiben." Daß er den größten Theil seiner umfangreichen Bibliothek verkauft habe, um die Fehlbeträge zu decken, sagte Bonghi nicht. Jetzt setzte er seine Hoffnung auf die große Anagni-Lotterie. Als er nach dem Frühstück, bald diese, bald jene der Lehrerinnen unter den Arm nehmend und im munteren Geplauder mit den aufs zutraulichste den „Presidente" umdrängenden Mädchen sich in den Corridoren erging, konnte man keine Sorge an ihm wahrnehmen.

Als die Nachricht von seinem Hinscheiden nach Anagni gelangte, herrschte wahre Bestürzung in der Anstalt, die sich bald in lautes Jammern auflöste. „Papa Bonghi ist todt!" riefen die Mädchen unter strömenden Thränen, indem sie sich den Lehrerinnen in die Arme warfen, die selber ihren Schmerz nicht bemeistern konnten. Zum Glück sind beide Anstalten, die in Assisi wie die von Anagni, in ihrer Entwicklung so weit fortgeschritten, daß es nicht mehr möglich ist, sie eingehen zu lassen. Es wird von Staatswegen für die Erhaltung gesorgt werden müssen; aber vielleicht erst jetzt wird in vollem Umfange erkannt werden, welch unersetzliche Kraft mit Ruggero Bonghi dahingegangen ist.

Reinhold Schoener.

Die Dufresne'sche Urkundensammlung.[1])

Von G. Wolfram.

Im Sommer dieses Jahres hat vor dem Gerichte von Nancy ein Proceß gespielt, der die Aufmerksamkeit der französischen Historiker lebhaft in Anspruch genommen hat, aber auch in deutschen Kreisen mit großem Interesse verfolgt worden ist. Die französische Regierung hatte bei einem früher in St. Avold, jetzt in Nancy ansässigen deutsch-lothringischen Notar, Namens Dufresne, eine Urkundensammlung beschlagnahmt, die aus Beständen der öffentlichen Archive von Metz, Toul und Nancy zusammengestellt war. Dufresne hatte der Regierung die Berechtigung zu ihrem Vorgehen bestritten und einen Civilproceß auf Herausgabe der vorläufig im Bezirksarchiv zu Nancy deponirten Urkunden angestrengt. Der Kläger ist abgewiesen; der Regierung wurde aber aufgegeben, im einzelnen festzustellen, welche Urkunden öffentliches Eigenthum seien. Mit der Entscheidung dieser Frage ist der besonders durch seine Diplomatik wohlbekannte Professor an der École des chartes Giry beauftragt worden. Da sich unter den Urkunden zahlreiche Stücke finden, die auch für die deutsche Geschichte von Bedeutung sind, vor allem aber ein wesentlicher Bestand derselben dem Archiv zu Metz entfremdet ist, so wird eine gedrängte Darstellung über Geschichte und Umfang der Dufresne'schen Sammlung auch für deutsche Kreise von Interesse sein.

Die „collection Dufresne" ist vom Vater des jetzigen Besitzers zusammengebracht worden. Dufresne der Aeltere war ursprünglich Advocat in Toul. Da er sich für Geschichte interessirte, arbeitete er dort viel in den Archiven und nahm der Bequemlichkeit halber die für ihn wichtigen Urkunden mit nach Hause. Allmählich ist auf diese Weise wohl der größere Theil des Touler Stadtarchivs in seine Hände gekommen, und als der Advocat 1848 seine Étude mit einem Amtszimmer in der Präfectur von Metz vertauschte, vergaß er beim Umzug die Rückgabe der Touler Schätze. In Metz setzte Dufresne seine Studien fort. Als Präfecturrath hatte er, dem Brauche damaliger Zeit entsprechend, die Erlaubniß, ohne die Begleitung eines Archivbeamten die Urkundensäle zu betreten und er benutzte diese Vergünstigung in ausgiebigster Weise. Etwa 1000 Urkunden hat er allmählich den öffentlichen Beständen entnommen. Der damalige Archivar Sauer hat allerdings dem Präfecten Anzeige erstattet, dieser aber scheint es abgelehnt zu haben, gegen den Präfecturrath vorzugehen.

Im Jahre 1882 ist Dufresne gestorben und Sauer hat die entfremdeten Urkunden von dem einzigen Erben, dem Notar Dufresne in St. Avold unverzüglich zurückgefordert. Dufresne behandelte die Angelegenheit zunächst dilatorisch und verlangte schließlich, Sauer möge ihm diejenigen Urkunden bezeichnen, die dem Archive gehörten. Es war kein ungeschickter Schachzug, den er mit dieser Forderung gethan hatte, denn er wußte wohl, daß sein Vater niemals Empfangsbescheinigungen ausgestellt hatte. Da brachte ein Schreiben des um die lothringische Geschichte hochverdienten Auguste Prost in Paris unerwartete Hülfe. Prost theilte dem Archivar mit, daß Dufresne père vor Jahren einmal daran gedacht hatte, die aus Metz stammenden Urkunden dem Archive nach seinem Tode wieder zukommen zu lassen. Mit der Ausführung seiner Absicht hatte er einen Freund, den Baron v. Salis, betraut und diesem zu dem Zweck eine Anzahl Urkunden bereits zur Verfügung gestellt. Aber v. Salis starb früher als Dufresne, und die ganze Sammlung fiel damit wieder an den letzteren zurück. Zum Glück hatte jedoch v. Salis ein Inventar der Urkunden angefertigt, das in seinem Nachlaß verblieben war und jetzt von der Wittwe durch Prosts Vermittlung dem Archiv zur Verfügung gestellt wurde. Im Besitz dieses wichtigen Documents erstattete nun Sauer im Jahre 1883 dem Bezirkspräsidenten Anzeige.

Es ist hier nicht der Platz, die sämmtlichen Urkunden, die sich im Verzeichniß finden, einzeln aufzuzählen. Eine allgemeine Uebersicht möge genügen, um einen Begriff von der Bedeutung der Dufresne'schen Sammlung zu geben. Es sind aufgeführt 21 päpstliche Bullen von 1139 an, die älteste Copie einer Urkunde Herzog Arnulfs von 706, eine Originalurkunde Lothars II. von 856 für das Kloster S. Arnulf in Metz, zwei Diplome König Arnulfs von 892 für dieselbe Abtei, drei Originalurkunden Bischof Adelbero's I. von 942, 952 und 953, deßgleichen Schenkungsacte der Bischöfe Adelbero III. (1047—1072), Hermann (1073—1090), Adelbero IV. (1090—1117), Stephan

[1]) Eine ausführliche Darstellung im Jahrbuch für lothringische Geschichte und Alterthumskunde. Band VII. Sonderausgabe bei Scriba, Metz 1895.

(1120—1163), Bertram (1180—1212) und deren Nachfolger bis in das 15. Jahrhundert. Weiter sind eine Reihe von Metzer Aebten mit Urkunden vom 10. bis zum 13. Jahrhundert vertreten, ebenso der Herzog Mathäus II. von Lothringen, die Grafen von Salm und Zweibrücken. Wenn ich gleich hier vorwegnehmen darf, was später aus anderen Quellen über den Bestand der Sammlung bekannt geworden ist, so nenne ich noch Originalurkunden der Kaiser und Könige: Otto's III., Konrads II., Philipps von Schwaben, Friedrichs II., Heinrichs VI., Rudolfs I., Albrechts I., Karls IV., Maximilians, Karls V., weiter 177 Originalbriefe der französischen Könige: Heinrichs IV., Ludwigs XIII., XIV. und XV. Im ganzen wird der Bestand mit 1000 Stück Metzer Urkunden, zu denen etwa 2000 Touler Originale kommen, nicht zu gering veranschlagt sein.

Auf die Anzeige Sauers war der Bezirkspräsident mit dem Staatsanwalt in Verbindung getreten, dieser aber hatte ein Vorgehen gegen Dufresne mit dem Begründen abgelehnt, Dufresne sei wohl in gutem Glauben in den Besitz der Documente gekommen, „und die bisherigen Verhandlungen seien nicht im Stande gewesen, diesen guten Glauben in einen bösen Glauben zu verwandeln.“ Der Gutglaube Dufresne's gründete sich auf die Annahme, daß sein Vater die sämmtlichen Urkunden in der Cartouchefabrik zu Metz, wo sie zu Patronenhülsen verarbeitet werden sollten, gefunden und durch Vermittlung des ihm befreundeten Generals Susanne an sich gebracht habe.

Nach mehr als einer Richtung hin erweist sich diese Angabe als unhaltbar. Zunächst war es festgestellt, daß Dufresne aus dem Archiv von Toul zahlreiche Urkunden mit nach Metz genommen hatte. Im Jahre 1869 war ein Brief des Generaldirectors im französischen Ministerium de Normand an den Moselpräfecten eingegangen, in welchem letzterer ersucht wurde, den Präfecturrath Dufresne zur Rückgabe der von Toul mitgenommenen Urkunden zu veranlassen. Dufresne hatte daraufhin 256 Actenstücke wieder ausgeliefert. Sodann war es auffallend, daß die Urkunden aus dem Metzer Archiv genau zu der Zeit (April bis August 1848), während welcher Dufresne hier aus- und einging, verschwunden waren. Weiter mußte es bedenklich machen, daß Dufresne, ein höherer Beamter, der den Werth von Urkunden zu schätzen wußte, sich nicht verpflichtet gefühlt hat, von seinem angeblichen Fund in der Patronenfabrik dem Präfecten sofort Anzeige zu erstatten. Endlich aber fragt man sich vergebens, weßhalb Dufresne bestimmt hatte, daß die Metzer Urkunden erst nach seinem Tode dem Archiv zurückgegeben werden sollten. Wäre es eine großherzige Schenkung gewesen, die er beabsichtigte, so lag kein Grund vor, daß er den Dank des Präfecten bei Lebzeiten nicht entgegennehmen wollte.

Wie dem aber auch sei, die Urkunden stammten auf alle Fälle aus dem Bezirksarchiv, und da nach dem im Lande gültigen französischen Rechte der Anspruch an Staatseigenthum nicht verjährt, so gehörten sie auch jetzt noch dem Staate. Der Beweis für dessen Eigenthumsrechte ist leicht zu erbringen. Der Archivdirector Sauer, der heute noch lebt, kann eidlich erhärten, daß er eine gewisse Zahl der entfremdeten Documente vor ihrem Verschwinden aus dem Archiv selbst in den Händen gehabt hat. Zahlreiche andere Stücke aber sind in den älteren Inventaren des Archivs eingetragen und müssen auf ihrer Rückseite den entsprechenden Vermerk des Archivars aufweisen. Man darf dessen um so gewisser sein, als sich Gelegenheit ergab, die Richtigkeit dieser Annahme an einer gewissen Anzahl von Stücken zu erproben. Dufresne der jüngere hatte eine Reihe seiner Urkunden an einen Hrn. v. H—g gegen Alterthümer vertauscht, v. H—g aber hatte seinen neuen Besitz wiederum an das Bezirksarchiv veräußert. Darunter war beispielsweise die Urkunde des Abtes Ansteus von S. Arnulf aus dem Jahre 956, die im handschriftlichen Inventar unter Liasse 1, cote N 1 verzeichnet ist. Thatsächlich steht derselbe Vermerk auf der Rückseite der Urkunde. Dasselbe Ergebniß hatte die Prüfung einer weiteren Anzahl der zurückgekauften Stücke.

Uebrigens muß Dufresne selbst sehr bald in seinem „guten Glauben“ zweifelhaft geworden sein; denn schon auf die Anfrage des Staatsanwalts hin hatte er es für sicherer gehalten, seine Urkundensammlung über die Grenze zu bringen. Wenn er dabei von der Voraussetzung ausgegangen war, daß man in Frankreich nach der Herkunft seiner Sammlung nicht fragen werde, so hatte er sich freilich gründlich getäuscht. Denn sobald die französische Verwaltung officiell davon Kenntniß erhalten hatte, daß die werthvollen Urkunden in Nancy lagerten, hat sie den Staatsanwalt beauftragt, gegen Dufresne vorzugehen. Dieser hat die Bedenken seines deutschen Collegen nicht getheilt und hat, wie im Eingange dieser Zeilen schon gesagt ist, die Sammlung Dufresne ohne weiteres beschlagnahmt. Im allgemeinen wissenschaftlichen Interesse wird man das Vorgehen der französischen Regierung gegen Dufresne nur mit Freude begrüßen können. Hoffen wir, daß die höheren Instanzen, an welche Dufresne ohne Zweifel appelliren wird, das erste Urtheil bestätigen und damit die werthvollen Urkunden der wissenschaftlichen Benützung wieder zugänglich werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Straßburg.** Als Nachfolger des Prof. Brandl, der nach Berlin übergesiedelt ist, hat der Professor der englischen Philologie Dr. E. Köppel in München einen Ruf an die hiesige Universität erhalten. Köppel, 1884 promovirt und bald danach in München habilitirt, seit 1892 Extraordinarius und neben Prof. Breymann mit der Leitung des Seminars für romanische und englische Philologie betraut, hat eine umfangreiche und gediegene literarische Thätigkeit entfaltet. Seine Arbeiten bewegen sich vorwiegend auf literarhistorischem Gebiet und behandeln außer Leben und Schriften Chaucers vornehmlich die Geschichte der italienischen Novelle in England, sowie die Quellen und Leistungen der englischen Dramatiker der classischen Zeit. Sie reichen deßhalb über den engeren Horizont der sogenannten Anglicistik rühmlich in das weite Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte überhaupt hinaus.

* **Darmstadt.** Für den Neubau der am 28. October feierlich eingeweihten Technischen Hochschule stellte seinerzeit Großherzog Ludwig IV. das Gelände eines Hofgutes und ein Stück des anstoßenden sogen. Herrengartens zur Verfügung. Der Platz umfaßt ca. 20,000 Meter im Geviert. Die Ausführung der Neubauten war den Professoren Dr. H. Wagner und E. Marx übertragen, an der inneren Einrichtung halfen sämmtliche Fachprofessoren der Hochschule mit. Der Bau begann 1893, das Institut für Elektrotechnik und Physik ist bereits seit Anfang 1895 in Benützung, das für Chemie kann erst im nächsten Sommerhalbjahr bezogen werden. Nach dem Urtheil Sachverständiger ist die Neuanlage musterhaft. Zu den Baukosten bewilligte die Stadt 1,200,000 M.; die Gesammtkosten mit Baugelände betragen 2,657,800 M. Die Nordfront hat eine Länge von 81 Meter 80 Centimeter, der westliche Flügel mißt 72 Meter 20 Centimeter, der mittlere 20 Meter 70 Centimeter, der östliche Flügel 42 Meter 20 Centimeter. Eine anziehende Festschrift: „Die neuen Gebäude der G. H. Technischen Hochschule in Darmstadt“ stellt in sachlicher, durch 21 Lichtdrucktafeln gezierter Darstellung die Vorzüge der wichtigen Neugründung auch entfernteren Freunden der Wissenschaft vor Augen.

* **Leipzig.** Die Universität beging am 31. October in althergebrachter Weise die Feier des Reformationsfestes und in Verbindung damit die des Rectoratswechsels in der Paulinerkirche. Der seitherige Rector, Med.-Rath Prof. Dr. Flechsig, erstattete den Jahresbericht, worauf sein Nachfolger, G. R. Prof. Dr. Windisch, seine Antrittsrede über „die Bedeutung des indischen Alterthums für uns“ hielt.

* **Halle,** 1. Nov. Die Kaiserliche Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher feiert die Erinnerung

an eine ihr vor 31 Jahren überwiesene Stiftung, indem sie zum erstenmal wohlbefähigte, tüchtige junge Arbeiter im Fache der vergleichenden Anatomie, der Physiologie oder der Psychologie zur Bewerbung um eine Unterstützung im Betrage von 1000 Mark auffordert. Beim 50jährigen Staatsdiener-Jubiläum des damaligen Akademie-Präsidenten C. G. Carus hatten am 2. Nov. 1864 Freunde und Verehrer des trefflichen Mannes die Carus-Stiftung durch Aufsammlung von Geldbeiträgen begründet. Doch war das Capital so gering, daß Carus vorzog, die Zinsen zunächst zur Vermehrung des Grundvermögens zu benützen, statt kleinere Beträge an würdige junge Gelehrte durch die Akademie auszahlen zu lassen. Nach seinem Tode 1869 schien die Stiftung durch die Unredlichkeit des Akademie-Secretärs vernichtet zu sein, und trotz aller Bemühungen vermochte es der Nachfolger im Präsidium, W. F. G. Behn, nicht, sie wieder ins Leben zu rufen. Erst der umsichtigen Thätigkeit H. Knoblauchs ist es gelungen, das Verlorene wieder einzubringen und das Vermögen so weit zu erhöhen, daß die Akademie jetzt im Stande ist, jene Aufforderung zu veröffentlichen. Den Bewerbern sind keine lästigen Bedingungen auferlegt; sie haben nur ihre Befähigung und ihre Tüchtigkeit nachzuweisen. Daher ist zu erwarten, daß die Stiftung ernste wissenschaftliche Forschung befördern und dem Andenken des hochverdienten C. G. Carus, sowie der Wirksamkeit der kurz nach den Stürmen des 30jährigen Krieges begründeten Deutschen Naturforscher-Akademie Ehre bringen wird.

γσ **Berlin**, 27. Oct. In der gestrigen Sitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Amtsgerichtsrath Dr. F. Meyer) sprach Prof. Dr. Karl Lehmann (Rostock) über Colonialgesellschaftsrecht in Vergangenheit und Gegenwart. Seit einem Jahrzehnt ist bei uns mit dem Interesse an colonialen Dingen auch der Wunsch nach der Gestaltung eines Colonialgesellschaftsrechts erwacht und die Frage nach dessen Gestaltung vielfach discutirt worden. Es interessirt uns besonders die Colonialgesellschaft als überseeische Erwerbsgenossenschaft; denn eine Colonialgesellschaft, die es sich etwa zur Aufgabe stellte, östlich der Elbe zu colonisiren, d. h. im Inlande, würde als solche ebenso wenig für sich eine Sondereigenschaft beanspruchen, wie dies bei einem Agitations-, Missions- oder Gelehrtenvereine für coloniale Dinge der Fall wäre. Im besonderen kommt die unter der eigenen Staatshoheit stehende Colonialgesellschaft in Betracht, da sie Capital und Arbeit in unmittelbarem Interesse des Heimathsstaates und der nationalen Wohlfahrt einsetzt. Wir finden nun als Formen für solche Erwerbsgenossenschaften eine Fülle von Mannichfaltigkeiten. Es gibt Gesellschaften theils mit, theils ohne Privilegien; der Structur nach offene Handelsgesellschaften, Commanditgesellschaften, Rhederei-, Wirthschaftsgenossenschaften agrarischen wie gewerblichen Charakters. Trotz dieses Reichthums im modernen Gesellschaftsrechte sind jedoch dessen Typen für unsern Zweck zu eng gestaltet. Unter der Empfindung dieses Mangels erhebt sich die Frage: Welches ist das beste rechtliche Gewand für die Colonialgesellschaft als überseeische Erwerbsgenossenschaft? Bei der Beantwortung dieser Frage werden wir einen Blick auf die ältere Zeit der Colonialgesellschaften in unserm Sinne werfen müssen. Es wäre denkbar, daß kleine Compagnien von wenigen Mitgliedern den größeren zur Seite stehen, für die großen indessen scheint die Form der Creditirung elastischer sich zu gestalten, und die Geschichte wie die Statistik lehrt, daß im Beginn colonialer Unternehmungen die großen Gesellschaften den Vorzug haben, und erst, wenn ein gutes Stück colonialer Culturarbeit geleistet ist, können sich die kleineren Gesellschaften in der Form der offenen Handelsgesellschaft wie der Commanditgesellschaft an colonialen Unternehmungen betheiligen. Die großen Compagnien des 17. Jahrhunderts sind sogenannte octroyirte, d. h. mit corporativer, staatlich gegebener Verfassung. Vor dem 17. Jahrhundert herrschte die Form der „Rhederei" für überseeische Compagnien. Das Schiffsvermögen, die fortune de mer, die das Schiff als Firma deckte, ward in 10, 12, 20, 100 Parten zerlegt. Es war Antheil am Gewinn gewährt, Leistungen der Zubußen waren zu machen, es herrschte ein Majoritätsprincip in der Gesellschaft, und der Gewinn selbst ward nach Reisen, nicht nach Geschäftsjahren vertheilt. Diese Form blieb namentlich bei niederländischen Gesellschaften so lange vorherrschend, wie es sich um den Handel mit überseeischen Küstenplätzen handelte. Sobald man eine eigentliche Ausbeutung der Colonien begonnen, trat an die Stelle der Rhederei die Corporation, zunächst die privilegirte, mit Charter versehene, d. h. die „mit beständiger Erbfolge und dem Rechte eigenen Siegels" begabte Gesellschaft. Die Corporation wieder zeigt zwei Typen, den Gildetyp einer regulirten Compagnie, in welcher Form die englisch-ostindische Compagnie in ihren ersten 14 Jahren bestand. Dieser Typus, dem auch die Hansa entspricht, sollte die Einigkeit des Unternehmens den in die Corporation aufgenommenen Individuen gewährleisten. Daneben tritt dann der jointstock-Typus, der schon der modernen Actiengesellschaft entspricht, die heute allein für Colonialgesellschaften sich als brauchbare Organisation darstellt. Die moderne Actiengesellschaft nun zeigt verschiedene Formen der Verfassung, wie namentlich der Haftung der Mitglieder. Da haben wir die bürgschaftsmäßige Haftung, die interne Nachschußpflicht mit Abandonnirung, endlich die Genossenschaft mit beschränkter Haftung. Die ersten beiden Formen der Haftung eignen sich indessen nur für kleine Verhältnisse, nicht für große Unternehmungen. Diese scharf pointirte, auf den Inhaber der Actie beschränkte Haftung, vor der man in England zurückscheut, hat sich historisch entwickelt. Wenn auch schon die Banca di San Giorgio in Genua eine Actiengesellschaft gewesen ist, so ist doch auf niederländischem Boden, wie der Name „Actie" = actio zeigt, diese Gesellschaftsform entstanden und von hier in allen europäischen Staaten nachgebildet worden, bis endlich der Code de commerce diesen Typus mit allgemeinen Normen in die Gesetzgebung einführte. Heute steht es so, daß Colonial-Compagnien die Form von Actiengesellschaften haben müssen, wie es bei den englischen, holländischen, belgischen, spanischen, portugiesischen Colonialgesellschaften in Afrika der Fall ist, während von Frankreich und von Italien noch keine Actiengesellschaften dort gegründet worden sind, die zu gründenden jedoch auch die Form von Actiengesellschaften haben werden. Als vor einem Jahrzehnt bei uns sich Colonialgesellschaften bildeten, schlugen Theoretiker wie Esser und Ring und ebenso Praktiker mehr den Gewerkschaftstypus für solche Erwerbsgenossenschaften vor. Das Heranziehen und Abgeben von Capitalien schien mit dieser Form leichter ermöglicht zu werden, als es bei der Actiengesellschaft der Fall war, und das Reichsgesetz von 1892 hat solchen Wünschen Rechnung getragen, auch hinsichtlich der Actiengesellschaften. Im Grunde verfiel man, indem man an den Gewerkschaftstyp dachte, in die Form der „Rhederei", und die Statistik zeigte, daß wohl bei Gewerkschaften, wo der Boden bekannt ist, auf dem man arbeitet, und schnelle Ausbeute ermöglicht ist, Zuschußpflicht und Abandonnirung möglich sind, nicht indessen bei colonialen Unternehmungen, deren Früchte erst für eine folgende Generation zu ernten sein werden. Heißt es hier: Zahle weiter oder verliere alles, so gibt man damit dem Publicum keinen Anreiz zu colonialer Capitalanlage, auch die sogenannte „Quotenactie" ist nicht beliebt. Es bleibt also nur als allein brauchbare Form die reine actienrechtliche Haftung. Fragt man nun nach dem Grunde der Unzufriedenheit mit dem bestehenden Gesellschaftsrechte, wie sie vor zehn Jahren zu Tage trat, so ist dieser Grund in der damaligen Organisation des Typus zu finden. Die Gestaltung der Actiengesellschaft kann fester oder flüssiger, demokratisch oder aristokratisch, dispositiv oder absolut beschaffen sein. Die alte niederländische „Ostindische Compagnie", die aus kräftigen Rhedereien erwuchs, war durchaus aristokratisch gegliedert, da unter der Controle der Regierung die „Bewindhebber", der Vorstand mit den „Hauptparticipanten", ähnlich dem modernen „Aufsichtsrathe" das Heft in Händen hielten; die Actionäre bildeten keine „Generalversammlung", sie waren stille Theilhaber mit dem Rechte auf Abrechnung der eventuellen Rückgabe der Einlage und Zahlung der Dividende, meist in natura und nach einzelnen Reisen berechnet. Das demokratische Element der assemblée générale stammt aus Frankreich, der Vorstand ist lediglich der Mandatar der großen und kleinen Actionäre in ihrer Masse. Diese beherrscht die Geschäfte bei Actienunternehmungen im Inlande, bei überseeischen Unternehmungen tritt die Rechnungslegung nach festen Geschäftsjahren als Vorsichtsmaßregel zu gunsten der Actionäre auf. Diese Structur findet sich dann im Code de commerce, und hierauf baut die Entwicklung weiter. Der Gründungsschwindel, die Vergiftung der öffentlichen Moral führten zu den Vorschriften der Stetigkeit des Grundcapitals, der Sammlung des Reservefonds, der Feststellung von sogenannten Minderheitsrechten, zu einer Strafgesetzgebung und deren strenger Durchführung, die den Typus in der festgelegten objectiven Norm schwerfällig machte. Ueberall begegnen wir den gleichförmigen Statuten. Das Gelegenheitsgesetz der zweiten Actiennovelle empfand man bei der Gründung von Colonialgesellschaften vor zehn Jahren als

lästig und forderte daher für diese ein Sonderrecht, ein Octroi, wie es das Gesetz vom 15. März 1886 schuf. Der generellen Normirung suchte man 1892 durch Schaffung der „Genossenschaft mit beschränkter Haftung" entgegenzukommen. Für die bevorstehende Revision des Handelsgesetzbuchs ist nun de lege ferenda zu sagen, daß keineswegs die Gesellschaft mit beschränkter Haftung als die geeignete Rechtsform für größere Colonialerwerbsgenossenschaften zu betrachten ist. Bei der Schwierigkeit einerseits, Einsicht in die Statuten der einzelnen Actiengesellschaften zu nehmen, die für das Publicum existirt, und bei der Unzweckmäßigkeit, die eine Umgehung des Actiengesetzes von 1884 andrerseits mit sich führt, erscheint die Abwendung von dem Rechtszustande der Specialincorporirung durch das Reich (Octroisystem) geboten und die Rückkehr zum allgemeinen Recht, insbesondere dem Actienrechte wünschenswerth. Dieses soll etwa dahin in Bezug auf die größere Elasticität des Gesellschaftsvermögens abgeändert werden, daß nach pflichtmäßiger Prüfung der Vorstand mit Benachrichtigung des Registerrichters ermächtigt werden soll, ein Maximum schrittweise bei der Erhöhung des Capitals zu erreichen. Die Actien, bei denen von 1000 M. nicht gut herabzugehen ist, sollen Inhaberactien sein, und die Gefahr des Eindringens von Ausländern etwa dadurch theilweise vermieden werden, daß Aemter nur von Inländern bekleidet werden dürfen. Hinsichtlich der Gründung solcher Colonial-Compagnien haften die Gründer für ihre Angaben, auf Grund derer sie eine Concession vom Staate zu erlangen haben, wie es der Code de commerce vorschreibt; die sogenannte Gründerverantwortlichkeit für die Bucheinlagen läßt sich bei überseeischen Unternehmungen nicht fordern. Für die Bilanz würde sich eine zweijährige Aufstellung neben einer halbjährigen, vorläufigen Bilanz empfehlen, diese letztere wäre einem Ausschuß der Actionäre vorzulegen, der den alten holländischen Hauptparticipanten in seiner Zusammensetzung entsprechen würde und in einer Reform sich als Rückkehr zum früheren Typ darstellen würde. An der Generalversammlung ist nicht zu rütteln, dagegen soll an Stelle der unbeschränkten Vollmacht, die der Vorstand noch immer heute hat, diese Vollmacht ihm zum Theil durch den Aufsichtsrath erst gegeben werden; so soll der Vorstand gehalten sein, bei Erhöhung des Grundcapitals, Verkauf von Landbesitz, Ertheilung von Procura und dergl. den Aufsichtsrath, zu befragen, und so soll auf diesen das Schwergewicht fallen. Diese Vorschläge scheinen dem Bedürfniß entgegenzukommen, und in der Restituirung des alten Typs innerhalb der modernen Formen liegt ein Festhalten an der Stetigkeit unsrer Rechtsverhältnisse, die wir nicht durch Uebernahme fremder Rechtssätze hemmen sollen in ihrer logischen und den Lebensbedingungen der Nation entsprechenden Entwicklung. — Rechtsanwalt Simon hob in der Discussion namentlich die Schwierigkeiten einer Bilanzaufstellung bei großen Colonialgesellschaften hervor, während G. R. Dr. Kayser interessante Mittheilungen machte über die Entstehungsgeschichte des Gesetzes vom 15. März 1888 (Octroisystem).

* **Berlin.** Die Zahl der Doctor-Promotionen an der hiesigen Universität hat in dem Studienjahre 1894/95 eine erhebliche Zunahme erfahren. Im Vorjahre erreichten 217, im letzten 241 Candidaten die Doctorwürde. Allerdings bezieht sich diese Zunahme nur auf die medicinische Facultät (163 gegen 140 im Vorjahre); in der philosophischen Facultät ist es bei dem schon seit Jahren bemerkten Rückgang geblieben, was offenbar mit der Abnahme des Studiums philologisch-historischer Fächer zusammenhängt. Die philosophische Doctorwürde wird jetzt vorzugsweise noch von Chemikern (im letzten Jahre von 26) und von anderen Naturwissenschaftlern (18) erworben; auf die Gesammtheit der historisch-philologischen Wissenschaften entfallen nur 27 Promotionen. Unter den Promovirten befanden sich in diesem Jahre 26 Ausländer. Das Alter der Doctoranden schwankte zwischen 22 und 47 Jahren.

* **Berlin**, 3. Nov. Die deutsche Commission für die Südpolarforschung versammelte sich heute unter Vorsitz des G. R. Neumayer und unter Theilnahme Payers und berieth den Plan der Entsendung einer deutschen antarktischen Expedition. Sie beschloß, von der Kerguelen-Insel mit 2 Schiffen südwärts vorzugehen und den Führern beider vollständige Freiheit im Handeln zu lassen. Die Gesammtkosten der dreijährigen Unternehmung sind auf 950,000 M. festgesetzt.

* **Wien.** Die hiesige Universität macht nunmehr Ernst mit dem Princip der „University Extension", indem sie schon im Lauf dieses Wintersemesters in Wien und den größeren Städten Niederösterreichs, vielleicht auch in den benachbarten Kronländern volksthümliche Vorlesungen veranstalten wird. Eine Petition, die dieserhalb von der Hälfte der Professoren aller Facultäten unterzeichnet war, wurde vom akademischen Senat befürwortet. Das Ministerium für Cultus und Unterricht hat zum Zwecke der Abhaltung dieser volksthümlichen Curse einen Betrag von 6000 Gulden in das Budget für 1895 eingestellt. Die Leitung des Unternehmens, das breiteren Volksschichten Wissenschaft und Aufklärung vermitteln wird, liegt in den Händen eines von dem Senat und den Facultäten gewählten Ausschusses von Professoren und Privatdocenten. Als Vortragende sind in erster Reihe die Privatdocenten in Aussicht genommen. Die Vorträge sollen religiöse, politische und sociale Streitfragen nicht berühren. Sie werden an Wochentagen um 7½ Uhr Abends stattfinden. Je sechs Vorträge sind zu einem Curs vereinigt, für den eine Einschreibegebühr von einer Krone erhoben wird. Nach den Vorträgen finden Besprechungen statt, an denen die Zuhörer sich betheiligen sollen. Bis Weihnachten werden 25 Curse abgehalten werden. Die bereits angezeigten Vorträge behandeln griechische, römische, deutsche, österreichische und französische Geschichte, griechisches Drama, Goethe's „Faust", Shakespeare, italienische Malerei; ferner Anatomie, Physiologie, Bakteriologie, erste ärztliche Hülfe, hereditäre, sowie Nerven- und Geisteskrankheiten; endlich Botanik, Chemie, Geologie, Maschinenbau, darstellende Geometrie, österreichisches Verfassungsrecht, Privatrecht und Bevölkerungslehre.

* In **Graz** ist der Schriftsteller Ferdinand Schifkorn im Alter von 66 Jahren gestorben. Schifkorn, der dort als Hauptmann im Ruhestand lange Jahre lebte, begann seine schriftstellerische Thätigkeit bereits in seinen Garnisonen in Ungarn, wo er viele Eindrücke aus dem eigenartigen Leben und Treiben des Volkes auf der Puszta und im Dorf empfing, die er auch, als er sich in Graz ganz der literarischen Arbeit gewidmet hatte, in zahlreichen, Land und Leute getreu schildernden Aufsätzen in Familienzeitschriften verwerthete. In seinen „Culturbildern aus dem Osten" zeigte er sich als ausgezeichneter Kenner des ungarischen Südens, dessen charakteristische Typen er lebendig darstellte. Später begab er sich auf das Gebiet der Novelle und des Romans und wählte auch hier sich zumeist das ungarische Tiefland znm Schauplatz seiner interessanten und hübsch geschriebenen Erzählungen.

* **Budapest.** Graf Eugen Zichy beabsichtigt ein zweite Reise nach dem Kaukasus, um die für die Milleniumsausstellung bestimmte Collection zu completiren, da manche der gelegentlich der ersten Expedition angeschafften Gegenstände während des Transports zum Theil beschädigt wurden, andere hingegen gar nicht ankamen. Vorher begibt sich Graf Zichy demnächst nach Berlin und Lyon, um mit Virchow und Bastian, bezw. mit dem Director des Lyoner Ethnographischen Museums, Prof. A. Chantre, die ebenfalls Studienreisen im Kaukasus machten, in Berührung zu treten. Nach der Rückkehr aus Lyon wird Graf Zichy die Reise nach Tiflis antreten.

* **Edinburgh.** In einem Keller der hiesigen städtischen Kämmerei hat man vor kurzem einen reichen Handschriftenschatz, der dort seit 1677 begraben lag, entdeckt. Die Handschriften sind von hohem geschichtlichen Werth. Sie beziehen sich meistens auf den großen schottischen Aufstand. Allein vom Herzog von Montrose sind 136 Briefe darunter. Der Stadtrath hat eine namhafte Summe bewilligt, um die Handschriften zu ordnen.

* **Paris.** Die als gemeinnützige Anstalt anerkannte Société du Musée social hat zwei Preisbewerbungen um je 25,000 Francs ausgeschrieben. Die erste Arbeit soll die Gewinnbetheiligung behandeln und vor dem 31. December 1896, die andere die Vereinigungen von Arbeitern und Unternehmern zum Gegenstande haben und vor dem 31. December 1897 eingereicht werden. Ausländer sind zur Bewerbung zugelassen, die Arbeiten müssen jedoch in französischer Sprache abgefaßt sein.

* Das österreichische Kriegsschiff „Pola" hat den Hafen von Port-Said verlassen, um mit Genehmigung der türkischen Regierung im Rothen Meer Tiefseemessungen auszuführen. Diese Untersuchungen sind gewissermaßen die Fortsetzung der Tiefseemessungen, welche die Akademie der Wissenschaften von Wien mit Unterstützung österreichischer Kriegsschiffe bereits in früheren Jahren im Aegäischen und Adriatischen Meere ausgeführt hat. Die „Pola" hat zwei türkische Marine-Officiere an Bord, welche auf Anordnung der Pforte die Thätigkeit des österreichischen Kriegsschiffes zu verfolgen haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 31. October bis 2. November folgende Schriften eingegangen:

A. F. Golowine: Fürst Alexander I. von Bulgarien. Wien, Karl Fromme 1896. — Otto Mayer: Deutsches Verwaltungsrecht. Bd. I. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895. — O. Schmitz-Dumont: Naturphilosophie als exacte Wissenschaft; mit bes. Berücks. der mathemat. Physik. Ebd. — Monatliche Nachweise üb. d. Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets, hggb. vom ksl. Statist. Amt: September 1895. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. — W. Aßmann: Die gesetzl. Bestimmungen (deutsche u. preußische) betr. den Verkehr mit Arznei- u. Geheimmitteln, Giften &c. in neuester Fassung. Mülheim-Ruhr, Jul. Bagel. — Adolf Stöcker: 13 Jahre Hofprediger u. Politiker. Berlin, Stadtmission 1895. — Eduard Schall: Die Staatsverfassung der Juden auf Grund des Alten Testaments, mit fortlaufender Beziehung auf die Gegenwart. I. Th. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1896. — Hugo Edler v. Rettich: Spinnrad-Typen, zusammengestellt; mit 144 Abbildgn. Wien, k. k. Ackerbauministerium 1895. — Die österreichische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 239: Böhmen. Heft 35. Wien, Alfred Hölder. — Ritters geograph.-statistisches Lexikon; 8. Aufl. v. Johs. Penzler. II. Bd. 13.—15. Lfg. Sidlesham — Truel, Le. Leipzig, Otto Wigand 1895. — Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt am Main. 1895. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — F. Burbach: Rudolf Zacharias Becker. Gotha, E. F. Thienemann 1895. — Emerich Ranzoni: Das Schöne u. die bildenden Künste. Wien &c., A. Hartleben 1895. — A. Morin: Der Musikführer; gemeinverständl. Erläuterungen hervorragender Werke der Instrumental- u. Vocalmusik; mit Notenbeispielen. Nr. 1—25. Frankfurt a. M., H. Bechtold. — Die Theater Wiens. Heft 5. Wien, Gesellsch. f. vervielfält. Kunst. — Friedrich Rückerts Werke in 6 Bdn. hggb. v. Ludwig Laistner; Lfg. 1. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. — Jaroslav Vrchlický: Gedichte; übers. v. Friedrich Adler (autoris.). Leipzig, Philipp Reclam jun. (Universalbibl. 3431/32). — G. v. Berlepsch: Mutter; eine Erzählung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895. — Franz Evers: Deutsche Lieder. Berlin, G. Grote 1895. — L. Passarge: Aus 50 Jahren; Gedichte. Dresden &c., Pierson 1895. — Karl Frenzel: Rokoko; Büsten u. Bilder. Berlin, Allg. Verein für deutsche Literatur 1895. — Wilhelm Arent: Die Musen; zwanglose Hefte für Production u. Kritik. Heft 2/3. München, M. Poeßl 1895. — Dr. Carpin: Das Examenunwesen auf deutschen Hochschulen, speciell in d. philos. Facultät. Leipzig, Oskar Gottwald 1895. — Derselbe: Des deutschen Studenten Liebesleben. Ebd. — Dr. Sincerus: Der deutsche Student fin de siècle; offener Brief an Prof. Theobald Ziegler. Ebd.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 307. München, Dienstag, 5. November. Beilage-Nummer 255.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Moderne Erzählungen.

Vor mir liegt nahezu ein Dutzend Bände, größere und kleinere Erzählungen umfassend, alle in diesem Jahre ans Licht getreten. Schon die Firma des Verlages, S. Fischer in Berlin, charakterisirt sie: es ist die diesjährige Ernte der modernsten Literatur, eine hoffnungsvolle Jugend hat sie auf den Markt gebracht, als Werk unmittelbarster Gegenwart, als Versprechen einer schöneren Zukunft. Die Namen der Verfasser sind nur zum Theil dem literarischen Stürmen fern stehenderen Lesepublicum geläufig, manche schlagen auch dem Kenner fremd ans Ohr und er fragt sich zweifelnd, ob er sie behalten muß, oder wieder vergessen darf. Denn nur zu oft wird heute das Neue, weil es neu, schon zum Besseren erhoben. Unwillkürlich sucht man in diesen durch Verleger und Zeit verbundenen Werken nach dem Ausdruck eines gemeinsamen eigenthümlichen Gedankens, der sie zu einer geschlossenen Partei im Kampfe gegen veraltende Richtungen stempeln könnte.

So bezeichnend es äußerlich ist, daß keines dieser Werke den bescheidenen Umfang eines Bandes übersteigt, ja die meisten auf wenigen Blättern ganze Menschenschicksale wie im Extract wiedergeben, so verwirrend schwirren, selbst in diesem winzigen Bruchtheile, all die Stoffe und Ideen durch einander, welche unsre Zeit des literarischen Schaffens so wechselreich auf- und abtauchend erfüllen: hier herrscht die anspruchslose Anekdote, dort spielt ein Ehebruchsdrama; hier redet der Mediciner, dort der Cyniker; hier forscht der eine in der Seele des Kindes, dort ringt sich das Weib zum gleichberechtigten Mitstreber des Mannes empor; hier werden umnebelnde Schleier gezogen, um die körperlichen Erscheinungsformen verschwimmen zu machen, dort fällt das grellste Licht auf die mit Absicht gestellten Gestalten; hier reden und athmen die Seelen, dort wandeln wir in der greifbarsten Welt der Wirklichkeit. Unverkennbar sind überall die Einflüsse Frankreichs; so wie dort ist die „Maschine“ Zola außer Betrieb gesetzt, und Bourget, Maupassant, Barrès sind zu Dictatoren für psychologische, auf Durchführung oder auf Erklärung verzichtende Documentensammlungen geworden. Aber auch deutsche Meister sind wieder — und dies erscheint mir bedeutsam — zu Ehren gekommen. Und jene französischen Vorbilder zeigen sich deutlich in der einen Form der Erzählung, welche siegreich alle anderen zu überwinden droht und nahezu die Hälfte der hier zu betrachtenden Studien umfaßt: der selbstbiographischen Darstellung, geschöpft aus der Fülle kleiner Beobachtungen. Nicht der Ich-Roman der früheren Zeit, der die großen Ideen auch im kleinen Menschenleben suchte und den Zusammenhang zwischen Individuum und Welt herstellte, ist Vorbild dieser gerade das Kleinste im Kleinen registrirenden Kunst, die das eigene Ich mit absolutester Berechtigung in den Vordergrund stellt. Eigentlich wird nur, was Zola für die sichtbaren Dinge angewendet, auf die geistigen und psychischen Vorgänge übertragen. Man erzählt die Geschichte der Seele, der nichts begegnet, man macht Geständnisse, die nichts enthüllen. Sehr richtig schreibt Brunetière einmal: „Seit einigen Jahren ist es ein Wunder, wenn ein Roman erscheint, der nicht als Bekenntniß gedacht ist. Die Dummheiten, welche diese Leute über Literatur und Kunst bei einem Glase Absynth geredet, die nennen sie Documente. Und wenn sie ein Schankmädel kennen gelernt haben, ist das die Liebe und eine Erfahrung.“ Gegen diese, in ihrer Ausartung der modernen Notizengelehrsamkeit ebenbürtige Kunst, die aus jedem zerrissenen Hemde des Knaben den künftigen Mann herauszuconstruiren versuchte, erschien die schärfste Reaction in Maurice Barrès. Er griff den biographischen Roman auf seinem ureigensten Gebiete an; er verspottet die „Eselsbrücken“ der Psychologie, die Erklärungen aus Gewohnheiten, Umgebung, Familie, Abstammung, und setzt an ihre Stelle die einfache Mittheilung der verschiedensten Stimmungen, wie sie jeder Augenblick erzeugt, ohne den Versuch, sie zu motiviren oder in Zusammenhang zu bringen. So gibt er die Monographie nicht einer ganzen Seele, sondern nur der Eindrücke, die sie in einer kurz abgemessenen Zeit empfängt. Und die äußeren Erlebnisse liefern nur einen schwachen Grundriß, der schattenhaft durch die Bilder der Gedanken durchleuchtet.

Diese zwei Grundtypen des biographischen Romans finden in den Werken Schwans und Andrians ihre deutschen Vertreter.

Mathieu Schwans „Heinrich Emanuel. Die Geschichte einer Jugend“ begleitet seinen Helden von der frühesten Kindheit bis zur Ueberwindung der ersten traurigen Lebenserfahrung. Es ist nicht zufällig, daß sowohl der erste seiner Vornamen, als sein Zuname „Grünauer“ an Gottfried Kellers Grünen Heinrich anklingt. So wie dieser blickt er naiv in die Welt, und seine ungekünstelte Persönlichkeit kämpft schwer gegen die Schliche der Intrigue. Auch im Stil ist der knorrige Ton des Schweizer Dichters das sichtliche Muster, nur gelegentlich durch unnöthige Grobianismen entstellt. Aber der Verfasser trägt in seine Darstellung eine ausgesprochene Tendenz hinein: die Jugenderziehung unter einer verbissenen Gouvernante und unverständigen Schablonenlehrern sollen den Trotz in ihm erziehen, der ihn in Conflicte mit der gewöhnlichen bürgerlichen Anschauung bringt. Wie der Roman der Modernen überhaupt, stellt sich auch dieser vollständig als Beobachtung dar; aus der Vogelperspective wird das Wesen des Kindes in jeder seiner Aeußerungen betrachtet und gedeutet. So glänzend dies oft durchgeführt ist, die unzähligen Charakterzüge wirken auf die Dauer monoton und beunruhigend, sie verwischen schließlich das wirkliche Bild, und man sieht, nach dem alten Sprichwort, thatsächlich den Wald nicht mehr vor lauter Bäumen. Kaum eine Schulstunde wird uns erspart, keine Unart unbeachtet vorübergelassen, wo ein bedeutungsvoll hervorgehobener Moment viel besser orientirt hätte. Es fehlt nicht an reizvollen Gestalten und Episoden, wie Vater und Mutter, oder in der Geschichte seiner Kinderliebe. Aber da

alles mit gleicher Wichtigkeit behandelt ist, tritt das Gute zu wenig markirt hervor. Aus der Schulzeit erwächst in Heinrich ein ungeregeltes Rechtsgefühl, das gern durch die Wand rennt und die nahe Thüre vermeidet. Dieses nimmt er mit ins Leben und in seine erste Liebe. Wie diese in dem unreifen Burschen und einem gleichalterigen Mädchen ersteht, zu welchen Consequenzen eine ehrlich empfundene, aber verfrühte Verlobung für die leibliche und geistige Verstörung zweier erregter Menschenkinder führt, hat ein echter Dichter geschildert. Aber während sonst die äußeren Umstände haarklein wiedergegeben werden, wird das Werk hier merkwürdig dunkel und motivirt nicht, oder ungenügend. Daß die Eltern des Mädchens ein solches Bündniß zugeben, daß sie den Liebenden eine verhängnißvolle Freiheit gewähren, ist in ihrem Wesen unbegründet; die Schließung der Gewissensehe ist mit einer heute höchst seltenen Discretion ganz undeutlich gehalten, hat aber auch an und für sich für die weitere Entwicklung gar keine Bedeutung. Noch unplastischer ist das Gegenspiel der Kirche, das hauptsächlich zu einseitiger Tendenzpolemik gegen die katholische Priesterschaft verwerthet ist. Was sich in diesen Verhältnissen an Ideen in Heinrich entwickelt, ist die gewöhnliche Freiheitsphrase, die jeder unreife Bursche noch gesprochen. Da heißt es: „Die Jugend hat das Recht, zu thun, was sie muß, das ist leben.“ Heinrich fragt einfach „nach den Gesetzen der Natur“ und läßt keine anderen gelten. Das ist Declamation des Sturms und Drangs, der Schwan auch in manchen sonderbaren rhetorischen Auswüchsen anheimfällt; sie hat ihre volle Berechtigung im Munde des Jünglings, aber sind diese Aeußerungen einer gewöhnlichen Natur Gegenstand künstlerischen Interesses? Die Theilnahme für den Sprudelkopf nimmt immer mehr ab, je näher sich die Lösung dieses Verhältnisses gestaltet. Daß sie kommen mußte, war selbstverständlich, auch ohne die geistliche Einsprache; daß sie sich hier in unnatürlichen Explosionen und mit dem Revolver in der Hand vollzieht, ist in der Siedhitze der Leidenschaft wohl begreiflich. Und das Facit ist wieder eine große Tirade gegen die „Schablone“ des Lebens, bis die Mutter endlich beruhigend wirkt. Er kehrt heim und die Tröstung ist nicht allzu fern. So wird diese erste Liebe bedeutungslos für den künftigen Mann, wie es wohl viele andere als Heinrich Emanuel auch erlebt und leicht verwunden haben. Hier ist aber einer Episode eine Wichtigkeit beigemessen, die sie weder für das einzelne Leben, noch für Staat und Kirche besitzt. Eine solche Jugendgeschichte zu erzählen, braucht es den Beistand einer Gabe, welche selbst das ärmlichste Requisit vergoldet: des Humors, wie ihn eben Gottfried Keller so herzerquickend besessen. Schwan aber erinnert lebhaft an Zola in dem gänzlichen Mangel jedes humoristischen Lichtes. So ist sein ehrlich gemeintes, von entschiedener Begabung zeugendes Werk nur eine jener vielen Documentensammlungen, denen die künstlerische Ausgestaltung mangelt.

Wenn Andrian eine Caricatur auf Barrès hätte schreiben wollen, wäre sein im Titel schon an den „Jardin de Bérénice“ anklingender „Garten der Erkenntniß“ vielleicht verständlich. Als ernstes Werk aber, muß ich gestehen, daß mir diese nur aus „Sensationen“, aus Versuchen, das Unaussprechliche auszusprechen, das Ungeschaute zu sehen, das Reale in symbolische Schatten zu verwandeln, bestehenden Ergüsse trotz ehrlicher Mühe unklar geblieben sind. So muß ich es aufgeben, diesem „im Irrgarten der Liebe herumbummelnden Cavalier“ zu folgen. Ich kann nur meiner persönlichen Ueberzeugung Ausdruck geben, wenn ich die Worte auf dieses Buch anwende, die Brisson einem dieser „Fantaisistes“ gewidmet: „Wenn man ihn unglücklicherweise verstehen würde, wäre alles verloren, man würde ihn beiseite legen und nicht mehr an ihn denken. Aber man versteht nichts und wundert sich darüber. Ein Kritiker, der den Anspruch macht, geistvoll zu sein, schreibt in einer Revue: Das Buch ist merkwürdig; und Jeder wiederholt: Das Buch ist merkwürdig. Wenn man von einem Buche sagt, es ist merkwürdig, kann es dumm, lächerlich, ja noch schlimmer sein, der Autor gehört sofort in die Kategorie derjenigen Leute, die Zukunft und Talent haben.“

Nicht im mindesten merkwürdig, sondern einfach und alt, wie nur das wahrhaft Schöne, ist die Liebesgeschichte, die Peter Nansen in: „Juliens Tagebuch“ und in „Maria“ erzählt. Die beiden Erzählungen gehören eng zusammen und bilden eigentlich nur zwei verschiedene Aufnahmen desselben Bildes, das eine Mal vom Standpunkt des Mannes, das andere Mal von dem des Weibes.

In „Juliens Tagebuch“ führt ein junges Mädchen das 19. Jahr ihres Lebens vor. Es beginnt im wenig behaglichen Elternhause, das sie ebenso mit Langeweile umfängt, wie ein halbes Verlöbniß mit einem braven jungen Menschen, an dessen Seite sie die eintönige Fortsetzung ihres bisherigen Daseins voraussieht. Kein Unglück, aber auch kein Glück! Aus ihrer Resignation schrecken sie ihr unverständliche Regungen nach unbekannten Gütern; widerstrebend zunächst, dann tändelnd gibt sie sich dem Eindrucke hin, den ein junger Schauspieler auf sie gemacht. Sein Ruf als Herzbezwinger reizt sie, ihm halb im Scherz ein Rendezvous zu bewilligen; zum ersten Male steht sie vor einer ihr überlegenen männlichen Persönlichkeit, die es nur zu gut weiß, wie man so scheue Täubchen vorsichtig an sich lockt. Unbewußt gleitet sie in seine Arme und fühlt sich in ihnen unsagbar glücklich — ihr Leben hat einen Zweck, den der Liebe. Dies jubelt sie in allen Tonarten in die verschwiegenen Blätter, während sie ihr Geheimniß mit allen Listen zu verbergen weiß. Der Leser folgt mit zu großer Theilnahme diesen herrlichen Ergüssen, um an den groben Unwahrscheinlichkeiten des Versteckspiels ernstlich zu mäkeln. Vom Augenblicke an, wo sie das volle Liebesglück genießt, zu dem sie ihm, geschickt vorbereitet, einladend entgegenkam, wird ihr die Lüge selbst zur Freude. Bald fallen die ersten Schatten, anfangs nur leicht vorüberhuschend; dann aber bringt räumliche Trennung auch eine immer stärker werdende Entfremdung seinerseits mit sich. Selbst ihren Besuch nimmt er gelangweilt auf, ihm folgt ein meisterhafter Abschiedsbrief, in allen Tonarten die Müdigkeit und Abspannung, die Sehnsucht nach Freiheit variirend. Noch mehrmals versucht sie ihn wieder zu erringen, ohne jeden Stolz bettelt sie um ihn, bis er ihre „Putzmacherinnenbriefe“ zurückweist. Dann aber scheidet sie, ohne Fluch, glücklich in der Erinnerung. Diese darf sie auch dann nicht schmähen, als ihr Verlobter zurückkehrt und ihr, wohl unterrichtet von ihrer Verirrung, seine schützende Hand, die sie im Liebesrausche zurückgewiesen, wieder bietet. Am Sylvesterabend, wie sie's im Vorjahr begonnen, schließt sie ihr Tagebuch. Nichts wünscht sie ungeschehen: „Schönes und entsetzliches Jahr! Du hast mir das unvergeßliche Märchen meines Lebens geschrieben.“ — Diese großen Umrisse können den ganzen Reiz der tief empfundenen Mädchengeständnisse nicht wiedergeben. Ohne jede falsche Sentimentalität, ohne triviale Wuthausbrüche der Betrogenen, die, wie Betty Paoli in einem Gedichte so schön sagt, es tief fühlt, daß derjenige, den ein Mädchen geliebt, ihr heilig und geweiht für ihr ganzes Leben bleiben müsse, spielt sich diese echt poetische Idylle ab. Meisterhaft behandelt ist die Gestalt des Mannes, der uns aus ihrer Darstellung, aber in scheinbar harmlosen Aeußerungen als der zunächst mit Routine arbeitende Verführer, der aber dann vor seiner eigenen aufkeimenden Empfindung feige zurückweicht, mit voller Klarheit entgegentritt. Sprache und Stil gesellen sich hinzu, um ein echtes Kunstwerk zu geben.

Nicht auf derselben Höhe hält sich „Maria. Ein Buch der Liebe". Der Mann, der hier seine Geständnisse in rhapsodischen Dichtungen, die Sprache des hohen Liedes nachahmend, niederschreibt, ist dieselbe Gestalt, wie in der früheren Erzählung. Für ihn sind die Blüthen da, um sie zu brechen, und die verwelkten müssen durch neue ersetzt werden. So tritt ein junges Mädchen, ähnlich Julien, in seinen Bannkreis, sie gibt sich ihm hin; er nimmt sie auf, ohne zu merken, daß er es ist, der sich ihr gegeben. Zunächst läßt er den Gedanken, sie nicht entbehren zu können, nicht in sich aufkommen, er unterdrückt ihn mit Frivolitäten, cynisch räth er ihr zu der sich eben bietenden Verheirathung, und er trennt sich von ihr, wie er so viele andere bereits abgeschüttelt. Verzweiflung erfaßt ihn, das Wort „Vorbei" klingt ihm zum ersten Male hart und grausam, jubelnd findet er sie wieder, und von neuem beginnt sein Glück, diesmal nicht mehr mit einem Kinde, sondern einem herrlichen, sich in voller weiblicher Hoheit schenkenden Wesen. Noch prahlt er mit seiner Macht über sie und zwingt sie, ihm willenlos zu dienen, aber er ahnt kaum, wie entsetzlich der Gedanke in ihm arbeitet, ein anderer solle dieses sein Werk in wenigen Tagen besitzen. In kindischer Eifersucht wüthet er gegen dessen Anmaßung, seine Braut beobachten, ihr befehlen zu wollen, noch einmal versucht er, ob er sie lassen kann. Sie verreist, er stürmt ihr nach, und der Priester segnet einen Bund, den ein reumüthiger Sünder und ein liebendes Weib geschlossen. In einer Apotheose, sichtlich dem Schlusse des „Faust" nachempfunden, trägt sie ihn zur Glückseligkeit empor: „Durch die vielen zu Einer!" ist sein letztes Wort.

Der hinreißende Schwung der Darstellung führt auch den Leser mit fort und läßt ihn erst spät eines Wortes gedenken, das gerade an dieser Stelle des „Faust" steht: „Wer immer strebend sich bemüht, den werden wir erlösen." Ein Cyniker, der zufällig an einem Weibe etwas länger Gefallen findet, soll eine derartige Vergötterung erfahren? Don Juan hat Anspruch auf viele Freuden und Genüsse; auf die der Ehe nicht, die er in ihrer Reinheit nicht begreifen kann. Und alle Tagebuchgeständnisse vermögen nicht die volle Bekehrung glaubhaft zu machen; um so weniger, als gerade vor der Vermählung der Autor sich mit ironischen Worten zum Leser wendet, fast um ihm einen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. Eine Deputation der Leser naht ihm mit der Vorstellung: „Um Gottes willen: Sie werden doch Maria heirathen? Bedenken Sie, Sie haben sie ihrem Bewerber entrissen, der doch die reellsten Absichten hatte!" Und der Verfasser erwidert: „Meine gestrenge Richterin, fürchten Sie nichts. Maria, sage du der guten Dame, daß sie uns ohne Gewissensbisse allein lassen kann." Nach dieser Beleidigung jeder Empfindung kann uns der Weihrauch, der am Altare entzündet wird, wohl betäuben, nicht aber gläubig stimmen, so wenig wie den Autor und seinen Helden. So sagt die Charakteristik, die Nansen selbst von seinem Werke gibt, in ihrem letzten Theile zu viel: „Es ist keine kunstfertig geordnete Erzählung. Es ist ein Haufe losgerissener Blätter aus einer Liebesgeschichte, zu der es keiner anderen Kunst bedarf, als daß man verliebt ist. Es ist ein Buch, das davon handelt, wie ich die einfältige und doch nicht so leicht faßbare Kunst erlernte." Unter den herrlichen Rosen, die hier ein Dichter darbringt, liegt ganz versteckt eine böse Schlange, die künstlerische Unmoral, die bis ins Unsittliche hinüberzüngelt. Und das berührt um so schneidender, nachdem „Juliens Tagebuch" eine so schöne menschliche Ethik gepredigt.

Ein Fragment aus dem Leben eines jungen Mädchens erzählt Elsbeth Meyers: „Drama eines Kindes". Aber für das in den Entwicklungsjahren stehende Geschöpf handelt es sich nicht um Liebe und Ehe, sie kämpft vergeblich gegen die ihr durch die Umgebung aufgedrungene allzu frühe Erkenntniß der um sie herum sich abspielenden Vorgänge. Diese sind auch trostlos genug: an Stelle einer geliebten früh dahingegangenen Mutter waltet eine Frau, die, wie das Kind erfahren muß, dem Vater mehr ist als die Seinen, und die es versteht, ihre Macht über den willenlosen Mann auszunützen. Daß dies dem in seiner Liebe zurückgewiesenen Kinde zum Bewußtsein kommt und kommen kann, wird aus seinem Entwicklungsgange in Haus und Schule in eindrucksvoller, fast lakonischer Kürze herausconstruirt. Viel charakterisirender als Schwans Detailkram, gleicht die Darstellung der medicinischen Anamnese, der Vorgeschichte und Aetiologie einer ausgebildeten Krankheit. Die Gestalt des Kindes ist die Lichtquelle: nur wo dieses sich hinwendet, herrscht Klarheit. So bedient sich diese Erzählung wieder ganz der technischen Mittel des autobiographischen Romans, leidet aber dadurch auch an dem Fehler, daß wir den Vater und die fremde Frau nur mit den Augen einer parteilichen Beobachterin sehen. Daher kommt es, daß die Katastrophe fast unverständlich wird: von Sehnsucht getrieben, eilt das Kind Abends zum Zimmer des Vaters; sie hört seine um Liebe bettelnde Stimme, sie stürzt mit einem Aufschrei hinein — das Licht verlischt, ein Knall, der Vater liegt in seinem Blute, die Pistole in der Hand. Die Motive lassen sich errathen; um sie zu begreifen, hätte die Dichterin auch dem Manne einen Theil der Sorgfalt widmen müssen, mit der sie allzu ausschließlich das Kind bedacht. So erhält das vielversprechende Werk einen disharmonischen Abschluß, der dem mit fast wissenschaftlicher Kraft durchgearbeiteten ersten Theil nicht recht entspricht.

Hat hier die Methode der Beobachtung an medicinische Arbeit erinnert, so kann es wohl heute nicht wundernehmen, mehrfach Klinik und Secirsaal als Grundlage dichterischer Erfindung anzutreffen. Daß dies auch mit voller künstlerischer Discretion möglich ist, zeigt ein Blick in A. Schnitzlers: „Sterben". Die letzten Lebenstage eines Lungenkranken bilden den nothwendigen Untergrund, der nirgends in verletzender geschmackloser Weise sich vordrängt. Es ist dies um so nothwendiger hervorzuheben, als gerade dieses Leiden in der modernen Literatur besonders beliebt geworden ist. Neurotische Lyriker saugen sich mit Wonne an Frauenlippen fest, die in dieser Krankheit nach ihrer Versicherung wie Tubarosen duften. Romanhaft hat schon Saint-Beuve in „Delorme" die Lungenschwindsucht verewigt; neuerdings hat Rosny ein Problem daraus gestaltet, indem sich der gesunde weibliche Theil des Liebespaares trotz aller theilnehmenden Empfindung von dem kranken, aber um so begehrlicheren Werber abgestoßen fühlt. Und dieser Vorwurf ist auch bei Schnitzler behandelt, aber was in Rosny's Roman nur Episode, erfährt hier die sorgsamste Durchführung. Hoffnung und Verzweiflung, mitleidige Theilnahme und grenzenloser Egoismus in dem zum Tod geweihten Jüngling, hingebende Liebe und schlecht verhülltes Grauen, opferwillige Entsagung und aufathmende Lebenslust in der Seele der Geliebten führen erbitterten Kampf, bis zum Schlusse sein im Todeskampfe ausgeführter Versuch, sie mit sich ins Jenseits zu befördern, an ihrem entschiedenen körperlichen Widerstande scheitert. Diesen verschiedenen und doch einheitlichen Stimmungen sind eine Reihe wohl abgetönter Landschaftsbilder angepaßt, und jene weiche Wiener Luft, diese Quelle des „Morbus Viennensis", weht durch die ganze Dichtung. Dieses Buch hat nicht nur ein Arzt, sondern auch eine feinfühlige Menschenseele geschrieben, fast zu fein, da man etliche stärkere Töne manchmal gern hören möchte. Aber der Mangel scheint in der Begrenzung dieses, wie es den Anschein hat, liebenswürdigen, aber in seinem Umfange nur kleinen Talentes zu liegen: es fehlt jede Aeußerung eines wirklichen Temperaments, das zum Beispiel gerade

in diesem Werke die dramatischen Schlußscenen viel lebhafter hätte ausgestalten müssen. Indeß, wie groß sie immer sei, eine echte Begabung ist immer freudig zu begrüßen.

„Da werden Weiber zu Hyänen", möchte man schaudernd ausrufen, wenn man mit Adine Gembergs Novelle „Morphium" in die wahre Spital- und Irrenhausatmosphäre gelangt. Diese an Brutalität schwer zu überbietende Studie wäre eigentlich, wie das hier verherrlichte Medicament selbst, mit dem Todtenkopf zu bezeichnen. An und für sich ist es nicht einmal originell, die Wirkungen dieses Giftes zu beschreiben. Ja, episodenhaft spielt es eine Rolle in Prévosts „Demie-vierges"; ein ganzes, mir glücklicherweise unbekanntes Buch hat ihm der berüchtigte Dubat Laforest gewidmet. Neu ist hier nur die deutlich ausgesprochene Tendenz, für den freien Verkauf dieses dem Volke so ungerecht vorenthaltenen Labsals zu wirken, damit die armen Wesen, die nach ihm schmachten, nicht zu so schändlichen Betrügereien und Gemeinheiten, wie dieses Buch sie schildert, gezwungen werden. Es mag ja sein, daß die schauderhaften Zustände, welche die Vertreter des Morphinismus hier durchmachen, wahr sind; aber mir und hoffentlich noch Tausenden und Abertausenden fehlt dafür jede Controle, und peinigende Langweile stellt sich ein, die selbst den aufsteigenden Ekel überwindet. Und Ekel ist es, der sich auch bei einer zweiten Novelle, „Nach dem Tode", einstellt. Niemand kann gezwungen werden, Spitalberichte zu lesen, und wer es thut, wird sich mit wissenschaftlichem Ernste gegen die nothwendigen Schilderungen wappnen; was soll aber künstlerisch mit dieser Darstellung einer grauenhaften Operation, oder dem entsetzlichen Falle eines Hungertyphus in seiner abstoßenden Form erzielt werden? Nicht der Gegenstand an und für sich ist aus der Dichtung auszuschließen; denn es gibt keinen poetisch unmöglichen Stoff. Aber die dichterische Kraft, ihn zu gestalten, versagt hier vollständig. In beiden Erzählungen sind in die eigentliche Handlung, deren Wiedergabe Niemand zu vermissen braucht, Episoden eingeschoben, in denen die Gestalt einer Diakonissin erscheint. Den Conflict zwischen deren Amt und ihren religiösen Ueberzeugungen hat schon vor Gemberg Goncourts Soeur Philomène geschildert, wo die Verfasserin auch bereits die Leidenschaft, welche die Krankenpflegerin einem jungen Arzte einflößt, vorgebildet finden konnte. Dies sind die Lichtpunkte in dem öden Grauen, hier spricht echte frauenhafte Empfindung, der die idealistische Schriftstellerin auch in einem theoretischen Werke zu diesem echt weiblichen Berufe aneifernd Ausdruck gegeben. Von da aus ist es ihr auch gelungen, dieser ihrer Lieblingsfigur dichterisches Leben in dem noch nicht im Buchhandel erschienenen Tagebuche einer Diakonissin zu verleihen. Daß sie mehr als construirte Ungeheuerlichkeiten zu schaffen im Stande ist, ließ schon die letzte der drei in einem Bande vereinten Novellen „Dr. Caecilie" vermuthen. Wie ein energisch und hart strebendes Weib es unter unsäglichen Mühsalen erringt, auf medicinischem Gebiete den Mann zu überflügeln, wird allzu skizzenhaft und theoretisirend, aber mit unleugbarer Kraft durchgeführt. Freilich hat auch hier wieder das mangelnde Compositionstalent eine unglückliche Zweitheilung der Handlung verursacht.

Dieser echt weibliche Fehler haftet auch ihrer Geschlechtsgenossin Fanny Gröger an, die in „Abhimahti" dem Exotismus Loti's huldigend, eine etwas unklare Bajaderenlegende mit Maeterlinck'schen Stimmungen und Nietzsche'schen Sentenzen erzählt. Der erste märchenhafte Theil, in dem sich die Bajadere nach vielem Weigern dazu hingibt, ihre „frühen Künste" für die Auslösung eines gefangenen Königssohns spielen zu lassen, hat wenig Zusammenhang mit dem zweiten satirischen, der durch eine Fee ihren Wunsch, allein zu bleiben für den Rest ihres Lebens, erfüllen, diese vom alten König bewunderte Tugend aber bald in Sehnsucht nach dem früheren Zustande umschlagen läßt. Wahre Cabinetsstücke dagegen sind die drei kleinen Erzählungen: „Die Rache der heiligen Sabine", „Das Wunder", „Die Beichte", eigentlich nur etwas bedenkliche Anekdoten, denen durch eine anmuthige und stimmungsvolle Erzählungskunst jede Anstößigkeit genommen scheint. Es sind gute Früchte, die da vom Baume der Keller'schen Sieben Legenden gefallen sind, wirklich nicht allzu weit vom Stamm. Man darf der Dichterin auch Kürnbergers Bezeichnung für Keller beilegen: „Ein katholisches Enfant terrible!"

Anekdoten und Schnurren sind die Novellensammlungen, die O. E. Hartleben und H. Lond unter den Titeln: „Vom gastfreien Pastor" und „Die Tugendhafte" veröffentlicht haben. Es sind anspruchslose Gaben, voll fröhlicher Laune, besonders erquicklich in dem echt studentischen Humor Hartlebens, den schon seine Geschichte vom abgerissenen Knopfe kundgab, während Lond gelegentlich in überflüssigen Derbheiten posirt und sich in einem etwas vordringlichen Berlinerthum gefällt.

Buch reiht sich an Buch, Erzählung an Erzählung — und noch immer kein Eheconflict, kein „dreieckiges" Verhältniß mit einem ahnungslosen Gatten, unwiderstehlichen Liebhaber und unverstandener, unverständiger Frau? Fast möchte man glauben, der Ehebruch sei unmodern geworden, wenn er nicht plötzlich in dem Romane „Alltagsmenschen" eines offenbar noch recht jugendlichen Dichters Carry Brachvogel seine literarischen Ansprüche wieder geltend machte. Die allzu breit ausgesponnene und schlecht erzählte Geschichte ist ein interessantes Beispiel, wie die älteste Romanschablone mit modernem Gewächse oculirt wird. Das Thema ist genau dasselbe, das Nansen in einem älteren, ziemlich unbedeutenden Werke „Eine glückliche Ehe" angeschlagen. Ein junges Mädchen, Elisabeth, verlangt nach dem unfaßlich Wunderbaren, sie sucht einen Helden und einen Gott, an dessen Seite das Leben ein Wonnerausch. Der Gatte, der ihr nach langem Warten zutheil wird, erscheint zunächst in dieser glanzvollen Beleuchtung gesehen, um dann unter der Petroleumlampe der Häuslichkeit ganz gewöhnliche Züge anzunehmen. Die alte Marlitt hätte ihre rechte Freude an diesem überspannten Gänschen, das aber zum Unterschied von ihren Wachspuppen sich aus Zola, Tolstoj und Ibsen ihre fragliche Lebensweisheit geholt. Sie findet natürlich als Frau und Mutter erst den, der sie versteht, den schönen Max Heßling, Löwen der Gesellschaft, reich, von allen Frauen geliebt; damit ihm gar nichts zur Unwiderstehlichkeit fehlt, kann er auch malen wie ein Meister und Complimente drechseln wie ein verliebter Commis. Nach einem Balle hebt er sie in den Wagen und versichert nun, auch nicht länger bleiben zu wollen, damit der Festsaal um zwei Sterne ärmer sei. Solche Feinheiten müssen doch tiefen Eindruck auf ein weibliches Herz machen! Kommt er hier zart, so wird er bei seinem ersten Besuche im Hause kühner und wagt beim Anblick ihres Töchterchens die Bemerkung: Ich bin neugierig, ob Sie noch mehr Kinder bekommen! In ungeschickter Darstellung reiht sich Vordeutung auf Vordeutung, Anspielung auf Anspielung, der Autor stößt den Leser mit der Nase auf jede seiner psychologischen Beobachtungen. Elisabeth phantasirt von Seelenfreundschaft, bis sie sich in den Armen des Liebhabers findet. Der ältere Roman bot alle Künste auf, die Sünde aus überströmendem Temperamente zu erklären, und die allgewaltige Liebe mußte ihr einen Glorienschein verleihen; der Ehebruch der Neuzeit vollzieht sich aus Langeweile, unter flachen, nichtssagenden Empfindungen, und damit ist auch die Theilnahme für das Schicksal und die Leiden der unglücklichen Frau untergraben. Was sollen wir zu einem Weibe sagen, das sich Mutter fühlt und eingestehen muß: „Nur aus Dummheit war sie da hineingerathen." Eine neue Seite

will der Autor seinem Thema abgewinnen, indem er ihre Liebe zum ersten Kinde und dessen Stellung in der Welt für den endlich sehenden Gatten zur zwingenden Ursache, die ehrlose Frau im Hause zu behalten, macht. Selbst die Geburt des zweiten Sprößlings kann an diesem Beschlusse nichts ändern. Ihre Strafe liegt darin, daß sie, vom Liebhaber verlassen, neben ihrem Gatten hinleben muß, verachtet, ein Kind neben sich, das er haßt. Damit schließt das Buch, ohne eine weitere Perspective zu stellen. Und doch wäre sie leicht: der Gatte, der so viel Besonnenheit besitzt, um die Frau nicht zu verstoßen, wird sich ihr auch wieder freundschaftlich nähern, zumal wo Kinderhände bindend eingreifen. Diese „Alltagsmenschen" sind ein Alltagswerk, ein tastender Versuch eines Anfängers.

„Es ist kein großes Vergnügen, neue deutsche Romane zu lesen, aber das Leben ist auch kein großes Vergnügen." Dieser Stoßseufzer entringt sich der gepreßten Seele eines modernen Kritikers. Aber gar so schlimm ist die Sache doch nicht: wenn man im Laufe eines Jahres einzelnen so erfreulichen Leistungen wie die Schnitzlers, Grögers und Nansens begegnet, in anderen unklares Gähren sieht, aus dem man für die Zukunft reinen Wein erhoffen darf, und nur wenig Spreu wegzublasen hat, kann man schon zufrieden sein. Freilich, gerade das, wonach wir sehnsüchtig ausgeschaut, hat sich unsern Blicken nicht gezeigt: eine eigenartige literarische Persönlichkeit, ein Werk, das seine Zeit ganz zum Ausdruck bringt. Doch an solchen müssen Jahrzehnte bauen und arbeiten. Fast scheint es auch, daß es nicht die Erzählung sein wird, welche diese erlösende That zu vollbringen bestimmt ist: der Roman tritt bescheiden zurück gegen das Drama, das heute alle Mittel, auch die der erzählenden Kunst, an sich gerissen. In ihm liegt unsre Zukunft.

Alexander v. Weilen.

Italienischer Volksschulunterricht.

Von Prof. H. Krusekopf.

Vor nicht zu langer Zeit hat die Direzione Generale della statistica in Rom die „Statistik des Elementarunterrichts in Italien für das Schuljahr 1892/93" herausgegeben. Die Publication ist etwas spät gekommen, dieselbe ist aber trotzdem von größtem Interesse, da sich die statistischen Daten bis heute wohl kaum verschoben haben. In dem folgenden kleinen Aufsatz, welchem wir die genannte Veröffentlichung zu Grunde legen, möge es uns gestattet sein, hier und da unsre eigenen Beobachtungen während eines etwa zehnjährigen Aufenthaltes in Italien, welcher ganz der Schule, zum Theil auch der italienischen, gewidmet war, einzuflechten. Während des Schuljahres 1892/93, d. h. vom October 1892 bis zum Juli 1893, dem Beginn der Sommerferien, gab es in ganz Italien 2572 öffentliche und Privatkindergärten, 58,277 Volksschulen, von denen 49,722 öffentliche oder Communalschulen und 8555 Privatinstitute, 5946 Abend- und Sonntagsschulen, 157 höhere Mädchenschulen und 148 scuole normali, Lehrer- und Lehrerinnenseminare. Die letzteren theilen sich wieder in 100 staatliche, 13 den staatlichen gleichgestellte, sowie 35 Anstalten ohne Berechtigung. In diesen verschiedenen Schulen wurden mehr als 3 Millionen Zöglinge unterrichtet, welche naturgemäß zum bei weitem größten Theile der öffentlichen Volksschule angehörten.

Es würde zu weitläufig sein, eine genaue Schulstatistik in den einzelnen Regionen des Königreichs zu geben. Wir beschränken uns daher auf die öffentlichen Volksschulen mit Tagesunterricht. Das größte Contingent derselben stellt Piemont mit 8324 Schulen, daran reihen sich die Lombardei mit 7892 und Venetien mit 5109 Anstalten. Am schlechtesten ist in der Basilicata für den Unterricht gesorgt; wir finden dort nur die ganz geringe Zahl von 604 Schulen. Was die Schülerzahl anbetrifft, so nimmt hier die Lombardei mit 421,782 Schulkindern die erste Stelle ein; dann kommt Piemont mit 395,608 und Venetien mit 283,408 Kindern. Die Basilicata weist nur 22,692 Schulbesucher auf. Wenn man die Anzahl der Communalschulen mit der Bevölkerungsdichtigkeit vergleicht, so ergibt sich, daß auf je 100,000 Einwohner in Italien 163 Schulen mit 7506 Schülern kommen. Das letzte italienische Volksschulgesetz stammt vom 15. Juli 1877. Dasselbe theilt die Volksschulen in zwei Kategorien: in inferiori (untere), welche die Kinder von 6—9 Jahren aufzunehmen bestimmt sind, und in superiori (obere) für die beiden nächsten Jahrgänge. Im ganzen dauert der Volksschulunterricht somit fünf Jahre, von denen jedoch nur die drei Jahre in der scuola elementare inferiore obligatorisch sind. Nach dem dritten Schuljahr erhält jedes italienische Schulkind ein Zeugniß, das für Wahlrechte 2c. von Wichtigkeit ist. Auch die Schüler der Privatinstitute müssen sich nach dem dritten Schuljahr dem Examen in einer öffentlichen Schule unterziehen.

Das Gesetz stellt es den Eltern frei, ob sie ihre Kinder in die öffentliche Schule oder in eine Privatanstalt senden wollen. Wie ist es nun mit dem Schulzwang in Italien bestellt? Nach unsrer Erfahrung müssen wir darauf antworten: herzlich schlecht! Es gibt eine ganze Menge schulpflichtiger Kinder, welche keine Schule besuchen. Einestheils sind die Eltern daran schuld, anderntheils bieten sich örtliche Schwierigkeiten zur Erreichung einer Schule dar, oder es fehlt den Gemeinden an Mitteln, Lehrkräfte anzustellen und zu besolden. Bis jetzt ist der Staat noch nicht verpflichtet, den Communen Zuschüsse für den Volksschulunterricht zu leisten. Der jetzige Unterrichtsminister beabsichtigt jedoch, die Volksschule zu verstaatlichen. Viele Kinder werden erst nach dem sechsten Lebensjahre zur Schule geschickt, wodurch dann die schon so kurze Zeit von drei Jahren noch verkürzt wird. Das Gesetz bedroht allerdings diejenigen Eltern, welche dem Schulgesetz zuwiderhandeln, das erste Mal mit einer Vermahnung des Bürgermeisters, dann mit Geldstrafen von 50 Cent. bis 10 Lire; doch scheint man von diesen Maßregeln wenig Gebrauch zu machen. Das ergibt sich aus der Thatsache, daß im Schuljahr 1892/93 2,240,777 schulpflichtige Kinder vorhanden waren, während nur 1,451,843 Schüler wirklich die Schule besuchten.

Dieser Umstand hat natürlich großen Einfluß auf die Bildung des gesammten Volkes. Die Anzahl der Analphabeten läßt sich auf verschiedene Weise berechnen: am sichersten nach der Volkszählung, sodann nach den Recrutenprüfungen, endlich nach den Standesamtsregistern (Stato Civile), in welchen jedesmal bemerkt wird, ob ein Brautpaar das Eheprotokoll unterschreiben kann oder nicht. Die letzte Volkszählung in Italien fand im Jahre 1881 statt. Dieselbe ergab die Thatsache, daß 62 Proc. der ganzen Bevölkerung nicht lesen und schreiben konnten. Es leuchtet ein, daß Norditalien weniger Ungebildete aufweist als der heiße Süden. So haben wir 41 Proc. Analphabeten im Norden, denen 81 Proc. (das Doppelte) in Süditalien und Sicilien gegenüberstehen. Obwohl seit 1881 eine weitere Volkszählung nicht vorgenommen worden ist, so darf doch wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß sich der Bildungsgrad des niedrigen italienischen Volkes von Jahr zu Jahr gebessert hat. In den letzten Jahren sind viele neue Schulen eingerichtet worden, die Zahl der unwissenden Recruten ist gesunken. Im Jahre 1881 konnten 48 Proc. der Landrecruten und 60 Proc. der Seerecruten nicht lesen und schreiben. Diese Procentsätze sind aber bis 1892 auf

40, bezw. 44 heruntergegangen. Ebenso haben sich die sogenannten sposi illetterati (die ihren Namen nicht schreiben können) in dem Zeitraum von 11 Jahren um 10 Proc. vermindert. Anstatt 59 Proc. (1881) haben wir 1892 nur noch 49 Proc. derselben.

Es erübrigt noch, einige Worte über das Lehrpersonal hinzuzufügen, in welchem das weibliche Geschlecht bei weitem überwiegt. Die Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen findet in den Normalschulen (Seminarien) statt, welche meist noch 2—3 Vorclassen haben. Die Eintheilung der Lehrkräfte in inferiori und superiori (die letzteren besuchen das Seminar ein Jahr länger) findet in der Trennung der Volksschulen in niedere und höhere zwar ihre Erklärung, aber nicht ihre Berechtigung. Man sollte entschieden die Seminarcurse für alle Zöglinge gleich machen. Auf die Ausbildung besonderer Kindergärtnerinnen legt man erst in den letzten Jahren mehr Gewicht; verfehlt ist unsrer Ansicht nach, daß man von diesem Personal das Patent als maestra inferiore verlangt, während die Froebel'sche Methode noch zu wenig bekannt ist. — Wir erwähnen noch, daß Religionsunterricht an den Seminarien ganz ausgeschlossen ist; der Musikunterricht beschränkt sich auf Gesang und ist nicht einmal an allen Anstalten eingeführt. Diese beiden Unterrichtsgegenstände fehlen denn auch in den öffentlichen Volksschulen. Im Schuljahr 1892—93 betrug die Gesammtzahl der Lehrkräfte an den öffentlichen italienischen Volksschulen 51,385; von diesen waren 20,433 Lehrer und 30,952 Lehrerinnen. In Piemont, Ligurien und der Lombardei kommen zwei Lehrkräfte auf 1000 Einwohner, während Apulien mit 1.11 Lehrern am meisten zurücksteht.

Die Gehälter des Lehrpersonals sind außerordentlich gering. In der Stadt variiren dieselben von 1000—1320 Lire (1 Lira = 80 Pf.) für die Knabenschulen di grado superiore und von 800—1506 Lire für die Mädchenschulen derselben Kategorie. Die Lehrer an den Knabenschulen di grado inferiore erhalten 900—1000 Lire, und Lehrerinnen an den niedrigen Mädchenschulen 720—800 Lire. Auf dem Lande ist es noch kläglicher bestellt. Das Gehalt variirt hier von 560—900 Lire. In den meisten Fällen muß sich der Lehrer von diesen Einnahmen seine Wohnung noch selbst beschaffen. Etwa 10 Proc. werden außerdem für Steuern und Pension abgezogen, so daß die ohnehin niedrigen Honorare noch mehr zusammenschrumpfen. Ist ein Lehrer sechs Jahre hinter einander in einer Gemeinde angestellt, so gewährt man ihm $1/_{10}$ seines Gehalts als Zulage. Die Alterszulagen können im ganzen nur vier Mal gewährt werden. Nach 25 Jahren wird ein Lehrer oder eine Lehrerin pensionsfähig; bei früherer Arbeitsuntauglichkeit wird eine einmalige Pauschsumme gezahlt. Es ist leider gar nicht so selten, daß die Gemeinden ihren Lehrkräften die Gehälter einfach schuldig bleiben; drohen die so Behandelten mit Klage, so sind sie meist verloren, denn die Gemeindevertretung würde sie nach Ablauf ihres Engagements einfach nicht wiederwählen. Diesen schreienden Mißständen ist der Minister durch ein Gesetz entgegengetreten, das die Gemeinden zwingen soll, bei Vertheilung der Einkünfte immer zuerst die Lehrer zu berücksichtigen. Die Maßregel scheint jedoch noch nicht überall ihre Wirkung zu thun.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das Reichsgesetz, betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Erläutert von Th. Hergenhahn, Oberlandesgerichtsrath a. D. Dritte, vermehrte und wesentlich veränderte Auflage, bearbeitet von Dr. J. Liebmann, Rechtsanwalt. Berlin 1895. Verlag Otto Liebmann.

Die im Jahre 1892 neu geschaffene capitalistische Vereinigungsform der Gesellschaft mit beschränkter Haftung hat sich im Deutschen Reich sehr rasch eingelebt. Ende 1894 bestanden bereits 254 Gesellschaften mit mehr als 100 Millionen Mark Stammcapital. Im gleichen Maße mit dieser Ausbreitung wuchs die Nothwendigkeit, die in dem für die Rechtsverhältnisse dieser Gesellschaften maßgebenden Reichsgesetz vom 20. April 1892 niedergelegten Grundsätze zu bestimmter und in ihrer Fassung weiteren Kreisen verständlicher Feststellung zu bringen. Von den Commentaren, welche diesem Zwecke zu dienen suchten, hat der von Oberlandesgerichtsrath Hergenhahn herausgegebene den meisten Anklang gefunden. Aehnlich wie der früher erschienene Commentar des gleichen Verfassers zum Actiengesetz von 1884 vermied er eine zu breite Erörterung des Stoffes und suchte das praktisch Bedeutungsvolle kurz und knapp anzugeben. Die Methode ist in befriedigender, wenn auch nicht ganz vollkommener Weise durchgeführt. Ein Vergleich mit den Commentaren zum Handelsgesetzbuch oder zur Wechselordnung von Staub läßt schnell erkennen, daß ohne weitere Ausdehnung sich unschwer eine größere Uebersichtlichkeit hätte erzielen lassen. Für ein Buch, das vor allem dem praktischen Gebrauch dienen soll, ist das eines der ersten Erfordernisse. Die neue Auflage unterscheidet sich von den früheren nach Angabe des Herausgebers besonders darin, daß sie die inzwischen erfolgten gerichtlichen Entscheidungen, sowie die anderweit erschienenen Arbeiten über Fragen aus dem behandelten Gebiete ausführlich berücksichtigt, während sie dafür entbehrlich gewordene Citate aus den Gesetzesmotiven, sowie zweifelhaft gewordene theoretische Ausführungen wegläßt. Da die beiden ersten Auflagen unmittelbar nach dem Zustandekommen des Gesetzes erschienen waren, handelte es sich hiebei weniger um eine Ergänzung, als um eine durchgehende Neubearbeitung.

R. E. Experimentelle Untersuchungen zur Psychologie der Musik. Während früher die Psychologie sich auf den Boden der reinen Speculation stellte oder höchstens die Beobachtung der seelischen Phänomene zur Gewinnung ihrer Resultate verwerthete, hat sie sich jetzt innig an die Naturwissenschaften angeschlossen dadurch, daß sie das Experiment zu ihrer Basis genommen hat. Das psychologische Experiment hat den Zweck, die innere Beobachtung einer Person unter Controle zu stellen, was durch Anwendung von Apparaten für die Erzeugung geeigneter Reize, wie Farben, Helligkeiten, Schalle u. s. w., Aufzeichnung der physischen Intensität der jedesmal einwirkenden Reize seitens des Experimentators und Variirung der Versuche unter verschiedenen Bedingungen geschieht.

Vor kurzem hat Alfred Binet, zweiter Vorstand des psychologischen Instituts in Paris, mit J. Courtier Versuche angestellt, die nicht bloß für den Psychologen, sondern auch ganz besonders für den Musiker von Interesse sind. So fein auch der Bau des menschlichen Ohres ist, so vermag es doch nicht alle Details eines aufgeführten Tonstückes zu percipiren. Es handelte sich darum, eine Methode zu erfinnen, welche uns in Stand setzt, mit dem Auge zu prüfen, wie groß die Regelmäßigkeit in den Fingerbewegungen eines Clavierspielers im allgemeinen und in besonderen Fällen ist. Nur die graphische Methode war hier am Platze und daher wurde ein Apparat hergestellt, der sich dazu eignen sollte, die Bewegungen eines Spielers zu verzeichnen. Die Construction des Apparats ist eine sehr einfache. Unterhalb der Tasten ist in passender Lage ein Kautschukrohr angebracht, das mit einer Registrirtrommel in Verbindung steht. Durch eine einfache Vorrichtung kann der Registrirapparat dem Niveau der Tasten genähert oder von demselben entfernt werden; im ersteren Falle verzeichnet, wenn eine Taste gedrückt wird, eine an der Trommel befindliche Feder in Folge des in dem Kautschukrohre erzeugten Luftdruckes eine Curve auf einer Rolle unendlichen Papiers. Seiner Kleinheit wegen — der Durchmesser des Rohrs beträgt sechs Millimeter — läßt sich die Vorrichtung leicht innerhalb des Claviers anbringen. Gewisse Schwierigkeiten, wie die Ungleichheit der weißen und schwarzen Tasten sind durch sinnreiche Einrichtungen behoben worden.

Jeder Druck auf eine Taste wird auf der Papierrolle registrirt, und zwar dergestalt, daß von der Stärke des ausgeübten Druckes die Curvenhöhe, von der Dauer desselben die Curvenlänge und von den kleinen Verschiedenheiten in der Ausübung der Muskelkraft die Form der Curve abhängig ist. Je größer der Fingerdruck, desto höher die Curve; ebenso wächst die Curvenhöhe, vielleicht in gerader Proportion, mit der Zahl der gedrückten Tasten. Ein Accord zweier Noten ergibt die doppelte Höhe der Curve; beim Halten zweier Tasten werden die dazwischen liegenden Töne verzeichnet. Werden gewisse Noten gebunden, so senkt sich die Feder entweder gar nicht oder nur zur Hälfte herab, so daß dann nur

die halbe Höhe verzeichnet wird. Die Regelmäßigkeit und Feinheit in der Ausführung eines Trillers bekundet sich getreu und unwiderlegbar in der Art der entstandenen Curven; interessant und auffallend ist dabei der Unterschied, der zwischen einem geübten Musiker und einem Anfänger besteht. Nach der Länge der Curve ist man im Stande, die Dauer der ausgehaltenen Note zu berechnen; es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß der Spieler bis zu der winzigen Zeit von $^1/_{1000}$ Sec. die Intervalle der Töne modificiren kann. Auch die Zahl der Noten, die in einer Zeiteinheit gespielt zu werden vermag, läßt sich feststellen, doch müssen erst mehr Versuche angestellt werden.

Die Fruchtbarkeit dieser Untersuchungen und der Anwendung der graphischen Methode in der Musik erhellt aus dem Umstande, daß mittelst ihrer nicht nur eine Reihe von psycho-physiologischen Thatsachen, die besonders für die Psychologie der Bewegung wichtig sind, sich klarlegen lassen, sondern auch für die Musik-Pädagogik, indem die Registrirung aller der Feinheiten des Spiels, die dem Ohre leicht entgehen, den Grad der Ausführung genau feststellt und so dem Spieler die Möglichkeit gibt, seine Fehler auszubessern und seine Schwächen durch Uebung zu vervollkommnen. Aber auch die Kunst wird von dieser Methode profitiren, da sich, bedeutend feiner als mit dem Metronom, das Zeitmaß, welches der Componist selbst anwendet, reproduciren läßt.

‡ **München.** Der am 1. November zu München verstorbene k. Studienlehrer Dr. Ludwig Lang hat sich auch als Publicist und Schriftsteller vielfach bemerkbar gemacht. Am 2. Febr. 1827 zu Lindau geboren, widmete er sich dem Studium der Philosophie und Geschichte an der Universität München, wo er durch eine glücklich gelöste Preisfrage über „Otto von Freising, Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Historiographie des Mittelalters" (Augsburg 1852) mit Auszeichnung den Doctorhut errang. Dann wirkte Dr. Lang an verschiedenen Lateinschulen und Gymnasien, bis er 1868 in den Ruhestand trat. Inzwischen that er sich bei mannichfachen Gelegenheiten als lyrischer Dichter und Novellist hervor und verfaßte neben etlichen Programmen (über Aeschylus' „Prometheus" und Goethe's „Faust") einen Roman „Wolfram von Eschenbach" 1859 (wobei er freilich den Fehler beging, Wolframs „Parzival" als autobiographische Gründlage für den großen Epiker auszunützen) und ein anmuthendes Büchlein über die „Sage vom heiligen Gral" und die „Charaktere der Gralsage". Ferner erschienen „Allerlei Geschichten" und Erzählungen (z. B. „Am grünen See") und eine Anzahl von Schilderungen, welche er in dem von ihm redigirten „Hausbuch für christliche Unterhaltung" (1853 bis 1858 und 1858 bis 1863 in neuer Folge) niederlegte; darauf folgte durch mehrere Jahre ein vielfach mit guten Holzschnitten nach H. Naue, Sagstätter u. A. ausgestattetes „Münchener Sonntagsblatt", in welchem sich gute Biographien von neueren, insbesondere bayerischen Künstlern finden. Auch bethätigte sich Lang mit zahlreichen Artikeln an der durch Ludwig Schönchen bewerkstelligten zweiten Auflage der „Manz'schen Realencyklopädie". Außerdem verwendete er seine gewandte Feder im Dienste der Journalistik, erst in der Redaction des Zander'schen „Volksboten" und später bei Dr. Sigls „Vaterland". In dieser volksthümlichen Schreibweise redigirte Dr. Lang ein „St. Josephs-Blatt" für den katholischen Gesellenverein. Mit Stadtpfarrer Westermayer gab er den „Hausfreund", mit Fr. M. Brug „Bayern und seine Fürsten" und mit Wörner eine Liebesgabe für Papst Pius IX. heraus. Da er vieles auf eigene Kosten drucken ließ und manche seiner zahlreichen, meist durch viele Jahre laufenden journalistischen Unternehmungen sich nicht immer nach Wunsch realisirten oder doch fühlbaren Schwankungen durch die Gunst oder Ungunst seiner Abonnenten unterworfen waren, so gerieth er in einen Wirrwarr von Verpflichtungen. Ein, trotz unausgesetzter Mühen und Anstrengungen, gewiß nicht auf Rosen gebettetes Schriftsteller-Leben.

♂ **Freiburg i. Br.**, 3. Nov. Der Biologe Prof. Dr. Weismann an der hiesigen Universität ist von der Universität Utrecht zum Doctor honoris causa ernannt worden. — Das hygienische Institut an der Hebelstraße ist unter Dach und Fach und im nächsten Jahre beziehbar. Dann wird der Bau des von den Ständen bewilligten mineralogischen Instituts in Angriff genommen. Auch der sehr nothwendige Neubau der für die heutigen Verhältnisse ganz ungenügend installirten Universitätsbibliothek dürfte endlich an die Reihe kommen, zumal der Platz bereits bewilligt ist. Erst nach Vollendung dieser Gebäulichkeiten kann die Frage eines neuen Collegienhauses in Fluß kommen. Vorläufig muß man sich noch mit den Räumen der sogenannten „neuen Universität" in der Bertholdstraße begnügen.

* **Leipzig.** Die philosophische Facultät der Universität ertheilte Hrn. Dr. phil. Asmus Sörensen die venia legendi für osteuropäische Sprachen, Literatur und Geschichte.

* **Posen.** Die erwähnte Verfügung des Cultusministers, welche die Einfügung einer weiteren Lateinstunde in den Lehrplan der Oberstufe des Gymnasiums und des Realgymnasiums anordnet, lautet nach dem „Posener Tagebl." im wesentlichen wie folgt: „Durch die Lehrpläne vom 6. Januar 1892 ist den Provincialschulcollegien allgemein die Ermächtigung ertheilt, unter gewissen Voraussetzungen Abweichungen von den für einzelne Fächer festgesetzten Wochenstunden selbständig zuzulassen. Nach den Erfahrungen, die seither bei der Durchführung der Lehrpläne und Lehraufgaben mehrfach gemacht worden sind, sehe ich mich veranlaßt, die bezeichnete Ermächtigung dahin auszudehnen, daß die Provincial-Schulcollegien auch befugt sind, je nach Bedürfniß auf Antrag der Directoren der Gymnasien und der Realgymnasien in den drei obersten Classen IIA bis IA die für das Lateinische festgesetzten Wochenstunden um je eine zu erhöhen. Dabei mache ich darauf aufmerksam, daß nur an solchen Gymnasien, an welchen die Secunden und Primen getrennt unterrichtet werden, drei Mehrstunden erforderlich sind, daß dagegen bei combinirten Secunden, an welchen nach der betreffenden Verfügung ohnehin schon 7 Stunden Lateinisch wöchentlich ertheilt werden, keine, und bei combinirten Primen nur eine Mehrstunde eintritt. Die Deckung der hienach anzusetzenden wenigen Mehrstunden kann, wie ich annehme, ohne Ueberlastung der Lehrer, die ich durchaus vermieden sehen will, in der Regel durch die vorhandenen Kräfte ohne Schwierigkeit erfolgen. Die Provincial-Schulcollegien werden, insbesondere bei der Feststellung der Lectionspläne, jeden einzelnen Fall genau prüfen müssen. Wo eine solche Deckung zur Zeit noch nicht möglich ist, werden dieselben zu erwägen haben, in welcher Weise die betreffenden Stunden ohne Beeinträchtigung der Lehrziele und unter thunlichster Festhaltung der Gesammtwochenstunden für jede Classe gewonnen werden können. Dies ließe sich, um nur eine Möglichkeit zu erwähnen, z. B. so erreichen, daß man die Turnabtheilungen für die vier oberen Classen, wenn die Schülerzahlen es gestatten, um eine verminderte, oder daß man die dritte Turnstunde auf dieser Stufe vorübergehend durch eine Stunde freier Bewegungsspiele ersetzte. Die gewonnene Mehrstunde für IIA — IA ist an Gymnasien für die schriftlichen Uebungen und für grammatische und stilistische Wiederholungen und Zusammenfassungen behufs Förderung der Lecture zu verwenden. An Realgymnasien kann die vierte Stunde Lateinisch je nach Bedürfniß zur Befestigung und Einübung der Grammatik oder für die Lecture benutzt werden. Im Anschluß hieran sehe ich mich veranlaßt, die genaue Beachtung der methodischen Bemerkungen der Lehrpläne noch einmal in Erinnerung zu bringen. Wird die dort dringend empfohlene nähere Verbindung der Profalecture mit der Geschichte in richtiger Weise ausgeführt und wird bei der Lecture der alten Classiker selbst das geschichtliche Moment stets im Auge behalten, so erwächst daraus eine nicht zu unterschätzende Förderung des Unterrichts in der alten Geschichte. Vorausgesetzt wird dabei freilich, daß gerade in IIA die Auswahl des geschichtlichen Lehrstoffs eine besonders planmäßig erwogene, lediglich nach dem Bildungsgehalt bemessene sei, und daß die kriegsgeschichtlichen Einzelheiten auf das nothwendigste beschränkt, dagegen den Lehraufgaben entsprechend die Verfassungs- und Culturverhältnisse eingehender berücksichtigt werden. Geschieht dies, so verbietet sich einerseits auch auf dieser Stufe eine breitere Beschäftigung mit den Zeiten vor Solon, bezw. vor Pyrrhus von selbst, andrerseits aber ist in der Behandlung von Einzelheiten kriegsgeschichtlicher Art selbst für die Zeiten von Solon, bezw. Pyrrhus ab ein knappes Maßhalten geboten. Um überdies noch die Lehraufgabe der IIA in etwas zu erleichtern, will ich hiemit gestatten, daß die alte Geschichte hier wie in IV nur bis zum Tode des Augustus behandelt und die Zeit von da ab bis zum Untergange des weströmischen Reichs noch der Lehraufgabe der IB zugewiesen werde. Auf diesen Abschnitt und die zu Anfang eines Schuljahres meist üblichen Wiederholungen aus der geschichtlichen Lehraufgabe der vorhergehenden Classe ist in IB nur die Zeit von Ostern bis Pfingsten oder bei Wechselcöten in den Herbstclassen nur ein Zeitraum von etwa 6 Wochen zu Anfang des Winterhalbjahres zu verwenden. Dabei bemerke ich ausdrücklich, daß es bezüglich der Wiederholungen in der Geschichte behufs Vorbereitung auf die Reifeprüfung bei meiner Verfügung vom 2. Dec. 1892 sein Bewenden behält."

1895. Nr. 308. München, Mittwoch, 6. November. Beilage-Nummer 256.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Etwas über Glocken.

Von Dr. K. Th. Zingeler.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Welcher Deutsche, selbst im einfachen Volk, kännte nicht unsres großen Dichters herrliches Lied von der Glocke, das selbst voll und harmonisch klingt und tönt, wie bester, reinster Glockenklang? Tagtäglich hören wir die ehernen Zungen ihr hehres Tagewerk, wie solches der obige Sinnspruch, den Schiller seinem Liede vorgesetzt, in trefflichster Weise ausdrückt, ausüben: die Lebenden rufen, die Todten beklagen, die bösen Wetter verscheuchen — und wie wenige unter uns haben sich mit der Geschichte und dem Wesen der treuen Schallträger beschäftigt oder auch nur einmal in einer Glockenstube verweilt! Mehr als 500 Glocken habe ich in ihren luftigen Wohnungen aufgesucht, wo oftmals der Sturmwind saust und braust, daß die erzenen Bewohner leise brummen, und mehr als einmal hat mich eine mächtig schwingende Glocke gezwungen, rasch an die Wand zu springen und mich möglichst dünn zu machen oder selbst auf den Boden niederzulegen, wenn, unbekümmert um den Neugierigen dort oben, tief unten die Meßnersbuben plötzlich zu läuten begannen. Alle habe ich sie nach Herkunft, Alter und Namen gefragt, und mancher Graubart, der schon vier-, fünfhundert und noch mehr Jahre auf seiner schön geschwungenen, von ehrwürdiger Patina bedeckten Krone ruhen hat, weigerte die Auskunft und zog die uralten Majuskeln und Minuskeln der Aufschrift so finster zusammen, daß das Entziffern ein böses Stück Arbeit war. Aber ich habe sie dennoch liebgewonnen und die ältesten sogar am meisten; denn bei den Glocken ist es gerade umgekehrt, wie bei den Menschen: je älter, je schmucker — allerdings nur für das Auge des Alterthumsforschers. Und als ich dann eines Tages auch jene alte Glocke besuchte, die — mortuos plango — mit mir meinen herzigen Knaben beklagt hatte, da legte ich ihr die Hand auf den schön geschweiften Mantel und versprach ihr, denjenigen, die es hören wollten, etwas zu erzählen von den Glocken.

Das Wort Glocke ist gut deutsch und braucht unsre Sprachreiniger nicht zu fürchten; denn schon das Althochdeutsche hat klocca und glogga. Das Hauptwort hängt zweifelsohne mit dem althochdeutschen Zeitwort clucchon, klopfen, anschlagen, zusammen. Bevor man Glocken benutzte, um zum Gottesdienst zu rufen, wurde das Versammlungszeichen, besonders in den Klöstern, durch Hämmern auf ein Brett gegeben, eine Sitte, die sich heute noch im Orient erhalten hat, selbst dort, wo Glocken sind. Im Alterthum kannte man bei allen Culturvölkern Schellen, und selbst in den Grabhügeln der vorhistorischen Zeit findet man der Schelle ähnliche Gebilde. Man kann daher von einer Erfindung der Glocke nicht reden; denn der Schritt von der Schelle zur Glocke ist nur klein und ergab sich von selbst. Daher ist auch die lange Zeit her erhaltene Behauptung, Bischof Paulinus von Nola in Campanien habe die Glocke erfunden, fallen zu lassen. Weil das Erz Campaniens sich besonders gut zum Glockenguß eignete und in der Stadt Nola schon sehr früh Glocken gegossen wurden, so entstanden die Bezeichnungen Campanae und Nolae für Glocken.

Wir finden die Glocke, das mit einem Seile in Bewegung gesetzte signum ecclesiae, Kirchenzeichen, zuerst in den Schriften des hl. Gregor von Tours in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts erwähnt, und seit dem siebenten Jahrhundert werden sie im Abendlande immer häufiger. Trotzdem war ihr Klang doch noch für viele etwas Ungewohntes, Unerhörtes, selbst Schreckhaftes. Als König Chlotar 659 die Stadt Orleans belagerte, ließ Bischof Lupus die Glocke der Stephanskirche läuten. Von diesem Tone sollen die Krieger des Feindes so erschreckt worden sein, daß sie ihr Heil in der Flucht suchten.

Wir Deutsche haben höchst wahrscheinlich die Glocke von den wackeren irischen und brittischen Glaubensboten erhalten, die, wie ein Columban, Gallus, Pirmin, Fridolin und andere, wesentlich zur Verbreitung des Christenthums und der Cultur im Süden und Westen Deutschlands beitrugen. Im 9. Jahrhundert waren die Glocken schon ziemlich allgemein in Deutschland verbreitet. Allerdings wäre die einfachste deutsche Dorfkirche mit einer Glocke, wie sie zum Beispiel das reiche, angesehene Köln noch im 7. Jahrhundert in der dortigen Cäcilienkirche besaß, heute nicht mehr zufrieden. Dieselbe war nämlich — und sie ist es noch, denn das städtische Museum daselbst bewahrt sie —, wie viele ihrer Schwestern, aus geschmiedeten Blechstücken zusammengenietet, und ihr Klang kam einer gegossenen natürlich nicht annähernd gleich. Aber bald hatte man es zu einer ziemlichen Vollkommenheit im Glockenguß gebracht, und besonders waren es die St. Galler Mönche, die große, wohlklingende und schöne Glocken gossen. Der Kostbarkeit solcher Glocken wegen begnügte man sich lange Zeit nur mit einer Glocke, und es mag vor dem 8. Jahrhundert nicht viele Kirchen gegeben haben, in deren Thurm mehr als eine Glocke hing.

Schon sehr früh wurden die Glocken durch eine eigene kirchliche Feierlichkeit für ihren hehren Zweck geweiht. Die sehr ceremonienreiche Weihe nahm in der älteren Zeit stets nur der Bischof vor. Mit dessen Erlaubniß kann aber auch ein Priester geringerer Würde die Benediction vornehmen. Das Pontificale enthält einen eigenen Ritus, der, in Kürze angegeben, Folgendes vorschreibt. Der Bischof oder sein Stellvertreter betet mit den Ministranten zuerst den 50., 53., 56., 66., 69., 85. und 129. Psalm. Dann segnet er Wasser und Salz, wirft letzteres in das Wasser unter vorgeschriebenen Gebeten und wäscht die Glocke mit diesem Wasser ab. Während der mitwirkende Geistliche die Waschung innen und außen fortsetzt, betet der Bischof die sechs letzten Psalmen 145—150. Dann bekreuzigt er die Glocke außen mit dem geweihten Oel, um hierauf innen mit Chrisma

sieben Kreuze anzubringen. Die zum Abtrocknen der Glocke dienenden Tücher werden verbrannt. An der Aehnlichkeit dieser Feier mit der Taufe — das Volk spricht auch vielfach von einer Glockentaufe — haben Protestanten Anstoß genommen. Die katholischen Theologen setzen dem entgegen, daß bei der Glockenweihe die wesentliche Formel der Taufe: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, Amen" fehle.

Schon im 10. Jahrhundert tauchte die Sitte auf, den Glocken Namen von Heiligen oder die ihrer Stifter zu geben. Damals aber wurden die Namen oder die Jahreszahl noch nicht auf den Glocken angebracht. Die älteste mit Jahreszahl versehene deutsche Glocke befindet sich zu Iggensbach in Niederbayern. Sie zeigt: Anno MCXLIIII, also 1144. Bayern kann sich auch der zweitältesten Glocke rühmen, indem aus dem Namen des Schenkers zu entnehmen ist, daß die Glocke zu Gilching in Oberbayern in die Zeit zwischen 1162—1194 fällt. Viel reicher an datirten Glocken ist das 13. Jahrhundert. Otte führt in seiner Glockenkunde achtzehn Glocken an, die Jahreszahlen von 1234—1299 tragen. In Melchingen (Hohenzollern) habe ich eine Glocke gefunden, welche die Jahreszahl 1273 trägt und somit die zehntälteste Glocke ist. Auf ihr sind auch schon mehrere Heilige genannt, wie auch die Glocke selbst einen Namen hat. Die Aufschrift heißt neben den Namen der Evangelisten: Fusa est hec campana Maria anno domini MCCLXXIII. Sie gehört also schon zu den culturhistorisch wichtigeren.

Daß bei den Glocken Jahrhunderte hindurch die Kirchensprache, also die lateinische zur Aufschrift verwendet wurde, kann nicht auffallen. Vor dem 14. Jahrhundert kommt in Deutschland wohl kaum eine Glocke mit deutscher Aufschrift vor. Otte führt als die älteste ihm bekannt gewordene Aufschrift jene der Glocke zu Ersingen in Württemberg an. Diese lautet: „O Maria gottes celle, hab in huot, was ich uber schelle. Anno domini MCCCVI." Dazu habe ich das Gegenstück in der Kirche des Klosters Habsthal (Hohenzollern) gefunden. Diese lautet: „Maria · Gotes · Celle · Hab · In · Deiner · Huot · Was · Ich · Uber · Schele." Mithin ganz genau dieselbe Aufschrift. Wiewohl keine Jahreszahl beigefügt ist, darf man aber aus den gothischen Majuskeln schließen, daß auch diese Glocke zu den ältesten Glocken mit deutscher Aufschrift zu zählen ist, sicher also dem 14. Jahrhundert angehört.

Es ist eine eigene, interessante Sprache, die in so vielen Jahrhunderten auf den Glocken zum Ausdruck kommt. Die ältesten Aufschriften sind knapp, markig, dem Geiste des Mittelalters angemessen, während sie in den späteren Zeiten immer weitschweifiger werden, um in der Neuzeit oft lange Sermone aufzuweisen. Nach meinen Erfahrungen werden in den ältesten Aufschriften am häufigsten einfach nur die Namen der vier Evangelisten angewendet, denen sich in günstigen Fällen die Jahreszahl anschließt. Fehlt die Jahreszahl, was gerade bei Anwendung der Namen der Evangelisten am meisten vorkommt, so muß aus der Form der Glocke und dem Charakter der Buchstaben auf das ungefähre Alter geschlossen werden. Eine originelle Aufschrift mit Bezug auf die Symbole der Evangelisten ist folgende: Mathaeum signat vir, bos Lucam, leo Marcum, Ales discipulum, qui super corde fuit. (Mathäus bezeichnet ein Mann, ein Ochse Lucas, ein Löwe Marcus, ein Vogel den Jünger, der am Herzen [des Heilandes] lag.)

Ein ebenfalls sehr häufig vorkommender Name auf Glocken ist der der Gottesmutter, fast stets mit der Bitte um Fürsprache. „Ave Maria gracia plena Dominus tecum. Ora pro nobis." Oder auch ganz schlicht: „Maria hilf uns!" Eine hierhin bezügliche poetische Aufschrift, und dabei auffallend lang für das 15. Jahrhundert, trägt die große Glocke zu Greifswald von 1418 (nach Otte):

„Ave regina celorum, mater regis angelorum
O Maria flos virginum, velud rosa vel lilium
Funde preces ad filium pro salute fidelium.
O rex glorie veni cum pace."

Dieser letzte Spruch kommt überhaupt sehr häufig auf älteren Glocken auch allein vor. Eine dem 15. Jahrhundert angehörige Aufschrift lautet: „O Maria kum zuo troste unde zuo gnaden allen den, die da han Christi nam." Mehrfach fand ich: „O rex glorie veni criste cvm pace. luit an vnser frowen nam."

Eine auffallende Aufschrift, die dem 14. Jahrhundert angehört, fand ich zu Empfingen (Hohenzollern): „O rex glorie veni cvm pace. Maria gracia plena dominvs tecvm. Gott mit Dir. Agios o Theos. Sancte Devs. Agios ischyos. Sanctvs fortis. Agios athanatos eleison imas. Sanctvs immortalis miserere nobis." Also ein Gemisch von Latein, Deutsch und Griechisch. Die Worte Agios o Theos 2c. sind den Improperien entnommen, die in der Charwoche bei den Lamentationen gesungen werden. Diese Aufschrift galt bis dahin für unleserlich.

Auf vielen Glocken ist die Bestimmung derselben angegeben. So befindet sich der als Motto oben angeführte Spruch auf der Münsterglocke zu Schaffhausen. Ganz ähnlich lauten die Aufschriften: „Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango" oder „Sabbato pango, funera plango, noxia frango." Schwungvoll ist ein Spruch des 14. Jahrhunderts: „Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum, Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro."

Auch deutsche Aufschriften geben ähnlichen Sinn. So: „Ich rufe zur Andacht, zur Ruhe, zur Eintracht." — Oder: „Ehre sei Gott in der Höhe! Ich lobe den Herrn, berufe das Volk, versammle die Priester, beklage die Todten, zertheile das Gewölk, verkünde die Feste." Eine vielseitige Thätigkeit schreibt sich eine Glocke zu Marburg bei:

„So lang ich sitze, bin ich stumm,
Doch schwing ich mich im Thurm herum
Und werf mein Zunge hin und her,
So ruf ich Dich zu Gottes Ehr
Und Predigt, Orgel und Gesang.
Den Dieb ruf ich zum Galgenstrang,
Den Witwen bring ich Traurigkeit,
Dem Brautpaar bring ich frohe Zeit.
Auch des creirten Doktors Ruhm
Verkünd ich in der Stadt herum.
Zu Märkten, Schlachten und zu Brand
Ruf ich die ganze Stadt zu Hand.
Was man verliest bei meinem Schall
Ein jeder Bürger wissen sall."

Manche Glocke nennt sich mit Namen und berichtet auch über das Jahr ihrer Geburt und den Meister, der sie goß. Solche Aufschriften sind: „Beatrix haiß ich, L. Rosenlächer zu Costanz goß mich 1648." Oder: „Des heiligen Creutz Glock haiß ich. Johann Georg Roth goß mich da man zehlte 1594." Oder: „Aus dem feir flos ich, Hans Braun in Ulm gos mich. 1610." Oder: „Wolfgang Neidhardt in Ulm gos mich 1594." Es ist das derselbe Neidhardt, der auch als Geschützgießer einen guten Namen hatte. Oder: „Durch feir und hitz bin ich geflosen. Leonhard Rosenlaecher hat mich zur Ehre Gottes gegosen in Costanz 1759."

Häufig sind Anrufungen Gottes zum Schutze gegen jedes Ungemach. So: „Vor Blitz, Hagel, Sturm, Pest, Hunger, Krieg, Brand und allem Bösen bewahre uns Herr Jesu Christ." Sehr selten finden sich Glockenaufschriften, die nicht gelungen sind. Nur ganz verschwindend wenige habe ich gefunden, wo der Sinn nicht zu entziffern ist.

So hängt in Betra (Hohenzollern) eine Glocke mit der Aufschrift: „Johannes † ore † Lvcas † eris † Marcvs † Mathevs †“. Zu Bietenhausen (ebendort): „Lvcas † Marcvs † Mathevs † Johannes † ore † glorie † eris †“. Gerade oder vielmehr nur in Verbindung mit den Namen der Evangelisten kommen diese eigenthümlichen Wortstellungen vor. Mir hat es stets den Eindruck gemacht, als habe der Gießer mit willkürlichen Buchstaben den Raum, sei es nun an der Krone oder am Mantel, ausfüllen wollen.

Auch zur Polemik müssen Glocken herhalten. Otte führt verschiedene Aufschriften an, die sich scharf gegen katholische Auffassung wenden. So: „Mir gilt nicht Weih' noch Tauf, ein antichristlich Zeichen“ u. s. w. Oder:

„Zu römischem Mißbrauch erst gezwungen
Hab ich mit Freuden Dank gesungen
Zum auferstandenen Gotteswort“ u. s. w.

Oder:

„Ich bin ja nicht getauft, vertreibe keine Noth,
Kein Wetter, keinen Geist, ich ruf euch nur zu Gott“ u. s. w.

Auf Glocken in katholischen Kirchen fand ich keine derartigen Aufschriften, nur zweimal die Bezeichnung: catholisch.

Daß mit der angeblichen Glockenkraft auch Aberglaube getrieben ward und noch wird, ist nicht abzustreiten. Vielfach legte man ihnen Macht gegen Hexen und böse Geister bei, sowie das Vermögen, heranziehende Hagelwetter zu zerstreuen, ein Aberglaube, der heute noch vorkommt und keineswegs nur in katholischen Gegenden. In der Chronik des katholischen Städtchens Veringen (Hohenzollern) steht mit Bezug auf das Glöckchen der Schloßcapelle zu lesen: „Anno 1526 ward dis Glögglein 24 stunden tag und Nacht fir allerlay böse Zauber, Hexerei und Ungewitter (geläutet), wobey selbiges sich also erhitzet, daß es seine Gestalt verändert.“ Dagegen fand ich als originelles Seitenstück, daß die Bauern des evangelischen Dorfes W. den Bauern des katholischen Dorfes S. deren Wetterglöcklein abkaufen wollten, „maßen alldiweil so ein wetter am Himmel und dorten das malefiz glögglin gelitten wird, selbiges Unwetter sich von dorten verziehet, unserer Markung aber bösen schaden bringet.“ Daß die Bauern ihr Glöcklein nicht hergaben, läßt sich denken.

Die innigen Beziehungen, in denen die Glocken zu allen Ereignissen des menschlichen Lebens stehen, ihre directe Verbindung mit den heiligsten Handlungen des Gottesdienstes, der hohe Werth, den eine Glocke im Mittelalter für jede Gemeinde hatte, der tägliche geistige Verkehr zwischen Glocke und Mensch von der Wiege bis zum Grabe und, was nicht zu vergessen ist, das weit mehr als heutigentages tiefsinnig an Sage, Dichtung und Legende sich erfreuende Gemüth in Verbindung mit dem religiösen Sinn unsrer Vorfahren machen es begreiflich, daß gerade die Glocke eine große Rolle spielt in wundersamen Geschichten und Erzählungen. Die alten Chroniken, wie ja auch unsre deutsche Literatur, sind reich an Glockensagen manichfaltigster Art. Viele Kirchen und Klöster verdanken geheimnißvollem Glockenläuten ihre Gründung, wie z. B. Ellwangen. Wie es viele Wandelkirchen gibt, Gotteshäuser, die, wenn sie an eine andere Stelle versetzt werden sollten, als wo sie bisher gestanden, in der Nacht von unsichtbarer Hand wieder an ihren früheren Stand gebracht wurden, so lassen sich auch viele Glocken nicht gefallen, versetzt zu werden. Geschah es dennoch, so flog die Glocke zur Nachtzeit in ihren bisherigen Thurm zurück, oder ihr Klang war mißtönig; sie schmollte. Wie manche Glocke ist nicht durch unsichtbare Kraft in irgend ein Wasser gestürzt worden! Begnadete Sonntagskinder hören sie dann in der Tiefe läuten. Wird eine vergrabene oder versenkte Glocke gefunden und auf irgend einen Thurm gebracht, so ist es aber noch nicht sicher, daß sie auch läutet; denn die ausgeprägte Heimathsliebe der Glocken läßt sie nur dort sich wohl finden, wo sie ursprünglich hingen. So erzählt Mone im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit: In das Kirchlein zu Bernhardsweiler stiftete vor Zeiten eine Gräfin eine Glocke und nannte sie nach ihrem Namen Anne Susanne. Während eines Krieges ward die Glocke geflüchtet und vergraben. Hundert Jahre später gruben Wildschweine die Glocke aus, und man hing sie im Thurm zu Dinkelsbühl auf. So oft sie aber geläutet wurde, ließ sie ein schwaches Getön hören, welches läutete: „Anne Susanne, zu Bernhardsweiler will ich hängen.“ Als man der Glocke ihren Willen that, läutete sie wieder hell und kräftig, sicherlich ein Zeichen ausgesprochenen Eigensinns. Solche Sagen haben ihren Untergrund in der Anhänglichkeit der Leute an ihre Glocken. So erzählt Birlinger in „Aus Schwaben“: Die Ulmer wollten die Glocke der Illertisser haben und boten dafür so viel Sechser, als man von Ulm bis Illertissen legen könne, bekamen sie aber nicht, wiewohl die Wegstrecke etwa fünf Stunden beträgt. Und als die Rottenburger den Tübingern für eine Glocke so viele Goldstücke boten, wie man von der Bischofsstadt zur Universitätsstadt legen könnte, sagten die Tübinger: „Kein Red daran.“ Als dann die Rottweiler auch noch die Straße von Tübingen nach Bebenhausen mit Kronenthalern belegen wollten, entgegneten die hartköpfigen Universitätler: „Nu erscht reacht it.“ Wie mit der Angabe obiger Glockenaufschriften dieses Gebiet bei weitem nicht erschöpft ist, so könnte auch das Capitel: „Die Glocke in Sage und Dichtung“ noch reichen Stoff liefern, wenn es nicht mit Bezug auf den mir zustehenden Raum hieße: „Halt! Die Glocke hat geschlagen.“

Mythologie und Völkerkunde.

Es bleibt für alle Zeiten der unbestreitbare Ruhm der vergleichenden Sprachforschung, mit zündender Fackel in das Dunkel und die pfadlose Nacht hineingeleuchtet zu haben, welche die sog. vorgeschichtlichen, monumentaler und schriftlicher Ueberlieferung entbehrenden Zustände der Menschheit und insbesondere des arischen Sprachstammes bedeckten. Namentlich der Mythologie kam diese Erweiterung des geistigen Horizonts über den früheren Gesichtskreis des classischen Alterthums ungemein zu statten, aber nichtsdestoweniger tauchten hier gelegentlich Probleme auf, welche mit bloß linguistischen Mitteln nicht restlos zu lösen waren, ganz besonders, wenn es sich um die vielumstrittenen Anfänge geistiger Entwicklung handelte. Man konnte es sich z. B. bei näherer Ueberlegung nicht verhehlen, daß uns in den Veden schon Phasen einer verhältnißmäßig weit vorgeschrittenen Cultur begegnen, wo sich das einfach naive Bewußtsein des Naturmenschen von des Gedankens Blässe bereits angekränkelt zeigte. Ebenso wenig ließ sich in Abrede stellen, daß der ethnographische und sprachliche Gesichtspunkt, wie er hier maßgebend war, für eine Erkenntniß der allgemeinen psychologischen Gesetze, welche die Bildung mythischer Ideen beherrschen, nicht mehr ausreiche; die Sprachen, Sprachgruppen sind im wesentlichen Solitärproducte, einem bestimmten Areal angehörig, während vielfach religiöse und mythologische Vorstellungen weit über diesen engbegrenzten Rahmen hinausgreifen, wie, um nur einen Fall anzuführen, der seltsame Parallelismus zwischen polynesischen und griechischen Anschauungen erweist, auf den Bastian wiederholt mit Nachdruck aufmerksam gemacht hat. Dieses gemeinsame Erbe des Homo sapiens lehrt uns in seiner unerschöpflichen Fülle erst die moderne Völkerkunde kennen, und zwar sowohl in dem Sinne einer nahezu lückenlosen Umschau über den Globus, wie eines instructiven Studiums der verschiedenen organischen Stufen, welche das Wachsthum dieser Ideen durchlaufen hat. Die

Nothwendigkeit dieser ethnologischen Perspective hat in jüngster Zeit eine kleine, aber um so werthvollere Schrift[1]) von J. Kohler, dem bekannten Professor für vergleichende Rechtswissenschaft in Berlin, dargethan, auf die etwas näher einzugehen sich wohl der Mühe verlohnen dürfte.

Wer aufmerksam die Bildung mythologischer Vorstellungen beobachtet hat, und zwar auch über den Bereich des griechisch-römischen Alterthums hinaus, der wird sich des Eindruckes nicht entschlagen können, daß die landläufige Erklärung und Deutung viel zu einseitig den Nachdruck auf den Naturcultus legt, auf die Verehrung der Sonne und anderer Gestirne, während die so viel nähere Umgebung des Menschen, also Thier- und Menschenwelt, nicht die gebührende Rücksicht findet; gerade für die untersten Stufen der Gesittung, wo von einer idealisirenden Verklärung der elementaren Kräfte und Erscheinungen noch gar keine Rede sein kann — obwohl wir gern das Vorhandensein eines gewissen, aber durchaus noch nicht tiefen Naturgefühls zugeben —, ist diese für die ganze Existenz der Naturvölker ausschlaggebende Beziehung äußerst wichtig; im gewissen Sinne spiegelt der Mythus, wie schon Tylor mit Recht bemerkt hat, die Stammesgeschichte wieder. Das gilt auch vom Märchen, diesem verachteten Sprößling der Dichtkunst, dem bezeichnenderweise erst wieder die moderne Völkerkunde zum wahren und tieferen Verständniß verholfen hat. Das Märchen (schreibt Kohler) ist mythischen Ursprungs, aber es ist der im Völkerleben sich verkörpernde Mythus, der noch in der Sage in hochpoetischen Reminiscenzen zu Tage tritt. Es geht nicht an, das Märchen aus Naturerscheinungen allein zu erklären, man muß es erklären aus der Art, wie sich die Naturerscheinungen im Geiste des Volkes wiederspiegeln, und diese Art wird dadurch charakterisirt, daß sich das Volk mit der Natur völlig eins weiß. Daher sind modernisirte Deutungen, wie die Max Müllers, wonach Purûravas die Sonne und Urvaçi die beim Anblicke der unverhüllten Sonne entfliehende Morgenröthe sein soll, so ansprechend sie unserm Gemüthe erscheinen mögen, zum voraus abzulehnen.[2]) Der Ursprung der Melusinensage führt vielmehr in das tiefste Alterthum zurück, wo die Menschheit dem Totemismus anhing. Totem ist bekanntlich das gewöhnlich einem Thier entnommene Zeichen einer Familie, und die meist nach Mutterrecht geordneten Geschlechter führten solche Stammeszeichen und unterschieden sich dadurch von einander. Dieses Thierzeichen hat aber seinen tieferen Hintergrund; das Geschlecht, das auf solche Weise ein Thierzeichen trägt, steht zu dem Thier in mystischer Beziehung: es darf ein solches Thier nicht tödten, verletzen, oft nicht einmal berühren; das Thier ist der Geist der Familie, noch mehr, das Thier gilt als Stammparens der Familie, die Familie ist dem Thier entsprossen. (S. 37.) Diese uralte, bei den verschiedensten, einander völlig stammfremden, zeitlich und räumlich getrennten Völkern gleichmäßig wiederkehrende Anschauung (gegenseitige Entlehnung und Uebertragung ist somit völlig ausgeschlossen) führt ihrerseits wieder auf die ebenso festgewurzelte Ueberzeugung zurück, daß Mensch und Thier ursprünglich und eigentlich wesensverwandt sind, ein und dieselbe Persönlichkeit bilden, nur mit verschiedenem Aussehen und anderer Gestalt. Aus demselben Grunde finden wir auch den Totemismus als schlechthin universelle Erscheinung im Völkerleben, mindestens noch in bedeutsamen Rudimenten und Symbolen; im Cultus und in der socialen Structur prägt sich diese echt animistische, mit besonderer Consequenz begreiflicherweise bei Jägervölkern, wie den Indianern, entwickelte Idee aus, die weitreichendsten rechtlichen Bestimmungen nehmen hier ihren Ausgangspunkt. Bei den Rothhäuten ist das z. B. noch darin erkennbar, daß die blutsverwandten Verbände ein solches gemeinsames Wappenthier verehren, und daß hier beim Tode der Mensch mit diesem Stammvater sich wieder vereinigt, d. h. wieder in ein solches Thier verwandelt wird. Eine pathologische Mißgeburt übrigens dieser Metamorphose tritt uns in dem so ungemein weit verbreiteten Werwolfsglauben entgegen, der nicht etwa, wie man eine Zeit lang gemeint hat, nur auf die germanischen Völker beschränkt ist. Wenn wir nun näher auf die Entwicklung der Melusinensage eingehen, so zeigt sich auch hier das innige Verhältniß zwischen Mensch und Thier auf das schlagendste, meist in der Weise, daß das Thier nicht in seiner wirklichen Gestalt erscheint, sondern in menschlicher Verwandlung, sehr häufig (besonders bei Frauen) ausgestattet mit berückender Schönheit.

Woher nun aber die über kurz oder lang eintretende, auf den verschiedenartigsten Gründen (Eifersucht, bestimmtem Zeitablauf, Verletzung der Existenzbedingungen für das höhere Wesen u. s. w.) beruhende Trennung, welche dem lieblichen, mit idyllischem Glanz verklärten Liebesleben ein jähes Ende bereitet? Hier gibt uns wiederum erst die Ethnologie, und insbesondere der Todtenglaube die zutreffende Antwort — denn die eben angedeuteten Motive enthalten nur eine poetische Paraphrase, aber keine ausreichende rationelle Erklärung —, die Kohler so formulirt: „Nur im Tode kann das zum Menschen gewordene Wesen wieder in die ursprüngliche Gestalt zurückkehren; nimmt es die ursprüngliche Gestalt an, so ist dies das Zeichen der Trennung, des Abschieds vom Leben" (S. 51). Und nun entwickelten sich aus dieser Grundanschauung die vielfachen Variationen, die uns überall in mehr oder minder ergreifend poetischer Verarbeitung begegnen. Soll diese Trennung keine ewige sein, ist der Tod als die Wiedergeburt nicht die unübersteigliche Schranke für den menschlichen Genossen, so muß es demgemäß auch noch eine Möglichkeit geben, das Leben in einem Jenseits fortzusetzen. Daher die vielen fabelhaften Züge zu Mond und Sonne, über unheimliche Wasser, in die Unterwelt und die Sphäre des Geistes 2c., ein überaus reicher Stoff, womit sich in allen erdenklichen Nuancirungen die Phantasie der Völker gern und eingehend beschäftigt. Mit dem Todtenglauben — so faßt unser Gewährsmann diese Erörterung zusammen — hängt der uralte herrliche Mythus zusammen von der Thierfrau, die, zum schönen Weibe geworden, mit der Familie glücklich lebt, sich zeitweise in die alte Gestalt wandelt, aber, sobald sie entdeckt wird, auf Nimmerwiedersehen ins Jenseits entschwindet. Und dies zeigt, wie der Mythus nur unter Combination mit den ethnologischen Motiven des Völkerlebens, insbesondere mit den socialen, den Rechts- und Sittenverhältnissen der Völker verstanden werden kann. Wie sehr übrigens gerade rechtliche Anschauungen maßgebend sind, das erhellt auch aus dem Umstande, daß die dem Totemismus huldigenden Völker meist auf der mutterrechtlichen Organisationsstufe stehen, wo Name, Stand, Rang, Vermögen u. s. w. streng nach mütterlicher Verwandtschaft sich vererben. Deßhalb ist die Melusinenabstammung lediglich an die Frauen geknüpft, und wenn gelegentlich in einzelnen Sagen (z. B. bei den Negern der Goldküste) der Mann eine Zeitlang im Lande der Fische bei seinen Schwägern sich aufhält, so erklärt sich das wiederum aus den eigenthümlichen Sitten, daß im Matriarchat der Mann Mitglied des Geschlechts der Frau wird und erst beim Uebergang zum Vaterrecht er sich einen eigenen Hausstand nach unsern Begriffen gründet und die Frau in seinen Haushalt übernimmt.

So führt uns eine psychologische Zergliederung der

---

[1]) Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Leipzig, Pfeiffer 1895.

[2]) Ebenso wenig zustimmend äußern sich, um zwei völlig unabhängige Beurtheiler zu citiren, z. B. Wundt, Ethik, S. 51, und v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens, S. 534 ff.

elementaren Züge dieser seltsamen Sage in eine ferne, nebelumsponnene Urzeit unsres Geschlechts zurück, von der uns sonst keine literarische Kunde mehr aufbewahrt ist, in jenen so üppig wuchernden und mit urkräftiger Zähigkeit selbst noch bis in Stadien vorgeschrittener Gesittung sich erhaltenden Animismus hinein, der die ganze Welt, namentlich aber Thiere und Pflanzen sich beseelt dachte, wesensverwandt mit dem Menschen selbst; und so versenken wir uns vermöge dieser nachsinnenden Betrachtung in die Ideenwelt unsrer prähistorischen Vorfahren. Insofern ist der Melusinenmythus, wie Kohler sagt, der Kindheitstraum der Weltgeschichte, und wir spätgeborenen Nachkömmlinge, deren seichterem Nationalismus das Verständniß dieser primitiven Ideen fast unverständlich geworden ist, werden doch von heimlichem Schauer, selbst wider unsern Willen erfaßt, wenn wir uns rückhaltlos dem vollen Eindruck und Zauber dieser phantastischen Anschauungen ergeben. Damit berühren wir den poetischen Kern und die ästhetische Bedeutung des Problems, die sich nicht wohl von der rein psychologischen Seite der Frage trennen läßt. Wir können uns hier nur auf die geistvollen Ausführungen des Verfassers beziehen, der sich u. a. so über dieses Verhältniß äußert: „Bemißt man den poetischen Werth einer Sage darnach, daß sie eine unheimliche Perspective in den Urglauben unsres Geschlechts und damit in den Geisterglauben verleiht, der die Sagen der Völker durchzieht, daß sie damit tiefe, zutrauliche, allgemein menschliche Züge verbindet, die auch uns noch zu Herzen gehen, daß sie aber fern davon ist, ein oberflächliches, nach prosaischer Menschenlogik sich entwickelndes Gefüge zu gestalten, sondern einerseits in dem Ueberschreiten der Naturkräfte, andrerseits im gerechtigkeitswidrigen Walten des Schicksals uns die Uebermacht des Weltlebens über unser individuelles Dasein zur Anschauung bringt, daß sie endlich in ihrer Wurzel mit anderen großen Sagenstoffen zusammenhängt und in unsres Herzens Tiefen an sie anklingt, so ist die Lohengrin-Melusinensage die Krone aller Sagenstoffe. Sie reicht in die Urzeit der menschlichen Anschauung hinein, in die Zeit animistischer Vorstellungen, wo das Individuum sich mit jedem Thier- und Pflanzenwesen eins weiß, sie reicht in die Zeit des Totemismus zurück, der Jahrhunderte lang die Organisation der Menschheit bestimmte, sie steht mitten im Gefühl des All-Einen, sie setzt mit der überwindenden Macht der Liebe ins tiefste Empfinden des Menschenherzens ein, sie steigert in allen Phasen der Neugier, der Furcht, des Verdachtes, des Fürwitzes, der ritterlichen Vertheidigung der Unschuld unser seelisches Interesse, sie schürzt durch die furchtbare Situation des Genossen, der einerseits im geliebten Wesen das Höchste sieht, andrerseits durch den Verdacht grenzenlosen Unheils, in den er sich verstricken könnte, im innersten Glauben berührt wird, den tragischen Knoten; und die Lösung ist eine mächtige, unser Gemüth betäubende, wie alle tragischen Lösungen, die auf immerwährende Trennung abzielen und an denen der Betroffene schuldig, aber doch nur zum Theil schuldig ist: denn das ist der Höhepunkt der Tragik, daß der Betroffene nicht unverdient leidet, weil er sonst als todte Masse dem Schicksal gegenüberstünde, noch auch das Unheil voll verschuldet hat, weil sonst das Geheimniß des Schicksals fehlt, das unlösbare, die Incommensurabilität, welche das wahre Schicksal kennzeichnet." (S. 60.) Betrachten wir von diesem rein poetischen Standpunkt aus unsre Sage, so müssen wir in der That gestehen, daß sie eines tiefen tragischen Zaubers nicht entbehrt; es ist deßhalb wohl auch kein Zufall, wenn auch die Musik sich öfters dieses dankbaren Stoffes bemächtigt hat, wenngleich die Melusinensage, wie Kohler meint, trotz aller Versuche noch des kundigen Meisters harrt, der sie uns in erschütternder Weise, gesteigert durch die Macht der Töne, vor die Seele führt.

Th. Achelis.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Die Sünde." Novelle von Anton Frhr. v. Perfall, Berlin, Richard Eckstein Nachf., ist in ihrer äußeren Erscheinung dafür hergerichtet, in die Augen zu fallen. Das aparte Format, die lateinischen Lettern, das schwermüthige Bild von Stuck auf der äußeren Umhüllung und vor dem Titelblatte — all dies vereinigt sich, eigenartigen Eindruck hervorzubringen. Die Geschichte selbst ist einfacher, als man wohl annimmt, wenn man das Bild betrachtet, das vielleicht überhaupt die Anregung zu ihr gegeben haben mag. Die Sünde ist nach der Meinung des Professors Ollendorf für manche Naturen eine Nothwendigkeit, für solche nämlich, die durch sie erst erweckt werden. „Die Leidenschaft ist der Stoff, den wir Künstler brauchen! Dieses plötzliche Aufwallen unsres ganzen Wesens, dieses zehnfache Leben in einer Minute." „Wer nicht durch die gefährliche Flamme gegangen, erreicht die Höhe nimmermehr. Es handelt sich nur um das Hindurchkommen mit heiler Haut." Dem jungen Maler Heinrich Freyhoff, der auf dem Lande irgendwo im bayerischen Gebirge eine Art von Traumleben führt, mit dem Pfarrer, dem Richter und dem Förster Tarock spielt, ist die Leidenschaft, die Sünde nöthig, um die Höhen der Kunst zu erklimmen. Den Weg zeigt ihm der bucklige Maler Ollendorf, der für diesen Faust eine Art Mephistopheles ist, und die „Sünde" selbst ist eine Zigeunerin mit schwarzem gelockten Haar, feurigen Augen und edlen Formen. Sie weckt in ihm die Sinnenlust, sie wird das Modell zu dem Bilde, das ihn berühmt macht, und zugleich seine Geliebte. Wie Professor Ollendorf ihm den Weg zur Leidenschaft gezeigt hatte, rettet er ihn auch davor, in ihr zu versinken, und bringt den Berühmtgewordenen zum Ausruhen von seinen Erfolgen nach dem kleinen Platze zurück, wo er früher nur vor sich hingedämmert hatte. — Die kleine Geschichte ist flott erzählt, die Umgebung ist in frischen Farben greifbar dargestellt, während die Hauptfigur, die Zigeunerin, Mirjam mit der Schlange Urim ganz an die Schule der Romantik erinnert. In der realistisch behandelten Novelle erscheint die räthselvolle, phantastische Gestalt wie das Mädchen aus der Fremde und verschwindet auch wie dieses. Ihre geistige Höhe, ihre souveräne Ueberlegenheit über den jungen Maler harmoniren nicht recht mit der ganzen Vergangenheit der Heldin, die erst Mitglied einer wandernden Gauklerbande war und dann die Schlangenkönigin im Circus darstellte. Etwas conventionell ist auch die Figur des Professors Ollendorf. —

„Licht." (Jena, Hermann Costenoble) Erzählung von dem gleichen Autor, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Ein Criminalstoff wird in fesselnder Weise erzählt. Der Verbrecher ist in seiner Heimath zu Ansehen und Würden gelangt, aber er wird unabläßig von Furcht und Reue gequält, und nur der Einfluß seines Bruders, des fanatischen Priesters Paulus, hält ihn davon zurück, seine Schuld zu bekennen. Ein Jugendgenosse hatte dafür zwölf Jahre im Zuchthause büßen müssen und war nach überstandener Haft nach Amerika ausgewandert. Sein Sohn und die Tochter des Schuldigen finden sich in Liebe und ihre Vereinigung bringt die Sühne. Die Geschichte schmeckt stark nach der Schablone, auch die einzelnen Gestalten sind nicht sonderlich individualisirt; einigermaßen läßt sich dies allenfalls von dem jungen Corbinian sagen, der in seiner milden Weise sich von dem nach alter Holzschnittmanier gezeichneten Paulus abhebt.

Auch die Novelle „Todtenröschen" von Perfall, Jena, Hermann Costenoble, ist in zweiter Auflage erschienen. Es ist die ganz phantastische und abenteuerliche Geschichte eines jungen Mädchens, das als Pflegekind in der Familie des Leichenwärters aufwächst. Vor dem Tode und den Todten empfindet sie kein Grausen und der Friedhof, wo sie lebt, ist für sie wirklich ein Ort des Friedens, während sie vor dem Leben in der Welt zurückschreckt. Man nennt sie „Todtenröschen", und sie ist das uneheliche Kind einer Gräfin, deren einziger Sohn im Duell für die angegriffene Ehre seiner Mutter fiel. An seiner Leiche wird durch die frappante Aehnlichkeit mit Rosa in dieser die Ahnung der bisher vor ihr verborgen gehaltenen Geschichte ihrer Kindheit und zugleich die Sehnsucht nach der Welt, dem Leben, der Liebe wach. Sie verläßt die einsame Stätte des Friedens, kommt in die Brandung des Weltgetriebes und kehrt als Sterbende zurück. Die Begegnung mit der sündigen Mutter, die ihr Kind im Stich gelassen hatte, ist mit dramatischer Kraft geschildert. Im ganzen aber erheben sich die beiden neu aufgelegten Geschichten nicht über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre, während der Novelle „Die Sünde" ein künstlerisch höherer Werth innewohnt.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der **philosophisch-historischen Classe** vom 9. October. Der Secretär legt eine Abhandlung des Hrn. Theodor **Unger**, I. Adjunct am steiermärk. Landesarchive in Graz: „Proben eines deutschen Wörterbuches der österreichisch-bayrischen Mundart" vor, deren Verfasser um Bewilligung einer Subvention ersucht. Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Der Secretär überreicht weiter eine Abhandlung des Hrn. Dr. Heinrich **Kretschmayr** in Wien: „Ludovico Gritti. Eine Monographie," um deren Aufnahme in die Schriften der kais. Akademie der Verfasser ersucht. Dieselbe wird der historischen Commission überwiesen. — Das w. M. Prof. Dr. Friedrich **Müller** legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Die armenischen Handschriften des Klosters Arghana", vor. — Das w. M. Herr Hofr. Dr. Theodor **Gomperz** übergibt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller V." Den Gegenstand der Abhandlung bilden zumeist in alphabetischer Folge erörterte Stellen des Aeschylos, des Alexander aus Lykopolis, des Sophisten Antiphon, des Aristeasbriefes, des Peripatetikers Ariston, ferner Aussprüche, die dem Demokritos und dem Kyniker Diogenes beigelegt werden; deßgleichen ein inschriftliches Epigramm, Stellen des Eudemos, des Euripides, des auf Gorgias bezüglichen Theiles der pseudaristotelischen Schrift De Melisso Xenophane et Gorgia, des Herodot, des Hippokrates, einige Fragmente der Komiker, des Moschion und Parmenides, des Philodem; endlich bringt sie einige Vermuthungen zu Platon und Thukydides vor.

Sitzung der **mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe** vom 10. October. Das w. M. Hofr. Director F. **Steindachner** übersendet eine eigene Abhandlung, betitelt: „Beiträge zur Kenntniß der Süßwasserfische der Balkan-Halbinsel"; ferner eine Abhandlung des Hrn. Friedrich **Siebenrock**, Custos-Adjuncten am naturhistorischen Hofmuseum in Wien, betitelt: „Das Skelett der Agamidae." — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben übersendet eine Arbeit aus dem chemischen Laboratorium der Universität Czernowitz von Hrn. Georg **Gregor**: „Ueber die Einwirkung von Jodäthyl auf β-resorcylsaurem Kalium." — Das c. M. Oberst Albert v. **Obermayer** übersendet eine Abhandlung: „Ueber die Wirkung des Windes auf schwach gewölbte Flächen." Es werden Versuche beschrieben, welche zeigen, daß die in letzter Zeit mehrfach ausgesprochene Annahme einer negativen, d. i. einer gegen die Windrichtung gelegenen Tangentialcomponente des Winddruckes auf schwach gekrümmte, gegen die Windrichtung wenig geneigte Flächen, zum Theil einer Berechnung der bezüglichen Versuche unter nicht zutreffenden Voraussetzungen zuzuschreiben sei, und daß der Wind bei einer Lage der zu der Erzeugenden des Cylinderflächensegmentes parallelen Drehungsaxe, zwischen Cylinderaxe und Fläche, ein Drehungsmoment und eine Drehung gegen die eigene Richtung erzeugen kann. — Das c. M. Prof. Guido Goldschmiedt übersendet vier Arbeiten aus dem chemischen Laboratorium der deutschen Universität in Prag: 1. „Ueber die Hydrazone des Fluorenons und seiner Substitutionsproducte", von Guido **Goldschmiedt** und Franz **Schranzhofer**. 2. „Ueber eine neue, aus dem Isobutylidenhydrazin gewonnene Base" vom a. o. Prof. Carl **Brunner**. 3. „Ueber Papaveraldoxim", von Dr. Robert **Hirsch**. 4. „Chemische Untersuchung der Samen von Nephelium lappaoeum und des darin enthaltenen Fettes", von Max **Baczewski**. — Hr. H. **Zukal** in Wien übersendet die II. Abhandlung seiner Arbeit: „Morphologische und biologische Untersuchungen über die Flechten." In derselben gelangen nachfolgende Fragen zur Behandlung: 1. Die Rinde als Schutzmittel vor dem Verlust des Betriebswassers. 2. Die Schutzmittel der Flechten wider die Angriffe der Thiere. 3. Aufnahme und Fortleitung des Wassers. 4. Die Durchlüftung des Flechtenthallus. 5. Das Ernährungs-, Speicherungs- und Excretionssystem der Flechten. 6. Die Flechten vom mechanischen Standpunkte aus betrachtet. — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Geologische Untersuchungen im östlichen Balkan und abschließender Bericht über seine geologischen Arbeiten im Balkan," von Prof. Dr. Franz **Toula** an der technischen Hochschule in Wien. 2. „Zum Problem der Wärmetheorie," von P. C. **Puschl**, Stiftscapitular in Seitenstetten. 3. „Ueber die analytische Form der concreten statistischen Massenerscheinungen," von Dr. Ernst **Blaschke**, Privatdocent an der Universität Wien. — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit aus dem Laboratorium des Prof. Przibram in Czernowitz: „Zur Bildung des Pinakolins aus Calciumisobutyrat," von Karl **Glücksmann**. — Dr. Friedrich **Czapek**, Privatdocent an der Universität Wien, überreicht eine im pflanzenphysiologischen Institute der Wiener Universität ausgeführte Arbeit: „Ueber die Richtungsursachen der Seitenwurzeln und einiger anderer plagiotroper Pflanzentheile." Die wesentlichsten Ergebnisse derselben sind folgende. 1. Die Orientirung der plagiotropen Organe unter dem Einflusse der Schwerkraft läßt sich nicht durch die Annahme derselben geotropischen Richtungsbewegungen (positiver und negativer Geotropismus) verstehen, wie sie verticalen oder orthotropen Organen eigen sind. Es ist vielmehr ihre Transversalstellung zur Lothlinie die ihnen specifisch zukommende Art, auf die richtende Einwirkung der Gravitation zu reagiren. 2. Dabei gelang es, vorläufig wenigstens, für die Seitenwurzeln erster Ordnung und für die horizontalen Rhizome sicherzustellen, daß neben Diageotropismus diesen Pflanzentheilen auch positiv geotropische Eigenschaften innewohnen. Es kann die geotropische Gleichgewichtsstellung derselben gewissermaßen als resultirende Stellung aufgefaßt werden. 3. Autonome Richtungsursachen, wie sie für die erwähnten unterirdischen Organe mancherseits in Anspruch genommen wurden, sind am Zustandekommen der Schräg- und Horizontallage unbetheiligt; es ist Geotropismus allein, welcher die normale Stellung dieser Organe bedingt. 4. Viele oberirdische horizontale Ausläufer haben ganz analoge geotropische Eigenschaften wie die horizontalen Rhizome, natürlich mit dem Unterschiede, daß sie negativen statt positiven Geotropismus neben dem transversalen besitzen. Negativ heliotropisch sind sie nicht. 5. Die Aenderung der geotropischen Reizstimmung an Seitenwurzeln und unterirdischen Ausläufern durch Licht, erhöhte Temperatur, vielleicht auch durch erhöhte Feuchtigkeit des umgebenden Mediums, besteht in einer Verstärkung der positiv geotropischen Eigenschaften, während der Diageotropismus nicht alterirt wird. 6. Die Aufrichtung mancher kriechenden oberirdischen Ausläufer im Dunklen ist nicht auf Wegfall von negativem Heliotropismus zu beziehen, sondern als Aenderung der geotropischen Reizstimmung durch die Verdunklung aufzufassen, wobei der Diageotropismus verstärkt wird. — Sitzung vom 17. October. Dr. Alfred **Nalepa**, Prof. am Elisabeth-Gymnasium in Wien, übersendet eine vorläufige Mittheilung über „Neue Gallmilben" (12. Fortsetzung). — Das w. M. Hofr. V. v. **Ebner** überreicht eine Abhandlung: „Ueber den Bau der Chorda dorsalis des Amphioxus lanceolatus."

* Vor kurzem ist eine der interessantesten Sammlungen des **Brittischen Museums**, die bisher dem Publicum verschlossen war, unter gewissen Vorsichtsmaßregeln zugänglich geworden, nämlich die Sammlung der Alterthümer von Gold, Silber und Bernstein, der sog. Gold Room. Sie hat, wie der „Köln. Ztg." geschrieben wird, zu diesem Zweck eine Umstellung erfahren; der Raum, der bisher die alten Münzen enthielt, hat die Gemmen und Kunstwerke aus edlem Material aufgenommen, an denen die Abtheilung der griechischen und römischen Alterthümer seit mehr als einem Jahrhundert immer reicher geworden ist. Die Mehrzahl dieser Kunstarbeiten ist nun in Vitrinen derart ausgelegt worden, daß Jeder sie vollständig und ohne Schwierigkeiten studiren kann. In der Mitte des großen Raumes, der Oberlicht und drei hohe und breite Fenster hat, steht ein flaches Gehäuse von ansehnlichem Umfang. Es ist mit auserlesenen Arbeiten angefüllt, für deren Auswahl die Rücksicht auf Seltenheit, Kunstwerth oder geschichtliche Bedeutung maßgebend war. Darunter befanden sich nicht wenige berühmte Gemmen. Die Intaglios sind von den Cameen getrennt worden, und manche von den aus durchsichtigem oder halbdurchscheinendem Stein gefertigten Stücken so ausgestellt, daß ihre Durchsichtigkeit zur Geltung kommt, sehr zu ihrem Vortheil und zur Freude des Beschauers. Alle ausgelegten Stücke sind chronologisch geordnet, wobei stets zur Linken mit den ältesten begonnen ist. So illustriren sie die Entwicklung der Steinschneidekunst. Viele sind nicht nur selten, sondern auch höchst zierlich und kunstvoll. Ringsum an den Wänden entlang sind ebenfalls Schaukasten angebracht. Sie enthalten theils Gemmen, die nach den dargestellten Gegenständen geordnet sind, theils sehr zahlreiche und kostbare Kunstwerke in Gold, Silber, Bernstein oder anderem edlen Material, darunter viele Seltenheiten und Unica. Diese Arbeiten stammen aus allen Zeiträumen der Civilisation und sind innerhalb der Chronologie nach den Völkern gruppirt. Da sieht man auch die goldene Vase, die neulich von einem Schwammtaucher vom Boden des Aegäischen Meeres mit heraufgebracht worden ist. Von den verschiedenen Völkern erzählen die ihrer Herkunft nach bekannteren Goldsachen, goldene Todtenmasken von hohem Alter, goldene Kränze, Armbänder, Halsschmuck, Ohrringe, Fingerringe und Diademe. Dort steht auch die Portland-Vase, die ihren Platz für sich hat. In einem anderen

Theil des Zimmers wird der Besucher viele bedeutende Arbeiten in Gold und Silber aus der Renaissanceperiode erblicken, Pocale, Becher, Krüge u. a., theils Kunststücke, theils Hausgeräth. An den Wänden des neuen Goldzimmers sind Bruchstücke von alten Wandgemälden, enkaustischen und anderen, angebracht, die bis dahin in der benachbarten Galerie des Obergeschosses des Museums zu sehen waren. Der Gesammteindruck des Raumes ist überaus glänzend. Dabei hat überall eine zuvor in der Abtheilung der griechischen und römischen Alterthümer ganz ungewohnte Rücksicht auf Farbenharmonie und Stimmung gewaltet.

th. e. **Karlsruhe.** Zur Feier des Rectoratswechsels an unsrer Technischen Hochschule fand am 2. November in Anwesenheit des Großherzogs der übliche Festact statt. Der scheidende Director der Hochschule, Prof. Dr. Haid, gab einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Karlsruher Polytechnikums, das als technische Schule die älteste in ganz Deutschland ist und, in seiner Schülerzahl in stetem Zuwachs begriffen, bis jetzt 781 Inscribirte aufzuweisen hat. Durch Berufung hatte die Hochschule im letzten Jahre den Verlust zweier Professoren zu beklagen, des Prof. Dr. Reinhard Brauns für Geologie und Mineralogie, der einen Ruf an die Universität Gießen erhielt, und des Lehrers der Forstwissenschaft, Prof. Dr. Max Endres, der in gleicher Eigenschaft an die Universität München versetzt wurde. An ihre Stelle traten für Mineralogie und Geologie Dr. Karl Futterer aus Heidelberg, seither Privatdocent in Berlin, und Forstrath Siefert in Karlsruhe als ordentlicher Professor für Forstwissenschaft. Die Errichtung einer besonderen Abtheilung für Elektrotechnik erwies sich als ein Gebot der Nothwendigkeit, und für die Errichtung eines elektrotechnischen Instituts im eigenen Gebäude ist eine Anforderung in die Budgetvorlage der Technischen Hochschule aufgenommen worden. Daneben harren freilich noch das chemische Laboratorium und das physikalische Institut einer zeitgemäßen Erweiterung. Durch ein neues Statut hat nun auch die Technische Hochschule in Karlsruhe wie die meisten anderen technischen Hochschulen Deutschlands die bei den Universitäten von Alters her bewährten Institutionen des Rectors und Senats in Verbindung mit Abtheilungscollegien angenommen und damit einen weiteren Fortschritt in ihrer Organisation zu verzeichnen. — Alsdann ergriff der neue Rector Oberbaurath Baumeister das Wort zu einem Vortrag über die wirthschaftlichen Aufgaben des Ingenieurs. Er führte dabei Folgendes aus: Gegenüber der Abnützung aller technischen Constructionen muß ein jährlicher Durchschnittsaufwand für die Instandhaltung derselben veranschlagt werden, und dabei erhält man die Regel, daß von verschiedenen Lösungen einer technischen Aufgabe diejenige die vortheilhafteste ist, bei welcher die Summe der Zinsen des Baucapitals und der jährlichen Unterhaltungskosten am kleinsten ausfällt. Die Sache gestaltet sich indessen verwickelter, wenn die betreffenden Gegenstände aus Rücksicht auf ihre Benützung ohne Schutzmittel auskommen müssen, oder wenn selbst unablässige Revision den guten Zustand doch nicht immer erhält. Es besteht dann eine gewisse Lebensdauer, nach deren Ablauf der Gegenstand durch ein neues Exemplar ersetzt werden muß. Man denkt sich hiebei bei gewissen Constructionen einen bestimmten Geldbetrag alljährlich auf Zins gelegt. Diese sogenannte Rücklage ist so groß anzunehmen, daß durch ihre Anhäufung sammt Zinseszinsen nach Ablauf der Lebensdauer eine Summe zur Verfügung steht, welche nebst dem Erlös aus dem abgängigen Gegenstand zur Beschaffung eines neuen ausreicht. Diese Finanzoperation wird manchmal thatsächlich in Form eines Erneuerungsfonds vorgenommen, und es ist dann diejenige Construction die vortheilhafteste, bei welcher die Jahresausgabe, bestehend aus Bauzinsen, jährlicher Unterhaltung und Rücklage, am kleinsten ausfällt. Dabei wird sich manchmal ein Beharrungszustand herausstellen, in dem alljährlich gleiche Quantitäten ausgewechselt werden müssen, also auch gleiche Kosten entstehen. Weitere Aufgaben volkswirthschaftlicher Natur für den Ingenieur sind neben der Behandlung von Gewässern für Landescultur und Industrie beim Entwurf von Verkehrslinien aller Art zu finden. Dabei erweist sich die Regel, daß der gerade Weg der beste sei, nur in bedingtem Sinne als richtig. Im allgemeinen stößt man sofort auf Gegensätze zwischen Baukosten und Transportkosten, und zu diesen kommen dann noch die Kosten der Instandhaltung. Das volkswirthschaftliche Ziel dabei ist folgendes: Unter allen Concurrenzlinien ist diejenige die vortheilhafteste, bei welcher die Summe von Bauzinsen, Unterhaltungskosten und Transportkosten am kleinsten ausfällt. Nach dieser Regel läßt sich auch die Concurrenz zwischen Eisenbahn und Schiffahrtscanal genau beurtheilen. Abweichungen, besonders im Straßenbau, sind dabei nicht ausgeschlossen. Hier ist indessen leider einer der wichtigsten Punkte, die zu erwartende Verkehrsmenge, gewöhnlich unsicher, der namentlich für Berechnung der Rentabilität nothwendig ist. Von höherem wirthschaftlichen Standpunkte aus handelt es sich freilich nicht um eine genügende Rente aus jeder Eisenbahnstrecke für sich, sondern es gibt eine Reihe von Gründen, welche selbst heute noch den Bau unrentabler Linien rechtfertigen. Auch das Tarifwesen stellt dem Ingenieur wirthschaftliche Aufgaben, und bei ihm bildet für die mathematische Behandlung die Grundlage der Zusammenhang zwischen Tarifhöhe und Verkehrsmenge. Daraufhin läßt sich mit annähernder Genauigkeit die Frage behandeln über die vortheilhafteste Höhe des Tarifs, entweder für die Rentabilität der Bahn oder im allgemeinen volkswirthschaftlichen Interesse, ferner über die Classification von Personen und Gütern, über den Einfluß der Fahrgeschwindigkeit auf Bau und Betrieb, über die technische und sociale Berechtigung oder Nichtberechtigung von Differentialtarifen und anderweitigen Maßregeln zum Zweck einer Steigerung der Einnahmen. — Ein weiteres Gebiet, auf dem der Techniker nicht nur nach wirthschaftlichen, sondern auch nach gesundheitlichen Gesichtspunkten zu urtheilen hat, ist dasjenige des städtischen Ingenieurwesens, die Wasserversorgung, Reinigung und Entwässerung, und endlich Herstellung von Straßen und Eisenbahnen mit besonderer Beziehung zur Wohnungsfrage. Die jährlich sinkende Sterblichkeitsziffer der größeren Städte spricht am besten für die Erfolge des Ingenieurwesens auf diesem Gebiete. Bei der Wohnungsfrage ist sodann namentlich auch noch der Einfluß der Bauordnung auf den Bodenwerth zu berücksichtigen. Derselbe richtet sich nämlich nach dem Ertrag, und der Bodenpreis steht hoch, wo enges und hohes Bauen zulässig, und muß selbst dann bezahlt werden, wenn der Baulustige gar nicht beabsichtigt, die Ausnützung völlig in Anspruch zu nehmen. Umgekehrt dient der Zwang zu weiträumigem Bauen, zu mäßigen Haushöhen und weiten Höfen, zur offenen Bauweise, zur Einschränkung von Hintergebäuden und Massenmiethhäusern dazu, den Bodenpreis niedrig zu halten. Man erreicht somit durch die Vorschrift der Weiträumigkeit gleichzeitig den Vortheil des gesunden und billigen Wohnens. Sie darf aber nicht rücksichtslos gleichmäßig auf die gesammte Stadtfläche angewendet werden, vielmehr muß bei allen Vorschriften, von welchen die Bautüchtigkeit abhängt, eine Abstufung vorgenommen werden, indem Bezirke oder Zonen abgegrenzt und die neueren, bezw. zukünftigen Stadttheile mit mehr Licht und Luft ausgestattet werden als die älteren. Die wirthschaftlichen Fragen treten dem Ingenieur indessen namentlich auch als sociale Frage im Verkehr mit seinem Arbeitspersonal entgegen, und hier gilt wohl am besten das Wort Roschers: „Es ist eine viel zu wenig begriffene und noch weniger beherzigte Wahrheit, daß keine wirthschaftliche Reform gelingen kann ohne sittliche Besserung des Volkes, keine sittliche Besserung ohne reinere und lebendigere Religiosität, und daß alle bloß subjective Religiosität für die Massen halt- und wirkungslos ist."

* **Stuttgart.** J. G. Fischer, der Nestor der schwäbischen Dichter, ist am 25. Oct. in sein 80. Lebensjahr eingetreten. Sein Befinden ist immer noch so gut, daß er zum nächsten Geburtstag eine Sammlung seiner letzten Gedichte herauszugeben gedenkt.

* **Berlin.** Das mehrfach erwähnte Grabdenkmal für Prof. Brugsch-Pascha soll in diesem Monat auf dem Luisenkirchhof zu Westend eingeweiht werden. Der Grabstein, den der Bruder des Verstorbenen, Emil Brugsch-Bey, aus dem Pharaonenland hieher geschickt, ist der Sarkophagdeckel eines in Sakkara aufgedeckten vornehmen Grabes und besitzt ein Alter von 6000 Jahren. Das Gewicht beträgt 38 Centner, das Material ist Rosengranit, der durch die Politur eine prächtige Farbe erhalten hat. Die Platte wird auf einem Granitsockel sich erheben und folgende keilförmig eingemeißelte Inschrift tragen: „Heinrich Brugsch, geb. 18. Febr. 1827, gest. 9. Sept. 1894. Emil seinem Bruder Heinrich. Sargplatte aus Sakkara 4000 v. Chr." Der Stein wird mit einem bronzenen Medaillonbild geschmückt, welches der Orientmaler Max Rabes geschaffen und der Familie Brugsch gewidmet hat; das Bild zeigt das lebensvolle Profil des Aegyptologen. Ueber und unter dem Relief werden zwei Bronzetafeln mit arabischen Inschriften angebracht. Die obere Platte wird besagen: „Möge lang dauern das Andenken an Heinrich Brugsch, weil er die Wissenschaft und den Ruhm Aegyptens fest begründet hat!" Auf der unteren Tafel steht: „Fortwährend hast du in unserem Aegypten die Geheimnisse der Denkmäler der Sprache der stummen Steine entlockt, bis die Lampe deines Lichtes sich in die Erde gesenkt hat; aber

als Erbe zurückgelassen hast du uns, Heinrich, die ägyptische Wissenschaft."

* **Berlin.** Was kostet das Studium in Berlin? Diese Frage hat neulich auf Veranlassung des italienischen Ministeriums für Ackerbau und Handel die „Akademische Revue" zu beantworten gehabt. Die Anfrage bezog sich auf das juristische und medicinische Studium. Nach der von amtlicher Seite ertheilten Auskunft ergibt sich für einen promovirten Dr. juris in Berlin die Summe von ca. 1300 M., für den Dr. med. und praktischen Arzt der doppelte Betrag. Im einzelnen setzen sich die Kosten folgendermaßen zusammen: Immatriculationsgebühr 18 M., Examentaxen für die medicinische Facultät 242 M., Promotionstaxen in der juristischen 355 M., in der medicinischen 440 M., Collegehonorare für alle zur Ablegung der Staatsprüfung nöthigen Vorlesungen, Curse in der juristischen 400—500 M., in der medicinischen 900—1200 M. Es kommen hinzu für Drucklegung der Dissertation ca. 150 M., für den Bücherbedarf eines Juristen 300 Mark, für den Mediciner einschließlich Instrumente mindestens 500 Mark. In Gießen wurde die Gesammtsumme für Juristen auf 1300 M. berechnet, für Mediciner auf 2500 M., in Erlangen 1200, bezw. 2200 M. Hiezu kommen natürlich noch die Kosten für Wohnung, Kleidung und Unterhalt. Für einen Juristen, der nicht am Wohnort seiner Eltern studirt, sind mindestens 5000 M. als Gesammtkosten anzunehmen, für einen Mediciner bei $4^1/_2$jähriger Studienzeit 7600—8000 M. Das Studium eines Bau-Ingenieurs, der nicht bei seinen Eltern wohnt, darf bei 4jähriger Studienzeit auf ca. 6000 M. berechnet werden.

* **Berlin.** Der Cultusminister hat das Studium des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs soeben durch einen besonderen Erlaß den Studirenden ans Herz gelegt. Die Verfügung lautet: „Nachdem der Entwurf eines deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs in zweiter Lesung zum Abschluß gekommen ist, finde ich mich im Einvernehmen mit dem Herrn Justizminister veranlaßt, den Studirenden der Rechte den Besuch der Universitätsvorlesungen, welche über das Recht des Entwurfs gehalten werden, besonders zu empfehlen." In Berlin werden derartige Vorlesungen schon seit Jahren gehalten. In diesem Wintersemester hat eine solche des neu hieher berufenen Prof. Dr. Crome in den letzten Tagen des October unter ziemlich reger Betheiligung ihren Anfang genommen.

* **Berlin.** Im hygienischen Institut der Universität findet in der Zeit vom 18. bis incl. 30. November ein Cursus für Verwaltungsbeamte statt. Meldungen sind an den Director zu richten.

* **Graz.** Prof. Dr. v. Graff, der dem Physiologen Rollett im Rectoramte folgt, hielt bei seiner Inauguration am 4. Nov. eine Rede über die Entwicklung der Zoologie seit Darwin.

* **Prag.** Die Inscription an der deutschen Universität für das Studienjahr 1895/96 ergab im ganzen 1307 Hörer. Gehoben hat sich ein wenig die Frequenz der philosophischen Facultät, welche 91 ordentliche und 25 außerordentliche Hörer und 16 Pharmaceuten aufweist. Unter den außerordentlichen Hörern sind zumeist tschechische zu verstehen. Hörerinnen wurden bis zum heutigen Tage keine inscribirt; dagegen besuchen einige Fräulein als Hospitantinnen medicinische und philosophische Vorlesungen.

* **Agram.** Auch hier Amazonen der Wissenschaft! An der philosophischen Facultät der Universität wurden vier Damen als außerordentliche Hörerinnen aufgenommen.

* **Paris.** Der Meridian von Greenwich scheint endlich in Frankreich angenommen zu werden. Der Congreß der Erdmessung hat sich zu seinen Gunsten entschieden, und im Ministerium der Colonien wie auch in der Akademie der Wissenschaften hat man dem Wechsel nicht widersprochen, trotzdem der nationale Meridian noch allgemein im Gebrauch ist. Der Zeitverlust beim Vergleich von Karten war bisher beträchtlich und ebenso war bisher die französische Erdmessungswissenschaft, der so vieles zu verdanken ist, von derjenigen der anderen Länder, die den Greenwich-Meridian angenommen haben, isolirt.

* **St. Petersburg.** Im Laufe der letzten zehn Jahre hat sich die Zahl der kirchlichen Gemeindeschulen in Sibirien rapid vermehrt. Während man 1884 in ganz Sibirien nur 5 Schulen des genannten Typus zählte, betrug deren Zahl 1894 — 654 mit 12,978 Lernenden beiderlei Geschlechts. Lese- und Schreibeschulen gab es 1890 — 453 mit 5417 Schülern, 1891 stieg die Zahl dieser Schulen auf 504 mit 6027 Lernenden und erreichte drei Jahre später, 1894, die respectable Höhe von 800 Schulen. Somit hat sich die Zahl der kirchlichen Gemeindeschulen und die Zahl der Lese- und Schreibeschulen im letzten Decennium um 239 Proc. vermehrt. Im ganzen besitzt gegenwärtig Sibirien 2522 Schulen (darunter 330 städtische) mit 73,306 Lernenden. Da Sibirien annähernd 6,271,353 Bewohner zählt, so kommt eine Schule auf 2486 Menschen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 5. November folgende Schriften eingegangen:

A. Frhr. v. Fircks: Aegypten 1894; staatsrechtl. Verhältnisse, wirthschaftl. Zustand, Verwaltung. Mit Karte von R. Kiepert. I. Th. Berlin, Dietrich Reimer 1895. — Dr. E. Ramm: Construction und Betrieb eines einfachen amerikan. Getreidehauses (Silospeicher); mit Plänen ꝛc. Stuttgart, Eugen Ulmer 1896. — Adolf Teichert: Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. München, Carl Rupprecht. — Wilhelm Ostwald: Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus; Vortrag. Leipzig, Veit u. Comp. 1895. — Die neuen Gebäude der Gh. Technischen Hochschule zu Darmstadt; Festschrift; mit Tafeln. Darmstadt 1895. — Gustav Wiedemann: Die Lehre von der Elektricität. 2. Aufl. III. Bd. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. 1895. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens. III. Abth. Das 18. Jhdt. 1. Lfg. Ebd. — Paul Meyer: Das römische Concubinat nach den Rechtsquellen und den Inschriften. Leipzig, B. G. Teubner 1895. — Dr. Julius Asbach: Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schaefer. Ebd. — Dr. Rover: Hans Sachs. Dr. Konrad Wutke: Die Breslauer Messe (Sammlung Virchow-Wattenbach Heft 229/230). Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1895. — Robert Pöhlmann: Aus Alterthum und Gegenwart; gesammelte Abhandlungen. München, C. H. Beck 1895. — Theodor Billroth: Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift, hggb. von Eduard Hanslick. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Friedrich Masson: Napoleon I. zu Hause; übertragen und bearbeitet von Oscar Marschall v. Bieberstein. Mit Bildern. Leipzig, Heinrich Schmidt u. Carl Günther. — *Figini Ab. Girolamo:* I Tassi ed i feudi di Rachele e Barbara; l'opera dei Tassi nello sviluppo delle poste. Bergamo, Fagnani e Galeazzi 1895. — Agnes Giberne: Das Luftmeer; nach der 5. Aufl. des Engl. übers. v. C. Kirchner (autoris.). Berlin, Siegfried Cronbach 1896. — Dr. Karl Ploetz: Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. 11. Aufl. Berlin, A. G. Ploetz 1895. — Georg Zimmermann: Fürstliche Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Berlin, Walther Peck 1895. — Franz Gerh. Cremer: Studien zur Geschichte der Oelfarbentechnik. Düsseldorf, L. Voß u. Comp. 1895. — Dr. R. Kron: Le petit Parisien; Pariser Französisch. Karlsruhe, J. Bielefeld 1895. — Knut Hamsun: An des Reiches Pforten; Schauspiel in vier Aufzügen. Aus dem Norweg. übers. v. Marie Herzfeld (autoris.). Paris ꝛc., Albert Langen 1895. — Bosmeer de Spie: Eine Leidenschaft; Roman. Aus dem Holländ. übers. v. Paul Raché (autoris.). Ebd. — Karl Bleibtreu: Erbrecht; psychologischer Roman. Jena, Hermann Costenoble. — Felix Dahn: Chlodovech; histor. Roman aus der Völkerwanderung. 4. Aufl. (Kleine Romane a. d. Völkerwdg. Bd. VIII.). Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Charlotte Niese: Licht u. Schatten; eine Hamburger Geschichte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — Hermann Heiberg: Graf Jarl. Leipzig, Gustav Fock 1896. — Derselbe: Acht Novellen. 2. Aufl. Ebd. — Gustav Klitscher: Von Weibes Herzen; zwei Novellen. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Alfred Stößel: Freunde; Roman. Leipzig, Robert Friese 1896. — Richard Nordhausen: Die rothe Tinctur; eine curiose Geschichte. 10.—12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund.

1895. Nr. 309. München, Donnerstag, 7. November. Beilage-Nummer 257.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Sociale Evolution.

Von Dr. Emerich Prettenhofer.

„Biologie der socialen Evolution", so sollte Benjamin Kidd sein durch eine vortreffliche Uebersetzung[1]) eben jetzt weiteren Kreisen zugänglich gemachtes Werk nennen, denn das Charakteristische desselben ist, daß er die Forschungsmethode der „Naturgeschichte" auf die socialen Phänomene anwendet. Sein Programm ist: „ . . . es müssen alle socialen Erscheinungen, die man unter dem Titel Staatswissenschaft, Geschichte, Ethik, Wirthschaftslehre und Religion behandelt, sammt und sonders angesehen werden als unter einander innigst verwandte Erscheinungen der Lebenswissenschaft in verwickeltster Gestalt. Der Biologe, der mit dem Ordnen und Gestalten der Gesetze der unteren Lebensformen die Arbeit des Jahrhunderts gekrönt hat, führt uns bis hin zur menschlichen Gesellschaft, aber dort läßt er uns führerlos stehen . . . es möchte scheinen, die Zeit sei gekommen, daß die Biologie ihre bisherigen Grenzen überschreite und ihre wissenschaftliche Methode kühn auf die menschliche Gesellschaft anwende, wo sie es nur mit den Erscheinungen des Lebens zu thun hat . . ." (S. 25 u. 26.) Auf Grund der von der Geschichtsforschung überlieferten socialen Thatsachen sucht nun Kidd die großen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung abzugrenzen und die in ihnen constant wirkenden Kräfte zu erforschen. Diese können nur aus der in allen Zeitverhältnissen gleich bleibenden Natur des Menschen gefunden werden, müssen also dem Veränderlichen, für die einzelne Phase Charakteristischen gegensätzlich gegenübergestellt werden.

Ebenso geht der Naturhistoriker bei Erforschung der Entwicklungsgeschichte niederer Organismen zu Werke: er stellt die Morphologie seines Studienobjectes in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien fest, und untersucht die Verschiedenheit der Lebensbedingungen in denselben; aus dem Zusammenhange dieser beiderseitigen Veränderungen findet er die Ursache der jeweiligen Veränderungen des Organismus und endlich aus ihrem Verhältniß zu dem unveränderlichen Charakteristicum der einzelnen Art das Gesetz der Entwicklung der Arten.

Es fragt sich vorerst, ob die Anwendung der angeführten Forschungsmethode Kidds auf vom menschlichen Geiste geschaffene Verhältnisse zulässig sei. Diese Frage kann unbedenklich bejaht werden. Nicht eine fremde, der Naturwissenschaft allein angehörige Methode ist es, sondern der jeder der Vergangenheit zugewendeten Forschung angepaßte Vorgang.[1]) Das beiden Forschungsgebieten Gemeinsame ist die Herrschaft des Causalgesetzes und der Begriff des Organismus;[2]) in letzterem liegt die Eigenschaft, sich ohne Wesenswandlung zu verändern. Die Allgemeingültigkeit des Causalgesetzes läßt uns Ursachen erkennen, welche ständig solche Veränderungen hervorbringen, sowohl bei vernunftlosen Organismen, bei denen die Naturkräfte nur unmittelbar wirken, als bei höher organisirten Wesen, in denen sie zunächst Vorstellungen erzeugen, welche für sie dann Ursache des Handelns werden; oft nach Ueberwindung entgegenstrebender, durch andere Naturkräfte erzeugter Vorstellungen.[3]) Es sind meist fremde Beobachtungen, die Kidd zur Grundlage seiner Darstellung macht. Die Methode ist aber — wie soeben gezeigt — an sich richtig. Statt eines streng historischen Ausbaues stellt er jedoch nur Principien auf, die er sodann durch historische und statistische Belege zu erhärten sucht.

Er geht aus von der der Natur des Menschen, gleich der jedes anderen Lebewesens, inhärenten Thatsache, daß der Trieb eines Generationsdurchschnitts, sich über den Durchschnitt einer anderen Generation zu erheben, nur dann eintrete, wenn die Lebensbedingungen Bedürfnisse desselben unbefriedigt lassen. Aus des Lebens Noth entsteht die Concurrenz der Individuen, diese führt zur Selection der Tüchtigeren, diese zum Fortschritte der Gattung (S. 31 f.). Daraus folgt weiter die Degeneration der hievon unberührten Gattung. Dieses Princip des Kampfes ums Dasein, das auf volkswirthschaftlichem Gebiete schon aufgestellt und verwerthet wurde, ehe es für die Naturwissenschaft entdeckt ward, wird nun von Kidd auf die sociale Entwicklung der Menschen angewendet. Er zeigt es in der Verschiebung des Culturmittelpunktes aus Asien und Südeuropa nach nördlicheren Ländern, in welchen das strengere Klima den Daseinskampf verschärft; in dem raschen Aussterben der aristokratischen Familien, welche, in günstigen Lebensbedingungen sich befindend, es vermeiden, Familien in niedrigerer Lebensstellung zu begründen, als derjenigen, in welcher sie selbst geboren (S. 238 f.); eine Tabelle über Heirathsalter und Ehenfrequenz in England, nach Berufsständen geordnet (Anhang I), zeigt, daß beides in den

---

1) Benjamin Kidd: Sociale Evolution, aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer, eingeleitet durch ein Vorwort von Prof. Dr. Aug. Weismann in Freiburg i. B. (Jena 1895). Wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes ist auch dem der englischen Sprache Kundigen die Benutzung dieser Uebersetzung zu empfehlen.

---

1) Zu weit geht A. Exner „Ueber politische Bildung", mit der Behauptung, daß die Naturforschung seit Darwin ihre Methode der Geschichtswissenschaft entlehnt habe; selbst wenn man hiebei an die teleologische Geschichtschreibung im Sinne der Abhandlung Schillers „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?", denkt. Andrerseits ist das von Kidd S. 30 a 1 mitgetheilte Geständniß Darwins über den Einfluß, den Malthus' Bevölkerungslehre auf ihn ausübte, für die Wechselbeziehung der Wissenschaften von Interesse.

2) Daß im Begriffe des Organismus liege, nur von chemischen und physikalischen Kräften beeinflußt zu werden, wie Wygodzinski in diesen Blättern Nr. 182 vom 9. August 1895 behauptet, ist eine willkürliche Terminologie.

3) Mit Unrecht nimmt Jhering (Zweck im Recht I. S. 9 f.) an, dem Causalitätsgesetze unterliege zwar das Handeln des dressirten Thieres, nicht aber das des von der Zweckvorstellung geleiteten Menschen; bei diesem beginne die Wirksamkeit des Causalgesetzes erst mit der Handlung. Warum soll es denn stillstehen bei dem der Willensbildung vorausgehenden Motivenkampfe und bei den ohne einen solchen sich auslösenden Handlungen?

unteren Volksschichten der Vermehrung um ein Vielfaches günstiger ist als in den höheren.

Die farbigen Menschenracen werden beim Zusammenleben mit den Weißen ausgerottet, oder wenigstens, wie die Neger in den Südstaaten der Union, trotz ihrer überwiegenden Volkszahl, politisch unterdrückt (S. 48 f., dazu Anhang II); wo sich die Weißen ihnen assimiliren, wie in Central- und Südamerika, gehen die Länder nieder (S. 281 f.). Der Unterschied zwischen der Art der Rivalität in unserm Jahrhundert und der in den vorangehenden Epochen wird von Kidd leider nur berührt (S. 49, 146), nicht ausgeführt. Er muß daher im Folgenden zur Kritik von Kidds Lehren vom Referenten kurz angedeutet werden.

Bis hart an die Schwelle unsrer Zeit vollzog sich der Kampf ums Dasein in organisirten Verbänden. So lange das Feudalsystem noch rein herrschte, bestand diese Gliederung hauptsächlich in verticaler Richtung. Jeder Träger eines Kronlehens bildete mit seinen Afterlehensträgern bis hinab zu dem letzten, mittelbar von ihm abhängigen Unfreien eine Organisation, die mit gleichgearteten im Kampfe lag. Innerhalb dieser verticalen Gliederung bildeten sich horizontale Schichten von gleichgestellten Unterthanen verschiedener Lehensherren. Als diese sich organisirten, z. B. die Ritterschaft, trat eine neue Gliederung in den Kampf ein; zu dieser neuen, ständischen Gliederung haben namentlich die aufblühenden Städte beigetragen, da sie in das Lehenssystem schwer sich einfügten. Innerhalb der Städte vollzog die Gliederung sich weiter, insbesondere durch das Zunftwesen. So standen auf politischem, wie auf wirthschaftlichem Gebiete Gruppen organisirter Individuen sich gegenüber; hierdurch wurde der Kampf ums Dasein gemildert, da der Einzelne Gewinn und Verlust zu theilen hatte mit den Genossen. So gewann die Mehrzahl der Individuen einen weitgehenden Schutz vor dem gänzlichen Verluste ihrer Existenzbedingungen, und der Einzelne wurde gehindert, seine Ueberlegenheit über die Genossen voll geltend zu machen. Das Gegenbild zeigt die mit der Revolution von 1789 beginnende Epoche der atomisirten Gesellschaft. In dieser ist der Kampf der Individuen fessellos, Gewinn und Gefahr für den Einzelnen ins Ungemessene erhöht; mit den Schranken der Concurrenz sind auch die der Selection hinweggeräumt, ungeheuer sind die Fortschritte in der Entwicklung der Menschheit auf allen Gebieten. Aber dabei müssen zahllose Existenzen zu Grunde gehen, die wirthschaftlich oder politisch, nicht aber sittlich minderwerthig sind, die bei genossenschaftlicher Gliederung wären erhalten geblieben. Es dämmert die Erkenntniß, daß der hierdurch ermöglichte raschere Fortschritt der Gesammtheit zu theuer erkauft sei, um so mehr, als er vorwiegend nicht der Summe aller Individuen zu gute kommt, sondern nur einer bevorzugten Minderheit. Die ausgeschlossene Mehrzahl bedroht die Existenzbedingungen dieser Minderheit, um sich an ihre Stelle zu setzen. Diese factischen Interessentengruppen bedienen sich in neuester Zeit wieder der alten horizontalen Kampforganisation (Cartelle, Arbeitervereine); zur Milderung der Excesse schafft man Zwangsgenossenschaften.

So überholt die beginnende Renaissance der genossenschaftlichen Gliederung — freilich nicht nach Geburts-, sondern nach Berufsständen — Kidds Resumé: „Die Tendenz der Gegenwart gehe dahin, die Rivalität höher zu spannen, ihren Spielraum und Wirkungskreis zu erweitern, ihre Kraftentfaltung als Fortschrittsagens zu heben — indem man alle Glieder des Ganzen auf die Basis größerer Gleichheit stellt — und sie so freier und ehrlicher, aber auch damit kraftvoller zu gestalten (S. 49). Ein Hauptvorzug in diesem Fortschritt war der Wechsel der Basis, von welcher der Kampf ums Dasein ausgeht, so daß dieser immer weniger zwischen Gesellschaften und immer mehr zwischen Individuen geführt wurde" (S. 146). Dadurch, daß Kidd als dauerndes Entwicklungsresultat ansieht, was nur eine heftige, aber vorübergehende Reaction gegen allzu starre Entwicklungsfesseln war, erklärt, aber richtet sich auch seine allzu optimistische Beurtheilung der Wirkungen völliger Freiheit und Gleichheit der Menschen im politischen und Wirthschaftsleben. —

Auch Kidd kritisirt die Wirkungen des Entwicklungsprincips der Rivalität, aber nicht vom historischen, sondern vom rationalistischen Standpunkte. Er führt (Cap. III) aus, es widerspreche der Vernunft des Individuums, „sich in die (durch die Rivalität geschaffenen) so drückenden Lebensbedingungen zu fügen, die eine völlige und stetige Unterordnung der individuellen Wohlfahrt unter eine fortschreitende Entwicklung verlangen, an der der Einzelne lediglich keinen persönlichen Vortheil haben kann" (S. 59). Aus diesem, an den Klagen der Socialisten erläuterten Satze folgt, „daß die Interessen des socialen Organismus und die seiner jeweiligen Individuen sich jederzeit wie die ärgsten Feinde gegenüberstehen" (S. 73).

Die Lösung dieses durch zwei Jahrtausende in Wissenschaft und Leben wüthenden Kampfes zwischen Individualismus und Collectivismus findet Kidd in der Religion. (Cap. IV, V.) Mit Recht hebt er hervor, wie wenig der bewußt und unbewußt unser Leben beherrschende religiöse Gedanke bisher in seiner socialen Wirkung gewürdigt wurde. Die Religion ist es, welche „die überhalb der Vernunft liegende Normirung des socialen Verhaltens für das Individuum gab" (S. 95), sie ist es, welche die Menschen veranlaßt, ihre Einzelinteressen denen des socialen Organismus unterzuordnen und dadurch eine fortschrittliche Entwicklung der Race zu ermöglichen. Eine solche Macht kann bloßen philosophischen Systemen niemals zukommen; denn diese leiten ihre Lehren bloß aus der menschlichen Vernunft ab, diese wirkt aber der Evolution gerade entgegen; es fehlt ihnen selbstverständlich die Berufung auf eine übernatürliche Sanction ihrer Lehren. (Dies führt Kidd insbesondere gegen Auguste de Comte's Humanitäts-Religion aus. S. 107 f.) Die Lehren der Utilitarier von Hobbes bis auf Spencer gründeten sich auf die Annahme, daß durch die größtmögliche Wohlfahrt der größtmöglichen Anzahl von Individuen das Wohl des socialen Organismus im ganzen gewährleistet sei. Eine solche Interessenidentität existirt aber nicht, vielmehr erfordert das Wohl des Gesammtorganismus das Vorherrschen von solchen Tendenzen in der Gesellschaft, welche auch die Interessen noch ungeborener Generationen mit umfassen. Die utilitarischen Lehren bezogen sich aber stets nur auf die Mehrheit der jeweils lebenden Generation. (S. 264 f.)

Die Wirkung der Religion als Triebkraft der socialen Entwicklung der Menschheit zeigt ein historischer Ueberblick. (S. 114 f.) Der Begriff der Humanität war der antiken Cultur fremd. Die Mehrzahl der Staatsbewohner bestand zur Zeit ihrer Blüthe aus politisch rechtlosen Sklaven, Freigelassenen und Fremden. Die Staaten waren eingerichtet auf Eroberung, die Religion diente diesen militärischen Tendenzen, der Fortschritt der überwiegenden Mehrheit war unterdrückt. Aehnlich der Sklaverei hinderte das Kastenwesen der orientalischen Culturvölker die freie Entwicklung der socialen Kräfte. Diese wurden entfesselt durch die dem Christenthum wesentliche Lehre des Altruismus. Dieses der Gesellschaftsorganisation des römischen Staates so gänzlich zuwiderlaufende Ideal machte die christliche Lehre dem auf der Sklaverei beruhenden römischen Militärstaate so gefährlich und veranlaßte ihn zu so ungewöhnlichen Verfolgungen. (S. 134 f.) Diese durch den Hinweis auf die Vergeltung im jenseitigen Leben sanctionirte Lehre des Altruismus fand in den folgenden Jahrhunderten

ihre theoretische und praktische Ausbildung, führte zu Askese, Mönchthum und Theokratie. Im 14. Jahrhundert erreichte dieses System seinen Höhepunkt. Durch das alles absorbirende religiöse Interesse waren alle anderen geistigen Kräfte in ihrer Entfaltung gehindert. (S. 120.)

Eine neue Epoche socialer Evolution findet Kidd durch die Reformation eingeleitet (S. 144 f.). Durch diese sei „im praktischen Leben der Völker die ungeheure Ansammlung von altruistischen Gefühlen freigeworden, welche von Anfang an das eigenthümliche sociale Product der christlichen Religion gewesen sei. . . .“ (S. 144.) Historisch richtiger wäre es gewesen, die neue Epoche an Humanismus und Renaissance zu knüpfen. Die Reformation der Kirche — auch in den katholisch gebliebenen Landen — ist nur deren Folge-Erscheinung. Erstere waren es, die an die Stelle des großartigen Gebäudes scholastischer Wissenschaft, welche eine einheitliche Betrachtung aller Wissensgebiete durch eine von göttlicher Offenbarung deductiv ausgehende Forschung bot, das Princip der inductiven Forschung setzten, sowohl für die Naturwissenschaft als für die humanistischen Studien, denen sie die geistigen Schätze des Alterthums als der Kritik unterliegende Quellen wiesen. Die neue Forschung auf beiden Gebieten lag einem neu emporkommenden Berufsstande ob: dem weltlichen Gelehrten. Hier waltete schrankenlose Rivalität um den wissenschaftlichen Ruhm, während bei den meist dem Klerus angehörigen Forschern der früheren Epoche die kirchliche Organisation hemmend wirkte. Daß hiegegen Kidd seinen Ausgangspunkt von der Reformation nimmt, erklärt sich — abgesehen von seiner streng protestantischen Auffassung (S. 271 f.) — dadurch, daß er ausdrücklich betont, nicht die zunehmende Intelligenz des Volkes (S. 154 f.) sei die Triebfeder der unendlichen Verfeinerung der heutigen Civilisation gegenüber der des Alterthums und selbst des Mittelalters. Die treibende Kraft bei dieser Entwicklung sei vielmehr ausschließlich der durch die religiöse Lehre sanctionirte Altruismus. Nicht die Intelligenz konnte die Aufhebung der Sklaverei herbeiführen, sondern nur die christliche Lehre der Erlösung und der Gleichheit der Menschen vor Gott (S. 157). Dieselbe Kraft äußert sich weiter in dem freiwilligen Zurückweichen der herrschenden Classen von ihrer bevorrechteten Stellung zu gunsten der unteren (S. 157). Das großartigste Beispiel hiefür ist die französische Revolution. Mehr noch, als durch die Fäulniß der Herrschenden, ist sie siegreich geworden durch das Entgegenkommen, das die Mehrheit derselben den revolutionären Principien bot.[1]) (S. 159 f.) Ebenso seien die socialen Reformen in England auf das Classen-Mitleid zurückzuführen. Durch die Veredlung des Charakters bei den herrschenden Classen werden diese außer Stand gesetzt, ihre ungeheure sociale Stärke gegen die unteren Schichten zu gebrauchen, sie verlieren das Vertrauen in das Gute ihrer eigenen Sache. (S. 167 f.) Auch hier würde der Verstand allein ohnmächtig sein, denn „die Idee von der angebornen Gleichheit aller Menschen, welche auf dem Gebiete unsrer Civilisation eine so große Rolle in der socialen Entwicklung gespielt hat, ist ihrem Wesen nach vernunftwidrig. Sie wird weder von der Vernunft, noch von der Erfahrung sanctionirt. Sie ist das eigenartige Product jenes überhalb der Vernunft liegenden ethischen Systems, auf dem unsre ganze Cultur ruht.“ (S. 171.) Hiezu wäre noch zu bemerken, daß die naturwissenschaftliche Betrachtung des Menschen die Gleichheitslehre geradezu ausschließt, da die Entwicklung der Arten gerade durch die Selection der ungleichen Zeugungen desselben Elternpaares herbeigeführt wird.

Gegenüber dem zu gewärtigenden Einwand, daß an dieser altruistischen Bewegung sehr viele hervorragenden Antheil haben, die außerhalb des positiven Christenthums stehen — derselbe drängt sich insbesondere bei Besprechung der französischen Revolution auf —, verweist Kidd mit Recht darauf, daß die Einflußsphäre dieser Religion sich nicht auf die Zahl derjenigen, die ihr innerlich zugethan sind, beschränke. (S. 175.) Ungezählte Generationen haben bereits dahingelebt unter der Herrschaft dieses religiösen Princips des Altruismus. Die Strömung ist zu gewaltig, als daß sie nicht die verhältnißmäßig kleine Zahl derjenigen mitreißen könnte, die ihrer Quelle, der Religion, fern stehen. Bei vielen derselben wirken, ihnen unbewußt, die religiösen Vorstellungen nach, die sie in ihrer Jugend eingesogen, ehe sie von den Gläubigen sich geschieden haben. Die Unwandelbarkeit der an sich egoistischen menschlichen Vernunft bringt es aber mit sich, daß die fortschreitende Civilisation niemals eine solche Verstärkung jener altruistischen Gefühle von Generation zu Generation zur Folge haben kann, daß sie zu angeborenen werden und demnach die religiöse Normirung und Sanction entbehren können. (S. 176 f. u. 266 f.) In wenig glücklicher Weise zieht hier Kidd die von ihm verneinte biologische Streitfrage herein, ob von den Eltern während ihrer Lebenszeit erworbene Eigenschaften auf die Nachkommenschaft übertragen werden. (S. 177.) Dieses nur durch Betrachtung der körperlichen Eigenschaften der Organismen gewonnene Princip kann doch nur gleichnißweise, nicht aber unmittelbar auf rein seelische Vorgänge angewendet werden; hat doch die Naturwissenschaft selbst aus der Rechtssprache den Begriff der Erbschaft entlehnt, um darnach den in ihrem Gebiete analogen der Vererbung zu bezeichnen. Für rein seelische Eigenschaften erscheint es wohl sicher, daß sie nicht durch Vererbung, sondern nur durch geistige Erbschaft, nämlich durch Lehre und Beispiel übertragen werden. Daß diese nicht bei allen Individuen die gleichen Resultate erzielen können, ist leicht begreiflich, wenn man die Verschiedenheit ihrer körperlichen Dispositionen und die Mannichfaltigkeit der seelischen Einwirkungen von verschiedenen Seiten in Betracht zieht, die sich gegenseitig entweder fördern oder hemmen. —

Die sociale Entwicklung unter der Herrschaft dieser der menschlichen Natur immanenten Gesetze gestattet einen Ausblick auf die Gestaltung der Zukunft. Der socialistische Traum, daß durch die Verwirklichung des von ihm erstrebten Gesellschaftssystems das ganze Menschengeschlecht zu rein collectivistischer und daher vorwiegend altruistischer Denkweise geführt, der Kampf ums Dasein hiedurch aufgehoben werden wird, erscheint demnach als Utopie. Eine bloße Vernunftlehre kann die Menschen niemals dahin bringen, ihre individuellen Interessen dauernd hinter die der Nebenmenschen, und sei es auch deren Gesammtheit, zurückzustellen. Solange nicht ökonomische Güter aller Art andauernd in einer das Bedürfniß aller Menschen übersteigenden Menge producirt werden, wird immer ein Ringen um deren Genuß zwischen den Einzelnen oder ihren Verbänden dauern, und werden die in diesem Kampfe tüchtigeren Elemente kraft natürlicher Selection die künftige Generation leiblich und geistig zeugen. Diese Ueberproduction der Güter ist aber offensichtlich nur möglich bei einer Gesellschaftsorganisation, in welcher jeder Einzelne seine Bedürfnisse um derer der anderen willen einschränkt und dennoch seine Kräfte in vollem Maße einsetzt: um der anderen willen. Es ist also ein circulus vitiosus, wenn angenommen wird, die socialistische Organisation könne sofort eine solche Güterproduction und -Vertheilung be-

[1]) Dabei mag zur Unterstützung Kidds angeführt werden, daß allerdings fast nur jene socialen Revolutionen und Reformversuche Erfolg hatten, bei welchen Führer aus der bis dahin herrschenden Classe sich an die Spitze der Umsturzbewegung stellten.

wirken, daß der Kampf ums Dasein aufgehoben werde, und dies werde sodann einen neuen Gemeingeist hervorrufen, so daß die Menschen ebenso, wie sie bisher zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse gearbeitet haben, nun in gleicher Weise zur Befriedigung derer der Gesammtheit arbeiten werden. Wenn auch durch die Organisation eine Parallelisirung der widerstreitenden Einzelinteressen herbeigeführt wird, so bleibt dieselbe doch unvollkommen; denn die Leistung des Einzelnen für die Gesammtheit und sein Empfang von derselben lassen sich nicht für einen Jeden völlig ausgleichen; es bleibt daher immer der Anreiz bestehen, für die geringere Leistung sich den größeren Entgelt zu erwerben.

Während im Vorstehenden die Consequenzen von Kidds Lehren vom nationalökonomischen Standpunkt gesucht wurden, thut Kidd selbst dies von seinem biologischen (S. 194 f., 266 f.). Er kommt dabei zu dem gleichen Resultat, wenn er sagt: Wird im socialistischen Staate die Bevölkerungszunahme nicht beschränkt, so wird die Gesellschaft, in deren Innerem allerdings der Kampf ums Dasein aufgehoben ist, mit anderen solchen Gesellschaften in Concurrenz treten müssen; wird aber die Bevölkerungszunahme beschränkt, so wird damit auch die Selection aufgehoben und das Volk geht zurück. Ohne Aenderung der menschlichen Natur ist eine Versöhnung der Interessen des Individuums mit denen der Gesammtheit nicht möglich. (S. 194 f., 266 f.) Es sei auch nicht richtig, daß es nur die materialistische Selbstsucht ist (S. 201 f.), welche unser heutiges Wirthschaftsleben beherrsche, wie Marx 2c. behaupten; wäre dem so, dann wären die Bestrebungen der besitzlosen Classen, angesichts der ungeheuren Machtstellung der herrschenden, aussichtslos. Dem widerspreche die fortschreitende Besserung der wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse der Massen. Das endliche Ziel der jetzigen socialen Entwicklung sei: „daß alle Menschen in die Rivalität des Lebens eintreten, nicht bloß auf der Basis politischer Gleichheit, sondern unter Bedingungen gleicher socialer Gelegenheit“ (S. 209)... Nachdem diese in politischer Beziehung fast schon erreicht ist, ist noch jene Güterverteilung zu erstreben, welche den Besitzlosen nach Maßgabe der Fähigkeiten den freien Zutritt ermöglicht auch zu jenen Stellen, welche politischen Einfluß gewähren, die aber als Rest des Feudalismus ein factisches Privilegium der wohlhabenden Classen bilden (S. 213 f.). Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt Kidd (S. 215): Acht-Stundentag, progressive Besteuerung, Reform des Erbrechts. Der Socialismus hingegen setzt sich dieser bisherigen Entwicklung, welche doch dahin geht, die Concurrenz zu steigern, indem alle als Gleichberechtigte in dieselbe eintreten, dadurch entgegen, daß er jede Concurrenz der Einzelnen aufheben will (S. 219). Der Socialismus möchte die humanitäre Bewegung der Gegenwart ausbeuten, während er durch seine materialistische Lehre, der Egoismus sei die alleinige Triebfeder im Wirthschaftsleben, ihre Quellen verstopft (S. 222 f.). —

Kidd schließt sein Werk mit einer Reihe von Excursen, welche die nebensächliche Rolle des Intellects bei der Entwicklung der Menschheit darthun sollen. An der Hand der Forschungen von Lecky und Galton (S. 232 f.) wird gezeigt, daß die alten Griechen — unter Berücksichtigung ihrer geringen Volkszahl — an geistiger Bedeutung allen späteren Völkern überlegen waren; dennoch standen sie in ihrer socialen Entwicklung tief unter diesen. Vergleichen wir hingegen unsre intellectuelle Veranlagung mit der der Inder, amerikanischen Neger und Maoris, so findet man, daß sie bei denselben an sich nicht geringer ist (S. 250 f.). Wir verdanken unsre Ueberlegenheit der unendlichen Vorarbeit früherer Generationen; — unter der „ererbten geistigen Ausrüstung“, von der Kidd spricht, ist offenbar nicht eine durch natürliche Selection vererbte, sondern eine durch Tradition überlieferte zu verstehen.

Daß jene geistig hoch veranlagten Völker aus ihrer politischen Ohnmacht sich nicht werden erheben können, wird durch ihren Mangel an Fleiß und Ausdauer verschuldet (S. 252 f.); letztere Eigenschaften sind es, welche zur socialen Ueberlegenheit einer Race führen. Man könnte hier an der Hand Schopenhauers aufzeigen, daß es nicht die Erkenntniß, sondern der Wille ist, welcher den socialen Ausbau der Culturwelt und dadurch ihre politische Herrschaft über die Völker des Erdballs herbeigeführt hat. Zeigt doch in Deutschland die Hegemonie des Nordens über den intellectuell reicher entwickelten Süden, wie viel wichtiger die Willenskraft als politischer Factor ist, denn die Intelligenz. Kidd wendet seinen Satz an auf den Gegensatz zwischen den Völkern teutonischen und vorwiegend keltischen Stammes (S. 252 f.). Er findet bei ersterem mehr Fleiß, bei letzterem mehr Idealismus, gewandte Erfassung von Ideen; bei ersteren mehr ethischen, bei letzteren mehr ästhetischen Sinn. Dies führte zu dem „vollständigen Sieg der Grundsätze des politischen Idealismus im ganzen civilisirten Abendland, der seinen Ausdruck fand in der französischen Revolution“, aber auch zu der „ebenso siegreichen und überwältigenden Ausdehnung der Völker teutonischen Stammes und zu dem Siege, den sie im Kampfe ums Dasein auf fast allen Punkten der Erde davongetragen haben“. (Kidd denkt hier, außer an 1870, hauptsächlich an den Sieg der englischen Colonialmacht über die französische.) Ein deutliches Symptom des politischen Niederganges von Frankreich ist die erschreckende Abnahme seiner Volkszahl, die im Anhange III statistisch dargestellt wird. Als deren Ursachen werden angeführt: die absichtliche Beschränkung des Nachwuchses, um eine bessere Erziehung der wenigen Kinder zu ermöglichen — analog den oben erwähnten Verhältnissen in social hohen Gesellschaftsschichten —, die Abnahme des religiösen Glaubens und der „aufgeklärte Egoismus im Individuum, der dasselbe immer veranlassen muß, seine eigenen Interessen und die seiner nächsten Angehörigen in der Gegenwart über die weiteren und ganz verschiedenen Interessen seines länger lebenden socialen Organismus in der Zukunft zu stellen“ (S. 259). Kidd kommt nun zu dem allgemeinen Schluß: „Wenn die intellectuelle Entwicklung einer bestimmten Gruppe ihre ethische Entwicklung überholt hat, so scheint die natürliche Selection sie auszureuten, wie jedes andere unnütze Gebilde“ (S. 261).

Hinzuzufügen ist, daß dieser Proceß des „Sich-Auslebens“ der Völker verlangsamt wird durch die Racenmischung der Culturnationen. Durch dieselbe wird die intellectuelle Veranlagung des neuen Volkes an sich nicht geschwächt, in der Regel erhöht, die ethische Beschaffenheit verbessert, indem das vordem Fremde nun als Volksverwandtes in den Interessenkreis eintritt. Die Culturvölker des Alterthums lebten sich rasch aus, versanken in Barbarei oder wurden von dem siegreichen Erben assimilirt. Erst durch das gemeinsame Christenthum wurde die Staatenfamilie der Culturwelt ermöglicht. Die zwischen den einzelnen Gliedern derselben bestehende Rivalität kommt ihrer ethischen wie ihrer intellectuellen Entwicklung zu gute. Dennoch kann das Ausleben nicht zum Stillstand kommen. Die lateinische Race trat beinahe ein Jahrtausend vor der germanischen als Culturvolk auf. Als sie ihre volle intellectuelle Entwicklung schon erreicht hatte, social aber zermorscht war, verhalf die innige Vermischung mit den christianisirten Germanen und Kelten, das Aufpfropfen des Edelreises der antiken Cultur auf kräftige Wildlinge, dieser zur neuen Blüthe. Diese dauerte am längsten in Frankreich, wo der germanische Einschlag ein besonders aus-

giebiger war. Jetzt altert auch dieses, während Italien, Spanien und Portugal schon seit dem 17. Jahrhundert von ihrer einstigen Culturhöhe herabgestiegen sind und nun stagniren. Die für die Politik hieraus abzuleitende Folgerung ist die Warnung, nicht die intellectuelle Cultur auf Kosten der ethischen zu fördern, nicht die Belehrung auf Kosten der Erziehung!

Ueberraschend wirkt Kidds Prognose, „daß kraft des Gesetzes der natürlichen Selection die Race mehr und mehr religiös werden muß" (S. 226). Auf den ersten Blick scheint dem die Thatsache zu widersprechen, daß seit dem Auftreten des Rationalismus zuerst die Gebildeten von der Religion sich abwendeten, diese Bewegung rasch sich ausbreitete und jetzt die Saat Voltaire's auf den Flügeln des Socialismus in die Massen des Volkes dringt, daß gerade die Zerstörung des Glaubens an eine Ausgleichung im jenseitigen Leben die Herrschaft socialistischer Bestrebungen begünstigt, ihre Anhänger rücksichtsloser und dadurch anscheinend stärker macht im Kampf. Im Verhältniß zur Gesammtentwicklung der Menschheit ist dies aber nur eine Episode. Von den Höhen der menschlichen Gesellschaft, von der Aristokratie der Geburt und des Geistes ausgehend, ergreift eine neue religiöse Bewegung die Gebildeten, auch sie wird die Massen des Volkes einst erreichen; in der Gestalt einer christlich-socialen Bewegung versucht sie es jetzt schon, die aus der früheren Periode im Volk noch vorhandene Religiosität mit den Wünschen der Besitzlosen in Einklang zu bringen, sie hofft die altruistischen Gefühle aller Volksclassen durch die gemeinsame religiöse Basis so zu verstärken, daß sie kampflos erreiche, was der irreligiöse Socialismus ertrotzen will. Ist Kidds Darlegung richtig, daß nur die Religion jene sociale Tüchtigkeit zu schaffen vermag, welche eine Menschengruppe zum dauernden Sieg über die anderen führt, dann wird diese Bewegung die erfolgreichere sein und hiedurch wieder zur Verstärkung der Religiosität der kommenden Generationen führen.

Das Werk schließt mit einer — gegenüber dem idealen Schwunge, von dem es sonst durchweht ist — überraschend praktischen Rechtfertigung der englischen Colonialpolitik (S. 277 f.). Die erste Phase derselben, welche von den Spaniern in Amerika inaugurirt wurde, bestand in der Erschließung der Hülfsquellen der Colonien durch erzwungene Arbeit niedrigerer Menschenracen. Dies widerspricht der seitherigen ethischen Entwicklung der Culturvölker. Derselben entsprang die Forderung, die Tropenländer ihren eingeborenen Racen zur freien Ausbeutung der Naturschätze in friedlichem Wettbewerb mit den Europäern zu überlassen. Dem steht aber die Thatsache entgegen, daß jenen Eingeborenen zwar nicht überall die intellectuellen, wohl aber stets die socialen Eigenschaften hiezu fehlen. Daher müssen ohne Beschränkung der persönlichen Freiheit der Eingeborenen ihre mangelnden Fähigkeiten durch Gewährleistung einer socialen Ordnung und kraftvollen Verwaltung von Europa aus ergänzt werden, nach dem Muster Englands in Indien und Aegypten. Es wäre daher im allseitigen Interesse, wenn die Vereinigten Staaten Nordamerika's mit Mittel- und Südamerika ebenso verführen. —

Diese Inhaltsangabe soll die Lesung des gedankenreichen Werkes Kidds nicht überflüssig machen. Die eingestreuten Reflexionen mögen zeigen, wie mannichfaltige Anregungen dasselbe zu geben vermag. Es ist daher demselben möglichste Verbreitung und Erörterung zu wünschen.

Ueber die Lage des Handwerks in Deutschland.

Unter diesem Titel hat der Verein für Socialpolitik Untersuchungen herausgegeben, mit denen er an eine der wichtigsten socialpolitischen Fragen herantritt.[1] Die Herausgabe ist dem sachkundigen Urtheil von K. Bücher unterstellt. In einer kurzen Einleitung spricht er sich über die leitenden Absichten und Maßnahmen für diese Publication aus, für welche das Deutsche Reich wie die österreichische Regierung Unterstützungen bewilligt haben. Das Ziel, „den gegenwärtigen Zustand des ganzen ehemals handwerksmäßig betriebenen Gewerbes durch möglichst exacte Einzeluntersuchungen aufzuhellen", ist weit genug gesteckt; um es zu erreichen, bedarf es in der That der „Anspannung aller irgend verfügbaren Kräfte". Mit den vorliegenden Bänden ist die Aufgabe durchaus nicht erfüllt; die Veröffentlichung weiterer Arbeiten ist sicher zu erwarten und um die Anmeldung neuer Mitarbeiter wird gebeten. Eine eingehendere Besprechung verschieben wir, bis die Reihe der Untersuchungen abgeschlossen ist, heute begnügen wir uns mit einer Uebersicht über das vorliegende Material.

Es vertheilt sich sehr ungleich auf die verschiedenen Theile Deutschlands: Ost- und Westpreußen sind gar nicht, ganz Preußen rechts der Oder nur mit zwei Arbeiten, je einer aus Posen und Pommern, das Land zwischen Elbe und Oder mit fünf Arbeiten vertreten; auf Norddeutschland westlich der Elbe entfallen acht Beiträge, von ihnen sechs allein auf Leipzig, außerdem fünf auf die Rheinlande, welchen wir auch Frankfurt a. M. und Mainz einzuverleiben uns erlauben; die sieben Beiträge aus Süddeutschland nehmen zum Theil dadurch eine besondere Stellung ein, daß sie sich nicht begnügen, ein einzelnes Gewerbe oder das eines einzelnen Ortes darzustellen, wie Voigt z. B. die gesammten Kleingewerbe in Karlsruhe, oder Nübling das Schustergewerbe in Württemberg behandelt. Naturgemäß muß bei solchen umfassenderen Arbeiten auf manche ins Einzelne und Kleine gehende Beobachtungen und Mittheilungen verzichtet werden, die sonst in ihnen gefunden werden.

Auch nach den Gewerbzweigen ist die Vertheilung des vorliegenden Materials sehr ungleich. Unter den Bekleidungsgewerben ist, wie recht und billig, das alte und in den zahlreichsten Betrieben ausgeübte Schustergewerbe am reichlichsten bedacht und für die verschiedenartigsten Verhältnisse dargestellt, für Altona und einige kleine Nachbarstädte, für Loitz in Vorpommern, für Kreis und Stadt Dramburg im Regierungsbezirk Köslin, für Leipzig und Umgegend in der tüchtigen Arbeit Geißenbergers, für das Königreich Württemberg in der genannten Arbeit Nüblings, endlich für Karlsruhe. Gewinnen wir so von der Schuhmacherei ein Bild, das kaum noch der Ergänzung zu bedürfen scheint, so gilt dies nicht von dem ähnlich ausgebreiteten und altehrwürdigen Schneidergewerbe, das wir nur in Karlsruhe und Erlangen kennen lernen. Für dieselben Städte und außerdem für Frankenberg i. S. werden die verwandten Gewerbe des Kürschners und des Hut- und Mützenmachers geschildert; daß neue Darstellungen die gewonnenen Vorstellungen zu gunsten des handwerksmäßigen Betriebes berichtigen könnten, ist kaum anzunehmen.

Allgemein wünschen wir zumal einen breiteren Boden der Beurtheilung für die Nahrungsmittelgewerbe. Außer der Bierbrauerei, der Bäckerei und Metzgerei in Karlsruhe werden die beiden letztgenannten Gewerbe nur in je einer, freilich nahezu erschöpfenden Arbeit, für Leipzig (Grieshammer, Die Bäckerei und Conditorei in L.) und Düssel-

[1]) Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Concurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. 1. Band: Königreich Preußen, I. Theil; 2. Band: Königreich Sachsen und Arbeiten aus dem volkswirthschaftlich-statistischen Seminar der Universität Leipzig, I. Theil; 3. Band: Süddeutschland. = Schriften des Vereins für Socialpolitik Band 62, 63, 64. Leipzig 1895, Duncker u. Humblot.

dorf (Werthaus, Das Düsseldorfer Schlächtergewerbe) dargestellt.

Günstiger steht es mit einigen Gewerben der Holz- und Metallwaareninduſtrie. Unter den Gewerben, welche Holz- und Schnitzstoffe verarbeiten, ist die Tischlerei am häufigsten vertreten, und zwar die in Posen, in Köln (v. Schönbeck, Die Lage des Kleingewerbes in der Kölner Schreinerei), in Mainz (Hirsch, Die Möbelschreinerei in M.), in Neudorf bei Straßburg, in Augsburg (Cohen, Das T.-Gewerbe in A.) und in Karlsruhe. Das Gesammtbild von diesem Gewerbe zu vervollständigen, tragen die Darstellungen des ihm verwandten Drechslergewerbes für Leipzig und Karlsruhe und des Tapezirgewerbes für Berlin und Karlsruhe bei, welch letzteres zum Theil in das Arbeitsgebiet des Schreiners hineinragt. Für die Beurtheilung dieser beiden Gewerbe selbst ist indessen das Material noch nicht vielseitig genug. Dasselbe muß von dem in drei Arbeiten, für Leipzig, Karlsruhe und Straßburg beschriebenen Holzbearbeitungsgewerbe des Böttchers und Küfers gesagt werden, da in jeder der drei Städte besondere Verhältnisse sich wirksam zeigen.

Mit größerer Sicherheit möchte unter den behandelten Gewerben der Metallindustrie für die Klempnerei und Schlosserei ein allgemeineres Urtheil auf Grund des vorliegenden Materials abgegeben werden können. Obgleich auch diese Gewerbe nur in je drei Arbeiten geschildert sind, die Klempnerei für Leipzig, Karlsruhe und Salzwedel (Wiedfeldt, Die K. in Stadt und Kreis Salzwedel), die Schlosserei für Leipzig, Karlsruhe und Nürnberg (Soergel, Zwei Nürnberger Metallgewerbe), so sind hier doch einerseits die Verhältnisse durchsichtiger, andrerseits erhält ihre Verschiedenartigkeit genügende Beleuchtung. Undeutlicher bleibt, was wir aus einigen Beiträgen für Karlsruhe und aus der genannten Arbeit für Nürnberg über das Schmiedegewerbe erfahren. — Ganz vereinzelt steht, abgesehen von verschiedenen Arbeiten für Karlsruhe, eine kurze Skizze über die Loh- und Weißgerber in Prenzlau, und die lehrreiche Arbeit Steins über das Dachdeckergewerbe in Frankfurt a. M. Sie ist zugleich die einzige, welche neben den einschlagenden, nicht zu übersehenden Theilen der Voigt'schen Arbeit über Karlsruhe für das eigentliche Baugewerbe in Betracht kommt.

Dieser Darstellung aus dem Gebiete der Industrie der Steine und Erden seien endlich zwei andere dahin gehörende Arbeiten über das Töpfergewerbe für Bunzlau (Steinitz, Die Töpferei des Kreises B.) und das sog. Kannenbäckerland (Zais u. Richter, Die Thonindustrie des Kannenbäckerlandes auf dem Westerwalde; auf den erstgenannten geht das Geschichtliche zurück) angereiht; wir lernen hier das für einen umfangreichen Markt producirende kaufmännische Handwerk kennen und vermissen daneben die Schilderung des in bescheidenem Umfange, womöglich nur für den localen Markt arbeitenden Töpfergewerbes.

So verschieden diese Untersuchungen an Form, wie Umfang und sachlichem Werth sind, so dienen sie doch alle an ihrem Theile dem Zwecke des ganzen Unternehmens. Das ist zum guten Theil dem Programm zu verdanken, das die mit den Vorbereitungsarbeiten betraute Commission, mit dem Herausgeber an der Spitze, aufgestellt und in welchem sie die für die gewünschten Untersuchungen maßgebenden Gesichtspunkte als Richtschnur im einzelnen angegeben hat. So wird, unbeschadet der Verschiedenartigkeit und Mannichfaltigkeit der gewerblichen Erscheinungen, in der Schilderung eine gewisse allgemeine Vergleichbarkeit und Aehnlichkeit erreicht, die das Verständniß und die Verwerthung des Materials erleichtert. — Wir wünschen dem Unternehmen einen guten Fortgang und die Beachtung, welche es verdient. P. R.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ Richard Wagner-Literatur. Der Verlag von Breitkopf & Härtel hat „Nachgelassene Schriften und Dichtungen von Richard Wagner" herausgegeben. Dieselben bestehen in der Hauptsache in nichts Anderem, als jenen „Entwürfen, Gedanken, Fragmenten", die schon früher in einer splendideren Ausgabe in Antiquadruck erschienen waren. Neu hinzugekommen, oder vielmehr damit vereinigt sind die fünfactige Oper „Die Sarazenin" und der Entwurf „Jesus von Nazareth". Das Ganze bildet nun auch in der äußeren Erscheinung ein dankenswerthes Supplement zur Fritzsch'schen Gesammtausgabe der Wagner'schen Schriften. — Einem minder dringenden Bedürfniß entsprach die von A. Brunemann übersetzte und von Hans Paul v. Wolzogen eingeleitete Schrift „Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners" des Abbé Marcel Hébert (München und Leipzig, August Schupp, 1895). Man ersieht daraus höchstens, daß nicht nur deutsche Wagner-Philosophen, sondern auch schon französische bestrebt sind, die Tonwerke Wagners, oder eigentlich nur die Texte in philosophischem und religiösem Sinne auszudeuten. Fast könnte man sagen: auch umzudeuten; denn man muß staunen, wie weit es so ein Wagner-Philosoph im Unterlegen bringen kann, wenn er mit dem Auslegen nicht auszukommen meint. Jedes naive Genießen müßte aufhören, wären Wagners Werke ohne solche Commentatoren nicht zu genießen. Weit höher als dieses gutgemeinte Schriftchen steht Hugo Dingers groß angelegtes deutsches Werk „R. Wagners geistige Entwicklung", das aber bisher nicht über den ersten Band hinausgekommen ist.

* Die Herstellung einer prähistorischen Karte von Thüringen wird bald verwirklicht werden. Nachdem die „Historische Commission für die Provinz Sachsen" zuerst eine namhafte Summe für diesen Zweck bewilligt hat, sind ihrem Beispiele nunmehr auch die kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt und der Erfurter Alterthumsverein gefolgt.

hst. **München.** Polytechnischer Verein. Die Reihe der Vorträge wurde am 4. Nov. mit den anziehenden Darstellungen begonnen, die Dr. Naumann als Topograph und Geognost über seine Aufnahmen in Kleinasien gab. Redner war berufen, für die Projectirung der kleinasiatischen Bahnen die nothwendigen ersten kartographischen Unterlagen herzustellen, d. h. ein Land, größer als Deutschland, aufzunehmen, für welches bislang jede zuverlässige Karte für die vorliegenden Zwecke fehlte. Mittelst Compaß, Aneroid und Maßstab wurde diese gewaltige Aufgabe in der kurzen Zeit von 12 Monaten vollständig gelöst und ein Bild geschaffen, dessen kartographische Wiedergabe den Stempel der Wahrheit und Zuverlässigkeit trägt. Der Vortragende behandelte in seinem ersten Theile die Art der Aufnahme, die den Landessitten gemäß zu Pferde geschehen mußte, da ein Fußreisender in den Ländern, wo alles sich der Pferde bedient, geradezu verdächtig erscheinen muß, und gab interessante Schilderungen über Land und Leute. Im weiteren Theile wurde dann die Bedeutung der Bahnen geschildert, von denen die mit deutschem Gelde gebaute anatolische theils schon im Betrieb steht, theils in Bälde in Betrieb kommen wird. Leider sind die Aussichten für die ganze Ueberlandlinie „Konstantinopel-Persischer Meerbusen" zur Zeit nicht besonders günstig, trotz der großen Vortheile, die besonders England aus derselben ziehen würde. Weitere Details mannichfaltiger Art gab Redner dann in der Vorführung selbstaufgenommener Photographien mit Hülfe des Skioptikons, dessen Bilder auf einer Fläche von 30 Quadratmeter zur Vorführung gelangten und zumal ein überraschendes Bild von den großartigen baulichen Resten aus der Zeit der Seldschukken gaben. Nicht minder instructiv waren die von Gärten umgebenen Städtebilder aus dem Innern Kleinasiens, die eine fleißige und rege Bevölkerung verrathen. Daran reihten sich Karawanenzüge, Volksscenen u. s. w.

* **Erlangen.** Beim Prorectoratswechsel am 4. Nov. stellte der bisherige Prorector, Prof. Dr. Zahn, in seinem Rechenschaftsbericht das fortgesetzte Anwachsen der Zahl der Studenten fest, die 1200 überschritten habe. Der neue Prorector, Lehrer des römischen Rechts, Prof. Dr. Helbig, sprach in seiner Antrittsrede über die Codification des bürgerlichen Rechtes durch das bürgerliche Gesetzbuch und zwar über „die Grenzen, welche der Möglichkeit eines Vertrags gezogen sind".

$\gamma\sigma$. **Berlin**, 3. Nov. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" stand unter dem Zeichen der

Polarforschung. Als Ehrengäste wohnten ihr bei die Mitglieder des deutschen Comités für die Südpolarforschung G. R. Melchior Neumayer (Hamburg), Admiralitätsrath Koldewey, Capitän Hegemann, Hr. Lindemann (Dresden), Graf Zeppelin (Stuttgart). Aus den Mittheilungen des Vorsitzenden Prof. Dr. Carl von den Steinen sei erwähnt der Verlust des Geologen Dr. Stapf, bekannt durch seine Arbeiten am Gotthard-Tunnel und in West-Afrika, der dem mörderischen Klima von Usambara, wo er die Untersuchungen über die Goldhaltigkeit des Bodens leitete, erlegen ist. Nach dem Tode der Frau Justizrath Groddeck in Warmbrunn, der Erbin Gustav Nachtigals, ist dessen Nachlaß in der Höhe von 60,000 M. an die Gesellschaft gefallen, mit der Bestimmung, ihr zu einem eigenen Heim den Grundstock zu bieten. Die Tagebücher Nachtigals gehen in den Besitz der königlichen Bibliothek über. Die Herren Scott Keltie, J. Robert Mill und Ravenstein in London, die Secretäre des 6. Internationalen Geographen-Congresses, sind zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft ernannt worden. Von den Brüdern Sarazin liegen Nachrichten aus Celebes vor. Sie beabsichtigen, den Südosten der Insel zu untersuchen. Dr. Hermann Meyer (Bruder von Hans Meyer, dem Besucher des Kilimandscharo) und Dr. Ranke, Sohn des Münchener Anthropologen, befinden sich auf einer Expedition nach Brasilien, woselbst sie nach Untersuchungen an der Küste von Santa Catarina im Frühjahr zur Erforschung des Ostarms und des Westarms des Chinguflusses vorzudringen beabsichtigen. Den ersten Vortrag des Abends hielt Hr. C. E. Borchgrevink aus Christiania über die Reise der „Antarctic" nach Victoria-Land. Er ist in die Gegenden der Südpolarregion gelangt, welche einst Sir James Clark Roß besucht hatte, und ist der erste Mensch, der seinen Fuß auf den antarctischen Continent gesetzt hat. Nach seinen Studien, die in Tharandt dem Forstfache galten, lebte er als Lehrer in Sidney und veranstaltete geographische Messungen in Neu-Süd-Wales. Um seine Reise bewerkstelligen zu können, ließ er sich im September 1894 auf dem 23 Jahre alten Walfischfahrer „Antarctic" in Melbourne als Matrose anwerben, wo es wenig Bequemlichkeit für ihn gab und ebensowenig Zeit, mit einigen, ihm in Melbourne gegebenen Instrumenten geographische Untersuchungen anzustellen. Am 20. September ging es von Melbourne aus, vorbei an der Südwestküste von Tasmania, südostwärts. Am 8. October hatten die Walfischfänger zuerst Schnee, der von Windstößen begleitet war; sie trafen auf Albatrosse, und als der Schnee mit gutem, klarem Wetter abwechselte, erschien den Reisenden zuerst der Mond, später als glänzende Ellipse, 32 Grad über dem südlichen Horizont unter dem 44. Breitengrade, die Aurora. Als Lichtwolke verschwand sie von 5 zu 5 Minuten, um stets bis gegen 2 Uhr Nachts wieder sichtbar zu werden und alsdann im Nebel zu verschwinden. Am 25. October traf man auf anscheinend vulcanische Inseln, die 300 bis 400 Fuß aus dem Meere aufstiegen und mit Gras bedeckt erschienen; Seehunde und Seeleoparden gedeihen hier gut, auch drei Strandläufer nach Art der Schnepfen fing man ein. Die Inseln zeigten sich im Innern in der That als mit Gras bedeckt, und durch die Seehunde ward ein Boot zertrümmert. Beim weiteren Vordringen südwärts in die 50er Grade zeigen Luft und Wasser eine Temperatur von 44 Grad Fahrenheit, es zeigten sich 100 bis 150 Fuß hohe schwimmende Eisberge, deren Spitzen plateauartig gestaltet waren, und unter 58° 14′ Breite und 162° 35′ östlicher Länge traf man auf eine 40—60 Seemeilen von Ost nach West, soweit das Auge reichte, sich hinziehende Eisbarriere, mit flacher, weißer Spitze, senkrecht abfallenden Seiten und großen Höhlen, die durch den Anprall der Wogen noch erweitert wurden. Die „Antarctic" mußte, da sie Schaden erlitten, bis zur Stewart-Insel nordwärts zurück und konnte erst am 29. November von dort wieder bis zum 50. Breitengrad südwärts fahren. Beim 55° begegneten wieder Albatrosse den Walfischfahrern, auch Taucher und Sturmvögel von zweifacher Art, größere mit dunkelbraunen Köpfen und kleinere mit blauen Köpfen, traf man an. Am 9. December war der Rand des Packeises erreicht, man hatte Schneefall auf dem Schiffe und erlegte weiße Seehunde, deren Fell eigenthümliche Risse zeigte. Am 8. December traf man unter 68° 45′ Breite und 171° 30′ östlicher Länge auf breite Ströme von Eis, solcher Art, wie sie einst für Sir James Clark Roß 1841 ein unüberwindliches Hinderniß gewesen sein müssen. Das Packeis zeigt schöne Krystallformen; außer einigen Seehunden, die geschossen wurden, war die Jagdbeute hier gering; denn die Taue, mit denen man die großen, starken Wale umschlang, rissen wie Fäden. Die eigenthümlichen Risse, die das Fell der Seehunde zeigt, sind nicht durch Wunden entstanden, die sie, wie Roß meinte, im Kampfe mit den Seeleoparden empfangen haben, da diese keine Spuren von Wunden zeigen, sondern sind nach des Vortragenden Ansicht in den Kämpfen erlitten, die die Männchen für die Weibchen ausfechten, was auch Dr. Nansen bestätigt hat. Die Seehunde selbst, die durch Eispicken getödtet wurden, empfingen, mit ihren schönen braunen Augen den Feind anblickend, den Todesstoß, und ihr warmes, rothes Blut färbte den Schnee; auch einige Delphine wurden im Packeis erlegt. Um die Mitte December ward die auf 66° 44′ Breite und 164° östl. L. gelegene Balleny-Insel erreicht, deren Eisgipfel 12,000 Fuß über dem Meeresspiegel ansteigen. Hier ist es für Segelschiffe kaum möglich vorwärts zu kommen, da das Packeis ihnen zu großen Schaden zufügen würde. Die Lufttemperatur steigt hier auf 34°, die des Wassers auf 28° Fahrenheit. Das Schiff, welches zwischen den Eismassen dahinfuhr, zitterte von dem Anprall des Eises und am 16. December ward auf Eis geankert. Am 22. Dec. ward auf 66° 3′ Breite und 167° 57′ östl. L. eine neue Species von Seehund mit sehr dickem Halse erlegt. Am Weihnachtsabend fanden sich die Reisenden auf 66° 1′ Breite und 173° 37′ östl. L. dem Phänomen der Mitternachtssonne gegenüber, die nur unter dem äußersten Rande des Horizonts erschien. Am 31. December begegneten die Reisenden auf 66° 42′ Breite und 147° 8′ östl. L. vier Pinguinen, großen, 4 Fuß hohen Vögeln und gelangten nach einem Aufenthalte von 38 Tagen im Packeis in offenes, klares Wasser, in dem ein wie ein Boot großes mit Pinguinen besetztes Stück Eis schwamm; am 16. Januar erreichte man die Südostspitze von Victoria-Land, Cap Adare auf 71° 23′ Breite und 171° östl. Länge. Diesen Punkt gedenkt der Vortragende zum Stationspunkt für seine neue, mit englischen Mitteln von ihm zu unternehmende antarktische Expedition im August nächsten Jahres zu machen. 3749 Fuß über dem Meeresspiegel erstrahlt der Schnee des Cap Adare in der Mitternachtssonne, und Schichten von Lava unter dem Schnee scheinen auf vulcanischen Ursprung hinzudeuten. An der Nordspitze von Possession Island griffen die heiser schreienden Pinguine die Seefahrer an. Hier hatte einst Sir James Roß die englische Flagge gehißt. Der Boden von Possession Island ist mit einer tiefen Schicht von Guano bedeckt, der für Australien einst werthvoll werden wird. Im Südwesten der Insel erhebt sich 700 Fuß hoch der Pic Archer, und das Cap in dessen Nähe ward von Borchgrevink Cap Sir Ferdinand v. Müller genannt. Possession Island, nunmehr von dem Vortragenden Sir James-Roß-Island genannt, liegt auf 71° 56′ Breite und 171° 10′ östl. Länge. Die Magnetnadel wies hier Schwankungen auf. Von 44° südwärts hatte sich kein Walfisch mehr gezeigt, bei Cap Adare jedoch boten die Schneegipfel und die Eisberge, die sich von einem Gletscher auf Victoria-Land gelöst hatten, in ihrer reinen, weißen Erscheinung und mit den in der Mitternachtssonne glitzernden Krystallen, die vom blauen Nebel des Oceans umhüllt wurden, ein prachtvolles, erhabenes Naturschauspiel dar, dessen Wirkung durch das Getöse der Wogen noch erhöht ward; an dem Rand ist die Küste mit Kieselsteinen bedeckt. Die Pinguine, deren Nahrung aus Crustaceen und Fischen besteht, nehmen vom Meeresrand Vorrath für mehrere Tage auf ihre oft 1000 Fuß hoch gelegenen Sitze hinauf. Etwas weiter südwärts bestiegen die Walfischfahrer der „Antartic" als die ersten Menschen den antarctischen Continent und versuchten auf dem nicht sehr festen Eise ihr Glück als Walfischjäger. Vom 1. bis zum 7. Februar befanden sie sich im Packeis, als sie am 7. Februar an das offene Wasser zurückkehrten, zeigte sich ihnen unter Begleitung eines cyklonartigen Sturmes im Südwesten nochmals die Aurora, diesmal anders als am 21. October; denn es erschienen im Südwesten lange, sich hebende und senkende leuchtende Vorhänge; und die Erscheinung zusammen mit dem Sturm schien bedeutenden Einfluß auf die Magnetnadel auszuüben. Es wurden hier mehrere Wale erlegt. Unter Stürmen erfolgte die Rückkehr. Die Reisenden hatten Port Phillip an der australischen Küste am 4. März dieses Jahres erreicht. Fünf und einen halben Monat waren sie im Polarmeer gewesen. Der Vortrag ward durch 24 auf der Reise aufgenommene Photographien, die durch einen Projectionsapparat gezeigt wurden, in der anschaulichsten Weise belebt. — Darauf sprach der kühne Nordpolfahrer und Maler Dr. Julius v. Payer aus Wien über eine von ihm geplante neue künstlerische Erforschung des Nordpols. Aus seinen mehrfachen Nordpolfahrten, namentlich aus der 1872—1874 mit dem „Tegethoff" nach „Kaiser Franz-Joseph-Land" unternommenen Expedition, die zweimal im Polarmeer überwinterte, ist dem Vortragenden die malerische Schönheit und Eigenart dieser

Gegenden mehr und mehr deutlich geworden; denn die Polarlandschaft bietet keineswegs eine grauweiße Monotonie dar, vielmehr einen reichen Wandel der Schauspiele. Zwielicht und Dämmerung, das blaue Meer und die weiße Schneedecke, darüber die flimmernden Gestirne, der Sommerhimmel, das Nordlicht und die Fata morgana mit ihrem Zauberspiel der unter dem Horizont befindlichen Dinge, die oft bei starker, durch Klarheit der Luft erhöhter Refraction sonderbar vervielfältigt erscheinen, dies alles bietet auch, abgesehen von den Nebenmonden, sowie den bisweilen zu 4—5 mit doppelten concentrischen Kreisen erscheinenden Nebensonnen in prismatischer Beleuchtung dem Maler einen unendlichen Stoff. Zudem bietet die Sommerlandschaft von Nordost-Grönland, wo die Schneedecke bereits im Mai schwindet, oft hohes Gras für Renthiere und Moschusochsen; Blüthen bedecken im Sommer den Boden, Ranunculus, Siler, Vergißmeinnicht gedeihen hier, am Rande der Fjorde halten sich Anemonen bis zum Herbst, der eine höhere Temperatur als das Frühjahr zeigt; genug Gegenstände für den Pinsel des Malers. Kaiser Wilhelms-Land ist mit den Penninischen Alpen vergleichbar. Der Vortragende beabsichtigt nun, über den 78. Grad wenn möglich nördlich hinauszugehen, um die Probleme dieses hohen Nordens zu erkunden; haben sich doch in der miocänen Schicht über 82 Grad nördl. Breite Pflanzenreste, Kohlenlager selbst Korallenriffe gefunden, so daß einst diese Regionen etwa das Klima des Genfer Sees gehabt haben müssen. Die Expedition muß von zwei Landschafts- und einem Thiermaler, nebst einigen Photographen begleitet sein, deren Arbeit nicht ohne Schwierigkeiten, namentlich bei starker Kälte, sein dürfte, doch können die Hemmnisse überwunden werden. Allein auch für die Wissenschaft dürfte die geplante Expedition von Nutzen sein, da namentlich Beobachtungen zur magnetischen Physik, zur Rotation der Erde, zur Refraction des Lichts von Wichtigkeit sind, auch eine genauere Erforschung der Gesetze der Luftströmungen, der Wolken- und Dunsterscheinungen immer mehr nothwendig wird. Außerdem sind die Gesetze des Schalls und seiner Fortpflanzung in dieser gleichmäßigen Atmosphäre noch kaum beachtet, Declination und Inclination, endlich die Luft- und Meerescirculation müssen exact beobachtet werden. Beim Südpol, der neben dem Nordpol ein Schöpfungscentrum für die Pflanzenwelt zu sein scheint, stehen die wissenschaftlichen Aufgaben den künstlerischen weit voran, namentlich ist hier die Frage zu beantworten, ob vorübergehende Vergletscherung des Südens stattgefunden hat, und ob Südamerika und Südafrika durch einen Südcontinent verbunden gewesen sind. Der Redner schloß mit der Hoffnung, daß die unvermeidlich gewordene Südpolforschung im Verein von Deutschland und Oesterreich ins Werk gesetzt werden möge. — Der Vorsitzende der „Gesellschaft für Erdkunde" hofft indessen, Hrn. v. Payer selbst für die antarktische Expedition gewinnen zu können (was seitdem, wie bereits gemeldet worden, in der That gelungen ist).

* **Berlin.** Als außerordentlicher Professor an die theologische Facultät in Kiel wurde der hiesige Privatdocent Dr. Titius berufen. Er ist ein gemäßigter Vertreter der freien Richtung. — Neben dem Lector Giuseppe Rossi ist ein zweiter Lehrer der italienischen Sprache in der Person des Dr. Oskar Hecker angestellt worden.

* **Paris**, 5. Nov. Charles de Freycinet, derjenige französische Staatsmann der dritten Republik, der am häufigsten Minister und Ministerpräsident gewesen ist, hat sich, seit der Panama-Scandal seine Laufbahn abgeschnitten, auf Philosophie geworfen und wird demnächst ein größeres Buch erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Essais sur la Philosophie des Sciences", und von dem der „Temps" längere Auszüge bringt. Die Wissenschaften, welche Freycinet in diesen Essays philosophisch zu behandeln versucht, sind die Mechanik und die Analyse des Unendlichen. Sie dienen ihm aber bloß als Ausgangspunkte zu allgemeinen philosophischen und moralischen Betrachtungen, und der Hauptzweck seiner Arbeiten ist, die Vertreter der exacten Wissenschaften, welche zu sehr geneigt sind, sich zu specialisiren, zur Philosophie zurückzuführen. Leibnitz, zugleich großer Philosoph und großer Mathematiker, schwebt ihm in dieser Beziehung als Ideal vor. — In der Académie des Sciences gaben die Gelehrten Charrin und Gley interessante Aufschlüsse über ihre Versuche, Mißbildungen bei neugeborenen Thieren hervorzurufen, indem sie die Eltern durch Einspritzungen von mikrobischen Substanzen präpariren. Sie haben auf diese Weise Kaninchen von zwerghafter Gestalt, andere ohne Ohren, ohne Schwänze oder ohne Füße, wieder andere mit ererbten Krankheiten behaftet gezüchtet. Charrin vergleicht diese Resultate mit den Beobachtungen, die er in der Pariser Gebäranstalt gemacht hat und weist zahlreiche Analogien nach.

* **Chicago.** Mr. John D. Rockefeller, der bekannte Petroleumkönig, hat den von ihm für die Gründung der hiesigen Universität bereits gespendeten 4 Millionen Dollars die Summe von 1 Million Dollars hinzugefügt und gleichzeitig bekannt gegeben, er werde einen ferneren Beitrag von 2 Millionen zahlen, sobald ein anderer die nämliche Spende widme.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Die allmähliche Absonderung des Ostens von dem Westen Europa's.

Von Dr. Wladimir Milkowicz.[1]

Wenn heutzutage Local- und Provincialgeschichten, Landes- und Staatsgeschichten geschrieben werden, so dient das wohl zur Vertiefung der Geschichtswissenschaft und zu ihrer Gründlichkeit, erleichtert aber nicht das Verständniß derselben. Denn die Geschichte der einzelnen Territorien entwickelt sich nicht abgesondert von den andern, sondern wird von dem allgemeinen Geiste belebt und von der allgemeinen Strömung getrieben. Es ist und bleibt daher die edelste Aufgabe der Geschichte, diesen Geist zu erfassen, diese Idee, welche dem Leben des Staates zu Grunde liegt, zu ergründen. Denn wie die Säfte lebendige Organismen formen, so formt auch die Idee politische Organismen, sie ruft sie ins Leben, nach ihr entwickeln sich dieselben und mit ihr gehen sie zu Grunde. Manchmal geschieht es nun, daß nach einer und derselben Idee mehrere politische Organismen gebildet werden, welche aus ihr wie aus einem gemeinsamen Boden herauswachsen. In dem Falle kann man die Geschichte eines Staates nicht abgesondert von der Geschichte anderer gleichförmiger Gebilde behandeln, weil sie für sich kein Ganzes bildet und nur ein Glied der Kette ist. Man muß vielmehr der Quelle nachgehen, aus der alle geschöpft haben und die Geschichte der Gruppe berücksichtigen, will man die Geschichte eines einzelnen Landes verstehen. Und wie oft wird dagegen noch heute gesündigt! Abgesehen von Hand- und Schulbüchern, wird selbst in wissenschaftlichen Arbeiten der Zusammenhang mit dem allgemeinen Culturgang zu wenig berücksichtigt. Während z. B. die Philologie eben dadurch, daß sie sich schon auf das ganze sprachliche Gebiet erstreckt — also vergleichende Philologie geworden ist —, eine ungeahnte Höhe erreichte, leidet die Geschichtswissenschaft, ähnlich wie die Literaturgeschichte, noch immer an Zeit- und Raumbeschränktheit. Wenn wir also die Entwicklung der Geschichtswissenschaft fördern wollen, müssen wir vor allem die Geschichte der Völker nicht in Atome, sondern zunächst in Gruppen auflösen und nach diesen dieselbe behandeln.

Wir wollen nun zwei Gruppen aus der allgemeinen Geschichte heraussondern, welche für die Geschichte Europa's eine eminente Bedeutung haben, um ihre Entstehung zu erklären. Es ist schon hervorgehoben worden, daß Rom und Konstantinopel Mittelpunkte zweier Staatengruppen waren, deren jede nach einem anderen Princip gestaltet und die beide von einander so verschieden in ihren äußeren Erscheinungen sind, daß man sich sogar verleiten ließ, sie für ganz verschiedene Welten zu erklären. Konstantinopel hat dem Osten, also der griechischen und der mit ihr zusammenhängenden slavischen, vornehmlich aber der russischen Welt, ein so charakteristisches Merkmal aufgedrückt, daß ein russischer Gelehrter sogar sagen zu müssen glaubte: Wir gehören nicht zu Europa. Das ist zwar kaum richtig, denn der Osten und Westen bildeten und bilden zusammen eine christliche Welt, sie sind zwei Seiten einer und derselben Medaille, Avers und Revers — und wer wird die eine oder die andere Seite als nicht zur Medaille gehörend erklären wollen? Dies beweist jedoch nur, daß wir innerhalb der großen christlichen Welt thatsächlich zwei von einander scharf getrennte Gruppen haben, die wir nun in ihrer Entstehung kurz betrachten wollen.

Die Theilung des römischen Reiches in den östlichen und westlichen Theil und besonders die Gründung einer neuen Haupt- und Residenzstadt am Bosporus ist für die Geschichte Europa's von großer Tragweite geworden. Damals war das römische Reich schon stark mit christlichen Elementen durchsetzt, so daß Konstantin der Große sich gezwungen sah, die christliche Religion zur Staatsreligion zu erklären. Rom mit seiner heidnischen Tradition, mit seinem von heidnischen Göttern bevölkerten Capitol konnte nicht mehr der Mittelpunkt des auf christlicher Grundlage zu gründenden Reiches bleiben. Schon aus dem Grunde mußte Rom verlassen werden. Außerdem war es ja nicht die alte römische Republik, welche von Rom nach Byzanz übersiedeln sollte, sondern die christliche Monarchie, welche ihr neues Heim am Bosporus gründete. Rom, welches mit jedem Stein an die alte Republik erinnerte, eignete sich auch aus dem Grunde nicht zum Mittelpunkt eines monarchischen Reiches. Die republicanischen Traditionen konnten am Bosporus nur als interessante Reminiscenzen Geltung haben, die Statuen der alten Götter konnten nur als Zierde des neuen Roms dienen.

Die Verlegung der Hauptstadt nach Byzanz hat jedoch Folgen nach sich gezogen, die man damals nicht ahnen konnte. Obgleich die römische Cultur und das römische Wesen die Welt beherrschten, war doch das griechische Element im Osten immer noch stärker, als das römische, und dies mußte auf das Leben, auf die socialen Verhältnisse der neuen Hauptstadt, wie auch auf die politische Richtung des ganzen Staates bestimmend einwirken. Die Umgebung der neuen Hauptstadt war ja griechisch, das Gefolge des Hofes mußte aus der griechischen, culturell hochstehenden Bevölkerung recrutirt werden. Dazu kam noch, daß der alte Haß der unterworfenen Griechen gegen ihre Eroberer neue Nahrung bekam, indem die griechisch Redenden Gelegenheit fanden, ihr Wesen wieder zur vollen Geltung zu bringen. Die griechische Sprache, welche in Rom und Italien nur als Sprache der Gelehrten sich Eingang verschaffte, mußte hier mit der Zeit die Sprache der Hauptstadt, des Hofes, dann des Reiches werden. Die Gelehrtenwelt war hier fast ausschließlich griechisch. Was

[1] Dieser in Czernowitz, an der Grenze von Ost- und Westeuropa gehaltene Habilitationsvortrag gewinnt eben hierdurch ein hohes Interesse, das uns über einzelne historische Meinungsverschiedenheiten hinwegsehen läßt. D. Herausg.

Wunder, daß das Reich rasch gräcisirt wurde? Schon unter Kaiser Anastasias (491—518) hat man in Byzanz Münzen mit griechischen Inschriften zu schlagen begonnen. Unter Kaiser Maurikios (582—602) sind die kaiserlichen Edicte in griechischer Sprache verfaßt worden. Im 7. Jahrhundert ist schon das Commando im Heere griechisch, im 8. Jahrhundert ist schon die ganze Reichsadministration griechisch, die Kaiser führen schon den Titel *βασιλεύς, δεσπότης*, statt Augustus, Kaiser Michael († 867) nennt schon sogar in seinem Schreiben an den Papst die lateinische Sprache eine barbarische Sprache. So ist hier auf dem griechischen Boden aus dem römischen Reiche ein griechisches geworden, nach demselben Gesetze, wie die germanischen Völker, welche auf dem italienischen, spanischen oder gallischen Boden sich niedergelassen hatten, romanisirt wurden. Die officielle Reichssprache war also der erste Unterschied, welcher sich zwischen Osten und Westen ausbildete. Dann kamen noch andere Momente hinzu.

Schon unter Justinian I. (527—565) hat das Reich einen eigenthümlichen Charakter angenommen, den man den byzantinischen nennt. Darüber, was Byzantinismus ist, hat man viel geschrieben. Religiös-politisch genommen, ist das eine Vereinigung des Christenthums mit der griechischen Cultur, der griechischen mit der christlichen Philosophie, staatsrechtlich ist das ein in starre Formen eingeschlossener monarchischer Staat, der im Gegensatz zu den europäischen keine Ständeunterschiede kannte. Denken wir uns noch dazu den Einfluß der orientalischen Völker, mit denen Byzanz in Berührung kam, so werden wir annähernd das Wesen des Byzantinismus erfassen. Schon unter Justinian konnte man also von einem byzantinischen Reiche reden. Ja die Möglichkeit sogar war nicht ausgeschlossen, daß das römische Reich seit Justinian, welcher fast das ganze römische Reich in seinen Händen vereinigte, in ein griechisches sich verwandeln werde, um so mehr, als auch die germanischen Völkerschaften, welche sich auf dem römischen Territorium niederließen, sich nicht behaupten konnten. Daß es nicht geschah, ist mehreren Umständen zu verdanken, zunächst dem Umstand, daß Byzanz nicht im Stande war, Italien und noch weniger den übrigen Westen zu behaupten. Italien haben die byzantinischen Kaiser durch ihre Statthalter, Exarchen genannt, verwaltet, welche in Ravenna residirten. Weder die Exarchen, noch die Kaiser selbst waren im Stande, in jenen stürmischen Zeiten, in welchen die barbarischen Völker von allen Seiten in das Reich einzudringen versuchten, Italien zu beschützen, welches, den anstürmenden Barbaren preisgegeben, in furchtbarster Weise verwüstet wurde. Die Kaiser und die Exarchen erschienen in Rom nur, wenn es galt, Steuer zu erheben und ihre stets leeren Staatscassen zu füllen. Der Einzige aber, von dem eine Hülfe zu erwarten war, war der Bischof von Rom. Es ist öfter geschehen, daß der römische Bischof an der Spitze des Volkes und des Klerus die Vertheidigung der Stadt leitete oder mit Bitten und Geschenken das drohende Unglück von Rom und Italien abzuwenden verstand. Wenn wir noch dazu erwägen, daß, abgesehen von einigen nichtswürdigen Päpsten, das Papstthum damals moralisch und culturell hoch stand, so wird es klar, warum das päpstliche Ansehen stieg und warum der ganze Westen je später je mehr in ihm sein Haupt erblickte. Ja es ist schon damals vorgekommen, daß selbst Fürsten des fernen Westens seinem schiedsrichterlichen Spruche sich unterwarfen, wie es z. B. schon unter dem Papst Gregor I. mit Brunhilde und Reccared der Fall war. So bildete sich Rom langsam zum Mittelpunkt West-Europa's aus, obwohl die Päpste noch keine positive politische Macht in den Händen hatten.

Diese Umstände mußten in Rom einen doppelten Gedanken erzeugen: Erstens, man mußte trachten, von Byzanz, dessen Oberherrschaft keinen Vortheil und keinen Schutz gewährte und nur Lasten aufbürdete, sich unabhängig zu machen. Zweitens, man mußte den Gedanken fassen, den Papst, welcher in kirchlicher Beziehung Oberhaupt von West-Europa war, auch zu einem unabhängigen weltlichen Fürsten zu machen, welcher im Stande wäre, sich und das Land erfolgreich zu vertheidigen. Daher die Gelüste nach der weltlichen Herrschaft des römischen Papstes. Dies ist die natürliche Erklärung dieser Erscheinung. Die Umstände haben diese Idee geboren, nicht der Zufall. Man wollte der großen Aufgabe des Kirchenoberhauptes, welches den Schutz des Christenthums übernahm und in Ermangelung einer starken weltlichen Regierung die weltliche Macht vertreten mußte, eine reelle Basis verschaffen. Und dies war für jene Zeiten auch vernünftig zu nennen. Denn wenn ein jedes Kloster einen Besitz hatte und sich selbst vertheidigen mußte, was die mittelalterliche Staatsverfassung mit sich brachte — warum sollte nicht das Haupt der Kirche einen entsprechenden Besitz haben, um sich vertheidigen zu können? Bekannt ist die sogenannte konstantinische Schenkung, d. h. jene gefälschte Urkunde, durch welche Konstantin der Große dem Papst außer dem Kirchenprimat auch die Herrschaft über Rom, Italien und die Inseln gewährt. Sie wird in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts entstanden sein. Man lernt daraus nur die wahren Wünsche des Papstthums kennen. Bald bot sich jedoch die Gelegenheit, den lang gehegten Plan auch wirklich, wenn auch nur theilweise, zur Ausführung zu bringen. Das erste mächtigere und dauerndere Reich, welches im Westen entstand, war das fränkische. Rom nähert sich nun ihm und klammert sich an dasselbe.

Es gibt in der Geschichte Europa's kein wichtigeres Datum als das Jahr 754 und das mit ihm verbundene 800. Fassen wir diese beiden Ereignisse zusammen. Die Könige der Franken schließen mit Rom den ewigen Bund. Die römische Kirche verleiht Pippin die ihm mangelnde königliche Legitimität und salbt ihn zum König der Franken und dann im Jahre 800 Karl zum Kaiser der Römer, indem sie ihnen zugleich den Schutz über die Kirche überträgt. Seit der Zeit waren nun die Frankenkönige die treuesten Schirmvögte der Kirche und verschafften ihr die allgemeine Anerkennung. Außerdem schenkten sie dem Papste ein Stück Landes zum Eigenthum — das heiß ersehnte Patrimonium s. Petri — und machten ihn auf diese Weise zum weltlichen Fürsten. So ist endlich mit Hülfe der Franken der Wunsch der Päpste in Erfüllung gegangen. Ein deutscher Gelehrter machte dazu die witzige Bemerkung, einer habe da dem andern das geschenkt, was ihm selber nicht gehörte. Wie zutreffend auch diese Bemerkung zu sein scheint, so war doch nichts natürlicher, als dieser Bund zweier der mächtigsten und noch dazu heterogenen Gewalten. Man darf dabei nicht die Worte eines berühmten Juristen vergessen, welcher sagte: Derjenige habe das Recht erfunden, welcher zuerst ausrief: das ist mein! Wenigstens in dem Falle war es eben so. Denn wer hätte gegen ihren Beschluß protestiren sollen? In der Macht liegt das Recht. Sind denn die römischen Imperatoren auf einem anderen Wege zu ihrer Macht gelangt, wenn nicht durch Eroberung? So ist der Bund zwischen dem Frankenreich und Rom natürlich und auch nothwendig zu nennen. Uns interessiren aber näher bloß die Folgen dieses weltgeschichtlichen Ereignisses. Der Westen Europa's hat nämlich dadurch einen Mittelpunkt gewonnen, um den sich alles concentriren konnte. Alle Verhältnisse West-Europa's ordnen sich nun auf dieser durch den Bund Roms und der Franken geschaffenen rechtlichen Grundlage. Der Westen Europa's bildet von nun an ein abgesondertes politisches Ganze, eine einheitliche in sich abgeschlossene Gruppe mit Rom und

dem Frankenreiche an der Spitze. Dadurch entfremdete sich der Westen noch mehr dem Osten. Dem oströmischen Reiche trat nun ein neues weströmisches entgegen. Zu der sprachlichen trat nun auch die politische Differenz zwischen Osten und Westen. Ost- und West-Reich wurden bald politische Gegner.

Von nun an kann man von Osten und Westen in politischer Beziehung reden. Diese Kluft erweiterte sich aber noch mehr. Veranlassung dazu boten die kirchlichen Verhältnisse. Es ist bekannt, welch eine wichtige Rolle im Mittelalter die Religion spielte und wie eng sie mit der Politik verflochten war. Zunächst handelte es sich um den Primat des Papstes, welchen die Kirchenfürsten von Byzanz ihnen streitig machten. Man hätte in Konstantinopel dem römischen Bischof schließlich den Ehrenprimat (primatus honoris) für die ganze Kirche zugestanden, denn auch dort konnte man sich den Worten der hl. Schrift unmöglich entziehen, welche sagt: es solle ein Hirt und eine Heerde sein. Aber in Rom verlangte man auch den primatus jurisdictionis, denn wie kann ein Hirt ohne die Jurisdiction über seine Heerde sein? Darüber entbrannte nun der Streit. Die römische Kirche steuerte der Centralisation zu, der Osten huldigte, wenn auch nicht entschieden, dem föderativen Princip. Während sich nun im Westen der Grundsatz: papa supra concilium, die Bahn brach, der auf dem Tridentiner Concil zum Dogma erhoben wurde, huldigte man im Osten lieber — wenn auch nicht immer — dem Princip: concilium supra papam. Hier also kirchlicher Absolutismus, dort Föderation! Das war der dritte Hauptunterschied in dem politischen System zwischen Osten und Westen.

Demgemäß gestalteten sich auch alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Die auf Grundlage der absoluten Herrschaft sich erhebende römische Kirche führte demgemäß eine feste Organisation und eine strenge Disciplin ein und erstrebte in jeder Beziehung die Einförmigkeit der Kirche — uniformitas ecclesiae, wie man sagte — und dies nicht nur in Bezug auf den Glauben, sondern auch was die Sprache, das Kirchenrecht, den Ritus, ja sogar was die Tracht betrifft. Auch das Recht der Canonisation behielt sich Rom vor. Dies ging zum Theil auch auf die Staaten, die zu Rom hielten, über, so daß z. B. auch die lateinische Sprache und das Kirchenrecht im Westen überall Eingang fanden. Der Osten aber schritt weiter auf der Bahn der Decentralisation. Man hatte dort weder ein Oberhaupt, noch ein einheitliches Kirchenrecht, noch einen einheitlichen Ritus, ja man ließ in der Kirche verschiedene Sprachen zu — was alles schließlich dahin führte, daß man nicht von einer orientalischen Kirche, sondern von orientalischen Kirchen reden muß. Dies wirkte ebenfalls auf die Staaten des Ostens zurück, welche wiederum zu Konstantinopel hielten und welche dem System der griechischen Kirche entsprechend ihre nationale Sprache im öffentlichen Leben und ihre nationalen Staatsrechte behalten konnten. Während die römische Kirche ihr kanonisches Recht, ihren Ordo romanus, kurz ihre theologische Wissenschaft ausbildete, blieb der Osten in alledem zurück, hauptsächlich, weil er keine einheitliche Cultursprache hatte, wie sie der Westen besaß. Und während die orientalische Kirche, schwach durch ihre Zersplitterung, der römischen überall weichen mußte, wo sie zusammentrafen, und sich nur defensiv halten konnte, war die römische Kirche, stark durch ihre Organisation und ihre Einheit und geleitet von einer Hand, immer im Stande, ihre Kraft nach außen zu wenden und offensiv aufzutreten. Diese Offensive war nur die Folge des Centralisationsprincips. Auf zwei Seiten trat Rom angriffsweise und rückhaltlos auf. Zunächst gegen die weltliche Macht, dann gegen die Kirchen im Osten. Beide Kämpfe sind von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Sobald in der römischen Kirche das absolutistische Princip zur Grundlage wurde, mußten auch die weiteren Consequenzen daraus gezogen werden, und Rom stand auf der Höhe seiner Aufgabe, deren es sich in bewunderungswürdiger Weise entledigte. Schon die Schließung des Bundes mit dem Frankenreiche war ein genialer diplomatischer Schachzug. Früher, also noch während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser, war der römische Bischof ihr Unterthan, jetzt pactirt er mit dem Frankenkönige wie ein unabhängiger Souverän. Während also die griechische Kirche in ihrem Unterthänigkeitsverhältnisse zur kaiserlichen Gewalt verblieb und der oströmische Kaiser die Patriarchen ein- und absetzte, Synoden berief und denselben vorsaß — stand die römische Kirche ganz unabhängig da. Dies allein mußte schon dem römischen Papste einen unvergleichlichen Glanz und eine größere Autorität verleihen, als sie die Patriarchen von Konstantinopel hatten, welche von der kaiserlichen Gewalt ganz abhängig waren.

Aber die römische Kirche begnügte sich mit der nebengeordneten Stellung nicht, sie ging noch weiter. Schon zur Zeit Gregors I. kam es zum Vorschein, wie man sich eigentlich in Rom das Verhältniß der geistlichen Macht zur weltlichen dachte, daß man sich eigentlich doch höher stellte. Aber erst später wagte man es öffentlich zu behaupten und zu lehren, daß die geistliche Gewalt über der weltlichen stehe. Gregor VII. war es, welcher diese Frage auf die Tagesordnung brachte, der kaiserlichen Macht muthig den Fehdehandschuh hinwarf und einen Kampf entfachte, welcher Jahrhunderte lang dauerte. Die Idee von der Oberherrlichkeit der Kirche war nur der Schlußsatz der christlichen Lehre, die letzte Consequenz, die aus derselben zu ziehen war. Denn wenn nach der christlichen Lehre die Materie dem Geiste untergeordnet ist, so muß auch der Vertreter der geistigen Welt, also der Statthalter Christi, den ersten Platz einnehmen und der Leiter der weltlichen Angelegenheiten, also der König, sich mit der zweiten Stelle begnügen. Daher kam es, daß man den Papst mit der Sonne, den Kaiser mit dem Monde verglich. Das lag im Systeme und nur Rom, nicht aber der Osten, kann sich rühmen, das christliche Lehrgebäude consequent ausgeführt zu haben. Die östliche Kirche blieb aber bei ihrer ursprünglichen Verfassung stehen, sie blieb dem Staate untergeordnet. Dieser Unterschied war in seinen Folgen gewaltig.

Weil zwei absolute Gewalten neben einander nicht bestehen können, so kam es, daß im Westen die absolute kirchliche Gewalt überall die absoluten Staatsformen mit der Zeit verdrängte. Die europäischen Völker haben ihre Freiheit in erster Linie dem kirchlichen Absolutismus zu verdanken, welcher wissentlich und unwissentlich, ja manchmal sogar gegen seinen Willen, für die Freiheit der Völker thätig war. Anders war es im Osten. Dort kam die Kirche nie zur vollen Geltung und deßhalb haben sich dort die absoluten Monarchien erhalten. Die Grenzlinie der römischen Kirchenwelt bezeichnete daher zugleich die Grenze der Freiheit der Völker und deßhalb haben auch die Despoten des Ostens den Einfluß der römischen Kirche von sich stets fern gehalten, wie auch die zu große Autorität der Kirche gefürchtet. Interessant ist in der Beziehung der Erlaß Peters des Großen von Rußland, durch welchen er an die Stelle des Patriarchats die Synodalverfassung einführte. „Das gemeine Volk," heißt es dort, „geblendet von der Tugend und dem Glanze, in welchem der oberste Hirt der Kirche strahlt, bildet sich ein, daß derselbe ein zweiter Herrscher ist, welcher an Macht dem Zaren gleichgestellt oder ihm gar überlegen ist. Wenn ein Zwiespalt zwischen dem Zaren und dem Patriarchen entsteht, ist es geneigt, auf die Seite des Patriarchen zu treten, in der Meinung, daß es Gottes Sache vertheidigt." Er empfiehlt dann die genossen-

schaftliche Verfassung für die Kirche, er verbietet auch den Bischöfen jede Hoffart, jedes pomphafte Auftreten, damit ihre Autorität ja nicht steige.

So sind auch in der Beziehung der Osten und Westen auseinander gegangen. Fügen wir noch hinzu, daß der Osten und Westen auch in Glaubenssachen sich unterscheiden, so z. B. über filioque, purgatorium 2c., so werden wir vor uns das Bild zweier Welten haben, welche, was Glauben, Sprache, politische Organisation und sociale Ordnung betrifft, von einander verschieden waren. Diese Trennung, die sich innerhalb der christlichen Welt vollzog, wirkte auch auf den Charakter und die Schicksale der Völker zurück. Die griechische Kirche hat ihren Bekennern den Geist des Conservatismus, dem sie huldigt, eingeimpft, wogegen die Occidentalen die Schmiegsamkeit gegenüber fortschrittlichen Strömungen und den Sinn für die Organisation von ihrer Kirche erbten.

Am besten spiegelt sich das in der Literatur und in der Kunst beider Gruppen wieder. Das siebente ökumenische Concil bildete und bildet in der griechischen Kirche eine unverrückbare Grenze, deren Ueberschreitung einer Häresie gleicht. Was die sieben Concilien beschlossen haben, daran darf nicht gerüttelt werden. Die Literatur des Ostens lehnte sich stets an die classischen Vorbilder, deren Wiederholung ihr höchstes Ziel war. In noch höherem Maße durchdrang der conservative Geist die Kunst des Ostens. Förmliche Gesetzbücher wurden für sie geschaffen, welche jede freie Regung und somit auch ihre Entwicklung hemmten. Strenge Vorschriften fesselten den Geist der Künstler. So erstarrte der Osten auf allen Gebieten des geistigen Lebens. In der Vergötterung der Vergangenheit sah der Osten das einzige würdige Lebensziel, der Westen achtete sie, sorgte aber für die Zukunft, indem er die Gegenwart den Anforderungen der neuen Zeit stets anzupassen suchte. Jedes Volk, welches in die Machtsphäre der einen oder der andern Gruppe gerieth, gestaltete auch dem Systeme der Gruppe gemäß sein religiöses, politisches und sociales Leben. Man kann die Geschichte keines Staates von Westeuropa verstehen, wenn man die Geschichte der römischen Kirche und des Deutschen Reiches nicht kennt, ähnlich wie man die Geschichte der Staaten des Ostens: Rußlands, Griechenlands, Rumäniens 2c. nicht verstehen kann, wenn man die Geschichte von Byzanz und der byzantinischen Kirche nicht kennt. Denn alle Staaten von Osteuropa haben von Byzanz viel entlehnt, Rußland hat z. B. die Schrift, die Zeitrechnung, den Glauben, die Traditionen, die Literatur und die Staatsform von Konstantinopel entlehnt, ja sogar den byzantinischen Haß gegen den Westen geerbt. Diejenigen Staaten, welche an der Grenze des Machtgebietes beider Gruppen lagen, schwankten hin und her. Lehrreich ist in der Beziehung die Geschichte Ungarns, welches eben an dieser Grenzlinie liegt. Anfangs vom griechischen Geiste durchdrungen, schien der Staat der Arpaden dem Osten angehören zu wollen. Erst später, durch vieljährige Kämpfe, ist er in die westliche Interessensphäre hineingezogen worden.

Die oben besprochene Spaltung Europa's in zwei Hälften ist für die allgemeine Geschichte von eminenter Bedeutung und wird stets den Hintergrund abgeben für das geschichtliche Bild Europa's.

Literargeschichtliche Essays von Adolf Stern.[1])

Als Adolf Stern vor zehn Jahren den siebenten und letzten Band seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, der „Geschichte der neuern Literatur" erscheinen ließ, erklärte er im Vorwort, er habe nur widerstrebend die unendlich schwierige, freilich auch ungemein lockende Aufgabe übernommen, die Darstellung der literarischen Entwicklung bei den modernen Völkern, die er von Dante an bis zu den Ausläufern der romantischen Schule geführt hatte, noch weiter bis auf die unmittelbare Gegenwart auszudehnen. Aber gerade die beiden Bände, welche die jüngsten Erzeugnisse der einheimischen wie ausländischen Literatur (etwa seit 1830) behandelten, waren die verdienstlichsten des ganzen trefflichen Werkes, das leider trotz mannichfacher Anerkennung vom deutschen Publicum nicht völlig nach Gebühr gewürdigt worden ist. Wie Sterns Darstellung von Capitel zu Capitel mehr in die Breite ging, so wurde sie auch Schritt für Schritt tiefer, selbständiger, bedeutender. Je näher sie an unsre Tage selbst heranrückte, desto öfter konnte sie ihrem Verfasser das Lob erwerben, daß er zuerst einer wirklichen, d. h. unparteiisch-objectiven, nur nach künstlerischen Principien urtheilenden Geschichte der neuesten Literatur die Bahn gebrochen habe. Mochten seine Charakteristiken moderner Dichter auch von verschiedenen Seiten her gar manche Ergänzung zulassen, ja mochten sie selbst in Kleinigkeiten der Berichtigung bedürfen, die Grundlinien der Bilder, die er vom Leben und Schaffen, vom künstlerischen Wollen und Vollbringen neuer und neuester Autoren entwarf, waren stets sicher gezogen, Licht und Schatten gerecht vertheilt, nur das wahrhaft Bedeutsame in den Vordergrund geschoben und auch im einzelnen mit genauer Sorgfalt ausgemalt, das Minderwerthige dagegen bloß mit großen Strichen angedeutet, alles aber mit geläutertem Geschmack und tiefgründigem Geist behandelt, ästhetisch erfreulich und selbständig anregend zugleich. Und mit der Kraft scheint auch Sterns Lust an der Arbeit gewachsen zu sein. Das anfängliche Widerstreben des Geschichtschreibers gegen eine zusammenfassende Darstellung der Literatur der Gegenwart und allerjüngsten Vergangenheit wich mehr und mehr der entgegengesetzten Neigung, gerade durch eine solche Darstellung vom ästhetisch-historischen Standpunkt aus aufklärend in der wirren Gährung des modernen literarisch-kritischen Lebens zu wirken. Mehrmals gab Stern seit dem Abschlusse seiner allgemeinen Literaturgeschichte dieser Neigung nach — nur an seine schöne Biographie Otto Ludwigs sei hier z. B. erinnert —; ihr verdanken wir auch seine neueste wissenschaftliche Gabe, die „Studien zur Literatur der Gegenwart".

Es sind sechzehn, äußerlich kaum unter einander zusammenhängende Essays über kürzlich verstorbene oder noch lebende Dichter; nur der erste, Friedrich Hebbel gewidmete Aufsatz greift um ein paar Jahrzehnte weiter in die Vergangenheit zurück. Aber mit vollem Rechte steht die Gestalt des Dichters, der die folgende deutsche Poesie bis auf den heutigen Tag so reich und so entschieden anregte, dessen persönlicher und künstlerischer Charakter zudem noch immer ein Gegenstand des lebhaften kritischen Kampfes ist, am Eingang eines Buches, das nicht zum wenigsten den Zweck hat, das Urtheil über solche vielumstrittene Erscheinungen der letzten Literaturepochen aufzuklären. Schon aus dieser Absicht des Verfassers ergibt es sich, daß er sich keineswegs auf Dichter und Schriftsteller ersten Ranges beschränken konnte. Ueber sie sprach er freilich mit der wärmsten Theilnahme und zündendsten Begeisterung; nothwendiger und wichtiger aber für die Leser, an die sich sein Buch wandte, mußten ihm naturgemäß Aufschlüsse über solche Autoren erscheinen, die sich keinen allgemeinen Beifall errungen haben und nach der Art ihrer Anlage, ihrer Kunstübung und ethisch-literarischen Anschauungen wohl auch niemals die Sympathien des ganzen Publicums gewinnen werden. So folgt auf die Charakteristik Hebbels die Freytags und Bodenstedts; an die von innigster Verehrung

[1]) Studien zur Literatur der Gegenwart. Von Adolf Stern. Mit neunzehn Portraits nach Originalaufnahmen. Dresden, Verlag von C. W. Esche, 1895.

zeugenden Aufsätze über Theodor Storm und Gottfried Keller reiht sich der etwas kühler abwägende Essay über Fontane an; Scheffel, Baumbach und Heinrich Seidel, Rosegger, Wildenbruch, Sudermann und Gerhart Hauptmann werden verständnißvoll beleuchtet, aber durchaus nicht sammt und sonders mit verklärendem Licht umgossen. Ebenso führt uns Stern aus den fremden Literaturen der Gegenwart nicht sowohl die künstlerisch erquicklichsten als vielmehr besonders charakteristische Persönlichkeiten vor, namentlich Ibsen, Daudet und Tolstoi, denen sich ferner die Schweden Victor Rydberg und Graf Karl v. Snoilsky sowie der Engländer Walter Besant anschließen.

Mehreren dieser Autoren, besonders den älteren unter ihnen, ist Stern selbst im Leben näher getreten. Wo das der Fall ist, wie z. B. bei Hebbel oder Keller, da bekommt auch seine Darstellung einen persönlich innigeren Charakter, eine wohlthuende Wärme durchströmt sie; sein ästhetisches Urtheil aber sucht Stern mit allem Ernste auch seinen Freunden gegenüber ungetrübt zu bewahren. Mit redlichem Eifer strebt er nach Unparteilichkeit; gleichwohl wird er denjenigen seiner Leser, die sich selbst bereits ein Urtheil über die Literatur der Gegenwart gebildet haben, vermuthlich hie und da voreingenommen erscheinen. Mancher wird ihm seine wiederholte Polemik gegen die Auswüchse des modernen Naturalismus verargen, seinen heftigen Kampf gegen geschmacklose Schmutzmaler und Augenblicksphotographen in der Literatur, gegen den „sinnlosen Drang zu den großen Dimensionen“, mit dem eine anmaßende Geringschätzung der kleineren Kunstformen überhaupt und insbesondere derjenigen Lyrik und Novellistik Hand in Hand geht, die einem frischen humorvollen Optimismus huldigt. Seine Warnung vor der jetzigen Ueberschätzung des Mundartlichen in der Poesie, seine Ablehnung gewisser Consequenzen, die Ibsen, Tolstoi, Hauptmann und noch verwegener ihre geringeren Nachahmer ziehen, sein Widerwille gegen die, welche vom Dichter vornehmlich begehren, daß er sich vom Strom der Zeit tragen lasse, seine bittere Verachtung der modernen Kritik, die meist haltlos zwischen maßlos übertriebenem Lob und niederschmetterndem Tadel taumelt, und überhaupt der entschiedene Gegensatz zu allerlei Dogmen der allerjüngsten Poetik, der sich durch Sterns ganzes Buch hindurchzieht, wird ohne Zweifel oft genug als eine Summe von verwerflichen Vorurtheilen bezeichnet werden. Und doch könnten einen solchen Vorwurf gegen Stern nur die erheben, die absichtlich ihr Auge vor seinem Bemühen, gerade den modernsten Literaturbestrebungen gerecht zu werden, verschließen. Wo er echtes künstlerisches Wollen und wirkliche dichterische Kraft wahrnimmt, ja selbst wo er nur talentvolle Keime entdeckt, aus denen künftig noch Bedeutendes oder Schätzenswerthes erwachsen kann, da hält er mit seiner Theilnahme und Anerkennung nirgend zurück, gleichviel von welcher Partei die Erscheinungen in Anspruch genommen werden, die ihm Interesse einflößen. Nur die unklare Gährung an sich, die alle bisherigen Ideale der Schönheit zu vernichten droht, läßt er noch nicht als neue Kunst gelten, und von der Arroganz, die in den wirren Elementen dieser Gährung schon rühmliche Geisteswerke erblickt, fühlt er sich angewidert. Wo aber neue Bildungen verheißungsvoll aus dem Chaos aufsteigen, wendet er ihnen so freudig und unbefangen wie den älteren Erzeugnissen der Literatur seine Aufmerksamkeit zu. Dem Talente Sudermanns und Hauptmanns zollt er aufrichtige Bewunderung auch da, wo er die sittlichen Grundanschauungen und Tendenzen der beiden Dichter energisch zu bekämpfen sich gezwungen sieht, und die künstlerische Meisterschaft, die sich in zahlreichen Capiteln des Romans „Frau Sorge“ und des „Katzenstegs“, oder in gewissen Scenen des „Friedensfestes“, des „Collegen Crampton“ und des „Hannele“ offenbart, stellt er dem Leser nicht minder eindringlich vor Augen, als etwa die unerschöpflichen Reize der „Leute von Seldwyla“ oder den Reichthum an gesunder, unverwüstlicher Poesie im „Ekkehard“. Mit welcher Theilnahme vollends bespricht er die Gedichte und Romane Fontane's, der doch wenigstens äußerlich in naher Beziehung zur jüngsten Schule steht! Wie ausführlich zergliedert er die größeren Werke des märkischen Dichters von dem historischen Roman „Vor dem Sturm“ an bis zum modernen Berliner Gesellschaftsbild „Frau Jenny Treibel“, um immer wieder die Fülle von klarer und sicherer Beobachtung des wirklichen Lebens und die bei allem Wechsel der Formen gleich vorzügliche Schilderung desselben, die Deutlichkeit und Feinheit der Charakterzeichnung, die anmuthig-leichte Verknüpfung der zahllosen Fäden im Gewebe der Handlung, die geistige Belebung jeder Situation, die künstlerische Reife der Ausführung im einzelnen zu preisen! Daneben erhebt er freilich auch mehrfach Einspruch gegen die Häufung des Episodenhaften, die den Eindruck der Hauptmotive auf die Mehrzahl der Leser allzu sehr abschwächen dürfte, gegen das rücksichtslose Streben des Erzählers nach Neuem und Originellem, das sich nicht selten in unschöne Aeußerlichkeiten verliert, gegen den Mangel an innerer Wärme, den Fontane's die Phantasie allzu sklavisch an die äußere Anschauung fesselnder Realismus zur Folge hat, gegen die ganze Richtung überhaupt, die der hochbegabte Dichter in seinen späteren Romanen einschlug. Aber gerade aus diesem besonnenen, auf kein Parteigeschrei achtenden Abwägen Sterns zwischen den Vorzügen und Schwächen Fontane's entsteht der charakteristische Reiz dieses Essays; der Leser ringt sich gewissermaßen mit dem Verfasser zugleich und dicht an seiner Seite zu einer gerechten Würdigung des bedeutenden Schriftstellers, der einer so verschiedenartigen Beurtheilung Raum bietet, langsam durch. Ebenso „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd“ verfährt Stern gegen Ibsen und Tolstoi. Der Zweifel überwiegt da bei dem nordischen Dramatiker, namentlich seinen späteren Stücken gegenüber, während für den russischen Autor als Dichter und Menschen fast nur Bewunderung laut wird. Aber bei dem einen wie bei dem andern bestreitet Stern die allgemeine Gültigkeit ihrer Weltanschauung und der sittlichen Forderungen, die daraus erwachsen, und beide Male betont er, daß specielle persönliche und nationale Eindrücke, die uns zum Theil völlig unbekannt sind, nimmermehr aber für die gesammte moderne Welt maßgebend sein können, bei der Bildung jener Lebensanschauung Ibsens sowohl wie Tolstoi's entscheidend mitgewirkt haben. Seine Polemik richtet sich also fast mehr gegen die blinden Anhänger der beiden, die jene persönlichen und nationalen Vorbedingungen ganz außer Acht lassen wollen, als gegen Ibsen und Tolstoi selbst. Die Betrachtung Sterns springt dabei, weniger in der Charakteristik Tolstoi's, dessen ältere Hauptwerke „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ nach ihrer künstlerischen Bedeutung vollauf gewürdigt werden, mehr in dem Abschnitt über Ibsen, vom ästhetischen auf das ethische Gebiet hinüber. Nur nebenher ist von der dramatischen Technik und theatralischen Mache des gerade in diesen Dingen ausgezeichneten nordischen Bühnendichters die Rede; etwas gründlicher wird die psychologische Wahrscheinlichkeit seiner poetischen Charaktere untersucht. Schade, daß Stern sich hier nicht mehr auf die rein ästhetische Prüfung der vielbekämpften Dramen eingelassen hat; gerade von seinem geistreichen und sicheren Urtheil in solchen Fragen wäre dankenswerthe Belehrung zu erwarten, und zwar um so zuverlässiger zu erwarten, als Stern eben zweifelnd, eher widersprechend als unbedingt zustimmend an Ibsen herantritt.

Weniger zuverlässig erscheint mir sein Urtheil in einigen Fällen, wo er unbedingt oder doch vorwiegend lobt. Vielleicht liegt schon in der von ihm gewählten Form die Gefahr begründet, daß der Ton der Darstellung unmerklich enthusiastischer wird, als recht ist. Die Betrachtung jedes einzelnen Dichters in einem besonderen, in sich abgeschlossenen Essay mag zu einer gewissen Ueberschätzung reizen. Und Stern ist dieser Verführung wenigstens nicht überall entgangen. Natürlich wird ihm kein Verständiger vorwerfen, daß er etwa Gottfried Keller oder Theodor Storm überschwänglich gelobt habe; das wäre angesichts all des Herrlichen, was wir diesen beiden Meistern verdanken, ebenso thöricht wie unbillig. Aber schon aus dem Charakterbild Hebbels, obwohl es uns nur den Menschen und Künstler im allgemeinen, aber keines seiner Werke im besonderen zeigt, gewinnen wir den Eindruck, daß Stern das poetische Verdienst des kraftvollen und eigenartigen Dramatikers, von dessen Schöpfungen jedoch nahezu keine den künstlerisch prüfenden Sinn völlig zu befriedigen vermag, in einem über Gebühr verklärenden Glanz erblickt. Noch stärker drängt sich uns dieser Eindruck in dem Capitel über Scheffel auf. Verdient wirklich der „Trompeter von Säkkingen" solch ein uneingeschränktes Lob? Daß uns zahlreiche prächtige Einzelheiten darin entzücken, wunderschöne Lieder vor allem, leugnet ja Niemand; aber läßt sich auch von der epischen Composition des Ganzen so viel Gutes sagen? Sind Scheffels Verse in der That, wie Stern behauptet, nur scheinbar kunstlos? Ist der „Trompeter" wirklich eine ganz originelle, selbständige Schöpfung, geistig bedeutend genug, um auch nur einigermaßen den ungeheueren Erfolg zu rechtfertigen? Was Stern über den „Ekkehard" und die späteren Dichtungen Scheffels sagt, wird man eher unterschreiben dürfen, obgleich er auch da so ziemlich ausnahmlos nur Lob und Bewunderung spendet. Dagegen fordert wieder zu mannichfachem Widerspruch der Essay über Wildenbruch heraus. So weit der Verfasser auch von einer unbedingten Anerkennung dieses Dichters entfernt ist, so offen er verschiedene Fehler des Dramatikers und hauptsächlich seine unglückselige Neigung zum Theatralischen hervorhebt, doch überschätzt er ihn noch viel zu sehr, überschätzt ihn namentlich im Verhältniß zu Ibsen, Hauptmann, Sudermann, die er ungleich strenger beurtheilt. Der Maßstab, den er an diese Poeten anlegt, ist vollkommen gerecht, und Stern braucht meines Erachtens nicht ein tadelndes Wort, das er über sie spricht, zurückzunehmen; wollte er aber mit demselben strengen und gerechten Maße die Theaterstücke Wildenbruchs messen, was bliebe dann von diesem ganz äußerlichen Scheintalente übrig? Künstlerisch kaum genug, um eine so eingehende Betrachtung zu rechtfertigen, wie Stern sie ihm zutheil werden läßt. Daß der tolle Jubel, mit dem ein Theil der deutschen Zuschauer, Leser und Kritiker vor fast anderthalb Jahrzehnten Wildenbruch als deutschen Shakespeare begrüßte, bald in herben Tadel und Spott umschlug, hat nicht nur in der raschen Abkühlung einer charakterlosen und unfähigen Kritik seinen Grund, sondern in der inneren Hohlheit der Wildenbruch'schen Dramen, über die auch das anfängliche Reclamegeschrei nur kurze Zeit hinwegtäuschen konnte. Nicht dem Dichter überhaupt, sondern nur seinen theatralischen Versuchen gilt jedoch diese unbedingte Ablehnung, und die Sorgfalt, die Stern den erzählenden Werken Wildenbruchs widmet, namentlich seine genaue Zergliederung und scharf eindringende Beurtheilung der beiden Romane „Eifernde Liebe" und „Das wandernde Licht" verdient wieder vollauf den Dank und Beifall der Leser. Wie sehr diese nämlichen Gefühle durch die übrigen Capitel des schönen Buches erweckt werden, durch die anschaulich-lebendige Darstellung von Gustav Freytags Schaffen, von Bodenstedts Charakter und wechselnden Schicksalen, durch die vortreffliche, überall nur auf das Wesentliche ausgehende Parallele zwischen Baumbach und Heinrich Seidel, durch die gediegene Charakteristik Roseggers, des bei aller Freude am Humor doch im Grunde pessimistisch-tragisch gestimmten Volksdichters, der seine eigenste Kraft aus der beständig erneuten Berührung mit seiner Heimath und ihrem Volksthum schöpft — das braucht hier nicht ausführlich im einzelnen nachgewiesen zu werden.

Ebenso wenig bedarf es vieler Worte über den in anmuthig-bequemer Form belehrenden Inhalt derjenigen Essays, die weniger bekannte ausländische Autoren schildern. Zwei schwedische Schriftsteller, die, dann und wann noch leise berührt vom Hauche der alten Romantik, einem ideal gestimmten Realismus huldigen, der jedoch mit dem grellen Naturalismus nichts zu thun hat, der Lyriker und Romanautor Rydberg und der lyrische und episch-lyrische Dichter Graf Snoilsky, um dessen Werke Stern sich schon früher als Uebersetzer verdient gemacht hat, treten uns in diesen Studien nahe. Deßgleichen fällt auf die moderne englische Poesie und ihr Verhältniß zu den Literaturen des übrigen Europa ein erhellendes Licht; in ihm erscheint als der phantasievollste der jüngsten englischen Erzähler Walter Besant, zwar an sich kein großer Dichter von internationaler Bedeutung, aber unter den gegenwärtigen Schriftstellern seines Volkes als Verfasser von culturhistorischen Romanen, noch mehr als Satiriker und Humorist selbständig hervorragend. Mehr als diese Aufsätze über Autoren, die dem deutschen Publicum noch verhältnißmäßig fremd geblieben sind, dürfte der ganz besonders frisch geschriebene Essay über Alphonse Daudet interessiren. Vortrefflich hat hier Stern die tiefen, unablässig wirksamen Gegensätze im Wesen des südfranzösischen Schriftstellers entwickelt, der sich nach jeder Abwesenheit von Paris leidenschaftlich und widerstandslos nach dieser Metropole des französischen Lebens gedrängt fühlt und doch wie aus einer verwandten Stimmung seiner eigenen Seele heraus besonders ergreifend solche südfranzösische Naturen schildert, die niemals in Paris heimisch werden können, des Autors, der seinen heimathlichen Eindrücken so viel des Besten in seiner Poesie zu verdanken hat, der andrerseits mächtig vom Augenblick und der Stimmung des Tages beherrscht wird, von dem Sensationsbedürfniß und der Nervosität des Pariser Lebens sich nicht freizumachen vermag und doch die vollständige Unabhängigkeit des Schriftstellers als sein literarisches Glaubensbekenntniß verkündet. Scharf charakterisirt der Verfasser die einzelnen Romane Daudets, dessen eminentem Talent er warme Anerkennung zollt; doch verschließt er sich auch hier keineswegs gegen die Gefahren, die für die reine künstlerische Wirkung in der verdüsternden Satire und dem rücksichtslosen Cynismus bei der Enthüllung der widerlichsten Pariser Wirklichkeit liegen.

Sterns Darstellung in allen diesen Studien ist ebenso selbständig wie mannichfaltig und anregend. Wo frühere Behandlungen desselben Themas vorlagen, hat er sie redlich benützt, aber nicht nur von diesem Gebrauche stets gewissenhaft Rechenschaft gegeben, sondern auch durchweg seinen Vorgängern gegenüber die eigene Unabhängigkeit gewahrt. So verwerthet er z. B. die Arbeiten Bambergs und Kuhs über Hebbel, die Biographie Storms von dem früh verstorbenen Paul Schütze, das Buch von Johannes Prölß über Scheffel, die Veröffentlichungen von Bächtold aus Kellers Nachlaß. Aber so dankbar er auch manche Einzelheit aus diesen meist vortrefflichen Werken nimmt, so stützt er sich doch bei seinen Urtheilen überall auf die eigene Beobachtung und läßt, bisweilen sogar in leiser Polemik gegen seine literargeschichtlichen Vorläufer, den eigenen, glücklicherweise ungemein feinfühligen Geschmack walten. Auch in der Form der Darstellung spürt man diese erfreuliche Gabe des Verfassers

an dem wohlthuenden Wechsel, mit dem er bald das Leben, bald das literarische Wirken eines Schriftstellers eingehender schildert, bald mehr ein zusammenfassendes Bild seines menschlich-dichterischen Charakters, bald eine kritische Zergliederung seiner einzelnen Hauptwerke bietet. Hie und da erschweren überlange, nicht recht übersichtlich gebaute Perioden die Lectüre ein wenig. Wer sich aber durch dieses geringfügige Hinderniß nicht aufhalten läßt, wird auf jeder Seite geistreiche Anregung und Belehrung und sehr oft, in den einzelnen Urtheilen Sterns sowohl wie in seinen allgemeinen Erwägungen, unmittelbare ästhetische Befriedigung finden.

Franz Muncker.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Straßburg.** Hier starb, 66 Jahr alt, Prof. Wilhelm Bäumer, früher Professor für Architektur an der Technischen Hochschule in Stuttgart, später Director der Baugewerkschule in Karlsruhe. In den letzten Jahren lebte Bäumer, mit Bauten beschäftigt, in Straßburg. Von seinen selbständigen Veröffentlichungen ist ein Buch über das bürgerliche Wohnhaus hervorzuheben.

* **Berlin.** Am 6. Nov. starb hier Dr. phil. Joel Müller, Docent an der Lehranstalt für jüdische Wissenschaften, der sich durch Ausgaben von talmudischen Schriften, Commentaren dazu und Untersuchungen darüber um die rabbinische Wissenschaft verdient gemacht. Er verband Gelehrsamkeit mit philologischer Schulung und kritischem Sinn.

* **Berlin.** Die Verlegung der Berliner Sternwarte nach Dahlem ist, wie die „Magd. Ztg." aus guter Quelle erfährt, in nicht allzu langer Zeit zu erwarten.

* **Halberstadt.** Zu dem am 7. und 8. December stattfindenden 350jährigen Jubiläum des Realgymnasiums sind Einladungen bis jetzt an etwa 1000 auswärtige frühere Schüler versandt worden, doch ist noch manche Adresse nicht zu ermitteln gewesen; es werden deßhalb alle diejenigen früheren Schüler, die noch keine Einladung erhalten haben, dringend gebeten, gleichviel ob sie das Fest mitmachen können oder nicht, ihre Adressen an den Schriftführer des Festausschusses, Redacteur M. Fessel in Halberstadt, einsenden zu wollen.

* **Wien.** Das „Fremdenblatt" bringt folgende Geschichte, die sich hoffentlich als Klatsch erweisen wird: „In einer österreichischen Universitätsstadt, die von Wien nicht weit entfernt ist, macht gegenwärtig folgender Vorfall viel von sich sprechen: Der Professor, nennen wir ihn X., leitet eine Abtheilung im Krankenhause, sein Assistent, nennen wir ihn N., ist von ihm so gut gelitten, daß er auch in seinem Hause verkehrt. Der Professor hat in seine Familie eine Nichte oder Cousine, kurzum ein Mädchen aus der Verwandtschaft, aufgenommen. Der Assistent machte natürlich der jungen Dame die Cour; nicht mehr und nicht weniger, als es die conventionelle Galanterie verlangt. Der Professor nimmt jedoch die Sache kritischer. Eines Tages nähert er sich dem nichts Uebles ahnenden jungen Arzte und überrascht ihn durch die Zumuthung: „Sie machen meiner Nichte die Cour; ich erwarte, daß Sie um die Hand des Fräuleins anhalten werden!" So ward auf einmal aus dem Flirt Ernst. Der Assistent erwiderte, daß er nie daran gedacht habe, der jungen Dame, die er ja gewiß sehr und hoch schätze, näherzutreten, daß er also auch diesem merkwürdigen Ansinnen nicht Folge leisten könne. Darob ergrimmte der Professor und rief im Zorne: „Sie sind die längste Zeit mein Assistent gewesen." Nun existiren aber Gesetze in Oesterreich. Der Professor wählt und schlägt den Assistenten vor; die vorgesetzte Behörde ernennt ihn. An diese nun hat sich der Assistent mit einer Beschwerde gewendet."

* **Brüssel.** Die hier vor Jahresfrist neugegründete radical-socialistische Universität, die der alten, von den gemäßigten Liberalen geleiteten Brüsseler Universität Concurrenz machen soll, hat jetzt alle Facultäten eröffnet. Damit tritt sie in den Genuß aller den Universitäten zustehenden Rechte ein. Sie kann fortab akademische Würden verleihen; ihre Diplome werden vom Staate anerkannt. Bei der Berufung der Lehrkräfte werden nicht nur die jüngeren Talente bevorzugt, sondern auch mit Vorliebe ausländische gelehrte „Märtyrer" herangezogen. Den Reigen eröffnete der anarchistisch gesinnte, in Paris gefährdete Geograph Elisée Reclus, dann wurde der abgesetzte Director des Waisenhauses in Cempuis, Robin, berufen und jetzt ist der italienische Criminalist aus der Schule Lombroso's, Enrico Ferri, der an der Universität Rom las und von Crispi abgesetzt worden ist, zum Professor an der Universität ernannt worden. Die Zahl der Studirenden wächst langsam; 60 Studenten und viele Hörer sind eingeschrieben.

* **Rom.** Die „Köln. Ztg." verzeichnet das Gerücht, daß dem seit einigen Jahren an der Universität Rom als außerordentl. Professor der Archäologie wirkenden Dr. Emanuel Löwy die Wiederbestätigung in seinem Amte versagt sei, und knüpft daran nachstehende Bemerkungen: „Prof. Löwy erhielt seine Stellung auf Grund einer internationalen Concurrenz, er ist Oesterreicher. Seine Leistungen als Gelehrter rechtfertigten die auf ihn gefallene Wahl in den Augen aller Fachgenossen. Er hat sich rasch in die Aufgaben seines Platzes gefunden und hat nur für sie gelebt. Unverdrossen hat er, von Grund aus aufbauend, seines Lehramtes gewaltet; denn ganz neu und ohne Tradition war hier anzufangen. Die Bemühungen für seine Schüler haben Früchte getragen: mehrere von ihnen sind durch Erstlingsarbeiten hervorgetreten. Trotz der reichen Antikensammlungen fehlte bei dem Universitätsunterricht in Rom bisher jedes besondere Lehrhülfsmittel, so namentlich ein Museum von Gypsabgüssen, wie es heute beim archäologischen Unterricht unentbehrlich scheint. Löwy hat eines ins Leben gerufen, das selbst in Deutschland, wo keine Universität dessen entbehrt, zu den größten und besten zählen würde. Wir halten deßhalb die Nachricht von der Beendung der Lehrthätigkeit des Prof. Löwy für unglaublich, hervorgegangen vielleicht aus irgend einem begehrlichen Wunsche anderer, der weder vor Schädigung der Sache, noch vor dem Unrecht gegen Personen zurückschrickt. Ein Ministerium Baccelli aber würde einem solchen Wunsche nicht nachgeben."

* **Madrid.** Das Amtsblatt veröffentlicht einen Erlaß des Unterrichtsministers, wonach in dem neuen großen Bibliothek- und Museumspalast ein Museum für moderne nationale Kunst gegründet werden soll. Der Begriff „modern" wird in der Vorrede dahin erläutert, daß man nach reiflicher Ueberlegung die Grenze zwischen älterer und neuerer Kunst in die Zeit verlegen wolle, wo die ästhetischen Theorien, von denen sich David und Canova bei Schöpfung ihrer Werke leiten ließen und die um den Anfang dieses Jahrhunderts nach Spanien drangen, der nationalen Kunst eine neue Wendung gaben. Nach Ansicht der Sachverständigen sei Goya der letzte Vertreter der ältern spanischen Malerei — ebenso wie Adam und Vergara der älteren Sculptur —, daher endige auch die Reihe der im Museo del Prado ausgestellten Werke mit ihm. Die neue Galerie werde in Folge dessen mit Gemälden Madrazo's und anderer Schüler Davids und mit Sculpturen und Basreliefs von Alvarez und Sola beginnen. Es handelt sich natürlich in erster Linie um Werke, die im Besitze des Staates sind oder von ihm noch angeschafft werden. Zum Director des neuen Museums wurde Pedro de Madrazo ernannt.

* **Stockholm.** Zum Director des naturhistorischen Museums ist als Nachfolger Swen Lowens Professor Hjalmar Theel ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 7. November folgende Schriften eingegangen:

Rudolph Sohm: Ueber den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich in zweiter Lesung; Vortrag. (Sonderabdruck.) Berlin, Franz Vahlen 1895. — Heinrich Schwerin: Die Lösung der Silberfrage auf Basis der Goldwährung. Berlin, Haude u. Spener 1895. — Zur Frage der Reform des Irrenwesens; Verhandlungen u. Beschlüsse des Vereins der deutschen Irrenärzte. Berlin, Georg Reimer 1895. — XXI. Jahresbericht des Brandenburg. Hülfsvereins für Geisteskranke in Eberswalde. Eberswalde 1895. — Dr. J. Wilhelm: Die Nervosität, deren Verlauf und Heilung. 7. Aufl. Wien, Huber u. Lahme 1896. — Dr. Franz Haberkorn: Naturwissenschaftliche Hausarzneikunst, mit Anleitung zur selbständigen ersten Hülfeleistung. Düsseldorf, August Bagel. — H. Brandstaedter: Erichs Ferien; Erzählung für die Jugend. Ebd. — Aus schwerer Zeit; Erzählung aus dem Cholerajahr nach Tagebuchblättern eines Hamburger Arztes. Hamburg, H. O. Persiehl 1896. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Mit Abbildungen u. Karten. 16.—20. Lfg. Wien, A. Hartleben. — Reinhold Günther: Bilder aus der Culturgeschichte der Schweiz.

Zürich u. Leipzig, Th. Schröter 1896. — Reisewinke für Reiselustige; von einem Wanderfreund. Ebd. — Dr. L. Ambronn: Ueber die Ausbildung von Forschungsreisenden (Sep.-Abdr.). Bremen, G. A. v. Halem (Comm.). — David Friedrich Strauß: Ausgewählte Briefe; hggb. v. Eduard Zeller. Bonn, Emil Strauß 1895. — J. Nassen: Heinrich Heine's Familienleben; nebst einer Heine-Literatur. Fulda, Actiendruckerei 1895. — Heinrich Düntzer: Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt 1895. — Dr. Roman Woerner: Henrik Ibsens Jugenddramen. München, C. H. Beck 1895. — Otto Eggeling: Die heilige Schrift vom Standpunkt der ästhetischen Theologie gewürdigt. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1895. — Karl Busse: Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Franz Nissel: Dramatische Werke. 3. Folge nebst Anhang: Gedichte. Ebd. — Ferdinand v. Hornstein: Fühlung; psychologische Dichtungen. Ebd. — Gisela Lorinser: Aus schöner und banger Zeit; Gedichte. Wien, Ed. Hölzel (Comm.). — Karl Voß (Kiel): Kruse Dinger ut min Mustist'; plattdütsche Rimels. I. Bd. Kiel, H. Eckardt. — Thermosan: Zeitfragen; 12 Reihen persischer Vierzeilen. Zürich, Verlagsmagazin 1896. — Paul Dietrich: Beiträge zur Geschichte der Stadt Burglengenfeld. 2. Auflage. Burglengenfeld, P. Maul 1895. — Köhlers Deutscher Kaiserkalender für 1896. XVI. Jhrgg. Minden, Wilhelm Köhler. — Veterinärkalender für 1896; hggb. v. W. Eber. Abth. I. Geschäftstaschenbuch; II. Personalien. Berlin, August Hirschwald 1896. — Antiquar. Kataloge: Karl W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 155: Afrika; Nr. 159: Seltene und kostbare Werke.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 311. München, Samstag, 9. November. Beilage-Nummer 259.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Das Christenthum in Persien.

Von Paul Horn.

Am 8. März dieses Jahres ist in Persien der junge deutsche Missionar Christian Közle an Malaria gestorben. Nebst seinem Genossen Dr. Zerweck hatte er am 11. Februar einen Ausweisungsbefehl aus dem Lande erhalten, dessen Frist in vier Wochen ablaufen sollte; Közle erlag noch vorher dem Fieber. Dieser traurige Abschluß einer mit der höchsten Glaubensbegeisterung unternommenen Missionsthätigkeit ist geeignet, die Aufmerksamkeit auf die bisherigen gleichen Bestrebungen in Persien zu lenken, zumal Pastor W. Faber, der geistige Urheber dieser jüngsten Unternehmung, in einem Gedenkblatte an den Verstorbenen angekündigt hat, daß weitere vier junge Theologen bereit seien, als Boten des Evangeliums in dasselbe Land hinauszuziehen. Die folgenden Ausführungen dürften daher manchem willkommen sein, eine Geschichte der Mission in Persien gibt es ja noch nicht.

Christen hat es im persischen Reiche schon unter den Sassaniden gegeben. Während dessen jüdische Unterthanen, die sich bereits unter den Parthern einer gesicherten Entwicklung zu erfreuen gehabt hatten, auch unter der neuen Dynastie im großen und ganzen unangefochten blieben, wennschon sie von den zoroastrischen Priestern, den Magiern, gemeiniglich stark gehaßt wurden, setzten sich die Christen bald in Gegensatz zu der Regierung. Seit Constantin richteten sie ihre Augen sehnsüchtig auf Byzanz, wo ihre Religion zu der des Staates erhoben worden war, und machten aus ihren Sympathien für das den Persern meist feindliche Reich kein Hehl. So kam es in Persien wie auch in dem ihm angehörigen Armenien zu blutigen Christenverfolgungen, zuerst unter Schâpûr II., dann unter Behrâm V. und Jezdegerd II. u. a. Die persische Geistlichkeit war die Seele dieser Verfolgungen, das Moment des religiösen Fanatismus und der Unduldsamkeit machte sich damals zuerst und allein im Zoroastrismus geltend. Mancher Herrscher hat sich den glühenden Haß des Klerus durch die Weigerung zugezogen, die Christen verfolgen zu lassen; die schönen Worte Hormizds IV. verdienen hier eine wörtliche Anführung: „So wie unser Königsthron nicht auf seinen beiden Vorderpfeilern stehen kann ohne die beiden hinteren, so kann auch unsre Regierung nicht stehen und sicher sein, wenn wir die Christen und die Bekenner der anderen Religionen, die nicht unsres Glaubens sind, gegen uns aufbringen. Darum laßt ab von den Angriffen auf die Christen, bestrebt euch aber eifrig, gute Werke zu thun, auf daß die Christen und die Bekenner der anderen Religionen das sehen, euch darum loben und sich zu eurer Religion hingezogen fühlen.“[1]) Indeß ließ sich das Christenthum in Persien ebensowenig wie anderswo unterdrücken, das haben in Irân erst die Araber und dann besonders Timur besser fertig gebracht. Es war für den persischen Staat günstig, daß seine christliche Kirche sich der nestorianischen Lehre zuwandte und sich dadurch in einen scharfen Gegensatz zu ihren römischen Glaubensbrüdern stellte, bei denen der Nestorianismus in die Acht erklärt war. Der König konnte ihr daher leichter wichtige Zugeständnisse, wie die freie Ausübung ihrer Religion, machen. Auf Bekehrungsversuchen an Mazdajasniern standen aber immer strenge Strafen, Abfall von der Reichsreligion bedrohte altes Gesetz mit dem Tode; die Berechtigung des ersten Punktes erkannte der oströmische Kaiser ausdrücklich an. Schon Jezdegerd I. schickte das Haupt der persischen christlichen Kirche, den „Katholikos“ Jacobus, einmal als Gesandten nach Byzanz und gab ihm andere Beweise seines höchsten Vertrauens. Der Einfluß der Christen mußte dann noch gewaltig steigen, als Christinnen Mütter königlicher Prinzen wurden; Chosrau's I. Sohn Anôschazâd versuchte sogar mit Hülfe der Christen eine Empörung gegen seinen Vater, die Lieblingsgemahlin Chosrau's II. unter unzähligen Rivalinnen, Schîrîn, eine eifrige Christin, lebt heute noch in der persischen Sage fort. Chosrau II. erbaute selbst christliche Kirchen und hatte einen christlichen Leibarzt, Namens Gabriel; gegen das Erstgeburtsrecht wollte er den Sohn der Schîrîn als seinen Nachfolger auf dem Throne durchsetzen, bei der schließlich siegreichen Partei finden wir dann auch einen einflußreichen Christen. Ein sehr geringer Bruchtheil der persischen Christen waren Monophysiten wie die gesammten Armenier. Monophysiten wie Nestorianer hatten natürlich auch in Persien ihre öden Streitereien; Chosrau und Schîrîn traten auf der ersteren Seite, was darum politisch unklug war, weil jene innigere Beziehungen zu Byzanz unterhielten, als die der dortigen Landeskirche abgewandten Nestorianer.

Die Verbreitung des Christenthums hat damals in Persien zwei ganz eigene Sectenbildungen hervorgerufen, die Manichäer und die Mazdakiten. Der Stifter der ersteren, Mânî, stammte aus Ktesiphon, sein System, das man kurz als persischen Gnosticismus charakterisiren kann, wurde von den byzantinischen Kaisern ebenso streng verfolgt, wie von den sassanidischen Königen. Behrâm I. ließ den Mânî tödten und seine Leiche schinden, worauf die abgezogene Haut öffentlich ausgestellt wurde. Seine Lehre fand trotz aller Verfolgungen eine weite Verbreitung; in Persien finden wir Manichaeer noch unter den Abbasiden. Politisch viel gefährlicher war der Mazdakismus, eine socialistisch-christliche Lehre, welche Güter- und Weibergemeinschaft forderte. Kavâd I. begünstigte die bald populär gewordene Secte, um sie gegen den übermächtigen Adel und Klerus auszuspielen. Er wurde aber abgesetzt und hat wohl auch nach seiner Wiedereinsetzung das gefährliche Spiel nicht erneuert. Sein Sohn und Nachfolger Chosrau I. rottete die Mazdakiten mit höchster Grausamkeit aus. Mazdak selbst scheint ein idealer Schwärmer gewesen zu sein, seine Anhänger betrachteten die neue Lehre aber allermeist als günstige Gelegenheit zu Bereicherung und Ungebundenheit. So hat das Christenthum in Persien eine Vergangenheit gehabt,

[1]) Nöldeke, Aufsätze zur persischen Geschichte, S. 121, Anm. 1; die beste Quelle für diese Verhältnisse.

deren es sich nicht zu schämen hat, wenn auch seine Anhänger sich unter den vielen Verfolgungen den Namen Tarsâk, d. i. „Furchtsam", erwarben, eine Bezeichnung, die ihnen auch im Neupersischen geblieben ist.

Der Islâm trat dem persischen Christenthum dann zunächst nicht principiell feindlich gegenüber. Gleich den Juden durften die Christen, die, wie der Korân sagt, „eine Schrift empfangen haben", gegen Zahlung der Kopfsteuer ihre Religion beibehalten. Doch war dies, was nicht vergessen werden darf, schon eine Concession, der Chalif Omar fühlte sich gleichzeitig bewogen, Christen und Juden sämmtlich aus Arabien, dem Stammlande des Islâm, auszutreiben. Wie aber der anfänglich unter den gleichen Bedingungen geduldete Zoroastrismus bald für unduldbar erklärt wurde, so wurde auch das Loos der Christen sehr erschwert. Es ist wohl kein Zufall, daß ein persischer Christ es war, der den Chalifen Omar im Jahre 644 ermordete. Die Mongolen, welche die persischen Nestorianer fast ausrotteten, haben den Christen dann mit die besten Zeiten gebracht, die sie seit dem Islâm überhaupt auf iranischem Boden gesehen haben. Das ist nicht so merkwürdig, wie es vielleicht scheinen möchte; denn die Mongolen mordeten nie aus Religionsfanatismus oder sonst einem persönlichen Grunde, sondern nur, um zu vernichten, an sich hatten sie gegen die Christen ebensowenig etwas wie gegen die Mohammedaner. Der Sultan Ahmed Tokûdâr (1282—1284) inscenirte zwar eine Christenverfolgung — daß er als Knabe getauft gewesen sei, ist sehr unwahrscheinlich, auch von seinem Vorgänger und Bruder Abaka wurde wegen seiner europäischen Beziehungen im Abendlande der Uebertritt behauptet[1]) —, sein Nachfolger Arghun begünstigte sie aber dann auffallend, so daß Papst Nicolaus IV. diesem für den Schutz danken konnte, den die Christen bei ihm fänden. Unter den Mongolen ist auch die erste Uebersetzung des Neuen Testaments in das Persische verbreitet worden. Wenn Schâh Abbâs der Große europäische und damit also auch christliche Kaufleute durch Zusicherung aller möglichen Freiheiten in das Land zu ziehen suchte, so leiteten ihn hierbei nur politische Gesichtspunkte. Eine Ausbreitung der christlichen Religion unter den Muslims hat weder er noch ein anderer Perserschâh je geduldet. Eine solche konnte nur ein Akbar zugestehen, der in vollkommenster Toleranz sogar seine eigenen Söhne im Christenthum unterrichten ließ; dennoch vermochten die Jesuiten auch unter diesem freidenkenden Herrscher keine Erfolge im islamitischen Lande zu erzielen. Die einzigen christlichen persischen Unterthanen waren und blieben immer nur Nestorianer und Armenier. Dabei scheuten sich die persischen Schâhs nicht, gegen die türkischen Armenier wie gegen die Georgier häufige Plünderungs- und Raubzüge zu unternehmen, Abbâs der Große importirte die ersteren schaarenweise in das Herz seines Reiches, nach seiner Hauptstadt Isfahân, wo noch heute in der Vorstadt Dschulfa das armenische Viertel besteht. Das Loos dieser Christen ist niemals beneidenswerth gewesen, je nach der Gunst oder Ungunst der Herrscher durften sie auf Innehaltung der ihnen zugesicherten Verträge hoffen. Der französische Reisende Chardin berichtet aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, daß außerdem noch eine sehr kleine Zahl von Katholiken in Persien lebe, die in der Türkei und in Indien geboren seien.

Közle's Grab bei Urumia oder Tebrîz wird von den protestantischen Christen gewiß, und das mit Recht, als das eines Märtyrers verehrt werden, das erste protestantische in Persien ist es aber nicht, das stammt schon aus dem Jahre 1637. Damals wurde der Uhrmacher Joh. Rudolf Stadler aus Zürich in Isfahân hingerichtet, weil er einen ihn bestehlen wollenden Mohammedaner erschlagen hatte. Der Schâh wollte ihm gegen den Uebertritt zum Islâm das Leben schenken, der fromme Schweizer aber um diesen Preis nicht leben. Die Fürbitte des gerade am Hofe zu Isfahân anwesenden holsteinischen Gesandten vermochte ihn nicht zu retten. Olearius erzählt die Begebenheit als Augenzeuge.[1])

Wer missionirt nun in Persien und was ist bisher erreicht worden? Die älteste Mission daselbst ist selbstverständlich die katholische. Schon früh haben die Jesuiten und andere Orden, besonders die Dominicaner, auch Persien besucht. In Isfahân gründeten die letzteren ein Kloster nebst einer Kirche, die noch heute, wenn auch inzwischen renovirt, stehen. Vorher hatte Papst Johann XXII. sogar schon einen Erzbischof in Sultanîe, Sultan Oeldscheitu's Hauptstadt, ernannt, der Posten war aber durchaus ohne Bedeutung und bestand auch nur wenige Jahre. In den bewegten Zeiten zu Anfang unsres Jahrhunderts gelegentlich des russisch-persischen Krieges wurde die katholische Mission ganz aufgegeben, die Brüder mußten Persien verlassen, bis 1840 die Propaganda in Rom den einst besetzt gehaltenen Posten wieder aufnahm und ihn den französischen Lazzaristen übertrug. Dieselben gründeten in Chosrova in der Provinz Azerbâidschân, dem Orte, wo das heilige Kreuz einst den Christen zurückgegeben sein soll, ein Seminar, dem Stationen in Urumia und Teherân folgten. Die Seele der Orientmission war lange Zeit der Verfasser der berühmten Schrift „Question des lieux saints", der Lazzarist Eugène Boré, der später die höchste Würde in seinem Orden erreichte. Für sein erstes Arbeitsfeld, Persien, wo er Ende der dreißiger Jahre im isfahânischen Dschulfa gewirkt hatte, hat er stets ein warmes Interesse bewiesen. Am Vorabende seines Todestages ertheilte er noch einem für Persien bestimmten Missionar den Segen, so daß dieses Land auch seine letzte Fürsorge erfahren hat. Aber auf Mohammedaner erstreckten sich trotz allen persönlichen Entgegenkommens der persischen Regierung gegen die Patres deren Bekehrungsversuche nicht, nur Armenier, Nestorianer und Juden waren wieder die Objecte. Die Duldung der Missionare konnte nur durch eine päpstliche Bulle erlangt werden, die ausdrücklich jede Proselytenmacherei gegenüber Muslims verbot. Den Missionaren folgten barmherzige Schwestern, da man bald erkannte, daß zunächst die christliche Krankenpflege und Wohlthätigkeit den Boden vorbereiten müsse. Genau ebenso steht es noch heutigen Tages, von einer Mission unter den Persern kann im Grunde noch gar keine Rede sein, denn Armenier, Nestorianer und Juden (Pârsen kommen kaum in Betracht) sind ja eigentlich keine Perser. 1864 installirte der Bischof von Erzerûm zwei Weltgeistliche in Isfahân, die dort von dem alten Dominicanerkloster Besitz nahmen. Man wollte dann erst die Mission den Lazzaristen von S. Vincenzo de Paoli übertragen, aber in Erwägung dessen, daß es sich nur um die Bekehrung von Armeniern handeln könne, betraute man die Wiener Mechitaristen mit ihr. 1875 hat der Schâh den Katholiken in Persien dann nochmals officiell die freie Ausübung ihrer Religion zugestanden, er hatte zu diesem Zwecke einen eigenen Gesandten nach Rom geschickt. Papst Leo XIII. suchte die guten Beziehungen zu erhalten, indem er den Söhnen des Schâhs durch einen Legaten die Insignien des Großkreuzes des Ordens Pius' IX. überreichen ließ.

An zweiter Stelle kommen als missionirend in Persien die Amerikaner in Betracht, die wohl mit weit größeren

[1]) Eine Verwirrung in den Quellen schiebt dem Oeldscheitu die byzantinische Prinzessin als Gemahlin zu, die Abaka geheirathet hatte, und ebenso wieder die Taufe in der Jugend auf Veranlassung seiner ebenfalls christlichen Mutter.

[1]) Der Fall ist dann auch erbaulich verarbeitet worden von Johannes Schultheß, Theologus, unter dem Titel „Der Schweizerische Christlieb. Höchst merkwürdige Schicksale und preiswürdiges Märterthum J. R. St.'s, des Uhrmachers von Zürich zu Ispahan in Persien, Zürich bey Joh. Caspar Näf, 1817."

Geldmitteln arbeiten als die Katholiken. Seit 1834 hatten sie eine Mission unter den Nestorianern in Urumia, die sie 1870 auf ganz Persien ausdehnten. Seitdem steht dieselbe unter der presbyterianischen amerikanischen Kirche, nach der Abtrennung der Congregationalisten von den Presbyterianern. Als praktische Leute theilten sie dann ganz Persien in verschiedene Missionsbezirke, einen ostpersischen in Teherân, einen nordpersischen in Tebrîz, einen westpersischen in Urumia; den südpersischen in Isfahân überließen sie den gleich noch zu erwähnenden Engländern. Auf die ärztliche Thätigkeit legen sie einen sehr hohen Werth; daß einer der ihrigen zum Leibarzt des Gouverneurs der Provinz Azerbâidschân ernannt wurde, erachteten sie für einen großen Erfolg. Nach 50jähriger Thätigkeit zählten 1884 die Amerikaner insgesammt 1796 Communicanten, die Station in Urumia hatte 1871 allein 700 gehabt.[1]) Die weitaus meisten der Bekehrten sind Nestorianer; Bekehrungen von Armeniern sind selten, wie die Misionare berichten, da diese oft eigennützig denken und Vortheile durch ihren Uebertritt erzielen wollen. Wenn sie diese nicht finden, bleiben sie bei ihrer Kirche. Ueberhaupt ist bei den Bekehrungen Vorsicht geboten, daß der Missionar nicht das Opfer eines Schwindlers wird, der, um Geld zu erlangen, sich taufen läßt oder die Taufe verspricht und nachher verschwindet.

Am 14. Juni 1875 beschloß nun auch die englische Church Mission Society, ihre Arbeit auf Persien auszudehnen. Erreicht hat dieselbe nur sehr wenig, was ein hervorragender englischer Geistlicher selbst zugesteht,[2]) aber dennoch beklagen sich die amerikanischen Presbyterianer bitter über die ihre Wege kreuzenden Bestrebungen der englischen Kirche. — Nach einer Tabelle in der „Nordisk Missionstidskrift“ V (1894) S. 373 soll auch die Hermannsburger Missionsgesellschaft Persien in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen haben, mir ist darüber nichts Näheres bekannt.

Das Resultat aller persischen Mission ist nun überall genau das gleiche. Die Mission ist genöthigt, ein sehr großes Gewicht auf die ärztliche und krankenpflegerische Thätigkeit zu legen. Am zufriedensten sind die Missionare immer mit dem Absatze der Bibelübersetzung. Nun, Mohammedaner werden diese kaum oder nur höchst selten lesen. „Die mit so bedeutenden Kosten gedruckten, eingebundenen und gratis vertheilten Bibeln,“ so erzählt der langjährige Leibarzt des jetzigen Schâhs, Dr. Polak, in seinem vortrefflichen Buche über Persien (I, S. 324/5), „werden von den Empfängern sofort aus den Deckeln gerissen und im Bazar als Maculatur verbraucht. Der einfache Bibelstil ist dem Orientalen zuwider; er liebt pomphafte Worte, eine blumige, bilderreiche Sprache, der er gern Gedanken und Inhalt aufopfert. Zuweilen ließ sich der Schâh zur Belustigung einige Capitel aus der Bibel vorlesen, und jedesmal brachen er und die Höflinge sehr bald in lärmendes Gelächter aus, so daß an ein Fortsetzen der Lecture nicht zu denken war.“ Die Perser haben ein großes Interesse an theologischen Gesprächen und Disputationen, auch die einfachsten Leute, aber eine Uebersetzung der Bibel zu lesen, halten sie kaum für der Mühe werth. Sie haben es noch zu sehr in der Erinnerung, wie ihr Glaube in raschem Siegeszuge christliche Länder überschwemmt hat, und daß Europa ihnen jetzt weit überlegen ist, schieben sie eher auf alles mögliche andere, als auf seine durch das Christenthum errungene Cultur. Eine Ausnahme machen die Bâbis, die neueste islamische Secte; sie lesen mit Vergnügen das Neue Testament, besonders die Lebensgeschichte Jesu.[1]) Wenn vereinzelte Bekehrungen von Mohammedanern gelingen, so können diese ihr Christenthum nicht öffentlich bekennen, andernfalls sind sie auf der Stelle den allerhärtesten Verfolgungen und der Gefahr des Todes ausgesetzt. Im Grunde birgt jede einzelne Bekehrung eines Muslims eine Gefahr für sämmtliche ältere Christen Persiens in sich, da der leicht zu weckende Fanatismus der Mohammedaner sich dann stets auf die Gesammtheit richtet. Es erscheint daher als eine durchaus berechtigte Frage, ob man das bereits Gewonnene um einiger ganz vereinzelter neuer Eroberungen willen auf das Spiel setzen dürfe. In Erwägung dieser Verhältnisse haben nicht nur weltliche Regierungen, sondern selbst kirchliche Häupter oder Behörden (wie der Papst, das bayerische protestantische Oberconsistorium) die Mohammedanermission vorläufig als unzweckmäßig anerkannt. Im vorigen Jahre sah sich der englische Consul in Isfahân zur Schließung der Apotheke der englischen ärztlichen Mission und des Magazins der Bibelgesellschaft auf das Verlangen der persischen Regierung hin genöthigt, er mußte ferner erklären, daß die letztere durchaus legal handle, wenn sie die Mission ganz unterdrücke, falls die Bibliothek der Missionare sich Zwecken der Propaganda unter den Muslims dienstbar mache.

Auf diesem Felde, das so schwer zu bearbeiten ist und von dem ich durch die vorstehenden, keineswegs erschöpfend sein sollenden, aber doch das Wesentliche berührenden Mittheilungen ein Bild zu entwerfen versucht habe, auf diesem Felde will nun jetzt auch noch eine deutsche, protestantische Mission auftreten. Katholiken, amerikanische Presbyterianer, englische Landeskirchler sind auf dem streng abgesteckten Gebiete (Nestorianer, Armenier und Juden) in Thätigkeit und wirken, was sie wirken können; die Nestorianer sind besonders durch die Amerikaner culturell weit gegen früher gehoben. Neuer auf den Plan tretender religiöser Parteien bedarf es nicht, den bereits vorhandenen und damit der Sache wäre vielleicht besser durch Vergrößerung ihrer Geldmittel geholfen. Sollte es nicht angebracht sein, alles, was nur irgendwie bei den Persern den Anschein einer Concurrenz erwecken könnte, zu unterlassen? Es kann den zu Bekehrenden doch kaum imponiren, wenn sie sehen — und die scharfsichtigen Perser sehen dies —, wie die Christen, die ihnen die Verwerflichkeit ihrer bisherigen Religion beweisen wollen, selbst unter einander uneins sind, und wie hier einer des anderen Glauben für falsch hält. Wenn die Dinge einmal in Persien für die Mohammedanermission günstiger stehen, dann möge auch der deutsche Protestantismus eingreifen, jetzt würde er leicht nur das Werk der anderen erschweren.

Vielleicht ist Persien noch einmal einer Erneuerung fähig, ohne seine Eigenart einzubüßen, und dann wird dies gewiß durch einen religiösen Impuls geschehen. Zu Beginn der Regierung des jetzigen Schâhs schien es, als wenn die damals mächtig auflodernde Bewegung des Bâbismus eine allgemeine Erhebung der Geister bewirken könne, aber die unmenschlichen Verfolgungen der neuen Lehre haben bald die Ruhe des Kirchhofes hergestellt. Doch es glimmt wohl noch unter der Asche, vielleicht vermag der Bâbismus noch eine neue Zeit für Persien herbeizuführen. Dann wird vielleicht ein geeigneterer Zeitpunkt für die christliche Mission kommen, die Bâbis sind den Christen geneigt und stehen ihnen viel näher als die Mohammedaner.

Jetzt ist mit dem Islâm ohne Gewalt nicht zu kämpfen und die Zeiten der Kreuzzüge sind vorüber, schon Voltaire's Tocsin des Rois (1771) mußte ungehört verhallen. Ali Pascha und die anderen Anhänger der Reform in der

[1]) *James Bassett:* Persia, The Land of the Imams. New-York 1886. Neuere Statistiken fehlen mir.

[2]) Vgl. The Church Missionary Intelligence, London 1894, S. 751.

[1]) *E. G. Browne:* A Year amongst the Persians, London 1893, S. 216, Anm. 1. Browne ist einer der besten Kenner des Bâbismus.

Türkei meinten zwar auch, die ganze orientalische Frage würde in dem Augenblick gelöst sein, wo der Sultan sich taufen ließe, und diesen Gedanken könnte man ja auch auf Persien ausdehnen. Wenn das aber nur so leicht wäre! Die friedliche Thätigkeit der Missionare hat jedenfalls noch nichts erreicht und wird auch nichts erreichen können, so lange man den islâmischen Reichen das Recht zugesteht, ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu leiten. So lange der Islâm besteht, kann der von Mohammed selbst herrührende Grundsatz nicht beseitigt werden, daß die Christen auf mohammedanischem Boden nur geduldet sind, wenn sie sich den vorgeschriebenen Bedingungen fügen. Andernfalls haben sie keine Existenzberechtigung und sind auszurotten. Vorschläge, wie sie z. B. englische Missionare auch gemacht haben, die Bekehrung der Muslims in den Vordergrund zu stellen und Armenier, Nestorianer und Juden zunächst zu lassen, sind daher geradezu thöricht und zeigen, daß denen, von welchen sie ausgingen, jedes Verständniß für das Wesen des Islâms fehlt. Nur Gewalt kann solche Grundparagraphen aufheben, keine missionarische Thätigkeit; die letztere ist ohne vorhergehende erstere überhaupt undenkbar.

Wenn die beiden deutschen Missionare in ihrer Ausweisung einen Erfolg sahen, so scheint mir das ein verhängnißvoller Irrthum. Die Perser sollen, so argumentirten sie, eine solche Furcht vor der Macht des Evangeliums, das in ihnen beiden wirkte, bekommen haben, daß sie nicht anders als durch die Ausweisung sich zu helfen gewußt hätten. Wenn man einen ungebetenen Besucher höflich aus seinen vier Pfählen herauscomplimentirt (die Gewährung einer vierwöchentlichen Frist, nachdem schon ein Jahr vorher ein erster Ausweisungsbefehl erlassen gewesen war, ist doch sehr höflich, bei uns in Deutschland bemißt man sie weit kürzer, allerdings ermöglichen unsre Verkehrsmittel ein schnelleres Erreichen der Grenze), fürchtet man sich dann vor ihm? Auch in Persien ist man heutzutage rücksichtsvoller, als man früher war; man verweist unliebsame Besucher des Landes, während man sie früher vielleicht einfach todtgeschlagen hätte. Der Schâh wußte zu gut, daß er für die Eindämmung des Fanatismus seiner Unterthanen nicht einstehen könne; die Ermordung von Europäern hat aber stets allerlei diplomatische Verhandlungen und Unannehmlichkeiten im Gefolge, die er vermeiden wollte. Uebrigens hätte die deutsche Regierung im Falle der Ermordung der Missionare vielleicht gar nicht einschreiten können, da dieselben gewarnt waren; hatte sie doch selbst schon von der Mohammedanermission abgerathen. Als Leiter des schiitischen Hauptstaates ist der Schâh auch zugleich der Beschützer des schiitischen Glaubens und daher verpflichtet, über dessen Erhaltung, vor allem in seinem eigenen Reiche, zu wachen. Der türkische Sultan ist dagegen als der Nachfolger des Chalifen das wirkliche Oberhaupt der Sunniten. Außerdem ist des letzteren Einfluß in der islamitischen Welt auch schon dadurch weit größer, daß die Zahl der Sunniten auf der Erde unendlich viel höher als die der Schiiten ist, sie beträgt nämlich 96 Proc. aller Mohammedaner. Einen Einfluß außerhalb der Grenzen seines Reiches, der dem des Sultans ähnlich wäre, würde der Schâh nie ausüben können. 1857 soll Abdul Medschîd die einige 50 Millionen zählenden Sunniten Indiens durch sein Zureden von der Theilnahme an der Empörung gegen England abgehalten haben.[1]) Wenn dies Thatsache ist, so müßte die Stimme der Pforte noch einmal sehr vernehmlich bei wichtigen Entscheidungen in Asien mitsprechen können.

[1]) Nach dem indischen Premierminister Sâlâr Jung von Hyderâbâd bei Nasîüddin Ahmad, „Nineteenth Century", July 1895, S. 162.

Christian Donalitius.

Von Dr. F. Tetzner.

Der Aufschwung Ostpreußens unter Friedrich Wilhelm I. hatte zugleich eine Blüthe des litauischen Geisteslebens im Gefolge. Der König wurde nicht müde, neue Wohlthaten dem durch den Tatareneinfall 1656 und die Pest 1709 geschädigten Volke zu erweisen. Auf ihn geht der Druck der ersten litauischen Bibel, die Neubearbeitung des Gesangbuches und Katechismus zurück. Und dies war damals so ziemlich die ganze Literatur der Litauer. Wohl besaß das Volk noch einen großen Schatz von Dainos (Volksliedern), aber diese lebten nur von Mund zu Mund fort, bis endlich Lessing und Goethe die gebildete Welt auf diese Perlen aufmerksam machten. Eine Kunstliteratur aber kannte das Volk nicht — und hat auch nie eine entwickelt. Der einzige große Dichter blieb ohne Nachfolger, heute noch kennen ihn nur wenige seiner Volksgenossen, und selbst in Deutschland ist er unbekannt. Was Rhesa 1818 über sein Leben vom Hörensagen wußte, hat nur geringe Ergänzungen erfahren, die Acten von und über ihn blieben bis auf den heutigen Tag verborgen. Es ist darum eine Ehrenpflicht, jenem Dichter, der auch deutscher Poet war, gerecht zu werden.

Christian Donalitius wurde am 1. Januar 1714 zu Lasdinehlen, ½ Meile nordöstlich von Gumbinnen, geboren. Sein Vater gehörte nicht zu den Scharwerkern, sondern war ein gering bemittelter Kölmer oder Freibauer. Nach dem frühen Tode seines Vaters schickte die Mutter den Sohn zur Vorbildung auf die Universität in die Königsberger Schule im Kneiphof. Dann studirte der Jüngling an der Landesuniversität Theologie. Er hatte mit Entbehrungen zu kämpfen und speiste „wie arme Studenten in der Communität", einmal fiel er vor Hunger entkräftet nieder. Er lernte Griechisch und Französisch, las viel lateinische Classiker und übte sich im Deutschen wie im Litauischen. Der Universität verdankt er seine Kenntnisse im Virgil und Ovid, wohl auch über Theokrit und Hesiod, und wahrscheinlich hat er hier Thomsons damals vielbewunderte „Jahreszeiten" in der Uebersetzung oder des Professors Werner, des Vaters von Zacharias Werner, lateinisches gleichbetiteltes Gedicht kennen gelernt; von deutschen Büchern scheint er Gellerts Fabeln und geistliche Gedichte gekannt zu haben. Nach vollendetem Studium wirkte er vor seiner Seelsorgethätigkeit in Tolminkemen (1743—1780) von 1740 bis 1743 zu Stallupönen. Er selbst berichtet: „Ich bin Ausgangs des alten Kirchenjahrs 1743 hierher als Pfarrer gekommen. Anno 1740 kam ich als Cantor nach Stallupenen; dieses geschah(e) mit dem Ende des Julius. Anno 1742 wurde ich daselbst Rector und Anno 1743 bekam ich die Vocation nach Tolminkemen vor Pfingsten. Aus Mitleyden wegen der Schuljugend blieb ich in St. bis an die Hundstage, und den ersten Hundstag ging ich nach Königsberg. Den 17. Oktober wurde ich examinirt, den 21. ordinirt; den 24. Nov. am 24. Sonntag nach Trinitatis wurde ich in Tolminkemen introducirt; den 1. Advent trat ich in der alten Kirche mein Amt an. Den 11. Oktober 1744 heirathete ich. Ich hatte keine Kinder; worüber ich mich immer gefreuet habe, denn der Dienst ist mittelmäßig schlecht." „Haben wir nicht elende Exempel von Priester-Kindern! —" „Einige Jahr hernach, da ich geheirathet hatte und wegen meiner schwachen Leibes-Constitution, weil ich durch meine Heftigkeit im Studiren hypochondrisch geworden war, mir keine lange Reihe von Lebensjahren vorstellen konnte, fing ich an wegen eines Wittwenhauses Sorge zu tragen." Dieses Wittwenhaus baute er auch auf und schenkte es der Gemeine, ebenso sorgte er für den Neubau der Kirche und des Pfarrhauses. Zeit seines Lebens hat

er nur einmal, im Januar 1756, seinen Wirkungskreis auf Tage verlassen, er reiste nach Königsberg. Seine geistliche Thätigkeit erstreckte sich auf sein etwa 36 Dörfer umfassendes Kirchspiel, er predigte Sonntag Vormittags deutsch und Nachmittags litauisch. Die Kirchen- und Schulvisitationsacten des Erzpriesters Müller aus Insterburg bekunden jedes Jahr, daß er bei munteren Leibes- und Gemüthskräften sei und der deutschen und namentlich der litauischen Gemeine mit Segen vorstehe. Sonst ist nur wenig Bedeutendes aus seinem Leben erwähnenswerth. Die ganze lange Amtszeit kämpfte er mit den königlichen Amtmännern und Domänenpächtern Bähring und Ruhig um seinen Pfarrbesitz, der ihm gekürzt werden sollte. Der Streit kam bis vor den König und wurde erst 1793 beendet. Donalitius zeigt sich bei dieser Gelegenheit als umsichtiger, unnachgiebiger und geistvoller Kämpfer, gebrauchte aber in der Hitze des Gefechtes nicht die zartesten Ausdrücke. Zum anderen widmete er seine freie Thätigkeit der Feld- und Gartenarbeit, sowie der Musik und den mechanischen Künsten. Seine Präcentoren wußten nichts von seinem Dichterruhm, aber sie sind voll Lobes über seine Geschicklichkeit. So berichtet Schultz im Todtenregister: „1780, 18. Januar. Christian Donalitius, 37jähriger Pfarrer dieser Gemeine (starb) im 67. Jahr seines Alters an gänzlicher Entkräftung. Er war ein geschickter Mechanikus; indem er 3 schöne Fliegel (!) und ein Forte piano auch ein Mikroskopium und allerley andere Kunstliche Sachen verfertiget hat und dabey ein redlicher Mann. Nicht nach der Mode der Welt, aber ein treuer Freund, wie ich denn die 9 Jahre, die ich mit ihm zusammen gewesen, (mich) nicht einmahl mit ihm entzweyet habe, sondern wir haben gelebet wie David und Jonathan. Daneben ein redlicher Verehrer und Liebhaber der unverfälschten christlichen Lehre. Gott segne seinen Staub. Und lasse mich dereinst vor seinem Trohn mit ihm zusammen kommen."

Donalitius wurde in der Kirche begraben, seine Frau starb am 10. März 1795 und überbrachte seine Gedichte dem Pfarrer Jordan in Walterkehmen; von ihm erhielt sie Rhesa, der sie der literarischen Welt durch den Druck zugänglich machte (1818, 1824). 1865 besorgte Schleicher eine neue, 1869 Nesselmann eine vollständige Ausgabe der bis dahin bekannten sieben Fabeln und Erzählungen, vier Idyllen und zwei Briefe. 1894 erschien die erste vollständige Uebersetzung von Passarge. Außer den erwähnten litauischen Gedichten und den zwei Briefen war bisher noch veröffentlicht: das Bruchstück eines deutschen Gelegenheitsgedichtes und einige jener zahlreichen, meist sehr interessanten Actenbemerkungen aus den Separationsacten und den Taufregistern 1755—1773. Aus diesen und aus anderen Acten sind für eine künftige Ausgabe bis jetzt zu ergänzen: zwei neue deutsche Gedichte und eine Anzahl autobiographischer und geographisch-culturgeschichtlicher Angaben. Letztere haben für seine Lebensgeschichte und für die Erhellung einzelner deutbarer Stellen in seinen Werken Bedeutung. Im großen und ganzen steht aber der Werth unsres Dichters durch seine litauischen Dichtungen fest; und dieser wieder beruht weniger in den mit langer Nutzanwendung ausgestatteten Gedichten vom Fuchs und Storch, Köter auf dem Jahrmarkt, Hund Dickkopf, Mistkäfer, Wolf als Richter, Eichbaum, und der Vorstudie „Fritz", als vielmehr in den vier Idyllen, die den Namen der Jahreszeiten tragen, aber nicht als ein Gesammtwerk aufzufassen sind.

Ein bestimmter Gang fehlt und damit freilich das letzte Ziel des Kunstwerkes, dafür entschädigen die Idyllen aber im einzelnen. Donalitius schildert uns sein Volk, die fröhnenden Scharwerker, er begleitet sie hinaus aufs Feld zum Säen und Ernten, er führt uns in ihre Stuben und Gärten, zu Fest und Hochzeit. Mit seinem Amtsstock, der Kriaule, stolzirt der Schulze von Haus zu Haus, um die Bauern zur Gutsarbeit aufzufordern oder um Steuern einzutreiben, auf dem Feld theilt er Tabak aus und schlägt oder schilt die Faulen. Ueberall lehrt er oder erzählt Geschichten von den „Herren", die bei ihm, dem Urlitauer, nicht gut wegkommen. Unter Friedrich Wilhelm I. war das entvölkerte Litauen mit den Schaaren deutscher und französischer Emigranten besiedelt worden. Der König meinte, es werde um so besser in Litauen, je mehr Deutsche kämen. Donalitius aber sieht in ihnen die Bringer schlechter Sitten und die Verführer des sonst so genügsamen, arbeitsfrohen Volkes. Er ist nicht blind gegen die Schäden seiner Landsgenossen und zeichnet in bewundernswerth realistischer Darstellung das ungeschlachte Wesen der Bauern, die Unmäßigkeit im Essen und Trinken bei Festlichkeiten, die heimliche Neigung der Frauen zu geistigen Getränken, die Vorliebe für Putz und Klatscherei, die Raufsucht bei Jung und Alt. Von feinem Kunstsinn strahlen die Stellen, wenn der Dichter den Gesang der Nachtigall, das Wiederkommen der Frühlingsvögel, die weglosen Pfade des anbrechenden Winters schildert, wenn er die gewaltige Kraft eines Festgenossen mit der des Donnergottes Perkun vergleicht und die Todesgöttin Giltine die Menschen würgen läßt. Seltener gedenkt er der Dainos dieses liederreichsten Volkes der Erde und ihres zitherähnlichen Musikinstruments, der Kanklys.

Mit lebendigen Farben aber malt er die Bastsohlen tragenden schlichten Leute, die sich von der „Antireligiosität" seiner Zeit freihielten. Der böse Amtmann, der um Geld „l'ombrirt", flucht und schlägt, ist ihm der Antichrist, der karg lebende Scharwerker gilt ihm dagegen als der edlere Mensch, und wenn er an den alten Sitten der Väter festhalte, sei er werth, mit den Herren im Rath zu sitzen. Die kleinen lieblichschönen Gemälde neben den kräftigen, mit urwüchsigen Worten geschilderten Stellen sind um so bemerkenswerther, als damals eine so eminent realistische Behandlungsweise fremd war. Ebenso neu war die Form des Hexameters, die er von Virgil entlehnte. Damals war der „Messias" noch nicht erschienen, die Idyllen des Donalitius sind die ersten Literaturerzeugnisse in jener antiken Form.

Donalitius blieb in seinem Volke ohne Nachfolger, seine Freunde lasen seine Dichtungen gern, heute aber kennt ihn sein Volk ebenso wenig wie ehemals. Mögen diese Zeilen erneut auf ihn hinweisen. Eines seiner neu aufgefundenen Gedichte sei noch angeführt, das uns den Pfarrer im Kampf gegen die nur auf „ihre Einkünfte bedachten Beamten" und gegen die Freigeister seiner Zeit schildert.

„Der Gott der Finsterniß, der abgefeimte Teufel
Erbauet gern den Thor durch eingehauchte Zweifel;
Und dieser ranzt sogleich den Unflath in ein Buch
Zum Leyd der Redlichen und seinem eignen Fluch.
Die Hölle freuet sich bey diesen Kindesnöthen,
Und jauchzet, wenn sie sieht den Trost des Glaubens tödten.
Drauf fährt die Pestilenz mit der verdammten Schrift
Aus des Verlegers Hand in alle Welt wie Gift."

Nichts aber kann den stolzen Freimuth des Donalitius besser kennzeichnen, als eine kleine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg. 1756 fielen die Russen auch in Tolminkemen ein, Donalitius floh mit seiner Gemeine in die Romintische Haide, mußte sich aber doch später gefallen lassen, daß die russische Kaiserin ihre Maßnahmen vorschrieb und auch die Predigttexte befahl. Nun sollte der evangelische Prediger über den heiligen Alexander Newski predigen. Er that dies mit den Worten: „Er mag ein guter Mann gewesen sein, aber ich kenn' ihn nicht und ihr kennt ihn nicht, ich will darum unsrer Predigt den Text 2. Tim. 4, 14 zu Grunde legen. Alexander, der

Schmied, hat mir viel Böses gethan, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken."

Wie er unermüdlich auf das Wohl seiner Gemeinde bedacht war und seine Freunde zu erfreuen suchte, so wendete sich sein heißblütiger Eifer gegen Ende seines Lebens auch immer mehr in fromme Duldung gegenüber solchen, die gefehlt hatten oder einer andern Confession angehörten. Zu Beginn seines Amtes gebraucht er die schimpflichsten Worte gegen Mädchen, die gefallen waren; das unterbleibt später. Gegen die Eltern, die mit der Taufe zögerten, um das Fest nur recht lärmend zu machen, verfährt er anfangs weit strenger, als im Alter; es war Sitte, sieben, ja neun, einige Male sogar funfzehn Taufpathen zu nehmen. Die Reformirten behandelte er anfangs wegwerfend, bekennt aber in späteren Nachträgen: „Unter den Reformirten gibt es gute Leute, sowie untern Lut. recht Gottlose. Das hab ich in den 30 Jahren (1773 d. 30. Nov.) erfahren." Aber noch im Alter meint er: „Zu meiner Zeit kam schon ein Geschlecht auf, welches lauter Wolle und nicht Schafe suchte." Es ist hier nicht der Ort, die zahlreichen culturgeschichtlichen Bemerkungen des litauischen Nationaldichters aufzuführen, jedenfalls verdient er seinen Platz auch in der deutschen Literaturgeschichte. Man hat gemeint, er würde zu den großen Dichtern zählen, wenn er seine Gedichte in einer Culturſprache geschrieben hätte. Aber er wird auch ohnedies unvergessen bleiben. Er ist der Jan Steen unter den Dichtern.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. „Der große Leidensweg am Ende des neunzehnten Jahrhunderts" von Hesba Stretton mit Vorwort von Otto Funcke. Bremen, C. Ed. Müller 1896. — Wie eine Anklage klingt der Titel dieses Buchs. Und in der That ist das ganze Buch eine beredte Anklageschrift, zugleich eine feurige Schutzschrift für die russischen Stundisten. Diese religiöse Secte entlehnt ihren Namen den schwäbischen Colonisten, welche die Sitte haben, sich in geweihten „Stunden" zu erbauen. Einzelne Russen, die bei den Deutschen arbeiteten, nahmen an den Stunden theil und gründeten ihrerseits im Volke „Stunden". Die Secte besitzt noch keine systematische Theologie, keine feste Kirchenordnung. Sie hat weder Kirchen noch eine Geistlichkeit. Das Neue Testament ist ihr Gesetzbuch in religiöser, moralischer und socialer Beziehung, und sie legt seine Lehren in sehr buchstäblicher und kindlicher Weise aus. Die erste Pflicht eines Stundisten ist, lesen zu lernen. Nach neueren Angaben bekennen sich gegenwärtig circa 3 Millionen Seelen zur Gemeinschaft der Stundisten. Sie werden von dem russischen Staate und der Kirche in der grausamsten Weise verfolgt; die schlichten Bauern, aus denen sich die Vereinigung der Stundisten bildet, sind die Märtyrer ihrer religiösen Ueberzeugung. Die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt sind, ähneln denen, welche die Juden in Rußland erleiden müssen, „aber," sagt die Verfasserin, „diese haben mächtige Freunde unter den großen Philanthropen ihrer eigenen Race, während die Stundisten — selbst russische Bauern — von ihren eigenen Landsleuten verfolgt werden. Niemand vertheidigt ihre Rechte vor der Welt und ruft die öffentliche Meinung an gegen ihre Vergewaltigung durch die russische Orthodoxie." .. „Um ihr Martyrium in weiteren Kreisen bekannt zu machen, sind die Thatsachen ihrer Geschichte in diese Erzählung verwoben. Es ist nichts übertrieben; das Schlimmste ist verschwiegen." — Sehen wir uns das Buch unabhängig von der Tendenz an, um derentwillen es geschrieben ist, so fällt als Mangel in die Augen, daß Licht und Schatten in gar zu programmmäßiger Weise vertheilt sind. Die Anhänger des neuen Glaubens, Loukyan, Doliana, Paul sind ideale, reine, verehrungswürdige Menschen, ihre Verfolger, besonders der Pater Paissy, werden in den schwärzesten Farben geschildert. Das Buch enthält aber sehr hübsche und poetische Einzelheiten, so die Scene zwischen dem Helden Paul und Halya an der Pannotschka Grab; auch Yarina's Gartenfest und die Gewissensconflicte des jungen Schwärmers Paul, in dessen Brust Valerian, einer der Männer von der Propaganda der That, die Zweifel gesäet hat (Capitel: Was ist Wahrheit) sind wirksam behandelt. Im ganzen aber setzt das Buch völlig gläubige, von den modernen Anschauungen noch wenig berührte Gemüther voraus, wenn es voll genossen werden soll.

J. Sz. Von Diderots bekannter Satire „Rameau's Neffe" hat G. Monval, wie nachträglich aus seiner Ausgabe in der „Bibliothèque Elzévirienne" ersichtlich wird, durch einen wundersamen Zufall die längst gesuchte Urhandschrift gefunden. Bis jetzt behalf man sich, nach Goethe's vortrefflicher Verdeutschung, mit zwei Abschriften, von denen die eine in der Eremitagebibliothek (St. Petersburg) aufbewahrt wird. Bei einem Büchertrödler hat Monval in einem hübschen Sammelbande in Kalbleder, welcher die Abschrift eines verschollenen Operntextes, eine englische Abhandlung über Massachusets, ein Programm zum Concours général von 1848 und anderes enthielt, auch ein Heftchen von 135 Quartseiten gefunden, welches mit zierlichen Schriftzügen bedeckt war. Nach kurzer Untersuchung ergab es sich, daß Monval einen höchst werthvollen Fund gemacht hatte und das sorgfältig aus dem Lederband entfernte Heftchen von Diderots Hand geschrieben war. Philologisch sind die Nachlässigkeiten des geistvollen Mannes, wie sie aus dieser flüchtigen Niederschrift dem Leser entgegentreten, von größtem Interesse.

* Alte verblaßte handschriftliche Documente bieten oft der Entzifferung große Schwierigkeiten, und obgleich es ja chemische Mittel gibt, solche verblaßte Tinten wieder erscheinen zu lassen, so sind solche doch nicht in allen Fällen anwendbar und verändern oder verderben oft gänzlich die mitunter so werthvollen Originale. Einen anderen Weg schlägt, wie das internationale Patentbureau Karl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6, mittheilt, daher ein Amerikaner ein, der das Original ganz unberührt läßt und trotzdem stets gute Ergebnisse erzielt. Er nimmt das Document photographisch auf und nimmt von dem erhaltenen, kaum eine Spur von Schrift erkennen lassenden Negativ eine ganze Anzahl von Positiven, die als Material dünne, durchsichtige Häutchen haben. Diese werden mit den entsprechenden Punkten alle übereinander gelegt und zusammengepreßt, so daß die auf jedem einzelnen Positiv befindlichen schwachen Schriftzeichen beim Durchfallen des Lichtes durch die auseinander liegenden Schichten entsprechend ihrer Anzahl dunkler erscheinen und beim abermaligen Copiren des ganzen Satzes ein deutliches Negativ ergeben, von dem dann schließlich völlig lesbare Positivcopien genommen werden können. Durch dieses sinnreiche Verfahren werden also die schwachen Schriftzüge einer einzelnen Copie in ihrer Transparenz durch die vielen hintereinander befindlichen Filme so beeinträchtigt, daß sie schließlich gar kein Licht mehr durchlassen und sich vom Grunde deutlich abheben.

* Die amtlichen Ergebnisse der Sammelforschung über die Heilerfolge des Behring'schen Diphtherie-Serums liegen nunmehr vor. Diese Sammelforschung wurde von Seiten des Cultusministeriums angeregt, um ein möglichst sicheres Urtheil über den Schutz- und Heilwerth, sowie über die Unschädlichkeit des Mittels zu gewinnen. Es wurde eine sehr große Anzahl von Fragebogen an Anstalts- und Privatärzte versandt, und 1349 Antworten gelangten an die preußische Controlstation für Diphtherie-Heilserum, woselbst sie bearbeitet wurden. Die Berichte erstrecken sich auf 6626 Krankenbehandlungen, von denen 2460 in Krankenhäusern untergebracht waren. In 5153 Fällen waren die Erkrankungsgrade angegeben, und zwar 33.3 Proc. leichte, 14.4 Proc. mittelschwere und 52.3 Proc. schwere. Von den sämmtlichen 6626 Kranken genasen 86.5 Proc., starben 12.9 Proc.; der Rest blieb in Behandlung. Von den in Krankenhäusern behandelten Kranken genasen 80.5 Procent, starben 19.5 Procent, in Privatpflege genasen 91.0 Procent, starben 9 Procent. In den Krankenhäusern des Liegnitzer Regierungsbezirkes war die Sterblichkeit am größten (34 Procent), in den Münchener am kleinsten (7 Proc.). Die Gründe für diese auffallende Erscheinung liegen theils darin, daß die Neigung, diphtheriekranke Kinder dem Hospital zu überweisen, in den verschiedenen Landestheilen eine sehr ungleiche ist, daß in einzelnen Gegenden das Krankenhaus nur im äußersten Nothfall in Anspruch genommen wird. Aber auch die Grundsätze, nach denen das Diphtherie-Serum angewendet wird, sind nicht überall die gleichen. In 4871 Fällen haben die Aerzte ihre Urtheile über den Heilwerth des Serums abgegeben; danach ist in 55.6 Proc. die Heilwirkung sicher, in 30.8 Proc. wahrscheinlich und in 13.6 Proc. nicht hervorgetreten. In 60 Fällen wurde das Serum als bestimmt schädlich bezeichnet, in 82 Fällen wurde diese Frage unentschieden gelassen. Als unschädlich ist es 4544 Mal bezeichnet worden. Von den 60 Kranken, bei denen eine schädigende Wirkung des Serums angenommen wurde, genasen 42 und

starben 18; 15 Mal wurde Hautausschlag, 14 Mal Albuminurie, 5 Mal Gelenkschmerzen beobachtet. Von den 18 Todesfällen kamen fünf auf gestörte Herzthätigkeit, je drei auf Nieren-Entzündungen und auf allgemeine Schwäche. Allein diese Vorkommnisse sind so gewöhnlich im Verlaufe der Diphtherie, daß es kaum angänglich sein dürfte, in ihnen einen Beweis für die Schädlichkeit des Heilserums als solchen zu sehen. Daß in Folge der Heilserum-Einspritzungen jene Begleiterkrankungen der Diphtherie häufiger sich gezeigt, ist dagegen durch diese Sammelergebnisse nicht erwiesen. Hautausschläge und Gelenkschmerzen können indessen sehr wohl als Begleiterscheinungen der Heilserum-Behandlung gelten; erstere wurden 548-, letztere 144mal beobachtet. In der bereits genannten preußischen Controlstation ist man daher nach den Mittheilungen der „Berl. klin. Wochenschrift" zu dem Schlusse gelangt, daß die Serumbehandlung den Krankheitsverlauf bei Diphtherie günstig beeinflußt, daß daher die weitere Fortsetzung gerechtfertigt erscheint.

* Die Austrocknung des uralo-kaspischen Seebeckens schreitet mit unheimlicher Geschwindigkeit vorwärts. Der Aral-See wird fast zusehends kleiner und auch das Kaspische Meer hat merklich abgenommen. Mehrere kleine Seen, die man als zwischen jenen beiden großen liegend auf älteren Karten verzeichnet findet, sind ganz verschwunden oder zu kleinen Lachen zusammengeschrumpft. Der Kaspi-See hat sich nach Akintriew („Mouvem. géogr.") seit einem Jahrhundert um 10,000 Quadratkilometer vermindert. Die Gewässer haben Sandflächen Platz gemacht, welche Sonne und Wind schnell trocknen. Die Winde entführen die Oberflächenschichten weithin. Innerhalb dreier Tage hat man durch die Winde eine Schicht von 10 Centimeter Dicke forttragen und ausgedehnte Strecken damit bedecken sehen. Diese Bewegung der oberen Schichten bedrohte sogar die Eisenbahn von Rostow nach Wladikawkas, so daß man zur Errichtung von Schutzwänden, an denen sich der Sand 60 Centimeter hoch anhäufte, hat schreiten müssen. Der russische Geograph Venakow hält es für nothwendig, dem Kaspi-See, um seine weitere Abnahme zu verhindern, einen größeren Wasserzufluß zu verschaffen und schlug zu diesem Zwecke vor, den wasserreichen Don durch einen Canal in die untere Wolga und so mittelbar in das Kaspische Meer zu leiten.

* **Leipzig.** Wie bereits telegraphisch mitgetheilt, starb hier am 8. November Prof. Dr. Johannes Overbeck, der Archäolog unsrer Universität. Geboren 1826 zu Antwerpen, Neffe des großen Nazarener Malers, studirte er und habilitirte sich in Bonn. Leipzig gehört er seit 1853 als Extra-, seit 1858 als Ordinarius an. Er war ein eifriger Forscher und Lehrer, begeistert für seine Wissenschaft; das archäologische Museum der Universität hat er eigentlich geschaffen und mit Ausdauer emporgebracht. Von seinen, zum Theil umfangreichen Werken haben „Pompeji" und die „Geschichte der griechischen Plastik" es bis zu vierten Auflagen gebracht. Daß sein Standpunkt in der Wissenschaft zuletzt ziemlich veraltet war, kann um so weniger wundernehmen, als er neben seinen tüchtigen Eigenschaften doch auch deren Schattenseiten, Pedanterie und Eigensinn, in gewissem Maße besaß.

* **Göttingen.** Am 2. Nov. hielt die K. Gesellschaft der Wissenschaften die öffentliche Sitzung des Winterhalbjahres zur Erinnerung an den Stifter König Georg II. ab. Die Rede hielt Prof. F. Klein über „Arithmetisirung der Mathematik", indem er deren große Bedeutung auch für die geometrischen Theile der Wissenschaft darlegte, andrerseits aber doch der Anschauung ihr bestimmtes Recht und ihre specifische Geltung wahrte. „Ich vergleiche", sagte Redner, „die Mathematik mit einem Baum, der seine Wurzeln nach unten immer tiefer in das Erdreich treibt, während er nach oben seine Aeste frei entfaltet. Sollen wir die Wurzeln oder die Aeste als den wesentlichen Theil des Organismus ansehen? Die Botaniker belehren uns, daß die Frage falsch gestellt ist, daß das Leben der Pflanze vielmehr auf dem Zusammenwirken ihrer verschiedenen Theile beruht." Die Gesellschaft hat am 22. Juni d. J. zu ordentlichen Mitgliedern die Professoren David Hilbert und Paul Kehr in Göttingen, zum auswärtigen Mitglied Friedr. Bechtel, ordentl. Prof. in Halle, gewählt. Zu correspondirenden Mitgliedern wurden gewählt: Dr. Eugen Hultzsch in Bangalore (Indien), Prof. Elias Steinmeyer in Erlangen, Prof. Eduard Meyer in Halle (S.) und Prof. Otto Seeck in Greifswald.

* **Aachen.** Dem Docenten an der Technischen Hochschule Dr. Phil. Lenard ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Berlin.** Zum hundertjährigen Jubiläum des medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts am 2. December beabsichtigt die Medicinalabtheilung des Kriegsministeriums, in den Räumen des Instituts eine Ausstellung zu veranstalten, durch welche die Entwicklung der Militärkrankenpflege im Frieden wie im Kriege eingehend veranschaulicht werden soll. Besonderes Interesse werden dabei die verschiedenen Barackensysteme bieten, sowie auch die im Kriege ausschließlich zur Beförderung von Kranken, bezw. Verwundeten zu den Barackenlagern dienenden Schmalspurbahnen.

* **Berlin.** Wie an der Akademie, wird Heinrich v. Treitschke auch in der Oberleitung der „Historischen Zeitschrift" (Redacteur Dr. Fr. Meinecke) an Sybels Stelle treten.

* **Budapest.** In der Sitzung der I. Classe der Ungarischen Akademie vom 4. Nov. trug das ord. Mitgl. Ignaz Goldziher „über die Anfänge der Geschichtschreibung bei den Arabern" vor. Er wies nach, daß das abbasidische Chalifat nichts anderes war, als eine Uebertragung des theokratischen Königthums der unterworfenen Perser auf das Staatsleben der Eroberer, in geradem Gegensatze zu den originellen Institutionen des ersten Jahrhunderts des Islam. An der Wiege dieses neuen Chalifats erblühen auch die Anfänge der arabischen Bildung. Die ersten, durch bekehrte Perser angepflanzten Keime der arabischen Geschichtschreibung sind eine Uebertragung der im sassanidischen Reiche eifrig gepflegten Königsgeschichten. So sind die Anfänge der geschichtlichen Literatur der Araber nur der Sprache nach arabisch. Auch aus den dynastisch-legitimistischen Tendenzen derselben erhellt, daß sie die Frucht persischer Einflüsse ist. — Den zweiten Vortrag hielt das ord. Mitgl. Georg Volf u. d. T.: „Unsre ersten christlichen Bekehrer. II. Theil." Im ersten Theil hatte Vortragender nachgewiesen, daß die Bahnbrecher des Christenthums unter den Magyaren größtentheils italienische, speciell aus dem venezianischen Sprachgebiet stammende christliche Kriegsgefangene gewesen. Jetzt behandelte er die planmäßige Bekehrung, deren grundlegende, wie weiterbauende Arbeit fast durchweg italienische Bekehrer, vornehmlich aus dem zunächstliegenden und befreundeten venezianischen Gebiete besorgten, was auch zahlreiche sprachliche Zeugnisse bestätigen.

* **London.** Prof. Marshall Ward vom Owens College in Manchester ist zum Professor der Botanik an der Universität Cambridge ernannt worden. Ward hat sich namentlich durch seine Untersuchungen über die Pflanzenkrankheiten und den Einfluß des Lichtes auf die Pflanzenwelt verdient gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 9. November folgende Schriften eingegangen:

M. Gottschalk: Das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb; eine Besprechung. Berlin, Dr. P. Langenscheidt 1895. — Karl Bulling: Die Rechte der unehelichen Kinder nach dem Entwurf e. bürg. Gesetzb. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1895. — Edmond Théry: Die internationale Währungskrise; aus dem Französ. (autoris.). Wien, Manz 1895. — Bulletin Russe de Statistique financière et de législation. 2. année. Sept.—Oct. 1895. St.-Pétersbourg, V. Kirchbaum 1895. — Die Chroniken der deutschen Städte vom 14.—16. Jhdt. XXIV. Bd. Die Chroniken der westfäl. u. niederrhein. Städte. 3. Bd. Soest u. Duisburg. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Prof. Dr. Heinrich Witte: Die älteren Hohenzollern und ihre Beziehungen zum Elsaß; Festschrift. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1895. — Wilhelm Vöge: Raffael u. Donatello. Mit Abbildungen. Ebd. — John Ruskin: Was wir lieben u. pflegen müssen; Naturansichten u. Schilderungen. Aus d. Engl. v. Jakob Feis. Ebd. — Dr. Bernhard Rogge: Bei der Garde; Erlebnisse u. Eindrücke 1870/71. Hannover, Carl Meyer 1895. — Derselbe: Eine Osterreise nach Jerusalem. Ebd. — Wilhelm Lang: Graf Reinhard; deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837. Bamberg, C. C. Buchner 1896. — Dr. Josef Müller: Das Wesen des Humors. München, Dr. H. Lüneburg 1896. — Fr. Franziszi: Touristische Farbenskizzen u. Volkslebensbilder aus Kärnten. 2. Aufl. Wien, Literar. Vereins-Verlag 1895. — Dr. H. Bohotta: Englische Chrestomathie. (Die Kunst der Polyglottie 49. Th.) Wien 2c., A. Hartleben. — *G. A. Scartazzini:* La divina commedia di Dante Alighieri, riveduta nel testo e commentata. 2. ediz. Milano, Ulrico Hoepli 1896. — Max Kretzer: Die gute Tochter; Roman. Dresden 2c., E. Pierson 1896. — Edmund Stubenrauch: Pflug u. Laute; Dichtungen. Großenhain u. Leipzig, Baumert u. Ronge 1895. — Julius Schaumberger: Die Sünde wider den heil. Geist; Drama in 1 Act; Oskar Panizza: Ein guter Kerl; trag. Scene in 1 Act. (Meßthalers Sammlung moderner Dramen 1. u. 2.) München, Max Höfer (Comm.).

Schwäbischer Schillerverein.

Aufruf.

Zum 9. Mai 1895 hat Se. Majestät der König Wilhelm II. von Württemberg eine Kundgebung erlassen, welche in unserer eigenen Heimat, im ganzen Deutschland und über die Grenzen des Vaterlands hinaus einen lebhaften, ja begeisterten Wiederhall gefunden hat. Ein Schwäbischer Schillerverein soll gegründet und an der geweihten Stätte, wo Friedrich Schiller das Licht der Welt erblickt hat, ein Schillermuseum und -Archiv in würdiger Weise errichtet werden. Der König, welcher den Wunsch aussprach, als Erster in die Liste des Schwäbischen Schillervereins eingetragen zu werden, hat demselben die Zwecke und Ziele umfassend und endgültig vorgezeichnet. Schillerarchiv und -Museum in Marbach soll bewahren, was an Reliquien, Urkunden und Schriftwerken im Geburtshaus zu Marbach schon in ansehnlichem Umfang gesammelt ist, und diese Sammlungen sollen nach Möglichkeit ergänzt und vermehrt werden, um die Bedeutung zu erlangen, welche des hohen Namens, den Archiv und Museum tragen werden, würdig ist.

Der Schwäbische Schillerverein soll aber „überhaupt Alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen, was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern vermag“.

Sodann schließt die hohe und edle Kundgebung mit folgenden Worten: „Es dürfte gerade in der jetzigen Zeit für das deutsche Volk von großer Bedeutung sein, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen und damit die Erkenntnis von dem höheren Wert des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben. In solchem Sinne zu wirken, soll auch die Aufgabe des Schwäbischen Schillervereins sein!

Am 9. Mai 1905, von dem uns nur noch ein Jahrzehnt trennt, werden wir die hundertjährige Wiederkehr des Tages begehen, an dem Friedrich Schiller von dieser Erde geschieden ist.

Möge die Feier das Schiller-Museum und -Archiv in Marbach, zu dessen Ausführung Ich jetzt die Anregung geben wollte, vollendet und würdig des Dichters vorfinden — zu seiner Ehre und zur Ehre seiner schwäbischen Heimat!“ —

Se. Majestät der König hat Sich gleichzeitig vorbehalten, diejenigen Personen zu bezeichnen, von welchen Er wünsche, daß dieselben in Verbindung mit dem Vorstand des Schillervereins Marbach die Gründung des Schwäbischen Schillervereins vorbereiten und in die Wege leiten. Zu diesem Zweck wurde der erste Ausschuß des Vereins berufen, welchem die Unterzeichneten angehören.

Der Ausschuß hat, der ihm gestellten Aufgabe entsprechend, die Statuten des Schwäbischen Schillervereins ausgearbeitet, welche die Allerhöchste Genehmigung erhalten haben. Damit ist der Schwäbische Schillerverein als definitiv constituirt zu betrachten.

Inzwischen sind schon zahlreiche Anmeldungen zur Mitgliedschaft des Vereins erfolgt, und ansehnliche Beiträge für den Schwäbischen Schillerverein geleistet worden.

Wir wenden uns nunmehr mit der Bitte um den Eintritt in den Schwäbischen Schillerverein, wie um die thatkräftige Unterstützung des hohen, patriotischen Unternehmens an Alle, welche eine dankbare Verehrung für den großen Dichter und edlen Menschen im Herzen tragen, für den Mann, der zur Erweckung des nationalen Sinnes der Deutschen der Vaterlandsliebe und der Geistesfreiheit vor Allen die stärksten Impulse gegeben hat. —

Die Mitgliedschaft des Schwäbischen Schillervereins wird erworben:

1. die einfache, durch Zahlung eines Jahresbeitrags von M. 5 an die Gesellschaftskasse gegen Auslieferung einer Mitgliedskarte;
2. die lebenslängliche, durch die einmalige Zahlung von M. 200.— oder mehr. Die Erwerber der lebenslänglichen Mitgliedschaft gelten zugleich als Stifter des Vereins, ihre Namen werden in ein Buch der Stifter des Schwäbischen Schillervereins eingetragen.

Es ist vorgesehen, daß auch Vereinigungen und Gesellschaften als Gesamtheit die Mitgliedschaft erwerben können.

Anmeldungen zum Schwäbischen Schillerverein werden durch die Unterzeichneten entgegengenommen; die schon Angemeldeten erhalten besondere Mitteilung.

Besondere Zuwendungen und Beiträge wollen dem Vorsitzenden des Vereinsausschusses übergeben werden.

Marbach—Stuttgart, zum 10. November 1895. (10213)

Dr. Freiherr v. Griesinger, Geheimer Rat, Kabinetschef Sr. Majestät des Königs, Stuttgart, Vorsitzender.

Haffner, Stadtschultheiß, Marbach a. N., stellv. Vorsitzender und Schriftführer.

Dr. K. v. Steiner, Geheimer Kommerzienrat, Stuttgart, stellv. Vorsitzender.

von Abel, Oberbürgermeister, Ludwigsburg. von Egle, Hofbaudirektor, Stuttgart. Dr. J. G. Fischer, Professor, Stuttgart. Dr. von Köstlin, Staatsrat, Stuttgart. Kübel, Geheimer Hofrat, Stuttgart. Dr. Ludwig Laistner, Stuttgart. Dr. von Pfister, Generalmajor z. D., Stuttgart. Dr. Pressel, Oberstudienrat, Heilbronn. Baron zu Putlitz, Hoftheater-Intendant, Stuttgart. Dr. Otto Schanzenbach, Professor, Stuttgart. Dr. von Schloßberger, Direktor am K. Haus- und Staatsarchiv, Stuttgart. Dr. Veesenmeyer, Professor, Ulm. Carl Weitbrecht, Professor, Stuttgart. Staatsrat Dr. von Weizsäcker, Kanzler der Landes-Universität, Tübingen. Dr. A. Wintterlin, Bibliothekar, Oberstudienrat, Stuttgart.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 313. München, Montag, 11. November. Beilage-Nummer 260.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Rumänen in Macedonien.

Von Dr. Richard Otto.

I.

Die Ereignisse des vergangenen Sommers in Macedonien haben gezeigt, daß das Nationalgefühl der bulgarischen Bewohner des Landes erwacht oder doch künstlich aufgestachelt worden ist. Der Einfall bewaffneter Banden, die den türkischen Soldaten regelrechte Gefechte liefern, ist ein Vorspiel, das auch früher in anderen Theilen des Reiches der Insurgirung und Ablösung ganzer Provinzen voraufging, und vielleicht werden die Unruhen erneuert werden, bis der Anschluß Macedoniens an das Fürstenthum Bulgarien stattgefunden haben wird. Dieser wird angestrebt, trotzdem man in Belgrad die macedonischen Slaven so gern für Groß-Serbien in Anspruch nehmen möchte[1]), und trotzdem Griechenland längst schon auf den Augenblick wartet, daß ihm das Erbe des kranken Mannes am Bosporus zufalle.

Serbiens Ansprüche auf Theile von Rumelien kann man, ohne ungerecht zu sein, kurzerhand abweisen. Gewisse Berechtigung haben dagegen die Hoffnungen der griechischen Nation: ist doch der lange Küstenstreifen von Saloniki bis Konstantinopel von Griechen besiedelt, selbst an der türkischen und bulgarischen Küste des Schwarzen Meeres ist bis über Varna hinaus das Griechenthum vorherrschend, und auch die Ansprüche der Griechen auf Konstantinopel sind erklärlich. Doch muß der Begehrlichkeit der Hellenen Einhalt geboten werden, und dazu empfiehlt sich die macedonische Bewegung.

Im westlichen Macedonien wäre die natürliche Grenze zwischen Bulgaren und Griechen nicht schwer zu bestimmen, es würde die Sprachgrenze sein, die so verläuft, daß sie auch politische Grenze sein könnte. Dieselbe bildet im Osten der Vardar, und zwar von seiner Mündung bis zum Einfluß des Karasmak. Sie deckt sich dann mit der neuen Straße, die vom Karasmak nach Veria hinzieht; von hier läuft die Grenzlinie zum Ochrida-See hinauf, Neausta berührend und den Neagusch-Gebirgsstock nördlich umschließend, von dort geht sie südwestlich in großem Bogen um den See von Kastoria herum nach dem Gramos-Gebirge, wo das Albanesen-Land beginnt. Mit dieser natürlichen Grenze wäre das begehrliche Hellas sicher nicht zufrieden, aber sie ist doch die richtige; dagegen ist in Ost-Macedonien schon sehr schwer zwischen Bulgaren und Griechen zu scheiden, und noch weiter im Osten, im Gebiete von Konstantinopel, ist eine Theilung ganz unmöglich.

Es kommt nun aber noch eine dritte Nationalität in Macedonien in Betracht, nämlich die rumänische. In Macedonien gibt es ebenso wie in Epirus und in Thessalien in Städten wie auf dem Lande zahlreiche Rumänen, die man meist südliche Rumänen, Walachen, Zinzaren oder Kutsowalachen nennt und die mit den Rumänen im Königreich in Bezug auf Race und Sprache ganz eng verwandt sind und mit denselben auch Verkehr unterhalten. Dort schenkt man den südlichen Volksgenossen auch ganz besondere Beachtung, soll sich doch sogar (nach einer rumänischen Schätzung) ihre Gesammtzahl auf 3,134,450 Seelen belaufen! Unter diesen südlichen Rumänen, aus deren Reihen früher z. B. die berühmtesten griechischen Freiheitskämpfer hervorgegangen sind, ist nun seit langem schon das Bewußtsein der eigenen Nationalität erwacht, es gibt eine begeisterte nationale Partei, die auf das freie Königreich ihre Hoffnung stützt. Und dort thut man das Möglichste: 240,000 Francs hat die rumänische Regierung in ihr Budget aufgenommen zur Unterstützung der rumänischen Schulen, die es in Monastir (Bitolia), Kruschevo, Janina, Ochrida und in vielen kleineren Orten gibt, auch Zeitungen und Zeitschriften dienten bereits der rumänischen Propaganda im Süden. Auch ist es nicht etwa ein armes Volk der Hirten, welches in Macedonien und Thessalien romanisch redet, sondern es sind Menschen, deren Begabung höher und deren Bildungsfähigkeit größer ist, als die der anderen Racen im Lande; Gebildete jeden Standes, Gelehrte von Ruf und weitgereiste reiche Kaufleute gehören dem Zinzaren-Volke an.

Ueber diese südlichen Rumänen sind wir jetzt sehr genau unterrichtet. Ein Mann, der aus eigener Kraft ein tüchtiger Forschungsreisender und Gelehrter geworden ist, hat zweimal ihr Land bereist, hat fast alle ihre Wohnsitze besucht und gibt nun in mehreren Schriften[1]) über alles Kunde: wissenschaftlich exact und politisch vorurtheilslos.

Gustav Weigand war sehr vom Glücke begünstigt. Bei deutschen Regierungen und Akademien fand er Verständniß für seine Forschungspläne und wirksame Unterstützung. Von den Chicanen der türkischen Behörden und den Verfolgungen der eifersüchtigen Griechen wurde er nie ernstlich behelligt. Unglückliche Zwischenfälle verliefen immer günstig, und als er auf gefahrvollem Ritt die Pindus-Kette überschritt, stürzte eine lockere Felswand erst dann ein, als er mit seinen Begleitern an ihr vorüber war. Das größte Glück könnte man darin erblicken, daß an Dr. Weigand kein Räuber ein Lösegeld zu verdienen versuchte, da doch das Räuberhandwerk dort blüht; aber das ist anders zu erklären: diesen südlichen Rumänen, die er besuchte, denen er seine Lebensarbeit widmet, gehören fast ausschließlich die macedonischen Räuber an, und solche Räuber sagten ihm selbst einmal: „Dir hätten wir nichts gethan, du bist ja

---

[1]) Diesen Standpunkt sucht Gopčević in seinem Buche „Altserbien und Macedonien“ wissenschaftlich zu begründen.

[1]) Gustav Weigand, Die Aromunen. Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Romanen oder Zinzaren. Erster Band, Land und Leute. Leipzig, J. A. Barth, 1895. — Zweiter Band, Volksliteratur der Aromunen. Herausgegeben mit Unterstützung der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Leipzig, J. A. Barth, 1893. — Dr. Gustav Weigand, Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Leipzig, J. A. Barth, 1892. — Auf allen diesen Titeln ist mit dem Worte „philologisch“ Mißbrauch getrieben, es muß heißen „linguistisch“.

unser Freund!" Wo dann die Walachen im Süden aufhören, da hören auch die Räuber auf, und darum konnte Dr. Weigand sicher reisen.

Vor einigen Jahren konnte man aus dem Schicksale des österreichischen Slavisten Dr. Oblak ersehen, daß eine linguistische Forschungsreise in der Türkei auch ohne Räuber ein recht unangenehmes Ende finden kann. Derselbe war nur einige Stunden weit von Saloniki in ein bulgarisches Dorf gekommen, um sprachliche Studien zu machen, wurde aber alsbald auf Betreiben der griechischen Partei daselbst mit seinen Begleitern gefangen gesetzt. Dr. Oblak mußte als österreichischer Unterthan bald freigelassen werden, aber seine Begleiter wurden erst lange in Gewahrsam gehalten und dann in die Verbannung geschickt. Es ist die Feindschaft zwischen Bulgaren und Griechen, die solche Vorfälle im Gefolge hat, und diese Feindschaft ist tief eingewurzelt, sie besteht schon seit den Tagen Venelins (1802—1839), des Wiedererweckers der bulgarischen Nationalität. Verschärft und vollends unversöhnlich wurde sie durch die Errichtung des bulgarischen Exarchats (1870), d. h. durch die Befreiung der Bulgaren von der griechischen Geistlichkeit und von der Oberhoheit des Patriarchen. In Rumelien herrscht der griechische Klerus noch immer und besteuert die bulgarischen Bauern und ebenso auch die Walachen; darum bekämpft er aber auch alle nationalen Bestrebungen der Nichtgriechen, namentlich der Bulgaren, auf das grausamste, und er weiß sich darin einig mit den türkischen Behörden, seine Sache ist auch die ihrige.

Ueber diese Zustände belehrt uns auch Weigands Buch; er sagt in seiner Vorrede Folgendes: „Auf die socialen, culturellen und politischen Verhältnisse habe ich besonders mein Augenmerk gerichtet; wie die Leute leben, was sie denken und welches ihre Kämpfe und Bestrebungen sind, habe ich dargestellt, so wie ich es gefunden habe. Der Kampf sowohl mit geistigen als mit wirklichen Waffen, der Kampf um die politische und culturelle und confessionelle Ueberlegenheit, der Kampf um Leben und Gut wird in jenen Gebieten erbitterter und rücksichtsloser geführt, als in irgend einem anderen Lande Europa's, und nur den so mangelhaft entwickelten Verkehrs- und Zeitungsverhältnissen und der so strengen Aufsicht der türkischen Behörden ist es zu verdanken, daß ganz sporadisch einmal der Vorhang gelüftet wird, hinter dem Europa entsetzt einen Blick auf jenen Kampfsplatz wirft. Jetzt, wo ich wieder in cultivirtem Lande lebe, denke ich nur mit Grausen an jenes unglückliche Land zurück, die Worte fehlen mir, um meiner Entrüstung über die schmachvollen Zustände Ausdruck zu geben, wie sie zur Schande Europa's heute noch in Albanien und im Innern Macedoniens herrschen; Länder, wo Willkür und Fanatismus über das natürlichste Recht trimphiren, wo Knechtung und Roheit alle freien Regungen unterdrücken, wo Einkerkerung und Verbannung Unschuldiger und frecher Mord an der Tagesordnung sind, wo Niemand seines Lebens sicher ist, Zustände, für die man allerdings nicht die Türken als solche, sondern das ganze verlotterte und corrumpirte Regierungssystem und den unduldsamen Fanatismus der Mohammedaner, sowohl der Türken, wie der noch schlimmeren Albanesen, verantwortlich machen muß." —

Weigand hatte am 30. April 1889 auf der Station Gratsko die von Belgrad nach Saloniki führende Eisenbahn verlassen und sich auf dem Landwege nach Monastir (Bitolia) begeben. Diese Stadt wurde der Ausgangspunkt seiner Forschungsreisen, und wir wollen auch von dort aus seinen Pfaden folgen, um dadurch Macedonien sowohl wie die westlich und südlich benachbarten Länder kennen zu lernen. Später werden wir dann selbst beurtheilen können, welche Stellung das Rumänenthum dort einnimmt und in Zukunft einzunehmen bestimmt ist.

Monastir hat 50,000 Einwohner verschiedenster Nationalität, worunter 20,000 Bulgaren sind; die Mohadschir, Mohammedaner, die aus Bosnien, Serbien und Bulgarien auswandern, vergrößern noch immer die Bevölkerung, die hier äußerst vielsprachig ist. Weigand wohnte bei einem rumänischen Freunde, Perikles Robe, der in Leipzig studirt hatte. „Saß ich bei meinem Freunde zu Tisch," sagt Weigand, „so sprach ich mit ihm deutsch, mit seiner Mutter griechisch, mit seinen Schwestern aromunisch (rumänisch), mit seinem Bruder, der die englische Schule in Konstantinopel besucht hatte, englisch. Die Befehle an die Dienerschaft wurden nur bulgarisch gegeben; kam Besuch, hielt man sich mehr an das Griechische, das als die Sprache der Gebildeten gilt, und man spricht es in Monastir gut, besser, oder ich will sagen, mehr der Schriftsprache gemäß, als in den meisten Städten Griechenlands. Dafür sorgt vor allem die Schule."

Die Rumänen in Monastir sind etwa 8000 an der Zahl, sie sind meist aus zerstörten Städten Albaniens, aus Muskopolje, Nikolitsa und Linotope, dahin gewandert. Das rumänische Gymnasium, das dort besteht, wird aber mehr von auswärtigen, als von einheimischen Schülern besucht; die griechischen Schulen stehen von Alters her in Blüthe, aber jetzt ist es den Bulgaren gelungen, mit ihren Unterrichtsanstalten die Griechen zu übertreffen. Im übrigen ist Monastir eine schmutzige türkische Stadt mit vielem Verkehr und Handel. Griechenland, Rußland, Großbritannien, Oesterreich-Ungarn sind dort durch Consulate vertreten; der österreichische Consul, Hr. Pogatscher, vertritt auch die deutschen Interessen, und Dr. Weigand lobt sehr die Hülfe und das Entgegenkommen, die ihm derselbe während seines Aufenthaltes dort zutheil werden ließ. Auch mit dem als rumänischem Agitator bekannten Apostel Margarit stand er in Verkehr, und die Professoren und einige Schüler des rumänischen Gymnasiums waren Weigand behülflich bei seinen linguistischen und ethnographischen Studien.

Ehe wir uns näher mit den Rumänen Macedoniens beschäftigen, müssen wir uns fragen, ob wir bei der einfachen bisherigen Benennung bleiben können, und zugleich die übrigen Namen dieses Volkes kritisch betrachten. Mit Recht hebt unser Autor hervor, daß die Bezeichnungen „Makedo-Walachen", „Pindus-Walachen", „transdanubische Walachen" unzutreffend sind, dazu stimmt weder die Verbreitung noch die Herkunft des Volkes. Nennt man sie „Zinzaren" oder „Kutsowalachen" so gebraucht man ihre Spottnamen; aber auch „südliche Rumänen" kann man sie eigentlich nicht nennen, denn darunter müßte man vornehmlich die südlich der Donau wohnenden Daco-Rumänen verstehen. Wissenschaftlich exact ist nun die neue Benennung „Aromunen", die Weigand einführt, sie entspricht genau derjenigen Bezeichnung, die sich das Volk selbst gibt, „Arămână", und wir müssen das Volk, um nicht mißverstanden zu werden, auch so nennen, aber es steht dahin, ob der fremd klingende Name sich einbürgert. —

Die ganze große Thalebene, in deren Mitte Monastir liegt, ist bulgarisch, verstreut nur leben dort Türken und Albanesen und an einzelnen Orten die Aromunen. So liegt dort, wo die Ebene südlich durch Berge abgeschlossen ist, das rein aromunische Dorf Neveska; dasselbe ist so sehr der Typus einer aromunischen Niederlassung, daß wir es darum eingehender betrachten müssen. Weigand ritt dorthin in Begleitung von zwei Fachri-Saptjé[1]) und passirte auf

[1]) Fachri-Saptjé sind bewaffnete Leute, die abwechselnd aus den Bewohnern eines Dorfes zum Schutze desselben bestimmt werden. Der verdienstvolle Vali von Monastir Halil Rifat Pascha schuf diese Institution, dadurch befreite er sein Vilajet von Räubern und gab zugleich den Christen Gelegenheit, mit den Waffen in der Hand auch den Angriffen der Mohammedaner entgegenzutreten. Halil Rifat blieb aber nur drei Jahre im Amte, und mit ihm verschwanden seine Einrichtungen.

dem Wege das Albanesen-Dorf Negovan, in welchem zwanzig aromunische Familien leben. Hier können wir zum ersten Male sehen, daß die Männer in Rumänien arbeiten (als Zimmerleute), während die Familien im Dorfe bleiben. Jährlich einmal schickt das kleine Dorf einen Boten nach Rumänien, der das Geld holt für die zurückgebliebenen Angehörigen. So macht man es in sehr vielen aromunischen Dörfern, denn der Post traut man wenig.

Neveska hat eine reizende Lage auf steilem Bergesabhang, ringsum sind Wald und saftige Wiesen, und kühle Wasser fließen vom Schnee des Vitschu-Berges herunter. So will es der Aromune haben: „Aer bun ši ap aratse" (gute Luft und frisches Wasser) ist immer sein Wunsch.

„Neveska zählt etwa 500 Häuser, sämmtlich aus Bruchsteinen aufgeführt und mit dicken Schieferplatten bedeckt, fast ausschließlich zweistöckig. Man sieht sofort, daß in dem Orte Wohlstand herrschen muß. Dieser Eindruck wird noch vermehrt, wenn man in die Häuser eintritt. Von der freien Treppe aus gelangt man in einen geräumigen Flur, von dem aus vier Thüren in die vier Eckzimmer führen; eine bequeme Treppe geht von der Hinterseite des Flures in das obere Stockwerk, das in gleicher Weise eingetheilt ist. Der Flur ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie, in dem auch der Besuch empfangen wird, falls nicht eine besondere „gute Stube" dafür da ist, wie man sie nach europäischer Art eingerichtet bei einer größeren Anzahl reicher Familien, an denen hier kein Mangel ist, findet."

„Die innere Einrichtung ist nach dem Stande der Bewohner sehr verschieden. Man trifft luxuriös eingerichtete Wohnungen — —, aber im allgemeinen hält sich die Einrichtung in sehr bescheidenen Grenzen. Betten sind noch nicht im Gebrauch, man schläft in den Kleidern auf Teppichen oder auch auf gepolsterten Bänken, die sich an zwei oder drei Wänden hinziehen. Hohe Tische, Stühle und Spiegel sind selten, aber man muß sagen, daß die Frauen eine peinliche Sorgfalt auf die Reinhaltung der Wohnungen verwenden. Der gedielte Fußboden ist immer blank gescheuert, schöne Teppiche, Stickereien in den Ecken und selbst Vorhänge schmücken das Zimmer. Von Ungeziefer habe ich in den aromunischen Gebirgsdörfern nie etwas gemerkt."

„Die Bewohner sind meist Kaufleute in Aegypten und Rumänien, die die heißen Sommermonate hier bei ihren Familien in dem kühlen und gesunden Klima verbringen. Ihre Hauptunterhaltung besteht darin, daß sie an einem hübschen Plätzchen auf der Wiese oder an einer Quelle den größten Theil des Tages über Karten spielen. In dem einsamen Gebirgsdorfe kann man ganz modisch gekleidete Herrchen sehen, die zu den Handwerkern und Hirten in Landestracht einen grellen Contrast bilden. Ackerbau wird gar nicht getrieben, wohl aber Viehzucht. Fast jedes Haus hält eine Kuh, und einige Bewohner haben zahlreiche Herden von Schafen."

„Man gab sich die größte Mühe, um mir meinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Am Tage vor meiner Abreise veranstaltete man noch ein Fest im Walde. In der Nähe einer Quelle hatte man zwei Hammel am Spieß gebraten, eine Hütte im Walde errichtet, und dort wurde von den 16 Personen nicht nur das ganze Fleisch, sondern auch noch eine Menge Bukuvala (ein Gebäck aus Brod, Butter und frischem Käse) verzehrt und eine Unmenge Wein getrunken. Zum Schluß tanzte man auf der Wiese. So mäßig und nüchtern der Walache sonst ist, so ausgelassen und harmlos fröhlich ist er, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten wird. Aber immer schien es mir, als wenn es ihm viel mehr auf das Essen, als auf das Trinken ankäme." —

Die Ebene von Monastir begrenzen im Osten große Gebirgsmassen, durch welche sich der Karasu in langem Bogen hindurchwindet. Den südlichen Theil bilden hohe Ketten, die zum Vardar ziehen, dies ist das Karadschova-Gebirge. Hier und auch auf den Ausläufern des Gebirges, die parallel zum Vardar gerichtet sind, wohnen Walachen, von denen man in Monastir Merkwürdiges berichtete. Man zeigte Weigand einst einen zerlumpt aussehenden Menschen, der einen mit Thongeschirr schwer beladenen Esel vor sich hertrieb, und sagte, das sei ein mohammedanischer Walache aus Nonte im Karadschova-Gebirge. Ein Knabe aus demselben Orte hatte, so erzählten die rumänischen Lehrer, einmal ein Jahr lang das Gymnasium besucht und in auffallend kurzer Zeit das Daco-Rumänische (die rumänische Schriftsprache) erlernt. Das war alles, was man wußte, und Dr. Weigand beschloß, diesen Spuren nachzugehen.

Auf der Reise in das Karadschova-Gebirge waren zwei Orte zu passiren: Ostrovo und Vodena; sie liegen an der Eisenbahn, die von Monastir nach Saloniki führt, und sind ganz bulgarisch, wie auch die weite Umgebung rings von Bulgaren bewohnt ist. Doch ist Folgendes merkwürdig: der Reisende fragte in Ostrovo den Inhaber des Chans nach der Nationalität der Leute und bekam darauf die Antwort: „imís ixévrome roméïka" (wir können griechisch), damit war das Geständniß vermieden, daß sie Bulgaren sind, aber doch wieder nicht gesagt, daß sie Griechen seien. In paradiesisch schöner Gegend mit üppiger Vegetation liegt Vodena, ein unsauberer bulgarischer Ort. Hier hielt man Weigand für einen österreichischen Officier, der gekommen sei, um zu sehen, wo man Kanonen aufpflanzen könne; daß er um der Walachen willen das Karadschova-Gebirge besuchen wolle, glaubte Niemand.

Bei Vodena tritt man in das Gebirge ein. Dasselbe umschließt eine Ebene, die Bulgaro-Meglen heißt. Ringsum sieht man hohe Gebirgszüge, von denen sich Bäche und Bächlein in größter Zahl ergießen, die eine üppige Fruchtbarkeit erzeugen. Dreimal des Jahres wird hier geerntet, und die Bewohner, mohammedanische Bulgaren, sind auch als fleißige Ackerbauer bekannt. Am Ende dieses 25 Kilometer langen Thales ersteigt man eine zweite, höhere Ebene, diese heißt Vlacho-Meglen. Dieses Hochthal ist nur zwei Stunden lang und weniger fruchtbar als Bulgaro-Meglen, es wird aber doch noch Seidenzucht getrieben, und der dortige Paprika ist in ganz Macedonien beliebt.

Nonte ist das größte Dorf im Thale, es ist bewohnt von mohammedanischen Walachen, die von Ackerbau und Töpferei leben; mit billigem Thongut ziehen sie weit umher. Daß das Dorf früher christlich war, sieht man noch heute; Mauernischen zeigen uns die Stellen, wo sonst Heiligenbilder waren, auch die Ruinen eines Klosters und einer Kirche sind noch vorhanden. Selbst das Kirchweihfest feiert man noch, und christliche Vornamen sind noch sehr gebräuchlich. Alte Leute im Dorfe wollen von ihren Vätern selbst gehört haben, wie vor mehr als hundert Jahren die Gemeinde, dem türkischen Drucke nachgebend, mohammedanisch wurde. Der Bischof hielt am Ostersonntag Gottesdienst, als die türkischen Soldaten eindrangen. Da sagte der Bischof am Schlusse nicht zu den Bauern „Christos anesti", sondern „Siliam aliakim", und sie wurden Türken, der Bischof aber ward Pascha. — Elf Monate später hat unser Autor von Gjövgjöli aus die Ostseite des Karadschova-Gebirges besucht und dort die gleichen Walachen wie in Vlacho-Meglen angetroffen. In dem Hauptorte Ljumnitsa hat er dann drei Wochen hindurch ihre Sprache studirt.

Von den übrigen Aromunen unterscheiden sich die Megleniten ganz auffallend, und es ist von großem Interesse, Weigands Charakteristiken beider Racen mit einander zu vergleichen. Die Aromunen, sagt Weigand, sind immer gut zu erkennen, sei es an dem Gesichtsausdruck oder an einer Geste oder an ihrer Art zu sprechen. Das den

Aromunen Gemeinsame ist „das kluge, ernste, oft listig blitzende Auge, ihre lebhafte Mundbewegung und laute Stimme; das ist aber auch alles Hervorstechende. Im übrigen kann man die allergrößten Verschiedenheiten finden". Besonders zwei Typen sind bei den Aromunen zu erkennen. „Der eine findet sich häufiger im Norden: ein hoher Körperbau mit rundem Kopfe, gewölbter hoher Stirn und meist blonden Haaren; der andere findet sich mehr im Süden, ganz besonders bei den Farscherioten[1]): Der Körperbau ist unter mittelgroß, breit und vierschrötig mit gewaltiger Brust, der Kopf eckig, die Stirn niedrig, die Haare schwarz oder doch ganz dunkelblond, die Augenbrauen buschig, kurz das Ideal eines römischen Legionssoldaten."

„Vergleicht man damit den Typus im Meglen, so findet man ihn gänzlich verschieden. Der Gesichtsausdruck ist gleichgültig, die Augen ohne Feuer. Auffallend ist das häufige Vorkommen von Schlitzaugen bei Männern und Frauen, damit verbunden hervorstehende Backenknochen, etwas aufgeworfene Lippen und spärlicher Bartwuchs. Die Gesichter sind ausnahmlos plump, und die Kleidung trägt nur noch dazu bei, den ungünstigen Eindruck zu vermehren. — Der Aromune in Livadhi fühlt sich erhaben über den umwohnenden Megleniten. Er ist unternehmungslustig, lebhaft, intelligent, der Meglenit gleichgültig, energielos, stumpfsinnig. Der Aromune liebt die ungebundene Freiheit auf seinen Bergen, der Meglenit lebte oder lebt noch in gänzlicher Abhängigkeit vom Gutsherrn im Tschiftlik[2]); Unterschiede genug, die verbieten, beide Stämme zusammenzuwerfen."

Die Gesammtzahl der Megleniten schätzt unser Verfasser auf 14,000 Köpfe. Den Dialekt hat er ganz eingehend erforscht und dabei gefunden, daß er dem Daco-Romanischen, also der rumänischen Schriftsprache, ebenso nahe steht, wie dem Aromunischen. Diese überraschende Constatirung eines bisher noch ganz unbekannten rumänischen Dialektes muß als sehr glücklicher Fund bezeichnet werden; schätzenswerth ist die dadurch erhaltene Bereicherung der Kenntniß des Rumänischen, noch werthvoller sind aber die Schlüsse, welche die neue Entdeckung in Bezug auf die Entstehung der rumänischen Sprache zuläßt.

Der fremdartige Typus der Megleniten verlangt seine besondere Erklärung. Weigand weist auf eine mögliche Mischung mit denjenigen Bulgaren hin, die gegen Ende des 12. Jahrhunderts unter walachischer Führung die Griechen bei Serres schlugen; eine Zeitlang erscheint darauf ein bulgaro-walachisches Reich. Der Slavist Jireček ist etwas anderer Meinung, er hält die Megleniten für Nachkommen einer Petschenegen-Schaar, welche vom Kaiser Alexios nach der Schlacht bei Choirenoi und Levunion im Jahre 1091 in der Provinz Moglena angesiedelt wurde. —

Nördlich von Monastir liegt am Rande des Gebirges in einem Hochthalkessel Kruschevo. Es ist eine Gründung der Aromunen, die Ende vorigen Jahrhunderts wegen beständiger Bedrückungen und Plünderungen seitens der Türken aus ihren südlicheren Heimathsorten auswanderten. Jetzt leben dort 7000 Aromunen neben 4000 Bulgaren und 800 Albanesen. In diesem 100 Kilometer nördlich von der Grenze des griechischen Sprachgebietes gelegenen Orte wohnen gar keine Griechen, trotzdem stehen die griechischen Schulen dort obenan. 900 Kinder besuchen die griechischen Schulen, darunter sind 550 Kinder von Aromunen. Die bulgarische Schule besuchen nur 250 Kinder, und das rumänische Progymnasium zählt gar nur 140 Schüler. Diese Zahlen reden deutlich für die Präponderanz der griechischen Bildung und die Erfolge der griechischen Propaganda in Macedonien, mitten im slavischen Lande. Dank der griechischen Propaganda und der Concurrenz der Bulgaren und Rumänen wird auch in diesem Theil der Türkei so viel für Unterricht gethan, wie in wenigen civilisirten Staaten.

Kruschevo ist übrigens ein wohlhabender Ort, und namentlich die aromunischen Bewohner pflegen europäischen Comfort. Der Ort unterhält zwei Boten, einen für Rumänien und einen für Konstantinopel, die den Verkehr der dort lebenden Kaufleute mit ihren Familien vermitteln. Die Hauptkirche in Kruschevo birgt ein bedeutendes Kunstwerk: eine reich geschnitzte Holzwand, „templon" genannt, schließt den Altar von der Gemeinde ab. An dieser Wand sind einige große Heiligenbilder angebracht, diese sind durch je drei Säulen mit Blumengewinden getrennt, deren Ornamentirung jedesmal in anderer Art ausgeführt ist. Die Rundbögen mit dem Gesims darüber und die ornamentirten Flächen darunter prangen in reichster und geschmackvollster Verzierung. Am schönsten ist aber die zum Altar führende Thür inmitten der Wand.

Das ist nun ein vorzügliches Zeugniß von der in der Türkei weit verbreiteten und bekannten aromunischen Kunstfertigkeit. Mehr noch als in der Holzschnitzerei bethätigt sie sich in der Silberfiligranarbeit. Mit dem einfachsten Werkzeuge stellen die Aromunen das complicirte Geflecht aus dünnen Silberfäden her und fertigen Luxusgegenstände aller Art, die den venetianischen Arbeiten zum Verwechseln ähnlich sind. Es ist wahrscheinlich, daß die venetianische Kunsttechnik aus dem Orient stammt, und da könnten dann wohl die Walachen die Lehrmeister der Venetianer gewesen sein oder selbst ihr Gewerbe in die Lagunenstadt verpflanzt haben. Die aromunischen Filigranarbeiter halten sich durchaus nicht an bestimmte überkommene Formen, sondern jeder Meister sucht vielmehr seinen Ruhm darin, neue Formen und Verzierungen zu erfinden. Von ihren Erzeugnissen fallen besonders die großen Gürtelschnallen auf, die die Landmädchen an allen Feiertagen oder bei sonstigen festlichen Gelegenheiten tragen; sie sind von unförmlicher Größe, aber mit großem Geschmack gefertigt. Früher fertigte man sie aus reinem Silber und ihr Werth stieg auf 500—1000 Francs; jetzt verwendet man kein reines Silber mehr, und sie kosten daher nur noch 100 bis 150 Francs. Aber auch dieser Verdienst wird den Arbeitern geschmälert durch die Concurrenz der europäischen Handelswaare. Da hat sich denn mit dem Fortschritt der Zeit ein neues Gewerbe für die aromunischen Silberarbeiter entwickelt: sie fertigen nun auch antike Münzen an, und zwar so geschickt, daß sie jeder Kenner für echt hält. — Auch in der Schneiderei sind die Aromunen als kunstfertig bekannt. Die in vielen Windungen und Verschlingungen auf Jacken aufgenähten Schnüre bilden sehr schöne und reiche Verzierungen, die namentlich der Türke liebt, und diese fertigt am kunstvollsten und originellsten der Aromune, und da der Wohlhabendere seinen Stolz darein setzt, solche Ornamente von Schnüren auf der Jacke zu haben, die sich bei keinem anderen finden, so muß die Erfindungskraft des Künstlers mit der Nadel sich immer neu bethätigen. —

Auf einer Anhöhe vor Kruschevo befindet sich eine neue Kirche, die ein national gesinnter Aromune bauen ließ, damit dort in rumänischer Sprache Gottesdienst gehalten würde; aber der Bischof erlaubte dies nicht, und darum blieb sie geschlossen. Die griechisch Gesinnten sind eben in der großen Mehrzahl. Eine Ausnahme macht das Dorf Malovista, es liegt westlich von Monastir am Peristeri-

---

[1]) Ein besonderer Stamm nomadisirender Walachen.

[2]) In den Gütern, die man Tschiftlik nennt, erhalten die Bauern je nach der Anzahl ihrer Gespanne Landparzellen mit Gebäuden und Saat vom Gutsherrn. Von der Ernte erhält die Regierung den Zehnten und der Gutsherr den Ersatz der Saat; der übrige Ertrag wird zwischen Gutsherrn und Bauern zur Hälfte getheilt. Außerdem leisten die Bauern dem Herrn noch Gespanndienste und liefern ihm Lebensmittel, wenn er auf dem Gute wohnt; dafür haben die Bauern Weide und Holz frei.

Berge, an dessen Abhängen überhaupt nur Aromunen angesiedelt sind. Dieses Dorf hat 2000 Einwohner, unter denen die nationale Gesinnung vorherrschend ist, das kommt daher, daß die Männer meistens in Rumänien arbeiten.

Um ein zusammenhängendes Bild von dem Rumänenthum Macedoniens zu erhalten, müssen wir es uns versagen, unserm Forscher jetzt auf den zeitlich nächsten Zügen, die ihn nach Albanien und Griechenland führten, zu folgen. Wir übergehen vielmehr einen Zeitraum von 9 Monaten und treffen ihn im April 1890 wieder an der Grenze des bulgarischen Macedonien in Veria, einem kleinen griechischen Orte an der Eisenbahn von Monastir nach Saloniki, 30 Kilometer südlich von Vodena. Veria liegt noch im griechischen Sprachgebiet; neben 2500 Griechen leben ebenso viele Türken dort, dazu kommen 100 jüdische Familien und ebenso viele Bulgaren und Aromunen. Die jüdische Bevölkerung erinnert daran, daß Saloniki nahe ist und das übervölkerte Stadtviertel, in welchem diese Spaniolen wohnen, gleicht mit seinen schmutzigen und übelriechenden Gassen dem ehemaligen Judenviertel deutscher Städte. Auch sonst macht Veria einen alterthümlichen, weniger orientalischen Eindruck. Eine aromunische Schule gibt es in der Stadt, aber sie wird nur von auswärtigen Kindern besucht, von den Kindern derjenigen aromunischen Hirten, welche das Neagusch-Gebirge (westlich von Veria) bewohnen und den Winter meist in der Ebene verbringen, der sogen. Kampania.

Diese rein aromunische Sprachinsel des Neagusch-Gebirges trennt griechisches und bulgarisches Sprachgebiet, es entsteht dadurch ein gewissermaßen neutrales Terrain, das noch bedeutend vergrößert wird durch eine sich westlich anschließende türkische Sprachinsel; letztere umfaßt südlich vom Ostrovo-See den größten Theil des Landes, das die Vistritsa in weitem Bogen umzieht. Die Aromunen des Neagusch-Gebirges sind gar nicht griechisch gesinnt, vielmehr hat gerade unter diesen Hirten, dank dem Eintreten des reichen Aromunen Goga in Veria, eine begeisterte nationale Gesinnung Verbreitung gefunden, doch in der Stadt Veria gehören die ansässigen Aromunen zur griechischen Partei.

Dr. Weigands Ankunft in Veria, sein Besuch in der aromunischen Schule erweckte darum auch großes Unbehagen bei der griechischen Partei. Der Bischof, der Pfarrer und der Arzt waren über die Maßen erregt, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als den vermeintlichen rumänischen Agitator beim Kaimakam zu verdächtigen. Das gelang auch: trotz seiner Papiere erklärte dieser unsern Forscher für einen Rumänen und verlangte, daß er sofort nach Saloniki abreise. Das that Dr. Weigand denn auch, sonst hätte er vielleicht das Schicksal des Dr. Oblak gehabt.

Ueber Saloniki, das halb-europäische Leben dort, die spanischen Juden mit ihrem Ghetto und die blühende deutsche Colonie ist kaum etwas Neues zu sagen, doch mag wiederholt werden, daß Dr. Weigand des angenehmen und anregenden Verkehrs gedenkt, den er mit Dr. Mordtmann, unserm gelehrten Consul daselbst, und mit dem Bankdirector Heinze gehabt hat. Merkwürdig ist, wie stark die Aromunen und die Bulgaren in Saloniki gräcisirt sind, sie bilden geradezu das griechische Element. Die Aromunen haben zum Theil schon ihre Muttersprache aufgegeben, doch kann man in gewissen Bezirken der Stadt noch genug aromunisch sprechen hören. Bei einem Besuche der Kirchen zur Zeit des Osterfestes fiel Dr. Weigand der unter den Männern vorherrschende aromunische Typus sehr in die Augen. Dennoch gibt es keine rumänische Schule in der Stadt; der einzige Versuch, eine solche zu gründen, mißlang. Dagegen blüht ein bulgarisches Gymnasium, doch die Schüler kommen dorthin von auswärts, denn die Bulgaren in Saloniki wollen Griechen sein. Diese Erfahrungen wurden auf Weigands Reise durch Ostmacedonien noch über Erwarten bestätigt.

Nach den Ostertagen verließ unser Reisender Saloniki, um das zwischen Vardar und Karasu gelegene Land zu besuchen. Die Fahrt nach Serres, dem Hauptorte des Districts, führte durch gut angebautes, von Bulgaren und Türken bewohntes Land, und sie wurde noch durch ein Abenteuer auf interessante Weise verkürzt. Im Chan zu Negovan trat nämlich plötzlich eine junge Dame zu Dr. Weigand und bat ihn in deutscher Sprache um Schutz vor den Räubern. In Begleitung einer älteren Dame und einer Dienerin war sie von Serres gekommen, unterwegs war ein verdächtiger Mann erschienen und hatte den Kutscher gefragt, ob die alte Dame nicht Frau X. wäre. Dies erregte bei den Damen größte Besorgniß. Offenbar hatten die Räuber in Erfahrung gebracht, daß sie nach Saloniki reisen wollten, und ein Ueberfall stand nun sicher bevor. Um keinen Preis wollten die Damen jetzt weiter fahren, vielmehr waren sie entschlossen, nach Saloniki zurückzukehren. Sie waren beide äußerst erregt, aber die Dienerin hatte die größte Furcht, denn sie war einmal in Gefangenschaft von Räubern gewesen. Mit Mühe überredete Weigand den Kutscher der Damen, nach Serres umzukehren, und so machten sie die Fahrt gemeinsam. Diese Begegnung war Weigand sehr willkommen und nützlich, denn die deutsch sprechende Dame war eine Aromunin, die in Wien bei verwandter Familie aufgewachsen war und nun einmal ihre nächsten Angehörigen in Serres besucht hatte. Bei letzteren fand unser Reisender freundliche und dankbare Aufnahme; die Räubergeschichte war nur der aufgeregten Phantasie der Dienerin entsprungen, denn der verdächtige Mann war ein Beamter der Tabakregie gewesen.

Serres ist eine Stadt mit 20,000 Einwohnern. Fast die Hälfte davon sind Türken, außerdem leben dort 6000 Griechen, 3000 Bulgaren, 2500 Aromunen und 1500 Juden. Ein gutes griechisches Gymnasium besteht dort, der Director und die Lehrer an demselben sprechen sämmtlich deutsch und sie sind — mit Ausnahme eines einzigen — sämmtlich Aromunen. Die Bulgaren rechnen sich zum Theil auch zur griechischen Partei, aber das Nationalgefühl ist bei ihnen zusehends im Erstarken, und ein neues bulgarisches Gymnasium thut der nationalen Sache gute Dienste.

Dagegen sind die Türken mit den Griechen aufs innigste verbündet. Wenn sich in einem Dorfe, in welchem es eine griechische Partei gibt, ein bulgarischer Lehrer sehen läßt, muß er gewärtig sein, in das Gefängniß geworfen zu werden; so wurde z. B. auf die Intrigue des Bischofs von Melnik der Gymnasiallehrer Kantschew aus Saloniki auf einer Reise in die dortige Gegend festgenommen und 14 Tage gefangen gehalten. Das Erlebniß des Dr. Oblak kennen wir schon. Auf unerhörte Weise werden die Bauern mißhandelt, wenn sie von der griechischen Partei abgefallen sind. „Durch Einkerkerung, Prügel und Verbannung der Einflußreichen sucht man die übrigen abzuschrecken. Aber das Gegentheil von dem, was man erreichen wollte, ist eingetreten. Ein Dorf nach dem andern geht dem griechischen Einfluß verloren, und unaufhaltsam dringt der bulgarische von Norden her in die Dörfer, das nationale Bewußtsein wird wach, und aus den folgsamen, geduldigen Bauern, die sich so lange am Gängelbande führen ließen und so lange von den (griechischen) Bischöfen haben aussaugen lassen, werden trotzige, selbstbewußte Widersacher, die mit Begeisterung ihre nationale Sache vertreten. Die Habsucht der Bischöfe, die mit unerbittlicher Strenge die Abgaben, zu denen die Bauern durch Gesetz verpflichtet sind, haben eintreiben lassen, hat noch mehr als die bulgarische Propaganda diesen Umschwung in den Verhältnissen bewirkt. Und wenn jetzt die Griechen klagen, daß Macedonien mehr und mehr für

sie verloren geht, wenn sie vergebliche Anstrengungen machen, der unaufhaltsam vordringenden Bewegung Einhalt zu thun, so können sie es in erster Linie dem schamlosen Treiben ihrer eigenen Bischöfe danken."

Weigands Reise im östlichen Macedonien lieferte Tag für Tag neue Belege für das oben Ausgesprochene. Hier sei nur wiederholt, daß die griechische Partei dem Reisenden allenthalben Feindseligkeiten bereitete. In dem Orte Dschumaja las man vor dem Kaffeehause in seiner Gegenwart laut und demonstrativ einen Zeitungsartikel vor, der ihn als rumänischen Agitator gehässig verleumdete. In diesem Orte leben zwar 3000 Bulgaren und 1000 Aromunen, aber alles ist — wenigstens war es 1890 so — griechisch gesinnt. Am seltsamsten erscheint uns die Thatsache, daß die Aromunen die griechische Sache am kräftigsten unterstützen helfen: im östlichen Macedonien ist fast überall ein Aromune Führer der griechischen Partei, und in Monastir, in Saloniki, in Serres, in Dschumaja und in vielen anderen Orten sind die Lehrer an den griechischen Gymnasien mit wenig Ausnahmen aromunischer Abkunft.

Demgegenüber müssen wir uns aber daran erinnern, daß die bulgarische und auch die rumänische nationale Strömung mächtig um sich greift. Würden wir nicht directe Nachrichten darüber haben, würden nicht auch die Zeitungen uns versichern, daß es jetzt anders ist, so müßten wir aus Weigands Darstellung selbst es herauslesen, daß die politischen Zustände von 1890 nicht mehr vorhanden sind; Weigands Darstellung bezieht sich insofern auf eine vergangene Zeit.

Die Ellipsoiden-Gestalt der Erde.

ff. Hat die Erde im Laufe der Jahrtausende immer ihre Ellipsoiden-Gestalt bewahrt und wird sie dieselbe für alle Zukunft bewahren? Das ist eine Frage, in deren Beurtheilung die Gelehrten bisher weit auseinandergingen; nach den neuesten Beobachtungen der Geodäsie scheint es jedoch möglich, daß sie bejaht werden kann.

Im vorigen Jahrhundert, wo man sich schon mit der schwierigen Frage beschäftigte, nahm man an, daß die Hügel und Berge nur rein örtliche Veränderungen auf der Oberflächengestalt der Erdkugel hervorrufen könnten, eine Annahme, auf welche sich bekanntlich das sogenannte metrische System, nach dem die Erde gemessen wird, gründet. Später, zu Anfang dieses Jahrhunderts, huldigte man der Ansicht, daß die Erhebung der Continente und die ungleiche Vertheilung der Meere auf der Erde weit größere Unterschiede in der Bildung der Erdrinde erzeugen müßten. Die Geometer jener Zeit erklärten, daß, wenn die Erde im Zustand der Feuerflüssigkeit die Gestalt eines abgeplatteten Rotationsellipsoides angenommen hätte, sich diese Gestalt in Folge der vielen Veränderungen und Verschiebungen, die die Erdkruste bei ihrer Verdichtung durchmachte, nicht hätte erhalten können, daß sie vielmehr jetzt die Gestalt eines Sphäroids mit ungleichen, nicht-abgeplatteten Meridianen haben müsse. Diese Ansicht fand in Laplace einen ihrer bedeutendsten Vertreter. Gegenwärtig weiß man nun aber auf Grund der genauesten und ausgedehntesten Gradmessungen, daß die Erde wirklich (nach wie vor) die Gestalt eines Rotationsellipsoids hat (nämlich die Oberfläche der Meere unter dem Boden der Continente verlängert gedacht). Es muß also für die Erscheinung, daß sich die ursprüngliche Form des Ellipsoides durch sämmtliche geologische Zeitalter erhielt, nothwendig die Erklärung darin gesucht werden, daß der Ueberschuß der Erdrindenmasse, der sich in den Continenten emporhob, durch einen entsprechenden Mangel an Dichtigkeit nach unten ausgeglichen und in demselben Maße die specifische Leichtigkeit der Meere durch die unteren dichteren Lagen aufgewogen wurde und noch wird.

Aber auf diesen Punkt der Erkenntniß gelangte die Frage vorerst noch nicht. Im Gegentheil, man fand keinen Grund, zu glauben, daß die Erdrinde für die Meere mächtiger und stärker sein müsse, als für die Continente, als 1835 die Seeleute der französischen Fregatte „Venus" unter dem Commando des Capitäns Dupetit-Thouars die Entdeckung machten, daß die Temperatur am Meeresboden in einer Tiefe von 3700 Meter nur noch 2 Grad betrug, während die Temperatur der Continente in derselben Tiefe auf 133 Grad stieg. Spätere Arbeiten von Engländern der Challenger-Expedition zeigten dann, daß in einer doppelten Tiefe sogar eine noch tiefere Temperatur angetroffen wurde, die für die Continente beinahe der hohen Temperatur von 270 Grad entsprechen würde. Aus diesen Beobachtungen konnte man vielmehr nur schließen, daß die fortschreitende Abkühlung der Erdkruste, durch welche diese ihre jetzige Dicke erhielt, unter den Meeren langsamer vor sich gehe, als unter den Continenten, weßhalb die Dicke und Dichte dieser festen Rinde im ersten Fall größer sein müßte, als im zweiten, und daß sich ferner, da der Vorgang der Verdichtung in allen Epochen andauerte, seit überhaupt die Wasser auf der Erde sich lagerten, der Meeresboden allmählich über dem inneren feurigen Kern gesenkt habe, während die Continente in Folge des unvermeidlichen hydrostatischen Druckes in die Höhe stiegen.

In das richtige Licht rückt aber, wie es scheint, die oben gegebene Erklärung von der Ellipsoiden-Gestalt der Erde durch eine neue Theorie über die geologische Bildung der Erdkruste und die Form der Continente. Dieselbe stützt sich, um der Erde für alle Epochen die Gestalt eines an den Polen abgeplatteten Rotationsellipsoides zu sichern, zugleich auf das ungeheure Uebergewicht der Centralmasse und die wachsende Geschwindigkeit der Erdumdrehung.

Zur Verdeutlichung dieser Theorie stelle man sich die Erdkugel am 30. nördlichen Breitengrad durchschnitten vor. Die Kreislinie des mathematischen Umfangs zeigt dann das Niveau der Meere und dessen Verlängerung unter den Continenten hindurch. Ueber der Kreislinie erheben sich die Continente von Afrika, Asien und im besonderen das Plateau des Himalaya. Unter der Kreislinie liegen die zwei großen Oceane, deren Tiefe bis zur Erdkruste der Erhebung der Continente entspricht. Die Dichte der festen Erdkruste hebt also den Mangel der Dichtigkeit der Meere auf, während unter den Continenten die verhältnißmäßige Dünne der Erdkruste den Vorsprung der aus dem Wasser hervorragenden Lande ausgleicht. Diese Auslegung zugegeben, begreift man, daß in dem Maße wie die Abkühlung fortschreitet, der Unterschied der Dichte zunimmt; wie ferner die unter den Meeren liegende Erdkruste einen fortgesetzten Druck auf den flüssigen oder halbflüssigen Kern übt und dieser Druck, da er sich nach allen Richtungen ausdehnt, die mehr oder weniger widerstandsfähige Kruste der Continente zu heben strebt.

So würden sich auf die natürlichste Weise die langsam sich vollziehenden geologischen Erscheinungen erklären, welche die oberen Lagen der Erde gestaltet haben und noch umgestalten. Im besonderen bliebe die ursprüngliche Gleichmäßigkeit in der Bildung der Erdrinde bestehen und die mathematische Oberfläche der Erde würde kaum merkbarere Veränderungen erfahren, als etwa durch die Rotation der Erdachse. Eine weitere Folge, über die sich die Geodätiker nicht beklagen würden, wäre die, daß man weder bei der Gradmessung noch bei der Beobachtung des Pendels mehr mit großen Ungleichmäßigkeiten hinsichtlich der Erdoberfläche zu rechnen hätte.

Die hier kurz vorgetragene neue Theorie von der Entstehung und Erhaltung des Erdellipsoides stammt von dem Professor H. Faye in Paris, dem neugewählten Präsi-

denten der „Internationalen Gradmessung“. Es bleibt abzuwarten, welche Stellung die Fachleute zu derselben nehmen werden; aber die neue Lehre ist so einfach und klar, daß man sie wahr wissen möchte, wenn man sie auch selbst nicht bis in alle einschlägigen Einzelheiten hinein wissenschaftlich begründen kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

J. J. Von den „Mittheilungen der dritten (Archiv-) Section der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ sind eben drei Hefte des dritten Bandes ausgegeben worden (Wien 1895). Sie enthalten die Fortsetzung der „Archiv-Berichte aus Tirol. Von E. v. Ottenthal und O. Redlich“, deren erster Band im J. 1888 erschienen ist. Es war ein glücklicher Griff des Frhrn. v. Helfert und der von ihm geleiteten „Centralcommission“, die zahlreichen Privat-, Kirchen- und Gemeindearchive der tirolischen Bezirke von geschulten Fachleuten, wie Prof. v. Ottenthal in Innsbruck und Prof. Redlich in Wien (früher Official am Statthaltereiarchiv zu Innsbruck), untersuchen und ihren Bestand genau feststellen zu lassen, insofern dieselben für die allgemeine Landesgeschichte, die Kunstgeschichte, die Rechts- und Culturverhältnisse von Interesse sind. Bereits die Weisthümerforschung der Herren Ignaz v. Zingerle, K. Th. v. Inama-Sternegg, Jos. Egger hatte sich sehr fruchtbar erwiesen und veranlaßte erst neuerdings einen Schüler Prof. Lamprechts in Leipzig zu dem Buche: „Die bäuerliche Wirthschaftsordnung des Vintschgaus, vornehmlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters“ von Armin Tille (Innsbruck 1895), welches zeigt, was auf diesem zu lange vernachlässigten Gebiete noch alles zu zu thun ist und welche neuen Perspectiven durch das genauere Studium jener rusticalen Rechtsquellen sich ergeben. Die Archivbereisung ergab mehrfache Nachträge für die von der kaiserl. Akademie d. Wiss. veranstaltete Weisthümersammlung. In den neuesten Heften kommt durch E. v. Ottenthal der Vintschgau (nach der älteren Ausdehnung dieses Namens) zur Behandlung, speciell die Gerichtsbezirke Schlanders, Glurns und Nauders. Der an der Grenze gelegene Nauderer Bezirk, der mehrmals von feindlicher Verheerung heimgesucht wurde, ergab eine geringe Ausbeute, reichere, obwohl auch Glurns wiederholt durch Brände zu Grunde gerichtet wurde, der Glurnser Bezirk, wo wir die Bischöfe von Chur, die Vögte von Matsch, die Aebte von Marienberg in zahlreichen Rechtshändeln betheiligt finden; auch die Herren von Lichtenberg machen sich bemerklich. In dem Kirchenarchiv des seit uralten Zeiten besiedelten Matsch befindet sich ein von Cardinal Bessarion ausgestellter Ablaßbrief. Das Schloßarchiv zu Churburg enthält sowohl die reichen Archivalien der Vögte von Matsch wie ihrer Nachfolger, der Grafen von Trapp. Im Gerichtsbezirke Schlanders ragten daneben die Herren, später Grafen von Schlandersberg hervor. Aus den Archivalien des Schlosses Kasten bei Galfaun, jetzt ein v. Ottenthal'scher Besitz, sind die Rechnungsbücher des Peter von Schlandersberg (1363—1369), des Kaspar von Schlandersberg (1398—1402) und Sigmund von Schlandersberg (1402) auszugsweise in den Mitth. des Instituts f. öst. Geschichtsforschung Bd. 2 abgedruckt, da in denselben für das Leben auf den Ritterschlössern allerlei interessante, mitunter sogar pikante Einzelheiten sich vorfinden. Auch die Roheit jener Zeiten wird durch die in Schloß Kasten erhaltenen Urkunden näher beleuchtet. So lesen wir N. 145 unter 24. März 1412 folgendes Regest: „Ludwig Sparrenberger trägt mit 12 Spruchmännern, darunter Oswald von Wolkenstein, die von Hans Mülner von Tablat und Peter Huber von Gulfaun vor Peter von Spauer Hauptmann an der Etsch gegen Kaspar von Schlandersberg als Pfandherrn von Kastelbell erhobene Klage aus. Die beiden Kläger waren vom Ritter wegen eines angeblichen Fundes von 600 Ducaten gefangen, gefoltert und auch nach gerichtlichem Freispruch gezwungen worden, das heiße Eisen zu tragen, und wurden ihrer Habe beraubt. Nun Urfehde beider Parteien, Schadenersatz und Schmerzengeld.“ — Und so findet man in diesen Archivberichten noch vieles andere, was uns die Fortsetzung und Vollendung der gediegenen Arbeit v. Ottenthals und Redlichs besonders dankenswerth erscheinen läßt: Notizen zur Ortsnamenforschung, über Ortschroniken und Genealogien sämmtlicher Familien eines Thales (z. B. Martell), über die Kriegszeiten Tirols (1799, 1809). „Das sog. Frühmesserbuch aus Martell, eine werthvolle Aufzeichnung, befindet sich in bäuerlichen Händen. Auszüge in Zeitschrift des deutsch-österr. Alpenvereins 17, 188 ff.“ Solche Thalgeschichtschreibung von Geistlichen bildet mehrfach eine werthvolle Quelle für den Specialhistoriker, und es hat z. B. A. Flir in seinen „Bildern aus den Kriegszeiten Tirols“ (2. von Chr. Schneller besorgte Auflage, Innsbruck 1878) vortrefflich gezeigt, wie solche Quellen zur Illustration der großen Weltbegebenheiten zum Nutzen und Vergnügen des Lesers verwerthet werden können. — In den nächsten Heften der „Archivberichte“ wird Prof. Redlich, der Nordtirol zu bereisen unternommen hat, während v. Ottenthal in Südtirol thätig ist, die Bezirke von Reutte, Innsbruck, Mieders und Steinach behandeln.

J. S. Adolf Kreßner: Rustebuef, ein französ. Dichter des 13. Jahrhunderts. (Beilage zum Jahresbericht der neuen Realschule.) Kassel, 1894, 24 S. 4⁰. Während Italien, Deutschland und England in Bürgerkriegen und Bruderzwisten sich aufrieben, erfreute sich Frankreich der Regierung des besten aller Kapetinger, Ludwigs IX., und nahm die Literatur einen erfreulichen Aufschwung. Auf fast allen Gebieten des Schriftthums hat sich der am meisten als Satiriker bekannte Rustebuef (Rutebœuf) productiv bethätigt, in lyrischen, allegorischen, satirischen, dramatischen Dichtungen, im Fabel und im Heiligenleben, so daß er wohl der vielseitigste Poet des 13. Jahrhunderts heißen kann. Dr. Ad. Kreßner, der vor zehn Jahren die Gedichte Rustebuefs nach Jubinal herausgab, gibt im engen Rahmen einer Programmabhandlung ein sehr anziehendes, für weite Leserkreise berechnetes Charakterbild des Mannes „qui est dis du rude et de buef.“ Ohne allzulange bei den einzelnen Streitfragen zu verweilen, die an Namen, Heimath, Wanderjahre des Dichters sich knüpfen, zeichnet er in raschen Strichen ein fesselndes Bild Rustebuefs und seiner einzelnen Leistungen. Die vielfach eingestreuten, formgewandten Verdeutschungen Kreßners wird der Leser dieser hübschen Abhandlung mit Vergnügen lesen.

R. E. Illusionen bei chloroformirten Fröschen. Die Thierpsychologie ist derjenige Zweig der Wissenschaft von den seelischen Phänomenen, der bisher die geringste Bearbeitung erfahren hat. Was an Beobachtungen vorliegt, ist zum größten Theil so unzuverlässiger Natur, daß man nur unter Anwendung größter Vorsicht einige Körnchen fruchtbaren Materials von der Spreu des Unbrauchbaren aussondern kann. Diese Thatsache findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß bei den meisten Beobachtungen der Fehler begangen wurde, Zustände und Vorgänge im Bewußtsein des Menschen Erscheinungen des thierischen Seelenlebens zu Grunde zu legen und so letztere falsch zu deuten. Die Folge davon war, daß bloße Instincthandlungen und Associationsvorgänge mit logischen Processen, ja sogar einfache Reflexbewegungen (bei niederen Lebewesen) mit verstandesmäßigen Handlungen verwechselt wurden.

Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, wenn einmal auf dem so interessanten Gebiete der Thierpsychologie eine Arbeit ausgeführt wird, welche die Bezeichnung der Wissenschaftlichkeit verdient und geeignet ist, sich den experimentell-psychologischen Untersuchungen des menschlichen Bewußtseins ergänzend und erklärend anzuschließen. J. de Tarchanoff veröffentlicht in einem der letzten Hefte der „Revue scientifique“ eine äußerst interessante Studie über einige merkwürdige Phänomene, die bei chloroformirten Fröschen zu Tage treten. Wird nämlich ein Frosch (am besten rana esculenta) nur bis zu einer gewissen Grenze narkotisirt, oder erfolgt die Narkose durch Aether oder Alkohol, so zeigt sich durchaus nichts Auffallendes; ist dagegen die durch Chloroform bewirkte Narkose vollständig, dann tragen die Thiere ein Benehmen zur Schau, welches einen bestimmten Hinweis auf Seelenzustände zuläßt, die den als Illusion und Hallucination bezeichneten durchaus gleichen.

Der Verlauf der Phänomene gliedert sich in drei scharf gesonderte Phasen. Zunächst tritt eine Phase der Katalepsie auf; sie wird gekennzeichnet dadurch, daß der narkotisirte Frosch der Functionen seiner Sinne sowie seiner Hautempfindlichkeit vollständig beraubt erscheint. Auf die Vorderfüße gestützt, mit erhobenem Kopfe nimmt das Thier jede ihm gegebene Stellung widerstandslos an, seine Haltung gleicht völlig der eines normalen, auf eine Beute lauernden Thieres, indem bei längerer Dauer dieser Phase der Frosch schnappt und die Zunge hinausschnellt. Das Thier scheint einen imaginären Gegenstand zu betrachten. Einen gänzlich neuen Charakter zeigt die nun eintretende zweite Phase. Die Sinne sind wieder erwacht, das Gehör ist äußerst empfindlich. Die Haltung des Thieres wird aggressiv, das aufgeregte Thier scheint jeden Augenblick auf eine Beute losstürzen zu wollen. Das dauert aber nicht lang. Es

folgt die Phase der Depression, in welcher das Thier eine furchtsame defensive Haltung annimmt und sich zu verbergen sucht. Diese drei Phasen folgen periodisch mehrmals auf einander, bis der normale Zustand wieder erreicht ist.

Daß hier wirklich ein eigenartiger seelischer Zustand, eine Art momentanen Irreseins, verbunden mit Illusionen, vorliegt, beweist auch die Thatsache, daß des Großhirns beraubte, narkotisirte Frösche keine Spur einer psychischen Erregung aufweisen. Interessant ist die Erscheinung, daß bei Wiederholung des Experimentes die Phänomene schärfer und mit größerer Dauer hervortreten, ähnlich, wie dies bei der Hypnose der Fall ist. Bei ganz jungen Fröschen bleiben die Phänomene aus, Chloralinjection bei erwachsenen Thieren setzt sie bedeutend herab.

* Ein Denkmal ohne Stelle. Bisher galt es als unbestritten, daß nach dem Eintritt der Magyaren in Ungarn ihr erster Reichstag in der Gegend von Pußtaßer im Csongráder Comitat stattgefunden habe, wo denn auch im Millenniumsjahre ein granitenes Denkmal aufgerichtet werden soll. Nun aber wird im letzten Augenblick die Authenticität dieses Ortes in Zweifel gezogen. Prof. Alexander Farkas in Szentes, durch seine archäologischen Arbeiten bekannt, erklärt, das richtige Pußtaßer läge irgendwo an der Theiß, gegenüber der Mindßeuter Spitze; die bisherige irrige Annahme rühre daher, daß ein von dem Secretär des Königs Béla herrührender lateinischer Brief fehlerhaft übersetzt ward, und ein Graf Pallavicini sodann in der solchermaßen bezeichneten Gegend einen Meierhof errichtete, dem er die Benennung „Pußtaßer" beilegte. Der Custos des Nationalmuseums Géza Nagy wird jetzt die von Prof. Farkas in der Gegend von Szentes begonnenen Nachgrabungen fortsetzen.

* Ein Preis von 10,000 M. wird jetzt in Ausführung der Beschlüsse des Vereins deutscher Ingenieure ausgesetzt für die beste Lösung folgender Aufgabe: „Es wird verlangt eine kritische Darstellung der Entwicklung des Dampfmaschinenbaues während der letzten fünfzig Jahre in den hauptsächlichsten Industriestaaten." Die Einsendungen sollen in deutscher Sprache an die Geschäftsstelle des Vereins deutscher Ingenieure bis zum 31. Dec. 1898 erfolgen. Nach den Bestimmungen ist die Bewerbung unbeschränkt weder an die Mitgliedschaft des Vereins deutscher Ingenieure, noch an die deutsche Staatsangehörigkeit gebunden.

* **Erlangen.** Prof. Dr. Wilhelm Geiger unternimmt mit Unterstützung der Bayer. Akademie der Wissenschaften eine Reise nach Ceylon zu wissenschaftlichen Studien über die singhalesische Sprache und Cultur.

* **Göttingen.** Unsre Universität, an welcher schon in früheren Semestern eine größere Anzahl von Damen studirte — im letzten Sommer betrug ihre Zahl 16, von denen eine, Frl. Laura Chisholm, wie berichtet wurde, das Doctorexamen mit einer mathematischen Arbeit summa cum laude bestand —, hat für das laufende Wintersemester ein eigentliches Collegienprogramm für Damen eingerichtet, welches in mehr encyklopädischem Sinne Kirchengeschichte, Bibelkunde, Pädagogik, Geschichte, alte und neue Philologie und Literatur, sowie Materien der Naturgeschichte umfaßt.

* **Berlin.** Das Cultusministerium hat soeben an die philosophische Facultät der Universität eine Anfrage, betreffend die Einleitung eines Disciplinarverfahrens gegen den Docenten Dr. Jastrow, gerichtet wegen seiner 1893 erschienenen Schrift „Social-liberal". Der Handelsminister v. Berlepsch hatte sich damals wegen der Darstellung des Erlasses der Bergwerksabgaben beleidigt gefühlt und Strafantrag gestellt. Während die Anklagebehörde die Darstellung als unrichtig bezeichnete, wurden die Thatsachen, soweit sie die Aufhebung der Bergwerksabgaben betrafen, als richtig nachgewiesen. Aber wegen eines daran geknüpften Schlußsatzes erkannte das Gericht auf eine Geldstrafe (der Staatsanwalt hatte zwei Monat Gefängniß beantragt). Das Buch ist anläßlich der Landtagswahlen 1893 erschienen; selbst seit der Rechtskraft des Urtheils sind schon anderthalb Jahre verflossen. — Die wegen der Universitätsferien verschobene Feier des hundertjährigen Bestehens des medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts findet am 2. December statt. Es sind für die Feier folgende Veranstaltungen geplant: 1. Dec., Abends, Vorfeier, kameradschaftliche Vereinigung des Sanitätsofficiercorps. 2. Dec., Mittags 12 Uhr, Festact im großen Hörsaal des Instituts; hieran anschließend Besichtigung des Instituts und der im Institutsgarten veranstalteten Ausstellung von Sanitätsmaterial. Um 6 Uhr Festmahl im Kaiserhof. 3. Dec., Abends, Festcommers der Studirenden des Instituts im Kroll'schen Etablissement.

* **Berlin.** Nach einer Meldung des „Hann. Cur." kommen bei der Ersetzung Heinrich v. Sybels in der Leitung der Staatsarchive angeblich in Betracht: Archivrath Dr. Sattler vom hiesigen Geheimen Staatsarchiv, früher in Hannover, Mitglied des Abgeordnetenhauses, Dr. Lenz, ordentlicher Professor der neueren Geschichte an der hiesigen Universität, Archivrath Dr. v. Bülow, Vorstand des Archivs in Stettin, und vielleicht mit den meisten Aussichten der Director der sächsischen Staatsarchive in Dresden, Geh. Regierungsrath Dr. Hassel, der vor seiner Berufung in sächsische Dienste dem preußischen Archivdienste, zuletzt als Geh. Archivrath beim hiesigen Geh. Staatsarchiv, und zugleich dem Lehrkörper der Berliner Universität als Privatdocent angehört hat.

* **Wien.** Der Privatdocent der classischen Philologie an der hiesigen Universität und Professor am Staatsgymnasium in Döbling Dr. Siegfried Mekler ist an Verfolgungswahn geistig erkrankt. Geboren in Wien 1852, promovirte er dort 1881 und habilitirte sich 1886.

* **Haag.** Die hiesige kgl. Bibliothek hat soeben eine dankenswerthe Einrichtung getroffen. Sie wird, wie sie ankündigt, fortan regelmäßig lose Blätter mit Verzeichnissen der in der Bibliothek über Gegenstände, die gerade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, vorhandenen Bücher erscheinen lassen. Die erste Nummer ist bereits Ende October ausgegeben und verzeichnet aus Anlaß des chinesisch-japanischen Krieges auf 16 Seiten die in der Bibliothek über China und Japan befindliche Literatur.

* **Dorpat.** Der außerordentliche Professor der Physiologie, Dr. med. W. N. Popow, ist nach schweren Leiden gestorben. Als Nachfolger des Prof. Dr. Alexander Schmidt wurde der Hingeschiedene, eine Persönlichkeit von verbindlichem Entgegenkommen, vor etwas mehr als einem Jahre aus Moskau an die hiesige Universität ernannt; außerdem fungirte er als Secretär der medicinischen Facultät.

1895. Nr. 314. München, Dienstag, 12. November. Beilage-Nummer 261.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die englische Zeitungspresse.

Von Dr. Gustav Zacher.

Seit mehr als einem Jahrhundert bildet die Presse einen wesentlichen Factor in dem socialen und politischen Organismus Englands. Nicht nur sie selbst hat sich zu einer anerkannten Institution herausgebildet, sie gewährt auch allen anderen Institutionen ihres Landes den wirksamsten Schutz. „Wenn man", sagt Montalembert in seinem Werke „Die politische Zukunft Englands" (p. 291), „eingehend untersucht, welches denn das Hauptrad des socialen Räderwerks ist, das eben so fest wie fein gefügt die wirksamste Gewähr für den Besitz und die Aufrechterhaltung so vieler alter und neuerer Rechte und Errungenschaften gewährt, so neige ich zu dem Glauben, dieses in der Publicität zu finden." In keinem Lande der ganzen Welt liest ein Volk vom Höchsten bis zum Niedersten mehr Zeitungen, Revuen und Bücher als in England, aber auch in keinem Lande ist die Presse besser unterrichtet, aufrichtiger und anständiger als hier. Zeitungen und Bücher sind für alle Classen und jedes Alter der Bevölkerung das erste und mächtigste Erziehungsmittel. Der Engländer liest sein ganzes Leben hindurch, nicht nur zu seiner Unterhaltung, sondern, auch wenn er schon die Schule verlassen hat, in erster Linie um sich zu belehren; denn er ist naturgemäß von der Idee durchdrungen, daß der Mensch nie auslernt.

Der Einfluß der Presse auf das englische Volk während dieses Jahrhunderts ist ungeheuer und äußerst wohlthätig gewesen. Im Jahre 1831 schon sagte Lord Lyndhurst zu Greville: „Wahrhaftig. Barnes ist der mächtigste Mann in ganz England!" Barnes war nämlich der damalige Chefredacteur der „Times". Und über die ganze Haltung der englischen Presse jener Zeit besitzen wir ein berufenes Urtheil in einer Kritik der Westminster Review, wo es heißt: „Die Tendenzen der englischen Presse waren auf das Gemeinwohl gerichtet, und sie stellte ihren Einfluß in den Dienst der Weisheit, Tugend und Wahrhaftigkeit." Und 60 Jahr später wurde derselben aus dem Munde eines Mannes, dessen aufrichtigen und geistreichen Freimuth niemand zu bezweifeln wagen wird, Lord Rosebery's nämlich, eine nicht minder werthvolle als schmeichelhafte Huldigung zu theil: „Die Presse dieses Landes", sagte er, „leitet uns Staatsmänner und übermittelt uns die Wünsche und Ideen der Nation. Würde die Presse nicht diese beiden großen Functionen erfüllen, so würde sie auch keineswegs die ihr unsrerseits erwiesene Achtung und Werthschätzung verdienen. Der Wahlspruch unsrer Journalisten könnte sein: „Be just and fear not!" (Gerecht und furchtlos!), denn nur durch ihre Gerechtigkeit und Unerschrockenheit hat sich die Presse Großbritanniens über alle andern der Welt erhoben."

War schon im Jahre 1831 Barnes der mächtigste Mann des vereinigten Königreichs, was soll man dann heute von den Directoren oder Chefredacteuren der fünf oder sechs großen Londoner Zeitungen sagen?

Die Fesseln, die einst die englische Presse schwer bedrückten, sind heute völlig gesprengt und gefallen. 1836 wurde der Zeitungsstempel von 4 Pence auf 1 Penny herabgesetzt, 1851 wurde die Annoncen- und Inseratensteuer abgeschafft, 1855 der Zeitungsstempel ganz aufgehoben und 1861 auch noch die Abgabe auf Zeitungspapier. Die Hilfsmittel haben sich außerdem heute ins Unzählige vermehrt, alle Kräfte der Geister und des Geldes werden in Bewegung gesetzt, so daß man heute mit Recht die „Times" für 3 Pence oder die Pennyblätter, wie „Standard", „Daily News" und andere, „das vollkommenste und bewunderungswürdigste Erzeugniß der menschlichen Thätigkeit" nennen kann, „das uns über alle Fortschritte aufklärt und gewissermaßen selbst das Resultat aller Entdeckungen und Erfindungen ist."[1]

Im Jahre 1846 erschien das erste große Pennyblatt, die „Daily News", und seit ihrem Erscheinen datirt das Zeitalter der billigen Zeitungen. In London allein wird ein halbes Dutzend solcher billigen, großen Morgenzeitungen herausgegeben, die nicht nur in ganz England, sondern der ganzen civilisirten Welt gelesen werden. Das in diesen Zeitungsunternehmen angelegte Capital ist ein ungeheures, und vermöge dieser soliden geschäftlichen Grundlage können sie getrost allen anderen ähnlichen Unternehmungen die Spitze bieten. Und dieses Ueberwiegen einiger, aber großer Tageszeitungen, die vermöge ihrer Billigkeit auch dem weniger bemittelten Theile des englischen Volkes, der arbeitenden Classe, zugänglich sind, hat London und ganz England vor jener Sintfluth von kleinen, rasch wieder verschwindenden Winkelblättchen gnädig bewahrt, wie sie leider unser armes Deutschland noch heute überfluthen. Für zehn Pfennig erhält der Mann aus dem Volke oder der Bürger jeden Morgen acht Seiten eines zwar engen, aber klaren und sauberen Druckes auf gutem Papier, die ihn über alles belehren, was das Kabel in den letzten 24 Stunden aus den entlegensten Theilen der ganzen Welt gemeldet hat: politische, literarische, commercielle, finanzielle, industrielle Mittheilungen, Nachrichten über Seeschiffahrt und Colonien u. s. w., und alles dieses ausführlich, genau, gut geordnet und, wo es nöthig ist, auch noch mit Erläuterungen versehen. Aber selbst bei einer Abonnentenanzahl von 300,000, wie sie der „Standard" z. B. aufzuweisen hat, würde die aus dem Abonnement und dem Einzelverkauf sich ergebende Einnahme auch noch nicht annähernd nur die Herstellungskosten eines solchen Weltblattes decken. Denn abgesehen von den Kosten der Redaction, wird nur das beste Druckpapier und die beste Druckerschwärze verwendet, der Satz wird mit peinlichster Genauigkeit hergestellt, dazu kommen noch die Kosten für die Beförderung der fertigen Blätter an die Abonnenten und sonstigen

[1] *Ph. Daryl*, La vie publique en Angleterre, p. 22.

Leser der Zeitung, die durch besondere Züge besorgt wird, welche schon früh Morgens um 4 Uhr die noch feuchten Blätter, wohl verpackt, mit rasender Geschwindigkeit in die entlegensten Winkel ganz Englands davontragen. Alle diese großen Journale leben vielmehr fast ausschließlich von dem in England besonders hochentwickelten Annoncenwesen. Die eigentlichen Tagesnachrichten, die Leitartikel und Feuilletons bilden nur den Kern der Zeitung. Aber während sonst der Kern einer Sache auch den werthvollsten Theil desselben bildet, ist das hier geradezu umgekehrt, wenigstens wenn man ein solches Zeitungsunternehmen von dem rein kaufmännischen Standpunkt aus betrachtet. Die vier Seiten Leitartikel (leaders) und Depeschen sind von ebensovielen, wenn nicht mehr Seiten Annoncen umgeben, und was findet sich da nicht alles! Da sind Geburts-, Heiraths-, Todesanzeigen, Empfehlungen von Hotels, Wohnungsanzeigen, Anzeigen und Reclamen in Betreff von Ausstellungen, Reisen, Theatern, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, Wettrennen, Käufen und Verkäufen, gesetzliche und behördliche Bekanntmachungen, kaufmännische Mittheilungen jeder Art, Versicherungen, Stellengesuche und -Angebote, kurz eine Welt für sich, ein ungeheurer Markt, auf welchem man alles suchen und auch finden kann, und dies um so leichter, als jede besondere Gattung und Art von Anzeigen in den Spalten der Zeitungen Englands ihren ein für allemal bestimmten Platz hat, dessen Auffindung auch für den mit einem englischen Blatte weniger Vertrauten durch die auf der ersten Seite jeder Nummer übersichtlich vorgedruckte Inhaltsangabe (contents) bedeutend erleichtert wird. Auch hier zeigt sich wieder einmal der praktische Sinn des Engländers gegenüber dem Deutschen. Denn während bei uns nur größere Zeitungen und auch unter diesen noch nicht einmal alle auf der ersten Seite der Ausgabe dem Inhaltsverzeichniß ein Plätzchen einräumen, fordert der englische Leser ein solches und zwar ein genaues als selbstverständlichen Bestandtheil eines anständigen Blattes, da er keine Lust und keine Zeit hat, das, was ihn gerade besonders interessirt, sich aus dem ganzen Wuste von Anzeigen und Nachrichten mühsam herauszusuchen. Wer selbst, wie Verfasser dieses, viel in seinem Berufe mit deutschen Zeitungen zu thun hat, wird es schon häufig erfahren haben, daß man eine besonders interessante Nachricht, die man sich sofort zu notiren vergessen oder keine Gelegenheit hatte, oft erst nach sehr zeitraubendem Suchen oder manchmal auch gar nicht wieder herausfindet. Unser deutsches zeitunglesendes Publicum ist eben gegen diese Rücksichtslosigkeit vieler deutscher Zeitungsredactionen, die ihre Blätter ohne vorgedrucktes Inhaltsverzeichniß in die Welt hinausschicken und den Leser auf das ihm interessant Erscheinende selbst Jagd zu machen zwingen, viel zu nachsichtig und geduldig. Es ist nichts als eine sehr übel angebrachte und direct knickrige Sparsamkeit vieler Redactionen, wenn sie aus Furcht, sie könnten das kleine für ein Inhaltsverzeichniß erforderliche Plätzchen für Annoncen- und Reclamezwecke am Ende gar verlieren, ihr Blatt in Form eines unübersichtlichen Annoncen-, Artikel- und Depeschen-Conglomerates erscheinen lassen. Dabei vergessen sie ferner noch, daß Zeitungen auch häufig zu den verschiedensten Zwecken nachgeschlagen werden müssen, was natürlich unter solchen Verhältnissen dem Betreffenden auch gerade keine vergnügten Stunden bereitet.

Allerdings spielen derartige kleinliche geschäftliche Rücksichten bei den großen englischen Blättern keine Rolle, wenn man bedenkt, daß nach Escott[1]) das Budget eines großen Londoner Pennyblattes (Standard) jährliche Ausgaben in der Höhe von beinahe $5^1/_2$ Millionen Mark bei einem Jahresgewinn von 1,200,000 Mark aufwies, und daß die täglichen Unkosten 17,500 Mark, der tägliche Reingewinn 4000 Mark betrug.

Wenn es nun auch allgemein bekannt ist, welche ungeheuren Capitalien allen großen englischen Blättern zur Verfügung stehen und sich in diesen Unternehmungen ansammeln, so wäre es doch ein gewaltiger Irrthum, anzunehmen, daß die große Bedeutung, die diese Zeitungen weit über England hinaus für die ganze civilisirte Erde haben, die unmittelbare Folge des zur Herstellung dieser Blätter gemachten gewaltigen Aufwandes an Baarcapitalien wäre. Nicht diese in Grund und Boden, in baarem Gelde, in den den einzelnen Blättern gehörigen Druckereien und Etablissements aller Art angelegten Geldmassen bilden den Grundstock des Gesammtbesitzes jeder Zeitung, sondern einzig und allein ihre geringere oder verbreitetere Publicität, ihre Verbreitung über alle Länder, in denen englisch gesprochen oder verstanden wird, und das Ansehen, das sie genießt. Eben diese Publicität ist die Waare, die das annoncirende Publicum mit theurem Gelde, aber auch gern bezahlt, weil nicht nur Jeder, der annoncirt, genau weiß, daß seine Anzeige von Tausenden und Abertausenden gelesen wird, sondern auch, weil er ebenso genau weiß, daß er alles, was er selbst sucht, hier an einem bestimmten Orte findet, und das alles gegen verhältnißmäßig geringe Vergütung. Denn wenn uns auch die Insertionspreise großer englischer Blätter erschreckend hoch erscheinen, so dürfen wir eben nicht vergessen, daß eine von uns einmal hineingegebene Anzeige, ein Aufsatz oder was es sonst sei, damit auch ihren Weg über die ganze civilisirte Erde findet.

Da nun die englischen großen Zeitungen fast lediglich von den Einnahmen aus den Anzeigen ihre ganze Lebenskraft und ihren Gewinn schöpfen, so zwang die gegenseitige, erbitterte Concurrenz dieser Journale untereinander alle, ihr Hauptaugenmerk auf die Vergrößerung ihres Verbreitungskreises zu richten. Das war aber keine leichte Aufgabe, da der englische Leser an seine Zeitung ganz andere Anforderungen zu stellen gewohnt ist, als etwa der Deutsche oder Franzose. In Folge ihres ausgedehnten Colonialbesitzes hat die englische Nation fast an allen Punkten der ganzen Welt die verschiedenartigsten Interessen wahrzunehmen, und da diese großen Blätter in erster Linie dem Gesammtwohl ihres Volkes zu dienen bestrebt sind, und sich demgemäß nicht etwa, wie manche unsrer bedeutenderen deutschen Zeitungen, fast ausschließlich an enger begrenzte Kreise und Classen der Bevölkerung ihres Vaterlandes wenden, so liegt es auf der Hand, daß sie in der Auswahl und Zusammensetzung ihres Lesestoffes die weitgehendsten Gesichtspunkte unausgesetzt fest im Auge behalten müssen, kurz, daß sie ebenso den Interessen des Millionärs und Großkaufmanns, der sich über die Geschäftslage in Amerika, Asien, Afrika und Australien unterrichten will, dienen müssen, wie denjenigen des ärmsten Taglöhners, der sich den Penny für eine Zeitung vielleicht am Munde abspart.

Diesen tausendfachen an sie gestellten Anforderungen verstehen nun aber die englischen Riesenzeitungen auch in einer wahrhaft überraschenden Weise zu genügen, und nicht zum wenigsten, weil es einfach für sie die Existenzfrage bedeutet. Denn würde das eine oder andere große Blatt sich irgendwie durch mangelhafte Berichterstattung oder Information seinen Lesern gegenüber als unzuverlässig erweisen, so könnte es bei der scharfen Concurrenz der Blätter unter einander sicher darauf rechnen, seinen Ruf und damit seine Abonnenten zu verlieren. Ebenso kann es aber auch andrerseits mit voller Bestimmtheit versichert sein, seine Verbreitung und sein Ansehen sich verdoppeln zu sehen, wenn es auf allen Gebieten gleichmäßig durch rasche, tadellose und umfassende Nachrichten seinen Leser-

---

1) *Escott:* England: its people, polity and pursuits.

kreis auf dem Laufenden zu erhalten versteht. Die Erfahrung hat auf das unwiderleglichste bewiesen, daß in England vorzügliche Leistungen einer Zeitung auf dem Gebiete einer hochentwickelten Berichterstattung auch stets eine entsprechende Erhöhung der Einnahmen zur Folge hatten, da naturgemäß mit dem Anwachsen der Abonnentenzahl und der Verbreitung der Zeitung auch sofort derselben unzählige Annoncen zufließen. Und gerade diese Haupteinnahmen aus den Annoncen setzen wieder das Blatt in den Stand, die unglaublichen Kosten einer immer umfassender werdenden Berichterstattung behufs tadelloser Information ihrer Leser aufzubringen. Die Annonce bezahlt die Berichterstattung, und die vorzüglich organisirte Berichterstattung erhält dem Blatte wieder seine werthvolle Annoncenkundschaft.

Das Meisterwerk der englischen Presse sind unstreitig die „Times". Nimmt man eine Nummer dieses Weltblattes zur Hand, das Morgens vier Uhr schon die Presse verlassen hat, so muß man unwillkürlich über die in einer solchen Nummer aufgespeicherte Summe menschlicher und maschineller Arbeit erstaunen. Auf 12—16, ja oft noch mehr Seiten des bekannten Riesenformats finden wir auf gutem Alfapapier in gleichmäßigem, klarem und dadurch für das Auge angenehmem Druck eine schier unzählige Masse von Annoncen aller erdenklichen Gattungen und Arten; und wenn man dazu noch die sorgfältig und elegant geschriebenen Leitartikel, die in ihrem ausführlichen Wortlaut wiedergegebenen spalten- und seitenlangen Parlamentsverhandlungen, Wahlreden, Berichte über Congresse und Zusammenkünfte aller Art, über Unglücksfälle u. s. w. einer genaueren Durchsicht unterwirft, so muß man trotz der bei allen diesen Blättern bis in das kleinste gehandhabten Arbeitstheilung und trotz der großartigen diesen Blättern dienenden technischen und maschinellen Hülfsmittel unsrer modernen Zeit fast verwirrt werden bei der Erwägung, daß 24 Stunden vorher noch nichts davon geschrieben, aufgesetzt, ja vielleicht vieles sich noch nicht einmal ereignet hatte, worüber wir am frühen Morgen des folgenden Tages uns vortrefflich unterrichtet finden. Man könnte solch eine „Times"-Nummer passend die Geschichtschreibung der letzten, eben verflossenen 24 Stunden der gesammten Weltereignisse nennen. Ja, obgleich es in England keine amtliche Veröffentlichung der sich oft bis in die späte Nacht hineinziehenden Parlamentsverhandlungen gibt, so darf der Leser der „Times" mit Sicherheit darauf rechnen, schon am folgenden Morgen den ausführlichen Wortlaut nicht nur der in London im Unterhause oder im Hause der Lords am Abend vorher gehaltenen Reden vor sich zu sehen, sondern sogar diejenigen Reden und Verhandlungen kennen zu lernen, die zu der angegebenen Zeit etwa in Edinburg oder Glasgow geführt worden sind.

Das ist natürlich nur möglich durch eine, wenn auch noch so kostspielige, intensive Ausnützung aller vorhandenen wunderbaren technischen Hülfsmittel der Gegenwart, in erster Linie des elektrischen Drahtes, mag derselbe nun zur Beförderung telegraphischer oder telephonischer Nachrichten dienen; und auch nur so ist es erklärlich, daß Mittheilungen, die älter als 24 Stunden sind, in England von dem Leserpublicum kaum noch als neueste Nachrichten angesehen werden. Um aber alle irgendwie nennenswerthen Ereignisse, die sich in den verschiedensten Städten und Ländern unsres Erdballs abspielen, sozusagen gleich bei ihrem Entstehen registriren zu können, dazu bedürfen eben jene Zeitungen dieser über die ganze bewohnte Erde allerorten zerstreuten Armee von Correspondenten, Reportern, deren schwere, oft unmöglich scheinende Aufgabe ist, ihr Blatt, dem sie unterthan sind, ununterbrochen auf dem Laufenden zu erhalten von allem, was wissenswerth ist oder auch häufig nur scheint. Die damit verknüpften Kosten dürfen bei einem solchen Zeitungsunternehmen absolut keine Rolle spielen; Hauptsache bleibt es nur für ein großes englisches Journal, als aus erster Hand, als schnellst- und bestunterrichtet seinen Lesern gegenüber dazustehen. Natürlich haben diese Zeitungen daher entweder ihre eigenen Telegraphenverbindungen mit den Hauptländern Europa's oder, wo dies nicht angeht, ihre Contracte, die ihnen anderen Benützern dieser Verkehrsmittel gegenüber den Vortritt sichern. So ließen sich z. B. die „Times" bei der letzten großen Geldkrisis in Argentinien, die selbst die Englische Bank etwas in Verlegenheit brachte, im richtigen Vorgefühl der von dort aus dem Handel und der ganzen Geschäftswelt Englands drohenden Gefahren, die in Folge einer nachlässigen Information unbedingt eingetreten wären, durch einen ihrer vorzüglichsten Correspondenten, der besonders dorthin entsendet war, während der kritischen Tage fast stündlich auf dem theuren Kabelwege Mittheilung über den augenblicklichen Stand des dortigen Geschäfts- und Geldmarktes geben, was in zwei Tagen an Unkosten die hübsche Summe von 30,000 Mark verschlang. Aber auf diese Weise erfuhren die mit Milliarden in argentinischen Werthen engagirten Capitalisten Europa's volle drei Wochen früher, als sie sonst es erfahren hätten, den faulen Zustand der dortigen politischen und finanziellen Lage und konnten sich wenigstens vor den gröbsten Verlusten retten.

Aber nicht allein die Hauptstadt verfügt über eine Anzahl so ausgezeichneter Zeitungen, auch die großen Handelsstädte des übrigen Englands weisen ähnliche Unternehmen auf, die sich getrost mit ihren Londoner Rivalen messen können und jeder Hauptstadt des Festlandes zur Zierde und Ehre gereichen würden, wenn sie alle auch mehr oder weniger hauptsächlich Handels- und Börsenzeitungen sind. Unter ihnen nimmt in dieser Eigenschaft neben dem „Liverpool Courier", der „Birmingham Daily Post", dem „Leeds Mercury" der „Manchester Guardian" die erste Stelle ein und arbeitet mit einem fast ebenso großen Apparat wie die „Times", besonders auf dem Gebiet der socialen Fragen, wo er als das anerkannt unterrichtetste und fachmännisch am besten geleitete Blatt gilt.

Ist nun dieses Bestreben, ihre Blätter stets auf dem Niveau der möglichsten Vollkommenheit zu erhalten, den großen englischen Zeitungsunternehmen schon aus rein geschäftlichen Gründen geboten, da ja diese Zeitungen in erster Linie immer kaufmännische Unternehmen sind, die einen möglichst hohen Gewinn abwerfen sollen, so dürfen ferner die Herausgeber dieser Weltblätter auch nicht einen Augenblick das Bewußtsein der weitreichenden Verantwortlichkeit verlieren, die als unmittelbare Folge der großen Verbreitung und des hohen Ansehens, das ihre Zeitungen weit über Englands Grenzen genießen, ihnen zufällt. Je größer, verbreiteter und gelesener ein solches Blatt ist, um so größer und schwerer ruht auch die Last dieser moralischen Verantwortlichkeit auf den Schultern der Redacteure dieser publicistischen Organe, und man darf sagen, daß sie diese Last mit Anstand und Würde zu tragen verstehen; denn sie alle besitzen im höchsten Grade ein beinahe instinctives Verständniß für das Allgemeinwohl ihres Vaterlandes, ein hochentwickeltes, anderen Nationen gegenüber leider oft beleidigendes Gefühl für die Würde des englischen Namens, dann aber auch, was leider deutsche und andere, namentlich französische und italienische, Blätter oft gar nicht zu kennen scheinen, eine lobenswerthe Scheu davor, den guten Ruf, die Lebensverhältnisse und Lebensinteressen von Privatpersonen, deren Name in die Oeffentlichkeit getragen wird, irgendwie vorzeitig anzutasten, so lange derartige Angelegenheiten ihre legale Klärung noch nicht gefunden haben.

Ein fernerer bemerkenswerther Umstand bei fast allen größeren englischen Zeitungen ist der, daß die Hauptartikel,

besonders die Leitartikel, „Leaders“, ausnahmlos anonym erscheinen, und da für dieselben einzig und allein der Chefredaeteur oder Editor des Blattes verantwortlich ist, allen persönlichen, unerquicklichen Polemiken ein für allemal der Weg verlegt ist. Ja selbst die Polemiken von Zeitung zu Zeitung ereignen sich in der englischen Presse verhältnißmäßig nur sehr selten, denn, wie Daryl in seinem oben angeführten Werke (S. 42) ganz richtig bemerkt, „sind diese Zeitungskriege nicht mehr zeitgemäß. Schon seit länger als einem halben Jahrhundert haben die Engländer gelernt, daß nicht die Menschen, sondern die Ideen das Bleibende und Wesentliche sind und sind vollkommen von der eigenthümlichen Vorliebe anderer Nationen für die Person geheilt“. Die Presse in England hat sich eben zu einer mächtigen, öffentlichen Institution herausgebildet, in deren Rahmen kleinliche persönliche Zänkereien keinen Raum finden können, besonders da das lesende Publicum sich derartigen ungesunden Auswüchsen des Zeitungswesens gegenüber ganz ablehnend verhält.

Ueberhaupt verlangt das englische Zeitungspublicum gar nicht, daß die Zeitungen ihm ihre Meinungen einseitig mundgerecht vorlegen, sondern in erster Linie eine möglichst unparteiische Erörterung des Für und Wider einer Sache, um sich darnach seine eigene Meinung ganz selbständig zu bilden, und ganz richtig äußert sich Montalembert über diesen Punkt in seinem angeführten Werke (S. 303; 1856): „Das Publicum betrachtet sich (in England) als permanenten Gerichtshof, und die Zeitungen müssen aus Achtung vor der Souveränetät der öffentlichen Meinung sich in die Rolle der Richter schicken, denen das angelsächsische Rechtlichkeitsgefühl unbedingt verbietet, einen Angeklagten hart anzufahren oder ihm hinterlistig Fallen zu stellen.“ Und dieser anständige Ton wird ebensowohl bei Wiedergabe von Parlaments- und anderen Verhandlungen, wie z. B. auch besonders bei Berichten über interessante Processe beobachtet.

Nur die Leitartikel haben insofern noch etwas Individuelles, Persönliches an sich, als sie eben dazu bestimmt sind, den Standpunkt derjenigen Partei, der sie dienen, zu vertreten. Der Editor ist für ihren Inhalt verantwortlich, und da er auch ganz allein die Gesichtspunkte für eine einheitliche Redaction des Blattes seinen ihm durchaus untergeordneten Mitarbeitern anzugeben und festzustellen hat, so fügen sich die aus den einzelnen Redaetionsbureaux eines großen Blattes gelieferten Beiträge zu einem harmonischen Ganzen zusammen, während bei der auf dem Festlande fast allgemein üblichen Arbeitstheilung unter verschiedene innerhalb ihres Ressorts fast selbständige Redacteure eine solche ins Einzelne gehende Uebereinstimmung des Zeitungsmaterials und seiner Bearbeitungen sich gar nicht erreichen läßt.

Haben wir bisher die Lichtseite des englischen Preßwesens genauer in Augenschein genommen, so dürfen wir aber ihre Schattenseite ebenso wenig unbeachtet lassen, und da müssen wir der gesammten englischen Presse, ohne jede Ausnahme, einen sehr schweren Vorwurf machen, nämlich den eines absoluten Mangels an Unparteilichkeit und an Verständniß für außerenglische Angelegenheiten und Verhältnisse, sobald dieselben nur im entferntesten den Interessen ihrer Nation entgegenlaufen oder entgegenzulaufen scheinen. Und nicht allein jede Unparteilichkeit ist alsdann den sonst so rechtsstolzen Söhnen Albions plötzlich abhanden gekommen, sondern auch jedes Gefühl für Schicklichkeit, Toleranz, und was das betrübendste ist, auch das rein menschliche, schöne und edle warme Empfinden für die Leiden anderer. Beispiele dieser blinden Verbissenheit und Verranntheit in ausländischen Angelegenheiten stehen uns in Menge zur Verfügung, so der wuthschnaubende Artikel des „Standard“ gelegentlich der Hinrichtung Panitza’s, die als eine „bulgarische Scheußlichkeit“ dargestellt wurde, der Artikel der „Times“ vom 2. Juli 1890 über die Brüsseler Conferenz und den Waffenhandel in Afrika, dann die Lobeshymnen aller englischen Blätter auf Stanley nach jenen abscheulichen Metzeleien am Ubanghi, mit denen der große Forscher seinen Ruhm besudelt hat; sagt doch ein geborner Engländer, Sydney Whitman, in seinem Buche: „Le pays du Cant“, fast wörtlich Folgendes von seinen eigenen Landsleuten: „Die Forderungen der Menschlichkeit sind nicht mehr zu respectiren, sobald dieselben den brittischen Interessen zuwiderlaufen, aber man macht dieselben andererseits gern geltend, sobald sie den anderen Nationen Unbequemlichkeiten verursachen können.“ Und in recht brennenden Tagesfragen, wo heikle rein englische Angelegenheiten zur Sprache kommen, wie in der bekannten Home-Rule Irlands, haben auch die ernstesten Blätter der englischen Presse sich zu Aeußerungen einer ungezügelten Parteileidenschaft und zu den unglaublichsten Wortbeleidigungen hinreißen lassen, wie sie sich in einem schärferen Gegensatz zu dem sonst leidenschaftslosen Tone dieser Blätter kaum denken lassen und selbst auf dem Festlande undenkbar wären. Und wenn auch durch den Eintritt von vorwiegend akademisch gebildeten Männern, den „Universitymen“, in die Redactionsbureaux der englischen Weltblätter der Ton dank ihrem Einfluß innerhalb der englischen Presse gegen früher ein durchaus gemäßigterer und leidenschaftsloserer geworden ist, so ist das Publicum dieser Weltblätter in derartigen Fragen noch weit davon entfernt, eine entsprechende Mäßigung bei der Beurtheilung ausländischer, den englischen Interessen widerstreitender Angelegenheiten an den Tag zu legen. Und man wird nicht fehlgehen, anzunehmen, daß die oft maßlose, hochfahrende Ausdrucksweise englischer Zeitungen dem Auslande gegenüber, wie etwa der bekannte „Standard“-Artikel anläßlich des Besuches Kaiser Wilhelms in England u. a. m., weniger aus der inneren Ueberzeugung der diese Blätter leitenden Männer; als aus ihrer falschen Rücksicht auf die öffentliche Meinung des gesammten englischen Volkes entspringt. Heute wie zu den Zeiten Montalemberts darf man mit Bezug auf alle Fragen der auswärtigen Politik Englands, die das Inselreich mit anderen Ländern in Gegensatz der Interessen bringt, die Worte des genannten, berühmten Beobachters unterschreiben, „daß in solchen Angelegenheiten die ganze nationale, politische und religiöse Leidenschaft in ihrer vollen Ungezügeltheit und Verschlagenheit zum Durchbruch kommt.“ Schuld daran aber sind in erster Linie die völlige Unkenntniß und Unvertrautheit des Engländers mit den Zuständen und Einrichtungen anderer Nationen und Länder und sein dünkelhafter Nationalstolz. Selbst der bestbegabte, aufgeklärteste Engländer ist vermöge seiner ganzen Erziehung von Grund aus eben nur Engländer, unfähig, sich in den Gedanken- und Gefühlsgang eines fremden Volkes hineinzufinden und demnach auch unfähig, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die ihm beinahe eingeborene, tiefeingewurzelte Ueberzeugung von seinem Volke als dem ersten Volk der gesammten Erde läßt ihn gar nicht einmal zu dem Versuch gelangen, ein anderes Volk in seinem Denken und Empfinden begreifen zu wollen, und verschleiert ihm daher auch die Einsicht in das von ihm diesem gegenüber begangene Unrecht. Diese Ungerechtigkeit des englischen Volkes gegenüber dem Auslande ist zugleich ein Zeugniß seines Kraftgefühls, aber auch eine allen kraftvollen Völkern eigene Untugend.

Herrn v. Stephans elektrotechnischer Jahresbericht.

* Zur Wiedereröffnung der Sitzungen des Berliner Elektrotechnischen Vereins hielt der Ehrenpräsident Staatssecretär des Reichs-Postamts Dr. v. Stephan eine Rede, aus deren reichem sachlichen Inhalt wir folgende Mittheilung machen:

„Die Entwicklung der Elektrotechnik auf dem Gebiete des Starkstroms war durchaus erfreulich. Neben der Anwendung des elektrischen Stromes für Beleuchtung und Bahnbetrieb erweitert sich das Feld seiner Anwendbarkeit, besonders auf dem Gebiete der Kraftübertragung, Kraftvertheilung und der Elektrochemie. Die neuen elektrochemischen Werke in Bitterfeld sind nunmehr im Betriebe und erzeugen hauptsächlich Bleichpulver, Aetzkali und Aetznatron, ferner metallisches Natrium, Carbid und verschiedene andere Chemikalien.

Auch in der Landwirthschaft findet die Elektricität Eingang, theils zum Betriebe der landwirthschaftlichen Maschinen, theils für Entwässerungszwecke. In dieser Beziehung ist eine jetzt im Bau begriffene Anlage zur Entwässerung des großen Gebietes des Haffdeichverbandes im Memeldelta besonders erwähnenswerth. An dem 26 km langen Deiche kommen 7 Pumpwerke zur Aufstellung, welche das Niederschlagswasser des Hinterlandes in das Haff befördern sollen. Hiebei war die Frage zu entscheiden, ob es vortheilhafter sei, diese zerstreut liegenden Pumpen mit localen Dampfmaschinen oder von einer Drehstrom-Centrale aus mit Elektromotoren zu betreiben. Nach eingehendem Studium entschloß sich die Commission des Haffdeichverbandes für den elektrischen Betrieb, weil derselbe gegenüber dem Dampfbetrieb eine geringere jährliche Auslage erwarten läßt und auch die Vertheidigung des Deiches gegen Eisdrang durch die Möglichkeit einer guten Beleuchtung erleichtert. Auf dem Gebiete der Kraftübertragung ist ferner zu erwähnen die Einführung des elektromotorischen Antriebs der Hülfsmaschinen für Kriegs- und Handelsschiffe, so vor allem zum Antrieb von Ankerspills und von Winden zum Heben, Laden und Kippen. Auch in der Montanindustrie, im Gruben- wie im Hüttenbetriebe erweist sich die Elektricität als vortheilhafte Neuerung. Hier ist besonders bemerkenswerth der Erfolg der Bohranlagen, Förderanlagen und Ventilatoren im Stollenbetrieb, sowie der stationären und beweglichen Krähne zum Befördern von Lasten in Stahl- und Walzwerken. Gerade in den Bergwerksbetrieben macht sich der große Vortheil geltend, der in der Centralisirung einer einzigen großen Kraftstation für ein ausgedehntes Arbeitsgebiet mit vielen Maschinen besteht. Die geschäftliche Thätigkeit der elektrotechnischen Firmen war durchweg eine sehr rege, nicht nur um den Bedarf im Reiche selbst zu decken, sondern auch theilweise jenen der Nachbaarstaaten und überseeischer Länder, was für die Güte der einheimischen Erzeugnisse, die Tüchtigkeit unsrer Elektrotechniker und den Unternehmungsgeist der kaufmännischen Leitung ein beredtes Zeugniß ablegt.

Außer einer großen Anzahl von kleineren Privatanlagen für Beleuchtungs- und Kraftzwecke und Schiffseinrichtungen sind jetzt 75 größere Anlagen, wie Elektricitätswerke, Kraftübertragungen, Theaterbeleuchtungen und elektrischer Betrieb von Fabriken, Hafenanlagen und Bergwerken errichtet oder in der Einrichtung begriffen. Die Gesammtleistung der für diese Anlagen nöthigen Generatoren beträgt 380,000 Kilowatt. Unter den größeren Centralen, welche von deutschen Firmen im Auslande erbaut wurden, sind zu nennen diejenigen in Budapest, Barcelona, Bilbao, Guatemala, Johannesburg, Para, Rotterdam, Biella, Bussoleno und Wynau.

Die Entwicklung des Gleichstromsystems blickt schon auf eine Reihe von Jahren zurück, das Drehstromsystem dagegen trat erst im Jahre 1891 durch die Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt aus dem Versuchsstadium in die Praxis und hat seitdem in großem Maßstabe praktisch Verwendung gefunden. Die Vorzüge dieses Systems sind von den verschiedenen Fachkreisen richtig erkannt worden, und nachdem man gelernt hatte, mit hohen Spannungen umzugehen, konnte man Probleme lösen, deren Ausführbarkeit noch vor wenigen Jahren als unmöglich erschien. Wir finden demnach, daß die Mehrzahl der größeren Anlagen heutzutage nach dem Drehstromsystem ausgeführt wird und zwar bei Anwendung von hohen Spannungen. So wird z. B. das jetzt in Ausführung begriffene Elektricitätswerk an der Oberspree mit 5000 und das Rheinfeldener Werk sogar mit 15,000 Volt Betriebsspannung arbeiten. In manchen Fällen ist jedoch auch Gleichstrom und Drehstrom gemeinsam zur Anwendung gekommen, wie z. B. bei dem kürzlich eröffneten Elektricitätswerk der Stadt Leipzig, woselbst 2000 Volt Drehstrom in dem an der Peripherie gelegenen Werke erzeugt und nach einer im Mittelpunkte befindlichen Unterstation geführt wird, wo rotirende Umformer den Drehstrom in Gleichstrom verwandeln. Die Versorgung der äußeren Stadttheile mit Kraft und Licht geschieht mittelst Drehstroms.

Eine besonders rege Thätigkeit hat die deutsche Elektrotechnik im Bau elektrischer Bahnen entwickelt. Der Betrieb erfolgt zum größten Theil mittelst elektrischer Zuleitung und Schienenrückleitung, wobei man neuerdings in manchen Fällen auch die Rückleitung mit Speisekabeln versieht, um ein zu großes Potentialgefälle zwischen verschiedenen Theilen der Geleise zu vermeiden. Einige Bahnen haben auch unterirdische Zuleitung und probeweise wurde verschiedentlich Accumulatorbetrieb eingeführt. Man läßt die Batterie, welche eine verhältnißmäßig geringe Capacität besitzt, während der Fahrt vom Arbeitsdraht aus laden, um die aufgespeicherte Arbeit beim Befahren jener Straßen abzugeben, in denen die oberirdische Zuleitung nicht statthaft ist. Augenblicklich werden in Hannover mit diesem gemischten System Versuche angestellt.

Seit dem vorigen October sind von deutschen Firmen 38 elektrische Bahnen theils erweitert, theils neu hergestellt worden; die Inbetriebsetzung dieser Bahnen ist entweder schon erfolgt, oder steht nahe bevor. Eine Anzahl der Bahnen liegt im Auslande, und es ist ein gutes Zeichen für die kräftige Entwickelung unsrer Industrie, daß solche Aufträge trotz der ausländischen Concurrenz, namentlich jener von Seiten Nordamerika's, an unsre Firmen gelangen. Von den ausländischen Bahnen mögen hier erwähnt werden diejenigen in Kairo, Bukarest, Serajewo, Basel, St. Moritz, Toulon, Kijew, Bilbao, Santurce und Genua. Die gesammte Bahnlänge für Erweiterungen und Neuanlagen beträgt 460 km, die Zahl der Motorwagen rund 1000 und die Zahl der Motoren rund 1700. Eine interessante Anlage im Inland ist die in der Ausführung begriffene elektrische Localbahn, welche unter directem Anschluß an die Bayerische Staatsbahn den Bahnhof Türkheim mit Wörishofen verbindet und so gebaut wird, daß Wagen der Staatsbahn mitgeführt werden können. Die erste elektrische Straßenbahn, welche Berliner Gebiet berührt, die Strecke Gesundbrunnen-Pankow, ist kürzlich eröffnet worden. Im Bau begriffen sind verschiedene andere Bahnen in Berlin, unter denen die Linie Zoologischer Garten-Treptow erwähnt werden möge, welche ihren Betriebsstrom von den Berliner Elektricitätswerken beziehen wird. Die Verbindung elektrischer Bahnen mit Beleuchtungscentralen, die in anderen deutschen Städten schon mehrfach ausgeführt wurde, ist in wirthschaftlicher Beziehung eine werthvolle Neuerung, weil dadurch eine bessere Ausnutzung der maschinellen Anlagen erreicht wird, als bei getrennten Betrieben möglich wäre.

Ueber die Verbreitung der Anlagen für elektrische Starkströme haben die von der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung vorgenommenen Erhebungen Folgendes festgestellt: Es waren am 1. Oct. d. J. im Deutschen Reich — mit Ausschluß von Bayern und Württemberg — 7419 Starkstromanlagen in Betrieb. Davon dienten 7108 Anlagen in erster Linie der elektrischen Beleuchtung; die Zahl der Glühlampen betrug rund 1,380,000, die der Bogenlampen 61,000. 90 Anlagen wurden ausschließlich oder nebenbei zu elektrolytischen Zwecken, 453 zur Kraftübertragung benutzt. Die Zahlen bleiben wegen der Schwierigkeit der Erlangung ganz zuverlässiger Angaben, namentlich bezüglich der Lampen, vielleicht etwas hinter der Wirklichkeit zurück. In der Hauptsache wird zum Betrieb der Starkstromanlagen der Gleichstrom benutzt. Ausschließlich mit Wechselstrom werden 418, mit Drehstrom 54 Anlagen betrieben. Ungünstige Einwirkungen der Starkströme auf den Fernsprechbetrieb sind hauptsächlich bei dem Betrieb der elektrischen Bahnen mit oberirdischer Stromzuführung und Schienenrückleitung vorgekommen. Die Aufrechterhaltung des Fernsprechbetriebes hat sich durch Anwendung geeigneter Vorkehrungen (Verlegung der Fernsprechleitungen aus dem Inductionsbereich der Starkstromleitungen, gemeinsame metallische Rückleitung für die Sprechstellen, in deren Erdleitungen Ströme aus den Schienen der elektrischen Bahnen übertreten) im allgemeinen erreichen lassen, wenn auch vereinzelt unangenehme Störungen aufgetreten sind.

An Stelle des Unterausschusses für die Untersuchung über die Blitzgefahr ist eine neue, aus sechs Mitgliedern bestehende Commission gebildet worden, welche die Aufgabe hat, eine „Anleitung zur Herstellung von Blitzableitern" auszuarbeiten. Mit der Ausarbeitung eines ersten Entwurfs hat die Commission den inzwischen nach München übergesiedelten Ingenieur Hrn. Uppenborn beauftragt. Der Entwurf ist nahezu fertiggestellt und wird demnächst zur Versendung an die Commissionsmitglieder gelangen.

Die Frage über den Einfluß der Stadt-Fernsprechnetze auf das Verhalten der atmosphärischen Elektricität ist durch fortgesetzte

Beobachtungen in einem ausgedehnteren Beobachtungsgebiet weiter geklärt worden. In 1200 Orten mit und ohne Stadt-Fernsprecheinrichtungen finden genaue Aufzeichnungen über das Vorkommen, den Verlauf und die Wirkungen der Gewitter statt, nach denen bisher der Schluß an Berechtigung gewinnt, daß die Drahtnetze der Stadt-Fernsprechanlagen nicht allein die Gefahren für die Gebäude, über welchen sie ausgebreitet sind, nicht erhöhen, sondern im Gegentheil diesen einen wesentlichen Schutz gegen Blitzgefahr gewähren. Bemerkenswerth ist, daß unter 95 vom Blitz beschädigten Häusern sich kein einziges mit Rohrständer für Fernsprechleitungen befunden hat, und daß bei 10 Blitzen, welche solche Stützpunkte unmittelbar getroffen haben, die atmosphärische Elektricität durch die Blitzableiter zur Erde geführt worden ist, ohne nennenswerthe Spuren zu hinterlassen.

Das Telegraphen- und Fernsprechnetz des Deutschen Reiches, einschließlich Bayerns und Württembergs, ist im letzten Jahre von 137,883 km Linie auf 144,638 km Linie und von 610,331 km Leitung auf 643,743 km Leitung angewachsen. Die Zahl der im Deutschen Reiche vorhandenen Telegraphenbetriebsstellen beträgt 20,080, davon sind 8036 mit Fernsprechern ausgerüstet. Auf dem Gebiete des Telegraphenbaues ist als belangreichstes Vorkommniß die allgemeine Einführung von Kabeln mit Faserstoffisolirung und Bleimantel zu verzeichnen, von denen schon seit einigen Jahren mit Erfolg versuchsweise Gebrauch gemacht worden war. Während bei den Guttaperchakabeln das siebenadrige als Normalkabel gelten konnte, ist bei den neuen Kabeln das 14adrige als solches zu betrachten. Im Fernsprechbetriebe werden jetzt nur noch 56adrige Kabel mit Luftraum und Papierisolirung verwendet. Es ist gelungen, die Sprechfähigkeit der Fernsprechkabel soweit zu erhöhen, daß sie in den Längen, wie sie jetzt und in absehbarer Zeit angewendet werden, auch in elektrischer Hinsicht oberirdische Leitungen vollständig ersetzen können. Die Construction der Bauten für oberirdische Linien ist in stetiger Fortentwickelung geblieben, bedingt durch die zunehmende Verdichtung des Telegraphen- und vor allem des Fernsprechnetzes für den großen Verkehr. Die im abgelaufenen Jahre eingeleiteten Versuche mit der Verwendung von Telegraphenstangen aus Doppel-T-Eisen an Stelle von Holzstangen sind bisher von befriedigendem Erfolge begleitet gewesen. Gegenwärtig sind die bereits in früheren Jahren vielfach, aber erfolglos angestellten Versuche, hölzerne Stangen mit eisernen Füßen zu versehen, wieder aufgenommen worden. Das Telegraphen-Ingenieurbureau des Reichs-Postamts hat umfängliche wissenschaftliche Untersuchungen über den Stromverlauf im Hughes-Apparat, ferner Versuche über die Ausbreitung starker elektrischer Ströme in der Erde, über eine geeignete Form von Schmelzsicherungen, durch welche die Vermittelungsanstalten und Theilnehmer der Fernsprechnetze gegen Brandgefahr durch eindringende starke Ströme geschützt werden sollen, und über geeignete Formen und Ausführungsarten der Erdleitungen von Blitzableitern angestellt; ferner wurden Versuche begonnen, Sammlerzellen als Mikrophonelemente bei den Theilnehmern der Fernsprechnetze zu benutzen.

Die Versuche mit dem Inductionsweckverfahren in Telegraphenleitungen zu Fernsprechbetrieb unter Einschaltung der Betriebsstellen in Abzweigungen zur Erde sind zum Abschluß gekommen. Es hat sich ergeben, daß die neue Betriebsweise bei längeren Leitungen mit zahlreichen Anstalten sowohl in Bezug auf das sichere Functioniren der Wecker, als auch hinsichtlich der Sprechverständigung dem Ruhestromweckverfahren gegenüber unbedingt den Vorzug verdient. In Folge dessen ist bei der Mehrzahl der bisher nach dem Ruhestromweckverfahren betriebenen Leitungen der Inductionsweckbetrieb eingeführt worden. Die Neuerung erweist sich für die Ausgestaltung des Leitungsnetzes auf dem flachen Lande noch in so fern von besonderem Nutzen, als sie die Einschaltung neuer Anstalten in vorhandene Leitungen mit Hülfe einfacher Anschlußdrähte ermöglicht, während der Anschluß ländlicher Orte bisher nicht selten unterbleiben mußte, weil die Herstellung der erforderlichen Schleifleitungen eine zu hohe Kostenaufwendung verursachte.

Für das Fernsprechwesen im Deutschen Reiche bildet das verflossene Jahr den Beginn einer neuen Entwickelungsstufe, da im Laufe desselben eine Reihe wichtiger Fernsprechverbindungen zwischen Deutschland und den Nachbarländern dem Betriebe übergeben worden ist. Besonders hervorzuheben ist die rund 670 km lange Verbindung Berlin-Wien und die über Hamburg, Kiel und die Insel Fünen nach Seeland geführte rund 800 km lange Verbindung Berlin-Kopenhagen, welche zur Durchschreitung des Kleinen und des Großen Belt etwa 30 km Kabel enthält. Ferner sind zwischen Deutschland und Belgien zwei Verbindungen hergestellt, die eine für den Verkehr von Köln und Aachen mit Verviers und Lüttich, die andere für Gespräche zwischen den genannten deutschen Orten einerseits und Antwerpen und Brüssel andererseits. Die Bauthätigkeit zur Erweiterung und Verdichtung des Fernsprechnetzes innerhalb des Reichs-Postgebiets hat im abgelaufenen Jahre gleichfalls einen erheblichen Umfang gehabt. An wichtigeren, neu errichteten Verbindungen zwischen verschiedenen Orten sind zu nennen die Leitungen Frankfurt-Straßburg, Erfurt-Leipzig, Karlsruhe-Freiburg-Neustadt (Schwarzwald) - Konstanz. Durch die Verbindung der Städte Frankfurt (Main) und Straßburg hat es sich ermöglichen lassen, die Stadt-Fernsprecheinrichtungen des Elsaß in den Sprechverkehr mit Frankfurt und Berlin einzubeziehen. Eine größere Gruppe von Stadt-Fernsprecheinrichtungen ist im badischen Schwarzwalde zur Ausführung gelangt. Die in Betracht kommenden Orte sind nicht allein untereinander, sondern durch die neuen Leitungen Konstanz-Neustadt-Freiburg und Freiburg-Karlsruhe auch mit fast sämmtlichen übrigen Stadt-Fernsprecheinrichtungen Badens und durch die Leitung Villingen-Schwenningen mit einem Theil des württembergischen Fernsprechnetzes, namentlich mit Stuttgart, in Verbindung gebracht worden. Die Zahl der Orte mit Stadt-Fernsprecheinrichtungen im Reichs-Postgebiet hat sich von 387 auf 434, mithin um 47 vermehrt; die Zahl der Sprechstellen beträgt jetzt 109,960. Die Stadt-Fernsprecheinrichtung in Berlin ist auch im abgelaufenen Jahre von keiner anderen der Welt hinsichtlich ihres Umfanges und ihres Verkehrs erreicht worden. Die Zahl der Anschlüsse beläuft sich gegenwärtig auf 25,430; sie hat sich gegen das Vorjahr um 3360 erhöht. Durch diese Anschlüsse werden 29,075 Berliner Sprechstellen in den Stand gesetzt, unter einander und mit den Theilnehmern in 260 andern deutschen Orten in unmittelbaren Sprechverkehr zu treten. Täglich werden innerhalb der Berliner Anlage rund 410,000 Verbindungen hergestellt. Einen erheblichen Umfang besitzen ebenfalls die Stadt-Fernsprechanlagen in Hamburg mit 10,789 Sprechstellen, Dresden mit 4333 und Leipzig mit 4000 Sprechstellen; außerdem haben zwischen 1000 und 4000 Sprechstellen die Anlagen in Frankfurt (Main), Köln, Breslau, Magdeburg, Hannover, Chemnitz, Stettin, Düsseldorf, Bremen, Aachen, Elberfeld, Mannheim, Altona und Halle a. S. Von Bedeutung für den Betrieb von Stadt-Fernsprecheinrichtungen größeren Umfanges ist der neuerdings bei einer hiesigen Vermittelungsanstalt angestellte Versuch mit einer neuen Vielfach-Umschaltetafel, die bei horizontaler Anordnung des Klinkenfeldes ein Aufnahmevermögen von 10,800 Klinken besitzt und mit 400 Anrufklappen für sechs Arbeitsplätze ausgerüstet ist. Das Ergebniß dieses Versuches ist durchaus zufriedenstellend, und es ist in Aussicht genommen, zunächst bei einer Stadt-Fernsprecheinrichtung mit der unter Verwendung der Umschaltetafeln bisheriger Form nicht ausführbar gewesenen Einrichtung einer Vermittlungsanstalt mit einem einheitlichen Umschaltesystem für etwa 10,000 Theilnehmerleitungen vorzugehen. Diese Einrichtung ist, falls sie sich auch bei den ferneren Versuchen dauernd bewährt, als ein wichtiger Fortschritt auf dem Gebiete der Fernsprechtechnik anzusehen, indem sie die wünschenswerthe Verminderung der Zahl der Vermittlungsanstalten und dadurch eine raschere, größere Sicherheit bietende Ausführung der Verbindungen gestattet. Die günstigen Erfahrungen, welche bei einer größeren Anzahl von Telegraphenanstalten mit der Verwendung von Sammlern an Stelle von Primärelementen gewonnen worden sind, haben dazu geführt, diese Neuerung auch für den Fernsprechbetrieb nutzbar zu machen, indem zunächst versuchsweise bei einzelnen Fernsprech-Vermittlungsanstalten die Mikrophone durch Sammler betrieben werden, die eine bedeutende Herabminderung des Widerstandes im primären Stromkreise ermöglichen und dadurch einen günstigen Einfluß auf die Lautübertragung erwarten lassen.

Die elektrische Beleuchtung der Bahnpostwagen mittelst Sammlerbatterien als Stromquelle, welche Mitte Mai 1893 auf dem Bahnpostcurse Berlin-Frankfurt (Main) begonnen hat, ist nach und nach auf die wichtigeren Bahnpostcurse ausgedehnt worden und hat sich fortgesetzt bewährt. Gegenwärtig sind 600 Bahnpostwagen = 38 Proc. des Gesammtbestandes mit der elektrischen Beleuchtung bereits versehen.

Der telegraphische Unfall-Meldedienst bei den Post- und Telegraphenanstalten des platten Landes, welcher es ermöglicht, bei Unfällen aller Art, in Gefahren für Gut und Leben zu jeder Tages- und Nachtzeit mittelst des Telegraphen Hülfe aus Nachbarorten herbeizurufen, ist seit einem Jahre bei weiteren 1091 Anstalten eingeführt worden. Die Zahl der Orte mit Unfall-Meldestellen ist dadurch auf 8441 gestiegen. Mehr als 50 mal macht

im Durchschnitt täglich das Publicum von dieser segensreichen Einrichtung Gebrauch.

Wenn ich die vorgeführten Daten zusammenfasse, darf ich zu meiner lebhaften Freude es aussprechen, daß die Elektrotechnik, soweit unser Vaterland in Betracht kommt, im abgelaufenen Jahre sehr befriedigende Ergebnisse aufzuweisen hat. Die Elektricität hat für das praktische Leben und die Bedürfnisse der Cultur eine hohe Bedeutung gewonnen; durch ihre ungemein vielseitige Verwendbarkeit für nahezu alle Zweige der Industrie erobert sie sich noch mit jedem Jahre neue Gebiete und macht sich im Leben und Verkehr, Handel und Gewerbe immer unentbehrlicher. Allerwärts dringt die Elektricität siegreich vor; selbst in Ländern, die den Culturfortschritten lange unzugänglich waren, bürgert sich die Erzeugung und Verbreitung von Licht und Kraft mehr und mehr ein. Ein sehr erfreuliches Zeichen von der lebendigen Kraft unsrer heimischen Industrie und ihrem Ansehen außerhalb Deutschlands ist es, daß gerade deutsche Firmen vielfach in siegreichen Wettbewerb treten bei der Herstellung bedeutender elektrischer Anlagen im Auslande. Diese Thatsachen sind geeignet, der Elektrotechnik, und insbesondere der deutschen, ein glänzendes Zukunftsbild zu eröffnen. Möge die deutsche Elektrotechnik, die in unserm Verein einen Sammelpunkt ihrer wissenschaftlichen, technischen und gewerblichen Interessen findet, auf der beschrittenen Bahn rüstig weiterarbeiten und die hervorragende Stellung, die sie überall durch ihre Leistungen sich erworben hat, auch künftig behaupten."

Mittheilungen und Nachrichten.

* In der am 7. Nov. zu Breslau abgehaltenen 16. Generalversammlung des „Gefängnißvereins für Schlesien und Posen" referirte Prof. Dr. Hirt (Breslau) über das Thema: Der Proceß Czynski (München) und die forensische Bedeutung der Hypnose. Prof. Hirt hat als Sachverständiger dem im Anfang d. J. vor dem oberbayerischen Schwurgerichte verhandelten Processe beigewohnt, welcher großes Aufsehen in ärztlichen und richterlichen Kreisen erregt hat. Wie der Vortragende ausführt, war dieser Fall der erste, in welchem ein deutscher Staatsanwalt eine Anklage aus § 176, 2 R.-Str.-G. mit der Begründung erhob, der Angeklagte habe sich zur Erreichung seiner verbrecherischen Absicht der Hypnose bedient. Mit der Verurtheilung Czynski's und des falschen Pastors Wartalski, der die Scheintrauung zwischen Czynski und der Freiin v. Zedlitz vorgenommen hat, seien die Acten über den Proceß geschlossen, nicht aber die über die wissenschaftliche Streitfrage, ob Czynski seine Absicht thatsächlich durch Hypnose erreicht habe. Diese Frage hat der Referent als einziger unter den fünf geladenen Sachverständigen entschieden verneint, und auf sein Gutachten hin ist Czynski von dieser Anklage freigesprochen worden. Prof. Hirt gab zunächst eine eingehende, dramatisch lebhafte Schilderung des Verlaufes der drei Tage währenden Gerichtsverhandlung und stellte dann an der Hand der Zeugenaussagen den Gang des Verhältnisses zwischen Czynski und der Baronesse so dar, wie er sich nach dem Urtheile des gesunden Menschenverstandes lediglich habe abspielen können und thatsächlich abgespielt habe. Redner ging dann über zur Erörterung der Fage: Hat die Hypnose nach dem, was wir gehört haben, überhaupt eine Bedeutung vor dem Forum? und verneinte diese Frage auf Grund folgender Ausführungen: Die Möglichkeit, daß jemand unter dem Einflusse der Hypnose ein Verbrechen begeht, ist so gut wie ausgeschlossen; denn dazu gehört zu allererst, daß er seine Einwilligung gibt. Es geht nicht etwa, wie in Romanen zu lesen ist, daß jemand wider seinen Willen hypnotisirt und zur Begehung eines Verbrechens bestimmt wird, es geht auch nicht par distance, sondern es geht nur von Auge zu Auge, und selbst dann muß die Hypnose unendlich oft wiederholt werden, denn der Zustand der Hypnose dauert nicht länger als der Hypnotiseur mit der hypnotisirten Person zusammen ist. Nur eine große Gefahr ist vorhanden: In den besten(?) Gesellschaftskreisen wird sehr viel zum Vergnügen hypnotisirt, und zwar in der Weise, daß durch ununterbrochenes Streichen der Betreffende derart eingeschläfert wird, daß er seine eigene Persönlichkeit vollständig vergißt und verliert, sich z. B. auf Befehl des Hypnotiseurs für ein Kaninchen hält und auf die Diele niederkniet, um imaginären Kohl zu essen. In der Vornahme solcher Experimente liege eine schwere Gefährdung des Allgemeinwohls. „Wenn jedermann in seinem Kreise dahin wirkt, das Hypnotisiren nur „pour passer le temps" einzudämmen, thut er ein gutes Werk. Denn in dieser Art des Hypnotisirens liegt die einzige Möglichkeit, wo Hypnose und Hypnotisirung die fundamentalsten Stützen unsres Culturlebens untergraben können. In forensischer Beziehung aber kann es nach meiner Ueberzeugung nicht vorkommen, daß jemand ein Verbrechen nur deßwegen begeht, weil ihm ein anderer dies suggerirt hat!"

* **München.** Prof. Dr. E. Köppel hat den Ruf nach Straßburg als Ordinarius für englische Philologie an Stelle Brandls angenommen.

* **Marbach**, 10. Nov. Geh. Commercienrath Dr. K. v. Steiner in Stuttgart hat dem Archiv des Schwäbischen Schiller-Vereins eine bedeutende Sammlung von Handschriften zum Geschenk dargebracht. Dieselbe enthält 325 Briefe und Manuscripte, die von dem Dichter und seiner Familie stammen. Schiller selbst ist mit 34 Briefen und einem Bruchstück des Demetrius vertreten, Charlotte v. Schiller mit 127, sodann der Vater Johann Kaspar mit fünf Briefen, die Mutter, die Schwestern und Kinder des Dichters, die Familie Wolzogen mit Briefen und literarischem Nachlaß, ferner Frau v. Lengefeld, der Schwager Hofrath Reinwald mit Briefen an den Vater Schiller und Manuscripten. Hieran schließen sich an: 53 Briefe an Frch. Schiller. Unter denjenigen, von denen diese Briefe herrühren, befinden sich Conz, Dannecker, Hölderlin (3), Hoven, Huber, Frau v. Kalb, Gottfr. Chr. Körner (9 Briefe, zum Theil Antworten auf die in der Sammlung enthaltenen Briefe Schillers an Körner), J. H. Meyer, Niethammer, Reichhardt, Joh. Friedrich Reinhardt, Wieland, Zelter, Zumsteeg u. a. Weitere Originalbriefe und Manuscripte weist der der Sammlung beigefügte ausführliche Katalog auf: Gedichte und Briefe von Conz, Brief von Cotta, Dannecker (5), Einsiedel, Goethe, Ottilie v. Goethe, Haug (Gedichte und Briefe), Friedr. Hölderlin (Conceptfragment des Hyperion) 5 Blätter und 5 Heftchen Gedichte und 2 weitere Briefe (neben denjenigen an Schiller), Hölderlins Mutter, Francisca v. Hohenheim; sodann weitere Briefe von Hoven, Huber, Wilh. v. Humboldt (24), (darunter 1 Brief an Körner über Schiller nach dem Tode des Dichters), Knebel, Schubart, Schwan u. s. w. Auch Waiblinger, Uhland, Mörike u. s. w. sind in der Sammlung vertreten, der noch eine Anzahl seltener, auf Schiller bezügliche Druckwerke beigefügt waren. Die Handschriftensammlung enthält im ganzen 790 Nummern. — Wie jetzt bekannt wird, hat man in Geh.-R. v. Steiner auch den anonymen Geber zu verehren, der seit einer Reihe von Jahren alljährlich zum Geburts- und Todestag des Dichters dem hiesigen Schiller-Haus interessante Drucke und Handschriften des Schiller-Kreises zugewendet hat.

* **Bonn.** Der Besuch der rheinischen Hochschule steigert sich noch immer beträchtlich. Die Anmeldungen neuer Studirender beliefen sich, nach einer Berechnung der „K. Z.", bis zum 7. Nov., dem Tage des Ablaufs der gesetzlichen dreiwöchigen Einschreibungsfrist, für das neue Wintersemester bei der katholisch-theologischen Facultät auf 15, bei der evangelisch-theologischen auf 29, bei der juristischen auf 111, bei der medicinischen auf 57, bei der philosophischen Facultät auf 137, im ganzen auf 349, schon jetzt 7 mehr als im vorigen Herbst. Der Abgang am Schluß des abgelaufenen Semesters beträgt bis zu dem genannten Tage 442, dauert aber wie die Anmeldungen noch fort und wird bis zur Aufstellung des amtlichen Personalverzeichnisses voraussichtlich bis zur Höhe von etwa 500 gelangen. Mit dem dann noch verbleibenden Bestande von 1275 wird die Gesammtzahl der Studirenden im neuen Semester jedenfalls auf über 1600 steigen, 100 mehr als im vorigen Wintersemester 1894/95. Unter den neu hinzugekommenen Studirenden ist die Zahl der Ausländer ungewöhnlich hoch: 9 Amerikaner, 6 Engländer, 4 Franzosen, 3 Norweger u. s. w. Vor drei Jahren (Herbst 1892) stand die Zahl der Studirenden noch auf 1258.

* **Berlin.** Der „Charl. Ztg." zufolge hat man den Plan, vor der Technischen Hochschule in Charlottenburg Helmholtz und Siemens correspondirende Denkmäler (nach Art der Humboldt-Statuen vor der Berliner Universität) zu errichten, in Bezug auf Helmholtz wieder aufgegeben und als Pendant für Siemens vielmehr den verstorbenen Commercienrath Krupp in Aussicht genommen. Uns scheint, daß, wie beim ersten Entwurfe Helmholtz, so bei diesem Siemens im geistigen Werthe herabgesetzt würde. Man lasse doch jede gewaltsame Combination! Plätze für Individuen kann man nicht bloß nach Quadratmetern abstecken.

* **Kiel.** Der ministeriellen Anregung entsprechend, werden die Professoren Pappenheim, Niemeyer, Frantz, Kleinfeller und Privatdocent Dr. Rehme im Wintersemester wöchentlich einstündig Universitätsvorträge für Praktiker über den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches halten.

r. **Dorpat**, 5. Nov. Das soeben in russischer Sprache herausgegebene Personalverzeichniß der Universität, für das als abschließender Termin der mitten ins Semester fallende 1. October gewählt ist, zeigt im Bestande des Lehrkörpers keine wesentlichen Veränderungen; als bemerkenswertheste verdienen nur folgende hervorgehoben zu werden. Zum ersten Male erscheint neben dem Rector an Stelle des früheren Prorectors der Inspector für die Studenten, der frühere Director der Pleskauer Realschule, M. A. Butlerow, und sein Gehülfe, ein früherer Gymnasiallehrer, E. Chrabrow. Die theologische Facultät, die einzige, der noch deutsche Unterrichtssprache gewährleistet ist, weist an Stelle des nach Kiel berufenen Prof. Mühlau als a.-o. Professor der exegetischen Theologie Alfred Seeberg auf; als Privatdocenten haben sich habilitirt: Alexander v. Bulmerincq, Alexander Behrendts und Konrad Graß. In der juristischen Facultät ist der Professor für Polizeirecht Derjushinski abgegangen und hat die Leitung des „Journals des Ministeriums der Justiz" in Petersburg übernommen. Die medicinische Facultät hat erst vor wenigen Tagen in der Person des a.-o. Prof. W. Popow eines ihrer Mitglieder durch den Tod verloren, dagegen in dem a.-o. Professor für Chirurgie M. Drushinin ein neues erhalten. Als Nachfolger für Professor Wiskowatow ist in der historisch-philologischen Facultät Dr. E. Pjetuchow auf den Lehrstuhl für russische Sprache berufen. In der physico-mathematischen Facultät ist neben den emeritirten Prof. der Botanik Edmund Russow als a.-o. Professor desselben Faches Magister N. Kusnezow getreten. Das Verzeichniß der Studenten zählt zum 1. October 1895 1064 Namen gegen 1247 zum 15. September 1894, weist also eine Abnahme von 183 Zuhörern auf; den größten Rückgang (um 121) zeigt die medicinische Facultät, doch sind auch die theologische (um 31) und die physico-mathematische (um 27) erheblich zurückgegangen. Der Herkunft nach stammt die Mehrzahl der Studirenden aus den Ostseeprovinzen, nämlich 583; 474 aus anderen Provinzen des russischen Reichs, einschließlich Polen; 7 sind Ausländer. Nach dem Religionsbekenntniß gehören 649 der evangelischen, 89 der griechisch-katholischen, 79 der römisch-katholischen Kirche an; 242 Studirende, also 23 (!) Procent, sind Juden. Als eine ganz besondere Erscheinung ist neben zwei Armeniern, einem Altgläubigen und einem Karaimiten auch ein Buddhist verzeichnet. — Die Zahl der anhangsweise angeführten Hörer der Pharmacie beläuft sich auf 237, von denen die meisten (166) aus den inneren Gouvernements stammen, unter ihnen 105 Juden, also 44 (!) Procent.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 11. November folgende Schriften eingegangen:

Eugen v. Bergmann: Die Wirthschaftskrisen; Geschichte der nationalökonom. Krisentheorien. Stuttgart, W. Kohlhammer 1895. — Dr. Franz Hilscher: Die Haftung mehrerer Eisenbahnen beim Eisenbahnfrachtvertrage. (Sep.-Abdr.) Wien, Selbstverlag 1895. — Richard Klimpert: Lexikon der Münzen, Maße, Gewichte, Zählarten u. Zeitgrößen aller Länder. 2. Aufl. Berlin, C. Regenhardt 1896. — Joseph Körösi u. Dr. Gustav Thiering: Die Hauptstadt Budapest i. J. 1891; Volksbeschreibung u. Volkszählung: Bd. II. (Publ. des Statist. Bureaus der Stadt); übers. a. d. Ungar. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1895. — E. v. Schenckendorff: Die Ausgestaltung der Volksschule nach den Bedürfnissen der Gegenwart; Vortrag. Görlitz, P. W. Sattig (Comm.) 1895. — *Sully Prudhomme:* Que sais-je? Examen de conscience. — Sur l'origine de la vie terrestre. Paris, Alphonse Lemerre 1896. — S. Hausmann: Die kais. Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg; Festschrift. Straßburg, Karl J. Trübner 1895. — Albert Sorel: Montesquieu; deutsch v. Adolf Kreßner. (Anton Bettelheim: Geisteshelden. Bd. 20.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Gräfin Elise v. Bernstorff, geb. Gräfin v. Dernath; aus ihren Aufzeichnungen. 1789—1835. 2 Bde. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Karl Tanera: Ernste u. heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers i. J. 1870/71; illustr. v. Ernst Zimmer. 9.—12. Lfg. München, C. H. Beck. — E. W. Allers: Unser Bismarck; Text v. Hans Kraemer. Lfg. 14. Stuttgart ꝛc., Union. — Graf Leo Tolstoi: Soldatenpflicht; nach d. russ. Mskrpt. übers. Leipzig u. Zürich, Theodor Schröter 1896. — A. Eccarius-Sieber: Der Clavierunterricht wie er sein soll. Ebd. — Frida Schanz: Kindeslust; Jahrbuch für Knaben u. Mädchen von 8—12 Jahren. I. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Clementine Helm u. Frida Schanz: Junge Mädchen; Almanach für Mädchen von 12—16 Jahren. Ebd. — Neue literarische Blätter; Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Literatur, hggb. v. Heinrich Stümcke. IV. Jhgg. Nr. 1. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1895. — Antiquar. Katalog: Georg Lissa, Berlin; Nr. 18: Seltene u. interessante Bücher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Journal des Goncourt.

Tome VIII 1889–1891.

βλ. Die Rolle, welche die Brüder Goncourt, „die Väter und Erfinder des Naturalismus“, wie sie sich nennen, in der französischen Literatur gespielt haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Zwar nicht der Naturalismus, wenn damit die treue Beobachtung der Wirklichkeit verstanden werden soll, wohl aber der pathologische Fall, die Unnatur, die das Gesunde für das Krankhafte vertauscht, der Pessimismus, der durch Ekel erzeugt wird, das sind die Elemente, die in der Kunst der Modernen auf die Brüder Goncourt zurückleiten. Der jüngere der beiden, Jules, ist vor nahezu 17 Jahren gestorben. Der Ueberlebende hat nie aufgehört, den Tod des Bruders zu beklagen, und man begreift die Art seines Schmerzes, wenn man vernimmt, daß für ihn das Sterben gleichbedeutend ist mit der totalen Vernichtung des Individuums, „welches ein absolutes Nichts, eine Art von Eintagsfliege, mit etwas längerer Lebensdauer wie die andere ist, den Schoten des Ginsters vergleichbar, die knisternd aufbrechen“. Der Vergleich ist von A. Daudet, der mit beiden Goncourts die Ueberzeugung theilt, daß die Möglichkeit einer Fortdauer über dem Grabe nicht einmal eine Anspielung, geschweige eine ernste Erwägung verdiene. Das Todtenopfer entspricht der Lebensauffassung des Paares. Vereint haben die Goncourts in einer Reihe von mehr als zwanzig Bänden alle physischen und moralischen Abgründe menschlicher Verkommenheit aufgedeckt. Nach dem Tode des Bruders hat Edmond de Goncourt den Ton nicht verändert. Bei seinen Personen, sagt Georg Brandes, sind die Nerven wie bei Geschundenen oder in einem anatomischen Präparat bloßgelegt. Seine tiefgehende Originalität habe etwas mit krankhafter Verfeinerung Verwandtes: er sei der feinste, am tiefsten eindringende Erforscher der Seele, vom Standpunkte des Nervenlebens betrachtet. Wohlwollender sind die Verfasser von „Germinie Lacerteux“ kaum jemals beurtheilt worden.

„Mein Thatbestand ist ein ganz außerordentlicher,“ schreibt Edmond de Goncourt im vorliegenden Band. „Ich bin 67 Jahre alt. In diesem Alter schweigen gemeiniglich in der Literatur die Injurien und man hat mit der insultirenden Kritik abgeschlossen. Ich aber werde beschimpft, geschmäht, insultirt wie ein Anfänger, und ich habe allen Grund zu glauben, daß eine solche, gegen einen Mann meines schriftstellerischen Rufes gerichtete Kritik ein in der Literatur aller Zeiten und Länder einzig dastehendes Beispiel ist.“ Es fällt ihm nicht bei, daß, wer selbst keine Ehrfurcht kennt, ja nicht einmal die Achtung, die man dem weißen Haar auf dem eigenen Haupte schuldet, wohl kaum Anspruch darauf erheben kann, daß andere sich dessen erinnern. Und neben diesem Mißbrauch eines großen, so oft herabgewürdigten Talents besteht bei E. de Goncourt ein so hoher Begriff dessen, was die Literatur an Hingebung aller Kräfte verlangt, daß er, von seinem Freunde Zola und sich selbst sprechend, ausruft: „Nous avouons que nous avons été de vrais martyrs de la littérature, peut-être des f.... bêtes.“ Sein letztes Stück „La patrie en danger“ ist auf dem Théâtre Libre ausgepfiffen worden, „die letzte Kartusche verkracht“; um mit des Verfassers eigenen Worten zu reden, c'était un désastre; die Jugend hat sich von ihm abgewandt, die Décadents verleugnen ihren intellectuellen Urheber, nur die Studenten der Medicin harren noch bei ihm aus! Er fragt sich, ob es nicht an der Zeit sei, „mit dem Gelde von Germinie Lacerteux zu faulenzen, in der Sonne zu braten, die Ausstellung (es ist 1889) zu besuchen, die bestempfohlenen Weine zu trinken und die kosmopolitischsten, exotischsten und extravagantesten Küchen durchzukosten.“ Hat doch selbst der farblose, milde Präsident Carnot erklärt, es sei eine Schande, Stücke wie „Germinie“ spielen zu lassen, und Goncourts eigene Haushälterin Pelagie ihm beschämt gesagt: „Vraiment, tout le monde à Auteuil trouve votre pièce pas une chose propre!“ In Dänemark und Rußland, so wird ihm versichert, sei er ein populärer Schriftsteller, aber in Frankreich erbleichen seine Sterne; die naturalistische Epoche, die 50 Jahre gedauert hat, neigt sich ihrem Untergang zu. Goncourt weiß es wohl, aber er ergibt sich nicht darein, seine Existenz als Gastronom und Sammler von Erzeugnissen des japanischen Kunstgewerbes zu beschließen. Um so schlimmer für das Publicum, wenn es gefühllos an seinen naturalistischen Stücken vorübergeht, und die gequälten Nerven der Modernen gegen den Roman naturiste revoltiren. Goncourt hat immerhin noch eine Karte: Es ist sein „Journal“, das Echo des Pariser Schriftthums, dem er seit 1851 alle Indiscretionen und Intimitäten anvertraut, die seine raffinirte Beobachtung erlauschte. In vino veritas! Bei den Symposien unter Collegen sind selbst dem schweigsamen Taine einige seiner innersten Gedanken entschlüpft, und Renan hat arglos beim Becher geplaudert. Er ahnte nicht, daß er beim Nachtisch von einem Stenographen Namens Goncourt zu Papier gebracht wurde und seine losen Reden im Band V des Journals als „Documente zur intellectuellen Geschichte des Jahrhunderts“ wiederfinden sollte. Auf seine bittern Klagen über die begangene Indiscretion wurde ihm erwiedert: „Ich schäme mich nicht im geringsten, denn seit die Welt besteht, sind alle lesenswerthen Denkwürdigkeiten von indiscreten Leuten niedergeschrieben worden, und mein ganzes Verbrechen besteht darin, zwanzig Jahre, nachdem ich es gethan, noch am Leben zu sein — darüber vermag ich menschlicherweise keine Reue zu empfinden.“ Damit mußten sowohl Renan als die übrigen Gäste der Tafelrunde sich zufrieden geben; aber sie ließen sich's gesagt sein, kehrten nicht wieder, und Dinge, wie sie in jenem Band V berichtet werden, sollte Goncourt nicht mehr zu hören bekommen. Im vorliegenden Band VIII glänzen, mit Ausnahme von A. Daudet, Coppée, Zola, berühmte Zeitgenossen größtentheils durch ihre Abwesenheit.

Dennoch wäre es ungerecht, zu behaupten, daß ein Mann von der Routine und dem Geschick von Goncourt

nichts Wissenswerthes mehr mitzutheilen hätte. In seiner Art, vom Standpunkt des Technischen, Materiellen, ist er ein sehr feiner Kunstkenner. Er gehört mit seinem Bruder, mit Burty und Zola zu den ersten Sammlern und Lobrednern japanischer Kunst, die sich ihm schon durch die in ihr waltende Sinnlichkeit empfahl; er pries zuerst Gokousaï und Outamaro, und trägt sich mit dem Gedanken, eine Reihe japanischer Malerbiographien zu veröffentlichen. Von der Schwierigkeit, den Japanern, auch den gebildetsten, das Wissenswerthe über ihre Landsleute zu entreißen, gibt er sehr bezeichnende Beispiele; er selbst aber scheitert an näherliegenden Klippen, spricht vom „Times-Correspondenten Lord Oliphant“ und nennt die Kaiserin Friedrich „l'Impératrice de Prusse“. Dabei ist wohl Absicht, denn E. de Goncourt bezeichnet sich als Chauvinist und verlangt Revanche: „Ein Frankreich, das bei Avricourt anfängt, ist kein Frankreich mehr, dessen ethnographische Bedingungen ihm die Vertheidigung gegen fremde Invasion ermöglichen; ich bin überzeugt, daß ein letztes Duell zwischen den beiden Nationen trotz allem unvermeidlich sein wird. Es muß entscheiden, ob Frankreich wieder Frankreich werden oder von Deutschland aufgegessen werden soll.“

Von Notizen über berühmte Schriftsteller und Dichter heben wir einige merkwürdige Einzelheiten über Victor Hugo hervor, die Madame Lockroy mittheilt: „Hugo pflegte im Sommer, während seines Aufenthaltes in Guernsey, um drei Uhr Morgens aufzustehen. Bis zwölf Uhr arbeitete er. Nach zwölf Uhr Zeitungen und Correspondenzen, da er sich niemals eines Secretärs bedient, dann Spaziergang. Es herrschte in diesem Leben die größte Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit. Der Spaziergang dauerte zwei Stunden und man ging stets den gleichen Weg, um keine Minute später zurück zu sein. Wenn Madame Lockroy in heller Verzweiflung, stets dasselbe zu thun, sich beklagte, erhielt sie zur Antwort: ‚Auf einem andern Weg weiß man nicht, was sich ereignen und uns verspäten könnte!‘ Um halb zehn Uhr mußte das ganze Haus zur Ruhe gebracht sein, und Hugo ärgerte es, Madame Lockroy in ihrem Zimmer noch wach zu wissen. Sein Körper war von Eisen, es fehlte ihm kein Zahn, und mit diesen alten Zähnen zerbrach er Aprikosenkerne sechs Monate vor seinem Tode. Und welche Augen! In Guernsey arbeitete er in einem Glaskäfig, ohne Vorhänge, mit einem Oberlicht, bei welchem das Gehirn zu schmelzen und der Mensch zu erblinden drohte.... Niemals las er bei künstlichem Licht, keine Zeile eines Journals oder Briefes. Letztere pflegte er mit der Bemerkung, er werde sie morgen lesen, in die Tasche zu stecken. Während des Krieges, wo Jedermann mit fieberhafter Aufregung über die Zeitungen herfiel, kam einmal die Post, durch Nebelwetter verspätet, des Nachts; er aber nahm kein Blatt mehr in die Hand und ließ sich den Inhalt von den anderen erzählen.“ Von Maupassant wird bereits 1889 die quälende Todesfurcht erwähnt, die ihn ruhelos von Ort zu Ort trieb, ihn sich plötzlich einzuschiffen veranlaßte, wenn er von ansteckender Krankheit hörte, und mit einem Selbstmordversuch endigte. Ganz eigenthümlich ist das Selbstbekenntniß des Verfassers, zwei oder drei Jahre der Erblindung, vor seinem eigenen Ende, würden ihn vielleicht, durch die Trennung von den materiellen Dingen, von der Welt der Farbe, die ihn so mächtig umfangen gehalten, befähigen, wenn nicht ein Buch, so doch Noten eines ganz spiritualistischen, philosophischen Inhalts niederzuschreiben. Aber freilich, fügt er hinzu, vermöge er nichts auszudrücken, ohne Hülfe der Schrift, die, zu einer Art von Zeichnung gestaltet, seinem schriftstellerischen Vermögen unentbehrlich sei.

Dieser Gedanke, daß das Erlöschen des äußeren Lichts ihm die innere Erleuchtung bringen werde, kehrt mehrmals bei dem Historiker der Frau des 18. und der Courtisane des 19. Jahrhunderts wieder und erweckt ein Gefühl des Mitleids für ihn und für so manche, die ihm auf seinen Wegen gefolgt sind. Jedoch, ein Abschiedswort der Weisheit improvisirt sich nicht: Nur derjenige ist befugt, es auszusprechen, von dem das Wort des Dichters gilt:

> „Kein Aeußerliches war's, wonach er irgend strebte,
> Es war sein Inneres selbst, das was er war und lebte.“

Die Rumänen in Macedonien.

Von Dr. Richard Otto.

II.[1])

Unsere Kenntniß der Aromunen darf sich nicht auf Macedonien beschränken, wenn dieselben auch hier von größtem politischen Interesse sind. Wir müssen uns Weigands Führung weiter anvertrauen und mit ihm die Aromunen in Albanien und Griechenland besuchen, um nach Betrachtung der ganzen zerstreuten Völkermasse erst unser Bild zu vervollständigen.

Eine große und kühne Forschungsreise durch Albanien unternahm Dr. Weigand im Sommer 1889, sie führte ihn über Ochrida nach Elbassan und Berat und bis an das sumpfige Gestade der Adria. Der Weg von Monastir nach Ochrida führt über hohes bewaldetes Gebirge, und dort erblickte der Reisende die ersten Sommerdörfer der Aromunen, Kalivă heißen sie; sie bestehen aus niederen Strohhütten, in denen die Hirten während des Sommers wohnen. Später fand er noch viele Kaliven am Wege, bisweilen begegnete ihm auch ein ganzer Zug von Aromunen, wie sie mit Weibern, Kindern, Herden, Lastthieren und Gepäck in die Ebene hinabstiegen.

Von der Höhe des Bergweges aus erblickt man plötzlich Ochrida, das malerisch daliegt am großen fischreichen See, kaum merklich überragt von der Burg, dahinter bewaldete Gebirgszüge Mittelalbaniens, bis zum hohen und steilen Tomor, dem versteinerten Riesen der Sage. Die Stadt liegt noch ganz im bulgarischen Gebiet, aber die Albanesen sind schon sehr nahe und machen ihren Einfluß geltend. Stößt doch ihr Gebiet direct an das westliche Ufer des Ochrida-Sees! Die Albanesen, zum größten Theile Mohammedaner, sind rohe Leute, die jede Vergewaltigung der Christen für erlaubt halten, und die türkische Regierung läßt alles geschehen, aus Furcht, es mit den einflußreichen albanesischen Beys zu verderben. Es ist auch bekannt, daß diese Beys gar nicht selten mit Räubern im Einverständniß sind: man kann dort erleben, daß ein kostbares Gut, das einem die Räuber genommen haben, bald im Besitz eines vornehmen Albanesen gesehen wird. Christliche Frauen und Kinder werden öffentlich in der rohesten Weise insultirt, und christliche Knaben dürfen nicht allein durch die einsamen Straßen der Vorstadt von Ochrida gehen.

Die Bulgaren bilden die Hauptmasse der Bewohner von Ochrida, Türken und Griechen leben dort nur in geringer Anzahl. Dennoch hatten die Griechen unter den Bulgaren daselbst großen Anhang; jetzt hat das aufgehört, und die griechische Schule besuchen nur noch zwanzig Schüler. Unter den 150 aromunischen Familien sind viele Farscherioten, die vom Kamua-Gebirge stammen, südwestlich vom Ochrida-See. Hier konnte Weigand mit diesem nomadisirenden Volksstamme am bequemsten bekannt werden und seine Sprache mit Hülfe der rumänischen Lehrer untersuchen. Allein wäre ihm das nie gelungen, denn die Leute sind überaus mißtrauisch; seine Fragen machten sie bald ungeduldig, sie wollten auch keine Volkslieder mittheilen, und nur mit Mühe ließen sich einige alte Weiber bewegen, sich photographiren zu lassen.

---

[1]) Vergl. Beilage Nr. 260.

Die Farscherioten nomadisiren weit umher, man trifft sie auf der Sucha-Planina in der Nähe von Nisch in Serbien und in Akarnanien in Griechenland. Aber wo sie auch leben, albanesisch verstehen sie immer, in Mittelalbanien lebt auch ihre größte Masse, und von dem Orte Frascheri, der jetzt allerdings mehr von Albanesen bewohnt ist, sollen sie ihren Namen haben. In Griechenland nennt man sie, weil sie aus Albanien kommen, „Arvanitovlachi". Sie unterscheiden sich sehr von den Aromunen: während die Aromunen in den Städten leben als Handwerker oder Kaufleute, oder als Hirten ihre eigenen Berge haben und bestimmte Wohnsitze im Sommer wie im Winter, sind die Farscherioten fast alle nur nomadisirende Hirten ohne Grundbesitz; sie müssen ihr Weiderecht durch Geld erwerben, und zwar im Sommer wie im Winter. Da jetzt ihr Erwerb zurückgeht, fangen sie vereinzelt an, sich ansässig zu machen. — Die Farscherioten leben in Sippen (falkare), jede steht unter einem Führer, den man mit dem slavischen Worte „Tschelnik" (Vorgesetzter) bezeichnet. Mehrere Sippen bilden ein Geschlecht (farä), innerhalb dessen Wechselheirathen stattfinden. Ehen zwischen Farscherioten und Aromunen kommen nie oder selten vor, weil die Aromunen zu stolz dazu sind.

In der Tracht und im Dialekt unterscheiden sie sich merklich von den übrigen Aromunen, aber auch in Charakter. Sie sind wild, schwer zugänglich, streitsüchtig und schrecken vor keiner Gefahr zurück, sie sind darum auch dem Räuberhandwerk besonders zugethan. Von Kirche und Schule wollen sie nur wenig wissen; nur in wenigen ihrer Kaliven wird Gottesdienst gehalten, und zwar von auswärtigen Geistlichen, und oft kann nicht einmal der Tschelnik lesen und schreiben.

„Der Tschelnik hat 20—200 Familien unter sich, deren fast unumschränkter Herrscher er ist. . . . Sie ziehen dahin, wohin der Tschelnik sie richtet. Dieser bezahlt sämmtliche Steuern, Grenzzoll und sonstige Verpflichtungen, während die Gemeindemitglieder ihm für jedes Schaf, das sie zu eigen haben, 20 Para abgeben; wer aber nicht mehr als 20 Schafe hat, braucht nichts zu zahlen. Die Hauptmasse der Herde gehört aber dem Tschelnik allein, und es gibt deren, die bis 10,000 Stück haben. Die Männer haben die Schafe und Ziegen zu weiden, die Hammel getrennt von den Mutterschafen. Jeder Schäfer erhält 3—5 türk. Lira und ein Paar Schuhe für ein halbes Jahr, das von St. Georg (April) bis St. Dimitri (October) gerechnet wird. Außerdem bekommt jeder Schäfer im Herbste einen Mantel aus Ziegenhaaren, der wasserdicht ist und mit dem zugedeckt die Leute selbst kalte Nächte ohne Schaden im Freien verbringen können. An Mehl wird eine Oka täglich geliefert; je zwei bekommen sechs Ziegen zugewiesen, deren Ertrag an Milch ihnen gehört. Nach 14 Tagen oder länger gibt der Tschelnik auch ein Lamm. . . . Der Ertrag an Wolle gehört ausschließlich dem Tschelnik, wofür er die nöthige Summe für die Abgaben verschafft, höchstens gibt er noch Käse und Butter ab, doch sind in dieser Beziehung die Bestimmungen bei den Sippen sehr verschieden. Streitigkeiten schlichtet der Tschelnik, dessen Urtheil man sich früher unbedingt unterwarf. In neuerer Zeit sollen sich aber die Hirten keine Strafen mehr vom Tschelnik gefallen lassen, während ihm ehemals sogar das Recht über Leben und Tod zustand." [1])

[1]) In der Landschaft Manjana in Akarnanien fand Weigand bei den dortigen Farscherioten, daß eine Frau, und zwar eine Wittwe, an der Spitze der Gemeinde stand, sie wurde „Tschelnikoanja" genannt; sie sollte so lange herrschen, bis ihr Sohn herangewachsen wäre. Im Norden kommt das nicht vor, da der nächste männliche Verwandte die Stelle des verstorbenen Tschelnik einnimmt, bis der Sohn von der Gemeinde für mündig erklärt wird. Ueberhaupt nimmt bei den Hirten-Aromunen die Frau eine sehr untergeordnete Stellung ein.

Der Hauptzweck von Weigands Reisen bestand darin, die Sprache der Aromunen zu erforschen und sie der grammatischen Bearbeitung zugänglich zu machen. Darum brachte er die Umgangssprache der Leute zu Papier und sammelte auch eifrigst die wenigen älteren Sprachdenkmäler, die vorhanden waren; besonders aber erforschte er die Volkslieder, Erzählungen und die übrigen Gattungen der Volkspoesie mit Fleiß und Geschick, und im zweiten Bande seines Werkes bietet er uns eine wohlgeordnete, umfangreiche Sammlung der Volksliteratur der Aromunen. Diese zu sammeln war darum nicht sehr schwer, weil gebildete Angehörige des Volkes dabei mithalfen, und auch das niedere Volk zeigte sich zugänglich, soweit es nicht ganz und gar durch die griechische Propaganda verhetzt war. Unmöglich war es dagegen, aus dem Munde der Farscherioten Volkslieder mitgetheilt zu erhalten, sie waren nur durch Vermittlung aromunischer Lehrer zu bekommen. So hat Dr. Weigand auch aus dem Liederschatze dieser nomadisirenden Aromunen eine Anzahl charakteristischer Proben beigebracht, von denen wir zwei Lieder hier mittheilen.

Aufbruch im Frühjahr.

Im Winterlager von Halmyros
Dort blieben mir die Hammel —
Was sagte Bula-Matschela? [1])
„Erhebt euch, Burschen, laden wir die Angehörigen auf,
Daß man uns nicht gewahr wird,
Daß nicht die Gegen uns auf den Weg kommen;
Denn wir haben schöne Frauen,
Alle den Hals umwickelt mit werthvollen Ketten.
Wir haben verlobte Töchter
Mit Halsketten und Armbändern.
He, Frau des älteren Spira,
Ziehe abwärts nach dem Markte,
Hole Spira aus dem Gefängniß,
Ziehe abwärts nach Vizir,
Hole Spira aus den Ketten."

Der ältere Spira, der in Ketten liegt, wird wohl als Räuber erwischt sein. — Als Beispiel der eigentlichen Räuberpoesie geben wir folgendes Lied:

Der sterbende Räuber und seine Schwester.

He, Janaki Kakarada,
Du nahmest die Riemen vom Herde,
Du eiltest von Felsen zu Felsen!
He, Janaki, Neffe der Tante,
Räuberhauptmann im Vilajet!
He, Janaki, mit dem Beutel voll Gold,
Räuber im Aromunenland! —
„Dir, Schwester, lege man die Ohrringe an,
Mir, Schwester, zünde man die Kerzen an.
Dir, Schwester, mache man das Pferd bereit,
Mir, Schwester, mache man die Bahre bereit.
Dich, Schwester, erwartet die Schwiegermutter,
Mich, Schwester, erwartet das Grab.
Dich, Schwester, erwartet der Schwiegervater,
Mich, Schwester, erwartet die Erde.
Beweine mich, Schwester, noch ein wenig,
Bis die Hochzeiter auf dem Bergesrücken zum Vorschein kommen."
„Was kann ich machen, armer Bruder:
Der Vater soll dich auf dem Gewissen haben,
Der dich auf jenen Weg geschickt hat!"

Janaki Kakarada war ein bekannter Räuber in der Landschaft Zagori. Er fiel in einem Hinterhalt, und man brachte ihn schwer verwundet nach Hause, gerade als seine Schwester Hochzeit halten wollte. Die Farscherioten in Akarnanien singen ein ähnliches Lied:

Von Halmyros bis nach Karava
Streifte Naki Kakarada.
Naki ging nach Albanien,

[1]) Spira Bula-Matschela aus Pljaja ist der Führer einer Sippe, die am Golfe von Volo in Thessalien ihr Winterlager zu halten pflegt.

Um einen Säbel von Gold zu machen.[1])
Naki, der Bruder der Schwester,
Der Räuberhauptmann in Zagori,
Naki, der Neffe der Tante,
Der Räuberhauptmann im Vilajet.
Naki, die Erde umfing ihn;
Zagori hatte Furcht vor ihm.

Mit den aromunischen Räubern wurde unser Reisender bald aufs beste bekannt. —

Am südlichen Ende des Ochrida-Sees erhebt sich auf schroffem Felsen ein altersgraues Kloster, es ist benannt nach dem heiligen Naum, der dort begraben liegt und zu dessen Feste Christen und auch Mohammedaner herbeipilgern. Bei den frommen Mönchen dort ist gut leben: freundliche Aufnahme findet der Reisende, eine reiche Tafel steht zu Gebote und ausgezeichneter Klosterwein. Hier hatte Dr. Weigand die erste Station gemacht, nachdem er die lange Reise nach Albanien angetreten hatte. Er sah aus dem Fenster hinaus und genoß den prachtvollen Anblick des Sees und der Ufer; drüben glitzerten die Fenster von Ochrida in der untergehenden Sonne. Es stiegen ihm jetzt Bedenken auf, ob es gut gethan wäre, schutzlos in das Gebirge zu ziehen, denn der Kaimakam von Ochrida hatte ihm keine Bedeckung mitgegeben, da er es ablehnte, für eine so gefährliche Reise Verantwortung zu tragen. Aus seinen Betrachtungen weckte ihn ein Schuß, der vom Wasser herauf erscholl. Er sah durch das Fernrohr und erblickte ein Boot, mit Soldaten bemannt, in ihrer Mitte stand ein stattlicher Mann in europäischer Tracht mit prächtigem Vollbart. Es war der Kaimakam von Pogradets, dem nächsten Dorfe, der wollte nach Ochrida fahren, zuvor aber in St. Naum rasten, um sich mit Trank und Speise zu stärken. Der Reisende und der Kaimakam wurden gleich bekannt, und letzterer bemühte sich sehr, als Mann von Bildung zu erscheinen. Weigand theilte ihm ohne Rückhalt Ziel und Zwecke seiner Reise mit, worauf der Kaimakam den Rath ertheilte, dieselbe zu unterlassen. Als der Reisende sich aber fest entschlossen zeigte, dictirte der Kaimakam in griechischer Sprache einem der Mönche einen Brief an den Tschausch (Feldwebel) in Pogradets, worin er demselben auftrug, Weigand wegkundige Leute mitzugeben, ihn in jeder Weise zu unterstützen und ihn nicht durch Fragen zu belästigen, denn erstens verständen sie doch nichts davon und zweitens und drittens verständen sie erst recht nichts davon. Der Kaimakam, der selbst nichts davon verstand, trank noch gehörig Wein und ging dann schlafen.

In der Frühe des anderen Tages zog Weigand in das Albanesenland und erreichte, von nur einem Albanesen begleitet, Abends das aromunische Dorf Lunga, den berüchtigten Schlupfwinkel der Räuber. Die Lage des Ortes ist auch wie geschaffen dazu: derselbe liegt in einem Thalkessel des Schkump, eines Baches, der aus einer wilden und schwer zugänglichen Schlucht herauskommt, in die sich die Bewohner bei jeder Gefahr flüchten können und wo sie dann vor Verfolgung sicher sind. Aus dem Thalkessel strömt der Bach durch eine wenige Meter breite Klamm, 200—300 Meter starren deren Wände senkrecht in die Höhe; jahraus jahrein braust durch die Klamm ein kalter Wind. Tritt man aus derselben auf der anderen Seite hinaus, so bietet sich ein überwältigender Anblick: in Kaskaden stürzt das Wasser 1000 Fuß brausend in die Tiefe. Der Ort ist also fast uneinnehmbar, nur von der Nordseite kann man ihn angreifen, man thut es aber nicht; Jedermann ist vielmehr froh, wenn der Räuber Jörji Kokunesch, genannt Napp, sich ruhig verhält.

Lunga ist ein rein aromunisches Dorf mit nur 45 Häusern; früher muß es größer gewesen sein, denn es hat zwei stattliche Kirchen, die jetzt außerhalb des Ortes liegen; die eine stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und ist sogar reich mit Oelgemälden geschmückt. Die Bewohner treiben nur Viehzucht und fällen Holz, die Kaufleute und Handwerker sind weggezogen nach Ochrida und nach Rumänien. Die Räuberei ist nicht mehr so im Betriebe wie früher, denn durch des Pfarrers Vermittlung haben die Türken Frieden geschlossen mit Napp und seinen Leuten, die nun ungeachtet ihrer bösen Vergangenheit frank und frei in den Bergen leben; den Schauplatz ihrer Thätigkeit haben sie nach Epirus verlegt. Der Pfarrer von Lunga, Papa Konstantin, ist zugleich Bürgermeister und Lehrer im Ort; wenn früher bisweilen türkisches Militär das Dorf angriff, hat der Pfarrer auch die Flinte genommen und die Türken mit blutigen Köpfen heimschicken helfen. Er nahm unsern Reisenden, den ersten Westeuropäer in Lunga, freundlich bei sich auf, stellte ihn dem Räuberhauptmann Napp vor und empfahl ihn seinem Schutze. Die Herren aßen und tranken dann zusammen und schlossen Brüderschaft auf Leben und Tod.

Weigand zog weiter nach Elbassan. In der Nacht zuvor war die junge Mannschaft von Lunga aufgebrochen, um zur Sicherheit des Reisenden die gefährlichsten Stellen des Weges besetzt zu halten. Napp selbst war Weigands Führer und Begleiter. Er erzählte unterwegs manches aus seinem Leben. Interessant war zu hören, wie er einmal mit seinem Bruder aus der Gefangenschaft in Haleb in Syrien entkommen war. Dorthin hatten die Türken die beiden Räuber gebracht, nachdem sie sie in einem Kampfe überwältigt hatten. Sie durchwanderten, meist bei Nacht, ganz Kleinasien, kreuzten auf gestohlenem Boot bei Gallipoli die Dardanellen-Straße und wanderten dann nach Saloniki. Hier schnitt Napp einem einsam Wache stehenden Soldaten den Hals ab, nahm ihm Gewehr und Patronengürtel ab und so konnten sie sicher in ihre Heimath kommen. — Der gefährliche Ritt mit dem Räuber gelang gut, schnell und unauffällig geleitete Napp seinen Schützling nach Elbassan. Wie ein Indianer auf dem Kriegspfade spähte er nach allen Lauten und prüfte jedes Zeichen, oft dabei weite Wegstrecken voraneilend. Und als sie in einem Dorfe übernachteten, bewachte auch der Räuber den Reisenden: mit der Flinte im Arm schlief Napp sitzend vor der Thüre des Zimmers, in welchem unser Forscher lag.

Elbassan ist eine leidlich saubere Stadt mit lebhaftem Verkehr. Die Einwohner sind zumeist Mohammedaner, die Christen leben in vollständiger Abhängigkeit von ihnen, so daß die Aromunen dort (es gibt nur 100 Familien in Elbassan) sich scheuten, mit Dr. Weigand zu verkehren. Das Verhältniß zwischen Mohammedanern und Christen ist eben das gleiche, wie in Ochrida, nur geht es noch ärger zu. Juden versuchten mehrmals, sich in Elbassan anzusiedeln, sie wurden aber jedes Mal erschossen. Die albanesischen Beys gestatten sich die größten Schandthaten und die härtesten Bedrückungen der Christen, sie wissen, daß ihre Vorfahren einst selbst Beherrscher des Landes waren, sie besitzen auch im Volke großen Anhang, und darum behandelt sie die türkische Regierung mit großem Entgegenkommen. Zwei gemeinsame Interessen, sagt Weigand, halten noch nothdürftig diese zwei verschiedenen Factoren zusammen: „der Islam, dem auch die albanesischen Beys glühend ergeben sind, und die Aussaugung der Christen, ein Geschäft, das viele Beys noch schamloser und grausamer üben, als die Türken, wenigstens was die oberen Beamten betrifft, unter denen ich eine größere Anzahl herzensguter und gerechter Menschen gefunden habe. Ueberhaupt ist der Türke großmüthig, gutmüthig und selbst ritterlich; aber, füge ich hinzu, nur solange er Geld hat."

---

[1]) D. h. um Beute zu machen.

Der Polizei in Elbassan war Dr. Weigand gleich verdächtig, trotzdem er einen Empfehlungsbrief vom Vali bei sich führte und einen ordentlichen Paß vorweisen konnte; es mußte verdächtig erscheinen, daß er ohne Soldaten angekommen war. Napp war sehr nahe daran, eingesteckt zu werden, er beschloß darum, sich schnell heimlich zu entfernen. Geld, das ihm sein Schützling anbot, nahm er nicht, aber er bat sich eine Oka Tabak aus und ein Stück Rindleder für ein Paar neue Schuhe. Er erhielt beides und zog dann einen andern Weg wieder in sein Land.

Berat liegt 50 Kilometer südlich von Elbassan und ist ebensoweit entfernt von der adriatischen Küste. Dort leben 500 aromunische Familien mit etwa 3000 Köpfen, die übrige Bevölkerung besteht aus 3000 albanesischen Familien, die sich zu ungefähr gleichen Theilen zum Islam und zum Christenthum bekennen; auch hier herrscht der albanesische Adel. Etwas unterhalb Berat beginnt die Küstenebene, da fließt der Semani-Fluß zum Meere, der aus der Vereinigung des bei Berat vorbeifließenden Osum mit dem Devol entsteht, der vereinigte Fluß theilt die Landschaft in das südliche Klein- und das nördliche Groß-Musakjé. In Begleitung eines Albanesen durchzog Weigand die Ebene und traf überall Aromunen an. Im ganzen fand er 38 aromunische Dörfer in Musakjé, sie sind aber alle klein und unbedeutend mit Ausnahme des Hauptortes von Musakjé, Fjeri (ar. Feárikă = Farnkraut); insgesammt haben sie 5000—8000 aromunische Bewohner, im Herbste aber, wenn die Herden von den albanesischen Bergen herunterkommen, mag die Zahl der aromunischen Hirten auf 10,000 steigen. Die Aromunen in Musakjé sind aber nicht bloß Hirten, auch viele Handwerker und vornehmlich Kaufleute gibt es unter ihnen. Letztere haben große Magazine in Fjeri und beherrschen den Handel der ganzen Gegend.

Nahe der sumpfigen Küste beendete unser Reisender den Zug nach dem Westen und kehrte wieder nach Berat zurück. Von hier aus mußte das Gebirge wieder überschritten werden, das war der schwierigste Theil der Reise. Schweigend umritt er mit seinen Begleitern die Nordseite des steilen, an manchen Stellen senkrecht abfallenden 2500 Meter hohen Tomor, und unter großen Schwierigkeiten wurde mit den schwerbeladenen Pferden auf dem schlechtesten Felspfade der Gebirgskamm überschritten. Der erste interessante Ort, den Weigand auf diesem Zuge antraf, war Muskopolje.[1]) Er liegt auf einer kleinen Hochebene, die von baumlosen Bergen umgeben ist, und zählt nur 220 Häuser, von denen 120 von Aromunen bewohnt sind, in den übrigen wohnen Albanesen, es liegt ja auch noch ganz im Albanesengebiet. Es gibt einige alte, reiche aromunische Familien dort, die auswärts Handelsgeschäfte haben, sonst sind die Aromunen dort arm und nähren sich als Handwerker, Hirten und Keradschi.

Wir kennen die aromunischen Handwerker und Hirten bereits des näheren, nun wollen wir auch die Keradschi betrachten, deren Gewerbe dem aromunischen Volke ebenfalls eigenthümlich ist. Der Keradschi ist der Besitzer von Pferden und Maulthieren, der den Transport der Waaren oder auch der Reisenden besorgt. Er zieht mit seinen Lastthieren überallhin und ist in der ganzen Türkei geschätzt. In Macedonien ziehen die Keradschi von Saloniki nach Monastir, Kortscha und nach den Küstenplätzen der Adria, aber auch in Sofia und in Konstantinopel begegnet man ihnen. Sie ziehen meistens in größeren Karawanen von 20—200 Lastthieren vereint, einer ist dann der Führer, dessen Anordnung die andern gehorchen. Sie sind meist unbewaffnet und fürchten die Räuber nicht, da diese ja ihre nächsten Stammesgenossen sind, sie leisten ihnen sogar Kundschafterdienste. Die Nächte verbringen sie im Freien, auch im Winter, nur mit dem schweren Mantel aus Ziegenhaaren bedeckt. Die Pferde lassen sie unterwegs ihr Futter selbst suchen und bezahlen dafür nur eine Kleinigkeit an die Besitzer der Wiesen. Sie selbst leben äußerst genügsam und machen sich auch kein Gewissen daraus, Maiskolben oder Melonen von den Feldern zu stehlen. Auf diese Weise ist es möglich, daß trotz der kärglichen Bezahlung ein Besitzer von drei Pferden schon eine Familie ernährt. Die Eisenbahnen thun diesem Gewerbe wenig Abbruch. So wird, trotzdem die Eisenbahn von Kalabaka über Trikala nach Volo lange im Betrieb ist, das thessalische Getreide durch die Keradschi nach Volo geschafft. Sie sind billig, schaffen die Waaren direct in die Magazine und sind zuverlässig. Bei der Art des Handelsverkehrs, wie er im Orient besteht, sind Treu und Glaube ein sehr wichtiges Erforderniß, mehr, kann man sagen, als bei uns, und die Orientalen handeln auch danach und beschämen damit sehr viele unsrer civilisirten Landsleute. Daß zum Beispiel ein Keradschi auf seinen weiten, einsamen Reisen die Waaren veruntreut, gehört zu den seltensten Vorkommnissen.

Muskopolje war einst eine große Stadt von 40,000 bis 60,000 Einwohnern; wann sie gegründet wurde, ob im 11. oder im 16. Jahrhundert, ist ungewiß, soviel nur weiß man genau, daß sie früher in großer Blüthe war und daß auch die Wissenschaften dort eine Heimstätte hatten. Zwanzig Kirchen aus dem 17. und 18. Jahrhundert existiren dort noch, es kommt mithin auf je 10 Häuser eine Kirche. Die älteste, die des „hl. Freitag“, ist aus dem Jahre 1650; die Hauptkirche „Zur Himmelfahrt“ ist die schönste, sie hat auch venetianische Glasleuchter. Es sind übrigens von den zwanzig Kirchen nur drei im Gebrauch, die übrigen öffnet man nur am Festtage ihres Patrons. Eine Bibliothek gibt es auch in Muskopolje, etwa 2000 deutsche, lateinische und griechische Bücher, sie ist ein Geschenk des verstorbenen Baron Sina in Wien, eines Aromunen aus diesem Ort. Früher sind mehrfach griechische Bücher in Muskopolje gedruckt worden, besonders in den Jahren 1740—1744, und die Gelehrtenschule dort war die berühmteste der ganzen Halbinsel, aus ihr sind große kirchliche Gelehrte hervorgegangen. Die Hauptblüthe der Schule fällt in den Anfang des 18. Jahrhunderts; wahrscheinlich um 1745 wurde sie geschlossen, aber schon 1750 wieder eröffnet, sie kam dann noch einmal zur Blüthe, und diese dauerte, bis Muskopolje 1769 zum ersten Male zerstört ward. — Man sieht dem Ort seine alte Größe noch an, man erkennt die mit Gras und Gesträuch überwachsenen Trümmerfelder und findet auch noch die alten Wasserleitungen. Es ist auch nicht schwer, zu verfolgen, wohin die früheren Bewohner der Stadt gekommen sind; die Zahl derjenigen Aromunen in Berat, Fjeri, Monastir, Kruschevo, Tarnovo, Serres und Saloniki, die aus Muskopolje stammen, beläuft sich auf mehr als 20,000. Es gibt aber auch in allen größeren Städten der Türkei, ebenso in Griechenland, Oesterreich-Ungarn und Rumänien, selbst in Rußland und Aegypten, Nachkommen der Aromunen von Muskopolje.

Nur 20 Minuten vom Orte entfernt liegt auf halber Höhe des Berges ein Kloster, das geweiht ist dem hl. Johannes dem Vorläufer; zwei albanesische Mönche wohnen darin. Weigand besuchte es und las dort in einer Handschrift in altgriechischer Sprache folgende Worte, die sich auf die erste Zerstörung der Stadt beziehen:

„O Moschopolis, o Moschopolis! Wo ist deine Schönheit?
Wo ist deine schöne Gestalt, die du um das 17. Jahrhundert hattest?“
„Die Verruchtesten der Sterblichen brachten mir das Verderben.“

[1]) Der Name ist slavisch, nicht griechisch.

„Möge dir der Herr deine frühere Schönheit wiedergeben auf die Fürbitte des heiligen Johannes." [1])

Und im Volksliede der Aromunen heißt es:

„Eintausend Albanesen
Und ebensoviel Anatolen
Ziehen aus, um Linotope zu vernichten,
Linotope und Nikolitsa,
Die Hälfte von Muskopolje.
Muskopolje wird nicht vernichtet,
Denn alle sind auserwählte tapfere Gesellen,
Sowohl die Verheiratheten, als die Unverheiratheten;
Auch gibt es unverheirathete Mädchen,
Die den Burschen erschreckt zu Hülfe kommen."
„Komm hierher, mein Mädchen,
Mit den Patronen in der Schürze,
Denn diese Nacht ist gar schlimm." —

Verläßt man Muskopolje in östlicher Richtung, so kommt man in eine Ebene, die vom Prespa-See nur durch einen kleinen Gebirgsrücken geschieden ist. Darum macht der Devolfluß dort eine Wendung und fließt nach Westen durch Albanien. Ein langer Ausläufer des ganz von Aromunen besiedelten Gramosgebirges begrenzt die Ebene im Osten. Kortscha ist die erste Stadt, die man hier von Muskopolje aus erreicht, sie liegt am Fuße eines mit Weinpflanzungen bedeckten Höhenzuges, den der Moravabach durchbricht. Dieser theilt die Stadt in zwei Hälften und fließt in den die weite Ebene durchströmenden Dunavista. Kortscha ist die wohlhabendste und intelligenteste Stadt Albaniens: breite gepflasterte Straßen, die Nachts beleuchtet sind, stattliche Wohnhäuser mit schöner Einrichtung, reichhaltige und saubere Läden und Magazine lassen es fast als europäische Stadt erscheinen, nur die Minarete und Kuppeln gemahnen an den Orient. Es ist auch ein bedeutender Handelsplatz, sein Markt wird nur von Monastir übertroffen. Die Albanesen dort erwerben aber ihre größten Reichthümer im Auslande, in Aegypten und den Handelsplätzen am Mittelmeer; dort gelten sie als Griechen, ganz ebenso wie ihre aromunischen Collegen aus Neveska, Kruschevo u. s. w. Die Stadt zählt 10,000 zum Theil christliche Bewohner. Es gibt nur 130 aromunische Familien daselbst, von denen 50 aus Muskopolje stammen; eine aromunische Schule mit zwei Lehrern besteht auch, die besuchen aber nur arme Kinder aus dem Farscherioten-Stamme. Sonst ist das ganze Bildungswesen griechisch und dient der Hellenisirung: so gibt es dort ein Gymnasium, eine Knabenschule, eine Mädchenschule, eine niedere Volksschule und einen Kindergarten — alles griechisch. Es gibt zwar auch eine national-albanesische Schule in Kortscha, und die nationale Strömung hat etwas Verbreitung unter den dortigen Albanesen, aber sie wird wenig Erfolg haben, denn man verheißt sich dann nichts Gutes von der etwaigen Selbständigkeit der albanesischen Beys und erhofft die Rettung lieber von Griechenland oder Oesterreich.

Weigand verkehrte mit dem alten aromunischen Tschelnik Anastas Nikola Bulamatsche, dem Vater des aromunischen Pfarrers und Lehrers in Kortscha. Der Alte hatte das ganze Land durchzogen mit seinen Herden und war daher ein guter Kenner seines Volkes, der über alle Verhältnisse Auskunft geben konnte. Er klagte sehr über den Rückgang seines Erwerbs, seit Thessalien den Griechen gehört, früher hatte er 10,000 Schafe besessen, jetzt sind es nur noch 2000. Darum hat sich sein Sohn einem anderen Berufe zuwenden müssen und ist Pfarrer geworden, dazu entschließt sich ein Hirten-Walache nur schwer, ein Farscheriot aber gar nicht, er zieht den Beruf eines „Kapitan" (Räuberhauptmann) bei weitem vor.

Unser Reisender ritt nun wieder nach Monastir zurück und passirte am Prespa-See den kleinen Ort Pljasa. Dort wird in der Kirche aromunischer Gottesdienst gehalten, was 1889 außerdem nur noch in der Kirche zu Ochrida und in einer Kirche zu Perivoli der Fall war. Seit Weigands Reise ist aber die nationale Bewegung sehr im Wachsen, und es sind in Folge dessen inzwischen viele Kirchen romanisirt.

Von Monastir aus besuchte Dr. Weigand noch das aromunische Dorf Gopesch, es liegt nordwestlich der Stadt, unweit der Straße, die nach Ochrida führt. In Gopesch ist die größte christliche Kirche, die der Reisende auf türkischem Boden antraf; die Inschriften im Innern sind sämmtlich in rumänischer Sprache, es wurde auch anfangs in ihr aromunisch gesungen, das verbot aber bald der griechische Bischof. Obgleich in Gopesch nur Aromunen leben, gibt es doch daselbst eine griechische Partei, die mit der nationalen bittere Fehde führt, doch hat letztere die Oberhand: erstens, weil ein reicher Aromune, Dimitro Kasakovits, ein bedeutendes Vermächtniß für die Schulen dort hinterlassen hat, und zweitens, weil die Kaufleute ihre Geschäfte meist in Bulgarien und Rumänien haben, mit Griechenland also wenig Beziehungen vorhanden sind. —

Daß der Mann des Erwerbes halber in die Fremde wandert, sei er Kaufmann, Handwerker, Pferdeführer oder Hirt, ist überall bei den Aromunen die Regel: das geht so weit, daß in manchen Dörfern außer Frauen und Kindern nur alte Männer anzutreffen sind. Der Hirt zieht auf die Berge mit seiner Herde, der Keradschi durchzieht mit seinen Lastthieren das Land, der Handwerker muß wandernd umherziehen, und der Kaufmann kommt gar weit in die Welt hinaus. Viele von diesen bleiben ganz in der Fremde, nachdem sie ein großes Vermögen erworben haben. Es gibt, wie wir schon sahen, an allen größeren Plätzen des Mittelmeeres und besonders in Aegypten aromunische Geschäfte, aber auch anderswo leben Großkaufleute, die aus weltverlorenen aromunischen Dörfern stammen: so Sosides aus Neveska, der in Hamburg lebt, die Wiener Sina und Dumba stammen aus Muskopolje und Pljasa, der Moskauer Averow, sowie Tomara und Toschitsa, die Wohlthäter Griechenlands, aus Metsovo — das sind nur die bekanntesten.

Gewöhnt sich der Großkaufmann leicht an die Fremde, so wird es dem Handwerker oder dem kleinen Gewerbsmann um so schwerer, sich von seinem Dorfe und seiner Familie zu trennen, aber auch er ist an sein Schicksal gewöhnt. Der junge Bursche muß schon das Haus verlassen, wenn er in die Lehre tritt; im 20.—25. Jahre kommt er in die Heimath zurück, wo seine Verwandten ihm eine Braut ausgesucht haben. Die Hochzeit wird dann gefeiert, und oft muß der Neuvermählte die Heimath gleich wieder verlassen und sieht die Gattin lange Jahre nicht. Das gibt einen Trennungsschmerz, den das Volkslied auf manche Weise besingt. Von den verschiedenen aromunischen Liedern, die die Trennung vom Geliebten beklagen, geben wir hier zwei Proben.

„Heute bin ich hier, morgen zieh ich,
Mein Täubchen!"
„Wohin ziehst du, wohin gehst du,
Mein Schatz?
„Mich, mit wem läßt du mich,
Mein Tauber?"
„Ich lasse dich mit deiner Mutter und deinem Vater."
„Mutter und Vater habe ich verlassen
Und mit dir habe ich mich verheirathet."
„Ich lasse dich bei Schwester und Bruder
Und ich werde ziehen weit von hier."
„Ich allein bleibe nicht,
Mit dir will ich gehen."

[1]) ὦ Μοσχόπολις, ἆ Μοσχόπολις; ποῦ τὸ κάλλος σου; ποῦ ἡ μορφή σου ἣν περὶ τὸν ΙΖ' αἰῶνα εἶχες; — Ἔχθιστοι μερόπων προυξένησάν μοι τὸν ὄλεθρον! — Δώῃ σοι ὁ κύριος τὴν προτέραν σου μορφὴν πρεσβείαις τοῦ τιμίου Προδρόμου!

„Der Weg ist weit, du kannst nicht marschiren."
„Mach' mich zum Apfel, trage mich am Busen!"
„Ich werde mich vergessen und werde dich beißen."
„Ich bin kein Gift, daß du dich vergiftest,
Ich bin Honig und werde dir süß sein." —

„Fluch dem, der in die Fremde zog,
Gott nehme ihm das Leben,
Denn sie machten uns das Dorf leer.
Verflucht sollen sie sein von den Frauen
Und viel mehr noch von den armen Mädchen,
Denn sie lassen sie unverheirathet.
Pferdeführer, bring' dich mir zum Opfer
Und hole mir meinen Burschen aus der Fremde!
Und wenn du ihn bringst auf den Berg,
So gebe ich dir die Goldstücke, die ich auf der Stirn habe.
Und wenn die Berge Wolken haben,
So halte ich still, daß du mich dreimal küssest,
Daß du dran denkst, bis du stirbst.
Wenn du ihn bringst auf den Weg,
So geb' ich dir Goldstücke soviel du willst. —
Das Feuer verzehre die Walachei,
Denn die Burschen ziehen dorthin in der Jugend.
Wenn die Burschen sich aufmachen, nach Hause zu wandern,
So kommen die Walachinnen heraus und lassen sie nicht.
Ich weiß nicht, ich Arme, was ich machen soll,
Ich blieb ohne Mann zurück
Und speie Blut aus der Leber."

Als Dr. Weigand Gopesch verließ, gaben ihm die aromunischen Lehrer mit der Schuljugend das Geleit eine halbe Stunde des Weges. Dann stellten sich zum Abschied die Knaben auf und sangen in ihrer Sprache das deutsche Lied: „Nun ade, mein lieb Heimathland."

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das bayerische Hypothekenrecht. Von Dr. Ferdinand Regelsberger, Professor der Rechte an der Universität Göttingen. Zweite, unter Mitwirkung des k. Regierungsraths W. Henle in München bearbeitete Auflage. Leipzig. Breitkopf und Härtel 1895.

In dem Vorwort der neuen Auflage bemerkt der Verfasser, daß er bei wiederholter Prüfung zu seiner Freude keinen Anlaß gefunden habe, an den Grundlagen des Buchs, wie es sich in erster Auflage darstellte, etwas zu ändern. Die Neubearbeitung beschränkte sich somit darauf, in erster Linie den eingetretenen Veränderungen in der Gesetzgebung Rechnung zu tragen, sodann das in den Noten zusammengestellte Material durch neu hinzugetretene Erscheinungen zu ergänzen und endlich bei jenen Punkten, in welchen sich die Praxis der im Buch vertretenen Lehre nicht angeschlossen hatte, zu prüfen, ob die Lehre aufrecht zu erhalten oder entsprechend zu ändern sei. Die letztgenannte Thätigkeit war keine umfangreiche, da solcher Widersprüche nur wenige bestehen. Regelsbergers Untersuchungen auf dem Gebiet des bayerischen Hypothekenrechts, wie sie in den Blättern für Rechtsanwendung ausführlich niedergelegt sind und in seinem „Bayerischen Hypothekenrecht" systematisch zusammengefaßt werden, haben durch ihre Klarheit, Schärfe und Gründlichkeit bei allen Behörden, die mit dem Hypothekenwesen in nähere Befassung kommen, weitgehendes Ansehen erworben und fallen bei Entscheidung der zahlreichen, auf diesem Gebiete sich ergebenden Schwierigkeiten kaum weniger als die Ausführungen in dem berühmten Commentar Gönners, des Verfassers des bayrischen Hypothekengesetzes, ins Gewicht. Bei einzelnen der entstandenen Uneinigkeiten paßt sich die neue Fassung des Buches der bestehenden Praxis an, so hinsichtlich der Frage, ob das in § 23 Absatz 3 und 4 des Hypothekengesetzes vorgeschriebene besondere Protokoll zur Aufnahme der eintragungsreifen, aber wegen Zeitmangels unerledigt bleibenden Anträge durch den Eintrag des Anmeldungstages im hypothekenamtlichen Tagebuch ersetzt werde oder nicht. Die verneinende Ansicht, welche in der ersten Auflage ausgesprochen war, hatte den Wortlaut des Gesetzes für sich; die Praxis hatte sich aber darüber hinweggesetzt, wie sie auch anderen Vorschriften des Gesetzes über Sachbehandlung, Vorschriften, die ja thatsächlich nicht im Gesetz, sondern in der dazu erlassenen Ministerialinstruction ihren richtigen Platz hätten, keine geradezu scrupulose Beachtung schenkt. Die neue Auflage gibt hier der Praxis nach. An anderen Orten ist der früher vertretene Standpunkt trotz der abweichenden Uebung aufrecht erhalten; so beispielsweise hinsichtlich der Frage, ob der Rang einer erloschenen Hypothek einer neuen Forderung mit anderen Zahlungsbedingungen eingeräumt werden kann, was die Praxis wenigstens bei Annuitätscapitalien verneint. Auch die Abgrenzung der durch Protestation zu schützenden Rechte wird wie früher getroffen, obwohl die entgegenstehende Meinung sich sogar auf die Autorität Gönners beruft. Tiefgehende Aenderungen weist somit die zweite Auflage im Vergleich zur ersten nicht auf, abgesehen von den durch die fortschreitende Gesetzgebung veranlaßten. Hier war allerdings durch die Subhastationsordnung vom 23. Febr. 1879, die Novelle dazu vom 29. Mai 1886 und die Novelle zum Hypothekengesetz vom gleichen Tag viel Neues geschaffen worden, und die hierauf bezüglichen Theile der ersten Auflage erwiesen sich als gänzlich veraltet. Die Umarbeitung derselben lag in den Händen des Hrn. k. Regierungsraths Henle, der sich durch seine Vorarbeiten auf dem Gebiete der Subhastationsordnung als berufene Kraft gekennzeichnet hat.

* Die prähistorische Sammlung des Staates in München hat in letzter Zeit mehrere werthvolle Erwerbungen gemacht, die zur Aufhellung der Vorgeschichte Bayerns wesentlich beitragen. Hauptmann a. D. v. Harthausen in Sommerau durchforscht nämlich seit einigen Jahren mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften den südlichen Spessart in streng wissenschaftlicher und praktisch wohl organisirter Weise. Obwohl schon über 200 Steinbeile aus der Gegend von einem Frankfurter Sammler nach Berlin abgeführt wurden, konnte er doch weitere 200 Beile, Meißel und Hämmer nach München einliefern und eine Menge Nachrichten über den mannichfachen Aberglauben, der sich für die Bauern an den Besitz von „Donnerkeilen" knüpft, sammeln. Auch einen hochinteressanten Depotfund hat er vor der Verschleppung gerettet: vier mächtige polirte Steinbeile und einen Kupferkelt — ein wichtiges Zeugniß für den allmählichen Uebergang der Stein- zur Metallcultur. Diese Einzelfunde liefern aber in ihrem massenhaften Vorkommen auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiet den unzweifelhaften Beweis intensiver Bewirthschaftung des Bodens in der Steinzeit. Ein glücklicher Zufall lieferte vor kurzem weitere Ueberreste jener Periode. Neben der Kirche von Eichelsbach i. Sp. wurden auf einem Bauplatz nach und nach 26 steinzeitliche Gräber — die ersten in Bayern — aufgedeckt. Sie sind einfache in den gelben Lehm geschnittene Gruben, $^{3}/_{4}$ m tief, $^{1}/_{2}$ m breit und 1 m lang, also von ovalem Grundriß mit der längeren Axe von N. nach S. Auf dem Grund liegt die mit wenig Kohlenpartikeln durchsetzte Leichenasche, darüber eine 40 cm starke Schicht von feinem Humus, vermischt mit ornamentirten Scherben- und Feuersteinsplittern. Der grobschollige Aushub ist wieder eingeworfen und bildet einen kaum merklichen schmalen Hügel. Der gehobenen Scherben sind nicht viele, aber ihre vielfache Verzierungsweise ist höchst interessant: sie gehören fast ausschließlich bombenartigen Schalen aus zum Theil fein geschlämmtem, z. Th. stark quarzirtem Thon an. Um den Rand läuft eine Reihe einfachen Stichornaments, den Bauch, oft bis zum Boden hinab, umziehen Zickzackbänder, einfache und sich schneidende Halbkreise, runde und ovale Schilde, zwischen denen dreieckiges Tupfen- und Farrenkrautornament den Raum füllt. Vereinzelt sind diese noch mit einer weißen Masse gefüllt, die sich seinerzeit von dem schwarzen Fond des Gefäßes kräftig abhob. An der Westseite des Gräbercomplexes fand sich eine 15 cm dicke Schicht, im Durchmesser von 1.5 m aus Kohlen, Wülsten und Ballen von gebranntem Thon und Scherben. v. Harthausen erblickt in dieser Anlage das den Gräbern gleichzeitige Crematorium, auf dem die Leichen verbrannt wurden. Eine genaue Untersuchung der Funde wird noch darthun müssen, wie weit die jetzt ziemlich sicher zu umschreibende steinzeitliche Cultur des Spessarts von anderen neolithischen Provinzen, z. B. Thüringen, abhängig ist, oder was davon einer selbständigen Entwicklung angehört. Außerdem sind schon früher der prähistorischen Sammlung vom Spessart eingeliefert worden zahlreiche Funde aus Hügelgräbern: Radnadeln und Bernsteinschmuck der älteren Bronzezeit, Arm-, Fuß- und Halsreife, insbesondere aber schöne Gürtelbleche, das eine mit getriebenen tanzenden Figuren, das andere mit geometrischen Mustern, aus der Hallstattzeit. — Jedenfalls haben die Spessarter Funde gezeigt, was eine energische systematische Localforschung unter zielbewußter Leitung zu leisten vermag, und durch dieselben ist ein bedeutender Schritt vorwärts in der Erkenntniß der Vorgeschichte

Bayerns gemacht worden. Letzteres wird bald nicht mehr zurückzustehen brauchen hinter seinen Nachbarländern, in denen die durch wichtige Ausgrabungen angeregten Forschungen so schöne Resultate erzielt haben. s. b.

* **Berlin.** Am 11. November starb hier im 64. Lebensjahr Professor Gustav Langenscheidt. Berliner von Geburt, Autodidact, Kaufmann, sprachfertig und praktisch, gab er 1856 mit Unterstützung seines Lehrers, Prof. Toussaint, „Unterrichtsbriefe zur Erlernung des Französischen" heraus, denen er später englische folgen ließ; beide Werke erschienen 1895 in 44. Auflage. Im Verkehr mit Gelehrten weiter linguistisch gebildet, schloß er daran eine Reihe von Unternehmungen zur praktischen Kunde der neueren Sprachen, auch der deutschen selbst, namentlich auf dem lexikalischen Gebiet, und gestaltete daraus einen angesehenen und wirksamen Verlag. Seit 1874 trug er den Titel Professor.

* **Greifswald.** Wie anderwärts, beabsichtigt man auch an der hiesigen Universität demnächst einen theologischen Convict einzurichten. Die Anstalt soll unter der Leitung eines Licentiaten stehen, dem es obliegt, die darin aufgenommenen Studenten in „eine bekenntnißmäßige Theologie" einzuführen. Zur Gründung dieses Convicts erlassen die Professoren D. Schultze und D. v. Nathusius, ersterer Rector der Universität, letzterer Prodekan der theologischen Facultät, einen Aufruf an alle Freunde des „positiven Bekenntnisses", mit der dringenden Bitte, 40,000 M. zusammenzubringen, die dazu erforderlich sind.

* **Königsberg.** Der Director unserer chirurgischen Klinik, Geh. R. Braun, hat, wie die „Königsb. Allg. Ztg." hört, einen Ruf nach Göttingen erhalten. Ob er diesem Folge leisten wird, steht noch dahin.

* **London.** Der erste Secretär der hiesigen amerikanischen Botschaft überreichte am 8. Nov. den beiden englischen Naturforschern Lord Rayleigh und Professor William Ramsay einen auf 10,000 Doll. lautenden Check, den ihnen das Smithsonian Institut in Washington für ihre Entdeckung des neuen chemischen Elements Argon ausgesetzt hat.

* **Paris.** Hier hat sich ein Comité von Gelehrten und Politikern zu dem Zwecke gebildet, wissenschaftliche Missionen nach Madagascar zu entsenden. Man geht von der Ansicht aus, daß auf diese Weise erst nähere Kenntniß des Landes geschaffen werden müsse, bevor nachfolgende Handelsunternehmungen dort Erfolg haben können. Zur Deckung der Kosten dieser auf die Dauer von zwei Jahren vorgesehenen Missionen sind 600,000 Francs veranschlagt worden, die auf die Budgets von 1896 und 1897 vertheilt werden sollen. Sobald die gesetzgebenden Körperschaften diese Summe bewilligt haben, wird das Comité sich dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts unterordnen, das seine Arbeiten überwachen und regeln soll. Man beabsichtigt, sieben von einander unabhängige Missionen auszusenden, von denen jede aus zwei Mitgliedern der Wissenschaft bestehen soll. Geologen sollen die Zusammensetzung des Bodens untersuchen, Ingenieure abbauwürdige Minen ermitteln, Aerzte die den so verschiedenen Regionen des Landes eigenthümlichen Krankheiten studiren und für jede Region die hygienischen Grundsätze feststellen, die künftige Colonisten befolgen müssen; ferner sollen Botaniker die madagassische Flora, Zoologen die Fauna, Linguisten die Sprache und ihre Mundarten, Archäologen die alte Cultur dieser Insel erforschen.

* **Dorpat.** Wie die „N. D. Ztg." mittheilt, ist der Professor emeritus Dr. Leo Meyer nach Ausdienung von 30 Jahren weiter im Dienst an der hiesigen Universität belassen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. November folgende Schriften eingegangen:

Walther Herstatt u. Dr. Otto Kamp: Die hauswirthschaftliche Unterweisung der Landmädchen und Frauen in Deutschland u. im Ausland. Neue Folge. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1896. — Anton E. Schönbach: Walther von der Vogelweide. (Anton Bettelheim: Geisteshelden Bd. I.) 2. Aufl. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. — *Avonianus*: Dramatische Handwerkslehre. Berlin, Hermann Walther 1895. — Peter Johannes Thiel: Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Neue Auflage. Elberfeld, Selbstverlag 1895. — Illustrirte Elzevier-Ausgaben: Faust 1. Th., Werther, Hermann und Dorothea, Tennysons Enoch Arden übers. v. Adalbert Schroeter; illustrirt von Hugo Flintzer. Leipzig, Hermann Seemann. — Scheffel-Gedenkbuch; Sammlung von Liedern. Dresden, R. v. Grumbkow 1895. — Th. Heymann: Trochäen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1895. — Willy Pietsch: Allein und Frei; Gedichte. Konitz, E. F. Wollsdorf 1896. — Georg Bormann: Meer und Haide; Erzählung von den nordfriesischen Inseln. Berlin, Gebr. Paetel 1895. — F. v. Kapff-Essenther: Eva's Erziehung; Roman. Berlin, Bong u. Co. — Hans Richter: Polypenarme; Roman. Ebd. — Paul Bourget: Pastelle; autor. Uebers. v. A. Johanny. München 2c., Albert Langen 1895. — Marcel Prévost: Cousine Laura; Roman aus der Coulissenwelt; autor. Uebers. Ebd. — E. J. Popow: Leben u. Tod von Jewdokim Nikititsch Droschin; mit Vorwort von Tolstoi; übers. v. L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke. — *Henry Leyret:* Pourquoi aimer? — *Léon A. Daudet:* Les idées en marche. — *Docteur G. Legué:* Médecins et empoisonneurs au XVII. siècle. — *Jean Richepin:* Flamboche; roman Parisien. — *Armand Silvestre:* Les aurores lointaines; poésies nouvelles. Paris, Bibliothèque Charpentier 1895, 1896. — Karl Vogt: Aus meinem Leben; Erinnerungen u. Rückblicke. Stuttgart, Erwin Nägele 1896. — Alfred Maaß: Afrikanische Frühlings-, italienische Sommertage. Leipzig, Th. Grieben. — M. Csaki: Skizzen zu einem Führer durch das Baron Brukenthal'sche Museum. Hermannstadt, Jos. Drotleff 1895. — Krolls stereoskopische Bilder; 26 farbige Tafeln. 3. Aufl. v. Dr. R. Perlia, Augenarzt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1895. — Antiquar. Kataloge: Karl W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 150: Rußland. — Kubasta u. Voigt, Wien. Nr. 56: Geschichte, Kunst, Literatur.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 316. München, Donnerstag, 14. November. Beilage-Nummer 263.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

MDCXL

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Philosophie und Kunst.

Von Dr. Rudolf Eisler.

In dem Vorworte zu dem Drama „Maria Magdalene" hat Friedrich Hebbel (1844) einige zum Theil äußerst treffende Bemerkungen gemacht, die den zahlreichen Mißverständnissen gegenüber, welchen seine Schöpfungen begegneten, die Anschauungen des Dichters „betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Punkte" zum Ausdrucke bringen sollen. Als innerster Kern dieser Ausführungen findet sich hier ein Streifblick auf das Verhältniß, in welchem Kunst und Philosophie zu einander stehen, der, weit entfernt etwa veraltet zu sein, sehr wohl geeignet ist, als Ausgangspunkt einer erneuerten Betrachtung über diesen Gegenstand zu dienen; was um so wichtiger erscheint, als in unsrer Zeit manche Stimmen sich bemerkbar machen, die den Zweck der Kunst sowohl wie der Philosophie gänzlich verkennen und daher beide Richtungen des Menschengeistes abfällig beurtheilen.

Wenn Hebbel von der Kunst spricht, so meint er fast immer das Drama, in welchem er die „Spitze der Kunst" erblickt, als den höchsten Gipfel, den das künstlerische Schaffen zu erklimmen vermag, wenn es vor allem seinem innersten Gehalt nach beurtheilt wird. Denn die Kunst in ihrer Vollendung soll nicht eine müßige Spielerei sein, ein „träumerisches Fortspinnen der Erscheinungswelt", sie hat eine Aufgabe zu erfüllen; es gibt keine Kunst ohne ein Problem, das der Lösung harrt. Es folgt daraus, daß die Kunst, insbesondere das Drama, zeitgemäß sein muß, die dramatische Kunst „soll den welthistorischen Proceß, der in unsern Tagen vor sich geht, und der die vorhandenen Institutionen des menschlichen Geschlechts, die politischen, religiösen und sittlichen, nicht umstürzen, sondern tiefer begründen, sie also vor dem Umsturz sichern will, beendigen helfen." Hebbel verlangt also die engste Fühlung der Kunst mit dem wirklichen Leben, dem socialen, wie dem historischen; darum muß nach ihm das Drama historisch sein, es soll aber nicht (wie etwa Raupach in seinen Hohenstaufen-Dramen) alten, für die Gegenwart unbrauchbaren Historienwust dramatisch neu aufputzen, sondern, wie die Kunst überhaupt, „den allgemeinen und allerdings an sich unverlierbaren, weil unmittelbar im Leben aufgehenden Gehalt der Geschichte in der Schale der speciellen Perioden" der Nachwelt überliefern. Zu zeigen, wie die Ideen einer Zeit in der Umbildung begriffen sind und wie die Menschen sich zu der neuen Lebens- und Weltanschauung verhalten, den Widerstreit des Alten mit dem Neuen aufzudecken: das ist die höchste Aufgabe der Kunst, welche sich unmittelbar auf das Leben selbst bezieht; denn das Drama soll „die weltgeschichtliche Aufgabe selbst lösen, zwischen der Idee und dem Welt- und Menschenzustand vermitteln". Die „Idee", von der Hebbel spricht, die er an einer Stelle des näheren als „alles bedingendes Centrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen", definirt, ist im Schelling-Hegel'schen Sinn zu nehmen. Im Geiste dieser Weltanschauungen betrachtet Hebbel den Entwicklungsproceß der Welt als den nothwendigen Uebergang eines Momentes der Idee in ein anderes, entgegengesetztes, als einen beständig erneuerten Zwiespalt. Der Widerspruch, der in jedem Momente der Idee, d. h. in jeder endlichen Phase des unendlichen Weltgeistes besteht und der sich in der Geschichte und den Institutionen der Gesellschaft offenbart, bildet das treibende Element in der allgemeinen Entwicklung. Wie nun in diesem unbewußten Naturproceß die Widersprüche beständig aufgehoben werden, so kommt es der Kunst zu, mit vollem Bewußtsein den zur Tragik führenden Zwiespalt, der aus dem Wechsel der Ideen sich ergibt, zu überbrücken. „Wo euch das Leben in seiner Gebundenheit entgegentritt," ruft Hebbel aus, „und zugleich in eurem Geist, denn beides muß zusammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorene Einheit wiederfindet, da ergreift es! . . ."

Kann nun aber, so wirft Hebbel die Frage auf, „die so weit fortgeschrittene Philosophie die große Aufgabe der Zeit nicht allein lösen, und ist der Standpunkt der Kunst nicht als ein überwundener oder ein doch zu überwindender zu betrachten?" Die Antwort lautet: Nein. Was zunächst das letztere betrifft, so ist die Ansicht derjenigen, welche mit Kant einseitigerweise die künstlerische Phantasie als eine Unfähigkeit zum abstracten Denken betrachten, ebenso unberechtigt als die der anderen, denen die Kunst nichts weiter gilt als eine Spielerei, eine atavistische Erscheinung, mit der ein ernsthafter, um die Aufgaben des Lebens bekümmerter Mensch sich gar nicht beschäftigen dürfe. Freilich, zur bloßen Unterhaltung ist die Kunst nicht da, wenn auch das Schöne seinen Zweck in sich hat; sie darf überhaupt nicht isolirt ins Auge gefaßt werden. Die Kunst muß eingereiht werden in die Ordnung menschlichen geistigen Schaffens, und da zeigt es sich, daß sie nicht nur „die höchste Geschichtsschreibung", sondern auch die höchste Philosophie ist, eine Thatsache, meint Hebbel, welche eine „schöpferische und ursprüngliche Philosophie" (besonders Schelling) niemals verkannt hat.

Nach Hebbel ist also die Kunst eine „realisirte Philosophie". Wie bei Hegel ist ihm die Philosophie der im Menschengeiste zum Bewußtsein gelangende Proceß des Weltgeschehens selbst, die Reproduction des Absoluten im endlichen Bewußtsein. Ist dies aber der Fall, dann ist der Berührungspunkt mit der Kunst sofort gefunden; da die Welt nichts anderes ist als die „realisirte Idee", die Philosophie aber die einzelnen Momente des Weltgeschehens in ihrer Allgemeinheit und Bedeutung auffindet und begründet, so stellt sich die (dramatische) Kunst, welche den Ideengehalt an der Wende der Zeiten in concreter Form zur Darstellung bringt, nicht allein als der „Ziel- und Gipfelpunkt" der Philosophie, sondern in letzter Linie als die Totalität, als der Abschluß des Weltgeschehens dar. Eine ähnliche Anschauung findet sich bei Schopenhauer, der die

Philosophie (Metaphysik) mehr als Kunst denn als Wissenschaft betrachtet; die Kunst stellt die „Ideen", die ewigen Musterbilder der Dinge, in sinnlichen Formen dar, die Philosophie aber in Begriffen, und das ist ihr Unterschied. Auch der Philosoph ist ein Künstler, da er mittelst einer „intellectuellen Anschauung" das Wesen des Seienden unmittelbar erfaßt (schon bei Schelling), die Kunst gewissermaßen eine concrete Metaphysik. Dieser fast mystischen Begründung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Kunst gegenüber zeichnet sich doch die Hebbel'sche dadurch aus, daß sie den Schwerpunkt in die beiden gemeinsamen Beziehungen zum geschichtlich-socialen Leben legt.

Wollen wir es einmal versuchen, darzulegen, ob und in welchen Punkten Philosophie und Kunst in näherer Beziehung zu einander stehen, dann liegt es uns, die wir in einer Zeit der psychologischen Analyse leben, zunächst ob, beide Bethätigungen des Menschengeistes auf ihre psychologische Gesetzmäßigkeit zurückzuführen. Auf diese Weise allein ist es möglich, das Gemeinsame wie die Unterschiede zu finden, und eine scharfe Grenze zu verzeichnen, von der aus weitere Beziehungen ins Auge gefaßt werden können.

Es klingt beinahe wie ein Gemeinplatz, wenn man den Satz ausspricht, die Kunst beruhe auf der Phantasie, die Philosophie aber auf dem Denken, und zwar dem Denken in seiner höchsten Abstractheit. Man glaubt hiermit den schroffsten Gegensatz zwischen ihnen aufgestellt zu haben, der sich überhaupt denken läßt. Eine relative Berechtigung kann man diesem Satze nicht absprechen, um so nothwendiger ist es daher, zuzusehen, in wie weit derselbe Geltung bewahrt. Da tritt uns nun gleich die psychologische Thatsache entgegen, daß Denken und Phantasie aus einer gemeinsamen Wurzel entspringen, aus der Grundthätigkeit des Bewußtseins, die stets mit dem Zustande der Aufmerksamkeit verknüpft erscheint und die als (active) Apperception bezeichnet wird. Das Bewußtsein behält seine Vorstellungen niemals unverändert, da schon bei der Erinnerung gewisse Elemente in den reproducirten Vorstellungen fehlen, an deren Stelle andere Bestandtheile treten. Das Bewußtsein vermag aber auch willkürlich seinen Inhalt zu verarbeiten, indem es mit der Aufmerksamkeit bestimmte Bestandtheile vernachlässigt, sie aus dem Vorstellungscomplexe heraushebt, und mit Zuhülfenahme anderer Elemente neue Verbindungen schafft. Das kann nun entweder an den durch die Sinne gegebenen, anschaulichen Vorstellungen selbst oder an Begriffen geschehen, Vorstellungen, denen jeder anschauliche Charakter fehlt, die mit ihren Eigenschaften als Repräsentanten aller Einzelvorstellungen derselben Gattung fungiren. Es ist also eine und dieselbe Thätigkeit des Bewußtseins, welche in dem einen Falle zur (schöpferischen) „Phantasie", in dem andern zum „Denken" sich entwickelt. Was beiden gemeinsam ist, das ist die Fähigkeit zu abstrahiren, von dem bloß zufälligen, an Raum und Zeit Gebundenen abzusehen und in der Fülle des Individuellen das Allgemeine und Constante aufzufinden und zu fixiren. Beide haben dann wieder das individuelle Geschehen mit dem Allgemeinen in Verbindung zu bringen, Beziehungen zwischen beiden herzustellen. Die Phantasie, mit welcher der Geist des Künstlers operirt, entfernt sich niemals so weit von dem Individuellen, wie das rein begriffliche Denken; sie schafft eigentlich neues Individuelles, das sich nun von den realen Individuen dadurch unterscheidet, daß in ihm das Allgemeine klarer und erkennbarer zum Durchbruch gelangt. So müssen wir den Ausspruch verstehen, daß die Kunst die „Ideen", welche den Erscheinungen zu Grunde liegen, intuitiv erfaßt und sie in sinnlicher Form (Farben, Töne, Worte u. s. w.) darstellt. Darum hat wahre Kunst stets, selbst im Kleinsten und Geringfügigsten, ein Bedeutsames zum Gegenstande, ist sie nicht bloße Nachahmerin der Natur. Das Geheimniß der ästhetischen Wirkung liegt zum Theil darin, daß der Gegenstand oder die Begebenheit, welche uns die Kunst schildert, aus seiner wirklichen Umgebung herausgenommen ist und ihm dadurch alles Zufällige und Störende genommen wird, so daß sein Gehalt mit objectiver Ruhe empfunden werden kann.

Die weitestgehende Abstractionsthätigkeit übt das philosophische Denken aus, da es ja den ganzen Begriffsbau der Einzelwissenschaften voraussetzt, an dem es sich nur bethätigen kann; selbst die sog. apriorische Begriffsconstruction der Hegel'schen Philosophie, welche vermeint, durch „reines Denken" zum Ziele zu gelangen, arbeitet doch unbewußt (oder vielmehr sich selbst täuschend) auf Grundlage des Erfahrungsmaterials. Die Philosophie soll in ihrer höchsten Vollendung Weltanschauung sein, zu einer solchen verhelfen. Nun lehrt ein tieferes Eingehen in die verschiedenen philosophischen Systeme, daß sie in zwei Kategorien zerfallen, zwischen denen es freilich Uebergänge gibt: Systeme, die mehr dem Denken, und solche, die mehr der Phantasie entspringen. In die erste Kategorie fallen z. B. die Lehrgebäude eines Aristoteles, Locke, Kant, Hegel, in die zweite die Systeme eines Plotin, G. Bruno, J. Böhme und der Mystiker überhaupt. Eine Mittelstellung nehmen ein: Plato, Spinoza, Leibniz, Schopenhauer u. a. Während die abstracten Denker Begriffe analysiren und Beziehungen zwischen ihnen herstellen (wenn auch oft aus den Thatsachen heraus), geht die Thätigkeit der „dichterischen" Philosophen darauf aus, mit genialem Blick das Weltgeschehen in aller seiner sinnlichen Lebhaftigkeit im Geiste sich plastisch zu vergegenwärtigen, und das Begriffliche, Allgemeine unmittelbar aus der Anschauung herauszuschälen. Man möchte sagen, daß diesem Typus des Philosophen die Gesetzmäßigkeit des Weltgeschehens gleichsam aus allem, worauf ihr Blick sich richtet, herausschaut, so daß er es nur zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen braucht. Der „metaphysische Trieb" ist nur eine Modification des Bautriebs, er offenbart sich selbst in den abstractesten Schöpfungen und zeigt seine Wesensgleichheit mit dem künstlerischen Schaffenstriebe um so deutlicher, je größeren Antheil die Phantasie am Philosophiren besitzt. Der Philosoph will das Schöne darstellen, wie der Künstler, nur ist es ihm weniger Selbstzweck, wie dem letzteren; er will eine „harmonische" Weltanschauung erlangen, in welcher alles am rechten Platze, mithin schön ist oder sich doch zu einem schönen Ganzen vereinigt. In diesem Sinne nimmt die Metaphysik eine Mittelstellung zwischen Wissenschaft und Kunst ein, womit natürlich nicht gemeint ist, daß erstere eine Art „Begriffsdichtung" sei. Die Philosophie muß wie die exacten Wissenschaften einzig und allein von den Thatsachen der Erfahrung ausgehen, sie darf nicht eine Welt aufbauen, wie etwa der Philosoph sie sich denkt und wünscht, aber sie bedarf zur Ausgestaltung ihrer Weltanschauung in hohem Maße der Intuition, des genialen Blickes, der im Kleinsten ein Abbild des allgemeinen Geschehens zu erkennen vermag und das Bedeutsame in demselben herausfindet.

Wie leicht ersichtlich, berühren sich diese Ausführungen aufs engste mit denen Hebbels, was noch deutlicher zu Tage tritt, wenn wir nun die Beziehung der Philosophie und Kunst zum Leben in der Geschichte und in der Gesellschaft betrachten. Die Philosophie ist bestrebt, ein Weltbild zu geben, das Weltgeschehen in seiner allgemeinsten Gesetzmäßigkeit aufzudecken und es in seinem innersten Zusammenhange begreiflich zu machen. Diese Tendenz tritt dann sofort in das Praktische über, eine Thatsache, durch welche die vielfach verbreitete Meinung von der Zwecklosigkeit der Philosophie ad absurdum geführt wird. Unsre Zeit trägt den Stempel des Utilitarismus in voller Deutlichkeit, ihr

gilt alles als werthlos, was nicht nützt. Und zwar verlangt man von allem und jedem den praktischen Nutzen zu sehen; denn daß geistige Wirksamkeit auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst einen ideellen Werth besitzen, das sieht man zuweilen ein, schätzt denselben aber nicht hoch. Philosophie und Kunst sollen, sofern sie anerkannt werden wollen, auch eine sociale Bedeutung haben; sehen wir nun zu, worin diese besteht.

Der Zweck einer Weltanschauung ist zunächst ein innerer, indem deren Besitz das Streben des Menschen nach Wahrheit, nach der Einsicht in den Zusammenhang des Geschehens befriedigt. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die ernste Beschäftigung mit der Philosophie, wenn einmal die ersten Zweifel logisch überwunden sind, eine Ruhe des Gemüthes mit sich bringt, die von der wohlthätigsten Wirkung auf die Gestaltung der gesammten Lebensführung sein kann; zahlreiche Beispiele aus der Geschichte der Philosophie bezeugen dies zur Genüge. Der Werth einer „ästhetischen Lebensführung" ist nicht hoch genug anzuschlagen; ihre Erstrebung wird veranlaßt durch die Einsicht in die Harmonie des allgemeinen Geschehens und durch den mit derselben sich verbindenden Trieb, das eigene individuelle Leben in das Ganze schön einzuordnen, um als ein würdiges Glied in der großen Kette des Daseins dazustehen. Die Ueberzeugung, daß ein strenger Causalnexus alles verbindet, daß, wie in einem System von Kräften, die kleinste Veränderung an einem Punkte des Universums in Folge der Stetigkeit des Geschehens eine solche an einer weit entfernten Stelle bewirkt, ruft das Gefühl der Abhängigkeit hervor, das auch in der Religion sich bekundet. Der Besitz einer vernünftigen Weltanschauung erweitert in immenser Weise den geistigen Horizont des Individuums; es wird sich bewußt, daß es ein Bestandtheil einer höheren Einheit, zunächst der Familie, des Staates, der Menschheit, dann des Weltganzen ist. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit der Einzelwesen gewinnt nun praktische Bedeutung, wenn es hinreichend stark ist, um das Handeln des Einzelnen zu leiten. Auf dieses Gefühl läßt sich die ganze Ethik begründen, eine Ethik, die in ihrem ersten Theil eine sociale, in ihrem zweiten eine kosmische ist und als solche in Religion übergeht. Individualität und Gesellschaft finden hier ihre gebührende Werthung; so fortschrittlich sie ist — die Entwicklung ist ihre Voraussetzung — hat sie doch ihre größte Gegnerschaft in allen Theorien des Individualismus, wie er z. B. bei Nietzsche, versteckterweise auch in der Socialdemokratie und im Anarchismus auftritt.

Die Philosophie lehrt uns also, wie das einzelne Geschehen sich zu dem Ganzen verhält und wie es sich verhalten soll, wenn es natürlich, d. h. ein wirkliches Moment des allgemeinen Geschehens sein will. Es hat sich ergeben, daß in der Gestaltung einer Weltanschauung künstlerische Elemente mehr oder weniger stark enthalten sind; umgekehrt besitzt nun die Kunst etwas Philosophisches und das um so mehr, je weiter sie sich von der anschaulichsten Sinnlichkeit entfernt und begriffliche Elemente aufnimmt. Das ist aber im Drama am meisten der Fall. Das Drama zeigt uns individuelles Geschehen; aber dieses Geschehen ist nur der Repräsentant einer ganzen Gattung, einer Idee. Das Individuum und seine Handlungen treten uns in einem „Milieu" entgegen, wir sehen es im Conflicte mit den Anschauungen und Gewohnheiten seiner Sphäre, seiner Zeit, wie es diesen gegenüber unterliegt. Darin besteht das Tragische, in einer That, welche nach Hebbel „eine in sich, des welthistorischen Zweckes wegen nothwendige, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen seiner partiellen Verletzung des sittlichen Gesetzes vernichtende" ist. Dieses sittliche Gesetz ist aber hier die Norm, welche eine bestimmte Gesellschaftsclasse (in „Maria Magdalene" durch den Tischler Anton vertreten) in einer bestimmten Zeit an das Verhalten eines Menschen legt; aus der natürlichen Beschränktheit und Gebundenheit der herrschenden Anschauungen ergibt sich die Unfähigkeit, einen Fall anders als gewohnheitsmäßig zu beurtheilen, auch dann, wenn die Motive der als unsittlich betrachteten That und der Charakter der „Schuldigen" nicht unlauter sind. Der Dramatiker stellt dar, wie bestimmte Verhältnisse nothwendig zu einem Ausgang führen, der anders sich gestalten müßte, würden die alten, eingewurzelten Ideen durch freiere, vorurtheilslose Anschauungen ersetzt werden. Was aber in dem Drama selbst nicht mehr gut gethan werden kann, das führt uns der Dichter vor, damit wir mit seiner Hülfe unsern Blick erweitern und die neuen Ideen, die allmähliche Umwandlung der gesellschaftlichen Institutionen deutlicher wahrnehmen; hier bewährt sich der Satz, daß durch das Herausheben eines Objectes aus der Wirklichkeit — das künstlerische Schaffen — diejenige Ruhe und Objectivität in uns erzeugt wird, die unsre Aufmerksamkeit bei dem Allgemeinen, das in dem Gegenstande sich offenbart, verweilen läßt. Lehrt uns die Ethik, die praktische Philosophie, was sein soll, so zeigt uns das Drama als die höchste Vollendung der Kunst, wie es nicht sein soll; ohne eine neue Auslegung der bekannten Worte in des Aristoteles Poetik geben zu wollen, sind wir geneigt, die „Katharsis" als die Reinigung unsres Gemüthes und zugleich die Befreiung und Erhebung zu einer höheren Auffassung des Bestehenden zu deuten. Das Drama, in und mit demselben die Kunst, erlangt auf diese Weise praktische, organisatorische Bedeutung, indem es jeden Einzelnen zur Mitarbeit an der Lösung eines sittlichen oder socialen Problems auffordert, die befriedigender ist, als die dramatisch-tragische, weil aus den vorhandenen Zuständen nothwendig sich ergebende. Es bedarf keiner weiteren Ausführungen, um die nahe Beziehung der Kunst zur Philosophie und die Berührung beider mit dem Leben, aus dem heraus sie ja geboren werden, ins rechte Licht zu setzen. Mehr als einen Hinweis auf das Vorhandensein derselben wollte dieser Aufsatz nicht geben.

Die Rumänen in Macedonien.

Von Dr. Richard Otto.

III. (Schluß.)

Im Herbst 1889 wandte sich Weigand von Monastir aus dem Süden zu. Er zog nach Epirus und Thessalien und wollte von dort nach Athen, um auch im ferneren Süden Wohnsitze der Aromunen aufzusuchen. Hat der Leser schon aus dem Bisherigen ersehen, wie schwer das Rumänenthum im bulgarischen Macedonien mit dem Griechenthum zu kämpfen hat, wie sehr Dörfer und Menschen von der begehrlichen griechischen Nationalität absorbirt werden, was wird man erst antreffen im griechischen Königreich?

Die Stadt Kastoria an dem kleinen See, der nach ihr benannt ist, war Weigands erste Station auf dieser Reise. Der Ort liegt auf beiden Seiten einer Landenge, die eine Halbinsel mit dem Lande verbindet; auf Terrassen ziehen sich die Häuserreihen dahin, und das gewährt einen malerischen Anblick, aber im Innern sind ungepflasterte Straßen, und der Schmutz herrscht vor. Man ist hier noch im bulgarischen Sprachgebiet, erst etwa eine Meile südlicher beginnt das griechische, und doch ist die Stadt gräcisirt. Bulgaren, Aromunen, Türken und Juden — alle sprechen griechisch, und selbst im Hause des Führers der bulgarischen Partei bedient man sich der griechischen Sprache. Die griechischen Schulen sind gut geleitet und in schönen Häusern untergebracht, und eine bulgarische Schule daselbst zählt

nur dreißig Schüler. In den Kirchen wurden die slavischen Inschriften übertüncht und durch griechische ersetzt, und nur in einer dunkeln Nische hinter dem Altar sah der Reisende in einer Kirche die verpönten Bildnisse der Slaven-Apostel Kyrill und Method. So macht man es auf bulgarischem Boden. — Auf dem Lande ringsum ist die Bevölkerung nicht gräcisirt, und so ist es möglich, daß in dem südlich von Kastoria liegenden Dorfe Chrupischta eine rumänische Schule besteht, und eine rumänische Kirche ist dort neuerdings erbaut trotz der Einsprüche des Bischofs von Kastoria. Aber doch ist die Mehrzahl der christlichen Bevölkerung auch dort griechisch gesinnt.

Nun reiste Weigand in das griechische Gebiet, dem Lauf der Vistritsa folgend. Die Bevölkerung ist hier mohammedanisch, aber alles redet griechisch, und in Schatista, einem früher ganz aromunischen Orte, verstehen nur noch die alten Leute das Aromunische. Doch sind die zahlreichen romanischen Feld- und Flurnamen noch im Gebrauch, und sie bleiben auch später ein Denkmal der Nationalität der Bewohner.

Im Vistritsa-Thale und auf den östlichen Vorbergen des Pindus beginnt das weite Gebiet der Kopatschar, und es erstreckt sich bis nach Larissa. Die Kopatschar sind Aromunen, die ihre Sprache zu gunsten der griechischen aufgegeben haben. Aber man erkennt nicht nur an ihrer Tracht und an ihrem mit aromunischen Wörtern durchsetzten Dialekt ihre ursprüngliche Nationalität, sie leben auch in Verwandtschaft mit den übrigen Aromunen, und man weiß direct von einer ganzen Anzahl ihrer Dörfer, daß sie früher aromunisch waren. Ihre Benennung „Kopatschar" ist slavisch und bedeutet Gräber, Ackerbauer, als welche man sie im Gegensatz zu den wandernden Hirten bezeichnet hat.

Das von den Kopatschar bewohnte bergige Land wird südwestlich vom Pindus-Gebirge begrenzt, und es ist bekannt, daß auf demselben die Walachen in größter geschlossener Menge leben. Mit reichlicher Bedeckung zog unser Forscher in dieses Gebirge. Schon mit den Gramos- und Smolika-Bergen im Norden fängt das Aromunen-Land an, es gliedert sich dann östlich und westlich an den Höhenrücken des Pindus und folgt diesem bis zum Mittellaufe des Aspropotamos. Die höchstgelegenen Kaliven sind im Winter unbewohnt, auch die tiefer liegenden werden theilweise verlassen, denn die Hirten müssen im October ihre Herden in die Ebene treiben. Bei seinem Ritt in das Gebirge begegnete Dr. Weigand großen Karawanen von Aromunen, die die Ebene aufsuchten. Dem Zuge reiten, wenn Räuber die Gegend unsicher machen, wohlbewaffnete kräftige Männer voran; aber das ist meistens nicht nöthig, denn die Räuber sind ja selbst Aromunen. Dann folgt in langer Reihe der Zug der Pferde und Maulthiere, schwer beladen mit Decken, Geräthen, Kindern und Frauen, und am Ende folgen wieder bewaffnete Männer. So reiten die Walachen im Herbst in die Ebene und im Frühjahr wieder auf die Berge.

Wir wissen bereits, daß der Erwerb der Hirten zurückgeht, seit Thessalien zu Griechenland gehört; das sagte der alte Tschelnik Bulamatsche zu Kortscha, und im Pindus fand dies Dr. Weigand überall bestätigt. Der Ort Samawna hatte früher 10,000 Bewohner, jetzt hat er keine 3000 mehr, viele Häuser stehen da leer und verfallen, und Niemand baut sie mehr auf. In Avdhela ist die Bevölkerung von 400 Familien auf 300 gesunken, und in Perivoli sind jetzt im Sommer nur 200 Familien anwesend, während früher dort 500 waren. Der Grund des Rückganges ist sehr einfach. An der türkisch-griechischen Grenze, die die Hirten jedesmal passiren, wenn sie von den Bergen in die Ebene ziehen und wenn sie im April wieder dem Gebirge zuwandern, verlangt jeder der beiden Staaten Geld für das Weiderecht. Dazu kommt hüben und drüben der Zoll für allerlei Gegenstände, für neue Decken, Teppiche und Kleiderstoffe. Ferner verlangen beide Culturstaaten von den Hirten auch Pässe, und deren Ausstellung kostet wieder Geld. Damit verbrauchen die Hirten ihr Baargeld, und die Armen unter ihnen — das ist die Mehrzahl — müssen dann Schafe verkaufen. Es kommt noch hinzu, daß den Hirten an der Grenze ihre Habe gezählt wird, und sie können nun nicht mehr, wie früher, die Steuer nach ermäßigter Selbsteinschätzung entrichten. So verarmen die aromunischen Hirten, und da sie nicht Ackerbauer werden wollen, wandern sie aus, gehen an die Küste, lassen sich dort in den Städten und Dörfern als Handwerker, Wirthe oder Krämer nieder und verlieren bald ihre Nationalität.

Man kann nicht sagen, daß die Gräcisirung der Aromunen auf griechischem Sprachgebiet oder gar im Königreich Griechenland stärker gefördert wird, als in Macedonien; im Gegentheil, in Griechenland selbst läßt man die Aromunen am ehesten gewähren, denn man ist ihrer sicher; dafür setzt die Propaganda im Norden um so nachdrücklicher ein.

So gibt es zwei Orte im Pindus-Gebirge, Avdhela und Perivoli, in denen die aromunische Partei stärker ist, als die griechische, die wohlhabenden Einwohner sind dort sogar von glühendem rumänischen Nationalgefühl durchdrungen. In Perivoli stritten sich die Leute auf dem Marktplatz um den Vorzug, Dr. Weigand beherbergen zu dürfen. Man hatte schon von ihm Kunde erhalten, glaubte aber bestimmt, die rumänische Regierung hätte ihn zur Propaganda geschickt, obwohl er ein Deutscher sei. Der Pfarrer von Perivoli ist mit der römischen Kirche unirt, er hat Gefangenschaft erlitten, ehe er sich vom griechischen Bischof losmachen konnte, aber nun ist er frei, und in der Kirche singt man aromunisch. Perivoli's Name war einst gefürchtet, und die Türken bezogen keine Zehnten von dort, es mußte sogar jeder Mohammedaner, der von Macedonien nach Janina reiste oder umgekehrt und durch Perivoli kam, seinen Pferden die Hufeisen abnehmen. So hat man es sogar einst mit Ali Pascha von Janina gemacht, der aber rächte sich und zerstörte das Dorf; seitdem zahlen die Leute von Perivoli auch Abgaben. Aber echtes Räuberblut haben sie doch noch in sich: um ihre Weideplätze zu vermehren, zerstörten sie jüngst die umliegenden Dörfer und vertrieben deren Bewohner.

Die national-rumänische Gesinnung der Bewohner von Avdhela und Perivoli fand Dr. Weigand im übrigen Pindus nirgends wieder. Der erste Ort, in den er auf der westlichen Seite kam, war Laista; hier wandten sich die europäisch gekleideten Herren, wohlhabende Kaufleute, spöttisch von ihm ab, und man bethätigte die griechische Gesinnung praktisch, indem man ihm Obdach verweigerte. Ueber die rumänische Propaganda sprachen die Leute mit wahrer Wuth: Griechen wären sie, Griechen wollten sie sein, sagten sie; dennoch versteht die Mehrzahl kein Wort griechisch außer „kalimeras", guten Tag.

Den westlichen Abhang des Pindus bis südlich zum Breitengrade von Metsovo bildet die Landschaft Zagori, jetzt ist sie griechisch, während sie früher aromunisch war; hier hat es die griechische Geistlichkeit vermocht, die griechische Sprache auch in die Familien einzuführen. Man redete den Leuten vor, daß man nur griechisch zu Gott beten dürfe, aromunisch spreche Gott mit dem Teufel.

Metsovo, ein Städtchen mit 700 Häusern, der bedeutendste Ort im Pindus, liegt auf steilem Bergesabhang und über ihm auf schroffem Felsen ein Castell. Die Bewohner, deren Zahl auch abnimmt, treiben meist Viehzucht, weniger Ackerbau; viele ziehen als Keradschi umher und

vermitteln den Verkehr zwischen Thessalien und Epirus, manche leben als Kaufleute auswärts und sind reich geworden. Averow in Moskau ist aus Metsovo gebürtig, ebenso Turnara und Toschitsa, die ihre Heimathstadt mit großartigen Stiftungen beschenkt haben. Sogar ein Polytechnikum wollten sie dort gründen, aber die türkische Obrigkeit gab die Erlaubniß nicht, nun ziert das prächtige Gebäude dieser Hochschule die griechische Hauptstadt. Diese reichen Herren sind alle dem Hellenismus ergeben und arbeiten für denselben, und die Schulen und Stiftungen dienen sämmtlich der griechischen Propaganda. Doch die Masse der Bevölkerung — die Reichen nicht ausgenommen — spricht noch immer aromunisch. In jüngster Zeit wurde auch in Metsovo eine rumänische Schule errichtet.

Der Reisende zog thalabwärts nach Janina. Der Weg führt an einem Bache entlang, der später mit einem anderen, von Norden kommenden, sich vereinigt und so die Arta bildet. Hier verläßt man das Thal, übersteigt einen kahlen Bergrücken, und dieser scheidet das Wasser der Arta vom See von Janina. Von der Höhe aus erblickt man den glitzernden See und, am jenseitigen Ufer lang hingestreckt, die Stadt des Ali Pascha. Ringsum prangten die Wiesen in saftigem Grün und in den Gärten blühten Oleander und Rosen, als Dr. Weigand der Stadt sich näherte, und er fand, daß die aromunischen Räuber in ihrem Rothwelsch die Gegend treffend benennen, sie nennen sie „grădină mare“, großer Garten.

Erst durch Ali Pascha ist die Stadt berühmt geworden, von diesem Tyrannen berichten die Lieder und Legenden, während sie über die frühere Vergangenheit Janina's schweigen. Die Stadt zählt 1700 Seelen: Griechen, Albanesen und Türken, und alle sprechen griechisch. Nur 50 aromunische Familien gibt es dort, aber zu ihnen gehören die reichsten Bürger, die Kaufleute Pareski und Mekjo, deren Kinder verstehen aber nicht mehr aromunisch. „Es besteht zwar ein rumänisches Gymnasium,“ schreibt Weigand, „das ein prächtiges Gebäude sein eigen nennt, mit 3 Lehrern und 22 Schülern, aber letztere sind sämmtlich von auswärts, arme Hirtenkinder, die in der Schule freie Wohnung und Verpflegung finden. Die wohlhabenden Aromunen in Zagori und Metsovo schicken ihre Kinder in das griechische, seit dem Falle von Muskopolje aufblühende Gymnasium, das unter seinen 500 Schülern 50 Aromunen zählt, wie mir der in München gebildete Director desselben, ein Bulgare aus Serres, mittheilte. Der Herr war ehrlich genug, sie als Walachen zu bezeichnen, während man sich sonst von griechischer Seite hütet, diesen Ausdruck zu gebrauchen, sondern von „Vlachofoni Ellines“ spricht. Ueberhaupt ist hier das Verhältniß zwischen den aromunischen Lehrern und der griechischen Bevölkerung durchaus nicht so feindlich zugespitzt, wie in den Gegenden, wo es keine Griechen, sondern nur eine griechische Partei gibt, wie z. B. in Monastir. Dort haben die Lehrer keinen Zutritt in die anders gesinnten Familien, während hier nicht nur ein höflicher, sondern sogar ein freundschaftlicher Verkehr stattfindet. Die Erwägung, daß das aromunische Element in Epirus dem griechischen keinen Abbruch mehr thun kann, ist hiervon wohl die Ursache.“

Von Janina aus ritt Dr. Weigand wieder über den Pindus zurück. Zur ungünstigsten Jahreszeit — es war November — wurde auf gefahrvollem und mühsamem Wege das ganz von Aromunen besiedelte, aber für das Rumänenthum verlorene Gebirgsland durchquert, dabei die gesammte zu Griechenland gehörige Landschaft am oberen Aspropotamos besucht, bis bei Kalabaka im Thale des Salamvria die thessalische Ebene erreicht war. Von dort geht die Eisenbahn nach Volo, sie berührt Trikala, die alte Hauptstadt des Landes, das man im Mittelalter Groß-Wlachien nannte. Trikala ist eine aufblühende griechische Handelsstadt, in der 6000 Aromunen leben, im Winter sind es sogar 12,000; aber sie sprechen alle griechisch, und mit vollem Recht zählen die Griechen sie zu den Ihrigen. Die Gräcisirung schreitet in Thessalien unaufhaltsam fort, und bald werden nur noch die Hirten und Keradschi in Thessalien aromunisch verstehen, die ihre Züge zu den Wohnsitzen der Aromunen auf türkischem Gebiete hinführen.

Interessant ist noch, von Weigand zu erfahren, was für Aromunen die griechische Hauptstadt bewohnen und welches ihre politische Stellung ist.

Naki, Weigands aromunischer Diener und Gehülfe bei seinen Forschungen, hatte gleich nach der Ankunft in Athen Landsleute ausfindig gemacht, es waren Verkäufer von gerösteten Kastanien und Süßigkeiten, die die Straßen durchziehen oder an einer belebten Ecke sich niederlassen, wo sie auf Holzkohlenfeuer ihre Kastanien rösten. Diese schmutzigen, listig blickenden Gesellen, die sämmtlich vom oberen Aspropotamos stammen, vertreten auf ihre Art den aromunischen Handel, denn aromunische Kaufleute gibt es dort nicht. Dafür gibt es aber, im Winter wenigstens, bisweilen aromunische Räuber in der griechischen Hauptstadt, die dann dort den Erwerb des Sommers behaglich verzehren.

Bemerkenswerth ist die Schaar der aromunischen Jünglinge aus Thessalien und Macedonien, die sich Studirens halber in der alten Stadt der Athene aufhält. In dem Album der Hochschule heißen sie sämmtlich Hellenen; einer von ihnen, ein Herr Vasili Vasilaki aus Vovusa, hatte sich als Walache bezeichnet, er wurde aber immer wieder vor die Universitätskanzlei geladen und es wurde ihm solange zugeredet, bis er sich auch als Griechen bekannte. In einem Kaffeehause nahe der Laurion-Station haben die aromunischen Studenten ihr Standquartier, und dort konnte Weigand mit Genugthuung beobachten, wie diese *καθαροὶ Ἕλληνες* von Monastir, Kruschevo, Neveska, Klissura und anderen Orten unter sich aromunisch reden. Die Zahl der in Athen studirenden Aromunen soll sich auf 200 belaufen; sie sind aber alle voll Feuer und Flamme für die griechische Sache. — Unter den Professoren der Universität gibt es zwei Aromunen, der eine ist der sehr einflußreiche Professor der Philologie Pantesidhis aus Kruschevo, er war auch der griechische Lehrer der Kronprinzessin; der andere ist der Geschichtsforscher Spiridhion Lampros, der zwar in Korfu geboren ist, dessen Familie aber aus Kalarites dorthin flüchtete.

Wir wissen bereits, daß das Polytechnikum in Athen eine aromunische Stiftung ist, auch die Akademie dort hat ein Aromune aus Muskopolje bauen lassen, der Baron Sina in Wien. Wie alles andere beweist auch dies, daß die Aromunen in Griechenland für immer dem Griechenthum angehören.

Wir unterlassen es, Weigand noch zu den Farscherioten in Akarnanien zu begleiten, ebensowenig wollen wir die Rückreise des Forschers durch das östliche Thessalien verfolgen: wir kennen es für unsre Zwecke genügend, und es liegt wenig daran, die Landschaften und Dörfer mit aromunischer Bevölkerung dort aufzuzählen; auch von dem kurzen Besuch in Vlacholivadhon am Olymp, dieser bekannten walachischen Sprachinsel, ist nichts besonderes zu berichten. Wichtig ist aber das treffende Urtheil, welches daselbst Dr. Athanas, ein Aromune aus Saloniki, über seine Nation fällte.

„Während nämlich“, schreibt Weigand, „die der griechischen Partei Angehörigen nichts davon wissen wollen, daß sie Aromunen sind, sondern, wo sie nur können, in verächtlicher Weise ihre Nationalität verleugnen, die nationale Partei aber, in dem Wahne befangen, als zählten sie nach

Millionen, sich der Illusion hingibt, daß sie dereinst eine wichtige Rolle unter den Balkan-Völkern zu spielen berufen sind, meint Dr. Athanas in der bilderreichen Sprache seines Volkes: „Wir Aromunen sind unter einem bösen Stern geboren.“ Damit hat er die Lage der Aromunen richtig erkannt. Ein schlimmes Geschick war es, das die Aromunen von ihren Brüdern, von ihren Stammesgenossen getrennt hat, das sie ebenso verschwinden lassen wird, wie die Walachen Mährens oder wie die Istriens, die dem Erlöschen nahe sind. Ohne seine Nationalität leugnen zu wollen, im Gegentheil, stolz darauf, ein Aromune zu sein, weil diese in den Gegenden, wo sie wohnen, sowohl den Slaven als den Albanesen durch Intelligenz und Reichthum überlegen sind, zieht er es doch vor, sich der griechischen Partei anzuschließen, weil er inmitten des griechischen Volkes wohnt, und weil es vergeblich wäre, gegen das Schicksal anzukämpfen.“

Der numerischen Ueberschätzung des Aromunen-Volkes von rumänischer Seite tritt Dr. Weigand mit einer sehr genauen und detaillirten Zählung entgegen; sie umfaßt 15 Seiten im ersten Bande des größeren Werkes und bietet das Genaueste, was hierüber in der Literatur vorhanden ist. Es genügt uns, wenn wir die Schlußübersicht hier wiedergeben:

I.	Das Centrum, theils auf türkischem, theils auf griechischem Boden, zählt	48,210	Bewohner
II.	Die Gemeinden im Nordosten des Centrums, in Macedonien, zählen	62,405	„
III.	Die Gemeinden im Nordwesten d. Centrums, in Albanien, zählen	16,850	„
IV.	Im Westen des Centrums, in Epirus, zerstreut	2,000	„
V.	Im Süden des Centrums, in Griechenland,	4,625	„
VI.	Im Osten des Centrums, in griechisch und türkisch Thessalien	15,430	„
		149,520	Bewohner.

Rein aromunische Familien gibt es:

in Gruppe	I.	68	Orte	mit	48,210	Bewohnern
„ „	II.	28	„	„	30,825	„
„ „	III.	44	„	„	11,320	„
„ „	V.	7	„	„	2,625	„
„ „	VI.	7	„	„	5,150	„
		154	Orte	mit	98,130	Bewohnern.

Gemischt aromunische Familien gibt es:

in Gruppe	II.	30	(unter Bulgaren und Griechen)	mit	31,580	Bewohnern
„ „	III.	18	(„ Albanesen)	„	5,530	„
„ „	IV.	3	(„ Griechen)	„	2,000	„
„ „	V.	7	(„ „)	„	2,000	„
„ „	VI.	18	(„ „)	„	10,280	„
		76	Orte	mit	51,390	Bewohnern.

Von den 154 rein aromunischen Orten hat Weigand nur 49, namentlich am oberen Aspropotamos gelegene, nicht gesehen, aber auch deren Bewohner in den Winterquartieren Thessaliens kennen gelernt. Die größeren und bedeutenden Orte hat er alle besucht, auch in die entlegensten Schlupfwinkel der Aromunen ist er gezogen, in Gegenden, die noch keines Reisenden Fuß betreten hatte. Er hat es also an Fleiß und redlichem Bemühen nicht fehlen lassen, das Volk an allen seinen weithin zerstreuten Wohnsitzen aufzusuchen, es zu erforschen und seine Zahl festzustellen. Er hat nun nicht mehr als 150,000 Aromunen, die ihre Muttersprache noch sprechen, herausgerechnet, und wenn man damit die bei weitem höhere rumänische Schätzung vergleicht, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß letztere gewaltig übertrieben ist. Wollen wir die Zahl der Aromunen vollständig kennen, so müssen wir noch diejenigen hinzurechnen, die in Bulgarien leben und deren Zahl Jireček mit 2300 angibt, ferner die serbischen Aromunen (bei Nisch, Belgrad 2c.), die man mit höchstens 5000 Seelen ansetzen kann, somit hätte man im ganzen etwa 160,000 Aromunen anzunehmen.

Ein Bindeglied zwischen diesen und den Bewohnern des Königreichs Rumänien bilden die viel zahlreicheren Daco-Rumänen in Serbien und Bulgarien; in ersterem Lande wohnen von diesen (nach allgemeiner Schätzung) 150,000—180,000, in letzterem (nach Jireček) 60,000, ihre Gesammtzahl — ca. 240,000 — überragt daher die Zahl der Aromunen um die Hälfte.

Nimmt man die Gesammtmasse der Rumänen in Betracht, wie sie als die Nachkommen der römischen Weltbeherrscher noch heute die griechische Halbinsel bewohnen, von dem Karpathengebirge im Norden an bis hinunter in den Peloponnes, so könnte man ihren nationalen Träumen einen Augenblick Beachtung schenken und auch dem südlichen Theile dieser Volksgruppe, so klein er auch an sich ist, in Zukunft nationales Leben prophezeien, aber dem ist nicht so.

Dr. Weigand zeigt seine erstaunliche Objectivität am deutlichsten darin, wie er die nationale Bewegung bei den Aromunen beurtheilt und welchen Erfolg oder Mißerfolg er der rumänischen Propaganda verheißt; sein Urtheil lautet so pessimistisch, daß es, namentlich im Hinblick auf bevorstehende Ereignisse, Milderung verlangt.

Die noch junge nationale Strömung bei den Aromunen wurde von zwei Seiten hervorgerufen: durch die Unabhängigkeitskämpfe der Serben und Bulgaren, sowie durch die Errichtung des bulgarischen Exarchats einerseits, ferner durch den Verkehr der Aromunen mit den Stammesgenossen im Königreich andererseits. Hier fand auch die nationale Agitation anfangs der sechziger Jahre ihren Mittelpunkt in einem Comité in Bukarest, dem als eifrigstes Mitglied der Dichter Bolintineanu angehörte; Mitte der sechziger Jahre begann dann die Gründung rumänischer Schulen in Macedonien, für welche man die Lehrer in Bukarest ausbildete. 1879 ward die Gesellschaft für macedoromanische Cultur gegründet, die der Wissenschaft und der nationalen Propaganda zugleich dient und auch in weiteren Kreisen Unterstützung gefunden hat.

Den einen Nutzen hat unstreitig die nationale Propaganda im Gefolge gehabt, daß in Bezug auf das Schulwesen für die in der Türkei lebenden Aromunen besser gesorgt ist, als z. B. für unser hochcivilisirtes deutsches Volk, unendlich besser aber, als für die Rumänen im freien Königreiche selbst, denn dort gibt es unter den 5.4 Millionen Einwohnern immer erst 687,000 schriftkundige Leute. Aber der nationalen Sache brachten die Schulen lange nicht den erhofften Nutzen; im Gegentheil, früher war es eine harmlose Sache, die aromunische Sprache zu gebrauchen, jetzt fürchtet der Aromune, sich beim Griechen, von dem er vielleicht abhängig ist, damit verhaßt zu machen, und gehört er selbst zur griechischen Partei, so vermeidet er den Gebrauch seiner Sprache von selbst.

Der Grieche schwelgt in großen Zukunftsträumen, er sieht die Zeit schon nahe, die seinen Staat zum mächtigsten am Mittelmeere machen wird, und der mit ihm lebende Aromune macht die Sache des Hellenen zur seinigen. Er sieht sich auf Griechenland angewiesen, er wird mit der weitverbreiteten griechischen Sprache im ganzen Orient verstanden, seinem nüchternen Kopfe leuchtet kein Grund ein, warum er die verlorene Muttersprache noch pflegen und seine Kinder zu den rumänischen Lehrern schicken soll, bei denen sie die rumänische Schriftsprache lernen. Und doch findet selbst in Griechenland die rumänische Propaganda noch Boden, sie nimmt sogar zu, und auf dem Pindus ist das Rumänenthum trotz der Anstrengungen der Griechen im Erstarken. Doch dies alles kann von keinem Bestand sein. So wie die Aromunen einst mit den Griechen vereinigt waren, als die Freiheitskämpfer aus dem Aromunenvolke, Männer wie Georgios Olympios, Andrutsu und sein Sohn Odysseus, für die hellenische Freiheit fochten, so

werden sie alle wieder zu Hellenen werden, soweit sie bei ihnen leben.

Ganz anders wird das Schicksal der Rumänen in Macedonien, und hierüber sagt unser Autor bedauerlicherweise wenig. Wenn schon vor fünf Jahren der griechische Einfluß in Macedonien stark gesunken war, jetzt ist er dahin. Der Bedrückung der Türken und der Bedrückung der griechischen Bischöfe ist der bulgarische Bauer überdrüssig, er rührt sich endlich. Selbstverständlich ist es, daß nun hier der Rumäne mit dem Bulgaren Hand in Hand gehen muß: im bulgarischen Macedonien gibt es keine Rücksicht mehr auf die Griechen, im Gegentheil, der griechische Bischof ist Beider Feind, und der Türke ist mit ihm verbündet. Auch die Pflege der eigenen Nationalität und der eigenen Sprache geht hier leichter und erfolgreicher vor sich, denn das Slavische steht dem Rumänischen näher als das Griechische, und der Verkehr mit den Volksgenossen an der Donau ist hier weit reger.

Doch wird auch hier das Aromunenvolk seinem Schicksal kaum entgehen, es wird wohl aufgehen in seiner Umgebung, und in Großbulgarien werden die Aromunen vermuthlich verschwinden, wie in Griechenland. Ein hohes Verdienst des Gelehrten wird es dann bleiben, von ihrer Verbreitung, ihrer Sprache und ihren Sitten die Kunde aufbewahrt zu haben. Es gilt auch in Macedonien der Satz: „Wir Aromunen sind unter einem bösen Stern geboren.“

Mittheilungen und Nachrichten.

* Hr. Gymnasiallehrer Vogelgsang in Dillingen beehrt uns mit einer Zuschrift, in der er sich gegen die naheliegende Deutung eines in unsrem V. „kirchenpolitischen Brief“ (Beil. Nr. 253 vom 2. Nov., S. 7) enthaltenen Satzes verwahrt. Es heißt dort, Dr. Vogelgsang habe auf dem Commerse der Rhätia während des Münchener Katholikentages „Bayerns Kampf gegen die protestantische Oberherrschaft mit demjenigen des kleinen Hellas gegen asiatischen Despotismus verglichen“. Da nun vorher eine Aeußerung des Hrn. v. Walter citirt wird, wonach die Haltung des Centrums im Culturkampf Deutschland vorm „preußischen Einheitsstaat“ bewahrt habe, so ist es Hrn. Vogelgsang „kaum zweifelhaft“, daß der Verfasser jenes Briefs ihm die Absicht untergelegt habe, „die gegenwärtige preußische Vorherrschaft in Deutschland mit altasiatischem Despotismus gleichzustellen“. Wir vermögen dieser Annahme des Hrn. Einsenders zwar nicht beizutreten, lassen ihm jedoch gern zur eingehenden Darlegung der wahren Meinung seines historischen Vergleichs das Wort: „Einer protestantischen Oberherrschaft, die in irgendeinem Staate ihre Verkörperung gehabt hätte, ist in meiner Rede mit keinem Worte Erwähnung gethan. Ich sprach nur von dem siegreichen Vordringen des Protestantismus im 16. Jahrhundert und von dem Aufhalten dieses Vordringens durch die bayerischen Fürsten. Der Vergleich Bayerns mit dem alten Hellas aber hatte folgenden Wortlaut: „Innerlich gekräftigt und gestärkt trat ... Bayern unter dem größten Fürsten, den es jemals auf seinem Thron geschaut, unter dem großen Maximilian, in den Völkerkampf des 17. Jahrhunderts ein, mit seinem gewaltigen Schwerte die Feinde der Kirche niederstreckend — das kleine Land — zählte es ja damals nur etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner — Ruhm und Bedeutung gewinnend beispiellos in der Geschichte der Christenheit — nur das alte kleine Hellas in seinem siegreichen Kampfe für Freiheit gegen asiatischen Despotismus möchte gleiches Schauspiel gewähren, gleichen Beweis geben dafür, was auch ein kleines Volk vermag, wenn es begeistert für seine höchsten Ziele kämpft.“ Das Tertium ruht offenbar in „Ruhm und Bedeutung gewinnen“, und der beiderseitige Kampf wird nicht in dem Punkte gegen was, sondern in dem Punkte für was gekämpft wurde, in Parallele gestellt, wie klar der Satz beweist: was auch ein kleines Volk vermag, wenn es begeistert für seine höchsten Ziele kämpft.“ — Hiernach erscheint die gezogene Parallele, wie wir bereitwillig anerkennen, in der That als überaus harmlos. Daß sie deßwegen auch glücklich sei, wird indessen schwerlich ein Geschichtskenner zugeben. Kurfürst Maximilian und die Kraft und Ausdauer seiner Politik in allen Ehren — aber war es eigentlich Land und Volk Bayerns, das unter ihm den dreißigjährigen Krieg bestand und entschied? Und wenn ja, stand und focht es dabei so ganz auf sich gestellt, wie die alten Hellenen gegen die Perser? Sollte es der allseitig erwägenden vergleichenden Geschichtswissenschaft des Hrn. Vogelgsang entgehen, daß man wirklich — um der alten Schweizer zu geschweigen — noch eher den Freiheitskampf der Niederlande gegen die spanische Monarchie den hellenischen Perserkriegen an die Seite setzen könnte? Und gehört dies „Beispiel“ etwa nicht in „die Geschichte der Christenheit“? Oder stritten die Geusen und Oranier vielleicht minder „begeistert für ihre höchsten Ziele“? Doch genug, denn es liegt uns wirklich nichts daran, eine Schulfloskel oder Commersphrase durch eine andere, wenngleich etwas sinnreichere, zu ersetzen.

D. Herausg.

γσ. **Berlin.** In den Sitzungen der „**Freien photographischen Vereinigung**“ vom 20. October und 6. November berichtete Dr. Claude du Bois-Reymond über das Verfahren des Dr. **Jolly** in Dublin zur Herstellung von **Photographien in natürlichen Farben**. Die Versuche Jolly's (vgl. den Artikel: „Der gegenwärtige Stand der Farbenphotographie“, Beil. Nr. 227 vom 2. Oct. d. J.) beruhen auf der Dreifarbentheorie des Sehens, wie sie von Helmholtz aufgestellt worden ist. Man hat danach das Vorhandensein von drei specifischen Nervenfasern und Sehnerven vorauszusetzen, die den Eindruck der bunten Außenwelt analysiren, und diese Analyse ergibt als Grundfarben roth, gelbgrün und blau oder violett, aus ihnen geht die unendliche Mannichfaltigkeit von Mischungen der Farben, die wir wahrnehmen, hervor. Im Gehirn vollzieht sich dann die analoge Synthese des äußeren Eindrucks wieder. Diesem Vorgang folgend, brauchte man nur drei Bilder hinter farbigen Glasplatten in den entsprechenden Farbentönen aufzunehmen und dann zu addiren. Die Aufnahme muß indessen auf durchsichtigen Platten stattfinden; man könnte dann aus je einem Projectionsapparat je eine der Aufnahmen in gleicher Stärke auf einen und denselben Schirm projiciren, um den farbigen Gesammteindruck von dem aufgenommenen Objecte zu erhalten. Diese Methode wäre äußerst umständlich und fiele mit der beim Dreifarbendruck verwendeten zusammen, auch enthält sie schon einen Kunstgriff in der bewirkten Addition oder Nebeneinanderstellung der Platten und könnte kaum als natürliche Aufnahme bezeichnet werden. Auch die von St. Eyes angewandte Spiegelmethode, wobei drei Bilder durch Spiegel beleuchtet werden, so daß alle drei an Einem Orte erscheinen, und die drei Positive erfordert, ist der von Dr. Jolly angewandten gegenüber allzu künstlich. Diese letztere zeichnet sich durch ihre Einfachheit aus. Jolly vereinigt die drei Aufnahmen in Eine und bringt diese Aufnahmen auch zugleich auf Eine Platte, so daß die drei Bilder neben einander auf derselben Platte, die allerdings durchsichtig sein muß, erscheinen. Vermittelst einer Theilmaschine sind abwechselnd rothe, grüne und blaue oder violette Linien auf einer Glasplatte gezogen, und diese Platte wird so weit vom Auge entfernt, daß sie als weiß erscheint. Da auf alle diese Linien Schatten gelegt werden kann, so ist es möglich, alle Farbentöne durch Veränderung der Stellung dieser Platte zum Licht in jeder Mischung hervorzurufen. Eine solche Platte ist nun der Analysator eines Farbencomplexes, der durch die Linse auf sie einwirkt. Jolly selbst hat mittelst einer Ziehfeder und farbiger Tinte die Linien in der Zahl von 3 auf den Millimeter gezogen, doch ließen sich diese ununterbrochen fortlaufenden Linien feiner ziehen oder auch wohl durch punktirte Linien ersetzen, was der Strichelung, in der solche Aufnahmen erscheinen, sehr abhelfen würde. Das Aufnahmeverfahren ist nun folgendes: Die Platte wird eingelegt, dann eine Trockenplatte dazu, und nun wird lange exponirt, dann wird photographirt und von dieser Aufnahme wird ein Diapositiv hergestellt. Bei diesem Diapositiv macht sich namentlich die Strichelung bemerkbar. Legt man den Farbenschirm nun vor dieses Diapositiv, so erhält man deutlich die Farbentöne des Objects, wenn man die Platten vor den Spiegel hält. Bei künstlicher Beleuchtung muß man die Platten ohne Hinterlinse, d. h. halb projiciren. Bisher sind nur 200 farbige Linien auf den Zoll gezogen worden, doch ließe sich diese Zahl wohl verdoppeln, jedoch kommt bei Copien, die in beliebiger Zahl hergestellt werden können, viel auf die gleichartige Beschaffenheit der Platten an. Für die Aufnahme einer gut belichteten Landschaft sind 3 bis 5 Secunden nothwendig, und sogar Momentbilder erscheinen als möglich. Die als Farbenschirme dienenden Platten sind billig herzustellen. Sie sind mit Gelatine überzogen und die farbigen Tinten sind, um besser zu haften, mit arabischem Gummi vermischt. Der Vortragende zeigte mehrere der Jolly'schen Aufnahmen theils im Negativ, theils im Diapositiv mit Farben und ohne Farben. Die Bilder stellten Gebrauchsgegen-

stände, Gebäude und Portraits dar, besonders schön erschien ein männlicher Kopf. Das Jolly'sche Verfahren, noch nicht so vollkommen wie das Selle'sche, löst keineswegs das Problem der Photographie in natürlichen Farben; dennoch ist es gegenüber dem älteren Lippmann'schen als ein Fortschritt anzuerkennen. Wird es, wie kaum zu bezweifeln, weiter ausgebildet und namentlich der Farbenschirm dahin vervollkommnet, daß die Farbenlinien ungleich dichter an einander rücken, so wird auch die Wirkung, in der beschriebenen Weise hergestellte Photographien in den natürlichen Farben zu sehen, erheblich gesteigert werden. Besitzt man dann eine Sammlung solcher Photographien, die an sich kaum sichtbar von unsern bisherigen abweichen, so bedarf es dazu nur noch jenes Farbenschirms, um durch Auflegen desselben die Bilder natürlich gefärbt erscheinen zu lassen.

* **Berlin.** Dem Privatdocenten in der Medicinischen Facultät der Universität zu Berlin, Sanitätsrath Dr. Leopold Rieß, dem Assistenten des kgl. Instituts für Insectionskrankheiten zu Berlin, Bernhard Proskauer, dem Privatdocenten in der Philosophischen Facultät der Universität Kiel, Dr. Eduard Buchner, dem Observator am k. Astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam, Dr. Paul Kempf und dem wissenschaftlichen Assistenten an demselben Institut, Dr. Johannes Wilsing, ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden. — Prof. Dr. Tobold in Berlin, der bekannte Specialist für Hals- und Brustkrankheiten, hat, wie der „Germ." zu entnehmen, einen Apparat construirt, der weite Verbreitung zu finden verspricht. Der Apparat ist für Kranke bestimmt, die eine kranke und schwache Lunge besitzen, und soll zunächst das oft fehlende Tiefathmen, also die Lungengymnastik fördern, sowie in zweiter Reihe eine desinficirende und heilende balsamische Luft in die Lungen eindringen lassen. — Am 26. Juni 1896 vollendet Professor Adolf Bastian sein siebzigstes Lebensjahr. In dankbarer Anerkennung seiner bahnbrechenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Völkerkunde hat ein Ausschuß von Gelehrten, an dessen Spitze Virchow steht, den Plan gefaßt, ihm an dem genannten Tage eine in deutscher Sprache verfaßte Festschrift zu überreichen, die eine Reihe für diesen Zweck verfaßter neuer Abhandlungen sachverständiger Fachgenossen aus dem Gesammtgebiet der Ethnologie und Anthropologie enthalten soll. Um die Festschrift in würdiger Ausstattung herstellen zu können, wird ein nicht unbedeutender Kostenaufwand nothwendig werden, der durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden soll. Die Festschrift kann nur denen geliefert werden, die einen Mindestbeitrag von 30 M. einsenden. Einsendungen sind, wenn möglich, bis zum 1. December an den Rentier Valentin Weisbach, Berlin W., Thiergartenstraße 4, zu schicken.

* **Greifswald.** Wie der „Reichs-Anz." jüngst gemeldet, hat der Kaiser dem hiesigen Professor der Hygiene, Geh. Rath Dr. Friedrich Löffler, die Erlaubniß zur Anlegung des ihm verliehenen Großkreuzes der französischen Ehrenlegion ertheilt. Diese seltene Auszeichnung ist unserm Bakteriologen im Laufe des Sommers für seine Entdeckung des specifischen Erregers der Diphtherie, des Löffler'schen Diphtheriebacillus, zutheil geworden. Während die ärztliche Welt in Deutschland theilweise noch Bedenken trug, den Löffler'schen Bacillus als den wirklichen Erreger der Diphtherie anzuerkennen, weil er nicht constant in allen Fällen von Diphtherie gefunden wurde, ist diese Thatsache neuerdings bei den Erörterungen und Studien über das Diphtherie-Heilserum zur Gewißheit erwiesen worden. Dagegen haben die Franzosen das Verdienst des Prof. Behring an der Entdeckung des Diphtherie-Heilserums nicht anerkannt, sie schreiben dasselbe vielmehr ihrem Professor Roux zu.

* **Breslau.** Der Geh. Justizrath Prof. Dr. Felix Dahn, zur Zeit Rector der Universität, ist zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften in Bukarest ernannt worden.

* **Wien.** Der Kaiser hat den außerord. Prof. Dr. Melchior Abfalter zum ordentlichen Professor des Bibelstudiums des neuen Testaments an der theologischen Facultät in Salzburg, den Spiritual am fürsterzbischöflichen Priesterseminar in Salzburg Dr. Ignaz Rieder zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte ebendaselbst, den außerord. Professor der darstellenden Geometrie an der technischen Hochschule in Wien Franz Ruth zum ordentlichen Professor der Geodäsie an der deutschen technischen Hochschule in Prag und den Privatdocenten an der Universität Odessa Dr. Moriz v. Rudzki zum außerordentlichen Professor der mathematischen Geophysik und Meteorologie an der Universität in Krakau ernannt.

* **Zürich.** Oberst Affolter vom Gotthard wurde zum Professor der Militärwissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum ernannt.

* **Zürich.** Nicht nur sämmtliche Professoren und Assistenten, sondern auch sämmtliche Studirende des Polytechnikums sind jetzt durch den schweizerischen Schulrath bei der Actiengesellschaft „Zürich" gegen Unfälle jeder Art versichert, mögen sie in den Lehrräumen und Laboratorien oder auf den von der Schule organisirten Ausflügen und Fabrikbesuchen vorkommen.

* **Bern.** Der von hier stammende Doctor-Diplom-Fälscher v. Ganting ist am 9. Nov. in Mainz verhaftet worden. Sein Domicil hatte er in Wiesbaden. Man wurde auf sein neues Treiben aufmerksam, als ein Beamter aus Lübeck, dem Ganting ein Doctordiplom aufschwindeln wollte, bei der hiesigen Universitätsbehörde Erkundigungen einzog.

* **New-York.** In Halifax, Neu-Schottland, ist der namhafte Geolog und Naturforscher Prof. George Dawson gestorben. Die geologische Erforschung der canadischen Nordwest-Provinzen und Brittisch Columbiens ist vornehmlich sein Werk.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Das Ehescheidungsrecht nach dem Entwurf II eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. [1]

I.

H. Vor nicht langer Zeit fiel von autoritativer Seite eine Aeußerung voll Vorwurfs wider die laxe Normirung des Eherechts in dem künftigen deutschen Civilgesetzbuch, welches nunmehr in dem aus den Händen der zweiten Commission hervorgegangenen Entwurf II der Oeffentlichkeit vorliegt. Die Aeußerung ging in die Tagespresse über, und wer da weiß, wie sich manchmal das Urtheil großer Kreise des Publicums bildet, wird nicht erstaunt sein, daß jene Aeußerung auch vielfach gläubig aufgenommen wurde und nunmehr schon als anerkannte Wahrheit getreulich weiter erzählt wird. Und doch fehlt an der Richtigkeit jener Aeußerung sehr viel! Zumal die Normirung, welche die Ehescheidungsmaterie in dem Entwurf II des künftigen deutschen Civilgesetzbuchs gefunden hat, stellt sich bei eingehender Prüfung als ein wesentlicher, den ernsten Anforderungen der Sitte hinreichend entsprechender Fortschritt gegenüber der heutigen Gestaltung des Ehescheidungsrechts in Deutschland dar. Da der Entwurf II nunmehr die Gesetzgebungsfactoren beschäftigen wird und gerade von der richtigen Beurtheilung der von diesem Entwurf gegebenen Normirung des Eherechts es sehr abhängt, ob der Entwurf II die Fahrt durch Bundesrath und Reichstag glücklich bestehen wird, sei es hier gestattet, durch eine eingehendere Darlegung der Ehescheidungsgrundsätze des Entwurfs II einem richtigeren Urtheil vorzuarbeiten. Den Vergleich mit der Buntscheckigkeit des heutigen deutschen Ehescheidungsrechts vorzunehmen, bleibe dem geschätzten Leser überlassen; man kann nicht zweifeln, daß der Vergleich zu gunsten des Entwurfs ausfallen wird.

Der Entwurf II sucht, wie der Entwurf I, der christlichen Gesammtanschauung des deutschen Volkes von dem Wesen der Ehe bei der rechtlichen Normirung des Ehescheidungswesens gerecht zu werden. Danach gilt ihm die Ehe als eine objective, von dem individuellen Willen der Eheleute unabhängige, vorwiegend sittliche Ordnung, über deren Auflösbarkeit vor dem Tode eines Ehetheils er keineswegs die schonende Rücksichtnahme auf die persönliche Freiheit der Ehegenossen entscheiden läßt. Wie der Entwurf I, erkennt auch der Entwurf II von diesem die Ehe als objective Institution schätzenden Standpunkt aus eine Rechtspflicht des Gesetzgebers, einem Ehetheile durch Zulassung der Ehescheidung Rechtshülfe zu gewähren, an sich nur dann an, wenn die Ehe durch Verschuldung eines Ehetheils unheilbar zerrüttet ist, und er hat dies Princip der Verschuldung unter Abweichung von dem Entwurf I nur zu gunsten eines Ausnahmefalls, der unheilbaren, den geistigen Tod eines Ehetheils in sich schließenden Geisteskrankheit, durchbrochen. In Ansehung der Verschuldungen, welche der Anerkennung als Scheidungsursachen für würdig erachtet sind, unterscheidet der Entwurf II, wie der Entwurf I, zwischen solchen, welchen jener Charakter absolut, und zwischen solchen, welchen jener Charakter nur in relativer Weise zukommt. Dieser Eintheilung der Scheidegründe in absolute und relative liegt folgende Erwägung zu Grunde. Gewisse Vergehungen eines Ehegatten sind von einer derartigen objectiven Schwere, daß bei ihrem Eintritt nach der durchschnittlichen Erfahrung des Lebens an dem Vorhandensein einer unheilbaren Störung des ehelichen Verhältnisses, an einer unheilbaren Vernichtung der ehelichen Liebe und des ehelichen Vertrauens nicht zu zweifeln ist, und das Recht auf Scheidung demgemäß dem verletzten Ehetheil ohne allzu große Härte nach keiner Richtung hin verkümmert werden kann, sondern ohne weiteres zugestanden werden muß. Andere Vergehungen eines Ehegatten bewirken nicht so allgemein eine die Scheidung zur nothwendigen Folge machende unheilbare Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses. Sie lassen vielmehr oft den Fortbestand der Ehe dem anderen Theile nicht als unerträgliche Last erscheinen und erlangen nur unter besonderen Umständen die Schwere der Vergehungen der ersteren Kategorie: sie sind daher nicht immer zur Erzeugung eines Scheidungsanspruchs geeignet, sondern nur dann, wenn sie im concreten Fall wirklich eine totale Vernichtung der ehelichen Liebe und des ehelichen Vertrauens mit sich gebracht haben. Der Entwurf I hat demgemäß allein drei Verschuldungen als absolute Ehescheidungsgründe anerkannt: Ehebruch, Lebensnachstellung, bösliche Verlassung, und der Entwurf II hat sich hierin dem Entwurf I angeschlossen: der Entwurf II erkennt nur insofern noch einen vierten absoluten Ehescheidungsgrund an, als er dazu die nicht unter das Princip der Verschuldung fallende unheilbare Geisteskrankheit eines Ehetheils erklärt hat. In Ansehung der relativen Scheidegründe aber, bei welchen es stets auf die jeweilige Lage des Einzelfalls ankommt, gibt der Entwurf II, wie der Entwurf I, keine casuistische, doch nie erschöpfende Aufzählung jener, sondern er hat es vorgezogen, ein allgemeines, sämmtliche Vergehungen, welche relativerweise als Scheidungsanlässe in Betracht kommen können, umfassendes Princip aufzustellen und dem Richter die Subsumtion des Einzelfalles unter dies Princip zu überlassen. Das Princip läßt sich dahin fassen: abgesehen von den drei als absolute Scheidungsursachen anerkannten Verschuldungen des Ehebruchs, der Lebensnachstellung und der böslichen Verlassung, bewirken alle Vergehungen eines Ehetheils die Lösung der Ehe, welche dem Richter die Ueberzeugung verschaffen, daß durch sie im concreten Fall eine so tief gehende Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses herbeigeführt ist, daß dem anderen Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann.

Nach dem im gemeinrechtlichen Deutschland geltenden gemeinen Ehescheidungsrecht umfaßt der Begriff „Ehescheidung"

[1] Ueber das Ehescheidungsrecht im Entwurf I s. Hubrich, Das Recht der Ehescheidung in Deutschland, 1891, S. 220 fg.

zwei Institute: die Scheidung dem Bande nach und die Trennung von Tisch und Bett. Auch der Entwurf I hatte aus dem gemeinen Ehescheidungsrecht das Institut der zeitweiligen Trennung von Tisch und Bett recipirt, indem er dasselbe in enge Verbindung mit dem Princip der Relativität der Scheidung setzte. Dagegen hat der Entwurf II auf die Reception der Trennung von Tisch und Bett, — sofern dieselbe als selbständige, mittelst Klage zu erreichende Maßregel in Betracht kommt — verzichtet; er kennt nur die Scheidung dem Bande nach. „Eine Ehe" — bestimmt der § 1459 Entwurf II — „kann nur durch gerichtliches Urtheil geschieden werden. Die Scheidung" — das ist die Scheidung quoad vinculum — „ist nur aus den in den §§ 1460 bis 1464 bestimmten Gründen zulässig." Der erste Satz des § 1459 Entwurf II schließt jede andere Lösung einer Ehe bei Lebzeiten beider Ehegatten als durch Richterspruch aus: sowohl die Ehetrennung durch Privatwillkür, wie durch den Spruch einer anderen Behörde ist durch den ersten Satz des § 1459 Entwurf II untersagt; namentlich ist das noch gegenwärtig in einer Reihe gemeinrechtlicher Territorien in Kraft befindliche landesherrliche Ehescheidungsrecht damit beseitigt. Der zweite Satz des § 1459 Entwurf II beschränkt hinwiederum die Befugniß der Richter, Ehescheidungen auszusprechen. Nur auf Grund der in den §§ 1460—1464 genau bezeichneten Thatbestände sind die Ehegerichte berechtigt, auf Scheidung dem Bande nach zu erkennen: jede analoge Ausdehnung der Bestimmungen über die ausdrücklich anerkannten Scheidegründe und somit die Schaffung neuer Ehescheidungsgründe im Wege der Analogie ist den Ehegerichten durch den zweiten Satz des § 1459 Entwurf II schlechthin verboten.

Ueber den absoluten Ehescheidungsgrund des Ehebruchs handelt in sachlicher Uebereinstimmung mit § 1441 Entwurf I der § 1460 Entwurf II: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte sich des Ehebruchs oder einer nach den §§ 171, 175 des Strafgesetzbuchs strafbaren Handlung schuldig gemacht hat." Der Thatbestand des § 1460 Entwurf II ist vorhanden, sofern es zur geschlechtlichen Vereinigung (zur conjunctio genitalium) zwischen einem Ehetheil und einer fremden Person des anderen Geschlechts gekommen ist. Dem bisher in Deutschland bestehenden Rechtszustand gemäß sind die von § 175 St.-G.-B. mit Criminalstrafe bedrohten Handlungen (Sodomie, Bestialität) dem Ehebruch hinsichtlich der scheidungsrechtlichen Wirkung gleichgestellt; denn auch sie heben, wie der Ehebruch, die zwischen den Eheleuten bestehende unitas carnis auf und sind von gleicher objectiver Schwere, wie der Ehebruch. Neu gegenüber dem preußischen Recht, aber in Uebereinstimmung mit dem sächsischen Gesetzbuch ist die schlechthinnige Gleichstellung der Bigamie mit dem Ehebruch. Die Motive zum Entwurf I rechtfertigen diese Gleichstellung durch den Hinweis auf den praktischen Vortheil, daß der verletzte Ehetheil, wenn die Bigamie als solche einen absoluten Scheidegrund bilde, die Consummation der neuen Ehe nicht zu beweisen brauche, um die Lösung seiner alten Ehe zu erlangen.

Die zweite absolute Ehescheidungsursache, die Lebensnachstellung, normirt der Entwurf II im § 1461: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte ihm nach dem Leben getrachtet hat." Im Gegensatz zu § 1442 Entwurf I, welcher lautet: „Ein Ehegatte kann die Scheidung verlangen, wenn der andere Ehegatte dem Leben des ersteren nachgestellt hat", schließt sich die Fassung des § 1461 Entwurf II offenbar gerade an den § 699 II 1 A. L.-R. an, welcher ebenfalls das „Trachten nach dem Leben" als Scheidegrund anerkennt. Nach der herrschenden Ansicht ist das Trachten nach dem Leben im Sinne des § 699 II 1 A. L.-R. nicht auf einen Mord- oder Todtschlagsversuch in der strafrechtlichen Bedeutung beschränkt; es genügt zur Scheidung aus § 699 II 1 A. L.-R. auch die sonst durch Handlungen oder Drohungen kundgegebene ernstliche Absicht, dem Ehegenossen an das Leben zu gehen. Die offenbare Nachahmung des § 699 II 1 A. L.-R., welche bei der Formulirung des § 1461 Entwurf II stattgefunden hat, setzt es daher außer allem Zweifel, daß unter den Thatbestand des § 1461 nicht nur Handlungen fallen, welche einen Anfang der Ausführung des Tödtungsdelicts (einen Mord- oder Todtschlagsversuch im strafrechtlichen Sinne) enthalten, sondern auch jede äußerlich hervortretende, ernstlich gemeinte Bekundung der Tödtungsabsicht.

Bei der Normirung des dritten absoluten Scheidegrundes der böslichen Verlassung weicht der Entwurf II sachlich in keiner Beziehung von dem Entwurf I ab. Der Scheidegrund der böslichen Verlassung, der Desertion, ist ein specifisches Product des protestantischen Rechtsbewußtseins und nach seiner Ausbildung durch das gemeine protestantische Eherecht in die seit Ende des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland vorgenommenen bürgerlichen Eherechtscodificationen übergegangen. Das protestantische Eherecht erkannte dabei zunächst nur dann den Scheidegrund der Desertion als vorhanden an, wenn der Desertor sich an einen unbekannten oder der Obrigkeit unerreichbaren Ort begeben hatte. Denn der erreichbare Ehegatte, der eigenmächtig die häusliche Gemeinschaft aufgab, wurde von der Obrigkeit durch polizeiliche Zwangsmaßregeln (Geld- und Gefängnißstrafen) zur Herstellung des ehelichen Gemeinlebens genöthigt. Erst um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert, als dem aufgeklärteren Zeitgeist die Anwendung polizeilicher Zwangsmaßregeln zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft zu widersprechen anfing, bewilligte das protestantische Recht auch in dem Fall, wo der erreichbare Desertor hartnäckig die Herstellung des ehelichen Gemeinlebens verweigerte, dem verletzten Ehetheil einen Anspruch auf Scheidung dem Bande nach: neben den Scheidegrund der Desertion trat der Scheidegrund der Quasidesertion. Auch der Entwurf I und der Entwurf II unterscheiden im Anschluß an die dargestellte Rechtsentwicklung, indem sie den absoluten Scheidegrund der böslichen Verlassung normiren, den Fall der Erreichbarkeit und den Fall der Unerreichbarkeit des böslichen Verlassers. Bezüglich des ersten Falls, des Falls der Quasidesertion — wie man ihn im Hinblick auf jene Rechtsentwicklung kurz wird nennen können — schreibt der § 1462 vor: „Bösliche Verlassung liegt . . . vor: 1) wenn ein Ehegatte, nachdem er zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft rechtskräftig verurtheilt worden ist, ein Jahr lang gegen den Willen des andern Ehegatten in böslicher Absicht dem Urtheile keine Folge geleistet hat." Hienach hat der verlassene Ehetheil, um die Scheidung wegen Quasidesertion zu erlangen, zunächst die Klage auf Herstellung des ehelichen Lebens anzustellen und auf Grund derselben eine rechtskräftige Verurtheilung des Verlassers zu erwirken. Diese Regelung der Sache unterscheidet sich bedeutend von dem Rechtszustand in Altpreußen, nach welchem vor Anstellung der Scheidungsklage wegen böslicher Verlassung gegen den erreichbaren Desertor auf einseitigen Antrag des verlassenen Ehetheils von Gerichtswegen ein Rückkehrbefehl erlassen wird. Der Entwurf II, wie der Entwurf I, haben aber die Reception des Instituts der Rückkehrbefehle unterlassen, weil das durch die Klage auf Herstellung des ehelichen Lebens veranlaßte contradictorische Verfahren weit eher Aufklärung darüber verschafft, ob nicht die Aufhebung der häuslichen Gemeinschaft durch erhebliche Gründe gerechtfertigt sei, und andrerseits dem Beklagten das Rechtswidrige seines Verhaltens in geeigneter Weise zu Gemüthe

führt. Die Anwendung von Zwangsmaßregeln zur Durchführung des die Herstellung der häuslichen Gemeinschaft verfügenden Urtheils ist aber im Gegensatz zu dem Rechtszustand in einzelnen gemeinrechtlichen Territorien, wo durch die Zwangsmaßregeln die Hartnäckigkeit des Quasidesertors erprobt wird, ausgeschlossen. Als Ersatz der Zwangsmaßregeln, als Prüfstein der Hartnäckigkeit des bösen Willens des erreichbaren Desertors dient die fernere Bedingung der Scheidung, daß die häusliche Gemeinschaft binnen Jahresfrist nach der Rechtskraft jenes Urtheils wider den Willen des siegreichen Klägers böslicherweise nicht aufgenommen ist. Bei dieser Vorschrift liegt der Nachdruck darauf, daß die Aufgabe der häuslichen Gemeinschaft während eines ganzen Jahres einmal wider den Willen des siegreichen Ehegatten und dann böslicherweise gedauert haben muß. Diese Vorschrift soll der Gefahr vorbeugen, daß die Eheleute im gegenseitigen Einverständniß das eheliche Zusammenleben aufgeben und den Scheidegrund der böslichen Verlassung mißbrauchen. Denn es wird dem Richter zur strengen Pflicht gemacht, nur dann zu scheiden, wenn es seine positive Ueberzeugung ist, daß die Aufgabe der häuslichen Gemeinschaft während der ganzen einjährigen Frist nicht mit dem Willen des Klägers geschehen ist, sondern lediglich auf dem bösen Willen des verurtheilten Ehegatten beruhte. Es wird daher der Richter vor der Fällung des Scheidungsurtheils besonders zu prüfen haben, ob nicht Anhaltspunkte gegen die Annahme einer die Jahresfrist hindurch währenden böslichen Handlungsweise des beklagten Theils vorhanden sind. Es wird diese Annahme aufzugeben sein, wenn nach dem die Herstellung der häuslichen Gemeinschaft verfügenden Urtheil während der Jahresfrist Thatsachen entstehen, welche den beklagten Theil zum Getrenntleben berechtigen, oder wenn der beklagte Ehetheil auch nur im guten Glauben an die Existenz eines neuen, ihn zum Getrenntleben berechtigenden Grundes sich befunden hat. — Sowie aber während eines ganzen Jahres nach rechtskräftiger Verurtheilung des einen Ehegatten zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft dem Erkenntniß wider den Willen des siegreichen Ehegatten in böslicher Absicht nicht Folge geleistet ist, muß der Richter auf Verlangen des letzteren die Lösung der Ehe aussprechen. Der verurtheilte Ehegatte kann diese Wirkung seines Ungehorsams nicht dadurch beseitigen, daß er nunmehr nach Ablauf der Jahresfrist die häusliche Gemeinschaft herstellt oder sich dazu ernstlich erbietet.

In Betreff der eigentlichen Desertion, d. h. des Falls, in welchem der Aufenthalt des böslichen Verlassers unbekannt oder unerreichbar und folglich eine Ladung dieses nur durch öffentliche Zustellung nach §§ 186 fg. C.-P.-O. möglich ist, bestimmt der § 1462 Entwurf II weiter: „Bösliche Verlassung liegt ... vor: 2) wenn ein Ehegatte sich ein Jahr lang gegen den Willen des anderen Ehegatten in böslicher Absicht ferngehalten hat und die Voraussetzungen für die öffentliche Zustellung seit Jahresfrist gegen ihn bestanden haben.“ Bei der eigentlichen Desertion geht dem Ehescheidungsverfahren nicht, wie bei der Quasidesertion, ein Vorverfahren auf Herstellung des ehelichen Lebens voraus. Von der Einführung eines solchen Vorverfahrens ist naturgemäß Abstand genommen, weil bei der Unmöglichkeit, den eigentlichen Desertor zur Theilnahme an dem contradictorischen Vorverfahren heranzuziehen, der Zweck des Vorverfahrens, die Eigenmacht des einen Ehetheils als Ursache der Fortdauer des Getrenntlebens der Ehegenossen außer Zweifel zu setzen, nicht zu erreichen ist. Es kann bei der eigentlichen Desertion die Ehescheidungsklage ohne weiteres angestellt werden, und der Kläger hat, wenn er die beabsichtigte Ehetrennung erlangen will, zweierlei nachzuweisen: böswillige Aufgabe der häuslichen Gemeinschaft seitens des beklagten Ehetheils seit mindestens einem Jahr und Unerreichbarkeit des beklagten Theils während einer Frist von mindestens einem Jahr vor der Scheidungsklage. Nach dem Wortlaut des oben citirten, die eigentliche Desertion betreffenden Satzes aus § 1462 Entwurf II geht der dem Kläger obliegende Beweis an sich dahin, daß die böse, gegen die häusliche Gemeinschaft gerichtete Absicht des Desertors ein ganzes Jahr hindurch gedauert habe; aber der Regel nach wird es genügen, wenn der Kläger darthut, daß der beklagte Theil im Augenblick der Aufgabe der häuslichen Gemeinschaft von böser Absicht geleitet worden sei; denn das weitere einjährige Fernbleiben von der häuslichen Gemeinschaft gewährt einen sicheren Schluß auf die Fortdauer der bösen Absicht des beklagten Theils während des ganzen Jahres. Falls aber während des begonnenen Scheidungsprocesses die Voraussetzungen für die öffentliche Zustellung in Ansehung des beklagten Ehetheils fortfallen und am Schlusse der mündlichen Verhandlung, auf welche das Urtheil ergehen sollte, nicht mehr bestehen, so ist nach § 1462 Entwurf II der Abschluß des begonnenen Scheidungsverfahrens mit einem auf Ehetrennung lautenden Urtheil unstatthaft. Der verlassene Ehetheil hat vielmehr alsdann die Klage auf Herstellung des ehelichen Lebens anzustellen, und es kann erst auf Grund einer Quasidesertion des gegnerischen Ehetheils eine Auflösung des Ehebundes in Frage kommen.

Ueber den vierten, dem Entwurf I ganz unbekannten absoluten Scheidegrund der unheilbaren Geisteskrankheit handelt der § 1464 Entwurf II: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte in Geisteskrankheit verfallen ist, die Krankheit während der Ehe mindestens drei Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, daß die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben, auch jede Aussicht auf Wiederherstellung derselben ausgeschlossen ist.“ Das strenge Festhalten an dem Princip der Verschuldung, welches dem Entwurf I bei der Aufstellung der Scheidegründe eigen ist, fand sofort nach der Veröffentlichung des Entwurfs I scharfe abfällige Beurtheilung. Nachdem insbesondere Scheurl, Hinschius und Zorn für die Zulässigkeit der gänzlichen Ehetrennung bei unheilbarem Wahnsinn eines Ehegatten eingetreten waren, faßte auch der zwanzigste deutsche Juristentag eine Resolution dahin, daß in dem künftigen deutschen bürgerlichen Gesetzbuch auf jeden Fall unheilbare Geisteskrankheit als Ehescheidungsgrund aufgenommen werden müsse. Die Redactoren des Entwurfs II haben dem Gewichte dieser Urtheile nachgegeben. Wie der § 1464 Entwurf II aber ergibt, setzt die Scheidung wegen Geisteskrankheit eines Ehegatten voraus: a) daß die Geisteskrankheit mindestens drei Jahre seit Eingehung der Ehe bestanden hat; b) daß jegliche geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten nachgewiesenermaßen dauernd für die Zukunft ausgeschlossen ist. Eine formell drei Jahre andauernde Entmündigung des Geisteskranken oder dreijährige Observation desselben in einer Irrenanstalt ist dagegen nicht Bedingung der Scheidung; es wird aber der Geisteskranke im Augenblick der Anstellung der Scheidungsklage formell entmündigt sein müssen, und gegen seinen Vertreter wird sich die Klage zu richten haben. Den dreijährigen Zeitraum hat der Eherichter von dem Augenblick des Ausspruchs des Scheidungsurtheils rückwärts zu berechnen. Zur Ergänzung des § 1464 Entwurf II ist noch folgende Bestimmung in Aussicht genommen, welche das Einführungsgesetz zum deutschen bürgerlichen Gesetzbuch festsetzen soll: „Auf Scheidung wegen Geisteskrankheit darf nicht erkannt werden, bevor das Gericht einen oder mehrere Sachverständige über den Geisteszustand des Beklagten gehört hat.“ Die Aufgabe der Sachverständigen, deren besondere

persönliche Abhörung dem Ehegericht durch diese Vorschrift zur strengen Pflicht gemacht ist, wird es besonders sein, dem Richter darüber bestimmte Auskunft zu ertheilen, ob wirklich jegliche geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten in Folge der Geisteskrankheit dauernd für die Zukunft ausgeschlossen ist. Damit in keiner Weise eine Collusion vorkommen kann und die Scheidung wegen Geisteskrankheit wirklich lediglich in dem Falle erfolgt, wo der im § 1464 umschriebene Thatbestand vorliegt, ist übrigens auch noch beabsichtigt, die Verpflichtung des Eherichters, einer Einigung der Parteien über die zu vernehmenden Sachverständigen nachzugeben, schlechthin aufzuheben. Trotz des Zugeständnisses, daß unheilbare Geisteskrankheit die Auflösung der Ehe bewirken kann, bemüht sich der Entwurf II hienach eifrig, Scheidungen wegen Geisteskrankheit zu erschweren und Fälle, in welchen die Ehescheidung von dem kranken Theil als eine Härte empfunden werden kann, auszuschließen.

Mit dem vierten absoluten Ehescheidungsgrund der unheilbaren Geisteskrankheit schließt der Kreis der absoluten Scheidegründe. Neben sie tritt die relative Scheidungsmöglichkeit, über welche der § 1464 Entwurf II Folgendes bestimmt: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflichten gilt insbesondere grobe Mißhandlung."

Nach der Veröffentlichung des ersten Entwurfs wurde der Gedanke der Relativität der Ehescheidung, welchen der § 1444 Entwurf I formulirt hatte, von vielen Seiten heftig angefeindet, und auch der 20. deutsche Juristentag faßte seinerzeit eine Resolution dahin: im künftigen deutschen Civilgesetzbuch solle eine clausula generalis in Bezug auf Gewährung der Ehescheidung nur gegeben werden für die Fälle unmittelbarer Feindseligkeit des einen Ehegatten gegen den andern (schwere Mißhandlungen, Beleidigungen und sonstige Verfolgungen), insoweit dadurch nach richterlichem Ermessen die Ehe unerträglich gemacht erscheine; alle andern Ehescheidungsgründe müßten nach Art der sogenannten absoluten Ehescheidungsgründe genau und bestimmt bezeichnet werden. Die Redactoren des zweiten Entwurfs haben sich durch diese Angriffe auf das Princip der Relativität der Scheidung nicht veranlaßt gefühlt, dasselbe selbst aufzugeben, und haben auch die Fassung des § 1463 thunlichst an den Wortlaut des § 1444 Entwurf I angeschlossen. Wie bereits hervorgehoben, beruht das im § 1463 Entwurf II aufgestellte Princip der Relativität der Scheidung auf der Erwägung, daß andere Ausschreitungen eines Ehetheils, als Ehebruch, Lebensnachstellung und bösliche Verlassung, nicht so allgemein, wie diese, eine völlige Störung des ehelichen Verhältnisses bewirken, sondern dasselbe wegen der Verschiedenheit der Bildung und äußern Stellung, des Charakters und der Persönlichkeit der Eheleute in den concreten Fällen in verschiedener Weise beeinflussen, indem sie hier die Fortdauer der Ehe zur unerträglichen Last machen, dort den Bestand der Ehe unerschüttert lassen. Der Richter hat daher, wenn die Scheidung aus § 1463 verlangt wird, in jedem Einzelfall unter Berücksichtigung der gesammten Lebensgepflogenheiten zu prüfen, ob in der That die Ausschreitung eines Ehetheils eine so tiefe Zerrüttung der Ehe verursacht hat, daß die Fortsetzung dieser dem andern Theile billigerweise nicht zuzumuthen ist. Der § 1463 Entwurf II unterscheidet hinsichtlich der Ausschreitungen, welche nur relativ die Scheidung herbeiführen, Verletzungen ehelicher Pflichten, welche nicht zu den Thatbeständen der §§ 1460 bis 1462 Entwurf II gehören, und ehrloses oder unsittliches Verhalten, wobei er als Beispiel für die erste Unterart grobe Mißhandlung hervorhebt. Mit Rücksicht auf die Ausführungen der Motive zum ersten Entwurf werden aber auch weiter folgende Vergehungen unter die erste Unterart, unter den Begriff „Verletzung ehelicher Pflichten" zu rechnen sein: gefährliche Drohungen, Ehrenkränkungen, wissentlich falsche Anschuldigung, Unverträglichkeit und Zanksucht, welche sich in vorsätzlichen, das Leben und die Gesundheit des andern Theils gefährdenden Handlungen äußert, absichtliche Entziehung des Unterhalts, hartnäckige Verweigerung der ehelichen Pflicht, der Ehebruchsversuch und andere nicht unter § 1460 Entwurf II fallende unzüchtige Handlungen. Unter die zweite Unterart der relativ zur Eheauflösung berechtigenden Ausschreitungen d. h. unter den Begriff „ehrloses oder unsittliches Verhalten" fallen: die Begehung eines entehrenden Verbrechens oder Vergehens, unverbesserliche Trunksucht, Ergreifung eines schimpflichen Gewerbes, Lebensnachstellungen gegen die nächsten Verwandten des Ehegenossen.

In einer sehr wichtigen Beziehung weicht aber der Entwurf II bei der Ausgestaltung des Princips der Relativität der Ehescheidung von dem Entwurf I ab. Der Entwurf I hatte das Princip der Relativität der Ehescheidung in enge Verbindung mit dem Institut der zeitweiligen Trennung von Tisch und Bett gesetzt. Er gab im Falle eines relativen Scheidegrundes, ausgehend von der Hoffnung, daß sich das gestörte eheliche Verhältniß dabei vielleicht doch noch wiederherstellen werde, dem verletzten Theil der Regel nach nur einen vorläufigen Anspruch auf zeitweilige Trennung von Tisch und Bett; nur ausnahmsweise, bei wirklich feststehender Aussichtlosigkeit einer Herstellung des gestörten ehelichen Verhältnisses, sollte der Richter die sofortige Lösung der Ehe auszusprechen befugt sein. Erst wenn die bestimmte Zeit der Trennung von Tisch und Bett, deren Dauer der Richter je nach den Umständen des Einzelfalls festsetzen sollte, ergebnißlos, d. h. ohne eine Wiederaussöhnung der Ehegatten abgelaufen war, erhielt der Regel nach der verletzte Theil das Recht eingeräumt, auf Scheidung dem Bande nach anzutragen. Der Grundsatz des ersten Entwurfs, daß eine relative Scheidungsursache regelmäßig als nächste Folge für den verletzten Theil nur einen Anspruch auf zeitweilige Trennung von Tisch und Bett nach sich ziehe, welcher sich erst nach versöhnungslosem Ablauf der Trennungszeit in einen Anspruch auf gänzliche Ehetrennung verwandle, wurde sofort nach der Veröffentlichung des ersten Entwurfs insbesondere von Hinschius angegriffen, und die Redactoren des zweiten Entwurfs haben auch diesem Angriff Rechnung getragen. Im Einklang mit den Forderungen von Hinschius hat der § 1463 Entwurf II jede Verbindung des Princips der Relativität der Ehescheidung mit dem Institut der zeitweiligen Trennung von Tisch und Bett aufgegeben und beim Vorhandensein eines relativen Scheidegrundes dem verletzten Theil ausnahmslos einen sofortigen Anspruch auf gänzliche Ehetrennung ertheilt. Als theilweiser Ersatz des aufgegebenen Instituts der zeitweiligen Trennung von Tisch und Bett sind aber von den Redactoren des zweiten Entwurfs gewisse processuale Maßnahmen in Aussicht genommen. Nach einem in die Reichscivilproceßordnung einzustellenden Paragraph soll, wenn die Scheidung auf Grund des § 1463 Entwurf II beantragt wird und die Aussicht auf Aussöhnung der Parteien nicht ausgeschlossen erscheint, dem Richter von Amtswegen die Pflicht obliegen, vor Fällung des Scheidungsurtheils erst noch die Aussetzung des Verfahrens anzuordnen, und ferner soll der Richter überhaupt in jedem Scheidungsproceß einem etwaigen Verlangen des Klägers nach Aussetzung des Verfahrens Folge

geben, bevor er auf Scheidung dem Bande nach erkennt. Doch soll die Aussetzung des Verfahrens dabei im Laufe des Rechtsstreits nur einmal und höchstens auf zwei Jahre erfolgen dürfen. Für die Dauer der Aussetzung des Verfahrens, sowie überhaupt für die Dauer eines Scheidungsprocesses soll der Richter auf Antrag eines Ehegatten befugt sein, durch einstweilige Verfügung das Getrenntleben der Ehegatten zu gestatten und in Ansehung der gegenseitigen Unterhaltspflicht und der Kinder die geeigneten Maßnahmen anzuordnen.

Worte eines Alten über moderne Novellistik.

Es dürfte wohl der Mühe verlohnen, den Gang zu verfolgen, welchen die deutsche Novellistik, der Roman und die Novelle seit ihrer Erschaffung vor etwa hundert Jahren genommen hat. Welcher Unterschied zwischen Wilhelm Meister, Wilibald, Woldemar, den Novellen Achim v. Arnims, Hoffmanns Serapionsbrüdern, und der Frau Sorge, dem Heyse'schen Merlin, den Wildenbruch'schen Novellen! Jüngeren Kräften, welche im Stande sind, den gewaltigen Stoff zu mustern, die Fehler der älteren und die Vorzüge der neueren Schule ans Licht zu stellen, könnte eine solche Geschichte der deutschen Novellistik als eine lohnende Aufgabe empfohlen werden.

Eine Thorheit ist es, der Novellenliteratur den Krieg zu erklären, den Händen der Jugend die Romane zu entreißen; denn neben der Zeitungsliteratur und im Gegensatze zu dieser und zur Berufsliteratur überhaupt haben sich Roman und Novelle einen so hohen Rang und ein so weites Gebiet erobert, daß der Grund davon in dem Bedürfnisse der Nation, in den Anforderungen der jetzigen geistigen Richtung liegen muß. Selbstverständlich kann nur von solchen Schöpfungen die Rede sein, welche, von allen Nebenabsichten befreit, in edler, ehrlicher und ehrbarer Weise einen guten Zweck im Auge haben, den Zweck, den Leser zu erheitern und das Gemüth desselben zur Aufnahme guter Gedanken zu öffnen. Einfaches Erzählertalent reicht zur Schaffung solchen Werkes nicht aus, sondern es bedarf der besonderen Begabung, des dichterischen Genius.

Poesie braucht nicht in Verse gekleidet zu sein, auch die Prosa darf auf diesen höchsten literarischen Ruhm Anspruch machen, wenn sie von dem göttlichen Hauche eingegeben ist, der den Sterblichen zeitweise aus dem Staube der Erde enthebt und ihn das Gute in reiner Form erkennen und in Worten wiedergeben läßt. Was so niedergeschrieben ist, erweckt die gleichen Gedanken und Gefühle im Leser und reizt ihn an, auch in seinem Leben so zu handeln, wie der Held oder die Heldin im Romane gethan hat, hülfreich zu sein und gut, dem Nebenmenschen seine Schwächen zu vergeben und sich selbst auf dem Pfade der treuen Liebe, der aufopfernden Freundschaft und der Achtung vor dem göttlichen Gebote fest zu halten.

In keinem unsrer älteren Schriftsteller tritt die hohe dichterische Begabung und das Bestreben, von dieser Begabung den edelsten Gebrauch zu machen, deutlicher hervor, als in Jean Paul. Und doch sind seine Werke vergessen und verstaubt. „Lichtstrahlen", elegant eingebunden mit Goldschnitt, werden noch mitunter als Confirmationsgeschenk gegeben, aber unter tausend gebildeten Deutschen findet sich jetzt wohl nicht einer, der sich rühmen könnte, Jean Pauls Romane vollständig durchblättert zu haben — vom genauen, wiederholten Lesen, wie sie es verdienen, gar nicht zu reden. Es ist als Grund dieser Vernachlässigung nicht nur die große Veränderung der socialen und politischen Verhältnisse anzusehen, welche der jetzigen Generation das Verständniß der vom Dichter geschaffenen Situationen erschweren, sondern es kommt ein Fehler der Schöpfungen selbst dazu.

In dem Zeitalter der Eisenbahnen und elektrischen Gedankenbeförderung will man in allem rasch vorwärts kommen. Unsern Großeltern konnte ein Roman nicht vielbändig genug sein; jetzt verkauft sich die einbändige Novelle am besten. Jean Pauls Erzählungen schreiten dagegen langsam fort, und gerade da, wo der Leser auf die Entwicklung besonders gespannt ist, reizt der Dichter seine Ungeduld noch, indem er nicht nur allgemeine, tief empfundene, goldene Lebensregeln enthaltende Betrachtungen anhebt, sondern lange Episoden ein- und vorschiebt, die mit der Hauptgeschichte nur in losem Zusammenhange stehen. Das hat unsre Jugend nicht ertragen und sie erlaubt sich dem Lieblingsdichter ihrer Eltern gegenüber das herbe Urtheil: „er ist langweilig."

Hiermit hat das kindliche Gemüth das Richtige getroffen. Ein Roman darf nicht langweilig sein, denn wenn er dies ist, wird er nicht gelesen und verfehlt somit seinen Zweck. Die Kunst des Dichters muß sich eben darin zeigen, daß er das Gute mit dem Angenehmen zu verbinden weiß, daß er denselben Zweck wie ein Prediger auf der Kanzel im Auge hat, aber ihn dadurch erreicht, daß er nicht predigt, sondern daß er uns Einblick in zärtliche Liebesgespräche gewährt, daß er uns Verschwörungen belauschen und vor ihnen mit Abscheu zurückschrecken läßt, daß er uns zu Thränen rührt, indem er uns zeigt, wie ein junger, von Gott mit allem Guten ausgerüsteter Sohn die Eltern verläßt und, von seinen Leidenschaften verführt, elend zu Grunde geht.

Alles dies darf aber nicht in grellen, unnatürlichen Farben geschildert sein, denn sonst wirkt es komisch; es muß so wahrscheinlich dargestellt werden, als ob der Dichter jedes einzelne Ereigniß selbst erlebt hätte, als ob er mit den Personen, die er auftreten läßt, selbst im Verkehr gewesen wäre und ihre Herzensbedrängnisse, ihre Freuden und Leiden in seinem Gemüthe ein Echo erweckt hätten.

So wird er der jungen Beatrix — gleich als wäre sie sein eigen Kind — warnend zurufen, sie möge ja nicht ihre Vorliebe in irgend einer Weise hervortreten lassen, bevor der Verehrer — der sie bei Bällen mit Aufforderungen zum Tanze bevorzugt und sie in unbelauschte Winkel lockt, wo er, ungehört von der übrigen Gesellschaft, anderes als Süßholz raspelt — hinsichtlich seiner ehrlichen Absichten und seiner Mittel, dieselben ins Werk zu setzen, unwiderlegliche Beweise gegeben hat. Und wenn er den jungen Cavallerie-Officier, der sein und seiner Geschwister Vermögen leichtsinnig verspielt hat, zur Erkenntniß seiner Schuld und zur aufrichtigen Reue gebracht hat, dann wird er ihm im letzten Momente den Revolver aus der Hand reißen, ihm das thränenvolle Antlitz des alten Vaters erscheinen lassen und ihm die Pforte zu dem engen, mühevollen Wege öffnen, auf dem er sich zum Lichte wieder emporarbeiten kann.

In gewissem Sinne sollen alle Romane realistisch sein, denn sie müssen die Wirklichkeit, das Reale, so schildern, wie es sich zur Zeit ihrer Abfassung oder, wenn es sich um historische Stoffe handelt, wie es sich zur Zeit befand, in welcher die Erzählung spielt. In letzterem Falle kann der Verfasser selbstverständlich nur Compilator sein, aber in der Wahl des Stoffes, welcher nur vermittelst seiner Beziehungen zur Gegenwart Interesse erwecken kann, und in der Schaffung und Entwicklung der Charaktere wird der wahre Dichter auch in den auf historischem Boden ruhenden Romanen seine Befähigung bewähren, zu erheitern und zu belehren.

Seine Aufgabe ist insofern schwieriger als diejenige des zeitgenössischen Romanschreibers, als dieser das selbst Erlebte und Empfundene wiedergeben und gewissermaßen Biograph sein wird, während dem ersteren eine reiche

Phantasie zur Seite stehen muß, welche da aushilft, wo die Quellen versagen. Eine Folge dieser Verschiedenheit ist, daß die historischen Romane leicht zu sensationell ausfallen — ein Fehler, welcher z. B. Alexander Dumas' viel gelesenen Romanen vorgeworfen wird — und daß dagegen die zeitgenössischen Schilderungen nach der entgegengesetzten Seite hin sündigen, indem die Verfasser wiedergeben, was sie in Criminal- und Ehegerichtsfälen gehört haben, oder was die Nachtseite ihres eigenen Lebens bildet. Schauergeschichten sind weder amüsant noch lehrreich, denn sie berühren im Gemüthe des Lesers keine verwandte Saite.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß ein Criminalfall oder eine eheliche Treulosigkeit nicht den Knotenpunkt einer guten Erzählung bilden könne. Im Gegentheil. Wie ein jeder Mensch menschlichen Verirrungen zugänglich ist, so kann auch die Schilderung eines sich langsam, aus anscheinend unschuldigen Schwächen entwickelnden Fehltritts oder selbst Verbrechens in hohem Grade spannen und, als Warnung vor Mißachtung geringfügiger Abweichungen vom Pfade der Tugend, manchen Leser zur Umkehr veranlassen und somit heilsam wirken. Aber dies wird nur dann erreicht werden, wenn der Dichter diese hohe Aufgabe selbst unausgesetzt vor Augen hat und sich nicht darin gefällt, durch ausgedehnte Beschreibungen lasterhafter Scenen die Einbildungskraft des Lesers zu reizen — wie dies die neuere französische Schule des Erwerbes wegen thut.

Ein guter Roman wird stets insofern realistisch sein, als er auf dem Boden der Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit beruht und menschlich mögliche Charaktere entwickelt; und sensationell dadurch, daß er diese Charaktere im Kampfe mit schwierigen, vom Dichter ausgedachten Problemen zeigt. Auch im Stile muß sich diese Vermischung beider Elemente bemerkbar machen. In der Regel unterhalten sich zwei Menschen in kurzer Rede und Gegenrede, bei der sogar der eine jede Gelegenheit benutzt, um den andern zu unterbrechen. Weitschweifige Abhandlungen, die des Verfassers Ansichten über die wichtigen Zeitfragen kund thun sollen, sind unrealistisch und deßhalb zu vermeiden. Aber sensationell mag der Dialog dadurch wirken, daß er edel gehalten ist und geistreiche Gedanken enthält.

Wie viele gelehrte und ungelehrte Zeitgenossen, insbesondere vielbeschäftigte Beamte und Industrielle, rühmen sich nicht mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, daß sie grundsätzlich der Novellistik abhold seien! Der eine schützt Mangel an Zeit vor, der andere meint: „Es ereignet sich soviel wirkliches Ungemach auf Erden, warum soll ich mir noch das Herz mit dem ausgedachten Unglücke von Personen beschweren, die nie existirten?" Dem ersteren möchten wir zwei Beispiele vorführen, von Männern, welche wohl ebenso viel zu arbeiten hatten, wie er, Bismarck und Moltke. Bismarck erwähnt öfters, daß er sich nach einem guten Roman gesehnt habe, der ihn die Tagesmühen vergessen ließe, und von Moltke ist bekannt, daß er, selbst im französischen Kriege, in der Regel einen Band Tauchnitz in der Tasche hatte. Und dem zweiten abfälligen Kritiker rathen wir, zur Antwort, er möge einmal versuchen, ob er beim Lesen eines guten Romans nicht gerade sein Herz erleichtert fühlen und es dazu gestärkt finden wird, die ihn umgebenden Leiden des menschlichen Lebens als eine nothwendige Fügung der göttlichen Vorsehung anzusehen und mit ihnen zu sympathisiren. H. v. W.

Mittheilungen und Nachrichten.

tz. **Pflug und Laute.** Dichtungen von Edmund Stubenrauch. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 1895. — Der Vorname Edmund mag bei einem Bauern ungewöhnlich sein, aber wir haben es hier mit einem wirklichen Bauern zu thun, der den Pflug und die Sense handhabt und dabei wie am Feierabend Gedichte ersinnt, die er in meist wohlgelungenen, selbst bei manchen Unbeholfenheiten an einen Meister wie Friedrich Rückert erinnernden Versen niederschreibt. Es ist auch Rückerts Heimathprovinz, der unser neuer fränkischer Bauerndichter entstammt. Zwischen Schweinfurt und Coburg im Haßgau liegt die coburgische Enclave inmitten des bayerischen Kreises Unterfranken, wo Stubenrauch die vom Vater überkommene Scholle pflügt. Dort bei Königsberg, das durch seinen berühmtesten Sohn Regiomontanus der gelehrten Well bekannt geworden, findet man nicht selten Ackerwirthe, die sich an Geistesbildung mit sehr selbstbewußten Städtern messen können. Wir haben in jungen Jahren bei einem Aufenthalt in jener Gegend in einem Bauernhause Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts als buchhändlerische Neuigkeit angetroffen, und der bäuerliche Besitzer, der in seinem Bücherschrank manch gutes Buch zum eigenen Studium gesammelt, spielte auch wohl einmal am Sonntag die Orgel in der protestantischen Kirche zu Rügheim. Unser Stubenrauch hat auch als Knabe ein paar Classen des ehrwürdigen Casimirianum zu Coburg besucht, bei Latein und Griechisch es aber nicht ausgehalten, sondern bald den väterlichen Pflug vorgezogen. „Ich bin ein fränkischer Bauer", „Ich und mein Pflug wir beide" — so schallt und hallt es kräftig und herzerfreuend aus diesen Liedern, das Bauernleben in seiner Praxis wie in seiner Poesie, in seiner gesammten umfassenden und tiefen Bedeutung für Vaterland und Menschheit bildet den besten Vorwurf für die Laute unsres originellen Autors. Auf diesem seinem eigensten Gebiete liegt der Hauptwerth des schmucken Büchleins: an dieser Gesundheit, Tüchtigkeit, Festigkeit, Innigkeit, Frömmigkeit kann man sich in einer von socialistischen Anwandlungen durchseuchten Zeit wahrhaft erbauen. Auch manches sangbare Lied, manches Wanderlied aus Mittel- und Norddeutschland, manches geschichtliche und persönliche Denkmal und Zeugniß, das der belesene, denkende und gefühlvolle Dichter aufgerichtet, machen, trotz einzelner Härten, insbesondere auch der Inversion, einen innerlich befriedigenden, oft erhebenden Eindruck. Die Formgewandtheit des Verfassers tritt namentlich in den zahlreichen Sonetten hervor, denen Stubenrauch eine sichtliche Vorliebe zuwendet. Das hübsche Buch ist vom fränkischen Bauerndichter dem friesischen Marschendichter Hermann Allmers zu Rechtenfleth gewidmet, der bekanntlich auf einem von seinen Altvordern seit Jahrhunderten besessenen und bebauten Bauerngute wohnt und mit welchem Stubenrauch mehrfach innig empfundene Grüße austauscht.

H. Schm. Die „**Philosophische Gesellschaft an der Universität zu Wien**" versandte jüngst an ihre Mitglieder ihren achten Jahresbericht über das Vereinsjahr 1894/95. Sie war im Winterhalbjahr 1887/88 gegründet worden und hat sich, wie schon die uns vorliegenden acht Jahresberichte und vielen einzelnen Einladungen zeigen, in einer über die örtliche Bedeutung hinaus erfolgreichen Weise entwickelt. Namentlich sind mehrere Leistungen im philosophischen Fach zuerst als Vorträge in ihr bekannt geworden. So im ersten Jahr von dem Physiologen Sigmund Exner: „Bericht über einige neuere Untersuchungen, die optischen Bewegungs-Empfindungen betreffend. Mit Versuchen" (veröffentlicht im „Centralblatt für die gesammte Biologie", 1888, und als Sonderabdruck daraus an die Mitglieder versendet). Im zweiten Jahr: von dem nunmehr verstorbenen Psychiater Meynert eine freie Wiederholung des in der Naturforscherversammlung zu Köln gehaltenen Vortrags „Gehirn und Gesittung" (Wien 1889), von Robert Zimmermann „Ueber die Anfänge der mathematischen Psychologie in Wien" („Wiener Zeitung", 14.—16. Februar 1889), und von Franz Brentano „Ueber den Begriff der Wahrheit". Im dritten Jahr: von Meynert „Ueber den Mechanismus der Melancholie" („Wiener klinische Wochenschrift" 1889, Nr. 39—42) und von Eduard Kulke „Die beiden Grundprobleme des Schönen" („Oesterreichisch-Ungarische Revue" VIII/4); außerdem gab Eduard Leisching Proben aus seinem noch zu erwähnenden „Reynolds" zum besten. Im vierten Jahr: von Meynert „Das Zusammenwirken der Gehirntheile" (Wien 1891 ?) und „Die Mechanik der Physiognomik", von Alois Höfler: „Sieben Thesen zu A. Ficks Schrift, Die stetige Raumerfüllung durch Masse". Das fünfte Jahr hatte zunächst an Stelle der ehrenden Mitwirkung Meynerts († 31. 5. 1892) zu verzeichnen Alois Höflers „Worte der Erinnerung an Theodor Meynert und an sein Verhältniß zur Philosophischen Gesellschaft" u. s. w. (Wien 1892) und die erste selbständige Veröffentlichung des Vereins: „Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste. Akademische Reden von Sir Joshua Reynolds. Uebersetzt" u. s. w. von Dr. Ed. Leisching (Leipzig 1893). Weitere Vorträge kamen von

Vincenz Knauer über „Robert Hamerling gegen den Pessimismus Schopenhauers und Hartmanns" (Wien 1892); von Christian v. Ehrenfels „Ueber unbeweisbares Wissen" (in „Deutsche Worte" März 1892); von Franz Brentano „Ueber die Zukunft der Philosophie mit Rücksicht auf die Rede Adolf Exners „Ueber politische Bildung" (Wien 1893); von Adolf Stöhr „Wiesners Plasomentheorie". Im sechsten Jahr von Franz Brentano „Das phänomenale Grün" und von Robert Zimmermann „Semper als Aesthetiker". Im siebenten Jahr von Franz Hillebrand „Die Grundgesetze des Tiefensehens"; von Joseph Breuer „Der ‚statische' Sinn"; von Victor Urbantschitsch „Die Bedeutung methodischer Hörübungen für den Hörsinn". Am 31. October fand zu Ehren des Jubiläums des langjährigen Vertreters der Philosophie an der Universität Wien und Obmannes der Gesellschaft, Robert Zimmermanns, unter Betheiligung von Spitzen der Gelehrtenwelt und vor einer weiteren Oeffentlichkeit eine eigens von der Gesellschaft veranstaltete Feier statt. Aus dem mitveröffentlichten Bericht ist die Dankrede des Gefeierten als ein Gegenstand besonderen Interesses hervorzuheben. Im achten, letzten, Vereinsjahr trugen u. a. vor: Moriz v. Straszewski aus Krakau: „Ueber die Bedeutung der Forschungen auf dem Gebiete der orientalischen Philosophie für das Verständniß der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie im allgemeinen" (Wien 1895, für Mitglieder auf Wunsch umsonst und postfrei.); Ludwig Boltzmann: „Ueber eine physikalische Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung"; Heinrich Schenker: „Der Geist der musikalischen Technik"; Robert Zimmermann: „Spinoza als Politiker"; Leopold Gegenbauer über „Unlösbare Probleme". Das neunte Jahr beginnt am 30. October 1895 mit dem Vortrag von Sigmund Exner über „Richtungsempfindungen". Eine Besonderheit der Gesellschaft sind die unter der fast beständigen Führung Alois Höflers geschickt gewählten Themen und Thesen, die den eifrig und straff gepflegten Discussionen zu Grunde liegen. In der uns vorliegenden Gesammtübersicht gleichen sie beinahe einem Leitfaden zu einer philosophischen Encyklopädie. Beispielsweise erwähnen wir unter ihnen: aus dem ersten Jahr die Frage, ob ein consequenter Egoismus die Grundlage für ein ethisches System liefern könne, und eine Discussion über die Bedeutung philosophischer Studien für Rechtshörer. Aus dem zweiten Jahr eine Wiederholung der von E. H. Weber angegebenen Versuche über die Localisation der Geruchsempfindung (1853); eine längere Beschäftigung mit Fechners Aesthetik und zwar auf dem Boden der von Fechner geforderten und versuchten empirischen Behandlung der Aesthetik, „ohne die vielfach einseitige, fast ausschließlich auf die bildenden Künste gestützte Vertretung dieses Standpunkts durch Fechner zu verkennen, gegen welchen die Berechtigung und Nothwendigkeit einer Verbindung deductiver und inductiver Methode oft betont und im einzelnen erwiesen wurde"; für die Ethik eine genaue Untersuchung „der Fragen von den bezeichnenden Unterschieden der descriptiven und normativen Systeme, von den psychologischen Grundlagen der Moral und von der Natur des sittlichen Maßstabes"; für die Sociologie ein Vortrag mit Discussion über den „Consensus der socialen Functionen"; endlich eine systematische Besprechung von Zeno's Sophismen mit dem Hauptinteresse, „die nicht selten zu vernehmende Meinung zu widerlegen, daß in jenen Systemen ein Fall vorliege, in welchem eine logisch unanfechtbare Argumentation zu Ergebnissen führe, die mit der Anschauung in Widerspruch stehen". Aus dem sechsten Jahr: vier Thesen über moralische Bewerthung, von denen die vierte lautete: „Manche Anzeichen sprechen dafür, daß in früheren Culturperioden nicht die in den Handlungen sich kundgebenden Gefühlsdispositionen (die Gesinnung des Handelnden), sondern der Nutzen oder Schaden des äußeren Erfolges der Handlungen maßgebend für ihre moralische Bewerthung gewesen ist. Demgegenüber erscheint die gegenwärtig gangbare Bewerthung als die für das Wohl der Gesammtheit zweckmäßigere und somit als Fortschritt unter diesem Gesichtspunkt" — welche These aufgestellt wurde im Hinblick auf einen Vortrag Sigmund Exners „Die Moral als Waffe im Kampf ums Dasein", worin die angedeutete Wandlung als eine für die Gesammtheit schädliche charakterisirt wird. Ferner die Frage: „Sind andere als relative Bewegungen erkennbar oder auch nur denkbar?" Endlich „Wahrscheinlichkeitsgründe gegen den Monismus", deren einer aus folgender Ueberlegung erwachse: „Die physiologischen Correlate andauernder Empfindungen sind wahrscheinlich periodische Veränderungen. Wenn sich dem so verhält, so ist die Auffassung von Psychischem und Physischem als zweier Bestimmungen oder ‚Seiten' eines Dinges unzulässig." Aus dem siebenten Jahr die Fragen: „Lassen sich ethische Principien unabhängig von metaphysischen aufstellen?" und: „Ueber den Einfluß metaphysischer Ueberzeugungen auf die ethische Erziehung", worauf folgende Thesen discutirt wurden: „I. Mit dem Entfallen der Ueberzeugung, daß für jeden Menschen möglichst hohe ethische Vervollkommnung auch möglichst hohes (oder doch sehr hohes) Glück einschließe, würde 1) das wichtigste Motiv zur ethischen Selbsterziehung, 2) ein wichtiges Motiv und ein wichtiges Hülfsmittel zur ethischen Erziehung anderer aufgehoben, und 3) die ethische Wirkung des Beispiels und der Suggestion wesentlich beeinträchtigt werden. II. Die Hoffnung, daß nach etwaigem Entfallen der obbenannten Ueberzeugung eine ethische Fortbildung des Menschengeschlechts noch möglich sei, läßt sich weder durch psychologische noch durch historische Beweise oder auch nur Wahrscheinlichkeitsgründe stützen." Aus dem achten Jahr Besprechungen über Ernst Machs Vortrag „über das Princip der Vergleichung in der Physik" (vergl. unsre Beilagenummer 225 von 1894) und über die von Jos. Clem. Kreibig referirte Frage: „Wie lassen sich die landläufigen Argumente der ethischen Skepsis widerlegen?" Daß es sich bei alldem weniger um den vereinsüblichen Austausch von Ansichten, sondern hauptsächlich um das Streben nach Gewinnung von Einsichten handelt, dafür bürgt schon der Name Alois Höflers, des Verfassers eines vielgerühmten Lehrbuches der Logik, der für die Arbeiten des Vereins von vornherein als erster Obmann und als Debattenleiter eine wesentliche Stütze bedeutete. Weniger scheinen dafür die Satzungen zu bürgen, insofern als ihr § 2 zwar im Entwurf den Vereinszweck dahin angegeben hatte, „die wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie und insbesondere unter seinen Theilnehmern zu fördern", in der endgültigen Fassung jedoch laut Mehrheitsbeschluß der vorbesprechenden Versammlung vom 21. Februar 1888 auf die „Wissenschaftlichkeit" verzichtet und vielmehr lautet: „Der Verein verfolgt den Zweck, die Philosophie und die philosophischen Bestrebungen seiner Mitglieder zu fördern." Die Thatsachen haben gezeigt, daß ihnen diese „Unwissenschaftlichkeit" keinen Eintrag that. Aus den Formalien des Vereins sei hervorgehoben, daß sich seine Mitglieder in ordentliche, auswärtige und unterstützende scheiden, und daß diese letzte Abtheilung die weiblichen Mitglieder enthält. Im übrigen scheint die Gesellschaft an dem üppigen akademischen Nachwuchs, mit dem in Wien die Philosophie gesegnet ist, nicht ganz unschuldig zu sein.

* **München**, 15. Nov. Von der Akademie der Wissenschaften sind i. J. 1895 folgende Wahlen vollzogen worden und haben durch Se. k. Hoh. den Prinz-Regenten die Bestätigung erhalten: A. Als ordentliche Mitglieder wurden gewählt a. für die philosophisch-philologische Classe: 1. Dr. Karl Krumbacher, außerordentl. Professor an der Universität München, bisher außerordentliches Mitglied; 2. Dr. Adolf Furtwängler, ordentl. Professor der Archäologie an der Universität München, und Conservator des k. Museums von Abgüssen class. Bildwerke; 3. Dr. Georg Ebers, Professor emeritus der Universität Leipzig, jetzt in München. b. für die mathematisch-physikalische Classe: Dr. Ferdinand Lindemann, ordentl. Professor der Mathematik an der Universität München, bisher außerordentliches Mitglied. — B. Als außerordentliche Mitglieder: a. für die mathematisch-physikalische Classe: Dr. Wilhelm v. Miller, ordentl. Professor der allgemeinen Chemie an der hiesigen technischen Hochschule. b. für die historische Classe: Dr. Hans Riggauer, Conservator des k. Münzcabinets und Honorarprofessor an der Universität München. — C. Als correspondirende Mitglieder: a. für die philosophisch-philologische Classe: 1. Dr. Knut Frederik Söderwall, ordentl. Professor der nordischen Sprachen an der schwedischen Universität Lund; 2. Dr. Karl Brugmann, ordentl. Professor für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig; 3. Dr. phil. et jur. Henry Sweet, Privatgelehrter zu Oxford, England. b. für die mathematisch-physikalische Classe: 1. Francesco Brioschi, Professor und Director des R. Istituto tecnico superiore in Mailand; 2. Dr. Karl Neumann, ordentl. Professor der Mathematik an der Universität Leipzig; 3. Dr. H. A. Lorentz, Professor der Physik an der Universität Leiden; 4. Dr. Alexander Kowalewski, ordentl. Professor der Zoologie an der Universität Odessa; 5. Albert Gaudry, Professor der Paläontologie am Jardin des Plantes in Paris; 6. Sir Archibald Geikie, Generaldirector der Geological Survey von Großbritannien; 7. Nevil Story Maskelyne, Pro-

fessor der Mineralogie an der Universität Oxford. c. für die historische Classe: 1. Dr. Gustav Schmoller, ordentl. Professor für Nationalökonomie an der Universität Berlin; 2. Dr. Karl Bücher, ordentl. Professor der Nationalökonomie und Statistik an der Universität Leipzig; 3. Dr. Eduard Meyer, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

* **Freiburg i. B.** Der Professor der Kirchengeschichte Geh. Hofrath Kraus hat sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu längerem Aufenthalte nach Italien begeben. Seine Vertretung hat Privatdocent Dr. Künstle übernommen.

* **Göttingen.** Bald nach der bevorstehenden Uebersiedelung Professor Königs an die Berliner Universität wird auch Prof. Otto Hildebrandt, Privatdocent für Chirurgie allhier, uns verlassen, um sich in Berlin zu habilitiren. Otto Hildebrandt ist ein Schüler Prof. Königs und früher während mehrerer Jahre sein Assistent gewesen.

* **Berlin.** Am 3. November starb zu Wonsahl bei Ibbenbüren nach mehrjährigem Siechthum Prof. Dr. Gustav Krabbe, Privatdocent der Botanik und erster Assistent am Botanischen Institut der hiesigen Universität.

* Aus **Ludwigslust** in Mecklenburg wird telegraphisch gemeldet, daß am 12. Nov. daselbst der Afrikareisende Oskar Borchert im Krankenhause nach langem schweren Leiden verstorben ist an den Folgen des Tropenfiebers. Er lag im vergangenen Winter lange sehr krank in Berlin und erholte sich im Sommer in Ostseebädern. Vor acht bis neun Wochen befiel ihn das Leiden wieder, dem er nunmehr erlegen ist. Oskar Borchert war in Deutsch-Ostafrika lange Zeit als Forscher thätig. Ursprünglich Kaufmann aus dem Hannöverschen, hatte er an der deutschen Emin Pascha-Expedition von Dr. Peters theilgenommen, sodann ist er später von dem Antisklavereicomité mit der Führung der Expedition betraut worden, welche den Peters-Dampfer nach dem Victoria-Nyanza bringen sollte. Bald nach dem Aufbruch der Expedition erkrankte er so schwer, daß er zurücktreten mußte; er kehrte dann bald nach Europa zurück, um seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Diese Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen.

* **Rom.** Der behufs classisch-literarischer Studien hier weilende schwedische Lector J. Bergman aus Wenersborg hat im Vatican eine lange verschollene, selbst von den Bibliothekaren verloren gegebene alte Handschrift der Psychomachia des Prudentius wieder aufgefunden, die nun zum ersten Mal wissenschaftlicher Benutzung zugänglich wird. Die Psychomachie, das erste Beispiel einer rein allegorischen Dichtung im Abendland und als solches von unendlicher Wirkung auf die Literatur des Mittelalters und der Folgezeit, besingt bekanntlich eine Reihe von Zweikämpfen christlicher Tugenden mit heidnischen Lastern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 14. bis 15. November folgende Schriften eingegangen:

Katalog des Bayerischen Nationalmuseums. VI. Bd. Allgemeine culturgeschichtliche Sammlungen. Das Mittelalter. II. Gothische Alterthümer der Baukunst u. Bildnerei. Von Dr. Hugo Graf, unter Mitwkg. v. Dr. Georg Hager u. Jos. Al. Mayer. Mit 349 Abbildungen in Lichtdruck. München, M. Rieger 1895. — J. v. Verdy du Vernois: Im großen Hauptquartier 1870—71. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1895. — Dechend: Die kriegerische Rücksichtslosigkeit; Studien aus der Kriegsgeschichte. Ebd. — Oskar Teuber: Historische Legionen Habsburgs; mit Abbildungen von Rudolf v. Ottenfeld. Prag u. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1896. — A. Turner: Die zerstreute Materie. Leipzig, Theod. Thomas 1895. — Jacobsen: Reise in die Inselwelt des Banda-Meeres; bearbeitet von Paul Roland, mit Vorwort von Rud. Virchow. Berlin, Mitscher u. Röstell 1896. — Dr. Karl Biedermann: Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 4. vermehrte (Volks-)Ausgabe. Lfg. 1. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer 1896. — Leo Berg: Zwischen zwei Jahrhunderten; gesammelte Essays. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1896. — Dr. Hermann Dechent: Goethe's Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg; Lebensbild nebst Sonderausgabe der Bekenntnisse. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1896. — Martin Greif: Gesammelte Werke in 3 Bänden. I. Bd. Gedichte. 6. Aufl., vermehrt. Leipzig, C. F. Amelang 1895. — Gustav Dahms: Das literarische Berlin; illustrirtes Handbuch der Presse in der Reichshauptstadt. Berlin, Richard Taendler.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 318. München, Samstag, 16. November. Beilage-Nummer 265.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Festsitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 15. November 1895.

Ansprache des Präsidenten Geh. Rath v. Pettenkofer.

Die heutige Festsitzung zu Ehren unsres hohen Protectors, des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, zu dem wir ehrfurchtsvoll aufblicken, mahnt uns zugleich, seiner Vorgänger aus dem Hause Wittelsbach zu gedenken, welche sich um unsre Akademie in hervorragendem Maße verdient gemacht haben.

Vier von ihnen, welche wir theils als Stifter, theils als Reorganisatoren der Akademie verehren, hat unsre Akademie bei der Herstellung und Errichtung dieses Festsaales dadurch besonders zu ehren geglaubt, daß sie inmitten der Symbole und Wahlsprüche unsrer Akademie ihre Portraits an der Decke des Saales anbrachte.

Zunächst ist es der eigentliche Stifter unsrer Akademie, Kurfürst Maximilian III., welcher nach den Worten meines Vorgängers an dieser Stelle in ihr „einen Herd für Geistesbildung und ernste Studien für Bayern geschaffen“ und „in einem bislang finsteren Gebäude die erste Fackel angezündet hat“.

Ihm zur Seite ist das Bild des Kurfürsten Karl Theodor, des Stifters der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, welche zugleich mit der alten kurbayerischen in der jetzigen königlichen Akademie fortbesteht. Karl Theodor hat sich unter uns dadurch ein bleibendes dankbares Angedenken gesichert, daß ein von ihm herstammender Fonds von etwa 180,000 Mark, der sogenannte Mannheimer Fonds, eines der wenigen Stiftungscapitalien ist, über deren Rente unsre Akademie in freier Weise für wissenschaftliche Zwecke verfügen kann.

Der dritte, als Stifter von uns verehrte Fürst aus dem Hause Wittelsbach ist König Max Joseph I., welcher im Jahre 1807 der Akademie eine den Fortschritten der Wissenschaft, sowie der größeren Ausdehnung des bayerischen Staates angepaßte Organisation gegeben hat.

Damals wurden unsrer Akademie eine größere Reihe von wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten angegliedert und untergeordnet, von welchen ich die damalige Hofbibliothek, jetzige Hof- und Staatsbibliothek, das Naturaliencabinet, das chemische Laboratorium, das Münzcabinet, das Antiquarium, das astronomische Observatorium als die wichtigsten nenne.

Eine Aenderung in dieser Organisation veranlaßte die Verlegung der Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München, welche im Jahre 1826 unter der Regierung König Ludwigs I. erfolgte. Manche der genannten und andere wissenschaftliche Institute und Sammlungen mußten nun in nähere Verbindung mit der Hochschule gebracht und deßhalb aus ihrer bisherigen Abhängigkeit von der Akademie theilweise befreit werden. Es erschien als zweckmäßig, in der Form einer Personalunion ihre Verbindung mit der Akademie fortzusetzen, indem die Akademiker, welche Conservatoren von Sammlungen waren, auch zu Universitätsprofessoren, oder umgekehrt Universitätsprofessoren zu Conservatoren ernannt wurden. Die bis dahin der Akademie angegliederten wissenschaftlichen Institute und Sammlungen bildeten eine eigene unter dem Generalconservatorium geeinte Körperschaft, während die Akademie den Charakter eines freien Vereins von Gelehrten erhielt, dessen Aufgabe es sein sollte, die Wissenschaft zu pflegen und zu erweitern, sowie durch vereinte Kraft Werke hervorzubringen, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen.

Zugleich bekam die Akademie die Aufgabe, die wissenschaftliche Verbindung mit gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes zu pflegen.

Die Personalunion mit jenen im Generalconservatorium vereinten wissenschaftlichen Sammlungen wurde dadurch hergestellt, daß der anfangs gewählte, dann vom König ernannte Vorstand der Akademie zugleich zum Generalconservator bestimmt wurde, sowie dadurch, daß in der Regel nur Mitglieder der Akademie zu Conservatoren der wissenschaftlichen Sammlungen und Institute ernannt wurden.

Durch diese Reorganisation, welche heute noch das Grundgesetz beider Körperschaften bildet, hat König Ludwig I. den Anspruch erworben, den Gründern unsrer Akademie beigezählt zu werden.

Unsre Akademie ist in den seitdem verstrichenen sieben Jahrzehnten der ihr gestellten Doppelaufgabe treu geblieben: in einer langen Reihe von Bänden hat sie durch vereinte Kraft wissenschaftliche Werke von bleibendem Werthe veröffentlicht; in stets steigendem Maße hat sie mit gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes wissenschaftlichen Verkehr gepflogen und auf dem Wege des Schriftentausches die inzwischen selbständig gewordene Hof- und Staatsbibliothek mit einem Schatz werthvoller Bücher bereichert.

Aber eine neue große Aufgabe ist seither an unsre Akademie wie an die anderen verwandten Gelehrten-Gesellschaften der alten und neuen Welt herangetreten, die Aufgabe nämlich, nicht nur die wissenschaftlichen Untersuchungen ihrer Mitglieder durch den Druck zu veröffentlichen, sondern in freierer Weise auch gelehrte Forschungen Anderer auf allen Wissensgebieten anzuregen und zu unterstützen. Dieser Aufgabe können sich die Akademien in ihrer freien, nicht durch die Zwecke des Unterrichts gebundenen Verfassung weit besser unterziehen, als die Universitäten, oder als eine etwa unmittelbar von der Staatsregierung abhängige Behörde.

König Maximilian II., mit seinem erleuchteten und warmen Interesse für die Wissenschaft, hatte diese neue Aufgabe der Akademie klar erkannt: er begründete darum bei der historischen Classe unsrer Akademie eine eigene historische Commission und stellte ihr die Rente eines Capitals von 650,000 Mark zur Verfügung mit der Aufgabe, Quellenmaterial für die deutsche Geschichte in ihrem ganzen Um-

fang aufzufinden und herauszugeben, wissenschaftliche Arbeiten auf diesem Gebiete hervorzurufen und ihre Publication zu ermöglichen.

Auch für die Naturwissenschaften hatte König Max Aehnliches im Sinne. Leider hat sein früher Tod die Ausführung vereitelt, so daß nunmehr die beiden anderen Classen unsrer Akademie, die philosophisch-philologische und die mathematisch-physikalische, mit einem gewissen Neid auf ihre reichere Schwester blicken.

Und doch darf ich, ohne den Vorwurf einer unbilligen Bevorzugung des Wissensgebietes, dem ich persönlich meine Dienste gewidmet habe, befürchten zu müssen, hier die Behauptung aufstellen, daß heuzutage das Bedürfniß, auf dem Gebiet der Naturwissenschaften wissenschaftliche Untersuchungen anzuregen und zu unterstützen, allgemein als das allerdringendste empfunden wird.

Unsrer Hoffnung, daß auf dem Wege der Staatshülfe dieses Bedürfniß eine ausgiebige Befriedigung finden werde, ist — offen gestanden — nur eine geringe. Es wäre auch unbillig, von der Mehrheit der aus der Masse des Volkes gewählten Vertreter zu erwarten, daß sie alle ein klares Verständniß dafür haben, daß mittelbar die der reinen Wissenschaft dienenden Untersuchungen und Forschungen stets auch eine die Wohlfahrt und den Wohlstand des ganzen Volkes fördernde Folge haben, wofür ich Beispiele in meiner Antrittsrede als Präsident der Akademie mitgetheilt habe. Ferner sind die Anforderungen, welche Heer, Schule, Verkehr u. s. w. an die Steuerkraft des Landes stellen, so groß, daß jede Landtagsverhandlung fast immer wie ein Markten zwischen Regierung und Volksvertretung über das Mehr oder Minder der für diese nothwendigsten Bedürfnisse erforderlichen Geldmittel erscheint.

Eher dürfen wir erwarten, daß einzelne einsichtige und zugleich wohlhabende Männer, namentlich Industrielle, welche mit einem durch eigene wissenschaftliche Vorbildung geschärften Urtheil erkannt haben, welche Vortheile der von ihnen betriebene Industriezweig mittelbar streng wissenschaftlichen Forschungen und Untersuchungen verdankt, sich ihrerseits der Wissenschaft gleichsam wieder dankbar erweisen werden, indem sie unsrer Akademie die nöthigen Mittel zur Verfügung stellen, naturwissenschaftliche Forschungen und Untersuchungen anzuregen und zu unterstützen. Solche Männer werden nicht so engherzig oder kurzsichtig sein, zu erwarten, daß derartige Untersuchungen gleich von vornherein sofort einen in Geldwerth umzurechnenden Nutzen versprechen, sondern sich von den Wahlsprüchen, welche unsre Akademie bei Ausschmückung dieses Saales sich angeeignet hat, den vor Augen halten, welcher sagt: Serimus arbores posteritati profuturas! Laßt uns Bäume pflanzen der Nachwelt zum Nutzen!

Das Ehescheidungsrecht nach dem Entwurf II eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich.

II.

H. Das Institut der Scheidung hat — von dem Fall der unheilbaren Geisteskrankheit abgesehen — nach beiden vorliegenden Entwürfen eines deutschen Civilgesetzbuchs principiell die Bedeutung einer dem einen Ehegatten gegen besonders schwere Verschuldungen des anderen vom Staate gewährten Hülfe. Diese Hülfe wird aber an sich auch dann nicht versagt, wenn in den Personen beider Eheleute solche Verschuldungen vorliegen, welche für sich einen Scheidungsanspruch begründen. Der Entwurf II, wie der Entwurf I, kennt keine Compensationseinrede, selbst nicht im Falle wechselseitigen Ehebruchs. Als absolute oder relative Scheidegründe in Betracht kommende Vergehungen, welche auf Seiten beider Eheleute vorhanden sind, heben sich nicht auf, sondern können durch Klage, bezw. Widerklage von dem je berechtigten Ehetheil geltend gemacht werden. Das Compensationsprincip ist wegen seiner Unvereinbarkeit mit allgemeinen Rechtsgrundsätzen verworfen. In Ansehung der relativen Scheidungsmöglichkeit, wo es stets auf die concrete Sachlage ankommt, ist aber dennoch zu beachten, daß der Richter, wenn der aus § 1463 Entwurf II klagende Ehegatte selbst durch eine Verschuldung einen Scheidungsanspruch des beklagten Theils hervorgerufen hat, unter Umständen in Berücksichtigung des klägerischen Verhaltens zu dem Schluß gelangen kann, die Ausschreitung des Beklagten sei, vom subjectiven Standpunkt des Klägers aus, nicht geeignet, diesem die Fortsetzung der Ehe unerträglich zu machen, und daher die Scheidungsklage unbegründet.

Eine andere Einrede gegen eine erhobene Scheidungsklage haben aber beide Entwürfe aus dem gemeinen Eherecht herübergenommen: die Einrede der „Beförderung". Doch ist die Einrede der „Beförderung" im Entwurf II (in sachlicher Uebereinstimmung mit dem Entwurf I) nur für die unter § 1460 fallenden Thatbestände ausdrücklich normirt. Der Abs. 2 § 1460 Entwurf II lautet: „Das Recht des Ehegatten auf Scheidung ist ausgeschlossen, wenn er dem Ehebruch oder der (nach den §§ 171, 175 St.-G.-B.) strafbaren Handlung zustimmt oder sich der Theilnahme schuldig gemacht hat." Die Gewährung eines absoluten Scheidungsanspruchs beim Vorliegen eines Ehebruchs oder der ihm gleichgestellten Vergehungen beruht auf der Erwägung, daß durch diese Verschuldungen allgemeiner Lebenserfahrung nach eine unheilbare Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses herbeigeführt wird. Wenn nun aber der klagende Ehegatte sich in der im § 1460 Abs. 2 bezeichneten schuldvollen Weise an der Verschuldung des Beklagten betheiligt hat, so fällt offenbar jene Voraussetzung für die Gewährung eines Scheidungsanspruchs fort: der klagende Ehegatte gibt alsdann zu erkennen, daß er sich die Verschuldung des Beklagten zu eigen mache und durch sie seine eheliche Gesinnung nicht zerstören lassen wolle, und entbindet damit den Staat selbst von der Rechtspflicht, ihm persönlich durch Gewährung eines Scheidungsanspruchs Rechtshülfe zu gewähren. Die vorherige Zustimmung zum Ehebruch oder zu den nach §§ 171, 175 St.-G.-B. strafbaren Handlungen hat im Sinne des § 1460 Entwurf II keinen rechtsgeschäftlichen Charakter; es genügt, daß der Ehegatte sein Einverständniß mit der fraglichen Handlung in irgend welcher Art thatsächlich zu erkennen gegeben hat, z. B. etwa durch Anstiftung eines Dritten. In Ansehung der relativen Scheidungsmöglichkeit hat der Entwurf II aber ebenso, wie der Entwurf I, eine besondere Erwähnung der Einrede der Beförderung für unnöthig erachtet. Das Princip der Relativität der Scheidung, nach welchem der Richter in jedem Einzelfall die Frage zu prüfen hat, ob die Ehe vom subjectiven Standpunkt des klagenden Ehegatten aus eine völlig zerrüttete sei, bringt es von selbst mit sich, daß eine Betheiligung des klagenden Ehegatten in der erwähnten schuldvollen Art in Berücksichtigung gezogen wird: nothwendig führt auch hier das Vorhandensein einer solchen Betheiligung zu einer Verneinung der völligen Zerrüttung der Ehe und zur Ablehnung des Scheidungsanspruchs.

Gegenüber allen auf eine Verschuldung eines Ehetheils gegründeten Scheidungsklagen ist nach dem Entwurf II, wie nach dem Entwurf I, die Einrede der Verzeihung zulässig. „Das Recht auf Scheidung" — bestimmt § 1465 Entwurf II — „erlischt in den Fällen der §§ 1460—1463 durch Verzeihung." Durch die Verzeihung thut der verletzte Ehetheil kund, daß von seinem subjectiven Standpunkt aus die Ehe durch das Verschulden des Ehegenossen nicht zerrüttet worden oder doch nicht mehr zerrüttet sei, und mit einer solchen Kundgebung

muß auch sein Scheidungsanspruch fallen. Die Verzeihung kann sowohl ausdrücklich, als stillschweigend erklärt werden, insbesondere auch an sich durch Leistung der ehelichen Pflicht. Da die Verzeihung einen aus einer Verschuldung hervorgehenden Scheidungsanspruch nur deßhalb vernichtet, weil sie die Voraussetzung, daß dem verletzten Ehegatten die Fortdauer des ehelichen Verhältnisses unerträglich sei, aufhebt, ist sie im Sinne des Entwurfs II kein Rechtsgeschäft, und ihre zerstörende Wirkung hängt nicht davon ab, ob der verzeihende Ehegatte die Eigenschaft der verziehenen Handlung als einer Scheidungsursache kannte und seine Absicht eben auf Zerstörung des Scheidungsanspruchs gerichtet war. Ob auch ein Verzicht auf das Scheidungsrecht dieses zerstört, ist im Entwurf nicht besonders hervorgehoben. Indessen wird in dem Verzicht auf einen Scheidungsanspruch, der durch ein Verschulden des einen Ehetheils begründet ist, der Regel nach eine Verzeihung mitenthalten sein, und schon darum wird alsdann das Recht auf Scheidung erlöschen. Aber auch ein Verzicht, in welchem keine Verzeihung liegt, führt im Sinne des Entwurfs II zur gänzlichen Beseitigung des Scheidungsanspruchs, der dem einen Ehetheil aus dem Verschulden des anderen Theils erwachsen ist. Denn wer mit voller Kenntniß, daß die Schuld des Ehegenossen ihm einen Rechtsanspruch auf Lösung der Ehe gegeben habe, gleichwohl auf dies Recht förmlich verzichtet, hat sicher noch deutlicher als ein verzeihender Ehegatte zu erkennen gegeben, daß die Schuld des Ehegenossen seine eheliche Gesinnung nicht zerstöre, und dieser Umstand beseitigt die Voraussetzung, welche im Sinne des Entwurfs II zur Gewährung des Scheidungsanspruchs geführt hat.

Durch Zeitablauf erlischt ebenfalls nach beiden vorliegenden Entwürfen eines deutschen Civilgesetzbuchs das Recht auf Scheidung. Nach § 1466 Entwurf II muß die auf eine Verschuldung des Ehegenossen gestützte Scheidungsklage binnen sechs Monaten von dem Zeitpunkte an erhoben werden, in welchem der verletzte Ehegatte von dem Scheidungsgrunde Kenntniß erlangt hat. Die sechsmonatliche Frist ist eine Präclusivfrist, und ihre Nichteinhaltung hat die Verwirkung des Scheidungsrechts zur Folge. Der Ausschluß des Klagerechts durch Zeitablauf rechtfertigt sich sowohl durch die Erwägung, daß der Regel nach die Nichtbenutzung des Klagrechts binnen bestimmter Frist auf eine stattgehabte Verzeihung hinweist, als auch besonders durch das öffentliche Interesse, daß der Bestand der Ehe nicht längere Zeit hindurch ein unsicherer sein soll. Während aber nach dem Entwurf I factisches Getrenntsein der Eheleute für den Beginn und Lauf der sechsmonatlichen Präclusivfrist bedeutungslos ist, soll nach § 1466 Entwurf II die sechsmonatliche Frist so lange nicht laufen, als die häusliche Gemeinschaft der Ehegatten aufgehoben ist. Damit aber der Bestand der Ehe im Falle des factischen Getrenntseins der Eheleute einer längere Zeit hindurch währenden Unsicherheit entzogen wird, gibt der § 1466 Entwurf II dem angeblich schuldigen Theil weiter das Recht, den angeblich scheidungsberechtigten Ehegatten aufzufordern, entweder die häusliche Gemeinschaft herzustellen oder die Scheidungsklage zu erheben: alsdann läuft die sechsmonatliche Frist von dem Empfange der Aufforderung an. Eine besondere Form für diese Aufforderung, insbesondere die Mitwirkung des Gerichts, ist im Entwurf II nicht vorgesehen; es wird daher genügen, wenn ein Privatschriftsatz durch den Gerichtsvollzieher zugestellt wird. Die sechsmonatliche Präclusivfrist wird nach § 1466 Entwurf II unterbrochen durch Erhebung der Scheidungsklage, sowie durch Ladung zum Sühnetermin; doch verliert die Ladung zum Sühnetermin ihre Wirkung, wenn der zur Klage berechtigte Ehetheil im Sühnetermin nicht erscheint, oder wenn er nicht binnen drei Monaten nach Beendigung des Sühneverfahrens die Klage erhebt. Der Zweck der letzteren, die Ladung zum Sühnetermin betreffenden Vorschrift ist es, zu verhüten, daß der verletzte Ehetheil, welcher die sechsmonatliche Präclusivfrist durch die Ladung zum Sühnetermin gewahrt hat, freie Hand darüber besitzt, nach beliebig langer Zeit die Scheidungsklage zu erheben. Eine derartige, der Vereitelung des Zwecks der sechsmonatlichen Präclusivfrist vorbeugende Vorschrift war jedoch unnöthig für den Fall, daß die Frist durch Klagerhebung gewahrt ist. Wird die Klage vom Kläger liegen gelassen, so kann der Beklagte den Proceß weiter betreiben. Die rechtzeitige Zurücknahme der Klage (§ 243 C.-P.-O.) bewirkt aber, daß die Klage als gar nicht erhoben und die Präclusivfrist demgemäß als nicht eingehalten gilt, und die gleiche Annahme tritt bei Abweisung der Klage mangels einer Proceßvoraussetzung ein.

Die Anschauung, daß der Bestand der Ehe im Falle der Verschuldung eines Ehetheils nicht allzu lange ein unsicherer sein dürfe, hat ferner zur Aufstellung einer zweiten Präclusivfrist geführt. Nach § 1466 Entwurf II muß die auf eine Verschuldung eines Ehegenossen gestützte Scheidungsklage schlechthin binnen zehn Jahren seit dem Eintritt des Scheidegrundes erhoben werden. Dem öffentlichen Interesse an thunlichster Aufrechterhaltung der Ehe entspricht es, daß der Bestand einer Ehe nicht durch das Zurückgehen auf zu weit in der Vergangenheit liegende Thatsachen in Frage gestellt wird, und demgemäß ist ohne Rücksicht auf die Kenntniß des verletzten Ehegatten nach Ablauf von zehn Jahren die Geltendmachung einer Vergehung des Ehegenossen als Scheidegrund absolut untersagt. Der Entwurf II weicht von dem Entwurf I hierin nur insofern ab, als er eben die dreißigjährige Präclusivfrist des ersten Entwurfs in eine zehnjährige verkürzt hat. Der Lauf der zehnjährigen Präclusivfrist des Entwurfs II wird auch durch factisches Getrenntsein der Eheleute nicht gehemmt, dagegen wird auch er durch Erhebung der Scheidungsklage, wie durch Ladung zum Sühnetermin unterbrochen.

Von den Bestimmungen des Entwurfs II über Verjährung sollen nach § 1466 nur die Vorschriften der §§ 169, 171 auf die sechsmonatliche und die zehnjährige Präclusivfrist Anwendung finden. Danach hemmen sowohl Stillstand der Rechtspflege, wie höhere Gewalt den Lauf der sechsmonatlichen Präclusivfrist, sofern jene Umstände den Scheidungsberechtigten an der Verfolgung seines Scheidungsanspruchs hindern. Dagegen hemmen Stillstand der Rechtspflege oder höhere Gewalt den Lauf der zehnjährigen Präclusivfrist lediglich insofern, als die dadurch bewirkte Verhinderung des Scheidungsberechtigten an der Rechtsverfolgung in den letzten sechs Monaten der Präclusivfrist eintritt. Beide Präclusivfristen, sowohl die sechsmonatliche, wie die zehnjährige, können, wenn der scheidungsberechtigte Ehegatte geschäftsunfähig wird, ihren Lauf sowohl beginnen, wie fortsetzen: sie beenden denselben aber erst sechs Monate nach Wegfall der Geschäftsunfähigkeit.

Eine Modification gegenüber dem im § 1466 Entwurf II zum Ausdruck gebrachten Grundsatz, daß die Nichtgeltendmachung eines Scheidegrundes binnen bestimmter Frist die Verwirkung des darauf gegründeten Scheidungsrechts nach sich zieht, enthält der § 1467 Entwurf II. Hat ein scheidungsberechtigter Ehegatte die Scheidungsklage erhoben, so kann er nach § 1467 Entwurf II (ähnlich wie nach dem Entwurf I) sich doch noch auf einen Scheidegrund berufen, bezüglich dessen im Verlaufe des Verfahrens die sechsmonatliche und bezw. zehnjährige Präclusivfrist abgelaufen ist, sofern diese beiden Fristen nur noch nicht zur Zeit der Erhebung der Scheidungsklage abgelaufen waren. Der Grund der letzteren Bestimmung ist der Gedanke, daß durch die Erhebung der auf einen bestimmten Thatbestand gestützten Scheidungsklage gleichwohl das eheliche Verhältniß

in seiner Totalität zum Gegenstand der richterlichen Beurtheilung gemacht wird, und sie ist insbesondere dann von Bedeutung, wenn der Ehegatte ein beachtenswerthes Interesse hat, gewisse Scheidegründe im Proceß vorläufig zu verschweigen.

In Uebereinstimmung mit dem Entwurf I befindet sich schließlich noch die Vorschrift des § 1468 Entwurf II: „Thatsachen, auf die eine Scheidungsklage nicht mehr gegründet werden kann, dürfen zur Unterstützung einer auf andere Thatsachen gegründeten Scheidungsklage geltend gemacht werden." Es betrifft diese Bestimmung, welche einer ähnlichen Vorschrift des code civil nachgeahmt ist, sowohl die durch Verzeihung, wie die durch Zeitablauf ausgeschlossenen Thatsachen. Die Auflösung der Ehe, auf welche der Richter erkannt hat, tritt nach § 1470 Entwurf II mit der Rechtskraft des Scheidungsurtheils ein.

Neue Mittheilungen über Harsdörfer.

Nach ungedruckten Briefen.[1]

Harsdörfers hervorragende Stellung in der Fruchtbringenden Gesellschaft war schon unter der Anhaltinischen Leitung unerschütterlich geworden. Seine überaus fruchtbare literarische Thätigkeit für die Reinigung der deutschen Sprache hatte ihm in den weitesten Kreisen eine Achtung gebietende Stellung gesichert; von allen Seiten her hatte man seine Fürsprache in Anspruch genommen, wenn es sich um die Erwerbung der Mitgliedschaft dieser hervorragenden Gesellschaft handelte. Schon unter dem Anhaltinischen Oberhaupte hatte Harsdörfer mehr als 50 Mitglieder dieser zugeführt. Er war unermüdlich thätig gewesen, den Suchenden durch die üblichen Reimzeilen, die Wahl der Wörter und Kräuter die Pfade zur Aufnahme zu ebnen. Es ist nach den vorliegenden Briefen nicht daran zu zweifeln, daß er seinen Einfluß auf die Wahl des neuen Oberhauptes, des Herzogs Wilhelm von Weimar, geltend machte, nachdem Fürst Ludwig von Anhalt das Zeitliche gesegnet hatte. Denn schon 1650 am 20. Juli ließ Harsdörfer dem Eisenacher Statthalter Zacharias Prüschenk die briefliche Mittheilung zugehen, daß man den Herzog Wilhelm zum Oberhaupte der Fruchtbringenden Gesellschaft wählen werde, und in überraschender Weise hatte Harsdörfer am 11. April 1651 dem Herzoge selbst brieflich angezeigt, daß seine Wahl bereits erfolgt sei. Sprechen diese bisher unbekannten Daten schon für die einflußreiche Stellung Harsdörfers, so gewinnen sie um so mehr Bedeutung, als sein Verhältniß zum Herzog im Grunde nicht zu diesem Vorgehen geeignet war. Denn die Annäherung an Herzog Wilhelm, die Harsdörfer schon 1646 durch Uebersendung des 4. Theils seiner Gesprächsspiele gesucht hatte, war nicht in der Weise erwidert worden, wie sie erwartet werden konnte. Der Herzog hatte ihn nicht einmal eines brieflichen Dankes gewürdigt und gleiches war auch der Fall gewesen, als Harsdörfer ihm unter dem 25. September 1647 den 6. Theil seiner Gesprächsspiele mitgetheilt hatte. Nur eines mittelbaren Dankes durch Prüschenk erfreute sich Harsdörfer, dem auch sonstige Versicherungen fürstlicher Huld durch diese Vermittelung zugegangen waren. Erst am 7. Mai 1651 nahm Herzog Wilhelm Veranlassung, auf Harsdörfers Briefe von 1646 und 1647 dankend zu antworten und zugleich das Füllhorn seiner fürstlichen Gnade auszuschütten, indem er ihm, der „noch niemals ein Gedenkzeichen des gnädigen und guten Willens erhalten", vier Goldstücke seiner neugeprägten Friedens-Münze verehrte und ihm insbesondere „wegen seines Fleißes, scharfsinnigen Nachdenkens und seiner Erfahrenheit", die sich zum Besten der Fruchtbringenden Gesellschaft in all seinen Schriften kundgegeben, ungetheiltes Lob spendete und ihn sogar zum Besuche am Weimarischen Hofe aufforderte. Dagegen nahm Herzog Wilhelm eine abwartende Stellung zur Annahme der Wahl ein, da ein Antrag von Köthen selbst noch nicht eingegangen war, und er vorläufig noch Bedenken tragen mußte, dieses schwierige Amt anzunehmen. Aus diesem Grunde konnte der Herzog auch zu den Vorschlägen neuer Mitglieder keine Stellung nehmen, die Harsdörfer mit Rücksicht auf die Wahl dem Herzog unterbreitet hatte.

Inzwischen war die Köthener Gesandtschaft am 7. Mai 1651 am herzoglichen Hofe zu Weimar erschienen, und der Herzog hatte endlich nach Beseitigung der obwaltenden Bedenken die Wahl angenommen. Diesem Entschlusse war es zu danken, daß Harsdörfer mit dem Herzog in einen interessanten Briefwechsel trat, zu dem beiderseitige Anliegen hinreichenden Stoff boten, der aber schneller, als vorauszusehen war, sich erschöpfte, da die Briefe Herzog Wilhelms immer seltener und die weiteren Beziehungen nur durch Mittelspersonen, wie durch den Kammerjunker v. Schwechhausen und den Gesellschaftssecretär Neumark, aufrecht erhalten wurden.

Längst schon waren die Verbindungen des kursächsischen und später speciell herzoglich Weimarischen Hofes mit hervorragenden Nürnberger Häusern gelöst worden, die die Beziehungen mit südlichen Handlungshäusern und Künstlern Nürnbergs und Augsburgs bis nach Italien zu vermitteln pflegten. Der lebhafte briefliche Verkehr, den im 16. Jahrhundert Anton Tucher, Johannes Tetzel d. A., Hieronymus Ebner, Georg Ketzel, Kaspar Nützel, Sebastian Welser, Clement Volkammer u. a. mit dem Hause der Ernestiner aufrecht erhielten, war eingestellt oder beschränkt worden, seit das mächtige Haus der Kurwürde (1547) verlustig geworden war. Doch griff man später immer noch gern auf Nürnberg zurück, wenn es sich um die Herstellung der Arbeiten des Kunstgewerbes oder monumentaler Denkmäler handelte. Im 17. Jahrhundert waren für Weimar besonders der Vater des Stein- und Korallenschneiders Johann Stephan Röhrenfeldter und der Gießmeister Hans Wurzelbauer bei Herstellung von Grabdenkmälern thätig gewesen, und erst durch Harsdörfers Briefwechsel werden uns die Namen dieser Künstler und die Existenz ihrer Werke in das Gedächtniß zurückgerufen. Neben diesen nennt Harsdörfer, der als hinreichend gewürdigter Kunstkenner von Herzog Wilhelm mit den Verhandlungen zur Herstellung eines großen Grabdenkmals des Herzogs Johann und seiner Kinder betraut war, die Namen anderer bedeutender Künstler Nürnbergs, wie die des besten Goldschmieds seiner Zeit, Georg Ritters, und des Bildhauers N. Schweickert, deren Thätigkeit von dem König von Schweden, sowie von dem Kaiser in glänzender Weise in Anspruch genommen worden war. In anziehender Weise führt uns Harsdörfer in ihre Werkstatt ein, stellt ihre Forderung und ihre Ansichten über die lobenswerthen vom Herzog eingereichten Vorlagen für das projectirte Denkmal fest, die wohl geeignet sind, einen Rückschluß auf die künstlerischen Bestrebungen Weimars zu gestatten, und die uns noch heute in den Denkmälern seiner Stadtkirche lebhaft in Erinnerung gebracht werden.

Auch hinsichtlich der internen Angelegenheit der Fruchtbringenden Gesellschaft zeigt uns der Briefwechsel, in welch nahes Verhältniß Harsdörfer zu dem Herzog Wilhelm gerückt war. Wenn auch die geschäftliche Thätigkeit des Herzogs für die Gesellschaft bedeutend gegen die des früheren Oberhauptes zurücktritt, so zeigt doch die frühere Verbindung mit Harsdörfer, wie Herzog Wilhelm gerade im Anfang seine Aufgaben erfaßt und zu lösen versucht. Er kritisirt sogar die Verse Harsdörfers mit unerbittlicher Strenge und

[1] Acten der Fruchtbringenden Gesellschaft im Geh. Haupt- und Staats-Archive zu Weimar: Briefe von 1617—1658.

führt ihm zu Gemüthe, wie doch mancher seiner Reime mehr auf die persönlichen Eigenschaften der vorgeschlagenen Personen hinziele, während die dazu gewählten Früchte nicht in vollen Einklang zu setzen wären. In feiner und schonender Weise erfährt das Vorgehen Harsdörfers eine gelinde Zurechtweisung, daß es doch Sache des Oberhauptes der Gesellschaft sei, die Kräuter und Namen der Gesellschafter selbst zu bestimmen, zumal der Erzschrein durch doppelte Wahl dieser leicht in Verwirrung gerathen könne; doch gibt er zu, daß trotzdem Harsdörfers Reime in ihrem Werthe bestehen bleiben können. Andrerseits versteht es Herzog Wilhelm, die einflußreiche Stellung Harsdörfers unumwunden anzuerkennen, indem er nicht nur die Wahl der von diesem Vorgeschlagenen bestätigt, sondern ihm auch Vollmacht ertheilt, deren Aufnahme Namens des Herzogs bekannt zu geben, die ebenso „kräftig und gültig" sein solle, als wenn der Herzog selbst die Betheiligten benachrichtigt hätte. — Leider ist der Briefwechsel Harsdörfers mit Herzog Wilhelm nicht vollständig erhalten oder, was wohl richtiger ist, von dem Herzog nur spärlich fortgesetzt worden, da Harsdörfer in der alsbald mit dem Kammerjunker v. Schwechhausen angeknüpften Correspondenz manche ausständige Antwort des Herzogs in Erinnerung bringt. Doch blieb das Verhältniß Herzog Wilhelms zu Harsdörfer ein fortgesetzt freundliches, wie uns der Briefwechsel mit Schwechhausen lehrt, der ein vorzügliches Medium am herzoglichen Hofe zu Weimar für die eifrig fortgesetzten Beziehungen Harsdörfers, aber leider nur für einige Zeit, blieb, da Schwechhausen schon nach zwei Jahren starb. Immerhin sind die uns aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Harsdörfers für die Beurtheilung seiner gesammten Thätigkeit, namentlich der literarischen, sehr lehrreich, da wir durch sie nicht allein ein vollständiges Bild von der weitverzweigten Correspondenz Harsdörfers erhalten, durch die er das entfernt liegende Material, z. B. für seine „Erquickstunden", sich dienstbar zu machen suchte, sondern auch die sichere Ueberzeugung gewinnen, daß Harsdörfers eminente literarische Thätigkeit nicht um des materiellen Nutzens wegen gepflegt wurde. „Unser Herr Gott", schreibt er, „hat mir bishero noch ehrliche, wie wohl nicht überflüssige Mittel zu leben gegeben, daß ich nicht Ursache habe, Gewinnes wegen Bücher zu schreiben. Ich vergnüge mich, wann ich das Geld, das ich darauf verwende, wieder daraus bringe und will meine Mühe mit meiner Lust und eigner Ergötzlichkeit gern ablohnen." — Er verfolgt nicht allein alle neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik und Optik, sondern macht sie sich dienstbar, indem er durch weit verzweigte Verbindungen, selbst mit den Niederlanden, Rom, Florenz und Venedig das Material zu gewinnen sucht. Aus Leyden macht er sich die Manuscripte des Decartes durch Schottanus zugänglich, um seine Arbeiten, trotz des günstigen Urtheils über seine Leistungen, zu verbessern, den 3. Theil seiner „Erquickstunden" reicher zu gestalten, damit es später nicht heiße: „Jedermann gibt zum ersten guten Wein", und wer mehr als ein Buch zu schreiben gesinnt ist, muß es machen, wie die Singer, die das Lied nicht zu hoch anfangen sollen, wenn sie am Ende nicht wollen zu Schanden werden und das Lob verlieren, welches sie zu Anfang erlangt haben."

Bei aller Anspruchslosigkeit ist Harsdörfers literarische Thätigkeit eine dornenvolle, namentlich durch die Ungunst der Verkehrsverhältnisse. So geht er zuerst des gesammten Materials für den projectirten 3. Theil seiner „Erquickstunden" verlustig, indem eine für ihn bestimmte reiche und theure Büchersendung, die er auf 40 Thaler schätzt, aus Frankreich in Havre de Graces in die Hände von Seeräubern fällt, und wichtige Manuscripte des Decartes de la Croix und des Mersenne für ihn verloren sind. Stellt sich die Fortsetzung seiner „Erquickstunden" momentan dadurch in Frage, so gesellen sich oft andere Schwierigkeiten mit den Druckern und Verlegern hinzu, die ihre Gewinnsucht nicht genug befriedigen können, da sie ihm für seine Mühen nicht allein kein Honorar zahlen, sondern das Buch gegen eine geringe Anzahl von Freiexemplaren und einen garantirten Absatz von 20—40 Exemplaren zu drucken pflegen. Daher schreibt sich zum Theil, daß seine Bücher an den verschiedensten Orten erschienen, weil er mit der Geldgier der Nürnberger Buchhändler, die er wohl „Esel" nennt, nicht weiter zu rechnen vermag. Unter diesen Umständen war es oft schwierig, die eigene Auslage zu decken, da Harsdörfer auf den Vertrieb seiner Freiexemplare angewiesen war, die er zum Theil, natürlich stets mit Aussicht auf eine Gegengabe, zu verschenken pflegte. Namentlich geschah dies an hervorragende Gesellschaftsmitglieder und andere uns durch seine Schriften bekannte hochstehende Persönlichkeiten, deren Gegengabe, wie die Herzog Wilhelms, freilich oft lange auf sich warten ließ, mitunter auch auszubleiben pflegte. Daher begrüßt es Harsdörfer, daß der Landgraf Wilhelm von Hessen ihm für die Widmung seiner „Erquickstunden" einen Pocal von 4½ Mark Werth geschenkt habe, „darmit er seines Schadens ettlicher maßen ergötzt worden sei". Gegenüber dem Herzog Wilhelm, dem er stets seine Schriften zugehen läßt, befürwortet er, daß der Herzog die Zusendung von Büchern nicht für eine „ehrliche Bettelei" an- und aufnehmen wolle, die sie aber trotz der Versicherung unter diesen Verhältnissen zu bleiben pflegte. Sehr ungünstig waren für den eigenen Vertrieb die theuern Transportkosten, die den sparsamen Harsdörfer veranlaßten, nicht die Posten, sondern gelegentliche Beförderungen von Kaufmannsgütern oder Botenposten in Anspruch zu nehmen. Der Versand eines Buches von Nürnberg bis Weimar kostete genau so viel, als ein Exemplar der „Erquickstunden", obwohl die Sendung nur in das fürstliche Geleitshaus nach Erfurt gelangte, von wo es in Ermangelung einer Post nach Weimar weiter befördert wurde. Trotzdem berechnete Harsdörfer, daß er das Jahr über wohl an 20 Thaler für seine Correspondenz ausgebe, eine von ihm wohl stark unterschätzte Summe, wenn man in Erwägung zieht, daß ein Brief von Nürnberg nach Erfurt 8 Groschen kostete und er eine ausgebreitete Correspondenz unterhielt. Daher eifert er auch gegen unfrankirte Zusendungen, die im fremden Interesse, selbst in dem Herzog Wilhelms, ihm zugehen. Indeß ließ sich Harsdörfer durch die Ungunst der Verhältnisse in seinen literarischen Bestrebungen nicht beirren, selbst wenn ein materieller Schaden zu befürchten war und er des Sprichwortes gedachte: „Ruhm ohne Nutzen ist der Rauch ohne Braten, aber noch viel weniger als Rauch, wenn man Schaden dabei hat," oder wenn er das offene Geständniß machte: „Mit Bücherschreiben ist das Salz nicht zu verdienen, wie ich leider wol erfahren, der ich doch keinen Gewinn, aber auch keinen Schaden zu haben begehre." Auch die übliche Widmung seiner Schriften, aus der ihm berechneter Gewinn erwuchs, bereitet ihm manche Sorge. „Wie demjenigen", schreibt er, „zu Muthe ist, der viel Kinder zeugte und viel Gevattern haben muß, also gehet es auch mir mit denen, die viel Bücher schreiben und nicht wissen, wem sie solche zueignen sollen." So trägt er sich vielfach mit dem Gedanken, die Herzogin und die Prinzen des Weimarischen Hauses zu beglücken; nicht etwa, um eine „Begnadigung" zu erwarten, sondern, wie er zugesteht, seinem jungen Vetter Gabriel Imhof Gelegenheit zur Ueberreichung des Buches zu geben und ihn in „Gnaden zu bringen". Man sieht wiederholt in seinen Briefen, wie es einer seiner Lieblingswünsche ist, diesen jungen Nürnberger Patricier am Weimarischen Hofe als Edelknaben in Stellung zu bringen, wie er alle Hebel in Bewegung setzt, eine günstige Entscheidung des Herzogs

herbeizuführen, dem ungeachtet eifrigen Bittens doch nur eine Vertröstung auf spätere Zeiten abzuringen war. Von besonderem Interesse ist es, bei diesen Anpreisungen des jungen Mannes den Bildungsgrad eines neunzehnjährigen Patriciers kennen zu lernen, den Harsdörfer als „noch klein und unanschnlich" schildert, der aber „seine Logicam, Ethicam und Politicam durchgebracht, in den Geometricis und auf der Laute einen guten Anfang gemacht" und mit den Plicaturen der Servietten, einer besonders in jener Zeit gepflegten Kunst, und dem Feuerwerk ziemlich umgehen könne, soweit dieses Nürnberger Meister zu lehren verstehen. Als des jungen Patriciers eigenen Wunsch erwähnt er, wenn auch nicht in ritterlichen, so doch in Kunstübungen, in fremden Sprachen und guten Sitten gefördert zu werden. Bis zur definitiven Entscheidung des Herzogs soll der junge Mann auch in dem perspectivischen Zeichnen (Reißen) so unterrichtet werden, daß er hierin guten Grund legen und die Feder führen könne, während er auch im Fechten und Tanzen guten Anfang gemacht habe. Der Herzenswunsch Harsdörfers ging jedoch nicht in Erfüllung. Die definitive Annahme des jungen Patriciers erfolgte nicht, obwohl Harsdörfer alles aufbot, um den Schützling am Weimarischen Hofe einzuführen, der ihm als der erste Hort und die „Freistatt aller Künste und Tugenden" unter den deutschen Höfen erschien. Imhof bezog in Mangel einer definitiven Entschließung die Universität Altdorf und ihm, wie auch Harsdörfer, blieb nur die Hoffnung, nach Verlauf einiger Jahre sich des herzoglichen Dienstes desto würdiger zu machen.

Angenommen auch, daß die Pflege der Verbindung Harsdörfers mit Weimar in einzelnen Beziehungen auf privatem Interesse fußte, so wird man doch ihm nicht absprechen können, daß diese in überwiegendem Maße aus sachlichen Gründen aufrecht erhalten wurde, die sich aus Harsdörfers innigem Verhalten zur Fruchtbringenden Gesellschaft von selbst ergaben. Unzweifelhaft wäre aus den Beziehungen Herzog Wilhelms zu Harsdörfer Ersprießliches erwachsen, wenn jener verstanden hätte, dieses Verhältniß zu pflegen, anstatt den Faden abzuschneiden, den Harsdörfer in sachlichem Interesse angesponnen hatte. Er war und blieb doch das einflußreichste Mitglied der Gesellschaft, das anregend und fördernd sich in seinen Schriften und in seinen weit verbreiteten brieflichen Verbindungen erwies, die ja zum guten Theil darauf hinausliefen, der Fruchtbringenden Gesellschaft tüchtige Glieder zuzuführen, während Herzog Wilhelms Eifer alsbald erkaltete und in dem lauen Geschäftsbetrieb ein wesentlicher Theil der Schuld gesucht werden muß, daß die Gesellschaft wenn vorläufig nicht zurückging, doch bei veränderten Grundsätzen, die von dem Oberhaupte beliebt wurden, des frischen Lebens entbehrte. Nicht Harsdörfer allein hatte es erfahren, daß wesentliche Entschließungen von Weimar ausblieben, sondern fast jeder, den er der Gesellschaft zuzuführen suchte, harrte oft vergebens auf die Genehmigung seiner Mitgliedschaft, und schon 1653 machte der gelehrte Herr v. Stubenberg mit dem gesellschaftlichen Beinamen „der Unglückliche" die Bemerkung, daß Herzog Wilhelm ihm Unbekannte überhaupt nicht mehr aufnehmen wolle. „Meines wenigen Bedenkens", setzte er in freimüthiger Weise hinzu, „hätte die Gesellschaft entweder erstlich enger eingehalten werden sollen, oder es sollte noch selbige allen beliebenden Würdigen offen stehen, weilen bei Einnahme so vieler Unverdienter ich nicht sehe, wie sie Würdigen ohne bößen Nachklang füglich abzuschlagen wäre." Diesen Niedergang beklagt auch Harsdörfer 1657, 17. October, ein Jahr vor seinem Tode, indem er dem Neumark bemerklich macht: „Teutschhertzig davon zu reden, hat sich der teutsche Palmbaum bereit weit ausgebreitet, ermangelt aber der unfruchtbaren Aeste nicht und scheinet, es werde von dem ersten Vorsatz weit abgewichen." Der Palmbaum war allmählich, wie längst festgestellt ist, zu einem Ritterorden herabgesunken, in dem die Pflege der deutschen Sprache Nebensächliches geworden war, während Harsdörfer bei seinen Vorschlägen neuer Mitglieder weniger deren Stand als die Leistungsfähigkeit der Einzelnen betonte, die unter dem Anhaltinischen Oberhaupte allein das entscheidende Moment für die Aufnahme abgab. Um vieler bedeutender Namen nicht zu gedenken, sei hier nur besonders hervorgehoben, daß Harsdörfer wesentlichen Einfluß auf die Anstellung Neumarks ausgeübt hat, mit dem er bis 1657 in freundlichem Verhältniß blieb und dem er rathend und helfend zur Seite stand, bis sich das Verhältniß zum Gesellschaftsoberhaupt und, wie es scheint, auch zu Neumark vollständig abkühlte, der zur Erfüllung berechtigter Wünsche Harsdörfers gar wenig beitrug.

Auch in äußeren Dingen zeigte sich Harsdörfer, der neben Geuder das einzige Nürnberger Gesellschaftsmitglied war, für die Fruchtbringende Gesellschaft thätig, indem er 1651 das sittig grüne Gesellschaftsband einzuführen wünschte, eine Idee, für die er den Herzog Wilhelm zu begeistern suchte, ohne daß, wie es scheint, es gelang, ihn dafür zu gewinnen. Außerordentlich förderlich zeigte er sich den Arbeiten anderer gegenüber, da er die Literatur seiner Zeit beherrschte und durch seine ausgebreitete Bekanntschaft die literarischen Absichten vieler kannte. Großes Gewicht legte er auf die innigen Beziehungen aller, die Bücher schrieben. „Die Freundschaft solcher ist nicht nur löblich", bemerkte er, „sondern sie ist auch nothwendig, sonst kann es gehen, wie mit dem divortio coeleste, das drei zugleich gedrechselt haben, ohne von einander etwas zu erfahren." In dem reichen Briefwechsel stellt sich nur ein einziges Verhältniß, nämlich zu Zesen, als ein unfreundliches heraus, der, ohne sich selbst erkennen zu geben, Harsdörfer einen Besuch abstattete und auf eignes Begehren ein Urtheil über sich von Harsdörfer entgegennahm, das dieser kurz in seinem Briefe an Neumark (1653, 2. April) dahin zusammenfaßt: „Zesen ist ein eitler und ruhmsüchtiger, wankelmüthiger Mensch, weil er seinen Namen oft ohne Ursache geändert hat", indem er diesem Urtheil die Worte Salomonis hinzufügte: Stultus ut luna mutatur. „Aus seinem Gespräch habe ich nichts sonderlichs erlernen können; seine Person und Geberdung ist von schlechtem Ansehn." Nach einer andern Briefstelle war ihm Zesen ein Ketzer in der deutschen Sprache, von dem die Gesellschaft keine Ehre habe, wie sich auch nicht wenige über seinen Eintritt geärgert haben.

Reiche Nachrichten endlich liegen in seinem Briefwechsel mit Weimar über die Entstehungszeit einzelner Werke vor. Die Daten, die er über Beginn, Abgabe zur Drucklegung und Vollendung anzugeben pflegt, lassen seine eminente Arbeitskraft erkennen, wenn es sich bei vielen auch nicht um eigene Gedanken, sondern um die Verarbeitung fremden geistigen Eigenthums handelt. Er selbst kennzeichnet diese Thätigkeit beim Druck des 3. Theils der philosophischen und mathematischen Erquickstunden, von denen 19. Dec. 1652 schon 24 Bogen gedruckt waren und wöchentlich 4 Bogen aus der Presse zu kommen pflegten. Ebenso viel mußte er wöchentlich dem Drucker an Manuscript liefern, um Ostern das Buch erscheinen lassen zu können. Aus dieser Art des Arbeitsbetriebs erklärt sich zum Theil die unkritische Verarbeitung des Materials zu seinen Erquickstunden; fertige und gut durchgearbeitete Manuscripte scheint Harsdörfer nicht gekannt zu haben. Hätten materielle Rücksichten ihn zu dieser Art schriftstellerischer Thätigkeit getrieben, so würde man viele seiner Producte in das Bereich einer rein gewerbsmäßigen Bücherschreiberei verweisen, wobei jedoch immer zu bewundern ist, daß Harsdörfers Bücher einen günstigen Markt fanden, wie zahlreiche Auflagen und

sogar spätere Nachdrucke beweisen. Er selbst bezeugt, daß von seinen 200 fröhlichen und traurigen Geschichten auf zwei Messen 600 Exemplare verkauft wurden, während sein Buch von der Fortpflanzung der Fruchtbringenden Gesellschaft einen kaum nennenswerthen Absatz gefunden, ein Beweis, daß das Interesse schon 1651 im Abnehmen begriffen war. Von hohem Interesse ist es schließlich, die Preise der Harsdörfer'schen Bücher und die anderer Gesellschaftsmitglieder kennen zu lernen, die beispiellos billig waren und außerordentlich viel zum Massenvertrieb dieser Schriften beitrugen. Der 8. Theil der Gesprächsspiele kostete nach der Buchhändlertaxe 1 fl. 40 kr., die 200 Lust- u. lehrreichen Geschichten in Octav und die 200 jämmerlichen Mordgeschichten in 12⁰ Format, die beide unter dem Titel des Großen Schauplatzes von Neumann (1652) verlegt wurden, kosteten zusammen 2 fl. 30 kr., das Specimen Philologiae Germanicae nur 50 kr., 2 Theile des poetischen Trichters sogar nur 25 kr., wobei Harsdörfer auch ähnliches von den Schriften des v. Stubenberg berichtet, die sämmtlich in Nürnberg gedruckt und verlegt wurden. Daß Harsdörfer hierauf einen besonderen Einfluß ausübte, ist nicht zu bezweifeln.

Im Mai 1657 finden sich zum ersten Mal Andeutungen, daß Harsdörfers literarische Thätigkeit sich beschränkte und zurückging, indem er an Neumark nochmals das nie erfüllte Ansinnen stellte, die Namen der neueren Gesellschafter kennen zu lernen, und die Bemerkung einfließen ließ: „Ich habe bei andern Angelegenheiten die Feder niedergelegt und bin dort denen, die sich damit belustigen, beiräthig." Das bewies die Schöpfung seiner verschiedenen Kartenspiele, die heutzutage zu den literarischen Seltenheiten gehören. Alsbald wurden die „Ethica" in einem Kartenspiel behandelt, das wohl mit der „Ovidischen" und Moralkarte identisch ist, während die geographische Spielkarte schon als ein Product des Jahres 1655 erscheint, von der der erste Druck schnell verkauft wurde. Mit dem 17. October 1657 schließt Harsdörfers Briefwechsel ab; aus diesem Schlußbrief ergibt sich mit Gewißheit, daß das Oberhaupt der Gesellschaft seine Dienste nicht entbehren konnte, und daß Harsdörfer also vom Anfang an bis zum Ende seines Lebens der Fruchtbringenden Gesellschaft und ihrem Oberhaupte treu ergeben blieb, wenn dieses auch ihre Ziele verrückt hatte.

Weimar. C. Burkhardt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wir empfangen folgende Zuschrift mit der Bitte um Aufnahme: „Im Anschluß an die von mir besorgte historisch-kritische Ausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck (Stuttgart, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachf. 1892—1894) beabsichtige ich, die Reden, die Fürst Bismarck nach seiner Entlassung beim Empfang von Abordnungen politischer, industrieller, studentischer 2c. Corporationen und Vereine gehalten hat, in, soweit als möglich, authentischen Texten herauszugeben. Ich bedarf dazu der Unterstützung weiter Kreise und bitte deshalb alle diejenigen, welche in den Jahren 1890—1895 vor dem Fürsten Bismarck als Vertreter ihrer Mitbürger, Genossen und Freunde den Gefühlen des Dankes und der Verehrung Ausdruck geben durften, mir die genauen Texte ihrer Ansprachen, der überreichten Adressen und, wenn möglich, auch der Erwiderungen des Fürsten Bismarck zur Verfügung zu stellen. Nur dann kann ein Werk entstehen, das den Anforderungen entspricht, die an eine historisch-kritische Ausgabe der Reden Bismarcks gestellt werden müssen. Die vaterländisch gesinnten Zeitungen werden gebeten, diesem Aufrufe durch Aufnahme in ihre Spalten die weiteste Verbreitung zu geben.

Chemnitz, 10. Nov. 1895. Dr. Horst Kohl."

* Kartographisches. Von den „Topographischen Detailkarten" im Maßstabe von 1:50,000, herausgegeben vom k. und k. militärgeogr. Institut in Wien, sind die Blätter Nr. VIII und IX, nämlich die „Topographische Detailkarte der Stubaier Alpen" und die „Topographische Detailkarte der Oetzthaler Alpen", erschienen; Verlag der k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung in Wien. Es sei uns gestattet, zunächst einige kritische Bemerkungen, welche sich auf die Darstellung in diesen gewiß vortrefflich zu gebrauchenden Kartenwerken beziehen. Die rothe Wegemarkirung erkennen wir dankbarst an, ebenso den blaßblauen Ton der gewaltigen Gletschergebiete — aber „warum in diesen nur wenige Grate und Culminationen in Weiß"? — konnten in diesen Flächenräumen nicht mehr weiße Stellen gelassen werden, die zur Plasticität des Ganzen außerordentlich beigetragen hätten? Der orographisch-hydrographische Theil leidet durch die unnöthigen schwarzen Schraffen; die Felsen sind braun getönt, sie durften in künstlerischer Weise braun schraffirt sein; die übrigen Terrainflächen, hauptsächlich Wald und Wiesen, sind grün überdruckt, aber nur den Thälern und den Sattelflächen wird die wohlthuende Wirkung dieses Farbtones zutheil, weil sich hier die einförmige schwarze Schraffur von selbst ausschließt. Und nun erst gar: wie wenig charakteristisch die Wasserläufe! An einem romantisch gelegenen Bergsee, wie unter dem Tribilaun, darf nur der Rand des Sees blau angelegt sein, nicht die ganze Fläche. Und zum Schluß nochmals die schwarzen, häßlichen Schraffen, die viel zu oft in die Aehnlichkeit mit Fischgräten gerathen; besitzt doch die Darstellung eine vollständig genügende Anzahl von äquidistanten Niveaucurven, freilich auch in Schwarz, statt in warm bräunlichem Ton, — und mit welcher Freude lesen wir die reichliche Anzahl von Höhencoten! Die Lage unsres ersten Blattes mag markirt sein durch die Angabe: Rechte Ecke unten: Sterzing — in der Mittellinie: Wilder Pfaff, 3471 m, Zuckerhütel, 3327 m — linker Rand oben: Unter- und Oberlängenfeld an der Oetzthaler Ache — rechte obere Ecke: Waldrastspitze (Serlos-Spitze), 2719 m, nicht zu vergessen der Orte Trins und Gschnitz, sowie des Habicht, 3280 m. — Cylinderprojection: 46⁰ 30 Min. bis 47⁰ 8 Min. und 27⁰ 36 Min. bis 29⁰ 6 Min. östlich von Ferro (warum nicht „von Greenwich"?). — Das zweite Blatt, die Oetzthaler Alpen, enthält in seiner oberen rechten Ecke ein großes Stück, 13 zu 7 Min., des ersten; eine Blatteintheilung, der wir unsre Zusage nicht gewähren können. Hervorgehoben sei hier nur, zur schnellen Orientirung, die großartige Massivdarstellung des Eisgebietes: Mittelbergferner, Taschachferner, Groß-Vernagtferner, Gepatschferner, Hintereisferner, Hochjochferner, Kreuzferner, Marzellferner, Schalfferner, Gr. Gurglerferner u. s. w. Schließlich noch einige Culminationen: Glockhaus, 3101 m; Glockthurm 3356 m; Weißkugel, 3383 m; Wildspitz, 3774 m; Hochwildspitz, 3480 m u. s. w. — Wenn wir mit Absicht einmal strenge Kritik übten, so ist diese nicht partieller Natur, dieselbe trifft vielmehr nicht allein die Methode der vorliegenden Darstellung, sondern einen großen Theil topographischer Karten anderer Länder. Die vortrefflichen Arbeiten der österreichischen Kartographen sind dabei nicht berührt; aber es muß doch endlich einmal allüberall mit althergebrachten Systemen gebrochen und im Kartenzeichnen ein Fortschritt zur Thatsache werden. Sollten die vorstehenden Zeilen hiezu eine auch nur bescheidene Anregung gegeben haben, so ist damit unser Zweck erreicht. Ernst Fischer.

* **Stuttgart.** An der thierärztlichen Hochschule befinden sich im laufenden Winterhalbjahr 91 Studirende (gegen 87 Besucher im verflossenen Winter). Unter den 91 Studirenden sind 35 Württemberger und 56 Nichtwürttemberger, von welch letzteren Baden 18, Elsaß-Lothringen 10, Preußen und Bayern je 7, Bulgarien 4, Sachsen und Luxemburg je 3, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Anhalt und Rußland je 1 angehören.

* **Göttingen.** Der Zuzug der neuen Studirenden ist als beinahe beendet anzusehen und die regelmäßigen Einschreibungen in das Album der Hochschule sind daher jetzt geschlossen worden. Die Zahl der neueingeschriebenen Studirenden übertrifft der „Magd. Ztg." zufolge die im vorigen Wintersemester erreichte Zahl. Damals waren 277 Neueinschreibungen erfolgt, jetzt 288. Gegen den Sommer ist das allerdings ein Rückgang, denn da waren 353 Neueinschreibungen erfolgt; doch pflegt seit einiger Zeit unsre Hochschule im Sommer immer etwas höhere Frequenz zu haben als im Winter, während das früher wohl umgekehrt und Göttingen als Arbeitsuniversität für die Wintersemester beliebt war. Von den bis jetzt Eingeschriebenen studiren 41 Theologie, 97 Rechtswissenschaft, 60 Medicin, 2 Zahnheilkunde und 86 Philosophie. Unter letzteren steht die Landwirthschaft mit 17 Studirenden obenan, während die alte Philologie mit 10, die neuere mit 12 Studirenden vertreten ist. Der Nationalität nach sind 253 aus Deutschland, 9 aus den übrigen

europäischen Ländern, 21 aus außereuropäischen Ländern, worunter namentlich Amerika stark vertreten ist.

* **Berlin.** Ueber den Nachfolger des Geh. R. Jordan als Director der Nationalgalerie sind bis jetzt die verschiedenartigsten Gerüchte im Umlauf gewesen. Wie die „Post" erfährt, entbehren diese Gerüchte jeder Basis. Das Eine ist sicher, daß die Stelle im Ministerium, welche Geh. R. Jordan bis vor kurzem inne hatte, und die Stelle des Directors der Nationalgalerie nicht mehr von einer Person verwaltet werden sollen. Im übrigen hat Hr. Jordan zwar sein Entlassungsgesuch eingereicht, aber noch keinen Bescheid darauf erhalten.

* **Berlin.** Bei der kgl. Bibliothek ist der Bibliothekar Dr. phil. Theodor Gleiniger zum Oberbibliothekar befördert worden. Außer durch philologische Arbeiten zur griechischen Literaturgeschichte hat sich Dr. Gleiniger bekannt gemacht durch ein 1893 veröffentlichtes Verzeichniß der in Deutschland erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften.

* **Breslau.** Am 15. November beging Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Richard Förster, ordentlicher Professor der Augenheilkunde und Repräsentant unsrer Universität im preußischen Herrenhause, seinen siebzigsten Geburtstag.

* **Wien.** In der letzten Vollversammlung des Vereins der Aerzte des ersten Bezirks kam die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin zur Sprache. Der Verein lehnte es ab, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, bezeichnet aber als Forderung selbstverständlicher Gerechtigkeit die Bedingung, daß, falls Frauen die Bewilligung zur Ausübung der ärztlichen Thätigkeit in Oesterreich gegeben würde, dies nur auf der Grundlage der dermalen geltenden gesetzlichen Vorschriften geschehen könne. Zur Ausübung der ärztlichen Thätigkeit in Oesterreich berechtigt gegenwärtig nur die Erwerbung des Diploms eines Doctors univ. med. an einer österreichischen medicinischen Facultät. Wohl stehe der Wiener medicinischen Facultät das Recht zu, im Auslande erworbene Diplome zu nostrificiren, jedoch die Wiener medicinische Facultät habe in Würdigung des hohen Rufes, dessen sich die österreichischen medicinischen Schulen stets erfreuten, von diesem Rechte nie Gebrauch gemacht, sondern die Nostrificirung im Auslande erworbener Diplome stets abgelehnt. Der Verein erwarte also von der Aerztekammer als der legalen Vertreterin der ärztlichen Standesinteressen, sie werde darüber wachen, daß Bewerbern beider Geschlechter um die Bewilligung zur Ausübung der ärztlichen Praxis in Oesterreich diese Bewilligung einzig und allein auf der Grundlage der geltenden gesetzlichen Bestimmungen ertheilt werde, sowie insbesondere, daß Diplome, deren „Dignität" den im Inlande erworbenen nachsteht, auch fürderhin ausgeschlossen bleiben.

* **Wien.** Wie seinerzeit gemeldet, hat der ord. Professor für Zoologie und Vorstand des zoologischen Instituts an der philosophischen Facultät, Hofrath Dr. Karl Claus, während der Sommerferien beim Unterrichtsministerium um seine Entlassung aus dem Universitätsverbande angesucht. In der That hat der Gelehrte für das gegenwärtige Wintersemester kein Collegium mehr angekündigt. Wie verlautet, wurde Hofrath Claus, dessen Scheiden von Wien Bedauern hervorrufen würde, vorläufig ein halbjähriger Urlaub bewilligt. Man bringt seine Verstimmung mit dem Umstand in Verbindung, daß an der Universität ein zweiter Ordinarius für Zoologie ernannt wurde. — Der Vorstand des Instituts für medicinische Chemie im Allgemeinen Krankenhause, Hofrath Prof. Dr. Ernst Ludwig, wurde zum correspondirenden Mitglied der „Académie de médecine" in Paris gewählt.

* **Stockholm.** Wie bereits telegraphisch gemeldet ward, hat die Akademie der Wissenschaften den Vicepräsidenten der kais. Gesellschaft der Wissenschaften in Wien Prof. Eduard Sueß und den Professor an der Würzburger Universität Dr. Adolf Fick zu correspondirenden Mitgliedern ernannt.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max.

Festrede, gehalten am 15. November 1895 in der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Von Alfred Dove.

I.

Mit welchem Recht man auch sonst an der Sitte unserer Jubiläen Uebermaß und Willkür rügen mag: die Säcularfeier der Geburt bedeutender Menschen darf der Historiker dreist als sinnvoll in Schutz nehmen. Das Jahrhundert eines Mannes ist ein geschichtlich haltbarer Begriff; in der Abfolge dreier Generationen vollzieht sich ja die lebendige Wechselwirkung des Einzelnen mit der Welt. Unter den Vätern kommen wir zu eigenem Wesen empor; mit den Brüdern in die Wette führen wir die Arbeit unseres Daseins durch; in der Leistung des Geschlechts der Söhne, einerlei wieviel wir selbst davon erleben, dauert noch der unmittelbare Einfluß unseres Schaffens fort. Erst dann, wenn über die Schwelle des neuen Jahrhunderts die Enkel handelnd in den Vordergrund treten, bricht die volle Nachwelt an; auch der Abglanz der persönlichen Erscheinung erlischt; die Stunde schlägt für die rein historische Betrachtung.

In wenigen Wochen steht der Säculartag der Geburt Leopold v. Ranke's bevor; wenige Monate sind's, daß in Heinrich v. Sybel der letzte, namhafteste aus dem ursprünglichen Kreise seiner Schüler abgerufen ward: er, der an Geist und Kunst dem Meister am nächsten kam und doch gerade deßhalb die abweichenden Züge der späteren Zeit am deutlichsten an sich trug. Durch Sybels Tod ward das Andenken Ranke's rings belebt; wir aber fühlten uns zwiefach an die Tage König Maximilians gemahnt, in denen der eine hier als Statthalter des anderen in der Wissenschaft gewaltet. Wilhelm v. Giesebrecht, der dem jüngeren Studiengenossen im nämlichen Amte folgte, hat vor neun Jahren im Namen der Akademie das Lebensbild des gemeinsamen Lehrers liebevoll gezeichnet; für Sybels umfassende Charakteristik naht mit unserem Stiftungsfest der hergebrachte Tag. Was der König mit Hülfe beider für die deutsche Historie vollbracht und der einsichtigen Huld erlauchter Nachfolger überantwortet hat: der Tiefsinn eines Döllinger hat es an dieser Stelle mehr als einmal erwogen und verkündet. Solchen Darstellern nachzutrachten oder vorzugreifen, liegt mir fern; allein ich gehorche dem Winke des Augenblicks und neige mich in Ehrfurcht vor dem Genius des Orts, wenn ich es wage, mit einer allgemeinen Schätzung des Werths, den Ranke für sein Jahrhundert gehabt, die besondere Erinnerung an sein Verhältniß zu König Max, woran auch Sybel ein Antheil zukommt, zu verbinden.

„Mein lieber Herr Professor Ranke,“ beginnt ein Schreiben des Königs, datirt aus Rom, den 25. Jänner 1853: „Es ist Mein lebhafter Wunsch, zu den Vorkämpfern der Wissenschaft, welche Ich bisher für Meine Landesuniversitäten gewonnen, auch Sie dauernd nach München an die Universität zu ziehen. Der Hauptzweck ist Mir hiebei die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht. Es soll mit Ihrer Berufung das Princip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben treten, die Geschichte nicht aus dem Standpunkte der Parteiungen, sondern aus jenem höheren, objectiven der Wissenschaft behandelt werden. Zu diesem Behufe würde Ich auch seinerzeit bei der Besetzung der historischen Fächer an den Universitäten und Schulen Bayerns auf Ihre Rathschläge das größte Gewicht legen.“ Es folgt ein stattliches Angebot von Einkünften und Ehren, sowie das Versprechen, alles anzuwenden, was dienlich erscheint, um durch Hinweisung auf die Größe des Zwecks, der für Bayern erreicht werden soll, den Eindruck, den die Berufung beim König von Preußen machen könnte, in freundschaftlicher Weise zu vermitteln. „Es handelt sich darum,“ heißt es weiter, „das Uebergewicht factiöser Strebungen zu entfernen, und dazu bedarf Ich Männer, welche neben der Autorität ihres Namens die erforderliche Frische des Talents und der Kraft für einen nachhaltigen Zweck besitzen. Wie sehr es Mich, Ihren ehemaligen Schüler, persönlich erfreuen würde, Sie ganz für Uns zu gewinnen, dessen bedarf es nicht der Erwähnung. Ich würde es als ein Glück betrachten, Sie Mir recht nahe stellen und erhalten zu können, der Ich mit alter Hochschätzung bin Ihr wohlgeneigter Max.“ Den Ausdruck seines persönlichen Verlangens hat der König mehrmals unterstrichen und eigenhändig hinzugesetzt: „Mein lieber, verehrter Lehrer, folgen Sie dem Rufe Ihres alten Schülers!“

Der König spricht kraft seines Amts als praktischer Politiker. Unter freier historischer Forschung versteht er deren Lösung von äußeren Fesseln der Rücksicht auf andere Interessen, vornehmlich wohl die kirchlichen; von unabhängigen Studien allein verhofft er für sein Land das Heil einer höheren nationalen Bildung. Den objectiven Standpunkt der Wissenschaft sodann bringt er in Gegensatz zu dem Unwesen parteiischer Bestrebung. Allein als Kenner der in Ranke verkörperten neuen historischen Richtung bezeichnet er so zugleich nach Form und Inhalt deren Eigenthümlichkeit. Das moderne Princip freier Forschung weiß auch in sich selbst von keiner Schranke; es gebietet rücksichtslosen Kampf der Kritik mit der Ueberlieferung. Diese kritische Bemühung durchzieht das Jahrhundert in immer breiterem, bisweilen neu vertieftem Strom. Im Geburtsjahr Ranke's zerstörte Wolf — ein erstes hinreißendes Beispiel — die überkommene Vorstellung eines Homer; Wolf zeugte Niebuhr, Niebuhr Ranke und so fort. In dieser Entwicklung nimmt Ranke nicht die oberste, wohl aber die einflußreichste Stelle ein. Er übertrug die kritische Methode vom Boden des Alterthums in angemessener Gestalt als Forscher auf den der Neuzeit, als Lehrer ins Gebiet des

Mittelalters. Den Grundsatz, überall zu den echten Denkmälern des vergangenen Lebens, oder doch zu den lautersten Quellen unserer Kunde vorzudringen, hat er in siebzigjähriger Arbeit früh und spät mit bewußtem Trieb und vollendetem Tacte befolgt. So hat er mächtig gewirkt, als Vorbild, nicht durch Theorie. Die feine Darlegung der dem kritischen Verfahren zu Grunde liegenden Gesetze des historischen Wissens, wie sie dem Scharfsinn Sybels gelegentlich gelang, begrüßte er mit Beifall; der formalen Strenge, mit der ein anderer Lieblingsschüler, Waitz, die Regeln der Forschung handhabte, ist er fremd geblieben. Denn niemals gab es unter den Gelehrten jeglicher Art einen minder scholastischen Geist. Auch ist ja unsere moderne historische Methode nichts für sich; von einfachem, allzeit bekanntem logischen Gehalt, gewann sie ihre Bedeutung allein durch den Schwung und den Ernst, mit dem unsere Führer sie auf die besondere Natur des Gegenstandes anwandten. Die Seele der historischen Kritik ist der historische Sinn, für dessen Bethätigung Ranke das ideale Ziel in der Objectivität erkannt hat.

Objectivität ist zugleich Unparteilichkeit, hat Ranke selbst einmal gesagt, und auch die übrigen, wohlbekannten Aussprüche, in denen er seinen Standpunkt darlegt, tragen zum Theil die negative Farbe der Ablehnung, des Verzichts. Weder die Vergangenheit richten will er, noch die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre belehren: er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen. Er wünscht sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die gegen einander aufstehen und in Kampf gerathen. „Das Ideal historischer Bildung“, schreibt er an König Max, „würde darin liegen, daß das Subject sich rein zum Organ des Objects, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen.“ Allein wie deutlich erhellt aus all diesen Bekenntnissen zur Idee der Objectivität zugleich deren tiefer positiver Sinn! Wenn das Subject sich rein zum Organ des Objects macht, wird das Selbst des Historikers freilich so ausgelöscht, wie ein vollkommener Spiegel unsichtbar wird in der Klarheit des zurückgeworfenen Bildes. Da die historische Spiegelung indeß allein zu Stande kommt durch die aneignende Thätigkeit des erkennenden Geistes, so bedeutet dessen scheinbares Verschwinden in Wahrheit vielmehr ein energisches Ein- und Aufgehen in den Gegenstand. Aber muß diese unbedingte Hingabe des Subjects nicht zu ebenso kalter, wie reiner Anschauung führen? Ganz im Gegentheil — mit dem Erkennen geht ja die Empfindung Hand in Hand. Insofern die geschichtliche Begebenheit eine Lebenserscheinung ist, wird sie nicht nur in vollem Licht, sondern auch mit all ihrer Wärme aufgenommen und wiedergestrahlt. Von allen Regungen in der Brust des Historikers wird bei dieser Auffassung seines Berufs nur eine zu schweigender Entsagung verdammt: der Wille; das heißt der Vergangenheit gegenüber der Wunsch, daß es anders gewesen oder gekommen wäre.

Man erblickt auch hier den Mann inmitten seiner Zeit. Diese Ranke'sche Objectivität ist blutsverwandt dem empirischen Bestreben überhaupt, wodurch sich unser Jahrhundert so tief vom vorigen unterscheidet. Einst, in den Tagen der Aufklärung, bespiegelte das Denken sich selbst; man fragte nach dem, was sein soll, nicht nach dem, was ist: im Naturrecht, wie der natürlichen Religion, im Cultus der Nützlichkeit, in der Weltverbesserungssucht willkürlicher Reform und verwüstender Revolution. „Zufällige Geschichtswahrheiten“, rief da Lessing stolz, „können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten niemals werden!“ Welch ein Umschwung dann, längst ehe von Ranke die Rede war, zu der andächtigen Versenkung des Geistes in das Werden der Wirklichkeit, zu jenem Lauschen auf den Athem der Dinge selbst — im Bereich der Sprache, Sage, Poesie und Kunst, des Glaubens und Träumens, ja sogar des Rechts — in den Kreisen der Savigny und Jacob Grimm, zur Zeit der Romantik und der politischen Restauration! Die Alleinherrschaft des Verstandes war gebrochen; andere Seelenkräfte, die sich in Rousseau's Empfindung, Herders Empfänglichkeit, Goethe's nachschaffender Phantasie der Welt offenbart, strömten jetzt gewaltig, Leben weckend in die Wissenschaft ein. Alles Geistige stellte sich als geschichtlich dar; wie zur Antwort an Lessing setzte Hegel das Wirkliche dem Vernünftigen gleich: man suchte die Wahrheit im schlagenden Herzen der Sache.

Das geniale Wagniß Ranke's bestand nun darin, daß er dieser Stimmung auch die politische Historie unterwarf, obwohl er keineswegs, wie die Schule Savigny's beim Rechte that, den leidenschaftlichen Gehalt des staatlichen Lebens unterschätzte. Der Gefahr einer einseitigen Theilnahme, die ein solcher Stoff uns nahelegt, entging er nicht durch Neutralität, sondern durch Universalität des Mitgefühls. Er getraut sich wie Faust, sich zur Höhe jenes Erdgeistes zu erheben, der in Lebensfluthen, im Thatensturm auf und ab wallt, bei allem und jedem feurig dabei und dennoch von erhabenem Gleichmuth erfüllt, weil er weiß, daß am sausenden Webstuhl der Zeit das lebendige Kleid der Gottheit gewirkt wird. In der That wurzelt Ranke's Ansicht der Aufgabe des Historikers in einer Religion des Realismus. Wie den Philosophen jener Tage, ist ihm die Geschichte göttlicher Natur, jedes Zeitalter in seiner eigenthümlichen Tendenz ein besonderer Ausdruck der in die Menschheit von oben gelegten Kraft; einzeln betrachtet einander gleich an Werth, machen sie zusammen den Reichthum der für uns bestimmten Culturwelt aus. Völker und Staaten, auf denen die gleichzeitige Mannichfaltigkeit dieser einheitlichen Welt beruht, sind lebensvolle Gebilde von individueller Bedeutung; auch die Macht als solche erhebt sich auf geistigem Grunde und besteht dadurch zu Recht. Alles Geschehen entspringt aus dem freien Handeln der Person, aber die Freiheit bewirkt die Auslösung einer Nothwendigkeit; selbst die Helden sind, bewußt oder unbewußt, nur die obersten Diener der allgemeinen Interessen.

Eine historische Weltansicht, der wir beschaulich zustimmen, sobald unser Wille schläft und das Kampfgewühl der Gegenwart überhört. Ranke legte sie in classischer Darstellung einer Zeitgenossenschaft ans Herz, die sich in ihrer eigenen Gemüthsverfassung durch sie berührt fühlte. Ungeheuren Erlebnissen war die Ruhe der Sammlung gefolgt. Nationalität und Religion, allerorten frisch verjüngt, hegten doch noch keine streitbaren Gelüste; die inneren politischen Gegensätze bewegten sich noch überwiegend in ideeller Form, man athmete rings die reine Luft einer hohen gemeinsamen Bildung. Ranke hat diese Friedensperiode des deutschen Bundes seinem königlichen Freunde gerühmt als eine jener halcyonischen Zeiten der Meeresstille zwischen den Stürmen, in denen der Genius Freiheit genug behält, um sich mit all seiner Kraft großen Schöpfungen zu widmen. Da verstand man es dankbar, daß ein echter Geschichtschreiber Osmanen und Spanier, Serben und Italiener, Franzosen und Engländer mit derselben Freude durch ihre Geschicke begleitete, wie die eigene Nation; und — was dem Deutschen unendlich schwerer fällt: man hieß es gut, wenn er mit gleich lebhafter Theilnahme sich und uns an den Quell unserer Reformation, wie an den Herd der jesuitischen Gegenrüstung versetzte. Diese Leistung zumal hat den duldsamen Sinn

des bayerischen Fürstenhauses für Ranke eingenommen. König Ludwig las in Rom seine Päpste mit kunstverständigem Genuß. „Nicht bloß gelesen,“ schrieb 1845 Kronprinz Max, „studirt habe ich Ihre Geschichte im Reformationszeitalter, der ich Sie durch die zahlreichen Notate und Striche in meinem Buche überzeugen könnte, wie hoch ich achte, was Ihnen, Herr Professor, die deutsche Geschichte verdankt.“

Denkweise und Zuversicht jener Tage treten anziehend in folgender Episode hervor. Der Prinz beklagt im nämlichen Briefe, daß es ihm nicht gelungen sei, Ranke's Schüler Dönniges, der seit drei Jahren seine historischen Studien persönlich geleitet, in dieser Stellung aufrechtzuerhalten. König Ludwig gab einer damals vorwaltenden Strömung soweit nach, daß er zum wissenschaftlichen Beirath des Thronfolgers einen entschiedenen Protestanten seinen Bayern gegenüber nicht mehr für geeignet hielt. Vergebens — wohl nicht ohne Dönniges' Mitschuld — suchte man lange nach einem tauglichen katholischen Ersatz. Endlich faßte sich Ranke das Herz zu einem merkwürdigen Schreiben an den König, worin er, freilich umsonst, um die Wiedereinsetzung des Entlassenen bat. Er erkennt Gerechtigkeit und Billigkeit der Rücksicht auf die confessionelle Stellung von Altbayern offen an. „Ich zweifle nicht“, sagt er, „es entspräche dem Princip besser, wenn ein gemäßigter Katholik von der Gesinnung des seligen Sailer in jener Weise Sr. K. Hoheit zur Seite stünde; da sich aber kein solcher findet, wäre nicht ein gemäßigter Protestant, der keine religiösen Controversen liebt, immer besser, als entweder ein ungläubiger oder ein fanatischer Katholik? Ew. Majestät haben durch Allerhöchst Ihre eigene vom Himmel so sichtbar gesegnete Vermählung, durch die Sr. K. Hoheit des Kronprinzen, durch die gnädige Rücksicht, die Sie so oft den zahlreichen Protestanten, die unter Ihrem Scepter wohnen, gewidmet haben, durch Ihre Anerkennung norddeutscher Cultur selbst ungemein dazu beigetragen, daß die positiven und gemäßigten Geister einander in echter, nicht indifferenter Toleranz nahe getreten: was kann für die deutsche Nation heilbringender sein, als, was so gut und glücklich eingeleitet ist, weiter zu pflegen? Ich sehe im Geiste die Barrieren, welche unsre Nation noch immer in verschiedene religiöse Lager trennen, ebenso zusammenfallen, wie die Zollhäuser, die der mercantilen Absonderung dienten, gefallen sind, als Ew. Majestät Ihren Entschluß gefaßt hatten!“

In gleicher Gesinnung, erfüllt von der Idee der Nationalität, die über beiden Bekenntnissen steht, wie Ranke in seiner Gedächtnißrede sagt, bestieg König Maximilian den Thron; in ähnlicher Hoffnung lud er von Rom aus den Meister der freien historischen Forschung, der objectiven Geschichtswissenschaft in sein Land. Wie gern hätte Ranke in seiner Jugend das vorlaute Berlin mit dem behaglichen München vertauscht! Jetzt aber, den Sechzigen nah, fühlte er sich doch zu tief in den preußischen Boden eingelassen. Um der Sache willen dürfen wir sein Außenbleiben nicht bedauern; denn die wissenschaftliche Gründung, die der König mit seinem Beistand unternahm, ward dadurch erst recht auf eine nationale Basis gestellt: die Historische Commission bei unserer Akademie bekam die Gestalt eines geistigen deutschen Bundes. Persönlich jedoch empfand König Max den Fehlschlag der Berufung als Entbehrung. Anfangs hoffte er, sein München wenigstens durch ein gelehrtes Gastspiel zu entschädigen; unsere Akademie sollte Ranke zu einem Wintercyklus von öffentlichen Vorlesungen einladen. Da auch dies sich als unausführbar erwies, begehrte er literarischen Ersatz: eine gedrängte historische Uebersicht über die bewegenden Ideen der verschiedenen Jahrhunderte von der christlichen Aera an. Diese Arbeit, die einem geweihten Schüler Ranke's zugedacht ward, sollte wie ein Auszug aus dessen System erscheinen, wobei die Hauptabschnitte, leitenden Ideen und Actionen voranzustellen, die Thatsachen nur zur Erläuterung und kurzen Ausführung an jene anzureihen wären. Wo ein Wille ist, zeigt sich ein Weg: wenige Wochen darauf finden wir Ranke am herbstlichen Hoflager zu Berchtesgaden, wo er am Abend der dem Naturgenuß und der Jagdlust gewidmeten Tage in rhapsodischen Privatvorträgen über die Epochen der neueren Geschichte die gestellte Aufgabe zur Zufriedenheit seines hohen Zuhörers mündlich löst. Von dem heiteren Glück dieses sinnigen Beisammenseins hat er uns in Briefen und Reden ein Bild hinterlassen, dessen harmonischen Reiz ich durch Heraushebung einzelner Züge nicht zerstören möchte. Auch der König hielt das Andenken jener Tage dankbar fest. „Hier auf der Gemsenjagd“, schreibt er drei Jahr später aus Linderhof, „werde ich lebhaft an Ihren Aufenthalt in Berchtesgaden erinnert; wollte sich doch ein ähnlicher recht bald wiederholen, ich zehre noch an demselben!“ Nichtsdestoweniger war in den Gesprächen, die sich an die Berchtesgadener Vorträge knüpften, eine lehrreiche Differenz in der Denkart beider zu Tage getreten.

König Max hängt an der Idee eines der Menschheit bestimmten geschichtlichen Fortschritts; Ranke widerspricht. Denn er sieht dadurch eine Generation zu gunsten der anderen mediatisirt, jedem einzelnen Zeitalter die selbständige Bedeutung verkümmert; er verweist jene kosmopolitische Hypothese, deren christlichen Ursprung er anerkennt, aus dem Bereich der Historie in den der Philosophie. In der That mag man hier aus dem Munde des Königs den Schüler Schellings vernehmen; aber sichtlicher noch ist ihm die Frage ein Anliegen des Gewissens. Er fühlt sich als Mann vom höchsten praktischen Beruf, dessen Seele zuvörderst im sittlichen Streben nach deutlich erkannten Zielen lebt. Und so hängt die Hinneigung zu jener Idee aufs engste zusammen mit seinem Wunsch nach anwendbarer Belehrung überhaupt. In solchem Verlangen schreibt er einmal aus Vorderriß: „Vor ganz kurzem vollendete ich Ihre herrliche französische Geschichte; ich las sie mit großer Aufmerksamkeit, nahm mir viele Noten. Sie begleitete mich auf meine Gemsenstände, in die schönsten Punkte des Gebirges. Wie begierig bin ich auf die Fortsetzung; ich setze voraus, daß sie in Ihrer Absicht gelegen! Die Anlage, möchte ich sagen, berechtigt den Leser, auch das Ende des großen historischen Dramas der Regierung Ludwigs XIV. zu erwarten. Wieviel ist aus derselben, namentlich für einen Fürsten, zu lernen!“ Im nämlichen Sinne forscht er schon in Berchtesgaden nach den Ursachen der modernen geschichtlichen Katastrophen und dem Walten einer Nemesis, nach der Natur der begangenen Fehler und der Möglichkeit, sie rechtzeitig zu vermeiden, nach den leitenden Tendenzen unseres eigenen Jahrhunderts und der Aufgabe des deutschen Regenten in dieser Zeit. Um ein politisch fruchtbares Urtheil über die Vergangenheit, um eine Richtschnur für das Handeln in der Gegenwart ist es ihm zu thun — kein Zweifel: indem er Ranke's objective Historie bewundert, fühlt er als König das Bedürfniß einer über sie hinausgreifenden Wissenschaft! Bloß zu erfahren, wie es eigentlich gewesen, ist ihm nicht genug.

Und vertrat er nicht so, wie dem Fürsten geziemt, eine Forderung des Tages? Jene halcyonische Zeit der Meeresstille war vorüber. Von der Julirevolution langsam anschwellend bis zum Jahr 1848 hatte den deutschen Geist eine aufrauschende, endlich tosende politische Bewegung ergriffen, die auch hernach nur scheinbar in sich zusammengesunken war. Zwar die liberalen Wünsche erreichten im Kampf ihr constitutionelles Ziel; radicale Tendenzen, die sich mit ihnen verbündet hatten, wurden niedergeschlagen

und als Irrthümer erkannt. Aber wenn sie in ihren Fall auch die nationalen Einheitsbestrebungen mit hinabrissen, so fühlten diese sich trotzdem weder überwunden, noch widerlegt. In solcher Stimmung riefen sie die vaterländische Geschichte an, die ältere um Trost, die neuere um Unterstützung. Was den Kleindeutschen recht schien, war dann freilich den Großdeutschen billig, und die historischen Studien, die vordem allein der nationalen Cultur gedient, geriethen in die Gefahr, den Gegensätzen der nationalen Politik zu unterliegen. Eine schwere Frage trat an die neue, objective Geschichtswissenschaft heran. Sie, die jedes Zeitalter in der Wesenheit seines eigenthümlichen Lebens erforscht und begreift: hat sie der Gegenwart über sich und ihre lebendige Beziehung zur Vergangenheit nichts gewisses zu sagen?

Ranke hat dem königlichen Freund in vertrauter Nähe die erbetene Auskunft nicht verweigert; doch es läßt sich nicht verkennen, daß sie ungenügend ausgefallen ist. Er charakterisirt das Jahrhundert seit 1815 lediglich als die constitutionelle Zeit, in der die Principien der Volkssouveränetät und der Monarchie mit einander in Kampf und Ausgleich begriffen seien. Daneben gedenkt er treffend der unendlichen Entfaltung der materiellen Kräfte im Zusammenhang mit der überaus vielseitigen Entwicklung der Naturwissenschaften. „Jenseits der Streitigkeiten, die den Staat berühren, treten auch noch immer geistliche Tendenzen hervor“, fügt er fast geringschätzig hinzu. Wieviel schärfer dringt in eine nahe Zukunft die sorgliche Erwägung des Königs ein: „Wie nun das Princip der Kirche wieder aufgetaucht ist, und dieselbe ihre Stärke in der demokratischen Richtung der Zeit sucht, so scheint sie wohl die Furcht vor derselben zu benützen, um uns einseitig ihre Tendenz aufzunöthigen?“ Von socialen Gefahren durften im Herbst 1854 beide füglich schweigen. Desto mehr nimmt es wunder, daß erst die Frage des Königs: „Ist die Ausprägung der Nationalitäten auch ein Zug unserer Zeit?“ einen Ranke an die stärkste Strömung jener Tage, wie der nächsten Folgezeit erinnern mußte. Ranke's Antwort kam den eigensten Ansichten und Wünschen des Königs ungezwungen entgegen. Er räumt ein, daß die Völkerkämpfe der napoleonischen Epoche den Nationalitäten eine größere Bedeutung verschafft haben; mit der Ausprägung ihres Wesens, die er sich als einen bloßen Culturproceß vorstellt, hänge jedoch ihre Constituirung zu Staaten durchaus nicht nothwendig zusammen — „eine Lieblingsidee unsrer Zeit“, sagt er selbst, aber er zählt sie zu den verfehlten. Nicht anders rief er schon 1832 den Deutschen öffentlich zu: die Nation solle in Eintracht zusammenhalten und, ruhig die Zukunft erwartend, ihre gemeinsame Entwicklung, ihr wahres Wohl indeß unablässig zu fördern suchen!

Gerade dies war, wie jedermann weiß, die Ueberzeugung Maximilians II. „Wohl haben Sie Recht,“ schrieb er einst als Kronprinz aus Nymphenburg an Ranke in Erwiderung des Glückwunsches zur Geburt seines ersten Sohnes, „wohl haben Sie Recht, daß man mehr über die Einheit Deutschlands geredet, als seine Eintracht befördert hat. So Gott will, soll mein Kleiner meine Gesinnungen in dieser Beziehung erben, ein neues Band derselben werden. Eine solche Erziehung hofft mit des Herrn Beistand dem Neugeborenen zu geben, Herr Professor, Ihr dankbarer Schüler Maximilian.“ Dieser Ueberzeugung ist er dann als Regent unerschütterlich treu geblieben. Seine Triasidee, ebenso deutsch wie bayerisch gedacht, war der prägnanteste Ausdruck einer auf die friedliche Erhaltung und Ausbildung des Bundeslebens gerichteten Politik; ein Entwurf zur künstlichen Befestigung des Gleichgewichts im bedrohlichen Dualismus der deutschen Großmächte durch Einfügung einer dritten, activ neutralisirenden Kraft. Für den Fall eines Bruchs zwischen Preußen und Oesterreich hatte eine solche Gestaltung der Dinge freilich keine Aussicht auf Bestand, aber eben diesem Bruche sollte sie dauernd vorbeugen. Von einer ähnlichen Consequenz ist jedoch bei Ranke merkwürdigerweise nichts zu spüren. Nach dem März 1848 hatte er in seinen Denkschriften für Friedrich Wilhelm IV. der preußisch-deutschen Einheitspolitik in all ihren Phasen, wenn auch bedächtig, zugestimmt; erst als sie völlig gescheitert war, ließ er sie selber in Gedanken fallen. Und so hat er die spätere Entscheidung niemals herangewünscht; als sie 1866 ergangen war, besann sich der Geschichtschreiber Friedrichs des Großen auf ihre Nothwendigkeit und sprach über ihre imponirende Wirklichkeit den historischen Segen. Hüten wir uns indessen wohl, dies sein Verhalten als Wankelmuth zu tadeln; es begreift sich vollkommen aus der Stellung seiner objectiven Historie zur Politik.

Historie — wenn wir von der zeitgenössischen Berichterstattung an die Nachwelt absehen — Historie als Wissenschaft will vergangenes Leben vergegenwärtigen. Eine intellectuelle Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Politik nimmt daher auch Ranke selbstverständlich an. Diese Beziehung kann jedoch eine allgemeine oder eine besondere sein, und stets hat er nur jene als mit dem objectiven Standpunkt verträglich angenommen und gepflegt, diese dagegen, wo nicht verworfen, so doch für sich gemieden. Der geistlosen Meinung ist er nie gewesen, daß die historische Empirie im mechanischen Ausschöpfen der Quellen sich vollende. Ein Verständniß irgend welcher Epoche der Vergangenheit kommt ja nur zu Stande durch ein zweites Erfahrungsmoment, das der Forscher aus der allgemeinen Anschauung seiner Mitwelt hinzubringt, insofern auch diese die Elemente alles geschichtlichen Lebens wirklich in sich enthält. In diesem Sinne schrieb der Greis 1877 dem Fürsten Bismarck: „Ich habe immer gedacht, daß der Historiker alt werden muß; er muß viel erleben und der Gesammtentwicklung einer großen Epoche anwohnen, um seinerseits fähig zu werden, die früheren Zustände zu beurtheilen.“ Aber wenn Ranke hieran den stolz bescheidenen Ausruf schließt: „Der Historiker kann von Ihnen lernen, Durchlaucht!“, so erklärt er dadurch nicht etwa für thunlich, was Sybel später unternahm, die Frage nach einer deutschen Politik in Bismarcks Stil an den wiederbelebten Schatten Kaiser Otto's des Großen oder Friedrich Barbarossa's zu richten. Nur die generelle Anschauung politisch schaffender Willenskraft soll uns als Maßstab für entfernte, in ihrer speciellen Natur aus sich selbst zu begreifende Zeitalter dienen.

Genau so steht es dann aber auch umgekehrt mit der Anwendung der geschichtlichen Erkenntniß auf die Politik. Freimüthig gibt Ranke in dem nämlichen Briefe zu, daß die Historie in ihrer höchsten Ausbildung der Staatskunst und also auch dem politischen Wollen und Handeln überhaupt gar wenig zu bieten habe. „Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein“, sagt er geradezu. „Denn der historische Gedanke hat nur Werth in seiner Allgemeinheit, in dem Licht, das er über den Lauf der Weltbegebenheiten verbreitet; der praktische Staatsmann dagegen muß auf der Grundlage einer allgemeinen Anschauung doch vor allem den vorliegenden Moment ergreifen; er muß den Forderungen des Momentes gerecht werden und den Staat, dem er angehört, auf seinem Wege mit Consequenz weiter fördern. Die Historie ist bloß instructiv, die Politik maßgebend und durchgreifend.“ Man erinnert sich hier von neuem des religiösen Charakters der Ranke'schen Geschichtsbetrachtung; das Gelübde politischer Entsagung, das er so gleichsam vom Historiker verlangt, sondert diesen ab von der übrigen Welt wie einen Priester der Vergangenheit. Auch auf den leidenschaftlich bewegten

Moment der Gegenwart soll er jene innige, warm mitfühlende, aber wunschlose Versenkung übertragen; kein Wunder, wenn da auch die geistreichsten Aeußerungen Ranke's zur Politik in den Grenzen rein historischer Erbauung blieben!

Sofort aber drängt sich uns noch eine weitere Bemerkung auf. Sind denn Vergangenheit und Gegenwart, fragen wir, nicht bis zu einem gewissen Grade flüssige Begriffe? Leben sich jene leitenden Ideen und Actionen je in einer Epoche wirklich aus? Reichen nicht die Tendenzen, die uns heute politisch bewegen, mit ihrem Einsatz mehr oder minder tief in eine doch schon geschichtliche Vorzeit zurück? Soll diese moderne Geschichte, wie man sie kurz bezeichnen mag, wahrer Forschung unzugänglich sein? Und wenn nicht: kann sie anders verstanden werden, als durch ein dann schwerlich je ganz objectives Mitgefühl der heut wie damals wirksamen Tendenzen? Es ist eigen, zu sehen, wie sich Ranke diesen Fragen gegenüber verhielt. Er weiß sehr wohl, daß es eine Geschichtschreibung gibt, die, auf echter Forschung beruhend, doch einen Theil ihres Lichts von politischen Sympathien der Gegenwart her empfängt. „Fast die bedeutendsten und gelesensten Werke unserer Epoche sind auf diese Weise entstanden", sagt er einmal selbst. Er nennt Macaulay und Thiers und würde beiden jetzt den dritten Namen Treitschke beigesellen müssen. Und wie lautet sein Urtheil? „Daß die Ereignisse nicht in ihrem vollen Umfang erschöpft werden, daß sie noch eine andere, objective Darstellung möglich lassen" — für Macaulay's Thema hat er sie selber versucht —, „ist unleugbar; aber was uns geboten wird, lesen wir", gesteht er, „mit ebensoviel Belehrung als Vergnügen." Seine eigenen Hauptwerke sind dafür aus dem entgegengesetzten Grunde gewöhnlich an einem Punkt mit einer gewissen Schwäche behaftet. Sie umfassen die Zeit vom Ende des 15. bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts, die Epoche der Reformation und Gegenreformation und die der Entstehung und Entwicklung der Großmächte; zwei Zeitalter, die ihm mit Recht für wesentlich abgeschlossen galten. Seine Darstellung hat er durchweg mit Einleitungen versehen, die sich an historischem Tiefsinn und künstlerischer Zweckmäßigkeit mit der berühmten des Thucydides mindestens messen können; an einer ebenbürtigen Ausleitung, wenn ich so sagen darf, gebricht es dagegen ebenso fast überall. Diese mächtigen Ströme seiner Historie münden nicht selten wie der Rhein; weil er Bedenken trug, sie voll und frei ins politische Gewoge der modernen Folgezeit zu ergießen. Wenn er sodann die letztere selber in kleineren oder späteren Arbeiten behandelt hat, so erlaubte ihm bei der serbischen Revolution der fremdartige Stoff auch da die wärmste Objectivität; sonst aber blieb er hier aus Scheu vor subjectiver Theilnahme matt und kalt; in seinem Friedrich Wilhelm IV. endlich ist er selbst wider Willen der Subjectivität verfallen — denn er besaß für diesen ein Freundesherz, wie für König Max.

Der vierte Band der Byzantinischen Zeitschrift.

Es sind jetzt vier Jahre verflossen, seitdem das erste Heft dieser von Prof. Krumbacher in München geschaffenen und geleiteten Zeitschrift erschienen ist. Die vier stattlichen Bände, die von ihr heute vorliegen, gestatten ein sicheres und abschließendes Urtheil über die Stellung, welche diese Zeitschrift in der Wissenschaft einnimmt. Krumbachers Meisterwerk, die „Geschichte der byzantinischen Literatur", die demnächst in zweiter Auflage erscheinen soll, eine durch die vollkommene Beherrschung eines ungeheuer großen Stoffes wie durch klare Anordnung und ruhiges und vornehmes Urtheil gleich ausgezeichnete Arbeit, hatte gezeigt, daß dieser Gelehrte vor allen andern im Stande war, Häuptling und Führer der auf Byzanz bezüglichen Studien in Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus zu werden. Und er selbst hat sofort mit sicherem Blick erkannt, daß es nothwendig sei, ein Centralorgan zu schaffen, um für die bisher an allen möglichen Orten zerstreuten, von anderen Zeitschriften meistens nur widerwillig aufgenommenen byzantologischen Untersuchungen eine Heimstätte und einen Mittelpunkt zu schaffen. Der Erfolg hat diesmal in hervorragender Weise die Absicht gekrönt. Es hat sich mit einem Schlage gezeigt, wie viel Kräfte, zum Theil ersten Ranges, besonders in Deutschland, England, Frankreich, Rußland und Griechenland für diese Studien in Bereitschaft waren, und wie es bloß des von warmer Begeisterung getragenen Aufrufes eines Führers bedurfte, um die meisten von ihnen um den von ihm geschaffenen Mittelpunkt zu schaaren.

Die vorliegenden vier Bände, die eine der hervorragendsten Zierden unsrer wissenschaftlichen Zeitschriften-Literatur bilden, haben das von dem Verfasser im Vorworte zum ersten Bande entwickelte Programm in jeder Beziehung durchzuführen begonnen. Die deutsche Wissenschaft darf stolz darauf sein, daß wieder einmal einer der Ihrigen die Nothwendigkeit der eindringenden und systematischen Durchforschung eines fremden, aber für ganz Europa sehr wichtigen Culturlebens energisch und zielbewußt in die Hand genommen hat. Wie in Deutschland die vergleichende Sprachwissenschaft, die romanische Philologie entstanden und zu bedeutender Höhe geführt worden sind, so ist jetzt hier auch die Byzantinistik geschaffen worden; und wie sich ihre weitere Entwicklung gestalten möge: man wird nie vergessen dürfen, daß ihre erste durchgreifende Organisation von einem deutschen Gelehrten ausgegangen ist. Der Name Münchens wird mit diesem Proceß unauflöslich verknüpft sein. Man darf München darum beneiden, daß es seinen unvergänglichen Verdiensten um das deutsche Geistesleben auch dieses neue hinzugefügt hat. Aber man wird es begreiflich finden und aus den Traditionen der Stadt, ihrer Akademie und ihrer Universität verstehen. Ueberall sonst in Deutschland hatten sich, nachdem die Begeisterung für die Freiheitskämpfe der Griechen verrauscht war, alle Interessen auf das alte Griechenland zurückgezogen; nur in Bayern ist eine warme Theilnahme auch für die späteren Zeiten der griechischen Geschichte und vor allem für die heute noch im Lichte der Sonne wandelnden Hellenen niemals ganz erloschen. Bayern ist mit der ersten Geschichte des jungen griechischen Königreichs aufs engste verknüpft, und wenn es auch dem jungen Prinzen aus dem Hause der Wittelsbacher, der als König Otto zuerst den griechischen Thron bestieg, nicht vergönnt war, dort eine Dynastie zu gründen, so lebt doch sein Andenken und besonders das der Königin Amalie noch heute in der dankbaren Erinnerung des freilich etwas sprunghaften und wankelmüthigen Volkes. Söhne des Bayerlandes haben damals die Grundlagen des griechischen Staatslebens aufgerichtet, die auch heute noch im großen Ganzen Geltung haben; friedliche Münchener Professoren, wie der Philologe Thiersch, ritten kriegerisch bewehrt vor den Palikaren-Bataillonen auf und ab, und ein sinniger Geist, wie der Steubs, hat sich in Griechenland damals die dauerndsten Eindrücke fürs Leben geholt. Und später war der große Fragmentist Fallmerayer, einer der besten Schriftsteller, die wir in diesem Jahrhundert gehabt haben, derjenige, welcher zuerst in dunkle und schwierige Theile der byzantinischen Geschichte Licht gebracht hat.

Wir werden es also nur billig und gerecht finden, daß die schöne Stadt, in der auf Schritt und Tritt die öffentlichen Bauten nach dem antiken Griechenland hinweisen, jetzt auch die erste und bis jetzt einzige ist, welche an ihrer

Universität einen besonderen Lehrstuhl für mittel- und neugriechische Philologie und in seinem Inhaber, Prof. Krumbacher, den gegenwärtig allgemein anerkannten Ordner und Leiter aller bei uns und zum großen Theil auch im Auslande auf die Erforschung der byzantinischen Welt gerichteten Thätigkeit besitzt. Die Errichtung jener Professur war die richtige staatliche Anerkennung der Berechtigung dieses Zweiges wissenschaftlicher Forschung zu einer selbständigen Stellung; und die Verleihung dieser Lehrkanzel an Krumbacher traf den richtigen Mann, der zuerst klar und nachdrücklich die Emancipirung der Byzantinistik von ihrer bisherigen Verwendung als Dienerin und Helferin anderer wissenschaftlicher Zweige betont und verfochten hat.

Wer an der Nothwendigkeit einer Vervollständigung der Byzantinistik noch zweifeln sollte, den wird der reiche Inhalt der vier bis jetzt erschienenen Bände der Zeitschrift gewiß davon überzeugen. Nachdem Krumbachers Literaturgeschichte der Bedeutsamkeit der bis dahin so unbekannten und daher so unterschätzten byzantinischen Cultur zu allgemeiner Anerkennung verholfen hatte, tritt in der Zeitschrift die auch hier natürlich sehr nothwendige Untersuchung des Einzelnen in ihre Rechte. Wir haben dem Leser dieser Blätter von Zeit zu Zeit den Inhalt der drei ersten Bände in kurzer Uebersicht vorgeführt. Auch der vierte steht an Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts hinter seinen Vorgängern nicht zurück. Man kann überall sehen, wie durch Einzelarbeiten, die an byzantinische Dinge anknüpfen, die Kenntniß des classischen Alterthums und besonders seiner Literatur- und Sprachgeschichte vielfach gefördert wird, wie die Philologie der romanischen, slavischen und orientalischen Völker von hier aus vieles neue Licht erhält, wie die Theologie, die Jurisprudenz und die Geschichte und Geographie hier ein neues und sehr ergiebiges Arbeitsfeld finden und wie eine Seite des byzantinischen Culturlebens, die nach allen Seiten hin fruchtbare Anregungen gegeben hat, die bildende Kunst, erst jetzt in die richtige Beleuchtung gerückt zu werden beginnt. Sachkundige kritische Besprechungen weisen neuen auf byzantinische Dinge bezüglichen literarischen Erscheinungen ihre Stelle an, und eine mit peinlichster und gewissenhaftester Sorgfalt und staunenswerther Belesenheit vom Herausgeber besorgte Bibliographie orientirt bis in die entlegensten Winkel die Forscher über die oft weit zerstreuten und schwer zugänglichen Veröffentlichungen.

Es ist nicht zu verwundern und nur mit Freuden zu begrüßen, daß das Beispiel der Krumbacher'schen Zeitschrift so bald Nachfolge gefunden hat in dem Lande, das ja vor allen anderen an den byzantinischen Studien interessirt ist, in Rußland. Hier geht bereits der zweite Band einer entsprechenden, von der Akademie in Petersburg geleiteten und von der Regierung mit reichlichen Mitteln unterstützten Zeitschrift seinem Abschluß entgegen. Die Sprachen, in denen die Arbeiten hier veröffentlicht werden, Russisch und Griechisch, werden einen weit umfassenden Einfluß zunächst wahrscheinlich etwas hemmen, und unsre Zeitschrift hat wohl Aussicht, in der nächsten Zukunft noch die mehr internationale Vertreterin des Faches zu bleiben. Um so mehr ist es für uns eine Ehrenpflicht, ihr, wo es nur geht, warme und thatkräftige Unterstützung angedeihen zu lassen; denn nur so kann sie unentwegt ihrem hohen Ziele weiter nachstreben, uns im Laufe der Zeit ein vollständiges und abgerundetes Gesammtbild zu geben von den Lebensäußerungen einer tausendjährigen Periode der Geschichte Südosteuropa's, deren Grundelemente auch heute noch bestimmend in den Geschicken der dort lebenden Völker nachwirken.

Graz. Gustav Meyer.

Mittheilungen und Nachrichten.

H.S. „Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von Oskar Lenz." (Wien 1895. Verlag der Literarischen Gesellschaft. Preis brosch. 4.20 Mk.) Wer den Titel des Buches liest, wird vielleicht die Vermuthung hegen, daß der bekannte Afrikaforscher und jetzige Lehrer an der Prager Universität, Professor Dr. Oskar Lenz, hier dem Publicum einen etwas verspäteten Bericht über seine letzte große Reise bietet, die ihn vor 10 Jahren quer durch Afrika auf freilich oft begangenen Wegen von der Congo- zur Sambesimündung führte. Dem ist jedoch nicht so; wir haben es hier nicht mit einem Reisewerk im eigentlichen Sinne zu thun. Seine Wanderungen in Westafrika, seine berühmte Reise von Marokko durch die Sahara über Timbuktu nach dem Senegal und seine Afrikadurchquerung berührt der Verfasser nur kurz in Form einer in großen Zügen gehaltenen Schilderung der von ihm durchreisten weiten Gebiete; dagegen füllen den Haupttheil des Buches Aufsätze allgemeiner Art über Tagesfragen von meist brennendem Interesse. Die Capitelüberschriften lauten nämlich: Meine erste Ausfahrt im Jahre 1874; Vom Mittelmeer durch Afrika zum Indischen Ocean; Unter Missionaren; Was man zu gunsten der arabischen Elfenbein- und Sclavenhändler sagen kann; Thierische Kleinarbeit in den Tropen; Geld und Waare in Afrika; In einer Handelsfactorei; Vom Congostaate. — Daß dem verdienten Reisenden, einem Forscher der älteren Schule, das interessante Material in Fülle zufließt, ist selbstverständlich; er vermochte daher in diesen Rückblicken und Studien in fesselnder Form des Werthvollen genug zu bieten, das um so weniger übersehen werden sollte, als der Verfasser ja schon seit langen Jahren nicht mehr selber auf dem Kampfplatz thätig ist und daher über die Ruhe und Leidenschaftslosigkeit verfügt, die man heute im Widerstreit der Meinungen über Afrika naturgemäß recht oft noch vermißt. Es findet in dem kleinen Buche jeder etwas, der sich für den dunklen Welttheil in irgend einer Weise interessirt, sei er Colonialpolitiker, Kaufmann, Beamter oder Gelehrter. Einzelnes erinnert an Prof. Drummonds bekanntes Werkchen „Inner-Afrika", vor allem das Kapitel „Thierische Kleinarbeit in den Tropen", in dem Lenz die Bedeutung der Termiten und Regenwürmer für die Humusbildung in geistvoller Weise beleuchtet. Der Abschnitt „Geld und Waare in Afrika" wird den Kaufmann interessiren; Lenz berücksichtigt natürlich hier, wie auch sonst überall die Ergebnisse der neuesten Forschungen. Den vielgeschmähten Arabern sucht Lenz einigermaßen gerecht zu werden; sie hätten auch Verdienste, hätten wichtige Nährpflanzen eingeführt, gesicherte Karawanenstraßen geschaffen und dem Europäer die Forschungsthätigkeit erleichert. Beachtenswerth erscheint der Hinweis, daß am Sclavenraub in letzter Linie der indische Kaufmann an der Küste die Schuld trage, dessen Wucher der Araber mit Leib und Seele verfalle. Das Missionswesen, dem zur Zeit von praktischen Afrikanern mitunter übel mitgespielt wird, beurtheilt Lenz durchaus objectiv, ohne gewisse Schäden in Abrede zu stellen. Des Verfassers maßvolles Urtheil berührt auch hier wohlthuend; wir hören ein solches heute nicht oft. Man erinnert sich wohl noch der heftigen Angriffe, die vor 10 Jahren Pechuel-Loesche und andere gegen den Kongostaat richteten, und heute? Heute haben die Optimisten Recht behalten; über den Werth dieses Gebietes ist wohl alle Welt einig, nur nicht die belgische Kammer. Hoffentlich verschwindet das in unscheinbarem Gewande auftretende, doch werthvolle Buch des alten Afrikaners nicht unter der Fülle der täglich immer mehr anwachsenden, meist recht auffällig ausgestalteten Afrika-Literatur; es steht in ihm in der That mehr Beachtenswerthes als im Reisewerk manches neueren Forschers mit bekanntem Namen.

hst. Polytechnischer Verein in München. Am 11. Nov. sprach I. Custos Dr. Schäfer über „Tiefbohrung" an der Hand zahlreicher Zeichnungen und Modelle. Die Tiefbohrtechnik bildet heute eine sehr entwickelte Specialität, um in die Erdoberfläche senkrechte Löcher niederzutreiben, sei es zum Zwecke, Erze, Kohlen 2c. zu finden und deren Lagerung nachzuweisen, sei es um Petroleum oder wasserführende Schichten anzufahren und diese Producte durch das Bohrloch zu Tage zu fördern und zu gewinnen. Im allgemeinen kann man zwei Arten des Vorgehens unterscheiden. Man läßt entweder einen beschwerten Meißel niederfallen, ein Vorgehen, das dem Steinbohren entspricht, wobei die Beschwerung des Meißels die Schläge des Hammers ersetzt — oder man bohrt im wahren Sinne des Wortes durch das Drehen eines unten mit schwarzen Diamanten besetzten Werkzeuges, das sich als Röhrenstück darstellt und demnach bei der fortschreitenden Bohrarbeit einen Kern stehen läßt, der dann von Zeit zu Zeit abge-

brochen und in die Höhe geholt wird. Im ersteren Falle, beim Meißelbohren, für welches je nach Umständen verschiedene Methoden angewendet werden, wird der an dem Gestänge hängende Meißel gehoben, dann durch eigene Vorrichtungen fallen gelassen. Dann wird das Gestänge gesenkt, der Meißel wieder gefaßt und das Gestänge mit dem Meißel gedreht, um ein rundes Loch zu bekommen, u. s. f. Es würde hier zu weit führen, wollten wir auf technische Details eingehen, und wir verweisen auf die demnächstige Veröffentlichung des interessanten und mit großem Beifall aufgenommenen Vortrages im „Bayerischen Industrie- und Gewerbeblatte". Dagegen wollen wir darauf hinweisen, wie gerade in München in letzter Zeit die Tiefbohrtechnik mit vollem Erfolge zur Gewinnung von Wasser für Brauereizwecke angewandt wurde. Das letzte Bohrloch für die Leistbrauerei hat z. B. in einer Tiefe von etwa 85 m das zweite Grundwasser erschlossen und das Bohrloch ist im Stande, 25 Secundenliter zu liefern — ein kleiner Bach. Dabei ist das Wasser sehr rein und zeigt eine sehr geringe Härte. Die Ausführungen rühren von der Specialfirma Schäfermeyer in Jaxtfeld her. Der Vortragende, der über diese Bohrungen behufs Wassergewinnung schon in den „Münchener Neuesten Nachrichten" berichtet hat, nahm bei seinen Ausführungen hier Gelegenheit, auf eine irrthümliche Auffassung derselben hinzuweisen. Die wasserführende Schicht des zweiten Grundwassers besteht nämlich aus einem Quarzgerölle, für dessen Ursprung aus vielen Gründen nicht die Centralalpen, sondern nördlich der Donau gelegene Gebirgszüge angesprochen werden müssen. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, daß auch das jetzige zweite Grundwasser ebenfalls von Norden herfließe. Durch spätere geologische Veränderungen erscheint vielmehr diese wasserführende Schicht im Süden aufgebogen worden zu sein, so daß das Gefälle, ebenso wie das unsrer Hochebene, von Süden nach Norden geht. — Am gleichen Abend hatte Hof-Uhrmacher A. Huber, hier (Residenzstraße), eine Weckeruhr mit Lichtgeber ausgestellt, bei welcher durch einen Druck automatisch ein Streichholz entzündet wird, um in der Nacht die Zeit ablesen oder eine Kerze anzünden zu können.

* **München.** In Dr. Albert Stoeckl, Prof. der Philosophie und Geschichte am Lyceum zu Eichstätt, der am 15. d. daselbst gestorben ist, hat der strenggläubige Katholicismus einen eifrigen und gelehrten Vorkämpfer verloren. Stoeckl leistete für die Ultramontanen in der Philosophie, was für sie Janssen in der Geschichte gethan hat. Sein Hauptfach war die Geschichte der Philosophie. Er beherrschte in ihr eine Staunen erregende Fülle von Einzelheiten. Unter anderem wußte er gut in den Problemen der neueren Naturwissenschaften Bescheid. Am meisten interessirte ihn die Philosophie des Mittelalters. Seine Leistungen auf diesem Gebiete haben auch bei Andersgesinnten vielfache Anerkennung gefunden. Schwer wird es hingegen jedem, der nicht Katholik strengster Observanz ist, Stoeckls „Geschichte der neueren Philosophie", die sich unmittelbar an seine „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" anlehnt, zu Ende zu lesen. Seine Urtheile über Lessing und Herder müssen zu heftigem Widerspruch herausfordern. Vor allem wirkt störend die crasse Form, in die Stoeckl seine Urtheile einkleidet. Nächst den beiden erwähnten Philosophiegeschichten ist von den größeren Werken Stoeckls seine gleichfalls sehr gelehrte, aber ebenso einseitige „Geschichte der christlichen Philosophie zur Zeit der Kirchenväter" anzuführen. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Liturgie" und „Dogmatische Bedeutung der alttestamentlichen Opfer", „Das Opfer nach seinem Wesen und seiner Geschichte", „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie", „Lehrbuch der Religionsphilosophie", „Lehrbuch der Philosophie", „Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik", „Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte", „Das Christenthum und die großen Fragen der Gegenwart". Stoeckl, ein geborener Bayer, war nach Beendigung seiner Studien zuerst Landgeistlicher. Später wandte er sich der akademischen Laufbahn zu. Am ausgiebigsten ist seine Lehrthätigkeit dem bischöflichen Seminar zu Eichstätt zu gute gekommen. Längere Zeit hindurch war er auch Professor der Akademie zu Münster. Zuletzt bekleidete er neben seiner Professur die Stelle eines Domcapitulars zu Eichstätt. Während seiner Münster'schen Zeit trat Stoeckl auf das eifrigste für das Infallibilitätsdogma auf. Insbesondere befehdete er Döllinger und die Breslauer, Bonner und Münster'schen Professoren, die Döllinger ihre Zustimmung zu seinem wider die Curie eröffneten Kampfe kundgaben.

* **Leipzig.** Kgl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften. Die 2. öffentliche Sitzung dieses Jahres, am 14. November, die, wie üblich, als Leibniz-Feier gilt, eröffnete Geh. Hofrath Prof. Ribbeck als derzeitiger 1. Secretär der philologisch-historischen Classe durch eine Ansprache. Wenn er hiebei der Freude Ausdruck geben konnte über die der Gesellschaft neu zugewiesenen schönen Räumlichkeiten, so mußte er daran auch die Trauer knüpfen um den Verlust von zwei schätzenswerthen Mitgliedern, deren heute noch besonders zu gedenken sein werde. Uebergehend zu der Bedeutung des Tages, gedachte er des großen Gelehrten Leibniz in seiner Universalität, wie sie kein Lebender wohl jetzt besitze, als eines Gelehrten, der „für sich selbst eine Akademie gewesen sei"; er hob mit Freude hervor, daß bei ernsten Forschungen auch heute noch sich die einzelnen Wissenschaften zu gemeinsamem Arbeiten verbänden, wie z. B. die classische Alterthumsforschung nicht bloß der Geschichte und Philosophie, sondern auch der exacten Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, zur Unterstützung bedürfe; in diesem Geiste sei auch die Gesellschaft der Wissenschaften berufen, dem Beispiel von Leibniz' Universalität zu folgen. — Geh. Medicinalrath Prof. His hielt hierauf die Gedächtnißrede auf das verstorbene Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe Geh. Rath Ludwig. Nach Ergänzung der biographischen Notizen, welche die vielfachen Nachrufe seiner Schüler gebracht haben, hob er die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchungen in Marburg, Zürich, Wien und Leipzig hervor, erinnerte daran, wie durch die besondere Art des Umganges und Zusammenarbeitens mit seinen Schülern durch Ludwig das physiologische Institut zu Leipzig ein Vorbild für viele Universitätsinstitute gewesen sei, und ging des Näheren ein auf die Mitarbeit des Verstorbenen an den Arbeiten der Gesellschaft, deren erster Secretär er von 1883 bis 1893 gewesen sei und deren Zeitschrift in den Jahren 1865 bis 1876 große werthvolle Arbeiten von ihm enthalten habe; sein besonderes Verdienst war es auch, daß er binnen 10 Jahren Verbindungen der Gesellschaft mit 97 ähnlichen wissenschaftlichen Vereinigungen angeknüpft habe. — Professor Dr. Schreiber sprach hierauf zum Gedächtniß des erst allerjüngst verstorbenen verdienten Archäologen Geh. Hofraths Overbeck. Er behandelte die Entstehung und Ausarbeitung seiner vielen werthvollen Arbeiten und rühmte insbesondere den Fleiß und die gewissenhafte Prüfung des Verstorbenen bei Lösung wichtiger Fragen der Archäologie. — An diese beiden Gedenkreden schlossen sich einige Mittheilungen über die neuesten Forschungen an; so sprach Exrector Geh. Medicinalrath Prof. Flechsig über die Bedeutung der Schädelbildung für die Function der geistigen Organe; er gedachte dabei der fast 100 Jahr alten Gall'schen Schädellehre, welche im Princip neuere Forschungen nach genaueren Methoden theilweise bestätigt haben. Professor Dr. Ratzel theilte aus einer einzureichenden Arbeit Einiges mit über die wissenschaftliche Bedeutung der politischen Geographie und stellte die vielfach behandelten falschen Auffassungen der Beziehungen zwischen Volk und Boden, sowie zwischen Staat und Boden richtig, belegte auch seine Darlegungen durch Bezugnahme auf primitive und Culturstaaten. — Prof. Meißner übergab schließlich mit einigen Erläuterungen eine Arbeit, welche die Richtigstellung einer Inschrift auf einer vor längeren Jahren aufgefundenen Bronze bezweckt, aus welcher die Rechte der aus Kleinasien nach Naupaktos in Griechenland Eingewanderten zu entnehmen waren.

* **Leipzig.** Prof. Dr. Kirchner, Director des Landwirthschaftlichen Instituts an unsrer Universität, hat den an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger Prof. Dünkelbergs auf den Lehrstuhl für Landwirthschaft an der Universität Bonn abgelehnt, wofür er durch einen glänzenden Commers belohnt wurde.

* **Jena.** Der Professor der Chirurgie an der Universität und praktische Arzt Dr. Ludwig Schillbach feiert am 25. Nov. seinen 70. Geburtstag. Zur Feier des Tages hat sich ein Ausschuß gebildet.

* **Halle a. S.** Am schwarzen Brett unsrer Universität ist folgende Bekanntmachung angeschlagen worden: „Die HH. Studirenden werden an die Strafbarkeit der Duelle erinnert und besonders darauf aufmerksam gemacht, daß alle diejenigen, die sich nicht scheuen, mit ihren von Duellen herrührenden unverheilten Wunden sich auf öffentlicher Straße, in der Straßenbahn u. s. w. zu zeigen, strengste Bestrafung zu erwarten haben. Es sind nicht bloß die Pedelle angewiesen, hierauf besonders zu achten, sondern es sind auch die Polizeibeamten um ihr sofortiges Einschreiten bei derartigen Zuwiderhandlungen ersucht. Halle a. S., am 11. Nov. 1895. Der Rector der Universität. gez.: Droysen. Der Universitätsrichter. gez.: Ebbecke."

* **Berlin.** Die Universität wird zur Vervollständigung ihrer klinischen Unterrichtsanstalten von Neujahr ab ein neues

poliklinisches Institut, und zwar eine zweite chirurgische Poliklinik, erhalten. Bisher befand sich unter den Universitätsinstituten nur eine chirurgische Poliklinik, bei der Klinik des Prof. v. Bergmann. Diese Poliklinik hat eine stattliche Frequenz von ca. 20,000 Patienten jährlich aufzuweisen und erhielt vor etwa zwei Jahren eigene schöne Räume in einem Anbau neben der Klinik. Bei seiner Berufung nach Berlin als Nachfolger Bardelebens hat nun Prof. Franz König besonderen Werth darauf gelegt, daß ihm in Verbindung mit der chirurgischen Charitéklinik auch eine chirurgische Poliklinik, die bisher dort fehlte, eingerichtet werde. Die Unterrichtsverwaltung hat diesem Wunsche bereitwillig entsprochen. — Dr. Immanuel Munk, Privatdocent an der Universität, ist als Nachfolger des Prof. Dr. Gad (jetzt Ordinarius in Prag) zum Vorsteher der speciell-physiologischen Abtheilung der hiesigen physiologischen Universitätsanstalt ernannt worden.

* **Greifswald.** Die neuliche Mittheilung, daß Prof. Löffler das Großkreuz der französischen Ehrenlegion erhalten, beruht auf einem Irrthum; er erhielt nur das Officierkreuz. Dieselbe Auszeichnung wurde auch dem Prof. Behring verliehen.

* **Königsberg.** Nachdem Prof. Heinrich Braun den Ruf als Nachfolger Königs in Göttingen nunmehr angenommen, ist jetzt das hiesige Ordinariat für Chirurgie zu besetzen. Wie wir erfahren, ist dafür in erster Stelle der Greifswalder Ordinarius, Geh. Medicinalrath Heinrich Helferich vorgeschlagen worden.

* In **Ostfeel** bei Norden ist das Denkmal, das dem Astronomen Pastor David Fabricius und dessen Sohn, dem Magister Johann Fabricius, errichtet wurde, am 13. November feierlich enthüllt worden.

* **Wien.** Der Professor des Strafrechts an der Wiener Universität, Dr. Emil Brunnenmeister, dessen im August dieses Jahres erfolgte schwere Erkrankung und Beurlaubung vom Lehramte wir seinerzeit mitgetheilt haben, hat dieser Tage in erheblich gebessertem Zustande das Sanatorium verlassen. Er wird sich zu seiner Erholung nach dem Süden begeben. — An der Wiener Universität ist, gleichwie an der Universität Göttingen, zu Beginn dieses Semesters ein Cursus für mathematische Statistik und Versicherungswesen auf zwei Jahre eingerichtet worden. An der Wiener technischen Hochschule bestehen solche Curse für Versicherungstechniker schon seit einem Jahre.

* **Kairo.** Auf Antrag des Unterstaatssecretärs im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Garstia, beschloß das Ministerium heute, eine geologische Aufnahme Aegyptens vorzunehmen. Capitän Lyons wird dieselbe leiten. Die Kosten werden auf 24,000 Pfd. St. angeschlagen.

* Eisenbahnfachwissenschaftliche Vorlesungen finden im Winterhalbjahr 1895/96 in Preußen folgende statt: In Berlin werden in den Räumen der Universität Vorlesungen über preußisches Eisenbahnrecht in Verbindung mit praktischen Uebungen, sowie über die Verwaltung der preußischen Staatseisenbahnen, ferner in den Räumen der Technischen Hochschule Vorlesungen über Elektrotechnik gehalten. In Breslau erstrecken sich die Vorträge auf den Betrieb der Eisenbahnen und auf Technologie. In Köln und Frankfurt a. M. werden Vorlesungen über Elektrotechnik, in Elberfeld über Technologie gehalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 16. bis 17. November folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul Heilborn: Das System des Völkerrechts entwickelt aus den völkerrechtlichen Begriffen. Berlin, Julius Springer 1896. — Ernst Sontag: Der besondere Schutz der Mitglieder des deutschen Reichstags und der deutschen Landtage gegen Strafverfolgung u. Verhaftung. Breslau, Wilhelm Koebner 1895. — Dr. Otto Gierke: Rudolf v. Gneist; Gedächtnißrede. Berlin, Karl Heymann 1896. — Die Kriege Friedrichs d. Gr. II. Th. Der zweite Schlesische Krieg 1744—45; hggb. vom Großen Generalstabe. Bd. 3. Soor u. Kesselsdorf. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1895. — F. J. v. Bülow: Deutsch-Südwestafrika; drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Mit Abbildungen und Karten. Ebd. 1896. — Dr. Oscar Drude: Deutschlands Pflanzengeographie; geographisches Charakterbild der Flora von Deutschland und den angrenzenden Alpen-, sowie Karpathenländern. I. Th. (Handbücher der deutschen Landes- und Volkskunde. IV. Bd. 1. Th.) Stuttgart, J. Engelhorn 1896. — Max Frank: Das thermoelektrostatische Potential; Untersuchungen über die Beziehung zwischen Wärme u. Elektricität. München, Joh. Ant. Finsterlin Nachf. 1895. — Das Werk Adolph Menzels. Festgabe zum 80. Geburtstag; mit beschreibendem Text von Max Jordan. München, (vorm.) Friedr. Bruckmann 1895. — 47 Münchener Bilderbogen. München, Braun u. Schneider. — Humor in der Thierwelt. Lustige Bilder aus dem Leben der Thiere aller Zonen von Th. Grätz, Th. Th. Heine, A. Hengeler, A. Oberländer, E. Reinicke u. a. Ebd. — Münchener Fliegende Blätter-Kalender für 1896. Ebd. — Gedankensplitter, gesammelt aus den „Fliegenden Blättern". III. Th. Ebd. — M. Henle: A fein's Benehma; an A'leitong für Backfischla. Ebd. — Albert Roderich: Unter Menschen; Gedichte. Ebd. — Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung, gegründet von Isabella Braun, hggb. von Isabella Hummel. 41. Jahrg. 1895. Ebd. — Dr. G. A. Fricke: Ist Gott persönlich? Erneute Untersuchung des Problems der Gottesfrage. Leipzig, Georg Wigand 1896. — Otto Schlapp: Für Zeit und Ewigkeit; Denksprüche eines Vaters. Ebd. — Friedrich M. Mühlhausen: Luther; dramatisches Gedicht mit Vorspiel. Ebd. — Dr. Karl Ueberhorst: Das Komische. Bd. I. Das Wirklich-Komische. Ebd. — W. Noeldechen: Die goldene Leiter; Novellen. Ebd. — Johannes Proelß: Bilderstürmer; Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — L. v. Pröpper: Das Obst in der Küche; 500 erprobte Recepte. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. S. 1895.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max.

Festrede, gehalten am 15. November 1895 in der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Von Alfred Dove.

II.

König Max hatte über Ranke's Person die höhere Sache der Wissenschaft nicht vergessen. Unermüdlich sann er nach der Ablehnung des Meisters hin und her, wer der nächst Tüchtige sei zur Erreichung seiner Zwecke. Unter vielen Namen ward da von Anfang an als der klangvollste Sybel anerkannt. Alle übrigen schienen dem König doch nicht ganz ausreichend die Eigenschaft zu besitzen, die er vornehmlich wünschte: „die Fähigkeit nämlich, einen festen Krystallisationskern zu bilden, an welchen sich ähnliche jüngere Kräfte innig anschließen und hiedurch die Bildung einer historischen Schule ermöglichen könnten.“ Allein auch Sybel, der jene Eigenschaft innerlich unzweifelhaft besaß, konnte leicht im Erfolge seines Wirkens äußerlich gehindert werden durch den Anstoß, den seine Betheiligung am Trierer Reliquienstreit, wie seine stärkere Hinneigung zur Gothaer Partei nach des Königs Voraussicht beim Münchener Publicum erregen mochten. „Lieb wäre es mir, mein bester Herr Professor,“ schreibt deßhalb König Max im März 1855 an Ranke, „wenn Sie mir jemanden benennen würden, der Sybel ebenbürtig ist oder doch am nächsten kommt. Dringend bitte ich um schleunige Antwort, die Sache drängt sehr!“

Einen Ebenbürtigen gab es in wie außer der Ranke'schen Schule unter den Pflegern der mittleren und neueren Historie damals nicht. Wie ein hohes Talent dem führenden Genius selbständig folgen, dessen im ganzen unerreichbare Leistung in besonderer Richtung hie und da übertreffen kann, ist in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst selten deutlicher wahrzunehmen. Mit Ranke's stiller Größe, weltumfassender Weitherzigkeit verglichen, lag in Sybels Natur ein einseitig folgerechter, leidenschaftlich energischer Zug. In der Forschung drang er deßhalb zuweilen tiefer, stets wenigstens schärfer in den einmal ergriffenen Gegenstand ein; oft freilich zu scharf, um die lebendige Wahrheit zu erfassen. Daß die Welt, wie Goethe sagt, voller Widerspruch sei, wird in Ranke's historischer Anschauung niemals übersehen; für Sybel ist die Geschichte durch und durch beweisbar, und hartnäckig hält er an der geschmiedeten Kette seiner Gedanken fest. In der Darstellung nimmt er des Meisters malerische Weise plastisch zusammen; seine eindringliche Beredsamkeit trägt ein glatt anliegendes Gewand. In Ranke erscheint mehr der deutsche Geist in seiner durch alle Jahrhunderte gleichen Grundgestalt; in Sybel erhält er eine ausgeprägt moderne Form, wird bewußt national und zugleich entschlossen politisch. Daß die Objectivität des historischen Sinnes darunter häufig leiden mußte, liegt auf der Hand; von einem hingebenden Anschmiegen an die Denk- und Gefühlsweise entfernter Epochen kann kaum mehr die Rede sein. Sich und uns in die von ihm so klar erforschte Zeit der Kreuzzüge mitlebend zu versetzen, war einem Sybel nicht verliehen; dafür verschafft er seinen Lesern stets eine überlegene Einsicht in die geschilderte Begebenheit.

Eben damals lagen von dem Hauptwerk seines Lebens, der Geschichte der Revolutionszeit, die zwei ersten Bände vor. Gang und Ausgang der deutschen Umwälzung von 1848 hatten ihn wie die meisten Zeit- und Volksgenossen von der subjectiven Ideenverbindung mit der großen Revolution von 1789 politisch befreit; den auf diese bezüglichen Theil seiner Aufgabe, den wichtigsten, vermochte er daher jetzt historisch mit einer Objectivität zu lösen, die seiner Auffassung bis heute den Sieg in der Welt überhaupt errungen hat. In der Darstellung der gleichzeitigen europäischen Verhältnisse tritt hingegen eine subjective Einseitigkeit hervor, welche ebenfalls den jüngsten Erfahrungen entsprang: politische Abneigung gegen Oesterreich führte zu historischer Ungerechtigkeit. Sybel gab dadurch bei weitem nicht das tendenziöseste Beispiel dieser Art; aber die schneidende Bestimmtheit seiner Auffassung, die schlagende Kraft seiner Darstellung zogen jederzeit ihm den heftigsten Zorn der Gegner zu. Die Fehden, die sein Temperament erregte, enthielten zugleich eine Anerkennung seines gefährlichen Talents. Ranke selbst hat später die Mühe nicht gescheut, in einer eigenen Schrift über den Ursprung der Revolutionskriege die Studien auch hier über den Gegensatz der Parteien hinauszuheben; nachdem in den Widersachern Sybels, wie er billig richtend sagt, auch der österreichische Enthusiasmus seine Vertreter gefunden.

Nichts gereicht nun dem freien Sinn unseres Königs Max zu größerer Ehre, als daß er nach langem bedächtigen Zaudern diesen Mann trotzdem berief; aber selten ward auch ein hochherziger Entschluß so rasch belohnt. Was der König gewünscht: die neuere historische Richtung ward wirklich hieher verpflanzt, eine historische Schule, den norddeutschen an Range gleich, in Bayern für immer begründet; die gesuchte Frische des Talents und der Kraft war gefunden und bewies sich nachhaltig wirksam. Ranke's Zuspruch, als Sybel einen Augenblick geschwankt hatte, bewährte sich. „Sie bedürfen“, rief er ihm zu, „eines Ihren Talenten angemessenen Schauplatzes: München bietet Ihnen einen solchen dar. Ich bezweifle nicht, Sie werden sich dort besser befinden und gleich nach Ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen. Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, daß Sie annehmen.“ So geschah es: Sybel hat hier seine glücklichsten Jahre verbracht; noch im Alter nennt er ihr Angedenken einen erquickenden Lichtpunkt in seinen Lebenserinnerungen. König Max zog ihn ohne Rückhalt in sein geistiges Vertrauen. „Der König dringt wiederholt in mich,“ berichtet er im ersten Jahr seines hiesigen Aufenthalts an Ranke, „eine bayerische Ge-

schichte oder wenigstens bayerische Geschichten zu schreiben. Kaiser Ludwig auf der einen, Kurfürst Max I. auf der anderen Seite wären Stoffe, die mich fesseln könnten." Es will viel sagen, wenn er hinzusetzt: „Ueber die politisch-religiöse Auffassung des letzteren habe ich mich mit dem Könige auch ganz wohl verständigt." Die Ausführung solcher Entwürfe ward dann freilich durch die größere Angelegenheit der Gründung der Historischen Commission zurückgedrängt. Der Briefwechsel jener Tage lehrt, daß es Ranke war, von dem die Idee einer Akademie für deutsche Geschichte zuerst gefaßt ward. Mit der freudigsten Zustimmung nahm sie der König auf. Er finde, sagte er zu Sybel, in dem Gedanken die Realisirung seines alten Wunsches, gleichsam eine Walhalla der lebenden Gelehrten zu gründen und die hervorragenden Männer der deutschen Wissenschaft, speciell der historischen, persönlich um sich zu sammeln. Wie nur seine ausdauernde Theilnahme, seine großartige Freigebigkeit das Werk gelingen ließ, wieviel dasselbe innerlich der geistig anregenden Leitung Ranke's verdankt, ist weltbekannt; aber kaum minder gehörte auch Sybels eigenstes Wesen dazu: sein vorwärts drängender Eifer, sein rühriger Ehrgeiz, sein geschäftliches Geschick, um das noch heute fort und fort wirkende Unternehmen auf die Bahn zu bringen. Ein tragisches Schicksal, daß ein Conflict zwischen Historie und Politik den Schüler Ranke's, der in der Verbindung beider einen Fortschritt über den Meister sah, aus so glücklicher Lage am richtigen Ort vorzeitig hinwegtrieb!

In München vollendete Sybel den dritten Band seiner Revolutionsgeschichte, den er Ranke zugeeignet hat. „Sie würden mir eine große Freude machen," schreibt er ihm, „wenn Sie mir verstatteten, daß ich mich bei diesem Anlaß noch einmal öffentlich als Ihren Schüler bekennen und den wissenschaftlichen Gehalt des Buches als eine Frucht Ihres Bodens Ihnen zubringen dürfte." Kurz zuvor hatte er einen wissenschaftlichen Bürgerkrieg innerhalb der Grenzen der Ranke'schen Schule eröffnet. Im November 1859 hielt er an dieser Stätte die berühmte Festrede „über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit". Er verwarf darin den Standpunkt Giesebrechts, brach den Stab über Idee und Wesen des mittelalterlichen Kaiserthums und die den deutschnationalen Interessen zuwiderlaufende Politik seiner Träger. Gegenüber der Vorrede Giesebrechts hatte er vollkommen Recht; denn dieser hatte seiner an sich harmlos objectiven Erzählung den unklaren Ausdruck der politischen Hoffnung vorausgeschickt, daß der modernen Sehnsucht nach Einigkeit, Macht und Größe des Vaterlandes geholfen werden könne durch das Studium des inneren Wesens und der eigenthümlichen Gestalt jener fernen Zeit, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit gewesen sei. Durch die Ablehnung solcher Träumerei wehrte Sybel in Ranke'schem Geiste dem Einbruch der Historie ins Gebiet der Politik. Doch in ungleich gewaltsamerer Weise beging er nun selber den umgekehrten Einbruch, indem er die großen Gestalten unserer Vorzeit, ganze Dynastien, Generationen, Jahrhunderte in ihrem Thun und Lassen nach heutiger Einsicht zu meistern wagte. Die rechte Antwort hatte Ranke diesmal zum voraus gegeben, wenn er zwanzig Jahr früher schrieb: „Man hat wohl gesagt, die Deutschen würden besser gethan haben, sich mit dem Kaiserthum gar nicht zu befassen, wenigstens erst ihre einheimische politische Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geist in die allgemeinen Verhältnisse einzugreifen. Allein nicht so methodisch pflegen sich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-wachsende wird schon in demselben Augenblicke berufen, sich nach außen auszubreiten." Nicht als wäre das strengste Urtheil über den technischen Werth der nationalpolitischen Leistung der Ottonen oder Staufer unangebracht; aber dies negative Urtheil darf den historischen Sinn doch nur dazu anspornen, desto eindringlicher nach den positiven Ideen, Kräften und Anliegen zu forschen, von denen das wirkliche Leben und Schaffen jener Tage abgehangen hat. So durchschaut und belächelt der gereifte Mann das kindische Dichten und Trachten seiner Jugend; wer aber könnte sein vergangenes Dasein begreifen und schildern ohne ein herzliches Mitgefühl mit dem Wesen der Kindlichkeit in ihrer naturnothwendigen Erscheinung?

Man müßte Sybels Auftreten als einen Rückfall in den Nationalismus des 18. Jahrhunderts bezeichnen, hätte ihm nicht statt der abstracten Ideale jener Zeit ein höchst concretes Programm für die Politik der Gegenwart den Maßstab für sein historisches Fehlurtheil an die Hand gegeben. Er hat das geleugnet, aber jedermann sonst war davon durchdrungen. Er hielt seine Rede nach dem Ausgang des italienischen Kriegs, der den Widerstreit der preußisch-deutschen und der österreichisch-europäischen Interessen grell ans Licht gebracht. Die Einheitsbestrebungen in der kleindeutschen Form, denen die Zukunft gehörte, richteten sich in Norddeutschland zuversichtlich empor, und das anders empfindende Süddeutschland erblickte in Sybel fortan mit Recht ihren Vorkämpfer auf dem Felde der Historie. Die Politik, die er selber auf dies Feld gelockt, griff ihn nun in seiner eigenen Stellung als Gelehrter an. Schon 1860 meldet er Ranke: für den verstorbenen Rudhardt wünsche Liebig ihn zum Nachfolger als Secretär der historischen Classe unserer Akademie, höre jedoch, daß viele Mitglieder wegen seiner „Böswilligkeit gegen Oesterreich" einen echt großdeutschen Collegen vorzögen. In der zunehmenden Gährung jener Zeit wuchs die Spannung nicht ohne sein Zuthun rasch bis zu einem für sein erregbares Wesen unerträglichen Grade, so daß er sich im Sommer 1861 entschloß, einen Ruf nach Bonn auf Dahlmanns Lehrstuhl anzunehmen. „Herr Professor v. Sybel", schreibt am 16. Juni Cabinetsrath Pfistermeister im Auftrage des Königs an Ranke, „hat den an ihn ergangenen Ruf nach Bonn angenommen und wird daher mit Schluß des Semesters die Universität München verlassen. Herr v. Sybel hat diesen Entschluß gefaßt, obwohl Seine Majestät der König ihn wissen ließen, daß Allerhöchst Dieselben sein Weggehen von hier nicht wünschten; wobei freilich die Bedingungen, welche dieser Gelehrte an sein Hierbleiben knüpfte, von Seiner Majestät nicht sofort, oder wenigstens nicht vollständig zugesagt werden konnten. Herr v. Sybel wurde, wie ich glaube, zu diesem Schritte durch die Erwägung veranlaßt, daß seine politischen Anschauungen ihn einem großen Theil der bayerischen Bevölkerung entfremdet hätten, wodurch seine Stellung in München etwas unerfreulicher geworden war."

Die subjectiven Eindrücke, unter denen Sybel selber schied, entnehmen wir seiner Antwort auf einen schmerzlich bewegten Brief seines alten Lehrers: „Jawohl ist es, wie Sie sagen: es ist nicht bloß ein gewöhnlicher Wechsel einer Professur gegen die andere; tausend Fäden werden zerrissen, und ich empfinde den Bruch eines jeden. Ich habe niemals hier Politik getrieben, niemals, wenn ich befragt wurde, eine andere Ansicht geäußert, als die, daß mir gerade für das bayerische Interesse kein Weg verderblicher scheine, als Opposition gegen Preußen, keiner heilsamer, als enge Allianz mit diesem; daß daraus allein ein Gefühl relativer Sicherung gegen außen im Volke entstehen und damit der unitarischen Bewegung ihr Stachel genommen werden könnte. Auch diese Dinge habe ich nur ausgesprochen, wenn ich dazu bestimmt genöthigt wurde. Aber daß ich Hinwendung zu Preußen empfahl, reichte hin zu der Folgerung, ich wünschte als heimlicher Gothaer dem König das Netz in glimpflicher Weise über den Kopf zu werfen und durch die Allianz zur Mediatisirung zu gelangen."

Er erwähnt dann eine Reihe von aberwitzigen Erfindungen, die man mit detaillirter Bestimmtheit wider ihn ausgestreut. Der König habe selbst mit ihm darüber reden wollen, aber dann doch mit keiner Silbe darauf angespielt; er habe ihm fort und fort die gnädigsten Mienen, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit bezeigt, obwohl man sein Mißtrauen immer wieder erneuert habe. „Sie verstehen nun," schließt Sybel, „daß ich hier den Anlaß der Berufung ergriff, um mit ihm zu einer Explication zu gelangen. Colleg lesen kann ich in Bonn so gut wie hier, Bücher schreiben noch besser; den Hauptreiz meiner hiesigen Stellung bilden die Arbeiten unserer Commission, und in diesen ist nicht vorwärts zu kommen ohne ein gutes Verhältniß zum König." Ueber die Bedingungen, die er für sein Bleiben stellte, sagt er nichts; ebenso wenig berührt er die naheliegende Frage, ob nicht das gute Verhältniß zum König durch Rücksichten seinerseits schicklicher wiederherzustellen war. Doch sollte ihn in diesem persönlichen Betracht bald genug ein Gefühl des Bedauerns überkommen. „Die plötzlich hereingebrochene Münchener Todesnachricht", heißt es in einem Bonner Brief vom 12. März 1864 an Ranke, „wird Sie nicht weniger als mich bewegt und erschüttert haben. Mir ist die Erinnerung an die Dissidien der letzten Jahre völlig zurückgetreten; in innerster Rührung habe ich nur das Bild des echten humanen Wohlwollens, des edlen Strebens, der leidenschaftlosen stets dem Guten nachringenden Natur vor Augen, und indem ich mich freue, nicht mehr in München zu sein, beklage ich jetzt doppelt die Mißverständnisse, die zwischen den Geschiedenen und mich gedrängt worden sind."

Wer wollte bezweifeln, daß auch des Königs zartes Gemüth die vollzogene Trennung peinlich empfunden hat? Aber hätte er sie etwa um jeden Preis verhüten sollen? Das Uebergewicht factiöser Strebungen zu entfernen: darum war es ihm einst bei Ranke's Berufung vornehmlich zu thun gewesen. Nicht aus dem Standpunkt der Parteiungen, sondern aus dem höheren, objectiven der Wissenschaft sollte deßhalb die Geschichte in seinem München behandelt werden. Daß er mit einer solchen Behandlung politische Belehrung nicht für unvereinbar hielt: darin stand er eigentlich einem Sybel näher, als einem Ranke. Allein als Staatsmann verhoffte er von der Historie die Bekräftigung seiner eigenen Politik, als König von dem Manne seiner Wahl ein inneres Einverständniß mit der Gesinnung seines Volks. Da hievon das Gegentheil eintrat, erneuerte sich hüben und drüben die Parteiung, factiöse Strebungen schienen ihr altes Uebergewicht wiedererlangt zu haben. Wo blieb da die Aussicht auf ein rechtes Gedeihen seiner geliebten Wissenschaft? Er griff nicht ein, aber er ließ den heilsamen Bruch geschehen.

Ueber den geistigen Interessen Deutschlands schwebte nun einmal in jenen Tagen wie ein schattendes Gewölk das Vorgefühl der nationalpolitischen Entscheidung. König Max erlebte den Kummer, einen anderen Lieblingsentwurf dadurch vereitelt zu sehen. Er plante die Gründung einer Akademie für deutsche Sprache und Literatur. Das beste wäre ohne Zweifel gewesen, sie nach dem Muster der Historischen Commission ein für allemal in München zu centralisiren, wo der vom Könige versammelte Dichterkreis den Kern einer die Nation umfassenden Gesellschaft abgegeben hätte. Aber dazu hätten weitere beträchtliche Geldmittel gehört; auch erschien es dem bescheidenen Sinne des Königs beinahe wie eine Anmaßung. Nach einem neuen Besuch in Berchtesgaden setzte daher Ranke im Herbst 1861 einen Entwurf zu Statuten auf, wonach Berlin und München gleichmäßig an dem Unternehmen betheiligt, die übrigen Bundesstaaten nur zur Aushülfe hinzugezogen werden sollten. König Max aber gelangte nach reiflichster Ueberlegung, wie er schreibt, zu der Ueberzeugung, daß auch Oesterreich von vornherein beizuziehen sei und der Sitz der Akademie zwischen Wien, Berlin und München wechseln müsse. An ein wahres Hinderniß auf preußischer Seite wollte er dabei nicht glauben. „Von meinem Standpunkte", sagt er, „und mit Rückblick auf die Stimmung in der weitaus größten Mehrzahl der Bevölkerung Bayerns, ja fast des ganzen südlichen Deutschlands, kann Ich einen anderen Entschluß nicht fassen und bin überzeugt, daß Sie, dieses Mir zugestehend, dennoch nicht ablassen werden, für die an sich so schöne und treffliche Idee zu wirken. Ja Ich glaube Mich der Hoffnung hingeben zu können, daß, da diese Idee von Mir angeregt wurde, also von Bayern ausging, man in Berlin nicht einseitig vorgehen werde, welche Ansicht Sie Ihrerseits doch wohl auch geltend machen können. Ohne die Beiziehung Oesterreichs könnte Bayern sich nicht wohl betheiligen, und Ich zweifle, ob dann die Sache zu einem gedeihlichen Beginn gebracht werden könne, der doch so sehr wünschenswerth wäre." Er betheuert noch einmal, daß er nicht aus einseitiger Erwägung zu diesem Ergebniß gelangt sei, und stellt es anheim, ob die Anregung in Wien von Berlin aus geschehen, oder ihm selbst die Vermittlung überlassen werden solle. Mit rührender Ausdauer ist er wiederholt auf seinen Wunsch zurückgekommen; aber eine Vereinigung des groß- und kleindeutschen Standpunktes zeigte sich auch auf diesem friedlichen Gebiet unmöglich. Nach dem Tode des Königs nahm sich Ranke seiner Idee als eines Vermächtnisses an. 1867 erklärte sich der Großherzog von Weimar zur Aufnahme der Akademie bereit — „Warum in Weimar?" fragte König Wilhelm von Preußen, und König Johann von Sachsen, Philaleth, wollte vollends nichts von der Sache wissen. 1871 richtete Ranke eine Denkschrift darüber an den Fürsten Bismarck — ohne Erfolg. Literatur und Sprache sind denn auch im neuen deutschen Reich ein Gemeindewald mit schlechter Forstwirthschaft geblieben.

Desto fester behauptete, desto erfolgreicher entwickelte sich die Historische Commission, durch deren Stiftung König Max die Hegemonie in den nationalgeschichtlichen Studien an sein deutsches Bayern gebracht. Sie ward zugleich eine Stätte politischen Friedens und geistiger Versöhnung. In den Tagen des Krieges von 1866 tauschten Ranke und Giesebrecht zwischen Berlin und München wehmüthig die Betrachtung aus, daß die Commission im Augenblick das einzige Institut geblieben sei, in welchem Deutsche aller Stämme lebendig zusammenwirkten, das alte Gesammtdeutschland noch bestehe. In ihr hat dann endlich auch Sybel, dankbar beredt im Lobe des Königs Max, nach Ranke das Ehrenamt des Vorsitzenden verwaltet. Aber selbst in der Geschichtschreibung traten nach ausgetragenem politischen Zwist die einst so heftigen Gegensätze mehr und mehr zurück. Kaum hatte sich der Genius Ranke's in der Tiefe weltgeschichtlicher Anschauung aufgelöst, so verfaßte der alte Sybel mit jugendlichem Schwung seine „Begründung des Deutschen Reichs" — ein Werk, das in der Freude des Siegs auch an früheren Gegnern Gerechtigkeit und Milde übt; ein glänzender Beweis, daß selbst politisch durchdachte Historie der Gegenwart in glücklicher Stimmung sich nahe zur Objectivität zu erheben vermag.

Auch der einstigen Irrungen aber darf unsere Wissenschaft ohne beschämende Reue gedenken. Objective Historie glaubt an das Daseinsrecht aller Wirklichkeit. Hat jedes Zeitalter seine eingeborene, lebendig herrschende Tendenz, so wird ihrer Macht auch die Wissenschaft sich nicht entziehen können. In den Kämpfen der Gegenwart greife denn selbst der Priester der Vergangenheit immerhin auf eigene Gefahr zum Schwert; für das harte Leben der Völker ist die historische Wahrheit der Güter höchstes nicht. Glück genug, wenn der Lauf der Geschicke dann und wann halcyonische

Zeiten heraufführt, in denen die feine und köstliche Arbeit der Wissenschaft und Kunst wie von höherem Licht umflossen wunderbar rein gedeiht! Ihre Frucht wird auch für stürmische Tage nicht verloren gehen; an ihrem Vorbild findet sich wieder und wieder die Nachwelt zurecht. In solcher Bedeutung steht auf der Höhe seines Jahrhunderts Leopold v. Ranke da; neben ihm, als Gönner, Förderer, Freund, in der schlichten Gediegenheit seines Wahrheit suchenden Geistes König Max!

Ein neues deutsches Reisewerk über Kamerun.

H. S. Die deutsche Afrikaliteratur älterer und neuerer Zeit ist überaus reich und werthvoll und entspricht der Bedeutung der deutschen Forscher für die Entschleierung des dunkeln Welttheils im vollsten Maaße. Freilich gerieth sie eine zeitlang etwas in Mißcredit, als bald nach Gründung unsrer Colonien der Büchermarkt mit den schriftstellerischen Erzeugnissen zahlreicher Beamten, Officiere, Maler und Touristen überschwemmt wurde, die kürzere oder längere Zeit „draußen" gewesen waren und nach ihrer Heimkehr das Bedürfniß fühlten, ihre Jagd- und Reiseabenteuer aller Welt als höchst wichtig und interessant schleunigst mitzutheilen. Man wußte sich damals vor der Fluth der bekannten „Erinnerungen" und „Tagebuchblätter" kaum zu retten und war gewöhnlich nicht in der Lage, diesen in ihrem Aeußern oft recht anspruchsvoll auftretenden Büchern einen mehr als relativen Werth zuzuerkennen. In Folge dessen trat eine Uebersättigung an afrikanischer Reiselectüre ein, und darunter hat dann vielleicht anfangs auch manches Buch zu leiden gehabt, das, von bleibender Bedeutung, eine größere Beachtung auch weiterer Kreise verdient hätte. Solcher Werke jedoch gibt es in der neueren deutschen Afrikaliteratur immerhin nur sehr wenige, und deßhalb ist eine thatsächliche Vermehrung ihrer Zahl — hier durch die Arbeit Passarge's — noch immer freudig zu begrüßen.

Sehen wir ab von den zahlreichen, doch meist nur Provisorisches bietenden Aufsätzen, Berichten und Karten, die unsre geographischen Zeitschriften, namentlich die bekannten „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" enthalten, so stehen wir vor der überraschenden Thatsache, daß die Zahl der selbständigen, zusammenfassenden Reisewerke über das deutsche Kamerun und dessen Hinterland kaum mehr als ein halbes Dutzend beträgt, obwohl das Land nun schon seit mehr als zehn Jahren in deutschem Besitz ist. Aus älterer Zeit wären nur das Burton'sche Buch „Abeokuta and an exploration of the Cameroon Mountains" und Buchholz' „Reisen in Westafrika" zu nennen. Burton, der im Jahre 1862 zusammen mit dem deutschen Physiker Mann eine Besteigung des Kamerungebirges unternahm, hatte die Gewohnheit, über jede seiner zahllosen Reisen ein meist recht gutes und eingehendes Buch zu schreiben, und so bietet denn auch hier das alte Burton'sche Werk viel Wissenswerthes. Der Zoologe Buchholz durchforschte mit Lühder und Reichenow zehn Jahre später das Flußgebiet von Kamerun und die angrenzenden Küstenstriche; seine Briefe und Tagebücher, die erst nach seinem Tode erschienen, enthalten manch anziehende Schilderung aus dem dortigen Natur- und Völkerleben. Das letzte Jahrzehnt hat uns dann nur noch die Werke von Zöller, Buchner, Schwarz, Morgen und Zintgraff gebracht, von denen für das Innere des Landes jedoch auch nur die beiden letzteren in Betracht kämen. Für einzelne Theile des äußersten Nordens und Nordostens endlich wären etwa noch die Werke von Barth, Nachtigal und de Maistre („A travers l'Afrique Centrale du Congo au Niger", Paris 1895) heranzuziehen; diese Reisenden berührten jedoch nur flüchtig das heutige deutsche Gebiet. Die Reiseliteratur über Kamerun ist also von nicht besonders großem Umfange. Bedauerlich wird es stets bleiben, daß Flegel, dessen Routen das Hinterland der Colonie mit einem dichten Netz überziehen, nicht mehr in der Lage war, einen zusammenfassenden Bericht über seine ausgedehnten Wanderungen zu veröffentlichen, und daß der Zustand seiner Tagebücher es einer fremden Feder unmöglich macht, das Versäumte nachzuholen. Es machte sich hier eine klaffende Lücke in unsrer Kamerunliteratur recht unangenehm fühlbar.

Diese Lücke füllt nun — und damit wird die Bedeutung des Buches schon zum Theil charakterisirt — ein soeben im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin erschienenes Reisewerk, Siegfried Passarge's „Adamaua"[1]) in dankenswerther Weise aus. Die Routen der vom „Deutschen Kamerun-Comité" 1893 hinausgesandten Expedition des Hrn. v. Uechtritz, der Passarge als Arzt und wissenschaftlicher Begleiter beigegeben war, kreuzen und begehen aufs neue einen großen Theil der Wege des unvergeßlichen und unglücklichen Eduard Robert Flegel, dessen Andenken das vorliegende stattliche Werk gewidmet ist.

Die Wanderungen und Erfolge des äußerst energischen Franzosen Mizon vom Congo durchs Hinterland von Kamerun nach Yola, und seines nicht minder fähigen Landsmannes de Maistre, der in noch weiterem Bogen vom Ubangi kommend im Norden Nachtigals alte Bagirmi-Route von 1872 kreuzte und ebenfalls Adamaua erreichte, rüttelten endlich auch die Deutschen zu thatkräftigem Vorgehen auf. Es galt, hier zu retten, was noch zu retten war, es galt, sich durch Verträge das fernere Hinterland sichern. Die Versuche, von Süd-Kamerun aus ins weite unbekannte Innere einzudringen, waren nicht von dem erhofften Erfolge begleitet gewesen; denn die Reisen von Kund, Tappenbeck und Morgen hatten nach dieser Richtung hin ein räumlich nur wenig ausgedehntes Gebiet erschlossen; der 15. Längengrad blieb unerreicht, der ja schon seit längerer Zeit als Grenze gegen den Congo français im allgemeinen acceptirt war. Die amtliche deutsche Forschung in Kamerun stockte überhaupt auf allen Punkten in bedenklicher Weise. Diesem Stillstande, der hier in der That mit Rückschritt und Einbuße identisch, hat die Expedition von Uechtritz und Passarge, die aber auch erst durch private Unterstützung gesichert wurde, ein erfreuliches Ende gemacht. Ganz so, wie es im Interesse der territorialen Ausdehnung unsrer Colonie wohl wünschenswerth gewesen, konnte freilich auch sie nicht mehr den Gang der Ereignisse beeinflussen: die Erfolge Mizons und de Maistre's ließen sich eben nicht mehr aus der Welt schaffen; daher zeigt der Osten und Norden unsres Hinterlandes jene unglückselige Begrenzung mit den bekannten „Rosinenausschnitten", die bei der Theilung des „Kuchens" an Frankreich fielen. Immerhin aber verdanken wir der umsichtigen und durchgreifenden Leitung der Expedition das, was uns mit dieser Kuchentheilung noch einigermaßen versöhnen kann: den Antheil am Tschadsee. Hierin liegt das zweite Moment, das uns das Passarge'sche Buch besonders werthvoll macht.

Als drittes Moment bei der Beurtheilung des Werkes kommt dann das rein wissenschaftliche hinzu. Wir erkennen es freudig an, daß neben den politischen Zwecken, die

---

[1]) Adamaua. Bericht über die Expedition des Deutschen Kamerun-Comités in den Jahren 1893/94 von Dr. Siegfried Passarge. Mit 2 Karten im Maßstabe von 1:350,000, nach den Aufnahmen von Dr. S. Passarge, construirt und gezeichnet von Dr. Limpricht, unter der Redaction von Dr. Richard Kiepert, 2 Höhenprofilkarten, 3 Kartenskizzen über die Geologie, Ethnographie und Handelsverbindungen der bereisten Gebiete, 21 Tafeln und 294 Text-Illustrationen nach den photographischen Aufnahmen und Skizzen der Expedition, sowie den ethnographischen Sammlungen derselben und des Museums für Völkerkunde in Berlin, gezeichnet vom Orientmaler Wilhelm Kuhnert und Wilhelm von den Steinen. Berlin 1895. Dietrich Reimer. Preis 18 Mark.

ja in allererster Linie die Thätigkeit der beiden Reisenden in Anspruch nehmen mußten, auch die Wissenschaft dank der Befähigung Dr. Passarges reichen Gewinn aus dieser Reise zog. Was der Verfasser auf diesem Gebiete geleistet, ist um so erstaunlicher, als der rasche Gang der Expedition ein liebevolles Eingehen auf Einzelheiten und Specialforschungen sehr erschwert haben muß. Und ebenso dankbar sind wir dafür, daß diese wissenschaftlichen Erfolge und Forschungen nicht in kurzen Auszügen in wenig bekannten Fachzeitschriften erschienen, sondern daß Passarge alles, soweit es möglich war, in zusammenfassender, doch ausführlicher und außerordentlich fesselnder Darstellung dem großen Publicum wie dem Gelehrten in seinem Buche geboten hat, und man darf es getrost aussprechen: die schriftstellerische Leistung steht der Reiseleistung ebenbürtig zur Seite; nur 1½ Jahre nach Beendigung der Expedition liegt das umfangreiche Reisewerk in tadelloser Form vor.

Bevor wir einige Einzelheiten berühren, sei nur kurz des äußeren Verlaufs der Expedition gedacht. Die Reise ging im August 1893 den Niger und Benue bis Yola, zum Hauptort Adamaua's, aufwärts. Hier begegnete man Mizon, der es mit ansehen mußte, daß auf Grund der zwischen den betheiligten Mächten getroffenen Vereinbarung seine Stationsgründungen durch die Beamten der englischen Nigercompagnie einfach aufgehoben wurden. Von Yola, wo einige Schwierigkeiten politischer Art zu beseitigen waren, ging die Wanderung nach Osten und Südosten ins Land der Bubandjidda. Leider setzten hier harte Kämpfe, für deren Fortsetzung die Expedition nicht genügend vorbereitet war, einem weiteren Vordringen in die interessanten, unabhängigen „Heidenländer" des fernen Innern ein Ziel. Uechtritz wandte sich dann nordwärts zurück, um jenseit des Benue eventuell nach Bagirmi durchzubrechen. Dieses durch Barth und Nachtigal bekannt gewordene Negerreich bestand indessen, wie auch Bornu, nicht mehr in der alten Form. Araber hatten, von Osten kommend, hier die eingeborenen Dynastien verjagt, die Länder waren im Kriegszustand, ein weiteres Vordringen daher unthunlich, vielleicht auch nutzlos. Es war in Marrua, der gegen 70,000 Einwohner zählenden Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats, wo den deutschen Reisenden zum zweiten Male ein bitteres Halt entgegentönte. Nutzlos aber für die nunmehrige Abgrenzung Kameruns ist dieser Vorstoß nach Norden nicht gewesen: das dichtbevölkerte Marrua blieb deutschem Einflusse vorbehalten; die beiden Reisenden dürfen die Sicherung dieses von Yola nur lose abhängigen Reiches als ihr Verdienst voll in Anspruch nehmen. Man ging also wieder zurück, und drang ins Herz Adamaua's ein, um das wichtige Sultanat Ngaumdere, das als erster Europäer Flegel auf seiner denkwürdigen Reise nach den Benuequellen 1882 besucht, deutschem Einfluß definitiv zu sichern. Auch hier war Gefahr im Verzuge; zwar lag Ngaumdere vorläufig noch innerhalb der deutschen Interessensphäre, doch hatte Mizon die Hauptstadt zwei Jahre vorher besucht, und es war anzunehmen, daß bei den späteren diplomatischen Verhandlungen in Europa von Frankreich dieser Besuch leicht zur Begründung eines Besitzrechts ausgenutzt werden würde. Nach vielen Schwierigkeiten mit dem Hofe zu Ngaumdere — Passarge schildert diese aufregende Zeit in sehr anschaulicher Weise — gelang es, den schlauen Sultan zur Unterzeichnung eines Schutzvertrages zu veranlassen. — Die Rückreise erfolgte dann in nordwestlicher Richtung auf zum Theil noch unbegangenen Wegen nach Ibi am Benue, wo die Expedition am 20. März 1894 anlangte.

Ein großer Theil der von der Expedition begangenen Routen ist neu. Im Norden des Benue wurde Barths alter Reiseweg von 1851 gekreuzt. Hiebei bemerkt Passarge (Cap. V, Anm. 24), daß Barths Karte der Gegend von Yola das „reinste Phantasiegebilde" sei. Das befremdet sehr, da Barth kaum je von seinen Nachfolgern rectificirt werden konnte und seine Aufnahmen noch jeder Kritik gewachsen waren. Bisher nicht begangen war der Weg nordwärts bis Marrua; dieser Marsch führte zu einer wesentlichen Berichtigung der noch auf Barths Erkundigungen beruhenden Zeichnung des Gebirgsbildes. Neue Routen beging die Expedition ferner im Südosten; südwärts bis Ngaumdere verfolgte man dagegen zum größten Theil die alte Route Flegels, die auf Passarge's Karte zwischen Gumma und Sarra eine sehr auffällige Verkürzung erfährt. Diese Zusammenschiebung ist auf die neue Passarge'sche Länge von Yola zurückzuführen, durch welche die Lage dieser Stadt um einen vollen halben Grad gegen Flegels Position nach Osten rückt. Consequenterweise hätte nun auch der Endpunkt beider Reisenden, Ngaumdere, ebensoweit nach Osten verschoben werden müssen, um so mehr, als verläßliche Längen hiefür weder von Flegel, noch Mizon, noch Passarge vorliegen. Dr. Richard Kiepert, der sowohl die Flegel'schen wie Passarge'schen Karten construirt hat, glaubte indessen die Lage Ngaumdere's nur um etwa 18 Minuten ostwärts rücken zu müssen. Es liegt hier jedenfalls noch ein Desideratum vor. Die Flegel'sche Route (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft, Bd. V, Tafel 8) würde hier vielleicht um so weniger ein Zusammendrängen und Verschieben in nordsüdlicher Richtung verdienen, als sie anderwärts mit der Passarge'schen, sowohl in der Hauptrichtung, wie in allen Einzelheiten, eine erfreuliche und frappante Uebereinstimmung zeigt. — Auf dem Rückwege verfolgt die Expedition ebenfalls Flegels älteren Weg, passirt aber später bis Ibi am Benue ein weites, vollkommen neues Gebiet. Unter anderem wurde hier das mächtige Tschebtschegebirge entdeckt und gekreuzt. Die Richtung dieses bis 2000 Meter hohen Gebirges ist Südwest-Nordost; es verläuft daher in der Axe der bekannten Vulcanlinie Annobon, São Thomé, J. do Principe, Fernando Po, Kamerunberg. Da auch bei anderen Gebirgen Adamaua's, wie selbst des nördlich vom Benue gelegenen Gebietes, neben der Ost-Westrichtung einzelner Züge eine bemerkenswerthe Streichung Südwest-Nordost constatirt wurde, so erfährt die orographische Gliederung dieses Theiles von Afrika durch Passarge eine gänzlich neue und durchaus annehmbare Darstellung. Ferner wurde in der Nähe und nördlich von Ngaumdere der Nordabfall des südafrikanischen Plateaus ermittelt. Durch die Forschungen Passarge's hat daher nicht nur das Routennetz in Adamaua wiederum eine Verdichtung erfahren, es erkannte auch der geschulte Blick des Gelehrten zum ersten Male klar das System, das der Anordnung dieser scheinbar regellos durcheinander geschobenen Gebirgstheile zu Grunde liegt.

Interessante Resultate ergaben auch die völkerkundlichen Forschungen, namentlich im Süden Adamaua's, wo die Fulbe und die Sudanstämme, zum Theil stark vermischt, bis tief in die Bantustämme hineingreifen. Jenen folgen stets die Haussa, die Kaufleute des Sudan, die übrigens Morgen (Durch Kamerun, S. 84) noch weiter südlich, in Ngilla's Stadt (5° n. Br.) in großer Zahl vorfand. Den zweiten Theil des Buches füllen eingehende Untersuchungen über die Völker des ganzen Central-Sudan. Passarge konnte selber dazu ein umfassendes Material liefern, das er mit den Ergebnissen Barths, Nachtigals, Staudingers u. a. zu ausführlichen Gesammtdarstellungen (auf mehr als 100 Seiten) verarbeiten konnte. Dieser stete Vergleich mit der vorhandenen älteren Literatur verleiht der Darstellung Passarge's besonderen Werth und erhöhte Zuverlässigkeit. Auch im Reisebericht bleibt Passarge in

steter Verbindung mit den Resultaten anderer Forscher, auf die er in zahlreichen Anmerkungen[1]) verweist; unwillkürlich erwacht dadurch im Leser ein Gefühl absoluter Sicherheit, und willig überläßt man sich der geschickten Führung. Nicht alle neueren Reisewerke haben diesen Vorzug, meist deßhalb nicht, weil die Reisenden ohne eingehende Kenntniß der über ihr Forschungsgebiet vorhandenen Literatur und der dort bestehenden Desiderata hinausgehen und auch später bei Abfassung des Reiseberichts das oft mühsame und zeitraubende, aber auch sehr dankbare Studium der Vorgänger scheuen. Es gibt eine große Anzahl von Herren, die in hervorragender Stellung in Afrika thätig gewesen sind, auch in ganz annehmbarer Form berichtet haben, aber eine ganz bedenkliche Unkenntniß über das, was dort schon vor Jahrzehnten vorgearbeitet ist, an den Tag legen. Man würde sonst nicht sogar in besseren und bekannteren afrikanischen Reisewerken Dingen als angeblich neu und überraschend begegnen, die dieser oder jener ältere Reisende schon weit richtiger und erschöpfender behandelt hat. — Endlich erscheint es uns als ein wesentlicher Vorzug des Passarge'schen Reiseberichts, daß der Verfasser selber nicht mehr, als nöthig, in den Vordergrund tritt; er versteht es auch, so, den Leser für die Ziele und Schicksale der Expedition zu interessiren.

Wie es nun neuerdings in afrikanischen Reisewerken üblich geworden, äußert sich auch hier der Verfasser am Schluß über den Werth und die Zukunft der Colonie, sowie über Fragen allgemeiner Natur, die jedoch eng damit verbunden sind: Mission, Erziehung des Negers, Sklaverei 2c. Passarge bekennt sich hier zu Ansichten, die von den landläufigen total abweichen. Wir haben selten Jemand in so offener, kühler Weise urtheilen hören wie den Verfasser. Nur einiges sei hervorgehoben. An eine Besiedelung (der Hochplateaux) werde man auch später nur mit großem Mißtrauen gehen dürfen. „Wer sich für eine solche begeistert" (Verfasser zielt wohl auf Morgen, a. a. O., S. 342), „soll es jedenfalls erst einmal selbst versuchen und dort als Bauer eigenhändig seine Felder bestellen." — In Betreff der Sklavenfrage äußert sich Passarge dahin, daß die Sklaverei, die man lieber „Hörigkeit" nennen möge, nicht aufgehoben werden solle. Man möge sich zunächst darauf beschränken, Stationen anzulegen, um die Sklavenjagden zu hindern; „übrigens", so fährt Verfasser fort, „würde ich die Anlagen solcher Stationen nicht empfehlen, wenn sie nicht zugleich von großem Vortheil in wirthschaftlicher Beziehung wären, ... um den zwar sehr anerkennenswerthen, jedoch vorläufig höchst unpraktischen, ja schädlichen humanen und religiösen Bestrebungen zu dienen, dazu ist das deutsche Capital nicht da." — Der Neger der Westküste sei ohne Charakter, wenn auch intelligent; was übel angebrachte Philanthropie bei dem Neger verschulden könne, das zeigten die Zustände in dem englischen Sierra Leone oder gar in Liberia, „dieser unglaublichen Mißgeburt philanthropischen Wahnsinns." ... „Twenty five on backside zur rechten Zeit und am rechten Ort sind ein unendlich erzieherischer wirkendes, die Cultur fördernderes Mittel als alle Missionare mit ihren unverstandenen Lehren von der Gleichheit und Brüderlichkeit in Christo, womit den armen Schwarzen nur der Kopf verdreht und sie zu frechen, unbrauchbaren Individuen herangezüchtet werden. Es ist einfach lächerlich, wenn in Deutschland über die nützliche Nilpferdpeitsche solches Geschrei gemacht wird. Und nun gar die entrüsteten Frauenvereine, die sich mit ihren schwarzen Schwestern solidarisch erklären. Allah! Ich wünschte, sie lernten sie kennen!" — Im Interesse der Colonie sei es ferner zu wünschen, wenn der Islam unter den Westafrikanern möglichst schnell zur Ausbreitung komme; denn für eine europäische Regierung wäre es leichter, dem Mohammedaner gegenüber Autorität zu bewahren, als dem „christianisirten" Neger. Ueberhaupt fehle in Westafrika die Kluft zwischen Schwarz und Weiß, die scharfe gesellschaftliche Trennung zwischen Europäer und Neger; die Durchführung einer solchen wäre ein Segen für diese Länder und am besten durch das Gewährenlassen des Islam zu erreichen. Auch solle man den Schwarzen nicht Gelegenheit geben, Deutsch zu lernen; auch dadurch werde die Kluft zwischen dem Herrscher und dem Beherrschten überbrückt und die Autorität des ersteren untergraben. —

Eine Kritik dieser Ansichten versuchen wir hier nicht. Scharfe Erwiderungen werden nicht ausbleiben[1]) und Passarge sieht sie auch kommen (Vorwort, S. VII). In einzelnen seiner Aussprüche schießt Passarge ohne Zweifel über das Ziel hinaus, andere seiner Anschauungen dürften der Kritik mehr als gewachsen sein. Seien wir aufrichtig! Liegt nicht ein gutes Theil Heuchelei in der oft ausgesprochenen Behauptung, wir gingen nur deßhalb nach Afrika, um den armen Schwarzen die Segnungen der Civilisation und des Christenthums zu bringen? Fließt nicht ein wenig Egoismus und Gewinnsucht unsrerseits da mit unter? Seien wir doch nicht Kinder oder Schwärmer! — Die Ausführungen des Verfassers über die angedeuteten Fragen sind von höchstem Interesse — schon deßhalb, weil sie ein mit klarem Verstande begabter und völlig unabhängiger Mann schreibt. Im übrigen darf das Urtheil über das Buch nicht durch den Eindruck beeinflußt werden, den dessen letztes Capitel nach dieser oder jener Richtung hin machen sollte.

Der rühmlichst bekannte Verlag von Dietrich Reimer in Berlin hat seine Aufgabe in glänzender Weise erfaßt und dem Buch eine vornehme Ausstattung gegeben. In dieser Hinsicht schließt sich Passarge's Werk auch äußerlich den im gleichen Verlag erschienenen Reiseberichten Stuhlmanns, Baumanns und von den Steinens würdig an. Das Buch schmückt ein gutes Portrait des Expeditionsleiters v. Uechtritz. Passarge selbst ist so bescheiden gewesen, sein Bild nicht beizugeben; mit Unrecht. Unter den Abbildungen dominiren mit 75 Proc. die ethnographischen, unter diesen wieder weitaus die Zeichnungen von einheimischen Waffen und Industrieerzeugnissen (zum großen Theil nach den reichen Sammlungen Flegels). Hier ist des Guten vielleicht etwas zu viel gethan, und zwar auf Kosten des landschaftlichen Moments, das verhältnißmäßig nur wenig hervortritt. Auch vermißt man die bildliche Wiedergabe besonders bemerkenswerther Thier- und Pflanzenformen fast ganz. Als einen wesentlichen Vorzug des Buches vor anderen afrikanischen Reisewerken der letzten Jahre betrachten wir es, daß in ihm die Phantasiebildchen von Jagd- und Kampfscenen fehlen, die wohl in Indianergeschichten hineingehören mögen, den Werth eines guten Reisewerkes aber geradezu in Frage stellen können. Wir räumen dem Künstler gern das Recht ein, uns Scenen aus unsern afrikanischen Colonien im Bilde vorzuführen; er soll sich dafür aber ein anderes Feld suchen, als ernste Bücher, die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben. Schlicht und treu soll die Illustration sein, so wie hier. — Erfreulich ist es ferner, daß dem Buche die definitiven Karten bei-

[1]) Es wäre besser gewesen, wenn die Anmerkungen nicht erst am Schlusse des Buches, sondern unter dem Text gegeben wären. Vielen wird dadurch zwar das Lesen erleichtert; es ist aber doch gut, wenn der, welcher vergleichen will, alles beisammen hat. Es wäre auch manche Confusion vermieden worden; so z. B. sind durch technisches Versehen die Anmerkungen 10 bis 25 zu Cap. V an die 9 Anmerkungen zu Cap. X angeschlossen.

[1]) Eine Antwort „Mission oder Islam" finden wir bereits in der letzten Nummer der „Colonialzeitung" (9. Nov.).

gegeben sind. Es läßt sich das leider nicht immer durchführen, weil entweder die Construction derselben zu große Zeit in Anspruch nimmt und beim Erscheinen des Reisewerkes noch nicht beendet ist, oder aber, weil das Buch durch diese Beigabe zu theuer würde. Der Leser muß sich also meistens mit Uebersichtskarten zufrieden geben, während etwaigen eingehenderen Studien die großen geographisch-kartographischen Zeitschriften dienen, in denen die endgültigen Karten erst viel später veröffentlicht zu werden pflegen. In diesem Falle scheint — auch ein Beweis für die Bedeutung des Verfassers — die Routenconstruction Hrn. Dr. Rich. Kiepert, einem Meister der afrikanischen Kartographie, nur wenig Schwierigkeiten verursacht zu haben. Die großen Routenkarten (3 auf 2 Blättern) sind im Maßstab von 1 : 350,000 gezeichnet; ein weiteres Blatt vereinigt Uebersichtskarten der geologischen, der ethnographischen Verhältnisse und eine Darstellung der Handelswege der Haussa. Endlich ist noch ein Blatt Profile beigegeben.

Zum Schluß fassen wir unser Urtheil dahin zusammen: Passarge's „Adamaua" füllt in der Literatur über Kamerun eine fühlbare Lücke in dankenswerther Weise aus; auf lange Zeit hinaus wird es über das Hinterland der Colonie das standard work bilden, aus dem uns Barth'sche Gründlichkeit und die Formvollendung Nachtigal'scher Darstellung entgegenwehen. Ein Buch, das diese Vorzüge in sich vereinigt, ist von bleibendem Werth.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. H. Die 27. Versammlung des südwestdeutschen psychiatrischen Vereins wurde am 9. und 10. November in Karlsruhe im Hotel Germania abgehalten. Der Besuch war recht zahlreich, wohl sechzig oder mehr Aerzte waren erschienen. Unter den Anwesenden bemerkten wir u. a.: Prof. Emminghaus-Freiburg i. B., Director Fischer-Pforzheim, Prof. Fürstner-Straßburg i. E., Oberarzt Ganser-Dresden, Director Karrer-Klingenmünster, Prof. Kräpelin-Heidelberg, Director Kreuser-Schussenried, Prof. Kirn-Freiburg i. B., Director Ludwig-Heppenheim, Director Schüle-Illenau, Prof. Siemerling-Tübingen, Dir. Stark-Stephansfeld i. E., Prof. Tuczek-Marburg, Wildermuth-Stuttgart. Ferner waren zugegen die Obermedicinalräthe im badischen Ministerium des Innern Arnsperger und Battlehner. In der ersten Sitzung, die am 9. November Nachmittags unter dem Vorsitz von Ludwig stattfand, wurde zunächst das Thema besprochen: „Die epileptischen Geisteszustände mit Bezug auf die Strafrechtspflege", über das Wildermuth und Kirn Referate erstatteten. Aus der Discussion hat wohl folgende Constatirung für weitere Kreise, besonders für die süddeutschen, tröstliches Interesse: Die durch Alkohol entstandene Epilepsie, die in Berlin die Hälfte aller Fälle von Epilepsie ausmacht, wird in Süddeutschland ganz selten beobachtet; nur der Alkohol des Schnapses, nicht aber der im Bier und im Wein enthaltene ist für die schwere Krankheit verantwortlich zu machen. Ebenso verhält es sich mit dem in Berlin überaus häufigen Delirium tremens, das in Süddeutschland fast nur in der Mostzeit vorkommt und auch da ganz selten; bei allen Mostdeliranten war zugleich Schnapsgenuß nachweisbar. — Von Fürstner und Kräpelin wurden rein sachwissenschaftliche Vorträge gehalten, Hoche-Straßburg i. E. sprach über die „Frage der forensen Beurtheilung sexueller Vergehen" und erklärte sich als einen entschiedenen Gegner der von Krafft-Ebing u. a. vertretenen bekannten Anschauungen über Perversität u. dergl., ohne jedoch das Wesen der Sache auch nur im leisesten zu berühren. In eine Discussion über dieses Thema, die wohl auch andere Meinungen zur Geltung gebracht hätte, wurde nicht eingetreten. Auf die Sitzung folgte ein gemeinsames Abendessen im Hotel Germania, bei dem Theile einer gelungenen Bierzeitung „Der Revisor" zur Verlesung gelangten, hieran schloß sich eine gesellige Zusammenkunft im Café Bauer. — Die zweite, vier Stunden lang dauernde Sitzung am 10. Nov. Vormittags (unter dem Vorsitz von Schüle) wurde ganz ausgefüllt mit der Erörterung des Themas: „Die Wärterfrage". Karrer gab einen sehr ausführlichen Ueberblick über die z. Z. in den Anstalten Deutschlands, Deutsch-Oesterreichs und der deutschen Schweiz bestehenden Verhältnisse. Nach allem, was in den letzten Jahren über die Verwendung geistlicher Orden zur Irrenpflege geschrieben worden ist, machte einen absonderlichen Eindruck die Mittheilung, daß im Königreich Sachsen die Irrenpflege in den Staatsanstalten neuerdings besorgt wird durch einen staatlichen Pflegeorden, dessen Mitglieder herangebildet werden in Schulen, die unter der Leitung von Theologen stehen und in welchen die Erziehung vorschriftsgemäß eine tiefreligiöse ist. Ludwig stellte eine Reihe von Thesen zur berührten Frage auf, über die aber erst die nächstjährige Versammlung des Vereins deutscher Irrenärzte Beschluß fassen wird. Die Betheiligung an der Discussion war eine sehr lebhafte. Die wichtigsten Punkte der Verhandlung betrafen die Beschaffung und Heranziehung des Wartepersonals, wobei recht verschiedene Rücksichten zu walten haben, je nachdem die Anstalt in einer Großstadt oder auf dem Lande liegt; gediente Soldaten wurden großentheils als geeignet, ehemalige Unterofficiere einstimmig als ungeeignet für die Irrenpflege bezeichnet; ferner die Art der Anstellung des Personals (ob durch den Director allein oder ob als „Unterbeamte" durch die staatliche Behörde), die Zeit, wie lange das Wartepersonal dienstfähig ist (die Erfahrung hat gelehrt, daß, Ausnahmen abgerechnet, im allgemeinen nach Verlauf von fünf bis höchstens zehn Jahren ein Wärter keine genügenden Leistungen mehr bietet); endlich die Frage, ob den Wärtern (an jeder Anstalt natürlich nur einer beschränkten Anzahl) das Heirathen zu gestatten sei oder nicht; daß Wärterinnen ledig sein müssen, ist selbstverständlich. — Da die angemeldeten Vorträge in der Vormittagssitzung nicht mehr absolvirt werden konnten, mußte am Nachmittag des 10. November noch eine dritte Sitzung hinzugefügt werden (unter Leitung von Kräpelin), in der Vorster-Stephansfeld i. E., Thoma-Illenau, Trömner-Heidelberg, Beyer-Straßburg i. E., Nißl-Heidelberg, Heß-Stephansfeld i. E., Groß-Heidelberg und Aschaffenburg-Heidelberg über specialwissenschaftliche Themata sprachen, die für weitere Kreise ohne Interesse sind. Prof. Rieger-Würzburg und Director Sioli-Frankfurt a. M., die Vorträge angekündigt hatten, waren am Erscheinen verhindert, was sehr zu bedauern ist, zumal Rieger das zeitgemäße Thema gewählt hatte: „Psychiatrie und Schutz der persönlichen Freiheit". Wir hoffen, daß Rieger an anderer Stelle seine Meinung über diese wichtige Frage darlegen wird. Die nächstjährige Versammlung des Vereins wird ausfallen in Rücksicht auf die 1896 in Frankfurt a. M. tagende Gesellschaft der deutschen Aerzte und Naturforscher und die wahrscheinlich in Heidelberg stattfindende Versammlung des Vereins deutscher Irrenärzte. Als Thema für die Versammlung im Jahre 1897 wurde zur Discussion gestellt die „Fürsorge für die aus der Anstaltsbehandlung entlassenen Geisteskranken". Das Referat haben Ganser und Fischer-Pforzheim übernommen. — Zum Schluß noch eine Bemerkung. Mehrfach konnte man in der Versammlung Aeußerungen des Bedauerns hören über die Unkenntniß, die, ganz abgesehen von der Leichtgläubigkeit des Publicums gegenüber Schauergeschichten, in den weitesten Kreisen über den Betrieb in einer Irrenanstalt herrscht; ferner wurde geklagt, daß die Presse so wenig zur Aufklärung in diesen Dingen beitrage. Aber der Haupttheil der Schuld liegt unsres Erachtens weniger am Publicum und an der Presse als an den Psychiatern selbst, die es bis vor kurzer Zeit, da sie, der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb, aus ihrer Reserve heraustraten, verschmäht haben, durch volksthümliche Darstellungen des Irrenwesens und der Irrenbehandlung das Volk zu belehren. Kein Zweig der Wissenschaft hat so wenig von der Presse Gebrauch gemacht, für seine Bedeutung und seine Ziele ein allgemeines Verständniß zu erlangen, wie eben die Psychiatrie. Daß aber die Fachmänner die einzig Berufenen sind, über ihr Fach Auskunft zu ertheilen, das dürfte kaum bestritten werden. Wie wenig dabei herauskommt, wenn man Laien allein — solche sind in diesem Fall und dazu noch auf diesem schwierigen Gebiet die Journalisten — die Sorge für die Aufklärung überläßt, das hat in diesem Sommer das wohl recht gut gemeinte, aber wenig erfolgreiche Beispiel einer süddeutschen Verwaltungsbehörde gezeigt, die eine Anzahl Vertreter der Presse zur Besichtigung ihrer Irrenanstalten einlud. Das Resultat waren größere Feuilletons, in welchen mit recht geringem Verständniß alles, was man gesehen hatte, in Bausch und Bogen ohne eine Spur von Kritik und eigenem Urtheil gelobt wurde. Ein Journalist aber ging in seiner Begeisterung so weit, die auf der Höhe der Zeit stehenden Irrenanstalten und eine von einem Nichtmediciner geleitete Siechenanstalt, die eine überaus große Anzahl Geisteskranker verpflegt, und in der trotzdem ein Arzt nicht wohnt, in einen Topf zu werfen und alles gleich vortrefflich zu finden —

eine Belehrung und Aufklärung, die doch wohl im Interesse der Sache und des Publicums lieber ganz unterblieben wäre.

* Wie man erfährt, sind in letzter Zeit dem Schiller-Archiv in Marbach abermals verschiedene größere Zuwendungen zugeflossen. So wurden dem Vorsitzenden von einem Unbekannten 50,000 M. zugestellt. Ein anderer Gönner hat für zehn Jahre einen Beitrag von je 10,000 M. zugesagt.

* **Lemberg.** Als Privatdocenten wurden zugelassen: Dr. Alexander Dolinski für österreichisches Privatrecht, Gymnasialprofessor Dr. Michael Jezienicki für classische Philologie.

* **St. Petersburg.** In der ersten allgemeinen Sitzung, welche die Geographische Gesellschaft nach den Ferien abhielt (am 13. Nov.), theilte der Vicepräsident P. Ssemenow mit, daß die Feier des 50jährigen Jubiläums der Gesellschaft auf den Januar 1896 verschoben sei. Als Festschrift wird die von Ssemenow geschriebene Geschichte der Gesellschaft zur Ausgabe gelangen. Von den Gründern der Gesellschaft ist keiner mehr am Leben. Es gehörten zu ihnen Männer, wie K. E. v. Baer, Lütke, Ferdinand v. Wrangell, Struve der Aeltere u. a. Auch von den Personen, die in der ersten Sitzung der Gesellschaft in die Zahl der Mitglieder aufgenommen wurden, sind nur einzelne am Leben, unter ihnen O. Struve, der frühere Director der Sternwarte zu Pulkowo, seit 1882 Ehrenmitglied. P. Ssemenow selbst repräsentirt einen bedeutenden Theil der Geschichte der Gesellschaft, da er seit 1849 Mitglied, seit 1862 im Vorstande thätig ist, und zwar zuerst als Vorsitzender der physikalisch-geographischen Abtheilung und seit 1873 als Vicepräsident. Aus der Zahl der ältesten Mitglieder werden drei Männer für ihre langjährigen Verdienste um die Gesellschaft vom Vorstande zu Ehrenmitgliedern vorgeschlagen: E. Wesselowski, der bekannte langjährige, früher beständige Secretär der Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Gesellschaft seit 1852, G. Nebolsin, der gleichzeitig mit O. Struve aufgenommen wurde, Verfasser wichtiger ethnographischer Arbeiten, besonders über die Bewohner der Orenburger Steppen, und Graf Heyden. Ferner schlug der Vicepräsident zu Ehrenmitgliedern vor die Minister Durnowo, Witte und Jermolow. Darauf ertheilte Ssemenow das Wort dem Secretär A. Grigorjew zu einem eingehenden Bericht über die Arbeiten des VI. Internationalen Geographencongresses in London. — Der Posten eines Directors des physikalischen Centralobservatoriums ist nach dem Rücktritt des Akademikers Wild vacant geworden. Die „Nowosti" nennen als muthmaßlichen Nachfolger des Akademikers Wild seinen Gehülfen M. P. Rykatschew, der ihn gegenwärtig vertritt, oder den Professor der neurussischen Universität Klossowski.

K. L. **Chicago.** Die große Schenkung Rockefellers für die Universität. Die Universität von Chicago, über deren Begründung und Errichtung in Nr. 225 dieses Blattes ein längerer Artikel berichtete, hat bekanntlich von ihrem Begründer Mr. John D. Rockefeller am Anfang dieses Monats eine neue wahrhaft königliche Schenkung erhalten, die die Zukunft des neuen Instituts vollkommen sicherstellt für alle Zeiten. Mr. Rockefeller — gegenwärtig der fast alleinige Besitzer der Standard Oil Company, dessen Vermögen man auf 150 Millionen Dollars schätzt — hat der Universität die Summe von 1 Mill. Dollars geschenkt und ihr weitere 2 Mill. unter der Bedingung zugesagt, daß andere Freunde der Universität die gleiche Summe von 2 Mill. bis zum 1. Jan. 1900 aufbringen und der Universität vermachen. Diese Schenkung gibt also der Universität ein Capital von 5 Mill. Dollars, d. h. 20 Mill. Mark, an die Hand. Damit ist dann der Besitzstand des jungen Instituts auf 12 Mill. Dollars angewachsen, hiervon hat allein Mr. Rockefeller gegen 7 Mill. beigesteuert. Man wird wohl kaum in der Geschichte einen Fall gleicher Munificenz, die noch dazu von einem Privatmanne ausgeht, auffinden. Es könnte vielleicht scheinen, als wenn die Bedingung, unter der die 2 letzten Millionen geschenkt werden, dieselben für die Universität sehr fraglich machen, aber Mr. Rockefeller hat auch für den Fall Rücksicht genommen, daß nicht ganz 2 Mill. aufgetrieben werden sollten; er verpflichtet sich nämlich, zu jeder Summe unter 2 Mill. Dollars, die die Universität bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts zusammenbringt, eine gleiche Summe hinzuzufügen. Die Freude, welche die Schenkung in der Universität hervorrief, fand ihren Ausdruck in einer großen Versammlung der Studenten und Mitglieder der Facultät. Eine Anzahl hervorragender Redner feierte den hochherzigen Schenker, eine Dankesdepesche wurde an ihn abgesandt und ihm mitgetheilt, daß als Ausdruck der Dankbarkeit der Universität für ihren Begründer jedes Jahr ein besonderer Feiertag — founders day — gefeiert werden sollte. Ueber die wahrscheinliche Verwendung des Geldes ist schon viel discutirt worden. Wahrscheinlich wird ein Theil dazu verwandt werden, ein großes biologisches Laboratorium zu errichten. Ob schon daran gedacht werden kann, die juristische und medicinische Facultät — oder wenigstens eine von beiden zu errichten, ist zweifelhaft, wahrscheinlich bleibt dieses der nächsten Dekade vorbehalten. Das Haskell-Museum für orientalische Sprachen, das im Frühling dieses Jahres begonnen wurde, ist bereits unter Dach und wird wohl bei der Eröffnung des Frühlings-Vierteljahres feierlich übergeben werden an die Departements, zu deren Nutzen es errichtet ist. Das Observatorium der Universität — The Yerkes Observatory —, welches etwa 130 km nördlich von Chicago errichtet wird, geht seiner Vollendung schnell entgegen. Die große Kuppel, welche den mächtigen Thurm überdachen soll, worin der Vierzigzöller aufgestellt wird, soll noch im December aufgerichtet werden. Die Linsen zu diesem größten Fernrohr der Welt gehen aus der Werkstätte von Alvan Clark and Sons, Boston (Massachusets), hervor, sie sind bereits fertig gestellt und sind bei der Prüfung als gut befunden worden. Von der Größe des Refractors kann man sich eine ungefähre Idee machen, wenn man die folgenden Angaben sich vergegenwärtigt: Die Focallänge des Instruments ist 64 Fuß, die diametrale Weite der Kuppel ist ungefähr 90 Fuß. Das Observatorium ist in einer landschaftlich äußerst anziehenden Gegend gelegen und ist auf der Höhe eines sanft abfallenden Bergrückens errichtet. Die Luft ist überaus klar; dicht bei dem Observatorium ist ein tiefblauer See, der von dichtem Laubwald umsäumt wird. Die nächste Bahnstation ist 3 km von der Sternwarte entfernt, der Name der Station ist Williamsbay. Außer dem Vierzigzöller wird die Sternwarte noch mit einem Sechzehnzöller, einem Zwölfzöller und Meridianinstrument ausgerüstet. Im untern Stockwerk wird ein astrophysikalisches Laboratorium errichtet werden. Es ist zu hoffen, daß im Juli oder September nächsten Jahres das Institut wird bezogen werden können.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Das Signum des Künstlers.[1]

In dem nun erledigten Proceß wegen des Bilderdiebstahls bei Professor Lenbach ist viel vom künstlerischen Signum die Rede gewesen: den angeklagten Kunsthändlern wurde nicht bloß ein Verbrechen der Hehlerei zur Last gelegt, sondern auch das Verbrechen der Urkundenfälschung, dadurch verübt, daß sie auf einem Theil der von ihnen erworbenen Lenbach'schen Bilder dessen Signum oder Monogramm angebracht haben oder durch einen Dritten haben anbringen lassen. — Bei Erhebung dieser Anklage ist der Staatsanwalt zweifellos von dem durchaus berechtigten Gedanken ausgegangen, daß das Signum des Künstlers den Schutz des Gesetzes gegen unbefugte Nachahmung verdiene; er ist ferner der Ansicht gewesen, daß das Signum diesen Schutz nach bestehendem Recht auch genieße. Ist diese Ansicht richtig? Der Proceß Ackermann u. Gen. hat die Bedeutung der Frage in einer Weise ans Licht gestellt, daß es nicht überflüssig sein dürfte, ihr einige Worte an diesem Orte zu widmen; sie ist ja für Künstler, Kunsthändler und Kunstfreunde so wichtig oder wichtiger als für Juristen.

Die Bedeutung des Signums (mag es nun der ganze Name oder ein Monogramm des Künstlers sein) ist in dem Proceß genügend erörtert worden: der Künstler erkennt dadurch nicht nur das Werk als von ihm herrührend an, sondern er erklärt es damit auch für vollendet. Daraus ergibt sich das doppelte Interesse, das der Künstler daran hat, daß sein Signum nicht gegen seinen Willen von einem andern gebraucht werde: nämlich die Sicherung dagegen, daß nicht Werke von fremder Hand als seine Werke ausgegeben werden, und dagegen, daß ihm nicht, wenn ein unvollendetes Werk durch Zufall, ohne oder gegen seinen Willen, in die Oeffentlichkeit gelangt, die Verantwortlichkeit für dessen Fehler aufgebürdet werde. Das Interesse ist also mehr künstlerischer, idealer —, als rechtlicher, materieller Art. Das Signum hat daneben allerdings auch noch eine rein rechtliche Bedeutung: von ihm ist nach § 9 des Reichsgesetzes betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste (v. 9. Januar 1876) zwar nicht der Schutz, wohl aber die Dauer des Schutzes gegen Nachbildung abhängig; wer ein mit dem Signum des Künstlers versehenes Werk zu dessen Lebzeiten oder binnen 30 Jahren nach seinem Tod nachbildet, der unterliegt öffentlicher Strafe und den Schadenersatzansprüchen des Künstlers oder seiner Erben, während beim Mangel des Signums der Schutz nur 30 Jahre von der Veröffentlichung des Werkes an dauert. Schon daraus, daß nicht der Schutz an sich, sondern nur seine Dauer von der Beifügung des Signums abhängig gemacht ist, ergibt sich, daß das Reichsgesetz die Nachbildung nicht unter dem Gesichtspunkt der Fälschung oder des Eingriffs in ein dem Künstler zustehendes Recht auf ausschließlichen Gebrauch seines Signums, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt der Verletzung des „geistigen Eigenthums", also namentlich eines Vermögensinteresses bestraft.

Diese Bedeutung des Signums ist im Proceß Ackermann nicht zur Sprache gekommen und konnte nicht zur Sprache kommen, da es sich hier ja nicht um unerlaubte Nachbildungen, sondern um den Erwerb echter, aber vielfach unvollendeter Lenbach'scher Werke handelte, die die Angeklagten zum Zweck besseren Absatzes mit dem Signum des Künstlers versehen haben sollten. Der Staatsanwalt hat hierin eine Urkundenfälschung erblickt, und zwar — da von Fälschung einer öffentlichen Urkunde augenscheinlich von vornherein keine Rede sein kann — die Fälschung von Privaturkunden. Mir scheint, daß der Staatsanwalt hier im Eifer, dem gekränkten Recht die möglichst umfassende Sühne zu verschaffen, vielleicht auch in der bei der Staatsanwaltschaft vielfach zu findenden Freude an der Construirung von „Verbrechens-Concurrenzen" versäumt hat, das Gesetz anzusehen. Der Urkundenfälschung macht sich nach § 267 des Strafgesetzbuchs schuldig, „wer in rechtswidriger Absicht . . eine solche Privaturkunde, welche zum Beweis von Rechten oder Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit ist, verfälscht oder fälschlich anfertigt. . . ." Nun fragen wir zuerst: sollen Ackermann u. Gen. Privaturkunden verfälscht oder sollen sie solche fälschlich angefertigt haben? Der Unterschied ist dem Leser vermuthlich ohne Erläuterung verständlich; zum Ueberfluß will ich ihn an einem Beispiel erläutern. Ein Wechsel ist eine Privaturkunde; verfälscht wird ein solcher, wenn in dem von Bankier Löwenthal auf Kaufmann Rosenbaum gezogenen, an Moses Isaksohn zahlbaren Wechsel über 1000 M. der Inhaber Isaksohn ohne Wissen und Willen des Löwenthal durch Zufügung einer Null aus 1000 M. 10,000 M. macht; fälschlich angefertigt wird der Wechsel, wenn Isaksohn ein Wechselformular beliebig ausfüllt und darunter die nachgemachte Unterschrift des Löwenthal setzt. Verfälschung einer Urkunde ist also, um mich zwar nicht juristisch präcis, aber gemeinverständlich auszudrücken, der Mißbrauch einer echten —, fälschliche Anfertigung einer Urkunde die Herstellung einer unechten Unterschrift. Was sollen nun Ackermann und Lapp gethan haben? Um Verfälschung, um Mißbrauch einer echten Unterschrift, eines echten Signums, kann es sich niemals handeln, die von ihnen erworbenen Bilder waren ja mit keinem Signum versehen; also um fälschliche Anfertigung, um Herstellung einer unechten Unterschrift? Aber da fragen wir: was haben denn die Angeklagten unterschrieben? Unterschrieben haben sie nichts, das Signum stellt nicht die „Unterschrift", sondern allenfalls die Aufschrift des Bildes dar, ein Bild aber eine Privaturkunde zu nennen, ist noch Niemand eingefallen und wird auch keinem Staatsanwalt einfallen. Ein geschriebener Name, mag er

[1] Vgl. den Artikel „Sammelvermerke und Künstlerunterschrift" im Zweiten Morgenblatt Nr. 315 der Allg. Ztg. vom 13. November. Der dort aus Münchener juristischen Kreisen geäußerten Ansicht gesellen wir obige Darlegung hinzu; als individuelle Meinung natürlich, aber von allgemeinem Interesse, soweit es sich de lege ferenda handelt.
D. Herausg.

auf Papier, auf Holz oder auf Leinwand geschrieben sein, ist für sich allein niemals eine Urkunde, jede Privaturkunde setzt neben der Unterschrift einen Inhalt voraus, und um Gegenstand einer Fälschung zu sein, muß die Urkunde einen Inhalt rechtlicher Natur haben. — Damit kommen wir zu dem zweiten schweren Bedenken gegen die Anklage auf Urkundenfälschung. Durch das Signum erklärt der Künstler: „Dieses Werk stammt von mir her und ich habe es gemacht, so gut ich es gekonnt habe.“ Eine „Urkunde“ kann man unter Umständen auch ein Bild nennen, Urkunde ist jede Sache, aus der uns etwas aus der nahen oder entfernten Vergangenheit kund wird; so ist eine Versteinerung eine geologische —, ein Kunstwerk eine culturhistorische Urkunde, aber eine (Privat-) Urkunde im rechtlichen Sinn ist weder die Versteinerung, noch das Kunstwerk, und inwiefern das Signum „zum Beweis von Rechten oder Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit“ sein sollte, das wird der scharfsinnigste Staatsanwalt nicht darzulegen vermögen. Das Signum, das Ackermann und Lapp auf die Lenbach'schen Bilder setzten, besagte: „Das ist ein vollendeter Lenbach“ — was hinsichtlich des „Lenbach“ wahr, hinsichtlich des „vollendet“ vielfach unwahr war; diese Unwahrheit mochte vielleicht für den Künstlerruf Lenbachs nachtheilig sein, aber irgendwelche rechtliche Bedeutung hatte darum das Signum nicht; es mag sein, daß ein signirtes Bild Lenbachs werthvoller ist, als ein unsignirtes, aber der Werth hat weder mit einem Recht, noch mit einem Rechtsverhältniß etwas zu thun. Man kann auch nicht sagen, das Signum sei ein Vermerk, wodurch ein Kunstwerk Gegenstand des Handels werde, denn einerseits kann ein Gemälde vom Maler auch ohne Signum verkauft werden, andrerseits kann er ein Gemälde, das er nicht zum Verkauf bringen will, mit seinem Signum versehen. Also: die unbefugte Beisetzung eines Signums ist niemals eine Urkundenfälschung im Sinne des Reichsstrafgesetzbuchs und ist, da die Handlung auch unter keinen andern Paragraphen des Gesetzes fällt, zur Zeit überhaupt nicht strafbar.

Ist es angezeigt, die Handlung unter Strafe zu stellen, m. a. W.: ist eine Aenderung oder Ergänzung des Strafgesetzbuchs in dieser Richtung wünschenswerth? — Bei der Frage kommen in Betracht einerseits die Interessen des Publicums, andrerseits die des Künstlers. Das Publicum: Kunstliebhaber, Kunstkenner und Kunstforscher haben ein berechtigtes Interesse daran, dagegen geschützt zu werden, daß ihnen ein (minderwerthiges) Werk des Künstlers A für ein (werthvolles) Werk des Künstlers B verkauft werde. Dieses Interesse ist aber zur Zeit schon genügend geschützt durch die Strafbestimmungen gegen den Betrug, besonderer Bestimmungen gegen den mittelst Fälschung verübten Betrug bedarf es hier nicht. Es ist ja gewiß ein bedeutender Unterschied in der Strafbarkeit zwischen dem, der einen einfältigen Kunstliebhaber durch das bloße Vorgeben, daß eine alte oder neue Sudelei ein „echter Rembrandt“ oder ein „echter Lenbach“ sei, zum Ankauf um schweres Geld veranlaßt, und dem, der einen Kenner betrügt, indem er einem Bild das Aussehen eines echten Rembrandt oder Lenbach verleiht und den Schein der Echtheit noch durch das nachgemachte Signum des Künstlers erhöht: dort liegt ein einfacher, hier ein durch Fälschung (nur nicht durch Urkundenfälschung) qualificirter Betrug vor. Aber dem Unterschied wird durch den weiten Rahmen der gegen den Betrug gerichteten Strafandrohung genügend Rechnung getragen; die Androhung einer besonderen Strafe für die Fälschung ist hier nicht gerechtfertigt, denn es fehlt die Voraussetzung für eine solche Androhung: die Gemeingefährlichkeit der Fälschung. Gemeingefährlich ist die Münzfälschung, weil sie die Sicherheit des Fundaments unsres ganzen Verkehrslebens untergräbt; gemeingefährlich, wenn auch in geringerem Grad, ist aus ähnlichem Grund die Urkundenfälschung; gemeingefährlich ist endlich auch, aber vielfach wieder in geringerem Grad (wofern es sich nicht um Vergiftung handelt) die Fälschung von Nahrungs- und Genußmitteln. Bei der Fälschung eines Bildes dagegen wird Niemand von einer gemeinen Gefahr reden, es ist hier immer nur der einzelne Käufer, der durch den Betrug geschädigt wird und dessen Schaden zudem oft ein ziemlich imaginärer ist: für einen „echten Rafael“ oder einen „echten Dürer“ wird freilich, mag das Werk auch eine Anfängerarbeit des Meisters oder mag es durch den Zahn der Zeit schwer beschädigt sein, ein viel höherer Preis bezahlt werden, als für die beste Copie eines Originalmeisterwerks, aber dieser hohe Preis wird im Grund doch nur für eine Art von Affectionswerth bezahlt; für den Kunstfreund, der nicht zugleich Kunstforscher ist oder gewiegter Kunstkenner sein will, hat ein Werk, das ein echtes Kunstwerk ist, auch wenn man seinen Urheber nicht kennt, oder die gelungene Copie eines Meisterwerks einen größeren Werth, es bereitet ihm höheren Genuß als ein „echter“ Rafael oder Dürer, dessen Farben man kaum mehr erkennt.

Das Publicum bedarf also eines weiteren als des schon bestehenden Schutzes gegen die Fälschung des künstlerischen Signums nicht, und es fragt sich bloß, ob der Künstler seiner bedarf. Es handelt sich bei ihm um zweierlei Interessen, um seinen Ruhm und um seinen Erwerb. Der bildende Künstler kann so wenig wie der Dichter von der Luft leben, es wird ihm also Niemand verübeln, wenn er Schutz gegen Beeinträchtigung seiner materiellen Interessen verlangt; diesen Schutz gewährt ihm das oben erwähnte (allerdings verbesserungsbedürftige) Gesetz über das Urheberrecht. Dieses schützt allerdings nur sein Werk, nicht aber sein Signum gegen Nachahmung, allein einen Schutz des Signums wird der echte, der stolze Künstler aus dem Gesichtspunkt des materiellen Interesses nicht begehren: das Signum des mittelmäßigen Künstlers wird Niemand nachahmen, und wenn ein Pfuscher seine eigene schlechte Arbeit mit dem Signum eines großen Künstlers versieht, so wird dies den Absatz der echten Werke dieses Künstlers nicht beeinträchtigen. Vom Standpunkt der gesetzgeberischen Technik aus wäre ja der Schutz des materiellen Interesses der Künstler gegen Fälschung des Signums leicht zu erreichen: es bedürfte nur einer Ausdehnung des Gesetzes über den Markenschutz auf Kunstwerke, denn für die juristische Auffassung ist die Bedeutung des künstlerischen Signums ganz dieselbe, wie die des kaufmännischen oder gewerblichen Waarenzeichens; aber werden die Künstler ihre Kunstübung mit dem Handwerksbetrieb, ihre Schöpfungen mit Kaufmanns- und Fabrikwaaren auf eine Linie gestellt sehen wollen? Schwerlich.

Vollberechtigt ist dagegen das Verlangen des Künstlers, daß sein künstlerischer Ruhm und sein künstlerisches Ansehen nicht durch Fälschung, durch unbefugte Nachahmung oder Beisetzung seines Signums geschädigt werden dürfe. Der jüngste Proceß hat die Berechtigung dieses Verlangens so schlagend bewiesen, daß darüber kein weiteres Wort zu verlieren ist; und den Schutz, den die Künstler in dieser Richtung zu verlangen berechtigt sind, gewährt ihnen das Gesetz zur Zeit nicht. — Wenn ein Maler oder Kunsthändler einen Dritten durch den Verkauf eines unechten und mit falschem Signum versehenen Bildes betrügt, so wäre zwar, da der Betrug kein Antragsdelict, sondern von Amtswegen zu verfolgen ist, der Künstler, dessen Signum gefälscht oder (ohne Fälschung, d. h. ohne täuschende Nachahmung) mißbraucht worden ist, zur Anzeige des Betrugs bei Gericht oder bei der Staatsanwaltschaft berechtigt; allein da der Betrug nicht gegen ihn gerichtet war, so wird er zu solcher Denunciation wenig Neigung haben; wegen

der Fälschung für sich allein aber kann er in solchem Fall so wenig vor Gericht Recht suchen, wie in dem Fall, wo ein von ihm herstammendes, aber absichtlich nicht signirtes Werk (unvollendete Skizze u. dgl.) gegen seinen Willen mit seinem Signum versehen worden ist. Er verlangt aber mit Recht Schutz gegen solchen Mißbrauch seines Namens, seines Signums oder Monogramms, und Sache der Gesetzgebung ist es, ihm diesen Schutz zu verschaffen. Es gehört zu den Verbesserungen, die der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs in zweiter Lesung erfahren hat, daß das Recht auf den Namen zur Anerkennung gelangt ist. Sollte der Entwurf Gesetz werden, so bedürfte die betreffende Bestimmung (§ 22) allerdings einer andern, erweiterten Fassung, damit auch das Signum oder das Monogramm geschützt wäre; wird der Entwurf nicht Gesetz oder bliebe der § 22 unverändert, so hätte die Gesetzgebung in anderer Weise, mit oder ohne Strafandrohung, einzugreifen.

G. Pfizer.

Neue Novellen.

-tt- Dämmerstimmung, lind wehmüthige Resignation ist der Grundton vieler Erzählungen von Rudolf Lindau. Nirgends kommt diese Stimmung reiner und ergreifender zum Ausdruck als in der Novelle „Ein ganzes Leben", die den jetzt vorliegenden Novellenband abschließt.[1] Sie erzeugt in uns jenes halb träumende Empfinden und Erinnern, dem wir uns zuweilen hingeben, wenn am Spätsommer auf einsamem Dorfe die Abendglocken verhallen, sie ruft uns auch wohl das Wort der Schrift ins Gedächtniß, „denn tausend Jahre sind wie ein Tag, der gestern verging". — Heinrich Ambach ist wie Reinhard in Storms „Immensee" ein Entsagender. Er ist in seinen jungen Jahren zu kleinmüthig gewesen, das Glück, das sich ihm bot, zu ergreifen, er war eine jener stolz bescheidenen, innerlichen Naturen, die durch die Scheu, der Ueberhebung bezichtigt werden zu können, den rechten Augenblick versäumen und einsam durchs Leben gehen. Als Gelehrter, Docent und durch seine großartigen wissenschaftlichen Leistungen erringt er einen Weltruf, und da er, ein allverehrter Greis geworden, gelegentlich einer wissenschaftlichen Versammlung auch die Schule besucht, wo er selbst als Knabe gewesen, da wird vom Director, den Lehrern und Schülern das Erscheinen des berühmten einstigen Schülers als ein festlicher Tag betrachtet. Er aber durchlebt im Geiste die ganze Vergangenheit wieder, er findet das alte Bild noch, auf dessen Rückseite er vor Jahrzehnten seinen Namen schrieb, und nun streifen mit blitzartiger Schnelle die Bilder der langen Jahre, die er durchlebt, bis zur frühen Kinderzeit vor seinem inneren Auge vorüber. „Er erinnerte sich seiner frühesten Kindheit, und er sah seine Mutter, wie sie auf einem schönen Bildniß dastand, das aus dem Nachlaß seines Vaters vor mehr als vierzig Jahren in seinen Besitz übergegangen war: eine schlanke, junge Frau, bleich von Angesicht, aschblonden Haares, mit großen, traurigen, blauen Augen. „Komm zu Bett, Heinz", hörte er ihre weiche, süße Stimme. Er aber riß die Augen auf. Er wollte eine Erzählung des Vaters, von der er nichts verstand, zu Ende hören. „Ich bin noch nicht müde, Mama. Bitte, laß mich noch ein bißchen aufbleiben ... bitte, laß mich!" „Nein, komm' mein Kind! Die Augen fallen dir ja zu. Schnell! Der Sandmann kommt." Er fühlte sich sanft emporgehoben, sein Kopf lag an dem Halse der Mutter. „Ich bin noch gar nicht müde", murmelte er, schon im Halbschlafe. Wie lange war das her? O, über sechzig Jahre. „So klein war mein Leben ... so klein, wiederholte er mit derselben Bewegung der zitternden Hände ... so klein! —" Er fühlte sich unbeschreiblich müde. „Nun, der Sandmann wird ja bald kommen", sagte er leise." — In diesem sanften, leisen Ausklingen ist das Empfinden des alternden Mannes, der einsam geblieben, treu zum Ausdruck gebracht.

Nicht den Titel dieser künstlerisch reifsten unter den Novellen, sondern den einer anderen von interessantem Stoff, die aber in der Ausführung abstößt, hat Lindau für die ganze Sammlung gewählt. — In „Schweigen" erzählt der Held, wie er vor fünf Jahren als Vierzigjähriger von heißer Leidenschaft für das achtzehnjährige Mädchen entbrannt war und sie trotz der durch den Altersunterschied veranlaßten Warnungen seiner Mutter zum Weibe nahm. „Er wußte, daß er ihr viel zu bieten hatte, einen großen Namen, große sociale Stellung, großes Vermögen und einen treuen, starken Gefährten." Eine Zeitlang ging es gut, dann entdeckte Richard, der Bruder des Erzählers, daß die junge Frau ihren Gatten mit einem Gaste seines Hauses, Günther v. Roquefeuille, betrog, dem sein Bruder in treuer, fast väterlicher Neigung zugethan gewesen. Er tödtete Günther im Duell, und die beiden Gegner waren vorher übereingekommen, daß eine heftige Scene im Club den scheinbaren Anlaß dazu bilden sollte. Richard und seine Mutter hatten gehofft, dem verrathenen Gatten den wahren Sachverhalt verborgen halten zu können. Susanne, die schuldige Gattin, war seit der Katastrophe schwer erkrankt. Die Briefe der Mutter enthielten kein Wort über das Duell, in dem der nahe Freund ihres Sohnes durch die Hand ihres anderen Sohnes gefallen war. Dadurch empört, reist der Erzähler zu der Mutter, der er über die in der Familie beliebte Art, zu schweigen, heftige Vorwürfe macht. „In seinem Schmerz, seiner Unruhe hatten Mutter und Bruder ihn allein gelassen, als wäre er ihnen ein Fremder." Seine bitteren Worte bringen die Mutter zum Sprechen und nun werden dem Ahnungslosen in schrecklicher Weise die Augen geöffnet. Auf die angstvolle Frage der Mutter, was er thun wolle, antwortet er nach einigem Nachsinnen: „Schweigen." Und Schweigen ist seine Rache, eine satanische Rache. Er kehrt zurück, kommt in das Zimmer, wo seine Frau liegt, und sieht ihr starr in die Augen, ohne zu sprechen, ohne auf ihre entsetzten Fragen irgend etwas zu antworten. Dieses schweigende Anstarren setzt er an ihrem Lager Wochen, Monate hindurch fort, nur von der Krankenschwester in seinem gleichmäßigen Wachtdienste abgelöst. Er wühlt bei dem grausamen Strafgericht, das er über die schuldige Gattin hält, in der eigenen Wunde und diese Selbstzerfleischung ist das einzige, was ihn in seiner Henkerarbeit aufrecht hält. Das arme sündige Weib wird immer schwächer und schwächer; als Sterbende rafft sie sich noch einmal auf und fleht ihn um Verzeihung an; nicht um ihrer selbst willen, denn sie habe auf Erden Unsägliches gelitten, wegen seines eigenen Friedens solle er vergeben. Und er verzeiht ihr! Wir haben in der unendlich reichen Anzahl von Ehebruchsromanen, die jahraus jahrein producirt werden, den betrogenen Gatten schon in der verschiedenartigsten Haltung dargestellt gesehen, komisch, tragisch, mild, verzeihend, grausam, gleichgültig; aber eine so raffinirte Bestrafung dürfte in der Wirklichkeit, wie in der poetischen Behandlung ohne gleichen dastehen. Wir können es verstehen, wenn ein solcher Mann sein Weib im ersten Zorn tödtet, wenn er sie zum Hause hinausjagt; unsre ganze moderne Empfindung sträubt sich aber gegen eine solche Verschärfung der Todesstrafe, wie sie hier stattfand, und ein Mann, der ein leidendes Weib derart zu martern vermag, kann nie ein liebenswerther Mensch gewesen sein. „Groß und abscheulich" nennt Nathan einmal eine Aeußerung des Tempelherrn: was Susannens Gatte gethan, ist nicht groß, ist nur abscheulich.

[1]) Schweigen. Neue Novellen von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Co. 1895.

„Der Hamal“ ist als Vorläufer der türkischen Geschichten anzusehen, wie sie an der Stätte der jetzigen amtlichen Wirksamkeit des Verfassers ihm in größerer Anzahl angeregt werden dürften. Es ist mehr Skizze, als ausgeführtes Gemälde. Der ehrliche Lastträger des alten deutschen Bankhauses wird des Diebstahls bezichtigt und entlassen, trotzdem oder gerade weil er die fehlende Summe ersetzt hat. Später stellte sich seine volle Unschuld heraus und er wurde von seinem Herrn wieder rehabilitirt. Auf die Frage, warum er die für seine Verhältnisse bedeutende Summe (dreißig Pfund), die er sich leihweise verschafft hatte, ersetzt habe, „erhob Ohannes langsam den gesenkten Blick, und seine ernsten großen Augen sahen an Mertens vorbei in die Leere. Ein leises, kaum bemerkbares Zittern durchrieselte den mächtigen Körper und dann sagte er leise: ‚Galata-Serai!‘“ (das Untersuchungsgefängniß, der Schrecken aller nichteuropäischen Bewohner von Konstantinopel).

Die Novellen von Konrad Telmann [1]) stehen in ihrer künstlerischen Durchführung weit unter denen Lindau's, sie gehören mehr zur Unterhaltungslecture, dürfen aber unter den Büchern dieses Genres immerhin zu den besseren gezählt werden. Land und Leute hat sich der Verfasser gut angesehen, aber kaum eine einzige der in den vier Novellen handelnden Personen hat derart individuelle Züge, daß wir sie lebendig vor uns zu sehen meinen; die Gestalten sind nicht mit hellem Dichterauge geschaut, sondern künstlich construirt, und die Geschichten machen den Eindruck, daß sie mehr vom grübelnden Verstande, als von der schöpferischen Phantasie herrühren. Das grausig Phantastische spielt darin eine große Rolle. In „Blinde Liebe“ wird Frau Angiolina von ihrem Gatten, der sie als Blinde geheirathet hat, wie ein Kleinod gehegt und gepflegt und auf Händen getragen. Dem Ansinnen des Arztes, ihr durch eine Operation das Augenlicht wiederzugeben, setzt er schroffen Widerstand entgegen. Sie war plötzlich erblindet, als ihr Vater in einer stürmischen Gewitternacht ermordet worden war, ein Blitzstrahl hatte sie gerade in dem Augenblicke getroffen, als sie die funkelnden Augen des Mörders noch gesehen hatte. Der Mörder aber ist, wie der Leser rasch erräth, ihr Gatte Don Tobia, der ihren Vater für einen anderen gehalten und aus Versehen getödtet hatte, und der das ihr zugefügte Leid dadurch wieder gut zu machen sucht, daß er sie, die Blinde, zum Weibe nimmt. Sie leben glücklich, bis die in ihr erweckte Hoffnung, wieder sehend werden zu können, ihren bis dahin wunschlosen Frieden trübt. Der Gedanke, das Augenlicht wieder erlangen, den Mörder ihres Vaters suchen, dem geliebten Gatten ins Antlitz schauen zu können, zehrt an ihr und läßt sie nicht mehr zur Ruhe kommen; Tobia aber wird durch die Furcht zum Selbstmord getrieben, die wieder sehend gewordene Angiolina könnte in dem jahrelang so heiß geliebten Gatten den Fürchterlichen erkennen, den ihre Augen zuletzt erblickt hatten und den sie immer im Geiste vor sich sah. Angiolina hatte in Kummer und Verzweiflung darüber, daß Tobia nicht nach Hause zurückgekehrt und in der Ahnung, daß ihm Schlimmes widerfahren, nach der Operation die Binde abgerissen, um weinen zu können; dadurch verlor sie unwiederbringlich das Augenlicht und sie bewahrte dem Todten, was sie dem Lebenden immer gezollt: blinde Liebe. — Daß der Held der Novelle „Orest“ die verbrecherische Mutter getödtet hat, darauf ist der Leser nach dem Titel dieser Novelle vorbereitet, und der Parallelismus zwischen den Geschicken des lange der Heimath fern gewesenen Menico Sangallo mit denen Agamemnons, sowie die vielfache Beschäftigung des jungen Hirten mit den Gestalten der griechischen Sage, die ihm dann zum Vorbild für sein Thun werden, machen auch den Eindruck des künstlich Ersonnenen. — Sehr hübsch und fesselnd ist dagegen die dritte Geschichte „Die Gattensucherin“ erzählt, wenn dabei der Leser allerdings auch manche starke Unwahrscheinlichkeiten in Kauf nehmen muß. Die romantische Wanderung des klugen und klaren Severo Toti mit der schönen Attilia Gianelli liest sich wie ein Gedicht und man denkt unwillkürlich manchmal, daß diese Erzählung die gebundene Sprache verlangt hätte. „Santi Pellegro“ ist ein Nachtstück, dem Stoff nach groß und tragisch, in der Ausführung aber mangelhaft.

„Blinde Liebe“, wie die erste der Telmann'schen Erzählungen, heißt auch eine Novelle von Ernst Wichert. [1]) Agnes, die hochsinnige Tochter des Professors Waldstätter, hatte die Werbung des wackeren Fabrikanten Steiger, der ihr eine glänzende Existenz hätte bieten können, verschmäht, weil sie ihn nicht liebte. Er erkannte später, daß ihre jüngere Schwester, die fröhliche Frida, viel besser zu ihm passe, und aus Beiden wird ein glückliches Paar. Agnes aber läßt sich von dem Schauspieler Franz Ortler blenden und hinreißen, und sie überträgt den Eindruck, den die von ihm verkörperten dichterischen Gestalten auf sie machen, auf den Menschen selbst. Sie verläßt das Vaterhaus und folgt Ortler als sein Weib. Dann macht sie das ganze Elend des wandernden Komödiantenlebens durch und kehrt abgehärmt und schwer krank, eine Sterbende, zu den Ihrigen zurück. Der Verfasser hat dem Stoff, der schon gar oft behandelt worden ist, keine neuen Seiten abzugewinnen vermocht. Ein directer Fehler in der künstlerischen Composition scheint uns, daß Ortler, der uns zuerst als eine richtige Komödiantennatur vorkommt, später, namentlich in den Tagen des Kampfes und Elends, schöne sympathische Züge entwickelt.

Ninfa, die märchenhafte, düstere Stadtruine hatten drei Poeten, Ida Boy-Ed, Hermine v. Preuschen und Konrad Telmann, gemeinsam besucht. Alle drei waren sie in der melancholischen Einsamkeit zur poetischen Behandlung des Ortes angeregt worden. Sie versprachen einander damals, drei Novellen über Ninfa zu schreiben und sie zusammen hinausgehen zu lassen in die Welt. Die Einlösung dieses Versprechens liegt in dem hübsch ausgestatteten Bande „Ninfa. Drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine v. Preuschen und Konrad Telmann“ [2]) vor. Es ist nicht anzunehmen, daß die Literaturgeschichte diesen Wettstreit ähnlich beachten wird, wie denjenigen zwischen Kleist, Zschokke und Ludwig Wieland, aus dem der „zerbrochene Krug“ hervorging.

Das Milieu ist in den drei Novellen gut geschildert, stellenweise fühlt man förmlich den Athem beklemmt von der Fieberatmosphäre, die sie durchweht. Die Novelle von Ida Boy-Ed ist ins Mittelalter verlegt und erzählt in lebhaften Farben, wie der heimgekehrte Pio die geliebte Rita als Pflegerin seiner sterbenden Mutter findet, wie er erkennt, daß die Gerüchte trogen, die Rita mit dem Teufel im Bunde sagten und wie er sich die Braut aus der Stadt des Todes und vor der Tücke des gierigen Priesters errettet. In ihrem schlichten Tone hebt sich diese Novelle vortheilhaft von den beiden anderen ab. In „Perniciosa“ von Hermine v. Preuschen schildert die Heldin uns, wie sie zum Malen nach Ninfa gekommen ist und wie sie von verhaltener Gluth und Leidenschaft verzehrt wird, liebesdurstig und fieberkrank sehnend Nächte verbringt. Dann kommt Er, der es ihr angethan, an dessen Herzen sie alle Seligkeit eines ganzen Lebens in kurze Minuten zusammenpressen will, er kommt, um Abschied zu nehmen, denn er

---

[1]) Trinacria. Sicilische Geschichten. Stuttgart 1895. J. G. Cotta Nachfolger.

[1]) Blinde Liebe. Novelle von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig. Karl Reißner. 1895.

[2]) Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner, 1895.

hat Weib und Kinder daheim und will stark bleiben. Aber sie zieht ihn in das moderfeuchte Gemach und nun kann sie sterben, nun hat sie „genossen das irdische Glück . . .“ In „Malaria“ von Konrad Telmann endlich empfindet der junge Künstler das Verhältniß zu der reichen Frau, mit der er reist und die für seine materiellen Bedürfnisse sorgt, wie ein Sumpfsieber, das seine Lebensfreudigkeit und seine Schaffenskraft lähmt. In Ninfa hört er die Geschichte des alten Müllers, der dreißig Jahre unter diesen traurigen Trümmern in der verpesteten Luft fern von Menschen und allem, was Menschen beglückt, was ihr Dasein erträglich macht, lebte, weil er das Gelübde gethan hat, auf diese Weise zu sühnen, was er einst gesündigt. Diese Geschichte wirkt klärend und befreiend auf Georg, und er sagt Frau Cäcilien, daß er sie verlassen müsse, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle in der Sumpfluft solcher Existenz. — Das Büchlein tritt vielleicht nicht ganz so anspruchslos in die Erscheinung, als dies seinem Inhalte entsprechen würde.

Eine recht erquickende und erfreuliche Gabe ist das Bändchen „Das Fellahmädchen“ von Rudolf Presber.[1]) Die kleinen Geschichten, die diese Sammlung enthält, sind fein empfunden und gut erzählt. Der Verfasser weiß flott zu charakterisiren und hat echte ergreifende Gemüthstöne. Es geht ein heißer Athem durch einzelne der Novellen, aber es ist die frische, warmblütige Sinnlichkeit der Jugend, nicht die perverse, der wir in manchen Erzeugnissen unsrer Modernen begegnen. Das süße, reizvolle Fellahmädchen, das in der heißen Sonne Aegyptens schon in elf Sommern zum Weibe und zur Liebe herangereift ist, erregt die ganze Begehrlichkeit des Erzählers. Aber immer, wenn er sie in seine Arme nehmen möchte, schrickt er bei dem Gedanken an ihre elf Jahre zurück und entschließt sich dann, das Kind, das schon Weib ist und das mit voller Hingebung an ihm hing, zu verlassen, um der Versuchung zu entgehen. Ein gewagtes Motiv wird hier mit voller Kühnheit, aber so viel feinem Tact behandelt, daß wir die Novelle ohne peinliche Empfindung aus der Hand legen können. Hübsche, frisch und energisch ausgeführte Bilder bieten uns auch die übrigen kürzeren Erzählungen. Und noch Eines zeichnet die Sammlung in vortheilhafter Weise aus: die schöne und reine Sprache. In der Stoffwahl erinnert Presber zuweilen an die modernen Franzosen, zuweilen an Paul Heyse, dem er auch im Stil und Schilderungen ähnelt.

Zum Schlusse sei noch eines gar seltsamen Buches von Björnstjerne Björnson Erwähnung gethan.[2]) Der Verfasser führt uns darin in eine ganz fremdartige Welt, die Männer und die Frauen, die er schildert, treten uns nicht klar und greifbar gegenüber, sondern sind geflissentlich in einem gewissen Helldunkel gehalten. Es ist keine vergnügliche Arbeit, diese Geschichten zu lesen und gar manchmal wird man widerwärtige Empfindungen bekommen, aber das Buch gehört zu denen, die man doch immer einmal wieder in die Hand nimmt. In „Staub“ sind neben einzelnen Stellen von großer dichterischer Kraft wieder andere, in denen der lehrhafte Ton unangenehmen Eindruck macht. „Eine häßliche Kindheitserinnerung“ ist nichts anderes, als das, was der Titel sagt und kein Gegenstand poetischer Behandlung. Sehr fein und anschaulich ist das erste der Bilder: „Mutters Hände“, und von ergreifender Kraft die Schilderung, wie die Mutter die in der gesellschaftlichen Atmosphäre aufgegangene Tochter über ihre eigene Jugendzeit aufklärt und wie sie sie die arbeitenden rauhen Hände lieben lehrt. „Ein Tag“ schildert mit bitterer Satire, wie das Leben so ganz anders aussieht, als das Ideal, gibt aber auf die Frage: „Möchtest Du nun all Deine Träume entbehren, da es jedesmal so jämmerlich damit gegangen ist?“ die tröstliche Antwort: „Nein, denn die Träume sind das Beste, was ich gehabt habe; sie haben mich gelehrt auszuhalten, sie haben mir gegeben, womit ich all das andre messen kann, so daß ich niemals etwas für hoch halte, was niedrig ist.“ Seltsam endlich ist die Geschichte von „Absaloms Haar“, ein feines und tief innerliches Verhältniß zwischen Mutter und Sohn behandelnd. Vieles ist in dieser Geschichte unausgesprochen und gibt dem Leser Räthsel auf, manches darin ist geradezu häßlich. So die Scene, wo der alte Mann, der die junge Frau geheirathet hat, am Tage nach der Heimkehr mit ihr daherkommt, „wie mit einem Packet, das er unter dem linken Arm trug“, und wo dann beschrieben wird, wie er sie körperlich züchtigt, als wäre sie ein ungeberdiges kleines Kind. Sonderlich geschmackvoll ist es auch nicht, wenn von derselben Frau, die als Mädchen von allen Seiten umschwärmt und umworben wurde, das Bild einer sehr hochbeinigen Hündin, die von einer Menge kleiner Hunde umringt wird, gebraucht wird. Björnstjerne Björnson ist offenbar ein Feind jeder Prüderie und liebt es, die Dinge bei ihren derbsten und deutlichsten Namen zu nehmen, aber die rückhaltlose Wahrheit ist nicht das Ziel der Kunst und man sucht wohl Erzeugnisse freier dichterischer Phantasie nicht gerade auf, um nach dem Lesen Empfindungen des Widerwillens und der Unlust zu haben.

[1]) **Rudolf Presber.** Das Fellahmädchen und andere Novellen. Berlin. F. Fontane u. Co., 1896.

[2]) **Björnstjerne Björnson.** Neue Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. v. Borch. Paris und Leipzig, Verlag von Albert Langen. 1895.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. B. **Victor Schultze. Archäologie der altchristlichen Kunst.** München, C. H. Beck, 1895. Mit 120 Abbildungen. — Lange schon blickte die Kunstgeschichte mit einem gewissen Neid auf die Schwesterwissenschaft, die Archäologie, welche in Böckhs großem encyklopädischen Werke, in Starks Handbuch und neuerdings in Sittls classischer Kunstarchäologie (Iwan v. Müllers Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. Bd. VI. 1893 ff.) vielseitig nützliche methodologische Zusammenfassungen besitzt. Wir besaßen ja für einzelne Theile unsrer Wissenschaft zusammenfassende Arbeiten, z. B. Kraus' vortreffliche „Roma Sotterranea“ über die Katakombenkunst, aber als ein Versuch gleich jenen Werken ist vorliegendes Buch neu. Vielleicht hielt man die Zeit bisher noch nicht gekommen dazu, da noch so manche Perioden, gerade in der altchristlichen und frühmittelalterlichen Zeit, viel Unbekanntes enthalten. Victor Schultze hat auch keinen Versuch gemacht, hier die einzelnen Resultate zu einem Gesammtbild zusammenzufassen. Sein Verdienst ist es aber, zum Zwecke des einführenden Studiums die bisherigen Resultate knapp, allerdings auch nicht erschöpfend, zusammengefaßt zu haben. Das Buch wird in der Hand des jungen Studenten nützlich wirken. Der Verfasser versteht unter der Archäologie der altchristlichen Kunst „die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung des Kunstbesitzes des Christenthums und der Kirche im Rahmen des classischen Alterthums. Ihre Aufgabe geht dahin, das Verständniß der mittelbar und unmittelbar auf religiösen und kirchlichen Zwecken ruhenden Werke der bildenden Kunst zu bewirken, welche diesen Besitz ausmachen“. Bei dieser Fassung seiner Aufgabe darf das Gebotene als genügend bezeichnet werden, wenngleich ich an verschiedenen Orten größere Ausführlichkeit und Genauigkeit gewünscht hätte. Außerdem wurden verschiedene wichtige Partien unseres Gebietes überhaupt nicht erwähnt, weil dem Verfasser nur das Rohmaterial vorlag, das er nicht formen konnte oder wollte. Wir kommen darauf zurück. — Die methodologische Anordnung schließt sich im Princip ganz richtig an Stark und Sittl an. Die Einleitung behandelt Begriff, Umfang und Geschichte unsrer Wissenschaft. Das Capitel über antike und christliche Kunst ist im Vergleich zu der eminenten Bedeutung dieser Materie zu mager ausgefallen. Hier waren noch zu erwähnen, die Arbeiten von Schlosser („Beiträge zur Kunstgeschichte aus den Schriftquellen des frühern Mittelalters“) in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Bd. CXXIII. 1891, und „Heidnische Elemente in der christlichen Kunst des Alter-

thums" Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894. Nr. 248, 249 und 250) und Swoboda (Mittheilungen der k. k. Centralcommission 1890; vergleiche übrigens jetzt zu dieser Frage Ed. Braun, „Beiträge zur Geschichte der Trierer Buchmalerei". Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. IX. Ergänzungsheft. 5. 561). Auch die archäologische Ortskunde hätte sorgfältiger durchgearbeitet werden sollen. So ist z. B. die Seite 24 kurz erwähnte Silberpyxis längst von Swoboda in dem oben genannten Aufsatze genau publicirt. Die kurzen Zeilen über Aegypten, nächst Rom die ergiebigste Fundstätte, reichen nicht aus. Dagegen ist die Abtheilung „Baukunst" vorzüglich gerathen, nur wäre es besser gewesen, mit den chronologisch frühesten Monumenten, den Katakomben, zu beginnen statt mit der Basilica. Für die ebenfalls zu knappe „Malerei" konnte der glänzende Wickhoff'sche Text zur Wiener Genesis leider nicht mehr benutzt werden. Auf S. 186, Anm. 2 wird Wickhoffs sorgfältig motivirte Ansicht über den Einfluß von „Jugendunterricht und Frauenliebhaberei" auf die altchristliche Buchmalerei ohne Begründung abgewiesen. Gelegentlich der Josua-Rolle durfte Frimmels interessante Entdeckung (Chronique des arts 1887, Nr. 29, und Wiener Quellenschriften zur Kunstgeschichte N. F. I. S. XIV. und 18) nicht unerwähnt bleiben. Der Darstellungskreis der Malerei genügt ebenfalls nicht. Ein solches Handbuch muß ferner objectiv gehalten sein, muß dem Leser die Gelegenheit geben, pro und contra zu prüfen. Weßhalb fehlt also bei dem Fischsymbol Wilperts vorzügliche Schrift „Principienfragen"? Aeußerst stichhaltig und sorgfältig ist das Capitel „Mosaik" gearbeitet, nur fehlt merkwürdigerweise in der Literaturübersicht S. 197 de Rossi's Musaici cristiani. Auch mit der „Sculptur" kann man sich im großen und ganzen einverstanden erklären. Die Elfenbeine sind, wie gewöhnlich, auch von Schultze vernachlässigt worden. Er hat keinen Versuch gemacht, das überreiche, aber bisher fast ganz ungeordnete Material zu Gruppen und Schulen zu ordnen. Für die Pyxiden war aus'm Werth (Kraus' Realencyklopädie I) und Clemen („Merovingische und karolingische Plastik") zu nennen, während die lediglich compilatorische, absolut nichts Neues enthaltende Arbeit Crämers im Christlichen Kunstblatt ruhig fehlen konnte. Ueber die Lipsanothek zu Brescia hätte ich auch ganz gern ein originelles Wort gehört. Bei den fondi d'oro konnte die interessante Stelle beim Theophilus erwähnt werden. Mit dem Abschnitt über die „Ikonographie" kann der Anfänger sehr wenig anfangen. Hier hätte breiter aufgefaßt werden sollen. Allerdings fehlten hier Vorarbeiten. Detzels Ikonographie scheint der Verfasser vor Abschluß nicht mehr gesehen zu haben. Die Terracotta der Barberinischen Bibliothek ist nach Kraus' neuesten Untersuchungen (Römische Quartalschrift 1892 und Festgabe für de Rossi) sicher eine Weltgerichtsdarstellung, für welche die antike Liberalitas allerdings Vorbild war. Ob es ferner Wilpert nicht gelungen ist, „eine einzige Darstellung einer geweihten Jungfrau aufzuweisen", ist denn doch nicht mit so apodiktischer Sicherheit zu behaupten. Wilperts „Principienfragen" mußten in der That genauer besprochen werden; das hätte die wissenschaftliche Gerechtigkeit verlangt. Das Buch ist von hervorragender methodologischer Bedeutung. Es ist übrigens bezeichnend genug, daß E. Hennecke in seiner soeben erschienenen Leipziger Dissertation „Altchristliche Malerei und altkirchliche Literatur", in der er, nebenbei bemerkt, Bechers Arbeiten über die Katakomben ꝛc. als wissenschaftliche Werke citirt, die „Principienfragen" von der Anerkennung einer „lobenswerthen Zurückhaltung" ausschließt, „schon weil sie die eigentlichen Principienfragen in den Hintergrund stellt" (S 16 Anm. 2). Schultze's Urtheil über das äußerst geschickt zusammengestellte Büchlein Pérate's ist zu hart. Eine „tiefere Erfassung des Stoffes und der Probleme" ist ihm doch selbst nicht gelungen, konnte bei dieser Knappheit auch nicht gelingen. Was ich am schmerzlichsten an dem Buche vermisse, ist die Verwendung der Funde zu Panopolis, eine Schilderung der äußerst wichtigen Textilfunde. Hier lag allerdings auch nicht viel mehr vor als das Rohmaterial. Endlich wäre es eine sehr dankenswerthe Aufgabe gewesen, wenn der Verfasser einen Ueberblick über die altchristliche Epigraphik gegeben hätte. Das ist für den jungen Archäologen, in dessen Hand ja Schultze sein Buch legen will, unumgänglich nöthig. Es war ja hier auf Kraus' vortrefflichem Capitel in der „Roma sotterranea" weiterzubauen. Es liegt uns fern, den Werth des Buches als Ganzes anzufechten. Diese Ausstellungen ergaben sich aber bei der Lectüre und die durften nicht unterdrückt werden. Eine zweite Auflage, die hoffentlich recht bald nöthig ist, wird hier sicher Abhülfe schaffen.

bm. *Léon A. Daudet:* Les idées en marche. Paris, Charpentier, 1896. Boshafte, verrätherische Uebersetzung wäre es, den Titel dieser ursprünglich in der „Nouvelle Revue" erschienenen literarischen Versuche als „Vagabundirende Ideen" zu verdeutschen. Und doch liegt die Lockung nahe, der reinen Willkür dieses Kritikers mit einem Treff derart beizukommen. Der ehedem vielbewunderte Leser Eines Buches ist längst eine Märchengestalt geworden: angesichts eines durch alle Zeiten und Welten, von Aristoteles zu Herbert Spencer, von Plato und Dante zu Ibsen, Dickens und Richard Wagner schweifenden Schwarmgeistes möchte man das Loos jener seligen Selbstbeschränkung doppelt zurückwünschen. Eindringendes Sichvertiefen in eine einzige überlegene Persönlichkeit scheint Daudet weniger ergiebig, als ein Erforschen des Massengeistes: z. B. vergaßen die Individualisten allzusehr, daß der Geist des Einzelnen, und wäre er noch so stolz und außergewöhnlich, doch nur einem Ineinandergreifen zahlloser Voraussetzungen entstamme: Je parle du faisceau des forces latentes et contemporaines dont l'écrivain est la hache. Dieser These entspricht es, daß Daudet für keinen Autor unsrer Tage größere Bewunderung hegt, als für Taine. Dessen Systematik stimmt zu Daudets — eingebildeten — philosophischen Neigungen. Denn in Wahrheit ist seine Art die eines lyrischen Anempfinders, eines Stimmungsmenschen. Mit ausgesprochenen Sympathien würdigt er — wiederholt sehr fein — die Neuesten: Marcel Schwob, Hervieu, Rosny, Wyzewa, Barrès ꝛc. Mit der Entschiedenheit eines Selbstbekenntnisses trägt er die Theorie vor, daß Mitleid und Erbarmen — im Gegensatz zur Fühllosigkeit der echten und falschen Flaubert-Schüler, zum Dilettantismus im Sinne Renans — die Quelle jeder lebendigen schöpferischen Thätigkeit sein müssen: gleichviel, ob solche Gesinnung pathetisch und thränenreich (wie in Victor Hugo's „Misérables") oder in stechender Satire sich offenbare. Als Meinungsäußerung eines selbständigen Kopfes regt jede Exemplification dieser und anderer Hauptsätze Daudets an: zu fertigen, geschlossenen Ansichten fehlt eine Kleinigkeit: unser Gesellschafter ist selbst noch lange nicht fertig mit seiner Persönlichkeit. Im Kreise der jüngeren Essayisten (Doumic, Deschamps, Rod ꝛc.) soll er uns dennoch willkommen sein: er liebt die Literatur, der er die entscheidenden Aufgaben unsrer Zeit und Zukunft zubilligt; er setzt sich redlich mit den wahrhaft Großen und Bedeutenden (Goethe, Homer, Shakespeare, Balzac, Flaubert, Heine, Constant, Ibsen ꝛc.) auseinander. Und er bescheert uns — wie zuvor in dem Roman „Les Kamtchatka" verschleiert — nun ganz rückhaltlos eine Hinrichtung von Max Nordau's „Entartung", die zum Schönsten, Besten und Bestgeschriebenen gehört, was gegen dessen double ignorance und double pédanterie bisher noch vorgebracht wurde.

* **Preisaufgabe der kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.** Die kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1896 folgende Preisaufgabe zu stellen: „Wie läßt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsclassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmäßigsten gestalten?" — Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 300 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigenthumsrecht an die kgl. Akademie ab, welche ausschließlich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen. Die Abhandlung hat alle diejenigen für die höhere weibliche Bildung wichtigen Punkte ethisch-socialer, literarisch-ästhetischer und wirthschaftlicher Art in Betracht zu ziehen, welche in angemessener Vereinigung und Begrenzung das heranwachsende junge Mädchen befähigen, in seiner künftigen Berufsstellung eine befriedigende und segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Dagegen sind alle im engeren Sinne fachtechnischen Fragen von der eingehenderen Erörterung auszuschließen. Die Abhandlung ist sauber und deutlich auf gebrochenem Folio zu schreiben und in edler, allgemein verständlicher deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 Foliobogen werden nicht berücksichtigt. Bewerber werden ersucht, ihr Manuscript spätestens bis zum 1. Dec. des Jahres 1896 unter der Adresse des unterzeichneten Secretärs der Akademie einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält. Erfurt, den 10. November 1895. Die Preiscommission der kgl. Akademie, i. A. Prof. Dr. W. Heinzelmann, Secretär der Akademie."

* **Aufforderung.** Die Kaiserl. **Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie** der Naturforscher kann im künftigen

Jahre zum ersten Mal aus den Mitteln der Carus-Stiftung einem „wohlbefähigten, tüchtigen, jungen Arbeiter im Fache der vergleichenden Anatomie, der Physiologie oder der Psychologie" eine Unterstützung gewähren. Diese ist für 1896 auf 1000 M. festgestellt. Die Herren Bewerber werden gebeten, bis zum 1. Februar 1896 Gesuche einzureichen. Beizulegen sind: 1) Darstellungen des Lebenslaufes und Studienganges mit Angabe der nächsten wissenschaftlichen Ziele. 2) Zeugnisse über Leistungen an Lehranstalten oder in Krankenhäusern. 3) Druckschriften, die den Anspruch auf Unterstützung rechtfertigen. Die Entscheidung über die Bewerbungen wird in dem am 1. Mai 1896 auszugebenden Hefte der Leopoldina veröffentlicht werden. Halle a. S., den 31. Oct. 1895. Der Präsident der Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher. Dr. K. v. Fritsch.

* **Tübingen.** Auf Anregung des Prof. Thudichum ist hier die Bildung eines Uhland-Vereins im Werke. Derselbe soll in Tübingen ein Museum gründen, dessen Hauptabtheilung alle erreichbaren Uhland-Erinnerungen in sich aufnehmen soll. Es handelt sich dabei sichtlich um eine Nachahmung des Schiller-Vereins.

* **Berlin.** Der Cultusminister hat über die Verhältnisse der Privatdocenten Gutachten von Rechtslehrern eingeholt, die dahin lauten, daß der Cultusminister ohne die Zustimmung der Facultäten berechtigt sei, die Privatdocenten aus ihrem Amte zu entfernen. Namentlich Prof. Hinschius soll sich entschieden dafür ausgesprochen haben. — Weiblichen Hospitanten begegnet man in diesem Winterhalbjahr ziemlich häufig in den Hörsälen der Universität. Vorzugsweise finden sich die Damen in den literarhistorischen Collegien von Prof. Erich Schmidt und beim Kunsthistoriker Prof. Frey ein. Auch die Historiker Scheffer-Boichorst, Delbrück und Schiemann, der Vertreter der englischen Philologie Prof. Brandl, der Cultur- und Literarhistoriker Prof. Geiger u. a. haben weibliche Hörer. Eine Dame nimmt an den mikroskopischen Uebungen des Prof. Hans Virchow theil. Neuerdings war es mehrfach bemerkt worden, daß zu einigen Vorlesungen nicht nur die zum Hören berechtigten, sondern auch andere Damen erschienen. Der Rector, Geheimrath Wagner, hat daher angeordnet, daß die Hausbeamten darüber wachen sollen, daß keine unbefugten Zuhörerinnen sich einstellen. In der vorigen Woche wurden bereits zwölf Damen zurückgewiesen.

* **Berlin.** Von der preußischen Heeres-Medicinalverwaltung wird beabsichtigt, jährlich eine Zahl von älteren Assistenzärzten und jungen Stabsärzten zu Universitätskliniken und größeren Krankenhäusern zu commandiren. Es soll dies zu dem Zwecke geschehen, die Militärärzte für ihre Thätigkeit im Kriegsfalle, insbesondere in der Chirurgie, besser vorzubereiten. Und zwar sollen nicht nur die Aerzte des Friedens-, sondern auch diejenigen des Beurlaubtenstandes in die Kliniken und Krankenhäuser geschickt werden. „Eine solche Maßnahme," sagt die „Voss. Ztg.", „ist von großer Tragweite für das Studium der Heilkunde in Deutschland. Wie bekannt, ist seit langer Zeit eine Bewegung im Gange, die darauf abzielt, daß die Candidaten der Medicin vor dem Eintritt in die Staatsprüfung ein Jahr lang in einem öffentlichen Krankenhause Dienst thun sollen. Für diese Neuerung haben sich der Aerztetag und andere ärztliche Vereinigungen ausgesprochen. Auch in dem bisher nur einzelnen Sachkundigen zur Begutachtung überwiesenen Entwurfe einer neuen Studienordnung für Mediciner ist von der preußischen Unterrichtsverwaltung dieses Jahr praktischer Hospitalthätigkeit vorhergesehen. Die Einführung dieses praktischen Jahres aber und damit ein wesentlicher Theil der Neuordnung des medicinischen Studiums wird so gut wie vereitelt, wenn zuvor die Hülfsarztstellen an Krankenhäusern zu einem wesentlichen Theil an Militärärzte für alle Zeit vergeben werden. Es handelt sich bei der beabsichtigten Neuerung um die Verallgemeinerung eines alten Vorrechts des militärärztlichen Standes. Von Alters her sind die meisten ärztlichen Stellen in der Charité ausschließlich Militärärzten vorbehalten. Außer bei der Charité werden noch Militärärzte als Assistenten beim Institut für Infectionskrankheiten, bei der Hygieneanstalt, beim kaiserl. Gesundheitsamt und bei der chirurgischen Universitätsklinik in Berlin beschäftigt."

* **Budapest.** Der oft gerügte Platzmangel am Polytechnikum hat den Senat dieser Anstalt zu einer neuen Vorstellung an den Unterrichtsminister Wlassics bewogen, in der es u. a. heißt: „Das jetzige Gebäude ist für 600 Hörer berechnet, während es jetzt deren nahezu 1200 gibt. In den größten Hörsälen haben 200—300 Hörer Platz, während für 500 Raum geschafft werden muß. Die Zeichensäle sind viel zu klein und die in den verflossenen Jahren angestellten Versuche einer Abhülfe, die Errichtung von Parallelcursen und das Miethen von Localitäten haben sich als unzweckmäßig, ja gefährlich erwiesen. Der Neubau einer entsprechenden Hochschule ist also ein dringendes Bedürfniß, um so mehr, als der Handelsminister, der Kriegsminister und der Minister für Croatien durch Stipendien die Jugend zum Betreten dieser Laufbahn aneifern. Wir dürfen auf diesem Gebiete nicht zurückbleiben und müssen trachten, daß unsre Polytechnik in jeder Hinsicht die Concurrenz mit den besten technischen Hochschulen des Auslandes bestehen könne, damit nicht die Jugend auf das Ausland angewiesen sei." — Der Landes-Sanitätsverein hierselbst, der seit längerer Zeit gegen „geistige Ueberlastung der Schuljugend" und für Einführung körperlicher Spiele und Freiübungen in die Schule agitirt, hat soeben beschlossen, sämmtliche Aerzte der Hauptstadt in diese Bewegung hineinzuziehen. — Prof. Ludwig Biró hat mit Unterstützung des Nationalmuseums eine Studienreise nach Neu-Guinea angetreten, um in diesem wenig bekannten Lande, wo der ungarische Naturforscher Fenichel ein trauriges Ende fand, naturgeschichtliche und ethnographische Gegenstände zu sammeln. Der Gelehrte wird sich in Genua einschiffen und dürfte in der ersten Woche des Januar sein Ziel erreichen.

* **Paris.** Während auf der einen Seite ein Ausschuß zusammengetreten ist, der den Besuch der französischen Hochschulen durch ausländische Hörer fördern will und Anstrengungen macht, um ihrer eine möglichst große Zahl anzuziehen, ist auf der anderen Seite, wie man der „Voss. Ztg." von hier berichtet, eine Bewegung im Gange, um das Studium der Ausländer in Frankreich, wenigstens an der medicinischen Facultät, stark zu erschweren, wo möglich ganz zu verhindern. Unter den französischen Hörern der Heilkunde herrscht starke Erbitterung gegen die fremden Commilitonen. Sie werfen ihnen vor, daß sie ihnen die besten Plätze wegnehmen, daß sie sich der Leichen auf der Anatomie und in den Krankenhäusern und der Arbeitsstellen in den Laboratorien bemächtigen, daß sie bei den Wettbewerben um die Hülfsarzt- (Interne-) Posten in den städtischen Krankenhäusern häufig die Palme erringen, besonders aber, daß sie nach beendetem Studium nicht etwa in ihre Heimath zurückkehren, sondern in Frankreich, häufig in Paris selbst bleiben und hier zum großen Schaden der einheimischen Aerzte den Heilberuf ausüben. Durch den Andrang der ausländischen Wettbewerber haben sich hier die ärztlichen Verhältnisse in den letzten 10 bis 15 Jahren wesentlich verschlechtert, und die französischen Aerzte und Studenten rufen nach Schutz. Das neue Ministerium scheint geneigt, ihn ihnen zu gewähren. Um an einer Facultät eingeschrieben zu werden, muß man Baccalaureus sein, ein Grad, der unserm Reisezeugniß entspricht. Ausländer werden in der Regel nicht verhalten, die Baccalaureatsprüfung abzulegen; man begnügt sich mit den Schulzeugnissen ihrer Heimath und billigt diesen die „Gleichwerthigkeit" („équivalence") zu. Dies ist aber in jedem Falle eine ministerielle Gunst, auf die der Ausländer keinen gesetzlichen Anspruch hat. Seit einiger Zeit nun wird Bittstellern im Secretariat der medicinischen Facultät mündlich eröffnet, daß man ihnen die Gleichwerthigkeit nicht zugestehen, sondern ihnen anheimgeben werde, die Baccalaureatsprüfung zu bestehen, falls sie sich nicht schriftlich verpflichten, nicht an der Pariser, sondern an einer Provinzfacultät zu studiren. Die Regierung verspricht sich von dieser Verbannung der Ausländer in die Provinz mehrere Vortheile; einmal die Entlastung der Pariser Facultät, die unter 6000 Hörern der Heilkunde reichlich 1000 Ausländer, darunter 150 bis 200 Frauen, meist Russinnen, zählt, dann die Belebung und Hebung der Provinzfacultäten, von denen einige ein äußerst schattenhaftes Dasein führen (andere freilich, wie die von Nancy, Lyon und Montpellier, blühen), endlich die Fernhaltung gewisser wenig erwünschter Elemente, die völlig von eigenen Mitteln entblößt sind und nicht hoffen können, in einer todten kleinen Provinzstadt lohnende Nebenbeschäftigung zu finden, während Paris ihnen mancherlei Erwerb bietet. Den französischen Studenten genügt diese Maßregel nicht. Sie sagen, die Fremden würden auch mit ihrem Provinzdiplom im Lande bleiben und ihnen das Brod vor dem Munde wegnehmen; das aber sei der wesentliche Punkt. Sie wollen, daß das Doctordiplom wie bei uns ein bloßer Titel sei und nicht zur Ausübung der Heilkunde berechtige, diese vielmehr von einer Staatsprüfung abhänge, zu der kein Ausländer zugelassen werde. Dann würden sie nichts dagegen haben, daß Ausländer die Hörsäle der hiesigen Facultät füllen.

* **Stockholm.** Ueber die Vorbereitungen und den Plan der schwedischen Feuerland-Expedition hat der Leiter, Docent der Geologie in Upsala Dr. O. Nordenskiöld, aus Buenos Ayres an Baron Oskar Dickson, durch dessen Unterstützung das Unternehmen möglich geworden ist, einen Bericht gesandt, demzufolge die Expedition inzwischen von dort aus nach dem Feuerlande abgegangen ist. Das Innere des Feuerlandes ist ein noch unbekanntes Gebiet. Eine chilenisch-argentinische Grenzcommission hat in diesem Sommer kartographische Aufnahmen vorgenommen. Hiebei wurde ein See von fast 100 Kilometer Länge entdeckt, der nach einem italienischen Missionar benannt worden ist. Die Karte der Grenzcommission ist der schwedischen Expedition zur Verfügung gestellt worden. Von der argentinischen Regierung wurden für die Theilnehmer der Expedition freie Reisen und Transporte, sowie alle sonstigen Erleichterungen gewährt. Die chilenische Regierung hat gleichfalls ihre Unterstützung zugesagt. Für Reisen an der Westküste des Feuerlandes und zur Ausführung von zoologischen und hydrographischen Forschungen daselbst wird ein besonderes Fahrzeug zur Verfügung gestellt.

* **St. Petersburg.** Am 19. November sind 25 Jahre verflossen, seit Professor Lucian Müller, damals Docent an der Universität Bonn, vom Grafen Dm. Tolstoi als Professor der lateinischen Sprache und römischen Literatur an dem 1867 zur Hebung der classischen Studien in Rußland gegründeten Historisch-Philologischen Institut, nach Wahl der Conferenz, bestätigt wurde. Dem Andenken des Grafen hat Prof. Müller in der Vorrede des 1894 in 2. Ausgabe erschienenen Werks „De re metrica poetarum Latinorum" ein „Elogium" gewidmet. Von seinen eignen Geschicken hat er in dem 1892 als Manuscript gedruckten Schriftchen „Ein Horaz-Jubiläum" eine kurze Schilderung gegeben. Am Schluß derselben befindet sich ein Verzeichniß der von ihm bis 1892 veröffentlichten größeren Arbeiten auf dem Gebiete der classischen Philologie. Uebrigens ist Prof. L. Müller der letzte ausländische Gelehrte, der an eine Lehranstalt mit ausschließlich russischer Sprache des Unterrichts berufen wurde. Derselbe hielt und hält auch jetzt noch größtentheils seine Vorlesungen lateinisch.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 18. bis 19. November folgende Schriften eingegangen:

Statistischer Bericht über den Betrieb der k. bayer. Verkehrsanstalten im Verwaltungsjahre 1894 nebst Nachrichten über den Eisenbahn-Neubau, hggb. v. d. Generaldirection. München, C. Mühlthaler. — Das Deutsche Reich 1871—1895; ein historischer Rückblick. Berlin, R. v. Decker 1895. — Dr. Hans Blum: Das erste Vierteljahrhundert des Deutschen Reiches. Braunschweig, Albert Limbach 1896. — Wilhelm Henle und Dr. Franz Schierlinger: Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich; Handausgabe mit Erläuterungen unter bes. Rücks. auf bayer. Gesetzgebg. München, C. H. Beck 1895. — Dr. O. Bähr: Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Juristische Abhandlungen. Bd. II. Aufsätze politischen, socialen, wirthschaftlichen Inhalts. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — Otto Kaemmel: Italienische Eindrücke. Ebd. — Otto Ludwig: Der Erbförster; Die Makkabäer; Das Fräulein v. Scuderi; Die Heitherethei; Zwischen Himmel und Erde; Novellen. Einzelausgaben. Ebd. — Als der Großvater die Großmutter nahm. Liederbuch für altmodische Leute. 3. Aufl. vermehrt. Ebd. — O. Verbeck: Der erste Beste; Die Neuenhofer Klucke; Marie Neander. 3 Erzählungen. Ebd. — Franz Xaver Kraus: Geschichte der christlichen Kunst. I. Bd. 1. Abth. Freiburg i. Br., Herder 1895. — A. Jacob: Unsere Erde. 2. Aufl. — Dr. Michael Geistbeck: Der Weltverkehr. 2. Aufl. (Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.) Ebd. — Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. (4. Aufl. der Grundzüge.) Illustrirte Ausgabe. II. Das Mittelalter. Leipzig, E. A. Seemann 1895. — Karl Heinemann: Goethe. II. Bd. Ebd. — Richard Kralik: Weltwissenschaft; metaphysischer Versuch. Wien, Carl Konegen 1896. — Eduard Graf Wilczek: Das Mittelmeer, seine Stellung in der Weltgeschichte 2c.; Skizze. Ebd. — Karl Frhr. v. Levetzow: Gedanken eines Andern, von Ihm selbst. Ebd. — Maximilian R. v. Hoen: Gisela; Geschichte aus der Zeit der Eroberung Ungarns durch die Magyaren. Ebd. — Alfred Fischel: Der Liebeshof; Novellen. Ebd. — R. Rolff: Unter Buchen u. Birken; gslte. Dichtungen u. Uebersetzungen. Ebd. — Paul Heyse: Ueber allen Gipfeln; Roman. Berlin, W. Hertz 1895. — Edward A. Freeman: Geschichte Siciliens unter den Phönikiern, Griechen u. Römern; a. d. Engl. v. Jos. Rohrmoser. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1895. — Hugo Schuchardt: Sind unsere Personennamen übersetzbar? Graz, Selbstverlag 1895.

Vorstehende **Bibliographie** verzeichnet regelmäßig in kurzen Fristen den Einlauf von Druckwerken*) bei unserer Redaction. Indem sie unsere Leser alsbald auf neue literarische Erscheinungen aufmerksam macht, bescheinigt sie zugleich den Herren Verlegern öffentlich den Empfang ihrer Sendungen. Für die wichtigen unter diesen — worüber natürlich unser eigenes Urtheil entscheidet — werden wir gewissenhafte Berichterstatter zu gewinnen bemüht sein, können indeß für den Erfolg dieser Bemühung nicht einstehen und eine allgemeine Verpflichtung zur Besprechung, geschweige zu schleuniger Anzeige, nicht übernehmen. Formelhafte Mahnungen, die darauf hinzuwirken streben, haben auf eine Antwort nicht zu rechnen.

Fertig eingesandte Anpreisungen drucken wir im redactionellen Theile niemals ab; wer dergleichen beim Publicum anzubringen wünscht, möge den Weg des Inserats beschreiten. Allen Verlagsfirmen steht unsere Zeitung gleich frei gegenüber; nur der innere Gehalt der buchhändlerischen Production erregt ihr Interesse. Ohne unsere ausdrückliche Ermächtigung für den einzelnen Fall ist kein Recensent befugt, ein Werk zur Anzeige bei uns für sich zu bestellen.

*) Revuen und andere periodisch erscheinende Schriften vermischten Inhalts, die uns heftweise zugehen, bleiben von der Bibliographie ausgeschlossen; statt dessen weisen wir in einer „Zeitschriften-Ueberſicht" (unter „Mittheilungen und Nachrichten") unsere Leser von Zeit zu Zeit auf nennenswerthe Artikel einzelner Nummern besonders hin.

Die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 323. München, Donnerstag, 21. November. Beilage-Nummer 269.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Challenger-Expedition.

Von Dr. Bernhard Dessau (Bologna).

Im Jahre 1872 rüstete die englische Regierung auf Veranlassung der Royal Society in London die gedeckte Corvette „Challenger“ für eine Expedition aus, deren Zweck die Erforschung der physikalischen und chemischen, sowie der biologischen und geologischen Verhältnisse der großen Meeresbecken bildete. Als Führer der Expedition fungirte Capitän George H. Nares und später, da dieser während der Reise abberufen wurde, Capitän F. T. Thomson, als wissenschaftlicher Leiter Professor C. Wyville Thomson, dem ein Stab von sechs Specialforschern beigegeben war. Die Expedition blieb 3½ Jahr unterwegs und kehrte, nachdem sie alle Meere aufgesucht hatte, mit einem reichen Material von Sammlungen und Beobachtungsdaten beladen in die Heimath zurück. Hier wurde nunmehr eine Commission, deren Vorsitz Professor C. Wyville Thomson und nach dessen kurz darauf erfolgtem Tode J. Murray, einer der Theilnehmer der Expedition, übernahm, zu dem Zwecke gebildet, dieses enorme Material wissenschaftlich zu verwerthen, die Sammlungen zu ordnen und zu untersuchen, die Beobachtungsdaten zu prüfen und für die Veröffentlichung der Ergebnisse Sorge zu tragen. Von dem Umfange dieser Ergebnisse mag die Thatsache einen Begriff geben, daß die geschilderte Arbeit, an welcher im ganzen 76 Gelehrte verschiedener Nationen betheiligt wurden, erst kürzlich mit dem Erscheinen zweier, die Leistungen der Expedition zusammenfassender Bände [1]) ihren Abschluß erreicht hat. Beinahe zwei Jahrzehnte sind also seit der Rückkehr der Expedition verstrichen — gewiß eine lange Frist, die aber derjenige wohl gerechtfertigt finden wird, der einen Einblick thut in die fünfzig dickleibigen Quartbände, welche der nunmehr vollständige „Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise von Ihrer Maj. Schiff „Challenger“ während der Jahre 1872 bis 1876“ umfaßt. Allerdings hat in dieser Zeit die Wissenschaft wiederum Fortschritte gemacht, andere Expeditionen haben stattgefunden und haben neue Thatsachen aufgedeckt, welche die aus dem Material des „Challenger“ allein gezogenen Schlußfolgerungen vielleicht hie und da schon hinfällig erscheinen lassen könnten; indessen sind, um diese Gefahr zu vermeiden, auch diese neueren Ergebnisse bei der Bearbeitung der einzelnen Capitel berücksichtigt worden und diese letzteren bieten somit, ohne ihren Charakter als Berichte über die „Challenger“-Expedition zu verlieren, zumeist ein vollständiges Bild von dem Stande der betreffenden Forschungsgebiete zur Zeit ihres Erscheinens. Wir wollen im Folgenden, nach einem Blick auf die Entwicklung unserer Kenntnisse vom Meere von ihren Anfängen bis zur „Challenger“-Expedition, aus dem Verlauf und den Resultaten dieses großartigen Unternehmens und anderer, mit demselben gleichzeitiger oder durch dasselbe angeregter Expeditionen das Wichtigste mittheilen. —

Gleich den unermeßlichen Räumen des Himmels hat ohne Zweifel auch das endlos vor dem Auge sich ausdehnende Meer schon seit den ältesten Zeiten das Nachdenken und den Wissensdrang der Menschen herausgefordert. Aber lange noch nachdem das Firmament und die Gestirne bereits ein Gegenstand emsigen und erfolgreichen Studiums geworden waren, herrschte in den Vorstellungen vom Meere noch eine uneingeschränkte Phantasie. Bei den Völkern, deren Schiffahrt die Nähe der Küsten oder enge Binnenmeere niemals verließ, konnte dies ja auch kaum anders sein; und was die nordischen Völker, die als die ersten auf ihren gebrechlichen Schiffen die hohen Meere kreuzten, an Erfahrungen gesammelt haben mögen, ist nicht auf spätere Geschlechter übergegangen. Ja selbst die großen Entdeckungsreisen zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, die innerhalb weniger Jahrzehnte mit tausendjährigen Traditionen aufräumten, den Gesichtskreis Europa's in ungeahnter Weise erweiterten und einer neuen Civilisation die Wege bahnten, vermochten zwar irrige Anschauungen zu beseitigen und eine Grundlage für die neuen zu schaffen, noch nicht aber die wahre Gestalt der Oceane, die wirkliche Vertheilung von Land und Wasser mit einiger Annäherung festzustellen. Dazu bedurfte es noch der Arbeit von Jahrhunderten; erst durch die Fahrten von James Cook und seinen Zeitgenossen haben die Umrisse der Continente und Inseln — bis auf die Polarzonen — und der Verlauf der Meeresströmungen auf den Karten im großen und ganzen ihr definitives Bild erhalten. Sehen wir von der gedachten Ausnahme ab, so blieb von da an auf rein geographischem Gebiete hinsichtlich der Meere und Küsten nur noch die Feststellung von Einzelheiten übrig; noch immer aber war die Kenntniß der Oceane eine im wörtlichen Sinne oberflächliche geblieben, weil die Beobachtungen sich meist auf die Erscheinungen an der Oberfläche des Meeres beschränkten und selten auch nur bis in geringe Tiefen unterhalb derselben vorzudringen suchten. Zwar hatte schon 1757 Cavendish ein registrirendes Thermometer zu dem Zwecke construirt, um die Temperatur des Meerwassers in beliebigen Tiefen festzustellen; auch pflegte man mitunter bei Bestimmungen der Meerestiefe den Lothapparat mit Talg zu beschmieren, der eine Probe des Meeresgrundes mit heraufbrachte — allein alle diese Beobachtungen hatten doch fast nur das Interesse der Schiffahrt im Auge und beschränkten sich deßhalb auf geringe Tiefen; wurde in solchen Tiefen noch kein Boden erreicht, so bezeichnete man die betreffende Meeresstelle einfach als unergründlich. Nur selten auch nahmen die An-

[1]) Report on the Scientific Results of H. M. S. Challenger during the years 1872—1876 under the command of Capt. Sir George H. Nares and the late Capt. Frank Tourle Thomson. Prepared under the superintendence of the late Sir C. Wyville Thomson, Regions Professor of Natural History in the University of Edinburgh, and now of John Murray, one of the Naturalists of the Expedition. A Summary of the Scientific Results. In two parts.

schauungen bezüglich des Meeres eine bestimmtere Fassung an, wie bei Marsilli, der 1725 schrieb, die Meeresbecken seien aus demselben Gestein ausgehöhlt, welches auch fern von den Meeren das Gerüst der Erde bildet, und es sei ein Irrthum, aus dem vom Meeresboden heraufbeförderten Schlamm auf die wahre Natur des ersteren schließen zu wollen; keinen größeren Irrthum würde derjenige begehen, der etwa von einem alten Weinfasse, dessen Innenseite er mit Weinstein bekleidet gefunden hat, behaupten wollte, dasselbe sei gar nicht aus Holz, sondern aus Weinstein gemacht. Erst nach und nach mehrten sich die Beobachtungen über die Erscheinungen in den Tiefen des Meeres; in dem Maße aber, als die Forschung in dieser Richtung vordrang, fand sie ihre Mühe immer reichlicher belohnt und wuchs vor ihren Augen ein Feld neuer, überraschender Thatsachen, das sich schließlich als ein besonderer Wissenszweig von der allgemeinen Erdkunde loslöste.

Dieser Wissenszweig, die Oceanographie, befaßt sich mit allen Erscheinungen und Vorkommnissen im Meere, an seiner Oberfläche, wie in seinen Tiefen und an seinem Boden: mit der Ausdehnung, der Gestalt und Tiefe der einzelnen Meerestheile; mit der Temperatur und der chemischen Zusammensetzung des Meerwassers; mit den Strömungen, der Wellen- und Fluthbewegung des Meeres und den Winden, die seine Oberfläche in Bewegung setzen; nicht minder auch mit den thierischen und pflanzlichen Organismen im Meere, ihrer örtlichen Vertheilung, ihrem Einfluß auf den Zustand des Meeres und ihren Ablagerungen am Meeresboden, die diesem ein beständiges, wenn auch langsames Wachsthum verleihen.

Die Bedeutung dieses weiten Forschungsgebietes wächst noch durch die mannichfachen Interessen wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Charakters, die mit ihm verknüpft sind. Zunächst ist es klar, daß zwischen den einzelnen Theilen des flüssigen Elementes ein unaufhörlicher Austausch stattfinden muß und daß darum selbst von den Vorgängen an seiner Oberfläche, die für viele Zweige unsres praktischen Lebens so eminent in Betracht kommen, ohne Rücksichtnahme auf die Vorgänge in der Tiefe kein richtiges Verständniß zu gewinnen ist. Ungleich werthvoller noch sind aber die Aufschlüsse, viel weitergreifend die Anregungen, welche, so werden wir sehen, gar manchem Zweige der reinen Wissenschaft, vor allem der Biologie und der Geologie, durch die Tiefseeforschung zutheil geworden sind.

Daß die Eroberung eines so weiten Gebietes viel Mühe und Arbeit gekostet hat, braucht wohl kaum besonders bemerkt zu werden. In der That ist leicht einzusehen, daß gerade die Tiefseeforschung mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft sein muß, weil der Mensch nur ganz vorübergehend und nur in geringe Tiefen unter das Wasser zu tauchen vermag und auch nicht für die Beobachtung dessen, was tief unten im Wasser vor sich geht, über einen sicheren Boten verfügt, der ihm, wie der Lichtstrahl bei astronomischen Studien, zuverlässige Kunde aus der Ferne bringe. Die Tiefseeforschung ist also nothwendigerweise zumeist auf indirecte Wahrnehmungen angewiesen und es bedarf besonderer Vorsicht und besonders gut ausgebildeter Hülfsmittel, um sich hiebei vor Täuschungen zu schützen. Dies zeigt sich schon bei einer scheinbar so einfachen Aufgabe, wie es die Messung der Meerestiefe an einem bestimmten Punkte ist. Das ursprünglich hiezu benützte Instrument, die mit einem Gewichte beschwerte Lothleine, erfährt beim Eindringen in das Wasser einen bedeutenden und mit der Länge des untergetauchten Stückes wachsenden Widerstand, der zur Folge hat, daß das Gewicht immer langsamer sinkt und oft erst nach Stunden den Meeresboden erreicht. Die Leine fährt aber durch ihr eigenes Gewicht auch dann noch fort zu sinken und zwar kaum langsamer als vorher, so daß der Moment der Berührung des Gewichtes mit dem Meeresboden nicht mit Genauigkeit festzustellen ist, mag auch die Einrichtung getroffen sein, daß das Gewicht sich durch diese Berührung von der Leine ablöst. Durch Strömungen kann auch das Seil von der geraden Linie abgelenkt werden, oder dasselbe geräth in eine schiefe Lage, weil das Schiff während der langwierigen Beobachtung seinen Ort verändert — kurzum, es wirken eine Menge Ursachen zusammen, um die Meerestiefe schließlich größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich ist. Sollen derartige Irrthümer vermieden werden, so darf vor allem die Lothung nur durch einen Dampfer geschehen, dessen Maschine die Aufgabe hat, der Kraft von Wind und Wellen entgegenzuwirken und das Schiff möglichst an einer Stelle festzuhalten. Ein bedeutender Fortschritt war ferner die Ersetzung der Leine durch einen Stahldraht, der bei größerer Tragkraft viel dünner ist als jene; er erfährt deßhalb im Wasser nur einen geringen Widerstand, wird weniger leicht abgelenkt und sinkt rascher, so daß es leicht ist, aus der Verzögerung dieser Bewegung im Moment, in welchem das Gewicht den Meeresboden berührt, diesen Moment sofort zu erkennen.

Andere Schwierigkeiten sind zu überwinden, wenn Proben vom Meerwasser oder von den im Meere vorhandenen Organismen aus der Tiefe entnommen werden sollen, oder wenn die Temperatur des Meeres in einer bestimmten Tiefe zu messen ist. Im ersteren Falle bedarf es einer Vorrichtung, welche den am Lothe befestigten Behälter im geeigneten Momente öffnet und schließt. Für die Temperaturmessung sind die gewöhnlichen Thermometer — auch die Maximum- und Minimum-Thermometer, welche ihren höchsten, resp. niedrigsten Stand beliebig lange festhalten — deßhalb nicht brauchbar, weil die Thermometerkugel durch den ungeheuren Druck des Wassers in großen Tiefen zusammengepreßt und ihr Inhalt also verkleinert wird, was natürlich ein Steigen des Quecksilbers in der Röhre des Thermometers und mithin zu hohe Temperaturangaben zur Folge hat; das Thermometer braucht demnach eine Umhüllung, welche dem Drucke Widerstand leistet, ohne der Wärme den Durchgang zu verwehren.

Und so ließe sich die Liste der Hindernisse und Schwierigkeiten, mit welchen die Tiefseemessungen zu kämpfen haben, noch weiter fortsetzen. Zu ihrer Besiegung haben vor allem praktische Interessen beigetragen. Das Verlangen nach einer telegraphischen Verbindung zwischen Europa und Amerika war nicht zu erfüllen, bevor man die Tiefe des Meeres und den Zustand des Meeresbodens längs der für die Kabellegung zu wählenden Linie aufs genaueste kannte. Die hierzu erforderlichen Arbeiten, die zu Ende der fünfziger Jahre von England und von Amerika aus vorgenommen wurden, hatten zunächst zahlreiche Verbesserungen in der Construction und Handhabung der verwendeten Apparate zur Folge; des weiteren lieferten sie neben den nothwendigen Daten für die beabsichtigte Kabellegung eine Fülle wissenschaftlich interessanter Thatsachen, die zu weiterer Verfolgung der begonnenen Untersuchungen dringend aufforderten. In England blieb denn auch diese Aufforderung nicht lange ungehört. Im Herbst 1868 fand dort, zum Zwecke der Untersuchung des Thierlebens in den nördlichen Theilen des Atlantischen Oceans, die Expedition des „Lightning“ unter Leitung von C. Wyville Thomson und B. Carpenter statt, und dieser ersten, ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten Expedition folgten in den Jahren 1869 und 1870 zu ähnlichen Zwecken mehrere Fahrten des Schiffes „Porcupine“. Von den Ergebnissen dieser Expeditionen erwähnen wir nur eines. Es hatte bis dahin als ausgemacht gegolten, daß die besonderen physikalischen Bedingungen der

großen Meerestiefen, vor allem das gänzliche Fehlen des Lichtes und der ungeheure Druck der mächtigen Wasserschichten, mit animalischem Leben absolut unverträglich seien; statt dessen fand sich selbst in den größten Tiefen eine reiche und verhältnißmäßig hoch organisirte Fauna, deren Arten zum Theil völlig neu, zum Theil zwar ohne Repräsentanten unter der Fauna geringerer Tiefen waren, aber mit gewissen fossilen Arten der Tertiärzeit, ja selbst noch älterer geologischer Epochen nahe verwandt schienen. Die weittragende Bedeutung einer solchen Thatsache braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; dieselbe stützte sich indessen noch auf eine zu geringe Zahl von Beobachtungen, die alle aus dem gleichen engen Gebiete stammten. Es war nöthig, die Untersuchung auf Meere der verschiedensten Himmelsstriche auszudehnen, und diese Erwägung veranlaßte die Londoner Royal Society, mit dem Plane einer vom Staate organisirten wissenschaftlichen Weltumseglung hervorzutreten. Der Plan fand Anklang und so kam die Expedition des „Challenger" zu Stande. —

Am 7. December 1872 verließ der „Challenger" den Hafen von Sheerneß. Der Anfang schien dem Unternehmen nicht gerade günstig: in Lissabon, der ersten Station, wurde der „Challenger" durch Stürme wochenlang festgehalten und konnte erst am 12. Januar die Fahrt nach Gibraltar fortsetzen. Der Reihe nach wurden nunmehr Madeira, Desertas — eine südöstlich von Madeira gelegene Felsengruppe — und Teneriffa passirt; und hier begannen, nachdem bereits zwischen Lissabon und Gibraltar zur Uebung die ersten Lothungen, Temperaturmessungen und Schleppnetz-Versuche stattgefunden hatten, die regelmäßigen Arbeiten der Expedition. Den nächsten Gegenstand derselben bildete die Aufnahme eines Profils des Meeresbodens von Teneriffa bis nach Sombrero, einer der Virginischen Inseln. Auf dieser etwa 2700 Seemeilen langen Strecke wurden ungefähr 20 Stationen ausgewählt, an denen die Meerestiefe und Temperatur genau gemessen und der Meeresboden eingehend untersucht wurde; indessen wurde auch dazwischen, soweit Wind und Wetter es erlaubten, täglich gelothet und gefischt. Von den Virginischen Inseln ging es über die Bermudas nach Halifax, wo der „Challenger" am 9. Mai Anker warf, und dann am 19. wieder zurück nach den Bermudas; auf dieser Strecke wurden namentlich Temperaturmessungen vorgenommen, um die Erstreckung des Golfstromes, sowie der längs der amerikanischen Küste südwärts verlaufenden kalten Oberflächenströmung in die Tiefe, und den Einfluß beider auf ihre Umgebung festzustellen. Zum zweiten Male wurde darauf, in der Richtung nach den Azoren, der Atlantische Ocean gekreuzt; dann ging es südlich bis in die Breite von Cap Palmas an der Westküste Afrika's, wo die Winde das Schiff zwangen, seinen Curs nach Westen zu nehmen. Am 27. August erreichte die Expedition die 900 Semeilen weit entfernten St. Pauls-Felsen, wendete sich dann nach Bahia, um nach vierzehntägigem Aufenthalte daselbst den Weg über Tristan d'Acunha nach dem Cap der guten Hoffnung einzuschlagen. Am 28. October traf der „Challenger" dort ein und ging am 12. December von hier aus die Ostküste Afrika's entlang mit der Absicht, den aus dem Canal von Mozambique kommenden warmen Agulhas-Strom, der ähnlichen Ursachen wie der Golfstrom seine Entstehung verdankt, eingehend zu erforschen. Das stürmische Wetter verhinderte indessen die vollständige Durchführung dieses Vorhabens. Um die Jahreswende nahm der „Challenger" hierauf seinen Curs in südlicher und südöstlicher Richtung über die Kerguelen nach dem südlichen Eismeere, welches hier zum ersten Male von einem Dampfer besucht wurde. Man hoffte Wilkes-Land zu erreichen, mußte sich aber nach längerem vergeblichen Suchen zur Rückfahrt entschließen, auf welcher die Expedition noch alle Leiden und Gefahren des Treibeises und antarktischer Stürme zu kosten hatte. So war man froh, als am 16. März 1874 endlich Australien in Sicht kam. In Melbourne und Sydney wurden längere Stationen gemacht und am 8. Juni ging es nach Neuseeland, wo die Expedition durch Stürme einen Monat lang festgehalten wurde, so daß sie erst im Juli ihre Reise über die Freundschafts- und Fidschi-Inseln, dann durch die Torres-Straße nach den Banda- und den Gewürz-Inseln fortsetzen konnte. Die Insel Gilolo, Manila und Hongkong bildeten die nächsten wichtigeren Stationen. In Hongkong trat ein Wechsel in der Führung des „Challenger" ein: der erste Capitän, G. H. Nares, wurde abberufen, um die Leitung einer Nordpol-Expedition zu übernehmen, und das Commando ging an den zweiten Capitän, F. T. Thomson, über.

Von Hongkong aus richtete der „Challenger" am 6. Januar 1875 seine Fahrt wiederum nach Manila, dann nach Neuguinea und weiter nach Japan; am 11. April ankerte das Schiff in der Bai von Yeddo. Bis Mitte Juni verblieb die Expedition in den japanischen Gewässern und wendete sich dann nach Honolulu, das am 27. Juli erreicht wurde; am 18. September kam der „Challenger" nach Tahiti und fuhr von hier aus über Juan Fernandez nach Valparaiso. Längs der chilenischen Küste nach Süden fahrend, erreichte der „Challenger" die Magelhan-Straße, die er am 11. Januar 1876 passirte. Nunmehr ging es über die Falklands-Inseln, Montevideo und Ascension heimwärts. Am 24. Mai 1876 traf die Expedition auf der Rhede von Spithead ein.

Wie aus dieser gedrängten Zusammenstellung ersichtlich ist, hat die Expedition des „Challenger" auf ihren langen Fahrten fast sämmtliche Meere besucht und ist in vielen der wichtigsten Häfen des Erdballs eingekehrt. Dessenungeachtet hatten die Theilnehmer der Expedition während der langen Zeit gewiß zumeist ein recht einförmiges Leben, das ärmer war an interessanten Ereignissen, als der an die Reiseberichte anderer Entdeckungsfahrten gewöhnte Leser wohl voraussetzen wird. „Die Geschichte der Challenger-Expedition" — so versichert uns J. Murray, der Herausgeber des Berichtes, in der Vorrede zu dem zuletzt erschienenen Bande — „ist vom Beginn bis zum Ende nur ein Document ununterbrochener emsiger Arbeit. Zu glänzenden Thaten bot sich während der Reise nur wenig Gelegenheit. Die täglichen und stündlichen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, das Manövriren des Schiffes während der mühsamen Tiefsee-Untersuchungen, die mit den Ausflügen zu Wasser und zu Lande verknüpften Arbeiten, dazu die gewöhnlichen Beobachtungen der See- und Landaufnahmen — das alles erforderte von Seiten der Officiere und Mannschaften beständig eine weit größere Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als sie sonst auf den Fahrten eines Schiffes Ihrer Majestät beansprucht wird. Die Conservirung, Katalogisirung und Verpackung der biologischen und sonstigen Sammlungen an Bord verursachte sehr viel Mühe, nicht minder nach der Rückkehr der Expedition die nachträgliche Prüfung dieser Sammlungen und ihre Vertheilung an so viele Forscher in aller Herren Länder."

Heute ist diese Arbeit vollendet: die wichtigsten Sammlungen sind dauernd dem Brittischen Museum einverleibt und der Bericht über die Expedition liegt vollständig vor. Wie bereits erwähnt, umfaßt derselbe 50 Quartbände, von welchen 46 aus Specialabhandlungen über jedes einzelne der Wissensgebiete, die durch die Reise des „Challenger" einen Zuwachs erhalten haben, zusammengesetzt sind. Diese Abhandlungen beschränken sich, wie schon gesagt, nicht ausschließlich auf das von dem „Challenger" heimgebrachte Material, sondern sie berücksichtigen daneben auch die Ergebnisse anderer Untersuchungen und Expeditionen, die zum Theil schon gleichzeitig mit der „Challenger"-Expedition ge-

plant waren, zum Theil durch dieselbe angeregt wurden. (Wir nennen von solchen nur die Fahrten der deutschen „Gazelle" in den Jahren 1874 bis 1876, der deutschen „Elisabeth" von 1876 bis 1878 und der amerikanischen „Tuscarora" im Jahre 1874.) Dadurch wurde der Uebelstand vermieden, der sich andernfalls aus dem langen Zeitintervall zwischen dem Abschluß der Expedition und der Veröffentlichung der einzelnen Abhandlungen ergeben mußte, und gleichzeitig wurden die letzteren vielfach zu erschöpfenden Monographien ihres Gegenstandes. Namentlich die zoologischen Abhandlungen, die den größten Theil der 46 Bände einnehmen, repräsentiren das reichhaltigste Repertorium ihrer Wissenschaft.

Die übrigen vier Bände des „Challenger"-Berichtes sind allgemeineren Charakters. In den beiden ersten finden wir eine Beschreibung des Schiffes sammt seiner Ausrüstung und einen ausführlichen chronologischen Reisebericht, in welchem die wichtigeren auf der Reise gemachten Beobachtungen, sowie hie und da auch bereits ihre Ergebnisse verzeichnet sind. Die beiden letzten, kürzlich erschienenen Bände enthalten — außer zwei Specialabhandlungen, die in den früheren Bänden noch keinen Platz finden konnten, nämlich einer zoologischen Untersuchung und einer ungemein interessanten und von zahlreichen Karten begleiteten Arbeit über Meeresströmungen — eine historische Darstellung der Oceanographie aus der Feder von J. Murray; hieran reiht sich ein zusammenfassender Ueberblick über die Arbeiten und Ergebnisse der „Challenger"-Expedition, über die Vertheilung der marinen Organismen nach den Gegenden und der Meerestiefe, und endlich ein Index der in den einzelnen Berichten beschriebenen oder auch nur erwähnten Genera und Species. —

Eine auch nur annähernd vollständige Darstellung der durch den „Challenger" und seine Nachfolger gewonnenen Erweiterung unsrer oceanographischen Kenntnisse würde weit über den Rahmen unsrer Skizze hinausgehen; wir müssen uns damit begnügen, auf einige besonders interessante Resultate hinzuweisen.

Vor allem wurde die Gestalt der Meeresbecken und wurden deren Umrisse in den verschiedenen Tiefen genauer bestimmt, als es vorher zumeist der Fall gewesen war. Zu diesem Zwecke wurden überaus zahlreiche Lothungen vorgenommen; dieselben ergaben nur selten Tiefen von 3000 Faden (1 Faden = 1.828 Meter). Die größte überhaupt gefundene Tiefe (in der Nähe der Marianen-Inseln) betrug 4475 Faden und man kann nach allem mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß 4500 oder 4600 Faden das Maximum der Meerestiefe sowohl im Atlantischen wie im Stillen Ocean repräsentiren und daß die früheren Messungen, die von 7000 oder gar 10,000 Faden zu berichten wußten, auf Irrthümern beruhten. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Existenz solcher Tiefen den Messungen des „Challenger" und der anderen Expeditionen habe entgehen können. Zwar berühren diese Messungen, so zahlreich sie auch sein mögen, immer nur verhältnißmäßig wenige und isolirte Punkte auf der weiten Fläche des Oceans und ein schmaler Abgrund nach Art des Grand Cañon in Colorado könnte allerdings leicht unbemerkt bleiben. Aber derartige Abgründe sind das Resultat einer lang andauernden Erosion durch Strömungen, die auf dem Meeresboden gänzlich fehlen. Wohl befindet sich auch dort das Wasser schwerlich in vollständiger Ruhe, aber es bewegt sich jedenfalls viel zu langsam, um Wirkungen der geschilderten Art hervorbringen zu können; dagegen vollzieht sich auf dem Meeresboden eine beständige Ablagerung von Materie, die mit der Zeit die etwa vorhanden gewesenen localen Ungleichheiten ausgefüllt haben muß. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß das Meer fern von den Continenten und Inseln allenthalben dieselbe Tiefe besitzen müsse: zum Beweise des Gegentheils braucht nur an das sogenannte Telegraphenplateau erinnert zu werden, jene fortlaufende Erhöhung des Meeresgrundes zwischen Europa und Amerika, oberhalb deren die Wassertiefe nur selten 150 oder gar 200 Meter überschreitet; allein dieses Plateau fällt ganz allmählich gegen die tieferen Regionen des Oceans ab und ebenso wird man auch anderwärts nur graduelle und keine unvermittelten Uebergänge zwischen Stellen verschiedener Tiefe erwarten dürfen.

Von hervorragender Bedeutung für die Erforschung der Tiefsee sind ferner fortlaufende Bestimmungen der Dichte, des Salzgehalts und der Temperatur des Wassers in verschiedenen Tiefen, schon weil diese Bestimmungen wichtige Anhaltspunkte liefern betreffs der langsamen und anderweit schwer erkennbaren Bewegung des Wassers in der Tiefe. Die Thatsache z. B., daß das Wasser am Meeresgrunde in allen offenen Meeren, selbst denen der heißen Zone, eine sehr niedrige Temperatur besitzt, deutet auf eine Bewegung der tieferen Wasserschichten von den kalten Zonen gegen die heiße. Die Nothwendigkeit einer solchen Bewegung war allerdings auch daraus gefolgert worden, daß die mächtigen warmen Oberflächenströmungen, die von der heißen Zone nach den beiden kalten Zonen gerichtet sind, unbedingt einen Ausgleich finden müssen, der durch die viel schwächeren kalten Gegenströmungen an der Oberfläche allein nicht vermittelt werden kann; indessen hatte man aus ähnlichen allgemeinen Ueberlegungen auch geschlossen, daß das Wasser am Meeresgrunde allenthalben die gleiche, seiner größten Dichte entsprechende Temperatur besitzen müsse, und dieser Schluß ist durch die Beobachtung nicht bestätigt worden. Thatsächlich bestehen zwischen der Tiefseetemperatur der einzelnen Meerestheile erhebliche Unterschiede, deren Ursache in mäßigen Erhöhungen des Meeresgrundes, die einen vollständigen Ausgleich erschweren, zu suchen ist.

So wichtig indessen diese physikalischen und hydrographischen Betrachtungen auch sein mögen, so bieten doch die biologischen und im Zusammenhange damit die geologischen Ergebnisse der Tiefseeforschung bei weitem das meiste Interesse. Zunächst muß erwähnt werden, daß diese Forschung den an sie geknüpften Hoffnungen der Naturforscher manche schwere Enttäuschung bereitet hat. Von der Annahme ausgehend, daß ein großer Theil der Sedimentärgesteine des festen Erdballs aus tiefen Meeren abgelagert sei, hatte man erwartet, in der Tiefseefauna mit den Fossilien der Tertiärzeit identische oder doch nahe verwandte Typen zu finden. Diese Erwartung — welcher die in unsrer Einleitung erwähnten Resultate der „Lightning"- und „Porcupine"-Expeditionen anscheinend eine Stütze gewährt hatten — hat sich als irrig erwiesen. Und das gleiche gilt wohl auch von der Annahme, von welcher die Erwartung ausgegangen war: die nahe Verwandtschaft der marinen Gesteine des Festlandes mit den Schichten, die sich heute noch am Meeresboden in der Nähe der Ufer bilden, läßt viel eher darauf schließen, daß jene Gesteine ebenfalls nur aus seichten Uferzonen abgelagert seien, daß also die Grenzlinien zwischen Land und Wasser nicht jene früher behaupteten gewaltigen Verschiebungen erlitten, sondern durch lange geologische Zeiten hindurch eine relative Permanenz bewahrt haben.

Eine Enttäuschung war seinerzeit auch die Feststellung der wahren Natur des „Bathybius". Bei Untersuchung von Präparaten aus dem Tiefseeschlamm, die zum Zwecke der Conservirung in Spiritus aufbewahrt worden waren, hatte Huxley eine graue gelatinöse Masse vorgefunden, die er für Protoplasma hielt und dementsprechend für eine Art lebenden Urschleims, eine primitive und beinahe unorganisirte Lebensform erklärte und die mit dem Namen „Bathy-

bius“ belegt wurde. Statt dessen erkannten die Naturforscher des „Challenger“, daß man es hier mit einer leblosen Materie zu thun habe, die durch den Zusatz von starkem Alkohol zum Meerwasser sich aus dem letzteren als flockiger Niederschlag abscheidet. Der ganze Irrthum und seine Richtigstellung bietet an sich nicht viel Bemerkenswerthes und erhielt erst durch die seinerzeit darangeknüpfte Discussion eine weit über die Frage der Existenz eines „Bathybius“ hinausgehende Bedeutung. Für ihre getäuschten Hoffnungen sind die Naturforscher zudem reichlich entschädigt worden durch die Entdeckung zahlreicher neuer und das eingehende Studium bereits bekannter Formen seitens des „Challenger“ und durch die definitive Feststellung der Thatsache, daß das Leben auch in den größten Tiefen der Oceane keine Grenze findet. Pflanzliches Leben ist ja auf mäßige Tiefen beschränkt, dagegen ist das thierische Leben allenthalben bis auf den Boden des Meeres vorhanden.

Vereinigt man die von dem „Challenger“ gewonnenen Resultate mit denjenigen späterer Untersuchungen, so läßt sich die marine Fauna in drei große Gruppen gliedern: in die Gruppe des Plankton oder des Treibenden, welche alle Formen umfaßt, die ohne eigenes Bewegungsvermögen im Wasser oder an dessen Oberfläche treiben und durch die Bewegungen des Wassers mitgenommen werden; in die Gruppe des Nekton oder des Schwimmenden, welcher diejenigen Organismen angehören, die eigenes Bewegungsvermögen besitzen und dementsprechend auch gegen Fluth und Strömungen ihren Ort beliebig verändern können; und endlich die Gruppe des Benthos, welche diejenigen Pflanzen und Thiere enthält, die am Meeresboden haften und weder durch eigene Impulse noch durch Strömungen erheblicher Ortsveränderungen fähig sind. Am reichsten ist die Meeresfauna nahe zur Oberfläche und nahe zum Grunde, wesentlich ärmer, sowohl an Arten wie an Individuen, ist sie in der mittleren Zone, in der fast nur die zweite der obengenannten Gruppen vertreten ist. Die Fauna der tieferen Regionen wiederum — etwa von 500 Faden abwärts — gehört beinahe ausschließlich den beiden letzten Gruppen an; sie ist ebenfalls nicht reich an Gattungen und Arten und zeigt — wie dies bei der Geringfügigkeit der Temperaturunterschiede nicht anders zu erwarten ist — in allen Meeren denselben kosmopolitischen Charakter, der sich am meisten demjenigen der Oberflächenfauna der arktischen und antarktischen Meere nähert. Ohne Zweifel ist das Leben von den Uferzonen und der Oberfläche ausgegangen und nur sehr langsam in die größten Tiefen vorgedrungen, weil die außerordentlichen dort herrschenden Lebensbedingungen — Fehlen des Lichtes und der vegetabilischen Nahrung, spärliche Sauerstoffzufuhr und endlich der ungeheure Druck — dem Vordringen Schranken entgegensetzten, die nur durch eine schrittweise Anpassung überwunden werden konnten.

Auf eine Beschreibung der einzelnen von dem „Challenger“ und den folgenden Expeditionen neuentdeckten Lebensformen können wir verzichten; von den bereits bekannten Gattungen, die von den Naturforschern des „Challenger“ eingehend untersucht wurden, seien dagegen zwei erwähnt, weil sie für die Geologie des Meeresbodens von besonderer Bedeutung sind. Es sind dies die zur Classe der Wurzelfüßer gehörigen Foraminiferen und Radiolarien, winzige Organismen, die in ungeheurer Anzahl hauptsächlich nahe zur Meeresoberfläche leben und bezüglich deren der „Challenger“-Bericht ungemein werthvolles Material geliefert hat. So z. B. beschreibt Häckel, der Verfasser des Abschnittes über die Radiolarien, mehr als 4000 Arten dieser Gattung, die noch vor 60 Jahren gänzlich unbekannt war.

Bei solchem Reichthum an Arten und Individuen überrascht es nicht, daß die mineralischen Reste dieser Organismen einen bedeutenden Antheil an der Bildung des Meeresbodens nehmen, wenn dieser Antheil auch nicht allenthalben gleich ist. In den sogenannten terrigenen Sedimenten, welche auf eine nicht sehr breite Zone rings um die Küsten beschränkt sind, herrschen mineralische Stoffe, die durch Fluth und Wellen vom Ufer losgerissen oder durch die Flüsse dem Meere zugeführt sind, bei weitem vor. Daher ist auch der Charakter dieser Sedimente von demjenigen des angrenzenden Ufers abhängig; in eingeschlossenen Meerestheilen und nahe zur Mündung großer Ströme überwiegt ein feinkörniger bläulichschwarzer Schlamm, der seine Farbe einem Gehalt an Schwefeleisen verdankt, welches aus der gemeinschaftlichen Zersetzung eisenhaltiger Mineralien und organischer Reste entstanden ist; in der Nähe steil abfallender Küsten findet sich der grünliche sogenannte Glaukonit-Schlamm, während vulcanische oder Koralleninseln dem Boden ihrer Umgebung selbstverständlich große Mengen vulcanischer oder Korallenreste zuführen. Mit wachsender Entfernung von der Küste gehen diese terrigenen oder litoralen Sedimente mehr und mehr in die pelagischen Sedimente der Tiefsee über, in welchen die Verschiedenheiten der Uferzone verschwinden. Die pelagischen Sedimente bestehen großentheils aus den mineralischen Resten von Organismen, welche an der Oberfläche des Wassers oder in deren Nähe lebten und ihr Charakter ist daher wesentlich durch die Verhältnisse an der letzteren bedingt. In den tropischen und subtropischen Regionen bilden in mittleren Tiefen und in größerer Entfernung von den Küsten die Kalkgerüste von Foraminiferen, Mollusken, Echinodermen u. s. w. den charakteristischen Bestandtheil des Sediments, dessen Kalkgehalt 60, ja 80 Procent erreichen kann; der Rest ist vulcanischer Staub, der selbst aus weiter Entfernung auf dem Wasser herbeigetragen sein kann, sowie ein rother Thon, der wahrscheinlich aus der Zersetzung des vulcanischen Staubes gebildet ist. Von den Foraminiferen, deren Reste sich in dem Tiefseeschlamm finden, leben zwar die meisten Gattungen am Meeresboden selbst, aber natürlich sinken auch die Reste der in der Oberflächenzone lebenden Organismen nach dem Absterben der letzteren auf den Grund; und unter diesen überwiegt die eine Foraminiferen-Gattung Globigerina durch die Zahl ihrer Individuen in solchem Grade, daß die ganze Ablagerung den Namen Globigerinen-Schlamm erhalten hat. Nur in den größten Tiefen — von etwa 4000 Meter an — fehlen diese Reste, weil sie auf ihrem langen Wege durch das Meerwasser von dem letzteren aufgelöst werden und den Boden gar nicht mehr erreichen; hier besteht dann das Sediment fast ganz aus dem rothen Tiefseethon. In den centralen Theilen des Stillen Oceans begegnet man ferner an gewissen Stellen dem sogenannten Radiolarien-Schlamm, dessen Kalkgehalt ebenfalls sehr gering ist und dessen charakteristischen Bestandtheil die zarten Kieselgerüste der Radiolarien bilden; doch ist dieses Sediment weit weniger verbreitet als die anderen. Ungemein interessant ist ferner das häufige Vorkommen schwer zerstörbarer Reste von Wirbelthieren, wie der Ohrknöchelchen von Walen und der Zähne von Haifischen in den Tiefsee-Ablagerungen. Manche dieser Haifischzähne gehören fossilen Arten aus der Tertiärzeit an — ein Beweis, wie langsam die Bildung dieser Sedimente vor sich gegangen ist.

Auf weitere Einzelheiten des Abschnittes von den Tiefsee-Ablagerungen, der zu den wichtigsten des „Challenger“-Berichtes gehört, können wir nicht eingehen; auch die interessanten Arbeiten auf botanischem Gebiete, über die vegetabilischen Bestandtheile des Plankton und über die insularen Floren, seien nur flüchtig erwähnt. Zur Illustration der Bedeutung und der Erfolge des „Challenger“-Unternehmens mag das Gesagte genügen. Vergegenwärtigt man sich die Thatsache, daß mehr als drei Fünftel der gesammten Erdoberfläche dem Ocean angehören, und vergleicht

man den Stand, auf dem sich unser Wissen von diesem ungeheuren Gebiete noch vor drei Jahrzehnten befand, mit den durch den „Challenger" theils unmittelbar erlangten, theils mittelbar hervorgerufenen Fortschritten, so wird man zu der Ansicht gelangen, daß seit den großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts kein Unternehmen in gleichem Maße zur Erweiterung unsrer Kenntnisse von unserm Wohnplaneten beigetragen hat, wie die „Challenger"-Expedition.

„Italienische Erzählungen" von Isolde Kurz.[1])

R. B. Die alte Klage, daß Deutschland seine Dichter erst ehre, wenn sie gestorben sind, hat für unsre Zeit keine Berechtigung mehr: die literarischen Größen wachsen heutzutage rasch, zu rasch vielfach für den Quellvorrath, der ihre Brunnen fernerhin speisen soll, und mancher rasch berühmt Gewordene bleibt, wie auch seine Bändezahl wachsen möge, ja, gerade je schneller sie wächst, doch stets der Autor des Einen Werkes, welches ihm den Namen verschaffte. Eine kleine Zahl nur ist es, deren neue Bücher der erfahrene und nachdenkliche Leser mit freudiger Spannung zur Hand nimmt, weil er gewiß ist, darin merkwürdige innere und äußere Erlebnisse mit der Handschrift des großen Talents dargestellt zu sehen. Unter diese wenigen gehört Isolde Kurz.

Es ist noch in frischer Erinnerung, wie schnell sich diese Unbekannte in die Reihen unserer ersten Poeten und Erzähler stellte, wie ihre seither wiederholt aufgelegten „Gedichte" und „Florentiner Novellen" von der maßgebenden Kritik als Ereignisse gefeiert wurden. Man las in jenen Besprechungen regelmäßig, hier sei eine ungewöhnliche Vereinigung von männlicher Gestaltungskraft mit den weiblichen Eigenschaften: Wärme und Feinheit. Dies ist ganz richtig; was aber Isolde Kurz vor so vielen, gleichfalls sehr begabten, auszeichnet, das ist die eigenthümliche Weite und Freiheit ihres Horizonts. Nicht weiblich, nicht männlich, sondern rein menschlich ist der ruhige große Blick über die Dinge hin, die Gabe, den besonderen Fall ebenso zum Spiegel des allgemeinen Gesetzes zu machen, wie er sich im Leben selbst dem betrachtenden Sinn darstellt. Dann — eine seltene Eigenschaft beim weiblichen Geschlecht! — der tiefsinnige Humor, der mit leisem Ausdruck ein Licht dort aufsetzt, wo die ewige Unzulänglichkeit des Menschendaseins allzu graue Schleier ausbreiten will. Und alles dieses nicht mit hineingetragenen Reflexionen, sondern ganz einfach und von selbst aus der Erzählung herauswirkend, wie dies eben nur Meistern der Darstellung gegeben ist. Langjähriges Leben in Italien und stete Beschäftigung mit den großen Alten haben dieser starken Begabung die Formschönheit verliehen, welche beim ersten Eindruck nur Kraft und Einfachheit zu sein scheint. Daß man in Florenz die Posaunenstöße der deutschen „Modernen" nicht mehr zu vernehmen braucht, mag auch als günstiger Umstand hinzugerechnet werden.

Den vollen Eindruck von reifer Kunst erhält der Leser gleich in der ersten Novelle: „Schuster und Schneider", der eigentlichen Perle der Sammlung, so Vortreffliches diese auch sonst noch darbietet. Wie hier die uralte Tragikomödie vom Pechvogel in die bescheidenen vier Wände eines in Florenz hausenden deutschen Kunstjüngers verlegt wird, wie er, den das Schicksal als mühseligen „Schneider" geboren werden ließ, sich vergebens zum „flotten, freien Schusterthum" hinüber zu retten sucht, das ihm lockend einen bacchantischen Abend lang vor Augen leuchtet und dann beim Morgenschein des nächsten Tages auf Nimmerwiedersehen entflieht — das ist ein Meisterstück an Erfindung und schließlicher Hinausführung. Der großartig gelassene Humor des Vortrags mildert das tragische Mitleid und trägt sein gutes Theil zu dem Eindruck des ganz Seltenen, Vorzüglichen bei.

Alle Geschichten des Bandes spielen im modernen Italien; wir sehen deßhalb statt der früher üblichen „italienischen Novelle" mit Liebesgeflüster, Mandolinenklang und Degengeklirr dieselbe herabgekommene Kleinwelt, wie sie auch die Romane der zeitgenössischen Italiener selbst zeichnen: die häusliche Kümmerlichkeit, die Gier nach mühelosem Erwerb, die Passion zum Lottospiel als gleichmäßiges Erbtheil des Mittelstandes wie der unteren Classen, getreu nach dem Leben gezeichnet. Aber gleich in der Erzählung „Pensa" wächst auf diesem unerfreulichen Hintergrund die ergreifende Gestalt des armen, unwissenden Mädchens aus dem Volke, das nicht nur die Leidenschaft empfindet, sondern ganz Leidenschaft ist, stumm, dumm und blind in Betrug und Diebstahl hineingeräth und ob des schließlich auf sie Hereinstürmenden in Verzweiflung fällt, bis ein Hinabspringen auf die Straße zu Ihm, der ihre Ehre gewissenhaft schonen wollte, das arme verworrene Leben beendigt. Es liegt ein Stück erschütternder Tragik in dem Schicksal dieser armen Magd: die Hülflosigkeit des Unmündigen, der sich selbst überlassen bleibt und schließlich untergeht, ohne zu wissen warum. In den „Glücksnummern greift die Verfasserin tief in Großstadtelend und alles verzehrende Spielwuth hinein. Aber zum Schluß taucht leise der Zug zum Wunderbaren, Unerklärten auf, der in den beiden Phantasiestücken „Mittagsgespenst" und „Ein Räthsel" voll sein Wesen treibt, freilich auf dem Hintergrund classisch gezeichneter Landschaftsbilder. Der in weißer Mittagsgluth brütende Domplatz von Pisa, die verbrannte Einöde, aus welcher eine verschollene Stadt mit Thürmen und Thoren aufsteigt, sie werden auch den „positiven" Leuten Eindruck machen, welchen der phantastische Stoff gegen ihr regelrechtes Denken geht. Daß die Neigung zum Gruseln in unsrer verstandesklaren Zeit noch recht verbreitet ist, das zeigt der Erfolg aller gut geschriebenen modernen Geistergeschichten. Hier freilich ist von solchen im eigentlichen Sinn keine Rede, aber das Unheimliche im eigenen Gehirn, ungeahnte Schrecken über ein plötzlich erlebtes Unerklärliches, sie wirken ebenfalls auf Empfängliche lebhaft genug.

Gänzlich auf den Boden des leibhaften wechselvollen Lebens versetzt dagegen wieder den Leser die Erzählung: „Erreichtes Ziel". Sie ist, wie „Schuster und Schneider", eine glanzvolle psychologische Leistung. Da steht der feinsinnige Dilettant, der Mensch der ewigen Vorsätze, leibhaftig vor uns, der zwanzig Jahre lang vor grundirten Leinewanden des „glücklichen Momentes" harrt und sich nie zum Anfangen entschließen kann. Wer kennt ihn nicht, diesen Glücklich-Unglücklichen, der sich durch feinen Geistesgenuß für das versagte Schaffen schadlos hält, von dem er überdies fest glaubt, es sei jeden Augenblick seinem Wollen erreichbar? Der sich ruhig „dazu" rechnet, ahnungslos über den Abgrund, der sein Wesen von dem des schaffenden Künstlers trennt. Und diesem gegenüber steht denn ein gesundes normales junges Weib, dem schließlich ob der ewigen unfruchtbaren Verehrung die Geduld ausgeht, so daß sie jäh von ihrem Postament herabsteigt und einen herzhaften, natürlichen Menschen mit ihrer von dem Andern vor lauter Idealität nie begehrten Hand beglückt. Diese Geschichte voll reizend erfundener Einzelheiten spielt in der Fremdencolonie von Rom, welches Isolde Kurz offenbar ebenso gut kennt, wie ihr geliebtes Florenz. Sie hat dessen alte Zeiten in ihren prächtigen „Florentiner Novellen" so völlig überzeugend und lebensvoll heraufzurufen gewußt, daß dieses Genre ihr eigenthümlichstes

[1]) Stuttgart, G. J. Goeschen 1895.

zu sein schien. Heute steht sie, gewiß für viele überraschend, unter den Modernen, ebenso kraftvoll, eigenthümlich und anziehend im neuen Gewande wie früher im alterthümlichen. So wird dieser jetzige Band sicher das gleiche Glück beim deutschen Publicum machen, wie die früheren der Verfasserin. Die Quellen des Wesens der Kunst strömen bei ihr aus tiefen Schachten herauf: das ist die beste Gewähr für ihre Stärke und Dauer.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. „Der alte Adam und die neue Eva." Ein Roman unsrer Uebergangszeit von Rudolf Golm. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson 1895. Der Titel dieser Geschichte läßt mehr erwarten, als der Inhalt bietet. Der Verfasser will beweisen, daß die Frau auch in der unglücklichen Ehe besser daran ist, als wenn sie sich aus eigener Kraft erhalten muß. „Das Freiheitsstreben der Frau ist ein Streben ins Leere. Eine alleinstehende Frau, die keine Renten bezieht, befindet sich unter dem Druck der ganzen Gesellschaft, dieser Druck muß naturgemäß noch viel schwerer auf ihr lasten, als die schlimmste Zwangherrschaft eines Einzelnen. Deßhalb wird sich auch, solange man die alleinstehende Frau nicht mit anderen Augen betrachtet als bisher, jedes auf Erwerb angewiesene junge Weib aus ihrer einsamen Freiheit immer wieder selbst in die traurigste Ehe zurücksehnen — es sei denn, sie will ihre Zuflucht zum Laster nehmen." — „Das Weib hat zweifellos in den letzten Jahrzehnten weit größere Fortschritte gemacht, zum mindesten sich weit mehr verändert, als der Mann. Aus dieser Divergenz der Entwicklung müssen zwischen Vollnaturen die heftigsten Conflicte erwachsen. — Und beinahe möchte ich sagen — freilich, wenn Du willst, ist es sogar nur ein schlechter Witz — ich möchte sagen: Jede Ehe, die einen alten Adam und eine neue Eva verbindet, bedeutet ein verlorenes Paradies." Das Beispiel, an dem diese Thesen demonstrirt werden, ist nun allerdings sehr künstlich construirt. Die fünfundzwanzig Jahre alte Käthe Hübner, die durch ihre Thätigkeit als Lehrerin zur Unterstützung ihrer Eltern beiträgt, hat zu Hause keine frohe und friedliche Stunde. Die Liebe, die sie mit ganzer Kraft ergriffen hatte, mußte sie in Folge des Machtgebotes ihrer Eltern unterdrücken, denen der Erwählte keine genügenden Garantien für die Zukunft zu bieten schien. Und so war sie schon zu dem resignirten Gedanken des Altjungferthums gekommen, als sich ihr die Gelegenheit zu einer „guten Partie" bot. Im Hause des verwittweten Herrn v. Buggenrieth gab sie dessen Kindern Unterricht. Mehr als einmal war es ihr schon aufgefallen, daß Buggenrieth sie mit verlangenden Blicken betrachtete, und eines Tages verstieg er sich denn auch dazu, ihr in dürren Worten den Vorschlag zu machen, daß sie ihm ohne Priestersegen angehören solle. Da sie darauf entrüstet sein Haus verließ, kam er zu der Einsicht, daß auf anderem Wege nichts zu erreichen sei, und bot ihr seine Hand an, die sie nach langem Zaudern annahm. Die Ehe gestaltete sich zu einer recht unglücklichen, Buggenrieth kehrte den Tyrannen und Pascha heraus, so daß Käthe sich eines Tages zu dem Entschlusse aufraffte, sein Haus zu verlassen. In eine Scheidung aber willigte er nicht, und so schleppte sie auch in der Freiheit die Kette nach. Bei den Versuchen, sich ganz auf eigene Füße zu stellen, machte sie mannichfache unliebsame Erfahrungen, namentlich vermißte sie das Wohlleben, das sie im Hause des ihr antipathisch gewordenen Gatten genossen hatte, und sie fühlte sich für den Kampf ums tägliche Brod nicht stark genug. So kehrte sie denn wieder in das Haus des Gatten zurück, wo nach kurzem Frieden allmählich die alte Gereiztheit wieder eintrat; aber sie ertrug jetzt seine Härte, seine Ungerechtigkeiten, ohne zu murren, willig fügte sie sich dauernd seinen Geboten, ihr Leben als alleinstehende Frau hatte ihre Freiheitsforderungen herabgestimmt, der vorübergehende Kampf mit der Armuth ließ sie ihre in Bezug auf Geld sorglosen Verhältnisse doppelt angenehm empfinden. Keine einzige unter den Gestalten des Buches vermag unser Interesse in lebhafterem Grade zu erregen; die erste Hälfte wirkt in ihrer Breite ermüdend, während durch die zweite ein etwas frischerer Ton geht. Uebrigens vermag das Buch gar nichts für das zu beweisen, was der Verfasser beweisen wollte. Käthe's Fall ist nicht der normale, und ganz anders gestaltet sich die Frage, wenn es sich um eine Ehe handelt, in der die Frau nicht wie hier für ihren Verzicht auf alle idealen Forderungen die Befreiung von den gemeinen Sorgen des Tages findet, sondern wenn etwa Mann und Frau unausgesetzt ums tägliche Brod ringen müssen.

* Prof. L. Blake von der Kansas-Universität zu Lawrence ist mit einem neuen Heilmittel gegen Diphtherie hervorgetreten, dessen Anwendung als Gurgelmittel fast stets sofort und vollständig die Diphtheriepilze getödtet habe. Das Mittel ist eine Mischung von einem Theil Wasser und zwei Theilen Salz, durch welch letzteres ein elektrischer Strom gegangen ist, der Stickstoffchloride erzeugt.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor des Strafrechts, Dr. van Calcker ist in gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg berufen worden und wird diesem Rufe Folge leisten.

γσ. **Berlin**, 17. Nov. Die Novembersitzung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ward gestern durch den Vorsitzenden Virchow mit Gedenkworten an den jüngst heimgegangenen Berghauptmann Wenzel Radimsky in Serajewo eröffnet, dessen großes Verdienst um die bosnische Prähistorie sich namentlich bei den Ausgrabungen von Butmir offenbarte, wie durch seine zahlreichen gediegenen Arbeiten und in der Errichtung und Ordnung der bosnischen prähistorischen Alterthümer, die fast sämmtlich für die neolithische Zeit in Anspruch zu nehmen sind. Auch den jüngst verstorbenen Runenforscher Stevenson in Kopenhagen erwähnte der Vorsitzende ehrenvoll und legte sodann einen von Sanitätsrath Dr. Lissauer gesandten Reisebericht aus Italien vor, der vornehmlich über die neuerdings gefundenen Reste der Cultur der alten Langobarden in Italien Ausschluß gibt und darthut, daß diese Cultur nicht so gering gewesen, als man gemeinhin angenommen hat. In Monza, Parma, Bologna u. s. w. finden sich zahlreiche Goldsachen, Filigranarbeiten, Thierfibeln und dergleichen von zweifellos langobardischer Herkunft. v. Weinzieher (Prag) sendet gerillte Steinhämmer aus einer an der Elbe gelegenen neolithischen Ansiedlung bei Czernisek. Dr. Tschiche (Erfurt) berichtet über Funde mit Darstellungen von Menschen und Thieren in gebranntem Thon aus der Gegend von Erfurt, Dr. Rademacher (Köln) über germanische Begräbnißstätten am Niederrhein. Dr. Döring hat von der deutschen Togo-Expedition werthvolles Urmaterial über Kopfmessungen und Tätowirungen der dortigen Eingeborenen eingesandt. Ferner ist eine Photographie von Interesse, die Prof. Makowsky (Brünn) eingesandt hat und die ein dort zu Tage gefördertes muthmaßliches Mammuth-Idol darstellt. Virchow gibt dann Erläuterungen der Exostosen von Bärenknochen, die er auf die sogenannte Höhlengicht der Bären und die von dieser in den Knochen erzeugten Veränderungen zurückführt. Sanitätsrath Dr. Bartels macht die Mittheilung, daß Dr. Dubois in nächster Zeit seine vielbesprochenen Funde zum Pithekanthropus der Gesellschaft im Original vorlegen werde, und übergibt eine Arbeit Richard Andree's über den Phallus-Cult in Centralamerika, die sich an ein in Mexico gefundenes und zuerst für ägyptischen Ursprungs gehaltenes Stück anschließt, sowie eine Mittheilung des Dr. Schuchardt (Hannover) über die sogenannten „Greffte". Darauf erläuterte Dr. Müller die vorzüglich dargestellten Portraits in einigen Heften einer japanischen illustrirten Zeitung. Es sind Portraits des Kaisers von China, von Japan, des Königs von Korea, des Grafen Itó, von Li-Hung-Schang, von Generalen, Officieren und Ministern Japans und China's, die während des letzten Krieges genannt worden sind. Dr. Lehmann-Nitsche legte Serpentin-Werkzeuge in Hammer- und Beiltypus vor, Prof. Buchholz seine auf Bornholm bei der Salomons-Capelle gemachten Funde aus der neolithischen Zeit, unter denen sich neben Speerspitzen, Messern, einem mit Schnurornament versehenen Randstück eines Thongefäßes Platten befinden, auf denen Zeichnungen von Schiffchen eingeritzt sind, so daß der Kiel nach verschiedenen Richtungen liegt. Aus der Priegnitz legte er eine Nadel mit eisernem Dorn vor und zwei bronzene Halbkugeln als Kopf, wie zwei „Kinderklappern" vom rechten Oderufer, die beide Enten darstellen, die eine mit Füßen und Andeutung von Federn, die zweite ohne Füße und offenbar als schon gerupft dargestellt; da sich auch eine Flasche fand, die ebenfalls als sogenannte „Kinderklapper" angesehen werden kann, so fragt sich, ob diese Dinge, wie sie in Gräbern gefunden werden, nicht als Symbole von Nahrungsmitteln aufzufassen sind, was bisher nicht untersucht worden ist. Darauf sprach Prof. Dr. Radlow (St. Petersburg): über mongolische Alterthümer. Der Vortragende ist der Führer einer 1891 von der kaiserlich russischen Regierung entsandten Expedition gewesen, die den Zweck hatte, die alttürkischen Inschriften in der Mongolei zu entziffern. Schon 1889 war unter Leitung

Jedunzows eine Expedition in die Mongolei gegangen, um die Stätte des alten Karakorum, der Hauptstadt Dschingis Khans, festzustellen, und hatte gefunden, es habe mehrere Städte dieses Namens am Orchon gegeben. Man fand damals zwei Steine mit chinesischer Schrift bedeckt und dabei zwei Zeilen in altmongolischer oder idurischer Schrift, woraus man das Vorhandensein dieser Schrift im Norden der Mongolei während des 7. und 8. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung erkannte. Schon 1721 waren solche Steininschriften am Jenissei gefunden worden, doch hatte man sie nicht sicher entziffern können. Die Expedition von 1891 begleitete neben mehreren Zeichnern ein Topograph, dessen Aufgabe es war, das Gebiet am Orchon topographisch aufzunehmen. Die Expedition ging über Kiachta und Urgá zum Orchon. Prof. Clemens ging alsdann nach Westen zum Jenissei, um den Zusammenhang der Inschriften am Jenissei mit denen am Orchon zu untersuchen. Die Dauer des Aufenthalts in der Mongolei betrug drei Monate; während dieser Zeit nun fand man Gräber aus vier historischen Perioden, von denen drei durch die Inschriften genauer bestimmt waren. Bei den Gräbern der ältesten Periode tragen die sie im Umkreis umgebenden aufrechtstehenden Steine keine Inschriften. Ein solcher Steinkranz um die Gräber hat oft einen halben Kilometer im Durchmesser, und die Steine sind mit Figuren geziert. Die Oeffnung dieser Gräber ward den Forschern seitens der chinesischen Regierung nicht gestattet. Aehnliche Steinkränze finden sich auch in der Westmongolei. Die zweite Periode der alttürkischen Gräber ist die in der ganzen Mongolei verbreitete, die sich dadurch kennzeichnet, daß Hirsche auf den aufrecht um das Grab stehenden Steinen dargestellt sind. Die für die Wissenschaft wichtigsten Funde indessen sind die sogen. alttürkischen Swaichans-Gräber, die sich durch schöne, auf Grabhügeln befindliche, sogen. Babú oder Steinfiguren auszeichnen. Hierher gehören auch die Gräber aus der vom vierten bis zur Hälfte des 8. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung herrschenden Tuqué-Dynastie. Ein Steinsarkophag steht in der Mitte, daran befinden sich Figuren, und nach Osten befindet sich eine Steinreihe, deren Länge sich nach der höheren oder geringeren socialen Stellung des Todten abmißt. Am alten Orchon bei Koschezeidem fanden sich zwei Prinzengräber mit Inschriften in chinesischer Sprache auf $2^1/_2$ Meter hohen Steinplatten, von denen die eine völlig lesbar war. Zwei liegende mit den Köpfen zusammenstoßende Drachen und einen Adler finden wir auf diesen Platten. Drei Seiten der einen Platte jedoch sind im sibirischen Runen-Alphabet geschrieben, das dem 1721 im Jenisseithal gefundenen ähnlich ist. Sie zeigen 40 Langzeilen vorn, 41 hinten und 15 an der einen Seite. Die Inschrift stammt aus dem Jahre 731. Am 20. Nov. ds. Js. ließ der chinesische Kaiser dem Prinzen Kül-Tegin diese Inschrift errichten. Die Inschrift, zu der eine Figur gehört, trägt das Steinmetzzeichen eines türkischen Volksstammes, der Teleßk, und da sie eine bilingue ist, schien ihre Entzifferung möglich zu sein, obgleich sie an Umfang die chinesische Inschrift um das Vierfache übertrifft. Außerdem wurden drei Städte aufgefunden und darin viele Bausteine mit Inschriften. Das alte Karakorum Dschingiskhans hat an der Stelle gelegen, wo der mittlere Orchon aus dem Gebirge in die Steppe tritt, denn hier lagen die Spuren einer großen Stadt, deren chinesischer Name Tacholin war. Dies ist der chinesische Name für Karakorum, wie Ham balak der Name Dschingiskhans bei den Mohammedanern ist, so nennt ihn eine dort gefundene persische Inschrift. Die Inschriften, namentlich die türkischen hier befindlichen, reichen bis ins 16. Jahrhundert. Prof. Thomsen in Kopenhagen gelang es zuerst, das aus 38 Buchstaben bestehende Alphabet festzustellen, über dessen Herkunft bisher nichts Sicheres feststeht, das sich indessen an die seit dem 7. und 8. Jahrhundert kaum geänderte türkische Sprache anschließt, nur wegen äußerer Aehnlichkeit mit den nordischen Runen hat man dieses das mongolische Runenalphabet genannt. In der vom chinesischen Kaiser dem Prinzen Bilgä-Khan, d. h. dem weisen Fürsten, gesetzten Inschrift heißt es, der Kaiser habe, um den Prinzen zu ehren, mit dem Khan, dem Bruder des Kül-Tegin, ein Sohnesbündniß geschlossen. Das steht nicht in der türkischen Inschrift. Diese gibt vielmehr alle Thaten des Khans genau an, seine Züge mit großer geographischer Genauigkeit, seine Kriege und Siege, und enthält über die Chinesen das Urtheil, sie seien von mildem Charakter. Dieses große mongolische Denkmal, sicherlich nicht die Erstlingsschrift eines Türken, zeigt die Bildung dieser Volksstämme im 7. und 8. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung schon auf beträchtlicher Höhe befindlich und ist zudem eine neue unmittelbare Quelle für die Geschichte dieser nordmongolischen Gebiete; denn mit allen den zahlreichen, zwischen Baikal-See und Jenisseiquellen gefundenen Inschriften, deren Uebersetzung Prof. Radlow überall gelungen ist, können wir von 683 bis 736 fast Jahr für Jahr die Geschichte dieser Regionen auf sicherer Basis erkennen. Die große Inschrift, religiöse Dinge kaum berührend, gibt von den weltlichen Vorgängen, die sie schildert, ein lebensfrohes, farbiges Bild. Auch ermöglichen die zahlreichen Inschriften eine genauere Kenntniß bisher unsicher gekannter Namen von Orten und Völkern. So hießen schon im 6. Jahrhundert die Kirgisen so, auch Irtisch und Selenga haben seit jener Zeit ihre Namen nicht geändert. Als Beigabe zu seinem Vortrage gab Prof. Radlow eine Methode, um Inschriften in der Steppe genau abklatschen zu können. Geh. Rath **Virchow** legte der Gesellschaft alsdann einen aus Westfalen stammenden Schädel vor, der ähnliche Verengerungen des Gehörgangs zeigt, wie ihn peruanische Mumien aufweisen und einem sehr starken Individuum angehört haben muß. In der Nähe seines Fundortes fanden sich Reste von Pferden, Rindern, Ziegen, Hunden und Edelhirschen. Prof. **Nehring** sprach über einen aus der tiefsten Schicht der Sambaquis von Santos in Brasilien gefundenen subfossilen Menschenschädel im Vergleich zu dem des Pithekanthropus erectus. Die Sambaquis sind fest versinterte Muschelhaufen, die nur mit Pulver zu sprengen sind. Sie zeigen in den tiefsten Schichten Holzkohlenreste, in oberen menschliche Reste der neolithischen Periode. Der an den Schläfen stark eingeschnürte Schädel zeigt Wülste an den Augenbrauen und starke Prognathie. Der Vortragende hält im Gegensatz zu Virchow die Einschnürung für keinen durchgreifenden Unterschied zwischen dem Menschen- und dem Affenschädel. Wegen seiner schrägen Richtung hält der Vortragende auch den Oberschenkel des Pithekanthropus für menschenähnlich. Die Vorlegung der Dubois'schen Fundstücke in natura dürfte indessen die Pithekanthropusfrage um ein bedeutendes Maß der Entscheidung näher führen.

* **Wien.** Wie lebhaft das Interesse ist, welches den **volksthümlichen Universitäts-Cursen** entgegengebracht wird, erhellt schon jetzt aus der großen Anzahl von Inscriptionen, welche in der Rectoratskanzlei der Universität eingelaufen sind. In der ersten Woche bereits nehmen an den 24 Cursen 1816 inscribirte Hörer theil. Die größte Besuchsziffer weist der Cursus für Anatomie auf; sodann folgen der Reihe nach Botanik, erste chirurgische Hülfe, Geographie, Geschichte der italienischen Malerei u. s. w. Die geringste Anzahl von Hörern hat der Cursus für Bevölkerungslehre.

* **Budapest.** Der Schulstuhl des 4. Stadtbezirks hat einstimmig den Beschluß gefaßt, daß, da der Unterricht der deutschen Sprache keinerlei Erfolge in Aussicht stelle und da weder durch Gesetz, noch durch Verordnung dieser Unterricht gefordert werde, vom nächsten Schuljahre angefangen **der deutsche Sprachunterricht** aus dem Unterrichtsplane der **städtischen Elementarschulen** ausgelassen werden solle.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reil in München.

1895. Nr. 324. München, Freitag, 22. November. Beilage-Nummer 270.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXCVIII

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Zwei Königsberger Philologen.

Von Dr. Siegfried Reiter.

I.

Im August des vorigen Jahres brachten uns die Zeitungen ausführliche Berichte über die Feier des 350-jährigen Jubiläums der Albertus-Universität in Königsberg. Werthvoller und bedeutsamer als jene Festlichkeiten selbst ist das Geburtstagsangebinde, welches der jubilirenden Hochschule von dem Verein für die Geschichte Ost- und Westpreußens gewidmet wurde, in dessen Auftrag die vorliegende stattliche Briefsammlung erschienen ist.[1] Im Mittelpunkt derselben stehen Christian August Lobeck und Karl Lehrs, die beiden Männer, welche in jene „hyperboreischen Gefilde“ den Baum der classischen Philologie verpflanzt, ihn gehegt und gepflegt haben, daß er sich blätterreich entfaltete und die schönsten Blüthen und Früchte trug.

Einem Mitglied der Königsberger Universität, Schüler von Lehrs, Enkelschüler Lobecks, Arthur Ludwich, danken wir dies Buch, das zur Quellengeschichte des goldenen Zeitalters der philologischen Wissenschaft in Deutschland einen unschätzbaren Beitrag liefert. Ludwich hat sich der Mühe unterzogen, diese kostbaren Schriftstücke aufzuspüren, sie zu redigiren, öfters auch zu datiren, zu ediren und — sparsam — zu interpretiren. Eine lebensvolle Gruppe bedeutender Personen ersteht so vor unserm Auge, wir sehen ihnen in die Karten bei dem Spiel ihrer geistigen Kräfte, wir belauschen manchen von ihnen in den intimen Aeußerungen seiner Stärke und — Schwäche und lernen so neben dem Gelehrten auch den Menschen kennen und verstehen. In diesem Gruppenbilde möchten wir auch dem bescheidenen Herausgeber seinen Platz gesichert wissen, wie uns auf manchem Werke älterer Maler die Gesichtszüge des Schöpfers aus einer stillen Ecke entgegenschauen.

Die Briefe beginnen mit dem Jahre 1802. Damals war der 21jährige Lobeck, der in Jena kurze Zeit Jura, in Leipzig Theologie und Philologie studirt hatte, als Privatdocent in Wittenberg mit seiner Habilitationsschrift hervorgetreten, welche, die kühnen Worte aus Homer ἔλοιμί κεν ἤ κεν ἁλοίην an der Stirne tragend, gegen keinen Geringeren als Lessing mit seiner Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“ gerichtet war. Die Armuth, welche der junge Magister legens nach eigener Aussage damals zur Studiengenossin hatte, die Armuth, „die manche für eine Mutter der Studien halten, die meisten für die Stiefmutter“, bewog ihn im Jahre 1807, das Correctorat am Lyceum zu Wittenberg anzunehmen. Zwei Jahre darauf wurde er als Professor der Beredsamkeit und der Alterthumswissenschaft nach Königsberg berufen, wo er nach der erst im Jahre 1814 erfolgten Uebersiedelung bis zu seinem Tode (24. August 1860) für die Albertina und die Wissenschaft als Stern erster Größe glänzte.

Im Jahre 1809 war die Ausgabe des sophokleischen Aias erschienen, der einzige fortlaufende Commentar, den Lobeck geschrieben, in welchem auch schon seine Eigenart darin hervortritt, daß er von der Erklärung des Einzelfalles aus den Blick richtet auf die Gesammtheit der Fälle, um auf Grund der Beobachtung der Einzelbeispiele zum Sprachgesetze vorzudringen. Erst aus dem Jahre 1819 liegt der erste Brief des neuen Universitätsprofessors an seinen nur um neun Jahr älteren Lehrer, Gottfried Hermann in Leipzig, vor, dessen anregende Vorträge auf den Studenten am bildendsten gewirkt hatten, der ihn in der Folgezeit mit seiner dauernden Freundschaft beglückte. Als einsam Verbannter fühlt sich Lobeck zuerst in diesem Winkel, wo fast ἔσχατοι ἄνδρες wohnen, hofft aber, künftig die Philologie auf dem Königsberger Boden, wo sie bis jetzt nur eine ausländische Waare gewesen, wenn auch sparsam, gedeihen zu sehen.

Hatte sich schon seine Erstlingsschrift auf dem Boden der griechischen Religionsanschauungen und Religionsgebräuche bewegt, so suchte er für diese Studien immer tiefere Wurzeln zu graben. Vorher jedoch mußte der Boden urbar gemacht und von jenem dichten Gestrüpp von Irrlehren, hinter welchem sich die symbolischen Mythenerklärer verschanzten, gesäubert werden. Gegen jene von Heyne, Creuzer und Anderen verfochtene Ansicht, daß die Urbewohner Griechenlands die Mythen aus dem Orient übernommen hätten, daß die Religion der Mysterien von der national-griechischen verschieden und in den Mysterien den Eingeweihten von den Priestern eine höhere Gotteserkenntniß überliefert worden sei, zieht Lobeck scharf zu Felde mit den Waffen seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit. Er wendet sich gegen die Diebsgriffe der Mythenerklärer, gegen die mystische Hydra und ihre symbolischen Nebensprößlinge und findet hiebei die Zustimmung der besten unter den Zeitgenossen: J. H. Vossens und Hermanns. „Säumen Sie nicht, Edler,“ schreibt ihm jener, „das heilige Feld von dem Frevel der Unwissenden und Unwahrhaften zu reinigen.“ Man müsse dem leidigen Typhon in alle Schlupfwinkel nachsetzen. Nichts könne ihn mehr freuen, schreibt Hermann, als wenn das Heilige, vor dem die Mythologen im Staube auf ihrem Antlitz lägen, so ins Unheilige heruntergezogen würde. Die Heynische Bande, die Lügenhaftigkeit und die armselige, zusammengestohlene Gelehrsamkeit des Symbolikers Creuzer, der Lesedemos, der den dienstfertigen Kleonen huldige, weil er seine blauen Märchen nicht missen könne, jene Gauner und Gaukler werden tüchtig durch die Hechel gezogen. Indessen schreitet die Arbeit über den Mysticismus bei den Griechen rüstig vorwärts, und im Jahre 1829 liegt der „Aglaophamus oder über die Gründe der griechischen Mysterien“ — ein Werk zwanzigjährigen Fleißes — vollendet vor.

[1] Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. Herausgegeben von Arthur Ludwich. 2 Theile. Leipzig 1894. Duncker u. Humblot.

Als Denkmal seiner unwandelbaren Dankbarkeit und Verehrung sendet Lobeck das Buch seinem Lehrer Hermann, der in dem Besten, was es enthalte, den Geist seiner Lehre wiedererkennen möge. „Bone deus, quanta eruditio, quanta industria, quod ingenium ubique elucet!", ruft Meineke, der ausgezeichnete Gräcist, mit Bentley's Worten aus, nachdem er das Werk gelesen. Und der Grammatiker Zumpt schreibt dem Verfasser: „Ihr Aglaophamus erobert sich Platz und wird trotz manches Achselzuckens die Straßen von dem Miste unphilologischer Salbaderei reinigen." Gelegentlich hören wir auch eine kritisirende Stimme, wie jene Lachmanns, der es erstaunend schwer findet, das Buch mit Haut und Haar zu essen, da ihm die Noten den Hals kratzen (an Lehrs 25. März 1831).

Die stille Abgeschiedenheit, in welcher ein Werk solch unermeßlicher Belesenheit und eindringenden Forschungsgeistes reifen konnte, ist dem bescheidenen Gelehrten mittlerweile lieb geworden und auf Vossens Frage, ob er nach Heidelberg gehen wolle, weist er darauf hin, daß er von der literarischen Repräsentation, die man an Lehrern berühmter Hochschulen gewöhnt sei, sich nichts habe erwerben können. Und als Hermann ihn, seinen ältesten und geliebtesten Schüler, nach Leipzig zu ziehen sucht (1824), da möchte es ihn, so sehr er in Königsberg in allen äußeren Hinsichten zufrieden ist, wohl locken, an der Seite seines Lehrers zu wirken: „Ich würde doch nicht in Leipzig gezwungen sein, wenn die Reihe an mich käme, Rector zu werden oder sonst Geschäfte zu führen? Dazu schicke ich mich durchaus nicht; Collegia lesen und Programme schreiben ist meine einzige Beschäftigung.... Mehr, als man mir freiwillig gibt, zu erhalten, kann ich nie hoffen wegen meiner Scheu vor Bewerbung und meiner Ungeschicklichkeit in allen diplomatischen Verhandlungen." Doch an der Knauserei der Behörde scheitert Hermanns Plan, und als nach dessen Tod (1848) an Lobeck die vertrauliche Anfrage erging, ob er sich auf des Lehrers Katheder setzen wolle, hielt sich der nahezu Siebzigjährige für zu alt, um solche Veränderungen zu unternehmen.

Nach der Vollendung des Aglaophamus wandte sich Lobeck sprachlichen Untersuchungen zur griechischen Wortbildungslehre zu, für die er nach dem Urtheil eines kundigen Richters geradezu als Schöpfer zu bezeichnen ist in derselben Zeit, in der Jacob Grimm dies für die deutsche Sprache leistete. Hieher gehört die Ausgabe des Atticisten Phrynichus und die Reihe der Schriften von den Paralipomena grammaticae Graecae bis zu den Pathologiae graeci sermonis elementa. Voll Bewunderung spricht Hermann zu Lobeck über dessen unerschöpfliche, immer neue Früchte bringende Quelle, die dem Nil ähnlich sei, der, so oft er sich ergieße, allemal Heil und Segen mit sich bringe. Durch die Massen, mit denen er auftrete, müsse man sich ordentlich durchdrängen und fühle sich da selbst wie verdichtet. Schneidewin schwelgt in der Pathologie und ruft aus: „Mein Gott, welche Schätze, welche Pracht! Welch unvergleichliche Meisterschaft in der Beherrschung solcher Massen, im Gebieten über solche Kobolde der Sprache, die der Hundertste kaum je zu Gesichte bekommt!" Freilich werden wir heutzutage nicht mehr mit der gleich sicheren Zuversicht wie Lobecks Zeitgenossen über Formen, Analogien und zuläßige Wortbildungen bei ihm Entscheidung suchen, seitdem die vergleichende Sprachwissenschaft das von ihm aufgeführte Gebäude in manchen Theilen erschüttert hat. Und schon zu Lebzeiten des von den Kunstgenossen mit Recht bewunderten „fabelhaften Baumeisters" hat es nicht an Ausstellungen gefehlt, wie an jener, er hätte Boppen oder Potten ihr „unverdautes" Sanskrit aus dem Munde nehmen sollen. (Vgl. Lehrs an Ritschl d. 23. Nov. 1860, S. 655.)

Mancher möchte wohl den Mann, der in seiner stillen Gelehrtenstube der Wissenschaft lebte, für einen trockenen Stubengelehrten halten, der kalt und empfindungslos den Ereignissen seiner Zeit gegenüberstand. Weit gefehlt! Der Mann, der wie die „alten guten Römer" ante lucem zu studiren anfing und fast ohne einige Erholung den Tag über arbeitete, dem Arbeiten und Schreiben Leben ist, hat bis in sein hohes Alter ein lebhaftes Interesse für alle politischen Vorgänge bewahrt. Dies beweisen seine an der Universität gehaltenen Gelegenheitsreden ebenso deutlich wie manche seiner Briefe. Zeit seines Lebens hat Lobeck die Fahne der Freiheit, der Humanität, der Aufklärung und des Fortschritts hochgehalten. „Die Weihe der Wissenschaft bewährt sich nur an dem, den sie für die höheren Interessen des Lebens empfänglich macht," diese Kernworte hatte Lobeck im Jahre 1844 gelegentlich der 300jährigen Jubelfeier der Universität in Gegenwart des Königs gesprochen, und Hermann wünscht ihm im Hinblick auf jene Rede, daß es ihm noch recht viele Jahre vergönnt sei, nicht bloß mit dem Grubenlicht an der Stirn in den tiefen Schachten, in die sich sonst Niemand wage, Gold zu graben, sondern auch wie bei jenem Feste mit hellleuchtender Fackel zum Schrecken der Rebelleute hervorzutreten. Bei anderem Anlaß sprach er mit Hinblick auf die Finsterlinge in der Wissenschaft, die Patrone der Hierarchie, die abergläubischen Fanatiker und andere Rückschrittler, tonsi intonsive, das berühmt gewordene humoristische Wort, daß man beim Vergleich solcher Ansichten mit den herrlichen Erfindungen und wunderbaren Fortschritten fast in jedem Fach der Wissenschaften und Künste schwer umhin könne, zu glauben, daß die Urheber so entgegengesetzter Dinge von verschiedener Race und daß unter die kaukasischen Geister einige Botokuden oder Californier und Buschmänner gemischt seien. Im Sturmjahr 1848 schreibt er an den gleichgesinnten Hermann, wie seine jüngeren Freunde glücklich seien in der Hoffnung auf ein einiges Deutschland, und fährt fort: „Um Deutschland zu einigen, brauchen wir, fürchte ich, jene *σκεύη δύο χρησίμω ἴγδις ἠδὲ θυεία.* ich meine ein Stückchen 30jährigen Kriegs, dann eine Militärdespotie — zuletzt vielleicht eine liberale Monarchie mit den jetzigen Volksfreiheiten."

Dem Manne, der Titel, Ehrenstellen und andere Auszeichnungen niemals erstrebte, fallen diese auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen von selbst zu. Gelehrte Gesellschaften, darunter die Pariser Akademie der Inschriften, zieren sich selbst durch Lobecks Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder, er erhält den „dithyrambischen" Titel eines Geheimen Regierungsraths, wozu er mit liebenswürdigem Scherz Hermann gegenüber bemerkt, er wünschte, man hätte ihn zum wirklichen Interpretations- und Emendationsrath gemacht, wie andere Educationsräthe gewesen seien. Und als er mit dem Rothen Adlerorden zweiter Classe mit Eichenlaub in Brillanten ausgezeichnet wird, schreibt er ins Jubiläumsalbum:

> „Wie der Aar im hohen Aether, ohne Grenze, ohne Schranke,
> Lenkt den Flug im Geisterreiche unaufhaltsam der Gedanke,
> Und das Wort, vom Geist empfangen, stark und frei im Dienst der Wahrheit,
> Leuchtet durch die Nacht des Lebens mit des Morgenlichtes Klarheit."

Was Wunder, daß Schüler, Freunde und alle jene, die auch nur in flüchtige Berührung mit Lobeck gekommen sind, in Ausdrücken höchster Begeisterung den trefflichen Papa Nestor-Lobeck, diesen liebenswürdigsten aller Erzväter der Gelehrsamkeit, den Antesignanus und Signifer, den Kernmann, den Vortrefflichsten aller Vortrefflichen, den Unvergleichlichen preisen. August Nauck bewahrt aus einem kurzen Aufenthalt in Königsberg die frischesten und liebsten

Erinnerungen an ihn. Im Ueberschwang seiner Gefühle schreibt er an Lehrs: „Noch nie hat eine Persönlichkeit auf mich einen so überwältigenden Eindruck geübt, als die von Lobeck, noch nie mich Jemand zu einer so unbegrenzten Verehrung fortgerissen, so gehoben und so vernichtet. Seine Worte klingen mir noch jetzt wie eine himmlische Musik.... Sagen Sie ihm, daß ich für einen Tag in Königsberg mit Freuden ein Jahr meines Lebens hingäbe." Und Lehrs hat seinem Lehrer als einem Führer auf dem Gebiete des Griechenthums und der griechischen Religionsforschung eine schöne Parentation gewidmet, in welcher der große Hellenist, der unerschrockene Wahrheitsmann, der ungewöhnliche Mensch gebührend ins Licht gesetzt sind. Besonders der Mensch tritt uns aus diesen intimen Schriftstücken in voller Anschaulichkeit entgegen mit seinem animus antiquus, seiner anima candida. Wir begreifen, daß Lehrs ihn einen vir admirabilis aeque atque amabilis nennt.

Sealsfield-Postls „Austria as it is".

Mittheilungen aus unbekannten Actenstücken.

Von Dr. August Weiß.

Die erste Mittheilung, daß Charles Sealsfield-Postl der Verfasser der 1828 erschienenen „Brandschrift" „Austria as it is"[1]) sei, kam von Kertbeny. Kertbeny[2]) erzählt folgendermaßen, wie ihm diese Kunde zutheil wurde: „... eines Tages ... holte er (Sealsfield) mir plötzlich ein englisches Buch aus dem geheimnißvollen ersten Stockwerke herab. Da er mich als gedächtnißscharfen Bibliographen kannte, so belustigte es ihn offenbar, mein Erstaunen zu sehen. Es war das nun längst vergessene, einst aber wie eine Brandfackel verschrieene Buch „Austria as it is". Dies merkwürdige, höchst rücksichtslose und von seltener Kenntniß der Verhältnisse zeugende Werk ward in den dreißiger Jahren in alle europäischen Sprachen übersetzt — in die französische bei Bossange; und dann kenne ich noch eine schwedische und eine spanische Ausgabe — aber ebenso entschieden auch von der Wiener Staatskanzlei verfehmt, demnach sich der ganze deutsche Bund beeilte, diese Ketzerei „bei Tod von Henkershand" zu verbieten. Vergeblich suchte man nach dem Autor. Literaturhistoriker erklärten zuletzt, jener Verfasser sei, mit Bezug auf Unenträthselbarkeit, ein zweiter Junius. Dies erzählte ich, wissenseitel, Sealsfield. Er erwiderte trocken: „Nun, dies war das erste Buch, das ich je drucken ließ." Und bei einem späteren Besuche Kertbeny's sagte Sealsfield, er habe nicht ihm „die erste Entdeckung seiner Autorschaft gemacht, bloß ihm als dem ersten das Recht gegeben, dies öffentlich zu behaupten".

In einem der von Hamburger publicirten Briefe Sealsfields an Cotta wird „Austria as it is" zweimal ausdrücklich genannt. Der Brief ist aus Kittaning in Amerika vom 3. Januar 1828. Sealsfield beruft sich gegenüber Cotta, den er um ein Darlehen angeht, darauf, daß er bei Hurst u. Comp. in London zwei Werke habe, „Oesterreich" und „Das Mississippi-Thal"[3]), und dann sagt er weiter, daß er von dem Honorar für „Oesterreich" und „Das Mississippi-Thal" erst nach der ersten Hälfte des Jahres 1828 etwas zu hoffen habe. Nachdem Karl Postl Ende October 1826 das Manuscript des unter dem Pseudonym C. Sidons erschienenen Werkes „Die vereinigten Staaten von Nordamerika" (Stuttgart, Cotta 1827) fertiggestellt hatte, reiste er am 7. November 1827 nach London, um bei Murray eine englische Ausgabe dieses Werkes[1]) und außerdem bei Hurst die zwei Werke „Oesterreich" und „Das Mississippi-Thal" zum Abdruck zu bringen. Während er bereits am 4. Juni 1827 ein fertiges Exemplar der englischen Ausgabe der „Vereinigten Staaten" an Cotta sendet, durch deren Correctur, die er auf ausdrückliches Verlangen Murray's selbst besorgen mußte, seine Abreise von Europa in ihm so unliebsamer Weise verzögert worden war, geht aus dem am Tage seiner Einschiffung in Havre (14. Juni) geschriebenen Brief, in dem er von einem zweiten Werke, das gedruckt würde, spricht, hervor, daß der Druck von „Austria as it is" noch nicht fertiggestellt war.[2]) Dazu stimmt, daß Postl in seinem autobiographischen Brief an Brockhaus sagt: „... er (Sealsfield) kehrte im Jahre 1826 auf kurzen Besuch nach Deutschland zurück, wo er ein Buch über die Vereinigten Staaten in deutscher Sprache schrieb, und dann nach England ging, wo er zwey Werke in englischer Sprache hinterließ, die im darauffolgenden Jahre 1828 erschienen." So ungenau diese Angabe ist — er hatte in London ja auch die „United States" fertiggestellt — so bietet sie doch eine zureichende Bestätigung dafür, daß Postl den Druck von „Austria as it is" nicht überwacht haben kann, was jedem österreichischen Leser sofort aus der Menge und der Art der Druckfehler klar wird, von denen es in dem Buche wimmelt. Es sind nämlich fast alle österreichischen Orts- und Personennamen fürchterlich entstellt abgedruckt. So heißt es Fylau für Iglau, Znayra statt Znaim, Natz, Kremsk, Potten für Nötz, Krems, Pölten. Das kann nur damit erklärt werden, daß der Abdruck und die Correctur des Buches nicht von Sealsfield, sondern von einem Engländer, dem diese Namen gänzlich fremd waren, geleitet wurde. Wohl läßt sich nicht behaupten, daß auch „Austria as it is" zuerst in deutscher Sprache geschrieben wurde, da es ja sonst gewiß auch in deutscher Sprache publicirt worden wäre, aber der Umstand, daß Postl in seinem ersten Brief an Cotta ausdrücklich hervorhebt, daß „einige der geschicktesten Männer in Frankfort die Auspolirung, wenn ich so sagen darf, übernohmen haben, da meine Schreibart etwas ins englische schlägt und „Die Vereinigten Staaten" in reinem Deutsch erscheinen werden", muß Zweifel erregen, ob Sealsfield, der sich in der deutschen Sprache nicht sicher fühlte, damals bereits im Stande war, ohne eine solche Beihülfe ein correct geschriebenes englisches Werk zu liefern. Hamburger nimmt denn auch mit Recht eine solche Beihülfe an. Was die französische Ausgabe von „Austria as it is"[3]) anbelangt, so beweist die genaue Wiedergabe sämmtlicher obenerwähnter Druckfehler, daß die französische Ausgabe unbedingt von fremder Hand sein muß und daß sie auf Grundlage des englischen Originals und wahrscheinlich ohne Autorisation von Seiten Sealsfields gefertigt wurde, da er ja sonst Vorsorge getroffen hätte, daß die Namen richtig zum Abdruck kämen. Von der schwedischen und spanischen Uebersetzung von „Austria as it is", von denen Kertbeny spricht, haben wir keine Spur finden können.

Daß „Austria as it is" in sehr weiten Kreisen Aufsehen erregt hat, läßt sich nicht constatiren. Kertbeny nennt das Buch in der oben citirten Stelle seiner „Erinnerungen" das „nun längst vergessene, einst aber wie

---

[1]) Der vollständige Titel lautet: Austria as it is: or, sketches of continental courts. By an eye-witness. London. Hurst, Chance and Co. 1828.

[2]) Erinnerungen an Charles Sealsfield. Brüssel und Leipzig 1864. S. 27, 29.

[3]) The Americans as they are described in a Tour through the Valley of the Mississippi by the author of Austria as it is. London. 1828.

[1]) The United States of North America, as they are. London. John Murray 1828.

[2]) Aus dem Titel von „Mississippi-Thal", auf dem sich der anonyme Verfasser als „Author of Austria as it is" empfiehlt, geht hervor, daß „Austria" früher erschienen sein muß.

[3]) L'Autriche telle qu'elle est, ou chronique secrète de certaines cours d'Allemagne par un temoin oculaire. Paris. A. Bossange 1828.

eine Brandfackel verschrieene Buch“ und sagt, daß es „bei Tod von Henkershand“ verboten worden sei, wozu Alfred Meißner (im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 6. Januar 1865) bemerkt: „Wir zweifeln sehr, daß der gute deutsche Bund jemals so drakonische Verdicte gegeben!“ Alfred Meißner bezeichnet „Austria as it is“ jedoch mit Bezug auf die obige Mittheilung Kertbeny's als „einst verfehmtes Pamphlet, das seinerzeit außerordentliches Aufsehen gemacht“, und in der Vorrede zu Sealsfields nachgelassener Erzählung „Die Grabesschuld“, in der er sich ausführlich mit „Austria as it is“ beschäftigt, weist er nur darauf hin, daß „ein Werk über österreichische Zustände dazumal ein gewünschter Artikel und Gegenstand buchhändlerischer Nachfrage“ war, ohne zu sagen, daß der Erfolg von „Austria as it is“ solchen Erwartungen des Verlegers Murray wirklich entsprochen habe.

Die im Archiv des Ministeriums des Innern erhaltenen Acten der „K. K. obersten Polizey- und Censur-Hofstelle“, die dieses anonym erschienene Pamphlet betreffen, sagen auch nichts von einer großen Verbreitung oder absonderlichen Wirkung dieser Schrift. Der betreffende Fascikel enthält zunächst eine Anzeige an den Präsidenten dieser obersten Polizeibehörde, Grafen Sedlnitzky, von Seiten des Polizei-Oberdirectors von Wien, Aloys Edlen v. Persa, daß, „eine zu Paris erschienene boßhafte Schmähschrift „L'Autriche telle qu'elle est“ hierorts (von den Buchhandlungen Gerold und Schaumburg) unter der Hand veräußert werde ... jedoch nur unter vieler Vorsicht an sattsam bekannte und verläßige Kundschaften. ...“ Die Schrift wird als „dreistes, verläumderisches Libell“ bezeichnet und es wird die Vermuthung ausgesprochen, „daß bereits mehrere Exemplare an Mann gebracht und noch mehrere vorräthig gehalten werden mögen“. Ferner wird gesagt, daß „nicht nur neue Bestellungen gemacht wurden, sondern auch Franck in Stuttgard und Brockhaus in Leipzig eine deutsche Uebersetzung beabsichtigen“ und daß „sich auch nach Ungarn einige Exemplare verbreitet haben sollen“. Persa macht die Anzeige, damit nach Sedlnitzky's „Ermessen die Weiterverbreitung jener niedrigen Schmähschrift und die beabsichtigte deutsche Uebersetzung möglichst verhindert“ werde. Die Anzeige ist vom 10. October 1828 datirt. Am 14. October richtet Graf Sedlnitzky gleichzeitig ein Decret an das k. k. Bücherrevisionsamt in Wien und ein Schreiben an den Polizei-Oberdirector Persa, in denen er den Auftrag gibt, daß die Waarenlager der beiden Firmen und auch ihre „sowohl daselbst als in ihrer Wohnung oder anderwärts befindlichen geheimen Behältnisse und Magazine mit der nöthigen Umsicht und Sorgfalt untersucht werden“. Sedlnitzky nennt „Austria as it is“ „eine streng verbotene höchst anstößige Schmähschrift“ und bezeichnet „das in hohem Maße strafbare Verfahren der beiden Buchhandlungen ... nicht bloß als Uebertretung der allgemeinen Censurgesetze, sondern auch als eine höchst unpatriotische Handlung“.

Ob diese Anordnung von Erfolg begleitet war, erfahren wir nicht. Außer diesen zwei Actenstücken findet sich in dem Archiv der Polizeihofstelle nichts vor, das sich auf jene Anzeige bezieht, und dieser Umstand deutet darauf hin, daß es eben keinen Anlaß gab, die Angelegenheit weiter zu verfolgen, und daß die Zahl der nach Oesterreich eingeschmuggelten Exemplare sich kaum mehr vergrößert hat, wie auch bemerkt werden muß, daß in beiden Actenstücken wohl sehr viel von der Anstößigkeit dieser Schrift, aber nicht von einer großen Verbreitung oder gefährlichen Wirkung derselben die Rede ist.

Es ist also erst die französische Uebersetzung von „Austria as it is“ nach Wien gedrungen, die, wie man aus dem Datum der Anzeige Persa's schließen kann, jedesfalls vor dem October, also wahrscheinlich im Laufe des Sommers 1828, erschienen sein dürfte. Dem Grafen Sedlnitzky war jedoch das englische Original schon lange bekannt. Vielleicht erfuhr er davon zuerst aus einem an ihn gerichteten Privatbrief eines englischen Vertrauensmannes Namens Cowley, der dem Präsidenten der Polizeihofstelle zugleich mit diesem ein Exemplar von „Austria as it is“ sandte. Der dem betreffenden Fascikel beiliegende undatirte Brief tadelt das schlechte Englisch der Schrift, und behauptet, daß, „so schlecht wir (die Engländer) sind, dieses Werk nicht von einem Engländer herrühre“.

In jenem Fascikel des Archivs der Polizeihofstelle sind ferner die von der „k. k. Bücher-Censur unter der obersten Leitung der Polizei- und Censur-Hofstelle“ gelieferten Auszüge aus dem englischen Original erhalten. Diese Auszüge sind von einem allgemeinen Gutachten begleitet, das bereits vom 30. Januar 1828 datirt ist, so daß das Erscheinen von „Austria as it is“ gewiß in die letzten Monate des Jahres 1827 anzusetzen ist. Außer diesem die Auszüge begleitenden Gutachten liegt noch ein zweites von anderer Hand geschriebenes undatirtes Gutachten bei.

Was diese Auszüge[1]) anbelangt, so enthalten sie selbstverständlich vor allem eine lange Reihe von anstößig erscheinenden Stellen, zum Theil in wörtlicher Uebersetzung, dann solche Sätze, die einen Schluß auf die Person des Verfassers und eventuell seiner Gewährsmänner erlauben. Was in dieser Beziehung von Interesse ist, findet sich in den beiden Gutachten herangezogen, so daß wir im Folgenden nur deren Inhalt zu berücksichtigen haben.

Die einleitenden Worte des den Auszügen beigelegten Gutachtens lauten: „Das nebenliegende . . Werkchen . . . „Austria as it is“ bietet in seinem Inhalte wohl manche Vermuthung, aber keine ganz verläßliche Hindeutungen auf eine bestimmte Person als Verfasser, es sey denn, daß ein höherer Standpunkt bessere Anhaltspunkte liefert. Deßhalb scheint es mir nothwendig, einen ausgedehnteren Auszug und bei vielen Fällen wörtliche Uebersetzung vorzulegen.“ Wir bemerken gleich hier, daß der höhere Standpunkt der Vorgesetzten, denen der Verfasser sein Gutachten vorlegt, keine besseren Anhaltspunkte geliefert zu haben scheint, und wenn das zweite Gutachten die Arbeit eines solchen Vorgesetzten ist, der Untergebene die bessere Arbeit zu Stande gebracht hat. Er erweist sich als ein gut unterrichteter Mann von gesundem Menschenverstand, der sich die größte Mühe gibt, die nun einmal übernommene Thätigkeit mit möglichster Gründlichkeit zu betreiben.

Wie nothwendig es war, daß Sealsfield in der Vorrede von seiner fünfjährigen Abwesenheit spricht, geht daraus hervor, daß der Verfasser gleich im Folgenden eine ganze Anzahl von Stellen heranzieht, die darthun, daß „die Notizen zu dieser boshaften Schilderung Oesterreichs . . in früheren Jahren gesammelt worden zu sein scheinen“. Er spricht die Meinung aus, daß „zu dessen Herausgabe der gegenwärtige Augenblick einiger Spannung mit England, das auch in Zeitungen Ausfälle gegen Oesterreich macht, abgewartet worden sei. Die Herausgabe scheine fast unter diplomatischem Einflusse in England geschehen zu seyn“. Daß Sealsfield mit englischen Staatsmännern, besonders Lord Aberdeen, Brougham und Palmerston in Beziehungen stand, hat Kertbeny aus Sealsfields Mund erfahren, doch wurden diese erst nach seiner zweiten Rückkehr aus Amerika im Jahre 1831 angeknüpft. Da sich frühere Beziehungen nicht nachweisen lassen, müssen wir diese Annahme des Verfassers des Gutachtens als haltlose Vermuthung bezeichnen.

[1]) Die Ueberschrift der Auszüge sagt fälschlich, daß das Buch im Jahre 1826 erschienen sei.

„Von den österreichischen Provinzen," heißt es weiter, „die der Verfasser seiner Beachtung würdigt, ist Böhmen und dessen ganze Organirung am erschöpfendsten geschildert... Was der Verfasser über Böhmen sagt, ist mehr approfundirt, und scheint von tiefer dringenden und beobachtenden, jedoch gegen die Regierung feindlich gesinnten Männern geschöpft zu sein. In Betreff Mährens beruft er sich auf den gleichen Zustand von Böhmen." Daß Karl Postl die böhmischen Verhältnisse am besten kennt, ist selbstverständlich, da er ja die ganze Zeit, von seinem Eintritt in das Kreuzherrnstift im Jahre 1808 bis zu seiner Flucht im Mai 1823 in Prag verlebt hat. Dort hat er, wie wir an anderer Stelle ausgeführt haben,[1] sowohl in dem Kreise des böhmischen Hochadels, als auch im Kreise der hohen Beamten des Landes viel verkehrt und diesem Verkehr hat er sicherlich das in „Austria as it is" verarbeitete Material hauptsächlich zu verdanken.

„In Wien hat sich der Verfasser viel umgesehen", urtheilt das Gutachten. „Was er vom Volke, von den mittleren und unteren Classen sagt, ist nur von solcher Art, wie man es, ohne in die inneren Verhältnisse einzudringen, auf den Straßen, in den Kirchen, bei Volksbelustigungen wahrnehmen kann. Mehr und eindringlicher widmete er seine Aufmerksamkeit dem Thun und Lassen des Adels, besonders des höheren Adels, zu dessen Cirkeln er Zutritt gehabt, mit dem er viel versirt zu sein scheint." Auch diese Beobachtung ist richtig. Wir wissen nicht, daß Karl Postl öfter in Wien war, als das eine Mal, wo er sich auf seiner Flucht dort mehrere Tage aufhielt, um eine Stelle als „Hofsecretär in geistlichen Angelegenheiten" zu erlangen. Von dem Wiener Adel konnte er eine bessere Kenntniß haben, als von dem Wiener Volk, da ja nicht wenige Mitglieder des böhmischen Hochadels, in dessen Kreisen er in Prag verkehrte, in Wien hohe Aemter und Würden bekleideten oder bekleidet hatten, oder doch mit Wiener Adelskreisen in Verbindung standen.

„Das über Ungarn und den ungarischen Adel Gesagte ist von der Art, daß es alles in Wien geschöpft sein kann." Wir können sagen: „oder auch in Prag", wo Karl Postl über die ungarischen Verhältnisse sich in demselben Kreise auch diese Informationen zu verschaffen in der Lage war. Das Gutachten weist ferner auf die oft ausgesprochene Vorliebe für den ungarischen Adel hin, und es wird die Frage erhoben, ob der Verfasser nicht zu vermeiden sucht, „Mittheilungen zu diesem Werke nicht aus ungarischen Händen vermuthen zu machen". Doch verläßt der Verfasser des Gutachtens sofort diese falsche Fährte, und die späteren Ausführungen führen ihn zu folgendem Schluß: „Die Notizen zu vorliegendem Werkchen dürften demnach wesentlich von Personen des einheimischen höheren Adels herrühren, die gekränkte Eitelkeit, verlorener oder nicht genug ausgedehnter Einfluß auf die großen Interessen des Staates und die Entschlüsse des Kaisers verstimmte, und die Sr. D. den Fürsten Metternich deßhalb, da sie ihn als Ursache hievon ansehen, oder etwa aus anderen persönlichen Ursachen tödtlich hassen."

Dann werden „specielle Daten" angeführt, „die auf eine Spur des Verfassers oder der Personen, die ihm die Data lieferten, hierlands führen könnten". Der größte Theil derselben ist völlig belanglos, so daß wir nur einige hervorheben wollen. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß der Verfasser sich in der Vorrede als einen Oesterreicher hinstellt, der nach fünfjähriger Abwesenheit sein Vaterland besucht hat. Sealsfield sagt dies selbstverständlich aus dem Grunde, weil er eben wirklich fünf Jahre lang nicht in Oesterreich gewesen ist und damit eine Erklärung der durch dieses Fernsein veranlaßten Lücken in seiner Darstellung geben will. Daß Postl im Jahre 1828 in Prag, wo er so allgemein bekannt war, gewesen sein kann und überhaupt die österreichische Grenze überschritten habe, hat schon Alfred Meißner mit Recht bezweifelt, und Hamburger weist darauf hin, daß das Gegentheil aus den Briefen Sealsfields mit Bestimmtheit zu ersehen ist.

Interessant ist folgende Stelle: „Während der Verfasser alle Personen ganz benennt oder doch mit den Anfangs- und Endbuchstaben bezeichnet, unterläßt er auch diese Andeutung S. 211, wo er offenbar von dem Hofrathe Baron Hormayr mit Elogen spricht." Schon früher sind in dem Gutachten Beziehungen des Verfassers von „Austria as it is" zu Hormayr angedeutet und später kommt es nochmals auf solche Beziehungen zurück. Endlich heißt es dann noch: „Die feindlichen Gesinnungen, die das Werk gegen Oesterreich enthält, sind jenen des B. Hormayr und seiner ungarischen und mährischen Freunde nicht unähnlich." Daß solche Beziehungen zwischen dem Ordenssecretär Karl Postl und Hormayr stattgehabt haben, davon wissen wir nichts, und wir besitzen auch nicht die geringste Handhabe, solche anzunehmen. Mit Hormayr, der keine Gelegenheit versäumte, seinem Unwillen gegen den „völkerverderbenden Egoisten und die vor ihm wedelnden Knechtseelen" Ausdruck zu geben, und der damals vor seiner Uebersiedelung nach München stand, alles Metternichfeindliche in Verbindung zu bringen, lag nahe genug.

Eine ganz gute Beobachtung findet sich in folgender Stelle: „S. 168 ist der Fürst Kaunitz angedeutet mit T—f—K—z; englisch müßte es stehen T—P—K—z. Sollte dies nicht die Vermuthung veranlassen, das Werk sei ursprünglich deutsch verfaßt und ins Englische übersetzt worden?" So bestechend diese Vermuthung erscheint, so liegt es, da das Buch von wohl hauptsächlich auf die undeutliche Schrift Sealsfields zurückzuführenden Druckfehlern wimmelt, doch zu nahe, auch hier einen Druckfehler anzunehmen. Der Curiosität halber wollen wir folgende Stelle anführen: „Mit Grillparzers Verhältnissen scheint der Verfasser sehr vertraut, ja mit ihm persönlich bekannt zu sein." Für solch eine Verbindung mit Grillparzer lassen sich in dem, was wir von dem Leben Karl Postls in Prag wissen, ebenfalls absolut keine Anhaltspunkte finden.

Das letzte Resumé des Gutachtens wiederholt nur mit anderen Worten größtentheils bereits früher Gesagtes: „Diese Notizen über Böhmen rühren, wie erwähnt, von einem tiefer eindringenden, gebildeteren Mann, aber einem Feinde seiner Regierung. Diese Notizen, insbesondere aber die Schilderung des Lebens und der Verhältnisse des hohen Adels in Wien, die Declamationen gegen den Fürsten Metternich lassen einen Mann vermuthen, der in die höhere Sphäre gehört, in höheren adeligen Zirkeln versirt ist und besonders Gründe zum Hasse gegen den Fürsten Metternich hat. Ob dies nun der Verfasser selbst ist, oder ob nur Data einem Fremden geliefert wurden, läßt sich nicht entscheiden."

Der Eingang des zweiten Gutachtens lautet folgendermaßen: „Dieses Pamphlet, dessen Verfasser ein geborener Oesterreicher ist und das nach fünfjähriger Abwesenheit und darauf erfolgter Rückkehr desselben nach Oesterreich geschrieben worden sein soll, ist mit so genauer Landes- und Detailkenntniß besonders in topographischer Hinsicht, so weit es Oesterreich unter der Enns betrifft, und mit so vieler historischer Erudition in Rücksicht auf Böhmen geschrieben, daß ein bloßer Literator als Verfasser nimmermehr angenommen werden kann." Das „ein bloßer Literator"

---

[1] Der betreffende, „Sealsfield-Postls Flucht" betitelte Aufsatz wird im 19. Bande der „Oesterreichischen Revue" erscheinen. Die fürstliche Familie Lobkowitz, der, wie es in diesem Gutachten heißt, der Verfasser besondere Aufmerksamkeit widmet, haben wir keinen Anlaß gehabt dort zu nennen, doch ist es ganz gut denkbar, daß Karl Postl mit Mitgliedern derselben bekannt gewesen ist.

ist köstlich! So hochtrabend der Ton dieses zweiten Gutachtens ist, so dürftig ist dessen Inhalt. Der Verfasser spricht Zweifel aus, daß der Autor wirklich fünf Jahre abwesend war, da er von Paris, Karlsruhe, Stuttgart 2c. „nur bekannte Dinge erzählt und erst dann picant wird, als er nach Oesterreich übergeht". Diese Einleitung sei nur eine „captatio benevolentiae, um den Leser irre zu führen". Und so leitet denn der Verfasser das Hauptaugenmerk auf „Combination derjenigen Thatsachen, die geeignet sind, die Vorkenntnisse, die individuelle Sinnesart, die Eigenthümlichkeiten und die Verbindungen des Verfassers, sowie seine Localangaben, die Kenntniß des österreichischen Seins und Treibens, sowie sein tieferes oder seichteres Eindringen in bisher geglaubte Geheimnisse in klares Licht zu setzen". Allein so viel der Verfasser in diesem Satz verspricht, so belanglos ist alles, was er sagt, und es lohnt nicht der Mühe, auf seine Ausführungen einzugehen.

Was die Verbindungen des Autors von „Austria as it is" anbelangt, so wird auch hier gesagt, daß „sie aus den höheren Ständen sein müssen, doch," heißt es weiter, „bringt er auch Anekdoten und Witzworte zu Tage, die, wenn selbe auch in höheren Ständen erzählt wurden, von denselben doch nicht der Schriftsprache anvertraut, bloß dem in der Darstellung seines Gegenstandes vielfach versuchten Schriftsteller als taugliches Material zur Erreichung seines Zweckes dienen konnten". In gleicher Weise bringt der Verfasser dieses Gutachtens auch im Folgenden nicht viel mehr als leere Worte, und die Belegstellen, die er heranzieht, sind von viel geringerem Interesse, als die in dem ersten Gutachten behandelten. Dem Verfasser des zweiten Gutachtens fehlt eben jene gründlichere Sachlichkeit, die der Verfasser des ersten Gutachtens kundgibt, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß er ohne jede ernstere Motivirung, aber um so kühner sogar auf das „Zusammenwirken mehrerer Kräfte" schließt, „um das sträfliche Unternehmen zu vollbringen. Nicht eine Hand allein war hier im Spiele", fährt er fort. „Möglich, daß eine Feder componirte, die andere übersetzte, die dritte den Druck besorgte u. s. w." Allein zum Schluß sagt er doch kleinlaut genug: „Vielleicht, daß die Zeit — vielleicht nicht allzulange — die Spuren zur Wahrscheinlichkeit leitet und durch Fleiß in der Combination das jetzt noch unenthüllte Verbrechen an den Tag kommt." Der Name des Verfassers von „Austria as it is" ist an den Tag gekommen, aber erst, als dieser sich selbst nannte. Freilich hatte Karl Postl ein leichtes Spiel, verborgen zu bleiben: die Schrift hat er in England veröffentlicht, und er selbst war ein unbekannter Mann, der noch dazu vor dem Erscheinen derselben auf mehrere Jahre nach Amerika verschwand. Als er im Jahre 1831 wieder nach Europa zurückkehrte, da hatte „Austria as it is" das gewöhnliche Schicksal solcher Pamphlete erreicht; der wohl nicht allzu viele Staub, der dadurch aufgewirbelt worden war, hatte sich gelegt, und es war und blieb vergessen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Die von der „Psychologischen Gesellschaft" veranstalteten öffentlichen psychologischen Vorträge eröffnete am 9. November Dr. Th. Lipps, Prof. der Philosophie an der Universität, mit einem Vortrag „über ästhetische Raumanschauung".

Der Vortragende begann mit der Ankündigung, er werde im wesentlichen von „Kleinigkeiten" reden. Dennoch bitte er nicht um Entschuldigung für die Wahl seines Themas. Denn im Kleinen und Einzelnen das Große und Allgemeine zu suchen, sei die Aufgabe der Psychologie wie jeder Wissenschaft.

Ein alter Gemeinplatz, so fuhr der Redner fort, behauptet: Was das Auge sieht, glaubt das Herz. Dies trifft nicht zu. Man glaubt nicht, was man sieht. Man glaubt sogar beständig, allerlei zu sehen, was man nicht sieht. Man schneide aus einer Papptafel ein Stück heraus. Man sieht dann das ausgeschnittene Stück so groß wie es ist, das heißt, so groß wie die Lücke in der Tafel. Man glaubt aber, die Lücke sei größer, man glaubt, sie größer zu sehen.

Man glaubt auch allerlei zu hören, was man nicht hört: Gewisse Ausdrücke „klingen", wie man sagt, roh, gemein; andere „klingen" vornehm, poetisch. In Wahrheit haftet das Unbefriedigende jener, das besonders Befriedigende dieser nicht am Klang. Aber man hat jene an anderem Orte, aus anderem Munde, in anderer Umgebung gehört als diese. Die Erinnerung daran wirkt unbewußt nach und bedingt die verschiedene Wirkung. So ist überhaupt die Wirkung eines Wahrgenommenen jederzeit wesentlich mitbedingt durch eine ganz oder der Hauptsache nach unbewußte, auf Erfahrung beruhende Vorstellungsatmosphäre, die sie umgibt, oder Vorstellungsresonanz, die sie begleitet. „Wenn ich Pfefferkuchen esse, so esse ich Weihnachten."

Dies gilt auch von räumlichen Formen. Die Formen des menschlichen Körpers wären an sich die gleichgültigste Sache von der Welt. Aber sie sprechen eine Sprache. Der Inhalt dieser Formensprache ist, wenn wir es mit einem Worte sagen wollen: Leben; Leben, das wir aus uns in die Formen hinein verlegt haben. Denn Leben kann man nur in sich selbst erleben. Diesem Leben eignet der Adel, den wir den Formen zusprechen. Elemente eines solchen eigenen Lebens leihen wir dann weiterhin auch beliebigen sonstigen räumlichen Formen. Auch der Umrißlinie der Lücke in jener Papptafel und der ihr genau gleichen Umrißlinie des ausgeschnittenen Stückes. Die Umrißlinie „begrenzt", d. h. sie scheint eine begrenzende Thätigkeit zu üben. Darin liegt Leben. Jede Thätigkeit ist ein Stück Leben; auch „Thätigkeit", ja sie vor allem, können wir nicht sehen, sondern nur in uns erleben. Die begrenzende Thätigkeit jener Umrißlinie nun scheint jedesmal zunächst gegen die Pappe gerichtet; also bei der Lücke nach außen, bei dem ausgeschnittenen Stück nach innen. Die nach außen gerichtete Thätigkeit ergibt naturgemäß eine Erweiterung, die nach innen gerichtete eine Verengerung. Daher die scheinbare Vergrößerung der Lücke im Vergleich zum Ausschnitt.

Diese Thatsache läßt sich durch beliebig viele weitere, im einzelnen ziemlich verschiedenartige Experimente erhärten. Ihre Tragweite erhellt deutlicher, wenn reichere, etwa architektonische Formen herangezogen werden. Der Schaft der dorischen Säule richtet sich auf gegen die eigene Schwere und die Last. Hier haben wir eine andere Art der Thätigkeit, oder mit einem anderen Worte: der Bemühung, des Strebens. Der Schaft richtet sich auf, nicht ohne zugleich gegen die Mitte hin etwas sich zu verbreitern, also andeutungsweise aus sich herauszugehen, der Schwere nachzugeben. Damit verbindet sich die Vorstellung eines relativen in sich Zusammensinkens oder sich Senkens. Der Schaft scheint, um sicherer sich aufrichten zu können, in sich selbst einen festen Widerhalt zu suchen. Auch dies bloß andeutungsweise sich Senken oder Nachgeben gegen die Schwere wäre bedenklich beim Pfeiler, weil bei diesem das nöthige Gegengewicht fehlt. Bei der Säule ist das Gegengewicht gegeben durch die allseitige Concentration nach der Achse zu, von der uns der runde Querschnitt Kunde gibt; außerdem durch die besondere Art der Concentration, jenes eigenartige, in mehrfachen Ansätzen geschehende sich Zusammenziehen der Masse nach innen, wie es in der Cannellirung uns vor Augen liegt. Endlich kommt dazu die Verjüngung des Schaftes, die als eine von unten nach oben sich steigernde Concentration der Masse und damit der Kraft sich darstellt. Diese Thätigkeiten oder inneren Verhaltungsweisen zusammengenommen geben dem Schaft seinen Charakter, vor allem den Charakter der gebundenen Kraft, des sicheren Beharrens, der gewaltigen inneren Spannung. Zugleich werden auch alle diese Thätigkeiten durch entsprechende optische Täuschungen unmittelbar ad oculos demonstrirt. Die Säule erscheint vermöge des runden Querschnitts enger und höher 2c. Man könnte die Größe dieser Täuschungen messen, nicht nur bei einer, sondern bei verschiedenen Personen. Daraus ergäbe sich ein Schluß auf die Energie, mit der in diesen Personen die an sichtbare Formen geknüpften Thätigkeitsvorstellungen oder Vorstellungen eines inneren Lebens wirken, es ergäbe sich eben damit ein Schluß auf den Formensinn der Personen. Denn der Formensinn besteht hier, wie überall, in der Wirksamkeit solcher Vorstellungen. Die ästhetische Freude an Formen ist der Genuß des in sie hineinverlegten Lebens, im letzten Grunde also unser eigenes beglückendes Lebens- oder Selbstgefühl. Unser Ich verlegen wir in die künst-

lerische Form, um es aus ihr nicht so wie es ist, sondern reiner, höher, reicher wieder in uns zurückzunehmen. Die Formenkunst hat die Aufgabe, dazu Gelegenheit zu geben; sie hat sonst auf den Namen Kunst kein Anrecht.

Wie die architektonischen Formen, so beleben wir auch die Naturformen. Beide Arten der Belebung entstammen einem wunderbaren, aber psychologisch nicht unverständlichen, sie entstammen in jedem Falle einem natürlichen Trieb, keiner Erziehung oder Culturentwicklung, auf die Aesthetisches und Sittliches gedankenlos zurückzuführen eine jetzt weit verbreitete wissenschaftliche Mode fordert. Beweis ist das Kind, das alles belebt; wie die Mythologie der Naturvölker, die in dem Drang der Naturbelebung oder -Beseelung ihre erste Wurzel hat. Erziehung und Culturentwicklung wirken hier zunächst vielmehr zurückdämmend, andrerseits freilich auch bereichernd, in jedem Falle abstufend, ordnend, regelnd. Die Naturbeseelung der Volksmythologien ist concret greifbar, körperlich, die unsrige abstracter, mehr ahnungsweise, geistiger. Die Kunst vor allem hat es in der Hand, solche Formen und Objecte zu schaffen, die uns zu einer gesetzmäßigen Belebung zwingen, d. h. einerseits zu einer bestimmten, von aller Willkür freien, andrerseits zu einer solchen, für die sich die mannichfachen Lebensmomente zu einem in sich sinnvollen, einheitlichen und abgeschlossenen Lebenszusammenhange verbinden. Dabei kehrt in gewisser Art der Gegensatz des Abstracten und des Concreten wieder. Man gehe in Gedanken die paar Schritte von den Säulen des Parthenon zu den Karyatiden der Korenhalle des Erechtheion. Dort das kraftvolle Sichaufrichten, hier die aufgerichtete menschliche Gestalt. Zwischen beiden ist dort kein principieller Unterschied. Wäre nicht die Säule schon in gewisser Weise ein Bild der Persönlichkeit, so wäre die Umbildung derselben zur Karyatide unmöglich. Ebenso ist, wenn wir auf den letzten psychologischen Grund zurückgehen, kein principieller Unterschied zwischen der Naturbelebung der Volksmythologien und der unsrigen, und endlich auch kein principieller Unterschied zwischen diesen beiden und dem, was macht, daß uns der Ausschnitt aus einer Papptafel kleiner erscheint als die durch Wegnahme desselben entstandene Lücke. Wir haben damit eine Brücke geschlagen zwischen dem Kleinen und dem Großen, dem Einfachsten und dem Reichsten. Ohne die ästhetische Belebung des Sichtbaren wäre die Welt, die wir um uns sehen, für uns todt und stumm. Andrerseits bringen Momente eben dieser Belebung die Formen für unseren unmittelbaren sinnlichen Eindruck in Fluß, modificiren sie, lassen sie anders erscheinen, als sie sind, machen mit einem Worte, daß wir zu sehen glauben, was für unsere Wahrnehmung nicht besteht. So gerathen in jener Kleinigkeit zugleich scheinbar weit von einander entfernte Gebiete psychologischer Betrachtung, der ästhetische Genuß einerseits, das einfache Bewußtsein von der Beschaffenheit räumlicher Formen, also das optische Raumbewußtsein andrerseits in unmittelbare und schließlich meßbare, also in strengem Sinne exacte Beziehung. —

Den zweiten Vortrag hielt am 16. November der praktische Arzt Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing und zwar „über Spaltung der Persönlichkeit".

Gegenüber der bisher in der Psychologie geltenden Lehre von der Einheit des Bewußtseins, gegenüber der Thatsache, daß in einer Zeiteinheit nur eine psychische Thätigkeit die höchste Intensität des Bewußtseins in Anspruch nehmen kann, haben in neuerer Zeit mehrere jüngere Psychologen Englands, Frankreichs und Deutschlands, gestützt auf die Beobachtungen des Doppel-Ichs, eine wirkliche Spaltung des Bewußtseins behauptet, d. h. eine gleichzeitige, von einander unabhängige Thätigkeit zweier Bewußtseinssphären nebeneinander. Anstatt des bisher angenommenen Wellengipfels des höchsten Erregungszustandes wollen sie zwei solcher Bewußtseinsanspannungen von gleich hoher Intensität beobachtet haben.

In einer psychologischen Einleitung zergliederte Redner das Wesen der menschlichen Persönlichkeit nach den Lehren von Wernicke, Lipps u. a. Das Bewußtsein der Persönlichkeit entsteht hienach nur aus der Wahrnehmung des eigenen Leibes, der Wahrnehmung des Gegensatzes der unveränderlichen Körperlichkeit gegenüber der veränderten Außenwelt. Auf die weiteren interessanten Bemerkungen über das Gedächtniß, die automatische und reflectorische Thätigkeit, über die allmähliche Entwicklung des Ichcomplexes, das Verhältniß der Vorstellungen in den unbewußten psychischen Vorgängen, über das Gefühl der Aufmerksamkeit und des freien Willens können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen.

Redner bespricht darauf die wichtigsten in der Literatur bekannt gewordenen Fälle von Doppelbewußtsein und faßt die Spaltungen des Ichs immer als krankhaften Zustand auf, der auch fast regelmäßig von körperlichen Störungen auf dem Gebiete der Sinnesthätigkeit und des Muskelsystems begleitet ist. Besonders häufig wird die völlige Abspaltung einer psychischen Gruppe in der Hysterie beobachtet, wenn auch bei einigen Psychosen sich analoge Vorgänge constatiren lassen (z. B. im epileptischen Aequivalent).

Die abgespaltenen psychischen Reihen können ihre eigene Ichvorstellung entwickeln und in sich selbst logisch zusammenhängen — oder aber der Gedankenproceß bleibt auf die einfachen Formen des Automatismus beschränkt. Das Individuum kann den Eindruck einer handelnden Person erwecken, obwohl das psychische Bewußtwerden der eigenen Bewegungen, der sensiblen und sensoriellen Eindrücke fehlt. Das automatische Gedächtniß vermag sogar ungewöhnliche Associationsbewegungen zu vollführen.

Das wichtigste und einzige Merkmal jener Zustände von Vervielfältigung ist der Erinnerungsdefect, d. h. die constante Beobachtung, daß die zwei oder drei Vorstellungskreise nicht durch Erinnerung associativ verbunden sind. Diese Erinnerungslücke ist das überall constant aufzufindende Merkzeichen jener als doppelte Persönlichkeit angesprochenen Zustände. — Die hysterische Geistesschwäche neigt als solche zum Zerfall, zur Dissociation, zur Abspaltung in sich zusammenhängender Vorstellungsgruppen. Wenn nun die nicht ins Bewußtsein tretenden Reihen sich zu neuen Complexen zusammenschließen, so können sie eine besondere psychische Schichte bilden, die dem associativen Verkehr mit den Vorstellungen des Wachbewußtseins entzogen bleibt. Dieser isolirte Complex kann die sämmtlichen Vorstellungen des Wachbewußtseins verdrängen und selbst das ganze Bewußtseinsfeld in Beschlag nehmen, sowie seine besondere Ichvorstellung entwickeln. Das zweite Ich gelangt dann zur Innervation des Körpers und bekommt das Gepräge einer in sich abgeschlossenen Persönlichkeit, besonders wenn in dem zweiten Ich andere verborgene Seiten des betreffenden Individuums und neue Charaktereigenschaften hervortreten. Aber es ist im Grunde falsch, von einem Wechsel der Persönlichkeit zu sprechen, bei der sich gleich bleibenden körperlichen Grundlage in beiden Fällen. Denn die Systeme von Bildern, Gefühlen, Gedanken, sowie die automatischen Fertigkeiten stellen in keinem Falle etwas absolut Neues dar, sondern sind im Lebensgange des Individuums erworben; merkwürdig erscheint nur die Gruppirung der vorhandenen Elemente oder Bausteine. Man hat den Eindruck der dramatischen Darstellung einer fremden Person mit gegebenen Mitteln, mit den Bestandtheilen der alten.

Das abwechselnde, zeitlich getrennte Eintreten bestimmter psychischer Reihen in das Bewußtsein und die Verdrängung der einen durch die andere enthält keinen Widerspruch gegen die Lehre von der Einheit des Bewußtseins. Neben den ausgeprägten Fällen psychischer Spaltung finden alle möglichen Varianten statt, selbst Abstufungen von Bewußtseinsänderungen, von partiellen Modificationen des Charakters, des Gefühls, des formalen Vorstellungsablaufs bis zur vollkommenen Umwandlung des Ichs in zwei oft entgegengesetzte Inhalte. Ist einmal zwischen zwei psychischen Reihen, welche beide abwechselnd zur Innervation gelangen, d. h. ins Bewußtsein treten, die Erinnerungsbrücke abgebrochen, so hat man damit die Grundlage für die Verdoppelung der Persönlichkeit. Findet dasselbe bei drei psychischen Reihen statt, so haben wir eine dreifache, bei vier psychischen Reihen eine vierfache Persönlichkeit, insofern dieser Ausdruck überhaupt hierauf angewandt werden darf.

Das Bewußtsein umfaßt also niemals unsre gesammte geistige Persönlichkeit, sondern zeigt uns immer nur einen verhältnißmäßig geringen Ausschnitt aus derselben.

In den bisherigen Aufstellungen findet also die dualistische Bewußtseinsauffassung keine Stütze. Der Kernpunkt der Streitfrage liegt nun aber in Beobachtungen, welche darthun sollen, daß zwei bewußte Acte von derselben Bewußtseinsintensität mit verschiedenem psychischen Inhalt, entsprechend den beiden gespaltenen psychischen Reihen, gleichzeitig neben einander thätig sein können. So konnte ein gewisser Barkworth während einer Debatte größere Zahlenreihen addiren, ohne sich von der Debatte ablenken zu lassen, oder eine Versuchsperson des Dr. v. Schrenck konnte mit der rechten Hand die Vorgänge aus einer vorausgegangenen Hypnose aufschreiben, während das Object gleichzeitig aus einem Buche laut vorlas und den Inhalt des Gelesenen wirklich auffaßte. Dieselbe Person konnte laut vorlesen und eine Handlung mit der Hand ausführen, als in einer neben ihr laut geführten Unterhaltung zum siebzehnten Mal das Wort „Sie" gebraucht wurde. Diese zwei psychischen Thätigkeiten neben einander erwecken allerdings den Anschein, als ob eine zweite Person gleichzeitig neben der ersten

thätig wäre und über ein gewisses Quantum Ueberlegung verfügte. Nach Schrenks Meinung ist aber diese Behauptung trotz ihrer Gemeinverständlichkeit unrichtig. Denn experimentelle Untersuchungen über den Umfang der Aufmerksamkeit und des Bewußtseins zeigen nun, daß psychische Reihen mit größter Schnelligkeit hinter einander in den Wellengipfel des Bewußtseins treten können. Nach ihm ist die Aufmerksamkeit eine intermittirende Function und wandert hin und her. Wenn die zwei Persönlichkeiten als A und B bezeichnet werden, so ergibt sich die Möglichkeit, daß die Aufmerksamkeit sich bald der Reihe A, bald der Reihe B zuwendet. Bald also werden Theile aus der einen, bald Theile aus der anderen psychischen Reihe ins Bewußtsein treten und zur Körperinnervation gelangen, immer aber findet ein Nacheinander statt, wenn auch mit solcher Schnelligkeit, daß die psychische Thätigkeit als gleichzeitig erscheint. Während also das Versuchsobject des Redners laut vorlas, blieb ihm genügend Zeit, die Aufmerksamkeit bald dem Lesen, bald dem Schreiben zuzuwenden. Für manche der automatischen Fertigkeiten, wie Schreiben, Rechnen, bedarf es nur eines Anstoßes, um ein complicirtes System gewohnheitsmäßiger Anpassungsbewegungen ablaufen zu lassen. Dieser Ablauf auf die centrifugalen Nervenbahnen erfordert Zeit und verlangt nicht die völlige Theilnahme der Aufmerksamkeit, welche also schon ein Glied der zweiten Kette über die Schwelle des Bewußtseins erhebt, während die von der ersten psychischen Reihe veranlaßte Bewegung noch nicht einmal vollendet ist. Gleichzeitig erscheint nur die durch die Reihe A veranlaßte und noch nicht beendete Bewegung und das Eintreten eines neuen Inhaltes aus Reihe B ins Bewußtsein. Ungewöhnlich ist daher nur das sonst hinter einander erfolgende Bewußtwerden von psychischen Complexen, welche bei der fehlenden Erinnerungsbrücke mnemonisch getrennt sind. Daher erscheinen A die Inhalte aus B und B die aus A fremdartig. Das rasch hinter einander, ja blitzartig erfolgende Eintreten zweier verschiedener Erinnerungskreise ins Bewußtsein enthält also auch keinen Widerspruch gegen die alte Lehre von der Einheit des Bewußtseins. Nur wenn man von dieser Gleichzeitigkeit absieht und mit dem Ausdruck „Oberbewußtsein“ die am deutlichsten bewußten psychischen Vorgänge, mit dem Ausdruck „Unterbewußtsein“ die gleichzeitig im Bewußtsein vorhandenen, aber weniger hell beleuchteten Inhalte bezeichnen will, scheint diese Ausdrucksweise zulässig zu sein.

Somit erklären sich die psychischen Thatsachen, welche eine Vervielfältigung der Persönlichkeit vortäuschen, entweder durch unbewußte Vorgänge, oder durch automatische psychisch bedingte Handlungen, oder durch den raschen Wechsel von Geistesthätigkeiten, die, obwohl nicht durch Erinnerung verknüpft, doch in sich abgeschlossen erscheinen. Das Zusammenwirken dieser Componenten führte zur Aufstellung eines mehrfachen Ich, zur psychologischen Scheinerklärung eines unbewußten Bewußtseins.

Zum Schluß wird noch die Aufgabe der kleinsten Beobachtung im Verhältniß zur theoretischen Psychologie hervorgehoben.

* **Bonn.** Dem Privatdocenten in der evangelisch-theologischen Facultät der Universität, Licentiaten Eduard **Simons**, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Basel.** Die Basler Universität, schreibt man der „Neuen Zürich. Ztg.“, erleidet einen schweren Verlust, wenn es sich bestätigt, daß Prof. **Andreas Heusler** seine Lehrthätigkeit aufgibt. Heusler ist wohl der angesehenste Schweizer Jurist der Gegenwart, jedenfalls der beste Kenner des deutschen Rechts in unserm Lande. Seine rechtsgeschichtlichen Arbeiten sind nach Inhalt und Form mustergültig. Der bedeutende Gelehrte ist aber zugleich ein ausgezeichneter Docent. Wer seine Collegien über deutsche Verfassungsgeschichte gehört hat, dem bleibt die Erinnerung zeitlebens frisch. Der Vortrag, äußerlich schmucklos, war von krystallener Klarheit, jeder Satz rund, jeder Gedanke voll ausgearbeitet, ein Reichthum von Geist und Wissen mit vollendeter Oekonomie geordnet, Schärfe und Feinheit der juristischen Unterscheidung bewunderungswürdig. Seit der beredte Mund Jakob Burckhardts verstummt ist, hat die Basler Hochschule sicher einen so schweren Verlust nicht mehr erlitten, und es ist ein ungenügender Trost für die Basler, daß Andreas Heusler wenigstens den Vorsitz im Appellationsgericht beibehält. Soviel wir wissen, war der einundsechzigjährige Mann in den letzten Jahren öfter leidend. Das mag ihm den Wunsch nach Entlastung eingegeben haben.

* **Paris.** Die französische Regierung erhielt vom Schah einen **Vertrag**, der ihr gegen einmalige Bezahlung von 50,000 Francs das ausschließliche **Recht** einräumt, **in Persien nach Alterthümern zu graben.** Die Hälfte aller Funde gehört den Franzosen, auf die der persischen Regierung verbleibende andere Hälfte haben sie Vorkaufsrecht.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 325. München, Samstag, 23. November. Beilage-Nummer 271.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Die Philipponen.

Von H. Mankowski.

Im vergangenen Sommer sind aus der ostpreußischen Landschaft Masuren viele Familien der Philipponen nach Rußland gezogen, woher sie in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts kamen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Secte der griechisch-katholischen Kirche bald aus Deutschland verschwunden sein wird. Unmittelbar vor ihrer Einwanderung nach Preußen lebten die Philipponen in Polnisch-Littauen. Die preußische Regierung wies ihnen aber in Masuren bereitwillig Wohnplätze an, weil sie von ihnen Hebung der Landwirthschaft erwartete.

Ihren Namen haben die Philipponen von ihrem einstigen Führer, dem russischen Bauern Philipp Pustoswjät entlehnt, der sie vor fast zweihundert Jahren wegen ihrer harten Verfolgung in der Heimath nach dem Westen führte. Sie gehören jener großen Secte der russischen Kirche an, die den gemeinsamen Namen der Altgläubigen (Staroweczi) tragen. Als nämlich im 17. Jahrhundert der gelehrte Patriarch Nikon eine Aenderung der vielfach entstellten Liturgie in der griechisch-katholischen Kirche vornehmen wollte, widersetzten sich die starr am Alten hängenden Bauern dieser Neuerung, so daß eine Kirchenspaltung eintrat. Einem Zweige dieser Altgläubigen gehören nun auch die Philipponen oder Lipowanen an, die gegenwärtig die Ortschaften Onufrigowen, Eckertsdorf, Fedorwalde, Piasken und andere bewohnen, welche in der ungefähr funfzehn Quadratmeilen großen Johannisburger Haide liegen. Hier ist auch das größte Seengebiet Deutschlands ausgebreitet, nämlich der Spirdingsee mit seinen zahlreichen Nebengewässern.

Das Glaubensbekenntniß der Lipowaner ist manichäisch gefärbt, sie leugnen die Gottheit Christi. In der ersten Zeit nach ihrer Einwanderung in Ostpreußen beachteten sie strenge die übermäßige Zahl ihrer Feier- und Fasttage. Unter dem Druck der Verhältnisse aber haben sie dieselben nach und nach sehr vermindert. Vor längerer Zeit sah man in jener weltabgeschiedenen Gegend auch die Geistlichen der Philipponensecte in ihren dunkeln Kaftanen und hohen turbanähnlichen Kopfbedeckungen einhergehen, und ein Pope mit langem über die Schulter fließendem Haar und grauem, wallendem Bart gewährte einen immerhin imponirenden Anblick. Heute sieht man einen Popen nur noch selten und ihre Zahl wird stets kleiner.

Hie und da sind auch Philipponenklöster anzutreffen, so in Maudannen. Das Klostergebäude ist ein aus Steinen aufgeführter Bau, zu einer Hälfte Capelle, zur andern Klosterraum mit Zellen. An den Wänden der Capelle hängen rohe Heiligenbilder, die den Betraum eher verunzieren als schmücken. Der Fußboden ist mit Steinen gepflastert, und es bietet der einförmige Raum überhaupt nichts sehenswerthes. Der einzige Schatz sind mehrere alterthümliche, in russischer Sprache geschriebene Bücher. In den engen, nicht von großer Sauberkeit zeugenden Zellen leben etliche matronenhafte Frauen stumpfsinnig dahin und begnügen sich bei ihrer Askese mit kärglichen Mahlzeiten. Fische, Kartoffeln, Kohl und Grütze bilden das Hauptgericht und selten verirren sich Fleischspeisen auf den Tisch; das Ruhelager ist hart und geradezu elend, der Gesundheitszustand im Kloster aber vortrefflich.

Die Hoffnung der preußischen Regierung, daß die Philipponen der Landwirthschaft zum Aufschwung verhelfen werden, hat sich indessen nicht erfüllt. Allenfalls haben sie im Obstbau einige Erfolge erzielt, wie sie denn auch gern Obstgärten pachten und als Obstverkäufer auf den Märkten umherziehen; aber von den Masuren, unter denen sie leben, werden sie nicht gern gesehen, und den Forst- und Fischereibeamten machen sie sich durch die verwegenste Wilddieberei und Fischräuberei in sehr unangenehmer Weise bemerkbar. Im Winter thun sich die Philipponen mit ihren Einspännern zusammen, um in den Forsten durch Holzrücken etwas zu verdienen. Weil ihnen aber Wild-, Holz- und Fischdiebstahl gleichsam angeboren ist, so gerathen sie mit Förstern und Seepächtern in zahllose Conflicte, so daß ihnen neuerdings die Forstverwaltungen nur sehr ungern Beschäftigung in den Wäldern gewähren.

Wie schon bemerkt, hat die Landwirthschaft bei ihnen keine Fortschritte gemacht, und von den Masuren unterscheiden sie sich sehr unvortheilhaft durch die den Anforderungen der Neuzeit geradezu Hohn sprechende Art und Weise der Bewirthschaftung ihrer Aecker. Sie weigern sich, bei den Masuren in Dienst zu treten und werden von ihnen auch nicht einmal gern angenommen, weil sie träge und unzuverlässig sind. Eine natürliche Folge dieser Mißwirthschaft ist allmähliche Verarmung, so daß es unter ihnen kaum noch ein Dutzend Familien gibt, die in verhältnißmäßigem Wohlstande leben. Ihre Lage wird immer bedrängter und deßhalb ist es begreiflich, daß sich seit einiger Zeit eine Bewegung unter ihnen ausbreitet, zur orthodoxen griechisch-katholischen Kirche und somit nach Rußland zurückzukehren, zumal ihnen in dieser Beziehung die russische Regierung großes Entgegenkommen beweist. Ihre Besitzungen werden von den Masuren gekauft, die auf den meisten derselben ansehnliche Hypotheken stehen haben. Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Philipponen gewähren ausnahmlos einen traurigen Anblick.

Von der ursprünglichen Entsagung in Sachen irdischer Genüsse, besonders geistiger Getränke, sind sie, wenn dies überhaupt je ihr Fall war, gründlich zurückgekommen. In den niederen, schmutzigen Dorfschenken erblickt man fast zu jeder Zeit trunkene Männer und Frauen, und in Folge ihrer aus Trunkenheit hervorgehenden Händelsucht gerathen sie mit den Masuren nur zu oft in Streit und Prügelei, wobei sie regelmäßig den Kürzeren ziehen.

Im Sommer bietet sich den arbeitsscheuen Philipponen weniger Gelegenheit zu „Erwerb". Bedeckt aber erst eine Eisdecke die Gewässer, dann sind sie selten zu Hause. Auf

ihren Schlittschuhen gleiten die schlanken Gestalten pfeilschnell über die Eisflächen dahin, hauen an geeigneten Stellen Löcher ins Eis und betreiben den Fischraub in der rücksichtslosesten Weise. Nähert sich ihnen der Fischereipächter, dann fliehen sie eiligst von dannen und setzen selbst über die gefährlichsten Stellen des Eises tollkühn hinweg. Solche Gäste sieht natürlich Niemand gern. Nur die Militärbehörde hat an den Philipponen Freude, weil der meist blonde und blauäugige Menschenschlag die schönsten Soldaten für die Garde liefert. Ihrer äußeren Erscheinung nach könnte man sie leicht für Urgermanen halten.

Ihre ursprünglich ausländische Kleidertracht haben sie abgelegt, und nur ganz alte Personen gehen noch manchmal damit umher. Im Sonntagsstaat zierte ehedem eine eigenartige Kopfbedeckung das Haupt und von den Hüften lief außerhalb der Unterkleider das Hemd mit buntem Rande hinab.

Großes Gewicht legen die Philipponen auf die Erhaltung ihrer Gesundheit durch Abhärtung ihres Körpers. Auch in der kleinsten Bauernstube finden wir nach russischer Art eine Badevorrichtung, die aus einem mächtigen Ofen besteht, welcher zur Badezeit bis zur Glühhitze erwärmt wird. In dem erstickend heißen Raume versammeln sich, nur nach Geschlechtern getrennt, Männer und Frauen und entledigen sich ihrer Kleider. Ein Eimer kalten Wassers wird auf den glühenden Ofen gegossen, heiße Wasserdämpfe erfüllen alsbald den Raum und pressen den Anwesenden starken Schweiß aus. Nach längerer oder kürzerer Dauer des Bades reibt man den Körper mit Tüchern ab und reizt die Hautthätigkeit durch leichtes Peitschen mit feinen Ruthen an. Abgehärtete Männer laufen nach dem Schwitzbad auch wohl ins Freie und stürzen sich ins eiskalte Wasser oder wälzen sich im Schnee, kehren alsdann in einen mäßig warmen Raum zurück und kleiden sich an. Daß solche „Curen" abhärten und die Gesundheit stählen, liegt auf der Hand.

Ein Verlust sind die fortziehenden Philipponen für Preußen nicht, wenn man nicht etwa ihre Zahl als solchen ansieht. Während ihres Aufenthalts in Ostpreußen sind sie auf keinem Gebiet nutzbringend vorgeschritten. Das halbasiatische Blut scheint noch heute in ihren Adern zu rollen und dürfte sich bei ihrer Rückkehr nach Rußland wieder sehr bald mit dem der Stammesgenossen vermischen. Ein Hinderniß bietet sich ihnen hiebei wohl nicht; denn die Philipponen stehen gegenwärtig ziemlich auf derselben Culturstufe wie vor hundert Jahren im fernen Rußland.

Zwei Königsberger Philologen.

Von Dr. Siegfried Reiter.

II.

In seinen Erinnerungen an Lobeck sagt Lehrs von diesem: „Wir betrachten ihn mit Freude und Bewunderung als eine große Natur, welche durch die Hemmungen der Armuth ihren sicher eingegebenen Weg ging, wie andere große Naturen durch die Ablockungen des Reichthums." Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir die letzten Worte als pro domo gesprochen ansehen. Denn der junge Lehrs (geb. zu Königsberg den 14. Januar 1802) hatte, nach eigener Aussage, während der ganzen Zeit seiner Ausbildung auf der Schule und der Universität das Glück, durch die Fürsorge seiner Eltern jeder äußeren Störung der Studien enthoben zu sein. Am Friedrichscollegium seiner Vaterstadt war Lachmann, an der Universität Lobeck sein Lehrer. Bei dem Anblick von Lobecks Fülle schien dem jungen Studirenden, selbst um ein Mäßiges zu erreichen und über die Mittelmäßigkeit hinauszugehen, gewissenhafte Benützung der Zeit nothwendig. „Diese Ueberzeugung", schreibt der Vierundzwanzigjährige in einer autobiographischen Skizze, „bewahrte mich (obgleich mir das Leben als Schulmann immer zunächst vor der Seele geschwebt hat) vor dem Abwege, meine Zeit mit dem Studium der Pädagogik, wie sie es nennen, zu zersplittern oder zu verschwenden. Außerdem: sich Grenzen zu setzen in seiner Wissenschaft, sie erlernen zu wollen für den nächsten und nothwendigsten Bedarf, schien die Berechnung eines Krämers." Seine ersten Sporen als Lehrer verdiente sich der Einundzwanzigjährige am Gymnasium in Danzig, wo er vom Director August Meineke fast wie ein gleichberechtigter Freund empfangen wurde, an dem er unter Genuß und stiller Beobachtung seiner Urtheile und seiner täglichen philologischen Arbeiten einen neuen philologischen Lehrer fand. Dort lernte Lehrs das Schulwesen in wahrhaft edler Gestalt kennen. Ohne dem Lehrer die Freude an seinen Werken zu verkümmern, betrachtete man diesen vielmehr als Künstler, auf dessen stetige Vervollkommnung man Anspruch machte. Diese freie Thätigkeit des Lehrers übte ihren wohlthätigen Einfluß auf die Schüler. Im Jahre 1824 nahm Lehrs eine Stelle am Gymnasium in Marienwerder an, dessen tief eingewurzelte Mißbräuche und Gebrechen ihm seine Stellung verleideten, die er daher gern mit einer solchen an dem Gymnasium vertauschte, welchem er selbst seine Bildung dankte.

Schon in den ersten schriftlichen Kundgebungen des Jünglings tritt uns eine scharfgeprägte Eigenart entgegen: eine starke Subjectivität im Urtheil, die das Gute ebenso feurig anerkennt, wie sie das Schlechte scharf tadelt ohne Rücksicht auf anerkannte Autoritäten, ohne Rücksicht auf die eigene Person. So hatte das Ministerium auf Veranlassung Herbarts, der damals in Königsberg Pädagogik las, wegen der oben angeführten Stelle in der Biographie und das Provincialschulcollegium wegen des abschätzigen Urtheils über das Gymnasium in Marienwerder sein Mißfallen ausgesprochen. Beiden Behörden gegenüber hält der junge Oberlehrer seinen Nacken steif und zeigt in den interessanten Zuschriften, die er an sie richtet (Nr. 52, 55), Freiheit des Geistes und Freiheit der Gesinnung, wobei er sich kräftiger Unterstützung von Seiten Lobecks erfreut.

Dem mit Stunden und Correcturen arg geplagten Schulmann, dem der „undankbare" Schulranzen den Rücken drückt, der auf einer beständigen Herzensfolter liegt, entringt sich mancher Seufzer über seine äußere und innere „Zerzerrung", aus der er nur schwer zur Sammlung auftauchen kann, um bei seinem inneren „faustischen" Drang philologische Räthsel zu lösen. Dennoch entstehen in den ersten zwölf Jahren seines Wirkens am Gymnasium die epochemachenden Werke über die Homerstudien Aristarchs (1833) und die Untersuchungen auf dem Gebiete der epischen Poesie (1837). In jenem „marmorgefügten κτῆμα ἐς ἀεί" (Ritschl) hatte Lehrs zum ersten Mal auf die Wichtigkeit des aristarchischen Textes für die Homerkritik hingewiesen und durch die Darlegung der Homerstudien Aristarchs und der alexandrinischen Grammatiker die homerische Kritik erheblich gefördert. Gottfried Hermann, der die Quaestiones epicae auf das ehrenvollste recensirt hatte, schreibt gelegentlich an Lobeck: „Was der (Lehrs) macht, ist alles gut und schön, und man kann ihm a priori rechtgeben. Ausnehmend hat mich ergötzt, was er über den Arion und ähnliche Sagen geschrieben hat." Und Ritschl dankt demselben Buche unerschöpfliche Belehrung. Kaum einem anderen Philologen möchte er so aufs Wort, ohne nachzuschlagen, ohne nachzuuntersuchen, glauben, und er erinnere sich nicht, in dieser Beziehung eine strafende Erfahrung gemacht zu haben.

In seiner Doppelthätigkeit im Dienste der Schule und der Wissenschaft hatte sich Lehrs überarbeitet und suchte in einer längeren Reise Kräftigung für seine geschwächte Ge-

sundheit. Im Jahre 1837 ging er über Berlin, Dresden nach Teplitz, von da nach Prag und Wien — drei Tage auf dem „Stellwagen“—, hierauf nach Linz — 24 Stunden —, weiter auf der Eisenbahn zehn Meilen weit nach Gmunden, durch das Salzkammergut nach Salzburg, München. Ueber diese Reise liegen uns sehr schöne und für das vormärzliche Wien charakteristische Reisebriefe an seine Schwester Henriette, „sein theures, theures Jettchen“, und seinen Bruder Jakob vor. Eine zweite, längere Reise führt Lehrs (1844) nach Berlin, wo er bei Boeckh, Ranke, den Brüdern Grimm, Lachmann hospitirt, hierauf nach Franzensbad, wo er fünf Wochen „curt“ und zwischen den Wassern „kürt, da die Doctoren selbst nicht aus noch ein wußten“, durch die Schweiz nach Mailand, schließlich nach Dresden zur „großen Versammlung großer Philologen“, wo er sich über die langen Vorträge ärgert, „die nichts austragen und die nicht zu ertragen“. Seine reichen Tagebuchnotizen über das Gymnasium in Eger werden für den künftigen Geschichtschreiber des österreichischen Gymnasiums eine nicht zu übersehende Quelle für die Einrichtungen an diesen Lehranstalten im Vormärz liefern.

Im Jahre 1845 wird Lehrs von den drückenden Fesseln des Schulamts befreit, er ist von der Schule ganz enthoben und bloß an die Universität versetzt, wo er an der Seite seines Lehrers Lobeck den zweiten Lehrstuhl für classische Philologie einnehmen darf. „Es ist eine eingestandene Thatsache, daß Sie schändlich mißhandelt sind“, schreibt Lachmann dem erst nach so langen Jahren an die Universität Berufenen, und dieser selbst ruft resignirt aus: „Wie weit sich die Schwielen (die geistigen!) zwanzigjähriger Anstrengung der Art noch ausgleichen lassen?!“

Schon wenige Jahre später trat an den neuen Universitätslehrer die lockende Versuchung heran, Königsberg zu verlassen und in eine erweiterte Thätigkeit in Leipzig einzutreten. Es galt, Gottfried Hermanns Stelle, der am letzten Tag des Jahres 1848 die Augen geschlossen hatte, würdig zu besetzen. Aus Leipzig tritt Moriz Haupt, Hermanns Schwiegersohn, aus Bonn Ritschl, aus Berlin Lachmann mit dem Anliegen an Lehrs heran, Hermanns Nachfolger zu werden. Lehrs antwortet mit Nein. „Dieses Nein hat mir keinen Augenblick Bedenkzeit gekostet. Ich sollte mich auf Hermanns Katheder setzen? Das heißt zugleich περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ? Ich habe dem λάθε βιώσας von jeher gehuldigt und will nun schon um so mehr dabei bleiben, da auch ich nicht mehr jung bin und nach einer zwanzigjährigen Schulthätigkeit, an die ich zwar mit Freuden zurückdenke, aus der man aber nicht ohne Schlappe davonkommt, über die Mittagshöhe der Jugendkraft und der Jugendfreudigkeit hinaus mich fühle.“ Haupts Hoffnung, den Freund für Leipzig zu gewinnen, ist indessen nicht erschüttert und das Verlangen danach vielmehr verstärkt; δεύτεραι φροντίδες würden dessen Entschluß ändern. Hermann selbst würde sich freuen, Lehrs auf seinem Katheder zu wissen. Zudem gebe es kein wirksameres Mittel der Verjüngung, als Ortsveränderung und Eintritt in neue und erweiterte Thätigkeit. Lehrs blieb indessen unerschütterlich, trotzdem seine Freunde von drei Seiten auf ihn einstürmten, und zog es vor, „Professionist der classischen Philologie an der Universität Königsberg“ zu bleiben.

Indessen hatte Lehrs, der bis zu seiner Berufung an die Universität auf dem Gebiete der epischen, insbesondere der homerischen Poesie und jenem der griechischen Grammatiker sich wissenschaftlich bethätigt hatte — im Jahre 1848 waren die Herodiani scripta tria emendatiora erschienen — seinen Studien eine erweiterte Grundlage gegeben. Ueber den Neid der Götter und die Ueberhebung (ὕβρις), die Nemesis, die Ate „Unfal“ (ἄτη, ἣ πάντας ἀᾶται „die große Göttin Pech, die alle anpicht“) und andere Anschauungen und Grundbegriffe der griechischen Ethik und Religion stellte er Untersuchungen an, die, zuerst im Jahre 1856 zu den „Populären Aufsätzen aus dem Alterthum“ vereinigt, zwanzig Jahre später in sehr vermehrter Gestalt zum zweiten Mal erschienen sind. Bei Uebersendung des Buches an Ritschl, für den es neben Haupt und dem Philosophen Rosenkranz persönlich bestimmt ist, entwickelt der Verfasser eine Art Programm: er müsse es eigentlich für das rechte Lob desselben halten, wenn Niemand etwas daraus lerne, sondern nur das wirklich wiederfinde, was er wisse. In- und außerhalb der Fachkreise schlugen die Aufsätze erfolgreich durch. Nach dem ersten „Anschmack“ schreibt Ritschl an Lehrs, daß das ganze Buch wie Milch und Honig hinabgleite, so lind und so lauter zugleich, nur manchmal leise erinnernd, daß der Honig von der Biene komme und die Biene einen Stachel habe. Mit schönen Worten dankt auch Haupt für die Gabe: „In Ihrem Buche thut man frische Züge hellenischer Luft, froh einmal, aus dem Nebel der Mythologen und Archäologen hervorzutreten, froh vor allem des Sinnes, der das Menschliche, das Sittliche, das Religiöse rein auffaßt, froh der Darstellung, in deren Anmuth das Gefühl griechischer Schönheit lebt, der Entsagung, die eindringende Forschung anspruchslos verbirgt. . . . Ja, ich gehöre zu Ihnen.“

Lehrs, der bisher Streif- und Querzüge auf griechischem Gebiete unternommen hatte, macht mit seinem Horazbuch einen Abstecher auf römischen Boden. Auch hier ging er ganz seine eigenen Wege. Scharfe Hiebe fallen gegen die Horazinterpreten seit Bentley, die mit Ausnahme Heindorfs eine „wahre Rotte“ seien. Jahre hindurch quält sich Lehrs mit dem Horaz — dessen nonum prematur in annum ist buchstäblich befolgt —, und als das Buch fertig ist, weiß er nicht, wie er sich in der Vorrede verhalten soll; seine acht Skizzen hiezu hätten alle den Fehler, daß etwas darin stehe, was nicht gern gehört werde. Er eifert gegen die Kleinbürger der Ueberlieferung, gegen das Pygmäengeschlecht, die im Gefühl, daß sie aus sich gar nichts schöpfen können, Cultus treiben mit der Ueberlieferung. Zuerst komme der gesunde Menschenverstand, dann komme der gesunde Menschenverstand noch einmal, und dann erst kämen die Handschriften.[1]) Jede Kritik sei, sobald sie diesen Ehrennamen verdiene, subjectiv, ein gescheites Subject mache gescheite Kritik, was nicht dasselbe sei mit irrthumloser, und umgekehrt. Wie sehr sein Herz und Sinn von jeher an den Satiren und Episteln gehangen, so wenig habe er eine gleiche Stellung gegen die Oden gewinnen können: „Horaz ist nicht in den Oden.“ Im Jahre 1869 erschien sein „Q. Horatius Flaccus; mit vorzugsweiser Rücksicht auf die unechten Stellen seiner Gedichte“. Trotzdem der Verfasser in diesem Buche seiner Hyperkritik die Zügel schießen ließ und vieles im Horaz albern, unsinnig, lächerlich, verdreht und läppisch gefunden hat, so hat doch der Strom, aus dem solche epitheta significantia geschöpft sind, nach dem Urtheil eines geschmackvollen Horazerklärers auch Goldkörner der Interpretation mitgebracht, die kein Ausleger übersehen darf.

Das Horazbuch und eine Abhandlung über den Zustand und die Beschaffenheit von Ovids Heroiden sind die

[1]) Dies auch der Inhalt eines der Zehngebote für Philologen, die Lehrs mit treffsicherem Witz zu Nutz und Frommen jener abgefaßt hat, „die sie schließlich doch nicht befolgen“. Dieser philologische Dekalog lautet: Du sollst nicht nachbeten. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen. Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen. Du sollst lesen lernen (für Archäologen „sehen“). Du sollst nicht Sanskritwurzeln klauben und mein Manna verschmähen. Du sollst lernen die Geister unterscheiden. Du sollst nicht glauben, daß Minerva ein blauer Dunst sei: sie ist Dir gesetzet zur Weisheit. Du sollst nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten. Du sollst nicht glauben, was einige von den Heiden gesagt haben, Wasser sei das Beste.

Früchte von Lehrs' Beschäftigung mit lateinischen Dichtern. Noch in demselben Jahr wie der Horaz war seine deutsche Uebersetzung des Platonischen Phädrus und des Gastmahls erschienen, bald darauf beschäftigte ihn eine kritische Untersuchung zur philologischen Quellenkunde: „Die Pindarscholien" (1873). In seinen letzten Lebensjahren rückt er dem dänischen Philologen Madvig, „einem Textconjecturaltalent, das wirklich nicht gewöhnlich ist, aber stets im übermüthigen Orakelton auch seine Dummheit von sich gibt", an den Leib, und noch wenige Monate vor seinem Tode (9. Juni 1878) schlägt er drein, „um der Erschlaffung durch eine Turnübung vorzubeugen", und schreibt einige „Grobheiten" gegen Cobet, den berühmten holländischen Gräcisten.

Damit ist jedoch Lehrs' wissenschaftliche Thätigkeit nicht erschöpft. Sie wirkt — abgesehen von den gehaltvollen Anzeigen in Zarncke's Literarischem Centralblatt und in den Königsberger Wissenschaftlichen Monatsblättern — in den Arbeiten der Schüler nach, auf die er den wohlthätigsten und anregendsten Einfluß geübt hat. Jederzeit ist er bereit, sich zu wissenschaftlich gesinnten Schülern herabzulassen, auf ihre Gedanken belehrend einzuwirken, mit vollen Händen reiche Gaben zu spenden und auch für ihre persönlichen Schicksale in liebenswürdiger Weise Theilnahme zu äußern. Die Beschäftigung des Lehrers mit den griechischen Grammatikern wirkte anregend und anleitend auf den früh verstorbenen August Lentz, dem wir die monumentale Ausgabe des Herodian, ein „wahrhaft herkulisches" Unternehmen, danken. Ein Lieblingsschüler, Eugen Plew (1849—1878), ein „ausbündig vortrefflicher Kerl", wird vom Lehrer in seinen mythologischen Ansichten beeinflußt. Er hat weiter anregend gewirkt auf J. H. H. Schmidt, den rhythmischen Metriker, wie ihn überhaupt metrische Fragen intensiv beschäftigt haben, wofür auch die lehrreichen zwischen ihm und Zarncke gewechselten Briefe sprechen. Auch Friedländers, des berühmten Verfassers der römischen Sittengeschichte, erste Liebe, zu der er gelegentlich zurückkehrt, war, wohl angeregt durch Lehrs, dem Homer und den griechischen Grammatikern zugewendet, um von jüngeren Schülern, wie Ludwich und Kammer, zu schweigen.

Ein Vielschreiber ist Lehrs, wie die Zahl seiner Schriften beweist, nicht gewesen. Alles, was er geschrieben, ist aus innerstem Herzensdrang geboren, Lieb' und Glauben hat er mit in das Werk gegossen, niemals haben secundäre Beweggründe hiebei mitgewirkt. Mit ätzendem Spott sagt er wohl, wenn einer geschwind ein paar hastige Bücher in die Welt schickt: „Es scheint, seine Frau erwartet ihre Niederkunft, das macht immer Ausgaben, und ich habe einigemale zufälligerweise mich überzeugen können, daß ich richtig vermuthet." Er selbst aber verfolgt mit offenem Auge alle wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft. Glühend in der Liebe, glühend im Haß, spricht er unter vier Augen „goldene" Rücksichtslosigkeiten und fällt manches freimüthige und stachliche Urtheil über Bücher und Autoren, das Ludwich, wohl eingedenk der Worte Cicero's: Quam multa seria solent esse in epistulis, neque tamen ullo modo divolganda, unterdrückt hat. Gegen einen großen Theil damaliger philologischer Literatur empfindet Lehrs eine vielleicht „krankhafte" Aversion. Er tadelt die Vornehmheit und Seifenblasigkeit Bernhardy's. Sein Schriftstellerthum ist ihm ebenso unerträglich wie jenes Welckers, der schon wegen seines barbarischen Stils kein Recht habe, gelesen zu werden. Ob er noch im Cyklus kreise, ob ihn noch nicht schwindle, fragt er ein andermal. Lersch, „sein aspirirter Namensvetter", habe ein Buch zur griechischen Grammatikergeschichte geschrieben, ohne auch nur einen einzigen griechischen Grammatiker gelesen zu haben. Otfried Müller bleibe ihm ein Problem, ein Mann von so entschiedenen Talenten mit solchen faustdicken Verkehrtheiten. Seine Sachen über Hesiod seien unter aller Kritik: äußerste Prätension bei der äußersten Unzulänglichkeit. Ueber ein opus postumum K. Fr. Hermanns, an dem Lehrs wiederholt sein Müthchen kühlt, fällt das boshafte Wort: „Er scheint mir nach seinem Tode besser zu schreiben." Immanuel Bekker habe zwar die Texteskritik des Homer in wahrhaft grandioser Weise angefaßt, doch für Homer kein Verständniß. Georg Curtius menge Sprachvergleichung und Philologie durcheinander und lehre seine Schüler ungenießbare Sachen bereiten. Und — die Schüler degeneriren. Theodor Bergks griechische Literaturgeschichte — gemeint ist der Abriß in Ersch und Grubers Encyklopädie —, in der es keine Philosophie gebe, wo die Namen Plato und Aristoteles in einen entlegenen Winkel wie ein Paar ängstliche Mäuse verkrochen seien, ist ihm förmlich possirlich. Boeckh nennt er einmal einen Hellenenphilister. August Naucks „Baschkirenhomer" übergießt Lehrs mit der Lauge seines Spottes: „Es ist die russische Culturmission, die er treibt, den Homer unter die Baschkiren einzuführen und den Barbaren durch die barbarischen Formen mundgerecht zu machen." Auf Mommsens zweiten und dritten Band der römischen Geschichte — über die geniale Begabung, über die Phantasie, den Blick ꝛc. des Mannes könne natürlich kein Streit sein (an Ritschl 7. Juli 1856) — möchte Lehrs die Anekdote von einer Dame anwenden, welche, als der Mond heraufstieg, sagte: Für meinen Geschmack ein wenig zu groß. „Ob die Entwicklungen einer ungeheuern historischen Erscheinung wie das römische Volk — ob diese irgend einem Individuum gefallen oder nicht gefallen, kommt es darauf an?" Wiederholt schwingt Lehrs seine Zuchtruthe über das jüngere philologische Geschlecht, das in den Zeitschriften mit seiner Weisheit und Dreistigkeit des Aeakusamtes walte. Ein wahrer Recensirscandal herrsche jetzt in der Wissenschaft. Als erster Versuch zu einer Regeneration des ganz heruntergekommenen Recensionswesens — für Philologica wenigstens — müßte die Anonymität abgeschafft werden.

Dabei hat aber auch Lehrs seine warmen Sympathien für Gleichgesinnte und sucht durch Mittheilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens zu erweitern. Von älteren Zeitgenossen ist hier neben Lobeck Gottfried Hermann zu nennen, dem Lehrs sich in allen seinen Behauptungen auf Gnade und Ungnade ergibt, in dem er den Gelehrten ebenso bewundert, wie er den unerschrockenen Wahrheits- und theilnehmenden Menschenfreund verehrt und liebt. Ein inniges Freundschaftsverhältniß verknüpft den Schüler mit seinem Lehrer Lachmann, und jener nennt es in einem Briefe an Lachmanns Biographen, den kürzlich verstorbenen Martin Hertz, eine hohe Gabe des Schicksals, in die belebende Sphäre eines so außerordentlichen Mannes geführt worden zu sein. Unberechenbar sei es, wie viel des Lebens, des Lichtes und der Wärme nur von dorther geflossen sei. Ganz intim spricht er einmal C. F. W. Müller gegenüber seine Ansicht dahin aus, daß Lachmann eine gewisse Ueberhebung des Verstandes gehabt habe. Das Verstandeslineal wolle alles gerade haben, „und doch pflegen die Formen alles Lebenden, der Sprache also auch und des Stiles, und was sonst bei Texten und Schriftstellern vorkommt, wenn auch gesetzmäßig, so doch nicht linealgerade zu sein". Der treffliche Meineke — „Sie Graecus durch und durch, Sie vollkommenster Ἕλλην," spricht Lehrs ihn einmal an — gehört gleichfalls zu seinen ältesten Freunden; ihm theilt er seine wissenschaftlichen Pläne, seine persönlichen Angelegenheiten mit; das Lernen, erhöht durch solche liebe persönliche Beziehungen, ist für ihn wohl der höchste Genuß. Dauernde Herzensgemeinschaft verband Lehrs mit Friedrich Ritschl, trotzdem sie sich nur einmal in Halle im Jahre 1832 gesehen hatten. Lehrs will den glücklichen Stern, der ihm

Ritschls persönliches Wohlwollen zugewandt, immer segnen. Und dieser antwortet, er gebe sich um sehr wenige Menschen so viel Mühe, deren Zufriedenheit zu verdienen, wie bei ihm. Bei seinen philologischen „Schmöckereien" denkt sich Ritschl am liebsten Lehrs als Leser, dieser möge das Schwarzbrod, warm wie es aus dem Backofen komme, ankosten. Nach Meineke's Tode (1870) ist Ritschl ganz der einzige, an dessen Urtheil und Meinung Lehrs gelegen, viel gelegen, alles gelegen ist. In große Betrübniß setzt es ihn daher, als er sich im Urtheil über seines Freundes Müller „Plautinische Prosodie" in einer unausgleichbaren Differenz mit Ritschl, dem größten der Plautiner, sieht. Er steht zwischen zwei Freunden und schreibt (1871) aus solcher Stimmung heraus die ergreifenden Worte an Ritschl: „Ich leide. Denn um mich handelt es sich bei diesem Urtheil. Denn da ich hier plötzlich in einer so großen Differenz des Urtheils in mehreren Fällen mich befinde, und da ich wie immer bisher so auch jetzt mich Ihnen weit, weit, weit unterordne — so sehe ich mich in der Lage, in so hohen Lebensjahren im Glauben an mein eigenes Urtheil ganz wankend zu werden. Doch vielleicht sehe ich zu schwarz, vielleicht können Sie mir etwas Beruhigendes sagen." Eine Antwort Ritschls auf diesen Brief liegt leider nicht vor, ist vielleicht auch niemals geschrieben worden. Die innigste Freundschaft verband schließlich Lehrs mit dem Philosophen Rosenkranz, welche nach des letzteren Worten im Wandel der Zeiten auch die schwersten Prüfungen der Meinungsverschiedenheiten glücklich bestanden hat. Zu diesem „χαρίεις ἀνήρ" trägt Lehrs seine unglücklichen, immer wieder erwachenden ästhetischen Angelegenheiten, er gehört mit neben der classisch gelehrten Frau Clara Naumann und der kunstsinnigen Familie Farenheid in den Kreis jener „sympathetischen" Gesellschaft, welche der unverheirathet gebliebene Gelehrte außerhalb seiner vier Wände mit Genuß suchte.

Neben seinen rein philologischen Interessen hatte Lehrs einen stets empfänglichen Sinn für bedeutende Erscheinungen der nichtfachlichen Literatur und der Kunst. Auch hier verweilt er nicht auf der Oberfläche, sondern sucht bis zum Kern vorzudringen. In der deutschen Literatur ist Lehrs ebenso zu Hause wie in jener des classischen Alterthums. Michael Bernays übersendet ihm seine Studien über Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes, denn jedes Wort, das er über Goethe gesprochen, zeuge auf das beredteste, wie innig er seinem Geiste vertraut, wie tief er in die Kenntniß seines Wesens und seiner Werke eingeweiht sei. Von Schiller schätzt Lehrs besonders die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, über deren geringe Verbreitung er sich wundert. Daran trage Schiller selbst Schuld, denn ihm fehle die Gabe ansprechender Wortbildung für Terminologie. Daher wünscht er, es möchten einmal die Schiller'schen Gedanken mit Unschiller'schen Worten vorgelegt werden. Interessiren werden die Urtheile über Scheffels Ekkehard und Gustav Freytags „Aus dem Mittelalter" („Scheffel ist wirklich ein Poet, und Freytag keiner"), über Laube's „Burgtheater", Justi's „Winckelmann", Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" und „Lucrezia Borgia", David Friedrich Strauß' Schriften, endlich über die — „Goldelse" der Marlitt. Ein besonderes Tendre hat Lehrs für die englische Literatur. Shakespeare gehört ihm zu jener Schicht von großen Geistern, die mit dem gewöhnlichen Niveau menschlicher Geister ganz incommensurabel sei, gleich Aeschylus, Beethoven und Kant. Doch nicht als blinder Shakespearomane, sondern als scharfsichtiger Kritiker urtheilt er über des Britten Werke. Im Hinblick auf Macaulay und Grote ruft er aus: Das englische Leben und die englischen Menschen sind doch etwas. Was man auch sagen möge — Freiheit und Charakter sähen dennoch dort anders aus, und das Heraustreten aus dem ewigen Beamtenthum habe etwas Erfrischendes. Bei beiden Männern hat die freiwillige Liebe der Alten, nicht um ein Examen zu machen und angestellt zu werden, für Lehrs etwas besonders Anziehendes.

Haben wir Lehrs als Musis amicus, Musenfreund, im weiteren Sinne kennen gelernt, so zeigt er sich in seinem intimen Verhältniß zur Musik als ἀνὴρ μουσικός im engeren Wortsinne, als „Musikant", wie er sich selbst einmal bescheiden unterschreibt. In seinen rein wissenschaftlichen Studien der Metrik findet er das Verständniß vieler Erscheinungen in der modernen Musik. „Es muß bei der Metrik auch componirt werden, sonst geht es gar nicht", schreibt er an Friedländer im J. 1846. Er ist erfüllt von dem Glauben, daß in Versbau und Versgliederung gründliche, vielleicht unergründliche Geheimnisse liegen, und zwar musikalische. Charakteristisch für seine Anschauungen ist der Ausspruch: Das antike Drama war eine Oper. Glucks Orpheus mit seinen nur drei Einzelpersonen: Orpheus, Euridike, Amor, und Chor, wobei doch eine gar vollständige Tragödie entstehe, ist Lehrs für ein antikes Drama sehr erläuternd. Regelmäßig berichtet er seinen nichtphilologischen Freunden über musikalische Darbietungen in Königsberg: so über Bachs Matthäuspassion, Händels Judas Maccabäus und Josua, über Beethoven'sche Werke. In jeder Zeile zeigt sich Kritik, d. i. nach Lehrs' eigener Erklärung Gabe des Urtheils und Kunst des Urtheilens. In seinen Anforderungen an die ausführenden Künstler ist er als genauer Kenner Beethovens, wo es sich um dessen Schöpfungen handelt, schwer zu befriedigen. Beim Joachim'schen Quartett vermißt er öfters Kraft, Gewalt, er findet einen Zug zum Salonspiel. Treffende Gedanken äußert er über Beethovens Production in der späten Periode. Hier habe Beethoven mehr in sich geschaffen, sein Colorit sei ein anderes, er selbst, da ihm die Außenwelt verschlossen gewesen, sein eigenes poetisches Publicum im prägnanten Sinne geworden, wiewohl sich hin und wieder trotz jener αὐτάρκεια ein Anruf nach Theilnahme — „Freude" — hervorgerungen habe. — Der Verehrer der Classiker hat aber auch für die Reize der italienischen Musik ein empfängliches Ohr. Man lese seine Urtheile über Rossini's „Barbier" und „Othello" mit italienischen Sängern, über Donizetti's „Lucia" und Verdi's Requiem. Dagegen kann er sich in kein rechtes Verhältniß zum Wagner'schen Kunstwerk setzen. Man wird indessen seinen abfälligen Bemerkungen über „Lohengrin" (aus dem Jahre 1860), die „Meistersinger", das Nibelungengedicht, — „es ist ein barockes Ballet, keine Menschen, kein Wesen, für das man sich interessirte, lauter Aeußerlichkeit viel über Meyerbeer! Götterpeter und Heldenlümmel" — keine allzugroße Bedeutung beimessen dürfen, da sie sich nur auf die eine Seite des Wagnerischen Kunstwerkes, die Dichtung, beziehen und die Revolution, welche Wagner im Musikdrama hervorgerufen, unberücksichtigt lassen. — Endlich sei auf die strengen und gedankenreichen Beurtheilungen der Liedersängerin Amalie Joachim, der Violinkünstler Joseph Joachim und Pablo de Sarasate hingewiesen, die so viel des Treffenden enthalten, daß man sie eher einem sachkundigen Musikkritiker von Beruf als einem Philologen zuschreiben möchte.

Einer von Lehrs' Schülern, Ernst Kammer, hat als den rothen Faden für das Verständniß von Lehrs' urinnerstem Wesen das Leidenschaftliche, Stürmische seines geistigen Empfindens richtig herausgehoben, mit dem sich die lauterste Wahrheit seines Strebens und Forschens vereinigt. Sein starkes, stürmisches Temperament kommt ungezügelt zum Ausdruck seinen Freunden gegenüber. Er segnet C. F. W. Müller als einen Mann, der sich ärgern

und sich grimmen könne. In demselben Tempo und lauwarmer Temperatur verharren, das sei eine grausame Empfindung. Er mag nicht zu solcher Schlafmützigkeit gelangen, daß die ordinären Zustände einem gar kein mäßiges Schimpfen mehr entlockten. Ein tragisches Leiden nennt er die Energie dummer Menschen, mit der sie Doctoren werden wollten und eine Dissertation schrieben. Wer darüber nicht zu Grunde gehe, sei bombenfest. „Es ist ein erschreckliches Unglück, wenn die Wissenschaften so blühen! Der Fleiß ruinirt die Menschheit: es ist ein zu unnatürlicher Zustand, wenn er zu allgemein wird: wenn er aus Sitte, Nachahmung, Nacheiferung sogar auch da sich verbreitet, wo er nicht aus innerem Drang hervorgeht." Doch dürfen wir Lehrs ob solcher mißlaunigen Aeußerungen, die wohl nur der Ausfluß augenblicklicher Stimmungen sind, nicht für einen schwarzgalligen Pessimisten halten. Er nimmt sich vielmehr davor in Acht, sich in den Pessimismus zu verlieben, denn in seinem Innersten liege ein unausrottbarer Hintergrund des Optimismus. Im Hinblick auf Schopenhauer sind die Worte gesprochen, daß, wenn die Natur in solcher Weise verneinend sei, es die Aufgabe des Intellects wäre, nicht auch zu verneinen, sondern einer so verpfuschten Natur gegenüber soviel als möglich zu bejahen. Resignation ist vielmehr seine Lebensphilosophie. „Was ist nach langen Jahren der Ertrag so vieler μόχϑοι?" fragt er einmal. „Was ist das γέρας γερόντων? Ich rede von dem inneren Ertrag. Das ewige quantum est quod nescimus!"

Noch wäre auf Lehrs' aus dem Kriegsjahr 1870 stammende, angesichts der letzten Siegesfeste actuelle Aeußerungen (S. 825, 831) und auf die in der Zeit interparlamentarischer Friedenscongresse doppelt bedeutsamen Worte vom Ideal des ewigen Friedens hinzuweisen. Doch wir brechen ab. „Denn nichts ist schwerer, als die Anzeige eines solchen Buches, nämlich zusammengesetzt aus Tagebüchern, Briefen u. dgl. Es ist alles so interessant und das Ganze so vielseitig, daß man eigentlich immer das Gefühl hat, eines ist so wichtig und interessant als das andere, und man müßte alles abschreiben." Die Richtigkeit dieser Worte von Lehrs hat sich uns, während wir diese Zeilen niederschreiben, oft und oft aufgedrängt. Der Leser greife daher selbst zu dem Buche und erquicke sich an der kräftigen hellenischen Luft, die ihm allenthalben daraus entgegenweht, nach all dem Dunst und Nebel, worin dreiste Stürmer und Dränger den Hellenismus ersticken zu können glauben.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. **Der Büttnerbauer.** Roman von Wilhelm v. Polenz. Berlin, Fontane, 1895. „Dem deutschen Nährstande" ist dies ernste, strenge Buch gewidmet, das, anderer Gegend entstammt, als Gotthelfs „Schuldenbauer" und Roseggers „Jacob der Letzte", dasselbe Elend mit derselben Eindringlichkeit schildert: das Abhausen altangesessener Bauerngeschlechter. Nicht eigene Schuld, nur der Fluch der neuen Wirthschaftszustände bringt den begüterten, fleißigen, zäh an der ererbten Scholle hängenden Großbauer in Geldnoth; die rechten Helfer fehlen; der rechte Rath zur rechten Zeit wird weder vom Bauern, noch von dem nächsten gräflichen Rittergutsbesitzer gehört; so geräth Grund und Boden zunächst in Abhängigkeit, hernach in das Eigenthum des Güterschlächters Samuel Harrassowitz. Die Söhne des Büttnerbauern, ausgediente Soldaten, werden Sachsengänger, Säufer, Stadtproletarier: reif für die Arbeiterbataillone der Socialdemokratie; von den Töchtern wird die eine das mit Civiltrauung sich begnügende Weib eines Vagabunden, die andere zuerst Amme, hernach Straßenläuferin. Der alte Büttnerbauer sieht Kind um Kind auswandern, Stück um Stück von seinem Stammgut abfallen; sein Besitz wird zerstückelt, seine Lebensarbeit zertreten; in sein Wohnhaus zieht der Leiter der neuen Ziegelfabrik ein, Feldgebreite, an die er seine beste Kraft setzte, wandelt der Förster in Waldgrund um; der Großbauer Traugott Büttner versteht die Welt nicht mehr und legt Hand an sich. — Unsre kurze Inhaltsangabe macht möglicherweise den Eindruck, als ob „Der Büttnerbauer" eine Tendenzschrift wäre. Eine solche Vermuthung träfe nicht ganz zu. Gewiß: Polenz arbeitet ab und an mit starken Mitteln; die Charakteristik von Harrassowitz und seiner Sippe rührt von keinem kritiklosen Judenschwärmer her; ebenso hart nimmt Polenz aber die christlichen Hehler der Grundwucherer, die Indolenz des hohen Adels, die Gedankenlosigkeit der Landpastoren mit; noch mehr: er hat nicht übel Lust, gelegentlich allen Jammer der bäuerlichen Zustände der Reception des römischen Rechtes aufzulasten. Mag Polenz in solchen Meinungen aber auch anfechtbar sein: in der Hauptsache, in der redlichen Wiedergabe redlich beobachteter ländlicher Zustände leistet er so Bedeutendes, daß sein Buch, das Buch eines rechtschaffenen Mannes und eines rechtschaffenen Darstellers, verdient, eine That genannt zu werden. Belehrt, gestärkt, ergriffen scheiden wir vom Büttnerbauer und seinem Schicksal: man wird beide nicht so leicht vergessen.

J. Sz. **Études sur l'Espagne**, par *Morel-Fatio*. I. série, 2. édition, Paris, E. Bouillon, 1895. Preis 5 Francs. Nicht allein für Freunde spanischer Literatur bieten die hier gesammelten Studien des bekannten Pariser Forschers des Interessanten überaus viel, sondern auch für Kenner der neueren französischen Literatur. Namentlich werden die Enthüllungen über den Schwindel, welchen Victor Hugo in Betreff der Echtheit der geschichtlichen Details im „Ruy Blas" sich erlauben zu sollen glaubte, Aufsehen machen; Referent hat jedoch an andrer Stelle ausführlich hierüber berichtet. Der einleitende Aufsatz bespricht mit Aufwand großer Belesenheit den spanischen Einfluß auf Frankreichs Literaturblüthe und die vielfachen geistigen Beziehungen beider romanischen Reiche vom Mittelalter an. Den ältesten der Schelmenromane, den humordurchwehten Lazarillo de Tormes, behandelt ein anderer Aufsatz, worin u. a. endgiltig Mendoza's Autorschaft aus der Welt geschafft und diejenige der Brüder Valdès und ihrer Gesinnungsgenossen wahrscheinlicher gemacht wird. Textkritisch von Wichtigkeit sind die im Anhang gegebenen Abschnitte aus der unbekannten Ausgabe von Alcalá (1554). Neu sind in der Neuauflage die Abhandlung „Espagnols et Flamands" und der in Oxford gehaltene Vortrag über Don Quichotte als kritisches Sittenbild des 17. und 18. Jahrhunderts.

hst. **München.** Polytechnischer Verein. Am 18. Nov. sprach Universitätsprofessor und Conservator Dr. Groth über das Vorkommen von Kupfer am Lake Superior in Nordamerika und entwickelte dabei ein geologisches Bild von seltener Anschaulichkeit, das um so interessanter war, als das dortige Kupfervorkommen bis jetzt das einzige derartige umfassende Vorkommen im metallischen Zustande ist, das sich durch eine ganz besondere Mächtigkeit auszeichnet. Um im großen Ganzen auf den Inhalt des Vortrages einzugehen, führen wir an, daß das ganze kupferführende Gestein aus diabasartigen Lagen — entstanden aus deckenförmig sich ausbreitenden Lavaströmen — besteht, zwischen denen, nach oben an Häufigkeit zunehmend, von Seewasser angeschwemmte und verkittete Conglomeratschichten sich befinden. Das ganze System liegt aber nicht horizontal, sondern erscheint durch spätere Schiebungen steil aufgestellt. Diese Lavamassen enthalten aber immer kleine Mengen von Metallen und so auch von Kupfer, die nach und nach — die Schichten sind sehr alt — durch kohlensäurehaltiges Wasser als Carbonate aufgelöst werden, während gleichzeitig Kieselsäure als solche in Lösung geht. Wo nun die so mit den genannten Substanzen beladene Gebirgsfeuchtigkeit zu verdunsten vermag, und das ist in den Conglomeratschichten, sowie in den blasigen Oberflächenschichten der einzelnen Lavadecken der Fall, oder auch in offenen Spalten, fand mit der namhaften Bildung von Kalkspath, Quarz 2c. eine Ausscheidung des so leicht oxydirenden Eisenoxyduls statt, dessen Oxydation dann auf Kosten der ebenfalls leicht reducirbaren Sauerstoffverbindungen des Kupfers vor sich ging. Das Endproduct war also metallisches Kupfer unter gleichzeitiger Bildung von Eisenoxyd. Diesen Betrachtungen schlossen sich dann Erläuterungen über den Bergwerksbetrieb in den fraglichen Schichten an, ebenso über die Gewinnung des Kupfers aus dem abgebauten Gestein. Zum Schlusse seines mit außerordentlichem Beifalle aufgenommenen Vortrages gab Redner dann noch ein Bild von der zukünftigen Entwicklung des Kupferbergbaues, nach welchem dank dem gesteigerten Bedarf der Elektrotechnik und in Folge der nachlassenden Ergiebigkeit der Quellen in Montana 2c. zu hoffen ist, daß auch für die Kupfergruben Deutschlands wieder bessere Zeiten eintreten werden. Hierauf führte Prof. Groth eine entsprechende

Sammlung von Kupfererzen, größeren Kupferklumpen u. s. w. aus dem Gebiete vor, die der Staatssammlung entnommen waren und welche letztere dank den Bemühungen des Redners in gleicher Vollständigkeit in Bezug auf Kupfererze nur noch von den Sammlungen in Washington erreicht werden dürfte. — Zur Ausstellung des Abends war ein Petroleumgasbrenner für Kochzwecke 2c. ausgestellt von der Firma H. Kretschmann (Berlin), der ohne Docht und ohne Rußbildung unter sehr schöner Flammenentwicklung brennt und für etwa 1—2 Pfg. Petroleum pro Stunde verbraucht. — Ferner hatte Hr. C. Philippi, hier, mehrere Spiritus-Gasglühlichtlampen ausgestellt, deren schönes und ruhiges Licht allgemeine Anerkennung fand. Die Construction der Lampe ist gut und der Verbrauch etwa 2½ Pfg. für die Stunde. Das Glühlicht kann auf jede Petroleumlampe von 14 Linien Gewinde aufgeschraubt werden.

* **München.** Die Einladungen zum III. Internationalen Congreß für Psychologie, der in München vom 4. bis 7. August 1896 stattfindet, sind ergangen. Präsident des Congresses ist der Philosophie-Professor Dr. Stumpf, jetzt in Berlin, Generalsecretär Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing in München. Die Verhandlungen finden in der Aula der Universität statt. Der Congreß wird sich in vier Sectionen theilen: Psychophysiologie (Einführender Professor Rüdinger), Psychologie des normalen Individuums (Prof. Lipps), Psychopathologie (Prof. Grashey) und vergleichende Psychologie (Prof. Ranke). In Aussicht genommen sind Erörterungen über folgende Zeitfragen: Die Neuronenlehre, Hypnotismus, Psychopathologie der Sexualempfindungen, Psychotherapie, Beziehungen der Psychologie zum Criminalrecht, Seelenleben des Kindes, Völkerpsychologie und andere mehr.

* **Bonn.** Am 19. November war, wie die „Köln. Ztg." berichtet, an der Universität „Lesezimmer-Wahl". Die studirenden Mitglieder des akademischen Lesevereins wählen in jedem Semester aus ihrer Mitte drei Vertreter in den Vereinsvorstand. Das pflegte friedlich zu geschehen, bis der Verband katholischer Corporationen alle drei Vertretersitze an sich riß. Für den genannten politischen Studentenbund mit confessionellem Aushängeschild kann es keine willkommenere Kraftprobe geben, als diese Abstimmung nach Köpfen. Viele belegen das Lesezimmer nur wegen der Wahl, und so bringen denn diese Kraftproben dem Leseverein eine schöne Mehreinnahme. Es hätten damit manche Wünsche der wirklichen Leser längst erfüllt werden können, wenn nicht die studentische Centrums-partei die erwähnten drei Vertretersitze gepachtet hätte. Das wird sich nun hoffentlich in den nächsten Semestern ändern, zumal die unabhängige Studentenschaft, soweit sie zur Wahl erscheint, eine rühmenswerthe Einmüthigkeit beweist. Im vorigen Semester standen zunächst die Stimmen gleich, erst bei der Stichwahl siegte die klerikale Partei mit Hülfe bedeutenden Geldaufwandes und großer schwarzer Stimmenschaaren aus dem erzbischöflichen Convict Albertinum. Bei der jetzigen Wahl siegten die Centrumsrecruten mit 208 gegen 161 Stimmen. Sie begrüßten das Ergebniß mit incommentmäßigen Bravorufen.

* **Berlin.** Bezüglich der Zulassung von Frauen zum Besuche der Vorlesungen an der hiesigen Universität hat der Rector, Geh. R. Prof. Dr. Adolf Wagner, folgendes Circular an die Professoren und Privatdocenten gesendet: „Im Anschluß an das Circularschreiben meines Hrn. Amtsvorgängers vom 30. Juli ds. Js. beehre ich mich, meinen Herren Collegen zur Beseitigung entstandener Zweifel über die Angelegenheit der Immatriculation von Frauen, bezw. Zulassung derselben zu den Universitätsvorlesungen Folgendes ganz ergebenst mitzutheilen: Die Genehmigung zur Immatriculation von Frauen an der hiesigen Universität ist von dem vorgesetzten Hrn. Minister bisher in keinem Falle ertheilt worden. Die Anordnung des Hrn. Ministers, daß vor Zulassung einer Frau zu den Vorlesungen als Hospitantin zunächst seine Genehmigung einzuholen sei, ist bis jetzt weder aufgehoben noch beschränkt. In dem Gesuch an den Hrn. Minister sind die Vorlesungen, welche die Betreffende zu hören beabsichtigt, bestimmt zu bezeichnen. Erst nachdem die ministerielle Genehmigung ertheilt ist, hat die betreffende Dame dem Rector ihre Legitimationspapiere, sowie Zeugnisse über ihre Vorbildung vorzulegen. Den Rectoratserlaubnißschein, der für bestimmte Vorlesungen, bezw. Fächer und vorbehaltlich des Einverständnisses der betr. HH. Docenten ausgestellt wird, händigt die Quästur gegen Zahlung der Gebühren und Honorare aus. Darauf erst ist es Sache der betreffenden Dame, sich die Erlaubniß der HH. Docenten zu erbitten. Um der verbreiteten irrigen Ansicht entgegenzutreten, daß zu den öffentlichen Vorlesungen Jedem — auch Damen — der Zutritt ohne weiteres freisteht, ist von Zeit zu Zeit eine Controle erforderlich. Den Damen wird daher zu empfehlen sein, den Erlaubnißschein des Rectors bei dem Besuch der Vorlesungen stets bei sich zu tragen."

* **Berlin.** Um dem genialen Entdecker der Wucherungen im Nasenrachen, W. Meyer in Kopenhagen, ein würdiges Denkmal zu setzen, haben sich auf Anregung von Prof. Felix Semon in London in fast allen Ländern Comités gebildet. Auch das deutsche Comité für das W. Meyer-Denkmal hat sich constituirt. Es wendet sich an die deutschen Aerzte, besonders aber an die Eltern derjenigen Kinder, die durch die Entfernung der Wucherungen vor Taubheit bewahrt, in ihrer ganzen körperlichen und geistigen Entwicklung zu anderen Menschen geworden sind, mit der Bitte, dem großen Arzt, dem Entdecker der adenoiden Wucherungen, dem Wohlthäter der Menschheit, durch einen Beitrag zu einem würdigen Denkmal einen Theil der Dankesschuld abzutragen. Beiträge nimmt der Cassenführer Dr. Edmund Meyer, Berlin, Bülowstraße 3, in Empfang.

* **Wien.** An der Hofbibliothek wurden Custos Eduard Chmelarz zum ersten Custos, Scriptor Karl Göttmann zum Custos, Amanuensis Johann Kluch zum Scriptor und die wissenschaftlichen Hülfsarbeiter Dr. Othmar Doublier und Dr. Joseph Mantuani zu Amanuensen ernannt.

* **Lemberg.** Der Secretär der hiesigen Finanzprocuratur, Privatdocent Dr. Ladislaus Pilat, ist zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie, Rechtswissenschaften und Verwaltungslehre an der Technischen Hochschule hierselbst ernannt worden.

* **Stockholm.** Dr. phil. Ludwig Stavenow, vordem Docent in Upsala, ist zum Professor der Geschichte und Staatswissenschaften an der Universität Gothenburg ernannt worden. Dr. Stavenow hat sich um die neuere schwedische Geschichte hervorragend verdient gemacht. Sein Sondergebiet ist die Geschichte der sog. Freiheitszeit von 1718 bis 1772. Ihr hervorstechender Zug ist die Entwicklung der ständischen Alleinherrschaft.

* Aus **Upsala** wird das Hinscheiden des gelehrten Oberbibliothekars Anders Lagerberg gemeldet. Er ist 82 Jahre alt geworden.

* **Moskau.** Hier starb als Opfer seines Berufs Dr. A. J. Woïtow, Professor der Bakterienkunde an der Universität. Dr. Woïtow steckte sich bei der Arbeit im Laboratorium mit einer schädlich wirkenden Bakteriencultur an.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 20. bis 21. November folgende Schriften eingegangen:

Hermann Hettler: Posthandbuch für die Geschäftswelt für den gesammten Inland- und Auslandverkehr; Ausg. für Bayern, hggb. v. Georg Jäger. VI. Jhgg. 1896. Stuttgart, Richard Hahn. — Eduard Goldbeck: Casernenzucht. Berlin, Fußinger 1896. — Das deutsche Recht u. die deutschen Frauen; kritische Beleuchtung des Entwurfs 2c., hggb. vom Rechtsschutzverein für Frauen in Dresden. Frankenberg, Lothar Reisel 1895. — Dr. Käthe Schirmacher: Züricher Studentinnen. Leipzig u. Zürich, Th. Schröter 1896. — Graf Paul v. Hoensbroech: Die römische Frage. Berlin, A. Haack 1895. — Dr. Julius Kaftan: Das Christenthum und die Philosophie; Vortrag. Leipzig, J. C. Hinrichs 1895. — Friedrich Meinecke: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen. I. Bd., 1777—1814. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Dr. Eduard Reger: Handbuch des Volksbildungswesens. Ebd. — Adolf Wilbrandt: Die Rothenburger; Roman. Ebd. — Edmond Rostand: Die Romantischen; Verslustspiel in 3 Aufzügen, deutsch von Ludwig Fulda. Ebd. — Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth: Oesterreichische Reichsgeschichte; Lehrbuch. I. Th. 2. Hälfte. Bamberg, C. C. Buchner 1895. — Al. Frietinger u. Hans Heindl: Weiß u. Blau; Erzählungen, Sagen 2c. für die bayer. Jugend. 2. Th. München, R. Oldenbourg. — Dr. M. Schmitz: Die Grafen u. Fürsten v. Hohenzollern. Sigmaringen, M. Liehner 1895. — Johann Nepomuk Cori: Bau u. Einrichtung der deutschen Burgen im Mittelalter. 2. Aufl. Mit Abbildungen. Linz a./Donau, E. Mareis 1895. — Otto Liebmann: Vier Monate vor Paris; Belagerungstagebuch. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1896. — v. Schimpff: König Albert u. das edle Waidwerk; zusammengestellt. Dresden, Wilhelm Baensch 1895. — Alfred Holder: Beowulf, hggb. IIb. Wortschatz (Germanischer Bücherschatz 12b). Freiburg u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Dr. Julius Swoboda: Die Entwicklung der Petroleum-Industrie

in volkswirthschaftl. Beleuchtung. Tübingen, H. Laupp 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 240. Böhmen. 36. Heft. Wien, Alfred Hölder. — H. L.: Kochbuch für drei u. mehr Personen. München, Seitz u. Schauer 1895. — Wilhelm Baur: Das Leben des Freiherrn vom Stein. 4. Aufl. Berlin, Reuther u. Reinhard 1895. — Dr. E. W. Sievers: Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramencyklus; mit Einleitung von Dr. W. Wetz. Ebd. 1896. — Dr. Hugo Riemann: Präludien u. Studien; ges. Aufsätze zur Aesthetik etc. der Musik. I. Bd. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Dr. H. Schenker: Der Geist der musikalischen Technik. (Sep.-Abdr.) Leipzig, E. W. Fritzsch 1895. — (Otto Lasne): Ein Vorschlag zur Ausgestaltung der Umgebung des Festsaalbaues der k. Residenz etc. in München. Mit 10 Bildtafeln. München, als Mscpt. gedr. bei Knorr u. Hirth 1895. — Heinrich v. Reder: Mein Wanderbuch. München, Max Wohlfart. — Johannes Cotta: Ehefolter; Roman. Leipzig, Aug. Dieckmann. — Karl Woermann: Deutsche Herzen; erzählende Dichtungen und andere Gedichte. Dresden, L. Ehlermann 1895. — Friedrich Spitta: Gottesdienst und Kunst; Vortrag. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1895. — Johannes Rufer: Weg mit der Kunst! Flugschrift. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1895. — Rudolf Hirschberg: Das Recht zu sündigen! Beitrag zur Revision des Erbgewissens. Ebd. 1896. — *Baconiana:* Vol. III. new series. Nr. 12. London, Robert Banks and son 1895. — Kataloge: Koninklijke Bibliotheek. Nr. 2. November 1895: Het Balkan-Schiereiland etc. (s'Gravenhage.) — Antiquariat: Theodor Ackermann, München, Nr. 401—403: Alclassische Philologie. — Richard Jordan, München, Nr. 12: Kunst etc., Decoration, Dramaturgie. — Th. Kampffmeyer, Berlin, Nr. 360: Geschichte, Biographie, Militärwissenschaft. — Weihnachten: Hermann Costenoble, Jena. — Carl Flemming, Glogau.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 327. München, Montag, 25. November. Beilage-Nummer 272.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Schopenhauers Lehre von der Schuld.

Darstellung und Kritik von Otto Crämer (Eisenach).

I.

Die Lehre Schopenhauers, die ja weltumfassend sein will, enthält eine große Anzahl von Problemen, die nur gelegentlich berührt, aber nicht im Zusammenhang behandelt sind. Man muß sich wundern, daß er eine Frage, die aufs innigste mit seiner ganzen Lehre und besonders mit seiner pessimistischen Weltanschauung zusammenhängt und welche so recht eigentlich erst die tiefere Begründung der letzteren gibt, nicht weiter ausgeführt und zusammenhängend dargestellt hat. Ich meine die Lehre von der Schuld in ethischer Beziehung. Bei einer gelegentlichen[1]) Aeußerung über dieses Problem bemerkt er selbst: „Wer sich die Mühe gibt, das hier Gesagte recht zu durchdenken, wird in meiner Begründung der Ethik eine Consequenz und abgerundete Ganzheit entdecken, welche aller anderen abgeht und andrerseits eine Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Erfahrung, welche jene noch weniger haben." Eine Darstellung der Lehre von der Schuld bei Schopenhauer wird, da sich eben seine Ansichten in den verschiedensten Schriften verstreut finden, schwierig sein; sie wird umfassend sein, da das Thema im großen Zusammenhang mit dem ganzen System betrachtet sein will, und hierbei alle die Fragen nach dem Willen, dem Selbstbewußtsein, der Verantwortlichkeit, Reue, Gewissen, Sünde, Strafe, Gerechtigkeit u. s. w. zur Erörterung kommen müssen; sie wird endlich lohnend sein durch die Schärfe, Fülle und Originalität der Gedanken.

Es gründet sich die Darstellung im wesentlichen auf Schopenhauers Ausführungen im 4. Buche seines Hauptwerkes „Die Welt als Wille und Vorstellung"[2]) und die betreffenden Zusätze im 2. Buche der Parerga. Dazu gehören die zwei Preisschriften „Die beiden Grundprobleme der Ethik", von denen er selbst sagt:[3]) „Es sind eigentlich specielle Ausführungen zweier Lehren, die sich den Grundzügen nach im 4. Buch „der Welt als Wille und Vorstellung" finden, dort aber aus meiner Metaphysik, also synthetisch und a priori abgeleitet wurden, hier hingegen, wo der Sache nach keine Voraussetzungen gestattet waren, analytisch und a posteriori begründet auftreten: daher was dort das erste war, hier das letzte ist. Aber gerade durch dieses Ausgehen von dem allen gemeinsamen Standpunkt, wie auch durch die specielle Ausführung haben beide Lehren an Faßlichkeit, Ueberzeugungskraft und Entfaltung ihrer Bedeutsamkeit hier sehr gewonnen."

Die beiden Schriften handeln: „über die Freiheit des Willens" und „über das Fundament der Moral". Es leuchtet sofort ein, welche Wichtigkeit und elementare Bedeutung diese Fragen für unser Thema haben. Da nun auch wir voraussetzungslos an unsre Aufgabe herantreten, so empfiehlt sich für unsre Darlegung die analytische Methode und ich werde daher zunächst die Grundprobleme der Ethik, so wie sie Schopenhauer selbst gegeben hat, in großen Zügen darstellen.[1])

Der Begriff der Freiheit ist ein negativer. Um ihn zu erklären, gilt es, die absolute, unbedingte, echte Freiheit abzugrenzen von drei Arten Freiheit, die nur fälschlich so heißen, der physischen, intellectuellen und einer Art moralischen. Physische Freiheit ist die Abwesenheit der materiellen Hindernisse jeder Art. So sprechen wir von freier Luft, freiem Himmel u. s. w. Diese Art Freiheit ist ein physisches Vermögen. Die zweite ist die intellectuelle, das ist die Freiheit des intellectuellen Könnens, d. h. des Erkennens und Urtheilens. Sie bezeichnet die unbeschränkte Ausübung der geistigen Fähigkeiten. Auf diese werden wir am Schlusse noch einmal zurückkommen. Die dritte Art, die moralische, ist die weit verbreitete Ansicht, daß der Mensch jederzeit thun könne, was er wolle, gleichsam als moralische Null schon zur Welt komme, daß er das liberum arbitrium indifferentiae besitze. Wenn einer sagt: „Ich kann dies wollen", so liegt darin eine Hypothese: „Wenn ich nämlich nicht etwas anderes lieber wollte." Damit ist aber jedes Wollenkönnen aufgehoben. Im Grunde handelt es sich bei allen diesen drei Arten um ein Können, nicht um das Wollen. Mit diesen drei Arten Freiheit ist es also nichts, und es ist die Aufgabe, die wahre menschliche Freiheit zu suchen. Daß wir sie haben, sagt uns das Gefühl, das Bewußtsein, es kommt nur darauf an, daß ihr Wesen richtig, klar und deutlich erkannt wird.

Die Beobachtung zeigt, daß ein starkes Motiv die dem eigentlichen Willen gemäße Handlung hemmt oder unmöglich macht, ebenso wie ein physisches Hinderniß, nur mit dem Unterschied, daß ein Motiv nie an sich selbst unwiderstehlich ist und von anderen stärkeren verdrängt werden kann, während ein physisches Hinderniß leicht die Kräfte überhaupt übersteigt. Hieraus ergibt sich, daß alle Motive nur einen subjectiven relativen, keinen absoluten Zwang auf den Willen ausüben. Das Problem ist aber gar nicht mehr, ob das Können, sondern ob das Wollen frei ist. Wendet man nun den Begriff „frei" auf den Willen an, so heißt frei — „dem eigenen Willen gemäß", damit ist nichts gewonnen; denn der Wille kann nur sich selbst gemäß sein. Dem empirischen Begriff der Freiheit zufolge heißt es: Frei bin ich, wenn ich thun kann, was ich will,

---

[1]) Anm. III, 640. Ich citire nach der Ausgabe sämmtlicher Werke Schopenhauers von E. Grisebach, Reclam, Leipzig 1890. Ueber den Werth dieser Ausgabe im Vergleich zu der Frauenstädts s.: Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie, neue Gesammtausgabe, 8. Band. Arthur Schopenhauer. Heidelberg 1893. S. 139 fg.

[2]) Ich lege die Ausgabe letzter Hand zu Grunde, da nach Schopenhauers eigener Aussage die Differenzen zwischen der 1. Auflage vom Jahre 1819 und den folgenden vom Jahre 1844 und 1859 nirgends das Wesentliche betreffen. (Vorrede zur 2. Auflage Februar 1844, I, S. 20.)

[3]) Vorrede zur 1. Auflage der Grundprobleme September 1840. III, 349.

[1]) Vgl. zum Folgenden: K. Fischer: a. a. O. S. 354 fg.

und durch das „Was ich will" ist bereits die Freiheit gesichert. Jetzt lautet die Frage: „Kannst du auch wollen, was du wollen willst?" u. s. w., so könnten wir in einer unendlichen Reihe fragen, ohne doch an das Ziel zu kommen. Die Frage: „Kannst du wollen?" bleibt immer bestehen und ist unsre Frage. Dieser empirische Begriff der Freiheit weigert sich, eine directe Verbindung zwischen Thun und Wollen einzugehen. Der Begriff der Freiheit muß daher abstracter gefaßt werden, als Abwesenheit der Nothwendigkeit. Dadurch bleibt der Begriff negativ. Das Positive ist eben das Nothwendige, und es ist die Frage: Was heißt nothwendig? Nothwendig ist, was aus einem gegebenen zureichenden Grunde folgt.[1]) Jede Wirkung in der Natur hat einen zureichenden Grund, ist völlig bestimmt einmal durch die Kraft, die sie hervorbringt, und die Ursachen und Bedingungen, auf welche sie erfolgt. Nicht weniger bestimmt sind auch die menschlichen Handlungen, und zwar sind sie bestimmt durch den Charakter des Individuums und durch Motive. „So wenig eine Kugel auf dem Billard in Bewegung gerathen kann ohne Stoß, ebenso wenig kann ein Mensch von seinem Stuhle aufstehen, ehe ein Motiv ihn wegzieht oder treibt: dann aber ist sein Aufstehen ebenso nothwendig, als wie das Rollen der Kugel nach dem Stoß." Die Motive sind immer abhängig von den Umständen, in denen sich augenblicklich an einem bestimmten Orte das betreffende Individuum befindet. Der Charakter des Menschen ist die beharrliche unveränderte Beschaffenheit des Willens. Derselbe ist eigenartig, individuell. Jeder Mensch hat seinen besonderen Charakter. Zwar der Charakter der Species liegt allen zu Grunde, daher die Haupteigenschaften sich in jedem wiederfinden; allein die Grade, Combination und Modification der Eigenschaften sind individuell verschieden. Und zwar ist diese Verschiedenheit angeboren, wie man leicht beweisen kann an der Verschiedenheit der Gemüthsarten der Kinder bei gleicher Erziehung. Dieser angeborene Charakter des Menschen ist und bleibt constant das ganze Leben hindurch. „Wie ein Krebs in seiner Schale, so steckt der eigentliche Mensch, d. h. sein Charakter, unveränderlich in der veränderlichen Hülle der Jahre." Diese Lehre vom individuellen Charakter ist ausgesprochen in den Worten Goethe's:

> „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten;
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt!"

Auf der Constanz des Charakters beruht die Möglichkeit des Gewissens, sofern dieses oft noch im späten Alter die Unthaten der Jugend uns vorhält. Die lächerlichsten Irrthümer, die gröbste Unwissenheit, die wunderlichsten Thorheiten unsrer Jugend können uns im Alter nicht beschämen, weil sie Sache der Erkenntniß sind. Diese läßt sich berichtigen, der Charakter nie: Velle non discitur.

Dieser Charakter ist angeboren, aber erst später wird er erkannt. Als Object der Erfahrung heißt der individuelle Charakter: der empirische. Durch Erfahrung lernt man sowohl den Charakter anderer als auch den eigenen kennen. Er wird eigentlich erst unser, wenn wir ihn erkannt haben oder mit anderen Worten: durch Selbsterkenntniß werden wir allmählich Herr unsres Charakters, wir erwerben ihn und er heißt nunmehr der erworbene Charakter.[2]) Dieser

[1]) Die nähere Erörterung über den Begriff Nothwendigkeit und seine Eintheilung findet sich in Sch.'s Abhandlung: Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 2. Aufl. § 49. Gjb. III, 170 fg.

[2]) Vgl. auch I, 396.

ist nichts anderes als der individuelle, aber nur der besitzt ihn, der seine eigenen Eigenschaften, gute wie schlechte, völlig kennt und dadurch sicher weiß, was er ihm zutrauen kann und was nicht. Das gleiche gilt auch vom fremden Charakter, wie es Schiller ausspricht:

> „Der Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
> Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
> Die inn're Welt, sein Mikrokosmus ist
> Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
> Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
> Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln,
> Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln!"

Somit haben die Unrecht, welche die Sache umgekehrt darstellen und nun behaupten: Der Mensch will, was er erkennt. Nein, erst ist der Wille, dann die Erkenntniß, erst das Wollen, dann das Wissen vom Wollen. Daher der Mensch erkennt, was er will. Auf dieser gefühlten, wenn auch nicht direct ausgesprochenen Ueberzeugung beruht das fatum, die εἱμαρμένη der Alten, der Fatalismus der Mohammedaner, der Glaube an Omina, das der Schuld ähnliche Gefühl dessen, der ohne die leiseste Absicht einen getödtet hat und den man als Unglücksmenschen, persona piacularis, bezeichnet. Auch der christlichen Lehre von der Gnadenwahl liegt dasselbe dunkle Gefühl zu Grunde.

Sonach ist Schopenhauer ausgesprochener Determinist. Alle unsre Handlungen sind nothwendig, bedingt durch den constanten Charakter und das jeweilige Motiv. „Weil nun aber alles Geschehende, Großes wie Kleines, streng nothwendig eintritt, so ist es durchaus eitel, darüber nachzudenken, wie geringfügig und zufällig die Ursachen waren, welche jenen Zufall herbeigeführt haben; denn alle haben mit ebenso vollkommener Macht gewirkt wie die, in Folge welcher die Sonne im Osten aufgeht." Unter den Vorgängern dieser Lehre nennt Schopenhauer als ersten den Clemens Alexandrinus,[1]) vor allem aber den Kirchenvater Augustin, der in seinen Büchern de libero arbitrio und de natura et gratia das völlig entwickelte Bewußtsein unsres Problems gehabt habe, leider aber durch seine Kampfesstellung hauptsächlich gegen die Manichäer dasselbe nicht völlig hätte zur Geltung bringen können. Ferner nennt er Dante, Spinoza,[2]) Hume, Priestley.

Wo aber bleibt die Freiheit? Die glatte, nur so genannte Freiheit gibt es also, wie wir gesehen haben, nicht. Erst jetzt, nachdem wir alles Handeln als durchweg der strengsten Nothwendigkeit unterworfen erkannt haben, werden wir die höhere Art Freiheit, d. h. die wahre moralische Freiheit begreifen.

Es gibt nämlich eine Thatsache des Bewußtseins, welche bei diesem Problem zu berücksichtigen ist, das ist das völlig sichere und deutliche Gefühl der Verantwortlichkeit, der Zurechnungsfähigkeit für unsre Handlungen, beruhend auf der unerschütterlichen Gewißheit, daß wir selbst die Thäter unsrer Thaten sind. Niemand wird, wenn er auch ganz von der bisherigen Deduction überzeugt ist, die Schuld von sich auf die Motive wälzen. Mit dem Augenblick, wo das Motiv eintrat, war die That ja bereits bestimmt. Nicht an den Motiven also hat es gelegen, sondern am Menschen selbst. Wäre der Mensch ein anderer, andersartig gewesen, d. h. hätte er einen anderen Charakter gehabt, so wäre die That unterblieben, resp. eine andere geworden. Daher trifft die Verantwortlichkeit einzig und allein den Charakter, seinen Charakter. Dies bestätigt die Erfahrung; denn nicht allein er selbst rechnet seinem Charakter die Schuld zu, sondern auch die anderen. Das zeigt sich deutlich daran, daß deren Urtheil sofort die That

[1]) Strom. I, 17.

[2]) Hierzu vgl. K. Fischer: Schopenhauer. S. 358.

verläßt, um die Eigenschaften des Thäters festzustellen und seiner Person, seinem Charakter die Vorwürfe zu machen. Dies hat schon Aristoteles erkannt, wenn er sagt: Ἐγκωμιάζομεν πράξαντας, τὰ δ' ἔργα σημεῖα τῆς ἕξεώς ἐστι, ἐπεὶ ἐπαινοῖμεν ἂν καὶ μὴ πεπραγότα εἰ πιστεύοιμεν εἶναι τοιοῦτον. Rhet. I, 9. Daher kommt es auch, daß in allen Sprachen die Schimpfnamen viel mehr Prädicate des Menschen als Epitheta für bestimmte Handlungen sind. „Dem Charakter werden sie angehängt, denn dieser hat die Schuld zu tragen; die That ist nur der Anlaß, auf Grund dessen der Mensch überführt wird."

Kann nun dem Menschen, wie es uns unser völlig richtiges Gefühl sagt, für seine Thaten Schuld zugemessen werden, und liegt die Schuld im Charakter des Menschen, so muß auch der Charakter frei sein. Dieser aber ist, wie gezeigt, angeboren und constant. Wie also kommt es zum Gefühl der Verantwortlichkeit? Jede That kommt zu Stande durch das Zusammentreten von Motiv und Charakter; der Charakter ist die empirisch erkannte, beharrliche und unveränderliche Beschaffenheit eines Willens. „Ich will" ist das die That begleitende und durch dieses „Ich will" bezeichnet jeder die That als seine eigene. Daher fühlt er sich für sie moralisch verantwortlich. Dieser Charakter tritt aber erst in die Erscheinung, d. h. wird erkannt, wenn der andere Factor, das Motiv, zum Charakter hinzutritt.

Diese Erkenntniß, daß einer sich selbst kennt, aus der That gleichsam in concreto seinen Charakter vor sich sieht, diese intime Bekanntschaft mit sich selbst ist das, was man Gewissen nennt.[1]) So aufgefaßt, erklärt es sich auch, daß das Gewissen immer erst nach der That laut wird, als das richtende Gewissen — vorher ist es nur indirect thätig, indem es mittelst der Reflexion auf ähnliche Fälle bei der Ueberlegung in Anschlag gebracht wird. Die Gewissensangst ist die Qual des Selbstbewußtseins, ein Erkenntnißzustand.[2]) Auch das Gefühl der Reue[3]) stellt sich nur ein auf das hin, was wir gethan, nicht auf das, was wir nur gedacht haben. Daher kann man das Gewissen nicht zum Beweis der Freiheit des Menschen heranziehen, sondern es ist vielmehr ein Zeugniß für den Determinismus.[4]) Der Mensch erkennt, wie er ist, seinen Charakter.

Das Verhältniß nun zwischen Freiheit und Nothwendigkeit ist bei Schopenhauer dasselbe, wie bei Kant.[5]) Dort heißt die Freiheit auch intelligibler Charakter und ist gleich dem Ding an sich, der in die Erscheinung tretende ist der empirische Charakter. Nun ist das Kantische Ding an sich von Schopenhauer als Wille erklärt worden.[6]) Dieser ist als solcher grundlos, zeitlos, ewig, frei an sich selbst und außerhalb der Erscheinung. Die Freiheit liegt also nicht, wie es die landläufige Ansicht ist, in unsern einzelnen Handlungen, sondern im ganzen Sein und Wesen (existentia et essentia). Auf den Satz der Scholastiker: Operari sequitur esse angewandt, heißt es: „Im Esse allein liegt die Freiheit, aber aus ihm und den Motiven folgt das operari mit Nothwendigkeit: und an dem, was wir thun, erkennen wir, was wir sind." Hierauf und nicht auf dem vermeintlichen libero arbitrio indifferentiae, welches nirgends existirt, beruht das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der moralischen Tendenz des Lebens.

Es ist noch die Frage, wie die Motive auf den Charakter oder Willen wirken. Dies geschieht durch das Erkenntnißvermögen. Dies ist gleichsam das Medium der Motive. Dieses Medium muß sich in normalem Zustand befinden, der Intellect muß die Motive der Außenwelt richtig, unverfälscht dem Willen vermitteln. Nur so kann sich der Mensch ungehindert, d. h. sich selbst gemäß entscheiden. Dann ist der Mensch intellectuell frei, seine Handlungen sind das reine Resultat der Reaction seines Willens auf Motive. Nur dann sind die Thaten moralisch und juridisch zuzurechnen, d. h. der Mensch kann verantwortlich gemacht werden für sein Thun. Ist das Erkenntnißvermögen durch irgendwelche Krankheit oder Wahnvorstellung getrübt, so daß es dem Willen verfälschte Motive vorhält, dann geht die Schuld vom Willen auf den Intellect über, dieser aber ist nicht strafbar, sondern allein der Wille. Der Wille allein ist der Mensch in eigentlicher Bedeutung, wie wir noch sehen werden, der Intellect ist bloß sein Organ, „gleichsam seine Fühlhörner nach außen, das Product des Gehirns." Tritt dieser Fall, daß der Intellect, das Medium der Motive defect ist, ein, so ist der betreffende Mensch nicht allein juridisch frei zu sprechen, sondern auch moralisch kann ihm seine That nicht zugerechnet werden; denn die That ist kein Zug seines Charakters. Die intellectuelle Freiheit kann nun auch nur partiell aufgehoben oder vermindert sein durch Affect oder Rausch. Dadurch wird das klare Denken in abstracto geschwächt, die Energie des Willens gesteigert; dadurch ist die That juridisch nicht entschuldigt, der Mensch kann aber nur für seinen Affect, resp. Rausch, verantwortlich gemacht werden.

Es erübrigt noch, einen Einwand, der nahe liegen könnte, zurückzuweisen. Es könnte nämlich einer behaupten, daß wegen der Unausbleiblichkeit aller Handlungen eines gegebenen Menschen kein Verbrecher bestraft werden könne. Ein solcher würde von einer falschen Ansicht von der Strafe ausgehen, die aber auch Kant[1]) noch gehabt hat, daß nämlich die Strafe ein Vergelten des Bösen mit Bösem sei, daß jede That durch das ihr entsprechende Maß von Strafe aufgewogen werden müsse. Das Gesetz hat vielmehr nur den Zweck, das Gegenmotiv zu dem noch nicht begangenen Verbrechen zu sein. Der Verbrecher erleidet die Strafe in Folge seiner moralischen Beschaffenheit, welche im Verein mit Umständen und Motiven die That begangen hat. Die Strafe muß ausgeführt werden, weil sonst die Strafe kein Gegenmotiv mehr ist und so sich selbst aufhebt. Wie die Strafe in moralischer Hinsicht aufzufassen ist, wird später klar werden, wenn wir von der ewigen Gerechtigkeit reden.

Wir haben das Thema der ersten Preisschrift über die Freiheit des Willens erschöpft und können das Resultat in folgenden Sätzen zusammenfassen: 1) Freiheit ist ein negativer Begriff. 2) Es ist die Frage, ob das Wollen, nicht, ob das Können frei ist. Daher ist 3) der Gegensatz von frei: nothwendig. 4) Jede Handlung ist nothwendig, bedingt durch die Motive und den individuellen Charakter. 5) Die Motive sind zufällig, der individuelle Charakter ist frei, angeboren und constant. 6) Frei ist er als intelligibler Charakter, denn der empirische Charakter ist seine That. 7) Daher ist der intelligible Charakter verantwortlich zunächst für seinen empirischen Charakter, sodann aber dadurch für alle Handlungen. 8) Der intelligible Charakter ist Wille; der Wille also trägt die Schuld.

Zur Geschichte des Kryptoprotestantismus in Inneröſterreich im 17. und 18. Jahrhundert.

Von J. Loserth.

Mit ungetheilter Freude wurde seitens der nichtkatholischen Bewohner Oesterreichs das Toleranzpatent Josephs II. vom 13. October 1781 begrüßt. In dieser

[1]) Vgl. I, 479 f., 655 f., III, 550 f., 639. Fischer a. a. O. S. 391.
[2]) Vgl. I, 432. 469 f.
[3]) Vgl. I, 385. II, 397. 698. V, 622.
[4]) S. Fischer a. a. O. S. 355.
[5]) S. Fischer: Gesch. der neueren Philos. IV, S. 81 f.
[6]) S. Fischer: Kritik der Kantischen Philos., 2. Aufl., S. 277.

[1]) S. Schopenhauers Kritik der Kantischen Philosophie, I. S. 665 u. Fischer: a. a. O. S. 380 f.

Verordnung wurde den Protestanten Augsburgischer und Helvetischer Confession, dann den nicht unirten Griechen das „Privatexercitium" ihrer Religion allerorten gestattet, wenn es ihre Anzahl und andere Umstände thunlich machten. Aeltere Schriftsteller waren der Ansicht, daß Joseph II. sich schon vor seiner Thronbesteigung die Ueberzeugung verschafft hätte, daß die Richtung Ferdinands II. ihr Ziel vollständig verfehlt habe. Es sei dem Scharfblick des kaiserlichen Beobachters nicht entgangen, „daß der Religion, der die Ahnen, um Grund und Boden nicht verlassen zu müssen, zum Schein entsagt hatten, die Enkel im Herzen immer noch zugethan wären. Er habe diese Menschen unter dem die Menschenwürde am meisten entehrenden Joche, der Nothwendigkeit zu heucheln, gesehen und sei als Menschenfreund entschlossen gewesen, sie davon zu befreien". Wir lassen es dahingestellt sein, ob es gerade diese Ueberzeugung war, der das Toleranzpatent sein Entstehen zu danken hatte, oder ob diese Ansicht nicht vielmehr ein Rückschluß ex eventu ist. So viel ist sicher, daß der beispiellose Druck, der auf tausend und abertausend Menschen lastete, aufhörte. Mehr als 180 Jahre waren vergangen, seit die Gegenreformation in Innerösterreich ihren Anfang genommen und mit allen Mitteln — der Ueberredung, Drohung und brutalen Gewalt — durchgeführt worden war. In den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts konnten die innerösterreichischen Länder im wesentlichen als protestantische angesehen werden: fast alles, was auf Reichthum und Bildung Anspruch erhob, zählte der neuen Lehre zu. Das fand im Verlauf von zwei Jahrzehnten ein gewaltsames Ende. Es ist ergreifend, wenn man z. B. die zwei Listen des steierschen Adels durchmustert, die Andreas Gößinger, einer von den steirischen Emigranten, zum Jahr 1581 und am Schlusse seiner „Acta und Handlungen in Sachen, die Religionsreformation betreffend", mitgetheilt hat. Jene zählt alle „Herren und Landleute" auf, die sich 1581 und 1582 zum Protestantismus bekannten — es war fast der gesammte Herren- und Ritterstand des Landes —, diese gibt ein Verzeichniß der adeligen Emigranten aus Steiermark, wohin sie gekommen und von denen nicht wenige verkommen und verdorben sind: einige im Kampfe gegen den einstigen Landesherrn. Noch ergreifender ist das Schicksal jener zahlreichen Bürger und Bauern, die dem Opfer ihres Glaubens das harte Brod in der Fremde vorzogen und die, wie selbst Erzherzog Maximilian beklagte, mit zu den tüchtigsten Elementen des Landes zählten. Damals begann, wie jüngstens von Huber mit Recht bemerkt wurde, die geistige Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Reiche, die endlich auch die politische Trennung zur Folge gehabt hat. So hart uns auch das Geschick der um ihres Glaubens willen Verbannten vorkommt, es läßt sich doch nicht mit dem schrecklichen Loose jener vergleichen, deren Liebe zur heimathlichen Scholle sie das Opfer ihrer Ueberzeugung bringen hieß und von denen wohl die meisten den Rest des Lebens unter den schwersten Gewissensqualen verbrachten. Und nicht diese allein, auch die kommenden Generationen hatten, wie man einem unten mitgetheilten Schriftstück entnimmt, unter diesem schrecklichen Zwang zu leiden.

Als sich nach der Verkündigung des Toleranzedicts die Protestanten in Ober- und Innerösterreich und in den deutsch-slavischen Ländern zu Tausenden erhoben, um sich zur Lehre ihrer Väter zu bekennen, da staunte man an den meisten Orten nicht wenig. Man war eben damals der Meinung, daß die Gegenreformation ihren Zweck völlig erreicht habe. Die meisten Zeitgenossen kannten allerdings die schweren Sorgen nicht, welche die protestantischen Regungen, die sich, namentlich in Kärnten, von Zeit zu Zeit kundgaben, der Regierung bereitet hatten. Man wußte nicht, daß allem Zwang zum Trotz sich in den österreichischen Alpenländern noch eine erhebliche Anzahl von Protestanten unter dem Deckmantel des Katholicismus behaupteten. Ueber die Geschichte dieses Kryptoprotestantismus ist man bis zur Stunde nur in recht ungenügender Weise unterrichtet. Man wird daher die folgenden Mittheilungen, die den Kryptoprotestantismus der Herrschaft Gmünd in Kärnten, großentheils nach den Actenbeständen der Archive in Klagenfurt, behandeln, willkommen heißen dürfen.

Auch in Kärnten waren jene Mittel gegen den Protestantismus verwendet worden, die sich in Steiermark bewährt hatten. Ihre Anwendung dauerte noch fort, als Ferdinand II. längst die Augen geschlossen hatte: der Beichtzwang wurde z. B. in schärfster Weise geübt und den Pfarrern befohlen, die Listen solcher Kinder einzusenden, die sich in ihrem zwölften Lebensjahre nicht zur Beichte und Communion gestellt hatten. Troß alledem machte man noch lange Jahre hindurch die Erfahrung, daß die Bauernschaft einzelner Orte mit der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten säumig sei. Noch 1636 ziehen protestantische Bauern aus der Pfarre St. Ruprecht nach Ungarn. Am 3. September 1650 ertheilt die innerösterreichische Regierung an den Rector in Millstadt die Weisung, von Neu- und Altkatholischen die Beichtzettel abzufordern. Die Gebote wider das Fleischessen in der Fastenzeit müssen immer von neuem wiederholt werden. Am 4. November 1652 meldet die Regierung, sie habe erfahren, daß Millstädter Unterthanen sich unter dem Vorwand der Weinlese nach Ungarn begeben. Weniger bemerkt wurde das Vorhandensein der Protestanten in Kärnten in den Tagen Leopolds I. und Josephs I. Erst die Bewegung unter den Protestanten in Salzburg legte es der österreichischen Regierung nahe, den Resten des Protestantismus im eigenen Lande gründlich an den Leib zu rücken. Am 28. August 1731 erging an die oberösterreichische Hofkammer die Weisung, die nöthigen Geldmittel zur Verfügung zu halten, um jeder Ausbreitung „der unter den paurschaften in dem Erzstifft Salzburg ohnlängst ausgebrochenen Religionswiderrechtlichkeit" den ergangenen Befehlen gemäß entgegenzutreten. Am 12. September erhielten die Verordneten ob der Enns die Weisung, 21 salzburgische Bauern, die in Linz aufgehalten worden waren, sammt den bei ihnen gefundenen „Briefschaften" an den Erzbischof unter der Bedingung auszuliefern, daß ihnen, falls sie „in crimine seditionis et rebellionis" unschuldig befunden werden, der Fürst- und Erzbischof „das beneficium emigracionis" zugestehe.

In demselben Schreiben bemerkt Karl VI., daß er dem Erzbischof „mit regulirter Mannschaft an die Hand gehe". Und zwar waren drei Compagnien Eugen von Savoyen-Dragoner, drei Compagnien Infanterie vom Ottokar Starhemberg'schen Regiment, dann ein Bataillon Wurmbrand bestimmt und angeordnet, daß sie, sobald sie „an den Confinien beisammen angelangt", in das Salzburgische marschiren und den Weg „über Mändling" nehmen sollten. Sollten noch mehr Truppen nothwendig sein, so würden noch einige Compagnien vom Daun'schen Regiment, die vorsichtshalber bereits aus Schlesien nach Mähren gezogen worden waren, nachfolgen.

Besonders eifrig ging die Regierung in Kärnten vor. Am 28. Januar 1732 ließ Karl VI. den Ständen in Klagenfurt mittheilen: Die Salzburger Emigranten seien zu bedeuten, daß sie auch in Ungarn nicht würden geduldet werden; sie hätten somit keinen Grund, ihren Zug durch Oesterreich zu nehmen. Am 10. Juni wurde den Ständen gemeldet, daß die Milizen, die man das Jahr zuvor dem Erzbischof zur Verfügung gestellt habe, nunmehr zurückgezogen würden. Bald trafen aber schlimme Nachrichten „über den in Kärnten beginnenden Aufstand Lutherischer Insassen" ein. In Wirklichkeit handelte es

sich um einige Bauern, die den Muth besaßen, sich zu ihrem Glauben zu bekennen. Einer von ihnen wurde arretirt, die bei ihm gefundenen Schriften ihm abgenommen und nach Wien gesandt. Zugleich wurde strengstens befohlen, alle Verdächtigen sorgsam zu überwachen und, damit das besser geschehen könne, eine Miliz in die Gegend zu legen (Graz, 1732, Juli 4.). Die Regierung hatte aus diesem Anlaß noch andere schwere Sorgen. Der landesfürstliche Commissar in Religionssachen in Obersteiermark, Graf Corbinian Saurau, meldete, daß „ledige steirische Bauernbursche in das Salzburger Land strömen, dort Gründe kaufen und sich auf ihnen niederlassen wollen". Das sei nicht zu dulden. Denn es werden, schreibt die Regierung am 30. September 1732, hiedurch „unsre Unterthanen gemindert und das baare Geld geht aus dem Lande". Ein gleiches Verbot wurde am 8. October den Behörden in Klagenfurt übermittelt und in Oberdrauburg und Gmünd verkündigt. Auch in Krain wurde es publicirt. Gegen die ersten Regungen des Protestantismus in Kärnten trat man mit scharfen Mitteln auf. Die alten Gebote, betreffend das Fasten und den Beichtzwang, wurden neuerdings publicirt. Am 17. August 1733 theilte die innerösterreichische Regierung den Ständen in Kärnten mit: Se. k. u. k. Majestät habe zur Sicherstellung des Religionswesens in Kärnten befohlen, den Unterthanen „die Sectischen Bücher mit guter Präcaution abzunehmen". „Damit aber die des Lesens kundigen Bauern an dieser Kunst festhalten und durch gute Lectüre im wahren Glauben gestärkt werden, sollen ihnen gut katholische Bücher hiefür geschenkt werden." Zwölf Tage später wurde Graf Sigmund von Orsini und Rosenberg neuerdings aufgefordert, den in Kärnten „annoch befindlichen irrigen Pauersleuten die Sectischen Bücher mit Bescheidenheit, Sanftmuth und Glimpfigkeit wegzunehmen". Zur Unterstützung der „l. f. Commissäre in Religionssachen wurden einige Compagnien vom Guido Starhemberg'schen Regiment, das zu Lovrana stand, nach Kärnten beordert. 2 Compagnien vom Daun'schen Regiment, hieß es am 19. September 1733, würden ehestens folgen, um „die Compescierung der unruhigen Unterthanen in Kärnten" zu bewirken. Sollte diese Truppenmacht nicht genügen, so würde sie noch durch drei Compagnien verstärkt werden. Am 6. October wurde dem in Mitterburg stehenden Regiment der Auftrag ertheilt, unverweilt 60 Mann nach Kärnten zu schicken, um dem „von den dasigen Sectariis zu beargwohnenden Aufstand" und den daraus entstehenden Folgen zu begegnen. Am 14. November wird den Ständen in Kärnten eröffnet, sie hätten für die Verpflegung jener 300—400 Mann zu sorgen, die zum Zwecke „der Beibehaltung des innerlichen Ruhestandes im Lande Kärnten" aus dem Karlstadt'schen Generalat dahin beordert worden seien.

Die Regierung suchte der protestantischen Bewegung aber auch noch in anderer Weise beizukommen. Ein „Congreß", der im Januar 1734 „in Kirchen und Religionssachen" abgehalten wurde, stellte 27 Punkte auf, in denen man „den Secten" entgegenarbeiten müsse: „Allerorten soll fleißig Kirchenlehre gehalten, die akatholischen Lehren behutsam widerlegt und die 10 Gebote in der Kirche verkündet werden. Der Gottesdienst sei auch in den entfernteren Filialkirchen abzuhalten, wozu die nächstgelegenen Klöster in Anspruch zu nehmen seien. In der Bekehrungssache dürfen nicht bloß die Erzpriester, sondern auch die Commissare und weltlichen Obrigkeiten Anordnungen treffen. Es sollen zu bestimmten Zeiten Missionen abgehalten, die Missionare versorgt und über ihre Erfolge von Zeit zu Zeit an die Regierung berichtet werden. Man möge je nach den Erfolgen schärfere oder mildere Maßregeln ergreifen, im allgemeinen aber mit Sanftmuth vorgehen und „die Sectischen Bücher mit Bescheidenheit abnehmen". Den Grazer Jesuiten wird die Aufgabe zufallen, eine Postille abzufassen, die den Bauersleuten in die Hände gegeben werden könne. In „Kirchenfahrten und neuen Andachten" soll man Maß halten. Man erwartet, daß die Geistlichkeit eifrig am Werke sein werde und die Commissare sich gegenseitig fleißig verständigen. Die folgenden Punkte betreffen die Mittel für die Mission. Dann wird Vorsorge zu treffen sein, daß die schädlichen Winkelschulen abgeschafft werden. Ein „Generale" an die Seelsorger wird festsetzen, daß sie sich nicht in weltliche Händel oder „in das Aufrichten von Testamenten" einlassen. Die „Sectischen Bücher" sind durch katholische zu ersetzen. Die ferneren Anordnungen beziehen sich auf die Behandlung der Ketzer: die bestehenden Verordnungen hierüber seien genau zu befolgen. Die Regierung ließ die 27 Punkte einer sorgsamen Prüfung unterziehen. Am 5. März 1734 verfügte sie, daß die Polizeiordnung genau beobachtet, die Sectischen Bücher eingezogen und die „Kraxenträger" bei den Mauthen angehalten werden sollen. Zugleich wurde eine neue Stolaordnung eingeführt. Die Verfügungen der Regierung fanden unter den Bauern lebhaften Widerspruch. Am 26. Juni 1734 rügte diese das üble Verhalten der Bauern, die sich dagegen stemmten, als die Filialkirche zu Jessernitz mit Gebet, Gesang und ordnungsmäßigem Gottesdienst eröffnet wurde. Zur gründlichen Abstellung dieses Uebelstandes sei die Grenzmiliz einzurufen. Die Postille, die den Bauern an Stelle ihrer „ketzerischen Bücher" gegeben wurde, stammt aus der Feder des Grazer Jesuiten Laurentius Fereri. Am 23. Juli 1734 hatte der Landeshauptmann eine eingehende Schilderung der in Kärnten vorhandenen „Religionsgebrechen" nebst einer Aufzählung dessen, was von ihm bisher dagegen veranlaßt worden sei, an die Regierung von Innerösterreich eingesandt. Sie vernahm es gern, daß das von ihr am 17. Juli erlassene Patent schon jetzt seine Wirkung thue, die Bauern sich aller „Thätigkeit" gegen die Filialkirchen enthalten u. s. w. Sie verordnete nun, daß der Landeshauptmann bei einer jeden neuen Grundverleihung die conditio religionis catholicae genau feststelle; in allen Kaufbriefen sei dies zu „inseriren" und die Strafe anzugeben, falls die Besitzer ihrem Versprechen zuwider sich vom römisch-katholischen Glauben abwenden würden. Zur Erhaltung der Mission sei ein Fonds zu errichten; zu diesem werden die im Land befindlichen Stifter und Klöster beitragen; an die verdächtigen Orte sollen Missionare — man wünschte vornehmlich „discrete Mendicanten" — abgeschickt werden. Aus dem Fonds werden eines oder mehrere Priesterhäuser errichtet und die Geistlichkeit selbst gut katholisch erzogen werden. Zur Ausrottung der „Sectischen Bücher" sollen die Wächter an den Confinien „darob sein", um den Kraxenträgern, auch wenn sie die Mauth schon passirt haben, etwaige Bücher abzufordern und an den Erzpriester zur Censur zu senden. Stets soll eine Miliz bereit sein, um auf Verlangen der Commissare nach Kärnten abzugehen. Damit das Klagenfurter Landgericht durch die dort in Haft befindlichen Sectarii nicht in Schaden gebracht werde, haben jene Gerichte, aus denen die Verhafteten stammen, die Unkosten zu tragen.

Allen diesen Maßregeln zum Trotz hielten zahlreiche Bauern an der Lehre ihrer Väter unentwegt fest. Man sieht dies aus einem Schreiben, aus dem ich die wichtigsten Stellen wörtlich anführe: „Hochgnädigster Herr Landesverwalter, schreiben mir Bauern im Jahre 1734. Es ist unsre demüthigste Bitt', wie wir auch vormals gebeten haben und lassen hievon nicht ab. Unsere Bitte ist nichts anderes als um Prediger, die uns das Wort Gottes rein vortragen und auslegen, ohne menschlichen Zusatz, wie es

der hl. Schrift gemäß ist.“ 110 Jahre waren vergangen, seitdem die Bewohner von Waldshut in Vorderösterreich fast mit denselben Worten die gleiche Bitte an die Regierung gerichtet hatten. Trotz allem Wechsel der Zeiten war das Verlangen, Prediger zu haben, die das Evangelium rein, ohne menschlichen Zusatz, verkünden, das gleiche geblieben. „Wir bitten, sagen sie weiter, unser Gewissen zufrieden zu stellen. Wir wollen nicht das unruhige Gewissen bis in's Grab tragen. Was weltliche Sach' betrifft, des haben wir kein' Klag'; wir sind verobligirt, dem Kaiser treu zu bleiben bis in den Tod. Weil wir nicht thun, was die Geistlichen sagen, sind wir Ketzer und verfluchte Leut'.“

Daß auch die Maßregel gegen die „Kraxenträger“ keinen Erfolg verbürgte, sieht man daraus, daß der Gerichtsverwalter Johann Wilhelm v. Keller fünf Personen sammt einem Felleisen festnahm, darin sich „lutherische“ Bücher befanden. Etwas später nimmt der Gerichtsdiener 23 Personen ebenfalls derartige Bücher ab. Am bezeichnendsten ist aber wohl ein Brief, bei dessen Abfassung ein heimlicher Protestant (es geschah dies am 19. December 1752) im Gefängnisse überrascht wurde. „Gelobt sei Jesus Christus. Ihr, hochgnädiger Herr Leopoldus Paumgartner, Ihr wollet aus angeborner Liebe und Gierde mein unterthäniges, geringschätziges, demüthiges Schreiben mit Geduld annehmen, durch die Liebe, damit uns Gott geliebt und noch liebt. Gnädigster Herr; es wird Ew. Gnaden nicht unbewußt sein, daß ich seit dem 9. Dezember allhie die meiste Zeit in Eisen mit Arrest belegt bin, weiß auch nit eine Hoffnung, daß ich vor neuem Jahr mehr verhört werde. Obwohl ich in zwei „Exämen“ kommen bin, so hab' ich nun seithero nicht mehr einen recht fröhlichen Tag oder Stund', und ist mir nit anderst, als ob ein harter Stein auf meinem Herzen läget' und mich trucket'. Zwar ist es mir herzlich leid, daß ich dies meinem Seelsorger gethan habe, aber auch, daß ich wider mein innerliches Gewissen „das Bekenntnus“ gethan habe, da der hl. Paulus sagt: Mit dem Munde u. s. w. Hab' mich also hinfüran nit mehr können enthalten aus Unruh' meines Gewissens meinen Glauben öffentlich und von Grund meines Herzens freiwillig und unbezwungen, öffentlich und vor Gott und den Menschen zu bekennen und mein unruhiges, bedrängtes Gewissen dadurch zu befriedigen — mit nichten aus einem Trotz oder Vorwitz, wie es Gott der Erforscher meines und aller Menschen Herzen am besten weiß. Also bekenne ich mich in allem und jedem zu der ungeänderten Augsburgerischen Confession, hoffe auch durch Gottes Gnad' darein zu bleiben, bis an mein End' und bitte also, man wölle mit mir nach Gierde handeln. Ich will zwar meiner vorgesetzten geistlichen und weltlichen Obrigkeit na . . . .“ Bei diesem Worte, das der Schreiber nicht mehr vollenden konnte, wurde ihm durch den hinzutretenden Gerichtsdiener die Feder aus der Hand genommen.

Die Sache Greymanns, so hieß der Schreiber, machte damals großes Aufsehen; sie gelangte — man erfährt nicht näher, in welcher Weise — nach Regensburg und wurde dort Gegenstand langer, für die österreichischen Behörden nicht gerade erquicklicher Verhandlungen. Der Religions-Commissär zu Gmünd sah sich genöthigt, am 11. December 1754 zu erklären, die Behauptung, daß Greymann „ein ganzen Winter hindurch in Eisen und Banden, bei Kälte und Hunger im Kerker gelegen“, „degenerire“ von der Wahrheit. Abzug nach Ungarn konnte ihm nicht zugestanden werden, da die Bewilligung hiezu nicht eintraf. Seiner Gesinnung wegen konnte er nicht frei gelassen werden. Seine Gattin wurde in's Conversionshaus geführt, „wo sie sich der katholischen Religion ergeben“. Dann wurde sie in ihre Heimath entlassen. Aus dieser Zeit findet sich noch hie und da ein Schriftstück, aus dem ersichtlich wird, daß ein und der andere Protestant einfach als Vagabund abgeschoben ward. Die Bekehrungsgeschichte von Gmünd wird endlich noch durch ein Schriftstück beleuchtet, das mehr sagt als es ein ganzer Band vermöchte und aus dem die bezeichnendsten Stellen ausgehoben zu werden verdienen. Man sieht daraus, daß die Conversionen in der Gegend von Gmünd bis in die dem Toleranzedict unmittelbar vorhergehenden Jahre fortdauerten. Der Pfleger und weltliche Religionscommissarius zu Gmünd, Anton Burkard Huebmerhofer, stellt an die Kaiserin Maria Theresia sein „allerunterthänigstes und fußfallendes Anlangen, seine mit allem Wahrheitsgrund angebrachte Bewegursache mit allerhöchstem Gnadensaug anzusehen“, mit anderen Worten: er verlangte für seine Verdienste eine Auszeichnung. Diese Verdienste lagen in der Bekehrung von Protestanten um Gmünd. „Mit welchen Gnaden vornehmlich jene Leute belohnt werden, die sich um die allein seligmachende heil. römische katholische Religion verdient gemacht haben, das sei männiglich bekannt.“ Dieser „freudenreiche Schall werde nunmehr auch in Kärnten vernommen“. Hier, „in den von dem Unwesen aller Ketzereien angefüllten Districten“ seien die Religionscommissare wiederholt mit sonderbaren Gnadenszeichen beschenkt worden. Nun habe er „eben das Glück, 23 Jahre hindurch Mitglied dieser Commission und, Gott sei Dank, mit solchem Effect zu sein, daß während solcher Zeit durch beständige Inquisitiones und ohnermüdeten Fleiß in den Landgerichten der Herrschaft Gmünd: Rantenkätsch und Busch, nicht allein bei 4000 irrlehrige, höchst schädliche und gefährliche Bücher mühsamst an den Tag gebracht, sondern auch theils an die Commission gebracht, theils durch Feuer vertilgt oder zu nützlichem Gebrauch der dasigen Geistlichkeit“ übergeben worden seien. Sein Verdienst sei es großentheils, „daß in diesem Landgericht, gleichsam im Mittelpunkt der allseitig mit der Irrlehre behafteten Inwohner“ seit sieben Jahren der tägliche Gottesdienst, sonn- und feiertägige Predigt und stetige Christenlehr' gehalten, „der beste Seelennutzen erobert und verschiedentliche Unterthanen, den vorigen Irrthum verlassend, den Schlüsseln Petri sich bereitwillig unterworfen“.

Das interessante Schreiben, das, wie es auf dem Umschlage heißt, die „viele Jahre eifrigst gesammelten Verdienste rühmlich hervorhebt“, hat leider kein Datum. Eine jüngere, aus diesem Jahrhundert stammende Notiz sagt: „Der Mann wurde mit dem Prädicate von Sonnenberg geadelt, doch die Sonne der Alleinseligmachenden leuchtet immer noch nicht über dem Thal und kaum je“.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die gesetzlichen Bestrebungen des Deutschen Reiches zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs.** Von Dr. jur. **Wilh. Gewallig.** München, J. Schweitzer, 1895. — Der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs ist vom Reichsamt des Innern nun bald vor Jahr und Tag veröffentlicht worden, ohne daß derzeit der Widerstreit der Meinungen über die ganze Frage mehr geklärt erschiene als vorher. Die Materie ist ja, nachdem dem freien Wettbewerb, der die Grundlage unsres wirthschaftlichen Lebens bildet, kein unbegründetes Hemmniß in den Weg gelegt werden darf und die Grenze zwischen erlaubtem und unerlaubtem Wettbewerb sehr unklar läuft, außerordentlich schwer gesetzlich zu regeln. In dem vorliegenden kleinen, aber sehr fleißigen Werk wird eine Klarlegung der Sachlage versucht. Der Verfasser gibt zunächst einen kurzen Ueberblick über die schon bestehenden Reichsgesetze, welche sich gegen den unlauteren Wettbewerb wenden, die Gesetze zum Schutz des literarischen, künstlerischen und gewerblichen Urheberrechts, zu denen sich vor einem Jahr das neue Markenschutzgesetz als der am weitesten auf diesem Gebiete vorgeschobene Posten gesellt hat, untersucht dann weiter, inwiefern auf diesem Gebiete die Bestimmungen des geltenden Strafrechts und Civilrechts zu verwenden sind — von letzterem sind die Bestim-

mungen des französischen und des gemeinen Rechts näher behandelt, insbesondere die actio doli, welche z. B. Kohler als genügend zur Bekämpfung jedes unlauteren Wettbewerbs bezeichnet — und geht schließlich zu einer Besprechung des Entwurfs zu dem geplanten Reichsgesetz über. Das Ergebniß, zu welchem er gelangt, lautet dahin, daß eine Erhebung des Entwurfs zum Gesetz mit einigen Verschärfungen zu wünschen sei, daß aber das eigentliche Gebiet der Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs das gemeine bürgerliche Recht bleibe, dessen Bestimmungen über Schadenersatz nach Vorbild des französischen Rechts und in Uebereinstimmung mit der darin zum Ausdruck gelangten, aus dem germanischen Recht herstammenden Grundregel, daß den Schaden zu tragen habe, wer ihn angerichtet, eine möglichst weitgehende Schadenersatzpflicht vorsehen müßten.

* **München.** Ueber die Neubesetzung der durch Sybels Tod erledigten Stelle eines Directors der preußischen Staatsarchive wird in dortigen Blättern lebhafter Streit geführt, in welchem hie und da auch sachliche Gesichtspunkte zur Unterstützung persönlicher Wünsche berührt werden. Von Interesse für Bayern ist daraus nachstehende Auslassung des Archivraths Dr. P. Bailleu in Berlin, die wir einer Zuschrift dieses Historikers an die „Post" entlehnen: „Ihr Correspondent", schreibt Hr. Bailleu, „hat der Sybel'schen Archivverwaltung die Leitung des Archivwesens in Frankreich, in Bayern, in Sachsen als Muster gegenübergestellt, mit der Bemerkung, daß man „wirklich bisher die Klage nicht vernommen habe, daß die Archivverwaltungen dieser Länder den Bedürfnissen der Wissenschaft nicht gerecht zu werden vermöchten". Es würde mir schlecht anstehen, die Archive Frankreichs und Sachsens, in denen ich oft und freundliche Aufnahme gefunden habe, durch einen Vergleich mit Preußen herabsetzen zu wollen; wenn aber Ihr Correspondent auch Bayern rühmend hervorhebt, so darf ich dagegen vielleicht bemerken, daß gerade gegen die oberste Leitung des dortigen Archivwesens in wissenschaftlichen Kreisen die lebhaftesten Beschwerden erhoben werden, und das mit gutem Grunde. Im bayerischen Staatsarchiv erhält noch heute Niemand, weder Einheimischer noch Fremder, irgend ein politisches Schriftstück aus dem 19. Jahrhundert, so daß die bayerischen Geschichtsforscher selbst die Politik ihres Landes in preußischen und französischen Archiven studiren müssen. Du Moulin-Eckart, der Verfasser von „Bayern unter dem Ministerium Montgelas" (München 1895) bemerkt, „die liebenswürdige Noblesse der Archivbehörden in Berlin und Paris ist in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannt und berühmt". So schreibt ein Bayer und klagt dabei über „die vollkommene Versiegelung" des Geheimen Staatsarchivs in München für die neueste Geschichte. Und diese engherzige Verwaltung, mag die Ursache davon sein welche sie wolle, soll für Preußen als Muster gelten!"

* **Heidelberg.** Eine zweite Studienreise wird mit finanzieller Unterstützung der großh. Regierung im nächsten Frühjahr von badischen Philologen unternommen werden. Diese erstreckt sich auf Unteritalien, Sicilien, Karthago und Tunis. Die Abreise erfolgt im nächsten März. An der Reise betheiligen sich 20 Gelehrte. Führer ist der Archäologe Prof. Duhn hierselbst. Die Reise wird 64 Tage dauern.

♂ **Freiburg i. Br.**, 24. Nov. Wie in Heidelberg, beträgt die Frequenz des laufenden Wintersemesters 1035 Studenten, wozu noch die Hospitanten kommen. Die Frequenz ist dieselbe wie im Wintersemester 1893—1894, aber um 100 geringer als im letzten Winter. Da Freiburg „Sommeruniversität" geworden ist, so übersteigt die Frequenz des Sommersemesters die des Winters ganz erheblich. Man zählte im letzten Sommer 1412 Studenten und Hospitanten, im Sommer 1894 sogar 1477.

K. **Straßburg.** Das neue Gebäude der kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek ist seit kurzem seiner Bestimmung übergeben. Aus diesem Anlaß ist ein Werk erschienen: „Die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. Festschrift zur Einweihung des neuen Bibliothekgebäudes von Dr. S. Hausmann, Universitätssecretär. Mit 7 Abbildungen." (Straßburg, Trübner.) Dasselbe enthält eine Geschichte der Entstehung der Bibliothek und eine Beschreibung des neuen, prachtvollen Gebäudes auf dem Kaiserplatz. Der Verfasser bespricht zuerst die drei vor dem Kriege in Straßburg bestandenen Bibliotheken, nämlich die Seminar-, die Stadtbibliothek und diejenige der Akademie. Nur letztere überstand 1870 die Beschießung unversehrt, während die beiden anderen, die äußerst reichhaltige Schätze enthielten, in Flammen aufgingen. Dr. Hausmann schildert die Bemühungen des damaligen fürstlich Fürstenbergischen Bibliothekars Dr. Barack zur Gründung einer neuen Bibliothek in Straßburg. Dank der Unterstützung verschiedener Comités im In- und Auslande waren bis Ende 1872 bereits aus 421 Orten von 1673 Gebern Geschenke angekommen. Die meisten stammten aus Deutschland, viele aber auch aus dem übrigen Europa, ja sogar aus Amerika, Indien und China. Die meisten deutschen Verleger stellten der neuen Bibliothek ihre Verlagswerke zur Verfügung, einzelne bis zu 1000 Bänden. Dank diesen großmüthigen Geschenken verfügte die Bibliothek im August 1871 bereits über 120,000 Bände, deren Zahl bis zum Frühjahr 1872 auf 200,000 anwuchs. In den folgenden Jahren wurden auch umfangreiche Privatbibliotheken erworben und Ende 1880 war der Bestand der Bibliothek schon auf über 500,000 Bände gestiegen. Am 1. Januar 1895 enthielt sie 749,372 Bände. Die ersten Büchersendungen waren in dem der Stadt gehörigen Akademiegebäude untergebracht worden. 1871 wurde das ebenfalls der Stadt gehörige alte Schloß nahe am Münster zur Aufnahme der Bibliothek bestimmt; dieser provisorische Zustand dauerte 24 Jahre. Der neue Monumentalbau auf dem Kaiserplatz macht einen überaus mächtigen und vornehmen Eindruck. Seine inneren Einrichtungen sind sehr bequem und dürften allen Anforderungen entsprechen. Eine Erweiterung der Magazinräume kann später durch den Ausbau zweier Lichthöfe erreicht werden. Die Gesammtkosten des Gebäudes haben sich einschließlich Architektenhonorar und Bauleitung auf 1,411,000 M. belaufen; die Mobiliaranschaffung, einschließlich der eisernen Büchergestelle (System Lippmann), kostete 285,000 Mark.

* **Darmstadt.** An der technischen Hochschule hat sich Dr. Karl Mamroth als Docent für Volkswirthschaftslehre habilitirt.

* **Göttingen.** Dem Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, commissarischem Bibliothekar der königlichen Landesbibliothek zu Wiesbaden, Dr. Johannes Franke, ist der Titel „Oberbibliothekar" beigelegt worden.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor in der philosophischen Facultät Dr. phil. Wilhelm Strecker, der an Stelle von Prof. Föppl für das Fach der Culturtechnik berufen ist, hielt seine Antrittsvorlesung über „Das Wesen und die Bedeutung der Culturtechnik". — Geh. Rath Dr. jur. et phil. Adolf Schmidt, Prof. des römischen Rechts und Vorsitzender der kgl. Prüfungscommission für Juristen, beging im Familienkreise die Feier seines achtzigsten Geburtstages. — Am 13. Dec. feiert der Professor der Zoologie und Zootomie, Geh. Hofrath Dr. Leuckart, sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Aus diesem Anlaß planen zahlreiche Schüler des verehrten akademischen Lehrers eine besondere Ueberraschung.

* **Berlin.** Dr. Max Sering, außerordentl. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität und landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin, hat einen Ruf als Director der kgl. landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf und ordentlicher Professor an der Universität Bonn erhalten, jedoch abgelehnt. — Prof. Lazarus, der vor einigen Wochen eine Ausrenkung des rechten Armes erlitt, gedenkt seine verschobenen Vorlesungen an der Universität nächstens aufzunehmen.

* **Breslau.** An der Universität ist eine neue Assistentenstelle eingerichtet worden, deren Begründung allgemeines Interesse hat. Ihr Inhaber, zur Zeit Dr. Neisser, ist nämlich verpflichtet worden, sich besonders mit dem Studium der Cholera zu beschäftigen. Das kaiserliche Gesundheitsamt hat in seinen Berichten betont, daß man im Deutschen Reich noch längere Zeit vor dieser Krankheit auf der Hut sein müsse, da die östlichen Grenzprovinzen immer noch bedroht seien. Die Anstalt hat die Aufgabe, zunächst für Schlesien die erforderlichen Untersuchungen auszuführen. — Der Verwaltung der hiesigen Universitätsbibliothek ist für die von ihr auf der deutschen Unterrichtsausstellung in Chicago 1893 ausgestellten Gegenstände seitens des Schiedsgerichts ein Preis zuerkannt worden.

* **Königsberg.** Zum Ersatz für den Chirurgen Professor Braun sind nach der „Königsb. Allg. Ztg." vorgeschlagen: an erster Stelle Prof. Helferich (Greifswald), an zweiter Professor Eiselsberg (Wien), an dritter Prof. Landerer (Stuttgart).

* **Innsbruck.** Der Kaiser hat den außerordentlichen Professor an der Universität in Wien Dr. Victor Ritter v. Hacker zum ordentlichen Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität ernannt. Prof. Hacker ist ein directer Schüler Billroths, als dessen Assistent er in den Jahren 1881—1887 thätig war. In Inns-

druck wird Prof. Hacker der Nachfolger Nicoladoni's, der an Stelle des nach Prag berufenen Professor Wölfler den Grazer Lehrstuhl einnimmt.

* **Prag.** Der außerordentl. Prof. Dr. Alois Pogatscher ward zum ordentlichen Professor der englischen Philologie an der deutschen Universität hierselbst ernannt. — Die soeben eröffneten populären Docentenvorträge (sogen. University extension) finden hier und in Teplitz Zulauf und Anklang.

* **London.** Das Brittische Museum veranstaltet die Herausgabe von Facsimiles der in seinem Besitze befindlichen Autographen berühmter Persönlichkeiten. Die Ausführung auf photolithographischem Wege ist ganz vorzüglich. Jede Lieferung enthält 30 Platten. Die erste Lieferung enthält u. a. Briefe von der Königin Katharina von Aragonien, Maria Stuart, Königin Elisabeth, Königin Victoria (Brief an General Gordons Schwester), Cromwell, Georg Washington, Nelson, Wellington, General Gordon; von Dichtern sind vertreten: Dryden, Addison, Coleridge, Wordsworth, Dickens, Thackeray und Browning.

* **Madrid.** Dr. Otto Helmut Hopfen, der als Mitarbeiter der Münchener historischen Commission seit Monaten in Spanien weilt, um Stoff für die Geschichte der spanischen Politik im 30jährigen Kriege und insbesondere Wallenstein gegenüber zu sammeln, hat nicht nur im Staatsarchiv zu Simancas, sondern überall von Gelehrten und Beamten die liebenswürdigste Förderung erfahren. Von ganz hervorragendem Nutzen aber war für den jungen Gelehrten die Unterstützung von Seiten des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Hrn. Canovas de Castillo, welcher der Zeit König Philipps IV. von Spanien eingehende Forschungen gewidmet hat. Diese Unterstützung besaß um so höheren Werth, als archivalische Studien in Spanien besonderen Schwierigkeiten begegnen. Das wissenschaftliche Interesse an den Archiven ist dort bedeutend später erwacht als bei uns; daher sind die großen archivalischen Schätze dieses Landes zum Theil noch unregistrirt, zum Theil überhaupt noch völlig ungeordnet. Dies gilt besonders von den vielen Privatarchiven, die sich in den Häusern der Granden vererbt haben und auf deren Gütern, von ihnen oft selbst nicht gekannt, vertheilt liegen. Nur wenige Gelehrte wissen, welche Familien im Besitze werthvoller Acten sind, noch wenigere sehen sich in der Lage, die bisher geheimnißvoll verschlossenen Thüren zu öffnen, hinter denen die Urkunden lagern. Deßhalb muß es mit großem Danke anerkannt werden, daß ein politisch so beschäftigter Mann wie Canovas, der zugleich als einer der hervorragendsten modernen spanischen Historiker Präsident der Akademie der Wissenschaften ist und wohl die beste Privatbibliothek Spaniens besitzt, seine Erfahrungen und Verbindungen rückhaltlos einheimischer und fremder Forschung zu gute kommen läßt.

* **Dorpat.** Prof. Dr. Wilhelm Hörschelmann, Ordinarius für classische Philologie an der Universität, ist im Alter von 46 Jahren gestorben.

* **Bukarest.** Der frühere Senator Universitätsprofessor Alexandru Odobescu (Archäolog) hat sich vergiftet.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

1895. Nr. 328. München, Dienstag, 26. November. Beilage-Nummer 273.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

England in Indien.

I.

≙ Schon für einen Engländer ist es nicht leicht, aus den je nach der Parteistellung einander oft geradezu widersprechenden Darstellungen der Tagespresse über die englische Verwaltung Indiens ein klares Bild der wahren Verhältnisse zu gewinnen; für einen Bewohner des Festlandes ist solches noch weit schwieriger, da die Zeitungen des Continents diesen Dingen ganz naturgemäß weniger und nur seltener Beachtung schenken können. Das eine läßt sich aber nicht verkennen, daß England trotz seiner gar nicht hoch genug anzuschlagenden Verdienste um Indien noch weit davon entfernt ist, die allgemeine Zuneigung seiner fast 300 Millionen dortiger Unterthanen zu besitzen. Das hat schon an sich seine natürliche Ursache. Für jede europäische Macht, die im Orient Besitzungen hat, wird es schwierig sein, die Eingeborenen zu Liebe und Anhänglichkeit zu erziehen. Dieselben sehen in dem Europäer, der ihnen nicht ihre Freiheit geraubt — denn die hat der Asiate nie gekannt — wohl aber sie dem Despotismus einer eigenen einheimischen Dynastie und deren Mißregierung entzogen hat, einen geborenen Feind, der sich von ihrem Schweiße nähren und sie um die Früchte ihrer Arbeit bringen will. Der Orientale will lieber von seinesgleichen tyrannisirt als von Andersgläubigen, vorzüglich Europäern, gut regiert sein; wenigstens dauert es lange, bis er den Vortheil der letzteren Lage wirklich einsehen lernt. Die That des Kambyses, der einen bestechlichen Richter aus vornehmstem Geschlecht schinden und mit der abgezogenen Haut den Richterstuhl für des Schuldigen Sohn als Nachfolger überziehen ließ, wird dem Orientalen leicht mehr imponiren, als das Bestreben einer humanen Regierung, die Ursachen solcher echt morgenländischer Bestrafungen durch strenge Controle ihrer Beamten unmöglich zu machen. Es hat daher auch meist lange gewährt, bis sich ein orientalisches Volk selbst durch die grausamste, fortgesetzte Unterdrückung zur Empörung hat drängen lassen. Scheich Saadi's Wort gibt hiefür nur zu charakteristisch der allgemeinen Empfindung Ausdruck:

> „Der Bedrücker ist der Wespe gleich,
> Jammern macht er manchen armen Tropf,
> Warte, bis er eines Tages fällt,
> Dann tritt man mit Füßen ihm den Kopf.“
>
> (Fr. Rückerts Uebersetzung.)

Nun ist es gewiß nicht gerecht, wenn man die heute so gang und gäbe Anschauung, John Bull blicke bei all seinem Thun nur auf sein eigenes Interesse, auch in Bausch und Bogen auf seine Verwaltung Indiens überträgt. Man schaue sich doch im gesammten Orient um, ob man irgend wo ein Land findet, für dessen Hebung die es beherrschende europäische Macht besser gesorgt hat, als England für Indien. Allerdings darf man nicht Zustände verlangen, wie sie die ersten abendländischen Culturstaaten aufweisen. Um nur das Capitel „Unterricht“ zu berühren, so hat England schon im Jahre 1781 für die mohammedanische Wissenschaft das College in Calcutta und 1791 das für Sanskrit in Benares gegründet, beiden sind im Anfange unsres Jahrhunderts zahlreiche andere gefolgt. Mitten unter den Stürmen des großen Aufruhrs von 1857 wurden die Universitäten zu Calcutta, Madras und Bombay eröffnet, denen sich dann noch zwei andere, die Allahabad- und Pandschab-Universität angeschlossen haben. Schon 1836 gewährte Sir Charles Metcalfe der einheimischen Presse volle Freiheit, und 1891 bestanden dank dieser Vergünstigung in ganz Indien 573 Zeitungen in 16 verschiedenen Sprachen, vom Englischen abgesehen. Wenn auch gelegentlich einzelne Organe eine recht freie Sprache gegen die Regierung führen, so hat diese doch bis auf eine ganz kurze Periode keine Censur walten lassen, sicherlich eine sehr hochherzige Gesinnung. Wegen einzelner Auswüchse jetzt eine Beschränkung der Preßfreiheit einzuführen, wie es einzelne Politiker empfehlen, würde sein Bedenkliches haben und durch Schaffung von Märtyrern vielleicht mehr schaden als nützen. Bereits 1835 hatte Lord Bentinck es für die Pflicht der Regierung erklärt, die Kenntniß europäischer Literatur und Wissenschaft unter den Eingeborenen zu verbreiten, und so ward damals die erste medicinische Lehranstalt für Inder in Calcutta gestiftet, welche bald zahlreiche Studenten anzog und zur Errichtung anderer gleicher Institute führte. Seit Mitte der vierziger Jahre wurden Natives, die ihre Studien mit Erfolg in den Regierungs- und Missionsschulen beendet hatten, zum Staatsdienst zugelassen, die Bildungsanstalten mehrten sich zusehends, und heute sind Elementar- wie höhere Schulen über das ganze Land verbreitet. Allerdings beträgt der Procentsatz der eine Schule besuchenden Knaben erst 19.3, der der Mädchen gar nur 1.8, aber es ist von Jahr zu Jahr ein wesentlicher Zuwachs zu verzeichnen. Und welche Vorurtheile, besonders betreffs der Mädchen waren zu überwinden, ehe es überhaupt so weit kommen konnte! In indischen Verhältnissen hat zudem jede allgemeine, das Ganze umfassende Statistik ihr Bedenkliches; bei den ungeheuren Verschiedenheiten der vielen Indien bewohnenden Racen mag die eine leicht einen verschwindend kleinen oder gar keinen, die andere den höchsten Procentsatz für irgend eine Berechnung stellen, das Gesammtbild muß aber dadurch ein schiefes werden. Natürlich gibt es auch Ingenieur- und sonstige technische Schulen, sowie einige für Ackerbau und Künste. In den Elementarschulen wird zunächst allein auf die Confession und die besonderen Bedürfnisse der Zöglinge Rücksicht genommen; dieselben lernen vor allem die eigene Sprache lesen und schreiben und werden in ihrer Religion unterrichtet. Europäisches findet hier selbstverständlich keinen Eingang.

Daß daneben aber manches faul im Staate ist, leugnen die Engländer selber nicht. Die finanziellen Verhältnisse Indiens haben ihre großen Schattenseiten, so daß das Land häufig genug als dem Bankerott nahe hingestellt wird.

Wir glauben, daß eine kurze Besprechung einiger Hauptpunkte, welche für Englands Politik in Indien in Frage kommen, dem deutschen Leser nicht unwillkommen sein dürfte. Nicht selten haben wir für die folgenden Ausführungen aus den Aufsätzen des „Journal of the East India Association“ (London SW, Westminster Chambers, 3 Victoria Street) geschöpft. Diese Gesellschaft zählt ausgezeichnete Kenner Indiens zu ihren Mitgliedern, die in Vorträgen und an diese sich anknüpfenden Debatten die verschiedensten Fragen indischer Politik und Verwaltung freimüthig besprechen, so daß ihre Zeitschrift eine werthvolle Fundgrube unter vielfachen Gesichtspunkten behandelten Materials ist. Der Standpunkt des Einen muß in der Debatte gleich der Kritik von anderer Seite. Rede und Antwort stehen, das bewahrt vor Einseitigkeit und Voreingenommenheit.

Mitte und dann wieder Ende der siebziger Jahre ward das englische Publicum zuerst durch Prof. Fawcett auf die ernste Lage der Finanzen in Indien aufmerksam gemacht, der afghanische Krieg und mehrere bedeutende Hungersnöthe hatten beträchtliche Summen verschlungen. Doch schwanden alle Besorgnisse, als einige günstige, friedliche Jahre Ueberschüsse, so 1881/82 von $2\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St., und damit eine Verminderung der Steuern unter fortdauerndem Plus der Einnahmen brachten. Zwar erhöhten die Cursverluste an den officiellen Zahlungen nach England in Folge des sinkenden Werthes der Silberrupie fortgesetzt die Ausgaben in einer gar nicht vorher zu berechnenden Weise (1884/85 um 21,661,480, 1887/88 schon um 34,264,240 Rupien und 1892/93 waren dann 100,000,000 Rupien erreicht), die indische Regiernng stürzte sich jedoch trotz alledem in ganz colossale Eisenbahnunternehmungen, über deren Kosten sie sich derart täuschte, daß sie in fünf Jahren (1880—1885) einen Gewinn von 32,708,430 Rup. aus ihnen herausrechnete, während sich in Wirklichkeit ein Minus von 39,933,420 Rupien ergab, also ein Irrthum von über 70,000,000 Rupien = 140,000,000 Mark (die Rupie ist bei diesen Umrechnungen immer rund zu 2 Shillings oder Mark angenommen, wennschon sie längst fast auf die Hälfte gefallen ist). Die enormen Kosten der Annexion von Ober-Birma mußte dann das indische Budget ebenfalls tragen, die Ausgaben für das Heer wuchsen von 1884/85 unausgesetzt; von 160,460,000 Rupien in dem genannten Zeitabschnitt haben sie 1893/94 234,138,000 Rupien nebst 3,420,000 Rupien für Vertheidigungszwecke (1892/93 letztere 6,145,000) erreicht. Der Bestand der indischen Armee belief sich 1894/95 auf 5057 europäische und 2761 eingeborene Officiere, 70,563 europäische und 211,960 eingeborene Unterofficiere und Mannschaften, also insgesammt auf 219,778 Mann; Deutschland zahlte in dem gleichen Zeitraum für 22,534 Officiere, 562,014 Mann, also insgesammt 584,548 Köpfe, die ganz unwesentlich höhere Summe von 480,021,900 Mark. Dabei werden die Eisenbahnbauten in großem Maßstab fortgesetzt: am 31. März 1894 war ein Schienennetz von 18,500 engl. Meilen hergestellt (davon auf Staatskosten für 2,491,296,100 Rupien); 1893 hatte der Reingewinn 127,365,010 Rupien, im Vorjahre 123,257,770 Rupien betragen, das ergibt eine Verzinsung von 5.46 bezw. von 5.42 Proc. Allerdings ist die Eisenbahnschuld ein beträchtlicher Posten in der Gesammtschuld Indiens, und da die Bahnen durch Anleihen aus fast ausschließlich europäischem, zumeist englischem Capital gebaut worden sind — die Eingeborenen haben sich wenig betheiligt, ihnen hat von jeher als beste Geldanlage das Vergraben in die Erde gegolten —, so erhöhen die Cursverluste die Verzinsungssummen ganz ungeheuer. Jedenfalls werden die Eisenbahnen sich trotz dieser ungünstigen Nebenumstände immer mehr bezahlt machen, in ihnen liegt entschieden ein kräftiges Mittel zur Erhöhung der Einnahmen. Erweiterungen des Schienennetzes empfehlen sich durchaus, zumal Baumaterial und Arbeitskräfte sehr billig sind. Wenn man schon jetzt gegen die Ausdehnung über die ganze Halbinsel das Bedenken erhoben hat, daß im Kriegsfalle die englischen Truppen durch Zerstörung der Schienen leicht isolirt werden könnten, und man deßhalb mehr Chausseen als Eisenbahnen hätte herstellen sollen, so ist das Kirchthurmpolitik. Bei einem allgemeinen Aufstande kann England doch Indien niemals mit den Waffen halten; wenn es seine Herrschaft für so bedroht ansehen müßte, daß es nicht wagen dürfte, dem Lande ausgedehnte Schienenwege zu geben, so könnte es dasselbe lieber je eher je besser aufgeben. Endlich ist der Segen der Eisenbahnen bei den in Indien durch Mißernten so leicht eintretenden Hungersnöthen nicht zu unterschätzen. Ebenso ist auch das sehr ausgedehnte Canalsystem eine reiche Quelle wirthschaftlichen Fortschritts und das dafür ausgegebene Geld wohl verwendet, wennschon auch hier große Summen verbraucht und manche Mißgriffe gemacht worden sind; den unteren Ganges-Canal besonders hat man mehr eine Ueberschwemmungs- als eine Bewässerungsanlage genannt.

Trotz verschiedener neuer Steuern wuchs das Deficit von 8,334,120 Rup. im Jahre 1892/93 auf 17,928,000 Rup. in 1893/94, für 1894/95 war ein solches von 29,231,000 Rupien vorgesehen. Damit ging das ungeheure Anwachsen der indischen Schuld natürlich Hand in Hand. Dieselbe betrug 1893 insgesammt 2,227,558,870 Rup., davon in Indien 1,029,375,520 Rup., in England 1,066,837,670 Rup. zu verzinsen, während 131,345,980 Rup. in Indien unverzinslich blieben. Die indische Regierung hat übrigens auch ihrerseits von dem Sinken des Silbers einen beträchtlichen Gewinn, indem sie bei der Uebermittelung der für indische Eisenbahngesellschaften in London gezeichneten Capitalien an die Empfänger das Pfund Sterling contractlich zu 12 bis 13 Rup. berechnet und dadurch so viel profitirt, als dasselbe nun mehr Rupien enthält. Die auf diese Weise gewonnenen Summen betrugen 1887/88 6,000,000 Mark, 1888/89 19,036,000 und 1889/90 10,546,000 Mark. Leider ist der Gewinn nur vorübergehend, er hört auf, wenn die Uebermachungen aufhören, d. h. wenn die betreffenden Bahnen fertiggestellt sind, was theilweise schon heute der Fall ist.

Die englischen Bimetallisten erklären als die einzige Rettung aus der verzweifelten Lage die Einführung der Doppelwährung durch internationale Einigung. Wie nothwendig eine oder die andere Lösung der Frage für England ist, verkennen auch einsichtigere Politiker drüben nicht. Sir Lepel Griffin, ein mit indischen Verhältnissen sehr vertrauter Praktiker, hat vor nicht langer Zeit die Lage mit den folgenden Worten gekennzeichnet: „Für uns ist die Lösung der Schwierigkeit eine Frage über Leben oder Tod, gleich den Räthseln der Sphinx, die der Reisende zu rathen hatte, oder er wurde verschlungen. Entweder, wir sind bereit, theilnahmlos die Verschiebung unsres gesammten Handels im Osten mit anzusehen und China und Japan auf unsre Kosten bei der neuen Entwicklung der östlichen Welt profitiren zu lassen, oder wir müssen, selbst durch verzweifelte Mittel, die Cursschwankungen beseitigen, welche die Finanzlage Indiens auf die Dauer unmöglich machen.“

Der „verzweifelten Mittel“ sind nun verschiedene theils vorgeschlagen, theils wirklich versucht. Das Schicksal der Ablehnung hat der Vorschlag, zur Goldwährung überzugehen, gehabt. Indien müßte, so hat man an maßgebender Stelle erwogen, das dazu nöthige Gold übermäßig theuer kaufen und würde immer in Abhängigkeit gegenüber den Gold producirenden Ländern bleiben, sein Silberüberfluß würde zudem noch beständig an Werth verlieren (neuerdings ist der Silberpreis etwas gestiegen, da für die chinesische Kriegs-

entschädigung an Japan ein großer Bedarf sich geltend macht; derselbe wird sich noch steigern, wenn China durch Eisenbahnen dem Verkehr erschlossen werden sollte). Die weitere Rupienprägung ist allerdings vorläufig beschränkt worden. Dagegen ist anderes thatsächlich durchgeführt, was der Verzweiflung ziemlich ähnlich sieht. Im vergangenen Jahre hatte die indische Regierung im Interesse der britischen Baumwollenindustrie alle Baumwollwaaren von Eingangszöllen in Indien befreit, allerdings unter der Motivirung, diese würden Schutzzölle sein, welche dem Freihandelssystem zuwider wären. Factisch aber würde in den feineren Baumwollartikeln gar kein Wettbewerb zwischen England und Indien möglich sein. Den Ausfall, der durch die Ausnahme der erwähnten Fabricate vom Tarif entstand, zu decken, verbrauchte man zwei Drittel des Hungersnothreservefonds, nämlich 10,762,000 Rup., eine Summe, die sonst für den Bau von Eisenbahnen und Bewässerungsanlagen oder andere Vorkehrungen gegen Hungersnöthe hätte verwendet werden können. Ferner forderte die Regierung gegen die neuerdings mit den Provincialverwaltungen eingegangenen Abmachungen eine Hülfszahlung von 4,053,000 Rupien aus den Provincialcassen, wodurch die Ausführung neuer öffentlicher Unternehmungen und die nothwendige Ausbesserung schon bestehender Straßen und Gebäude verhindert worden ist. Der ganz und gar seinem ursprünglichen Zweck widersprechende Verbrauch der zwei Drittel des Hungersnothsreservefonds wird sich schwer rächen, wenn wieder ein solches für Indien bis jetzt noch nicht zu verhütendes Unglück hereinbricht. Will die Regierung dann ihre Versprechungen einlösen, so muß sie im Auslande leihen, und das kostet enorme Zinsen. Jede Vergrößerung der Sterlingsschuld ist bedenklich. Die Beihülfen der Provincialcassen an die Hauptregierung sind seit Jahren in erschreckendem Maße gestiegen. Früher bestimmte die Regierung allemal nach einer fünfjährigen Periode den Theil der Provincialüberschüsse, welcher an sie abzuführen war, neuerdings aber nimmt sie dieselben bei jeder ihr nothwendig dünkenden Gelegenheit in Anspruch. Die Provincialcassen können solchen Ansprüchen nur durch Vernachlässigung ihrer localen Pflichten genügen, und so sind z. B. schon wiederholt ernste Klagen über den Verfall von Landwegen erhoben. Die Geldnoth der Regierung zwingt häufig genug dazu, locale Capitalien in provincielle und diese in solche der Regierung umzuwandeln, ein Vorgehen, welches alle Vortheile des Decentralisationssystems aufzuheben droht.

Das Freihandelssystem schädigt überhaupt die einheimische indische Industrie und besonders den kleinen Handwerker sehr. Indische Artikel müssen in England einen hohen Eingangszoll zahlen, während Indien diejenigen Englands zumeist steuerfrei nehmen muß. Besonders überfluthen neuerdings so englische Baumwollwaaren, die in Indien selbst sehr viel fabricirt werden, den dortigen Markt und treiben dadurch eine früher lebhafte Industrie dem Ackerbau in die Arme. Da aber der bessere Boden schon längst in festen Händen ist, so müssen sich die neuen Ackerbauer mit geringerem begnügen, der die Bearbeitung nicht lohnt, und dadurch ist eine neue Quelle der Verarmung geschaffen.

Schopenhauers Lehre von der Schuld.

Darstellung und Kritik von Otto Crämer (Eisenach).

II.

Unmittelbar im Anschluß an das gewonnene Resultat erhebt sich die Frage: Worauf beruht der individuelle Unterschied in den Charakteren, wie ist die Verschiedenheit der angeborenen Charaktere zu erklären? Daß es gute und schlechte Menschen gibt und nicht alle gleich sind, bezeugt ja schon der Sprachgebrauch. Dies ist das Thema der zweiten Preisschrift Schopenhauers, des zweiten Grundproblems der Ethik: „Ueber das Fundament der Moral“[1]) (III, 485 fg.). Das sittliche Handeln jedes Menschen hat dieselbe Grundlage, was aber nicht zu verwechseln ist mit Grundsatz oder Princip. Diese Frage nach der Grundlage, dem Fundament der Moral hat eigentlich noch Niemand vor Schopenhauer beantwortet. Es ist nicht die Aufgabe, Moral zu predigen, sondern zu begründen, die gemeinsame Wurzel aufzufinden, aus der die Handlungen von moralischem Werth entspringen. Es ist dies eine Aufgabe der Erfahrung und Menschenkenntniß, weder der Speculation noch der Dogmatik.

Wie es im Kriege die Hauptsache ist, zuerst den Feind zu recognosciren, so ist es auch hier angebracht, zunächst die antimoralischen Triebfedern zu betrachten; mag auch der Weg von dem der anderen Moralisten abweichen und dem Dante's ähnlich werden, der zuerst in die Hölle führt. Die Haupt- und Grundtriebfeder im natürlichen Menschen wie im Thier ist: der Egoismusdrang zum Dasein. Dieser Egoismus ist der innerste Kern des Menschen. Der Mensch will vor allem sein Dasein behaupten, sodann sich von Mangel und Entbehrungen möglichst frei halten, schließlich will er den größtmöglichen Genuß in der Welt. Jeder macht sich zum Mittelpunkt der Welt und bezieht alles, was vorgeht, sei es im Kleinen oder im Schicksal der Völker, zunächst auf sein Interesse. „Der Egoismus ist kolossal, er überragt die Welt.“ „Indem ich“, sagt Schopenhauer, „um ohne Weitläufigkeit die Stärke dieser antimoralischen Potenz auszudrücken, darauf bedacht war, die Größe des Egoismus mit einem Zuge zu bezeichnen und deßhalb nach irgend einer recht emphatischen Hyperbel suchte, bin ich zuletzt auf diese gerathen: Mancher Mensch wäre im Stande, einen andern todtzuschlagen, bloß um mit dessen Fett sich die Stiefel zu schmieren. Aber dabei blieb mir doch der Scrupel, ob es auch wirklich eine Hyperbel sei.“

Dennoch gibt es im Menschen noch etwas, was schlimmer ist als der Egoismus. Gleichsam die höhere Potenz des Egoismus ist die Gehässigkeit, deren Maxime ausgedrückt ist in dem Satze: Omnes, quantum potes, laede. Es ist die Lust, nicht nur sich auf alle Fälle Vortheile zu schaffen (neminem juva, immo omnes, si conducit, laede), sondern die Freude, dem andern zu schaden. Es ist eine ganze Stufenfolge von Lastern, die sich aus dem Egoismus und der Gehässigkeit ableiten lassen. Die aus der ersten Cardinaltriebfeder, dem Egoismus, sind mehr thierisch; dazu gehören: Gier, Völlerei, Wollust, Eigennutz, Geiz, Habsucht, Ungerechtigkeit, Hartherzigkeit, Stolz u. s. w. Die aus der zweiten Triebfeder, der Gehässigkeit, sind teuflisch. Zu ihr gehören: Mißgunst, Neid, Uebelwollen, Bosheit, Schadenfreude u. s. w. „Dies ist die erschreckliche Heerschau antimoralischer Potenzen, welche an die der Fürsten der Finsterniß im Pandaemonium Miltons erinnert.“

Es leuchtet ein, wie schwer das Problem ist, gegen diese Schaar antimoralischer Potenzen eine Triebfeder zu finden, die den Menschen zu den seinem natürlichen Wesen entgegengesetzten Handlungen bewegen könnte. So schwer ist das Problem, daß man stets zur Erklärung eine andere Welt zu Hülfe gerufen hat. Man deutete auf Götter, deren Wille es sei, daß die Menschen moralisch handelten. Durch diese Vorstellung aber kann höchstens eine Legalität der Handlungen, keine Moralität der Gesinnungen zu Stande kommen; denn es ist nicht einzusehen, daß ein nur von außen an mich herantretender, also fremder Wille für mich bindend sein soll. — Alle durch solcherlei Motive

---

1) S. Fischer, a. a. O. S. 387 fg.

hervorgerufenen Handlungen würden auch in letzter Linie im Egoismus wurzeln, da den Menschen immer die Belohnung lockt oder die Strafe abschreckt, sei es nun in dieser oder in jener Welt.

Wir lassen uns bei unsrer rein theoretischen Untersuchung von keinem Dogma beeinflussen, sondern suchen in der Erfahrung nach der dritten Triebfeder, der moralischen. Die Erfahrung nun zeigt, daß man oft gerecht handelt, einzig und allein, damit dem andern kein Unrecht geschehe; daß es Leute gibt, denen der Grundsatz der Gerechtigkeit gleichsam angeboren ist, die Rücksicht nehmen auf die andern und ihren Vortheil nicht unbedingt suchen. Daß solche Menschen in der Erfahrung vorkommen, zeigt die Geschichte und das Menschenleben an vielen Beispielen. Es sei nur an die Geschichte Winkelrieds erinnert, dem man schlechterdings keine eigennützige Absicht bei seiner Handlung unterschieben kann. Daß aber an einer Handlung nichts eigennützig sei, das ist das Kriterium einer That von moralischem Werth. Jede Handlung hat als Zweck das Wohl oder Wehe irgend jemandes; das eigene Wohl und Wehe ist das Thema des Egoismus gewesen.

Es ist die Frage, wie ist es möglich, daß das Wohl und Wehe eines andern unmittelbar mein Motiv für meine Handlungen wird? Offenbar dadurch, daß jener andere und dessen Wohlergehen der letzte Zweck meines Willens wird, so wie ich es sonst selbst bin. Dies aber setzt voraus, daß ich mich in seine Lage versetzen kann, daß ich mich auf irgend eine Weise mit ihm identificiren, d. h. sein Leiden nach- oder mitempfinden kann. Der Vorgang ist das alltägliche Phänomen des Mitleids, wie es Schopenhauer nennt. Mitleiden würde klarer gewesen sein und hätte manchen von voreiliger Kritik abgehalten. Wir verstehen unter Mitleid immer gleich einen pathologischen Zug, der von Schopenhauer nicht gemeint ist. Es kommt etwa auf den christlichen Satz hinaus: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Es ist die *ἀγάπη*, caritas, pietà.[1])

Wir sind am Ende der Analyse angekommen und haben als Fundament der Moral das Mitleid gefunden. Dieses Mitleid aber ist, wie schon erwähnt, eine unleugbare Thatsache des Bewußtseins, beruht nicht auf Voraussetzungen der Religion, Erziehung und Bildung, sondern ist ursprünglich, liegt in der menschlichen Natur ebenso, wie die beiden erstgenannten Triebfedern. Daher kann man auch jederzeit an dieses Gefühl appelliren, und es ist für jedermann gleichbedeutend mit Menschlichkeit; während man den, dem es zu mangeln scheint, Unmenschen nennt. Der Mensch allein vermag mit anderen in der Vorstellung zu leiden. Daher hat er allein die Fähigkeit, Thränen zu vergießen über eines Menschen Schicksal, mag es nun das eigene oder fremde sein. So mystisch der Vorgang ist, so steht das doch fest, daß er nur menschlich, dem Menschen aber wesentlich ist. Dieses Mitleid ist die Basis aller freien Gerechtigkeit und aller echten Menschenliebe. Der Vorgang aber, daß der Mensch das Wohl und Wehe des andern wie sein eigenes empfindet, ist das große Mysterium der Ethik, nur die Metaphysik vermag da noch einen Schritt weiter zu thun in der Erkenntniß.

Diese drei Grundtriebfedern also sind die einzigen, aus welchen der Charakter des Menschen besteht: 1. Egoismus, der das eigene Wohl will, ist grenzenlos. 2. Bosheit, die das fremde Wehe will, geht bis zur äußersten Grausamkeit. 3. Mitleid, welches das fremde Wohl will, geht bis zum Edelmuth und zur Sanftmuth.[2])

[1]) S. Fischer, a. a. O. S. 397.

[2]) Es würde noch eine Möglichkeit geben, nämlich das Wollen des eigenen Wehs: die Askese. Diese zu nennen, vermeidet hier Schopenhauer, weil sie keine Triebfeder ist, sondern auf der Erkenntniß beruht und das Mittel ist zur Erlösung.

Alle Handlungen von moralischem Werth entspringen nur aus der letzteren. Die unmittelbare Theilnahme am andern ist auf dessen Leiden beschränkt, welches Wort man aber im weitesten Sinne fassen muß, wozu auch Mangel, Entbehrung, Bedürfniß, ja selbst der Wunsch gehören. Das Leiden ist ja das unmittelbar Gefühlte, das Positive, während die Befriedigung, das Glück, der Genuß nur darin besteht, daß der Schmerz gestillt, aufgehoben ist. Der Glückliche erregt des Menschen Theilnahme nicht, er spornt nicht zu moralischen Handlungen an, wohl aber der Unglückliche rein als solcher. Alle Tugenden, welche aus dieser Triebfeder entspringen, kann man zusammenfassen in den Satz: Neminem laede; immo omnes, quantum potes, juva, und demnach in zwei Classen theilen: Neminem laede: Tugend der Gerechtigkeit, immo omnes, quantum potes, juva: Tugend der Menschenliebe. Die Tugend der Gerechtigkeit besteht darin, daß ich es unterlasse, meinem Nächsten Leids zuzufügen, ist also nur negativ. Sobald aber das Mitleid positiv wirkt, d. h. mich zu thätiger Hülfe antreibt, wird es Menschenliebe.

So ist das Mitleid gleichsam das Correlativ zu den beiden oberen Triebfedern: „Betrachten wir das Mitleid ganz abgesehen von aller etwa möglichen metaphysischen Erläuterung rein empirisch als bloße Naturanstalt, so wird jedem einleuchten, daß zu möglichster Linderung der vielgestalteten Leiden, denen keiner ganz entgeht, wie zugleich als Gegengewicht gegen den brennenden Egoismus, der alle Wesen erfüllt und oft in Bosheit übergeht, — die Natur nichts wirksameres leisten konnte, als daß sie in das menschliche Herz jene wundersame Anlage pflanzte, vermöge welcher das Leiden des einen vom anderen mitempfunden wird und aus der die Stimme hervorgeht, welche, je nachdem der Anlaß ist, diesem „Schone", jenem „Hilf" stark und vernehmlich zuruft!" (III, 627.)

Der Unterschied in den individuellen Charakteren (und so kommen wir auf die anfangs gestellte Frage wieder zurück) erklärt sich nun nach dem Dargelegten einfach so, daß die drei Grundtriebfedern des Menschen: Egoismus, Bosheit, Mitleid, in jedem in einem anderen, ganz ungeheuer verschiedenen Verhältnisse vorhanden sind. Dieser angeborenen, ursprünglichen Verschiedenheit gemäß werden jeden nur die Motive vorwaltend anregen, für die er überwiegende Empfänglichkeit hat. Gerade so wie auf einen bestimmten Körper nur bestimmte Säuren wirken, so wirken auf den egoistischen Charakter vor allen die egoistischen Motive, auf den boshaften die boshaften, die Güte des Herzens aber besteht in einem universellen Mitleid mit allem, was Leben hat, besonders mit dem Menschen. Es ist eine besondere Auszeichnung des Menschen vor dem Thiere, welches fast nur Gattungscharakter hat und immer an die Gegenwart gebunden ist, daß er einen entschiedenen Individualcharakter und die Fähigkeit hat, ganz in abstracto zu wählen zwischen Motiven der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Weil aber jeder Mensch zu jeder Handlung einer gewissen Ueberlegung bedarf, jede Handlung auf Wahl von Motiven, also mit Bewußtsein gethan sein muß, kann sie ihm auch zugerechnet werden.

Die Grundmischung, dieser individuelle Charakter ist und bleibt bei jedem Menschen constant; keine Tugendlehre, keine Predigt vermag ihn zu ändern und zu bessern. Was man zur Besserung des Menschen thun kann, ist, daß man seinen Kopf aufklärt, die Einsicht berichtigt, ihn in eine andere Bahn lenkt und auf diese Weise viele Motive für einen Menschen unwirksam macht. „Der Kopf wird dadurch aufgehellt, das Herz bleibt ungebessert." „Das Grundwesentliche, das Entschiedene im Moralischen wie im Intellectuellen ist das Angeborene." Die Kunst kann überall nur nachhelfen. Jeder ist, was er ist, gleichsam von Gottes Gnaden.

„Du bist am Ende, was du bist,
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken:
Du bleibst doch immer, was du bist!"

Wir verbinden das hier Gefundene mit dem Vorhergehenden und kommen zurück auf die Freiheit.

Die sämmtlichen Handlungen des Menschen, ihrer äußeren Beschaffenheit nach vollständig bestimmt, können nie anders als diesem unveränderlichen individuellen Charakter gemäß ausfallen. Wie einer ist, so muß er handeln. (III, 558.) Daher ist dem gegebenen Individuum in jedem gegebenen einzelnen Falle schlechterdings nur eine Handlung möglich: operari sequitur esse. Das operari ist, sobald die beiden Factoren Charakter und Motiv zusammentreffen, bestimmt, daher jede Handlung nothwendig. Aber im esse liegt die Freiheit, im Sein allein daher auch nur Schuld und Verdienst. Dabei ist aber immer festzuhalten, daß der Mensch zunächst zwar für das verantwortlich ist und gemacht wird, was er thut — denn das allein ist ja, was in die Erscheinung tritt; im Grunde aber ist es der individuelle Charakter, der nicht in die Erscheinung tritt, der gleich dem Ding an sich, gleich dem intelligiblen Charakter Kants ist. Die Thaten verhalten sich zu dem Charakter, wie die Symptome zur Krankheit. Dadurch, daß die Thaten nothwendig sind, d. h. daß bei gegebenem Charakter bestimmte Motive bestimmte Handlungen hervorrufen, wird die Verantwortlichkeit keineswegs aufgehoben. „Keiner wird sich deßhalb disculpiren und die Schuld auf die Motive wälzen wollen; denn er muß doch deutlich erkennen, daß rein objectiv betrachtet, der Sache und den Anlässen nach, sehr wohl eine ganz andere, ja eine entgegengesetzte Handlung möglich war (III, 559) — wenn nur er ein anderer gewesen wäre." Daß er ein solcher und kein anderer ist, daß sein Charakter die bestimmte, angeborene Mischung von Triebfedern hat, oder vielmehr, daß die moralische Triebfeder des Mitleids zu schwach in ihm ist, dafür fühlt sich der Mensch verantwortlich und schuldig. Im Esse liegt auch die Stelle, wo der Stachel des Gewissens trifft. Es ist eine feine Beobachtung Schopenhauers, daß die Stimme des Gewissens sagt: Siehe, das hast du gethan — aber so bist du! Aus Anlaß der Handlung schuldigt das Gewissen das Sein an.

Das Gewissen ist nichts anderes als das „immer mehr sich füllende Protokoll der Thaten", die immer vollständiger werdende Bekanntschaft mit uns selbst. Es regt sich, wenn wir uns der Thaten bewußt werden, in welchen wir dem Mitleid, der moralischen Triebfeder kein Gehör gegeben haben, weil Egoismus oder Bosheit uns leitete. Denselben Gedanken drückt Schopenhauer einmal paradox mit den Worten aus: „Die Bitte: Und führe uns nicht in Versuchung! heißt nichts anderes als: Laß mich nicht sehen, wer ich bin!" (I, 472.) Das soll heißen: Wer so betet, kennt sich schon so weit, daß er sich sagt: Wenn gewisse Motive an mich herantreten, so kann ich, d. i. mein Charakter, der Anziehung nicht widerstehen. Der Christ bittet, Gott möge ihn nicht in eine Lage bringen, wo sein Charakter sich offenbarend in die Erscheinung tritt und dadurch ihm und auch andern bekannt wird. Wir selbst halten uns persönlich für viel besser als wir sind, bis wir durch unsre eigenen Thaten über uns selbst belehrt werden: quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium. Das, was wir an einem andern lieben, schätzen, verehren oder verachten und hassen, ist doch nimmermehr etwas Wandelbares und Veränderliches, sondern es ist das Bleibende, seine Persönlichkeit, das, was er ist. Hat einer anders gehandelt, als wie wir vermuthet oder erwartet haben, nach dem wie wir ihn seither kannten, so sind wir viel eher geneigt zu sagen: „Wir haben uns in ihm geirrt, wir hätten es von ihm — d. h. seinem Charakter nach — anders erwartet", als daß wir sagen: „Der Betreffende hat sich geändert."

Zur Begründung der Ethik zum Fundament (III, 641 f.) aus der Erfahrung könnte das Gesagte genügen. Wir gehen aber noch einen Schritt weiter und suchen das gefundene Urphänomen des Mitleidens innerhalb einer Weltanschauung. Daß der Ethik diese metaphysische Begründung gegeben werden muß, darüber sind sich die Philosophen und religiösen Systeme einig; denn die letzte Spitze, in welche die Bedeutung des Daseins überhaupt ausläuft, ist zuverlässig das Ethische. Dies beweist vor allem, daß der Gedankengang jedes Menschen beim Herannahen des Todes eine moralische Richtung nimmt und er bemüht ist, die Rechnung über seinen Lebenslauf in moralischer Richtung abzuschließen. Die Fragen „Woher komme ich?" und „Wohin gehe ich?" werden den Menschen immer bewegen und er wird darauf stets eine Antwort suchen, wenn auch eine unbedingte Sicherheit nicht gegeben, nie erreicht werden kann, da unser Wissen, wie Kant nachgewiesen hat, nicht weiter reicht als die Erfahrung. Die Religionen finden eine leichtere Anknüpfung an die Weltanschauung durch die Dogmatik, den Glauben; für die Philosophie ist es schwerer, eine solche zu finden. Sollten sich beide am Ende wieder treffen, so wäre dies ein Beweis für die Richtigkeit beider, nur die Wege wären verschieden. Es wird uns diese Betrachtung überleiten von der Schuld des Einzelnen zu der der Gesammtheit.

Wir verlassen also jetzt den festen Boden der Erfahrung, um die letzte theoretische Erklärung zu suchen, so weit es möglich ist, das Mysterium der Ethik aufzuklären. Was bisher für uns Erklärungsgrund war: das Mitleid, wird hier zum Problem. Das Wesentliche des Mitleids ist doch unleugbar das, daß der mitleidige Mensch den andern als seinesgleichen betrachtet, d. h. den Unterschied, der zwischen seinem Ich und dem des andern besteht, mehr oder weniger aufhebt. Für den Boshaften ist der Unterschied so groß, daß fremdes Leid ihm Genuß ist. Der Grundsatz des Egoisten ist: Pereat mundus, dum ego salvus sim. Beim guten Menschen ist dieser Unterschied mehr und mehr aufgehoben, das fremde Wohl wird auf Kosten des eigenen gefördert. Der Gute erkennt, daß der andere mit ihm wesensgleich. Die Erfahrung aber lehrt, daß ein factischer Unterschied zwischen der eigenen und fremden Person ist; die Verschiedenheit des Raumes trennt mich von dieser. Wie ist es möglich, daß es doch zu Regungen des Mitleids kommt? Von uns selbst erkennen wir durch die Anschauung unsern Leib als ein Object im Raum, durch den inneren Sinn die Bewegungen des eigenen Willens. Mehr erkennen wir nicht; denn gleich wie das Auge sich nicht selbst sieht, so erkennen wir nicht das Erkennen. Innen ist es finster, wir sehen nur nach außen. So kommt es, daß wir uns selbst zum größten Theil ein Räthsel sind. Kant sagt: Das Ich erkennt sich nur als Erscheinung, nicht nach dem, was es an sich sein mag. Wir wissen es nicht, aber die Möglichkeit ist vorhanden, daß dieser innere uns unbekannte Theil in allen einer und derselbe ist. Diese Möglichkeit gewinnt durch folgende Betrachtung noch an Wahrscheinlichkeit: Vielheit ist nur in Raum und Zeit möglich; denn viele kann man immer nur neben- oder nach einander vorstellen, Raum und Zeit sind, wie Schopenhauer sagt, das principium individuationis.

Nun aber ist dem Ding an sich Zeit und Raum fremd, wie schon Kant gesagt hat, folglich auch die Vielheit, folglich kann das Ding an sich nur das eine sich in allen manifestirende identische Wesen sein. Für diese Erkenntniß hat das Sanskrit die Formel: tat-twam asi = „das bist du" (III, 652).[1]) Dies ist das Gefühl, aus dem das Mitleid

[1]) Vergl. I 294, 458, 481, II 708, V 224.

hervorbricht, auf dem alle guten Thaten beruhen. „Das befriedigende Gefühl, welches wir haben, wenn wir selbst eine solche That begangen, das Lob, welches wir deßhalb einem andern spenden, beruht in letzter Linie auf der Gewißheit, daß hinter allem Wandelbaren und Verschiedenen eine alle verbindende Einheit liegt." Die Vielheit ist als solche nur für unser Bewußtsein vorhanden, welches auf mancherlei Bedingungen und selbst organischen Functionen beruht. Ist es aber ein und dasselbe Wesen, welches sich in allen Lebenden darstellt, so ist das Phänomen des Mitleidens begründet; denn dann erkennt das eine Individuum im anderen unmittelbar sich selbst. Wie weit bei dem Einzelnen der Unterschied zwischen sich und dem anderen ist, zeigt sich aber nicht allein in den einzelnen Handlungen, sondern in der ganzen Art des Bewußtseins, der Stimmung, des Charakters, und so kommt es, daß uns die Anwesenheit eines guten Menschen lieb, die eines Bösewichts verhaßt ist.

Auf diese Weise würde die theoretische und praktische Weisheit im tiefsten Punkte zusammentreffen. Dies ist aber bei Schopenhauer nicht so zu verstehen, wie es sehr oft verstanden wird, daß die Ethik auf der Erkenntniß beruhe und der weiseste nun auch der edelste sei. Schopenhauer sagt ausdrücklich III, 651: „Die moralische Trefflichkeit steht höher denn alle theoretische Weisheit, als welche Stückwerk ist und auf dem langsamen Wege der Schlüsse zu dem Ziele gelangt, welches jene mit einem Schlage erreicht, und der moralisch Edle, wenn ihm auch noch so sehr die intellectuelle Trefflichkeit abgeht, legt durch sein Handeln die tiefste Erkenntniß und höchste Weisheit an den Tag und beschämt den Genialen und Gelehrtesten, wenn jener durch sein Thun verräth, daß jene große Wahrheit ihm doch im Herzen fremd geblieben ist."

Wir haben auch das Thema der zweiten Preisschrift erschöpft und fassen nun auch deren Ergebniß zusammen: Es war bei dem ersten Problem die Frage offen geblieben: Worauf beruht die Verschiedenheit der individuellen Charaktere? Die Antwort lautet: Auf der Verschiedenheit der Combination der Triebfedern in jedem einzelnen Individuum. Triebfedern giebt es drei: Egoismus, Bosheit, Mitleid; nur die letztere ist moralisch. Insofern nun diese Zusammensetzung meinen Charakter ausmacht, dieser Charakter aber durch den Hinzutritt der Motive die That begeht, ist diese Zusammensetzung verantwortlich. Wir haben sodann innerhalb der Metaphysik das Phänomen des Mitleids zu erklären gesucht und gefunden, daß es darauf beruht, daß die Menschen im Grunde eine Einheit sind. Auf dieses Resultat werden wir noch einmal zurückkommen. Zunächst aber wenden wir uns noch einer anderen Frage zu.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. **Altfränkische Bilder.** Die rühmlich bekannte, von den angesehensten Verlegern Deutschlands vielfach beschäftigte kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in **Würzburg** hat im vergangenen Jahr eine sehr bemerkenswerthe Neujahrspublication begonnen. Ihre Kalender, welche schon bisher manchen Arbeitstisch im Geschäfts- und Bekanntenkreise der Firma zierten, heben sich nunmehr weit über eine ephemere Bedeutung empor, seit sie neben dem jetzt sehr zurücktretenden Zeitweiser Bilder aus dem altfränkischen Kunstleben vorführen. Umrahmt von einem knappen, aber alles Nöthige besagenden Text aus der Feder des Universitätsprofessors Dr. **Henner** erschienen diese Bilder in vorzüglicher phototypischer Wiedergabe. Als eine besonders ergiebige Fundgrube erweist sich Würzburg, aber auch andere fränkische Orte sind in dem Jahrgang 1896 vertreten. So finden wir hier die Perle aller Riemenschneider'schen Schöpfungen, die Kreuzabnahme in der Kirche zu Maidbronn bei Rimpar, dann zwei Vischer'sche Erzgußplatten in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, ferner die merkwürdige spätgothische Kanzel in der Pfarrkirche zu Heidingsfeld u. s. w. Die typographische Ausstattung ist geradezu meisterhaft, was bei einem derartigen Druckwerk, das aus der genannten Officin hervorgegangen ist, kaum einer besonderen Erwähnung bedarf. Die „Altfränkischen Bilder" sind nunmehr auch käuflich zu haben. Wir empfehlen sie nachdrücklich jedem Kunstfreund und Sammler; mancher fränkische Landsmann, der auswärts weilt, wird gerne nach diesen Neujahrsgrüßen aus der Heimath greifen.

* **Armenische Alterthümer.** Gustav **Schlumberger**, der mit einer wissenschaftlichen Reise in Armenien betraut ist, hat vor kurzem die Ruinen der alten Hauptstadt **Ani**, in ziemlicher Entfernung von Kars, am Arpa-Tschaï, dem alten Akhurian, besucht. Dieser Fluß und sein Nebenfluß bespülen den Fuß der Felsen, welche die Hochebene tragen, auf der sich die Stadt befindet. Die dritte Seite der Hochebene war durch einen mittelalterlichen Wall geschützt, der noch ganz erhalten ist. Dieser besteht aus schön behauenen Steinen verschiedener Farben, deren Kanten noch so scharf sind, wie am ersten Tage. Die hohen Thürme und Mauern erscheinen in der durchaus öden Gegend um so großartiger. Sie erinnern an die Mauern des alten Roms oder Konstantinopel, jedoch in ungleich ernster aussehender Umgebung. Ist man durch einen großartigen, mit zahlreichen Inschriften versehenen Eingang, über dem ein mächtiger steinerner Löwe steht, in die Stadt eingetreten, so ist das Bild noch viel ungewöhnlicher. Zwischen riesigen Schutthaufen, die von geringeren Gebäuden herrühren, erheben sich hier und da mehrere wunderschöne Bauwerke der um das Jahr 1000 blühenden Stadt. Einige davon sind fast unverletzt, ihre rothen Steine scheinen gestern versetzt worden zu sein. Man sieht in großartiger Lage, über den von den Flüssen durchfurchten Schluchten, erst den Palast der kriegerischen Bagratidenfürsten, die sich ein großes Reich zwischen den Reichen des Kaisers von Neurom und des Khalifen von Bagdad zu gründen wußten; dann die Kathedrale, worin sich diese Fürsten krönen ließen, sowie die Citadelle und verschiedene Kirchen, wahre Meisterwerke der Baukunst; eine davon wurde in eine Moschee umgewandelt. Besonders die Kathedrale und die Kirchen sind überraschend gut erhalten. Kein Stein ist zerstört in diesen schönen Bauten des Meisters Tiriades, desselben, der 986 die durch ein Erdbeben zerstörte Kuppel der Sophienkirche in Konstantinopel wieder herstellte. Auf den Außenmauern sind noch große Inschriften in schönen armenischen Zeichen des zehnten und elften Jahrhunderts. Thüren und Fenster sind bewundernswerth ausgemeißelt und erinnern durch ihr reiches Zierwerk an die schönsten Erzeugnisse arabischer Kunst. Die schöne, warme, rothe Farbe des Steines erhöht noch gewaltig den feenhaften Eindruck dieser wie eingeschlafenen Stadt. Die Kathedrale könnte morgen wiederum zu der Krönung eines Königs dienen, nur die Kuppel ist eingestürzt. Alle Kirchen sind mit Bildwerk bedeckt, auch noch einige Fresken sind zu sehen. Das königliche Schloß, am Rande des Abgrundes, macht einen besonders großartigen Eindruck. Die ganze Stadt ist ein wahres mittelalterliches Museum. Schlumberger hegt den Wunsch, daß einige hunderttausend Franken verwandt werden, um etliche Schutzvorrichtungen herzustellen und einen Wächter einzusetzen, damit dieses einzige Prachtstück, eine christliche Stadt des 10. Jahrhunderts, vor Zerstörung bewahrt bleibe. — Alterthümer anderer Art, aber von nicht geringerm Interesse birgt, wie die „Köln. Ztg." jüngst hervorhob, die armenische Stadt Wan, die über 30,000 Einwohner hat und der Sitz eines armenischen Erzbischofs ist. Sie liegt an dem See gleichen Namens. Hohe Berge umschließen diesen See und geben nur dort, wo die Stadt liegt, einer kleinen Ebene Raum. Dort ragt unmittelbar am Seeufer ein vereinzelter Fels mit nahezu senkrechten Wänden 100 Meter hoch empor und trägt das Castell der Stadt, die an seinem südlichen Fuße liegt, also abgewendet vom See. Vom gegenüberliegenden Ufer grüßt der erloschene Vulcan Sipan (4000 m Meereshöhe) herüber, vom westlichen Ufer der ebenfalls unthätige Vulcan Nimrud Dagh, fern aus Nordost der schneegipfelige Ararat. Es ist eine ganz großartige Landschaft. Die vulcanische Natur der Umgebung erklärt es wohl, daß der so hoch (etwa 1700 m Meereshöhe) gelegene und von Süßwasserzuflüssen gespeiste See Salzwasser hat. Er hat keinen wahrnehmbaren Abfluß. Auf dem Burgfels gibt es Mauern aus ungeheuren Steinblöcken. Sie stammen zweifellos aus fernster Vorzeit; auf der Westseite dient eine solche noch als Burgmauer und andere sind Substructionen der späteren Castellmauern aus Luftziegeln. Vergeblich versuchte Timur, sie zu zerstören. Nach dem Volksglauben hatte die assyrische Königin Semiramis diese Mauern errichten lassen, und alte armenische Historiker (wie Moses von Chorene) nennen Wan „Schemiramagerd" (Burg der Semiramis). Mag diese Königin nie gelebt

haben, immerhin beweisen Inschriften in Keilschrift, daß assyrische Cultur sehr früh den Weg nach Wan gefunden hat. Die meisten stehen am Burgfelsen, namentlich auf der zur Stadt gewendeten Seite, doch gibt es solche auch an benachbarten Felswänden, an verschiedenen Punkten des Seeufers, und es ist erstaunlich, sie stets an ganz unzugänglichen Stellen wahrzunehmen, wo sie, unbegreiflich wie, mit vieler Kunst in sauber geglättete Flächen des harten Gesteins eingemeißelt sind und sich vorzüglich erhalten haben. Mit Ausnahme von einigen aus persischer Zeit sind sie der Wissenschaft noch ein ungelöstes Räthsel, denn nur die Schrift ist assyrisch, nicht die ganz unbekannte Sprache. Neuere Entdeckungen haben übrigens gelehrt, daß die Keilschrift, sowohl die ältere assyrische wie die jüngere persische, bis weit in Kleinasien hinein die gebräuchliche war. Daß jene alte am Wansee blühende Cultur mit der assyrischen noch mehr als die Schrift gemein hatte, erfahren wir durch assyrische Denkmäler. So zeigt ein Relief im Palast von Chorsabad, welches die Einnahme einer armenischen Stadt darstellt, deren mit der assyrischen ganz übereinstimmende Architekturen und Ornamentik. Assyrische Inschriften sprechen seit der Regierung des Königs Tiglath Pilesar I. (1130—1110 v. Chr.) öfter von Kriegen zwischen Assyrien und Armenien. Dabei erwähnen sie das Land Wan als „Mat Vannai" und sagen, daß es neben dem Lande Urarti (Ararat) liege und wie dieses von einem eingeborenen Fürsten regiert werde. Ob nun die Urheber jener räthselhaften Inschriften Armenier, oder welches Volk sie sonst waren, ist noch nicht aufgeklärt. Die wichtigste der persischen Inschriften ist eine sehr umfangreiche, die in drei Sprachen abgefaßt und dementsprechend in drei Columnen (Spalten) geschrieben, die Thaten Xerxes', des Sohnes des Darius, aufzählt und fast Wort für Wort dieselbe ist, wie die Xerxes-Inschrift zu Hamadan und Persepolis. Auch sie ist an ganz unzugänglicher Stelle, mitten auf der nach der Stadt gerichteten schroffen Wand des Burgberges, angebracht. Als sie copirt wurde, mußte man ein Fernrohr anwenden, um sie zu lesen. Sehr merkwürdig sind auch die Felskammern, die auf der Stadtseite mit großer Sorgfalt in den Burgberg tief hineingearbeitet sind und gegenüber der großen Härte des Gesteins eine hochentwickelte Technik bekunden. Wir wollen einige näher beschreiben. Hoch oben, wo die Felswand zurückweicht und eine (vielleicht künstliche) Terrasse bildet, führt ein viereckiger Eingang in eine 8 Meter hohe, 10 Meter lange und 6 Meter breite Vorhalle mit Tonnengewölbe. Auf diese erste Kammer öffnen sich vier vollkommen dunkle, die, zwei gegenüber dem Eingang an der Langseite, eine an jeder Schmalseite, ebenfalls sehr sauber aus dem Fels herausgearbeitet sind. Nahebei liegt eine zweite Gruppe. Dort gelangt man aus der obligaten Vorhalle in drei anstoßende Kammern und aus der mittleren von diesen in drei noch tiefer in das Herz des Felsens eingegrabene. Eine dritte Gruppe, die Khorkhor (Höhle) von Mugara lari, die nur auf halsbrechenden Treppen erreichbar ist, hat eine Eingangshalle mit flacher Decke und zehn großen Nischen und anstoßend vier Kammern mit fein polirten Wänden und Nischen darin. An eine dieser Kammern stößt eine noch tiefer gelegene; die Eingangshalle weist Löcher in den Wänden auf, als seien diese mit Metallplatten bekleidet gewesen, ähnlich wie in gewissen vorgeschichtlichen Bauten Griechenlands. In keiner von diesen Felskammern hat man Inschriften oder Bildwerk gefunden, auch waren alle vollständig leer. Jedenfalls sind es uralte, längst ausgeraubte Gräber und vermuthlich beziehen sich jene noch unentzifferten Inschriften außen am Felsen auf die in unvordenklicher Zeit darin bestatteten Persönlichkeiten, vermuthlich die alten Fürsten des Mat Vannai, des Landes Wan.

* **Weimar.** 10,000 M. sind der Schiller-Stiftung neuerdings durch Frau v. Liechtenstein zugewendet worden.

* **Breslau.** Wie telegraphisch angezeigt, starb hier in der Nacht vom 24. auf den 25. Nov. Dr. Hermann Schott, Professor des römischen Rechts an der Universität, im Alter von 53 Jahren.

* **Innsbruck.** Privatdocent Dr. Rudolf Fischer ward zum außerordentlichen Professor für englische Sprache und Literatur befördert.

* **Prag.** An der böhmischen Universität ward der außerordentliche Professor Dr. Robert Novak zum Ordinarius der classischen Philologie, der Privatdocent und Gymnasialprofessor Dr. Franz Augustin zum Extra-Ordinarius der Meteorologie und Klimatologie ernannt.

* **London.** Der „Times" zufolge kündigte der erste Lord der Admiralität, Goschen, an, er würde jetzt die Abordnung für die Erneuerung der Erforschung der antarktischen Gebiete unter dem Schutze der Regierung nicht empfangen. — Am 13. d. M. starb hier Miß Jane Lee, bis vor kurzem Vorsteherin des Newnham-Collegiums in Cambridge. Sie war eine Tochter des Erzdechanten von Dublin und verrieth schon als Kind ungewöhnliche Geistesanlagen, die ihren Vater veranlaßten, sie nach Bonn zu senden, wo sie unter Professor Benfey Sanskrit studirte und ihm später bei der Herausgabe seiner Werke zur Seite stand. Miß Lee war auch eine Autorität im Littauischen und überhaupt eine Philologin von tiefem und umfassendem Wissen, das leider bei ihrer Stellung in Cambridge nicht zur vollen Verwerthung kam. Eine hervorragende Arbeit lieferte sie in ihrer mit einer geistreichen Einleitung und vielen erläuternden und kritischen Bemerkungen versehenen Ausgabe von Goethe's „Faust" (beide Theile), die seit 1888 in mehreren Auflagen erschien.

* **Paris.** 90 Jahr alt ist am 24. November Barthélemy St. Hilaire gestorben. 56 Jahre lang war er Mitglied des Instituts, unter Napoleon III. einer der schmollenden Opponenten der Wissenschaft gegen die Usurpation; mit Thiers politisch und geistig befreundet, hat er dann in der jüngsten Republik 1880—81 sein Jahr als Minister abgedient. Als Cousins Jünger und Testamentsvollstrecker, in Folge dessen Bibliothekar der Sorbonne, der Cousin seine Bücher vermacht hatte, erwarb er sich selbst solides Verdienst um die Verbreitung der griechischen und die Kenntniß der indischen Philosophie in Frankreich. Er übersetzte Aristoteles und studirte die Vedas und den Buddhismus aus den Urquellen, erörterte das Verhältniß der Philosophie zu Naturwissenschaft und Religion und schloß 1890 seine literarische Arbeit mit einer Studie über Bacon ab. Ein Gelehrter ohne schöpferische Ader, aber eine repräsentirende Gestalt im Proceß der Ueberleitung allgemeiner Ideen aus der ersten in die zweite Hälfte des Jahrhunderts; ein Mann alten Stils, Idealist, vornehm und charaktervoll.

* Ein bemerkenswerther Alterthumsfund ist kürzlich in Skaraborgs Län in Schweden gemacht worden. Er besteht in einem Runenstein, dessen aus 35 Runen zusammengesetzte Inschrift dem älteren Theil des Eisenzeitalters angehört. Diese Runenform ist recht selten; es sind bisher in Schweden nur 14 Steine mit dieser Schrift gefunden worden, während mehrere hundert Steine mit der jüngeren Runenschrift bekannt sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 24. November folgende Schriften eingegangen:

A. Haarmann: Die Kleinbahnen; ihre geschichtliche Entwicklung, technische Ausgestaltung u. wirthschaftliche Bedeutung. Mit Holzschnitten. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1896. — *Mémoire des Crétiens de Crète* adressé aux puissances Européennes par les assemblées populaires tenues le 3 et 10 septembre 1895 à Clima et à Krapi. Athènes, Anesti Konstantinides 1895. — Franz Chyle: Der Selbstmord als Speculation des modernen Verbrecherthums. Wien, Huber u. Lahme. (Comm.) 1896. — Gottfried Koch: Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen u. der Regierungspraxis. II. Th. Demokratie u. Constitution (1750—1791). Berlin, R. Gärtner 1896. — Dr. Bernhard Rogge: Vom Kurhut zur Kaiserkrone. II. Bd. Das Buch von den preußischen Königen. 2. Aufl. Hannover, Carl Meyer 1895. — Friedrich Nietzsche (II. Abth. Bd. 9 u. 10): Schriften u. Entwürfe aus den Jahren 1869—72, 1872—76. Leipzig, C. G. Naumann 1896. — Dr. Albert Bielschowsky: Goethe, sein Leben u. seine Werke. I. Bd. München, C. H. Beck 1896. — Don Pedro Calderon de la Barca: Ausgewählte Schauspiele; zum ersten Mal übers. v. Prof. K. Pasch. Bd. 4—5. Freiburg i. B., Herder 1895. — Giuseppe Rigutini u. Oskar Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lfg. 5. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Mailand, Ulrico Hoepli 1895. — Herman Grimm: Das Leben Raphaels. 3. Aufl. Berlin, W. Hertz 1896. — Dr. Karl Theodor Zingeler u. Wilhelm Friedrich Laur: Die Bau- und Kunstdenkmäler in den Hohenzoller'schen Landen. Mit Lichtdrucken &c. Stuttgart, Paul Neff 1896. — Karl Wolff u. Dr. Rudolf Jung: Die Baudenkmäler in Frankfurt am Main. 1. Lfg. Mit Tafeln &c. Frankfurt a. M. K. Th. Völcker (Comm.) 1895. — Alwin Schultz: Kunstgeschichte. Lfg. 6. Berlin, G. Grote 1895. — T. W. Higginson: Die Frauenfrage u. der gesunde Menschenverstand; übers. v. Eugenie Jacobi. 2. Aufl. Leipzig, August Schupp 1895. — Manfred Herald Frei: Dschingis-Khan mit Telegraphen. Ebd. 1896. — Katharina v. Doering: Capri; Skizzen u. Träumereien. Berlin, Alexander Duncker 1896. — Otto Franz Gensichen: Pfarrhaussegen; Dichtungen. Ebd. — Karl Hepp: Renata; eine Studentengeschichte. — Der Dämon des Kaisers; erzählende Dichtung.

— Gerald, der Krähenhöfer; erzählende Dichtung. — Weißdorn; Gedichte. Leipzig, Felix Simon. — Emilie Scheel: Am Oderstrand; Sang aus dem Kattenland. Kassel, Max Brunnemann 1896. — Karl Poll: Historien. Wien, Wilh. Frick 1896. — A. Fitger: Winternächte; Gedichte. 4. Aufl. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. — Dr. Rudolf Pfeiderer: Die Bibel nach Luthers Uebersetzung; mit Bildern der Meister christlicher Kunst. Heft 101—116. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Oscar Mylius: Der Kinder Lieblingsmärchen; Sammlung. Ebd. 1896. — Marie Berg: Otholie, das Polenmädchen; Erzählung für junge Mädchen. Ebd. — Universalbibliothek für die Jugend: Franz Hoffmann, Lebensbilder; Schubert, Erzählungen 3. Sammlung; Cooper, der Bienenjäger; Amélie Godin, Märchen. Stuttgart ꝛc., Union. — Karl May: Das Vermächtniß des Inka. Ebd. — Der Jugendgarten; Festgabe, gegründet von Ottilie Wildermuth. 20. Bd. Ebd. — Das neue Universum; Erfindungen und Entdeckungen. 16. Jahrgg. Ebd. — Der gute Kamerad; illustrirtes Knabenjahrbuch. 9. Folge. Ebd. — Das Kränzchen; illustrirtes Mädchenjahrbuch. 7. Folge. Ebd. — Dr. Ernst Schäff: Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde. 2. Ausg. Neudamm, J. Neumann 1896. — Hermine Villinger: Aus dem Kleinleben; Erzählung. 3. Aufl. Lahr, Moritz Schauenburg. — K. O. Beetz: Urd; deutsche Volksmärchen. 2. Aufl. Leipzig, Otto Drewitz Nachf. — Der ägyptische Struwwelpeter; Bilderbuch. 999. Aufl. Wien, Carl Gerolds Sohn. — Anny Wothe: Sei sparsam! Führer und Ratgeber für Hausfrauen. Leipzig, Adolf Mahn. — Dr. Karl Oppel: Das Buch der Eltern; Anleitung zur Erziehung. 4. Aufl. Lfg. 1. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1895. — J. K. Roesler u. H. G. Eckardt: Christbaumschmuck. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1896.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Das Deutschthum im Donaureiche.

Von einem deutsch-ungarischen Politiker.

Seit der Neugestaltung der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland bildet die Frage über die geänderte Stellung der österreichischen Deutschen sowohl zu ihren Stammesgenossen „draußen im Reich" als auch gegenüber der nichtdeutschen Bevölkerung im eigenen Lande den Gegenstand häufiger Erörterungen in der politischen Tagespresse, in der Broschürenliteratur, wie auf Versammlungen und in parlamentarischen Vertretungen. Die Antwort auf die Frage lautete je nach dem Parteistandpunkt, von dem aus sie behandelt wurde, sehr verschieden, ja häufig ganz entgegengesetzt, wie das bei ähnlichen, vielumstrittenen, ungelösten Tagesfragen nicht anders möglich sein kann.

Daß die Deutschen inner- und außerhalb Oesterreichs selbst an dieser Frage das meiste Interesse haben, liegt auf der Hand; handelt es sich doch im Grunde um ihre politische und nationale Zukunft, um ihren gesicherten gedeihlichen Bestand als Deutsche inmitten zahlreicher nichtdeutscher Volkselemente, welche, wenig deutschfreundlich gesinnt, mit Eifer und Ausdauer darauf bedacht sind, ihr Volksthum zu pflegen und zum Nachtheil der Deutschen zu verbreiten. Die große Rührigkeit, welche sie bei dieser nationalen Propaganda entfalten, hat nicht selten zu ernsten Zusammenstößen und Conflicten zwischen den verschiedensprachigen Volksstämmen im Donaureiche geführt, und dieser unablässig fortdauernde Kampf bildet eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten zur Herstellung des Völkerfriedens und der inneren Consolidirung des Staates. Für Oesterreich-Ungarn ist die „Nationalitätenfrage" nach wie vor das schwierigste zu lösende politische Problem.

Die außerösterreichischen Deutschen verfolgen die Schicksale ihrer Volksgenossen im Donaureich mit der aufmerksamsten Theilnahme, und wenngleich aus Gründen der Staatsraison und kraft des bestehenden Rechts die unmittelbare oder gar thatsächliche Einmischung in diese inneren Angelegenheiten eines fremden Staates verwehrt ist, so kann doch weder das lebhafte Interesse an dem Loose von Millionen Volksangehöriger verübelt noch die unausgesetzte moralische Unterstützung der Brüder in ihrem Kampfe für Nationalität und Sprache hintangehalten werden. Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn wissen diese Sympathie des deutschen Volkes sehr wohl zu schätzen und bringen ihren Stammesgenossen hiefür den wärmsten Dank entgegen.

Allerdings verdient nicht jeder derartige Versuch einer solchen nationalen Theilnahme und Hülfeleistung diese dankbare Anerkennung. In der Fluth der gehaltenen Reden und der veröffentlichten Schriften zu Gunsten des „bedrohten" oder „bedrängten" Deutschthums in Oesterreich-Ungarn begegnet man leider nicht selten auch Kundgebungen, welche das Uebel nur verschlimmern können. Oberflächlichkeit oder Einseitigkeit in der Kenntniß des Gegenstandes, Voreingenommenheit und Parteilichkeit in der Beurtheilung und außerdem ein vom extremen Nationalismus erfüllter Haß gegen fremdes Volksthum treten uns in diesen Geistesproducten entgegen. Daß sie nichts dazu beitragen, um das Loos ihrer deutschen Brüder in Oesterreich-Ungarn günstiger zu gestalten, bedarf keiner besonderen Erörterung. Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn haben angesichts solcher Ausflüsse des „alldeutschen" Chauvinismus auszurufen: „Herr! behüte uns vor unsern Freunden!"

Einen höheren Standpunkt nimmt die jüngst erschienene Schrift: „Das Deutschthum im Donaureiche" von Dr. Fr. Guntram Schultheiß ein.[1]) Der Verfasser vertritt zwar ebenfalls die streng deutschnationale Auffassung des Gegenstandes; er geht deßhalb mit den Gegnern und Bedrückern des Deutschthums scharf ins Gericht und läßt sich im Eifer der Vertheidigung wie der Anklage zuweilen über die Grenze des Statthaften und Beweisbaren hinaus verleiten; aber er hat dem Studium der Frage ernsten Fleiß zugewendet; er begnügte sich nicht mit den Nachrichten und Notizen in Tagesblättern, er acceptirt nicht ungeprüft jedwede Mittheilung, sondern sucht den Dingen auf den Grund zu kommen und ihr Wesen und ihre Bedeutung im Lichte der geschichtlichen Entwicklung zu erforschen. Der deutschnationale Standpunkt hat seinen Blick nicht derart beeinflußt, daß er im gegnerischen Lager nur Uebelwollen, Feindschaft oder nationale, culturelle und politische Inferiorität, dagegen bei den eigenen Volks- und Gesinnungsgenossen überall lobenswerthes Verhalten und gerechtfertigte Bestrebungen sehen würde. Dr. Schultheiß will die national-politische Lage des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn nach Wahrheit und Wirklichkeit darstellen. Ohne krankhafte Sentimentalität, ohne chauvinistische Ueberhebung, aber auch ohne kurzsichtige Selbsttäuschung ist er bemüht, die nationalen Zustände und Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn in nüchterner Weise zu besprechen, wobei er jederzeit auch auf die großen historischen und politischen Momente in der europäischen Stellung Oesterreich-Ungarns hinweist, deren Beachtung bei der Behandlung der Nationalitätenfrage unbedingt nothwendig ist.

Unsrer Ansicht nach wird gerade diese internationale Seite der in Rede stehenden Frage zumeist vernachlässigt, und doch drängt bei einiger ernster Beschäftigung mit dem Gegenstand die Erkenntniß sich jedermann unabweislich auf, daß die österreichisch-ungarische Nationalitätenfrage auch eine eminente allgemein-politische Bedeutung habe. Schon die Thatsache, daß die Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn mit Ausnahme der Magyaren außerhalb dieser Monarchie zahlreiche Connationale oder mindestens Stammverwandte haben, die an dem Schicksal ihrer Brüder oder Vettern mehr oder mindern Antheil nehmen — schon diese Thatsache allein drängt die Frage auch auf das Gebiet der europäischen Politik. Noch bedeutsamer erscheint aber der

[1]) Berlin, 1895. Verlag von M. Priber. gr. 8, VIII u. 118 S.

weitere Umstand der engen unmittelbaren Berührung dieser österreichisch-ungarischen Völkerschaften mit ihren Volksgenossen in der Nachbarschaft. Auf der langen Linie der Grenzen Oesterreich-Ungarns stehen die verwandten Nationalitäten im Zusammenhang und lebendigen Verkehr. Dadurch üben die Nationalitätenbewegungen im Innern Oesterreich-Ungarns namhaften Einfluß nach außen und erhalten ihrerseits wieder aus der Fremde her neue Anregung, Nahrung und Förderung. Diese Wechselwirkung verleiht der Nationalitäten-Angelegenheit in Oesterreich-Ungarn zugleich einen internationalen Charakter. In Folge dieses wichtigen Sachverhalts ist große Vorsicht, Behutsamkeit und Klugheit bei Behandlung der heiklen Nationalitätenfrage geboten, eine Mahnung, welche von unberufenen und unbefugten Wortführern in der Regel nicht beachtet wird.

Schultheiß geht bei Erörterung des Gegenstandes von den Bestrebungen Kaiser Josephs II. zur Bildung eines österreichischen Einheitsstaates mit der ausschließlich deutschen Staats- und Amtssprache aus und er stellt diesen Bestrebungen den heutigen Stand der Dinge in Oesterreich-Ungarn gegenüber. So äußerlich betrachtet, ist der Gegensatz allerdings ein augenfälliger, ein ungemein scharfer. Allein bei eingehenderer geschichtlicher Untersuchung ergibt sich gar bald die Wahrheit, daß die nationalen Unterschiede, sowie die widersprechenden, ja gegensätzlichen Strömungen oder Strebungen im Staats- und Verwaltungsleben der habsburgischen Länder viel weiter in die Vergangenheit zurückreichen. Der Kampf zwischen dem Centralismus und der Länderautonomie ist hier so alt wie die Entstehung dieser Monarchie selbst, und der Widerstreit der Nichtdeutschen gegen das Deutschthum sogar noch älter. Als die Königreiche Ungarn und Böhmen noch völlig unabhängige Staaten gewesen, begegnete man wiederholt dem Antagonismus des Magyarenthums und des Tschechismus gegenüber dem Deutschen.

Ebenso theilen wir die Ansicht von Schultheiß nicht, als ob die Wirksamkeit des Ministeriums Taaffe „die Schwächung des politischen Einflusses des deutschen Elements" hervorgerufen hätte. Die „Schwächung" stammt von früher her und hatte ihren Grund wesentlich in der führenden deutschliberalen Partei selbst. Schultheiß ist objectiv genug, die Fehler dieser Partei zuzugestehen, und er erinnert mit Recht an jenen unverzeihlichen Mißgriff, welchen diese Partei gelegentlich des „bosnischen Abenteuers" begangen. Dabei betont er ganz zutreffend, daß die damalige ablehnende Haltung der deutschliberalen Verfassungspartei „von dem deutschnationalen Standpunkt aus zwar berechtigt, aber doch auch eine Verkennung der Thatsache war, daß Oesterreich noch andere Interessen zu wahren hatte, daß die großösterreichische Tradition der Türkenkriege ebenso wie der nothgedrungene Verzicht auf die deutsche und italienische Politik und eine weitaussehende Handelspolitik den Weg nach Osten wiesen". Die Führer der Deutschliberalen hatten außerdem nicht erwogen, daß „die bevorzugte Stellung des Deutschthums in Oesterreich, wenn auch historisch überkommen und berechtigt, nicht auf einem zahlenmäßigen Ueberwiegen beruhte, noch auch auf einer günstigen geographischen Stellung, wie der Magyaren in Ungarn, sondern theils auf der Ueberlegenheit der deutschen Sprache und Cultur, theils auf einer künstlichen Wahlordnung zum Reichsrath und zu den Landtagen, theils auch auf dem Vertrauensverhältniß zu der deutschen Dynastie, die in den deutschen Unterthanen die verlässigsten Diener der Staatsgewalt zu sehen gewohnt war. In Heer und Beamtenschaft hatte das Deutschthum und die Idee des Einheitsstaates sich verschmelzen können, auf Heer und Beamtenherrschaft beruht der deutsche Anstrich Oesterreichs."

Dieses Uebersehen der Deutschliberalen oder der sogenannten „Verfassungspartei" und deren Cokettiren mit dem extremen Deutsch-Nationalismus hatte ihren vorherrschenden Einfluß geschwächt und ihre Stellung gegenüber der Krone erschüttert; ein einzelner Staatsmann (und hätte er selbst weit mehr Macht besessen als Graf Taaffe) wäre dies zu vollbringen nicht im Stande gewesen. Schultheiß faßt übrigens die Position des Deutschthums gegenüber den nichtdeutschen Nationalitäten in Oesterreich vollkommen richtig auf, wenn er daran erinnert, daß diese Deutschen ihre Vorherrschaft durch die papierene Schutzwehr der Verfassung keineswegs als gesichert betrachten durften. Eine Hauptursache des Niederganges dieser Herrschaft lag übrigens „in dem Mangel des Gefühls der Interessengemeinschaft aller Deutschen". „Die Deutschösterreicher waren (ungleich den Magyaren) durch eine scharfe Kluft getrennt in Liberale und Klerikale, und die Gesetzgebung der deutschliberalen Partei steigerte die Entfremdung. Die Siege des theoretischen Liberalismus waren Niederlagen, wenigstens Schwächungen des Deutschthums, und die spätere Niederlage des Liberalismus wurde erst recht eine Schwächung des Deutschthums, als die liberale Mehrheit sich auf eine Kraftprobe mit der Krone einließ wegen der Besetzung Bosniens, das aus ihr hervorgegangene Ministerium selbst stürzte und das neue, anfangs unparteiische Ministerium in die Arme der Gegner trieb, deren Kitt die Preisgabe deutscher Stellungen werden mußte. Denn indem jetzt die deutschen Ultramontanen einen Theil der Regierungspartei bildeten, wurde die Vertheidigung des Deutschthums zwar die edelste Aufgabe der Opposition, aber ihren leidenschaftlichsten Angriffen auf die Regierung konnte immer wieder die Spitze abgebrochen werden durch den Hinweis, daß der Liberalismus nicht das Deutschthum sei."

Indem Schultheiß auf diese Hauptursache der Schwächung des österreichischen Deutschthums hinweist, kommt er später (S. 110) bei Andeutung seiner positiven Vorschläge nochmals darauf zurück und sagt: „Der Kern der Frage, wie dem deutsch-österreichischen Stamme der ihm nach Zahl und Bedeutung gebührende bestimmende Einfluß gesichert sein würde, ist die Ausgleichung des liberalen und des conservativ-ultramontanen Parteistandpunktes. Daß eine solche Ausgleichung überhaupt möglich ist, zeigt die Erfahrung bei den Magyaren, den Polen und den Tschechen, die ungeachtet ihrer sonstigen politischen, kirchlichen, socialen rc. Verschiedenheiten in nationalen Fragen dennoch Eines Sinnes sind. Ob jedoch bei den Deutschösterreichern diese nothwendige Einheit in nationaler Hinsicht zu erreichen sei, das unterliegt allerdings erheblichen Zweifeln. Einerseits das geringe Nationalbewußtsein und andrerseits das Ueberwuchern rechthaberischer Principienreiterei und unduldsamer Verketzerung lassen den Zusammenschluß der Deutschen selbst im Interesse des gefährdeten Volksthums kaum erhoffen.

Schultheiß tadelt scharf diese Indolenz, diese nationale Gleichgültigkeit der Deutschen in Oesterreich-Ungarn, und er gedenkt auch jener beschämenden Leichtfertigkeit, mit welcher viele Deutsche hier ihre Abstammung, Nationalität und Sprache, ja sogar ihre Familie verleugnen, um dann unter fremdem Namen fremdem Volksthum zu dienen, nicht selten mit dem Fanatismus und der Verfolgungssucht des Renegaten.

Bei diesem Punkte wäre indessen noch an zwei Umstände zu erinnern. Das mangelnde oder nur schwache Nationalgefühl der Deutschen in Oesterreich wurzelte in jenem altgewohnten österreichischen Regierungssystem, wonach die Besorgung aller öffentlichen Dinge vor allem und nahezu ausschließlich als Aufgabe und Pflicht des Monarchen und der von ihm bestellten Staatsorgane betrachtet wurde. Die „Regierung" sorgte für alles, sie spielte eine Art irdischer Vorsehung und nahm sich deßhalb auch das Recht heraus, alles

ihr Unangenehme, Mißliebige oder gar Gefährliche fern zu halten, zu unterdrücken, zu beseitigen. Bei solcher bureaukratischen Disciplinirung der Völker gedeiht weder ein nationales Selbstbewußtsein noch eine unabhängige, selbständige politische Gesinnung, der Deutschösterreicher führte in geistiger, also auch in politischer Hinsicht ein Traumleben, das die väterliche Regierung zu erhalten suchte. Das Kanzlei- und das Armeedeutsch weckte übrigens den Glauben an den „deutschen Charakter" Oesterreichs. Unter ganz anderen Verhältnissen stand das Volksthum der Nichtdeutschen. Es war von den herrschenden officiellen Gewalten theils geringschätzig behandelt, theils als bedenklich oder staatsgefährlich unterdrückt worden. Allein gerade unter diesem Drucke keimte das nationale Bewußtsein auf und wuchs unter Schwierigkeiten und Hindernissen heran. Im Kampfe entwickelten, schulten, stählten sich die Kräfte und jeder Erfolg spornte zu neuer That an. Die Einheitlichkeit in der Gesinnung der Volksgenossen erhöhte wesentlich die Bedeutung dieser Kraft. Als dann die Fesseln des Absolutismus und der patriarchalischen Bureaukratie fielen und die Völker Oesterreichs ebenfalls zur Freiheit berufen waren, da fand dieser Umschwung das deutschösterreichische Volk im Zustande politischer Unreife und nationaler Unbeholfenheit, während die Nichtdeutschen mit viel Begeisterung, Umsicht, Klugheit, Gewandtheit und Ausdauer im Kampf für die Pflege und Stärkung ihres nationalen Wesens auftraten. Diese Bewegung, zuweilen ungestüm, rücksichtslos und brutal, war in den gemischtsprachigen Ländern Oesterreichs den Deutschen ebenso unbequem als gefährlich und die Gegner errangen manchen Triumph, weil den Deutschen der nationale Kampf lästig war: denn es ist leider zutreffend, was wir S. 17 der Schultheiß'schen Schrift lesen: „Der Deutsche will bequem durchs Leben gehen, es widerstrebt seiner Natur, zu kämpfen!"

Für die Deutschen in Ungarn, deren mangelndes Nationalgefühl so oft und mit Recht beklagt und getadelt wird, wirkt zur Abschwächung dieses Gefühls ein anderer Umstand, welchen man „draußen im Reich" häufig übersieht oder doch — zu wenig beachtet; auch Schultheiß schenkt ihm zu geringe Rücksicht. Das deutsche Machtbewußtsein der mittelalterlichen Deutschbürger in den Städten Ungarns wurde geknickt durch die Türkennoth, durch die zahlreichen Bürgerkriege und insbesondere noch durch die Vergewaltigungen in den Zeiten der Gegenreformation. Nach der Türkenvertreibung, bei Wiederherstellung geordneter Zustände brachten die numerisch beträchtlichen Zuwanderungen aus dem deutschen Reich keine Auffrischung des deutschen Nationalgefühls bei den Deutschen in Ungarn. Wie wäre dies auch möglich gewesen? Wo gab es denn damals (um die Mitte und zu Ende des vorigen Jahrhunderts) in Deutschland selbst ein nationales Selbstbewußtsein? Welche Motive hatte der nach Ungarn eingewanderte Bürger und Bauer, auf sein deutsches Volksthum, auf seine deutsche Nationalität stolz zu sein? Welches Ansehen genoß das deutsche Volk zu jener Zeit und auch noch lange nachher im Auslande? Was für Erinnerungen an die Heimath brachte der deutsche Auswanderer in die Fremde? Die Kleinstaaterei, fürstliche und polizeiliche Willkürherrschaft, Mangel an politischer und persönlicher Freiheit, Kastengeist und hoher Steuerdruck verleideten dem deutschen Bürger und Bauer die Heimath. Was aber fand er in Ungarn? Reichliche Gelegenheit zur lohnenden Arbeit, Freiheit und Bewegung, geringe öffentliche Lasten, Wohlstand und Behagen. Und im öffentlichen Leben waltete ein ihm unbekanntes Maß bürgerlicher Freiheit, das aufstrebende Talent hatte ein weites Feld der Thätigkeit vor sich und das Emporkommen des Einzelnen war durch keine unüberwindlichen Schranken behindert. Wen darf es wundernehmen, daß namentlich die jüngeren Generationen der ungarischen Deutschen sich mehr und mehr den nationalpolitischen Bestrebungen des Magyarenthums anschlossen, da sie in diesem zugleich die Sicherung und Stärkung der bürgerlichen Freiheit, die Abwehr des polizeilich-absolutistischen Metternich'schen Regiments erblickten? Darum sah man in den Jahren 1848/49 unter den ungarischen Revolutionskämpfern zahlreiche Deutsche. „In den Reihen der Magyaren vertheidigte der Deutschungar die constitutionelle Freiheit, hier hoffte er die Bürgschaft einer neuen schönen Zukunft zu gewinnen und hier fand er auch den Bundesgenossen gegen den Slavismus, der sich zu derselben Zeit allenthalben regte."

Erklärt sich daraus die Sympathie der Deutschungarn für den Magyaren und sein leichter Anschluß an das Magyarenthum: so ist damit die Verleugnung und Abwerfung des angestammten Volksthums bei diesen Deutschen noch keineswegs gerechtfertigt. Man kann und soll in Ungarn und als ungarischer Staatsangehöriger ein aufrichtiger Freund des magyarischen Volkes und ein getreuer Bürger des ungarischen Vaterlandes sein, ohne jedoch auf das eigene angestammte Volksthum zu verzichten. Das Renegatenthum ist ebenso häßlich als verächtlich.

Auf der anderen Seite wird aber durch diese erbärmliche Haltung eines Theiles der ungarischen Deutschen der magyarische Ultra-Nationalismus, der verfolgungssüchtige Chauvinismus mit seinen Entnationalisirungsbestrebungen ebenso wenig gerechtfertigt. Schultheiß entwirft ein im ganzen zutreffendes Bild dieses ausschreitenden, terroristischen Vorgehens, an welchem leider bedeutende Factoren im öffentlichen Leben Ungarns betheiligt sind. In Oesterreich wie in Ungarn wird dieser Kampf gegen das Deutschthum in systematischer Weise geführt. Hinsichtlich der Details verweisen wir auf die Schultheiß'sche Schrift, obgleich nicht jede daselbst angeführte Einzelheit als richtig und stichhaltig bezeichnet werden kann. Das dünkt uns auch nebensächlich zu sein; auf die Hauptgesichtspunkte, auf die allgemeinen Thatsachen, maßgebenden Bestrebungen und deren Erfolge kommt es an. Diese aber bekunden in unleugbarer Weise, daß im habsburgischen Donaureiche das Deutschthum in der Gegenwart schwere Zeiten zu ertragen hat; daß es um seine nationale, politische und wirthschaftliche Existenz hart kämpfen muß und der glückliche Ausgang dieses Kampfes den Deutschen keineswegs gesichert ist. Die Schwierigkeiten dieser Stellung des Deutschthums werden aber nicht nur durch die wachsende Stärkung und Kräftigung seiner Gegner vermehrt, sondern insbesondere noch dadurch erhöht, daß die Deutschen selber wenig nationales Selbstbewußtsein und geringe Neigung bekunden, für ihr Volksthum die volle Kraft zur Vertheidigung und Fortentwicklung einzusetzen, sowie durch den Umstand, daß die öffentlichen, staatlichen Gewalten und socialen Factoren dem Deutschthum in Oesterreich und Ungarn nur geringe oder gar keine Unterstützung bieten, vielmehr häufig als dessen entschiedene Gegner auftreten.

Schultheiß geht diesen Kämpfen auf ihren oft recht verschlungenen und verborgenen Wegen nach und stigmatisirt die kennzeichnenden Thatsachen und Erscheinungen in meist zutreffender Weise. Daß durch äußerliche Maßregeln und künstliche Schutzwehren dem Deutschthum in Oesterreich-Ungarn nicht durchgreifende Hülfe geboten werden kann, ist ihm klar. Deßgleichen möchte er auch jedweden etwaigen Versuch zur gewaltthätigen Niederhaltung oder selbst nur Eindämmung des nationalen Aufstrebens bei den nichtdeutschen Volksstämmen zurückweisen. Eine solche Vergewaltigung ließe sich ebensowenig rechtfertigen, als der heute vielfach versuchte und geübte antideutsche Terrorismus. Was die Deutschen in Oesterreich-Ungarn von den öffentlichen Factoren in Staat und Gesellschaft mit Fug

und Recht zu fordern haben, das ist die Handhabung wohlwollender Gerechtigkeit und die Abweisung jedweder parteilichen Begünstigung oder gar Bevorzugung nichtdeutschen Volksthums. Daß diese Gerechtigkeit nicht in mechanische Gleichmacherei ausarten darf, daß im Staate die Kräfte keineswegs bloß gezählt, sondern auch gewogen werden müssen und daß Geschichte, Cultur und wirthschaftliche Bedeutung im Staats- und Volksleben hochbedeutsame Momente sind, welche bei der Werthschätzung eines Volksstammes mächtig in die Wagschale fallen, sind ebenso unleugbare, ausschlaggebende Wahrheiten.

Das Beste und Meiste zur Vertheidigung, Pflege und Fortentwicklung seines Volksthums muß aber der Deutsche in Oesterreich-Ungarn selber thun. Schultheiß widmet dieser „nationalen Selbsthülfe des österreichischen Deutschthums" eine besondere Aufmerksamkeit und weist auch auf „die Erfolge des Vertheidigungskampfes" hin. Diese sind allerdings bisher noch bescheiden, aber immerhin erfreulich und für die Zukunft vielversprechend, vorausgesetzt, daß die nationale Selbsthülfe der Deutschen nicht ermattet, sondern an Energie, Umfang und Ausdauer zunimmt. „Eine bessere Zukunft", heißt es S. 99, „muß schrittweise verdient werden, und mitten durch zwischen Furcht und Hoffnung geht der gerade Weg der nationalen Pflichterfüllung. Weder die ererbten Ansprüche, noch die Zahl gibt schließlich den Ausschlag, sondern die nationale Energie; das kann der Deutschösterreicher von den Magyaren und den Tschechen lernen. Was sie vor ihm voraushaben, daß muß er ihnen ablernen; er muß selbst ein anderer werden, als er allzu lange war." Vieles dazu hat schon die Wirksamkeit der nationalen Schutzvereine beigetragen. „Vor allem aber ist eine ganz anders geartete deutsche Jugend im Laufe der letzten Jahrzehnte emporgewachsen, sie huldigt dem Gedanken des Deutschthums in leidenschaftlicher Einseitigkeit, die die ideale Reinheit des Deutschthums selbst auf Kosten seiner Zahl und Verbreitung verfechten möchte. Unter dem Banne der antisemitischen Demagogie stehend, hat sie sich vielfach von dem rein praktischen Gesichtspunkt des Deutschen Schulvereins abwendig machen lassen, nicht zu dessen Vortheil, während sie mit den wirthschaftlichen Bestrebungen der anderen nationalen Schutzvereine zusehends sich befreundet. Sie wird auf diesem Wege und mit dem schichtenweise sich vollziehenden Uebergang ins bürgerliche Leben auch zu unbefangener Beurtheilung der Verhältnisse kommen, mit denen der Schutz des deutschen Besitzstandes in Oesterreich rechnen muß. Aber sie bedarf zugleich eines Ueberschusses nationaler Begeisterung, um den Kampf mit den Verhältnissen im Vertrauen auf den endlichen Sieg durchzukämpfen."

Hr. Schultheiß betrachtet die Lage des österreichischen Deutschthums nicht als eine verzweifelte, als eine hoffnungslose. Bei allem Ernste der Situation weist er doch den feigen, thatenscheuen Pessimismus zurück. Er sieht mit Recht noch den reichen Schatz an deutschem Wesen, das die habsburgische Monarchie mindestens in ihrer westlichen Hälfte noch lebensvoll durchdringt und er findet, daß dieser Schatz zugleich eine wesentliche Stütze und Schutzwehr für das Reich und dessen Herrscherdynastie sei. Die von slavischer Seite drohenden Gefahren sind allerdings nicht gering anzuschlagen. „Aber es ist schon dafür gesorgt, daß die panslavistischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der österreichische Reichsgedanke hat seine Lebenskraft schon öfter in überraschender Weise bewiesen und drohendere Gefahren überstanden." In der Osthälfte der Monarchie stehen die Dinge für das Deutschthum freilich weit ungünstiger. Dieses ist hier mehr und mehr sich selbst überlassen, besitzt unter sich keinen engeren Zusammenhalt und vermag schon in Folge dieser Isolirtheit und Zerrissenheit den von allen Seiten her anstürmenden Versuchen der Entnationalisirung weit schwieriger zu widerstehen. Erfreuliche Momente gibt es in diesem Kampfe nur sehr wenige, von Erfolgen zu gunsten der Erhaltung des Deutschthums ist kaum die Rede, wohl aber von empfindlichen Verlusten und von schmählichen Abfällen und Verleugnungen das angestammten Deutschthums. Die kurzsichtige Politik des magyarischen Ultra-Nationalismus freut sich dieses sichtlichen Zerfalles des ungarischen Deutschthums, ohne zu erwägen, daß dadurch dem ungarischen Staate, ja dem magyarischen Volke und seiner Cultur selbst die schwersten Wunden geschlagen werden.

England in Indien.

II.

⚖ Ihr Haupteinkommen hat in Indien bisher jede Regierung aus dem Grund und Boden gezogen. Den Großmoguls trug derselbe zu Ende ihrer Herrschaft ca. 640,000,000 Mark jährlich ein, den Engländern auf einem beträchtlich größeren Gebiete 1894 nur 509,846,000 Mark (gegen 498,106,560 des Vorjahres). Bis zu dem großen Aufstande 1857 hatte diese Steuer die Hälfte der gesammten Einnahmen der Company geliefert, seitdem machte sich eine Schonung der Landwirthschaft und damit die Erfindung anderer Steuern nöthig, um so mehr, als die Ausgaben nunmehr ganz unverhältnißmäßig anwuchsen. In den 11 Jahren 1884—1894 erfuhr sie trotzdem eine Erhöhung um 62,608,020 M., worin die Erträge Ober-Birma's allerdings einbegriffen sind. In derselben Zeit ist die Stempelsteuer und der Ertrag der Waarensteuer um über 40,000,000 Mark, der der Waldungen und der Tribute von den einheimischen Staaten um fast 15,000,000 M. vermehrt worden. Der Ertrag des Opiums ist gegen früher bekanntlich stark zurückgegangen, 1882—91 betrug er durchschnittlich jährlich netto 130,806,040 M., 1892 nur 72,000,000 M., und seitdem ist er noch mehr gesunken. Der Ernteausfall ist stets unsicher, und das chinesische Fabricat macht dem indischen immer erfolgreicher Concurrenz, zumal China, der Hauptconsument indischen Opiums, sich durch Gesetze vor der fremden Einfuhr energisch schützt. Der staatlich betriebene Opiumbau und -Handel wird in Indien wie in England als ein nothwendiges Uebel empfunden, dessen Gewinn die indische Regierung einstweilen noch nicht entbehren kann. Ebenso steht es auch mit dem Haschisch, dessen Rauchen, Verkauf, Herstellung, Import und Besitz in der Türkei und Aegypten in Cafés 2c. verboten ist; Indien kann die 4—5 Mill. Mark, die er einbringt, jetzt nicht entbehren. In den Jahren 1886—89 neu eingeführte Steuern ergeben noch im einzelnen die folgenden Summen: Die Einkommensteuer (von jedem Einkommen über 10,000 Mark jährlich, und zwar 2 Proc. von 10,000—40,000 und 2½ Proc. von 40,000 und mehr Mark) bringt jährlich ca. 18,000,000 M. ein, wozu aus Birma noch 2,000,000 Mark kommen. Die gerade von den ärmsten sehr schwer getragene hohe Salzsteuer ist noch um 25 Proc. gesteigert, was bereits ein Sinken des Verbrauchs zur Folge gehabt hat; sie lieferte 1894 166,924,000 M. Die Petroleumabgabe bringt nur 2,000,000 M. Endlich die wiedereingeführte Patwari-Steuer, ein Zurückgreifen auf ein einheimisches Landsteuersystem in den nordwestlichen Provinzen, 4,000,000 M.

Es ist nun die große Frage, durch welche neue Steuern oder durch die Erhöhung welcher der bereits bestehenden die fortwährenden Deficits gedeckt werden sollen.

Gerade die beiden ertragsfähigsten Steuern, die auf Einkommen und Salz, hat die Regierung bereits bis zur äußersten Grenze ausgenutzt. Wer unter 40 oder in gewissen Gegenden unter 54 M. pro Jahr verdient, ist ganz

steuerfrei, und solcher sind Millionen. Man kann diese Verhältnisse natürlich nicht so ohne weiteres auf Europa übertragen, aber wie mancher italienische Lazzarone lebt ebenfalls jahrein jahraus zufrieden von seinen täglichen Paar Apfelsinen, Fischen oder Polenta für wenige Centesimi! Und in Indien kommt vielfach das allerdings gefährliche Trostmittel des Opiums dazu. Jedenfalls ist die indische Armuth aber doch ganz ausnehmend groß, Millionen können sich des Tages nur einmal satt essen, und noch mehr Millionen erleben, wie Kenner behaupten, dies Gefühl überhaupt nur ausnahmsweise. Und doch verbrauchen dieselben Leute, die bloß 40 oder 54 M. im Jahre erwerben, das Vielfache einer Monatseinnahme für eine Hochzeitsfeier, das fordert die althergebrachte Sitte, wenn es auch ohne Borgen dabei meist nicht abgeht. Die Einkommen von 10—15,000 M. machen 51 Proc. der Steuerzahler aus, sie bringen aber nur 14 Proc. der Einnahmen auf; die entsprechenden Procentsätze für die Einkommen von 15—20,000 M. und dann darüber sind 13 bezw. 6. Bloß 6929 Personen waren 1888/89 auf über 20,000 M. eingeschätzt, 3350 von ihnen, also fast die Hälfte, waren Staatsbeamte. 388 hatten Einkommen über 100,000 M., 102 von ihnen, incl. 37 Gesellschaften, über 200,000 M. Aus allem ergibt sich deutlich, wie gering das Feld für eine Steigerung der Einkommensteuer ist. Die Landwirthschaft kann eine weitere Belastung am allerwenigsten ertragen, sie befindet sich in Indien in einer schlimmen Lage. Der Boden ist vielfach erschöpft, aber die Noth fordert gebieterisch die alljährliche Bebauung des gesammten verfügbaren Areals. Die Regierung könnte hier wohl eingreifen, wenn sie eine reguläre Düngung durch Kunstdüngung einführte und unterstützte; das am Altgewohnten hartnäckig festhaltende Volk versteht sich aus eigener Initiative kaum zu etwas neuem. Wenn man die Salzsteuer aufheben wollte, so würde die Zahl der Steuerfreien in das Unendliche steigen; daran kann die Regierung trotz aller Klagen über die Ungerechtigkeit dieser Abgabe nicht denken.

Englische Staatsmänner weisen gern darauf hin, daß die Inder jetzt unter britischer Herrschaft weit weniger Steuern zu zahlen hätten, als zu den Zeiten der Großmoguls. Damals war alles Denkbare besteuert, z. B. Bäume, Herd, Pflug, Vieh, Geburten, Heirathen, Religion (jeder erwachsene nichtmohammedanische Mann mußte jährlich je nach seinem Vermögen 80, 40 oder 20 M. Kopfsteuer zahlen), zusammen 40 verschiedene Steuern. Aber die englische Regierung will doch eben eine Verbesserung gegen früher sein. Also ist auch der Vorschlag, die Heirathen, welche der Inder so verschwenderisch feiert, wieder zu besteuern, nicht gerade moralisch. Vielleicht wird man aber doch zu einer solchen Maßnahme sich entschließen, in der Erwägung, daß es dem Hindu, der bei der Hochzeit doch einmal weit über seine Verhältnisse hinausgeht, nicht darauf ankommen werde, noch eine Extra-Ausgabe wieder für die Regierung hinzuzufügen. Manche behaupten, daß eine solche einmalige Abgabe gar nicht so unpopulär sein würde; aber keine neue Steuer macht Freude, und in der Heirathssteuer wäre das Fiasco der englischen Regierung, die anfänglich auf dergleichen verzichten zu können erklärt hat, drastisch ausgesprochen. Es handelt sich indeß überall um „verzweifelte Mittel".

Andere vorgeschlagene Steuern, wie z. B. auf Tabak, würden nicht viel einbringen; eine Erhöhung derjenigen auf Petroleum ebenfalls nicht. Auf die Einfuhrzölle auf Baumwollwaaren wird man aber auf die Dauer unmöglich verzichten können, zumal Fabricate wie Jute, Papier, wollene und seidene Waaren, Leder, Tabak, Thee, Kaffee, Oele, die alle auch in Indien hergestellt werden, mit solchen belastet sind. Daß England durch sorgfältige Rücksicht auf den Charakter der Eingeborenen bisher nur wenige direct unpopuläre Steuern eingeführt hat, ist für die Aufrechterhaltung seines Prestiges von wesentlichem Vortheil gewesen. Wie leicht bei so grundverschiedenen Anschauungen, wie sie Orientalen und Europäer in manchen Punkten hegen, Mißgriffe vorkommen können, zeigt der Sepoy-Aufstand von 1857, wo die Behauptung, die Patronen der bengalischen Armee seien mit Schweinefett (diese Thiere gelten dem Hindu ebenso als unrein wie dem Mohammedaner) geschmiert worden, den Empörern zahllose Anhänger zuführte. Und noch heute bietet den Hindus die Verpflegung der englischen Truppen durch das Fleisch der einheimischen Kühe, die als heilig gelten, eine fortgesetzte Quelle des Mißvergnügens, so daß man schon daran gedacht hat, dauernd Büchsenfleisch aus den australischen Colonien einzuführen.

Nur kurz soll hier noch ein Punkt berührt werden, der schon lange ein Gegenstand starker Agitation von Seiten der gebildeten Inder ist. Ihn ausführlich zu erörtern, würde zu weit führen. Entsprechend der enormen Größe des Landes wachsen auch alle Fragen, die sich mit einzelnen seiner Verhältnisse beschäftigen, gleich in das Ungemessene, je mehr man auf sie eingeht. Neben allgemeinen Gesichtspunkten mischen sich überall die Sonderanschauungen und -Bedürfnisse der untereinander an Bildung, Charakter und Wohlstand so himmelweit verschiedenen Racen und Bevölkerungsclassen ein, so daß von einem einheitlichen Willen des indischen Volkes eigentlich nie gesprochen werden kann.

Auch die gebildetsten Inder sehen ein, daß ihr Land für eine Selbstregierung, die doch das Endziel und Ideal ihres Strebens ist, noch nicht reif ist und in absehbarer Zeit auch nicht reif sein wird. Sie verlangen aber für sich eine größere Betheiligung an der Regierung, als sie ihnen jetzt gestattet ist. Die Oberleitung Indiens liegt bekanntlich in der Hand des Staatssecretärs für Indien, der in London residirt und das ihm unterstehende Land gewöhnlich nicht aus eigener Anschauung kennt. Als Beirath hat er ein Council von 10 Mitgliedern, die von der Königin auf Vorschlag des Staatssecretärs ernannt werden; 9 derselben müssen in Indien gedient oder gelebt und das Land nicht länger als 10 Jahre vor ihrer Ernennung verlassen haben. Meist sind es hohe, ehemalige indische Staatsbeamte. Sie dürfen während ihrer Amtsdauer (10 Jahre, ausnahmsweise 15) keinen Sitz im Parlamente haben, wohin sie als gründliche Sachkenner wohl eigentlich gehörten. Das Verhältniß des Council zu dem Staatssecretär ist ein solches, daß dieser sich nicht um dasselbe zu kümmern braucht, wenn er nicht will. Da die Staatssecretäre keine Rechenschaft abzulegen haben, so haben manche derselben gegen die indische Acte vom 2. August 1858 handeln können und dann erst nachträglich die Genehmigung des Parlaments eingeholt. Die Verhandlungen des Council sind geheim; es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn Gesetze, die nach ihrem ganzen Inhalt die allerverschiedensten Meinungen hervorrufen mußten, dann als im Council einstimmig angenommen erklärt werden. Eingeborene haben keinen Sitz in ihm.

Zwar sind allenthalben zahllose Natives in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung in Indien selbst angestellt. Zum Civildienste gehören dort nicht nur Departements wie die des Rechts, Handels, Unterrichts, der Localverwaltung, Post, Steuern u. dgl., sondern auch Eisenbahnen, Ingenieur- und Aerztewesen, Aufsicht der Salz- und Kohlenwerke, Opiumfactoreien, also Beamte, die in England meist in Privatdiensten stehen oder selbständig sein würden. Die unteren Aemter sind ausschließlich in den Händen von Eingeborenen, da Europäer gar nicht so billig arbeiten könnten,

aber die höheren Posten sind dafür fast sämmtlich von Engländern besetzt. Natives können in den Prüfungen für diese höheren Aemter zwar mit Engländern durchaus gleichberechtigt in Wettbewerb treten, aber die Prüfungen finden nur in London statt, was die Eingeborenen schon wegen der hohen Kosten der Reise und des Aufenthaltes daselbst sehr in Nachtheil bringt. Daher ist schon längst von ihnen der Wunsch geäußert worden, daß auch in Indien Examina für den höheren Civildienst eingerichtet werden möchten, aber bisher hat sich England noch nicht zu einer Erfüllung desselben bereit gefunden. Es gilt eben als Tradition, daß die indischen Beamten in England für ihren künftigen Beruf vorbereitet und hier in englischem Geiste erzogen werden sollen. Und es handelt sich ja auch um die stärksten, vitalen Interessen des englisch-indischen Kaiserthums. Ein Ueberhandnehmen des Nativethums in den hohen Aemtern könnte leicht einmal eine schwere Gefahr für die Existenz der brittischen Herrschaft in Indien werden. Das Endziel einer in diesem Sinne getriebenen Politik müßte die Unabhängigkeit des Landes sein. Eine solche Colonisirung wäre allerdings das Ideal colonisatorischer Bestrebungen, und wenn die Inder wirklich einmal für eine Selbstregierung reif sein werden, so wird sich eine Bevormundung auch nicht mit Gewalt weiter durchführen lassen. Ob England so idealer Gedanken fähig ist, bleibt allerdings eine andere Frage. Aber wenn man gerecht sein will, muß man jedenfalls schon jetzt anerkennen, daß es Indien mehr gegeben hat, als bisher je eine im Orient colonisirende Macht seinen Unterworfenen. Bis zu Home Rule in Indien ist es auf alle Fälle noch ein weiter Weg, aber ihn schon jetzt ein wenig mehr zu beschreiten, als es geschieht, wäre gewiß gerecht. Es ist tragisch, daß England seine Verdienste um Indien nicht allgemeiner durch die Anerkennung der Eingeborenen belohnt sieht, sondern daß diese mehr die Nachtheile als die Vortheile der Fremdherrschaft sehen wollen. Sein bisheriges Streben, Bildung in den weiten Schichten der Bevölkerung zu verbreiten, wird es aber darum doch nicht aufgeben dürfen, wenn auch das Lord Elphinstone in den Mund gelegte Wort einmal zur Wahrheit werden sollte, das dieser große Kenner Indiens beim Betrachten eines Ballens aus England angekommener Schulbücher ausgesprochen haben soll: „Diese werden uns aus Indien heraustreiben.“

Mittheilungen und Nachrichten.

fgs. **Hugo Schuchardt: Sind unsre Personennamen übersetzbar?** (Graz, Selbstverlag) 11 Seiten in 4°. — Schon im Jahre 1893 hat die ungarische Akademie der Wissenschaften ein Büchlein herausgegeben, das eine Liste der bei den nichtmagyarischen Nationalitäten üblichen Vornamen sammt den entsprechenden magyarischen enthielt. Der Zweck dieser Veröffentlichung zeigte sich bei der Einführung der jungen staatlichen Beurkundung des Personenstandes, der Matrikelführung, indem die Unterbehörden unter Berufung auf die ministerielle Verfügung die Aufnahme deutscher, rumänischer u. s. w. Vornamen verweigerten, also Miene machten, den Sachsen, Rumänen 2c. magyarische Vornamen aufzudrängen. Es ist inzwischen die Milderung eingetreten, daß die nichtmagyarische Namensform in Klammern beigesetzt werden darf; doch behauptet der Aufsatz Schuchardts seine Bedeutung dadurch, daß er diese politische Streitfrage von einem höheren Standpunkt aus betrachtet. Er verneint rundweg die Uebersetzbarkeit, weil bei Tauf- und Familiennamen der Gefühlswerth sich häufig oder fast immer von der ursprünglich appellativen Bedeutung entfert habe, so daß z. B. deutsch Müller, span. molinero sich nicht mehr decken, noch viel weniger das deutsche Gottlieb und das magyarische Teofil, Christian und Keresztely. Das ist sehr hübsch und überzeugend durchgeführt — wenigstens für den Unbefangenen. An einen Erfolg gegenüber dem magyarischen Chauvinismus scheint auch Schuchardt nicht zu glauben, er rechnet sogar mit der Möglichkeit der Forderung, daß auch die Familiennamen von Staatswegen zu magyarisiren seien, das Vorspiel ist ja schon da in den „Funfzig-Kreuzer-Magyaren“, wie man in Ungarn spöttelt, denn so viel kostet die Umwandlung des Namens ins echt Magyarische. Den besten Rath hat wohl die stramm deutschgesinnte „Kronstädter Zeitung“ den Sachsen gegeben, sie sollten ihren Kindern Namen geben, deren magyarische Form völlig oder mit geringfügigen Unterschieden der deutschen entspreche, oder deren Uebersetzung noch nicht bestimmt sei, wie Reinhold, Erhard, Irmgard.

a. o. **Der Palmengarten zu Frankfurt a. M.** Bearbeitet von **Aug. Siebert**, Berlin, P. Parey 1895. Nachdem der kunstsinnige, Pflanzen und Blumen liebende Herzog Adolf von Nassau seinen Wohnsitz dauernd nach Frankfurt verlegt hatte, faßte er den Entschluß, seine in seinem früheren Wohnort Bieberich gelegenen Gewächshäuser und Wintergärten sammt ihren werthvollen Pflanzenschätzen zu veräußern. Sein Vorhaben erregte bei patriotischen Frankfurtern den Wunsch, diese für ihre Vaterstadt zu erwerben, und so entstand 1868 der Frankfurter Palmengarten, den einer der berufensten Beurtheiler, Frhr. v. Ompteda, zu den hervorragendsten culturellen Schöpfungen unserer Tage zählt und als eine Perle nicht nur unter den rheinischen, sondern unter allen europäischen Gärten bezeichnet. Das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Palmengartens gab seinem hochverdienten Director die Veranlassung zur Bearbeitung des vorliegenden Prachtwerkes, welches mit 12 Tafeln, einem Grundplan und 40 Textabbildungen geschmückt ist. Der erste Abschnitt handelt von der Geschichte des Palmengartens, seiner finanziellen Fundirung, Verwaltung und technischen Leitung. Der zweite Theil gibt eine Beschreibung des heutigen Palmengartens in Form einer Wanderung durch Garten und Gewächshäuser, Maschinenhaus und Wasseranlagen. Das schildernde Wort wird hier durch die Textabbildungen und die Tafeln unterstützt, welche Aussichten und Durchblicke darstellen. Der dritte Theil ist der Bepflanzung und dem Pflanzenmaterial gewidmet, und zwar ist die Frühjahrs- und Sommerbepflanzung, sowie der Herbstflor der großen Blumenparterres mit allen Einzelheiten angegeben, und in besonderen Listen sind die Bestände des Palmengartens an Blattpflanzen, Rosen, Orchideen, Laub- und Nadelhölzern aufgeführt. Den Beschluß bilden die Palmen, die Cycadeen und Pandaneen, die Farrne und Selaginellen und die verschiedenen anderen Warmhauspflanzen des großen Palmenhauses. Das schöne Werk wird allen Freunden des Palmengartens die angenehmen Stunden in die Erinnerung zurückrufen, welche sie dort, den Blick auf die sanft bewegten Wasserflächen oder die farbenprächtigen Blumenteppiche gerichtet, verlebt haben. Die zahlreichen eingestreuten Bemerkungen über Einführung, Culturbedingungen, Dauerhaftigkeit u. s. w. der vorgeführten Gewächse, die Abbildungen der Blumenparterres mit genauen Angaben über die Art ihrer Bepflanzung machen es zugleich werthvoll für den praktischen Gärtner und Gartenliebhaber.

‡ **„Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Aurbacher“** lautet der Titel einer literargeschichtlichen Abhandlung, welche Hr. Professor **Max Radlkofer** in Augsburg kürzlich veröffentlichte.[1]) Der Stoff dazu ist gewiß uralt und wurzelt in der Sitte, wonach ein Volk, Stamm, eine Stadt oder Ortschaft ihrem angrenzenden Nachbar irgend eine Heldenthat, in ironischer Weise carikirt, nachrühmt, also eine Art Eulenspiegelei in Nachrede bringt. Von Abdera bis Weilheim läuft derselbe rothe Faden durch die Weltgeschichte; die deutschen Stämme häuseln sich seit der Völkerwanderung in gemüthlicher Neckerei, die dann mit kleinlichstem Winkelkram und brüderlicher Bosheit jedem ehemaligen Reichsstädtchen bis zum abgelegensten Markt und Bauernnest aufgemutzt wird. Wie ergötzlich hat A. Kopisch die „Histörchen“ der Fockbecker, Kisdorfer, Gabler, Büsumer, Romöer, Hosdrupper und Bishorster in seinem „Allerlei Geister“ betitelten Büchlein in Reime gebracht — auch eine Siebenzahl, die den Helden unsrer „schwäbischen Ilias“ nicht unrühmlich zur Seite geht. Die weitere Formgebung und der Ausbau zum Volksbuch fällt dagegen erst in die neuere Zeit. Von den mit dem Hasen kämpfenden Schwaben berichtet schon Hans Sachs in einem Meistersang; er hat die Siebenzahl derselben in eine äquivalente heilige Neun erhöht. Ferner erzählen davon die kleinen Novellisten Hans Wilh. Kirchhof aus Kassel in seinem „Wendunmuth“ (1563) und Martin Montanus aus Straßburg in seiner Fortsetzung von Jakob Frey's „Gartengesellschaft“; auch Eucharius Eyring, ein geborner Franke, der Agricola's „Sprichwörter“ mit gereimten Erklärungen

---

[1]) Als 221. Heft der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow u. Wattenbach. Hamburg 1895.

versah, weiß davon. In ganz unübertrefflicher Weise den kecken Volkston treffend, hat Ludwig Aurbacher (geb. 26. August 1784 zu Türkheim, 1809 bis 1834 Professor des deutschen Stils und der Aesthetik am kgl. Cadettencorps zu München, gest. 25. Mai 1847 daselbst) die Historie der sieben Schwaben verarbeitet (zuerst 1827 und 1829 und in zweiter Auflage 1835 und 1839 und neuestens in Reclams „Universal-Bibliothek", Leipzig, in Bdn. 1161, 1162 und 1291, 1292). Daß unser Autor in den meisten Literaturgeschichten fehlt, ist nicht verwunderlich, da er fast alle seine Gedichte, Novellen und Arbeiten ohne seinen Namen erscheinen ließ; erst sein Großneffe, Hr. Joseph Sarreiter, hat das Verdienst, in einer eigenen schönen Monographie (München 1880 bei Lindauer) diesen seltsamen Charakterkopf in die rechte Beleuchtung und zur verdienten Erinnerung gebracht zu haben. Ludwig Aurbacher ist auch der Dichter der „Lalenbürger", die im dritten Bande der „Fliegenden Blätter" (mit Bildern von Tony Muttenthaler) an das Tageslicht traten und seither immer noch auf eine neue Ausgabe harren. Die Sieben Schwaben sind eigentlich Aurbachers eigenste Schöpfung. Auch hier benützte er die Tradition, ließ aber seinem liebenswürdigen Humor die Zügel schießen. Das Büchlein bietet eine Fugenfolge von Aventüren, wo jeder der Sieben einmal in den Vordergrund tritt und, die anderen übertreffend, sich unsterblich blamirt, bis sie mit einem, im grellsten Fortissimo aufgespielten Finale ein glorioses Ensemble abschließen. Das Ganze bildet so eine Kette von Heiterkeit und Frohsinn, von Spaß und echt volksmäßigem Uebermuth, die nie ihren Reiz verlieren und ewig jung bleiben. Da auch die bildende Kunst die Historie der „Sieben Schwaben" vielfach zur Darstellung brachte, so verzeichnet Hr. Radlkofer sorgsam alle Künstler, darunter Fellner, Ludwig Richter, G. Gutknecht u. s. w. — Ebenso anziehend ist eine andere Monographie Radlkofers über die „Armbrust- und Stahlschießen zu Augsburg", welche in zierlichster Ausstattung als Festgabe zum 200jährigen Jubiläum der Gesellschaft „Schießgraben" in Augsburg (1895) ausgegeben wurde. Die ersten größeren Schießen fanden schon 1370 und 1392 statt; von da an werden die Nachrichten ziemlich häufig, 1425 waren 130 fremde Schützen anwesend; 1470 sogar 466 Gäste, man schoß 13 Tage um 34 Preise, auch gab es dabei Tänze und fröhliche Spiele, wobei Herzog Christoph von Bayern die 350 Schritte lange Rennbahn durchlief und auch beim Springen als Sieger hervorging; den 45 Pfund schweren Stein stieß am weitesten der Ritter Wilhelm Zaunried. Bei einem Wettrennen, ausgeführt mit 14 von Knaben gerittenen Pferden, gewannen den ersten und zweiten Preis zwei Pferde des bayerischen Herzogs Wolfgang, den dritten das eines Augsburger Müllers; der vierte und letzte Preis bestand aus einem Schwein; es gab auch Kegelscheiben und einen Glückshafen. Die sprichwörtlich gewordene Augsburger Pracht bewährte sich am glänzendsten beim Doppelschießen des Jahres 1509. Dabei fanden sich 536 Armbrust- und 916 Büchsenschützen ein; am fünfzehnten Tage wurde durch den stegreifkundigen Pritschenmeister Hans Werthheim, einen Glaser aus Hall, an 15 unglücklichen Schützen die Strafe mit der Pritsche vollzogen, darunter befand sich auch der junge Herzog Wilhelm V., der zum Beweise seiner unverdorbenen Laune vier Hirsche den Schützen schenkte, welche diese mit ihren Frauen theils „in Pfeffer", theils gebraten fröhlich verschmausten. Daß in den nachfolgenden kriegerischen Zeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts die Schützenlust nur mit Unterbrechungen florirte, ist leicht begreiflich, ebenso daß es inmitten der Schießgesellschaft zu langwierigen Zerwürfnissen kam. Nachdem durch Gottsched der Hanswurst zu Leipzig verbannt und verbrannt worden (1737), mußte in Augsburg auch der Pritschenmeister 1743 mit seinem „närrisch und arlequinischen Aufzug" der „Ehrbar- und Wohlanständigkeit" weichen, und 1789 wurde sogar das Böllerschießen verboten! Auch das Handbogenschießen sollte als eine „unnütze und sogar gefährliche Spielerei" beseitigt werden. Endlich verbanden sich 1810 die beiden Gesellschaften des Schießgrabens; von da an wuchs wieder die Mitgliederzahl und es gab neue Volksfeste mit zunehmender Fröhlichkeit und echter Schützenfreude, und heute noch ist die Gesellschaft im Schießgraben der rivalisirende Mittelpunkt aller Festlichkeiten der guten Stadt Augsburg.

λ **München**, im November. (Königl. Akademie der Wissenschaften. Novembersitzungen.) I. In der philosophisch-philologischen Classe theilte der Secretär mit, daß die Akademie zu dem während der akademischen Ferien, Anfang October, gefeierten Jubiläum des 50jährigen Bestandes der deutschen Morgenländischen Gesellschaft ein von dem Präsidenten der Akademie und ihm unterzeichnetes Glückwunschschreiben nach Leipzig gerichtet habe, welches durch das ordentliche Mitglied der Classe, Prof. Dr. Ernst Kuhn, persönlich überreicht worden ist. Prof. Dr. Krumbacher legte Heft 3 und 4. des 4. Bandes seiner mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen Byzantinischen Zeitschrift vor. Gymnasialrector Dr. Wecklein hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag „Beiträge zur Kritik des Euripides". II. In der mathematisch-physikalischen Classe berichteten Director Dr. Seeliger und Generalmajor a. D. Dr. v. Orff über die Ende September und Anfang October in Berlin abgehaltene Generalconferenz der internationalen Erdmessung, an welcher beide als Mitglieder der bei unsrer Akademie bestehenden kgl. bayerischen Commission für die Erdmessung theilgenommen haben. Diese Conferenz hatte bekanntlich zum Ergebniß, daß einstimmig beschlossen wurde, die internationale Commission für Erdmessung zunächst auf zehn Jahre zu erneuern, jedoch mit einigen Aenderungen in der Organisation, für welche zunächst noch die Zustimmung der einzelnen betheiligten Staatsregierungen zu erholen ist. Die Verhandlungen über die Erneuerung der Commission haben in Berlin so viel Zeit in Anspruch genommen, daß der im vorigen Jahr in Innsbruck gefaßte Beschluß, dort mit Vertretern der verbundenen Akademien zu berathen, ob und wie gemeinsame Untersuchungen des Problems der Erdschwere in das Programm der Erdmessungscommission aufzunehmen seien, diesmal nicht zur Ausführung gelangen konnte. Vorträge wurden gehalten von Prof. Dr. Radlkofer über seine zum Druck in den Denkschriften bestimmte „Monographie der Sapindaceen-Gattung Paullinia"; ferner von Prof. Dr. Goebel „über die Abhängigkeit der Blattformen von Campanula rotundifolia von der Lichtintensität", und von Prof. Dr. Alfred Pringsheim „über Potenzreihen auf dem Convergenzkreise und Fourier'sche Reihen". Diese beiden Vorträge werden in den Sitzungsberichten der Classe erscheinen. III. In der historischen Classe legte Prof. Dr. Stieve eine umfangreichere Arbeit des Hrn. Dr. Anton Chroust vor, über „Abraham von Dohna und seine Satire auf den Reichstag von 1613", welche, vorbehaltlich der Genehmigung des Vorstandes der Akademie, als eine besondere Publication im Format der Sitzungsberichte erscheinen soll; ferner wurde bewilligt, daß ein im Mai ds. Js. gehaltener Vortrag von Dr. Simonsfeld „Neue Beiträge zum päpstlichen Urkundenwesen im Mittelalter und zur Geschichte des 14. Jahrhunderts" nicht, wie damals beabsichtigt, in den Sitzungsberichten, sondern in den Denkschriften in Quart erscheinen soll. Sodann hielt Oberconsistorialrath Dr. Preger einen gleichfalls für die Denkschriften bestimmten Vortrag über „eine bisher unbekannte Schrift Suso's".

* **Karlsruhe.** Der ordentliche Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg, Dr. Wilhelm Busch, wurde zum ordentlichen Mitglied und der Reichsarchivsecretär Dr. Franz Ludwig Baumann in München zum Ehrenmitglied der badischen historischen Commission ernannt.

tt. **Frankfurt a. M.** Unter der Firma J. Rosenheim, Verlag, ist hier eine Verlagsbuchhandlung zur Pflege der pädagogischen Literatur im weitesten Umfang, speciell der wissenschaftlichen Pädagogik, begründet worden. Dem Unternehmen sollen reiche Mittel zu Gebote stehen.

* **Kiel.** Der vieljährige Lector der englischen Sprache an der hiesigen Universität, bis Ende der 1850er Jahre Missionar in Indien, Pastor August Heise, ist im 78. Lebensjahre heute Morgen verschieden.

* **Wien.** Befördert wurden der außerordentliche Professor Dr. Heinrich Schenkl zum Ordinarius der classischen Philologie an der Universität in Graz; der außerordentliche Professor der allgemeinen Geschichte, Dr. Sigmund Herzberg-Fränkel, zum Ordinarius des Faches an der Universität in Czernowitz. Der Privatdocent an der böhmischen Universität in Prag, Dr. Ernst Kraus, erhielt Titel und Charakter eines außerordentlichen Universitäts-Professors.

* **Budapest.** In der ungarischen Akademie der Wissenschaften fand am 25. Nov. unter Vorsitz des Barons Roland Eötvös eine Plenarsitzung statt, in welcher Heinrich Marczali eine Gedenkrede auf Leopold Ranke vorlas. — Auf Vorschlag des Unterrichtsministers Dr. Wlassics hat der König die Erlaubniß ertheilt, daß an der ungarischen Universität von

nun an auch **Frauen** zum Studium der **medicinischen** und **philosophischen** Fächer und der **Pharmaceutik** zugelassen werden können. Allerdings wird für den Anfang diese Erlaubniß an gewisse Cautelen geknüpft, so daß über jedes einzelne Aufnahmegesuch der Minister auf Vorschlag der Universität entscheidet. Wie man erfährt, dürften seitens der Unterrichtsverwaltung auch Maßnahmen getroffen werden, um die Vorbereitung von Frauen für das Universitätsstudium durch Errichtung lateinischer Curse an den Mädchenschulen zu erleichtern.

* **Krakau.** Der ehemalige Professor der Anatomie und Rector der jagellonischen Universität, Dr. Ludwig **Teichmann**, ist hier im Alter von 72 Jahren gestorben. Der Verstorbene bekleidete auch die Würde eines Vicepräses der polnischen Akademie der Wissenschaften. Teichmann, der als Schüler des berühmten Hyrtl in Wien die Ausbildung zum Anatomen erhalten hatte, gehörte zu den bedeutendsten österreichischen Gelehrten. Seine anatomischen Präparate genossen mit Recht einen Weltruf. Mit seinem Namen ist die sogenannte „Teichmann'sche Blutprobe" innig verknüpft. Sie gibt dem Gerichtsarzte die Möglichkeit, ganz unbedeutende, auf Kleidern oder Geräthen eingetrocknete Reste von Menschenblut als solche noch nach Jahren zu erkennen. Manches Verbrechen ist durch das einfache Verfahren Teichmanns entdeckt worden.

* **Paris.** Die (bereits telegraphisch gemeldete) **Erkrankung Alexander Dumas'** beschäftigt die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Er liegt in seinem Landhause zu Marly, gepflegt von seiner Frau und seinen beiden Töchtern. Aus Paris strömen Besucher massenhaft zu, werden indeß nicht eingelassen, nur Sardou empfing der Kranke einen Augenblick; ob er ihn erkannte, ist nicht gewiß. Er liegt in beständigem Halbschlummer. Der Eiterungsproceß im Gehirn hat sich nach der Ansicht der Aerzte bereits zu sehr verbreitet, als daß man sich von der Trepanirung noch Erfolg versprechen könnte; sein Zustand läßt wenig Hoffnung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Der Radfahrsport auf den Panathenäen.

Ein geistvoller Franzose zeichnet das Wesen und die Leistungen unsrer modernsten sogenannten Civilisation mit den Worten „häßlich und bequem“. Endlos ist die Reihe von Bildern, von Gegenständen und Einrichtungen sammt begleitenden Geräuschen und Gerüchen, die unter diese Kategorien fallen würden, wenn man sich die Mühe geben wollte, sie aufzuzählen. Das Veloclped, auf Neudeutsch das „Zweirad“, würde wahrscheinlich nicht gerade das erste Ding sein, auf das die Phantasie bei solcher Musterung verfallen möchte, aber die Ehre, auch seinerseits zu diesen praktischen oder doch praktisch sein sollenden Häßlichkeiten zu zählen, die der Erfindungsgeist unsrer Tage ans Licht gefördert hat, wird man ihm schwerlich streitig machen können.

Was seine praktischen Verdienste anbelangt, so ist es unleugbar, daß Landbriefträger, Handlungsdiener, Schlächterburschen und andere Leute, die auf weiten Wegen viel Zeit sparen möchten, sich seiner mit Vortheil bedienen. Wenn unsre Jugend von heutzutage, anstatt mit offenem Auge und Sinn für die umgebende schöne Welt Fußwanderungen zu unternehmen, es vorzieht, rastlos und geistlos dem Sportvergnügen zuliebe die Heimath oder das fremde Land in verzehnfachter Geschwindigkeit zu durchjagen, so bedeutet das schon immer einen minder einleuchtenden Fortschritt. Daß für das Gemüth bei der alten Manier mehr herauskam, als bei der neuen, ist zweifellos, und der Körper fand sicher Erfrischung; ob dagegen das Radfahren gesundheitlich zu empfehlen oder eher zu verbieten sei, bleibt vor der Hand mindestens eine offene Frage. Den lauten marktschreierischen Anpreisungen, die sich auf medicinische Autoritäten berufen wollen, steht allzu entschieden das Urtheil besonnener Aerzte und heilgymnastischer Fachmänner gegenüber, die von der schädlichen, die Herzthätigkeit überreizenden Wirkung dieses Sports stets überzeugt waren und einstweilen bleiben.

Doch lassen wir alles Für und Wider in praktischer Richtung beiseite: der Vorzug ausgesuchter Häßlichkeit, sollte man meinen, müßte jedenfalls der Zweiräderei einschränkungslos und allseitig zuerkannt werden. Aber näher besehen, auch hier läßt der Widerspruch nicht auf sich warten. In Griechenland, in dem Heimathland aller Schönheit — so lesen wir — will man die gymnastischen Festspiele, die vor zwei Jahrtausenden den Stolz der hellenischen Welt ausmachten, zu neuem Leben erwecken, und — unglaublich, aber wahr — dem Radfahrer soll die Auszeichnung zutheil werden, in gleiche Linie zu rücken mit dem Ringer, dem Rosselenker, dem Diskuswerfer der alten Zeit.

Die Gymnasien von Hellas waren freilich vor allem anderen Schulen der körperlichen Ausbildung, der Erziehung zu Muth und Kraft. Aber bei diesem Griechenvolk, dem das Bedürfniß nach Schönheit der Erscheinung so unveräußerlich war, daß es die Begriffe καλὸς κἀγαθός, schön und gut, nur als eine beinahe unlösliche Einheit empfinden konnte, verstand es sich von selbst, daß es ihm niemals beikam, Leibesübungen zu ersinnen, die nicht zugleich den Körper zur Schönheit entwickelten, ja die nicht an und für sich so geartet waren, daß sie den Menschen in Haltung und Bewegung schön erscheinen lassen mußten. So wurden diese Ringschulen und die aus solchen Vorbedingungen herauswachsenden Festspiele zu gleicher Zeit die Bildungsstätten der Künstler, die hier die Blüthe der hellenischen Jugend zu unwillkürlicher Darstellung nicht nur ihrer Kraft und ihrer Gewandtheit, sondern ebenso sehr ihrer Schönheit versammelt fanden, und die hier vor allem die Anregung empfingen zu Kunstwerken, deren Vollkommenheit niemals übertroffen werden sollte. In welchem Grade diese Wechselbeziehung zwischen Leben und Kunst wirksam war, davon geben nicht nur Sculpturen wie die Ringer in Florenz, die beiden Diskuswerfer, der Apoxyomenos in Rom und unzählige andere Darstellungen ähnlicher Art unmittelbares Zeugniß, sondern mittelbar die ganze wunderbare Welt menschlicher Gestaltenschönheit, deren Reste aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, und die nicht aufhören werden, wie ein Abglanz des Paradiesesgartens zu erscheinen, solange es echte Menschen gibt.

Rücken wir nun in Gedanken zu näherer Betrachtung den Zweiradfahrer in diese Gesellschaft! Mit gekrümmtem Rücken und eingeklemmtem Unterleib hockt er da, Kopf und Hals weit vorgestreckt; mit den Beinen trabt er tactmäßig abwechselnd in der Luft herum — halb wie ein Balgentreter, aber weniger anmuthig als dieser, denn ein Balgentreter steht, er aber ist verdammt zu sitzen und mit seinen Extremitäten Figuren zu beschreiben, wie wir sie nur von der Heuschrecke kennen. Schlimmer aber als alles dies ist es, daß sein Körper, zwar nicht wie der der Melusine in einen Fischschwanz, aber, was ärger ist, in eine Maschinerie auszulaufen scheint; eine Maschinerie, sehr künstlich, sehr sinnreich ausgeklügelt, aber leider so außer jedem Verhältniß zur menschlichen Erscheinung stehend, daß man nicht weiß, was man unverhältnißmäßiger finden soll: die spinnenwebartige Magerkeit des Rades, oder seinen ungeschlachten Umfang, der, als Untergestell für Elephantenfüße gedacht, noch immer zehn Mal zu groß sein würde. Kann es etwas Unschöneres, etwas Ungriechischeres geben, als die Verquickung der Menschengestalt mit solch einem Product der Abstraction?! ja überhaupt mit irgendeiner Maschinerie; sie müßte denn so verschwindend klein sein wie der Schlittschuh, oder so vollkommen zu schöner Selbständigkeit der Erscheinung entwickelt, daß sie wie der Streitwagen oder der Nachen in eine Art von malerischem Gegensatz zum Wagenlenker oder zum Ruderer tritt. Nur mit dem Lebendigen kann das Lebendige eine Verbindung eingehen, die aus Zweien Eins schafft: Reiter und Roß sind wie ein Doppelwesen; da tritt Kraft zu Kraft, Bewegung zu Bewegung, Schönheit zu Schönheit, eines das andere ergänzend.

Es liegt uns fern, dem deutschen Turnen an Reck und Barren irgendwie zu nahe treten zu wollen. Seine großen Verdienste um die Kräftigung der deutschen Jugend sind unbestreitbar; und auch das sei zugestanden, daß einzelne Uebungen ästhetisch erfreulich zu wirken vermögen; immerhin bleibt die Steifheit des künstlichen Geräths ein Hinderniß für die volle Freiheit des Eindrucks, und ein gewisser Beigeschmack von rationellem Wesen, der in unausweichlicher Folge dem Ganzen zugesellt ist, würde auch hier den Gedanken ausschließen, einem Festprogramm, das griechischen Charakter tragen sollte, dergleichen Uebungen einzureihen.

Doch kehren wir zu unserm Zweirad zurück! — Wir wollen nicht verschweigen, daß sich neuerdings auch das „schöne Geschlecht" des von uns so arg geschmähten Sports hier und da anzunehmen gewillt zeigt. Und man sollte meinen, dies zeuge genugsam für die Unbegründetheit unsrer Ausstellungen. Aber leider, wir müssen bekennen: dem ist nicht so. Alle Versuche vielmehr, die bisher von weiblicher Seite gemacht wurden, mit der That Fürsprache einzulegen, haben nichts anderes beweisen können, als daß es eine Anzahl bevorzugter Exemplare in der Damenwelt gibt, die vor keiner Art der Ungehörigkeit und Ungeheuerlichkeit, sei es auch die abgeschmackteste von allen, zurückschrecken, sobald es nur gilt, irgendwie Aufsehen zu erregen.

In der That: wenn man die naturentfremdete, schönheitslose Oede, die unser modernes Dasein mehr und mehr wie ein grauer Dunst durchzieht, die Kälte und Leere unsres fabrikmäßigen Treibens recht schonungslos an den Pranger stellen will, so kann man nichts besseres thun, als den Radfahrer im Stadion zu Athen auftreten lassen, angesichts der Akropolis und aller anderen Zeugen einer großen Vergangenheit, deren Wesen die Darstellung freier, harmonisch entwickelter Menschennatur war. Es ist, als wollten wir uns rühmen: „Wie herrlich weit haben wir's gebracht!" und stellen doch nur einen Homunculus neben die Bilder von Halbgöttern, geben doch nur eine Illustration dazu, daß der moderne Mensch mit all seinem Thun und Streben auf dem besten Wege ist, mehr und mehr sich selbst zur Maschine umzumodeln. Es fehlte gerade noch, daß man das Fest auch durch Versuche mit Flugmaschinen zu verschönen suchte, oder etwa gleichzeitig eine Concurrenz elektrischer Hochbahnen eröffnete, die in angemessener Entfernung über den Velocipedisten ihren Wettlauf betreiben könnten. Statt der antiken Zielsäule würde es sich jedenfalls empfehlen, einen Automaten aufzustellen, der die Preise für die Sieger „selbstthätig" zu vertheilen hätte. Pierre Loti, dem nochmals das Wort gegeben sein mag, beschreibt in seinem Buch „Jérusalem", wie nach wochenlangem Ritt durch die Einsamkeiten der Wüste und schließlich der Hirtenthäler von Palästina eine weiße gerade Linie, die moderne Fahrstraße nach Jerusalem, „cette facilité-là", vor ihm auftaucht, und gibt dem Widerwillen drastischen Ausdruck, der ihn übermannt, als er zugleich zwei Wagen mit Touristeninsassen gefüllt herannahen sieht: „Deux voitures encore nous croisent, remplies de bruyants touristes des agences: hommes en casque de liège, grosses femmes en casquette loutre, avec des voiles verts. Nous n'étions pas préparés à rencontrer ça. Plus encore que notre rêve oriental, notre rêve religieux en est froissé. — Oh! leur tenue, leurs cris, leurs rires sur cette terre sainte où nous arrivions, si humblement pensifs, par le vieux chemin des prophètes! . ." Einen ähnlichen Eindruck von Profanation würde jeder feiner empfindende Mensch empfangen, wenn er das Velociped seinen Einzug in den alten Schauplatz der griechischen Wettkämpfe halten sehen müßte. Hoffen wir, daß die Neuhellenen sich noch zu rechter Zeit darauf besinnen, daß sie kein schlimmeres Zeichen für ihr vollkommenstes Nichtverstehen ihrer althellenischen Ahnen geben könnten, als durch eine derartige Verherrlichung des Radfahrsports, welche die wiedererstandenen Panathenäen von vornherein dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben würde.

E. R.

Schopenhauers Lehre von der Schuld.

Darstellung und Kritik von Otto Crämer (Eisenach).

III.[1])

Der individuelle Charakter resp. die Combination von Charakterzügen und Eigenschaften sind nach der Lehre Schopenhauers angeboren. Dies gibt zu einer weiteren Untersuchung Veranlassung, die uns zu neuen allgemeinen Betrachtungen führen wird. Wie ist es möglich, daß die Charakterzüge angeboren sind; woher stammen die Eigenschaften, wenn sie schon von Geburt dem Menschen anhaften? Die Eigenschaften sind ererbt, und zwar rühmt sich Schopenhauer, die Vererbungstheorie[2]) zum ersten Mal klargelegt zu haben, indem er sondert zwischen dem, was vom Vater, und dem, was von der Mutter stammt. Die Lösung des Problems ist ganz analog seinen Grundanschauungen von der Welt so, daß alle Eigenschaften, welche den Willen, das Wesen an sich, das Radicale im Menschen betreffen, mit einem Worte die moralischen Eigenschaften vom Vater, dem sexus potior erben, diejenigen des Intellects hingegen von der Mutter. Für diese Ansicht führt Schopenhauer eine sehr große Anzahl Belege aus der Geschichte an. Es ist dieselbe Theorie, die Goethe in poetischem Gewande in dem schönen Vers ausspricht:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterlein die Frohnatur
Und Lust zum Fabuliren!" u. s. w.[3])

ohne daß übrigens Schopenhauer diese Worte für seine Theorie verwerthete.

„Wenn wir nun diese Ueberzeugung von der Erblichkeit des Charakters vom Vater und des Intellects von der Mutter in Verbindung setzen mit der früheren Betrachtung des weiten Unterschieds, den die Natur in moralischer wie in intellectueller Hinsicht zwischen Mensch und Mensch gesetzt hat, wie in intellectueller Hinsicht von der völligen Unveränderlichkeit sowohl des Charakters als der Geistesfähigkeiten, so werden wir zu der Ansicht hingeleitet, daß eine wirkliche und gründliche Veredelung des Menschengeschlechts nicht sowohl von außen als von innen, also nicht sowohl durch die Lehre und Bildung, als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein möchte." Doch Schopenhauer verwirft diesen praktischen Plan, der übrigens schon von Plato ausgesprochen ist, sofort wieder als utopisch, kehrt zu dem ethisch-metaphysischen Standpunkt der Erklärung zurück und knüpft daran noch die Betrachtung, daß es zwar derselbe Charakter, also derselbe individuell bestimmte Wille ist, der in einem jeden vom Ahnherrn bis zum gegenwärtigen Stammherrn lebt, daß aber der Intellect in einem jeden verschieden ist. So kommt es, daß jedem das Leben in einem verschiedenen Lichte sich darstellt und die Grundansicht in jedem eine andere ist. Diese neue Grundansicht kann ihm nur eine neue Persönlichkeit aus einem anderen Stamm geben. Daher widerstreitet es dem Gattungszweck, daß zwischen Geschwistern eine Neigung zu ehelichem Verkehr vorhanden ist. Durch die immer erneuten Verbindungen erhält das

[1]) Vergl. Beilage Nr. 273.
[2]) Welt als Wille und Vorstellung I, § 56—60, II, Cap. 48, IIc 43. Hiezu K. Fischer a. a. O., S. 366 fg.
[3]) Zahme Xenien. Abth. VI. Nr. 383.

Wollen selbst jeder Person immer eine neue Richtung und erfährt eine Modification, die wieder vor die Frage nach der Bejahung oder Verneinung des Lebens gestellt wird. So wird die immer wechselnde Verbindung von Wille und Intellect zur Basis der Heilsordnung.

Alles bisher von der Vererbung Gesagte kann aber nur im großen und ganzen gelten. Denn „wenn wir im einzelnen und in der Nähe die unglaublich große und doch so augenfällige Verschiedenheit der Charaktere ins Auge fassen, den einen so gut und menschenfreundlich, den andern so boshaft, ja grausam vorfinden, wieder einen gerecht, redlich und aufrichtig, einen andern voller Falsch — erblicken, da eröffnet sich uns ein Abgrund der Betrachtung, indem wir über den ‚Ursprung‘ einer solchen Verschiedenheit nachsinnen und vergeblich brüten." Dennoch hat Schopenhauer, allerdings stets mit dem Vorbehalt, daß man über das „Warum" und „Woher" dieses Verhältnisses nichts wissen kann, da es nicht dem Satz vom Grunde unterworfen sei, — nach der indischen Mythologie den Versuch zu einer Erklärung gemacht: durch die Lehre von der Seelenwanderung. Er ist sich aber wohl bewußt, daß dadurch die Frage nur weiter zurückgeschoben ist und nicht gelöst. (II, S. 622.)

Wie die jeweilige Zusammensetzung der Charaktere des einzelnen Individuums ist, dafür sorgt der auswählende Geschlechtstrieb,[1] der dem Menschen in ganz besonderem Maße eigen ist. Der höchste Zweck der Natur ist der, daß die Gattung, das unsterbliche Dasein des Willens zum Leben erhalten werde. Zwar glauben die Individuen bei der Geschlechtsliebe ihre ureigenen Wünsche zu befriedigen und Zwecke zu realisiren; es ist aber eine Täuschung, die Gattung setzt sich fort, der einzelne Mensch ist nur Mittel für die unsterblichen Zwecke der Gattung, die weit hinausgehen über die Zwecke des einzelnen Individuums. So erklärt sich das heilige erhabene Gefühl der Liebe zweier Menschen: es ist eine Ahnung, daß sie einem höheren Zweck dienen. „Es liegt etwas ganz Eigenes in dem tiefen, unbewußten Ernst, mit welchem zwei junge Leute, die sich zum ersten Male sehen, einander betrachten, dem forschenden und durchdringenden Blick, den sie auf einander werfen, der sorgfältigen Musterung, die alle Züge und Theile ihrer beiderseitigen Personen zu erleiden haben. Dieses Forschen und Prüfen ist die Meditation des Genius der Gattung über das durch sie beide mögliche Individuum und die Combination ihrer Eigenschaften." Die Verliebtheit ist die heftige Leidenschaft, welche entsteht, wenn zwei Individuen erkannt haben, daß sie „für einander passen", d. h. wenn ihre beiderseitigen Eigenschaften ein brauchbares neues Wesen versprechen. Doch in den sehnsüchtigen Blicken der Liebenden entzündet sich schon der Lebenswille eines neuen Individuums, sie sind der reinste Ausdruck des Willens zum Leben in seiner Bejahung. Das Individuum wird gleichsam in das Leben hineingelockt:

> „Ihr lockt ins Leben ihn hinein,
> Ihr laßt den Armen schuldig werden,
> Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
> Denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

Der Zeugungsact selbst ist „das punctum saliens des Welteies". Hier zeigt sich der Wille als solcher rein an sich. Dies bezeugt schon der Sprachgebrauch in der Wendung: „Sie war ihm zu Willen." Ueberall aber, wo der Wille sich selbst begehrt, liegt Schuld; hier im Zeugungsact, wo der Wille in seiner höchsten Potenz zu Tage tritt, wird daher auch die größte Schuld contrahirt. Es zeigte sich uns bereits, daß es stets der Wille ist, der die Schuld trägt. Durch das „ich will" machte sich der Charakter theilhaft und schuldig der Thaten, Egoismus und Bosheit waren der Ausdruck des starrsten Eigenwillens und insofern schuldig, je nach Graden verschieden; hier aber liegt deßhalb die größte Schuld, weil sich in diesem Acte der Wille des Individuums noch über sich selbst hinaus bejaht und ein anderes, neues Individuum ins Dasein ruft. Doch der Mensch wird nicht aus dem Nichts gerufen, sondern der Wille ist die treibende Kraft, die ihn hervorbringt, und zwar nicht allein der Wille des Erzeugers, sondern auch sein eigener Wille. Weil der entstehende Mensch sehen „will", bekommt er Augen, weil er greifen „will", Hände, und es ist nicht so, daß der Mensch Augen hat, und deßhalb, weil er sie nun einmal hat, auch gebraucht. Der ganze Leib ist eine, und zwar die höchste Objectivation des Willens, und man kann geradezu die Gleichung aufstellen: Leib = Wille, Wille = Leib.[1] Daher haben auch beide, die Erzeuger und der Erzeugte, die Schuld zu büßen: die ersteren durch das Scham- und Schuldgefühl beim Zeugungsacte. Denn abgesehen davon, daß sich der Mensch dadurch die Erlösung, welche in der Verneinung des Willens liegt, verscherzt hat, weiß der Mensch instinctiv, daß er durch den Zeugungsact ein neues Wesen in das Dasein mit seiner Angst, Sorge und Noth gerufen hat. „Denn das Leben stellt sich dar als eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten und daher in der Regel als ein stetiger Kampf gegen die Noth. Dennoch sucht jeder durch und davon zu kommen, so gut es gehen will! Er thut das Leben ab wie einen Frohndienst, den er schuldig war. Wer aber hat diese Schuld contrahirt? Sein Erzeuger im Genusse der Wollust." Schon Plinius sagt: Homini tantum primi coitus poenitentia: augurium scilicet vitae a poenitenda origine. (Hist. nat. X, 83.)

Doch die Schuld haftet auch dem Erzeugten an, denn wie oben gezeigt ist, ist es ja der freie Wille, wenn auch noch unbewußt, der ihn hervorgebracht hat: „Daß der Mensch schon verschuldet auf die Welt kommt, kann nur dem widersinnig erscheinen, der ihn für soeben aus Nichts geworden und für das Werk eines andern hält." Im Erzeugten erkennt der Vater sich selbst, den Erzeuger wieder, darauf beruht die Vaterliebe, und für das Kind alles zu wagen, hält der Vater für seine „Schuldigkeit". (II, 669.) Das ganze Leben eines Menschen ist anzusehen als die Erklärung, die Paraphrase des Zeugungsactes, d. i. der entschiedenen Bejahung des Willens zum Leben. Hier liegt das peccatam originarium.

Das ganze Dasein ist verschuldet; die Leiden und Schmerzen des Daseins sind nur die Zinsen, welche der Mensch zahlt, die Capitalabzahlung erfolgt erst durch den Tod. Die Schuld liegt auf jedem Menschen und nur mit Beklemmung denkt er an die völlige Zurückzahlung, den Tod. Zuletzt verkündigt die Zeit den Urtheilsspruch der Natur über den Werth aller in ihr erscheinenden Wesen, indem sie sie vernichtet. „Denn alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht." Dennoch besteht das Menschengeschlecht nur durch die fortwährende Ausübung dieses Actes. Die ihn unmittelbar begleitenden Gefühle der Scham und Schuld beweisen aber, daß unser Dasein nicht als ein Geschenk, sondern als eine Art Fehltritt oder Irrweg anzusehen ist.

Der Zeugungsact ist in seinem Verhältniß zur Welt das, was das Lösungswort zum Räthsel ist. Hier spricht es sich aus: was in der Mannichfaltigkeit von Raum und Zeit sich immer neu zeigt, ist nur der Wille zum Leben. Durch den Generationsact geht dem Menschen ein Licht auf über das Leben; das hat das A. T. in den tiefsinnigen Mythus vom Baum der Erkenntniß gekleidet.

[1] S. Metaphysik der Geschlechtsliebe, II, c. 44. Fischer, S. 368.

[1] S. besonders II, c. 45. Von der Bejahung des Willens zum Leben. S. K. Fischer, S. 261.

The tree of knowledge has been pluck'd — all's known.
Byron.

Der unschuldige junge menschliche Intellect erschrickt, wenn er zum ersten Mal jenes große Geheimniß der Welt erfährt. Was wir die Unschuld des Kindes nennen, ist nur das Uebermaß des Intellects, welches sich im Auge des Kindes am lebhaftesten ausspricht. „Eben weil die heillose Thätigkeit des Genitalsystems noch schlummert, während die des Gehirns schon volle Regsamkeit hat, ist die Kindheit die Zeit der Unschuld und des Glücks, das Paradies des Lebens, das verlorene Eden, auf welches wir unsern ganzen übrigen Lebensweg sehnsüchtig zurückblicken. Erst in der Periode der wachsenden Reife beginnt in jedem Menschen der Kampf zwischen Intellect und Wille um die Herrschaft über den Menschen." Durch die Erkenntniß werden wir uns auch mehr und mehr klar über uns selbst, die Charakterzüge, die von Anfang an waren, treten immer mehr und mehr in die Erscheinung. Wir lernen uns eigentlich ziemlich spät an unsern Motiven erst kennen, meist als ganz andere, als wofür wir uns a priori hielten, und oft erschrecken wir über uns selbst.

„Diesen Willen zum Leben sehen wir im Thiere gleichsam nackter als im Menschen, wo er mit so viel Erkenntniß überkleidet und zudem durch die Fähigkeit der Verstellung verhüllt ist, daß sein wahres Wesen fast nur zufällig und stellenweise zum Vorschein kommt. Ganz nackt, aber auch viel schwächer zeigt er sich in der Pflanze als bloßer blinder Drang zum Dasein ohne Zweck und Ziel. Denn diese offenbart ihr ganzes Wesen dem ersten Blick und mit vollkommener Unschuld, die nicht darunter leidet, daß sie die Genitalien, welche bei allen Thieren den verstecktesten Platz erhalten haben, auf ihrem Gipfel zur Schau trägt. Diese Unschuld der Pflanze beruht auf ihrer Erkenntnißlosigkeit. Nicht im Wollen, sondern im Wollen mit Erkenntniß liegt die Schuld." Daher kann man von Schuld nur reden bei Menschen; denn vermöge seiner Erkenntniß ist dem Menschen die Möglichkeit gegeben, den Willen zu verneinen und zur Erlösung fortzuschreiten. „Im Grunde ist doch jede Individualität nur ein specieller Irrthum, ein Fehltritt, etwas, das besser nicht wäre, ja wovon uns zurückzubringen der eigentliche Zweck des Lebens ist."

Bei der Verfolgung dieser Gedanken hat Schopenhauer zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß er sich völlig eins wisse mit dem christlichen Dogma von der Erbsünde,[1]) wie sie in den Hauptzügen von Augustin gelehrt wurde. Wir werden seine Lehre von der Erbsünde und was damit zusammenhängt, Gnade und Erlösung, die nicht nur eine Parallele zu der Augustins ist, betrachten und uns dabei das Gemeinsame und Unterscheidende vergegenwärtigen.

Obwohl sonst Schopenhauer gegen die jüdische Religion eifert, sagt er doch ganz direct, daß der Mythus vom Falle Adams allein im Stande wäre, ihn mit dem A. T. auszusöhnen. Er hält die Fabel vom Sündenfall für ein Pfropfreis altindischen Stammes. Es ist eine ganz richtige Beobachtung, daß das A. T. keinen Sinn für den tiefen Gedanken, der in dem Falle Adams liegt, gehabt hat.[2]) Das Christenthum hingegen hat sehr früh darauf zurückgegriffen. Schon Paulus hat im Römerbrief den ersten Adam dem zweiten (Christus) scharf gegenübergestellt. Besonders aber hat Augustin den tiefen Sinn des Mythus zum großen Theil richtig erkannt. Ihm folgte dann Luther mit seiner Lehre von der Gnade und Glaubensgerechtigkeit. Wir begegneten Augustin schon einmal bei der Lehre Schopenhauers, als wir von der Freiheit des Willens handelten. Beide hatten die formale Freiheit, oder wie Schopenhauer mit Kant sagt, die intelligible Freiheit nicht geleugnet. Aber Augustin sagt, daß der Mensch unter der misera necessitas peccandi stehe; Schopenhauer zeigte, wodurch die Handlungen des Menschen nothwendig sind. Die letzte, sozusagen metaphysische Begründung der Lehre von der Erbsünde, die ja allerdings, wie jedem einleuchtet, der sich damit beschäftigt, bei Augustin fehlt, glaubt Schopenhauer darin gefunden zu haben, daß der Mensch, d. h. sein freier Wille, sich selbst gemacht habe, wie im Vorhergehenden gezeigt ist und somit für sein Dasein schuldig sei. Dadurch hat Schopenhauer die Erschaffung ex nihilo, welche für Augustin ja etwas Böses ist[1]) und die Collisionen, in denen sich Augustin dadurch in verschiedener Hinsicht verwickelt, vermieden.

Schopenhauer ist nicht zurückgeschreckt vor der Consequenz einer Seelenerzeugung durch die Annahme einer tradux peccati. Er hat großentheils auf Grund von Erfahrungen eine Vererbungstheorie aufgestellt und das vitium originis ausführlich dargethan. Alle großen asiatischen Religionen, Buddhaismus und Brahmanismus, lehren, daß das Dasein an sich verschuldet ist. Die biblische Erzählung stellt diese Grundwahrheit in Form eines Mythus, einer zeitlich verlaufenden Erzählung, dar. Das jüdische Grunddogma, sagt Schopenhauer, ließ die Darstellung, daß der Mensch aus seinem eigenen freien Willen entstanden und demnach mit dem Sündenfall eins sei, nicht zu. Daher lehre Augustin in seinen Büchern de libero arbitrio, daß der Mensch nur als Adam vor dem Sündenfall schuldlos gewesen und einen freien Willen gehabt habe, von dem an aber in die Nothwendigkeit der Sünde verstrickt sei. Ein spontanes Gutsein leugnet Augustin ebenso wie Schopenhauer, beide lehren, daß in der essentia und existentia das Böse liege. Daß die Erbsünde Sünde, Sündenstrafe und Schuld zugleich ist, steht bei beiden fest.[2]) Als Hauptbegriff will Augustin den amor sui festgehalten wissen, ordnet aber doch die concupiscentia diesem über. Schopenhauer gibt die Erklärung: Der Egoismus ist Bejahung des Willens, die größte Bejahung aber liegt in der Concupiscenz, denn hier bejaht sich der Mensch noch über sich selbst hinaus. Während aber Augustin behauptete, daß sich die Geschlechtslust unabhängig vom Willen rege, und dadurch bewies, daß die Natur verderbt sei (natura vitiata), erkannte Schopenhauer die Geschlechtslust als Willen selbst. Augustin hätte nach seinem Satze: omne peccatum ex voluntate, was ja genau die Worte Schopenhauers sind, nur folgern können, daß im Geschlechtstrieb keine Sünde liege. Er geht aber auf Grund der Erfahrung von seinem Fundamentalsatz ab und construirt eine natura vitiata, die nicht der Willenssphäre angehört; denn deutlich ist bei Augustin, daß die Erbsünde der Grund alles Sündigens ist und daß es sich mit ihr ganz anders verhält als mit den actuellen Sünden, weil hier die schlecht gewordene Natur das ganze Wesen inficirt.[3]) Daß dadurch kein Raum bleibt für die heilige Ehe, ist für beide die Consequenz, die sie zu Manichäern macht, sowohl den Kirchenvater als den Philosophen.

Besonders weist Schopenhauer darauf hin, daß man den Sündenfall Adams als Mythus fassen muß, der die Idee des Menschen erkennt und deren Einheit aus ihrem Zerfallen in unzählige Individuen durch das alle zusammenhaltende Band der Zeugung wiederherstellt. Ebenso muß auch Christus stets als Symbol oder Personification der Verneinung des Willens aufgefaßt werden. „Dann spricht die Lehre von der Erbsünde die große Wahrheit des Christenthums aus: Jeder Mensch wird einerseits als

[1]) I, 425, 518 fg. II, 711 fg. V, 318.
[2]) Erst die spätere Theologie hat darauf Bezug genommen. Zuerst wohl Wsh. 2, 24.

[1]) Vgl. Harnack, Dogmengesch. III, S. 199.
[2]) S. Augustin op. imperf. I, 47. Sch. I, 519.
[3]) Vgl. Harnack, Dogmengesch. S. 191.

identisch betrachtet mit Adam, dem Repräsentanten der Bejahung des Willens, der Sünde (Erbsünde), dem Leiden und dem Tod anheimgefallen; andrerseits identisch mit dem Erlöser, dem Repräsentanten der Verneinung und dessen Aufopferung theilhaftig, erlöst durch sein Verdienst und gerettet aus den Banden der Sünde und des Todes, d. h. der Welt." (Röm. 5, 12—21.) Im Dogma von der Erbsünde ist die Nothwendigkeit als das Reich der Natur in Adam, die Freiheit als das Reich der Gnade in Jesus Christus symbolisirt. Die Erlösung aber konnte nicht anders als durch den menschgewordenen Gott erfolgen. Er mußte aus der Kette der Zeugung herausgehoben sein und durfte nicht aus der entschiedensten Bejahung des Willens zum Leben hervorgehen, noch auch einen Leib wie wir haben, der durch und durch nur concreter Wille, Erscheinung des Willens ist. So erklärt sich mit logischer Nothwendigkeit die Jungfraugeburt und von den Doketen war es nur consequent gedacht, wenn sie lehrten, Christus habe einen Scheinleib gehabt. Für diese Auffassung spricht ihm auch der Commentar des Augustin zu Röm. 8, 3: Deus filium suum misit in similitudinem carnis peccati. Also: Non enim caro peccati erat, quae non de carnali delectatione nata erat: sed tamen inerat ei similitudo carnis peccati, quia mortalis caro erat.[1])

Mit Luther, der ja ebenfalls wie Augustin gegen die platte pelagianische Ansicht ankämpft,[2]) weiß sich Schopenhauer ebenfalls völlig eins. Luther erklärt in seinem Buche de servo arbitrio ausdrücklich, daß der Wille nicht frei, sondern dem Hange zum Bösen ursprünglich unterthan sei, daß seine Werke stets sündlich und mangelhaft sind und nur der Glaube selig macht, dieser Glaube aber eine Gnadenwirkung ohne unser Zuthun sei. Die Pelagianer hingegen betrachten die Gnade nur als eine bequeme Krücke oder schließen gar die Gnade als principiell aus, wie es der pelagianische Satz: homo libero arbitrio emancipatus est ausspricht. „Die ernstliche und tiefe Lösung des Problems", sagt Schopenhauer, „liegt in der christlichen Lehre, daß die Werke nicht rechtfertigen: demnach ein Mensch, wenn er auch alle Gerechtigkeit und Menschenliebe, mithin das *ἀγαθόν*, honestum ausgeübt hat, dennoch nicht, wie Cicero meint: culpa omni carens (Tusc. V, 1) ist, sondern el delito major del hombre es haber nacido (des Menschen größte Schuld ist, daß er geboren ward), wie es aus viel tieferer Erkenntniß — der durch das Christenthum erleuchtete Dichter Calderon ausgedrückt hat." In Folge dieser Schuld bleibt der Mensch immer verschuldet. Wo aber bleibt die Tugend und Heiligkeit?

Die echte Tugend und Heiligkeit der Gesinnung hat ihren ersten Ursprung nicht in der überlegten Willkür (den Werken), sondern in der Erkenntniß (dem Glauben). „Der Glaube aber, dem die christliche Kirche die Seligkeit verspricht, ist dieser: daß, wie wir durch den Sündenfall des ersten Menschen der Sünde alle theilhaftig geworden und dem Tod und Verderben anheimgefallen sind, wir auch alle nur durch die Gnade und Uebernahme unsrer ungeheuren Schuld durch den göttlichen Mittler erlöst werden und zwar ganz ohne unser (der Person) Verdienst; da das, was aus dem absichtlichen (durch Motive bestimmten) Thun der Person hervorgehen kann, die Werke, uns nimmermehr rechtfertigen kann, weil es absichtliches durch Motive herbeigeführtes Thun (opus operatum) ist." Dieser Glaube spricht nichts anderes aus, als daß unser Zustand ein heilloser und wir erlösungsbedürftig sind. Die Erlösung kann nur durch Glauben, d. h. veränderte Erkenntniß- und Sinnesweise, gewonnen werden. Hierfür hat die christliche Dogmatik den treffenden Ausdruck „Wiedergeburt" oder wie es Asmus bezeichnet: die katholische transscendentale Veränderung. Das ist es in der That, denn „sein ganzes Wesen verändern und in eine andere Welt versetzt werden" ist im Grunde ein und dasselbe. Von einer vielleicht nur theilweisen Aenderung kann hier nicht die Rede sein, sondern es ist eine gänzliche Aufhebung des Charakters durch die Erkenntniß. Daher kommt auch die Gleichheit in der Handlungsweise nach der Wiedergeburt, obwohl noch jeder nach seinen Begriffen und Dogmen sehr verschieden redet. Die Erkenntniß ist aber Sache des Intellects, dieser ist nach Schopenhauer ein Product des Gehirns. Sobald dem Willen sein Primat[1]) entzogen wird und die Erkenntniß die Herrschaft über den Willen bekommt, tritt die Erlösung ein. Diese veränderte Erkenntnißweise aber, oder, wie der Christ sagt, der Glaube kommt durch Gnade, gleichsam von außen, und ist daher von vornherein unsrer Natur fremd, es ist eben die Aufhebung des Willens und die Verneinung unsrer Person. Diese Erkenntniß kommt nicht stückweise und wird nicht mühsam erworben, sondern intuitiv, mit einem Blick sozusagen wird der innerste Grund der Welt erkannt, der Mensch und sein Handeln ein anderes.

Sehr treffend findet Schopenhauer die Ausführungen Luthers in seinem Buche de libertate Christiana, wo er sagt, daß nach eingetretenem Glauben die Werke ganz von selbst kommen, ohne daß deßhalb der Mensch einen Anspruch auf Verdienst, Rechtfertigung oder Lohn habe, denn das wäre ja wieder Egoismus. So kommt durch die Gnade die freie Gerechtigkeit und Liebe bis zur Aufhebung des Egoismus und zuletzt die Resignation oder völlige Verneinung des Willens zum Leben. Das Mittel, wie es dazu kommt, ist die Askese, die Weltentsagung.

Das aber, was die christlichen Mystiker die Gnadenwirkung und Wiedergeburt nennen, ist uns die einzige unmittelbare Aeußerung der Freiheit des Willens. Es war sehr tiefsinnig von Paulus gedacht, führt Schopenhauer weiter aus, daß er brach mit dem jüdischen *νόμος*, welcher nur immerfort verlangte, daß der Mensch sein Thun ändere, was doch ganz unmöglich ist, da das Wesen unverändert bleibt. Ein neuer Mensch muß geboren werden, d. h. der alte muß durch eine fundamentale Sinnesänderung aufgehoben werden. Diese tritt erst ein, wenn der Wille zur Erkenntniß seines Wesens an sich gelangt, dieser ein Quietiv erhält und eben dadurch der Wirkung der Motive entzogen wird, welche im Gebiete einer anderen Erkenntnißweise liegt. Dieser Eintritt der Freiheit, jene Verneinung des Wollens läßt sich aber nicht erzwingen, sondern kommt von außen. Daher nannte sie die Kirche Gnadenwirkung. Zu ihr aber gehört noch die Aufnahme der Gnade, und das eben ist der Act der Freiheit. „Denn was sie den natürlichen Menschen nennt, das eben ist der Wille zum Leben, der verneint werden muß, wenn Erlösung aus einem Dasein, wie das unsrige ist, erlangt werden soll. Es ist der Zustand, von dem Paulus sagt: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir," d. h. der gekreuzigte Heiland, der die Schuld auf sich genommen und zum Erlöser der Welt geworden ist. Hinter unserm Dasein nämlich steckt etwas, welches uns erst dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abschütteln." Auch die Gnadenwahl, daß, wie Augustin sagt, ein certus numerus electorum gerettet wird, hat Schopenhauer, wie wir schon gesehen haben, in seiner Weise beibehalten.

So hat Schopenhauer die Lehre von der Gnade — von der er allerdings nicht ausspricht, woher sie kommt, sondern nur sagt, daß sie von außen sei — festgehalten und dabei doch durch die tiefere Fassung den klaffenden

---

[1]) lib. 83, quaest. qu. 66.

[2]) Vgl. K. Fischer, Ueber die menschl. Freiheit: 2. Aufl. Hdlbg. 1888. S. 14 u. 15.

[1]) S. Bd. II c. 19. Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein, u. Fischer a. a. O. S. 272 fg.

Widerspruch vermieden, der bei Augustin zwischen der Lehre vom Urstand und seiner Gnadenlehre besteht. Der Urstand, der ja auch sonst sehr viele Bedenken hat, ist für Schopenhauer nicht eine Zeit, die in weiter Ferne im Leben Adams liegt, sondern ist in einem jeden Menschen zu finden. Es ist die Zeit der Freiheit vor der Zeugung, der Zustand, zu dem wir durch die Erlösung zurückkehren sollen. „Unser Leben aber selbst sieht nichts anderem so ähnlich, als wie der Folge eines Fehltritts und eines strafbaren Gelüstens. Es ist eine Verirrung, von der zurückzukommen Erlösung ist." „Will man den Grad der Schuld, mit dem unser Dasein behaftet ist, ermessen, so blicke man auf das Leiden, das mit demselben verknüpft ist. Jeder geistige oder leibliche Schmerz sagt aus, was wir verdienen; denn er könnte gar nicht an uns kommen, wenn wir ihn nicht verdienten." Auch dies ist, wie Schopenhauer sagt, nicht nur seine Lehre, sondern auch die Auffassung des Christenthums. (II 684.) Zum Beweis hiefür führt er eine Stelle aus Luthers Commentar zu Gal. 3 an: Sumus autem nos omnes corporibus et rebus subjecti Diabolo et hospites sumus in mundo, cujus ipse princeps et Deus est. Ideo panis, quem edimus, potus, quem bibimus, vestes, quibus utimur, imo aër et totum, quo vivimus, in carne sub ipsius imperio est.

Es besteht eine innige Correspondenz zwischen Bejahung des Willens, d. h. Schuld, und dem Leiden. Die Welt ist für jeden gerade eine solche, weil der Wille, dessen Erscheinung sie ist, ein solcher ist. Weil jede Bejahung des Willens im einzelnen doch nur möglich ist durch die größte Bejahung, durch die ein Mensch ins Dasein tritt, so kann man die Zeugung als die Urschuld auffassen, aus der sich alle Verschuldung ableiten läßt. Schopenhauer stellt ganz direct die Alternative: „Der Mensch hat sein Dasein und Wesen entweder mit seinem Willen, d. h. seiner Einwilligung oder ohne diese: im letzteren Falle wäre eine solche durch vielfache und unausbleibliche Leiden verbitterte Existenz eine schreiende Ungerechtigkeit. Daher ist auch der Tod die große Zurechtweisung der Natur und die Strafe für unser Dasein. Der Tod sagt: du bist das Product eines Actes, der nicht hätte sein sollen. Der Mensch steht durch die Erbsünde unter der furchtbaren Nothwendigkeit des non posse non mori." (4. 192 Euch. 27.)

Dies ist das Thema der ewigen Gerechtigkeit.[1] Wir haben schon am Schluß der Darstellung des ersten Grundproblems einen Blick auf die Rechtsphilosophie Schopenhauers geworfen. Jene Gerechtigkeit beherrschte den Staat, diese beherrscht die Welt. Die ewige Gerechtigkeit ist keine Vergeltung, denn der Begriff der Vergeltung setzt eine gewisse Zeit voraus. Die ewige Gerechtigkeit ist, wie schon der Name sagt: ewig. Es ist daher nur möglich, daß Vergehen und Strafe eins sind. Da nun, wie gezeigt, bereits unser Leben und Dasein ein Vergehen ist, so muß auch unser Dasein und Leben selbst die Strafe enthalten. Wir haben nicht erst eine Hölle nach diesem Leben zu erwarten. Das Leben selbst ist eine Hölle. Dante hat alle Qualen und allen Jammer in seinem Inferno aus dem Menschenleben genommen, wo sie sich als in der Hölle finden. Viel schwerer wurde ihm die Beschreibung des Himmels, weil ihm dafür das Vorbild fehlte. Die Welt ist entstanden aus dem Willen, sie ist die Erscheinung, „die Objectität des Willens", daher ist das Dasein an sich verschuldet. „Die Verantwortlichkeit für das Dasein und die Beschaffenheit der Welt kann nur sie selbst tragen, kein anderer, denn wie hätte er sie auf sich nehmen mögen? Die Welt aber ist der Mensch mit seinem ganzen Gefolge. Nicht der Mensch ist die Welt im kleinen, sondern die Welt ist der Mensch im großen." (II, § 50.)[1] „Will man wissen, was die Menschen im ganzen und allgemeinen werth sind, so betrachte man ihr Schicksal im ganzen und allgemeinen. Dieses ist Mangel, Jammer, Elend und Tod. Die ewige Gerechtigkeit waltet: wären sie nicht im ganzen genommen so nichtswürdig, so würde ihr Schicksal im ganzen genommen nicht so traurig sein. In diesem Sinne können wir sagen: die Welt ist das Weltgericht. Könnte man allen Jammer der Welt in die eine Wagschale legen und alle Schuld in die andere, so würde gewiß die Zunge einstehen." Dieser Ausgleich findet aber nur im großen statt und wir können ihn nicht im einzelnen nachrechnen. „Die Rache ist mein", sagt der Herr.[2]) So stellt sich die Welt nur der reinen Erkenntniß dar. Den Blick des rohen Individuums trübt, wie der Inder sagt, stets der Schleier der Maja, d. h. das principium individuationis: Raum und Zeit. Weil der Mensch es nicht vermag, die Welt als Einheit zu fassen, trennt er stets und sieht zwischen sich und andern eine große Kluft. Hat er aber einmal erkannt, daß die Welt nichts ist als Wille, so weiß er auch, daß das Uebel und das Böse nur zwei Erscheinungen des einen Willens zum Leben sind. Denn wenn wir einen Menschen „böse"[3]) nennen, so heißt das weiter nichts, als daß 1) sein Wille sehr heftig und stark ist, 2) daß seine Erkenntniß ganz dem Satz vom Grunde hingegeben und im principio individuationis befangen einen großen Unterschied zwischen sich und andern macht, ja die andern nur als „Larven" betrachtet und nur sein eigenes Ich zu befriedigen sucht. So lange aber der Mensch den Willen zum Leben selbst bejaht, hat jeder alle Leiden, alle Schuld zu tragen. „Wer sich über den Satz des Grundes erhebt zu den Ideen, erkennt, daß alle Individuen im Grunde eins sind: Ich bin Du und Du bist ich. Auf diese Weise ist der Quäler gleich dem Gequälten. Jener irrt, indem er sich der Qual, dieser indem er sich der Schuld nicht theilhaft glaubt."

Die Leiden der Welt und des Daseins können aber nicht größer sein, als sie sind. Der Größe der Leiden entspricht genau die Größe der Schuld, denn alles Leiden ist verschuldet. Dies ist die ewige Gerechtigkeit, die nicht erst eintritt am Weltende, am jüngsten Tag, sondern die eingetreten ist am ersten und nie aufgehört hat sich zu offenbaren. Wer aber das Walten der ewigen Gerechtigkeit erkannt hat, der wird auch begreifen, daß die Erlösung aus dieser „Buß- und Strafanstalt", genannt „Welt", nur durch die Tilgung der Schuld erfolgen kann. Nun aber geht alle Schuld aus der Bejahung des Willens zum Leben hervor, folglich ist die Erlösung die Verneinung des Willens zum Leben. Der Wille wird durch keinerlei Motive mehr bewegt und das Quietiv tritt ein: jener Friede, der höher ist denn alle Vernunft, der der Meeresstille gleicht nach dem Sturm.

Da im Wesen der Welt das Leiden begründet ist und nothwendig aus demselben folgt, das empfundene Leiden aber die Kraft der Läuterung besitzt und zur Erlösung führt, so hat das Dasein in der Welt eine moralische Bedeutung und erscheint selbst als Heilsordnung[4]) (I, 526). „Haben wir also das Wesen der Welt an sich als Wille und in allen ihren Erscheinungen nur seine Objectität erkannt und diese verfolgt vom erkenntnißlosen Drang dunkler Naturkräfte bis zum bewußtvollsten Handeln des Menschen, so weichen wir keineswegs der Consequenz aus, daß mit der freien Verneinung, dem Aufgeben des Willens nun auch

[1]) S. I, 428. 452 fg. II, 710, und Fischer, S. 382.

[1]) S. Fischer, a. a. O. S. 421.
[2]) I, 461 fg.
[3]) I, 462.
[4]) S. Fischer, a. a. O. S. 415.

alle jene Erscheinungen aufgehoben sind, jenes beständige Drängen und Treiben ohne Rast, in welchem und durch welches die Welt besteht, aufgehoben die Mannichfaltigkeit stufenweise folgender Formen, aufgehoben mit dem Willen seine ganze Erscheinung, endlich auch die allgemeinen Formen dieser, Zeit und Raum, und auch die letzte Grundform derselben: Subject und Object." „Kein Wille, keine Vorstellung, keine Welt." „Es bleibt das Nichtsein der Welt, worüber nichts mehr zu sagen ist: Nirwana." Mit dieser Verheißung altindischer Weisheit schließt Schopenhauers Erlösungslehre.

Parallel und unverbunden mit diesen Gedanken geht bei Schopenhauer die Lehre von der Seelenwanderung.[1] Und zwar hat diese Lehre für Schopenhauer die ursprüngliche, moralische Bedeutung. Lessing[2]) hatte ihr im 18. Jahrhundert diesen Charakter genommen und daraus eine Entwicklungslehre gemacht, wobei für die Metempsychose die körperliche, für die Palingenesie die intellectuelle Entwicklung in den Vordergrund trat. Lessing lehrte eine Entwicklung und Fortdauer des Einzelnen in Raum und Zeit. Bei Schopenhauer, der, wie wir gesehen haben, die Subjectivität von Raum und Zeit in Kantischer Weise lehrte, dauert das Individuum nicht fort, sondern die „sogenannte Seele" wird zersetzt, und zwar so, daß der Wille das Bleibende ist, der Intellect das Vorübergehende.

Wir sahen, daß die Verneinung des Willens zum Leben das Ziel ist. Diese tritt ein durch die Willensläuterung. Der Wille bleibt immer derselbe in unendlicher Zeit, nur da bei jeder Zeugung die Mutter eine andere ist, hat auch jedes neue Individuum einen neuen Intellect und keine Erinnerung an vorhergegangene Zeit; denn die Erinnerung ist einzig Sache des Intellects. „Diese steten Wiedergeburten machten dann die Succession der Lebensträume eines an sich unzerstörbaren Wesens aus, bis es durch so viele und verschiedenartige successive Erkenntniß in stets neuer Form belehrt und gebessert sich selbst aufhöbe." Schopenhauer behauptet, daß an Stelle der Seelenwanderung im Christenthum die Lehre von der Erbsünde getreten sei. Beide identificiren und zwar mit moralischer Tendenz den vorhandenen Menschen mit einem früher dagewesenen: die Seelenwanderung unmittelbar, die Erbsünde mittelbar.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ **Berlin**, 23. Nov. In der gestrigen Novembersitzung des „Vereins für Volkskunde" (Folklore) sprach der Vorsitzende, Geh. Rath. Prof. Dr. K. Weinhold, über Sagen aus dem Volksleben der Nieder-Bretagne. Die Bevölkerung der Bretagne, dieses nordwestlichen Theils von Frankreich, besteht, wie der Vortragende ausführte, zum Theil aus Fischern und Schiffern, doch leben auch Bauern dort, die tüchtig Ackerbau und Weidewirthschaft treiben. Die Bevölkerung stellt einen Rest dar jenes großen Keltenvolkes, das im Alterthum den ganzen Westen und Nordwesten von Europa bewohnte, aus Galliern, Helvetiern, Belgiern, Bretonen als den Hauptstämmen sich zusammensetzte, Aquitanien besetzt hatte; und wenn auch nicht direct am Rhein seine Wohnsitze gelegen waren, so stießen keltische Stämme hier mit den Germanen schon früh zusammen und dehnten sich östlich bis zur Weser, Elbe und Leine, südöstlich bis in die Schweiz hin, dann weiter bis nach Rätien, Noricum bis nach Thracien und Illyrien aus. Heute hört man allein noch in der Bretagne, in Irland und Wales keltische Laute und der Dialekt ist in einigen Gegenden Schottlands noch lebendig. Früh hat sich namentlich in Gallien Keltenblut mit römischem und germanischem gemischt, allein noch heute trifft die farbenreiche Schilderung Cäsars vom gallischen Volkscharakter auf die Franzosen zu. Die Bedeutung, die Priester und Adel bei den alten Galliern hatten, ist begründet in dem starken politischen Interesse, das sie beherrscht und das nicht selten zu einem das ganze Land durchhallenden politischen Streit führt, und andrerseits durch die tief im Volke lebende Religiosität und die Bedeutung, die es dem religiösen Cultus beilegt. Neben einer großen Fröhlichkeit wohnt dem Kelten ein tieferuster schwermüthiger Zug inne, der in Sagen und Legenden, wie sie im Volke nicht selten in poetischer Form lebendig sind, zum Durchbruch kommt. Solche Sagen bieten dem Volksforscher gute Gelegenheit, in das Leben der Volksseele Einblicke zu thun, und Souvestre wie der Bretone Loti haben sehr ergreifende Erzählungen aus dem Volksleben der Bretagne zu schöpfen verstanden. Alma Luzel hat Sammlungen von bretonischen Sagen und Gebräuchen veranstaltet, in denen die Leichtigkeit deutlich sich offenbart, mit der Volksphantasie vom Natürlichen zum Uebersinnlichen oder dem Außersinnlichen hinübergleitet und die entgegenstehenden Hindernisse überspringt. Dies erhellt namentlich aus den dauernden Beziehungen, in denen die Lebenden zu den Seelen der Abgeschiedenen wie zu den Geistern des Todes stehen; vornehmlich sind es geweihte Tage wie Allerheiligen und Weihnachten, überhaupt Feste und Feiertage, an denen besonders ein Verkehr mit den Seelen stattfindet. Nicht selten hört man dann die Seelen der Abgeschiedenen weinend und stöhnend herumschleichen, wie es Ernest Renan dargestellt hat, und dies führt zu der psychologisch so wichtigen Frage von der Vorstellung des Aufenthaltsortes der Seelen, die namentlich Adolf Bastian nach den geographischen Provinzen bei den verschiedensten Völkern beider Hemisphären aufzuklären gesucht hat. Für die Nieder-Bretagne hat Lebran die darauf bezüglichen Legenden des Todes unmittelbar aus dem Volksmunde zu erkunden gesucht und sie aufgezeichnet, in denen sich viele Parallelen zur deutschen Sage bis auf den heutigen Tag finden. Er erzählt unter anderem die Sage von Marie Cornic, der schönen, jungen Frau eines Schiffscapitäns, dessen Beruf den Gatten den größten Theil des Jahres fern von der ihn so sehr liebenden Gattin hält. Diese schließt sich gänzlich von der Welt ab, und als ihre Mutter sie deßhalb verspottet und ihr sagt, es sei nicht gut, allzu sehr zu lieben, entgegnet Marie ihr mit dem altkeltischen Sprichwort: Es gibt nichts Gutes auf der Welt, als zu lieben und geliebt zu werden. Sie ist fromm und läßt die Mauer des Friedhofs, der an der Kirche liegt, bei welcher sie wohnt, durchbrechen, um in aller Frühe zur Messe unbemerkt in das Gotteshaus zu gelangen, wo sie zur heiligen Jungfrau und allen Heiligen der Bretagne betet, sie möchten ihren Mann gesund in die Heimath zurückführen. Als sie in einer Winternacht Glocken zu hören und die Zeit für die Frühmesse gekommen glaubt, erhebt sie sich und betritt die Kirche, die schon dicht gefüllt ist, ein ihr fremder Priester celebrirt hier die Messe und der Küster fordert Gaben von den Anwesenden mit den Worten: „Für die armen Seelen, wenn es Euch gefällt." Da Marie kein Geld bei sich hat und der Küster nach einer Gabe, die sie entrichten müsse, in sie dringt, läßt sie sich betroffen und willenlos den goldenen Trauring vom Finger ziehen, und als es ihr zum Bewußtsein kommt, daß sie den Ring hingegeben, schluchzt sie laut auf und schläft darnach ein. Am hellen Morgen findet sie der Pfarrer vor Beginn der Frühmesse in der Kirche; auf seine Frage, was sie dort thue, erzählt sie ihm alles, was sie erlebt hat; er tröstet sie, sagt ihr, sie sei zu früh zur Kirche gekommen, und meint, der Trauring könne nicht weit von dem Orte entfernt sein, wo sie ihn sich habe abziehen lassen, er findet ihn auch auf einer geweihten Stelle des Hochaltars und gibt ihr ihn mit den Worten zurück: „Ihr habt viel geliebt, Ihr werdet viel zu weinen haben." Vierzehn Tage später kommt die Nachricht, daß ihr Gatte in derselben Stunde, wo ihr der Ring in der Kirche abgezogen worden war, durch Schiffbruch an der englischen Küste untergegangen ist. Aehnliche Erzählungen finden wir in Deutschland im Volksmunde lebendig, so berichtete der Vortragende, daß der „Untersberg" bei Salzburg als Todtenberg angesehen werde, und dessen Bewohner, die „Untersbergmänner", als Zwerge, die die Menschen, namentlich Frauen täuschen, so daß sie Nachts öfter Glockenläuten hören und sich dann zur Kirche aufmachen, obgleich es noch Nacht ist. — Nicht selten finden wir in der Bretagne die Vorstellung, als nehme die Seele nach dem Tode die Form schleichender und kriechender Thiere an, amalgamirt mit Kirchenglauben und kirchlichen Gefühlen. So erblickt der Diener Lunogarell eines bretonischen Ritters die Seele seines Herrn nach dessen Tode als weiße Maus. Die Sache selbst ist phantastisch und gruselig. Lunogarell ist ein kluger Diener, zu dem sein Herr Vertrauen hat. Er grübelt über den Gedanken, wie sich wohl die Trennung der Seele vom Körper vollziehe. Sein Herr fühlt sich schwach, und da er fürchtet, er könne sterben, so schickt er den Diener eiligst nach Reims, um dort zur günstigen

---

[1]) S. I, 458 fg. II, 590. 707. IV. 49, 52. V, 285 fg.

[2]) Hiezu vgl. Arnsberger: Lessings Seelenwanderungsgedanke kritisch beleuchtet. Heidelberg 1893. S. 39 und 40.

Entscheidung eines Processes für ihn zu wirken. Auf seinem Ritte durch die Winternacht kommt der Diener an einen Friedhof, wo sich ein fein aussehender junger Mann ihm zugesellt und sein Gefährte auf der Reise wird. Auf des Dieners Frage, wie spät es sei, kann der Unbekannte keine Antwort geben; da kräht der Hahn, der Diener hält ihn für den Morgenhahn, doch der Fremde antwortet: Das ist der weiße Hahn. Auf die Erzählung des Dieners über den Zweck seiner Reise erhält er von seinem Begleiter keine Antwort, bei einem zweiten Hahnenschrei glaubt er den Morgen nahe, doch der Fremde sagt: Das ist der graue Hahn. Dem Diener wird es unheimlich, doch bei einem erneuten Hahnenschrei sagt ihm sein Gefährte: Das ist der rothe Hahn. Endlich erscheint der Tag, der unheimliche Reisebegleiter sagt dem Diener, seines Herrn Proceß sei zu dessen Gunsten entschieden, er solle zurückkehren zu seinem Herrn, nicht nach Reims reiten. Auch über seine Frage, mit der er stets sich plage, wie sich die Seele vom Körper trenne, werde er bald Auskunft erhalten. Der Diener ist darüber erschrocken, daß der Unbekannte seine Gedanken kennt; der aber sagt ihm, er habe ihn auf dem nächtlichen Ritte beschützt, und sein Herr werde bald sterben, dann solle er nach dessen Tode allein die Todtengebräuche verrichten; er werde alsdann eine weiße Maus aus dem Munde seines Herrn schlüpfen sehen, der er in die Kirche folgen solle. Damit schwindet er im Morgennebel. Nach der Rückkehr des Dieners geschieht alles, was der Fremde gesagt. Der Diener folgt der weißen Maus, die er aus dem Munde seines Herrn schlüpfen sieht, durch Gehölz, Sümpfe, Gruben, Dörfer über Wiesen bis zu einem morschen Baum auf weiter Haide, in dessen Höhlung er seinen Herrn erblickt, der ihn bittet, für sein und sein eigenes Seelenheil ein Jahr lang zu fasten, dann seien ihre Seelen gelöst. Nach dieser Zeit, die er mit Fasten verbracht, stirbt auch der Diener. — Hiezu finden wir zahlreiche Parallelen in allen Ländern. Als Parallele zur Lenorensage zugleich mit Anklang an den Vampyrglauben mag folgende Sage aus der Nieder-Bretagne dienen: Renêt und Dunwell sind ein wohlhabendes, schönes Paar, das für einander bestimmt ist, doch Dunwells Vater will aus Stolz nicht in die Heirath willigen. Bei einem Ritte nach seines Vaters Gut Maison Morte, wo Renêt die Arbeiter beaufsichtigen soll, die dort Buchen fällen, reitet er auf seinem Wege über Berge, Bäche und Schluchten auch zu Dunwells Hof und begrüßt sie. Als er von fern das Geräusch der Aexte hört, wird sein Pferd scheu, strauchelt dann über eine umgestürzte Buche, wirft den Reiter ab, der gegen einen Stein schlägt und an einer klaffenden Kopfwunde stirbt. Kein Arbeiter will Renêts Tod an dessen Vater melden. In der Nacht ist Dunwell unruhig, sie hat Renêt längst zurückerwartet, da hört sie den Tritt eines Pferdes und drei Glockenschläge an ihrer Thür. Sie öffnet, Renêt kommt, sie zur Hochzeit zu holen. Ueber die unkirchliche Stunde, die ihr Bedenken erregt, beruhigt sie die Mutter. Renêt selbst sagt: Jede Zeit ist mein. Dunwells Eltern gehen in Festkleidern zu Renêts Eltern, wo die von außen hellschimmernden Fenster in starkem Gegensatz zu dem Jammer der Klagefrauen drinnen um einen Todten stehen — Dunwell aber reitet mit Renêt so wild, daß der Schweif des Pferdes ihre Wangen blutig schlägt. Auf ihre Frage, warum sie so schnell reiten, gibt Renêt die Antwort: Wir haben Eile. Auf dem Kirchhof seines Heimathsdorfes schlägt das Pferd Renêts an einem frischen Grabe nieder, in dem man Dunwell am Morgen todt findet. — Prof. **Buchholz** legte eine Anzahl Lampen von den primitivsten Formen an bis zu verzierten Exemplaren aus der Renaissancezeit, die im Hausgebrauch angewandt wurden, sowie Löffel, Leuchter und Bierhähne aus verschiedenen Zeiten vor.

* **Berlin.** Während das Cultusministerium auf ein weiteres Vorgehen gegen Dr. Jastrow verzichtet hat, ist, wie die „Nat.-Z.“ hört, nunmehr ein neues Disciplinarverfahren gegen einen Privatdocenten der Universität Berlin, allerdings aus einem sehr unpolitischen Grund, im Gang. Der Fabricant der Myrrholinseife hatte von einer größeren Anzahl von Aerzten Atteste über sein Fabricat zu erlangen gewußt, die er dann zu Reclamezwecken veröffentlichte. Auf der Liste der Attestirenden befanden sich auch die Namen von vier Mitgliedern der Berliner medicinischen Facultät, und zwar eines außerordentlichen Professors und dreier Privatdocenten. An diese vier Herren richtete nun der Cultusminister die Aufforderung, sich darüber zu äußern, wie ihre Namen unter jene Reclameatteste gekommen seien; er setze voraus, daß sie nur in Unkenntniß über den beabsichtigten Zweck ihre Namen dazu hergegeben hätten. Drei von den Herren gaben dem Hrn. Minister befriedigende Aufklärungen, womit für sie die Angelegenheit erledigt war. Nur der Privatdocent der Laryngologie und titulirte Professor Dr. Hermann Krause, der seinerzeit auch zur Behandlung des Kaisers Friedrich hinzugezogen war, lehnte es ab, dem Minister die geforderte Erklärung zu geben, so lange er nicht wisse, zu welchem Zwecke diese von ihm gefordert werde, und bemerkte noch, daß er in disciplinaren Angelegenheiten nur der Facultät unterstehe. Die Folge davon war, daß der Cultusminister die medicinische Facultät zur Einleitung des Disciplinarverfahrens gegen Prof. Krause aufforderte.

* **Berlin.** Theodor Mommsen hat sein Amt als ständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften niedergelegt. Sein Nachfolger ist der Professor Hermann Diels geworden.

* **Kiel.** Privatdocent Dr. Karl August Bier, der seinen beurlaubten Lehrer Geh. R. v. Esmarch vertritt, ist, wie die „Nat.-Ztg.“ erfährt, zum Extraordinarius der Chirurgie ernannt worden.

* **Dresden.** Auf Anregung namhafter sächsischer Geschichtsforscher soll für das Königreich Sachsen eine unter dem Cultusministerium stehende Commission zur Pflege landesgeschichtlicher Studien und Nutzbarmachung der in sächsischen Archiven vorhandenen Schriften ins Leben gerufen werden. Vorläufig sollen jährlich etwa 10,000 M. auf diesen Zweck verwandt werden.

* **Basel.** Im Alter von 70 Jahren ist hier Prof. Dr. Ludwig Rütimeyer gestorben, der von 1855 bis 1893, wo er seine Lehrthätigkeit aufgab, als Ordinarius für vergleichende Anatomie an unsrer Universität gewirkt hat. An der Verwaltung von Sammlungen und Stiftungen unsrer Stadt war er als Commissionsmitglied emsig betheiligt, wie er auch der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in ähnlicher Weise nützlich diente.

* **Paris.** Alexandre Dumas der Sohn, dessen Tod der Draht gemeldet, hat ein Alter von 71 Jahren erreicht; 20 Jahre lang gehörte er der französischen Akademie an. Als Privatmann brav, liebenswürdig, dienstbereit, der Politik fernstehend, hat er ins allgemeine Leben wesentlich nur durch seine Behandlung der Frauenfrage in Romanen, Dramen und Flugschriften eingegriffen. Die Ideale der Halbwelt danken ihm vor Anderen ihre darstellbare Fassung; Cameliendamen und solche, die es werden wollen, sollten diesen ihren Frauenlob ehrend zu Grabe tragen. Seine Kunstfertigkeit wird Jedermann anerkennen, dem Geschmack seiner Zeit und Gesellschaft hat er um die Mitte des Jahrhunderts überhaupt entsprochen; in den letzten Jahrzehnten trat er gegen eine kräftiger, dreister, gemeingültiger phantasirende und zeichnende Dichtung alternd zurück.

* Der Afrika-Reisende Otto Ehlers soll nach einem telegraphischen Berichte aus Auckland auf Neu-Seeland beim Versuche, das englische Gebiet der Insel Neu-Guinea zu durchqueren, ertrunken sein; außerdem seien 20 Eingeborene umgekommen und sämmtliche Tagebücher und anderen Aufzeichnungen von Ehlers seien verloren gegangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 27. November folgende Schriften eingegangen:

Frhr. v. Thielmann-Jacobsdorf: Deutsche Volkswirthschaft oder Weltwirthschaft? Breslau, E. Dülfer 1895. — Dr. med. Ed. Trilling: Die sociale Lage der deutschen Aerzte und ihre Verbesserung durch die Verstaatlichung der cassenärztlichen Praxis &c. Leipzig, Gustav Fock 1895. — W. Kulemann: Das Kleingewerbe; Nothlage u. Abhülfe. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1895. — Die Zukunft der Landbevölkerung; Flugschriften hggb. v. Heinrich Sohnrey. I. Bd. Heft 1—3. P. Ludwig Heinrich Hunzinger: Das beste Dorf; Reg.-R. Paul Waldhecker: Die preuß. Rentengutsgesetzgebung; Hans Wittenberg: Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande. Ebd. 1896. — Göttinger Arbeiterbibliothek hggb. v. Fr. Naumann. I. 8—10. Dr. Gottfried Riehm: Schöpfung u. Entstehung der Welt; Darwinismus und Christenthum. Dr. Hans Delbrück: Die Socialdemokratie in der franz. Revolution. Ebd. 1895. — Heinrich Sohnrey: Die hinter den Bergen; Dorfgestalten aus Hannoverland. 2. Ausg. Verschworen — verloren; Erzählung aus dem südhannov. Berglande. 2. Ausg. Ebd. 1896. — M. Levy: Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. (Sep.-Abdr.) Berlin, H. S. Hermann 1895. — R. Förtsch: Die Reichsgesetze betr. d. privatrechtl. Verhältnisse der Binnenschiffahrt u. der Flößerei, erläutert. Leipzig, Roßberg 1896.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Religionen der Heiden.

Von Max Buchner.

I.

Das erste der Ideale, unerreichbar wie alle, ist die Selbsterkenntniß. Aus den weitesten Fernen kehrt unser Streben stets wieder zurück an das Räthsel des eigenen Daseins und jegliches Forschen dreht sich im Grunde um eine einzige Frage: Wer bist du? Die Antwort wird sicher versagt bleiben, aber das Fragen wird deßhalb nicht aufhören. Dieses ewige Fragen nennt dann der Mensch, um sich zu trösten, die Wissenschaft. Das Fragen bewegt sich auf allen Gebieten, die der schwache Menschenverstand als die Welt bezeichnet. Eigentlich ist das bloß der Erdball, die Scholle, an die wir gebunden sind. Für die alten Hellenen war diese Welt noch viel kleiner. Sie war damals das Mittelmeer. Alexander der Große und später die Römer erweiterten zwar den engen Gesichtskreis um einige Zonen, allein die größeren Strecken von Asien, Afrika und Europa blieben doch lange noch nebelumhüllt. Ein mächtiges Staunen befiel die Weisheit Europa's, als Amerika aus dem Meere emporstieg und allmählich in seiner wahren Gestalt sich zeigte. Alle bisherigen Vorstellungen von dem Zustand der Erde und ihrer Bewohnerschaft waren erschüttert und ganz ernsthaft wurde behauptet, daß man nun einen zweiten Adam nöthig habe, um die Existenz der amerikanischen Menschen zu begreifen. Aber noch mehr solche Adame wurden nöthig, als auch nach Osten hin der Ocean sich entschleierte, Australien auftauchte und die Südsee mit ihren Tausenden bewohnter Erdtheilchen immer gewaltigere Dimensionen annahm. Wenn man dem Fidji-Insulaner mittheilt, daß außer seinen zweihundert Inseln auch noch andere und viel größere Landmassen da sind, so lächelt er ungläubig. Er vertritt einen ähnlich beschränkten Standpunkt wie der Europäer, der „die Weltgeschichte“ ein Buch nennt, das zwar einiges von dem europäischen Drittel, von den vielen anderen Millionen der Menschheit aber nichts zu erzählen weiß. Die Menschheit steht heute vollzählig vor uns. Neue Entdeckungen größeren Maßstabs sind ausgeschlossen. Es gilt jetzt, das, was wir Wissenschaft nennen, auch an den anderen Ländern und Völkern, die wir bisher vernachlässigt haben, zu erproben. Ehe die Wissenschaft in Facultäten ausgetheilt wurde, hat sie als Einheit alles umfaßt, was die Wißbegier anzog. Zuerst war die Philosophie und vor ihr noch die Religion. Was wäre nun interessanter, als mit der Summe geistigen Ringens nach dem Höchsten, die in den zwei Worten für uns enthalten ist, das zu vergleichen, was die anderen so lange fremd gebliebenen Völker hierin geleistet haben? Zur Geschichte des menschlichen Denkens gehören vor allem auch die Religionen der Heiden.

Was ist Religion? Was sind Heiden? Den Kreuzrittern waren auch die Türken verfluchte Heiden. Das damals zur Schmähung dienende Wort wird heute bloß auf die Träger der nicht monotheistischen Glaubenslehren bezogen, also auf alle die anderen Menschen, welche nicht Christen, Juden oder Mohammedaner sind. Demnach beginnen die Heiden erst jenseit des Islam und reichen von den Bekennern des Brahmathums und des Buddhismus in Asien bis zu den uncultivirtesten Wilden in Afrika und in Australien, von denen man zweifeln kann, ob eine Religion im strengeren Sinn ihnen auch wirklich gegeben ist. Denn noch viel schwieriger ist der Begriff Religion. Schon der Ausdruck an sich, rein etymologisch genommen, ist kaum erklärbar.

Die Naturerkenntniß stößt nach allen Seiten auf eine unüberwindliche Mauer, hinter der die letzten Gründe der Dinge verborgen sind. Diese dennoch zu wissen, verlangt nun beständig das allgemein menschliche Causalitätsbedürfniß. Da ihm das aber versagt bleibt, drängen sich zum Ersatz allerhand Speculationen herbei. Solche Speculationen, wenn auch noch schüchtern und ungeschickt, fehlen nirgends in den Gruppen der Menschen, selbst nicht der primitivsten. Sie sind ein gemeines Recht der gesammten Menschheit. Hundertfach laufen die Wege vor jener großen Mauer herum, schmale Pfade und breite Straßen. Sie lassen sich in drei Hauptarten sondern, je nach den drei Hauptcharakteren der heidnischen Menschheit, die wir näher zu kennen glauben, Neger, Hindu und Mongolen.

Eine Suche, die darauf ausgeht, für Religion den rechten Begriff aufzustellen, der schon die kleinsten und untersten Anfänge deckt, muß sich zunächst an die wilden Naturvölker wenden. Sie sind die einfachsten Organismen des Menschengeschlechts. Man hat sie die Kryptogamen der Menschheit genannt und damit eine Hoffnung geäußert, daß ebenso, wie an den niedrigsten Pflanzen vermöge ihres schlichteren Baues die ersten Vorgänge des pflanzlichen Lebens am leichtesten zu beobachten sind, dies auch in Bezug auf das seelische Leben der Menschheit bei den sogenannten Wilden der Fall sein möchte. Jene Hoffnung hat freilich sich noch nicht erfüllt. Es ist auch heute noch nöthig, stark zu betonen, daß es halb thierische Menschen nicht gibt und daß auch die scheinbar uncultivirtesten Racen uns stolzen Europäern rein menschlich viel näher stehen, als man früher meinte. Wer niemals unter ihnen gelebt hat, macht sich von ihnen gern die ungerechtesten Vorstellungen. Der zähnefletschende Wilde, der immer nach Blut und nach Unthaten lechzt, ist nur in unsern Jahrmarktbuden zu Hause. In ihrer wirklichen Heimath sind auch die wildesten Wilden viel angenehmer. Ja, in den Formen freundlichen Umgangs übertreffen Papua, Neger und Indianer häufig genug unsre eigenen Leute vermöge eines natürlichen Anstandsgefühls, das überraschend günstig entwickelt ist. Gutes und Schlechtes, Schönes und Häßliches, Frohes und Trauriges wirkt auf sie ebenso wie auch auf uns. Roheit und Unflath ist auch bei ihnen beschämend. Wohlwollen, Haß und Verachtung werden überall gleich empfunden. Nur bezüglich der Tiefe,

Nachhaltigkeit und Verwerthung der Eindrücke sind die Naturvölker schwächer veranlagt. Das craß Unmenschliche findet sich systematisch entwickelt erst auf höheren Stufen. Die ärgsten Sünden der Sklaverei gehören dem römischen Recht an oder der colonialen Geschichte der christlichen Staaten, und die ganz niederträchtige Bosheit ist ein Monopol des europäischen Pöbels. Die sogenannten Wilden sind viel bessere Menschen.

Ehe die Frage nach dem Urgrund der Dinge deutlicher selbstbewußt auftritt, waren schon Stimmungen da. Die Gefühle und deren Accorde, die Stimmungen, Nervenerregungen von specifischer Art sind die ersten nicht weiter zerlegbaren Elementarfunctionen der Seele. Je nach den Stimmungen malen auch wir uns noch heute die Welt in rosigen oder in grauen Tönen, ja wir malen uns unter dem gleichen Einfluß auch noch Figuren, Freunde und Feinde hinein. Gerade so geht es dem afrikanischen Neger. Ist er niedergedrückt vom Kampf mit den dunklen Mächten des Schicksals, so ballen sich ihm die Wolken zu drohenden Riesen zusammen, und die knorrigen Stämme der Bäume werden zu grinsenden Fratzen. Er formt sich diese Gespenster, bloß weil er Angst hat, nicht aber umgekehrt. Die Angst war zuerst da. Ohne sie würde er keine Gespenster sehen. Denn diese sind weiter nichts als Erklärungsgebilde für seinen Seelenzustand, nachträglich in die Umgebung hineinprojicirt. Ueber den nämlichen Neger kommen aber auch Stimmungen froher und zuversichtlicher Art, und diese sind bei seiner frischen Seelengesundheit sogar die herrschenden und überwiegenden, namentlich während des Tages. In solcher Laune stößt er morgen auf einen Baumknorz, der wohlwollend grinst. Sollte das nicht ein Beschützer sein gegen die bösen Gesichter? Mit einem Messer wird nachgeholfen, Nase, Augen und Mund müssen noch schärfer herausgesetzt werden, und der erste Götze ist fertig. Der Neger hat zugleich eine große Erfindung gemacht. Die Thatsache, daß eine Menschengestalt auch in anderem Stoff vorgetäuscht werden kann, war bisher unbekannt. Damit beginnt auch die Kunst.

Man glaube nur nicht, daß der Vorgang umgekehrt war, daß die Absicht, einen Götzen zu formen, zuerst existirte. Das wäre ungefähr ebenso thöricht, als etwa zu meinen, daß Berthold Schwarz eines schönen Tages sich vornahm: Ich will heute das Pulver erfinden. Alles Können ist von außen gekommen als ein Geschenk der Natur, die von Zeit zu Zeit in einem günstigen Augenblick, sozusagen durch Zufall, ihre Geheimnisse preisgibt, und wir vermögen keine Formen zu denken, die wir nicht vorher gesehen hätten. Das Denken ist immer nur eine Erinnerung. Die scheinbar neuen Formen sind bloß neue Combinationen alter, längst bekannter. Nichts aber konnte zuerst interessanter sein als der Mienenausdruck eines Nebenmenschen, welcher Feindschaft oder Freundschaft versprach. Deßhalb sind immer Menschengesichter der erste Gegenstand bildnerischer Versuche und nach ihnen aus dem nämlichen Grund die Gestalten von Thieren. Aber auch die vollendetste Kunst bedient sich der Menschenerscheinung, um Ideale und Allegorien zu zeichnen bis zu den höchsten hinauf.

Die Götzenerfindung konnte dem Neger gelingen, auch wenn er völlig allein und als Einsiedler lebte. Er mußte nur überhaupt schon Menschengesichter gesehen haben. Nun lebt er aber in seiner Gesellschaft, als Theilwesen seiner Gemeinde, in der Mitarbeit mit anderen Denkern, die gleichfalls ihre Antriebe haben und erfinden können. Schließlich wird vielleicht jeder sich seinen eigenen Götzen schnitzen, und die Anzahl der möglichen Formen scheint fast unendlich. Doch die Erfahrung lehrt anders. Die primitive Menschheit denkt heerdenweise. Ein kräftiger Kopf übernimmt die Führung, die andern gehorchen ihm, ordnen sich unter und ahmen ihm nach. Ist eine Form, die allgemein zusagt, einmal erfunden, so wird sie getreu wiederholt. Daher die Gleichart in allen Geräthen bis zum wirklichen Stil, aus welchem der Kenner sofort die Herkunft ablesen kann. Daher auch das Familiengesicht aller Götzen, aus dem man sofort die Menschengruppe bestimmen kann, der sie angehörten. Trotz des seelischen Ausgleichs, der den Einzelnen niederhält, besitzt doch das Leben in der Gesellschaft noch ein ganz einziges Förderungsmittel des Denkens, die Sprache nämlich. Was wäre der Mensch ohne Sprache und was die Sprache ohne Gesellschaft?

Diese Erwägung führt zur Völkerpsychologie. Schon Aristoteles nannte den Menschen das Zoon politikon, das vorzugsweise staatliche Thier, und der erste, der auf die Einseitigkeit einer Betrachtung des Menschen, als ob er allein stünde, hinwies, war Herbart. Der einzelne Mensch ist an sich nichts, erst in der Gesellschaft erhält er seine Bedeutung. Er ist nicht bloß ein Endglied tausendjähriger Ahnen, sondern auch Theilproduct seiner Gemeinde im Leben. Die Gemeinde ist das eigentliche Individuum, ebenso wie auch die Sprache, ein Erzeugniß von vielen, als Individuum gilt. Die Gemeinde verhält sich wie ein Korallenstock, bei dem jede Reizung des Einzelwesens auf die Gesammtheit sich fortpflanzt und umgekehrt. In diesem Sinne spricht man schon lange von einem Volksgeist. Während also die Psychologie bisher nur den einzelnen Menschen sich vornahm, wählte die Völkerpsychologie zum Object die Gemeinschaft, die Heerde, den Stamm.

Zuerst war das Wort da und dann erst der Sinn. Das gilt auch bei uns noch zuweilen. Mancher Gelehrte Europa's berauscht sich an seiner eigenen Rede, die aus ihm fortströmt, er weiß gar nicht wie, und die ihn Dinge behaupten läßt, an die er früher niemals gedacht hat. Anklänge, die ihn selbst überraschen, werden plötzlich Zusammenhänge. Erst nachträglich glaubt er das, was er gesagt hat, und auch die Hörer glauben es, weil die Rede so fließend war. Das ist die Macht des gesprochenen Worts und seine gedankenbildende Kraft, das ist der Prophetenrausch. Häufig wird man an solche Erfahrungen in den Palavern der Neger erinnert, in denen es sich um Rechtsstreitigkeiten zwischen Parteien handelt. Aber noch deutlicher ist die Gedankenansteckung, wenn eine gemeinsame Sache verhandelt wird gegen die Mächte des Schicksals, wobei dann die ganze Versammlung ein und dieselbe Partei ist. Hier wirkt das gesprochene Wort noch viel mächtiger, tröstend, zwingend und überzeugend. Die Gemüther sind alle concentrisch gerichtet. Der Redner reißt die Versammlung mit in seine Begeisterung vorwärts, und der ganze Chor fällt mit ihm ein: „Ja das wollen wir, das muß so sein!“ Litaneiartig wird der Wunsch wiederholt. Ein solches Geschrei muß ja hundert Dämonen zur Umkehr bewegen. Der Vorgang zeigt die roheste Form eines Bittgebetes. Ihm liegt die Empfindung zu Grunde, daß der menschliche Wille durchdringen kann, wenn er nur heftig geäußert wird. Bei ungezogenen Kindern unsrer eigenen Race kommt Aehnliches vor. Von Ehrfurcht gegen die höheren Mächte, die gefällig sein sollen, ist dabei wenig zu merken. Vielmehr ist energische Grobheit die herrschende Tonart. Höchstens, daß hie und da einige Stimmen sich in die Fistel erheben, um pfiffig einschmeichelnd zu klingen. Das sind Ansätze zu einer würdigeren Melodie, aus der das Gefühl einer wirklichen Götterverehrung herauswachsen könnte, wenn es sich oft wiederholt.

In solchen Entrüstungsversammlungen gegen das böse Schicksal, die manchmal mehrere Tage dauern, werden leicht ganze Mythologien geschaffen. Die Inspirationen der Redner spinnen zahlreiche Fäden, und diese verknüpfen sich zu einem Netzwerk, in dem schließlich die Ursachen für

die Calamität und die Mittel, ihr abzuhelfen, gefangen sind. Jetzt ist die Natur erst recht mit Kobolden und Gegenkobolden bevölkert, und die Vorstellungswelt der Gemeinde ist viel reicher geworden. Aber der Reichthum verflüchtigt sich wieder und nur Weniges bleibt. Die Calamität geht vorüber und wird vergessen. Bei jeder neuen muß dann von vorn begonnen werden. Das führt zu jener Systemlosigkeit voll von Widerspruch in der Vorstellungswelt, die dem Neger so eigen ist. Ihm genügt die Besorgung der Causalität nur von Fall zu Fall. Auf einer logischen Bahn ruhig vorwärts zu schreiten, ist ihm nicht gegeben. Das Fabuliren setzt häufig an, eine gütige Gottheit, mächtiger als alle anderen, zu construiren. Doch im Handumdrehen ist bloß wieder ein Kobold da voll listiger Streiche, der feige davonläuft, wenn man ihn heftig anschreit oder die Trommel schlägt.

Wenn auch der Neger häufig genug von Verstorbenen träumt, sich von ihnen verfolgt glaubt, den geliebten Todten Geschenke und Nahrung mit in das Grab gibt und auch später noch Opfer bringt, so werden doch alle die Regungen, die dazu führen, niemals logisch zusammengefaßt. Die Gräber sind auch dem Neger heilig. Die Gespenster der Todten gehen dort um, selten anders als übelwollend. Er scheut sich, dort selber etwas zu pflanzen, verkauft aber gern den Platz an den Europäer, dem die Gespenster nicht schaden können. Von solchen Regungen bis zu dem Glauben an die Unsterblichkeit aller Seelen, somit auch der eigenen, ist nur ein einziger Schritt. Dieser einzige Schritt aber wird nicht gemacht. Fragt man den Neger, was er denn glaube, daß mit ihm nach seinem Tode geschieht, so behauptet er, daß er dann weiter nichts als eine Speise der Würmer sei. Eine andere Meinung müßte erst künstlich in ihn hineingefragt werden.

Unter die bösen Geister der freien Natur zählt man gewisse furchtbare Thiere, Löwen und Schlangen, Haifische und Krokodile. Die ganze Naturgeschichte jenseit des kleinen Alltäglichen ist Mystik. Daß der Löwe den Menschen einfach aus Hunger angreift, wäre zu ruhig gedacht. Ist ja doch selbst das Pfeilgift bei vielen Völkern nur ein Erzeugniß der Mystik, bei dem es sich um Verwünschungen handelt, die einem Klebestoff anvertraut werden. Die meisten mit solchen Substanzen versehenen Pfeile sind gar nicht giftig. Erst im Laufe der Erfahrung stellt sich heraus, daß gewisse pflanzliche Säfte besonders geeignet sind, die in sie hineingesprochenen Flüche zu realisiren, das heißt, daß sie wirkliche Gifte sind, die das Leben gefährden. Ihre Wirkung wird aber nicht als eine ihnen von vorn herein innewohnende Fähigkeit, sondern als ein Erfolg der Flüche betrachtet, die sie geschickt übermitteln.

Das Leben in der Gemeinde bedingt noch einen anderen Ausgleich des Wollens, nämlich eine Moral. Gänzlich ohne Moral im ursprünglichsten Sinn vermöchte bloß ein Mensch durchzukommen, der, völlig allein auf eine Insel verschlagen, ohne jeglichen Umgang dahinleben müßte. Sobald ein einziger Gefährte da ist, beginnt die Nothwendigkeit einer Ordnung der Interessen. Eine solche Ordnung fehlt nirgends in den Gruppen der Menschen. Die Moral gilt zunächst bloß innerhalb der Gemeinde. Wer außerhalb steht, ist rechtlos, ein Niemand, den Jedermann tödten kann. Dieser Niemand gehört aber zu einer anderen Gemeinde, die ihn rächen wird. Das ist unbequem. Deßhalb schließt man lieber einen Vertrag, sich gegenseitig zu schonen. Solche Compromisse schreiten räumlich weiter bis zur Staatenbildung.

Nun gibt es neben den Feinden der freien Natur, den Kobolden, Gespenstern und furchtbaren Thieren, auch noch innere Feinde. Das sind die übelwollenden Nebenmenschen. Durch ihren bösen Blick beim Zanken verrathen sie sich. Im Herzen des so Betroffenen bleibt die Empfindung davon und ermahnt zur Vorsicht. Stößt ein Unfall zu, was liegt da näher, als daß er aus jener Empfindung heraus zu erklären gesucht wird? Jetzt wächst eine neue Art von Gefahren empor, die überall Mißtrauen säende Angst vor Verhexung, die dem Neger das sonst so heitere Dasein am schlimmsten verbittert. Allem möglichen Zauber durch Menschenhand wird die Kraft angedichtet, zu schaden, Mißgeschick, Krankheit und Tod zu bringen, und schließlich wird jegliches Unglück auf solchen Einfluß zurückgeführt. Die Reaction der Gemeinde äußert sich dann in jenen Hexenprocessen, die einerseits durch ihre Schändlichkeit und die Zahl ihrer Opfer so viel Abscheu erregen und andrerseits doch auch wieder so ungemein interessant sind als beispiellose Triumphe von Leichtgläubigkeit und Sophistik über den sonst ganz normal und genügend entwickelten Menschenverstand. Diese Gräuel sind wohl weniger als religiös anzunehmen, sie sind wohl mehr ein Auswuchs der politischen Ordnung in primitiver Gesellschaft, ein willkommenes Mittel, Mißliebige unter einem moralischen Vorwand aus dem Wege zu schaffen.

Der Neger hat immer noch einen größeren Gesichtskreis als die meisten Bewohner des Stillen Oceans. Ganz Afrika ist durchzogen von Handelswegen, und die einzelnen Stämme machen oft lange Reisen und kennen sich Hunderte von Kilometern weit. Auf den Inselfluren der Südsee ist das anders. Abgeschieden in glücklicher Einsamkeit, dünken sich hier oft nur hundert Menschen das Centrum der Welt. Ringsum Himmel und Meer, beide fast gleich blau, dann die weiß schäumenden Streifen der Korallenumsäumung, dann der freundliche Strand mit Cocospalmen und hinter ihnen der steile Bergwald, jahraus jahrein im nämlichen Sonnenschein, kommen bloß Tage und Nächte und der Wechsel des Monds als Zeitmale zum Bewußtsein. Nahebei grollt ein Vulcan, speit Feuer und Lava, verfinstert zuweilen die Luft und schüttelt den Boden, und hie und da bricht ein Gewitter los mit Orkan und Zerstörung. Familienzwiste, gelegentlich einige Mordthaten, sind die Weltgeschichte. Sonst aber fließt das Leben von seinem Anfang zum Ende in ruhiger Einförmigkeit. Und auch hier hat der Mensch, isolirt im buchstäblichsten Sinn, die Natur mit denselben Gespenstern bevölkert wie der ferne Neger. Die Gleichart der Mystik in Afrika und auf den Inseln östlich von Neu-Guinea, oft bis ins kleinste Detail, ist geradezu erstaunlich. Sollen wir daraus schließen auf einen alten Zusammenhang, oder sollen wir annehmen, daß die Menschheit, wenn auch an verschiedenen Punkten entstanden, vermöge der Einheit ihrer Beseelung doch überall die gleichen Bahnen des Denkens einschlagen muß? Die Frage verliert sich im Dunkel der Schöpfungsgeschichte.

Neger und Melanesier sind Repräsentanten jener niedrigsten Formen religiöser Triebe, die man etwas flüchtig als Fetischismus zusammenfaßt. Zu dem nämlichen Typus gehören auch noch die Schamanen Sibiriens, die Medicinmänner der Indianer und die Zauberer all der vielen anderen Menschengruppen, die man Naturvölker nennt. Bis hieher war die Entwicklung noch verhältnißmäßig einfach. Furchtsame Stimmungen werden gedeutet und ihre Ursachen in die Umgebung hineinphantasirt. So belebt sich die Welt mit Kobolden. Die Naturkräfte mit ihren Schrecken sind persönliche Scheusale, die man durch Schreien fernhält oder durch Opfer besänftigt. Gegen schwächere Feindschaften fertigt man Amulette. Später, aber nicht vorher, suchen dann auch die frohen Stimmungen Ursachen in der Umgebung, und so entstehen vielleicht auch gütige Götter. Allein, von diesen ist noch wenig zu merken. Das Gute gilt als selbstverständlich und braucht keine Vertretung. Ohne Dank wird es hingenommen. Das Danken ist viel-

fach nicht einmal als Wort bekannt. Eine richtige Gottesidee kommt überhaupt nicht zum Bewußtsein. Eine stehende Priesterschaft fehlt. Das bedingt die größte Systemlosigkeit. Es ist Niemand da, der Traditionen festhält. Causalität und Moral gehen getrennte Wege. Erst wenn eine Priesterschaft aufkommt durch Vererbung und Schulenbildung, erst dann kann ein Gebäude entstehen, in dem das Wirken des Einzelnen fortlebt und eine Religion auch in strengerem Sinn. Und ist dann endlich die Schrift erfunden, so wachsen aus den Erklärungsversuchen für Stimmungen bändereiche Mythologien hervor. Schmerzen und Freuden, Sehnsucht und Leidenschaft, Hallucinationen und Wahnwitz vieler Generationen verschlingen sich fortzeugend ohne Ziel und Ende. Erst jetzt erscheint aber auch etwas deutlicher eine alles umfassende oberste Gottheit, Wohlthaten spendend und das Böse bestrafend.

Schopenhauers Lehre von der Schuld.

Darstellung und Kritik von Otto Crämer (Eisenach).

IV. (Schluß.)

Wir haben unsre Darstellung der Lehre von der Schuld bei A. Schopenhauer mit einem Ausblick auf seine Erlösungslehre beendigt und können nunmehr zur Kritik fortschreiten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Lehre Schopenhauers auf den ersten Blick viel Gewinnendes hat. Besonders muß man die Originalität und Vielseitigkeit, mit der er das Thema behandelt, bewundern. Doch darf man sich dadurch nicht blenden lassen, man muß vielmehr sorgfältig prüfen, ob die Lehre Schopenhauers auch in allen Punkten stichhaltig ist.

Es würde nun aber eine falsche wissenschaftliche Methode sein, wollte man diese Lehre an einem anderen, vielleicht ganz eklektischen System messen und ihr danach im einzelnen zustimmen oder sie verwerfen. Mit einer solchen Ja- und Neinphilosophie ist überhaupt nichts gethan. Der einzig richtige Weg wissenschaftlicher Kritik ist der, zu untersuchen, ob eine Lehre consequent durchgedacht ist, oder ob sich Widersprüche in ihr aufweisen lassen. Stehen die Consequenzen nicht im Einklang mit den Principien, so muß das System berichtigt, vielleicht auch ergänzt und weiter ausgebildet werden. Ist aber die Kette der Consequenzen als richtig erkannt, so muß das Princip geprüft und das System selbst widerlegt werden.[1] Nur auf diese Weise kann das Brauchbare einer Lehre scharf heraustreten und als bleibendes, werthvolles Ergebniß weiter benutzt werden.

Wir können die Lehre Schopenhauers von der Schuld am besten zusammenfassen, wenn wir sie auf die beiden Fragen zusammendrängen: 1) Was ist Schuld? 2) Wie ist Schuld möglich? Die Antwort auf die erste Frage ist: „Schuld ist Wille." Dieser Satz gilt wie jede richtige Definition auch umgekehrt: „Wille ist Schuld." Wie ist das möglich? Nach Schopenhauer ist die Welt Wille und Vorstellung. Vorstellung durch die Subjectivität der Anschauungsformen Raum und Zeit, wie Kant es gelehrt; Wille insofern, als unser inneres Wesen Wille, wir selbst, unser Leib Objectivation des Willens ist. Wille ist die treibende Kraft, die den Menschen ins Dasein bringt. Die Bejahung des Willens zum Leben entspringt aus den beiden Grundtriebfedern: Egoismus und Bosheit, und aus diesen ergibt sich eine Stufenfolge von Lastern und Leiden. Die stärkste Bejahung und somit größte Schuld liegt in der Zeugung, weil hier der Mensch sich über sich selbst hinaus bejaht und ein neues Wesen in das leidvolle Dasein bringt. Ein anderes Wesen entsteht, ähnlich dem Erzeuger nach moralischer, der Mutter nach der intellectuellen Seite. Das Leiden des Daseins entspricht genau der Größe der Schuld, ja beide sind identisch. Der Wille der Erzeuger und der des Erzeugten brachten den Menschen ins Dasein, daher ist dieses von vornherein verschuldet und so jammervoll. Die Kette von Schuld und Strafe zieht sich durch das ganze Menschengeschlecht hin. Jedem Menschen ist aber im Leben die Möglichkeit der Erlösung von der Schuld gegeben, dadurch, daß er vermittelst des Intellects die Nichtigkeit des Lebens einsieht, hinter der Vielheit die Einheit erkennt, die moralische Triebfeder, das Mitleid, wirken läßt und den eigenen Willen verneint. Dies ist in großen Zügen seine Lehre.

Wenn auch Schopenhauer selbst sagt, daß es die gemeinste und verrufenste Art ist, einen Autor zu widerlegen, wenn man ihm Widersprüche nachweist,[1] so hat er sich doch in einige so evidente Widersprüche verwickelt, daß die Kritik nicht umhin kann, sie aufzudecken. Als Entschuldigung mag vielleicht gelten, daß er das Thema von der Schuld nie zusammenhängend dargestellt hat, sondern immer nur gelegentlich davon sprach. Doch wird dieser Grund allein nicht ausreichen.

Es finden sich die Widersprüche zumeist in den Principien, denn innerhalb seiner Lehre von der Schuld ist Schopenhauer, wie er ja selbst sagt und wie aus der Darstellung hervorgeht, sehr consequent. Er hat sich, wenn ich recht sehe, innerhalb der Lehre nur eine einzige Antinomie zu schulden kommen lassen, die in folgenden zwei Sätzen ausgesprochen werden kann. Die Thesis lautet: Nur im Willen mit Erkenntniß liegt Schuld, weßhalb auch nur beim Menschen von Schuld geredet werden kann. Die Antithesis lautet: Die Urschuld und einzige Schuld des Menschen trägt der blinde, unbewußte Wille, der ihn ins Dasein geführt hat. Diese Antinomie kommt zu Stande durch eine Schopenhauer unbewußt gebliebene Differenz zwischen dem zweiten Grundproblem der Ethik, welches die Thesis, und dem zwanzig Jahr früher geschriebenen Hauptwerk, welches die Antithesis enthält. Was die letztere betrifft, so könnte uns Schopenhauer (vorausgesetzt, daß er uns nicht überhaupt abwiese mit der Erklärung, diese Frage beziehe sich auf den Willen als Ding an sich und sei „transscendent")[2] vielleicht entgegnen, er lehre, daß dieser Wille grund- und zeitlos sei und insofern von der Erfahrung ausgeschlossen. Aber es liegt hierin eine zweite Antinomie, die bereits das Princip seiner Lehre trifft: Der Wille soll zeitlos sein und doch der Drang und Trieb, der den Menschen hervorbringt. Drang, Trieb, Streben sind aber Processe und ohne Zeit für uns undenkbar.[3]

Diese Unklarheit kommt auch noch in mancher anderen Beziehung zu Tage. Wir haben gesehen, daß der Wille das Ding an sich, das Alleine ist, welches allem zu Grunde liegt, und worauf das Phänomen des Mitleids beruht. Alle Vielheit setzt Raum und Zeit voraus. Diese sind nur Formen des Intellects. Dieser ist nur möglich durch den individuellen Charakter. Demnach gibt es eine Individualität vor Raum und Zeit, die den individuellen Charakter durch freie That macht. „Die Individualität inhärirt zwar zunächst dem Intellect, der die Erscheinungen abspiegelnd der Erscheinung angehört, welche das Principium individuationis zur Form hat. Aber sie inhärirt auch dem Willen, sofern der Charakter individuell ist." Daß dieses Verhältniß Schopenhauer selbst nicht ganz klar geworden ist, ergibt sich auch aus einem Briefe, wo er schreibt: „Hieraus folgt nun, daß die Individualität nicht allein auf dem

[1] S. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. I, 3. Aufl., 1878, S. 412 f., Methode der kritischen Untersuchung; und K. Fischer, System der Logik, 2. Aufl., 1865, S. 200.

[1] Brief an A. Becker (10. Juni 1857).
[2] S. Fischer a. a. O. S. 485.
[3] S. Fischer a. a. O. S. 484.

Principio individuationis (Raum und Zeit) beruht und daher nicht durch und durch bloße Erscheinung ist, sondern daß sie im Ding an sich, im Willen des Einzelnen wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell. Wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehen, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme."[1])

Zu welchen Unbestimmtheiten aber diese **Unklarheit** führt, wird jeder leicht erkennen; denn dadurch wird der individuelle Charakter gleichzeitig producirend und Product. Daher kommt es auch, daß Schopenhauer nicht scharf zwischen intelligiblem und empirischem Charakter geschieden hat. Nun besteht die Erlösung nach Schopenhauer darin, daß der Mensch das Principium individuationis durchschaut. Schopenhauer sagt aber selbst, daß er es nicht unternehme, die Wurzeln der Individualität aufzuzeigen. Zieht man nun weitergehend in Betracht, daß nach Schopenhauer der Intellect nur secundär, ja sogar tertiär, nur ein Product des Gehirns ist, das Gehirn aber Objectivation des Willens, so ist ganz unverständlich, wie es möglich sein soll, daß der Intellect die Herrschaft über den Willen, der von vornherein den Primat hat, gewinnen, zur Selbsterkenntniß kommen und zur Verneinung des Willens, d. h. Erlösung führen soll. Schopenhauer hat nicht gemerkt, wie weit er sich in dieser Auffassung von Kant getrennt, dessen wahrer Thronerbe er sich zu sein rühmt. Kant hatte nur gelehrt, daß der Intellect durch das Gehirn organisch bedingt, nicht, daß er producirt werde.

Es bewegt sich Schopenhauer hier in einem Kreis,[2]) der in einem seiner eigenen Sätze am klarsten zum Ausdruck kommt: „Allerdings", sagt er, „setzt in meiner Erklärung das Dasein des Leibes das Dasein der Welt als Vorstellung voraus, sofern auch er als Körper oder reales Object nur in ihr ist, und andrerseits setzt die Vorstellung ebenso sehr den Leib voraus, da sie nur durch die Function eines Organs desselben entsteht." K. Fischer stellt eine Stufenfolge von Unmöglichkeiten, die für die Lehre Schopenhauers aus dem einen Fehler entstehen, auf[3]): „Es ist nicht möglich," sagt er, „daß dieser so gebundene Intellect sein Organ und sich selbst vorstellt, noch weniger den Willen als das Wesen der eigenen Erscheinung und aller Erscheinungen erkennt, noch weniger vom Willen befreit, am allerwenigsten aber denselben verneint und vernichtet, sich und die Welt erlöst." Der so gebundene Intellect kann nicht ethisch religiös und welterlösend wirken.

Ich habe schon bei der Darstellung darauf hingewiesen, daß wir nicht erfahren, wie es eigentlich zur Selbsterkenntniß kommt. Zwar sagt Schopenhauer, daß es eine besondere, plötzlich eintretende, intuitive Erkenntniß ist, er braucht oft das Bild, daß der Schleier der Maja falle. Dies gibt uns aber keine Erklärung. Er hat sich sodann auf die Lehre von der Gnade bezogen. Während aber die christliche Lehre eine directe Antwort gibt, daß die Gnade von Gott gewirkt sei, weicht Schopenhauer aus und sagt nur, daß sie von außen[4]) komme, oder er sagt: „Die Gnadenwirkung ist unsre eigene",[5]) womit er aber entweder nur die Hälfte der Sache, die Annahme der Gnade trifft oder den Ursprung von außen nach innen verlegt, was aber in der Sache dasselbe sein würde. Darin liegt der große Unterschied zwischen der Weltbetrachtung Augustins und Schopenhauers. Der erstere hatte die tiefe Erkenntniß, daß hinter allen einzelnen Sünden die Sünde als Mangel der Liebe, der Freude und des Friedens Gottes ruht. Seine Lehre von der Erbsünde ist ein Ausdruck für die richtige Beobachtung, daß wir uns für alles Böse schuldig fühlen, auch dort, wo uns gezeigt wird, daß wir keine Schuld haben. „Kein anderer Kirchenvater", sagt Harnack,[1]) „hat so wie Augustin die Grenzen des Wissens empfunden." „Fast in allen seinen Schriften ermahnt er zur Enthaltung gegenüber einem vorwitzigen, ins Leere gehenden Wissenwollen. Er hat sehr viele Lehren, die früher behandelt worden sind und nachmals behandelt wurden, als unlösbar abgewiesen."

Schopenhauer hat den Versuch gemacht, im Problem der Erbsünde tiefer zu dringen, und hat sich bemüht, eine metaphysische Erklärung zu geben. Das ist anzuerkennen. Schopenhauer hat jeden und allen Willen als sündhaft bezeichnet. Der Wille an sich ist aber kein Uebel, keine Sünde und enthält keine Schuld. Es ist ganz natürlich, daß sich der Wille in erster Linie auf die eigene Person erstreckt und vor allem das Eigene behauptet; denn nur so kann der Mensch sich im Einzelnen wie in der Gesammtheit körperlich und geistig entwickeln, und sofern er überhaupt etwas will, muß er sich bestimmte Zwecke setzen, und je mehr er diese wirklich als seine eigenen Zwecke empfindet und in ihrer Verwirklichung lebt, desto mehr erfährt er dabei unfehlbar auch Selbstbefriedigung. Der Wille wird erst Sünde, sobald sich der Einzelwille auf Kosten des Wohls der Gesammtheit durchsetzt.

Die Ansicht aber, daß der Wille des Erzeugten sich selbst sein Dasein schafft und so schon schuldig zur Welt kommt, theilt Schopenhauer mit dem Philosophen Weiße, der ebenfalls die bewußtlose Existenz, das Kind im Leibe der Mutter als eine producirende Macht darstellt, die nach der in ihr angelegten Eigenthümlichkeit, namentlich bei der Bildung des Körpers thätig ist. Kann man aber diesen Trieb als ein Wollen bezeichnen? Ist es nicht vielmehr, wie J. Müller[2]) sagt, eine plastische Naturkraft der Seele, die in ihrem stillen Werk so gut wie jede andere dem Naturgesetz unmittelbar unterworfen ist? Es ist mehr als Analogie, wenn Schopenhauer diesen Willen auch in der Natur als die wirkende Kraft findet. Denn eine Pflanze, wenn sie emporwächst, grünt, blüht und Frucht bringt zu ihrer Zeit, selbst in der unorganischen Natur: der Krystall, wenn er anschießt u. s. w., folgen doch nur dem in ihnen selbst angelegten Gesetz: sie werden, was sie sind. In ihnen selbst liegt die Kraft, nicht außer ihnen. Weil aber im Naturgesetz angelegt, ist es ein Bestimmtwerden und keine Selbstbestimmung und der Naturnothwendigkeit unterworfen. Daher ist dies im Grunde doch nur ein physisches Können und Vermögen und kein Ergebniß des Willens. Wie auch sollte man es sonst erklären, daß nur dem Menschen und nicht dem Thiere und der Pflanze eine Schuld und Strafe beigemessen werden kann? Halten wir das Wollen an sich mit Schopenhauer für Sünde, so ergibt sich als Erlösung nur die Möglichkeit, daß der Wille verneint wird, und es tritt eine Apathie und eine Entleerung des Willens ein. Insofern ist das System Schopenhauers sehr consequent entwickelt. Aber erst wenn die Erlösung erreicht, wenn das völlige Nirwana oder, was Schopenhauer so hoch stellt, etwa das Leben der Trappisten erreicht ist, tritt die Erlösung ein. Auch die moralische Triebfeder, das Mitleid, muß doch, wenn sie überhaupt eine Bedeutung haben soll, besonders die, welche Schopenhauer ihr zuschreibt, daß aus ihr Gerechtigkeit und Menschenliebe entspringen, vor allem den Willen afficiren und zur helfenden Liebesthätigkeit anspornen. Selbst in der Askese, die zur Erlösung führen soll, ist der Wille ja immer noch das Treibende, das Quietiv ist noch nicht eingetreten, und der Wille will noch immer.

---

[1]) Vgl. Parerga II cap. VIII.
[2]) Vgl. K. Fischer, Kritik der Kantischen Philosophie, 2. Auflage 1892. c. I, S. 17—21.
[3]) S. K. Fischer, a. a. O. S. 473.
[4]) I, 520.
[5]) Ebendaselbst, Anm.

[1]) A. a. O. III, S. 192.
[2]) J. Müller, Die Lehre von der Sünde. II, S. 32.

Hier tritt der pessimistisch-nihilistische Gedanke klar zu Tage. Nach Schopenhauer ist das Böse am Menschen nicht ein radicales Moment, sondern das Wesen des Menschen selbst, sein ganzes Dasein ist verschuldet, weßhalb ihm denn auch die Erlösung nicht in der Wiedergeburt zu positiv neuem höheren Dasein, sondern einfach in der Aufhebung des Daseins, in der abstracten Verneinung besteht.

Doch wenden wir den Blick direct auf die Grundlehre von der Schuld. Schopenhauer lehrt: Der Mensch und mit ihm die ganze Welt ist gewollt, verschuldet, leidensvoll. Was zu der Lehre zu sagen ist, die Welt sei gewollt, haben wir gesehen. Die Welt ist verschuldet. Was heißt das? Es erhebt sich die Frage: wem gegenüber ist die Welt verschuldet? Der Schuldige ist der Wille des Menschen. Wer aber ist der Gläubiger sozusagen, der, dem der Wille verantwortlich ist? Auf diese Frage schweigt das System Schopenhauers. Nach manchen Aeußerungen möchte es scheinen, als wenn der Wille sich selbst gegenüber schuldig wäre. Doch ist der Wille stets ganz und ungetheilt in jeder Erscheinung, und er ist blind, erkenntnißlos. Hier ist eine Lücke und die breite Kluft, die Schopenhauers Lehre trennt von der Augustins. Augustin gibt die Antwort ebenso schlicht wie treffend: Der Mensch ist verantwortlich, schuldig gegenüber seinem Gotte.

Atheismus und Pessimismus hängen auf das innigste zusammen. Während aber der Atheismus nirgends deutlicher ist als in der Lehre von der Schuld, ist sich Schopenhauers Pessimismus nicht immer gleich geblieben. Die Welt ist verschuldet und voller Leiden, ihr Nichtsein wäre besser als ihr Sein, und es ist das höchste und letzte Ziel des Menschen, aus dieser jammervollen Welt herauszukommen. Dies geschieht durch die Tilgung der Schuld und die Erlösung. Dazu führt uns die Betrachtung der Welt selbst, sei es plötzlich intuitiv durch Gnade, oder in allmählich fortschreitender Läuterung durch die Seelenwanderung. Dies ist die Heilsordnung der Welt, die Schopenhauer in einem seiner schönsten Capitel in den Parergis behandelt hat. Führt nun aber die Welt so zur Erlösung, kann sie dann die schlechteste aller Welten sein? Zieht man noch in Betracht die Ausführungen über die anscheinende Absichtlichkeit in unserm Schicksal, die durchgängige Teleologie in der Natur, die kaum je schöner geschildert ist als von Schopenhauer, den Ausgleich zwischen Schuld und Leid, den keine Theodicee so völlig lehrt wie die Schopenhauers, so kann man fragen: ist es Pessimismus oder Optimismus, was Schopenhauer lehrt? Er sagt ja selbst, daß der einzig mögliche Weg zum Heil der Kreuzesweg sei. Liegt darin nicht die Rechtfertigung der leidensvollen Welt? Pessimismus und Atheismus gehen Hand in Hand, und mit dem ersten schwindet der zweite.

Obwohl sich nun, wie wir gesehen haben, sowohl im System als in dessen Grundlage eine Reihe von Widersprüchen aufzeigen und sich also das System als Ganzes nicht halten läßt, so ist doch K. Fischer im vollen Recht, wenn er die Bemerkung Hayms in seinem Buche „Arthur Schopenhauer" (1864), es bleibe im System Schopenhauers kein Stein auf dem andern, zurückweist: „die Stücke enthalten Bleibendes von unvergänglichem Werthe." Mögen auch vielfach die Gedanken in lebhafter Einbildungskraft und Ausdrucksweise zu schroff im Extrem ausgesprochen sein, ein Korn Wahrheit findet sich stets, und dieses loszulösen und weiter zu verwerthen, ist die dankbare Aufgabe der Wissenschaft. Und sollte Schopenhauers Verdienst nur darin bestehen, einige neue Gesichtspunkte gefunden und neue Fragen aufgeworfen zu haben, so ist es schon genug; vielleicht kommt nach ihm einer, der es weiter bringt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bulgarische Monatsschriften. Das erste, was dem Beobachter bei den literarischen Zeitschriften Bulgariens ins Auge fällt, ist die löbliche Absicht, alles zu umfassen, was dem Leser in irgend welcher Beziehung von Nutzen sein kann. Wie lebhaft die wissenschaftliche Bewegung bei den Bulgaren ist, kann man aus ihrer Zeitschrift „Sammlung der nationalen geistigen Schöpfungen" ersehen. Ihre literarischen Bedürfnisse ersieht man aus den Monatsschriften, unter denen die drei Zeitschriften „Blgarski Pregled", „Misl" und „Blgarska Sbirka" die angesehensten sind.

Der Inhalt der letzten vier Hefte (III—VI) der Monatsschrift „Blgarska Sbirka" (Bulgarische Sammlung) ist verschiedenartig; insbesondere ist darin die Belletristik mit Originalen und Uebersetzungen gut vertreten. Unter den Originalen verdienen unsre Aufmerksamkeit die Gedichte des Joan Vasov, des besten unter den zeitgenössischen bulgarischen Dichtern. Die übrigen Beiträge dieser Art, mit Ausnahme eines einzigen Gedichtes von St. Mihajlovski unter dem Titel „Pflicht und Wahrheit", zeigen nichts besonderes, da die jüngeren Dichter durchgehends arm an Motiven sind und diese Lücke durch schablonenmäßige Arbeit, hie und da sogar durch Plagiate auszufüllen sich bemühen. Unter den Uebersetzungen, deren es mehrere gibt, ragen hervor die aus dem serbischen Original übersetzten „Briefe aus Deutschland" des unlängst verstorbenen serbischen Dichters Ljuba Nenadović. Die Uebersetzung wurde gut aufgenommen, die Kritik äußerte sich schmeichelhaft über dieselbe. Unter den übrigen Beiträgen in diesen Heften der „Blgarska Sbirka" verdienen die Artikel „Unsre Mängel" und „Die katholische Mission bei uns" von D. Marinov genannt zu werden. Zum Zweck der Sammlung ethnographischer Beiträge reiste Marinov viel durch Bulgarien und hatte genug Gelegenheit, die Uebelstände, an welchen die Masse des bulgarischen Volkes leidet, kennen zu lernen. Im Artikel „Unsre Mängel" führt uns Marinov eine Reihe Bilder vor, aus denen man ersieht, daß der bulgarische Bauer im Bedarfsfalle noch immer bei Zauberinnen und alten Weibern Heilmittel sucht, trotzdem der Staat ziemliche Summen für Sanitätszwecke spendet. Nicht mindere Aufmerksamkeit verdienen die Artikel: Der „Vieh-Ausfuhrhandel", in welchem N. V. nachweist, daß die bulgarischen Staatsmänner, mit Rücksicht auf das, was aus Oesterreich-Ungarn nach Bulgarien eingeführt wird, die Pflicht und das Recht haben, die Schließung einer Veterinär-Convention mit Oesterreich-Ungarn zu verlangen; ferner die „Nachtheile in Folge mangelhafter Schulbildung", worin der bekannte Arzt und Psycholog Dr. D. S. Pasmanik auf den Schaden hinweist, welcher daraus entsteht, daß man über die geistige Bildung die moralische und physische Entwicklung des Schülers vernachlässigt, und zeigt, wie die Lehrer sein sollten und was man thun müsse, damit in der Schule die Bedingungen für die physische Entwicklung des Schülers verwirklicht werden; endlich „Die Gemeinde-Bibliotheken", in welchem Artikel Nedeljev die gesetzliche Einführung von Gemeindebibliotheken und Leseverreinen unter Leitung der betreffenden Lehrer empfiehlt. — Außerdem enthält jedes Heft der „Blgarska Sbirka" verschiedene Notizen aus der Literatur und dem Leben, Kritiken, bibliographische Notizen u. s. w.

Denselben jüngeren und älteren Dichtern und Erzählern, welche wir in der „Blgarska Sbirka" kennen lernten, begegnen wir auch in der Monatsschrift „Misl" (Die Idee); es gilt daher für den belletristischen Theil dieser Zeitschrift dasselbe, was darüber von der „Blgarska Sbirka" gesagt wurde. Die dichterischen Beiträge des St. Mihajlovski (Satirische Sonette) und P. P. Slavejkov (die Balladen „Unzertrennliche" und „Michel Angelo") verdienen genannt zu werden. „Misl" weist weniger Erzählungen als „Blgarska Sbirka" auf, aber die wenigen sind besonders originell und gewählt. Die interessantesten unter ihnen sind die Erzählungen „Komenov" von Vesselinov, „Vetter Ganju macht Wahlen" von Al. Konstantinov und „Rubinstein" von P. N. Viskovski. Komenov und Baja Ganju sind Typen, hervorgegangen aus den unaufhörlichen Erschütterungen, welche durch oftmaligen politischen und Regierungswechsel erzeugt werden, der dem deutlich ausgesprochenen Volkswillen zuwider mit Hülfe der Gewalt vollführt und geschützt wird. Von den Artikeln in „Misl" verdient Beachtung „Gibt es bei uns eine öffentliche Meinung?", worin Miroljubov auf den wohlthuenden Einfluß der öffentlichen Meinung hinweist und gleichzeitig bedauert, daß diese nicht so wie in anderen fortgeschritteneren Staaten entwickelt ist; ferner „Fürst Battenberg und die Vereinigung", worin der bekannte Journalist Rizov, einer der thätigsten Arbeiter an der Vereinigung Rumeliens mit Bulgarien, behauptet, daß Fürst Batten-

berg beinahe bis zum letzten Augenblicke nichts von dieser Bewegung gewußt und daß er (Rizov) durch Vermittlung seiner Freunde den Fürsten bewogen habe, dies Werk in eigene Hände zu nehmen.

Die Monatsschrift „Blgarski Pregled" (Bulgarische Revue) weist aus der schönen Literatur weder an Verschiedenartigkeit noch an Gediegenheit etwas Besseres auf, als die vorher citirten zwei Monatsschriften. Auch hier begegnen wir denselben Dichtern: Vazov, Slavejkov, Panajotov, Konstantinov und man muß ihre Fruchtbarkeit bewundern, welche sie in die Möglichkeit versetzt, sich mit ihren Beiträgen in allen diesen drei Monatsschriften einzustellen. Von den Uebersetzungen verdienen erwähnt zu werden: Patapenkovs „Der wahre Dienst" und Goethe's „Hermann und Dorothea" in der Uebersetzung von L. Popov. — „Blgarski Pregled" überragt die übrigen Monatsschriften durch Verschiedenartigkeit seiner Artikel und durch viele und ernste Kritiken. Unter den Artikeln sind von größerem Interesse: „Welche Industriezweige sind bei uns möglich?" von A. Kir Alanov; „Notizen über den Handel und die Industrie in Macedonien" aus dem Rapporte des Carmel Melict; „Etliche Gedanken über den Lesestoff für die Schüler" von N. Stanek; „Die Belesenheit des Volkes in Bulgarien" von A. Işirkov; „Die persisch-arabischen Motive in bulgarischen Liedern" von K. Mahan; „Die neuen Hypothesen über den Ursprung der Arier" von Iv. Simanov; „Die serbische Sprache gegenüber der bulgarischen" von Drimkolov und „Wo gibt es Bulgaren?" von A. Teodorov. Die zwei letztgenannten Abhandlungen sind wenig stichhaltig und vom nationalen Chauvinismus dictirt, da sie erwiesenes serbisches nationales Eigenthum für die Bulgaren beanspruchen, trotzdem sich die Verfasser den Anschein geben wollen, als ob sie die Verständigung mit den Serben erstreben. Auch sonst erlaubt sich „Blgarski Pregled" gegenüber den Serben eine wenig schonende Sprache, während solche Ausfälle von den übrigen Zeitschriften ziemlich gemieden werden.

In Bulgarien erscheinen viele Broschüren über Macedonien und über die macedonische Frage. Zwei darunter verdienen besondere Beachtung. Die eine betitelt sich „Die Lage der Bulgaren in Macedonien" von Iv. Ivanov, die zweite „Die Meetings im Fürstenthume zu Gunsten Macedoniens" von einem Macedonier. In der ersten werden die traurige Lage der Macedonier, die Gewaltthaten, denen diese seitens der türkischen Behörden ausgesetzt sind, die Netze verschiedener Propaganden, in die man sie verwickeln will, u. s. w. geschildert und die Bulgaren aus dem Fürstenthume aufgefordert, der austrophilen Politik, welche für die Bulgaren Macedoniens verderblich sei, zu entsagen und sich für das Schicksal ihrer Brüder in Macedonien einzulegen. In der zweiten, welche eine Antwort auf die erste ist, beansprucht der Verfasser nur materielle Unterstützung seitens der Bulgaren des Fürstenthums für die macedonischen Kirchen und Schulen, behauptend, daß die Meetings und die Organisation von Banden für den Einfall in Macedonien nur eine gewissenlose Ausbeutung der patriotischen Gefühle des bulgarischen Volkes im Fürstenthume seien. Früher war das Ziel der Organisation dieser Bewegungen der Mißbrauch jener materiellen Hülfe, welche für das heilige Werk gespendet wurde, während sie heute die Regierung zu compromittiren suchen. Die Redaction des „Blgarski Pregled" schließt sich der erstgenannten Broschüre an und unterschreibt vollinhaltlich auch jene ihrer Stellen, wo den Serben jedes Recht auf Macedonien bestritten wird und wo es unter anderem heißt, daß in Serbien deßhalb keine Meetings für Macedonien abgehalten werden, weil dessen Lage die Serben nicht schmerzt. Uebrigens ist auch die zweitgenannte Broschüre nicht arm an Angriffen auf die Serben, und alles das billigt die Redaction des „Blgarski Pregled". In derselben Monatsschrift befindet sich eine Recension des Iv. Sišmanov über das Werk „La Grèce byzantine et moderne. Essais historiques par D. Bikelas", worin letzterer eine Theilung Macedoniens zwischen Griechen, Serben und Bulgaren vorschlägt. Der Recensent bemerkt darauf, daß damit die Bulgaren nicht zufrieden und daß es daher am besten wäre, wenn man es den Macedoniern überlassen würde, sich jenen anzuschließen, wo es ihnen beliebt; aber — fährt der Recensent fort — da in Konstantinopel noch immer der Nachfolger des Kalifen regiert und zu wenig Lust zeigt, sich freiwillig seines Rechtes auf diese Provinz zu entäußern, so wird den Nationalitäten in Macedonien wohl nichts anderes übrig bleiben, als auch weiter wie bisher sich gegenseitig zu bekämpfen, bis die Sache soweit gediehen, daß eine Theilung Macedoniens nach den Nationalitäten vorgenommen werden könnte. Derselbe Recensent referirt im „Blgarski Pregled" über das serbische Werk „Uebersicht der geographischen Literatur über die Balkanhalbinsel" von Cvijić und über die deutsche Broschüre „Die macedonische Frage" von N. v. Max und plaidirt zuerst für die Verständigung der betreffenden Nationalitäten behufs Gründung eines Föderationsstaates in Macedonien, und später für die Verständigung der Serben und Bulgaren behufs einer Theilung Macedoniens durch beide, wohl wissend, daß dabei die Bulgaren den Löwenantheil erhalten würden, weil ihnen das bulgarische Exarchat in diesem Falle die besten Dienste leisten würde, während die Serben Niemanden haben, der ihre Interessen vertheidigen würde. Begehrliche Zukunftsträume eines unreifen Volksthums!

* **Berlin.** Den Rücktritt Mommsens vom Amt eines Secretärs der philosophisch-historischen Classe der Akademie der Wissenschaften, das er seit 1874 als Nachfolger Haupts innegehabt, muß man insofern beklagen, als nun die öffentlichen Sitzungen der gelehrten Körperschaft des geistigen Glanzes der immer originellen, oft pikanten Reden und Ansprachen des großen Alterthumsforschers entbehren werden. Erwägt man aber, daß Mommsen am 30. Nov. sein 78. Jahr vollendet — von einem schweren Anfall der Influenza im letzten Winter glücklich wiederhergestellt — so wird man diesen Verzicht ebenso entschieden gutheißen müssen, wie die wesentliche Einschränkung, die er sich bereits seit einigen Jahren in seiner Lehrthätigkeit auferlegt hat. Die rastlose Durchführung seiner unvergleichlichen wissenschaftlichen Arbeit bildet für die Welt, wie für ihn die vornehmste Angelegenheit. Secretär wird an seiner Stelle neben Vahlen der jüngere philologische Meister Diels (geb. 1848, seit 1881 Mitglied der Akademie), während in der mathematisch-physikalischen Classe neben dem Astronomen Auwers noch der künstlerisch beredte, aber seit Jahren schwer leidende du Bois-Reymond ein Secretariat verwaltet. — An der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg hat Dr. phil. Richard Wolffenstein die Zulassung als Docent für Chemie erlangt. — Den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft", begründet von der „Historischen Gesellschaft" zu Berlin, ist die bisher vom Cultusministerium gewährte Staatsunterstützung entzogen worden. Dem Bureaupersonal der Redaction ist bereits gekündigt. Die Jahresberichte erschienen seit dem Jahre 1878. Der Wegfall der vom Cultusministerium gewährten Subvention wird von der „Voss. Ztg." damit in Verbindung gebracht, daß der Herausgeber der in letzter Zeit vielgenannte Privatdocent Dr. Jastrow ist. Minder tendenziös wird man die Erklärung darin zu suchen haben, daß sich die hohe Behörde endlich von der Zweckwidrigkeit eines Unternehmens überzeugt hat, das als ein schlechtes Mittelding zwischen Bibliographie, Referat und Kritik in der That bei abschreckendem Umfang und enormem Aufwand von Arbeit und Unkosten von Anfang bis zu Ende höchst geringfügigen Nutzen gestiftet hat.

* **Wien.** Im Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses erklärte am 26. Nov. bei einer Besprechung der Frage des Frauenstudiums der Unterrichtsminister Frhr. v. Gautsch, er habe bereits 1892 betont, daß die höchste Aufgabe der Unterrichtsverwaltung sei, die Frauen zu Erzieherinnen ihrer eigenen Kinder zu erziehen. Die Frage der Steigerung der Erwerbsfähigkeit der Frauen sei ernst geworden, und die Versorgung der zur Ehelosigkeit verurtheilten Mädchen sei dringlich. Daraus ergebe sich jedoch eine volkswirthschaftliche Gefahr; denn der weibliche Mitbewerb führe zur Herabdrückung des Arbeitslohnes und damit zur Entfernung von dem Ideale des „Familienlohnes", d. h. jener Lohnstufe, die die Erhaltung einer Familie durch den Mann voraussetzt. Es sollte sich daher nicht um den Wettbewerb der Frauen in von den Männern bereits besetzten Berufszweigen handeln, sondern um die Erschließung neuer Berufszweige. In Oesterreich unterzogen sich, wie der Minister mittheilte, in den letzten Jahrzehnten nur 25 Mädchen der Reifeprüfung, von denen nur drei bei der medicinischen Facultät hospitirten. Seitens der österreichischen Unterrichtsverwaltung, setzte der Minister hinzu, werde nichts geschehen, um die Zahl der Candidatinnen zu vermehren. Die jetzige Einrichtung von Gymnasien für Mädchen sei unpassend. Bezüglich der Anerkennung von Doctordiplomen, die die Candidatinnen an auswärtigen Universitäten erlangten, sei eine Neuregelung im Gange. Trotz dieser kühlen Haltung des Ministers nahm der Ausschuß drei von seinem Referenten, Hofrath Beer, vorgelegte Resolutionen an, in denen der Unterrichtsverwaltung klar und bestimmt die Mittel und Wege für die wissenschaftliche Ausbildung der weiblichen Jugend vorgezeichnet sind: die Organisation höherer Mädchenschulen — die Zulassung jener Mädchen, welche die Gymnasial-Maturitäts-Prüfung abgelegt haben, zu den Vorlesungen an den philosophischen und

medicinischen Facultäten — endlich die Zulassung jener Mädchen, welche die medicinischen Studien an ausländischen Universitäten zurückgelegt haben, zur Ablegung der strengen Prüfungen und zur Erwerbung des Doctorats an einer österreichischen Universität. — Wie dies von den Freunden des sogenannten Fortschritts mit Jubel begrüßt wird, so erregt nicht mindere Begeisterung der Erfolg der „volksthümlichen Universitätscurse". Nach den der Rectoratskanzlei übermittelten Rapporten „können die Ergebnisse in quantitativem Betracht als überaus glänzend bezeichnet werden. Die Universität, auf deren Kreise das so lebhafte Interesse des ‚Volkes' für ihre Veranstaltung den freudigsten Eindruck gemacht hat, gibt der zuversichtlichen, auf den Eifer der Hörer gegründeten Hoffnung Raum, daß auch die qualitativen Ergebnisse, die durch Prüfungszeugnisse documentirt werden sollen, nichts zu wünschen übrig lassen werden. Die 24 Curse werden im ganzen von 2444 Hörern besucht." Was aber wird aus den eigentlichen Studien werden?

* **Paris.** Die neulich erwähnte archäologische Vereinbarung zwischen der persischen und der hiesigen Regierung, die freilich noch der Zustimmung der französischen Kammern bedarf, lautet wörtlich: „Die persische Regierung bewilligt der französischen das ausschließliche Privilegium, innerhalb der Grenzen des Reiches Ausgrabungen vorzunehmen. Ausgeschlossen von diesem Privilegium sind die heiligen Orte und Cultstätten, wie Moscheen, Friedhöfe ꝛc. Alle Ausgrabungen sollen in Gegenwart eines Delegirten der persischen Regierung stattfinden, der den französischen Gelehrten ihre Arbeit erleichtern und darüber wachen wird, daß die Bedingungen nicht überschritten werden. Ein Mitglied der Gesandtschaft soll den Arbeiten ebenfalls beiwohnen. Alle Funde von Gold und Silber, sowie alle Juwelen geben in das Eigenthum der persischen Regierung über. Die französischen Delegirten können jedoch die Hälfte davon zu angemessenem Preise kaufen und haben das Vorkaufsrecht auch für die andere Hälfte, falls die persische Regierung sie verkaufen will. Die französischen Gelehrten dürfen von allen Sculpturen, Statuen und Inschriften, die sie auffinden werden, Zeichnungen oder Abgüsse anfertigen, und die Hälfte aller Funde dieser Art soll der französischen Regierung gehören. Aus Erkenntlichkeit für die ihr in diesem Vertrage gewährte Bevorzugung wird die Regierung der Republik Sr. Majestät dem Schah ein Geschenk von 10,000 Tomans (50,000 Francs) machen." Mit den geplanten Arbeiten braucht die französische Regierung nicht zu eilen. Sie kann den Zeitpunkt dafür frei wählen und wird, wie man hört, erst die begonnenen Ausgrabungen in Griechenland zu Ende führen. Dann wird die Reihe an Persien kommen, und der Reichthum der Funde von Susa, wo doch kaum erst die Oberfläche des Bodens durchforscht ist, läßt hoffen, daß es dort eine wahre Auferstehung geben wird, eine Auferstehung einer der ältesten Culturen der Welt.

* **Mailand.** Ein männliches Bildniß von Sebastiano del Piombo, früher Rafael beigelegt, wurde hier am 15. Nov. mit der Galerie Scarpa um den Preis von 135,000 Frs. versteigert. Käuferin war eine Comtesse de Chevigny, hinter der man als eigentlichen Interessenten den Director der Pester Galerie, Dr. Pulsky, vermuthet, der den Begleiter der Comtesse machte. Das Bild ist vor etwa 15 Jahren, wie viele Gemälde derselben Galerie, sehr stark übermalt worden; ob unter der Uebermalung das Original noch gut erhalten, ist mindestens fraglich. Daher erscheint der dafür gezahlte Preis sehr übertrieben.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

König Karl und Rumänien.

Z. Bei der Einweihung der Brücke von Cernawoda sagte König Karl zum Schlusse seiner inhaltreichen Rede: „Den Aufschwung unsres theuren Rumäniens auf dem Wege zur Größe und zum Fortschritt wird Niemand mehr zu hemmen im Stande sein." Führwahr ein stolzes Wort! Welche Augen würden wohl die Männer der Garantiemächte machen, die einst über das arme, verwaiste Rumänien zu wachen hatten und stets in Sorge waren, es könnte als Prügelknabe des einen oder anderen ganz zu Grunde gehen, oder von irgend einer Macht, der sie es nicht gönnten, aufgeschluckt werden, wenn sie auf einmal solche Worte aus dem Munde eines rumänischen Herrschers zu hören bekämen? Wäre ihnen die Zeit von 1866 bis jetzt unbekannt geblieben, so würden sie denken, der Größenwahn eines Hospodars habe in guter Weinlaune den Mund übervoll genommen, und sie würden die obigen Worte als geeigneten Stoff betrachten, für fünf Minuten darüber zu lachen. Wie aber ganz anders in der Gegenwart! Die Worte, die König Karl in stolzem Selbstgefühl am 26. September in Cernawoda gesprochen, hat der telegraphische Draht in die ganze Welt hinausgetragen. Ueberall wurden sie mit Aufmerksamkeit und, fügen wir hinzu, mit Achtung aufgenommen. Ist nun aber in der That Rumäniens Herrscher berechtigt, mit solchem Selbstvertrauen aufzutreten? Wer die Entwicklung Rumäniens unter Karl von Hohenzollern seit 1866 bis auf den heutigen Tag verfolgte, wer die inneren und äußeren Zustände Rumäniens zu beurtheilen versteht und sich abgewöhnt hat, dieses Land durch eine Brille zu betrachten, deren Gläser vor mehr als 30 Jahren geschliffen wurden, der kann an der hierzu vorhandenen Berechtigung keineswegs zweifeln. Um sie voll würdigen zu können, ist es geboten, auf Rumänien und seinen Herrscher etwas näher einzugehen. Auch fehlt es nicht an allgemeinem Interesse hierfür, wird doch hiermit die große europäische Politik berührt. Daß gerade in letzter Zeit das conservativ-junimistische Ministerium Catargi-Carp nach vierjähriger und — was auch der politische Gegner zugeben darf — ersprießlicher Thätigkeit dem liberalen Ministerium mit der charakteristischen Signatur der Persönlichkeit Demeter Sturdza's Platz gemacht, schmälert dieses Interesse keineswegs, vermehrt es sogar. Die Berechtigung des Königs, so zu sprechen, wie er es gethan, liegt in der jüngeren Vergangenheit Rumäniens, in den Verhältnissen, wie sie die Gegenwart zeigt, und in der Zukunft des mächtig aufstrebenden Landes.

Der rumänische Volksstamm zählt gegenwärtig nicht weniger als 11,000,000 Seelen, wovon 6,100,000 auf das Königreich Rumänien, 2,870,000 auf Oesterreich-Ungarn, 1,000,000 auf Bessarabien u. s. w. kommen. Nun hat kein Geringerer als der gegenwärtige rumänische Ministerpräsident Demeter Sturdza vor einigen Jahren eine sehr interessante Betrachtung hinsichtlich der romanisch-germanischen und der slavischen Völker Europa's, erläutert an drei Karten, aufgestellt. Er denkt sich vom Nordcap nach Triest eine gerade Linie gezogen, wobei ein sehr instructives Bild zu Tage tritt. Europa wird hierdurch in zwei Hälften getheilt, deren westliche „einen die allgemein menschliche Cultur tragenden Kern von 188 Millionen Seelen bildet" (94 M. Germanen, 91 M. Romanen), während die östliche Hälfte den slavischen Völkern zufällt, jedoch mit einem von Westen her eindringenden Keil, gebildet aus Rumänen, Ungarn und Deutschen. Dieser Keil verhindert mehr oder weniger die russische Umwerbung der südlichen europäischen Slaven und führt letztere in Folge dessen mehr und mehr westeuropäischer Cultur zu. Welche enorme Bedeutung dieser Keil, in dem das Königreich Rumänien eine geradezu missionelle Stellung einnimmt, hat, ersieht man am besten aus der Gestalt, die die Karte von Europa erhalten würde, wenn man Rumänien im Slaventhum aufgegangen, von Rußland verschluckt denkt. Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß die Tage Trajans in gewissem Sinne wiedergekommen sind. Wie die in Dacien eingeführten römischen Colonisten nach Ranke „historisch deßhalb von großer Wichtigkeit wurden, weil sie den halbnomadischen Bewegungen in den Regionen jenseit der Donau eine feste Grenze entgegensetzten", so bilden die Rumänen jetzt den stählernen Riegel, der den Russen das Thor nach Konstantinopel verschließt und gegen die Verslavung des ganzen südöstlichen Europa's ein Bollwerk bildet, von dem der ganze Westen Europa's nur wünschen kann, das es immer mehr erstarke und der Größe seiner Mission immer mehr gerecht werden könne. Angesichts dieser Betrachtung wird man der Stellung Rumäniens in der jetzigen europäischen Staatenbildung ihre eminent hohe Bedeutung nicht vorenthalten können. Hat König Karl nun die eingangs angeführten Worte mit Berechtigung gesprochen, so tritt die Tragweite derselben nach der eben geführten Betrachtung in volles Licht. Prüfen wir die Berechtigung!

Von keinem Lande in Europa ist uns die Entwicklung aus Zuständen, die dem Chaos verzweifelt ähnlich sahen, zu einem geregelten, gutgefügten und sich immer mehr consolidirenden Staatswesen klarer vor Augen gestellt, als gerade von Rumänien. Das danken wir dem vielbesprochenen, epochemachenden Werke „Aus dem Leben König Karls"; denn diese „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" entrollen vor den Augen der Welt mit einer häufig überraschenden Aufrichtigkeit den Werdegang des jungen Staates. Und welch einen Werdegang! Es ist ganz bezeichnend für den Fürsten, der das rumänische Staatsschiff mit einer Thatkraft und Ausdauer sondergleichen durch Sturm und Wogenprall fest und sicher dem scharf ins Auge gefaßten Ziele zusteuerte, daß er den Muth besitzt und ihn besitzen darf, dieses Buch noch zu seinen Lebzeiten der Welt und seinen Rumänen zu übergeben. Und nicht minder bezeichnend für die erworbene politische Reife der Rumänen ist auch die Art und Weise, wie sie in den Spiegel schauen, den die „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" ihnen vorhalten. Da sieht man, daß die Rumänen zu jener wichtigen Stufe schon

vorgeschritten sind, von der der alttestamentliche Weise Jesus Sirach sagt: „Die Selbsterkenntniß ist der Anfang der Weisheit.“

Allzuvorsichtige meinten, die Aufzeichnungen kämen noch zu früh. Wer aber würde nach nochmals 25 Jahren die ganze, unvergleichliche Thätigkeit Karls von Rumänien und die damit verbundene merkwürdige Entwicklung dieses Landes der Zukunft noch voll verstehen? Jetzt erst begreifen wir den Aufschwung Rumäniens, verstehen, wo es die Kräfte zu diesem Aufschwung hergenommen, und haben den Schlüssel zu manchen Ereignissen, die bis dahin mehr oder weniger dunkel waren. Und es dünkt uns, daß durch den Einblick in den Werdegang Rumäniens auch das Vertrauen in dessen Zukunft wesentlich gestärkt werden muß; denn wir sehen, daß die Fortschritte mit zäher Ausdauer, mit wachsendem Verständniß und mit echtem, rechtem, sich stets mehr und mehr klärendem Patriotismus seitens des Volkes und seiner Vertreter gemacht wurden, wenn auch unter oft schweren Stürmen. So schätzt auch der Forstmann das Holz, das langsam und vom Wetter gerüttelt heranwächst, hinsichtlich seiner Festigkeit mehr als den rasch und unter allzu günstigen Bedingungen aufgeschossenen Baum.

„Unfaßbar ist mir, wie Eure Majestät als junger Officier fähig waren, solchen ungeheuren politischen Schwierigkeiten nach innen, wie nach außen gewachsen zu sein und dabei noch allein in einem fremden Lande ohne einen zuverlässigen Rathgeber.“ So interpellirte vor einiger Zeit den König ein Herr im Gespräch. „Die Erklärung ist einfach“, entgegnete König Karl mit der ihm eigenen Offenheit. „Gerade zu der Zeit, als ich in Potsdam stand, hatte mein Vater den Vorsitz im preußischen Ministerium. Ich war täglich stundenlang mit ihm zusammen und unsre Unterhaltung beschäftigte sich fast nur mit Politik. Dazu kam, daß bei meinem Vater die tüchtigsten, politisch aufgeklärtesten Männer der damaligen Zeit verkehrten, von deren Umgang ich ungemein viel lernte; allerdings wurde ich auch,“ fügte der Monarch lächelnd hinzu, „hierdurch in gewissen Kreisen als Liberaler verschrieen. Sehen Sie, das war jahrelang meine Schule, da habe ich, während meine Kameraden sich amüsirten, gelernt, viel gelernt, so daß, als ich nach Rumänien gerufen wurde, ich das Bewußtsein hatte, politisch und diplomatisch geschult zu sein.“ „Also eine thatsächliche Prädestination, darf man sagen.“ „Ich weise es nicht zurück; denn ich glaube fest daran, daß die Vorsehung es gut mit meinem Lande und meinem Volke meint“, lautete die schlichte Antwort.

Die Vergangenheit ist die Grundlage für die Gegenwart und Zukunft. Fast dreißig Jahre hat König Karl in rastloser, aber nie sich überstürzender, nichts überhastender Arbeit an der festen Fundamentirung Rumäniens gebaut. Und mit welchen Erfolgen! Wo immer man hinblickt, solide Fortschritte. Wie hat sich das Schulwesen gehoben, welche wohlthätige Verbesserungen im Sanitätswesen — bei den mehrfachen drohenden Invasionen der Cholera in den letzten Jahren hat sich das rumänische Sanitätswesen nicht nur ums eigene Land, sondern um Westeuropa verdient gemacht —, wie gesichert ist Verkehr und Reisen im Lande gegen früher! Der Pflege der höheren Wissenschaft werden große Opfer gebracht, eine neue Universität ist entstanden, die Academia Romana weist glänzende Namen und bedeutende Leistungen auf, die Rechtspflege ist mit Ernst gefördert, und erst vor wenigen Wochen eröffnete König Karl in seiner Hauptstadt den neuen Justizpalast. Welcher Unterschied überhaupt zwischen dem Bukarest von 1866 und dem von 1895! Das Land, das 1866 keine Eisenbahnen besaß, verfügt heute über ein Eisenbahnnetz von annähernd 4000 km, das es im Verhältniß zur Einwohnerzahl in die Reihe der an Eisenbahnen reichsten Länder Europa's stellt. Noch 1866 konnte kein rumänischer Ingenieur eine einigermaßen complicirte oder größere Holzbrücke schlagen, geschweige denn eine eiserne Brücke bauen, und heute bauten Rumänen eine der großartigsten Eisenbahnbrücken Europa's, die von Cernawoda, und errichten ohne fremde Beihülfe die hervorragenden, allen Anforderungen der Technik entsprechenden Fortificationen der Hauptstadt u. s. w. In diesen Tagen wird die Linie London-Ostende-Verciorova-Constanza eröffnet. Was liegt nicht für ein Fortschritt in diesem kleinen Satze! Er heißt nichts geringeres, als daß nunmehr die nächste Verbindung zwischen dem Westen Europa's und dem Osten mit Konstantinopel durch Rumänien geht, dank dem großartigen Bindegliede, das vor etlichen Wochen bei Cernawoda geschaffen wurde und die Verbindung zwischen dem Schwarzen Meere und der Nordsee auf dem kürzesten Wege bewerkstelligt. Und wie hierdurch dem Transitverkehr ein wichtiger neuer Weg geschaffen wurde, so eröffnet die Eisenbahnverbindung mit dem Meere, mit Constanza, dem Lande selbst ein Absatzgebiet von größter Tragweite. Die unzweifelhafte Folge wird sein, daß die Entwicklung Rumäniens nun auch auf dem Meere rasche Fortschritte macht. Wer wußte vor 20 Jahren etwas von einer rumänischen Landarmee? Vielleicht nach abermals 20 Jahren werden rumänische Schiffe auf allen Meeren bekannt sein. Das kann bei der jetzt bestehenden lebenskräftigen Verbindung mit dem Meere kaum ausbleiben. Schon jetzt beträgt die deutsche Ausfuhr nach Rumänien mehr als die nach Spanien, Portugal, der Türkei und Skandinavien. Die handelspolitischen Beziehungen zwischen Mitteleuropa, insbesondere Deutschland, und Rumänien werden durch den neuen Fortschritt im Verkehrswesen zweifellos wachsen und das um so mehr, als eine unverkennbare Annäherung zwischen den beiden Ländern in den letzten Jahren eingetreten ist. Diese Annäherung wird unter der seit einigen Wochen zur Regierung gelangten liberalen Partei mit Demeter Sturdza nur noch inniger werden; denn Sturdza's Vorliebe für Deutschland ist bekannt, bekannt auch, daß er — wie auch schon oben erwähnt wurde — die Anlehnung Rumäniens an Mittel- und Westeuropa für eine Lebensfrage hält. Nachdrücklich sei darauf hingewiesen, wie ganz anders als früher sich jetzt in Rumänien Regierungswechsel vollziehen. Während der Dauer des Ministeriums Catargi-Carp hat das ehedem an der Spitze der Civilisation marschirende Frankreich ein halbes Dutzend Ministerien verbraucht. Also auch hierin ein hocherfreulicher Fortschritt im politischen Reifen des Volkes, das sich auch in der Ruhe kundgibt, womit der Ministerwechsel vorging, und in dem eine erneute Bürgschaft liegt, daß an der steten Verbesserung innerer Reformen mit gleichem Ernst wieder weiter gearbeitet wird.

Es bliebe noch übrig, auch von den enormen Fortschritten der Armee zu reden, der König Karl seinen Geist einzuhauchen verstand und die, tüchtig geschult und trefflich ausgerüstet, ein Factor geworden ist, mit dem man rechnen muß, zumal in Verbindung mit den großartigen Befestigungs- und Vertheidigungswerken, die unter König Karl angelegt wurden.

So geht in Rumänien eine gesunde Entwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vor sich. Handel und Wandel heben sich sowohl durch das beständig steigende eigene Verständniß der Rumänen für die Verwerthung ihrer reichen natürlichen Bodenschätze, als auch durch erleichterten Verkehr mit dem Auslande. In der inneren Politik ist eine Stabilität eingetreten, die in höchst erfreulicher Weise absticht gegen das eruptive, leidenschaftliche Gebahren früherer Jahre. Das Land, wo vor nicht langer Zeit 12 Procent Zinsen üblich waren, das seine Anleihen mit 7 Procent verzinsen mußte, bekommt jetzt Geld genug für 5 Procent und weniger. Dasselbe Rumänien, das noch vor 30 Jahren

nur geduldet ward, das noch später keine Stimme im europäischen Staatsleben hatte, das einsam und allein stand, mehr bemitleidet als geachtet, ist heute ein Staat, dessen Freundschaft auch die Großstaaten schätzen, dessen ernstes, erfolgreiches Streben sich die Achtung der Welt erworben und dessen Dynastie hinter keiner Europa's zurücksteht, sogar mit den mächtigsten durch enge verwandtschaftliche Bande verknüpft ist.

In der That, König Karl hat das Recht, zuversichtlich, wie er es gethan, von der Zukunft Rumäniens zu reden. In dem Munde dieses Fürsten der That hat das Wort eine tiefe Bedeutung, und die Folgezeit wird es zeigen, daß er vollberechtigt war, zu sagen: „Den Aufschwung unsres theuren Rumäniens auf dem Wege zur Größe und zum Fortschritt wird Niemand mehr zu hemmen im Stande sein.“

Die Religionen der Heiden.

Von Max Buchner.

II.

Das äußerste Maß oder Unmaß von mythologischem Wahnwitz und zugleich von schlau hineinconstruirter Priestergewalt zeigt das Brahmanenthum, so wie es jetzt ist, die wirrste, monströseste der Religionen. Unglaublich verlogen, diebisch, lüstern und grausam sind die Personen der Götter, die das Volk der Hindu fromm zu verehren hat, und ebenso häßlich, künstlerisch werthlos und widerlich sind die Gebilde ihrer Verkörperung. Auch die lustig nackten griechischen Götter waren oft liederlich, und die Götter der alten Germanen waren zuweilen ein Lumpengesindel. Die Götter der Hindu jedoch sind noch viel schlimmer. Sie kämpfen fast immer gehässig unter sich selber, und sie scheuen kein Laster, auch das abscheulichste nicht. Eine maßlose Brünstigkeit bringt sie in Abenteuer der bedenklichsten Art, und maßlos craß und überschwänglich sind die Belohnungen und die Bestrafungen, die sie bereiten. Die unerhörtesten Superlative der Leidenschaft sprechen aus ihren Drohungen und aus ihren Verheißungen. Aber auch in solchen Geschichten, in denen weder Rache noch Brunst das Leitmotiv sind, herrscht die crasseste Abgeschmacktheit.

Fragt man einen Hindu nach der Zahl seiner Götter, so behauptet er, deren 330 Millionen zu haben. Er vermag sie freilich nicht aufzuzählen, weiß in Wirklichkeit nur vielleicht ein paar hundert zu nennen, und sucht man nach einem Ueberblick über das Glaubenssystem, das hier aus ungereimten Gedanken zusammengehäuft ist, so muß man sich an die Forscher Europa's wenden, die mit der Ordnung des Wustes beschäftigt, aber noch lange nicht fertig sind. In dem metaphysischen Irrsinn und Unsinn schlägt ein Satz den andern, und keiner bleibt sicher in Geltung. Legionen von Göttern und Teufeln umspielen die Menschheit mit Liebe und Haß, sündhaft schöne Nymphen üben Verführungen, und zwischendurch wimmelt es noch in unzähligen Schaaren von Affengenien, Schlangengeistern, Weltelephanten, Seeungethümen, Wunderpferden und Wunderkühen. Aus der zweifelhaften Gesellschaft eines solchen Olymps ragen hervor etwa dreizehn Götter und Göttinnen höheren Ranges und noch weiter oben die höchste Dreiheit, Brahma, Wischnu und Siwa nebst den Gemahlinnen Saraswati, Lakschmi und Bhawani.

Brahma, unter den dreien der erste, wenn auch nicht immer ganz unbestritten und offen, ist so gut und harmlos, daß man sich um ihn gar nicht zu kümmern braucht. Deßhalb hat man ihm auch keine Tempel gebaut, man verehrt ihn schweigend. Zuweilen wird freilich auch Brahma in den Strudel der anderen Götter gerissen, und dann ist auch er manchmal lasterhaft. Im ganzen aber macht er wenig von sich reden. Er ist ein Gebilde der Philosophie, die Weltseele der Pantheisten, eigentlich nur den Gelehrten bewußt, für das Volk fast gar nicht vorhanden. Um so wichtiger sind dafür Wischnu und Siwa. Denn diese können bösartig werden und verlangen Opfer. Es gilt hier, ganz wie im Fetischismus, der nämliche Gegensatz zwischen dem ausschließlich gütigen Gott, der seine Pflicht schon von selbst thut und deßhalb bis zur Nichtexistenz unbeachtet bleibt, und den mehr rohen Gewalten, die allein eine praktische Bedeutung haben.

Wischnu ist weiter nichts, als ein ins Ungeheure vergrößerter Mensch, ein übertriebenes Paradigma der guten und schlechten Seiten des Menschencharakters. Er wird der Erhalter genannt. In zehn Incarnationen, von welchen neun schon vorüber sind, während die zehnte noch aussteht, spielt er den Retter der Welt und des Menschengeschlechts. Wischnu fürchtet nur eines, die Gewalt der Priester, welche durch Opfer, Gebete und Büßungen ihn überwinden können. Den Brahmanen ist es gelungen, sich unentbehrlich zu machen. Ohne sie kann die Menschheit keine Gnade mehr finden vor den Göttern. Die unumgänglichen Opfer sind immer schwieriger und complicirter geworden, sie erfordern Kenntnisse in der Astronomie und die Beherrschung der Allegorien mit Namen und Zahlen, eine immer abstruser werdende Wissenschaft. Die wahren Götter der Erde sind jetzt die Brahmanen. Aber die Brahmanen gehen noch weiter. Auch die Götter im Himmel müssen sich vor ihnen beugen. Ihre magischen Kräfte können sie steigern durch Buße und Meditation, bis ihnen nichts mehr unmöglich ist. Deßhalb werden die Götter immer gleich bange, wenn sie bei einem Brahmanen, einem Priester, bemerken, daß er mit einer besonders kräftigen Buße beschäftigt ist, und schicken ihm dann die unwiderstehlichsten Nymphen, ihn durch Verführung zu unterbrechen.

Eine gänzlich andere Gestalt als Wischnu, ein gänzlich unmenschliches Wesen ist Siwa, der Zerstörer. Er stammt von den dunkelfarbigen Urbewohnern des Landes und gehört einer älteren Religionsschicht an, vielleicht der nämlichen wie die Scheusale Bal und Moloch der alten semitischen Völker. Siwa läßt nicht mit sich reden und ist durch Büßungen niemals zu überwinden. Blutdürstig und ohne Erbarmen, herrscht er allein durch Furcht. Seine Gattin Bhawani ist als Kali die Göttin der Cholera. Ihr Dienst ist voll obscöner Unsittlichkeit, die Opfer, die sie verlangt, sind immer blutig. Zu den Siwa-Verehrern gehören die Yogin mit ihren grausamen Selbstpeinigungen und die Kaste der Meuchelmörder.

Wir blicken hinab in einen echt tropischen Sumpf voll giftiger Dünste. Und doch, in der schwülen Luft, die über ihm lagert, gediehen auch herrliche Blüthen. Urwasi und Sakuntala, die berühmten Dramen des Kalidasa, sie gehören dem gleichen Medium an wie die häßlichen Phallusgeschichten des Siwadienstes, und die Philosophie des Vedanta entsprang der nämlichen Denkkraft, wie das wirrste Fiebergeschwätz der Theogonien, dessen die Menschheit sich schuldig gemacht hat. Verfolgt man die Wässer des Sumpfes zurück nach dem Quellgebiet, so gelangt man in reinere Lüfte. Die ältesten Schriften der Hindu, die Veda, entstanden zur Zeit des Moses 1500 vor Christus, bekunden eine Religion, die viel edler war. In dieser vornehmeren Atmosphäre leben nicht bloß die Brahmanen von feinerer Art, sondern auch die europäischen Sanskritgelehrten. Und auch in Indien ist die Erfahrung zu machen, daß die Menschen oft besser sind als ihre Einrichtungen. Trotz der Unsittlichkeit ihres Göttergesindels sollen die Hindu im allgemeinen moralisch nicht tiefer stehen als andere Völker.

Die maßlose Ueberhebung der Priester und Privilegirten mußte zu einem Umsturz führen, der merkwürdigerweise aus den Reihen der nämlichen Privilegirten in Bewegung kam.

Es entstand der Buddhismus. Im Jahre 543 vor Christus starb Gautama Sakiamuni, ein Königssohn von Kapilawastu im Lande Behar am mittleren Ganges. Es ist das die einzige halbwegs glaubhafte Jahrzahl der ganzen indischen Vorgeschichte. Gautama Sakiamuni war der historische Buddha, ein Zeitgenosse des Pythagoras.

Glänzend in jeder Tugend der Ritterlichkeit, aber müde der Freuden seines Weiberpalastes schon mit 30 Jahren, wurde der gefeierte Prinz auf einmal von Schwermuth befallen, und plötzlich riß er sich los und entschwand in die einsame Wildniß. Nach langer Buße und Meditation begann er zu predigen. Die Nichtigkeit aller irdischen Größe und des ganzen Daseins, die Gleichheit sämmtlicher Menschen und Kasten waren die Grundsätze seiner Lehre. Vor allem verwarf er die kostbaren Opfer als Blendwerk der Priester, da solche ja doch nur den Reichen und Mächtigen zugänglich waren. Die Neuheit und Lauterkeit dieser Gedanken versammelte bald einen großen Anhang aus den Massen der Unterdrückten. Zahlreiche Jünger folgten dem Meister und verbreiteten nach dessen Tode sein Werk. Es entstand eine Literatur über die Worte des Sakiamuni, der selber nichts niedergeschrieben hatte. Es kam zur Bildung von Secten. Concilien wurden berufen, die Schriften der Jünger zu prüfen, das Wahre in ihnen zu festigen und das Ketzerhafte zu verwerfen. Es entstanden Klöster mit dem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Denn nur im Leben der Mönche fanden die Forderungen des Meisters ihre ganze Erfüllung. Weltgeistliche gibt es nicht im Buddhismus.

Der Buddhismus eroberte friedlich durch Missionare das chinesische Reich und zuletzt auch Japan. Kambodja, Anam, Siam und Birma fielen ihm zu. In Europa trifft man die ersten Buddhisten schon an der unteren Wolga bei den Kalmücken. Seine ausgebildetste Herrschaft, einen wirklichen Kirchenstaat, hat der Buddhismus in Tibet errichtet. In seinem Vaterland Indien aber wurde er wieder vertrieben. Die furchtbare Macht der Brahmanen zu brechen, ist ihm nicht gelungen. Zur Zeit der Eroberung Alexanders des Großen im Pendschab hatte es freilich den Anschein, als ob der Buddhismus auch hier triumphiren sollte, und hundert Jahre danach, unter König Asoka, dem buddhistischen Konstantin, war er sogar die Staatsreligion in allen Ländern zwischen dem Himalaya und dem Dekhan. Aber die Dynastie des Asoka wurde verdrängt und damit auch der Buddhismus. Nur auf Ceylon konnte er bleiben und besteht dort noch heute. Auf vorderindischem Boden lebt er sonst nur als Bruchstück in der Religion der Dschaina, die eine Mischung von Brahmaismus und Buddhismus darstellt. Allein trotz seiner Verdrängung aus der Heimath beherrscht der Buddhismus noch immer erstaunlich viele Länder und Völker. Man schätzt die Verbreitung der Hauptreligionen meist so, daß dem Christenthum 450 Millionen, dem Mohammedanismus 200 Millionen, dem Brahmaismus 150 Millionen, dem Buddhismus aber 500 Millionen Bekenner zugetheilt werden. Diese Zahlen mögen noch Correcturen erfahren. Doch wird die Wichtigkeit des Buddhismus, selbst wenn ihm eine genauere Kenntniß noch viele Millionen entziehen sollte, immer hervorragend bleiben.

Der Buddhismus ist nach China gekommen, als es bereits auch das Christenthum gab. Die ganze Menschheit der asiatischen Länder scheint damals, seufzend unter dem Druck alter Tyranneien, von der Sehnsucht nach einer Erlösung ergriffen gewesen zu sein. Wären im ersten Jahrhundert die Apostel zunächst nach Osten und nicht nach Westen gegangen, so wäre China vielleicht der erste christliche Staat geworden. Durch die Nestorianer, welche im 4. Jahrhundert nach dem innersten Asien kamen, scheinen christliche Elemente dem Buddhismus zugeführt worden zu sein. Jeder, der einmal Gelegenheit hat, einem buddhistischen Tempeldienst beizuwohnen, wird überrascht sein von der Aehnlichkeit vieler Handlungen mit dem Ritus der katholischen Kirche. Man hat das Gefühl, als ob dabei eine Verspottung beabsichtigt sei, und begreift die Meinung des Pater Huc, daß der Buddhismus ein Teufelswerk sei, erfunden zum Hohne des Christenthums.

Der Buddhismus ist aus der Einsicht in die Erbärmlichkeit unsres Lebens und aus dem Unwillen über menschliche Hoffart hervorgegangen. Für die Erlösung von allen Schmerzen gibt es in ihm nur ein einziges Ziel, die Nichtexistenz, das Nirwana. Denn das ganze Uebel ist das Leben selber. Das Heil im Nirwana muß aber errungen werden durch Entsagung. Erst wenn die natürliche Sündhaftigkeit ganz niedergekämpft ist bis zum Aufhören jeglichen Willens, winkt jener einzige Lohn. Ein Rückfall stößt den Menschen hinab in eine schlechtere Daseinsform, vielleicht in ein Thier. Denn Thiere und Menschen sind nur verschiedene Stufen im giftigen Meere des Lebens. Den Weg nach aufwärts muß dann die Seele von neuem beginnen, dort, wo sie vielleicht schon vor Jahrtausenden war. Denn die nämliche Seele irrt schon seit Ewigkeit durch die Reihe der Existenzen, bis sie zuletzt, zurechtgewiesen durch Buddha, zum Erlöschen gelangt. Das ist die Seelenwanderung der Buddhisten, die aus dem Brahmaismus stammt. Die Seelenwanderung an sich ist in beiden Religionen das Gleiche. Verschieden in ihnen sind nur die Mittel, sich zu befreien. Im Brahmaismus fördern den Strebenden kostbare Opfer und grausame Selbstpeinigungen, der Buddhismus verlangt bloß Entsagung, Tugend und Weisheit.

Was den Buddhismus so ausnehmend interessant macht, ist seine Uebereinstimmung mit den modernsten Ideen führender Geister in Europa. Die Theorie von der Ewigkeit der Materie und ihrer Kräfte läßt sich mit ihm gut vereinigen. Er ist zugleich ein Triumph des rein vernünftigen Pessimismus. Es gibt im Buddhismus kein Halleluja, aber dem Schrei nach Vergeltung der zahllosen Ungerechtigkeiten des Lebens entspricht diese Lehre starr logisch wie keine andere. Es gibt keine Gnade in ihm, er kennt aber auch keinen Zorn über Missethaten. Die sittliche Weltordnung der Buddhisten ist eine gewaltige, mitleidlose Maschine, die sich niemals aufregt und niemals still steht, die ohne Anfang und Ende fortmahlt durch die Jahrtausende mit mathematischer Sicherheit. Schuld und Sühne halten sich selber das Gleichgewicht. Dabei sind die Bestrafungen niemals absolut hoffnungslos. Der unbarmherzige Gedanke einer ewigen Verdammniß ist ausgeschlossen. Wenn auch der einzige Lohn, die Nichtexistenz, erst durch jahrtausendlange Mühsal erkämpft werden kann, er hört nicht auf zu winken als doch noch harrende Rettung.

Als Philosophie ist der Buddhismus ein streng logischer Bau, festgefügt durch das Gesetz eines einzigen großen Gedankens, das des ewigen Ausgleichs ohne die Eingriffe einer persönlichen Gottheit. Als Religion, als tägliche Tröstung, leistet er weniger. Den hochbegabten Völkern Ostasiens, ihrer kalten Vernunft, ihrem stoischen Gleichmuth scheint er vorzüglich zu passen. Für weniger stoische Racen ist er zu leer, zu lieblos und zu mechanisch. Das lobend Gesagte kann freilich nur für den Geist des Buddhismus und dessen edelste Träger gelten. Für das Volk mit seinen brutalen Instincten war der Buddhismus zu gut. Er mußte verunreinigt werden. Die Lehre des Sakiamuni war immer mehr ausgebaut worden. Er selber strahlte in überirdischem Glanz, als Buddha verherrlicht. Denn Buddha ist ein Abstractum und bedeutet einen Erleuchteten. Jetzt wurden seiner Geburt und seiner ganzen Geschichte die wunder=

barsten Begebnisse angedichtet. Die maßlose Ueppigkeit indischer Speculationen brachte es fertig, auch die schlichte Gestalt eines Sakiamuni mit ihrem Schwulst zu umranken. Aus dem historischen Sakiamuni wurde ein mythologischer.

Dem allgemeinen Gesetz der Seelenwanderung ohne Anfang konnte auch Buddha Sakiamuni nicht entzogen werden. Er mußte schon vorher unzählige Male auf der Erde gewesen sein, verschiedene Male als Wurm, als Insect oder größeres Thier, dann wieder als Bettler oder als Fürst. In seinen fürstlichen Rollen geht er sogar durch die meisten indischen Hofkalender, bis er endlich den König von Kapilawastu und dessen junge Gemahlin zu seinen Eltern erwählt, um von ihnen aus Buddha zu werden und im Nirwana sich aufzulösen. Zugleich muß die Welt, die ja ewig ist, sich aber immer wieder verschlechtert und dann immer wieder eines Buddha bedarf, schon vorher unzählige Buddha gesehen haben, so daß Sakiamuni Gautama Buddha bloß deren letzter und größter bleibt. Doch auch der nächste zukünftige wird schon genannt. Das erklärt die Vielheit der Buddhafiguren in den buddhistischen Tempeln und deren verschiedene Titel, je nach der Secte, die sie verehrt, und je nach der Händehaltung, die man ihnen gegeben hat. Immer ist Buddha, sei er in Holz oder Erz oder Stein dargestellt, eine Erscheinung voll ruhigen Ernstes, merkwürdig anders als die Fratzenfiguren der brahmaistischen Götzen. Aber er blieb nicht allein und ungestört in seiner edlen Erhabenheit. Das Gesindel aus dem Olymp der Hindu drängte sich frech ihm nach und in seine Gesellschaft.

Der Buddhismus war viel zu gut nicht bloß für das Volk, sondern auch für die Priesterschaft, die vermöge des Gelübdes der Armuth in der Bildung stark zurückblieb. Der buddhistische Tempeldienst auch der Chinesen wird in Sanskrit gehalten. Aber unter tausend chinesischen Mönchen versteht wohl kaum einer ein Wort dieser völlig fremden alten heiligen Sprache. Die Formeln werden mechanisch erlernt und ohne Verständniß herabgeleiert. Ja es herrscht wohl die Meinung, daß sie ohne Verständniß viel wirksamer seien. Mit allerhand abergläubischem Tand, Amuletten und Glück garantirenden Zetteln wird ein schwunghafter Handel getrieben. Die Tempel sind oft der Mittelpunkt eines lustigen Jahrmarkts mit allen erdenklichen Schaustellungen voller Unheiligkeit. Auch mit gefangenen Vögeln wird da gehandelt, damit die Frommen sie loskaufen können, um ihnen die Freiheit wiederzugeben, weil das ein verdienstliches Werk ist. In eigenen Teichen werden Fische gehalten, nicht um sie schließlich zu essen, sondern als Pensionäre der Mönche, die an ihnen die Liebe zu allen Geschöpfen sichtbar bethätigen wollen. Ja zum großen Honam-Tempel bei Kanton gehört officiell in dem nämlichen Heim auch ein Schweinestall. Für die Schweine wird eifrig gebettelt. Diese Absurdität steht in grellem Widerspruch zu der Fühllosigkeit gegen hülflose Menschen, die man ruhig verkommen läßt. Ueberall nichts als Verfall und Rückkehr zum Götzendienst voller Gräuel und Lächerlichkeit. Am schlimmsten steht es damit im Kirchenstaat Tibet und bei den Mongolen im Centrum von Asien. Hier blüht der nördlichste Zweig des Buddhismus, der sich als Lamaismus von den anderen abhebt, und zwar in einer rein hierarchischen Form. Auch die weltliche Macht ist in den Händen der Mönche, der Lama, beherrscht von dem göttlichen Dalai Lama, welcher als Buddha-Wiedergeburt sich stets erneuert unter dem wohlbehüteten Einfluß der Regierung zu Peking. Hier hat das Erfindungsvermögen der Priester die größten Triumphe gefeiert. Om mani padme hum, „O das Kleinod im Lotos, Amen“, lautet die Formel, die der Betende endlos zu wiederholen hat. Da nun der Mund eines Sterblichen diese Arbeit zu langsam leistet, hat man zu ihrer Verrichtung mechanische Kräfte herangezogen. Man schreibt die Formel auf Streifen und verschließt diese in Blechcylinder, die sich an einer Axe rasch umdrehen lassen, oder man schreibt sie auf flatternde Fahnen. Jede Umdrehung des Cylinders und jede Bewegung der Fahne gilt dann als eine Gebetwiederholung. Ja, die Cylinder werden nicht bloß mit den Händen gedreht, man hängt sie an Rädern in fließendes Wasser und läßt sie als Mühlen arbeiten.

Und hier sind sie auch wieder, die häßlichen Götzen aus Indien, und dazu einige mehr, die noch viel häßlicher sind. Voran die Scheusale Bal und Moloch aus der Culturschicht des Siwa-Dienstes. Ochsenköpfig oder als grimmige Teufel, mit zwanzig Paar Armen, was dann als tausendarmig gedeutet wird, in den feurig flammenden Haaren eine Krone gebleichter Menschenschädel, um den Leib, der bald hochroth, bald dunkelblau ist, eine Kette von frisch abgehauenen Menschenköpfen, am Rücken eine blutige Menschenhaut, in den Händen ein blutiges Menschengehirn, so stampfen sie mit ihren Füßen auf Menschenleibern, die sich sterbend krümmen, starknervig erfundene Allegorien des absolut Grausamen, Schrecklichen. Zum Gottesdienst wird dann gepfiffen auf Flöten aus menschlichen Knochen und getrommelt mit menschlichen Schädelschalen. Und das ist auch Religion!

Angesichts solcher Gräuel drängt sich die Frage auf: Gibt es denn bei den Heiden auch das, was wir Frömmigkeit nennen? Wahrscheinlich ja, aber immer nur je nach dem Volk in verschiedener Art. Jenen höchsten Grad, der die ganze Seele in Glaube, Hoffnung und Liebe auflöst und das ganze Leben in ein Gebet verwandelt, nicht mehr um irdischer Vortheile willen, sondern bloß zur Vermählung mit Gott in verzückter Andacht, um so heißer, je öfter vorher die Seele in ihrer Sehnsucht nach irdischem Glück getäuscht worden ist, diese Art Frömmigkeit gibt es bei den Heiden wohl nicht. Wenigstens wissen wir darüber nichts. Eine zweite Art Frömmigkeit, welche zwar auch noch auf dem Boden des Christenthums vorkommt, aber in kühler Berechnung eigentlich nur ein Ausdruck der Loyalität ist, die Frömmigkeit des Geschäftsmanns, die des weltbeherrschenden Britten, hat schon eine weitere Verbreitung. Sie gedeiht wie in den Staatsreligionen von England und Rußland, so auch im staatlichen Ahnendienst von China und Japan. Was dann noch an Frömmigkeit übrig bleibt, sinkt immer tiefer bis zur Verehrung rein praktischer Mittel im Kampf ums Dasein.

Wir sind am Ende unsres flüchtigen Ganges durch das ungeheure Gebiet der heidnischen Religionen. Treten wir wieder vor die Frage des Anfangs: Was ist Religion? Die Masse des Stoffs und die Ungleichheit seiner Vertheilung haben die Schwierigkeit dieses Begriffs fast noch vermehrt. Auf der einen Seite welcher Ueberreichthum, auf der andern ein dürftiges, kaum erkennbares Halbnichts. Soll der Begriff Religion, der das Höchste verspricht, auch schon für das kindische Fetischwesen des Negers gelten? Reflectirt die Gespensterfurcht wirklich erste Lichtblitze einer ewigen Wahrheit? Wenn die kleinlichen Fabeln der Neger schon Religion sind, dann haben unsre Bauern zwei Religionen, die eine, zu der sie durch ihre Taufe gehören, und noch eine andere, die sich aus ihren Geistergeschichten und abergläubischen Bräuchen zusammensetzt. Etwas anderes als diese letztere Art von Mystik ist bei den Negern nicht wahrzunehmen. Oder sollte im Aberglauben der Neger doch noch mehr sein, als wir vermuthen? Wer kann das behaupten? „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Mancher gelehrte Hamlet möchte den Anschein erwecken, als ob er von jenen Dingen schon einiges wüßte. Nimmt man ihm jedoch solche Weisheit beim Wort, so stellt sich heraus, daß sie sich auch nur einiges träumen ließ.

Der Satz „Es gibt keine religionslosen Völker" ist kurz und bündig. Ihn zu begründen, ist nicht ebenso leicht. Erste Anfänge fehlen ja sicher nirgends. Samenkörner aber sind noch keine Bäume. Und schließlich dreht sich die Frage nur um ein Wort, das die höchste Cultur sich geschaffen, mit einem Inhalt ohne gleichen erfüllt hat, und das nun auf einmal den primitivsten menschlichen Zuständen angepaßt werden soll. Wir müssen schon sehr weit zurückgehen, wenn wir auch noch die äußersten Dämmerungsstrahlen in einem Hauptpunkt vereinigen wollen, und was bleibt dann übrig, als etwa zu sagen: Religion ist die Ahnung einer höheren Macht? In der Ungleichheit der Vertheilung des Stoffs liegt auch ein Grund für die Ungleichheit der Behandlung, welche die Religionen der Heiden von Seite der christlichen Missionare erfahren haben. Ihnen verdanken wir über die Religionen der Hindu und der Mongolen die gediegensten Aufschlüsse. Ueber das Fetischwesen der Neger, der Südseebewohner und der Indianer sind die Berichte aus ähnlicher Quelle selten ebenso werthvoll. Ueber das einfache Nichts oder Halbnichts der Wilden hinweg zu gelangen, ohne in solche Leerheit eigene Vorurtheile zu setzen, ist viel schwieriger als die emsige Arbeit in dem gewaltigen Berg der Geistesproducte asiatischer Völker, der noch auf Jahrhunderte unerschöpflich erscheint. Thatsächlich wissen wir ungemein wenig über das geistige Leben primitiver Racen. Die Schwierigkeiten, mehr zu erfahren, liegen in einem äußeren Ring, so namentlich in den Sprachen mit ihrer Zersplitterung. Und zugleich müssen wir eingestehen, daß eine wirklich gründliche Forschung nirgends versucht worden ist. Jedes einzelne Völkchen der Südsee bedürfte eines eigenen idealen Forschers, der sein ganzes Leben an dessen Geheimnisse setzte. So aber sterben sie weg, jene interessanten Menschen, kaum daß der Verkehr mit Europa sie eben gestreift hat, und nehmen ihre Geheimnisse mit sich.

Der Oberflächliche mag sich verwundern über die billige Leichtgläubigkeit, die das Bedürfniß der Causalität auf hundert Arten beschwichtigen läßt. Je niedriger der Verstand, um so weniger Zweifel und um so mehr tröstliche Sicherheit. Auf der rohesten Stufe des Denkens sind Einfälle selten und kostbar, und jeder einzelne wird sogleich eine Wahrheit. Man ist so zufrieden mit jeder neuen Erfindung, daß ein Antrieb, an ihr zu bessern, lange nicht aufkommt. Daß Denkbarkeit und Wirklichkeit nicht dasselbe sei, ist noch unbekannt.

Auch bei uns hat die Arbeit des Denkens eine Menge von Thorheiten fertig gebracht, bis sie zuletzt jene kritische Vorsicht erreichte, deren wir uns so gern rühmen. Aber trotz aller kritischen Vorsicht, wie weit sind wir damit gekommen? Von allem, was um uns vorgeht, sehen wir doch nur das winzig Nächste. Ein Dichter besingt den Morgenthau auf den Gebüschen und erblickt in ihm Thränen der Engel. Wir glauben ihm gern für einen Augenblick. Da kommt ein Naturforscher, freudig bestrebt, die Poesie zu zerstören, aber doch noch nicht ganz auf der heutigen Höhe, und sagt, die vermeintlichen Thränen seien ein Schwitzen der Pflanzen. Erst später wird ihm ganz klar, daß auch das nicht der Fall ist, daß die Tropfen ein Niederschlag aus der Luft sind, die, abgekühlt, von ihrer Feuchtigkeit einiges abgeben muß. Damit stehen wir auf dem Boden des modernsten Wissens. Wie weit aber sind wir damit noch entfernt von der wahren Einsicht in die Wärmevertheilung im Weltraum, von der das Thauen nur eine kleinste Erscheinung ist! Wäre es denn so sehr zu verargen, wenn man dann doch lieber an die Thränen der Engel glaubte?

Wo aber bleibt alle kritische Vorsicht, wenn das Wünschen gewaltsam durchbricht? Eine furchtbare Menge von Schmerzen wälzt die Menschheit in sich herum auf dem kleinen Erdball, der rastlos durch die unendliche Welt fliegt. Wenn alles Unglück und Unrecht, das stündlich geschieht, sich laut machen könnte, wir würden in einem ewigen Jammer dahinleben müssen wie auf einem Schlachtfeld. An tausend kleine und große Mittel knüpft die Despotie der Affecte eilige Hoffnungen. Die Noth treibt sämmtliche Menschen in die gleiche Richtung. Von dem kindischen Fetischwesen der Neger bis hinauf zu den prunkhaften Staatsreligionen der Ostasiaten, das ganze Getriebe hat ein einziges Ziel, die Befreiung vom Uebel.

Nur, wo das Uebel gesucht wird, macht einen Unterschied, je nach den drei Hauptcharakteren der heidnischen Menschheit. Der heiter leichtfertige Neger kennt bloß kleinliche Anfechtungen. Ihm genügen die schnurrigen Hausmedicinen, die er von Fall zu Fall immer frisch bereitet. Dem leidenschaftlichen Hindu formten die Priester eine Welt von Dämonen, die seine Wünsche und seine Befürchtungen sind. Der stoisch tapfere Mongole dagegen, der das Wünschen und Fürchten verachten gelernt hat, der das Uebel am gründlichsten faßt und im eigenen Leben sieht, mitleidlos gegen sich selber, tritt ruhig und unverzagt in die Maschine, die ihn langsam vernichtet.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die preußischen Strafgesetze.** Erläutert von A. Groschuff, Senatspräsidenten beim Kammergericht, G. Eichhorn, Kammergerichtsrath, und Dr. H. Delius, Amtsrichter. Berlin, Otto Liebmann 1894. — Die Zahl der neben dem Reichsstrafgesetzbuch in Geltung befindlichen Strafvorschriften, reichsrechtlichen wie landesrechtlichen Ursprungs, ist groß und fortwährend im Wachsen begriffen. Eine Zusammenfassung derselben erwies sich immer mehr als Bedürfniß. Zunächst erfolgte eine solche bezüglich der strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches; das von Dr. Stenglein, Dr. Appelius und Dr. Kleinfeller ausgearbeitete Werk erschien 1893 und liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis, wie günstig die Aufnahme desselben war. Die preußischen Strafgesetze, welche nunmehr im gleichen Verlag herauskommen, schließen sich in ihrer äußeren Anlage vollkommen an dieses Werk an. Der stattliche Band vereinigt in sich nicht weniger als 107 preußische Gesetze strafrechtlichen Inhalts, welche, soweit der Umfang es erlaubte, oder die Bedeutung des Gesetzes es zu fordern schien, vollständig, im übrigen auszugsweise zum Abdruck gebracht sind. Der damit umfaßte Zeitraum reicht zurück bis zur Erlassung der allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten von 1793 und geht herauf bis in die letzte Gegenwart; auch die am 1. April 1895 in Kraft getretenen Communalabgaben- und Ergänzungssteuergesetze haben bereits Aufnahme gefunden, und es erscheint als ein besonderer Vorzug des Buchs, daß es die sämmtlichen, derzeit in Preußen geltenden Steuergesetze übersichtlich zusammenstellt. Die Verwendbarkeit desselben wird dadurch über die Gerichtssäle und Anwaltskanzleien hinaus bedeutend erweitert. Die abgedruckten Gesetzesbestimmungen sind mit kurzen, aber klaren und fleißig ausgearbeiteten Erläuterungen versehen.

* Das Ende von **Otto Ehlers** wird durch eine Mittheilung bestätigt, welche seinen Eltern in Hamburg durch das Colonialamt zugegangen ist. Ehlers war Anfang August in Neu-Guinea eingetroffen. Er sprach den Wunsch aus, das Gebiet nach der englischen Seite hin zu durchqueren. Der Landeshauptmann, Capitän a. D. Rüdiger, warnte den Reisenden vor dem Unternehmen: es gelang ihm aber nicht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Ehlers wußte auch den Unterofficier Piering zur Theilnahme an der Expedition zu bestimmen, die, nachdem sie einmal entschieden war, von dem Landeshauptmann auf das kräftigste unterstützt wurde. Der Plan war, Neu-Guinea auf dem Wege von der Baier-Bucht nach SSW. zu durchqueren. Es sollte versucht werden, den Heath-Fluß zu erreichen, um das vermuthete Thal desselben für die Reise nach der Küste des Papua-Golfs zu benutzen. Die Expedition schiffte sich am 11. August an Bord des Dampfbootes „Isabel" ein. Sie bestand außer Ehlers und Piering aus dem Mauritiusjüngling Eu-pu und 43 Trägern. Mitgeführt wurden eine große Hündin und fünf Ziegen. Am 14. August wurde die Expedition in der

Baier-Bucht an das Land gesetzt und trat Nachmittags vom Francisco-Flusse aus den Marsch in das Innere an. Otto Ehrenfried Ehlers war am 31. Januar 1855 in Hamburg geboren. Er studirte in Heidelberg, Jena und Bonn Landwirthschaft und Jurisprudenz, bewirthschaftete eine Zeit lang ein Landgut in Pommern und trat dann 1887 in den Dienst der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Er machte im Sommer 1888 eine Expedition nach dem Rufidschi und Rovuma mit und begab sich im Herbst in das Dschaggaland am Fuße des Kilima-Ndscharo. Ein Jahr später traf er mit einer Gesandtschaft des Häuptlings Mandara in Berlin ein, hielt sich aber hier nur zwei Monate auf. Nachdem kehrte er nach Sansibar zurück, begleitete Wissmann während des Araberaufstandes auf seinem Zuge nach Mpwapwa und begab sich im December desselben Jahres zum zweiten Male an den Kilima-Ndscharo, um dem Häuptling Mandara die Geschenke des Deutschen Kaisers zu überbringen. Er hat auch die Samoa-Inseln, Vorder- und Hinterindien, Tongking, China, die Mongolei und Sibirien bereist. Zwischen Forschungsreisendem und Globetrotter hielt er ungefähr die Mitte. Seine Reiseschilderungen zeigen ihn als guten Beobachter und gewandten Plauderer. Auch zu Gedichten fühlte er sich aufgelegt.

* Die vor mehreren Jahren von Upsala aus wieder angeregten internationalen Wolkenmessungen verfolgen den Zweck, die Beziehungen der Bewegung der atmosphärischen Luft in verschiedenen Höhenschichten zu den Witterungsvorgängen, insbesondere zum Auftreten der atmosphärischen Gebilde niederen (Depressionen) und hohen Luftdrucks (Maxima) festzustellen. Insbesondere ist die Zugrichtung der Depressionen, die Wind, Bewölkung und Regen bilden, von den sich in größerer Höhe vollziehenden Vorgängen abhängig. Es wird nun darauf ankommen, die vor einer Depression vorausziehenden, diese kennzeichnenden charakteristischen Wolken, ihre Art, ihre Höhe, ihre Zugrichtung und Zuggeschwindigkeit zu ermitteln. Die auszuführenden Beobachtungen und Messungen umfassen: 1) eine laufende Darstellung aller Witterungserscheinungen in graphischer und tabellarischer Aufzeichnung, 2) die genaue Festlegung der Wolken durch photographische Aufnahmen und photographische Messungen, um diese Wolkenaufnahmen in Beziehung zu setzen zu den ad 1 festgelegten meteorologischen Elementen und den über ganz Europa sich abspielenden Witterungsvorgängen. Die Beobachtung und photographische Darstellung der Wolken wird voraussichtlich von verschiedenen Seiten in Deutschland durchgeführt werden. Zur Ausführung genauer Messungen unter Benutzung des Phototheodoliten hat sich bis jetzt in Deutschland nur das meteorologische Observatorium in Potsdam entschlossen. Daneben haben sich in Braunschweig die Professoren Dr. Koppe und Müller bereit erklärt, eine Station für ein Jahr einzurichten und zu leiten. Prof. Koppe hat als Geodät die photogrammetrische Meßmethode zu einer solchen Vollkommenheit entwickelt, daß sie neben manch anderer Verwendung nun auch namentlich der Wolkenmessung hervorragende Dienste leisten kann. Prof. Koppe hat ferner die Wolkenmessung derart durchgebildet, daß die weitere Arbeit an der Hand umfangreicher, schon vollendeter Tabellen in schneller und bequemer Weise von Hülfskräften durchgeführt werden kann. Man will nun diese vorbereitenden Arbeiten anderen Orts mitbenutzen; so weilte dieser Tage Prof. Sprung, Meteorolog am königlichen Observatorium in Potsdam, in Braunschweig, um sich über diese Meßmethode und die für sie zu benutzenden Instrumente, sowie über die erzielten Ergebnisse im Interesse der internationalen Wolkenmessung zu unterrichten. Die Kosten, welche die Herstellung der Instrumente und die Durchführung der Messungen erfordern, sind von privater Seite, von einem Comité, aufgebracht, das sich vor etwa Jahresfrist zur Förderung des Unternehmens gebildet hat. In Amerika werden 7, in Rußland 4, in den übrigen Staaten je 1 oder 2 Stationen für die internationale Wolkenbeobachtung eingerichtet. — Post nubila Phoebus! In den nächsten Monaten wird die Publication einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, die einige interessante Fragen der Meteorologie betrifft, erscheinen. Es ist dies eine von Hrn. König in Hamburg angestellte Discussion zahlreicher Beobachtungen, wie sie fast auf allen meteorologischen Stationen über die Dauer des Sonnenscheins gemacht werden. Während früher zu bestimmten Zeiten directe Beobachtungen über Bewölkung des Himmels und Dauer des Sonnenscheins angestellt wurden, bedient man sich in neuester Zeit für letztere Sache ausschließlich automatischer Registrirapparate, die ein weit klareres Bild von den thatsächlichen Erscheinungen zu geben im Stande sind, als man es sich bisher verschaffen konnte. Die Einrichtung dieses Sonnenscheinautomaten ist außerordentlich einfach; um eine Glaskugel ist ein aus präparirtem Papier bestehender Cylinder gelegt, auf welchen die durch die Kugel in einem Brennpunkt vereinigten Sonnenstrahlen eine Spur einbrennen. So lange die Sonne scheint, finden wir ihr Merkmal auf dem Papier, während dies bei eintretender Bewölkung verschwindet; in diesem Apparate besitzen wir also eine hinreichend scharfe Controle der Sonnenscheindauer. Die Discussion des Beobachtungsmaterials ermöglichte es zunächst, das Verhältniß der wirklichen Dauer des Sonnenscheins zu der möglichen, d. h. der Zeit, innerhalb deren die Sonne sich über dem Horizont befindet, zu berechnen. Letztere Dauer beträgt für Mitteldeutschland ungefähr 4450 Stunden im Jahre; thatsächlich haben wir aber nur: für Hamburg 28 Proc., 1236 Stunden, und für Magdeburg 36 Proc., 1603 Stunden. Im allgemeinen ist die Dauer des Sonnenscheins etwa: in England 1400, mittleres Deutschland 1700, Oesterreich 2000, Italien 2300, Spanien 3000 Stunden im Jahre. Hieraus ergibt sich eine augenfällige Zunahme der Dauer mit dem Fortschreiten nach Süden. Von Interesse ist außerdem noch eine Abnahme mit dem Emporsteigen in höhere Regionen. Wie von vornherein zu vermuthen ist, zeigen Großstädte eine weit kürzere Dauer des Sonnenscheins als das flache Land. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das Beispiel Londons. Die Ausdünstungen der Riesenstadt bringen die Bildung häufiger, theilweise sehr dicker Nebel mit sich, die Licht und Wärme den Bewohnern entziehen, sogar auch anerkanntermaßen auf die Gesundheit der Menschen schädlich einwirken, wie aus der Zunahme der Todesfälle nach dem Auftreten eines besonders starken Nebels hervorgeht. Da der Wind in Südengland nun meistens von Westen nach Osten weht, muß eine westlich von London gelegene Stadt klarere Luft, als eine im Osten befindliche haben, die von der Londoner Luft überweht wird; dieser Ueberlegung genau entsprechend, haben wir für Kew, westlich von London, 1391, für London selbst 1026, für Greenwich, östlich von London, 1227 Stunden Sonnenschein per Jahr. Für Hamburg gilt fast genau das nämliche. Was die Sonnenscheindauer in den einzelnen Monaten betrifft, so haben wir, bemerkt die „Magdeb. Ztg." von ihrer Stadt, den meisten Sonnenschein im Mai, nämlich 235 Stunden, eine Zahl, die im December bis auf 40 Stunden hinabrückt; je weiter wir jedoch nach Süden und Osten gehen, um so mehr rückt das Maximum nach dem Hochsommer zu. Der Gegensatz zwischen Winter und Sommer in der Dauer des Sonnenscheins wird mit der Erhebung über dem Meeresniveau bedeutend verringert, wie die Beobachtungen auf dem Sonnblick und Hoch-Ober zeigen; auf ersterem Berge z. B. beträgt das Maximum im August 156 Stunden, das Minimum im November und April 125 Stunden. Der tägliche Gang der Sonnenscheindauer erreicht fast überall sein Maximum zur Mittagszeit, wenn die Sonne den höchsten Punkt ihres Tagbogens am Himmel erklommen hat. Von Interesse ist übrigens die Thatsache, daß bei uns die Sonne während des ganzen Jahres längere Zeit über dem Horizonte verweilt, als in südlichen, z. B. den Mittelmeer-Ländern.

* **Berlin.** Die „Nat.-Ztg." dementirt die Meldung von der Entziehung der Subvention, welche das Cultusministerium für die von dem Privatdocenten Dr. Jastrow redigirten Jahresberichte für Geschichtswissenschaft zu leisten pflegt; die Unterstützung von 1200 M. werde vielmehr im December wiederum dem Verleger ausgezahlt werden. Wir wiederholen, daß wir in einem Eingehen des genannten Unternehmens keinen Verlust für Wissenschaft und Literatur erblickt hätten.

* **Christiania.** Nach einer Mittheilung aus Stavanger ist in den letzten Tagen auf dem Bauerhofe Oma in Thime ein bemerkenswerther Goldfund aus der Vikingerzeit gemacht worden. Der Fund besteht aus acht massiven Goldringen und 51 Bruchstücken von Goldstangen, wie sie seiner Zeit als Zahlmittel benutzt wurden, im Gewicht von zusammen 650 Gramm.

* **Odessa.** Der emeritirte Professor Iwan Stefanowitsch Nekrassow, Rector der hiesigen Universität, ist in der Schweiz an den Folgen einer längeren Krankheit gestorben. Nekrassow war vordem Professor der russischen Sprache und Literatur und hatte sich namentlich um die Erforschung russischer Alterthümer verdient gemacht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 28. November folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. Chr. Joder: Das Beichtsiegel vor dem Schwurgericht zu Mülhausen. (Sep.-A.) Straßburg, F. X. Le Roux u. Co.

1895. — Dr. Franz R. v. Haymerle: Supplement zum Centralblatt f. d. gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Bd. XIV. Heft 3—4. Wien, Alfred Hölder 1895. — Uebersichtskarte der Dislocation des k. u. k. österr.-ung. Heeres u. der Landwehren i. J. 1895/96. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Jacob u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. XII. Bd. 6. Lfg. Verpetschirung — verschrecken; bearb. v. Dr. E. Wülcker. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Kuno Fischer: Kritische Streifzüge wider die Unkritik. (Kleine Schriften 4.). Heidelberg, Carl Winter 1896. — Paul Knauth: Von Goethe's Sprache und Stil im Alter. Leipzig, Gustav Fock (Comm.) 1894. — Dr. th. Adolf Zahn: Die beiden letzten Lebensjahre von Johannes Calvin. Leipzig, E. Ungleich 1895. — Dr. Max Lenz: Geschichtschreibung u. Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation. — Ernst Götzinger: Joachim Vadian. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 49 u. 50.) — Prof. Dr. Förster: Luthers Wartburgjahre. — Fritz Baumgarten: Der wilde Graf (Wilhelm v. Fürstenberg) u. d. Reform. im Kinzigthal. (Schriften f. d. deutsche Volk, hggb. vom Verein f. Reftsgsch. 25, 26.) Halle a. S., Max Niemeyer (Comm.) 1895. — Anton Bettelheim: Biographische Blätter, Vierteljahresschrift. Bd. I: Heft 4. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. — Hugo Arnold, Unter General v. d. Tann; Feldzugserinnerungen. I. Bdch. München, C. H. Beck 1896. — Meyers Conversationslexikon. 5. Aufl. Bd. X. Kaustik—Langenau. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1895. — Dr. Hermann Adalbert Daniel: Handbuch der Geographie. 6. Aufl. bearb. v. Prof. Dr. B. Volz. Lfg. 13—36. Leipzig, O. R. Reisland 1894—95. — Leipzig u. Umgebung, hggb. vom Verein zur Förderung des Fremden- u. Geschäftsverkehrs, Leipzig, Selbstverlag des Vereins 1895. — Luise Schenck: Meerumschlungen; 3 Novellen. Altona, Schlüter. — Wilhelm Raabe: Die Acten des Vogelsangs. Berlin, Otto Janke 1896. — Paul Cahrs: Joseph Geiger; Roman. Paris u. Leipzig, Albert Langen 1895. — Joseph Lammertz: Nymphenspiel; dramatische Dichtung. Freiburg i. B., Lorenz u. Waetzel 1895. — Juliane Déry: Es fiel ein Reif; Drama in 1 Act. Berlin S. Fischer 1896. — H. Brand: Der Lehnsmann vom Liebenstein; histor. Erzählung a. d. 16. Jhdt. Stuttgart Paul Neff 1896. — Paul Oskar Höcker: König Attila: culturgeschichtl. Erzählung. Leipzig, Geibel u. Brockhaus 1896. — *Arte:* revista internacional. T. I. n. 1. Coimbra, Augusto d'Oliveira 1895. — *Jean Hubert:* Étude sur quelques pages de Richard Wagner. — Des réminiscences de quelques formes mélodiques. Paris, Fischbacher 1895. — Charlotte Heim: Die kleinen Gratulanten; Gelegenheitsgedichte für Kinder. München, J. J. Lentner 1896. — Trowitzschs Reichskalender 1896. Berlin, Trowitzsch u. S. — Christbaumkalender 1896. Ebd. — Antiquar. Katalog: Jacques Rosenthal, München. Nr. 83: Geheime Wissenschaften.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

VI.

Fatalis est tragoedia quae nunc agitur, cujus qualis sit futura catastrophe incertum: qualis, qualis est futura, precor ut cadat in gloriam Christi et in rem evangelicae veritatis. Ego hujus fabulae spectator esse malim quam histrio, non quod recusem ob Christi negotium aliquod subire discrimen, sed quod perspiciam negotium esse supra meam exiguitatem.

D. Erasm. Centur. I Epist. 98.

Der 20. September 1895 ist in dem Kalender des Kirchenpolitikers mit einem breiten rothen Striche bezeichnet. Er hat die Unvereinbarkeit zweier sich entgegenstehender Standpunkte aufgewiesen, die vor der Hand beide gleich intransigent erscheinen. Aber für denjenigen, dessen Blick durch das Zischen und Wirbeln der sich an der Oberfläche kräuselnden Wellen auf den Grund der Gewässer zu dringen vermag, hat dieser Tag doch auch möglicherweise die Elemente aufgerollt, aus deren verständiger Benutzung wenn nicht ein völliger Ausgleich, so doch ein modus vivendi zwischen den beiden in Betracht kommenden Mächten, Italien und dem Papstthum, zu gewinnen wäre.

Für jeden, der Italien, seine Bewohner und deren Naturell kennt, war von vornherein klar, daß die Italianissimi sich nicht würden nehmen lassen, die Erinnerung an die Besetzung Roms am 20. September 1870 durch eine möglichst lärmende Feier zu begehen. Die romanischen Völker lieben einmal solche Feste; sie haben ein zwingendes Bedürfniß, ein Schauspiel aufzuführen und ihrem nur allzu beredten Munde von Zeit zu Zeit ungehinderten Lauf zu lassen. Ihr größtes Unglück in parlamentarischen Dingen ist, daß ihre Staatsmänner und Kammerhelden stundenlange glänzende Reden zu halten wissen über Dinge, von denen sie nie etwas gelernt haben und von denen, wie Jedermann weiß, sie unmöglich etwas zu wissen im Stande sind. Im Leben des Einzelnen sind 25 Jahre schon etwas — nennt doch Tacitus bereits 15 Jahre magnum aevi spatium, und demgemäß hört man jetzt allenthalben von 25jährigen Jubiläen, die mit Geräusch gefeiert werden. So etwas war in guter alter Zeit, wo man erst ein halbes Jahrhundert der Feier werth hielt, so gut wie unbekannt, und es dürfte erlaubt sein, auch heute noch den Kopf dazu zu schütteln. Im Leben der Nationen bedeuten 25 Jahre wenig, in den Berechnungen der Curie sehr wenig. Weit mehr als die Italiener hatten wir Deutsche Ursache, den Zeitpunkt zu feiern, wo wir ein Vierteljahrhundert ohne Krieg mit unsern heißblütigen westlichen Nachbarn zugebracht haben.

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 253 vom 2. November d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. D. Herausg.

Aber zugegeben, daß die Irredentisten der Halbinsel den 20. September nicht verleben konnten, ohne laut in die Posaune zu stoßen, so war doch die Frage, ob es für das officielle Italien, bezw. die königliche Regierung räthlich war, diesen Tag zu einem großen Nationalfest zu erklären. Ernste und achtbare Stimmen haben sich selbst aus den Kreisen der nationalen Partei dagegen erhoben; am entschiedensten und lautesten diejenige des letzten in diesem Sommer noch lebenden Mitbegründers der italienischen Einheit, Ruggero Bonghi's, der wenige Wochen nach den Festen des 20. September aus diesem Leben abgerufen wurde.

Ruggero Bonghi war einer der meistgenannten, aber auch umstrittensten Gelehrten und Publicisten der Gegenwart. Von früher Jugend an für die nationale Sache thätig und entflammt, hat er in seinem ersten literarischen Stadium eine vorwaltende Neigung zu philosophischen Studien verrathen. Der lange Aufenthalt, den er, aus Neapel verbannt, am Lago Maggiore nahm, hatte ihn mit Rosmini und Manzoni in nahe Beziehungen gebracht. Dem ersteren ist er stets in treuer Bewunderung ergeben geblieben; dem letzteren hat er durch die große kritische Ausgabe seiner Opere inedite e rare (Mil. 1883—1889) gedankt, die nur bis zum 5. Bande gediehen ist. Die Verbindung mit beiden großen Männern hat unzweifelhaft den Ausschlag dahin gegeben, daß Bonghi trotz mancher Peripetien in seinem Leben im ganzen doch eine positiv christliche und der Kirche selbst häufig freundliche Haltung bewahrt hat. Das hat freilich nicht gehindert, daß mehr als eine seiner Schriften die Blitzstrahlen des Vaticans auf ihn herabzog und namentlich sein „Leben Jesu“ der Censur der Indexcongregation verfiel. Das zweite Stadium in Bonghi's Laufbahn brachte ihn in ein näheres Verhältniß zur praktischen Politik. Er ist der Vater des „Garantiengesetzes“ von 1871. Er hat als Unterrichtsminister in dem Ministerium Minghetti reichen Anlaß gehabt, zu kirchenpolitischen Fragen Stellung zu nehmen. Später hat er mit seinen Schriften über Pius IX. und Leo XIII. lebhaften Antheil an der kirchlichen Tagespolitik genommen. Das dritte und letzte Stadium seiner Thätigkeit war vorzugsweise literarischer und kritischer Natur. Die von ihm begründete „Cultura“ war sein Lieblingsorgan, das unstreitig einen bedeutenden und heilsamen Einfluß auf die heutige Geistesarbeit Italiens geübt hat. Nach Minghetti's und Sella's Hingang war er das parlamentarische Haupt der „Altliberalen“. In der Politik meist Idealist und nur zu oft Phantast, verfolgte er eine Richtung, welche im denkbar stärksten Gegensatz zu jenem Realismus stand, an welchen uns die glorreichen Tage Cavours und Bismarcks gewöhnt hatten. Seine Abneigung gegen den Dreibund ist ebenso bekannt, wie seine Sympathien für eine französische Allianz und seine Bewunderung für Gladstone, der die traditionelle Politik Großbritanniens durch seinen Doctrinarismus zerstört hat. Diejenigen, welche Bonghi persönlich gekannt haben, werden uns indessen zugestehen, daß man ihm trotz seiner politischen Thorheiten ernstlich nicht böse sein konnte. Er besaß einen großen Fonds natürlicher Gutmüthigkeit; erregbar und heftig, oft

unbedacht und übereilt, war er gleich darauf bereit, einem ehrlichen Gegner die Hand zu reichen. Auch seine Kirchenpolitik ermangelte nicht eines gewissen Beigeschmacks sentimentaler Weichherzigkeit. Er hat den Ultramontanen, er hat der Curie und insbesondere den beiden letzten Päpsten die allerhärtesten Dinge gesagt; die ultramontane Presse und der Vatican haben es ihm redlich vergolten. Aber das hat ihn nicht gehindert, den Interessen der Kirche und selbst den Geschicken des Vaticans ein seltsames „Tendre“ zu widmen, und er war schmerzlich betroffen, wenn man seine bona fides in kirchlicher Hinsicht in Zweifel zog. Ich sah ihn in den Tagen, da die Curie sein „Leben Jesu“ auf den Index gesetzt hatte. Er fühlte sich entschieden gekränkt. „Ich wollte,“ meinte er mir gegenüber, „das Leben Jesu einfach nach seiner rein menschlichen Seite erzählen. Das Dogmatische ließ ich beiseite, nicht weil ich es leugnete oder befeindete, sondern weil es mir darauf ankam, dem mit der Dogmatik zerfallenen heutigen Geschlecht Jesus als Menschen in seiner ganzen Größe und als historischen Charakter zu schildern. Man hat mich total mißverstanden, wenn man mir antikirchliche Absichten unterschob und ein Werk verbot, das meiner Ansicht nach doch bestimmt war, einiges Gute zu thun.“

Die „römische Frage“ hat R. Bonghi häufig beschäftigt. Seine wichtigsten Ausführungen über den Gegenstand sind in den Schriften „Leone XIII e il Governo Italiano“ (Roma 1882), „Il Vaticano Regio“ (Nuova Antologia 1864, LXXIII 101 f.) und „La Conciliazione“ (ib. 1887, XCIII 545 f.) niedergelegt; das letzte, was er über die Sache schrieb, ist in dem Septemberheft der „Nuova Antologia“ und in dem nicht von ihm gezeichneten, aber zweifellos von ihm herrührenden Artikel „La festa del XX settembre“ in der von ihm dirigirten „Perseveranza“ vom 18. September (Nr. 12910) enthalten. Man kann sagen, daß diese letzten Zeilen, welche aus Bonghi's so überaus fruchtbarer Feder geflossen sind, zugleich der letzte patriotische Dienst waren, den er seinem Vaterlande erwies.

Wir haben bei Ruggero Bonghi etwas länger verweilt, als die Sache zu erheischen schien. Aber es liegt das nicht außer unserm Plan. Vielmehr beabsichtigen wir, den Hauptfiguren, welche auf dem kirchenpolitischen Schachbrett auftreten, manchmal bei Lebzeiten, sicher bei ihrem Verschwinden von der Bühne eine kurze kritische Betrachtung zu widmen. Kommen wir jetzt zu dem, was Bonghi in der „Perseveranza“ über die Zweckmäßigkeit der Feste vom 20. September sagt. Er weiß, daß er umsonst predigt — che giova nelle fata dar di cozzo? Das hindert ihn nicht, nochmals die Feste als inopportun zu erklären. „Sie werden nur das Ergebniß haben, das undiscutirbare Recht Italiens auf Rom in den Augen vieler zu schwächen. Dieses Recht, gerade weil es ein natürliches und indiscutables ist, braucht nicht durch Illuminationen, Feuerwerk und Trompetenschall erst besiegelt zu werden. Die beste Manier, ein natürliches Recht zu bejahen, ist, es ruhig auszuüben. Wir sind in Rom, wir sind da zu Hause; wohlan, bleiben und leben wir da ruhig, wie wenn das die natürlichste Sache von der Welt wäre.... Diese krampfhafte Festfreude, mit der wir die Ereignisse von 1870 feiern, geben denselben den Charakter von etwas Exceptionellem; diesen Charakter des Exceptionellen dürfen wir aber gerade nicht anerkennen, weil er unserm Recht die Sicherheit der Grundlage entzieht.“

Auch von Seite des Anstandes findet Bonghi die Feste inopportun. „Von dem Augenblick an, wo wir es für nützlich halten, den Papst in Rom zu haben, den wir seiner weltlichen Herrschaft entkleidet haben — und daß wir darauf Gewicht legen, beweist die einfache Thatsache unsres Garantiengesetzes — von diesem Augenblick an ist es — milde gesagt — wenig angemessen (poco elegante), vor die Fenster dessen, den wir seiner Macht beraubt haben, zu ziehen und unsre Freude über das Geschehene heraufzuschreien.“ Um so weniger angemessen ist, führt Bonghi weiter aus, dies Verhalten, wenn es von dem Stärkeren gegen den Schwächeren geübt wird. „Und sicher, wir haben hierbei Europa nicht auf unsrer Seite.“ „Europa hegt große Bewunderung für das Italien des Mittelalters und der Renaissance; es neigt aber sehr dazu, die heutigen Italiener ziemlich antisympathisch zu finden und zu glauben, Italiens Glück in den letzten Jahrzehnten entspreche nicht dem Verdienst seiner Bewohner. Diese Antipathie Europa's wird durch die Feste vom 20. September sicherlich nur vermehrt werden.“ Schlimmer als dies sei aber, daß die künstliche Bewegung, welche zu gunsten des 20. September in Italien ins Werk gesetzt werde, unter dem nationalen Gesichtspunkte sich geradezu als gefahrbringend herausstelle. Italiens höchstes Interesse fordere, daß in dem Bewußtsein der Katholiken dem Papste Unrecht und Italien Recht gegeben werde. Den Papst kränken, heiße gerade das Einkehren dieser Ueberzeugung behindern, die Zahl derjenigen vergrößern, über welche der Papst unbedingte geistige Herrschaft ausübt. „Man braucht nur um sich zu blicken, um sowohl in Italien wie in der übrigen katholischen Welt den Beweis dafür zu finden. Die gemäßigte Politik, welche Italien nach seinem Einzug in Rom zunächst durch das Garantiengesetz, dann auf dem Wege friedlicher Ueberzeugung unternahm, um die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens beider Gewalten in Rom zu erweisen, ist durch die Maßlosigkeit des Radicalismus auf die Seite geschoben worden, welcher sich einbildete, den Papst durch fortgesetzte Nadelstiche und Kränkungen mürbe zu machen, und welche nichts anderes erreicht hat, als ihn als Opfer erscheinen zu lassen und ihm die Sympathien und die Verehrung der ganzen Welt einzubringen. Die empfindlichste all dieser Kränkungen wird der 20. September sein. Der Papst, ein feinerer Politiker als alle diejenigen, welche Italien regieren, wird eine wundervolle Zurückhaltung bewahren, nachher aber aus seinem silenzio dignitoso heraustreten und einen Protest erheben, mit dem er einen allgemeinen Beifall ernten wird. Vor der öffentlichen Meinung wird der Papst größer, Italien kleiner erscheinen.“ Bonghi legt sich die Frage vor, wie die Regierung, wie Crispi das nicht sahen und sich von den Extremen einfach in die Tasche stecken ließen. Er findet diese Haltung der Regierung schwach, phantastisch, während es ein Beweis von Stärke gewesen wäre, den Leidenschaften und perfiden Rathschlägen zu widerstehen und die Dinge zu sehen, wie sie sind. „Vor allem darf man nicht glauben, daß mit dem Herumtanzen („con la coreografia“) Rom italienisch gemacht und zur Höhe seiner Aufgabe emporgezogen wird.“

Diese harten und ernsten Worte haben durch den Verlauf des Festes immerhin eine Art von Bestätigung gefunden.

Zunächst ist es höchst ärgerlich zu sehen, welche Rolle bei den Festen die Freimaurer gespielt und wie ihnen der Vortritt vor der Armee eingeräumt worden ist. Das von vielen Zeitungen ohne Widerspruch referirte, also wohl sicher echte Ausschreiben des Großmeisters der Loge, Hrn. Adriano Lemmi, welches die „Rivista della Massoneria Italiana“ schon im Juni publicirte, stellte den 20. Sept. und die Feier des Unterganges der weltlichen Macht der Päpste geradezu als ein Familienfest des Freimaurerordens dar, zu welcher alle Zweige des Ordens eingeladen wurden. Daß am Tage der Feier selbst die Loge für sich den Vortritt vor der Armee verlangte und durchsetzte, ist ein Factum schwerwiegender Art: es beweist eine Abhängigkeit der Regierungskreise von der Massoneria, an welche man bisher Mühe hatte zu glauben, und ist in gewissem Grade

geeignet, die seit 1848 von der Curie und ihren Anhängern stets wiederholte Behauptung zu bekräftigen, daß das Werk der Einigung und Erhebung Italiens nicht Sache des Volkes, sondern das Unternehmen der geheimen Gesellschaften gewesen sei. Die Regierung konnte nichts ungeschickteres thun, dem Vatican konnte kein größerer Gefallen gethan werden, als mit diesem ebenso geschmacklosen wie unnöthigen Mißgriff. Gerade an diesem Tage und bei solcher Gelegenheit mußte die Solidarität der Regierungsmänner mit der Freimaurerei öffentlich negirt werden.

Crispi's Rede hat die Sache nicht besser gemacht. Zunächst und mit Recht waren die piemontesischen Blätter entrüstet darüber, daß an diesem Tage alle Ehren und aller Preis Garibaldi und selbst Mazzini galten, von Cavour sozusagen gänzlich geschwiegen wurde. Es ist schwer zu verstehen, wie ein sonst so kluger Staatsmann, wie Francesco Crispi es ist, sich zu Aeußerungen hat hinreißen lassen, welche ebenso unpolitisch wie unangebracht waren. Wie kann man behaupten, daß in den beiden Namen „Victor Emanuel und Giuseppe Garibaldi sich die ganze Geschichte der italienischen Erhebung zusammenfasse (si compendia la storia del risorgimento nazionale)"! Sind denn Gioberti und Cavour total vergessen? Hr. Crispi sagte weiter: die Bürger Roms seien vor 1870 „die Heloten der Menschheit, die Sklaven eines kosmopolitischen Fanatismus gewesen; ihre Knechtung sei ein Rest der von dem Despotismus der Menschheit auferlegten Unbill gewesen, die den Völkern jeden freien Willen entzog". Er nennt dann den 20. Sept. „die Erinnerung an den mühevollsten und fruchtbarsten Kampf, welchen die Freiheit jemals gegen die Tyrannei geführt habe". Die Zeit zwischen dem 4. Juli 1849 und dem 20. Sept. 1870 habe den Beweis gebracht, daß die weltliche Herrschaft der Kirche lebensunfähig war. Die Schaaren Garibaldi's nennt er Vertheidiger des Rechts „gegen einen Eindringling, der die barbarische Mission auf sich genommen, die Tyrannei der Priester wiederherzustellen". Ein gänzlich verunglückter Vergleich aus einer Martyrerlegende wird zur Illustration des Aufsteigens von Victor Emanuels und Garibaldi's Sternen herangezogen. Dann wird die geistige Aufgabe und Natur des Christenthums, die Wahrheit des Evangeliums „siccome anche noi crediamo" betont, welche, wie sie durch das Apostolat begründet wurde, so auch durch das Apostolat sich erhalten werde. Die Gegner verlangten die Restauration der weltlichen Macht des hl. Stuhles nicht im Interesse der Religion, sondern um menschlicher Rücksichten willen, aus Herrschsucht, aus irdischer Begehrlichkeit. Und doch sollten sie bedenken, daß das Princip der weltlichen Herrschaft nicht mit dem der Heiligkeit zusammengeht und der Gebrauch materieller Waffen der Religion nur schaden kann. Die Religion könne nicht eine staatliche Function sein, Italien habe zuerst der Welt das Schauspiel eines vollständigen Verzichts auf jede Einmischung in die Angelegenheiten der Kirche gegeben. Es sei ein Kanon des modernen Rechts, daß der Staat auf religiöse Dinge keinerlei Einflüsse auszuüben habe; die Autonomie des Geistes sei auch die beste Schutzwehr des Papstes, der Herr über die Seelen, aber nicht über die Materie sei; so sehr, daß selbst protestantische und ungläubige Fürsten sich vor ihm beugten. Dem Oberhaupte der Kirche sei absolute Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit zugestanden: der Papst steht bloß unter Gott und keine menschliche Gewalt reicht an ihn (il papa è sogetto solamente a Dio, e nessuna forza umana può giungere sino a lui). Kein irdischer Fürst ist ihm zu vergleichen; er ist einzig in seiner Ausnahmestellung. Er hat kein Territorium unter sich, und wenn er eines hätte, wäre es nur klein; aber seine vom Himmel stammende Herrschaft gebietet über die ganze Welt, und damit sollte er sich zufrieden geben. Als weltlicher Fürst wäre er von geringerer Autorität; als unabhängiger Souverän, so wie wir ihn durch die Garantiengesetze hingestellt haben, ist er allen überlegen. Er bedarf keines Schutzes, der Boden Italiens ist sein Schild. Eine Beschimpfung des Papstes, wie diejenige, welche Bonifaz VIII. zugefügt wurde, ist künftig undenkbar. Die Katholicität sollte Italien geradezu dafür dankbar sein, was es für das römische Pontificat gethan hat. Erst seit 1870 sei dieses so stark geworden, daß es den Kampf mit einem Otto v. Bismarck habe aufnehmen und diesen starken Mann fühlen lassen können, was geistliche Waffen vermögen. Das alles war das Werk des Parlaments und des Königs; es war die Erfüllung des Willens Gottes, wie es Gottes Wille war, daß Italien zur Einheit gelangte. Vor dreizehn Lustren habe der Dichter des Christenthums gesungen: Das Ungeheuer, welches das italienische Volk in sieben getheilt, habe die Idee Gottes verrathen. „Wer wollte es heute wagen, sich dem Willen Gottes zu widersetzen? Und doch fehlt es nicht an solch Verwegenen, und man muß, mit Schmerz, sagen, es sind gerade diejenigen, welche sich Gottes Diener nennen!" Am Schlusse wird dann diesen Renitenten zu verstehen gegeben, daß sie den Schutz des Garantiengesetzes verlieren werden, sobald sie sich mit dem Gesetze des Staates, in welchem sie leben, in Widerspruch setzen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein Theil der katholischen Presse Crispi's Rede im höchsten Grade anmaßlich, die Betheuerung seiner christlichen Gesinnung gleißnerisch, seine Drohungen gegen den Vatican unerträglich gefunden hat. Aber auch aus dem liberalen und radicalen Lager hat sie manchen Tadel erfahren. Hr. Pelletan meinte schadenfroh im „Eclair", Hr. Crispi habe „brutal" gesprochen; er fragt sich, welchen Zweck er dabei im Auge gehabt habe. Sicherlich hat der kühne und entschlossene Staatsmann, dessen Führung Italien in diesem Augenblick nicht entbehren kann und dessen Person und Politik wir weit entfernt sind feindlich gegenüberzustehen,[1]) am 20. Sept. keinen glücklichen Tag gehabt. Seine Nervosität, die ihm schon manchen Streich gespielt, hat ihn auch diesmal nicht gut berathen und ihn Dinge sagen lassen, die gerade an diesem Tage besser mit Stillschweigen wären übergangen worden.

Der Vatican bewahrte in diesen Tagen der Trauer eine würdevolle Zurückhaltung. Der lärmende Festjubel brach sich an den hohen Mauern dieses größten und merkwürdigsten aller Paläste, in welchem ein landloser Fürst über die mannichfachen Wechsel der Vergangenheit und über die Aussichten der Zukunft nachsann. Um so geräuschvoller war das Auftreten der „katholischen Presse". Wie die Freimaurer dafür gesorgt hatten, daß ihnen am 20. Sept. der Löwenantheil der Glorification zufiel und wie sie von langer Hand das alles vorbereitet, so hatten die ultramontanen Casinos und Comités dafür Sorge getragen, daß das Publicum vor und nach dem 20. Sept. wochenlang mit den kläglichsten Lamentationen über die Lage des armen Papstes und mit dem ganzen Sündenregister des Quirinals und der italienischen Regierung beschenkt wurde. Das letztere wurde am vollständigsten, zusammengefaßt in dreißig Artikel, von der officiösen „Voce della Verità" am 20. Sept. selbst (Nr. 218) geboten: dies artige Menu, welches die vaticanische Presse dem Governo zu seiner Festfeier zu verspeisen vorsetzte, und auf welches wir seinerzeit

---

[1]) Wir bitten, das ausdrücklich betonen zu dürfen. Unter den italienischen Staatsmännern ist keiner, der für die Lösung der uns hier beschäftigenden Frage besser geeignet wäre als Francesco Crispi, der, groß angelegt und mit glänzenden Eigenschaften ausgestattet, den freien Blick und die starke Hand besitzt, die zu weittragenden politischen Actionen unerläßlich sind.

zurückzukommen gedenken, schließt mit dem Dessert: „Pace Crispi-Giolitti. Risorgimento dei commendatori. Seppellimento d'ogni questione morale. Trionfo dei ladri. Cloaca massima.“ Ueber Mangel an Preßfreiheit wurde seltsamerweise nicht geklagt. In ähnlicher Weise wurde, was Italien gegen die Freiheit des Papstes seit 1870 gethan, seitens des Cardinals Vaughan in einer Predigt im Dome zu Kensington formulirt. Die Unterdrückung von Tausenden von Klöstern, die Austreibung und Beraubung unzähliger Mönche und Nonnen; die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für die Geistlichen; die Verbannung des religiösen Unterrichts aus den Universitäten und Volksschulen; die Confiscation der Güter der Wohlthätigkeitsanstalten durch den Staat; „der Papst aller Ressourcen und jeglicher Freiheit (sic!) beraubt“: das sind die Hauptpunkte der Anklage, welche der vornehmste Prälat der katholischen Kirche in England Italien an den Kopf wirft. Die kleineren ultramontanen Blätter wußten ihrer Wuth keine Grenzen zu setzen. Ich weiß nicht, ob das Märchen von dem auf einem Bündel feuchten Strohs in seiner Gefangenschaft schmachtenden Papst wieder aufgetischt wurde; aber an anderen Räubergeschichten hat es nicht gefehlt. Ein süddeutsches Centrumsblatt erzählte ganz unverfroren: „Es ist bekannt, in welchen Umständen Victor Emanuel seine Tage in Rom, das er nach der Eroberung floh, endete. Eine abergläubige Furcht ließ ihn im Quirinal nicht schlafen. Eine einzige Nacht verblieb er dort, jene, nachdem er am Abende ein Decret bezüglich des Begräbnisses des Papstes unterzeichnet hatte. Da er nicht schlafen konnte, öffnete er das Fenster. Fünf Tage nachher war er gestorben. Sein Begräbniß ging dem des Papstes voraus. Die Luft von Rom hatte ihn getödtet.“ Man kann nur die Dreistigkeit bewundern, mit der im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit der Abonnenten ein derartiger Blödsinn gedruckt wird.

Wie Bonghi ganz richtig vorausgesagt hatte, trat der Papst einige Wochen, nachdem die Festfeier verrauscht war, aus seinem „silenzio dignitoso“ heraus, nicht mit einer Allocution oder Encyklica, wie vielfach erwartet war, sondern mit einem Schreiben an seinen Staatssecretär, welches vom 8. October datirt ist. Dieser Kundgebung sollen ziemlich stürmische Verhandlungen und Scenen im Vatican vorausgegangen sein. Es wird behauptet, Leo XIII. selbst habe in Uebereinstimmung mit dem Partito savio unter den Cardinälen ursprünglich die Absicht gehabt, angesichts des 20. September in Stillschweigen zu verharren; die Intransigenten hätten aber zu einem feierlichen Protest gedrängt und Rampolla habe dem Papst einen solchen abgepreßt. Ich weiß nicht, was an diesen Geschichten wahr ist. Ob der Brief auf eigenste Initiative Sr. Heiligkeit zurückgeht, selbst, ob er von dem Papste persönlich geschrieben ist, läßt sich schwer sagen. Die außerordentliche Gewandtheit, mit welcher Leo XIII. die lateinische Sprache handhabt, und die Schönheit seiner Diction ließe, wenn der Brief lateinisch verfaßt wäre, leicht beurtheilen, ob letzterer von Leo selbst dictirt wäre. Das Schreiben an Rampolla ist aber italienisch verfaßt, und Stil und Ausdruck lassen vermuthen, daß dies officielle Actenstück, wenn auch vom Papste befohlen und unterschrieben, doch nicht von ihm redigirt ist. Mir ist wahrscheinlich, daß der Cardinal es selber geschrieben hat. Es beginnt mit dem Ausdruck des Erstaunens über die Tactlosigkeit, welche nicht einmal auf das hohe Alter des Papstes — alla Nostra canizie — Rücksicht genommen, „so daß Wir fast unmittelbare Zeugen der Apotheose der italienischen Revolution und der ihr folgenden Beraubung des hl. Stuhles sein mußten“. Was letzteren insbesondere schmerzen mußte, war die bei dieser Feier offen hervortretende Absicht, den Conflict zwischen den beiden Gewalten zu verewigen und dem Papste begreiflich zu machen, daß er sich in eine Gefangenschaft ohne Hoffnung auf Erlösung (es heißt wörtlich so: „alla cattività senza speranza di redenzione“) ergeben müsse. Man habe außerdem einen entschiedenen Schritt weiter in der Richtung eines wesentlich antireligiösen Ideals gemacht, indem das letzte Ziel der Secten, welche die ersten Urheber („primi motori“) der Occupation Roms waren, nicht sowohl in der politischen Einigung des Landes, als in einem viel finstereren Plan („assunto più tenebroso“) bestand. Die Durchbrechung der Mauern der Hauptstadt sei nur ein Mittel, um die Bresche in die Stadt des Priesterthums zu legen und um die geistliche Macht des Papstthums niederzuwerfen. Das, was die Secten in ihrem Jargon die dritte bürgerliche Phase („una terza civiltà“) in der Existenz Roms nennen, sei nichts anderes, als eine Entstellung und Paganisirung der privilegirten Stadt. Jegliche schlechte Lehre werde jetzt hier verbreitet, die Person des Statthalters Christi werde ungestraft verächtlich gemacht, dem katholischen Dogma werde der freie Gedanke, dem Stuhle Petri der Stuhl der Freimaurerloge entgegengesetzt. Das sei nicht der Triumph der italienischen Sache, sondern das Emporsteigen der Apostasie. Die Einheit Italiens werde durch die Verwirklichung dieser Pläne im Gegentheil tödtlich getroffen. Im Schatten der öffentlichen Rechtspflege steigere sich die Immoralität der Sitten und damit der Abfall von der Religion; es wachsen die Vergehen gegen menschliche und göttliche Gesetze und zugleich Zahl und Uebermuth der Umsturzparteien. Den Anfang zu all diesen Uebeln habe der Krieg gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche gebildet, dem zugleich mit der bürgerlichen Herrschaft auch die ihm zur Ausübung seines apostolischen Amtes nothwendige, zu seiner Freiheit unentbehrliche Autonomie geraubt sei. Umsonst habe man seine Zuflucht zu legislativen Expedientien genommen. Solche gesetzliche Veranstaltungen könnten, ohne territoriale Jurisdiction, dem Papste niemals Unabhängigkeit sichern („conferire indipendenza vera senza giurisdizione territoriale“). Die durch die Garantiengesetze verbürgte Unabhängigkeit sei keine wirkliche, sondern eine scheinbare, ephemere, weil der Willkür anderer untergeordnet („subordinata al talento altrui“). Sie könne durch den genommen werden, der sie gegeben, was man gestern sanctionirt, könne man morgen wieder aufheben. Habe man doch gerade in diesen letzten Tagen mit einer Abrogation der Garantiengesetze dem Papste gedroht. Diesen werden aber weder Drohungen noch Sophismen, noch der unehrerbietige Vorwurf persönlicher Ambition zum Schweigen bringen. Die einzig wahre Bürgschaft für die Unabhängigkeit des Papstes sei bereits in der von Konstantin verfügten Verlegung des Reichssitzes nach Byzanz hervorgetreten. Seither habe kein weltlicher Fürst bis zu unsern Tagen versucht, in Rom zu residiren. So sei durch Fügung der Vorsehung der Kirchenstaat entstanden, welcher die besten Rechtstitel für sich aufzuweisen habe: vor allem die Liebe und Dankbarkeit der von ihm beglückten Völker (es heißt wörtlich: „l'amore riconoscente dei popoli beneficati“), das allgemeine Völkerrecht, die freiwillige Anerkennung der ganzen Welt und einen Bestand von Jahrhunderten. Auch habe das Scepter in der Hand des Papstes dem Hirtenstab niemals Eintrag gethan. Wenn heute das Papstthum seinen wohlthätigen Einfluß auf die Völker ungeschwächt weiter entfalte, so sei das nicht die Folge der ihm bereiteten Situation, sondern eine Wirkung der göttlichen Gnade, sowie das Christenthum einst nicht durch, sondern trotz der Verfolgungen der römischen Kaiser sich entwickelt habe. Italien müsse wieder begreifen, welch ein Vorzug es sei, aus tausend Nationen auserwählt zu sein, um den heiligen Stuhl zu hüten. Es müsse das Joch

des Freimaurerthums abschütteln, sonst seien neue Gefahren und noch größerer Zusammensturz zu gewärtigen.

Es liegt nicht in unsrer Absicht, eine Kritik an diesem päpstlichen Schreiben zu üben, so wenig, wie wir die sachlichen Ausführungen der Crispi'schen Rede in dieser Nummer zu besprechen gedenken. Was wir darüber, also über die römische Frage, denken und was wir darüber zu sagen haben, nachdem wir diesen Gegenstand seit mehr als einem Vierteljahrhundert im Auge behalten und ihn, wir dürfen wohl sagen, mit fast allen hier in Betracht kommenden geistlichen und weltlichen, kirchlichen und außerkirchlichen Politikern besprochen haben, sollen einige unsrer nächsten Briefe zeigen. Heute möchten wir nur dem Wunsche Ausdruck geben, es möchten zu der Redaction amtlicher päpstlicher Ausschreiben doch auch Personen zugezogen werden, welche mit der Geschichtswissenschaft auf einem freundlichen Fuße stehen. Abgesehen von andern Aufstellungen des Schreibens, gegen welche der Historiker begründete Bedenken erheben dürfte, ist z. B. die Vorstellung, als ob Kaiser Konstantin dem Papst zuliebe auf Rom verzichtet habe, auf dem Boden der durch die Fälschung der Donatio Constantini eingeleiteten mittelalterlichen Auffassung erwachsen. Sie hat mit einer wissenschaftlichen Beurtheilung der Verlegung der Residenz unter Diocletian und Konstantin nichts zu thun. Seit Gibbon sind die politischen, administrativen und militärischen Gründe, welche jene Kaiser veranlaßten, den Sitz des Reiches thatsächlich (nicht nominell: Rom blieb immer ideell die Hauptstadt des Imperiums) an den Hellespont zu verlegen, oft und eingehend erörtert, auch vollkommen klargelegt worden. Religiöse oder kirchliche Gesichtspunkte haben bei Konstantins Entschluß so wenig als bei demjenigen Diocletians mitgewirkt. Daß unsre ultramontanen Blättchen von solchen Dingen nichts wissen und so schreiben, als ob wir noch in den Tagen Martins von Troppau lebten, ist selbstverständlich, hat auch nichts auf sich; aber man sollte denken, die Katholicität habe schon ein Recht, zu verlangen, daß am Sitze ihrer Centralregierung von dem heutigen Stande historischer Einsicht etwelche Notiz genommen werde. Indessen, das nur so nebenbei; denn im Grunde hat ja der „Spectator" bloß zu berichten und nichts zu fordern, da er und seinesgleichen in der Kirche Gottes nichts gelten. Er hat persönlich auch gar nichts dagegen, daß die „Gelehrten" der Civiltà cattolica ihres Amtes auch weiter walten. Omnia ad majorem Dei gloriam.

Das Urtheil der europäischen Presse über den Papstbrief ist natürlich auch diesmal nach allen Seiten auseinandergegangen. Daß die nationale und liberale Presse ihn übel aufnahm, war ebenso natürlich, als daß die ultramontane debita reverentia ihn in den Himmel hob. Bemerkt wurden aus der erstgenannten Kategorie die Artikel der officiellen „Riforma" vom 10. und 12. Oct. (Nr. 279, 281), welche die Ausführungen des päpstlichen Schreibens mit außerordentlicher Schärfe analysirten und u. a. auf die 79 Empörungen der Stadt Rom gegen die Päpste hinwiesen, die zwischen 890 und 1849 verzeichnet werden und die allerdings einen recht unbequemen Commentar zu der „Liebe und Dankbarkeit" der mit dem Kirchenstaate einst beglückten Bevölkerung bilden. Die „Riforma" erlaubte sich auch, dem hl. Vater die Frage vorzulegen, ob während der Festtage auch nur ein einziger unehrerbietiger Act gegen Se. Heiligkeit vorgekommen sei. Was eine Restauration der Papstherrschaft bedeuten würde, illustrirte sie dann durch einen Auszug aus dem bekannten Buche des Msgr. Liverani („Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia". 1861), das seinerzeit den ganz besonderen Zorn der modernen Jesuiten hervorgerufen hatte. Daß die französische Presse, auch die antikirchliche, die Gelegenheit gern benützte, um Hrn. Crispi am Zeug zu flicken, ist selbstverständlich, und man braucht daher auf ihr Urtheil kein großes Gewicht zu legen. Sie bezeichnete die Feste des 20. Sept. ziemlich allgemein als „inconvenantes". Auch Hr. Emil Ollivier sah sich einmal wieder bemüßigt, zu diesem Anlaß seinen verworrenen kirchenpolitischen Ideen Ausdruck zu geben. Die Unterhaltung, welche ein Redacteur des „Gaulois" über den 20. Sept. mit dem Expremier des gefallenen Kaiserreichs gehabt, gipfelt in der Erklärung: „à Rome, dans l'état actuel, le Pape a son supérieur temporel; or, dès que le Pape a quelqu'un au-dessus de lui, il n'est pas libre." Man muß erstaunen, zum Erweise dieses Satzes Ausführungen, wie die folgenden zu lesen: Der Papst, heißt es, ist nicht bloß Papst, um im Vatican eingeschlossen zu sein, Encykliken zu schreiben, in seinen Galerien spazieren zu gehen und sich in seinem Garten das Fieber zu holen. „Non, il est Pape pour célébrer publiquement les grands mystères et les fêtes augustes dans le temple élevé à la papauté avec l'or de toutes les nations et dans les quatre basiliques dont il est comme le cardinal. Il est Pape pour envoyer de la Loggia aux dates consacrées, à la lueur du soleil et devant les multitudes prosternées, la bénédiction urbi et orbi." . . . „Mais il y a plus. Le Pape est, en même temps que Pape, évêque de Rome. En cette qualité, il est tenu d'aller prendre possession selon les rites à S. Jean de Latran. Il doit, aussi souvent que ses travaux le lui permettent, se montrer à ses ouailles, circuler au milieu du peuple afin que les femmes, les enfants aient la faculté de le voir, de l'approcher, de le toucher, et qu'en retour il puisse leur sourire et les bénir."

Und der Mann, der das sagt oder schreiben läßt, ist ein französischer Ministerpräsident und mit zwei Portefeuilles behaftet gewesen. Man erkennt den Mann mit dem „leichten Herzen" auch nach einem Vierteljahrhundert an der Oberflächlichkeit wieder, mit der er eine große und das Geschick eines ganzen Volkes tief berührende Sache zu gunsten der Frauen und Kinder, welche nach dem Lächeln des Papstes begierig sind, zu beurtheilen weiß.

Auch die „Revue des Deux Mondes" hat sich am 15. Sept. schon über die Feste vernehmen lassen. Sie erblickt in ihnen eine Offenbarung der Thatsache, daß Christus und Antichristus ihren Sitz auf zwei sich gegenüberstehenden Hügeln Roms aufgeschlagen haben: „Rom sei die Capitale der Welt, von dort gehen die beiden großen Ströme aus, zwischen welchen die heutige Menschheit oscillirt, der Katholicismus als Typ der organisirten Religion und die ebenfalls in Rom organisirte und im Palazzo Borghese (dem Sitz des Freimaurerordens) residirende Irreligiosität."

Das ist die neueste Leistung jenes französischen Neokatholicismus, der innerlich vollkommen Heide geblieben, sich äußerlich mit dem politischen Katholicismus vortrefflich abfindet, seit der letztere die Allianz mit den Demokraten und mit Frankreich affichirt hat! Die HH. Brunetière, Bourget und wie die Patrone dieser neuesten Pariser Mode heißen mögen, thäten besser, zuerst innerlich Christen zu werden, ehe sie, total ungläubig im Herzen, vor der materiellen Macht des ultramontanen Princips auf die Kniee fallen und die Phraseologie der Civiltà cattolica in die einst so vornehme „Revue" verpflanzen. Der Kampf zwischen Christenthum und Antichristenthum ist weitaus in erster Linie ein geistiger und moralischer, die Factoren, zwischen denen er ausgekämpft werden muß, wohnen nicht zwischen den sieben Hügeln der ewigen Stadt; das Schlachtfeld liegt im Norden und es ist kein anderes als das Arbeitsfeld der germanischen Race, ihres intellectuellen und ethischen Ringens. Die sogenannte „römische Frage" oder

das Temporale der Päpste kommt bei diesem Entscheidungskampf so gut wie gar nicht in Betracht; diese Frage hat eine Bedeutung, insofern es politisch nicht unwichtig sein kann, ob sie fortlebt oder ob sie aus der Welt geschafft wird, und insofern es den Interessen des kirchlichen Organismus und denen Italiens förderlich sein kann, daß sie zur Zufriedenheit der Gläubigen und ihres Oberhauptes gelöst werde: ihr eine Bedeutung darüber hinaus zuschreiben und sie als den Kernpunkt der ganzen religiösen Frage erklären, heißt ein frivoles Spiel mit den höchsten geistigen und sittlichen Interessen der Menschheit treiben, heißt die Sachlage verrücken und Unheil in Köpfen anstiften, welche der Besonnenheit und Ernüchterung, nicht aber phantastischer Ueberreizung bedürfen. Man kann über diese neueste Schule der HH. Brunetière und Genossen nicht scharf genug urtheilen, denn ihre Adoration gilt nicht der Macht des religiösen Princips und der christlichen Wahrheit, sondern dem politischen Einfluß des Ultramontanismus, den diese Herren genau in derselben Weise für Frankreich festlegen und escamotiren wollen, wie das einstmals Philipp der Schöne mit dem Papstthum gethan hat. Wiederum schickt sich der Gigante an, die Puttana in den Wald zu schleppen und vom Kopf bis zu den Füßen zu geißeln — „dal capo insin le piante" (Purgat. 32, 156).

Ziehen wir das Facit des 20. September. Der „Osservatore Romano" des 7.—8. Oct. stellt alle die Huldigungen und Sympathiebeweise zusammen, welche der Vatican, bezw. der hl. Vater in Tausenden von Zuschriften, Adressen, Telegrammen erhalten hat. Er zieht daraus den Schluß, daß der 20. Sept. die römische Frage von neuem habe aufleben lassen und daß die Legge Vischi und die von dem ehrenwerthen Hrn. Crispi gewollten und geförderten Feste dies Plebiscit der ganzen Welt („questo plebiscito mondiale a favore del Papa") erst möglich gemacht habe; wofür man denn freilich nicht Crispi, sondern der Vorsehung zu danken habe, welche die Absichten der Feinde der Kirche und des Papstes vereitelte. Als nächste Folge aber berichtet dasselbe vaticanische Blatt (25. bis 26. Oct.) eine Reihe von geheimen Instructionen und Maßregeln, welche sich gegen die katholischen Vereine richten und welche als die Einleitung eines „rincrudimento anticlericale", zu deutsch eines beginnenden Culturkampfes anzusehen seien.

Was der „Osservatore Romano", das ausgesprochene Organ der Jesuiten, hinsichtlich der ganzen Lage denkt, das hat er schon früher, am 14.—15. August (Nr. 186) in einer etwas unbewachten Stunde verrathen. Dieser Artikel vom 14. August „La Breccia di Porta Pia e l'anniversario di Sedan (Confronti storici)" ist in Deutschland gar nicht bemerkt worden; und doch ist er im höchsten Grade beachtenswerth, weil er in der That die innersten Herzensgedanken des politischen Ultramontanismus verräth. Der „Osservatore" stellt also die beiden Jubiläen, das von Porta Pia (der Einnahme Roms) am 20. September und das von Sedan zusammen. Er erinnert daran, wie mit beiden Ereignissen des Jahres 1870 der religiöse, politische und sociale Aspect von ganz Europa verändert und die Niederlage Frankreichs auch die Niederlage („la depressione") der Kirche herbeigeführt habe. „Eine lutherische Nation triumphirt über die Niederwerfung einer katholischen. Das lutherische Deutschland feiert den Sieg von Sedan, denn das katholische Deutschland hat durch das Centrum im Parlament erklärt, es wolle und könne sich über die Niederlage der katholischen Brüder nicht freuen" (sic!). In Italien wie in Deutschland sei es bloß das officielle Element, nicht das Volk, welches diese Siege begehe. Beiden Thatsachen liege derselbe Plan („l'identico concetto") unter, und dieser Plan sei das Werk Bismarcks, der, wenn Victor Emanuel Rom nicht besetzt hätte, seine barbarischen Horden („orde di Odoacre" heißt es im Original) über die ewige Stadt gewälzt haben würde. Die eine wie die andere Unternehmung sei also von einem antikatholischen Geiste eingegeben gewesen; das galvanisirte Lutherthum habe eben zur Demüthigung der lateinischen Race die erste katholische Monarchie (Napoleons III.?!) zerstören müssen, und so sei aus dem Staube des Jahrhunderts der heidnische und ghibellinische Gedanke wieder aufgestiegen. Die Allianz des freimaurerischen Italien mit dem kaiserlich-lutherischen Deutschland verdecke nur unter einer neuen Form den alten titanischen Kampf gegen die katholische Kirche und das Papstthum. Die Häresie und die Revolution seien nur die beiden Flügel der antichristlichen und antipäpstlichen Freimaurerei in ihrem Kampfe gegen Kirche, Papstthum und die katholischen Nationen, vorab Frankreich und Italien. „Nicht für die Kirche und das Papstthum, welche an größere Kämpfe und glänzende Triumphe gewohnt sind, wohl aber für uns und die gesammte Christenheit eröffnet sich eine schwere und ernste Aera, die uns harte Prüfungen bringen kann. Wir erschrecken nicht vor den Schwierigkeiten und lassen uns von unsern Feinden nicht entmuthigen. Erinnern wir uns, daß unsre Väter viel schwerere Schlachten zu schlagen hatten, aus denen sie siegreich hervorgingen und an deren Opfern und Triumphen wir und unsre entferntesten Söhne und Enkel uns erfreuen dürfen."

Stärker und ausdrücklicher konnte die Solidarität der französischen und vaticanischen Interessen nicht betont und aller Welt verkündet werden. Die deutschen Katholiken werden nun wissen, daß gegen Frankreich marschiren gegen den Papst marschiren, Paris nehmen soviel als sich am Stuhle Petri vergreifen heißt. Und das alles druckt das officielle Organ des Vaticans unter den Augen eines Hofes, bei welchem der Gesandte des Königs von Preußen accreditirt ist!

Die italienische Regierung hat ihrerseits eine officielle Publication veranstaltet, welche als eine Illustration und Rechtfertigung ihres Verhaltens im Jahre 1870 gedacht ist. Mit diesem Grünbuch (Roma, Settembre—Ottobre 1870. Documenti) hat das Auswärtige Amt in der That einen sehr glücklichen Coup gethan. Die Allgemeine Zeitung hat bereits in Nr. 233 ihrer Beilage über dasselbe berichtet; wir können uns darauf vorläufig beziehen, indem wir uns vorbehalten, bei unsrer demnächstigen Erörterung der „römischen Frage" auf die von Baron Blanc hier publicirten Documente zurückzukommen und deren Bedeutung für die Beurtheilung und eine eventuelle befriedigende Lösung herauszustellen. Denn einer solchen Lösung reden wir in der That das Wort: nicht bloß im Interesse der Kirche oder der Curie, sondern auch im Interesse Italiens und im Hinblick auf die gesammte kirchenpolitische Lage der Gegenwart. Eine solche Lösung müßte die Würde und Freiheit des apostolischen Stuhls ebenso im Auge behalten wie den Bestand und die Ehre des Königreichs Italien. Daß sie schwer zu bewerkstelligen ist, kann Niemand bezweifeln; daß sie unmöglich ist, sollte Niemand behaupten.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. B. „Was wir lieben und pflegen müssen. Eine Sammlung Naturansichten und Schilderungen aus den Werken des John Ruskin, aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis." Straßburg, J. Heitz, 1895. — Carlyle ist bei uns hinreichend bekannt, oder wenigstens: es ist hinreichend anerkannt, daß der Gebildete ihn kennen soll. Auch die Wissenschaft berücksichtigt ihn fleißig; so hat vor kurzem Prof. Hensel in einer sehr lesenswerthen Einleitung zu Pfannkuche's Theilübersetzung sein enges Verhältniß zu Fichte aufgedeckt. Aber von Carlyle's Schülern ist uns fast nur Froude geläufig geworden, und auch dieser mehr wegen seiner historischen Werke über Erasmus, Heinrich VIII.

und Elisabeth, als durch die socialpolitischen Anregungen, die seinen „Short studies on great subjects“ und „Oceana“ das Salz verleihen. Ruskin, obwohl am ehesten der Elisa Carlyle's zu nennen, ist uns noch ein fremder Prophet. Soviel ich weiß, ist die vorliegende Uebersetzung von Feis der erste nachdrückliche Versuch, ihn bei uns einzubürgern. Die warme Einleitung von Feis sagt in wenig Worten das Wissenswertheste über ihn. Sein Wesen setzt sich aus scheinbar recht disparaten Elementen zusammen: in erster Linie ist er Kunstkritiker („Modern painters“, „Stones of Venice“); zugleich aber ein Socialpolitiker, der in großartigen Flugschriften („Munera pulveris“, „Fors clavigera“, „Unto this last“) allem Maschinenthum, sowohl was Herz als Hand des Menschen betrifft, den Krieg macht. Zwischendurch laufen Naturschilderungen von hochpoetischer Feinheit und Originalität, aus denen zunächst Feis eine reiche Auswahl bietet, und Gedichte. Ruskin hat eine wunderbare Fähigkeit, einem Wolkengebilde, einem Schneefleck, einem Moosplatz, den Felsen des Hochgebirgs, dem Rheinfall bei Schaffhausen, der Markuskirche, also unscheinbaren wie großen Gegenständen durch ruhiges Anschauen neue Seiten, ja Offenbarungen zu entlocken; und daran reihen sich Erwägungen über die sittlichen Einflüsse der Landschaft, über Stadt und Natur, über unsre Häuser, über die Vorbedingung aller Kunst — „ein reines Land und ein schönes Volk“ —, die es bereits erklärlich machen, warum der Name Ruskin in England ein Programm der edelsten Volksfreunde geworden ist. Hoffentlich findet dies erste Bändchen so viel Anklang, daß Feis eine Uebersetzung von Ruskins Arbeiterepisteln folgen lassen kann.

* „Goethe's Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele entworfen von Dr. phil. Hermann Dechent, Pfarrer.“ Gotha, Fr. Andr. Perthes 1896. (231 S. 8⁰.) M. 3.60. — Zu den schönsten Biographien, die in deutscher Sprache bisher geschrieben sind, zählt das Bild, welches Goethe von seiner Freundin Klettenberg im VI. Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren unter der Aufschrift „Bekenntnisse einer schönen Seele“ uns vorführt. Um den geschichtlichen Inhalt dieser mit dem Kranz leichter, doch meistens reizender Dichtung eng verwebten Bekenntnisse darzulegen und dadurch das Leben einer der edelsten Vertreterinnen ihres Geschlechts uns näher kennen zu lehren und zugleich Beiträge zur Geschichte des jugendlichen Goethe zu liefern, ließ J. M. Lappenberg 1849 seine „Reliquien der Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele“ erscheinen. Seitdem ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen und es hat sich inzwischen eine Menge werthvollen Materials angesammelt, weßhalb Hermann Dechent in Frankfurt a. M. es unternahm, ein neues Lebensbild von Goethe's Schöner Seele uns darzubieten. Ein gutes Stück Kirchengeschichte des Jahrhunderts spiegelt sich in dem Werdegang der frommen Leiterin von Goethe's Jugend ab, den Pfarrer Dechent mit feinem Verständnisse ergründet hat. Die einzelnen Capitel seiner Darstellung sind überschrieben: Die Bekenntnisse einer schönen Seele eine Selbstbiographie; Der Lebensmorgen; Im Brautstande; In der Schule des Hallischen Pietismus; Der Christ in der Freundschaft; Die Entscheidungsstunde; Die Herrnhuter Schwester auf eigene Hand; Durch Freud' und Leid; Die schöne Seele als Schutzgeist; Stille Tagesneige; Lavater und Cordata; Seliger Heimgang; Charakterbild der schönen Seele. Den bedeutsamsten Aufschluß über diese interessante religiöse Entwickelung der christlichfrommen Susanna gaben ihrem neuen Biographen ihre Briefe an den berühmten Gottesgelehrten Pfarrer Lavater in Zürich, welche erst im diesjährigen „Goethe-Jahrbuch“ an die Oeffentlichkeit gelangten. Durch diese Briefe insbesondere wird u. a. auch äußerst glaubhaft gemacht, daß die Darstellung der Entscheidungsstunde im Leben der Klettenberg ganz so, wie sie uns in Goethe's Roman vorliegt, aus ihrer Feder geflossen ist. Während aber Lappenberg bei der Herausgabe seiner anziehenden Denkblätter die Bekenntnisse der schönen Seele als allen seinen Lesern zur Hand voraussetzt, hat Dechent mit seiner ansprechenden biographischen Arbeit eine Sonderausgabe der „Bekenntnisse einer schönen Seele“ verbunden. Eine solche Sonderausgabe der Bekenntnisse ist durchaus zeitgemäß. Denn die gegenwärtige Generation liest Wilhelm Meisters Lehrjahre weit weniger als die früheren Geschlechter, und wenn sie dieselben zur Hand nimmt, dringt sie gewiß nur selten bis zum sechsten Buche vor, welches die Selbstbiographie der „christlichsten Christin“ enthält. So füllt denn Dechent mit seinem Buche nicht nur eine Lücke der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts aus, sondern er will auch mit seiner Gabe dazu beitragen, daß die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ mehr in unserm Volke gelesen werden. Heinrich Funck.

J. Sz. *Albert Sorel*, Montesquieu (20. Band der „Geisteshelden“, herausgegeben von Anton Bettelheim), Berlin E. Hofmann u. Co., M. 2.40. — Es ist der erste Band der Bettelheim'schen Sammlung, welcher nicht Originalarbeit ist, und doch vielleicht einer der besten. Denn mit schwer zu übertreffender Knappheit und Vollständigkeit hat der Geschichtschreiber Sorel ein scharf umrissenes Bild des Verfassers der Lettres Persanes gezeichnet. Im Gegensatz zu E. Faguet, dem stark überschätzten Modeliteraturhistoriker der Salons, begnügt sich Sorel nicht mit geistreichen Aperçus und leicht hingeworfenen Paradoxen, sondern der Laie lernt aus dem glanzvoll geschriebenen und fein durchgearbeiteten Buche Persönlichkeit und Eigenwesen des frondirenden Montesquieu wirklich kennen und lieben, und die gewonnenen Eindrücke haften dauernd. Geradezu meisterhaft ist der zweite Theil des Buches, die Skizze des Esprit des lois und seines tiefgehenden Einflusses. Freilich geht Sorel bisweilen in der Ideenzeichnung etwas zu weit und scheint in das complexe Buch des großen Politikers mancherlei hineinzudenken, wo selbst Villemain und Brunetière zugeben, daß sie Montesquieu's Gedankengang nicht verstehen. Die Verdeutschung aus Ad. Kreßner's Feder entspricht den höchsten Anforderungen und macht das Wort traduttore traditore thatsächlich zu schanden.

* An den Universitäten des Deutschen Reichs haben im Studienjahre 1894/95 im ganzen 1994 Doctorpromotionen stattgefunden, und zwar entfallen auf die preußischen Universitäten 820, auf die außerpreußischen 1174 Promotionen. Die theologische Doctorwürde wurde an den preußischen Hochschulen an 9 Bewerber, die juristische an 71, die medicinische an 516, die philosophische an 224 verliehen; an den außerpreußischen Universitäten sind die entsprechenden Zahlen 5, 91, 586, 492. Von den Juristen wurden zur Ablegung der Doctorprüfung bevorzugt die Universitäten Erlangen (44 Promotionen), Göttingen (26), Greifswald (20); am meisten medicinische Promotionen fanden statt in Berlin (163), danach in Würzburg (143) und in München (139); die Philosophen promovirten vorzugsweise in Leipzig (113), Erlangen (85), Heidelberg (60), Berlin (71), München und Rostock (je 56). In den philosophischen Facultäten hat die Zahl der Promotionen auch in diesem Jahre abgenommen; 1893/94 promovirten hier 748, 1894/95 nur 716 Candidaten.

* **Jena.** Der hundertste Geburtstag des Historikers Leopold v. Ranke — geb. am 21. December 1795 zu Wiehe in Thüringen — wird hier festlich begangen werden. Ein Comité von Geschichtsfreunden und Verehrern Ranke's bereitet eine Feier für den 14. December vor, bei der Prof. Ottokar Lorenz, einer der besten Kenner des Gegenstandes, die Festrede halten wird.

* **Leipzig.** Die (bisher von Prof. Dr. L. Quidde herausgegebene) Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, die seit einer Reihe von Jahren neben der von Sybel begründeten Historischen Zeitschrift als ein Hauptorgan der historischen Wissenschaft in Deutschland rühmlichst besteht, ist jetzt in andere Hände übergegangen. Sie wird fortan von den Professoren der Geschichte an der Leipziger Hochschule (den HHn. Lamprecht, Marcks, Seeliger und Dr. Buchholz) herausgegeben werden. Schon die ersten Hefte des neuen Jahrgangs, die im April 1896 zur Ausgabe gelangen sollen, werden unter der neuen Redaction erscheinen.

* **Marburg.** Der Professor der französischen Sprache und Literatur Dr. Stengel ist zum Sommerhalbjahr 1896 nach Greifswald versetzt worden. Von der dortigen Universität kommt dagegen der Romanist Prof. Koschwitz hieher.

* **Halle.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität Hr. Dr. A. Schenck ist in Anerkennung seiner Verdienste um die geologische Erforschung Südafrika's zum Ehrenmitglied der Geological Society of South Africa zu Johannesburg (Transvaal) ernannt worden.

* **Berlin.** Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Gerhardt liegt seit vierzehn Tagen an einer Lungenentzündung danieder. Die Erkrankung war ziemlich ernst, doch befindet sich Hr. Gerhardt nunmehr auf dem Wege der Besserung. — Dem Privatdocenten der Frauenheilkunde Dr. Alfred Dührßen ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden. — Professor Adolf Kirchhoff, Director der griechischen Abtheilung des philologischen Seminars und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, vollendet am 6. Januar sein 70. Lebensjahr. Freunde und Schüler wollen dem verehrten Meister

ein Zeichen ihres Dankes darbringen. Die Vorbereitungen ruhen in der Hand des Professors Otto Schröder vom Joachimsthal'schen Gymnasium. — Bei der **Technischen Hochschule** zu Charlottenburg ist Regierungsbaumeister **Emil Hoffmann** zum Docenten ernannt und ihm die Vorlesung über architektonische Formenlehre für Bauingenieure übertragen worden. Der Professor für Maschinenbaukunde **Consentius** ist durch Krankheit verhindert, zu lesen. Zum Ersatz für ihn ist Regierungsbaumeister **Braun** beauftragt worden, ein Colleg „Abriß der Maschinenelemente" zu halten.

* **Königsberg.** Dem bisherigen Professor der classischen Philologie an der Universität Dr. **Roßbach** ist die durch den Tod des Prof. Hirschfeld erledigte Professur der **Archäologie** übertragen worden.

* **Innsbruck.** Dr. Joseph **Nevinny**, außerordentlicher Professor an der Universität, ist zum Ordinarius der Pharmakologie und Pharmakognosie ernannt worden.

* **London.** Das College of Physicians sowohl wie das College of Surgeons haben das Gesuch der Mrs. Garnet Anderson, der Gründerin der Medical School for women, um Zulassung der **weiblichen Medicinstudirenden** zu den Prüfungen und Graden der betreffenden Collegien nach längeren Berathungen mit einer Majorität von nur 9, bezw. 10 Stimmen abgelehnt. Die London University hat dagegen Frauen zum Studium und den Prüfungen zugelassen. — Dr. **Albert Günther**, geb. zu Eßlingen (Württemberg), seit 1875 Custos der zoologischen Abtheilung am Londoner British Museum (Natural history Museum), muß demnächst, da er das 65. Lebensjahr erreicht hat, nach den neuen Bestimmungen für Staatsbeamte seine Stelle niederlegen. Dr. Günther, welcher sich besonders um die Kenntniß der Fische verdient gemacht hat, trat im Jahre 1862 in das British Museum ein. — Der bekannte Ornithologe **Henry Seebohm** ist am 26. Nov. in London gestorben. Er war ursprünglich Kaufmann und kam erst ziemlich spät in die Lage, seiner Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien nachzugehen. Seine ausgedehnten Reisen gaben seinem Wissen bald die nothwendige Ergänzung, und als sein Hauptwerk „Geschichte der brittischen Vögel" erschien, ward der Name des bis dahin unbekannten Mannes auf einmal in wissenschaftlichen Kreisen populär. Besonderen Eifer entfaltete Seebohm in Untersuchungen über die Wanderung der Vögel. Als die Insel Helgoland an Deutschland übereignet wurde, erwarb Seebohm die großartige ornithologische Sammlung, die ein Hr. Gatke in mehr als fünfzigjähriger Sammlerthätigkeit auf der Insel zusammengestellt hatte, für sich und bot sie dann dem Brittischen Museum an. Als dieses Institut die Offerte ablehnte, erwarb die deutsche Regierung die kostbare Sammlung. In den letzten Jahren war Seebohm mit der Ordnung der Vogeleiersammlung im Brittischen Museum beschäftigt.

* **Padua.** Der Senior der philosophischen Facultät, Professor der modernen Geschichte **Giuseppe de Leva**, seit 1867 auswärtiges Mitglied der historischen Classe der Münchener Akademie der Wissenschaften, ist gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 30. November folgende Schriften eingegangen:

Numa Droz: Essais économiques. Genève, Ch. Eggimann et Cie., Paris, Felix Alcan 1896. — **Thomas Carlyle**: Socialpolitische Schriften übers. v. E. Pfannkuche; mit Einleitg. und Anmkgn. v. Dr. P. Hensel. Bd. II. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. — *Banche popolari*, anno 1893. (Ministero di agricoltura etc., direzione generale della statistica. Roma, G. Bertero 1895. — **J. Rosenbaum**: Filialtreiberei u. Massenbazare. Bamberg, Handelsdruckerei. — **B. E. Rufer**: Die Trottoirfrage im Lichte der in der bayer. Pfalz geltenden Gesetze. Ludwigshafen, J. G. Biller 1895. — Dr. jur. **L. Kuhlenbeck**: Die Rechtsprechung des Reichsgerichts ꝛc. in systematischer Folge dargestellt ꝛc. Heft 1. Berlin W. Moeser 1895. — *Sidney Whitman*: Teuton studies. London, Chapman and Hall 1895. — *Regeneration*, a reply to Max Nordau. Westminster, Archibald Constable a. Co. 1895. — **Historische Zeitschrift** (begr. v. H. v. Sybel), hggb. v. Heinrich v. Treitschke und Friedrich Meinecke. Neue Folge Bd. 40 (= Bd. 76) Heft 1. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1895. — **Walter Goetz**: Die bayerische Politik im ersten Jahrzehnt der Regierung Herzog Albrechts V. München, M. Rieger 1896. — **Lothar v. Heinemann**: Zur Entstehung der Stadtverfassung in Italien. Leipzig, E. E. M. Pfeffer 1896. — **Wilhelm Scherer**: Karl Müllenhoff; Lebensbild. Berlin, Weidmann, 1896. — **Wolfgang Golther**: Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig, S. Hirzel 1895. — Dr. **Ferdinand Wibel**: Die alte Burg Wertheim am Main u. d. ehemaligen Befestigungen der Stadt. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr 1895. — **Friedrich Heyer v. Rosenfeld**: Die Staatswappen der bekanntesten Länder, nach amtl. Mittheilgn. hggb. 10. Ausg. Frankfurt a. M., Heinrich Keller 1895. — **Hermann Riegel**: Die bildenden Künste. 4. Aufl. Ebd. 1895. — **Albrecht Haupt**: Die Baukunst der Renaissance in Portugal. 2 Bde. Ebd. 1890/95. — **Emil u. Lenore Selenka**: Sonnige Welten; ostasiatische Reiseskizzen. Mit Abbildungen ꝛc. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1896. — **Ritters geographisch-statistisches Lexikon.** 8. Aufl. v. Johs. Penzler. II. Bd. 16.—19. Lfg. Trüllikon—Zyznow. Leipzig, Otto Wigand 1895. — Dr. **Richard Lepsius**: Ueber die Methoden des Unterrichts auf der technischen Hochschule; Rede. Darmstadt, Arnold Bergstraesser 1895. — **Julius Stettenheim**: Heitere Erinnerungen. Berlin, S. Fischer 1896. — **Konrad Telmann**: Bohémiens; Roman. Berlin, G. Grote 1896. — **Manuel Schnitzer**: Ist das die Liebe? 2 Novellen. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1895. — **Paul Bliß**: Der Engel; Komödie. (Meßthalers Sammlung moderner Bühnenwerke 3.) München, Max Höher (Comm.). — **Friedrich Stoltze**: Vermischte Schriften, hggb. v. Otto Hörth. (Ges. Werke. Bd. 5.) Frankfurt a. M., Heinrich Keller 1896. — **Karl Zeitz**: Kriegserinnerungen eines Feldzugs-Freiwilligen. 3. Aufl. Mit Illustrationen. Altenburg, Stephan Geibel 1895. — **Helene Dalmer**: Aus den Bergen; Erzählungen für Kinder und deren Freunde. Ebd. — **Frau v. Sz.**: Neueste gute Schnellküche. 3. Aufl. Berlin, Friedrich Schirmer 1895. — **Paul Mosers** Haushaltungsbuch für den Schreibtisch deutscher Hausfrauen. — Notizkalender als Schreibunterlage. Berlin, Julius Moser. — **Rudolf Herzog**: Agenda 1896. Berlin. — **Berichte des Freien Deutschen Hochstifts.** N. F. XII. Bd. Jhgg. 1896. Heft 1. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Dr. **E. Beermann**: Novilatiin; Versuch, das Latein f. d. internat. Verkehr weiterzubilden. Leipzig, Gustav Fock 1895. — **Kataloge**: Herder, Freiburg i. B.; Weihnachtsk. — A. Twietmeyer, Leipzig; Ill. K. ausländischer Literatur.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Strauß' Briefe.

Die Neigung unsres Zeitalters, die Correspondenz bedeutender Männer an das Tageslicht zu ziehen, ist schon wiederholt scharfem Widerspruch begegnet. Man muß allerdings zugeben, daß in derartigen Publicationen manchmal des Guten zu viel geschieht, daß nicht alle mit der unerläßlichen Sicherheit des Tacts durchgeführt werden. Im ganzen aber gibt es kein besseres Mittel, um eine Persönlichkeit vollständig kennen und verstehen zu lernen, als die Lectüre ihrer Briefe. In Lebensbeschreibungen erscheint der Held immer im Licht eines fremden Geistes, und auch im günstigsten Fall bleibt zwischen seinem wirklichen Wesen und dem Bild, das sich sein Biograph von ihm gemacht hat, eine kleine Differenz bestehen. Und in Autobiographien — sogar angenommen, daß nicht, was doch meist der Fall ist, tendenziöse oder künstlerische Zwecke damit verbunden sind — schildern die Autoren von sozusagen höherem Standpunkt aus Abschnitte ihres Lebens, die ihnen zeitlich wie geistig allzu fern gerückt sind, als daß nicht Täuschungen über die damaligen Seelenzustände und damit Irrthümer in der Selbstbeurtheilung Platz greifen müßten. Aus Briefen dagegen, sofern es vertrauliche Briefe eines gegen sich und andere aufrichtigen Menschen sind, erfahren wir mit vollständiger Zuverlässigkeit, was der Schreiber in bestimmten Augenblicken gedacht, empfunden und gewollt hat. Wir haben da durchaus der Wirklichkeit entsprechende Stimmungsbilder vor uns; nur müssen wir dabei bedenken, daß Stimmungen zu wechseln pflegen, und dürfen uns darum über gelegentliche Widersprüche nicht wundern. Die Briefe sind einzelnen naturgetreuen Momentaufnahmen zu vergleichen; solche zu einem Gesammtbild zu vereinigen, bleibt dem Leser selbst überlassen.

Aehnliche Gedanken werden sich wohl manchem aufdrängen, der sich mit der jüngst erschienenen Briefsammlung von David Friedrich Strauß[1]) beschäftigt. Das ist eine köstliche literarische Gabe — darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Eduard Zeller, der greise Gelehrte, der jetzt in der Residenz seines schwäbischen Heimathlandes den Abend seines arbeitsreichen Lebens in Muße genießt, hat die Herausgabe besorgt, durch Oberstabsarzt Dr. Strauß in seinem Werk unterstützt. Beide Männer waren gewiß mehr, als alle andern, zu dieser Aufgabe berufen: dieser als der Sohn des gefeierten Schriftstellers, jener als sein langjähriger Freund, sein Biograph und der Herausgeber seiner Werke. Die Arbeit mag keine ganz leichte gewesen sein. Aus äußeren wie aus inneren Gründen konnte nur ein Bruchtheil, nach Zellers Angabe nicht einmal ein Viertel, des umfangreichen Materials, das zur Verfügung stand, dem Druck übergeben werden. Immer noch besteht das Buch aus 608 Stücken, theils vollständigen Briefen, theils Auszügen aus solchen. Die Briefe reichen vom Jahre 1830 bis 1874, d. h. von der Beendigung des Universitätsstudiums bis zum Tod. Der Herausgeber hat den Stoff nach Lebensabschnitten in sieben Abtheilungen geordnet und jeder eine knappe biographische Notiz vorangestellt.

Zur Orientirung ist es zunächst erforderlich, die Persönlichkeiten derer, an welche die Briefe gerichtet sind, ins Auge zu fassen. Es sind meist schwäbische Jugendfreunde von Strauß. Da sind von allgemein bekannten Namen der Aesthetiker Vischer und der Herausgeber Zeller selbst reichlich, Adolf Schöll — obwohl nicht im Land geboren, darf er doch auch unter die Schwaben gerechnet werden — spärlicher, Strauß' Lehrer Baur nur einmal vertreten. Neben diesen Berühmtheiten spielen in Strauß' Correspondenz zwei schlichte Landpfarrer, Ernst Rapp und Christian Käferle, eine gewichtige Rolle; über des ersteren Lebenslauf werden wir durch Brief 326, vielleicht das schönste Stück der Sammlung, näher unterrichtet. Eine Anzahl weiterer Schreiben sind an Christian Märklin, den Strauß' Biographie aus dem Dunkel gezogen hat, und den Componisten Friedrich Kauffmann gerichtet. Warum von den werthvollen Briefen, die der letztere empfangen hat, die Hauptmasse, die der jetzige Besitzer, Universitätsmusikdirector Dr. Emil Kauffmann in Tübingen, des Empfängers Sohn, jedenfalls bereitwillig zur Verfügung gestellt hätte, unberücksichtigt geblieben ist, kann man nicht recht verstehen. Von sonstigen Jugendfreunden vermißt man namentlich Eduard Mörike, der, wie Vischer, Kauffmann und Käferle, aus Strauß' Vaterstadt Ludwigsburg gebürtig, mit diesem stets in Beziehungen geblieben ist. Sollten Strauß' Briefe an Mörike sich nicht unter des letzteren Nachlaß im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv vorfinden lassen? Auch die Schreiben an Justinus Kerner sind gewiß noch in der reichen Sammlung vorhanden, die Theobald Kerner im Weinsberger Gewahrsam hat. Die Familienbriefe beschränken sich auf solche an Strauß' einzigen Bruder Wilhelm und dessen Gattin Amalie. Gern würde man erfahren, was der Sohn seiner Mutter, die von ihm ein so schönes Denkmal kindlicher Pietät gesetzt erhielt[1]), zu vertrauen hatte; noch begieriger wäre man zu lesen, welchen Ton er der einst leidenschaftlich geliebten und später gehaßten Gattin gegenüber anschlug. Doch versteht man, daß gerade in diesem Fall die Herausgeber die Neugier des Publicums nicht wohl befriedigen konnten. Die acht Stücke an Strauß' und seiner Kinder treue Freundin Emilie Sigel können auch als Familienbriefe gelten. Von nicht schwäbischen Freunden treten — abgesehen von einem einzigen Schreiben an Ernst Häckel — nur Gervinus, Kuno Fischer und der Kunsthistoriker Julius Meyer hervor. Eine Ergänzung in dieser Hinsicht, und zwar auch durch Aeußerungen gegen fernerstehende Persönlichkeiten, hätte das Bild, das wir uns von Strauß als Briefschreiber zu machen haben, noch wesentlich vervollständigt. Endlich soll

[1]) Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Mit einem Portrait in Lichtdruck. Bonn. Verlag von Emil Strauß. 1895.

[1]) Zum Andenken an meine gute Mutter. Ges. Schriften I. S. 81—104.

nicht verschwiegen werden, daß man oft die Auslassungen der Mitcorrespondenten gar sehr vermißt, zumal die Friedrich Vischers. Volles Licht auf die höchst interessanten Beziehungen dieser beiden ebenbürtigen Geister zu einander würde erst dann fallen, wenn auch die Briefe Vischers an Strauß zur öffentlichen Kenntniß gegeben wären.

Mit solchen Wünschen soll natürlich ein Tadel gegen den Herausgeber nicht ausgesprochen sein; dies liegt mir um so ferner, als ich gar nicht zu beurtheilen vermag, wie weit die materielle Möglichkeit, diese Wünsche zu erfüllen, vorhanden gewesen ist. Auch so noch bleibt ja in dem Buch eine Fülle des Schönen und Interessanten, des Anregenden, Belehrenden und Ergötzenden. Die Anfänge stehen unter dem Zeichen Hegels. Strauß schildert Märklin von Berlin aus den Eindruck, den der berühmte Philosoph und dessen plötzliches Ende auf ihn gemacht haben. Die Befürchtungen, die manche Leser zunächst hegen werden, das philosophisch Speculative möchte in den Briefen stark überwiegen, zerstreuen sich rasch. Bald werden wir mitten in das Persönliche hineingeführt. Durch das Menschliche gewinnt das Buch in erster Linie unsre Theilnahme, durch die tiefen Blicke, die es uns in Strauß' Inneres thun läßt. Die Klarheit, mit der er über sich urtheilt, und die Ehrlichkeit, mit der er diese Urtheile andern gegenüber ausspricht, sind bewundernswerth. Namentlich dem liebenswürdigen Rapp pflegt er sein Herz aufzuschließen, um es durch Selbstbekenntnisse zu erleichtern, von denen manche wahrhaft ergreifend wirken. Vor allem die, welche sich auf seinen Mangel an Lebenslust und seine Unfähigkeit zum Erdenglück beziehen. Er vergleicht einmal (Brief 95) Vischer und sich mit dem Mundschenken und dem Bäcker Pharaonis; beide seien für jetzt in Prison, aber jener zum Leben bestimmt und er selber zum Sterben. Und bald darauf (Brief 105) äußert er sich gegen denselben Vischer also: „Meine Täuschung ist, daß ich bisweilen schon meinte, leben zu wollen. Ich will aber in der That ebenso wenig, als ich kann. Ist mir also bloß durch diese Erkenntniß, theoretisch, zu helfen. Deine Täuschung ist, daß Du bisweilen meinst, nicht leben zu können. Du kannst aber in der That ebenso bald, als Du Dir dies zutraust, mithin zulangst. Dir also ist bloß praktisch zu helfen.“ Gewiß hat auch diese unglückliche Naturanlage Strauß' dazu beigetragen, daß seine Ehe mit der Sängerin Agnese Schebest Schiffbruch litt. Es ist anziehend, in Strauß' brieflichen Mittheilungen zu verfolgen, wie ihn erst die Künstlerin zur Bewunderung zwingt, und wie dann aus dieser Bewunderung die Liebe zur Frau herauswächst. Er war nicht der Mann, sich die Bedenken zu verhehlen, die gegen diese Verbindung sprachen. „Gibt's eine Tragödie,“ erklärt er, „nun, so war der nicht auszuweichen“ (Brief 117). Ueber die einzelnen Stadien der Tragödie, die es wirklich gab, erfahren wir wenig. In späteren Jahren werden Strauß' Aeußerungen über seinen inneren Zustand immer seltener. Im Jahr 1864 schreibt er an Rapp: „Mit dem, was Du über mein Stummwerden sagst, hast Du nicht Unrecht. Das subjective, im engeren Sinn persönliche Leben ist in mir sehr erstorben; ich betrachte das als die Wirkung des Alters, das ich bei ganz leidlicher Gesundheit doch als Mattheit und Sattheit sehr fühle.... Was in jüngeren Jahren den Briefwechsel zwischen Freunden besonders belebt, sind die Hoffnungen und Pläne, die man macht, die Bezauberungen und Täuschungen des Herzens, die Gegensätze und Kämpfe des Lebens: das alles ist in unsern Jahren theils vorbei, theils wiederholt sich nur schwach, was früher stärker da gewesen, und da treibt es uns nicht mehr so, in die Ferne davon zu reden. Der Rest ist Resignation, und die ist schweigsam“ (Brief 466). Erst in der letzten Leidenszeit läßt er sich wieder häufiger über die Verfassung seines Gemüths vernehmen. Die heitere Ruhe und Ergebung, womit er klaglos dem von ihm selbst als unvermeidlich erkannten Ende entgegengeht, gibt ein Beispiel von seltener Stärke und Größe der Seele.

Nicht nur den Lebensgang des Menschen, auch die Laufbahn des Schriftstellers Strauß kann der Leser dieser Briefsammlung von Anfang bis zu Ende verfolgen. Reichliche Nachrichten über Entstehung und Aufnahme seiner meisten Werke finden sich darin. Freilich ist schon vieles davon aus den literarischen Denkwürdigkeiten, die den ersten Band der gesammelten Schriften eröffnen, bekannt. Aber manches kommt durch die Briefe neu hinzu oder erscheint doch in neuem Licht. Auch hier sind seine Urtheile über sich von seltener Objectivität. Es fehlt nicht an gelegentlichen Zeugnissen berechtigten Selbstbewußtseins; so bemerkt er noch im Juli 1873 mit Bezug auf seine Renan-Briefe gegen Rapp: „Wem die Natur auch nur einmal so die Zunge gelöst hat, der gehört nicht zu ihren Stiefkindern“ (Brief 572). Weit häufiger indessen sind die Aeußerungen größter Bescheidenheit, die sich mitunter bis zum Kleinmuth steigert. „Alles und jedes hat seine Zeit, und die meinige ist um“, schreibt er im Januar 1869 (Brief 509), also vor der letzten Periode kräftigen Schaffens. Am besten sorgte der Unverstand seiner Kritiker dafür, daß er sich des eigenen Werths immer wieder bewußt wurde (vgl. Brief 362). Daß in Strauß die Künstlernatur ebenso stark gewesen ist, als das gelehrte Wesen, könnte man direct aus seinen Schriften entnehmen, auch wenn er nicht selbst nachdrücklich in den literarischen Denkwürdigkeiten darauf hingewiesen hätte. In den Briefen kommt er auch gern auf diesen Punkt zu sprechen. „Ich bin ein Künstler“, sagt er einmal, „freilich von Gottes Ungnaden, der mir wohl Kunsttrieb und Formsinn, aber die Phantasie nicht gab, jene Formen voll zu gießen. So nehme ich den Inhalt aus der Wissenschaft“ (Brief 206). Bei dieser klaren Erkenntniß der Grenzen seiner Begabung leistete er der Lust, einen Roman oder eine Novelle zu schreiben, die ihn bisweilen anwandelte, stets Widerstand. Mächtiger war in ihm der Drang, seinen Empfindungen und Gedanken in Liedern Gestalt zu verleihen. Man kennt Strauß als Dichter zur Genüge aus seinem poetischen Gedenkbuch; die zahlreichen Gelegenheitsverse, die er in seine Briefe eingestreut oder ihnen beigegeben hat, rücken sein lyrisches Können nicht unter neue Gesichtspunkte. Bezeichnend aber für die Stärke des ihm innewohnenden Dichtertriebs ist es, daß ihm noch in den Tagen seiner letzten Krankheit nicht selten Gedichtchen aus der Feder flossen.

Ebenso großes Interesse wie Strauß' Selbstbeurtheilung nehmen seine Ansichten über berühmte Zeitgenossen in Anspruch. Denselben strengen Maßstab, mit dem er sich mißt, legt er auch an andere, selbst an seine Freunde und Mitcorrespondenten. Seine Aufrichtigkeit ist sogar größer als die Furcht, Verstimmungen hervorzurufen. Mit dem Mißtrauen, das er gegen die Schriftstellerei seines Vertrauten Rapp hat, hält er nicht zurück. Er bemerkt ihm einmal, ein Wort Mercks an Goethe variirend: „Gegen das, was Du unmittelbar bist, wird alles, was Du schriftstellerst, immer Dreck sein“ (Brief 108). Namentlich aber steht er fortwährend Freund Vischer als Berather zur Seite, feuert ihn zum Produciren an, weist ihn auf bestimmte Gegenstände hin, bespricht seine vollendeten Arbeiten, bald liebevoll rühmend und neidlos anerkennend, bald zweifelnd oder tadelnd. Strauß' sonstige Urtheile über Dichter, Schriftsteller und Gelehrte sind häufig subjectiv gefärbt, treffen aber in ihrer prägnanten Schärfe meist das Richtige. Seine Bemerkungen über antike Dichter, wie Catull (Brief 387), wechseln mit solchen über unsre deutschen Classiker. Herder ist ihm zuwider (Briefe 301, 366); über Schiller denkt er

billig, wenn auch die Behauptung, daß vom Wallenstein an „der ganze Schiller lederner und manierirter werde“ (Brief 169), zu weit geht; Goethe ist sein Poetenideal. „An Goethe irre zu werden,“ heißt es in einem Briefe an Rapp mit Bezug auf Vischer, „ist für einen Aesthetiker ein Unglück, wie für einen Protestanten an Luther, für einen Musiker an Mozart“ (Brief 550). Bei allem Verständniß für Shakespeare's Größe kämpft er doch unermüdlich gegen die übertriebene Verherrlichung dieses Dichters, zumal auf Goethe's Kosten, an. Mit Anerkennung redet er von G. Sand, Auerbach, Gutzkow (Briefe 151, 223, 252), milder, als die Mehrzahl seiner engeren Landsleute, von Heine (Briefe 155, 299). Etwas befremdlich ist ein Urtheil über Geibel, den Strauß 1843 in Heilbronn kennen lernte: „Wie groß steht Kerner als Persönlichkeit da unter diesem Poetenvolk! Dieser Geibel, den der gute Mann als Ausbund der Liebenswürdigkeit preist, ist eine kurze, dicke, plotzige Figur, einen Strick um den kurzen Rock, eine rothe griechische Zipfelmütze auf, Schnurr- und Knebelbart, im Gesicht das grobe Flegeljahrpathos, bringt Toaste aus, die weder gemüthlich noch witzig, sondern gespreizte Declamationen sind — und jedermann sagt, er habe eine besondere Force in Toasten“ (Brief 146). So recht ein Dichter nach Strauß' Herzen war Mörike. Von ihm heißt es: „Ganz kann keiner seine Sachen verstehen, der ihn nicht kennt; doch auch außerdem ist er der letzte lebende Dichter von der guten alten Art und eine durch und durch poetische Persönlichkeit. Letzteres hatte Kerner, obwohl als Dichter tief unter ihm, doch mit ihm gemein; Justinus eine breiter und populärer, Mörike eine feiner und tiefer angelegte Dichterfigur“ (Brief 541). Ferner mustert Strauß in seinen Briefen die Schaar der zeitgenössischen Philosophen von Hegel bis auf Friedrich Nietzsche, dessen wüthender Angriff dem Dahinsterbenden noch zu Gesicht kam (Brief 598). Von Schopenhauer sagt er: „Kein Zweifel, der geistreiche Grundgedanke des sogenannten Systems ist auch nicht annähernd durchgeführt, wie er sich denn auch nicht durchführen läßt; die letzten Resultate sind absurd oder empörend; der Mann selbst ein höchst widerwärtiger Egoist; — allein ein philosophisches Talent und ein Denker (freilich auch Narr) auf eigene Hand ist er ebenso gewiß, und ein Darsteller, der einen immer wach und aufmerksam erhält“ (Brief 478). Und ein andermal: „Er ist bei all seiner hohen intellectuellen Begabung doch ein wüster Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein weibliches Gemüth einzuführen man billig Bedenken trägt, weil man nicht weiß, ob es die Kraft haben wird, sie wieder auszustoßen.... Unter jenen unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von Rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh thun“ (Brief 589). Noch übler kommt E. v. Hartmann weg (Brief 539). Auch über eine Reihe neuerer Historiker äußert sich Strauß. So spricht er Theodor Mommsen Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu, findet seine römische Geschichte anregend und lehrreich, fühlt sich aber durch Mangel an historischem Stil im höheren Sinn, d. h. „an Ruhe und Würde der Darstellung und oft der Betrachtung“ selbst zurückgestoßen. „Der Historiker“, fügt er bei, „muß Abstoßung und Anziehung durch die Ruhe eines epischen Geistes zu würdiger Haltung ermäßigen; er darf tadeln, aber niemals schelten; loben, aber nicht außer sich kommen vor Bewunderung“ (Briefe 351, 423).

Nicht minder werthvoll als Strauß' Urtheile über einzelne Personen sind seine allgemeinen ästhetischen Bemerkungen, seine bei Gelegenheit vorgetragenen Ansichten über Theater und dramatische Kunst, über Malerei, über Musik. In letzterer steht er durchaus auf classischem Boden, stellt Mozart über Beethoven, verabscheut die Romantik und vor allem deren extremsten Vertreter, Richard Wagner. Selbst mit Weber ist er nicht ganz einverstanden. Ueber den „Freischütz“ schreibt er im Jahre 1870: „Ich bin heute von dem Spuk in der Wolfsschlucht noch krank in allen Nerven. Es ist doch etwas Verruchtes um die Romantik. Auf ihrem Boden allein können solche Gräuel erwachsen, und dieser Boden gibt auch dem Schönen und Gemüthlichen, das diese Oper in so reichem Maße enthält, doch einen kranken Beigeschmack“ (Brief 521). In diesem und ähnlichen Fällen macht sich bei Strauß der von ihm selbst empfundene Mangel an Phantasie geltend. Viel seltener als Kunstanschauungen kommen Naturbeschreibungen in den Briefen vor. Doch ist die Schilderung einer kleinen italienischen Reise im Frühjahr 1851 (Briefe 260 ff.) höchst anziehend.

Strauß' politische Ansichten sind in der Hauptsache bekannt. Man weiß, daß er den Ideen gemäßigten Fortschritts anhing, daß aber Radicalismus und Demagogie seiner aristokratisch veranlagten Natur widerstrebten. Auch in den Briefen verleiht er seinen Antipathien sehr drastischen Ausdruck. „Einer Natur wie der meinigen“, äußert er sich im Jahr 1848 gegen Vischer, „war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Bärte begegneten“ (Brief 198). Ein Jahr später erklärt er: „Habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren“ (Brief 232). Ein andermal wieder variirt er dasselbe Thema also: „Ich bekenne offen, solange wir noch in Europa sind, will ich lieber russisch als demokratisch regiert sein“ (Brief 275). Wenn sich Strauß selbst als eine unpolitische Natur bezeichnet, so hat er insofern nicht Unrecht, als ihm für die praktische politische Wirksamkeit und für deren aufregende und aufreibende Kämpfe die Organe, hauptsächlich die nothwendige Dickhäutigkeit fehlten. Deßhalb konnte es auch kein gutes Ende nehmen, als sich Strauß 1848 in die politische Bewegung stürzte. Diese Periode seines Lebens war schon vorher aufgehellt, wenn auch die Briefe noch manche willkommene Einzelheiten bringen. Ein Mann wie Strauß konnte wohl einmal einer verlockenden Versuchung unterliegen, nicht aber zweimal in denselben Fehler verfallen. So begnügte er sich damit, fortan die Rolle des politischen Beobachters zu spielen. Er bewährte darin die ihm eigene Klarheit des Geistes und Schärfe des Blickes. Deutlich erkannte er, was seinem deutschen Vaterland noth thue. Von dessen Einigung versprach er sich auch für seine engere schwäbische Heimath Vortheile. „Selbst über Politik“, schreibt er 1861 von Heilbronn aus an Gervinus, „ist hierzulande kein vernünftiges Wort anzubringen; es ist alles binnenländisch versumpft und versauert, und keinem anderen deutschen Lande wäre der Anschluß an ein größeres Ganze gesünder“ (Brief 419). Von vornherein ist es ihm ein unbestreitbares Dogma, daß die Einheit nur durch Preußen und unter Preußen zu erreichen sei. Im Kriegsjahr 1866 faßte er sein politisches Glaubensbekenntniß in folgende Sätze zusammen: „Oesterreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politika verachte ich, vor Preußen habe ich Respect, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen“ (Brief 480). Treffend ist auch Strauß' Urtheil über Napoleon III.: „Ich bestreite nicht,“ sagt er 1861 unter anderem von diesem, „daß er gewisse Ideen der Zeit sich angeeignet hat, aber nur als Mittel zu seinen durchaus eigensüchtigen Zwecken. Er will in Frankreich herrschen, darum muß er Frankreich

befriedigen, für die verlorene Freiheit entschädigen, seiner Ruhm= und Raubsucht schmeicheln, und dazu paßt er jede Gelegenheit ab. . . . Daß er nach der Rheingrenze über kurz oder lang greifen wird, scheint mir ausgemacht. Daß, wenn dies erfolgt, es mittelbar gute Folgen nach sich ziehen, uns zur Einigung u. s. f. helfen kann, ist möglich; das wird dann aber ganz ebenso wider seinen Willen sein, als die Erhebung Deutschlands seit 1813 wider den des alten Bonaparte war" (Brief 418). Man kann sich vorstellen, mit wie frohen Gefühlen Strauß dem Eintreffen seiner Erwartungen, der Erfüllung seiner Wünsche in den Jahren 1870 und 1871 gegenüberstand. Es sind namentlich die Briefe an Vischer, die über Strauß' politische Gesinnungen Auskunft ertheilen. Zwar ließ sich dieser nicht gern mit jenem in politische Erörterungen ein, da er wußte, wie bedenklich bei dem schroffen Gegensatz ihrer Meinungen dies war. Aber Strauß fühlte sich durch Vischer auch gegen seinen Willen zur Aeußerung seiner politischen Gedanken provocirt. Die Politik hat in den vierziger Jahren das vordem gemüthliche Zusammenleben der schwäbischen Dichter und Schriftsteller arg getrübt. Auch die alte Freundschaft zwischen Strauß und Vischer drohte wiederholt darüber in die Brüche zu gehen. Es fand bei diesem gerade das umgekehrte Verhältniß statt, wie bei jenem. Vischers Naturell, dem Strauß eine ritterliche und kriegerische Seite zuspricht, verführte und befähigte ihn zwar zur Theilnahme an den politischen Kämpfen, aber seine geistige Eigenart ließ ihn auf diesem Gebiet keine Lorbeeren pflücken. In einem Brief Strauß' an Rapp aus dem Jahr 1849 heißt es: „Die Frankfurter haben sich bankrott geschafft, und Vischer hat sein redlich Theil dazu beigetragen. Er hat kein Quentchen politischen Verstand bei so großen sonstigen Geistes= und Herzensgaben. Aber gerade die letzteren und die Phantasie verdunkeln ihm die praktische Einsicht" (Brief 228). In der That macht Vischer, der noch zu einer Zeit, da jedem Vernünftigen die Augen aufgegangen waren, eigensinnig an seinen österreichischen Sympathien festhielt, als Politiker eine ziemlich lächerliche Figur. Strauß versäumte keine Gelegenheit, den Freund darauf hinzuweisen, daß er Gescheiteres und Nützlicheres zu thun habe, als sich mit Politik zu befassen. Diese lästigen Mahnungen mochten nicht nach Vischers Geschmack sein. Das Jahr 1870 brachte zwar bis zu einem gewissen Grad die Lösung der politischen Dissonanzen; aber dann wurde Strauß durch Vischers Polemik gegen sein letztes Werk gekränkt. So wetterleuchtete es fortgesetzt am Himmel dieser Freundschaft. Der letzte Grund hiefür war, wie Strauß selbst wohl empfand, in der Verschiedenheit ihrer Naturen zu suchen. Im Jahr 1863 klagt dieser über Vischer: „Er legt auch dem Freund gegenüber die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift. Das hat etwas Unbehagliches, doch ist es nun einmal seine Art geworden, und so muß man sich drein ergeben" (Brief 449). Vischer hat vor Strauß die Frische und Lebhaftigkeit des Naturells voraus, ist als Schriftsteller vielleicht glänzender und blendender; Strauß ist von beiden der klarere Kopf und tiefere Denker und überragt den Jugendfreund an Ruhe und Würde der Haltung. Um ein vollkommen sicheres Urtheil über dieses Verhältniß fällen zu können, müßte man allerdings auch Vischers Briefe an Strauß vor sich haben. Aber man bekommt doch den Eindruck, daß Strauß als Mensch größer dasteht.

Von welcher Seite man immer diese Briefsammlung betrachten mag, ihr Inhalt erweckt stets hohes Interesse. Aber fast ebenso sehr fesselt sie durch formale Vorzüge. Es ist ja nichts Neues, daß Strauß auf den Stil den größten Nachdruck legte. Darin tritt das Künstlerische seiner Natur deutlich in Erscheinung. „Ich bin ein geborener Stilmensch", sagt er von sich selbst (Brief 338). Bezeichnend ist eine Stelle, worin er erklärt, warum er in seiner Hutten=Biographie den Helden häufig Ritter schlechtweg nenne. Weil nämlich sein Name mit dem unentbehrlichen Zeitwort haben auf gespanntem Fuße stehe. „‚Hutten hat' oder ‚hat Hutten' geht zur Noth noch; aber ‚hatte Hutten' und ‚hätte Hutten' oder ‚Hutten hatte' und ‚Hutten hätte' — wie oft glauben Sie, daß ich diesen λᾶας ἀναιδής immer aufs neue aus meinem Wege schaffen mußte? — und dabei mußte dann allemal der Ritter herhalten" (Brief 371). In den Briefen natürlich hat es Strauß mit Einzelheiten nicht so genau genommen; er läßt sich mehr gehen und scheut sich nicht einmal vor gelegentlichen Provincialismen. Aber gerade diese Ungezwungenheit verleiht ihnen ein natürliches und frisches Gepräge. Und im ganzen ist Strauß' Stil auch hier von der bewährten Klarheit, Durchsichtigkeit und Vornehmheit. Besonders erfreut er durch seinen Reichthum an treffenden Vergleichen und Bildern. Ich kann mich nicht enthalten, ein paar Beispiele davon anzuführen. Von den ästhetischen Dilettanten, worunter Strauß gelegentlich auch sich selbst rechnet, heißt es, sie zerreißen, des Transchirens ungewohnt, den Braten und geben wohl Fetzen, aber keine Stücke (Brief 152). Das Hegel'sche System, meint er ein andermal, habe er noch, aber nur wie einen wackligen Zahn im Munde, auf den er nicht mehr das Herz hätte zu beißen (Brief 169). Im Jahr 1848 vergleicht er Europa mit einem verhunzten Rock — wenn man ihn ändere, werde er vollends unbrauchbar (Brief 197). Die Eltern, sagt er, seien nur noch Erbsenschoten, deren eigentliches Leben die jungen Erbschen seien (Brief 281). Im Jahr 1860 schreibt er von Heilbronn aus: „Meine hiesige Existenz ist mir noch wie ein Paar neue Stiefeln; ich glaube, sie sind gut gemacht, sie sind mir aber noch nicht bequem" (Brief 410).

Der Herausgeber hat die Briefe mit Anmerkungen versehen, die dem Verständniß des Lesers nachhelfen. Man muß ihm darin zustimmen, daß er sich auf das Nothwendige beschränkt und den Text nicht zu stark mit Noten belastet hat. Ja, wenn man bedenkt, auf welchen Leserkreis das Buch in erster Linie berechnet ist, scheinen sogar die freien Uebersetzungen der zahlreichen classischen Citate, die Strauß in seinen Briefen anwendet, überflüssig. Es macht einen etwas pedantischen Eindruck, wenn sogar geläufige Redensarten, wie suum cuique, in dubio, curriculum vitae, punctum finale verdeutscht werden. Andrerseits vermißt man doch da und dort einige Erklärungen. Wer ist Bührer (auf S. 11)? Auf S. 26 Anm. 1 mußte hinzugefügt werden, daß Vischer in das Jahrbuch schwäbischer Dichter zwei Novellen geliefert hat. Unter Wespel (S. 52 Anm. 2) ist ohne Frage eine Zeichnung Mörike's zu verstehen. Unter den Schiller'schen Familienbriefen auf S. 408 oben ist das Buch „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie v. Wolzogen" (Stuttgart, bei Cotta, 1859) gemeint. Die Briefe 579 und 597 sind bereits bei Günthert, „Mörike und Notter" S. 5 ff. gedruckt, was nicht verschwiegen werden durfte. Der schwäbische Ausdruck „heißgräätig" ist mit „heißblütig" (S. 67 Anm. 2) nicht ganz correct wiedergegeben, und Butzen (S. 107 Anm. 2) bedeutet nicht „etwas Unverdauliches", sondern einfach „Rest". Selbstverständlich soll oder kann das große Verdienst des Herausgebers durch diese kleinen Ausstellungen, die nur mit Rücksicht auf eine etwaige zweite Ausgabe gemacht sind, nicht geschmälert werden.

Rudolf Krauß.

Vom Weihnachtstisch.

I.

‡ Wie ein Schwarm fröhlich gestimmter Festgäste mit glänzenden Gaben und Geschenken, drängen die netten Büchlein und großen Prachtwerke herein. Vorerst der Verlag von Braun und Schneider mit den seit Jahren immer neu begrüßten, wohlerprobten und freudig bewillkommten Schätzen für Jung und Alt. Da sind die im 41. Jahrgang laufenden immergrünen „Jugendblätter" (576 u. 48 S. 8⁰) mit dem klug vertheilten Wechsel von Ernst und Heiterkeit, von Belehrung und Unterhaltung und dem reichen Schmuck ausgezeichneter Bilder von C. Weigand, H. Vogel von Plauen, Reinicke, Watter, H. Braun, Beyschlag, M. Coester, Meggendorfer, C. Voß, Schuhwerk, Flashar, J. B. Carstens und vielen anderen. Unter den Gedichten finden sich die letzten Beiträge des leider schon am 7. Juli 1894 verstorbenen Humoristen Franz Bonn, des trefflichen „Herrn v. Miris" [1]) und andere Dichtungen von G. Seuffer, A. v. Gäßler, Frida Schanz, A. Ris, F. Frühwein. Dann folgen mehrere gediegene Erzählungen von J. Hummel, Marie Beeg, H. Proschko und vielen anderen, nebst allerlei belehrenden Schilderungen aus der Kunst- und Weltgeschichte, insbesondere dem deutschen Krieg 1870/71; aus der deutschen Mythologie, über Pfahlbaubewohner, aus der Erdbeschreibung, über jugendliche Virtuosen und eine Menge von kleineren, immer anziehenden Mittheilungen. — Vorwiegend heiterem Inhalt ist der 47. Band der „Münchener Bilderbogen" (Nr. 1105 bis 1128) gewidmet, mit schnurrigen Einfällen und putzigen Holzschnitten nach Grätz, Bromberger, Schmidhammer (die Flugmaschinen der Zukunft), Meißl, Schulzwerk (Allerlei Malheur), Schließmann und Hengeler. Auch Eduard Ille hat zu dem reichen Kranze seiner früheren, auf 65 Nummern laufenden Bilderbogen noch eine neue „Hundekomödie" gefügt. Dazu kommen Ethnographisches aus Deutsch-Afrika, Thier-Scenen und vier weitere Blätter zur „Geschichte der Costüme" aus Asien und China, aus England und der Schweiz; allerliebst ist das Schattenspiel mit dem „Clown-Abend im Circus".

Für ein höheres, reiferes Auditorium empfiehlt sich der „Humor in der Thierwelt": Lustige Bilder aus dem Leben der Thiere aller Zonen von Grätz, Th. Heine, Hengeler, Oberländer, Reinicke und anderen (104 S. kl. 4⁰). Schon das Titelblatt ist ein ganzes Programm, eine wahre Zukunfts-Ouverture von bestialischen Schnacken und Kunterbuntereien allerersten Ranges, classischer Nonsens, der möglichst plausibel gemacht wird. Hier finden sich Ideen zum nagelneuesten Löwen-, Schlangen- und Ruder-Sport; beherzigenswerthe Fingerzeige für erprobte und zukünftige Sonntagsjäger; das allerseltsamste Wildpret wird angepirscht und in bisher unerhörter Weise zur Strecke gebracht. Es gibt wahre Wunder der Dressur. Daß dabei der dunkelste Erdtheil und dessen schwärzeste Insassen eine erhebliche Rolle spielen, ist selbstverständlich.

Gleich humanen, durch richtigen Humor-Verbrauch lebenverlängernden Tendenzen dient der „Fliegende Blätter-Kalender" (für 1896, 13. Jahrgang, 112 S. 8⁰). Dieser in beliebiger Quantität durchzukostende Extract wird nie ohne die wohlthätigsten Folgen bleiben. In dem Vorwort tritt Hr. Georg Bötticher mit gebundener Rede glückhaft in die Fußstapfen unsres seligen, unvergeßlichen „Herrn v. Miris". An der Stelle der früheren Wetterregeln und Reimsprüche hat Hermann Vogel von Plauen seinem herzigen „Märchenkalendarium" erweiterten Spielraum gegeben. — Als eine echte Panacee von humoristischen Streukügelchen des Witzes und der guten Laune kann die neueste Sammlung der „Gedankensplitter" (Dritter Theil, 275 S. 12⁰) gelten. Häufig macht sich dabei ein sittlicher Ernst, ein tief ethischer Ton, eine edle Entrüstung bemerkbar, die sich sogar in scharf satirischen Pointen unverblümt ausspricht. Der Stoff ist nach Schlagwörtern beiläufig gruppirt: Leben und Streben, Lieben und Betrüben, Haus und Herd, Land und Leute, Rosen und Dornen, Arm und Reich. So heißt es beispielsweise bei Kunst und Gunst: „Wenn die Schönheit sich mit der Wahrheit verbindet, so entsteht die Kunst. Die Form ist das Kleid der Kunst; die vielen Richtungen und Schulen aber bestimmen der Kunst ihre Toilette. Gewisse Künstler müssen den Geschmack des Publicums erst verschlechtern, damit sie gefallen. Es liegt eine grausame Ironie in der Thatsache, daß die Hellmaler gewöhnlich nur die Schattenseiten des menschlichen Lebens sehen und wiedergeben. Die moderne Kunst verleumdet die Natur. Wer sich mit der Kunst vermählt hat, muß auch die Schwiegermutter in Kauf nehmen — die Kritik. Dilettanten sind die Sonntagsreiter der Kunst." Der Abschnitt über „Ideal und Real" gibt auch zu allerlei Geistesblitzen Anlaß. „Die vergeblichsten Anstrengungen, natürlich zu sein, machen die Naturalisten. Auch in der Literatur gibt es gesulzte Schweinshaxeln. Illusionen sind die Schmetterlinge des Lebensfrühlings" u. s. w. So wetterleuchtet und rumort es über allerlei Fragen mit Lob und Tadel der Gesellschaft und des Weltlaufes; der Schalk klingelt lustig dazu mit seinen Schellenohren — alles nach dem Motto: daß wir „den ganzen Ernst des Lebens erfahren müssen, um gewitzigt zu werden!"

Eine nette fröhliche Anleitung zu „A fein's Benehma" für „Backfischla" bringt M. Henle in vergnüglich schwäbischer Mundart. Das „Backfischla" muß sich auf Kochen und Waschen verstehen, darf aber auch ins Theater, Concert, auf den Ball, zum Eislauf und ins Schwimmbad. Nur daß sie sich überall gut aufführt, das sagt ihr im treuherzigen Schwabendialekt und in frischgereimten Versen die wohlmeinende Mutter, die keinen anderen Wunsch hegt, als daß ihr Kind in Ehren bestehe — alles mit der echten Liebe und treuen Fürsorge, womit schon im 13. Jahrhundert die wackere Winsbekin ihr Büchelchen von der „müoter lêre" zum Heile der heranblühenden Jugend verfaßte. — Wir erinnern an die im gleichen Verlag edirten Kochrecepte „So mag i's" und „Guat is's", welche in kürzester Zeit in vielfachen Auflagen vorliegen und die Gunst der Leser errangen.

Albert Roderichs Gedichte „Unter Menschen" (169 S. 8⁰) sind nach Liebe und Treue, Hoffen und Harren, Weise und Narren (darunter auch die prächtigen „Spielgesellen-Lieder"), Fabeln und Parabeln, Dies und Jenes, Scherzhaftes und Schmerzhaftes gegliedert. Sie sind insgesammt melodiös und in Form und Rhythmik sattelfest. Das „Lerne lieben" könnte auch in der „Amaranth" stehen und „Gerichtet" erinnert an Chamisso's Vorbild; das Albumblatt für einen Vielschreiber ist aber eines Lessing würdig:

> „Dein erstes Werk kam langsam von der Stell',
> Du bist von echtem Künstlerfleiß gewesen;
> Doch jetzt — mein Himmel — schreibe nicht so schnell,
> Man kann dir ja nicht folgen mit dem Lesen!"

Damit sind wir schon im Gebiete der dieses Mal ziemlich volltönig mit allen Registern orgelnden Lyrik angelangt. Da ist ein Heftchen mit formgewandten, zweistrophigen „Trochäen" von Th. Hermann (Gotha 1895, Perthes, 67 S. 8⁰), in welchen allerlei Klänge angeschlagen werden: glühende Liebe, feuriger Patriotismus, nebst artistischen und kritischen Streitfragen. So heißt es z. B. über ein „modernes Theater":

> „Ehebruch und Mord und Diebstahl
> Auf das feinste ausgeflittert;
> Keine Seele auf den Brettern,
> Die vor Scham und Aerger zittert.
> Nur durch Koth fünf lange Acte
> Schleppt uns diese Gassenmäre —
> Und das einzig Schöne, sieh nur:
> Arm und Nacken der Hetäre."

Eine schöne Lebensregel wird für „Kopf und Herz" geboten:

> „Mit dem Kopfe pflegt man manches
> Wirre Dunkel aufzuhellen;
> Auch dem Herzen wird das Leben
> Manche schwere Frage stellen.
> Daß du glücklichst mögest fahren
> Im verworr'nen Weltgetriebe:
> Hab' den Kopf voll guter Pläne
> Und das Herz voll Menschenliebe!"

---

[1]) Eine eingehende Würdigung seines ganzen Schaffens bringt soeben das vierte Heft von A. Bettelheims „Biographischen Blättern" (Berlin 1895 bei Ernst Hofmann u. Co.), welche nun auch in Buchform als erster Jahrgang vorliegen und der gebührenden Gunst der Leser nachdrücklichst empfohlen werden. Das vierte Heft enthält eine Studie über Adolf Menzel (von Helferich), Rudolf v. Gneist (Redlich), Heinrich v. Sybel (Varrentrapp), Gottfried Keller als Maler (Zetsche) und viele andere höchst anziehende Artikel.

Um das sociale Elend durch Barmherzigkeit zu lindern, ladet der Dichter zur höheren, gemeinsamen, liebkräftigen Arbeit ein; auch die Pädagogik wird mit wahrer Theilnahme gegen die gelehrte Stallfütterung und wissenschaftliche Ueberbürdung eingeführt. Unser Poet ist überhaupt kein idealer Theoretiker, sondern ein charaktervoller Praktiker:

„Worte sind papier'ne Blumen
Sind sie nicht der That verschwistert,
Von der Sonne nicht gelocket
Von den Nächten nicht umdüstert.
Werde, Sohn, nicht jener einer,
Die stets schöne Worte drechseln
Und bei jedem neuen Rocke
Höflichst die Gesinnung wechseln."

Die Schönheit der Natur ist ihm noch eine Trösterin und die Aussicht auf das Jenseits keine Fabel:

„Kannst du auch aus bangen Zweifeln
Keinen Ausweg hier gewinnen,
Harre eines Frühlings droben,
Wo die Nebel dir zerrinnen!"

Seine „Führungen" leiten ihn aus der Nacht der bitteren Sorge nach lichten Höhen und zu bleibendem Frieden; aus „Tumpheit" und „Zwîvel" bricht ihm die frühling-prächtige, heißersehnte Zeit der „Saelde"!

Mit Patriotismus, Freundschaft, Liebe und Dichterloos-Sorgen befassen sich die Gedichte „Allein und Frei" von Willy Pietsch (Konitz 1896. C. F. Wollsdorfs Buchhandlung Wilh. Dupont 71 S. 8°), deren Programm sich in den folgenden Strophen ausspricht:

„Nicht im Dienste der Parteien
Will ich in die Saiten greifen,
Fröhnen nicht der Menge Schreien,
Fluchen, Schelten, Drohen, Keifen.
Nicht um wilden Hasses Wüthen,
Nied're Leidenschaft zu schüren,
Hinterlist, gemeines Brüten,
Darf ich meine Laute rühren.
Nicht um eitle Gunst zu buhlen,
Soll mein Lied sich schmeichelnd bücken,
Ueberhaupt nicht in den Pfuhlen
Der Gemeinheit Blumen pflücken.
Folgen soll's der Göttin Spuren,
Bilden nur nach ihrem Bilde,
Blüthen pflücken auf den Fluren
Ihrer seligen Gefilde.
Jedes Wörtchen zeig' ihr Siegel,
Soll als Ring den Demant fassen,
Und das Ganze wie im Spiegel
Ihre Gottheit schauen lassen."

Das „Scheffel-Gedenkbuch", herausgegeben von Adolf Jarosch in Graz (Dresden 1895. Hof-Verlag R. v. Grumbkow 128 S. 12°), entstand in Folge eines Denkmals, welches fröhliche Verehrer des Dichters in dem schön gelegenen Curorte Mürzzuschlag am Semmering zu dessen Ehren errichteten. Scheffel war seiner Zeit einige Wochen daselbst in der Sommerfrische gesessen und hätte sein Herz beinahe an des Wirthes blondhaariges Schwesterlein verloren. Rudolf Baumbach, Victor Blüthgen, Felix Dahn, Georg Ebers, Martin Greif, Robert Hamerling, Rosegger, E. v. Wildenbruch, Karl Zettel und viele andere spendeten Beiträge, dazu kommen in Facsimile einige Autographen, das Bildniß Scheffels nach A. v. Werner, eine von Karl Plock (Karlsruhe) gezeichnete Ansicht der „Heidenhöhlen" am Ueberlinger-See und eine vierstimmige Composition von Victor Bause — alles in hübscher, zweckdienlicher Ausstattung.

Das liebenswürdige Buch „Als der Großvater die Großmutter nahm" (herausgegeben von Gustav Wustmann, Lpz. 1895 bei Fr. W. Grunow, 656 S. 8°) liegt nun seit kurzer Zeit in dritter verbesserter und vermehrter Auflage vor — ein sprechender Beleg, wie sehr dieses „Liederbuch für altmodische Leute" doch zu unserm modernen Bewußtsein paßt. Daselbe enthält keine sogenannten Volkslieder, keine etwa aus ferner Vorzeit stammenden Lieder, deren Verfasser man nicht kennt, sondern nur volksthümlich gewordene Erzeugnisse der Kunstpoesie, die zwar auch theilweise in den Strom der Volksdichtung hineingezogen und darin mannichfach umgestaltet, verlängert, verkürzt und corrumpirt wurden, von denen aber doch der Verfasser und ebenso die erste, ursprüngliche Gestalt in den meisten Fällen nachweisbar ist. Auch umspannen sie ein ganz bestimmtes Säculum unsrer Literatur, etwa die Zeit von 1740 bis 1840. Dabei ist freilich eine Anzahl aus Goethe'schen und Schiller'schen Gedichten und anderen Werken, die Jedermann auswendig weiß oder doch auf dem Bücherbrett stehen hat, weggeblieben, dagegen sind viele Lieder aus den beliebtesten Opern, wie aus der „Zauberflöte" und dem „Freischütz" aufgenommen und vieles andere, was in den geistlichen Gesangbüchern keine bleibende Stelle fand, einverleibt und so wieder zur Erinnerung gebracht. Unser Sammler hat mit unermüdlicher Ausdauer nach den ältesten Drucken und ersten Ausgaben die originalen Texte erhoben, ihr erstes Erscheinen und in zweifelhaften Fällen die muthmaßlichen Dichter festgestellt; von seinem löblichen Fleiß zeugen im Anhang die höchst schätzenswerthen Anmerkungen und Nachweise. In der ersten Abtheilung sind charakteristische „Balladen, Fabeln und Erzählungen" eingereiht (S. 1—242); in der zweiten sind die Lieder gruppirt (S. 245—528); die dritte bringt in knapper Kürze (S. 531—590) das Nothwendigste „Aus dem Theater". Beispielsweise erwähnen wir hier nur das schon um 1740 mündlich und durch Abschriften verbreitete Lied „Vom Canapee" (S. 250); dieses die höchste Behaglichkeit und Gemüthlichkeit bezeichnende Möbel gehörte, wie der vielbesungene Knaster[1]), Thee und „Coffee", zu den Modegegenständen der Zeit. Mit diesem weitverbreiteten Liede, dessen Verfasser und Componist immer noch unbekannt ist („Das Canapee ist mein Vergnügen"), befaßten sich jüngst noch die „Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft" 1894, X. 203, und die „Grenzboten" 1894, II. 573. Zu Anfang der dreißiger Jahre lebte in München ein armer Volkssänger, Huber, welcher mit seiner Fiedel von einem Wirthshaus in das andere zog und sich vom Singen dieses Liedes nährte; Niemand wußte seinen Namen, er hieß im Volksmunde immer nur „das Canapee"; sein Portrait findet sich in der sogenannten „Maillinger-Sammlung" (Katalog 1886, IV. B. S. 39 Nr. 279). — Die nächste (vierte) Auflage des Wustmann'schen Buches wird wohl mit den gleichzeitigen Vignetten und Illustrationen und den echten alten Melodien dieser Lieder ausgestattet sein!

Die wichtigste Erscheinung im Gebiete der Lyrik ist unstreitig die durch Ludwig Laistner besorgte Ausgabe von Friedrich Rückerts Werken in sechs Bänden (Stuttgart, Cotta's Nachfolger), darunter kommen der Liebesfrühling, Agnes' Todtenfeier, Amaryllis, die Geharnischten Sonette, Vermischte Gedichte, die Makamen des Hariri, die Weisheit des Brahmanen und hoffentlich auch die Märe von Hornkind und Maid Rimenild zum neuen Abdruck. Das ist gewiß ein Hausschatz der herrlichsten Art, welcher wohl keiner weiteren Empfehlung bedarf. Eine schönere Gabe kann kaum den Weihnachtstisch zieren.

Mittheilungen und Nachrichten.

Report of the Massachusetts Board to investigate the subject of the Unemployed. Boston 1895. In einer Zeit, in welcher auch das alte Europa mit der Frage der Arbeitslosen sich ernstlich beschäftigt, wird diese Staatsschrift des auf dem Gebiete socialer Orientirung besonders eifrigen Gemeinwesens von Massachusetts allseitigem Interesse begegnen. Ein starker Ausbruch von Arbeitslosigkeit im Winter 1893/94 hat Anlaß zur Schaffung einer aus drei Personen bestehenden temporären Behörde in Boston gegeben, die mit der Untersuchung der gesammten Frage und insbesondere mit der Erwägung der in Betracht kommenden Maßnahmen sowohl zur Bekämpfung des augenblicklichen Nothstandes als zum Zweck dauernder Abhülfe beauftragt wurde. Dieser Aufgabe suchen die drei „Commissioners" (Davis R. Dewey — David F. Moreland — Haven C. Perham) in dem vorliegenden umfangreichen Werk gerecht zu werden. Das Werk zerfällt in fünf Theile. Den ersten Theil bildet ein im Januar 1895 erstatteter Bericht der Commissare über die im Winter 1893/94 aus Anlaß des starken Auftretens der Arbeitslosigkeit in den Städten von Massachusetts

[1]) Der gelbe, von Apolda in Thüringen bezogene Knaster wurde in dem Studentenliede „Ça, ça geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfisch sein" besungen und gepriesen; als die Fabrication in Apolda zurückging und vergessen wurde, machte die fröhliche Jugend Apollo daraus! („Knaster, den gelben, hat uns Apollo präparirt und uns denselben recommandirt.")

und sonst in Städten der alten wie der neuen Welt ergriffenen Hülfsmaßnahmen. Diese historisch-statistische Sammlung von Thatsachen ist von allgemeinem Interesse. Ein zweiter Bericht vom März 1895 ist ausschließlich den Erscheinungen des Stromerwesens (Wayfarers and Tramps) gewidmet. Außer den Thatsachen sind hiebei die legislativen Probleme auf dem Gebiete des Landstreicher- und Bettlerwesens eingehend erörtert. Der dritte Theil (Bericht vom März 1895) beschäftigt sich speciell mit der Frage der Verwendung der Arbeitslosen bei öffentlichen Arbeiten verschiedener Art. Der vierte Theil (Specialbericht, gleichfalls vom März 1895) geht auf die Darlegung des Umfangs der Arbeitslosigkeit in den einzelnen Industriezweigen und die maßgebenden Ursachen unter Verwerthung alles darüber vorliegenden statistischen und sonstigen Materials — insbesondere auch der zeugschaftlichen Vernehmung Sachverständiger — näher ein. Im Schlußbericht endlich (gleichfalls vom März 1895), welcher den fünften Theil des Werkes bildet, beschäftigen sich die Commissare in systematisch geordneter Weise mit dem Gesammtproblem der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Zuerst werden die verschiedenen Maßnahmen der Augenblickshilfe (Emergency Relief) erörtert (öffentliches Armenwesen, öffentliche Arbeiten, Arbeitsorganisation, besondere Hülfscomités u. s. w.). Daran reiht sich eine ausführliche Besprechung der Maßnahmen, welche dauernde Abhülfe gewähren sollen (Permanent Measures). Besprochen werden die Fragen der Errichtung von landwirthschaftlichen Arbeitercolonien, des Einflusses der Gefängnißarbeit, des Achtstundentages, der Einwanderungsbeschränkung (diese mit starker Hervorhebung des für die Bejahung sprechenden Gesichtspunktes), sodann weiter die Fragen des gewerblichen Unterrichts und des Arbeitsnachweises. — Auffällig ist, daß in einer so eingehenden Behandlung des Themas der Arbeitslosigkeit die Besprechung der Grundfragen der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit keine Stätte gefunden hat. v. M.

Z. **München**, 28. Nov. In der geschlossenen Versammlung der Geographischen Gesellschaft erstattete der erste Schriftführer, Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Bericht über den deutschen Geographentag in Bremen und den internationalen geographischen Congreß in London. Wie in Bremen, bildete auch in London die Polarforschung, insbesondere der Stand der Südpolarfrage, einen Hauptgegenstand der Berathungen. In beiden Städten standen die Ausführungen des Admiralitätsraths Georg Neumayer von Hamburg im Vordergrunde der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ebenso stark zeigte sich die Theilnahme des internationalen Publicums an der Afrikaforschung, und auf seiner Höhe tagte der Congreß wohl in dem Augenblicke, als Stanley der wissenschaftlichen Thätigkeit der Gelehrten im dunklen Erdtheil jedes Verdienst absprechen wollte und Graf Pfeil ihm ebenso würdig als kräftig erwiderte. Schon auf dem Bremer Tage hatte Graf Götzen die „vorläufigen Ergebnisse seiner Reise quer durch Centralafrika“ zum Ausdrucke gebracht; es gereicht der Münchener Geographischen Gesellschaft zur besonderen Befriedigung, daß es ihrem ersten Schriftführer gelungen ist, diesen bekanntlich durch die „Karl Ritter-Medaille“ des Jahres 1895 ausgezeichneten Reiterofficier und Afrikaforscher schon für Mittwoch, den 11. Dec., als Gast zu gewinnen. Der Reisende durchzog, von Dr. v. Prittwitz und Kersting, sowie 600 Leuten begleitet, von Pangani an der Ostküste bis an die Congomündung das äquatoriale Afrika, und zwar das Gebiet, ganz in der deutschen Interessensphäre liegend, von der Küste bis zum Kagera, jenem größten Zufluß, der sich von Westen her in den Victoriasee ergießt; ferner den Theil, der, bisher noch so gut wie unbekannt, sich vom Kagera über den Kivusee durch den centralafrikanischen Urwald bis an den Congo hin erstreckt, und endlich den Theil des Congostaates, der von den Truppen desselben thatsächlich besetzt ist. — Nachdem der Vorsitzende des Colonialvereins, Prof. Dr. v. Kupffer, beantragt hatte, es möge Graf Götzen, der hochverdiente Pfadfinder durch Ruanda, der zuerst die Kunde von noch thätigen Vulcanen aus dem innersten Afrika nach Europa gebracht habe, von den beiden verbündeten Vereinen nach München eingeladen werden, ergriff Dr. Edmund Naumann das Wort zu einer klaren und anschaulichen Vorführung geographischer Apparate und seiner durch langjährige Reisen bewährten Routenaufnahmen in Japan und Kleinasien. Der erste Apparat, ein Tellurium mit Wandtafel, welche auf einem Tische unter beliebigem Neigungswinkel aufgestellt, auch an der Wand in verticaler oder schräger Stellung aufgehängt werden kann, hat mit einer festen senkrechten Achse eine lange parallele Stange drehbar verbunden. Letztere trägt an dem einen Ende einen Pfeil, an dem anderen einen Bügel mit Schattenkappe. Auf dem freien Ende eines mit der Stange parallelen Armes steht ein Globus, dessen Achse bei Drehung der Stange und des Armes in immer gleicher Stellung bleibt u. s. w. Noch sinnreicher ist der sog. Planetenschleifenapparat. Derselbe besteht wesentlich aus zwei concentrischen Metallringen, welche in verschiedenen Ebenen liegen und durch Zahnräder so miteinander verbunden sind, daß die Drehung des einen Ringes die schnellere oder langsamere Bewegung des anderen bedingt. Nachdem mit Hülfe des Telluriums und des Planetenschleifenapparates die Haupterscheinungen der Erdbewegung nach dem copernicanischen sowohl, wie nach dem ptolemäischen Weltsystem klar gemacht worden sind, erfolgt der Uebergang zur Naturbeobachtung. Der von Naumann construirte „Universalglobus“ ist nicht zum mindesten deßhalb allen verwandten Hülfsmitteln älteren Datums überlegen, weil er sich zu Vorführungen im Freien eignet und so eingerichtet ist, daß die scheinbare Bewegung der Sonne an ihm direct beobachtet werden kann. Datumwechsel und Datumgrenze endlich werden von dem Vortragenden anschaulich und in sehr einfacher Weise erläutert mit Hülfe der von ihm erfundenen Datumscheibe. Dieselbe besteht aus einem Zifferblatt und zwei innerhalb des Zifferringes beweglichen, mit je einem radialen Schlitz versehenen, verschiedenfarbigen Kreisen aus Pappe. Die Einrichtung ist so, daß sich der eine Kreis, sobald er gedreht wird, in den anderen hineinschiebt. Der Redner und Erfinder hatte schon in der Ausstellung des Londoner Congresses durch seine Demonstration hohe Anerkennung geerntet. Nun zollte ihm auch der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Prof. **Günther**, uneingeschränktes Lob und wünschte und verhieß seinen so einfachen und deutlichen Lehrmitteln zur mathematischen Geographie die weiteste Verbreitung.

v. **Jena**. Die Frequenz der Universität ist im laufenden Semester durchaus befriedigend; sie bleibt zwar etwas hinter der des Sommersemesters zurück, übertrifft aber die des vorigen Winters um etwa 50. Die Gesammtzahl der Immatriculirten ist 682, darunter 54 Theologen, 153 Juristen, 207 Mediciner, 268 Philosophen; dazu kommen 41 außerordentliche Hörer. Verhältnißmäßig groß ist wieder die Zahl der Ausländer, indem 83 Nichtdeutsche hier studiren, darunter sechzehn aus anderen Welttheilen.

* **Leipzig**, 28. Nov. Die Deutsche Elektrochemische Gesellschaft (Vorsitzender Professor Dr. Wilhelm Ostwald in Leipzig) hat in ihrer diesjährigen Hauptversammlung zu Frankfurt a. M. die Einrichtung eines Ehrungsrathes beschlossen, der z. Zt. aus den Geheimräthen Hittorf-Münster, Wiedemann-Leipzig und Wislicenus-Leipzig, sowie Professor Ostwald besteht. Dieser Ehrungsrath soll zur Anerkennung und Unterstützung des Wirkens jüngerer Fachgenossen Geldehrenpreise verleihen, deren Gesammtsumme — in diesem Jahre 600 M. — die Hauptversammlung bereit stellt. Hievon hat der Ehrungsrath 500 M. für den neben anderen ihm vorgeschlagenen Dr. Wilhelm Borchers in Duisburg, Lehrer an der dortigen Maschinenbau- und Hüttenlehranstalt, bewilligt. Dr. Borchers, der gleichzeitig Herausgeber der „Zeitschrift für Elektrochemie“ ist, hat neben vielen einzelnen Abhandlungen eine schon in zweiter Auflage erschienene Elektrometallurgie, sowie mit Professor Nernst-Göttingen den Jahresbericht über Elektrochemie herausgegeben. Auch experimentell ist er thätig gewesen, er hat u. a. — und zwar vor Moissan — die Bereitung des längst bekannten Carbids im elektrischen Ofen gelehrt. Endlich verdankt man ihm die ersten Versuche über die directe Erzeugung von Elektricität aus Kohle.

* **Göttingen**. Die Universitätsfrequenz überragt im laufenden Wintersemester die der Wintersemester in den Vorjahren bedeutend; es sind 870 Studenten immatriculirt, gegen resp. 807, 722, 716, 788 in den Vorwintern. Im weiteren sind darunter 56 Hörer (davon 31 Damen) nicht einbegriffen. Von den 870 Immatriculirten studiren: Theologie 144, Rechtswissenschaft 239, Medicin 225, Philologie und Geschichte 92, Mathematik und Naturwissenschaften 108, Cameralien und Landwirthschaft 37, Pharmacie und Zahnarzneikunde 25. Aus Preußen stammen 649 (speciell Hannover 386), aus dem übrigen Deutschland 156 Studirende. — Dr. Großmann, Assistent an der hiesigen Sternwarte, ist zum Observator an der Wiener Sternwarte ernannt worden und wird sein neues Amt mit dem nächsten Semester antreten.

* **Halle**. Die durch den Erlaß des Rectors und Universitätsrichters, betreffend das Duellwesen hervorgerufene Erregung unter den Studirenden hat sich gelegt, nachdem der Erlaß

auf Ansuchen einer studentischen Abordnung bedeutend gemildert worden ist. Es ist hienach nur verboten, daß sich die „Abgeführten" mit frischen Verletzungen öffentlich zeigen. Uebertretungen dieses Verbots werden die Verbindungen selbst durch Geldstrafen ahnden; doch sind auch die Pedelle befugt, einzuschreiten.

* **St. Petersburg.** Die „Now. Wr." führt einige Daten über das hier bestehende biologische Laboratorium und seine Entstehung an. Im August 1893 wandte sich Hr. J. M. Ssibirjakow an einen seiner früheren Lehrer mit dem Project, eine Anstalt zu begründen, in welcher biologische Studien in der von dem ungenannten Professor gepflegten Richtung gemacht werden könnten. Zu diesem Zweck bot er ein Grundcapital von 200,000 Rbl., ein Haus im Werthe von ca. 150,000 Rbl. und 15,000 Rbl. für die Einrichtungskosten an. Das Grundcapital wurde in der Staatsbank auf den Namen des betreffenden Professors hinterlegt, worauf die Einrichtung begann und ein biologisches Museum angelegt wurde. Am 19. October 1894 wurden die Statuten dieser Anstalt, die den Namen „St. Petersburger Biologisches Laboratorium" erhielt, Allerhöchst bestätigt; im December 1894 erfolgte die Bestätigung eines Verwaltungscomités und des Directors. Seit dieser Zeit functionirt das Laboratorium, das eine Section für vergleichende Anatomie, eine botanische Section und seit letzter Zeit auch eine embryologische und physiologische besitzt. In allen diesen Sectionen wird gegenwärtig bereits gearbeitet.

* **Athen.** Auf einer kleinen Bodenerhebung, schreibt man der „Köln. Ztg.", stehen zwei weiße Steine: es sind die Grabstelen Ottfried Müllers und Ch. Lenormants. In der attischen Erde, deren Geschichte sie unermüdlich erforscht, wollten sie den ewigen Schlaf schlafen, aber das moderne Athen ist eine schlechte Hüterin des Gastrechts der Todten. Schon längst treten die beiden Grabsäulen einem jeden, der die werthvolle Stätte des Kolonoshügels betrat, in einem Zustand entgegen, der grauenerregend ist. Gar nicht davon zu reden, daß sie über und über beschmutzt sind (das ist man bei schutzlos dem Pöbel ausgesetzten Monumenten gewöhnt), nein, die Anwohner des Kolonos, also des Sophokles Gaugenossen, haben sich die günstig gelegenen Pfeiler zum Ziel für Uebungen im Steinwerfen gewählt, und schon ist die schön ornamentirte Bekrönung beider Denkmäler gänzlich zerstört. Auch scheint man in den Gräbern Schätze zu vermuthen, wenigstens klafft unter O. Müllers Stele ein weiter Spalt, der die Fundamente bloßlegt. Man redet besser nicht von einer Pflicht der griechischen Regierung gegen die großen Todten, aber die deutsche Gesandtschaft und das deutsche Archäologische Institut könnten doch am Ende nachdrücklich für das Grab O. Müllers eintreten.

1895. Nr. 336. München, Mittwoch, 4. December. Beilage-Nummer 280.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

L. Pasteurs naturwissenschaftliche Bedeutung.

Von Dr. A. Nagy.

Frankreich hat am 5. October d. J. in Louis Pasteur einen seiner bedeutendsten und erfolgreichsten Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete unter pompöser Ehrenbezeigung zu Grabe bestattet. Louis Pasteur ist einer Familie niedrigen Standes entsprossen; sein Vater war Gerber zu Dole im Jura, wo Louis am 27. December 1822 geboren wurde. Schon in seiner Jugend legte der Knabe ausgesprochene Vorliebe für die Naturgeschichte und Naturlehre an den Tag und blieb dieser Neigung sein Leben lang treu. Mit 18 Jahren bezog er als „maître répétiteur“ die Universität. Nach drei Jahren wurde er als Lehrer am Lyceum in Besançon, dann an der école supérieure dortselbst angestellt, und verließ die pädagogische Laufbahn, um erst als „Préparateur de chimie“, dann als Professor am Lyceum in Dijon enger mit der chemischen Wissenschaft sich zu befassen. Die Arbeiten, welche er hier lieferte, verschafften ihm als Supplent den Lehrstuhl für Chemie an der Universität Straßburg, woselbst er auch den Titel eines Professors im Jahre 1852 erhielt. Im Jahre 1854 wurde er als Dekan der Facultät der Wissenschaften nach Lille berufen und erhielt im Jahre 1857 die Direction der wissenschaftlichen Studien an der école normale. Aus dieser Zeit datiren seine Arbeiten auf chemisch-mineralogisch-geologischem Gebiete, die, wenn auch weniger bekannt, seine enorme Productivität, Gründlichkeit der Forschung und scharfe Beobachtungsgabe bekunden. Seine Untersuchung über die Dissymmetrie in der Lagerung der Moleküle gewisser krystallisirender chemischer Verbindungen, welche er von ihren stereometrischen und optischen Eigenschaften ableitete, ist ein Ergebniß, welches seinen Lehrer Biot dermaßen in Erstaunen setzte, daß er in die Worte ausbrach: „So sehr, mein Sohn, habe ich die Wissenschaft geliebt, daß diese deine Entdeckung mir das Herz klopfen macht.“

Im Jahre 1862 wurde Pasteur zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, und 1863 als Professor für Geologie, Physik und Chemie an die Sorbonne berufen, behielt er diesen Lehrstuhl bis zum Jahre 1885, um sich von nun an gänzlich seinen nosobiologischen Forschungen, speciell der Wuthkrankheit, hinzugeben. Vor drei Jahren zeigten sich die ersten Symptome eines Nervenleidens, einer arteriosklerotischen Schrumpfniere, in deren Folge ein Schlaganfall mit halbseitiger Lähmung eintrat, an welchen sich ein langdauerndes Siechthum mit mehreren urämischen Attaken anschloß. Einer solchen erlag Pasteur am 28. September d. J. Abends auf seinem Gute Garches, in der Nähe von Paris, inmitten seiner Familie und Freunde.

Pasteur trug die höchsten Würden, welche einem Manne der Wissenschaft von Frankreich verliehen werden, er war Inhaber der höchsten Ehrenzeichen fast der ganzen Welt, der Stolz Frankreichs auf wissenschaftlichem Gebiete. Sein Leichenbegängniß, zu welchem die Nation Vertreter aller Branchen entsendete, war von kaum jemals dagewesenem Gepränge. — Eine Tafel, welche die Stadt Lille am Eingange seines dortigen Laboratoriums setzen ließ, verkündet mit folgender Inschrift die Werke, welche Pasteurs Ruhm begründet haben: „Ici fut le laboratoire de Pasteur: 1857 Fermentations, 1860 Générations spontanées, 1865 Maladies des vins et des bières, 1868 Maladies des vers à soie, 1881 Virus et vaccins, 1885 Prophylaxie de la rage.“ Eine einzelne dieser Arbeiten würde ausreichen, einen Forscher lebenslang zu beschäftigen und seinen Ruhm zu begründen, wir haben aber gehört, daß Pasteur auch noch auf dem Gebiete der Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie thätig war. Ohne Zweifel waren die vorausgegangenen Studien im anorganischen Reiche, die Pasteur mit großer Gründlichkeit betrieben hatte, die geeigneten Grundlagen, um, versehen mit dem Werkzeuge der exacten Wissenschaften, das festgefügte Lehrgebäude der modernen Biologie, zunächst jener kleinsten und einfachsten Wesen, welche unter dem Namen der Mikroben heute allgemein bekannt sind, aufzuführen; das war der richtige Einsatz zum Schritte von dem klar durchforschten Reiche der unbelebten anorganischen Welt in das mysteriöse Reich des Lebens.

Einem Forscher, welcher mit dem damals schon bekannten Satze von der Erhaltung der Kraft auf allen Gebieten so genau bekannt war, mußte die bisherige Erklärung der Gährung als ein völliges Paradoxon erscheinen, an dessen Untersuchung und Erklärung er sich mit allem Eifer machte. Denn sollte es wirklich möglich sein, daß in einer ruhenden Materie, deren Moleküle vollkommen im Gleichgewicht sich befinden, ohne äußeren Einfluß, ohne das geringste Zuthun jene gewaltigen Aeußerungen und Veränderungen vor sich gehen, welche wir bei den Gährungsprocessen beobachten? Das Vorkommen einer Vegetation niedriger pflanzlicher Organismen war bei den Gährungsprocessen wohl schon früher bekannt; man hielt dasselbe aber für etwas Unwesentliches und Zufälliges und mißkannte gänzlich dessen Bedeutung. Pasteur war es nun, der mit unumstößlicher Gewißheit im Jahre 1857 nachwies, daß jedwedem Gährungsprocesse die vitale Function einer Zell-Species zu Grunde liege, daß dieselbe hiebei eine Conditio sine qua non sei, und zwar, daß dieser Proceß von der lebenden Zelle eingeleitet werde, nicht erst ein Effect der abgestorbenen Organismen sei.

Diese Entdeckung war nun zunächst von der allergrößten theoretischen Bedeutung; denn gerade zu der Zeit wurde von anderer Seite die These von der Generatio aequivoca oder spontanea, die Möglichkeit, daß Lebewesen aus unbelebter Materie entstehen können, aufgestellt und verfochten, und es ist bekannt, daß den Schlußfolgerungen der Darwin'schen Lehre dieses Ergebniß der Pasteur'schen Forschungen als stärkstes Beweismittel der Erfahrung entgegensteht. In rascher Folge dehnte Pasteur seine Untersuchungen über die verschiedenen Arten von Gährungen,

sogenannte Fermentationen, die nunmehr als biologische Aeußerungen verschiedener ganz bestimmter Mikrobenarten erwiesen wurden, aus; die Entdeckungen gelangten naturgemäß zu vielseitigem Interesse, da sie größtentheils unmittelbar praktisch verwerthet werden konnten. Aus dem Namen Pasteur ist ja ein heutzutage ganz geläufiger terminus technicus, das „Pasteurisiren" gebildet worden, ein Verfahren, welches gemeiniglich durch Anwendung von Hitze zum Haltbarmachen von gährungsfähigen Flüssigkeiten dient. Aus der Reihe dieser Untersuchungen, 1860 bis 1865 ausgeführt, sind jene über die Ursachen der Krankheiten des Bieres und des Weines hervorzuheben. Pasteur war jetzt botanischer Biologe geworden. Aber sein Forschergeist ließ sich nicht darauf beschränken. Hatte er bis dahin die Lebenswirkungen der niederen pflanzlichen Organismen auf die unbelebte Materie durchforscht, so stellte er sich nun die Aufgabe, deren Einwirkung auf den lebenden thierischen Leib zu studiren. Schon die Alten hatten, indem sie gewisse Krankheiten, die wir heute Infectionskrankheiten benennen, als cymotische Gährungskrankheiten bezeichneten, der Vorstellung einer Analogie Ausdruck gegeben, welche eben diese Krankheitsprocesse mit den Erscheinungen, die sich an gährenden Flüssigkeiten beobachten lassen, aufweisen. Pasteurs Forschergeist hielt sich nicht bei der Aehnlichkeit der Erscheinungen auf, sondern ging auf den Grund dieser Erscheinungen ein. Es darf dabei allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß ihm hierin ältere Forscher, wie Pollender im Jahre 1847 und Davaine im Jahre 1854 vorausgingen, welche beim Milzbrande der Thiere eine Mikrobe, heute Bacillus anthracis genannt, als constanten Befund im Blute der befallenen Thiere aufwiesen und als Krankheitsursache hinstellten.

Unter der Aegide der wissenschaftlichen Autorität Pasteurs fand diese ätiologische Forschung rasch Anklang und Verbreitung; besonders in Deutschland wurden diese Studien unter der Führung von Robert Koch aufgenommen, der, gleichfalls von den Untersuchungen über den Krankheitsstoff des Milzbrandes ausgehend, das sogenannte Culturverfahren zur höchsten Ausbildung brachte und mit seinen Schülern die Bakteriologie zur heutigen Höhe einer selbständigen Wissenschaft emporhob. Dieselbe gehört zu den Disciplinen der Medicin, zur Pathologie, und ist ein integrirender Theil des ärztlichen Anschauungskreises geworden; die Bakteriologie hat mächtig in die Heilkunde eingegriffen und sie von Grund aus umgestaltet, so daß man mit einigem Rechte mit Ch. Richet sagen kann: „Es gibt zwei Perioden in der Geschichte der Medicin: die Medicin vor und die Medicin nach Pasteur." Zum Beweise dessen mögen die wenigen Daten genügen, daß die großartigen Triumphe der modernen Antiseptik und Aseptik, welche die Chirurgie zur Ausführung früher unmöglich gehaltener Operationen heute befähigt, im wesentlichen auf der Kenntniß der Biologie der Mikroben beruhen. J. Lister, welcher die Antiseptik mit seinem eigenartigen Wundverbande begründete, schlug genau denselben Weg wie Pasteur ein, indem er bei seinem classischen Versuche durch einfaches Verstopfen einer Flasche mit Gährungsmaterial durch einen Wattepfropf die Entstehung der Zersetzung verhinderte. Zur Diagnose verschiedener Krankheiten ist uns heute die Bakteriologie ein so wichtiger Behelf, wie sonst nur das klinische Symptom und die persönliche Erfahrung. Die prophylaktische Medicin, die den Krankheitserreger nunmehr sozusagen greifbar in Händen hält, bewegt sich somit in rationellen Bahnen und kann dem Feinde gewappnet entgegentreten. In der Desinfection, sowie dieselbe gründlich und zielbewußt angewendet wird, besitzen wir das sicherste Mittel, die Ausdehnung der ansteckenden Krankheiten zu verhüten.

Pasteur hat von allen neuen Forschern am meisten dazu beigetragen, die naturwissenschaftliche Basis der Medicin zu vergrößern. Dank seinen Forschungen sind wir heute befreit von dem Mysticismus und Köhlerglauben der Alten, welche die Seuche als eine Strafe Gottes ansahen, den Genius epidemicus walten ließen, dem Einfluß kosmischer Constellationen, oder insbesondere der durchaus unklaren „persönlichen Disposition" die Hauptursache dieser Krankheitsfälle zuschrieben. Es ist freilich bequem und den Laien gefällig, solche Krankheitsereignisse auf eine unfaßbare Vis major abzuwälzen, anstatt der Sache auf Grund und Wesenheit nachzugehen, aber es ist unfruchtbar und bewußte oder unbewußte Ignorirung der werthvollsten Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung. Pasteur hat an der Wandlung dieser Ansichten ohne Zweifel einen großen Antheil genommen; er hat das unbestreitbare Verdienst, hier die Bahn gebrochen zu haben, aber er überließ es andern, den Gegenstand in das Detail auszugestalten; er wandte sich vielmehr unmittelbar praktischen Zielen zu. So sehen wir ihn nach der specialisirenden Arbeit über die Krankheit der Seidenwürmer (im Jahre 1868) mit einem Problem beschäftigt, welches aus seiner bisherigen Materie mit logischer Nothwendigkeit hervorging; es ist dieses ein nicht völlig zum Abschluß gebrachtes Werk „Virus et vaccins" Gift und Festigung gegen Gift, wenn wir so übersetzen wollen.

Die Erfahrungen, daß Individuen, die gewisse Infectionskrankheiten überstanden haben, gegen diese einen gewissen Grad oder selbst gänzliche Immunität erlangen, einerseits und die Erscheinung, daß experimentell inficirte Thiere fast regelmäßig zur neuerlichen Krankheitserzeugung stärkere oder größere Dosen des Giftmaterials nöthig haben, wiesen den Forscher darauf hin, jenes Verfahren, welches bisher nur ganz vereinzelt bei der Pockenimpfung in Anwendung gebracht wurde, auf seine naturwissenschaftlichen Grundlagen zu untersuchen und zu verallgemeinern. Er stellte mit seinen Schülern eine lange Reihe von Versuchen an, mit zum Theil ganz positiven Resultaten, welche beispielsweise bei der Rauschbrandschutzimpfung praktische Verwerthung gefunden haben.

Die Thatsache kann heute als erwiesen betrachtet werden, daß es gelingt, einige Thierspecies gegen gewisse Krankheiten künstlich zu immunisiren; dafür ist experimentell der Beweis zu erbringen, jedoch ist die Frage noch nicht erledigt, welcher Natur dieses schutzverleihende Agens ist; noch weniger natürlich ist dessen chemische Zusammensetzung bekannt. Vorläufig scheint die Blutflüssigkeit, das Serum, der Träger dieser Eigenschaft zu sein, wahrscheinlich sind auch zellige Elemente dazu fähig. Bisher ist es nicht gelungen, irgendwelche physikalische oder chemische Eigenthümlichkeiten mit Sicherheit nachzuweisen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß diesem functionellen Verhalten auch entsprechende chemisch-physikalische Differenzen zu Grunde liegen. Wie gesagt, ist dieses Problem zum Theil eben noch Problem, und nicht über ein gewisses Stadium bloßer Empirie entwickelt; jedoch ist es sicher, daß der eingeschlagene Weg der geeignetste zur Lösung ist, von der wir möglicherweise nicht zu weit entfernt sind. Es sei hier absichtlich vermieden, auf die praktischen Erfolge des Diphtherie-Heilserums, das ja auch nach Pasteur'schen Principien und Methoden in seinem Laboratorium von Roux und in Berlin von Behring dargestellt wurde, hinzuweisen. Die Urtheile der Praktiker über dieses Mittel lauten zwar vorwiegend günstig, und die Anwendung nimmt stetig zu. Immerhin ist es jedoch gerechtfertigt, ein definitives Urtheil hierüber bis zum Abschluß der bezüglichen Sammelforschungen, die sich über einen größeren Zeitraum erstrecken, zu reserviren.

Schließlich wenden wir uns an ein Capitel der Pasteur'schen Forschungen, dem er seinen Lebensabend gewidmet hat, zu der Wuthkrankheit und ihrer Verhütung.

Das Wesen der Wuthkrankheit war bis in die letzte Zeit in mysteriöses Dunkel gehüllt. Sie galt für eines der unheimlichsten, unentrinnbar verhängnißvollen Leiden, welche von Thieren auf Menschen übertragen werden können. Die Zeit liegt nicht fern, wo man von wuthverdächtigen Thieren gebissene Menschen gefesselt und in Käfigen hielt, aus gänzlich unbegründeter Furcht, sie möchten ihresgleichen beißen, oder wo an das Märchen der Bedeutung der Zahl 9 geglaubt wurde, in dem Sinne, daß der Wuthausbruch nach 9 Stunden, 9 Tagen, 9 Wochen oder 9 Jahren erfolgen sollte. Die Pasteur'sche Forschung hat nicht wenig dazu beigetragen, diese Ammenmärchen in ein Nichts zerfließen zu machen; indeß ist die Wuthheilungsfrage noch weit von ihrem Abschlusse entfernt. Schuld daran ist die Schwierigkeit der Constatirung, sowohl am Lebenden vor Ausbruch der Symptome als auch an der Leiche.

Der pathologisch-anatomische Befund ist vorwiegend negativ; ein vermehrter Blutgehalt des verlängerten Markes ist der am meisten beglaubigte Befund, einer Röthung der oberen Schlundtheile kommt keine pathognomische Eindeutigkeit zu. Auch die Auffindung verschluckter Fremdkörper im Magen wuthverendeter Thiere ist natürlich nur ein gelegentlicher und durchaus nicht an und für sich beweisender Befund. Die Localisation der Krankheit hingegen kann als sichergestellt betrachtet werden. Im verlängerten Marke, an der Stelle, wo das Gehirn in das Rückenmark übergeht, ist das Reflexcentrum für jene Krampf- und Bewegungsphänomene, welche man im Wuthanfall beobachtet, der Kau- und Beißbewegungen, der Schluckbewegungen und der Athmungsbewegungen, welche, wie bekannt, das Symptomenbild der Wuth beherrschen. An dieser Stelle wird vermehrter Blutgehalt an der Leiche constatirt. Jedoch fehlt bislang jeder Nachweis weiterer organischer Veränderungen. Die mikroskopische Untersuchung ergab keinerlei charakteristische Veränderungen. Die bakteriologischen Untersuchungen lieferten bisher nur negativen Befund. Vielleicht war es gerade das Dunkel, das die Wuthfrage umgab, und die Eigenthümlichkeit dieser Affection, welche einerseits so viele Aehnlichkeit mit den Krankheiten, die auf Bakterieneinwanderungen beruhen, aufweist, andrerseits aber von diesen durch die sehr verschieden lange Incubationsdauer, durch den Mangel von Fieber, Stoffwechselanomalien und Zersetzungsvorgängen, ferner durch den wesentlich negativen Organbefund und endlich den negativen bakteriologischen Befund sich unterscheidet, welche für Pasteur den Anreiz abgaben, sich mit diesem Problem zu beschäftigen.

Die ganze Nation nahm an der Frage Interesse und errichtete aus freiwilligen Spenden im Jahre 1886 ein Institut, welches eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten von Paris auf diesem Gebiete bildete. Tausende von Thieren, vom Pferd und Esel abwärts bis zum Kaninchen, Meerschweinchen, der weißen Maus, Salamander und Schlange stehen für die Immunisirungsversuche zu Gebot. Zwischen 100 und 160 Menschen aus aller Herren Ländern, welche von wuthverdächtigen Thieren verletzt wurden, lassen täglich die Wuthschutzimpfung an sich vornehmen. Das Institut ist der Sammelpunkt von Forschern aus allen civilisirten Staaten.

Pasteur und seine Schüler gehen bei ihren Versuchen zur Gewinnung von immunisirenden Mitteln von den Beobachtungen aus, daß einmal die ansteckenden Giftstoffe bei verschiedenen Thierspecies verschiedene Wirkungen verursachen, daß einzelne derselben nach Ablauf ihrer Einwirkungen den betreffenden Organismus derart verändert hinterlassen, daß eine neuerliche Einverleibung derselben Giftsubstanz entweder nur abgeschwächte oder keine Giftwirkung hervorbringt, daß in weiterer Folge also Intoxicationswerthe, von denen schon ein geringer Theil genügt, das Controlthier zu tödten, von dem immunisirten Thiere ohne Nachtheil vertragen werden. Pasteur nannte eine derartige künstliche Durchsuchung eines Thieres „Passage“, und es gab einzelne solcher Thiere, die hundertmal eine solche Passage mit stets steigender Dosis Impfstoff durchgemacht hatten.

Ein weiterer Versuch Pasteurs erwies, daß diese ansteckenden Giftstoffe durch Manipulationen außerhalb des Thierkörpers, auf künstliche Weise also, in ihrer Giftwirkung abgeschwächt und erniedrigt werden können, beispielsweise durch Einwirkung gewisser Temperaturgrade. Diesen Vorgang nannte er „artificielle Attenuation“. Das schädigende Princip des Ansteckungsstoffes, Toxin genannt, äußert seine Wirkungen nicht allen Organen gegenüber in gleicher Weise, es findet vielmehr eine gewisse Auswahl statt; in correspondirender Weise darf der Immunisirungsstoff nicht einem beliebigen Organ entnommen werden. Die Angriffsstelle des Wuthgiftes ist, wie wir erfuhren, das Rückenmark, resp. das verlängerte Mark.

Bei der Wuthschutzbehandlung geht man also in der Weise zu Werke, daß man einem Thiere die Hirnschale eröffnet und eine gewisse Quantität des Toxins zwischen die Rückenmarkshäute spritzt, wodurch alsbald die Wuthsymptome fast ausnahmlos hervorgerufen werden. Nach dem Tode des Thieres wird das Rückenmark herausgenommen, verkleinert und einer gewissen Temperatur längere Zeit ausgesetzt, im Wasser aufgeschwemmt und Thieren gegenüber auf seinen Intoxicationswerth hin erprobt, hierauf eventuell beim Menschen angewendet.

Bis vor einiger Zeit wurden bei Pasteur ca. 1500 Personen, welche von wuthverdächtigen Thieren gebissen wurden, in dieser Weise behandelt, ca. 70, also ungefähr 4 Proc., davon erlagen der Wuthkrankheit; ein Resultat, welches jedenfalls geeignet ist, die so sehr gefürchtete Krankheit unter dieser Behandlung viel weniger gefährlich erscheinen zu lassen. Immerhin ist aber das letzte Wort hierin noch lange nicht gesprochen, und es liegt keine Aeußerung Pasteurs vor, welche seine Ueberzeugung dargethan hätte, daß das Heilmittel für ausgebrochene Wuth bereits entdeckt sei, wie er ja auch seine Behandlungsart Verhütung und nicht Heilung der Wuthkrankheit benannt hat.

Pasteur verdient es jedenfalls, den bedeutendsten naturwissenschaftlichen Forschern aller Zeiten zugezählt zu werden. Was ihn besonders auszeichnet, ist seine Vielseitigkeit, die originelle Wahl seiner Forschungsobjecte, die strenge wissenschaftliche Methodik und sichere Technik, und nicht zum geringsten die Verfolgung seiner Resultate bis zur praktischen Verwerthbarkeit, wobei er von seltenem Glück begünstigt war. Er hat mit seines Lebens Arbeit einen fruchtbaren Samen gesäet, die Saat fleißig gepflegt, er konnte sich einer reichen Ernte erfreuen, und als er schied, war noch nicht alle Frucht gereift.

„Chicago.“

Zwei Romane.

Keinem aufmerksamen Beobachter wird es entgangen sein, daß sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika langsam, aber unaufhaltsam eine Verschiebung der Machtverhältnisse vollzieht. Bisher war New-Yorks commercielles und politisches Uebergewicht so allgemein anerkannt, daß sich in diesem Staate in der Regel auch die Geschicke der Gesammtheit entschieden. Boston dagegen, mit Cambridge als Gehülfen, repräsentirte die Intelligenz und galt als

Mittelpunkt aller literarischen Schöpfungen des amerikanischen Geistes. Dies war so allgemein anerkannt, daß New-Yorks Votum bei den Präsidentenwahlen meistens den Ausschlag gab, und der Gouverneur dieses Staates gewissermaßen den Anspruch darauf machte, in erster Linie als Candidat ins Auge gefaßt zu werden. Seitdem die früher wüsten Strecken der mittleren Staaten in Folge der zahlreichen Eisenbahnverbindungen mit Ost und West der Civilisation aufgeschlossen worden sind, hat sich indessen der Schwerpunkt nach Westen geneigt.

New-York liegt jetzt etwa in der Mitte zwischen Liverpool und San-Francisco. Es trägt, nach Ansicht der Nationalamerikaner, ein halb europäisches Ansehen und wird durch die sich dort ansiedelnden Einwanderer fortdauernd in der Abhängigkeit von europäischen Anschauungen erhalten. Aus diesem Grunde lehnt sich die allgemeine Meinung immer mehr dagegen auf, dem Staate New-York die Führung zu überlassen, und dieser Stimmung entspringt unter anderem auch die Opposition, welche die Bewerbung des jetzigen Gouverneurs von New-York, Morton, erleidet, obwohl demselben persönlich alle Titel zur Seite stehen, welche ihn für die Präsidentschaft hervorragend geeignet machen. Als auswärtiger Gesandter und Präsident des Senats hat er seine politische Befähigung bewiesen und für seine Einsicht in finanzielle und commercielle Verhältnisse spricht wohl nichts deutlicher als seine ertragsreiche Thätigkeit in den von ihm gegründeten Bankhäusern New-Yorks und Londons, welche noch jetzt seinen Namen tragen. Daß er zu den reichen Leuten — man nennt sie jetzt drüben „Goldwanzen" (Goldbugs) — gehört, nimmt ihm auch, trotz des Geschreis neidischer Radicaler, Niemand übel. Aber, was ihm hindernd in den Weg tritt, ist der immer lauter werdende Ruf des Westens nach einem Präsidenten aus dem Mittelpunkt des Reiches.

Diesen Rang will sich um jeden Preis Chicago erobern; es will die Metropolis des Reiches werden und einst Berlin, Paris, London an Bevölkerung und Einfluß überflügeln, indem es eine Kosmopolis wird.

Zwei Romane[1]) sind neuerdings erschienen, in denen Chicago von einem Amerikaner geschildert wird, wie es entstand und wie es sich entwickelte — dies von so mächtigem Ehrgeize getriebene Chicago. In dem ersten dieser Romane macht der Leser, mit Ausnahme eines braven Liebespaares, nur mit moralisch bedenklichen Charakteren Bekanntschaft. Es war Chicago in seinem Anfange ein etwas verrufener Platz, nach welchem Personen geschickt wurden oder sich hin retteten, welche in den Städten des Ostens nicht gut gethan hatten oder wegen unehrenhafter Geschäfte in schlechten Ruf gelangt waren. In dieser Beziehung liegt ein Vergleich Chicago's mit den australischen Colonien nahe.

Den Titel „Cliff-Dwellers", Cliff-Bewohner, führt das Buch deßwegen, weil die sämmtlichen darin handelnden Persönlichkeiten sich in einem einzigen Hause, welches den Namen Clifton oder Cliff trägt, beisammen finden, als sich der Vorhang vor den Augen des Lesers erhebt. Es ist freilich kein gewöhnliches Gebäude, denn es besteht aus 18 Stockwerken und gibt 4000 Menschen Obdach in den Geschäftsstunden — Bankiers, Rechtsanwälten, Maklern, Versicherungsgesellschaften jeder Art, Architekten u. s. w.; es hat sein eigenes Telegraphenamt, sein Restaurant, sein Zeitungsbureau, überhaupt alles bei einander, was der moderne Geschäftsmann braucht; es repräsentirt eine kleine Stadt. (Hierbei sei gleich eingeschaltet, daß inzwischen Chicago's Bauwunder fortdauernd an Riesenhaftigkeit zugenommen haben, wie dies eine, dem Verfasser dieser Zeilen von einem Chicagoaner verehrte Photographie seines 27 Stock hohen Geschäftshauses darthut.) Den Mittelpunkt der Erzählung bildet die Geschichte der Familie Brainard.

Der Vater hat wegen unehrenhafter, an Verbrechen streifender Handlungen, über welche uns der Verfasser keine Einzelheiten anvertraut, den Osten verlassen und in Chicago eine Bank gegründet, welche ihn zum reichen Manne gemacht hat. Sein Charakter hat sich nicht geändert; er ist gewissenlos in geschäftlicher Beziehung, ruinirt Wittwen und Waisen, um sich zu bereichern, tyrannisirt Frau und Kinder so gewaltthätig, daß eine Tochter mit einem Tenor, einem Kirchensänger, davonläuft, daß sein ältester Sohn das Haus verläßt und ein Vagabund wird, und daß der jüngste Sohn die Kellnerin des Restaurants heirathet. Dieses Frauenzimmer ist sehr natürlich geschildert, als ein gutmüthiges, mit gesundem Menschenverstande begabtes Wesen, dessen Geschwätz den einzigen Humor in die Erzählung bringt. Die letztere verläuft aufs traurigste. Der verstoßene Sohn dringt eines Abends, zerlumpt und hungernd, ins väterliche Haus und geräth mit dem unerbittlichen Alten in Wortwechsel, welcher damit endigt, daß er seinen Vater ersticht und sich dann selbst erhängt.

So ging es, wenn man den Romanschriftsteller für einen Kenner und wahrhaften Schilderer hält, vor etwa 20 Jahren in der Metropolis des Westens zu. Unter allen Charakteren, die er dem Leser vorführt, ist nur ein einziger erträglich: die über die Jugendblüthe hinaus unvermählt gebliebene älteste Tochter des Bankiers Brainard, welche nach europäischen Begriffen wie ein sittliches, anständiges Frauenzimmer handelt. Sie bleibt somit auch die Einzige, für deren Schicksal der Leser sich interessiren kann.

Der zweite Roman „With the procession" ist der Gegenwart entnommen; die Weltausstellung, vermittelst deren Chicago sich der Welt als künftige Kosmopolis vorstellen wollte, ist vorüber, und der Verfasser will uns jetzt ein Bild davon geben, wie mit der ungeahnten Entwicklung der ökonomischen Zustände die im Charakter der Bevölkerung schlummernden Keime sich entfaltet haben. Diesmal ist es die Familie eines reich gewordenen grocer's, David Marshall, deren Schicksale den äußeren Zusammenhang bilden. Auch die Vergangenheit dieses sonst musterhaften Bürgers und Familienvaters ist nicht fleckenrein. Ein böser Bankerott hat ihn in die Hände eines Mitwissers geliefert, den er zum Associé hat nehmen müssen. In Folge dessen wird er, obgleich sein Vermögen auf 3 Millionen Dollars geschätzt wird, seines Lebens nicht froh, er verschließt sich in sein Comptoir, findet nur Interesse daran, Thee und Kaffee zu verkaufen, und ist nur mit großem inneren Widerstreben dahin zu bringen, „with the procession", d. h. mit den Forderungen der Gegenwart Schritt zu halten, in geselliger und politischer Beziehung sich hervorzuthun.

Es sind seine Kinder, welche ihn dazu veranlassen, weil sie selbst in der großen Welt erscheinen wollen. Insbesondere der jüngste Sohn, welcher vier Jahre in Europa umhergereist ist, um eine allgemeine Bildung zu erlangen, regt bei seiner Rückkehr in die Vaterstadt die ganze Familie auf. Ihm erscheint die Stadt, welche er durchaus bewundern soll, in ganz trübem Lichte, wenn er sie mit den großen Städten Europa's vergleicht. „Er beklagte den absoluten Mangel der als Kaffeehaus bekannten Institution, dieser Krone der Civilisation. Wenn sich auch der Name überall fand, war die Sache selbst nirgends, kein Journal, keine demi-tasse, kein Geschwätz mit Bekannten, kein Ausruhen. Außerdem war er erstaunt, eine Hauptstadt ohne Promenade zu finden. Es ist wahr, daß Sonntag Nachmittags ziemlich viel Leute eine halbe Meile am Seeufer auf und ab gingen, aber die Bewohner der Häuser, vor deren Fenstern dieses Auf- und Abgehen vor sich ging, nahmen daran nicht theil. Eine

1) The Cliff-Dwellers und With the procession. By *Henry B. Fuller*. New-York, Harper & Brothers, publishers. 1895. 8⁰.

gewisse Verabredung zum Zwecke gemeinsamen Ausfahrens oder Ausgehens — eine Art Corso — gab es nicht."

Was ihm in Europa das Leben begehrungswürdig machte und deßhalb von ihm hauptsächlich cultivirt wurde, Malerei, Musik, Dichtkunst, findet er bei seiner Rückkehr im väterlichen Hause völlig werthlos geachtet. „Der junge Hahn (Laffe)", heißt es von ihm, „wird bald aufhören, so laut zu krähen. Was kommt denn schließlich aus seinem schönen Singen, Malen und Fechten heraus? Er kennt ja nicht einmal die Buchführung, er kann nicht ein Pfund Thee abwiegen und schnüren." Ein Freund belehrt ihn. „Unsre Stadt", sagt er ihm, „leidet unter einem eigenthümlichen Nachtheil; sie ist die einzige große Stadt der Welt, in die alle Bewohner zu dem alleinigen, gemeinsamen, eingestandenen Zwecke, Geld zu erwerben, gekommen sind. Dazu ist die Stadt gegründet, deßhalb wächst sie heran, das ist ihr Zweck und Ziel."

Als Vater Marshall endlich dem Drängen seiner Kinder nachgibt, das alte Haus verläßt, in dem er dreißig Jahre ruhig und verborgen gelebt, und sich einen den Anforderungen der Zeit entsprechenden Palast baut, als er sich gesellig anstrengt, ja sogar öffentlich als Redner hervortritt, da ist er zwar „with the procession" fortgeschritten, aber er hat seine körperlichen Kräfte überschätzt und stirbt an Erschöpfung, gerade zur selben Zeit, in welcher sein Handelsgeschäft bankerott wird. Dieser letzte Umstand benachtheiligt indessen die hinterbliebene Familie, Wittwe und Kinder, nicht im geringsten, denn der älteste Sohn, ein geriebener Advocat, hat dafür gesorgt, daß das Privatvermögen der Familie Marshall von dem Concurse nicht getroffen wird, sondern nur die Gläubiger der Handelsgenossenschaft die Betrogenen sind. Auch in diesem zweiten Roman ist die älteste, weder durch Schönheit, noch durch Jugend ausgezeichnete Tochter Marshalls die sympathischste Gestalt und sie fesselt das volle Interesse des Lesers.

Fassen wir beide Romane zusammen, so ist das Bild, welches sie von der Metropolis des Westens geben, recht abschreckend. Mit scharfen, eindringlichen Zügen weist der Verfasser darauf hin, daß, je mehr der äußere Wohlstand wächst, desto üppiger auch der Same des Unkrauts emporschießt. „Noch ein Viertel Jahrhundert und es wird eine wahre Hölle sein, worin Diebe, Spieler, Prostituirte, Pfandleiher, Hehler u. s. w. regieren werden," so äußert sich Roger Marshall, der Advocat, der selbst ein ziemlich weites Gewissen bekundet hat. Ist diese Schilderung übertrieben? Wir Europäer können diese Frage schwer beantworten.

Der Correspondent der „Times" in New-York schreibt, daß die beiden Bücher den Verfasser in Amerika berühmt gemacht hätten, und daß er selbst, der Correspondent, dem Beifalle, welchen sie gefunden, völlig beistimme, „daß in ihnen gewissermaßen Chicago's Luft wehe". Es läßt sich annehmen, daß der Correspondent aus eigener Wahrnehmung sein obiges Urtheil schöpft, aber andrerseits dürfen wir nicht aus den Augen lassen, daß die beiden Bücher dazu angethan sind, Chicago in der Achtung der Welt herabzusetzen, und daß New-York als eine Rivalin derselben dadurch gewinnt.

Eine Schlußbemerkung wird nicht zu umgehen sein. Jedem Leser, der nicht in Amerika gelebt hat, wird es auffallen, welche Menge von Ausdrücken in den beiden Romanen vorkommen, die in keinem englischen Wörterbuche sich vorfinden — auch nicht im slang-dictionary —, so daß ihr Sinn sich nur aus dem Zusammenhange errathen läßt; und daß ferner der Stil, wenn er auch klar und logisch bleibt, doch sichtlich sich vulgarisirt.

H. v. W.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Mit England feiert auch Deutschland heute den hundertjährigen Geburtstag Thomas Carlyle's. Nicht allein, weil er Goethe nahetrat und Friedrich dem Großen eine liebevolle Biographie, die menschlich beste bisher in der Welt überhaupt, gewidmet hat. Ein höherer, gemeingültiger Ruhm gebührt ihm, wie allerorten, so auch unter uns. In die allgemeine realistische Bewegung des Jahrhunderts warf er die subjective Genialität einer urwüchsigen, durch und durch wahrhaften, echt germanischen Persönlichkeit und vollbrachte dadurch eine ungeheure Reaction des praktisch fühlenden Gemüths gegen die theoretischen Ideale der Vergangenheit in Wissenschaft und Politik. Wie man Rousseau als den Vorempfinder und Vordenker der großen französischen Revolution zu betrachten pflegt, wird die Zukunft wahrscheinlich Carlyle in erster Reihe als einen Mann nennen, der den socialen Umwandlungen unsrer und der folgenden Tage feurig, tiefsinnig und beredt, mit aller einseitigen Uebertreibung, die dazu gehört, die weltgeschichtliche Bahn gebrochen.

* **München.** In dem Cyclus der von der „Psychologischen Gesellschaft" veranstalteten öffentlichen Vorträge sprach Prof. v. Kupffer am 30. Nov. über „neuere Forschungen und Theorien betr. die Nervencentra, speciell in der Großhirnrinde". Der Vortragende erläuterte die verwickelten Verhältnisse mehrfach durch Demonstrationen an schematisch gehaltenen Zeichnungen, worauf hier selbstverständlich verzichtet werden muß. Es kann daher nur der Inhalt in den Grundzügen wiedergegeben werden.

Die älteren Arbeiten von Fritsch und Hitzig und namentlich die Untersuchungen von Hermann Munk hatten einen wahren Kern in der Gall'schen Localisationslehre zur Erkenntniß gebracht. Es war ermittelt worden, daß es in der grauen Rinde des Großhirns begrenzte psychomotorische und psychosensible Centralgebiete gibt. Thierexperimente und klinische Erfahrungen hatten übereingestimmt, und es kann heute als ein sicherer Erwerb der Hirnkunde gelten, daß es am hintern Bezirk des Stirnhirns und am vordern Bezirk des Scheitelhirns eine Tastsphäre, am Schläfenhirn eine Hörsphäre, am Hinterhauptshirn eine Sehsphäre, an der unteren und inneren Fläche des Hirns eine Riechsphäre gibt.

Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit durfte angenommen werden, daß außerhalb dieser Sinnessphären sich Hirngebiete von höherer functioneller Dignität, Associationscentren, geistige Centren vorfinden. Eine hochbedeutsame Mittheilung von Paul Flechsig aus jüngster Zeit verleiht dieser Annahme eine bestimmte Basis. Seine Schlüsse gründen sich einerseits auf die Entwickelungsgeschichte des Hirns, andererseits auf klinische Erfahrungen. Entwicklungsgeschichtlich hat Flechsig nach einer Methode gearbeitet, die sich ihm bereits früher bewährt hatte. Sie besteht darin, die zeitliche Aufeinanderfolge der Reifung von Nervenfaserzügen verschiedener Verlaufsrichtung und Bestimmung festzustellen, was dadurch ermöglicht wird, daß bei gewissen künstlichen Färbungen am todten Objecte die reifenden, sich mit Mark bekleidenden Nervenfasern eine intensive Färbung annehmen, welche an den unreifen, marklosen Fasern ausbleibt. Es ließ sich sonach entscheiden, welche in die Rinde des Großhirns eintretenden, resp. dort entspringenden Nervenfasern zuerst reifen, welche folgen, welche zuletzt die Entwicklung erfahren. Auf diesem Wege das Problem verfolgend, konnte der genannte Forscher feststellen, daß am Hirne des Kindes die Entwicklung der Markscheiden an den Leitbahnen, die Reifung der Nervenfasern, zuerst im Bereich der Sinnessphären sich einstellt, daß die sensiblen centripetalen Fasern hierin den Vortritt haben, die motorischen, in der Hirnrinde entspringenden Fasern, welche die Impulse den der Willkür unterworfenen Bewegungsapparaten zuleiten, dagegen nachfolgen. Ein Sinnesorgan nach dem andern knüpft auf solche Art die Verbindung mit der entsprechenden Sphäre der Hirnrinde an. Zuerst der Geruchsinn mit der Riechsphäre, dann der Tast- und Gesichtssinn und zuletzt erst der Gehörsinn. Die sensorielle Seite hat also den Vorrang, die motorische erlangt secundär die Entwicklung. Ueberhaupt aber bilden sich erst die Verbindungen der Hirnrinde mit den peripheren Organen aus, die sogenannten Projectionsbahnen; die Bahnen aber, welche verschiedene Gebiete der Hirnrinde einer Seite untereinander verknüpfen, die Associationsfasern entwickeln sich dagegen später. — Während dieser Vorgänge an den Sinnessphären des Kindes zeigen andere Gebiete der Hirnrinde noch ein embryonales Beharren und erst mehrere Monate nach der Geburt bekundet sich auch hier die Weiterentwicklung. Diese Gebiete sind nach Flechsig folgende: der vordere Theil des

Stirnhirns, ein Theil des Scheitelhirns, ein Theil des Schläfenhirns außerhalb der Hörsphäre und endlich die Insel. Das wären die geistigen Centren. Es fragt sich, wie die Entwickelung hier einsetzt, ob spontan, in Isolirung, oder in Abhängigkeit von bereits functionirenden oder wenigstens functionsfähigen Gebieten? Die Antwort ist sehr wichtig, sie bekundet das letztere. Die geistigen Centren erhalten präcise functionirende Leitbahnen von den Sinnessphären aus, also Associationsbahnen, die aus den verschiedenen Ursprungsgebieten, d. h. aus den verschiedenen Sinnessphären convergirend in die Rinde der geistigen Centren hineinwachsen, und hiermit erst ergibt sich die Möglichkeit der Association qualitativ verschiedener Sinneswahrnehmungen zu höheren psychischen Einheiten, zur Bildung von Vorstellungen. — Zwischen dem Entwicklungsgange im anatomischen Sinne und der Entwicklung des psychischen Gebietes besteht demnach Congruenz, denn die Psychogenesis leitet sich mit Sinneswahrnehmungen ein, und erst spät offenbart sich beim Kinde die Fähigkeit, zu Associationen vorzuschreiten. Dieser entwicklungsgeschichtlich geführte Nachweis höherer psychischer Centren findet seine Bekräftigung in klinischen Erfahrungen: bei psychischen Störungen weist die Anatomie Veränderungen in einzelnen oder mehreren dieser vier genannten Gebiete nach. Bei der als progressive Paralyse bezeichneten Psychose sind besonders im vordern Stirnhirn und in der Insel tief eingreifende Aenderungen im feinern Bau des Mechanismus der Rinde nachgewiesen worden.

Im weiteren Verlauf berührte der Vortrag die Frage, ob am ausgebildeten Hirn die verschiedenen Sphären anatomisch faßbare Differenzen zeigen. Im allgemeinen herrscht derselbe Grundtypus des Rindenbaues in der ganzen Ausdehnung des Großhirns. Dennoch läßt sich manches Eigenartige an der Riechsphäre, Sehsphäre und Tastsphäre und wenigstens an zweien der geistigen Centren, nämlich an der Insel und dem vordern Stirnhirn, nachweisen. Enttäuschend für den Laien wird es sein, zu erfahren, daß die eben genannten Sphären höherer psychischer Dignität gegenüber den Sinnessphären eher negativ als positiv charakterisirt erscheinen. Sie sind faserarm und auch relativ arm an Zellen. Dabei zeigen sich indessen auch Differenzen zwischen Stirnhirn und Insel, wie es denn a priori als wahrscheinlich anzunehmen ist, daß die verschiedenen Gebiete, denen die Bedeutung geistiger Centren zugesprochen wird, nicht Gleichwerthigkeit besitzen. Was diese beiden geistigen Centren besonders von den Sinnessphären unterscheidet, ist das Zurücktreten der Projectionsfasern und das Ueberwiegen der extracorticalen Associationsfasern. Aus der Rinde der Insel gehen nur ganz wenige Projectionsfasern hervor.

Gleichfalls in neuester Zeit ist ein anderes bedeutungsvolles Problem in Angriff genommen worden, die Entscheidung der Frage, ob in der Zeit der eigentlichen geistigen Arbeit, nach Vollendung des körperlichen Wachsthums, die Ausbildung der Großhirnrinde fortschreitet, oder ob die formative Thätigkeit der Rindenelemente nach dem 20. Jahre — in welchem Lebensalter das Hirn sein bis zum 50. Jahre stabil bleibendes Gewicht erlangt — stockt. Ein junger Irrenarzt in Hamburg, Hr. Th. Käs, hat sich mit anerkennenswerther Energie dieser Frage zugewandt und ist durch mühevolle Arbeit zu dem Ergebniß gelangt, daß die Ausbildung der Rindenfasersysteme vom 18.—50. Jahre noch gewaltig fortschreite, namentlich an der Convexität des Großhirns. Hierbei scheint einem Zuge der intracorticalen Associationsfasern eine besondere Bedeutung zuzukommen. Mit dem Hinweise auf die Tragweite der besprochenen Studien für die Psychologie schloß der Vortrag.

* **Göttingen.** Die Publicationen der hiesigen königlichen Gesellschaft der Wissenschaften werden mit dem 1. Januar 1896 aus dem Verlage der Dieterich'schen Buchhandlung hier in den der Weidmann'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin übergehen.

* **Berlin.** Prof. Dr. Erich Schmidt erläßt folgende Erklärung: „Seit etwa 14 Tagen läuft durch die deutschen Zeitungen die gänzlich erfundene Nachricht, ich hätte dem Herrn Minister eine Eingabe gegen die Zulassung von Damen zu den Universitätsvorlesungen überreicht. Diese Ente ist sogar in den Pariser „Figaro" und das „Journal des Débats" geschwommen (L'ennemi des femmes!), obwohl unter meinen Zuhörerinnen auch mehrere Französinnen gewesen sind, und hat mir allerlei mündliche und schriftliche Anfragen oder Beschwerden zugezogen. Darum breche ich einmal mit der Gewohnheit, solche aus der Luft gegriffene Nachrichten zu ignoriren, und erkläre, daß ich eben so wenig bei dem Herrn Minister oder bei unserm Rector zur Abwehr des Frauenstudiums eingekommen bin, wie Hr. v. Treitschke eine Dame aus seinem Hörsaal hinausgeführt hat. In meinem Privatcolleg sitzen zahlreiche Damen. Den Besuch des publicum habe ich den dazu berechtigten Damen der Ueberfüllung wegen widerrathen und ihn pflichtgemäß allen abgeschlagen, die nicht im Besitze des von der Behörde vorgeschriebenen Erlaubnißscheines sind. Berlin, 30. Nov. 1895." (Wir hatten von der novellistisch aufgestutzten Erzählung von dem angeblichen Damenkriege Erich Schmidts und Treitschke's keine Notiz genommen. D. Herausg.) — Der Professor der Maschinenlehre an der Technischen Hochschule, Dr. Paul Consentius, dessen Erkrankung wir kürzlich meldeten, ist im Alter von 59 Jahren gestorben.

γσ. **Berlin,** 2. Dec. Die Jahrhundert-Feier des medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts. Die Aula der Universität bot heute einen glänzenden Anblick dar. Man hatte die Fenster verhängt und den Saal elektrisch beleuchtet, auf der einen Längsseite sah man die Akropolis abgebildet, davor eine Statue der Athene. Von dem Chor leuchtete eine aus elektrischen Flämmchen goldig und roth strahlende Kaiserkrone herab, während ihr gegenüber ein mächtiges W erstrahlte. Das laubgeschmückte Katheder überragte die Kolossalbüste des Kaisers, rings um den Fries las man die Namen berühmter Lehrer und Schüler des Friedrich Wilhelms-Instituts, wie Theden, Büttner, Görcke, v. Helmholtz, Lauer, Leuthold. Mitglieder des Sanitätscorps der Armee wie Professoren der Universität waren zahlreich anwesend, und nachdem Prinz Friedrich Leopold in Vertretung des Kaisers erschienen war, eröffnete Generalstabsarzt Prof. Dr. v. Coler nach dem Vortrage eines Psalms den Festactus mit einer Rede, in der er in großen Zügen die Entwicklung in der Fürsorge der Hohenzollernfürsten für die Gesundheit ihres Heeres wie für die ärztliche Behandlung der im Kampfe Verwundeten darlegte und die seit dem Bestehen des Friedrich Wilhelms-Institutes ihm stets neu zugewachsenen Aufgaben schilderte, deren Lösung es stets mit Glück durchgeführt hat. Zwischen die Erinnerungstage des ruhmreichen Kampfes und der Wiederaufrichtung eines geeinten Deutschlands fällt, wie der Redner ausführte, ein Erinnerungstag für die Wissenschaft und die Humanität, deren traditionelle Pflege dem Hohenzollernhause eigenthümlich ist, ein Gedächtnißtag für die Verschmelzung der Chirurgie mit der medicinischen Wissenschaft, die aus dem humanen Bestreben hervorging, dem Heere Aerzte zu schaffen und die schon von einem Görcke, dem Organisator des Sanitätswesens in den Rheinfeldzügen Friedrich Wilhelms II., angestrebt wurde. Schon als 1638 bei Eberswalde 11,000 Mann vor Kurfürst Georg Wilhelm paradirten, finden wir bei jeder Compagnie einen Feldscheer und ebenso je einen Regimentsfeldscheer bei den einzelnen Regimentern. Bekannt sind die medici und akademischen doctores im Heere des Großen Kurfürsten zur Pflege von Mannschaft und Officiercorps, und sowohl nach der Schlacht von Fehrbellin wie nach der Eroberung von Stettin hat Friedrich Wilhelm lebhafte Sorge für die Verwundeten getragen und die Kosten für die Medicamente aus dem kurfürstlichen Schatze bestritten, während er den Feldscheerern eine „besondere Ergetzlichkeit" gewährte. Sein königlicher Sohn schuf zur Fürsorge für die Veteranen aus des Vaters Kriegszügen eine Invalidencasse, der die Einkünfte des ehemaligen Klosters Chorin zuflossen, und entwarf den Plan zu einem Invalidenheim, das dann von Friedrich Wilhelm I. ins Leben gerufen wurde, der auch durch sein Edict vom 27. September 1725, das auf eine Verordnung des Großen Kurfürsten aus dem Jahre 1685 zurückgreift, den Grund gelegt hat zum Ausbau der späteren preußischen Medicinalverfassung nicht nur für das Militär-Sanitätswesen. Er stellte die Chirurgen dem Range nach den Adjutanten und Subalternofficieren gleich, gab ihnen eine Uniform, „blaue Camisöle mit etwas Silber", und ordnete ihre Functionen eingehend an. Auch sorgte er zu einer Zeit, wo im übrigen Deutschland die Arzneikunst noch im Argen lag, für die tüchtige Ausbildung seiner Aerzte. Es ist überflüssig, Friedrichs d. Gr. Fürsorge für die Verwundeten bei seinem Heere wie bei den gefangenen Kriegern zu erwähnen; denkwürdig sind aus des Königs letzten Lebenstagen die Aeußerungen des Unwillens darüber, daß seine Befehle hinsichtlich der Pflege von Invaliden nicht stets nach seinen Absichten befolgt worden sind, sowie sein vom 19. Juli 1786 stammendes Reglement, das nach den Vorschlägen des Feldmedicus Fritze das Sanitätswesen im Heere neu zu ordnen versuchte, dessen Ausführung jedoch dem Könige zu schauen nicht mehr vergönnt war. Doch seinem Impulse ist dann unmittelbar das neue Feldlazareth-Reglement von 1787 und die Stiftung der Pépinière vom 2. Aug. 1795 zu danken. Der durch die allgemeine Wehrpflicht des Volkes gänzlich veränderte Kriegsdienst rief dann die Ordre

Friedrich Wilhelms III. vom 3. September 1814 hervor, die der Militärverwaltung die Charité überwies und nun, da die Blüthe der Nation im Heere diente, auf die Ausbildung von Militärärzten einen auch für die Gesammtheit nutzbaren Nachdruck legte. Die reformirte Pépinière erhielt den Namen des Friedrich-Wilhelms-Instituts, und seit Friedrich Wilhelm IV. den Zöglingen des Instituts das Ablegen der für die Civilärzte nothwendigen Staatsprüfung zur Regel machte, hat das Institut alle seine Kräfte eingesetzt zur Förderung nicht allein der Gesundheit im Heere, sondern auch, da Leuchten der Wissenschaft, ein Helmholtz, Virchow, Behring, Leyden, Löffler, aus ihm hervorgingen, zur Hebung der medicinischen Wissenschaft wie zur Förderung des allgemeinen Wohles; wofür die Anerkennung Kaiser Wilhelms I. nicht ausblieb, der eine Medicinalabtheilung in das Kriegsministerium einfügte, die Aerzte des Civilstandes mit denen im Heere durch Organisationen verband, wie durch Förderung der Bildung und Gelegenheit zum Fortschritte in Wissenschaft und Praxis das Institut zu einem Muster erhoben hat. Die Leistungen des Friedrich Wilhelms-Instituts seit seiner engen Verbindung mit der Berliner Universität und deren Lehrkräften werden am deutlichsten, wenn man die Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer im Heere, wie sie sich heute darstellt, etwa mit der im Jahre 1868 vergleicht. Die Erkrankungsziffer ist seitdem um 42 Procent, die Sterblichkeitsziffer um 57 Procent heruntergegangen. Welche Summe von Volksvermögen dankt das Land dem Institute und welche Erhöhung der Erwerbsfähigkeit! Welchen Schatz körperlich gestählter und sittlicher Kräfte bedeuten die 4300 Aerzte, die aus dem Institut hervorgegangen, abgesehen von den Leuchten der Wissenschaft, die zu ihnen zählen! Daß das Institut rastlos vorwärts strebt, beweist die erfolgreiche Pflege der Hygiene in der Armee, das fast völlige Schwinden von Endemien und Epidemien im Heere, wie Ruhr, Typhus, Pocken, Malaria und von gewissen Infectionskrankheiten, und die Fortbildung der Aerzte in allen Zweigen der medicinischen Wissenschaft und Praxis. Mit dem Wunsche, es möge dem Friedrich Wilhelms-Institut das Wohlwollen der Universität, des Kriegs- und des Cultusministeriums auch in Zukunft erhalten bleiben, und nach dem Danke an den Kaiser, den Prinzen Friedrich Leopold und die Kaiserin Friedrich, die dem Institute das Bild ihres Gemahls zum Geschenk gemacht hat, schloß der Redner mit dem Rufe: Gott schütze Kaiser und Reich! — Cultusminister Dr. Bosse betonte in seiner Ansprache, welche Einflüsse auf die ärztliche Bildung und die Organisation des Medicinalwesens die Verbindung von Medicin und Chirurgie geübt hat, wie sie im Institut verkörpert erscheint, er sprach den Dank dafür aus, daß besonders mit Unterstützung der Kräfte des Friedrich Wilhelms-Instituts es gelungen sei, die Cholera von unseren großen Stromgebieten fernzuhalten, und überreichte mit dem Wunsche für ferneres Gedeihen Namens des Cultusministeriums dem Institut eine tabula gratulatoria. Der Rector Prof. Dr. Adolf Wagner hob hervor, wie es keine Lasten für das Heer gebe, sondern wie gerade der Aufwand dafür die positivste Grundlage für die friedliche Arbeit bilde, und überreichte Namens des Senats der Universität dem Institut eine Glückwunschadresse. Prof. Dr. Rubner sprach als Dekan der medicinischen Facultät dem Institute seine Glückwünsche aus, worauf schließlich der Kriegsminister General Bronsart v. Schellendorff eine Allerhöchste Ordre mittheilte, in der der Kaiser unter dem heutigen Tage bestimmt, daß das Friedrich Wilhelms-Institut und die medicinisch-chirurgische Akademie für das Militär, aus denen sich die militärärztlichen Bildungsanstalten zusammensetzen, fortan unter dem Namen: „Medicinisch-chirurgische Kaiser Wilhelms-Akademie" zu einer Anstalt vereinigt werden sollen, deren Organisation vorbehalten bleibt und über welche in kurzem weitere Bestimmungen erfolgen werden.

* **Lemberg.** Als Privatdocenten wurden zugelassen: Dr. Sigmund Lilienfeld für österreichisches Privatrecht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät, Gymnasial-Professor Dr. Antonin Danysz für Pädagogik und Didaktik an der philosophischen.

* **Paris.** Wie die „Voss. Ztg." erfährt, verlautet hier, daß die französische Akademie der Wissenschaften den sogenannten Diphtheriepreis von 25,000 Francs dem Erfinder des Diphtherie-Heilserums, Prof. Dr. Behring in Marburg, zuerkannt hat. Die officielle Bekanntmachung erfolgt am 9. Dec.

1895. Nr. 337. München, Donnerstag, 5. December. Beilage-Nummer 281.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Kathedersocialismus und sociale Entwicklung.

Von Julius Wolf.

I.

Professor Gustav Schmoller in Berlin hat im letzten Hefte seines Jahrbuches[1]) einen Vortrag über „die Einkommensvertheilung in alter und neuer Zeit“ veröffentlicht. Im Folgenden werden einige Bemerkungen dazu geboten. Am Eingang seines Aufsatzes hat sich Professor Schmoller mit der Frage des Kathedersocialismus, seiner Lehre und seinen Bestrebungen beschäftigt. Da sich seine Worte hierüber an die Adresse des Verfassers richten, wird es diesem gestattet sein, jenen Bemerkungen über die sociale Gliederung in früherer und späterer Zeit eine kürzere Ausführung über die Frage des Kathedersocialismus vorausgehen zu lassen.

Was Professor Schmoller über letzteren sagt, ist dieses: „Ich habe mich früher nur ganz beiläufig und ohne den Anspruch einer irgend erschöpfenden Behandlung über die Frage der Einkommensvertheilung in früherer und späterer Zeit ausgesprochen in der Streitschrift gegen Treitschke „Einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirthschaft“, 2. Aufl. 1875. Ich betonte da die steigende Verschiedenheit der Einkommen in unsern Tagen, ähnlich wie das z. B. Roscher noch neuestens that, wenn er in seiner Politik 1892 sagt: „Leider hat es den Anschein, als wenn auf den höchsten Culturstufen eine Spaltung des Volkes in wenige Ueberreiche und zahllose Proletarier kaum vermeidlich wäre.“ Wenn in letzter Zeit J. Wolf meinte, daß in meinem damaligen Urtheil über die Tendenzen der Einkommensvertheilung das Wesentliche des Kathedersocialismus liege, so kann ich nicht zugeben, daß dies den Kern der Sache treffe: das Entscheidende war doch methodisch das Verlangen streng empirischer Forschung, praktisch die veränderte Beurtheilung der Arbeiterfrage, politisch eine ganz andere Staatsauffassung, aus der das Verlangen einer energischen Arbeiterschutzgesetzgebung, einer Arbeiterversicherung, einer Zulassung der Gewerkvereine und anderes mehr folgte. Es handelte sich um den Versuch, eine vernünftige Mittelstellung zwischen Socialismus und Manchesterthum einzunehmen.“

Zu erwidern habe ich hierauf, was folgt.

Ich würde es als eine wenig wesentliche Doctorfrage betrachten, inwiefern dem Kathedersocialismus die Stellungnahme zur Frage der Einkommensentwicklung früher eigenthümlich war und heute eigenthümlich ist, knüpfte Schmoller nicht an diese Feststellung gewisse Consequenzen. Schmoller theilt mit, heute sei diese Auffassung von der steigenden Verschiedenheit der Einkommen nicht mehr die seine. Früher habe er sie auch mit Nationalökonomen, die niemals als Kathedersocialisten bezeichnet wurden, so mit Roscher getheilt. Diese Erklärung dürfte mir billig genügen. Aber Schmoller unterscheidet heute noch die Richtungen in der Nationalökonomie als pessimistische und optimistische. Er reiht den Kathedersocialismus den pessimistischen Richtungen an. Er stellt die pessimistischen Kritiker unsrer Tage, die historische Schule und die Socialisten nachbarlich neben einander, und ebenso die optimistischen Freihändler und die „Vertheidiger der heutigen Gesellschaftszustände“. Schließlich führt er mich als Optimisten an. Als optimistischen Freihändler? Das wohl nicht. Aber als „Vertheidiger der heutigen Gesellschaftszustände“. Dies fordert mich zu einer Antwort heraus.

Ich bin nicht Vertheidiger der heutigen Gesellschaftszustände, sondern Vertheidiger der heutigen Gesellschaftsordnung. Die Gesellschaftszustände erkenne ich als in hohem Grade mangelhaft und verbesserungsbedürftig an. Ich bin der Meinung, daß es unsrer Wirthschaftsordnung an allen Ecken noch gebricht, daß die Socialpolitik darum ihre Vervollkommnung, ihren Ausbau, ihre Fortbildung zu betreiben habe. Der Mechanismus unsrer Wirthschaftsordnung ist unfertig und unzulänglich, ja stellenweise primitiv; ein Mechanismus, der, um zu leisten, was er gemäß seinem Princip leisten könnte, durch Vorrichtungen ergänzt werden muß, die er heute nicht besitzt. Es handelt sich darum, seine praktische Leistungsfähigkeit der potentiellen näher zu bringen und noch vieles andere vorzukehren.

Ich bin also entfernt nicht Vertheidiger der heutigen Gesellschaftszustände im Sinne des Manchesterthums. Aber ich bin der Meinung, daß das Eintreten für die Socialreform, so wie ich sie verstehe, nicht der pessimistischen Unterlage der historischen Schule,[1]) des Kathedersocialismus, des Socialismus als Voraussetzung bedarf, der Meinung, daß diese Auffassung, abgesehen von der Förderung, die sie den perversen Elementen unsres Staatslebens gewährt, praktisch verfehlt und wissenschaftlich falsch ist. Mich läßt die Einsicht, daß die Gesellschaftsmaschine wirthschaftlich und social weit mehr leisten könnte, wenn sie vollkommener wäre, nicht übersehen, was sie — in ihrer heutigen Gestalt — bereits geleistet hat. Ich habe Achtung vor dem socialen Fortschritt des letzten halben Jahrhunderts; ich habe Vertrauen zu der socialen Fortschrittsfähigkeit unsrer Wirthschaftsordnung auch weiterhin.

Im übrigen ist mir allerdings nicht klar, wieso, wenn Pessimismus oder Optimismus Eintheilungsgrund für die verschiedenen socialen Richtungen und ökonomischen Schulen sein soll und Schmoller selbst die historische Schule, den Kathedersocialismus den pessimistischen Richtungen zuzählt, meine Bemerkung, dem Kathedersocialismus sei die Auffassung von der steigenden Differenzirung in der Gesellschaft wesenseigenthümlich, gefehlt sein soll. Denn worauf gründet sich die von Schmoller so genannte „pessimistische“ Kritik? Doch sicherlich nicht bloß auf die Beobachtung der Gegen-

[1]) Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 1895. Viertes Heft.

[1]) Schmoller sollte hier doch wohl zwischen früherer historischer Schule (Knies, Roscher, Hildebrand) und späterer unterscheiden. Den Unterschied des „Tons“ — auch gegen Roscher, nicht minder aber gegen Knies und Hildebrand — kann er unmöglich verkennen.

wartszustände und den Abstand zwischen ihnen und irgend einem Idealzustande, sondern auf das unsrer Wirthschaftsordnung eigenthümliche Gesetz, oder, um uns Schmoller anzunähern, die ihr eigenthümliche Tendenz der Entwicklung. Denn wenn diese Entwicklung auch nach Schmoller keine gleichmäßige ist, sondern jeweils dem Fortschritt der Stillstand und sodann der Rückschritt folgt, so schließt dies ja doch die Möglichkeit nicht aus, daß die Bilanz von „Fortschritt, Stillstand, Rückschritt" eine „Tendenz" ergebe. Ob Schmoller dieser Meinung ist, auch heute ist, läßt er im Dunkeln. Ich bin der Meinung, daß es aufwärts gehe. Aber auch Schmoller unterscheidet: pessimistische, optimistische Kritik, Entwicklungskritik; denn, wie gesagt, „pessimistische", „optimistische" Kritik kann nichts anderes als Entwicklungskritik sein. Begibt er sich damit nicht in Widerspruch zu sich, zu jener Aeußerung, die Entwicklungskritik sei dem Kathedersocialismus nicht wesenseigenthümlich? Erklärt nicht vielmehr er selbst, indem er die Entwicklungskritik zum Eintheilungsgrund der Schulen macht und die Kathedersocialisten den Pessimisten beizählt: derjenige, der dem Kathedersocialismus pessimistische Entwicklungskritik zuschreibe, nebst anderem — schieße nicht am Ziele vorbei?

Indeß, ich lasse das. Ich kehre zur allgemeinen Charakteristik des Kathedersocialismus und der Rolle, die er gespielt hat, zurück, immer basirend auf den Schmoller'schen Bemerkungen. Ich nehme die Gelegenheit auf, ein bei aller Knappheit möglichst vollständiges Bild seines Wirkens und Trachtens zu liefern. Ich bin weit entfernt, den Fortschritt, welchen der Kathedersocialismus gegen das Manchesterthum bedeutete, zu verkennen. Er hat, als historische Richtung fußend auf Roscher und insbesondere auch Knies, geleistet, was Schmoller als seine Leistung ihm zuspricht. Ich glaube Zeugniß für das volle Verständniß seiner Ziele und Bedeutung abzulegen, indem ich sage, er hat eine geschichtliche Rolle gespielt, er ist eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen gegenüber der Macht, zu welcher das Manchesterthum in den sechziger Jahren gediehen war, und gegenüber dem Terrorismus, den es praktisch wie wissenschaftlich übte, indem es jeden, der der Theorie von der Concurrenz als dem Allheilmittel nicht glaubte, jeden, der die aus diesem Lehrsatz entwickelten theoretischen und praktischen Folgerungen nicht unterschrieb, als unwissenschaftlich oder interessirt zu brandmarken unternahm, genau wie es der Socialismus mit allen, die seine Theorie nicht unterschreiben, heute thut. Es bedurfte einer aus der Beobachtung und Geschichte geholten Berichtigung der manchesterlichen Dogmenlehre, einer Befruchtung der Wissenschaft und des Lebens mit der socialen Idee, mit der Idee 1) des Schutzes des Schwachen gegen den Starken, 2) des Schutzes des (moralisch oder geistig) Schwachen gegen sich selbst, 3) des Schutzes der Gemeinschaft gegen das Individuum. Es ist ein Großes, daß die historische Schule und der Kathedersocialismus dies geleistet haben. Der Kathedersocialismus hat das Manchesterthum aus dem Felde geschlagen. Ein höchst bedeutsamer Erfolg! Der Kathedersocialismus hat die Wissenschaft berichtigt und — hier allerdings begünstigt und getragen durch die Krisis von 1873, durch die Angriffe Laskers auf das Gründerthum, durch das Emporkommen des Socialismus — das Gewissen der Zeit geweckt. Wenn Schmoller vor zwanzig Jahren schreiben konnte: „Aber es ist ganz passend, daran zu erinnern, daß es Verdacht erweckt, wenn... die ersten Bank- und Gründungsinstitute Berlins in den Händen von Brüdern und Vettern unsrer höchsten Beamten sind, wenn eine Reihe von notorischen Geldmachern unter unsern Abgeordneten sind, wenn es bisher möglich war, daß hochgestellte Beamte zehnfache Verwaltungsräthe sein konnten", so ist es nicht zuletzt ein Verdienst des Kathedersocialismus, daß er heute Derartiges nicht mehr schreiben könnte. Die öffentliche Moral hat sich gehoben, die Strenge des öffentlichen Gewissens, das Pflichtbewußtsein des Mannes in öffentlicher Stellung sind geschärft. Treitschke erzählt: „Ein reicher Buchhändler erklärte mir einst, die Abgabe der Freiexemplare an die öffentlichen Bibliotheken sei offenbarer Communismus." Im preußischen Landtage, 21. Febr. 1872, meinte Gneist: „Mit einem ganz harmlosen Gesicht bringt uns die Commission einen Vorschlag ein, der von einer Stelle des Hauses bis zur andern ernstlich erwogen werden sollte, weil er das Schlimmste ist, was je von diesem Hause beschlossen werden könnte. Progressive Einkommensteuer heißt die Demoralisation des ganzen directen Steuersystems, dem sie den Grundsatz der Gerechtigkeit von unten herauf unter den Füßen wegzieht. Wir würden mit einer solchen Annahme einer Ermäßigung der unteren Classen ein Gift in das directe Steuersystem bringen, das kaum wieder herauszuschaffen ist." — Es genügt, Aeußerungen dieser Art einfach wiederzugeben, um den Fortschritt zu kennzeichnen, den die öffentliche Moral seitdem genommen hat. Ich bin also der letzte, die Verdienste, welche der Kathedersocialismus sich erworben hat, und die in Wahrheit geschichtliche Rolle, die ihm als Schule zukommt, irgend zu verkennen oder zu verkleinern.

Aber der Kathedersocialismus hat in allen Dingen ein Uebriges gethan. „Es handelt sich", erklärt Schmoller, „um den Versuch, eine vernünftige Mittelstellung zwischen Socialismus und Manchesterthum einzunehmen." Wenn es nicht mehr als das gewesen wäre! Dann hätte der Kathedersocialismus sich wissenschaftlich und politisch einwandfrei gehalten. Aber er hat jene „vernünftige Mittelstellung", die er suchte, nicht gefunden. Er hat den Moment nicht wahrgenommen, wo das Manchesterthum aufhörte, die drohende Gefahr zu sein, und die Socialdemokratie an seine Stelle trat. Er hat die Grenze nicht oder nicht scharf genug gezogen zwischen socialer Idee einerseits, socialistischem Lehrsystem, socialdemokratischem Parteiprogramm, socialdemokratischer Parteiführung andrerseits.

Was will das besagen? Das will besagen, daß die sociale Idee als sittliche Idee berechtigt ist, in der Gestalt, in der sie oben als eine Idee von dreifachem Gehalte angesprochen wurde. Das will besagen, daß die sociale Idee als vornehmlich christliche und germanische Idee das Staatsleben durchtränken muß. Das will aber auch besagen, daß das Marxische Lehrsystem mit dieser Idee nichts zu thun hat, nichts zu thun haben will und die socialdemokratische Agitation, indem sie den Menschen lehrt, das Sichbescheiden sei Sünde, die maßlose Begehrlichkeit sein Recht und seine Pflicht, der ethischen Maxime, die den Gegenhalt der oben erwähnten „sittlichen Idee" bilden sollte, den Garaus macht. Das nun hätte, meiner Auffassung nach, der Kathedersocialismus erkennen und zum Ausgangspunkt einer Revision seiner Lehre machen müssen. Und das hat er versäumt. Hatte er sich in der Bekämpfung des Manchesterthums als Meister gezeigt, so hätte er ein gleiches Maß von kritischer Kraft wenden müssen an das Marxische Lehrsystem und an den von Lexis sogenannten exoterischen Socialismus. Mit Ausnahme Brentano's und späterhin Adlers hat er sich, soviel ich weiß, durchgängig dieser Aufgabe entschlagen. Seine Kritik des Manchesterthums war temperamentvoll, ja hitzig, die Kritik des Socialismus schwächlich und matt. Das Manchesterthum wurde im Kern angegriffen, der Socialismus als im Kern „gesund" erklärt. — Das Wort vom „berechtigten Kerne" des Socialismus, von dem „unbestreitbar vorhandenen gesunden Kerne der großen Bewegung" kommt im Kathedersocialismus 1871/72 auf. Wagner theilt uns jetzt noch mit, selbst „Proudhons berüchtigtes Wort ‚Eigenthum ist Diebstahl' enthalte einen richtigen Kern". Das Wort vom berechtigten Kern des

Manchesterthums habe ich beim Kathedersocialismus nie gehört. Und doch hatte vielleicht auch dieses einen „berechtigten" Kern.

Der Kathedersocialismus hat das Beste gewollt, das ist sicher. Er hat, ich wiederhole, die Fahne der sittlichen Idee aufgepflanzt, diese in die Wissenschaft eingeführt, das ist sein unbestreitbares Verdienst und seine geschichtliche Rolle. Wenn er aber glaubt, Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt, jene „vernünftige Mittelstellung zwischen Socialismus und Manchesterthum" gewonnen zu haben, welche er suchte, so fällt er einem Irrthum, einer Selbsttäuschung anheim. Er hat falsche Maßvorstellungen erweckt, unrichtige Berechnungen gegeben von dem Elend um uns herum, falsche Vorstellungen von den Zeiten früher gegen jetzt, falsche Vorstellungen von der technischen und darnach socialen Leistungsfähigkeit unsrer Tage. Er hat sich localen, temporären Eindrücken gefangen gegeben und sie örtlich, zeitlich verallgemeinert, die Auffälligkeiten gebucht, der unauffälligen Regelmäßigkeiten nicht geachtet. Er hat in seiner Sentimentalität, als Volkswirthschaftslehre des „Mitgefühls", das Verantwortlichkeitsgefühl des Individuums für das selbstgeschaffene Loos ertränkt, die Schuld der Gesellschaft an seinem Loose übertrieben, die Abhängigkeit des Menschendaseins von Naturfactoren, von biologisch-psychologischen Gesetzen, von der geistigen und moralischen Ausstattung des Einzelnen zu gering geschätzt. Von der bürgerlichen Wirthschaftsordnung hat er ein durchaus schiefes Bild gegeben, nicht das Zerrbild des Socialismus, aber eines, das sich von dem wahren Bilde wohl so weit entfernt wie das manchesterliche nach der andern Seite hin. Hat das Manchesterthum gefehlt, so hat er es nicht minder. Hat das Manchesterthum die Concurrenz über Gebühr erhoben, so hat der Kathedersocialismus sie über Gebühr herabgesetzt.

Die Wirthschaftskritik, die er übte, war von der des (agitatorischen) Socialismus bloß im Grade verschieden, in den Contouren waren beide gleich. Vom Socialismus heißt es, die Kritik sei seine Stärke. Bei dem Kathedersocialismus war sie Schwäche und Verzicht. Denn indem er Schäden bloßlegte und sich ihren wahren Ursachen, wie dem gesellschaftlichen Fortschritt fast geflissentlich verschloß, hatte er entfernt die Mittel nicht, um sie zu beseitigen. Noch heute treibt er denjenigen, der nach einer glatten Lösung sucht und den Muth der Consequenz besitzt, dem Socialismus in die Arme. Der Socialismus ist aber ein neuer Vandalismus, eine Suprematie des Begabungslosen über den Begabten, Herrschaft der Faust über den Geist. Nie war die manchesterliche Gefahr so groß wie die der „Internationale".

Soviel des allgemeinen zu der Erklärung Schmollers, die ich eingangs wiedergab. Ich wiederhole, das Programm, eine vernünftige Mittelstellung zwischen Socialismus und Manchesterthum einzunehmen, ist ganz das meine. Auch ich suche nichts anderes. Aber ich ziehe in Betracht, daß das Eigenthum und die Concurrenz die Stützen unsrer Cultur, die Mittel alles ökonomischen, gesellschaftlichen, geistigen und sittlichen Fortschritts sind. Ich ziehe in Betracht, daß die Verneinung des Eigenthums, der Concurrenz den Kern der socialistischen Bestrebungen, jenen vielberegten „Kern" — theoretisch wie praktisch — bildet. Ich stehe darnach dem Manchesterthum, ohne seine Thatenlosigkeit auf socialpolitischem Gebiete irgend beschönigen zu wollen, näher als der Socialdemokratie und ihrer Lehre.

Das hatte ich zur Frage des Kathedersocialismus zu sagen. Nun zu Schmollers Aufsatz selbst!

Friedrich Meyer von Waldeck.

(Zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum.)

Im festlich decorirten Saal des Hotel Demuth in St. Petersburg wurde am 11. Mai 1874 eine Feier veranstaltet, an der viele hervorragende Männer, Repräsentanten des höheren Beamtenthums, der Wissenschaft und Kunst, der Handelswelt, der städtischen Vertretung, der pädagogischen Kreise und des Handwerkerstandes, auch das Comité und die Armenpfleger des Deutschen Wohlthätigkeitsvereins u. s. w. theilnahmen. Diese festliche Versammlung gab dem von seinem langjährigen Wirkungskreis scheidenden Dr. Friedrich Meyer ein solennes Abschiedsfest, um ihm dadurch den Beweis zu liefern, daß die deutsche Colonie der russischen Residenz die Dienste, welche Dr. Meyer seinen Landsleuten geleistet hatte, wohl zu würdigen wisse.

Jetzt, am 9. December 1895, feiert Dr. Meyer in Heidelberg den Tag, an dem er vor 50 Jahren nach öffentlicher Vertheidigung seiner Dissertation „De theotiscae poëseos verborum consonantia finali" zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirte. Da nun der Jubilar seit längerer Zeit ein geschätzter Mitarbeiter dieser Zeitung ist und da seine publicistische und schriftstellerische Thätigkeit in Deutschland weniger als in Rußland bekannt und gewürdigt ist, so halten wir es für eine Pflicht, dem hochverdienten Mann bei dieser Gelegenheit dadurch unsre Verehrung zu bezeigen, daß wir den Lesern dieser Blätter einen kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens darbieten. Wir wollen unter anderem damit auch beweisen, daß Dr. Friedrich Meyer während seiner 22jährigen Thätigkeit an der Spitze der deutschen „St. Petersburger Zeitung", ein eifriger Verfechter des Deutschthums in Rußland und in den jahrzehntelangen Kämpfen, welche die russische Presse gegen alles Deutsche führte, einer der tapfersten Vorkämpfer war, daß er, vielleicht mehr als irgend ein anderer, die Ehre des deutschen Namens in Rußland hochhielt und zu vertheidigen wußte.

Friedrich Meyer (der sich später zur Unterscheidung von seinen vielen Namensvettern „Meyer von Waldeck" nannte) wurde am 15. Mai 1824 in Arolsen geboren. Schon in frühester Jugend machte sich bei ihm eine stark angeregte Phantasie bemerkbar, die durch eine unbezähmbare Lesegier gesteigert wurde. Seine ersten poetischen Versuche datiren aus seinem 12. Lebensjahr. Von 1837 bis 1840 besuchte er das Gymnasium zu Wetzlar und die Polytechnische Schule zu Kassel und widmete sich alsdann von 1840 bis 1842 in Clausthal dem Bergwesen. Um noch höhere akademische Studien zu machen, ließ er sich 1842 in der Berliner philosophischen Facultät immatriculiren. Während der nächsten Jahre brach sich seine besondere Vorliebe für die Literatur Bahn und er entschloß sich, den Naturwissenschaften Valet zu sagen, um sich gänzlich der germanistischen Wissenschaft zu widmen. Noch während seiner Studienjahre veröffentlichte er unter dem Pseudonym Fredrik Montanus, außer einigen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Erzählungen und Novellen, zwei selbständige poetische Versuche „Der Paria" (1843) und „Bilder aus dem Bergmannsleben" (1844). Nach Absolvirung seines Magister- und Doctorexamens wollte sich Meyer als Privatdocent an der Berliner Universität habilitiren, aber der Ruin des elterlichen Vermögens vereitelte dieses Vorhaben und er folgte einem an ihn aus Kurland ergangenen Ruf als Erzieher. Im Jahre 1848 ernannte ihn die „Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst" zu ihrem Mitglied und im Sommer 1849 machte er in Dorpat das wissenschaftliche Gymnasiallehrer-Examen. Im Herbst übernahm er dann die Leitung einer Schule in

Mitau und ging im Juli 1850 nach Dorpat, um sich dort während eines Jahres wissenschaftlichen Studien zu widmen.

Im Sommer 1851 siedelte Dr. Meyer nach St. Petersburg über und begann dort seine Thätigkeit mit Unterricht und wissenschaftlichen Arbeiten. Aber schon im Mai des folgenden Jahres wurde er von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zum Chefredacteur der ihr zugehörigen „St. Petersburger (deutschen) Zeitung" ernannt und damit gelangte er in die Wirkungssphäre, in der er sich um das Deutschthum in Rußland unsterbliche Verdienste erwarb. Im Jahre 1853 erwählte ihn die historisch-philologische Facultät der St. Petersburger Universität zum Lector der deutschen Sprache und Literatur, und in den Jahren 1858 und 1859 übernahm er auch das Amt eines Oberlehrers der deutschen Sprache an der deutschen Hauptschule zu St. Petri, das er jedoch wegen zu großer Arbeitslast bald wieder aufgeben mußte.

Zweiundzwanzig Jahre leitete Dr. Meyer die damals einzige deutsche Zeitung in St. Petersburg. Mit 324 Abonnenten übernahm er sie und mit mehr als 5000 legte er sie in die Hände seines Nachfolgers. Die Gedanken, welche bei der Leitung dieser Zeitung ihm zur Richtschnur dienten, lassen sich in Kürze mit seinen eigenen Worten folgendermaßen wiedergeben: „Während ich ehrlich und gewissenhaft darnach strebte, meine Pflicht gegen Rußland, als mein neues Vaterland, zu erfüllen, für sein Wohl und Gedeihen, seine geistige und materielle Entwicklung zu wirken, trug ich die Liebe und Anhänglichkeit für die alte Heimath, meine Landsleute und Stammesgenossen unentwegt im Herzen, und wenn es meine erste Aufgabe war, Aufklärung und Gesittung, Recht und Licht in Rußland zu verbreiten, so betrachtete ich mich in zweiter Linie als Vertreter des Deutschthums und der Deutschen in Rußland, und wo das deutsche Vaterland den Kampf aufnahm mit feindlichen Gewalten, trat ich mit der ganzen Kraft der Ueberzeugung für dasselbe ein. Wo von Seiten gewisser Bevölkerungsclassen die Deutschen in Rußland verleumdet, befehdet, unterdrückt wurden, nahm ich den Fehdehandschuh auf und bin im Kampfe nicht gewichen, bis die Gegner unterlagen, oder man mich mit Gewalt zum Schweigen brachte. Ich bin, je nach dem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, für meine feste und unverrückbare Haltung von den Autoritäten der Regierung bald mit Lob, Auszeichnung und Vertrauen überhäuft, bald zur Rechenschaft gezogen, getadelt und bestraft worden. Aber bei diesen Wandlungen, die ich von Seiten der russischen Regierung erfuhr, bei den oft schrankenlosen Verfolgungen und Schmähungen der russischen Presse zur Zeit des heftigsten Deutschenhasses ist mir von Seiten der russischen und besonders der St. Petersburger Deutschen ein solcher Schatz von Liebe und Anerkennung zutheil geworden, daß ich mich überreich entschädigt fühlen muß für alles Schwere, das ich in meiner langjährigen Laufbahn als Publicist von anderer Seite habe erdulden müssen. Der deutlichste Beweis jener Liebe war das glänzende Abschiedsfest, das mir die St. Petersburger, mit dem Rector der St. Petersburger Universität an der Spitze, im Frühjahr 1874 veranstalteten."

Als akademischer Lehrer strebte Dr. Meyer danach, neben den positiven Kenntnissen auch Liebe und Achtung für die deutsche Sprache und Literatur und für die deutsche Nationalität zu erwecken, zu verbreiten und zu befestigen. Das Bedeutsame dieser Aufgabe, unterstützt von der eigenen Herzensneigung, verfehlte nicht, eine Begeisterung in ihm zu entfachen, die auch auf seine Zuhörer zündend wirken mußte, und wenn er auch auf diesem Felde gegen die auf alles deutsche Wesen gerichteten Angriffe der national-russischen Partei zu kämpfen hatte, so kann er doch noch heute auf zahlreiche Schüler hinweisen, die mit der Liebe für den Lehrer auch die Verehrung für die Schätze der Literatur bewahrt haben, die er ihnen erschloß.

An Auszeichnungen erhielt Dr. Meyer von der russischen Regierung den Rang eines Collegienraths (dem Oberst im Militär gleichstehend), eine Medaille und die Commandeurkreuze des Stanislaus- und St. Annen-Ordens; ferner hohe Orden von der preußischen, österreichischen, badischen und sachsen-gothaischen Regierung.

Zu den schönsten Seiten seiner Wirksamkeit in der russischen Hauptstadt kann Dr. Meyer seine Thätigkeit für den dortigen deutschen Wohlthätigkeitsverein zählen. Dieser Verein steht unter dem Protectorat S. M. des Deutschen Kaisers und der jedesmalige deutsche Botschafter ist Präsident desselben. Nachdem der Verein durch mangelhafte Verwaltung dem Ruin entgegengeführt worden, hatte Dr. Meyer die Genugthuung, denselben reorganisiren zu können und zu neuer Blüthe emporwachsen zu sehen. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in St. Petersburg war Dr. Meyer Vicepräsident dieses Vereins.

Während der Jahrzehnte dieses vielbewegten öffentlichen Daseins bildete ein reiches Familienleben das höchste Glück unsres Jubilars. Seine Gattin, die Tochter des kurländischen Medicinal-Inspectors Dr. Karl v. Bursy, welche ein volles Verständniß für die Geistessphäre ihres Mannes hatte, schenkte ihm zehn blühende Kinder, von denen noch acht am Leben sind. Außerhalb des Hauses umgab ihn ein Kreis geistig bedeutender, ihm von Herzen ergebener Freunde. Daß es ihm unter diesen Umständen schwer wurde, den Schauplatz einer solchen vieljährigen, ehrenvollen Wirksamkeit, so vieler Liebe und Freundschaft, zu verlassen und in die deutsche Heimath zurückzukehren, war daher erklärlich. Aber die Ueberlast der Arbeit hatte seine Gesundheit erschüttert; sollte dieselbe erstarken, so war vorläufig absolute Ruhe und ein mildes Klima nothwendig. Es handelte sich um Sein oder Nichtsein; wollte sich Dr. Meyer den Seinigen erhalten, so mußte er den ehrenvollen und gewinnreichen Platz seiner Thätigkeit verlassen, widrigenfalls er einer baldigen Auflösung entgegenging. Dazu kam noch die Sorge für seine Söhne, denn er hielt es für ein Unrecht, sie nicht in und für Deutschland zu erziehen — die Sehnsucht nach der alten Heimath hatte ihn durch alle Phasen seiner Lebenswanderung treu begleitet.

Obschon nun der Entschluß, Rußland zu verlassen, feststand, hätte dessen Ausführung doch noch längere Zeit anstehen können, wären ihm nicht plötzlich von Seiten seiner Nachfolger Anerbietungen gemacht worden, die anzunehmen er für geboten hielt und die ihn sofort in den Stand setzten, sein Vorhaben auszuführen. Der Abschied von dem Schauplatz seines vieljährigen Wirkens, von theuern Freunden und lieben Mitbürgern ward ihm unendlich schwer. Er kehrte als Fremder ins Vaterland zurück.

Nachdem er nun ein Jahr, bis zum Sommer 1875, in Bonn verlebt, siedelte Dr. Meyer nach Heidelberg über, kaufte sich dort eine anmuthige Besitzung und lebte literarischen Arbeiten; namentlich schrieb er viele in Zeitschriften zerstreute Essays über Rußland. Die Sehnsucht nach der alten akademischen Thätigkeit ließ ihm indessen keine Ruhe und im Sommer 1880 habilitirte er sich als Privatdocent an der Heidelberger Universität. Am 31. Juli 1882 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und im Jahre 1893 beging er sein 50jähriges Schriftstellerjubiläum.

Seit der Begründung der Schiller-Stiftung (1859) hatte Dr. Meyer eifrig für dieselbe gewirkt und wurde bald zum Ehrenmitglied der Hauptstiftung ernannt. Seit dem Tode seines Freundes Karl Bartsch ist er Vorsitzender des Heidelberger Ortsvereins. Der siebente Bericht der „Badischen Zweigstiftung" sagt: „es sei ihr am 20. Dec.

vergönnt gewesen, den sowohl um die Hauptstiftung, deren Ehrenmitglied er ist, als auch ganz besonders um unsre (die badische) Zweigstiftung hochverdienten Hrn. Collegienrath Professor Dr. Meyer (von Waldeck) zum Schriftstellerjubiläum mit Worten herzlicher Anerkennung brieflich zu beglückwünschen."

Wir haben jetzt noch der schriftstellerischen Thätigkeit des Jubilars zu gedenken. Von einer vollständigen Aufzählung seiner zahlreichen Arbeiten müssen wir natürlich absehen, dazu würde uns hier der Raum mangeln, aber die in Buchform erschienenen poetischen und wissenschaftlichen Schriften wollen wir noch kurz anführen. Den „Paria" und die „Bilder aus dem Bergmannsleben" erwähnten wir bereits. Ihnen schließen sich an: Der poetischen Schriften erster Theil (1854), „Der Feind vor Odessa", dramatisches Gedicht (1854), „Ganz was Aparts", dramatischer Scherz (1856), „Die Erbin von Ohlengary", Schauspiel (1866), „Der Pathe des Cardinals", Lustspiel (1872), „Childerich", Schauspiel (1872) und „Russische Erzählungen in deutscher Uebersetzung" (1878). Sämmtliche dramatische Arbeiten Dr. Meyers wurden auf dem kaiserlichen Hoftheater zu St. Petersburg, einzelne auch auf andern Bühnen (in Berlin, Mannheim, Heidelberg und Stuttgart) aufgeführt. Ferner veröffentlichte Dr. Meyer folgende wissenschaftliche Werke: „Studien über deutsche Geschichte, Art und Kunst" (1851), „Die Statistik des ethischen Volkszustandes" (1851), „Hero und Leander", Untersuchung der Sage und ihrer Verbreitung (1858), „Der Lehrstuhl für allgemeine Literaturgeschichte an den russischen Universitäten" (1862), „Formenlehre der deutschen Dichtung", 1. Lieferung, Einleitung und Metrik (1868), „Goethe's Märchendichtungen" (1879), „Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche". I. Abth. „Das Reich und seine Bewohner", II. Abth. „Staatsverwaltung und Landesvertheidigung. Kirche und Geistlichkeit. Die Nation und ihre Stände" (1884 und 1886), „Unter dem russischen Scepter". Aus den Erinnerungen eines deutschen Publicisten (1894). Ueber die zuletzt erwähnten beiden Werke brachte die Allg. Ztg. Besprechungen (1884, Beil. z. Nr. 145 und 1894, Beil. zu Nr. 24). Die von Dr. Meyer herausgegebenen Sammelwerke: „Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland". 3 Jahrgänge. 1853—1855, „Belletristische Blätter aus Rußland". 3 Jahrgänge. 1853—1855. „Schneeflocken", Poetisches Jahrbuch aus Rußland, 1857 und 1858, enthalten werthvolle Beiträge des Herausgebers. Die von ihm edirten Poetischen Schriften von Fr. Heimbertsohn Hintze versah er mit einem biographischen Vorwort. Seit 1876 veröffentlichte Dr. Meyer eine Reihe von Abhandlungen in deutschen Zeitschriften, welche theils über Rußland handeln, theils germanistischen Inhalts sind; sie sollen nächstens gesammelt erscheinen.

Man ersieht hieraus, daß Dr, Meyer auch auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete zahlreiche und höchst beachtenswerthe Leistungen aufzuweisen hat. Wir können aus persönlicher Erfahrung bestätigen, daß seine auf Rußland bezüglichen Arbeiten sich durch Zuverlässigkeit, strenge Unparteilichkeit und genaue Kenntniß des Landes und des Volkes auszeichnen.

Möge es dem hochverehrten Jubilar, dem wir hiemit unsre herzlichen Glückwünsche zu seinem Ehrentag darbringen, vergönnt sein, im Kreise seiner Lieben noch viele Jahre geistig und körperlich gesund und rüstig zu verleben. Wer, wie er, eine an Arbeit und Erfolgen so reiche Vergangenheit hinter sich hat, darf mit ruhigem Gewissen sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt.

W. Henckel.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Bonn.** Dr. Karl Schaarschmidt, Director der Universitätsbibliothek und ordentlicher Honorarprofessor der Philosophie (geb. in Berlin am 3. Nov. 1822), begeht am 8. December sein 50jähriges Doctorjubiläum.

* **Lübeck.** Den 80. Geburtstag feiert am 6. December der rühmlich bekannte Kunstkritiker Dr. jur. Theodor Gaedertz. In Lübeck 1815 geboren und sein Leben lang in der Vaterstadt ansässig, hat Gaedertz, Sohn des kunstverständigen Senators Johann Heinrich Gaedertz, Besitzer einer sehr geschätzten Privatgemäldesammlung, die künstlerischen Angelegenheiten seiner Heimath mit Erfolg zu fördern vermocht. Langjähriger Schriftführer und Director des Lübecker Kunstvereins, Mitbegründer des nordwestlichen Gesammtverbandes, eine nutzbringende Verbindung zwischen den Malern und einzelnen Mäcenen gern anknüpfend, unermüdlich das Interesse für die bildende Kunst vertretend, besonders auch durch öffentliche Vorlesungen, hat Gaedertz sehr wesentliche Verdienste erworben. Zu den noch lebenden Kunstforschern gehört Gaedertz wohl als der ältesten einer. Seine mannichfaltigen und vielseitigen Arbeiten sind zum Theil der vaterstädtischen Kunstgeschichte zu gute gekommen, zum Theil aber auch durch Form und Inhalt in weitere Kreise gedrungen; dies gilt besonders von der Monographie über Adrian van Ostade, von der s. Z. viel Staub aufwirbelnden Broschüre „Hans Holbein d. J. und dessen Madonna des Bürgermeisters Meyer" (Gaedertz' Nachweis von der Echtheit des Darmstädter Bildes ist durch Prof. Hausers Restauration durchaus bestätigt worden), von seiner mit ähnlichem Glück verfochtenen Ansicht über das Altargemälde im Dom zu Lübeck als Originalwerk von Hans Memling u. s. w. Reichhaltig ist die kürzlich erschienene Sammlung „Kunststreifzüge".

γσ **Berlin,** 3. Dec. In der Novembersitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" (Vorsitzender Amtsgerichtsrath Dr. Felix Meyer) sprach Dr. Oskar Frankfurter, seit 11 Jahren Beamter des kgl. siamesischen Auswärtigen Amts in Bangkok, über die rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände des heutigen Siam. Nach dem Vertrage vom 3. Oct. 1893 mit Frankreich bildet der Mekong die Ostgrenze des im Nordwesten von Brittisch-Birma, im Süden von Cambodja begrenzten 520,000 Quadratkilometer großen Landes, das nach den Ausführungen des Vortragenden von zahlreichen Wasserläufen und Flüssen durchzogen wird, deren Erhaltung und Erweiterung durch Canal- und sonstige Wasserbauten von jeher die Hauptaufgabe der Regierung gewesen ist, weil sie für die Hauptcultur und das Hauptproduct des Landes, zu dessen Hebung und Entwicklung, für den Reisbau, von der größten Wichtigkeit sind. Die Bevölkerung Siams ist sehr gemischt, neben den Siamesen treffen wir Malayen, Löuten, Pegua, Anamnesen, Cerra, Hindus, wie Mischlinge von Portugiesen und Eingeborenen, die etwa 600 im Lande lebenden Europäer sind Kaufleute und Regierungsbeamte. Neben dem Ackerbau ist die heimische Industrie und der Handel, den die Eingeborenen treiben, nicht sehr entwickelt, obgleich neben der Seiden- und Baumwollenweberei, die eine ziemlich hohe technische Vervollkommnung darstellt, Töpferei, Schmiedearbeit der Edelmetalle, wie Perlmutterarbeiten als besonders beliebte Zweige der Industrie gelten. Nach Hongkong und anderen chinesischen Häfen besteht lebhafte Dampferverbindung und die Theilnahme der europäischen Mächte an dem Handel in Siam stellt sich so, daß England mit 60 Proc., dann Deutschland mit 21 Proc. an dem dortigen Verkehr betheiligt ist, während auf alle anderen Handelsstaaten die übrigen 19 Proc. sich vertheilen. Reis, Teakholz, Pfeffer, Elfenbein, Droguen sind Siams Exportproducte, dazu kommen Vieh und Fische, die meist nach Java gehen, während Tabak und Baumwolle für den Inlandsconsum benützt werden. Dem Export steht der Import vornehmlich von Producten der europäischen Maschinen- und Eisenindustrie, von Kriegsmaterial gegenüber, dazu auch die Einfuhr billiger Textilwaaren. Seit der Regierung des im October 1868 gestorbenen Königs Monkut, der das Land dem europäischen Handel öffnete, hat Siam die Bahn der Einführung materieller europäischer Cultur mit Glück beschritten, auf deren ersten Stufen wir den Abschluß von Handels- und Schiffahrtsverträgen mit der Meistbegünstigungsclausel mit England, Frankreich, Dänemark finden, denen solche Verträge mit den Vereinigten Staaten, Portugal und den Hansestädten sich anschließen; überall ist in diesen Verträgen dem Fremden die Exterritorialität in Rechtsstreitigkeiten gewahrt. Die Verfassung Siams ist eine Autokratie, wenn auch die Selbstherr-

schaft von der gegenwärtigen Herrscherfamilie, namentlich dem heutigen König Chulalongkorn nicht betont wird und das Wohl des Landes seine vorzüglichste Regierungsmaxime darstellt. Neben dem König steht der Thronfolger. Die Regierung beruht auf dem alten 1766 von König Traido-Kanat gegebenen Constitutionsgesetz, das vier Minister, für Palast, Stadt, Schatz und Ackerbau je einen, an die Spitze der Verwaltung stellte, neben ihnen bestand das Amt des Befehlshabers der Streitkräfte, und ihnen untergeben waren die 8 sogenannten Montri, die der Provincialverwaltung vorstanden. Den modernen Anschauungen des heutigen Herrschers, der nach Reisen in Indien, Java und den Strait-Settlements die höchsten Richter durch eine Art von Plebiscit hatte wählen lassen, entsprach die 1874 erfolgte Einsetzung eines aus 12 Mitgliedern bestehenden Staatsrathes zur Berathung von Reformen in der Legislative und Verwaltung. Glieder der königlichen Familie und Vornehme des Landes bildeten diesen Staatsrath, der eine Reihe wichtiger Gesetze schuf und seit dem 19. Januar 1895 zu einem gesetzgebenden Körper erweitert wurde, zu dem auch die Minister sowie deren Stellvertreter, ferner noch 12 vom König ernannte Mitglieder gehören, und der auch durch Berufung von sachverständigen Nichtmitgliedern in seiner Arbeit unterstützt und berathen werden kann. Den Beschlüssen dieses Staatsrathes untersteht indessen nicht die königliche Prärogative, die Integrität des Königreichs, sowie staatsrechtliche Verpflichtungen, Gebiete, die dem eigensten Ermessen des Herrschers vorbehalten sind. Die alte Verwaltung reichte, da sie auf ein kleines Gemeinwesen berechnet war, in diesem feudalen Staatswesen, wo das Land dem König gehört, der es ausleiht, nicht mehr aus, und so ward denn seit 1892 ein nach europäischem Muster geformtes Ministerium geschaffen, dessen Ressorts in Inneres, (Krieg und Provinzen) Aeußeres, Finanz, königliches Haus, Justiz, öffentliche Arbeiten, Erziehung und Ackerbau zerlegt wurden. Dieser Verwaltung dankt Siam seine heutigen rechtlichen und wirthschaftlichen, modernen Institutionen. Die Finanz hatte früher der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten unterstanden, die eigentlich nur in der Regelung des Handels bestand, der gelegentlich seit Ludwig XIV. mit Frankreich unterhalten wurde. Allein seit 1782 Bangkok die neue Hauptstadt ward und der Verkehr mit England und den Vereinigten Staaten in unserem Jahrhundert stetig anwuchs, trennte schon König Monkut Auswärtiges und Finanzen. Die Einnahmen des Staates, die von allen Producten erhoben werden, ohne die Existenz einer Einkommensteuer, werden für eine Pauschsumme verpachtet, allein die Erhebung ist an bestimmte Vorschriften hinsichtlich der beizutreibenden Raten gebunden, so daß die Bevölkerung vor Ausbeutung gesichert ist. Dagegen werden die Import- und Exportzölle, namentlich auf Reis, direct vom Staate verwaltet. Früher bestand das Verbot der Reisausfuhr, wenn nicht mindestens ein genügender Vorrath auf 3 Jahre im Lande vorhanden war, allein die unbeschränkte Production von Reis, deren das Land fähig ist und die mit der Erweiterung des Netzes von Wasserstraßen sich noch erhöht, hat dieses Verbot illusorisch gemacht. Der größte Theil von Reis geht nach China, aber auch Rio importirt Reis aus Siam; 1893 betrug der Reisexport 198,200 Tonnen und, obgleich Regierungsmonopol, hat sich der Preis für dieses so wichtige Product auf normaler Höhe gehalten, selbst Nothstandspreise, die früher eintraten, sind dank der Fürsorge der Verwaltung nicht mehr zu fürchten. Wie es verboten ist, die Reisfrucht schon auf dem Halme zu verkaufen, so unterliegt das Abschlagen des Teakholzes, das als Landesproduct sehr geschätzt ist, der Controle der Regierung, die auch hier ein Monopol besitzt und die allzustarke Abholzung des Landes nicht gestattet. Dem Finanzminister untersteht die Controle über das eingeführte Opium, das mit einem hohen Zoll belegt ist, sowie über die Einkünfte aus dem scharf beaufsichtigten Glückspiel, das meist von Chinesen betrieben wird und der Staatscasse jährlich 1½ Millionen Dollars einträgt. Auch aus den eingeführten Spirituosen, deren Vertrieb sorgfältiger Aufsicht unterliegt, zieht der Staat 3 Proc. Zoll. Nehmen wir hierzu, daß Siam seit 1884 dem Weltpostverein beigetreten ist und seine Postverwaltung, Telegraphen- und Telephonanlagen unter Hülfe deutscher Postbeamten und Ingenieure eingerichtet hat, so sehen wir, daß es die materielle europäische Cultur ähnlich wie Japan in eigenem Interesse sich angeeignet hat. Die Regierung hat das Interesse der Bewohner namentlich dadurch zu erhöhen gesucht, daß sie an den zahlreichen, zum Theil mit fremder Hülfe angelegten Canälen Land unter der Bedingung billig abgab, es innerhalb dreier Jahre durch Reisbau zu cultiviren, widrigenfalls gegen Zurückzahlung des Kaufpreises der Staat der Eigenthümer wurde; auch eine Bahn von Bangkok nach den Minen von Corát wurde nothwendig und eine zweite von Bangkok nach Paknam ist im Bau begriffen. Die Mittel für die Reformen wurden aus den Ueberschüssen früherer Jahre gezahlt und der öffentliche Credit ist bisher noch nicht in Anspruch genommen worden; allerdings ruhen gegenwärtig im siamesischen Staatsschatz 20 Millionen Papiergeld, die unter Leitung des Generalconsuls Dr. Pickenpack (Hamburg und Leipzig) hergestellt wurden, allein noch nicht zur Ausgabe gelangt sind. Diese 20 Millionen sind bisher unfundirt. Das Erziehungswesen ist insofern vereinfacht, als die buddhistischen Priester die Kinder in den Elementarkenntnissen unterweisen, doch bietet die Erziehung für die Staatsämter neuerdings Schwierigkeiten, vielfach haben Siamesen ihre Bildung auf Kosten des Staates in Europa erworben. Seit Jahren sind vielfach Hospitäler errichtet worden und Siam ist dem „Rothen Kreuz“ beigetreten. Obgleich kein Impfzwang existirt, geschieht die Impfung durchgängig und zwar unentgeltlich. Die bedeutsamsten Reformen weist die Justiz auf. Sie ist völlig von der Verwaltung getrennt und nach europäischem Muster organisirt, zwei Appellationshöfe neben zwei Civil- und zwei Criminalgerichten, sowie einem internationalen Gerichtshofe, vor dem die Sachen der Fremden verhandelt werden, bilden die Justizorganisation. Es ist vom Urtheile des Richters eine Petition an den König gestattet, der seinerseits die Entscheidung dem Ministerrathe anheimstellt. Wir werden bald auch einen siamesischen Strafgesetzbuch-Entwurf nach modernen Grundsätzen erleben. Heute wird noch das alte, auf der buddhistischen Lehre vom Karma, d. h. der Verantwortlichkeit des Individuums für seine That, beruhende Strafrecht geübt. Siam hatte 1804 das Gesetz des Manusara recipirt, der heutige Zeugenproceß beruht auf der Indian Evidence-Act. Der internationale Gerichtshof, der heute ohne Rücksicht auf die Nationalität der Parteien nach siamesischem Recht entscheidet, läßt indessen eine Berufung an das Appellationsgericht in Bangkok zu, das den Generalconsul der betreffenden Nationen bei der Entscheidung hinzuzieht. Die Schuldhaft ist aufgehoben, und der eigenen Initiative des Königs entsprungen ist auch die Abschaffung der Pfandsklaverei, aus der die Loskaufung jederzeit dem Arbeiter freisteht, dessen etwaige, während seiner Pfandsklaverei geborene Kinder mit erreichtem 21. Lebensjahre frei sind. Ein Concursgesetz regelt die Schuldenverhältnisse der Privatpersonen. — Mit dem Danke für den sehr beifällig aufgenommenen Vortrag verband der Vorsitzende den Hinweis darauf, wie gerade die Taï-Völker sowohl der ethnologischen Jurisprudenz, wie der vergleichenden Rechtswissenschaft und Nationalökonomie des Interessanten genug darbieten und wie wichtig es sei, über die so wenig gekannten Verhältnisse dieser im Verkehre des Welthandels so bedeutsamen Nationen Aufklärung zu erhalten. Die Debatte, an der Prof. Warschauer, Syndikus Dr. Hilse, sowie Generalconsul Pickenpack (Hamburg) neben dem Vorsitzenden sich betheiligten, brachte noch Ergänzungen hinsichtlich der Währung und der Steuerfragen. Unter den Zuhörern befanden sich die Mitglieder der siamesischen Gesandtschaft, der hiesige japanische Gesandte, Vicomte Aoki, Mitglieder des Auswärtigen Amts, japanische Juristen, Dr. Gabriel, deutscher Generalconsul in Batavia, früher in Bangkok, Prof. Dr. Grünwedel, sowie viele Docenten und praktische Juristen.

* **Wien.** Minister v. Gautsch hat die Professoren der evangelisch-theologischen Facultät von der Pflicht, die Staatsbeamtenuniform zu tragen, befreit, ihnen dagegen eine eigene Amtstracht zuerkannt: schwarzen Tuchtalar mit kornblumenblauem Sammetkragen und Aufschlägen nebst entsprechendem steifen Rundbarett. — Dr. Großmann aus Göttingen ist für Ostern nicht an die hiesige öffentliche, sondern an eine Privatsternwarte als Assistent berufen worden.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor an der Universität in Graz, Dr. Ignaz Klemencic, ist zum ordentlichen Professor der Physik an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **London**, 4. Dec. Die brittische Naturforscher-Gesellschaft hielt am 30. Nov. ihr Jahresbankett ab. Zugleich trat der Vorsitzende, Lord Kelvin, von dem Posten, den er seit fünf Jahren inne gehabt, zurück. Der Andrang war ungewöhnlich, das Bankett verlief in gehobenster Stimmung. Das Bureau für das neue Geschäftsjahr ist, wie folgt, constituirt: Erster Vorsitzender ist Sir Joseph Lister, das Schatzmeisteramt führt Sir John Evans. Secretäre sind Prof. Foster und Lord Rayleigh. Zum Secretär des Auswärtigen ist Dr. Edward Frankland bestellt worden. — Der 100jährige Geburtstag von Thomas Carlyle wurde heute in Chelsea bei London, ferner in Edinburg und in seinem Geburtsorte Ecclefechan, in der Grafschaft Dumfries in

Schottland, festlich begangen. Der Deutsche Kaiser sandte einen Kranz immergrüner Blumen, der auf Carlyle's Grab niedergelegt wird. Carlyle gehört noch immer zu den im besten Sinne populären Autoren. Von der Volksausgabe seiner Werke, die 1872 zuerst erschien, wurden durchschnittlich 5000 Exemplare pro Jahr abgesetzt. Auch in Leihbibliotheken ist die Nachfrage für den großen Historiker noch immer im Wachsen. Oeffentliche Bibliotheken, wie z. B. die in Edinburg, besitzen bis zu vier Exemplaren jedes Carlyle'schen Werks, und fast immer erhält der Nachsuchende den Bescheid: Ausgeliehen.

Giuseppe De Leva, dessen Tod bereits kurz gemeldet worden ist, nach Cesare Cantù der Nestor unter den italienischen Historikern und jedenfalls einer ihrer bedeutendsten, war Dalmatiner von Geburt, da er 1821 in Zara das Licht der Welt erblickte. Seine Erziehung und Bildung erhielt er an den Universitäten zu Wien und Padua, an letzterer promovirte er und fand dort auch seine erste Anstellung. Nachdem er eine Zeit lang Professor der Philosophie und Geschichte am Lyceum in Padua gewesen, ward er an der dortigen Universität zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt und ist ihr auch Zeit seines Lebens treu geblieben, als einer der angesehensten Lehrer der Hochschule und mehrmals mit der Rectoratswürde betraut. — De Leva war zuerst auf philosophischem Gebiete schriftstellerisch thätig gewesen, hatte sich aber hernach mehr und mehr der Geschichte zugewendet und hat sich hier durch seine verschiedenen Arbeiten, besonders zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, von denen ich nur die über den Venetianer Paolo Paruta und seinen römischen Gesandtschaftsbericht von 1592—1595 nenne, einen hervorragenden, über Italien weit hinausreichenden Namen gemacht. Das Hauptwerk seines Lebens ist die „Storia commentata di Carlo V. in correlazione all' Italia", von welcher 1863 der erste und 1894 der fünfte Band erschienen ist — ein Werk von echt deutschem Fleiße und echt deutscher Genauigkeit, das dem Verfasser nicht bloß den Preis der römischen Accademia dei Lincei, sondern auch die von ihm besonders geschätzte Ernennung (1867) zum correspondirenden, später (1887) auswärtigen Mitglied unsrer hiesigen Akademie der Wissenschaften gewann. Er kannte Deutschland aus eigener Anschauung, der deutschen Sprache war er völlig mächtig. Selbst an der Brust der deutschen Wissenschaft genährt, hatte er vor derselben die größte Hochachtung. Die verwandten Arbeiten Drussels hat er besonders geschätzt, innige Freundschaft verband ihn mit Ferdinand Gregorovius und namentlich mit Bibliothekar Prof. Georg Martin Thomas, dessen venetianische Arbeiten er als Mitglied und Vorstand des Venetianischen Geschichtsvereines und der Venetianischen Akademie (Istituto Veneto) auf das eifrigste förderte. Nach dem vorzeitigen Abscheiden dieser beiden Männer ist durch ihn selbst, wie durch einige seiner Schüler (so Prof. Cipolla in Turin), diese Freundschaft auch auf uns Jüngere übergegangen. — De Leva war eine äußerst sympathische, herzgewinnende Persönlichkeit, der eine unendliche Güte schon aus dem Glanz der milden Augen leuchtete; eine weiche, durchaus ideale Natur, ein makelloser Charakter. In glücklichster Ehe vermählt, hatte er die Freude, in seiner Tochter Angelina eine für Musik, Literatur und Wissenschaft begeisterte und selbst (wie manche ihrer Landsmänninnen) mit einem schönen, poetischen Talent begabte, ihm congeniale Natur heranwachsen zu sehen. Sein Haus bildete den Mittelpunkt einer edlen, feinen Geselligkeit. Wer sich ihm mit einer Empfehlung nahte, durfte eines freundlichen Empfanges sicher sein. Und mit welch warmem Interesse, ja fast väterlicher Zärtlichkeit er an den Studien und Arbeiten, an der ganzen Geschichte des Einzelnen dann Antheil nahm, dessen wird Jeder, der das Glück hatte, dem verehrungswürdigen Manne näher zu treten, nun bei der Kunde von seinem Hinscheiden mit wehmüthigem Danke und tiefer, aufrichtiger Trauer gedenken. Wiederholt in den letzten Jahren leidend, ist er Freitag, den 29. November, nach kurzer Krankheit den Seinen entrissen worden.

München, 3. December 1895. Dr. H. Simonsfeld.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Luthers erster Biograph.

G. E. Keine Epoche der deutschen Geschichte vermag so viele und charakteristische Männergestalten aufzuweisen wie das Zeitalter der Reformation. Während in anderen Perioden des deutschen Geisteslebens sich das Interesse des Betrachters gleichmäßig auf bedeutende Männer und Frauen vertheilt, treten im sechzehnten Jahrhundert die Frauen so gut wie ganz zurück. Was uns in dem Zeitalter anzieht, ist die gewaltige und eigenartige Ausprägung gerade der männlichen Eigenschaften, die sich nicht bloß in den Haupterscheinungen der Zeit, sondern auch in Persönlichkeiten dritten und vierten Ranges offenbart. So erklärt sich die große Anziehungskraft, die auch weniger bemerkenswerthe Männergestalten der Reformationszeit ausgeübt haben; bei zahlreichen Vertretern des Zeitalters ist es keineswegs die Bedeutung der Leistungen, sondern vielmehr die Wucht der männlichen Persönlichkeit, die zur Erforschung und näheren Darstellung ihres Lebenslaufes Veranlassung gegeben hat. Wie aber so zahlreiche Erscheinungen des Zeitalters weit bekannter geworden sind, als sie es nach dem Werthe ihres Schaffens verdienen, so haben andrerseits wieder manche bedeutende Männer dieser Zeit keineswegs die eingehende Würdigung gefunden, auf die sie gerechten Anspruch erheben konnten. Zu diesen von der Forschung bisher recht stiefmütterlich behandelten Persönlichkeiten gehört Johann Matthesius. Matthesius ist keine der ganz unbekannten Gestalten des Zeitalters; seine Lutherbiographie hat seinem Namen auch außerhalb der Gelehrtenwelt eine gewisse Volksthümlichkeit verschafft. Wir dürfen Matthesius unbedenklich den ersten Darsteller von Luthers Leben nennen, wenn auch Melanchthon, Friedrich Mykonius und Spalatin ihm mit kurzen Lebensabrissen, Cochläus mit einer ausführlichen Biographie vorausgegangen waren. Denn jene oben erwähnten Freunde Luthers, vor allem Melanchthon, bieten mehr betrachtende und kurz referirende Darstellungen; auch die erste größere volksthümliche Skizze von Luthers Leben, das Büchlein Heinrichs v. Kettenbach, ist mehr Apologie als Biographie. Cochläus aber, der erbitterte Feind der Reformation, hat in seinen Luther-Commentarien, die er 1534 begann und unmittelbar nach Luthers Tod wieder aufnahm, nur ein Zerrbild Luthers entworfen, und sein hämisches Pamphlet, das leider in unsren Tagen so viele gelehrige Nachfolger gefunden hat, kann gewiß nicht als eine wirkliche Biographie des großen Mannes bezeichnet werden. So bleibt Matthesius der Ruhm, die erste Darstellung von Luthers Leben und Wirken gegeben zu haben, und obgleich sein Werk nicht frei von Fehlern und Versehen ist, weiß er doch in so kräftigem, schlicht volksthümlichem Tone zu erzählen und das Persönliche so energisch herauszuarbeiten, daß er im ganzen seine Aufgabe vortrefflich gelöst hat. Für seine Zeit hat er daher wirklich ein Volksbuch geschaffen; aber auch in späteren Zeiten hat man, wenn man eine volksmäßige Lebensbeschreibung des Reformators suchte, immer wieder zu Matthesius zurückgegriffen; so hat bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation (1817) Achim v. Arnim einen Auszug von Matthesius' Predigten erscheinen lassen und eine in ihrer Knappheit ausgezeichnete Einleitung hinzugefügt; auch in unsrer Zeit hat Matthesius' Lutherbuch verschiedene neue Ausgaben erfahren; am bequemsten erreichbar ist die von Buchwald in Reclams Universalbibliothek veranstaltete. Kann man so gewiß von Matthesius sagen, daß seinen Leistungen wenigstens ein bescheidenes Fortleben bis auf unsre Tage vergönnt gewesen ist, so wird es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn auch weitere Kreise auf eine vor kurzem erschienene gründliche und eingehende Darstellung seines Lebens aufmerksam gemacht werden: „Johannes Matthesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Von Georg Loesche.“ Zwei Bände (Gotha, F. A. Perthes 1895). Auf Grund eines reichen, bisher unbenutzten handschriftlichen Materials und einer genauen Durchforschung der gedruckten Literatur weiß der Verfasser ein Lebensbild zu entwerfen, in welchem die Schriften des Matthesius eine ebenso sorgfältige Behandlung finden wie die äußeren Lebensschicksale. Bei der Schilderung des Lebensganges hat der Verfasser sich mit Absicht meist an die Ausdrucksweise seiner Quellen angeschlossen. Verliert dadurch die Darstellung zuweilen an Einheitlichkeit, so erwächst dem Leser doch andrerseits daraus ein gewisser Vortheil, weil er so die benutzten Quellen fast unmittelbar kennen lernt.

Auch die rein geschichtliche Stellung des Matthesius rechtfertigt ein näheres Eingehen auf ihn: er ist der Hauptvertreter des Protestantismus in Böhmen; seine Lebensarbeit kam dem erzreichen Joachimsthal zu gute: hier hat er von der Kanzel herab den Bergleuten Luthers Leben vorgetragen und ihnen die Einzelheiten ihres eigenen Berufes geistlich ausgedeutet. Schon durch seine Geburt war er dem Bergmannsstande nahegerückt, er stammte aus dem sächsischen Städtchen Rochlitz, wo auch gelegentlich Bergbau getrieben worden war; hier ist er am 24. Juni 1504 geboren worden. Von seinem Vater war er ursprünglich zum Bergmann bestimmt, doch bezog er bald die Schulen von Mittweida und Nürnberg, wo es ihm schlecht genug gegangen zu sein scheint, hierauf die Universität Ingolstadt und hielt sich dann in München, Odelzhausen und Bruck auf, wo er verschiedene Stellungen bekleidete. In diese Zeit fällt bei ihm die innere Wandlung, die ihn dem Lutherthum zuführte, doch hat er den Weg wohl nicht ganz ohne Schwierigkeit gefunden. Um Luthers Lehre an der Quelle kennen zu lernen, begab er sich 1529 nach Wittenberg und bezog hier noch einmal die Universität. Von hier aus wurde er nach Altenburg als Lehrer geschickt, um dann zwei Jahre darauf seinem eigentlichen Arbeitsfelde zugeführt zu werden: 1532 wurde ihm das Rectorat der Schule in Joachimsthal übertragen. Nach einem nochmaligen Besuche in Wittenberg (1540), dem dann (1545) ein dritter folgte, erhielt Matthesius in der böhmischen Bergwerkstadt das Amt eines Predigers, das er bis zu seinem Tode (1565) mit unermüdlichem Eifer ver-

sehen hat. Man sieht: es ist ein Lebenslauf, wie wir ihn häufig bei den geistlichen Führern im Reformationszeitalter antreffen: eine harte Jugend, dann der Durchgang durch das Lehramt zum Pfarramt. Auch in das Familienleben des wackeren Mannes läßt uns die vorliegende Biographie Blicke thun und entrollt ein anmuthiges Bild des ehelichen Glückes im protestantischen Pfarrhause des sechzehnten Jahrhunderts. Nur zweimal ging in diesem sonst so gleichförmigen Leben etwas Außergewöhnliches vor: Matthesius sollte an die Universität Leipzig berufen werden, doch führten die Unterhandlungen zu keinem Resultat; auch einer Aufforderung, am Concil zu Trient theilzunehmen, kam Matthesius nicht nach. Wichtiger als diese Anträge war ein Ereigniß, das für Matthesius verhängnißvoll werden konnte. Matthesius hatte im schmalkaldischen Kriege die Stellung genommen, die ihm sein Gewissen vorschrieb, und die Bevölkerung von Joachimsthal ermahnt, sich von dem König Ferdinand nicht zum Kriege gegen ihre protestantischen Glaubensgenossen gebrauchen zu lassen. Die Haltung der Joachimsthaler entsprach im wesentlichen der ihres Pfarrers, und die Folge war, daß die von König Ferdinand abgesandten Commissare Matthesius als den Urheber der Empörung bezeichneten. So wurde der Joachimsthaler Pfarrer nach Prag zur Verantwortung vorgeladen, und er entschloß sich, den schweren Gang anzutreten. Rührend sind die Worte, mit denen seine Gattin Sibylla ihn ermahnt, die Gefahr um des Glaubens willen freudig zu bestehen; sie zeigen, wie stark die Bekenntnißfreudigkeit damals alle Geschlechter und Stände durchdrang: „Ach mein herzallerliebster Mann, kümmert Euch mein und unsrer Kinder halber nicht; thut Ihr, was recht ist, um meineswillen handelt beileib wider Euer Gewissen nicht, Gott lebet noch; er wird mich und Eure Kinder als der rechte Wittwen- und Waisenvater wohl zu versorgen wissen, und da er uns hier gleich eine Zeit lang von einander reißet, wird er uns doch vor seinem Angesicht in ewigen Ehren wieder zusammenbringen." Indessen die Befürchtungen, die aus diesen Worten sprechen, verwirklichten sich nicht. In Prag reichte Matthesius eine Vertheidigungsschrift ein, deren freimüthige, klare und bestimmte Haltung den besten Eindruck machte; König Ferdinand empfing ihn hierauf in einer Audienz und entließ ihn mit wohlwollenden Versicherungen. Thatsächlich ist dann auch bei Matthesius' Lebzeiten der Protestantismus in Joachimsthal unangefochten geblieben; erst nach seinem Tode siegte auch hier die Gegenreformation.

Unter den literarischen Leistungen des Matthesius stehen die Predigten obenan. Seine Kirchenordnung von Joachimsthal, die in der vorliegenden Biographie ausführlich zergliedert worden ist, hat im wesentlichen nur Bedeutung für die Geschichte der kirchlichen Organisation des Protestantismus, und was Matthesius als Dichter geleistet hat, wird von Loesche mit Recht gering angeschlagen. So bleiben nur die zahlreichen Predigten, die uns erhalten sind, und aus ihnen heben sich wieder zwei Cyklen heraus, die als die werthvollsten Erzeugnisse des Matthesius anzusehen sind: der eine ist das Leben Luthers und der andere ist die Sarepta oder Bergpostille. Beide Predigtwerke wandeln keineswegs in dem herkömmlichen Stile des geistlich-oratorischen Stils; zwar fehlt es ihnen nicht ganz an Vorläufern, dennoch aber ist die Bahn, die sie einschlagen, so kühn und originell, daß sie schon deßhalb verdienen, einen Ehrenplatz innerhalb der Predigtliteratur des sechzehnten Jahrhunderts einzunehmen. Das Lutherbuch ist aus Predigten hervorgegangen, die Matthesius in den Jahren 1562 bis 1564 seiner Gemeinde gehalten hat. Mit Recht hat daher der Biograph die Predigtform in dem Druck beibehalten: aus dem lebendigen Verkehr zwischen dem Pfarrer und seiner Gemeinde war diese Biographie erwachsen, und von der Kanzel herab hatte der Verfasser die volksthümliche Kraft seiner Worte erprobt; es war nur recht und billig, daß diese eigenartige Entstehung des Buches auch in der äußeren Form sich geltend machte. Loesche hat dem Lutherbuche eine gute Charakteristik zutheil werden lassen und das heute über Matthesius' Bedeutung als Darsteller von Luthers Leben zu fällende Urtheil kurz und bündig zusammengefaßt: „War Matthesius zum Lutherbiographen geeignet? Ja und nein! Trotz einiger Selbständigkeit stand er zu sehr unter dem Bann des in gleichem Maße bewunderten und geliebten Helden und unter dem der Zeit, um jenes Grenzen zu empfinden; er stand ihm zu nah, um ihn perspectivisch zu betrachten, er war durch Anlage und Lebensgang zu sehr sein Echo. Wiederum war er von der innigen Zuneigung erfüllt, die bei einem Biographen schwer entbehrlich ist. Immer mehr hat er sich in des Meisters Wesen hineingelebt und geliebt. Trotz seiner eingestandenen Minderwerthigkeit war er ihm von Haus aus congenial, hatte mehr als nur einen Hauch seines Geistes verspürt. Er war, wie die Quellenschau beglaubigt, wohl in der Lage, die Wahrheit zu kennen, soweit sie damals ihren Schleier gelüftet hatte; daß er die Wahrheit sagen wollte, dafür bürgen nicht nur die auch dreisten Fälschern geläufigen Vermahnungen, die Zuversicht, mit der er sich bereit erklärt, am jüngsten Tage von seiner Historie Rechenschaft zu geben, mit seinen Wittenberger Tischgenossen dort wieder zusammenzutreten, sondern vor allem die ganze Persönlichkeit des Verfassers, der vom Scheitel bis zur Sohle ein ehrlicher Mann, ein begeisterter Anwalt der Wahrheit war, soweit er sie eben zu beurtheilen vermochte. Er ist auch kein trockener Chronist, der Jahr für Jahr gleichmäßig vor seinen gemarterten Zuhörern abspinnt, sondern ein pragmatischer Geschichtschreiber; er sichtet und ordnet, faßt das Gleichartige zusammen, läßt die meisten entscheidenden Punkte scharf herausspringen. Vorsichtig hat er die Schranke, die er sich gezogen, nicht überschritten, die Geschichte Luthers und nicht die der Reformation zu schreiben." Wegen der hin und wieder auftauchenden gelehrten Bestandtheile glaubt Loesche dem Werke die Bezeichnung als Volksbuch für die Gegenwart vorenthalten zu müssen. Allein es bedürfte nur einer einigermaßen geschickten Bearbeitung, um den Schatz kerniger Volksthümlichkeit, der in Matthesius' Biographie steckt, auch für die Gegenwart zu heben. Die bisherigen neueren Ausgaben von Matthesius' Buch haben allerdings diese Aufgabe nicht gelöst, da sie nirgends entsprechende Aenderungen an dem ihnen vorliegenden Texte gemacht und immer viel zu viel bei dem Leser vorausgesetzt haben.

In ihrer Anlage noch eigenartiger als das Leben Luthers, ist die Sarepta oder Bergpostille. An der Hand der heiligen Schrift hat hier Matthesius versucht, den Beruf, dem sich seine Zuhörer gewidmet hatten, im einzelnen durchzugehen, alles Wissenswerthe darüber zur Belehrung zusammenzubringen und dann das Vergängliche der täglichen Mühe und Arbeit mit dem Ewigen zu verknüpfen. Leicht war die Durchführung dieser Aufgabe gewiß nicht. Zunächst boten sich zahlreiche stoffliche Schwierigkeiten dar, denn die heilige Schrift weiß bekanntlich von dem Bergwerkswesen nur sehr wenig zu melden, da die Juden die Edelmetalle durch Einfuhr bezogen. So hat sich denn Matthesius zu helfen gesucht, so gut es eben ging; was irgend im alten oder neuen Testament auf Metalle Bezug hat, hat er verwerthet, vieles ist dabei gewaltsam hineingezogen worden, anderes falsch verstanden. Aber so wunderlich uns heute auch die Aufstapelung von Schriftstellen und gelehrten Notizen erscheinen mag, der Gedanke, der dem Werke zu Grunde liegt, ist doch zweifellos ganz richtig. Eine jede dieser Predigten zeigt uns, mit welchem liebevollen Verständniß Matthesius auf das Berufsleben seiner Gemeinde einzu-

gehen und vom Nächstliegenden aus den Weg zur religiösen Erbauung zu gewinnen wußte. Wie sehr jedenfalls Matthesius seinen Zeitgenossen mit diesen Predigten zu Herzen gesprochen hat, das bezeugt die außerordentlich starke Verbreitung, die das Buch gefunden hat. In vierzehn Auflagen, die bis in die letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts reichen, liegt es uns vor. Und wenn wir uns auch heute nicht mehr an diesen eigenartigen Stücken erbauen können, so sind sie doch für uns keineswegs ohne sachlichen Werth: sie bilden eine wichtige Quelle für das Culturleben des sechzehnten Jahrhunderts. Von diesem Standpunkte aus erfaßt sie auch Loesche und deutet sogar einen anziehenden Vergleich zwischen den Zuständen an, die uns Zola im „Germinal" vorführt, und dem Bilde, das sich aus der Bergpostille ergibt.

Der Verfasser hat in dem ersten Bande seiner Biographie neben einem eingehenden Lebensbilde auch sorgfältige Analysen sämmtlicher erhaltenen Werke des Matthesius gegeben und somit einen Ueberblick über die reiche Lebensthätigkeit des Mannes ermöglicht. Im zweiten Bande stellt er dann die gewonnenen Ergebnisse nach sachlichen Gesichtspunkten zusammen. Die Capitel, in denen er hier die dogmatischen und ethischen Vorstellungen in Matthesius' Predigten gruppirt, den Stil und die Sprache des volksthümlichen Predigers behandelt und die Art seiner Polemik darlegt, steuern fast auf jeder Seite etwas Neues für die Cultur- und Literaturgeschichte des Reformationszeitalters bei. Hoffentlich wird es dem mit so viel Fleiß gearbeiteten Buche auch außerhalb der Fachkreise an Lesern nicht fehlen.

Kathedersocialismus und sociale Entwicklung.

Von Julius Wolf.

II.

Soviel ich sehe, leitet Schmoller in seinem Aufsatze 1) aus empirischem Material, 2) aus, vielleicht da und dort noch hypothetischen, aber, wie er sagt, von ihm „für wahr gehaltenen Annahmen" folgende Thesen ab:

1) Auf Epochen größerer Ausgeglichenheit der Einkommen folgen solche größerer Ungleichheit bei gleichzeitig größerem Fortschritt, welche Epochen ihrerseits dann wieder abgelöst werden durch solche größerer Ausgleichung.

2) Die Annahme naturnothwendiger Entwicklungstendenzen zu größerer Gleichheit oder Ungleichheit ist unwissenschaftlich. Verschiedene Epochen haben verschiedene Tendenzen.

3) Immerhin scheinen dieselben technischen und socialen Umwälzungen in früheren Zeiten viel größere Ungleichheiten erzeugt zu haben als in späteren.

4) Was die größeren Verschiedenheiten in Zeiten des Fortschritts betrifft, so gehen diese Verschiedenheiten des Einkommens über die der Personen (höhere Fähigkeit, größere Kraft oder Intelligenz) stark hinaus in Folge des Zufalls, des Erbrechts, sowie in Folge von Unrecht, List, Gewalt und Ausbeutung.

5) Die Ausgleichung in der darauf folgenden Epoche (des Stillstandes) wird bewirkt dadurch, daß häufig die obersten Schichten der Gesellschaft, wie die untersten, am raschesten sich aufreiben, sowie dadurch, daß mit allgemeinerer Volksbildung die Verschiedenheit der Kräfte eher wieder abnimmt.

6) Die alsdann wieder folgende größere Ungleichheit in Zeiten wirthschaftlichen Niedergangs wird bewirkt dadurch, daß die Reichen durch Vorsicht, geringe Kinderzahl, Geldheirathen sich zunächst in ihrem Besitz erhalten, sowie weil unmoralische Mittel des Erwerbs wieder ungescheuter angewendet werden und zugleich die wachsende Menge des Mittelstandes und der unteren Classen geringere Erwerbsgelegenheit hat.

7) Was die Gegenwart angeht, so wurden in den fünf Jahren 1869—74 wesentlich die heutigen großen Einkommen und die neue Geschäftsaristokratie geschaffen.

8) Zunächst war der Fortschritt den Fähigkeiten zu gute gekommen. Aber zugleich entfesselte der wirthschaftliche Kampf die Raubthiernatur, die stets im Menschen schlummert, wieder viel stärker; nicht bloß der fähigste, sondern auch der rücksichtsloseste, an manchen Stellen der unanständigste wurde reich; der Mittelstand ging theilweise zurück, theilweise verschwand er. Eine Periode der Reaction stellte sich ein. Theilweise bildete sich ein neuer Mittelstand.

In diesen Thesen begrüße ich zunächst mit Genugthuung, daß Schmoller die Differenzirung der Begabungen betont und mit der Differenzirung der Einkommen in einigen Zusammenhang bringt. Ich begrüße weiter die Feststellung, daß in neuerer Zeit „theilweise ein neuer Mittelstand" in Bildung begriffen ist; in allem Uebrigen scheinen mir die Thesen der Berichtigung Raum zu geben.

Wohl hätte Schmoller in These 1 und 2 unzweifelhaft Recht, wenn er aufträte dagegen, daß die Jahrtausende, Antike, Mittelalter, unsre Zeit als von einem Entwicklungsprincip beherrscht dargestellt würden. Aber das ist, indem er erklärt: „Die Annahme naturnothwendiger Entwicklungstendenzen zur größeren Gleichheit oder Ungleichheit ist unwissenschaftlich", kaum seine Absicht. Eine nothwendige und allgemeine historische Tendenz in jenem allesumfassenden Sinne hat Niemand behauptet. Der Socialismus betont die zunehmende Ungleichheit (d. h. die zunehmende Zahl der Armen, die Verminderung des Mittelstandes und der Zahl der Reichen bei gleichzeitig steigendem Reichthum der letzteren) von der Zeit der Maschinenverwendung an, d. h. seit etwa einem Jahrhundert; ich behaupte die zunehmende Gleichheit (im einzelnen die Verminderung in der Zahl der Armen, die Vermehrung des Mittelstandes und der Zahl der Reichen) seit etwa fünfzig Jahren. Wir beide glauben an eine dauernde Erscheinung. Schmoller stellt dem eine Theorie von sich ablösenden Perioden größerer und kleinerer Ungleichheit bezw. Gleichheit gegenüber. Meiner Ansicht nach ist in der Maschinenperiode zu unterscheiden die Uebergangszeit der ersten fünfzig Jahre, und der darauf folgende, bisher etwa gleich große Zeitraum. Für die Charakteristik der socialen Entwicklung in der Uebergangszeit haben wir ausreichende statistische Daten nicht, ich enthalte mich daher jeder Muthmaßung über die Entwicklung daselbst. Dagegen besitzen wir ausreichende statistische Daten über die Zeit seither, und auf Grund dieser Daten wie anderer Wahrnehmungen ist es meine Ueberzeugung, daß diese Zeit eine Zeit des socialen Fortschritts in dem von mir gezeichneten Sinne gewesen ist.

Nichts läßt vermuthen, daß dieser Zeit des socialen Fortschritts, welche die Socialisten allerdings eine solche des socialen Rückschritts nennen, eine Periode des Stillstands oder Rückgangs folgen werde. Die Eintheilung Schmollers: Zeiten des Fortschritts, des Stillstandes, des Rückganges scheint mir darum mechanistisch und äußerlich. Sie ist abgezogen aus Erfahrungen, die hinter uns liegen und die keine Geltung haben für unsre Zeit. Schmollers historische Perspective geht zu weit. Er würdigt nicht genügend, daß die technischen Hülfsmittel den wirthschaftlichen Charakter der Zeit bestimmen und darnach die Erfahrungen aus früheren Epochen eine Uebertragung auf das Maschinenzeitalter nicht zulassen. Schmoller spricht von jener Dreitheilung als einer weltgeschichtlichen. Die unberechtigte Generalisirung liegt darnach nicht bei mir; sie liegt auch nicht beim Socialismus: sie liegt bei Schmoller, indem er Erfahrungen aus Zeiten völlig anderen Charakters als die unsre für uns sprechen lassen will. Das Maschinenzeitalter kennt eine Uebergangsepoche aus dem Manufactur- in den

Maschinenstaat, der, wie jeder solcher Uebergang, schmerzhaft und für Hunderttausende, ja Millionen martervoll und ruinös war. Der Socialismus ist die aus den Zuständen und Entwicklungen dieser Uebergangsepoche abgezogene Theorie, der Kathedersocialismus hat die Wahrnehmungen von damals auch später machen zu können geglaubt; meine Auffassung der Dinge ist angepaßt dem Bilde, das ich von der Entwicklung seither gewonnen habe und das mir den Maschinenstaat nach Ueberwindung seiner Kinderkrankheiten darstellt. Was uns die Zukunft bringt, das weiß ich so wenig genau wie andere. Was ich weiß, ist bloß 1) daß wir mit der Theorie des „Fortschritt, Stillstand, Rückschritt" den Dingen auch entfernt nicht gerecht werden, und 2) daß, wenn unsre Entwicklung nicht plötzlich abgebrochen wird durch eine organisirte Ochlokratie, das Gesetz, welches heute dem socialen Fortschritt günstig ist, zweifellos auch weiter wirken wird. Kommt freilich eine Pöbelherrschaft auf, legt die Socialdemokratie als eine neue Völkerwanderung die europäische Cultur in Asche, nimmt sie dem Fähigen und Berufenen die Initiative, die Möglichkeit, frei sich auszuwirken, und damit die Freude an sich, d. h. am Sein, dann mag dem Fortschritt ein Absturz folgen.

Die Verkennung des virtuellen Unterschiedes unsres Wirthschaftsstaates gegen alle früheren, auf andere technische Voraussetzungen aufgebauten wirthschaftsstaatlichen Gebilde tritt bei Schmoller auch in These 3 hervor. Schmoller sagt daselbst: „Es scheint, daß dieselben technischen und socialen Umwälzungen in früheren Zeiten viel größere Ungleichheiten erzeugten als in späteren." — Ich bin auch hier anderer Meinung. Wir haben dieselben technischen und socialen Umwälzungen wie heute niemals früher gehabt; also konnten sie auch in früheren Zeiten nicht viel größere Ungleichheiten wie in späteren erzeugen. Im übrigen, was ist denn „Ungleichheit"? Der Begriff ist nicht so sehr, als es von vornherein scheint, gegeben. Ist es die Distanz vom Aermsten zum Reichsten? Das scheint Schmollers Meinung nicht zu sein; denn er erklärt: „Es kommt weniger darauf an, wie reich das halbe oder viertel Procent der Bevölkerung sei, das ganz oben in der Scala steht, als wie die Einkommensvertheilung zwischen den übrigen 99.5 Proc. sich gestaltet habe." Ist es die Ungleichheit also nach Ausscheidung der Allerreichsten, die Entfernung gleichsam von Stand zu Stand, von der untersten zur höchsten Einkommensclasse, die noch als „Stand" auftritt? Oder will Schmoller die Ungleichheit eine größere nennen, wenn bloß der Mittelstand ein dünnerer geworden ist, die Verbindungsbrücke also von unten nach oben sich verengert hat? Wäre Letzteres Schmollers Standpunkt, so würde ich zustimmend aussprechen, daß der Mittelstand heute stärker als vor 50 Jahren, meiner subjectiven Ueberzeugung nach auch stärker als vor 100, 200 und 300 Jahren, daß er stärker ist als im spätgriechischen Alterthum und ebenso stärker als zur Zeit der römischen Kaiser. Wir besitzen nicht ausreichende „statistische" Daten darüber, aber die — auch von Schmoller angerufene — Geschichte lehrt uns das. Ob er stärker ist als im Mittelalter, das müßte eine nähere Untersuchung noch ermitteln. Keinesfalls scheint mir aber gesagt werden zu dürfen: „Es scheint, daß dieselben technischen und socialen Umwälzungen in früheren Zeiten viel größere Ungleichheiten erzeugten als in späteren, daß immer wieder nach Epochen größerer Ausgleichung die Ungleichheit mit dem Fortschritt einsetzt, aber in jeder späteren Zeit, in jeder besser organisirten Gesellschaft geringere Dimensionen annimmt." Was Schmoller an historisch-statistischem Material für diese These beibringt, ist meines bescheidenen Erachtens ungenügend und anfechtbar, und die Geltendmachung seiner Lehre für die ganze lange Zeit des Geschichtsverlaufs sicher wieder mechanistisch, eine unberechtigte Generalisirung, wie er als Warner vor einer solchen ihr zuletzt verfallen sollte.

Ich komme zu These 4. Sie lautet: „Was die Verschiedenheit des Einkommens in Zeiten des Fortschritts betrifft, so geht dieselbe alsdann über die der Personen stark hinaus, theils durch die Ursachen der zufälligen individuellen Lebensschicksale und den nothwendigen Zusammenhang der Generationen unter einander, theils durch Unrecht, List, Gewalt und Ausbeutung." Auch hier ist meinem Urtheil nach nicht alles zutreffend. Als die die Verschiedenheit der Einkommen über die Verschiedenheit der Personen steigernden Momente werden Zufall, Erbrecht („Zusammenhang der Generationen"), Unrecht („Gewalt, List, Ausbeutung") angeführt. Der Factor „Erbrecht" läßt eine Anfechtung nicht zu. Dagegen könnte die Rolle des Zufalls überschätzt, bezw. seine eigenthümliche Natur nicht ganz correct gefaßt sein. Der Zufall ist die Gelegenheit. Die Gelegenheit kann in der Zeit als solcher liegen, oder nur vereinzelt dem Individuum entgegentreten. Schmoller denkt bloß an den Zufall der zweiten Kategorie (die „zufälligen individuellen Lebensschicksale"). Die weit größere Rolle kommt aber dem Zufall der ersten Kategorie, jenem Zufall, der gemeinhin den Namen „Conjunctur" führt, zu. Was den Zufall der ersten Kategorie betrifft, so ist auch er nicht in dem Maße Zufall, wie das Wort es ausspricht. Denn das Ergreifen des Zufalls, der augenblicklichen und rasch vorübergehenden Chance, das Begreifen des günstigen Augenblicks in dem ewigen Wechsel der Dinge ist an sich wieder Sache des Intellects. Aber immerhin: der günstige Zufall tritt an den einen öfter, an den anderen seltener, an viele überhaupt nicht heran. Und diese verschiedene Zahl der Gelegenheiten, das ist Zufall. Etwas anderes ist die Conjunctur. Die Conjunctur ist die Gelegenheit, die nicht bloß dem Einzelnen kommt, sondern die in der Zeit liegt. Der Zinsfuß von 12 bis 48 Proc. im Alterthum war eine Conjunctur, die die Adeligen und die Kaufleute rasch reich werden ließ und aus der dann fast alle Volkserhebungen in den griechischen Gemeinwesen, auch die der Plebs im alten Rom hervorgegangen sind. Solcher Conjuncturen gibt es selbstverständlich mehr in aufsteigenden Zeiten und darum, nicht in Folge zufälliger individueller Lebensschicksale und nicht in Folge des nothwendigen Zusammenhangs der Generationen, endlich auch nicht, weil in solchen Zeiten das Unrecht größeren Spielraum hätte, zeigen solche Zeiten zunächst häufig größere Ungleichheit. Erbrecht, Unrecht und der Zufall, wie Schmoller ihn versteht, sind die minder bedeutsamen Momente. Das in erster Linie Entscheidende ist die Conjunctur. Ist aber die Conjunctur das Wesentliche, d. h. jener Factor, der, wie Schmoller es sehr zutreffend ausdrückt, die Ungleichheiten der persönlichen Begabung in ihrem Effecte verstärkt, so gewinnt damit die Zeit für die Absicht ihrer socialen Würdigung ein völlig anderes Aussehen.

Die fünfte und sechste These Schmollers sprechen aus, daß in den Perioden des Stillstandes, welche den Perioden des Fortschritts folgen, die Ungleichheit wieder eine geringere werde, darum, weil Aermste und Reichste sich aufreiben und mit höherer sittlicher und rechtlicher Cultur die Bethätigung der Uebermacht eingeschränkt wird, sowie mit allgemeiner Volksbildung die Verschiedenheit der Kräfte wieder abnimmt.

Konnte man schon aus These 4 entnehmen, daß Schmoller die Rolle des Unrechts ꝛc. zu hoch anschlägt, dagegen die Rolle der Conjunctur unterschätzt, so wird dieser Eindruck noch gesteigert durch die nunmehr zu behandelnden zwei Thesen. Schmoller verkennt, bezw. würdigt nicht nach Gebühr unter den die Einkommensvertheilung bestimmenden Factoren: 1. die Masse, bezw. Vermehrung der Bevölkerung, 2. die Masse, bezw. Vermehrung der

Gütererzeugung, 3. die Rolle der unpersönlichen Conjunctur, 4. die Stärke der um die Einkommmensvertheilung ringenden Classen und Organisationen. Er schreibt dagegen eine viel zu große Rolle zu dem Wechsel in dem Maß und Umfang des geübten „Unrechts". Die Sitten und das Recht, mit denen Schmoller auch sonst mit Vorliebe operirt, haben in der Gütervertheilung lange und lange die überragende Rolle nicht, welche der Kathedersocialismus ihnen zuweist. Die Veränderungen, die von ihnen ausgehen, sind vergleichsweise minim und secundär, die schiebenden Kräfte sind in Wirklichkeit ganz andere, hauptsächlich die oben genannten. Damit will nicht gesagt sein, daß die Bedeutung des Ethos im Volksleben meinerseits eine Unterschätzung erfahre. Auch ich bin Anwalt einer Versittlichung der Masse, Anwalt einer Durchdringung des ganzen Rechts und der Sitte mit ethischen Gesichtspunkten. Ich bedaure es darum auch, daß der Masse mit der Religion die Sittenlehre genommen wird, die sie bisher aufrecht hielt in den Mühseligkeiten des Lebens. Aber daß das ethische Moment die socialen Entwicklungen leite und bestimme, dieser Auffassung bin ich im allgemeinen nicht. Wohl, das Mittelalter in seiner unfruchtbaren Periode, auch die versinkende Antike standen unter dem Einfluß einer — mißverstandenen, falschen — Ethik; hier hat die ethische Maxime die Entwicklung zweifellos gehemmt, also sie des wesentlichen beeinflußt. Im übrigen werden aber die Entwicklungen durch ethische Maximen so wenig entschieden, wie der Zwist der Völker durch diplomatische Pourparlers. Was die socialen Verhältnisse gegen den Schluß des Mittelalters verschlechtert hat, war hauptsächlich die Bevölkerungsvermehrung; was die socialen Verhältnisse in unsern Tagen wesentlich verschlechtert hat, war die Vermehrung der Güterproduction bei gleichem Arbeitsaufwand, d. h. die Maschine und der technisch-chemische Fortschritt unsrer Zeit. Was uns ermöglicht, an der Zukunft nicht zu verzweifeln, ist die Wahrscheinlichkeit, daß jener Fortschritt sich fortsetzt und gleichzeitig in der Bevölkerungsvermehrung vernünftigere Uebungen zur Geltung kommen als bisher. Das sind die Factoren, welche allen anderen voran die Gütervertheilung bestimmen, nicht aber der persönliche Zufall, auch nicht „Unrecht, List und Gewalt".

Die letzten Thesen Schmollers (7 und 8) gelten ganz speciell der Beurtheilung der Gegenwart. Die Jahre 1869 bis 1874 hätten, wird hier gesagt, im wesentlichen die heutigen großen Einkommen und die neue Geschäftsaristokratie geschaffen; dann sei ein Jahrzehnt gefolgt, das den mittleren und unteren Classen günstig war. Schmoller führt dies zunächst als Meinung anderer an, aber in zustimmendem Sinne. In näherer Erläuterung wird erklärt, der Fortschritt und die mit ihm verbundenen wirthschaftlichen Kämpfe hätten „die Raubthiernatur, die stets im Menschen schlummert, entfesselt; nicht bloß der fähigste, sondern auch der rücksichtsloseste, an manchen Stellen der unanständigste wurde reich; der Mittelstand ging theilweise zurück, theilweise verschwand er"; dann sei wieder die Periode der Ausgleichung gekommen, lebendige Rückwirkungen, ein neuer Mittelstand.

Ich habe, was hierauf zu erwidern ist, im Wesen schon früher gesagt. Mir fehlen die zahlenmäßigen Belege für die von Schmoller entwickelte Theorie vollständig. Die statistischen Tabellen, welche er bringt, sind solche Belege nicht. Schmoller verweist zum Schluß seiner Ausführungen auf das positive Beweismaterial, das er beigegeben habe. Positives Beweismaterial für jene der Gegenwart geltende Entwicklungslehre habe ich keines gefunden. Daß vereinzelte Speculanten von 1870—1873 und gelegentlich auch späterhin auf dem Wege der Unanständigkeit, durch Herauskehren der von Schmoller mit Recht so genannten Raubthiernatur reich geworden sind, ist zweifellos. Aber sicher darf das Contingent, welches sie stellten, nicht überschätzt werden. Die größere Zahl neuer Reichthümer ist von 1869—1874 sowie früher und später in unsrer Zeit gebildet worden vornehmlich im Wege der Industrie, der Ausnützung neuer technischer und chemischer Verfahren, durch den Großhandel im Bank- oder Waarengeschäfte und die Grundwerthsteigerung. Die „Raubthiernatur im Menschen" hat das wenigste dazu gethan. Daß überdies in den fünf Jahren 1869—1874 die „heutigen großen Einkommen und die neue Geschäftsaristokratie geschaffen" worden seien, kann, obschon Schmoller sich keineswegs dagegen wendet, seine Meinung selbst nicht sein. In fünf Jahren wird keine Aristokratie geschaffen. Ebenso weiß ich nichts von einem „Verschwinden" des Mittelstandes in dieser Zeit. Nicht bekannt ist mir des weiteren, daß die Zeit 1869—1874 den unteren Classen ungünstig gewesen wäre! Schmoller theilt mit, daß die darauffolgende Periode, das darauffolgende Jahrzehnt 1875 bis 1885, dem Mittelstand günstiger gewesen sei und ebenso den unteren Classen. Auf diese Weise sollen die Darstellungen der „Optimisten" ihre Erklärung finden für eine beschränkte Spanne Zeit. Ich weiß nichts darüber, daß die Entwicklung des Mittelstandes zu dieser Zeit (1875 bis 1885) eine günstigere als von 1869—1874 gewesen sei, nichts darüber, daß jene Jahre den unteren Classen günstiger gewesen seien als die von 1869—1874, — im Gegentheil!

Für die Bewegung gegen größere Gleichheit, geringere Ungleichheit, die den Jahren 1875—1885 und weiterhin etwa unsrer Zeit eigenthümlich sein soll, findet Schmoller „die wesentlichste Ursache in einem gesunden (gesundenden) moralischen Volksgefühl". Ich weiß weder von dieser Gesundung des Volksgefühls, noch würde es auch meines Erachtens, wenn es gesundet wäre, so rasch wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung gewonnen haben. Ich habe darauf schon früher hingewiesen. Die Kräfte, welche die Entwicklungen entscheiden, sind nicht ethischer, sondern viel materiellerer Natur. Den Kräften, welchen Schmoller die erste Rolle zuweist, kommen auf dem Theater der Volkswirthschaft nichts als Nebenrollen zu. Masse der Güter, Masse der Bevölkerung, günstige Conjuncturen, Krisen, Kampforganisationen, das sind die Factoren, die in Wirklichkeit die wirthschaftliche Welt regieren.

Mittheilungen und Nachrichten.

v. Pädagogische Encyklopädie. Das von Professor W. Rein in Jena herausgegebene „Encyklopädische Handbuch der Pädagogik" (Langensalza, H. Beyer und Söhne) nimmt einen rüstigen Fortgang und zeigt sich dabei seiner schweren Aufgabe durchaus gewachsen. Man erhält hier sowohl eine Orientirung über den Thatbestand des modernen Erziehungs- und Unterrichtswesens als einen Einblick in die Fragen und Bewegungen der heutigen Pädagogik. Eine geschickte Abstufung von Bedeutendem und Minderbedeutendem macht es möglich, über einzelne Hauptfragen eingehende Monographien zu bieten, ohne das Ganze zu sehr anschwellen zu lassen. Die letzten Monate brachten die vier ersten Lieferungen des zweiten Bandes (Erziehender Unterricht — Fortbildungsschule); es seien daraus an größeren Artikeln genannt: Erziehender Unterricht, Erziehung u. s. w., Fortbildungscurse an der Universität, University Extension von Rein; Erziehung und Bildung, Ethik als Grundwissenschaft der Pädagogik, J. G. Fichte von Prof. Vogt; Erzieherin von Helene Lange; Erziehung und Gesellschaft von Dr. P. Barth; Ethik, geschichtlicher Abriß bis zur Gegenwart von Prof. Jodl; Farbenblindheit von Dr. Schubert; Formale Bildung von Director Ackermann; Formal-Stufen von Director Just; Forstschule und forstliches Prüfungswesen von Oberforstmeister Danckelmann. Kurz eine Fülle von Stoff in geschickter und handlicher Bearbeitung.

L. F. Am 8. Dec. vollendet Dr. **Rochus Frhr. v. Liliencron**, Klosterpropst zu St. Johann vor Schleswig, das 75. Lebens-

jahr; ein Mann, der von Anfang an all seine Kräfte in den Dienst seines deutschen Volkes gestellt, obzwar er als Sohn eines hohen dänischen Staats- und Hofbeamten und selbst dänischer Unterthan die überkommene Anlehnung des kleineren Familienzweigs an Kopenhagen — woher sogar auch seine Gattin stammte — unterbrach und die eigene Laufbahn empfindlich gefährdete. Zu Plön in Holstein 1820 geboren, studirte er an der Kieler und an der Berliner Universität Theologie, dann Jurisprudenz, schwenkte aber 1843 endgiltig zur germanistischen Philologie ab, für welche Disciplin er sich 1847 zu Bonn als Privatdocent niederließ. Jedoch schon Anfang 1848 kehrte er in die Heimath zurück, als die Erhebung der nordalbingischen Lande gegen die dänische Herrschaft ausbrach, ward beim schleswig-holsteinischen Comité Secretär im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem er zunächst einem Freischärler-Corps angehört, und vertrat seit Dec. 1848 die Provinzen in Berlin. Als zu Beginn 1850 die Bewegung, von den deutschen Regierungen im Stich gelassen, vorerst im Sande verlief, gab's auch für Liliencron in der heimathlichen Politik keine Verwendung mehr, und so nahm man ihn für die Kieler Professur der nordischen Sprachen und Literaturen in Aussicht, welchen Plan aber das dänische Ministerium durchkreuzte. So ging er 1852 als Professor für deutsche Sprache und Literatur nach Jena; aber schon 1855 schloß für immer die einstmals ersehnte akademische Carriere. Er folgte da einem Rufe nach Meiningen als Cabinetsrath und Kammerherr, für einige Zeit auch als Intendant der Hofcapelle und Vorsteher der herzoglichen Bibliotheken. In diesen Functionen wirkte er befriedigt und segensreich bis 1869, in welchem Jahr er, zum Mitgliede der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften erwählt, nach München übersiedelte, um im Auftrage der der Akademie angegliederten „Historischen Commission", deren ordentliches Mitglied er im Folgejahre nach Wilh. Wackernagels Tode ward, die Hauptleitung der „Allgemeinen deutschen Biographie" in die Hand zu nehmen, die König Maximilian II. veranlaßt hatte. Seitdem hat Baron Liliencron, dem in Prof. F. X. Wegele ein Mitredacteur beigesellt wurde, seine Zeit und Kraft im wesentlichen diesem gewaltigen nationalen Unternehmen geweiht, das, allmählich weit über den Voranschlag von 20 Bänden hinausgewachsen, jetzt bei der Mitte des 40. Bandes (Voggenhuber) angelangt ist. Er blieb dieser rasch aus einer officiellen zur Lieblings-, ja Lebensaufgabe gewordenen schwierigen Obliegenheit treu, ungeachtet des Umstandes, daß er seit 1876, zum Propst des St. Johannis-Klosters (lutherisches adeliges Fräuleinstift) in Schleswig ernannt, durch die ganze Länge des Vaterlandes vom Sitze der Institution entfernt war. In der nun ja binnen der allernächsten Jahre zu erwartenden Vollendung erblickt er das Ziel seines gesammten Strebens.

Rochus Frhr. v. Liliencron hat als Germanist eine außerordentliche Vielseitigkeit bewährt. In der ersten Periode seines Schaffens wandte er sich ausschließlich den älteren damals eifrig in Angriff genommenen Studien zu: „Zur Runenlehre" (1852), mit seinem gleichgesinnten Lands-, Alters- und Forschgenossen Karl Müllenhoff verfaßt, in dessen Kampf für die von Karl Lachmann ererbten Theorien über das mittelhochdeutsche Nationalepos wider Holtzmann und Zarncke seine Abhandlung „über die Nibelungenhandschrift C" (1856) eingriff, die Ausgaben der „Lieder und Sprüche aus der letzten Zeit des Minnesangs" (1854), mit W. Stade veranstaltet, und der „Düringischen Chronik des Johann Rothe" (1859), der dritte Band der „Thüringischen Geschichtsquellen" — das sind seine wesentlichen Veröffentlichungen aus dieser Zeit. Sein Haupt- und nach Bedeutung wie Beachtung wichtigstes Werk sind aber die mit dem Nachtrage, der die Töne und Register bringt, fünf Bände umfassenden „Historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert" (1865—69), ebenfalls durch die Münchener Historische Commission hervorgerufen. Die vorbildliche Anlage und überaus solide Ausführung dieser Sammlung gelten längst als Muster; den unermeßlichen Gehalt für literarische, geschichtliche und sprachliche Erkenntniß auszuschöpfen, bleibt künftigem Verständnisse noch vorbehalten. Einstweilen scheint die dem Prachtwerke gebührende Aufmerksamkeit mit dem leider überhaupt etwas zurückgedrängten Suchen und Untersuchen im Felde unsres geschichtlichen Volksgesanges in den Hintergrund getreten zu sein. Und doch darf es den Ehrentitel eines unvergänglichen Denkmals deutscher Geschichte und Dichtung, sowie deutschen Volksthums beanspruchen. Letzteren, den culturhistorischen Zweck trägt eine kleine jüngere Gabe des Verfassers, „Deutsches Leben im Volkslied um 1530", noch deutlicher zur Schau. Diese Auswahl erschien, mit einer feinsinnigen Einleitung und allen erlangbaren Melodien versehen, 1885 in derselben Kürschner'schen „Deutschen National-Literatur", für die Liliencron 1883 ein in München am Eingange des 17. Jahrhunderts entstandenes höchst originelles Werk, des Aegidius Albertinus „Lucifers Seelengejaidt", erneuert hatte. Die letzte Publication seiner Feder, „Liturgisch-musikalische Geschichte der evangelischen Gottesdienste 1523—1700" (1893), darf nicht wundernehmen; sie krönt nämlich eine durch mehrere Lustren fortgesetzte Umschau auf dem Gebiete des protestantischen Kirchengesangs in glücklichem Abschlusse. Hier begegneten sich in ihm wohl der ursprüngliche Jünger der Theologie und Prälat — den neben dem philosophischen der Dr. theol. ziert — und der kundige Musikhistoriker. Als letzteren hat er sich in verschiedenen gediegenen Beiträgen in Fachzeitschriften bekundet, wo man auch andere Abhandlungen zur vergleichenden Literaturgeschichte u. a. suchen muß. Als eine zusammenfassende, in ihrer Knappheit überaus inhaltreiche Leistung heben wir den von ihm verfaßten Abschnitt „Musik" in Hermann Pauls Grundriß der germanischen Philologie hervor. Auch die Ergebnisse seiner sichtbaren Theilnahme an der „Allgemeinen deutschen Biographie", wo er oft genug für Verstorbene oder Säumige einsprang, sind schwer auffindbar, zumal sie wohl nie ohne weiteres erkenntliche Unterschrift tragen. Denn den Jubilar, dem wir noch einen frohen, gesegneten Lebensabend wünschen, schmückt eine typische Eigenschaft des deutschen Gelehrten, die Bescheidenheit!

* Der bekannte Kunstkritiker und vorzügliche Kenner der altniederländischen Schule A. J. Wauters berichtet im „Congo Illustré" über die seltsame Entdeckung eines alten, niederländischen Gemäldes in Centralafrika Folgendes: Hr. Holmes, Bibliothekar der Königin von England, der als Gelehrter im Auftrage des Brittischen Museums 1868 die englische Expedition gegen Abessinien mitmachte, fand bei der Einnahme von Magdala im Palaste des Negus Theodor ein altes Gemälde, das einen segnenden Christus in rothem Gewande auf grünem Grunde darstellt und, wie sich herausgestellt hat, aus dem Ende des 16. Jahrhunderts von einem Schüler Quentin Metsys' stammt. Das Bild befindet sich augenblicklich in der Privatsammlung des Hrn. Holmes. Wauters glaubt, daß die erste, 1520 von den Portugiesen nach Abessinien entsandte Gesandtschaft des Rodriguez von Lima unter anderen Gegenständen auch dieses Bild dem Negus von Abessinien als Geschenk überbrachte, der nach der Auffassung der Europäer zugleich christlicher König und Priester war. Ueber drei Jahrhunderte wurde es alsdann von abessinischen Herrschern oder auch in der Zwischenzeit von Mönchen aufbewahrt, ehe es nun wieder die Rückreise nach Europa antrat.

* Die Goethesammlung zu Sesenheim, eine Gründung des zu Straßburg lebenden Dichters Dr. Gustav Adolf Müller, hat, wie die „Frkf. Ztg." erfährt, neuerdings mehrfache interessante Erwerbungen gemacht: u. a. eine Reihe von Briefen der Ottilie v. Goethe, des Schriftstellers Vulpius (Goethe's Schwager), von Zach. Werner, Nikolai, Bertuch; ferner ein merkwürdiges Stammbuchblatt des Urbilds von Goethe's Werther, des unglücklichen W. Jerusalem, sowie eine Handschrift der Goethe'schen Lotte. Außerdem erwarb die Sammlung ein Gemälde von Seekatz und erhielt von einem Sammler in Zürich ein interessantes zeitgenössisches Oelbild: „Lavater auf dem Todtenbette."

♂ **Freiburg i. Br.** Die Frequenz unsrer Universität beträgt 1123, darunter 87 Hospitanten, gegen den vorigen Winter eine Abnahme von 93. Diese kommt fast ausschließlich auf Rechnung der medicinischen Facultät, deren Frequenz von 466 auf 380 fiel. Die übrigen Facultäten blieben fast unverändert; die juristische zählt 242 (gegen 253), die philosophische 209 (202), die theologische 205 (215) Studenten. Am stärksten vertreten sind die Badener (446 gegen 510) und die Preußen (316 gegen 332). Ausländer sind 94 immatriculirt, darunter 25 Amerikaner (19), 21 Schweizer (8), 16 Russen (19), 10 Franzosen (7) und 5 Engländer (6). Von den Professoren sind die Juristen am beständigsten; die Facultät hat weder außerordentliche Professoren noch Privatdocenten. An der medicinischen sind jetzt 13 ordentliche, 11 außerordentliche Professoren und 12 Privatdocenten thätig. An der philosophischen wirken 48 Ordinarii, 3 Honorar-Professoren, 20 Extraordinarii, 6 Privatdocenten und 3 beauftragte Docenten.

* **Berlin.** Theodor Mommsen ist aus Anlaß seines letzten Geburtstags am 30. November zum Ehrenbürger der Stadt Garding (in Schleswig) ernannt worden. Mommsen wurde dort im Jahre 1817 als Sohn des Predigers Hans Mommsen ge-

boren, der von 1817—1821 in Garding als Diakonus wirkte. — Sein 50jähriges Doctorjubiläum begeht in Jena am 10. December der bekannte Aesthetiker Max Schasler. 1819 in Deutsch-Krone geboren, studirte er in Königsberg und Berlin, schloß sich dem Hegel'schen System an und war lange Vorsitzender der dieser Richtung ergebenen Philosophischen Gesellschaft in Berlin. Für seine Hauptschriften gelten die „Kritische Geschichte der Aesthetik" (1871), „Materialistische und idealistische Weltanschauung" (1879), „System der Künste" (1881), „Aesthetik" (1886).

* **Greifswald.** Die Gesammtzahl der immatriculirten Studirenden an der hiesigen Universität beträgt im laufenden Winterhalbjahr 807, nämlich 238 Theologen, 133 Juristen, 351 Mediciner und 85 Philosophen. Außer diesen haben 17 Personen vom Rector die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten. Die Zahl der immatriculirten Preußen beträgt 704, darunter 192 Pommern. Aus den übrigen Reichsländern stammen 76 Studirende. Ferner studiren in Greifswald 1 Däne, 1 Engländer, 1 Franzose, 1 Holländer, 3 Oesterreicher, 1 Portugiese, 3 Russen, 1 Schwede, 3 Schweizer, 2 Spanier, 3 Afrikaner, 4 Amerikaner und 3 Asiaten.

* **Krakau.** Prof. Wicherkiewicz in Posen ist zum außerordentlichen Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **London.** Der am 27. Nov. hier zusammengetretene Huxley-Ausschuß hat beschlossen, den Verstorbenen nicht nur durch ein im Naturhistorischen Museum (wahrscheinlich dem Darwin'schen gegenüber) zu errichtendes Bilddenkmal, sondern auch durch eine Stiftung zur Förderung wissenschaftlicher, namentlich biologischer Studien zu ehren.

* **Paris,** 3. Dec. Unter den Candidaten für die Nachfolge Dumas' in der Französischen Akademie wird auch der Senator Waldeck-Rousseau genannt, läßt diese Nachricht indessen dementiren. Zola ist, wie man weiß, entschlossen, bei jeder Vacanz zu candidiren, bis ein Sitz unter den Unsterblichen ihm zutheil wird; neben seinem Namen taucht auch wieder derjenige von Ferdinand Fabre auf. Im Gegensatz zu Zola hat der Verfasser des „Abbé Tigrane" und der „Xavière" sich vorgenommen, nach dem einmaligen Rundgange bei den HH. Akademikern nichts mehr für seine Wahl zu thun, sich nicht einmal mehr anzumelden, aber sich wählen zu lassen, falls seine Freunde in der Akademie die Majorität erlangten. In einem akademischen Salon soll jetzt eine Verschwörung im Gange sein, um den zwei sich vordrängenden Naturalisten Zola und Henri Becque, (Verfasser der Bühnenwerke „Les Corbeaux" und „La Parisienne"), den Weg zu versperren. Statt eines Schriftstellers möchte man einen Künstler in die Akademie bringen, was ganz neu wäre und errathen läßt, daß der in Frage stehende Salon der von der Kunst beherrschte der Frau Beulé, Wittwe des Ministers der moralischen Ordnung, ist. Hier will man, wie es scheint, alle Hebel des weiblichen Einflusses und der akademischen Intrigue ansetzen, damit der Maler Puvis de Chavannes oder der Componist Reyer der Nachfolger Alexandre Dumas' werde. Inzwischen wirbt das „Journal des Débats" für Alphonse Daudet, welcher seit Jahren in Conflict mit den Unsterblichen steht. Das Blatt meint, es sei ein gegenseitiges Schmollen, welchem Daudet und die Akademie entsagen könnten, ohne sich etwas zu vergeben.

* **St. Petersburg.** Der neue Privatdocent der Universität J. E. Mandelstamm hat dieser Tage seine Antritts-Vorlesung über vergleichende Mythologie gehalten. Das Auditorium war dicht gefüllt und die Studenten bereiteten dem jungen Gelehrten eine sympathische Ovation.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 4. December folgende Schriften eingegangen:

Dr. Julius Varga: Die Abschaffung der Strafknechtschaft; Studien zur Strafrechtsreform. 1. Th. Graz, Leuschner und Lubensky 1896. — Theodor R. v. Rinaldini: Die Schadenersatzpflicht der Eisenbahnen nach österreichischem Frachtrechte. Wien, Manz 1895. — Denkschrift betr. die Margarinefrage, hggb. v. land- und milchwirthschaftl. Vereinigungen. Prenzlau, A. Mieck 1895. — Dr. J. Balduin Kittel: Das Eisenbahnproject Würzburg-Wertheim-Miltenberg u. dessen Fortsetzung nach Worms; Denkschrift 2c. Würzburg, Stahel 1895. — Karl Strackerjan: Dänische Umtriebe in deutschem Lande. Flensburg, Huwald 1895. — Le Juge: Das englische Heer einschl. der Colonialtruppen in s. heutigen Gestaltung. Leipzig, Zuckschwerdt u. Möschke 1896. — Dr. Georg Quandt: Die Niederlausitzer Schafwollindustrie in ihrer Entwicklung. — Dr. Friedrich Lohmann: Vauban, s. Stellung in d. Geschichte der Nationalökonomie u. s. Reformplan. (Schmoller, staats- u. socialwiss. Forschungen. Heft 3. u. 4.). Leipzig Duncker u. Humblot 1895. — Eduard Hahn: Die Hausthiere u. ihre Beziehungen zur Wirthschaft des Menschen; geograph. Studien. Ebd. 1896. — Dr. Oscar Münsterberg: Japans auswärtiger Handel v. 1542—1854. — Dr. Eduard Vopelius: Entwicklungsgeschichte der Glasindustrie Bayerns bis 1806. — Dr. Moritz Julius Bonn: Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jhdts. — Dr. J. Goldstein: Deutschlands Sodaindustrie. (Brentano und Lotz, Münchener volkswirthschaftl. Studien 10.—13. Stück.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Arved Jürgensohn: Die Memoiren des Grafen Ernst v. Münnich, hggb. Ebd. — Moritz Ritter: Leopold v. Ranke, s. Geistesentwicklung u. s. Geschichtsschreibung; Rede. Ebd. — Graf Adolf Friedrich v. Schack: Nachgelassene Dichtungen Ebd. — Lou Andreas Salomé: Ruth; Erzählung. Ebd. 1895. — Die bayerische Reiterei im Kriege 1870/71 (Sonderdruck). München, Theodor Ackermann 1895. — Ernst Hümpel: Nicetas, Bischof von Remesiana. Bonn, Carl Georgi 1895. — F. Max Müller: Theosophie oder psychologische Religion; Giffordvorlesungen. A. d. Engl. übers. v. Dr. Moritz Winternitz. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1895. — Annie Besant: Geist und Welt. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1895. — Hinschius: Die Disciplin über die Privatdocenten an den preuß. Universitäten. Berlin. — Dr. Leo Königsberger: Helmholtz' Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik und Mechanik; Rede. Heidelberg, J. Hörning 1895. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde Lfg. 3. u. 4. Leipzig, Ch. Hermann Tauchnitz 1895. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 241. Böhmen, 37. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Wilhelm Sievers: Australien und Oceanien; allgemeine Landeskunde. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1895. — *Roma;* impressioni di Giulio Marchetti, beschrieben von Alfred Ruhemann. II. Der Tiber. Rom, L. Bruckner 1895. — Arno Kleffel: Zehn Gesänge aus Dichtungen v. Rudolf Baumbach f. eine Singstimme: Blüthen, Blüthen überall, Der Frühling wird wach, Die Wasserrose. Op. 53. Nr. 1—3. Berlin, Stern und Ollendorff. — Karl Domanig: Der Tiroler Freiheitskampf; dramatische Trilogie. 1. Braut des Vaterlandes; 2. Der Kronenwirth von Hall. Innsbruck, Wagner 1895. 1886. — Karl Theodor Schultz: Entadelter Adel; Roman. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1895. — Engelhorns allgemeine Romanbibliothek. XI. Jhgg. Bd. I—XXVI. Ohnet, Das Recht des Kindes; v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch; Peard, Mademoiselle; Bourget, Kosmopolis; Stockton, Eine schnurrige Geschichte; Coppée, Die wahren Reichen; Bock, Simson u. Delila; Jókai, Die gelbe Rose; Gréville, Verloren; Croker, Zwei Herren; Amicis, Eine Schultragödie; Harraden, Schiffe, die Nachts sich begegnen; Spielhagen, Susi; *, Tim; Munch, Frauen; Berkeley, Die alte Geschichte; v. Heigel, Der Sänger; Sims, Möblirte Wohnungen; Clifford, Tante Anna. Stuttgart, J. Engelhorn 1895. — Friedrich Frhr. v. Dincklage-Campe: Kriegserinnerungen; wie wir unser Eisern Kreuz erwarben, nach persön. Berichten bearbeitet. Illustrirt. Berlin, Leipzig, Bong u. Co. — Dr. Ludwig Muggenthaler: Unter fliegenden Fahnen; Sammlung ernster und heiterer Gedichte. München, J. Lindauer 1895. — Dr. Karl Kraepelin: Naturstudien im Hause; f. d. Jugend. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Flodatto: Durch Dahome; f. d. reifere Jugend. — Oskar Höcker: Im Zeichen des Bären (aus Berlins Vergangenheit); f. d. reifere Jugend. Leipzig. Ferdinand Hirt u. S. 1896. — Hermine Proschko: Jugendheimath; Jahrbuch f. d. Jugend, X. Jhgg. Graz, Leykam 1896. — Bericht üb. d. 48. Hauptversammlung des Evangel. Vereins der Gustav-Adolfstiftung in Hannover. — Drei Predigten bei der Verslg. gehalten v. Grashoff, Uhlhorn u. Dibelius. Leipzig, Selbstverlag des Vereins 1895. — Auszug a. d. 57. Jahresbericht der Evangel. Gesellschaft v. Belgien. Brüssel 1895. — Kataloge: Breitkopf u. Härtel, Leipzig; Histor. Musikbibliotheken. I Hft. Akademisches Orchesterconcert. — Mayer u. Müller, Berlin. Nr. 152. Semitische u. afrikan. Sprachen, Altes Testament. — Ernst Carlebach, Heidelberg. Nr. 199. Jurisprudenz, Staatswiss., Nationalökonomie. Nr. 200. Theater u. Musik. Nr. 204. Philosophie. Nr. 205. Naturwiss., Mathematik, Forstwiss. Nr. 206. Medicin, Zahnheilkunde. Nr. 207. Geschichte, Geographie. Nr. 208. Deutsche Gesch., Baden u. Pfalz. Nr. 209. Kunst, Kunstgesch., Architektur. Nr. 210. Gesch. v. Preußen 2c. Militärwiss.

Unentbehrlich für jeden Künstler, Kunstgewerbetreibenden und jede Bibliothek ist:

Der Akt.

100 Modellstudien in Lichtdruck nach Naturaufnahmen.

Nach künstlerischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten gestellt und herausgegeben von

Prof. Max Koch, Historienmaler. **Otto Rieth,** Architekt und Bildhauer.

10 Hefte à 10 Tafeln 24×32 cm . . à M. 5.— pro Heft,
100 Tafeln in verschließbarer eleg. Mappe M. 55.—

Ferner:

Der Kinder-Akt.

(Das Kind als Modell.)

50 Modellstudien in Lichtdruck nach Naturaufnahmen von Kindern.

Nach künstlerischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten gestellt und herausgegeben von (10166)

Max Peiser,
akadem. Künstler.

5 Hefte à 10 Tafeln 24×32 cm . . . . . . à 5 M.
50 Tafeln in Mappe . . . . 35 M.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes und gegen Voreinsendung des Betrages vom:

Internationalen Kunstverlag
Berlin S. 53. M. Bauer & Co.

Verlag von **Sigmund Mayer** in **Trier.**

Kaufmann, Prof. Dr. D., **R. Jaïr Chajjim Bacharach** (1638—1702) und seine Ahnen (1894). Mk. 4.—
„Eine neue Arbeit Kaufmann's ist für den Kenner des jüdischen Schriftthums ein besonderer Genuss; es sind zumeist nur kleine Ausschnitte, die er giebt, doch diese in vollster Meisterschaft. Glänzende Darstellung, feinste Charakterisirung, mühelose Verwendung des mit Bienenfleiss zusammengetragenen reichen Stoffes: Das alles giebt eine Harmonie, in der selbst Missklänge an Schärfe verlieren und auf mildere Töne sich abstimmen. . . . . Von der Beleuchtung des Lebensganges der Hauptperson fallen helle Streiflichter auf weite Strecken der jüdischen Geschichte des Mittelalters; der Nachweis u. s. w. sind von ganz besonderem Interesse und seien nur deshalb ausdrücklich hier hervorgehoben, um den Werth zu kennzeichnen, den auch diese Schrift K.'s für die geschichtlichen Forschungen über das Judenthum in sich schliesst." (Litterar. Centralblatt.)

— — **Die Erstürmung Ofens** und ihre Vorgeschichte nach dem Berichte Isak Schulhof's (1650—1732) (Megillath, Ofen), herausgegeben und biographisch eingeleitet. Mk. 2.25.
„Ein wirkliches Verständniss dieser Aufzeichnungen gewinnen wir erst durch die Abhandlung Kaufmann's, der sich nicht nur auf die Geschicke R. Schulhof's während jener furchtbaren Zeit beschränkt, sondern eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses so schwer geprüften und bedeutenden Mannes giebt." (10653)

Soeben erschien im Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Handbuch der germanischen Mythologie

von

Wolfgang Golther

Professor a. d. Universität Rostock.

geheftet 12 Mark; gebunden 14 Mark.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich.

Herausgegeben, sowie mit Einleitung und Biographie des Verfassers versehen von

Arved Jürgensohn.

Mit einem Bildnis in Lichtdruck.

Preis geheftet 5 Mark.

Der Verfasser dieser Memoiren, Graf Ernst von Münnich, ist der Sohn des bekannten russischen Generalfeldmarschalls Graf Burchard Christoph von Münnich, dessen interessantes Leben in dem Buche einen erheblichen Raum einnimmt. Als Sohn dieses einflußreichen Mannes und in unmittelbarer Nähe der Kaiserin Anna und ihrer Nachfolger am russischen Hof lebend, war Graf Ernst von Münnich in der Lage, wertvolle historische Mitteilungen aus den betr. maßgebenden Kreisen zu machen. Der Herausgeber A. Jürgensohn macht die bisher nicht veröffentlichte Originalhandschrift, mit Biographie und bibliographischer Einleitung versehen, dem deutschen Lesepublikum zugänglich. (10721)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben verläßt die Presse:

Rich. Weitbrechts neueste „Schwobagschicht"

De Ueberzwerch.

Sollte auf keinem Weihnachtstische fehlen!

Früher erschienen von demselben Verfasser: (10841)

D' Pfarrmagd — No' gstät A' Goischt!

Elegant cart. M. 0.60 pro Bändchen.

Ueberall vorrätig!

Verlag von J. Ebner, Ulm.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Tauchnitz Edition.

December 4, 1895.

Memories and Studies of War and Peace.

By (10834)

Archibald Forbes,

Author of „The War Between France and Germany".

In 2 vols.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Weihnachts-Novitäten!

Hinstorff's Verlag, Wismar.

Soeben erschienen:

Aus **Fritz Reuter's** jungen und alten Tagen.

Von **Dr. K. Th. Gaedertz.**

Mit 40 Bildertafeln (Portraits, Ansichten, Skizzen) u. einem Selbstportrait Fritz Reuter's.

Preis geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Wahrheit und Dichtung in **Fritz Reuter's Werken.**

Urbilder beliebter Reuter-Gestalten von **Gustav Raatz.**

Mit zahlreichen Portraits, Ansichten und Skizzen, zum Theil von Fritz Reuter's Hand.

Preis geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Die Apostelfürsten.

Histor. Roman aus der Zeit der letzten Kämpfe des Christenthums gegen die heidnischen Wenden i. d. Elbniederungen Mecklenburgs und Holsteins von **Henning van Horst.**

Preis geh. 4 M. Eleg. geb. 5 M.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen. (10847)

Hinstorff'sche Hofbuchhandl.
Verlagsconto in Wismar.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Alexandre Dumas fils.

Von Joseph Victor Sarrazin (Freiburg i. B.).

Achtzehn Kilometer von Paris liegt das Städtchen Marly, nach Ludwig XIV., der hier ein Lustschloß und die berühmte Maschine zur Speisung der Versailler Wasserkünste errichten ließ, meist Marly-le-Roi genannt. Der Ort liegt bei einem großen Waldcomplex und ist mit der Station Rueil-Bougival durch Pferdebahn verbunden, so daß die Sommerfrischler in wenigen Minuten die Hauptstadt erreichen können.

Hier hat Alexandre Dumas fils[1]) sein Greisenalter in einer Villa verlebt, die seines Vaters bester Freund van Leuven ihm vermacht und für welche er mit der Widmung von „L'Etrangère“ dankend quittirt hatte. Er kam in den letzten Jahren wenig mehr nach Paris, da tout Paris in seinem behaglichen Tusculum ihn besuchte. Aber am 17. November ließ sich der 71jährige Greis weder durch die feuchte Nebelluft, noch durch die Bitten seiner ihm vor einem Halbjahr angetrauten Gattin bewegen, zu Hause zu bleiben: bei der Enthüllung des Augier-Denkmals auf dem Odeonsplatz wollte Dumas um keinen Preis fehlen. Muthig hielt er die Regengüsse und die Reden aus und kehrte mit einer tüchtigen Erkältung nach Hause zurück. Zehn Tage später war er eine Leiche.

Mit ihm ist der Schöpfer des modernen Sittendramas geschieden, welches das historische Stück und die seichte Scribemanier endgültig verdrängen sollte; zugleich auch der letzte Träger eines seit hundert Jahren berühmten Namens. Dumas' Großvater war ein riesenstarker Mulatte, Sohn eines auf San Domingo ansässigen französischen Edelmannes und einer Negersklavin. Mit 14 Jahren trat er in ein Reiterregiment ein, kämpfte 1792 in Dumouriez' Heer, wurde zwei Jahre später Oberbefehlshaber der Westarmee, vertheidigte in einem Gefecht von Brixen eine Brücke ganz allein, wie Horatius Cocles, unterdrückte den Aufstand von Kairo und starb im blühendsten Mannesalter an einer Krankheit.

Sohn dieses Kraftmenschen, von welchem fabelhafte Anekdoten umliefen, war der später zum Lesefutterfabricanten herabgesunkene Schöpfer des romantischen Geschichtsdramas, der phantasievolle Dichter von Henri III. et sa cour (1829) und der allbekannten vielbändigen Romane. Daß Alexandre Dumas auch der erste war, der mitten in der romantischen Epoche mit einem Stück aus der Gegenwart hervortrat, wird häufig übersehen. Sein „Antony“ ist zweifellos das charakteristischste Stück der ganzen Romantikerzeit, eine leidenschaftliche Anklage gegen die Satzungen und pharisäischen Vorurtheile der modernen Gesellschaft. Das pessimistisch-sentimentale Element waltet zwar auch bei „Antony“ vor — er ist ein Doppelgänger von Hugo's Didier, Hernani und Ruy Blas —, aber es trägt das schlichte Gewand der Gegenwart, statt der spanischen Seiden- und Sammetkleider.

Nicht Zufall und Willkür haben Antony als einen gegen die hohen Mauern conventioneller Vorurtheile anstürmenden Bastard dargestellt. Denn zur Zeit, als das Drama über die Bretter ging, besaß der 28jährige, lebenslustige Hagestolz Alexandre Dumas bereits einen siebenjährigen Sohn. Als armes Schreiberlein hatte er mit der Tochter seines Concierge, einer hübschen Pariser „Confectionneuse“, eine Liebelei angeknüpft, und am 24. Juli 1824 von ihr einen Sohn bekommen, dem er seinen und seines Vaters Vornamen Alexandre verlieh.

Diese illegitime Herkunft ist für die gesammte Entwicklung des nunmehr verstorbenen Dramatikers ausschlaggebend gewesen. Da sein Vater eine stadtbekannte Persönlichkeit war, mußte er als Schulknabe alle Bitterkeiten durchkosten, welche sein Roman „L'Affaire Clémenceau“ mit herzbeklemmender Gewalt beschreibt: Von den Mitschülern im Institut Gaclaux verhöhnt und geprügelt — „cet âge est sans pitié“ — lernte der „vaterlose“ Junge zeitig die Glücklichen dieser Welt hassen, und zeitlebens sollte der Ingrimm in seiner Seele haften. Als zweites Moment für die Entwicklung seiner Sonderart muß seines Vaters eigenthümliche Auffassung von den Vaterpflichten gelten, Dumas der ältere nahm seinen Sohn ohne abgeschlossene Bildung aus der Schule (1841), und in einem Alter, wo die jungen Franzosen sich tapfer auf eins der vielen landesüblichen Examina einpauken, studirte Dumas fils an seines lockeren Vaters Seite das Pariser Genußleben. Er lernte nur eine Seite der Gesellschaft kennen, nur vereinzelte Gattungen von Frauen und Mädchen, und nur diese treten in seinen Sittendramen auf.

Im „Père prodigue“ (1859) stellt Dumas zwei Typen aus der Zeit des zweiten Empire plastisch dar. Der verschwenderische Graf La Rivonnière stammt aus der Zeit, „da ganz Frankreich im Fieberwahn lebte und einen gewaltigen Ueberschuß an Lebenskraft zu vergeuden trachtete“ (I. 11). Er ist trotz der grauen Haare ein flotter Lebemann geblieben — vgl. Froufrou's unverbesserlichen Papa —, sein Herz glüht noch heiß, sein Kopf ist immer noch leer, sein Sinn leicht und sorglos. So sahen Pariser Väter zu Napoleons III. Zeiten aus. Die Söhne dagegen brachten gleichsam die Welterfahrung mit, welche der Vater sich zu erwerben verabsäumt hatte. Sie waren pessimistisch und blasirt, unzufrieden mit sich und der Welt. Dumas hat hier seinen leichtsinnigen Erzeuger und sich selbst getreu ab-

---

[1]) Ueber den älteren Dumas vgl. *Blaze de Bury*, Mes Etudes et mes Souvenirs, Paris 1885 (Beilage zur Allg. Zeitung, 1885, Nr. 87). Ueber den jüngeren vgl. *Léopold Lacour*, Trois théâtres, Paris 1880; *Claretie*, Al. Dumas, Paris 1882; J. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen, Stuttg. 1888, Seite 133 ff; *Petit de Julleville*, Le Théâtre en France, Paris 1889, Seite 411 ff; *Parigot*, Le Théâtre d'hier, Paris 1893, Seite 123 ff; *J. Lemaître*, Impressions de théâtre, passim; *Cartault*, Le Théâtre contemporain, M. A. Dumas fils, Revue polit. et lit., 1882, No. 21. *Bourget*, Essais de psychologie contemporaine. Paris 1883, 2 Bde.; *R. Doumic*, Portraits d'écrivains, Paris 1894, Seite 1 ff.

konterfeit. Es sind keine größeren Gegensätze denkbar als Dumas père, der nie sich der Gerichtsvollzieher und der Schulden erwehren konnte, und der sparsame, die ihm vom Theater zufließenden Reichthümer sorglich aufhäufende Villenbewohner von Marly.

Seine Dichterlaufbahn begann der junge Dumas mit einem Bändchen „Péchés de jeunesse" (1847, bei Fellens et Dufour), theils unbedeutende Liebeslieder, theils Eindrücke vom Rheinstrand und aus Spanien, mit unverkennbaren Anklängen an den alles beherrschenden Hugo. Von Interesse ist eine Klage auf den frühen Tod jener Marie Duplessis, die er als „Cameliendame" verewigt hat:

„Maintenant vous avez parmi les fleurs, Marie,
Sans crainte du réveil le repos désiré.
Le Seigneur a soufflé sur votre âme flétrie
Et payé d'un seul coup le sommeil arriéré."

Nebenbei schrieb Dumas viele, viele Feuilletonspalten, um seine Schulden zu zahlen. Es erschien Roman auf Roman, als wolle der Sohn an Schnellfingrigkeit mit dem allezeit fruchtbaren Vater sich messen. Bis auf die „Cameliendame" und „Diane de Lys", die auf Selbsterlebnisse sich gründen und später in dramatischer Gestalt wiederkehren, sind alle Romane dieser Periode belanglos.[1])

Am 2. Februar 1852, wenige Wochen nach dem Staatsstreich, errang Dumas fils einen Bühnentriumph, der ihm sofort neben Augier seinen Platz unter den Meistern des Dramas anwies.[2]) Mit seiner „Dame aux Camélias" beginnt thatsächlich ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Bühnenliteratur und ist Scribe's Intriguenstück verdrängt. Geschöpft ist der Vorwurf aus Dumas' gleichnamigem selbsterlebten Roman: Eine Cocotte besserer Gattung wird von einem unerfahrenen Jüngling innig geliebt; ihm zu Liebe entsagt sie den Aufregungen von Paris. Der Vater Armands stört das Idyll. Namens der betrübten Familie fleht er die Cameliendame an, den verirrten Sohn freizugeben, und sie willigt edelmüthig darein, den Verdacht der Untreue aus Geldgier auf sich zu laden. Armand kehrt nach kurzer Zeit zurück, aber Marguerite bleibt standhaft, und er muß wuthentbrannt von dannen gehen, nachdem er das Mädchen vor der versammelten Gesellschaft aufs tiefste gekränkt hat. Für diese Selbstverleugnung will Dumas seine Heldin verklären: sie stirbt an der Schwindsucht, Armand ist reuig an ihr Krankenlager geeilt, nachdem sein Vater ihm die Wahrheit gesagt hat. „Ruhe sanft, Marguerite," ruft Nichette der sterbenden Freundin zu. „Dir wird viel verziehen werden, weil du wahrhaft geliebt hast."

Der dauernde künstlerische Werth dieses an „Marion Delorme" erinnernden Rührdramas liegt in der kecken Zeichnung der lebensechten und lebenswarmen Gestalten aus der verdorbenen Pariser Gesellschaft. Der Realismus, den Balzac in seinen Romanen auf den Schild hob, hielt seinen Einzug auch auf der Bühne. An Stelle der geschickt geknüpften und verwirrten Intrigue trat die Lebensbeobachtung. Doch legte Dumas absichtlich den größten Werth auf die aus seinem Stück sich ergebende Lehre, und damit rief er eine energische Opposition wach. Gegen die Invasion der Cameliendamen kämpfte nämlich Augier mit aller Macht an: seine „Aventurière" beweist die sittliche Unmöglichkeit derartiger Rehabilitationen, und die brutale Lösung des „Mariage d'Olympe" entschied den Sieg der Familie gegen die zweifelhaften Persönlichkeiten, die in deren Heiligthum Einlaß begehren (1855).

Zwei Monate vor diesem heftig erregenden Sittendrama Augiers hatte Dumas mit „Le Demi-Monde" (20. Mai 1855) eine treffende Neubezeichnung für die von ihm zu schildernde Gesellschaft erfunden. Nicht die hausmütterliche und fürsorgliche Französin des Mittelstandes ist sein Studienobject, sondern die für jene Schwindelperiode bezeichnende gemischte Gesellschaft, die da beginnt, wo die rechtlich angetraute Gattin aufhört, und da aufhört, wo die feile Liebe beginnt. „A l'heure qu'il est," sagt er treffend durch den Mund Jalins, „ce monde irrégulier fonctionne régulièrement, et cette société bâtarde est charmante pour les jeunes gens: l'amour y est plus facile qu'en haut et moins cher qu'en bas." — Eine Abenteurerin, die sich Baronne d'Ange nennen läßt, arbeitet sich bis in die Demimonde hinauf und will einen ehrlichen Menschen ins Ehejoch zwingen. Herr de Nanjac war zehn Jahre in Algier und kennt die Vergangenheit der angeblich verwittweten „Baronin" nicht. Ihn Schritt für Schritt aufzuklären und allmählich aus den Netzen der Zauberin zu reißen, hat der scharfe und schroffe Allerweltsbekrittler Olivier de Jalin sich als Ziel gesetzt. Mit raffinirtem Geschick wird die Lösung herbeigeführt. Jalin und Nanjac duelliren sich. Die Baronin sieht angstvoll dem Ausgang entgegen. Aus dem heranrollenden Wagen steigt Jalin leicht verwundet. Er erzählt pathetisch, sein Gegner sei gefallen, und bestürmt die Baronin, sie möge mit ihm fliehen und im Ausland seine Gattin werden, da er nur aus Eifersucht sie bei Nanjac angeschwärzt habe. Gerührt fällt sie ihm um den Hals. Da lacht er höhnisch auf und gibt dem todtgeglaubten Nanjac das Zeichen, es sei Zeit, sich zu zeigen. Mit seiner Wunde hat sich Jalin das Recht erkauft, dem Vertrauensseligen die Wahrheit greifbar zu beweisen. Die Baronin hat die Partie verloren.

Die sociale Gefahr, die aus weiblicher Tücke, Habgier und Genußsucht für das sogen. starke Geschlecht erwächst, hat Dumas in einer Reihe von Sittendramen dargestellt. Im Ewigweiblichen sieht er den Feind. „J'ai pénétré dans le temple," ruft er im Vorwort zu „L'ami des femmes" aus (1864), „j'ai dévoilé les mystères de la méchante déesse, j'ai trahi le sexe, j'ai déshabillé la femme en public." Und er thut es mit wachsender Erbitterung in „Princesse Georges" (1871), in „La femme de Claude" (1873), in „L'Étrangère" (1876), um in seinen beiden letzten Stücken mildere Saiten aufzuziehen („Denise", 1885; „Francillon", 1886). Er möchte das Weib vom Postament stürzen, concentrirt seine dichterische Kraft auf rücksichtslose Darstellung der sittlich angefaulten Frauenwelt, die als bestrickendes, betäubendes, alles verschlingendes Monstrum vor seinem Dichterauge dasteht. Nach allen Seiten hat er sein Thema beleuchtet, alle möglichen Variationen greifbar verkörpert, und das Publicum hat die bittere Arznei willig genommen, weil sie durch trefflichen, sprühenden, kräftigen Witz, durch geistreiche Pointen und schlagfertigen Dialog versüßt war.

Dabei ist eigenthümlich, daß Dumas' eigene Eheverhältnisse ziemlich geordnet waren. Er war zeitlebens ein guter Gatte und treusorgender Familienvater; er hat sogar nach einander drei Ehen geschlossen. Im Jahre 1865, ein Jahr nach der Erstaufführung von „L'ami des femmes", heirathete er eine russische Fürstin Narischkin. Zwei Töchter entsprossen dieser Ehe, Colette wurde später die Gattin eines jüdischen Gelehrten Lippmann und kehrte als geschiedene Frau ins behagliche Vaterhaus zurück; ihre jüngere Schwester Jeannine heirathete vor wenigen Jahren den Chasseurshauptmann d'Hauterive, dessen Regiment in Moulins liegt.

---

[1]) Folgende Romane sind innerhalb 7 Jahren entstanden: „Aventures de 4 femmes et d'un perroquet", 1847; „La Dame aux Camélias", 1848; „Le Docteur Servans"; „Antonine"; „Le Roman d'une Femme", 1849; „Tristan le Roux", 1850; Trois Hommes forts", „Diane de Lys", 1851; „Le Régent Mustel", 1852; „La Dame aux Perles"; „Contes et Nouvelles", „Sophie Printemps," 1853; „La Vie à 20 ans", 1854.

[2]) Vgl. unsern Aufsatz über Augier in Nr. 303 der Beilage von 1889 (1. November).

Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte sich Dumas mit einer Tochter des Schauspielers Regnier, deren erste Ehe geschieden worden war, und die vor anderthalb Jahren starb. Im Frühling dieses Jahres ging der siebzigjährige Wittwer einen dritten Ehebund ein und fühlte sich glücklich dabei.

Der Haß gegen das Ewigweibliche stammt noch aus seinen Jugendjahren, ebenso die Tendenz, bessernd und lindernd auf die Gesetzgebung einzuwirken und sociale Gegensätze auszugleichen. Namens der verfehmten illegitimen Kinder und namens der unglücklichen und unauflöslichen Ehen kämpft auch Dumas gegen die Gesetze seiner Zeit an, welche die Ehescheidung noch nicht kennen und die recherche de la paternité untersagen (Le Fils naturel, 1858; Les Idées de Mme. Aubray, 1867). Er findet sich in seine selbstgewählte sittenrichterliche Rolle immer mehr hinein. Bald genügen die Dramen nicht mehr zur Vertheidigung seiner Theorien. Er schreibt Vorreden voll kühner Paradoxen und Weltverbesserungspläne, die beredten Herzensergüsse schwellen allmählich zu förmlichen kleinen Abhandlungen von 50, 60, 69 Seiten an, zu Sittenpredigten und socialpolitischen Reformvorschlägen. In den ersten merkt man die Spuren seiner naturwissenschaftlichen Studien; der Verfasser citirt Lavater und Hahnemann. Weiterhin nimmt er einen biblischen Ton an: „Les temps prédits sont proches. Dieu a de nouveau prévenu Noé. Il va falloir être avec les hommes dans le déluge ou avec les hommes dans l'arche.“ Nach den gewaltigen Erschütterungen von 1870—71 nimmt Dumas den Ton des Propheten und Hohenpriesters an, als hieße er Victor Hugo. Er hat sogar apokalyptische Visionen wie der Apostel Johannes. Man lese z. B. in der Vorrede zu „La femme de Claude“ (1873) die berühmte Stelle über „das Thier“ „la Bête“, wohl die erbarmungsloseste und schroffste Anklage, die je gegen das schöne Geschlecht erhoben ward, und gegen den leichtfertigen Genußtaumel der Franzosen.

So anfechtbar Dumas' Theorien sind, so zweifelhaft der sittliche Werth einzelner Stücke engherzigen Beurtheilern erscheinen mag, — eins steht für den Unbefangenen fest: Neben Balzacs Romanen und Augiers socialen Dramen sind diejenigen Dumas' die werthvollsten Urkunden für die Kenntniß der Cultur zur Zeit Napoleons III. Nicht in der dramatischen Erfindung sieht er die Hauptsache, sondern in der richtigen Beobachtung und der treffsicheren Wiedergabe des Selbstgeschauten und Selbstempfundenen. Daß seine sittliche Entrüstung weniger aufrichtig ist, als diejenige Augiers, daß er den rechten Brustton der Ueberzeugung nicht immer fand, daß etwas Schadenfreude durch seine Ironie hindurchklingt und der Zuschauer ohne innere Befriedigung das Theater verläßt, — alles dies mag vielleicht wahr sein. Aber unsre ernste Zeit ist nicht dazu angethan, im Theater nur Befriedigung der Schaulust und eitlen Zeitvertreib zu suchen. Darum muß auch für uns Dumas als der bedeutendste Dramatiker unsrer Zeit gelten, obwohl er seit zehn Jahren verstummt war und sein „Chemin de Thèbes“ noch der Aufführung harrt.

Alexandre Dumas hat 25 Jahre lang seine Bühnenstücke am „Gymnase“ aufführen lassen, bei Director Montigny, ehe er sich entschloß, neben Augier und Pailleron die classische Bühne des Théâtre Français zu erobern. Erst 1876 gab er, Sarah Bernhardt zu Liebe, dem Hause Molière's das Sittenbild „L'Étrangère“ zur Aufführung, welches von 1876—80 dann 129 Vorstellungen erlebte. Schon 1874 hatte die Direction des Théâtre Français in dem 1855 entstandenen Sittenbild „Demi-Monde“ ein Zugstück erworben, das 1874—92 insgesammt 220 mal aufgeführt wurde. Dann wurde „Le Fils naturel“ neu einstudirt und 47 mal binnen zwei Jahren gespielt (1878 bis 1879). Hierauf kam 1881 die „Princesse de Bagdad“ mit 44 Vorstellungen. Die beiden letzten Dramen Dumas' „Denise“ (1885) und „Francillon“ (1887) erlebten im ersten Jahr 106, bezw. 107 Vorstellungen und sind seitdem auf dem Repertoire geblieben. Im folgenden Jahre wurde die seit 1871 bekannte „Princesse Georges“ 15 mal aufgeführt, 1890 der frische Einacter „Une visite de nous“ 26 mal, 1893 der aus dem Jahre 1859 stammende „Père prodigue“ sogar 41 mal. Damit dürfte die unverwüstliche Zugkraft und der dauernde Werth Dumas'scher Dramen erwiesen sein, trotzdem sie eine jetzt verschwundene Epoche des Genußtaumels darstellen.

Gasteigers Brunnen in München und seine Beurtheilungen.

Ein Symptom für das Kunstverständniß von heute.

E-m. So oft wir Gasteigers in jüngster Zeit so viel genannten Brunnen auf dem Karlsplatze zu München betrachteten, hatten wir immer ein dunkles Gefühl, daß etwas daran nicht ganz in Ordnung sein müßte. Die Idee ist ja sicher ausgezeichnet, die Figuren sind auch sehr gut; aber wir wurden jenes unerklärliche Gefühl nicht los. Für solche Fälle gibt Anselm Feuerbach in seinem „Vermächtniß“ den ausgezeichneten Rath, so lange vor dem betreffenden Werke stehen zu bleiben, bis man ein Gefallen daran findet, oder bis man weiß, warum man es nicht lieben kann. So kamen wir schließlich vor dem Brunnen auf den Gedanken, uns zu fragen, was wohl aus der Gruppe würde, wenn der Knabe plötzlich davonliefe. Nun war uns alles klar! Wird die Herme auch nur im mindesten in ihrer Wirkung geschwächt sein, wenn der Knabe vor dem bösen Alten Reißaus nimmt? Nein; sie wird sogar noch besser wirken. Würde aber die Knabenfigur etwas verlieren, wenn die Herme fortgetragen würde? Auch sie könnte recht gut allein stehen bleiben. Damit ist die ganze Sache erklärt. Wir haben kein organisches Ganze vor uns, weil kein Theil desselben nothwendig auf die Anwesenheit des anderen angewiesen ist. Der Künstler hat die Figuren nur lose voreinander gestellt; zusammengehalten werden sie lediglich durch die Idee, welche sie im Zuschauer erwecken. Dieses rein geistige Band ist aber für die Kunst, welche mit Körpern wirken will, zu schwach; es müßte irgendwie verkörpert sein; das heißt die Figuren müßten auch äußerlich in einer unlöslichen Gruppe verbunden sein. Wer einmal in einem Wachsfigurencabinet gewesen ist, wird sich erinnern, daß er keinen künstlerischen Eindruck mit herausgenommen hat; das liegt aber nicht an dem Material, denn man hat in Wachs schon sehr gute Werke geschaffen; es kann nur von der in diesen Cabinetten üblichen Darstellungsart kommen, welche die Vorgänge unkünstlerisch erzählt, indem sie die Figuren einfach neben einander stellt. Man wird einwenden, daß die schlechte Wirkung von der meist doch recht schlechten Ausführung der Figuren kommt. Dies kann auch nicht der Hauptgrund dafür sein. Denn wenn ein Museumsdirector sechs verschieden aufgefaßte Statuen der schreitenden Artemis und des jagenden Meleager aus der besten griechischen Zeit hätte, und wenn er diese noch so geschickt gruppiren wollte, so würde das doch nie und nimmer die Idee eines Jagdzuges in uns erwecken können; das haben aber die Maler und Reliefbildhauer schon oft mit solcher Lebendigkeit gethan, daß wir vor ihren Werken all die brausende, ungestüme Lust der Jagenden zu sehen und sogar zu hören glauben. Der Unterschied liegt in der auf den Schein arbeitenden Art der Malerei, welche nur ein Bild des dargestellten Körpers oder Vorganges geben will; sie kann daher alles erzählen. Diejenige Plastik aber, welche

man gewöhnlich Rundplastik nennt, im Gegensatze zur Reliefplastik, gibt mehr als ein Bild, sie schafft einen selbständigen, für sich existirenden Körper, der in der Natur kubisch und isolirt dasteht. Das sind die zwei Gesichtspunkte, welche für die Form und Beurtheilung der Werke der Rundplastik, zu denen auch unser Brunnen gehört, maßgebend sind. Gasteiger hat eine Herme geschaffen; diese ist ein sowohl in sich selbst als auch nach außen vollständig abgeschlossenes plastisch-architektonisches Ganze; sie verträgt also absolut keine Zuthat, welche mehr als eine Verzierung bedeutet. Aehnliches gilt natürlich von dem Knaben. Da jede der beiden Figuren schon ein fertiges Ganze ist und sie sich also nicht mehr zu einer organischen Gruppe verbinden können, so hätte Gasteiger sich damit begnügen müssen, ein Bild des Vorganges zu geben; das konnte aber nur auf der Reliefplatte geschehen; denn da erhebt die einzelne Figur keinen Anspruch auf Selbständigkeit, sie ordnet sich einem Ganzen unter und gliedert sich dem alles beherrschenden Raum der Platte ein; sie wird es recht gut vertragen und sogar verlangen können, daß noch mehr Gestalten sich um sie bewegen.

Dieses Vergreifen in der Darstellungsart ist nun auch ein Grund dafür, daß die Gruppe nicht nur für viele nicht voll zur Wirkung kommt, sondern auch, daß sie manchem, sonst weniger sprödem Mann als unanständig erscheint. Der Knabe kann sich ja mit der Herme nicht mehr zu einem Kunst-Ganzen vereinigen; das ist ebenso unmöglich, als daß ein Mensch, der vor den vaticanischen Apollo tritt, mit demselben zu einer Gruppe sich verbindet. Diese Wirkung aber, daß ein Mensch aus dem Publicum zur Herme getreten ist, hat der Knabe; darum wirkt er für viele aus dem Publicum auch unanständig. Das kommt also nicht von der an und für sich ganz harmlosen Idee: bekleidet oder nicht bekleidet wird der Knabe immer an einem Platze stehen, wohin er nicht gehört.

Fassen wir nun nach dieser Darlegung der Verhältnisse die Bedeutung ins Auge, welche sowohl der Brunnen wie seine Beurtheilung für das heutige Kunstverständniß hat. Wir haben das Werk eines tüchtigen Plastikers vor uns, welches trotz aller Vorzüge eine eclatante Vernachlässigung eines Hauptgesetzes der Plastik zeigt. Solche künstlerische Sünden werden heute gar so häufig begangen! Ein weiteres schlagendes Beispiel wird vielleicht noch besser darthun, wie groß die Unbefangenheit, mit welcher derartige Fehler begangen werden, und wie gefährlich die Lage bereits geworden ist. Eines der meist bewunderten Bilder in der diesjährigen Ausstellung des Glaspalastes waren die Kosaken des großen Repin. Dieses Bild zeugt gewiß von Meisterschaft und doch hat es einen Fehler gegen ein Hauptgesetz der Malerei: die Figuren treten nicht in den dargestellten Raum des Bildes hinein, sie wachsen dergestalt aus ihm heraus, daß z. B. die ungeheure Glatze des Kosaken im Vordergrunde in die Luft herauszuragen scheint. Das nennt man gewöhnlich „kolossal plastisch“; in der That ist es ein Fehler. Denn, wie unser Auge naturgemäß von uns weg nach vorwärts in die Wirklichkeit blickt, so muß es auch beim Gesammtanblick eines Bildes über den Vorder- und Mittelgrund hinweg in den Hintergrund schauen. Ein Gemälde soll freilich eine plastische Wirkung haben, aber sie darf nicht nach vorn gehen. Derartigem begegnet man besonders bei den modernen Portraits, und zwar ist das kein Fehler, wie eine Verzeichnung oder eine falsche Tönung; begegnen wir solchen doch sogar auf unbedingt als classisch anerkannten Meisterwerken oft genug. Diese nehmen einem Bild noch nicht den Werth; die verkehrte Plastik dagegen ist ein Verkennen eines Hauptprincips der Malerei und darum finden wir sie auch auf keinem classischen Werke.

Woher kommt nun die auffallende Erscheinung, daß sogar glänzend begabte Männer jahrzehntelang in einem Fach so erfolgreich arbeiten und doch das eigentliche Wesen desselben nicht kennen oder nicht zu kennen scheinen? Man kann mit mancherlei tiefsinnigen Reden und Vergleichen darthun, daß die Künstler eben Kinder ihrer Zeit sind und daß unsre Zeit leider recht oberflächlich ist u. s. w. Der wirkliche Grund liegt in dem Entwicklungsgang, wie ihn die europäische Kunst mit Ende des vorigen Jahrhunderts genommen hat. Die Unzufriedenheit mit der allgemeinen Lage machte sich auch in der Kunst geltend. Man gab darum plötzlich die bestehenden Anschauungen auf, brach mit der Tradition und zerschnitt die Fäden, welche die Rococokunst mit der des 19. Jahrhunderts hätten verbinden müssen. Ohne die Schaffensgesetze der Antike und der Renaissance zu kennen, folgte man von nun ab den todten Meistern, obwohl diese doch in ganz anderen Verhältnissen und unter ganz anderen Bedingungen gearbeitet hatten. Je geringer nun die positive Kenntniß der alten Kunst war, desto mehr Doctrinen schuf man und desto hartnäckiger hielt man an diesen hohlen und unrichtigen Lehren fest. So kam schließlich Cornelius zu dem unglaublichen Grundsatz, daß die Farbe nichts mit der Malerei zu thun habe. Dieser Unnatur machte bald ein gemäßigter, noch halb romantischer sentimentaler Realismus ein Ende; auf ihn aber folgte ein exaltirter Naturalismus, aus welchem die gegenwärtige Kunst gern wieder herauskommen möchte, wenn das nur so leicht ginge. Diese extrem naturalistische Richtung hatte nämlich den an und für sich sehr guten Gedanken, einmal mit all den unwahren Begriffen und mit all den gänzlich unbegründeten und unhaltbaren Vorschriften gründlich aufzuräumen, welche von Aesthetik und falscher Kunstübung aufgestellt waren und ein selbständiges, unbefangenes Fortschreiten beinahe unmöglich machten. Aber man hätte über dem Beseitigen von unrichtigen Lehren nicht vergessen sollen, die wahren Gesetze der Kunst zu erforschen; das wäre die Aufgabe ehrlich strebender Männer gewesen; aber diese wurden auf die Seite geschoben. Es kamen die künstlerischen Streber und — man entschuldige das Wort — die Radaumacher, es kamen die Leute, welche im Trüben fischen wollen. Nun gewann die Parole: „Schlagt ihn todt, er ist ein Recensent“, wieder Geltung, die Kritik degenerirte in einer kläglichen Weise, die wirklich großen Künstler verloren die Führung und die Kunst verlor ihren Zusammenhang mit dem Volke. Diese Zeiten bloß experimentirenden, nicht mehr nach Dürers Weise auch theoretisch forschenden Schaffens konnten nur zu einer Art Verwilderung der Kunst führen. Auf der einen Seite sehen wir heute, besonders bei den Franzosen und Schweden, eine eminent ausgebildete Technik, auf der anderen einen gänzlichen Mangel an tieferer Auffassung und Erkenntniß der Kunst selbst. Früher waren Männer wie Dürer vor dem Gesetze Handwerker, in der That waren sie Künstler; heute heißen viele Leute Künstler, welche in der That Handwerker sind, weil sie als solche empfinden und schaffen. Auf dem Gebiet aber, in welchem Deutschlands Künstler von jeher ihre tiefsten Ideen zum Ausdruck brachten, in den graphischen Künsten, zeigt sich dieses Mißverhältniß besonders stark. Mit einer außerordentlich leistungsfähigen, weil ganz einseitig gepflegten Technik verbindet sich eine erschreckende Gedankenarmuth. Diese vielgepriesenen Todtentänze, diese Allegorien auf Zeit und Krieg gehören zum Plattesten, was je gemacht worden; hier werden Gedanken, so alt wie die Pyramiden, Gedanken, welche jeder Gymnasiast hat, mit anmaßender Miene als tiefste Weisheit des 19. Jahrhunderts vorgetragen und, Gott sei's geklagt, auch als solche angestaunt. Das mangelnde Studium des Wesens

und der Grenzen der einzelnen Künste aber offenbart sich in diesen auch künstlerisch meist ganz verworrenen Schöpfungen noch klarer als in der Plastik und Malerei. Derartige Studien, wie sie große Meister früher trieben, sind freilich theoretischer Natur, sie führen oft zu werthlosen Spielereien, aber sie sind doch nöthig; das zeigen uns die oft so pedantisch diftelnden Schriften Leonardo da Vinci's und Dürers. Auf diesem mühseligen Weg erringt sich der Künstler erst volle Klarheit über seinen Beruf. Der künstlerische Instinct allein thut es nicht, das beweist der Umstand, daß mit zunehmender Abneigung gegen die Theorie auch die Zahl der Werke wächst, welche Grundfehler aufweisen, wie Gasteigers Brunnen. Es ist uns nicht unbekannt, daß einzelne Künstler auch heute noch sich mit solchen Fragen viel beschäftigen; wir wollen auch nicht behaupten, daß es jetzt keine großen Künstler mehr gibt. Unsre Absicht ist, zu zeigen, daß das einseitige und übertriebene Betonen der Technik und der unabhängig entwickelten Individualität — das sind ja die beiden Schlagworte, welche man jetzt zum Ueberdruß oft hört — sehr große Gefahren in sich trägt.

Eilen wir nun zum Schluß unsrer Betrachtung. Wie die Ausführung des Brunnens typisch ist für das Kunstverständniß der Künstler, so ist die Aufnahme, welche er beim Publicum gefunden, typisch für das der sogen. Laien. Man erhob alle möglichen Anklagen, welche mit der Sache gar nichts zu thun haben, man schwelgte in einem allzu großen Entzücken; aber auf die Hauptfrage selbst kam man selten zu sprechen. Das heutige Publicum ist theils verschüchtert oder erbittert durch den beständigen Hohn, mit welchem es von den Künstlern verfolgt wird, theils apathisch geworden durch die gegenwärtige Massen- und Schnellproduction; vor allem aber ist es zum größten Theile nicht mehr genügend vorgebildet, um künstlerische Fragen mit Verständniß zu behandeln. Das ist aber nur die Folge der Thatsache, daß unsre Künstler selbst oft nur noch Dilettanten sind, Dilettanten, welche durch den Glorienschein, mit dem eine gar zu nachgiebige Kritik sie umgab, durchaus nicht berechtigt sind, einen Anspruch auf wahre Künstlerschaft zu erheben.

Vom Weihnachtstisch.

II.

‡ Ein wirkliches Phänomen im Bereiche seiner Kunst ist der geistvolle Maler-Radirer Bernhard Mannfeld. Geboren am 6. März 1848 zu Dresden als der Sohn eines Maschinentechnikers, durchkostete Mannfeld in harter Schule verschiedene verwandte Berufsfächer, lernte tüchtig zeichnen, schlug sich mit kunstgewerblichen Projecten und Architekturstudien herum, bis er eines Tages auf einem zufällig gefundenen alten Kupferblättchen und mit einem selbstgeschliffenen Nagel die ersten Radir- und Aetzversuche machte, ganz instinctiv und ahnungslos, daß in Berlin und in München — man denke nur an Menzel und an Neureuther — diese Technik schon in blühendster Weise cultivirt wurde. Zu München existirte seit den vierziger Jahren ein eigener „Radir-Verein", welcher seine zahlreichen und stattlichen Leistungen in einer Reihe von Heften herausgab, und Eugen Neureuther hatte schon längst seine vielbewunderten „Märchen" componirt und in damals unerhört großem Format als vielbegehrte Neujahrsgaben des Kunstvereins in die Welt gebracht. Unbekannt mit den historischen Traditionen dieser Technik experimentirte Mannfeld als echter Autodidakt weiter, wobei ihm der freundliche Zufall die Hand führte und sein Ingenium ihn alsbald auf weitere Wege leitete. Indem er seine Versuche natürlicherweise auch selbst druckte, fand er neue, sein ganzes System fördernde Ueberraschungen. Sein eminentes Talent, bei der liebevollsten Ausführung des Details alles breit und möglichst malerisch-farbig zu sehen, und seine Vorliebe, nach Riefstahls Vorbild die Landschaft mit der Architektur und dem jeweiligen ganzen Volkscharakter einheitlich zu verbinden, gestaltete sich nun mit dem Drange, sich in räumlicher Ausdehnung, gleichsam wie erzählend, gehen zu lassen, zu jenen großen Stimmungsbildern, womit er alle Ausstellungen beschickte und in überraschend kurzer Zeit mit der reinsten Anerkennung den schwerverdienten, guten, gefeierten Namen errang.[1]) Im rastlosen, immer gleich gewissenhaften Schaffen reproducirte Mannfeld nicht allein geistig verwandte Bilder, wie Menzels „Eisenwalzwerk" und Stahls „Winternacht bei Berlin", sondern erging sich außer den feinen Stimmungsbildern, wie „Mondnacht" und „Goethe's Gartenhaus", mit besonderer Vorliebe in genialen Städtebildern, wie „Marburg", „Schillerplatz in Berlin", „Meißen", „Löwen" u. s. w. Neuestens hat nun die Verlagsbuchhandlung von Emil Strauß in Bonn die Herausgabe von Mannfelds „Rheinischen Städtebildern" übernommen, wovon im größten Format von 81×52 (mit Plattenrand) vorerst vier Blätter ausgegeben wurden. Da ist das von einem Joche der Schiffsbrücke aus aufgenommene heilige „Köln" mit dem aus feinem, morgenlichten Nebelschleier aufsteigenden majestätischen Dom, mit den mächtig qualmenden Dampfern auf dem rauschenden Rhein. Dann das im vollen Sonnenlicht herrisch prangende „Frankfurt am Main", ferner das goldene „Mainz" und im dämmerigen Abendscheine das ernste „Trier" mit der auch im Verfall noch so imposant wirkenden Porta nigra. Wir bewundern im großen Ganzen den wirksamen Effect wie in den kleinsten Einzelheiten die geistreiche Handschrift des Maler-Poeten, der mit wunderbarer Herrschaft seine Empfindung zum sieghaften Ausdrucke bringt.

Mit der innigsten Nachdichtung und in pietätvollstem Verständniß hat Frl. Doris Raab[2]) den fröhlichen „Maientag" von Fritz August v. Kaulbach im Radirstich (43×69) reproducirt, ein wirklich brillantes Blatt, welches, als Prämiengabe für die Mitglieder des Münchener Kunstvereins ausgegeben, die ungetheilte freudigste Aufnahme fand — ein beide Künstler gleich ehrendes Zeichen, wie es seit langer Zeit keiner Vereinsgabe zutheil wurde. Die begehrliche Nachfrage im Kunsthandel, die Jagd der passionirten Sammler sind sprechende Beweise für die Wahl des Stoffes und die Ausführung des Blattes.

Mit der 116. Lieferung ist die von Dr. Rudolf Pfleiderer nach M. Luthers Uebersetzung edirte Bibel (Stuttgart, Südd. Verlags-Institut. gr. 4⁰) vollendet. Die Ausstattung mit blattgroßen Bildern nach den vorzüglichsten Künstlern aller Zeiten, wie Masolino, Domenico Ghirlandajo, Raphael, Lionardo, Tizian, Luini, Tintoretto, Murillo, Caravaggio, Hans v. Kulmbach, Dürer, Rubens, van Dyk, Overbeck, Cornelius, Schnorr, E. Steinle, Pfannschmidt, A. Rethel, Führich und vielen anderen in Stichen und Lichtdrucken ist ganz vorzüglich; ebenso löblich die Fülle von kleineren in den Text gedruckten Holzschnitten nach den berühmtesten Malern der Neuzeit; Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Nach dem Vorgange ähnlicher Unternehmungen in Wien, Berlin und Nürnberg haben nun auch Otto Aufleger und Dr. Karl Trautmann die Herausgabe aller auf „Alt-München" bezüglichen Stadt-Ansichten und Bilder begonnen (München bei L. Werner). Wir erhalten Einsicht in das malerische Winkelwerk seiner früheren Plätze, Gassen und Häuser, in die ehemalige Stadtbefestigung mit ihren Mauern und wehrhaften Thoren und Thürmen, mit seinen Schloßbauten, herrschaftlichen Landhäusern und Prunkgärten: alles nach gleichzeitigen Aufnahmen, seltenen Stichen und authentischen Abbildungen von den besten Künstlern, wie Dom. Quaglio, K. A. Lebschée, M. Neher, Karl Boegler, Jos. Weiß, Matthias Diesel u. s. w. Die ersten vier vorliegenden Hefte (das Ganze ist auf 16 Lieferungen mit 80 Blättern berechnet) mit den kurz und gründlich belehrenden Textbeigaben von Dr. Karl Trautmann, dem besten Kenner der Münchener Kunst- und Stadtgeschichte, gewährt einen vielversprechenden Eindruck, welcher auch außer der Stadt und über das Bayerland hinaus auf warme Theilnahme rechnen darf.

„Die drei Musketiere" von Alexander Dumas liegen nun auch in deutscher Uebersetzung mit den fast dritt-

---

[1]) Vergl. zur Biographie des Künstlers die schöne Schrift von Dr. Lionel v. Donop, Berlin 1890. Dazu die Nummer 2594 der „Illustrirten Zeitung", Leipzig, 18. März 1893, und die Berichte in Nr. 120 und 127 der „Allgemeinen Zeitung" vom 30. April 1888 und 8. Mai 1889 u. s. w.

[2]) Ueber Doris Raab vgl. Nr. 2380 der „Illustrirten Zeitung", Leipzig, 9. Februar 1889.

halbhundert prachtvollen Vignetten und Bildern vor, welche Maurice Leloir (der geistreiche Illustrator der „Manon“, der „Sentimentalen Reise“, der „Bekenntnisse Jean Jacques Rousseau's“ und neuestens zu „Paul und Virginie“) zeichnete und Guyot mit so excellenter Manier in Holz geschnitten hat. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlagsanstalt. XI und 590 S. Kl. Fol.) Eingeleitet ist der berühmte Roman mit einem gerade jetzt bei dessen Ableben doppelt rührenden Briefe des jüngeren Dumas an seinen längst verstorbenen Vater. Sehr hübsch schildert er den Autor der „Musketiere“, im vollen fröhlichen Schaffen an dieser seiner Arbeit: Wie er sich vor den vielen Besuchen in ein eigens gemiethetes Stübchen flüchtete, wo er nichts hatte, als einen großen groben Holztisch, ein Sopha, zwei Sessel, ein paar auf dem Kaminsims verstreute Bücher und ein eisernes Bett, um einige Stunden zu schlafen, wenn die Arbeit des Abends sich bis in die Nacht hinein fortgesetzt hatte. „Bekleidet mit langen, weiten Beinkleidern, in bis zu den Ellenbogen aufgestreiften Hemdärmeln, den Hals frei, so machtest Du Dich des Morgens um sieben Uhr an die Arbeit und bliebst dabei bis Abends sieben Uhr, wo ich kam, um mit Dir zu speisen. Zuweilen fand ich dann Dein Frühstück noch unberührt auf dem kleinen Tischchen, das der Diener Dir neben Deine „Werkbank“ schieben mußte, und dann erzähltest Du nun während des Essens, das gut und in einzelnen seiner Theile oft von Dir selbst zubereitet war, zu Deiner Erholung, was Deine Personen den Tag über gethan hatten, und freutest Dich schon im voraus auf das, was sie am folgenden Tage thun würden. Und das dauerte dann Monate hindurch. Was für eine schöne Arbeit und immer fröhlich!“ — Einmal, als Papa Dumas den „Vicomte von Bragelonne“ zu Ende führte, fand der Sohn den Autor mit gerötheten Augen. Auf die Frage, was er habe, antwortete Dumas: „Einen großen Kummer. Porthos ist todt. Ich habe ihn soeben umgebracht. Ich habe unwillkürlich über ihn weinen müssen. Armer Porthos!“ Und Alexander fils setzt emphatisch bei: „Mit einer derartigen Ueberzeugung und einem solchen Solidaritätsgefühl schreibt man eben Meisterwerke!“ — Kurze Zeit vor seinem am 5. December 1870 erfolgten Tode war der übrigens sehr kindisch gewordene Autor sehr niedergeschlagen; als der Sohn nach der Ursache fragte, stellte der Alte auf Treu und Glauben die Frage: „Glaubst Du, daß etwas von mir übrig bleiben wird?“ „Wenn Dich nichts weiter beunruhigt als das,“ erwiderte er heiter, „so kannst Du ruhig sein; es wird sehr viel von Dir übrig bleiben.“ Von da an sprach der getröstete Vater nimmer; er schien beruhigt und glücklich. Und nun fährt Alexander junior in seinem dreiundzwanzig Jahre später an seinen todten Vater gerichteten Briefe weiter: „Seit dem Tage, da ich Dir diesen Nachruhm in Aussicht stellte, sind in Frankreich von Dir zwei Millionen achtmalhundertundvierzigtausend Bände und achtzig Millionen illustrirte Lieferungen erschienen und verkauft worden und sechsmalhunderttausend Deiner Werke (hoho!) in den Blättern von Paris und der Provinz zum Wiederabdruck gelangt, ganz abgesehen von den Ländern, mit denen wir keine Verträge haben, die Dich plündern und in ihrem heimathlichen Idiom in Millionen von Blättern verbreiten.“ Der Sohn behielt sich in den Verträgen mit den Verlegern das Recht vor, in fünfundzwanzig starken Bänden eine Prachtausgabe der ausgewählten Werke zu veranstalten, welche nun mit den „Musketieren“ in der vorgerühmten Weise begonnen hat. Die kunstreiche Eleganz des Stiles wiederzugeben, ist dem übrigens ungenannten Uebersetzer in hohem Grade gelungen.

Sehr erfreuliche Leistungen bringt die unablässig arbeitende Kunstgeschichte. Da ist Anton Spingers „Handbuch der Kunstgeschichte“ (Leipzig bei Seemann) in vermehrter, mit Bildern und Illustrationen reichlich ausgestatteter vierter Auflage, mit dem weitblickenden und doch so ruhig zusammenfassenden, das Material klar abgrenzenden, abgerundeten, musterhaften Vortrag. Damit wetteifernd an blühender Darstellung und mit der Fülle der Holzschnitte erscheint die „Kunstgeschichte“ von Alwin Schultz (Berlin bei Grote), ein wahres Musterbuch an artistischer Ausstattung. Ganz Vorzügliches bieten die schon bis zum siebenten Band vorgeschrittenen Künstlermonographien von H. Knackfuß, ausgezeichnet durch populären Text und charakteristischen Bilderschmuck. Daran schließt sich die auf den neuesten, selbständigen Forschungen sorgsamst aufgebaute „Geschichte der christlichen Malerei“ von E. Frantz (Freiburg bei Herder) und eine ganze Reihe der schätzbarsten Detailarbeiten wie von Berthold Riehl über die „Geschichte der bayerischen Malerei im 15. Jahrhundert“ (München 1895 bei G. Franz) und die Monographien von Max G. Zimmermann über das „Kunstleben am Hofe Herzog Albrechts V. von Bayern“ (Straßburg 1895 bei Heitz) und von Philipp M. Halm die Münchener „Künstlerfamilie der Asam“ (München 1896 bei Lentner-Stahl) — alles mit der heute unentbehrlichen Gründlichkeit und archivalen Forschung, deßhalb aber auch voll unbestreitbarer Richtigstellung und durchweg neuer Ergebnisse.

Freudig begrüßen wir auch die gesammelten Aufsätze des feinfühligen, freimüthigen Julius Meyer „Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst“, womit der unterdessen am 3. Juni 1895 so schnell aus dem Leben geschiedene Conrad Fiedler sich und seinem geistverwandten Freunde ein so schönes pietätvolles Denkmal stiftete (Leipzig 1895 bei F. W. Grunow XXXII. und 274 S. 8⁰). Voraus geht eine biographisch-ästhetische Würdigung Meyers, dann folgen seine interessanten Aufsätze über den in der Münchener Maximiliansstraße projectirten modernen Baustil, über die neuere Architectur und ihr Verhältniß zu den verschiedenen Bauweisen, über die bayerischen Könige Ludwig I. und Maximilian II.; über die auf der zweiten historischen Ausstellung zu Köln auftretende deutsche Kunst, über die Gegensätze in der modernen Kunst, über Kaulbachs „Zeitalter der Reformation“, und die brillanten Ideen über „die Bildung des modernen Künstlers“. Beigegeben ist Meyers Portrait, das Bild eines ernsten Forschers und Denkers.

In populärer Form, aber auf streng historischer Basis bewegen sich die „Bilder aus der Culturgeschichte der Schweiz“ von Reinhold Günther (Zürich und Leipzig 1896 bei Th. Schröder, 110 S. 8⁰). Sie behandeln die „Küche des Pfahlbauers“, den Einfluß der Römer auf die Schweiz, das Wechselverhältniß des Bürger- und Bauernstandes, die ritterlichen Wohnungen zur Stauferzeit, das Kriegswesen der alten Eidgenossen, die bürgerlichen Wohnungen im Zeitalter der Renaissance, die Städte und ihre bauliche Entwicklung, das Reisen in der Schweiz, alte Zeitungen und allerlei Heiteres aus den Tagsatzungs-Abschieden; auch über den Räuberhauptmann Hotterer, ein im 16. Jahrhundert spielendes Gegenstück zu dem sächsischen Michel Kohlhaas, findet sich ein Excurs.

Mittheilungen und Nachrichten.

h. **Straßburg.** Nach der amtlichen Feststellung der Frequenz zählt die Kaiser Wilhelms-Universität im laufenden Semester 1004 immatriculirte Studirende. Die Universität hat im Sommer 1872 mit 212 Studirenden ihre Thätigkeit begonnen, ihre Studentenzahl ist zuerst rasch auf 621 im Sommer 1874, dann bis 1879 auf 742, bis 1882 auf 828, im Winter 1889/90 auf 942 gestiegen und hat nunmehr in diesem Semester zum ersten Mal das Tausend überschritten. Die Entwicklung unsrer Universität hat an der überaus großen Steigerung der Frequenz, die an den meisten andern Universitäten in den siebziger und achtziger Jahren stattfand, nicht in gleichem Maße theilgenommen, sie ist aber auch von dem erheblichen Rückgange, der einen großen Theil der andern Universitäten seit Ende der achtziger Jahre betroffen hat, verschont geblieben, hat vielmehr langsam, aber stetig an Zahl zugenommen. Von der obigen Gesammtzahl entfallen 101 auf die theologische, 295 auf die rechts- und staatswissenschaftliche, 312 auf die medicinische, 118 auf die philosophische und 178 auf die mathematische und naturwissenschaftliche Facultät. Im Wintersemester 1894/95 waren 949 Studirende immatriculirt, von denen 103 in der theologischen, 269 in der rechts- und staatswissenschaftlichen, 313 in der medicinischen, 113 in der philosophischen und 151 in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Facultät eingeschrieben waren. Bei Unterscheidung der Studirenden nach Ländern steht Elsaß-Lothringen selbst mit 564 in erster Linie; davon entfallen 428 auf Unter-Elsaß, 61 auf Ober-Elsaß und 75 auf Lothringen, oder nach Facultäten 66 auf die theologische, 190 auf die rechts- und staatswissenschaftliche, 160 auf die medicinische, 54 auf die philosophische und 94 auf die mathematische und naturwissenschaftliche Facultät. Von den übrigen deutschen Staaten ist Preußen mit 198 Studirenden vertreten, darauf folgt Baden mit 45, Bayern mit 33, Württemberg mit 25, Großherzogthum Hessen mit 19, Hamburg mit 9, Königreich Sachsen mit 6, Braunschweig und Bremen mit je 5, Anhalt mit 4, Oldenburg und Sachsen-Coburg-

Gotha mit je 2, endlich Reuß j. L., Sachsen-Weimar und Waldeck mit je 1; im ganzen treffen auf das Deutsche Reich 920. Von den 84 Ausländern, von denen 4 in der theologischen, 13 in der rechts- und staatswissenschaftlichen, 28 in der medicinischen, 13 in der philosophischen und 26 in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Facultät eingeschrieben sind, kommen 66 aus europäischen Staaten (17 aus der Schweiz, 13 aus Luxemburg, 11 aus Rußland, 8 aus Oesterreich-Ungarn, 7 aus Großbritannien, je 3 aus Bulgarien und Italien, 2 aus Rumänien und je 1 aus Dänemark und der Türkei) und 18 aus außereuropäischen Ländern (11 aus Amerika, 5 aus Asien und 2 aus Südafrika). Außer den Immatriculirten sind 52 Herren als Hospitanten eingetragen, so daß die Gesammtzahl derer, die zum Hören von Vorlesungen berechtigt sind, 1056 beträgt.

* **Bonn.** Der 70. Geburtstag des Professors der Theologie Franz Heinrich Reusch ward hier der liebenswürdig schlichten Natur wie den hohen wissenschaftlichen Verdiensten des großen altkatholischen Gelehrten gemäß in aller Stille durch zahlreiche Kundgebungen der Verehrung gefeiert. Der Rector, Geh. R. Ritter, erinnerte in seiner Ansprache an die geistigen und persönlichen Beziehungen, die Reusch mit Döllinger verknüpften, und rühmte die für alle Kirchen gemeingültige Bedeutung der Forschungen Reuschs, wie die musterhafte Aufrichtigkeit und Festigkeit, die warme Treue und seine Milde im Wesen desselben.

* **Jena.** Die theologische Facultät hat den Professor am Gymnasium zu Wandsbeck Dr. Johannes Dräseke zum Ehrendoctor ernannt.

ab. **Leipzig.** In der Sitzung der math.-phys. Classe der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften vom 2. December ds. Js. wurden vorgelegt, bezw. besprochen: a) von Hrn. Prof. Mayer: eine Arbeit von Thomae: Wann hat eine durch neun Punkte gegebene Curve einen Doppelpunkt? b) von demselben (auf Empfehlung von Hrn. Lie): Mathematische Mittheilungen von Study: 1. Bemerkungen zur Trigonometrie und 2. über das Pascal'sche Sechseck. c) von Hrn. Prof. Bruns: Eine Arbeit von Cohn: Bestimmung der Polhöhe der Leipziger Sternwarte.

A. **Rostock.** An der Universität studiren im laufenden Wintersemester im ganzen 426 Studirende, gegen 413 im Sommerhalbjahr. Unter der Gesammtzahl befinden sich 36 Theologen, 108 Juristen, 98 Mediciner und 184 Philosophen. Hinzu kommen noch 40 Hörer, welche neben den Studirenden die Vorlesungen besuchen.

* **Berlin.** An Stelle des verstorbenen Gneist ist zum Vorsitzenden des Curatoriums der Savigny-Stiftung Professor Heinrich Brunner gewählt worden. — Die medicinische Facultät hat nach der „Voss. Ztg." beschlossen, die von Prof. Krause dem Minister ertheilte Antwort durch einen Verweis zu rügen. Prof. Krause hat dagegen Protest erhoben und seinen Austritt aus dem Lehrkörper angezeigt.

* **London,** 5. Dec. Gestern wurde in England der hundertjährige Geburtstag Thomas Carlyle's festlich begangen und zugleich das Carlyle-Museum in dem Hause Nr. 24 in Cheyne Row, wo der Weise von Chelsea 1834 bis 1881 gelebt hat, dem Publicum übergeben. Der Londoner Festact fand in der Gewerbeschule des Stadtdistrictes statt. Man hätte keinen besseren Festredner finden können, als John Morley. Man habe Carlyle den Namen „des Weisen" gegeben. Mit Unrecht! Alles sei er gewesen, Dichter, Künstler, Prophet und Prediger, aber gerade weise sei er nicht gewesen. Dann sprach Morley ein entschuldigendes Wort wegen des häuslichen Lebens Carlyle's. Man müsse bedenken, ein Riese habe in Cheyne Row gewohnt. Seine Fehler waren vielleicht die Rückseiten seiner Tugenden. Würden Carlyle's Werke von dauerndem Werthe sein? Nach Morley's Ansicht werden sie noch lange ihren Einfluß ausüben trotz der seltsamen Schreibweise und der vielen gehässigen Urtheile. Wahrscheinlich würde sein Friedrich der Große am längsten Leser finden. Das Hauptverdienst Carlyle's um die Nation bestände darin, daß er die Goethe'sche Lehre von der inneren Freiheit verkündet habe: die Dinge selbständig zu beurtheilen und sein Selbst zu sein. Sein Evangelium war, den Geist und nicht den Buchstaben zu suchen. Carlyle würde für England stets eine der größten sittlichen Kräfte bleiben. — Auch in dem schottischen Dorfe Ecclefechan, in welchem Carlyle das Licht der Welt erblickt hat und auf dessen schmucklosem Kirchhof er unter den Seinigen begraben liegt, feierte man den gestrigen Tag. Die Dörfler hatten frische Waldeskränze auf dem Grabe des größten Sohnes von Ecclefechan niedergelegt. Carlyle's Neffe legte einen Kranz von Immergrün, welchen der Kaiser von Deutschland dem Verfasser des „Lebens Friedrichs des Großen" gewidmet hatte, auf den Leichenstein. Im Arch-Hause hielt der Präsident der Glasgower Ruskin-Gesellschaft die Festrede.

* **Paris.** Eigentliche Lehrkanzeln für sociale Wissenschaften gibt es an den französischen Hochschulen nicht, außer etwa einem Lehrstuhl für Volkswirthschaft. Jetzt ist, dank Frl. Meille und den Professoren Funck-Brentano und Du Marroussem, eine freie Lehranstalt für sociale Wissenschaften gegründet worden, deren Vorlesungen in einigen Tagen beginnen werden. Es werden lesen: Funck-Brentano: Methode der Forschung und Findung bei exacten und speculativen Wissenschaften; ferner sociale Geschichte Frankreichs und sociale Umwandlungen. Du Marroussem: Monographie der Landleute und Arbeiter; Arthur Fontaine: Statistik, Zweck und Methode, politische Ausweise der verschiedenen Länder; Finance: Darlegung der Lehren Auguste Comte's. Auburtin: Sittliche und wirthschaftliche Lehren Le Play's und seiner Schule; Yves Guyot: Volkswirthschaft, Austausch der Erzeugnisse, volkswirthschaftliche Kräfte und Werthe; Rouanet: Wissenschaftliche Darlegung und Begründung des Socialismus, kritische Geschichte der wirthschaftlichen Lehren; Abbé de Pascal: Die Kirche und die sociale Lehre, Gebot der Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit; Ardler: Socialistische Lehren und Umwandlungen in Deutschland; Valleroux: Englische sociale Lehren, Gewerkvereine, Vergleich mit ähnlichen Anstalten in Frankreich; Seignobos: Zeitgenössische Geschichte der politischen Parteien und der socialen Bewegungen; socialistische Bestrebungen in England, Frankreich, Deutschland und Rußland; Bernard Lazare: Die revolutionären Lehren, Männer und Parteien während der Revolution; Jacques Roux und seine Jünger Teophile Leclerc und Jean Varbt. So bietet die neue Hochschule die socialen Lehren und Systeme ziemlich vollständig, von den Socialisten bis zu den kirchlichen Grundsätzen der Socialwissenschaft.

* **Paris,** 5. Dec. Vor einer Woche legte Dr. Hamy der Akademie der Inschriften einen merkwürdigen Stein vor, welcher bei einer Reinigung des Hafens von Havre aus dem Meeresgrunde gehoben wurde. Der Stein trug auf zwei Seiten eingehauene Arabesken und skandinavische Runen der ältesten christlichen Zeit. Der Gelehrte erklärte diesen Fund als höchst merkwürdig, behielt sich jedoch ein Urtheil darüber vor, bis die Inschrift entziffert sei. Diese Vorsicht erwies sich als weise, denn acht Tage darauf konnte Hamy selbst in der Akademie die wahre Erklärung geben, die jede Hypothese über eine alte Normannenfahrt unnöthig machte. Der betreffende Runenstein figurirte nämlich in der Pariser Weltausstellung von 1867 in der schwedisch-norwegischen Abtheilung. Im folgenden Jahre wurde er in Havre eingeschifft, um in seine Heimath zurückzukehren, fiel aber bei einer Drehung des Schiffes im Hafen über Bord und blieb 28 Jahr auf dem Grunde liegen. — Der Unterrichtsminister bereitet eine durchgreifende Aenderung des Prüfungswesens vor. Er will das bestehende Baccalaureat abschaffen und durch eine Reifeprüfung nach deutschem Muster ersetzen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Dänische Kirchen aus rheinischem Tuff.

Von R. Haupt (Schleswig).

I.

Wie manchmal haben wir vor Zeiten am gelben Main gestanden und auf die langen Holzflöße geschaut, die sich den Fluß herabschoben, auf dem Rücken Kisten und Kasten und ameisenbewegliche Menschen, aber auch gewichtigere Fracht, große und kleinere rothe Steinblöcke, in mancherlei Form zugerichtet! Droben am Berge waren sie gewachsen, bei Miltenberg und Prozelten, wo man nur an den Stein zu stoßen brauchte, so fiel er herab, gerade an das Ufer; bereit, sich aufladen zu lassen zur Fahrt dem Vater Rhein zu und dem heiligen Meere. Drunten bauten sie Festungen davon, Brücken, Häuser, Kirchen. Ob das noch so ist? Die Häuser jedenfalls sind jetzt meist aus gebrannter Erde, außen allenfalls tapeziert mit Mörtel, Stuck oder allerhand Steinzeug, wenn's hoch kommt, sonst auch Pappe und Zink, je nach künstlerischem und sonstigem Vermögen und Geschmack des Urhebers. Aber daß es lange, lange so gewesen, das wissen wir. Schon vor vielen hundert Jahren waren die Anwohner des Bachgaues gewöhnt an den Anblick der schwimmenden Steinblöcke und konnten ihnen ihre Grüße mitgeben an die weiter unten Wohnenden, denen sie zuflossen. Doch ob der Stein, den der Miltenberger Steinhauer gebrochen hatte, statt dem Kaiserpalast zu Seligenstadt oder dem Saalhofe zu Frankfurt a. M. einverleibt zu werden, vielleicht im fernen Norden einen Altar decken, ob er in einer der neuen Christenkirchen am Meer junge Christen nach der Geburt zur Taufe, oder ob er alte Heiden nach dem Tode zur Ruhe in sich aufnehmen sollte, wer wußte das? Manchem der wilden Nordmannen, die Tod und Verderben bringend den Rhein weit hinauf fuhren, war hier auch der Sarg bestellt. Heute noch steht auf der Insel Sylt ein Taufstein, ganz gleich einem andern zu Großheringen in Westfalen; beide hat derselbe Steinhauer aus demselben rothen Sandstein gefertigt. Und die Särge aus Miltenberger Sandstein gräbt man jetzt auf unsern Halligen und sonst im friesischen Lande aus dem Boden.

Wenn weithin am mittleren Rhein, wo man irgend auf edlen Stoff etwas hielt und nicht etwa aus irgend welchen Rücksichten zu einem am Ort oder in der Nähe anstehenden Gestein griff, die Sandsteine der verschiedenen Fundorte Verwendung fanden für die edler auszugestaltenden Theile oder auch für ganze Bauwerke, so tritt dagegen am niederen Rhein ein anderer Stein auf und ist dort jahrhundertelang geradezu herrschend gewesen, weniger edel, weniger schön, aber leichter zu behandeln und zu befördern und unschätzbar für Gewölbebauten: der vulcanische Tuff (Traß) vom Brohlthale. Wurden vom Main aus in größeren Mengen nur einzelne Stücke auf weite Entfernungen verfahren, schon wegen der Schwere des Stoffes und der Natur des Flusses, dessen Seichte keine größeren Schiffe duldet und der noch dazu aufwärts selbst mit leeren schwer zu befahren war, so ermöglichte die Fülle des großen Stroms den Vertrieb des Tuffs auf- und abwärts. Der Traß war ohnehin als trefflicher Zusatz zum Mörtel seit den Römerzeiten für manche Zwecke ein Bedürfniß, und wo man den Mörtel holt, da nimmt man leicht auch den Baustein mit. So thaten die Römer und so thaten die Späteren. So kam er bis nach Ingelheim, Mainz, ja in die Wormser Gegend als Baustein und gegen Aachen und Trier hin. Abwärts aber gar ward er zu Zeiten ausschließlich herrschend. Zu Köln sind fast alle romanischen Bauten daraus, ganz oder theilweise, und weiterhin bediente man sich seiner allenthalben. Deventer und Utrecht waren im 12. Jahrhundert geradezu Märkte und Niederlagen dafür; der Tuff war damals der einzige dort zu erhaltende Baustoff. Um 1230 erst gehörte das der Vergangenheit an; die Gothik hat nachher zu Stoffen gegriffen, die für ihre Zwecke geeigneter waren, und erst unser Jahrhundert hat sich des Tuffs dann wieder bedient.

Daß der Stein mit dem Mörtelstoff geht, dafür sind auch die Ostseelande ein Gebiet, das Beweise liefert. Die Insel Gotland ist im Mittelalter das Land gewesen, wo man den Kalk in unermeßlichen Mengen gewann und verfuhr. Von da kamen auch, besonders seit dem 13. Jahrhundert, die Altarplatten und Grabplatten, Taufsteine und andere Werksteine, die man nun in den Ostseeländern allenthalben findet, ein fester, schöner und dichter, meist gelblichweißer Kalkstein.

An den Gestaden des Deutschen Meeres dienten als Mauerkalk zur Noth die gebrannten Schalen der Austern und anderer Muscheln; Hausteine waren da nicht. Zwar liegen auf dem Lande, soweit es nicht angeschwemmt ist, und besonders auf dem Rücken und im Osten der cimbrischen Halbinsel fast allenthalben große, vom Gletscherschub rund gewälzte Findlinge, Syenit- und Granitbrocken von großer Härte und Festigkeit; aber auch die nur stellenweise in größerer Menge, und in den flachen Marschgegenden, die meilenbreit die See umgürten, fehlen sie ganz. Aber auch, wo man sie hatte, da waren sie mit unendlicher Mühe und selbst mit den besten Werkzeugen kaum so zu bearbeiten, daß man ganze, regelmäßige dauerhafte Bauwerke daraus hätte aufführen können, und kein Werkmeister möchte sich so leicht von vorn herein daran gewagt haben, ohne Verwendung großer Mörtelmassen etwas aus ihnen zu bauen, was Dauer haben sollte.

Wer da zu bauen anfangen wollte, mußte weithin Umschau halten.

Als dann das Bedürfniß gekommen und nicht mehr abzuweisen war, feste Kirchen zu haben, da half man sich in verschiedenster Weise. In der Mitte des jetzigen Holsteins und weiter im Osten, wo seit 1126 und besonders durch die Wiedererrichtung des Bisthums Oldenburg 1149 unter Vizelin (Bischof 1149—1154) das Verlangen nach neuen Kirchen mit Kraft auftrat, war die Lösung leicht gegeben. Man fand dort eine Stelle — ganz ähnlich wie

zehn Meilen davon am Schloßberg zu Lüneburg —, ein anstehendes Gestein, den Anhydrit, der als ein leichter Baustein allenfalls verwendbar war, vor allem aber einen unübertrefflichen Stuck und Mörtel abgab. Mit seiner Hülfe baute nun wahrscheinlich Knut Laward, ein dänischer Fürst, der kurze Zeit die Gegend besaß, um 1129 die an dänische Vorbilder erinnernde merkwürdige (seit 20 Jahren verschwundene) Rundkirche zu Schlamersdorf, und kurz nachher erhoben sich eine Menge anderer, in denen der Gips nicht nur als Mörtel die rohen Granitblöcke der Mauern zusammenhielt, sondern auch den Haustein nachahmte und ersetzte, indem er sich als Stuck in alle möglichen Formen bringen ließ, nicht nur die Wände plattenartig überzog, die Portale, Fensterleibungen herstellen half, sondern auch sich in Gesimsen ausziehen ließ, ja die Gebäude selbst mit Säulen und Gewölben auszustatten erlaubte. Hier fanden demnach die Granite, dank dem Gips, doch ihre Verwendung. Wo man genügenden Thon hatte, buk man jedoch auch wohl Steine daraus und mauerte damit. Es war um dieselbe Zeit, wo Waldemar d. Gr. das Danewerk aus Backsteinen neu aufbaute.

So halfen sich die Sachsen, sowie die in das Grenzgebiet zwischen Sachsen und Wenden und in Wagrien seit 1140 neu einwandernden Ansiedler verschiedener Herkunft. Ganz ähnlich, wie seine Kirche zu Königslutter, und ganz gleichzeitig ließ damals Kaiser Lothar die große Kirche zu Segeberg anlegen, ein Werk, das den kaiserlichen Namen in diesen Gegenden verewigen sollte. Zu großen Bauwerken von einiger Durchbildung war der Granit nun doch einmal nicht brauchbar oder man hielt ihn nicht dafür; denn ihn zu behauen hat man in Holstein nirgends den Versuch gemacht. So sind die größeren und anspruchsvolleren Kirchen hier von Anfang an alle aus Ziegeln, und Feldsteine sind in ihnen höchstens als Füllwerk gebraucht.

In der Marsch, in Ditmarschen und an der unteren Elbe hatte man überhaupt nur die Möglichkeit, aus Ziegeln zu bauen, die dort überall ohne weiteres aus dem fetten Boden gemacht werden konnten, während natürliche Steine gar nicht vorkommen und auch, außer etwa zur Winterzeit, nicht zu befördern gewesen wären, wie es noch bis auf unsre Tage der Fall war. Da sind selbst die Taufsteine, zu denen man sonst doch stets die Findlinge zu benutzen pflegte, nicht vorhanden, und statt ihrer dienen eherne Grapen, oft urältester Herkunft. Das Metall dazu dürfte vom Harz gekommen sein. Von den Strömen herab, besonders von der Weser, kamen auch andere Stoffe nach einzelnen Orten, z. B. die Wesersandsteinplatten, mit denen etliche der bedeutendsten Kirchen gedeckt wurden. Abhängigkeit vom sächsischen Hinterlande und Beziehungen zu diesem sind vielfach unverkennbar.

Anders wieder bei dem weitverbreiteten Stamme, der, zwischen Eider und Jahde von den Sachsen unterbrochen, den Küstensaum des Deutschen Meeres einnahm, den Friesen. Die Friesen hatten kein Hinterland, und von den Nachbarn schieden sie sich streng. Die Sachsen in Ditmarschen und die Friesen in Eiderstedt hatten nichts gemein, als die Nachbarschaft der Eider, und haßten sich aufrichtig; auch mit den Dänen, an die sie bis über Tondern hinauf grenzten, theilten sie nichts, als die kirchliche Zugehörigkeit zu den dänischen Bisthümern, und wehrten sich in zähem Unabhängigkeitsdrange und mit großer Tapferkeit gegen deren Herrschaftsbestrebungen. Soweit wir irgend Reste alter Bauwerke bei ihnen finden, haben diese in der Marsch ebenfalls aus Ziegeln bestanden. Gestreift aber ward ihr Land von zwei Handelsstraßen, die zu den beiden großen Handelsorten der Halbinsel führten: im Süden von dem Eiderwege, der die Eider und Treene hinauf den westländischen Verkehr nach Schleswig vermittelte, der Hauptstadt Angelns und des ganzen Landes, die zugleich den Handel nach der Ostsee auf sich zog; und im Norden von dem Seewege nach Ripen, der zweiten Bischofsstadt. Zum Sprengel des Riper Bischofs gehörten die allernördlichsten Friesen, von der Widau an, die heute längst zu Dänen, wie die südlichsten zu Deutschen, geworden sind und die jetzt nur in ihrer ländlichen Bauart, mit dem spitzen Dachgiebel über der Eingangsthür, die Erinnerung an das friesische Volksthum zur Schau tragen. Den Samen des Christenthums hatte das friesische Volk aus den Gegenden jenseit des Meeres, von den brittischen Inseln, erhalten; ein Umstand, den die Sage widerspiegeln mag, nach der aus England die Bausteine für die Kirchen dieser Lande und das Blei für die Dächer gekommen sein soll — natürlich unter Knut d. Gr. (1016—35), dem Beherrscher Dänemarks und Englands. Daß angelländischer Einfluß das Kirchenwesen beherrschte, ist übrigens in anderer Hinsicht unzweifelhaft; man erzählt, daß englische Baumeister hier Kirchen gebaut hätten. Doch sind unter den Anglis, wenn solche wirklich betheiligt waren, nicht die aus der Heimath ausgewanderten, sondern die in der Heimath gebliebenen zu verstehen, in deren Land der Schleswiger Bischof wohnte, und an die der Friese zunächst dachte, wenn er von Angeln sprach; gerade wie der Holsteiner unter Friesen die an der cimbrischen Küste versteht und nicht die unter Hengist und Horsa ausgewanderten. Mit dem Blei jedoch, das noch heute die Mehrzahl der Landkirchen deckt, mag es seine Richtigkeit haben, daß es aus England stammt.

Aus Backstein bauten auch die Dänen, besonders die Inseldänen, wo sie es für nöthig hielten, und zwar, wie es scheint, schon sehr früh an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zwecken, und es ward denn auch, jedenfalls in der Mitte des 12. Jahrhunderts und nachher, im großen der bequeme Baustoff benutzt. Ihn zu erfinden hatten sie nicht nöthig gehabt; denn Aegypter, Babylonier, Griechen und Römer und Lombarden (denen diese Nordmannen viel zu verdanken scheinen) hatten schon immer, wo es ihnen vortheilhaft schien, zum gebackenen Steine gegriffen. Der Erzbischof Absalon von Lund (1157—1181), Zeitgenosse Waldemars d. Gr. und Friedrich Rothbarts, bediente sich des Stoffes erfolgreich. Waldemar baute aus am Orte der Verwendung gefertigten Ziegeln seine Mauer am Danewerk (1157). Es scheint, als habe man vielfach die Steine einfach und in verschiedener Form aus dem harten Thon geschnitten, statt ihn erst in Formen zu streichen. Auch Deckziegel buk man gleichzeitig zur Abdeckung der Mauern.

Aber in den beiden Bischofsstädten, deren oben erwähnt ist, in der Zeit, wo in ihnen diejenige umfassende Bauthätigkeit auftrat, deren Spuren und Wirkungen wir heute beobachten, machte man es, wie es in jenen rheinischen Gegenden gemacht ward. Ein starkes Bedürfniß nach festen und zugleich schönen, den Anforderungen eines höheren Geschmackes entsprechenden Kirchenbauten veranlaßte zur Berufung von Bauverständigen und zum Bezuge von Baustoff auf dem Wege, den der Handel geöffnet oder offen gehalten hatte. Von Ripen wie von der Eidermündung ist es nicht fern nach dem anderen Marschlande, wo sich gleichzeitig die lebhafteste Bauthätigkeit regte, wo man sich aber auch der herbeigeführten Steine in Ermangelung eigener bedürftig hielt, nach dem Rheindelta. Da waren nicht nur fertig bearbeitete Taufsteine und Särge zu haben, wie sie schon zu der Alten Zeiten der Handel geliefert hatte, da gab es auch den Tuff, ohne dessen Verwendung man in jenen Landen, im Mutterlande künstlerischen Könnens, überhaupt keine Bauwerke ausführte. Zwischen der alten großen Stadt jener Lande, dem heiligen Köln, und den nordischen Bischofsstädten bestand auch manche persönliche und andere

Verbindung. Kölnische Münzen des 11. Jahrhunderts werden vielfach hier gefunden. Viele Dänen machten sich zu Köln ansässig; ein Kölner Domherr Rudolf ward 1026 Bischof von Schleswig. Die Dome zu Aarhuus und zu Lund sind Ableger der rheinischen Baukunst. Und so kamen die Vorbilder der Dome und die Stoffe zu deren Errichtung von da, und die Schiffe beförderten nach Schleswig wie nach Ripen den leichten, gelblichgrauen Stein in großen Mengen. Es war nicht gerade Mangel an natürlichen Steinen, der zu der Verwendung des Tuffs veranlaßte; denn keine Tuffkirche steht an Orten, wo es deren gar nicht gab, wohl aber Mangel an bequem brauchbarem Haustein. Man erkannte den Granit als nicht recht geeignet zu Bauwerken der ins Auge gefaßten Art. Zu den Grundlagen, den der Bodenfeuchte, dem Anstoße des Verkehrs und dem Druck am meisten ausgesetzten Theilen mußte man sich freilich des festen Stoffes bedienen und fertigte aus diesem insbesondere, wenn auch nicht ohne große Mühe, die Sockel des Baues. Ebenso taugte der Tuff wenig zu Pfeilern, wenn diese nicht allzu massig ausfallen sollten, zu Capitellen und Basen. Die beiden Dome zu Schleswig und zu Ripen haben wahrscheinlich von Anfang an fast dieselbe Gestalt gehabt. Wie die Bisthümer, zugleich mit dem von Aarhuus von Otto d. Gr. begründet, denselben Ursprung haben, so hat sich merkwürdigerweise auch ziemlich gleichzeitig und gleichartig wieder das Bedürfniß nach dem Bau der jetzigen Hauptkirchen geltend gemacht. Doch spricht manches dafür, daß man zu Schleswig, der älteren und bedeutenderen Stadt, den Anstoß gegeben habe, zu Ripen ihm gefolgt sei. Leider ist der Schleswiger Dom durch höchst eingreifende Umbauten, erst in der Uebergangszeit (um 1220), dann in der frühgothischen um 1270 — Ostseite —, dann in der spätgothischen vom 15. bis ins 16. Jahrhundert hinein — Seitenschiffe — aufs stärkste verändert worden. Vom ersten Bau — das Vorhandensein des Domes wird 1134 zuerst bezeugt — ist jetzt nur im wesentlichen das Querhaus und die Anlage des Hauptschiffes übrig, sowie zahlreiche Stücke des Sockels. Wesentliche Aufklärungen haben sich bei den letzten, erst 1894 beendeten Restaurationsarbeiten ergeben.[1]) Danach stimmt das zu Beobachtende merkwürdig genau mit dem zu Ripen Anzutreffenden überein, so daß anzunehmen ist, daß auch die äußere Erscheinung ähnlich war. In beiden Kirchen kreuzförmige Grundform. Zwei Reihen viereckiger Pfeiler aus Haustein, zu Schleswig mit einfach rechteckigen Vorlagen, zu Ripen mit Halbsäulen für die Gewölbe der Seitenschiffe, tragen das hohe Mittelschiff, das in ungeminderter Höhe in den Chor übergeht. An ihn schließt sich, zu Ripen wohl erhalten, die etwas mehr als halbrunde Apsis, äußerlich unten mit Halbsäulen, die Bogen tragen, geziert, darüber das ähnlich gebildete Hauptgeschoß, unter dem Dachgesims durch Säulen geschiedene Oeffnungen von je zwei bis drei Bogen — Andeutung der rheinischen Zwerggalerie. Im Hauptschiffe ist zu Ripen eine Emporanlage, die sich mit je drei Oeffnungen, von Säulen getrennt, im Mittelschiffe bemerklich macht, wie uns dasselbe in der Stadt Köln in St. Ursula begegnet. Vor den Westseiten ursprünglich zwei Thürme.

Der Riper Dom ist eins der schönsten Gotteshäuser, in Dänemark sonder Zweifel das schönste, eine Erquickung dem Auge, das sich an der verhältnißmäßigen Dürftigkeit und Nüchternheit der hierländischen Bauwerke satt gesehen. Die Einwölbung im Hauptschiffe[2]) ist jünger als der ursprüngliche Bau, und zwei äußere Capellenseitenschiffe sind hinzugetreten; der eine Thurm ist zerstört, der andere aus Ziegeln in große Höhe unverjüngt hinaufgeführt und jetzt flach abgestutzt. Das Ganze charakteristisch, mannichfach, voll malerischer Reize. Dabei gehegt und besorgt von einem kunstliebenden und verständigen Volke, das manche daran sonst begangene Unbill mit Liebe und Fleiß wieder gut zu machen nicht aufhört und unablässig bethätigt ist (wie auch in höchst thatkräftiger Weise eben jetzt), die Schönheiten zu erhöhen oder ganz zur Geltung zu bringen. Der Schleswiger Dom ist größer, durch die wieder hergestellten Malereien und herrliche Ausstattungsstücke ausgezeichnet, aber als Bauwerk jetzt im ganzen von viel geringerem Werthe, in der äußeren Erscheinung in nicht gut zu machender Weise beeinträchtigt durch die Unscheinbarkeit des Querhauses und die Ungeheuerlichkeit des die Schiffe deckenden Daches; dabei in der Umgebung bedauerlich vernachlässigt. Mit dem größten Aufwande hat man ihn neuerdings zu fördern gesucht, und er bietet mit dem 112 m hohen Haupt- und zwei Chorthürmen sowie dem Dachreiter eine in verschiedenen Ansichten vortreffliche Gruppe, aber bei der Unmöglichkeit, gut zu machen, was vorige Zeiten in anderer Richtung gethan haben, wird er dem Riper Dome gegenüber stets nur die zweite Stelle behaupten.

In Bezug auf den gebrauchten Stoff besteht zwischen den ursprünglichen Bauwerken eine kleine Verschiedenheit. Zu Schleswig sind aus Granit die Sockel im Aeußeren, und im Inneren die Pfeiler, auch wohl die Scheidbogen, insbesondere aber der ganze Chorbogen; zu Ripen ist für solche Theile im Inneren, besonders für die Pfeiler, ein schöner grauer Sandstein von der Weser, wie er zu Obernkirchen bei Bückeburg bricht[1]), gebraucht, durch den man also den rheinischen Sandstein oder den Trachyt (von dem sich übrigens auch Theile im Dome finden) zu ersetzen für nöthig hielt. Das einzige alte Portal zu Schleswig dagegen, am südlichen Flügel, mit granitenem reliefgeschmückten Tympanon und 6 Säulen in den Rücksprüngen, besteht fast ganz aus einem leicht zu bearbeitenden grauen versteinerungsreichen Kalkstein, dessen Herkunftsort zu ermitteln noch nicht gelungen ist, der jedoch wohl irgendwo an der Ostsee gewonnen sein muß[2]).

Im Jahre 1196 hatte die Stadt sieben Pfarrkirchen. Die älteren von ihnen jedenfalls waren aus Tuff, was von mehreren ausdrücklich überliefert wird. Die einzige noch erhaltene, einschiffig mit Westthurm und neuerem Osttheile, besteht denn auch daraus. Der Sockel ist nicht mehr sichtbar; die Reste eines Portals aber zeigen Säulen mit antikisirendem Knause, die aus Stuck gemacht sind. Das Westportal ist Granit, sonst alles Tuff, der Thurm ist im Obertheil abgetragen und sonst manches geändert worden, da die Kirche um 1250 zu einer Nonnen-Kloster-

---

[1]) Die damals gewonnenen Aufschlüsse sind bis auf eine Stelle wieder verdeckt, und das Querschiff hat einen Anstrich mit Quaderfugen erhalten, der es als aus rothem Sandstein gebaut erscheinen läßt.

[2]) Die wichtigsten Zeitangaben sind folgende: Bischof Ture († 1134) hat den Ostheil gebaut nebst dem Querhaus, wenigstens in den unteren Theilen, Elias (1142 bis etwa 1162) das andere. Gewölbe des Hauptschiffes und jetzige Oberlichtfenster „gegen 1250", äußere Seitenschiffe etwa nach 1402.

[1]) In der Renaissancezeit ist der sogenannte Bückeberger Stein hierlands vielfach gebraucht worden; an altmittelalterlichen Werken ist er aber nur noch an der Alten Kirche auf Pellworm nachzuweisen.

[2]) Inzwischen hat Hr. Prof. Dr. Haas zu Kiel die Güte gehabt, eine Probe des Gesteins zu untersuchen, und ermittelt, daß es zweifellos ein in das Obersilur gehörender von Gotland stammender Kalkstein ist (Crinoiden- oder Bryozoen-Kalk). Damit ist die gleichzeitige Verwendung von Baustoff, der über die Ost- und über die Westsee gekommen, hier so gut wie sicher bezeugt. Möglicherweise ist das Vorkommen mit dem zu vergleichen, das von Helms als an dem aus Granit gebauten romanischen Dom zu Wiborg beobachtet mitgetheilt wird. Daselbst ist rheinischer Traß in ähnlicher Weise verwandt, und Helms meint, der Stoff werde etwa durch eine Schenkung eines Einzelnen dem Bau zugeführt worden sein. — Die Wand, von der die Schleswiger Portalanlage etwas wegspringt, besteht übrigens aus Tuff und nicht aus Granit, wie behauptet wird; sie ist erst spät zum Theil mit Granit verblendet.

kirche gemacht ward. So blieb sie wenigstens erhalten. Mit reicherer Verwendung von behauenem Granit neben Tuff war die St. Michaelskirche vor der Stadt gebaut, kreisrund mit innerer Pfeilerstellung, die 1870 eingestürzt und dann zerstört ist. Vermuthlich in der Zeit des Ueberganges brauchte man zu Schleswig auch andere Hausteine, die Porphyr genannt werden; es ist aber ein edler röthlicher derber Kalkstein, derselbe, aus dem es in etlichen Kirchen Taufsteine gibt, wahrscheinlich von Gotland.

Daß der rheinische Tuff auf der oben erwähnten Handelsstraße bezogen war, ist sicher. Der Punkt, wo er den Wasserweg verlassen mußte, ist Hollingstedt, zwei Meilen westlich von Schleswig. Sagenhafte Ueberlieferung und Sachbefund und sonstige Erwägungen treffen hier zusammen: zu Hollingstedt war nach der Sage ein Hafen, ein Stapelplatz für überseeische Waaren. Die dortige Kirche, bis 1796 mit Chor und Apsis, ist aus Tuff, romanisch. In etlichen alten Kirchen zwischen Hollingstedt und der Eidermündung findet sich etwas Tuff neben dem Backstein gebraucht; zu Koldenbüttel, an der Gabelung des früheren Eiderdeltas, sogar zu einem großen Theile der Kirche; an den anderen Orten jedoch nur in Spuren, als leicht zu bearbeitender Stoff offenbar zur Herstellung einiger Glieder bequem brauchbar befunden. Daß die im Laufe der Zeiten eingetretenen Veränderungen und Verbesserungen das Bild wesentlich verdunkelt hätten, ist nicht anzunehmen und alles spricht dafür, daß die Einfuhr des Tuffes sich auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt hat. Sein erstes Auftreten, im Dome, kann nicht später datirt werden als ins erste Viertel des 12. Jahrhunderts.

Wenn nun in der Schleswiger Gegend die Verwendung des Tuffes bei der Beschaffenheit der Denkmäler wesentlich nur archäologisches Interesse hat, steht es anders mit der Gegend von Ripen, bei dem unmittelbar am westlichen Meere gelegenen Handelsplatze, der einst den bedeutendsten und wichtigsten Hafen der ganzen Küste hatte. Schon auf den Zufahrtwegen liegen eine Anzahl Tuffkirchen, auf Sylt, Föhr, Amrum, und die auf Pellworm, die auch Bückeberger Stein hat. Sie ist die einzige Tuffkirche (außer Koldenbüttel), die in der Marsch liegt, für die also gar keine Granitsteine zu haben waren; sie lag aber zugleich so, daß die Baustoffe nicht über Land befördert zu werden brauchten, was so gut wie unmöglich ist. Um Ripen selbst aber, auf dem festen Lande, von den Grenzen des Friesischen an bei Ballum bis an die Ringköpinger Föhrde im Norden, liegt eine große Gruppe; die südlichsten sind die zu Ballum und zu Schads, 5 Meilen südlich, die nördlichsten Süder-Vork und Lüdum, 8 Meilen nördlich von der Bischofsstadt. Keine liegt in der Marsch, alle nicht entfernt von der Küste.

Sehr viele sind wohlerhalten, nur zeigt keine mehr einen ursprünglichen Thurm, der überhaupt nur an dreien, die durch ihre Lage als Hauptkirchen ausgezeichnet waren und zugleich als Seezeichen dienen mochten, vorhanden war. Sie bezeugen durch ihren Grundriß den romanischen Ursprung: rechteckiges Schiff, quadratischen Chor, Apsis (die nur ganz selten fehlte). Die Rechteckigkeit ist freilich nur cum grano salis anzunehmen; manche haben den Chor etwas schief zur Achse angesetzt, manche ein trapezförmiges Schiff, das nach Osten hin schmaler wird; sein Grundriß gibt also die Gestalt mancher sehr alten Grabsteine wieder.

Der Bau ruht stets auf einem Granitsockel, über dem noch eine oder mehrere Lagen Granithausteine zu folgen pflegen. Lisenen gliedern das Aeußere — bisweilen nur den oberen Theil der Wände —, oben durch Rundbogenfrise verbunden. Die rundbogigen Fenster von kleinen Abmessungen, mit schrägen, sehr selten durch einen Einsprung und Ecksäulchen gegliederten Gewänden, sitzen ziemlich hoch oben. Nahe dem Westende sind die zwei Portale des Schiffes, nördlich und südlich, nie reich ausgestattet, ein drittes ist am Chore. Die Apsis hat statt der Lisenen fast stets Halbsäulen, die fast immer das Halbrund in 5 Abtheilungen gliedern; sie haben Capitelle und besondere Sockel, mit Eckblatt. Der Sockel der Kirchen ist schräg oder mit einer Kehle abgeschlossen, meist aber attisch in mehr oder weniger feiner Ausführung. Gewölbe nur in der Apsis; am Chorbogen granitene Gewände oder doch wenigstens granitene Sockel und Kämpfer. Das Schiff wenig höher denn der Chor. Keine innere Gliederung der Wände, außer bisweilen an der Trennungswand zwischen Schiff und Chor.

Diese Kirchen zeichnen sich vor sämmtlichen Landkirchen der Halbinsel glänzend aus durch ihr schmuckes Aeußere, an dem die bisweilen außerordentlich reich und hübsch geschmückte Apsis den Höhepunkt bezeichnet. Der Granit ist sauber und sorgsam bearbeitet, der Tuff, auf den ersten Blick von Backsteinmauerwerk nicht leicht zu unterscheiden und in der Regel in den Mauern fast in demselben Format auftretend, das auch die älteren Backsteine einzuhalten pflegen, hat eine angenehme gleichmäßige Färbung. Die Deckung mit Blei ist fast überall bewahrt und wird sorgsam unterhalten. Das Mauerwerk ist aber, bei der verhältnißmäßig geringen Dauerhaftigkeit des Stoffes gegenüber den Witterungseinflüssen, nur ganz ausnahmsweise vollständig erhalten; es ist vielfach, und zwar regelmäßig im Westen und oft auch im Süden, mit anderen Stoffen hergestellt oder verkleidet; sämmmtliche Kirchen sind äußerlich weiß getüncht und sehr oft ist, ganz gegen die Natur des Landes und Klimas, der Eingang in die Westseite verlegt und die Portale sind verschwunden. Daß diese Kirchen aus Tuff gebaut sind, ist merkwürdigerweise erst vor zwei Menschenaltern durch Hoyen bekannt geworden, während betreffs der südlichen Gruppe diese Thatsache stets anerkannt war, wie schon in Heinrich Ranzau's Beschreibung des Cimbrischen Chersonneses, vom Ende des 16. Jahrhunderts, literarisch bezeugt ist. In einer besonderen Abhandlung über die „dänischen Tuffsteinkirchen“ hat Jakob Helms vor 40 Jahren die Ripische Gruppe behandelt. Derselbe hat nunmehr in einem großen Werke die Tuffkirchen, die innerhalb der dänischen Grenzen liegen, genau und eingehend besprochen, und dabei weit ausgreifend den Tuffsteinbau überhaupt zum Gegenstande umfassender Betrachtung und Darstellung gemacht.[1])

Sonnige Welten.

Von Louise v. Kobell.

„Sonnige Welten“ ist ein soeben in Kreidels Verlag (Wiesbaden) erschienenes Werk von Emil und Leonore Selenka benannt. Es enthält 200 Abbildungen im Texte und 9 facsimilirte Vollbilder. Im modernen japanischen Farbendrucke erschaut man auf der ersten Seite dieser dem Fürsten Otto v. Bismarck gewidmeten ostasiatischen Reiseskizzen das Götterpaar Isánagi und Isánami, welche, dem shintoistischen Glauben gemäß, zur Erde herabstiegen und die ersten Menschen erschufen. Das während einer zweijährigen Forschungsreise durch Borneo, Japan, Java, Sumatra, Vorderindien, Ceylon entstandene Tagebuch ist höchst anziehend für Gelehrte, Künstler und Culturhistoriker, da

---

[1]) Danske Tufstenskirker. De med vulkansk Tuff fra Rinen byggede Kirker i Tyskland, Holland og isaer i Danmark, af Dr. **Jakob Helms.** Med Bemaerkninger om den Rinske vulkanske Tuf af Dr. **J. Fr. Johnstrup.** Kopenh. 1894. — Eglises danoises en Tuf volcanique du Rhin en Allemagne, dans les Pays-bas et surtout en Danemark. Texte de M. I. Helms. Notes sur le Tuf volcanique du Rhin par M. I. Fr. Iohnstrup. Résumé trad. en français par M. E. Baruël. Publié par les soins du ministère royal des cultes et de l'instruction publique. Dänischer Text 191 Seiten, französischer 26.

der Verfasser neben der Verfolgung seines wissenschaftlichen Hauptzweckes fortwährend Gelegenheit hatte, das geistige und physische Leben der verschiedenen Völker aus ureigenster Anschauung kennen zu lernen, und diese Anschauungen in genialer Weise hier wiedergegeben hat. Auf dem in das Vorwort eingeschlossenen Bilde sieht man Emil Selenka, den rühmlichst bekannten Zoologen, dessen Vorlesungen in Erlangen, woselbst er viele Jahre als Professor gewirkt, die Studenten magnetisch anzogen und stets zu begeisterten Beifallskundgebungen hinrissen. Am Schlusse des Werkes befindet sich das Portrait der Leonore Selenka, die ihren Mann voll Muth auf den oft gefahrvollen Fahrten begleitet und nun mit feinem Verständnisse ihre Eindrücke in mehreren Abschnitten dargelegt.

Im ersten Capitel: „Borneo", wird der Leser in die „Gärten der Sonne" — in eine Märchenwelt entführt. Packend ist der Zauber der Naturschilderungen und fesselnd sind die Charaktere und das urwüchsige Heim der Dajaks beschrieben. In sanguinischer Philanthropie frägt Selenka: „Wie sollte uns nicht das Herz warm werden unter diesen braunen Brüdern?" Und rührend ist die Behaglichkeit des Schlafraumes erwähnt, wo die Nachtruhe der Reisenden „durch das Rasseln von aufgehängten, erbeuteten Menschenschädeln öfters unterbrochen wurde". Entzückt ist er von den borneo'schen Wäldern, in welchen ein Spaziergang wegen des Dickichts der Pflanzen „ein lustiger Kampf mit dem grünen Element ist — wo die musikalischen Flötentöne der Vögel zu einer weichen Melodie geordnet sind." Originell belegt er die gefiederten Sänger mit den Namen unsrer deutschen Componisten und gibt deren Leitmotive in Noten wieder. Weniger melodisch sind die „tief beginnenden und langsam hoch aufwärts schleifenden Heulklänge der Gibbons. Die Jagd auf sie, sowie auf die Orangutans ist aufregend und ermüdend". Selenka hat eine große Anzahl solcher Menschenaffen behufs wissenschaftlicher Untersuchung erlegt. In dem vorliegenden Werke führt er die merkwürdigen Riesenkletterer mehr in unterhaltender Weise ein; dennoch offenbart sich auch hier der gelehrte Zoologe bald durch diese, bald durch jene Charakterisirung, und sein Humor birgt manch scharfsinnige Beobachtung. — Obgleich die Dajaks noch in keiner Weise von der Cultur beleckt sind, haben sie doch ein Stück Frauenemancipation in ihrem Sittencodex aufzuweisen, denn außer den männlichen Aerzten findet man bei diesen Wilden auch häufig weibliche, und es ist überraschend, daß die Herren Doctoren sogar bisweilen weibliche Kleidung anzulegen belieben. — Das höchste Wesen der Dajaks ist Petara, „er ist überall und wir brauchen keine Moscheen, ihn zu verehren", sagte ein Dorfältester zu Selenkas. — „Hat der griechische Prometheus den Menschen das Feuer vom Himmel geholt, so holte der Dajakhäuptling Sijura den Reis von dort herab. Er kletterte auf einem Wunderbaum zum Siebengestirn empor, wo Sikira wohnt. Dieser setzte seinem Gast ein Reisgericht vor und unterrichtete ihn im Bau dieser wichtigen Nährpflanze. Hierauf gab er ihm Reiskörner mit und ließ ihn an einem Seile auf die Erde hinab." — Viel Wissenswerthes erzählt Frau Selenka von den Göttern und Geistern, von dem Todtencultus, den Beschwörungs- und Festceremonien der Dajaks. Der Lieblingssport dieser Wilden ist die Jagd auf Menschenköpfe, und das schönste Hochzeitsgeschenk von ihrem Geliebten dünkt einer Braut ein Menschenschädel.

Der Autor führt uns aus Borneo nach Jung-Japan. „Reizvoll und kindlich an die Frühlingszeit unsrer Erdepoche erinnernd, zierlich aufgeputzt und nett, wie in einer lieblichen Vision, erscheint uns das Land der aufgehenden Sonne, das Paradies der Kinder, die Heimath der höflichen Menschen. — Ohne die letzten dreißig Jahre europäischen Einflusses würde jeder Japaner heute noch sein eigener Urahn sein können, so schablonenhaft übertragen sich die Sittenzustände und Ahnencult von Geschlecht zu Geschlecht; alles bliebe nach der Väter Brauch. Jetzt aber entwächst schon der Sohn des Bessergestellten den Lebensmaximen des Vaters und manches Alte fängt an zu veralten." Aber trotz der „Sturzwelle von Neuerungen", trotz Sonntagsruhe, Regierungsform nach preußischem Muster, allgemeiner Wehrpflicht, elektrischer Beleuchtung und 500 Zeitungen, wie viel ursprünglich Japanisches wird uns in Selenka's Reisewerk geschildert! Das Thun und Treiben in den Straßen von Tokyo, der zweirädrige Wagen mit dem Menschenvorspann, die möbellosen Zimmer, das Theehaus und die Tempel mit ihren Tänzerinnen, die Staats- und Privatreligion, die Blumenschau, denn jedem Monate wird seine Idolblüthe zuerkannt, die schattenlose Malerei, der obligate Masseur, die Kindererziehung, die Sagen und Fabeln, das Puppenfest der Mädchen, das Papierdrachenfest der Knaben, der Blumencult zur Zeit der Kiku oder Chrysanthemumblüthe beim Mikado, wozu die Gäste in einem kaiserlichen Gartenhäuschen versammelt sind und der „Sohn der Sonne" unter den Klängen der japanischen Nationalhymne erscheint, dessen Antlitz noch vor 25 Jahren kein Sterblicher erschauen durfte. — Voll Poesie werden die Ausflüge in Berg und Thal mitgetheilt; eingehend und lebendig erzählt Frau Selenka die Schaustücke, „da unter den vielerlei fremdartigen Theatern des bunten Ostens das japanische vielleicht das sonderbarste und interessanteste ist."

Großartig gegriffen ist das Capitel: „Auf hoher See." „Im Rothen Meer und Indischen Ocean fesselt vor allem der Farbenwechsel des Wassers. Bei klarer ruhiger Luft erscheint die See dunkel veilchenblau, an den Untiefen grünlich, bei schwach bewölktem Himmel kornblumen- bis lichtblau, im Reflex dunkler Wolken blaugrau, marineblau bis tiefschwarz. Eine leichte Brise wirft grünliche Tinten dazwischen und im Reflex der Strahlen des Sonnenauf- und Untergangs glüht das Wasser wie flüssiges Kupfer. Die hüpfenden Wellen und Wellchen aber wiederholen die Farbenmusik der in violetten, schwefelgelben, smaragdgrünen, perlgrauen und carminrothen Dufttönen schimmernden Wolken." In beredten Worten wird uns der märchenhafte Anblick, den die See der warmen Zone in stillen mondfreien Nächten gewährt, vergegenwärtigt. Der Feuerschein der Leuchtalgen, die Pracht der Gestirne, die entsetzliche Plage einer absoluten Windstille, die Selenkas eines Tages im bengalischen Meerbusen überraschte — alles ist im hohen Stile verzeichnet.

Java, die reichste der herrlichen Sunda-Inseln, wird in naturwahren Augenblicksbildern vorgeführt, und einen bunten Wechsel von Begebenheiten enthält das Capitel: „Aus Sumatra. II. Durch das Barrisan-Gebirge." — In Benkulen wohnen die Reisenden dem Schlußact einer Hochzeit im chinesischen Viertel des Ortes bei. Die Neuvermählten waren schmächtige, stumm und starr im Brautgemach sitzende Kindergestalten, welchen eine alte Frau kleine Bissen aus den vor ihnen stehenden Schalen in den Mund steckte. „Nie habe ich", schreibt Selenka, „ein jammervolleres Opferbild gesehen, als dieses winzige, kreidig bemalte, von unbequemem Schmuck erdrückte, stumme Kinderbräutchen, dem die ganze, grausame Schwere der versteinerten Culturbegriffe ihrer Nation auf den Schultern zu lasten schien." — Den schaudervollsten Thierlaut unsrer Erde vernahmen Selenkas in Talang Padang, es war „der kurze, hohe Bellton eines Tigers, der sich eine fette Kuh aus der Umzäunung des Dorfhäuptlings geholt". — „Daß die Seele in Thiergestalten wiederkehren könne, und zumal oft in Tigern oder Krokodilen sich verkörpere, wird in ganz Sumatra geglaubt. Der Tiger muß ebenfalls nach dem Tode sieben verschiedene Existenzen durchleben,

die erste als Tigerfliege, die letzte als Eichhörnchen.“ — „Tausenderlei abergläubische Ideen und Gebräuche beziehen sich auf den Tiger. So lassen z. B. die Batak den erlegten Tiger von ihren Jungfrauen mit feierlichem Ehrenzuge empfangen und setzen dem in dem todten Feinde vermutheten Geiste in langer Rede die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit seiner Tödtung auseinander: er habe ihre Kühe getödtet und „Gold um Gold, Athem um Athem, sei göttliches Gebot.“ —

„You have been at the tigerhill?“ ist eine der ersten Fragen, welche die „Globetrotters“ an den Neuangekommenen beim Betreten des indischen Festlandes richten. Selenka charakterisirt in dem Abschnitte „Von Calcutta in die Himalayas“ humoristisch diese „blasirten Nichtsthuer, die überall hingehen, nichts sehen und nichts in sich aufnehmen, Prachtstücke des modernsten Amerikanismus.“ Wie sticht gegen die Gleichgültigkeit der „Weltenbummler“ sein Enthusiasmus ab, als er „im Frührothstrahl ein gigantisches Schneegebirge von überwältigender Majestät“ erblickt, „ein Heer von Bergriesen mit unermeßlichen Gletscherfeldern und Felswänden, von allen Seiten sich aufthürmend zum alles beherrschenden Kintschinjanga!“ — „Das schien kein irdisches Gebilde, sondern die Schöpfung einer andern Welt — einer Jupiter-Landschaft. Und dieses feierliche Bild in einem Rahmen von prangenden, dunkelgrünen Cedern und lenzgrünen Bambusen.“ Seine begeisterten Anschauungen solcher Naturwunder, sein Schwelgen in der fremdartigen, grotesken, prächtigen Architektur und Sculptur indischer Tempel und Paläste wirken mächtig auf den Leser; typische Staffagen sind die „Priesterschaaren und Gläubigen, die heiligen Kühe und riesigen Elephanten, die sich in den Galerien und Höfen umhertreiben“. — Der nach einer Oelskizze Frau Selenka's abgebildete Priester Guru Sri Punchamum Bhuttacharya ist der hochherzige Stifter und Förderer einer indischen Missionsschule. „Gleich einem Chloroformirten weiß sein Geist nichts von seinem Körper noch von der Außenwelt.“ Der tiefsinnige Blick seiner Augen bezeugt wohl, daß sich sein Geist mit dem Nirvana und sonstigen hohen Fragen beschäftigt, aber seine Gestalt ist für einen derartigen Aesthetiker etwas behäbig. — Unter den lieblichen, braunen Töchtern Indiens erscheint das sympathische „Sonnenkind“ Sakuntala, das neunzehnjährige Hindumädchen, die Selenkas durch ihr Märchenerzählen in Entzücken versetzt hat. „Ihr eigentlicher Name lautet Mary Sonthamini Nundy; unlängst erlebten wir die große Freude, sie bei uns in Europa begrüßen zu dürfen.“ —

In dem letzten Capitel, „Ceylon“, sehen wir u. a. vornehme Singhalesinnen und herrliche Palmen abgebildet, Elephanten und Teufelstänzer. Diese letzteren haben vollauf zu thun, um die sich massenhaft in Wald und Luft, Stube und Kochtopf, an Scheidewegen und Heerstraßen, an Waschplätzen und Felsschluchten herumtreibenden Dämonen zu beschwichtigen und zu bannen, denn reichhaltig wie sonst keiner, ist der singhalesische Dämonismus ausgestattet. — Mit dem Besuche eines Tempels der verfallenen Miriswetiya-Dagoba, wo ein weißgekleideter Priester einer spärlichen Beterschaar zur Abendandacht Pali-Verse absang, und Tausende von Funkelinsecten die Dämmerstunde beleuchteten, schließt das geistvolle, prächtig ausgestattete Werk, das den Ernsten, mit den Schatten des Lebens Ringenden zerstreuen, und dem mehr Heiteren den Vollgenuß gewähren wird, schöne Stunden in „sonnigen Welten“ zu verleben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Göttingen.** Die Zahl der Studentinnen an unsrer Universität ist in diesem Winter schon auf 31 gestiegen. Von diesen studiren die meisten philosophische Wissenschaften (Mathematik und Naturwissenschaften, neue Sprachen, Geschichte &c.). Zum ersten Mal befindet sich aber auch eine Medicin studirende Dame unter ihnen.

* **Leipzig.** In Folge wiederholter Kränklichkeit hat sich Geh. Kirchenrath Prof. D. Luthardt veranlaßt gesehen, in diesem Winter seine Vorlesungen aufzugeben und sich auch im nächsten Semester von solchen dispensiren zu lassen. — Die Frequenz der Universität zeigt auch in diesem Halbjahr ein weiteres, langsames Aufsteigen, das jedoch auch diesmal ausschließlich auf die in beständigem Aufblühen befindliche philosophische Facultät zurückzuführen ist, während die medicinische und theologische und selbst die juristische Facultät gegen das letzte Wintersemester mehr oder minder große Einbuße an Studirenden erlitten haben. Die philosophische Facultät weist auch das günstigste Verhältniß der Nichtsachsen zu den Sachsen auf, 573 : 407, gegen 511 : 345 im vorigen Wintersemester, während in den übrigen die Sachsen erheblich an Zahl überwiegen. Die Zahl der immatriculirten Studirenden beträgt 3019 (1572 Sachsen und 1447 Nichtsachsen), gegen 2985, nämlich 1559 Sachsen und 1426 Nichtsachsen im letzten Winter-Semester und 2798 (1575:1223) im letzten Sommer-Semester. Von den 1447 Nichtsachsen, die gegenwärtig immatriculirt sind, sind 732 Preußen, 60 Bayern, 27 Württemberger, 20 Badenser u. s. w. Den deutschen Staaten überhaupt gehören 2709, dem übrigen Europa 240, außereuropäischen Staaten 70 Studirende an. Die Russen stellen davon 60, Oesterreich-Ungarn 47, die Schweiz 36, Großbritannien 21, Bulgarien 20, Frankreich 9, Rumänien 9, Italien und Holland je 7, Griechenland und Türkei je 6, Dänemark und Serbien je 3, Belgien 2, Schweden und Montenegro je einen Studirenden, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 65, Asien mit 4, Australien mit einem Angehörigen an der Frequenz betheiligt sind. Afrika ist nicht vertreten.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor Paul Ehrlich in der medicinischen Facultät hat ein etatsmäßiges Extraordinariat und einen Lehrauftrag für specielle Pathologie und Therapie erhalten. Zugleich sind ihm für seine Uebungen und Forschungen Arbeitsräume im Institut für Staatsarzneikunde zugewiesen worden. Damit sind die von dem verstorbenen Prof. August Hirsch versehenen Lehrämter wieder besetzt. Hirsch hatte einen doppelten Lehrauftrag, einmal für Geschichte der Medicin, sodann für specielle Pathologie und Therapie. Ersteren übernahm gleich nach Hirschs Tode der Prof. der Hygiene Rubner, während der zweite jetzt dem Prof. Ehrlich übertragen wurde. — Die Gesellschaft der Wissenschaften und der schönen Literatur in Gotenburg erwählte in ihrer letzten Sitzung die hiesigen Professoren v. Bergmann und Leyden zu auswärtigen Mitgliedern. — Die Universität Berlin hat in diesem Winterhalbjahr eine stattliche Besuchsziffer erreicht. Die Zahl der Studenten beträgt 5368, von denen 2472 in diesem Semester immatriculirt worden sind. Gegen den vergangenen Winter ist eine Steigerung von 561 und gegen den letzten Sommer eine solche von 1350 zu verzeichnen. Die theologische Facultät umfaßt 486 Studirende, die juristische 1812, die medicinische 1258, die philosophische endlich genau so viel wie die juristische, nämlich 1812. Darunter sind 1201 Preußen, von denen 429 aus Gymnasien, 290 aus Realgymnasien, 22 aus Oberrealschulen hervorgegangen, 460 aber noch ohne Reifezeugniß sind. Zum ersten Mal wird auch die Zahl der vom Rector zugelassenen weiblichen Hospitanten angegeben; es sind im ganzen 40. Aus Preußen stammen 3778 Studenten, aus den übrigen Reichsländern 814. Rußland hat 198 entsandt, die Schweiz 102, Oesterreich 57, England 32, Ungarn 31, Frankreich 22, Schweden und Norwegen 18, Italien 16, Niederlande und Bulgarien je 15, Luxemburg 8, Rumänien 7, die Türkei 6, Belgien und Dänemark je 4, Spanien 3, Griechenland 2, Amerika 219, Asien 15 und Afrika 2.

* **Breslau.** Als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Schott hat der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der römischen Rechtsgeschichte bekannte Prof. Joers in Gießen (früher in Kiel) einen Ruf an die hiesige Universität erhalten und wird demselben zu Ostern Folge leisten.

* **Königsberg.** Zum Ersatz für den Prof. der Chirurgie Braun, der als Nachfolger Königs nach Göttingen geht, sind vorzugsweise folgende Gelehrte in Betracht gezogen worden: Prof. Kraske in Freiburg, Prof. v. Eiselsberg in Utrecht und Prof. Garré in Rostock, der vor kurzem als Nachfolger Madelungs dorthin gekommen ist.

*** Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 5. bis 7. December folgende Schriften eingegangen:

Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, hggb. vom ksl. statist. Amt. Jhgg. 1895. Heft 4. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1895. — E. v. Selchow-Rudnik: Der Antrag Kanitz, eine Forderung nationaler Sittlichkeit. Ebd. 1896. — Otto Klingelhöffer: Das Reichswahlgesetz; wie ist es entstanden, was soll daraus werden? Darmstadt, Arnold Bergstraeßer 1896. — Dr. Schickert: Die militärärztlichen Bildungsanstalten; Festschrift. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1895. — J. A. Jonas: Erfahrung und Anschauung als Grundlage der Erziehung; Mahnung zur Reform des Unterrichts. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Dr. Wilhelm Martens: Weltgeschichte; Handbuch für das deutsche Volk. Hannover, Manz und Lange 1895. — Dr. Karl Biedermann: 1840—70. Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 4. (Volks-) Ausg. Bd. I. Breslau u. Leipzig, S. Schottlaender 1896. — Dr. Karl Brunner: Der pfälzische Wildfangstreit unter Kfst. Karl Ludwig. Innsbruck, Wagner 1896. — K. G. Bockenheimer: Die Mainzer Clubisten. Mainz, Fl. Kupferberg 1896. — Ferd. Lassalle: Briefe an Georg Herwegh; hggb. v. Marcel Herwegh. Zürich, Albert Müller 1896. — Heinrich von Seidlitz: Aus großer Zeit! Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71, hggb. Ansbach, Max Eichinger 1895. — Peter Norrenberg: Allgemeine Literaturgeschichte. 2. Aufl. bearb. v. Dr. Karl Macke. Bd. I. Münster, Adolph Russell 1896. — Leopold u. Paul Auspitz: Meisterprosa, gesammelt u. geordnet. 2 Bde. Wien u. Leipzig, Karl Prochaska. — Dr. Michael Maria Rabenlechner: Hamerling: s. Leben u. se. Werke. Bd. I. Hamerlings Jugend. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Ludwig Goldhanns Leben u. Gedichte. Brünn, Journalistenverein 1896. — Ludwig Ganghofer: Schloß Hubertus; Roman, illustr. v. Hugo Engl. 2 Bde. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — Hans Arnold: Fünf neue Novellen, illustr. v. Wilh. Claudius. 3. Aufl. Ebd. — Großfürst Constantin: Gedichte in freier Nachbildung v. Julius Grosse. II. Th. Großenhain u. Leipzig, Baumert u. Ronge 1895. — A. Ascharin; Nordische Klänge; russische Dichtungen in deutscher Uebertragung. Riga, Jonck u. Poliewsky 1894. — Mark Twain: Ausgewählte humoristische Schriften. 6 Bde. Stuttgart, Rob. Lutz 1892—95. — *Elizabeth E. Evans:* Confession; a novel. London, Swan Sonnenschein u. Co. 1895. — Kunst und Dichtung Hand in Hand. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 1895. — A. W. Ambros: Bunte Blätter. 2. Aufl. Hggb. v. Emil Vogel. Leipzig, F. E. C. Leuckart 1896. — Ernst Zais: Die bischöflich Wormsische Faiencefabrik zu Dirmstein. München, M. Schooß 1895. — Franz Gilardone: Die Theaterbrände und ähnliche Katastrophen des Jahres 1895. XIV. Theaterbrand-Rundschau. Hagenau, Selbstverlag. — E. E. Diezel: Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd. 4. Aufl. Neudamm, J. Neumann 1896. — Otto Berdrow: Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte. Mit Portraits. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. — Dr. med. J. Lütje: Die Struwwel-Liese; mit Zeichnungen. Hamburg, G. Fritzsche.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Schutz des geistigen Eigenthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hat bis vor einigen Jahren eine allgemeine Anerkennung des Rechts des geistigen Eigenthums grundsätzlich nicht bestanden. Die Amerikaner beschränkten sich auf die Anerkennung der Rechte amerikanischer Urheber und selbst das nicht viel mehr als in der bloßen Theorie. In Folge dessen hat sich denn auch das literarische Freibeuterthum nirgends in der Welt so schamlos entwickelt wie unter dem Sternenbanner. Die schonendste Erklärung dafür war stets der Hinweis auf die frühere geistige Abhängigkeit der Neuen Welt von Europa, auf eine Zeit, da man die schrankenlose Benutzung fremden geistigen Eigenthums den Amerikanern nicht als einen Raub, sondern als die Bethätigung eines angesichts der eigenen Impotenz recht anerkennenswerthen Culturbedürfnisses anzurechnen geneigt war. Diese Zeit ist längst vorbei, gerade so wie der naiv barbarische Glaube, geistiges Eigenthum sei vogelfrei und geistige Arbeit sei keines Lohnes werth, glücklicherweise längst aufgehört hat, für Feststellung der Urheberrechte maßgebend zu sein. Die Vereinigten Staaten sind längst eine selbständig schaffende Nation geworden, und in der civilisirten Welt wird im Princip wenigstens das Product geistiger Arbeit eigenthumsrechtlich ebenso behandelt wie das jeder anderen Werthe erzeugenden Arbeit.

Nichtsdestoweniger haben die Amerikaner in der Praxis immer noch nicht der süßen Gewohnheit des Diebstahls geistigen Eigenthums, das im Ausland zu finden ist, entsagt, und sie halten auch daran fest, dem einheimischen Urheber die Früchte seiner Arbeit trotz des geschriebenen Rechts nach besten Kräften zu verkümmern.

Dies geschriebene Recht, wie es heute besteht, liegt in dem seit 1. Juli 1891 in Kraft befindlichen Verlags-Schutzgesetz, welches als ein Compromiß zwischen den mächtigen Verlagsgesellschaften einerseits und den amerikanischen Autoren, unterstützt von einer starken öffentlichen Meinung, andrerseits anzusehen ist. Es gewährt den Autoren bei weitem nicht den Schutz, den sie verlangt hatten, ist aber immerhin besser, als das frühere Gesetz, insofern es der Willkür und Erbarmungslosigkeit der Verlagsmonopole einige Schranken setzt.

Es ist indessen nicht der Zweck dieses Aufsatzes, über die Beziehungen amerikanischer Autoren zu amerikanischen Verlegern zu sprechen, sondern es handelt sich um die Frage, wie weit die Vereinigten Staaten durch das erwähnte Verlagsschutz-Gesetz dem Grundsatz einer allgemeinen Anerkennung des Rechts geistigen Eigenthums, gleichgültig in welchem Lande es entstanden ist, thatsächliche Zugeständnisse gemacht haben. Die Frage stellt sich also so: Welchen Eigenthumsschutz genießen ausländische Urheber in den Vereinigten Staaten auf Grund des copyright law von 1891?

Es war von den Vereinigten Staaten nicht zu erwarten, daß sie der Berner Convention beiträten. Das wäre ein Sprung gewesen, den zu thun der Congreß in Washington die direct betheiligten Parteien nimmermehr hätte zwingen können. Dazu war die Kluft zwischen der alten Bahn des Unrechts und der neuen Bahn des Rechts noch viel zu groß. Jedoch die amerikanischen Gesetzgeber mußten dem Verlangen nach internationalem Urheberschutz wenigstens bis zu dem Maße entgegenkommen, welches den geschäftlich interessirten mächtigen Einflüssen abzutrotzen war. Und so wurde denn wenigstens so viel erreicht, daß das Princip des internationalen Urheberschutzes denjenigen Ländern gegenüber, welche ihrerseits amerikanischen Urhebern Schutz gewähren, anerkannt wurde. Das Gesetz gewährt gegenwärtig englischen, französischen, deutschen, italienischen, spanischen, portugiesischen, belgischen, dänischen und Schweizer Autoren im Princip dieselben Rechte in den Vereinigten Staaten, wie die amerikanischen Autoren sie besitzen.

Das klingt nun an sich wie ein ziemlich reichliches Zugeständniß, wenn es nur nicht mit einer Menge bedenklicher Einschränkungen und praktischer Schwierigkeiten verbunden wäre.

Was zunächst die Frage betrifft, ob das Gesetz rückwirkend auch auf solche Werke, die bereits vor seinem Erlaß im Auslande veröffentlicht wurden und deren Urheber im Auslande geschützt sind, Anwendung finden dürfte, so herrscht darüber noch Meinungsverschiedenheit. Viele sind der Ansicht, daß der alte Rechtsgrundsatz, daß kein Gesetz rückwirkende Kraft haben dürfe, hier nicht zutreffe, weil durch Ausdehnung des copyright auf bereits vor 1891 erschienene ausländische Bücher keinerlei früher in den Vereinigten Staaten erworbene Eigenthumsrechte beeinträchtigt werden könnten. Der Streit mag indessen einstweilen durch die privatim eingeholte Ansicht des Congreß-Bibliothekars Spofford — des Leiters des Amtes, welches die Gesuche um copyrights entgegennimmt, gewährt und registrirt — als entschieden betrachtet werden. Hr. Spofford, der, abgesehen von seiner amtlichen Stellung, als Autorität gilt, hat sich dahin ausgesprochen, daß dem Gesetz keine rückwirkende Kraft zuerkannt werden dürfe. Dabei muß man sich beruhigen, obwohl eine endgiltige Erledigung der Frage landesüblicher Weise erst dadurch erzielt werden könnte, daß sie in Gestalt eines Testfalles vor das Tribunal des Bundes-Obergerichts gebracht würde.

Die grundlegende Beschränkung des ausländischen Urhebern gewährten Schutzes besteht in der Bedingung, daß jedes Buch mit in Amerika hergestelltem Schriftsatz gedruckt sein muß. Der ausländische Urheber kann also kein copyright erlangen, ohne daß die handwerksmäßige Arbeit, die zur Herstellung seines Buches nöthig ist, in Amerika verrichtet wird. Diese Bestimmung ist ein Zugeständniß, welches die Gesetzgeber zur großen Befriedigung der amerikanischen Verleger, denen die darin enthaltene Beschränkung zum größten Vortheil gereicht, den Arbeiter-Organisationen machen mußten.

Hat ein ausländischer Urheber den Vorschriften des Gesetzes gemäß gleich einem einheimischen Urheber ein

amerikanisches copyright auf sein Werk erlangt, so darf letzteres in der Ursprache sowohl wie in einer Uebersetzung nur von Personen veröffentlicht werden, welche von dem Urheber, seinen gesetzlichen Vertretern oder seinen Rechtsnachfolgern dazu ermächtigt wurden.

Jedes ausländische Buch ist indessen gegen Nachdruck vollständig ungeschützt, solange sein Urheber kein copyright darauf erworben hat. Bis dahin ist jedermann in den Vereinigten Staaten gesetzlich berechtigt, das Buch in der Ursprache sowohl wie übersetzt zu drucken und zu verkaufen. Erwirbt der Urheber später, nachdem sein Buch bereits nachgedruckt und verkauft worden war, ein copyright, so wird der frühere Nachdruck und Verkauf durch andere Personen dadurch nicht nachträglich ungesetzlich gemacht.

Was Uebersetzungen betrifft, so steht es jedem in den Vereinigten Staaten frei, ein ausländisches Werk zu übersetzen und sich auf seine Uebersetzung ein copyright ertheilen zu lassen, wofern für das Original noch kein copyright erwirkt worden ist. Der Uebersetzer erhält jedoch nur auf seine Uebersetzung das copyright und letzteres schließt keineswegs aus, daß noch andere dasselbe Werk übersetzen und sich auf ihre Uebersetzung ein copyright ausstellen lassen. Ebensowenig ist dadurch jemand verhindert, das ungeschützte Werk in der Ursprache nachzudrucken und zu verkaufen.

Aus diesen Bestimmungen ist klar zu ersehen, daß jedes ausländische Buch in den Vereinigten Staaten vogelfrei ist, solange der Urheber kein copyright darauf besitzt. Genau dasselbe trifft auf die Bücher amerikanischer Autoren in Amerika zu, so daß in Amerika das Eigenthumsrecht des einheimischen wie des ausländischen Autors auf das Erzeugniß seiner Arbeit thatsächlich nicht an sich, sondern nur bedingungsweise gesetzlich anerkannt wird. Für den amerikanischen Autor ist indessen die Erwerbung eines copyright eine ziemlich einfache und schnell zu erledigende Sache, so daß die Gefahr, der Früchte seiner Arbeit beraubt zu werden, für ihn nicht zu bestehen braucht. Dagegen stellt sich die Sache für ausländische Autoren viel schwieriger. Freilich steht formell nichts im Wege, daß jeder ausländische Autor (aus den oben erwähnten Ländern) ohne weiteres in jedem Falle bereits vor oder spätestens mit dem Erscheinen seines Werkes ein copyright erwirkt, doch das würde ja gleichzeitig die Erfüllung der unumgänglichen Bedingung des Druckens des Buches in den Vereinigten Staaten bedeuten. Man darf nicht vergessen, daß das copyright erst dadurch vollständig wird, daß derjenige, der darum nachgesucht hat, spätestens am Tage des Erscheinens des Buches zwei Exemplare desselben bei dem Congreß-Bibliothekar in Washington hinterlegt hat. Dies und die Nothwendigkeit, daß das Buch in Amerika gedruckt sein muß, bedeutet thatsächlich, daß kein ausländischer Autor ein amerikanisches copyright erwerben kann, es sei denn, daß er in Amerika bereits vor dem Erscheinen seines Buches einen Verleger dafür gefunden hat. Wohl ist es jedem ausländischen Autor unbenommen, auf eigene Faust zu Werke zu gehen und sein Buch in Amerika im Selbstverlag setzen, drucken und verkaufen zu lassen, doch die Verhältnisse des amerikanischen Buchgeschäfts würden den Erfolg eines solchen Unternehmens schlechtweg ausschließen. Das Finden eines Verlegers und der Abschluß eines einigermaßen günstigen und auch zuverlässig durchführbaren Contracts mit demselben sind aber Aufgaben, denen ein ausländischer Autor vom Auslande aus ohne eine fähige und rechtschaffene Vermittlung in Amerika schwerlich gewachsen sein dürfte.

Was hier gesagt ist, mag auf die sehr wenigen ausländischen Autoren, die in Amerika einen großen Namen haben, oder deren Sachen nach amerikanischem Geschmack außergewöhnlich „sensationell" sind, nicht zutreffen. Das sind indessen Ausnahmen, während es sehr zu wünschen und entschieden auch möglich wäre, daß alle oder wenigstens die meisten guten modernen Bücher, namentlich deutsche, natürlich nur in guter englischer Uebersetzung, auf den amerikanischen Büchermarkt kommen. Dazu sollten die ausländischen Autoren nach Kräften beitragen, indem sie mit Hülfe „ehrlicher Makler", die in Amerika wohnen und das dortige Verlagsgeschäft kennen, Verleger zu finden versuchen. Wenn auch die Art und Weise, wie der Schutz in Amerika zu finden ist, fast abschreckend wirkt und zugegeben werden muß, daß damit gar nicht beabsichtigt wurde, ausländische Autoren zur Erwerbung des Schutzes zu ermuntern, so ist er doch, wenn einmal erlangt, ein wirksamer und ausreichender und sehr wohl werth, daß ausländische Autoren sich ihn zu sichern trachten.

Was kleine literarische Sachen betrifft, wie sie für Tagesblätter und periodische Zeitschriften verfaßt werden, so lohnt es sich nicht der Mühe, sie gesetzlich zu schützen, weil für sie genau dieselben gesetzlichen Vorschriften gelten, wie für Bücher, das copyright darauf aber keinen Werth hat. Was in Amerika in englischen Zeitungen und Zeitschriften erscheint, ist für den Nachdruck so gut wie vogelfrei. Wem würde es einfallen, den Dieb gerichtlich zu verfolgen! Dafür ist das Leben in Amerika viel zu kurz und die Justiz viel zu theuer.

In ausgiebigster und systematisch betriebener Weise wird der Nachdruck deutscher literarischer Erzeugnisse aller Art bekanntlich von den deutsch-amerikanischen Zeitungen geübt. Für die Beurtheilung dieses Nachdrucks sollte man indessen einen besonderen Maßstab anlegen. Den deutsch-amerikanischen Tages-, Sonntags-, Wochen- und Monatsblättern den kostenlosen Nachdruck unmöglich zu machen, wäre für die allermeisten von ihnen einfach die Unterbindung der Lebensader. Niemand sollte von Erhaltung des Deutschthums im Ausland reden, wenn er den deutschen Blättern im Auslande den beliebigen Nachdruck der literarischen Erzeugnisse des Vaterlandes als Diebstahl anstatt als Verdienst anrechnet. Da handelt es sich um Sein oder Nicht-Sein nicht nur der deutsch-amerikanischen Blätter, sondern auch eines großen Theils der Deutschheit der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Daß freilich die großen, geschäftlich recht gut gestellten deutsch-amerikanischen Zeitungen die Pflicht haben, für deutsche Originalsachen gebührend zu bezahlen, ist ein anderes Ding. Diese Pflicht wird ja auch von einigen derselben anerkannt. Im übrigen wäre es nach dem oben Gesagten außerordentlich schwierig, thatsächlich fast unmöglich, die deutschamerikanischen Zeitungen auf Grund des amerikanischen Verlagsschutzgesetzes zu dem zu zwingen, was sie freiwillig nimmermehr thun werden.

Hinsichtlich deutscher Bücher in deutscher Sprache auf dem amerikanischen Markte wäre noch zu sagen, daß bisher die allermeisten Versuche, deutsche Bücher in Amerika zu drucken und zu verlegen, ohne Erfolg geblieben sind, trotzdem dabei wohl niemals die Frage des Honorars für den Autor in Betracht kam. Selbst das fast bösartig zu nennende Nachdrucken mit Hülfe photographisch vom Original gestohlener Platten hat sich nicht bezahlen wollen. Die aus Deutschland importirten deutchen Bücher werden in Amerika noch lange die billigeren bleiben, zumal seitdem der Zoll darauf aufgehoben ist. Daher kann es auch nicht rathsam sein, für ein deutsches Buch in der Ursprache ein amerikanisches copyright zu erwerben, weil ja das den Druck und Verlag des Buches in Amerika bedingen würde. Daß es auch hier Ausnahmen geben könnte, soll nicht geleugnet werden. Sonst aber dürften die Ausführungen dieses Aufsatzes bezüglich des internationalen Verlags-

schutzes in Amerika nur für solche literarische Erzeugnisse des Auslands gelten, welche in englischer Uebersetzung in Amerika Absatz finden und dem Autor einen Gewinn eintragen könnten.

Es erübrigt noch, daran zu erinnern, daß das amerikanische Verlagsschutz-Gesetz sich in gleicher Weise auf dramatische und musikalische Dichtungen, Landkarten, Stiche, Aetzungen, Zeichnungen, Photographien, Lithographien, Chromos, Oelmalereien und Sculpturen bezieht. Auch für diese Sachen, die in das Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes fallen, gilt die schlimme Bedingung, daß sie nicht importirt sein dürfen, sondern in Amerika hergestellt oder vervielfältigt werden müssen, wenn ihre Urheber das copyright darauf beanspruchen wollen. Die näheren Bestimmungen darüber sind ziemlich verwickelter Natur, und was die Erlangung und geschäftliche Verwerthung eines Schutzes für die erwähnten Sachen betrifft, so wird dafür im allgemeinen dasselbe gelten, was bezüglich der Bücher gesagt wurde, nur daß es anstatt des Verlagsgeschäfts den Kunsthandel angeht, und in letzterem wird in Amerika noch viel ärger gestohlen als in ersterem, denn der Bedarf an künstlerisch schönen Mustern für alle möglichen Reclamezwecke ist unendlich.

Im Zusammenhang hiemit muß schließlich noch bemerkt werden, daß zu den Kunstsachen, die schutzberechtigt sind, nur Oelgemälde und Sculpturen gehören. Artikel für decorative Zwecke genießen nur Musterschutz, welcher gleich dem Handelsmarken- und Etikettenschutz unter ganz anderen Bedingungen nicht beim Congreß-Bibliothekar, sondern beim Patentamt der Vereinigten Staaten zu erwirken ist.

Paul Haedicke, Chicago.

Dänische Kirchen aus rheinischem Tuff.

Von R. Haupt (Schleswig).

II.

Dr. J. Helms, jetzt Pastor zu Skjellerup auf Fühnen, ist einer der fleißigsten Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, deren Dänemark eine so große Anzahl besitzt, auf die es stolz ist, und denen auch alle die zu Dank verpflichtet sind, die den Denkmalen unsrer nördlichen Nachbarn und Stammverwandten ihre Beachtung zuwenden. Ihrer Thätigkeit und der einer erleuchteten Regierung hat es das Land zu verdanken, daß es unter den Ländern Europa's in Pflege und Verständniß seiner Alterthümer eine ruhmvolle Stellung einnimmt.[1]) Als Adjunct zu Ripen begann Helms sich mit der Frage nach der archäologischen und künstlerischen Bedeutung besonders der Tuffkirchen zu befassen. Der Trapischen Topographie des Königreichs, deren das Herzogthum Schleswig behandelnder Theil gerade 1864 erschienen ist, hat er die Ergebnisse seiner Studien einverleibt, in einer Weise, daß sein Land sich auch in dieser Hinsicht des Besitzes, den es in diesem schönen Buche erwarb, glücklich schätzen mußte. Das Vorhandensein dieses vorzüglichen und vielseitigen, seitdem für das eigentliche Königreich in neuer Bearbeitung erschienenen Werkes mit vielen, meist die Architektur darstellenden Abbildungen hat sicher viel dazu beigetragen, daß die Antheilnahme auch an kunstgeschichtlichen Fragen und das Verständniß dafür in Dänemark so entwickelt ist; wie denn auch das Fehlen einer eigentlichen Kunsttopographie nicht entfernt so empfindlich bemerkt werden konnte als in großen Theilen Deutschlands. Außerdem haben zahlreiche Kräfte in den trefflichen Zeitschriften, die das nicht große Land unterhält, die Geschichte und Kunstgeschichte nach den verschiedensten Richtungen zu behandeln und darzustellen nicht aufgehört. Ueber die dänischen Kirchenbauten des frühen Mittelalters lieferte Löffler ein förderndes und vielgebrauchtes Werk; eine kurze Uebersicht über die ganze dänische Kirchenbaukunst, ein reizendes Büchelchen von Köbke „de Danske Kirkebygninger", 1883 mit 106 Bildern in einer Sammlung belehrender Volksschriften erschienen und gebunden für 90 Pfg. erhältlich, ist in aller Händen. Daneben sind zahlreiche werthvolle Einzelbearbeitungen veröffentlicht, meist in einer Ausstattung, die an Pracht und Größe das bei uns für nöthig und handlich Geltende weit hinter sich lassen. So hat Helms 1870 sein bekanntes großes Werk über den Riper Dom veröffentlicht.

Die dänische Regierung und das Volk, in zahlreichen Gesellschaften und Stiftungen neben der Opferwilligkeit Einzelner wirkend, unterstützen diese Bestrebungen in nicht genug anzuerkennender Weise und mit einer Zuvorkommenheit, die unsre Bewunderung erregt und unsern Neid erregen könnte, wenn nicht die Früchte auch uns geboten wären. Die Kunstgeschichte des Herzogthums Schleswig ist ja zum allergrößten Theile ein Stück der dänischen Kunst- und Culturgeschichte.

Während eine allgemeine Inventarisirung der dänischen Kunst- und Alterthumsdenkmale schon dank der rastlosen Thätigkeit, welche die herrlichen Staatsanstalten und Sammlungen zu Kopenhagen geschaffen hat und sie fortwährend pflegt und ausbaut, für wissenschaftliche Zwecke nicht als dringendes Bedürfniß erscheinen mag, hat das Cultusministerium die Herausgabe einzelner Denkmälerwerke veranlaßt. Im Format von 42:54 Centimeter, daher nur in einer Mappe zusammenzuhalten und für die Bewunderung zwar sehr geeignet, für das Studium jedoch und für das Liebgewinnen nach unsern Begriffen etwas zu gewaltig, erscheinen seit 1878 die Denkmäler des dänischen Staates nach Gruppen zusammengefaßt. 1878: Bornholms älteste Kirchenbauten; 1880: Seeländische Stiftskirchen; 1884: Sallingslands-Kirchen. 1. Abth.: die Kirchen der Röddingharde; 1893 die 2. Abth.: die der Norderharde. Der von 1894 datirte, kürzlich erschienene Theil ist es nun, der uns die Kenntniß von den Tuffbauten auf breitester Grundlage zu vermitteln bestimmt ist. Das Werk enthält hinter dem dänischen Texte einen französischen Auszug, womit bezeugt ist, daß für ihn eine weite Verbreitung und Wirkung erstrebt wird. Eine deutsche Ausgabe wäre jedoch diesem Zwecke wahrscheinlich dienlicher gewesen, und eine deutsche Uebersetzung in handlichem Format würde ohne Zweifel dankbar aufgenommen werden. Der Auszug enthält, was die Urschrift gibt, doch nur theilweise und nicht ganz ohne Anstoß. Doch bietet das Werk auch so schon durch die prächtigen Abbildungen — theils von Koch, theils von Ahlmann — einen reichen Stoff der Anschauung und des Studiums, und es ist zu einem für uns unerhört billigen Preise (etwa 40 M.) dargeboten. Auf den reichen Inhalt möge im Folgenden noch mit Einigem näher eingegangen werden.

Der Hauptgegenstand der Behandlung sind die im jetzigen Dänemark vorhandenen Tuffkirchen, 19 an der Zahl. Im besonderen Theile ist von ihnen eine genaue Uebersicht gegeben, wobei alle Ausstattungsgegenstände mit berücksichtigt sind. Auf 70 Tafeln sind sie — unter Leitung von Professor H. Stork zu Kopenhagen — nach Rissen, Ansichten und Schnitten und Einzeltheilen dargestellt, in einer Weise, die um so dankenswerther ist, da ein eigenes Studium so entlegener, zum Theil auch nur in vergleichender Betrachtung bedeutsam erscheinender Werke nur ganz wenigen möglich sein wird, während die Erscheinung des Ganzen zu den interessantesten auf dem Gebiete der dänischen und auch zu den anziehenden auf dem der allgemeinen Kunstgeschichte gehört.

[1]) S. v. Wussow, die Erhaltung der Denkmäler in den Culturstaaten der Gegenwart. Berlin 1885. I, S. 135.

Im allgemeinen Theil, der durch 69 Abbildungen erläutert ist, wird zuerst den Anfängen und der Entwicklung des Tuffbaues in den Rheinlanden nachgegangen, anfangend von der Zeit der Römer, wobei die Kölner Bauwerke: St. Gereon, Maria auf dem Capitol, St. Georg, St. Ursula und Mauritius, Aposteln, Groß St. Martin und St. Cunibert behandelt werden; ferner die Laacher Abteikirche, Schwarz-Rheindorf, Bonn, Heisterbach, Bacharach, Neuß, Andernach. Von da geht die Darstellung auf Holland über. Die für die norddeutsche Kunstgeschichte so wichtige Frage, ob der Ziegelbau von da seinen Ausgang genommen habe, wird genauer Betrachtung unterzogen und gezeigt, daß die, welche sich dort ihre Belehrung über Baukunst und Hülfe zur Errichtung von Kirchen holten, zwar Tuff und Tuffbauten fanden, aber nichts aus Ziegeln. Die Werke zu Nymwegen, Deventer, Utrecht werden besprochen, dann eine Anzahl Landkirchen in Geldern, Süd- und Nordholland, Friesland und Groningen. In Ostfriesland ist der Tuff nach den vielen Wechselfällen, denen das Land unterworfen gewesen, jetzt nur an sechs Kirchen nachweisbar. Helms glaubt, die Verwendung müsse einst viel verbreiteter gewesen sein. Zu Bremen findet sich der Stoff an einzelnen Stellen, neben allgemeiner Verwendung des Wesersandsteines. Das Verbreitungsgebiet des Tuffs nimmt da ein Ende und tritt nur noch nördlich der Mündungen der drei Ströme wieder in der oben geschilderten Weise auf.

Das Vorkommen im Schleswigischen behandelt Helms sehr ausführlich; er bespricht und prüft zuerst die Kirchen der Stadt Schleswig, dann die im Friesischen, endlich die im Ripischen. Von den dahin einst gehörenden Landkirchen aus Tuff liegen sechs wohl erhaltene und sechs theils weniger gut erhaltene, theils nur zum Theil aus Tuff gebaute südlich der jetzigen Reichsgrenze. Was über sie zu wissen zunächst von Werth, war seither schon dem vor einigen Jahren beendeten Inventar der Baudenkmäler Schleswig-Holsteins zu entnehmen. Helms gibt dazu eine Anzahl werthvoller Erweiterungen und Berichtigungen.

Die Gesammtzahl der Ripischen Tuffkirchen beträgt, wenn wir 12 deutsche und 19 dänische annehmen, 31. An einem Dutzend weiteren, deren ein Drittel im Reiche liegen, kommt Tuff versprengt vor. Es ist möglich, daß Erneuerungen oder Zerstörungen von Kirchen die Zahl des nachweisbaren Vorkommens noch etwas vermehren; daß die der eigentlichen Tuffkirchen früher wesentlich bedeutender gewesen, wie Helms annehmen möchte, dürfte zu bezweifeln sein. Daß einige in jetzt vom Meere verschlungenen Niederungen gelegen hätten, ist nicht eben wahrscheinlich, weil es ja, wie wir gesehen haben, keine Tuffkirchen in der Marsch gab. Die erhaltenen Kirchen aber sind in weitem Umkreis noch aus der Zeit des romanischen Stils; und es ist nicht anzunehmen, daß kurz vorher schon an selber Stelle ein anspruchs- und aufwandvollerer Bau aus Tuff sollte gestanden haben, den man so schnell durch einen neuen ersetzt hätte.

Umgekehrt dagegen ist nicht abzuweisen, daß da, wo man die neuen Tuffkirchen baute, auch vorher schon die Kirchen des betreffenden Kirchspiels gestanden haben werden, wenn das Kirchspiel, wie sich übrigens von selbst versteht, eine Kirche hatte. Reste der früheren könnten sich besonders in Taufsteinen erhalten haben.

Unsre Kenntniß von jenen Bauwerken wäre vollständiger, das Bild ihrer Erscheinung abgerundeter, wenn wir ihre ursprüngliche Ausstattung noch hätten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß uns die Folgezeit hier noch manches erschließen wird, wodurch neues Licht auf die Sache geworfen wird. Daß eine reiche Ausstattung vorhanden war — das zu wissen, reichen erfreulicherweise die erhaltenen Reste aus. Zwar aus der Betrachtung der Taufsteine, deren jede Kirche einen, unverkennbar noch romanischen, besitzt, ergibt sich wenig. Sie folgen den verschiedensten Typen, die im Ripischen und Schleswigischen vorkommen. Einige, so der zu Fernwed, sind zwar entschieden aus der Erbauungszeit des Gebäudes, andere ebenso entschieden aus älterer. Hostrup hat gar zwei, einen alten und einen jüngeren, der Art des Gebäudes entsprechenden, einen des ältesten Typus hat auch Seem (diesen möchte Helms der gothischen Zeit zuweisen).

Aber von den gemalten Fenstern ist eines erhalten, zu Noagger. Helms theilt es in farbiger Wiedergabe mit. Es füllt eines der Nordfenster im Schiffe — möglich, daß es erst dahin versetzt worden ist. Die Breite ist 40, die Höhe 108 Centimeter. Es ist romanisch und stellt den hl. Willehad dar, mit ganz niedriger Mitra und alterthümlichem Pastorale, in voller Figur, die den Raum innerhalb des Saumes schön füllt.

Daß Malereien unter der Tünche ruhen, die einst die Kirchen schmückten, ist an sich anzunehmen. Sie fehlten in diesen Landen nirgends, und man hat Spuren überall gefunden, wo man sie gesucht hat. In der Kirche zu Aal haben die für Helms' Werk gemachten Aufnahmen zur Aufdeckung reicher prächtiger Darstellungen geführt, die nachher der bewährte und verdienstvolle Prof. Kornerup weiter untersucht und hergestellt hat. Was in den ersten Jahren aufgefunden war, theilt Helms mit, und diese Darstellungen, auf drei Farbentafeln enthalten, gehören zum Schönsten und Werthvollsten, was sein Werk bietet. Sie finden sich, da die Kirche Aenderungen und Einbußen erfahren hat, nur an der Nord- und an Theilen der Ost- und Südwand des Schiffes und nur an deren oberer Hälfte. An der Nordwand ist ein Fries mit lebhaft bewegtem Reiterkampf, der mit Lanzen und Schwertern ausgefochten wird. Die Form des Kopfschutzes, der nur das Gesicht frei läßt, und die der Schilde weisen in romanische Zeit, die der nach der Klinge hin gekrümmten Stichblätter der Schwerter ins 13. Jahrhundert. Darüber Scenen aus dem Leben des hl. Nicolaus. In der Nähe des Chorbogens und neben diesem biblische Bilder. Unter der flachen Decke zieht ein Abschlußfries von palmettenartigen Blumen, jede in einen Bogen gefaßt; auch diese von spätromanischer Zeichnung. Die Farben sind ruhig, vorwiegend grau und braungelb, der Grund gelblich grau. Bei dieser Kirche, die im Mauerwerk unten Granitquadern enthält und im Tuff auch regelmäßig angewandte Backsteine, daher ohne Zweifel zu den jüngeren der Gruppe gegenüber den reinen Tuffbauten zählt, ist danach die Vollendung der Ausstattung ins 13. Jahrhundert, und zwar in dessen Anfang, zu setzen. Es erhellt jedoch, daß damit zwar der terminus ante quem, aber noch nicht der post quem bestimmt gegeben ist. Der Chor der Kirche ist im Uebergangsstil ausgebaut.

Auf die Frage nach der Zeit, in der diese merkwürdige Bauthätigkeit geübt worden ist, verwendet Helms großen Fleiß und einen erheblichen Theil seines Werkes. Er zieht zur Vergleichung die Granitbauten des Landes heran und widmet auch den Bauwerken aus einheimischem Haustein, dem Kalktuff, der sich im Osten findet, eine eingehende Betrachtung.

Es fehlt an Nachrichten über die Erbauungszeit vollständig, und kein einziges der Bauwerke ist datirt. So wird ihre Zeit aus Schlüssen abgeleitet, die am Dom zu Ripen gemacht werden. Für die ältesten der Tuffkirchen erklärt Helms danach die zu Wilslev und Fernwed, die um 1150 gebaut seien; als die jüngste erscheint ihm die zu Ballum — nach 1214 — und noch jünger, aus dem 14. Jahrhundert, die zu Spandet.

Die Grundlagen, auf denen Helms seine Schlüsse aufbaut, sind erstens, daß der Bau des Riper Domes erst diesen Landen die künstlerischen und technischen Kräfte verschafft und ausgebildet habe, um diese Kirchen und um die Granithausteinkirchen der Umgegend zu errichten. Zweitens, daß die Kirche zu Gjellerup von 1140, aus Granithaustein, die einzige überhaupt, die datirt ist, auch zugleich die älteste dieser Hausteinkirchen sein müsse. Drittens, daß man in diesem Winkel der Welt in der Stilentwicklung hinter den anderen Ländern zurückgewesen sei, so daß man bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts noch romanisch gebaut habe. Durchweg hat das Bestreben, die Zeit möglichst herabzurücken, auf die Schlüsse einen merklichen Einfluß geübt, und wer dies Bestreben nicht theilt, wird dem Verfasser nicht in allem folgen können.

So wird aus der Thatsache, daß die Kirche zu Ballum, eine der stattlichsten, 1214 in den Besitz des Riper Domcapitels gekommen ist, geschlossen, daß sie nach 1214 gebaut sei. Das Domcapitel habe sich beeilt, aus Tuff in der bewährten Weise auch hier einen Neubau aufzuführen. Aber in anderen Kirchen, die im selben Jahre den Besitzungen des Capitels einverleibt wurden, ist nichts der Art geschehen [1]), und es haben andrerseits die meisten Tuffkirchen errichtet werden können, ohne je zu den Capitelgütern zu gehören. In keiner der eigentlichen Tuffkirchen sind die charakteristischen Formen des Uebergangsstils auch nur angedeutet, was gegen die Annahme einer Erbauungszeit nach 1200 spricht, da doch die Uebung und Anwendung dieses Stils auch hier durch zahlreiche Beispiele bezeugt ist. [2]) Nur dem Umstande, daß man in den deutschen Gemeinden des nördlichen und südlichen Jütlands um 1200 allgemein bereits feste und dauerhafte Kirchen hatte — es sind dieselben, die heutigen Tages noch stehen, wie denn die weit überwiegende Zahl der Landkirchen der ganzen cimbrischen Halbinsel romanisch ist — ist es zuzuschreiben, daß der Kirchen des Uebergangsstils nicht mehr sind. Aber seine Spuren fehlen nicht und es widerspräche auch aller Annehmbarkeit, zuzugeben, daß man in Gegenden, die auswärtigem Einflusse so bereit offen gestanden haben, wie diese, in einer Zeit mächtiger Bauthätigkeit die Augen geschlossen haben könne gegen das, was sonst Stil war. So weit sonst im Anfang des 13. Jahrhunderts bis zur Bornhöveder Schlacht (1227) dänischer Einfluß gereicht hat, ist gerade um diese Zeit eine höchst lebhafte Thätigkeit entwickelt worden, neue Kirchen im Uebergangsstil zu bauen.

Es leidet auch unter einer großen inneren Unwahrscheinlichkeit, anzunehmen, daß die Stifter Schleswig und Ripen erst nach mehrhundertjährigem Bestehen ihre Kirchen sollen erhalten haben. Im Bisthum Oldenburg-Lübeck (neu errichtet 1149) baute man sie nach der Herstellung des Bisthums auf der Stelle, wie sich von selbst verstand. Ein dänischer Fürst aus Schleswig, Knut Laward, ist Urheber der ältesten wagrischen Kirche — in Schleswig und Ripen aber sollte man mit allen Kirchen noch gewartet haben, bis die jetzigen Dome angefangen und zum Theil fertig waren? Und wenn der Schleswiger Dom, wie Helms zugibt, nicht unbedeutend älter ist, als der zu Ripen, dann war doch da schon das Beispiel zum Behauen des Granits gegeben und man brauchte nicht erst zu warten, bis Lehrmeister vom Rhein 1140 die Gjelleruper Kirche aufführen lehrten und das Zeichen zum Bau von Granitkirchen gaben, der doch eigentlich gar nicht ihre Sache war.

[1]) Der Chor der Kirche zu Mögeltondern ist vielmehr im Uebergangsstil erweitert und gewölbt worden.

[2]) Die Tuffkirchen zu Aal und zu Suder-Vork haben später, unter Verlust der Apsis und Verlängerung nach Osten, Erweiterungen im Uebergangsstil erfahren; ähnlich in glänzender Weise die Granitkirche zu Bründum.

Wenn nun aber auch die Hoffnung, eine genaue Betrachtung und Behandlung der Tuffkirchen werde uns über die lange gestellte Frage nach der Zeit ihrer Erbauung und vielleicht zugleich über die Erbauungszeit der Mehrzahl der anderen Kirchen des Landes genaue Auskunft geben können, nicht ganz erfüllt ist, wir vielmehr in dieser Hinsicht über das nicht hinausgefördert sind, was schon feststehende Ansicht war, daß nämlich diese Kirchen der spätromanischen Zeit des 12. Jahrhunderts entstammen, so ist es doch werthvoll, zu wissen, daß es mit den gegebenen Mitteln nicht möglich ist, hier bestimmtere Ergebnisse zu erhalten.

Man wird um so mehr auf den Weg der umfassenden vergleichenden Denkmälerkunde gewiesen werden, für die in diesem an bedeutenden Einzelerscheinungen armen Lande so recht einladende Gelegenheit gegeben ist, und es steht die Hoffnung offen, daß auf diesem Wege noch Ergebnisse zu gewinnen sind, die neues Licht auch über die zeitlichen Verhältnisse der verschiedenen Denkmälergruppen verbreiten. Bei diesen Studien werden die historisch-statistischen Grundkarten, nach den Anregungen des Prof. Thudichum zu Tübingen angelegt, deren Herstellung auch hier in sicherer Aussicht steht dank der Hülfsbereitschaft der Provincialbehörde, eine hohe Förderung versprechen.

Es ist zu erwarten, daß diese Karten besonders auch von den Gelehrten jenseit unsrer Grenze gern und mit Erfolg werden benützt werden, da in ihnen ein brauchbares Hülfsmittel auch für die Studien der dänischen Wissenschaft geboten werden wird, das diese nicht weniger geschickt verwerthen wird, als was in der durch unsre Provincialverwaltung geförderten, geleiteten und herausgegebenen Statistik der Bau- und Kunstdenkmäler niedergelegt worden ist. Wir werden uns deß freuen, wir werden aber auch so noch auf diesem Gebiete die Schuldner unsrer Nachbarn sein, und ebenso mit Hoffnung und Erwartung ihren weiteren Leistungen entgegensehen, wie wir mit Freude und Dankbarkeit an dem Antheil nehmen, was sie seither geleistet und auch uns jetzt wieder in diesem Werke dargeboten haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 16. Oct. Das w. M. Hr. Dr. Otto **Benndorf** erstattet folgenden Bericht im Namen der Commission, welche die Widmung Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein für archäologische Erforschung Kleinasiens verwaltet. „Die Arbeiten für das Sammelwerk antiker Inschriften Kleinasiens haben durch die vom hohen Ministerium für Cultus und Unterricht in Konstantinopel und Smyrna errichteten archäologischen Stationen eine besondere Förderung erfahren. Die beiden provisorischen Gymnasiallehrer Dr. Rudolf Heberdey und Dr. Ernst Kalinka, welche im Urlaube diese Stellen bekleiden, um für die Unternehmungen der Commission im Orient thätig zu sein, haben von September bis November des vorigen und von März bis Juli des laufenden Jahres gemeinsam, der erstere in diesem Herbste noch einmal allein, das südwestliche Kleinasien bereist und die Materialsammlung für den ersten Band des geplanten Werkes abgeschlossen, der die Provinz Lykien enthalten soll und von mir in Angriff genommen worden ist. Wir danken diesen Reisen über 700 neue Inschriften, unter denen sich eine Zahl lykischer und lateinischer Texte finden, ferner die Auffindung der antiken Städte Isinda, Oinobara, Termessus minor, Kombe, Nisa und des Demos der Korneer im Alaghyrtschaithale, womit die letzten Namen, die in der Liste der schriftstellerisch bezeugten Ortschaften Lykiens noch ausstanden, geographisch fixirt sind. Von anderweitigen beträchtlicheren Funden hebe ich hervor: 1. ein großes Pfeilergrab zu Isinda, mit Reliefdarstellungen des 6. Jahrhunderts v. Chr., um deren Ueberführung in das kais. ottomanische Antikenmuseum zu Konstantinopel sich Hr. Heberdey soeben bemüht; 2. 25 Blöcke einer griechischen Urkunde zu Oinoanda, die den

Stammbaum einer lykischen Adelsfamilie durch zwölf Generationen fortführt; 3. 20 neue Blöde der von Mitgliedern der école française, den HH. Holleaux und Paris, in Oinoanda aufgefundenen, von Cousin zuerst edirten Inschrift, welche gesammelte Werke des Epikureers Diogenes sammt einigen Schriftstücken Epikurs enthält. Nach Mittheilungen der beiden Reisenden soll der gewonnene Zuwachs des Textes, die Nachvergleichung des von den französischen Epigraphikern in verdienstlicher Arbeit bisher Geleisteten und die Neuaufnahme zahlreicher Fragmente ermöglichen, dem merkwürdigen philosophischen Schriftdenkmale eine wesentlich vervollkommnete Gestalt zu geben. Eine Abhandlung der Genannten, in welcher die wichtigeren Ergebnisse ausführlich mitgetheilt sind, beehre ich mich Namens der Commission zur Aufnahme in die Denkschriften vorzulegen. In Drucklegung begriffen ist die Schrift des Dr. Rudolf Heberdey und Dr. Adolf Wilhelm über die beiden Reisen, die sie 1891 und 1892 in Kilikien ausführten. Als Beilage wird ihr eine Karte dieser Provinz dienen, welche das c. M. Prof. Heinrich Kiepert in Berlin zu entwerfen die Güte hatte und das k. k. militärgeographische Institut in Wien ausführt. Sie stellt den geographischen Gewinn der zahlreichen Routierzeichnungen dar, welche diesen Gelehrten verdankt werden. Dank dem Entgegenkommen des Generaldirectors der Alterthümer, Sr. Excellenz Hamdy Bey, hat Hr. Kalinka das Studium der zahlreichen epigraphischen Denkmäler in Angriff nehmen können, die sich in dem kaiserl. ottomanischen Antikenmuseum zu Konstantinopel und dessen Depots befinden. Gegenwärtig ist er auf einer Reise längs des Marmorameeres begriffen. Die von Emanuel Loewy wiederhergestellte Urkundenreihe, welche sich an dem Heroon des Opramoas zu Rhodiapolis befand, gedenkt die Commission als eine besondere Schrift neu herauszugeben. Hr. Heberdey hat diese Schrift verfaßt unter Benutzung aller Berichtigungen und Nachträge, welche die von Dr. Hula, Kalinka und ihm in den Jahren 1892 und 1894 an Ort und Stelle geführten Nachforschungen ergeben hatten. Der zweite Band des Corpus, welcher Karien enthalten soll, ist von den HH. Prof. Kubitschek und Szanto in Bearbeitung genommen worden. Demselben fließen gegen 200 neue Inschriften zu, die ich, theilweise unterstützt durch stud. phil. Julius Bankó, in Ephesus abschrieb, als ich im vergangenen Jahre dort mit Geh. R. Dr. Karl Humann Versuchsgrabungen anstellte, die mir durch die Widmung eines Wiener Kunstfreundes, Karl Ferdinand Mautner v. Markhof, ermöglicht waren. Die HH. Kubitschek und Szanto haben den Schedenapparat in bisheriger Weise fortgeführt. Für die Herstellung eines Katalogs der kleinasiatischen Literatur hat der Beamte der k. Hofbibliothek Dr. Th. Gottlieb in Wien und München gearbeitet. Als Hülfskraft hat sich Dr. Eduard Hula der Commission zu regelmäßiger Förderung der Arbeiten verbindlich gemacht." — Sitzung vom 23. Oct. Das w. M. Hofrath Siegel legt Namens der Weisthümer-Commission vor: „Oesterreichische Weisthümer VIII. Bd., Niederösterreichische Weisthümer", hggb. von Gustav Winter, II. Theil.

* Die Preisaufgabe, welche der Gesammtvorstand der Comenius-Gesellschaft für 1896 ausgeschrieben hat, fordert eine Darstellung der projectirten Universal-Universität des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und den Zusammenhang dieser Pläne mit den Ideen des Comenius und der Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts. Das Preisrichteramt haben die Professoren Kleinert (Berlin), Erdmannsdörffer (Heidelberg) und Varrentrapp (Straßburg i. E.) und Archivrath Dr. Ludw. Keller (Berlin) übernommen. Die Arbeiten sind bis zum 31. December 1896 an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 22, einzureichen, die auch das Preisausschreiben auf Ansordern kostenlos versendet.

* **Karlsruhe.** Nach dem heurigen Etatsentwurf ist beabsichtigt, an der Universität Heidelberg für die besondere Vertretung einiger wichtigeren Disciplinen in der naturwissenschaftlich-mathematischen Facultät zwei neue Extraordinariate zu schaffen. An der Universität Freiburg sollen die Lehrkräfte in der theologischen und philosophischen Facultät ebenfalls vermehrt werden durch Schaffung zweier neuer Extraordinariate und Umwandlung zweier außerordentlicher Professuren in ordentliche. An der hiesigen Technischen Hochschule will die Regierung mit Rücksicht auf die Bedeutung und Erweiterung des physikalischen Lehrgebietes, insbesondere mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Elektrotechnik das bisherige Extraordinariat für theoretische Physik und physikalische Chemie in ein Ordinariat umwandeln.

* **Straßburg.** Während der Belagerung von 1870 ging auch die berühmte Collectio Wenkeriana in Flammen auf, eine Sammlung von etwa 25,000, in culturgeschichtlicher Beziehung sehr interessanten Flugschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Der damalige Stadtbibliothekar Prof. Dr. Rudolf Reuß faßte gleich nach 1870 den Entschluß, seiner Vaterstadt den Verlust so weit als möglich zu ersetzen. Nach 25jährigem Sammeln brachte er auch 11,000 Flugschriften vom 17. Jahrhundert bis auf die Gegenwart zusammen und schenkte sie seiner Vaterstadt Straßburg, deren Gemeinderath dieser Tage beschloß, daß die für die zeitgenössischen Geschichtschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube bildende Sammlung der Stadtbibliothek unter dem Namen Collectio Reussiana einverleibt werden solle. — Als ein moderner Fortschritt ist nicht unbemerkt geblieben, daß der Senat der Universität dem Director der Universitäts- und Landesbibliothek, Prof. Barack, zur Einweihung des Neubaues eine Tabula gratulatoria in deutscher, statt in lateinischer Sprache gewidmet hat.

* **Bonn.** Dem Docenten an der Landwirthschaftlichen Akademie in Poppelsdorf, Amtsrichter Dr. Schumacher in Köln ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Leipzig.** Nach neuerer Mittheilung hat sich Geh. R. Prof. Dr. Luthardt zunächst nur für das laufende Semester von Vorlesungen entbinden lassen, zugleich jedoch auf die Ernennung eines Ersatzprofessors angetragen (nach dem früheren Beispiel Roschers). Als solcher hat denn auch bereits Prof. Dr. Otto Kirn, theologischer Ordinarius in Basel, einen Ruf hieher erhalten und angenommen.

* **Berlin.** Prof. Mommsen hat an den Gardinger Bürgermeister Flickenschild folgendes Schreiben gerichtet: „Hochgeehrter Herr! Der Ehrenbürger-Brief, den meine liebe Vaterstadt mir zu meinem 78. Geburtstag gestiftet hat, hat mir und den Meinigen große Freude gemacht und bitte ich Sie, für sich und alle Betheiligten meinen Dank entgegenzunehmen. Wenn es mir auch nicht vergönnt sein wird, die Stätte, die ich vierjährig verließ, wiederum aufzusuchen, so will ich die Hoffnung festhalten, daß einen meiner Söhne die Dinge jenen Weg führen werden, und Ihnen dann dieser persönlich meinen und unsrer Familie Dank erneuern wird. Hochachtungsvoll ergebenst Mommsen."

* **Wien.** Der Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Groß-Lotha, Gustav Adolf Skalsky, ist zum ordentlichen Professor der praktischen Theologie an der hiesigen evangelisch-theologischen Facultät, der Forstmeister und Entomolog an der forstlichen Versuchsanstalt in Mariabrunn Friedrich Wachtl zum ordentlichen Professor des Forstschutzes und der forstlichen Entomologie an der Hochschule für Bodencultur ernannt worden. — Das Denkmal für den 1893 verstorbenen Physiker Prof. Dr. Joseph Stefan, ein Werk Anton Schmidgrubers, ist im Säuleneingang der Universität feierlich enthüllt worden. Prof. Boltzmann hielt die Gedenkrede, in der er besonders die Verdienste Stefans um die Förderung des physikalischen Unterrichts auf unsern Gymnasien — im Gegensatz zu den niedriger stehenden Berliner Anstalten — anerkennend hervorhob.

* **London.** In dem Jahresbericht, den Lord Kelvin bei seinem Abschiede der Versammlung der Naturforscher-Gesellschaft gegeben hat, machte er auf die Thatsache aufmerksam, daß die Beispiele ungewohnter Langlebigkeit im Kreise der Gesellschaft sich erfreulich mehren. Im abgelaufenen Jahre sind 26 Mitglieder gestorben, und das Durchschnittsalter dieser Herren war über 76½ Jahre. Der älteste hatte das 99. Jahr zurückgelegt, der nächste war 97, der dritte 95 Jahr alt, das achtzigste Jahr erreichten 9 Mitglieder. — Der öffentlichen Volksschulen Londons, Board Schools, gibt es 433 mit Sitzplätzen und Pulten für 483,000 Kinder. Die Errichtung dieser während der letzten 25 Jahre gebauten Schulen kostete nahezu 20 Millionen Mark. Den Unterricht ertheilen 12,000 Lehrer und Lehrerinnen. Die jährlichen Erhaltungskosten betragen an 30 Millionen Mark. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder Londons erreicht nahezu 750,000, davon besuchen 230,000 die confessionellen, mit den Kirchen verbundenen Schulen, 20,000 Privatschulen und 500,000 die öffentlichen Volksschulen. — Es mag unglaublich klingen, ist aber doch Thatsache, daß die Universität Cambridge seit Jahren keinen Professor der englischen Literatur besitzt und auch nicht über die Mittel verfügt, einen solchen anzustellen. Vor etwa einem Jahre hat Prof. Skeat durch die Zeitungen einen Aufruf ergehen lassen, um die zur Gründung eines Lehrstuhles für englische Literatur erforderliche Summe auf dem Wege von Subscriptionen aufzutreiben. Es ist ihm gelungen, bis jetzt auf diese Weise über 1100 Pfund zusammenzubringen. Mit noch weiteren 500 Pfund hofft er sein Project durchführen zu können.

* **Paris**, 9. Dec. Die Akademie der Wissenschaften erkannte Alberto den Levy-Preis mit 50,000 Francs und je die Hälfte dieser Summe den Professoren Behring und Roux für das Diphtherie-Heilserum zu. — Renans Bibliothek steht zum Verkauf. Der Katalog enthält zwei Abtheilungen. In der ersten ist die orientalisch-biblische Sammlung enthalten, die der verstorbene Gelehrte zusammengestellt hatte; sie soll auf ihrem besonderen Gebiet ungewöhnlich vollständig sein. Der zweite Theil umfaßt allgemeine Geschichte und Philologie, classisches Alterthum, Mittelalter u. s. w. Nach einem von Renan selbst geäußerten Wunsche trachtet seine Familie, die Bibliothek in ihrer Gesammtheit, und falls dies nicht angehen sollte, wenigstens den orientalischen Theil geschlossen zu verkaufen. Sollte bis zum kommenden 1. Januar jedoch kein Verkauf im ganzen zu Stande kommen, so würde ein neuer Katalog zusammengestellt und der Weg der Versteigerung beschritten werden.

R.S. **Rom**, 7. Dec. In der herkömmlichen feierlichen Weise hat das „Deutsche Archäologische Institut" auf dem Capitol gestern seine winterlichen Vortrags-Versammlungen wieder aufgenommen. Der erste Secretär, Prof. Petersen, machte Mittheilung vom erfolgten Hinscheiden der Mitglieder Stobel, G. Müller und Geffroy und von der Ernennung der Herren Cantarelli, Spagnuolo, Amelung, Dürer, Patroni, Mariani und Savignoni zu Mitgliedern des Instituts. — Die Reihe der Vorträge begann Prof. Viola aus Neapel mit Nachrichten über eine der Versammlung vorgewiesene fragmentarische Bronzetafel, die beim Graben eines Brunnens im Borgo Nuovo von Tarent gefunden und durch ihn vor der Vernichtung bewahrt worden ist. Der starke allen üblichen Mitteln widerstehende Oxydüberzug ist erst der Einwirkung des Feuers gewichen, worauf eine wichtige Inschrift lesbar geworden ist. Da die Akademie der Lynceer sich die Veröffentlichung vorbehalten hat, so konnte Prof. Viola nur mittheilen, daß man es mit einer Municipalverordnung straßen- und baupolizeilichen Inhalts zu thun hat, wie deren bisher nur in Spanien, aber noch nicht auf italischem Boden zum Vorschein gekommen sind. Die tarentinische Gesetztafel hat den Vorzug, die älteste unter den bekannt gewordenen zu sein, geht aber gleich den übrigen auf ein und dasselbe Municipalgesetz-Schema zurück, das offenbar ein römischer bevollmächtigter Commissar aufgestellt hatte. Viola ist geneigt, sie in die Zeit des beginnenden Bundesgenossenkrieges zu verlegen, in welchem Tarent treu an Rom gehalten hatte. Aus zahlreichen Spuren eines weißlichen Kittes in den vertieften Buchstaben der Bronzetafel hat Viola den durch anderweitige Untersuchungen bestätigten Schluß gezogen, daß die Bronzeinschriften gewohnheitsmäßig durch Ausfüllung der Buchstaben mit einer farbigen Masse leichter lesbar gemacht wurden. Die chemische Untersuchung hat starke Bleispuren in diesem Kitt ergeben, so daß man eine Versetzung desselben mit Zinnober vermuthen darf. — Zweiter Redner war Prof. E. Löwy, der mit der gewohnten Beredsamkeit und gewählten Form ein einleuchtendes Beispiel der Ableitung künstlerischer Darstellungen der Renaissancezeit von antiken Vorbildern vorführte. Im staatlichen Kupferstichcabinette befindet sich ein berühmter Stich von Raimondi, dessen verlorenes Original schon Vasari zweifellos richtig auf Raphael zurückführte. Es ist das „Paris-Urtheil", ausgezeichnet ebenso durch reiche, schön abgewogene Composition, wie durch die herrlichen Figuren der unbekleideten drei Göttinnen, die reizenden Gruppen der Localgottheiten und die anmuthige landschaftliche Umrahmung. Im Einklage mit Springer führte Löwy die Composition auf ein in der Villa Medici zu Rom befindliches antikes Sarkophagrelief zurück. Mit großer Feinheit und Klarheit wußte er nicht nur die Verwandtschaft der beiden Kunstwerke und die Modificirung des alten Vorbildes durch den Urbinaten klar zu machen, sondern auch weitere offenbare Anklänge an die Sarkophagfiguren und -Gruppen, namentlich des in der rechten unteren Ecke ruhenden Flußgottes und des oberhalb desselben in den Lüften erscheinenden Donnerers in anderen Werken Raphels nachzuweisen. Selbst die Gestalt Jehova's in dem Bilde der „Vision Ezechiels" im Palazzo Pitti zeigt noch deutlich ihre Herkunft von der Jupiterfigur des antiken Basreliefs. — Zuletzt berichtete Prof. Petersen über die durch ihn und Tomaszewski unter Zuziehung des italienischen Generals Calderini unternommene Abformung und photographische Aufnahme der Marc-Aurel-Säule zu Rom, deren den Markomannen- und Quadenkrieg schildernde Bildwerke bisher nur in den ungenügenden Stichen Sante Bartolo's reproducirt waren. In Würdigung des großen Interesses, welches die, allerdings mit den herrlichen, figurenreichen und sorgfältigen Reliefs der Trajanssäule nicht zu vergleichenden Darstellungen aus der alten germanischen Welt für die Kunde unsrer Vorzeit haben, ist Kaiser Wilhelm persönlich für das Unternehmen eingetreten, was ein äußerst bereitwilliges Entgegenkommen der italienischen Verwaltung zur Folge gehabt hat. Prof. Petersen legte eine große Zahl der Photographien vor, namentlich solche, die in den Markomannen und den Quaden (?) die Racenverschiedenheit deutlich erkennen ließen; in edlerer Gestalt, gemessenerer Bewegung, würdigerer Haltung sind die Germanen dargestellt; die Slaven treten durchweg mit leidenschaftlicherem Ausdruck, heftigeren Bewegungen und vielfach als lächerliche Gestalten auf. Nicht weniger als 70 Quadratmeter an Bildwerken sind abgeformt worden; die Zahl der photographischen Tafeln beträgt 252. Schon mit Jahresschluß wird die Beschreibung der Tafeln druckfertig sein, so daß das Prachtwerk in nicht zu ferner Zeit allgemein zugänglich sein wird.

* **Dorpat.** An Stelle des verstorbenen Prof. Wilh. Hörschelmann ist für das Katheder der altclassischen Philologie an der baltischen Landesuniversität der Privatdocent der St. Petersburger Universität, Michael Iwanowitsch Krascheninnikow, in Aussicht genommen; seine Studien haben sich vornehmlich auf dem Gebiete der Epigraphik bewegt.

* **St. Petersburg.** Der 70. Geburtstag des Botanikers Prof. A. N. Beketow ist von den Petersburger höheren Frauencursen am 8. December festlich begangen worden. Prof. Beketow ist bekanntlich der geistige Vater unsrer Frauencurse.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 9. December folgende Schriften eingegangen:

Brockhaus' Conversationslexikon. 14. Aufl. Bd. XVI. Turkestan — Zz. Leipzig rc., F. A. Brockhaus 1895. — Hans v. Bülow: Briefe und Schriften, hggb. v. Marie v. Bülow. I. Briefe. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1895. — La Mara: Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. 2 Bde. Ebd. — Wilhelm Bäumker: Ein deutsches geistliches Liederbuch mit Melodien aus d. XV. Jhdt. Ebd. — Max Friedländer: Opernstatistik der deutschen Bühnen 1894. Ebd. — R. Siegfried: Freyr u. Gerdha; dramat. Dichtung in 3 Aufzügen. Ebd. — E. W. Middendorf: Peru; Beobachtungen u. Studien. III. Bd. Das Hochland. Berlin, Robert Oppenheim 1895. — E. Kroker: Geschichte der griechischen Literatur. I. Bd. Poesie. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — *E. L. S. Horsburgh:* Waterloo; a narrative and a criticism. London, Methuen a. Co. 1895. — Unterwegs u. Daheim. I, 5—12: Strindberg, Küster auf Ranö; Jokai, Magueta; Roquette, Krethi u. Plethi; Eckstein, Acca Sempronia; Hermann, Märchen; Fürst Wrede, Räthsel, Gausse, Ich? Jokai, Gelbe Rose; Hansson, Im Huldrebann, Nachtspuk. Breslau, S. Schottlaender 1895 bis 96. — Prof. Dr. David Kaufmann: Aus Heinrich Heine's Ahnensaal. Ebd. 1896. — H. v. Nostitz: An der Grenze; Roman. 3 Bde. Ebd. — Paul Pliß: Ein ganzer Mann; Roman. Frankfurt a. M. Alfred Vaternahm. — August Wick: Seltsame Geschichten. Ebd. — Ernst v. Wildenbruch: Claudia's Garten; Legende. Berlin. Freund u. Jeckel 1896. — Henrik Scharling: Junge Helden; Erzählung. A. d. Dänischen v. P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius Nachf. 1896. — Laura Mahrholm: Karla Bühring; Frauendrama in 4 Acten. Paris rc., Albert Langen 1895. — Margarethe Erman: Lausanner Märchen. Lausanne, B. Benda 1896. — Schillers Werke, hggb. v. Ludwig Bellermann. Bd. II. u. III. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut. — Alexander Petöfi: Prosaische Schriften. A. d. Magyar. v. Dr. Adolph Kohut. Leipzig, Philipp Reclam. — Lorenz Rohr: Zwewle, Knowloch un Marau'; pfälzische Gedichte. München, J. Schweitzer 1896. — Detlev v. Liliencron: Ausgewählte Gedichte. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — Carl Wilh. Heer: Gottfried; Sang aus dem Volke. 2. Aufl. Zürich u. Leipzig, Th. Schröter 1896. — Agatha Snellen: In der Mäusewelt; neue Erzählung mit Clavier, aus dem Holländischen. Musik v. Catharina van Rennes, Zeichnungen v. L. W. R. Wenckebach. Stuttgart, Felix Kreis. — Dr. Karl Reiser: Sagen, Gebräuche u. Sprichwörter des Allgäus. Heft 4. Kempten, Jos. Kösel. — Die Dioskuren; literar. Jahrbuch des I. allgemeinen Beamtenvereins der österr.-ung. Monarchie. XXV. Jhgg. Wien, Carl Gerold's S. 1896. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 205. 206: Dr. Carl J. Cori, Tiefseeforschung; R. v. Weinzierl, d. jüngere Steinzeit in Böhmen. Prag, deutscher Verein 1895. — Universität Freiburg: Verzeichniß der Behörden rc. u. Studirenden. Wintersem. 1895/96, Freiburg i. B., Chr. Lehmann 1895.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Zwei Goethebiographien.

Von Carl Busse.

Herman Grimm hat es kürzlich ausgesprochen, daß die früheren Jahrhunderte für uns zu verblassen beginnen, daß die Vergangenheit, „wie von Mattigkeit befallen", uns nicht mehr festhalten könne, daß es nur ein Einziges gebe, was all unsre Kraft absorbire: die Gegenwart. Als seien wir in ein neues Dasein mit neuer Gedankenarbeit versetzt. Und von allem, was die vergangenen Epochen bieten, scheinen dem berühmten Kunsthistoriker nur Homer und Christus, Shakespeare, Rafael und Goethe unberührt zu bleiben von diesem Verblassen.

Das Bekenntniß ehrt den Bekenner, der sich vor seinen Collegen ja stets durch Weite des Blicks ausgezeichnet hat. Vielleicht ist darin auch eine Wahrheit formulirt, die viele von uns am eigenen Leibe schon verspürten. Es ließe sich so unendlich viel dafür und dawider sagen. Mir will das Eine wenigstens scheinen, daß uns nur noch die leuchtenden Gipfel interessiren, die aus der Vergangenheit herüberwinken, daß diese aber um so heller strahlen, je tiefer alles, was um sie herum ist, in Dunkelheit sinkt. Wir sind in einer Epoche des Aristokratismus, der „Genies", der Heroenverehrung, wie sie vor der großen französischen Revolution bestand; tausend Zeichen reden davon; der wiedererwachte Napoleoncultus in Frankreich spricht dieselbe Sprache, wie der Erfolg Nietzsche's, wie die Namen Bismarck und Wagner, wie der Schrei nach Individualität, der durch alle Literaturen geht. Und in solchen Zeiten versinkt das Kleine, die Masse vor den Blicken, die nach den Gipfeln gerichtet sind, bis es schließlich aus der dunklen Tiefe aufbegehrt und das verachtete Volk eine neue Marseillaise anstimmt, bis die Höhenfeuer zu verblassen scheinen vor dem Schein von Tausenden von Fackeln, die in den Thälern aufleuchten.

Wir haben in den letzten zehn, zwanzig Jahren als kleines Zeitdocument zu beobachten gehabt, wie von unsern Classikern Schiller einem Theile unsres Volkes immer mehr entfremdet ward. Professor Litzmann hat eine förmliche Anklageschrift deßhalb verfaßt. Und im gleichen Verhältniß, wie Schiller in der Werthschätzung der oberen Schichten der Nation sank, stieg Goethe. Es ist hier nicht der Ort, die Fülle der Einzelmotive, die dazu beitrugen, zu entwirren und aufzuzählen. Man hat, und nicht ganz mit Unrecht, die Scherer'sche Schule verantwortlich gemacht; man hat mancherlei andere äußerliche Gründe zur Erklärung herangezogen, so noch zuletzt das von einer Verlagshandlung ausgegangene Preisausschreiben, das Goethebiographien wie Pilze aus der Erde schießen ließ. Aber wären sie möglich gewesen ohne gewaltige Vorarbeiten, die unabhängig von äußeren Anlässen gemacht worden? Und hätten sich ebenso zahllose Bewerber eingestellt, wenn es sich um eine Schillerbiographie gehandelt hätte? Ich zweifle. Und ich komme darauf zurück, daß unsre Zeit mit ihren Strömungen, und nicht kleine Zufälligkeiten veranlaßt haben, was so bedenkliches Kopfschütteln hier und da erregt.

Während über den wenigen ernst zu nehmenden Schillerbiographien der letzten Zeit ein seltsamer Unstern zu walten scheint — Brahm sowohl wie Minor und Weltrich wollen nicht fertig werden —, während Specialuntersuchungen über Lebensabschnitte oder einzelne Werke des Räuberdichters in den Hinrichs'schen Bücherverzeichnissen immer seltener auftauchen, schwillt die Goetheliteratur so rapid an, daß selbst Forscher vor dieser Masse des bedruckten Papiers den Muth verlieren. Und das liebe Publicum, das doch kaufen soll, steht völlig rathlos da; denn es bedarf des Führers hier mehr, als in der Belletristik, wo es auf die altbewährten Namen schwört. Wenn nun aus der Zahl der Lebensbeschreibungen diese oder jene herausgegriffen und auf den Schild erhoben werden soll — was berechtigt sie dazu? Was unterscheidet sie von den andern?

Nun: die große Lücke in der Goetheliteratur ist längst allgemein bekannt gewesen. Was uns gefehlt hat, war das Buch über Goethe, das auf dem Familientisch liegt. Nicht ein Buch in der Art, wie es König über die deutsche Literatur im allgemeinen schrieb. Sondern eins, das alles zusammenfaßte, was die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten erforscht und gefunden, das frei war von tendenziöser Entstellung und nicht allerlei Betrachtungen über Goethe gab, sondern den Einzigen seinem Volke darstellte. Erich Schmidt sagte einmal, es müsse ein Buch sein, das viel erzähle, nicht polemisire und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die einfache Klarheit des Stils verbinde. Es muß nicht verschmähen, den naiven Leser auch durch das rein Stoffliche zu fesseln, ohne daß der Autor die tieferen Verbindungsfäden aus der Hand verliert. Das Werk von Lewes ist veraltet; ein anderes war nicht recht da. Nun sind gleich zwei neue Versuche erschienen, von denen der eine in der bestimmten Absicht geschrieben ward, die Lücke auszufüllen, während der andere ohne diese directe Tendenz in die Lücke tritt. Es soll nicht gesagt werden, daß diese Werke das eben umschriebene Ideal einer Goethebiographie für die gebildeten Volksschichten erfüllen, aber man darf sich vor ihnen jedenfalls fragen, wo sie ihm nahekommen und wo sie dahinter zurückbleiben. Karl Heinemann hat das eine verfaßt[1]), Albert Bielschowsky das andere.[2])

Es gibt nur sehr wenig wissenschaftliche Werke, die populär gehalten sind, ohne gleichzeitig flach zu sein. Eine ganze Industrie hat sich entwickelt, die sich bemüht, dem Volke wissenschaftliche Resultate zu vermitteln. Und es ist begreiflich, daß ernste Forscher sich von der Seichtigkeit und der Feuilletonmanier der meisten jener Vermittler abgestoßen fühlen. Aber die Schuld liegt auch an ihnen, an ihrer

---

[1]) Goethe von Karl Heinemann. Zwei Bände. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Leipzig, E. A. Seemann.

[2]) Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. In zwei Bänden. Erster Band 1896. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

akademischen Exclusivität, die es verschmäht, auch auf eine gefällige, verständliche Form zu sehen. Und wo diese Form gewahrt ist, da setzt der Fachmann wiederum viel, für den in anderen Berufen steckenden Leser allzuviel, voraus. Unter unsern hervorragenden Literaturhistorikern ist kaum einer, der die Aufgabe übernehmen könnte, eine Goethebiographie für das Volk zu schaffen. Herman Grimm könnte es so wenig wie Düntzer. Der eine würde in allerdings genialer Weise einen Kreis um Goethe schlagen und darin in gewaltigen Contouren ein Bild des Einzigen erstehen lassen: das wäre der Goethe von Herman Grimm. „Mehr Grimm als Goethe“, sagte mir einst ein Universitätslehrer. Und Düntzer wieder käme vor lauter Anmerkungen nicht zum Text, vor lauter Theilchen nicht zum Ganzen.

Heinemann sowohl wie Bielschowsky hüten sich vor beiden Extremen. Sie halten sich ziemlich in der Mitte; eher noch gravitirt ihre Darstellung nach der Düntzer'schen als nach der Grimm'schen Seite. Heinemann erzählt ruhig, sachlich; er wird selten begeistert, reißt selten hin. Aber er wird auch nicht nüchtern. Wenn man sein Buch gelesen hat, findet man eine bedeutende Erweiterung seiner Kenntnisse vor. Und die klare Einfachheit seiner Sprache kommt zur vollen Geltung, wenn sie weltgeschichtliche Momente ausdrückt. Ich habe schon oft über Goethe's letzte Tage gelesen; so seltsam ergriffen hat mich jedoch noch nie eine Darstellung, wie die von Heinemann in seiner prunklosen, jede rhetorische Ausschmückung verschmähenden Art gegebene. Hier wirkt diese Einfachheit, die an anderen Stellen weniger gerechtfertigt erscheint, lapidar.

Bielschowsky verschmäht die Rhetorik weniger. Auch er schreibt klar, verständlich; er hat jedoch die bestimmte Tendenz, zu unterhalten. Was bei Heinemann mehr unbewußt geschieht, geschieht hier bewußt. Er versucht seine Leser recht warm zu machen, sie durch kleinere Geschichtchen zu fesseln. Seine Sprache ist feuilletonistischer als die Heinemanns; er hat sogar Ausdrücke, wie man sie eben im Wohnzimmer braucht. Und auch ein paar Stilblüthen laufen unter. So geht es ganz gewiß nicht, daß man sagt: „Dem großelterlichen Ehepaare wurde als drittes Kind der Vater des Dichters geboren“, denn das Wörtchen „großelterlich“ setzt doch einen Enkel voraus, der nach Lage der Verhältnisse noch nicht gut da sein kann. Andrerseits jedoch gelingt es Bielschowsky, mit einem kleinen Satze dort ein Bild zu geben, wo Heinemann durch allzuviel Beschreibung verwirrt. Es ist dem naiven Leser ziemlich gleichgültig, wo die einzelnen Straßen und Plätze im alten Weimar lagen. Er wird jedoch sofort die richtige Vorstellung haben, wenn Bielschowsky sagt: „Am Morgen rief der Stadthirt mit einem Horn das städtische Vieh zusammen und am Abend trieb er es durch die schmutzigen und übelriechenden Straßen zurück.“

Heinemann verlegt den Schwerpunkt seiner Arbeit in die Darstellung der seelischen Entwicklung Goethe's. Er zeigt all die verschiedenen Einflüsse, denen der Dichter ausgesetzt ist, beurtheilt sie auf ihre Wirkungen, löst das reiche Gewebe in die einzelnen Fäden auf. Bielschowsky dagegen ist mehr Kritiker als Psycholog; er betrachtet mehr, was Goethe schafft, als wie er dazu kommt. Von diesen beiden Standpunkten ist erkärlich, daß die Art, wie Heinemann und Bielschowsky ein Goethe'sches Dichtwerk behandeln, ganz verschieden ist. Nehmen wir z. B. den Egmont oder den Tasso. Heinemann sucht nach den Erklärungen, weßhalb Goethe die Stoffe aufgriff, was ihn persönlich daran reizte, wie der Stoff sich in ihm gestaltete, welche Bücher dazu gelesen wurden, wo Goethe von den Quellen abweicht, wie viel Redactionen vorgenommen wurden, wie die ästhetischen Anschauungen dazwischen wechseln und zu erneuter Umgestaltung drängen. Bielschowsky dagegen gibt nicht einmal in den Anmerkungen die Quellen; die Namen Strada, Meteren, Manso, Muratori, Serassi, um bei den angezogenen Dichtungen zu bleiben, nennt er gar nicht. Aber er erzählt dafür nicht nur in ziemlicher Breite den Inhalt der Dramen, sondern er kritisirt sie auch, spricht ausführlich über die einzelnen Charaktere, über Vorzüge und Fehler, über ihre Bühnenwirksamkeit und den technischen Aufbau.

Heinemann also setzt mehr voraus, als Bielschowsky. Das Buch des ersteren ist für Leser, die Goethe's Dramen schon kennen. Deßhalb sind die Inhaltsangaben vermieden und deßhalb ist nur das psychologisch Wichtige hervor- und herausgehoben. Mit kurzer Kennzeichnung des Gegensatzes: Heinemann fragt: was bedeuten die einzelnen Werke für Goethe? Bielschowsky: was bedeuten sie für das deutsche Volk? Und so dringt, wie mir scheinen will, Heinemann in mancher Beziehung tiefer. Er macht der Fabel, die italienische Reise habe den Dichter plötzlich umgedreht, ein Ende, weil er eben schon lange vorher die langsame Wandlung in Goethe bemerkt hat und so nur als Schlußpunkt gelten läßt, was andere als einzig ausschlaggebend betrachten. Bielschowsky hält noch an der eingerissenen Ueberschätzung der italienischen Reise für den Entwicklungsgang des Dichters fest.

Die Hauptunterschiede beider Goethebiographien sind damit gegeben. Steigt man vom Allgemeinen nun mehr ins Einzelne, so wird die Mehrzahl der Anmerkungen das Heinemann'sche Werk treffen müssen. Denn einmal liegt es vollständig vor und dann bringt es an wissenschaftlichen Nachweisen und philologischem Detail auch bedeutend mehr als die Arbeit von Bielschowsky. Ueber die letztere ist so wie so ein Gesammturtheil ja nicht möglich. Sie schildert das Leben des Dichters vorläufig bis zur Vollendung des Tasso, und die wichtigsten Capitel, wie z. B. ein Abschnitt über Goethe's Lyrik, werden erst für den zweiten Band, der 1896 erscheinen soll, versprochen. Von dem, was mir an Einzelzügen in dem vorliegenden ersten Theil auffiel, sei nur einiges hier angemerkt. Da scheint mir vor allem Karl Augusts poetische Seele zu stark betont. Goethe hat selbst nicht geglaubt, daß der Fürst ihn verstanden, daß er je das klar und gewaltig empfunden hat, was das Unsterbliche in des Gewaltigen Werken ist. Bielschowsky möchte am liebsten aus ein paar Briefstellen Karl August selbst zum Dichter stempeln. Und das ist nicht angängig. Auch Frau v. Stein setzt er auf ein Piedestal und vertuscht, so weit sich bei der vorläufig fragmentarischen Darstellung übersehen läßt, das allzu Menschliche an ihr. Wenigstens kann man sich schwer vorstellen, wie er ihr Verhalten in späterer Zeit mit seiner Bemerkung auf Seite 393 in Einklang bringen will, daß Frau v. Stein eine viel zu maßvolle Seele war, um ihren Gefühlen gegen den vermeintlich Ungetreuen „in lebhaftem Unwillen, in heftigen Beschuldigungen“ Luft zu machen, sondern daß sie „nur milde ergreifende Klagen“ hatte. Nun, ihre höhnischen Aufhetzereien, ihre unglaublichen Verdächtigungen und Schmähungen gegen Goethe und Christiane, wie sie in dem eigens dazu geschrieben Drama „Dido“ zum Ausdruck kommen, ihre allerhand Klatsch colportirenden Briefe aus jener Zeit zeigen nur das beleidigte, eifersüchtige Weib, und da der Mensch, wie Hebbel einmal so schön sagt, alles ist, was er werden kann, so hätte das von Bielschowsky gezeichnete Portrait einige realistischere Striche gut vertragen. Es wäre blutvoller und richtiger, getreuer ausgefallen. Scharf polemisiren ließe sich auch gegen die Analyse der Charaktere des Tasso. Bielschowsky stempelt nicht nur Antonio zum Schuft und Poesiefeind, sondern schwört auch auf einen „glücklichen“ Ausgang des Stückes. Beides scheint mir durchaus unrichtig.

Heinemann vertritt gleichfalls den gegensätzlichen Standpunkt, er nimmt auch Karl August weniger „poetisch“. Aber andrerseits finde ich die Darstellung des Verhältnisses von

Goethe zum Fürsten doch allzusehr düntzerisch. Goethe erscheint zu sehr als eigentlicher Herr, als bewußter Erzieher. Man braucht nicht in das andere Extrem zu fallen, das der Jenenser Geschichtsprofessor Lorenz vertritt, und dem Dichter die dienende Stellung anzuweisen. Der Mittelweg wird auch hier der richtige sein, und die letzten Veröffentlichungen über den Charakter des Fürsten lassen die Düntzer'sche Weisheit immer fragwürdiger erscheinen. Wie schon gesagt, gibt Heinemann die Quellennachweise, die Bielschowsky vermissen läßt. Er charakterisirt diese Quellen sogar durch kurze Beiwörter oder Sätze (z. B. Manso „unwissenschaftlich" 2c.). Um so mehr wundert es, daß er mit keinem Worte der genialen Darstellungskunst des Jesuiten Strada gedenkt, der dem Egmontdichter so trefflich vorgearbeitet hat. Stehen die beiden Männer nicht schon leibhaftig vor einem, wenn Strada sagt: Egmont sei der Ajax und Oranien der Ulysses, der eine sei ebenso hellsinnig und heiter wie der andere düster, der eine habe den guten Glauben, der andere die Beharrlichkeit; wenn er in seiner Antithese fortfährt: von dem einen mochte man mehr hoffen, von dem anderen mehr fürchten, den einen mochte man zum Freund, den anderen nicht zum Feind haben —? Und in demselben Capitel versucht Heinemann auch Schillers Vorwurf, der Schluß des Egmont sei ein Sprung in die Opernwelt, zu entkräften — ein Vorwurf, dem doch schwerlich die Berechtigung abzustreiten ist. In dem Tassocapitel wiederum ist von Heinemann (und ebenso von Bielschowsky) das Gewicht dessen, was die Prinzessin von Frau v. Stein hat, viel zu hoch angeschlagen, und der Antheil der Herzogin, die übrigens ja auch von Goethe in späteren Distichen als Eleonore bezeichnet wird, viel zu gering. Und wenn noch einige Wünsche am Platze sind: weßhalb ist bei Besprechung der Römischen Elegien kein Wort über die zurückgehaltenen gesagt, über die Priapeen, über das berüchtigte Drei-Schlangen-Gedicht, die gerade als extremste Ausläufer die kurze damalige Lebensperiode des Dichters am besten kennzeichnen? Und weßhalb findet sich keine Andeutung über das seiner Anlage nach bedeutendste, kürzlich aufgefundene Revolutionsdrama „Das Mädchen von Oberkirch"?

Das sind ein paar Randbemerkungen, ein paar kleine Vorschläge. Sie sollen das Ganze nicht herabsetzen, sondern eher umgekehrt gerade dadurch, daß sie auf größere Bedeutung keinen Anspruch erheben können, die Solidität dieses Ganzen bezeugen. Mit sorgsamem Fleiß ist zusammengetragen, was die Forschung all der Jahre aufgedeckt hat, und doch ist der gelehrte Apparat ziemlich beiseite gelassen. Dies zeigt sich schon darin, daß die berühmtesten Namen der Goethephilologie, Scherer, Loeper, Schmidt, Düntzer, Grimm 2c. 2c., kaum genannt werden. Froitzheims Buch ist an ganz anderer Stelle citirt, als man erwartete. Jede Polemik ist so gut wie vermieden, und die wissenschaftliche Gründlichkeit wird nur dem Fachmann voll zum Bewußtsein kommen, denn sie tritt ohne den Gelehrtenschweiß auf.

In einem Nachwort gibt Heinemann eine Erklärung des reichen, fast überreichen Bilderschmuckes. Er war eigentlich für einen besonderen Goethebilderatlas bestimmt. Der Wille des Verlegers jedoch, der für eine Vereinigung der Biographie und der Bildersammlung plaidirte, gab den Ausschlag. So scheinen die Illustrationen manchmal etwas weit hergeholt, aber dafür entschädigt ihre vorzügliche Ausführung. Und ferner sind einzelne sehr seltene, theils schwer zugängliche theils bisher völlig unbekannte Bilder reproducirt. Ich erwähne nur: Selbstbildniß von Seekatz und Fiedler; Johannes Böhme; Schönkopf'sche Tafelrunde; Karoline Schulze; Friedrikens Vater; Barbara Schultheß; Reiffenstein, Kniep, Moritz 2c. 2c. 2c. Durch diese reiche Illustrirung wird das Heinemann'sche Buch beim Publicum leichteres Spiel haben, als das Bielschowsky'sche. Denn ein gutes Portrait hilft mehr als hundert Worte. Am deutlichsten erkennt man das, wenn man das Burg'sche Bild der Christiane Vulpius betrachtet. Die von der Mit- und Nachwelt so viel verkannte rückt uns menschlich nahe. Schade, daß hohe Weimarer Kreise an dem alten Vorurtheil gegen die „Köchin" noch immer festhalten und den Spielraum der Forschung so einengen! Weßhalb jedoch das Heinemann'sche Werk auch das Bild der „schönen Mailänderin" bringt, ist unverständlich. Es dürfte heut kaum noch Verfechter seiner Echtheit geben.

Die beiden neuen Goethebücher können sich schön ergänzen. Es wäre nicht nur thöricht, sondern auch ungerecht, eins gegen das andere auszuspielen. Heinemann hat an Stelle der ästhetisch-kritischen Betrachtung Bielschowsky's eine mehr historische und psychologische. Hier kommt nur in Betracht, daß das Heinemann'sche Werk vollständig da ist und ein Gesammturtheil ermöglicht, und das Bielschowsky'sche noch seiner Vollendung harrt. Deßhalb möchte ich nur Abschied nehmen von dem ersten, und ich kann bei diesem Abschied nur wiederholend zusammenfassen, was schon gesagt ist: Dieser Heinemann'sche „Goethe" ist ein gutes Buch, weil es gründlich ist, weil es klar ist und weil es belehrend ist. Aber nicht nur die Fachleute werden es wegen der schönen Zusammenfassung alles zu Tage geförderten Materials schätzen, sondern auch der Laie wird es gern lesen und oft benützen. Daß es bald auf dem Tisch vieler gebildeten Familien liege — das sei mein Wunsch auf den Weg.

Vom Weihnachtstisch.

III.

‡ Die großen Zeitereignisse, deren Erinnerung wir jetzt nach Ablauf des ersten Säcularviertels feiern, haben selbstverständlich eine Menge von Festschriften, fast alle auch in entsprechender Prachtausstattung hervorgerufen. Nächst Lindners officieller Darstellung über den „Krieg gegen Frankreich" (Berlin 1895 bei Asher) verdient das Gedenkbuch „Krieg und Sieg", herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung (Berlin bei Schall und Grund, Verein der Bücherfreunde 690 S. gr. 4⁰) besondere Aufmerksamkeit. Vierzehn verschiedene Mitarbeiter, darunter auch der bayerische General und Kriegsminister A. v. Heinleth, haben, größtentheils als Augenzeugen, die einzelnen Theile des Werkes gearbeitet; der Herausgeber übernahm die Vorgeschichte des Kriegs und die Heimkehr der Truppen, Professor Flathe die Darstellung des politischen Theiles, A. v. Werner die Schilderung von Versailles und der Hauptquartiere, Generallieutenant v. Boguslawski beleuchtete die beiderseitigen Heere und ihre Hülfsmittel. Die Mannichfaltigkeit wird durch Neues, Selbsterlebtes und eigene Beobachtungen der Darsteller belebt. Dazu hilft auch die Fülle von mehr als 500 Illustrationen mit Portraits, Ansichten, Soldatentypen, Abbildungen von Waffen, Trophäen, Siegesdenkmälern, Karten, Plänen, und die Reproduction von ganzen Bildern, wozu an vierzig Künstler wie Bleibtreu, Louis Braun, Camphausen, O. v. Faber du Faur, Fikentscher, Hünten, Knötel, Rocholl, Scherenberg, Siemering, Speyer, A. v. Werner, A. Zick und andere die hülfreiche Hand boten. Das ganze Werk im reichsten Prachtband kostet nur sechs Mark — also eine echt populäre Leistung, welche factischen Dank verdient.

Gleich populären Zwecken dient die im sechsten Jahrgang laufende Zeitschrift „Der Deutsche Soldatenfreund" (Berlin bei Karl Siegismund, 576 S. gr. 4⁰), welcher, redigirt von Generallieutenant H. v. Below, das deutsche Heer und die Marine gleichmäßig bedenkt. Im bunten Wechsel rauscht eine Menge von Wissenswürdigkeiten vorüber, aus der deutschen Geschichte, Cultur, Kunst und Sitte, unterstützt von großen und kleinen Bildern. Dazu gibt es Belehrungen über das deutsche Reichstagsgebäude, über Torpedos, über chinesische Uniformen, die neuen Militärbauten auf dem Marsfelde zu München, deutsche Armee-Geschichte, die Entwicklung der Kriegsflotten und den Kaiser Wilhelm-Canal, Erinnerungen aus der Zeit der Erniedrigung Preußens (1806), über das Rothenburger-Festspiel, über Volksleben in den bayerischen Alpen — alles vermischt mit

Gedenktagen, Festerinnerungen, Gedichten, Novellen, Erzählungen und Humoresken — ein vergnügliches Lese- und Unterhaltungsbuch im weitesten Sinne.

Auch die volksthümlichen Darstellungen der Kriegsgeschichte sind noch im Anwachsen. Da ist, um nur Einzelnes auszuheben, Kretschmanns Buch „Unser Heer in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71" (Berlin 1895 bei Karl Siegismund, Verlag der Zeitschrift „Deutscher Soldatenhort", 461 S. 12⁰) und Maurers Beschreibung des Deutsch-Französischen Krieges (Leipzig 1895, G. Fock, 357 S. 8⁰). Hierher gehören auch „Bismarcks Mahnworte an das deutsche Volk", zusammengestellt, erläutert und mit einem alphabetischen Register der Hauptstichworte versehen durch Hans Blum (Erlangen 1895 bei Palm und Enke, 189 S. 8⁰), und „Bismarcks Dank", eine Auswahl aus dessen Ansprachen nach seinem 80. Geburtstage von Johs. Penzler (Leipzig 1895, Otto Wigand, 122 S. kl. 8⁰).

Einen heiteren Markstein in dieser oft unziemlich ins mercantile Gebiet hinarbeitenden Literatur bildet das von Joh. Trojan und Julius Lohmeyer herausgegebene „Kriegsgedenkbuch" (Breslau 1895 bei Wiskott, 146 S. 8⁰), worin die Genannten ihre, während des Krieges für den „Kladderadatsch" gefertigten, meist sehr populär gewordenen Gedichte, Lieder und Berichte zum neuen Abdrucke brachten. Zu unsrer Ueberraschung erfahren wir nun die wahren Urheber dieser schnackischen, schnurrigen, immer in sehr gewählte und hinreißende Form gebrachten Humoresken, worunter die „Feld- und Zündnadel-Reime des Gefreiten Müller", das „Lied von der Erbswurst", die schneidigen „Ulanen-Stückchen" (angeblich aus französischen Blättern!), die ironischen Verse auf die Sammelsport treibenden „Schlachtenbummler", über die Belagerung von Paris und die Capitulation dieser Stadt. Bei diesem Anlaß schreibt der brave „Gefreite" an seine „Rieke" (S. 51):

„He, juchhe! Wir haben's schon!
Schwer die Müh' und groß der Lohn.
Rings umher auf allen Forts
Stehen die verschied'nen Corps.
Aber jetzt, was kann da sein?
Vater Moltke, führ' uns 'rein!
Wenn ich 'reinkomm', sicherlich
Denk' ich auch, mein Schatz, an dich.
In dem besten Laden gleich
Kauf ich dir vons beste Zeug.
Rieke, wie wird das dich freu'n
Solch ein Kleid, das lebt nicht, nein!
Und zu Jedem sagst du: Dies
Bracht' mein Krieger aus Paris.
Aber Heißgeliebte du,
Schick' mir etwas Geld dazu!"

Neben den Dialektdichtungen mit unwiderstehlicher Komik (dazu gehören auch die „Lyrischen Patronenhülsen eines gefühlvollen Landwehrmannes" und die „Aufzeichnungen eines Torpedos, der seinen Beruf verfehlte"), finden sich auch sehr ernste, höchst gelungene hochdeutsche Gedichte; manches ist von so großartigem Wurf und gediegener Fassung, daß diese echten Perlen für alle Zeit bleibenden Werth beanspruchen dürfen. Dazu kommt die gefälligschöne Ausstattung und der billige Preis.

Eine empfehlenswerthe Sammlung ernster und heiterer Gedichte über das Soldatenleben im Krieg und Frieden, betitelt „Unter fliegenden Fahnen", hat Dr. Ludwig Muggenthaler (München 1895, Lindauer, 202 S. 8⁰) veranstaltet; leider wurde der Herausgeber, welcher als Bibliothekar und Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule zu München wirkte, während des Druckes, am 9. Oct. d. J., unerwartet seiner vielseitigen literarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit durch den Tod entrissen. Diese echt volksthümlich angelegte Collection umspannt die Zeit vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (Schlacht bei Sendling 1705) bis zum Tode König Ludwigs II. (der ergreifende Nachruf von Paul Heyse) und Moltke's (von Heinrich Seidel). Was des Soldaten Herz bewegt und erfreut, erhebt und ergötzt, hat in alten und neuen Liedern und Gedichten hier Wiederhall gefunden; was in der gemeinsamen hochdeutschen Sprache, wie in den urwüchsigen Volksmundarten von Soldaten-Loos und Soldaten-Leben Treffliches und Treffendes von den besten Poeten gesungen und gedichtet worden, ist nach allen Radien prägnant zusammengefaßt. Reine Begeisterung für das Vaterland, selbstlose Hingebung, Pflichttreue und Opfermuth bilden den durchziehenden Grundton, der sich selbst in den scherzhaften und humorvollen Producten immer tief und deutlich vernehmen läßt. Sie werden nicht nur dem dienenden und ausgedienten Soldaten, der sich und sein Leben wie in einem Spiegel sieht, sondern auch jedem warm fühlenden Patrioten gewiß zum Herzen sprechen.

Unter der fast unübersehbaren Kriegserinnerungen-Literatur verweisen wir ferner mit Anerkennung auf die umfangreichen Mittheilungen eines Feldzugsfreiwilligen von Karl Zeitz (mit 180 Illustrationen von R. Starcke-Weimar, Altenburg 1895, Stephan Geibel, 920 S. 8⁰), welche in dritter Volks- und Jubel-Ausgabe soeben versendet werden. Zeitz berichtet fast durchweg, ebenso wie der unermüdliche, immer frische Hauptmann Tanera („Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers," Jubelausgabe, illustrirt von Ernst Zimmer, in 22 Lieferungen, München 1895 bei Oskar Beck), die unmittelbaren Eindrücke und Erlebnisse, darunter Heiteres und Schreckliches, mit behaglicher Breite erzählt, wie wir älteren Zeitgenossen noch von den Invaliden aus dem Russischen Feldzuge hörten. Uebrigens wurde damals viel weniger davon aufgeschrieben und in Druck gebracht. Man hatte freilich keine so ruhmvollen Resultate zu berichten. Doch auch die Combattanten des ersten und zweiten Befreiungskrieges waren weniger schreibselig. Folgte ja ihren Heldenthaten eine niederschlagende Reaction, und der gehoffte Wiederaufbau des deutschen Reiches ließ lange genug auf sich warten. Im Sonnenscheine der neuen Errungenschaften sproßte die Literatur fröhlich auf.

Noch kürzer dürfen wir uns fassen über Hauptmann Hugo Arnolds „Feldzugserinnerungen 1870/71" mit dem Haupttitel „Unter General von der Tann", den das schwungvolle Vorwort historisch dankbar feiert (Erstes Bändchen, von der Kriegserklärung bis zur ersten Einnahme von Orleans; München, C. H. Beck, 1896). Denn Hugo Arnold ist den Lesern unsrer Zeitung durch die jüngst erschienene Reihe seiner persönlich lebendigen Kriegsfeuilletons als Erzähler von Kraft und Anmuth wohlbekannt. Wenn das Büchlein zum Theil die nämlichen Erlebnisse doch wieder in ganz anderer Form behandelt, so bewährt sich hiedurch erst recht ein Darsteller, der sich der Herrschaft über die Mittel seiner Kunst in ungewöhnlichem Maße sicher fühlt.

Einen eigenen Weg hat Friedr. Frhr. v. Dincklage-Campe (ein Neffe der am 28. Juni 1891 zu Berlin verstorbenen genialen Schriftstellerin Emma v. Dincklage) eingeschlagen, indem er an eine große Anzahl von Combattanten, an Officiere und Soldaten „Fragebogen" erließ, mit der Bitte um vertrauensvolle Mittheilungen, durch welche Waffenthat sie die schönste und ruhmreichste Decoration errangen. Die zahlreich einlaufenden autobiographischen Resultate ergaben das Material zu dem großen, umfangreichen Bande „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben" (Berlin und Leipzig, 360 S. gr. 4⁰, Bong & Co.). Viele dieser Bekenntnisse wurden wörtlich, unverändert aufgenommen, andere überarbeitet und ergänzt, wo die Bescheidenheit zu große Lücken ließ. Sehr richtig sagt der Hr. Verfasser: „Nicht „Kriegsgeschichte", nur „Kriegserlebnisse", die als Einzelheiten im großen Laufe der Geschichte verschwinden, wie der Bach im großen Strome, sind hier berichtet. Man spricht vom Massenkriege. Aber der Erfolg der Massen setzt sich doch immer — auch heute noch — zusammen aus den Thaten der Einzelnen." Beigegeben wurden womöglich immer ein Portrait des Betreffenden und außerdem noch eine stattliche Zahl von Bildern nach A. Beck, G. Bleibtreu, Louis Braun, Faber du Faur, G. Koch, Th. Rocholl, Knötel, W. Zimmer, A. v. Werner; manche dieser Illustrationen sind auch in Farbendruck ausgeführt. — Aus mündlichen Berichten, Erzählungen und Zeitschriften ist der dicke Band „Aus großer Zeit" durch Heinrich v. Selbitz (Ansbach 1895, bei Max Eichinger, 1056 S. 8⁰) zusammengestellt und herausgegeben — in wohlmeinendster Weise gewiß des Guten beinahe etwas zu viel: kleine Anekdoten, größere novellenhaft gehaltene Geschichten, manches auch in Versen, im steten Wechsel von Ernst und Scherz — ein wahres Abbild des kunterbunten Kriegslebens. Ein wahres Mosaik, aber das Ganze gibt doch ein farbiges Bild aus großer Zeit!

Auch Dichter, Maler, Feldkapläne und Aerzte brachten ihre Memoiren in den Druck. Wir erinnern an die mit ihren Bildern ausgezeichneten Aufschreibungen von Heinrich Lang und

N. v. Werner. Langs classischer „Schlachtenbummler" (München bei Fr. Bruckmann) liegt in dritter Auflage als billige Volksausgabe vor. Der Hofprediger Bernhard Rogge, der schon 1866 die Schlachtfelder kennen gelernt hatte, berichtet seine Eindrücke und Erlebnisse „Bei der Garde" (Hannover 1895, G. Prior, 180 S. 8⁰). Sie behandeln im wohlberedten, bisweilen etwas breiten Vortrag den Vormarsch in Feindesland, dann die Erfahrungen auf dem Schlachtfelde von St. Privat, den Weg nach Sedan und Paris, das Leben während der Belagerung, insbesondere aber (als besonderer Augenzeuge und Festredner) die Kaiserproclamation zu Versailles und andere Erinnerungen während der Occupation.

Sehr anregend, lehrreich und werthvoll ist das Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment, welches Hr. Prof. Dr. Otto Liebmann in Jena unter dem Titel „Vier Monate vor Paris" (München 1896 bei O. Beck, XVI 288 S. 8⁰) herausgegeben hat. Der Verfasser kennzeichnet sich als Gelehrter, Denker und Dichter; alles ist originell, kurz und geistreich. Er zeichnet markante Genre- und Stimmungsbilder (ein Meisterstück dieser Art schildert S. 228 den Granaten-Spectakel) und zieht überhaupt viel Neues in den Kreis seiner Beachtung, z. B. die Inschriften und Zeichnungen und Caricaturen, welche trockener Soldatenwitz und mitunter wohl auch manche Künstlerhand da und dort angebracht hat — ein Capitel, welches gleichfalls der Schlachtenmaler Theodor Horschelt in seinen „Erlebnissen vor Straßburg" streifte.[1]) Neben eigenen Gedichten hat Liebmann auch Aphorismen eingestreut und treffliche Epigramme, wie beispielsweise auf „Ranke und Thiers":

„Sagt, verehrter Collega: mit wem führt Preußen den Krieg jetzt?"
Frug Herrn Ranke Thiers. — „Heute? Mit Louis Quatorze!"

oder auf Moltke:

Reden ist Silber und Schweigen ist Gold. Was aber ist denken,
Denkend handeln? — Das ist, Freunde, das ist Diamant!

Ein durch allerlei sarkastische Bemerkungen heiteres Buch hat ein ungenannter Schwadronsarzt unter dem fremdartigen, schrullig klingenden Titel „Lehmupp!" (Berlin 1896 bei Hugo Steinitz IX und 319 S. 8⁰) verfaßt. Aber was ist „Lehmupp"? Ganz dasselbe, was die Alliirten des Jahres 1814 unter „Heurich" verstanden — ein zufällig im Lithauischen Dragoner-Regiments des Oberst Below entstandener Ruf — welchen die braven Krieger anstimmten, so oft sie zur Schlacht zogen.[2]) Ueber die Genesis von „Lehmupp" gibt unser Autor keinen Aufschluß, wohl aber über den Gebrauch und den beiläufigen Sinn, Effect und Erfolg: „Wenn dem im Walde verirrten Wanderer der Humor auszugehen droht, rüttelt oft ein neckischer Kuckucksruf ihn aus seiner niedergeschlagenen Gleichgültigkeit wieder auf, denn er erinnert ihn an die Lichtung, an die sonnigen Waldränder, wo die Kuckucke gern nisten, und der Richtung des Rufes folgend, findet er sich bald wieder zurecht. So tönte wie ein aufmunternder, neckischer Kuckucksruf das Wort „Lehmupp" durch die Reihen, wenn nach Regen- und Schlamm-Biwaks oder nach anscheinend nutzlosem tagelangen Geplänkel das Gefühl allgemeiner Gleichgültigkeit die Stelle des flötengehenden Humors einzunehmen drohte, und bald war wieder Munterkeit und Frische hergestellt — und kam „Schneid in die Sache", wie man sich heute schneidig auszudrücken beliebte. In dem sumpfigen Walde trost- und wegloser allgemeiner Gleichgültigkeit für das Höhere irrt auch heute zu Ende unsres Jahrhunderts das Deutschthum herum (Hört! hört!). Und doch ist die Waldeslichtung so nahe!" . . . „Ob dieser Ermunterungsgruß, den sich die „Couleuren" unter einander zuriefen, nun von rothen Husaren oder grünen Jägern stammt, ob er von diesem oder jenem Stich- oder Schlagworte seinen Ursprung nahm, das ist uns gleich — aber seine zündende und aufmunternde Wirkung übte er bei allen, die den Kampf mitgemacht, er gab dem Müden Frische, dem Schwachen Kraft und dem an allem Zweifelnden die Gewißheit, daß der Humor und die deutsche Biederkeit noch nicht Matthäi am Letzten waren, daß wir Einer für alle und alle für Einen im Dienste der guten deutschen Sache ins Geschirr gingen, für die gute Sache deutscher Treue und Ehrlichkeit gegen Welschthum und Lüge. Der gute deutsche Ruf „Lehmupp" löste im gewissen Sinne das fremdländische russische „Hurrah" ab." . . . Also „tant de bruit pour une omelette". . . . Unser Gewährsmann schildert nicht als Militär, sondern was ihm als Arzt und Mensch auffiel; er führt eine spitze Feder und liebt einen scharfen Schnabel, wofür ihn übrigens sein Chef einmal in wohlverdiente Prison schickte, er zeichnet, spielt Clavier und singt, verherrlicht die holde Weiblichkeit, ist der erklärte Bräutigam einer gerade in Berlin weilenden ostindischen Prinzeß, welche er dann auch als Gattin nach ihrer Heimath führte, von wo er nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder zurückkehrte, um dieses Buch zu schreiben. Merkwürdig, daß er nach so langer Zeit immer noch wörtlich alle seine Zwiegespräche in extenso wissen will und wiedergibt! Dabei flicht er allerlei novellistische Ausschmückungen ein, wie etwa zu Orleans, wo wir auch die langen Reden des unglücklichen, wahnsinnigen Mädchens mit in den Kauf kriegen. Bisweilen äußert er sich sehr seltsam; es ärgert ihn, daß die Jungfrau von Orleans in dieser Stadt auf ihrem historischen Denkmal in ritterlicher Tracht abgebildet wurde, während er sie lieber in der Costümlosigkeit von Danneckers „Ariadne auf Naxos" dargestellt haben möchte. Wenn er auch, wie der Kater in Pfeffels Fabeln, zum öfteren Fledermäuse sieht, so bleibt doch sein Humor frisch und fröhlich, obwohl er von seinen Erfahrungen und seiner Wirksamkeit auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen schauderhafte, tiefergreifende Scenen aufrollen muß. Auch hier hilft ihm das „Lehmupp" über alle Schattenseiten hinweg, und unser Schwadroneur findet doch wieder schöne Seelen, vielleicht sogar unter den „höheren Töchtern", insbesondere bei jenem Capitel, welches der neckische Schäker zu überschlagen bittet. Der „Mignon"-Roman ist doch eine holde Fabel und nach einer Schablone ausgesponnen.

Der „Reichskalender" für 1896 (Berlin 1896 bei Trowitzsch u. Sohn, 204 S. 8⁰) bringt, außer Bildern von M. Ronnenbruch, Karl Raupp und vielen anderen, Kriegsgeschichten („Erlebtes vor Sedan am 1. September 1870" von Ludwig Pietsch, mit Vignetten von Albert Richter), Erzählungen und Berichte aus den neuesten Zeitläuften, historische Gedenktage, Gedichte von Jul. Lohmeyer und Joh. Trojan, Humoristica, Gedankenspähne, Lesefrüchte u. s. w.

---

1) Vgl. Kunst für Alle. X. Jahrgang, 3. und 4. Heft vom 1. und 15. November 1894.

2) Vgl. Wolfgang Menzel. Allgemeine Weltgeschichte. 1863, XI. 313.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Stelle des Studentenliedes: „Knaster den gelben hat uns Apollo präparirt", ist schon mehrfach Gegenstand der Controverse gewesen und man hat (so auch in Beilage Nr. 279) das Wort „Apollo" als Entstellung von „Apolda" (im Thüringer Volksmund „Apulle") ansehen wollen; Apolda soll früher den jenaischen Studenten als Tabaksquelle gedient haben, aber nach dem Rückgang der Tabaksindustrie daselbst als solche in Vergessenheit gerathen sein. Diese Deutung ist sicherlich falsch. Es ist nirgends erwiesen und auch nicht anzunehmen, daß die jenaischen Studenten ihren Tabak nicht in Jena selbst gekauft hätten. Von einer früher blühenden, später aber verschwundenen Tabaksindustrie in Apolda ist ebenfalls nichts bekannt. Dagegen aber hat die Studentenpoesie schon lange den Knaster in Beziehung zu Apollo gebracht. Joh. Chr. Günther dichtet („Curiöse und merckwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche er selbst mit poëtischer Feder entworffen", Frankfurt u. Leipzig, S. 28 ff. 1738):

„Wenn man mit Maßen trinckt, zumahl wo Toback brennt,
Den Phöbus selbst erwehlt und sein Vergnügen nennt . . . ."

Da Günthers Lieder in der damaligen Studentenwelt und besonders in Jena, wo der Dichter ein trauriges Ende gefunden, allgemein bekannt waren, so hat wahrscheinlich diese oder eine ähnliche Stelle die Fassung des anfangs citirten Verses beeinflußt. Jedenfalls ist die Variante „Apolda" als unzutreffend zu verwerfen.

Dr. M. Fabricius.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 17. Oct. 1895. Dr. Alfred Nalepa, Prof. am Elisabeth-Gymnasium in Wien, überfendet eine vorläufige Mittheilung über „Neue Gallmilben" (12. Fortsetzung). — Das w. M. Hofr. Prof. V. v. Ebner überreicht eine Abhandlung: „Ueber den Bau der Chorda dorsalis des Amphioxus lanceolatus." — Sitzung vom 24. Oct. Das w. M. Regierungsr. Prof. E. Mach legt eine Arbeit aus dem physikalischen Institute der deutschen Universität in Prag von Dr. Joseph

Ritter v. Geitler vor, betitelt: „Schwingungsvorgang in complicirten Erregern Hertz'scher Wellen." (II. Mittheilung). — Das w. M. Hofr. Prof. V. v. Lang überreicht eine Mittheilung der HH. Regierungsr. Dr. J. M. Eder und E. Valenta in Wien: „Ueber das rothe Spectrum des Argons." — Ferner legt Hofr. v. Lang eine Arbeit vor, betitelt: Interferenzversuch mit elektrischen Wellen." — Dr. J. Holetschek, Adjunct der Universitäts-Sternwarte in Wien, überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Untersuchungen über die Größe und Helligkeit der Kometen und ihrer Schweife. I. Die Kometen bis zum Jahre 1760." — Das w. M. Hofr. Director J. Hann überreicht eine Abhandlung von Eduard Mazelle, Adjunct am astronom.-meteorolog. Observatorium in Triest, betitelt: „Beitrag zur Bestimmung des täglichen Ganges der Veränderlichkeit der Lufttemperatur." — Sitzung vom 7. Nov. Der Secretär legt eine Abhandlung von Dr. Wilhelm Sigmund in Prag: „Ueber die Einwirkung des Ozons auf die Pflanze" vor. — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine im I. chemischen Universitätslaboratorium von Dr. J. Herzig ausgeführte Arbeit: „Ueber Haematoxylin und Brasilin" (III. Abhandlung). — Das w. M. Hofr. Prof. V. v. Lang überreicht eine Abhandlung der HH. Regierungsr. Dr. J. M. Eder und E. Valenta in Wien: „Ueber die Spectren von Kupfer, Silber und Gold." — Sitzung vom 14. Nov. Hr. P. E. Puschl, Stiftscapitular in Seitenstetten, übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Höchster Siedepunkt und kritische Temperatur." — Prof. Dr. E. Richter in Graz erstattet vorläufigen Bericht über seine im Sommer l. J. mit Unterstützung der Akademie unternommene Reise nach Norwegen. „Diese Reise erstreckte sich über den größten Theil von Norwegen. Nach einem Aufenthalt in Christiania, wo unter der Führung von Prof. W. C. Brögger die Umgebung von Christiania und die große Endmoräne von Svelvik-Hurum besichtigt wurde, begab ich mich nach Trondheim und von hier längs der Küste nach Bodö und auf die Lofoten, wo über die Verhältnisse der alten Vergletscherung und die Bildung der Küstenebene Beobachtungen gesammelt wurden. Von hier wendete ich mich zurück in das südwestliche Norwegen, besuchte den Geiranger- und Nordfjord und die Fjeldlandschaft des Innern an der oberen Otta und überschritt zweimal das Gletschergebiet Jostedalsbrae. Hierauf brachte ich zwei Wochen im Hochgebirge von Jotunheim zu, besuchte darnach noch die Gletscher von Folgefond in Hardanger und kehrte über Röldal, Sundal und Stavanger nach Mitteleuropa zurück. In diesem zweiten größeren Theil der Reise galten die Studien hauptsächlich den Denudationserscheinungen in der Fjeldlandschaft, den Hochgebirgen und der Fjordlandschaft, besonders den Verhältnissen und der Entstehung der Kahre (Botner); ferner den gegenwärtigen Gletschern, der Höhe der Schneegrenze und dem Gletscherrückgang." — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit aus dem chemischen Laboratorium der Universität in Bern von den HH. St. v. Kostanecki und J. Tambor „Ueber einen weiteren synthetischen Versuch in der Gentisinreihe."

* **München.** „Willensfreiheit" war das Thema, welches Prof. Dr. Grashey am 7. Dec. in dem fünften der von der „Psychologischen Gesellschaft" veranstalteten öffentlichen Vorträge behandelte. Der Vortragende führte im wesentlichen Folgendes aus. Jeder gesunde Mensch fühlt sich frei in seinem Wollen, in seinen Entschlüssen und in seiner Wahl; er ist sich der Herrschaft über seine sog. willkürlichen Muskeln bewußt, kann sie nach Belieben bewegen, kann ihnen aber auch Ruhe gebieten. Außerdem kann er der Kette von Gedanken und Vorstellungen, welche sein Bewußtsein durchzieht, eine bestimmte Richtung geben, kann einen beliebigen Gedanken derselben festhalten und ausgestalten oder ihn abweisen und verbannen.

Das Bewußtsein dieses Könnens gibt dem Menschen das Gefühl der Willensfreiheit, der subjectiven Willensfreiheit. Betrachten wir aber das Thun und Lassen der Menschen im großen, so beobachten wir eine Gesetzmäßigkeit ihrer Handlungen, ein gesetzmäßiges Wiederkehren bestimmter Handlungen, und die Statistik weist nach, daß von hunderttausend Menschen alljährlich so und so viele durch Selbstmord enden, daß so und so viele schwere Verbrechen begehen u. dgl.

Da entsteht die Frage, wie sich diese Gesetzmäßigkeit der Handlungen mit der Willensfreiheit des Menschen vereinbaren lasse, und ob nicht die Fatalisten Recht haben, welche behaupten, daß ein unabänderliches Geschick die Handlungen der Menschen vorausbestimmt habe und die Willensfreiheit derselben ausschließe. In der That sind die Stimmen nicht vereinzelt, welche der Willensfreiheit des Menschen und damit auch seiner Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit ein großes Fragezeichen beisetzen, welche es für unrecht halten, den zu bestrafen, welcher das Gesetz verletzt und welche die Verbrecher für die bedauernswerthen Opfer einer ungünstigen Constellation von Umständen und Verhältnissen erklären. Von solchen Erwägungen zur Annahme des geborenen Verbrechers, wie ihn Lombroso in unendlich fleißigen Arbeiten nachzuweisen sich bemüht, ist nur ein kleiner Schritt.

Dieser Widerspruch kommt dadurch zu Stande, daß man nicht gehörig unterscheidet zwischen subjectiver Willensfreiheit und Willensfreiheit im ethischen und strafrechtlichen Sinn.

Die subjective Willensfreiheit ist viel größer, als man gewöhnlich annimmt, sie reicht sogar über die Grenzen der geistigen Gesundheit hinaus. Die Mehrzahl der Geisteskranken besitzt auch während der Krankheit das Bewußtsein ungestörter Willensfreiheit; relativ wenigen, und unter diesen besonders den an Zwangsvorstellungen Leidenden, geht dieses Bewußtsein verloren. Sittengesetz und Strafgesetz dagegen sprechen den Geisteskranken die Willensfreiheit ab und ziehen auf diese Weise die Grenzen der Willensfreiheit enger; in anderer Richtung aber erweitern sie dieselben, indem sie annehmen, daß jeder gesunde Mensch die Fähigkeit sich erwerben könne, die Gesetze zu befolgen, und indem sie auch diejenigen, welche sich diese Fähigkeit nicht erworben haben, als willensfrei und als verantwortlich erachten.

Diejenigen nun, welche diese Fähigkeit nicht besitzen, halten sich selbst für willensfrei, werden vom Gesetze für willensfrei gehalten und können doch dasselbe nicht befolgen. Die Statistik der Verbrechen ist demnach, streng genommen, großentheils eine Statistik der sittlich unausgebildeten, verwahrlosten und unfähigen Menschen.

Zum Verbrechen geboren sind nur die von Geburt an geistig defecten, nicht erziehungsfähigen Menschen; diese sind aber keine Verbrecher, sondern Kranke und verdienen nicht den Namen „geborene Verbrecher".

* **München.** Der Privatdocent und kgl. Observator der Sternwarte Bogenhausen, Dr. Julius Bauschinger, hat einen sehr ehrenden Ruf zum außerordentlichen Professor und Leiter des astronomischen Rechnungsinstituts nach Berlin erhalten und angenommen.

* **Tübingen.** Prof. Dr. Hüfner, der Vorstand des hiesigen chem.-physiolog. Instituts, hat einen glänzenden Ruf nach Straßburg erhalten, um den dort verstorbenen Leiter des entsprechenden Instituts, Prof. Hoppe-Seyler, zu ersetzen. Man hofft aber, Prof. Hüfner der hiesigen Universität erhalten zu können.

* **Jena.** Am 6. December starb hier Dr. Julius Schnauß, Director des photographisch-chemischen Instituts, im Alter von 68 Jahren. Er gehörte der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie seit 1862 als Mitglied an und lieferte für deren amtliches Organ einige Schriften über Photographie bei Nacht, Farbenempfindlichkeit der photographischen Schicht u. s. w.

* **Naumburg.** Die Verwaltung des Domcapitels läßt jetzt durch einen jungen Historiker, Dr. Rosenfeld aus Marburg, den Urkundenschatz des Capitels ordnen und katalogisiren. Das dadurch erst benutzbar werdende Archiv verspricht eine reiche Ausbeute für die Geschichte von Stadt und Hochstift Naumburg.

* **London,** 9. Dec. Von dem bekannten Aegyptologen A. H. Sayce erscheint im Verlage einer der bedeutendsten Londoner Buchhandlungen demnächst ein neues Werk unter dem Titel „Das Aegypten der Hebräer und des Herodot". Es sollen darin alle neueren Forschungen, insbesondere die Ausgrabungen des Prof. Flinders Petrie, sowie die Arbeiten der ägyptischen Ausgrabungs-Gesellschaft benutzt werden. — Im letzten Jahre belief sich die Zahl der Besucher des Brittischen Museums auf 578,977, eine Zahl, die die aller vorhergegangenen Jahre bedeutend übersteigt. 202,973 dieser Besucher waren Personen, die das berühmte Lesezimmer benutzten; die von ihnen gelesenen Werke überstiegen 1,470,000. Das Naturgeschichtliche Museum zu Kensington wurde von 413,572 Personen in Augenschein genommen.

* **Paris,** 7. Dec. Die Abschaffung des Baccalaureats, oder, wie man familiär sagt, des „Bachot", wird als eines der ernsthaftesten Projecte des neuen Unterrichtsministers Combes angekündigt. Neu ist das Project freilich nicht; denn schon unter dem Kaiserreich arbeitete Duruy daran, und seither ist es von einem Unterrichtsminister auf den anderen übergegangen, ohne der

Verwirklichung näher zu kommen. Das Einzige, was in dieser Richtung unter der Republik geschehen ist, war die Einführung eines zweiten Baccalaureats ohne Griechisch und Latein, welches die gleichen Rechte verleihen sollte, wie das classische. Doch konnte der Staat nicht einmal seine eigenen Verwaltungen dazu bringen, die Gleichstellung zu beobachten, denn diese fahren fort, den Candidaten, die das classische Diplom in der Tasche haben, den Vorzug vor den Besitzern des modernen Baccalaureats zu geben. Der große Uebelstand des „Bachot" besteht eigentlich weniger in der Auswahl der Fächer, als darin, daß es eine von den Lyceen (Gymnasien) völlig losgelöste Prüfungsanstalt ist, wo die Abiturienten jener Schulen von Universitätsprofessoren examinirt werden, denen sie gänzlich fremd sind, und welche daher ihre Aufgabe ganz mechanisch ausführen. Das „Bachot" ist für die jungen Leute die reine Lotterie. Der beste Schüler eines Lyceums fällt oft durch, während ein schlechter Mitschüler aufgenommen wird. Der Mißerfolg gilt für den Candidaten daher nicht als Schande, sondern bloß als unglücklicher Zufall. Da ferner der Prüfende auf die besonderen Anlagen des ihm unbekannten Candidaten keine Rücksicht nehmen kann, so besteht die Vorbereitung zum Baccalaureat nur im Auswendiglernen der vorgeschriebenen Leitfäden und Abschnitte der classischen Autoren. Nach dem neuen Project soll nun diese Prüfung vor den Universitäts- oder Akademieprofessoren durch eine Abgangsprüfung in den Lyceen selbst ersetzt werden. Die bisherigen Schulzeugnisse, die beim „Bachot" angeblich berücksichtigt, thatsächlich aber nicht einmal gelesen werden, würden hiebei endlich zu ihrem Rechte kommen, und zugleich fände auch die besondere Individualität der Schüler bessere Beachtung. Statt daß man die jungen Leute als große Herde im Centrum der Universitätsbezirke zusammentreibt, damit sie sich examiniren lassen, würden fortan die Prüfungscommissare eine Rundfahrt von Lyceum zu Lyceum unternehmen, um die Abiturienten in Gegenwart ihrer bisherigen Lehrer zu prüfen oder durch diese prüfen zu lassen. Eine solche, im Grunde sehr einfache Reform muß endlich kommen. Ob aber gerade Senator Combes der glückliche Unterrichtsminister sein wird, der ihr seinen Namen geben darf, ist noch sehr ungewiß.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist vollständig erschienen:

Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71.

(11023)

Von Hauptmann **Carl Tanera.** Illustriert von **Ernst Zimmer.**

In Prachtband gebunden 14 Mark.

Diese illustrierte Jubelausgabe von Tanera's berühmten „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71" ist geschmückt mit **20 Doppel-Vollbildern im größten Format, 40 einfachen Vollbildern und 300 Textillustrationen. Das reichstillustrierte vornehmste Prachtwerk, das bis jetzt über den Krieg von 1870 erschienen ist!** Ein Buch gleich anziehend für das **Alter** wie für die **Jugend.**

For Christmas and New-Year

Just published: **Gems of German Poetry.** A Collection of Songs and Ballads translated by the most eminent authors.

A handy little volume, tastefully bound in red cloth, with gilt top price **M. 2.50,** leather bound **M. 3.50.**

A most suitable present for Christmas and New Year, not only for English people, but to those studying English. To be had in all libraries.

Verlag von **Alexander Köhler** in **Dresden.** (10976)

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

C. C. Buchner Verlag (Rudolf Koch) Bamberg.

Wilhelm Lang, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Großoktav. 40 Bogen. 1895. Geheftet M. 10.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 12.—

Aus den Quellen geschöpft, insbesondere auf Grund eines reichen Briefwechsels, erscheint hier die erste Biographie des merkwürdigen Mannes, der, in einem schwäbischen Pfarrhause geboren, durch Rousseau und die Aufklärung beeinflußt, für die französische Revolution sich begeisterte, Frankreich zum zweiten Vaterland sich erwählte, in seine Dienste trat, zum Diplomaten und Minister aufstieg, als Graf und Pair von Frankreich seine Tage beschloß. Ein Zeitbild, das die großen Weltbegebenheiten um die Wende des Jahrhunderts wiederspiegelt, und auch ein Seelengemälde, das dadurch seinen Reiz erhält, daß Reinhard, zum Franzosen geworden, zugleich ein Deutscher geblieben ist, wie er denn durch seine literarischen Beziehungen, ein Freund des jungen Schiller und des alten Goethe, mit dem geistigen Leben der Heimat dauernd verbunden blieb. Mit gespannter Teilnahme folgt man der Erzählung, wie aus Anlage und Erziehung, aus Gunst und Zwang der äußeren Umstände ein so außerordentliches Schicksal und ein so eigentümliches Charakterbild gewoben worden ist. Reinhard ist eines der bezeichnendsten und lehrreichsten Beispiele für den aus der weltbürgerlichen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangenen Idealismus: dies macht seine Lebensbeschreibung zu einer hervorragenden Erscheinung der biographischen Literatur.

Pier Desiderio Pasolini, Katharina Sforza. In gekürzter Form übersetzt von Meta von Salis-Marschlins, Dr. phil. Vom Verfasser autorisierte Ausgabe. Mit zwei Porträts Katharinas. Großoktav. 23 Bogen. 1895. Geheftet M. 6.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 8.—

Die Biographie einer weiblichen Heldengestalt, die um den Ausgang des Mittelalters durch Kühnheit, Gewaltthaten und Schönheit ihre Zeitgenossen in Bewunderung und Schrecken versetzte und noch zu ihren Lebzeiten zur Sage wurde. Das Buch, das, auf Urkunden aufgebaut, die Arbeit eines ernsten Historikers ist, liest sich wie ein Roman: die Heldin strahlt, einem Doppelsterne gleich, bald in unheimlichem blutigem Feuer, bald in klarem freundlichem Lichte.

Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach. Sein Leben und seine Kunst. Mit einem in Kupfer gestochenen Selbstbildnis des Künstlers und 38 Text-Illustrationen in Autotypie. Großoktav. 28 Bogen. 1894. Geheftet M. 8.— In elegantem Halbfranz-Einband M. 10.—

Wir beginnen unsern Hinweis auf diese Schrift mit dem Bekenntnis, daß uns das Durchlesen derselben ein hoher Genuß gewesen ist. Auch wer von Feuerbach kein Bild gesehen hätte, ja wer für Malerei überhaupt geringes Interesse hegte, der müßte, meinen wir, aus diesem Buche für die großen Fragen dieser Kunst, für Feuerbachs künstlerische Eigenart und für die Persönlichkeit des Mannes selbst die wärmste und regste Teilnahme gewinnen. Der Verfasser war ein Freund und Kunstgenosse Feuerbachs und hat dessen Biographie mit feinsinnigem, wahrhaft kongenialem Verständnis entworfen; wer hoch genug steht, eine Biographie zu verdienen, der wird sich nichts besseres wünschen können, als daß der Biograph seine Aufgabe so glücklich und auch in der Form so entsprechend löse, wie der Biograph Feuerbachs. (Vossische Zeitung vom 28. IX. 1895.)

(10600) **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Ein reizendes Festgeschenk!

Die Nachfolge Christi von Thomas v. Kempis.

Mit Betrachtungen von **Dr. A. Werfer.**

Kath. Haus- und Familienbuch.

Mit 122 großen Holzschn. ersten Ranges von C. Gehrts in Düsseldorf. Mit Appr. Auf Chamoispapier. Schwab. Schrift; ein ganz hervorragendes neues Prachtwerk von seltener Schönheit, in Künstlerband ersten Ranges. Leder und Goldschnitt 17 M., feinster Leinwandband und Goldschnitt 14 M. 50 Pf., broschiert 9 M. (10803)

(Verlag von J. Ebner, Ulm und Leipzig.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Jugenderinnerungen einer jungen Frau.

Von

Julie Werner.

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

SPANIENS NIEDERGANG

während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts.

Ein induktiver Versuch zur Geschichte der Quantitätstheorie.

Von Dr. **Moritz Julius Bonn.**

Preis geheftet 4 Mark.

Der Verfasser bietet die Frucht jahrelangen Studiums des umfangreichen Gegenstands. Die geistvolle Arbeit wirft Fragen auf, die neue Gesichtspunkte eröffnen und dem Finanzpolitiker und Nationalökonomen neue Anregungen geben. (10818)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die Arbeiterversicherung in den europäischen Staaten.

Von Georg v. Mayr.

Als im Herbst des laufenden Jahres Bödikers mit Spannung erwartetes Werk über die Arbeiterversicherung in den europäischen Staaten[1]) erschien, wurde es von der gesammten deutschen Presse als ein monumentales Werk, als würdigste Jubelfeier des zehnjährigen Bestandes der bedeutendsten socialpolitischen Einrichtung des Reiches begrüßt. Insbesondere ergab damals die knappe Zusammenfassung der Ausschlag gebenden Gesichtspunkte, welche der hochverdiente Präsident des Reichs-Versicherungsamtes im Vorwort und in einer Schlußbemerkung bietet, der Tagespresse willkommenen Anlaß zur Hervorhebung und nahezu vollständigen Billigung der dort aufgestellten bedeutungsvollen Leitsätze.

Das Werk, welches uns Bödiker als ausgereifte Frucht langjährigen praktischen Wirkens und mit diesem verbundenen eifrigen Nachdenkens vorlegt, hat nicht bloß für die Kreise, welche sich mit socialpolitischen Fragen berufsmäßig befassen, sondern für alle Gebildeten eine so große Bedeutung, daß dessen flüchtige Erwähnung unter den von der Tagespresse fortlaufend verzeichneten bemerkenswerthen Erscheinungen nicht genügt. Insbesondere haben, wie ich glaube, die Leser dieser Blätter Anspruch darauf, in näherer Darlegung zu erfahren, nicht bloß daß, sondern warum das Bödiker'sche Buch zu den werthvollsten socialpolitischen Werken der Neuzeit gehört.

Zunächst sei eine Uebersicht des Inhalts gegeben. Der Verfasser gibt im knapp gehaltenen Vorwort Aufschluß über den Anlaß seiner Veröffentlichung. Am Schluß des ersten Jahrzehnts der Wirksamkeit der deutschen Arbeiterversicherung will er Umschau halten, wie die Dinge in den europäischen Staaten sich bis jetzt entwickelt haben. Daran reiht sich in markigen Zügen sein socialpolitisches Glaubensbekenntniß, an dem sich in unsrer Zeit des von beiden Extremen andringenden Zweifelns und Nörgelns jeder Freund einer zielbewußten, den richtigen Mittelweg einschlagenden Socialpolitik erbauen kann. Die öffentlich-rechtliche Arbeiterversicherung bildet einen integrirenden Theil des Culturfortschrittes der Menschheit; Arbeiter und Unternehmer sind persönlich und sachlich untrennbar mit einander verbunden, nicht bloß nutzlos ist der Kampf zwischen ihnen, sondern eine verderbliche Kraft- und Werthvergeudung; nicht nach der Stimmung der Unzufriedenen auf beiden Seiten — denen im übrigen eine Rolle als vorwärts treibendes Element verbleibt —, sondern nach großen auf Recht und Billigkeit ruhenden Gesichtspunkten ist das Massenverhältniß: Arbeitgeber-Arbeitnehmer aufzufassen; Pessimismus ist unfruchtbar; das Gedeihen der herrschenden Classen hängt von dem Maße ihrer Pflichterfüllung gegen die abhängigen Classen ab; diese Pflicht ist auf dem Wege der Einzelfürsorge in der Hauptsache nicht zu erfüllen; deßhalb die Nothwendigkeit einer allumfassenden, öffentlich-rechtlich organisirten Versicherung, welche die Last auf breite Schultern legt, Zufallsmomente ausgleicht und beiden Theilen die Theilnahme an den Vortheilen und Lasten, aber auch an der Verwaltung eröffnet. — Das sind ungefähr die Kernpunkte des socialpolitischen Glaubensbekenntnisses, welches uns hier ein wie kaum ein anderer in der Mitte des praktischen socialpolitischen Lebens stehender Mann in schlichter Einfachheit nicht mit dem Versuche langathmiger Ueberredungskunst, dafür aber mit der vollen Wucht überzeugender Kraft bietet.

Dem Vorwort folgt zunächst eine knappe, für die weitesten Kreise willkommene Darstellung der deutschen Gesetzgebung. Dieselbe knüpft an frühere dankenswerthe Versuche des Reichsversicherungsamtes, das Verständniß unsrer Gesetzgebung im Inland und Ausland zu erleichtern, an, nämlich an den auch in deutscher und englischer Sprache erschienenen und bereits in 100,000 Exemplaren abgesetzten „Leitfaden zur Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs“, zusammengestellt vom Reichs-Versicherungsamt (Verfasser Geh. Regierungsrath Dr. Zacher). Im Anschluß daran bietet uns der Verfasser „Allgemeine und besondere Erwägungen“, die zu den wichtigsten Bestandtheilen des Buches gehören und auf welche ich deßhalb unten zurückkommen werde.

Darauf erfahren wir Näheres über den Stand der Gesetzgebung und — soweit eine solche noch nicht zu Stande gebracht ist — wenigstens über den Stand der gesetzgeberischen Vorarbeiten in Oesterreich, Ungarn, Schweiz, Italien, Spanien, Frankreich, Belgien, Niederlande, Großbritannien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rußland, Finnland und Rumänien. Die nahe Verwandtschaft der österreichischen mit der deutschen Versicherungsgesetzgebung eröffnete dem Verfasser die Möglichkeit, die Ausgestaltung der österreichischen Unfall-Versicherungsgesetzgebung mittelst fortlaufender Gegenüberstellung der einzelnen Paragraphen des österreichischen und des deutschen Gesetzes in sehr lehrreicher Weise ersichtlich zu machen. An die Darstellung des Standes der Gesetzgebungsarbeiten in den einzelnen Ländern ist eine knappe Kennzeichnung der Lage und insbesondere bei den auf diesem Gebiete der Arbeiterfürsorge noch zurückgebliebenen Ländern eine kurze Darlegung der hindernden Umstände gereiht. Ich komme auf diesen Theil der Bödiker'schen Ausführungen im Zusammenhang mit der Würdigung seines Schlußwortes unten zurück. Vor diesem Schlußwort, das in der dem Verfasser eigenen markigen Weise einen vom festen Boden des in Deutschland Errungenen ausgehenden Ueberblick der allgemeinen internationalen Lage bietet, ist auch noch dem für die Ideenentwicklung auf diesem Gebiete recht bedeutungsvollen freien Element der internationalen Arbeiterversicherungs-Congresse Berücksichtigung gewidmet. Den Abschluß des

[1]) Die Arbeiterversicherung in den europäischen Staaten. Von Dr. T. Bödiker, Präsident des Reichs-Versicherungsamtes. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895 (352 S. 8⁰).

Werkes bildet eine werthvolle internationale Materialsammlung in Gestalt des Abdrucks von Gesetzen und Gesetzentwürfen, und zwar — soweit nicht Französisch in Frage kommt — in deutscher Uebersetzung.

Aus diesem reichen Inhalt von Erörterungen und Mittheilungen, welche der Präsident unsres Reichs-Versicherungsamtes in dankenswerthester Weise uns bietet, möchte ich — wie bereits angedeutet — zwei Punkte herausgreifen. Zuerst wollen wir sehen, wie der Mann, der nach Erfahrung und Wissen zu einem maßgebenden Urtheil in erster Linie berufen ist, über die Gestaltung unsrer deutschen Arbeiterversicherung, insbesondere in wichtigen Zweifelsfragen denkt. Und zum Schluß sei seine Würdigung der internationalen Lage in Erörterung gezogen.

Der Vorwurf, die deutsche Arbeiterversicherung sei ein Stück Staatssocialismus, erschreckt den Verfasser nicht, und mit Recht! Die Fürsorge für die gesammte Masse der Arbeiter liegt im Interesse aller, nicht zum wenigsten der Besitzenden. Kann eine solche Fürsorge nicht ohne Eingriff des Staates erreicht werden, so muß eben ein solcher geschehen. „Will man das Staatssocialismus nennen, so darf man sich vor dem Gespenst so wenig wie vor anderen Gespenstern fürchten; und leidet dabei die Freiheit Abbruch, so ist es doch nur jene Freiheit, die durch Sitte und Recht längst ihre Schranken gefunden hat." Diese zutreffende Bemerkung wird freilich nicht verhindern, daß nach wie vor sachlich schwache Einwendungen gegen das Princip der deutschen Arbeiterversicherung Deckung hinter dem durch seine Form trotz des mangelnden Inhalts immer noch viele bestechenden Schlagwort suchen. Uebrigens ist, wie der Verfasser ausführt, thatsächlich für den Einzelnen trotz der großen Gesammtleistungen, welche erzielt werden, die Last der Versicherung gar nicht einmal so hoch, wie oft behauptet wird. Sie kann im Durchschnitt bei der Invaliditäts- und Altersversicherung, sodann bei der Krankenversicherung zu je 4 Pf., bei der Unfallversicherung zu 2 Pf., zusammen also auf 10 Pf. für jeden Arbeitstag angenommen werden, wovon nur die kleinere Hälfte dem Arbeiter selbst zur Last fällt. Sehr treffend wird weiter hervorgehoben, wie unbeschadet des Versicherungszwanges, auf welchem die deutsche Organisation ruht, innerhalb dieser selbst der Freiheit der größte Spielraum gelassen ist. Wir haben, wie Bödiker schon auf dem Mailänder Unfallcongreß sehr richtig bemerkte, zwar einmaligen Zwang, dann aber dauernde Freiheit, während bei anders gestalteten Organisationen zwar anfängliche Freiheit, dann aber dauernder Zwang besteht. Nur in einem Punkt möchte Bödiker in der wohlwollenden Auffassung der Verhältnisse etwas zu weit gehen: wenn er zum Abschluß seiner allgemeinen Erwägungen für sämmtliche Zweige der deutschen Arbeiterversicherung annimmt, daß deren Einführung auch einem Wunsche des Volkes entsprach. Unbedingt richtig dürfte dies nur für die Unfallversicherung und einigermaßen zutreffend für die Krankenversicherung sein. Diese beiden Schäden stehen weit mehr im Horizont aller, auch der jugendlicheren, Mitglieder des Volkes. Bis zur Reife eines allgemeinen Volkswunsches nach Alters- und Invaliditätsversicherung war es aber vor Einführung der maßgebenden Gesetzgebung gewiß nicht gekommen, und auch jetzt sind gewiß noch starke Bruchtheile des Volkes in dieser Hinsicht wunschlos. Der Fall der Invalidität und des Alters wird von den Jungen als zu fernab liegend angesehen, als daß ein so unmittelbares Interesse an die Fürsorge für denselben sich knüpfte. Gewiß aber ist diese Fürsorge an sich sachlich nicht minder geboten. Das Gewaltige an dieser socialpolitischen Arbeit lag gerade zum guten Theil darin, daß es gelungen ist, auch solche Fürsorge für die Arbeitermassen zu verwirklichen, welche einem bedeutungsvollen sachlichen, wenn auch nicht gerade als verbreiteter Volkswunsch zum Ausdruck kommenden Bedürfnisse entsprach. Der Gesetzgeber hat hier zielbewußt die Führung übernommen. Heute allerdings liegt selbst nach den wenigen Jahren, während deren die Invaliditäts- und Altersversicherung in Wirksamkeit ist, die Sache schon wesentlich anders. Was früher latentes Bedürfniß war, wird mehr und mehr ein deutlich sich regender Wunsch. Die mehr und mehr in den Wohnplätzen des Reiches sich verbreitenden Rentenempfänger wirken durch die Thatsache ihres Vorhandenseins weit mehr erzieherisch auf die Volksmeinung, als die schönste gedruckte oder gesprochene Ausführung. So formt sich allmählich die Volksmeinung um; welche Stärke im Sinn positiver Arbeiterfürsorge sie schon heute erlangt hat, würde man erfahren, wenn man etwa nach den Rathschlägen einer gewissen freisinnigen Richtung daran gehen wollte, den mächtigen Bau der deutschen Arbeiterversicherung allmählich abzutragen.

Aus den „besonderen" Erwägungen Bödikers zur deutschen Arbeiterversicherung ist zunächst die Erörterung der Frage der Erleichterung der öffentlichen Armenlast herauszugreifen. Bödiker meint, es liege auf der Hand, daß eine mit so großen Mitteln betriebene Fürsorge auf eine wesentliche Erleichterung der Armenlast hinwirke. Zugleich betont er aber, daß darüber, in welchem Maße dies der Fall ist, zur Zeit erst eine Reihe von Einzelbeobachtungen vorliege. Von solchen werden nur jene aus Mannheim und Elberfeld angeführt. Schließlich wird allerdings bemerkt, daß im Königreich Sachsen bereits umfassendere Untersuchungen dieserhalb angestellt worden seien, die zu dem gleichen Resultate geführt hätten, ohne daß jedoch weiteres über diese sächsischen Erfahrungen mitgetheilt wird. Der Verfasser hätte gewiß vielseitigen Dank geerntet, wenn er bei dieser wichtigen Frage noch etwas mehr Material beschafft hätte. Ich möchte in dieser Hinsicht beispielsweise auf die interessante Mittheilung hinweisen, welche in dem Aufsatz über die bayerische Armenstatistik von 1893 in der Zeitschrift des k. bayerischen Statistischen Bureaus (Jahrg. 1895, Nr. 2, Referent Regierungsassessor Steiner) enthalten ist. Dort wird über das Ergebniß einer Umfrage des bayerischen Ministeriums des Innern vom Jahre 1894 bei 80 theils größeren, theils mittleren und theils kleineren Gemeinden berichtet. Nach dem Inhalt der eingelaufenen Antworten ist die überwiegende Mehrheit der befragten Gemeinden der bestimmten Anschauung, daß eine fühlbare Erleichterung der Armenpflegen, wenn auch nicht ziffermäßig, so doch immerhin dadurch eingetreten ist, daß eine namhafte Zahl von Personen Krankenhülfe erhielt, bezw. in den Besitz von Unfall-, Invaliditäts- oder Altersrenten gelangt ist, welche ohne diese Einnahmequelle voraussichtlich die Beihülfe der Armenpflege anzurufen gezwungen gewesen wäre, und daß demnach eine Erleichterung in dem Sinne der Verhütung weiterer Steigerung des Armenaufwands wirklich eingetreten ist und mit fortdauernder Wirksamkeit jener Gesetzgebung in zunehmendem Maße bemerkbar sein wird.[1]) In Betracht kommt weiter, daß die öffentlich-

[1]) Schon vorher hatte Rupprecht in dem Aufsatz „Ergebnisse der bayerischen Armenstatistik" in meinem „Allgemeinen Statistischen Archiv", III. Jahrg. 1894 (Tübingen, Laupp), bemerkt, es dürfte nicht unberechtigt sein, die Thatsache, daß seit dem Jahre 1887 der Procentsatz eigentlich verarmter Personen sich gleich geblieben sei, der günstigen Einwirkung der Betriebsunfallversicherung der Arbeiter zuzuschreiben. Jedenfalls sei es gänzlich unberechtigt, den Umstand allein, daß in einem Staate mit einer so beträchtlichen Bevölkerung wie Bayern die Zahl der aus Mitteln der öffentlichen Armenpflege unterstützten Personen absolut betrachtet jährlich noch zunimmt und relativ nicht abnimmt, in einem der Socialgesetzgebung ungünstigen Sinne zu verwerthen. — Inzwischen ist in jüngster Zeit Dr. Freund (Berlin) auf Grund einer umfassenden Enquete, welche vom Deutschen Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit veranstaltet wurde, dazu gelangt,

rechtlich geregelte Krankenfürsorge in Bayern für den größten Theil der betreffenden Personen keine neue Einrichtung war, und daß überhaupt eine Belastung der Armenpflege weniger von den versicherten Personen als von jenen zu gewärtigen ist, welche aus Arbeitsscheu oder wegen des Mangels ausreichender körperlicher oder geistiger Fähigkeiten überhaupt nicht in die Lage kommen, dauernd der Versicherungspflicht zu unterstehen. Endlich wird — und dies dürfte von wesentlichster Bedeutung sein — in den Antworten der befragten bayerischen Gemeinden hervorgehoben, daß es nie an solchen Personen gefehlt hat und fehlen wird, welche an Stelle der in Wegfall kommenden zu treten bemüht sind, und welche ihr Ziel um so leichter erreichen, je mehr sich verfügbare Mittel hiezu bieten.

Ein weiterer wichtiger Punkt, den Bödiker in trefflicher Zusammenfassung der in Betracht kommenden Thatsachen und Erwägungen erörtert, ist die Frage der angeblich unfallmehrenden Wirkung unsrer öffentlich-rechtlichen Unfallversicherung. Es ist ganz unglaublich, in welcher primitiven Weise die Bruttozahlen der gemeldeten und entschädigten Unfälle und die in diesen hervortretende Steigerung gegen unsre und die österreichische Socialgesetzgebung verwerthet werden. Ich kann davon ein Lied singen; denn ich hatte diese Frage auf dem Mailänder Congreß als Referent zu behandeln, und habe dann hinterher mit dem neuerlich zum reinsten Manchestermann gewordenen Hrn. Yves Guyot in dessen eigener Zeitung, dem „Siècle", einen langwierigen Strauß über die Unfallstatistik zu bestehen gehabt, bei dem ich unter anderem gegen die kritiklose Verwerthung der Bruttozahlen zu kämpfen hatte, welche weder auf den Bestand der Versicherten, noch auf die Wirkung des nur allmählichen Durchdringens der Principien der Gesetzgebung, noch auf den Unterschied der wirklich vorgekommenen und der gemeldeten Unfälle Bezug nimmt. Bödiker hat sich ein besonderes Verdienst erworben, daß er einerseits durch sachliche Zergliederung der Frage, andrerseits durch Vorführung der glaubhaften, zunächst betheiligten berufsgenossenschaftlichen Meinung die Unhaltbarkeit des Vorwurfs dargethan hat, welcher gerade unsrer öffentlich-rechtlichen Unfallversicherung aus der Unfall-Zunahme gemacht wird. Dagegen scheint mir die Thatsache der Zunahme der Unfälle als solcher, wenn auch nicht der schwersten, so doch der mittelschweren und der leichteren gerade in den jüngsten Jahren doch festzustehen. Ganz und gar auf Rechnung vermehrter Anzeigethätigkeit kann, glaube ich, diese Zunahme nicht gesetzt werden. Offenbar trägt die allgemeine neuzeitliche Betriebsentwicklung mit ihrer Ueberhastung und Nervosität einigermaßen dazu bei. Vielleicht auch — wenn auch freilich nur zu einem kleinen Partikelchen — die Thatsache der Versicherung. Sonnenklar aber ist es, daß in diesem Fall die öffentliche Rechtlichkeit der Versicherung ohne Schuld ist. Wenn etwas psychologisch wirkt — was ich im Gegensatz zu Bödiker nicht ganz ableugnen möchte —, so ist es das Versicherungsprincip als solches, nicht seine Form. Darf aber die Möglichkeit eines solchen unerwünschten Nebeneinflusses des Versicherungsprincips zu dessen Verwerfung führen? Gewiß nicht, sonst darf es auch keine Lebensversicherung und noch weniger eine Feuerversicherung geben — eine Meinung, die ich schon in Mailand auszusprechen Gelegenheit fand und die auch Bödiker anzuführen die Güte hat.

eine fühlbar entlastende Einwirkung der Versicherungsgesetze auf die gemeindlichen Armenlasten zu constatiren. (15. Jahresversammlung des genannten Vereins vom 23. bis 28. Sept. 1895 und Freund, R., „Armenpflege und Arbeiterversicherung", Leipzig, 1895.) Eine treffliche Uebersicht der gesammten — in der Hauptsache aus Anlaß einer Anordnung des Reichskanzlers — veranlaßten Ermittlungen findet sich bei Dr. Fr. Zahn, „Die Wirkungen unsrer Versicherungsgesetzgebung". (Separatabdruck aus der „Bayer. Handelsztg." 1895.) München 1895.

Bei solcher Sachlage liegt offenbar ein öffentliches Interesse von hervorragender Bedeutung dahin vor, daß die Unfallstatistik nicht bloß nach längeren Zwischenräumen wie bei uns in Deutschland ernstlich aufgestellt, sondern in voller Erschöpfung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte jährlich geliefert werde. Dem darauf bezüglichen Wunsche des Mailänder Unfallcongresses sollte gerade an den zuständigen Stellen der deutschen Reichsverwaltung besondere Beachtung geschenkt werden.

Durchaus einverstanden darf man mit Bödikers Würdigung des Einwurfs sein, welcher gegen unsre Gesetzgebung aus der „Zahl der Processe" vor den Schiedsgerichten und dem Reichsversicherungsamt abgeleitet wird. Ganz zu vermeiden sind sie nur, wenn man jedweden Rentenanspruch, und wenn er auch noch so unbegründet ist, bewilligt, oder wo man den Arbeitern überhaupt kein Recht gibt; da gibt es dann allerdings nichts zu processiren. Ebenso sind die Ausführungen über die Unzweckmäßigkeit eines Ausschlusses oder einer Schmälerung der Rente wegen groben Verschuldens ganz vortrefflich. „Wer die Renten bei grober Verschuldung ausschließen will, wirft eine Bombe in die Unfallversicherung!" Dies mögen sich die Nörgler gesagt sein lassen. Sehr dankenswerth sind endlich die kurzen sachlichen Ausführungen über die gesetzgeberischen und administrativen Maßnahmen, welche im Zusammenhang mit der Ausgestaltung unsrer öffentlich-rechtlichen Unfallversicherung allmählich zu immer besserer Fürsorge für zweckmäßige Heilung der Verletzten geführt haben.

Daß der Verfasser ein Meister in der Beschränkung ist, zeigt sich darin, daß er es sich versagt hat, seine eignen — inzwischen in die Oeffentlichkeit gedrungenen — Reformpläne im vorliegenden Buche darzulegen. Er wollte uns und dem Ausland die großen Züge unsres nationalen socialpolitischen Schatzes der Arbeiterversicherung vorführen — für die Erörterung der verbesserungsbedürftigen Einzelheiten schien ihm offenbar ein Werk, das eine solche Aufgabe erfüllen sollte, nicht die richtige Stelle.

Es erübrigt noch, mit der durch die Rücksicht auf den Raum bedingten Kürze auf den Hauptinhalt des Werks, die Vorführung der auswärtigen Gesetzgebungen und Gesetzgebungsversuche einzugehen. In der Hauptsache handelt es sich dabei um eine sorgsame Materialsammlung, welche allerdings — wie es in der Natur der Sache liegt — nach Maßgabe der dem Verfasser sich bietenden Möglichkeit der Materialbeschaffung nicht für alle Länder in gleicher Vollständigkeit vorliegt. Als besonders gelungen dürfen vor allem bezeichnet werden die Mittheilungen für Oesterreich. Den in Deutschland und namentlich im Süden unsres Vaterlandes stark vertretenen Gegnern des berufsgenossenschaftlichen und Freunden des territorialen Princips der Versicherung sei ein ernsthaftes Studium der ungünstigen Erfahrungen, die man in Oesterreich mit den territorialen Unfallversicherungs-Anstalten gemacht hat, recht eindringlich empfohlen. Weitere erschöpfende Mittheilungen über — bis jetzt allerdings in der Hauptsache vergebliche — gesetzgeberische Bemühungen bietet der Verfasser für die Schweiz, Italien, Frankreich, Belgien, England. Namentlich die letzteren Ausführungen, welche zeigen, wie weit England auf dem Gebiete einer erschöpfenden Arbeiterversicherung noch zurück ist, muß den Schwärmern für das Princip der Nichteinmischung des Staats zu besonderem Studium empfohlen werden. Etwas gar zu knapp ist meines Erachtens die Mittheilung für Norwegen ausgefallen. Da aus diesem Lande nicht bloß über gesetzgeberische Versuche und insbesondere mehr oder minder schöne parlamentarische Reden und Anträge, sondern über ein am 23. Juli 1894 zu Stande gekommenes Unfallversicherungsgesetz zu berichten ist, wären nähere Mitthei-

lungen über die Vorgeschichte dieses Gesetzes sehr erwünscht gewesen. Man hätte daraus manches über die ausschlaggebenden Volksstimmungen erfahren können, welche bisher außer bei den deutschen zumeist bei den skandinavischen Völkern dem positiven Aufbau — entgegen der zersetzenden Zweifelsucht der Romanen — am günstigsten zu sein scheinen.

Den positiven Angaben für jedes Land hat Bödiker mit weiser Zurückhaltung ein knappes Maß von Kritik und gegebenenfalls von Aufmunterung zu guter That beigegeben. Diese Worte werden allenthalben im Auslande mit größtem Interesse gelesen werden und ihres Eindrucks an den maßgebenden Stellen nicht verfehlen. Hier möchte ich nur noch auf die zusammenfassende Beurtheilung der Sachlage im Ausland zurückkommen, welche sich in den Schlußworten des Werkes findet. Bödiker hebt dort hervor, daß zu den bei den einzelnen Ländern angeführten Gründen einer langsameren Entwicklung als ein in dieser Hinsicht mehrfach vorkommendes Hinderniß noch der häufige Wechsel der Regierungen in Betracht komme, denen hiewegen ein so festes Vorgehen wie in Deutschland außerordentlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht werde.

Die Bedeutung dieses Umstandes ist nicht zu verkennen. Ihm einen so überwiegenden Einfluß auf die Verzögerung der socialpolitischen Arbeit — insbesondere in den romanischen Ländern — zuzuschreiben, schließt aber meines Erachtens eine zu glimpfliche Behandlung des Verhaltens der politischen Parteien in jenen Ländern in sich. In diesem Verhalten erblicke ich nach meiner Kenntniß insbesondere der französischen, einigermaßen auch der italienischen Vorgänge ein weit größeres Hinderniß der socialpolitischen Arbeit auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung, als in der Unstetigkeit der Regierungen. Breite Schichten der Volksvertretung sind dort innerlich dem socialpolitischen Gedanken der öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung abhold, und zwar aus den verschiedensten Gründen. Abneigung gegen jedes Vorgehen mit Zwang vereinigt sich dabei mit vermeintlichen wirthschaftlichen und socialen Interessen des Unternehmerthums. Die Rücksicht auf die öffentliche Meinung und insbesondere auf die der Arbeiterclasse angehörigen Wähler läßt es allerdings den maßgebenden Parteien nicht gerathen erscheinen, einfach in der Negation zu beharren. Sie betheiligen sich deßhalb in mehr oder minder zustimmendem Sinn mit den schönsten Reden an den parlamentarischen Berathungen über die Fürsorge für die Arbeiter, insbesondere gegenüber der Unfallgefahr. Dies ist vom Standpunkt der innerlichen Gegner eines staatlichen Eingreifens auf diesem Gebiete um so ungefährlicher, als gleichzeitig in geschickter Weise der Mechanismus des Zweikammersystems benützt wird, um nichts zu Stande kommen zu lassen. Bödiker selbst kann nicht umhin zu bemerken, daß bisher in Frankreich die Unfallgesetzentwürfe wie ein Weberschifflein zwischen dem Palais Luxembourg und dem Palais Bourbon hin- und herflogen, und daß in der neuesten Zeit sogar der Senat und seine eigene Commission das gleiche Schauspiel boten. Auch daß im Schlußwort des Werkes speciell den Oberhäusern, „die bemerkenswerther Weise sowohl in England als in Frankreich den Fortschritt zu hemmen versuchen“, ernstlich zugeredet wird, läßt erkennen, daß Bödiker zu wohlwollend gegen die parlamentarischen Triebkräfte der in der Arbeiterfürsorge zurückgebliebenen Länder sich verhält, wenn er in der Unstetigkeit der Regierungen die überwiegende Ursache finden sollte.

Zweifellos spielen, wie oben bereits angedeutet, bei der in den Parlamenten zur Geltung kommenden Stellungnahme des Unternehmerthums wirthschaftliche Erwägungen, insbesondere nach der Richtung der Concurrenzfähigkeit des Exports eine bedeutende Rolle. Für Frankreich bin ich dessen aus eingehendem Studium der parlamentarischen Verhandlungen über die verschiedenen Entwürfe einer Unfallgesetzgebung ganz sicher. Man will dort in den weitesten Kreisen gerade deßhalb, weil Deutschland die Arbeiterversicherung großartig ausgestaltet hat, kein ähnliches Vorgehen. Man hofft — ohne es auszusprechen, nur gelegentlich entschlüpft einem Redner eine Andeutung —, Deutschland werde sich in seinem Export schädigen und Frankreich könne an seine Stelle rücken. Traurige Hoffnung, welche durch die thatsächliche Gestaltung des auswärtigen Handelsverkehrs arg zunichte gemacht ist! Da aber zweifellos die Meinung, von der öffentlich-rechtlichen Arbeiterversicherung sei Schädigung der Concurrenzfähigkeit zu befürchten, weit verbreitet ist, und zwar nicht bloß im Ausland, sondern auch da und dort im deutschen Vaterland, so ist es besonders dankenswerth, daß Bödiker auch diesen Punkt in seinem Schlußwort berührt und ausdrücklich hervorhebt, diese Frage spiele in Deutschland keine Rolle, ja es gebe deutsche Großindustrielle, die meinen, die deutsche Industrie, weit entfernt, durch die ihr auferlegten socialpolitischen Lasten in der Concurrenzfähigkeit beschränkt zu werden, erfreue sich vielmehr der entsprechenden Gesetze.

Nichts wäre wichtiger als die nähere zahlenmäßige Begründung dieser auch mir durchaus sympathischen Behauptung. Gelingt dies, dann ist nicht nur manches stille Mißtrauen im Inland beseitigt, sondern auch freie Bahn für eine beschleunigte weitere Verbreitung der Arbeiterversicherungsgesetzgebung in Europa geschaffen. Daß diese Gesetzgebung einen integrirenden Theil des Culturfortschritts der Menschheit bildet — wie Bödiker im Vorwort hervorhebt —, ist eine der bedeutungsvollsten Wahrheiten, die aus der neuzeitlichen socialen Entwicklung zu entnehmen sind. Sie finden zu lernen, dazu bedurfte es des zielbewußten und erfolgreichen deutschen Vorgehens auf dem noch gänzlich ungebahnten Wege. In der denkwürdigen kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 ist der Socialpolitik Deutschlands ein in gleichem Umfang bis dahin noch niemals und nirgends erfaßtes Ziel gesteckt worden. In der Hauptsache ist dieses Ziel dank der einsichtigen Mitarbeit der deutschen Regierungen und der deutschen Volksvertretung erreicht. Was daran im einzelnen noch unvollständig und unvollkommen erscheint, ist, so sehr es gelegentlich drücken mag, im großen und ganzen doch wenig gegenüber dem, was erreicht ist. Deßhalb haben wir auch allen Grund, uns bei gebotenem Anlaß, wie gerade jetzt bei der zehnjährigen Jubelfeier unsrer Arbeiterversicherung, des Erreichten zu freuen und Umschau zu halten, wie es auf demselben Gebiete sonst in Europa aussieht. Aus solcher Empfindung ist Bödikers Buch entstanden, in dem nicht nur der Verstand des staatsmännischen Praktikers, sondern auch das Herz des Menschenfreundes in wohlthuender Weise zu uns spricht. Möge diese gehaltvolle und doch zugleich in gediegen knapper Darstellung sich darbietende Sprache in den weitesten Kreisen gehört und verstanden werden.

Vom Weihnachtstisch.

IV.

‡ Der „Cotta'sche Musen-Almanach“ für das Jahr 1896, herausgegeben von Otto Braun (VI. Jahrgang, Stuttgart, Cotta's Nachfolger 296 S. 12⁰) bringt uns wie immer in feine vornehme Gesellschaft. Ein volles Halbhundert guter Poeten hat sich zusammengethan, die nach Form und Gehalt ihr Bestes leisten: Zuerst eine Novelle „Circe“ von Julius R. Haarhaus, welche den Charakter der Albanerberge in der sicheren, festumschriebenen Weise von Richard Voß wiederspiegelt, ein Stück pontinischer Vendetta mit Portrait-Köpfen, die in ganzer Wahrheit herausgemeißelt sind, wie die sprechenden Büsten der großen Cinquecentisten; und von Ricarda Huch, als Erzählung eines Malers, eine „Diaboleia“, welche beinahe wie ein Protokoll aus der Hexenzeit klingt. Zwischendurch sind

sinnreiche Parabeln und Aphorismen von Marie v. Ebner-Eschenbach eingefügt. Dann folgen Dichtungen in metrischer Form: eine Elegie „Die Musen auf dem Oelberg" von Albert Matthäi, worin der Dichter die Stellung der antiken Kunst zum Christenthum im edelsten Sinne paraphrasirt und jedenfalls zu einer glückhafteren Lösung bringt als ehedem Schiller in seiner Klage um die „Götter Griechenlands". Daran reihen sich poetische Erzählungen, Romanzen und Balladen: „Gunnar" von Paul Heyse; die „Heimkehr" des todtgeglaubten Seefahrers am Weihnachtstage zu Weib und Kind von Ernst Ziel und andere Beiträge von Robert Waldmüller (Gutenbergs Tod), Konrad Telmann (Mövenflug), Max Haushofer, Felix Dahn (welcher denselben Stoff behandelt wie August Kopisch in der „Klage um die schöne Seinin"), Carl Busse, Emil Engelmann (Winkelried), W. Langewiesche, E. Wechßler und Albrecht Graf v. Wickenburg, welcher die früher schon von Guido Görres besungenen „Glocken zu Caltern" einer neuen Bearbeitung unterzog. Ein frischer, duftender Blumenkranz von lyrischen Gedichten schließt sich an, darunter die Namen H. Lingg, J. G. Fischer (echt classische Distichen aus einem größeren Cyklus voll feiner Empfindung), W. Hertz („Schülers Lenzgesang"), W. Jensen (Sommertage am Chiemsee), E. Rittershaus, Jul. Rodenberg, Robert Haaß, Max Kiesewetter (Altgermanisches Strombild), Lenbach, welcher die wohlwollenden Kritiken humoristisch quittirt, und viele andere. Sehr erfreulich sind auch die Kunstbeilagen nach G. Max (Mädchenkopf), G. Franz (Waldesfriede), F. Simm (Posttag), F. v. Pausinger (Thalfahrt), E. Kiesel (Morgenländisches Mädchen) und Pellegrini (Allegorie). Das Ganze ist ein echtes Boudoir-Bijou in Bild und Wort.

Aeußerst sympathisch berühren die netten illustrirten Elzevier-Ausgaben von Hermann Seemann in Leipzig. Die niedlichen Bändchen (im Format von 14×9 Centimeter) mit den zierlichen Illustrationen Hugo Flinzers bringen neuestens den ersten Theil von Goethe's Faust mit 27 Vignetten und Bildern. In gleicher Manier und ähnlichen Croquis sind „Hermann und Dorothea", die „Leiden des jungen Werther" und nach Adalbert Schroeter's Uebersetzung Lord Tennysons „Enoch Arden" ausgestattet. Die bisher elf Nummern betragende Sammlung wird fortgesetzt.

Ein Fülle neuer Lectüre bietet der elfte Jahrgang von J. Engelhorns „Allgemeiner Romanbibliothek". Da sind die Werke von Georges Ohnet: „Das Recht des Kindes" (übersetzt durch Wanda v. Sacher-Masoch), A. v. Gersdorff (Ein schlechter Mensch), Frances Mary Peard („Mademoiselle", eine Schreckensgeschichte aus den Tagen der Pariser Commune), Paul Bourget (Kosmopolis), Frank R. Stockton (eine wirklich sehr amerikanisch „schnurrige Geschichte"), François Coppée (Die sehr gemüthlichen „wahren Reichen"), Annie Bock (Simson und Delila — natürlich nicht die Philistergeschichte, sondern ein Künstlerroman), Maurus Jókai (Die gelbe Rose — ein Pußtenroman), Henry Gréville (Verloren), B. M. Croker (Zwei Herren), Edmondo de Amicis (Eine Schultragödie), Beatrice Harraden (Schiffe, die Nachts sich begegnen), Fr. Spielhagen („Susi", eine Hofgeschichte), die Schuljungen-Historie „Tim" von einem ungenannten, übrigens leicht erkennbaren Verfasser, Anna Munch (Frauen), Charles de Berkeley („Die alte Geschichte" von der immer liebenswürdigen Jugend), Karl v. Heigel („Der Sänger", im Kampf mit dem Künstler- und Virtuosenthum), George R. Sims („Möblirte Wohnungen", à la Buchholzens), und „Tante Anna" von W. K. Clifford.

Wer nach diesem theilweise stark fremdländischen Menu nach einfacher Kost verlangt, wird durch Marie Beegs „Otholie, das Polenmädchen" (Stuttgart 1896, Süddeutsch. Verlags-Institut I. 166, II. 82 S.) erfrischt und erfreut werden. Die ebenso mit dem Stift zeichnende, wie mit der Feder malende Künstlerin nennt das zwar eine Erzählung „für junge Mädchen", die aber auch reifere Leser mit hoher Achtung und Theilnahme für die Dichterin erfüllen wird.

Eine Meisterleistung, wie ehedem Kobells „Wildanger", hat Oberst v. Schimpff mit den Schilderungen „König Albert und das edle Waidwerk" (Dresden 1895, W. Baensch, 335 S. 8°) unter Beihülfe von anderen erfahrenen und waidgerechten Männern geliefert. Se. Majestät König Albert von Sachsen erscheint hier nur als Jäger — die spätere Geschichtschreibung wird den König freilich dereinst auch als weisen Regenten und Staatsmann, als ausgezeichneten Heerführer und schlachtenkundigen Feldherrn und unerschrockenen, tapferen Soldaten, als Gönner der Landwirthschaft, Förderer von Handel und Industrie, Mäcen der Wissenschaften und Künste schildern: hier ist er einfacher Sportsfreund. Die Einleitung gibt einen historischen Rückblick über die Wettiner und die Jagd vom frühesten Mittelalter bis zur Gegenwart, mit anziehendem, anheimelndem Detail über Wildstand, Beize, Fang mit Winden, Schießen auf der Suche, auf dem Anstand, Treibjagden, Hetzen, wie eine Hirschfeist eingerichtet wurde und den Mühen des Tages festliche Gelage folgten, über Bären und Sauen, über ausführliche Jagdchroniken, über Auerhähne, Fasanen, Schwäne, Biber und Ottern, über Vogelhäuser und Thiergärten, in welchen es unter dem Kurfürsten Johann Georg I. schon Löwen und Tiger gab, „so von fremden Potentaten", darunter auch von Moritz von Oranien „verehrt" wurden. Als Prinz Christian von Dänemark anhub, um des Kurfürsten Töchterlein zu freien, eröffnete er seine Correspondenz mit Darbringung fremdländischer Bestien „zu Dero Lust und Ergötzlichkeit". Weiße Rehe, schwarze Füchse, Gemsen, Auerochsen, barbarische Schafe, Renthiere, Dromedare, indianische Mäuse, nordländische Katzen und Paviane kamen „aus aller Herren Ländern". Um Renthiere zu holen, wurde Hans Taube 1615 an Gustav Adolf geschickt. Allgemein war die grausame Sitte, die Hoffeste durch „Kampfjagden" noch vergnüglicher zu machen; dergleichen Hatzen bei Anwesenheit des Kaisers Matthias wurden auch poetisch verherrlicht; der hohe Herr ließ sich, „indem er nicht recht wohl war", auf einem Stuhl in das Rathhaus tragen, um von da auf den Altmarkt hinabzuschauen, wo Neugierige damals schon vier Reichsthaler für den Stand an einem Fenster bezahlten! Das Jagd-Ceremoniel zunftgemäß zu erlernen, das gerechte Aufbrechen und Zerwirken des Wildes — man erinnere sich übrigens an die Schilderungen im „Tristan" des Gottfried von Straßburg! — erforderte eine Lehrzeit von sechs Jahren . . . Die folgenden Abschnitte schildern unter Beigabe von reichlichen statistischen Belegen die Bemühungen des Königs, der sich von Jugend auf als guter Schütze, unermüdlicher Fußgänger und Bergsteiger hervorthat, das edle Waidwerk in Sachsen auf einen den modernen Verhältnissen entsprechenden blühenden Stand zu bringen; wir begleiten den hohen Herrn auf seinen Hirschjagden, auf der Auerhahnbalz, auf den Holz- und Feld-Jagden in Moritzburg, Wermsdorf und Sibyllenort, auf den preußischen Hofjagden, in den Alpen und auf einem Ausfluge mit Kaiser Wilhelm II. und Prinz Leopold von Bayern nach Ungarn. Den Schluß bildet ein Excurs über alte und neue Parforcejagd und die daraus ersprießlichen Vortheile für die „cavalleristische Welt". Das Buch macht den Eindruck, daß auch der Laie bisweilen in gehobene Stimmung geräth und durch das schnellere Pochen seines Herzens überrascht wird, wenn er auch kein Wettiner ist.

Eine lange, rühmliche Geschichte hat „Der Jagdhund. Seine Züchtung, Erziehung, Wartung, Dressur und Führung". 7. Aufl., vollkommen neu bearbeitet und erweitert von Franz Krichler. Mit 7 Vollbildern und über 100 Abbildungen im Texte. Leipzig, Verlag von Edgar Herfurth u. Co., 1895. Eigentlicher Autor des Werkes ist C. F. G. Than, weiland großherzgl. Sächsischer Forstcommissär, gewesen, der 1821 die erste Auflage herausgegeben und auch die nächstfolgenden besorgt hat; die fünfte wurde von Baron v. Ehrenkreutz, die sechste vom Frhrn. v. Thüngen, die siebente endlich von Franz Krichler, dem rühmlich bekannten Kynologen und Waidmann bearbeitet. Das Werk hat seine alten Vorzüge nicht verloren, wohl aber noch neue erworben. Als den größten müssen wir betrachten, daß der dermalige Bearbeiter entschiedenster Vertreter der Reinzucht ist und als erstes Princip der rationellen Züchtung hinstellt, daß nur die reine Race für den Waidmann von Werth sein kann und alle Verbastardirungen, auch wenn sie unter dem Namen „Veredlung" eingeschmuggelt werden, zu verwerfen und zu bekämpfen sind. Der Stand unsrer heutigen Züchtung wird durch sorgfältig ausgewählte Abbildungen, welche meist Portraits lebender Hunde darstellen, gegeben; dieselben sind größtentheils nach Zeichnungen des bekannten Sportmalers Alfred Stocke hergestellt, andere nach Sperling, Strebel, Beckmann u. s. w.; die typographische und übrige Ausstattung ist sehr sorgfältig und geschmackvoll.

Als ein hübsches Festgeschenk für Sportsleute und „solche, die es werden wollen" empfiehlt sich das „Fahrhandbuch"

von **Berthold Schönbeck**, Stallmeister Sr. Durchlaucht des reg. Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen. (Leipzig 1895 bei Hartung und Sohn, 293 S. 8⁰ mit 161 Illustrationen.) Alle Freunde des Fahrsports, Equipagenbesitzer, Pferderegierer und Fahrer jeden Standes können mit bestem Erfolg diesem „Selbst-Studium" obliegen; dazu kommt noch eine besondere Anleitung zur Beurtheilung, Pflege und Wartung der Pferde im gesunden und kranken Zustande. Der Hr. Verfasser, welcher ein schon in dritter Auflage erschienenes praktisches Buch über „Das Scheuen der Pferde, dessen Ursachen, Folgen und Abhülfe" schrieb, plädirt hier für eine brennende, aber lang noch der Lösung harrende Frage: „Bildungsanstalten" für Kutscher zu errichten, wodurch wohl einer Fülle von Unglücksfällen gründlicher Eintrag geschehen und vieles Elend, eine ganze Kette von Unglück, beseitigt werden könnte. Hier ist nun von keiner historischen Tradition die Rede, sondern nur von moderner Praxis. Wir studiren die Anatomie, Musculatur und das Temperament des Pferdes, seine Fehler und Leistungsfähigkeit, alle Verhaltungsmaßregeln beim Fahren, ebenso die Pflege und Wartung der Thiere, des Geschirrs und des Wagens. Daß auch hier die Uebung den Meister macht, versteht sich von selbst. Sie empfiehlt sich vom hygienischen Standpunkt aus ebenso sehr wie die Waldcultur und der Gartenbau.

Demnach ist das „**Gartenbuch für Anfänger**" von **Johannes Böttner** (Frankfurt a. d. Oder 1895) nur eine dankenswerthe That, obgleich der „Anfänger" vor dem 500 Seiten überschreitenden Umfang gleich im voraus schon erschrecken könnte. Diese Unterweisung im Anlegen, Bepflanzen und Pflegen des Hausgartens, im Obst-, und Gemüsebau und in der Blumenzucht, welche durch 459 Abbildungen verstärkt wird, ist jedenfalls gründlich genug, um im Schweiße seines Angesichts durch Graben, Harken und Pflanzen seine Nahrung als Vegetarianer zu verdienen. Große Denker, Dichter und Künstler, hervorragende Gelehrte, bedeutende Industrielle und Commercienräthe, hochstehende Soldaten und Feldherren haben sich glücklich geschätzt, am Lebensabend „ihren Kohl selbst zu bauen", und manch bescheidener Beamter und Lehrer hofft „in der Tretmühle der täglichen Handlangerei" im stillen auf die goldene Zeit, da er im eigenen, wenn auch kleinen Gärtchen sich erholen und den eigenen Acker. . . . Aber ach! Auch diese ideale Perspective erfordert zur Realisirung Geld, Geld und abermals Geld. Jeder, selbst der unschuldigste Sport, nicht allein das edle Waidwerk und die Fahr- und Reitschule, sogar der heitere Kegelclub verlangt schwere Moneten, welche in erster Reihe nur durch ein weises Sparsystem der Hausfrau beschafft werden können. Darum begrüßt die hartgeherzte Männerwelt mit lautem Jubel den glückverheißenden praktischen Führer und Rathgeber, welchen **Aug. Wothe** unter dem reizenden Titel „**Sei sparsam!**" für sorgsame Hausfrauen „und solche, die es werden wollen", unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller verfaßt, herausgegeben und ans Licht gestellt hat (Leipzig bei Adolf Mahn. 192 S. 8⁰, wozu noch 50 Seiten mit heilsamen und „billigen" Inseraten kommen). So wird die große national-ökonomische und sociale Frage endgültig gelöst, jeder gute Ehemann, jeder treue Bräutigam kaufe seiner Gattin oder Zukünftigen das liebe, schöne Buch. Der Verfasserin wird der Segen und eine echte Bürgerkrone gewiß nicht ausbleiben. Schade, daß beim weiteren Eindringen in das liebe Buch unsre Erwartungen schmelzen. Zwar verspricht der Anfang noch alles Gute. Wir hören von den Feinden, welche den Frauen auf Schritt und Tritt das Leben sauer machen und ihr Welken beschleunigen, von der Verkrüppelung durch Schnüren und ihren Folgen mit Blutarmuth, Migräne, falscher Ernährung. Die Kindermilch-Frage, Reform-Baumwolle, bessere Hautpflege; Gesundheitswäsche, Zellenstoffunterkleider, Elektrohomöopathie, Creolin Pearson und Barmenit kommen zur Sprache, die Geradehalter, Rockträger, Sandalen und Schnürschuhe, Tamarinden-Confituren, Kefyr, Asthma-Cigaretten, China-Eisenwein, Mundperlen, Pepsin-Dragees, Malzextract, Heilpflaster und Tannin-Seife — eine Menge Mysterien der Garderobe wird ventilirt — immer aber ist von Ersparungen noch keine Rede. Neuerdings lesen wir von Conserven, Suppenwürzen, Backpulver, italischen Teigwaaren und Delicatessen, Biscuit-Kuchen, Zwieback und Bretzel, Wurst- und Fleischwaaren, Punschessenzen, Liqueuren, ungarischem Geflügel, Rheinweinen —, so daß uns der Muth wieder steigt und eine hohe Achtung für die Leistungsfähigkeit einer einfachen, sparsamen Hausfrau, ja staunende Bewunderung uns erfüllt, wenn selbe im Stande ist, auch dem Alpacca-Silber-Thermophon, den Butter- und Schneidemaschinen, selbstkochenden Töpfen, kurz den allerneuesten Haushaltungsgeräthschaften das gebührende Augenmerk zu schenken. Auch Gaskaminöfen sind da, der Stiefelknecht „Bravo", der Kleiderhalter „Amico" und der Putz- und Bürstenapparat „Unicum", sogar der auf Verlangen musikalische Christbaumständer „Triumph" und dann erst das Recept für die Weihnachtsgeschenke, nebst Marmorguß-Statuetten, Nixen- und Nymphen-Gruppen, Accordcither, Zimmerfontaine, Pianinos, Smyrna-Teppichen. Mit solchen holden Engeln, die alle diese Glückseligkeiten durch das Zauberstäbchen ihrer Sparsamkeit bereiten, herbeischaffen und bestreiten, die auf solche Manier wirklich himmlische Rosen ins irdische Leben flechten, mit solchen hohen, wahrhaft überirdischen Wesen ist wohl ein Bund zu flechten! Dieser „unentbehrliche Rathgeber für jede Hausfrau" sollte gleich in mehreren Exemplaren auf jedem Weihnachtstisch in erster Reihe prangen! Aber — das ganze Geheimniß beruht nur darauf, an der billigsten Quelle zu kaufen, wozu namhafte Firmen empfohlen werden. Also nur eine Reclametrommel in feinerer Stimmung, aber doch nachdrücklich gehandhabt!...

Das Bereich der deutschen Literaturgeschichte blieb, außer der fünfundzwanzigsten Auflage von **Robert Königs** mit Bilderschmuck beinahe überladenem Werke, fast ganz unbebaut. Die durch selbständige Studien und originelles Urtheil ausgezeichnete „**Allgemeine Literatur-Geschichte**" von **Peter Norrenberg** kommt nach dem am 29. Mai 1894 zu Süchteln erfolgten Ableben dieses Forschers durch **Karl Macke** (Münster 1896, bei H. Russel) zur zweiten, wohlverdienten Auflage.

Einen höchst gefälligen und gewinnenden Eindruck erregen die „**Frauenbilder**" von **Otto Berdrow** (Stuttgart, bei Greiner & Pfeiffer, VIII, 280 S. 8⁰). Insgesammt der neueren Zeit angehörig, beschäftigen sie sich mit schönen Seelen, welche als Mutter, Schwester, Freundin, Braut oder Gattin zur Ergänzung großer Männer gehören. Dieselben sind: Eva König, Lessings früh verstorbene Gattin; Charlotte Diede, die vielgeprüfte Freundin Wilhelm v. Humboldts; die sprudelgeistige Bettina v. Arnim (Clemens Brentano's tolles Schwesterlein) und ihre zarte, sanfte, unglückliche Freundin Karoline v. Günderode, die erst neuerlich durch Herausgabe ihrer Briefe und Dichtungen zur gebührenden Anerkennung gelangte; die schöne Mina Herzlieb; Heinrich v. Kleists Ulrike; Ludwig Uhlands Gattin; Grillparzers ewige Braut Kathi Fröhlich; die arme Charlotte Stieglitz. Den Schluß bilden jene Frauen, welche auf Lenau's Leben und Schicksal den größten Einfluß übten: seine Mutter, Sophie Löwenthal, Karoline Unger und seine letzte Braut Marie Behrends.[1] Alle diese biographischen Charakterbilder (zu den meisten sind auch gute Portraits beigegeben) zeugen von vollständiger Kenntniß und Beherrschung des Materials und der neuesten Quellen, ebenso aber auch von aufrichtiger Pietät und schöner Gestaltungskraft, so daß diese bescheiden auftretende Arbeit eine bleibende Stelle beanspruchen darf. Hoffentlich läßt der Hr. Verfasser noch weitere solcher „Bilder" folgen.

Ein Prachtwerk ersten Ranges „**Kunst und Dichtung Hand in Hand**" hat die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien herausgegeben: achtzehn Bilder der bedeutendsten neueren Maler, von den besten Meistern der Radirung reproducirt und mit Texten in Prosa und Versen von den bekanntesten Dichtern erläutert. Da ist der schon früher gerühmte „Maientag" von F. A. v. Kaulbach, von W. Unger radirt und von Greifs kurzen Versen begleitet; Böcklins „Villa am Meer", dieses personificirte Lied des Heimwehs und der Sehnsucht; Anselm Feuerbachs „Mutter", L. C. Müllers fremdartige „Nefusa" (radirt von W. Hecht, mit einer Dichtung von Georg Ebers); die reizende Landschaft „Aus dem Süden" von dem unvergeßlichen E. J. Schindler in einer verständniß-innigen Radirung von Unger und Textbegleitung von H. Noë; G. Max' ergreifende Idylle „Licht", „Die Verurtheilte" von O. v. Babitz, F. v. Uhde's stimmungsvoller „Heimweg", Konopa's „Trauernde Wittwe",

---

[1] Hiebei erinnern wir an die Charakteristik Lenau's von Dr. J. Sadger in Beil. 250—52 der Allg. Ztg. vom 9.—11. Sept. 1895, wo der unglückliche Dichter von dem einzig richtigen pathologischen Standpunkt aus beleuchtet und beurtheilt wird.

das nette Genrebild Waldmüllers „Aufnahme des neuen Lehrlings", „Ungarische Rekruten" von M. v. Munkácsy in Radirung von J. Klaus mit einer congenialen Erzählung von Ludwig Hevesi; der lustige musikalische Wirth von Hugo Kauffmann, das unverheirathete vom Sittenrichter abgekanzelte Ehepaar von Matth. Schmid (Text von Rosegger), Grützners „Klosterschäffler", Fagerlins „Werbung", Robert Haugs „Freiwillige Jäger", Vautiers „Verlassene im Walde" und Angeli's „Jugendliebe" — das bildet eine wahrhaft neidenswerthe Collection von Meistern. Eine Elite von Radirern, wie W. Hecht, W. Krauskopf, Unger, Holzapfel, H. v. Pap, A. Kaiser, J. Klaus, C. Vaditz, H. Bürkner, W. Woerle und Forberg, von welchen manche mit mehreren Platten vertreten sind, haben die ihnen am meisten zusagenden Blätter ausgesucht und im edelsten Wetteifer bearbeitet. Von den Poeten, unter denen Namen wie H. Lingg, Adolf Pichler, M. E. delle Grazie, Ferd. v. Saar, Ada Christen, Emil Marriot, V. Chiavacci, Maximilian Schmidt, Oskar Teuber, W. Jensen, Robert Byr, Hans Grasberger und Max Kahlbeck, hat gerade nicht jeder sein Bestes gethan, doch finden wir prächtige Leistungen, die sich der farbigen Stimmung der Originale würdigst zur Seite stellen. Wirklich eine Wechselwirkung von dreierlei Künsten Hand in Hand voll seltener Eintracht!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** In unserm römischen Bericht (Beil. Nr. 285 vom 11. d. M.) ist unter den neuernannten correspondirenden Mitgliedern des „Deutschen Archäologischen Instituts" der Name Dürer zu streichen und dafür zu setzen: Dr. Joseph Führer, k. Gymnasiallehrer am Ludwigs-Gymnasium zu München.

* **Bückeburg.** Am 15. Dec. feiert hier in stiller Zurückgezogenheit Heinrich Kruse den 80. Geburtstag; bekannt als langjähriger Leiter der „Kölnischen Zeitung" (1855—84, seit 1872 von Berlin aus) und vor allem als Dichter zahlreicher Tragödien, unter denen „Die Gräfin" durch den Schiller-Preis ausgezeichnet ward, sowie kräftiger epischer und lyrischer Poesien. Das Berliner Schauspielhaus bereitet zur Feier des Geburtstages eine Vorstellung des Trauerspiels „Marino Falieri" vor.

* **Göttingen.** Ueber die telegraphisch gemeldete Explosion im chemischen Laboratorium der Universität wird der „Köln. Ztg." näher Folgendes mitgetheilt: Prof. Wallach wollte Selendioxyd darstellen und leitete zu diesem Zwecke Sauerstoff über erhitztes Selen. Auf bis jetzt unerklärliche Weise explodirte hiebei der ganze Apparat, insbesondere der Sauerstoffgasometer, dessen Stücke eine heillose Verwüstung in dem dicht gedrängten Auditorium anrichteten. Prof. Wallach wurde am ganzen Oberkörper, namentlich am Halse schwer verletzt, und nur der sofortigen Hülfe von Aerzten ist es zu danken, daß das Leben dieses verdienstvollen Mannes gerettet wurde. Unter den verletzten Schülern befindet sich namentlich ein Amerikaner, dem der Mund quer durchschnitten wurde.

* **Berlin.** In ihrer letzten Sitzung hat die philosophisch-historische Classe der Akademie für Entsendung eines Aegyptologen behufs Beiwohnung bei den Arbeiten zur Freilegung und Untersuchung der Fundamente der Tempelbauten auf der Insel Philä im oberen Nilthale eine Beihülfe von 2500 M. bewilligt.

* **Breslau.** Der Privatdocent der Physiologie Dr. Karl Hürthle ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden.

* **Wien.** Das Curatorium der Bauernfeld-Stiftung, das aus den HH. Prof. Dr. Alfred Frhr. v. Berger, Hofr. Dr. Wilhelm R. v. Hartel, Oberregisseur Joseph Lewinsky, Prof. Dr. Jakob Minor und Dr. Edmund Weissel besteht, hat beschlossen, den jungen Wiener Poeten Hermann Hango in Anerkennung seiner höchst werthvollen epischen Dichtung „Faust und Prometheus" und seiner schönen Leistungen auf dem Gebiete der Lyrik durch Ueberreichung einer namhaften Ehrengabe auszuzeichnen.

* Auf Veranlassung des türkischen Unterrichtsministeriums ist die Marcians-Säule in Stambul freigelegt worden. Der 10 Meter hohe Monolith mit einem korinthischen Capital hat einst das Standbild des Kaisers Marcian (450—56 n. Chr.) getragen und war durch Häuser bisher zum Theil umschlossen. Jetzt hat das Ministerium das Haus, in dessen Garten die Säule steht, angekauft und die Besichtigung von allen Seiten durch Abreißen der Gebäude ermöglicht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 11. December folgende Schriften eingegangen:

(C. Rasp:) Geschichte und Einrichtung der amtlichen Statistik im Königreich Bayern. München, G. Franz 1895. — (Arthur Geißler:) Zeitschrift des k. Sächsischen statistischen Bureaus. 41. Jahrgang. 1895. Heft 1 und 2. Dresden, R. v. Zahn und Jaensch (Comm.). — Untersuchungen üb. d. Lage des Handwerks in Deutschland. IV. Bd. Kgrch. Preußen. 2. Th. (Schriften des Vereins für Socialpolitik 65.) Leipzig, Duncker und Humblot 1895. — Vincenz Schaefer: Chronologie des Bankwesens. München, G. Franz 1896. — Engelbert Mühlbacher: Deutsche Geschichte unter den Karolingern. (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Dr. Joh. Peter Kirsch: Die Finanzverwaltung des Cardinalcollegiums im 13. u. 14. Jhdt. (Kirchengeschichtl. Studien hggb. v. Knöpfler, Schrörs u. Sdralek II, 4.) Münster, Heinrich Schöningh 1895. — Dr. Hans Reidelbach: Charakterzüge u. Anekdoten &c. aus dem Leben der bayer. Könige Max Joseph I., Ludwig I. und Max II. Mit Bildern. München, Max Kellerer. — W. Christian: Allgemeine Weltgeschichte mit 121 Illustrationen in Farbendruck. Lfg. 1 u. 2. Fürth, G. Löwensohn. — Paul Carus: Das Evangelium Buddhas, nach alten Quellen erzählt. A. d. Engl. übers. v. E. F. L. Gauß. Leipzig, W. Friedrich 1895. — Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- u. Völkerkunde Asiens in Tokio. Heft 56 u. Suppl.-Heft 2. Berlin, A. Asher u. Co. 1895. — Wolfgang v. Oettingen: Daniel Chodowiecki; ein Berliner Künstlerleben im 18 Jhdt. Illustr. nach Originalen. Berlin G. Grote 1895. — Ernst Jeep: Karoline v. Günderode. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. — Reinold Kern: Beiträge z. e. Charakteristik des Dichters Tiedge. Berlin, Speyer u. Peters 1896. — Platens Werke, hggb. v. G. A. Wolff u. V. Schweizer. 2 Bde. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut. — Edmund v. Sallwürk: Aucassin u. Nicolette; altfranz. Novelle frei übertragen. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Fritz Lemmermayer: Belladonna; Roman. Berlin, Freund u. Jeckel 1896. — F. Fontana: Nabuco; dramat. Gedicht, deutsch v. Bertha v. Suttner. Dresden &c., E. Pierson 1896. — Paul Maria Lacroma: Dosta von Drontheim. 3. Aufl. Ebd. — Julius Erich Kloß: Max Kretzer; Studie. Ebd. — Richard Nordhausen: Sonnenwende; epische Dichtung. 3. Aufl. Leipzig, Carl Jacobsen. — Albrecht Mendelssohn-Bartholdy u. Carl v. Arnswaldt: Schmetterlinge; Gedichte. Göttingen. Dieterich 1896. — Anton Gitschthaler: Wetterleuchten; Erzählungen aus den Bergen. Villach, Gebr. Gitschthaler 1895. — Aloys Dreyer: Fürs G'müat; Gedichte in altbayer. Mundart. Bamberg, C. C. Buchner 1895. — Hans Arnold: Der Umzug und andere Novellen; illustr. v. Wilh. Schultz. 3. Aufl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — Robby Koßmann: Märchen. Berlin, Nicolai 1896. — Göttinger Musenalmanach f. 1896, hggb. v. Göttinger Studenten. Göttingen, Dieterich 1896. — Ballhorn: Die Venus von Milo; Wilhelm Krebs: Der Koreakrieg (Virchow-Wattenbach, Vorträge, H. 231, 232), Hamburg. Verlagsanstalt A.-G. 1895. — Joseph Victor v. Scheffel: Der Trompeter von Säkkingen, mit Illustr. v. Anton v. Werner. 4. Aufl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — Julius Lohmeyer: Auf Pfaden des Glücks; Lebenssprüche. Mit Vignetten. Leipzig, Georg Wigand. — Hans Nehry: Citatenschatz; geflügelte Worte u. a. denkwürdige Aussprüche aus Geschichte u. Literatur. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — Franz Hartmann: Lotusblüthen; theosophische Monatsschrift. Jhgg. 1893 bis 1895. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Justus W. Lyra: Deutsche Weisen; Heft. 3. Studentenlieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1896. — Jugend; Münchener illustrirte Wochenschrift für Kunst u. Leben. 1896 Nr. 1. u. 2. München u. Leipzig, G. Hirth. — Petition u. Begleitschrift betr. das Familienrecht. (Schriften des Bundes deutscher Frauenvereine Heft II.) Leipzig, Moritz Schäfer (Comm.). — Monatshefte der Comeniusgesellschaft. IV. Bd. 9.—10. Heft. (Dazu Com.-Blätter f. Volkserziehung 1895 Nov.—Dec.) Berlin u. Münster, Verlag der Gesellschaft. — Octave Mirbeau: Ein Golgatha; a. d. Franz. v. Therese Krüger. Paris &c., Albert Langen 1896. — Homöopathischer Kalender f. 1896. 6. Jhgg. Leipzig, Dr. Willmar Schwabe. — Kataloge: Verlagsk. der Photograph. Union in München, ausggb. 1. Jan. 1896. — J. Bachmann, Berlin: Gangbarste Bücher u. Atlanten. — Weihnachtsk.: Theodor Ackermann, München Nr. 408; Theodor Kampffmeyer Berlin Nr. 361.

1895. Nr. 345. München, Freitag, 13. December. Beilage-Nummer 288.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Der Bericht der kgl. Commission für höheres Schulwesen in England.

Von Dr. Ph. Aronstein.

Keiner der großen modernen Culturstaaten hat später begonnen, die Erziehung in den Bereich seiner Wirksamkeit zu ziehen, als England. Auf die für die Volksbildung so fruchtbare Periode der Reformation und Renaissance — 500 Stiftungsschulen in England stammen aus dem 16. Jahrhundert — folgt eine lange Zeit des Stillstandes, ja des Rückganges. Die parlamentarische Aristokratie des 18. Jahrhunderts hat nicht nur nichts für die Erziehung gethan, sie hat sogar noch die bestehenden Stiftungen, Schulen wie Universitäten, ihrem ursprünglichen Zweck, dem ganzen Volke und besonders den Unbemittelten zu dienen, entfremdet und zu Pflanzstätten für die gentry und die Staatskirche gemacht. So von der herrschenden Classe monopolisirt, erstarrten die höheren Lehranstalten, so daß Adam Smith in seinem „Wealth of Nations“ die freie Concurrenz für das einzige Princip auch im Unterricht erklärt und nur für die allerelementarste Volkserziehung Staatshülfe in beschränktem Maße fordert. Als dann endlich in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts das Bewußtsein erwuchs und erstarkte, daß der Staat, der den Verkauf gefälschter Nahrungsmittel hindert, auch die Pflicht und das Recht hat, die geistige Nahrung seiner Bürger zu überwachen, da wandte sich die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber und Philanthropen zunächst der untersten und der höchsten Stufe der Erziehung, den Volksschulen und den Universitäten, zu. Die Gründung der confessionslosen University of London (1828) war der Anfang einer gründlichen Reform der Hochschulen, die sie allen zugänglich machte und den Bedürfnissen der Zeit entsprechend umgestaltete; die Bewilligung eines staatlichen Zuschusses von jährlich 20,000 Pfd. St. an die Elementarschulen im Jahre 1833 führte stufenweise zur Einrichtung des allgemeinen obligatorischen und seit 1891 unentgeltlichen Volksunterrichts. Das ganze große dazwischen liegende Gebiet der sogen. „Secundärerziehung“ blieb aber noch fast bis in das letzte Drittel unsres Jahrhunderts hinein den Segnungen von Angebot und Nachfrage überlassen, mit welchem Erfolg in vielen Fällen — das hat Dickens in Nicholas Nickleby und David Copperfield in unvergeßlicher Weise geschildert. Im Jahre 1861 endlich trat eine kgl. Commission unter dem Vorsitz von Lord Clarendon zusammen, um die neun größten Stiftungen oder „öffentlichen Schulen“[1]) einer Untersuchung zu unterwerfen. Der Bericht dieser Commission, welcher viele Mängel aufdeckte, führte im Jahre 1868 zu der Public School-Acte, die die Verwaltung der sieben großen Alumnate unter diesen Stiftungen gründlich reformirte. Wichtiger ist die Commission von 1864, deren Thätigkeit sich auf alle höheren Schulen erstreckte, und deren Bericht im Jahre 1867 in 20 Bänden erschien. Sie fand die höhere Erziehung in England ungenügend nach Quantität und Qualität und ohne organische Beziehungen sowohl mit den Volksschulen als Universitäten und empfahl eine durchgreifende Reform nach innen wie nach außen und eine einheitliche Organisation unter staatlicher Aufsicht. Es kam aber zunächst nur zu der Endowed School-Acte (1869), durch die die Stiftungsschulen einer besonderen Behörde, zuerst der Endowed School Commission und seit 1874 der Charity Commission unterstellt wurden, deren Aufgabe es war, ihre Verwaltung einheitlich zu regeln. Doch war die Wirksamkeit dieser Körperschaft zu langsam und schwerfällig, und die Unzahl der Privat- und auf Actien gegründeten Gesellschaftsschulen (proprietary schools) verharrte noch ganz in dem früheren anarchischen Zustande.

Nicht als ob in den letzten Jahren das Erziehungswesen keine Fortschritte gemacht hätte. Das Parlament, die Universitäten, die großen religiösen Secten, die städtischen Corporationen, die Lehrer und die Privatinitiative haben gewetteifert in dem Bestreben, die Knaben- und besonders die Mädchenschulen zu vermehren und zu verbessern; aber diese Anstrengungen sind zu sporadisch und ohne Zusammenhang geschehen und haben deßhalb nicht immer den der darauf verwandten Zeit, Geld und Arbeit entsprechenden Erfolg gehabt. So trat denn im März des vorigen Jahres auf Veranlassung des damaligen Vicepräsidenten des Erziehungsamtes Acland eine neue Commission zusammen, der die Aufgabe gestellt wurde, „zu untersuchen, welches mit Rücksicht auf bestehende Mängel und locale Einnahmequellen die besten Methoden seien, ein wohlorganisirtes System der höheren Erziehung in England einzuführen, und demgemäß Vorschläge zu machen“. Der Präsident dieser Commission war James Bryce, ein hervorragender Universitätslehrer, Schriftsteller und Parlamentarier, unter anderem der Verfasser eines Meisterwerkes über die amerikanische Republik. Die übrigen 16 Mitglieder waren Elementarschulmänner, Directoren höherer Schulen, Universitätsprofessoren, Geistliche, Grafschaftsräthe und drei Damen, eine Lehrerin an einer höheren Mädchenschule und Dr. der Naturwissenschaften, die Vorsteherin eines Frauen-College in Cambridge und eine Dame aus der hohen Aristokratie. Die Commission hat die Früchte ihrer Arbeiten in 9 Bänden veröffentlicht, von denen der erste den eigentlichen Bericht enthält,[1]) während die übrigen die Vorarbeiten und Belege liefern. Der Bericht beschränkt sich ausdrücklich auf die Frage der Organisation, den Lehrplan und die Unterrichtsmethoden nur flüchtig berührend. In diesen Grenzen ist er aber um so vollständiger und gibt ein authentisches Gemälde des englischen Erziehungswesens und die Grundzüge einer wahrhaft nationalen Reform desselben.

[1]) Sie sind: Eton, Winchester, Westminster, Harrow, Rugby, Shrewsbury, St. Pauls und Merchant Taylors. Die beiden letzten sind „day-schools“, die anderen „boarding-schools“.

[1]) Report of the Royal Commission on Secondary Education. Vol. I. 1895.

Die bestehenden Schulen kann man ihrem Range und ihren Leistungen nach in drei Classen eintheilen, ohne daß aber diese Trennung sich im einzelnen streng durchführen ließe. Die Schulen ersten Grades, die ihre Schüler bis zum 18. oder 19. Jahre behalten, erziehen für die Universitäten und die höheren Berufsarten, die Schulen zweiten Grades, die sie mit dem 16. oder 17. Jahre entlassen, bereiten sie für das kaufmännische und industrielle Leben vor, und die Schulen dritten Grades, deren Altersgrenze das 14. oder 15. Jahr ist, bilden Knaben und Mädchen für die Werkstätte und den Laden aus. Ihrer Verwaltung nach zerfallen diese natürlich wieder in Stiftungs-, Gesellschafts- und Privatschulen. Was zunächst die Stiftungsschulen angeht, so stehen diejenigen ersten Grades, die auch heute noch wegen der Höhe des Schulgeldes fast nur der Aristokratie der Geburt und des Besitzes zugänglich sind, in Blüthe. Als Erziehungsanstalten im eigentlichen Sinn des Wortes, Vorschulen für das öffentliche Leben in einem freien Staate sind sie seit der Reform durch Dr. Thomas Arnold, den berühmten „headmaster“ von Rugby, unerreicht und einzig in ihrer Art, und auch der Unterricht hat besonders dank der Einrichtung der freien Concurrenzprüfungen (competitive examinations) für den Civil- und Heeresdienst eine bedeutende Erweiterung und Vertiefung erfahren; neben den classischen Sprachen kommen auch die neueren Sprachen und die Naturwissenschaften mehr und mehr zu ihrem Recht.

Schlimm steht es dagegen meist um die sog. „grammar-schools“, d. h. die Stiftungsschulen zweiten und besonders dritten Grades auf dem Lande und in den kleinen Städten. Kärgliche Mittel, ungünstige Lage oder unfähige Leitung haben sie heruntergedrückt, so daß sie vielfach nicht besser sind als schlechte Elementarschulen. Es wäre daher besser, viele unter ihnen zu schließen und die vorhandenen Mittel in wirksamerer Weise für die Erziehung zu verwenden.

Im ganzen erziehen die Stiftungsschulen 0.25 Proc. der Bevölkerung, 21,878 Knaben und Mädchen in sieben von der Commission genauer untersuchten Grafschaften Englands (1893).

An Bedeutung den Stiftungsschulen mindestens gleich stehen die Gesellschaftsschulen, von denen einige, wie Marlborough, Cheltenham, Clifton, Malvern College u. s. f., sich mit Harrow, Eton und Rugby durchaus messen können. Besonders für die Mädchenerziehung ist durch solche Actiengesellschaften in den letzten Jahrzehnten viel geschehen; allein die Girls Public School Company (gegründet 1872) hat 36 Schulen mit 7111 Schülerinnen. Die größeren unter den Gesellschaftsschulen sind übrigens zugleich, oder werden mit der Zeit selbst zu Stiftungsschulen. In den sieben erwähnten Grafschaften besuchen diese Anstalten (1893) 39,298 Knaben und Mädchen.

Die Zahl der Privatschulen schwankt zwischen 10,000 und 15,000. Mit einigen Ausnahmen gehören dieselben dem zweiten und dritten Grade an; viele bereiten für die öffentlichen Schulen vor. Besonders wo öffentliche Schulen bestehen, führen sie oft eine sehr prekäre Existenz. Auch ist der Unterricht in denselben im allgemeinen trotz großer Fortschritte noch sehr unbefriedigend und bedarf einer geregelten Aufsicht. Doch ist die Commission der Ansicht, daß die Privatinitiative im Schulwesen auf keinen Fall unterdrückt werden darf, da sie dem Erziehungswesen Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit verleiht.

Für die Aufsicht über die Schulen und die Prüfung der Schüler bestehen verschiedene Körperschaften. Die Charity Commission hat das Recht, die Stiftungsschulen zu visitiren, aber sie macht hievon nur einen sehr beschränkten Gebrauch. Von großem Einfluß ist dagegen das Science and Art Department in Kensington, welches für Leistungen in technischen Fächern, Naturwissenschaften und Mathematik Unterstützungen, Preise und Stipendien an Schulen und Classen ertheilt, im Jahre 1893 143,869 Pfd. St. Viele Anstalten sind auf diese Hülfe für ihre Existenz angewiesen und wenden daher den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern ihre Hauptaufmerksamkeit zu.

Die höheren Elementarschulen und Fortbildungsclassen, deren es in England außer London 74 gibt, unterstehen dem Erziehungsdepartement, und die landwirthschaftlichen Schulen und Classen werden vom Landwirthschaftsrathe beaufsichtigt, der jährlich 8000 Pfd. St. für dieselben ausgibt.

Von großer Wirksamkeit ist die sogenannte „Universitäts-Ausdehnung“, die in zusammenhängenden Vorlesungscursen über alle Gebiete des Wissens und örtlichen Prüfungen der Schulen besteht. Wir haben es hier nur mit der letzteren Art zu thun. Die Prüfungen, die in drei Grade zerfallen, berechtigen zum Studium der Medicin, der Jura, des Baufaches, der Technik, der Pharmaceutik, der Thierarzneikunde u. s. f. und entbinden von dem Aufnahme-Examen auf die Universität. Oxford hat im Jahre 1893 3737, Cambridge 8817 Schüler geprüft. Daneben ist noch das College of Preceptors zu nennen, eine 1846 gegründete Corporation, die halbjährliche Prüfungen ebenfalls in drei Classen abhält und z. B. im Jahre 1893 16,672 Knaben und Mädchen geprüft hat; besonders die Privatschulen (nach dem letzten Bericht 3236) unterwerfen sich ihren Prüfungen, die zum Studium der Medicin und Jura Zulaß geben.

Was die finanziellen Hülfsmittel angeht, die für die höhere Erziehung verfügbar sind, so sind dieselben ziemlich bedeutend. Die Commission berechnet sie auf $2^1/_4$ Millionen Pfd. St. jährlich. Diese Summe setzt sich zusammen aus den Stiftungsgeldern, den Bewilligungen des Science and Art Department, verschiedenen parlamentarischen Unterstützungen, besonders dem sogenannten „Biergelde“, d. h. dem Ueberschusse der Bier- und Spiritnosensteuern (Local Taxation Act 1890) und einer Grafschaftssteuer von 1 d vom Pfd. St., die das Parlament die Grafschaftsräthe ermächtigt hat für sogenannte „technische Erziehung“ auszuschreiben. (Technical Instruction Act 1889.)

Wir sehen, es ist in den letzten Jahren mancherlei geschehen. Aber es fehlt überall die organische Verbindung und der einheitliche Gedanke. Daher kommt es, daß hier Schulen in zu geringer Anzahl vorhanden sind, während sie sich dort unnütze Concurrenz machen, daß ferner zwischen den höheren und niederen Schulen kein Zusammenhang besteht, so daß der Uebergang aus einer zur andern schwierig ist, und daß das Geld häufig unnütz verschwendet wird. Auch leidet der Lehrplan an Einseitigkeit; die von dem Parlament und dem Science and Art Department gewährten Unterstützungen für technische und naturwissenschaftliche Gegenstände haben bewirkt, daß die sogenannten „literarischen Fächer“, d. h. die Sprachen, die Geschichte und Geographie, der Aufsatz u. s. w., oft vernachlässigt werden und der Unterricht eine philisterhaft-praktische Richtung auf das Nützliche erhält. Die vielen fast nur schriftlichen Examina endlich befördern ein geistloses Einpauken („cramming“) von Wissensstoff, das für die formale Bildung des Geistes einen nur sehr beschränkten Werth hat.

Auch die Stellung der Lehrer und Lehrerinnen läßt viel zu wünschen übrig. Zwar haben sie sich zum großen Theil in den letzten Jahrzehnten in Vereinen als Stand organisirt, aber die Möglichkeit der Entlassung und das geringe Gehalt, das die meisten beziehen, ist der öffentlichen Anerkennung dieses Standes noch hinderlich. Auch fehlt es an der Gelegenheit für tüchtige pädagogische Vor-

bildung. Es besteht für diesen Zweck nichts als das Teachers' Training Syndicate der Universität Cambridge, welches aber nur Lehrerinnen ausbildet. Das College of Preceptors ist jetzt daran, ein Day Training College (Seminar) in London zu gründen, das auch Gelegenheit zur Uebung im Unterricht an Schulen geben wird.

Diesen mannichsachen Mißständen soll der Reformplan der Commission abhelfen. An der Spitze des gesammten Erziehungswesens soll ein dem Parlament verantwortlicher Erziehungsminister stehen, der die Aufsicht über das gesammte Erziehungswesen führen soll. Doch wird ihm nur geringe Execution gegeben. Er wird die Localbehörden beaufsichtigen, ihnen Rath ertheilen und sie unterstützen und die Privat- und Gesellschaftsschulen gegen ungerechte Bedrückung schützen. Ein Erziehungsrath von 12 theils erwählten, theils ernannten Mitgliedern soll ihm als leitende Behörde zur Seite stehen. Derselbe soll die amtliche Lehrerliste führen und in streitigen Fragen Rath ertheilen.

Die Initiative im höheren Schulwesen soll hauptsächlich den neu zu errichtenden Localbehörden für höhere Erziehung zufallen, deren Bezirke mit den durch das Gesetz von 1888 geschaffenen ländlichen und städtischen Grafschaften zusammenfallen sollen. Die Mitgliederzahl dieser Körperschaften, die ebenfalls zum Theil von dem Grafschaftsrath erwählt, zum Theil ernannt und cooptirt werden sollen, soll sich nach der Größe ihres Bezirks richten (auf dem Lande zwischen 14 und 42, in den Städten zwischen 12 und 24). Für London werden besondere Bestimmungen aufgestellt.

Diesen Behörden wird die eigentliche Sorge für das höhere Schulwesen anvertraut. Sie haben die verfügbaren Gelder zu verwalten, können neue Steuern (2 d vom Pfd. St.) ausschreiben und beaufsichtigen die bestehenden höheren Schulen. Die Privat- und Gesellschaftsschulen unterstehen ihnen nur, soweit sie öffentlich „anerkannt" sein wollen und sich daher ihren Bestimmungen mit Bezug auf Lehrplan, Anstellung, Entlassung und Gehälter der Lehrer fügen. Daher sollen sie auch zum Erwerb von Stipendien und Preisen zugelassen werden. Doch soll sich die gesundheitliche Aufsicht der Behörde auf alle Schulen erstrecken.

Was die innere Organisation der Schulen angeht, so lehnt es die Commission ab, bestimmte Regeln aufzustellen. Sie will keine schematische Einförmigkeit und empfiehlt nur, daß mehr Werth auf allgemeine Bildung, als auf das Erwerben verwerthbaren Wissensstoffes gelegt wird. Die Stiftungen, Stipendien und Preise sollen vorzüglich dem Zwecke dienen, den Aermeren die Wohlthaten der höheren Erziehung zugänglich, nicht, wie vielfach bisher, sie für die Wohlhabenden billiger zu machen.

Für die Lehrer wird eine amtliche Liste gefordert, in die alle aufgenommen werden sollen, die Zeugnisse über ihre wissenschaftliche und praktische Befähigung beibringen können. Auch sollen sie bessere Gehälter und das Recht der Berufung gegen Entlassung erhalten.

Dies die Grundzüge einer Reform des höheren Schulwesens, die vermuthlich mit einigen Abänderungen in den nächsten Jahren Gesetz werden wird. Nach bewährter englischer Methode baut sich dieselbe auf dem Bestehenden auf und sucht die unbewußten Tendenzen, die sich darin manifestiren, zu entwickeln und fortzubilden. Die Commissionäre verwahren sich wiederholt dagegen, daß sie ein einheitliches System staatlicher Allgewalt nach continentaler Art einführen wollten; sie wollen die Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit der englischen Erziehung um jeden Preis gewahrt wissen. Ihr Ideal hält die Mitte zwischen der ministeriellen Allmacht in Deutschland und Frankreich und der bestehenden Anarchie; sie wollen die nationale Bildung heben, ohne die persönliche Initiative und individuelle Besonderheit zu unterdrücken.

In der Berücksichtigung und Pflege dieser individuellen Besonderheit liegen die Vorzüge eines solchen Systems. Während man in Deutschland nach der alleinseligmachenden Normalschule sucht — ein fruchtloses Beginnen — und beständig an der Vervollkommnung der Methoden arbeitet, halten sich die englischen Schulmänner immer das eine große Ziel vor Augen, daß der Zweck der Erziehung ist, tüchtige und pflichttreue Staatsbürger, freie Männer und Frauen heranzubilden. Das Ziel der höheren Erziehung ist nicht, die höchsten Leistungen zu erzielen, so lange diese Erziehung dauert, sondern das Höchste zu erreichen während der folgenden Epoche, einer Epoche angestrengter und nützlicher Arbeit, die so lange dauert wie das Leben.

Hans Sachs-Forschungen.

An der großen Jubelfeier des bedeutendsten deutschen Meistersängers im vorigen Jahre hat sich auch die Wissenschaft mit einer Sammlung „Hans Sachs-Forschungen" betheiligt, die A. L. Stiefel im Auftrage der Stadt Nürnberg als Festschrift herausgegeben hat. Viel tüchtige Arbeit, viel brauchbarer, trefflicher Stoff für nachfolgende Forscher steckt in dem Buche; fast jeder einzelne Beitrag ist in seiner Art gut und werthvoll. Aber nur ein Theil davon geht über den Charakter einer Vorarbeit oder einer Materiallieferung hinaus zur Synthese, die doch allmählich auch bei der weit verzweigten und nur gar zu sehr in das Stoffliche sich verlierenden Forschung über Hans Sachs am Platze wäre. „Quellenstudien sind gewiß eine nützliche Vorarbeit, können uns aber doch niemals die Lösung der eigentlichen literarhistorischen Aufgabe, die Erforschung der dichterischen Eigenart ersetzen." Diese Worte, die Max Herrmann seinem Beitrage zu dem vorliegenden Buche wie ein Motto voranstellt, hätten der ganzen Sammlung die Richtung geben sollen; dann wäre diese Festgabe vielleicht materiell noch werthvoller, jedenfalls aber in Wahrheit festlicher ausgefallen, als man jetzt von ihr rühmen kann.

In erster Linie gilt dies für den umfangreichsten Aufsatz, den der Herausgeber selbst beigesteuert hat. Stiefel hat sich seine Aufgabe zu weit gesteckt und hat sie darum nicht recht bewältigt; er gibt vieles, aber nichts ganzes, und wenn er dies auch einräumt, so verbessert das doch nicht die Thatsache, daß seine Arbeit mit ihrer allseitigen Ergänzungsbedürftigkeit einen wenig erfreulichen Eindruck macht. Mit hervorragender Belesenheit, großem Eifer und oft scharfsinniger Combinationsgabe, die er ja bei Quellenuntersuchungen zu Hans Sachs schon oft bewiesen hat, bespricht Stiefel die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des Nürnberger Meisters und eröffnet da manche neue Erkenntniß. Aber aus der Fülle der Einzeluntersuchungen, die leider nicht immer in ihrer Methode unanfechtbar sind, ist kein charakteristischer Schluß auf den Dichter selbst gezogen, und so schließen die vielen kleinen Theile sich nicht zu einem Ganzen zusammen. Nun muß man aber doch betonen, daß viele von den besprochenen Gedichten und demgemäß auch die Untersuchungen, die ihnen gewidmet werden, eigentlich nur einen Werth haben durch die Beziehung zu der künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit dahinter, ohne eine solche Beziehung aber herzlich wenig interessiren. So wirken nothwendigerweise manche von diesen peniblen Forschungen kleinlich und zwecklos, besonders wenn sie, wie gelegentlich vorkommt, nur eine Quelle, auf die schon Edmund Goetze kurz hingewiesen hat, eingehender als Vorlage des Dichters erweisen oder gar schließlich sich mit Hypothesen behelfen müssen. Eine Materiallieferung, wie Stiefel sie gibt, ist schon an sich

nicht sehr angenehm zu lesen; sie wird aber noch unleidlicher, wenn man sieht, wie leicht oft die Lücken der Forschung zu vermeiden gewesen wären. Wenn für das Gedicht „Homerus henkt sich selb“ einmal die Quelle in Walther Burley's „De vita et moribus philosophorum“ richtig gefunden war, so hätte doch auch der letzte Schritt gemacht und die Uebersetzung vorgelegt werden sollen, die Hans Sachs direct benützt hat — nebenbei bemerkt stimmt die Incunabel von 1490 mit dem Drucke von 1519 bis auf wenige Druckfehler vollständig überein —, nicht aber das lateinische Original nach einem Neudruck. Und wenn gar Stiefel bei der Besprechung des „Waldbruder mit dem Esel“ die Existenz von Karl Goedeke's weit ausgreifender Abhandlung „Asinus vulgi“ in „Orient und Occident“ (I, 531) bekannt war, so durfte er sich nicht mit dem Excerpte von Tittmann begnügen, sondern mußte auf Goedeke selbst zurückgehen. Wo die Nürnberger Bibliotheken nicht ausreichen, muß Stiefel eben andere zu Hilfe nehmen; vorläufig hätte er ja, was ihm momentan zu erledigen unmöglich war, zurückstellen können. Seine Arbeit hätte durch den Fortfall des Unfertigen nur gewonnen. Weniger, dies aber gleichmäßig durchgearbeitet, wäre für jetzt mehr gewesen. Sind ja doch einige Partieen des Aufsatzes wie zum Beispiel die über das „Schlauraffen Landt“, das „Helpad“ u. a., in ihrer Art vortrefflich und zeigen eine so zielbewußte Forschung, daß die unfertigen Skizzen und Bemerkungen daneben doppelt unangenehm berühren. Es tritt eben nicht genügend der nothwendige Gesichtspunkt hervor, daß diese Untersuchungen im kleinen und einzelnen nur die Grundlage schaffen sollen zu einer größeren zusammenfassenden Arbeit über das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen, zu der Stiefel nach seinen Kenntnissen gewiß der rechte Mann wäre; und solange dieser weitere Ausblick fehlt, müßte diese Art der Materiallieferung als Selbstzweck unvermeidlich kleinlich wirken, auch wenn sie überall zuverlässig und vollständig wäre, wie sie es bei Stiefel leider häufig nicht ist.

Damit soll dem Zutragen guten Stoffes sein vollberechtigter Werth nicht etwa durchaus bestritten werden, und andere Beisteuern dieser Art zu der Festschrift, die bescheidener auftreten und ihre enger gesteckte Aufgabe auch wirklich lösen, verdienen unstreitig ungetheilten Dank und Anerkennung. So wird das umfassende Register von Hans Sachsens Zeitgenossen und Nachfolgern im Meistergesang, das Friedrich Keinz zusammengestellt hat, jedem Forscher auf diesem Gebiete hochwillkommen sein. Auch die Mittheilung einer bisher ungedruckten Vorrede von Hans Sachs zu drei Dialogen seines Freundes Niclas Praun und des Gesprächs zwischen „Kopf und Barett“ von diesem Nürnberger Kaufherrn wird man sich gerne gefallen lassen, zumal Victor Michels in den begleitenden Bemerkungen dazu das Verhältniß der beiden Nürnberger Freunde sehr hübsch und lichtvoll schildert. Ernst Mummenhoff druckt die Singschulordnung vom Jahre 1616 (1635) ab und fügt eine authentische Feststellung der Orte der Zusammenkünfte der Meistersänger von 1526—1677 bei — eine sehr dankenswerthe Gabe, welche die lange Unklarheit über diesen Punkt endgiltig gelichtet haben dürfte. Auch die zwei Meistergesänge auf das Straßburger Münster von Hans Sachsens bekanntestem Schüler, Adam Puschmann, die Ernst Martin mittheilt, sind von Interesse, zumal der eine davon Proben der 13 Töne des gefeierten Meisters bietet. Ambrosius Oesterreicher dagegen steht in gar zu loser Beziehung zu Hans Sachs, als daß man der an sich nicht uninteressanten Abhandlung über ihn von Theodor Hampe die Berechtigung auf ihren Platz in der Festschrift wirklich zugestehen könnte.

Wenn diese Gaben sich im wesentlichen mit der Mittheilung von Material begnügen, suchen die übrigen darüber hinaus und der Erkenntniß der künstlerischen Eigenart Hans Sachsens näher zu kommen. Hermann Wunderlichs Aufsatz freilich über Hans Sachs und das Nibelungendrama ist ziemlich flüchtig und unbedeutend, eher ein paar gute Bemerkungen als eine erschöpfende Untersuchung zu nennen. Dagegen behandelt Wolfgang Golther schön das Verhältniß von Hans Sachs zu dem Chronisten Albert Krantz, dessen nordischem Geschichtswerke der Nürnberger Meistersänger den Stoff zu mehreren Gedichten und namentlich zu zwei Dramen entnommen hat. Golther begnügt sich dabei nicht mit der gewissenhaften Constatirung der einzelnen Nachahmungen, sondern schreitet dazu fort, durch die Analyse der beiden Schauspiele und ihrer Abweichungen von der Vorlage einen charakteristischen Einblick in die Arbeitsweise und die künstlerische Urtheilskraft des Dichters zu gewinnen. Ebenso berührt es bei Edmund Goetze wohlthuend, mit welch klarer Sicherheit er die Aufgabe, die er sich gestellt, in ihrem ganzen Umfange erfaßt und gelöst hat. Mochte man von ihm vielleicht auch einen noch gewichtigeren Beitrag erhoffen, so ist doch sein Aufsatz, der den wissenschaftlichen Werth auch der scheinbar kleinlichen Untersuchung der Handschriften des Dichters in so anziehender und geistvoller Weise darlegt, einer der besten des Buches. Niemand hätte die Bedeutung und die Geschichte der Handschriften mit so genauer Kenntniß zu behandeln vermocht wie der verdienstvolle Herausgeber des biederen Meistersängers, von dem wir noch die abschließende Biographie von Hans Sachs erhoffen. Seine treffliche Arbeit läßt nur den Wunsch lebhafter werden, er möge nach glücklichem Abschlusse der mühevollen Editorenarbeit noch zu dem Baue kommen, zu dem er jetzt so unermüdlich die Steine herbeischafft und zurichtet. Ein schönes Seitenstück zu seiner Abhandlung gibt Charles Schweitzer, der bekanntlich, ein Franzose, bis jetzt die beste Biographie des kerndeutschen Meistersängers geschrieben hat, in einem Aufsatz über Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Hans Sachs. Er versteht es vortrefflich, uns die echte bodenständige Volksthümlichkeit des Dichters anschaulich zu machen und seine unbewußte Kunst der selbständigen Aneignung und Verwerthung dessen, was Gemeingut des Volkes ist, zu charakterisiren. Nach dieser Probe kann man der versprochenen breiteren und tieferen Ausführung dieser auch sprachgeschichtlich hochinteressanten Untersuchungen nur mit Freude entgegensehen, und selbst der alte Büchmann wird sich noch daraus bereichern können[1]).

Um die Sicherung der Chronologie der Dichtungen Hans Sachsens haben sich Karl Drescher und Max Herrmann verdient gemacht. Doch haben beide ihre Untersuchungen darüber, die feste neue Resultate ergeben und besonders das bekannte Generalregister des Meistersängers als nicht unbedingt maßgeblich in dieser Beziehung erwiesen haben, auch dazu benützt, weitere Fragen der Forschung zuverlässig zu beantworten. Drescher stellt das Verhältniß des ersten Bandes der Folioausgabe zu den handschriftlichen Spruchgedichtbüchern klar und berührt dabei noch einige interessante Punkte, zu deren weiterer Verfolgung er Fingerzeige gibt, ohne ihnen selbst bis zu Ende nachzugehen. Seine Ergebnisse wie seine Art der Untersuchung sind etwas engherziger als die Herrmanns, mit denen er auch mehrfach nicht übereinstimmt; der peinlichen Akribie der Forschung fehlt bei ihm die wünschenswerthe Ergänzung durch einen weit ausschauenden Blick und kühne Combinations-

[1]) Z. B. S. 360 bringt sehr gute Belege zu „Hart gespannter Bogen plötzlich bricht“, die eigentlich in Büchmanns „Geflügelten Worten“, (18. Aufl. von Walter Robert-tornow, 1895, S. 175) bei dem betreffenden Citat aus Schillers „Tell“ nicht fehlen sollten.

gabe. Demgegenüber zeichnet sich Max Herrmanns Abhandlung über den Dreireim und Stichreim bei Hans Sachs bei gleicher Zuverlässigkeit im einzelnen durch feineren Scharfsinn und größere Gesichtspunkte aus. Seine Arbeit bietet etwas ganzes, in sich geschlossenes. Sie geht der Aufgabe der Erkenntniß der künstlerischen Persönlichkeit des Dichters nur von einer Seite zu Leibe, von dieser aber mit einer Vollständigkeit und Sicherheit, daß man ihre Ergebnisse, da auch die Vorarbeiten in vollem Umfange mitgetheilt sind, als festen Stützpunkt für die weitere Forschung auch nach anderer Seite betrachten kann. So gibt sie einen einigermaßen festen Mittelpunkt für die allgemeinere Erforschung des Stichreims und Dreireims im älteren deutschen Drama überhaupt. Sie behandelt aber vor allem den Dichter nicht als ein fertiges, in sich gleichartiges Ganzes, sondern erfaßt ihn historisch in seinem Werden, Wachsen und Abnehmen. Und sie erweist ihn nicht nur als ein unerschöpfliches Magazin interessanter Stoffe, sondern würdigt die Entwicklung seiner künstlerischen Einsicht und Gestaltungskraft, wie sie sich in der Form seiner Werke ausprägt. Und sie hat siegreich die Schwierigkeit bewältigt, daß sie erst ältere, festgewurzelte Irrthümer überwinden und sich die eigene Grundlage selbst erbauen mußte. Ohne Ueberhebung, aber schonungslos vernichtet Herrmann die Behauptungen Jakob Minors und seiner Vorgänger, Max Rachel u. a., über die poetische Technik des Hans Sachs in so überzeugender Weise, daß man seine Aeußerung nicht ungerechtfertigt finden kann, wenn er sagt: „Man hat allen diesen Aufstellungen der älteren Forschung gegenüber das Gefühl, als habe sie, angesichts der Schwierigkeiten, die Gesammtheit der Hans Sachsischen Werke zu prüfen, auf solche Untersuchung fast ganz verzichtet und in freier Phantasie, aber mit bemerkenswerthem Unglück dem Dichter Regeln untergelegt, die diesem fast sammt und sonders fremd gewesen sind.“ Herrmann geht methodisch musterhaft zu Werke. Er stellt zunächst die Chronologie seines Materials mit scharfsinniger Kritik fest unter Ausschließung aller zweifelhaften, d. h. zeitlich nicht constatirbaren Gedichte, die nur zu Rathe gezogen werden, wenn die Frage nach der Zeit keine Rolle spielt. Dann charakterisirt er das Milieu, aus dem Hans Sachs hervorging, d. h. das Nürnberger Fastnachtspiel vor ihm. Darauf folgt die Beleuchtung der einzelnen Phasen in des Dichters Entwicklung auf Grund der genauesten Statistik und eindringendsten Kritik, und nichts hat eben so zwingende Beweiskraft wie Zahlen, wenn sich ihrer ein scharfsinniger und unparteiischer Geist bedient. Es ergeben sich dabei nicht bloß die Regeln, die Hans Sachs in der Anwendung des Stich- und Dreireims befolgte, sondern vor allem auch Erklärungen für die Ausnahmen, die ästhetische Motive dafür erweisen und somit die künstlerische Bedeutung des Dichters in eine höhere Beleuchtung rücken. So theilt Herrmann nicht bloß Beobachtungen mit, sondern zieht mit großem Scharfsinn und unerbittlicher Consequenz Schlüsse, die weit über die bisherigen Forschungen und auch über die Frage von Stichreim und Dreireim hinausführen, und wenn jetzt jemand Hans Sachs eine ursprünglichere dramatische als epische Begabung zuspricht, so kann er sich noch auf andere Argumente als vage Eindrücke berufen. In dem heutigen wissenschaftlichen Betriebe, in dem immer mehr die Thätigkeit der Editoren die der selbständig tiefer eindringenden und weiter ausbauenden Forscher überwiegt, verdient eine Arbeit wie die Herrmanns als eine bedeutsame und verdienstliche Leistung hervorgehoben zu werden, und sie allein schon würde der Festschrift hohen Werth verleihen. Möge sie auf die Forschung über den biedern Meistersänger, in dem neben seiner menschlichen Tüchtigkeit, seinem klaren Verstande, seinen Bürgertugenden und seinem guten Theil Philistrosität doch auch ein echter Kern von einem wirklichen Künstler steckte, eine förderliche und belebende Wirkung haben!

Erich Petzet.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Im Nautischen Verein zu Hamburg hielt Hr. Georg Hechelmann einen Vortrag über die **Ablenkung der Compasse auf eisernen Schiffen** im allgemeinen wie über die durch elektrische Leitungen hervorgebrachten Ablenkungen auf Dampfern. Redner kam zu dem Schluß, daß unter den allgemeinen Ursachen in erster Reihe die eisernen Ruderhäuser zu nennen seien, namentlich wenn zum Bau derselben weiches Eisen, das immer mehr oder weniger magnetisch sei, verwendet worden. Sodann seien die eisernen Querschotten ein wesentlicher Grund der Ablenkung der Compasse. Da man indeß, unterstützt durch die Forschungen der Seewarte, jetzt mehr und mehr die Ursachen kennen lerne, welche eine Ablenkung der Nadel zur Folge hätten, sei man auch besser im Stande, hierauf von vornherein bei dem Bau Rücksicht zu nehmen und so eine größere Sicherheit der Compasse herbeizuführen. Auch hinsichtlich der Einwirkung der elektrischen Leitungen habe man weitgehende Studien gemacht und gefunden, daß, wenn ein elektrischer Strom an einem Compaß vorbeigeführt werde, der Einfluß des ersteren um so größer werde, je mehr die Lage der Leitung sich der Verticalebene nähere, in der die Compaßnadel liege. Werde aber die Leitung in der Horizontalebene des Compasses vorbeigeführt, so sei deren Einfluß beinahe gleich Null. Durch Berücksichtigung aller dieser Umstände sei man dahin gelangt, daß z. B. auf den beiden Schnelldampfern „Fürst Bismarck“ und „Augusta Victoria“ fast gar keine Ablenkung aus den obigen Ursachen stattfinde.

h. **Straßburg.** Die bereits mitgetheilte Thatsache, daß der Ordinarius für physiologische Chemie und Director des physiologisch-chemischen Instituts zu Tübingen, Prof. Dr. **Hüfner**, als Nachfolger des in den letzten Herbstferien verstorbenen Professors Hoppe-Seyler hieher berufen worden, bedeutet gleichzeitig die Entscheidung über eine wichtige principielle Frage, deren Lösung in medicinischen und namentlich in chemischen Kreisen mit einer gewissen Spannung erwartet worden ist, die Entscheidung der Frage nämlich, ob die junge Universität Straßburg auch fortan den Haupt- und Mittelpunkt für das Gebiet der physiologischen Chemie bilden solle oder nicht. Gewiße Aeußerungen, die der sehr angesehene Berliner Chemiker Prof. Fischer bald nach dem Tode Hoppe-Seylers in der Deutschen Chemischen Gesellschaft öffentlich gemacht, haben vielfach die Befürchtung entstehen lassen, daß das berühmte Straßburger physiologisch-chemische Institut, das nach der Zeit seiner Entstehung wie nach seinen wissenschaftlichen Leistungen unter Leitung von Hoppe-Seyler das erste selbständige Institut dieser Art bedeutet, seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen oder doch in seiner Thätigkeit zu gunsten anderer wissenschaftlicher Zwecke eingeschränkt werden könnte. Die Berufung des Tübinger Gelehrten, der das einzige gleichartige Institut, das in Deutschland neben dem Straßburger überhaupt besteht, ins Leben gerufen und bisher mit größtem Erfolge geleitet hat, ist wohl der deutlichste Beweis dafür, daß die in chemischen Kreisen behauptete, der selbständigen Stellung der physiologischen Chemie ungünstige Strömung an manchen medicinischen Facultäten jedenfalls in der medicinischen Facultät unsrer Kaiser-Wilhelm-Universität keinen Boden hat.

γσ. **Berlin,** 8. Dec. Die gestrige Monatssitzung der „**Gesellschaft für Erdkunde**“ ward von dem Vorsitzenden mit Erinnerungsworten an die verstorbenen Mitglieder eröffnet. Prof. Dr. **Carl von den Steinen** gedachte vor allem des verstorbenen **Otto Ehlers**, dessen tragisches Ende die geographische Literatur eines reizenden Plauderers und geistvollen Feuilletonisten beraubt, in dem aber auch die Wissenschaft einen kühnen Reisenden, scharfen Beobachter und fleißigen Sammler verloren hat, dessen Sammlungen namentlich über die Wildvölker Assams von bleibendem Werthe sind. Als erster Redner des Abends sprach der auf einem Urlaub in Europa weilende, seit 25 Jahren in chinesischen Diensten befindliche Prof. Dr. **Friedrich Hirth** aus München über das Thema: **Zwei Jahre am Jang-tse-Kiang.** Als einem Manne, der 25 Jahre den „Reis des Kaisers von China“ gegessen, so etwa führte der Redner, dessen Vortrag von echtem Humor durchwürzt war, aus, ziemt es ihm nicht, eine Kritik über die Kriegführung China's gegen Japan zu geben, dazu kommt, daß er, im äußersten Westen China's lebend, überhaupt von dem Kriege kaum etwas im Lande vernommen hat, da die Bauern in der

Umgegend von Tschung-King, woselbst er während des Krieges lebte, kaum wußten, was ein Japaner sei, und zudem nur der Umstand auf außergewöhnliche Ereignisse schließen ließ, daß die mit Bogen und Pfeil bewaffnete Garnison, die auf dem weiten Exercirplatz vor der Stadt sich zum Kampfe gegen etwaige aufrührerische Stämme der im Südwesten des Reiches sitzenden Urbewohner, der Lolos, übte, plötzlich abberufen wurde. Nach einem Urlaub begab sich der Vortragende im Frühjahr 1890 nach Shanghai, von dort nach Hong-Kong, traf den deutschen Reisenden Dr. Jagor auf Formosa noch im August desselben Jahres, und begab sich 1892 nach Shanghai zurück, von dort nach Tschin-Kiang, ward im Jahre 1893 nach Itschang versetzt, von wo er nach einem einmonatigen Aufenthalt telegraphisch nach Tschung-King berufen wurde. Dort lebte er bis zum 16. Mai dieses Jahres, worauf er nach Shanghai abreiste und im Juli dieses Jahres in München eintraf. Von der Ostküste bis Itschang findet man überall noch europäische Civilisation und Dampfer auf dem Jang-tse-Kiang, die hier aufhören. Von Itschang stromaufwärts reist man in Dschunken, deren es viele Arten für arme oder begüterte Reisende gibt. Sie besitzen 2—4 Cajüten und bieten an Raum dem Reisenden mehr als unsre großen Schnelldampfer, natürlich fehlt es an Speisen und Weinen, die der Europäer mit sich führen muß. Der Vortragende hatte auf der Dschunke neben seinen Bücherkisten auch noch Platz für ein Clavier, das er auf seiner Reise stark, oft zur Ermuthigung der Schiffsmannschaft benutzte. Eine Reise mit solchen Dschunken für mehrere Wochen stellt sich, namentlich wenn man wie die Mandarinen mit 4—5 Dschunken reist, sehr theuer, von Itschang nach Tschung-King betrug der Preis 175 Taels = 700 M. Reis, Geflügel, Eier, seltener Fleisch bilden die Beköstigung auf der Reise, doch leidet man sonst bei chinesischen Köchen keine Noth, sobald man sich mit Conserven gut versehen hat. Etwa 30 Mann bilden die Schiffsmannschaft, ein Theil dieser Kulis zieht an langen Bambusseilen das Schiff vom Ufer her. Diese „Trackers" springen auf dem Ufer von Fels zu Fels, reißen das an diese Felsen stets befestigte Seil los und hindern so ein namentlich bei der Thalfahrt drohendes Anstoßen des auf dem reißenden Jang-tse schnell dahinfliegenden Fahrzeugs auf Felsen und Riffe; reißt einmal das Seil und tritt diese Gefahr ein, so erfordert es große Energie, das festgefahrene Schiff wieder flott zu machen, ein Vorfall, der dem Vortragenden begegnet ist und zum Glück ohne Verlust für ihn ablief. Da der Capitän auf der Reise von Itschang nach Tschung-King ein Opiumraucher war, so hatte dessen Gattin, eine sehr resolute Dame, das Commando, und es ging gut. Die Landschaft von Itschang ist durch die schon hier namentlich auf dem linken Flußufer auftretenden steilen Felskegel anziehend und eigenartig und ihr Reiz wird durch die Alpenlandschaft von Szetschuan noch überboten, die in der Gegend von Tschung-King die in China berühmten und von globe-trotters besuchten „Gorges" bietet, deren grotesker Charakter durch zahlreiche, oft wechselnde Wasser- und Flußbilder, wie durch Felsengruppen lebhaft an die sächsische Schweiz erinnert, nur daß die Berge ungleich höher, der Strom ungleich mächtiger und vielfach belebter ist, als unsre Elbe. Die Landschaft zwischen Gui-Tschang-fú namentlich und Tschung-King, in der die Hügel von den Flußufern zurückweichen und sich dem Auge des Reisenden auf grünen Grasflächen und zwischen Wäldchen Dörfer darbieten, aus denen Häuser in Fachwerk und Tempel mit geschweiften Dächern hervorragen, bietet von fern fast den Charakter schweizerischer Bilder dar. Gui-Tschang-fú ist für die Flußfahrzeuge, die keiner fremden Aufsicht unterstehen, eine Zollstelle, und hier wären unsere Reisenden, zur Zeit als sich die Provinz in hellem Aufruhr befand, bei einer photographischen Excursion fast gesteinigt worden. Vor der Stadt Tschung-King, die man nach einer Reise von 28 Tagen erreicht hatte, als Schutz für die Stadtmauern gleichsam, befindet sich auf hohen Felsen ein riesiger, reich mit Gold belegter Buddha, vor dem sich die Reisenden niederwerfen, um für glückliche Fahrt zu danken. Die Stadt selbst liegt auf einem durch zwei Flüsse als Halbinsel gestalteten, 60—100 Fuß aufsteigenden Hochplateau, das sich nach hinten bis 200 Fuß etwa erhebt. Sie ist dicht bebaut und besitzt viele Tempel. Der Nebenfluß des Jang-tse, der wie alle chinesischen Flüsse an verschiedenen Stellen verschiedene Namen führt, heißt hier der „kleine Fluß", ist indessen sehr ansehnlich. Der Dialekt der Bewohner ist wie in der mehr südlich gelegenen Provinz Jünnan ein fast reines Mandarin. Herrliche Aussicht auf den mäandrisch getrümmten Flußlauf genießt man von den umliegenden mit Klöstern besetzten Bergen, deren Legenden und Chroniken im Volk sehr bekannt sind. Hier liegt auch der als Heimath der Gattin des Kaisers Jü bekannte und viel umstrittene Berg Tuschan. Der Weg aus dem Westthor von Tschung-King führt auf schmalen Steinplatten als eine Art Chaussee ohne Schatten nach dem von Weber öfters besuchten Tsching-tu. Millionen von Gräbern liegen links und rechts von diesem Wege, darunter finden sich selbst prähistorische Grabstätten, die Geräthe und Waffen enthalten. Von Tschung-King aus geht mittelst Kulis viel Thee nach Tibet, in der Stadt selbst werden viele Sänften gebaut, die sich namentlich durch ihre Höhe und durch die Elasticität ihrer Tragstangen auszeichnen, was bei den vielen Schweinen, denen man auf allen Straßen begegnet, sehr angenehm ist. Im Sommer herrscht trockene Hitze, im Winter viel Nebel. Die Straßen sind zum großen Theil mit natürlichem Pflaster versehen, das oft sich als Felsentreppe darstellt. Die Häuser, die hier nicht wie im Osten aus Holz, sondern aus Quadersteinen und Backsteinen gebaut sind, geben der Stadt ein solides Aussehen. In sehr gutem Zustande sind die öffentlichen Gebäude, die unter ihren geschweiften Dächern, deren Architektur man auf die Zeltform zurückgeführt hat, Verzierungen aus blauem und weißem Porzellan tragen, das in die Mauer eingefügt ist. Diese Ornamente stellen meist Delphine oder Drachen vor. Während des Winters ist das Bett des Jang-tse bedeutend schmäler als im Sommer, wo er oft bis eine englische Meile breit ist, und deßhalb baut man auf dieser im Winter trockenen Fläche temporäre Häuser, die mit eintretender Fluth im Frühjahr wieder verschwinden und deren Abbruch in der Regel durch eine Theatervorstellung gefeiert wird. Der Redner illustrirte seine Ausführungen durch zahlreiche Photographien wie durch echte chinesische Bilder in der lehrreichsten Weise. — Darauf sprach A. Berson vom meteorologischen Institut, der kühne Luftschiffer mit dem Ballon „Phönix", über Geographisches aus dem Luftballon. In mehr als 37 Fahrten ist er bis zu einer Höhe von 9000 Meter aufgestiegen und hat wichtige Beobachtungen über die Physik der Atmosphäre gemacht. Er hält eine Verwendung des Luftballons zu geographischen Forschungen für aussichtsvoll, spricht jedoch auch von den großen technischen Schwierigkeiten, die sich diesen Expeditionen, namentlich in Afrika, im Innern Asiens, besonders in den Polargegenden entgegenstellen und sieht das Project des Schweden Andrée, den Nordpol mittelst Ballons zu erreichen, als unausführbar an. Er legte dar, wie es, da im Weltraume in sehr großen Höhen eine Energie von Körpern nicht mehr ausgeht, nicht richtig sei, von einer Temperatur des Weltraums zu sprechen, der ja vom Aether, d. h. dem Träger von Schwingungen, erfüllt ist. Aus der Seltenheit einer Westrichtung des Ballons kann man, da in Europa meist Südwestwinde herrschen, auf eine Drehung des Windes in die umgekehrte Richtung wie auf der Erde in Höhen von 5000 bis 6000 Meter schließen. In 1000 bis 2000 Meter Höhe ist nicht selten Windstille vorhanden, auch zeigt die Atmosphäre in bedeutenden Höhen noch 40 bis 50 Proc. Feuchtigkeit. In der Höhe über 4000 Meter hat man durch das Aufsteigen des unbemannten Ballons „Cyrus", der in $6^3/_4$ Stunden 915 Kilometer in der Luftlinie von Berlin bis östlich von Wilna am 6. September 1894 zurücklegte, ein rapides Wachsen der Windgeschwindigkeit erkannt. 38 Meter sind pro Secunde in 1500—1800 Meter Höhe und 40 Meter pro Secunde im Maximum gemessen worden. Den Anblick der Erdoberfläche vom Ballon aus sollte sich nach des Vortragenden Ansicht kein Geograph entgehen lassen, und die Aeronautik hat schon, wenn sie zu neuen Fragen anregte, auch für die geographische Wissenschaft sich als fruchtbringend erwiesen.

A. Rostock, 11. Dec. Im 47. Lebensjahre starb gestern Abend nach langem schweren Leiden der ordentliche Professor der Anatomie an der hiesigen Universität, Albert v. Brunn. Er war im Herbst 1883 an Stelle Merkels hieher berufen worden

* **Wien.** In medicinischen Kreisen verlautet, daß die bevorstehende medicinische Studien- und Prüfungsreform die Ablegung eines praktischen Dienstjahres in einer öffentlichen Krankenanstalt obligat machen werde. Demnach wird der Mediciner nicht, wie bisher, nach dem letzten Rigorosum und nach der Doctorpromotion, sondern erst nach dem Dienstjahr im Spital die selbständige Praxis beginnen können. Es wird damit ein Analogon zu der einjährigen Gerichtspraxis jener Juristen geschaffen, die in den Staatsdienst treten oder sich der Advocatur zuwenden wollen. Das praktische Dienstjahr wird gerade für den Mediciner, der bisher, wie die Erfahrung lehrte, nicht immer genügend praktisch vorbereitet in die Praxis gegangen ist, als Erforderniß angesehen. Die Studiendauer soll durch die obligate Einführung der Spitalpraxis nicht wesentlich verlängert werden, da,

wie schon gemeldet, die möglichste Einschränkung der rein theoretischen Fächer in der Neuorganisation vorgesehen ist.

* **Athen.** Von der hiesigen Universität wurden zu Beginn des Wintersemesters fünf Damen als Studirende aufgenommen. Ein Theil der Studenten war gegen die Neuerung und es ward, wie der „Köln. Ztg." berichtet wird, der Versuch gemacht, durch Ruhestörung und ungeziemendes Benehmen den Damen den Besuch der Vorlesungen unmöglich zu machen. Das Rectorat hatte Mühe, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Noch aber leben die Studenten, deßhalb in Parteien gespalten, auf gespanntem Fuße; es kam zwischen zwei Studenten zu Beschimpfungen und Thätlichkeiten, die damit endeten, daß der eine (noch dazu aus Arkadien) auf seinen Commilitonen (aus Kleinasien) am Eingang zum Hörsaal der Chemie meuchlings mit einem Revolver schoß und ihn schwer verletzte. Mit dem Geiste des um eine Dame entbrannten trojanischen Kriegs läßt sich, wie man sieht, der modernste Fortschritt der Universitätseinrichtungen nicht wohl vereinigen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. December folgende Schriften eingegangen:

Gothaer genealogischer Hofkalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch. 1896. 133. Jhgg. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser. 1896. 69. Jhgg. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser. 1896. 46. Jhgg. Gotha, Justus Perthes. — C. A. Graf v. Götzen: Durch Afrika von Ost nach West. Mit Original-Illustrationen u. Karten. Berlin, Dietrich Reimer 1895. — A. Schweiger-Lerchenfeld: Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Mit Abbildungen u. Karten. Lfg. 21.—25. Wien, A. Hartleben. — Fälle polnischen Boycotts. (Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken.) Berlin, Deutscher Verlag. — M. Rieger: Das Gebet des Herrn; eine Laienauslegung. Freiburg u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Hugo v. Seelen: Die deutsche Oper als Aschenbrödel! Offener Brief an d. Grafen v. Hochberg. Charlottenburg, Karl Köhler 1895. — Michael Georg Conrad: In purpurner Finsterniß; Roman-Improvisation a. d. 30. Jhrt. Berlin, Verein f. freies Schriftthum. — Hans v. Gumppenberg: Der fünfte Prophet; psycholog. Roman. Ebd. — Dr. jur. Franz Günzburg: Deutscher Hausbesitzer-Kalender f. 1896. 7. Jhgg. Berlin, Reinhold Kühn. — Heinrich Noë: Edelweiß u. Lorbeer; neue Bilder aus Tirol. München, J. Lindauer 1896. — Antiquar. Katalog: Eugen Stoll, Freiburg i. B. Nr. 79. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Effi Briest.

Roman von Theodor Fontane.

Die schönsten Bücher sind immer diejenigen, welche dem naiven und unverwöhnten Leser ebenso viel Freude machen wie dem anspruchsvollen, der „den Reiz genießen kann, welchen das Verfolgen der Compositionsgeheimnisse und des Stils gewährt". Solcher Bücher entstehen niemals viele, und heutzutage gar kommt es ganz ausnahmsweise vor, daß man einmal auf ein Buch dieser Art stößt. Effi Briest, der neue Roman von Theodor Fontane, ist eines dieser seltenen Bücher. Da finden wir Menschen und Geschehnisse, die auf uns den Eindruck des Wirklichen und Lebenswahren machen, und zugleich verläßt uns keinen Augenblick das Gefühl, daß uns ein echtes Kunstwerk vorliegt. Es ist eben ein anderes, das Leben einfach abzuschreiben, ein anderes, das Geschaute auch künstlerisch zu gestalten. Aber man muß ein Künstler sein, um beides vereinigen zu können, und ein Künstler ist Theodor Fontane, der nicht durch Theoretisiren, sondern durch die That beweist, daß das Wahre keineswegs in Gegensatz zum Schönen zu stehen braucht.

Staunenerregend ist die jugendfrische Schöpferkraft, die Fontane in einem Lebensalter sich erhalten, ja zum guten Theil erst zu entwickeln begonnen hat, in dem sonst die Dichter meistens „ausgesungen" haben. Den Sechzigen war er nahe, als er überhaupt zu fabuliren begann, nachdem er schon Jahrzehnte hindurch auf verschiedenen anderen Gebieten literarisch thätig gewesen. Und fast ein Siebziger schrieb er das Buch, das ihn mit einem Schlage zu einem der populärsten Männer bei den Anhängern der neuen Strömungen machte, schrieb er den Roman „Irrungen Wirrungen", in dem er mit Meisterhand das verwirklichte, was die jungen Neuerer vergebens zu erreichen sich abmühten: die treue Wiedergabe der Natur als künstlerisches Portrait, nicht als geistlose Photographie. Seitdem sind in rascher Aufeinanderfolge die Bücher erschienen, an die man jetzt sogleich denkt, wenn der Name Fontane genannt wird. Frau Jenny Treibel, Stine, Unwiederbringlich.... Fontane ist der echteste Schilderer des norddeutschen, genauer gesagt, des altpreußischen, märkischen, des Berliner Wesens. Seine Geschichten sind nicht, wie die sogenannten Berliner Romane verschiedener jüngerer Autoren an das Thiergartenviertel, die Börsenkreise, an die großentheils aus Eingewanderten bestehende Gesellschaftsschicht gebunden, die man das Premierenpublicum nennt. Er kennt wohl auch diese Kreise und weiß sie mit satirischer Feder zu schildern, aber er kennt auch das Kleinbürgerthum, den Handwerker, den Schulmann, den Gelehrtenstand, und wo er uns hinführt, sehen wir wirkliches Leben.

Bei vielen anderen Autoren sind die Menschen die einheitliche Verkörperung eines bestimmten Princips. Aber der Mensch ist an und für sich weder gut noch böse, die Verhältnisse, die Umgebung, die Interessen machen ihn dazu. Ererbte Eigenschaften werden durch die Erziehung und das Leben ausgebildet oder abgestreift. Auch ist niemand ganz derselbe für alle, und es ist oft wunderlich, wie jemand von den einen für treu und edel gehalten wird, während die anderen ihn als falsch und bösartig hassen, weil eben der Gleiche Verschiedenen gegenüber verschieden ist.

Bei Fontane lernen wir complicirte Menschen kennen, wie sie das Leben hervorbringt, und gar oft mag sich die Phantasie gereizt fühlen, ihre Geschicke und das, was sie bei anderen äußeren Einwirkungen geworden wären, weiter auszuspinnen. Auch in Effi Briest ist jede einzelne Gestalt so plastisch und lebensvoll, daß diese Figuren uns nicht mehr loslassen und wir bei manchen den Eindruck gewinnen, als seien sie uns schon einmal im Leben begegnet. Die Heldin ist mit wenigen Strichen lebendig und leibhaftig vor uns hingezaubert. „In allem, was sie that, paarte sich Uebermuth und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine große natürliche Klugheit und viel Lebenslust und Herzensgüte verriethen. Man nannte sie die „Kleine", was sie sich nur gefallen lassen mußte, weil die schöne, schlanke Mama noch um eine Hand breit höher war."

Wie manche andere Fontane'sche Frauengestalt, hat sie neben der natürlichen Anmuth ihres Wesens einen Stich ins Romantische, ins Räthselhafte. Je länger wir uns mit Effi beschäftigen, um so verständlicher wird sie uns, um so mehr wächst zugleich unsre Bewunderung für die Divinationsgabe, mit der der greise Autor sich in das Denken und Fühlen eines jungen Weibes zu versetzen, für die Kunst, mit der er einen solchen Charakter zu schaffen und auszuführen wußte. Um das Thema, das in den Romanen so unendlich häufiger behandelt wird, als es im Leben vorkommt, dreht es sich auch in diesem Buche, aber der Ehebruch wird nicht mit den verführerischen Farben und der Leichtfertigkeit der Franzosen geschildert, sondern mit dem Ernste, wie in Giacosa's „tristi amori", und mit der Milde des Weisen, dem verstehen auch verzeihen heißt.

Als blutjunger Lieutenant hatte Geert v. Innstetten für die schöne Louise Belling geschwärmt, aber er war zu jung zum Heirathen, und als der Rittergutsbesitzer v. Briest auf Hohenkremmen um ihre Hand anhielt, da entschloß sie sich, sein Weib zu werden. Darüber sind achtzehn Jahre hingegangen und Effi, die einzige Tochter des Briest'schen Paares, ist zu einem frischen, lieblichen Mädchen herangeblüht. Innstetten, der in den Staatsdienst getreten und Landrath in Kessin geworden ist, kommt zum Besuche nach Hohenkremmen und faßt sofort warme Neigung für die Tochter seiner Jugendliebe. Frau v. Briest ist beglückt in dem Gedanken, daß der Mann, den sie noch immer mit den Augen ihrer Jugend ansieht, ihrer Tochter das Glück bieten wird, das ihr selbst versagt blieb. Manchmal mochte sie wohl im stillen den feinen und vornehmen Innstetten mit ihrem eigenen Gatten verglichen haben, der sich in seiner frivolen burschikosen Redeweise auch mit dem zunehmenden Alter nicht geändert hat und bei dem man immer fürchten

muß, daß er etwas Unpassendes sagt. Sie redet Effi aus ehrlicher Ueberzeugung zu, braucht aber keine großen Redekünste, denn Effi's Herz und ihre Sinne sind noch ungeweckt, sie sieht keinen Grund, Zweifel in die Einsicht der Mutter zu setzen, und es mag sie wohl auch die Aussicht auf Glanz und Stellung bestechen. So ist sie am Morgen noch eine wilde spielerische Hummel und am Nachmittag die Braut des um zwanzig Jahr älteren Mannes. Bei der Verlobung geht es ohne besonderen Aufwand von schwärmerischen Gefühlen zu, und Briest, der gewöhnlich von dem Fontane'schen Grundsatze „Nichts feierlich nehmen" reichlich Gebrauch macht, ist auch an diesem Tage kein anderer. Effi blickt zu ihrem Bräutigam mit Respect und Verehrung hinauf, aber sie kann ihn nicht so recht herzhaft lieb haben, es bleibt immer eine gewisse Scheu bei ihr vorhanden. Innstetten ist ein Mann von Charakter, von Principien, „auch ein Mann von Grundsätzen. Und das ist, glaub' ich, noch etwas mehr. Ach und ich ... ich habe keine. Sieh! Mama, da liegt etwas, was mich quält und ängstigt. Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber . . . ich fürchte mich vor ihm", sagt sie einmal während ihres Brautstandes. Und darin liegt es. Effi wird vom Kinde fast ohne Uebergang zum Weibe, und sie kommt ihrem Gatten gegenüber nie recht zum Gefühl der Gleichberechtigung. Und dieser Gatte, der musterhafte, pflichttreue, eifrige preußische Beamte hat keinen Tropfen leichten Blutes in seinen Adern, kein Verständniß für die Natur des jungen Dinges an seiner Seite, das neben dem Schutz und der Treue auch Huldigung und Aufmerksamkeit braucht, das das Leben nicht immer von der ernsten Seite zu nehmen vermag. Auf der Hochzeitsreise ist er sehr aufmerksam, aber sie muß es auch sein, namentlich wenn er etwas sagt oder erklärt. „Er weiß übrigens alles so gut, daß er nicht einmal nachzuschlagen braucht."

Von der bis nach Sorrent und Capri ausgedehnten Hochzeitsreise führt Innstetten sein junges Weib nach der schweren, dicken Luft Kessins, wo der Landrath die erste Respectsperson ist. Die Eingeborenen sind sogenannte Kaschuben. Was an der Küste hin in den kleinen See- und Handelsstädten wohnt, das sind von weither Eingewanderte, Menschen aus aller Welt Enden und Ecken, aus Schottland, aus Schweden, aus Portugal. Sogar ein Chinese ist dort, der ist freilich todt und begraben und liegt auf dem kleinen eingegitterten Stück Erde, dicht neben dem Kirchhof. Es knüpft sich eine seltsam mysteriöse Geschichte an ihn, welche die Kessiner immer nur mit einem gewissen Grauen andeuten. Der Chinese! Bereits während der Fahrt von der Eisenbahn nach dem landräthlichen Hause nennt Innstetten ihn mit beziehungsreicher Miene, im Hause selbst glaubt die Dienerschaft an Spuk, auf einem Stuhle in einem großen Saale ist das Bildchen eines kleinen Chinesen angeklebt, und eines Nachts, da Effi allein schläft — Innstetten ist zum Besuch bei dem Fürsten Bismarck in dem benachbarten Varzin —, fährt sie entsetzt schreiend aus dem Schlafe auf, sie hatte das Gefühl, daß etwas am Bette vorbeistrich, und sie dachte an den Chinesen, mit dem sich für sie der Begriff des Geheimnißvollen, des Uebernatürlichen verband. Innstetten, der am anderen Morgen zurückkehrt und dem sie, glücklich, daß er wieder da ist, die angstvolle Nacht schildert, ist nicht so theilnahmvoll, wie sie gehofft hatte. Er behandelt sie etwas von oben herab, redet ihr aber auch ihre unklaren Gedanken nicht aus. „Es sei eine Sache, die man glauben und noch besser nicht glauben kann." Welche Gedanken und Empfindungen müssen nun aber in ihr hervorgerufen werden, da sie später eines Tages hört, daß Innstetten die Spukgeschichte zwar nicht eigens ersonnen, aber den vorhandenen Glauben an den Spuk mit System und Methode benutzt hat, um sie unter einem gewissen Druck zu halten und an einem unsichtbaren Draht zu lenken! „Eine junge Frau ist eine junge Frau, und ein Landrath ist ein Landrath. Er kutschirt oft im Kreise umher, und dann ist das Haus allein und unbewohnt. Aber solch ein Spuk ist wie ein Cherub mit dem Schwert. . . ." Da bäumt sich ihr Herz gegen die kühl berechnende Grausamkeit auf, mit der Innstetten diesen Angstapparat benutzt, und das Mißtrauen, das darin liegt, ruft ihren ganzen Trotz und Groll hervor. Der erfahrene Frauenbezwinger, der vierundvierzigjährige Major Crampas, hatte die Wirkung seiner Enthüllung wohl berechnet, denn in der dadurch hervorgebrachten Stimmung schwindet Effi's bisheriger tapferer Widerstand. Nicht Liebe und nicht Leidenschaft ist es, was sie in seine Arme treibt, eher ein Gefühl der Leere, des Verdrusses, vielleicht der unbewußte Gedanke der Rache für das mangelnde Vertrauen, das Stampfen des trotzigen Kindes: „Nun erst recht!" Bei Crampas ist es, wenn wir die wenigen Briefstellen richtig deuten, nicht allein die Sucht nach einer neuen Eroberung, sondern eine tiefe Neigung, die sein unermüdliches Ringen um Effi veranlaßte.

Innstetten, der eifrige, aufstrebende Beamte — nicht Streber im bösen Sinne des Wortes — wird nach Berlin ins Ministerium berufen, und Effi verläßt Kessin schon einige Wochen vor der Uebersiedelung, angeblich nur um passende Wohnung zu suchen, aber fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Sie hofft, an neuem Orte ein neues Leben beginnen, die schuldbeladene Vergangenheit austilgen zu können. In Berlin leben sie ein paar Jahre lang freundlich, aber ohne Wärme neben einander; Innstetten ganz dem Dienste hingegeben, Effi unbefangener und heiterer als in Kessin. „Wohl blickte das Vergangene noch in ihr Leben hinein, aber es ängstigte sie nicht mehr oder doch um vieles seltener und vorübergehender, und alles, was davon noch in ihr nachzitterte, gab ihrer Haltung einen eigenen Reiz. In jeglichem, was sie that, lag etwas Wehmüthiges, wie eine Abbitte. Es hätte sie glücklich gemacht, dies alles noch deutlicher zeigen zu können, aber das verbot sich freilich." Wenn sie an die Vergangenheit denkt, hat sie weniger das Gefühl der Reue, als das der Scham über den ewigen Lug und Trug; denn immer war es ihr Stolz, daß sie nicht lügen konnte und nicht zu lügen brauchte, und nun mußte sie es doch thun. Wegen katarrhalischer Affectionen wird Effi nach Ems geschickt, wohin sie Innstetten, den dienstliche Verpflichtungen zurückhalten, nicht begleiten kann. Auch das Kind Annie — das einzige des Paares — muß der Schule halber in Berlin bleiben. Eines Tages, als Annie mit der treuen Magd Roswitha spielte, verletzte sich das Kind, die Treppe herunterfallend, am Kopf, und nun wurde überall nach Verbandzeug gesucht, bis man sich erinnerte, daß es im Nähtische lag. Dieser wurde erbrochen und dabei kamen die Briefe des Majors Crampas an Effi in Innstettens Hände. Wohl war es diesem schon hie und da aus hingeworfenen Aeußerungen, aus Imponderabilien aufgedämmert, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, aber die Beweise von der Schuld seiner Frau trafen ihn doch ahnungslos. Er tödtet Crampas im Duell, und Effi wird durch ihre Mutter benachrichtigt, daß sie sich selbst aus ihrer Sphäre verbannt, daß sie Gatten und Kind verloren habe und auch das Elternhaus ihr verschlossen bleiben müsse. Effi lebt einsam in Berlin, bis die treue Roswitha sie aufsucht und bei ihr bleibt. Mehrere Jahre hindurch hatte sie ihr Kind nicht gesehen, da begegnet es ihr eines Tages zufällig, und nun erwacht in ihr die ganze Sehnsucht, es ans Herz zu drücken. Die Zusammenkunft mit Annie, die ihr die Ministerin auswirkt — da Effi das Kind nicht im geheimen sehen, Innstetten aber auch nicht

direct bitten wollte — wird zu einer herben Enttäuschung, einer tiefen Seelenqual für sie, bringt ihr aber zugleich die Erleichterung, daß sie genug gebüßt, daß ihre Schuld ausgelöscht sei, da Innstetten das Kind mit gebundener Marschroute gesandt, es wie einen Papagei abgerichtet hatte. Von da an kränkelt sie stärker und ihr seit lange mit den Familien Briest und Belling befreundeter Arzt schreibt hinter ihrem Rücken den Eltern, die sie nun zu sich kommen lassen. In Hohenkremmen verlebt sie noch friedliche Monate, die Treuesten aus der Kessiner Zeit, Roswitha und der wackere Hund Rollo, sind bei ihr, und sanft und versöhnt mit allen, auch mit ihrem eigenen Geschick, schlummert sie hinüber.

Effi trägt in ihrer Abstammung die Keime zu ihrem Schicksal. Sie hat von beiden Eltern etwas geerbt, von der feinen und vornehmen, aber kühlen und äußerlichen Mutter und von dem gutherzigen, leichtfertigen Vater. Ein Sohn dieses ungleichen Paares hätte sich in jungen Jahren austoben und ein rechter Mann werden können. Das Mädchen aber, das unfertig ins Leben hinein geführt wurde, kommt an die Seite eines Mannes, der viele gute und große Eigenschaften hat, aber die Liebe und die Duldsamkeit nicht kennt und neben dem sie sich nicht frei entwickeln kann. Die Objectivität in der Behandlung und Durchführung der einzelnen Charaktere ist bewunderungswürdig. Wen wir hören und in wessen Lage wir uns versetzen, der hat von seinem Standpunkt aus Recht. Ein Meisterstück ist das Gespräch zwischen Innstetten und dem Freunde, den er ins Vertrauen zieht und der dann sein Secundant wird. Sechs Jahre sind seit der Untreue Effi's vergangen und die Zeit hat lindernde Kraft. Beide erkennen, daß Innstetten weiser und besser gehandelt hätte, wenn er sich nicht im ersten Augenblick hätte hinreißen lassen, einen Dritten ins Vertrauen zu ziehen. Denn jetzt kann er nicht zurück; jetzt muß er, um nicht vor dem Mitwisser die Augen niederschlagen zu müssen, den conventionellen Duellweg wählen. Und wie scharf und klar erkennt er bei der Heimkehr vom Duell, was das Rechte gewesen wäre! „Wenn ich die Briefe fünfundzwanzig Jahre später gefunden hätte, so war ich siebzig. Dann hätte Müllersdorf gesagt: Innstetten, seien Sie kein Narr!... Wo liegt die Grenze? Zehn Jahre verlangen noch ein Duell und da heißt es Ehre, und nach elf Jahren oder vielleicht schon bei zehneinhalb heißt es Unsinn.... Ja, wenn ich voll tödtlichem Haß gewesen wäre, wenn mir hier ein tiefes Rachegefühl gesessen hätte! Rache ist nichts Schönes, aber was Menschliches und hat ein natürlich menschliches Recht. So aber war alles einer Vorstellung, einem Begriff zu liebe.... Ich mußte die Briefe verbrennen und die Welt durfte nie davon erfahren. Und wenn sie eben kam, ahnungslos, so mußte ich ihr sagen: Da ist dein Platz! und mußte mich innerlich von ihr scheiden. Nicht vor der Welt. Es gibt so viele Leben, die keine sind, und so viele Ehen, die keine sind...." In dieser Erkenntniß, zu der Innstetten zu spät kommt, haben wir wohl das Votum des Autors zu erblicken, die Lösung, die das Leben gar oft in solchen Fällen bieten mag.

Die Verhüllung des erfahrenen Unglücks vor der Welt hätte auch der ganzen Individualität Innstettens mehr entsprochen, als die Aufdeckung der Schande, die Vernichtung des eigenen Lebensglücks und des Glücks der noch immer von ihm geliebten Frau, wozu er sich um eines Phantoms willen hinreißen ließ. Wir werden nicht Zeugen von Effi's Fall, der nicht mit brutaler Deutlichkeit geschildert, sondern — und darin liegt eine echt Fontane'sche Feinheit — so leise und discret angedeutet wird, daß mancher flüchtige Leser erst etwas davon wahrnehmen mag, wenn es zur Entdeckung der Briefe kommt. Ob die Art der Entdeckung nicht etwas gar zu sehr an abgebrauchte Theatermotive erinnert? Darüber kann man mit dem Verfasser rechten; wenn aber schon der Zufall zu der Katastrophe führen mußte, so ist der Nähtisch wohl das allergewöhnlichste Motiv, aber darum nicht besser und nicht schlimmer als ein anderes. Gegen die Thatsache der Aufbewahrung der Briefe selbst läßt sich unsres Erachtens nichts einwenden. Wer nur immer im Leben einmal etwas zu verbergen oder zu verheimlichen hatte — und wer wäre frei davon! — der weiß, daß man derartige Zeugen sofort vernichten muß, weil man sich später, wenn man sie einmal aufbewahrt hat, nicht mehr dazu entschließen kann. Man weiß, daß ihr Vorhandensein eine Gefahr bildet, aber man fühlt sich wie von unsichtbarer Geisterhand zurückgehalten, wenn man später einmal ihre Vernichtung vornehmen will.

Nirgends in dem Buche geht es laut, wild und romantisch zu; selbst die Scenen, die dem Duell vorausgehen, das Duell selbst, die tiefergreifende Begegnung Effi's mit ihrem Kinde, machen den Eindruck echter Lebenswahrheit.

Manchem mag es wohl auffallen, daß gerade diese Eltern sich so schroff von ihrem Kinde, ihrem einzigen, lossagen. Aber als der Brief Innstettens kam, da war Briest, der gutherzige, gar nicht sittenstrenge, so erschüttert, daß er die Entscheidung seiner Frau überließ, wie ja überhaupt alles, was zu weittragenden Reflexionen Anlaß gibt, für ihn „ein zu weites Feld" ist. Frau v. Briest aber ist über ihre Tochter nicht nur deßhalb erzürnt, weil diese vom Wege der strengen Pflicht abgewichen ist, sondern es spielt auch noch etwas verletzte Eitelkeit mit, weil ihr Plan, das Lebensglück ihres Kindes mit demjenigen des Mannes zu vereinigen, an den sich ihre eigenen schönen Jugenderinnerungen knüpfen, so mißglückt ist, so daß sie halb unbewußt von vornherein Partei gegen ihre Tochter nimmt und gar nicht nachforscht, ob Innstetten nicht auch vielleicht einen kleinen Theil der Schuld daran trägt, daß Effi vom rechten Wege abgewichen. Neben der Objectivität in der Durchführung der einzelnen Charaktere ist die Kunst hervorzuheben, mit der der Autor sie seinen Helden als Folie gegenüberstellt: so den Apotheker Alonso Gießhübler, der in ritterlicher Weise Effi huldigt und den Gegensatz zu dem vielbeschäftigten Innstetten bildet, der zwar auf seine schöne Frau stolz ist, aber für die kleinen Aufmerksamkeiten, deren ein so junges Weib bedarf, gar kein Verständniß hat; so die Sängerin Marie Trippelli, die in ihrer resoluten Selbständigkeit und der Freiheit ihrer Bewegungen einen Gegensatz zu der etwas ängstlichen Effi bildet. Auch die Dienstboten, die schöne und kecke Johanna, die treue, abergläubische Roswitha stehen ganz lebendig vor uns. Selbst die Nebenfiguren, die nur durch das Buch hinhuschen, sind vorzüglich geschildert. Wahre Cabinetstücke der Charakteristik sind die beiden Eltern Briest, ganz besonders der Vater. In der zweiten Hälfte des Buches ist der Verfasser nicht ganz so objectiv, wie in der ersten und wendet jetzt seine und des Lesers Sympathien der büßenden schönen Sünderin zu, während gegen den schnurgeraden Innstetten ein gewisser Widerwille entsteht. Wenn wir dann aber am Schlusse dessen Klagen hören, wie sein eigenes Leben und Lebensglück zerstört worden ist und wie er besser gethan hätte, das Unglück in der eigenen Brust zu verschließen, dann werden wir auch für ihn von tiefem Mitleid erfüllt. Eine gescheite Aeußerung, die wir uns beim Durchlesen notirt haben, möge hier wiedergegeben werden:

... „Das Capitel Schlaf überhaupt — die Menge thut es nicht; was entscheidet, ist die Qualität. Ein guter Nicker von fünf Minuten ist besser, als fünf Stunden unruhige 'Rumdreherei, 'mal links, 'mal rechts."

Effi Briest ist das Werk eines großen, tiefen Seelenkenners, eines Mannes mit einem Herzen voll warmer Menschenliebe. In wenigen Tagen schließt Theodor Fontane sein 76. Lebensjahr ab und bereits ist wieder ein neuer Roman von ihm in Aussicht. Das ist wirklich ein gesegnetes Alter, und da ist der Wunsch hoffentlich nicht vermessen, daß es noch lange so bleiben möge.

Sigmund Schott.

Beiträge zur Orientpolitik.

(Eine Publication des früheren Regenten von Serbien, Dr. Jovan Ristic.)

XX Belgrad. Die verschlungenen Wege der europäischen Orientpolitik in den letzten dreißig Jahren sind noch nicht genügend in das Licht der Oeffentlichkeit gerückt. Vieles, ja das meiste, was zur Aufhellung dieses wichtigen Abschnittes der europäischen Zeitgeschichte dienen könnte, schlummert noch in dem Dunkel der diplomatischen Archive. Gerade jetzt ist die öffentliche Aufmerksamkeit neuerdings dem orientalischen Problem zugewendet und es scheint fast, als ob auf dem wohlbekannten Schachbrette die alten Spieler eine neue Partie zu beginnen sich anschickten. Als um so willkommener muß eine Schrift begrüßt werden, welche der frühere Regent von Serbien, Dr. Jovan Ristic, soeben in serbischer Sprache unter dem Titel „Das letzte Jahr der auswärtigen Politik des Fürsten Michael" erscheinen ließ und welche eine ganze Reihe interessanter Beiträge zur neuesten Geschichte der Orientfrage enthält.

Die Schrift Ristics richtet sich zum Theil gegen eine Broschüre des gewesenen Ministerpräsidenten M. S. Pirocanac, betitelt „Fürst Michael und der Balkanbund", welche zu Anfang dieses Jahres in Belgrad erschien und gegen Ristic den Vorwurf erhob, daß er die Balkanbund-Idee des Fürsten Michael, woran dieser bis zu seiner Ermordung im Jahre 1868 mit rastloser Energie gearbeitet hatte, zum Schaden Serbiens preisgegeben und über Bord geworfen habe. Diesen polemischen Theil der Ristic'schen Schrift wollen wir in dem nachfolgenden Resumé bei Seite lassen und uns lediglich auf eine Hervorhebung jener historischen Daten beschränken, welche allgemeine Bedeutung haben.

Schon im Jahre 1861, versichert Ristic, ergriff Griechenland die Initiative zu einem Bündnisse mit Serbien, dessen Ziel die Befreiung der beiderseitigen Stammesgenossen in der Türkei sein sollte. Zu der Zeit saß noch König Otto auf dem griechischen Throne. Die Verhandlungen nahmen indeß keinen günstigen Fortgang, weil Griechenland auf ganz Macedonien Anspruch erhob. Inzwischen war König Georg auf den griechischen Thron gelangt und als er sich im Jahre 1867 in Petersburg befand, „gab er unter dem Einflusse der russischen Regierung direkten Befehl, die Allianzverhandlungen mit Serbien zu Ende zu führen". Im August 1867 wurde der Bündnißvertrag in Vöslau bei Wien von Ristic für Serbien und von Zanos für Griechenland unterzeichnet. In der Vollmacht, welche Fürst Michael Ristic ausstellte, hieß es: „Fest überzeugt, daß die Zeit gekommen ist, um die Völker zu befreien, welche unter der türkischen Herrschaft seufzen, und daß die beiden heute freien Vorposten der unter dem hundertjährigen Barbarenjoche meistgeprüften Nationen, das Königreich Griechenland und das Fürstenthum Serbien, berufen sind, mit Gottes Beistand dieses große Werk durchzuführen, haben wir es für gut befunden, uns in dieser Beziehung sowohl über das Ziel, das zu erreichen ist, als auch über die Mittel, welche zu diesem Behufe angewendet werden sollen, mit Sr. Maj. dem König von Griechenland ins Einvernehmen zu setzen, und versprechen, treu auszuführen, was unser Vollmachtträger vereinbart und unterzeichnet haben wird."

Schon ein Jahr zuvor war ein ähnliches Uebereinkommen mit Montenegro zu Stande gekommen. Mit den Führern der bulgarischen Emigration in Bukarest war bereits im Jahre 1864 ein Protokoll vereinbart worden, wornach Serbien und Bulgarien zusammen ein „südslavisches Kaiserthum" unter dem Scepter des Michael Obrenovic bilden sollten. In Bulgarien sollte Thracien und Macedonien einbegriffen sein. Später erst, im Januar 1868, gelang es, mit Rumänien den Allianzvertrag zu vereinbaren. Derselbe fiel jedoch sehr platonisch aus. Aber alle diese Abmachungen zusammen hielten nicht, was man sich von ihnen versprochen hat. „Obwohl seit 35 Jahren die Idee eines Balkanbundes amtlich existirt," sagt Ristic, „haben wir bis auf den heutigen Tag nicht einen einzigen Act gemeinsamer Thätigkeit seitens der Balkanvölker zu verzeichnen. Serbien mußte im Jahre 1876 den Befreiungskrieg allein beginnen, und Griechenland redete sich aus, daß das Bündniß, welches mit dem Fürsten Michael abgeschlossen wurde, mit seinem Tode erloschen sei. Die Freiwilligen, welche aus Rußland nach Serbien zogen, stießen in Rumänien auf größere Hindernisse als in Oesterreich. Die Bulgaren fordern heute nicht nur ganz Macedonien allein für sich, sondern auch noch die Dobrudscha und das Gebiet von Pirot. Es wäre eine gefährliche Illusion, diesen Stand der Dinge nicht einzugestehen und eine Selbsttäuschung fortzusetzen, die keinesfalls zum Ziele führen kann." Im Mai 1868 befand sich Ristic in Petersburg. Zar Alexander II. sagte ihm: „Je vous engage de dire au Prince que vous avez en moi un ami désintéressé, qui vous recommande la patience et la modération. Nous vous continuerons la même bienveillance comme jusqu' à présent." Gleichzeitig berichtete Ristic aus Petersburg an den Fürsten Michael: „Ob es zwischen Rußland und Oesterreich zum Kriege kommt oder nicht, so viel ist gewiß, daß jede dieser Mächte wider die andere auf der Lauer liegt. Der russische Gesandte in Wien, Graf Stackelberg, der sich jetzt hier befindet, sagt mir, daß die Beziehungen zwischen ihnen so gespannt sind, daß es gar nicht mehr schlimmer werden kann. Baron Jomini bestätigt mir dies und meint, daß, wenn Rußland einen Krieg führen wird, dies vor allem ein Krieg mit Oesterreich sein wird. Ein bestimmter Grund für diese Spannung ist eigentlich nicht vorhanden. Sie hat mit der Moskauer Ausstellung begonnen. Seit der Zeit cokettirt Oesterreich mit den Polen in solchem Maße, daß man es in Rußland im Verdachte hat, es wolle Polen unter irgend einem Erzherzog wiederherstellen. Daß der Zar uns Geduld empfiehlt, geschieht hauptsächlich deßhalb, weil Rußland noch nicht kriegsbereit ist."

Auch im Jahre 1870, während des deutsch-französischen Krieges, mahnte Rußland in Belgrad unausgesetzt zum Frieden. Der damalige Vertreter Rußlands in Belgrad, Schischkin, richtete eine Note an Ristic, worin er sagt: „Alle Bemühungen meines kaiserlichen Herrn sind darauf gerichtet, die jetzige Krisis zu localisiren. Rußland kann es in diesem Augenblicke nicht zugeben, daß die Lunte an das orientalische Pulverfaß gelegt werde."

Im April 1868 wurde Ristic von Bismarck in Berlin empfangen. Bismarck sagte ihm, „er empfinde große Achtung vor Serbien, welchem sogar in England Gerechtigkeit widerfahren wird, obwohl man dort mit seinem Wohlwollen allem gegenüber, was im Orient nicht türkisch ist, sehr zurückhaltend zu sein pflegt. Die Wichtigkeit Serbiens wächst mit jedem Tage, da seine Lage eine solche ist, daß es niemand anzufassen wagt, weil es wie ein Igel nach allen Seiten sticht."

Ueber die Zusammenkunft des Fürsten Michael mit dem Grafen Andrassy, welche am 1. August 1867 in Iva-

nica, einer ungarischen Besitzung des Fürsten, stattgefunden hat, macht Ristic nach den Angaben des Fürsten Michael selbst nachstehende Mittheilungen: „Graf Andrassy bemühte sich, den Fürsten Michael zu überzeugen, daß Ungarn keinerlei aggressive oder ambitiöse Absichten gegenüber dem Orient hege. Als Beweis dafür führte er an, daß Kaiser Napoleon bei der Zusammenkunft in Salzburg Oesterreich-Ungarn Bosnien anbot, er ihm aber darauf geantwortet habe, Ungarn sei ein so vollbeladenes Schiff, daß es keinen einzigen Passagier mehr aufnehmen könne, ohne sich der Gefahr des Untersinkens auszusetzen. Der ungarische Ministerpräsident beklagte sich hart über Rußland, insbesondere wegen der Reise der österreichisch-ungarischen Slaven zur ethnographischen Ausstellung, welche diesen Frühling in Moskau stattgefunden hat, und er machte kein Hehl aus den Besorgnissen, welche ihm die slavophile Politik der russischen Regierung einflößt. Er verurtheilte es scharf, daß auch der ungarische Serbe Jovan Subotic, trotzdem er einen höheren Beamtenposten einnimmt, sich unter den slavischen Moskau-Pilgern befand, und er betonte, daß er seine Pensionirung ausdrücklich deßhalb verfügte, um damit demonstrativ sein Vorgehen zu verurtheilen. Graf Andrassy beschwerte sich über die heftige Opposition, welche die ungarischen Serben unter Miletic der ungarischen Regierung machen, — und ersuchte den Fürsten Michael, darauf zu sehen, daß sich Serbien jeden aufreizenden Einflusses auf die ungarischen Serben enthalte und nach Thunlichkeit in beruhigendem und für die ungarische Regierung freundlichem Sinne auf sie einwirke."

Das Ergebniß seiner diesmaligen Betrachtungen faßt Ristic in Folgendem zusammen: Auf eine Cooperation mit den anderen Balkanvölkern könne Serbien seinen Calcul nicht mehr bauen. Klüger wäre es, eine Allianz mit einer Großmacht anzustreben. Der serbische Krieg gegen Bulgarien wegen des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel war ein schwerer Fehler. Wohl sei das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel nothwendig. Aber dies sei nicht anzustreben, indem man den Bulgaren ihr Erbgut vorenthält, sondern indem man selbst den gleichen Weg einschlägt. Man dürfe Vertrauen haben zu dem Wohlwollen der Großmächte, denn aus ihren Händen erhielt Serbien im Jahre 1878 nicht nur die vollständige Unabhängigkeit, sondern auch einen ansehnlichen Gebietszuwachs.

Ristic schließt, indem er jenen, die an den Resultaten seiner öffentlichen Thätigkeit mäkeln, die Worte Bismarcks vom 12. Juli 1881 entgegenhält: „Diejenigen, welche selber nichts auszurichten vermochten, versuchen unsern Mitbürgern die Freude an dem neu entstandenen Reiche zu trüben und die Befestigung und Feststellung desselben zu hindern."

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Sch. Unter dem Titel: „Zeitschrift für ungarisches öffentliches und Privatrecht" geben Dr. Isidor Schwartz und Dr. Armin Tetétleni in Budapest seit dem 1. Jan. l. J. eine Monatsschrift (Verlag von S. Politzer in Budapest) heraus, die den Zweck verfolgt, „die europäische Publicistik und Juristenwelt mit den Resultaten des Fortschritts, der Rechts- und Staatswissenschaften in Ungarn, sowie mit den Schöpfungen der ungarischen Gesetzgebung bekannt und vertraut zu machen". Nebst den Publicationen aus allen Zweigen der Rechts- und Staatswissenschaften soll „auch die Judicatur der Gerichte, die Bibliographie und die Thätigkeit der ungarischen Akademie auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften entsprechende Berücksichtigung finden". Die Absicht der Herausgeber ist recht löblich und entspricht unstreitig einem Bedürfnisse, da wegen Unkenntniß der ungarischen Sprache die rechts- und staatswissenschaftlichen Literaturproducte Ungarns außerhalb des Landes unbekannt bleiben müßten. Die Folgen dieses Umstandes bemerkt man in den zahlreichen Irrthümern und Fehlern, denen insbesondere die Lehre vom ungarischen Staatsrecht in Oesterreich und Deutschland verfallen ist. Wir haben in diesen Blättern diese Thatsache wiederholt hervorgehoben und beleuchtet. Die Herausgeber der vorliegenden „Zeitschrift" suchen das gesteckte Ziel weniger durch Originalaufsätze und selbständige Bearbeitungen einzelner rechts- und staatswissenschaftlicher Fragen als dadurch zu erreichen, daß sie umfassendere Schriften und Broschüren des ungarischen Büchermarktes, oder Gesetzentwürfe mit den beigegebenen Motiven und Ausschuß-Berichten u. dergl. in vollem Umfange ins Deutsche übertragen und veröffentlichen. So findet man in den zehn bisher erschienenen Heften: „Das ungarische Civilehegesetz" („Regierungsvorlage, Motivenbericht, Text des Justizausschusses des Abgeordnetenhauses und Berichte dieses Ausschusses"); die politischen Broschüren von dem Publicisten Ministerialrath Dr. Gustav Beksics über „den Dualismus" und über „die rumänische Frage und den Kampf der Racen in Europa und Ungarn"; die rechtshistorische Studie von Dr. W. Vazsonyi über „das Placetum regium nach ungarischem Staatsrecht"; „Die Geschäftsordnung des ungarischen Abgeordnetenhauses". Niemand wird leugnen, daß die mitgetheilten Schriften, Entwürfe, Berichte und Statuten interessante und werthvolle Beiträge zur Kenntniß und Beleuchtung rechts- und staatswissenschaftlicher Themata bilden, allein die vollständige Mittheilung selbständig erschienener Bücher von oft beträchtlichem Umfange in jener Monatsschrift hat denn doch viel Mißliches zur Folge. Die in längeren Zeiträumen stückweise erfolgende Publicirung einer Schrift besitzt wenig Anziehendes, verleidet die Lectüre und erscheint für die Zeitschrift als kaum zu ertragender Ballast, der das Blatt schwerfällig und unbefriedigend macht, um so mehr, wenn von den publicirten Schriften, Gesetzen, Motivenberichten ꝛc. innerhalb zehn Monaten keine einzige Publication zum Abschluß gebracht worden ist. Die Grenze zwischen Buch und Zeitschrift ist hier verschoben, wahrlich nicht zum Vortheil und Vergnügen des lesenden Publicums. Außer dem oben angeführten Inhalt bringt die „Zeitschrift" noch recht lesenswerthe Beiträge, wie z. B. von Prof. Dr. Franz Nagy über „Ungarisches Seerecht", vom Universitätsprofessor Dr. Julius Schvarcz „Drei (staatswissenschaftliche) Briefe an einen Zeitgenossen", von Dr. Ladislaus Fayer über „den Schutz des Hausfriedensrechtes im ungar. Strafrecht", von G. Beksics über „das Vetorecht der Magnaten", von Prof. Dr. Thomas Vécsey über „den Grafen Stephan Szechenyi und das ungar. Privatrecht" u. s. w. Diese „Zeitschrift" sei den betreffenden Fachkreisen empfohlen, wir wünschen ihr rüstigen Fortgang und thatkräftige Unterstützung.

bm. Ludwig Goldhanns Leben und Gedichte. Mit einem Geleitworte von Franz Goldhann und einem Lebensbilde des Dichters von Emil Soffé. Herausgegeben vom Deutschen Journalisten- und Schriftstellerverein für Mähren und Schlesien. Brünn, 1896, Verlag des Journalistenvereins; Druck von Rudolf M. Rohrer. Der typische Fall des verkannten Jambentragöden! Einer altangesehenen, begüterten Wiener Bürgerfamilie entstammt, zählte Goldhann zu seinen Ahnen einen Stadtwürdenträger, der seines Mannesmuthes wegen das Haupt auf den Block legen mußte; hörte er im Haus seiner Eltern von Mozart, Schreyvogel, Salieri, Schenck ꝛc. als Familiaren reden; wuchs er in einer Kinderstube auf, oberhalb welcher Beethoven, unterhalb welcher Lenau wohnte. Auf dem Gymnasium regten sich die ersten lyrischen Triebe; schwermüthige Anwandlungen wurden durch eine von Goldhann stets unvergessene Ferientour im gastlichen Haus seines Schwagers, des Alterthumsforschers v. Wolfskron in Bozen, behoben; die Stürme des Jahres 48 brachten den frommen und doch freiheitsliebenden Jüngling in schweren Zwiespalt mit seinem erzconservativen Vater, der Eisenhändler und Eisenkopf zugleich war. Verstoßen von den Seinen wegen seiner harmlosen Haltung in der Studentenlegion, trat er in die Beamtenlaufbahn ein, die ihn nicht, wie er gewünscht, in eine Bibliothek, sondern in die Finanzprocuratur, bald, viel zu bald, nach Brünn verschlug. Er war dort eine Weile durch seine literarischen Erstlinge, warm gefühlte Gedichte, die ihm auch gute Worte von Hebbel, Halm, Grillparzer eintrugen, vielgesucht; fand auch in Deutschland für seine geschmackvollen „Aesthetischen Wanderungen in Sicilien" verdientes Lob; gewann sich auch in Hebbel einen überzeugten Förderer seines dramatischen Schaffens (Hebbel schickte Goldhanns „Günstling eines Kaisers" — Petronius — nach der Lectüre sofort an Hofmann u. Comp. zum Verlag): den Weg zur Bühne, das Herz Laube's, die Theater von Groß- und Kleinresidenzlingen vermochte der edle, nur überempfindliche Mann dagegen nicht zu erobern. Dieser Fehlschlag seiner höchsten Hoffnungen hat Goldhanns Dasein nicht etwa nur umdunkelt, sondern

in Grund und Boden ruinirt. Wie es einen Querulantenwahn gibt, so darf man hier von einem Dramatikerwahn reden. Goldhann war keine gewöhnliche Natur; er hatte Gaben des Geistes und des Gemüthes, die ihn bedeutenden Männern und ausgezeichneten Frauen mit Recht werth machten; er besaß eine außerordentliche Kenntniß der romanischen und zumal der spanischen Literatur; war wohlbewandert in den Alten; las alle paar Jahre wiederum seinen Vischer von Band I bis Band IV; reiste alljährlich kreuz und quer durch Europa; war von dem Feuilleton angesehener Wiener Blätter nicht nur als Gast, sondern als ständiger Leiter gesucht; von seinen Wiener Freunden unablässig beschworen, nach seiner Pensionirung die Brünner Enge mit dem geistigen Leben in Wien zu vertauschen, wo ihm die Besten, Saar, Anzengruber, Joseph Bayer &c. mit alter persönlicher Liebe und demselben beredten Schweigen über seine meisten Stücke begegneten. Umsonst. Der wohlhabende, unabhängige Junggesell verbiß sich in seinen Groll; wühlte sich immer tiefer ein in Selbstquälerei und Anklagen wider den Undank der Deutschen gegen ihre fähigsten Dramatiker &c. und — ließ über solchen Einbildungen seine eigentlichen Anlagen, die Fähigkeit des Memoirenschreibers und lyrischen Improvisators, verkommen. Prof. Sossé hat mit großem Zartgefühl und feinem Abwägen diese Selbsttäuschungen Goldhanns beredet und durch unbefangene Freundes-Urtheile (so auch durch das Zeugniß des mit Goldhann seit dem Jahre 1867 verkehrenden Referenten) zu bekräftigen gesucht. Er hat aber auch mit großem Fleiß aus weitschichtigem Tagebücher- und Briefmaterial auf engen Raum das Wesentliche, Bezeichnende, ein ganzes Culturbild, zusammengedrängt, endlich im Verein mit kundigen Helfern eine Auswahl der lyrischen Gedichte Goldhanns — darunter einige ganz echte, ganz sangbare, ganz vortreffliche — zu Stande gebracht: all' das in einem schön gedruckten Band, der verdient, die Erinnerung an Goldhann, einen ebenso wackeren als tiefunglücklichen Charakter, dauernd aufrecht zu erhalten. Als Leitwort hätte man für dies literarische Denkmal wie für den ganzen Lebenslauf Goldhanns freilich das Kleistische Wort wählen dürfen: ein ganzes Talent kommt von Gott, ein halbes vom Teufel.

* **Eisenach**, 13. Dec. Der Ankauf der im Besitze der Schiller-Stiftung befindlichen Villa Reuter durch die Stadt für den Preis von 32,000 M. wurde vom Gemeinderath genehmigt. Die Stadt ist verpflichtet, das Zimmer des Dichters wie bei Lebzeiten desselben in Stand zu halten und etwa sich findende Manuscripte an die Schiller-Stiftung zu überweisen. Zum Director der im nächsten Jahre zu eröffnenden Reuter- und Richard Wagner-Museen wurde Professor Kürschner auf Lebenszeit gewählt.

* **München.** Deutsche meteorologische Gesellschaft, Zweigverein für Bayern. In der Sitzung vom 10. December hielt Topograph Lutz einen Vortrag über „Das barometrische Höhenmessen". Derselbe gab einleitend einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die ersten Versuche, Berghöhen zu messen. Bezüglich dieser bestanden noch im 17. Jahrhundert ganz falsche übertriebene Vorstellungen. Gelegentlich der Gradmessungen zu Beginn des 18. Jahrhunderts fanden auch Höhenmessungen statt, und Dominique Cassini bestimmte die ersten Gipfelhöhen trigonometrisch. Zur selben Zeit versuchte der bekannte Arzt und Naturforscher Scheuchzer aus den Ablesungen an seinem Quecksilber-Barometer die Höhe der Berge abzuleiten. Unserm Jahrhundert war es vorbehalten, die bisherigen Mängel der trigonometrischen und barometrischen Höhenmessung zu beseitigen, die Hülfsmittel bedeutend zu verbessern und genauere Methoden einzuführen. Redner führte aus, wie viele und werthvolle Arbeiten theils von Staatsstellen, theils von Privaten gerade in Bayern dafür geleistet wurden. Er geht dann zu den verschiedenen Arten der Höhenbestimmung über, dem geometrischen, trigonometrischen und barometrischen Nivellement. Die erste Methode ist die genaueste. Die bequemste Art bildet wohl die barometrische Höhenmessung mit Anwendung von Quecksilber- oder Aneroidbarometern. Im bayerischen topographischen Bureau sind zwei Verfahren der barometrischen Höhenmessung eingeführt. Das der mathematischen Section, wobei stets mehrere Beobachter zusammenarbeiten, beruht stets auf einer trigonometrischen oder durch Nivellirung bestimmten Ausgangsstation, sowie mehreren in die Messung eingeschalteten, im Niveau bereits festgestellten Vergleichspunkten. Diese Cotirung dient der topographischen Section als Grundlage für ihre Höhenmessungen. Dieselben geschahen früher, z. B. in Niederbayern, ausschließlich mit Aneroidbarometern. In den letzten zehn Jahren trat diese Barometermessung in den Hintergrund, da die Aufnahme bayerischen Alpengebiets mit dessen Vorland viele Distanzbestimmungen, gänzliche Aenderungen großer Strecken und Details erforderlich machte, so daß ein kleines Höhenmeßinstrument mit Entfernung messendem Fernrohr oder Boussole das Barometer nahezu entbehrlich machte. Redner kam zu dem Schlusse, daß sich zur Verbesserung der bis jetzt gewonnenen Höhenresultate die barometrische Höhenmeßmethode nicht so eignen dürfte, als die nivellitische und trigonometrische. Wenn man aber bedenkt, daß es möglich war, in einem Zeitraum von 20 Jahren mit nur drei Beobachtern unter Leitung des Chefs der mathematischen Section ganz Bayern barometrisch mit einer solchen Anzahl von Höhenpunkten zu bedecken, daß auf 1 Quadratkilometer ca. 2—3 Coten treffen, so leuchtet der Werth der Barometermessungen vollkommen ein. Rechnet man noch die Arbeiten der topographischen Section hinzu, welche im letzten Decennium das südliche Bayern behandelten, so kommen für dieses Gebiet auf 1 Quadratkilometer 40—50 Cotenpunkte. Diese Zahlen sprechen deutlich genug. Nunmehr sollte man zu erreichen suchen: unter Benützung und im Anschluß an das bayerische Präcisionsnivellement und das Bahnnivellement alle Staats- und Districtsstraßen zu nivelliren, dazwischen trigonometrische Höhenpunkte einzuschalten und alle früheren Bestimmungen möglichst zu controliren. Dadurch würde Bayern ein Höhennetz erhalten, welches, genau ausgeglichen, allen Anforderungen der Technik und der Wissenschaft entspräche. Der Anfang wurde im letzten Jahre gemacht. — Sodann demonstrirte der Director der Meteorologischen Centralstation, Dr. Erk, noch das Siedethermometer, über dessen Leistungen er sich nach seinen bisherigen Erfahrungen befriedigt äußerte.

* **Leipzig**, 13. Dec. Hier feierte heute Rudolf Leuckart, unser Zoolog, sein 50jähriges Doctor-Jubiläum. Leuckart hat seinen Doctortitel bei der medicinischen Facultät der Georg-August-Universität Göttingen erworben. Dort schloß er sich besonders an Rudolf Wagner an. Das Interesse für zoologische Studien überkam Leuckart erblich. Sein Oheim, Friedrich Sigismund Leuckart aus Helmstedt (gestorben 1843 als Professor in Freiburg) war ein Zoolog von Bedeutung. Er pflegte hauptsächlich die Lehre von den Eingeweidewürmern. Sein „Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen" vom Jahre 1827 hat geschichtlichen Werth. Vielleicht hat sein Beispiel Rudolf Leuckart angeregt, seine Arbeit vornehmlich dem gleichen Thiergebiete zu widmen. In seinen Schriften gedenkt er oft mit Anerkennung des Oheims. Populär geworden ist Leuckart durch seine Forschungen zur Lehre von den Trichinen. Zusammengefaßt hat er seine gesammten langjährigen Studien und Erfahrungen in der Parasitenlehre in dem Werke „Die Parasiten des Menschen". Eigenthümlich ist dem Werke das genaue Eingehen auf die Bedürfnisse der medicinischen Klinik. Außer den rein zoologischen Fragen erörtert Leuckart darin gerade das, worauf es dem Mediciner ankommt, eingehend. Bei seinem reichen Gehalt hat sich Leuckarts Werk unter allen seiner Art die hervorragendste Stelle errungen und zu erhalten gewußt. Gleichfalls der Medicin wesentlich zu gute gekommen ist die Darstellung der vergleichenden Anatomie des Auges, die Leuckart zum Gräfe-Sämisch'schen Handbuche beigesteuert hat. Leuckart ist überhaupt stets bestrebt gewesen, sein Wissen und Können in den Dienst des Allgemeinwohls zu stellen. Im letzten Jahrzehnt hat er sich viel um die Beseitigung der Gefahren, die die Fischzucht bedrohen, bemüht. Universitätslehrer ist Leuckart fast ein halbes Jahrhundert lang. Er begann, damals Assistent R. Wagners, 1847 in Göttingen als Privatdocent zu lehren. 1850 wurde er Professor in Gießen. In Leipzig lehrt er seit 1870. Wie groß Leuckarts Schülerkreis ist, das beweist die Festschrift, die ihm zum 70. Geburtstage dargebracht wurde. Gelehrte aus aller Herren Ländern betheiligten sich daran. Im Namen der Schüler übergab ferner heute Professor Dr. Simroth eine meisterhaft ausgeführte Büste des Gefeierten. Die Stadt Leipzig ließ diesem den Ehrenbürgerbrief überreichen.

* **Berlin.** Die Verhandlungen wegen der Verlegung des Botanischen Gartens sind zum Abschluß gelangt. Er kommt auf das Terrain der königlichen Domaine Dahlem (westl. Steglitz), wo bereits ein Grundstück von nahezu 25 Hektar (98 Morgen) abgesteckt worden ist. Der bisherige Garten in der Potsdamer Straße hat einen Flächeninhalt von 11 Hektar (43 Morgen), ist also kaum halb so groß wie der in Dahlem projectirte. Diesem Größenverhältniß sollen auch die baulichen Anlagen entsprechen, unter ihnen wird das große Palmenhaus den ersten Rang einnehmen. Dieses soll erheblich geräumiger werden als das alte, welches, wiewohl 53 Meter lang und 19 Meter breit, sich doch zu klein erwiesen hat. Auch wird die Zahl der Gewächshaus-Abtheilungen, welche jetzt 31 beträgt, vermehrt werden. Der Bau der Garten-

anlagen soll im kommenden Frühjahr in Angriff genommen werden, so daß der Pflanzentransport sich voraussichtlich noch vor Ende des nächsten Sommers wird bewerkstelligen lassen. Das Ausräumen der Gewächshäuser rc., sowie das Ausheben der im Freien cultivirten Pflanzen ist eine ungeheure Arbeit, da der Garten an 30,000 verschiedene Arten von Pflanzen beherbergt. Die Transportkosten allein werden auf 100,000 M. geschätzt. Dagegen sind von der Stadtgemeinde Berlin, falls sie den jetzigen Garten übernehmen und in öffentliche Anlagen umwandeln wolle, 40 Millionen Mark gefordert worden.

* **Wien.** Am 8. Dec. fand im Hörsaal des philologischen Seminars der Universität die constituirende Versammlung des „Oesterreichischen Vereines für Bibliothekswesen" statt, eines Vereines, der, unter der Aegide des Directors der Hofbibliothek, Hofr. Wilhelm R. v. Hartel, in Anregung gebracht, eine Vereinigung zur Wahrung der wissenschaftlichen und übrigen gemeinsamen Ziele und Interessen aller österreichischen Bibliothekbeamten bezwecken soll. In England, Frankreich und Deutschland bestehen bereits solche Verbände, in Oesterreich fehlte es jedoch bisher an jeder derartigen Institution. Nach längerer Debatte, an der sich Prof. Zwiedinek aus Graz, Dr. Gottlieb, Doublier, Eichler, Mayer und Frankfurter betheiligten, wurde der Statutenentwurf mit einigen Abänderungen genehmigt und der Statthalterei unterbreitet. Das vorbereitende Comité besteht aus den Vorständen der Wiener Bibliotheken: Hofr. Hartel, Regierungsr. F. Grassauer, Regierungsr. F. Leithe, den Custoden R. Glossy, Chmelarz und Zimmermann, sowie den Herren W. Englmann, S. Frankfurter, R. Geyer, J. Himmelbauer, F. Mayer und F. Schnürer.

* **Budapest.** Die philologische Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften beschloß auf Antrag des ordentlichen Mitgliedes Georg Volf, anstatt des veralteten Czuczor-Fogarassy'schen Wörterbuches die Edition eines neuen vollständigen „Ungarischen Wörterbuches der Akademie" in Vorschlag zu bringen. Das neue große Wörterbuch soll den ganzen Wörterschatz der heutigen Sprache umfassen. Die Vorarbeiten des Werkes dürften 20 Jahre in Anspruch nehmen. Die Commission beschloß ferner, im Jahre 1897 ein türkisches Wörterbuch von Dr. Ignaz Kunos herauszugeben, welches den wissenschaftlichen und praktischen Interessen zugleich dienen soll.

* **London.** Das Kabelschiff der Firma Siemens u. Co., der „Faraday", ist am 11. Dec. nach Brasilien abgesegelt, um das neue Kabel den Amazonenstrom hinauf nach Madaos zu legen. Der „Faraday" hat fast 1400 engl. Meilen Kabel an Bord. Nach Vollendung des Werkes wird das Innere Brasiliens telegraphische Verbindung mit der an der Mündung des Amazonenstromes gelegenen Stadt Para und auf diese Weise mit der ganzen Welt erhalten. Auf Einladung der Firma Siemens wird ein Beamter des Brittischen Museums die Expedition begleiten, um botanische und zoologische Sammlungen für das Museum anzulegen. Der Gewählte ist der Director des zoologischen Departements des South Kensington-Museums, E. E. Austen. Der „Faraday" ist ein höchst merkwürdiges Schiff. Seit seiner Erbauung 1874 hat er 22,000 Meilen Kabel gelegt. Das erste war das Kabel nach den Vereinigten Staaten. Seitdem hat er durch sechs Kabel Amerika und Europa verbunden.

* **Belgrad.** Die serbische Akademie beschloß, den 21. December, den 100. Geburtstag Leopold v. Ranke's, festlich zu begehen, zum Zeichen des Dankes für dessen Geschichte des serbischen Befreiungskampfes.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Russische Zustände während des Feldzuges von 1812.

Von Paul Holzhausen.

Als vor längerer Zeit in Frankreich der General de Miribel eines plötzlichen und unerwarteten Todes starb, wurde bekanntlich Le Mouton de Boisdeffre zum Chef des Generalstabs der französischen Armee ernannt. Ce n'est pas le premier venu, der Chef eines großen Generalstabes, und in der That ist der General de Boisdeffre, abgesehen von seinen anerkannten persönlichen Fähigkeiten und Leistungen — er spielte u. a. in den großen Manövern von 1892 neben Saussier, Davout und Gallifet eine bedeutende Rolle — ein Militär, auf welchen das Soldatenblut bereits von den Ahnen vererbt wurde. Freilich ist er weder mit dem berühmten Mouton verwandt, der in der blutigen Schlacht bei Aspern durch die Erstürmung des Dorfes Eßling den von der Lobau-Insel über die Donau gegangenen Theil des französischen Heeres vor dem Untergange rettete und für diese That den Titel eines Grafen von Lobau erntete, noch auch mit jenem andern verdienten napoleonischen General Mouton-Duvernet, den eine kurzsichtige und gehässige Reaction im Jahre 1816 schmählich hinmordete; aber ein Verwandter Le Mouton de Boisdeffre's ist der langjährige Commandeur des 26. französischen Infanterie-Regiments, spätere Brigadegeneral und maréchal du camp Baron Pouget (1767—1851), dessen ursprünglich nur für den engeren Kreis der Familie bestimmte Souvenirs de Guerre vor kurzem von seiner Tochter Frau de Boisdeffre, einer Tante des jetzigen französischen Generalstabschefs, herausgegeben und bei Plon in Paris verlegt worden sind.[1]

Diese Souvenirs de Guerre, nicht so umfangreich wie die meisten der in den letzten Jahren in demselben Verlage erschienenen Memoirenwerke, dürfen besonders in einer Beziehung Anspruch auf ein ganz specielles Interesse erheben. Abgesehen nämlich von dem, was sie mit den meisten Veröffentlichungen ähnlichen Genres gemein haben, wechselreichen Scenen aus dem Kriegs- und Lagerleben der Revolutions- und Kaiserzeit, sowie aus der Epoche der gehässigen und kleinlichen Verfolgungen der übriggebliebenen Helden durch die Restauration, abgesehen, sage ich, von diesen Schilderungen tapferer Thaten, Gefahren, Blessuren und Decorationen, befriedigt dieses verhältnißmäßig kleine, fast zierliche Büchlein von 322 Seiten in Kleinoctav die gespannte Neugierde des lesenden Geschichtsfreundes noch in einer ganz eigenthümlichen Richtung. Baron Pouget, 1812 Commandant von Witepsk, hatte nämlich das Unglück, einer der verhältnißmäßig wenigen Generale zu sein, welche von den Russen gefangen wurden. Durch die besondere Gnade Kaiser Alexanders nach St. Petersburg gebracht, fand der gefangene General hier, wie schon vorher in Polen, Gelegenheit, die Stimmungen und Gesinnungen der verschiedensten Kreise der russischen Bevölkerung während des Feldzuges, wie auch die geradezu grauenhafte Behandlung kennen zu lernen, welche den aus allen Nationen Europa's zusammengesetzten unglücklichen Gefangenen der „großen Armee“ von Seiten des halbasiatischen Volkes vielfach zutheil wurde. Gerade hierüber aber besitzen wir verhältnißmäßig wenige authentische Zeugnisse. Aus diesem Grunde habe ich es für angezeigt gehalten, im Folgenden das Hauptgewicht auf die russischen Capitel zu legen, hingegen von dem übrigen Inhalt des Buches nur so viel mitzutheilen, als geboten erscheint, um dem Leser von dem Charakter und der Zuverlässigkeit unsres Gewährsmannes ein klares Bild zu verschaffen, wobei die eine oder andere interessante Episode zugegeben worden ist. Mitbestimmend hiebei ist der Umstand gewesen, daß es mir vor kurzem gelungen ist, aus durchaus zuverlässigen Familientraditionen ein paar Berichte deutscher Mitkämpfer von 1812 zu bekommen, welche mit Pouget das Loos russischer Gefangenschaft theilten und deren Aussagen denen des französischen Generals daher wohl an die Seite gestellt werden dürfen.

Baron Pouget wurde am 28. Juli 1767 in dem Marktflecken Craon in Französisch-Lothringen geboren. Er stammte aus einer guten Familie. Aus seiner Jugendzeit wäre zu erwähnen, daß er bei dem Chevalier de Beauvau, Prinzen von Craon, den durch seinen Esprit bekannten Lieder- und Fabeldichter Chevalier de Boufflers kennen lernte. Pouget war eine geborene Soldatennatur. Aus der trockenen Luft der Schulstube zog es ihn schon frühe hinaus in das wechselreiche Lagerleben, und da ihm ohnedies ein Stiefvater die Anwesenheit im elterlichen Hause verleidete, trat er gern in das Nationalgarden-Bataillon von Craon, in dem er Lieutenant und Capitän wurde und mit welchem er, voll erfaßt von dem Enthusiasmus der ersten Revolutionsjahre und als echter Soldat auch für die kleinen und kleinsten Details seines Dienstes begeistert, die Feldzüge der 90er Jahre mitmachte. Im Feldlager lernte er eine Anzahl jener militärischen self-made men kennen, wie sie nur die bewegten Zeiten von Revolutionen oder ein rasch emporsteigendes Cäsarenthum aufzuweisen pflegen, unter denen Lefebvre, der spätere Herzog von Danzig, Marschall Molitor, auch der berühmte Kleber zu nennen wären. Eine Zeit lang befand er sich auch im Generalstab des genialen, selbst von einem Napoleon bewunderten Lazare Hoche, den nur ein frühzeitiger Tod hinderte, die zahlreichen Lorbeeren, welche manchem seiner überlebenden Kriegscameraden unter der Kaiserherrschaft vorbehalten waren, mitzupflücken.

So traf den jungen, von Thatendurst glühenden Officier der 18. Brumaire und die Consulatsregierung. Pouget folgte begeistert dem Stern Bonaparte's und ist sein ganzes Leben lang dem Kaiser Napoleon und seinem Andenken auch über das Grab hinaus treu geblieben. Er wurde Major im 62. Linienregiment, ging mit diesem und

[1] Souvenirs de Guerre du Général *Baron Pouget*, publiés par *Mme. de Boisdeffre* née *Pouget*. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1895.

seiner anmuthigen jungen Frau nach Italien und machte in Livorno eine furchtbare aus der Havana eingeschleppte Fieberseuche mit durch. Der Aufenthalt in dieser Stadt verschaffte ihm Gelegenheit, auch die Kunstschätze des nahegelegenen Pisa und des schönen Florenz kennen zu lernen, und wer seine Bemerkungen über den Dom und das Baptisterium sowie den Campo Santo der Pisaner und über die unermeßlichen Schätze der Arnostadt liest, wird gestehen, daß Baron Pouget kein ausschließlich militärisches Talent war. Von dem ersten Consul zum Obersten des 26. leichten Infanterie-Regiments befördert, macht er die merkwürdigen Tage im Boulogner Lager mit und zieht 1805 in den österreichischen Feldzug. Das 26. leichte Infanterie-Regiment gehörte zur Brigade Ledru des Essarts, Division Legrand, Corps Soult. In der Schlacht bei Austerlitz hatte Oberst Pouget auf dem äußersten rechten Flügel der Franzosen das Dorf Tellnitz zu vertheidigen und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Regiment derart aus, daß er bald nachher zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt wurde. Von dem Fanatismus der Russen weiß er schon damals manches zu erzählen. So war in der Schlacht bei Austerlitz einem russischen Soldaten das Bein zerschmettert worden; die französischen Ambulanzen wollten dem Verwundeten helfen, dieser aber ergriff seine Flinte und schoß auf die, welche ihm Beistand brachten, bis er von den hierüber ergrimmten Soldaten niedergemacht wurde.

Pouget stand bei seinem Corpscommandeur Marschall Soult ausgezeichnet angeschrieben, was dieser bei verschiedenen Gelegenheiten auffällig documentirte. All das hinderte den Marschall nicht, im Jahre 1832, nach Louis Philippe's Thronbesteigung, seinen ehemaligen Kriegskameraden als Bonapartisten zu verfolgen. Marschall Soult, um dieses nebenher zu bemerken, erscheint auch hier wieder, wie in den gegenwärtig bis zum 4. Bande veröffentlichten Memoiren Baron Thiébaults[1]) als einer jener zweifelhaften soldatischen Charaktere, an denen die glänzende Armee Napoleons nicht eben arm war und deren Haltung in kritischen Momenten wesentlich zum Sturze des Kaisers beigetragen hat. Er gehört fast in die Gruppe der Marmont, Clarke, Souham, Bordesoult, Bourmont, der man mit einigem Rechte selbst den Löwen Murat zurechnen darf. Schon während des portugiesischen Feldzugs von 1809 felonistischer Bestrebungen schuldig[2]), hielt er zwar 1814 bis zu der mörderischen Schlacht von Toulouse bei Napoleon aus, wanderte dann aber, während der ersten Restauration, zum Scandal der Helden von Friedland und Wagram, mit der Kerze in der Hand bei den Processionen, über denen das Lilienbanner rauschte. Im Frühjahr 1815 gehörte er zu denen, die der allerchristlichsten Majestät König Ludwigs XVIII. den ogre de Corse in einem eisernen Käfige bringen wollten, was ihn nicht hinderte, während der „Hundert Tage" Napoleons — nebenbei höchst mittelmäßiger — Generalstabschef zu sein.[3]) Unter der zweiten Restauration wieder im Weihrauchduft und Kerzengeflimmer, nach 1830 im seichten Fluß des liberalisirenden Bürgerkönigthums — das war Soult, dessen militärische Verdienste, auch bei Austerlitz, von der früheren Kriegsgeschichtschreibung erheblich überschätzt zu sein scheinen.

Doch zurück zu dem Obersten Pouget! Dieser macht die Feldzüge von 1806 und 1807 mit, zeichnet sich in dem Gefechte bei Hof aus, wird mit seinem Regiment in den nächtlichen Kampf um das Städtchen Eylau verwickelt, welcher der gleichnamigen Schlacht vorausging, und kommt nach dieser Schlacht während der Zeit des Hauptquartiers von Osterode in dem benachbarten Dorfe Sassen auf das Gut einer Frau v. Dohna. Hier wie bei einem späteren Aufenthalt in der Dirschauer Gegend bei einem Hrn. Plehn zeigt sich General Pougets Charakter in dem vortheilhaftesten Lichte. Ce n'est pas lui qui aurait éteint la mèche qui fumait encore ni achevé la vie d'un adversaire blessé et mourant, schrieb mir vor kurzem Frau v. Boisdeffre über ihren Vater, und wer das angenehme, ja freundschaftliche Verhältniß überschaut, in welches der französische Oberst zu den schwer heimgesuchten Familien seiner Quartierwirthe tritt, die er vor allen Ausschreitungen der Soldateska und allen Erpressungen der Kriegscommissare zu schützen bestrebt ist, der wird der Tochter in ihrem Urtheil über den tapfern Krieger und trefflichen Menschen beipflichten. Während des Aufenthalts in der Dirschauer Gegend bot sich dem Obersten Pouget Gelegenheit, dem Kaiser Alexander zweimal seine Aufwartung zu machen, als dieser auf der Reise zu der Entrevue in Erfurt und auf der Rückfahrt von derselben bei Dirschau die Weichsel passirte. Die Bekanntschaft mit dem persönlich zweifellos liebenswürdigen Zaren sollte für den Obersten, vornehmlich im Jahre 1812, von wesentlichem Nutzen sein, während ihm andrerseits die Durchreise der russischen Herrschaften Veranlassung gegeben hat, eine köstliche Schilderung — ein wahres kleines Cabinetstück — von dem berüchtigten jovial-brutalen Großfürsten Konstantin zu entwerfen, dessen Auftreten in Warschau bekanntlich so viel zum Ausbruch der Polenrevolution von 1830 beigetragen hat.

Im Jahre 1809 steht Oberst Pouget wieder im dichtesten Handgemenge; diesmal in dem österreichischen Marktflecken Ebelsberg, wo Masséna jenen gräuelvollen, ganz und gar unnützen Kampf führte, in welchem das 26. Regiment unter Anführung seines tapferen Obersten das feste Schloß stürmte, wofür Napoleon auf der Stelle den tapfersten Officier des Regiments, einen jungen Voltigeurlieutenant, zum Baron des Kaiserreichs mit einer Dotation von 4000 Franken ernannte und demjenigen Soldaten, der ihm als der beste in der Truppe bezeichnet worden, das Kreuz der Ehrenlegion unter Beigabe einer jährlichen Dotation von 1500 Franken verlieh.

Bei Aspern wurde Pouget schwer verwundet. Eine Kugel riß ihm den oberen Theil des linken Fußes und die drei mittleren Zehen desselben fort, so daß nur die kleine und große Zehe übrig blieben und der Fuß, wie der Oberst mit einem Anflug von Galgenhumor bemerkt, einem Haupte mit zwei Hörnern glich. Wochenlang lag der Verwundete in Wien bei einer Bankierfamilie Arnstein, wo er ausgezeichnet verpflegt wurde und trotzdem zweimal, durch eine starke Blutung und einen Tetanusanfall, dem Tode nahe kam. Neben seiner Wunde von entsetzlichen Zahnschmerzen gefoltert, mußte er den kaiserlichen Hofzahnarzt, einen geborenen Franzosen consultiren, welcher, nicht immer ganz nüchtern, dem Verwundeten erst einen gesunden, dann aber mit dem kranken Zahn zugleich ein Stück des Zahnfleisches ausriß und seinen Landsmann durch die Schmeichelei zu trösten suchte: Bravo! mon colonel, il n'y a qu'un Français qui puisse subir une pareille opération sans se plaindre. — Je fus peu sensible à son compliment, setzt der Oberst trocken hinzu.

Zweifellos der interessanteste Theil der „Erinnerungen" Baron Pougets aber beginnt bei dem 5. Capitel, wo der inzwischen zum Brigadegeneral Aufgerückte in den Feldzug

---

[1]) Mémoires du général baron Thiébault, publiés sous les auspices de sa fille, Mlle. Claire Thiébault, d'après le manuscrit original, par *Fernand Calmettes.* Paris, Plon 1893—1895.

[2]) Dieses steht zweifellos fest nach dem auf Grund archivalischer Studien veröffentlichten Werke des Pariser Gelehrten Dr. Guillon, Les Complots militaires sous le Consulat et l'Empire. Paris, Plon, 1894.

[3]) Soults zum mindesten nachlässige Thätigkeit als Chef des Generalstabs, namentlich seine Art der Depeschenübermittlung an Grouchy, hat, wie längst feststeht, wesentlich zu der Katastrophe von Waterloo beigetragen.

nach Rußland geht. Hier commandirte er die 2. Brigade der Division Verdier und gehörte zu dem Heeresflügel, welcher nach dem großartigen Kriegsplan Napoleons — fächerartige Aufstellung mit Centralvorstoß auf Moskau — gegen die Düna operiren sollte. In der Schlacht bei Polozk wurde Pouget wiederum schwer verwundet und mußte zu seiner Heilung einige Zeit in Wilna zubringen. Später wurde er Gouverneur in der Dünafestung Witebsk. Hier und in Wilna fand er hinreichende Gelegenheit, die Stimmungen zu studiren, welche die Polen während der Campagne bewegten. Namentlich bei den Frauen, zumal des Adels, ein glühender Enthusiasmus für die Sache des Kaisers, von dem man mit Ungeduld die Herstellung eines polnischen Königreichs erwartete. Hätte der Kaiser, woran ihn freilich anderweitige politische Erwägungen hinderten, diesen Stimmungen mehr Rechenschaft getragen, so hätte möglicherweise die auf dem Rückzug befindliche „große Armee" in Polen einen stärkeren Halt gefunden, und die Fluthwelle der Erhebung gegen Napoleon dürfte sich, trotz des trümmerhaften Zustandes seines Heeres, nicht so schnell nach dem Westen fortgewälzt haben, wie dieses um die Jahreswende von 1812 zu 1813 geschehen ist. Am 27. Sept. war Oberst Pouget auf der Fahrt von Wilna zu seinem neuen Gouvernementsposten in dem Dorfe Bogdanow bei einer Wittwe Omoliska einquartirt. Frau Omoliska trank bei dem Essen begeistert auf das Wohl des Kaisers und die Wiederherstellung Polens und erklärte, daß sie bereit sein würde, ihr Blut für ihr Vaterland hinzugeben. Eine ihrer beiden hinreißend schönen Töchter fügte hinzu: „Ja, Herr General, wenn wir, um zu diesem Ziele zu gelangen, in den Krieg müßten, würden meine Schwester und ich Männerkleider anziehen und die Waffen ergreifen." „Das Feuer, welches aus ihren Augen sprühte," fügt der General hinzu, „bekräftigte ihren Entschluß. Sie würde den Gleichgiltigsten elektrisirt haben. Heute (er schrieb seine Memoiren erst lange nach dem Untergange Napoleons nieder) zweifle ich nicht, daß diese Damen in dem polnischen Aufstande (von 1830) eine Rolle gespielt haben." Daß derartige Aeußerungen keine leeren Worte waren, weiß der Verfasser dieses Aufsatzes aus eigener Anschauung zu bestätigen. Noch heute lebt in dem unweit Lille gelegenen französischen Fabrikstädtchen Aniche eine mir persönlich bekannte polnische Emigrantin, Frau Rostowska, geb. Mazurkiewitz, welche das mythische Alter von fast 112 Jahren erreicht hat. Diese seltsame Frau hat, gleichfalls in Manneskleidung, im Jahre 1831 als Soldat des 10. polnischen Linienregiments den Feldzug gegen Rußland mitgemacht, ist zweimal schwer verwundet worden und hat sich derart ausgezeichnet, daß sie mit dem polnischen Verdienstkreuz geschmückt wurde.

Als Baron Pouget nach Witebsk kam, fand er daselbst eine kleine Garnison vor, bestehend aus etwa 300 Mann detachirter Truppen, sechzehn Gendarmen, einigen Kanonieren und Pionieren und gegen 300 Mann sogen. isolés, d. h. Soldaten, welche von ihrem Truppentheil abgekommen waren. Diese letzteren waren Nachzügler, Marodeurs oder unlängst aus den Hospitälern entlassene Reconvalescenten: physisch schwächliche, undisciplinirte, zerlumpte Leute, der Abschaum des großen Heeres. Sie waren ohne Officiere, und jedesmal, wenn sie auf Wache zogen, mußte aus der großen Masse ein Wachthabender, ein Sergent und ein Corporal ad hoc ernannt werden, wobei als einziger Befähigungsnachweis das Aeußere des zu Befördernden in Betracht kommen konnte. „Das waren die Truppen", sagt General Pouget, „denen man die Vertheidigung eines der wichtigsten Punkte der Operationslinie anvertraut hatte, eines Punktes, welcher dem Marschall Oudinot, der in Polozk war, und dem Marschall Victor, der in Smolensk stand, so oft ans Herz gelegt worden war."

So konnte es nicht ausbleiben, daß Witebsk, dieser wichtige Düna-Uebergang, vorzeitig verloren wurde. In einer Novembernacht ging plötzlich ein Haus in der Stadt in Flammen auf. Es war ein Signal für die anrückenden Russen, mit denen die namentlich in der Altstadt zahlreichen Juden im Einverständnisse standen, während die polnischen Familien auch hier ganz und gar napoleonisch gesinnt waren. Die Stadt wurde Tags darauf überrumpelt; die elenden Soldaten vertheidigten sie schlecht, und dem General Pouget blieb nichts anderes übrig, als der verzweifelte Versuch, sich südostwärts nach Smolensk zu Marschall Victor durchzuschlagen. Von übermächtiger feindlicher Cavallerie angegriffen, wurde er selbst nach tapferster Gegenwehr und nachdem er mit eigener Hand mehrere russische Dragoner getödtet hatte, gefangen. Wiederum war der General verwundet; er hatte einen Hieb über die linke Schulter erhalten, und außerdem war ihm das Schultergelenk desselben Armes im Ringkampfe mit einem feindlichen Cavalleristen ausgerenkt worden. Der General ergab sich einem livländischen Wachtmeister, der ihm sogleich seine Börse, seine beiden Uhren und — sein Taschentuch abnahm. Den Orden der Ehrenlegion, den er auf der Brust trug, hatte ihm ein feindlicher Dragoner abgerissen. In diesem Zustande und mit zerfetzter Uniform wurde Baron Pouget nach Witebsk zurückgebracht. Weit schlimmer noch war es einem Hauptmann Descharmes ergangen, welcher auf Befehl des Generals den kleinen Ort Ostrowno, die Rückzugslinie der Witebsker Garnison, besetzt, aber freilich schlecht genug vertheidigt hatte. Dieser Unglückliche büßte seine Sorglosigkeit auf die furchtbarste Weise. Denn als er, gleichfalls gefangen, nach Witebsk zurückgebracht wurde, war Pouget nicht im Stande, ihn wiederzuerkennen, so war er von den Säbelhieben und Lanzenstichen der Kosaken zerfetzt worden. Auch hatten ihm die Barbaren alle Kleider vom Leibe gerissen. Noch trauriger erging es begreiflicherweise den gemeinen Soldaten. General Pouget sah mehrere Gefangenentransporte, und die Art, wie man die Unglücklichen behandelte, war so schauderhaft, daß er nicht umhin konnte, mit eigener, bei seiner Lage als Gefangener keineswegs geringer Gefahr sich dieserhalb beschwerdeführend an den russischen Kriegsminister Fürsten Gortschakow zu wenden. Bei einer eisigen Temperatur von fünfzehn und mehr Graden unter Null wurden die Gefangenen — viele bloß mit dem Hemde, andere nur mit einer Hose bekleidet — wie Viehheerden über die Landstraßen getrieben. Wer vor Erschöpfung einige Schritte zurückblieb, wurde unbarmherzig niedergeschossen, erstochen oder mit Kolben todtgeschlagen. Die Erbitterung der Russen war ebenso groß, wie ihre brutale Roheit. Oft banden die Unmenschen zwei Gefangene an die entgegengesetzten Enden einer Stange, dazwischen kamen die Schwachen und Erschöpften. Merkten die Begleiter, daß einer nicht mehr weiter konnte, so wurde er ohne weiteres mit den Bajonetten durchbohrt. An Sold bekamen selbst die gefangenen Officiere auf diesen entsetzlichen Märschen gar nichts; an den Bestimmungsorten angelangt, erhielten sie pro Tag einige wenige Pfennige; auch Baron Pouget, der, wie bereits angedeutet, sich der persönlichen Protection des Zaren erfreute, empfing täglich nur drei Rubel, eine Summe, von der er bei den Landespreisen nicht hätte leben können, wäre ihm nicht die großmüthige Unterstützung vornehmer Russen zutheil geworden.

Diese wurde ihm freilich in reichlichstem Maße gespendet. Die uneigennützige und rücksichtsvolle Art seiner Verwaltung hatte ihm in Witebsk und Umgegend, selbst unter den Gegnern, zahlreiche Freunde geworben. Ein in der Stadt lebender alter russischer General Tschorba und eine aristokratische Dame, Frau v. Severin, waren die ersten, die sich

des Verwundeten thätig annahmen, für eine geeignete Pflege sorgten und den General, als dieser nach Polozk weitertransportirt wurde, mit Geld und Vorräthen aller Art versorgten. Sogar eine Kaffeemühle hatte die gute Frau Severin nicht vergessen! Auch Graf Pahlen, der neue Gouverneur der Dünafestung, brachte bereitwillig Opfer, und so wurde General Pouget nach vierzehn Tagen zu Schlitten nach Polozk gebracht, wo er in einem Jesuitenkloster Aufnahme fand. Neue Scenen des Elends sah hier der Gefangene. In dem geräumigen Kloster herrschten bösartige Fieber, denen viele Officiere, wie auch mehrere der Patres erlagen. Trotz der enormen Kälte war die Luft vergiftet; denn zwanzigtausend schlecht begrabene Leichen, die Opfer der in dieser Gegend gelieferten Schlachten, hatte man um die Festung her eingescharrt. Unter den am Fieber Gestorbenen befand sich auch ein russischer Oberstlieutenant v. Kotzebue, einer der Söhne des bekannten deutschen Lustspieldichters, in dessen Zimmer General Pouget einquartiert wurde.

Dieser blieb nicht lange in Polozk. Auf ein von dem Grafen Wittgenstein, dem an der Düna gegen die Franzosen operirenden russischen Feldherrn, weiterbefördertes Bittgesuch wurde dem Gefangenen von Kaiser Alexander als Wohnort St. Petersburg angewiesen.

Wieder ging es auf Schlitten über weite, öde Strecken nach der russischen Hauptstadt. In einem scharfen Kontraste zu der Eintönigkeit der durchrasten Landschaften stand die Umgebung von St. Petersburg, Gatschina, an welchem der Gefangene in mondheller, eisigkalter Nacht vorüberfuhr, der Triumphbogen des Grafen Orlow und die hübschen Landhäuser, die zu beiden Seiten der Straße lagen. In der Hauptstadt angekommen, wurde der General von dem Gouverneur mit Auszeichnung empfangen, und die Kaiserin Elisabeth schickte ihm sogar ihren Leibarzt. In einem seltsamen und für die russischen Zustände ganz außerordentlich charakteristischen Gegensatze zu diesen ihm von den höchsten und allerhöchsten Personen erwiesenen Aufmerksamkeiten stand nun aber die Behandlung, die der Gefangene von Seiten der russischen Polizei erfuhr. Hr. Gorgoly, der Polizeimeister von Petersburg, verfolgte, trotz der Gunst des Hofes, den General auf alle erdenkliche Weise. Der Gefangene wurde erst in einem Hotel, später in dem Gebäude der kaiserlichen Kanzlei untergebracht. Man umgab ihn mit Polizeispionen, die ihm sogar als Diener beigegeben wurden. Ein französischer Restaurateur, Namens Tardif, bei dem der General gespeist hatte, wäre auf ein Haar ohne weitere Veranlassung nach Sibirien geschickt worden. Ja, sogar der Verkehr des Generals mit Angehörigen der ältesten und vornehmsten Familien des Zarenreiches, den Kurakin, den Demidow und anderen, deren Gastfreundschaft er nicht genug zu rühmen weiß, wurde von der Petersburger Polizei und ihrem Chef mit argwöhnischem Auge betrachtet.

In dieser Lage blieb Baron Pouget, bis die in St. Petersburg mit ungeheurem Jubel begrüßte und mit tagelangen Festen und glänzenden Illuminationen gefeierte Nachricht von der Abdankung des Kaisers Napoleon den Frieden und den zahlreichen Gefangenen der „großen Armee" die Freiheit brachte. Noch einmal übernahm General Pouget ein gefährliches Commando im Jahre 1815; doch will ich mir versagen, auf diese kurze Episode seines Lebens und die ihr folgenden kleinlichen Chicanen der Restaurationszeit weiter einzugehen, um statt dessen, wie im Anfange versprochen, den Schicksalen und Erfahrungen des durch des Zaren Gunst vor dem Aergsten geschützten Generals einige Mittheilungen deutscher Gefangener in Rußland folgen zu lassen, die sich, wie bemerkt, auf dem Wege der Tradition erhalten haben und mir von durchaus zuverlässigen Personen, Söhnen und Neffen der verstorbenen Krieger, in dankenswerther Weise übermittelt worden sind.

So hat mir Hr. Rector Peters in Köln-Deutz, dessen im Jahre 1861 verstorbener, aus Lippspringe in Westfalen stammender Vater als Freiwilliger im westfälischen Chasseurregiment des Königs Jerome den Feldzug von 1812 mitgemacht hat, über die höchst eigenartigen Schicksale desselben Folgendes berichtet: In der Schlacht bei Borodino, am 7. September 1812, durch einen Schuß in den Arm und einen Säbelhieb im Nacken verwundet, suchte Jäger Peters mit etwa achtzig anderen Blessirten, welche sämmtlich versprengt und von ihren Truppentheilen abgekommen waren, nach einem Lazareth, als sie plötzlich von einem Kosakenhaufen abgeschnitten und umzingelt wurden. Aufgefordert sich zu ergeben, leisteten sie dennoch einen kurzen Widerstand, der ihnen nahezu das Leben gekostet hätte. Aber auch so war ihr Loos unendlich traurig. Wie eine Heerde von den Barbaren vor sich hergetrieben, wurden sie des Nachts in elenden kalten Scheunen zusammengepfercht. Jeden Morgen fand man ihrer sechs, auch zwölf, die während der Nacht erfroren oder ihren Wunden erlegen waren. Die ganze Nahrung der Gefangenen bestand in Brod und Salz. Eines Abends kamen sie auf einem Gute an, welches einem Mitgliede der bekannten kurländischen Familie von Osten-Sacken gehörte. Der Gutsherr hatte Mitleid mit dem Elende der Gefangenen, wagte aber dieses nur innerhalb sehr beschränkter Grenzen zu äußern. Er ließ eine mit Wasser angemachte Grütze bereiten und diese auf seinem Hofe in Viehtröge füllen, aus denen die Unglücklichen sie mit den Händen herausschöpften, glücklich, nach Wochen ein wenn auch noch so elendes warmes Gericht vorzufinden. In Saratow wurden die Gefangenen auf Schlitten geladen, um — es war inzwischen die berüchtigte Kälte des russischen Winters eingetreten — die zugefrorene Wolga herunter nach Astrachan befördert zu werden, wobei vielen die Hände und Füße, Ohren und Nasen erfroren. Jäger Peters hatte kein Verbandzeug und keine Charpie; statt dieser wurde in Salzwasser getauchtes trockenes Gras in seine Wunden hineingedreht. So kamen die Gefangenen am Kaspischen Meere an. In Astrachan erhielten sie täglich zehn Kopeken ausbezahlt, für die sie sich Brod und Salz und billige Fische des Kaspisees kaufen konnten. Hier lebten die Armen, in Lumpen gehüllt und von Ungeziefer zerfressen, unter steter strenger Bewachung ein Jahr und zehn Monate. Nach Ablauf dieser Zeit wurden sie im Jahre 1814 über Nishni-Nowgorod und Petersburg wieder nach Deutschland zurückbefördert.

Ein noch furchtbareres Schicksal drohte einem erst vor einigen Jahren in der Aachener Gegend verstorbenen Oberstlieutenant Koch, welcher gleichfalls im napoleonischen Heere den unheilvollen Feldzug nach Rußland mitmachte. Dieser tapfere Officier war von den Kosaken nach heftigem Widerstande gefangen genommen. Ergrimmt über die zähe Vertheidigung, wollten ihn die Unholde zu Tode peitschen. Schon hatten sie den Unglücklichen entkleidet, um zu der grausamen Operation zu schreiten, als plötzlich einer ein blaues Kreuz bemerkte, welches Koch eingeätzt auf der Brust trug. Die Natursöhne hielten dieses Zeichen für ein Wunder und ihren Gegner für einen Heiligen. Sogleich fielen sie nieder, um ihn anzubeten, gaben ihm seine Kleider und geraubten Habseligkeiten wieder, und der Officier erfreute sich von da an während seiner Gefangenschaft einer respectvollen Behandlung.

Das Winckelmannfest in Berlin.

n. Der 9. December hatte den archäologischen Saal im Architektenhause diesmal mit einem zahlreichen Publicum gefüllt. Denn es galt nicht nur in herkömmlicher

Jahresfeier den Geburtstag des Patriarchen unsrer Wissenschaft zu begehen, sondern auch den hundertjährigen Geburtstag von Eduard Gerhard, welcher vor 55 Jahren die Archäologische Gesellschaft in Berlin gestiftet hat. Es war eine Zeit, wo Schinkels Thätigkeit noch lebendig in unsern Kreisen nachwirkte und sich an die Säulenhalle des Museums die tieferen Forschungen über hellenischen Tempelbau anschlossen. Von Gerhard haben wir gelernt, in Rom und Athen heimisch zu bleiben, ohne dem Vaterlande untreu zu werden; er hat auf dem Capitol die Warte errichtet, wo alle Entdeckungen auf classischem Boden als Thatsachen eines gemeinsamen wissenschaftlichen Interesses beobachtet wurden, er hat zu diesem Zweck die geeigneten Persönlichkeiten aller Nationen zu vereinigen gewußt, so namentlich Otto v. Stackelberg und den Duc de Luynes. Die Eröffnung der Felsgräber Etruriens, die noch mehr als die Aufgrabung der Vesuvstädte in das geschichtliche Verständniß der antiken Kunstwelt eingeführt hat, ist durch Gerhards Rapporto Volcente 1831 ein großartiger Fortschritt archäologischer Wissenschaft geworden, und selten ist ein freundschaftlicher Verkehr von Studiengenossen in gleichem Grade der fruchtbare Keim dauernder und für unser ganzes Culturleben wichtiger Gründungen geworden, wie der bescheidene Verein der „Hyperboreer in Rom", aus dem nach und nach unsre Institute, das römische wie das athenische, erwachsen sind.

Nachdem der Vorsitzende der Archäologischen Gesellschaft, Geheimrath Ernst Curtius, Worte der Erinnerung an Gerhard gesprochen hatte, machte er auf die zum Schmuck des Festsaals ausgestellten Gegenstände aufmerksam, welche zugleich von dem, was in den letzten Jahren zur Förderung der Alterthumskunde bei uns geleistet worden ist, Zeugniß geben. In der Mitte des Saals, von allen Seiten sichtbar, stand das Modell der Akropolis von Athen, von dem Bildhauer Hrn. Walger ausgeführt. Das Werk ist auf Bestellung des Directors des Museum of fine arts in Boston, Hrn. Robinson, in Stuck ausgeführt; das Original ist jetzt im Museum zu New-York und eine Copie unserm Museum zum Geschenke gemacht. Der Maßstab (1 : 470) ist gerade der richtige; denn einerseits hat man einen bequemen Ueberblick, der durch leichte Färbung angenehm belebt wird; andrerseits ist der Maßstab groß genug, um jede Felskante, jede Höhlung des Bodens, jede Mauerspur erkennen zu lassen; die in der Nordmauer der Burg eingemauerten Säulentrommeln kann man genau nachzählen.

Die Aufnahme von Athen und Attika, auf welcher auch dies Modell beruht, ist in diesem Jahre vollendet worden. Die letzten Arbeiten betrafen den Nordosten von Attika; dies ganze Gelände liegt nun zum ersten Male in klarer und vollkommen sicherer Darstellung vor. Die im Festsaale aufgehängten Blätter zeigten die ganze Diakria, wie sie einerseits zum Meer von Euböa, andrerseits nach dem Asoposthale sich abdacht. Von den Tempelstätten in Rhamnus und Oropos lagen Specialaufnahmen vor. Den Officieren und Beamten des Großen Generalstabs, welche mit unermüdlichem Eifer die Gesammtaufnahme des attischen Landes jetzt glücklich vollendet haben, konnte der lebhafte Dank im Namen der Gesellschaft ausgesprochen werden. Der Stich der Karte von Attika im Maßstab von 1 : 100,000 ist jetzt im vollen Gange.

Nachdem der Vorsitzende die Vorlagen des Festtages besprochen hatte, ging er zu dem ersten wissenschaftlichen Vortrage des Abends über, indem er, an den vorjährigen Vortrag anknüpfend, der die Geschichte von Olympia bis zur Schlacht von Sellasia geführt hatte, sich die Aufgabe stellte, die Ergebnisse zu beleuchten, welche für die letzten Jahrhunderte von Olympia aus den dort gefundenen Inschriften zu Tage gekommen sind. Er besprach zuerst die Zeit der Achäer und setzte das Reiterbild des Aratos beim Zeustempel mit dem Beitritt der Korinther zum achäischen Bunde in Zusammenhang. Der nationale Aufschwung, den Olympia damals genommen hat, zeigt sich auch darin, daß der Erzguß von Argos her wieder neues Leben gewonnen hat. Das vielbesprochene Zeugniß des Plinius über die Geschichte des Erzgusses wird durch olympische Künstlerinschriften bestätigt und erklärt. Sulla hat alles Ernstes daran gedacht, die Olympien nach Rom zu verlegen und dadurch das Ende der Bürgerkriege glänzend zu feiern. Das Fest am Alpheios lag darnieder, bis die Cäsaren, wie einst die Tyrannen Altgriechenlands, als Bewerber um den olympischen Kranz auftraten und Germanicus zuerst die Renner der kaiserlichen Marställe im Hippodrom zur Schau stellte.

Nachdem der Philhellenismus der Cäsaren zu frevelhaftem Uebermuth ausgeartet war, trat mit den Flaviern eine ruhige Ordnung ein, und es wurden von dem Vortragenden besonders die Schriften des Dio Chrysostomus benutzt, um darauf hinzuweisen, wie bedeutend der religiöse Einfluß gewesen sei, den Olympia damals ausübte. Die Localgötter der einzelnen Städte mußten mit dem Verfall derselben ihre Bedeutung verlieren; der älteste Gott aller Hellenen aber stieg in demselben Maße an Würde und Ansehen. In Ehrfurcht vor ihm vereinigten sich Hellenen und Italiker. Vor dem Antlitz des olympischen Zeus wurde Aemilius Paullus der Stammverwandtschaft beider Nationen sich bewußt und Livius betrachtete den Eindruck, welchen der Feldherr im Zeustempel empfing, als ein Ereigniß, das er auch in seinem Geschichtswerke nicht übergehen wollte. Die Römer haben Olympia mit besonderer Ehrerbietung behandelt, sie haben der Altis des Zeus den Cultus der Roma nicht aufgedrängt; es vollzog sich aber eine sociale Verbindung zwischen Rom und Hellas, von der uns die inschriftlichen Urkunden eine ganz neue Anschauung gewähren. Es sind namentlich die Listen der geistlichen Beamten, die unter Vorsitz des Theokolos ein festgeordnetes Personal bildeten. Ursprünglich war der Theokolos der einzige geistliche Beamte, der „Gottpfleger" oder „Gotthüter", wie der uralte Name sagt; seine Gehülfen waren die Tempelsklaven, die das Hausgesinde in der Altis, dem Hause des Zeus, bildeten. Aus diesen Tempeldienern hat sich ein geistlicher Adel gebildet, wie es im Mittelalter mit den Ministerialen der Fall gewesen ist. Ihre Geschlechter gewannen dadurch neues Ansehen, daß sie sich an römische Patrone anschlossen und durch sie Bürgerrecht mit römischen Gentilnamen erhielten, und die Römer benutzten diese Gelegenheit, sich in friedlicher Weise mit griechischen Familien zu verbinden. Dieser sociale Vorgang, von dem die alte Staatengeschichte nichts weiß, liegt uns jetzt von der Zeit der Triumvirn bis zu den Antoninen in einer Fülle von Urkunden vor, und das, was Polybius zuerst als das politische Programm seines Volks aufstellte, die Verschmelzung der beiden Nationen, hat sich nirgends so deutlich wie in Olympia vollzogen. Seit Hadrian wurden die Hellenen nicht mehr als unterworfene Provincialen betrachtet, und das letzte große Denkmal der Altis, die Exedra des Herodes, zeigt uns die Mitglieder einer griechischen Bürgerfamilie als ebenbürtig den Mitgliedern des Hauses der Antoninen beigeordnet.

Den zweiten Vortrag am Winckelmannstage hielt Hr. Dr. Puchstein. Er hatte in diesem Frühjahr als Inhaber des Gerhard-Stipendiums die Aufgabe, mit dem Architekten Koldewey zusammen die Befestigungen von Pästum genau aufzunehmen. Sie gingen von dort wiederholt nach Pompeji und vertieften sich hier in ein eindringendes Studium der Wandgemälde, indem sie auch hier architektonische Gesichtspunkte verfolgten. Ihr Studium

führte sie dahin, daß sie in den phantastischen und scheinbar willkürlich ausgestatteten Hintergründen deutliche Kennzeichen scenischer Darstellungen erkannten. Die Alten lebten so in den Anschauungen des Theaters, daß sie die Formen der Bühne mehr oder weniger vollständig auf die Wände ihrer Zimmer übertrugen. Dr. Puchstein wußte durch eine Reihe neu gemalter Aquarelle seine Entdeckung wohl zu begründen und die Versammlung folgte mit gespanntem Interesse den neuen Aufschlüssen, welche über so wohlbekannte Bilder gegeben wurden.

Den dritten Vortrag hielt Hr. Dr. Winter, welcher vor kurzem in Paris den Silberschatz von Bosco Reale, den glänzendsten Fund dieses Jahres, studirt hatte. Die Beamten des Louvre hatten ihm für unsre Gesellschaft eine Reihe vorzüglicher Photographien mitgegeben, welche hier zum ersten Male aufgestellt waren. Der Schatz hat für uns ein ganz besonderes Interesse, weil der Hildesheimer Silberfund in unserm Museum dem neugefundenen am nächsten kommt und die Vergleichung dieser beiden Funde für ihre Beurtheilung am lehrreichsten ist.

Zum Schluß sprach Hr. Dr. Alfred Körte, der längere Zeit in Konstantinopel verweilt hat und Gelegenheit hatte, den Wegen zu folgen, welche die kleinasiatische Eisenbahn quer durch die Halbinsel gebahnt hat, über Phrygien und die dortigen Grabhügel, deren einen er, durch die Generaldirection der Eisenbahn wohlwollend unterstützt, gründlich untersuchen konnte. Er legte eine Reihe dabei gefundener Thongefäße vor, welche mit dem, was in Hissarlik gefunden ist, die größte Aehnlichkeit haben und den genauen Zusammenhang zwischen Troas und Phrygien bezeugen.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. Unter dem Titel „Erreurs et vérités" hat der Lehrer Pierre Thisse in Delme (Lothringen) eine Erwiderung auf die Broschüre des Metzer Mittelschullehrers Mayaux über die beiden Sprachen in den lothringischen Schulen erscheinen lassen (Metz, Imprimerie de la Gazette de Lorraine, 1895). Letzteres Werk wurde in der Beilage (Nr. 218) bereits besprochen. Aus der Thisse'schen Antwort ersieht man, daß Mayaux keineswegs die Ansichten sämmtlicher lothringischer Lehrer ausgesprochen hat. Sein College gibt zwar auch zu, daß die erzielten Resultate in beiden Sprachen nicht immer befriedigend sind, er will aber von einer größeren Begünstigung des Französischen nichts wissen, weil dieselbe dem deutschen Unterricht nur schaden würde. Er sagt übrigens, die Klagen über Vernachlässigung des Französischen seien nicht so begründet, als man nach den vielen Beschwerden annehmen könnte. Mayaux scheint seine Broschüre nicht aus eigenem Antrieb, sondern im Auftrage französisch gesinnter Lothringer geschrieben zu haben. Thisse spricht sich keineswegs für die Beseitigung des Französischen aus; er glaubt vielmehr, das Deutschthum würde schnellere Fortschritte machen, wenn die Eingewanderten mehr Französisch und die Lothringer mehr Deutsch wüßten. Er ist ganz für die Zweisprachigkeit in Lothringen eingenommen. Er spricht sich entschieden für die Beibehaltung der jetzigen Unterrichtsmethode aus, nach welcher die Kinder in den letzten Jahren der Volksschule nur noch Deutsch lernen, weil dieses das einzige Mittel ist, sie diese Sprache wenigstens einigermaßen ordentlich lernen zu lassen. Im übrigen erkennt Thisse an, daß in der Uebergangsperiode, in welcher sich die französischen Sprachgegenden befinden, keine befriedigenden Ergebnisse erzielt werden können. So sagt er mit Recht: „Die Regierung wie die Bevölkerung leidet unter dem jetzigen Zustande. Wir befinden uns in einer Uebergangsperiode, die nach Möglichkeit abgekürzt werden soll. Die Sprachenfrage spielt hiebei eine wichtige Rolle, und der Schule fällt die schwere, undankbare Mission anheim, diese Frage in befriedigender Weise zu lösen. Ich verkenne keineswegs, daß die Muttersprache darunter zu leiden hat. Wenn dadurch mancher in seiner Eigenliebe sich verletzt fühlt, wenn die jetzige Generation in Bezug auf die sprachliche Bildung mehr oder weniger aufgeopfert wird, so sind das lediglich unabweisbare Folgen des Schwertstreiches, der unser Land von Frankreich losgetrennt hat, und des Federzuges, der es mit Deutschland verbunden hat. Das ist ein Grund, der uns bewegen soll, die Volksschule in ihrer Aufgabe zu unterstützen und zu ermuthigen. Je schneller dieselbe die Hindernisse beim Erlernen des Deutschen überwindet, desto schneller nähern wir uns dem normalen Zustande in Bezug auf die Stellung, die Elsaß-Lothringen unter den Bundesstaaten des Deutschen Reichs einnehmen will." Das ist zwar noch keine warmherzige deutsche Sprache, aber man sieht doch, daß der Autor den Verhältnissen Rechnung trägt und die Lage viel unparteiischer und viel gerechter beurtheilt als Mayaux. Seinen Ausführungen kann man vollständig beipflichten.

* Zum bevorstehenden Ranke-Jubiläum bringt die „Gartenlaube" einen durch urkundlichen Inhalt ausgezeichneten Artikel „Erinnerungen an Leopold v. Ranke". An eine literarische Kleinigkeit, ein Gespräch zwischen zwei uralten Bäumen seiner Heimath, das durch Abbildungen aus der Gegend illustrirt wird, reiht sich ein merkwürdiger Brief Ranke's an seinen ältesten Sohn, worin er seinen Plan bespricht, nach Palästina zu reisen und ein Leben Jesu zu schreiben mit der Localfarbe wie bei Renan, aber in anderem Sinne. Den Schluß bildet eine historisch besonnene Würdigung der politischen Leistung Bismarcks, verfaßt zum 70. Geburtstag des Fürsten im Frühjahr 1885. — Im Cotta'schen Verlag ist inzwischen die am 18. October ds. Js. zu Bonn gehaltene Rectoratsrede von Prof. Moriz Ritter („Leopold v. Ranke, seine Geistesentwicklung und seine Geschichtschreibung") erschienen. Sie legt zum ersten Male die Ideenverbindung zwischen Ranke und Fichte im einzelnen dar und entwickelt außerdem scharfsinnig eine Anzahl wichtiger Grundbegriffe der Ranke'schen Geschichtsauffassung (Cultur, Nation, Moment, Fortschritt u. a. m.).

λ. **München**, 14. Dec. K. Akademie der Wissenschaften. — Decembersitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe begrüßte der Vorsitzende das neu eingetretene ordentliche Mitglied Prof. Dr. Furtwängler und legte Dankschreiben vor von den weiteren neu gewählten, bezw. promovirten Mitgliedern, Prof. Dr. Krumbacher, Dr. Georg Ebers, Prof. Dr. K. Brugmann, Dr. Henry Sweet und Prof. Dr. Soederwall. Geh. Rath Dr. v. Christ überreichte und besprach eine Abhandlung des corr. Mitglieds Prof. Dr. Unger in Würzburg „Zu Josephos. I. Die unpassend eingelegten Senatsconsulte"; Prof. Dr. Kuhn legte eine Abhandlung des Privatdocenten Hrn. Dr. Richard Simon dahier vor: „Ueber einige Commentatoren zu Sutren des weißen Yajurveda." Prof. Dr. Iwan v. Müller hielt einen Vortrag „über die Unechtheit der dem Galen beigelegten Schrift über die beste medicinische Schule". Diese drei Abhandlungen werden sämmtlich in den Sitzungsberichten der Classe erscheinen. II. In der mathematisch-physikalischen Classe hieß der Vorsitzende das neu eingetretene a.-o. Mitglied Prof. Dr. Wilhelm v. Miller willkommen und theilte die Dankschreiben der anderen neu gewählten oder promovirten Mitglieder, der Professoren Dr. Ferdinand Lindemann, Franc. Brioschi, Dr. Karl Neumann, Dr. H. A. Lorentz, Dr. Alex. Kowalewski, Albert Gaudry, Nevil Story Maskelyne und des Sir Archibald Geikie, der Classe mit. Gestorben ist das corresp. Mitglied Prof. Dr. Ludwig Rütimeyer in Basel. Es wird sodann ein von Prof. Dr. Hertwig entworfenes Glückwunschschreiben verlesen, welches unsre Akademie zu dem am 13. December stattfindenden 50jährigen Doctorjubiläum ihres auswärtigen Mitgliedes Prof. Dr. Rudolf Leuckart nach Leipzig zu senden beabsichtigt. Der Secretär theilt weiter mit, daß die Akademie dem Lehrer Philipp Fauth in Landstuhl zur Unterstützung seiner Arbeiten für die Mondkarte einen Zuschuß von 1400 M. zu bewilligen beschlossen habe. Generalmajor a. D. Dr. Karl v. Orff überreichte einen Probedruck der von der Commission für Erforschung des Bodensees herauszugebenden Bodensee-Karte und berichtete über den Stand der Arbeiten für die naturwissenschaftliche Erforschung des Bodensees. Director Dr. Seeliger überreichte und besprach eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung von Hrn. Prof. Dr. R. Lehmann-Filhés in Berlin „über die Säcularstörung der Länge des Mondes unter der Annahme einer sich nicht momentan fortpflanzenden Schwerkraft". Von Prof. Dr. Dyck wurde eine Abhandlung des Privatdocenten an der Universität München Hrn. Dr. Eduard v. Weber „über gewisse Systeme Pfaff'scher Gleichungen" vorgelegt, welche sich an eine im Februar d. J. mitgetheilte Untersuchung Webers anschließt und wie diese in den Sitzungsberichten erscheinen wird. Geh. Rath Dr. v. Voit theilte die Resultate einer Untersuchung mit, welche Hr. Dr. Alexander Ellinger „über den Nährwerth des Antipeptons" im physiologischen Institut angestellt hat. III. In der historischen Classe begrüßte der Vorsitzende das neu eingetretene a.-o. Mitglied Prof.

Dr. Riggauer und legte die Dankschreiben der neugewählten correspondirenden Mitglieder, der Professoren Dr. Schmoller, Dr. Bücher und Dr. Eduard Meyer der Classe vor. Oberbibliothekar Dr. Riezler hielt einen Vortrag über „die Geschichte der Hexenprocesse in Bayern bis zum Ende des 30jährigen Krieges", an welchen sich eine von dem Vortragenden und den HH. Stieve, Dove, Friedrich und Lossen geführte längere Discussion knüpfte. Der Vortrag wird ausgeführt als besonderes Buch, nicht in den Akademieschriften erscheinen.

Das oben erwähnte akademische Glückwunschschreiben an Prof. Rudolf Leuckart lautet wörtlich: „Hochverehrter Herr College! Sie feiern heute den Tag, an welchem Sie vor fünfzig Jahren die ersten akademischen Ehren errungen und damit eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn begonnen haben. Damals fanden Sie in Deutschland die Zoologie, welcher Sie Ihre Lebensarbeit gewidmet haben, auf der dürren Bahn systematischer Artbeschreibung. Ihnen war es vergönnt, als einer der thatkräftigsten Reformatoren an der gewaltigen Umgestaltung mitzuwirken, welche die zoologische Forschung in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts erfahren hat. In Ihren Schriften über die Morphologie und die Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere, über den Bau der Salpen, Heteropoden und Siphonophoren, über Polymorphismus und Parthenogenesis haben Sie überall das Interesse für die Gesammtheit der thierischen Organisation in den Vordergrund gestellt und den Bau der Thiere, ihre Entwicklung und ihre Lebensweise im Zusammenhang mit den in der Natur gegebenen Existenzbedingungen zu ergründen versucht. Ihnen ist endlich auch vergönnt gewesen, durch Ihre classischen Untersuchungen über die Parasiten des Menschen und der Thiere die große Bedeutung der Zoologie für andere Wissenschaften, für Medicin und Thierzuchtlehre, darzuthun. Die Vielseitigkeit Ihrer Forschungen erklärt den außerordentlichen Einfluß, welchen Sie auf die jüngere Generation der Zoologen ausgeübt haben. Ihr Laboratorium in Gießen und in Leipzig entwickelte sich zu einer Pflanzstätte wissenschaftlicher Forschung, in welcher Angehörige fast aller civilisirten Nationen ihre Ausbildung gefunden haben. Die Feier Ihres heutigen Ehrentages findet deßhalb auch außerhalb der Grenzen unsres Vaterlandes lauten Widerhall in der dankbaren Gesinnung zahlreicher Schüler. All diesen Freunden und Verehrern schließt sich unsre Akademie, welche seit mehr als einem Vierteljahrhundert Sie zu den Ihren zählt, von Herzen an, indem sie Ihnen zum heutigen Feste die besten Glückwünsche sendet. München, zum 13. December 1895. Die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften. Der Präsident: v. Pettenkofer. Der Secretär der mathematisch-physikalischen Classe: v. Voit."

* **Heidelberg.** Am 11. December habilitirte sich Dr. med. Gustav Aschaffenburg aus Köln als Privatdocent für Psychiatrie mit einer Probevorlesung: „Ueber das circuläre Irresein."

* **Straßburg.** Prof. A. Wolff, Director der Klinik für Haut- und verwandte Krankheiten an der hiesigen Universität, hat einen Ruf an die Universität Leipzig erhalten.

* **Jena.** Prof. v. d. Goltz, Director des landwirthschaftlichen Instituts der Universität, hat eine Berufung an die Universität Bonn angenommen. — Zur Feier des bevorstehenden 100. Geburtstages Leopold v. Ranke's fand am 14. Dec., Abends, im Saale des „Deutschen Hauses" eine Festversammlung statt, zu welcher Professoren, Studirende und andere Theilnehmer zahlreich erschienen waren. Nach einleitender Ansprache des Vorsitzenden, Hofr. Prof. Gelzer, und Gesang folgte die Festrede des Prof. Ottokar Lorenz. Hieran schloß sich eine weitere Ansprache und Gesang. Aus Ranke's Geburtsort Wiehe war Bürgermeister Kamrad anwesend. Sohn und Schwiegersohn Ranke's hatten Schreiben gesandt.

* **Leipzig.** Prof. Leuckart ist aus Anlaß seines 50jährigen Doctorjubiläums zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft zur Förderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg, der deutschen Zoologengesellschaft und der Pariser Akademie der Wissenschaften ernannt worden. — Neben Leuckart erhielt am 13. auch der 80jährige Pandektist, Geh. R. Prof. **Adolph Schmidt** (Ilmenau) das Ehrenbürgerrecht unsrer Stadt.

* **Wien.** Der Adjunct am Botanischen Garten und Museum der Universität, Privatdocent Dr. Karl Fritsch, ist zum außerordentlichen Professor der systematischen Botanik ernannt, und dem Assistenten des naturhistorischen Hofmuseums Dr. Moriz Hoernes Titel und Charakter eines Custosadjuncten verliehen worden. — In Raab ist der berühmte Naturforscher und emeritirte Rector der Budapester Universität Anyos Jedlik im Alter von mehr als 95 Jahren gestorben. 1817 trat er in den Orden der Pannonhalmaer Benedictiner. Acht Jahre später zum Priester geweiht, wurde er in Raab Professor für Naturgeschichte und Physik. Bald darauf kam er als Professor nach der Preßburger Akademie und 1839 als Universitätsprofessor nach Budapest. 1858 wählte ihn die Akademie zum ordentlichen Mitglied. Als emeritirter Professor zog sich Jedlik schließlich nach Raab zurück, wo er im Ordenshause der Benedictiner seine letzten Tage verlebte.

* **St. Petersburg.** Bezüglich der Universität Tomsk geht der „Düna-Ztg." von hier aus guter Quelle die Nachricht zu, daß dahin Anordnung getroffen worden ist, diese Universität, die bis jetzt nur eine, die medicinische Facultät besitzt, zu einer vollständigen Hochschule durch Errichtung der noch fehlenden drei Facultäten (der juristischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen und der historisch-philologischen) zu erheben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 16. December folgende Schriften eingegangen:

Otto v. Giese: Cultur und Colonisation der deutschen Oedländereien im militär. u. bürgerl. Interesse. Aachen, Otto Müller (Comm.) 1895. — J. F. Landsberg: Bettelei, Landstreicherei, Armenpflege; ein Reformvorschlag. Düsseldorf, L. Schwann 1895. — Hermann Allmers: Aus längst u. jüngst vergangener Zeit. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. — Carl Tanera: Ernste u. heitere Erinnerungen eines Ordonnanzofficiers i. J. 1870—71; illustr. v. Ernst Zimmer. 13.—22. (Schluß-) Lfg. — Karl Emil Franzos: Der Präsident; Erzählung. 3. Aufl. — Tragische Novellen. 2. Aufl. — Der kleine Martin; Erzählung. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Adalbert Meinhardt: Norddeutsche Leute: Novellen. Ebd. — Julius Verne: Die Propeller-Insel, 2 Bde. Autoris. Ausgabe. (Collection Verne Bd. 67—68.) Wien rc., Hartleben. — Lina Freifrau v. Berlepsch: Um Ihretwillen. Regina. Romane nach dem amerik. Original von Mrs. Fleming frei bearb. (v. Berlepsch, Romanbibliothek. Bd. 1—2.) Regensburg J. Habbel. — (Georg Scherer:) Das Lied vom Magdalener-Wein. 6. Aufl. Bozen, F. Moser 1895. — Franz Schubert: Lieder und Gesänge, ausgewählt und mit einem Vorwort versehen v. Robert Franz (Volksausgabe Breitkopf u. Härtel Nr. 1518) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Dr. Jacob Helms: Danske Tufstens-Kirker. I. B. Tekst. II. Bd. Tavler. Kjoebenhavn, H. Hagerup 1894. — Pan; 1895, 3. — Heinrich Ehrlich: Modernes Musikleben; Studien. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Lit. 1895. — *The Studio;* an illustrated magazine of fine a. applied art. Vol. 6 Nr. 33. London 1895. — Der deutsche und internationale Patentkalender f. 1896. München, G. Dedreux. — Arthur Pfungst: Laskaris; Dichtung. II. Th. Der Alchymist. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Otto Oppermann: Gedichte. Berlin, Concordia 1896. — Ernst Rauscher: Die Erzählung des Werksherrn. Dresden rc., E. Pierson 1896. — Emil Ertl: Liebesmärchen. 2. Aufl. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Ludwig Jahne: Poetische Bekenntnisse. Klagenfurt, Fern. v. Kleinmayr. — Bulletin of the *Public Library* of the city of *Boston.* N. S. v. VI. n. 2. 3. Boston, p. b. th. trustees. 1895.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. — Herder & Co., München.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pastor, Dr. L., Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet.

III. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius' II. Erste und zweite Auflage. gr. 8°. (LXVIII u. 888 S.) M. 11; geb. in Original-Einband: Leinwand mit Lederrücken M. 13.

Für die Darstellung Alexanders VI. sind mit besonderer Erlaubniß des Papstes zum erstenmal sämmtliche im päpstlichen Geheim-Archiv vorhandenen Acten Alexanders VI. benutzt worden. Außerdem bringt der Band neue Aufschlüsse über Bramante und den Neubau von St. Peter und die Malerei Raffaels in den vaticanischen Stanzen. — Früher sind erschienen:

I. Band: **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II.** Zweite, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8°. (XLIV u. 772 S.) M. 10; geb. M. 12.

II. Band: **Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Thronbesteigung Pius' II. bis zum Tode Sixtus' IV.** Zweite, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. gr. 8°. (LIV und 796 S.) M. 10; geb. M. 12.

Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. Das Werk ist auch in monatlichen Lieferungen à M. 1 zu beziehen.

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der **Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland** durch **Dr. A. Bruder.**

Vierter Band (31.—38. Heft): **Oesterreich-Ungarn** bis **Schweiz.** Lex.-8°. (IV S. u. 1288 Sp.) M. 12; geb. in Orig.-Einband: Halbfranz mit Rothschnitt M. 14.40.

Das Staatslexikon kann in **Heften** von 5 Bogen Umfang (à M. 1.50), in **Bänden** oder in **Halbbänden** bezogen werden. — Für den fünften (Schluß-) Band sind, wie bei Band IV nur acht Hefte in Aussicht genommen, während Band I—III (à M. 15; geb. à M. 17.40) aus je zehn Heften bestehen. (11113)

Der I. Band ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht erhältlich.

Zu Festgeschenken

empfohlen:

Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theod. Hertzka. Geh. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Vom Baume d. Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie a. d. Weltlitteratur ges. u. herausgeg. v. Dr. Paul von Gizycki. Geh. 7,50 M., in Halbfrz. geb. 10 M.

Kaiser Friedrich als Student. Von Paul Lindenberg. Mit 16 Abbildgn. 2c. Geh. 1,50 M., eleg. geb. 2 M.

Berlin in Wort und Bild. Von Paul Lindenberg. Mit 224 Illustr. hervorrag. Künstler. Geh. 7,50 M., Prachtband 9 M.

Alldeutschland in Wort und Bild. Eine malerische Schilderung d. dtschn. Heimat. Von August Trinius. Mit 213 künstl. Illustr. 3 Bde. Geh. 15 M., in 3 Prachtbdn. 21 M.

Zu beziehen d. alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmler's Verlagsb., Berlin SW. 12. (11157)

Eine schöne Festgabe.

R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder, Berlin SW.

Soeben neu erschienen:

Anmerkungen zum Text des Lebens.

Von **Dr. Wilhelm Münch,** Königl. Provincial-Schulrat zu Koblenz.

Zugleich zweite (verdoppelte) Auflage der „Tagebuchblätter" des Verfassers.

Eleg. gebunden 4.60 Mk.

Die Kölnische Zeitung vom 8. Juni 1891 nannte die 1. Auflage **„Ein Besitztum von dauerndem Wert und eine Bereicherung unserer nationalen Litteratur".** (11091)

Verlag von **F. E. C. Leuckart in Leipzig.**

Soeben erschien:

Bunte Blätter.

Skizzen und Studien für Freunde der Musik

von

A. W. Ambros.

Zweite, verbesserte Auflage in einem Bande. (11109)

Herausgegeben von **Emil Vogel.**

Mit dem Portrait des Verfassers.

XV u. 291 Seiten. 8. Geheftet netto M. 3.— Eleg. geb. netto M. 4.—

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold v. Ranke.

Sechs Bände. — Dritte Auflage.

Preis geheftet 60 Mark. (11036)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlag von **Emil Roth** in Gießen soeben erschienen:

Deutsche Sagen

in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung.

Herausgegeben von

Professor Dr. Jac. Nover.

Band II. Nibelungen; Gralsage und Parcival, Lohengrin.

26 Bogen in eleg. Ausst. mit Titelbilder. Preis cart. 2.50, in eleg. Leinenbd. 3.—

Band I enthält: Faust, Till Eulenspiegel, ewige Jude, Wilhelm Tell.

Gleiche Preise!

Vorzügliches Weihnachts-Geschenk

auch für die reifere Jugend. (11116)

„Aus großer Zeit."

Anerkannt originellstes Kriegswerk über **1870/71.**

Herausgegeben von Heinrich von Selbitz und vielen anderen damaligen Mitkämpfern. (11066)

1056 Seiten Lex.-8° brosch. M. 8.80. Prachtband M. 10.80.

Prächtiges Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt.

Verlag von **Max Eichinger,** k. b. Hofbuchhändler, Ansbach.

F. W. Weber.

Neuigkeit: **Herbstblätter.** Nachgelassene Gedichte. M. 6.00

Dreizehnlinden. 70. Aufl. M. 6.80.

Goliath. 13. u. 14. Aufl. M. 4.00.

Gedichte. 19. Auflage. M. 6.00.

Sämmtliche Werke in Originalband mit Goldschnitt.

Verlag von **Ferdinand Schöningh** in **Paderborn.** (11147)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Ergebnisse der bayerischen Agrarenquete.

Von Dr. Robert Drill.

„Um weitere geeignete Anhaltspunkte zur Beurtheilung der gegenwärtigen Lage der Landwirthschaft zu gewinnen“, hat die bayerische Regierung im Laufe des Winters 1894/95 eine Untersuchung der gesammten wirthschaftlichen Lage einzelner typischer Landgemeinden vornehmen lassen. Die Erhebung erstreckte sich auf 24 Gemeinden des Königreichs Bayern — 3 Gemeinden in jedem Regierungsbezirke. Die Auswahl derselben wurde den Landräthen anheimgestellt; es galt dabei als Richtschnur, daß die hauptsächlichsten Verschiedenheiten in Bezug auf Lage, Klima, Anbau, Grundbesitzvertheilung u. s. w. genügende Berücksichtigung finden sollten. Zu Erhebungscommissaren wurden nach den Vorschlägen der Kreiscomités des landwirthschaftlichen Vereins Personen bestellt, welche die Landwirthschaft ausüben oder mit dem praktischen Landwirthschaftsbetrieb vollkommen vertraut sind. Die Regierung hat — wie ausdrücklich hervorgehoben wird — von einer Stellungnahme zu dem eingelaufenen Material Umgang genommen und sich darauf beschränkt, die von den Erhebungscommissaren erstatteten Berichte in einem nunmehr vorliegenden Bande[1]) ihrem vollen Inhalte nach wiederzugeben. Hieraus ergibt sich von selbst, daß der bayerische Enqueteberícht große Vorzüge aufweist, aber an nicht minder großen Mängeln leidet. Der Umstand, daß dem Publicum diesmal das gänzlich unbearbeitete Rohmaterial zur Verfügung gestellt wurde, schließt von vornherein einen Verdacht aus, der bisweilen bezüglich anderer Enqueten mit oder ohne Berechtigung gehegt wurde, daß nämlich unerfreuliche Einzelheiten der Oeffentlichkeit vorenthalten worden sind. Andrerseits bedingt aber diese Art der Berichterstattung, wenn sie nicht durch einen zusammenfassenden Schlußbericht ergänzt wird, daß die Uebersichtlichkeit des Materials eine sehr geringe und deßhalb der gebotene Stoff für den größten Theil des Publicums ungenießbar ist. Es sollen daher im Folgenden die wichtigsten und z. Z. interessantesten Ergebnisse der bayerischen Agrarenquete einheitlich zusammengefaßt werden.

Die Erhebung und Berichterstattung erfolgte an der Hand eines umfangreichen, sehr detaillirten Fragebogens, der den Erhebungscommissaren als Programm für die Untersuchung dienen sollte. Der zweite Punkt desselben enthält die Frage, „ob und inwieweit noch durch Bewässerung, Entwässerung, Drainagen und sonstige Meliorationen eine erheblichere Ertragssteigerung eintreten könnte?“ Die Beantwortung dieser Frage ist geeignet, das Interesse vor allem Anderen in Anspruch zu nehmen, denn die genannten Verbesserungen des Bodens bilden dort, wo sie nöthig sind, die unerläßliche Vorbedingung für rationelles Wirthschaften. Ein drainirter Ackerboden kann leichter bearbeitet und rechtzeitig bestellt werden, künstliche Düngemittel, die in nassem Boden zumeist nicht zur Wirksamkeit gelangen, bringen nach der Drainirung großen Nutzen u. s. w. Ebenso trägt eine versumpfte oder zu trockene Wiese nur wenig und schlechtes Futter, wodurch eine Vermehrung, beziehungsweise Verbesserung der Viehhaltung unmöglich gemacht wird.

Es ist bedauerlich, constatiren zu müssen, daß die meisten hierauf bezüglichen Berichte der Erhebungscommissare den Charakter eines Sündenregisters tragen. Ackerdrainirungen scheinen allerdings nicht in bedeutendem Umfange erforderlich zu sein, wenigstens wird nur von drei Gemeinden — Sollbach, Mainbernheim und Haßloch — berichtet, daß größere Feldflächen noch einer sachgemäßen Drainage entbehren. Um so trauriger ist an vielen Orten die Beschaffenheit der Wiesen. Ueber die Gemeinde Schalldorf wird gemeldet: „Irgendwelche nennenswerthe Bodenverbesserungen . . . sind bisher nicht durchgeführt, obgleich der Culturzustand der diese Gemeindeflur durchziehenden Flußthäler außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt. . . . Durch rationell angelegte Ent- und Bewässerungsanlagen könnten die Erträge der Wiesen unschwer verdoppelt werden.“ Ferner: „Der weitaus größte Theil der in der Flur Zell gelegenen Wiesen (ca. 80—90 Procent der Gesammtwiesfläche) befindet sich in einem äußerst traurigen Culturzustande. Durch das fortwährende Wässern ohne vorhergehende gründliche Entwässerung ist eine derartige Versumpfung der Thäler eingetreten, daß nur wenig und saures Futter geerntet wird. Die höher gelegenen Wiesen sind zu trocken und vielfach mit Heidekraut bestockt. Durch rationell angelegte Ent- und Bewässerungsanlagen, in Verbindung mit Compostirung der Wiesen, könnten die Erträge verdoppelt und verdreifacht werden.“ In Kondrau sind „gut zwei Drittel der Wiesen . . . derart naß, versumpft, moosig und sauer, daß sie als Futterland kaum in Betracht kommen“. In Sollbach sind oft „gerade die besten Ackerböden“ und die Thalwiesen „auf die ganze Länge der Thalungen“ stark versumpft. Die Gemeindemarkung Mainbernheims, deren Acker- und Wiesenland 879.40 Hektar beträgt, enthält noch „ca. 109 Hektar Culturland, dessen Ertragsfähigkeit und Werth durch technisch leicht ausführbare Meliorationen erheblich gesteigert werden könnten“. In Rothenbuch ist eine „Be- und Entwässerungsanlage des ganzen Wiesenthales dringendes Bedürfniß. Es könnte alsdann in quantitativer wie auch in qualitativer Richtung der Ertrag leicht um ein Drittel gesteigert werden“. In Nassenbeuren ist „die ganze ca. 469 Hektar große Wiesenfläche mit ganz wenigen Ausnahmen entwässerungsbedürftig“, das Erträgniß der Wiesen könnte — wie der Commissar hervorhebt — durch die entsprechenden Verbesserungen „nahezu um das Doppelte“ gesteigert werden, und in der Gemeinde Missen, wo fast gar kein Getreide gebaut wird und die Wirthschaft ausschließ-

[1]) Untersuchung der wirthschaftlichen Verhältnisse in 24 Gemeinden des Königreichs Bayern. München 1895, R. Oldenbourg, XXXII und 575 Seiten.

lich auf der Viehzucht basirt, sind die wünschenswerthen Meliorationen — „wie in den allermeisten Fluren des Allgäus" — nur zum geringsten Theile ausgeführt. Ebenfalls beinahe nichts ist in dieser Hinsicht in der Gemeinde Petersaurach geschehen.

Ein im Durchschnitt erfreulicheres Bild weisen die übrigen Gemeinden auf, wobei sich aber bedeutende Abstufungen ergeben. In sieben derselben — Polling, Trahweiler, Trulben, Paulushofen, Bodengrün, Oberessfeld und Haßloch — sind durch culturtechnische Maßnahmen zwar schon beachtenswerthe Fortschritte erzielt worden, zumeist bleibt aber auch hier noch sehr viel der Zukunft überlassen, und nur vier von den untersuchten 24 Gemeinden — Wollomoos, Mönchsambach, Hartershofen und Vorra — können sich rühmen, die durch die natürlichen Verhältnisse gebotenen Verbesserungen des Bodens ganz oder doch zum überwiegendsten Theile durchgeführt zu haben. Von den verbleibenden vier Gemeinden — Eberfing, Leiblfing, Gesees und Genderkingen — wird gemeldet, daß in ihnen in Folge der Beschaffenheit des Bodens 2c. das Bedürfniß nach Meliorationen wenig bemerkbar sei. Es wäre aber doch noch zu untersuchen, ob dies nicht theilweise auf Selbsttäuschung beruht. So wird z. B. angeführt, daß man in Eberfing die Trockenlegung der Moose gar nicht wünscht, weil diese dort als Streuwiesen geschätzt sind. Dies ist dieselbe Entschuldigung, die man allenthalben in Bayern zu hören bekommt, wenn man auf nasse Wiesen und den Nutzen, der durch ihre Entwässerung gewonnen werden könnte, hinweist. Daß der Nutzen der Streu durch den größeren Heuertrag reichlich aufgewogen und man dadurch in Stand gesetzt würde, sich Stroh zu verschaffen, liegt auf der Hand. Es spielen bei solchen Unterlassungssünden noch andere Beweggründe mit. So haben wir einmal zu hören bekommen, man wisse schon, daß die Wiese durch Entwässerung verbessert würde, aber dann müsse man eine Kuh mehr halten, und das mache zu viel Arbeit.

Nach diesen Andeutungen wird man zugeben müssen, daß auf dem Gebiete der Bodenverbesserung in Bayern noch außerordentlich viel zu leisten ist. Der Umstand, daß dies bezüglich der Felder weit weniger der Fall ist, als bei dem Wiesenlande, dürfte nicht schwer zu erklären sein. Denn abgesehen davon, daß als Acker von jeher zumeist der günstiger gelegene Boden benützt wurde, ist der Stolz des Bauern — leider häufig auch noch in der Gegenwart — ein schönes Kornfeld, auf das er demnach seine Sorgfalt concentrirt. Das ist eine Erscheinung, die Jedermann beobachten kann. Ueberall dort, wo die bäuerliche Wirthschaft nicht vorzugsweise auf der Viehzucht beruht, wurde und wird diese heute noch vielfach als „nothwendiges Uebel" betrachtet, und die Folge ist die Vernachlässigung der Wiesen. In zweifacher Hinsicht muß dies als ein höchst unerfreulicher Zustand betrachtet werden; einmal deßhalb, weil seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die Getreidepreise stark gesunken sind, während die Preise der animalischen Producte eine stetig steigende Tendenz aufweisen, und ferner, weil ein großer Theil Bayerns in Folge seines feuchteren Klimas zur Futterproduction und demnach zur Viehzucht besonders geeignet ist. Es sind allerdings Fortschritte zu verzeichnen, indem der Rindviehbestand in Bayern von 1883—1893 um fast 10 Proc., das Wiesenareal um 8925 Hektar vermehrt wurde. Allein nachdem man die Agrarenquete gelesen hat, wird man nicht umhin können, zu erklären, daß von dem Möglichen nur ein geringer Theil verwirklicht wurde. Dies ist schon aus den Berichten über die Pflege der Wiesen erkennbar, wird aber noch ausdrücklich durch jene Bemerkungen der Erhebungscommissäre bestätigt, welche die Viehzucht selbst betreffen. Nach diesen kann nur von sehr wenigen Gemeinden ausgesagt werden, daß die Viehhaltung eine annähernd entsprechende sei, in den weitaus meisten Fällen ist sie in dieser oder jener Beziehung mangelhaft. Das bezieht sich zum Theil auf unrationelle Gewohnheiten, wie z. B. die plötzliche und viel zu frühe Abgewöhnung der Kälber u. dgl., schlechte Stallungen, ungeeignete Racen, die noch immer fortbestehenden Mängel in der Zuchtstierhaltung, vor allem aber auf den häufig betonten Futtermangel. Die Beseitigung dieses Uebelstandes könnte zu einem bedeutenden Aufschwung der Thierzucht führen, worin bei den gegenwärtigen Verhältnissen ohne Zweifel das wichtigste Moment zur Hebung des ländlichen Wohlstandes zu erblicken ist. Dabei wird mehr, als es bisher geschah, neben der Vermehrung die Verbesserung der Viehhaltung, die Qualitäts-Zucht, ins Auge zu fassen sein. Hierauf leitet die allgemeine Klage der Städtebewohner über schlechtes Fleisch und die Thatsache, daß durch die Zucht feiner Sorten in der Regel die besten Erfolge erzielt werden. Bemerkenswerth ist jedenfalls der Umstand, daß in England, dessen Landwirthschaft heute zum überwiegendsten Theile in der Viehzucht ihren Schwerpunkt findet, auf 1 Quadratkilometer 35.6 Stück Rindvieh entfallen, gegen 32.5 in Deutschland und 44.2 in Bayern r. d. Rh., trotzdem auf dieselbe Flächeneinheit in England 122 und in Deutschland 91.4 Einwohner kommen. Dies ist eben darin begründet, daß sich die englischen Farmer mehr oder weniger auf die Production besserer und bester Fleischsorten beschränken, also eine intensive Viehzucht betreiben, während die minderen Qualitäten vom Auslande bezogen werden.

Der vielgerügte Futtermangel ist zum Theil auch durch die in Bayern vorherrschende Wirthschaftsweise bedingt. Diese ist heute — acht Jahrzehnte nach Thaers Tode und nahezu fünf Jahrzehnte nach Beseitigung der alten grundherrlichen Verfassung, die einen Fortschritt der Technik zumeist verhindert hatte — noch immer die Dreifelderwirthschaft mit nur theilweise angebauter Brache. Das wird durch die bayerische Enquete erwiesen. In zwei der untersuchten Gemeinden — Zell und Trulben — besteht freie Wirthschaft, jedoch nicht im Sinne jenes Systems, nach welchem der Landwirth, ohne sich an eine Fruchtfolge zu binden, unter Anwendung großer Quantitäten künstlicher Düngmittel stets dasjenige anbaut, was nach der jeweiligen Conjunctur am besten rentirt; vielmehr besteht die freie Wirthschaft jener Gemeinden lediglich darin, daß jeder seinen Acker bebaut, wie es ihm einfällt. Dabei sind in Zell 40 Hektar (von 563.4) und in Trulben 19 (von 412 Acker- und Gartenland) unbestellte Brache. In Rothenbuch und Haßloch findet Wechselwirthschaft statt, in Missen wird nur ein verschwindend kleiner Theil des Bodens als Acker- und Gartenland verwendet (ca. 5 Hektar), und in der Gemeinde Mainbernheim herrscht erfreulicherweise ein Wirthschaftssystem, in welchem die Hälfte des Ackerlandes, in manchen Betrieben sogar noch mehr, dem Anbau der Futtergewächse und Hackfrüchte eingeräumt wird. In den restlichen 18 Gemeinden dagegen ist das vorherrschende Feldsystem die Dreifelderwirthschaft, und zwar zumeist mit theilweise reiner Brache. So beträgt z. B. die Brache in Wollomoos 107.24 Hektar (von 590.28 Hektar Acker- und Gartenland), in Leiblfing 92 Hektar (von 738), in Nassenbeuren 86.83 Hektar (von 508.47) u. s. w. Nun ist es allerdings richtig, daß die Brache in Gebirgsgegenden und bei schweren Böden zur Lockerung und Reinigung des Ackers nicht immer entbehrt werden kann; doch wäre eine erhebliche Verminderung derselben zu gunsten des Futter- und besonders des Hackfruchtbaues zu erzielen, wie dies von einigen Erhebungscommissaren hervorgehoben wird. Welche Bedeutung dem beizumessen ist, erhellt aus der Thatsache, daß in Bayern die Brache im Jahre 1893 eine Fläche von 295,482 Hektar

einnahm. Aber auch hier ist ein Fortschritt erkennbar, da die Brache 1883 noch 339,709 Hektar betrug. Daß der Uebergang von der Dreifelder- zur Wechselwirthschaft principiell zu empfehlen ist, unterliegt keinem Zweifel, da erfahrungsgemäß die höchsten Naturalerträge nur dann erzielt werden, wenn etwa die eine Hälfte des Ackerareals mit Halmfrüchten, die andere mit Blattfrüchten bebaut wird, was eben bei der Dreifelderwirthschaft nicht der Fall ist. Außerdem bedingt letztere eine ungünstige Vertheilung der jährlichen Feldarbeiten und Nachtheile bezüglich der Düngerverhältnisse. Daß trotzdem die Dreifelderwirthschaft noch in so bedeutendem Maße überwiegt, ist wohl auf die bekannte Schwerfälligkeit zurückzuführen, mit welcher sich der Bauer vom Herkommen emancipirt. Hiefür ist vielleicht nichts so charakteristisch, wie die Thatsache, daß heute noch in einzelnen Theilen Oesterreichs gerobotet wird, selbstredend nicht in Folge rechtlicher Verpflichtungen, sondern durch die Macht der Gewohnheit.

Nach den bisherigen Ausführungen wird es uns nicht wundernehmen, zu erfahren, daß auch die Düngerwirthschaft in Bayern noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Dieselbe ist in keiner der untersuchten Gemeinden einwandfrei, in den meisten aber geradezu schlecht. So wird z. B. von Eberfing berichtet: „Bei der Düngerwirthschaft sind sehr viele Mängel vorhanden. Die Anlage der Düngerstätten läßt sehr vieles zu wünschen übrig, was schon daraus erhellt, daß von 54 Kleinbetrieben nur 4, von 30 Mittelbetrieben nur 18 richtige Jauchegruben mit Jauchepumpen und -Fässern haben, und nur die 10 Großbetriebe annähernd entsprechende Anlagen besitzen.“ In Sollbach „ist die Düngerwirthschaft mangelhaft; gepflasterte, undurchlässige Düngerstätten gibt es nicht, ebensowenig gibt es Jauchegruben und Jauchefässer.... Die Jauche sucht sich so viel als möglich im Dünger unterzubringen, das übrige läuft weg.“ In Gesees „liegt der Dünger meist ungeordnet und ungeschichtet auf der Dungstätte, die keinerlei Schutz und Schatten gewährt.... Die Jauche läuft meistentheils fort ... Schutz gegen die Sonnenstrahlen ist nicht vorhanden, so daß eine rasche Zersetzung stattfinden muß und viele Nährstoffe verloren gehen....“ u. s. w. Da somit in den meisten Fällen nicht einmal die Vorbedingung für eine zweckentsprechende Düngerwirthschaft — eine richtig angelegte Düngerstätte und Jauchegrube — gegeben ist, kann es nur als selbstverständlich betrachtet werden, daß die weitere sachgemäße Behandlung des Stallmistes — die Conservirung desselben durch Einstreuen von Kainit und Superphospat — durchgehends mangelt. Was dies zu bedeuten hat, erhellt daraus, daß selbst dann, wenn der Dünger auf einer vollkommen geeigneten Stätte dauernd mit Jauche feucht gehalten und täglich festgetreten wird, 30 Proc. des Stallmistes, bezw. 13 Proc. des Stickstoffs durch Zersetzung verloren gehen, wenn der Dünger nicht täglich durch das Einstreuen gewissermaßen eingepökelt wird. Auf diese Weise vermindert sich der Werth des Düngers einer Kuh im Jahr um 20—30 Mk., woraus es erklärlich wird, daß Holdefleiß den jährlichen Stickstoffverlust, der durch die mangelhafte Behandlung des Stalldüngers verursacht wird, für Deutschland auf 480 Mill. Mk. veranschlagt.

Diese landwirthschaftliche Sünde muß um so mehr befremden, als die Anwendung künstlichen Düngers keineswegs unbedeutend ist. In 13 von den 24 Gemeinden erhält der Boden Kunstdünger und zwar bisweilen in ganz erheblichen Quantitäten, z. B. in Eberfing 1000, in Trulben 800, in Genderkingen 3000 Ctr. pro Jahr u. s. w. Dabei ist noch zu bemerken, daß beispielsweise in Eberfing auch der kleinste Betrieb Kunstdünger verwendet, während die Behandlung des Stallmistes eine sehr schlechte ist. Dieser Widerspruch erklärt sich folgendermaßen: Da die Düngerwirthschaft und die Fütterung zumeist viel zu wünschen übrig lassen, ist die Qualität und Quantität des Mistes eine ungenügende; der Bauer empfindet dies, ist aber in Folge seiner mangelhaften Bildung selten in der Lage, dem Uebel abzuhelfen; in Folge dessen greift er zum Kunstdünger, der überdies häufig auf Borg gekauft und nicht richtig angewendet wird. Dies wird ausdrücklich durch den Bericht über Genderkingen bestätigt. Es ist klar, daß die Landwirthschaft auf diese Weise alljährlich große Werthe geradezu vergeudet. Denn abgesehen davon, daß in manchen Betrieben bei richtiger Behandlung des Stallmistes und entsprechender Viehhaltung die Ausgabe für Kunstdünger vermieden werden könnte, ist ja das Vorhandensein gut conservirten Mistes die Voraussetzung für die Wirksamkeit des Kunstdüngers. Deßhalb erleidet der Landmann doppelten Schaden, welcher den Düngerhaufen vom Regen auslaugen und die Jauche auf die Straße laufen läßt, andrerseits aber künstlichen Dünger einschafft, und so lange dieser große Uebelstand nicht beseitigt ist, fehlt eine der Grundbedingungen für den Aufschwung der Landwirthschaft.

Wir gelangen nunmehr zu einem der interessantesten Punkte. Bekanntlich spielt in dem Streit über die Berechtigung der Getreidezölle eine große Rolle die Frage, welcher Procentsatz der landwirthschaftlichen Bevölkerung aus einer Erhöhung der Getreidepreise Nutzen ziehe? Die Denkschrift des Staatsraths, welche am 27. März d. J. im „Reichs- und Staats-Anzeiger“ veröffentlicht wurde, erklärt, „daß von den rund 5,200,000 inländischen landwirthschaftlichen Betrieben 4 Millionen auf eine Anbaufläche von 5 Hektar und weniger sich beschränkten, daher das von ihnen producirte Brodgetreide völlig consumirten, von einem gesteigerten Verkaufspreis also einen Gebrauch nicht machen könnten“. Da die landwirthschaftliche Bevölkerung etwa 19 Mill. beträgt, würde dies bedeuten, daß nur 4 Mill. Einwohner (kaum 8 Proc. der Bevölkerung) am Getreidepreis interessirt sind, was natürlich ein starkes Argument gegen eine künstliche Erhöhung desselben wäre. Diese Aeußerung des Staatsraths und die darauf beruhende Rede des Reichskanzlers sind deßhalb vielfach angegriffen worden, zuletzt von Professor Kühn-Halle, der im Jahrgang 1896 des landwirthschaftlichen Kalenders von Mentzel und Lengerke mit agrarischer Wärme für ein Analogon des Antrages Kanitz eintritt. Kühn glaubt die Ansicht des Staatsraths durch den Hinweis widerlegen zu können, daß nach den in Baden ausgeführten Erhebungen von 25 Wirthschaften mit einem Areal von 2 bis 5 Hektar durchschnittlich pro Jahr und Hektar Ackerfläche 3.4 Ctr. Getreidekörner verkauft wurden. Hierin kann aber nur derjenige eine Widerlegung erblicken, welcher obiges Citat dem Wortlaut und nicht dem Sinne nach erfaßt. Vor allem kann die Grenze von 5 Hektar nur als ein Durchschnittsmaß betrachtet werden; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß für Gegenden mit ungünstigen Bodenverhältnissen — besonders in Norddeutschland, wie Conrad meint — jene Linie vielfach noch zu eng gezogen ist, wodurch für die süddeutschen Gebiete eine gewisse Compensation herbeigeführt wird. Wenn diese aber auch keine vollständige sein sollte, so muß doch auch in Betracht gezogen werden, welcher positive Schaden jenen kleinen, thatsächlich Getreide verkaufenden Betrieben aus niedrigen Getreidepreisen erwächst und wie groß für sie der Schwierigkeitsgrad ist, diesen Schaden durch Selbsthülfe zu umgehen? Wenn nun Kühn aus dem Umstande, daß einige Kleinbetriebe pro Flächeneinheit etwas mehr Körner verkaufen, als manche preußische Großbetriebe, den Schluß zieht, daß die ersteren unter dem Rückgang der Preise am meisten leiden, so ist dies eine Spielerei mit

Zahlen, die nicht ernst genommen werden kann. Ein Betrieb von 5 Hektar wird im Jahre höchstens 3 Hektar mit Halmfrüchten bestellen können, demnach würde er nach Kühn 10.2 Ctr. Körner verkaufen. Bei einer Preisdepression des Getreides um 3 M. pro Centner ergäbe sich also ein Verlust von rund 30 M. Wir wollen ganz davon absehen, daß diese Summe schon durch die bessere Behandlung des Düngers einer Kuh hereingebracht werden kann; denn jeder Landwirth, der nicht mit vorgefaßten Meinungen operirt, wird uns zugeben, 1) daß in diesen Fällen eine Betriebsänderung in dem Sinne, daß überschüssiges Getreide nicht mehr producirt wird, zumeist leicht durchgeführt werden kann, jedenfalls unendlich leichter, als in großen Betrieben, 2) daß so geringe Körnerquantitäten auch von Kleinbauern häufig mit Erfolg verfüttert werden können und 3) daß es — wenn schon Getreide verkauft wird — noch mannichfache Mittel und Wege gibt, den Mindererertrag wett zu machen. Wir wollen hier nur einen Punkt hervorheben. In der bayerischen Agrarenquete wird häufig berichtet, daß der Erlös aus Geflügel und Eiern gewöhnlich eine Einnahmequelle für die Frau des Besitzers bildet. Hieraus erklärt es sich, daß Letzterer selbst für die Geflügelzucht kein Interesse hegt, diese daher zumeist im Argen liegt. Wenn der Bauer diesen Theil der Wirthschaft für sich in Anspruch nehmen und die nöthige Sorgfalt darauf verwenden würde, könnten dadurch sehr schöne Erfolge erzielt werden. Ungarn exportirt jährlich Geflügel im Werthe von 20 Mill. und Eier für etwa 10 Mill. Gulden, welche Producte dort ausschließlich aus bäuerlichen Wirthschaften stammen. Dagegen betrug in Deutschland im Durchschnitt der Jahre 1889—1893 der Werth der Mehreinfuhr bei Eiern 55.6 Mill. Mark.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu der Frage zurück, in welchem Verhältniß die Getreide verkaufenden zu den nicht verkaufenden Betrieben stehen? Hier muß vor allem constatirt werden, daß dies in der bayerischen Enquete zwar bezüglich sämmtlicher 24 Gemeinden beantwortet, aber leider nur einmal angeführt wird, welcher Größenkategorie die fraglichen Betriebe angehören; auch ist zu erwähnen, daß ein Theil der Berichte die bezüglichen Verhältnisse nicht durch Zahlen, sondern nur durch Wortphrase illustrirt. Immerhin ist die Belehrung eine sehr reichliche. In Missen wird — wie schon erwähnt — fast gar kein Ackerbau betrieben, weßhalb alle Grundbesitzer ihren Getreidebedarf durch Ankauf decken müssen. In Rothenbuch „kommt von Getreide lediglich Hafer, und zwar von 12 Landwirthen, zum regelmäßigen Verkaufe, während an 160 Haushaltungen gezwungen sind, mehr oder weniger Brodgetreide oder Brod zu kaufen". In der Gemeinde Vorra „kann außer Hopfen von keinem Besitzer irgend welche Frucht verkauft werden, mehr als drei Viertel derselben müssen noch Brodfrucht zukaufen." In Haßloch wird von 220 Wirthschaften Getreide verkauft, in 180 wird gerade der eigene Bedarf angebaut und 80 müssen Brodgetreide zukaufen. In Mainbernheim sind von 130 Wirthschaften 93 solche, „die regelmäßig Getreide nur verkaufen oder doch mehr abgeben, als sie zukaufen". In Petersaurach „können von den 130 ansässigen Landwirthen bloß 70 in normalen Jahrgängen Getreide verkaufen, während 60 nur theilweise ihren Bedarf zu bauen im Stande sind". In Zell „ist der Ueberschuß an landwirthschaftlichen Erzeugnissen über den eigenen Bedarf unbedeutend". In Polling müssen 20 Wirthschaften Getreide zukaufen, in Wollomoos 6 von 55, in Schalldorf 22 von 102, in Trahweiler 24 von 44, in Trulben 40 von 100, in Kondrau nur die kleinsten Wirthschaften u. s. w. Für Ebersing liegen die genauesten Daten vor. Die Betriebe bis zum Besitze von 15 Hektar werden hier als Kleinbesitz bezeichnet, die Betriebe von 16—40 Hektar als Mittelbesitz, die über 40 Hektar als größerer Besitz. Es ergibt sich denn, daß von den 54 Kleinbetrieben 4 Getreide verkaufen, 17 gerade ausreichen, 33 zukaufen; von den 30 Mittelbetrieben verkaufen 23 und 7 reichen aus; die 10 Großbetriebe verkaufen alle. Es ist sehr bedauerlich, daß die übrigen Berichte nicht in gleicher Weise detaillirt sind. Doch ergibt sich als nicht zu unterschätzendes Endresultat, daß eine sehr große Anzahl von Betrieben kein Getreide verkauft und fast keine Gemeinde solcher Betriebe entbehrt. Von Paulushofen wird berichtet, daß alle Wirthschaften Getreide verkaufen, wir finden aber kurz darauf den Ausspruch: „Der Futterbau ist viel zu gering, geradezu unbedeutend gegenüber dem Getreide und für die große, schöne, reiche Flur." Wenn wir dies alles zusammenfassen, müssen wir gestehen, daß die Ansicht des Staatsraths in der bayerischen Enquete eine wirksame Stütze findet. Es muß noch erwähnt werden, daß fast durchgehends selbstgebautes Getreide vermahlen und im Hause gebacken wird.

Bezüglich der Art des Getreideabsatzes ist zu berichten, daß sie in der Regel eine sehr mangelhafte ist, und mehrmals wird auf die Nothwendigkeit und den Nutzen genossenschaftlichen Zusammenschlusses hingewiesen. Man vergißt aber auch nicht, hervorzuheben, welche Hindernisse dem entgegenstehen, und das ist vor allem das Fehlen genossenschaftlichen Geistes, welches häufig betont wird, dann auch die Ungleichmäßigkeit der Waare in Bezug auf Sorten und Putzung. Den Gipfel der Irrationalität des Absatzes erreichen aber einige Gemeinden durch die Methode, den Getreidevorrath als eine Art Sparcasse zu betrachten, aus der sie nur so viel herausnehmen, als sie gerade benöthigen. So ist es in Paulushofen beliebt, „das Getreide nicht in größeren Partieen, sondern immer in kleinen Fuhren zu etwa 10, 12 bis 18 Ctr., je nachdem es der Geldbedarf zu Hause erfordert, auf den Markt zu bringen. Daß für solche kleine, unregelmäßige Quantitäten kein hoher Preis erlöst wird, versteht sich von selbst; am Erlöse gehen dann auch immer wieder die bedeutenden Marktkosten zu Verlust.... Der Rückgang mancher Wirthschaften, das geringe Vorankommen anderer, ist nicht zum kleinen Theile dem vielen Marktlaufen zuzuschreiben." In der Kondrauer Flur sind 160 Hektar Hafer angebaut, wovon jährlich gegen 5000 Ctr. schöne, gleichmäßige Frucht verkauft werden kann. Dies geschieht jedoch ebenfalls immer nur in kleinen Partieen, und „man darf annehmen, daß bei den üblichen Kleinverkäufen vom Centner 50 bis 80 Pfg. weniger erlöst wird, als beim Sammelverkauf im großen; das ergibt beim Hafer allein eine Mindereinnahme von 2000 bis 3000 M. im Jahr für die Gesammtgemeinde Kondrau". Hier, wie auch noch an anderen Orten, wäre demnach eine richtige Organisation des Absatzes von großem Nutzen.

Einige weitere, wenn auch keineswegs unwichtige Punkte berühren wir nur flüchtig, indem wir erwähnen, daß in den meisten Gemeinden die Ackergeräthe und sonstigen maschinellen Einrichtungen mehr oder weniger mangelhaft sind. So heißt es z. B. von Sollbach: „Als Ackergeräthe dient mit wenig Ausnahme der alte, hölzerne Bifangpflug; es dürfte kaum ein Dutzend eiserner Pflüge bei den Oekonomen vorhanden sein. Die Egge hat ein schmales hölzernes Gestell mit eisernen Zähnen; auf dem Gestelle sind zwei Schlittenkufen fest angebracht, auf welchen man die Egge zum Acker schleift. Eine Feldwalze wird sich in Sollbach nicht finden. Säemaschinen, Drillmaschinen sind daselbst unbekannt." Die Parcellirung ist bisweilen eine zu große und die Flurbereinigung noch immer ungenügend durchgeführt. Durch diese Momente wird die Rentabilität des Getreidebaues natürlich beeinträchtigt, nicht am wenigsten

durch den zuletzt genannten Factor, und wenn der Druck der gegenwärtigen Verhältnisse dazu führen würde, daß die Gemenglage möglichst beseitigt wird, so könnte dies leicht eine Verbilligung der Productionskosten bewirken.

Nach alledem — da bezüglich der Bodenverbesserung, der Wirthschaftsweise, der Düngerwirthschaft, der Viehzucht u. s. w. die größten Unterlassungssünden constatirt worden sind — sollte man wohl, wenn man noch das Sinken der Getreidepreise hinzunimmt, zu der Ansicht gelangen, daß es mit der ökonomischen Lage der bayerischen Landwirthe sehr schlecht bestellt sein müsse. Das ist aber keineswegs der Fall, wie vor allem aus den Schuldverhältnissen hervorgeht. Diese sind in den untersuchten 24 Gemeinden, mit einer einzigen Ausnahme, nicht allzu ungünstig, theilweise sogar sehr günstig. Es beträgt das Procentverhältniß der Immobiliarschulden zum Immobiliarwerthe in

Hartershofen	5.21%	Schalldorf	23.74%
Wollomoos	11.60	Vorra	28.10
Trahweiler	12.24	Missen	28.17
Trulben	13.10	Rothenbuch	28.78
Obereßfeld	13.31	Polling	29.92
Haßloch	13.39	Genderkingen	34.78
Petersaurach	13.85	Zell	35.82
Ebersing	16.35	Bobengrün	36.73
Mainbernheim	17.25	Nassenbeuren	37.45
Kondrau	20.93	Leiblfing	39.52
Mönchsambach	22.52	Paulushofen	39.72
Gesees	23.64	Sollbach	76.04

Wie man sieht, beträgt die Immobiliarverschuldung in 13 Gemeinden weniger als $^1/_4$ des Boden- und Häuserwerthes, in Paulushofen noch nicht 40 Proc. und nur in Sollbach mehr als $^3/_4$. Das ist im Durchschnitte gewiß kein Verhältniß, wie man es nach den vorausgegangenen lebhaften Klagen hätte erwarten sollen, und im Vergleich zu den Angaben des Grafen Zedlitz auf der Berliner Agrarconferenz über die Verschuldung des Großgrundbesitzes im ostelbischen Deutschland oder zu den officiellen Angaben über den Stand der Immobiliarverschuldung in Oesterreich ist das Verhältniß sogar ein sehr erfreuliches. Der außerordentliche Schuldenstand in Sollbach aber kann angesichts dessen, was die Enquete über die sonstigen Verhältnisse Sollbachs meldet, nicht wundernehmen. Das ist offenbar eine der denkbar zurückgebliebensten Gemeinden. Den Bericht über den Zustand der dortigen Ackergeräthe haben wir soeben citirt. Noch erstaunlicher ist die Antwort, die wir auf die Frage: „In welcher Weise pflegen die Landwirthe das Creditbedürfniß in Bezug auf Immobiliencredit zu befriedigen?" lesen. Da heißt es: „Das Creditbedürfniß bezüglich des Immobiliarcredits wird in Sollbach durch die Darlehen der Hypothekenbanken, der sogen. Stiftungen (Kirchenstiftungen) und zum Theil auch durch private Gelddarleiher befriedigt. Die Banken sind an den Immobiliardarlehen mit etwa $^2/_4$ der Gesammtsumme, die Stiftungen mit ungefähr $^1/_4$ und die Privaten mit dem restlichen $^1/_4$ betheiligt; doch ist dabei hervorzuheben, daß die Privatdarlehen regelmäßig erst an 2. und 3. Stelle nach den Bank- und Stiftungshypotheken folgen. Trotzdem zeigt sich die sehr auffällige Erscheinung, daß bei den in der Reihenfolge unsichersten Privatdarlehen meist nur ein Zins von 4 Proc., bei den Stiftungsgeldern ein Zins von $4^1/_2$ Proc., bei den Hypothekenbanken neben der größten Sicherheit aber der alte hohe Zinsfuß von $4^1/_2$ und 5 Proc. besteht", und zwar ist im letzteren Falle außerdem regelmäßig noch $^1/_2$ Proc. Annuität zur Tilgung zu zahlen. Wo die Oekonomen so unwirthschaftlich sind, wie diese Angabe zeigt, ist auch die Ueberschuldung nicht zu verwundern. Dabei ist ein weiteres Ergebniß der Enquete äußerst bemerkenswerth. Man hat in den letzten Decennien so unendlich viel über die Auswucherung der Bauern durch städtische, namentlich jüdische Geldleiher zu hören bekommen. Nun heißt es in den meisten Berichten, daß der Wucher in den betreffenden Gemeinden ganz unbekannt sei; nur in wenigen, wie Rothenbuch, ist dies anders. Vielmehr findet die Angabe des Professor Brentano auf der Wiener Versammlung des Vereins für Socialpolitik im September 1894, daß die Gläubiger der Bauern in erster Linie die Münchener Hypothekenbanken, in zweiter Linie die geistlichen Stiftungen, an dritter Stelle andere Angehörige der bäuerlichen Bevölkerung seien, durch die officielle Enquete durchweg Bestätigung — eine treffende Illustration zu der Bezeichnung der Bauern als der „Besitzsklaven des Capitals". Wer ist es denn danach, den ein gewaltsamer Eingriff zur Verkürzung der Gläubiger eigentlich treffen würde?

Bezüglich des Personalcredits kann übrigens noch viel Gutes geschaffen werden. Darlehenscassenvereine oder ähnliche Institutionen bestehen erst in 11 von den 24 Gemeinden, und auch diese entfalten theilweise noch eine recht spärliche Wirksamkeit. Da sehr häufig über Mangel an Betriebscapital geklagt wird, ist die Errichtung derartiger Vereine dringend zu wünschen. Nur auf diese Weise kann der kleine Landwirth sein Geldbedürfniß befriedigen; außerdem controlirt die Raiffeisen'sche Casse ihre Schuldner und wirkt dadurch ohne Zweifel fördernd auf die Wirthschaft ein.

Was nun die Entwicklung der Rentabilität des Landwirthschaftsbetriebes betrifft, so ist zu sagen, daß überall dort, wo die Wirthschaft mehr oder weniger auf dem Getreidebau basirt, der Geldertrag im letzten Decennium entsprechend gesunken ist; mehrmals wird aber betont, daß es möglich gewesen wäre, den Reinertrag auf seiner einstigen Höhe zu halten, beziehungsweise noch zu steigern, wenn die erforderlichen Maßnahmen — Meliorationen, Ausdehnung des Futterbaues u. s. w. — durchgeführt worden wären. Obzwar nun dies nicht geschehen ist, wenigstens nicht im wünschenswerthen Maße, ergibt sich dennoch bezüglich der wirthschaftlichen Lage der Gemeinden ein Gesammteindruck, der zu den großen Befürchtungen, die in der Gegenwart so häufig laut werden, keineswegs berechtigt. In 12 der untersuchten 24 Gemeinden — in Wollomoos, Ebersing, Schalldorf, Kondrau, Paulushofen, Gesees, Mönchsambach, Bobengrün, Hartershofen, Petersaurach, Obereßfeld und Mainbernheim — ist die Gesammtlage nicht ungünstig, und wenn man sich erinnert, welches Quantum „landwirthschaftlicher Sünden" auch diesen Gemeinden zur Last fällt, wird man denselben eine erfreuliche Zukunft prognosticiren können, wenn sie die von den Verhältnissen gebotenen Aenderungen und Verbesserungen des Betriebes vornehmen. In Zell ist „ein eigentlicher Rückgang der Rentabilität der Landwirthschaft bei dem nicht nennenswerthen Ueberschuß an landwirthschaftlichen Producten nicht bemerkbar". Daß die allgemeine Lage hier trotzdem eine sehr dürftige ist, beruht darauf, daß der Boden wenig trägt und die Bewohner keinen Sinn, auch nicht die Mittel haben, die natürliche Armuth des Bodens durch Meliorationen zu vermindern. In der Gemeinde Vorra wird der Futterbau, die Viehzucht ꝛc. gänzlich vernachlässigt und überwiegend Hopfen gebaut. In Folge der niedrigen Hopfenpreise kann daher „von einer Rente nicht mehr die Rede sein." Die Erscheinung, daß in Hopfengegenden der Bauer fast ausschließlich Hopfencultur betreibt und dadurch sein Wohl und Wehe von dieser einen Pflanze abhängig macht, kann häufig — z. B. auch in Böhmen — beobachtet werden. Dieses Vorgehen muß aber als ein Hazardspiel bezeichnet werden, da der Hopfen bekanntlich sehr großen Preisschwankungen, entsprechend den Ernteverhältnissen, unterliegt. So kosteten in Nürnberg 100 Kilogramm Hopfen im Jahre 1892 M. 290, 1893 M. 401.5 und 1894 M. 352.5. Wenn in dieser Weise die ganze Existenz auf eine Karte gesetzt wird, so

kann man über die mißliche Lage der Betreffenden füglich nicht erstaunt sein. Auch dieser Gemeinde wird vom Erhebungscommissar vermehrter Futterbau und intensivere Viehzucht empfohlen. In Rothenbuch, einer armen Spessartgemeinde, vermag der Boden die Bevölkerung nicht zu ernähren, diese ist daher auf Nebenbeschäftigung angewiesen. Letztere besteht in Waldarbeiten — Holzfällen, Wegebau, Holzfuhren. Da dieselben aber schlecht bezahlt werden — der Tagesverdienst beträgt bei harter Arbeit 1 M. —, da ferner die gesammte Wirthschaftsweise eine sehr mangelhafte ist, die Bauern auch bewuchert werden, ist der Gesammteindruck, den diese Gemeinde macht, unzweifelhaft wenig befriedigend. Die ungünstige Lage der übrigen Gemeinden, deren Verhältnisse wir hier nicht in allen Einzelheiten schildern können, wird nebst dem Rückgang der Preise ganz besonders jenen Betriebsmängeln zugeschrieben, deren wir schon Erwähnung gethan haben. Die Maßnahmen zur Hebung des Wohlstandes, welche von den Erhebungscommissaren vorgeschlagen werden, sind im wesentlichen stets dieselben. Nur ganz vereinzelt findet sich in der Enquete der Ruf nach Hebung der Getreidepreise; die Erörterungen ziehen überwiegend nur die sogen. „kleinen Mittel" in Betracht, das sind also vorzugsweise jene Verbesserungen des Betriebes, welche oben berührt worden sind. Dabei wird mehrmals mit Zuversicht die Ansicht ausgesprochen, daß die Landwirthe, wenn sie diese Maßnahmen durchführen, die gegenwärtige Krisis — trotz der niederen Getreidepreise — überstehen können und werden. Das Problem liegt also heute nicht mehr darin, zu suchen, welche Wege betreten werden sollen, sondern in der Schwierigkeit, dem etwas schwerfälligen Landwirth die nöthige Initiative einzuflößen. In dieser Hinsicht scheint etwas durch die Enquete selbst geleistet worden zu sein, da die Einleitung zum Berichte der Commissare Folgendes meldet: „Einzelne Commissare wurden nach Abschluß des Erhebungsgeschäftes von den Gemeindeangehörigen besonders ersucht, noch öfters die Gemeinde zu besuchen, Vorträge zu halten und den Landwirthen in Fragen der Betriebseinrichtung, der Düngung u. s. w. mit Rath an die Hand zu gehen. . . ." Verschiedene Anregungen der Erhebungscommissare führten alsbald zu wünschenswerthen Maßnahmen und zur Einleitung einzelner dringend gebotener Culturunternehmungen. Das ist aber natürlich noch viel zu wenig, ebenso läßt die bisherige Wirksamkeit der landwirthschaftlichen Vereine in dieser Beziehung, wie eben die Erfahrung lehrt, manches zu wünschen übrig. In der Enquete wird fast durchgehends die mangelhafte Ausbildung der Landwirthe hervorgehoben. Um diese und damit die Hauptursache des Nothstandes zu beheben, genügt es nicht, einmal in Decennien einen Vortrag zu halten. Der Landwirth muß mit Bildungsstoff überschüttet werden, das, was er zur Hebung seines Wohlstandes thun soll, muß ihm so lange wiederholt werden, dem Dreschen vergleichbar, bis daraus nicht nur die Saat der Erkenntniß, sondern auch die des Wollens hervorgeht.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München**, 17. Dec. Die Akademie der Wissenschaften begrüßt ihr auswärtiges Mitglied, Prof. Dr. Albrecht Weber in Berlin, zu seinem morgen stattfindenden 50jährigen Doctorjubiläum durch folgende Adresse: „Hochgeehrter Herr College! Die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Ihnen die Universität Ihrer Vaterstadt die philosophische Doctorwürde verlieh, will auch unsre Akademie, der Sie seit 44 Jahren als auswärtiges Mitglied angehören, nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen ein Zeichen der herzlichsten und aufrichtigsten Theilnahme zu senden. Als Sie mit Ihrer Promotionsschrift das Gebiet der vedischen Literatur und Alterthumskunde betraten, war dasselbe, von manchen dankenswerthen, aber doch nur tastenden Versuchen abgesehen, fast eine terra incognita, unter deren Erforschern Sie einen der ersten und hervorragendsten Plätze einnehmen. Ihre erstaunlich rasch vollendete Ausgabe des weißen Yajurveda wird noch auf lange Zeit hinaus ein monumentum aere perennius bleiben, dem selbst die einheimische indische Gelehrsamkeit ihre Bewunderung nicht versagt. Mit diesem Werke betraten Sie einen der vielen Pfade, durch welche Sie der europäischen Wissenschaft den vedischen Urwald eröffneten; ihm folgte, in den Schriften der Berliner Akademie und in den von Ihnen herausgegebenen siebzehn Bänden der Indischen Studien, eine stattliche Reihe von größeren und kleineren Arbeiten, welche aufs erfolgreichste die verschiedensten Gebiete von Veda und Vedânga erläuterten. All das steht in engem Zusammenhang mit der Ihnen zugefallenen Bearbeitung der Chambers'schen Handschriftensammlung zu Berlin, welche von Ihnen nicht allein in einem mustergültigen Katalog eingehend beschrieben wurde, sondern Ihnen auch Veranlassung bot zu dem kühnen und glänzenden Versuch einer Indischen Literaturgeschichte, einem Werke, dessen zweite Auflage seit langem ein unentbehrliches Hülfsmittel für die indischen Studien bildet. Mannichfache, zum Theil umfangreiche Ergänzungen dazu haben Sie in zahlreichen Abhandlungen, Ausgaben und Uebersetzungen, namentlich aus den Gebieten der poetischen Literatur, geliefert, und noch in den letzten Jahrzehnten haben Sie, im zweiten Theil Ihres Verzeichnisses der Berliner Handschriften und in den beiden jüngsten Bänden der Indischen Studien, für das Studium der neu erschlossenen Literatur der Jaina eine zuverlässige Grundlage geschaffen. Daß Sie mit gleichem Interesse allen Zweigen indischer Forschung gerecht worden sind, beweisen zahlreiche kleinere Beiträge und Kritiken, welche Sie, als Indische Streifen, in drei Bänden gesammelt, veröffentlicht haben. Ihre aus umfassender Lectüre namentlich vedischer Werke geflossene Kenntniß des altindischen Wortschatzes ist in reichem Maße dem großen Petersburger Sanskrit-Wörterbuch zu gute gekommen. Dabei haben Sie stets verstanden, das indische Alterthum nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhang der allgemeinen Geschichte zu betrachten; auch über die indogermanische Vorzeit, über die Beziehungen Indiens zu semitischer und griechischer Cultur, über die Wanderungen der Fabel- und Erzählungsstoffe haben Sie in Ihren Streifen willkommenes Licht verbreitet. So stehen Sie da als einer der wenigen, denen reiche Begabung und rüstige Arbeitskraft es ermöglicht haben, fast das ganze Feld der indischen Philologie zu umfassen. Möge Ihnen vergönnt sein, noch recht lange der reichen Früchte Ihrer Arbeit sich zu erfreuen und an dem Ausbau Ihrer Wissenschaft erfolgreich mitzuwirken! Das wünscht von Herzen zum 18. December 1895 die Kgl. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Der Präsident: v. Pettenkofer. Der Secretär der philosophisch-philologischen Classe: v. Christ.

* **Tübingen.** Prof. Dr. v. Hüfner hat den an ihn ergangenen Ruf an die Straßburger Universität abgelehnt.

* **Gießen.** Die Universität wird in diesem Semester von 558 Studirenden und 18 Hörern besucht. Der theologischen Facultät gehören 61 Studirende an, der juristischen 166, der medicinischen 115, der philosophischen 216.

n. **Straßburg.** Der an der reichsländischen Universität bestehende Ausschuß der Studentenschaft, in dem insbesondere fast alle akademischen Verbindungen vertreten sind, hat den Beschluß gefaßt, das Jubiläum der Gründung des Deutschen Reichs am 18. Januar 1896 durch Fackelzug und Commers festlich zu begehen. — Der außerordentl. Prof. für englische Sprache und Literatur in München, Dr. Emil Köppel, der als Nachfolger Brandls hieher berufen wurde, ist nunmehr zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät hierselbst ernannt worden. Der außerordentliche Professor für Hautkrankheiten hier, Dr. A. Wolff, hat gutem Vernehmen nach den Ruf als Ordinarius nach Leipzig abgelehnt. Prof. Wolff ist geborener Straßburger.

□ **Halle.** Auch im nächsten Jahre wird an der hiesigen Hochschule ein socialer Cursus abgehalten werden. Rege Theilnahme ist zu hoffen, da namentlich auch auf dem Lande socialistische Ideen im Umlauf sind, so daß es vortheilhaft ist, wenn die Geistlichen sich mit diesen Dingen vertraut machen. — Der hiesige Stadtbau-Inspector Schaumann ist vom Senat der Freien Stadt Lübeck als Nachfolger des nach München berufenen Baudirectors Schwiening zum Baudirector und Conservator der lübischen Kunst- und Baudenkmäler ernannt worden. Schaumann ist 1861 in Osnabrück geboren. Nach seinem Staatsexamen war er bereits bei dem Stadtbauamt in Lübeck beschäftigt, später war er, nachdem er den Staatsdienst aufgegeben, im Communaldienst in Hannover, Elberfeld und in Halle thätig.

γσ **Berlin**, 15. Dec. Vor einem ungemein zahlreichen Auditorium sprach in der gestrigen außerordentlichen Sitzung der Gesellschaft für „Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" Dr. Dubois (Java) über seinen Pithecanthropus erectus, der die wissenschaftliche Welt nun schon fast zwei Jahre lang beschäftigt, und legte zugleich neben zahlreichem Vergleichungsmaterial, namentlich Skeletten und Schädeln von anthropoiden Affen, vom Gibbon, Hylobates, Orang, Pavian und anderen, die zur Aufklärung der Fragen beitragen könnten, die Fundstücke selbst im Original vor, durch die diese Fragen angeregt worden sind. Als einziger Zeuge der Auffindung selbst und nachdem er ein drei- bis vierjähriges Studium auf die Fundstücke verwandt hat, hält er es nach seinen Ausführungen für seine Pflicht, nochmals auch in Berlin die Resultate seiner Forschungen des genaueren kundzugeben und den Standpunkt zu präcisiren, zu dem heute die Erörterung über diese vielbesprochenen Funde geführt hat. Da die Aussprüche der berühmtesten Forscher in der Deutung der Objecte sich diametral entgegenstehen, so ist neben der Erörterung der anatomischen Verhältnisse der Stücke zunächst die Fundstätte selbst von Bedeutung. Sie liegt bei Trinil auf Java, woselbst viele Reste von Wirbelthieren gefunden sind, in dem südlichen Abhange einer Hügelkette auf Süd-Java, die alte vulcanische Tuffe und harten Thon enthält. Die Schichten liegen in der Dicke von 350 m senkrecht und in der Südrichtung zur Achse der Insel. Das unterste Liegende gehört nach Prof. Martius' Untersuchungen dem Paläocän an, in den meisten Schichten finden sich Knochenreste von Süßwasserthieren, so daß diese als alte Flußablagerungen anzusehen sind. Die fossilen Wirbelthiere lassen eine Verwandtschaft der Fauna mit dem Pliocän und dem frühesten Pleistocän vermuthen, so daß man auf das älteste Diluvium nach den vielfachen Skelettresten schließen kann. Der obere Molar, den der Vortragende erst als einem Schimpanse gehörig ansah, war das erste der Fundstücke, die für den Pithecanthropus in Betracht kommen; er lag in einer einen Meter dicken Lapillischicht, über der Thonsteinschichten gelagert waren und die marine Schichten unter sich hatte. Die obersten Schichten des Hügels stellten sich als Sandsteine dar. Die Stücke selbst, Schädeldach, Schenkelknochen und die zwei Zähne, die 15 cm über einer Conglomeratschicht lagen, wurden einzeln nach Abnahme der Schichten ausgemeißelt. Das Schädeldach lag einen Meter vom Zahn in derselben Lage, der linke Molar fand sich in der Nähe des ersten Zahns und der Schenkelknochen (femur) 15 m davon entfernt, allein gleichfalls in derselben Schicht. In diesem ungemein reichen Lager fand der Vortragende neben vielen andern Resten solche von Kiefern und Knochen einer nicht bekannten Felis-Art, von Hyäne, Crocodil, Hippopotamus und einer Untergattung des Rindes. Alle drei Stücke sind ungemein schwer und sind von gleichem Alter, da sie nicht ausgewaschen und dann zum zweiten Male abgelagert sein können, und das Schädeldach ebenso petrificirt ist wie das femur. Der geologischen Lage und dem Gesammtergebniß seiner Untersuchung nach hält Dr. Dubois alle Stücke für Theile desselben Skeletts, das im Jung-Pliocän gelegen ist. Zum Schädeldach eines menschenähnlichsten Affen gehörte dann ein von vielen Forschern für menschlich gehaltenes femur, allein erst im Mittelpliocän sind bisher menschliche Reste gefunden und hier in den Schichten fand sich trotz eifrigster Forschung nichts den Fundstücken ähnliches mehr. Es lagen also zwei geologisch und paläontologisch zusammengehörige Ueberreste, wie sie noch niemals zusammen gefunden worden waren, in diesen seltenen Fundstücken vor, von denen sich das Schädeldach dem menschlichen nähert, während das femur menschen- und affenähnlich sein kann. Nach der anatomischen Untersuchung ergab sich, daß die meisten Forscher das Schädeldach mehr für affenähnlich als für menschenähnlich hielten. In England neigte namentlich Cunningham dahin, daß nur die Größe des Schädels ihn als einen menschlichen Rest erscheinen lassen könnte, während die Gelehrten in London, Edinburgh und Dublin ihn als menschlichen Rest ansprachen. In Frankreich und Deutschland neigt man mehr zur Annahme einer pithekoïden Form, da die sonstigen bekannten fossilen Menschenschädel, der von Spy wie der Neanderthaler, höher sind als die Calvaria von Trinil und diese nach ihren Proportionen von Orbital- und Cerebraltheil mehr dem Schädel des Gibbon ähnelt, sowie keine starke Einschnürung in der Schläfengegend, wie Nehring gezeigt hat, erkennen läßt. Aus dem Inhalt des fossilen Schädeldachs mit 575 kbcm ergibt sich für den ganzen Schädel eine Capacität von 1000 kbcm, womit dieser sich über die Schädel der größten menschenähnlichen Affen um 400 bis 500 kbcm erheben würde. Führt diese Capacität und die sonstige anatomische Beschaffenheit des Schädeldachs dazu, es vielleicht als einem Hylobates gehörig anzusehen, so stimmt damit die Länge des Femurs nicht überein; denn wenn dieses für das eines Hylobates angesehen wird, so müßte bei seiner ungewöhnlichen Größe die zugehörige Schädelcapacität viel kleiner sein; denn die zahlreichen Untersuchungen haben gezeigt, daß je größer das Thier ist, desto kleiner im Verhältniß sein Hirngewicht ist. So übertrifft das kleinste Beutelthier das Riesenkänguruh an Hirngewicht, beim Walfisch stellt sich das Hirngewicht zum Körpergewicht wie 1:275, bei den Delphinen wie 1:64, die Meerkatze übertrifft die Affen. Die großen anthropoiden Affen haben an Hirngewicht nur $^1/_{120}$ oder $^1/_{150}$ mehr, als diese kleine Meerkatze. Beim Gibbon besteht das Verhältniß von Hirn- zu Körpergewicht wie 1 : 35, während es beim Menschen 1 : 40 beträgt. Die Capacität allein macht bei dem Schädel von Trinil nichts aus. Wenn er einem Hylobates gehören sollte, so müßte dieser, nach der Capacität des Schädels zu schließen, ein Riese, mindestens zweimal so groß als ein großer Gorilla sein und fast viermal so schwer. Die Glätte und Ebenheit des fossilen Schädels, wie die scharfe Absetzung von der Nackenfläche, auf die er schließen läßt, führt zu der Annahme, sein Besitzer habe aufrechte Körperhaltung gehabt, sonach kann er kein Affenschädel sein; dazu kommt, daß die Art wie Großhirn und Kleinhirn bei ihm abgegrenzt sind, anders ist, als dies beim Gibbonschädel zu sein pflegt; auch die Höhe seines Schädelbogens, deren Messung dem Vortragenden gelungen ist, ist größer als beim Schimpanse. Im Großhirn übertrifft er zudem den Schädel von Spy und Neanderthal, auch ist die Lage des foramen occipitale ganz wie beim Menschen. Im ganzen jedoch ist der Besitzer des Schädeldachs und des Schenkels von Trinil weder Affe noch Mensch, er nimmt aber eine Zwischenstellung ein. Die Zähne, die beide von einem Individuum stammen, sind denen des Orang, Gibbon, Schimpanse ähnlich, wenn auch nicht in näherer Beziehung; sie sind sehr groß, mit stark divergenten Wurzeln und passen zum Schädeldach. Das fossile Femur hat täuschende Aehnlichkeit mit dem menschlichen und ist dennoch von ihm verschieden, es ist der Cervus- und Antilopenart fast gleich, nur der Schaft des Femurs ist nicht mehr gekrümmt, als der beim Menschen. Die von Virchow als durch Senkungsabsceß entstanden erklärte Exostose am Schenkel führte der Vortragende auf die Heilung eines Knochenbruchs zurück, die bei Thieren gar nicht selten ist, und legte zum Beweise für das unterschätzte Heilungsvermögen der Thiere zwei bei je einem Gibbon geheilte Schenkelknochen vor. Schenkel und Schädel sprechen entschieden für aufrechten Gang. Der Schädel ist nicht menschlich, und das femur braucht trotz seiner Aehnlichkeit in der Form nicht menschlich zu sein, demnach kann der Besitzer kein Affe gewesen sein, auch kein Mensch; denn ein solcher würde bei 1000 kbcm Schädelcapacität ein kürzeres femur haben. Das Individuum, dem die Fundstücke zugehört haben, ist 165 bis 170 cm groß gewesen, weder Affe noch Mensch. Der gefundene Schädel erfordert das dazu gehörige femur. Der Vortragende glaubt, und seine Ueberzeugung hat sich im Laufe der Untersuchungen mehr und mehr gefestigt, es liege hier eine Uebergangsform zwischen Affen und Menschen vor; zudem gab er noch einen Stammbaum, den er vom Archipithecus über den Prothylobates, die Stammform der anthropoiden Affen, über Pliopithecus und Pliohylobates zum Simia und Palaeopithecus führte, der der Urerzeuger des Pithecanthropus sei. Dieser wäre somit der unmittelbare Erzeuger des Menschen, dessen Entwickelung schon im Diluvium eine derartige gewesen ist, wie wir sie heute finden; ein Resultat, das sich auch daraus ergibt, daß neben den Resten von Pygmäenracen auch Reste größerer Menschen gefunden sind. Mit dem Hinweis auf diese Thatsache suchte der Redner zugleich den Einwand des Prof. Colmar (Basel) zu entkräften, der die Vorgänger der Menschen für Pygmäen hält, wie sie noch heute als Accas und Wedas existiren; sonst stimmte dieser ebenso wie Prof. Nehring mit dem Vortragenden überein, der in dem Pithecanthropus vielleicht einen Seitenverwandten des Menschen sieht und darauf hinweist, daß bei Taubach im älteren Pleistocän ein menschlicher Zahn gefunden ist. Virchow hebt besonders hervor, daß der Neanderthaler Schädel rund und gewölbt ist, während der von Trinil offenbar gedrückt ist. Er legt neben anderen menschlichen Schädeln einen solchen aus Neu-Britannien von sehr geringer Capacität, allein mit allen menschlichen Merkmalen versehen, vor, der dazu den Localtypus seiner Herkunft trägt, dazu mehrere Affenschädel und kommt zu dem Schlusse, daß der Schädel von Trinil einer Hylobates-Art gehören könnte, während die strengeren Beweise, ihn für die von Dr. Dubois statuirte Uebergangsform zu halten, noch nicht gebracht sind.

* **Paris**, 14. Dec. Die vorgestrige Aufnahme Henry Houssaye's in die französische Akademie beschäftigt den ernsten Theil der Pariser Kritik, nachdem die Lobhudeleien, die noch mehr dem Vater Arsène Houssaye, als dem neuen Akademiker galten, verklungen sind. Die Wahl des Polygraphen Henry Houssaye war eine der wenigst verdienten, die man seit langer Zeit erlebt hat; denn alle seine Arbeiten tragen den Stempel des mittelmäßig befähigten Dilettantismus, selbst die beiden Bände „1814" und „1815", welche zur Entschuldigung dieser Wahl dienten. Ihr wahrer Grund lag in der gesellschaftlichen Stellung Arsène Houssaye's, des freigebigen Beschützers vieler Literaten, dessen Leben und Schriften leider zu galant waren, um ihn selbst in die Akademie gelangen zu lassen. Wenn die Aufnahmefeier des „fils à papa" nur aus der entsetzlich flachen Gedächtnißrede Henry Houssaye's auf seinen Vorgänger, den Dichter Leconte de Lisle, bestanden hätte, so wäre sie erdrückend langweilig gewesen. Aber der bekannte Kritiker und Director der „Revue des deux Mondes", **Brunetière**, sorgte dafür, daß sie es nicht war, sondern im Gegentheil als höchst interessant gepriesen wird. Brunetière begann mit der berechneten Bosheit, daß er jede Anspielung auf den anwesenden Jubelgreis Arsène Houssaye, den Verfasser der „Aventures galantes de Margot" und ähnlicher unzweideutiger Geistesproducte, vermied. Dann machte er dem neugebackenen Akademiker das sauersüße Compliment, er habe die classische Philologie zu Ehren gebracht, indem er sich nicht pedantisch aus Berufspflicht, sondern als vornehmer Dilettant mit Alcibiades und Aspasia beschäftigt habe. Brunetière zeichnete ferner in einigen klaren Sätzen die besondere Stellung, welche Leconte de Lisle als Bahnbrecher in der französischen Dichtkunst einnimmt, was Houssaye in seiner langen Rede umsonst versucht hatte, und endlich nahm er sich die Kühnheit heraus, gegen den seit einigen Jahren Mode gewordenen, auch von Houssaye mitgemachten übertriebenen Napoleon-Cultus zu protestiren und zu erklären, das Auftreten eines zweiten Napoleon wäre ein Unglück für Frankreich. Das war hart für die Prinzessin Mathilde und die Ueberreste der bonapartistischen Gesellschaft, welche gekommen waren, um dem Triumph Houssaye's als eines der Ihren beizuwohnen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 16. bis 17. December folgende Schriften eingegangen:

Die Arbeitseinstellungen im Gewerbebetriebe in Oesterreich während d. J. 1894; hggb. v. statist. Dept. im Handelsministerium. Wien, Alfred Hölder 1896. — Otto v. Monteton: Militärische u. politische Wünsche. Berlin, R. Felix 1895. — Thilo v. Trotha: Der polnische Aufstand i. J. 1863; nach dem russ. Werk v. Gesket-Pusürewski bearb. Ebd. — Adolph Wagner: Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie. II. Hauptabthlg. Theoretische Socialökonomik v. H. Dietzel. 1. Bd. Einleitg. Allg. Th. Buch 1. Leipzig, C. F. Winter 1895. — Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins, hggb. v. d. Bad. hist. Commission. N. F. Bd. X. Heft 4. Karlsruhe, J. Bielefeld 1895. — Dr. Ludwig Pastor: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. III. Bd. Freiburg i. B., Herder 1895. — Ferdinand Wagner: Friedrichs d. Gr. Beziehungen zu Frankreich und der Beginn des siebenjährigen Krieges. Hamburg, Besthorn Gebr. 1896. — James Fillis: Grundsätze der Dressur u. Reitkunst; deutsch v. M. v. Zansen gen. v. d. Osten. 2. Aufl. v. Gustav Goebel. Berlin, C. Borgmann 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 242. Ungarn Bd. IV. Heft 17. Wien, Alfred Hölder. — (Al. Cartellieri:) Zum 100jährigen Geburtstage Leop. v. Ranke's. (Sonderabdruck.) Gütersloh, C. Bertelsmann.

1895. Nr. 350. München, Mittwoch, 18. December. Beilage-Nummer 292.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Zur Psychologie der Hypnose.

Von Dr. Rudolf Eisler.

Uralt ist die Thatsache, daß der Mensch überall da, wo ihm eine ungewohnte Erscheinung entgegentritt, mit Vorliebe nach einer höheren, dämonischen Kraft als der Ursache der Erscheinung sucht. Insbesondere zeigt sich dies auf dem Gebiete des Hypnotismus, dessen Verwendung zu Heilzwecken, nicht ohne Zuthat von mancherlei Hokuspokus, schon den Aegyptern bekannt war. Aber selbst in unserm Jahrhundert, seit Mesmers magnetischem Angedenken bis auf Du Prels Versuche, die Mystik wieder zu Ehren zu bringen, hat man vielfach geglaubt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, wenn man nur recht dunkle und verborgene Principien zur Erklärung der hypnotischen Erscheinungen heranzog.

Seitdem die Psychologie begonnen hat, den Rang einer exacten Wissenschaft einzunehmen, unterzieht sie sich auch der Aufgabe, die Hypnose wissenschaftlich klarzulegen und zu begründen. Schon die Art und Weise, wie sie an ihre schwierige Untersuchung herantritt, läßt deutlich erkennen, daß der von ihr betretene Weg geeignet ist, zu einer befriedigenden Theorie betreffs des Wesens des Hypnotismus zu führen. Es ist die den Naturwissenschaften eigenthümliche Methode, welche die Psychologie zur Lösung des ihr vorliegenden Problems heranzieht: eine neue Erscheinung den bekannten einzuordnen und sie nach Analogie der letzteren und in Beziehung zu ihnen zu verstehen zu suchen. Auf diese Weise ist die Einsicht gewonnen worden, daß der Hypnose nicht verborgene, von den natürlichen verschiedene Kräfte, sondern die Elemente und Grundthätigkeiten des normalen Seelenlebens zu Grunde liegen.

Der Verlauf der Hypnose ist so oft geschildert worden, daß wir ihn als bekannt voraussetzen dürfen, um so mehr, als es sich für uns hier einzig und allein um die psychologische Erklärung des hypnotischen Zustandes handelt. Die verschiedenen Hypnotisirungsmethoden: Streichen der Stirne und der Augen, Fixirenlassen eines glänzenden Gegenstandes, welche in der Schule Charcots als unmittelbare Ursachen des hypnotischen Schlafes betrachtet werden, scheinen doch nur die von Bernheim (Schule von Nancy) aufgebrachte Suggestionstheorie zu bestätigen, nach welcher die Hypnose in Folge der eingegebenen Vorstellung des Schlafens erfolgt. Auch da, wo die Hypnose nicht durch die Aufforderung, einzuschlafen, statthat, wird die Vorstellung des Schlafens durch die einseitig auf einen bestimmten Reiz gelenkte und ermüdende Aufmerksamkeit erzeugt oder verstärkt. Die Suggestion ist es nun, welche durch den ganzen Verlauf der Hypnose sich wirksam erweist und alle die merkwürdigen Phänomene zur Folge hat, die in zahlreichen Beobachtungen festgestellt worden sind.[1] Hervorzuheben sind die im zweiten Stadium des hypnotischen Schlafes auftretende Unempfindlichkeit der Haut gegen Schmerz, das Starrwerden der Gliedmaßen auf Befehl des Hypnotisators (kataleptische Erscheinungen), die Wahrnehmung von nicht vorhandenen Objecten und andrerseits die Nichtwahrnehmung vorhandener Gegenstände (negative Hallucinationen). Der Hypnotisirte riecht, schmeckt, sieht, hört alles, was ihm suggerirt wird, er glaubt — bis zu einer gewissen Grenze — alles, was ihm gesagt wird, hält sich für einen anderen, als er ist, vollführt die sonderbarsten Bewegungen und die sinnlosesten Handlungen, kurz, er gleicht einem Mechanismus, den man beliebig verschieben kann. So sehr unterliegt der „Patient“ dem Einflusse des Hypnotisators, daß in manchen Fällen sogar „posthypnotische“ Wirkungen zu Stande kommen, welche darin bestehen, daß selbst nach einem längeren, oft genau bestimmten Termine (Termineingebungen, suggestions à échéance) einem in der Hypnose erhaltenen Befehl Folge geleistet wird.

Dieses Schema einer vollständigen Hypnose zeigt uns eine Reihe von Vorgängen, welche sich von denen des normalen seelischen Lebens weit zu entfernen scheinen. Es ist nun die Aufgabe der psychologischen Erklärung, nachzuweisen, daß die Hypnose mit ihren Erscheinungen sich durchaus auf die allgemein geltenden psychischen Gesetze zurückführen läßt, wobei natürlich, wie beim Traum, Irrsinn u. s. w., mit den veränderten Bedingungen eine Aenderung des gewöhnlichen Verlaufes Hand in Hand gehen muß. Die physiologischen Begleiterscheinungen, die im hypnotischen Schlafe gewiß von großer Bedeutung sind, können wir hier nicht näher erörtern, da sie fast gar nicht bekannt sind. Vorläufig wird sich von der psychologischen Betrachtung auch mancher Rückschluß auf das Physiologische ziehen lassen.

Ihre nächste Analogie besitzt die Hypnose zum Traume, sie ist daher am besten als künstlicher Schlaf zu bezeichnen. Statt der kleinen Reize, die das bunte Spiel der Vorstellungen des Traumes hervorrufen, bewirkt in der Hypnose die „Suggestion“ des Hypnotisators das Auftreten einer Vorstellungskette im Bewußtsein, und wie im Traume die durch die kleinen Reize veranlaßten Empfindungen falsch gedeutet werden, so daß z. B. ein leises Geräusch dem Träumenden als Donner erscheint, so faßt der Hypnotisirte die ihm dargebotenen Eindrücke so auf, wie es von ihm verlangt wird. In beiden Fällen findet also eine Selbsttäuschung statt, im ersteren ganz zufällig, wie gerade die Reize kommen und gehen, im letzteren in bestimmter, vom Hypnotisator gewollter Richtung. Aehnlich verhält es sich mit dem Ablaufe der Vorstellungen, welcher im Traume, wie in der Hypnose, völlig unabhängig von dem Willen des Individuums sich gestaltet. Dagegen besteht ein Unterschied in der gehemmten Bewegungsfähigkeit im Schlafe und ihrem Erhaltenbleiben in der Hypnose,

[1] Vergl. die Arbeiten von Bernheim, Heidenhain, Forel, Moll, Dessoir, Lehmann, Welterstrand und besonders: W. Wundt, Hypnotismus und Suggestion, Leipzig 1892.

ein Umstand, der auf eine Herabsetzung des Blutumlaufs und der Nerventhätigkeit einerseits, eine Steigerung derselben andrerseits hinweist.

Die unmittelbare Ursache, welche die hypnotischen Erscheinungen hervorruft, ist die Suggestion, die Eingebung einer Vorstellung seitens des Hypnotisators. Schon im Zustande des Wachseins vermag bekanntlich die „Einbildung" die seltsamsten Effecte zu erzielen; die meisten Verwechselungen beruhen ja darauf, daß man im Bewußtsein (manchmal unterbewußt) eine Vorstellung oder eine Gruppe von solchen gegenwärtig hat, welche die neue Wahrnehmung so fest assimilirt, daß sie in dem alten Complexe völlig aufgeht und von demselben nicht geschieden und richtig erkannt zu werden vermag. In der Hypnose tritt diese Erscheinung in noch verstärktem Maße auf. Der Hypnotisirte muß seine Wahrnehmungen falsch deuten, weil er nur das wahrnehmen darf, was der Hypnotisator will, es wird ihm eine bestimmte Vorstellung (z. B. einen Hund zu erblicken, wo nichts sich befindet — Hallucination, einen Bleistift für einen Dolch anzusehen — Illusion) so fest aufgedrängt, daß sein Bewußtsein ganz auf dieselbe eingeengt wird. Die Wirklichkeit existirt für den Hypnotisirten so wenig wie für den Träumenden, beide leben in einer Welt, welche keinen oder nur einen losen Zusammenhang mit der gewohnten Umgebung zeigt. Darum handelt der Hypnotisirte völlig den ihm eingegebenen Vorstellungen gemäß, da eine jede derselben zugleich den Ausgangspunkt von Associationen bildet, die zu ihr in Beziehung stehen. Wie aber der aus dem Traum Erwachte nur kurze Zeit lang des in den Stadien des leichteren Schlafes Geträumten sich erinnert, um es bald völlig zu vergessen, dagegen die Traumbilder des tieferen Schlafes überhaupt nicht zu reproduciren vermag, wohl aber in einem neuen Traume, so weiß man nach der Hypnose meist nichts von dem, was man darin erlebt, während in einer wiederholten Hypnose die Erinnerung daran wieder auftauchen kann. Damit wird zugleich Licht auf die „posthypnotischen" Erscheinungen verbreitet; wenn ein suggerirter Act zu einer bestimmten Zeit wirklich ausgeführt wird, so bildet derselbe oder sonst ein in der eingegebenen Vorstellung enthaltenes Merkmal die „associative Hülfe" (Wundt), welche einen der stattgefundenen Hypnose analogen Zustand momentan nach sich führt.

Wir haben bisher die Genesis der Vorgänge der Hypnose betrachtet, haben das Wesen der Suggestion kennen gelernt und gesehen, daß das Charakteristische der Hypnose in dem Aufkommen starkbetonter, im Bewußtsein dominirender und dem übrigen Inhalt sich anpassender Vorstellungen, nebst an sie geknüpften triebartigen Handlungen besteht. Ist damit die äußere Ursache des Hypnotismus klargelegt, so ist nun nothwendig, die inneren Bedingungen, welche den Phänomenen zu Grunde liegen, näher ins Auge zu fassen. Es muß erklärt werden, warum Vorstellungen von außen oder central (Autosuggestion) dem Bewußtsein gewissermaßen aufgedrängt werden können, nicht, wie im wachen Zustande, mit vorübergehendem, sondern mit dauerndem Effecte auf das gesammte Erkennen und Handeln. In dem Verhalten des Willens, in seiner Bethätigung nach außen wie nach innen liegt der Schlüssel zur Lösung des Problems.

Auf zweierlei Weise erfolgt im Bewußtsein der Ablauf und die Verbindung der Vorstellungen: den Gesetzen der Association gemäß und in sogenannter apperceptiver Form. Geben wir uns den Eindrücken der Außenwelt, oder auch inneren Motiven mehr oder weniger passiv hin, so bemerken wir bald, daß unsre Vorstellungen in leichtem Spiele an uns vorüberziehen, wie sie einmal räumlich oder zeitlich verbunden waren oder in irgend welcher nahen Beziehung zu einander stehen. Am schärfsten ausgeprägt zeigt sich dieses Verhalten im Zustande der Träumerei. Der Mechanismus des psychischen Geschehens spielt sich hier völlig unbeeinflußt von jeder Controle so ab, wie er sich nach und nach aufgebaut hat. In dem apperceptiven Ablaufe der Vorstellungen dagegen tritt die Grundkraft der Bewußtseinsthätigkeit in ihrer innersten Wirksamkeit auf. Durch die Richtung unsrer Aufmerksamkeit auf den Zufluß der Ideen greifen wir hemmend in denselben ein, indem wir diejenigen Elemente herausheben und in größerer Klarheit festhalten, welche uns irgendwie interessiren. So entstehen neue Gedankenverbindungen, die sich von den ihnen überall zu Grunde liegenden associativen Gruppen hauptsächlich durch die Willkür unterscheiden, mit der sie von uns gebildet werden. Wir haben es eben hier mit der Apperception zu thun, welche nichts anderes ist, als die nach innen (auf das psychische Geschehen) gerichtete Thätigkeit des Willens. Ohne dieselbe etwa mit einem besonderen Hirncentrum in Verbindung zu bringen, müssen wir doch annehmen, daß sie eine centralste Bewußtseinskraft, das Bewußtsein auf der Höhe seiner Leistung, repräsentirt, deren Wirksamkeit mit bestimmten Verhältnissen im Großhirn in Zusammenhang steht; demgemäß werden wir überall da, wo die Willensthätigkeit herabgesetzt erscheint, zugleich eine Ausschaltung oder Verminderung dieser centralen Vorgänge voraussetzen.

Kehren wir nun zur Hypnose zurück, so bemerken wir deutlich, daß hier eine Herabsetzung der centralen Bewußtseinsthätigkeit statthat. Der Wille des Hypnotisirten ist in seiner Aeußerung gehemmt, er vermag weder seinen Vorstellungskreis zu beherrschen, noch seine Bewegungen planvoll zu lenken. Nicht daß seine Aufmerksamkeit geschwächt ist, sie verweilt im Gegentheil mit großer Festigkeit an den ihr dargebotenen Objecten, aber nur als passive Apperception, die von dem Hypnotisator beliebig geleitet wird. Weder im hypnotischen, noch im normalen Schlafe (während des Träumens) ist das Bewußtsein in seinem ganzen Umfange vermindert, die Lebhaftigkeit und der rasche Ablauf der Vorstellungen beweisen, daß sogar eine partielle größere Erregbarkeit sich einstellt. Die Betrachtung der allgemeinen psychologischen Gesetzmäßigkeit läßt nun erkennen, daß diese Erhöhung der Empfänglichkeit des Bewußtseins parallel geht mit der Ausschaltung der in ihrer Function vorzugsweise hemmenden apperceptiven Thätigkeit. Nun wird es begreiflich, warum der Hypnotisirte so lebhafte Vorstellungen hat, daß er dieselben für Wirklichkeit hält, daß er im Stande ist, den abenteuerlichen Einfällen des Hypnotisators zu folgen und die wunderlichsten Gedankenverbindungen herzustellen. Das geistige Leben in der Hypnose ist ein künstliches Erzeugniß, ein Träumen unter künstlichen Bedingungen, in welchem die freie, sich willkürlich bethätigende Persönlichkeit verloren gegangen ist. Trotzdem ist die Hypnose nicht eine Erscheinung, welche denen des normalen Seelenlebens schroff gegenübersteht, die Macht der Suggestion wird uns im gewöhnlichen Leben auf Schritt und Tritt ersichtlich. Ueberall wo wir uns einem Urtheile blind unterwerfen, gewinnt dasselbe in unserm Bewußtsein ein so hohes Uebergewicht, daß wir es auf seine Richtigkeit nicht prüfen und im Sinne desselben weiter denken oder handeln. Auch die so oft vorkommenden Sinnestäuschungen, die Illusionen und Hallucinationen sind Belege für die den Willen und die Apperception hemmenden, in Folge der erregten und eingeengten Bewußtseinslage sich geltend machende Wirksamkeit von sich uns aufdrängenden Vorstellungen. Die Hypnose ist daher nur ein specieller, besonders ausgeprägter Fall der Einengung des Bewußtseins, und die auffallenden Erscheinungen, die in derselben auftreten, sind nur die Folge der intensiven, von einem fremden Willen bewirkten Veränderung der normalen Verhältnisse. Aus diesem Grunde hat der hypnotische Schlaf etwas Pathologisches an sich,

indem ein mehr oder weniger gewaltsamer Eingriff den Verlauf des normalen Seelenlebens unterbricht. Läßt sich die Fülle der hypnotischen Phänomene auf die allgemeine psychologische Gesetzmäßigkeit zurückführen, dann bedarf es auch keineswegs der Annahme eines „Doppel-Ichs" oder anderer occulter Vermögen, noch kann die Hypnose als ein höherer Geisteszustand mit wunderbaren mystischen Kräften angesehen werden, wie dies von mancher Seite noch heute geschieht. Hat man doch sogar geglaubt, auf die Hypnose eine neue Psychologie gründen zu können, in welcher nur von Telepathie (psychischer Fernwirkung), Somnambulismus und dergleichen die Rede ist, und versucht, die normalen Vorgänge des Bewußtseins aus den der Hypnose eigenthümlichen abzuleiten! Daß der Hypnotismus auch zum Spiritismus in nahe Beziehung gesetzt wurde, kann bei der selbst in wissenschaftlich geschulten Kreisen (Zöllner, Ch. Richet, Lombroso u. A.) Wurzel fassenden Macht des Aberglaubens nicht befremden. — Es ist eine psycho-physiologisch unschwer zu erklärende Thatsache, daß mit der höheren Erregbarkeit der Sinnescentren und des Associationsmechanismus theilweise auch eine Verstärkung der motorischen Wirksamkeit verbunden ist. Jede starkbetonte Vorstellung enthält zugleich den Trieb, eine Bewegung auszuführen; während diese aber gewöhnlich von dem Willen unterdrückt wird, gelangt sie in der Hypnose, wo die hemmende Thätigkeit des Willens aussetzt, leichter zur Ausführung, besonders dann, wenn es sich um die Vorstellung einer Bewegung selbst handelt. Mit dieser Thatsache läßt sich auch das Stattfinden von Drüsenausscheidungen und der Einfluß auf die Blutcirculation seitens der Suggestion vereinbaren. Hier ist der Punkt, wo die Therapie einsetzen kann, und in der That ist bereits eine große Anzahl von Heilerfolgen auf hypnotischem Wege zu verzeichnen; besonders leichtere functionelle Störungen können unter günstigen Bedingungen geheilt werden, anatomische Verletzungen dagegen höchstens indirect, von der Aufhebung der Functionsstörung aus. Da das Hypnotisiren einer Person einen operativen, besser einen operationsvorbereitenden Eingriff in das seelische Leben derselben bedeutet (wie die Narkose), so ist es selbstverständlich, daß nur Aerzte, aber psychologisch geschulte, hypnotisiren dürfen. Der Psycholog, der auf diesem Gebiete forschen will, hat ja auf den Kliniken, wo die Suggestions-Therapie angewandt wird, Gelegenheit genug dazu. Aber zum Experimentiren an Versuchspersonen ist die Hypnose doch ein zu gewagtes Spiel, schon deßhalb, weil ihre wiederholte Anwendung bei einer und derselben Person leicht die Neigung zum Eintreten des hypnotischen Schlafes verstärkt und das Nervensystem schädigt.

Ist auch das Studium des Hypnotismus noch nicht so weit fortgeschritten, um alle Einzelheiten des hypnotischen Zustandes dem Verständnisse zu eröffnen, so genügt doch wenigstens dasjenige, was die Psychologie über das Wesen der Hypnose lehrt, um die feste Ueberzeugung zu verschaffen, daß wir es hier nicht mit einer eigenartigen, räthselhaften Kraft zu thun haben. Die Hypnose ist ein psychisches Phänomen, das sich dem des Traumes und Schlafes unmittelbar anschließt und sich nur insoweit von ihm unterscheidet, als die Ursachen, durch die es hervorgerufen wird, verschieden sind. Wiederum bewährt sich hier der Satz, daß in den Kräften der Natur und des menschlichen Bewußtseins selbst das Wunderbare liegt, nicht aber getrennt von ihnen.

Vom Weihnachtstisch.

V.

‡ Da kommen noch einige, alljährlich immer wiederkehrende alte Bekannte, wie „Das Kränzchen" (VII. Jahrg. 726 S. gr. 8⁰), ein wahres Mädchenheim mit Novellen und Erzählungen, Gedichten, Spielen und Räthselfragen, mit Plaudereien über Länder- und Völkerkunde, Sitten, Moden und Gebräuche, mit Recepten für Haus und Küche und anregenden Vorbildern zu mancherei Arbeit. Besonderes Lob verdient die Ausstattung mit schönen Illustrationen und Holzschnitten, wobei freilich bei vielen Bildern, wie von Hermann Kaulbach, Beyschlag, Defregger, Munkacsy (Frühstücksgäste) und anderen, die Namen der Künstler aus uns unverständlichen Gründen weggelassen wurden. Dagegen sind die Urheber von anderen Bildern richtig angegeben, wie Tito Conti, Lebling, Specht, Max Scholz (Briefträger), Karl Hirschberg, Blume-Siebert (Spinnstube), H. Vogel von Plauen (Waldhexe), L. Scaffai (Der kleine Dorfkünstler), Allers, Frithjof Smith, Fritz Reiß (Ostereier), O. Erdmann, K. Raupp (Auf Matrosen, die Anker gelichtet!), W. Schütze und R. Epp.

Der in den neunten Jahrgang tretende „Gute Kamerad" dient durch angenehme Unterhaltung der Belehrung. In kaleidoskopischem Wechsel ziehen die manichfaltigsten Stoffe vorüber, wie Eisbärenkämpfe, Straußen- und Flußpferde-Jagd und Haifischfang, Nordpolfahrten und chinesische Drachentänze, Afrobaten-Geschichten, Taschenspielereien, Wasservelociped, Motorwagen, Schneeschuh- und Angel-Sport und deutsche Marine, — das sind gewiß anziehende Stoffe. Wir sehen das frische, heitere Gesicht des jungen, kühn in die Welt blinzelnden Edison, betrachten die Schneekrystalle unter dem Mikroskop, besteigen den Aetna, lassen uns in den Krater des Popocatepetl hinab, welchen zu Cortez' Zeiten schon ein gewisser Montano visitirte, bestaunen das neue Brückenproject über den Hudson, benützen den Phonographen als Lehrapparat, wagen einen Abstecher zu den Südsee-Insulanern, bestaunen die afrikanischen Baumriesen und die Wetterwarte auf dem Sonnblick. Neben vorhistorischen Fahrzeugen belehren wir uns über das Impfen und die Bereitung der Lymphe und betrachten mit gruselndem Behagen die wahrhaften Abbildungen der Karzerstuben zu Jena und Heidelberg. Das alles wird durch Abbildungen und Ansichten erläutert, wobei mehr die Nützlichkeit und Wahrheit als die Schönheit in Betracht kommt; für letztere haben eigentlich nur die Bilder von Spangenberg, Albert Richter und Wieruß-Kowalski (Wölfe in Sicht!) das Nothwendigste geleistet.

Ueber die neuesten Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Industrie und Technik, im Verkehrswesen, Aëronautik, Marine, Elektrotechnik, Physik, Geologie, Witterungskunde, Naturgeschichte und Länder- und Völkerkunde referirt in populärer Form der 16. Jahrgang des „Universum" (Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, 396 S. 8⁰) mit einem lobenswerthen Aufwand der gediegensten Holzschnitte. Gleich das Titelbild (mit 20×47 Centimeter Höhe und Länge) fesselt das Interesse durch einen von Fritz Stoltenberg gezeichneten Längenschnitt der Kaiseryacht Hohenzollern. Auch die „Häusliche Werkstatt" bringt angenehme Ueberraschungen und lockt zu eigenen Experimenten.

Derselbe Verlag bringt im zwanzigsten Jahrgang den von Ottilie Wildermuth begründeten und von ihren Töchtern im gleichen Geiste weitergeführten „Jugendgarten" (435 S. 8⁰), ausgestattet mit farbigen Bildern und Illustrationen. Mit kluger Vorsicht ist nicht das Vielerlei, sondern das zur gedeihlichen Erziehung und wahren Herzensbildung Nützliche bevorzugt; so gibt es neben der fröhlichen Unterhaltung auch gute Lebensschilderungen von Defregger, Hans Makart, Lenbach, Piloty und Joh. Sebastian Bach, deßgleichen eine gleichfalls durch vorzügliche Abbildungen unterstützte Wanderung durch die herrlichsten Bauwerke und Dome in Deutschland. Sehr hübsch sind die Schilderungen aus der Vogelsprache und die Beobachtungen aus dem Thierleben, über die Symbolik der Pflanzen und die daran geknüpften Sagen und Mythen; auch ein Besuch im Ammergau und ein kurzer Bericht über das dortige weltberühmte Passionsspiel.

Ebendaselbst erschien ein neuer Roman des unermüdlichen, immer durch neue Ueberraschungen fesselnden und deßhalb vielbeliebten Karl May: „Das Vermächtniß des Inka" (547 S. gr. 8⁰) und eine neue Serie der „Universal-Bibliothek für die Jugend" mit „Märchen" von unsrer gefeierten Amélie Godin, Erzählungen von Hofrath G. H. v. Schubert, Lebensbilder von Franz Hoffmann und dem durch Gustav Höcker nach Cooper bearbeiteten „Bienenjäger" — alles im festlichen christbaumgerechten Gewande!

Bei einer recht gediegenen, von Jahr zu Jahr fortschreitenden Ausstattung befleißigt sich die von Hermine Proschko

sehr umsichtig redigirte „Jugendheimath" (Graz 1896, Leykam. X. Jahrgang. 389 S. gr. 8°) eines historischen Hintergrundes. Eine Erzählung der Herausgeberin spielt in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, eine biographische Studie von Albin Reichsfreiherrn v. Teuffenbach berichtet von der edlen Maria Anna v. Thürheim; allerlei Traditionen „Aus dem alten Wien" bringt Dr. Franz Isidor Proschko; natürlich ist auch Maria Theresia unvergessen; A. Hottner-Grefe zeichnet ein Lebensbild des epischen Dichters Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör. Ueber die „Einführung der Buchdruckerkunst in Augsburg" durch Günther Zainer gibt Casimir Nebele Bescheid. Das Gebiet der Reisen vertreten Helene Stöckl (Leben in Indien), Andreas Reischek (Nach dem Süden Neu-Seelands und zu den Vogelbergen) und H. v. Radič-Kaltenbrunner (Die Insel Lussin mit ihrer Hauptstadt Lussinpiccolo). Außerdem ist noch alle weiter in ein solches Album gehörige Zuthat von Gedichten, Sprüchen, Räthseln und dgl. sattsam vertreten.

Der Almanach für „Junge Mädchen", herausgegeben von Clementine Helm und Frida Schanz (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen und Klasing, 476 S. kl. 4°) übertrifft in seinem artistischen Bilderschmuck alle anderen Concurrenten. Es sind 26 farbige Einschaltbilder und 282 Illustrationen im Text! größtentheils von bekannten und berühmten Künstlern, die alle mit ihren Namen aufgeführt sind. Wenn jeder Poet, welcher oft nur wenige Strophen beisteuerte, nach Stand und Würden genannt wird, warum sollte nicht auch den Malern und Zeichnern gleiche Ehre widerfahren?! Der originelle Fritz Reiß ist mit den vier Jahreszeiten vertreten, ihm folgen Otto Linger (Veilchen), Gabriel Max (Das Gebet), P. Geiger (Vor der Thür), Paul Flickel, (Aus dem Ilsethal), Hans Looschen (Kinderkopf), Paul Thumann (Der Vasenmaler), Paul Meyerheim, R. Pötzelberger (Am Clavier), M. Robert (Gretel), Jul. Wengel, J. W. Godward (Am Brunnen), Agnes Stammer, L. Löfftz (Frauenkopf), Aug. Mandlick, Marie Laux (Spatzenidyll), Rich. Fehdmer (Herbstmorgen). Von älteren Künstlern findet sich ein Frauenkopf nach Lionardo da Vinci, eine Madonna von Murillo, das Portrait der Madame Elise Vignée-Lebrun und ihrer Tochter und eine „Hebe" von Thorwaldsen — alle in tadelloser Wiedergabe. Unter den Erzählungen glänzen die Namen der Redaction und die literarhistorischen Biographien von Robert König über „Goethe's Mutter" und über den Dichter Karl Gerok. Die Schilderung von Jul. Stinde (Das Kleid des Schmetterlings) und die in der Schwedenzeit spielende Novelle „Klein Gundborg" von H. v. Krause (E. v. Hellen) verdienen neben den weiteren zahlreichen Mitarbeitern reines Lob. — Eine für jüngeres Alter berechnete „Kinderlust" von Frida Schanz (ebendas., 192 S. kl. 4°) schließt sich ebenbürtig an. Hier finden sich Bilder von G. Chierici (Die mit Lämmern spielenden italienischen Kinder), Strobentz (Ostertag), Otto Strützel, M. Schneidt (Vogelmütterchen), O. Piltz, Reason, Hugo Oehmichen (Der kleine Recrut), Karl Böker, M. Lebling (Junge Hunde), Th. Kleehaas, Knobloch, Minna Stocks, C. Fröschl und vielen anderen. Auch der textliche Theil ist mannichfaltig, häufig etwas kurz gehalten.

Die „Naturstudien im Hause" von Dr. Karl Kräpelin (Leipzig 1896 bei B. G. Teubner, 174 S. 8° mit Bildern von Schwindrazheim) sind auf 14 abendliche Plauderstunden ausgetheilt und behandeln in einem durch Frage und Antwort eintönig eingekleideten Vortrag: Wasser, Spinnen, Kochsalz, Mineralien, Canarien, Pelargonium, Goldfische, Steinkohlen, Fliegen, Pilze, Blattpflanzen und andere Wissenswürdigkeiten.

Eine hübsche, aber traurig ausklingende Erzählung „Mutter" von G. v. Berlepsch (ebendas., 304 S. kl. 8°) wäre, obwohl für ein jüngeres Publicum berechnet, ganz gut befähigt, einen größeren Lesekreis zu interessiren; die Verhältnisse wachsen aus dem ruhig und klar dahinfließenden Vortrag plastisch heraus, gestalten sich zu einem Conflict, welcher eine glücklich begonnene Ehe zerstört, ohne daß die hart Betroffenen den Weg der Wahrheit, des Rechts und der Sitte jemals verloren hätten.

Hermine Villingers Geschichten „Aus dem Kleinleben" (3. Aufl. Lahr bei Moritz Schauenburg, 210 S. 12°) behandeln der Mehrzahl nach das Schicksal armer Kinder aus dem Volke; in der anspruchslosen, einfachen Wahrhaftigkeit erinnern sie unwillkürlich an die edle Johanna Spyri. — Die anspruchslosen kleinen Erzählungen „Aus den Bergen" von Helene Dalmer (Altenburg bei Stephan Geibel. 250 S. kl. 8°), welche theilweise in Tirol und in Bayern spielen, passen ebensogut für kleine, wie für ältere Leute, vorausgesetzt, daß diese keine zu großen Ansprüche erheben; solche werden auch „Erichs Ferien" von H. Brandstaedter (Düsseldorf bei A. Bagel, 204 S. kl. 8°), dem preisgekrönten Verfasser der Erzählung „Hindurch zum Ziel", mit Genuß und behaglicher Zufriedenheit lesen.

Der täglich neu nachwachsenden, unzählbaren und unsterblichen Legion der „reiferen Jugend" generis utriusque geradezu auf den Leib geschrieben, präsentiren sich die kulturgeschichtlichen Erzählungen aus dem älteren Berlin, welche den sonst unerklärlichen Titel tragen „Im Zeichen des Bären" von Oscar Höcker (Leipzig 1896 bei Hirt u. Sohn, 262 S. 8°). Die erste Historie „Die Jagd nach Gold" kaleidoskopirt alle Radien aus der Zeit des ersten Preußenkönigs, den prunkliebenden Hof desselben mit dem im eigenhändigen Prügeln schwelgenden Kronprinzen, das trauliche Heim der geistvollen Königin Sophie Charlotte, die Paläste des hochmüthigen Adels, die schlichten Bürgerhäuser, wo damals eingeborene Derbheit und zähes Festhalten am alten Herkommen mit französischer Lebenskunst und Leichtlebigkeit stritt. Die zweite Erzählung „Ein einig Volk von Brüdern" zeigt die feurige Erhebung Preußens aus der Napoleonischen Schmach und Knechtschaft. Mit diesem fünften Bande ist leider die ganze Sammlung der „Marksteine deutschen Bürgerthums", welcher wir bei verschiedenen Gelegenheiten immer bereitwillig ein empfehlendes Wort mitgegeben haben, beendet und abgeschlossen, da Oscar Höcker 1894 aus dem Leben schied. In seine Fußstapfen tritt ein Paul Oscar Höcker mit einem „König Attila" (Leipzig 1896 bei Geibel u. Brockhaus. 244 S. 8°), ob auch mit demselben glücklichen, durchschlagenden Erfolg wie sein Vorgänger, bleibt noch abzuwarten. Für dasselbe Publicum arbeiten auch Flobatto mit den ernsten und heiteren Erlebnissen, Reise-, Ballon- und Jagdabenteuern „Durch Dahome" (Leipzig 1896 bei F. Hirt u. Sohn. 256 S. 8°), dann K. O. Beetz in Nordhausen am Harz, welcher mit seiner in zweiter Auflage vorliegenden, „Urd" betitelten Märchensammlung (Leipzig bei Otto Trewitz Nachfolger. 286 S. 8°) sich als „pro rectoratu geprüfter Mittelschullehrer" zeichnet, ferner Oscar Mylius mit den aus Grimm, Andersen, Bechstein, Hauff, Musäus zusammengestellten „Lieblingsmärchen des Kindes" (Stuttgart 1896. Süddeutsches Verlags-Institut. 291 S. mit Bildern nach Eugen Klimsch). Eigene Erfindung, aber für die Kinderwelt, sind die „Märchen" von Robby Koßmann (Berlin 1896. R. Stricker-Nicolai, 98 S. kl. 8°) und die hübschen „Lausanner Märchen" von Margarethe Erman (Lausanne 1896 bei B. Benda. 144 S. 12°). Zu den anmuthendsten Ueberraschungen der Saison zählt gewiß das aus dem Holländischen übersetzte, durch seine originelle Einkleidung reizende Märchen „Aus der Mäusewelt" mit Clavierbegleitung von Agatha Snellen und Katharina van Rennes, illustrirt von L. W. R. Wenckbach (Stuttgart bei F. Krais. 28. S. Fol.). Diese Erzählung wird den Kleinen am Clavier vorgetragen und mit wenigen Tönen, Accorden und Läufen, mit einer fast homöopathischen Musikbegleitung melodramatisch verabreicht, am besten in kleinen Portionen, etwa nur zwei Histörchen in einer Sitzung, damit die Kinder, welche an einigen Stellen mitwirkend sich betheiligen und mitsingen dürfen, mit der Süßigkeit nicht überladen werden. Der pädagogische Nutzen dabei ist, daß die Phantasie und das musikalische Gedächtniß angeregt werden. Der Erzähler wird gut thun, sich etwas darauf zu präpariren, damit alles klappt, und nicht das Ganze auf einmal „herauszustammern", denn das Ding sieht zwar leicht aus, hat aber doch einige Haken. Der Inhalt erinnert etwas an Clemens Brentano's „Gockel" und die Erlebnisse der kleinen Gackeleia mit dem Prinzen Pfiffi von Speckelflett und dessen Braut, der Prinzeß Sissi von Mandelbiß. Nehmen wir alles zusammen, so wird das Opus Furore machen; das gibt dann einen ganzen Rattenkönig von Imitationen, wie weiland bei den Kinderbildern der Kate Greenaway!

Als wahre Nothhelfer bei festlichen Familientagen sendet Charlotte Heim ihre „Kleinen Gratulanten" (München 1896. Lentner, E. Stahl jun. 80 S. 8°) und Hans Nehry einen neuen „Citatenschatz" à la Büchmann (Leipzig 1895, Fr. W. Grunow, 623 S. 8°); hoffentlich trägt diese neue Sammlung dazu bei, der Verwilderung zu steuern, womit bei sogenannten Gebildeten diese „geflügelten Worte" in schauriger

Weise corrumpirt, verballhornt und in abderitischer Manier mißbraucht werden. An Fleiß und Umsicht ließ es unser Sammler gewiß nicht fehlen, da er seine Collection auf nahezu 6000 Nummern brachte.

Dem weisen Sokrates wird der Satz zugeschrieben: andere lebten um zu essen, er esse um zu leben. Mag sein — aber eine gute Theorie in Form eines praktischen Kochbuches ist gewiß nicht zu verachten. Auch hiezu liegen einige wohldurchdachte und vielgeprüfte Opera vor. Freilich ist keines davon in so köstliche Form gekleidet, wie L. Rosners geistvolles „Appetit-Lexikon", welches wir im vorigen Jahre unsern Lesern so eindringlich an das Herz legten.[1] Dagegen gebührt diesen Werken der Ruhm, daß sie bei aller stilistischen Einfachheit und Besonnenheit doch als eine äußerst geschmackvolle Arbeit gelten können und gewiß die reifsten Resultate des Nachdenkens und gründlichster Empirie bieten. Seltsamer Weise verhüllen die Verfasserinnen dieser schönschriftstellerischen Werke ihre Namen in räthselhafte Anonymität: „Neueste, gute Schnellküche. Eine Anleitung zur schnellen, erleichterten und sparsamen Herstellung nahrhafter und wohlschmeckender Gerichte für jeden Haushalt. Auf Grund eigener, langjähriger und bewährter Erfahrung, verfaßt von Frau v. Sz. (Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1895 bei Fr. Schirmer. 736 S. kl. 4⁰) und das weniger langathmige und deßhalb handsamere „Kochbuch für drei und mehr Personen; eine Anleitung, gut aber auch sparsam für kleinere Haushaltungen zu kochen", von H. L. (München 1895, bei Seitz u. Schauer, 292 S. 8⁰).

Zum Dessert kann man ein Paar Bilderbücher für größere Leute, alte Kindsköpfe und „solche die dergleichen werden wollen" darauf setzen: einen „Aegyptischen Struwwelpeter" (Wien, bei Carl Gerolds Sohn) und Th. Kittelsen „Im Thierstaate" (Berlin-Leipzig. gr. 4⁰. M. Bauer u. Co.) mit 20 farbigen Caricaturen — ziemlich drastisches Confect, vergnüglich für den empfänglichen Humor, ein Beitrag zur Aesthetik des Häßlichen (Preis M. 7.50 in kostbarer Mappe). Viel praktischer, ersprießlich und schön ist der „Muster-Atlas für Industrie und Kunstgewerbe" — eine anregende Darstellung von Formen und Dessins aller Zeiten und Völker, herausgegeben von Max Heiden (Leipzig bei E. Hoppe, gr. 4⁰); die Vorlagen werden der im Bereich der Porcellanmalerei, Stickerei und des Holzbrandes thätigen Damenwelt hochwillkommen sein. Dr. Karl Oppels „Buch der Eltern", eine praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit (Frankfurt a. M. bei M. Diesterweg) — ein wohlberechtigter Gegensatz zur früheren philanthropischen Sentimentalität — wird gerade in vierter Auflage ausgegeben, eine Weihnachtsgabe für große Leute, welche vielleicht auch aus einer Anleitung zum „Christbaumschmuck" von den Zeichenlehrern Rösler und Eckhardt in Bremen (bei M. Heinsius Nachfolger) allerlei Brauchbares lernen können, wozu die farbigen Mustertafeln praktische Exempel bieten. Ebenso ist der „Christbaum-Kalender" (Berlin 1896 bei Trowitzsch u. Sohn) hübsch und billig, mit einem poetischen Vorspruch von Julius Lohmeyer und einer mit 29 Illustrationen ausgestatteten „Geschichte der jüngsten Vergangenheit". Die „Reisewinke für Reiselustige" von einem Wanderfreund (Zürich und Leipzig bei Th. Schröter, 137 S. 8⁰) sind auch ein gutes Angebinde; sie enthalten allerlei Fingerzeige über Reise-Humor, -Gepäck, -Gesellschaft, -Abenteuer, -Glück und Reise-Gewinn: Glück auf zu neuer Wanderfahrt im Neuen Jahr!

Das erste Heft des in Lieferungen erscheinenden Farbendruckwerkes „Deutschland in Bildern" (Verlag von Schafstein u. Co. zu Köln a. Rh., klein Fol.) ist vielversprechend und die Wiedergabe von Th. v. Eckenbrechers Aquarellen durch das Chromographische Institut von Leo Kempner u. Co. in Hamburg wirklich untadelig: das Brandenburger Thor in Berlin, der Markt zu Halle, der Dom zu Köln und die Ansicht von Oberwesel.

Auch die in groß Folio edirte Schilderung „Roma" (Rom bei L. Bruckner) mit italienischem Texte von Giulio Marchetti und selbständiger deutscher Beschreibung von Alfred Ruhemann weckt das verdiente Interesse. Die erste Lieferung beschäftigt sich mit dem Janiculum, die zweite mit dem Vater Tiberinus. Die zahlreichen Illustrationen nach älteren Radirungen und neueren Malern, wie Roesler, Boedtger, Ziehlke, A. Loose, Joris, Wegelin, E. Serra, H. Estevan und andere, sind gerade keine Wunder des Lichtdrucks, immerhin aber annehmbar, obwohl meist stumpf und unansehnlich, etwa in der Manier der besseren illustrirten Zeitungen Italiens. Vedremo!

Schließlich noch ein seltsames Buch: „Das goldene Zeitalter der Zukunft", eine Erzählung aus den Jahren 2000—2030. Von Hermann Faulhaber (mit 24 Bildern von Oskar Herrfurth. Schwäbisch-Hall 1896. Verlag der Buchhandlung für innere Mission. 727 S. 8⁰). Gewiß wie die „Utopia" des Thomas Morus oder E. Cabets „Reise nach Ikarien" in wohlwollender Tendenz, leider etwas sehr breitspurig, geschrieben. Ob nach der großen kommenden Schreckenszeit eine solche Wiedergeburt der Völker, ein Reich des Lichtes für „die Kinder der Gesegneten des Herrn" erfolgen wird? Der Verfasser schrieb, wie er heilig versichert und wir ihm gern aufs Wort glauben, „nicht aus Haß irgend welcher Richtung und so auch nicht um Dank — keiner Partei, gleichviel, religiös oder politisch, zu lieb und keiner zu leid"; er möchte mit diesem Buche „womöglich recht vielen Menschen eine Freude machen und eine große selige Hoffnung ins Herz geben, am liebsten keinem einzigen Menschen auch nur eine ärgerliche Stimmung verursachen" — und das ist gewiß gut, anerkennenswerth, edel und löblich. Wie die Dinge sich gestalten, wird aber weder der Dichter noch einer seiner Gläubigen erleben.

[1] Vgl. Morgenblatt 346 der „Allgem. Ztg." vom 15. Dec. 1894.

Mittheilungen und Nachrichten.

P. Entadelter Adel. Roman von Karl Theodor Schultz. Dresden und Leipzig, Karl Reißner. Der Verfasser der seinerzeit in der Allg. Ztg. freundlich begrüßten Novellen „Aus Officierskreisen" hat sich nun auch auf dem Gebiete des Romans versucht, und wir glauben ihm hier ebenfalls eine günstige Aufnahme bei den Lesern in Aussicht stellen zu dürfen. Handlung und Charakterzeichnung, Darstellung und Färbung dieses Zeitromans erhalten und entlassen uns in vielseitig und lebhaft angeregter und ästhetisch befriedigter Stimmung. Die strafwürdige Anmaßung, in welcher der mit dem Baron Wart als Gespiele und Studiengenosse engbefreundete Bürgerssohn bei dem jäh auf der Reise erfolgten Tode des Barons unter verlockender Begünstigung der Umstände sich der Papiere desselben bemächtigt, um dessen Rolle unerkannt in entlegener Gegend weiterzuspielen, wird nach langer, äußerlich makelloser Laufbahn, der schließlich doch die Entdeckung des Betrugs ein unentrinnbares Halt gebietet, durch den Selbstmord des Greises gesühnt. Die alte Baronin, dem höheren Adel von Geburt angehörig, vermag die Entadelung nicht zu ertragen, der Sohn des falschen Barons dagegen, von Jugend auf Adelsvorrechten und Standesvorurtheilen tief abgeneigt, begrüßt die Rückkehr zu ehrlichem Bürgerthum mit festem Muthe, und seine Kinder folgen dem väterlichen Beispiel. So durchzieht den Kreis der uns vom Dichter vorgeführten und in ihrem Entwicklungsgange geleiteten Gesellschaftsgruppe der frische, erhebende Hauch unverfälschten Seelenadels, bei den „Entadelten" nicht minder, wie bei den meisten übrigen Vertretern von Adel und Bürgerthum: von Tendenzmacherei ist selbst bei den paar Typen engherziger Streber oder seichter Genüßlinge nichts zu spüren, die sich in dem gleichen Kreise bewegen. Dabei fesselt den Blick, wenn auch nicht so drastisch packend wie in Sudermanns „Es war", aber doch auch in anschaulicher und anziehender Weise die malerische Schilderung jener altpreußischen Landschaft, die als treue Grenzmark deutschen Bodens und Volksthums des warmen Interesses der Nation wie im Leben, so in der Dichtung sicher ist.

* Ueber den „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie", herausgegeben unter Mitwirkung von 115 Fachgenossen von Prof. Karl Vollmöller in Dresden (Heft 2—6), bringt die „Romania", eine der ersten wissenschaftlichen Fachzeitschriften Frankreichs, aus der Feder des berühmten Romanisten Gaston Paris eine höchst anerkennende Besprechung (XXIV, 597). Der französische Gelehrte erinnert an die schweren Hindernisse (Zerwürfnisse zwischen Herausgeber und Verlag), welche beinahe gleich im Beginn das große Unternehmen hätten stocken lassen; diese Hemmungen seien endlich ganz überwunden. Der erste Band, der über das Jahr 1890 berichtet, liegt abgeschlossen in sechs Lieferungen vor, das Werk wird in anderem Verlage (Renger'sche Buchhandlung in Leipzig) zu allgemeiner Befriedigung regelrecht fortgeführt. Gaston Paris überschaut sodann

den reichen Inhalt der mit so muthiger Ausdauer vollbrachten Leistung. „Alle Romanisten", sagt er, „müssen dem selbstlosen Eifer des Hrn. Vollmöller und seiner Mitarbeiter Dank wissen und sehnlichst die Fortführung eines Werkes wünschen, das jeden die letzten Fortschritte erkennen läßt und ihm dadurch sicherlich hilft, neue Fortschritte zu machen. Wir haben hier thatsächlich den Gröber'schen Grundriß (der romanischen Philologie), in unbegrenzter Fortführung auf dem Laufenden erhalten, vor uns; mit besseren Worten wüßte ich Verdienst und Nutzen desselben nicht klar zu machen." Das gespendete Lob ist um so höher anzuschlagen, als man in Paris lange Zeit das deutsche Unternehmen scheel ansah und nicht glauben wollte, daß es so rüstig gefördert werden könnte. Man mißgönnte der deutschen Wissenschaft die Ausführung dieser großartig angelegten Rundschau über Sprache, Literatur und Cultur der romanischen Völker. Jetzt ist der Fortbestand des Werkes gesichert, das Manuscript zum 2. Band, welcher die Literatur bis mit 1894 behandelt, ist bereits vollständig in der Druckerei.

* **München.** (Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums, VI. Band: Gothische Alterthümer der Baukunst und Bildnerei. Von Dr. H. Graf, k. l. Conservator, unter Mitwirkung der k. Conservatoren Dr. G. Hager und J. A. Mayer. 4°. 98 S. Text mit 349 Abbildungen in Lichtdruck auf 29 Tafeln. M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung in München 1896.) — Von jenem Theil der allgemein culturgeschichtlichen Sammlungen des Bayerischen Nationalmuseums, welcher die Denkmäler gothischen Stils umfaßt, ist soeben der oben angekündigte, reich illustrirte und allen Anforderungen der modernen Kunstwissenschaft entsprechende Katalog erschienen. Er behandelt bloß Architektur und Plastik; die Malerei und das Kunstgewerbe sind einem folgenden Bande vorbehalten. Für die Anordnung des Materials, das nur aus den Originalwerken besteht, war innerhalb der Gruppirung nach Kunstzweigen immer die historische Entwicklung maßgebend. Zuerst werden behandelt die Bautheile von Stein, gebranntem Thon, Holz 2c. Können Bautheile (bes. von Stein) in einem Museum eigentlich nie ein besonderes Interesse erwecken, so gehört doch die bekannte frühgothische Fensterrosette von Ebrach zu den Schätzen des Nationalmuseums, und dieses wird, was die interessanten Sacramentshäuschen, Plafonds, Vertäfelungen, Treppen, Säulen u. s. w. aus Füssen, Augsburg, Neuötting, Passau betrifft, wohl kaum von einer anderen Sammlung übertroffen. Von den Bildwerken aus Stein geben die vorhandenen Grabdenkmale ein ganz instructives Bild der mittelalterlichen Grabplastik. Thonfiguren sind leider selten, trotzdem dieser Zweig der Bildnerei in gewissen Gegenden Bayerns seinerzeit eifrig gepflegt wurde. Am bedeutendsten ist selbstverständlich die Holzplastik vertreten; der künstlerischen Entwicklung entsprechend sind hiebei jeweils die Erzeugnisse des 13., 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zusammengefaßt. Die seit etwa 1450 sich immer mehr differenzirenden Localschulen bilden dann den Grund für die Gruppirung der Werke aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und wir finden da die bayerische (Münchener), pfälzische, schwäbische und fränkische Schule immer mit recht charakteristischen Arbeiten vertreten. Auch Tiroler und niederdeutsche Werke treffen wir an. Aus dieser Masse von über 800 Holzfiguren, welche wir nirgends mit dem Namen ihres Verfertigers belegen können, treten in ihrer Eigenart die Arbeiten des Würzburgers Tillmann Riemenschneider bedeutsam hervor, von welchen das Bayerische Nationalmuseum die reichste Collection besitzt. Interessant sind auch die besonders zusammengefaßten alten Nachbildungen des „Gnadenbildes" in Altötting, welche in den Hauptformen dem Original aus dem frühen 14. Jahrhundert entsprechen, in den Details aber dem Geschmack der Zeit Rechnung tragen. Die Ausläufer der gothischen Plastik werden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts verfolgt, wobei für die Aufnahme in den Katalog wohl das Gewicht maßgebend war, mit dem an dem einzelnen Werk die gothischen Elemente noch auftreten. Die schulmäßige Kunstgeschichte ist gewohnt, das Einsetzen des Renaissancestils um 1520—30 anzunehmen. Von den ca. 30 ganzen geschnitzten Altären sind der aus der Pacher'schen Schule und jener aus Gerolzhofen von Tillmann Riemenschneider von besonderer Bedeutung in der Kunstgeschichte. Den Schluß bilden die plastischen Arbeiten von Metall, Bein, Elfenbein und Perlmutter. — Zu jedem Gegenstand gibt ein kurzer Artikel eine knappe, aber deutliche Beschreibung, Maße, Herkunft, Datirung und Schulangehörigkeit. Die 349 Abbildungen in Lichtdruck sind größtentheils ganz vorzüglich gelungen; wäre vielleicht auch an einzelnen Stellen für die großen Altäre und die kleinen Schnitzereien ein anderes Maßverhältniß erwünscht gewesen, so ist doch sichtbar darauf Bedacht genommen, die Abbildungen auf einer Tafel zu einer geschmackvollen Gruppe zu vereinigen und sie dabei doch so zusammenzustellen, daß das künstlerische Entwicklungsverhältniß der Werke zu einander möglichst klar zu Tage tritt. Ein ikonographisches Verzeichniß erhöht die Brauchbarkeit des Kataloges für gewisse Zwecke und gibt zugleich eine interessante Statistik über die Häufigkeit gewisser Heiligentypen. Dem Ganzen steht voran ein künstlerisches Titelblatt in Form eines Epitaphs, entworfen von Professor R. Seitz; unter einer reichverzierten spätgothischen Arkatur erscheinen die Vertreter der drei Hauptkunstzweige, ein Architekt, ein Bildschnitzer und ein Maler, in innigem Vereine zusammengesellt. In der Composition, wie in den Details ist das reizende Blatt unsern alten Meistern tief nachempfunden, ohne seinen modernen Charakter zu verleugnen. Die Ueberfülle des Materials verhindert jetzt in den so stimmungsvollen Räumen des Nationalmuseums eine übersichtliche Aufstellung der Werke der gothischen Periode, welche dem Einzelnen wie der ganzen Entwicklung eine richtige Würdigung angedeihen läßt. Der neue „gothische" Katalog macht aber diesen Mangel weit weniger fühlbar und er wird nicht nur dem Gelehrten, der z. B. an das Studium der noch viel zu wenig studirten mittelalterlichen Plastik Bayerns herantritt, ein zuverlässiger Führer sein: auch Künstler und Kunsthandwerker, besonders jene, welche sich der heute so retrospectiven kirchlichen Kunst widmen, werden ihn willkommen heißen. — Wir können also das Erscheinen des Katalogs nur freudig begrüßen und müssen offen gestehen, daß er an wissenschaftlichem Werth und praktischer Brauchbarkeit hinter den bereits erschienenen illustrirten Katalogen, mit deren Herausgabe die jetzige Direction in so dankenswerther Weise vorangegangen ist, in keiner Beziehung zurücksteht. s. b.

d. **München.** Anthropologische Gesellschaft. In der Sitzung am 29. November begrüßte der Vorsitzende, Prof. Dr. J. Ranke, vorerst die als Gäste anwesenden HH. Gouverneur v. Zimmerer und Rittmeister v. Stetten. Letzterer hat dem Anthropologischen Institut 3 Schädel von Bakwiri-Negern zur Verfügung gestellt, darunter den des Mörders des Frhrn. v. Gravenreuth. Die dolicho- bis brachycephalen Schädel haben eine besondere Gehirncapacität, deren Durchschnittsvolumen von 1510 ccm das der bekannt großköpfigen Altbayern von 1503 ccm noch übertrifft. Gouverneur v. Zimmerer hat dem Institut ein Jaunde-Negerskelett geschenkt. Auch Prof. M. Buchner dankte für die bedeutenden Zuwendungen, welche v. Zimmerer und v. Stetten dem Ethnographischen Museum gemacht haben, so daß letzteres jetzt die reichste Sammlung von Gegenständen aus Kamerun und dessen Hinterland ist. Dr. Heinrich Mayr, Prof. an der Universität Tokyo, berichtete dann über Erfahrungen und Erlebnisse unter den Ainos, indem er die Vorgänge auf einer Reise, die er mit seiner Frau in den Sommerferien 1889 in das Innere der Insel Yezo unternahm, in höchst anschaulicher Weise erzählte. Die Fahrt ging von Tokyo zuerst nach Sendai an der Nordostseite von Nippon. Dies ist der südlichste Punkt, bis zu dem die Ainos vorgedrungen sind. Hier ist nun die Beobachtung sehr interessant, daß die Japaner trotz des bedeutend kälteren Klimas in ihrer Lebensweise keine Aenderung eintreten lassen; die Kleidung, resp. der Schnitt, ist derselbe wie im Süden, ihre Nationalspeise, der Reis, wird von dorther importirt, wie das Holz zu ihren Häusern, deren Baustil der nämliche ist wie in Tokyo. Alles zeigt so einen strengen Conservatismus, der nicht im Einklang steht mit der überraschen Aufnahme der europäischen Cultur. Das Klima der Insel Yezo (Eso) ist keineswegs so unwirthlich, wie gewöhnlich angenommen wird. Der Südosten hat das Klima unsrer warmen Rhein- und Moselgegend, das Innere und der Norden gleicht etwa dem Odenwald oder den Vogesen, nur der Osten hat die kälteren Temperaturen der bayerisch-schwäbischen Hochebene. Die Insel, welche eine reiche Vegetation deckt, ist also zur Landwirthschaft wohl geeignet. In Hakódate, dem bedeutendsten Orte der Insel, besteht jetzt eine kleine Sammlung von ethnographischen und naturwissenschaftlichen Gegenständen aus den Ainobezirken und von den Kurilen. Bei dem Ainodorfe Rushiro, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, beobachtete der Redner viele Trichterwohngruben von 35—40 Meter Umfang und 4 Meter Tiefe; die ältere japanische Geschichte berichtet, daß die Kaiser bei ihren Zügen auf ein sehr bärtiges Volk stießen, das in der Erde wohnte, worunter jedenfalls die Ainos zu verstehen sind. Die Bewohner des Dorfes leben von der Gewinnung eines handbreiten, 15 Fuß langen Seetanges, der getrocknet in China der armen Bevölkerung als Salz

dient. In das Innere ging die Reise abwechselnd auf kleinem Transportdampfer, zu Pferd und per Schmalspurbahn an den Vulkan Iwosan und von da noch an den Kushiro-See, wo in einem Dorfe übernachtet wurde, das Redner genauer schildert. Dem Ufer des Sees, der an Größe etwa dem Chiemsee gleicht, entlang wurde eine mehrtägige Fahrt im Einbaum unternommen und dann wieder die Rückreise angetreten. Die Bemerkungen über die Cultur der Ainos, welche der Vortragende in seiner Rede da und dort zerstreut vorbrachte, lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: An Körper sind die Ainos kräftiger und größer als die Japaner und ihr Habitus erinnert jeden an die Russen und nicht entfernt an Mongolen. Das mächtige Kopf- und Barthaar ist blauschwarz, die Hautfarbe zeigt einen tiefen Bronzeton. Die Kleidung besteht in einem sackartigen Hemd aus einem kräftigen Stoff, der aus den Bastfasern einer Ulmenart hergestellt wird. Schmuck ist unbekannt, nur die Frauen tätowiren sich einen starken Schnurrbart an die Oberlippe. Die Kost besteht aus schlechtem Reis, Bären- und Fuchsfleisch und aus japanischem Schnaps, Sake. Die viereckigen Strohhütten haben zwei kleine Oeffnungen als Rauchabzug und Eingang. Auf einem 1 Meter hohen Gerüst den Wänden entlang schläft man. Um das Herdfeuer in der Mitte concentrirt sich das ganze Familienleben, bei dem übrigens (wie in Japan) die männlichen Nachkommen eine besondere Bevorzugung genießen. Die noch nicht weiter erforschte Sprache zeigt eine Consonantenhäufung, die bei den durch die Japaner übermittelten Wörtern nicht mehr erscheint, da diese überall Vocale einschieben. Einfach wird gezählt bis 5, von da aber die Zahl durch Subtraction von 10 ausgedrückt. Die Aino verehren an ihrem Herd einen Feuergott durch Aufstecken von brennenden Kienspähnen; sonst ist ihre Religion noch sehr unklar. Abzeichnen wollen sie sich nicht lassen, da sie sonst sterben zu müssen glauben; doch sitzen sie zu photographischen Aufnahmen sehr gut und willig. Erst vor wenigen Jahrhunderten nahmen sie statt ihrer Steinwerkzeuge von den Japanern das Eisen an. Am raschesten aber haben sie als erste Gaben der Civilisation den Alkohol und die Syphilis aufgenommen, welche ihren Untergang als unzweifelhaft erscheinen lassen. v. Berlepsch nahm aus Aeußerungen des Vorredners Veranlassung, auf die hohe künstlerische Entwicklung und Bedeutung der japanischen Kunst hinzuweisen, welche Prof. M. Buchner zum Theil gelten lassen will, zum Theil aber zurückweisen muß, da die Japaner keine Kenntniß der Anatomie des menschlichen Körpers hätten. (?) Auf Interpellation des Prof. Oberhummer erklärte sich Prof. Mayr dahin, daß er die Ainos für eine Mischung von Ariern und Mongolen hält und sie vom Festland her eingewandert glaubt. Noch vor kurzem fanden Wanderungen von Ainos aus Sachalin nach Yezo statt. Die Frage nach der Abstammung der Japaner sei sehr schwierig zu beantworten. Wenn man sich an den in verschiedenen Ständen sehr verschiedenen Bartwuchs halte, müsse man ebenfalls eine Mischung annehmen.

* **Göttingen.** In der Beilage Nr. 260 vom 11. Nov. d. J. ist mitgetheilt, daß die hiesige Universität für das laufende Semester ein eigentliches Collegienprogramm für Damen eingerichtet habe, welches in mehr encyklopädischem Sinne Kirchengeschichte, Bibelkunde, Pädagogik, Geschichte, alte und neue Philologie und Literatur, sowie Materien der Naturgeschichte umfasse. Diese Nachricht ist dahin richtig zu stellen, daß die Universität, an welcher zur Zeit 31 Damen, der Mehrzahl nach Ausländerinnen, als Hospitantinnen zu bestimmten Vorlesungen zugelassen sind, selbstverständlich um dieser Hörerinnen willen in ihren Lehreinrichtungen nichts geändert hat. Dagegen finden bereits seit einigen Jahren in Göttingen Curse zu weiterer Ausbildung geprüfter Lehrerinnen statt; in diesen werden die oben genannten Disciplinen fast durchweg durch Lehrer unsrer Universität behandelt. Die Vorträge derselben erfreuen sich zahlreichen Besuches von Lehrerinnen und von anderen gebildeten Frauen, und in ihrer besonderen Anpassung an das Bedürfniß der Frauenwelt tragen sie sicher mit dazu bei, daß in Göttingen seitens deutscher Damen immer nur in vereinzelten Fällen Zulassung zu den Universitäts-Vorlesungen nachgesucht wird.

* **Jena.** Bei der erwähnten hiesigen Erinnerungsfeier für Leopold v. Ranke bat Bürgermeister Kamradt aus Wiehe, das Interesse weiterer Kreise für das Denkmal zu erregen, das dem großen Historiker in seinem Heimathsort errichtet werden soll. Bisher ist es nicht gelungen, mehr als 2200 M. aufzubringen, während die Kosten 4—5000 M. betragen werden. Die auf die Universitäten gesetzten Hoffnungen haben sich gar nicht oder nur in geringem Maße erfüllt, nur Berlin und Jena haben sich an den Sammlungen stärker betheiligt. Nach dem Entwurfe soll das Denkmal aus einem Sockel von Marmor oder Granit mit einer Büste Ranke's bestehen.

* **Paris.** Dr. Haffkine, der vor drei Jahren im Auftrag des Institut Pasteur nach Indien gereist war, um dort in größerem Maßstabe die Schutzimpfungen gegen die Cholera vorzunehmen, hat vor kurzem die Resultate seiner Forschungen veröffentlicht. Dieselben waren äußerst günstig überall, wo die Cholera am heftigsten gewüthet hatte und die gesammte Bevölkerung, die geimpfte sowohl, als auch die nicht immunisirte, der Ansteckungsgefahr ausgesetzt gewesen war. Im Gefängniß von Gaya wurde eine stufenweise Verminderung der Empfänglichkeit bei den Inoculirten beobachtet. Es gab hier zwei mal weniger Todte und $2^1/_2$ mal weniger Cholerafälle als unter den Nichtgeimpften. In den Theepflanzungen von Karkurie und Kalain, wo die Schutzimpfungen zwei Monate vor dem Auftreten der Epidemie stattgefunden hatten, war die Zahl der Opfer unter den Nichtimmunisirten 4 bis 5 mal größer als unter den anderen. In den endemischen Cholera-Regionen, nahe den Sümpfen von Calcutta, wurden nach der Impfung 19 mal weniger Anfälle und 17 mal weniger Todesfälle constatirt. Dieses Verhältniß hielt bis zum 459. Tage nach der Inoculation an. In Lucknow endlich, wo mit schwachem Vaccin und geringen Dosen experimentirt wurde, erwies sich der durch die Impfung erworbene Schutz bei einer ungewöhnlich heftigen Epidemie noch 14 bis 15 Monate später wirksam. Diese Resultate lassen hoffen, daß es durch Verstärkung der Dosen und der Qualität des Serums gelingen werde, einen absolut wirksamen und dauernden Schutz zu erzielen. Dr. Haffkine erachtet jedoch, die Methode werde erst dann als ein sicheres Mittel zur Bekämpfung der Cholera betrachtet werden können, wenn fortgesetzte Versuche die bisherigen Resultate vollauf bestätigt haben werden. — Der bekannte Kehlkopfarzt Fauvel ist, 65 Jahr alt, gestorben.

* **Florenz.** Hier starb am 13. Dec. im Alter von 59 Jahren der Schriftsteller Piero Coccoluto Ferrigni, der sich als Feuilletonist der Florentiner Blätter unter dem Pseudonym „Yorick" bekannt gemacht hat. Er diente 1859 als Freiwilliger in der italienischen Armee, wurde Privatsecretär Garibaldi's und ging mit einer Sendung desselben zu Victor Emanuel nach Turin.

E. D. Unsern Ausführungen über das Nicaragua-Canal-Unternehmen (Beil. z. Allg. Ztg. 1895, Nr. 237) tragen wir ergänzend nach, daß der Bericht der von W. Ludlow geleiteten technischen Regierungscommission neuerlichen Veröffentlichungen des „New-York Herald" zufolge dem Unternehmen nicht so günstig ist, als ursprünglich verlautete. Die Kritik der Commission richtet sich vor allen Dingen gegen den riesigen Ochoa-Damm, der als der eigentliche Angelpunkt der technischen Leistung bei dem Probleme bezeichnet werden muß, und wenn sie denselben auch durchaus nicht für unausführbar erklärt, so veranschlagt sie doch den Kostenaufwand dabei viel höher als die Canalbau-Gesellschaft (auf 4 Millionen Dollars gegen 977,273 Dollars), und die bisherigen Untersuchungen über die natürliche Grundlage des Baues erscheinen ihr als unzureichend. Ebenso fordert die Commission genauere Vermessungen sowie Bohrungen zur Feststellung der geologischen Natur des Bodens entlang der ganzen vorgeschlagenen Route, und ebenso auch Wasserstands- und Regenmessungen. Die Schleusen aber wünscht sie weiter, damit sie von großen Kriegsschiffen (!) benutzt werden können, und zugleich auch von geringerer Steigung (8.5 Meter, statt 13.7 Meter im Maximum), so daß deren an jedem Hange vier statt drei nöthig sein werden. Endlich hält sie auch verschiedene Veränderungen an den Hafenanlagen bei Greytown und Brito und namentlich ausgedehntere Molenbauten für rathsam.

Inwieweit der angegebene Commissionsbericht die Beschlüsse des Congresses beeinflussen wird, ist einstweilen nicht zu sagen. Die Freunde des Unternehmens, die in dem Senat ebenso wie in dem Repräsentantenhause zahlreicher sind als je zuvor, sind der Voruntersuchungen, die sich nunmehr auf über vierzig Jahre ausgedehnt haben, jedenfalls müde, und sie versprechen sich von der nochmaligen Entsendung einer Commission, der eine längere Frist für ihre Arbeiten (18 Monate) und eine reichlichere Dotation (350,000 Dollars) zugemessen wird, auch keine Informationen von viel höherem Werth — was die Neuvermessung der Route, die Regen- und die Wasserstandsmessungen anbetrifft, wohl mit gutem Grunde. Der Ochoa-Damm kann gebaut werden, das erkennt die Ludlow'sche Commission an, sagen sie, und ob derselbe nur 1 Million kostet oder 4 oder 10 Millionen, und ob derselbe ein Steinschuttdamm oder ein ge-

mauerter Damm sein muß, das ist für die Unionsregierung, wenn sie sich von großen wirthschafts- und culturpolitischen Gesichtspunkten aus über das Unternehmen zu entscheiden hat, eine Kleinigkeit.

Die Gesammtkosten des Canalbaues veranschlagt die Ludlow'sche Commission auf 111,227,411 Dollars, oder mit der Verzinsung des Capitalaufwandes während der Bauperiode ꝛc. auf 133,472,893 Doll.

*** Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 18. December folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm Klingelhöfer: Eine Aufgabe für die europäische Presse. 2. Aufl. Schöneberg-Berlin, Eduard Reutzel 1895. — Felix Dahn: Ueber den Begriff des Rechts; Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1895. — Docent Dr. Rud. Haug: Die Grundzüge einer hygienischen Prophylaxe der Ohrenentzündungen. (Klinische Vorträge I.) Jena, Gustav Fischer 1895. — Christian v. Ehrenfels: Allegorische Dramen, für musikalische Composition gedichtet. Wien, Carl Konegen 1895. — Derselbe: Zur Klärung der Wagner-Controverse; Vortrag. Ebd. — W. Shakespeare: Dramatische Werke, übers. v. Schlegel u. Tieck, i. A. der deutschen Sh.-Gesellschaft hggb. v. Wilhelm Oechelhäuser; mit 104 Illustrationen. 20. (3. ill.) Aufl. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt. — Aurel Auer: Nur nit auslassen! Algäuer Marsch, Tanzweisen, Schuhplattler ꝛc. Für 1 Zither componirt. 2. Aufl. Hindelang im Algäu, Selbstverlag. — Derselbe: Wollt's tanzen? 10 urwüchsige Heimgarten-Tanzweisen f. 1 Zither. 5. Aufl. Ebd. — Benjamin R. Tucker: Staatssocialismus und Anarchismus; deutsch v. Georg Schumann. Berlin, B. Zack 1895. — Georg Schanz: Finanzarchiv; Zeitschrift XII. Jhgg. Bd. 2. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1895. — Hugo Graf v. Walderdorff: Regensburg in s. Vergangenheit u. Gegenwart. Mit Abbildg. ꝛc. 4. Aufl. Regensburg, Friedrich Pustet 1896. — Dr. Paul Börners Reichs-Medicinalkalender f. Deutschland a. d. J. 1896. Hggb. v. Eulenburg u. Schwalbe. Th. II. Leipzig, Georg Thieme 1895.

Zur Nachricht!

Vielfachen Anregungen und Wünschen nachgebend, haben wir uns entschlossen, mit Beginn des nächsten Jahres neben dem Abonnement für die ganze Zeitung ein solches für Morgen- und Abendblatt allein, ferner für die (wissenschaftliche) Beilage allein einzuführen.

Es treten daher ab 1. Januar 1896 folgende Bezugsarten und Quartalpreise in Kraft:

für die ganze Zeitung, wie bisher . . . . M. 9.—
„ Morgen- und Abendblatt ohne die (wissenschaftliche) Beilage . . . . „ 4.50
„ die (wissenschaftliche) Beilage allein . . „ 4.50
Außerdem veranstalten wir von der Beilage eine Ausgabe in Wochenheften zum Quartalpreise von . . . . „ 5.—

Die in- und ausländischen Postämter nehmen Bestellungen hierauf entgegen (s. bayer. Zeitungskatalog Nr. 19, 19a, 185, 185a, Reichspost-Katalog Nr. 148, 148a, 872a, 872b).

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXL

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Mittheilungen zu Ranke's Lebensgeschichte.

Von Theodor Wiedemann.

1. Brief an Johannes Schulze.

In der zweiten Hälfte des December 1823 brach Leopold Ranke, durch einen in seltsamer und wenigstens anscheinend wunderbarer Weise mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Traum, als ob sein Vater in großer Lebensgefahr schwebe, erschreckt,[1]) von Frankfurt a. d. O., seinem ständigen Aufenthaltsorte, nach seiner Heimathstadt Wiehe auf. Damals war er in der Ausarbeitung seines Erstlingswerkes, der Geschichte der romanischen und germanischen Völker, das aus zwei zusammengehörigen Schriften besteht, einer darstellenden und einer kritischen, so weit vorgeschritten, daß er auf der Rückreise in Berlin mit dem Buchhändler Reimer über den Verlag in Unterhandlung treten konnte, der sich zu dessen Uebernahme bereit erklärte. In den ersten Tagen des Februar 1824 übersandte ihm Ranke, der getroffenen Verabredung gemäß, einen Theil seines Manuscripts, damit etwas davon zur Probe bei der Censur eingereicht würde. Am 12. Februar empfing er von Reimer die Nachricht, daß das Buch durch die Censur hindurch und bereits im Druck sei. Diese Beschleunigung, die für ihn unerwartet war, trieb ihn, obwohl er sogleich den Wunsch äußerte, die Ausgabe bis Michaeli verschoben zu sehen, doch an, der Vornahme der von ihm für nothwendig gehaltenen Veränderungen im Manuscript und ganz besonders der Vollendung der Ausarbeitung — vornehmlich mit der kritischen Schrift war er noch sehr im Rückstand — allen Eifer zuzuwenden. Ein Vierteljahr später, in den Hundstagen 1824, war Ranke mit der ersten Schrift bis auf die Vorrede fertig, mit der zweiten bis auf den über Machiavell handelnden Anhang; er hielt dafür, daß ihm für beide fast nichts mehr zu thun übrig bleibe. Die erste Schrift wurde vollständig, die zweite zum Theil ins Reine geschrieben. So führte Ranke sein Manuscript mit sich, als er im August aufs neue von Frankfurt nach Wiehe reiste[2]). In Berlin fand er Reimer „zu allem, was er wünschte, bereit“. Die fertigen Abschnitte ließ er in Halle, wo er gleichzeitig mit Varnhagen anwesend war, ohne daß man jedoch von einer Begegnung beider etwas erführe, beim Drucker zurück; die unfertigen begleiteten ihn nach seiner Heimathstadt, er begann dort auch daran zu arbeiten. Doch die Mängel, die er dabei wahrzunehmen glaubte, bewogen ihn zu schneller Rückkehr nach Frankfurt. Dort wieder angelangt, betrieb er mit größter Anstrengung die völlige Druckfertigstellung des Manuscripts. Am 3. October, einem Sonntag, konnte er als das Letzte auch Vorreden und Einleitung abschicken. Bereits in der ersten Hälfte des November war der Druck vollendet, und zu Anfang des folgenden Monats empfing Ranke die ersten Exemplare seines Erstlingswerkes, von denen er eines an Heinrich v. Kamptz, ein anderes an Johannes Schulze sandte. Das Schreiben, mit dem er die letztere Sendung begleitete, bin ich mitzutheilen in der Lage. Ich denke, es ist eine nicht unwillkommene Ergänzung der im 53. und 54. Bande („Zur eigenen Lebensgeschichte“) der sämmtlichen Werke Ranke's enthaltenen Briefsammlung.

„Frankfurt a. d. Oder, 5. December 1824.

Hochwohlgeborner, Hochverehrter Herr Geheimer Ober-Regierungs-Rath!

Wie sehr wünschte ich an jenem Tage, an welchem es Ew. Hochwohlgeboren gefiel, unser Gymnasium zu besuchen,[1]) daß Sie auch einer meiner geschichtlichen Stunden beiwohnen möchten. Dies war nicht möglich. Gegenwärtig wage ich dafür, auf einmal mit zwei geschichtlichen Schriften vor Ihnen zu erscheinen. Was würde es mir viel helfen, wenn ich meine Intention mit denselben bei Ihnen in irgend ein willkürliches Licht zu stellen suchen wollte? Sie werden ohne Zweifel baldigst erkannt haben, ob in diesen Schriften ein wahres Bemühen, eine durchdringende Forschung, eine gründliche Ansicht sichtbar, oder etwa gelehrter Schein, Halbheit, Heuchelei. Im Fall Ew. Hochwohlgeboren das letztere finden sollten, so wollte ich nicht ein Wort weiter sagen, sondern mich ergeben. Im Falle aber das erstere, so halte ich mich der Theilnahme Ew. Hochwohlgeboren für so gut als gewiß. Ich würde hoffen, daß Sie meine für die Fortsetzung dieser Arbeit nicht sehr günstige Lage ins Auge faßten. Mir fort und fort Bücher aus der königlichen Bibliothek zu schicken, ist für die Herren Bibliothekare allerdings höchst beschwerlich und sie thun es, wie es mir scheint, nur ungern. Ich muß mit einer steten Resignation studiren. Unsere Bibliothek ist für meine Art Studien nicht eben sehr reich und überdies gegenwärtig in

---

[1]) Leopold Ranke an seinen Bruder Heinrich, 28. December 1823. (S. W. Bd. 53/4 S. 116 ff.) Heinrich Ranke, Jugenderinnerungen S. 271. — Es ist ein psychisches Phänomen, das auch wegen der Beziehung auf das nämliche Verwandtschaftsverhältniß und in Rücksicht der gleichen Intensität der Einwirkung auf die Willensentschließung mit dem geheimnißvollen Ahnen einer schweren Erkrankung seines Vaters, durch welches Heinrich Heine bewogen wurde, in Eile aus Italien nach Deutschland zurückzukehren, in Parallele gestellt werden kann. Ranke fand den Vater in Wiehe im Beginn einer glücklichen Genesung, Heine den seinen in Hamburg nicht allein verstorben, sondern bereits begraben.

[2]) In dem Briefe Leopold Ranke's an seinen Bruder Heinrich vom 8. October 1824, in welchem er diesem über seine Reise berichtet, ist die Angabe der Monats- mit der der Wochentage unvereinbar. Denn wenn er der angeführten Mittheilung zufolge am 1. August 1824, der auf einen Sonntag fiel, Frankfurt verließ, so konnte er, mit der Post über Berlin fahrend, wo er Reimer und Friedrich v. Raumer besuchte, unmöglich am Sonntag um 4 Uhr Nachmittags, wie er doch schreibt, in Halle anlangen. Die Abfahrt von Berlin setzt Ranke ausdrücklich auf den Abend des Tages seiner Ankunft in dieser Stadt; sein Eintreffen in Halle auf den folgenden. Hier kam Varnhagen am 31. Juli an und blieb bis zum 3. August. (Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte. Bd. II. S. 109 ff.)

[1]) Es geschah im September 1824; Johannes Schulze wohnte den Unterrichtsstunden fast sämmtlicher Lehrer bei.

einem völligen Ruin[1]). So viel ich denn sehe, könnte für mich nichts wünschenswertheres sein, als in den unbeschränkten Gebrauch einer großen Bibliothek gesetzt zu werden. Diese meine Lage würden Sie vielleicht in jenem ersten Fall ins Auge fassen. In demselben würden Sie vielleicht mich würdig finden, meine Wissenschaft in einem größeren Kreise zu lehren. Aber alles kommt auf Ihr Urtheil über meine Bücher an. Dem unterwerfe ich mich denn auch sehr gern, obwohl ich manche alte und langgehegte Hoffnung davon abhängen sehe. Der Humanität, wegen deren Ew. Hochwohlgeboren überall gerühmt werden, wird auch dies entsprechen.

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamer Untergebener
Leopold Ranke
Dr. phil. Oberlehrer."

Das vorstehende Schreiben ist durch das Selbstbewußtsein charakteristisch, mit dem sich Ranke über seine beiden Schriften äußert. Diese beruhen auf der Benützung einer überaus umfangreichen Literatur. Der bei weitem größte Theil der zu ihrer Abfassung erforderlichen Werke mußte aus der königlichen Bibliothek zu Berlin herbeigeschafft werden. Es ist leicht erklärlich, daß Ranke's Lectüre- und Studienbedürfniß exorbitant erschien. Das Aufsuchen der in so großer Zahl gewünschten Bücher, die in diesem Falle damit verbundene besondere Mühwaltung ihrer Verpackung und Verschickung mußte den Beamten und Bediensteten der Bibliothek beschwerlich fallen; sie mögen ihn so manchmal, wie er denn davon auch an anderem Orte spricht (Leopold Ranke an Heinrich Ranke, 18. Februar 1824, S. W. Bd. 53/54 S. 131), ihr Mißvergnügen darüber und ihre verdrießliche Stimmung haben merken lassen. Man hat damals scherzhaft geäußert, es bestehe nur die Alternative, die königliche Bibliothek von Berlin nach Frankfurt oder Ranke von Frankfurt nach Berlin zu bringen; das letztere erscheine denn doch, zumal bei der Kleinheit von dessen Person, als die bei weitem einfachere Auskunft. Diese wurde denn auch getroffen: Ranke erhielt die Berufung zu einer Professur der Geschichte an der Berliner Universität.

2. Alexander v. Humboldt und Leopold v. Ranke.

Ich habe nicht die Absicht, wie aus der Ueberschrift geschlossen werden könnte, die beiden Genannten in ihrer Geistesart und ihren Charaktereigenschaften zu vergleichen, oder ihre wissenschaftlichen Verdienste gegen einander abzuwägen. Vielmehr ist mein Vorsatz nur, zur Aufklärung der persönlichen Beziehungen, die zwischen ihnen obgewaltet haben, einen kleinen Beitrag zu liefern. Außer dem Material, das bereits zu allgemeiner Kenntniß gelangt ist, benutze ich einige Briefe oder Billette Humboldts an Ranke, von denen die Erben des letzteren mir Abschriften zuzustellen die Güte gehabt haben. Ich drücke ihnen hiefür an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

Den ersten Anlaß für Leopold Ranke, den großen Naturforscher persönlich kennen zu lernen, bot der Umstand, daß er diesem von Karl Benedict Hase, dem Conservator der griechischen und lateinischen Handschriften der Pariser Bibliothek, einem Thüringer, wie er selbst — sie sind an Orten geboren, die nur wenige Meilen von einander entfernt liegen, Ranke in Wiehe, Hase in Sulza —, zur Beförderung einer Studienreise nach Paris — eine solche plante er zunächst — dringend empfohlen wurde. Es war schon während der provisorischen Anwesenheit Humboldts in Berlin im Herbst 1826 (October bis December), daß er ihn sah und dieser ihm für sein Vorhaben „allen Beistand versprach". In dem Brief an seinen Bruder Heinrich, in welchem Leopold Ranke das berichtet (S. W. Bd. 53/54 S. 163), sagt er nicht, daß er Humboldt seine Aufwartung gemacht habe, was anzunehmen allerdings nahe liegt; aber ausgeschlossen ist doch nicht, daß die erste Begegnung an drittem Orte stattgefunden hat — etwa in der Wohnung des Varnhagen'schen Ehepaares, bei welchem Ranke seit der im Frühjahr 1825 erfolgten Verlegung seines Wohnsitzes von Frankfurt an der Oder nach Berlin verkehrte, und welches Humboldt damals zu besuchen nicht versäumte; er theilte demselben ausführlich mit, daß er im nächsten Frühjahr nach Berlin zurückkommen und dann dem König in Kunst- und Wissenschaftssachen Gutachten erstatten werde (Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, Bd. IV, S. 146 ff.; 27. November, 3. December 1826); das gibt auch Ranke in dem angeführten Briefe an. — Die so eingeleitete Bekanntschaft konnte indeß bei der kurzen Dauer von Humboldts Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt nach vieljähriger Abwesenheit, während deren er zum weltberühmten Manne geworden war, zumal er von allen Seiten, besonders auch gesellschaftlich in Anspruch genommen wurde und zugleich in eigener Angelegenheit mit dem Fürsten Wittgenstein über die Bedingungen seiner künftigen Stellung in Preußen unterhandelte, erst nach seiner definitiven Uebersiedelung von Paris nach Berlin, das ist seit Ende Mai 1827, eine genauere werden. Da aber Ranke bereits zu Anfang September eben dieses Jahres Berlin verließ, um seine italienische Reise anzutreten, so währte es alsdann nur ein Vierteljahr, daß er und Humboldt an demselben Orte verweilten.

Ein wesentliches Moment für ihre Annäherung und Verständigung in dieser Zeit lag darin, daß ihre Studien, insofern sie sich auf den Ausgang des Mittelalters, den Beginn der neueren Zeit bezogen, sich vielfältig berührten. Von den geographischen Entdeckungen dieser Periode, mit deren Geschichte sich Humboldt beschäftigte, hatte Ranke in seinem ersten Buche gehandelt. Auf die Schriften von Peter Martyr aus Anghiera, die von Humboldt in einem seiner Briefe erwähnt werden, waren beide dadurch hingeleitet worden. Die Anknüpfung anderweitiger Beziehungen zwischen ihnen wurde vornehmlich durch ihre gemeinsame Zugehörigkeit zu dem Varnhagen'schen Gesellschaftscirkel begünstigt und gefördert. Sogleich, nachdem er nach Berlin gekommen, schritt Ranke mit Fleiß und Eifer zur Durchmusterung und zum Studium der auf der königlichen Bibliothek daselbst vorhandenen, nahezu fünfzig Bände in Folio umfassenden, als Informationi politiche bezeichneten handschriftlichen Sammlung von politischen Berichterstattungen und Abhandlungen, zumeist in italienischer Sprache, auf welche Johannes v. Müller vor Jahren durch einen kleinen Aufsatz die Aufmerksamkeit der Gelehrten hingelenkt hatte. Um über den mannichfaltigen, ohne alle Ordnung und ohne jedes Princip der Eintheilung wechselnden Inhalt eine Uebersicht zu gewinnen und dadurch dessen Verwerthung für die historische Forschung und Darstellung vorzubereiten, fertigte er ein nach den behandelten Materien alphabetisch geordnetes Verzeichniß unter Angabe von Band- und Seitenzahl an. Vier Bände verwandten Stoffes, von ähnlicher Fassung und Zusammensetzung, die sich in der großherzoglichen Bibliothek zu Gotha vorfinden, wurden ihm bereits im Herbst des Jahres 1825 zugesandt, denen er dann ebenfalls eine sorgfältige Lectüre widmete. Nach rasch erfolgter Aneignung des Inhalts dieser und jener Bände machte Ranke sich sofort an die Ausarbeitung seines zweiten Buches: „Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert", für welche sie die vornehmste Grundlage gebildet haben. Im November 1826 schickte er einen Theil seines Manuscripts dem Ver-

[1]) Mit der Neuaufstellung der Westermann'schen Bibliothek in dem zweckmäßig hergerichteten alten Local war erst im August 1824 begonnen worden.

leger ein; ein Halbjahr später konnte er Varnhagen ein Druckexemplar zustellen. Er begleitete dasselbe mit folgenden Zeilen:

„Berlin, 7. Juli 1827.[1])

Beifolgt ein Werk, das Sie schon ein wenig kennen; sein Werth: es ist das Autorexemplar, gegenwärtig das einzige in Berlin; wenn indeß die Velinexemplare viel besser sein sollten, werde ich Ihnen einen Tausch anbieten.

L. R."

Drei Wochen später, am 27. Juli 1827, speiste Leopold Ranke bei dem Varnhagen'schen Ehepaar zu Mittag, nur in Gesellschaft seines Bruders Ferdinand, der zum Zweck der Benutzung der für die Abfassung seiner Abhandlung über Cornelius Nepos, welche als Programm des Quedlinburger Gymnasiums, an dem er eine Oberlehrerstelle bekleidete, zu Michaeli erschien, erforderlichen literarischen Hülfsmittel auf einige Wochen nach Berlin gekommen war, und Alexander v. Humboldts (Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte IV, S. 270). Das Zusammensein mit wenigen vertrauten Personen war sehr geeignet, einen bestimmten Eindruck von Begabung und innerem Beruf gewinnen zu lassen, wie ein nachhaltiges Interesse für die geistige Individualität und ihre Bestrebungen zu wecken. Bereits stand fest, daß Ranke zunächst nach Wien gehen werde; und Kamptz, der vor einem Jahre dort gewesen war, wobei er seine freundschaftlichen Beziehungen zu Gentz und Metternich erneuerte, hatte ihm Empfehlungen an beide Staatsmänner, wie Geldunterstützung von Seiten des Ministeriums zugesagt. Man darf voraussetzen, daß Humboldt, durch Varnhagen darauf aufmerksam gemacht, von Ranke's neuestem Buche bereits Kenntniß genommen hatte, was dann eine natürliche Anknüpfung für die Unterhaltung bot. Es war eine Woche nach der gesellschaftlichen Zusammenkunft, deren ich eben gedachte, daß Humboldt im Verein mit Ancillon, dessen Freund er sonst nicht eben war, dem Geographen Karl Ritter u. a. die Schrift Ranke's dem Kronprinzen angelegentlich empfahl und sich für den Verfasser mit Eifer verwendete. (Varnhagen a. a. O. IV S. 274, 10. Aug.)

Um eben diese Zeit, im Monat August, wurde Humboldt vom König zum Präsidenten der neueingesetzten Commission ernannt, welche die von Gelehrten und Künstlern einlaufenden Gesuche um pecuniäre Bewilligungen für Studienzwecke, bevor das Ministerium dieserhalb Anträge stellte, einer Begutachtung unterziehen sollte. Der von Humboldt in derartigen Sachen schon vorher geübte bedeutende Einfluß erhielt dadurch eine von Zufälligkeiten unabhängige, durch den regelmäßigen Geschäftsgang gesicherte Stetigkeit und den Charakter amtlicher Berechtigung. Um so wichtiger war es für Ranke, der zur Bestreitung der Kosten seiner geplanten wissenschaftlichen Reise Staatsgelder beanspruchte, in ein näheres Verhältniß zu ihm gekommen zu sein und ihn für sich gewonnen zu haben. Die Wirkung davon wurde nicht unerheblich dadurch verstärkt, daß Ranke damals mit Varnhagen sehr gut stand, der sich andauernd gegen ihn überaus wohlwollend erwiesen hatte, Varnhagen aber seinerseits vertrauten Umgang mit Humboldt pflog. Dieser war gewöhnt, für jede Angelegenheit, die er einmal in die Hand genommen hatte, mit umsichtiger Erwägung der Umstände, vorsichtiger, beinahe ängstlicher Berechnung jeden Schrittes, den er that, und doch zugleich mit kraftvoller Energie durchaus uneigennützig einzutreten, so daß er das Mißfallen nicht scheute, das er etwa sich selbst damit zuziehen könnte. An ernstlichen Bemühungen und Dienstbeflissenheit ließ es in solchen Fällen auch Varnhagen nicht fehlen. Beide waren praktisch gewandt und erfahren; sie standen in directer Verbindung mit den Inhabern der höchsten Staatsämter; in Humboldt repräsentirte sich eine Macht der Intelligenz von so großem Ansehen, daß sie mit ihnen in Gegensatz zu gerathen nicht Bedenken tragen durfte. Heinrich Ritter, mit dem Ranke eine weit innigere Geistes- und Gesinnungsgemeinschaft verband, als mit den beiden, war im Grunde doch vornehmlich nur geeignet, sich für ihn mit Universitätsangelegenheiten zu befassen. Während seiner Abwesenheit von Berlin waren für Ranke, wie er selbst in seinen Briefen erkennen läßt, Alexander v. Humboldt und Varnhagen dort seine besten Stützen. Er bedurfte solcher um so mehr, als ihm fürs erste, indem alles weitere späterer definitiver Bestimmung vorbehalten blieb, nur ein beschränkter Urlaub zur Reise nach Wien und auch nur die Geldmittel für diese bewilligt worden waren, er sich aber in der Capitale der österreichischen Monarchie, so viel diese ihm auch gewährte, mit der Ueberzeugung durchdrang, daß es für ihn zu völliger Erreichung seines wissenschaftlichen Zweckes schlechterdings erforderlich sei, Italien zu besuchen.[1]) Ranke's Correspondenz mit Varnhagen während seines Aufenthalts in Wien habe ich in der Deutschen Revue herausgegeben. Die Briefe Humboldts an Ranke, die ich mitzutheilen im Begriff stehe (ungedruckte Briefe Ranke's an Humboldt liegen mir nicht vor), bilden, insoweit sie in dieselbe Zeit fallen, eine Ergänzung der gedachten Publication.

In seinem Schreiben an Heinrich Ritter vom 6. Febr. 1828 sagt Ranke: „Auch denke ich an Humboldt zu schreiben", und später: „Durch Varnhagen und Humboldt hoffe ich schon Antwort zu bekommen." (S. W. 53/54 S. 187.) Es handelte sich dabei einmal um Ranke's Berufung nach Dorpat und, was damit in Zusammenhang steht, um eine dauernde finanzielle Aufbesserung seiner Lage in Berlin, sodann um die Ausdehnung seiner Reise nach Venedig und Rom. Den nach den eben angeführten Worten beabsichtigten Brief an Humboldt hat Ranke dann wirklich geschrieben und als Einlage seines bereits von mir citirten Schreibens an Varnhagen vom 10. März 1828 abgesandt. Als Einlage eines Schreibens von Varnhagen empfing er die nachfolgende Antwort von Humboldt.

„Berlin den 21. März 1828.

Da ich bei meiner unglücklichen Oeffentlichkeit, welche freilich vor Ostern enden wird, jetzt täglich Vorlesungen halte,[2]) so muß ich freilich heute auf die Freude verzichten, Ihnen, dem geistreichen und tiefen Forscher des Mittelalters, ausführlich zu danken für sein mir so erfreuliches und so ehrenvolles Zutrauen, aber es ist mir eine süße Pflicht, Ihnen recht bald zu sagen, daß ich gern alles aufbieten werde, um Ihnen verehrtester Herr Professor nützlich zu sein. Was Sie schon geleistet, bürgt für das, was wir von Ihrem Scharfsinn und Ihrem Glück zu erwarten haben; ich sage gern von Ihrem Glück; denn ob ich gleich [Mai zu hoch stelle[3])], wenn ich sein philologisches Bestreben mit Ihrem welthistorischen vergleiche, so bin ich doch fest überzeugt, daß solche Vergünstigungen nur der höheren Intelligenz gewährt werden. Was Sie mir von [Manuscripten] und den Chroniken sagen, hat meine ganze Neugierde aufgeregt. Ich werde noch in dieser Sache alle Schritte persönlich bei dem Minister und dem G. O. R. R. Schulze (dem ein so großer Theil der Weltregierung anvertraut ist, der aber für Sie und mich sich

1) An seinen Bruder Heinrich schickte Leopold Ranke erst am 28. August, also sechs Wochen später, ein Exemplar. (S. W. 53/54 S. 167.)

1) Darüber spricht sich Ranke besonders in seinem Brief an Varnhagen vom 10. März 1828 aus. (Deutsche Revue, XX. Jahrgang, September 1895, S. 343.)

2) Humboldt spricht von seinen Vorlesungen über physikalische Geographie in der Universität und in der Singakademie.

3) Die [] bezeichnen unleserliche Stellen.

immer sehr freundlich und thätig zeigt) thun. Dazu kann ich einen mächtigeren Einfluß als den meinigen anwenden, den des Kronprinzen und des G. R. Ancillon. Ihr Juan de Austria, Ihre Entdeckungen über den Finanzzustand Karls V. und vor allem die den Stoff beherrschende Behandlung, welche Ihre neuen Schriften vor allen vaterländischen auszeichnen, sind bei dem Kronprinzen im Laufe des Winters oft Gegenstand der Abendunterhaltung gewesen. Möge es uns glücken, Sie nicht bloß immer gepriesen, sondern in Ihrer Thätigkeit etwas reichlich unterstützt zu sehen! Auch Ihres Herrn Bruders überaus gelungene Arbeit über Cornelius Nepos und die Stelle de Indis (Esquimaux) tempestatibus [Gulfstream] in Germaniam abreptis ist nicht unbeachtet geblieben.[1]) Unser geistreicher Freund, Herr Geh. Rath von Varnhagen, in dessen Cirkel wir Sie vermissen, wird Ihnen diese Worte des Andenkens gütigst überweisen.

A. Humboldt."

Unter den Mittheilungen über Handschriften, die Ranke von Wien aus an Humboldt gelangen ließ, war für diesen, weil sie die Geschichte des Amerigo Vespucci betrifft, mit welcher Ranke ohne Zweifel Humboldt beschäftigt wußte, von größtem Werth die Copie der Stelle aus dem dortigen Exemplar der Diarii des Marino Sanudo über den Brief Carlo Vianello's vom 23. December 1506 an die Signorie von Venedig. Von Humboldt ist sie unter Zustimmung zu den Bemerkungen und Erläuterungen, die Ranke dazu gegeben hatte, in sein Examen critique T. V. (Paris 1839) p. 156 ff. (= Kritische Untersuchungen Bd. III S. 111 ff.) aufgenommen.[2]) — Für „Gulfstream" verweise ich auf „Voyage aux régions équinoctiales" T. I, p. 72 der Quartausgabe.

Der zweite Brief Alexander v. Humboldts an Ranke ist ohne Datirung; wie sich aus der Erwähnung seiner bevorstehenden Reise nach Teplitz ergibt — er begleitete den König dahin, der am 1. Juli abreiste —, wurde er von Humboldt zu Ende Juni 1828 geschrieben.

„Erlauben Sie, verehrungswerthester Herr Professor, daß ich vor einer kleinen Reise Ihnen nochmals für Ihre geistreiche Behandlung der Geschichte von Süd-Europa innigst danke. Das Buch ist voll von Leben, neuen tiefen Ansichten der Weltbegebenheiten und ihrer innersten Triebfedern. Ich habe es an einem Tag und in einer Nacht ohne Ermüdung ganz durchgelesen. Johann von Oesterreich ist voll Anmuth und Interesse; die Entwicklung des ständischen Wesens und Haushalts neu und von großem Werth. Ich werde in meiner neuen Ausgabe viel aus dem Capitel „Einkommen und Beamte" zu benutzen haben. Ich erfülle eine angenehme Pflicht, Ihnen das alles zu sagen, weil ich es so lebhaft fühle. Auch für mich haben Anghiera's Briefe immer einen großen Reiz gehabt, besonders der so wenig benutzte über Luthers erste Bewegungen. Mit der innigsten Hochachtung und Freundschaft, tiefster Ergebenheit

Ihr gehorsamster A. Humboldt."

Die vorstehenden Briefe Humboldts zeigen, wie günstig dieser über Ranke's Buch: „Fürsten und Völker von Süd-Europa" von Anfang an geurtheilt hat. Dazu, wie sein Vorsatz war, dasselbe für eine neue Ausgabe des „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne" zu benutzen, ist er nicht gekommen; nach der zu Paris 1825 bis 1827 in vier Octavbänden erschienenen, die nur in der Vertheilung des Stoffes auf Bücher und Bände von der älteren 1811 veröffentlichten, welche Ranke benutzt hatte, abweicht, erfolgte keine weitere; aber Humboldt nahm nach der zweiten Auflage von Ranke's „Fürsten und Völker" Gelegenheit, sich in seiner Abhandlung: „Ueber die Schwankungen in der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirthschaftliche Probleme" (Deutsche Vierteljahrsschrift, 1838, 4. H., S. 14) über das Verhältniß von dessen Ausführungen in Betreff des in den ersten Zeiten nach der Entdeckung aus Amerika von der spanischen Monarchie bezogenen Einkommens zu seinen eigenen Erörterungen darüber in folgenden Worten auszusprechen: „Von Karls V. Geldbedürfnissen hat Ranke in seiner Abhandlung über die spanischen Finanzen gehandelt. Der geistreiche Historiker hat meine officiellen Beweise von der geringen Menge edler Metalle, die bis 1545 der amerikanische Bergbau und die sogenannten Inca-Schätze geliefert, durch neue Documente erweitert und bekräftigt." Humboldt erkennt zugleich an, daß nach der von Henri Ternaux-Compans in den „Voyages, Relations et Mémoires I[ère] s. t. X. (Recueil de pièces relatives à la conquête du Mexique) p. 451 veröffentlichten officiellen Liste der von den Vicekönigen von Neuspanien von 1522 bis 1587 nach dem Mutterlande gesandten Summen seine eigenen Schätzungen der amerikanischen Metallproduction (von 1521—1609) „noch eher zu hoch waren". Dahin ging in der Hauptsache Ranke's Meinung, mag es ihm nun gelungen sein, das Richtige zu ermitteln oder doch demselben näher zu kommen, oder er vielmehr, was wohl die überwiegende Ansicht der Fachgelehrten ist, Humboldts Ansätze zu sehr herabgemindert haben, so daß an diesen festzuhalten am räthlichsten erscheint.[1])

Varnhagen sagt in einer seiner Aufzeichnungen, Ranke sei bald nach seiner Berufung an die Universität zu Berlin, von den Zuvorkommenheiten und Schmeicheleien, die er empfing, berauscht, übermüthig geworden; er habe sich recht zeigen wollen und geglaubt, große Ehre zu verdienen, wenn er Humboldt angriffe, „was er in sehr herber Weise thun wollte". „Nämlich Ranke", fährt er fort, „hatte in den venezianischen Relationen, welche damals seine Fundgruben waren, andere Angaben über den Silberertrag Mejico's gelesen, als Humboldt sie mitgetheilt hatte, und wollte diesen des Irrthums, der Unkunde zeihen, was vielen Leuten sehr erwünscht sein würde, wie er wohl wußte. Ich warnte ihn und hieß ihn davon abstehen, weil Humboldt ein Mann sei, dem ein einzelner Irrthum nicht allzu hoch angerechnet werden dürfe, als auch, und dies ganz besonders, weil sich leicht finden könnte, daß seine Angaben doch die richtigen wären, weil er gewohnt sei, aus den besten Quellen zu schöpfen und in Zahlen sehr genau zu sein. Ranke gab zögernd nach, gleichsam als wolle er einmal Gnade für Recht gelten lassen." — Aus den vom 7. Juli 1827 datirten Zeilen Ranke's an Varnhagen erhellt, daß er diesem von seinen Ausarbeitungen für „Fürsten und Völker" vor der Drucklegung Kenntniß gab. Es hat innere Wahrscheinlichkeit, daß dies mit dem Abschnitt über das von der spanischen Monarchie unter Karl V. von Amerika bezogene Einkommen der Fall gewesen ist; und ebenso, daß die Abweichungen Ranke's von den Schätzungen Humboldts zwischen ihm und Varnhagen — waren sie doch beide diesem befreundet

---

1) Die Stelle, auf welche sich Humboldt bezieht, findet sich in der bereits von mir erwähnten Abhandlung Ferdinand Ranke's S. 27, der an derselben auch seiner Anwesenheit bei dessen Vorlesungen gedenkt.

2) In dem angeführten Werke Humboldts ist außerdem noch ein anderes, ebenfalls auf die Geschichte des Amerigo Vespucci bezügliches Schreiben Ranke's mitgetheilt. (Examen T. VI p. 259—263 = Kritische Untersuchungen Bd. III S. 193—196, Anmerkung C vergl. S. 163 N.*)

1) Vgl. Peschel: „Historische Erörterungen über die Schwankungen der Werthrelationen zwischen den edlen Metallen und den übrigen Handelsgütern", Deutsche Vierteljahrsschrift, 1853, H. 4, Nr. LXIV, S. 4; 30, und „Alexander v. Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. Herausgegeben von Karl Bruhns." Bd. III S. 208. — Sowohl die Quellen der Information, wie die Gesichtspunkte, unter denen die Berechnungen angestellt wurden, waren für Ranke und Humboldt verschieden.

— erörtert worden sind. Es ließe sich vielleicht auch annehmen, daß Ranke von Varnhagen unter Vorbringung von Gründen, wie er sie angibt, zur Vorsicht und Behutsamkeit in der Polemik gegen Humboldt ermahnt worden sei; aber eine wesentliche Veränderung in der ursprünglichen Conception Ranke's, worauf doch Varnhagens Worte hinweisen, kann das nicht zur Folge gehabt haben. Dazu sind Ranke's Ausführungen in Tendenz und Ton zu einheitlich gehalten; in diesen aber hebt er auf das nachdrücklichste den ungemeinen Fortschritt hervor, welcher durch die Forschungen Humboldts in der geschichtlichen Erkenntniß erreicht worden ist; er bewegt sich durchaus auf dem durch dieselben gelegten Grund; die eingeschlagene Richtung weiter verfolgend, ermäßigt er dessen Ansätze noch weiter. Absicht und Motiv, die Ranke zugeschrieben werden, sind schlechterdings zu verwerfen, eine derartige unlautere Denkweise lag ihm durchaus fern, ihm war es einzig um die Sache zu thun. Die Aufzeichnung Varnhagens fällt, wie ihr Context zeigt, in die Zeit nach der Rückkehr Ranke's aus Italien, in der eine mit den Jahren sich steigernde Entfremdung zwischen ihnen eintrat.

In dem Nachlaß Ranke's sind Billette Humboldts an ihn bis zum Jahre 1839 vorhanden. Ich theile nur zwei von ihnen mit, die mir unter dem angegebenen Gesichtspunkt allein von Interesse zu sein schienen, — beide nach der Gewöhnung Humboldts nur nach den Wochentagen datirt, und zwar beide „Mittwoch". Das eine enthält Anfragen, die sich auf das von mir erwähnte Schreiben Carlo Vianello's beziehen; es fällt vermuthlich in den Winter 1833/34. Ich beschränke mich auf Anführung der Anfangsworte:

„Ich werde Sie, verehrter Freund, auf das neue quälen, aber ich stimme einen so lauten Lobgesang in meinem Buche über Ihre Gefälligkeit und Ihr Wohlwollen zu mir an, daß ich schon ein gnädiges Gehör verdiene."
und der Unterzeichnung: „Mit dankbarer Freundschaft Ihr A. Humboldt."

Das zweite, das vermuthlich dem Herbst des Jahres 1834 angehört, hat folgenden Wortlaut:

„Es würde mir eine große, große Freude sein, Ew. Hochwohlgeboren noch vor meiner Abreise, etwa heute Nachmittag um 5 Uhr sehen zu können und ihnen die Achtung auszudrücken, welche Ihre trefflichen, talentvollen Arbeiten mir eingeflößt haben.

Ihr gehorsamster A. Humboldt."

Zusatz vom Herausgeber: Es sei mir erlaubt, den vorstehenden Mittheilungen eine Kleinigkeit anzuhängen. Keinerlei gelehrte Differenz, vielmehr die verschiedene politische Richtung brachte, wie man weiß, seit 1832 Humboldt und Ranke auseinander. Ranke selbst bezeichnet als eine Wirkung seiner „Historisch-politischen Zeitschrift": „meine früheren Freunde, wie Varnhagen und Alexander v. Humboldt, die das Heil der Welt in dem Fortschritt der Revolution sahen" (was in Bezug auf Humboldt zu viel gesagt ist), „bezeigten mir Ungunst und Entfremdung." Am Hofe Friedrich Wilhelms IV. berührten sich beide äußerlich artig, standen jedoch innerlich in Gegensatz zu einander. Daß Humboldt sich dem Grabgeleit der Märzgefallenen anschloß, erfüllte Ranke mit Entrüstung; er übersah, daß jener dabei in Wahrheit als Freund des Königs, als der bei solcher Gelegenheit einzig mögliche Repräsentant des Hofes auftrat. In den folgenden Jahren galt dann wieder Ranke dem greisen Kosmologen als ausgesprochener Reactionär. Als Kanzler des Ordens pour le mérite wirkte Humboldt wider sein wissenschaftliches Gewissen der Wahl Ranke's eben aus politischer Abneigung entgegen. Als dann dieser dennoch den liberalen Gegencandidaten Raumer bei weitem schlug, gewann es Humboldt über sich, ihm die Nachricht von der entschiedenen Wahl persönlich Glück wünschend zu überbringen. Der Fünfundachtziger stieg die unbequemen Treppen zu Ranke's Wohnung hinauf, fand jedoch nur dessen Gattin zu Hause. Hierauf bezieht sich ein Billet Ranke's an Humboldt vom 10. Januar 1855, das ich im Nachlaß des letzteren fand: „Ew. Excellenz", schreibt Ranke, „haben sich heut nach meiner Wohnung bemüht, als ich leider eben ausgegangen war, und meiner Frau eine Nachricht mitgetheilt, die mir nicht anders als höchst erfreulich sein kann. Denn wie sollte ich es mir nicht zu einer hohen Ehre rechnen, in eine Genossenschaft gezogen zu werden, in der die ersten europäischen Namen glänzen, an ihrer Spitze der Name Humboldt! Empfangen Ew. Exc. meinen wärmsten Dank für die Theilnahme, die Sie mir abermals bewiesen haben, wie schon vor so vielen Jahren bei meinen frühesten Arbeiten!" Ein letzter rückgewandter Zuruf über eine breite Kluft.

Das Argon.

Von Dr. Ludwig Karell.

Man darf nicht glauben, daß die Luft, welche unsern Erdball umgibt, stets dieselbe Zusammensetzung hatte. Als sich jener bildete, bestand die Atmosphäre der Hauptmasse nach aus Stickstoff und Kohlensäure. Freier Sauerstoff kam in ihr nicht vor, denn sonst könnte man in dem Urgebirge nicht brennbare Körper, wie Schwefel und Graphit, finden. Diese wären in statu nascendi durch einen etwa in der Luft vorhandenen Sauerstoff in Oxyde verwandelt worden.

Eine solche Stickstoff- und Kohlensäure-Atmosphäre hinderte die Entwicklung niederer Pflanzen nicht, denn die Erfahrung zeigt, daß sie in einem solchen Gasgemenge existiren können. Erst durch die Vegetation entwickelte sich der Sauerstoff.

Die Pflanzen zersetzten die Kohlensäure unter dem Einfluß des Lichts. Aus ihrem Kohlenstoff bauten sie den eigenen Leib auf, wodurch der Sauerstoff in Freiheit gesetzt wurde. Naturgemäß nahm der letztere um so mehr zu, je mehr sich die Kohlensäure verringerte.

Zeugen des großen Kohlensäure-Reichthums früherer Epochen sind die ungeheuren Ablagerungen carbonisirter Baumstämme in der Steinkohlenzeit.

Mit der Vermehrung des Sauerstoffes geht — wie die Paläontologie lehrt — die Entwicklung des Thierreiches Hand in Hand. Ganz besonders gilt dies von der Ausbildung des Nervensystems.

So athmeten die Lebewesen früherer Perioden eine andere Luft als die der heutigen Zeit. Auch wir glauben unbewußt eine andere Luft zu athmen, wenn wir hören, daß diese nicht nur aus Stickstoff und Sauerstoff nebst geringen Mengen von Kohlensäure, Wasserdampf, Ammoniak, Wasserstoff u. a. besteht.

Die Entdeckung der beiden wichtigsten Gase in unsrer Atmosphäre wird von vielen irrthümlich dem ebenso bedeutenden, als unglücklichen französischen Chemiker Lavoisier zugeschrieben. Dieses Verdienst gebührt eigentlich dem Engländer Cavendish, und es ist nur darum nicht an seinen Namen geknüpft, weil er die beiden Gase nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft (1766) als phlogistisirte und dephlogistisirte Luftarten bezeichnete. Lavoisier hat seinen Namen schon dadurch unsterblich gemacht, daß er die Phlogiston-Theorie ad absurdum führte, er spricht darum nicht mehr von phlogistisirten Luftarten, sondern er nennt schon den Sauerstoff bei seinem rechten Namen.

Um so merkwürdiger ist es, daß trotz der fast kindlichen Anschauungen der damaligen Zeit über die Natur luftförmiger Körper Cavendish zugleich auch der erste war, welcher entdeckte, daß noch etwas zurückbleibe, wenn sich der Stickstoff der Luft in ein Nitrat verwandle. Mehr als 120 Jahre lang blieb diese Thatsache unbeachtet, und erst vor einigen Monaten erkannte man die Richtigkeit derselben wieder. Es erwies sich, daß nicht der ganze Stickstoff, der in einem bestimmten Volumen von Luft enthalten ist, in die salpetersaure Verbindung eingehe, sondern daß wirklich ein Rest bleibe, der ein neues Gas — das Argon — darstellt.

Diese Entdeckung von weittragender Bedeutung wurde von zwei englischen Gelehrten: Lord Rayleigh und Professor Ramsay, gemacht, sie wurde auf der vorjährigen Versammlung der brittischen Naturforscher zuerst publicirt und cursirte im August bereits in allen Tagesblättern.

Der erste der beiden Genannten ist Physiker von Beruf, er ist der Nachfolger Tyndalls an der Royal Society. Bei dem Versuche, die Dichte verschiedener Gase festzustellen, bemerkte er, daß der Stickstoff stets eine größere Dichte besaß, wenn er aus der atmosphärischen Luft dargestellt war, als derjenige, welcher auf andere Weise erhalten wurde. Die Differenz war wohl gering, aber doch merklich; sie betrug nämlich den 188. Theil von der Dichte des ersten.

Um die Ursache zu erfahren, warum der atmosphärische Stickstoff dichter ist als jeder andere, verband sich Lord Rayleigh mit dem Chemiker Professor Ramsay. Die genauen Untersuchungen beider stellten unumstößlich fest, daß ein Liter Stickstoff, wie er aus der Luft gewonnen wurde, 1.2572 Gramm, hingegen 1 Liter Stickstoff, wie er aus chemischen Substanzen gewonnen wurde, nur 1.2505 Gramm wog.

Man ging nun daran, den atmosphärischen Stickstoff durch geglühtes Magnesium zu binden, und erhielt thatsächlich ein Gas, welches schwerer ist als Stickstoff, und dessen Dichte = 20 ist. Weitere Experimente, welche in dem Leiten des Stickstoffes über glühendes Lithium, sowie in Diffusionsversuchen bestanden, ergaben zur Evidenz, daß in der Luft neben den schon eingangs genannten Stoffen sich noch ein Gas befinde, dem die Entdecker den Namen Argon beilegten.

Das Argon entzog sich so lange der Beobachtung seitens der Chemiker, weil es in der Luft nur in geringer Menge enthalten ist, es macht 1 Proc. derselben aus. Außerdem ist es gegen chemische Einflüsse äußerst unempfindlich; selbst mit den verschiedensten, heftig reagirenden Stoffen, Chlor, Phosphor, Wasserstoff, Kalium, Natrium, Platinschwamm und anderen gelang es nicht Verbindungen des Argons herzustellen. Es wird vom Wasser stärker absorbirt als der Stickstoff, weßhalb die im Regenwasser enthaltene Luft davon mehr enthält als die Atmosphäre. Seine physikalischen Eigenschaften sind trotz der kurzen Zeit, seit welcher wir die Ehre haben, das Argon zu kennen, schon genau bekannt. Namentlich Professor Olszewski in Krakau hat es nach dieser Richtung untersucht, er fand seinen Siedepunkt bei 186.9 Grad unter Null; bei 191 Grad unter Null wird es fest und repräsentirt sich als eine weiße, eisartige Masse. Sein Spectrum wurde von Professor W. Crookes charakterisirt, es zeigt auch zugleich, daß das Argon thatsächlich sowohl vom Stickstoff, als auch von allen andern bisher bekannten Gasen verschieden ist. Je nach der Stärke des angewendeten elektrischen Stromes erhält man entweder ein rothes oder ein blaues Spectrum. Im blauen zählte Crookes 119 Linien, im rothen 80, zusammen also 199, von denen jedoch 26 beiden Spectren gemeinsam sind.

Trotz des Indifferentismus des neu entdeckten Luftbestandtheiles hat derjenige Chemiker, welcher in letzterer Zeit wohl am meisten von sich reden gemacht hat — Berthelot —, eine Verbindung desselben dargestellt. Er bediente sich zu diesem Zweck der Einwirkung einer dunkeln elektrischen Entladung auf ein Gemisch des Gases mit Benzoldampf. Es entstand dadurch eine gelbe, harzartig riechende Substanz von alkalischer Reaction. Damit ist der Weg gekennzeichnet, den die Chemiker einschlagen müssen, um das Argon näher kennen zu lernen.

Durch die Auffindung dieses neuen Bestandtheiles in der Atmosphäre sind manch dunkle Punkte aufgeklärt worden; so die Erscheinung, daß der Stickstoff der Luft, auch wenn immer von neuem Sauerstoff zugeführt wird, durch den Inductionsfunken nicht gänzlich absorbirt wird. Ferner sind die Eigenthümlichkeiten des Bessemerstahls höchst wahrscheinlich der Aufnahme von Argon zuzuschreiben. Vermuthlich spielt es auch bei dem Stickstoffgehalt des Bitumens eine Rolle.

Die Untersuchungen der Stickstoff-Vorkommnisse auf ihren Gehalt an Argon haben zur Entdeckung wohl des allerneuesten Gases — des Heliums — geführt. Dasselbe wurde in der Sonnenatmosphäre und in dem Mineral Cleveït von dem schon erwähnten Chemiker Prof. Ramsay gefunden. Es wurde bisher für Stickstoff gehalten, erwies sich aber ebenso wie Argon durch sein Spectrum als ein ganz eigenartiger Stoff.

Die Menschen suchen sich alles nutzbar zu machen, was die Natur darbietet. Diesem Drange ist es wohl zuzuschreiben, daß man vom Argon, welches, wie schon bemerkt, erst seit einigen Monaten bekannt ist, eine praktische Anwendung gemacht hat. Es wurde nämlich seines indifferenten Verhaltens wegen zur Füllung von Gasthermometern verwendet.

Mittheilungen und Nachrichten.

a Verhandlungen des historischen Vereins der Oberpfalz und Regensburg. 47. Band der gesammten Verhandlungen und 39. Band der neuen Folge. Regensburg 1895. — Dieser mit dem Bildniß des hochverdienten Regensburger Geschichtsforschers Hrn. v. Bösner (geb. 1766, gest. 1845) gezierte, vor kurzem erschienene Band legt ein rühmliches Zeugniß für die emsigen Bestrebungen des zu stattlicher Blüthe gediehenen Vereins ab. Der hochverdiente Vorstand, der fürstl. Archivrath Dr. Will, gibt in dem Aufsatz „Die Einnahme von Stadt-Kemnath am 12. Mai 1634“ durch Herzog Bernhard von Weimar bisher unbekannte Einzelheiten zur Geschichte des 30jährigen Krieges, welche wegen der Person des bayerischen Platzcommandanten, des Hauptmanns Rouyer, späteren Obrist-Zeugmeisters u. s. w., besonderes Interesse gewinnen; von großem Werth sind desselben Herrn „Archivalische Beiträge zur Geschichte der Erstürmung von Regensburg am 23. April und deren Folgen“, die auf das Verhalten Napoleons und die bureaukratischen Verhältnisse bei der Münchener Regierung ein helles Streiflicht werfen. Oberlandesgerichtsrath Frhr. v. Bibra weist nach, daß „Jutta Landgräfin von Leuchtenberg“, die Gemahlin Gebhards V., aus dem Geschlechte der Herren v. Schlüsselberg stamme. Oberlandesgerichtsrath Vierling belebt die „Erinnerung an den alten Friedhof und die Gottesackerkirche zu Weiden“ vor dessen demnächstigen Verschwinden. Archivar Dr. Weiß gibt in „Ein nächtlicher Straßenmord in Regensburg am 9. März 1668“, begangen an einem jungen Grafen von Oettingen, ein culturgeschichtliches Bild. Cand. theol. Götz liefert in „Die Dietfurter Beneficien bis zur Gründung der Pfarrei“ ein weit über den Titel hinausgehendes Material zur Ortsgeschichte des Städtleins Dietfurt. Major v. Schlieben, specieller Fachkenner, beschreibt „zwei alte Sonnenuhren am Dom zu Regensburg“. Cooperator Schmid bringt „Beiträge zur Genealogie oberpfälzischer Adelsgeschlechter“, und Amtsgerichtssecretär Dorrer schildert „das Bürgl bei Haslarn“, eine frühmittelalterliche Wallburg. Den Schluß bildet ein Nekrolog des k. Reichsarchivraths Dr. Häutle.

Die Schadenersatzpflicht der Eisenbahnen nach österreichischem Rechte. Von Theodor Ritter v. Rinaldini, Ober-Official der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, Manz 1895.

8⁰ 104 Seiten, Preis 60 kr. Infolge des Umstandes, daß das österreichische Betriebsreglement fast durchaus wörtlich mit dem Berner internationalen Uebereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr übereinstimmt, hat das genannte Buch nicht nur für die österreichischen, sondern auch für die deutschen &c. Fachkreise Interesse. Es bietet in engem Rahmen, in klarer präciser Darstellung die Ansichten eines mitten in der Praxis stehenden gründlich gebildeten Juristen, wovon wir insbesondere die Abschnitte über die Haftung für Verlust, Minderung und Beschädigung und namentlich für Lieferzeitüberschreitung als besonders gelungen hervorheben wollen. Schwach ist der Abschnitt über den Schadennachweis, der gerade eine eingehendere Behandlung erfordert hätte. Theoretisch unhaltbar ist die Bezeichnung jener Beträge, welche bei Lieferzeitüberschreitungen ohne Nachweis eines Schadens gefordert werden können, als Conventionalstrafen. Diese Beträge werden vielmehr ex lege geschuldet und haben eher den Charakter der deutschrechtlichen Buße. Das Buch ist namentlich dem Praktiker in Eisenbahn- und Geschäftskreisen bestens zu empfehlen. Dr. Hilscher.

Deutsche Novellen-Bibliothek aus Oesterreich. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1895. — Die Kunstform der Novelle hat eine eigenthümliche natürliche Tendenz zur Aggregation. Seit Apulejus treten diese leichten Geschöpfe am liebsten in größerer Gesellschaft auf, sei es, daß sie das Band einer kunstvollen Rahmenerzählung, oder des gleichen Stils, desselben Locals, oder der gemeinsamen Landsmannschaft verbindet. Hier ist das Oesterreicherthum der Autoren das einigende Princip. Es scheint, daß ihm ein specifischer Charakter beizulegen ist, eine Art von „jonischem" Stil, gefällig, farben- und lichtreich, nicht allzu ernst und gewaltig, vermittelnd zwischen den Gegensätzen des Strengen und des Prächtigen. Der erste und dritte Band dieser Sammlung enthalten zwei Novellen von Hans Grasberger: „Maria-Buch, eine Wallfahrtsgeschichte"; „Maler und Modell, eine Geschichte aus der Barockzeit". Beide Erzählungen zeigen gleiche Vorzüge und Mängel: dieselbe malerische, gegenständliche, erscheinungsfreudige Phantasie, nicht gewöhnliche Stoffwahl, originelle, spannende, stimmungstrunkene Disposition, beide Male aber genau an derselben Stelle der Composition, an dem erwarteten Höhepunkt ein Nachlassen der Energie, ein blinder Fleck, beiläufig bemerkt eine Erscheinung, die von einer psychologischen Aesthetik gerade bei malerischen Compositionen schon verschiedentlich bemerkt wurde. — Der zweite Band enthält „die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen" und den „Gebirgspfarrer" von Julius von der Traun, beides meisterhafte Novellisirungen von ganz simplen Volkssagen und schon dadurch sehr lehrreich für die Technik des Erzählens, abgesehen von populäreren Vorzügen. Richard Kralik.

Fundberichte aus Bayern. Bei Stockheim, Kreis Schwaben, wurde beim Fischen in der Wertach ein sehr gut erhaltenes Schwert der jüngeren Bronzezeit gefunden. Der durch den Gebrauch ganz abgeschliffene Griff war achtkantig und trug eingravirtes Spiralenornament, welches auf der ovalen Knaufplatte noch sichtbar ist; die wenig eingezogene schilfblattförmige Klinge hat eine kräftige Mittelrippe. Das Schwert (lang 84 cm) erscheint, da es im Wasser keine Patina annahm, in der natürlichen mattglänzenden Bronzefarbe. Bei der relativ großen Seltenheit solcher Schwerter in Bayern wäre es wünschenswerth, wenn das Exemplar von Stockheim in einer öffentlichen Sammlung deponirt würde. — Von dem Schloßgut Erching, B.-A. Freising, kamen mehrere geschliffene Beile und Hämmer mit Schaftloch, der jüngeren Steinzeit angehörig, in die prähistorische Staatssammlung. — Bei Grundaushebungsarbeiten um die Apsis der romanischen Kirche St. Zeno in Reichenhall kamen bisher unter dem Boden befindliche Fenster und andere Bautheile zu Tage, welche auf das Vorhandensein einer alten Krypta schließen lassen, wie eine solche letzten Winter auch in Tegernsee nachgewiesen werden konnte. — Bei Alling wurden seit einiger Zeit in einer Kiesgrube Reihengräber der germanischen Zeit geöffnet. Das Inventar eines solchen Grabes gelangte in die prähistorische Staatssammlung; neben Eisen- und Bronzesachen, welche auf die erwähnte spätere Zeit hinweisen, fand sich darin auch ein wohlerhaltener römischer Schreibgriffel von Eisen. — In Roding, Oberpfalz, wurden bei den Fundamentirungsarbeiten für die Brücke über den Regen 2 m unter der Flußsohle zusammen gefunden: ein langer einschneidiger Dolch mit Hirschhorngriff, eine Streitaxt, ein kleines Hufeisen und ein 1.1 m langes zweischneidiges Schwert mit gerader Parirstange und ogivalem Knauf. In der breiten Blutrinne des Schwertes sind auf der einen Seite die Buchstaben SOS, auf der andern OSO in Gold eintauschirt. Die sehr seltenen Waffen gehören dem 12. bis 13. Jahrhundert an und sind in den Besitz des Bayerischen Nationalmuseums übergegangen.

lt. **Freiburg i. B.**, 18. Dec. Heute früh ward von einem Schlagfluß getroffen und bereits entseelt im Bette gefunden Dr. Joseph Victor Sarrazin, Prof. an der großhzgl. Realschule und Lector des Französischen an der Universität, nachdem er sich nur am gestrigen Tage etwas unwohl gefühlt. Sarrazin war in Dijon geboren, aber mit seiner Familie früh nach Deutschland gezogen, wo er dann als einer der eifrigsten und wirksamsten Vermittler zwischen deutscher und französischer Bildung überaus thätig war. Die Allg. Ztg. verdankt ihm eine lange Reihe größerer und kleinerer, durch Kenntniß und Urtheil gleich ausgezeichneter Beiträge, deren letzter, der Nachruf auf Alexandre Dumas fils, noch unterm 7. d. M. in der Beilage Nr. 283 zu finden ist.

* **Marburg.** Die Universität weist in diesem Winter einen Besuch von 888 immatriculirten Studirenden auf, und zwar 99 in der theologischen Facultät, 260 in der juristischen, 226 in der medicinischen, 303 in der philosophischen. Hierzu kommen noch 30 Hörer.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor an unsrer Universität, Director des Kinderkrankenhauses und der Universitäts-Kinderklinik, sowie Poliklinik, Hr. Dr. Otto Soltmann, wurde zum ordentlichen Honorarprofessor bei der medicinischen Facultät unsrer Hochschule ernannt. — Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Professorenjubiläums des Ordinarius für Mineralogie an der hiesigen Universität, Prof. Dr. F. Zirkel, das in die Ferien fiel, gedenken die ehemaligen Schüler am Donnerstag, 19. Dec., eine schlichte Feier abzuhalten.

* **Berlin.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. med. Ernst Stadelmann, Oberarzt bei der inneren Abtheilung des städtischen Krankenhauses, ehedem Docent an der Universität Dorpat, als Privatdocent.

* **Kiel.** Die Universität wird in diesem Semester von 538 immatriculirten Studirenden besucht. Davon zählt die theologische Facultät 69, die juristische 96, die medicinische 264, die philosophische 109. Die Zahl der Hörer beträgt 31.

* **Wien.** Zum Vorstand der chirurgischen Abtheilung an der Poliklinik, die bisher der nach Innsbruck berufene Prof. Dr. Victor R. v. Hacker leitete, wurde der Assistent an der chirurgischen Klinik des Hofraths Prof. Albert, Docent Dr. Julius Schnitzler, ein Sohn des verstorbenen Regierungsraths und Directors der Poliklinik, Prof. Schnitzler, ernannt.

* **Basel.** Der außerordentliche Professor der Archäologie, Dr. Joh. Jak. Bernoulli, ist zum Ordinarius, der Privatdocent Dr. Stutz zum Extraordinarius für deutsches Privat- und Kirchenrecht befördert worden.

x **Dorpat.** Am 5./17. November verstarb, wie bereits kurz gemeldet, an einem Herzschlage der ordentliche Professor der altclassischen Philologie, Wirkl. Staatsrath Dr. Wilhelm v. Hörschelmann in noch nicht vollendetem 47. Lebensjahre. Geboren als Sohn eines Pastors am 13. März 1849 in dem kleinen livländischen Flecken Oberpahlen, erhielt er seine Schulbildung in Werro und Reval und studirte dann von 1867—1870 in Dorpat unter Paucker, Schwabe, Leo Meyer und Wilmanns Philologie, welches Studium er dann in Tübingen und Göttingen fortsetzte. Zur Absolvirung seines Candidatenexamens nach Dorpat zurückgekehrt, wandte er sich 1872 wieder nach Deutschland, wo er in Leipzig in Ritschl einen einflußreichen Lehrer und wohlwollenden Gönner fand. Dort promovirte er zum Doctor, wirkte unter Ritschls Leitung als Adjunct an dem um jene Zeit ins Leben gerufenen Leipziger russischen philologischen Seminar und habilitirte sich 1874 auch als Privatdocent an der sächsischen Landesuniversität. Im Jahre 1875 wurde er auf Ritschls warme Empfehlung vom Conseil der heimathlichen Universität als Nachfolger seines Lehrers Paucker auf den Lehrstuhl der classischen Philologie berufen, dem er durch hingebende Berufstreue bis zu seinem frühen Tode alle Ehre gemacht hat. Mit dem ihm eigenen Feuereifer widmete er sich ganz dem Lehrberufe, und eine große Zahl von Gymnasiallehrern verdankt ihm ihre wissenschaftliche Ausbildung. Weniger bekannt geworden ist Professor Dr. v. Hörschelmann durch literarische Production. Außer seinen Erstlingsarbeiten „Observationes criticae in Lucretium" und „De Dionysii Thracis

interpretibus veteribus", einer 1877 veröffentlichten Schrift „Observationes Lucretianae alterae" und einigen später als Universitätsprogramme oder Zeitschriftenartikel ans Licht gegebenen Beweisen seiner fortgesetzten eindringlichen Beschäftigung mit den bevorzugten Gebieten seines wissenschaftlichen Interesses sind keine selbständigen Werke von seiner Hand erschienen. Ein langjähriges Augenübel hinderte ihn an intensiver productiver Thätigkeit und gestattete ihm oft kaum die Vorbereitung zu seiner Lehrthätigkeit, der er seine ganze Kraft und Lust widmete. Alle seine Schüler werden ihm eine dankbare Erinnerung bewahren. Die Universität verliert in Hörschelmann wieder einen deutschen Professor, dessen Lehrstuhl nun einem Petersburger Privatdocenten, Krascheninnikow zugedacht sein soll. — Am 23. Nov. a. St. wurde unter Betheiligung der griechisch-orthodoxen Mitglieder der Universität vom Erzbischof von Riga, Arsseni, die in der oberen Etage des Universitätsgebäudes neu eingerichtete Hauskirche feierlich eingeweiht. Da bis zur Umwandlung der alten Dorpater Universität der ganze Lehrkörper, mit Ausnahme des Professors der „Theologie für Studirende orthodox-griechischer Confession", des Professors für russische Sprache und weniger Katholiken, der evangelisch-lutherischen Confession angehörte, so bestand bis jetzt, in enger Verbindung mit der Universität und der evangelisch-lutherischen Facultät, nur eine evangelische Universitätskirche, deren Gebäude sich auf dem Grundstücke der Universität befindet. Die neu errichtete Hauskirche soll bei feierlichen Gelegenheiten den Angehörigen der orthodox-griechischen Confession unter Professoren und Studenten als Gotteshaus dienen. Zu der Feier der Einweihung war auch der Minister der Volksaufklärung, Graf Deljanow aus Petersburg, und der Curator des Riga'schen Lehrbezirks, Lawrowski, erschienen und Universität und sämmtliche Schulen der Stadt waren drei Tage lang geschlossen. Mit der Anwesenheit des Ministers in Dorpat bringt man den plötzlichen Rücktritt des bisherigen Dekans der medicinischen Facultät, Prof. Wassiljew, vom Dekanat in Verbindung; an seine Stelle wird im Laufe des December der außerordentliche Professor der Staatsarzneikunde Ignatowski treten.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Ibsens nordisches Drama.[1]

Von Wolfgang Golther.

Die Entwicklungsgeschichte eines groß veranlagten, selbständigen Dichters aus seinen Werken zu erforschen, ist eine lehrreiche und anziehende Aufgabe, zumal wenn einzelne Abschnitte scharf von einander abgegrenzt sind, wenn Wechsel in Form und Inhalt der poetischen Schöpfungen sich offenbart. Der oberflächliche Beobachter wird leicht Veränderungen der Grundanschauungen einer dichterischen Persönlichkeit behaupten, wo der tiefer blickende hinter allen äußerlichen Verschiedenheiten den in den Werken sich aussprechenden einheitlichen Charakter wahrnimmt. Beim wahren Dichter, der von innen her schafft, sucht die bewegende Idee im Stoffe, den sie bestimmt und durchdringt, Gestalt zu gewinnen. Die kleinen Geister mögen völlig von den äußern zufälligen Umständen geleitet werden, die großen wahren stets ihre Eigenart, wenn diese auch im Zwange der Verhältnisse nicht gleich von Anfang an in voller Kraft und Klarheit hervortreten wird. Die Jugendwerke großer Männer, mögen sie auch mit allerlei Mängeln behaftet sein, zeigen dem, der scharf zusieht, bereits dieselben Charakterzüge, die er an den reifen Meisterwerken bewundert. Oft scheint es, als wäre nur das rechte Ausdrucksmittel für den Gedanken, die rechte Einkleidung für die Idee noch nicht gefunden. Wer die Entwicklung eines Dichters nicht bloß von außen her betrachtet, wird sich besonders bemühen, diese Einheit in der Vielheit zu erkennen und aufzuzeigen. Philosophische und philologische Literaturforschung müssen dazu Hand in Hand gehen, einseitiger Betrieb gewährt niemals volles und tiefes Verständniß. Roman Woerner legt den ersten Abschnitt eines größeren Werkes vor, worin die Dramen Ibsens erörtert werden sollen; philosophisch und philologisch gleich gut geschult, tritt der Verfasser an diese anziehende Aufgabe heran. Ueber die Jugendarbeit „Catilina" schrieb Ibsen selber 1875: „Den Inhalt des Buches hatte ich fast vergessen; aber bei erneutem Durchlesen fand ich doch, daß es ziemlich viel enthielt, wozu ich mich noch bekennen konnte, namentlich, wenn man in Betracht zieht, daß es meine erste Arbeit ist. So manches, worum sich meine spätere Dichtung gedreht hat, — der Widerspruch zwischen Vermögen und Verlangen, zwischen Wille und Möglichkeit, der Menschheit und des Individuums Tragödie und Komödie zugleich — kommt hier schon in mehr oder minder nebelhaften Andeutungen vor." Zuerst will Woerner den „norwegischen", hernach den „europäischen" Ibsen behandeln. Im Anfang bediente sich Ibsen der Geschichte und Sage zur Einkleidung seiner Ideen, später im Gesellschaftsdrama fand er mit Recht die Zustände der Gegenwart besser dazu geeignet. Da nun aber viele Probleme Ibsens, z. B. das der unglücklichen Ehe, allgemein menschlich sind, vertragen sie recht wohl auch das geschichtliche Gewand. Es erhebt sich die Frage, ob der Dichter im Stande war, Idee und Stoff harmonisch zu verschmelzen. Von außen allerdings empfing Ibsen die Anregung, die Handlung in Norwegens Vorzeit zu verlegen, aber er fand sich vortrefflich mit dieser Forderung ab. Wenn er später, zur freieren Entfaltung seiner Ideen und um ihnen unmittelbare Wirkung zu verschaffen, aus Norwegens Vorzeit in die Gegenwart schritt, so war er hier wie dort Björnsons Genosse.

In diesem Berichte soll nicht weiter erörtert werden, wieviel vom „europäischen" Ibsen bereits im „norwegischen" enthalten ist. Diese Züge werden erst dann mit voller Schärfe hervortreten, wenn Woerners Schrift im ganzen Umfang vorliegt. Für die Andeutungen, welche bei Besprechung der norwegischen Dramen zu diesem Behufe gegeben sind, verweisen wir auf Woerners Buch selber. Es gliedert sich in drei Abschnitte, welche I. Catilina, II. Kämpenhügel, Die Herrin von Oestrot, Das Fest auf Solhaug, Die Johannisnacht, Olaf Liljekrans, III. die Nordische Heerfahrt behandeln. Damit sind die Jahre 1850—1857 aus des Dichters Entwicklung uns vorgeführt. Ibsen schildert die Wandlungen dieser Zeit also: „Die Beschäftigung mit diesem Drama (Die Herrin von Oestrot) hatte mich gezwungen, mich literarisch und historisch in das norwegische Mittelalter, namentlich in dessen späteren Abschnitt, zu vertiefen. Ich versuchte, mich so gut als möglich in die Sitten und Gebräuche jener Zeit einzuleben, in das Gefühlsleben der Menschen, in ihre Denkungsart und Ausdrucksweise. Diese Periode ist jedoch nicht ansprechend genug, um lange dabei zu verweilen; sie bietet auch nicht sonderlich viel Stoff, der sich zu dramatischer Behandlung eignete. Ich wandte mich deßhalb auch bald der eigentlichen Sagazeit zu, aber die Königssagen und überhaupt die strengeren historischen Ueberlieferungen aus diesem fernen Zeitalter fesselten mich nicht. Ich konnte damals für meine dramatischen Zwecke von den Streitigkeiten zwischen Königen und Häuptlingen, zwischen Parteien und Gefolgschaften keinerlei dramatischen Gebrauch machen. Das sollte erst später kommen. Dagegen fand ich in reichem Maße in den isländischen Familiensagen, was ich als menschliche Einkleidung für die Stimmungen, Vorstellungen und Gedanken bedurfte, die mich damals erfüllten oder mir auf alle Fälle mehr oder minder klar vorschwebten." Die isländischen Familiensagen lernte Ibsen aus den vortrefflichen Uebersetzungen N. M. Petersens kennen. Daraus erwuchs der Entwurf zur nordischen Heerfahrt. „Wieviel von den Einzelheiten sich mir damals schon ausformte, wüßte ich nicht mehr anzugeben. Aber ich erinnere mich gut, daß die zwei Gestalten, die mir zuerst ins Auge fielen, die beiden Frauen waren, die später zu Hjördis und Dagny wurden. Ein großes Gastmahl sollte im Stücke sein mit scharfem Wortwechsel und verhängnißvollem Zank. Im übrigen wollte ich von Charak-

[1] Dr. Roman Woerner, Privatdocent an der Universität zu München: Henrik Ibsens Jugenddramen. München 1895. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8⁰ 119 S.

teren, Leidenschaften und Wechselverhältnissen alles aufnehmen, was mir für unser Leben in der Sagazeit am meisten typisch erschien. Mit einem Wort, was in der Völsungasaga episch umgedichtet worden war, wollte ich in gleicher Weise dramatisch wiedergeben." Die Dramen der romantischen Richtung, die ihren Stoff dem norwegischen Mittelalter entnehmen, können hier nicht besprochen werden. Wie gründlich Ibsen mit dem Volkslied und Volksmärchen sich vertraut machte, wie tief er über ihre poetische Verwerthung nachdachte, beweist sein Aufsatz „Ueber die Kämpevise und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie" 1857.[1]) Außer den allgemein menschlichen Fragen, durch deren Einweben er den Stoff für die Gegenwart zu beleben wußte, zeichnet sich Ibsen schon hier durch weit kräftigere, echtere Färbung der geschichtlichen Einkleidung aus. Er setzte derbe Naturwahrheit an Stelle schwächlicher romantischer Idealisirung. In seinen Gestalten spiegelt sich die norwegische Vergangenheit viel getreuer wieder ab, als in den übrigen Werken der im Norden einst so beliebten Oehlenschläger'schen Schule.

Ueber die „nordische Heerfahrt" schrieb der erste Kenner des norwegischen Volksthums, Asbjörnsen, an J. Grimm, das Drama sei sowohl im Inhalt wie in Form und Sprache das reinste, das eigenthümlichst Norwegische. Die schlichte, getreue Darstellung des altnordischen Lebens im engsten Anschluß an die isländischen Sagas, aus denen die meisten Züge der Handlung und die Charaktere der Handelnden im ganzen und einzelnen unmittelbar geschöpft sind, trug dem Dichter das werthvolle Lob von so berufener Seite ein. Die Bedeutsamkeit des Kunstwerkes geht dem, der mit den isländischen Sagas vertraut ist, sofort auf. Mit weiser Auswahl verwerthet Ibsen solche Züge, die geschichtlich eigenartig und auffällig und zugleich doch poetisch unmittelbar wirksam sind. Die Geschichte der neueren Nibelungendichtung hat fast nur Mißerfolge aufzuzählen. Richard Wagners Ring des Nibelungen stelle ich hier außer allen Vergleich. Die übrigen modernen Dichter weisen fast durchweg erstaunliche Unkenntniß der alten Quellen auf, sie greifen in reiner Verlegenheit nach einem Stoffe, den sie nicht verstehen und mit dem sie nichts anzufangen wissen. Ihr Machwerk hält darum von keiner Seite Stand, es ist durch und durch unwahr und unbefriedigend. Wie hoch steht Ibsen über solchen Leuten, die weder durch Wissen noch durch Können der Aufgabe gewachsen waren! Seine That scheint mir noch nicht genügend gewürdigt. Ueber den socialen Problemen des europäischen Ibsen vergißt man leicht, was voreinst der norwegische Dichter geleistet, wie die altgermanische Heldensage in seinem norwegischen Geiste wieder auflebte. Kurz und bündig holt sich Ibsen aus der Sigfridsage die dramatische Hauptsache, das Problem der Ehe und der Wahlverwandtschaft. Sigurd und Dagny, Gunnar und Hjördis, mit deutschen Namen Sigfried und Kriemhild, Gunther und Brünhild, sind vermählt. Sigurd vollbrachte für Gunnar die That, deren Vollendung Hjördis von ihrem Freier verlangt hatte. So ist die Ehe zwischen Gunnar und Hjördis eine Lüge, Hjördis und Sigurd gehören zusammen, und wenn Sigurd um die sanfte Dagny freite, so widerstrebte er der Stimme des Herzens, die ihn mächtig zu Hjördis zog. Der milde Gunnar und die milde Dagny sind ebenso wahlverwandt wie ihr Gegenspiel. Sie hätten zusammen getaugt, aber ihre Sanftmuth läßt solche Erkenntniß gar nicht zum Bewußtsein kommen. Sigurd würde sich dem selbst auferlegten Joch in schweigender Geduld beugen, Hjördis bäumt sich wild dagegen auf. Der Sage gemäß wird im Verlauf der Handlung der Trug offenbar und daraus erfolgt die Katastrophe. Sigurd und Hjördis gehen zu Grund. Auf die denkbar einfachste und doch echt quellenmäßige Formel bringt Ibsen die dramatische Fabel der Sigfridsage; kein äußerliches, störendes Beiwerk, das der Ueberlieferung und insbesondere der Völsungasage anhaftet, hat ihn verwirrt. Die isländische Saga aber wird in Oernulfs prächtiger Gestalt und in einigen Nebenfiguren lebendig. Die mythischen und geschichtlichen Bestandtheile der Sigfridsage schied Ibsen gänzlich aus, an ihre Stelle trat eben der großartige Hintergrund der isländischen Familiensage mit ihren wilden Fehden. Ibsen irrt, wenn er meint, die epische Völsungasaga dramatisirt zu haben. Diese Saga gehört zu den schlechten Erzeugnissen der isländisch-norwegischen Prosa aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der Sagenforscher ist freilich häufig auf dieses Denkmal angewiesen, wo ältere Ueberlieferung fehlt. Abgesehen von diesem zufälligen Werthe der Ueberlieferung, ist der Sagaschreiber ein geistloser Compilator, der sich in die ungeheuerlichsten Widersprüche verwickelt, dem alles Verständniß für die erhabene Größe seines Stoffes abgeht. Weit entfernt sich seine Schreiberei von der Kraft und Schönheit der echten Islendingasögur, in denen wir die werthvollsten Denkmäler altgermanischer Erzählungskunst bewundern. Erst Ibsen selbst stellte die Verbindung zwischen der Sigfridsage und der isländischen Familiensage her. Mit Recht betont Woerner, wie thöricht es sei, Ibsens Gedicht allein am Maßstab der Völsungasaga zu messen und die viel wichtigeren Islendingasögur zu übersehen. Wohl aber darf die Frage aufgeworfen werden, ob daraus der Sigfridsage Vortheil oder Nachtheil erwuchs. Woerner weist S. 73 ff. die gegen Ibsens Verfahren erhobenen Einwände mit feinen und treffenden Bemerkungen als ungerechtfertigt zurück. Die Umgebung, in welche Ibsen die Sage versetzt, scheint mir stilgemäß, innerlich und äußerlich wohl begründet. Die Sigfridsage stammt aus dem Frankenreich, von dort her holten sie die nordischen Skalden der Wikingerzeit, in ihren Gesängen wurde Sigurd ebenso gefeiert wie Sigfrid bei den Franken. Aber zugleich erfolgte eine oft verkannte, tief eingreifende Umbildung der ursprünglich deutschen Sage, die mit nordischem Geist erfüllt und an nordische Umgebung angeknüpft wurde. So gewann die fränkische Sage im Norden neue Heimath. Mit sicherem Gefühl setzte Ibsen die von den Skalden begonnene Umgestaltung fort, er schlug dabei neue Bahnen ein und schritt fest und unbeirrt vorwärts. Was Woerner S. 75 ff. über die Motive sagt, welche der Brynhild-Hjördis Handlungsweise Sigurd gegenüber bestimmen, so sind sie gerade in der neuesten Sagenforschung viel besprochen und umstritten. Ich neige zur Anschauung, daß die fränkische Ursage nichts von einer früheren Verlobung Sigfrids mit Brünhild und mithin auch nichts vom Vergessenheitstrank wußte. Ibsen kommt ebenso ohne diese Züge zurecht und traf damit unbewußt vielleicht das Ursprüngliche, wennschon die Motivirung in der fränkischen Ursage etwas anders gewesen sein mag als bei ihm. Nur Eines ist Ibsen leider mißglückt, der wichtigste und entscheidendste Vorgang, Sigurds Tod. Ich stimme Woerners Bedenken vollauf bei. Seltsamerweise haben alle Nibelungenpoeten den so naheliegenden, von nordischen und deutschen Quellen auch ergreifend geschilderten poetischen Gehalt dieser Scene verkannt und unbenützt gelassen. Was hat Richard Wagner hier für ein herrliches und „quellentreues" Bild geschaffen! Die andern aber weichen dieser Scene aus oder verderben sie mit unglücklichen Einfällen. In der Sage will Brünhild Sigfrids Tod, um zugleich mit dem Leben die Täuschung zu enden, die ihr eigenes und Sigfrids Schicksal trennt, also im Glauben, daß der Tod vereinigt, was das Leben scheidet. Auch die wilde Hjördis schießt Sigurd den Pfeil ins Herz, um dem Geliebten in den Tod zu folgen und mit ihm

---

[1]) Vgl. Jiriczek in der Beilage 1893 Nr. 111 und 112.

gen Walhall zu reiten. Sie jubelt über dem Gefallenen: „Sigurd, mein Bruder, nun gehören wir zu einander“, und erhält die trockene Antwort des Sterbenden: „Jetzt weniger denn je. Hier trennen sich unsre Wege — denn ich bin Christ! Ich bete zu dem weißen Gott — zu ihm gehe ich jetzt hinauf.“ Was soll dieser plötzliche Kaltwasserstrahl? Er trifft den Zuschauer ebenso unvermittelt wie die Hjördis. Im ganzen Stück trägt Sigurd eine Maske, welche jetzt erst fällt. Kein Zug verrieth sein Christenthum, das sich erst zum Schluß so merkwürdig äußert. Ibsen hat sicherlich tragische Absicht, er raubt dem Sterblichen den letzten trostreichen Wahn, auch im Tode ist die Qual nicht zu Ende. Im letzten Augenblick des Bewußtseins beleuchtet ein greller Blitz die öde Trost- und Haltlosigkeit eines schönen Wahnes, der über dieses irdische Elend hinaus hoffte. Ibsen ist hier modern, er will den Mißklang. Ob es angebracht war, eine germanische Heldensage, die einmal nicht auf solche Anschauung begründet war, in einen solchen, ihrem innersten Wesen Hohn sprechenden Gedanken auslaufen zu lassen, will ich nicht entscheiden. Doch ist es verwunderlich, wenn Ibsen, der bisher so trefflich im alten Geiste gedichtet, nun unvermittelt mit jähem Sprunge aus der Bahn setzt. Aber auch wenn wir dem modernen Dichter freiestes Schalten und Walten mit der Ueberlieferung zugestehen, so muß er doch immerhin auf die richtigen Mittel, seine Absicht kund zu thun, bedacht sein. Woerner verweist S. 101 auf eine Regel in Lessings Dramaturgie, die auch fürs allermodernste Drama ihre Geltung noch nicht verloren hat. Im Gespräche bemerkte mir Woerner früher einmal, so klinge Sigurds Tod wie ein Heine'scher Witz aus. Wenn die Nordische Heerfahrt auf der Bühne nicht so wirkt, wie ihrem poetischen Gehalt wohl entspräche, so mag die würdelose Ausführung der erhabensten Scene des Stoffes vor allem daran schuld sein. Schade, denn sonst überragt Ibsens Sigurdgedicht alle modernen Nibelungendramen an poetischem Gehalt und durch stilvolle Einkleidung ganz bedeutend. Die „dämonische“ Frauengestalt der Ibsen'schen Dichtung ließ sich in Hjördis, die eine Valkyrje im Geiste ist und übermächtig aus den Fesseln der Alltäglichkeit hinausstrebt, verhältnißmäßig ohne größeren Zwang an der Ueberlieferung verkörpern, allerdings nur durch einseitige Betonung eines Zuges im Wesen der Brünhild, an deren ursprüngliche Reinheit und Hoheit das jüngere Abbild lange nicht heranreicht.

An dem Buche Woerners ist schöne und klare Darstellung zu rühmen, sichere Kenntniß derjenigen norwegischen Verhältnisse, die zum richtigen Verständniß Ibsens unbedingt erforderlich sind, von denen die meisten seiner deutschen Anhänger und Nachbeter keine Ahnung haben. Somit ist das Buch ein schätzbarer Beitrag zum gründlichen Verständniß des Dichters, dessen Entwicklung mit Hülfe eindringender Erörterung der Jugendwerke beurtheilt werden muß.

Die Sanct Marienkirche der ehemaligen Benedictinerabtei Ettal.

Von Franz Jacob Schmitt, Architekt in München.

Gleich den römischen Kaisern, welche den grandiosen Rundbau des Pantheon und das Dekagon der Minerva-Medica in Rom, gleich den byzantinischen Kaisern, welche die Centralanlage einer Sophienkirche in Konstantinopel schufen, haben Karl der Große den Aachener Münster im Aeußeren als Sechzehneck, Ludwig der Bayer die Marienkirche Ettals als Zwölfeck, Karl IV. die Prager Karlshofer Kirche als Achteck, und Karl VI. die Wiener Karlskirche als Rundbau errichten lassen. Der Centralbau galt eben allen Zeiten für das denkbar Großartigste und Erhabenste; so ist es denn kein Zufall, wenn vier unserer deutschen Kaiser gerade dieses Motiv zum Bauprogramm ihrer hervorragendsten monumentalen Schöpfungen erhoben haben.

In Deutschland kennen wir aus der Zeit romanischer Baukunst nur das Benedictiner-Nonnenkloster Ottmarsheim unfern Mülhausen im Elsaß, dessen zwischen 1049 und 1054 geweihte Kirche als durchgehends gewölbter Centralbau zur Ausführung gekommen und heute noch wohl erhalten ist; ein inneres Achteck von 10 m 70 cm Lichtweite mit Umgang und oberen Emporen für die Klosterfrauen. Nach seiner Rückkehr aus Italien betraute Kaiser Ludwig der Bayer 1330 den Orden der Benedictiner mit der Errichtung des Klosters zu Ettal im Ammergau, direkt an der alten Römerstraße, welche Augsburg mit Verona seit undenklicher Zeit bereits verbunden, gelegen. Friedrich Heinrichreiter (Heinersreuther) war des Kaisers Beichtvater und aus der Benedictinerabtei Reichenbach in der Diöcese Regensburg hervorgegangen; dieser Priester wurde im Jahre 1332 als erster Abt zu Ettal eingesetzt, er starb 1344. Eberhard hieß sein Nachfolger, welcher 1351 resignirte. Ob die Abtei Reichenbach auch die übrigen Benedictinerbrüder nach Ettal zur Besiedelung sandte, ist uns unbekannt, ein baulicher Zusammenhang dürfte keinenfalls nachweisbar sein. Die Klosterkirche Reichenbach ist eine Basilika romanischen Stils mit zwei die beiden Seitenschiffe abschließenden viereckigen Ostthürmen, somit eine Bauanlage gleich der beim Schottenkloster Sanct Jacob in Regensburg.

Im vorhandenen Urkunden-Material fehlen nähere eingehende Beschreibungen der Form und Gestalt des ursprünglichen Marien-Kirchenbaues von Ettal, nach des Kaisers Bestimmung sollten 20 Benedictinermönche sowie 13 Ritter mit ihren Frauen und sechs Wittwen die ständige Bevölkerung seiner Stiftung bilden. Ludwig der Bayer starb aber schon 1347, des Kaisers Söhne entzogen alsbald Ettal einen großen Theil der ihm übergebenen Güter, so gerieth es in Noth und das Ritterstift mußte sich auflösen. Hierdurch verzögerte sich auch die Ausführung des Kirchenbaues; endlich, als der Convent einen Abt und neun Mönche zählte, konnte am 5. Mai 1370 Bischof Paul von Freising in Gegenwart des Herzogs Stephan des Aelteren die feierliche Consecration vornehmen. Der zwölfeckige Hauptraum von über 25 Meter Lichtweite soll erst unter dem von 1476—1492 regierenden Abte Stephan Precht eine feuersichere Steinwölbung wirklich erhalten haben, und die 1890 von Georg Friedrich Seidel in seinem verdienstvollen Aufsatze über Ettal im 40. Jahrgange der Berliner Zeitschrift für Bauwesen ausgesprochene Ansicht von der Einwölbung durch ein einziges weit gespanntes Rippengewölbe unter Kaiser Ludwigs Regierung muß als eine unbewiesene Hypothese abgelehnt werden. Zu dem gleichen Resultate sind Professor Dr. Berthold Riehl und Director v. Bezold in Nürnberg bei der Besprechung Ettals in den „Kunstdenkmälern von Oberbayern“ gekommen.

Der innere Achteckraum von Karls des Großen Aachener Münster hat nur 14 Meter Lichtweite, der innere Zwölfeckraum unserer Ettaler Marienkirche hat dagegen 25.30 Meter Lichtweite, also beinahe die doppelte Weite, und diese mit feuersicherem Steingewölbe zu überdecken, mußte den Architekten des Kaisers Ludwig im Jahre 1330 denn doch zu denken geben. Unsre damals existirenden Kathedralen von Deutschland und Frankreich hatten Basilikenform, deren Mittelschiffe in den Pfeilerachsen zu Beauvais nur 14.95 Meter, zu Köln nur 15 Meter und zu Straßburg nur 16 Meter maßen. Wir kennen nur einen Zwölfeckbau aus frühgothischer Zeit, der bei 16.30 Meter Innenraum-Lichtweite mit einem einzigen Rippengewölbe überdeckt worden; es ist ein Saal im Donjon des Schlosses

von Coucy, den Violet-le-Duc in seinem Dictionnaire raisonné de l'Architecture française Bd. IV, S. 267 u. ff. zur Abbildung gebracht hat. Hatte man zur Zeit Ludwigs des Bayern breite Mittelräume mit monumentaler Steinwölbung zu überdecken, so wählte man die zweischiffige Hallenkirche, wie das Querhaus des Münsters in Straßburg, wie die Sanct Nikolaus-Capelle des Hospitals Cues an der Mosel, wie die Brief-Capelle an der Südseite der Lübecker Marienkirche und wie der Convents-Remter im Schlosse Marienburg an der Nogat beweisen. Die kaiserlichen Architekten der Ettaler Marienkirche wählten ebenfalls die symmetrisch zweischiffige Hallenform, so entstand eine Mittelsäule von ca. 1.50 Meter Durchmesser und ergaben sich spitzbogige Rippengewölbe mit einer lichten Spannweite von allseitig zwölf Meter. Wenn die zwölf Strebepfeiler oberhalb der Pultdächer von den Abseiten noch central 4.50 Meter Mauerstärke haben, so ist dies Maß zwar sehr reichlich, findet aber auch bei der zweischiffigen St. Nikolaus-Capelle in Cues vom Jahre 1450 statt; hier hat der achteckige Mittelschaft einen halben Meter Durchmesser, die Lichtweite der gothischen Rippengewölbe beträgt 5.25 Meter und die Strebepfeiler haben 2.25 Meter Stärke, also beinahe die Hälfte der Lichtweite, während Ettal nur etwas über ein Drittel aufweist und die nach unten weiter erfolgende Verstärkung ihre einfache Erklärung in der für den Umgang nöthigen Raumtiefe findet. Was heute als sogenannter Kreuzgang den zwölfeckigen Mittelraum umgibt, mit Mauern hermetisch dahin abgeschlossen, ist unmöglich die ursprüngliche Anlage. Denken wir daran, daß Kaiser Ludwig ein Benedictinerkloster gründete und daß jeder Pater alltäglich sein Meßopfer zu feiern hatte, so müssen wir auch die architektonisch fixirten Orte der Altäre beim Bauwerke hiefür besitzen, wie dies im Sinne des Mittelalters unerläßlich erscheint. Der heute geschlossene Umgang war sicher ehedem nach dem Mittelraume offen und es war in jedem der Trapezräume eine Capelle mit einem Altare an der Außenmauer etablirt. Ueber diesen Capellen mit den Neben-Altären befanden sich die Oratorien für die Frauen der Ritter und die sechs Wittwen, welchen der Kaiser im Stifte Wohnsitz anzubieten bestimmt hatte. Ergänzen wir in dieser Weise den Marien-Kirchenbau Ettals, so erhält er große Aehnlichkeit mit dem Dekagon von Sanct Gereon in Köln, das zur Zeit des Uebergangsstils seine heutige Gestalt erhalten hat. Es ist die Sache der Localforschung, die vorstehend beschriebene ursprüngliche Gestalt der Ettaler Marienkirche endgültig klarzustellen, und es wird die Bauleitung der eben in Gang befindlichen Restauration des hochinteressanten Kunstdenkmals hiezu von allen Freunden der vaterländischen Monumente recht dringlich eingeladen. Die Untersuchung wird sich auch auf den nach Osten ausgebauten Chor zu erstrecken haben, um die Fundamente des ursprünglichen Sanctuariums gothischen Stils festzustellen.

Leider hat das 17. Jahrhundert mit dem ehrwürdigen Mittelalterbau des Kaisers Ludwig so gründlich aufgeräumt, daß vom alten Chorraume heute nur noch wenige Mauerreste nebst dem Triumphbogen existiren. Unsre ganze Kenntniß beruht auf einer unter Abt Othmar 1631 von Laienhand angefertigten Grundrißzeichnung der ganzen Marienkirche, welche sich im Besitze des königlichen Kreisarchivs von Oberbayern befindet. Hienach war der die Chorstühle und den Chor-Altar enthaltende Raum aus einem oblongen Gewölbfelde und einem aus fünf Seiten des regelmäßigen Achtecks bestehenden Schlusse hergestellt gewesen. Die Nachprüfung an Ort und Stelle erscheint hier unerläßlich und es dürften die alten Fundamentmauern sich unter dem heutigen Plattboden wohl noch vorfinden, da die Werkleute des 17. und 18. Jahrhunderts schwerlich das solide Mauerwerk des 14. Jahrhunderts werden herausgebrochen haben. Es ist nun höchst wahrscheinlich, daß man bei gründlicher Untersuchung der alten Chorfundamente auf den Unterbau zweier flankirender Thürme stößt; denn wir können nicht glauben, daß das kaiserliche Bauprogramm sich darauf beschränkt haben sollte, einen ganz bescheidenen, außer jeder Achse der Marienkirche befindlichen Glockenthurm, wie er jetzt noch an der Südseite existirt, vorzuschreiben. Hätte Ludwig der Bayer Cistercienser zum Dienste seiner Stiftung ausersehen gehabt, so würde das Fehlen eines monumentalen Thurmbaues den bestehenden Ordensregeln entsprochen haben; für die mit Opulenz im Bauwesen auftretenden Benedictiner ist solches geradezu undenkbar. Wir vermuthen, daß Regensburg in der neuen Pfarrkirche „zur schönen Maria" uns das wahre Bild von dem vorführt, was Kaiser Ludwig in seiner Marienkirche Ettals gewollt und im ursprünglichen Programm aufgestellt hatte. Meister Hans Hueber aus Augsburg fertigte den Bauplan und das Modell zur Regensburger „schönen Maria", leider kam nur der Chor mit seinen zwei Thürmen in der Zeit von 1519—1521 zur wirklichen Ausführung; durch das im Rathhause der Donaustadt noch wohl erhaltene Baumodell wissen wir aber, daß der eigentliche Langhaus-Kirchenraum ein sechsseitiges gewölbtes Polygonschiff mit einem Mittel-Stützpfeiler bilden sollte. In Ettal ein Zwölfeck, in Regensburg bei kleineren Dimensionen ein Sechseck, da wie dort der freistehende Haustein-Mittelpfeiler und die zweischiffige gewölbte Hallenkirche. Die Doppelthürme gehören aber auch schon um deßwillen nach Ettal, weil der Kaiser die dortige Kirche der Himmelskönigin als Schutzpatronin weihen ließ. Der fromme Wittelsbacher hatte bereits im Jahre 1324 seine beim alten Hofe der Münchener Burg neu errichtete Sanct Laurentius-Capelle der Madonna dargebracht; das aus der 1816 leider zerstörten Bauanlage gerettete Hochrelief im Bayerischen National-Museum in München gibt den mit seiner zweiten Gemahlin, Margaretha von Holland, zu beiden Seiten der Mutter Gottes knieenden Kaiser Ludwig. Spricht hieraus schon die hohe Verehrung, welche Ludwig der heil. Maria durch das Darbringen des Modells der Laurentius-Capelle zollte, so dürfen wir wohl voraussetzen, daß der Kaiser bei seinem aus Italien mitgebrachten Gnadenbilde auch im Aeußern des Gotteshauses sich dem bei den Marienkirchen des Mittelalters üblichen Herkommen anschloß. Wir kennen nämlich in Deutschland und Frankreich nicht weniger als 18 Episcopal-Kirchen zu Sanct Maria, welche zwei und mehr Thürme haben, so die Kathedralen Notre-Dame zu Reims und zu Laon mit sieben, Chartres mit neun und Rouen gar mit elf Thürmen; ferner 10 Collegiat-Stiftskirchen zu Sanct Maria und über 50 Pfarrkirchen zu Sanct Maria mit zwei und mehr Thürmen. — Wäre Kaiser Ludwig der Bayer nicht schon im Jahre 1347, viel zu früh für die Ettaler Stiftung, aus dem Leben geschieden, so würden gewiß zwei organisch mit dem Centralbau verbundene hochragende Thürme sein der Mutter des Herrn geweihtes Gotteshaus schmücken; denn die von Meister Hans Hueber entworfene Regensburger Pfarrkirche zur „schönen Maria" ist denn doch eben nichts weiter als das verkleinerte Ettal, wir sagen nicht eine Copie, aber ein nach dem Vorbilde Ettals mit ganz ähnlichem Bauprogramm entstandenes, leider unvollendet gebliebenes Werk.

In der Nähe von Ettal basirt zunächst die alte Pfarrkirche zu St. Maria in Garmisch als symmetrisch zweischiffige Hallenanlage spätgothischen Stiles auf dem großartigen Centralbaue; von der runden Mittelstütze erheben sich die acht Haussteinrippen der vier Sterngewölbe des Schiffsraumes. An der Südseite der Marienkirche von Ettal lag mitten im Klosterfriedhofe ein kleines gothisches

Gotteshaus, es hatte ein regelmäßiges Sechseck zum Grundrisse und wurde „Sattelcapelle" genannt. Nach gütiger Mittheilung von Hrn. Pfarrer Daiser in Ettal wurde dieses kleine Abbild der Hauptkirche erst im Anfang des 19. Jahrhunderts, angeblich wegen Baufälligkeit, abgerissen. In der St. Salvator-Kapelle des alten Friedhofes zu Weilheim in Oberbayern besitzen wir noch ein weiteres auf dem Ettaler Centralbau basirendes Denkmal der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; es ist ein Achteck von 9.30 m Lichtweite, das Steingewölbe läßt acht Hausteinrippen einer nur vierzig Centimeter starken achteckigen Mittelstütze entsteigen, östlich ist mit fünf Seiten des Achteckes der gleichfalls mit einem Sterngewölbe überdeckte Altarraum ausgebaut. Die feuersichere Decke des Hauptraumes ist als steil spitzbogiges Ringtonnen-Gewölbe construirt und widerlegt aufs beste die für Ettals Marienkirche von General-Directionsrath Seidel in der Berliner Zeitschrift für Bauwesen im Jahre 1890 herausgegebene Reconstruction, wobei das in Rede stehende Tonnengewölbe die gedrückte Form eines Korbbogens erhalten hat. Zum Glücke haben uns die mittelalterlichen Werkmeister bei der Ettaler Kirche in den Gesimsen der 16 äußeren Strebepfeiler die Kämpferlinie der inneren Steinwölbung genau angegeben. In 16.50 m Höhe über dem heutigen Steinplattenboden finden wir die Oberkante dieses Gesimsprofiles; da haben wir die Capitäl-Oberkante der freistehenden Mittelstütze und der 16 Eckdienste zu suchen und damit die Möglichkeit erwiesen, sich bei einer horizontalen Balkenlage in der Höhe des jetzt noch existirenden Haupt-Dachgesimses darunter die Gewölbe wohl gestaltet zu denken.

Aus alten Zeichnungen mit der Außenansicht von Abtei Ettal entnehmen wir, daß die Marienkirche ein steiles zwölfseitiges Zeltdach ohne obere Laterne besaß, die weder am Rheine noch an der Mosel hier sicher nicht gefehlt haben würde; auch die alten Meister der Böhmischen Schule haben auf dies Motiv bei derartigem Anlasse nicht verzichtet, wie die vielen Baudenkmale zu Prag und Krakau darthun. In seiner Hauptstadt Prag beschloß Karl IV., der Nachfolger Ludwigs des Bayern auf dem deutschen Kaiserthrone, im Jahre 1355 die Errichtung der Karlshofer Augustiner-Stiftskirche als regelmäßiges Achteck von 23.70 m Durchmesser mit nach Osten ausgebautem Altar- und Chorraume; dieser Centralbau von nahezu gleich großem Hauptraume, wie der Ettaler, sollte dieses Werk als Construction überbieten und so erklärt es sich denn auch, daß der Grundstein der Kirche erst 22 Jahre nach der eigentlichen Stiftung gelegt wurde und die Ausführung nach 1377 stattfand. Ein reich gegliedertes Sterngewölbe überdeckt ohne jede Zwischenstütze in Prag den großen achtseitigen Innenraum, acht Strebepfeiler verstärken die Ecken der Umfassungsmauern; den Kämpfer des weit gespannten Steingewölbes hat man in nur mäßiger Höhe über dem inneren Steinplattenboden des Gotteshauses angeordnet. Dies war sehr richtig erwogen, aufs beste alles durchdacht und ausgeführt, so daß wir in diesem wohl erhaltenen Baudenkmal geradezu den Triumph nordisch-gothischer Wölbekunst mit gerechtem Stolze feiern dürfen.

Franz Kugler hat auf Seite 474 seiner Geschichte der gothischen Baukunst von 1859 den Grundriß der St. Gertrudskirche auf dem größeren Friedhof von Wolgast abgebildet; dies Gotteshaus des 14. Jahrhunderts bildet ein regelmäßiges Zwölfeck von 13.65 m innerer lichter Weite mit einem 2.50 m starken aus Ziegelsteinen aufgemauerten Rundpfeiler in der Mitte, auf dessen einfachem Kapitälgesimse die Rippen eines sehr reichen und zierlichen Sterngewölbes aufsitzen. Wir haben in diesem Denkmale im Nordosten Deutschlands für den Hauptraum die ganz gleiche Bauanlage, wie bei der unter kaiserlicher Autorität entstandenen Ettaler Marienkirche; Pommerns Herzoge haben das Haustein-Bauwerk Oberbayerns im eigenen Heimathlande in der halben Größe als einen Backsteinbau ausführen lassen. Wir erhalten somit wiederum die Bestätigung dafür, daß die Mittelstütze von den Architekten des Kaisers Ludwig planmäßig vorgesehen und nicht etwa ein nachheriger Zusatz des 15. Jahrhunderts gewesen ist.

Bereits unter dem von 1549—1566 regierenden Abte Placidus Gall wurden die bis dahin im mittelalterlichen Stil bestandenen Klostergebäude Ettals erneuert, im Jahre 1654 das Aeußere des gothischen Centralbaues verändert und von 1655—1657 auch das Innere der Kirche im Sinne der damaligen Zeit umgemodelt, endlich im Jahre 1752 das gothische Rippengewölbe eingeschlagen und der freistehende Mittelstützpfeiler abgetragen, auch eine neue, das alte Baudenkmal verdeckende Façade nach dem Entwurfe des Architekten Enrico Zuccali in classischen Stilformen auszuführen begonnen. Für die heute existirende mächtige Kuppelwölbung der Ettaler Marienkirche war ohne Zweifel die nach des Architekten Fischer von Erlach Plänen für den Deutschen Kaiser Karl VI. von 1716 ab zur Ausführung gekommene Pfarrkirche zum heiligen Karl Borromäus in Wien von bestimmendem Einfluß gewesen; die kühne Construction der steinernen Innenkuppel und der äußeren Schutzkuppel mit der Laterne sind bei so weitem Lichtraume ($28\frac{1}{2}$ Meter) auf deutschem Boden erstmals in der Kaiserstadt an der Donau hergestellt worden. Da die vollendete Karlskirche in jeder Hinsicht den Zeitgenossen als wohlgelungen galt, so entschloß man sich zu Ettal, das Wiener Vorbild nachzuahmen, und der gute Erfolg ist nicht ausgeblieben, wie sich jeder Besucher der heutigen Marien-Pfarrkirche überzeugen wird.

Vom Weihnachtstisch.

VI.

‡ Ein Werk, welches nicht nur unsre Gegenwart, sondern auch die Zukunft ansprechen wird, hat Allers mit seiner neuesten Schöpfung „Unser Bismarck" (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, Berlin, Leipzig. 269 S.) geleistet. Der mit Text von Hans Krämer und 42 großen Bildern und mehr als 200 kleineren Illustrationen ausgestattete Foliant wird als ein artistisches Quellen- und Urkunden-Werk betrachtet werden müssen. Allers ventilirt den großen Reichskanzler in seinem jetzigen Status in allen denkbaren Erscheinungen: in der militärischen Uniform, unter dem Helm, im Hauskleid, im Salon und im Schneegestürm, mit der Mütze, Hauslappe, baarhaupt, dem historischen Schlapphute, im Freien, sitzend, spazirend, im Salon, mit dem Schwert an der Seite, den mächtigen Krückstock haltend, kartenspielend, seine historische Pfeife schmauchend, bei der Ertheilung von Audienzen, bei Empfang der Deputationen und unabsehbaren Huldigungen und Geschenke. Aber immer derselbe, unveränderliche, eiserne Kanzler — freilich nicht in der malerischen Stimmung, wie wir ihn aus Lenbachs Brustbildern zu sehen gewohnt sind, sondern in der gleichen Tagesbeleuchtung, welche Allers für alle seine Gestalten beibehält, wenn er sie auch im qualmenden Fackelzuge daherschreiten läßt. Wir sehen ihn im abendlichen Kreise, mit der Fürstin, mit allen Gliedern der gräflichen Familie Rantzau, dem Grafen Herbert, Lothar Bucher, Dr. Schweninger, Chrysander. Wir besuchen Schönhausen mit seinem Museum und der landschaftlichen Umgebung, wir sehen den Kanzler zu Kissingen: seine sensationelle Ankunft, die auf allen Schritten und Wegen denselben begleitende Ovation, fremdländisches, vielsprachiges Volk aus aller Herren Landen, das Still-Leben an der Saale mit fischenden, zeichnenden Damen und höheren Töchtern, denen hier zu äugeln und zu angeln erlaubt ist; dabei erscheinen auch der Brunnenarzt Dr. Heckenlauer und Bürgermeister Fuchs, allerlei Kindergratulanten, Brunnenstammgäste und freiwillige Durchzügler, welche sich im voraus mannhaft stärken und nähren, dann Deputationsredner, Celebritäten und Commercienräthe, „alte Herren" und junge Burschencorps in blankem Wichs. Eine Episode bildet Bismarcks Jugend-

und Universitätsleben in Göttingen, mit Wiedergabe der ersten Silhouette und des frühesten Bildnisses; dazu kommen die jüngsten Corpsmitglieder der Hannovera (1895) und ihr gemüthlicher Kneipwirth. Damit wechselt ein Ausflug nach dem pommerischen Tusculum Varzin und nach Friedrichsruh, wo Jagdgeschichten aus dem Sachsenwalde erzählt, Gesandtschaften vom Kilimandscharo vorgestellt werden und der große Fackelzug mit den Musikanten, Banner- und Flammbeauxträgern, Festrednern, Damen und mehr oder weniger ansehnlichen Personen aus allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst vorüberwandelt, deren Namen in der Hieroglyphenschrift des Künstlers zwar beigeschrieben, aber nicht immer leicht zu entziffern sind. Auch hier läßt Allers seiner Vorliebe für nebensächliche Schnörkelstriche die Zügel schießen, als wollte sein Zeichenstift im Schlittschuhlaufen Eisfiguren schreiben, ein Luxus, welchen sich Menzels energische Wahrhaftigkeit niemals erlaubt hätte. Die allgemeine Gleichmäßigkeit seines eiligen Vortrags erzeugt eine Eintönigkeit in der manierirten Charakteristik, daß man glauben könnte, der schnell berühmt gewordene Künstler habe den Zenith seines Ruhmes schon überstiegen.

Ein niedliches Märchen „Die Unersetzlichen“ hat Georg Ebers erfunden und als Festgabe zum 60. Wiegenfeste des Dichters Wilhelm Hertz, mit fröhlichen congenialen Illustrationen von Arpad Schmidhammer, herausgegeben (Deutsche Verlags-Anstalt, 61 S. gr. Fol.). Ein hochmüthiges Herrscherpaar, welches sich für „unentbehrlich“ hält, gelangt durch bittere Erfahrungen zu der löblichen Einsicht, daß Niemand, auch bis zu den untersten Verhältnissen herab, als entbehrlich betrachtet werden kann; durch diese Ueberzeugung wunderbar verjüngt, wird das seltene Paar dann zum Segen seiner Unterthanen. Der fein-ethische Kern gipfelt in der Erfahrung:

„Die güt'ge Schickung hat es wohl gemacht,
Daß sich kein Mensch kann rühmen — ist er ehrlich —,
Bevor hienieden er den Lauf vollbracht:
„„Ich bin, wenn mich der Tod ruft, unentbehrlich.““
Doch wer der andern Dasein selbstlos schmückt
Und theil sie läßt an seinem Besten haben,
Auf dessen Grabstein wird, wen er beglückt,
In Thränenschrift ein „unersetzlich“ graben.“

Einen Perlenschatz von edlen Gedanken hat der biedere Julius Lohmeyer in seinen Lebenssprüchen „Auf Pfaden des Glückes“ (Leipzig 1895, G. Wigand, 116 S. 8⁰) an einander gereiht. Es ist viel Trostreiches und Erbauliches darunter:

„Wie unter den Lasten am Wege sie keuchen,
Den Sorgenlasten um Ehren und Habe,
Und könnten am leichten Wanderstabe
So fröhlich das Ziel ihrer Reise erreichen.“

Doch denkt der Dichter gar nicht daran, die Hände in den Schooß zu legen:

„Wer Frieden sucht, der freue still
Sich seiner Kraft und Gaben;
Wer in der Welt was leisten will,
Muß Kampf und Feinde haben!“

Ein frisches Wanderbuch durch den uralten Wasgau bringt August Trinius: „Die Vogesen in Wort und Bild“ (Karlsruhe bei Otto Nemnich, 449 S. kl. 4⁰) mit 23 Vollbildern nach Originalaufnahmen und zahlreichen Vignetten. Seitdem der Rhein aufhörte eine Grenze zu sein, sind wir es dem wiedergewonnenen Bruderstamme auch schuldig, uns in seinem Hause, in seiner Heimath freundlich umzuschauen. Und der Hr. Verfasser hat es mit herzlicher Liebe und Begeisterung gethan, mit einer Freudigkeit und fröhlichen Wanderlust, die ehedem dem guten Gustav Schwab bei seinen „Wanderungen durch Schwaben“ die Feder führte. Die kraftstrotzende Segensfülle dieses noch wälderreichen Wasgau, die bunte Farbenpracht seiner Geschichte, seiner Burgen, Weiler und Städte, der große Antheil an der deutschen Kunst, Sage und Poesie gewähren eine Anziehungskraft, welche aus jedem Abschnitte des ganzen Buches erwärmend und gewinnend leuchtet. — Auch hier liegen im Schutt der Jahrhunderte verschiedene Zeiten übereinander: aus urweltlichen Steingräbern spricht die mythische Riesenwelt; die bronzekundigen Kelten spuken in Zwergengestalt weiter im Kampfe gegen die 500jährige Römerherrschaft. Dann kommen Alemannen, Franken und die heute noch im besten Gedenken stehenden Staufenkaiser; wälsche Arglist schielt frühzeitig herüber; der Einfall der Armagnaken, der Bauernrummel und die Reformation, der 30jährige Krieg, die französische Usurpation und Revolution — das alles gab Niederschläge, Erinnerungen und neue Ablagerungen, bis endlich die siegreiche Neuzeit gebieterisch ihr Anrecht an das alte Eigenthum geltend machte. Blickt auch der zurückgekehrte Bruderstamm noch scheu, fremd und mißtrauend zu uns herüber — die Stunde kommt doch, in welcher sich erfüllt, was bittend durch unsre Seele zieht: daß auch die Bewohner dieses schönen Landes sich mit uns freuen, wieder unter dem deutschen Adler zu wohnen! Ein solcher wohlberedter Mittler ist gewiß dieses Buch. Es führt uns von der Queich bis zur Zorn, von da bis zum Gießen und bis zur Chur. Welche Erinnerungen weckt die Reichsveste des Trifels, Hohenburg mit dem ritterlichen Minnesinger Konrad, und erst der Wasigenstein mit dem, neuerdings durch Scheffels „Ekkehard“ uns so nahe gebrachten, hochdramatischen Walthari-Lied! Dann aber auch die Schlachtfelder von Weißenburg und Wörth. Zur Abwechselung führt uns der Verfasser mit einem modernen Touristen zusammen, welcher sein echtes Berliner-Blau hierher trägt, ein Bonvivant und hohlköpfiger Schwätzer, wie sie auch die Alpen durchschnurren und in ihrer selbstgefälligen Eitelkeit kaum als Bindemittel gelten; der Glückliche schwärmt in seiner Vereinsmaierei von der Gründung eines Touristenclubs in Nordafrika. Farewell! Schade, daß es auch solche Käuze geben muß . . . Aber da liegt ja schon das „wunderschöne“ Straßburg! — St. Odilien, Hohkönigsburg, Rappoltsweiler, Münster und die Münsterthaler, das geologisch so bedeutsame St. Amarin und Umgebung, das Münster zu Thann. Und nun noch die Fahrt durch den Sundgau. Bewegt nehmen wir Abschied von dem schönen Lande und dem schönen Buche, und der freundliche, so Herrliches vermittelnde Autor habe unsern besten Dank.

Heinrich Noë, der unsern Lesern längst wohlbekannte feuilletonistische Plauderer, überrascht durch sein neuestes Buch „Edelweiß und Lorbeer“ (München 1896 bei J. Lindauer, 320 S. 8⁰), kein Drama oder Lustspiel, sondern neue Bilder aus Tirol enthaltend. Es führt seinen Titel davon, daß der unermüdliche Wanderer aus den Höhen, auf welchen der Schnee blinkt und die Sterne des Edelweiß stehen, uns hinabführt dahin, wo vom immer grünen Ufer der Lorbeer sich über die smaltblauen Wasser des Südlandes vorbeugt. Darüber „ist manche Regung des Menschenlebens, die mit diesen Gestaltungen in greifbarer oder sinnbildlicher Weise zusammenhängt, nicht vergessen worden.“ Den Beginn macht eine Studie über den schon unserm Wolfram von Eschenbach wohlbekannten Bozener Wein, welchen neuestens Hr. Georg Scherer liebreich in einem eigenen Fliegenden Hefte „Das Lied vom Magdalener-Wein“ besang und mit lustsamen Quotationen und Citaten gründlichst ausgestattet (Bozen 1895 bei F. Moser), während der schalkhafte H. Vogel von Plauen ein vielsagendes Bildlein dazu entworfen hat. In seiner neckischen Gründlichkeit ergeht sich H. Noë in onomatologischen, auf gelehrter oinologischer Basis beruhenden Studien. Dann geht es auf bunten Wanderungen zu den Holzschnitzern nach Gröden und über die Mendola nach Süden, wobei uns Authari's Brautfahrt und die Eiszeit nebst den Moränen-Hügeln beschäftigen, nebst den auf diesem Boden 1797, 1809 und 1813 geschlagenen Schlachten. Eine Rundfahrt um den Gardasee bringt mancherlei Belehrung und Geognosie; ähnlich geht es „jenseits der Etsch“; dann berichtet der Dolomiten-König Johann Santner über das Erklimmen der nach ihm benannten Felsenthürme. Ein anderer Abschnitt behandelt die in den Alpen häufig vorkommenden Teufels-Sagen, auch die Entstehung eines Flusses, die Wetter in den Hochgebirgen und anderes mehr. Ueberall der sinnirende, auf eigenen Denkwegen schreitende Dichter, überall der in detaillirter Landschaftsmalerei schaffende Meister. Und wie schön führt die erzählende Muse ihm die ausführende Hand! Und dabei sieht er immer mit den Augen eines Poeten und das schlägt sich dann nieder in der Linien Schönheit seiner Diction. Ein Freund von Naturschilderungen lese z. B. die schwelgerische Dithyrambe über die geographische Wanderung des Frühlings vom Süden nach dem Norden (S. 94 ff.). —

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs“. So schrieb Kaiser Wilhelm II. auf sein Bild, das er dem Staatssecretär des Reichspostamts Dr. v. Stephan zu dessen 60. Geburtstag am 7. Januar 1891 überreichen ließ. In solcher Zeit darf ein Buch über den

„Weltverkehr," wie dieses von Dr. Michael Geistbeck (Freiburg 1895, bei Herder, 557 S. gr.-8⁰, mit 161 Abbildungen und 59 Karten. Zweite Auflage), der freundlichsten Aufnahme sicher sein. Der erste Abschnitt behandelt die Schiffahrt, ihre frühesten Anfänge bei den Alten, im Mittelalter und in der Neuzeit, die Geschichte der Dampfer, die Fortschritte der jüngsten Nautik nebst Meeres- und Wetterkunde, die seemännischen Instrumente, Karten, hydrographischen Behelfe, den Schiffbau, die Hafenanlagen und Canäle, die Gefahren der Seefahrt, die Mittel zur Sicherung des Seeverkehrs, das neuestens so ausgebreitete Rettungswesen, die bedeutendsten Dampfschiffahrt-Gesellschaften der Erde und die Schiffahrtsstatistik. Der zweite Theil umfaßt in ähnlicher Gliederung die Eisenbahnen, der dritte die Weltpost, deren Princip verhältnißmäßig schon frühzeitig vorhanden war, aber zur allgemeinen Durchführung lächerlich lange brauchte. Die Perser erfreuten sich schon unter Cyrus und Darius einer regelmäßigen Postverbindung und der besten Straßen, zwei Hand in Hand gehende Vortheile, welche die staunenden Spanier schon bei ihrer Ankunft in Mexico und Peru bewunderten — und doch brauchte es in Europa und Deutschland bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, daß die Taxis das Postwesen infcenirten und das buchstäblich auf der Straße liegende Geld in ihre Tasche brachten. Hier werden die Mittel des Postverkehrs geschildert: die zu Fuß Laufenden und die auf Pferden oder Kamelen eilenden Reiter, die Hunde- und Renthier-Schlitten, das indische Velociped und das chinesische Postboot: die Rohrpost, Tauben und Luftschiffe; dann der ganze Wirkungskreis der Post, mit den zu überwindenden Verkehrshindernissen, mit der Geschichte des Briefes, der Freimarke, Postkarte und Zeitungen. Der vierte Theil ist der Telegraphie und dem Fernsprechwesen eingeräumt.

Als praktische Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde empfiehlt sich A. Jakobs „Unsere Erde", eine astronomische und physische Erdbeschreibung (Freiburg 1895, Herder, 531 S. 8⁰. Zweite Auflage, erweitert und verbessert von J. Plaßmann). Das mit vielen Holzschnitten ausgestattete Buch gibt in populärer Form die Resultate der beachtenswerthesten neuesten Forschungen über das Reich der Sterne und unsre Erde, über die Lufthülle der Erde, nebst den Gletschern und Eisbergen, über das Meer mit Einschluß seines organischen Lebens (und des Kabels) und eine in zwanzig Capitel gegliederte Beschreibung der Continentalwelt. Klare Gliederung und sorgfältige Register erleichtern den Gebrauch.

Herman Riegels vielbekannter und wohlerprobter Grundriß ist nun in vierter, völlig neu bearbeiteter und vermehrter Auflage mit dem Titel „Die bildenden Künste" (Frankfurt a. M. 1895, H. Keller, 452 S. gr. 8⁰) erschienen, eine trotz der möglichsten Kürze erschöpfende Anleitung zur Aesthetik und Kunstgeschichte, erläutert mit den nöthigsten Abbildungen. Riegels Urtheil ist prägnant, der ganze Aufbau streng historisch und die daraus gezogene Schönheitslehre voll logischer Schärfe, die Darstellung anziehend und fesselnd.

Fr. Falk hat die berühmte Preisschrift von J. Blockhuys und A. Gervais über „Das Kunstgewerbe" ins Deutsche übertragen (Neuwied und Leipzig 1895, bei A. Schupp. 308 S. 8⁰). Der Verfasser begründet seine Ansicht, daß das Gewerbe nur durch gründliche Bekanntschaft mit der Kunst veredelt und in Flor gebracht werden könne, und gibt deßhalb zu dieser Regeneration eine historische Uebersicht über die Entwicklung der Kunstthätigkeit nach allen ihren Radien in alter und neuer Zeit. Das Buch kann also auch als ein bedeutsamer Beitrag zur Regelung der socialen Frage gelten, indem es die Wege und Mittel angibt, wie das Loos des Arbeiters moralisch und materiell zu bessern wäre, wie seine Kenntnisse, sein guter Geschmack über die Maschine gehoben und geläutert werden können. Welche Wunder auch die unentbehrliche Dampfkraft verrichtet, so bleiben doch Hunderte von Dingen, die nur die Menschenhand zu fertigen vermag, die einer geschickten, kundigen Hand bedürfen. Das Ganze gipfelt in dem wohlberechtigten Nothschrei: „Wollt Ihr den Arbeiter retten, so erhebt ihn über die Dampfkraft, sonst geht er an derselben zu Grunde!"

J. V. v. Scheffels „Trompeter von Säkkingen" liegt in der kleinen Octav-Ausgabe nun schon in 219 Auflagen vor (4.80); außerdem existirt die durch A. v. Werner reich illustrirte Prachtausgabe in groß Quart in dritter Ausgabe (45.0) und von dieser gibt es wieder eine kleinere Edition in Octav mit denselben Bildern, welche soeben die vierte Auflage erreichte (12.0); „Ekkehard" aber erfreut sich der 147. Ausgabe! Als muthmaßlicher Nachfolger dieses Romans mag H. Brands „Lehensmann vom Liebenstein" (Stuttgart 1896, Paul Neff. 518 S. 8⁰, 4. und 5. Tausend) gelten: eine auf selbständiger Forschung spielende culturhistorische Erzählung aus der Zeit der Grumbachischen Händel. Die hier agirenden Hauptpersonen haben gelebt, sogar einige Träger der Nebenrollen sind nicht erfunden. Der Verfasser kürzte, verbesserte und glättete inzwischen. Die Sprache ist übrigens im hochdeutschen Tageslicht gehalten, die Schilderung aber ganz in die Sitten und den Charakter des XVI. Jahrhunderts getaucht, wozu Hr. Brand die ausgiebigsten Studien machte. Da die Allg. Ztg. früher schon die Vorzüge dieser Dichtung betonte, so haben wir hier nur die Gelegenheit benützt, unsre Freude über den weiteren Erfolg zum Ausdrucke zu bringen.

Die „für die bayerische Jugend" von Frietinger und H. Heindl bearbeiteten „Erzählungen, Sagen, Geschichtsbilder und Schilderungen" (München bei R. Oldenbourg, 148 S. 8⁰) können, ausgestattet mit guten Bildern, als ein nutzreiches, gewinnbringendes Schul- und Volkslesebuch gelten.

Zum Schluß kommen noch „Gedichte in oberbayerischer Mundart" von Wilhelm Zipperer (Bamberg, Buchners Verlag: R. Koch, 120 S. 8⁰) und „Für's G'müat" von Aloys Dreyer (ebendas., 74 S.) und eine Sammlung „Aus der Hoamat" im niederbayerischen Idiom von Elise Beck (Leipzig bei W. Fiedler, 82 S. 12⁰). Hr. Zipperer beherrscht die Sprache vollkommen, kennt seine Heimath und schildert sie mit pleinairistischer Unerbittlichkeit. Das sind keine maskirten Bauern, sondern ganz realistische Gestalten, die bisweilen nur zu grob und vierschrötig reden. Kein Stand wird verschont, bevorzugt, verschönt oder in Schutz genommen. Ueber allen lagert das gleiche, kreidig helle Taglicht. Ob man den Stamm dadurch gerade lieber gewinnt und achtenswerther findet, ist kaum die Frage. In vielen dieser Gedichte spielt der Herr Pfarrer und sein Cooperator eine Rolle; gerade in Pfarrhöfen will der Poet die meiste Anregung empfangen haben. „Ich wäre (wie der Dichter in der Vorrede versichert) der Letzte, denselben eines versetzen zu wollen" — aber danken werden sie ihm auch nicht darob. Uebrigens bemerkt er dabei sehr richtig: „Außerhalb Bayerns hat man oft gar keine Vorstellung, welche Unbefangenheit und welch gesunder Humor in bayerischen und österreichischen Pfarrhäusern wohnt. Man läßt die Kanzel in der Kirche, wohin sie gehört, und trägt sie nicht überall mit herum, wie die Schnecke ihr Haus." — Alois Dreyer bringt viele tieftraurige Scenen und Elise Beck rühmt zwar den „Hamur", der aber auch nicht immer lustig ist. Alle diese Sächelchen dienen nur unserm unvergeßlichen Franz v. Kobell zur Folie, welcher doch ein echter Dichter war, dessen Größe durch seine Nachtreter erst recht fühlbar in Erinnerung kommt.

Eine Jugendschrift bietet Dr. Karl Pilz mit den „Kleinen Reisenden" (Leipzig, Felix Simon, 121 S. 8⁰). In Briefen und Erzählungen werden die fröhlichen Wanderungen aus dem Riesengebirge, der sächsischen Schweiz, aus dem Fichtelgebirge, dem Harz, Thüringen, der Rhön und dem Schwarzwald erzählt, dazu eine Rheinfahrt und ein Besuch an der Ostsee. Manches ist recht kindlich, aber auch wieder anregend und lehrreich für die reifende Jugend.

Wer unter die grünen Zweige des glitzernden Weihnachtsbaumes die „Naturwissenschaftliche Hausarzneikunst" von Dr. Fr. Haberkorn (Düsseldorf bei A. Bagel, 217 S. 12⁰) einlegen will, kann mit dieser Anleitung zur selbständigen ersten Hülfeleistung in allen Gesundheitsstörungen gewiß viel Gutes stiften. Die nette Ausstattung ist salon- und taschengerecht. — Und nun allen unsern Lesern ein aufrichtiges „Merry Christmas and a happy new year!"

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Bonn.** Der Director der landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf, Geh. Reg.-Rath Prof. Dünkelberg, tritt seines vorgerückten Alters wegen in den Ruhestand. An seine Stelle tritt Prof. Theodor v. d. Goltz von der Universität Jena, der, wie schon berichtet wurde, als ordentlicher Professor an die Universität Bonn berufen worden ist.

* **Münster.** Die hiesige k. Akademie zählt im laufenden Semester 434 Studirende, gegenüber 433 im vergangenen Sommerhalbjahr. Davon gehören der theologischen Facultät 299, der philosophischen 135 an. Von letzteren studiren 72 Philosophie, Philologie und Geschichte, 34 Mathematik und Naturwissenschaften und 29 Pharmacie. Der Nationalität nach stammen 224 aus Westfalen, 69 aus der Rheinprovinz, 53 aus Hannover, je 21 aus Hessen-Nassau und Oldenburg, 10 aus Westpreußen, 9 aus Sachsen u. s. w. Der Lehrkörper besteht in der theologischen Facultät aus 6 ordentlichen, 3 außerordentlichen Professoren und 2 Privatdocenten, in der philosophischen aus 15 ordentlichen, 1 Honorar- und 11 außerordentl. Professoren, sowie 5 Privatdocenten.

* **Leipzig.** Durch die Blätter geht die Nachricht von einer Berufung des Prof. Dr. Wolff in Straßburg an unsre Universität, sowie von der Uebertragung der neu zu begründenden Klinik für Haut- und Syphiliskranke an ihn. Hiezu theilt der Dekan der medicinischen Facultät, Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Curschmann, dem „Leipziger Tageblatt" mit, daß diese Nachricht unrichtig sei. Die Angelegenheit habe bis jetzt noch nicht einmal dem Cultusminister vorgelegen. — In der philosophischen Facultät der Universität habilitirte sich Hr. Dr. Berthold Rassow.

* **Königsberg.** Prof. Dr. v. Eiselsberg hat den Ruf als Nachfolger des Chirurgen Braun an der hiesigen Universität angenommen. Der Zeitpunkt seiner Uebersiedlung nach hier ist noch nicht bestimmt.

* **Kairo**, 13. Dec. Soeben ist hier Dr. Sickenberger, Professor für Botanik und Chemie an der hiesigen medicinischen Hochschule, gestorben. Der Verstorbene, Badenser von Geburt, war ein tüchtiger Gelehrter und hat sich besonders um die Botanik Aegyptens große Verdienste erworben. An seinem Begräbniß nahmen der frühere Ministerpräsident, Nubar Pascha, der Minister für den öffentlichen Unterricht, Fakri Pascha, Prof. Schweinfurth und ein großer Theil der deutschen Colonie theil. U. a. hielt auch Fakri Pascha eine Rede, in der er die Verdienste des Verstorbenen um die Wissenschaft hervorhob. — Kaum ist das neue archäologische Museum in Alexandria eingeweiht worden, so erweist es sich bereits als zu klein zur Beherbergung der Sammlungen, welche ihm von den verschiedensten Seiten zugewiesen wurden. So bestimmte kürzlich Hr. de Morgan, der leitende Director der hiesigen Ausgrabungen, daß alle im Gizeh-Museum in Kairo enthaltenen Alterthümer der griechisch-römischen Epoche, vor allem die sehr zahlreichen und zum Theil sehr werthvollen Münzen und Medaillen, dem Alexandriner Museum übergeben werden sollen. Glücklicherweise ist bei dem Bau des Museums die Nothwendigkeit einer späteren Vergrößerung gleich in Berücksichtigung gezogen worden. Der Ausbau soll in kurzem erfolgen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Uebersicht.

Ueber die Sonderstellung des Waldes im nationalen Wirthschaftsleben.[1]

Von Dr. Franz Baur.

Wenn ich von der Erhaltung der besten Güter der Menschheit rede, dann darf der Wald, der ewig gütige Spender von so vielen ökonomischen und geistigen Gaben, über dessen Werth und Bedeutung selbst unter den Gebildeten noch viel Unklarheit und Irrthum herrscht, nicht unberücksichtigt bleiben. So nahe es nun auch für mich liegt, über den Wald zu sprechen, so muß ich doch darauf verzichten, das Thema meinen Nominalfächern zu entnehmen. Dieselben liegen auf schwierigen forstmathematischen Gebieten und es würde mir kaum gelingen, eine aus allen Facultäten zusammengesetzte Versammlung genügend zu fesseln. Ich will daher ein allgemeines Thema anschlagen, indem ich meine Gedanken über „die Sonderstellung des Waldes im nationalen Wirthschaftsleben" entwickle. Man kann sofort einwenden, ob überhaupt eine solche Sonderstellung bestehe und ob nicht die Waldwirthschaft denselben wirthschaftlichen Bedingungen, wie jedes andere Gewerbe, unterliege. Ein solcher Einwand hat auch eine gewisse Berechtigung, denn von dem Augenblick an, als für einen Productionszweig Aufwände gemacht werden, kann man von demselben auch verlangen, daß diese später in den erwirthschafteten Producten wieder zurückvergütet werden. Je nachdem man aber den Wald von seiner privatwirthschaftlichen oder socialpolitischen und ethischen Seite auffaßt, gelangt man bezüglich seiner Stellung im nationalen Wirthschaftsleben zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen.

Als zur Zeit der despotischen Herrschaft Napoleons I. im Anfang dieses Jahrhunderts Deutschland wirthschaftlich erschöpft zu Boden lag und in dieser Nothlage die Axt schärfer an den deutschen Wald als unter normalen Verhältnissen angelegt wurde, da sprach E. M. Arndt, der sein Vaterland über alles liebte, den ernsten Mahnruf aus: „Jetzt wird in vielen Ländern die Axt, die an den Baum gelegt wird, zu einer Axt, die an das Volk angelegt wird." Der ideal veranlagte Arndt dachte dabei offenbar weniger an einen Niedergang der Waldrente, als an eine dauernde Schädigung des deutschen Volkscharakters bei fortdauernder Waldverwüstung. Aehnlich äußerte sich später unser hochverehrter College W. v. Riehl, indem er die beherzigenswerthen Sätze niederschrieb: „Haut den Wald nieder und ihr zerstört die historisch bürgerliche Gesellschaft. In der Vernichtung des Gegensatzes zwischen Feld und Wald nehmt ihr dem deutschen Volksthum sein Lebenselement. Der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch den Wald brauchen. Brauchen wir das dürre Holz auch nicht mehr, um unsern äußern Menschen zu erwärmen, so wird dem Geschlechte das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nothwendiger sein." Die Wahrheit dieser Worte tritt bei der raschen Entwicklung unsrer Industrie immer schärfer hervor. Suchen doch bereits in größeren Fabrikstädten Millionen Menschen, welche die Woche über ihr Lebensmark in überfüllten, oft ungesunden Arbeitsräumen aufbrauchen, an Sonn- und Feiertagen Stärkung an Leib und Seele im frischen, grünen Wald.

Eine ganz andere Stellung zur Waldfrage nehmen diejenigen ein, welche den Wald nur als ein Object der äußeren Nützlichkeit, als Finanzquelle, betrachten. Als vor 35 Jahren ein realistisch angelegter Professor einer deutschen Forstakademie sich als Waldbaureformator aufspielte und den Satz niederschrieb: „Seit Anbeginn ihrer systematischen Gestaltung lastet auf der Wirthschaft des Waldes ein merkwürdiger Irrthum, gleich einem Alp, der ihre beste, nämlich finanzielle — im eigentlichen Sinne des Wortes also ihre goldene Blüthe, und dadurch mehr und mehr den Wald selbst erdrückt", da ging ein Schrei der Entrüstung von allen wahren Freunden des Waldes um so mehr aus, als an diese Behauptung noch die weitere Forderung gestellt wurde, die älteren Holzvorräthe, namentlich auch in den Staatswaldungen, in unverantwortlicher Weise zu reduciren und die Erlöse daraus verzinslich anzulegen, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch der Wald in seinem Bestande gefährdet, die Erträge aus demselben künftig verkleinert und minderwerthig würden. Ferner sprach sich ein Nationalökonom, welcher in München Privatstudien oblag, in einer 1879 erschienenen überreizten, unreifen Schrift dahin aus, der Wald ernähre nicht einmal das Wild, derselbe habe überhaupt nie ein menschliches Dasein geschaffen, er sei mehr eine Quelle nationaler Armuth als nationalen Reichthums.

Glücklicherweise ließen sich die deutschen Staatsforstverwaltungen solchen schlecht begründeten und unvolksthümlichen Anschuldigungen gegenüber in ihren bewährten Wirthschaftsgrundsätzen nicht beirren, welche sich in dem Satze zusammenfassen lassen: im allgemeinen ist in den Staatsforsten keine auf Capital und Zinsgewinn gerichtete reine Geldwirthschaft zu treiben, dieselben sind vielmehr als ein der Gesammtheit der Nation gehörendes Fideicommiß zu betrachten und so zu behandeln, daß der Gegenwart ein möglichst hoher Fruchtgenuß zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse an Waldproducten zu gute kommt, der Zukunft aber ein mindestens gleich hoher Fruchtgenuß von gleicher Art gesichert bleibt. Die unzufriedenen forstlichen Finanzmänner, welche die heutigen guten Procente der Waldwirthschaft immer noch zu klein finden, würden offenbar besserer Laune werden, wenn sie den Eigenthümlichkeiten der Waldwirthschaft nur etwas mehr Rechnung tragen wollten.

[1] Rede, beim Antritt des Rectorats an der Münchener Universität gehalten am 25. Nov. 1895. Eingang und Schluß der Rede, die sich der besonderen Gelegenheit gemäß zu allgemeinerer Betrachtung erheben, sind hier fortgelassen und in der amtlichen Ausgabe zu finden. (Anm. des Herausgebers.)

Es sei hier zunächst auf die eigenthümliche Rentenbildung des Waldbodens gegenüber derjenigen des landwirthschaftlichen Geländes hingewiesen. Es ist auffallend, daß die Nationalökonomen sich bis jetzt vorzugsweise nur der Ausbildung der Theorie der Bodenrente des Ackerbaues widmeten, obgleich noch ca. 14 Millionen Hektar Waldboden (oder reichlich 25 Proc. der Gesammtfläche) Deutschland bedecken, mit einer Jahresproduction von ca. 50 Millionen Kubikmeter, einem rohen Jahresertrag von 400 Millionen und einem Reinertrage von 200 Mill. Mark, ganz abgesehen von den enormen Werthen, welche aus diesem Rohmaterial erst durch Industrie und Gewerbe geschaffen werden. Man war offenbar der Ansicht, es bestehe zwischen der Grundrentenbildung in der Land- und Forstwirthschaft kein Unterschied. Thatsächlich dürfte die Sache aber doch anders liegen.

Während die Landwirthschaft nach und nach ihre Kreise erweiterte, ganz nach Bedürfniß Weideflächen in Feld umwandelte, Waldungen ausstockte und urbar machte, nasse Gründe, sobald sie die Kosten zu decken versprachen, trocken legte; — kurz, während die Landwirthschaft, der steigenden Nachfrage entsprechend, mit Auslagen für die Urbarmachung begann und erst dann zum Anbau der begehrten Bodenproducte schritt, waren die Producte des Waldes bereits in einem das Bedürfniß weit übersteigenden Angebote vorhanden, die schöpferische Kraft der Natur hatte den hiebreifen Wald den Bewohnern kostenlos hingestellt, sie brauchten von demselben nur Besitz zu ergreifen. Wir werden hier sofort auf den himmelweiten Unterschied zwischen der Entwicklung der Land- und Forstwirthschaft in überzeugender Weise hingewiesen.

Würde die forstliche Grundrente nach und nach wie in der Landwirthschaft aus der steigenden Nachfrage hervorgegangen sein, dann hätten unsre Vorfahren Deutschland waldlos antreffen müssen. Die damals noch dünne Bevölkerung hätte dann aber gewiß nicht die ganze, von der Landwirthschaft noch nicht ergriffene Bodenfläche zu Wald angelegt, sondern sie hätte, ebenfalls den steigenden Bedürfnissen folgend, zunächst nur denjenigen Theil in Angriff genommen, welcher bei Aufwand gleicher Quantitäten von Arbeit und Capital voraussichtlich möglichst gleich hohe Erträge hätte erwarten lassen. Entlegene und schlechte Gründe wären zunächst noch unbenutzt geblieben. Wir erblicken aber in dem Umstand, daß die ersten Bewohner Deutschland bewaldet antrafen, eine große Weisheit des Schöpfers. Deutschland mit seinen kalten Wintern, seinen rauhen Frühjahren und Herbsten, mit seinen Sümpfen und sehr dürftigen Verkehrsstraßen waldlos gedacht, hätte selbst den wildesten und bedürfnißlosesten Volksstamm nicht bewegen können, es auch nur vorübergehend zum Wohnsitze zu nehmen. Das vorgefundene Holz mußte ja doch die starren Glieder der Bewohner erwärmen, sie vor den Unbilden der Witterung und ihrer Feinde schützen, das Wild des Waldes ihren hungrigen Leib ernähren, auch das heilige Dunkel desselben ihren inneren Menschen lebhaft anziehen, da sie in demselben ihre Götter verehrten.

Im Anfang war die Wildniß, in welche erst später der Mensch verpflanzt wurde. So lagen in Deutschland die Verhältnisse und nicht umgekehrt. Nicht aus der Blöße, sondern aus dem vorhandenen Walde wuchs wieder neuer Wald meist kostenlos aus dem Samen der vorhandenen Fruchtbäume hervor, im Falle nicht besserer überflüssiger Waldgrund rentableren Culturzwecken weichen mußte. Daß in der Landwirthschaft, welche den nackten Boden jährlich nutzen kann, bei Beurtheilung der Rentabilität die Höhe der Bodenrente in erster Linie entscheidet, ist unbestritten. Dagegen läßt sich beim nachhaltigen Betriebe der Forstwirthschaft, bei welcher der geringwerthige Boden mit weit werthvolleren Holzbeständen bestockt ist, die Rente von Boden und Bestand schwer auseinander halten. Der conservative Waldbesitzer steht daher auf solidester Basis, wenn die Summen beider, d. h. die Waldrente, ein Maximum bilden. Zu diesem Maximum gehören, von berechtigten Ausnahmen abgesehen, im Hochwald 80—150 jährige Umtriebe, wie sie thatsächlich in den meisten Staatswaldungen bestehen und bei welchen der Nation der höchste Fruchtgenuß in den gesuchtesten Sortimenten dauernd zufällt. Alle Gelüste, die Umtriebe noch weiter zu kürzen, die älteren Bestände zu versilbern und mit den Erlösen zu speculiren, waren meist für Staaten, Gemeinden und viele Privatwaldbesitzer vom Uebel.

Bei genannten Umtrieben wachsen auch noch stattliche Bäume und es lassen sich die Forderungen des Aesthetikers und Socialpolitikers mit denjenigen der Finanzmänner am leichtesten vereinigen. Auch dürfte wohl kaum ein deutscher Finanzminister zu finden sein, welcher nicht gestatten würde, besonders hervorragende malerische oder sonst interessante Bäume zur Freude der Bewohner auch künftig noch fortwachsen zu lassen, selbst wenn sie schließlich zu werthlosem Staube in sich zusammenbrechen.

Einen nachtheiligen Einfluß auf die normale Entwicklung der forstlichen Bodenrente übten im Laufe der Zeiten auch forstpolizeiliche Beschränkungen aus. Deutschland war, wie erwähnt, weit über das laufende Bedürfniß hinaus mit Wald bedeckt. Das Holz stockte aber auf guten und schlechten Standorten. Es hätte nun nahe gelegen, die überschüssigen Holzvorräthe zunächst von solchen Gründen zu entfernen, welche künftig die Productionskosten noch nicht zu decken versprachen, um so das Angebot zu mindern und den Preis des Holzes zu steigern. Statt dessen wurden aber weitere Ausstockungen polizeilich verboten und so blieben Waldungen nicht selten gerade in unwirthlichen Lagen, an steilen Hängen erhalten, welche bei höchsten Aufwänden kleinste Einnahmen abwarfen.

Trotzdem war ein derartiges Eingreifen in die Waldwirthschaft, namentlich im Gebiete der Schutzwaldungen, eine volkswirthschaftliche Nothwendigkeit. Man muß eben, im Gegensatz zu anderen Gewerben, den Wald unter Umständen pflegen, auch wenn er privatwirthschaftlich bedeutungslos, staatswirthschaftlich aber unentbehrlich ist. Durch die Zeit gedrängt, fasse ich meine nur kurzen Andeutungen über Grundrentenbildung in dem Satze zusammen: In der Landwirthschaft entwickelte sich die Bodenrente aus der steigenden Nachfrage, in der Forstwirthschaft mußte sie sich anfänglich aus dem sinkenden Angebote herausbilden.

Eine Sonderstellung nimmt das forstliche Gewerbe auch bezüglich der forstlichen Bedürfnißfrage ein. Unter Bedürfniß verstehen wir (nach Schäffle) das Verlangen der wirthschaftlichen Persönlichkeit nach den Mitteln zur Erreichung ihrer sinnlich-sittlichen Lebenszwecke. Die menschlichen Bedürfnisse sind nach Art, Ort und Zeit, nach Volk, Sitte und Culturstufe einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Das Bedürfniß ist der Anfang, seine Befriedigung das Ziel der Wirthschaft.[1]) Derjenige Wirthschafter, welcher den Bedürfnissen der Menschen am schnellsten folgt, wird aus seinem Gewerbe am leichtesten Gewinn ziehen. Aendern sich die Bedürfnisse, so wird wieder derjenige Producent im Vortheil sein, welcher Arbeit und Capital rasch aus dem nicht mehr rentirenden Gewerbe ziehen und an einem andern Orte wirthschaftlicher unterbringen kann. Die Forstwirthschaft ist in dieser Beziehung am schlechtesten situirt, denn ihre Producte reifen oft erst nach hundert und mehr Jahren; in dieselbe einmal verwendete Capitalien

1) Hermann: Staatswald-Untersuchungen. München 1870. S. 78.

lassen sich daher später nur schwer und meist nur mit Verlust wieder aus derselben herausziehen. Schon weit besser ist die Landwirthschaft daran. Ihre Producte reifen jährlich, sie vermag den wechselnden Bedürfnissen leichter zu folgen und je nach der wirthschaftlichen Lage bald Getreide, Kartoffeln, Handelsgewächse u. s. w. zu bauen, oder sich auf Viehzucht zu werfen.

Anders in der Forstwirthschaft. Eröffnet sich heute für eine neue Holzart eine vorzügliche Absatzquelle, so kann auch der intelligenteste Waldbesitzer das neue Bedürfniß nicht befriedigen, weil Holz nicht wie Gras und Rüben jährlich reift. Bis die fragliche Holzart herangereift ist, können die Bedürfnisse wieder ganz andere geworden sein. Die Forstwirthschaft bietet daher auch nur ein beschränktes Feld zur Speculation; sie schafft nicht rasch große Reichthümer, schützt aber dafür vor schneller Verarmung. Der Zudrang zur Waldwirthschaft ist daher auch nicht groß, ihr Charakter ist der geldgierigen Menge gegenüber zu conservativ. Wir müssen daher, um uns vor Verlegenheiten zu schützen, sehr verschiedene Sortimente auf dem Stocke erhalten; denn produciren wir, wie seither, so auch künftig, altes, mittelaltes und junges Holz in verschiedenen Sorten, so genügen wir den Anforderungen viel leichter, als wenn wir nur geringwerthiges Jungholz den Consumenten anbieten. Wir dürfen mit anderen Worten die Wirthschaft nicht auf eine Karte setzen. In Sachsen werden jetzt schon 60 Procent des jährlichen Holzeinschlags in den Staatswaldungen zu Papierstoff verwendet. Sollen wir deßhalb künftig nur noch schwache Schleif- und Cellulosenhölzer erziehen? Die früher als Brennholz sehr geschätzte Buche rentirt jetzt vielfach schlecht; sollen wir sie deßhalb aufgeben? Können sich die Absatzverhältnisse nicht wieder günstiger gestalten? Wir werden, dem Drang der Verhältnisse folgend, den Anbau der Buche künftig etwas beschränken, sie mit werthvolleren Holzarten mischen, aber ein Ehrenplatz wird ihr und muß ihr immer in Deutschlands Forsten bleiben.

Man hat auch den Forstverwaltungen vorgeworfen, sie gingen bei der Preisbestimmung ihrer Producte nicht von richtigen Pricipien aus; den richtigsten Ausgangspunkt bildeten, wie bei anderen Gewerben, nur die Productionskosten. Man sprach dieses große Wort gelassen aus, ohne über den Gegenstand auch nur ein wenig nachzudenken. Ja, wenn die Preisbestimmungsgründe der Forstwirthschaft immer dieselben wie bei anderen Gewerben wären, könnte man sich den Einwand gefallen lassen, aber eine Reihe bezüglicher Sätze der allgemeinen Wirthschaftslehre lassen sich nur schwer auf das forstliche Gewerbe übertragen. Die Productionskosten für einen Hut, ein Paar Stiefel, ein Glas Bier lassen sich schon wegen ihrer kurzen Productionszeiträume leicht berechnen. Aber selbst dem kühnsten Rechenkünstler wird es nicht gelingen, die Productionskosten eines Kubikmeters Holz aus einem jetzt hiebreifen Bestande zu berechnen, welcher vielleicht schon vor 200 Jahren natürlich oder künstlich angelegt wurde. Ebenso wenig können wir mit genügender Sicherheit z. B. die Kosten einer Eiche berechnen, welche zwar jetzt gepflanzt, aber erst nach 200 Jahren genutzt werden kann. Uebrigens wird die Forderung, die Holzpreise nach den Selbstkosten zu regeln, schon deßhalb für alle Zeiten unausführbar bleiben, weil sich auf demselben Markte, auf welchem für das gleiche Sortiment doch immer gleiche Preise gezahlt werden, für die Kubikeinheit sehr verschiedene Productionskosten berechnen. Den sichersten Maßstab für die Festsetzung unsrer Forsttaxen werden wir daher auch künftig in den Preisen haben, welche wir bei öffentlichen Versteigerungen oder, im Falle zu beschränkter Concurrenz, auf dem Submissionswege erzielen. Die Productionskosten, welche man, schon des veränderlichen Zinsfußes wegen, hoch und niedrig berechnen kann, werden in der Forstwirthschaft für den Consumenten nie ausschlaggebend sein.

Charakteristische Unterschiede zwischen dem land- und forstwirthschaftlichen Betriebe ergeben sich bezüglich des Steigens und Fallens der Holzpreise gegenüber den Getreidepreisen. In Ländern, welche bezüglich ihrer Getreideproduction auf sich angewiesen sind, können bei Mißernten die Preise sehr rasch steigen, während die Holzpreise unberührt bleiben. Sinkt z. B. in schlechten Jahren das Angebot des Landwirths auf die Hälfte, so liegt für den Forstwirth kein Grund vor, bei halbem Jahreszuwachs auch sein Fällungsquantum auf die Hälfte zu setzen und dadurch den Holzpreis künstlich zu steigern. Es darf eben hier nicht übersehen werden, daß der Landwirth immer nur nutzen kann, was in einem Jahre zuwächst, während der Forstwirth bei geregelter Wirthschaft nur den ältesten Schlag erntet, welcher sich aus den einzelnen Jahreszuwachsen der ganzen Umtriebszeit — aus dem Durchschnitt der fetten und mageren Jahre — zusammensetzt.

Ein berühmter Volkswirthschaftslehrer stellte in der Preisbestimmungslehre den Satz auf: Sinken die Preise eines Productes unter die Kosten, so wird man dasselbe anderswo ausbieten oder seiner Herstellung und Zufuhr Capital und Talent entziehen und sich lohnenderen Beschäftigungen zuwenden. Dieser Satz ist für alle Geschäfte, aus welchen Arbeit und Capital rasch gezogen und anderen Productionszweigen zugewendet werden können, gewiß richtig; auf den forstlichen Betrieb ist er aber kaum übertragbar. Wurde doch schon darauf hingewiesen, daß man die Productionskosten hiebreifer Bestände überhaupt nicht genügend genau berechnen kann, weil bei den langen Productionszeiträumen Löhne, Zinsfuß, Verwaltungskosten, Steuern, Bodencapital u. s. w. fortwährenden Aenderungen unterliegen. Dazu kommt aber noch der wichtige Umstand, daß die Waldungen auf sehr verschiedenen Standorten stocken. Die Producte guten Bodens decken vielleicht die Productionskosten, diejenigen des schlechten nicht. Soll nun auf dem schlechten Boden die Waldwirthschaft sofort aufgegeben werden? Das wäre schon aus technischen Gründen unmöglich. Es würde, um ein Beispiel zu geben, den Stürmen der Eintritt in die durchbrochenen Wälder geöffnet und nach kurzer Zeit könnten auch noch die besten Bestände, welche ihre Kosten decken, vom Winde weggefegt sein.

Ueberhaupt ist es mit der Aufgabe der Waldwirthschaft, sobald die Preise unter die Kosten sinken, eine gefährliche Sache. Die Zukunft ist uns verschlossen und schon in kurzer Zeit können die Preise wieder steigen. Schon die Anlage eines neuen Verkehrsweges kann genügen, um die Wirthschaft wieder rentabel zu machen. Im gewöhnlichen Geschäftsbetriebe kann man ja heute Ochsen und morgen Schweine mästen, heute Jäger'sche Wollenzeuge und morgen Kneipp'sche Leinenstoffe umsetzen, wenn dadurch einem Bedürfnisse abgeholfen werden kann. Bei den langen Productionszeiträumen der Forstwirthschaft sind aber solche Speculationen fast ganz ausgeschlossen. Kein Sterblicher kann bei der Neuanlage eines Bestandes sicher voraussagen, ob die in denselben verwendeten Kosten sammt Zinseszinsen am Ende der Productionszeit wieder vollständig in dem Product zurückerstattet werden, oder ein Ueberschuß erwirthschaftet wird. Der Vater baut das Holz für die Enkel und Urenkel, und die alten Eichen, welche noch theilweise in die Reformationszeit zurückreichen, sind uns jetzt doch sehr willkommen und repräsentiren einen hohen wirthschaftlichen Werth, obgleich wir ihre Productionskosten nicht berechnen können.

Nicht viel anders steht es mit dem folgenden Satze der allgemeinen Wirthschaftslehre: Steigen die Preise eines

Products über dessen Kosten, so gewährt die Production mehr Vortheile als andere Gewerbe; dies wird unbeschäftigte oder weniger günstig beschäftigte Capitale und Unternehmer beiziehen, deren Wettbewerb sofort das Ausgebot steigert, bis es mit dem Begehr wieder im Gleichgewicht steht, wo dann die Preise nur noch die Productionskosten decken." Auch dieser Satz ist auf den forstlichen Betrieb schwer übertragbar, schon weil die forstlichen Producte nur sehr langsam reifen und das Productionsmittel, der Boden, nicht beliebig vermehrt werden kann. Eine jährlich producirende Fabrik läßt sich nach Bedarf rasch ausdehnen, nicht aber die wenig veränderliche Waldfläche in vorgeschrittenen Culturländern. Ist doch der beste Boden längst im Besitze der Landwirthschaft. Nur schlechte Außengüter werden in neuester Zeit, wegen der hier augenblicklich herrschenden Nothlage der Landwirthe, wieder dem Walde zurückgegeben, immer handelt es sich aber nur um verhältnißmäßig kleine Flächen.

Sinken die Waldlöhne, so ist damit keineswegs auch ein Fallen der Holzpreise, wie bei anderen Gewerben, ausgesprochen; denn die Concurrenz der Producenten wird dieselbe nicht auf die Kosten herabzudrücken vermögen, eben weil das Waldgewerbe nicht beliebig ausgedehnt werden kann. Die für Gewerbe und Industrie bestehenden Preisbestimmungsgründe sind deßhalb auf die Waldwirthschaft nicht immer übertragbar.

Die Hauptursache für die Ausnahmestellung der Forstwirthschaft im nationalen Wirthschaftsleben liegt in ihren langen Productionszeiträumen und in der damit verbundenen geringen Beweglichkeit des Betriebes. Der Wald ist daher auch im Besitze des Staates, der Corporationen und des fideicommissarischen Verbandes am besten geborgen. In Deutschland haben wir noch 33 Procent Staatswald und 22 Procent Genossen- und Körperschaftsforste. Der parcellirte Wald, dem nur noch ein Laie das Wort reden kann, führte in weitaus den meisten Fällen stets zum Niedergang. Nur der geschlossene Wald spendet reichlichen Segen, wir sollten ihn schützen wie unser Vaterland selbst. In Zeiten politischer Aufregung wirft sich erfahrungsmäßig die durch falsche Volksfreunde leicht verführte Volksmasse auch immer zuerst auf den Wald; läßt sich doch an ihm noch leicht ein Stückchen Communismus praktisch demonstriren.

Trotz günstiger Wirthschaftsergebnisse waren aber auch die Staatswaldungen im Laufe der Geschichte doch wiederholt großen Gefahren ausgesetzt. Aus der jedenfalls für den Wald, wie auch für das Verkehrswesen, nicht zutreffenden Lehre Adam Smiths, der Staat eigne sich nicht zum Betriebe von Gewerben, glaubte man die Veräußerung der Staatswaldungen folgern zu dürfen, und es ist charakteristisch, daß man nicht in Zeiten ruhiger Ueberlegung und günstiger Finanzlage, sondern meist aus Noth zum Verkaufe derselben schritt.

So hat man am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich neben der Wegnahme vieler Güter in den Jahren 1789—1793 allein 3.5 Millionen Hektar Wald niedergeschlagen. Frankreich hat unter den früheren Mißgriffen jetzt um so schwerer zu leiden, als es nur noch 16 Procent Wald besitzt, darunter leider $^2/_3$ in den Händen von Privaten. Nach einer Vorlage des Ministers für Ackerbau und Handel daselbst vom 28. März 1879 sind bereits 79,000 Hektar der Cultur zurückgegeben, während noch 758,000 Hektar mit einem Aufwand von 148 Millionen Francs zur Aufforstung vorgesehen sind, wozu noch 72 Millionen für Grunderwerbungen kommen.

Auch in Oesterreich galt der Verkauf der Staatswaldungen namentlich im Laufe dieses Jahrhunderts als eine einfache Finanzmaßregel. Der Staat war durch Kriege verschuldet, das Volk verarmt, und so wurde denn unter dem schlechten Deckmantel, der Staat eigne sich nicht zum Betriebe des forstlichen Gewerbes, viel Staatswald versilbert. Die meist sehr werthvollen Waldungen gingen um Spottpreise ab, die Großcapitalisten bemächtigten sich derselben, nicht aber in der edlen Absicht, künftig bessere wirthschaftliche Zustände zu schaffen, sondern niedrigster Raubwirthschaft die Zügel schießen zu lassen. Actiengesellschaften wurden gegründet und brachen wieder zusammen und unter den bekannten Firmen Sismundt, Kirchmayer, Stroußberg u. a. wuchsen zwar Ruinen, aber keine gesunden wirthschaftlichen Verhältnisse hervor. Jetzt weht in Oesterreich ein besserer forstpolitischer Wind. Man betrachtet die Staatswaldungen wieder als eine nationale Wohlthat, und der seitherige Ackerbauminister Julius Graf zu Falkenhain hat seit 1885 wieder 150,000 Hektar Wald für die Staatsverwaltung für 5,253,000 fl. erworben.

Selbst in Deutschland wurden nach den schweren Napoleonischen Kriegen hin und wieder Veräußerungen von Staatsgütern vorgenommen. Vom Jahre 1820 an nahm nämlich die Ablösung der Forstrechte einen großen Umfang an. Es fehlte vielfach an Baarmitteln und so bestand das Ablösungscapital meist in abgetretenem Wald, was wirthschaftlich vielfach ungünstig wirkte. Die Leute stockten häufig den Bestand ab, benutzten den Boden, so lange es ohne Düngung gehen wollte, landwirthschaftlich und überließen ihn dann der langsamen Verödung. Jetzt werden in Preußen jährlich bedeutende Aufwände gemacht, um die 586,300 Hektar nur zur Holzzucht geeigneten Oedflächen der Cultur zurückzugeben.

Italien besitzt nur 12 Procent Wald, darunter nicht einmal 2 Procent Staatswald. Die Bewaldungsverhältnisse sind äußerst ungünstig, der Bauernstand, das Rückgrat der Staaten, ist vernichtet, Massenelend blüht neben großem Reichthum. Die meist durch Mißwirthschaft geschaffenen 387,000 Hektar Oedungen sollen jetzt auf Staatskosten mit einem Aufwand von 48 Millionen Lire der Cultur wieder zurückerobert werden. In Tirol richten die Ueberschwemmungen von Jahr zu Jahr größere Verwüstungen an. Zur Reparatur der seit 1882 entstandenen Schäden sind ca. 30 Millionen Mark in Aussicht genommen. Auch in der Schweiz sind die Regierungen gezwungen, große Mittel aufzuwenden, um die Schäden schlechter Waldbehandlung zu mindern. Nicht günstig sieht es in Spanien aus, und in Dänemark hat man mit der Wiederaufforstung vieler Oedländereien begonnen. Selbst in den anfänglich für unerschöpflich gehaltenen Urwaldungen in Nordamerika zeigen sich bereits bedenkliche Lücken. Der Dollar herrscht und zu Ringen verbundene Holzkönige fahren in ihrem traurigen Zerstörungswerke fort. Aber schon zeigen sich auch dort Bestrebungen, Forstreservationen zu bilden, welche bereits einen Umfang von 6.5 Millionen Hektar angenommen haben. Ueberall beginnt es zu tagen, aber es sind weniger reiche Private, sondern die Staaten, welche die Wunden heilen, die Irrlehren und Egoismus dem Walde geschlagen haben. Die deutsche Forstwissenschaft ist zur forstlichen Leuchte geworden für alle Länder des Erdballs. Selbst die Volksvertretungen der meisten deutschen Staaten wollen den Wald nicht zum Spielball leidenschaftlicher Privatinteressen gemacht haben.

Wie Actiengesellschaften am besten dem deutschen Wald fern bleiben, so wenig eignet sich derselbe zur Verpachtung. Wo, wie z. B. in Oesterreich, hin und wieder Waldverpachtungen vorkamen, da handelte es sich mehr um Ausbeutung wirthschaftlich noch wenig erschlossener Wälder, als um eine künftig bessere Gestaltung der Wirthschaft. Hat sich auch auf anderen ökonomischen Gebieten, z. B. in der Landwirthschaft und einzelnen Geschäftsbetrieben, das Pachtsystem

gut bewährt, so macht doch der Wald auch hier wieder eine Ausnahme. Der Pächter eines Gutes, einer Wirthschaft kann die Früchte seines Fleißes und seiner Intelligenz selbst beziehen, bei der langsamen forstlichen Production ist das nur in untergeordnetem Maße der Fall. Bis ausgeführte Culturen, Meliorationen Früchte tragen, ist das Leben des Pächters oder der Pachtvertrag längst erloschen. Auch ist es außerordentlich schwierig, die Pachtverträge so abzuschließen, daß von seiten der Pächter, welche bei geordneter Wirthschaft doch nur als Nutznießer des Pachtobjectes zu betrachten sind, Eingriffe in das Waldcapital selbst ausgeschlossen bleiben.

Wir haben die Sonderstellung des Waldes seither nur von seiner ökonomischen Seite betrachtet. Es handelte sich dabei um die Production von Gütern mit Tauschwerth und um ziffermäßige Darstellung der nur dem Waldbesitzer zufallenden Wirthschaftserfolge. Meine Darstellung würde jedoch unvollständig sein, würde ich nicht kurz noch auf die vielen Gaben hinweisen, welche der Wald namentlich den ärmeren Volksclassen gratis spendet. Hunderttausende Landeskinder beziehen ihren Brennholzbedarf in Form von Leseholz kostenlos aus dem Walde, andere haben für sich und ihre Nachkommen das Recht zum freien Bezug von Brenn-, Bau- und Nutzholz, von Gras, Weide, Streu u. s. w., und wieder andere beziehen ungestört oder gegen eine ganz geringe Vergütung in Ermanglung besseren Verdienstes Beeren, Früchte, Pilze, Blumen, Flechten, Moose und Decorationsmaterial aus dem Walde. Es handelt sich hier um Millionen, welche nicht durch die Forstrechnungen laufen. So beziffert sich, um ein Beispiel zu geben, nur der Erlös aus Waldbeeren in einzelnen Revieren Deutschlands auf jährlich 20—30,000 Mark — eine reiche Einnahmequelle für sonst verdienstlose arme Familien.

Der Wald hat nun aber auch noch, gegenüber anderen Gewerben, eine staatswirthschaftliche Bedeutung, indem er zugleich eine Wohlfahrtswirkung auf Land und Volk ausübt, welche sich zwar nicht in Ziffern ausdrücken läßt, die aber doch als höchst werthvolles Gemeingut aller zu betrachten ist. Welchen Gegensätzen begegnen wir bei Vergleichung der Arbeitsräume einer Fabrik mit denjenigen des Waldes! Schon an der Pforte der ersteren ist in großen Lettern zu lesen: „Nichtbeschäftigten ist der Eintritt strengstens verboten.“ Das ganze Sinnen und Trachten ist hier nur auf den Erwerb materieller Güter gerichtet. Ganz anders im Walde. Nachdem derselbe seine ökonomischen Güter reichlich über das Land ausgetheilt hat, bietet er der nach körperlicher Erholung und geistiger Nahrung suchenden Menschheit noch seine vielen höheren geistigen Schätze an. Weit sind die Pforten zu den heiligen Hallen des Waldes geöffnet, um alle Freunde des letzteren, insbesondere die Stadtbewohner mit ihren bleichen Gesichtern, die Architekten, Musiker, Poeten, Landschafts- und Thiermaler in sich aufzunehmen; sie brauchen nur Auge und Herz zu öffnen, um reiche berufliche Anregungen und volle Befriedigung an Leib und Seele zu finden. Wie öde wären München, Berlin, Baden-Baden, Heidelberg, Frankfurt a. M. und so viele deutsche Städte ohne den nahen Wald! Wollte man an denselben, unter dem Vorwande ungenügender Rente, Hand anlegen, ein Sturm der Entrüstung würde die Folge sein. Gerade hier zeigt sich die Sonderstellung des Waldes im nationalen Wirthschaftsleben im schärfsten Licht.

Stellt doch der Wald ein großes Kunstgebäude vor, in welchem zu verschiedenen Zeiten die fortschreitende Architektur ihre Studien machte. Die deutsche Baukunst verstand es, wie sich Uhland ausdrückte, auf ihrem Höhepunkt das Steinhaus in einen Wald von Schäften, Laubwerk und Blumen umzusetzen, und W. v. Riehl vergleicht ein Dorf ohne Wald einer Stadt ohne historische Architektur, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, kurz ohne gemüthliche und ästhetische Anregung. Wurde doch in neuester Zeit selbst von Waldbesitzern und Forstwirthen der Wunsch laut, an den Forstlehranstalten eine Vorlesung über Forstästhetik einzuführen, damit der steife Kunstwald wieder wohnlicher und für Herz und Gemüth anregender gestaltet werde. Der Landschaftsmaler entnimmt viele seiner schönsten Motive dem Walde. Eichen, Ulmen, Buchen und Ahorne mit ihren vielgestaltigen Kronen, die schlanke Tanne und ernste Fichte, die sittige Birke und die trauernde Weide liefern dem Künstler das Material zu seinen anregenden Bildern.

Eine eigentliche Waldmusik hat sich unter den erhebenden Eindrücken des Waldes ausgebildet. Wie sich die Vögel des Waldes in allen Tonarten in ihrem bunten Gemische lieblicher Lieder und Melodien unter einander zu übertreffen suchen, so stehen unsre Waldcomponisten in edlem Wettstreit. Da ist in erster Linie C. M. v. Weber mit seiner klaren und beruhigenden Waldmusik zu nennen, wie sie namentlich im „Freischütz“ und in der „Euryanthe“ zum Ausdruck kommt. Daran reihen sich Kreuzer, Mendelssohn-Bartholdy, Silcher und Kiefer mit ihren frischen Waldliedern und viele andere würdig an. Wie unsre Waldmusiker von den Vögeln des Waldes lernten, so werden unsre Waldlieder von der frischen Jugend, von heiteren Gesellschaften wieder in den Wald hineingetragen. Wo wäre ein gesunder Deutscher zu finden, welcher nicht im Frühjahr, beim Erwachen des ersten Buchengrüns, dem Walde zueilte, um in reinster Luft dem Gesange der Vogelwelt zu lauschen und sich mit den ersten Frühlingsboten der Pflanzenwelt zu schmücken?

Auch Waldpoeten besitzen wir in Menge. Die deutschen Dichter des Mittelalters wußten zur Bezeichnung irdischen Glückes nichts köstlicheres anzugeben als den belaubten Wald, die duftende Linde und den Gesang der Waldvögel. Der schönste Held unsrer Sage, Siegfried, beginnt sein Leben im Walde und beschließt es in demselben. Die Thiere des Waldes lieferten die Helden des Thierepos, des Reineke Fuchs. Shakespeare's „Sommernachtstraum“, „Die lustigen Weiber von Windsor“ und andre seiner Dichtungen beweisen, daß er mit Wild und Wald gut vertraut war. Goethe's starker Sinn für den Wald ist bekannt. Wie trefflich schildert er das unheimliche nächtliche Waldesdunkel in „Willkomm und Abschied“. Kein moderner Dichter der Gegenwart wird je über den Wipfeln unsrer heutigen Fabrikschlöte, etwa zum Ruhme der Spinnereien oder selbst Brauereien, ein ähnliches Gedicht zu machen verstehen, wie es Goethe in dem auf dem Gickelhahn verfaßten und den Eindruck der stillen Waldeinsamkeit wiedergebenden Gedichte „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ der Nachwelt für alle Zeiten überliefert hat. Reich an Waldpoeten ist Süddeutschland. Schiller, Uhland, J. Kerner, Mörike und Eduard Paulus sind voll von Waldeslust und Waldesduft. Franz v. Kobell, den wir mit Stolz zu den Unsrigen rechnen, bewegte sich mit Vorliebe im Wald und in der Atmosphäre, wo die Gemsen klettern, und hat sich hier im Umgang mit dem Volke den Stoff gesammelt für seine sinnigen, naturtreuen, humorvollen und unübertroffenen Jagd- und Waldgedichte. Endlich sei noch des „letzten Ritters der Romantik“, des Schlesiers Joseph Frhrn. v. Eichendorff mit seinem überall bekannten Waldliede „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut“ und seinem Waldsegen „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ in Ehre und Anerkennung gedacht.

Kein Gewerbe, kein Industriezweig läßt sich auf dem eben besprochenen Gebiete auch nur entfernt mit dem Walde vergleichen. Stolz und majestätisch erhebt er sich nach Form und Dimensionen über das gewöhnliche Niveau, nach allen Seiten Segen spendend, unverwüstlich bei liebevoller Behandlung, ein köstliches Kleinod des deutschen Volkes.

Hans Thoma.

In einer Zeit leidenschaftlichster Erregung unsres Volkes, am Anfang des 16. Jahrhunderts, haben die Schwarzkunstblätter der besten deutschen Meister die Kunst zu einem Organ religiöser Empfindungen gemacht: Albrecht Dürer, Hans Holbein, Lukas Kranach und andere haben ausgesprochen, was die Volksseele bewegte, — als fliegende Blätter sind ihre Holzschnitte und Kupferstiche in das Land hinausgewandert, dem Reichen wie dem Armen zugänglich und verständlich. In den Passionen und in den Marienleben, in den Todtentänzen und in den Bildern der Führer des entbrennenden kirchlichen Kampfes fand jedermann, was ihm das Herz erregte: die schmerzliche Sehnsucht nach einem neuen Ausdruck seiner heiligsten Empfindungen, den stillen Frieden der durch das Evangelium erquickten Seele, den grimmigen Hohn über die ihrer Vergänglichkeit vergessenden weltlichen und geistlichen Herren, die neuerwachte stürmische Hoffnung auf eine bessere Zukunft. —

Wie müßten heute solche Blätter aussehen? Wie müßte heute ein Meister im Bilde wiedergeben, was wir, das heranwachsende Geschlecht, im Innersten empfinden, was wir in Worte fassen möchten und es doch nicht können, was alle Aeußerungen der Zeit scheinbar so widerspruchsvoll, in Wahrheit doch so gleichartig durchdringt?

Vor Jahren hat Hans Thoma einem Kunstverleger angeboten, volksthümliche Blätter zu entwerfen, die sich ein jeder leicht erwerben könne. Man wies den Künstler ab, weil ein solches Unternehmen aussichtslos sei, — denn Kunstblätter hervorragender Meister müssen theuer sein, damit die Kenner über ihren Werth von Anfang an im Klaren sind und damit der durch die Erfahrung festgestellte Gewinn erzielt werde. Es schien, als werde der Kunsthandel durch den Gedanken an eine volksthümliche Kunst entweiht. Hans Thoma mußte sich fügen; seine Lithographien entstanden damals in geringer Auflage, zum Theil mit der Handpresse angefertigt, für weitere Kreise unzugänglich, nur dem wirklichen Kenner erschwinglich. Mit zahlreichen Oelbildern zusammen haben diese Lithographien im letzten Jahre eine Ausstellungsreise durch Deutschland angetreten, einzelne darunter vom Meister selbst noch übermalt, zu neuen Werken umgeschaffen. Zwei Freunde, die sich nicht nur als Fachgenossen und in der gleichen Begeisterung für echte Kunst gefunden hatten, sahen sie damals in München und sie empfanden es bitter, daß gleich ihnen Unzählige davon ausgeschlossen sein sollten, sich immer wieder dieser Bilder zu erfreuen. Sie schrieben dem Meister und mußten zur Antwort hören, daß ein glücklicher Gedanke am Widerstand der Kunstverleger bereits gescheitert sei.

Ein Zufall hat den Gedanken weiter getragen; es fand sich ein junger Mann, der bei der eintönigen Arbeit im väterlichen Geschäfte nach einer Bethätigung seiner kunsthistorischen Vorbildung strebte, der wie jene beiden Träumer dem Ideale einer volksthümlichen Kunst nachhing, — denn auch er meinte, daß die Kunst, die man heutzutage volksthümlich zu nennen pflegt, zwar sehr volksthümlich — aber keine Kunst sei.

Zwischen Hans Thoma und Dr. Ludwig Volkmann, dem jetzigen Procuristen der Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig, sind die geschäftlichen Verhandlungen dann rasch erledigt worden; denn in der Sache war man einig und im übrigen ein jeder zu Opfern bereit.

Zehn Blätter liegen heute vor mir, als erster Anfang eines großgedachten Unternehmens „Zeitgenössischer Kunstblätter". Sie sind zum Theil nach eigenhändig überarbeiteten Originallithographien, zum Theil nach Originalzeichnungen des Meisters hergestellt, — durch ein Verfahren, das beim Vergleiche den Unterschied zwischen Original und Nachbildung vergessen läßt. Man darf es behaupten, daß hinfort ein jeder für eine kleine Ausgabe einen echten Thoma besitzen kann[1]). Aus der Fülle des Schönen, was der Meister auf diesem Gebiete geschaffen hat, sind hier als erste Gabe zehn der entzückendsten Blätter herausgegriffen: das Bildniß des alten Bauern unter dem Apfelbaum, mit dem Ausblick auf Gehöft und Ackerfeld, mit der Umrahmung, die beim ersten Anblick das ganze Leben des Landmannes ins Gedächtniß ruft, — die Quellnymphe, an deren Seite der Jüngling sich niederbeugt, um von dem sprudelnden Wasser zu schöpfen, während schelmische Engelskinder das Haupt der Nymphe umschweben, — die Engelswolke, in die der Meister den ganzen Frohsinn seines kindlich reinen Herzens hineingezaubert hat, — das Paradies, das Adam und Eva in einer jener einfachen Landschaften zeigt, deren Poesie Hans Thoma wie kaum ein anderer uns recht eigentlich erst erschlossen hat, — die Großmutter mit dem Kind auf ihrem Schooße vor einer von Dämmerlicht umflossenen Hügellandschaft, — der Berggreis, dessen knorriger Knopf sich von den himmelanstrebenden Bergen abhebt und dessen treuherzige Augen die Sagen vom guten Geiste des Gebirges lebendig werden lassen, — die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten in stillem Frieden rastend, — die Märchenerzählerin, die den selig lauschenden Kindern eben klar macht, wie gewaltige unglaubliche Thaten in grauer Vorzeit, im Zeitalter der Riesen und Zwerge geschehen sind, — die Wandervögel, die tief unter sich die weite Welt mit Bergen und Flüssen gelassen haben, — und schließlich das Selbstbildniß des Meisters mit der Palette in der Hand, mit jenem Blick, der heiterste Güte und tiefstes, treuherziges Empfinden wiederspiegelt und mit dem er jedem, der einmal vor ihm gestanden, ins Herz gesehen hat.

Was danken wir Deutsche in jüngster Zeit nicht alles dem alemannischen Stamme! Jacob Burckhardt und Arnold Böcklin, Gottfried Keller und Hans Thoma — sie verkörpern eine Summe von feinster Empfindung und von kerndeutscher Kraft, von weltumfassender Phantasie und von biederstem Realismus, wie sie kein anderer deutscher Volksstamm in gleicher Vereinigung hervorgebracht hat. Zwei davon scheinen stark in fremder Erde zu wurzeln, obwohl sie doch nirgends die deutsche Herkunft verleugnen; die beiden andern gehören auch in ihren Thaten, nicht nur in ihrem Empfinden, ganz der Heimath an. Aber nicht nur weil sie unsere Sprache reden und mit unserm Herzen fühlen, wirken sie auf uns; was den großen Künstler kennzeichnet: das einzelne Wirkliche absichtslos als etwas allgemein Giltiges wiederzugeben, — das spricht aus allen Werken Gottfried Kellers wie Hans Thoma's. Wie versinkt neben diesem Realismus jene Richtung, die in der Wiedergabe eines beliebigen Ausschnittes der Wirklichkeit bereits ein Kunstwerk geschaffen zu haben glaubt! Wohl zeichnet Hans Thoma das Bild des alten Bauern mit jener erbarmungslosen Naturtreue, die dem Häßlichen die gleiche Sorgfalt widmet wie dem Schönen —, aber was wir sehen, ist nicht ein Werk, das im Wetteifer zwischen Kunst und Photographie entstand, um eine bestimmte Persönlichkeit festzuhalten, das ist nicht ein Bauer, sondern der Bauer, wie er als eine typische Gestalt in unsrer Vorstellung lebt.

Vor zehn Jahren noch war Hans Thoma ein fast unbekannter Mann; inzwischen hat sich um ihn eine Gemeinde versammelt, die mit überschäumender Begeisterung und hingebender Verehrung zu ihm aufblickt. Aber der Masse derjenigen, die sich mit Kunst beschäftigen, steht er noch fern, — sie verstehen ihn nicht. Mancher Kritiker, mancher Kenner und alle diejenigen, die Bilder nur sehen, um über

[1]) Die Blätter, im Format 50 × 40 cm, sind alle einzeln zum Preise von 2 Mark durch jede Kunst- und Buchhandlung, oder direct von Breitkopf u. Härtel in Leipzig zu beziehen.

sie zu urtheilen, haben es schon lange mit Befriedigung herausgefunden, daß Thoma sich manchmal verzeichne, daß seine Gestalten hart und eckig seien, daß seine Phantasie dem Publicum oft nicht verständlich sei. Ja, Gott sei Dank, diese Phantasie ist eine andere, als sie das Durchschnitts-Publicum von heute für sich in Anspruch nimmt. Sie steht so ganz auf dem fruchtbaren Boden wahrer Kunst, daß sie allen denen unverständlich bleibt, die gar nicht wissen, was Kunst eigentlich ist, die aus der Leere ihres persönlichen Geschmacks heraus Kunstwerke zu beurtheilen wagen. Es sind dieselben, die die großen Künstler vergangener Zeiten nur unter dem Drucke der Ueberlieferung und der Gewohnheit zu schätzen gelernt haben, die einem Albrecht Dürer ebenso rathlos gegenüber stehen, wie dem geistesverwandten Meister der Gegenwart. Hart und eckig sind Dürers Holzschnitte, — hart und eckig sind Thoma's Schwarzkunstblätter. Wenn man mit dem Meister davon spricht, so pflegt er als echter Künstler zu sagen, daß er es so sehe und daß es ihm so aus dem Herzen komme im Gegensatz zu dem Hübschen und Reizenden, dem geistreich Scheinenden und doch so Trivialen, dem Gleißenden und so freundlich Erlogenen, was heute noch so vielen einer Tagesbegeisterung werth erscheint.

Hart und eckig fühlt auch das heranwachsende Geschlecht, — so weit es überhaupt fühlt und für die geistige Fortentwicklung unsres Volkes in Betracht kommt. Aus der betrügerischen Geselligkeit unsrer großen Welt, aus dem kalten Lichtschein einer äußerlich so glänzenden Cultur, aus dem Heidenthum christlicher Kirchen, aus dem verwirrenden Lärm weltstädtischen Treibens sehnen wir uns zurück zur wahren Freundschaft und Nächstenliebe, zur Größe eines einfachen Herzens, zum natürlichen Gottesdienste reiner Seelen, zur heiligen Mutter Natur!

Wie Hans Thoma in seiner Kunst, so kämpft die junge Generation überall gegen Seelenloses und Ueberlebtes, um neuen Idealen Bahn zu brechen, — oder, wie der nach Objectivität strebende Historiker es ausdrücken würde, um auf einem andern Wege ebenso zu irren, wie es unsre Väter gethan haben. Doch sei's auch so; — der zweifelsfreie, fröhliche Glaube, Besseres leisten zu können, leuchte uns zu thatkräftigem Schaffen in die Zukunft. —

In der gährenden Gegenwart sprechen Hans Thoma's Blätter aus, was Unzählige empfinden; — werden sie wie jene Blätter der Reformationszeit späteren Geschlechtern sagen, daß sich die deutsche Kunst nach langer Pause von neuem mit dem Seelenleben ihres Volkes verband? Und wird man hinzufügen, daß dieses Volk inzwischen künstlerisch zu empfinden, daß es zum mitfühlenden Verständniß die selbstlose Förderung seiner Kunst und seiner Künstler hinzuzufügen gelernt hatte?

Wie Frühlingsboten mögen Hans Thoma's Blätter in die Welt gehen!

Leipzig. Walter Goetz.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. Gr. Alsalieder von Christian Schmidt. (2. Aufl.) Zabern i. E., A. Fuchs. — Unser urdeutsches Elsaß hat, auch während es unter französischer Fremdherrschaft sich befand, an der deutschen Literatur schaffend Theil genommen, und in den Liedern seiner einheimischen Sänger lebte die Erinnerung an seine Zusammengehörigkeit mit dem Volke, dem es durch wälsche Gewalt und List entrissen worden, in den Tönen der Trauer oder der Hoffnung ungeschwächt weiter. Wir dürfen daher auch in ihnen die wahren Zeugen für das Recht der deutschen Waffen erblicken, das von den vielfach verblendeten übrigen Stammesgenossen in völliger Umkehrung der Theilnahme lediglich als Vorwand zur Eroberung betrachtet wurde und zum Theil noch betrachtet wird. Um so tröstlicher und erhebender für uns und für die vielen nicht entarteten Söhne der elsässischen Heimath erklangen diese Stimmen reiner und unverdorbener Sinnesart sowohl in den Lauten des Dialekts als der gemeinsamen Muttersprache fort. Wir brauchen uns nur der Bedeutung der gottbegnadeten Dichter des Elsaß August und Adolf Stöber, die auch dem heutigen Geschlecht noch lebend angehören, zu erinnern. Gewiß haben sie ihr erhebliches Theil auch zur allmählichen Befreundung mit dem Gange der Dinge zumal in den gebildeten Kreisen der dortigen Bevölkerung beigetragen. Es ist daher aufs lebhafteste zu wünschen, daß den alten bewährten Meistern auch aus den Reihen ihrer treuen Jünger würdige Nachfolger erwachsen mögen. Und als einen solchen dürfen wir den noch jungen Dichter Christian Schmidt wohl mit besonderem Recht bezeichnen. Mit einem hohen Sprachsinn begabt und von tiefem Gefühl beseelt, ist er von der Natur zu diesem bedeutsam geistigen Beruf mit erlesenen Gaben ausgestattet. Jedes Blatt in dem uns vorliegenden Buche spricht dafür und wir hätten zur Erläuterung unsrer Ansicht gar manche köstliche Liederprobe anzuführen. Möge es uns daher gestattet sein, aus dieser verlockenden Fülle ein nach unserm Dafürhalten die liebenswerthe Persönlichkeit des anspruchslosen Poeten wie auch dessen künstlerische Eigenart kennzeichnendes Gedicht zur nachhaltigen Empfehlung der gehaltreichen Sammlung anzuführen:

Ergebung.

„Theures Land, das mich geboren,
Elsaßland, mein Heimathland,
Treue hab' ich dir geschworen
Bis zum Tod mit Herz und Hand.
Mag die Fremde mich umwerben:
Nicht nach Besserm steht mein Sinn;
Dir zu leben, Dir zu sterben
Ist mir Seligkeitsgewinn.

Manchem Volk und manchen Gauen
Bot ich meinen Wandergruß;
Nirgends wie durch deine Auen
Schritt so froh und leicht mein Fuß.
Deinen Frauen, deinen Söhnen,
Deiner Sprache trautem Klang
Soll beim Wasgauwein ertönen
Meiner Liebe Hochgesang!

Was an Glück mir zugekommen,
Ward durch deine Huld mein Loos;
Was das Schicksal mir genommen,
Schläft in Deinem Mutterschoß.
Treue hab' ich dir geschworen
Bis zum Tod mit Herz und Hand,
Theures Land, das mich geboren,
Elsaßland, mein Heimathland!"

Halle, 19. Dec. Dem ordentlichen Professor der Geschichte Dr. Lindner, Verfasser des Buches: „Der Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871", ist der Titel eines Geh. Regierungsraths beigelegt worden. Auch in diesem Wintersemester ist der Besuch der Hochschule sehr gut. Es studiren hier 1488 Studenten (im vorigen Wintersemester 1492), außerdem sind noch befugt zum Hören von Vorlesungen 69, so daß die Gesammtzahl der Hörer 1567 beträgt. Die theologische Facultät zählt 437, die juristische 272, die medicinische 252, die philosophische 527 Studirende. Es haben sich 143 Ausländer eingefunden, und zwar 39 Russen, 29 Oesterreicher, 14 Ungarn, 11 Bulgaren und 17 Amerikaner. Seit der Gründung der Universität hat die theologische Facultät immer besonders zahlreiche Studirende aufzuweisen gehabt.

* **Berlin.** Gleich Mommsen hat auch du Bois-Reymond im Hinblick auf seinen Gesundheitszustand das Amt eines ständigen Secretärs in der mathematisch-physikalischen Classe der Akademie der Wissenschaften niedergelegt. Die — noch der Bestätigung bedürfende — Neuwahl ist, nachdem einige Vertreter mehr theoretisch naturwissenschaftlicher Fächer abgelehnt, auf den Anatomen G. R. Prof. Dr. Wilhelm Waldeyer gefallen.

* **Wien.** An der medicinischen Facultät der Universität ist Dr. Hermann Schlesinger als Privatdocent für interne Medicin zugelassen, deßgleichen die von dem Privatdocenten Dr. Anton Elschnigg an der Universität Graz erworbene venia legendi für Augenheilkunde für die Wiener Universität als gültig anerkannt worden.

* **Prag.** Die hiesige pharmaceutische Gesellschaft feiert im nächsten Jahre ihr 25jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlaß wurde beschlossen, im nächsten Jahre in Prag eine inter-

nationale pharmaceutische Ausstellung (die zweite ihrer Art; die erste fand 1883 in Wien statt) zu veranstalten. Die Ausstellung wird vom 15. August bis 15. September 1896 dauern und im Hauptpalaste des Ausstellungsplatzes im Baumgarten untergebracht sein. Sie zerfällt in folgende Gruppen: I. Wissenschaftliche, in der Pharmacie und in den verwandten Fächern angewendete Apparate und Hülfsmittel. II. Pharmaceutische Literatur und Literatur der verwandten Wissenschaften. III. Maschinen und Apparate, welche zur Erzeugung pharmaceutischer Präparate dienen. IV. Einrichtung der Apotheken und zum Betriebe der Apotheken nöthige Gegenstände. V. Pharmaceutischen Zwecken dienende Waaren, Drogen, chemische und pharmaceutische Präparate. VI. Alle die historische Entwicklung der Pharmacie betreffenden Schriften, Bücher, statistische Tafeln, Apparate, Gefäße und Hülfsmittel. VII. Pharmaceutische Corporationen und Vereine. VIII. Hygiene und Krankenpflege. Die 8. Gruppe wird folgende Unterabtheilungen umfassen: 1. Einrichtung des Hauswesens. Gebrauchs-Gegenstände in hygienischer Hinsicht. 2. Bekleidungswesen vom hygienischen Standpunkte. 3. Volksernährung vom hygienischen Standpunkte. 4. Desinfectionsmittel, Parfumerien, Chemikalien zur Reinigung des Wassers und der Luft, Beheizungs-, Beleuchtungs- und Ventilationswesen. 5. Toilettemittel mit besonderer Berücksichtigung der Gesundheit. 6. Populärwissenschaftliche Werke über Hygiene, erste Hülfe bei Unfällen. 7. Hygienische Einrichtung von Krankenhäusern und Rettungsanstalten, sanitäre Hülfsmittel, Tragbahren und Wagen zur Ueberführung von Kranken. 8. Bakteriologische und mikroskopische Präparate. 9. Hygienische und gewerbliche Schutzvorrichtungen. 10. Mineralwässer und Quellenproducte. 11. Bäder und Curortewesen, Heilgymnastik. — Den bisherigen Anmeldungen nach zu schließen wird die Ausstellung nicht nur für den Fachmann belehrend, sondern auch für das weitere Publicum interessant sein. Anfragen beantwortet der Präses des Executivcomités Hr. Dr. Karl Fragner, Apotheker in Prag-Kleinseite Nr. 203.

* **Amsterdam.** Am 16. d. M. starb der Professor der Geburtshülfe und Gynäkologie an der hiesigen Universität, Dr. G. H. van der Mey, an den Folgen einer Blutvergiftung, die er sich in der vorigen Woche bei einer Operation zugezogen hatte.

* **Paris.** Einem Berichte, der in der letzten Sitzung der Académie de Médecine über die Resultate des Heil-Serum-Verfahrens erstattet wurde, entnimmt man, daß seit der Anwendung desselben die Sterblichkeit in den 108 französischen Städten, die über 20,000 Einwohner zählen, um 65 Proc. abgenommen hat. Während nämlich in den ersten sechs Monaten der sieben Jahre vor 1895 durchschnittlich je 2627 Personen, vorwiegend Kinder, von der Diphtheritis dahingerafft wurden, betrug die Zahl der Opfer im ersten Halbjahr 1895 nur 904. Dabei war das Verhältniß ein von Monat zu Monat in dem Maße steigendes, als das Heilverfahren häufiger angewendet wurde. Eine genaue Statistik, betr. die ländliche Bevölkerung, liegt nicht vor, aber Dr. Henry Monod glaubt versichern zu dürfen, daß dank dem Behring-Roux'schen Serum 15,000 Menschenleben alljährlich in Frankreich erhalten werden können.

* **Christiania.** Der Schriftsteller Hendrik Jäger, bekannt als Ibsens Biograph, ist im Alter von 51 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 18. bis 21. December folgende Schriften eingegangen:

Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen: Philosoph.-histor. Classe 1894 H. 1—4, 1895 H. 1—4. Mathemat.-physikal. Classe 1894 H. 1—4, 1895 H. 1—2. Geschäftliche Mittheilungen 1894 H. 1, 1895 H. 1—2. Göttingen, Dieterich (Comm.). — Fritz Reuter: Briefe an seinen Vater, hggb. v. Dr. Franz Engel. 2 Bde. Braunschweig, George Westermann 1896. — Dr. med. Hans Laehr: Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles. Berlin, Georg Reimer 1896. — Georg Wegener: Herbsttage in Andalusien. 2. Aufl. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Lit. 1895. — Hermann Kunz: Wanderungen über die Schlachtfelder von Saarbrücken u. von Metz. Berlin, R. Eisenschmidt 1896. — Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jhdts. 4. Aufl. Lfg. 1. Leipzig, Philipp Reclam jun. — Björnstjerne Björnson: Ueber unsre Kraft; Schauspiel in 2 Theilen. Paris rc., Albert Langen 1896. — Helene Böhlau: Der Rangierbahnhof; Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896. — Meister Grützner; 25 Kupferätzungen nach seinen Werken mit begleitenden Versen von Fritz v. Ostini. München, Franz Hanfstaengl. — Neuer Theateralmanach; theatergeschichtliches Jahr- und Adressenbuch, hggb. v. d. Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. VII. Jhbg. Berlin, F. A. Günther u. S. (Comm.) 1896. — Prof. Dr. Nippold (Jena): Die internationale Seite der päpstlichen Politik u. die Mittel der Abwehr. (Flugschriften des Evangel. Bundes 115/118.) Leipzig, C. Braun 1895. — Dr. Max Ohnefalsch-Richter u. Dr. Paul Holdefleiß: Bericht üb. d. Feier des 70. Geburtstages von Julius Kühn. Dresden, G. Schönfeld (Comm.) 1895. — E. Götze u. R. Wiedemann: Taschenkalender 1896 z. Gebr. b. Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze. 3 Theile. VIII. Jhgg. Berlin, Liebel. — M. Clouth: Hausbuch f. d. J. 1896. (Beigabe: Wirthschaftsbuch.) Trier, Selbstverlag.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Brennende Fragen der Entwicklungslehre.

Von Wilhelm Haacke.

I.

In populären Schriften über Bau, Leben und Entwicklung der Thiere und Pflanzen stößt man gelegentlich auf die Bemerkung, daß mindestens neun Zehntel aller Zoologen und Botaniker der Gegenwart auf dem Boden der Abstammungslehre ständen und die heutigen Thier- und Pflanzenformen als Nachkommen anders beschaffener Angehöriger früherer Erdperioden ansähen. Ich glaube, man würde kaum zu weit gehen, wenn man in mindestens 99 Procent aller derjenigen, die sich berufsmäßig mit der Erforschung der Thier- und Pflanzenwelt zu befassen haben, Anhänger der Abstammungslehre erblicken wollte. Allein es würde ein großer Fehler sein, an Einigkeit unter den Vertretern der Biologie in Bezug auf die Hauptfragen, welche die Entwicklung der Thier- und Pflanzenwelt betreffen, zu glauben. Nur soweit die Frage der Abstammung der heutigen Lebewesen von anders gearteten Vorfahren in Betracht kommt, ist weitgehende Einigkeit vorhanden, dagegen herrschen über die Art und Weise, auf welche die Umbildung der Thiere und Pflanzen früherer Zeiten zu den gegenwärtigen Formen zu Stande gekommen ist, die tiefstgreifenden Meinungsverschiedenheiten, und es ist durchaus nicht überflüssig, daß diese einem größeren Leserkreis gebildeter, für die Entwicklungslehre sich interessirender Laien bekannt werden, damit nicht die falsche Meinung Platz greife, die Entwicklungslehre stelle ein ziemlich abgeschlossenes Gebiet dar, und die herrschenden Theorien seien wirklich dazu bestimmt, für alle Zeiten Einfluß auf menschliches Denken und Handeln auszuüben. Eine der falschen Ansichten, die bereits in Laienkreisen die weiteste Verbreitung gefunden haben, ist die, daß fast alle heutigen Zoologen und Botaniker Darwinisten seien. Dieser Irrthum kommt von der Verwechselung der Abstammungslehre mit dem Darwinismus her, den man vielfach schlechthin als identisch mit jener betrachtet, während er doch nur eine von den vielen Theorien ist, die uns zeigen sollen, welcher Mittel sich die Natur bei der Umbildung der Thier- und Pflanzenformen bedient. Es ist richtig, daß die meisten Biologen der Gegenwart noch Darwinisten sind. Fraglich ist es jedoch, ob das immer so bleiben wird, denn in den letzten Jahren hat sich eine immer stärker werdende Opposition gegen die Theorie Darwins erhoben, während diese Lehre allerdings andrerseits gegenwärtig viel reiner ausgearbeitet und sorgfältiger von fremdartigen Bestandtheilen gesäubert ist, als es zu Lebzeiten Darwins der Fall war. Der im letzten Jahrzehnt erfolgten Entwicklung einer Lehre, die man gewissermaßen als darwinistische Orthodoxie bezeichnen könnte, ist der Umstand zuzuschreiben, daß die Opposition gegen Darwins Lehre immer mehr an Boden gewinnt. Es ist nicht unsre Absicht, in diesen Blättern activ in den Streit um die Zulässigkeit des Darwinismus einzugreifen, jedoch erscheint es uns am Platze, einen größeren Leserkreis über die hauptsächlichsten Punkte zu belehren, die in den unter den Biologen herrschenden Controversen gegenwärtig die erste Rolle spielen. Und unter diesen steht die für die Entscheidung über den Darwinismus äußerst wichtige Frage obenan, ob die Vorgänge, die wir bei der Entwicklung der Thiere und Pflanzen aus dem Ei, beziehungsweise Samenkorn, beobachten, nur das Sichtbarwerden einer schon im Keime bestehenden Mannichfaltigkeit bedeuten, oder ob wir es bei der keimesgeschichtlichen Entstehung der Organe des Thier- und Pflanzenleibes mit Neubildungen zu thun haben.

Nach der Präformationstheorie sind die einzelnen Theile des thierischen und pflanzlichen Leibes, z. B. die Knochen, Muskeln, Nerven, Augen, Ohren, Zähne, Haare und Nägel eines Menschen und die Blätter, Blumenkronen, Staubgefäße und Stempel einer Pflanze schon im Keime präformirt oder vorgebildet, während die Theorie der Epigenesis annimmt, daß von einer derartigen besonderen Vorbildung jedes einzelnen Organs im Keime nicht die Rede sein kann, sondern daß alle Organe von einem mehr oder minder gleichartigen Keimstoffe abstammen und erst im Laufe der keimesgeschichtlichen Entwickelung ihre Verschiedenheiten gewinnen. Der Streit darüber, ob die keimesgeschichtliche Entwickelung auf Präformation oder auf Epigenesis beruht, ist nicht neu. Er hat bereits die Naturforscher früherer Jahrhunderte beschäftigt, und die Mehrzahl unter diesen bekannte sich zu der Präformations- oder, wie sie früher genannt wurde, zu der Evolutionstheorie. Unter den Vertretern dieser Lehre befanden sich viele Männer mit berühmten Namen, z. B. Swammerdam, Malpighi, Leeuwenhoek, Albrecht v. Haller, Bonnet und Spalanzani. Man nennt sie auch Evolutionisten, weil sie glaubten, daß die Hervorbildung des Organismus aus dem Keime nichts weiter sei, als eine Auswickelung oder Evolution. Im Keime sollten die Organe in einer ähnlichen Weise eingewickelt sein, wie es die einzelnen Theile einer Blüthe in der Knospe sind. Durch das Wachsthum der einzelnen im Keime eingewickelten Theile werde dann, so sagte man, die Auswickelung bewirkt. Man ging so weit, zu behaupten, daß der neugeborne Knabe schon mit dem Bart des Mannes auf die Welt käme, und dementsprechend behauptete denn auch der berühmte Physiologe Albrecht v. Haller, daß im Thierkörper kein Theil vor dem andern gebildet, sondern daß alle zugleich erschaffen worden seien. Aus der Präformations- oder Evolutionstheorie mußte sich mit Nothwendigkeit die der Einschachtelung verschiedener Keime in einander entwickeln. Denn wenn jeder Theil des Thier- und Pflanzenkörpers schon im Keime vorgebildet ist, so müssen es natürlich auch die Organe der Fortpflanzung und die in diesen enthaltenen Keime sein. Und so gelangte man zu dem Ergebniß, daß der Schöpfer bei der Erschaffung der ersten Vertreter der verschiedenen Thier- und Pflanzen-

stämme, welche die Erde zu bevölkern bestimmt waren, mit den Stammeltern zugleich sämmtliche Keime aller Wesen erschaffen hätte, die sich dermaleinst ihres Daseins erfreuen sollten. Die Möglichkeit sodann, die gedachte Entwickelung ausschließlich oder doch vorzugsweise von der männlichen oder von der weiblichen Seite des Stammelternpaares herzuleiten, spaltete die Evolutionisten in zwei Parteien, die der Animalculisten und die der Ovulisten, deren langwieriger, das vorige Jahrhundert erfüllender Streit überraschenderweise in unsren Tagen eine versöhnende Lösung finden sollte in der neuen Präformationstheorie, die wir dem berühmten Freiburger Zoologen August Weismann verdanken; indem nämlich Weismann zu zeigen versuchte, daß der Organismus sowohl im Ei als auch in der Samenzelle, die in jene befruchtend eindringt, viele male vorgebildet sei, und zwar so, daß auf beiden Seiten beiderlei Keime, männliche und weibliche, von Haus aus enthalten seien. Es verlohnt sich, einen Einblick in das Lehrgebäude zu nehmen, das Weismann neuerdings errichtet hat. Um jedoch den kunstvollen Bau der Weismann'schen Theorie besser zu würdigen, wird es gut sein, zunächst einen Blick auf die unvollkommeneren Vorläufer dieser Lehre bei anderen Naturforschern zu werfen.

Der Thier- und Pflanzenkörper ist bekanntlich aus Zellen, d. h. aus mikroskopischen Gebilden, aufgebaut, die man mit einigem Rechte als die zu einem körperlichen Ganzen vereinigten Bürger eines Staates bezeichnet hat. Nach der Ansicht vieler neuerer Naturforscher ist der Körper eines Thieres oder einer Pflanze in der That ein Zellenstaat, dessen einzelne Staatsbürger verschiedene Functionen haben und demgemäß ungleich beschaffen sind. In einem Thierkörper unterscheiden sich die Nervenzellen sehr wesentlich von den Muskelzellen. Diese sind ganz anders beschaffen als die Zellen der Knochen, der Haare, der Haut u. s. w. Kurz, die Zellen des Körpers sondern sich in zahlreiche Gruppen, deren Angehörige nach Form und Function verschieden sind. Von der Zellenlehre ging der Versuch Darwins aus, die Thatsachen der Vererbung und keimesgeschichtlichen Entwicklung durch eine Art von Präformationstheorie zu erklären, indem er nämlich annahm, daß die Zellen sich nicht nur, wie es ja von vielen unter ihnen bekannt war, durch Theilung fortpflanzten, sondern daß sie auch kleine unsichtbare Keimchen, die Darwin Gemmulae nannte, abgäben. Die Keimchen sollten sich in den Keimdrüsen des betreffenden Organismus sammeln und hier die Eier, bezw. die Spermatozoen bilden. Darwin nahm also an, daß von den einzelnen Zellen des Körpers nach den Keimdrüsen hin ein Transport der von den Zellen abgegebenen Gemmulae stattfände, und daß auf diese Weise eine Vererbung der Eigenschaften jedes einzelnen Körpertheiles zu Stande käme, weil sich die in den Eiern und Spermatozoen angesammelten Gemmulae bei der Entwicklung des Keims wieder zu Zellen ausbilden und dadurch die Organe des neuen Körpers liefern sollten.

Diese Theorie der Pangenesis, wie Darwin sie nannte, stieß auf zwei Haupteinwände. Man konnte sich erstens nicht vorstellen, auf welche Weise ein Transport der von den einzelnen Zellen des Körpers abgegebenen Gemmulae nach den Organen der Fortpflanzung hin stattfinden könne, und zweitens wußte man nicht anzugeben, wodurch der geordnete Formenaufbau des Organismus zu Stande kommen sollte. Denn die Gemmulae, die den Keimdrüsen von allen Seiten zuströmten, hätten sich doch, warf man ein, in den Keimzellen in bestimmter Weise anzuordnen, um den regelrechten Aufbau des späteren Organismus zu Wege zu bringen. Die erste Hauptschwierigkeit der Darwin'schen Pangenesislehre suchte der holländische Botaniker de Vries, zur Zeit Professor in Amsterdam, dadurch zu vermeiden, daß er annahm, in jeder Zelle des Organismus seien Keimchen von allen möglichen Zellenarten enthalten, und zwar seien diese im Kern der Zelle aufgestapelt. Jede Zelle besitzt ja bekanntlich einen sog. Zellkern, der von dem Zellleib umschlossen wird. Zellleib und Zellkern sind die beiden wesentlichen und niemals fehlenden Bestandtheile der Zelle, und zwar der pflanzlichen sowohl als auch der thierischen. Das Wesentlichste unter diesen beiden Gebilden ist aber nach der Ansicht vieler heutigen Zoologen und Botaniker der Kern. Er soll nämlich der Träger der erblichen Eigenschaften des Organismus sein, und demgemäß nahm de Vries Keimchen aller einzelnen Zellenarten in ihm an, die er nicht Gemmulae, sondern Pangene nannte. Aus einer zunächst indifferenten Zelle des Keimes sollte nun dadurch etwa eine Muskelzelle werden, daß Muskelpangene aus dem Kern in den Zellleib träten und ihm den Charakter des Leibes einer Muskelzelle gäben, während bei der Entstehung einer Nervenzelle Nervenpangene vom Kern in den Zellleib übergehen und dessen Charakter bestimmen sollten. Da ferner im Kern der befruchteten Eizelle sämmtliche Arten von Pangenen enthalten seien und alle Zellen des späteren Körpers, weil ihre Kerne sämmtlich von dem der Eizelle abstammten, jede Art von Pangenen erhalten, diese also auch in die Kerne der Keimzellen gelangen müßten, aus denen sich die Individuen der nächsten Generation entwickeln sollen, würde, so sagte de Vries, die Annahme eines Keimchentransportes, an dem die Darwin'sche Pangenesislehre bei vielen Naturforschern gescheitert war, als unnöthig dargethan. Dagegen läßt de Vries die zweite Hauptschwierigkeit der Darwin'schen Pangenesislehre unbeseitigt, nämlich den Mangel eines Nachweises, auf welche Art das geordnete Werden des Organismus durch eine Anzahl bunt durch einander gewürfelter Keimchen zu Stande kommen kann. Diesem Uebelstand suchte Weismann abzuhelfen.

Weismann stellt sich gleich de Vries und Darwin zunächst auf den Standpunkt, daß der Organismus in der That ein Zellenstaat ist, und auf den ferneren, namentlich im letzten Jahrzehnt zur Geltung gelangten, wenn auch keineswegs unbestrittenen, daß der Kern der Zelle der ausschließliche Träger der erblichen Eigenschaften sei. Ferner vertritt Weismann die Lehre von der „Continuität des Keimplasmas", die zwar schon vor ihm aufgestellt worden war, aber erst durch ihn zu weitgehender Anerkennung gelangte. Die Lehre von der Continuität des Keimplasmas besagt, daß das in den Keimzellen enthaltene formgebende Plasma, d. h. derjenige Stoff der Keimzelle, der als Träger der erblichen Eigenschaften und als eigentlicher Baustoff des Organismus anzusehen ist, direct von einer Generation auf die andere übertragen werde. Aus der befruchteten Eizelle entsteht durch wiederholte Zelltheilungen ein Complex von Zellen, von denen sich die einen zu Zellen dieses, die andern zu Zellen jenes Organes umbilden, während ein Theil der Zellen oder wenigstens das in dem Kern dieser Zellen enthaltene Plasma unverändert bleibt, um in die Keimzellen der nächsten Generation zu gelangen. Demgemäß stammen etwa die Muskel- und Nervenzellen eines Säugethieres nicht, wie es in Darwins Theorie der Fall ist, von den Muskel- und Nervenzellen der Eltern dieses Thieres ab, sondern sie stammen nur aus der Keimzelle her, die ihrerseits durch directe Abstammung mit der Keimzelle, aus welcher sich der elterliche Organismus entwickelt hat, verbunden ist. Nur das in der Keimzelle enthaltene Keimplasma geht unverändert von einer Generation auf die andere über. Dagegen entwickelt sich in jeder Generation aus einem Theil des Keimplasmas das Plasma der verschiedenen Zellen der körperlichen Organe. Man kann das Keimplasma etwa mit einer Epheuranke vergleichen

und das Plasma der körperlichen Zellen mit den Blättern, die sich in gewissen Abständen an dieser Ranke befinden. Alle Blätter stammen von der Ranke ab, aber kein Blatt von dem vorhergehenden. Nur die einzelnen Strecken der Ranke sind durch directe Abstammung mit einander verbunden, nicht aber die einzelnen an der Ranke befindlichen Blätter.

Das Keimplasma besteht bei Weismann aber nicht etwa aus einem ungeordneten Substanzgemenge, das sich continuirlich von Zelle zu Zelle und von Generation zu Generation fortpflanzt, sondern es ist aus Gebilden von geregelter Form zusammengesetzt, die Weismann Ide nennt, und von denen jedes schon für sich allein im Stande sein soll, einen Organismus zu bilden, obwohl zahlreiche Ide im Keimplasma enthalten sein sollen. Wir wollen hier indessen von der Weismann'schen Annahme zahlreicher Ide absehen und den Bau des einzelnen Ids etwas näher ins Auge fassen. Das Id jeder Pflanzen- und Thierart hat nach Weismann eine ganz bestimmte, für diese Art charakteristische Architektonik, d. h. es hat eine feste Form und ist in völlig geregelter Weise aus untergeordneten Gebilden zusammengesetzt; diese nennt Weismann Determinanten. In ähnlicher Weise wie in einem Gebäude die einzelnen Zimmerwände, Thüren, Fenster angeordnet sind, sollen im Id die einzelnen Determinanten nach einem ganz bestimmten Plane vertheilt sein. Und wie sich in einem Gebäude die einzelnen Theile nach der Art des Stoffes, aus welchem sie bestehen, unterscheiden, z. B. die Mauern dadurch von den Fußböden, daß sie aus Stein und nicht wie diese aus Holz sind, so sollen sich auch die Determinanten, die das Id zusammensetzen, nach ihrer stofflichen Beschaffenheit von einander unterscheiden.

Die Determinanten sind nämlich nach Weismann auch ihrerseits wiederum aus kleineren Gebilden zusammengesetzt, die, weil sie die eigentlichen Träger des organischen Lebens sein sollen, in Weismanns Terminologie den Namen Biophoren oder Lebensträger erhalten haben. Den einzelnen Arten von Zellen, die wir im Körper unterscheiden, entsprechen bestimmte Biophoren, so den Muskelzellen Muskelbiophoren, den Nervenzellen Nervenbiophoren. Die Entstehung des Organismus aus dem Id denkt sich nun Weismann so, daß durch die keimgeschichtliche Entwicklung, die ja, wie wir wissen, in einer auf Theilung der Eizelle und ihrer Abkömmlinge beruhenden Vermehrung der Zellen besteht, das in dem Kern der Zelle enthaltene Id in seine Determinanten zerlegt wird. So könnte das Id z. B. durch eine erste Theilung in die beiden Determinantengruppen für eine rechte und eine linke Körperhälfte gespalten werden. Eine zweite Theilung könnte jede dieser beiden Determinantengruppen in einen für den Vorder- und in einen für den Hinterkörper bestimmten Complex trennen, eine dritte die Determinanten des Kopfendes von denen des Schwanzendes sondern. Durch weitergehende Zerlegung der Determinantengruppen in ihre einzelnen Bestandtheile würde es endlich dazu kommen, daß in jeder Zelle nur noch die Biophoren einer einzigen Determinantenart enthalten sind, in den Zellen, die zu Muskelzellen bestimmt sind, nur noch Muskelbiophoren, in den Nervenzellen nur noch Nervenbiophoren, in den Knochenzellen nur noch Knochenbiophoren. Sobald dieses Stadium der Zerlegung des Ides erreicht ist, treten die Biophoren aus dem Kern der Zelle in deren Leib über und determiniren ihn, d. h. drücken ihm vermöge ihrer stofflichen Eigenschaften einen bestimmten Charakter auf. Das Wesentliche dieser Weismann'schen Determinantenlehre ist also erstens die Ausstellung, daß die verschiedenen Zellarten durch ebensoviele verschiedene Determinantenarten, die sich durch die stoffliche Beschaffenheit der sie zusammensetzenden Biophoren von einander unterscheiden, im Keime vorgebildet sind, und zweitens die Annahme einer bestimmten Anordnung der Determinanten im Keime, damit eine derartige Zerlegung des letzteren stattfinden kann, daß am rechten Orte zur rechten Zeit das Richtige entsteht.

Außer dieser Zerlegung der Ide in ihre Bestandtheile muß Weismann aber weiterhin annehmen, daß unversehrte Ide von einer Generation auf die nächstfolgende übertragen werden. Denn das Id wird ja während der keimesgeschichtlichen Entwicklung durch die Zerlegung in seine Determinanten und Biophoren aufgebraucht, wodurch es für die nächste Generation verloren geht. Demgemäß nimmt Weismann an, daß im Anfang der keimgeschichtlichen Entwicklung eine Theilung der Ide stattfindet, und daß sich nur ein Theil der aus dieser Theilung wieder hervorgehenden ganzen Ide in seine Determinanten und Biophoren zerlegt, daß dagegen der andere Theil in die für die nächste Generation bestimmten Keimzellen zu liegen kommt, worin eben die Continuität des Keimplasmas, das ja durch die Ide dargestellt wird, besteht. Stellen wir uns vor, daß aus dem Samenkorn einer Pflanze durch fortgesetzte Theilung wieder dem Mutterkorn gleiche Samenkörner werden und daß sich von diesen immer nur eine Anzahl zu ausgebildeten Pflanzen entwickelt, so gewinnen wir eine Anschauung von der Rolle der Ide. Die Ide pflanzen sich als solche durch Theilung fort, und nur von Zeit zu Zeit wird aus einem Id der fertige Organismus, in welchem die unzerlegten und sich durch Theilung vermehrenden Ide zu liegen kommen.

Mit Hülfe seiner Determinantenlehre sucht Weismann nun die verschiedenen Erscheinungen der organischen Entwicklung, z. B. den bei manchen Thieren und Pflanzen vorkommenden Generationswechsel, den Ersatz verloren gegangener Körpertheile und vieles andere zu erklären, was ihm in den meisten Fällen auch ebenso gut gelungen ist, wie die Erklärung der keimgeschichtlichen Entwicklung überhaupt. Freilich gibt es eine Anzahl von Naturforschern, welche die Zulässigkeit der Weismann'schen Determinantenlehre bestreiten und zum Theil auch der Ansicht sind, daß sie nothwendigerweise die Annahme einer Einschachtelung der Keime verschiedener Generationen in einander nach sich zieht. Wie dem auch sei, eine Abstimmung über die Determinantenlehre würde möglicherweise ergeben, daß sie mehr Freunde als Gegner hat. Die Gegner Weismanns bekennen sich meistens zur Lehre von der Epigenesis, d. h. zu derjenigen Anschauung von der Keimgeschichte, die im Keime keine Determinanten der einzelnen Organe des späteren Körpers annimmt, sondern behauptet, daß diese sich erst im Verlauf der keimesgeschichtlichen Entwicklung allmählich von einander sondern und in ihren charakteristischen Merkmalen ausbilden. Als der berühmteste Vertreter der Epigenesislehre gilt der im vorigen Jahrhundert lebende Arzt Kaspar Friedrich Wolff, der in seiner Doctordissertation die Lehre von der Neubildung sämmtlicher Körpertheile aus einem ungeformten Keimmaterial vertheidigte. Wolffs Anschauungen fanden zunächst wenig Beifall, siegten indessen im Laufe unsres Jahrhunderts über die ältere Präformationstheorie, bis der letzteren durch die Arbeiten Weismanns wieder neues Leben eingehaucht wurde.

Zur Zeit sind auch manche Biologen geneigt, zwischen der Präformationslehre und der Epigenesistheorie auf die eine oder andere Weise zu vermitteln, und so viel darf wenigstens behauptet werden, daß eine Epigenesis in dem Sinne einer Hervorbildung gesonderter Organe aus völlig ungeformtem Keimmaterial wohl kaum bestehen dürfte. Irgend welche Ordnung muß schon im Keimplasma vorhanden sein, sei es auch nur, daß ein Theil der Elemente des letzteren durch Gebilde von bestimmter Form, die sich

später in bestimmter Weise anordnen, dargestellt würde. Manche Vertreter der Epigenesislehre lassen nämlich die Umbildung der indifferenten Zellen, die aus der Theilung der befruchteten Eizelle hervorgehen, zu charakteristischen Organzellen von dem Platze abhängig sein, den sie im Organismus erhalten. Der Charakter einer Zelle ist nach den Anschauungen dieser Theoretiker gewissermaßen eine Function des Ortes. Nun aber muß doch irgend ein Factor da sein, der jeder Zelle ihren Ort im Gesammtorganismus bestimmt. Auf welche Weise dieses aber geschieht, darüber haben sich die Epigenetiker noch nicht einigen können. Uebrigens entbehren sie auch eines Führers, der sich eine ebenso weitgehende Anerkennung zu verschaffen gewußt hätte, wie Weismann unter den Evolutionisten. Das nächste Jahrzehnt wird wahrscheinlich Aufschluß darüber geben, wer in dem Streit über Präformation und Epigenesis den einstweiligen Sieg davonträgt, zumal dieser Streit innig zusammenhängt mit Controversen über etliche andere Hauptfragen der allgemeinen Biologie. Unter diesen ist eine der wichtigsten die Frage nach der Vererbung oder Nichtvererbung erworbener Eigenschaften.

Man kann die Eigenschaften eines Organismus in ererbte und erworbene eintheilen. Ererbte Eigenschaften würden die sein, die der Organismus von seinen Eltern geerbt hat, während wir unter erworbenen Eigenschaften solche zu verstehen hätten, die erst zu den ererbten hinzukommen, und zwar in Folge von bestimmten Einwirkungen der Umgebung auf den thierischen oder pflanzlichen Körper, oder durch vermehrten oder verminderten Gebrauch dieses oder jenes Organs. Stellen wir uns vor, daß an einer bestimmten Stelle eines Säugethierkörpers in Folge von Druck beim Liegen eine Schwiele entsteht, wie das z. B. am Ellbogengelenk mancher Haushunde der Fall zu sein pflegt, so haben wir es mit einer erworbenen Eigenschaft zu thun. Würde sich eine solche Schwiele nun auf die Nachkommen des betreffenden Thieres vererben, ohne daß dazu wiederum ein fortgesetzter zeitweiliger Druck nöthig wäre, so würden wir es mit einem Falle von Vererbung einer erworbenen Eigenschaft zu thun haben. Während nun der erste Hauptvertreter der Abstammungslehre, nämlich der französische Naturforscher Lamarck, der im Jahre 1809 seine „Philosophie zoologique“ herausgab, in welcher zum ersten Male eine eingehende wissenschaftliche Begründung der Abstammungslehre versucht wurde, in ausgiebiger Weise mit der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften arbeitete, und auch Darwin die Möglichkeit einer solchen Vererbung keineswegs bestritt, sind viele der Jünger des letzteren zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Vererbung von erworbenen Eigenschaften nicht möglich, oder wenigstens nicht bewiesen ist. Unter diesen steht Weismann allen übrigen Darwinisten voran. Er ist das Haupt derjenigen Biologenschule, die wir füglich als orthodoxe Darwinisten bezeichnen können, weil sie noch viel darwinistischer sind, als Darwin selbst.

Bei Weismann ist es vor allem die Erwägung, daß die Erklärung der Vererbung erworbener Eigenschaften der Theorie große Schwierigkeiten bereitet, die ihn eine solche Vererbung für unwahrscheinlich, ja beinahe für unmöglich halten läßt. Und es ist ja nicht schwer zu verstehen, daß Weismann nicht geneigt ist, eine Vererbung erworbener Eigenschaften anzunehmen. Denn man sieht in der That nicht ein, auf welche Weise sich die Veränderung irgend eines Körpertheils auf die Determinanten dieses Körpertheils übertragen könnte, die sich in den Iden, aus denen die nächste Generation hervorgehen soll, befinden. Wie soll sich z. B. die Veränderung, die das menschliche Auge bei Eintritt von Kurzsichtigkeit erleidet, auf die Augendeterminanten der in den Kernen der von dem betreffenden Menschen erzeugten Ei- oder Samenzellen enthaltenen Ide übertragen? Hierauf läßt sich in der That keine Antwort finden, wenigstens ist sie bis jetzt nicht gegeben worden. Kein Wunder also, daß derjenige, der auf dem Boden der Weismann'schen Determinantenlehre steht, mit dem Führer der heutigen Präformisten die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften verwirft und ohne sie auszukommen sucht. Weismann hat sich nun bemüht, zu zeigen, daß alle die Berichte, die über gelegentliche Vererbung erworbener Eigenschaften existiren, den Beweis, den sie zu erbringen suchen, schuldig geblieben sind. Unter diesen Berichten nehmen die über Vererbung von Verletzungen die erste Stelle ein.

Durch eine lange Reihe von Auflagen von Haeckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ ist der Bericht über einen Fall hindurchgegangen, der sich auf einem Gute bei Jena zugetragen haben soll. Hier wurde, so berichtet Haeckel, einem Zuchtstier durch eine zufallende Stallthür der Schwanz abgeklemmt, und die von diesem Thier erzeugten Kälber wurden schwanzlos geboren. Da Haeckel seine Gewährsmänner nicht angibt, so habe ich mich bemüht, den Namen des betreffenden Gutes und den Eigenthümer des Stieres festzustellen, um womöglich über die näheren Umstände dieses berühmten Falles Auskunft zu erhalten. Meine Bemühungen waren indessen vergeblich. Ebensowenig wie dieser Fall haben andere den sicheren Beweis für die Vererbung von Verletzungen erbringen können. Den Mutterschafen wird vielfach der Schwanz bis auf einen kurzen Stummel abgeschnitten, und obwohl diese Operation schon seit vielen Generationen ausgeführt wird, so sind die Schwänze der betreffenden Schafracen doch noch nirgends merklich kürzer geworden. Dagegen sollen häufig Hunde mit Stummelschwänzen geboren werden, und zwar gerade bei solchen Racen, in denen die Verstümmelung des Schwanzes schon seit langer Zeit aus Moderücksichten geübt wird, z. B. bei den Pintschern. Allein es sind auch Fälle bekannt, daß Hunde mit unverstümmelten Schwänzen stummelschwänzige Junge erzeugt haben, und man muß deßhalb fragen, ob bei den Pintschern und anderen Hunderacen, bei welchen der Schwanz gewöhnlich verkürzt wird, nicht auch ohne das Schwanzstutzen Junge mit Stummelschwänzen vorkommen würden, und ob nicht das Verstümmeln des Schwanzes deßhalb bei manchen Hunderacen so allgemein üblich geworden ist, weil man ursprünglich solche schon bei der Geburt stummelschwänzige Hunde für besonders schön hielt. Auf alle Fälle haben die Hunde mit Stummelschwänzen nicht vermocht, Weismann und seine Anhänger von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften zu überzeugen. Ebensowenig sind hiezu Katzen im Stande gewesen. Zwar wurden vor einer Reihe von Jahren auf der Naturforscherversammlung in Wiesbaden stummelschwänzige Kätzchen vorgeführt, deren Mutter den Schwanz durch eine Verletzung verloren haben sollte. Allein es stellte sich heraus, daß Niemand den Beweis dafür, daß diese Verletzung wirklich stattgefunden hatte, erbringen konnte, und es ist deßhalb wohl möglich, daß die Stummelschwänzigkeit schon der Katzenmutter angeboren war. Bekanntlich gibt es ja auf der Insel Man eine Race von stummelschwänzigen Katzen, und auch anderswo kommen derartige Thiere vor, Katzenracen, deren Stummelschwänzigkeit nicht eine Folge der Vererbung einer erworbenen Eigenschaft, sondern die Folge irgendwelcher unbekannten Vorgänge ist, die das Keimmaterial der betreffenden Katzenrace betroffen haben.

Da gelegentliche Vorkommnisse, in welchen eine Vererbung von Verletzungen stattgefunden haben sollte, nicht genügten, um die Frage aufzuklären, stellte man zu deren Lösung eigens Experimente an, und zwar an Thieren, die sich schnell fortpflanzen, insbesondere an Mäusen. Weis-

mann hat weißen Mäusen viele Generationen hindurch die Schwänze gestutzt, ohne daß diese sich in einer irgendwie nachweisbaren Weise verkürzt hätten, und andere Untersucher sind nicht glücklicher gewesen. Gegen die Vererbung gewaltsam hervorgebrachter Verstümmelungen hat man u. a. auch die Füße der Chinesen angeführt. Bei den chinesischen Damen werden bekanntlich kleine Füße auf ziemlich gewaltsame Weise durch an den Kindern vorgenommene Operationen hergestellt, was schon viele Generationen hindurch geschehen ist. Aber heute noch werden die Chinesenkinder mit normalen Füßen geboren. Ebenso wenig hat die bei anderen Völkern schon seit uralten Zeiten ausgeübte Sitte der Beschneidung eine erbliche Veränderung von merklicher Größe hervorgerufen.

Indessen hat sich bei einem Thiere, nämlich bei unsrer deutschen Saatkrähe, ein Fall ergeben, bei welchem es sich möglicherweise um die Vererbung einer durch eine lange Reihe von Generationen fortgesetzten Verstümmelung handelt. Die Saatkrähe zeichnet sich dadurch vor den übrigen Krähenarten aus, daß die Umgebung ihrer Schnabelwurzel völlig kahl ist. Man nahm nun an, daß diese Kahlheit eine Folge der Gewohnheit sei, den Schnabel tief in die Erde hineinzustecken, und behauptete zunächst, daß auch diese Verstümmelung nicht erblich geworden wäre, weil die jungen Saatkrähen das Nest mit vollständig befiederten Schnabelwurzeln verließen. Allein es hat sich herausgestellt, daß die jungen Saatkrähen die Federn, welche die Schnabelwurzel umstehen, verlieren, ohne daß ein gewaltsames Abstoßen durch Bohren in der Erde nöthig wäre. Denn das Ausfallen der betreffenden Federn trat auch bei jungen Saatkrähen ein, die aus dem Nest genommen, in der Gefangenschaft aufgezogen und am Abstoßen der Federn der Schnabelwurzeln verhindert wurden. Man hat diesen Umstand zu gunsten der Annahme einer Vererbung von Verstümmelungen angeführt: wir müssen jedoch feststellen, daß das Vorkommniß bei der Saatkrähe nicht geeignet ist, einen stricten Beweis dafür zu liefern. Es beweist nichts weiter, als daß die Kahlheit der Schnabelwurzelumgebung erblich ist. Was aber ihre Ursachen sind, das können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Möglich ist es ja immerhin, daß hier wirklich ein Fall von einer Vererbung einer durch viele Generationen hindurch fortgesetzten Verstümmelung vorliegt.

Die Vertreter der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften sind wohl gegenwärtig der Mehrzahl nach zu der Ansicht gelangt, daß Versuche mit verstümmelten Thieren nicht geeignet sind, den Beweis, den ihre Gegner verlangen, zu erbringen. Indessen wird die Berechtigung, einen directen Beweis für die Vererbung erworbener Eigenschaften zu fordern, von manchen Biologen, die eine solche Vererbung annehmen, bestritten, weil es sich dabei um die Vererbung von Veränderungen handle, die so minimal seien, daß die Differenzen zwischen zwei aufeinanderfolgenden Generationen nicht festgestellt werden könnten. Die Vererbung erworbener Eigenschaften liefere erst in einer langen Reihe von Generationen greifbare Resultate, und es wären allgemeine Gründe, die dazu zwängen, eine solche Vererbung anzunehmen. Wie die Sache heute liegt, so hat weder Weismann zeigen können, daß keine Vererbung von erworbenen Eigenschaften stattfindet, noch haben die Gegner Weismanns den Freiburger Zoologen und seine Anhänger von der Nothwendigkeit der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften überzeugen können. Was die uns beschäftigende Frage aber so wichtig macht, das ist der Umstand, daß die allgemeine Anerkennung oder Verwerfung der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften wahrscheinlich auf Jahrzehnte hinaus die Richtung der biologischen Forschung bestimmen wird. Und bei der Bedeutung, welche die Biologie für sämmtliche Zweige der menschlichen Erkenntniß hat, war es geboten, auch denjenigen Theil der Gebildeten, der nicht unmittelbar an biologischen Untersuchungen betheiligt ist, über den gegenwärtigen Stand der Frage in unparteiischer Weise aufzuklären.

Der slavische Henoch.

N. Wieder eine große Ueberraschung, vor allem für die theologische Welt. — Jedem Leser des Neuen Testaments ist bekannt, daß im zweiten Brief Petri eine Weissagung angeführt wird, von Henoch, dem siebenten nach Adam. Das dort citirte Buch ist den Gelehrten schon lange bekannt, zwar nicht in seiner Ursprache, aber in einer äthiopischen Uebersetzung, deren Herausgabe, Verdeutschung und Erklärung (1851 und 53) eines der Verdienste des vor zwei Jahren verstorbenen August Dillmann ist. Vor wenig Jahren hat sodann U. Bouriant, der Leiter der französischen archäologischen Mission in Kairo, in demselben ägyptischen Grabe in Akhmim (Oberägypten), in welchem er die Aufsehen erregenden Bruchstücke des sogenannten Petrus-Evangeliums und der Petrus-Apokalypse fand, von dem griechischen Texte, welcher der äthiopischen Uebersetzung zu Grunde liegt, längere Stücke entdeckt. Adolphe Lods hat sie in Paris 1892 herausgegeben. Das Jahr darauf hat Theodor Zahn in Erlangen aus einem Citat bei einem lateinischen Kirchenlehrer nachgewiesen, daß es im dritten Jahrhundert auch eine lateinische Uebersetzung des merkwürdigen Buches gegeben haben müsse (Th. Zahn, Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altkirchlichen Literatur. 5. Theil, 1893, S. 158). Kurz zuvor endlich hatte Eugen Kozak in den seither eingegangenen Jahrbüchern für protestantische Theologie (1891, S. 127—158) eine Uebersicht über die pseudepigraphische Literatur zum Alten und Neuen Testament gegeben, von welcher es slavische Uebersetzungen gibt. Er führt darunter auch das Henochbuch auf. — Ein junger englischer Gelehrter, der in Oxford in letzter Zeit eine Revision und Uebersetzung von Dillmanns äthiopischem Henoch herausgab, ist diesem Winke nachgegangen. Die Universität Oxford hat, was wenig deutsche Universitäten haben, einen Lector für das Russische und die anderen slavischen Sprachen; mit dessen Hülfe verschaffte er sich alle nöthigen Hülfsmittel und fand zu seiner freudigen Ueberraschung in diesem angeblich slavischen Henoch durchaus nicht das, was nach Kozaks Mittheilung zu erwarten war, nur eine Uebersetzung des uns längst bekannten Textes — auch das wäre wissenschaftlich interessant gewesen —, sondern, was noch viel werthvoller ist, ein bisher völlig unbekanntes Seitenstück zu dieser Literatur. Durch die vereinten Bemühungen der beiden Gelehrten ist dieser neue Text von der Oxforder Universitätspresse soeben auch dem nicht-slavischen Europa zugänglich gemacht worden.[1])

Südrussisch, bulgarisch und serbisch waren diese Texte zum Theil schon seit 1880 in Moskau und 1884 in Agram gedruckt. Eine kurze Beschreibung der zu Grunde liegenden Handschriften, von denen eine in Belgrad entdeckt wurde, eine andere sich in Wien befindet, gibt die nöthige Auskunft. Diese Beschreibung (S. XII—XIV) wie die Uebersetzung des Textes stammt aus der Feder des russischen Lectors, die ganze übrige Einleitung und Bearbeitung ist das Werk des anderen Herausgebers. In dieser Einleitung weist er nach, daß dieser „slavische Henoch“ in der Hauptsache das Werk eines ägyptischen Juden aus der Zeit Philo's, also der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung sei; von einzelnen Theilen nimmt er an,

---

[1]) The book of the Secrets of Henoch translated from the Slavonic by *W. R. Morfill*, reader in Russian and the other Slavonic Languages, and edited with Introduction, Notes and Indices by *R. H. Charles*, Trinity College, Dublin and Exeter College, Oxford. Oxford at the Clarendon Press 1896.

daß sie ursprünglich hebräisch gewesen und in Palästina entstanden seien. Mit einer ganzen Reihe biblischer und kirchlicher Schriften sucht er Berührungen aufzuzeigen; spätere Forschung wird wohl zeigen, daß er darin zu weit geht. Die sibyllinischen Orakel, Irenäus, Origenes, Clemens, Barnabas, das Neue Testament sollen direct oder indirect durch dies Buch beeinflußt sein. Wie dem sein mag, es liefert jedenfalls die interessantesten Aufschlüsse über die religiösen Anschauungen, die in den jüdischen und ältesten christlichen Kreisen zu Hause waren. Es erzählt ausführlichst, wie der fromme Henoch von zwei Engeln Samuil und Raguil durch die sieben Himmel bis vor Gott geführt wird, beschreibt alles, was er auf diesem Wege sah, z. B. im zweiten Himmel die für das Endgericht aufgesparten Geister, im dritten Himmel das Paradies, ganz wie Paulus sich nach 2 Cor. 12, 3. 4 auch in den dritten Himmel und in das Paradies entrückt wußte. Im siebenten Himmel müssen ihn seine Begleiter verlassen, Gabriel führt ihn vollends zu Gott, zu dessen Linken er sitzen darf und in 30 Tagen und 30 Nächten die Offenbarungen vernimmt, die er in 366 Büchern niederschreibt und seinen Söhnen auf die Erde bringt. Im Anschluß an das biblische Sechstagewerk werden die Wunder der göttlichen Allmacht geschildert; manches, namentlich das Astronomische, ist zum Theil dunkel; z. B. von den sechs Sonnenthoren im Osten, deren jedes $61^1/_4$ Stadien breit ist und von der Sonne eine Zeit lang benutzt wird, das erste 42 Tage, das 2., 4., 5. 35 Tage, das 6. 45 Tage (die Zahl für das dritte Thor fehlt; auch die angegebenen Zahlen scheinen falsch). Die Planeten kommen in der Ordnung: Kronos, Aphrodite, Ares, Sonne, Zeus, Hermes, Mond. Der anthropologische Theil lehrt, daß der Mensch aus 7 Substanzen geschaffen sei: das Fleisch von der Erde, das Blut vom Thau, die Augen von der Sonne, die Knochen von den Steinen, die Gedanken von der Schnelligkeit der Engel und der Wolken, Haar und Adern vom Gras der Erde, der Geist von Gottes Geist und dem Winde. Sieben Sinne werden dem Menschen zugeschrieben, und den vierbuchstabigen Namen Adam bekam er als Mikrokosmos, nach den vier Weltgegenden (*Αδαμ = Ανατολη, δυσις, αρκτος, μεσημβρια*). Letzere Spielerei war aus einer Stelle der Sibyllinen, welche Buresch in neuerer Zeit für interpolirt erklären wollte (3, 24), schon den Kirchenlehrern bekannt (Pseudocyprian de montibus Sina et Sion, Augustin, Beda Venerabilis); ein hebräisch redender Jude hätte in den drei entsprechenden hebräischen Buchstaben des Namens einen Hinweis auf Adam, David, Messias gefunden, als Anfang, Mitte und Ziel der religiösen Entwicklung. Auf weiteres einzugehen muß sich der Berichterstatter versagen. Es sei nur noch erwähnt, daß sich an die Offenbarungen naturgemäß Ermahnungen zu frommem Leben anschließen, als praktischer Theil an den lehrhaften, wie in der Briefliteratur des Neuen Testaments. Diese Ermahnungen sind zum Theil von großer Schönheit, ethische Vorschriften, die namentlich an Sirach, aber auch an die Bergpredigt erinnern. In Capitel 49 z. B. haben wir die Forderung, nicht zu schwören, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch bei irgend einer Creatur, sondern mit einem einzigen Wort ja ja, nein nein zu schwören. Capitel 49 stehen 9 Seligpreisungen hinter einander, ganz wie in der Bergpredigt: „Ich sage euch, meine Kinder: Selig ist, der den Namen des Herrn fürchtet und ihm beständig dient u. s. w. Selig ist, der ein gerechtes Gericht richtet ... Selig ist, der den Nackten kleidet mit einem Gewand und gibt sein Brod dem Hungrigen. Selig ist, der Wittwen und Waisen recht richtet und für die Unterdrückten eintritt." Anderswo (6. 52) wechseln die positiven und negativen Anweisungen mit einander ab, indem auf je ein „Selig ist" ein „Verflucht ist" folgt, ähnlich wie in der lukanischen Fassung der Bergpredigt. Eigenthümlich ist die Mahnung, nicht zu sagen: Unser Vater steht bei Gott und bittet für unsre Sünde — also eine Warnung vor dem Vertrauen auf die Fürbitte der Verstorbenen. Ganz besonders wird Humanität gegen die Armen und gegen die Thiere eingeschärft; wie es scheint (59, 4), auch richtiges Schächten, kein Thier ohne Wunde zu tödten.

Es wird Sache weiterer, auch deutscher, Forschung sein, zu bestimmen, ob uns durch diesen Fund ein Stück ältester religiöser Literatur unverändert zugänglich wurde, oder ob dasselbe auf seinem Weg durch die Jahrhunderte Veränderungen erlitten hat, auch den Beziehungen nachzugehen, die es mit der übrigen jüdisch-christlichen, aber auch persischen und mohammedanischen religiösen Literatur verbinden. Vieles hat der Herausgeber schon gethan; anderes ist ihm entgangen. Die zwei Engel Ariukh und Pariukh z. B., oder Oriokh und Mariokh, wie sie nach der anderen Recension lauten, sind fraglos die aus dem Koran (Sure 2, 96) bekannten Harut und Marut, in welchen Paul de Lagarde schon in seiner Erstlingsschrift (in den Horae Aramaicae von 1847) das persische Khordad und Mordad, das zendische Haurvatat und Ameretat erkennen lehrte. Unter den mancherlei Funden der jüngsten Zeit ist der vorliegende nicht der geringste.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. **Deutsch-Südwestafrika.** Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's. Schilderungen von Land und Leuten. Von F. J. v. **Bülow**, Premierlieutenant a. D. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und zwei Karten. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn. VIII und 365 SS. Preis 6 M. — Nachdem vor etwa fünf Jahren Schinz sein umfassendes Buch über unsre südwestafrikanische Colonie veröffentlicht hat, das indessen seines hohen Preises wegen einem größeren Leserkreise leider ziemlich unbekannt bleiben mußte, ist in der Form selbständiger ausführlicher Reiseberichte bis auf die neueste Zeit, da v. François und v. Bülow ihre Beobachtungen herausgegeben, nichts mehr über Deutsch-Südwestafrika geschrieben worden. Freilich enthalten unsre colonialen und geographischen Zeitschriften schon seit langem viel werthvolles Material an schönen Karten und Aufsätzen aller Art; nicht jeder aber sucht und findet hier Belehrungen über unsre Colonien, und deßhalb ist das deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika weiteren Kreisen im allgemeinen unbekannter geblieben als irgend ein anderes. Und diese Unkenntniß der dortigen Verhältnisse beherrscht selbst Leute, die als Actionäre ihre Mittel für Siedlungsversuche hergaben. Wie viele kühne Hoffnungen und Versuche haben dort schon ein zum Theil recht tragikomisches Ende gefunden! Und nicht nur in Folge jener Unkenntniß. Die wäre noch unschädlich geblieben, wenn es nicht auch an Männern gefehlt hätte, die ein objectives und richtiges Urtheil über das Land besessen und die Besiedlungs- und Colonisationsbestrebungen in die rechten Wege hätten leiten können. Andrerseits aber waren auch die Mittel, die zur Verfügung standen, von fabelhafter Bescheidenheit. Sie waren so gering, daß es fast schien, als hätten sie die betreffenden Herren nur sozusagen à fonds perdu und honoris causa hergegeben, um die immer wieder und oft mit recht spöttischen Bemerkungen geforderte Capitalanlage für die Colonien zu leisten. Daß aber die Höhe der so flüssig gemachten Summen von weiser Vorsicht stark beschränkt war, daraus sollte man den Mitgliedern jener Gesellschaften keinen Vorwurf machen: denn die politischen Verhältnisse des Landes waren lange Jahre hindurch äußerst unsicher; die Schutztruppe, die diesen Namen bis auf die letzte Zeit hin kaum verdiente, war ihrer Schwäche wegen nicht im Stande, die lenksame Hererobevölkerung vor den Raubzügen der Hottentotten Hendrik Witbooi's zu schützen, geschweige denn die europäischen Ansiedler. Man lese nur einmal in dem Bülow'schen Buche nach, wie sogar die Eingeborenen über diese „imposante" Macht dachten, die das Deutsche Reich dort „entfaltete". Es mangelte auch ihnen das Vertrauen. Bekanntlich hat sich das alles nunmehr zum Besseren gewendet, nachdem durch die Vermehrung der Schutztruppe einerseits Witbooi zum Frieden gezwungen, andererseits auch den Eingeborenen ein Begriff von der Macht der Deutschen gegeben und ihr Vertrauen und ihre Willfährigkeit gestärkt werden konnte. Das vorliegende

Werk behandelt diese Verhältnisse und Wandlungen in zusammenfassender Weise. Daß dabei der Verfasser nicht nur scharf urtheilt, sondern auch recht scharf verurtheilt, möge man dem traurigen Eindruck zu gute halten, den er drei Jahre hindurch dort erhalten und schließlich, als er sein Augenlicht verlor, auch in die Heimath mitnehmen mußte. Aber auch ihm erscheint die Zukunft der Colonie jetzt in einem freundlichen Lichte, und er beschäftigt sich mit der Frage, wie ihr durch europäische Besiedlung am besten zu helfen sei. Wir können hierauf leider nicht eingehen, nur soviel sei bemerkt, daß Hr. v. Bülow wenig oder nichts vom Acker- und Gartenbau, alles dagegen von der Viehzucht erwartet. Im Anschluß daran entwickelt er seine Ansicht darüber, wie der europäische Viehzüchter sich dort eine Existenz zu schaffen hätte. — In allgemein geographischer Beziehung darf man das anspruchslose Werkchen getrost als einen dankenswerthen Beitrag zu unsrer, wie schon angedeutet, recht spärlichen Reiseliteratur über diesen Theil Afrika's bezeichnen. Der Verfasser war drei Jahre im Lande und hat es die Kreuz und Quer im Ochsenwagen und zu Pferde durchmessen; er ist in der Lage, aus einer reichen Fülle von Erlebnissen und Beobachtungen zu schöpfen. Bisher fast in ihrer ganzen Ausdehnung unbegangene Pfade zieht Hr. v. Bülow auf einer Reise von der Walfischbai südostwärts in weitem Bogen nach dem Regierungssitz Windhoek; nur der brittische Reisende Alexander ist, von Süden kommend, im Jahre 1836 bis in diese Landstriche gelangt. Die Beobachtungen jenes Reisenden werden für außerordentlich zuverlässig befunden. Den Naturcharakter des öden Küstenlandes wie des westlichen Innern versteht der Verfasser anschaulich zu schildern. Auch die Stimmungsbildchen von dem Leben im „Raubneste" Tsaobis, auch im „schutztruppenstarrenden" Windhoek — allwo außer einer Cantine gar eine Kegelbahn — und auf den zahlreichen freundlichen Missionsstationen sind geeignet, den Leser zu fesseln und das Interesse für das Land zu fördern. Die Darstellung des langen Kampfes gegen den äußerst energischen Witbooi und seine tapferen und verschlagenen Hottentotten endlich zeichnet sich durch frische Lebendigkeit aus. Einige einfache Abbildungen, die in einer Wiedergabe durch den alten, guten Holzschnitt freilich z. Th. gewonnen hätten, und des Verfassers Bildniß schmücken das Buch. Die Uebersichtskarte (in 1:2 Mill. und ohne Gradnetz) dagegen vermag nur sehr mäßigen Ansprüchen und der ungefähren Orientirung zu genügen; sie enthält übrigens nicht einmal alle Routen v. Bülows. Eine zweite Kartenskizze veranschaulicht den Schauplatz der Kämpfe in der Naukluft, wo Aug./Sept. 1894 Witbooi von Major Leutwein zur Unterwerfung gezwungen wurde.

β Codex diplomaticus Salemitanus. Urkundenbuch der Cisterzienerabtei Salem, herausgegeben von Dr. Friedrich v. Weech, großh. bad. Kammerherrn und Director des General-Landesarchives. 3 Bände, Karlsruhe, G. Braun, 1883—95. — Vor wenigen Wochen ist das Urkundenbuch, dessen Titel vorsteht, vollendet und damit den süddeutschen Geschichtsfreunden, Genealogen, Rechtshistorikern, Heraldikern und Topographen eine Quelle ersten Ranges vollständig erschlossen worden. Bekanntlich hat der Cisterzienserorden seinen Klöstern die Hut ihrer Urkunden von seiner Stiftung an zur Pflicht gemacht und dieser Pflicht ist gerade das bedeutendste Kloster dieses Ordens in Süddeutschland, die reichsunmittelbare Abtei Salem im badischen Bodenseelande, jederzeit eifrig nachgekommen. Da zudem das Salemer Archiv nie durch Feuer oder Feindeshand Schaden gelitten hat, so zeichnet es sich durch besonderen Reichthum aus. Was aber von den Salemer Urkunden in Folge von Veräußerung von Gütern diesem Archive an Originalien verloren ging, ersetzen die vortrefflichen, zu Anfang des 13. Jahrhunderts begonnenen und noch im 14. Jahrhundert sorgfältig fortgesetzten Copialbücher. So war es denn dem unermüdlichen, verdienten Herausgeber des Codex dipl. Salem. möglich, in seinen drei Bänden nicht weniger denn 2224 Salemer Urkunden von 1134—1498 mitzutheilen! Diese Fülle hat ihn genöthigt, schon im zweiten Bande sehr viele Urkunden nur noch in Regesten mitzutheilen und im dritten nicht weniger denn 773 in Auszügen gruppenweise zusammenzustellen; was immer aber nach irgend einer Seite hin höhern Werth hat, so namentlich sämmtliche deutsch geschriebene Urkunden des 13. Jahrhunderts, ist wörtlich mitgetheilt. Jeder Band hat sorgfältig bearbeitete Namenregister, mit denen auch die Erklärungen der in den Salemer Urkunden genannten Orte verbunden sind; den beiden ersten sind zudem Verzeichnisse ungewöhnlicherer Wörter (eine sehr dankenswerthe Beisteuer zu dem doch einmal erstehenden Glossar der mittelalterlichen deutschen und lateinischen Urkundensprache) und der Eingänge der Urkunden beigegeben. Nicht weniger Lob verdient die überaus genaue Beschreibung der nach Tausenden zählenden, an den Urkunden Salems hängenden Siegel, die meist in Maltha hergestellt und, von den Klosterarchivaren sorgfältig gepflegt, in ihrer Mehrzahl ungewöhnlich gut erhalten sind, ja sehr häufig wie soeben erst geschaffen sich vorstellen. In trefflichen in der Kunstanstalt von Baeckmann in Karlsruhe angefertigten Lichtdrucken sind außerdem auf 40 Tafeln nicht weniger denn 305 Siegel von weltlichen und geistlichen Größen, von Bürgern und Bauern, von Klosterconventen, Städten und Corporationen abgebildet. Welchen Werth diese getreuen, in der Größe der Originale wiedergegebenen Siegelabbildungen für die Geschichte der Heraldik und der Kleinkunst des Mittelalters haben, bedarf wohl keiner langen Erörterung. Mögen namentlich auch Kunstfreunde diese herrlichen Siegel ihrer Aufmerksamkeit würdigen! Viel Mühe und Arbeit hat dieses umfangreiche Werk seinem Herausgeber verursacht, sei ihm das Bewußtsein, damit der Wissenschaft wahrhaft gedient zu haben, der schönste Lohn! Daß dieses hervorragende Urkundenbuch und zwar in einer seinem Inhalte entsprechenden vornehmen Gestalt erscheinen konnte, ist der Munificenz des verewigten Markgrafen Maximilian von Baden und Sr. k. Hoh. des Großherzogs Friedrich von Baden, des erhabenen Förderers der Kunst und Wissenschaft, und der Beihülfe der so thätigen badischen historischen Commission zu danken.

* **Bamberg.** Die namentlich in ihrem handschriftlichen Material bedeutende Norica-Sammlung der hiesigen k. Bibliothek hat durch ein Geschenk des Frhrn. Emil Marschalk v. Ostheim eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren: es wurden ihr 133 Handschriftenbände einverleibt, welche die Geschichte der freien Reichsstadt Nürnberg behandeln; sie stammen sämmtlich aus dem Besitze der Familie des bekannten Kartenstechers und Geographen Joh. Baptist Homann (gest. 1. Juli 1724 zu Nürnberg).

* **Mainz.** Hier starb im Alter von 67 Jahren Dr. Paul Reis, Verfasser eines tüchtigen und weitverbreiteten Lehrbuches der Physik (nicht zu verwechseln mit dem 1874 gestorbenen Philipp Reis, dem deutschen Erfinder des Telephons).

* **Berlin.** An Stelle des Privatdocenten Dr. Jastrow, der aus der Redaction der „Jahresberichte für Geschichtswissenschaft" ausgeschieden ist, hat Archivrath Dr. Berner, Archivar am k. Hausarchiv in Berlin, die Redaction dieser Zeitschrift übernommen. — An der Technischen Hochschule hat sich Dr. Wilhelm Müller für das Fach der Mineralogie und Geologie als Privatdocent niedergelassen und für das Winterhalbjahr die Vertretung des zur Zeit beurlaubten Professor Hirschwald übernommen.

* **Wien.** Die Enquete über die Reform der medicinischen Studien- und Prüfungsordnung ist vom Unterrichtsminister Dr. Frhrn. v. Gautsch geschlossen worden. Wie bestimmt verlautet, hat sie zu dem Vorschlage geführt, daß die medicinischen Studien um ein sechstes Jahr verlängert werden. — Der Vorstand des Instituts für Anatomie und Physiologie des Centralnervensystems an der medicinischen Facultät der Universität, Prof. Dr. Heinrich Obersteiner, hat sein 25jähriges Doctorjubiläum gefeiert.

* **Zürich.** Dr. Louis P. Betz hat sich an der Universität für französische und vergleichende Literaturgeschichte habilitirt.

* **Moskau.** Der 12. Internationale medicinische Congreß wird hier vom 19.—26. August (n. St.) 1897 unter dem Protectorat des Großfürsten Serge Alexandrowitsch stattfinden. Das vorbereitende Comité besteht aus den Professoren: J. F. Klein (Präsident), A. J. Kojewnikow (Vicepräsident), F. F. Erismann (Generalsecretär), N. F. Filatow (Schatzmeister) u. a.

* **Athen.** Am 11. Dec. wurden die Wintersitzungen des Deutschen Archäologischen Instituts eröffnet. Der erste Secretär, Hr. Dörpfeld, gab eine Uebersicht der Institutsthätigkeit im letzten Jahre, worauf Hr. Schrader einen Vortrag über die Giebelgruppe der Gigantomachie am alten Tempel auf der Akropolis hielt. Die Reste der Gruppe sind kürzlich im Akropolis-Museum zur Ausstellung gelangt. Seit Studniczka die ersten Spuren dieser statuarischen Composition entdeckte, haben die Ausgrabungen zahlreiche neue Bruchstücke ans Licht gebracht, mit deren Hülfe mehrere Figuren ziemlich vollständig sich haben wieder zusammensetzen lassen, vor allem die der Athena mit ihrem Gegner und zweier vornüberstürzender Giganten, während von zwei anderen kämpfenden Göttern nur geringere Reste vorhanden sind. Der Vortragende versuchte das Gesammtbild der Composition zu ermitteln

und charakterisirte die Giebelgruppe als das entwickeltste Werk der altattischen Werkstatt aus den letzten Jahrzehnten des sechsten Jahrhunderts vor Christo. Hieran schloß sich ein Vortrag des Herrn Dörpfeld über den Markt von Alt-Athen. Mit Benutzung der Ergebnisse seiner eigenen Ausgrabungen suchte er den Nachweis zu führen, daß der älteste Markt zwischen Akropolis und Pnyx gelegen habe, von da aus schon früh nach Norden erweitert sei, so daß er dann seinen Schwerpunkt nördlich vom Westende des Areopags gehabt habe, woran sich endlich Erweiterungen in hellenistischer und römischer Zeit ostwärts bis gegen den Nordabhang der Akropolis hin geschlossen hätten. Hiebei wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß ein ansehnliches altgriechisches Gebäude, das jetzt eben bei den Ausgrabungen zwischen dem alten Dionysosheiligthum und dem Amyneion ans Licht trete, das Prytaneion sein möge, und es wurde mitgetheilt, daß mit Mitteln, welche dafür von Alterthumsfreunden zur Verfügung gestellt seien, der Ankauf zweier Grundstücke am östlichen Fuß des sogenannten Theseion-Hügels bewirkt sei, um auch dort mit der Ausgrabung einzusetzen, in der Hoffnung, weitere Anhaltspunkte für die vorher erwähnte Ansetzung des Stadtmarktes zu finden. Uebrigens sind schon Anfang November die Ausgrabungen im Westen der Akropolis wieder aufgenommen worden, welche, aus der Initiative des Hrn. Dörpfeld hervorgegangen, unter seiner Leitung vom Institut mit Mitteln ausgeführt werden, die durch eine Bewilligung des Reichskanzlers und durch Privatbeiträge von Förderern deutscher Forschung auf griechischem Boden dargeboten sind. Die ausführlichen Berichte darüber erscheinen in den „Mittheilungen" des athenischen Instituts.

* **Kairo.** Die ägyptische Regierung ist im Begriff, ein Gesetz auszuarbeiten, wonach in Zukunft allen Aegyptern ohne besondere Erlaubniß verboten wird, Ausgrabungen zu veranstalten, da die Alterthümer, die von Unkundigen zu Tage gefördert werden, in der Regel beschädigt, wenn nicht gar ganz werthlos gemacht werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 23. December folgende Schriften eingegangen:

Carl Gareis: Die Literatur des Privat- und Handelsrechts 1884—1894. Leipzig, J. C. Hinrichs 1896. — Eugen Schiffer: Der neueste Entwurf zur Reform des Strafverfahrens. Kattowitz, Gebr. Böhm 1896. — Dr. Gottfried Zöpfl: Mitteiländische Verkehrsprojecte; Reden und Aufsätze. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1895. — *Annali di Statistica* Stat. industriale Fasc. LVIII. Roma, G. Bertero 1895. — G. Freytag: Neue Verkehrskarte von Oesterreich-Ungarn und der Balkanhalbinsel. Wien, G. Freytag u. Brandt 1896. — Dr. Georg Grupp: Oettingische Regesten. 1. Heft. 1140—1279. Nördlingen, Th. Reischle 1896. — Alfred Börckel: Hessens Fürstenfrauen. Mit Portraits. Gießen, Emil Roth. — Robert Falke: Buddha, Mohammed, Christus; ein Vergleich. I. Theil. Gütersloh, C. Bertelsmann 1896. — Louis P. Betz: Pierre Bayle und die Nouvelles de la république des lettres. Zürich, Albert Müller 1896. — E. Schultz: Leitfaden der Planimetrie für Werkmeisterschulen und gewerbliche Fortbildungsschulen. II. Theil. Essen, G. D. Bädeker 1896. — Dr. Karl Oppel: Das Buch der Eltern; praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder. 4. Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1896. — Margarethe Marie v. Oertzen: Jugendwege; neue Novellen. Minden, J. C. C. Bruns.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Brennende Fragen der Entwicklungslehre.

Von Wilhelm Haacke.

II.

Die Frage, ob die Präformationstheorie oder die Epigenesislehre das Richtige getroffen habe, sowie die, welche die Vererbung erworbener Eigenschaften betrifft, läßt sich nicht trennen von einer weiteren die Biologen gegenwärtig lebhaft beschäftigenden Frage, nämlich davon, ob die einzelnen Vorgänge, die im lebenden und sich entwickelnden Organismus stattfinden, correlativ sind oder einen Complex von Mosaikarbeit darstellen. Unter Correlation der Körpertheile verstehen wir eine sogleich zu charakterisirende Abhängigkeit eines Organs von einem oder mehreren anderen Theilen desselben Körpers. Diese Abhängigkeit würde, falls sie besteht, dadurch gekennzeichnet sein, daß ein seiner Form nach veränderter Körpertheil auf andere Organe formverändernd einwirkt. Ob aber eine solche Abhängigkeit wirklich stattfindet oder nicht, ist ein Frage, über die sich die Biologen noch nicht geeinigt haben. Auf der einen Seite stehen Forscher, die eine die Formen betreffende Abhängigkeit der einzelnen Organe von einander annehmen, und am weitesten unter diesen gehen die, welche behaupten, daß keine Veränderung eines auch noch so kleinen Körpertheiles, z. B. einer einzigen Zelle, stattfinden kann, ohne daß sich alle übrigen Zellen des Organismus gleichfalls verändern. Andere sind zurückhaltender, nehmen aber doch eine weitgehende Abhängigkeit der einzelnen Körpertheile von einander an. Dagegen behaupten viele, daß sich im Organismus Mosaikarbeit vollzieht, d. h. daß die einzelnen Organe ein unabhängiges Dasein führen, unabhängig wenigstens insofern, als sich ein Organ verändern kann, ohne daß eine Veränderung der übrigen Körpertheile eintritt.

Die Frage, ob correlative Veränderungen stattfinden, oder ob die Lebens- und Entwicklungsvorgänge im Organismus auf Mosaikarbeit beruhen, ist deßhalb nicht leicht zu lösen, weil sich vielleicht ebensoviele Thatsachen zu gunsten der Annahme correlativen Geschehens wie zur Behauptung des Bestehens von Mosaikarbeit anführen lassen. Die Thatsachen, die dabei in Betracht kommen, sind, auch abgesehen von ihrer theoretischen Bedeutung so interessant, daß wir ihnen eine kurze Betrachtung widmen dürfen. Falls die Entwicklungsvorgänge im Organismus correlative sind, müssen sich z. B. die beiden Hälften eines zweiseitig-symmetrischen oder spiegelgleichen Körpers, wie es z. B. der des Menschen ist, in Abhängigkeit von einander verändern. Fälle, die hiefür zu sprechen scheinen, sind in großer Anzahl bekannt. So sind Menschen mit sechsfingrigen Händen keine Seltenheit. Sie scheinen insofern correlatives Geschehen darzuthun, als die Sechsfingrigkeit sich gewöhnlich auf beide Hände erstreckt. Es kommt auch nicht selten vor, daß außerdem auch noch beide Füße je sechs Zehen haben. Man könnte demnach behaupten, daß die linke Hand mit der rechten in Correlation stehe, ebenso der linke Fuß mit dem rechten und die Hände mit den Füßen. Indessen können die Hände sechsfingrig sein und die Füße fünfzehig und auch fünffingrige Hände sind bei sechszehigen Füßen möglich. Seltener kommt es schon vor, daß nur eine Hand sechsfingrig oder nur ein Fuß sechszehig ist. Immerhin zeigt es sich also, daß eine etwaige Correlation auch solche Vorkommnisse gestattet. Einen anderen Fall, der für gegenseitige Abhängigkeit in dem Verhalten der beiden Hände zu einander angeführt werden könnte, habe ich selbst einmal beobachtet. Er betraf einen Mann, bei dem Gold- und Mittelfinger an beiden Händen mit einander verwachsen waren. Ihm schließt sich ein weiteres von mir beobachtetes Vorkommniß an, das ein kleines Mädchen mit nur zwei Gliedern an dem Zeigefinger jeder Hand betraf. Eine zweite Art von muthmaßlicher Correlation lernen wir bei den Albinos oder Kakerlaken kennen, z. B. bei den weißen Mäusen und Kaninchen, die, wie allbekannt, rothe Augen haben. Hier hängt die Farbe der Augen mit der der Haut zusammen. Eine noch weiter gehende Correlation scheint bei den weißen Katzen mit blauen Augen zu bestehen, denn diese sind regelmäßig taub.

Gegen alle diese Fälle von muthmaßlicher Correlation läßt sich aber ein Einwand erheben. Man kann nämlich sagen, daß z. B. Sechsfingrigkeit an beiden Händen dadurch bedingt würde, daß der Keim des betreffenden Menschen von einem Einfluß getroffen wird, dessen Wirkung sich an jeder der beiden sich entwickelnden Hände in gleicher Weise äußert, so daß jede sechsfingrig werden muß, ohne daß ein Abhängigkeitsverhältniß zu der andern bestände. In Bezug auf die Albinos könnte man sagen, daß irgend eine Ursache vorhanden sein kann, die Farbstoffmangel sowohl in der Haut als auch in den Augen — denn darauf beruht ja der Albinismus — also gleichzeitig weiße Hautfärbung und Rothäugigkeit bewirkt, ohne daß eine Correlation zwischen Augen- und Hautfärbung bestände. In diesem Falle würde ein Einfluß den Keim in der Weise treffen, daß er gleichmäßig auf Haut- und Augenfärbung einwirkt, ohne daß aber Haut und Augen etwas mit einander zu thun hätten. Für die Taubheit der weißen Katzen mit blaugen Augen würde Aehnliches gelten. Eine gemeinsame Ursache könnte hier sowohl die Haut- und Augenfärbung als auch das Taubsein bewirken. Die angeführten Fälle sind also für das Vorhandensein einer wirklichen Correlation, d. h. einer directen Abhängigkeit der einzelnen Körpertheile von einander, nicht beweisend. Sie zeigen nur, daß die Gesammtanlage von irgend welchen Veränderungen betroffen werden kann, die sich in dem einen Körpertheile auf diese, in dem andern auf jene, bei gleichwerthigen Organen aber auf gleiche Weise äußern.

Mehr zu gunsten der Correlation der Organe als die aufgeführten Vorkommnisse sprechen die Fälle von Wiedererzeugung verloren gegangener Körpertheile. Bei manchen

Eidechsenarten bricht der Schwanz leicht ab. Es findet bei diesen Thieren aber nicht bloß eine Vernarbung der Wunde statt, sondern ein neuer Schwanz wächst aus der Narbe heraus. Man könnte also sagen, daß die einzelnen Theile des Eidechsenkörpers so von einander abhängen, daß eine schwanzlose Eidechse nicht möglich ist. Durch den Schwanzverlust würde eine derartige Reizung des übrigen Körpers herbeigeführt, daß dieser nothwendigerweise darauf reagiren und einen neuen Schwanz produciren müßte. Aehnliches würde sich für die anderen Fälle von Regeneration verloren gegangener Körpertheile behaupten lassen. Einen Süßwasserpolypen können wir in zahlreiche Stücke schneiden und aus jedem wird wieder ein vollständiger Polyp. Wassersalamander erhalten verloren gegangene Beine und sogar Augen wieder. Stecklinge von Weiden und anderen Pflanzen bewurzeln sich. Abgebrochene Arme etlicher Seesternarten erzeugen die Mittelscheibe des Seesterns und die übrigen Arme. Und so ließe sich noch eine große Anzahl von Regenerationsfällen aufführen. Alle könnten dafür sprechen, daß eine Abhängigkeit der einzelnen Körpertheile von einander stattfindet. Indessen sind nicht alle Thiere regenerationsfähig. Beim Menschen und bei höheren Thieren überhaupt kommen verloren gegangene Gliedmaßen nicht wieder zum Vorschein, eine Thatsache, welche die Beweiskraft der Fälle, wo Regeneration stattfindet, in erheblichem Maße abschwächt. Immerhin spricht nichts dagegen, daß wir es bei der Regeneration verloren gegangener Körpertheile wirklich mit einem correlativen Verhalten zu thun haben.

Correlation wird im höchsten Grade wahrscheinlich, wenn wir gewisse Doppelmißbildungen ins Auge fassen. Ich habe im Sommer 1895 eine Anzahl von Exemplaren der weißen Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum) gesammelt, bei denen eine Verdoppelung des Blüthenköpfchens stattgefunden hatte. Während nun etliche meiner Stücke zwei Blüthenköpfchen neben einander zeigen, sind diese bei anderen Exemplaren so miteinander verschmolzen, daß sich hier ein einziges gebildet hat. Die gelbe Scheibe eines solchen Blüthenköpfchens hat eine lang-elliptische Form und wird von einem eben solchen Kranze weißer Strahlblüthen umgeben. Das Köpfchen ist also nicht etwa aus zwei Stücken, von denen jedes seine Individualität bewahrt hat, zusammengesetzt, sondern wir haben es hier mit einem durchaus einheitlichen Gebilde zu thun, das durch correlatives Zusammenwirken zweier ursprünglich getrennter Individuen entstanden ist. Ebenso habe ich in den beiden letzten Jahren eine Anzahl von Glockenblumenblüthen beobachtet, bei denen eine ähnliche Verschmelzung eingetreten war. Die Blumenkrone der Glockenblumen (Campanula) ist fünfzählig. Es kommen aber oft so weitgehende Verschmelzungen benachbarter Blumenkronen vor, daß die Anzahl der Blumenkronenzipfel nahezu die Zahl von 20 erreichen kann. Daß wir es hier wirklich mit Verschmelzungen von Blüthen, die normaler Weise getrennt sind, zu thun haben, geht aus solchen Fällen hervor, wo die Verschmelzung eine unvollkommene ist. So z. B. zeigen zwei getrennte Griffel in einer Blüthe, deren Kronenzipfelzahl vermehrt ist, noch deutlich, daß es sich um Verwachsung ursprünglich getrennter Körpertheile handelt. In den meisten Fällen ist aber die Verschmelzung der Blüthen eine so weitgehende, daß dadurch wieder eine einheitliche Blüthe gebildet worden ist, was nicht der Fall sein könnte, wenn nicht die miteinander verschmolzenen Blüthen durch gegenseitige Beeinflussung ihre individuellen Wachsthumsrichtungen zu gunsten der Hervorbringung eines einzigen Individuums geändert hätten. Daß letzteres wirklich geschehen ist, geht auch daraus hervor, daß sich in Blüthen, die eigentlich viel größer sein müßten als normale, die Breite der Zipfel in demselben Maße vermindert hat, wie die Anzahl der einzelnen Zipfel vermehrt ist. Es zeigt sich also hier ganz deutlich eine Abhängigkeit der Größe der einzelnen Theile von ihrer Anzahl, und diese spricht für eine Correlation der Theile. Es hat hier eine Regulation stattgefunden, d. h. die einzelnen Theile ursprünglich getrennter Individuen haben sich durch entsprechende Veränderungen wieder zu einem harmonischen Ganzen geordnet.

Aehnliche Vorgänge sind neuerdings vielfach an Keimen von Thieren beobachtet worden. Die Entwickelung des Thieres aus der Eizelle beruht ja zu einem wesentlichen Theile darauf, daß die Eizelle sich in zwei Zellen theilt, daß auch ihre beiden Abkömmlinge einer Theilung unterworfen sind und sämmtliche Nachkommen von diesen aus Zelltheilungen hervorgehen. Es lassen sich nun bei einigen Thierarten mit den erst aus wenigen Zellen bestehenden Keimen Operationen vornehmen, wodurch ein Theil der aus der Theilung der Eizelle hervorgehenden Zellen zerstört oder entfernt wird. Man sollte nun meinen, daß aus einem Keime, mit dem man eine derartige Operation vorgenommen hat, kein vollständiges Thier mehr werden könnte. In manchen Fällen geschieht letzteres aber doch, z. B. bei dem niedrigsten Wirbelthiere, bei dem Lanzettfischchen oder Amphioxus. Hier kann aus jeder der vier ersten Zellen, in welche das befruchtete Ei während der Keimentwicklung zerfällt, noch ein vollständiger Keim werden, der sich von einem normalen Amphioxusembryo nur durch seine Größe unterscheidet. Diese Thatsache spricht für Correlation, und zwar deßhalb, weil in Keimen mit künstlich verminderter Zellenzahl aus einer Zelle oder aus einem Complex von Zellen, woraus normalerweise nur ein Theil eines Organismus geworden wäre, ein vollständiger Organismus wird: die Zellen wirken nach wie vor zur Bildung eines Ganzen zusammen, was nicht geschehen könnte, wenn sie sich nicht gegenseitig formverändernd beeinflußten.

Indessen gibt es andere Thatsachen, die dagegen zu sprechen scheinen, daß eine formbeeinflussende Abhängigkeit der einzelnen Zellen des Keimes von einander besteht. Die Theilung des Froscheies erfolgt in der Regel so, daß aus einer der beiden aus der ersten Theilung hervorgehenden Zellen die rechte Körperhälfte des Frosches wird und aus der anderen die linke. Tödtet man nun bei einem Froschei, das gerade in zwei Zellen getheilt ist, die eine dieser beiden Zellen, so wird aus der anderen nur eine rechte, beziehungsweise linke Körperhälfte eines Froschembryo. Hier hängen die beiden Zellen also nicht in der Weise von einander ab, daß aus einer von ihnen ein halber Frosch wird, wenn die andere noch lebt, aber ein ganzer Frosch, wenn die andere getödtet worden ist. Aber es kommt oft vor, daß die getödtete Zelle, die nicht leicht von der normalen Zelle getrennt werden kann, durch die letztere, indem diese nämlich organisirte Materie an sie abgibt, neu belebt wird. Hier zeigt sich also doch wieder eine gegenseitige Abhängigkeit, weil die eine Zelle nur dann Material für die andere hergibt, wenn diese getödtet worden ist. Daß sich aus einem Froschei, bei dem nach der ersten Theilung eine der beiden aus dieser hervorgehenden Zellen getödtet worden war, wirklich ein halber kleiner Frosch entwickelt hätte, ist noch nicht vorgekommen. Dagegen hat man Embryonen von höheren Thieren kennen gelernt, bei denen ein großer Theil des Körpers fehlte. Es kann sich ereignen, daß z. B. ein Kalb geboren wird, an welchem die ganze hintere Hälfte fehlt. Diejenigen, welche Mosaikarbeit annehmen, würden sagen, daß man es an solchen Fällen sehen könnte, daß die einzelnen Theile des Körpers sich gänzlich unabhängig von einander entwickeln. Noch mehr zu gunsten der Mosaikarbeit würden aber gewisse Mißbildungen sprechen. Es kommt vor, daß Augen, Milchdrüsen, Zähne und andere Organe an Körperstellen entstehen, wo sie nicht hingehören.

Man könnte daraus schließen, die einzelnen Theile des Körpers hingen nicht so von einander ab, daß sich an gewissen Stellen nothwendigerweise bestimmte Organe bilden müssen, wie es ja allerdings normalerweise statthat. Die normale Ausbildung, könnte man sagen, käme nur von einer bestimmten Anordnung der einzelnen Organkeime im Gesammtkeime des Organismus, weßhalb sie sich auch an ganz bestimmten Körperstellen entwickeln müssen. Es könnte aber der Fall eintreten, daß Keime einzelner Theile durch diese oder jene Ursache versprengt und dadurch an andere Orte gebracht würden. Sie entwickelten sich aber an solchen Orten gerade so, als ob sie ihre normalen Plätze einnähmen, und das beweise das Vorhandensein von Mosaikarbeit, weil sich ja jeder Keim ohne Rücksicht auf seine Umgebung und unabhängig von dieser entwickle.

Wir sehen hier, daß die Frage, ob Mosaikarbeit vor sich geht oder correlative Entwickelung besteht, eng mit dem Streit über Präformation und Epigenesis zusammenhängt. Die Präformatiostheoretiker nehmen Mosaikarbeit an, während die Epigenetiker durchweg für eine correlative Entwicklung sind. Nach der Theorie der Epigenesis hängt, wie wir gesehen haben, die Ausbildung eines bestimmten Organs von dem Platze ab, welchen die Zellen, aus denen dieses Organ hervorgeht, im Keime einnehmen. Sie ist, wie man sich kurz ausgedrückt hat, eine Function des Ortes. Besteht epigenetische Entwicklung, so würden also alle einzelnen Theile des Organismus von einander abhängen. Sind die einzelnen Organe dagegen im Keime vorgebildet, so daß jedes seine besonderen Determinanten hat, so haben diese natürlich eine weitgehende Selbständigkeit, und die Entwicklung des Keimes beruht dann auf Mosaikarbeit. Mit der Frage, ob sich erworbene Eigenschaften vererben oder nicht, hängt die uns gegenwärtig beschäftigende Frage deßhalb eng zusammen, weil eine Vererbung erworbener Eigenschaften nur dadurch möglich wird, daß die Keimzellen, die in einem Organismus entstehen, durch diesen Organismus beeinflußt werden. Es müßte also eine Correlation zwischen dem Körper und den von ihm erzeugten Keimzellen bestehen. Findet dagegen Mosaikarbeit statt, können die einzelnen Theile also machen, was sie wollen, ohne daß die anderen davon berührt werden, so kann natürlich keine Vererbung erworbener Eigenschaften eintreten.

Zu wessen gunsten die Frage, ob durchweg Correlation der Körpertheile besteht, oder ob die Entwicklung Mosaikarbeit ist, entschieden werden wird, werden vielleicht schon die nächsten Jahre lehren. Ausgeschlossen ist es nicht, daß jede der beiden Parteien, die sich in Bezug auf diese Frage gegenüberstehen, genöthigt sein wird, Concessionen an die andere zu machen.

Von den bisher von uns behandelten Fragen wird die nach dem Wesen der Variation stark berührt. Vergleichen wir die Individuen irgend einer Thier- oder Pflanzenart unter einander, so finden wir, daß keines völlig irgend einem andern gleicht. Welche zwei Individuen wir auch immer herausgreifen mögen, in dem einen oder andern Punkt, wenn nicht in vielen, werden sie wenigstens um ein geringes von einander abweichen. Es fragt sich nun, welcher Art die Variationen, die Abweichungen von einer bestimmten Norm, die wir als die herrschende betrachten, sind, und zunächst handelt es sich darum, wie groß die Anzahl der möglichen Variationen ist. Die Antwort, die wir auf diese Frage geben werden, wird verschieden ausfallen, je nachdem wir Correlation zwischen den an einem Individuum stattfindenden Veränderungen annehmen, oder glauben, daß die Variationen auf Mosaikarbeit beruhen. Wenn Correlation besteht, und zwar in der Weise, daß sich kein auch noch so kleiner Theil des Organismus verändern kann, ohne daß sich die übrigen Theile mit verändern, so ist es klar, daß zu einer bestimmten Variation des einen Organs ganz bestimmte Variationen der andern Organe gehören müssen. Wenn dagegen die Variationen durch Mosaikarbeit hervorgebracht werden, wenn jedes Organ also machen kann, was es will, dann kann eine bestimmte Variation eines einzelnen Organs mit allen möglichen Variationen der übrigen Organe Hand in Hand gehen. Die Anzahl der Variationen muß also bei mosaikartiger Abänderung bedeutend größer sein, als bei correlativer. Wenn nun aber auch die Frage entschieden wäre, ob die Variation der einzelnen Organe mosaikartig erfolgt, oder correlativ ist, so wäre damit doch noch nicht die andere erledigt, ob das Variiren in bestimmter Richtung vor sich geht, oder nach allen Seiten hin stattfindet. Denn wenn auch correlative Variation bestände, so könnte möglicherweise doch noch jedes Organ nach allen Seiten hin abändern. Die mit den Abänderungen dieses Organs nothwendigerweise verknüpften Abänderungen der übrigen Organe würden dann gleichfalls bald nach dieser, bald nach jener Seite hin gerichtet sein. Es fragt sich nun, was aus den Thatsachen für die Entscheidung unsrer Frage hervorgeht, und daraufhin ist zu antworten, daß wir zwar über die Frage nach der Correlation, mit der wir uns ja weiter oben beschäftigt haben, keine Entscheidung, der sich jeder zu unterwerfen gezwungen wäre, geben können, daß die Thatsachen im übrigen aber zeigen, daß sowohl bestimmt gerichtete, als auch unbestimmte Variationen stattfinden.

Bestimmt gerichtete Variationen hat Professor Eimer in Tübingen unter andern an der Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge nachgewiesen. Ich bin wenigstens davon überzeugt, daß seine Behauptung, daß die Entstehung auch noch so kleiner Strichelchen und Pünktchen auf dem Schmetterlingsflügel an ganz bestimmten Stellen erfolge, daß also die einzelnen Stellen nicht absolut frei sind in Bezug auf die Variationen, die sie erleiden, zu Rechte besteht. Noch leichter kann man sich bei manchen Pflanzen davon überzeugen, daß die Variation in bestimmter Richtung vor sich geht. Das in manchen Gegenden Deutschlands gemeine und schon im Anfang des Frühlings blühende Leberblümchen (Hepatica triloba) hat in der bei weitem größten Mehrzahl der Fälle sechs Kelchblätter. Es kommen aber auch siebenblättrige, achtblättrige, neunblättrige und zehnblättrige Blüthen des Leberblümchens vor. Sammelt man etliche Hunderte von Blüthen aufs gerathewohl und ordnet sie dann nach der Anzahl der Kelchblätter, so erhält man einen großen Haufen sechsblättriger Blüthen, einen etwas kleineren siebenblättrigen; noch weniger umfangreich ist der Haufe der achtblättrigen, und wiederum kleiner als dieser der der neunblättrigen; ganz unbedeutend ist endlich der Haufe der zehnblättrigen Blüthen. Man sieht hieran, daß die Variation nach einer Seite hin stattfindet. Erfolgte sie nach allen Richtungen hin, so müßten entweder die einzelnen Blüthenhaufen ungefähr gleich groß, oder der mittlere Haufe müßte der größte sein, und die übrigen müßten nach beiden Seiten hin gleichmäßig an Größe abnehmen. Es lassen sich freilich auch Fälle anführen, wo dergleichen vorkommt. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß wir in vielen Fällen eine Variation nach nur einer Seite hin constatiren können. Ein weiteres Beispiel für einseitige Variation in Bezug auf die Anzahl gewisser Theile habe ich bei einer unsrer Glockenblumenarten feststellen können. Die Gattung der Glockenblumen (Campanula) zeichnet sich u. a. durch eine dreitheilige Narbe aus. Neben normalen Blüthen kommen aber auch solche mit zwei- und viertheiliger Narbe vor, abgesehen von Fällen, wo die Narbe noch mehr Theile hat, und wo es sich um eine Verwachsung benachbarter Blüthen handelt.

Vergleicht man nun bei Campanula glomerata die Anzahl der Exemplare, bei welchen die Narbe zweitheilig, mit denen, wo sie viertheilig ist, so findet man, daß Zweitheiligkeit bei weitem häufiger vorkommt als Viertheiligkeit. Letztere trifft man nur in den allerwenigsten Fällen an, während Blüthen mit zweitheiligen Narben keineswegs selten sind, sondern sogar ziemlich häufig gefunden werden.

Läßt sich in diesen und vielen anderen Fällen eine bestimmt gerichtete Variation feststellen, so gibt es doch auch zahlreiche Vorkommnisse, wo die Abänderung nach verschiedenen Seiten hin stattfindet. Als Beispiel dafür läßt sich die Färbung aller Hausthiere anführen. Ich habe mich speciell mit der Färbung der Ziermäuse beschäftigt, die wir neuerdings aus Japan und China erhalten, und Tausende von diesen Mäusen gezüchtet, wobei ich entweder Reinzucht trieb oder die Mäuse nach allen möglichen Seiten durcheinanderkreuzte. Dabei hat es sich nun herausgestellt, daß die Färbung der grauen wilden Hausmaus, von der die Ziermäuse ja abstammen, nach verschiedenen Richtungen hin abändern kann. Es gibt schwarze, graue, braune, gelbe, fahle und blaue Mäuse; außerdem solche, die außer diesen Farben noch weiß gezeichnet oder stark weiß gescheckt sind, und endlich ganz weiße. Von einer nach einer Seite hin gerichteten Variation in Bezug auf die Färbung kann bei diesen Thieren nicht die Rede sein, weil alle genannten Farben auftreten können. Aber freilich, es ist eben nur eine ganz bestimmte Anzahl von Farben, die bei den Mäusen möglich ist. Und wenn auch hier und da Uebergänge zwischen zwei verschiedenen Färbungen vorkommen, so sind diese doch außerordentlich selten, so daß man sagen muß, die Färbung der Hausmaus kann zwar nach verschiedenen Richtungen hin abändern, aber die Anzahl dieser Richtungen ist eine beschränkte. Nun haben wir indessen bereits darauf aufmerksam gemacht, daß sich noch in keinem Falle zwei Individuen irgend einer Thier- oder Pflanzenart gefunden hätten, die in jeder Beziehung absolut gleich gewesen wären. Es fragt sich nur, ob diese geringen individuellen Variationen, diese Schwankungen um ein Mittel, irgend welche Bedeutung haben, oder ob sie neben den bestimmt gerichteten Variationen, die wir kennen gelernt haben, einhergehen. Es ist ja sehr gut denkbar, daß ein einzelner Körpertheil, z. B. der Schwanz eines Säugethieres, zwar kleine individuelle Schwankungen, z. B. in Bezug auf seine Länge, aufweist, daß er aber nichtsdestoweniger bestrebt ist, im Laufe der Generationen kürzer oder länger zu werden. Ebenso können individuelle Schwankungen in Bezug auf die Anzahl der Blüthenblätter einer Pflanze stattfinden, während die Pflanze trotzdem, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, danach trachtet, die Anzahl ihrer Blüthenblätter zu erhöhen oder zu erniedrigen. In einem solchen Falle würde die Anzahl der Blumenkronenblätter im Laufe der Zeit entweder größer oder geringer werden, und die individuellen Schwankungen hätten keine Bedeutung.

Wir sind damit zu der Frage gekommen, welche Factoren bei der Umbildung der Thier- und Pflanzenarten, die nach der Abstammungslehre stattfindet, eine Rolle spielen, ob es die individuellen Abänderungen sind, oder bestimmt gerichtete Veränderungen, denen sich schließlich kein Individuum entziehen kann. Der Darwinismus nimmt bekanntlich an, daß die individuellen Abänderungen allein genügen, die Umbildung der Thier- und Pflanzenarten zu erklären, daß bestimmt gerichtete Variationen in der That nicht stattfinden. Wenn er damit Recht hat, so müssen die individuellen Abänderungen von der allergrößten Bedeutung für den Organismus sein. Der Darwinismus sagt denn auch, daß sie entweder nützlich oder schädlich oder indifferent seien. Sind sie schädlich, so sollen die betreffenden Individuen durch den Kampf ums Dasein ausgemerzt werden; sind sie nützlich, so werden die Individuen, an denen sich vortheilhafte Abänderungen finden, durch die Naturauslese zur Nachzucht ausgewählt, während indifferente Abweichungen eine geringere Rolle spielen. Wir dürfen uns indessen nicht verhehlen, daß der Darwinismus hier nur mit willkürlichen Annahmen arbeitet, während die Wissenschaft die Aufgabe hat, die Thatsachen festzustellen. Und da müssen wir nun sagen, daß es noch in keinem Falle gelungen ist, zu sagen: „Wegen dieser oder jener individuellen Variation ist dieses oder jenes thierische oder pflanzliche Individuum am Leben geblieben oder zu Grunde gegangen." Ich habe mich verschiedene male bemüht, im Kampfe ums Dasein unterlegene Individuen mit solchen zu vergleichen, die am Leben geblieben waren. An der südaustralischen Küste habe ich Hunderte von Seeigeln, die durch das Meer an das Land geworfen waren, gesammelt und sie mit solchen verglichen, die ich mit dem Schleppnetz gefischt hatte. Es handelte sich also hier um einen Vergleich von zu Grunde gegangenen Thieren mit am Leben gebliebenen. Es ist mir nicht gelungen, irgend welche Unterschiede zwischen beiden Gruppen festzustellen. Ebendaselbst beobachtete ich einmal einen Fischreiher, der am Strande Asseln fing. Diese Asseln waren durch ihr sandfarbenes Kleid den Angriffen ihrer Feinde einigermaßen entzogen. Ich schoß den Reiher nun und entnahm seinem Magen die noch frischen Asseln, um sie mit lebenden von mir gefangenen zu vergleichen. Von irgend welchen Unterschieden zwischen beiden Gruppen war nichts zu bemerken. Ebensowenig wie ich hat irgend ein anderer die Frage entscheiden können, ob geringe individuelle Abweichungen im Kampfe ums Dasein eine Rolle spielen. Und da ergibt sich nun die weitere Frage, welche Bedeutung der Kampf ums Dasein überhaupt hat. Ist er vielleicht bloß dazu da, neben den Individuen, die durch den Zufall umkommen, auch diejenigen zu beseitigen, die in erheblichem Grade von der Norm abweichen und nicht geeignet sind, ihre Art fortzupflanzen?. In diesem Falle würde der Kampf ums Dasein nur ein Mittel sein, die Art rein zu erhalten, nicht aber dazu dienen, um aus allen möglichen Variationen bestimmte auszuwählen und dadurch die Art zu einer neuen Art umzuzüchten, in ähnlicher Weise, wie es Thierzüchter und Gärtner mit Hausthieren und Culturpflanzen machen.

Eine weitere Frage, die sich hier anschließt, ist die nach der Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung. In Bezug auf diese stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Nach der Ansicht Weismanns und seiner Anhänger ist die geschlechtliche Fortpflanzung dazu da, die Anzahl der Variationen zu erhöhen und dadurch dem Kampfe ums Dasein ein genügendes Material zur Auswahl zu bieten, während andere der Ansicht sind, daß die bei der geschlechtlichen Fortpflanzung stattfindende Vermischung der Bildungsstoffe zweier verschiedenen Individuen die Verschiedenheit ausgleicht, und daß hiedurch die Norm wiederhergestellt würde. Die Ergebnisse von Züchtungsexperimenten könnten sowohl für die eine, als auch für die andere Annahme sprechen. Paart man, um ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung anzuführen, weiße Mäuse mit schwarz und weißgescheckten, so erhält man Junge, die entweder einfarbig grau oder schwarz sind, oder allenfalls noch irgendwo einen kleinen weißen Fleck haben können. Die starken Abweichungen von der Norm, die wir bei weißen und schwarz und weiß gescheckten Mäusen finden, werden hier mittelst der geschlechtlichen Fortpflanzung wieder ausgeglichen. Züchten wir nun aber die schwarzen oder grauen Mäuse, die aus unsrer Kreuzung hervorgehen, unter einander fort, so erhalten wir eine ziemlich bedeutende Mannichfaltigkeit von Individuen. Wir können als Nachfolger solcher Mäuse

entweder einfarbig weiße oder einfarbig schwarze oder graue, oder auch schwarze und graue Mäuse mit kleinen weißen Abzeichen, endlich aber auch stark weiß gescheckte schwarze und graue Mäuse und solche Individuen erhalten, bei denen das Weiß die dunkle Färbung stark überwiegt. Ein Theil unsrer Ergebnisse würde also dafür sprechen, daß die geschlechtliche Fortpflanzung die Variation vermindert, ein anderer Theil würde die Annahme einer Erhöhung der Anzahl der Abänderungen stützen. Welche Bedeutung die geschlechtliche Fortpflanzung in Wirklichkeit hat, darüber hat man sich noch nicht einigen können.

Der Streit um den Darwinismus, d. h. um diejenige Form der Abstammungslehre, die wir Darwin verdanken, nämlich die Selectionstheorie, hängt eng mit den von uns besprochenen Fragen zusammen und kommt schließlich darauf hinaus, ob der Organismus ein Mikrokosmos oder ein Mikrochaos, d. h. ob das Geschehen im Organismus ein harmonisch geordnetes oder ein in ganz unregelmäßiger Weise erfolgendes ist. Für die Veränderung der Thier- und Pflanzenarten im Laufe der Zeit nehmen die Darwinisten die unregelmäßigen Variationen, denen der Organismus unterworfen ist, in Anspruch, während ihre Gegner sagen, daß solche unregelmäßigen Variationen wohl stattfänden, daß aber diese keinerlei Bedeutung für die stammesgeschichtliche Entwicklung der Organismen hätten und durch die geschlechtliche Fortpflanzung, d. h. durch die Paarung verschiedener Individuen, immer wieder beseitigt würden, so daß nur diejenigen Variationen zur Geltung gelangten, die die Art nach einer bestimmten Richtung hin umzubilden streben.

Wir wollen an dieser Stelle nicht in den Streit der Darwinisten und derjenigen Naturforscher, die eine Zielstrebigkeit der organischen Entwicklung annehmen, eingreifen, müssen jedoch darauf hinweisen, daß der Darwinismus einen Fehler begangen hat, indem er die Behauptung aufstellte, es gäbe keine bestimmt gerichteten, sondern nur völlig ungeregelte Variationen. Daß es neben nach verschiedenen Richtungen erfolgenden Variationen auch einseitige gibt, ist durch die Thatsachen bereits festgestellt. Welche Bedeutung den Variationen der einen und denen der anderen Art zukommt, darüber wird weiteres Studium der Thatsachen entscheiden. Sollte die Wissenschaft nun aber auch zu der Ansicht gelangen, daß der Darwinismus unhaltbar ist, so wäre damit doch noch keineswegs gesagt, daß die Annahme einer Zielstrebigkeit, zu der man sich dann wohl wenden würde, sich nicht mit dem Princip des Mechanismus, das ja das einer jeden Naturwissenschaft sein muß, vereinigen ließe. Die Welt kann ja sehr wohl ein geordnetes Ganze, das sich nach einer bestimmten Richtung umändert, darstellen. Sämmtliche Veränderungen in der Welt müßten auch dann mit mechanischer Nothwendigkeit erfolgen. Die Annahme, daß das Weltall ein geordneter Kosmos ist, hat ja ganz dieselbe Berechtigung, wie die, daß es ein wüstes Chaos sei. Es ist deßhalb verkehrt, wenn man von vornherein das eine oder das andere annimmt. Freilich ist die menschliche Natur nun einmal so beschaffen, daß sie sich voreilig für eine bestimmte Weltanschauung erklärt. Da sich dieses nicht ändern läßt, so wird der Erfolg des über die von uns behandelten Fragen entbrannten Kampfes, der sich schließlich um die Herrschaft der kosmischen oder der chaotischen Weltanschauung dreht, darüber zu entscheiden haben, welcher von beiden die Zukunft gehört.

Steiermark im Kartenbilde der Zeiten vom 2. Jahrhundert bis 1600.[1])

Unter den Gebieten der südöstlichen Alpenländer behauptet die Steiermark in ihrer Entwicklungsgeschichte eine hervorragende Stellung. An der Schwelle historischer Zeiten ein Stück des „Noriker-Reiches", dann der römischen Provinz Noricum eingefügt und seit ihrer Auftheilung die Ostflanke des „binnenländischen Noricum", das Bindeglied zwischen ihm und Pannonien geworden, indem beide Provinzen auf steierischem Boden ineinander geschoben erscheinen; — in seinem südlichen Theile ein Durchzugsgebiet der großen germanischen Wanderung und dann von den Alpenslaven in seinen Thalungen besetzt und bewohnt, führt sich Steiermark in das Mittelalter als der Osttheil „Karantaniens" ein. Den Zeiten der Oberhoheit des agilolfingischen Bayernherzogthums folgt der östliche Ausbau des fränkischen Karolingerreiches, und innerhalb des südöstlichen Markensystems Karls des Großen beharrt Karantanien in seinem Gebietsumfang und Namen, deutscher Besitzerwerbung und Besiedlung immer mehr erschlossen, bis zu den Anfängen seiner eigentlichen Provincialisirung, die der Gestaltung des ostfränkisch-deutschen Reiches folgt und erst seit 861 deutlich anhebt. Der Verband mit Bayern, schon in der Reichstheilung vom Jahre 817 ersichtlich, begleitet uns aus den Tagen der ostfränkischen Karolinger in die des deutschen Wahlreiches, als die Scheyern emporkommen und an ihre Stelle die sächsischen Heinriche treten. 995 wird dieser Verband für immer gelöst, und bald begegnen wir zum erstenmale der Steiermark als Ostmark Karantaniens und in ihr der dauernden Grundlage der Eppensteiner Hausmacht, welche dies Geschlecht befähigt, das Kärntner Herzogthum zu erwerben und — nach der Krisis des Jahres 1035 — zum zweitenmal an sich zu bringen.

Gerade diese Krisis hatte aber die Ausscheidung der karantanischen Ostmark, des steierischen Ober- und Mittellandes, unter besonderer Verwaltung zur Folge, und diese gewinnt nach dem Erlöschen der Eppensteiner Kärntner-Herzoge (1122) eine neue Bedeutung im Aufbau einer dynastischen Macht, welcher mit dem Jahre 1158 seinen wesentlichen Abschluß findet und bald das Prädicat der Markgrafen, den Namen ihres Stammsitzes oder doch ihrer Hauptherrschaft „Steier" dem Lande jenseit des Pyhrns, des „Zerwald"-Semerings und „Hartberg"-Wechsels, an der Mur und zur Drau hin, aufprägt.

Als „Steiermark" und „Steierland", 1180 ein Herzogthum geworden und bald nachher mit Oesterreich dynastisch verbunden, schließt es noch lange — strenggenommen bis 1313 — den Landstrich zwischen der Drau und Save aus, welcher zum Herzogthum Kärnten zählt, obschon die Markgrafen-Herzoge von Steier hier reiches Gut besitzen, und ebenso müssen wir die Landesecke an der oberen Mur zwischen Scheifling und Neumarkt, anderseits den Muraner Bezirk das ganze Mittelalter hindurch kärntnisch nennen, wenngleich auch hier der steierische Landesfürst der mächtigste Grundherr war. Anderseits finden wir 1254 die alten Bestandtheile des steierischen Herzogthums jenseit der nördlichen Wasserscheide der Mur, das sogenannte Püttner Gebiet zwischen dem Semering, Hartberg-Wechsel und dem Piesting-Flusse im Wiener Wald, ferner die Landschaft an der Traun, Enns, Steier, auf dem südlichen Donau-Ufer zwischen der Enns und Rotensala, den Kern der oberösterreichischen Provinz, von demselben abgelöst, obschon in Hinsicht des Püttner Gebietes die Anschauung, daß es „steierisch" sei, noch lange nachwirkt und auch in den Theilungsverträgen

[1]) Hggb. durch das steiermärkische Landesarchiv von Dr. Joseph v. Zahn, Graz 1895. 20 Bl. Querfolio; Vorw. 20 SS. Lex.-Form.

der Habsburger des 14. und 15. Jahrhunderts zum Ausdruck gelangt.

Eine bunte Fülle geistlicher Herrschaften und hochadeliger Besitzungen begleitet uns durch die Zeiten des Mittelalters, ihren Umfang und Bestand wechselnd, bis in späte Tage. Eine der bedeutendsten Erscheinungen dieser Art ist noch 1341—1457 die Grafschaft Cilli, welche dann als „Cillier Viertel" in der Landeseintheilung ihren Platz findet. Schwankend und strittig bleibt die Ostgrenze gegen Ungarn, in dessen Westrand wir die Steiermark eingeschoben finden, so auf dem Boden der Oedenburger und Eisenburger Gespanschaft, oder südwärts, in der ungarischen Nachbarschaft von Radkersburg und Friedau.

Der Herausgeber von „Steiermark im Kartenbilde der Zeiten", Joh. v. Zahn, hat seit einem Menschenalter in der Eigenschaft eines Vorstandes am ehemaligen Joanneum-Archiv, dann eines Directors des von ihm geschaffenen und musterhaft geordneten Landesarchivs durch sein „Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark", ferner durch eine Fülle werthvoller Untersuchungen und jüngst durch sein „Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter" einen festen Grund für die Landesgeschichte der Steiermark gelegt. Diesen verdienstvollen Leistungen schließt sich nun das in Rede stehende kartographische Werk an. Die zwanzig Blätter mit nett ausgeführten Haupt- und Nebenkarten begleiten uns durch ungefähr siebenhundert Jahre steierischer Vergangenheit.

Mit Recht bildet das betreffende Segment der Weltkarte des Ptolemäus den Ausgangspunkt, denn über das Mittelalter hinaus wirkt die Auffassung und Darstellung des antiken Geographen. Der norisch-pannonischen Steiermark kann da allerdings nur eine bescheidene Stelle zufallen, denn das kosmo- und ethnographische Moment ist das maßgebende. Anderen Schlages ist die spätrömische Straßenkarte, die sogen. Peutingerische Tafel oder — was ihren Ursprung betrifft — die mittelalterliche Nachbildung der vom Standpunkt des Itinerars ausgehenden Weltkarte des Castorius, wie dies ihr jüngster Herausgeber K. Miller, der wackere Pfleger antiker und mittelalterlicher Kartographie, darlegt. Sie bildet die Grundlage der steierischen Ortskunde in römischer Zeit und findet sich auf dem dritten Blatte des Zahn'schen Atlas verwerthet. Dann folgen die Weltkarten von Alby (7, 8. Jahrh.), von St. Sever (11. Jahrh.), des Guido (12. Jahrh.), die im Brittischen Museum (13. Jahrh.), des Peter Vesconte (1320), die im Münchener Staatsarchiv (14. Jahrh.), die des Borgia (nach 1410?), die schöne genuesische Weltkarte von 1447 und Hartmann Schedels Karte von Deutschland in der deutschen Ausgabe seiner Weltchronik (Nürnberg 1493), mit welcher eine Karte zusammenhängt, die Zahn auf dem 6. Blatte unter der Ueberschrift „erste Modernisirung des Ptolemäus" anbringt. Die „Pilgerkarte nach Rom", von beil. 1500, auf dem gleichen Blatte, ist bedeutsam, weil sie vor allem den gebräuchlichen Weg der Wälschlandfahrer durch die Steiermark, so die Route: Bruck a. d. M., Leoben, Judenburg, Unzmarkt („Hunzmarkt"), Neumarkt nach Friesach, St. Veit, Villach u. s. w. hinüber kennzeichnet. Auch die Orte Cilli, Pettau, Marburg, Radkersburg, Graz finden sich eingetragen. Die sehr interessante „Tabula Hungariae" von 1528, im Besitze des Grafen Alexander Apponyi zu Lengyel (7. Blatt), — unter der Leitung Apians zu Ingolstadt geschnitten, und von Lazar, Kanzler weiland Thomas' (Bakács), Cardinalprimas von Ungarn, aus den Vorarbeiten des berühmten Mathematikers und Astronomen Georg Tanstetter von Rain (Collimitius) zusammengestellt und angeblich zunächst von Spießhammer-Cuspinianus herausgegeben — bietet für die „Ostgrenze" der Steiermark willkommene Anhaltspunkte; auch nennt sie noch die „Grafschaft Cilli". Dann folgt die (erste) Wegkarte aus Deutschland nach Italien von A. Glockendorn zu Nürnberg (1533), Sebastian Münsters Blatt aus der Ausgabe von 1540, die (zweite) Wegkarte von Deutschland nach Italien (um 1550), die Karten von Gastaldo (1552), Teamezino (1553), Ferschauer (1556), ein Ausschnitt für die Ostgrenze der Steiermark aus der Karte des Domenico Veneziano (1559), des Licinio, Stella (1560) u. a.

Von besonderem Werthe sind selbstverständlich die ältesten Specialkarten von Steiermark. Den Reihen eröffnet (Blatt 11) die des Wolfgang Lazius v. J. 1561 auf antiker Grundlage, wie dies Angaben: Pars Pannoniae superioris, Colonia Celeia u. a. bezeugen. Besonders interessiren uns die Confinia Austriae et Styriae „Im Gschaid" und die Confinia Austriae, Hungariae et Styriae, durch die umfängliche Einbeziehung der ungarischen und österreichischen Nachbarschaft. An Klarheit wird sie von der zweiten Specialkarte (15. Blatt) von 1578 übertroffen. Auch hier begegnen wir der antiken Grundlage, den Namen Noricum, Pannonia, Taurisci, ferrariae Carnorum (für das Friesach-Hüttenberger Erzbaugebiet) u. s. w. Sie und die „Nebenkarte" (16. Bl.) und die folgenden (17. Blatt) stammen aus dem Speculum orbis terrarum des Cellarius und zeigen die Karte mit zahlreichen Ortsnamen besonders ostwärts reichlich bedacht. Aus einem „Handatlas" in der Klosterneuburger Stiftsbibliothek von 1580 stammt auf dem 18. Blatt die dritte Specialkarte, die vor allem den Weg durch „Stiria-Steyrmarck-Stiremarke" von Linz und Wien aus betrifft, während eine vierte von 1589 dem Kartenwerke Kaufmanns (Mercator) „Italiae, Slavoniae et Greciae tabula geographicae" entnommen erscheint. Bemerkenswerth ist unter anderem noch die Unterbringung der alten Leobener Grafschaft (comitatus Lebnaw) — also eines Anachronismus — auf der Karte. Das Kärtchen „die steierische Ostgrenze" — der Pannoniae historia chronologica des de Bry (Lonizer) Frankfurt a. M. 1596 entlehnt, zählt als Grenzorte: Schwarzenbach (b. Kirchschlag), Grünbach, Güns, Bernstein, Altenmarkt, Schlaning, St. Gotthard a. d. Raab, St. Georgen, Kapornak und St. Hedwig auf. Auch hier erscheint noch der Comitatus Cilie und die antikisirende Bezeichnung: Valeria vel Pannonia interamnis zwischen Drau und Save.

Der verdienstvolle Herausgeber schließt sein willkommenes „Geleitswort" (S. 19—20) mit Folgendem:

„Man wird sich überzeugt haben von der ungemeinen Thätigkeit, welche auf diesem Gebiete im 16. Jahrhundert, besonders gegen dessen Ende, herrschte, und auch davon, wie tüchtige Männer wahrhaft Bedeutendes darauf leisteten. Im ganzen fehlte aber die genaue Durchmessung der Landschaften, oder sie ist nicht bis in unsre Gegenden vorgedrungen, wenn sie vielleicht anderwärts schon begonnen. Dazu die große industrielle Regsamkeit des Buch- und Kunsthandels, der weniger auf vollendete Richtigkeit sah, wie auch die bedeutendsten Atlanten daran mangeln, und sich darauf beschränkte, vom Lande Steiermark ein Bild zu geben, wie seine Künstler es eben verstanden und zur Vorstellung bei ihren Interessenten als genügend ansahen.

„Es sind für diese Zusammenstellung zwar viele Quellen und Sammlungen durchmustert worden, und sie mag sich etwa, als für den Zweck, vom landläufigen Kartenbilde des Landes eine Uebersicht zu bieten, als vollständig betrachten. Allein die bedeutendsten Bibliotheken in Oesterreich ließen doch stellenweise namhafte Lücken spüren, und so kann es sein, daß irgend ein werthvolles Ergänzungsblatt sich noch findet, das nachzuliefern der Herausgeber durch die betreffenden Buchhandlungen nicht verabsäumen wird.

„Die Freunde des Landes und jene der Kartographie, denen hier vermuthlich manch seltenes Blatt angezeigt wird, sind schließlich um wohlwollende Aufnahme gebeten." Jeden-

falls wird dieses Kartenwerk die vom Vf. erwartete Aufnahme finden, nicht nur bei den Fachmännern, sondern auch bei den Geschichtsfreunden und bei den Liebhabern und Sammlern im Bereiche der Kartographie.

F. v. Krones.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. ρ. Grundriß der Botanik. Ein Leitfaden für den botanischen Unterricht zum Gebrauche an Mittelschulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. J. E. Weiß, Docent der Botanik an der Universität München und kgl. Custos am botanischen Garten. München u. Leipzig. Verlag von Dr. E. Wolff. 1895. — Der vorliegende Grundriß sucht in erster Linie den Bedürfnissen der bayerischen Realschulen, beziehentlich den dafür getroffenen ministeriellen Bestimmungen, Rechnung zu tragen. Der erste Abschnitt behandelt die äußere Morphologie oder die Lehre von den zusammengesetzten Organen der Pflanze (Wurzel, Stamm, Blatt, Haargebilde, deren Anordnung und Entwickelungsformen); der zweite die Lehre von den Elementarorganen (Zelle, Gewebe und Gewebsysteme). Wir halten es für sehr angemessen, daß zwischen diese zwei etwas abstracte Abschnitte die Beschreibung einzelner interessanter oder häufig vorkommender und cultivirter Gewächse eingeschoben worden ist; auf diese Weise wird dem Schüler am besten Gelegenheit geboten, die gewonnenen theoretischen Kenntnisse auf concrete Gegenstände zu übertragen, wodurch dieselben befestigt und zugleich das Anschauungs- und Unterscheidungsvermögen geweckt und geübt wird. Der Beschreibung der einzelnen Pflanzen sind mitunter höchst werthvolle Angaben über Nutzen, Schaden, Giftigkeit u. s. w. beigegeben; so wird, was wir mit besonderer Befriedigung hervorheben möchten, z. B. von der Berberitze gesagt, daß dieselbe eine Entwicklungsform des Getreiderostes beherbergt und deßhalb möglichst auszurotten sei. Es ist das zwar eine Kenntniß von ziemlich neuem Datum, welche aber dem künftigen Landwirthe leicht werthvoller werden kann, als Bände trockenen, gelehrten Wissens. Der dritte Abschnitt umfaßt die Physiologie in vegetativer und generativer Beziehung. Auch hier wird dem heutigen Standpunkte vollkommen Rechnung getragen, wie die Bemerkungen über Rankenkrümmung, Geo-, Helio-, Hydrotropismus, über Schlaf- und Reizbewegungen, Befruchtung durch Insecten und Anlockungsmittel für diese u. s. w. darthun. Den vierten Abschnitt bildet die Systematik; hier wird das künstliche System von Linné und das natürliche von Bentham und Hooker gleichmäßig berücksichtigt. Die Darlegung des ersteren ist, was höchst zweckmäßig erscheint, so gefaßt, daß an der Hand desselben sofort zur Bestimmung der größeren Familien, in einzelnen Fällen sogar einzelner Gattungen und selbst Arten übergegangen werden kann. Die Beschreibung der Pflanzenclassen, Familien, Gattungen und wichtiger oder sehr verbreiteter Species erfolgt in dem Rahmen des von Bentham und Hooker geschaffenen Systems. Den Anfang machen, was aus didaktischen Gründen durchaus zu billigen ist, die am höchsten entwickelten Gewächse, die polypetalen Dicotyledonen, während die am einfachsten gebildeten, die Thallophyten, die systematische Darlegung beenden. Zu loben ist, daß der Verfasser hier eine weise Sparsamkeit geübt hat und nicht die Gefahr besteht, daß das Gedächtniß durch eine trockene Nomenclatur allzusehr beschwert werde. Vielleicht könnte in späteren Auflagen noch eine weitere Beschränkung geübt werden, während die ausführlich beschriebenen Pflanzen wohl eine Vermehrung erfahren könnten. Den Schluß des Werkes bilden kurz gefaßte Capitel über Pflanzengeographie (Pflanzengesellschaften, charakteristische Pflanzen für die verschiedenen Vegetationsgebiete, Aufstellung der 24 natürlichen Vegetationsreiche) und Anlage und Einrichtung von Herbarien. Ganz besonders muß die außerordentlich große Anzahl (412 und über 570 Einzelfiguren) der vortrefflich ausgeführten Abbildungen hervorgehoben werden; auch die typographische Ausstattung ist vorzüglich. So weit die bloße Durchsicht eines für den Unterricht bestimmten Werkes ein Urtheil erlaubt, geht das des Referenten dahin, daß hier ein ausgezeichnetes Lehrbuch für den botanischen Unterricht an Mittelschulen geschaffen worden ist, welches der Beachtung der Lehrer- und Schülerkreise bestens empfohlen werden darf.

α Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäu's. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. J. Kösel'sche Verlag, Kempten. (1.—4. Heft.) — Noch ist das Werk im Werden (bis jetzt sind 4 Hefte erschienen) und wir möchten bereits die Aufmerksamkeit unsrer Leser darauf lenken, namentlich der Folkloristen von Fach, die manchen neuen Zug darin finden werden. Jetzt, da die höchste Zeit dafür ist, um für die Volkskunde die letzten Reste der Vorzeit zu retten, beauftragte die rührige Verlagshandlung, welche bereits so vieles und so Rühmliches über das herrliche Gebirgsland, das grüne Allgäu, veröffentlicht hat (z. B. Baumann's unübertreffliche Geschichte des Allgäu's) den Münchener Reallehrer Dr. Reiser mit der Sammlung der Ueberlieferungen seines heimathlichen Gaues, und derselbe liefert nach neunjähriger, fleißiger mühsamer Arbeit an Ort und Stelle ein Werk, das sich den besten Mustern dieser Art würdig zur Seite stellt; was er bietet, stammt aus dem Munde des Volkes und ist echte Waare, deren Heimstätte protokollirt wird. Die bis jetzt vorliegenden Abschnitte behandeln: I. Göttermythen, Wotan, Donar, Götterumzug, männliche Sagengestalten. II. Göttinnen, Nornen, weise Frauen, weibliche Dämonen und Sagengestalten. III. Elben, Wilde Leute, Zwerge, Venediger-Männle, Kobolde. IV. Hexen, Schratt, Truden. V. Zauberer und Schwarzkünstler, Teufelsbündner; Bann und Schußfestigkeit. VI. Naturmythen. Die Elemente, Seensagen, Versinkung und Entrückung, Schätze. — Die Illustrationen, theilweise landschaftliche Ansichten, theilweise Begleitbilder zum Texte, sind dazu angethan, die Volksthümlichkeit des Buches zu steigern.

bm. *René Doumic:* Les jeunes. Études et portraits. Paris, Perrin u. Co., 1896. In wenigen Monaten haben diese Studien eines vortrefflichen ständigen Mitarbeiters der „Débats" und der „Revue des deux Mondes" die zweite Auflage erlebt. Es sind gute und gutgeschriebene Charakteristiken von Eduard Rod, den Gebrüdern Rosny, Léon Daudet, Lavedan; freundschaftliche Würdigungen des Soldatenmalers Art Roë, des jungen Dramatikers Curel und des Moralisten Paul Hervieu; witzige, nur etwas zu weit gesponnene Satiren auf den adeligen Versemacher Comte de Montesquieu-Fezensac, der „die Literatur zur Würde eines Sports erhebt", und die 141 Projectenmacher, die in einem unfreiwillig parodistischen Gedenkbuch ein „bisher unerhörtes und zugleich mit das allervollständigste Beispiel der Anmaßung in der Impotenz gegeben haben" u. a. m. Das bemerkenswertheste Stück des Sammelbandes ist das Vorwort, in dem Doumic den Nachwuchs im allgemeinen zu kennzeichnen versucht als ein „unstetes Geschlecht, das sich ein Ideal schaffen will und nicht damit zu Stande kommt; als eine sehr intelligente, nur sehr wenig künstlerisch veranlagte Generation". Einverstanden. Weßhalb betitelt Doumic die Neu'sten denn mit dem General-Nenner „Die Jungen"?, weßhalb nennt man sie nicht kurzweg „Die Halben"?

d. **München.** Anthropologische Gesellschaft, Sitzung vom 21. Dec. Von Impresario Neumüller wird eine Truppe Loandaneger, 7 Frauen, 1 Mann und 3 (Mulatten-) Kinder vorgeführt und der Vorsitzende Prof. Dr. J. Ranke knüpft daran verschiedene Bemerkungen über die anthropologische Bedeutung der seltenen Gäste, in deren Stamm s. Z. Burmeister den eigentlichen Negertypus zu erblicken glaubte. Dann wurde die „Familienscala" des Directors v. Lange demonstrirt, ein einfacher Apparat zur Messung und Registrirung des Wachsthums der Kinder. Prof. Ranke bespricht dann noch die eben erschienene 2. Auflage von Bartels' „Das Weib" und „Sonnige Welten" von E. und L. Selenka, welche von den Verfassern der Gesellschaft als Geschenk überreicht wurden. Hofrath Dr. L. Martin hielt einen interessanten Vortrag über die Völker des östlichen Himalaya und ging hauptsächlich ein auf eine Reise von Calcutta nach Darjilling und einen längeren Aufenthalt in letzterer Stadt, welche für das ihr vorliegende malariaverseuchte Indien eine Gesundheitsstation ersten Ranges und die Hauptstadt von Sikkim ist, dessen südlicher Theil seit 1817 den Engländern gehört, während der nördliche bis 1893 unabhängig war. Darjilling, 7168' hoch gelegen, hat eine reizende Umgebung und das Landschaftsbild wird im Hintergrund von den gletscherbedeckten bis 8500 m hohen Gipfeln des Himalaya abgeschlossen. Die Bewohner von Sikkim gehören verschiedenen Stämmen an, von denen die Bahari mit einem eigenen Dialekt und mongolischen Zügen wohl zur tibetobirmanischen Familie gehören. Auch Chinesen trifft man an; die 20,000 Lepjas, welche als Pflanzen- und Insectensammler oder Hausdiener sich verdingen, gehen allmählich durch den Trunk und die Polyandrie zu Grunde. Aus dem übervölkerten Nepal sind Stämme sehr kriegerischen Charakters eingewandert, welche in den englischen Gorkaregimentern vorzügliche Dienste leisten. Die allgemeine Religion ist der Buddhismus, der aber viel aus dem Hinduismus übernommen hat; das ganze Gebiet gravitirt zu den gelben Lamas unter dem Dalai Lama in Lhassa. Mit der Beschrei-

bung eines Wochenmarktes in Darjilling schloß der Redner, der seinen Vortrag durch eine große Anzahl von prächtigen Photographien illustrirte und noch eine Anzahl von Gegenständen vorwies, die er in Sikkim erworben. Neben Schwertern und Dolchen war daran besonders interessant eine buddhistische Gebetsmühle, ein kleiner Dolch, mit dem die Lama die in der umgebenden Luft befindlichen Teufel erstechen, und eine kleine Doppel-Trommel, bestehend aus zwei halben mit Fell überzogenen menschlichen Schädelkapseln, sowie eine Lamabibel. In der anschließenden Discussion gab Prof. Dr. Kuhn noch die Literatur über Nepal an, in der die englischen Verwaltungsbeamten schon Tüchtiges geleistet haben, und erklärte dann die Einrichtung einer Gebetsmühle. In tibetanischen Klöstern werden die Leichen großen Hunden vorgeworfen, welche die Fleischtheile fressen; die Knochen werden zerstampft und in Kuchen gebacken, welche wiederum den Thieren zur Nahrung dienen. Prof. Dr. Furtwängler kann an der Form der Schwerter aus Sikkim keinen Anklang an antike Formen finden, wie Hofrath Martin, schon weil wir aus der Zeit Alexanders des Großen bis jetzt kein Eisenschwert kennen. Der vorgeschrittenen Zeit wegen mußte Prof. Selenka sich auf einige kurze Bemerkungen über die Hindu, Dravida und Singhalesen beschränken, welche er in der nächsten Sitzung unter Hinweis auf sein großes Abbildungsmaterial ausführlicher bringen wird.

* **München.** Nach dem amtlichen Ausweis beträgt die Gesammtzahl der Studirenden an der Universität in diesem Semester 3621, 143 in der theologischen Facultät, 1040 in der juristischen, 45 in der staatswissenschaftlichen, 1201 in der medicinischen, 503 in der philosophischen I. Section, 317 in der philosophischen II. Section, 265 Pharmaceuten. Hiezu kommen noch 115 Hörer. Aus Bayern stammen 1888 Studirende; die Zahl der Nichtbayern beträgt 1733. Preußen hat 878 entsandt, Württemberg 140, Baden 97, Sachsen 83, Hessen 75, die Schweiz 47, Rußland 32, Oesterreich-Ungarn 23, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 26. — Nach den nunmehr allerorten fertiggestellten Verzeichnissen beträgt die Gesammtzahl der an den deutschen Universitäten überhaupt, einschließlich Münster, immatriculirten Studirenden 29,117, gegen 29,107 im letzten Sommer und 28,158 im vorigen Winter. Also wieder eine bedeutende Zunahme; überhaupt haben wir gegenwärtig die höchste Frequenz seit dem Sommer 1890, wo 29,318 Studenten gezählt wurden. Von der Gesammtzahl entfallen 1450 (gegen 1404 im vorigen Winter) auf die katholische und 2917 (gegen 3084) auf die protestantische Theologie, 7791 (gegen 7432) auf die Juristen, 7763 (gegen 7768) auf die Mediciner, 3451 (gegen 3083) auf die Philologen und Historiker, 2771 (gegen 2525) auf Mathematik und Naturwissenschaften, 1158 (gegen 1214) auf die Pharmaceuten, 870 (gegen 883) auf das Studium der Landwirthschaft, 587 (gegen 413) auf die Cameralia, 359 (gegen 352) auf die Studirenden der Zahnheilkunde. Somit ergibt sich bei den Juristen, Philologen und Naturwissenschaften wieder eine weitere Zunahme, bei der evangelischen Theologie und den Medicinern ein weiterer Rückgang; die Zahl der ersteren hat seit Sommer 1889 um 2000 abgenommen (von 4998 auf 2917).

* **Würzburg.** Am 21. Dec. habilitirte sich Dr. Hermann Knapp, Secretär des k. Kreisarchivs mit einer Dissertation über „das alte Nürnberger Criminalrecht".

* **Wien.** Der akademische Senat bewilligte die Aufstellung eines Denkmals für den verstorbenen Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens, Dr. Stephan Ladislaus Endlicher, im Säulengange der Universität.

* **Budapest.** Wie „Budapesti Hirlap" erfährt, wird Baron Roland Eötvös demnächst zum ordentlichen Universitäts-Professor ernannt werden, da das Pensionsgesetz einer solchen Ernennung keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Ein Paragraph dieses Gesetzes spricht klar aus, daß ein pensionirter Staatsbeamter vom Staat auch in activer Eigenschaft Gehalt beziehen kann, wenn die Summe des Pensions- und des Gehaltsbezuges die Höhe des früheren Gehaltes nicht übersteigt. So wird denn Baron Eötvös als pensionirter Minister und als ordentlicher Universitäts-Professor zusammen ungefähr 11,000 fl. beziehen.

* **Paris.** Margarethe von Navarra (1492—1549), die Schwester Franz' I. und Großmutter Heinrichs IV., hat sich in der französischen Literaturgeschichte bekanntlich durch ihre Novellensammlung „L'Heptaméron" einen ehrenvollen Platz errungen. Außerdem war bisher von ihr nur noch das Erbauungsbuch „Le Miroir du Chrétien" bekannt. Nun hat der Gelehrte Abel Lefranc, der Secretär des Collège de France, die wichtige Entdeckung gemacht, daß das französische Manuscript der Nationalbibliothek, das die Nummer 24,218 trägt, unbekannte Werke Margarethens enthält, welche ungefähr ebenso umfangreich sind, als die im Drucke erschienenen. Das in der Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebene Manuscript enthält auf 200 Seiten etwa 20,000 Verse. Es finden sich da zwei dramatische Gedichte, zehn Episteln in Versen, von denen drei von Margarethens Tochter Jeanne d'Albert herrühren, zwei Lehrgedichte, „Le Navire" und „Les Prisons" und viele kleinere geistliche Lieder (Chansons spirituelles). „Le Navire" trägt diesen Titel, weil sich Margarethe darin mit einem Schiffe vergleicht, das nach dem Tode Franz' I. seinen Steuermann verloren hat. Auch eines der dramatischen Gedichte ist unter dem Titel „Le Trespas du Roy" dem Tode des 1547 verstorbenen Bruders gewidmet. „Les Prisons" sind eine Art Selbstbiographie. Das merkwürdigste Stück ist wohl das zweite dramatische Gedicht: „La Mondaine, la Superstitieuse, la Sage et la Reine, de l'amour de Dieu (Bergerie)". Margarethe dramatisirt da alle Meinungen ihrer Umgebung über die Ziele des Lebens. Von der heiteren Verfasserin des „Heptaméron" findet man in diesen, den letzten Lebensjahren der berühmten Fürstin der Renaissance angehörigen Dichtungen nur noch geringe Spuren wieder. Sie werden aber ein wichtiges historisches und literarisches Document bleiben. — Die Möglichkeit der Uebertragung ansteckender Krankheiten, wie Diphtheritis, Tuberculose, Typhus u. s. w., durch Bücher, die von Hand zu Hand gehen, scheint heute eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache zu sein. Die Bakteriologen Cazal und Catrin haben neulich der medicinischen Akademie einige interessante Mittheilungen über diesen Punkt gemacht. Es ist ihnen gelungen, Meerschweinchen durch Einspritzungen von Bacillen zu tödten, die einige Zeit in Berührung mit inficirten Papierstücken gewesen waren. Die Infection der letzteren war vorher durch Anfeuchten mit eitrigen, die Mikroben verschiedener ansteckender Krankheiten enthaltenden Flüssigkeiten bewirkt worden. Die Gefahr, die mit dem Gebrauch von Büchern verbunden ist, welche durch Krankenzimmer gegangen sind, hat die beiden genannten Aerzte bewogen, nach einem geeigneten Mittel zur Desinficirung dieser Bücher zu forschen. Nach mehrfachen Versuchen sind sie übereingekommen, den Sterilisirungsapparat als den sichersten Weg zur gründlichen Zerstörung der im Papier verborgenen, Krankheit erzeugenden Elemente zu empfehlen. Diesem Verfahren könnten aber nur geheftete Bücher unterzogen werden, die Einbände gingen dabei zu Grunde. Um einen stichhaltigen Vorwand, gebundene Bücher nicht mehr auszuleihen, wäre man also fortan nicht weiter verlegen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Graf v. Götzens Bericht über seine Afrikadurchquerung.

H. S. Die Berliner Gesellschaft für Erdkunde veröffentlichte vor weniger als Jahresfrist ein ihr von der Kongomündung aus zugesandtes Telegramm, das nicht geringes Aufsehen und freudige Genugthuung im Publicum wie in den Kreisen der Geographen hervorrief; denn es besagte in kurzen, knappen Worten, einem Deutschen, dem Grafen v. Götzen, sei es gelungen, von neuem den schwarzen Erdtheil zu durchqueren und dabei zum ersten male weite Ländergebiete zu betreten, für die auch heute noch das Stanley'sche Wort vom „Dunkelsten Afrika“ seine volle Geltung hat. Als dann der erfolggekrönte Reisende mit seinen beiden Begleitern Assessor Dr. v. Prittwitz und Dr. med. Kersting wieder die heimathliche Erde betrat und zunächst vor der Gesellschaft für Erdkunde in einer jener „großen“ Sitzungen über seine Wanderung von Meer zu Meer berichtete, da war der Name Götzen bereits jedem geläufig, der sich irgendwie für die Afrikaforschung interessirte. Man dachte vielfach an eine That, wie sie einst ein Speke mit der Entdeckung der Nilquellen, oder ein Stanley mit seiner Congofahrt vollbracht, und war geneigt, in seiner Genugthuung und Freude über den Reiseerfolg des deutschen Landsmannes ihn jenen Pionieren aus Afrika's Conquistadorenzeit zur Seite zu stellen. So berechtigt aber auch jene Freude war, so durfte man doch nicht vergessen, daß heute eine Durchquerung des Continents nicht mehr gleichbedeutend ist mit der Lösung eines gewaltigen Problems, wie sie die alten Forscher im kühnen Marsche dem spröden, feindlichen Welttheil abzwingen konnten. Diese Zeiten sind endgültig vorbei; heute erschließt eine Afrikadurchquerung im günstigsten Falle relativ nur wenig neues Gebiet — denn es fehlt schon an „Spielraum“ selbst im Herzen des Erdtheils —, ja viele aus der nicht geringen Zahl der Reisenden, die Afrika durchquert, konnten diese Durchquerung nur auf in ihrer ganzen Ausdehnung längst bekannten Routen ausführen. Zwar halten wir daher unter den heute so sehr veränderten Verhältnissen eine eingehende Detailforschung auf beschränktem und schon in seinen Hauptzügen bekanntem Raume für nützlicher der Kunde Afrika's, als eine kühne Pionierleistung; es hieße aber die menschliche Natur verkennen, wollte man von einem Afrikareisenden, der über absolute Bewegungsfreiheit verfügt und nicht durch Auftrag oder Contract gebunden ist, erwarten, er zöge die stille, wenn auch ersprießliche Einzelforschung auf eng umgrenztem Gebiet einer Reiseleistung vor: erstere bleibt in weiteren Kreisen weniger beachtet, als sie es verdient, letztere dagegen vermag noch immer dem unternehmenden Pionier den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Stirne zu winden, wenn ihm zum wenigsten einige besonders auffällige Entdeckungen, wenn ihm die Lösung von noch offenen kleineren Aufgaben der afrikanischen Geographie — und deren gibt es ja — gelingt. Es liegt eben ein Zauber in einem solchen Zuge von Ocean zu Ocean, ein Zauber einerseits, der dem Ehrgeiz des Reisenden ein Sporn ist, ein Zauber, der andrerseits den Freund der Afrikaforschung daheim unwillkürlich zur Bewunderung zwingt; und nicht nur dieser, auch der Geograph, der kritisch urtheilen soll, unterliegt ihm gern in der Erinnerung an die alte classische Zeit der afrikanischen Entdeckungsreisen und trotz aller nüchternen Erwägungen. Und so auch in diesem Fall; denn was unser Landsmann im frischen, fröhlichen Wagen dort im dunklen Welttheil errang, es ist in der That werthvoll und gereicht dem deutschen Forschergeiste, der deutschen Thatkraft nur zur Ehre.

Soviel zur allgemeinen Kennzeichnung der Reise, die uns Götzen in seinem soeben bei Dietrich Reimer in Berlin herausgekommenen Werke beschreibt.[1] — Der Verfasser ist sich dessen bewußt, daß er auf seiner schnellen, kaum ein Jahr dauernden Wanderung Länder und Völker nicht soweit kennen lernen konnte, als es der anspruchsvolle Gelehrte in der Heimath wohl zu fordern pflegt. Die Reise war eben von vornherein keineswegs in solcher Ausdehnung geplant, sie wuchs sich erst später in Folge mancher glücklichen Zufälle zu einer Afrikadurchquerung aus. Auch war Götzen, wie er offen eingesteht, ebensowenig wissenschaftlich vorgebildet, wie seine beiden Begleiter. Er besaß nur die nöthige Routine in der Aufnahme des Reiseweges, in der Beobachtung der Breite und der Höhenmessung, die Karte also betrachtet er mit Recht als das Hauptergebniß der ganzen Wanderung. Die Völkerkunde und die Naturwissenschaften konnten nur nebenher gefördert werden; daß jedoch auch diese Zweige des Wissens nicht leer ausgingen, verdanken wir dem scharfen Blick des Verfassers und dem Sammeleifer seiner Gefährten. Die Resultate dieser Bemühungen findet der Fachmann im Anhange des Werkes bearbeitet und zusammengestellt. Den Haupttheil des Buches dagegen füllt, wie billig, der Reisebericht aus der Feder des Grafen. In einfacher, klarer Sprache schildert der Verfasser den äußeren Verlauf seiner Expedition, oft nur in Wiedergabe der Tagebücher, die sich durch ihre Frische und packende Unmittelbarkeit auszeichnen. Den Marsch bis in die Massaisteppe erzählt Götzen überhaupt nicht, die Thalfahrt auf dem Congo nur sehr kurz, und man wird ihm für diese weise Beschränkung Dank wissen; dagegen ist der interessanten Wanderung durch das eigentliche „Dunkelste Afrika“, vom Kagera (Nil) durch Ruanda, der Entdeckung der Virungavulcane und des Kivusees, sowie des Zuges durch den „großen Congowald“ ausführlicher gedacht; es scheint hier mit Sorgfalt alles niedergelegt zu sein, was der Verfasser

[1] Durch Afrika von Ost nach West. Resultate und Begebenheiten einer Reise von der Deutsch-Ostafrikanischen Küste bis zur Congomündung in den Jahren 1893/94 von G. A. Graf v. Götzen, Lieutenant im kgl. preuß. 2. Garde-Ulanenregiment. Mit zahlreichen Original-Illustrationen von W. Kuhnert und Sütterlin nach den Photographien und zwei großen Karten von Richard Kiepert nach den Original-Aufnahmen des Verfassers. Berlin 1895. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer. (XII und 417 S. Preis 16 M.)

und seine Begleiter in diesen bisher unbekannten Gebieten sahen und erkundeten.

Wir unterziehen die wichtigsten Ergebnisse der Götzen'schen Reise einer kurzen Würdigung. Hierher gehört zunächst die Durchforschung des sagenhaften und bisher unzugänglichen Ruanda, des „Pamir" Afrika's. Dem Namen und der Lage nach war das Land schon seit Speke's Zeiten bekannt. Dieser selbst gibt in seinem Reisewerk „Die Entdeckung der Nilquellen" einige wenige Mittheilungen darüber, ebenso späterhin Stanley (1876) und Stuhlmann, während Baumann auf seiner erfolgreichen Wanderung zum Nordende des Tanganika bereits Ruanda's südliche Grenzgebiete betreten und wichtige Nachrichten über das Reich des geheimnißvollen Wahumakönigs sammeln konnte. Götzen blieb es jedoch vorbehalten, als erster Europäer das Land in seiner ganzen Ausdehnung zu durchziehen. An sich war Ruanda von jeher keineswegs unzugänglich, doch galt bei den Arabern der Erfahrungssatz, es sei zwar leicht hinein-, doch schwer herauszukommen. In der That haben es die im Lande herrschenden Fürsten aus dem kräftigen Stamme der Wahuma verstanden, sich die Araber, die als Sklaven- und Elfenbeinräuber die benachbarten westlichen Gebiete bis zum Congo hin verheert haben, mit leichter Mühe vom Leibe zu halten. Noch vor zwei Jahren etwa, als bereits der Vernichtungskampf der Belgier gegen die Araber am oberen Congo wüthete, versuchten Rumalisa's Horden Ruanda zu brandschatzen, sie wurden aber troz ihrer Feuerwaffen von den mit Speer und Schwert kämpfenden Wa-Ruanda mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Den Kern der Bevölkerung bildet der herrschende Hirtenstamm der Wahuma, der, wie in Uganda und Karagwe, so auch hier die einheimischen Ackerbauer vor Zeiten unterjochte und der „Kleinstaaterei" durch Gründung eines großen und für afrikanische Verhältnisse recht festgefügten Reiches ein Ende machte. Götzen schildert die Wahuma Ruanda's als schlanke schöngebaute Leute von hoher Gestalt, die wenig an die typische Negerfigur erinnert. Der Herrscher der Wa-Ruanda, Luabugiri, ein sieben Fuß messender Riese mit den Gesichtszügen eines römischen Cäsars, hat übrigens keine feste Residenz, sondern zieht, wie der alte deutsche Kaiser von Pfalz zu Pfalz, von diesem zu jenem seiner Großen und hält dort Hoflager.

Die Reisenden hatten sich einer recht anständigen Aufnahme im Lande zu erfreuen. Luabugiri, von abergläubischen Ahnungen befallen, ließ sich zwar mit den nie gesehenen Weißen nicht viel ein, er legte ihnen aber auch keine Hindernisse in den Weg und hatte nichts dagegen, wenn seine Statthalter ihnen ihre Unternehmungen erleichterten. Viel mag dazu der Umstand beigetragen haben, daß es Götzen gelang, den Kirungavulcan zu ersteigen und unversehrt wieder herabzukommen. Die Kartirung und erste Erforschung dieser schon lange als Mfumbiroberge erkundeten und zuerst von Speke gepeilten Vulcane — Götzen nennt sie die Virungaberge, unter diesem Namen verzeichnete sie auch Stuhlmann — bildet die zweite wichtige Errungenschaft der Expedition. Auf der Sohle des großen Centralafrikanischen Grabens, der auch als Völkerscheide von Bedeutung, erheben sich hier zwischen dem 29. und 30. Grad ö. L. sechs bis acht Vulcane, die zum Theil erloschen, zum Theil, wie der von Kersting besuchte Namlagiro, noch thätig zu sein scheinen. Götzen bestieg, wie schon erwähnt, den südlichsten dieser Vulcane, den 3470 Meter hohen Kirunga, bis zum Gipfel, wo sich dem Beschauer in dem weiten, von einem erstarrten Lavasee erfüllten und von schroffen Wänden eingeschlossenen Krater ein Bild von überwältigender wilder Schönheit enthüllte, das noch nie eines Sterblichen Auge gesehen.

Eine nicht minder bedeutsame Entdeckung des Reisenden ist der große Kivusee, der zu Füßen der Virungaberge sich in ovaler Gestalt von Norden nach Süden hinzieht. Der Centralafrikanische Graben gehört zu den interessantesten Theilen Afrika's, gibt er uns doch Anhaltspunkte, wie wir uns die Geschichte der Erdoberflächengestaltung dieser Gebiete zu denken haben. In gewaltiger Längenausdehnung durchsetzt er von Nord nach Süd den Continent, vom Albert Nyansa bis zur Südspitze des Tanganika und weiter. Im Bergriesen des Runssoro (Ruwenzori) wulstet sich sein Ostrand zu mächtiger Höhe empor.[1]) Spuren vulkanischer Thätigkeit liegen weiter südlich in Ruanda: die Virungavulcane inmitten einer circusartigen Ausweitung des Grabens. Sonst füllen ihn Seen aus, vor allem der langausgezogene Tanganika, dann der mehr rundliche Albert-Edward Nyansa (Ngesi) und der Albert Nyansa (Mwutan-Nsige). Dazu kommt nun noch ein vierter großer See, der von Götzen entdeckte Kivu. Der Name Kivu ist auf unsern Karten schon seit einem Jahrzehnt verzeichnet; er erscheint, wenn wir nicht irren, zum ersten mal, und zwar als Fluß, auf der Karte des Stanley'schen Werkes „Der Congo" (1885), die dort gleichzeitig einen größeren See, den Oso, kennt, dem der Lowa, der bedeutendste rechte Nebenfluß des Congo oberhalb des Aruwimi, entströmen soll. Noch älter war die Zeichnung eines Sees Akanyaru, den man bald durch den Russisi mit dem Tanganika, bald durch den Kagera-Nil mit dem Victoria Nyansa in Verbindung brachte. Andere hatten dort drei Seen in die Karten eingezeichnet, einen für den Lowa, einen für den Kagera und einen dritten kleinen See, der wohl auch den Namen Kivu führte, für den Russisi. Der Quellsee des Kagera, der Akanyaru, verschwand dann als solcher wieder, und zwar endgültig, von den Karten; Baumann stellte auf seiner schon erwähnten Reise fest, daß der Name Akanyaru dort zwar bekannt ist, doch nur für eine sumpfige Erweiterung des Kagera. Götzen endlich war in der Lage, hier Klarheit zu schaffen und damit ein nicht unwichtiges Desideratum zu erledigen; er stellte fest: der Kivu ist ein sehr beträchtlicher See, der Oso dagegen ein Fluß, ein Tributär des Lowa. Leider war es dem Reisenden nicht möglich, den Kivusee in seiner ganzen Ausdehnung zu umfahren, doch wurde wenigstens auf einer Bootfahrt, die der Verfasser in besonders hübscher Weise schildert, die nördliche Hälfte recht genau aufgenommen. Wie weit der See sich nach Süden erstreckt, ist also noch eine offene Frage; noch wichtiger aber wäre es, zu wissen, wie der Russisifluß, der den Kivu zum Tanganika entwässert, auf der nur 90 Kilometer weiten Entfernung die bestehende Höhendifferenz von 675 Meter ausgleicht, zumal er bei seiner Mündung nicht den Eindruck eines Bergstromes macht, der einen Lauf über Katarakte hinter sich hätte. Hier harrt also noch ein nicht uninteressantes Problem der Lösung. Leider gehören diese Gebiete bereits zum Congo-Staat und der beschäftigt sich zur Zeit wenig mit der Erforschung seiner östlichen Grenzländer.

Erst hier am Kivu reifte der Plan, die bisher so erfolgreiche Entdeckungsreise durch den Marsch zum Congo und diesen abwärts zu einer Afrika-Durchquerung auszudehnen. — Der westwärts liegende große Congowald gelangt zum ersten mal auf Stanley's Karte über seine Emin Pascha-Expedition („Im dunkelsten Afrika") zur Darstellung; Stanley hatte ihn als erster Europäer auf seinem Zuge den Ituri aufwärts unter namenlosen Schwierigkeiten durchschritten. Man war jedoch vielfach nicht geneigt, den Stanley'schen Wald zu adoptiren und wollte ihn zu einem einfachen Galeriewald stempeln, wie er alle Flüsse Aequatorial-Afrika's begleitet; möglich vielleicht, daß er am Ituri sich etwas breiter als gewöhnlich ausdehnte, um Stanley

[1]) Stuhlmann's Anschauung (Mit Emin Pascha, S. 297 fg.); Stanley faßte den Runssoro als eine Vulcangruppe auf (Im dunkelsten Afrika II, S. 257 und sonst).

Stoff zu sensationellen Schilderungen zu geben. Nachdem aber bekannt wurde, daß Emin Pascha auf seinem unglücklichen Zuge von Undussuma zum Congo 1892 ebenfalls nur durch Wald und zwar keineswegs den Flüssen entlang gewandert sei, ließ sich an der Existenz des großen, zusammenhängenden afrikanischen Urwaldes freilich nicht mehr zweifeln, und Götzens Reise vom Kivu zum Congo beweist, daß er hier im Süden in derselben Undurchdringlichkeit besteht wie im Norden. Auch der Zug des deutschen Reisenden war kein Kinderspiel, er hatte schwer und mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen wie Stanley. Ursprünglich durchaus nicht ganz unbewohnt, war das Waldgebiet in diesen südlicheren Theilen durch die Raubzüge der Araber schon ebenso entvölkert wie im Norden, der Stanley'schen Route entlang. Der Schilderung dieser letzten Periode von Götzens Entdeckungszug merkt man die schlimmen Erfahrungen an, die der Reisende im Walde machen mußte; Götzen gesteht, daß es ihm unmöglich sei, den Wald so poetisch zu finden und zu schildern, wie es Stanley thut, denn der Eindruck, den er auf diesem verzweifelten Marsche empfangen, wäre leider höchst unpoetischer Art gewesen.

Die glückliche Ankunft in der Station Kirundu am Congo und die gastliche Aufnahme, welche die Expedition hier und auf den anderen Stationen des Staates fand, ließ die Mühsale der letzten Monate schnell vergessen. Götzen machte hier u. a. die interessante Bekanntschaft Lothaire's, der das Werk des Baron Dhanis, die Vernichtung der Araber, eben glücklich zu Ende geführt hatte.[1]) Am oberen Congo herrschte Friede und Sicherheit, und schnell werden sich die unglücklichen, von den Arabern decimirten Eingeborenen erholen; schon als Götzen dort weilte, machten sich die ersten Anzeichen der Besserung bemerkbar. — Mit der Ankunft an der Congo-Mündung schließt das vorliegende Werk. Hervorheben wollen wir noch, daß der Verfasser der Geschichte jenes Kampfes zwischen dem Congo-Staat und den Arabern ein besonderes Capitel widmet. Die kurze, zusammenfassende Darstellung dieses Vernichtungskrieges, der von seiten der Belgier mit äußerster Energie und staunenswerthem Geschick durchgeführt wurde und an die blutigen Kämpfe Gessi Paschas gegen Siber im Gebiet des Bahr el Gasal erinnert, dürfte vielen, die sich orientiren wollen, willkommen sein.

Die Ausstattung des Buches ist die eines Prachtwerks. Vor allem gefällt uns die sorgsame Auswahl der durchweg sehr schönen Illustrationen. Kein neuer Völkertypus, keine durch ihre Schönheit oder Eigenart bemerkenswerthe Landschaft entbehrt der Darstellung durch die Abbildung. So wird uns der Kivusee, der Kirunga und dessen Krater, der große Wald in einer Reihe vortrefflicher Ansichten vorgeführt. — Die Karten, im Maßstab von 1 : 1¼ Million von Dr. Richard Kiepert gezeichnet, geben in zwei Blättern den Reiseweg mit sämmtlichem vorhandenen Material verarbeitet von der Ostküste bis zum Congo wieder. Besonders interessant ist natürlich das westliche Blatt, auf dem die Entdeckungen Götzens hervortreten. Mit Recht weist Kiepert darauf hin, wie verschiedenwerthig die Forschungsarbeit ist, die hier im „Dunkelsten Afrika" die drei betheiligten Staaten leisten. Am besten durchforscht ist das deutsche Gebiet und das englische dort, wo deutsche Reisende es durchzogen. Englisch-Ostafrika weist zwar nicht wenige Routen auf, diese verrathen aber alle einen bedenklichen Mangel an sorgsamer, richtiger Terrainauffassung und Detailzeichnung. Im Congogebiet endlich ist fast nichts geschehen; alles, was hier im Osten des Staates die Karte verzeichnet, beruht auf den Forschungen nicht belgischer Reisender: Stanley, Stuhlmann und Graf v. Götzen. — Die ausführlicheren Routenkarten des letzteren werden übrigens später in größerem Maßstabe veröffentlicht werden.

Das Götzen'sche Werk bietet in erster Linie dem gebildeten Publicum eine fesselnde und belehrende Lectüre. Aber auch der, der den Werth eines solchen Buches nicht nach der Menge der darin beschriebenen Jagd- und Kriegsabenteuer beurtheilt, wird es mit Befriedigung aus der Hand legen; denn der Verfasser läßt seine Reiseerlebnisse nicht mehr als nöthig hervortreten und gibt auch zahlreiche Bemerkungen und Darlegungen allgemein-wissenschaftlicher Art. Die Schilderung der ersteren wollen wir übrigens durchaus nicht in einem solchen Buche missen, sie sollen immer — und das ist von jeher guter Brauch — sozusagen den geschmackvollen Rahmen abgeben für das Bild, das uns der Forscher von fernen Ländern und Völkern entwirft. — Wir glauben, daß der im Verhältniß zur Ausstattung mäßige Preis die Verbreitung des Werkes in den Kreisen fördern wird, die Verständniß für die Großthaten deutscher Afrikaforschung zeigen — und um eine solche Großthat handelt es sich hier immerhin.

[1]) Es ist das derselbe Officier, der bald darauf den Händler Stokes hinrichten ließ und zur Zeit den Aufstand am mittleren Kassai bekämpft.

Das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

-a- Immer mehr wird das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft,[1]) wie zu erwarten und zu wünschen war, ein Sammelplatz für Quellen und Forschungen zur Geschichte der neueren deutsch-österreichischen Literatur. Mit dem dritten Bande begann diese Erweiterung mit Briefen von Karoline Pichler an Therese Huber und einer Studie über Ernst v. Feuchtersleben, im vorigen Jahre nahmen die höchst werthvollen Raimund-Briefe und ein Aufsatz über Nissel schon die größere Hälfte des Bandes in Anspruch, und diesmal ist Bauernfeld und Hamerling der Hauptantheil des Umfanges, ja jenem auch der Vortritt eingeräumt. Wie man sieht und wie auch der Berichterstatter über die fünfte Jahresversammlung, Emil Reich, betont, ist es vorläufig noch ausschließlich das 19. Jahrhundert, dem diese Erweiterung zu gute kommt; in der weiteren Folge wird man es hoffentlich auch nicht als einen Raub an den nächsten Aufgaben der Gesellschaft ansehen, wenn gelegentlich etwas weiter zurückgegriffen und auch das achtzehnte Jahrhundert durch werthvolle Beiträge beleuchtet würde, in das Grillparzer selbst noch mit seiner Kindheit und den ersten Jugendeindrücken zurückreicht. Das Verständniß für ihn und seine Bedeutung kann nur um so mehr gewinnen, je weiter der Kreis wird, als dessen Mittelpunkt er erscheint.

Ihm selbst sind diesmal drei Beiträge gewidmet. Zwei davon theilen urkundliches Material mit. Zunächst einige nicht gerade sehr bedeutende, aber auch nicht interesselose Briefe; einer, den Grillparzer als Archivdirector an den Frhrn. v. Hammer-Purgstall behufs dessen Khlesl-Biographie richtet (8. August 1847) und vier andere (1851 und 1861/62) an jüngere Zeitgenossen, Mathilde Freiin v. Guretzky, später verehelichte Baronin Kapri, und Wilhelm Schäfer, die dem verehrten Meister ihre dichterischen Versuche zur Beurtheilung vorlegten. Den an die Freiin v. Kapri-Guretzky benützt der Herausgeber Anton Schlossar zugleich, um das schon jetzt, erst sieben Jahre nach ihrem Tode, so gut wie erloschene Andenken an diese österreichische Schriftstellerin wieder aufzufrischen. Wenn ebenderselbe als Herausgeber des Briefes an Hammer einige der „geistig hervorragen-

[1]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. Fünfter Jahrgang. Wien, Verlag von Karl Konegen. 1895. 8⁰. XVIII u. 346 S.

den Männer der Residenz und Oesterreichs", zu denen dieser in Beziehungen stand, namhaft macht, insofern sie alle auch „mit Grillparzer bekannt oder befreundet waren", so hätte jedenfalls auch Bauernfeld nicht vergessen werden sollen. Den Briefen folgt ein sachlich geordneter Bericht „Aus dem Tagebuche der Freiin v. Knorr" über deren Verkehr mit dem Dichter von Fritz Lemmermeyer; solche Mittheilungen sind gewiß nicht ohne Interesse, nur hätte man, namentlich bei Aeußerungen über eigene und fremde Werke, wie hier z. B. von Hebbel, Heyse u. a. mehr wörtliche Auszüge gewünscht. Indeß der Schwerpunkt der Grillparzer-Beiträge liegt diesmal überhaupt nicht in der Mittheilung neuen Materials, sondern in der altes und einiges neu beigebrachte Material umsichtig und in geschmackvoller Darstellung verarbeitenden Behandlung eines der wichtigsten und heikelsten Capitel der Biographie, des Verhältnisses zu Katharina Fröhlich, durch August Sauer. Es ist ein Vortrag, der Hauptsache nach veröffentlicht in der Form, in der er zu Ende des vorigen Jahres in der Gesellschaft gehalten wurde, und das will der Verfasser mit Fug und Recht beachtet wissen. Aber was in diesem Rahmen möglich war, das hat er geleistet. Wer die bereits früher erschlossenen Quellen selbst kennt und zu nutzen versteht, dem wird er allerdings nicht durchaus Neues sagen können — das ist selbstverständlich; leer an Gewinn geht aber auch ein solcher nicht aus, und die Gewissenhaftigkeit der Forschung, den psychologischen Blick, mit dem die Entwicklung des Verhältnisses, und den Tact, mit dem dessen Spuren in der Dichtung Grillparzers verfolgt werden, wird gerade ein solcher nur um so besser zu würdigen wissen. Hinzugekommen sind im Abdruck einige Anmerkungen, in denen auch Nachträge und Ergänzungen zu dem schon früher veröffentlichten Quellenmaterial untergebracht sind, als Wichtigstes die zwei Briefe Katharina's und ihrer Angehörigen an Grillparzer aus dem Jahre 1843, die einzigen, die überhaupt bekannt sind (nur der zweite bereits vor zwei Jahren als Handschrift gedruckt), und eine „Beilage über drei Grillparzer zugeschriebene und angeblich an Katharina Fröhlich gerichtete Gedichte". Es handelt sich da namentlich um ein bereits wiederholt gedrucktes, von der Gesammtausgabe aber ausgeschlossenes Gedicht in elegischen Distichen („Lösche die Lampe" u. s. w.), das, angeblich in eigenhändiger Aufzeichnung des Dichters vorliegend, für die Auffassung seines Verhältnisses zu Katharina sehr bedeutsam werden könnte, wenn es — echt wäre. Noch in der biographischen Einleitung zur 4. Ausgabe der Werke (1887) hatte es Sauer arglos als Quelle verwerthet und nur wegen seiner formalen Unfertigkeit, wie überhaupt Gedichtfragmente, nicht aufgenommen. Während aber sonst mancher Satz aus jener biographischen Einleitung wörtlich in den Vortrag herübergenommen ist, von der Elegie ist darin keine Rede mehr. Der Verfasser hat sich eben seither von deren Unechtheit überzeugt und dieser Ueberzeugung in der neuen Auflage der Werke kurz Ausdruck gegeben und damit den Ausschluß von dieser begründet. Dem deßhalb gegen ihn von K. E. Franzos erhobenen Vorwurf gilt nun die Abwehr in der erwähnten Beilage, welche Herkunft, Handschrift und poetische Technik des fraglichen Gedichtes nach den strengen Regeln philologischer Methode prüft und, was die Handschrift betrifft, durch Facsimile dieser und anderer zweifellos eigenhändiger Aufzeichnungen den Leser selbst in Stand setzt, zu vergleichen und sich ein Urtheil zu bilden. Nach dieser Auseinandersetzung wird der Anspruch auf Einreihung in die Werke Grillparzers für die Elegie fürderhin wohl ebensowenig wie für die beiden anderen aus derselben Quelle stammenden Gedichte („Röschen Sorgenlos" und ein Geburtstagsgedicht von 1868) mit Aussicht auf Erfolg erhoben werden können.

Von den beiden noch übrigen, zwei jüngeren Zeit- und Kunstgenossen Grillparzers geltenden Beiträgen behandelt der eine, „Robert Hamerling als Gymnasiallehrer" von Rudolf v. Payer, ein z. Th. an und für sich etwas sprödes Thema in ziemlich trockener, ja gerade herausgesagt, stellenweise langweiliger Art. Der Verfasser wollte offenbar recht sachlich und quellenmäßig sein; aber deßhalb wäre es doch wohl nicht nöthig gewesen, durch 9 Seiten hindurch z. Th. mit wörtlichen Auszügen aus Gymnasialprogrammen, Competenztabellen und Inspectionsberichten uns Jahr für Jahr zu erzählen, in welchen Classen, in welchen Unterrichtsgegenständen, vereinzelt auch mit wieviel wöchentlichen Stunden Hamerling beschäftigt wurde, und dabei jedesmal die Themen aufzuzählen, die er für die deutschen Aufgaben stellte. Das wäre bei einem Dichter, der sich bei aller Gewissenhaftigkeit in seiner Amtsführung doch selbst nicht für einen hervorragenden Schulmann hielt, sogar den Lesern einer Unterrichtszeitung vielleicht etwas zu viel; für die des Jahrbuchs, die sich für den Schulmann doch nur um des Dichters willen interessiren, wäre um so mehr eine genießbarere Behandlung in Form einer alles Wesentliche kurz zusammenfassenden Charakteristik am Platze gewesen. Die Mittheilung des Majestätsgesuchs, des Schreibens an den Minister Belcredi und des Vortrags desselben an den Kaiser wegen des Ruhegehalts darf man dagegen ebenso dankbar hinnehmen, wie die Erinnerung an einige vergessene Programmarbeiten Hamerlings. Mit besonderer Freude sind aber die heuer begonnenen Mittheilungen „Aus Bauernfelds Tagebüchern", für's erste die Jahre 1819—1848 umfassend, zu begrüßen, die wir dem Redacteur des Jahrbuchs, Carl Glossy, selbst verdanken. Damit rückt nun den Lesern des Jahrbuchs neben Grillparzer und Raimund auch der bedeutendste österreichische Lustspieldichter, der seit 1828, wo er zuerst mit seiner in die Gesammtausgabe nicht aufgenommenen und darum heute vergessenen Alexandriner-Komödie „Der Brautwerber" hervortrat, durch mehrere Jahrzehnte vom Burgtheater zu seinen Wienern redete, nicht immer mit gleichem Erfolg, aber stets witzig und geistreich und zugleich freimüthig, ja manchmal kühn ihnen ein Spiegelbild ihres Wesens und der Zeiten, die sie mit einander verlebten, entgegenhaltend, allmählich in historische Belenchtung. Mit ihm aber auch ein gut Stück Wiener Theater-, Literatur- und Sittengeschichte. Der mit dem Wiener Literatur- und Gesellschaftsleben so vielfach verflochtene Mann, ein scharfer Beobachter, manchmal eine boshafte Zunge, im Grunde aber doch ein warmherziger Mensch voll Antheil und vornehmer Gesinnung, hatte in einem reichen Verkehr Gelegenheit, viel zu erleben, und war von seiner Jugend an gewohnt, seine Erlebnisse in Tagebüchern niederzulegen, über deren gegenwärtigen Verbleib bei der nicht zum wenigsten durch ihn selbst verschuldeten Zersplitterung seines Nachlasses nichts zu ermitteln war; nur einzelnes ist daraus nach seinem Tode in Tagesblättern ans Licht gekommen, zum Beweis, daß sie wenigstens zum Theil noch vorhanden sind; einige Jahrgänge hat auch der Herausgeber selbst noch gesehen und durfte davon eine allerdings unvollständige Abschrift nehmen, die auch der vorliegenden Veröffentlichung zu gute kam. Glücklicherweise machte aber Bauernfeld in den Jahren 1873 bis 1876 aus jenen Originaltagebüchern selbst Auszüge, bei denen er, wie der Herausgeber auf Grund seiner eigenen Abschriften feststellen konnte, sich im großen und ganzen streng an seine alten Aufzeichnungen hielt und nur wenige neue Bemerkungen hinzufügte. Spätere Tagebuchblätter sind im Nachlaß nur bis zum Jahre 1879 erhalten, es müssen sich aber noch andere in verschiedenen Händen verstreut befinden. In einem Nachtrag (12. Juli 1890) zu seinen letztwilligen Anordnungen vom 12. Juli 1889 hat Bauernfeld

noch kurz vor seinem Tode seinen schon vorhin mit der Verfügung über seinen literarischen Nachlaß betrauten Testamentsvollstrecker Dr. Edmund Weißel angewiesen, jene Manuscripte, die er dazu geeignet finde, dem Archiv der Stadt Wien zu übergeben. Dies ist nun, wie schon früher mit den übrigen Handschriften, so nach genauem Studium auch mit den Tagebuchauszügen geschehen, und in der Ueberzeugung, daß Bauernfeld zwar mit Rücksicht auf persönliche Verhältnisse deren Veröffentlichung als Ganzes untersagen, sie aber doch auch nicht, sofern sie literar- oder culturhistorischen Inhalts sind, der Nachwelt vorenthalten wollte, verfügte Dr. Weißel, daß eine solche Auswahl mit Ausscheidung aller „intimen Bemerkungen" von Glossy veranstaltet und im Jahrbuch veröffentlicht werde, das Originalmanuscript aber sodann gleich den Geheimpapieren Grillparzers bis 1920 unter Verschluß zu halten sei. Dies die Vorgeschichte der heuer begonnenen Publication, bei welcher der Herausgeber versichert, er habe die ausgewählten Stellen wortgetreu ohne jede Aenderung aufgenommen, im übrigen nur einen „geringen Theil" auszuscheiden gebraucht, nur „Episoden von so geringem Einfluß auf die Production Bauernfelds, wenn auch nicht auf seinen Lebensgang, daß man die entstandenen Lücken leicht werde verschmerzen können".

Knapp und thatsächlich wie diese Auszüge, waren offenbar auch schon die ursprünglichen Aufzeichnungen gehalten, kurze Anhaltspunkte für das Gedächtniß des Schreibenden in späteren Tagen sollten sie sein. Schildernde Ausführlichkeit oder wie bei Grillparzer hypochondrische Selbstzergliederung ist ihm fremd. Zwar hat auch er seine trüben, bösen Stimmungen, die ihn quälen; bald ist es der auch bei diesem so leicht und unermüdlich schaffenden Talente nicht fehlende Zweifel an sich selbst, bald die Lebensverhältnisse und besonders das ihm immer lästiger werdende Amt, das er denn ungleich Grillparzer endlich auch abschüttelt, bald die öffentlichen Zustände seiner Heimath, mit der er, anders und doch auch wieder ähnlich wie Grillparzer, sich zuletzt doch so verwachsen fühlt, daß er trotz alles Frondirens sich nicht losreißen kann. Aber ein Stoßseufzer, eine kurze, manchmal nur andeutende Bemerkung, gelegentlich ein scharfes Wort, das ist alles. Bauernfeld hat wiederholt seine Tagebuchaufzeichnungen zu kleineren oder größeren Skizzen und Schilderungen aus seinem Leben und seiner Zeit ausgeführt und eine ältere Reihe solcher Skizzen selbst noch für den zwölften Band der Gesammtausgabe seiner Werke (1872) zu einem Ganzen geordnet und überarbeitet unter dem Titel „Aus Alt- und Neu-Wien". Diese Sammlung lag also bereits vor, als er die Tagebuchauszüge begann, und er hat sich denn auch diese mehrfach, wie z. B. bei einzelnen seiner Reiseerlebnisse, seinem Besuch bei dem kranken Lenau in Winnenden, bei der Schriftstellerpetition von 1845 und seinem Antheil an den Ereignissen des Jahres 1848 durch eine einfache Verweisung darauf erspart. Schon aus diesem Grunde, aber auch sonst sollte man den zwölften Band der „Gesammelten Schriften", der sich seinem größten Theile nach ja gerade mit der vorliegenden Veröffentlichung aus den Tagebüchern deckt, zur Ergänzung und Vergleichung zur Hand haben; auch von den Nachworten zu den in diese Zeit fallenden Dramen in den übrigen Bänden kann das zum Theil gelten. Man wird sich beim Vergleichen überall von der Gewissenhaftigkeit des Verfassers bei der Ausarbeitung jener Skizzen überzeugen. Aber durch sie ist die Mittheilung der Tagebuchauszüge ja nicht etwa überflüssig geworden. Denn abgesehen davon, daß lange nicht alles ausgeschöpft ist, hat auch neben der ausgeführteren Skizze die knappe Originalaufzeichnung noch ihr Interesse, sei's durch eine ergänzende Einzelheit oder bestimmtere Datirung, sei's durch die ursprüngliche Färbung und im ganzen durch die nun in chronologischem Zusammenhang sich erschließende Folge der Erlebnisse und des Wirkens. An Fülle interessanten Stoffes fehlt es wahrlich nicht. Da ist vor allem der ungemein reiche persönliche Verkehr Bauernfelds: Lehrer seiner bildsamen Jugend wie Weintridt; Jugendfreunde, allen voran Schwind und der unvergeßliche Schubert, deren oft zusammen gedacht ist, einmal nachdem schon über Jahr und Tag über dem einen der Hügel sich wölbte, während der andere fern in München weilte, in einer Art, die unwillkürlich an das warm empfundene Gedicht „Jugendfreunde" (Ges. Schriften 11, 50) erinnert; die Leiter und Darsteller der Wiener Hofbühne, an ihrer Spitze Schreyvogel, der wie Grillparzers so auch des jüngeren Dichters erste Schritte auf derselben berieth; die größeren und kleineren Kunstgenossen, Grillparzer, erst voll freundlichen Antheils an seinen Arbeiten und Erfolgen, später durch den Unterschied der Charaktere, die zunehmend einsiedlerische Dichtung des Aelteren und die Scheu des Jüngeren, sich zuzudrängen, mehr und mehr in die Ferne rückend, Raimund, An. Grün, Ranke, Zedlitz und viele, viele andere, auch Kritiker und Männer der Wissenschaft, Musiker, Staatsmänner u. s. w. Wir sehen diesen Kreis und des Dichters Erfahrung auf Reisen sich erweitern, wir können seine Studien, seine Beamtenlaufbahn bis zu ihrem Abschluß verfolgen, wir beobachten, wie den zunächst als Schriftsteller gegen den Druck der Censur und des ganzen herrschenden „Systems" sich aufbäumenden Mann allmählich die Politik mehr und mehr ergreift und zuletzt alles andere und ihn selbst zu verschlingen droht; aber eine Krankheit und die Besinnung auf seinen eigensten Beruf bewahren ihn vor der Abnützung im öffentlichen Leben; die letzte Eintragung der vorliegenden Publication vom 30. December 1848 verzeichnet die Befriedigung des der Dichtung zurückgegebenen über seinen rasch in einem Monat vollendeten „Sickingen". Und so können wir auch seine übrigen dramatischen Arbeiten in ihrem Werden verfolgen bis zur ersten Aufführung und über sie hinaus, und nicht bloß die allbekannten wie „Bürgerlich und Romantisch", „Großjährig", „Ein deutscher Krieger" und andere, die in den „Gesammelten Schriften" ihren Platz fanden, auch davon ausgeschlossene und heute vergessene, die der Biograph und Literarhistoriker aber doch nicht wird unbeachtet lassen dürfen, und darüber hinaus Gelegenheitsscherze, Operntexte, Gedichte, allerlei Aufsätze und Broschüren bis zur Erwerbsarbeit der Shakespeare- und Boz-Uebersetzungen. An Ausbeute kann es also nach den verschiedensten Richtungen dem Benützer nicht fehlen. Tagebücher aber, namentlich solche wie die Bauernfelds, muß man zu lesen verstehen, und nicht bloß psychologisches und historisches Verständniß, auch ein nicht allzu eng umschriebenes Wissen braucht man, um die Namen und Zustände, von denen solche Blätter reden, zu beleben. Da ist ein kundiger Erklärer auch dem Wohlunterrichteten nicht unentbehrlich und darum willkommen, und als ein solcher kundiger Erklärer bewährt sich, wie schon früher wiederholt, auch diesmal wieder der Herausgeber durch seine höchst dankenswerthen Anmerkungen, in denen unter anderem auch bei den Aufführungen der einzelnen Dramen, über die man für die Jahre 1830—37 auch Costenoble's Aufzeichnungen mit Nutzen zu Rathe ziehen wird, stets die Stimmen der zeitgenössischen Kritik abgehört werden.

Bei so mannichfach lehrreichem und interessantem Inhalt läßt das Jahrbuch auch diesmal wieder nur eines vermissen, wodurch dieser Inhalt erst recht nutzbar würde und was darum hier schon bei früherer Gelegenheit verlangt wurde, ein gutes Register. Das Jahrbuch wendet sich ja doch nicht bloß an Leser, die es einmal zum Genusse durchblättern und dann weglegen, sondern auch, und in seinen urkundlichen Mittheilungen sogar vorwiegend, an

Fachmänner, die öfter im ganzen und in Einzelfragen auf diese Mittheilungen zurückkommen müssen. Diesen bleibt aber nichts anderes übrig, als sich selbst Band für Band ein solches Register anzulegen, und das ist heute, wo die Bewältigung der immer mehr anschwellenden Literatur ohnehin schon kaum möglich wird, doch etwas zu viel verlangt. Gesellschaft und Verlag kargen nicht, um das Buch glänzend auszustatten; so mögen sie doch endlich auch einen so billigen Wunsch, den sie beim ersten Bande selbst wenigstens zum Theil anerkannten, zu erfüllen sich entschließen; sie würden dadurch der Sache, die sie sonst so trefflich vertreten, einen neuen und sicher einen sehr guten Dienst erweisen.

Der schon erwähnte Jahresbericht zeigt, daß die Gesellschaft im ganzen im erfreulichen Aufschwung begriffen ist; und wenn es außerhalb Wiens noch hie und da am vollen Verständniß für ihre Bestrebungen mangelt, während man dort selbst bereits an Mittel zur Abwehr gegen allzu großen Zudrang Bedacht nehmen muß, so ist zu wünschen, daß auch nach dieser Richtung sich bald ein richtigeres Verhältniß herstelle. Hervorgehoben sei aus diesem Berichte noch Saars poetischer Festgruß zum Jubiläum des Obmannes Rob. Zimmermann, ein Gelegenheitsgedicht, das auch über die vorübergehende Gelegenheit und den engern Kreis hinaus Anspruch auf Beachtung erheben darf.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die Verbrechen in ihrem Zusammenhang mit den wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen im Kanton Zürich.** Von Dr. Albert Meyer. Jena 1895. Verlag von Gustav Fischer. — Die socialen Verhältnisse eines Landes sind nicht die ausschließliche Grundlage für die Criminalität in demselben; aber sie sind ein Factor, der bald mehr, bald weniger energisch bei ihrer Bildung mit eingreift. Sie sind darum auch vom Standpunkt der Strafrechtswissenschaft und der Strafrechtspflege der Beachtung werth. Die Gesetzgebung kann sie nur insofern berücksichtigen, als sie — was regelmäßig nicht zutrifft — dauernder Natur sind. An diesen Rahmen ist dann allerdings die Strafrechtspflege gebunden. Dadurch wird es möglich, daß bei Aenderung der socialen Verhältnisse die Zahl der Verbrechen, bezw. der Aburtheilungen in einem Lande wächst, obwohl die moralische Qualität der Einwohner sich nicht verschlechtert hat. Die neu hinzutretenden Aburtheilungen können bis zu einem gewissen Grad als ungerecht bezeichnet werden, insofern die Strafe ja nur als Vergeltung für die bekundete böse Gesinnung eintreten soll, hier aber die Strafen sich mehren, ohne daß mehr böse Gesinnung vorhanden ist. Doch sind die Schlußfolgerungen auf diesem Gebiete von fraglichem Werth, weil ja die übrigen mitwirkenden Factoren, insbesondere die moralische Qualität der Einwohner des in Untersuchung gezogenen Landes sich nicht messen und in ihrer Bedeutung nicht ausscheiden lassen. Eine und dieselbe wirthschaftliche Lage vermag in zwei verschiedenen Ländern oder auch in dem gleichen Lande, aber in weiter auseinanderliegenden Jahrgängen sehr ungleiche Wirkungen zu äußern, ganz abgesehen davon, daß nicht allenthalben und nicht zu allen Zeiten die Zahl der Aburtheilungen zu der Zahl der wirklich begangenen Verbrechen in demselben Verhältniß steht. Immerhin können solche Untersuchungen manchen interessanten Aufschluß geben. Der Verfasser des vorliegenden Buches verfährt auf dem eng begrenzten Raum, wie er ihn sich behufs gründlicherer Durcharbeitung abgesteckt hat, sehr vorsichtig — bei dem Mißbrauch, der heutzutage mit Statistik geübt wird, ist die Hervorhebung berechtigt — in rein wissenschaftlicher Unbefangenheit. Er zieht die Aburtheilungen, welche im Kanton Zürich vom Jahr 1852 bis 1892 erfolgten, in Betracht und vergleicht mit ihnen die wirthschaftlichen Bewegungen dieses Zeitraums, wie sie im Schwanken der Ernteverhältnisse (besonders der Weinernten, denn gute Weinernten üben zufolge erhöhter „Geselligkeit" eine steigernde Wirkung auf die Zahl der Verbrechen gegen Personen), der Getreidepreise, der Concurse u. s. w. zu Tage treten. Die beigegebenen Curventafeln ermöglichen einen leichten Ueberblick.

* München. Ueber **„Farbenempfindung und Naturanschauung"** hielt Augenarzt Dr. Hirschberger den letzten der von der Psychologischen Gesellschaft veranstalteten öffentlichen Vorträge.

Was die Töne für das Ohr, das sind die Farben für das Auge. Wie die Musik unser Herz erfreut, so erfreut und entzückt uns auch die Pracht der Farben und ihre harmonische Zusammenstellung in der Natur sowohl wie in der Kunst. Das Wohlgefallen an der Farbe muß dem Menschen schon von Natur aus eingepflanzt sein, denn schon beim Kinde gibt es sich kund, und auch die Naturvölker ermangeln desselben nicht. Das Interesse an einer befriedigenden Erklärung der Farbenerscheinungen hat schon die Philosophen und Naturforscher des Alterthums lebhaft beschäftigt. Doch war das Ergebniß noch ein sehr mangelhaftes, da man damals von dem Vorgang des Sehens überhaupt noch keine richtige Vorstellung hatte. So vertraten die griechischen Philosophen zum Theil die naive Anschauung, daß von den Gegenständen feine Theilchen sich ablösen, die dann gegen das Auge fliegen und, durch die Poren desselben eindringend, dort die Farbe erzeugen. Dagegen kamen die Ansichten des Aristoteles unserer heutigen Auffassung schon viel näher; er hielt das Licht und die Farben nicht mehr für etwas Körperliches, sondern für eine Thätigkeit des zwischen den Körpern befindlichen Durchsichtigen, der Luft, wodurch dann das Sinneswerkzeug in Mitbewegung versetzt wird. Ferner dachte er sich die Entstehung der Farben durch eine Vermengung von Weiß und Schwarz, indem das Dunkle durch die Reflexion von den Körpern dazu käme. Diese irrthümliche Vorstellung, daß das farbige Licht zusammengesetzter Natur sei, und das weiße Licht das einfache, war durch Jahrtausende hindurch die Klippe, an der all die Erklärungsversuche scheiterten, während die Natur in dem Farbenspiel des Regenbogens der Menschheit immer und immer wieder das Experiment vor Augen führte, wie das weiße Licht der Sonne durch Brechung und Spaltung in den Regentropfen in eine ganz bestimmte Reihe von Farben sich auflöst. Newton blieb es vorbehalten, erst vor 200 Jahren, diese Thatsache auf experimentellem Wege festzustellen, indem er zeigte, wie man mit Hülfe eines Prisma das weiße Licht in seine farbigen Componenten zerlegen kann, welche sodann, fächerförmig neben einander geordnet, das sog. Sonnenspectrum bilden. Wenn Goethe gleichwohl, 100 Jahre nach Newton, jene alte Farbentheorie des Aristoteles wieder auffrischte und dieselbe in heftiger Polemik gegen Newtons neue Lehre vertheidigte, die den schönen Schein der Sinnesempfindung zu zerstören drohe, so ist der Grund dafür lediglich in dem künstlerischen Standpunkte Goethe's zu suchen.

Unsre moderne Anschauung über das Wesen der Farbe steht ganz auf dem Fundamente der Lehre Newtons. Die physikalischen Lichtstrahlen, welche als wellenförmige Schwingungen des sog. Lichtäthers aufzufassen sind, gelangen im Auge bis zur Netzhaut, auf welche sie ihre Impulse übertragen und dadurch in den Nervenelementen derselben einen physiologischen Erregungszustand erzeugen, der sich dem Sehnerven entlang zum Gehirn fortpflanzt, welches mit einer entsprechenden Licht- oder Farbenempfindung antwortet. Was wir Farbe nennen, ist also wesentlich nur eine Function unsres Auges und unsres Gehirns; objectiv ist von den Farben nichts weiter vorhanden als Aetherwellen mit rascheren oder langsameren Schwingungen. Nur dadurch, daß unser Sehorgan die Fähigkeit hat, auf einen Theil jener Aetherwellen mit einem bestimmten Reactionszustand zu antworten, entsteht in uns die Vorstellung des Farbigen. Die Farbe ist daher nichts weiter als ein rein subjectiver Begriff, ganz abhängig von der Organisation unsres Auges und Gehirns. Wir dürfen uns deßhalb durchaus nicht einbilden, daß andere Lebewesen etwa dieselben Farbeneindrücke haben wie wir.

Es ist allgemein üblich, von 7 Regenbogenfarben zu sprechen und demnach auch das Spectrum einzutheilen. Bei genauerem Zusehen bemerkt man jedoch zwischen jenen 7 Farben noch eine ganze Reihe anderer Farbentöne, welche die Uebergänge bilden. Unter allen diesen Farbenqualitäten aber sind nur 4, welche eine scharf begrenzte, eigenartige Empfindung in uns hervorrufen, von denen keine an eine andere erinnert, nämlich: Roth, Gelb, Grün und Blau. Diese gelten daher als Grund- oder Urfarben, alle anderen als Mischfarben. — Wenn man sämmtliche Spectralfarben in einem Kreise zusammenstellt, so daß also das rothe und das violette Ende des Spectrums einander berühren, so stehen in dieser Kreisfigur je 2 jener Grundfarben einander gegenüber: Roth steht gegenüber von Grün, Gelb gegenüber dem Blau; und nicht allein in diesem Farbenkreis, auch für unsre Empfindung bilden diese Farbenpaare vollkommene Gegensätze. Denn Roth mischt sich niemals mit seinem Gegenüber, dem Grün, zu einer gemeinsamen

Empfindung, eine roth-grüne Farbe gibt es nicht; wo rothe und grüne Lichtstrahlen zugleich die Netzhaut treffen, da rufen sie lediglich eine Helligkeitsempfindung hervor, also grau; in ihrer farbigen Eigenschaft dagegen heben sie sich gegenseitig auf, neutralisiren sie sich. In gleichem gegensätzlichen Verhältniß zu einander stehen Gelb und Blau.

Das antagonistische Verhalten dieser Gegenfarben ist zweifellos in der Organisation unsres Sehapparats begründet und ist direct ein Fingerzeig für die Auffassung, die wir von den physiologischen Vorgängen gewinnen müssen, die sich bei der Licht- und Farbenempfindung abspielen. Dieselben sind offenbar außerordentlich complicirter Natur; auch chemische Vorgänge spielen dabei eine Rolle. Thatsächlich findet sich auch bei Menschen und Thieren in der Netzhaut eine chemische Substanz von purpurrother Farbe, die an den Stellen, wo Lichtstrahlen auffallen, zersetzt, gebleicht wird, um sich dann sofort wieder neu zu ergänzen; die blauen und grünen Lichtstrahlen zersetzen diesen Farbstoff sehr rasch, während er dagegen unter der Einwirkung von rothem oder gelbem Licht seine Farbe behält. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß die die Netzhaut treffenden Lichtstrahlen zunächst einen chemischen Vorgang in dieser Sehsubstanz bewirken; das Ergebniß dieses chemischen Processes ist dann erst maßgebend für die Art des Erregungszustandes, in den die Nervenelemente versetzt werden. Man hat sich ferner vorzustellen (nach der Theorie von Hering), daß diese Sehsubstanz aus drei verschiedenen Arten zusammengesetzt ist: die erste und wichtigste derselben reagirt auf alle Sorten von Lichtstrahlen und vermittelt uns die Helligkeitsempfindung, also die Unterscheidung von Hell und Dunkel, von Weiß und Schwarz. Wird diese Substanz durch die schwingenden Aetheratome zersetzt, so entsteht die Empfindung Weiß; findet dagegen Anhäufung dieser Sehsubstanz statt, resp. Wiederersatz, der ja nothwendig der Zersetzung folgen muß, so wird damit die Schwarz-Empfindung ausgelöst. Bei jeder Lichtempfindung unterscheiden wir aber außer dem Grade der Helligkeit auch noch eine besondere Qualität: die Farbe. Diesem Zwecke dienen die beiden anderen Arten der Sehsubstanz, deren eine die Empfindung blau oder gelb vermittelt, je nachdem sie zersetzt wird oder Anhäufung ihrer Substanz erfolgt, während die andere in analoger Weise ausschließlich der Grün-Roth-Empfindung dient.

Nicht alle Menschen haben die gleichen Farbeneindrücke, ja es gibt sogar solche, welche gar keine Farben sehen, sondern nur Hell und Dunkel unterscheiden, denen also die Natur grau in grau erscheint wie auf einer Photographie. In solchen Fällen müßten also die beiden chromatischen Substanzen fehlen. Viel häufiger jedoch kommt eine andere Anomalie des Farbensinns vor, wobei nur eine der beiden chromatischen Substanzen zu fehlen scheint, nämlich die, welche die Grün-Roth-Empfindung vermitteln soll. Solche Menschen sehen also außer Weiß und Schwarz in den verschiedenen Abstufungen nur noch gelbe und blaue Töne. Was anderen Roth oder Grün ist, erscheint ihnen in der Regel als grau; daher verwechseln sie auch mit Vorliebe roth, grün und grau unter einander. Z. B. finden sie zwischen rothem Siegellack und Grasgrün keinen Unterschied; sie vermögen reife Johannisbeeren von unreifen nicht zu unterscheiden.

Was die eigenthümliche Wirkung auf unser Gefühl betrifft, welche mit gewissen Farbenempfindungen innig verknüpft ist, so ist zunächst zu unterscheiden zwischen kalten und warmen Farben. Warm nennen die Maler seit uralten Zeiten die rothen und gelben Töne, während sie den grünen, blauen und violetten eine kalte Eigenschaft zuschreiben. Die Localfarbe der Gegenstände erwärmt sich an der directen Beleuchtung: eine von Natur aus graue Felspartie erscheint da, wo sie von der Sonne direct beschienen wird, gelb und warm, bläulichkalt dagegen da, wo sie von dem Lichte getroffen wird, welches das Himmelsgewölbe zurückwirft. Gegen Abend wird dieser Unterschied noch stärker; das Maximum der Wärme aber erreicht die Beleuchtung direct vor Sonnenuntergang im sogenannten Alpenglühen. Durch ein gelbes Glas betrachtet, macht jede Landschaft den Eindruck einer grellen Sonnenbeleuchtung, während ein blaues Glas auch einer sonnenhellen Landschaft das Ansehen einer kalten Beleuchtung gibt. Die warmen Farben haben ferner die Eigenschaft, uns stärker sinnlich zu erregen. Dies gilt besonders für Roth, welchem daher auch eine ganz hervorragende Rolle unter den Farben zukommt. Roth gilt als das Symbol der Liebe, und seit urdenklichen Zeiten schmückten sich die Herrscher sowohl wie die Priester mit dem Purpur. Auch das Kind wendet seine Aufmerksamkeit in erster Linie den lichtreichen warmen Farben zu; Roth ist die Farbe, welche sein Auge zuerst fesselt und ist seine Lieblingsfarbe. Andrerseits erleiden jedoch die warmen Farben gerade wegen ihres stärkeren Sinnesreizes eine gewisse Einschränkung in Bezug auf ihren ästhetischen Werth. Denn feinere, reizbare Naturen finden größeres Wohlbehagen an sanften Erregungen. So erklärt es sich, warum die dem Naturzustande noch näher stehenden Völker an den grellen rothen und gelben Farben mehr Geschmack und Vergnügen finden, als dies bei den höher civilisirten Nationen der Fall zu sein scheint, und warum auch bei diesen die niederen Volksschichten die grellen warmen Farben in Kleidung und Tracht mehr bevorzugen, als die höheren, in ihren Ansprüchen verfeinerten Classen.

Auch die Umgebung der Menschen, das Klima und vor allem der Lichtreichthum der Atmosphäre ist mitbestimmend für ihren Farbengeschmack. Denn unter stark leuchtendem Himmel, wo das Auge durch die Farbenpracht der umgebenden Welt gleichsam geblendet ist, können die Sinne nur noch durch die kräftig wirkenden, lichtreichen warmen Farben Befriedigung finden; daher auch die Vorliebe tropischer Völker für Roth und Gelb. — Bei der Zusammenstellung mehrerer Farben neben einander sind für die ästhetische Beurtheilung der Farbenwirkung zunächst von Bedeutung die Beziehungen der Verwandtschaft und des Gegensatzes gewisser Farben zu einander. Farben, welche im Spectrum neben einander stehen, stehen sich auch in Bezug auf ihre Schwingungszahl und auf ihren Lichtgehalt einander nahe. Aehnliche Reize aber erzeugen für die Dauer das Gefühl der Uebersättigung, der Ermüdung. Solche verwandte Farben geben daher, neben einander gestellt, schlechte Combinationen, z. B. roth und gelb, grün und blau, blau und violett. Der Umstand, daß grün und blau in der Natur häufig gepaart vorkommen — z. B. eine mit frischem Grün bedeckte Landschaft unter wolkenlosem Himmel, oder wenn wir den Himmel durch grünes Laubwerk hindurch ansehen, wobei wir in der Regel einen sehr guten Eindruck auf unser Auge und Gemüth empfangen, — darf uns nicht irre machen; denn Beobachtungen aus der Natur geschöpft sind eben durchaus nicht immer maßgebend für die Beurtheilung bestimmter Farbencombinationen, weil durch die schönen Formen, durch die hübschen Zusammenstellungen und die feinen Uebergänge unser Urtheil leicht auf falsche Wege geführt und getäuscht wird. Nur wenn zwei Farbentöne einander so nahe stehen, so sehr mit einander verwandt sind, daß sie nicht mehr zwei selbständige Farbeneindrücke bewirken — die sog. kleinen Intervalle der Künstler, z. B. Carmin- und Zinnoberroth, Gelbgrün und Grün — solche Farben vertragen sich sehr gut neben einander, da sie lediglich wie Abstufungen ein und desselben Farbentones erscheinen, hervorgerufen durch verschiedene Beleuchtung und Beschattung, ähnlich wie z. B. der grüne Rasen da, wo er von der Sonne beschienen wird, gelbgrün erscheint, während er dagegen im Schatten eher einen Stich ins Bläuliche bekommt, ohne daß dadurch der Gesammteindruck leidet. Ferner dienen derartige Zusammenstellungen der Natur dazu, um sanfte, kaum merkliche Uebergänge hervorzubringen, die außerordentlich angenehm wirken und dem Colorit in der Natur den besonderen Zauber verleihen. Auch die Blätter und Blüthen der Pflanzen verdanken neben der Feinheit der Form ihren Hauptreiz zum größten Theil diesen zarten und mannichfaltigen Uebergängen.

Die besten Farbencombinationen geben jedoch die sog. großen Intervalle, worunter Farbenpaare zu verstehen sind, die im Spectrum oder im Farbenkreis durch einen großen Zwischenraum von einander getrennt sind. Die wirksamste derselben ist Roth und Blau, welche nicht umsonst in den Kunstepochen aller Völker und Zeiten eine besonders hervorragende Rolle spielt. Ferner Gelb und Violett; in der gleichmäßigen Vertheilung von Warm und Kalt und in der großen Verschiedenheit des Eindrucks liegt der Grund für die ästhetische Befriedigung. Am fernsten von einander im Farbenkreis stehen die Gegenfarben, denen noch eine besondere Bedeutung deßhalb zukommt, weil hier der absolut differente Farbeneindruck noch eine weitere Steigerung erfährt durch die ihnen zukommende Contrastwirkung: bei längerem Fixiren der einen von beiden Farben tritt nämlich in uns die Neigung auf zu einer rein subjectiven Farbenerscheinung, welche immer in directem Gegensatz steht zu der fixirten Farbe. So entwickelt sich bei längerem Betrachten von Roth im Auge die Neigung zum Grünsehen, betrachtet man dagegen Blau, so erscheint das Nachbild gelb. Der Grund ist ein physiologischer und ist darin zu suchen, daß dem Verbrauch der betreffenden Sehsubstanz an der einen Stelle der Netzhaut die Neigung zur Wiederansammlung derselben und damit die Neigung zum Austreten der conträren Farbenempfindung natur-

gemäß folgen muß. Es muß daher durch die Combination zweier Contrastfarben jede von beiden an Sättigung und Feuer gewinnen, und der Künstler hat mit der Contrastwirkung ein Mittel an der Hand, um Farben erzeugen zu können, wo gar keine vorhanden sind, Farben in ihrem Ton zu verändern und ihre Sättigung zu erhöhen und herabzudrücken; besonders für den componirenden Maler ist daher die genaue Kenntniß und die Beherrschung der Gesetze des Contrastes von der größten Bedeutung. Da die Farben der warmen Hälfte des Spectrums ihre Gegenfarben sammt und sonders auf der kalten Hälfte haben, so gilt auch im allgemeinen die Regel: eine Farbe wird durch eine daneben stehende kalte Farbe erwärmt, daneben stehende warme Farben lassen sie kälter erscheinen.

Auch für die harmonische Zusammenstellung von drei, vier und mehr Farben hat man Regeln aufgestellt und hat versucht, auf die Vergleichung der Verhältnisse bei den Lichtwellen mit den musikalischen Intervallen eine Theorie der Farbenharmonie zu begründen. Wenn auch gewisse Beziehungen zwischen beiden vorhanden sind, so hat jedoch eine derartige Vergleichung immer etwas gewaltsam Erzwungenes. Die Licht- und Farbenwelt würde auch gewiß den ihr eigenthümlichen, besonderen Reiz nicht besitzen, wenn sich bei ihr lediglich die Gesetze der Tonwelt noch einmal wiederholen würden.

* **Freiburg i. B.** Der außerordentliche Professor der Geographie K. L. Neumann und der außerordentliche Professor der englischen Sprache A. Schröer haben den Charakter als Honorarprofessor in der philosophischen Facultät der Universität erhalten.

* **Berlin.** Nach den im Unterrichtsministerium angenommenen Grundsätzen sollen praktische Aerzte, welche nicht im akademischen Lehramt stehen, für die Verleihung des Prädicats „Professor" nur dann in Frage gezogen werden, wenn sie entweder: 1) eine umfassende wissenschaftliche Lehrthätigkeit während längerer Zeit ausgeübt haben und zugleich durch anerkennenswerthe wissenschaftliche Publicationen bekannt geworden sind, oder wenn 2) die erstere Voraussetzung bei ihnen zwar nicht zutrifft, ihre wissenschaftlichen Publicationen aber von hervorragender Bedeutung sind. Anträge auf Verleihung des Prädicats, die nicht von zuständiger Seite gestellt werden, bleiben unbeantwortet.

* **Berlin.** Die an der Landwirthschaftlichen Hochschule angekündigten Vorlesungen und Uebungen werden im gegenwärtigen Wintersemester von 809 Studirenden (gegenüber 772 Studirenden im Winter 1894/95), und zwar von 483 ordentlichen und außerordentlichen Hörern (508 im Vorjahr), 79 Hospitanten (56), 121 Studirenden der Universität (80), 8 Studirenden der Bergakademie (9), 1 Studirenden der Technischen Hochschule (1), 117 Studirenden der Thierärztlichen Hochschule, incl. Militärroßarztschule (118) besucht. An der Landwirthschaftlichen Hochschule finden auch im nächsten Jahr, und zwar in der Woche vom 10. bis 15. Februar 1896, Unterrichtscurse für praktische Landwirthe statt. Ausführliche Programme werden auf Wunsch vom Secretariat der Landwirthschaftlichen Hochschule, Berlin N, Invalidenstraße 42, übersandt. Die im Februar 1895 abgehaltenen Curse wurden von 121 Theilnehmern besucht.

A. **Rostock,** 24. Dec. Prof. Dr. Körner, Director der Universitätspoliklinik für Ohren- und Kehlkopfkranke, hat einen Ruf nach Heidelberg als Nachfolger des verstorbenen Prof. Dr. Moos erhalten.

* **Bern.** Im Landhause der Bernischen Familie v. May hat sich ein angebliches Gemälde von Tizian, eine Venus darstellend, vorgefunden, das von französischen Kunstkennern als echt anerkannt wurde. Die Echtheit erscheint um so wahrscheinlicher, als die Vorfahren der genannten Familie seinerzeit mit dem Meister nachweislich in Verbindung gestanden haben.

* **Wien.** Am 23. December starb im 70. Lebensjahre der ehemalige Archivdirector der Stadt Wien, Regierungsrath Karl Weiß. Er war geborener Wiener und ist schon als junger Mann von 17 Jahren in den Dienst der Stadt getreten, in welchem er nahezu 50 Jahre sehr verdienstvoll gewirkt und sich vorzugsweise dem Studium der Geschichte Wiens gewidmet hat. Auf seine Anregung und nach seinem Entwurfe wurde 1855 die Wiener Stadtbibliothek gegründet. 1863 wurde Weiß zum Bibliothekar und Archivar der Stadt ernannt und widmete sich nun der Ausführung seines längst gehegten Planes, auf Grund der neuen historischen Forschungen eine Geschichte der Stadt Wien zu schreiben, die 1872 in erster Auflage und 1882/83 in einer ganz neuen Bearbeitung erschien. Außerdem lieferte er zahlreiche historische Gutachten über Rechtsansprüche der Gemeinde und eine Denkschrift über die geschichtliche Entwicklung der Wiener Gemeindeverfassung. Im Auftrage des Gemeinderaths schrieb er 1883 eine Broschüre zur Abwehr der von dem welfischen Geschichtschreiber Onno Klopp in dessen Werk über die Türkenbelagerung von Wien 1683 gegen die Wiener Bürgerschaft erhobenen Beschuldigung. Großes Aufsehen erregte ferner eine 1885 anonym erschienene politisch-finanzielle Studie unter dem Titel „Das bedrängte Wien", in welcher er die Schädigung der Reichshaupt- und Residenzstadt durch die Begünstigung föderalistischer Tendenzen und Interessen nachgewiesen hat. Er gab auch die Anregung zu der Anlage für die Grabstätten berühmter und hervorragender Persönlichkeiten auf dem Wiener Central-Friedhofe. Nach seinem Entwurfe erfolgte ferner die plastische und malerische Ausschmückung des neuen Rathhauses, über welches er auch bei dessen Einweihung im Jahre 1883 eine große Festschrift herausgab. Die Zahl der Arbeiten, die Weiß über die historischen Bauwerke und Denkmale, über die Kunst- und Theatergeschichte der Stadt Wien theils in den Publicationen der archäologischen Central-Commission, theils in anderen periodischen Werken veröffentlichte, ist sehr groß. Im Verein mit Camesina gab er auch Reproductionen der ältesten Pläne von Wien heraus, und nach seinem Plane begann 1876 die Herausgabe der Wiener Geschichtsquellen mit der Veröffentlichung der von Professor Dr. F. Tomaschek bearbeiteten „Wiener Stadtrechte und Freiheiten". Im April 1889 trat Regierungsrath Weiß in den Ruhestand. — Am 21. ds. Mts. starb der Feldmarschallieutenant d. R. Emil Ritter v. Arbter, ehemaliger Director des Militär-geographischen Instituts und Vicepräsident der Geographischen Gesellschaft, an einem Herzleiden im 57. Lebensjahre. FML. Ritter v. Arbter galt als ausgezeichneter Mathematiker. Von ihm rühren manche zweckmäßige Einrichtungen und sinnreiche Constructionen mathematischer Instrumente her. Er war in allen Zweigen der graphischen Vervielfältigungstechnik wohl bewandert und hatte umfassende Kenntnisse der Theorie in der Musik und in der musikalischen Literatur, sowie ein treffsicheres Urtheil in musikalischen Dingen.

h. **St. Petersburg.** Von dem Minister des Innern sind folgende Werke als für die Circulation in öffentlichen Bibliotheken ungeeignet bezeichnet worden. Sie dürfen von nun an weder in Einzelausgaben, noch in Chrestomathien oder Sammelwerken ausgeliehen, noch auf den Straßen oder an öffentlichen Plätzen durch wandernde Händler verbreitet werden: Wsewolod Garschins Erzählungen „Der Feigling", „Vier Tage nach der Schlacht", „Aus den Aufzeichnungen des Gemeinen Iwanow". Von Leo Tolstoj: „Wandelt im Licht, so lange es Tag ist", „Religion und Sittlichkeit", „Mazzini's Brief über die Unsterblichkeit", „Das Kaffeehaus in Surat", „Karma", „Drei Parabeln".

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 24. bis 26. December folgende Schriften eingegangen:

Carl Jentsch: Grundbegriffe u. Grundsätze der Volkswirthschaft; populäre Volkswirthschaftslehre. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1895. — *Carl Heinrich Cornill*: The prophets of Israel; popular sketches from Old Testament history; translated by Sutton F. Corkran. Chicago, the open court publishing company 1895. — *A. H. Keane*: Ethnology (Cambridge geographical series). Cambridge. University press 1896. — Dr. W. Streitberg: Urgermanische Grammatik (Sammlung von Elementarbüchern der altgerm. Dialekte I.). Heidelberg, Carl Winter 1896. — Adolf Köcher; Geschichte von Hannover u. Braunschweig 1648—1714. II. Th. (1668—74). Publicationen aus den kgl. preuß. Staatsarchiven Bd. 63. Leipzig, S. Hirzel 1895. — August Stöber: Die Sagen des Elsasses. Neue Ausg. v. Curt Mündel. II. Th. Unterelsaß. Straßburg. J. H. Ed. Heitz 1896. — Prof. Dr. Franz Jostes: Der Rattenfänger von Hameln; Beitrag zur Sagenkunde. Bonn, P. Hanstein 1895. — L. Lindemann-Küßner: Für Dich; Skizzen. München, Carl Schüler 1896. — Adolf Pichler: Spätfrüchte; Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1896. — Eduard Paulus: Helgi; Sang aus der Edda. Stuttgart, Paul Neff 1896. — Wilhelm Weigand: Zwei Lustspiele. (Der neue Adel; der Wahlcandidat.) 2. Aufl. München, E. Franz 1896. — Prof. Ernst Hermann: Sedan, 2 dramatische Scenen. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt 1895. — Paul Baehr: Deutsche Hymne; componirt von Josef Rheinberger (f. Clavier und Singstimme) Leipzig, F. E. C. Leuckart.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

MDCCXCVIII

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Goethe und die französische Revolution.

Von Ludwig Geiger.

Keine neue Ansicht über die Stellung Goethe's zu dem großen Ereigniß, das von Frankreich ausgehend fast die ganze Welt erschütterte, soll im Folgenden gegeben werden. Es ist oft genug darauf hingewiesen worden, daß Goethe mehr noch aus philosophischen als aus politischen Anschauungen die von dem Volke, der Menge unternommenen Umwälzungen mißbilligte und den Fürsten oder noch lieber dem einen Herrscher — denn dem mächtigen Individuum beugte er sich am liebsten — das Recht der Neuerung, der Umwälzung zuschrieb. Daher weiß ja wohl jeder Gebildete, daß sich in Goethe's Werken weder in vertrauten Niederschriften, noch in den zur Veröffentlichung bestimmten Darlegungen eine der Revolution zujubelnde Aeußerung, wie etwa in den Schriften Wielands und Klopstocks findet, um nur die beiden Schriftsteller zu nennen, die nach anfänglichem Jubel heftig klagten und schalten. Es ist ferner bekannt, daß Goethe seinen antirevolutionären Standpunkt in den schwächlichen Dramen „Der Bürgergeneral“, „Die Aufgeregten“, von denen das letztere unvollendet ist, vertrat, daß er in manchen der „venetianischen Epigramme“ und in den schönen Distichen „Herbst“ auch den Mächtigen die Wahrheit sagte, ihnen, die gar nichts lernen wollten und taub der Stimme der Zeit gegenüber verharrten. Nicht minder bekannt ist endlich, daß Goethe in der „Natürlichen Tochter“, die als Drama zu verherrlichen gewiß keinem besonnen Urtheilenden einfallen wird, angeregt durch die französische Umwälzung, ein großes Gemälde darzubieten gedachte, daß er aber von der beabsichtigten Trilogie nur den ersten, man möchte sagen, vorrevolutionären Theil vollendete, in den Scenarien, Bruchstücken und Mittheilungen über den zweiten und dritten Theil zu wenig Positives bot, um Art und Wesen seiner beabsichtigten Darstellung klar erkennen zu lassen. (Neuerdings ist die Ansicht geäußert worden, daß Goethe nicht an eine Trilogie, sondern an ein aus zwei großen Theilen bestehendes Drama dachte.)

Der Zweck dieser Zeilen ist also weniger, an das Bekannte zu erinnern, als auf einzelnes Unbekannte hinzuweisen. Die rüstig fortschreitende Weimarer Goethe-Ausgabe (Weimar, H. Böhlau's Nachfolger) veröffentlicht in dem jüngst ausgegebenen Band 18. ein bisher unbekanntes Revolutionsdrama Goethe's. Der Titel klingt großartig genug: „Das Mädchen von Oberkirch. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.“ Leider jedoch müssen alsbald die hochgehenden Erwartungen herabgestimmt werden. Denn auch in diesem Falle, wie bei den Revolutionsdramen überhaupt, erlahmte Goethe's Interesse bald, oder die Ueberzeugung erstarkte, daß ein solches Thema für ihn zur Bearbeitung nicht geeignet sei, — kurz, auch das Drama blieb ein Bruchstück. Und zwar sind nur die zwei ersten Auftritte des ersten Aufzugs vollendet, wenn wirklich der zweite Auftritt ganz vollständig vorliegt. Von den im Personenverzeichniß genannten Personen kommen in den vorliegenden Scenen nur drei vor: die Gräfin — man weiß, daß Goethe auch in den „Aufgeregten“ und in der „Natürlichen Tochter“ die Auftretenden nur durch ihren Stand, aber nicht mit Namen bezeichnete —, der Baron, ein Verwandter der ersteren, bald Vetter, bald Neffe genannt; Manner, ein Geistlicher; die anderen dagegen, Marie, Peter Handfest, ein Fleischer, der Maire von Straßburg, Sansculotten, erscheinen in den vorliegenden Scenen nicht, ja der Fleischer kommt auch nicht einmal in dem kurzen Schema, das den Gang der Handlung andeutet, vor, während Marie und andere dort auftreten.

Der Inhalt der vollendeten Scenen ist kurz folgender: In Straßburg, zur Zeit der Revolution, ist eine Gräfin zurückgeblieben, um ihre Interessen zu wahren, während ihre Kinder, wie die meisten Adeligen, ausgewandert sind. Von ihnen laufen gute Nachrichten in Briefen ein, welche der Baron seiner Verwandten nur zögernd übergibt, weil er in diesen Briefen Meinungsäußerungen der Vettern und Cousinen über seine Verlobung mit Marie, der Aufwärterin der Gräfin, einem schönen, aber armen Mädchen niederen Standes, erwartet. Die Tante geräth über diesen Entschluß außer sich; der Baron hofft in dem gerade hinzutretenden Pfarrer einen Fürsprech zu erhalten. Dieser aber, der selbst Marien liebt, kann schon aus diesem Grunde nicht zureden, begnügt sich daher, seinen adeligen Gönner auf die Gefahren hinzuweisen, die in den erregten Zeiten die Verbindung eines Adeligen mit einem Mädchen aus dem Volke nach sich ziehen müßte.

So weit geht das erhaltene Fragment. Es bricht mitten im Satze, in einer Rede der Gräfin ab, ein weiterer Bogen (oder mehrere) ist daher wahrscheinlich verloren, jedenfalls hat, wie der Herausgeber erklärt, in dem jetzigen Umschlage nicht mehr gelegen, da sich der Text der letzten erhaltenen Seite auf ihm in deutlichen Spuren abgedruckt hat.

Wann das Fragment geschrieben wurde, ist nicht bekannt. Ein Datum ist nicht beigesetzt; auch fehlen Mittheilungen des Herausgebers darüber, auf welche Zeit Papier und Handschrift weisen. Weder Goethe noch seine Getreuen haben irgendwo ausdrücklich von diesem Stück gesprochen. Der Herausgeber (Professor Röthe) ist geneigt, die zweimalige Erwähnung „Revolutionsstück“ in Goethe's Tagebüchern, 24. Februar 1806 und 6. Januar 1808, auf unser Fragment zu deuten, doch ist diese Vermuthung schwerlich richtig. Wenn es an der letzteren Stelle heißt: „Mittags allein. Ueber das Revolutionsstück“, so braucht damit überhaupt kein Drama Goethe's gemeint zu sein; und die Notiz der ersteren Stelle: „Den Inhalt der künftigen Bände durchgesehen und berechnet. Revolutionsstück. Elpenor“, bezieht sich doch mit viel größerer Wahrscheinlichkeit auf „Die Aufgeregten“, deren Aufnahme in die Ausgabe von 1817 wirklich erfolgte, demgemäß in die von 1808 schon geplant gewesen sein mag, als auf unser Fragment, dessen

gänzlich unfertiger Zustand dem Dichter eine Veröffentlichung gewiß nicht räthlich erscheinen ließ.

Wie dem auch sein mag, sicher und auch von dem Herausgeber zugestanden ist, daß unser Fragment weder 1806 noch 1808 geschrieben ist. Damals lag Goethe eine Beschäftigung mit Revolutionsideen gänzlich fern. Ich vermuthe, daß 1793 das Jahr der Entstehung ist. Diese Vermuthung gründet sich auf manche Stellen, aus denen der unmittelbare Eindruck der die Revolution begleitenden Ereignisse hervortritt, z. B. die über die Emigrirten: „Die Unart, die Frechheit, womit so viele Emigrirte sich in Deutschland verächtlich machen“, eine Stelle, die in vielen damaligen Aeußerungen der Zeitgenossen eine Parallele findet. Besonders aber sprechen die Worte: „Was half dem unglücklichen, dem schnöden Fürsten von Geblüte, sich den Namen Gleichheit zu geben?“, bekanntlich eine Anspielung auf den Herzog Philippe Egalité und seine Hinrichtung am 6. November 1793, dafür, daß das Stück unter dem directen Einfluß dieses tragischen Ereignisses begonnen worden ist.

Denn das Revolutionsdrama soll ja, wie das bei Goethe natürlich ist, nicht die Umwälzung verherrlichen, sondern die Unmöglichkeit oder zum mindesten Schwierigkeit einer Versöhnung oder gar Verbindung der Aristokraten mit Leuten aus dem Volk darthun. Dies geht schon aus den analysirten Scenen hervor, die nebenbei ja auch den Ansatz zu einem Liebesconflict enthalten. Wie sich nun aber der Dichter die weitere Entwicklung gedacht hat, läßt sich aus dem flüchtig abgefaßten und undeutlich geschriebenen Schema nicht zeigen. Dieses Schema enthält für die drei ersten Acte nichts weiter als Namen, und zwar die der drei bekannten Personen: Gräfin, Baron, Manner, und mehrmals den der Marie. Doch kommt letztere fast immer allein vor, so daß über den Inhalt dieser Scenen keine Vermuthung gewagt werden kann; nur einmal tritt sie mit der Gräfin auf: das sollte also die große Scene der Auseinandersetzung zwischen der Aristokratin und dem Mädchen aus dem Volke werden.

Etwas ausführlicher ist das Schema des vierten und fünften Actes. Dies lautet: „4. Marie mit dem Blatt. Municipalität. Das Münster. Menge. Zug. Anrede als Vernunft. Anbetung. Angeboten Gemahl. Umwendung. Gefangennehmung. 5. Marie, Baron. Manner. Berathschlagung, sie zu retten. Sanction dazu.“ Es gehört eine größere kritische Kühnheit, als ich besitze, dazu, um aus diesem dürftigen Schema, von dem übrigens einige Worte vom Herausgeber mit Fragezeichen versehen worden sind, weil ihre Lesung zweifelhaft ist, den Lauf der Handlung darzulegen, das ganze Stück zu reconstruiren. Nur so viel wird man sagen können, daß Marie, etwa bei einem Feste der Vernunft, von der Obrigkeit aufgefordert wird, einen ihr angebotenen Gemahl zu heirathen (sollte hier etwa der Fleischer eine Rolle spielen?), daß sie aber dies Ansinnen zurückweist und deßhalb verhaftet wird. Den Schluß würde ihre Rettung machen, zu der sich die beiden Rivalen, uneingedenk ihrer Nebenbuhlerschaft, verbinden.

Man sieht aus dieser kurzen, nur vermuthungsweise vorgetragenen Deutung, daß zwischen diesem beabsichtigten Stück und dem Plan zur „Natürlichen Tochter“ manche Aehnlichkeit obwaltet. In beiden handelt es sich um Vermischung der Stände, um einen aufgedrungenen Gemahl, um Gefangennehmung und Befreiung. Besonders frappant erscheint mir die Uebereinstimmung unsrer obigen Stelle: „Marie mit dem Blatt“ mit dem Passus in dem Plan zur „Natürlichen Tochter“, wo es heißt: „mitten in der größten Verwirrung würde das wiedergefundene Sonett-Blatt freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick hervorgebracht haben“.

Eine Frage sei dieser Besprechung noch angeschlossen; denn vielleicht ist es zu kühn, die Frage in das Gewand der Vermuthung zu kleiden. Sollte etwa das Bruchstück nach einer französischen Vorlage gearbeitet sein? Auffällig erscheinen nämlich einige Wendungen, die undeutsch, ja geradezu französisch klingen, z. B. „Sie kommen erwünscht mich zurückzuhalten“, oder „Jeder müßte thun, was er das Zuträglichste für sich hielte“. Freilich bekenne ich, daß ich in dem mir zugänglichen Material französischer Revolutionsdramen keine bestimmte Vorlage habe finden können. Auch möchte das Schema, da es doch eben eigene Erfindung zur Voraussetzung hat, die Annahme einer Entlehnung ausschließen.

Goethe's Dramenfragment ist ein interessantes Bruchstück, weil es von Goethe ist. Es wäre Heuchelei, wollte man darüber jammern, daß es unvollendet ist. Goethe wußte, warum er es beiseite legte. Es geschah nicht nur wegen der mannichfachen Aehnlichkeiten mit seinen übrigen Revolutionsstücken, sondern aus der Erkenntniß, daß er zu Bearbeitungen derartiger Stoffe nicht taugte. Aber auch dies Fragment beweist aufs neue das Interesse, das der Dichter für die französische Umwälzung hegte.

Dies Interesse wird auch durch ein paar Briefstellen bezeugt, die in dem eben veröffentlichten 18. Briefband der großen Weimarer Ausgabe sich finden. Hier wird (S. 55) ein bisher ungedrucktes Schreiben „an das herzogliche Kammercollegium“ (24. November 1793) mitgetheilt. Am Schlusse des Briefes heißt es: „Nur ist zu bedauern, daß Collegia und Subalternen, die über erhaltene Befehle mit Ernst und Strenge wachen sollten, sich gleichsam auf die Seite der Renitenten schlagen und von unangenehmen Auftritten und Vergleichen fast bedrohlich zu sprechen sich beigehen lassen.“ Man erkennt aus dieser Aeußerung Goethe den Ordnungsmann, der revolutionäre Regungen vielleicht selbst da zu spüren meinte, wo keine Spur davon zu entdecken war, und sie alsbald zu unterdrücken sich bemüßigt fühlte.

Gleichfalls auf die Revolution bezieht sich eine andere Aeußerung, die um so bemerkenswerther ist, als sie zugleich, was nicht eben oft der Fall ist, ein Bekenntniß Goethe's über eines seiner literarischen Erzeugnisse ist, das sich weder bei seinem Erscheinen allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte, noch von der Folgezeit rehabilitirt wurde. Es ist ein Brief an Bertuch (6. Juni 1793 aus dem Lager vor Marienborn). Die betreffende Aeußerung lautet: „Ich freue mich, wenn der „Bürgergeneral“ Sie unterhalten hat und wenn ich so glücklich gewesen bin, in dieser ernsthaften Sache leicht und anmuthig zu scherzen. Geben Kenner dem Stückchen Beifall und schreiben ihm einigen ästhetischen Werth zu, halten Wohlgesinnte es auch moralisch und politisch nützlich, so kann es nur desto angemehmer sein, wenn es zum Schiboleth dient, thörichte oder tückische Unpatrioten in Deutschland zu entdecken. Wie schrecklich leidet diese schöne Gegend an den Folgen jenes Schwindelgeistes, wenn er gleich nicht allein Schuld an dem Unglück ist.“

Im Anschluß an die vorstehende Skizze mag darauf hingewiesen werden, daß ein Versuch Schillers, ein mit dem eben erwähnten Lustspiel verwandtes Stück zu schreiben, neuerdings wieder gedruckt worden ist. Es handelt sich um den „Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethe's Bürgergeneral“, der zuerst 1876[1]) nach einer Abschrift von Schillers Diener Rudolf, jetzt in einer neuen Ausgabe von Schillers Fragmenten[2]) nach der im Goethe-

[1]) Hist.-krit. Ausg. von Schillers Werken XV, 1, S. 338—341.

[2]) Schillers dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften hgg. von Gustav Kettner. 2. Band. Kleinere dramatische Fragmente. Weimar, H. Böhlau 1895. S. 264—268, vgl. S. 307. Die schöne Kettner'sche Veröffentlichung wird wohl noch anderweit gewürdigt werden. Hier mag nur darauf hingewiesen sein, daß „2. Band“ irre führen könnte; der 1. Band ist nämlich nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur als neunte Schrift der Goethe-Gesellschaft.

und Schiller-Archiv erhaltenen Originalhandschrift gedruckt worden ist. Der neue Druck hat verhältnißmäßig wenige Veränderungen, doch füllt er zwei Lücken aus, die jene Abschrift gelassen hatte. Das Revolutionsartige tritt in Schillers Stück fast noch weniger hervor, als in dem Goethe's; Schnaps, der Schmarotzer, eine, wie man weiß, auch von Goethe nicht erfundene, sondern von ihm nur übernommene Figur, spielt die Hauptrolle; die Verbrüderung, die aber hier zwischen Adeligen und Leuten aus dem Volke stattfindet, hat durchaus kein politisches Gepräge.

Es ist immerhin nicht unwichtig, diese neuen Mittheilungen über die Art, wie unsre Dichterheroen die französische Revolution betrachteten, auch einem weiteren Leserkreise bekannt zu machen. — —

Vorstehender Abschnitt dieser Betrachtungen war bereits in den Händen der Redaction, als mir (Mitte November) eine Untersuchung über unser Dramen-Fragment von Gustav Röthe, dem Herausgeber des Fragments in der Weimarer Ausgabe, zukam. Die Untersuchung,[1]) nach Scherers Forschungen wohl die erste, die in den Abhandlungen oder Nachrichten einer deutschen Akademie erscheint, ist mit Ernst und großer Sachlichkeit geführt, doch glaube ich nicht, daß alle ihre Resultate Billigung verdienen.

Das scheint mir besonders von dem Versuch zu gelten, aus dem kurzen Scenenschema, von dem Röthe gewiß mit Recht annimmt, daß es fertig gewesen, bevor Goethe an die Ausarbeitung gegangen sei, das Stück Goethe's zu reconstruiren. Gleich die erste Vermuthung dünkt mich offenbar falsch. Wenn Röthe nämlich sagt: „Die scenische Bemerkung ‚Die Gräfin mit Stricken beschäftigt, dazu der Baron' ist der einzige Rest eines Monologs der Gräfin, der das Trauerspiel eröffnen sollte", so liegt zu dieser Bemerkung ein ausreichender Grund nicht vor. Die fertige Scene erlaubt ganz wohl zu denken, daß der Baron als ein von draußen Kommender zu der im Zimmer Sitzenden, meinetwegen auch Strickenden, hinzutritt. Daß diese einen Monolog zu halten habe, ist durch nichts angedeutet; für einen solchen wäre überdies auch, nach der ganzen Exposition, die in der vorhandenen ersten Scene gegeben wird, gar kein Raum.

Auf ebenso schwachen Füßen steht die ganze Construction des Stückes, welche von Röthe am Schluß seines Aufsatzes versucht wird. Für den zweiten und dritten Act, für die es im Schema nur heißt: „2. Baroneß. Marie. | [2]) Dieselben. Manner. | Municipalität. | 3. Baroneß. Baron. | Baroneß. Marie. | Marie. | Marie. Manner. | Marie. |" bringt Röthe folgende Reconstruction: „Der zweite Act galt Marien. Die erste Scene entrollt ihr töchterliches Verhältniß zur Baronin, ihre grenzenlose Dankbarkeit gegen die wohlthätige Erzieherin, eine Dankbarkeit, die auf der Grundlage echter Frömmigkeit beruht: auf diese Tugend Mariens deutet mir Manners geistliches Amt und vor allem der tragische Conflict, dem sie unterliegt. Die Baroneß bringt die Absicht des Barons irgendwie zur Sprache: Marie weigert sich wohl nicht entschieden, aber in der folgenden Scene mit Manner verräth sich, wem ihr Herz gehört. Die Schlußscene im Schoß der Municipalität bringt erstens die Festsetzung der Vernunftfeier, für die Marie erkoren wird, die Perle des Elsasses; zweitens aber die bedrohlichsten Beschlüsse gegen die Baroneß und ihre Familie. — Mit diesen Nachrichten stürmt der Baron, der sich den Jacobinern wieder genähert hat, zu seiner Tante. Ungleich heftiger als im ersten Act besteht er jetzt auf der Ehe, die sie alle allein retten könne, besteht er darauf, daß Marie die ihr zugedachte Rolle spiele. Die Baroneß übernimmt schweren Herzens den peinlichen Auftrag, Marie zu gewinnen. Marie ist in schmerzlichen Zweifeln zwischen Dankbarkeit und Wahrhaftigkeit. Da tritt Manner zu ihr, ihre Liebe und ihr Gewissen. Beider Gefühl kommt zum Ausbruch. Aber Mariens Dilemma löst sich kaum. Die Rolle der Vernunft wenigstens übernimmt sie schließlich, so furchtbar ihrem frommen Gemüth der Frevel widerstrebt. Das Geständniß Manners hat ihr dagegen die Ehe mit dem Baron unmöglich, ganz verhaßt gemacht."

Gewiß liest sich diese Lösung recht gut; doch könnte man sie ja auch genau umgekehrt vornehmen. Bei allem Respect vor dem Ernst, mit dem die Untersuchung geführt wird, muß man doch gestehen: diese ganze Reconstruction aus den wenigen Personennamen ist weder Untersuchung noch Combination, sondern bloße Phantasie. Ich muß gestehen, ich halte es bei diesem Sachverhalt, da der Dichter uns seine Absichten, gleichviel aus welchen Gründen, aus Unlust oder aus Nachlässigkeit oder auch aus Zufall, nicht enthüllt hat, für besser, daß wir uns bescheiden und das Bekenntniß aussprechen, daß wir nichts wissen, als daß wir dem Dichter Gedanken und Ausführungen zuschreiben, die sich in keiner Art beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen lassen. Ueberhaupt kommt es mir so vor, als ob unser Kritiker durch die Art, wie P. Heyse einen ähnlichen Stoff dramatisch behandelt hat, 1869 u. d. T. „Göttin der Vernunft", sich hat verführen und zu der Meinung bringen lassen, daß das, was dem einen Dichter recht ist, dem andern billig sei. Ich denke nur, daß Heyse der erste sein müßte, um zu bekennen, daß zwei Dichter in so verschiedenen Zeiten und mit wohl ähnlichen, aber nicht gleichen politischen Ansichten einen und denselben Gegenstand ebenso gut diametral entgegengesetzt behandeln könnten.

In Röthe's schöner Untersuchung ist jedoch die Reconstruction des Stückes nicht die Hauptsache; das Wichtigste ist die Frage nach der Entstehung des Fragments. Zur Lösung dieser Frage macht er auf das schon von mir erwähnte Datum der Gefangennahme und Hinrichtung des Philippe Egalité, 7. April und 6. November 1793, aufmerksam und fügt ein neues, das des 20. November 1793 = 30. Brumaire des 2. Jahres hinzu, als an welchem das Straßburger Münster zum Tempel der Vernunft gemacht wurde. Daraus ergibt sich ganz unwiderleglich, daß die Zeit, in der das Stück spielt, die zweite Hälfte November 1793 ist. Aber es ergibt sich, meiner Meinung nach auch ganz unwiderleglich, daß December 1793, allerhöchstens Januar 1794 die Zeit der Entstehung des Fragments ist. Man kann sich recht wohl denken, daß beide Ereignisse, sowohl die Hinrichtung des Mitglieds des Fürstengeschlechts, das vergeblich versucht hatte, als bloßer Bürger die Sympathien der Menge zu erringen, als namentlich die Umwandlung des von Goethe so hochgehaltenen, ja geliebten Straßburger Münsters auf den Dichter einen großen Eindruck machten. Wer aber sich über dichterische Arbeit Rechenschaft geben will, wird einräumen, daß derartige Eindrücke nur unmittelbare Wirkung üben oder gar keine, d. h. daß der Dichter sie sofort, nachdem er von dem Ereigniß vernommen, zur Darstellung bringt. Literarische Citate u. dgl., Reminiscenzen aus gern gelesenen Schriftstellern können lange nachwirken; Ereignisse, wie die erwähnten, verlieren, besonders auf einen im ganzen unpolitischen Mann, recht schnell ihre Wirkungskraft.

Gegen diese Annahme, d. h. daß unser Fragment in den letzten Wochen 1793 oder in den ersten 1794 entstanden sei, spricht durchaus nichts. Denn die schon oben von uns erwähnten Tagebuchnotizen von 1806 und 1808, die Röthe auch in dieser Untersuchung wieder vorbringt, können für die Zeit der Entstehung nichts erweisen,

[1]) Ueber Goethe's „Mädchen von Oberkirch". Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Classe. 1895. Heft 4. S. 492—514.

[2]) Mit senkrechten Strichen bezeichne ich die Zeilenabtheilungen.

es sei denn, daß die erste von 1806 den terminus ad quem bezeichnet. Wer sollte aber auch auf den geradezu ungeheuerlichen Gedanken kommen, daß Goethe noch nach 1806 ein auf die französische Revolution beziehendes Stück geschrieben habe!? Aber diese Tagebuchnotizen beziehen sich, wie ich schon oben ausführte und auch hier wiederholen muß, nicht auf unser Fragment, das offenbar Goethe ganz aus Sinn und Händen gekommen sein muß, sondern auf die „Aufgeregten".

Röthe, der nun die Zeit von 1793—1806 als die für die Entstehung mögliche hinstellt, gibt eine sehr hübsche Auseinandersetzung über die jener Epoche angehörigen Dichtungen, die sich näher oder entfernter mit Vorgängen und Ideen der französischen Revolution beschäftigten, wozu er gewiß nicht mit Unrecht außer der „Natürlichen Tochter" auch die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und „Hermann und Dorothea" rechnet. Als Zeit der Entstehung für unser Fragment fixirt er nun die Zeit von 1795 oder 1796. Aber einen wirklichen Beweis dafür erbringt er nicht. Was er vorbringt, nämlich die Stilähnlichkeit mit den „Aufgeregten", besonders „das akustische Kunstmittel, der Gleichklang, die Anapher, theils in der unmittelbaren Häufung desselben Wortes, theils die Rede in Perioden zerlegend, theils auf Rede und Gegenrede vertheilt" (eine sehr feine sprachliche Auseinandersetzung), ferner die Verwandtschaft von Namen, Bezeichnung der Personen bloß nach ihrem Stand, Figuren, Motiven, spricht doch eher für die von mir ausgesprochene Vermuthung, daß „das Mädchen von Oberkirch" durchaus in dieselbe Zeit wie die „Aufgeregten" gehöre und wegen der zu großen Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung mit jenem Stück aufgegeben worden sei, als dafür, daß es zwei oder drei Jahr später als jenes erdacht oder begonnen worden sei.

Aber es läßt sich gegen diese Vermuthung Röthe's — das Fragment sei 1795 oder 1796 entstanden — auch ein freilich indirecter Beweis führen. Ausreichende Tagebücher besitzen wir bekanntlich für die Jahre 1793 bis 1795 nicht; wohl aber tritt von Mitte 1794 der Briefwechsel mit Schiller als ausgiebigste Quelle für Goethe's dichterische Arbeit und schriftstellerische Thätigkeit ein. Man wird wohl ohne Widerspruch behaupten dürfen, daß es undenkbar ist, eine dramatische Arbeit in jene Jahre zu verweisen, über die in dem genannten Briefwechsel auch nicht der allergeringste Hinweis gegeben ist.

Auch über die Quellen hat Röthe Untersuchungen angestellt, ist aber dabei nur zu einem negativen Resultat gekommen, nämlich dem, daß Goethe schwerlich bestimmte geschichtliche Quellen benutzt hat. Für möglich hält er, was ich, obwohl ich es wußte, zu erwähnen vergessen hatte, daß Goethe bei der Wahl des Namens an die ihm seit 1776 wohlbekannte Frau von Oberkirch, deren Memoiren neuerdings veröffentlicht worden sind, sich erinnert haben mag.

Die Röthe'sche Untersuchung, mit deren Resultaten ich mich nicht durchaus befreunden kann, ist denen, die methodische Arbeiten über neuere deutsche Literaturgeschichte kennen lernen wollen, dringend zu empfehlen. Auch für das allgemeinere Thema, dem die Aufschrift dieser Betrachtung gewidmet ist, für Goethe und die französische Revolution, enthält sie schöne, tiefeindringende Erwägungen.

Die Freilegung des Ulmer Münsters.

Vor fünf Jahren ist der Hauptthurm des Ulmer Münsters und damit in der Hauptsache dieses selbst vollendet worden. Die Mittel zu dem großen Werk wurden von ganz Deutschland, namentlich von Bayern, beigesteuert, und es hat darum auch ganz Deutschland ein berechtigtes Interesse an dem Schicksal des stolzen Baues, insbesondere an der Entscheidung einer Frage, die gegenwärtig die Gemüther in Ulm lebhaft bewegt, an der Frage nach der Freilegung des Münsters. Freilich: der Fremde, der heute vom Bahnhof her durch die Hirschgasse dem Münster zuwandelt und, am Ende dieser Gasse angelangt, auf eine Entfernung von etwa hundert Schritt den gewaltigen Dom in seiner ganzen Höhe vor sich aufsteigen sieht, wird erstaunt fragen: „Freilegung des Münsters? Was soll das sein? Wollen die Ulmer das Freigelegte noch einmal freilegen?" — Für den Leser aber, der die Oertlichkeit nicht kennt und keine Gelegenheit hat, davon Augenschein zu nehmen, bemerken wir zum Verständniß der Frage Folgendes:

Das Münster liegt in der Mitte der Altstadt, mit der Front des Hauptthurms nach Westen, mit dem Chor und den ihn flankirenden beiden kleineren Thürmen nach Osten gerichtet. Um die West-, Süd- und Ostseite zieht sich ein freier, nur mit einigen Bäumen besetzter Platz, von dessen Ausdehnung der Leser sich eine Vorstellung bilden kann, wenn wir anführen, daß der Platz vor der West- und der Südseite Raum für eine Parade der ganzen Garnison von Ulm und Neu-Ulm sammt einigen tausend Zuschauern bietet, und daß auf dem Platz vor der Westfront bis vor etwa zwanzig Jahren neben einigen anderen Gebäuden ein ganzes altes Kloster nebst Kirche stand; diese Kirche hieß im Volksmund „das Kirchle", sie mag aber etwa die Größe der Michaels-Kirche in München gehabt haben. Auf der Nordseite befindet sich gleichfalls ein Platz von beträchtlicher Ausdehnung, der an eine nur auf einer Seite mit Häusern besetzte Straße (die frühere „Hafengasse", jetzt in einen „nördlichen Münsterplatz" umgetauft) angrenzt und in seinem östlichen Theil, längs dem Chor und dem nördlichen Chorthurm, gleichfalls vollkommen freigelegt ist. Das letzte Haus der Hafengasse gegen Westen, dem Hauptthurm gegenüber gelegen, ist ein stattliches steinernes Patricierhaus mit hohem Giebel, die andern Häuser der genannten Straße sind gewöhnliche Wohnhäuser, nicht schöner und nicht häßlicher als andere Häuser dieses Stadttheils. Am westlichen Ende des vor der Nordfront gelegenen Platzes, den Raum zwischen dem Münster und der Fahrbahn der Hafengasse ziemlich vollständig einnehmend, vom Münster ein paar Meter abstehend, befindet sich — mit dem vordern Theil zwischen dem Hauptthurm und dem erwähnten (v. Schad'schen) Patricierhaus gelegen, den nördlichen vom westlichen Münsterplatz trennend — die Münsterbauhütte, ein alter, stilloser, unschöner Holzbau mit Riegelwerk. Diese Bauhütte ist jetzt das Streitobject: vom Münsterbauamt ist deren Beseitigung und Ersetzung durch ein etwas weiter zurückstehendes, in spätgothischem Stil zu errichtendes Giebelhaus als Verwaltungsgebäude geplant; hiegegen hat sich unter dem Feldgeschrei: „Das Münster muß frei sein!" eine starke Opposition erhoben, die namentlich bei den jüngst vorgenommenen Ergänzungswahlen für den Gemeinderath von etlichen Demagogen geschürt wurde und für politische Zwecke — allerdings ohne Erfolg — ausgebeutet werden sollte. Die Wahlen sind zwar vorbei, aber allem Anschein nach wird der im Namen der „Freiheit" organisirte Widerstand gegen den Plan des Münsterbauamts fortgesetzt werden, und es soll deßhalb im Folgenden die Berechtigung der Opposition nach ihren drei Seiten: der Rechts-, der Zweckmäßigkeits- und der Schönheitsfrage geprüft werden. Für das außerulmische Publicum hat allerdings nur die letzte Frage Bedeutung; da die Fragen aber theilweise unter sich zusammenhängen und es sich für Ulm nicht bloß darum handelt, was schön —, sondern auch darum, ob und wie das Schöne ausführbar ist, so müssen wir in Kürze auch auf die beiden andern Fragen eingehen.

Wie in ganz Württemberg, so hat auch in Ulm in den letzten Jahren eine vermögensrechtliche Auseinandersetzung zwischen der bürgerlichen und der Kirchengemeinde stattgefunden. Der Kirchengemeinde wurde als Abfindung für alle ihre Ansprüche eine Summe von etwas über einer Million Mark zugewiesen, aus deren Ertrag sie — vorbehaltlich der Besteuerung ihrer Angehörigen — alle ihre Bedürfnisse zu bestreiten hat; daneben steht der Kirchengemeinde das Eigenthum an dem in abgesonderter Verwaltung befindlichen, etwa 800,000 M. betragenden Münsterbaufonds zu, aus dem das im Eigenthum der Kirchengemeinde stehende Münster zu erhalten ist. Der Platz rings um das Münster ist Eigenthum der bürgerlichen Gemeinde, mit Ausnahme des (größeren) westlichen Theils des nördlichen Münsterplatzes, der — mit der Münsterbauhütte — der Kirchengemeinde gehört, die sich jedoch verpflichtet hat, an der Bauhütte ohne Zustimmung der Stadtgemeinde keine Aenderung vorzunehmen.

Die Vertretung der bürgerlichen Gemeinde ist also zweifellos berechtigt, durch ihren Einspruch die Ausführung des münsterbauamtlichen Projects zu verhindern; weiter aber geht ihr Recht nicht: sie ist nicht berechtigt, von der Kirchengemeinde die Beseitigung der jetzigen Bauhütte zu verlangen, sie ist nicht berechtigt und wäre auch nach deren Beseitigung nicht berechtigt, der Kirchengemeinde irgend etwas hinsichtlich der Benützung des dieser gehörigen Antheils an dem nördlichen Münsterplatz dreinzureden. — Für die Kirchengemeinde wäre allerdings die Fortdauer des jetzigen Zustandes in mehrfacher Beziehung unerwünscht. In der Bauhütte sind Zeichnungen, Pläne, Modelle u. dgl. von großem Werth aufbewahrt, aber auch, bei dem Zustand der Hütte, der Gefahr des Untergangs, eines unersetzlichen Verlustes, ausgesetzt; in den unteren Räumen des projectirten Verwaltungsgebäudes hätten sich die Einrichtungen für die den Angehörigen der Kirchengemeinde höchst erwünschte Heizung des Münsters unterbringen lassen. Die Gegner des Projects meinen freilich: man brauche ja nur ein oder zwei Häuser am „nördlichen Münsterplatz" anzukaufen, dann sei allen Bedürfnissen abgeholfen; allein die Heizung wäre von dort aus, da eine Straße mit Dohlen, Wasser- und Gasleitungen zwischen den Häusern und dem Münster liegt, kaum ausführbar, sie und in Folge dessen die sehr wünschenswerthe Erneuerung des alten, unschönen Gestühls im Münster müßte also voraussichtlich unterbleiben[1]); und die Gefahr für das in der Bauhütte verwahrte Inventar wäre mit der Verlegung in ein in der Straßenflucht gelegenes solideres Haus zwar vermindert, aber keineswegs beseitigt. Vor allem aber: die Kosten für den Ankauf und den Abbruch der erforderlichen Häuser fielen der Kirchengemeinde zur Last, die bei den ihr zur Verfügung stehenden, im Verhältniß zu den ihr sonst obliegenden Leistungen nicht allzugroßen Mitteln zu deren Aufwendung wenig Neigung haben wird.

Soviel über die Rechts- und die Zweckmäßigkeitsfrage. Was nun aber die hier vor allem interessirende Schönheitsfrage angeht, so steht hier einem Laien in der Kunst, wie es der Schreiber dieser Zeilen ist, ein irgendwie maßgebendes Urtheil nicht zu; nachdem jedoch die Gegner des münsterbauamtlichen Projects sich ein solches Urtheil angemaßt haben und soweit gegangen sind, in einem Flugblatt zu erklären, daß, wenn in den Gemeinderath von Ulm nicht Leute gewählt werden, die sich zum voraus verpflichten, jenes Project zu verwerfen, „für unser herrliches Münster das Schlimmste zu befürchten" sei, so erlauben wir uns, da wir uns immerhin gerade so viel Kunstverständniß zutrauen, wie es die Führer der Opposition besitzen, auch unsre unmaßgebliche Ansicht über die Frage öffentlich zu vertreten.

„Das Münster ist ein plastisches Kunstwerk; ein plastisches Kunstwerk muß, um vollkommen genossen und gewürdigt zu werden, von allen Seiten vollständig betrachtet werden können; also ist die vollkommene Freilegung des Münsters geboten." So etwa lautet die Argumentation derer, die sich gegen die „Ueberbauung des Münsterplatzes" oder wie es kürzlich noch geschmackvoller in einem Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" hieß, gegen die „Umbauung des Münsters" ereifern, oder vielmehr: so etwa würden ihre Gründe lauten, wenn sie sich die Mühe nehmen wollten, anstatt hohler Phrasen Gründe für ihre Ansicht vorzubringen. Betrachten wir diese Argumentation etwas näher! — Das Münster ist ein Werk der Baukunst und insofern ein Kunstwerk; ist es darum ebenso wie ein Werk der Bildhauerkunst als ein plastisches Kunstwerk zu bezeichnen? Schwerlich! Das reine Kunstwerk will nur schön sein, es will uns erheben und erfreuen, aber es dient keinem praktischen Zweck. Auch die Baukunst schafft zuweilen solche Kunstwerke, die griechischen Tempel waren Kunstwerke in diesem Sinn, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim sind solche, die meisten unsrer Kirchen dagegen können auf diese Bezeichnung kaum Anspruch machen, sie dienen einem praktischen Zweck, sie sind Versammlungslocale, die — zumal in unserm nordischen Klima — den Gläubigen, die sich zum Gottesdienst vereinigen, Schutz gegen Wind und Wetter gewähren sollen. Das ist ein praktischer Zweck, wenn auch die Vereinigung der Gläubigen lediglich zu idealen Zwecken erfolgt; um dieses idealen Zweckes willen gestalten wir die Kirchen als Kunstwerke, aber jener praktische Zweck beeinträchtigt vielfach den Charakter des Bauwerks als eines Kunstwerks. Das Versammlungshaus muß viel Raum, und zwar geschützten Raum, bieten; je größer der Raum, um so größer die umgebenden Mauerflächen, und je größer diese Flächen, um so größer die Schwierigkeit, sie durchaus künstlerisch zu gestalten, um so größer namentlich auch die Kosten einer solchen Gestaltung. So sehen wir diese künstlerische Gestaltung vielfach auf die Front der Kirche beschränkt (Theatinerkirche, Michaelskirche, Basilika in München), während die anderen Seiten, in eine Straße eingebaut, lediglich Bauwerke, aber nicht Kunstwerke darstellen, und auch da, wo die Kirche nach allen Seiten freisteht, sind regelmäßig nicht alle Theile von gleicher künstlerischer Bedeutung; bei den Wänden des Langhauses wird sich der Architekt vielfach damit begnügen müssen, statt etwas rein Schönes zu schaffen, durch die Mittel der Kunst den Eindruck des Unschönen und Langweiligen, den die großen Flächen hervorbringen, möglichst zu beseitigen. So ist auch das Ulmer Münster Kunstwerk vor allem in seiner Westfaçade mit Hauptthurm und Portal und in dem Chor mit seinen beiden Thürmen. Die langen Backsteinmauern des Schiffs sind (wie namentlich der Anblick aus einiger Entfernung zeigt) für sich nichts Schönes, sie werden durch die Strebepfeiler, Fialen und Strebebogen belebt, das künstlerisch Hervorragendste sind die mit reichem plastischen Schmuck versehenen Seitenportale. Und wie verhält sich hier die Südfront zur umstrittenen Nordfront? — Im Bethmann'schen Museum zu Frankfurt wird die Dannecker'sche Ariadne vor dem Beschauer auf ihrem Postament gedreht, damit dieser auch Nacken und Rücken der schönen Gestalt bewundern kann; könnte man aber das Ulmer Münster in gleicher Weise drehen, was würde hier der Beschauer zu sehen bekommen? Ganz dieselbe lange Backsteinmauerfläche, an

[1]) Die Heizung und die Erneuerung des Gestühls hängen insofern zusammen, als in dem ungeheuren Raum des Münsters nur an eine Heizung des Fußbodens zu denken ist; würde jetzt ein neues Gestühl gefertigt und später die Heizung eingerichtet, so müßte das Gestühl wieder beseitigt werden.

deren Fenstern im Vergleich zu denen der Südfront ein Schulknabe sich von der Wahrheit des Satzes überzeugen könnte, daß $2 \times 10 = 20$ ist, während der Kunstfreund die kaum überraschende Entdeckung macht, daß die Erbauer des Doms die Portale der kalten, lichtlosen Nordfront erheblich einfacher und schmuckloser gestaltet haben als die der Südfront.

Es ist also von vornherein zu bestreiten, daß zum vollständigen Genuß eines Kunstwerks von der Art des Ulmer Münsters die Möglichkeit gehöre, wie bei der Pinzgauer Wallfahrt rings um den Dom herum zu ziehen. Der Genuß des Ulmer Münsters insbesondere aber ist jetzt schon in einer Weise möglich, daß nur weniges zu wünschen übrig bleibt: wie wir schon eingangs bemerkt haben, liegt die Westfront mit dem imposanten Thurm vollkommen frei, und der von Westen kommende Beschauer hat, wenn er sich dem Münster gegenüber südwestlich am „Lautenberg" aufstellt, zugleich die schönste überhaupt mögliche Gesammtansicht des ganzen Baues. Ebenso kann auf der Ostseite der Beschauer seinen Standpunkt, sei es südöstlich oder nordöstlich, bequem in solcher Entfernung vom Bau nehmen, daß sich ihm der Chor mit seinen beiden Thürmen und dahinter der mächtig aufragende Hauptthurm zum schönsten Bild vereinigen. Die Frage ist also nur die, ob die Ansicht von Westen her unter dem Dasein der jetzigen Bauhütte leidet und, wenn diese Frage bejaht wird, ob dem Mangel durch einfache Beseitigung dieser Hütte oder durch Aufführung eines anderen, schöneren Gebäudes abgeholfen werden kann und soll.

Die jetzige Bauhütte ist, wie gesagt, ein unschönes Gebäude, aber als ein dringendes Bedürfniß vermögen wir deren Beseitigung nicht anzuerkennen: von den Tausenden von Fremden, die seit dem Jahr 1890 das Münster besucht haben, ist schwerlich auch nur einem Einzigen der Genuß des großartigen Bauwerks durch das unscheinbare Gebäude daneben geschmälert worden. Entschieden verunziert aber würde nach unsrer Meinung das schöne Architekturbild durch die einfache Beseitigung der Bauhütte: es entstünde ein Loch, durch das man — neben dem verstärkten Genuß des jetzt schon kräftig blasenden Windes — nichts gewänne, als den Anblick einer Reihe höchst gewöhnlicher Häuser und den Blick auf den längs der Nordfront des Münsters anzulegenden oder vielmehr beizubehaltenden Werkplatz. Daß an dem 500 Jahre alten Bau fortwährend größere und kleinere Reparaturarbeiten nothwendig werden, versteht sich von selbst; ebenso ist einleuchtend, daß der hiezu erforderliche Platz am zweckmäßigsten in der unmittelbaren Nähe des Münsters gewählt wird; und daß die Kirchengemeinde nicht gezwungen werden kann, den Freilegungsfanatikern zu lieb einen Platz in größerer Entfernung zu suchen oder gar, was allerdings den Besitzern der betreffenden Häuser vermuthlich recht angenehm wäre, so viele Häuser an der Hafengasse zu kaufen, daß man auf dem Areal sowohl das erforderliche Verwaltungsgebäude aufschlagen als auch den Werkplatz einrichten könnte, das haben wir oben bei der Erörterung der Rechtsfrage dargelegt. Zu erwägen bleibt also nur die Ersetzung der Bauhütte durch das vom Münsterbauamt geplante Verwaltungsgebäude. Wenn auch die jetzige Hütte den Anblick des Münsters nicht gerade beeinträchtigt, so ist es doch einleuchtend, daß ein Bau von gefälligem Aeußern das vom Thurm seitwärts streifende Auge angenehmer berührt, als eine alte unschöne Baracke; das Architekturbild würde zudem dadurch gewinnen, daß das neue Gebäude einige Meter weiter rückwärts zu stehen kommen soll, so daß das nördliche Seitenschiff des Münsters, das Verwaltungsgebäude und das alsdann ganz sichtbare v. Schad'sche Haus das Bild gegen Nordosten vollkommen befriedigend abschlössen. Welche Zweckmäßigkeits- nicht nur, sondern auch, was die Pläne, Risse u. s. w. angeht, künstlerische Rücksichten außerdem für die Aufführung des Gebäudes an dieser Stelle sprechen, haben wir schon oben hervorgehoben. Mit der „Freilegung des Münsters" aber hat dieses Gebäude nichts zu thun, das Münster ist freigelegt, soweit ein verständiger Mann es nur wünschen kann, und in ganz Deutschland wird man keinen Dom finden, der es in dieser Beziehung mit dem Ulmer Münster aufnehmen könnte.

Die vorstehenden Betrachtungen sind die Gedanken eines Laien, der, wie eingangs bemerkt, weit davon entfernt ist, sich ein maßgebendes Urtheil in der Sache beizulegen; aber was ihnen bis heute in der Oeffentlichkeit gegenübersteht, das sind auch nicht mehr als Gedanken von Laien und bei dem großen Haufen, der im Namen der Freiheit hinter den Wortführern herläuft, sind es nicht einmal Gedanken, sondern ist es bloß Gedankenlosigkeit von Laien. Während wir aber sagen zu dürfen glauben, daß wir mit unsern Ausführungen im großen Ganzen die Anschauungen des Mannes vertreten, der den stolzen Bau des Ulmer Münsters zur Vollendung gebracht hat, erheben unsre Gegner gegen eben diesen Mann den Vorwurf, daß von ihm „für unser herrliches Münster das Schlimmste zu befürchten" sei. Das ist eine nicht einmal mit der Leidenschaftlichkeit eines Wahlkampfes zu entschuldigende Ungebühr, der gegenüber wir nur fragen: wenn die Gegner des münsterbauamtlichen Plans sich bei dem Ausspruch einer in ganz Deutschland hochgeachteten Autorität, wie es der Ulmer Münsterbaumeister ist, nicht beruhigen zu können glauben, warum stellen sie dann nicht das Verlangen, daß man über die Streitfrage auch noch das Gutachten anderer, unbetheiligter Sachverständiger, das Gutachten von Architekten und Architekturmalern einhole? Daß man ihren Kunstgeschmack als maßgebend anerkenne, das werden sie doch selbst nicht verlangen, und wenn sie es verlangen, so haben wir zu der Bürgerschaft von Ulm das Vertrauen, daß sie, nachdem mit der Zeit der Wahlen auch die Zeit der auf Leidenschaft und Gedankenlosigkeit berechneten Schlagworte vorbei ist, ein solches Verlangen zurückweisen werde.[1])

Ulm, den 18. December 1895. G. Pfizer.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. **Geschichte des königlich bayerischen 8. Infanterie-Regiments (vacant Pranckh), I. Theil, 1753—1804.** Verfaßt von **Döderlein**, Oberstlieutenant z. D. und Bezirkscommandeur, zuletzt Bataillonscommandeur im Regimente. Landshut 1895. J. F. Rietsch. — Die Pflege soldatischen Geistes und geschichtlichen Sinnes hat seit dem letzten Kriege eine lange Reihe von Regiments-Geschichten im deutschen Heere, insbesondere auch in der bayerischen Armee, entstehen lassen, wovon ein Theil geradezu das Prädicat vorzüglicher Arbeiten verdient und weit über die Bedeutung einer Haus- und Familiengeschichte hinausreicht. Ein solches ist auch das vorliegende Werk. Es behandelt die Geschichte eines altbayerischen Regiments, das in 24 Feldzugsjahren mit hohen Ehren gekämpft, seine ruhmgekrönten Fahnen in den Thälern Südtirols, an den wogenumrauschten Gestaden der Insel Rügen, auf den Eisfeldern Rußlands und über den sonnigen Fluren Frankreichs entfaltet hat und seit 24 Jahren die Wacht in den Bollwerken an der Mosel hält. Zwei Bataillone des Regiments gehörten zum Contingent, welches der bayerische Kreis im siebenjährigen Kriege zur Reichsarmee abstellte. Gerade zur Zeit, da der preußische Große Generalstab die Bearbeitung der Kriege Friedrichs des Großen unternommen hat, gewinnt jener Abschnitt des Buches einen besonderen Werth, welcher die Thätigkeit des bayerischen Kreiscontingents im genannten Kriege schildert, denn dieselbe hat bisher im ganzen noch keine Beschreibung gefunden. Er enthält ferner ganz interessante Episoden, z. B. die Schilderung der Gefechte bei Meißen und Strehla (1759 und 1760),

---

[1]) Es sei gestattet, beiläufig daran zu erinnern, wie unendlich der Kölner Dom und das Berliner Schloß durch die Modethorheit des übertriebenen „Freilegens" an Schönheit und Größe der Erscheinung eingebüßt haben. D. Herausg.

in denen sich der damalige Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Feldmarschall Prinz Friedrich Michael von Zweibrücken, der Ahnherr unsres königlichen Hauses, als Taktiker hervorragend bewährte, und gibt Veranlassung zur Ehrenrettung des preußischen Generals v. Schmettau wegen der Uebergabe von Dresden (1759), sowie der so viel und mit recht wohlfeilem Spotte verlästerten Reichsarmee, deren Truppen weit besser waren als ihr Ruf. Mit recht mangelhaftem Material (die Feldacten des 1. Bataillons verbrannten beim Bombardement von Philippsburg 1799) hat der Verfasser auch Vortreffliches geleistet über die Theilnahme des Regiments an den Coalitionskriegen gegen Frankreich 1792—1796 und 1799—1800, namentlich in der Darstellung des Jahres 1793 mit den Gefechten auf dem nachmaligen Siegesfelde von Wörth und des Feldzuges 1796, in welchem das bayerische Reichscontingent in drei Colonnen zersplittert war, ferner über die glänzende Vertheidigung von Philippsburg 1799, die zu den herrlichsten Kriegsthaten zählt. Noch vieles wäre erwähnenswerth, z. B. die Bedeutung des Generals Deroy für die taktische Ausbildung der bayerischen Armee; aber mit Rücksicht auf den Raum wollen wir damit schließen, daß der Verfasser die Schilderung der Friedensjahre 1753—1757 und 1763—1792 entgegen der meist geübten chronikartigen, jahrgangweisen Darstellung gruppenweise zusammengefaßt und damit eine zweckmäßige Uebersicht über die einzelnen Perioden der Entwidlung der Armee und den Zusammenhang innerhalb derselben erreicht hat.

* **Stuttgart.** An der k. Technischen Hochschule befinden sich im laufenden Winterhalbjahr 623 Studirende, gegen 1894/95 mit 570 eine Zunahme von 53. Davon kommen auf die Abtheilung für Architektur 146, für Bau-Ingenieurwesen 107, für Maschineningenieurwesen 240, für chemische Technik 68, für Mathematik und Naturwissenschaften 23, für allgemein bildende Fächer 39 Studirende. Von den 623 Studirenden sind 406 Württemberger, 217 nicht. Von letzteren gehören an: a. anderen Staaten des Deutschen Reichs 133, nämlich: Preußen 73, Baden 15, Bayern 9, Elsaß-Lothringen 8, Sachsen 7, Hessen 6, Oldenburg und Anhalt je 3, Sachsen-Weimar und Hamburg je 2, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg, Schwarzburg-Rudolstadt und Lübeck je 1; b. anderen Staaten Europa's 76, nämlich: der Schweiz 32, Italien 12, Rußland 8, Bulgarien und Oesterreich-Ungarn je 6, Rumänien 5, Frankreich 2, England, Griechenland, Holland, Norwegen und Portugal je 1; c. außereuropäischen Ländern 8, nämlich: Brasilien 3, den Vereinigten Staaten Nordamerika's 2, Chile, Japan, Venezuela je 1. Daneben haben sich zum Besuche einzelner Vorlesungen 198 Personen angemeldet.

* **Leipzig.** Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt die Privatdocenten: bei der medicinischen Facultät: Dr. Wilhelm His jun., Dr. Ernst Moritz Romberg (beide für innere Medicin), Dr. Karl Heß (für Augenheilkunde); in der philosophischen: Dr. Konrad Cichorius (für alte Geschichte und Philologie), Dr. Otto Irmisch (für classische Philologie), Dr. Max Le Blanc (für Chemie).

γσ. **Berlin**, 22. Dec. In der gestrigen ordentlichen Decembersitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" gab der Vorsitzende, Geh. Rath Virchow, den Verwaltungsbericht für das Jahr 1895. Er gedachte neben den durch den Tod abgerufenen Ehrenmitgliedern der Gesellschaft des jüngst in Basel dahingeschiedenen Prof. Rüttimeyer, der sich namentlich um die Erkenntniß der Thierracen, die man in den Pfahlbauten fand, Verdienste erworben hat und im Verein mit His auch die Kraniologie der sogenannten Helostiker studirt hat. Auch des gelehrten Ragendra Lalamitra aus Calcutta, eines Ehrenmitglieds der Gesellschaft, dessen Tod vor einiger Zeit schon gemeldet worden, that der Vorsitzende ehrenvoll Erwähnung. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 7 Ehren-, 119 correspondirende und 543 ordentliche Mitglieder. Im Laufe des letzten Jahres ist namentlich die Urgeschichte gepflegt worden und neben Excursionen, die in der Mark veranstaltet wurden, wurde ausführlich über die von Cassel aus, wie über die in Bosnien in Angriff genommenen Ausgrabungen referirt. Die Ausgrabungen in Troja scheinen zu einem Abschluß gelangt zu sein und dürften in der nächsten Zukunft kaum wieder von seiten der Forschung Deutschlands in Aufnahme kommen. Die schon reichhaltige Bibliothek, sowie die photographischen und urgeschichtlichen Sammlungen der Gesellschaft haben auch im letzten Jahr bedeutenden Zuwachs erfahren, doch stehen neben dem „eisernen Fonds" der Gesellschaft in Höhe von 21,400 Mark, den Einnahmen mit M. 16,056.70 die Ausgaben mit M. 14,405.26 gegenüber, so daß nur die Summe von M. 1651.44 verfügbar bleibt, eine keineswegs glänzende Finanzlage; indeß hofft man, den Staatszuschuß von 1500 M. wie bisher der Gesellschaft erhalten zu können. Die Zinsen der „Rudolf Virchow-Stiftung" sind im letzten Jahre wenig in Angriff genommen worden, da geplante Ausgrabungen in Armenien der politischen Lage wegen unterbleiben mußten und von dem in den Dschangels von Malakka befindlichen Capitän Stevenson seit Monaten die Nachrichten über seine Lage fehlen. Ausgrabungen am Thorsberger Moor in Schleswig-Holstein, Messungen in Deutsch-Westafrika, sowie die Publication des von Dr. Stuhlmann zusammengebrachten anthropologischen Materials wurden aus der „Rudolf Virchow-Stiftung" unterstützt. Neben ihrem Capitalstock von 120,600 M. weist sie gegenwärtig einen flüssigen Bestand von 13,401.75 M. auf. An Stelle des ausscheidenden Vorsitzenden wird Geh. Rath Prof. Dr. Waldeyer zum Vorsitzenden, Virchow zum ersten Stellvertreter gewählt. — Hierauf legt Virchow den Schädel des aus Bayern stammenden, 1101 in Bremen gestorbenen Erzbischofs Liemar vor, der beim Umbau des Bremer Doms zum Vorschein gekommen ist, sich merklich von den dort üblichen Formen unterscheidet, für einen Bayern etwas zu lang, doch als der Schädel eines bedeutenden Mannes aus einer Zeit, von der wir wenig derartiges besitzen, von Interesse ist. Ferner zeigt er an Oberschenkeln beobachtete Hyperostosen, die als Gefäßrinnen an der Oberfläche des Knochens auftreten, und Auswüchse, die man als sogenannte Theromorphie, also atavistische Rückbildungen bezeichnet, also geeignet, die an dem Dubois'schen femur beobachtete Umbildung als aus anderer pathologischer Ursache, nicht aus einem Senkungsabsceß entstanden, möglicherweise zu erklären. Dr. Köhl (Worms) berichtet über ein dort gefundenes neolithisches Gräberfeld. Aus der Umgegend von Guben wird der Fund eines provinzial-römischen Gräberfeldes gemeldet. Die von dem schwedischen Reisenden Martin in Aegypten gefundenen geschliffenen Feuersteinmesser dürften nicht ägyptisch sein, sondern nach Dr. Lehmanns Bemerkung mit dem in Flinders Petrie's Fund enthaltenen aus einer libyschen Militärcolonie stammenden geschliffenen Steinmessern zusammengehören. Von Funden in mährischen Nekropolen wird gemeldet, daß dort das auf den sogenannten „Bernburger Funden" beobachtete Schlangenornament sich gleichfalls findet. Dr. Helm (Danzig) berichtet über eine in Westpreußen vorkommende prähistorische Metallegirung, die sich sonst nur in Siebenbürgen findet, und die er deßhalb als von dort her nach Westpreußen eingeführt ansieht. Sodann berichtet Sanitätsrath Dr. Lissauer über die in Italien vorhandenen Reste aus der Langobardenzeit und legt eine Reihe von Photographien der bedeutendsten dieser Gegenstände vor. Dahin gehört die im Domschatz zu Monza befindliche, mit 6 Goldplatten umgebene und durch viele Edelsteine gezierte „eiserne Krone", die angeblich aus Nägeln vom Kreuze Christi bestehen soll. Sie stammt als Geschenk des Bischofs Gregor an die Königin Theodolinde aus Konstantinopel. Es findet sich ferner daselbst ein silbernes stark vergoldetes Becken, das unter einer Henne mit sieben Küchlein symbolisch die sieben Provinzen des Longobardenreichs darstellt. Kreuze, die an den Ecken durchlöchert sind, aus Goldplatten gearbeitet und nicht selten mit Amethysten geschmückt, wurden bekanntlich von den Königen bei feierlichen Gelegenheiten auf der Brust getragen und solche Kreuze sind noch zahlreich vorhanden. Der Vortragende zeigte Photographien kleiner, zur Aufnahme von Tropfen heiligen Oels bestimmter, sehr zierlich gearbeiteter Flacons, eines Reliquiariums und eines sehr reich mit Edelsteinen und Ornamentik geschmückten Votivkreuzes des Königs Agilulf, des Gemahls der Theodolinde. Diese aus dem Ende des 6. Jahrhunderts stammenden Dinge haben, was ihre eigenthümliche Ornamentirung durch dicht aneinandergesetzte concentrische Kreise und Kreissegmente angeht, große Aehnlichkeit mit den Ornamenten, wie sie in Guarrazar bei Toledo auf einem westgothischen Evangeliarium gefunden wurden, wie sie gleichfalls in Ungarn vorkommen, und stellen den germanischen Charakter dar; wenn auch schon als weiter entwickelt, stellt sich das auf dem Kamme der Theodolinde befindliche spiralförmig gebildete Ornament seinem Charakter nach auch als specifisch germanisch dar. In Rom finden wir in den Funden von Ascoli Piceno, die Lindenschmidt als „merovingisch" bezeichnet, reiche longobardische Rüstungen und Schwerter; viele Edelsteine, Cloisonnéearbeit und Goldbeschlag sind an den Rüstgegenständen und Helmen charakteristisch, auf der Schildspitze ist bisweilen ein triquetrum angebracht, das in einen

Greifen endigt; auch die dreiflügeligen Pfeile und die durch ihre kleinen Körbchen als langobardisch sich darstellenden Ohrringe, gegenüber den fränkischen Ansätzen mit Kästchen, wie sie sich auch in Ungarn finden, sind durchweg Beispiele für den Völkerwanderungsstil. Der Redner legte den illustrirten Katalog des zu großer Bedeutung für die Urgeschichte der Schweiz angewachsenen Züricher Museums vor und berichtete über die Forschungen Heyerli's zur Urgeschichte der Schweiz; außerdem übergab er der Gesellschaft das von Brizio, dem Director der Sammlungen in Bologna edirte Werk über die Nekropolen von Novilara bei Pesaro, das zahlreiche etruskische Funde, die wie die Funde von Mazabotto Gegenstände aus der Villa Nova-Periode darstellen, beschreibt. Er gab ferner einen Bericht über seinen Besuch der in mancher Hinsicht merkwürdigen Sammlungen Mantegazza's in Florenz, die besonders reich das Capitel der menschlichen Leidenschaften illustriren, wie über die ungemein reichhaltigen etrurischen Sammlungen in Rom, wo es gelungen ist, einen aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammenden etruskischen Tempel völlig in seiner Ornamentirung zu reconstruiren.

* **Berlin.** Der Privatdocent und Titularprofessor der hiesigen juristischen Facultät Dr. Johannes **Biermann** (Romanist) ist zum außerordentlichen Professor befördert worden. — Der 17. Balneologen-Congreß wird unter Vorsitz des Geheimraths Professor Liebreich vom 5. bis 10. März 1896 hierselbst tagen. — Im Frühjahr wird die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie, die sich nach dem Kriege unter Langenbeck bildete, auf ein 25jähriges Bestehen zurückschauen. Der Sitzungssaal im Vereinshaus (sog. Langenbeck-Haus in der Ziegelstraße) wird bei dieser Gelegenheit zu den schon vorhandenen Bildnissen Langenbecks und Virchows noch einen weiteren Schmuck durch Portraits der Professoren v. Bergmann, König, Gussenbauer, sowie der Meister Sir Joseph Lister und Sir James Paget erhalten.

* **London.** In Gourcock ist kürzlich der Neffe von Robert Burns' „Hochland-Mary", Archibald Campbell, gestorben. Er erinnerte sich noch, im Hause seiner Großmutter das Kästchen gesehen zu haben, in welchem seine Tante Mary die Briefe aufbewahrt hielt, die Burns an sie gerichtet hatte. Campbell sagte, sein Oheim Robert habe die Briefe vernichtet, weil sie seiner Ansicht nach die Ehre der Familie hätten schädigen können.

* **Paris.** Der Unterrichtsminister Combes hat die Frage der Constituirung der Universitäten insoweit gelöst, daß er dem Parlament ein kurzes Project von vier Artikeln vorgelegt hat. Darüber, daß das System der selbständigen, mehrere Facultäten zusammenfassenden Universitäten dem der unfreien und isolirten Facultäten vorzuziehen sei, war man in Frankreich schon lange einig. Nur darum stritt man, wie viel Facultäten nöthig seien, um eine vollberechtigte Universität zu bilden. Combes sagt nun im ersten Artikel seines Entwurfs: „Die Facultätskörper, die nach dem Gesetz vom 28. April 1893 eingesetzt sind, nehmen den Namen Universitäten an." Das bedeutet, daß er sich für die liberalste Lösung entschieden hat, indem er jeder staatlichen Hochschule, selbst wenn sie nur eine Facultät umfaßt, den Namen und die Rechte der Universität einräumt. Diese Lösung erleichtert das Votum der Kammer, droht aber den Uebelstand der isolirten Facultäten, der vor allem beseitigt werden sollte, noch zu verlängern und zu befestigen. Der 2. und 3. Artikel entziehen die Universität der Aufsicht des Conseil académique, dem das gesammte Unterrichtswesen eines je von mehreren Departements gebildeten Kreises untersteht, und übertragen dessen Befugnisse auf den bisherigen Conseil général des facultés, der den Namen Conseil de l'Université erhält und dadurch ziemlich genau dem Senat der deutschen Universitäten entspricht. Für die Emancipirung der neuen Universitäten vom alten Joch des napoleonischen Erziehungswesens am wichtigsten ist jedoch der 4. Artikel, der den Universitäten die Verwaltung der Gelder überläßt, die von den Einschreibegebühren und den Gebühren für Bibliotheken- und Laboratorien-Benützung herrühren. Das Gesetz bestimmt immerhin, daß diese Geldmittel nur im directen Interesse der Studien für Bibliotheken, Laboratorien, neue Lehrcurse u. s. w. verwendet werden dürfen. Die Examengebühren dagegen sollen nach wie vor nicht in die Casse der Universitäten, sondern in die des Staates fließen. Da diese viel höher sind als alle anderen, die der französische Student zu entrichten hat (Collegiengelder im deutschen Sinne des Wortes gibt es in Frankreich nicht), so werden die Universitäten sich auch nach dem neuen Gesetz keiner großen ökonomischen Selbständigkeit erfreuen. Aber unter den verschiedenen Decentralisations-Bestrebungen in Frankreich nimmt das Project von Combes trotzdem einen hervorragenden Platz ein. Seine Annahme durch Kammer und Senat gilt für höchst wahrscheinlich. — Die geplante Universitätsreform in Frankreich hat auch die Frage der fremden Studenten wieder zur Sprache gebracht. Ein großer Uebelstand ist die ungeheure Frequenz der Pariser Universität gegenüber den anderen Hochschulen und zu diesem Uebel tragen die Fremden das ihrige bei. Paris zählt über 12,000 Studirende, von denen ein volles Zehntel Ausländer sind, die sich nach Paris wenden, obschon mindestens fünf andere französische Universitäten, Montpellier, Lyon, Nancy, Bordeaux und Lille, heutzutage auch für Naturwissenschaft und Medicin allen Anforderungen genügen. Kaum sind die neuen Gebäude der Sorbonne vollendet und schon stellt es sich heraus, daß sie unzulänglich sind, um in ihren naturwissenschaftlichen Laboratorien alle Studenten aufzunehmen, die darin arbeiten möchten. Aus diesem Grunde empfahl der bekannte Chemiker Friedel in einem Berichte an den Generalrath der Fakultäten als eines der Mittel zur Abhülfe, in Paris keine fremden Medicinstudenten mehr zuzulassen, welche hier ihre Studien beginnen wollen, sondern nur solche, die in ihrer Heimath bereits einen soliden Grund gelegt haben und in Paris bloß die höhere Ausbildung in irgend einer Specialität suchen. Dieser Vorschlag, der auch von dem berühmten Professor Brouardel vertheidigt wurde, findet jedoch nicht einstimmigen Beifall unter den französischen Medicinern. So bemerkt Dr. Félizet im „Eclair", daß der starke Zuzug der Fremden den Ruhm der Pariser Universität erhalte und vermehre, und daß man daher Unrecht hätte, denselben einschränken zu wollen. Wenn die Locale zu eng werden, so müsse man eben neue bauen; diese Ausgabe sei noch immer nutzbringender als manche andere. Nur darauf sei zu achten, daß die Fremden die gleiche Vorbildung mitbringen wie die Einheimischen, was jetzt vielfach nicht der Fall sei, da man sich mit einer allzu oberflächlichen Aufnahmeprüfung benüge. Ferner sollen nur die Einheimischen als bezahlte Externen oder Internen in den Hospitälern angestellt werden dürfen und die Fremden lediglich als freiwillige Externen oder Internen außer Rang zugelassen werden, auch nicht das Recht haben, officielle Acten über Krankheit oder Todesart zu unterzeichnen. — Der Director des höheren Unterrichts, Liard, welcher jüngst in dem zuständigen Kammerausschusse den Plan für die Reform des Universitätswesens verfocht, konnte über die Kosten, die der einzelne Student dem Staate verursacht, folgende Mittheilungen machen: In Paris kostet ein Student 409 Frcs., in Aix 908, in Besançon 903, in Bordeaux 517, in Caen 798, in Clermont 794, in Dijon 780, in Grenoble 782, in Lille 722, in Lyon 500, in Montpellier 679, in Nancy 908, in Poitier 690, in Rennes 505, in Toulouse 484 Fr. Daraus erhellt, daß die Pariser Hochschule verhältnißmäßig am wenigsten kostet, obwohl sie die besten Lehrkräfte und die vollkommensten Lehrmittel besitzt.

* **Paris**, 27. Dec. Die „Académie des inscriptions" wählte den Professor A. Kirchhoff in Berlin zu ihrem correspondirenden Mitgliede.

Dorpat. Am 20. Dec. ist der Nestor der ehemaligen akademischen Lehrer unsrer Hochschule, der emeritirte Professor der Geschichte Dr. Karl Gustav Rathlef, im 85. Lebensjahr verschieden.

* **St. Petersburg.** Das Netz der meteorologischen Stationen in Rußland erfährt durch Prof. Kolomijcow eine beträchtliche Erweiterung, indem in den westlichen Gouvernements Grodno, Wilna, Kowno, Minsk, Wolhynien, Kurland und Livland, sowie im Weichsel-Gebiet eine ganze Reihe von neuen Stationen eröffnet wird. Im ganzen sollen in den angegebenen Gebieten an tausend neue Beobachtungsstationen errichtet werden.

* **Odessa.** Zum (permanenten) Rector der Universität ist Prof. Theodor Schwedow, bisheriger Dekan der physiko-mathematischen Facultät, ernannt worden. Prof. Schwedow gehört seit 1868 dem Lehrkörper der Universität an. Dem Vernehmen nach planen die Professoren der physiko-mathematischen und historisch-philologischen Facultät, höheren Orts um die Errichtung von Cursen für die weibliche Jugend nach dem Muster der Petersburger Curse einzukommen, da der Erfolg, den die vom Lectionscomité der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in diesem Jahre eingeführten Curse erzielt, das Bedürfniß nach einer systematischen Regelung der höheren weiblichen Bildung klargestellt habe.

* **Konstantinopel.** Hier starb der auch im Abendlande bekannte Münzforscher Ghalib Bey. Man verdankt ihm Kataloge der Münzen der Turkmenen und Seldschuken und die Ordnung der Münzsammlung im kaiserl. Museum in Stambul.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Uebersicht.

Die älteste Stiftung der Hohenzollern.

Von Dr. K. Th. Zingeler.

Im verflossenen Jahr und in diesem laufenden ist von hohenzollerischen und württembergischen Forschern auf die Wahrscheinlichkeit, ja sogar ziemlich sichere Möglichkeit hingewiesen worden, daß es außer dem Hohenzoller oder, wie er seit jeher von der ältesten Zeit bis auf heute im Volke genannt wird, dem Zoller, eine noch ältere Stammburg der kaiserlichen und fürstlichen Hohenzollern gebe, die Schalksburg bei Balingen. Urkundliche Beweise können allerdings für die aufgestellte Behauptung nicht erbracht werden. Dagegen läßt sich ein anderes Ereigniß der hohenzollerischen Geschichte, das in diesem Jahr sein 800jähriges Jubiläum feiert, urkundlich nachweisen. Es ist die Stiftung des Klosters Alpirsbach im württembergischen Oberamt Oberndorf, die in das Jahr 1095 fällt. Daß die Zollern auch schon vorher, dem Drange jener Zeit folgend, „Gott zur Ehre und zum eigenen Wohle, wie zu der Vorderen Seelenheil" irgend eine oder mehrere fromme Stiftungen gemacht haben, ist zwar sehr wahrscheinlich, aber eben nicht urkundlich nachweisbar. So zweifelt man kaum noch daran, daß die romanische Kirche zu Burgfelden mit ihren vielbesprochenen interessanten Fresken aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine fromme Stiftung der Ahnen der Zollern sei. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß die Zollern der Stiftung des Klosters Beuron im Donauthale, um 1077, der heutigen angesehenen Benedictiner-Erzabtei, nahe gestanden, wenn auch keine Urkunden hierüber Meldung thun. Um so mehr ist die Stiftung von Alpirsbach hochzuhalten, weil die noch heute vorhandene Urkunde das älteste Document ist, das uns über die Zollern nach dieser Richtung hin unzweifelhaft sichere Nachricht gibt. Nach jener Urkunde, die sich im fürstlich hohenzollerischen Archiv zu Sigmaringen befindet, stiftete Adelbert von Zollern im Verein mit Ruotmann von Hausen und dem Grafen Alwic von Sulz das genannte Kloster Alpirsbach.

Es war eine merkwürdige Zeit, dieses fin de siècle des 11. Jahrhunderts. Der erbitterte hartnäckige Kampf zwischen Kaiser und Papst hatte ganz Deutschland, und Schwaben nicht am wenigsten, in wilde Parteikämpfe gestürzt. Das Für oder Wider den Kaiser, das Mit oder Gegen den Papst zerriß nicht nur das ganze Land in feindliche Gegensätze, die nicht wie heutigen Tages mit der Feder, sondern mit dem allzeit bereiten Schwert ausgefochten wurden, es warf den Brand der Zwietracht und des Hasses selbst zwischen die Angehörigen derselben Sippen hinein. So gab es nicht nur einen Krieg der Großen und ihrer Heere unter sich, die Anhänger der beiden um die Oberherrschaft streitenden Mächte, des Kaisers wie des Papstes, befehdeten sich auch mit grimmem Hasse unter einander. Da ward viel Blut vergossen, Raub, Brand und Mord verübt, Greuel auf Greuel gehäuft, nicht Alter noch Stand geschont, und weder die Kaiserlichen noch die Päpstlichen hielten den Fuß vor heiliger Stätte zurück, wenn es galt, den Gegner zu schädigen und sich zu bereichern. Und nun aber das Merkwürdige! Gerade in dieser Zeit entstand eine große Menge von Klöstern, gestiftet vom Adel, von demselben Adel, der das Schwert kaum noch aus der Hand legte. Welch auffallender Gegensatz! Und noch mehr! Man stiftete nicht nur Klöster und Kirchen, sondern trat auch vielfältig selbst als demüthiger, weltentsagender Mönch ein. Ein Chronist jener Zeit, Bernold, sagt in seiner Chronik des Schwarzwaldklosters St. Blasien: Hab und Gut erschien als ein unsicherer und werthloser Besitz, und so trug man wenig Bedenken, Grund und Boden, Aecker und Weinberge, Wiesen und Wälder, auch wenn es zum Nachtheil der Verwandten geschah, denn die Familienbande waren ja gelockert und zerrissen, an die Kirche zu schenken oder ein Kloster damit zu begaben. Und derselbe Chronist sagt zum Jahre 1085, in die Klöster seien viele vornehme und edle Männer eingetreten, hätten die Waffen abgelegt und das schmucklose Habit der Mönche angezogen. Und da sie in den seltensten Fällen noch Priester werden konnten, so begnügten sie sich freudig damit, als Laienbrüder dem Kloster in der Küche oder Mühle, auf dem Felde als Hüter der Heerden oder durch sonstige niedrige Arbeiten zu nützen und somit Sühne zu thun für manche begangene Greuelthat. Es war der Einfluß der strengen gregorianischen, asketischen Ideen, die auch bei jenen Eingang gewannen, die unter Kaiser Heinrich gegen den großen Papst im Felde gestanden.

Auch Adelbert von Zollern hatte auf Seite des Kaisers gestanden. Ueberdruß an all dem Häßlichen, das die jahrelangen Kämpfe hervorgerufen, mögen ihn zunächst empfänglich gestimmt haben für eine fromm-asketische Richtung, wozu das große Sterben im Jahre 1094 und die darauf folgende Hungersnoth noch beitrugen. Kurz, unsrer Urkunde zufolge hat Adelbert von Zollern mit den zwei oben genannten, höchst wahrscheinlich nahe verwandten Adeligen, „entbrannt vom Feuer göttlicher Liebe" und nach Berathung mit dem Bischof Gebhard von Konstanz, Abt Hatto von St. Blasien, sowie anderen Mönchen, Weltgeistlichen und Laien, auf dem gemeinsamen ererbten Gute Alpirsbach ein Kloster errichtet und es Mönchen des hl. Benedictus angewiesen. Allem Anschein nach hatte man den Plan schon 1094 gefaßt; denn am 16. Januar 1095 war die wohl nur provisorische Capelle fertig, und Bischof Gebhard von Konstanz weihte sie selbst ein. Daß diese Capelle, oratorium nennt sie die Urkunde, nur ein Provisorium, ein Nothbehelf war für die Mönche, geht aus dem Umstand hervor, daß diese nun an den eigentlichen Kirchenbau gingen, dessen älteste Theile von den Kunstverständigen in das Ende des 11. Jahrhunderts verlegt werden.

Wir müssen uns den Sachverhalt folgendermaßen vorstellen. An die drei genannten Edelinge war jure hereditario, durch Erbschaft, wie es in der Urkunde heißt, der

Hof Alpirsbach mit allem Zubehör, also Menschen, Häuser, Wald und Felder gefallen. Was damit thun? Es gemeinsam besitzen und bebauen lassen, oder es in drei Theile theilen? Das erstere gab nur Anlaß zu Streitigkeiten und das zweite erst recht. Der fromm-asketische Zug war vorhanden; Stiftungen an Klöster und Kirchen machen, lag in der Zeitrichtung. Da bedurfte es nur eines Anstoßes, um den bald betretenen Weg zu finden, und es entspricht sehr der Wahrscheinlichkeit, daß gerade Adelbert von Zollern es war, der diesen Anstoß gab, der mit dem Vorschlag hervortrat, das gemeinsame Erbtheil Gott zu opfern. Hiefür spricht nämlich der Umstand, daß Adelbert von Zollern am meisten Güter stiftete und bald selbst als Mönch in das neue Kloster eintrat. Man bezog nun von irgend einem schon bestehenden Benedictinerkloster einige Mönche, d. h. Priester, denen sich eine größere Anzahl Laienbrüder zugesellte. Für diese baute man unweit ihrer schlichten Holzzellen zunächst ein Bethaus, eine Capelle, ein oratorium, denn das war überall das erste, was die Mönche da, wo sie eine Niederlassung gründeten, thaten. Das Holzkirchlein, die cella der frühmittelalterlichen Mönche, bildete ja für manche Niederlassung, die heute noch blüht, den Kern, den Krystallisationspunkt.

Nachdem diese Alpirsbacher Capelle fertig geworden, hatte man gewissermaßen die Person geschaffen, der die zu stiftenden Güter nach mittelalterlichem Gebrauche übergeben werden konnten. Es erschienen zur Einweihungsfeier Bischof Gebhard, die drei Stifter und viele sonstige Edle. In den Altar der neuen Kirche waren dem kirchlichen Gebote gemäß Reliquien eingelegt, die aber nicht nur eine sacrale Bedeutung hatten, sondern auch im mittelalterlichen Rechtsverfahren eine Rolle spielten, ganz besonders bei Schenkungen an Klöster und Kirchen. Mit dem umständlichen, aber ansprechenden Ceremoniell des Mittelalters wurde nun die Stiftung begabt. Ebenfalls nach Gebrauch, Recht und Sitte schenkten die Stifter ihre Güter nicht selbst, sondern durch eine Mittelsperson. Diese Mittelsperson war Bernhard von Fluorn, der auf Bitte der Stifter und in Gegenwart derselben, sowie des Bischofs und vieler Edlen, Geistlichen und Laien alle Güter, welche Eigenthum des neuen Klosters Alpirsbach werden sollten, in feierlicher Weise mit Auflegen der Hände auf die Reliquien, bezw. den Altar, dem Allerhöchsten, dem hl. Benedict und dem neuen, auch schon im Bau begriffenen Kloster überantwortete. Hiebei wurde, ebenfalls nach damaliger Sitte, zweifelsohne von den Aeckern eine Scholle, von den Wiesen ein Stück Rasen, von den Wäldern ein Zweig als äußeres Zeichen der Uebergabe auf den Altar niedergelegt. Aber nicht nur das Prädium Alpirsbach mit seinen Höfen, Menschen und allem Zubehör — die leibeigenen Leute galten als Inventarstücke — wurde dem neuen Kloster zugewiesen; die drei Stifter schenkten außerdem noch viele Güter und Leibeigene in zahlreichen Ortschaften bis in den Breisgau hinab. Und als dies alles aufgezählt und geordnet war, da trat noch Benno von Spaichingen als Rechtsbeistand (doctor nennt ihn die Urkunde, Notar heißt ihn der jetzige Sprachgebrauch) vor und erklärte vor allen Anwesenden laut und feierlich, daß das alles der ausdrückliche Wille der Stifter sei.

So war am 16. Januar 1095 auch der äußere Grund zur neuen Klosterstiftung gemacht. Mit großem Eifer ging man sofort an das Werk, das Kloster zu vollenden und die Kirche in monumentaler Weise zu errichten, und wie bedeutend der Bau war, das beweist die noch heute vorhandene Kirche, eine großartig angelegte Säulenbasilika mit Vorhalle, ein Schatz frühromanischer Baukunst, der dem an monumentalen Bauten des Mittelalters nicht armen Württemberg zur Zierde gereicht. Es verdient erwähnt zu werden, daß der württembergische Staat vor einigen Jahren die Kirche, in der jetzt noch die Gemeinde Alpirsbach ihren Gottesdienst abhält, restauriren ließ. Beschreibungen der Kirche und der wenigen in ursprünglicher Form erhaltenen übrigen Klostergebäude, mit denen man böse umgesprungen, geben: Stillfried, Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern; F. Leins, Denkschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gebäudes der königlichen polytechnischen Schule in Stuttgart 1864; Memminger, Beschreibung des Oberamts Oberndorf 1868; Lorent, Denkmale des Mittelalters im Königreich Württemberg 1866; Glatz, Geschichte des Klosters Alpirsbach auf dem Schwarzwald, und L. Schmid, Die älteste Geschichte der Hohenzollern, Bd. 2, 1886, dessen Beschreibung nach der Restaurirung fällt.

Wer war aber nun dieser Adelbert von Zollern? Bei einem 800jährigen Jubiläum darf dieser Frage wohl nähergetreten werden, zumal gerade dieser Adelbert von Zollern der erste Zollern ist, der mit seinem Geschlechtsnamen in einer Urkunde als selbsthandelnd auftritt. Allerdings werden schon mehr als dreißig Jahre früher zwei Zollern Burkhard und Wezel (Werner) 1061 genannt, aber auch nur genannt, sie treten selbst nicht handelnd auf. Ludwig Schmid, der über die älteste Geschichte des Hauses Hohenzollern so viel Licht verbreitet hat, mehr als alle vorhergegangenen Historiographen der Hohenzollern zusammen, gibt uns auch über die Person des Stifters von Alpirsbach Aufschluß, von dem Stillfried nur zu sagen wußte, daß er nichts wisse über ihn. Demgemäß ist Adelbert eine für die Genealogie und Geschichte der Hohenzollern wichtige und interessante Persönlichkeit, der selbst eine romantische Seite abzugewinnen wäre. Er ist der Sohn Wezels von Zolorin, jenes Zollern, der mit seinem Bruder Burkhard 1061 zum ersten male mit dem Geschlechtsnamen Zollern in der Geschichte auftritt. Für den Reichthum und das Ansehen, das die Zollern damals besaßen, zeugt der Umstand, daß Adelbert, der nicht der Hauptlinie angehörte, auch noch Graf von Haigerloch und Wieseneck, einer Besitzung im Breisgau war. Sein Bruder Bruno, dessen Persönlichkeit Ludwig Schmid erst an das Licht gezogen, bekleidete die angesehene und einflußreiche Stellung eines Straßburger Dompropstes und war, was noch mehr sagen will, von 1112—1122 deutscher Reichskanzler. Auch dieser Bruno von Zollern beweist, wie sein Bruder Adelbert und viele andere jener Zeit, daß man dazumal politischer Gegner des Papstes sein konnte und doch dabei fromm und kirchlich gesinnt; denn wiewohl auch er selbstverständlich auf Seite des Kaisers stand, hielt ihn das nicht ab, das Kloster St. Märgen auf dem Schwarzwald zu stiften. Adelberts Parteistellung brachte ihn auch in Streit mit Herzog Bertold von Zähringen, der 1079 seine Burg Wieseneck nach langer Belagerung eroberte.

Je älter Adelbert wurde, desto mehr drängte sich ihm wohl der Ernst des Lebens auf, und der Gedanke wird in seiner Seele Wurzel geschlagen haben, sich mit dem Jenseits zu beschäftigen, Kampf und Hader fahren zu lassen. So finden wir ihn 1094 in gutem Einvernehmen mit seinem ehemaligen politischen Gegner, dem Bischof Gebhard von Konstanz, dem Bruder des oben genannten Zähringers. Und nachdem die Gründung und der Bestand seiner Stiftung Alpirsbach geordnet und gesichert war, entsagt er der Welt und tritt zwischen 1099—1100 in das von ihm gestiftete Kloster ein, nicht ohne daß er nochmals dem hl. Benedict bedeutende Schenkungen machte. Ob seine Gemahlin, eine Edle von Eberstein, auch den Schleier nahm, oder ob sie schon vor ihm aus dem Zeitlichen geschieden war, wissen wir nicht. Seine einzige Tochter Irmtrut trat bei St. Agnes in Schaffhausen ein, während sein einziger

Sohn Wezel II., der, der Sitte der Zeit gemäß, den Namen des Großvaters führte, das Geschlecht fortsetzte. Adelbert fand in der Klosterkirche zu Alpirsbach als Stifter seine letzte Ruhestätte. Sein Werk hat ihn nun schon über 800 Jahre überdauert und gereicht ihm heute noch zur Ehre. So hat der erste Zollern, der selbst handelnd in der Geschichte auftritt, sich ein schönes, monumentales Denkmal gesetzt, das heute noch geeignet ist, Kunstkenner zu erfreuen und dem Studium der Kunst ersprießliche Dienste zu leisten. Den Schutz des Klosters Alpirsbach übernahm des Stifters Vetter Friedrich, der Chef der Familie, als des Klosters Schirmvogt, und unter dem Schutze der Zollern entwickelte sich die Stiftung zur schönen Blüthe.

Ein Balladenbuch von Carl Spitteler.

S. Sch. Seit wir vor über zwei Jahren an dieser Stelle das literarische Bildniß Carl Spittelers zu zeichnen versucht haben [1]) ist der Dichter recht schweigsam gewesen. Ab und zu erschienen in Schweizer Blättern aus seiner Feder Reiseschilderungen, Aeußerungen über Tagesfragen, Betrachtungen über Gegenstände von ganz nüchterner Natur. Immer mußte dabei dem aufmerksamen Leser auffallen, wie so ganz anders als die anderen Spitteler die Dinge und Erscheinungen ansieht, wie er nie die ausgefahrenen Geleise benützt und auch im Allgemeinsten das Besondere zu finden weiß. Aber wie hübsch und anmuthig diese Plaudereien auch sind, so ist es doch nicht der Causeur und Kritiker, an den wir bei dem Namen Spitteler denken. Der eigentliche Spitteler steckt in den Gedichten, die sich nicht wie „süffiger“ Wein genießen lassen, die viel ernste hingebende Antheilnahme verlangen und gar nicht dazu gemacht sind, ein großes Publicum zu finden.

Endlich ist nach langer Zeit wieder ein Band solcher Dichtungen erschienen, der den einfachen Titel „Balladen“[2]) trägt. Daß es sich bei dieser Sammlung nicht um Balladen von der Art derer von Schiller, Uhland oder Mörike handelt, darauf ist der Leser sogleich vorbereitet, wenn er die Benennung der einzelnen Abtheilungen liest, wie: „Kosmisch und mythologisch“, „Heldenballaden“, „Träume Jakobs des Auswanderers“, „Denkwürdigkeiten“ 2c.

Von den Werken der Kunst wenden sich diejenigen der Poesie an das weiteste Publicum. Musikalische Schöpfungen, Erzeugnisse der Malerei und der Sculptur verlangen eine gewisse Schulung der für ihren Genuß bestimmten Organe. Gedichte will jeder, der sie lesen kann, auch verstehen können, und wenn sie ihm nicht gleich zu Herz und Gemüth sprechen, dann ist er mit dem Verdammungsurtheil über den Verfasser schnell fertig. Nun ist die größte Einfachheit nicht selten zugleich die größte Kunst und gerade die herrlichsten Gedichte von Goethe, Heine, Keller werden von den Schlichten und Ungelehrten mit demselben Genusse gelesen, wie von denjenigen, deren verfeinerter Geschmack hohe Ansprüche erhebt. Einfache Gedichte hat Spitteler nur ganz wenige verfaßt, er setzt immer viel bei dem Leser voraus und wir können es verstehen, wenn er vielen den Eindruck des Gesuchten, Gekünstelten macht. Unsres Erachtens aber thut man ihm damit Unrecht und wir glauben, daß er die volle Naivetät des echten Poeten besitzt. Es ist bekannt, daß die so überaus einfachen Fabeln Lafontaine's sehr langsam und sorgfältig ausgearbeitet wurden, daß Heine an seinen scheinbar glatt und leicht hingeworfenen Versen unablässig feilte: warum sollte nicht auch einmal das Umgekehrte denkbar sein, daß verschlungene, krause Dichtungen nur deßhalb so sehr den Eindruck des Künstlichen machen, weil der Verfasser nicht genug Zeit auf ihre Vereinfachung verwandte? Wir haben die Ueberzeugung, daß die Sprache, die Spitteler spricht, seine natürliche ist, daß seine Stoffe ihn lange im Kopf beschäftigen „als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie ihn spielend beglückte“. Spitteler sieht in Bildern und denkt in Tönen und er darf vielleicht auf seine Schaffensweise die Worte anwenden, mit denen Goethe uns über die Entstehung seiner Gedichte Aufschluß gibt: „Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstractem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.“ Wenn wir Spittelers Auffassung nach dem, was wir bisher von ihm lasen, richtig deuten, dann ist es ihm gar nicht so sehr darum zu thun, wie seine Erzeugnisse auf die Leser einwirken, als vielmehr darum, wie sie ihm selbst gefallen, wenn er sie niedergeschrieben hat.

Uns macht der Band „Balladen“ den Eindruck der Ungleichmäßigkeit. Es sind Gedichte darin, die der herrlichen Sammlung „Literarische Gleichnisse“ zur Zier gereichen würden und wieder andere, die dunkel sind, wie die „Extramundana“, zu denen der Verfasser Erläuterungen zu geben sich veranlaßt sah. Was er damals hinzufügte, haben wir uns auch für die neue Sammlung gemerkt, und wo uns der tiefere Sinn verborgen blieb, da erinnern wir uns seiner Worte, daß die Poesie und nicht die Philosophie die Handlung leitet, halten uns also an das, was in den Gedichten steht, und suchen nicht nach dem, was darin gemeint sein könnte.

Das Hochgefühl der stolzen, kraftvollen Natur, das in vielen der literarischen Gleichnisse verherrlicht ist (Der Adler in der Tanzstunde, Karolus und die Karolinger, Die drei Condottieri), und ihre Ueberlegenheit gegenüber dem breiten Troß wird auch in vielen der neuen Balladen gefeiert. So zeigt uns „die Hochzeit des Theseus“ den Helden, der das Hochzeitsmahl verläßt, um den Feind niederzuwerfen, und der der grollenden Gattin bei der Heimkehr zuruft:

> „Wenn Du Behagen suchtest und träges Wohlergeh'n —
> So durftest Du nicht freien den König von Athen.
> Windstille herrscht im Sumpfe, der Blitz fegt um den Thurm.
> Die Wipfel und die Kronen besucht zumeist der Sturm —
> Laß finstere Barbaren im Dunkeln selig sein,
> Doch des Hellenen Hochzeit begehrt den Sonnenschein.“

In „Cyrus' Ende“ wird der König unter den zwölf gleichgekleideten gefangenen Persern „am gnädigen Verzeihen“ erkannt. Der Cid verzeiht dem sterbenden Bruder, der ihm das Feenangebinde raubte,

> „Hab' auch ohne Feenbeistand manches Tüchtige gethan.“

Der verbannte Papst Gregor schnitzt keineswegs, wie der besuchende Dompropst meint, friedlich Rebstecken, nein, es ist eine Lanze, die den Feind treffen soll.

> „Dem Feind will ich vergeben, wenn er am Boden liegt.“

(Heine sagt auch einmal irgendwo: „Man soll seinen Feinden verzeihen, aber erst, wenn sie gehenkt sind“.)

Auch in „Walpurga“ will die Herzogin zum Pagen keinen andern, als

> „Jenen mit dem wilden Wodansblicke,
> Jenen mit dem süßen Büßermunde.“

Die „Prophetenwahl“ lehrt uns, daß

> „Die stärksten Seelen geh'n am längsten fehl“,

[1]) Beilage vom 18. Februar 1893, Nr. 42.

[2]) Balladen von Carl Spitteler. Zürich, Albert Müller 1896.

und „Europäisches Signalement" ist der

„Verstand, der scherzt, und Größe, welche lächelt."

In vollen Tönen wird auch das Recht der Jugend besungen.

„Was ist Weisheit? Was ist Tugend?
Schönheit ist das Ziel der Erde und der Werth des Lebens Jugend"

heißt es in „Pan, der Richter",

„Alle Sünden sind erläßlich im Gesetzbuch der Natur
Dem, der in Gestalt und Antlitz trägt der Gottheit edle Spur.
Aber wenn der Quell nicht fluthet, der den Spruch des Lebens spricht,
Wenn der Muth nicht übermuthet, diese Schuld vergeb' ich nicht"

in „Aurora".

„Was vergangen, sei vergeben.
Wer da glaubt und hofft, wird leben.
Was da faul ist, das muß fallen,
Gruß von Gott den Muthigen allen",

und das Prinzeßchen, das im Goldfischweiher das Orakel befragen will, wird zornig, da dieses ihm nicht erwünschte Antwort gibt,

„Hüpft' alsdann und tanzte durch den Garten:
‚Ist doch alles Trug und Teufelsblendwerk
Ich bin jung und schön, das ist die Wahrheit.'"

Balladen im engeren Sinn, die besonders durch sprachliche Schönheit hervorragen, sind die „Schneekönigin", „Der Gothenknecht", „Der Flößer", „Die Falkenjagd". Großartige Phantasiestücke bieten uns „Das Sterbefest" und ganz besonders „Die Titanen". Ein prachtvolles Bild ist „Der Venus Rundgang", auch „Kronos und der Greis" ist eine anschauliche, dramatisch belebte Schilderung, die man genießen kann, auch wenn man nicht ganz klar darüber ist, was der Dichter dabei gedacht wissen will. Minder gefielen uns die etwas breiten Dichtungen „Anaita" und „Parisade".

Auch an lustigen Stücken fehlt es nicht. Von schneidend scharfer Satire ist „Der besiegte Herzog", der überall verschlossene Thüren findet. Nur einer, der Seneschall von Tours, hat ihn in die Verbannung begleitet. Als nun der Herzog auch bei dem Meiersmann nicht das erwartete Obdach findet, da ruft er grimmig:

„Schilt keines Schurken Glattgesicht!
Der Grind macht Biedermänner nicht,
Auch bei den räudigen Hunden
Ward Niedertracht gefunden.
Nur eins steht fest auf jeden Fall:
's ist einer wie die andern all,
's sind alle gleich wie einer,
Besiegten Herrn kennt keiner.
Nur du, o Seneschall von Tours,
Bist treu und edel von Natur;
Gold kann ich dir nicht geben,
Nimm meinen Dank für's Leben!'

Er sah sich um bei diesem Wort.
Da war kein Seneschall mehr dort.
Verschwunden war mit Sack und Pack
Seigneur von Brie und Armagnac."

Die lustige Schnurre „Der Zauberer und der Frosch" wird wohl viele an Menschenschicksale erinnern, auf die solche Fabel paßt.

„Nachdenklich schritt ein Zaub'rer auf und ab:
‚Was nützt denn sonst ein Zauberstab?
Es gilt ja bloß zu wünschen, nur zu handeln;
In einen Engel will ich diesen Frosch verwandeln.'

Er schwang den Stock, rief: ‚Abrada!'
Und fertig stand der Engel da,
Himmlisch und hehr, beschwingt mit Flügeln,
Und länger konnt' er seine Leidenschaft nicht zügeln.

Er baut' ihr einen Tempel und Altar
Und bot ihr knieend Weihrauch dar.
Den Weihrauch ließ sie liegen —
Und schnappte Fliegen.

Der Zaub'rer lachte: ‚So war's nicht gemeint.
Ein Lurch gibt keine Lerche, wie es scheint.
Wir wollen uns beeilen,
Den Frosch zu heilen.'

Zum Zauberstocke griff er unverwandt.
O weh, den hatte sie verbrannt!
Was blieb ihm nun von seinen Zauberschnaken,
Als mitzuquaken!"

Wie mancher hätte gern den Frosch zurückverwandelt, aber als er es versuchte, war die Zauberkraft geschwunden. — Ganz natürlich und verständlich ist das Erlebniß des Gymnasiasten, der während des Maskenballs beim Titus Livius allein sitzen muß und den dann die schöne Römerin besucht. Freudiges Vaterlandsgefühl athmen die der Heimath gewidmeten Gedichte, besonders „Die jodelnden Schildwachen". Wehmuthsvolle Empfindungen erwecken die Träume Jakobs des Auswanderers, bei denen man sich wohl an der Musik der Sprache erfreuen kann, die man aber nicht leicht auszubeuten vermögen wird.

Mythe, Sage und Fabel, Menschen, Thiere und Pflanzen bilden die Stoffe der so ganz verschieden gearteten Dichtungen. Innig vertraut und verwachsen ist Spitteler mit der Natur, und er darf wohl gleich unserm größten Dichter von sich sagen, daß er sie nie um poetischer Zwecke willen betrachtet habe. Auch er hat sie gleichsam auswendig gelernt und wir glauben, daß die Bilder, die er geschaut und die seine Phantasie gestaltet hat, in ihm nach poetischer Behandlung rangen, nicht aber, daß er ausging, Stoffe zu suchen. Wald und Flur sind ihm beseelt und eine Dryas findet auch er in jedem Baum. „Der Wanderer", „Die Schneekönigin", „Die Mittagsfrau" klingen uns an wie echte Volksweisen; minder vermochten uns die Balladen „Der Jäger und das Wichtchen" und „Das Heuhexchen" zu gefallen, in denen der Volkston nicht ganz natürlichen Eindruck macht.

Eine Frühlingsstimmung wie in „Commissionsfriede" kann nur ein echter, ein berufener Dichter hervorzaubern. Während zum vaterländischen Werk der Ausschuß tagt und die Verhandlung schleppenden Verlauf nimmt:

„Tiefseufzend lauscht der junge Secretär
Dem Orgelprobespiel vom Dome her,
Wo des Sonatenstromes Purpurwogen
Durchs Münsterschiff mit mächt'gem Flötenschwall
Vereint das rothe Sonnenmeer durchzogen.
Geschmolz'nes Tongold auf den Dächern all,
Und in den Gärten buhlt die Nachtigall.
Finkengezwitscher hüpft am Chorherrnplatz
Zu eines Ringelreigens Tanz und Satz"

und wie er dann verträumt Schnörkel, Arabesken, Vignetten, Namen malt, bis er sich zu wohlverdientem Lohne der Schöpfung holdes Ziel vergönnt: des Mannes Krone:

„Das nämliche Gesichtchen immer neu
In einem struppigen Wald von Lockenheu.
Gesichter können in der Luft nicht schweben,
Der Busen gibt dem Antlitz Leib und Leben.

Wir konnten in dieser Besprechung nicht auf alle Gedichte der Sammlung näher eingehen und wir sind nicht einmal sicher, ob es uns gelungen ist, die charakteristischsten herauszugreifen. Nur kurz erwähnt seien aber noch die rührende Gestalt des unverbesserlichen Optimisten Achmed, die farbenreichen Bilder „September", „Die Blüthenfee", die in der klar hervortretenden Grundidee ergreifenden Episoden „Gulnahar" und „Asiatischer Trost".

Wer Gedichte liest, der will in der Regel keiner großen Denkarbeit ausgesetzt sein und will auch nicht allzuoft über fremdartige Formen stolpern. Darum werden die Gedichte Spittelers kein großes Publicum erobern, und wir haben erst jetzt wieder die Erfahrung gemacht, daß ein Kreis kunst-

sinniger Männer und kluger Frauen, die Goethe und Hölderlin, Keller und Storm kennen und genießen, gar nichts rechtes aus den Gedichten Spittelers zu machen wußten. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll dann erst die große Masse an solch schwerer Kost finden? Aber, was wir bei unsrer früheren Besprechung sagten, können wir heute nur wiederholen: wer einige Mühe nicht scheut, der wird zu der Erkenntniß kommen, daß sich diese Mühe belohnt.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

„Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im October des Jahres 1813 geschehen, darüber ist in ganz Deutschland, ja wohl fast in der ganzen Welt nur eine Stimme", so schrieb Ernst Moritz Arndt, der Wortführer aller Deutschgesinnten jener Tage, in einer kleinen Schrift „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht", die er ein Jahr nach dem blutigen Kampf auf Leipzigs Gefilden erscheinen ließ; aber schon im vierten Theil des „Geistes der Zeit", der 1818 zuerst gedruckt wurde, heißt es entsagungsvoll: „Wir haben dieser Zeit noch kein Denkmal errichtet, kein so stolzes und großartiges, das alle auch durch den Umfang erstaune. Leipzig wäre der Ort, auf dessen Gefilden die teutsche Irminsul des neunzehnten Jahrhunderts errichtet werden sollte, wohin die Ururenkel noch wallfahrteten und einander die ungeheuren Freuden und Schrecken der ersten beiden Jahrzehnte desselben erzählten. Jetzt ist die Zeit wohl schon vergangen, daß sie noch werden könnte: ein Gedanke treibt den anderen, und eine Woge wälzt die andere vor sich her mit der Geschwindigkeit, daß, was jetzt nicht bald wird, nie wird." Lange Zeit schien es, als ob in der That diese Ehrenschuld des deutschen Volkes ungetilgt bleiben sollte. Auf die begeisterte Erhebung der Freiheitskriege folgte der Druck der Reaction und die Zeit der Demagogenverfolgungen, der selbst so treue Patrioten wie Arndt und Jahn zum Opfer fielen; besonders aber war es wohl der König Friedrich August von Sachsen, der selbst bei Leipzig gefangen genommen war und die Hälfte seines Landes an Preußen verloren hatte, der allen Plänen, jene Schlacht zu verherrlichen, hindernd in den Weg trat. Bei der funfzigjährigen Wiederkehr des Schlachttages tauchte jedoch der Gedanke von neuem auf. Die Stadträthe von Leipzig und Berlin erließen gemeinsam eine Einladung an alle deutschen Städte, Vertreter zu einer Erinnerungsfeier nach Leipzig zu entsenden, die am 18. October 1863 stattfinden sollte. Diese Aufforderung fand lebhaften Beifall. 210 deutsche Städte sandten Deputirte und über 1000 Veteranen fanden sich ein, so daß am 19. October bei Stötteritz, einem Vorort von Leipzig, unter großer Betheiligung der Grundstein zu einem großen Nationaldenkmal gelegt werden konnte, den der Leipziger Bürgermeister Dr. Koch durch die üblichen drei Hammerschläge mit folgenden prophetischen Worten weihte: „Der erste Schlag gilt dem Erwachen des deutschen Volkes in seinem nationalen Bewußtsein, gilt allen denen, welche dafür gekämpft, gelitten und geblutet haben! Der zweite Schlag gilt dem treuen Ausharren in der begonnenen Arbeit für die großen Endziele deutscher Nation! Der dritte Schlag gilt dem endlichen Sieg des deutschen Volkes im Ringen nach nationaler Macht und Größe, Einheit und Freiheit des heißgeliebten Vaterlandes!"

Ein besonderer Unstern schien über dem Schlachtendenkmal zu walten und es auch diesmal nicht zur Ausführung kommen lassen zu wollen. Es folgten die Kriegsjahre von 1864, 1866 und 1870/71, die endlich die lang und heiß ersehnte deutsche Einheit zur Vollendung brachten, aber durch ihre großen Errungenschaften die schon so weit zurückliegenden Freiheitskriege völlig in den Hintergrund drängten. Jede Stadt und jedes Städtchen schmückte sich mit einem Siegesdenkmal, das große Nationaldenkmal auf dem Niederwald entstand, aber an die ungetilgte Ehrenschuld, die man den Helden, die das napoleonische Joch brachen, zu zahlen hatte, dachte niemand mehr; bis endlich am 26. April 1894 einige nationalgesinnte Männer in Leipzig zusammentraten und den alten Plan von neuem aufnahmen und ihn mit größter Energie wieder in Fluß brachten. Sie gründeten einen Verein mit dem Namen „Deutscher Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig", der schnell Anerkennung fand und die Rechte einer juristischen Person erhielt. Die nächste Aufgabe des Vereins mußte es sein, das fast schon erloschene Interesse für seine Idee wieder zu erwecken und die nöthigen Mittel zu deren Verwirklichung zu beschaffen. Zu diesem Zweck beschloß der Patriotenbund, sich durch die Vermittlung der Gebildeten an die weitesten Kreise des Volkes zu wenden. Es wurden namentlich an Bürgermeister, Pastoren, Aerzte und Lehrer in ganz Deutschland Couponheftchen in großer Anzahl versandt, von denen jedes 10 Mitgliedskarten des deutschen Patriotenbundes enthält, die an Männer wie Frauen gegen einen Jahresbeitrag von wenigstens 50 Pf. zu vertheilen sind. Auf diese Weise gelang es, bis zum 1. October 1895 etwa 42,000 Mitglieder zu werben und überall, wo Deutsche wohnen, in Amerika, ja selbst in Afrika, Theilnahme zu wecken.

Außerdem suchte sich der Patriotenbund der Unterstützung einflußreicher Personen zu versichern. Allen voran ließ sich der Oberbürgermeister von Leipzig, Dr. Georgi, bereit finden, das Ehrenpräsidium zu übernehmen, die noch lebenden Veteranen aus den Freiheitskriegen wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt, und auch Fürst Bismarck nahm bei Gelegenheit der Leipziger Huldigungsfahrt die Ehrenmitgliedschaft des Vereins an und wies in packenden Worten auf die hohe Bedeutung der Leipziger Schlacht hin. Die Stadt Leipzig bewilligte einen Beitrag von 10,000 M. für den Denkmalsfonds und stellte, da der Platz bei Stötteritz, wo der 1863 gelegte Grundstein ruht, durch das schnelle Anwachsen der Stadt ungeeignet geworden ist, einen andern Platz für das Denkmal zur Verfügung, der sich in der Nähe des Napoleonsteins im Südosten Leipzigs befindet, an der Stelle, von wo aus Napoleon am 18. October die Niederlage seiner Armee beobachtete. In der Erwägung, daß auch die deutsche Jugend zur Ehrung der Helden der Befreiungskriege beitragen solle, wandte sich der Patriotenbund an die deutschen Unterrichtsministerien mit der Bitte, Pfennigsammlungen in den Schulen veranstalten zu dürfen, und erhielt die Genehmigung zunächst in Sachsen, Braunschweig und Anhalt. Den wichtigsten Erfolg errang der Verein jedoch vor kurzem dadurch, daß sich auch Se. Maj. der Kaiser dem patriotischen Unternehmen geneigt zeigte und, „um seine warme Theilnahme und sein Interesse daran zu bethätigen", einen Beitrag von 10,000 M. aus seiner Schatulle spendete.

Dieser rührigen Agitation des Patriotenbundes, an dessen Spitze als Vorsitzender der Architekt Hr. Clemens Thieme[1]) in Leipzig steht, gelang es, in der kurzen Zeit seines Bestehens den bereits aus früherer Zeit vorhandenen Denkmalsfonds etwa zu vervier- oder fünffachen, so daß er jetzt aus etwa 80—100,000 M. besteht, die in mündelsicheren Papieren dem Rath der Stadt Leipzig zur Verwahrung übergeben sind.

---

[1]) Hr. Thieme wohnt in Leipzig, An der Pleiße 8, und ist gern bereit, Beiträge für das Völkerschlachtdenkmal entgegenzunehmen sowie jede gewünschte Auskunft zu ertheilen.

Um die Idee eines Völkerschlachtdenkmals endlich sichtbare Gestalt gewinnen zu lassen, schrieb der Vorstand des Patriotenbundes eine Vorconcurrenz zur Erlangung von Skizzen aus und hatte die Genugthuung, nicht weniger als 33 Entwürfe zu erhalten. Schon Ernst Moritz Arndt hatte gefordert, das Denkmal dürfe kein „zierliches und blankes sein, etwa in Leipzig auf irgend einem Platz hingestellt“, sondern es müsse so stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden könne, auf welchen die verbündeten Heere zur Schlacht heranzogen. Es müsse groß und herrlich sein, „wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom zu Köln“. Diesen Gedanken haben die concurrirenden Künstler größtentheils festgehalten. Für den besten Entwurf erklärte das Preisgericht, an dessen Spitze der Präsident der Akademie der Künste in Berlin, Geh. Regierungs- und Baurath Prof. Ende steht, denjenigen des Architekten Karl Doflein in Berlin, der eine „teutsche Irminsul“ erdacht hat, die sich auf felsigem Hügel auf einem terrassenartigen Unterbau in Form eines schlanken Obelisken in die Lüfte erhebt und von einer weiblichen Gestalt gekrönt wird, die dankerfüllt und betend die Hände gen Himmel streckt. In ähnlicher Weise hat auch der Architekt Schäde in Charlottenburg, dem der zweite Preis zutheil wurde, die Aufgabe zu lösen gesucht. Auch er hat einen Obelisken dargestellt, der sich auf einem Hügel erhebt, zu dem großartige Treppenanlagen emporführen, und auch die Gewinner des dritten Preises, Architekt Engel und Bildhauer Wenk aus Berlin, haben das dankbare Obeliskenmotiv benutzt.

Mit der Entscheidung des Preisgerichts ist freilich noch nicht die endgültige Bestimmung über die Form des Denkmals getroffen — dieselbe hat nach den Statuten die alljährlich am 18. October in Leipzig stattfindende ordentliche Hauptversammlung des Patriotenbundes zu beschließen — aber man ist doch ein gutes Stück vorwärts gekommen, indem die unbestimmte Idee eines Völkerschlachtdenkmals endlich concrete Gestalt angenommen hat und künstlerische Entwürfe vorliegen, für deren Ausführung sich eher begeisterte Theilnahme finden wird, als für ein noch völlig in der Luft schwebendes Project. Wenigstens haben verschiedene Städte bereits namhafte Beiträge zugesichert, sobald die Ausführung des Denkmals gesichert erscheint. Bevor dies der Fall ist, bedarf es freilich noch bedeutender Anstrengungen. Die beiden durch die ersten Preise ausgezeichneten Künstler haben die Ausführung ihrer Pläne auf etwa 800,000 Mark veranschlagt; nur etwa ein Zehntel dieser Summe ist bereits gesammelt, und wenn, wie man hofft, der hundertste Erinnerungstag der Schlacht bei Leipzig, der 18. October 1913, das Denkmal vollendet schauen soll, so darf man nicht säumen, die Sache energisch zu fördern. Leider hat man sich bisher außerhalb Sachsens noch ziemlich ablehnend oder zum mindesten gleichgültig verhalten, und doch gilt es ja nicht nur einer einzelnen Schlacht ein Denkmal zu setzen, sondern „jenen ewig denkwürdigen Tagen, denen wir es verdanken, daß wir wieder ein Volk werden konnten, und daß unser Name von den Rollen der Weltgeschichte nicht mit Schande weggelöscht worden“. Aus den Pfennigbeiträgen allein kann man die Mittel für ein würdiges Nationaldenkmal nicht zusammenbringen, jetzt gilt es namentlich für die Wohlhabenden und Reichen, durch größere Spenden ihren Patriotismus zu bethätigen. Unser Kaiser ist mit edlem Beispiel vorangegangen; hoffentlich findet er viele Nacheiferer, namentlich unter denen, deren Väter und Großväter bei Leipzig für die Befreiung des Vaterlandes gekämpft haben.

Dr. Robert Geerds.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. R. Kurzes Lehrbuch der organischen Chemie von Prof. Dr. A. Bernthsen. 5. Aufl., bearbeitet unter Mitwirkung von Dr. Eduard Buchner. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. 1895. Von dem vorliegenden Lehrbuche ist binnen 8 Jahren die 5. Aufl. erschienen, was seiner Brauchbarkeit und Beliebtheit wohl das beste Zeugniß ausstellt. Die Literatur der jüngsten Zeit hat auch bei dieser Auflage thunlichste Berücksichtigung gefunden, ohne daß eine sehr wesentliche Vergrößerung des Umfangs eingetreten wäre. Von Abänderungen erwähnen wir, daß die Gruppe der Terpene und Campher durch Hrn. E. Buchner gänzlich umgearbeiter worden ist. Andere Abschnitte haben veränderte Fassungen, Zusätze und Umstellungen erfahren, so die über Tautomerie, Pyrazole, gewisse Benzolformen, Diazoverbindungen der Fettreihe und der aromatischen Reihe Phenylhydroxylamine, Indamine, Indophenole u. s. w.

* Der Vorstand der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine hat vom 1. Januar ab die Redaction des „Korrespondenzblattes“ des Gesammtvereins dem Archivrath Dr. Bailleu in Berlin übertragen, nachdem der bisherige Herausgeber, Archivrath Dr. Berner, die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ übernommen und aus Mangel an Zeit seine Stellung aufgegeben hat. Das 1852 begründete „Korrespondenzblatt“, das gegenwärtig das Organ für 120 Geschichtsvereine bildet, bietet die Berichte über die alljährlich stattfindenden Geschichtscongresse mit allen Vorträgen und Protokollen ausführlich dar.

* Auch für Vasco de Gama wird, wie für Columbus, eine Jahrhundertfeier vorbereitet. Auf Veranlassung der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat die portugiesische Regierung beschlossen, die 400. Wiederkehr des Tages, an dem Vasco de Gama mit vier Schiffen und 160 Mann ausgesandt wurde, um einen Seeweg um die Südspitze Afrika's und nach Indien zu finden, feierlich zu begehen. Es war dies der 8. Juli 1497. Mit der Gedenkfeier soll eine Ausstellung verbunden werden, auch sind allerhand wissenschaftliche Congresse, zu denen Einladungen nach dem Auslande ergehen sollen, in Aussicht genommen.

* **Halle.** Die „Frankf. Ztg.“ erfährt von hier, daß für den neuen, socialwissenschaftlichen Cursus, der, wie schon mitgetheilt, im nächsten Frühjahr hier abgehalten wird, Vorträge übernommen haben: Abg. Prof. Friedberg über Finanzreform, Prof. Liszt über Gefängnißwesen und Fürsorge für Entlassene, Geh. Rath Prof. Löning über Armenwesen, Prof. Stammler über Rechts- und Staatstheorien, Geh. Rath Prof. Conrad über Schwankungen des Geldwerthes und die Währungsfrage, Prof. Diehl über die Lehren des heutigen Socialismus, Prof. Looß über sociale Zustände im Mittelalter. Mehrere Fabrikbesitzer werden um Vorträge über Erfahrungen im Großbetriebe in Verbindung mit Besichtigung ihrer Anlagen ersucht werden. Der Cursus ist auf die Tage vom 13. bis 18. April gelegt.

γσ. **Berlin,** 25. Dec. Die wirthschaftliche Tragweite des von den Gesetzgebungen gewährten Rechtsschutzes im Eisenbahnverkehr bildete das Thema, das Syndikus Dr. Karl Hilse in der Decembersitzung der „Internationalen Vereinigung für vergeichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre“ (Vorsitzender Amtsgerichtsrath Dr. Felix Meyer) behandelte. Die große Bedeutung der zwischen Recht und Volkswirthschaft bestehenden und täglich sich neu bethätigenden Wechselwirkung berechtigt zu einem Vergleich zwischen Rechtsleben und wirthschaftlichen Zuständen und dies ist nach den Ausführungen des Vortragenden eine um so mehr berechtigte Forderung, als niemals ein Rechtssatz Aussicht auf Bestand hat, wenn er in seinen Folgen das Volk oder den Einzelnen wirthschaftlich schädigt, somit seine Beseitigung erstrebt wird, und diese schon darum gerechtfertigt erscheint, weil er dem Staatszwecke der salus publica widerstreitet. Eine solche Vergleichung der Gesetzbung nun und der wirthschaftlichen Zustände im Eisenbahnverkehr lasse die Frage entstehen, ob dessen eminente wirthschaftliche Bedeutung von der modernen Gesetzgebung schon allseitig rechtliche Anerkennung gefunden, insbesondere ob der Rechtsschutz im Eisenbahnverkehr schon durchweg seine Befriedigung erfahren hat. Längst klingt es wie eine Sage, daß einst Alexander v. Humboldt von den Eisenbahnen sich keine Umwandlung des Weltverkehrs versprach, daß der preußische Staat, allzu ängstlich besorgt um Leib und Leben seiner Angehörigen, die Concession zum Bahnbau zu geben sich sträubte; heute ist dieser Staat selber der Besitzer eines dichten Bahnnetzes, dessen Maschen er neuerdings erst durch das Kleinbahnengesetz vom Jahre 1892 noch enger zu ziehen ver-

sucht hat und wofür er durch das Bahnpfandrecht das Privatcapital heranzuziehen sucht. 10 Milliarden Einlagecapital repräsentirt heute das deutsche Eisenbahnwesen mit einer Verzinsungssumme von 555 Millionen jährlich. Die Deckung aller jährlichen Kosten stellt sich im Durchschnitt auf mehr als $1^1/_2$ Milliarden M. An den 200 Millionen, die die Berliner Bahnen darstellen, ist die Straßenbahn mit 48 Millionen betheiligt und wirft jährlich allein einen Gewinn von 18 bis 19 Millionen M. ab. Die Gefahren für alle am Eisenbahnbau und -Betriebe mitwirkenden Factoren sind in allen Staaten, wie in England, Belgien, Frankreich, Preußen, schon früh durch gesetzlichen Schutz abzuschwächen oder zu beseitigen versucht worden. Es galt zunächst das in den zuerst sich wenig rentirenden, kostspieligen Bahnbetrieben angelegte Volksvermögen, die Bahngläubiger und ihre Interessen zu schützen, und solches geschah zuerst durch bestimmte Bedingungen, an deren Erfüllung die Gewährung der staatlichen Concession geknüpft war. Ist in England noch heute nur mittelst Specialgesetz die Concession zum Bahnbau zu erlangen, so hat der alte, absolute preußische Staat einheitliche Grundsätze für die Eisenbahn-Gesetzgebung aufgestellt, die von den anderen Culturstaaten mit gewissen Modificationen angenommen wurden, so daß das preußische Eisenbahn-Gesetz zur Quelle geworden ist für das heutige internationale Eisenbahnrecht. Bedürfnißfrage, Zweckmäßigkeit des Betriebes und Ergiebigkeit der Bahn, namentlich wenn sie wie Straßenbahnen auf einem eigenen Bahnkörper angelegt wurde, mußten vor allem normativen Bestimmungen unterworfen werden, um das Volksvermögen, mobiles Capital wie den vielleicht nutzlos der Landwirthschaft zu entziehenden Boden, vor Verlust zu schützen. Bei keiner in Preußen concessionirten Bahn ist das Capital gänzlich verloren worden, wie es bei den in Schwerin und Oldenburg angelegten Straßenbahnen der Fall war. Bei Straßenbahnen kommt in erster Linie das dringende örtliche Bedürfniß der Ersparung von Zeit, Kraft und Weg für ihren Bau in Betracht. Allein es erscheint dann auch als gerechtfertigt, wenn in Ansehung des gefahrvollen Betriebes, der Verluste an Triebkräften und Material der Staat die einmal bestehenden Unternehmungen dadurch hob und schützte, daß er zwischen den Knotenpunkten, die sie miteinander verbanden, innerhalb einer Frist von gewöhnlich 30 Jahren keine neuen Bahnen concessionirte und auch in den Fahrpreisen und Frachtgütersätzen den ersten Unternehmern einen gewissen freien Spielraum gestattet. Als Minimum des Unternehmergewinns rechnete man in Preußen 6 Procent; als Maximum, also für die Ermäßigung der Fahrpreise von Staatswegen als entscheidend 10 Proc. Gegen ungeschickte Verwendung und Verschwendung der Gelder bei Bau und Betrieb der Bahnen wurde in Preußen dadurch eingewirkt, daß der Staat sich die Prüfung des Voranschlags der Kosten und eventuell dessen Genehmigung oder Verwerfung vorbehielt und an Stelle des vorgelegten Anschlags nun seinerseits Bestimmungen darüber traf, wie hoch das Anlagecapital für eine Bahn sich stellen sollte. Diese letztere Bestimmung war für Bahnen wie die Berliner Nordbahn, die sogenannte Pommersche Centralbahn verhängnißvoll und führte bei der Crefeld-Kempener und bei der Saale-Unstrut Bahn zur Zahlungseinstellung, doch sind dies nur Ausnahmen. Im allgemeinen sind diese Grundsätze staatlicher Ueberwachung des Bahnbetriebs, wie sie in Belgien und Frankreich nachgebildet wurden, auch für den späteren Erwerb der Unternehmungen, den sich der Staat nach 30—40 Jahren von der Gründung an vorbehielt, von Vortheil gewesen. Den Erwerbspreis für die einzelnen Bahnen erhält man durch Multiplicationen des Durchschnittsgewinns einer bestimmten Anzahl von Jahren mit 20. Schwächt nun, namentlich bei Anlage von Straßenbahnen der Umstand die Unternehmerlust, daß nach Ablauf der gesetzlich feststehenden Frist das Unternehmen dem Straßeneigenthümer zufällt, so wird dieser Nachtheil dadurch zum Theil aufgewogen, daß die Bahn als Ganzes im Interesse des Verkehrs und des Gemeinwohls bestehen bleibt, und hält selbst einer etwaigen Concurrenz die Wage. Wichtig ist ferner der Schutz der Gläubiger, wie ihn das preußische Gesetz fordert; denn schon früh mußte man von dem Verlangen abgehen, daß die Bahn aus dem Vermögen der Gründer gebaut und betrieben werden mußte, und um das Capital zu geringen Zinsen in Bahnen sich investiren zu lassen, mußte man ihm guten und vor allem sicheren Gewinn und Schutz in Aussicht stellen. So hob man den Verkehr und zugleich die Creditfähigkeit der Gläubiger. In Oesterreich-Ungarn, wo man diese ungenügende Creditfähigkeit zuerst schmerzlich empfand, schritt man schon 1874 zur Durchführung eines Bahnpfandrechts, ähnlich verfuhr man in der Schweiz, und auch in Deutschland nach dem Fall der Saale-Unstrut-Bahn beabsichtigte man dasselbe; jedoch wegen des zu frühen Reichstagsschlusses in der Tagung 1879/80 kam ein dahin zielender Entwurf nicht zur Verabschiedung. Da nun inzwischen in Preußen der Uebergang zum Staatseisenbahnsystem vollzogen wurde, so ist erst auf Grund des Kleinbahnengesetzes für die Gläubiger seit dem 17. August 1895 das Bahnpfandrecht mit dem Rechte der Zwangsvollstreckung eingesetzt worden und dem Gläubiger ist so die Möglichkeit geboten, durch Eintragung seiner Forderung in das Grundbuch, sich an das Mobiliar- und das Immobiliarvermögen der Bahn zu halten, auch dient die Bahneinheit, wenn sie durchgeführt ist, dem Gläubiger zugleich als Deckung. Ist die Bevölkerung nun gegen die Uebervortheilung von seiten des Unternehmereigennutzes geschützt, so muß sie auch gegen die Gefahren geschützt werden, die der Betrieb mit sich führt, worüber schon seit 1841 in Preußen Strafrechtsbestimmungen bestehen. Die modernen Gesetze, die den Besitzer ebenso wie den Benutzer der Bahnen schützen wollen, strafen selbst im Kriege Raub und Diebstahl des Bahnmaterials; vorsätzliche und fahrlässige Beschädigung von Personen und Material unterliegt gleichfalls der Bestrafung. Diese Strafbestimmungen treffen in Oesterreich, in Italien und sonst zugleich für den Betrieb elektrischer und Dampfstraßenbahnen zu. Straßenbahnen, die mit thierischer Kraft arbeiten, unterliegen ihnen bekanntlich nicht. Diese Bestimmungen bewirken, daß nur ein Fünftel etwa der aus Unfällen zu zahlenden Rente auf solche Unfälle entfällt, die auf Bahnen mit mechanischem Betriebe vorgekommen sind, und der Vortragende ist der Ansicht, sie müßten auch auf die Pferdebahnen übertragen werden, zumal neuerdings elektrische und Thierbahnen oft dasselbe Geleise benützen und der Thierbetrieb noch sehr lange bestehen dürfte. Die Verpflichtung des Staates, Leben, Gesundheit und Eigenthum zu schützen, bedingt die in Oesterreich schon 1869 eingeführte Haftpflicht der Unternehmer, die in Preußen seit 1871 besteht, doch sind die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich des Einwands hier nicht die gleichen wie in Oesterreich. Nach deutschem Recht ist der Unternehmer, selbst wenn der Schaden durch die Schuld eines Dritten entstanden, dem Geschädigten haftpflichtig, ebenso ist es in Belgien, Frankreich und Italien, die das deutsche Recht hier nachgebildet haben. 600 bis 1200 M. sind in einzelnen Fällen jährlich als Unfallrenten, 20- bis 25,000 M. bei einmaliger Entschädigung zu zahlen und $^3/_5$ aller Jahresrenten sind durch solche Fälle bedingt, die thatsächlich durch die Schuld Dritter entstanden sind. Die ausgleichende Gerechtigkeit muß sich für die deutsche Rechtsauffassung entscheiden gegenüber der in Oesterreich geltenden, wo bei Verschuldung eines Dritten der Unternehmer keine Haftpflicht übernimmt. Der Vortragende wünscht, die Haftpflicht des Unternehmers auf alle öffentlich ausgeübten Gewerbe auszudehnen, da diese Ausdehnung durch erhöhte Vorsicht sowohl Unglück verhütet, als auch eine sorgfältigere, bessere und mit höheren Löhnen bezahlte Arbeiterschaft heranzubilden geeignet ist und so allgemeinen Nutzen stiftet. Er bedauert es, daß gegenüber dem französischen Standpunkt der „Entwurf für das Bürgerliche Gesetzbuch" die Haftpflicht des Dienstgebers für Versehen und Verschuldung seiner Angestellten allzu sehr beschränkt, und hofft auf Abhülfe. — Der Vorsitzende betonte das Interesse, das eine vergleichende Studie des modernen Eisenbahnwesens und Eisenbahnrechts für eine internationale, rechtsvergleichende Gesellschaft habe, deren Existenz ja gerade durch den modernen Verkehr bedingt ist. Wirthschaftsvergleichung ist unentbehrlich für Rechtsvergleichung, und diese ist ihrerseits zur Grundlage einer gesunden Gesetzgebung zu machen. Die sociale Bedeutung eines geordneten, sicheren Verkehrs bezeugt das Wort der Pandekten: publico utile est sine metu et periculo per itinera commeari. — An der Debatte nahmen noch Dr. Santer und Regierungsrath Dr. Damme theil.

* **Berlin.** Geh. R. Prof. Leyden ist von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Literatur in Gothenburg zum auswärtigen Mitglied und von der Gesellschaft der Aerzte in Kijew — „in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Wissenschaft und der unschätzbaren Dienste, die er dem russischen Kaiserhause erwiesen habe", — zum Ehrenmitglied ernannt worden.

or. **Breslau**, 27. Dec. Der a. o. Professor der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität, Dr. Richard Muther, ist zum Ordinarius ernannt worden.

g. **Paris.** Wie bekannt, hatte die Gesellschaft des Musée social in Paris während der Monate Sept. und Oct. zwei Missionen ins Ausland entsandt. Diese sind nunmehr nach Paris zurückgekehrt. Die englische Mission unter Leitung des

Hrn. Paul de Rousiers sollte die Organisation der Trade Unions studiren. Sie wohnte dem Congreß in Cardiff bei und wandte sich dann dem Studium der verschiedenen Arbeitergenossenschaften zu. In Norfolk, Suffolk und Warwickshire beschäftigte sie sich mit den landwirthschaftlichen Genossenschaften, in London, Liverpool, Hull und Newcastle mit den Verbänden der Docker, mit dem Baugewerbe in London, Manchester, Birmingham und Irland, mit den Knappschaften der Bergleute in den großen Kohlengebieten Großbritanniens, in Wales, Midlands, Durham, Northumberland und Schottland, mit den Maschinenarbeitern in London, Birmingham, Manchester, Newcastle und Glasgow, mit dem Schiffsbaugewerbe in den großen Werften an den Ausmündungen der Flüsse Tyne, Tweed und Clyde u. a., mit der Textilindustrie in Lancashire, Yorkshire und Irland. Die deutsche Mission unter der Führung des Hrn. Georges Blondel beschäftigte sich mit der Agrarfrage und der Lage des deutschen Bauernstandes. Sie besuchte die Gegenden des Inn und der Donau und richtete ihre besondere Aufmerksamkeit auf die Bauernbünde und Bauernvereine in Niederbayern. Dann begab sie sich nach Westfalen und Hannover, um gerade hier das Landleben aus der Nähe zu beobachten, wo sich mehr als anderswo Spuren alter sächsischer Rechtsgewohnheit erhalten haben und wo das noch ganz in alter Sitte wurzelnde Erbrecht auch heute noch den Bewohnern eine bessere Lage sichert, als den Standesgenossen in den Nachbarprovinzen beschieden ist. Auch die Gebiete des Großgrundbesitzes im Osten der Oder hat die Commission besucht und dort die Organisation der großen schlesischen Domänen und die von der preußischen Regierung angestellten Versuche, mittelst der Rentengüter unter den Bauern des Ostens eine mittlere Classe zu schaffen, insbesondere in der Umgegend von Colberg und Stolp in Pommern, bei Schneidemühl und Nakel, im Weichselthal und bei Königsberg i. P. einer eingehenden Prüfung unterzogen. Dabei wurde die Commission von seiten des Landwirthschaftsministeriums in Berlin auf das wohlwollendste unterstützt. Dank dem bereitwilligen Entgegenkommen des Präsidenten der Ansiedlungscommission konnten die Vertreter des Musée social die von der preußischen Regierung neu angelegten Dörfer, welche auf dem Grund und Boden verschuldeter polnischer Adelsgüter zu gunsten deutscher Bauern geschaffen worden sind, auf das genaueste kennen lernen. — Ueberall suchten die Mitglieder der französischen Mission in unmittelbare Berührung mit den Landleuten zu treten, an Ort und Stelle selbst das Functioniren der verschiedenen Genossenschaften zu beobachten, welche im socialen Leben des deutschen Volkes eine so große Rolle spielen, und die Wirkung zu studiren, welche die Versicherungsgesetze auf die Landleute hervorgebracht haben. Ganz besondere Aufmerksamkeit wandten sie den Verhältnissen des Grundeigenthums und der Organisation des landwirthschaftlichen Credits zu. — Mit reicher Ernte kehrten beide Missionen nach Paris zurück und sind nun damit beschäftigt, ihre Berichte abzufassen, welche demnächst in einer neu zu eröffnenden Serie Bibliothèque du Musée social veröffentlicht werden sollen. — Außerdem ließ sich das Musée social auf einer Reihe von Congressen vertreten, welche brennende Fragen des wirthschaftlichen Lebens behandelten, so in Limoges, Bordeaux, London, Cardiff, Brüssel, Bern, Bologna und Breslau.

K. L. **Chicago.** Eine neue Schenkung für die Universität. Die Universität von Chicago scheint aus den Ueberraschungen, die ihr die diesjährige Weihnachtszeit bringt, gar nicht herauszukommen. Kaum ist die Freude über die beispiellose Munificenz von Mr. J. D. Rockefeller, der ihr zum Weihnachtspräsent eine Million Dollars vermacht und weitere zwei Millionen unter der Bedingung versprochen hat, daß bis zum Jahre 1900 eine gleiche Summe von anderen Freunden beigesteuert werde, in der Alltagsstimmung der täglichen Arbeit geschwunden, als der Universität ganz unerwartet eine neue Schenkung in Höhe von einer Million Dollars dargebracht wird. Damit ist denn die Hälfte der von Mr. Rockefeller ausgesetzten Summe gewonnen und die Universität hat in der neuen Schenkung von einer Million in Wahrheit zwei Millionen vor sich. Miß Helen Culver heißt die Dame, der die Universität diese letzte Schenkung verdankt. Sie ist die Erbin von Mr. Hull, dem hochherzigen Begründer von Hull House in Chicago, einem Institute, das sich zur Aufgabe gemacht hat, die Segnungen des Culturlebens den Kindern der ärmsten Classen der Großstadt mitzutheilen und sie zu brauchbaren Bürgern heranzubilden. Miß Culver will, daß die von ihr angewiesenen Geldmittel in Sonderheit dem biologischen Departement zu gute kommen. In dem Brief, der der Universität ihre wahrhaft königliche Schenkung ankündigt, läßt sie sich selber über die Bestimmung und Verwendung der Million, wie folgt, aus: „Die ganze Schenkung soll verwandt werden zur Beförderung und Verbreitung der biologischen Wissenschaft, d. h. ich will damit die Arbeit der verschiedenen Abtheilungen des biologischen Departements an hiesiger Universität durch die angewiesenen Geldmittel befördern helfen. Zwei Stationen für biologische Forschungen sollen begründet werden, die eine im Inland als Süßwasserstation, die andere an der See als Salzwasserstation; auch soll ein Theil des Geldes dazu verwandt werden, auf der Westseite von Chicago öffentliche biologische Vorträge zu halten. Diese Vorträge sollen soweit als möglich von allen rein fachmännischen Specialausdrücken frei sein und dem weitern Publicum die großen Resultate biologischer Forschung vor Augen führen. Um diese Ziele zu erreichen, soll die Hälfte des ausgesetzten Capitals, oder weniger, zum Ankauf der nöthigen Ländereien, zum Bau der Laboratorien und ihrer Ausrüstung verwandt werden. Der andere Theil der Million — keinesfalls weniger als die Hälfte — soll sicher angelegt werden und die Zinsen dieser Summe sollen zur Ausführung biologischer Forschungen, zu Publicationen und zu öffentlichen Vorträgen dienen." — Es ist kaum nöthig, hinzuzufügen, daß diese Schenkung vom biologischen Departement mit Jubel und Genugthuung begrüßt wurde, um so mehr, als es noch vor wenigen Wochen fast unmöglich schien, für dieses Departement ein besonderes Laboratorium zu errichten. Zwei Jahre lang haben die verschiedenen Abtheilungen desselben theils im chemischen, theils im physikalischen Laboratorium sich mit unzureichenden Räumlichkeiten begnügen müssen. Wahrscheinlich wird die Süßwasserstation in Lake Geneva, Wisconsin, etwa 130 Kilometer nördlich von Chicago, errichtet werden; da das astronomische Observatorium dort auch erbaut wird, ist damit sogleich eine kleine Colonie von Universitätsleuten gebildet. Die sechs Abtheilungen des biologischen Departements sind: 1) Zoologie (Charles O. Whitman, W. M. Wheeler, E. O. Jordan, Sho Watasé), 2) Anatomie (A. C. Eycleshymer), 3) Physiologie (Jacques Loeb, D. Lingle), 4) Neurologie (H. H. Donaldson), 5) Paläontologie (Georg Baur), 6) Botanik (J. M. Coulter, C. F. Millspaugh).

Nachschrift. Es scheint, als sollten die 2 Millionen Mr. Rockefellers noch vor Jahresschluß in den Besitz der Universität übergehen, denn zu der letzten Schenkung, deren Bericht ich noch kaum vollendet, tritt schon eine neue von 250,000 Doll., welche die Universität, wieder von einer Dame, erhalten hat. Mrs. Shimer, die langjährige Leiterin eines Colleges für Mädchen, die sich für die Universität vorbereiten, hat sich erboten, diese Schule mit allem Eigenthum und einer besonderen Stiftung von 150,000 Dollars an die Universität zu überweisen. Es ist dies ein sehr wichtiger Act für die Universität, da sie dadurch allmählich alle Colleges, die zum Universitätsstudium im Westen vorbereiten, mehr und mehr von sich abhängig machen wird. Es ist dasselbe Ziel, das in Deutschland, wo alle Gymnasien und Universitäten staatlich sind, schon erreicht ist, nämlich daß alle Studenten, die zur Universität kommen, annähernd auf demselben geistigen Niveau stehen. Mit Einrechnung dieses Instituts, das in Mount Caroll (Illinois) gelegen ist, hat die Universität acht sogenannte „affiliated schools", vier davon liegen in Chicago selbst, die anderen befinden sich in Des Moines (Iowa), Kenilworth (Illinois), Duluth (Minnesota).

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 30. December folgende Schriften eingegangen:

Gaston Moch: Autour de la conférence interparlementaire (questions du temps présent). Paris, Armand Colin et Cie. 1895. — Arthur Donner: Die Deutsch-Amerikaner u. ihr altes Vaterland; Zukunfts-Preisschrift 1895. — Dr. Max Hirsch: Die Entwicklung der Arbeiterberufsvereine in Großbritannien u. Deutschland. Berlin, Hermann Bahr 1896. — Siegfried Türkel: Die Arbeitsstatistik mit bes. Berücksichtigung des österr. Gesetzentwurfes ꝛc.; kritische Studie. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1895. — Dr. Karl v. Scherzer: Die wirthschaftlichen Verhältnisse Genua's i. J. 1894. Wien, Hof- u. Staatsdruckerei 1895. — E. A. Fabarius: Die allgemeine weibliche Dienstpflicht; Vorschlag und Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. Essen, G. D. Baedeker 1895. — Friedrich v. Hellwald: Culturgeschichte. 4. Aufl. neu bearbeitet von Brandt, Büchner u. s. w. Lfg. 2. Leipzig, P. Friesenhahn. — Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch. Lfg. 1. A — Gebühr. Halle, Max Niemeyer 1896. — Gunnar Heiberg: Das große Los; Schauspiel in 5. Acten. Leipzig, Emil Gräfe 1896. — Berichte des deutschen Drogistenverbandes über den Verkehr mit Arzneimitteln ꝛc. Nr. 6 1895.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Uebersicht.

Die Stellung der Privatdocenten in Preußen.

Z. Nach der Stimmung, die in den wissenschaftlich gebildeten Kreisen Deutschlands bei der Beurtheilung aller die akademische Lehr- und Lernfreiheit berührenden Fragen von jeher vorherrschend gewesen ist, ließ sich von vornherein erwarten, daß das von Professor Hinschius in Betreff der Disciplin über die Privatdocenten an den preußischen Universitäten erstattete Gutachten auf lebhaften Widerspruch stoßen werde. Den bemerkenswerthesten Ausdruck hat dieser Widerspruch in einer von 53 Berliner Professoren unterzeichneten Erklärung gefunden, die zuerst in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht worden ist. In seiner Antwort aber stellte Hinschius seinen Standpunkt in ein neues Licht, indem er mittheilte, daß er schon seit dem 15. August vom Ministerium den Auftrag erhalten habe, nicht nur den geltenden Rechtszustand für die Privatdocenten darzulegen, sondern auch Vorschläge zur Aenderung dieses schon damals als nicht haltbar erkannten Zustandes zu machen. Wenn also der bisher allein veröffentlichte erste Theil der Hinschius'schen Arbeit die Rechtsstellung der Privatdocenten als sehr ungünstig und unsicher erscheinen läßt, so folgt daraus keineswegs, daß der Verfasser diesen Stand der Dinge für gut und angenehm halte oder gar die Absicht habe, dem Minister wirksamere Handhaben zum Einschreiten gegen mißliebige Privatdocenten zu liefern; vielmehr darf man nach seinen Andeutungen erwarten, daß seine positiven Vorschläge den Zweck haben werden, das Institut des Privatdocententhums auf einen festen und gesicherten Boden überzuführen. Bis auf weiteres steht daher nur die rein akademische Streitfrage zur Debatte, ob die Darstellung des bestehenden Rechtszustandes, wie sie Hinschius auf Grund der vorhandenen positiven Bestimmungen mit Hülfe von Deductionen aus gewissen allgemeinen staats- und verwaltungsrechtlichen Grundsätzen gegeben hat, unanfechtbar oder in einem zu einseitigen Sinne gehalten sei. Das positive Material besteht aus den Statuten und Reglements der einzelnen preußischen Universitäten, diese aber haben keinen einheitlichen Inhalt, sondern weichen in wichtigen Punkten wesentlich von einander ab. In den Facultätsstatuten von Kiel, Münster und Braunsberg ist von einem Disciplinarrecht der Facultäten überhaupt nicht die Rede; an den übrigen Universitäten ist den Facultäten ein solches eingeräumt, aber mit bedeutenden Verschiedenheiten hinsichtlich der wichtigsten Disciplinarmaßregel, der Remotion. Einige Facultäten haben nur die Befugniß, diese bei dem Ministerium oder (Göttingen) bei dem Curatorium zu beantragen, andere können die Remotion selbständig beschließen, nur vorbehaltlich des Recurses oder auch vorbehaltlich einer bloßen Anzeige an den Minister; andere müssen vor der Fassung des Beschlusses dem Minister Anzeige machen, andere können die Remotion zwar beschließen, aber der Beschluß bedarf der Genehmigung des Ministers oder (Halle) des Curators, um rechtsgültig zu werden. Andrerseits heben die Statuten von Greifswald, Königsberg, Halle und das Regulativ für Göttingen die unmittelbare Befugniß des Ministers oder (Göttingen) dessen Stellvertreters, des Curators, zur Entziehung der venia legendi ausdrücklich hervor. Hinschius vertritt nun die Ansicht, daß bei dem gegebenen Rechtszustande diese unmittelbare Disciplinarbefugniß über die Privatdocenten ohne weiteres allgemein dem Unterrichtsminister kraft seiner Stellung als oberster Disciplinarbehörde zustehe und daß er vermöge derselben berechtigt sei, im Falle einer Säumniß der Facultät unmittelbar einzuschreiten und die Entscheidung zu fällen, ferner sogar ohne diese Voraussetzung stets, wenn es ihm angemessen erscheine, die Disciplinarsache eines Privatdocenten zur eigenen Untersuchung und Entscheidung an sich zu ziehen, und daß in beiden vorbezeichneten Fällen die Facultät nicht mehr berechtigt sei, in derselben Sache von ihren eigenen Disciplinarbefugnissen Gebrauch zu machen oder das bereits eingeleitete Verfahren fortzusetzen.

Nach Hinschius sind also die Privatdocenten, gerade weil sie die Eigenschaft von Staatsbeamten nicht besitzen und daher das Gesetz über die Dienstvergehen der nicht richterlichen Beamten vom 26. Juni 1852 auf sie keine Anwendung findet, einfach bedingungslos der Disciplinargewalt des Ministers unterworfen, da die Befugnisse der Facultäten, die der Minister jederzeit beiseite schieben kann, hienach nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Vom abstract juristischen Standpunkt läßt sich gegen die Hinschius'sche Deduction schwerlich etwas Stichhaltiges einwenden. Wohl aber kann man gegen sie geltend machen, daß sie auf den besonderen historischen Charakter der Universitäten keine Rücksicht nimmt. Das ist der Grundgedanke der Berliner Gegenerklärung, in der es insbesondere heißt: „Es tritt in dem Gutachten nicht hervor, daß die deutschen Universitäten kraft ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht bloß Staatsanstalten, sondern auch Corporationen sind. Diese Rechtsstellung ist den preußischen Universitäten durch das allgemeine Landrecht, der Berliner Universität durch ihr Statut besonders zugesprochen. Hienach ist das Aufsichtsrecht der Staatsverwaltung mit festen Schranken umzogen, die sich sowohl aus der corporativen Selbständigkeit der Universitäten überhaupt, als aus den besonderen Statuten jeder einzelnen Universität und Facultät ergeben. Es ist ferner nicht genügend berücksichtigt, daß die Stellung der Privatdocenten gleichfalls auf historischer Entwicklung beruht und daß das Wesen der venia legendi nur aus ihrem Zusammenhang mit der Ertheilung der akademischen Grade verstanden werden kann. Daher ist es unzulässig, die Entziehung des von der Facultät verliehenen Lehrberufs nach abstract gewonnenen Principien und unsicheren Analogien regeln zu wollen.“ Wenn es weiter heißt, es widerspreche dem Grundgedanken unsres öffentlichen Rechts und der Rechtssicherheit, wenn den Privatdocenten die Garantien versagt würden, die bei uns jedem, der in einem öffentlichen Berufe wirke, rechtlich

zuständen, und durch eine völlig abhängige Stellung der Privatdocenten würde diese für die deutsche Wissenschaft so wichtige Institution verkümmern, so sind dies eigentlich nur Einwendungen gegen die Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit des von Hinschius dargelegten Rechtszustandes, die aber nicht ausschließen, daß dieser Zustand den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen entspreche. Hinschius will denselben aber, wie gesagt, keineswegs vertheidigen, und nach seiner Erwiderung ist das Reformbedürfniß auch von seiten der Regierung anerkannt worden. Die preußische Unterrichtsverwaltung dürfte einer auch formell genügenden Sicherung der Rechtsstellung der Privatdocenten um so weniger abgeneigt sein, als sie seit Jahrzehnten in Disciplinarangelegenheiten der Privatdocenten thatsächlich eine Haltung beobachtet hat, in der niemand eine Verletzung der corporativen Rechte der Facultäten wird erkennen können. Die Remotion Bruno Bauers (1841) erfolgte auf Grund eines Gutachtens der Bonner theologischen Facultät, die gleiche Maßregel gegen die Docenten Rupp und Lobeck in Königsberg (1851) und Rhode in Breslau (1852) wurde allerdings unmittelbar vom Minister verfügt. Dieses Verfahren soll hier nicht vertheidigt werden, jedoch ist auch in jener Reactionsperiode in Preußen kein so eclatanter Eingriff in die Freiheit der Wissenschaft vorgekommen, wie die Maßregelung Kuno Fischers in Heidelberg (1853), dem das badische Ministerium, ohne ihm auch nur die Anklagepunkte mitzutheilen, die venia legendi entzog, weil sich in der ersten Abtheilung seiner Geschichte der Philosophie, einer sehr unverfänglichen Darstellung der Philosophie des Cartesius, angeblich religiös bedenkliche Stellen finden, wie z. B. die, daß die Philosophie mit dem Zweifel beginne. Der letzte Fall, in dem der preußische Unterrichtsminister einem Privatdocenten aus eigener Initiative (aber in Uebereinstimmung mit einer starken Minderheit in der Facultät) die venia entzogen hat, war der des Dr. Merz in Bonn und datirt aus dem Jahre 1865. Es handelte sich damals um eine schwere Beleidigung des Professors Otto Jahn. Die Remotion des Dr. Dühring in Berlin dagegen, ebenfalls durch Beleidigung akademischer Lehrer veranlaßt, erfolgte (1877) auf Antrag der Facultät. Was endlich die neuesten Fälle — Arons, Jastrow, Krause — betrifft, durch welche die ganze Frage überhaupt wieder auf die Tagesordnung gebracht worden ist, so hat das Ministerium sich in diesen jedes unmittelbaren Vorgehens enthalten und sich darauf beschränkt, an die betheiligten Facultäten Anfragen in Betreff der Angemessenheit disciplinarischer Maßregeln zu richten, nachdem die beiden letztgenannten Herren dem Minister grundsätzlich das Recht bestritten hatten, sich in deren Angelegenheiten einzumischen. Es handelte sich für Dr. Jastrow um eine Entschuldigung bei dem Minister v. Berlepsch, wegen dessen Beleidigung er verurtheilt worden war, und für Prof. Krause um eine Erklärung über eine von einem Seifenfabrikanten als Reclame benutzte lobende Aeußerung über dessen Waare. Nur in dem Fall Krause hat die ministerielle Anregung wirklich ein Einschreiten der betheiligten Facultät — der medicinischen — veranlaßt: dieselbe ertheilte dem Prof. Krause, und zwar ohne ihn selbst gehört zu haben, einen Verweis, was zur Folge hatte, daß Hr. Krause auf die venia verzichtete. Die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre kommt in diesen Fällen überhaupt nicht in Frage, selbst nicht im Fall Arons. Denn Dr. Arons ist seinem Fache nach Physiker und seine socialdemokratische Agitation steht in keinem Zusammenhang mit seiner akademischen Lehrthätigkeit. Ein Vorgehen gegen ihn würde daher nur die Bedeutung einer Maßregel im Interesse der akademischen Sitte und Ordnung haben, aber die philosophische Facultät hat sich gegen einen solchen Schritt ausgesprochen und es ist dann auch von seiten des Ministeriums nichts weiter in der Sache geschehen. Was überhaupt die Lehrfreiheit der Privatdocenten betrifft, so erklärt auch Hinschius ausdrücklich, daß ein disciplinarisches Einschreiten gegen einen Privatdocenten wegen seiner wissenschaftlichen Lehren in demselben Umfange, wie gegen einen Professor, ausgeschlossen sei, weil eben jener gerade in Bezug auf die venia docendi und die daraus hervorgehenden Rechte dem Professor gleichstehe.

Obwohl also die Unterrichtsverwaltung statutenmäßig in Greifswald, Königsberg, Halle und Göttingen trotz des corporativen Charakters dieser Universitäten ausdrücklich berechtigt ist, unmittelbar und aus eigener Initiative einem Privatdocenten die venia legendi zu entziehen, obwohl sich auch zur Begründung einer unmittelbaren Disciplinarbefugniß des Ministers über die Privatdocenten der übrigen Universitäten bei den gegebenen Verhältnissen gewichtige Argumente anführen lassen, so ist doch die preußische Verwaltungspraxis seit dreißig Jahren eine solche gewesen, daß Befürchtungen wegen Gefährdung der Lehrfreiheit oder des Bestandes der Privatdocenten-Institution, wie sie in gewissen Kreisen und einem Theil der Presse laut geworden sind, in keiner Weise gerechtfertigt erscheinen. Man kann nun allerdings geltend machen, daß es in solchen Fragen nicht darauf ankomme, was wirklich geschehe, sondern darauf, was bei dem bestehenden Rechtszustande möglich und zulässig sei. Daher sind denn auch alle Parteien mit Einschluß der Regierung in der Anerkennung der Thatsache einig, daß der bestehende Zustand reformbedürftig sei und den Privatdocenten Garantien einer gesicherten Rechtsstellung gegeben werden müssen. Wie immer diese neue Regelung ihrer Stellung im einzelnen sich gestalten mag, es ist anzunehmen, daß in Uebereinstimmung mit der historischen Stellung der Institution und mit der thatsächlich in Preußen bestehenden Praxis die unmittelbare Disciplinarbefugniß über die Privatdocenten den Facultäten übertragen werde. Das würde auch der Tendenz der Berliner Gegenerklärung entsprechen, obwohl diese keine bestimmten Andeutungen über die Art der wünschenswerthen Reformen enthält. Die Facultäten würden also das Recht haben, den Privatdocenten Verwarnungen und Verweise zu ertheilen und äußersten Falls ihre Remotion beim Ministerium zu beantragen. Gegen diese letztere Maßregel aber wäre den Privatdocenten das Recht der Berufung an eine höhere Instanz einzuräumen, und als solche dürfte sich am meisten der Disciplinarhof in Berlin empfehlen, der für die vom König oder den Ministern ernannten oder bestätigten Beamten die erste Instanz bildet. Die Privatdocenten sind allerdings überhaupt keine Beamte, aber es ist ihnen ein Kreis von Pflichten und Rechten zugewiesen, hinsichtlich dessen sie den beamteten Professoren im wesentlichen gleichstehen. Dem Minister aber stände das Recht zu, nicht nur die Einleitung des Disciplinarverfahrens gegen einen Privatdocenten bei der betreffenden Facultät zu beantragen, sondern auch, falls die Facultät diesem Antrag nicht entspräche, die Mitglieder derselben mit allen Mitteln der ihm unzweifelhaft zustehenden Disciplinargewalt über die Professoren zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten anzuhalten. Selbstverständlich hätte er auch das Recht der Berufung an den Disciplinarhof, wenn er durch die Entscheidung der Facultät nicht befriedigt wäre. — Wenn übrigens einmal Hand an die Neugestaltung der Verhältnisse der Privatdocenten gelegt würde, so wäre vielleicht auch die Annahme des Grundsatzes zu empfehlen, daß die venia legendi nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren zu ertheilen sei. Früher war dies bei manchen Facultäten geltende Regel, jedoch müßte die Dauer der Lehrberechtigung länger bemessen sein, als es damals üblich war, etwa auf 10 oder 12 Jahre, vielleicht noch mit

der Möglichkeit einer Erneuerung derselben auf die Hälfte dieses Zeitraums. Es würde sich bei dieser Einrichtung nur darum handeln, zu verhindern, daß sich eine Classe von alten Privatdocenten bilde, die in der akademischen Laufbahn keine Aussichten mehr haben, ihre Stellung aber aus gewissen persönlichen und praktischen, mit der Lehrthätigkeit gar nicht zusammenhängenden Gründen beibehalten.

England und Rußland zu Anfang des laufenden Jahrhunderts.

Dr. Z. In einer Zeit, in welcher der Widerstreit der englischen und der russischen Interessen, sei es am Bosporus, in Mittelasien, oder an der ostasiatischen Küste, sich immer mehr zuspitzt und im einzelnen schärfer zum Ausdruck kommt, möchte ein Rückblick auf die frühere Gestaltung des bezüglichen Verhältnisses, aus welcher sich die jetzige Sachlage allmählich herausentwickelt hat, von besonderem Interesse sein. Dazu bietet der kürzlich erschienene elfte Band des großen, von dem russischen Professor des Völkerrechts und Mitglied des Staatsraths F. v. Martens herausgegebenen Werkes „Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les Puissances Étrangères, publié d'ordre du Ministère des Affaires Étrangères" eine vorzügliche Gelegenheit, welcher die diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und England in der Zeit von 1801 bis 1831 näher zur Darstellung bringt. Das Werk, welches übrigens in russischer und in französischer Sprache neben einander abgefaßt ist, gibt aber nicht nur die einzelnen staatlichen Abmachungen und diplomatischen Actenstücke ganz oder im Auszuge wieder, sondern verbindet dieselben in vorzüglicher Weise durch einen erläuternden, den allgemeinen Ueberblick gebenden Text seitens des Herausgebers, wodurch das Ganze noch ungleich werthvoller wird, da der Verfasser ein klares Urtheil mit großer Sachkenntniß vereinigt. Im einzelnen werden namentlich behandelt, beziehungsweise in dem Einfluß auf das Verhältniß von Rußland und England zu einander näher berührt das feste Freundschaftsverhältniß zwischen Rußland und England in den ersten Jahren des Jahrhunderts, der Friedensschluß von Tilsit zwischen Rußland und Frankreich, vermöge dessen Napoleon und Alexander die Weltherrschaft unter sich vertheilten, der Umschlag des Zaren und sein erneuter Zutritt zu der Coalition gegen Napoleon, der Sturz des letzteren und die heilige Allianz, die Förderung der liberalen Bestrebungen durch England, die Befreiung Griechenlands und der russisch-türkische Krieg von 1828/29, das Ende des legitimen Königthums in Frankreich und die Erhebung des Bürgerkönigs Louis Philippe, endlich die Gründung des selbständigen Königreichs Belgien. Die hier zum erstenmal veröffentlichten Documente, für deren Freigabe man der russischen Regierung zweifellos zu Danke verpflichtet sein muß, werfen in vielfacher Beziehung neues Licht auf die in Frage stehenden geschichtlichen Ereignisse und deren bestimmende Ursachen; ebenso wirken auch die textlichen Ausführungen des Verfassers in mannichfacher Weise klärend und sind namentlich auch durch die vielen eingestreuten Urtheile einzelner Zeitgenossen, welche ebenfalls dem Material der russischen Staatsarchive entnommen sind, sowie durch zahlreiche Anekdoten und Erzählungen aus dem Leben der handelnden Persönlichkeiten noch besonders interessant. Auf den ganzen Zeitraum und die Entwicklung der Beziehungen zwischen Rußland und England in demselben näher einzugehen, würde uns hier zu weit führen, wir wollen aber eine Frage aus demselben, welche zur Gegenwart gerade in besonderer Beziehung steht, herausheben, das ist die Besetzung von Malta durch die Engländer.

Schon bei dem Zerwürfniß mit dem Kaiser Paul I., kurz vor dessen gewaltsamem Ende, spielte Malta eine nicht unwesentliche Rolle. Die Ordensritter von Malta hatten dem Zaren das Protectorat und die Großmeisterwürde übertragen, als bald darauf Napoleon auf seinem Zuge nach Aegypten ihrer Herrschaft ein schnelles Ende bereitete. Nach der Schlacht von Abukir hatten die Engländer die Insel besetzt und hielten sie seitdem in Occupation. Hierin sah aber Kaiser Paul I. eine Verletzung seiner Großmeisterwürde, und obwohl noch unmittelbar vorher die englisch-russischen Beziehungen die denkbar freundschaftlichsten waren und der russische Gesandte in London, Graf Woronzow, berichten konnte, „daß niemals in dem Inselreiche ein fremder Monarch so verehrt und bewundert sei, wie der gegenwärtige Kaiser von Rußland in seiner glänzenden Herrscherweise", trat doch der schroffe Bruch ein, welcher in Abberufung des Gesandten, Verweigerung der Pässe 2c. sich äußerlich noch in besonderer Art zeigte. Wie auch unter Alexander I., obwohl derselbe die Großmeisterwürde über den Malteserorden nicht übernahm, bildete doch Malta ebensowohl einen Streitpunkt zwischen England und Frankreich, wie zwischen Rußland und England. Aber weder von England noch von Rußland wurde derzeit schon die volle Bedeutung von Malta als Stützpunkt für eine leitende Stellung im Orient gewürdigt; der einzige, welcher solches bereits damals that, war Napoleon, der Malta deßhalb auch um keinen Preis in den Händen der Engländer lassen wollte. In einem Vermittlungsvorschlag forderte England Rußland auf, die Insel zu besetzen, aber der Zar Alexander lehnte dieses ab und wollte den Orden wieder einsetzen, welchem dann durch neapolitanische Streitkräfte ein höherer Schutz gewährt werden könnte; später erklärte er sich bereit, die Oberhoheit zu übernehmen, weigerte sich aber, die Insel mit Truppen zu besetzen, da sie zu entfernt belegen sei; welchen Einfluß er sich durch eine derartige Besetzung verschaffen konnte, das sah er nicht ein; die einfache Oberhoheit hatte nur Werth auf dem Papiere. Aber auch die Engländer verkannten noch die Bedeutung der Insel, welche sie allerdings fortgesetzt in Occupation behielten. Die schwächliche Friedensregierung der Lords Addington und Hawkesbury war der Ansicht, daß „es nicht unter allen Umständen nothwendig sei, Malta festzuhalten, und daß man jedem Arrangement zustimmen könne, welches Sicherheit gegen einen Anfall an Frankreich schaffen würde". Graf Woronzow äußert sich hiezu: „Die beschränkte Thorheit dieser Ansicht braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden"; der russische Gesandte verstand also die Interessen Englands besser, als dessen leitende Staatsmänner. Im englischen Parlamente war die Stimmung gegen die Räumung Malta's, die Regierung forderte deßhalb den Vice-Admiral Lord Nelson auf, im Oberhause die ausdrückliche Erklärung abzugeben, daß der Besitz von Malta nicht nothwendig sei, und Nelson, zwar ein großer Seeheld, aber ein weniger guter Staatsmann, hatte die Schwäche, dies wirklich zu erklären. Erst Napoleon selbst öffnete den Engländern die Augen, als er bei den Verhandlungen über Malta dem englischen Gesandten erklärte: „Ich würde lieber die Engländer als Herren im Faubourg Saint-Antoine sehen, als auf dieser Insel. Niemals werde ich die Engländer dort dulden und müßte ich alles in die Schanze setzen." Aus dieser scharfen und energischen Aeußerung wurde endlich dem Lord Hawkesbury die große strategische Bedeutung der Insel klar und er verwarf jetzt auch den Vorschlag, dieselbe von russischen Truppen besetzen zu lassen; dem russischen Gesandten schildert er die Lage in folgender Weise: „Malta ist kein französisches Gebiet, deßhalb kann die Eigenliebe der Franzosen und die Eitelkeit, welche für sie so charakteristisch ist, hier nicht verletzt

werden. Welche anderen Gründe bestimmen also die Franzosen, daß sie sich unsrer Occupation so scharf entgegensetzen? Weil, wenn die gegenwärtige oder eine zukünftige Regierung Frankreichs von neuem die abenteuerlichen Pläne einer Eroberung Aegyptens und Syriens, um von da die englischen Besitzungen in Indien zu bedrohen, aufnehmen sollte, immer ein Durchpassiren an Malta vorbei nothwendig sein würde, von wo aus aber ein englisches Geschwader mit Leichtigkeit die ganze Unternehmung zu vereiteln im Stande sein würde. Die Insel im Besitz von England wird Aegypten, Syrien, Morea, den Archipel und das südliche Italien sicherstellen und das ganze Gebiet des Mittelländischen Meeres vor fränkischer Begehrlichkeit schützen." Der russische Herausgeber rechnet diese Stellungnahme dem Scharfsinn des Lord Hawkesbury zur hohen Ehre an. Später behielt übrigens auch Pitt dieselbe unverändert bei, er gibt seine Gründe dafür dem Grafen Woronzow in folgender Weise kund: „Gegenwärtig ist Frankreich eine der größten Militärmächte. Es übt einen dominirenden Einfluß von Cadix bis Cività Vecchia aus und ist eifrig bestrebt, das Mittelländische Meer zu einem französischen mare clausum zu machen. Ja das ist noch nicht alles; Frankreich geht auch damit um, das ganze Ottomanische Reich zu erobern, und hofft England aus Indien zu vertreiben. Würde das erreicht, so wäre England endgültig vernichtet. Deßhalb ist es für England eine Pflicht, sich den Besitz von Malta zu sichern, als ein nothwendiges Mittel, um die Freiheit des Mittelländischen Meeres und die Unabhängigkeit der Levante und Aegyptens zu erhalten. Mit einem Wort, die Sicherheit des südlichen Italiens und der Jonischen Inseln, sowie aller Zubehörungen des Ottomanischen Reichs steht wesentlich darauf, daß Malta im Besitz von England bleibt.... Malta ist zum Schutz Aegyptens unentbehrlich, seine Bedeutung für England ist derart, daß es eher zehn Kriege wagen müßte, als Frankreich in dem Besitz zu lassen." Als der russische Gesandte dieses hörte, rief er aus, daß man dann den Plan einer Allianz zur Rettung Europa's aufgeben müsse, worauf Pitt erwiderte: „Dann ist es in der That nicht zu retten. Das Mittelländische Meer, die Levante und Aegypten werden sofort in die Gewalt Frankreichs fallen, sowie kein englisches Geschwader mehr in einem so vorzüglichen Hafen, der mit so gewaltigen Befestigungen versehen ist, seine Station hat.... Wir werden den Kampf dann allein fortsetzen, es wird ein Seekrieg sein." Daß derzeit die Verhandlungen zwischen Rußland und England scheiterten, ist wesentlich mit auf die Differenz wegen Malta zurückzuführen; in England hatte man allmählich den hohen Werth der Inselveste voll erkannt, Rußland wollte England namentlich nicht in dem Besitz von Malta lassen, weil England in dem Frieden von Amiens (1802) sich verpflichtet hatte, die Insel dem Johanniter-Orden zurückzugeben, und der Zar Alexander, wenn er selbst auch die Großmeisterwürde über den Orden nicht übernommen hatte, doch in pietätvoller Rücksicht auf seinen Vater den Orden schützen zu müssen glaubte. Später trat dann gegenüber der großen Cardinalfrage der Vernichtung Napoleons die Streitigkeit wegen Malta mehr zurück, und in den Wiener Friedensverhandlungen wußte sich England den dauernden Besitz der nunmehr schon über 15 Jahre ununterbrochen in seinen Händen befindlichen Insel und damit den festesten Stützpunkt im Mittelmeer zu sichern.

Zum Schluß wollen wir noch ein durch v. Martens zum ersten mal bekannt gegebenes Urtheil des russischen Gesandten Grafen Woronzow über den großen englischen Staatsmann Pitt anfügen, welches für den Beurtheilten wie auch für den Urtheilenden in gleicher Weise ehrenvoll ist; denn Graf Woronzow hatte in seiner langjährigen Thätigkeit wiederholt schwierige Verhandlungen mit Pitt zu führen, bei denen die Stellung beider oft einander direct entgegengesetzt war. Trotzdem weiß er aber die Größe Pitts voll zu würdigen, indem er ihn folgendermaßen charakterisirt: „Der Mann vereinigte in sich eine hohe Tugend mit einem ganz außerordentlichen Talent, einen milden und menschenfreundlichen Charakter mit einer strengen Moral. Seine herrliche Seele gab niemals auch nur der kleinsten Spur von Ehrgeiz, von Stolz oder von Eitelkeit Raum. Bescheiden und naiv schien er die einzige Person zu sein, welche all das Große, das sein Charakter barg, nicht kannte. Er war niemals ein Parteimann, doch sein ganzes Leben war seinem Vaterlande gewidmet, das er leidenschaftlich liebte.... Er schützte sein Land vor dem unausbleiblichen Bankerott, er schützte es ebenso vor einer Revolution, welche 1792 und 1793 nicht zu vermeiden stand, wenn er nicht mit allen seinen Hülfsmitteln und der ganzen Festigkeit seines großen Charakters sich ihr entgegengesetzt hätte.... Mit einem Worte, er war ein Staatsmann, wie es seinesgleichen nicht gegeben hat und niemals geben wird, und ebenso war er lediglich als Mensch ein Ehrenmann, wie er die Menschheit nur verherrlichen und ihr zum Ruhm gereichen kann."

Aus diesen kleinen Proben kann man die Bedeutung der Publication des Hrn. v. Martens allerdings nur in geringerem Maße würdigen; ein Studium des Werkes selbst wird aber jedem, der sich näher für die fraglichen geschichtlichen Entwicklungen interessirt, nur empfohlen werden können, durch die Fülle der neuen Gesichtspunkte und Aufklärungen, die ihm geboten wird, muß er sich gewiß belohnt finden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Paul Heilborn, Das System des Völkerrechts entwickelt aus den völkerrechtlichen Begriffen. Berlin. Verlag von Julius Springer. 8°. 417 Seiten. Eine sehr interessante, auf scharf philosophisches Denken und eingehendes Studium der gesammten völkerrechtlichen Literatur gegründete Schrift. Es war mir, dem Alten, eine wahre Freude zu sehen, daß es noch junge Rechtsgelehrte gibt, die es nicht für überflüssig erachten, in unsrer so überaus „praktischen Zielen" nachjagenden Zeit „nach den Gründen der Erscheinungen, nach den Gesetzen, welche die Vorgänge und Ereignisse regeln", auch im Gebiete des rechtlichen Lebens zu forschen (S. 1.). Wird doch durch solche Bestrebungen verhindert, daß die Jurisprudenz völlig zum „Handwerk" werde. Und ebenso erfreulich war es mir, zu sehen, wie der Verfasser am Schlusse seiner gründlichen Forschungen zu dem Resultate gelangt, daß im Grunde das Völkerrecht auch nur ein modificirtes Privatrecht ist, in welchem die Staaten zu einander sich verhalten, wie im Privatrechte die Menschen. Denn auch ich habe mich, wie der Verfasser, niemals von dem stets bereiten Schlagworte „privatrechtliche Auffassung" schrecken lassen. (S. 413.) Eben deßhalb habe ich auch stets, solange ich im diplomatischen und parlamentarischen Leben thätig war, die Ansicht vertreten, daß es auch im öffentlichen Leben keine andere Moral geben darf als die allgemeine. Und es reut mich noch heute nicht, wenn ich auch dabei oft zu kurz gekommen bin. Denn momentane Erfolge erreicht man allerdings leichter, wenn man dem Grundsatze huldigt: „Der Zweck heiligt das Mittel". Heilborn hat — wie er in der Einleitung sagt — seiner systematischen Forschung folgenden Plan zu Grunde gelegt. Vorerst wird die Stellung der völkerrechtlich relevanten Menschen und Gegenstände erörtert und dabei classificirt, ob sie als Subjecte, Objecte, völkerrechtliche Staatsorgane oder sonstwie in Betracht kommen. Zu diesem Zwecke werden besprochen: das Staatsgebiet und dessen Bewohner (die Menschen im allgemeinen und die durch eine amtliche Stellung ausgezeichneten Personen). Hieran schließt sich die Erörterung über die Rechte des Staates in drei Unterabtheilungen: die Grundrechte, die völkerrechtlichen Ansprüche, die Selbsthülfe. Den Schluß bildet die Aufstellung des Systems selbst. Dieses zerfällt in eine Einleitung, einen allgemeinen Theil, der in drei Capitel (die Subjecte, die Objecte des Völkerrechts und die Begründung, Abänderung und Aufhebung der Rechte) geschieden ist, und einen besondern Theil, der letztere theilt sich in zwei Abschnitte (die einzelnen Rechtsverhältnisse in drei Capiteln und die Selbsthülfe). Man sieht, das

System gliedert sich naturgemäß und erschöpft den Inhalt des Völkerrechts. Möge der Aufstellung desselben recht bald seine Ausfüllung folgen, das heißt, möge der Verfasser sich mit günstigem Winde an die Arbeit machen, ein Lehrbuch des Völkerrechts auf der von ihm durch sein gediegenes Studium gewonnenen systematischen Grundlage zu schreiben. Ein solches Werk ist ein wirkliches Bedürfniß. Zum Schlusse muß ich aber doch über zwei Punkte mit dem Verfasser rechten. Da ist zuvörderst der Papst. Gewiß ist es wahr, was Seite 195 bemerkt, daß derselbe nicht den andern depossedirten Herrschern gleichsteht, daß er in völkerrechtlicher Beziehung eine eigenthümliche Stellung hat. Aber es sollte statt „noch immer" besser heißen „zur Zeit". Und solch eine in der historischen Flucht der Thatsachen vorübergehende Ausnahme gehört, meine ich, nicht in das „System", sondern wäre einfach in einen Anhang zu verweisen. Oder wenn, dann muß im Systeme nicht der Papst, sondern es müssen überhaupt die geistlichen Oberhäupter ohne weltliche Souveränität (der Dalai Lama, der japanische geistliche Kaiser und ähnliches) zusammengenommen werden. Das zweite, was mir nicht gefällt, ist, daß die „Seeschiffe" im System gesondert hinter den durch ihre weltliche Stellung ausgezeichneten Individuen auftreten. Ich weiß ja, daß das meerbeherrschende Volk der Engländer ihre Schiffe als feminina erklärt und für diejenigen Frauenzimmer ansehen will, denen man am emsigsten den Hof machen muß. Auch gebe ich zu, daß die Schiffe in einem Lehrbuche des Völkerrechtes nicht einfach als „Marine" mit der Armee zusammen abgemacht werden können. Aber dadurch ist doch noch nicht die Berechtigung gegeben, im System die Schiffe zu personificiren und gleichsam als Subjecte aufzuführen. Der Verfasser findet gewiß für deren Behandlung eine weniger auffallende Einreihung.

Frhr. v. Völderndorff.

* Wie die „Frkf. Ztg." berechnet, sind im laufenden Winterhalbjahr an den deutschen Universitäten nicht weniger als 2287 Ausländer immatriculirt, fast 8 Proc. der Gesammtzahl. Es ist dies die höchste Zahl von in Deutschland studirenden Ausländern, die je zu verzeichnen war; im vorigen Winter waren es 2150, im letzten Sommer 2124. Von der obigen Gesammtzahl sind weit über die Hälfte — 1299 — allein an den drei Universitäten Berlin, Leipzig und München immatriculirt, beziehungsweise 776, 310 und 216. Darauf folgen dann Heidelberg mit 189, Halle mit 143, Freiburg mit 94, Straßburg mit 84, Jena mit 83, Göttingen mit 65, Würzburg mit 56, Bonn mit 52, Königsberg und Marburg mit je 46, Erlangen mit 29, Greifswald mit 27, Breslau mit 25, Tübingen mit 21, Kiel mit 10, Münster mit 9, Rostock mit 7, endlich Gießen mit 2. Bei Ausscheidung nach Facultäten treffen 628 auf die philologisch-historischen Disciplinen, 480 auf die Medicin, 450 auf Mathematik und Naturwissenschaften, 274 auf die Jurisprudenz, 164 auf die evangelische Theologie, 154 auf das Studium der Landwirthschaft, 81 auf Cameralia und Forstwissenschaft, 30 auf die Pharmacie, 21 auf die katholische Theologie, endlich 5 auf das Studium der Zahnheilkunde. Von diesen sämmtlichen Ausländern kommen 1697 aus europäischen, 590 aus außereuropäischen Staaten.

T.K. **Straßburg.** Als im Anschluß an die Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Straßburg auch eine Sonderausstellung für Kunst und Alterthum veranstaltet wurde, konnte man von mancher Seite den Wunsch hören, die bedeutendsten elsässischen und lothringischen Kunstdenkmäler möchten in künstlerischer Wiedergabe in einem Werke vereinigt werden. Dieser Wunsch wird jetzt erfüllt werden, denn der Universitätssecretär Dr. S. Hausmann gibt in Gemeinschaft mit Privatdocent Dr. Fr. Leitschuh und Museumsdirector Ad. Seyboth ein Werk „Elsässische Kunstdenkmäler" und in Gemeinschaft mit Stadtbaumeister Wahn und Archivdirector Dr. Wolfram ein Werk „Lothringische Kunstdenkmäler" heraus. Wenn auch die monumentalen Werke der elsässischen und lothringischen Kunst weit über die Grenzen des Reichslandes hinaus bekannt sind, so ist doch von den kleineren Kunstdenkmälern bisher nur ein verschwindend kleiner Theil in guten Reproductionen den Kreisen der Kunstgelehrten und Kunstfreunde zugänglich gemacht worden. Der Grund hiefür ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß diese Werke, insbesondre die lothringischen, überall hin zerstreut sind und sich vielfach an Orten befinden, die von den größeren Verkehrswegen weit abseits liegen. Dr. Hausmann hat deßhalb eine größere Anzahl dieser Kunstwerke auf photographischem Wege aufgenommen, und er läßt diese Aufnahmen durch den Lichtdruck vervielfältigen. Für das erste Werk sind 120 Blatt, für das zweite 60 in Aussicht genommen. Die Aufnahme und Wiedergabe ist, wie wir uns aus einer Anzahl Probeblätter überzeugten, in jeder Hinsicht vorzüglich. In dem den Tafeln beigegebenen Texte wird über Herkunft und Charakter der Werke orientirt und gleichzeitig auf die betreffende Literatur hingewiesen. Die Herausgabe der beiden Werke ist nur durch die Unterstützung der Staats-, Gemeinde- und Kirchenbehörden ermöglicht. Gewiß wird das Unternehmen auch in Altdeutschland manche Kunstfreunde interessiren. Da die Lieferungen von je 5 Blättern vom Januar an monatlich erscheinen, werden wir später noch Gelegenheit haben, auf den Inhalt und die Bedeutung der beiden Werke zurückzukommen.

* **Bonn.** Aus Berlin erfährt man, daß die bereits im Herbst als wahrscheinlich bezeichnete Ernennung des nunmehr endgültig aus dem Reichsdienste scheidenden Unterstaatssecretärs Geh. Rath Dr. Franz v. Rottenburg zum Curator unsrer Universität sich jetzt verwirklichen soll. Hier begrüßt man diese Aussicht mit Freuden. Das Amt eines Curators bezieht sich freilich in erster Linie auf die äußere Verwaltung, erfordert indeß zugleich ein möglichst feines Verständniß für das Wesen der wissenschaftlichen Arbeit und Lehre. Hr. v. Rottenburg hat ein solches ehedem selbstthätig bewiesen. Sein abstract gehaltenes Buch „Vom Begriff des Staates" (a. d. J. 1877) zeigt ihn als Kenner der Ideenbewegung des 18. Jahrhunderts, dessen französische und englische Literatur er in ungewöhnlichem Maße beherrscht. Auch aus der Erfahrung seines praktischen Berufs hat er die Ueberzeugung davongetragen, daß für unsern heranwachsenden höheren Beamtenstand eine gediegenere wissenschaftliche Vorbildung, als sie in den letzten Jahrzehnten die Regel war, dringend zu wünschen sei. Möchte es ihm gelingen, in dieser Richtung auf die Hebung der Studien unsrer vornehmen Bonner Juristen Einfluß zu üben.

* **Brüssel.** Das vielbesprochene, u. a. vom Dresdener literarischen Congreß versuchsweise empfohlene „Office International de Bibliographie" hat sich nunmehr im Einverständniß mit der Regierung constituirt. Zu Leitern des Unternehmens wurden ernannt die Universitätsprofessoren Descamps und De Wulf, die Akademiker Mourlon und Vanderhaegen und Advocat Otlet, der den Anstoß zu der Gründung des neuen Instituts gegeben und ihm seine Sammlungen verehrt hat. Es sollen noch ausländische Gelehrte in den leitenden Ausschuß einberufen werden.

* **Stockholm.** Hier hat sich aus Männern der Wissenschaft und Schriftstellern eine „Gesellschaft für nordische Sprachforschung" gebildet. Bei dieser Gelegenheit theilte Rector Brate, der einen Vortrag über dänische und norwegische Runenwerke hielt, mit, daß ein neues schwedisches Runenwerk in Vorbereitung begriffen sei.

* **St. Petersburg.** Das Medicinal-Conseil am Ministerium des Innern hat verfügt: Das gegenwärtige Doctor-Abzeichen zum Tragen auf der Brust ist allen Personen beiderlei Geschlechts, die ein Examen über die Ausübung der ärztlichen Praxis bestanden haben, zuzuerkennen. Die Doctoren der Medicin dagegen erhalten das allgemeine Doctor-Abzeichen, wie es für die Doctoren aller Facultäten festgesetzt ist. — Das Ministerium der Volksaufklärung wird sich an den Reichsrath mit dem Antrage auf Assignirung von 400,000 Rubel zur Eröffnung der medicinischen Facultät an der Universität Odessa wenden. — Das bereits erwähnte Vorhaben mehrerer Professoren, in Odessa höhere weibliche Curse zu eröffnen, hat, den „Now." zufolge, begründete Aussicht auf Verwirklichung. — Wie die Blätter übereinstimmend melden, hat Prof. D. J. Mendelejew ein Programm für mittlere Lehranstalten von völlig neuem Typus ausgearbeitet. Die neuen Lehranstalten werden das Programm der classischen Gymnasien und Realschulen miteinander combiniren.

* Die afrikanische Sprachforschung hat zwei namhafte Vertreter verloren. Am 24. Nov. starb auf einem Besuch in Capstadt im Alter von 77 Jahren der hochverdiente frühere Missionar Karl Hugo Hahn (geb. bei Riga, ausgebildet in Barmen), der erste Erforscher der Herero-Sprache, für die er schon 1857 Grammatik und Wörterbuch verfaßt hat. Auch der Geographie, Ethnographie und Naturkunde kam seine reiche geistliche Lebensarbeit in Südafrika vielfach zu gute. Seine Söhne wirken im Capland in praktischen Stellungen und weltlicher Wissenschaft in gleichem Sinne deutschfreundlich fort. — Am 16. Dec. folgte ihm im Tode zu Schorndorf in Württemberg 68jährig der (von Basel ausgesandte) Missionar J. G. Christaller, dem man besonders die Erkundung und Bearbeitung der Negersprachen an der Goldküste (u. a. auch im Togo-Gebiete) verdankt.

Inhaltsverzeichniß zum IV. Quartal 1895 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

III. Verfasser, soweit sie genannt.